Noch etwas
über die

ERZIEHUNG

nebſt
Ankündigung
einer
Erziehungsanſtalt

von
C. G. Salzman

KÖNIGLICHES SCHULLEHRERSEMINAR ZU ZSCHOPAU

DB sal

DB sal
1619

Leipzig
bey Siegfried Lebrecht Cruſius.

1784

S., C[hristian]
G[ottlieb]

Bibliothek der Technischen Hochschule Dresden
Ungültig

Da
1948. 1341
0

Sächsische
Landesbibliothek
24. FEB. 1972
Dresden

G

[1784]

Ihro Durchlaucht der Fürſt von Waldek befalen mir vor einem Jare, einen Plan zu entwerfen, nach welchem, in Dero Reſidenz zu Arolſen, ein Inſtitut zum Beſten der inn- und auslændiſchen Jugend errichtet werden könnte. Sie genemigten meinen Entwurf und gaben mir Volmacht zu ſeiner Ausfürung. Um diſe deſto glüklicher und ſichrer zu betreiben, hilt ich's für ſer weſentlich, meinen Plan vorher erſt der Prüfung unſrer erſten Pædagogen zu unterwerfen. Zu dem Ende unternam ich eine vierteliærige Reiſe, auf welcher ich von den aufgeklærteſten und erfarenſten Erzihern mündliche und ſchriftliche zum Teil ſer ausfürliche Beurteilungen meines Plans ſammlete. Mein Weg und die Abſicht meiner Reiſe fürten mich dann auch nach Schnepfental. —

Unter allen unſern Pædagogen war mir immer Herr *Salzmann* ganz vorzüglich wert geweſen. Ich ſtimmte mich zu keines Ideen ſo gern und willig, als zu den ſeinigen, weil ſie alle durchdacht waren, das Geprægе der Warheit fürten und nur aus der Natur geſchöpft ſchinen. Ich libte und ſchæzte ihn, weil er nie mit Arroganz auftrat, ſondern immer mit beſcheidner Warheitslibe und ſanftmütigem Sinn ſprach und lerte. Wir correſpondirten zuſammen und ich ſann lange auf Mittel zu einer næhern Verbindung mit dem Manne, in deſſen ganzen Geiſt ich ſo vil gleiche Stimmung mit dem meinigen fand, als ich ſeine vorhabende Verændrung in Deſſau erfur. Ich tat ihm Vorſchlæge, aber zu ſpæt; er hatte Schnepfental ſchon gekauft und war nun an ſein Lokale gebunden.

Wenn der Leſer dis mit dem Zwek meiner Reiſe zuſammenhælt, wenn er mir nur etwas Wærme für mein Unternemen zutraut; ſo mag er ſich's leicht denken, ob ich mit Empfindung das Haus betrat, in welchem ich izt meinen *Salzmann* perſonlich kennen lernen ſollte. O den Aufenthalt bei dieſer libenswürdigen Familie zæle ich unter die glüklichſten Schikſale meines Lebens. Schribe ich einen Roman, ſo würde mich dieſe Familie hir auf eine Epiſode füren, welche die Libhaber des Waren gewiſs eben ſo ſer intereſſiren würde, als die Epiſode von den Kindern der Natur im goldnen Spigel, die Libhaber des Romantiſchen. Aber erſtlich lifre ich nur eine Nachſchrift zu einer eben nicht weitlæuftigen Nachricht. Kürze iſt alſo mein Geſez. Zweitens habe ich, in Rükſicht deſſen, was ich noch dem Publikum zu ſagen habe, vile Urſache mich vor Miſsdeutungen zu hüten. Ich lifre alſo hir nur das Reſultat diſes Beſuchs, in ſo weit es für das Publikum gehört. Eben war Herrn *Salzmanns Nachricht* in ſeiner Drukerei fertig geworden. Da ich alles ſchon darinn fand, was ich dem Publikum wegen meines Inſtituts zu ſagen wünſchte, fand, daſs es weit beſſer, gründlicher geſagt war, als ichs vermochte, ſo überzeugte ich mich von der Entberlichkeit des gröſten Teils meiner für das Publikum beſtimmten Nachricht und hilt, nachdem mir Hr. *Salzmann* die Erlaubniſs dazu gegeben hatte, nur diſe Nachſchrift nötig. — So entſtanden diſe wenigen Blætter, die der Leſer nur als angehængte Fragmente zu iener Schrift anzuſehen hat. Sie werden weiter nichts enthalten, als das Lokale meiner Erzihungsanſtalt und Einiges, was für beide Anſtalten, nachdem es vorher ſorgfæltig beſprochen und geprüft worden iſt, noch gelten ſoll. Meines Freundes Schrift wird mir zum Leitfaden dinen, und aus meiner erſt zum Druk beſtimmten Nachricht, werde ich die hirhergehörigen Stellen einrüken.

Ein weſentlicher Unterſchid zwiſchen uns beiden iſt, daſs mein Freund ſein Inſtitut auf eigene Gefar, mit eigner Kraft und in ſeinem Eigentum anlegte — ich auf Befel mit Unterſtüzung und in der Reſidenz des Fürſten von *Waldek*.

Eine weſentliche Aenlichkeit ligt in den Vorzügen, die unſere beiden Plæze vor vilen andern Orten Deutſchlandes zur Anlegung eines Erzihungsinſtituts haben. Wer *Arolſen* kennt, wird mir zugeſtehen, daſs es das glüklichſte Mittelding zwiſchen Dorf und Stadt ſei. Wir geniſſen alle Vorzüge des Land- und Stadtlebens zugleich. Die reinſte, gelæuterſte Luft, die onedem ein Vorzug des ganzen Waldekſchen Landes iſt, kann die ganze Stadt, die etwa aus 80 Hæuſern beſtehet, ungehindert und deſto freier durchſtreichen, da die Straſſen ſer breit — die Hæuſer nicht hoch und nicht an einander gebaut, von keinen Mauern umringt und durch keine Tore geſperrt ſind. Wir (meine Gehülfen, Zöglinge und ich) brauchen höchſtens 100 Schritte, ſo ſind wir im Freien und haben dann die Wal zwiſchen Wald, Berg, Tal, den herrlichſten Alleen und fürſtlichen Gærten. Auf der andern Seite erlauben uns die beſten Hæuſer den Zutritt, zum Genuſs guter, geſellſchaftlicher Freuden; indem ein groſſer Teil unſrer Zöglinge aus hiſigen Stadtkindern beſtehet, wo alſo der gemeinſchaftliche Genuſs des Unterrichts, für die auswærtigen Zöglinge auch andere nüzliche Verbindungen veranlaſſen wird, deren allenfalſiges Nachteilige durch *beſtændige Aufſicht* (eine meiner Hauptſtüzen worauf ich baue) wol wird verhütet werden können. Alles was *Seite 80* ſtehet, kann ich ebenfalls ganz für Arolſen unterſchreiben und gewiſſermaſſen für uns noch weiter ausdenen. Wir haben nicht nur, was unſerm Boden die Natur ſchon ſer reichlich gab; ſondern wir verdanken es auch Ihro Durchlaucht der Fürſtinn Mutter, daſs wir in ihrem Garten eine Sammlung der merkwürdigſten auslændiſchen Pflanzen, und in ihrem Kabinette die vorzüglichſten auswærtigen Naturalien finden,

Die Kunſt, im weiteſten und engſten Verſtande kennen zu lernen, haben wir hir und beſonders im benachbarten *Caſſel*, das nur 4 Meilen von uns ligt, weit mer Gelegenheit, als uns, fürchte ich, Zeit übrig bleiben wird, ſie ganz zu benuzen.

Unſer Waſſer iſt vortreflich.

Ein Erzihungs- und Schulhaus von zwekmæſſigem Gebrauch haben Ihro Durchl. gnædigſt verſprochen, bauen zu laſſen, von deſſen beſondern Einrichtung zu ſeiner Zeit Nachricht gegeben werden ſoll. Für iezt wonen wir in einem gewönlichem Hauſe.

Alles was von Seite 86 an geſagt iſt, unterſchreibe ich auch für meine Anſtalt von ganzem Herzen, in ſofern mein Lokale nicht widerſpricht; denn in den Grundſæzen, aus welchen ſich alles Hirgeſagte entwikelt hat, ſtimmen wir vollkommen überein. Ich denke grade ſo über Menſchen, ihre Erzihung und Beſtimmung, lege auf die natürlichſten Mittel ſo wie überhaupt auf die Natur ſelbſt, groſſes, beinahe alles Gewicht, geſtehe es mit dankbarem Vergnügen hir öffentlich, daſs ich in Abſicht einer beſſern Art des Religionsunterrichts, beinahe alle Ideen meinem denkenden Freunde und beſonders ſeinem Buche „von den „wirkſamſten Mitteln Kindern Religion beizubringen „ zu danken habe. Auch unſer Hauptzwek in unſern beiden Anſtalten iſt nur *einer* und ein ſolcher, der ſo vil ich weiſs, noch in keiner ænlichen Anſtalt hauptſæchlich zum Grunde lag. Alle mir bekannte Jugendinſtitute ſcheinen ſchon im Zuſchnitt darauf angelegt zu ſeyn, vornæmlich ſpekulative Menſchen und gelerte Köpfe zu bilden. Wir wollen hauptſæchlich und zuerſt handelnde Menſchen und edle Herzen zu bilden ſuchen. Unſer zweiter Zwek erſt zilt drauf ab unſrer Jugend vile gelerte Kentniſſe zu geben. — Doch dieſen Gedanken hat ia Hr. *Salzmann* ſchon hinlænglich entwikelt, hat überhaupt ſchon unſern Plan ſo anſchaulich dargeſtellt, daſs ich über das Allgemeine nichts beſſeres hinzuzuſezen weiſs. Auch von der beſondern Einrichtung konnte Hr. *Salzmann* ſchon viles ſagen; da beinahe alles ſchon an ſeinen eignen Kindern praktiſch ausgefürt und in Gang gebracht worden iſt, er independenter Herr von ſeinen Entwürfen iſt und alſo da ſchon von zimlicher Gewiſsheit reden kann, wo ich noch auf merere Stimmen zu achten habe. Indeſſen ſoll das Publikum zu ſeiner Zeit ganz genau von der innern Einrichtung meines Inſtituts, ſo wie vom weitern Fortgange des *Salzmanniſchen*, unterrichtet werden; indem wir beide beſchloſſen haben, ein genaues Protokoll über alles, was wirklich geſchehen iſt, zu halten und daraus von Zeit zu Zeit getreue Auszüge dem Publikum mitzuteilen. — Hier nur in wenigen Nummern, was ich iezt ſagen kann. —

1. Da in *Arolſen* nur eine bloſſe Bürgerſchule iſt, ſich aber wegen des Hofs und der Dikaſterien vile Honoratiores hier befinden, die denn freilich ihren Kindern etwas mer, als den Katechiſmus, rechnen, ſchreiben und die 5 Declinationes, auch villeicht mit andrer Methode lernen zu laſſen wünſchten; ſo war wol ein Inſtitut nötig, um diſem weſentlichen Bedürfniſs abzuhelfen.

2. Unſere umligende Gegend, beſonders das *Weſtphæliſche* und *Cöllniſche* iſt noch nicht ſo reichlich mit guten

Schulanſtalten verſehen, daſs wir nicht zugleich mit einiger Warſcheinlichkeit hætten hoffen dürfen auch auswærtiger Jugend nüzlich zu werden.

3. Unſere Anſtalt iſt alſo darauf angelegt: *auswærtige Kinder zur eigentlichen Menſchenbildung anzunemen*; und da ein Mittel zu diſer, auch Unterricht in nüzlichen Kenntniſſen iſt, *diſen Unterricht zugleich gemeinſchaftlich den auswærtigen und Stadtkindern geniſſen zu laſſen.* So wird dem Bedürfniſſe *Arolſens* abgeholfen, und wir geben zugleich *bemittelten*, *gewiſſenhaften und verſtændigen Aeltern und Vormündern* Gelegenheit, über eine ihrer wichtigſten Sorgen beruhigt zu werden, wenn ſie nur, entweder

weder zu Hr. *Salzmann* oder zu mir Zutrauen haben wollen.

4. Man wird von ſelbſt hiraus ſchon bemerken können, daſs auch Mædchen dem Unterrichte beiwonen werden und ich muſs geſtehen, daſs ich auf diſen Lokalumſtand Gewicht lege. Eine Hauptklippe, woran ſo oft die Sittlichkeit des beſten Jünglings ſcheitert, iſt das andre Geſchlecht. Pædagogiſche Lektüre und eigne Beobachtungen haben mich den Grund des Uebels mit in der frühzeitigen Abſonderung beider Geſchlechter ſuchen gelert. Die frühe Gewönung an weibliche Reize, der öftre Anblik mannichfaltiger Geſichter, müſte die Eindrüke, dünkt mich, wenn nicht ganz entkræften, doch wenig-

ſtens ſo ſchwæchen, daſs ſie den Jüngling nicht zum Vergaffen und von da weiter zu blödſinniger Empfindelei hinriſſen. Die Mædchen wonen alſo allem gemeinnüzigen Unterricht bei, wodurch auch noch ein anderer Vorteil erreicht wird, den ich nur mit zwei Worten berüre — ein Wetteifer im Ganzen zwiſchen den beiden Geſchlechtern überhaupt.

5, Auf Wetteifer und wares richtiges Ergefül rechne ich ſer vil. Soll aber beides richtig würken; ſo müſſen moraliſche Verdienſte nicht aber phyſiſche Zufælligkeiten entſcheiden. Ich kann
lſo unmöglich bei der Erzihung de-
r, welche mir anvertraut werden
ten, auf den Reichtum, Stand oder
nen ihrer Aeltern Rükſicht nemen.

Ich kann unmöglich verſchidne Zimmer, verſchidne Tiſche zum Speiſen, verſchidne Kleidung, verſchidne Aufſicht, verſchidnen Unterricht verſprechen; vilmer will ich es durch eine vollkommengleiche Behandlung dahin zu bringen ſuchen, daſs es einem ieden ſchwer fallen ſoll, ſeine Mitzöglinge um andre Vorzüge zu beneiden, als um Talente des Geiſtes oder Verdinſte des Herzens.

6. Ich ſchliſſe mich daher ganz an H
Salzmanns Forderungen, die
den eintretenden Zöglingen m
und beſtimme noch beſonders
dürfniſſe mit welchen ich d
tenden Zöglinge verſehen
wünſchte. Sie bringen mi

a) Zwei vollſtændige auf das Wachstum eingerichtete Kleider zum gewönlichen Gebrauch und einen vollſtændigen Feiertagsanzug. Für die allerbeſte, der Geſundheit und dem Körperbau und den Leibesbewegungen angemeſſenſte, Kleidung halte ich Matroſenwams und Hoſen; doch will ich hir den Aeltern nicht vorſchreiben. Auf alle Fælle aber wünſchte ich alles Schnallenwerk weg; alſo Kniebænder und keine Gürtelſchnallen. Gold, Silber und Seide darf ich wol nicht erſt verbitten.

b) Ein Duzend Sommer- und ein Duzend Winterſtrümpfe, welche, ſo wie alle Wæſche, gleich gezeichnet ſeyn müſſen, wenn Unordnung oder Verluſt verhindert werden ſollen.

c) Drei par Schuhe mit Bændern, oder Halbſtifeln, wovon ein par immer etwas gröſſer ſeyn muſs, als das andre, damit ſie das Wachstum nicht unbrauchbar mache. Ein par Stifeln ſind wenigſtens böſer Witterung wegen nötig. Ueberhaupt muſs der erſten Urſache wegen alle Kleidung mer gemæchlich weit und groſs als eng und knapp anligend ſeyn.

d) Ein Duzend Taghemden mit offner Bruſt, ein Duzend Nachthemden mit Bændern, möglicher Unpæſslichkeit wegen ein Nachtkamiſol, und zu unſern kleinen Reiſen einen Ueberrok.

e) Ein Duzend Nachthauben, die ich deswegen liber als Nachtmüzen wünſchte, weil ſie die Hare beſſer in Ordnung

nung halten. Friſeur halte ich nicht, ſondern laſſe die Hare natürlich tragen.

f) Ein Duzend Schnupftücher, eben ſo vil Servietten und Handtücher.

g) Zwei runde Hüte zum tæglichen Gebrauch und einen für den beſſern Anzug.

h) Ein Bette one Federn mit Matrazen, oder das Geld dazu.

i) Schreibmaterialien, Dintenfaſs, Federn, Papir &c.

k) Das Schüziſche Elementarwerk, ein Atlas und ein Reiſszeug.

l) Eine Kleider- und Schuh-Bürſte, Friſirkamm und Schere.

m) Einen ſilbernen Löffel, ein par gute Meſſer und Gabeln.

7. In Verbindung mit der *Salzmanniſchen* Methode, lege ich doch als Leitfaden zum Unterricht, das *Schüziſche* Elementarwerk um ſo vil liber zum Grunde, da die Grundſæze, nach denen es ausgearbeitet iſt, ganz mit Hrn. *Salzmanns* und den meinigen übereinſtimmen und ich ſeine Brauchbarkeit in der Praxi ſchon erprobt habe.

8. Im wiſſenſchaftlichen Unterricht bekommen die Schüler keine Kompendien in die Hænde, als nach geendigtem Kurſus einer ieden Wiſſenſchaft. Um indeſſen doch einen Leitfaden zu haben, halten ſie ſich in den Stunden ein

Pergamentblatt, worauf ſie alle Zalen, Namen und Mereres mit abgekürzten Worten aufzeichnen. Dis ſchreiben ſie auſſer der Stunde ins Reine und füllen die Lüken zuſammenhængender und ausfürlicher, durch Nachdenken über das Erlernte, aus, wobei ihnen dann freilich der Lerer durchs Diktiren der Nomenklatur und der Summarien ganzer Materien zum Faden behülflich iſt.

9. Der Eintrittstermin für allenfalſige Zöglinge wære bei mir ebenfalls, das Frühiar 1785. Mit dem Kinde zugleich erhalten wir die oben bezeichneten Sachen und ein genaues Verzeichniſs darüber. Für iedes Kind wird auf das erſte Virteliar *voraus* be-

zalt 50 Rthlr. im Golde und 2 Louisd'or Entrée-Geld zur Anſchaffung nötiger Gerætſchaften. Die næmliche Prænumeration wird nach Ablauf eines ieden Virteliars erneuert. Für dieſe Summe beſtreiten wir aber auch *alle* und *iede* Bedürfniſſe des Kindes, den einzigen Fall ausgenommen, wenn es krank werden ſollte. Dann rechnen wir den Aeltern beſonders Arzt, Apotheke und andre Koſten an. Wenn die Aeltern überſchlagen wollen, was ihnen der Unterhalt ihrer Kinder im Hauſe koſtet, wenn ſie dabei unſern Unterricht, unſre Treue, gewiſs mer als væterliche Sorgfalt für Leib und Sele der iungen Zöglinge, in Anſchlag bringen wollen, ſo werden ſie unſre

Penſion'ſer billig finden und wir würden in der Tat dabei zuſezen müſſen, wenn wir nicht auf eine hinlængliche Anzal Kinder und der Unterſtüzung Sr. Durchl. rechneten. Man glaube nicht, daſs wir uns durch eine karge Wirtſchaft zu helfen ſuchen werden. Wir wollen zu ſparen ſuchen; aber die *liberale* Erzihung ſoll nicht darunter leiden. Wenn wir von Beſtreitung *aller und ieder* Bedürfniſſe reden; ſo iſt darunter nicht nur die beſtændige Rekrutirung aller mitgebrachten Sachen begriffen, ſondern wir ſchaffen noch alles Nötige dazu, z. B. neue Bücher &c. Wir geben den Kindern ſelbſt Geld in die Hænde, das ſie uns berechnen, wir zalen für auſſergewönliche Fælle, — Schauſpil, Concert oder andre Spektakel. Freilich können an ſolchen öffentlichen Vergnügungen nicht alle Teil nemen, wenn ſich die Anzal unſrer Penſionairs anſenlich vergröſſern ſollte, aber dann kann diſer Vorzug für eine Belonung der Würdigſten gelten, deren Auswal uns überlaſſen bleibt.

10. Die Toleranz, an die wir hir im Denken gewönt ſind, ſezt mich in den Stand, noch einen andern beſondern Vorteil anzufüren, den unſre Anſtalt voraus hat. Wir können Kinder von allen, im deutſchen Reiche tolerirten, Religionsparteien hir aufnemen. In unſerm Religionsunterricht ſelbſt bleibt alles weg, was die Grænzlinien der verſchidnen chriſtlichen Sekten bezeichnet. Wir überlaſſen diſe Ergænzung

nachher dem Prediger in der Confirmation, die hir verrichtet werden kann, da wir eine lutheriſche, reformirte und katholiſche Kirche haben. Auch aufgeklærten Juden wünſchte ich die Hand biten zu können, wenn ſie ſich das gefallen liſſen, was ich Mererer wegen nicht abændern kann.

11. Für den Unterricht im Zeichnen, Tanzen und Reiten haben *Ihro Durchl.* gnædigſt verſprochen zu ſorgen, wie ich auch noch auſſerdem hir noch eine iærliche Unterſtüzung mit barem Gelde, dankbarlich zu erkennen habe.

So vil ungefær hætte ich noch als Anhang zu Hrn. *Salzmanns* vortreflichen Nachricht, die übrigens in allen Stüken, wo das Lokale nicht entgegen iſt, durchaus für mich mit gilt, beizufügen. Unſre Uebereinſtimmung in allen Ideen gehet ſo weit, daſs wir ſogar uns ænlicher Worte und Ausdrüke in unſern Nachrichten über die næmlichen Materien bedienten, und daſs wir beide immer in der Aushebung beſondrer Beſtimmungen zuſammentraffen, one daſs einer von des Andern Aufſaz etwas wuſte. Doch werde ich's erwarten müſſen, ob man mir es zutraue, daſs ich mich bemühe, eben ſo zu denken, zu handeln und zu erzihen, wie es Herr *Salzmann* tætlich und wörtlich von ſich erwiſen hat.

Einer möglichen Miſsdeutung muſs ich doch noch vorbeugen, deren Unſtatthaftes zwar von ſelbſt ſchon aus dem, was geſagt iſt, erhellt, die aber doch bei flüchtigen Leſern zum Nachteil meines liben Freundes ſich ereignen könnte. Sie iſt diſe: Wir wollen beide das Næmliche leiſten und ſind doch in den Preiſen um 50 Rthlr. unterſchiden. Wir ſind es nicht, es ſcheint nur ſo. Denn man erwæge 1) daſs Hr. *Salzmann* mit eignen ſchweren Koſten ein Erzihungsgebæude anlegen muſte;

ſte; wir aber in *Arolſen* durch die gnædige Vorſorge *Sr. Durchl.* unſre Wonung frei haben? 2) Daſs Hr. *Salzmann* Zeichen-Tanz- und Stallmeiſter beſolden muſs, da in *Arolſen Ihro Durchl.* der Fürſt diſen Unterricht auf Dero Koſten geben laſſen, welches für unſre Inſtitutskaſſe barer Gewinn iſt. 3) Daſs wir durch die Stadtkinder für den Mitgenuſs des Unterrichts einen Zuſchuſs erhalten, auf den Hr. *Salzmann* durchaus Verzicht thun muſs. Wenn man diſe 3 Punkte in Anſchlag bringt; ſo wird man Hr. *Salzmanns* Penſion eben ſo billig wie die meinige finden. Ich muſs noch das grade heraus, one alle Grimaſſe ſagen, daſs ich mit ganzer Ueberzeugung und warmen Herzen allen Aeltern rate, denen es auf 50 Rthlr. mer iærlich nicht ankommt, ihr Kind Hr. *Salzmann* anzuvertrauen. Sie werden nie, in aller Abſicht, ein Capital beſſer angelegt haben. Der menſchliche Geiſt iſt nun einmal ſo verwönt, daſs gewönlich nicht der beſſere Wert der Sache, ſondern die gröſſere Wolfeilheit des Preiſes ihn beſtimmen, ſich für etwas zu entſcheiden. Ich ſage es alſo noch einmal ausdrüklich: Wer ſein Kind libt, für ſein möglichſtes Glük ſorgen und für daſſelbe wirklich 50 Louisd'or beſtimmen wil und kann, der bringe es nach *Schnepfenthal*. Wenn ich hir alle perſonelle Vorteile, die Hr. *Salzmann* voraus hat und wohin ich zum Beiſpil ſeiue eigne Oekonomie, Familie, eigne Kinder rechne; wenn ich hir one zu befürchtende Miſsdeutung die Rechte entwikeln wollte, die ſich Hr. *Salzmann* ſchon lange teils öffentlich, teils ganz im Stillen, beſonders die lezte Zeit her, auf das Vertrauen und die Unterſtüzung des Publikum erworben hat; ſo würden alle reicheren Aeltern keinen Augenblik Anſtand nemen, ſich für *Schnepfenthal* zu erklæren. Auf der andern Seite bekenne ich eben ſo offenherzig, daſs mir's angenem ſeyn würde, wenn ich zu den 14 Stadtkindern und 2 Penſionairs, die ich dieſes Jar hatte, gegen das Früheiar noch 4 erhalten könnte. So wie ich nicht verſchweigen kann, daſs ich ſolchen Aeltern, welche onedem etwa iærlich den *Pyr-*

Pyrmonter Brunnen beſuchen, *Arolſen* willkommner glaube; weil ſie dann Gelegenheit haben, ihre Kinder ſelbſt öfter zu ſehen und ſich von allem mit eignen Augen zu überzeugen.

Ueberhaupt, denke ich, werden wir, bei einer Entfernung von 20 Meilen, wo ieder in ſeinem Kreiſe umher genug zu wirken vor ſich finden wird, bei unſerm Zwek, der doch gewiſs vom gewönlichen Zwek andrer Inſtitute abweicht, bei unſrer Denkungsart und unſern Grundſæzen ſchwerlich mit uns ſelbſt oder mit andern in unangeneme Colliſionen kommen.

Noch hætte ich der Art unſrer Verbindung und der Vorteile zu erwænen, die daraus für unſre beiderſeitige Inſtitute erwachſen werden; aber ich bitte meinen Freund hirüber und überhaupt über das Ganze bei einer andern Gelegenheit ſich noch zu erklæren.

Ehe ich abtrete, habe ich noch alle die mich leſen, um beſondre Nachſicht bei Beurteilung diſer Nachſchrift zu bitten. Sie kann ſchon ihrer Natur nach kein andres, als das Gepræge der Unvollkommenheit füren, da ich nur in Einſchibſeln und Fragmenten ſprechen muſte. Dazu kömmt noch, daſs ich nach einer langen Reiſe, alſo noch in gröſter Zerſtreuung und æuſſerſter Eilfertigkeit, ſchreibe, weil diſe Nachſchrift noch diſe Michael-Meſſe als Beilage zur *Salzmanniſchen*, ſchon fertig gedrukten, Schrift erſcheinen ſoll. Ueberdem gehet mein ganzes Bemühen mer darauf, den Namen eines guten, praktiſchen Erzihers, als den eines klaſſiſchen Schriftſtellers, zu verdinen. — Das Publikum weiſs nun, daſs ein ænliches Inſtitut, wie das *Salzmanniſche*, zu *Arolſen* im Fürſtentum *Waldek* exiſtirt. Ueber ſeine Tauglichkeit und Zwekmæſſigkeit kann es nicht bei der erſten, anfænglichen Gründung, auch nicht nach ſchönen Idealen, urteilen. Eher kann es uns durch ſein Zutrauen in den Stand ſezen, in unſerm Protokolle Tatſachen aufzuſtellen, die allein entſcheiden.

Arolſen zu Ende Oktobers
1784.

Chriſtian Carl Andre.

ERSTER ABSCHNITT.

Etwas über die Erziehung.

Es iſt ſeit einigen Jahren vieles über die Erziehung geſchrieben, und Gott hat es ſo geſegnet, daſs es nicht ohne Nutzen iſt geſchrieben worden. Die heilſamſten Wirkungen davon ſind durch ganz Deutſchland ſichtbar. Auſser den Anſtalten, die hie und da aufkeimen und bekleiben, und die die zeither verbreiteten Grundſætze der Pædagogik in Ausübung zu bringen ſuchen, welken eine Menge pædagogiſche Vorurtheile, nachdem ihre tiefen Wurzeln ſind durchſchnitten worden, zum groſsen Heile der Menſchheit dahin.

Die Leibesſtrafen, unter denen ſonſt die jungen Weltbürger ſeufzten, und die man zu ihrer Erziehung für unumgænglich nöthig hielt, werden ſeltener. Man kann bereits Erziehungsanſtalten und Schulen aufzeigen, wo wirklich gute Kinder erzogen werden, und wo man weder Stock noch Ruthe kennt. Und auch da, wo dieſe traurigen, die Pædagogik entehrenden, Werkzeuge noch gebraucht werden, ſcheint es doch, als wenn man ſich derſelben zu ſchæmen anfienge, und geneigt wære ſie zu zerbrechen, ſobald man ein wirkſamer Mittel, zur Lenkung der jugendlichen Neigungen, hætte kennen lernen. Wie viel die Menſchheit dabey gewinnen werde, vermag ich nicht zu berechnen. Der Starrſinn, die Tücke und Bosheit, dieſe bejammernswürdigen Gebrechlichkeiten der menſchlichen Natur, die gewiſs mehr durch Verwahrloſung, als durch die Erzeugung, entſtehen, und die ſo manche Vater-Mutter-und Lehrerthræne ausgepreſsten, werden ſich nach und nach verliehren, das Gefühl für Recht und Unrecht, die Thætigkeit des allen Menſchen verliehenen Verſtandes, wird mehr befördert werden, wenn man nicht mehr durch Schlæge die Kinder zum

Zorne reizt, ſondern ſie durch gelindere Mittel zur Ueberzeugung von der Hæſslichkeit ihrer Fehler zu bringen ſucht. Bey dieſer Methode werden die Erwachſenen ſelbſt ungemein viel gewinnen. Die gelindere Behandlung ihrer Kinder, das ſtetige Beſtreben ihren Unwillen bey der Kinder Fehlern zu mæſſigen, das beſtændige Nachdenken, die geradeſten Wege zu finden, ihre Herzen zu gewinnen, wird ſie immer ſanfter und weiſer machen, und die Sanftheit, die ſie ſich in Behandlung der Kinder erwerben, wird ſich in ihrem Umgange, in Behandlung ihrer Nebenmenſchen, in Widerwærtigkeiten und Verfolgungen æuſsern. Wer ſeinen Unwillen gegen die Fehler eines wehrloſen Kindes bis zum Schlægen treibt, wozu iſt der nicht aufgelegt, wenn er wirklich von Erwachſenen beleidigt wird! Wer hingegen ſich gewöhnt, mit Sanftmuth und Geduld kindiſche Kræfte zu entwickeln, und die langſame Wirkung ſeiner Bemühungen gelaſſen zu erwarten, wird auch leicht bey andern mühſamen Unternehmungen aushalten, und bey fehlgeſchlagenen Wünſchen und Widerwærtigkeiten ſich zu faſſen wiſſen. Wenn wir erſt die Kinder recht lieben, ſo werden ſie uns wieder lieben, und wir werden uns auch geneigter fühlen, rechtſchafne Menſchenliebe gegen Erwachſene auszuüben.

Die Lehrbücher der Religion werden doch, ſeit dem Anfange der pædagogiſchen Epoche, immer vernünftiger und chriſtlicher, es kommt doch immer ein Verſuch nach dem andern zum Vorſcheine, den wahren Geiſt des Chriſtenthums den Kindern mitzutheilen. Und wenn es auch zu kühn wære zu erwarten, daſs eine allgemeine Erleuchtung uns bevorſtehe, ſo hoffe ich doch mit Zuverſicht, daſs wenigſtens der gröſsere Theil der deutſchen Chriſtenheit das Geſetz Moſis und die Machtſprüche der alten Theologen einmal bey Seite legen, und dagegen die göttliche Lehre Jeſu ſeinen Kindern mittheilen werde. Sollte denn der menſchliche Verſtand ſo gar zerrüttet ſeyn, daſs er nie nie begreifen könnte, daſs wir weder auf Moſen noch auf irgend einen Theologen, ſondern allein auf Chriſtum getauft ſind? daſs es alſo widerſinnig ſey, die Chriſten zu verleiten, das in ihrer Taufe *tacite* abgelegte Gelübde zu brechen, und von der Fahne Chriſti zur Fahne eines Moſes oder eines Theologen überzugehen?

Die Lehrer und Erzieher næhern ſich auch immer mehr der Stufe, die ihnen von Rechts wegen gebührt. Sonſt hatte ja ein Erzieher kaum den Rang eines Bedienten, was zu nichts weiter taugte, mußte entweder Soldat oder Erzieher werden, und die Nachkommenſchaft von ganzen Gemeinen wurde oft elenden Menſchen übergeben, denen man ſeine Rinder anzuvertrauen Bedenken getragen haben würde.

Und wie es itzo ſo ganz anders iſt! Seitdem die aufgeklærteſten Köpfe über die Erziehung nachgedacht, und ſich nicht geſchæmt haben, A B C Bücher, Kinderfreunde, Bibliotheken u. d. g. für Kinder zu ſchreiben; ſeit dem der Adel ſeinen Ruhm darinnen ſucht, das Erziehungsgeſchæfte zu befördern und Fürſten Erziehungsanſtalten ſtiften, und ſie unter ihren unmittelbaren Schutz nehmen: ſeit dem geht es ganz anders. Der wahre Erzieher wird geehret, und als eine ſehr wichtige Perſon im Staate angeſehen, die er denn auch wirklich iſt.

Die Meynung von der lateiniſchen Sprache hat ſich doch auch ziemlich geændert. Es iſt gar nicht lange, daſs man noch zur Hauptſache des Unterrichts der Knaben, die lateiniſche Sprache machte, und die armen ſchwachen Kinder damit plagte, daſs ſie Regeln lernen muſsten, die ſie doch unmöglich verſtehen konnten, und ſie zwang, lateiniſche Benennungen von Sachen, die ihr Auge nie ſahe, ihr Ohr nie hörte und ihr Herz nie empfand in ihr Gedæchtniſs zu faſſen, (von 1000 Kindern, die das Wort *aluta* lernten, wuſste gewiſs kaum eines, was denn eigentlich *aluta* ſey?) und ſchön lateiniſch zu ſchreiben, ehe ſie ſchon deutſch oder franzöſiſch ſchreiben konnten. Itzo neigt man ſich aber immer mehr dahin, zu glauben, daſs es zwar ſehr nützlich ſey, ein lateiniſches Buch zu verſtehen, weil faſt das ganze Magazin von Kenntniſsen, die ſich unſere Vorfahren erwarben, in lateiniſchen Büchern aufbehalten iſt, daſs man aber die Sachen zugleich ſich bekannt machen müſſe, ehe man die lateiniſche Benennung derſelben lernt, daſs die Regeln der Sprache nur denen dürfen vorgetragen werden, die, bis auf einen beſtimmten Grad ihre Fæhigkeiten entwickelt haben, und daſs die Uebungen im lateiniſchen Styl höchſtens nur einer ſehr kleinen Claſſe nöthig, der groſsen aber ſchædlich ſind, weil die hierzu nöthige Zeit auf die Erlernung weit nützlicherer Dinge kann verwendet werden.

Dieſe Meynung macht Epoche. Es wird nun faſt alles in der Mutterſprache geſchrieben, und der Zugang zu allen Schætzen der Weisheit, die ſonſt unter dem dicken Flötze des Lateins verborgen lagen, iſt nun dem ganzen Publicum geöfnet. Man fürchtet zwar, daſs dieſs die alte Barbarey wieder herbey führen werde, und ich gebe es zu, daſs dieſe Furcht gegründet ſey, wenn man durch Barbarey die Unſchicklichkeit verſteht, ſich im Ciceronianiſchen Latein auszudrükken; wie kann man aber glauben, daſs eine Nation in Unwiſſenheit und Geſchmackloſigkeit, die doch eigentlich die Barbarey ausmachen, dadurch werde zurückgeſtoſsen werden, daſs man ihr die Kenntniſſe, über die ſonſt die Lateiner das Monopolium hatten, zum öffentlichen Gebrauche darſtellt? Die Furcht, daſs man durch Vernachlæſſigung der lateiniſchen

Stylübungen in die alte Barbarey zurückſinken werde, kommt mir gerade ſo vor, als wenn man, aus der Abſchaffung des Exorcismus bey der Taufe, die Rückkehr des Heydenthums prophezeyhen wollte. Denn ſo wenig Exorcismus Chriſtenthum iſt, eben ſo wenig iſt die Fertigkeit, gut lateiniſch zu ſchreiben, wahre Aufklærung.

Ueberhaupt iſt das Beſtreben den Unterricht und die Erziehung der Jugend zu verbeſſern, beynahe allgemein geworden, da man doch vor Anfang der pædagogiſchen Schriftſtellerey immer bey dem Alten blieb, und es nicht wagen durfte, von dem einmal hergebrachten pædagogiſchen Herkommen etwas abzuændern, ohne ſich der Ketzerey und Neuerungsſucht verdæchtig zu machen. Und ob bey dieſem allgemeinen Beſtreben gleich manche Charletanerie mit unterlaufen und mancher Verſuch mislingen mag, welches, der Natur der Menſchen nach, nicht anders ſeyn kann, ſo wird doch das durch dieſes Beſtreben gewirkte Gute den, dadurch zufælliger Weiſe angerichteten, Schaden weit überwiegen.

Eben deswegen hoffe ich, daſs das Etwas, das ich zu dem, was zeither über die Erziehung geſchrieben wurde, noch hinzuſetze, nicht ganz ohne Nutzen ſeyn werde.

Ehe ich weiter etwas ſage, muſs ich von einigen Mængeln der Erziehung reden, die, bey aller Güte unſerer Pædagogik, noch übrig ſind, und die doch nach und nach hie und da könnten abgeændert werden. Der erſte Mangel betrift die körperliche Erziehung.

Der Menſch iſt kein ſolches Geſchöpf, wie wir uns die Engel denken, ſondern ein Weſen, das alle ſeine Begriffe durch den Körper bekommt, und alles, was es auſſer ſich hervorbringt, vermittelſt des Körpers wirkt. Ein Menſch mit einem ungeſunden und ſchwachen Körper iſt alſo nichts anders, als der Bewohner eines Zimmers, in welches das Licht durch kleine Fenſterſcheiben fællt, die der Oelrauch geſchwærzt hat, ein Spieler auf einem verſtimmten Inſtrumente. Die Erfahrung eines jeden ſtimmt gewiſs der Wahrheit dieſer Vergleichung bey, und überzeugt ihn, daſs er ganz falſch empfinde, wenn die Canæle ſeiner Empſindung verſtopft ſind, und ſchwach und unregelmæſſig wirke, wenn die Werkzeuge ſeiner Wirkungskraft geſchwæcht und zerrüttet ſind.

Es iſt alſo ſchlechterdings zu einer Erziehung, die die Menſchen gut und glücklich machen ſoll, nöthig, daſs die körperlichen Kræfte geſund erhalten, entwickelt und geſtærkt werden, *ut mens ſana ſit in corpore ſano.*

Ob aber gleich dieſs alles ſo wahr iſt, als die Sonne am Himmel ſteht, ſo hat man doch bisher auf dieſe Wahrheit gar wenig bey der Erziehung Rückſicht genommen. Die erſten Erzieher der Deutſchen, die die Grundſætze der Erziehung feſtſetzten, die die Plane zu Schulen, Gymnaſien und Univerſitæten entwarfen, und in denſelben ſelbſt die Lehrſtellen bekleideten, waren Mönche. Ob wir aber gleich heutiges Tages faſt durchgængig überzeugt ſind, daſs der Mönchsſtand, im allgemeinen genommen (denn daſs es auch in dieſem Stande würdige Mænner gebe, gegen die ich alle Hochachtung habe, leugne ich nicht) zu den Sünden gegen die Natur gehöre, und ſchon ſeit dritthalb Jahrhunderten, mit Einreiſſung der Klöſter uns beſchæftigt haben. So ſchmeckt doch noch immer faſt das ganze Erziehungsweſen nach Möncherey. Die Mönche ſind ohne Zweifel die erſten Lehrmeiſter der Greuel geweſen, welche faſt in allen, beynahe ſage ich es mit Zuverſicht, *in allen*, wenigſten Stadt-Schulen wüthen, und die Menſchheit ſo dumm und kraftlos machen, und die Flügel der Emporſtrebung, ſobald ſie ſich zu regen anfangen, zerknicken; Mönche, die darinne ein Verdienſt ſuchten, daſs ſie ihren Leib blutrünſtig ſchlugen, brachten wahrſcheinlicherweiſe den Stock und die Ruthe in die Schulen der Deutſchen. Und da es bekannt iſt, daſs der Plan der Stifter des Mönchsweſen dahin gieng, den Leib, als den Sitz der Sünden, zu entkræften, damit die Seele geneſe, ſo ſetze ich es als erwieſen voraus, daſs die Mönche die erſten Urheber davon ſind, daſs bey der Erziehung die Vervollkommnung des Körpers faſt gænzlich iſt vernachlæſſigt, und ſo die Seele ſelbſt iſt verhindert worden, ihre Kræfte gehörig auszubilden. Man ſtelle ſich einen alten aufgeklærten römiſchen Va-

Vater mit ſeinem Sohne, und einen deutſchen Vater vor, der noch durch die alten pædagogiſchen Vorurtheile vergiftet iſt, ſo wird man am lebhafteſten fühlen, wie vieles Mönchsunweſen bey unſerer Erziehung noch regiere. Wenn der Römer ſeinen Sohn ermuntert, der Gefahr Trotz zu bieten, ſo ſchreyet der Deutſche auf eine kindiſche Art, wenn er ſein Kind über einen kleinen Graben ſpringen ſieht. Wenn jener den Sohn im Laufen übt, ſo übt ihn dieſer im Stilleſitzen: und wenn jener ihn an ſchlechte Koſt gewöhnt, ſo füttert ihn dieſer mit Lekkerbiſſen. Dergleichen Væter ſind nicht mehr ſo hæufig, wie vor zehn Jahren, aber hæufig genug ſind ſie noch, wie jeder ſich überzeugen kann, der etwas aufmerkſam ſich in ſeiner Nachbarſchaft umſehen will.

Freylich hat ſich immer eine Schule und Erziehungsanſtalt mehr als die andere, von der Möncherey entfernet und der Natur genæhert, ſo daſs es unbillig wære, ſie alle in eine Klaſſe zu ſetzen. Ich theile ſie daher in drey Klaſſen ab.

Die erſte und niedrigſte iſt diejenige, wo der Körper ganz vernachlæſſigt, und für nichts, als die Nahrungsmittel deſſelben geſorgt wird. Dieſe Klaſſe iſt, wenn ich mich nicht ganz irre, die zahlreichſte, und für die Menſchheit wohl die gefæhrlichſte. Der Menſchenfreund ſieht ſie mit Wehmuth an, bedauert die armen Kinder, deren Verſtand und Wahrheitsgefühl, und Glückſeligkeitstrieb hier caſtrirt wird, und jeden Mann mit lichten Kopfe und warmen Herzen, den ſein Schickſal dazu beſtimmt hat, in ſo einer Schule zu arbeiten. Denn ein krænklicher, zerrütteter, weichlicher Körper, ein plumper, bæuriſcher Anſtand, Unſchicklichkeit zu allen menſchlichen Geſchæften, ein ſchiefer verſchobner Verſtand ſind faſt immer die Früchte, die in dieſen Miſtbeeten getrieben werden. Und wie übel muſs ein Mann ſich befinden, der dieſe Miſtbeete gegen ſeine Ueberzeugung unterhalten muſs! ſie gerne lüften möchte, und durch die Vorurtheile ſeiner Stadt davon zurückgehalten wird!

Die andere Klaſſe iſt, wo die Schüler in allerhand Bewegungen des Körpers, z. E. Fechten,

ten, Tanzen, Reuten, geübt werden, dieſe iſt um etwas beſſer. Die Muskeln werden doch in einige Thætigkeit geſetzt, und die Glieder bekommen einige Kraft. Der ganze Menſch bekommt mehr Agilitæt und Anſtand. Unterdeſſen ſcheint mir doch dieſs alles nicht vielmehr als Verzierung zu ſeyn. Ein gut verziertes Haus iſt aber deswegen noch nicht gut, daſs es gut verziert iſt. Seine Lage, ſein Grund, ſein Gebælk, das Ebenmaas ſeiner Zimmer muſs auch gut ſeyn, wenn man ihm wirkliche Güte zuerkennen ſoll.

Die dritte æuſſerſt kleine Klaſſe hat allerhand Anſtalten, die dahin abzielen, dem Körper, auſſer Tanzen, Reuten und Fechten, noch andere Bewegungen zu verſchaffen: ſie übt ihre Zöglinge im Laufen, Springen, Klettern, gehen auf æuſſerſt ſchmalen Flæchen, ſchwimmen, wandeln auf dem Eiſe u. d. g.; ſchaft auch wohl Gelegenheit zum Acker- und Gartenbau und andern wirklich körperlichen Arbeiten. Wie hoch dieſe Klaſſe gegen die erſte ſtehe, muſs jeder fühlen, der Gefühl hat!

Jünglinge, die in ſolchen Anſtalten erzogen ſind, haben, in Anſehung ihres Körpers, ſichtbare Vorzüge vor andern. Er iſt abgehærtet, und im Stande, die Beſchwerlichkeiten auszuhalten, denen wir alle ausgeſetzt ſind. In Widerwærtigkeiten und rauher Witterung, wo andere zittern, ſteht dieſer feſt, und wenn ein groſser Theil aus der erſten und andern Klaſse im Frühlinge ſeines Lebens dahin welkt, ſo blüht dieſer ſeinem reifern Alter entgegen. Dieſs iſt nichts weniger als Declamation, Wahrheit iſt es, die durch ganz unbezweifelte Erfahrungen kann beſtætigt werden. Man nehme doch eine Anſtalt aus der erſten oder andern Klaſſe wo funfzig junge Menſchen erzogen werden, man gehe einen Zeitraum von 8 Jahren durch, und frage ob ſie noch alle leben? und ich müſste mich ſehr irren, wenn nicht wenigſtens einige davon durch Krankheiten der Erde wæren entriſſen worden. Im Deſſauiſchen Erziehungsinſtitute hingegen, das gewiſs in der dritten Klaſſe eine der oberſten Stellen verdient, ſtarb noch kein auswærtiger Zögling an einer Krankheit. Denn der Tod des jungen Gildemeeſters, der vor kurzem erfolget iſt, verdient nicht hierher gerechnet zu werden. Er ſtarb nicht an einer Krankheit, ſondern verunglückte durch einen Zufall, den auch ſeine Eltern ſelber nicht würden haben abwenden können, wenn er auch unter ihren Hænden geweſen wære. Herr Wolke hat dieſes in einer von ihm deshalb ausgefertigten Schrift hinlænglich auseinander geſetzt, und ich halte es für Pflicht, hinzu zu ſetzen, daſs dieſer Fall ſich noch bey meiner Anweſenheit in Deſſau zugetragen habe, gerade ſo wie ihn Herr Wolke beſchrieben hat. Und es wære alſo ſehr lieblos, wenn man dieſe traurige Begebenheit, dieſer Mutteranſtalt von vielen andern, zur Laſt legen wollte.

Wenn die Zöglinge aus der erſten Klaſſe durch ihren plumpen und die aus der andern durch ihren ſteifen, affektirten, Anſtand misfællig werden, ſo empfehlen ſich diejenigen, die aus der dritten Klaſſe geliefert werden, jedermann durch ihr freyes und ungezwungenes Weſen. Sie ſind auch in jeder Lage, in die ſie kommen, weit brauchbarer, als jene, weil ſie von ihren Gliedern Gebrauch zu machen wiſſen, dahingegen andere, die die Hænde nur zu haben glauben, um damit Federn zu ſchneiden und ſchreiben zu können, bey jeder Verlegenheit, wo Anſtrengung und Anwendung körperlicher Kræfte nöthig ſind, ſich ængſtlich nach einen Bedienten, Bauer oder Handwerksmanne umſehen, und ſeine Barmherzigkeit anflehen oder mit Golde zu erkaufen ſuchen.

Demohnerachtet ſcheint es mir, als wenn auch die Erziehung, in Anſehung des Körpers, ſo wie ſie in der dritten Klaſſe gewöhnlich iſt, noch einer groſsen Verbeſſerung fæhig wære.

Auch in den beſten, mir bekannten, Erziehungsanſtalten und Schulen werden doch nicht eigentliche körperliche Arbeiten getrieben. Denn das, was da und dort getrieben wird, iſt doch im Grunde nur Spielwerk, weil es blos von den Launen der Kinder abhængt, wenn und wie ſie arbeiten wollen. Ich glaube aber, daſs zu einer guten Erziehung erfordert werde, daſs die Kinder recht ernſtlich körperliche Arbeit thun. Da dieſe Behauptung etwas kühn iſt, ſo merke ich zu meiner Rechtfertigung zweyerley an. Erſtlich, daſs ſie nicht ſo neu ſey, als man glaubt. Rouſſeau verlangt ſchon, daſs ſein Emil ein Handwerk lernen ſoll, und noch vor kurzen bin ich von guter Hand verſichert worden, daſs an einem der erſten Höfe Deutſchlands die Prinzen angeführt werden, ſich kleine Feſtungen aufzuführen, und die dabey nöthigen körperlichen Arbeiten ſelbſt zu verrichten. Zweytens, daſs meine Meynung gar nicht iſt, daſs die körperlichen Arbeiten ſo weit getrieben werden müſſen, daſs dadurch die Ausbildung der geiſtigen Fæhigkeiten, das feine Gefühl für das Schöne, die Geſchicklichkeit und Biegſamkeit zu den feinern Uebungen, im Zeichnen, Spielen auf Inſtrumenten u. dgl. verhindert werde.

Aber einige ernſtliche Anwendung körperlicher Kræfte iſt doch zu einer guten Erziehung ſchlechterdings nöthig. Denn körperliche Kræfte haben wir doch alle, warum wollen wir denn, durch Vernachlæſſigung ihrer Uebung, ſie verroſten laſſen? Sind denn nicht die vornehmſten Werkzeuge des Menſchen ſeine Hænde? Kann man wohl glauben, daſs ſein Geiſt vermögend ſey, ſeine mannichfaltigen Kræfte zu æuſäuſſern, wenn ſeine beſten Inſtrumente verroſtet, wenn ſeine Hænde unbrauchbar ſind? Wo lebt der Vornehme, der dafür Bürge werden könnte, daſs er nie in die Umſtænde gerathen werde, wo er ſeine eignen Hænde brauchen muſs? und wie ſchrecklich muſs alsdenn ſeine Lage ſeyn, wenn er Hænde nöthig hat, und ſie ihm doch fehlen?

Aber ein noch weit gröſſerer Mangel iſt dieſer, daſs die Kinder nicht angeführt werden, ihre Geſundheit zu erhalten, und, wenn ſie ſchadhaft iſt, ſie wieder herzuſtellen. Mein Körper iſt mir doch wahrlich das næchſte, und dieſen geſund zu erhalten, muſs meine erſte Wiſſenſchaft ſeyn. Ich darf nicht eher die bürgerliche noch die Kriegsbaukunſt, noch eine andere Kunſt das, was auſſer mir da iſt, zu verbeſſern, erlernen, bevor ich die Kunſt begriffen habe, das Haus, das ich bewohne, das Inſtrument, durch das ich wirke, zu erhalten und wieder herzuſtellen, ſobald es ſchadhaft wird.

In dem erſten Katechismus für Kinder ſollten, meines Erachtens, die vorzüglichſten Fragen folgende ſeyn: welches iſt das beſte Mit-

tel

tel ſich vor Zahnſchmerz zu verwahren? Welches das beſte Mittel die Schærfe ſeines Geſichts zu erhalten? Wie verhælt man ſich, wenn man den Schnupfen, Huſten oder Durchlauf hat? Woher entſteht der Kopfſchmerz? Wie kann man ſich davon befreyen? Welches iſt das beſte Mittel die Röthe der Augen zu vertreiben? Wie vertreibt man die Ueblichkeit? Wie den Gliederſchmerz? Wie heilt man Wunden? Wie Geſchwüre? Womit hebt man Verſtopfungen? Dieſe Fragen ſcheinen mir für Kinder wenigſtens eben ſo wichtig, als dieſe: was giebt oder nützt die Taufe?

Und gleichwohl, wo iſt die Anſtalt, wo dieſs gelehrt würde? a) Werden nicht in den beſten Anſtalten, die Kinder, auch bey der geringſten Unpæſslichkeit, in die Armen des Arztes geworfen? Werden ſie wohl auf die Wege geleitet ſich ſelbſt zu helfen? Und dies iſt in meinen Augen noch ein groſser Mangel in unſerer Erziehungskunſt. Wenn

man

---

a) In Rekahn, wie man dies aus des würdigen Dohmherrn von Rochow Kinderfreunde mit mehrern erſehen kann.

man verlangt, daſs ein Kind ſein Haus, Tiſch und Stuhl, Schuhe und Strümpfe, ſelbſt verfertigen lernen ſoll, ſo iſt dies freylich zu viel gefordert; aber ſeinen Körper geſund zu erhalten, und ihm zu helfen, wenn er krank wird, das muſs doch wahrlich ein jeder lernen, der glücklich ſeyn will. Was hilft dir denn der præchtigſte Pallaſt, wenn nur in einem einzigen Backzahne der Schmerz tobt? ſchmeckt denn alsdenn dem Bauer, der geſunde Zæhne hat, ſein Kæſe nicht beſſer, als dir dein Rehrücken? ruht er auf ſeinem Strohſacke nicht ſanfter, als du auf deinem Euderdun? Iſt ſein Blick durch ſeine kleinen Fenſterſcheiben nicht holder, als der deinige durch deine Spiegeltafeln?

Die traurigen Wirkungen von dieſer mangelhaften Erziehung ſind allenthalben ſichtbar. Bey dem beſtændigen Schreiben, Sprechen und Deklamiren für Freyheit und Unabhængigkeit, lebt man in der gröſsten Sklaverey, die denkbar iſt. Man bietet alle ſeine Kræfte auf, um die Freyheiten zu vertheidigen, die auf einem gewiſſen Grundſtücke liegen, aber ſeinen Magen überlæſst man der unumſchrænkten Diſpoſition des Arztes. Und da es in allen Stænden unwiſſende und gewinnſüchtige Leute giebt, ſo kann es auch in dem Stande der Aerzte, gegen die ich, wenn ſie rechtſchaffen ſind, und ihre Kunſt verſtehen, die möglichſte Hochachtung habe, nicht an Unwiſſenden und Gewinnſüchtigen fehlen, und man iſt alſo in ſteter Gefahr ſeinen Magen einem unwiſſenden oder gewinnſüchtigen Menſchen Preiſs geben zu müſſen.

Wenn unſere Erziehungskunſt die gehörige Vollkommenheit hætte, ſo müſsten doch wohl die Perſonen, die die beſte Erziehung genoſſen haben, die am mehrſten kultiviret ſind, die geſündeſten ſeyn — und gleichwohl ſind gerade ſie insgemein die Unglücklichſten in Anſehung ihres Körpers. Menſchen, beyderley Geſchlechts, die von Muſik, Mahlerey, Bildhauerey, Dicht- und Redekunſt ſehr richtig urtheilen können, die gröſsten Fehler gegen die Geſundheitspflege begehen zu ſehen, iſt etwas gewöhnliches. Vier und zwanzigjæhrige Perſonen, mit vier und zwanzig Zæhnen im Munde, gehören gar nicht unter die Seltenheiten. Von unſerm cultivirten

Frauenzimmer ſind viele hyſteriſch, von den Gelehrten ſind zwey Drittel hypochondriſch und fünf Sechstheile ſind auſſer Stand, wegen ihres kurzen Geſichts, die herrlichen Gruppirungen zu bemerken, die ſich in des guten Gottes ſchöner Welt befinden.

Augen haſt du, Menſchenkind!
Und haſt doch noch nie bedacht
Deiner Augen helles Glas!
Siehe, welch ein Schatz iſt das!

So ſang der ehrliche Paul Gerhard, und er ſcheint recht zu haben. Der Augen helles Glas iſt ein herrlicher Schatz. Wenn ich die Auswahl haben ſoll, ob ich lieber eine Plæne von zwey Meilen, oder das Vermögen, ſie zu überſehen, beſitzen ſoll, ſo wæhle ich zuverlæſſig das letztere.

Und gleichwohl wie groſs iſt die Zahl derer, denen das helle Glas der Augen mangelt! die ihre Augen von den Italienern kaufen! Ich rede hier gar nicht von denen, die mit kurzen Augen gebohren wurden, weil es hart wære Unvollkommenheiten zu rügen, die man durch die Geburt bekommen hat.

Nur von der Klaſſe der Menſchen rede ich, die der Augen helles Glas mit auf die Welt brachten, und durch eine mangelhafte Erziehung es ſich trübe machen lieſsen, und ſage: *Wie zahlreich iſt ſie!*

Ein anderer Hauptmangel in unſerer Erziehungskunſt, dem noch abgeholfen werden muſs, iſt dieſer, daſs man die Jugend zu wenig mit der Natur bekannt macht. Ein Hauptmangel iſt es. Denn wenn ſich jemand einfallen lieſse, den Kindern die Bibel aus den Hænden zu winden, welch Geſchrey würde entſtehen! und gleichwohl iſt doch die Natur eben ſowohl Gottes Werk als die Bibel. An dem göttlichen Urſprunge verſchiedener bibliſchen Bücher, z. E. der beyden Bücher der Chronika, zweifeln viele; welcher Vernünftige zweifelt aber an dem göttlichen Urſprunge des geringſten Werks der Natur!

Die Natur iſt, nach einem bekannten Gleichniſs, deſſen ſich ſchon David bediente, Gottes Buch, das die Macht, Weisheit und Güte ſeines Verfaſſers erzæhlt. Jede natürliche Wirkung iſt eine Hieroglyphe, unter der die vortreflichſten Wahrheiten verborgen liegen, die ſich vorzüglich auf den Menſchen beziehen. Eine jede von ihnen, einzeln betrachtet, iſt eine Redensart, die aus dem Zuſammenhange herausgeriſſen und unverſtændlich iſt, die aber immer deutlicher wird, je aufmerkſamer ich auf den Zuſammenhang bin. Eine Menge von Inſekten halte ich für unnütz, ſie ſind mir eine unverſtændliche Stelle in Gottes Buche, ſo lange ich ſie auſſer dem Zuſammenhange betrachte. Betrachte ich ſie aber im Zuſammenhange mit Melonen und Gurken, ſehe ich, wie ſie im Staube der mænnlichen Blumen ſich pudern, von dieſen auf die weiblichen überfliegen, und ſie auf dieſe Art befruchten, ſo kann ich nicht anders, als mit dankbarer Empfindung, zu dem Allweiſen empor ſehen, die dunkle Stelle wird mir deutlich.

Je mehr Einſichten ich daher in den Zuſammenhang der Dinge, die um mich ſind, bekomme, deſto bekannter werde ich mit dem Allvater, deſto herzlicher wird meine Ehrfurcht, meine Liebe, mein Vertrauen zu ihm. Das Erforſchen der Hieroglyphen Gottes, das beſtændige Beſtreben, den Zuſammenhang ſeiner

Werke, ihre Urſachen und Abſichten, zu erforſchen, iſt auch der ſicherſte Weg, den Grad von Glückſeligkeit zu erlangen, deſſen unſere Natur fæhig iſt. Auf dieſem Wege entſteht das Wahrheitsgefühl, der edelſte Sinn, den Gott der menſchlichen Natur ertheilt hat, durch den ſie hoch über die Thiere des Feldes erhoben wird. Ein jedes riecht und ſchmeckt, und ſieht und hört, und alle empfinden, manche übertreffen uns ſogar in Anſehung einiger dieſer Fæhigkeiten. Wo iſt aber das Thier, das ſolche herrliche Anlagen bekommen hatte, Gefühl für Wahrheit zu erlangen, als der Menſch? Die Schwalbe hat Gefühl für den Werth des Schlammes und vieler Inſekten; hat ſie aber auch Gefühl für den Werth des Donners? Nur der Menſch, den Gott nach ſeinem Bilde ſchuf, kann für alle Wahrheiten Gefühl bekommen.

Was iſt, fragt man, Wahrheit? Sie iſt nichts anders, als Uebereinſtimmung unſerer Vorſtellung mit den Sachen. Wenn einer die Neſſel als ein höchſt ſchædliches Unkraut betrachtet, das Gott zur Strafe der Menſchen erſchaffen habe, ein anderer aber ſie als eine höchſt nützliche Pflanze anſieht, auf weſſen Seite iſt wohl die Wahrheit? Sinn für Wahrheit aber, oder Wahrheitsgefühl iſt nichts anders als Vermögen, ſich die Sachen ſo vorzuſtellen, wie ſie ſind.

Dieſen edlen Sinn erlangt man, wie geſagt, am ſicherſten, durch Betrachtung der Natur, oder welches einerley iſt, der Werke Gottes. Denn wo in der ganzen Welt iſt denn ein ſicherer Weg, zur richtigen Vorſtellung der Sachen zu gelangen, als die Betrachtung derſelben? Um es recht fühlbar zu machen, ſo betrachte man einen recht rohen Bauer, der für nichts als für ſein Vieh, ſeinen Pflug, Wagen und Acker Theilnehmung hat, und einen Mann, der es zu ſeinem vorzüglichſten Geſchæfte macht, die Werke Gottes zu betrachten. Jener ſchreyt, der liebe Gott iſt böſe, ſo oft es einen Donnerſchlag thut, er zweifelt an Gottes Vorſehung, wenn der Regen und Sonnenſchein nicht immer ſo eintreffen, wie er es wünſcht, er betrachtet jedes Feld als ein verfluchtes Land, das keinen Roggen und Weizen trægt, verwünſcht die Mæuſe als Ungeziefer und die edle Quecke als Unkraut. Dieſer hingegen findet allenthalben Stof zu frommen Empfindungen, guten Entſchlieſſungen und nützlichen Handlungen. Jeder Donnerſchlag fordert ihn zur Dankbarkeit gegen den Donnerer auf; jede auſſerordentliche Witterung reizt ſeine Wiſsbegierde, und næhret ſie; Er beſæet die Felder, die unfæhig ſind, Roggen und Weizen zu tragen, mit Fichten, Kiefern, oder Eſperſet, oder bepflanzt ſie mit Erlen, und freut ſich gar herzlich darüber, daſs der gute Gott ſo mancherley Erdarten zur Hervorbringung von ſo mancherley Gewæchſen bereitet hat; die Vermehrung der Mæuſe und anderes, ganz fælſchlich ſogenannten, Ungeziefers (In des weiſen Gottes Welt giebt es kein Ungeziefer. Behaupten, daſs Gott Ungeziefer oder ſchædliche und unnütze Geſchöpfe gemacht habe, iſt eben ſo viel, als verſichern, daſs der Verfaſſer des ſchönen Buchs der Natur ſich in dieſer, oder jener Stelle, geirrt habe) reizt ihn ihre Natur zu erforſchen, und auf Mittel zu denken, ihre Anzahl zu vermindern; Und die Quecke ſammelt er ſich ein, um daraus ein Geneſungsmittel zu bereiten.

Durch dieſen Wahrheitsſinn empfangen wir innigere, reinere und dauerhaftere, Freuden, als durch irgend einen andern. Millionen Vergnügungen, die dem lebenslang unbekannt bleiben, dem dieſer Sinn mangelt, ſtrömen uns aus allen Weltgegenden entgegen. Die Sonnenfinſterniſs und das Entwickeln des Schmetterlings aus ſeiner Nymphe; der Frühlingsregen und der Hagel, alles führt Vergnügen bey ſich, das der Wahrheitsſinn empfindet, unterdeſſen, daſs der andere, dem dieſer Sinn mangelt, dabey ſteht, wie der Blinde bey einem Gemæhlde.

Daher ſuchte unſer Erlöſer diejenigen, die ſeine Schüler werden wollten, immer durch die Betrachtung der Natur zu dieſem Gefühle für Wahrheit zu bringen, wieſs ſie bald auf die Vögel des Himmels, bald auf die Blumen und Bæume, bald auf die kleinen unſchuldigen Kinder. Und Leute, die oft Gelegenheit hatten, die Natur zu betrachten, z. E. Fiſcher, wurden durch die Kraft der Wahrheit, durchdrungen und riefen aus: *Herr! wohin ſollen wir gehen, du haſt Worte des ewigen Lebens.* Die

Schriftgelehrten konnten ihn aber immer nicht recht verſtehen.

In der That iſt auch der, durch die Betrachtung der Werke Gottes erworbene und geübte, Wahrheitsſinn, wohl der beſte Schlüſſel zu der Lehre Jeſu. Denn der Geiſt, der dieſe mittheilte, iſt der Urheber des Buchs der Natur. Wir müſſen den erſten Theil ſeines Buchs erſt ſtudieren, ehe wir uns an den andern wagen wollen. Der andere iſt dem, der in dem erſten unwiſſend iſt, das, was Ontologie für den iſt, der ſie, ohne alle Vorkenntniſſe, begreifen will. Und die vorzüglichſte Urſache, warum ſo viele monſtröſe Sætze zeither in der Lehre Jeſu ſind gefunden worden, iſt wohl hauptſæchlich dieſe, weil ſo viele Menſchen ſich an die Erklærung derſelben wagten, denen der Wahrheitsſinn fehlte, deſſen Mangel ein ſechsſpænniger Wagen voll Lexika und Commentarien ſo wenig erſetzen kann, als ein ſechsſpænniger Wagen voll Krücken den Mangel geſunder Schenkel.

An der Natur können auch alle Kræfte, die uns Gott gab, am ſicherſten und nützlichſten

ſten geübt werden. Willſt du dein Geſicht üben, ſo betrachte recht aufmerkſam, bald den Bau der Blume, oder eines Inſekts, bald eine geræumige Landſchaft! Soll dein Ohr vollkommner werden, ſo merke auf den Geſang der Vögel, und lerne ſie an ihren Tönen von einander unterſcheiden! Willſt du dem Geruche mehr Vollkommenheit geben, ſo verſchlieſſe die Augen und verſuche, ob du nicht verſchiededene eingeſammlete Kræuter, durch den Geruch von einander unterſcheiden kannſt! Strebeſt du nach körperlicher Stærke, ſo bearbeite den Garten; wünſcheſt du aber lieber geſchickte Finger, ſo zeichne die Blumen, die in demſelben wachſen! Willſt du deine Einbildungskraft ſtærken, ſo faſſe eine ſchöne Gegend in die Augen, beobachte genau die Mannichfaltigkeiten derſelben, und die Ordnung, in der ſie mit einander verbunden ſind! Dann wende dich um, und gieb dir Mühe, dieſs Bild in deiner Seele wieder darzuſtellen. Willſt du Ordnung in deinen Gedanken lernen, ſo beſchreibe alles, was du in einer gewiſſen Gegend bemerket haſt! Fühlſt du Neigung zum Redner, Dichter oder

Mahler, ſo beobachte erſt, laſs deine Beobachtungen dich begeiſtern, dann ſtelle vor, was du beobachtet haſt, und du wirſt Beyfall finden! Willſt du Scharfſinn lernen, ſo übe dich die Merkmahle zu ſuchen, durch welche die Gattungen der Dinge von einander unterſchieden ſind! Verlangſt du Uebung in der Abſtraction, ſo unterſuche erſt die Aehnlichkeit zwiſchen dem Roſskæfer und dem Maykæfer, dann zwiſchen dem Kæfer und Krebſe; weiter zwiſchen dem Inſekte und dem Fiſche, dann zwiſchen dem Thiere und der Pflanze, dem Metalle u. dgl. Willſt du die wahre Philoſophie des Lebens erlernen, ſo ſpüre den Urſachen nach, aus welchen die Wirkungen der Natur entſpringen!

Die Natur iſt das allgemeine Behæltniſs von Mitteln gegen das menſchliche Elend und zur Vermehrung menſchlicher Glückſeligkeit. Je tiefer wir in daſſelbe eindringen, deſto mehr muſs ſich die Summe der Leiden vermindern, und die Summe der Freuden vergröſſern. Es iſt gewiſs kein Uebel denkbar, gegen welches der gute Gott nicht ein Gegenmittel in die Natur gelegt hætte, und kein Ziel kann ſich ein geſunder Menſchenverſtand als erreichbar denken, zu deſſen Erreichung nicht die Hülfsmittel in Gottes groſsem Magazine zu finden wæren. Und der ſicherſte Weg, dieſs alles zu finden, kann dieſer wohl ein anderer ſeyn, als das Suchen?

Wie ſaumſelig iſt man aber zeither geweſen, die Menſchen mit der Natur bekannt zu machen! Wer daran zweifelt, der ſtelle nur mit dem erſten, dem beſten, ſeiner Nebenmenſchen eine kleine Unterredung über die Dinge an, die zunæchſt um ihn ſind. Er wird viele Gelehrte finden, die den Weizen von dem Roggen nicht zu unterſcheiden wiſſen, und die im ganzen Ernſte behaupten, daſs die Fröſche, mit welchen, nach warmen Sommerregen, oft unſere Felder bedeckt ſind, mit dem Regen herabgefallen wæren; Künſtler und Handwerker, die Meilen weit durch die blumenreichſten Gegenden wandeln können, ohne darinne etwas merkwürdiges zu finden. Selbſt der Landmann, der beſtændig im Schooſse der Natur lebt und webt, kennt oft von den Dingen, die um ihn ſind, weiter nichts, als was ihm Geld einbringt.

Beweiſes genug, wie mangelhaft noch unſere Schulen und Erziehungsanſtalten in Anſehung dieſes Punkts ſind. Freylich immer eine mehr die andere weniger mangelhaft. Sie können wieder ebenfalls füglich in drey Klaſſen eingetheilt werden.

In der erſten wird gar nichts von der Natur gelehrt, vielmehr alle Mühe angewendet, um die Kinder von der Natur ganz abzuziehen. Hier kann ein Kind, das, von ſeinem Naturtriebe beſiegt, die Felder durchſtrich, einige Merkwürdigkeiten einſammlete, und ſie heimlich ſeinem Schulnachbar zeiget, auf gewiſſe Züchtigung rechnen. Der ganze Unterricht, den es genieſst, bezieht ſich auf Dinge, die es nie ſahe, noch empfand, noch hörte. Fragt ein Kind, das aus ſolch einer Schule kommt: wie viel Perſonen in der Gottheit ſind? wie die Engel eingetheilt werden? wie viel unſer Erlöſer Naturen habe? was das Taufwaſſer und die geweihete Hoſtie für Kraft beſitze? und ihr werdet promte Antworten erhalten. Fragt aber, aus wie viel Theilen die Neſſel beſtehe? wie vielerley Fiſche es in ſeinem Strome gebe? was das Quellwaſſer und der Birkenſaft für Kraft habe? Und es wird tiefes Stillſchweigen erfolgen! Fragt es, was heiſst denn die Linde auf Lateiniſch? und læchelnd wird es antworten: Tilia. Fragt es aber, was iſt denn die Linde? wodurch unterſcheideſt du ſie von der Eiche? was ſchaft ſie für Nutzen? und es wird den Kopf hængen, und die Augen niederſchlagen!

Uebertreibe ich vielleicht die Sachen? O möchte ich ſie doch übertreiben! lieber wollte ich geſtehen, daſs mich mein Eifer zu überſpannten Behauptungen verleitet hætte, als ſehen, daſs es wirklich eine Menge Schulen giebt, die wirklich ſo ſind, wie ich ſie hier beſchreibe b).

---

b) Cum plerique, ſtatim ab incunabulis, multa audiant, quorum nullam ideam ipſi, ſaepe adeo nec illi, qui loquuntur, tenent, multa etiam ediſcere cogantur, quae non intelligunt, nec intelligere poſſunt; ſtatim ab illo tem-

In der zweyten Klaſſe wird Naturgeſchichte gelehrt. Die Natur ſelbſt bekommen die Kinder aber nicht zu ſehen. Es wird ihnen die Natur nur beſchrieben, und die Namen ihrer verſchiednen Produkte geſagt. Dieſe Klaſſe ſteht ungemein hoch über der erſten, aber der Nutzen, den ſie ſchaft, iſt noch immer ſehr mæſſig. Die Kinder bekommen eine Menge Namen in ihr Gedæchtniſs, die Sachen ſelbſt lernen ſie aber nicht kennen. Die Pro-

---

tempore conſuetudinem contrahunt multa loquendi ſine ſenſu. — — Atque haec conſuetudo apud pleroſque, ut ſolent infantiae conſuetudines, tam altas agit radices, tam pertinax evadit, ut non, niſi cum vita, deponatur.

ERNESTI.

Sonſt iſts meine Art nicht, bey meinen Behauptungen mich auf die Ausſprüche berühmter Gelehrten zu berufen. Weil aber einer und der andere meiner pædagogiſchen Grundſætze manchem Leſer ſo gar paradox ſcheinen möchte: ſo hielt ich es doch für nöthig, es ein paarmal zu thun.

Produkte der Natur ſind ſo mannichfaltig, daſs unſere Sprache bey weiten nicht Wörter genug hat, um die Merkmahle zu bezeichnen, wodurch das eine von dem andern zu unterſcheiden iſt. Wer daran zweifelt, der beſchreibe doch dem Kinde das Erlen-Haſelnuſs-Buchen- und Lindenblatt, führe es alsdenn in einen Buſch, wo dieſe Bæume zuſammen wachſen, und laſſe es ſie aufſuchen!

Die dritte Klaſſe iſt noch vollkommner. Sie zeigt ihren Schülern die Produkte der Natur in Abbildungen, und ſteht alſo hoch über jener. Aber ſo hoch ſteht ſie bey weiten noch nicht, als ſie ſtehen könnte; denn die mehreſten Abbildungen der natürlichen Produkte ſind fehlerhaft. In den beſten Büchern befinden ſich Vorſtellungen, die ganz falſch gezeichnet ſind. Den Kupfern fehlt die Farbe, die doch bey einer Menge von Sachen eine Haupteigenſchaft iſt, wodurch man ſie von andern unterſcheiden kann, und viele Farben der Natur ſind entweder ganz unnachahmlich, oder können nur durch die gröſsten Künſtler nachgeahmt werden, die ſich ſchwerlich entſchlieſsen,

ſchlieſsen, auf das Illuminiren der Kupfer ihre Kraft zu verwenden, da ihnen die hierzu erforderliche Mühe nicht hinlænglich vergolten werden kann. Daher hælt es ſchwer, daſs ein, nach den beſten Abbildungen unterrichtetes, Kind, die Sachen, deren Abbildungen es geſehen hat, in der Natur wieder ſinde c).

Und unſere ganze Naturgeſchichte, iſt ſie viel mehr als Namenverzeichniſs? iſt ſie viel mehr als Erinnerung an unſere Unwiſſenheit? Durchgehe mein Leſer das Naturſyſtem, das uns der groſse und würdige Linnée geliefert hat! dann fang an, wo du willſt, und unterſuche zwanzig bis dreyſſig Gattungen, die er dir benennt, und charakteriſirt! dann lege dir bey jeder folgende Fragen vor: Wie næhrt ſie ſich? wie pflanzt ſie ſich fort? welches ſind ihre innern Merkmahle? in welcher Abſicht iſt ſie in die groſse Weltmaſchine geſetzt? wel-

---

c) Vos philoſophes étudient l'hiſtoire naturelle dans des cabinets, ils ont des colifichets, ſavent des noms & n'ont aucune idée de la nature.

ROUSSEAU.

welchen Nutzen kann der Menſch davon ziehen? und du wirſt bald demüthig bekennen müſſen: o quantum eſt, quod neſcimus!

Dieſs ſage ich nicht, um mich über die Saumſeligkeit unſerer Naturforſcher zu beklagen. Denn viele von ihnen haben gethan, was menſchliche Kræfte vermochten, und ihre Bemühungen werden bis auf die ſpæteſte Nachwelt wirken. Die Erforſchung der Natur iſt nicht das Werk von einem, oder von hundert Menſchen, nicht das Werk von einem oder zehn Jahrhunderten, ſondern die Aufmerkſamkeit des ganzen Menſchengeſchlechts, die ganze Zeit des Daſeyns der Menſchenfamilie ſcheint mir nöthig zu ſeyn, um alles das zu ergrüuden was in der Natur liegt. Aber ſo viel kann ich doch als erwieſen annehmen, daſs wir noch lange nicht dahin ſind, wohin wir in der Naturkenntniſs ſeyn könnten, und daſs der Naturforſcher, der alles weiſs, was der menſchliche Verſtand von der Natur bis itzo durchſchauet hat, noch eben ſo begierig ſeyn muſs, tiefer einzudringen, als der begierig iſt, weiter zu leſen, der im Bibelſtudium nicht weiter gekommen iſt, als bis an die Worte: Im Anfang —

Ein dritter Hauptmangel, in den mehreſten Schulen und Erziehungsanſtalten iſt dieſer, daſs der ganze Unterricht dahin abzielt, die Aufmerkſamkeit der Kinder von dem Gegenwærtigen abzuziehen, und auf das Abweſende zu lenken. Faſt der Unterricht in jeder Wiſſenſchaft ſcheint dieſs zur Abſicht zu haben.

Lehrt man Religion, ſo reiſst man das Kind aus den væterlichen Gefilden heraus, führt es nach Eden, ſchwimmt mit ihm auf das Gebirge Ararat, wandert nach Ur, Kanaan Egypten, durchreiſt das wüſte Arabien, beſteigt den Sinai, paſſirt den Jordan, beſucht den Libanon, die Burg Zion und den Berg Golgatha. Und dieſs vielleicht alles eher, ehe das Kind die Hügel beſtiegen, und die Haine beſucht hat, die zunæchſt um ſein Stædtchen liegen. Wenigſtens herrſcht davon ein tiefes Stillſchweigen in der Schule. Nur vom Sinai, Egypten und Kanaan wird geſprochen, Nachdem man dieſs alles beſehen hat, wandelt man nach Latium und Griechenland. Man bewundert alles Merkwürdige, was Rom, Sparta und Athen in ſich faſste, die bürgerliche Einrichtung, die Kriegskunſt, die Bau- und Bildhauerkunſt, ja ſogar die Mæhrchen von der Venus, dem Cupido u. dgl. und bringt damit die Kinder, die noch nicht wiſſen, was ein Regierungsrath, ein Kammerrath und Bürgermeiſter iſt, dahin, daſs ſie von Conſuln, Tribunen, Aedilen, Dictatoren u. dgl. plaudern. Man führt die in das Capitolium und den Areopagus, die das Innere ihres Rathhauſes noch nie mit Augen ſahen. Man geht zur Geographie fort, und ſchmeiſt die Kinder von Liſſabon bis nach Petersburg und von da bis nach Batavia. Macht ſie bekannt mit der Gröſſe und Volksmenge, Produkten und Einkünften jedes Landes. Und eben das Kind, das die Quadratmeilen von Ruſsland angeben kann, weiſs noch nicht wie groſs ſein Fürſtenthum ſey, eben das Kind, das die Einwohner des groſsen Moguls anzugeben weis, weis noch nicht, wie ſtark die Einkünfte ſeines Stædtchens ſind. Es erzæhlt uns von der Theepflanze und kennt den Kümmel noch nicht, von der Palme, und hat die Kieſer noch nicht geſehen.

Die Geſchichte legt die letzte Hand an, um die Aufmerkſamkeit der Kinder von der Welt, in der ſie leben, ganz abzureiſen. Sie hebt ſie aus der Geſellſchaft der Lebendigen und verſetzt ſie in die Geſellſchaft der Toden. Sie lehrt ihnen was vor Jahrtauſenden geſchehen iſt, ohne ihnen zu ſagen, was gegenwærtig, in dem Lande, wo ſie wohnen, für Projecte durchgeſetzt werden.

Selbſt die Naturgeſchichte, ſo wie ſie faſt allenthalben gelehrt wird, trægt das Ihrige zu der Erreichung dieſer traurigen Abſicht bey, Denn ſie ſetzt die Oſt- und Weſtindiſchen Thiere, Pflanzen und Erdarten gleich neben die Inlændiſchen. Da nun das Auslændiſche, ſeiner Seltenheit wegen, mehr Anziehendes, als das Inlændiſche, hat, ſo bleibt die Aufmerkſamkeit bey dem erſtern ſtehen, und überſieht das letztere. Sie ſtaunt den Elephanten und die Cocusnuſs an, und iſt gegen das Pferd und die Haſelnuſs gleichgültig.

Von der Philoſophie will ich nichts ſagen, da ihr Studium auf Schulen noch nicht ſehr gemein iſt, ſonſt könnte ich noch rügen, daſs die Ordnung ganz umgekehrt werde, wenn man erſt von den Eigenſchaften redet, die hundert tauſend Millionen Dinge mit einander gemein haben, ehe man die Kinder angeführt hat, die Eigenſchaften zu beobachten, die jedes Ding für ſich hat.

Das Uebel, das aus dieſer Art des Unterrichts entſpringt, iſt zu groſs, als daſs ich es beſchreiben könnte, es iſt Abweſenheit der Gedanken, oder, welches einerley iſt, Entmannung des menſchlichen Geiſtes. Denn der menſchliche Geiſt beweiſst nur da ſeine Kraft, wo er mit ſeinen Gedanken zugegen iſt. Die Schwellen ſeines Hauſes verfaulen, unterdeſſen daſs er im Pantheon wandelt.

Ich gebe es zu, daſs dieſs Uebel auch aus andern Quellen entſpringe, aber die Urquelle bleibt immer dieſe Art des Unterrichts. Und es iſt gröſser, je ſorgfæltiger man auf dieſe Art unterrichtet iſt. Der Gelehrte iſt ihm mehr ausgeſetzt, als der Bauer.

Und ſo wie ein ſchmerzhafter Nerve ſeinen Einfluſs auf den ganzen Menſchen hat, ſo hat auch dieſes Uebel ſeinen Einfluſs auf die ganze Lebensart und Glückſeligkeit des Menſchen. Einen ſehr traurigen Einfluſs! Man verſetze den, der allenthalben bekannt iſt, nur nicht in der Welt, wo er lebt und webt, in eine ſolche Lage, wo er nun wirklich zugegen ſeyn ſoll! es wird ihm beynahe alles ſo fremd ſeyn, wie einem Mondbürger, wenn er auf unſern Planeten ſollte verſchlagen werden. Er ſoll gemeinſchaftlich mit andern handeln, und ſchon in den erſten Wochen entſtehen Misverſtændniſſe, und bald hat er alles, was um ihn iſt, gegen ſich, weil er gar nicht weis, wie er die Menſchen behandeln ſoll. Er heyrathet, aber ſeine Ehe iſt misvergnügt, weil er wohl die Flexion der Wörter, aber nicht der Weiber gelernt hat. Er wird Vater, und ſeine Kinder misrathen, werden ungeſund, tückiſch und ausſchweifend, denn wæhrend dem, daſs er in Palæſtina, Latium oder Oſtindien luſtwandelt, bilden die Mægde, die Bedienten oder Gaſſenbuben den Charakter ſeiner Kinder. Er fængt eine Haushaltung an und erſtaunt, daſs die Ausgabe die Einnahme ſtets überſteige. Er will Oekonomie treiben, und das Vieh fællt ihm, die Ernde ſchlægt um, und die Bienenſtöcke gehen ab u. ſ. w.

Geſetzt aber, daſs ein ſolcher das Geſchæfte treibt, das er gelernt hat, das ihm eigenthümlich iſt, ſo wird es doch oft ſehr ſchlecht gerathen. Seine Einbildungskraft iſt immer mit andern Gegenſtænden beſchæftigt. Wenn er ein Klagelibell verfertigen ſoll, ſo hat er ſeine Gedanken bey dem Zuge Alexanders nach Libyen, und wenn er eine Predigt ausarbeiten will, ſo ſchleudert ihn ſeine Einbildungskraft bey das Bombardement von Gibraltar. Daher mag es wohl kommen, daſs wir weniger ſchlechte Hufeiſen, als ſchlechte Bücher haben.

Ein ſolcher, mit ſeinen Gedanken abweſender, Menſch hat auch wenig Empfænglichkeit für das Vergnügen. Denn nur das Vergnügen genieſst man, bey dem die Seele gegenwærtig iſt. Kann ich denn das Landleben genieſsen, wenn ich in irgend einer Akademie der Wiſſenſchaften mit meinen Gedanken ſitze? Was nützt denn das beſte Concert, wenn man wæhrend deſſelben über den erſten Grundſatz menſchlicher Erkenntniſſe nachdenkt? Was hilft das rührendſte Schauſpiel dem, der unterdeſſen Logarithmen ſucht? Wozu dient die beſte Bildergallerie dem, der mit ſeinen Gedanken im Jahr 2240 wandelt? Und was hilfts daſs die Nachtigall ſchlægt, der Wald ſein majeſtætiſches Grün ausbreitet, die Mayenblume duftet, und die ſchmackhafteſte Mahlzeit da ſteht, dem der in einer andern Welt wandelt?

Dieſem Fehler ſchreibe ich es vorzüglich zu, daſs itzo faſt jedermann mit ſeiner Lage unzufrieden iſt, daſs der eine ſich in die Zeiten wünſcht, wo Athen, oder Sparta, oder Rom blühete, der andere in die Zeiten der erſten Chriſten, der dritte nach Amerika, der vierte nach Otaheite, der fünfte in das Jahr 2240, der ſechſte in das tauſendjæhrige Reich. Es iſt dies alles nothwendig. Wenn man nur die Vorzüge anderer Gegenden, und anderer Zeitalter, aber nicht die Vorzüge, ſeiner Gegenden und ſeines Zeitalters kennt, ſo muſs nothwendig alles Gegenwærtige ſeinen Reiz verliehren.

Sollte nicht auch dieſe ewige Abweſenheit der Gedanken wenigſtens vieles dazu beytragen, daſs alles geprieſen, was alt und auslændiſch, und alles verachtet wird, was neu und inlændiſch iſt? Daſs Ovid, Livius, der heilige Bonifacius, die Erfindungen der Pariſer Putzmædchen, der chineſiſche Thee, ſo hochgeſchætzt und unſere beſten vaterlændiſchen Schriftſteller, die Erfindungen unſerer Oekonomen, Naturforſcher und Baumeiſter, der ſchöne Thee, den unſere deutſchen Wælder liefern, weniger, von vielen, geſchætzt werden?

Und die blinde Anhænglichkeit an dem Alten ſollte ſie nicht groſsentheils aus dieſer Elendsquelle entſpringen? Iſt es nicht unverantwortlich, daſs die alten Dichter, Bildhauer, Redner, Theologen und Juriſten ewig unſer ne plus ultra! bleiben ſollen? Und würden ſie es wohl bleiben, wenn wir uns mehr mit der gegenwærtigen, als mit der alten Welt beſchæftigten? Sind wir denn etwa kleine Kinder worden, daſs wir ſtets zu den Füſsen der Alten ſitzen müſsten? oder, daſs ich die Frage umændere, ſind denn die Alten ſo gar einfæltig geweſen, daſs ſie durch ihre Anſtrengung nicht vermochten, ihre Schüler ſo weit zu bringen, daſs ſie ſie übertreffen konnten.

Einen vierten Hauptmangel glaube ich darinne bemerkt zu haben, daſs die Kinder bey dem Lernen mehr fremde, als ihre eignen Kræfte gebrauchen. Es iſt noch ſehr wenige Anleitung zum eignen Beobachten, eigner Erforſchung, eigner Erwerbung der Kenntniſſe, ſondern der Lehrer arbeitet den Kindern vor, unterrichtet ſie von dem, was er durch ſeine mühſamen Arbeiten herausgebracht hat, und das Kind verhælt ſich dabey mehrentheils ganz leidend. Ich weiſs wohl, daſs man mir aus allen Schulen und Erziehungsanſtalten Exempel von eignen Arbeiten der Kinder anführen kann, aber wenn man dagegen rechnet die Arbeiten der Lehrer, ſo werden ſie die erſtern weit überſteigen. Ich weiſs auch wohl, daſs das Antreiben der Kinder zu Arbeiten, die ihre Kræfte überſteigen, die Kræfte der Kinder überſpannen und ſchlaf machen. Aber zwiſchen überſpannten Arbeiten, und gar zu wenigen, oder faſt gar keinen, Arbeiten, iſt doch noch ein groſser Unterſchied.

Bey dem ewigen Unterrichte leidet der Lehrer und der Schüler.

Der Lehrer, weil er immer ſelbſt arbeiten muſs, da, wo er nur Aufſeher und Rathgeber ſeyn ſollte! Er iſt (man verzeihe mir dieſes Gleichniſs, ich kann nicht umhin es zu brauchen, weil es ſehr ſchicklich iſt, meine Gedanken zu erlæutern) gleichſam Gængelmagd, die vom Morgen bis zum Abend gebückt umher gehen, und das Kind führen, oder vielmehr durch ſeine Launen ſich führen laſſen muſs, da er doch, wenn ihm erlaubt wære, die Winke der Natur zu befolgen, nur aufmerkſamer Zuſchauer von den Beſtrebungen der Kinder ſeyn, ihnen Reiz ihre Füſse zu brauchen, geben, wenn ſie fallen wollten, beyſpringen, und, wenn ſie wirklich fielen, ihnen aufhelfen könnte. Daher kommt es vorzüglich, daſs die Mænner, die zu denen verdienen gerechnet zu werden, die die vorzüglichſten Verdienſte um den Staat haben, mehrentheils ſehr misvergnügt leben. Ich gebe es zwar zu, daſs der ſchlechte Gehalt, den ſie oft bekommen, vieles auch zu ih[illegible] Misvergnügen beytrage, aber das Gængeln fremder Kinder, wozu ſie, vermöge ihres Amts, Jahr aus, Jahr ein, verbunden ſind, trægt hierzu nicht weniger bey.

Das möchte nun ſeyn. Ein Mann, der funfzig Jahr in einer ſehr mæſſigen Schule arbeitet, erzieht und unterrichtet doch wenigſtens fünf hundert Kinder. Geſetzt alſo auch, daſs er ſich für dieſe aufopferte, daſs er ſeinen Lebensfreuden entſagte, um die Lebensfreuden von fünf hundert Menſchen zu befördern, ſo wære dieſs zwar eine ſehr ſchwere, aber doch eine Pflicht, der ſich ein Chriſt nicht entziehen dürfte, da er von ſeinem Meiſter gelernt hat, man müſſe auch das Leben für die Brüder laſſen.

Es iſt nur zu bedauern, daſs die Kinder dabey ſelbſt zu viel verliehren. Denn ein Kind, das an dem Laufzaume gegængelt wird, lernt nie ſo früh und ſo gut laufen, als ein anderes, das bald angeleitet wird, ſeine eignen Kræfte zu brauchen; es wird vielmehr der augenſcheinlichen Gefahr ausgeſetzt, hochſchultrig zu werden. Dieſs iſt Erfahrung, die mir niemand

mand ableugnen kann. Wer daran zweifelt, der nehme zwey Kinder von gleichem Alter, gleicher Geſundheit, gleichen Kræften; kette das eine in den Lauſzaum, laſſe das andere frey, erſt kriechen, hernach laufen, dann ſage er mir ſeine Meynung!

Und was von der Gehekraft gilt, gilt gewiſs von allen andern Kræften, ſie erſchlaffen und werden verſchoben, wenn man ſie ſtets gængelt. Der Beobachtungstrieb, die von Gott uns allen eingepflanzte Wiſsbegierde erſtirbt, wenn andere ſtets für uns beobachten, und unſere Wiſsbegierde ſættigen, ehe ſie gehungert hat. Und wenn unſere Lehrer falſch beobachtet und falſch geſchloſſen haben — ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daſs wir ihre Meynungen dem ohnerachtet durchgængig als wahr nachbeten.

Wenn dieſes nicht wære, ſo wære es mir unerklærbar, warum manche Provinzen Erneſtinianer und andere Cruſianer wæren; und ich könnte nicht begreifen, warum die Dænen lutheriſch, die Hollænder reformirt und die Spanier katholiſch wæren. Denn wenn die Menſchen ihre eignen Augen, ihren eignen Verſtand zu gebrauchen gewöhnt wæren, ſo wære es ja unmöglich, daſs gewiſſe Meynungen in der einen, und andere in der andern, Provinz durchgængig als wahr angenommen würden.

Wollte man ſagen, daſs doch der Unterricht den Kindern weit angenehmer, als die Anwendung eigner Kræfte ſey, ſo leugne ich dieſs gænzlich. Die Kirſche, die das Kind ſelbſt bricht, ſchmeckt ihm ſüſſer als eine andere, die man ihm in den Mund ſteckt, und die Beobachtung, die es ſelbſt gemacht, die Wahrheiten, die es ſelbſt herausgebracht, die Kenntniſſe, die es ſelbſt erworben hat, machen ihm weit mehr Freude, als diejenigen, die ihm eingeflöſst werden. Man frage doch hierüber ſein eignes Gefühl! Wie ſchwer hælt es, unſere Aufmerkſamkeit eine Stunde lang auf den Vortrag eines andern zu richten, der nicht eine auſſerordentlich gute Lehrgabe beſitzt, und wie leicht iſt es uns, halbe Tage ſelbſt zu arbeiten! *Kinder haben das næmliche Gefühl. Sie ſitzen* ſchlæfrig in der Lehrſtunde, und ſind munter und thætig, ſo bald man ſie dahin gebracht hat, ihre eignen Kræfte anzuwenden.

Die traurigen Folgen von der Gewöhnung, andere für ſich denken und arbeiten zu laſſen, æuſsern ſich lebenslang. Man traut ſich nicht zu urtheilen, nichts zu thun, wenn der Meiſter nicht vorgeurtheilt und vorgethan hat, und die Urſache von der beklagenswürdigen Unempfænglichkeit gegen ausgemachte, ſonnenklare, Wahrheiten, die man bey ſo vielen Menſchen bemerkt, iſt wohl vorzüglich hierinne zu ſuchen. Es iſt æuſserſt ſchwer, daſs ein Mann, der in der Jugend die Behauptungen ſeines Lehrers auffaſste, wie das Schwælbchen die Fliege, die ihm die Schwalbe in den Schnabel ſteckt, glauben ſollte, was ſein Lehrer, als Irrthum, verdammte. Ja ich glaube nicht zu viel zu ſagen, wenn ich behaupte, daſs die Stümperey, die in allen Stænden herrſcht, groſsentheils auch aus dieſer Quelle entſpringe. Wer viele Jahre am Laufzaume gegangen iſt, muſs nothwendig alle Augenblicke ſtraucheln, wenn er alleine gehen ſoll.

Die vorzüglichſte Einwendung, die mir dagegen gemacht werden könnte, wære dieſe: Wie iſt es denn möglich, die Kinder dahin zu bringen, daſs ſie ſich ihre Kenntniſſe ſelbſt erwerben?

Dieſs führt mich auf den fünften Hauptmangel, den unſere Pædagogik noch zu haben ſcheint. Es iſt dieſer, daſs die unmittelbare Belohnung der jugendlichen Arbeiten fehlt.

Das Kind lebt nur für das Gegenwærtige, für die Zukunft hat es wenig Sinn. Ein kleiner Verluſt, der gegenwærtig iſt, kann es bis zum Thrænen rühren, und eine groſse Gefahr, die ſeiner nach einigen Jahren wartet, ſtört im geringſten nicht ſeine Gemûthsruhe. Ein gegenwærtiger kleiner Gewinn erfüllt ſeine ganze Seele, und ein gröſserer, der noch künftig iſt, macht auf daſſelbe keinen Eindruck. Es verkaufte wohl, unter gewiſſen Umſtænden, das Recht der Erſtgeburt um ein Linſengerichte. Bey dem Gegenwærtigen an die Zukunft denken, und durch die Vorſtellung von entfernten Zielen ſich zur Unternehmung gegenwærtiger Beſchwerlichkeiten bewegen laſſen, das iſt die Sache des Mannes, nicht des Kindes. Ein Satz, den gewiſs jeder beobachtende, ſelbſtdenkende, Pædagoge unterſchreiben wird.

Von den Kindern alſo verlangen, daſs ſie aufmerken, lernen, arbeiten ſollen, in Hofnung der Belohnung, die ihnen nach einigen Jahren dafür werden wird, heiſst Kinder zu Mænnern umbilden wollen, und der Natur vorgreifen.

Man ſollte eine ſolche Einrichtung zu treffen ſuchen, daſs die Vortheile, die ſich Kinder durch gute Anwendung ihrer Kræfte verſchaffen, ihnen immer anſchaulich wæren, und ſie in Lagen zu ſetzen ſuchen, wo ſie von ihren erworbnen Kenntniſſen und Fertigkeiten, ſogleich zu ihrem Vortheile Gebrauch machen könnten.

Dafür iſt aber noch wenig geſorgt. Man hat zwar eine Menge unmittelbare Strafen, wo findet man aber unmittelbare Belohnungen?

Wenn ein Kind ſeinen Lehrer fragte, was hilft mir denn das Schreiben? Warum ſoll ich denn *lateiniſch lernen? Wozu nützt mir denn* das Franzöſiſche? Die Geographie, die Geſchichte? Die Mathematik? So würde der verſtændigſte Lehrer nichts, als dieſes, antworten können: deine Eltern und Lehrer werden dich deſto mehr lieben und loben, wenn du dieſs alles gut erlernſt, du wirſt, wenn du vier und zwanzig Jahr alt biſt, den Nutzen von deinem Fleiſse gar wohl einſehen, du wirſt geſchickt ſeyn, deinen Unterhalt zu erwerben, die anſehnlichſten Aemter zu bekleiden, man wird dich lieben und ehren! — wie wenig Erwachſene würden ſich durch ſolche Verſprechungen, deren Erfüllung ihnen noch ſo ungewiſs iſt, zur Arbeit bringen laſſen! Und doch verlangt man es von Kindern.

Nun nur noch ein Paar Mængel, von denen ich zwar zugebe, daſs ſie, bey der gegenwærtigen Lage der Umſtænde, für die mehreſten Schulen und Erziehungsanſtalten unabænderlich ſind, die ich aber doch nicht mit Stillſchweigen übergehen kann, weil ſie wahre Mængel ſind.

Erſtlich ſind faſt alle Schulen und Erziehungsanſtalten, von einiger Wichtigkeit, in Stædten. Dieſs iſt nach meiner Empfindung ein Hauptmangel; die Natur dieſe reine, lautere, unerſchöpfliche Quelle der Wahrheit, Weisheit und Zufriedenheit, liegt fern von den Stædten. Man ſieht da lauter Menſchenwerk, und ſehr wenig von Gottes Werken. Vom Himmel ſieht man insgemein nicht mehr, als einen Strich, der nicht breiter iſt, als die Straſſe die man bewohnt, der Sonnenaufgang iſt nur wenigen Bewohnern der Vorſtadt ſichtbar, und wenn man den Vollmond oder den geſtirnten Himmel betrachten will, ſo muſs man Sperrgeld geben. Ehe man in die freye Natur kommt, muſs man erſt an ſeiner Kleidung und an der Friſur eine halbe Stunde hanthieren, um dem Tadel derer zu entgehen, die von ihren Fenſtern aus die Vorübergehenden beobachten. Und dies iſt Grund genug eine Menge Spaziergænge zu unterlaſſen. Und wenn man in die Natur kommt, ſo ſieht man da allenthalben mehr die menſchliche Kunſt, als die Wirkungen der freyen Natur. Die Zæune ſind verſchnitten, die Bæume zu Kugeln oder Pyramiden geformt, die Früchte werden durch des Ofens *Wærme* erzeugt, die Vögel ſingen aus Kefichen, und das Waſſer læuft Berg auf, die

Tanne wæchſt in Gærten, und da, wo die Natur eine Tapete von unzæhlbaren Farben ausgebreitet hatte, wæchſt itzo Roggen. Wie können da Menſchen recht gebildet werden, wo keine freye Natur iſt!

Und in Stædten, dieſs iſt bekannt, ſind die Sitten immer verderbter, als auf dem Lande, und ſind immer verderbter, je gröſser die Stædte ſind. Der Zuſammenfluſs von allen Greueln und Schandthaten ſind gewiſs die Hauptſtædte groſser Lænder d). Wie in ſolchen Stædten, auch der weiſeſte und wachſamſte Lehrer ſeine Schüler von der Welt unbefleckt erhalten und vor ihren Thorheiten und Greueln verwahren will, ſehe ich nicht ein. Kommen ſie in vornehme Geſellſchaften, ſo hören ſie von den Wahrheiten, die ihnen als die wichtigſten vorgeſtellt wurden, oft æuſſerſt leichtſinnig ſprechen, wohl gar darüber ſpotten; beſuchen ſie

---

d) Plus les hommes ſe raſſemblent plus ils ſe corrompent. Les infirmités du corps, ainſi que les vices de l'ame ſont l'infaillible effet de ce concours trop nombreux.

ROUSSEAU.

ſie die Hæuſer des Pöbels, ſo ſehen ſie ſehr oft Beyſpiele der gröſsten Zügelloſigkeit; ſie können durchaus keinem ihrer jungen Freunde ſich næhern, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, von unnatürlichen Sünden angeſteckt zurück zu kommen; und wenn ſie wirklich klöſterlich erzogen würden, ſo kann es doch nicht verhütet werden, daſs nicht bald ein Bedienter, bald ein Gaſſenbube, der Erdbeere oder Kirſchen verkauft, oder ein ausgelerntes Dienſtmædchen, die Unſchuld vergifte.

Und je gröſser die Stædte, deſto kleiner und geringfügiger iſt insgemein die Rolle, die darinne der Lehrer und Erzieher ſpielt. Es giebt da viele Perſonen, die von dem würdigſten Erzieher gerade ſo, wie von dem gemeinſten Manne ſprechen, alle ſeine Schwachheiten bemerken, und zum Gegenſtande ihres Spottes machen. Wo iſt denn das Mittel, zu verhindern, daſs dieſe Urtheile nie zu der Kinder Ohren kommen? Und ſind ſie einmal zu ihren Ohren gekommen — dann iſt alles verlohren. Alle Wirkſamkeit des Lehrers und Erziehers hört auf, ſobald ſeine Schüler und Zöglinge, mit Perſonen, gegen die ſie, ihres Standes wegen, Hochachtung haben müſſen, über ſeine Schwachheiten geſpottet haben.

Zweytens mangelt auch allen Schulen und Erziehungsanſtalten die Gelegenheit zum Reiſen. Und daſs auch dieſs ein nicht gar geringer Mangel ſey, wird mir ein jeder zugeſtehen, der mich verſtehen will. Ich verlange gar nicht, daſs Kinder Frankreich, Italien, Holland, und die Schweiz, oder nur Deutſchland durchreiſen ſollen. Denn durch ſolche Reiſen werden ja oft Erwachſene verderbt, wie vielmehr Kinder! Ich will nur, daſs ſie ohngefæhr 10 Meilen weit von ihrem Inſtitute ſich entfernen, und die, in dieſem Umkreiſe ſich befindende, Naturprodukte, Flüſſe, Berge und Wælder, Stædte, Dörfer; Art den Ackerbau zu treiben, Lebensart der Menſchen und ihre Fabriken ſich bekannt machen ſollen. Ohne dieſe kleinen Reiſen ſehe ich nicht wie es möglich iſt, daſs die Kinder bey der Geographie ſich etwas richtiges denken ſollen. Ihre Ideen , die ſie ſich in ihrer Stadt oder Stædtchen erworben haben, ſind zu einförmig, als daſs daraus wieder andere erzeugt werden könnten, die nur einige Aehnlichkeit mit denen hætten, die durch den Unterricht in der Geographie hervorgebracht werden ſollen. Man erziehe ein Kind in der Stadt X, an dem Bache Y, neben dem Hügel Z, man laſſe es nicht weiter als etwa ein bis zwey Meilen von dieſer Stadt ſich entfernen, und lehre ihm dann Geographie. So bin ich gewiſs, daſs, man mag von Paris oder Conſtantinopel, dem Rhein oder der Tiber, dem Piko oder dem Karpathiſchen Gebürge, ſprechen, ihm immer die Bilder der Stadt X, des Bachs Y, und des Hügels Z, in der Seele ſchweben werden, und daſs es ſich folglich lauter falſche Vorſtellungen von entlegenen Dingen machen wird. Von Provinz, Fürſtenthum, Kreis u. dgl, kann es ſich gar keinen Begriff machen, ſo lange es noch keine Provinz noch Fürſtenthum noch Kreis durchreiſet iſt!

"Wenn ich in meiner Kindheit von Portugall reden hörte — ſagte mir einſt ein Freund, " — ſo dachte ich mir dabey das Erlenwældchen, bey Preuſſen dachte ich an das Buſchholz, bey Ruſsland an das Riet, und bey Pohlen an das Dorf, das ich auf meinen gewöhnlichen Spatziergængen ſahe. Und ſo wieſs ich jedem Reiche und jeder Provinz ihr Plæzchen in der kleinen Peripherie an, die ich überſehen konnte"

Wollte und könnte ſich ein jeder an ſeine jugendlichen Ideen, die er bey der Geographie hatte, erinnern, ſo würde er geſtehen müſſen, daſs ſie nicht viel klüger geweſen ſind.

Noch einen ſehr groſsen Mangel könnte ich rügen, wenn ich nicht beſorgte, die redlichſten Lehrer damit zu betrüben. Sie ſehen ihn, wie die Peſtilenz im Finſtern ſchleichen, und ihre Lieblinge vergiften, ſie vergieſſen darüber wohl væterliche Thrænen, thun dagegen alles, was ſie vermögen, und müſſen doch oft ſehen, daſs ihre Bemühungen fruchtlos ſind. Bey dem reinſten Eifer, die ihnen anvertraueten Kinder zu guten Bürgern und Chriſten zu bilden, müſſen ſie ihre Bemühungen vereitelt, und ihre Pflanzen dahin welken ſehen, ohne ſie retten zu können. Ich will alſo davon ſchweigen und lieber die weiſe Erinnerung befolgen: einem betrübten Herzen mache nicht mehr Leides!

Alle dieſe vorſtehenden Mængel habe ich nun ſo wahr, aber bey weitem nicht ſo ſtark, als ich ſie empfinde, hier vorgetragen. Ich wünſche nichts mehr, als daſs man dieſe Vorſtellung nicht unrecht verſtehen möge. Sie iſt keineswegs deswegen geſchehen, um wirklich rechtſchafne Lehrer und Erzieher zu krænken. Ich betrachte vielmehr jeden Wegweiſer der Jugend, wære es auch der ærmſte Dorfſchulmeiſter, hielte er auch alle meine Aeuſſerungen für Chimæren, oder Ketzereyen, wenn er nur redlich iſt, und nach den Einſichten handelt, die er beſitzt, mit Hochachtung. Im Grunde kann dieſe Vorſtellung auch für keinen wirklich rechtſchaffnen Mann krænkend ſeyn. Sie iſt kein Vorwurf, keine Anklage. Man kann Weisheit, Wiſſenſchaft und Amtstreue beſitzen, und doch manchen Fehler bey ſeinem Amtsgeſchæfte unbemerkt laſſen. Ich glaube auch gern, daſs es viele Lehrer und Erzieher gebe, denen ich bisher gar nichts neues geſagt habe, denen die Hænde aber zu ſehr gebunden ſind, als daſs ſie den Mængeln, die hier gerügt ſind, abhelfen könnten. Sie kommen mir vor, wie

Mængel an einem Hauſe, das 1584 erbauet wurde, und die 1784 entdeckt werden. Um dieſen Mængeln abzuhelfen, iſt keine Reparatur hinlænglich, das alte muſs abgeriſſen, und ein neues aufgeführt werden. Und das alte umzureiſſen erfordert ſchon ſo viele Kraft, daſs vielleicht der ſtærkſte über dem Einreiſſen erlæge, und keine Kraft zum Aufbauen mehr übrig behielte.

Auch glaube ich gewiſs, daſs hier und da Schulanſtalten und Erziehungsanſtalten ſind, bey denen mancher, hier gerügte, Mangel, nicht zu finden iſt, Ich bin zu wenig gereiſt, und habe zu wenig geleſen, als daſs ich über die deutſchen Schulen und Erziehungsanſtalten ein allgemein entſcheidendes Urtheil zu fællen trauete. Nur die Rekanſche Schule habe ich geſehen, und an der Deſſauiſchen Erziehungsanſtalt habe ich ſelbſt gearbeitet, und beyde habe ich ſo vortreflich gefunden, daſs ich aufrichtig geſtehen muſs, wie ich in beyden ſehr vieles gelernt habe, welches ich zu ſeiner Zeit dankbarlich rühmen werde. Es wird mir daher eine wahre Freude ſeyn, wenn man mich überzeugte,

zeugte, daſs hie und da Lehr- und Erziehungsanſtalten ſich beſænden, die von den hier gerügten Mængeln frey wæren.

Nachdem ich dieſe Erklærung gegeben habe, wære es ſehr hæmiſch, wenn man mir die elende Abſicht beymeſſen wollte, als wenn ich irgend eine Lehr- oder Erziehungsanſtalt, die nicht offenbar dumm und albern iſt, hætte niederſchlagen wollen, um mich zu erheben. Ich müſste wenig Kraft fühlen, und wenig Zutrauen zu mir ſelbſt haben, wenn ich keine andere Wege wüſste zu meinen Abſichten zu kommen, als die Verkleinerung der Verdienſte anderer.

Ich habe alles dieſs in keiner andern Abſicht geſagt, als, um Stof zum Denken denen zu geben, die denken können, die Ehre der Pædagogik zu retten, jeden wahren Pædagogen zu weitern Fortſchritten zu ermuntern, und den Schritt zu rechtfertigen, den ich gethan habe. Davon nun bald etwas mehreres folgen ſoll.

Anderer Abschnitt.

Ankündigung einer neuen Erziehungsanſtalt.

Ich pflege ſonſt von den Schritten, die ich thue, niemanden, als Gott und meinem Gewiſſen, Rechenſchaft zu geben. Habe ich deren Beyfall, ſo fühle ich mich ſo ziemlich gegen das Urtheil der Menſchen gewapnet. Itzo muſs ich aber doch eine Ausnahme machen. Ich thue einen, nicht gar gewöhnlichen, Schritt öffentlich; das Gelingen deſſelben hængt groſſentheils von dem Zutrauen des Publicums ab, ich muſs ihn alſo vor demſelben rechtfertigen.

Ein öffentliches Amt, wo man einen ausgebreiteten Wirkungskreis hatte, und tæglich Gelegenheit fand, viel Gutes zu ſtiften, niederlegen, ſeiner Beſoldung entſagen und auf das Land ziehen, ſcheint freylich ſonderbar, und ich bin gar nicht unwillig darüber, wenn dieſer Schritt zu ſonderbaren Erklærungen Anlaſs gegeben hat. Ich hoffe aber, daſs dieſe Erklærungen wegfallen werden, wenn ich ihn ſelbſt erklære. Denn da man zugeſteht, daſs jeder der beſte Erklærer ſeiner Worte ſey, warum will man nicht auch zugeben, daſs jeder, wenn er ſonſt ein ehrlicher Mann iſt, ſeine Handlungen am beſten erklæren könne?

Es ſind wenigſtens funfzehn Jahre, daſs in mir der Gedanke lebendig wurde: die vorzüglichſte Urſache, von dem vielen Jammer und Elend in der Welt, ſey in der fehlerhaften Erziehung der Menſchen zu ſuchen. Wodurch dieſer Gedanke veranlaſst wurde, kann ich mich nicht mehr erinnern. Die erſten Anfænge aller Dinge ſind immer ſo klein, daſs ſie der menſchlichen Aufmerkſamkeit ſich entziehen.

Dieſer Gedanke entwickelte ſich in mir immer mehr, er wurde lebhafter, die Mængel unſerer bisherigen Erziehung wurden mir immer ſichtbarer, und der Wunſch denſelben abzuhelfen, immer ernſtlicher. Und da man ſehr geneigt iſt zu glauben, was man wünſcht, ſo hielt ich es ſchon dazumal, da ich ganz arm, unbekannt, und ohne alle auswærtige Verbindung war, für möglich, etwas dazu beyzutragen, dieſen Fehlern abzuhelfen. Ich weiſs nicht, was aus meinem Plane würde geworden ſeyn, wenn ich ihn dazumal længer verfolgt hætte. Die Vorſehung benahm mir die Muſe ihm længer nachzuhængen, ſie führte mich vom Lande, wo ich dazumal wohnte, in die Stadt, wo mancherley, mir ganz neue, Arbeiten mich eine Zeitlang ziemlich zerſtreueten. Erſt nachdem ich in meinen neuen Arbeiten mehr Fertigkeit erlangt hatte, erwachte er wieder. Die Verfaſſung, in der ſich die Schule befand, die unter meiner Aufſicht war, erweckte ihn. Ich beſſerte daran ſoviel ich konnte, und hatte das Vergnügen zu ſehen, daſs man meine Verbeſſerungen gut fand. Man kann leicht vermuthen, daſs ich Neigung fühlte, meine pædagogiſchen Grundſætze in meine Schule zu verpflanzen, fand aber gar bald, daſs hier der Boden nicht ſey, wo meine Pflanze bekleiben würde. Ich würde mir, ſobald ich mit meinen Meynungen hervorgetreten wære, eine Menge Streitigkeiten zugezogen haben, deren Ausgang eine gænzliche Vereitelung meines Plans und der damit verknüpfte Spott würde geweſen ſeyn. Von dieſer Periode hob ſich meine Leidenszeit an.

Ich war durch die Umſtænde genöthigt, vieles zu thun und gut zu heiſsen und zu loben, was ich, nach meiner Ueberzeugung, nicht vor gut hielt. Das Verlangen meine Ideen auszuführen wurde heftiger, aber die Schwierigkeiten es zu thun, wurden gröſser. Keinen Platz fand ich, ſo weit ich umher ſahe, wo ich nach meinen Neigungen hætte wirken können, keine Unterſtützung konnte ich mir als möglich denken, ich entſchloſs mich alſo, meine Lieblingsneigung, als eine gefæhrliche Feindin meiner Zufriedenheit, zu beſtreiten, und auf dem Poſten, auf den mich Gott geſtellt hatte, ſo vieles Gutes zu thun, als mir möglich wære. Ich bemühte mich, meinen Vorſatz, ſo ſchwer es mir auch wurde, zu befolgen. Da ich aber glaubte, bald dahin zu ſeyn, daſs ich mich eines vollkommnen Siegs über meine Neigung rühmen könnte, ergieng von dem deſſauiſchen Inſtitute ein Ruf an mich zu dem Amte eines Lehrers der chriſtlichen Religion und Mitdirectors des Inſtituts. Dazumal war in Deſſau auch nicht eine Perſon, die ich perſönlich gekannt, oder mit der ich Briefe gewechſelt hætte. Ich war völlig überzeugt, daſs ich dieſen Ruf mit meinem Wiſſen, auch nicht auf die entferntſte Art, veranlaſst hætte. Wer nun ſich in meine Lage ganz hinein denken kann, und Menſchenkenner genug iſt, der kann ſich leicht vorſtellen, daſs dieſer Ruf mit einemmale meine zeither beſtrittene Lieblingsneigung wieder völlig auflebte. Ich entſchloſs mich alsbald, dieſe Anſtalt, von der ich ſo vieles gehört und geleſen hatte, zu beſuchen, in der Hofnung, dort den Platz zu finden, wohin ich meine Ideen verpflanzen könnte. Ich kam und ſahe, und fand da ſoviel Gutes, daſs ich ganz davon eingenommen wurde, fand auch da vieles, wie es nach der damaligen Lage meines Herzens nothwendig ſeyn muſste, welches wirklich nicht da war. Ich verlieſs alſo dieſe vortrefliche Anſtalt, mit dem ziemlich beſtimmten Entſchluſſe, den an mich ergangnen Ruf anzunehmen. Nur war ich zweifelhaft, ob ich Kraft genug haben würde, die Bande der Freundſchaft, der Verwandſchaft, der herzlichen Liebe zu meiner, mir lebenslang unvergeſslichen, Gemeine, die mich an mein Vaterland feſſelten, zu zerreiſſen.

Zu meiner groſsen Verwunderung fand ich aber bey meiner Zurückkunft, daſs ſie die Vorſehung ſchon zerſchnitten hatte. Mein Buch, *über die wirkſamſten Mittel Kindern Religion beyzubringen*, war, ich weis nicht mehr durch wen, als ketzeriſch, als ein Buch, vorgeſtellt worden, das die Grundfeſte der Religion umzuſtürzen ſuche. Es war in kurzer Zeit in den Hænden der ganzen Stadt und der allgemeine Gegenſtand des Stadtgeſpræchs. Die Umſtænde wurden ſo bedenklich, daſs ich mich für öffentlichen Mishandlungen nicht mehr geſichert hielt, und den Ruf nach Deſſau gar nicht anders als einen gnædigen Wink Gottes, nach einer Freyſtatt gegen alle Verfolgungen anſehen konnte. Mein Gewiſſen verband mich alſo mein Amt und Vaterland zu verlaſſen.

Zwar fand ich in der Folge, daſs meine Beſorgniſs ungegründet geweſen war. Nachdem ich verſprochen hatte, den Ruf nach Deſſau anzunehmen, bekam die Sache eine ganz andere Wendung. Ich wurde nicht nur, welches vielleicht in hundert andern Stædten würde geſchehen ſeyn, von niemanden im geringſten gekrænket, ſondern auch jederman beeiferte ſich, meine Unſchuld zu vertheidigen, und mir Beweiſe ſeines Beyfalls und ſeiner Liebe zu geben. Dieſs alles konnte ich aber nicht voraus ſehen, und wir ſind verbunden, nach den gegenwærtigen Bewegungsgründen zu handeln, die vor uns liegen, nicht aber nach denen, die uns das undurchdringliche Dunkel der Zukunft verbirgt.

Dieſe Verbindung mit dem Deſſauiſchen Inſtitute war mir auſſerordentlich wichtig. Jch kam auf einen Platz, wo ſelbſtdenkende Erzieher ſchon ſeit einigen Jahren, mit faſt unumſchrænkter Freyheit, gearbeitet hatten, und noch arbeiteten, und wurde dadurch in den Stand geſetzt, zu beurtheilen, was in der Erziehungskunſt ausführbar oder nicht ausführbar, warum dieſer Plan gelungen, ein anderer geſcheitert, wodurch dieſe Anſtalt ſo weit gekommen, und aus was für Urſachen ſie nicht noch weiter gekommen ſey. Deswegen werde ich mich lebenslang als den Schuldner dieſer vortreflichen Anſtalt betrachten, und'es nie vergeſſen, daſs alles, was ich etwa noch in der Welt zu Stande bringe, würde unterblieben ſeyn, wenn die dirigirenden Glieder dieſer Anſtalt mich nicht zu ſich eingeladen, und mir nicht erlaubt hætten, ihre Arbeiten zu beobachten, und an denſelben Theil zu nehmen.

Je mehr ich aber das Innerſte dieſer Erziehungsanſtalt durchſchauete, deſto mehr wurde ich überzeugt, daſs der Plan, der hier zum Grunde lag, zwar ſehr gut wære, aber gar nicht der, den ich zeither bey mir getragen hatte. Es blieben mir nun vier Wege zu wæhlen übrig, und welchen ich wæhlen ſollte, war ich lange unentſchloſſen. Entweder mich zu bemühen, meine Ideen nach und nach in den vorhandnen Plan einzuſchieben, oder meine Kraft anzuwenden, dieſen Plan umzuſtoſsen, und den meinigen einzuführen, oder das Inſtitut zu verlaſſen, und mir ſelbſt einen Platz zu ſuchen, wo ich meine Ideen realiſiren könnte, oder meinem Plane zu entſagen, und treu nach dem vorhandnen zu arbeiten.

Den erſten Weg fand ich bald ungangbar. Ich ſahe ein, daſs zwey Plane gleich gut ſeyn könnten, und es doch eben ſo unthulich wære, ſie zu vereinigen, als wenn man in einer Maſchine dieRæder aus einer andern, nach einem ganz andern Verhæltniſſe erbaueten, nach und nach einſchieben wollte.

Der andere ſchien mir für alle meine Mitarbeiter beleidigend. Denn es iſt allemal beleidigend, wenn man niederreiſst, was ein anderer, noch lebender, erbauet hat. Und durch ſo viele Beleidigungen, die in dieſem Falle vorkommen muſsten, mir meinen Weg zu bahnen, kann ich nicht.

Den dritten zu wæhlen, war ich zu gewiſſenhaft und zu bedenklich. Zu gewiſſenhaft, weil ich, nach meiner Empfindung, feſt überzeugt war, daſs Gott mich auf den Platz der Deſſauiſchen Erziehungsanſtalt geſtellt habe, und daſs ich nicht rechtſchaffen handelte, wenn ich ihn verlieſse, ohne von ihm einen verſtændlichen Wink nach einem andern erhalten zu haben. Und zu bedenklich, denn ich war keine einzelne Perſon, ſondern ein Hausvater, der bey wichtigen Verænderungen immer weniger raſch zu Werke geht, als ein einzelner Mann.

Es blieb mir alſo nichts übrig, als den letzten Weg zu wæhlen, und ich wæhlte ihn. Da ich aber, gleich bey meinem Anzuge, den Funken zu dem traurigen Baſedow Wolkiſchen Streite hatte glimmen ſehen, und ſtark muthmaſsete, daſs er, über lang oder kurz, in lichte Flammen ausbrechen würde, ſo gieng ich dieſen Weg immer ſo, daſs ich den dritten nicht gænzlich aus den Augen lieſs, ſondern, im Fall der Noth, ſogleich hinüber ſpringen könnte.

Leider traf meine Muthmaſsung ein. Nachdem ich zwey Jahre lang alle meine Kraft, die ich von meinen Arbeiten entübrigen konnte, angewendet hatte, dieſen traurigen Streit zu unterdrücken, wenigſtens zu verhindern, daſs er nicht ins Publikum kæme (eben deswegen, weil ich das gethan habe, darf es mir nicht vor übel genommen werden, daſs ich nun, da es *demohnerachtet* in das Publikum gekommen iſt, *im Vorbeygehen* davon rede) brach er doch aus. Und ich bin nun einmal ſo gebauet, daſs ich den Streit ſo wenig aushalten kann, als andere die Zugluft. Iſt es denn etwa ſo unrecht, wenn die Letztern ſich nach einem

Platze umſehen, wo keine Zugluft iſt? Ich hatte überdieſs noch viele, gewiſs nicht ungegründete Beſorgniſſe. Beyde Partheyen forderten mich zu verſchiedenenmalen, als Zeugen ihrer Unſchuld auf. Und allemal wallte mein Blut, ſo oft ich aufgefordert wurde. Es war mir höchſt wahrſcheinlich, daſs einmal die unſelige Minute kommen werde, da die Leidenſchaft mich fortriſs, meinen Vorſætzen untreu zu werden, und öffentlich mein freymüthiges Urtheil von der ganzen Sache, deren geheimſter Mitwiſſer ich ſeit zwey Jahren geweſen war, zu ſagen, und mich ſo in den Streit zu verwickeln. Es war auch nicht ganz unwahrſcheinlich, daſs der traurige Streit das ganze Inſtitut zerrütten und umſtoſſen würde.

Unter dieſen Umſtænden, davon ich nur einen flüchtigen Schattenriſs gemacht habe, war es mir wohl nicht zu verdenken, wenn ich mit einem Fuſse in den dritten Weg wieder trat.

Ich arbeitete meinen Plan aus, ſahe mich um nach einem Platze, wo ich ihn ausführen könnte, und da ich bald überzeugt wurde, daſs das Herzogthum Gotha der Platz ſey, wo alles

les Gute vorzüglich unterſtützt und befördert werde, ſo wæhlte ich ihn, und erbat mir von dem Durchlauchtigſten Herzoge einige, zu meiner Abſicht nöthige, Freyheiten und eine anfængliche Unterſtützung. Mein Plan hatte das Glück, den Beyfall des Durchlauchtigſten Herzogs zu erhalten, und ſowohl die erbetne Freyheiten, als die anfængliche Unterſtützung, wurde mir gnædigſt zugeſtanden.

Dieſe Gnade, die meine Erwartung beynahe übertraf, und an die ich Lebenslang mit der dankbarſten Empfindung mich erinnern werde, ſetzte mich nun in den Stand, das möglich zu machen, wozu meine eignen eingeſchrænkten Kræfte zeither nicht hinlænglich waren.

So wurde mein Entſchluſs beſtimmt, den Plan, den ich ſo lange bey mir herumgetragen, und der mir ſo manchen trüben Tag, und ſo manche ſchlafloſe Nacht gemacht hatte, auszuführen, und aufzuhören nach anderer Planen zu arbeiten.

Dieſe kurze Entſtehungsgeſchichte meiner Erziehungsanſtalt hielt ich für nöthig voraus zu ſchicken, theils um das beſtændige Nachfragen nach den eigentlichen Urſachen meiner Trennung von der Deſſauiſchen Erziehungsanſtalt einmal zu endigen, theils, um meine auswærtigen Freunde zu überzeugen, daſs ich jeden Schritt, auf der Bahn, auf die ich durch Gott bin geleitet worden, mit Ueberlegung, nach meinen beſten Einſichten, gethan habe, theils, weil ich glaubte, daſs dieſes Fragment meiner Lebensgeſchichte etwas dazu beytragen könnte, bey dieſem und jenem, den Glauben an die allezeit weiſe und gute Vorſehung Gottes zu beſtærken.

Denn das Zuſammentreffen einer ſo heftigen Neigung mit Umſtænden, die ich gar nicht veranlaſste, und die ihr doch ſo günſtig waren, giebt doch vielen Stoff zum Nachdenken. Bey mir hat es nicht blos Nachdenken, ſondern Ueberzeugung, gewirkt.

Eben deswegen halte ich mich für verbunden, den weitern Erfolg der Sache zu erzæhlen. Mein Amt erlaubte mir nicht, ſo lange im Herzogthume Gotha umher zu reiſen, bis ich den Platz gefunden hætte, der zu meinen

nen Abſichten der ſchicklichſte wære. Ich übertrug das ganze Geſchæfte einem Freunde, von deſſen Einſichten und Rechtſchaffenheit ich hinlænglich überzeugt war, und gab ihm die Merkmahle an, die mein künftiger Wohnſitz haben müſste. Weiter konnte ich nichts thun. Und die Wahl deſſelben fiel auf das Landguth Schnepfenthal. Er erkaufte es in meinem Namen, ich genehmigte den Kauf, reiſte ab um es zu beziehen, ohne es jemals geſehen zu haben. Wie ſehr wurde ich aber gerührt, da ich bey dem Anzuge, faſt in allen Stücken, meine Erwartung übertroffen fand! Und wenn ich die Freyheit gehabt hætte, ganz Deutſchland zu durchreiſen, und mir den Platz zu wæhlen, der mir am beſten gefiele, ſo zweifle ich, ob ich einen ſchicklichern, als Schnepfenthal, hætte finden können. Es liegt nicht ſo nahe bey der Stadt, daſs ich zu beſorgen hætte, daſs etwa dieſelbe zu ſtarken Einfluſs auf meine Anſtalt haben möchte, aber es iſt auch nicht ſo weit davon entfernet, daſs ich nicht öftern Umgang mit den rechtſchaffenſten, aufgeklærteſten und cultivirteſten, Perſonen haben könnte. Es iſt nahe he genug bey einem Dorfe, um alle erſten Bedürfniſſe des menſchlichen Lebens im Ueberfluſſe zu haben, und fern genug von demſelben, um Vertraulichkeit meiner Zöglinge mit den Kindern der Landleute zu verhüten. Die Gegend iſt ſo ſchön, daſs ſie gewiſs mit vielen Schweizeriſchen wetteiſern kann, Berg und Thal, Wald und Wieſen und Teiche, ſind da in der mannichfaltigſten Abwechſelung. Ich kann in derſelben nie wandeln, ohne zur Fröhlichkeit und Thætigkeit geſtimmt zurück zu kommen, und ſchwerlich wird ein Fremder ſie beſuchen, ohne durch ſie bezaubert zu ſeyn. Die Natur zu ſtudieren ſind gewiſs wenige Plætze geſchickter als Schnepfenthal. Aber die Kunſt kennen zu lernen iſt hier auch gute Gelegenheit. Zwar nicht die Kunſt im engſten Verſtande, aber doch die, die nützt. Die Stædtchen Waltershauſen und Friedrichroda, davon jedes eine halbe Stunde von meinem Gute entfernt liegt, enthalten manchen Gelehrten, Handwerker und Künſtler, von denen man lernen kann, unter welchen ich ſchon verſchiedene entdeckt habe, die in den Bergbau, die

Chymie, die Mechanik, die Geometrie, die Baukunſt, gute Einſichten haben. Luft und Waſſer ſind bey mir vorzüglich geſund.

Die einzige Unvollkommenheit, die ich bey meinem Anzuge antraf, war, daſs mein Haus für meine Abſichten zu klein war. Zwar war es ziemlich, zu einem Wohnſitze der Ruhe für mich und meine Familie, geræumig genug, aber bey weitem nicht, um eine Erziehungsanſtalt zu errichten. Ich entſchloſs mich alſo ein neues groſses Gebæude zu errichten, das, wenn Gott nicht ganz unvorhergeſehene Hinderniſſe dazwiſchen treten læſst, im Anfange des Frühlings 1785 ganz fertig ſeyn wird. Um die Unglaubigen zu überzeugen, habe ich es zu Anfange des Buchs in Kupfer ſtechen laſſen und füge hier den Grundriſs von den beyden obern Etagen bey:

Das Sous terrain enthælt Behæltniſſe der Nahrungsmittel, Küche und Zimmer zu ökonomiſchen Verrichtungen, nebſt Wohnungen für das Geſinde.

a) b) Ar-

a) *b*) Arbeitszimmer der Zöglinge. Die zwiſchen *a*) und *b*) befindliche Wand, iſt nach beſſerer Ueberlegung hier weggenommen, und durch das Zimmer *i*) gezogen worden.

c) Naturalienkabinet.

d) Speiſezimmer.

e) *f*) *g*) *h*) Familienzimmer.

i) Wohnung des Directors.

k) Bibliothek.

l) Schlafzimmer der Zöglinge.

m) *n*) *o*) *p*) *q*) *r*) *s*) Wohnungen der Lehrer und Zöglinge.

t) Betſaal,

Auch bey dieſem Baue habe ich groſse Urſache die göttliche Vorſehung zu preiſsen. Obgleich mein Gut ziemlich weitlæufig iſt, ſo fand ich doch auf demſelben den Platz nicht, der mir zur Errichtung eines Gebæudes recht gefallen hætte. Hier vermiſste ich die Gelegenheit gute Keller anzubringen, dort die Ausſicht, und an einem dritten Orte war ich genöthigt, das tragbarſte Land zu verbauen.

Voll Kummer deswegen durchwandelte ich einigemal meine Gegend, kam einmal auf eine Anhöhe, von der ich mein ganzes Gut, und einen groſsen Theil der umliegenden Gegend überſehen konnte. Mein Gefühl ſagte mir, daſs dieſs der Ort ſey, der ſich für mein Gebæude am beſten ſchickte. Ich theilte meine Gedanken meinen bauverſtændigen Freunden mit und erhielt ihren Beyfall. Nach Ueberwindung einiger Schwierigkeiten überlieſen mir die Eigenthümer dieſen Platz gegen billige Bezahlung.

Durch dieſen Einfall wurde ich nicht nur in den Stand geſetzt, meinem Gebæude die beſten Keller, ſondern auch die herrlichſte Ausſicht zu verſchaffen. Sehe ich aus der vordern Fronte, ſo liegt da der gröſste Theil des, zu meinem Gute gehörigen, Feldes, dann eine Wieſen- und Ackerreiche Ebene, am Ende derſelben die Stadt Gotha; Sehe ich durch die gegenüberſtehende Fronte, ſo liegt da eine wirklich romantiſche Gegend, ein Thal, wo Wieſen und Bæche und Teiche mit einander abwechſeln, zu beyden Seiten, hohe mit Tannen und Fichten bewachſene Berge, die Ausſicht begrænzt eine Kette waldiger Gebürge, an deren Fuſse das berühmte herzogliche Luſtſchloſs Reinhardsbrunn hervorlauſcht. Sehe ich zur

Rechten, ſo erblicke ich meinen Garten, Wald und Teich, und alle ökonomiſche Gebæude; ſehe ich zur Linken, ſo zeigt ſich das anmuthige Stædtchen Waltershauſen.

Die vorzüglichſte Schwierigkeit, die mir bey der Wahl dieſes Platzes aufſtieſs, war der Mangel des Waſſers. Ich theilte meine Beſorgniſs meinen Freunden mit, ſie durchſtrichen die Gegend, und kamen bald mit der Nachricht zurück, daſs ſie eine ganz vortrefliche Quelle entdeckt hætten. Die Probe, die ſie von der Quelle mir mitbrachten, verſicherte mich von der Wichtigkeit ihrer Entdeckung. Noch mehr wurde ich aber davon überzeuget, da ich ſie ſelbſt beſahe, und durch einen verſtændigen Freund die ganze Gegend abwægen lieſs. Denn da fand es ſich, daſs ſie nicht nur, durch eine Röhrenleitung, die nun auch zu Stande iſt, auf meine Anhöhe bequem gebracht, ſondern daſs ſie auch ſehr gut zu Anlegung von Fontainen, Baſſins, und Erreichung vieler ökonomiſchen Abſichten, gebraucht werden könnte.

Wir unterſuchten den Boden, der um den, für mein Gebæude beſtimmten, Platz lag, und fanden ſanden da die vortreflichſten Steinbrüche e), ſelbſt der Grund, den ich für mein Gebæude aufgraben lieſs, lieferte eine Menge Steine. Der nahe Wald bot uns Bauholz, die, eben ſo nahen, Ziegelhütten Ziegeln und Kalk, die vorbey rieſelnden Bæche Waſſerſand, die benachbarten Schneidemühlen und Eiſenwerke, Bohlen, Breter, Nægel und Oefen an. Auf dieſe Art wurde ich in den Stand geſetzt, ein ſchönes Gebæude aufzuführen mit weit geringern Koſten, als an einem andern Orte würden nöthig geweſen ſeyn.

Auch freuete es mich nicht wenig, da ich mich mit den umherwohnenden Landleuten bekannt machte, und von ihnen erfuhr, daſs ein groſser Theil von ihnen Fuhrleute wæren, die beſtændig nach den berühmteſten Handelsſtædten Deutſchlands reiſsen, daſs ich alſo durch

dieſes

---

e) Der eine Steinbruch, den ich öfnen lieſs, lieferte ſogar Marmor, und ſetzte mich in den Stand, wenigſtens einen Theil des neuen Gebæudes von Marmor aufzuführen.

dieſes Mittel mich mit den gröſsten Handelsſtædten in Verbindung erhalten könnte.

Dieſs iſt die Entſtehungsart, und die æuſſerliche Lage meiner Erziehungsanſtalt.

Wenn ich von der innern Verfaſſung derſelben reden will, ſo iſt wohl vorzüglich nöthig, daſs ich zeige, ob, und wie, ich den Mængeln abhelfen kann, die ich an andern getadelt habe. Denn Fehler bemerken iſt leicht, aber ſchwer iſt es ihnen abzuhelfen. Ich will mit aller möglichen Wahrheitsliebe davon reden, und mir, da ich dieſs ſchreibe, es zum unverbrüchlichen Geſetze machen, daſs ich nichts mehr verſprechen will, als ich zu halten mir getraue, und daſs ich mir nicht alles zutrauen will, was mir bisweilen der Enthuſiasmus als möglich vorſtellt, ſondern nur das, was entweder bereits geſchehen iſt, oder was ich mir bey kaltem Blute als möglich denken kann.

Für den Körper meiner Zöglinge werde ich ſo ſorgen, daſs er Geſundheit, Kraft, Feſtigkeit und Geſchicklichkeit bekommt, ſtets eingedenk meines Grundſatzes, daſs es ſchwer ſey, daſs eine glückliche und ſtarke Seele in einem ſchwæchlichen Körper wohnen und wirken könne.

Was die Geſundheit meiner Zöglinge betrift, ſo verbürge ich mich keinesweges dafür, daſs keiner je krank werden oder ſterben ſollte. Es giebt gewiſſe Krankheiten, die dem Menſchen ſo nothwendig ſind, als den Raupen die Abſtreiſung ihres Balges. Die menſchliche Natur muſs ſich durchaus bisweilen Kanæle öfnen, durch die ſie ihre Unreinigkeiten abführt, die Oeſnung iſt faſt immer mit Unbequemlichkeiten und Schmerzen verknüpft, ſo daſs man ſie Krankheit nennt. Krankheiten dieſer Art zu verhindern, hieſe den Stollen dæmmen, durch den das Waſſer abflieſst, das den Bergmann in ſeinen Arbeiten hindert. Und für den Tod gut zu ſagen, klænge zwar ſehr ſchön, im Grunde wære es doch aber unbeſonnen, Ich kann ja nicht dafür gut ſeyn, daſs ich ſelbſt morgen noch lebe, wie iſt es mir dann möglich, für das Leben anderer gut zu ſagen?

Demohnerachtet weiſs ich es gewiſs, daſs ſich meine Anſtalt vorzüglich von andern durch die Geſundheit der Zöglinge unterſcheiden wird.

Die Lebensmittel, die ſie genieſsen, ſind die geſundeſten und einfachſten. Ich bin nicht ſo ſtrenge, daſs ich meine Zöglinge auf Spartaniſch erziehen, und zur rauheſten Koſt, wohl gar zur Ertragung des Hungers zwingen wollte. Denn ich will nicht Spartaner ſondern Deutſche erziehen, die unter Deutſchen leben, handeln, und ſich unter ihnen wohl befinden ſollen. Aber für allen Leckereyen und ungeſunden Speiſen will ich ſie ſorgfæltig verwahren. Die mit Butter getrænkten Kuchen, die mit Potaſche aufgetriebenen, ſchwammichten, Semmeln, die Produkte des Conditors, ſollen ihre gewöhnliche Koſt nicht ſeyn. Und dieſes zu bewerkſtelligen habe ich ein ſehr wirkſames Mittel in den Hænden, das iſt dieſes, daſs von allen dieſen Sachen in unſerm Schnepfenthale nichts zu haben iſt. Aber für reichliche und geſunde Koſt ſoll hinlænglich geſorgt ſeyn. Die reine Milch und Butter, die unſere Kühe liefern, die Erd- und Heidelbeere, mit denen der Thüringer Wald beſæet iſt, die Kirſchen, Pflaumen, Aepfel und

Birnen, die uns unſere Bæume anbieten, ſind wohl hinlænglich, ihnen ein geſundes und ſchmackhaftes Frühſtück zu verſchaffen. Zur Mittags- und Abendkoſt liefern die Aecker und die Mühle meines Guts, und die Stælle, Brod und Butter und Kæſe genug, geſundes Fleiſch iſt aus dem benachbarten Stædtchen Waltershauſen, Wild, aus dem groſsen Thüringer Walde, und Fiſche aus den umherliegenden Teichen im Ueberfluſſe zu haben. Denn es iſt nicht nur im Ueberfluſſe da, ſondern es ſind auch nicht ſo viele Rivale zu jeden Rehrücken, Haſen, Karpen, Forelle und Hecht, die feil geboten werden, wie in groſsen Stædten da. Und da ich einen ziemlich groſsen Strich Landes habe, den ich bald zu einen Küchengarten umzuſchaffen gedenke, ſo wird es auch hoffentlich nicht an Gemüſse fehlen. Uerdieſs werde ich darauf ſehen, daſs nie in kupfernen Geſchirren gekocht wird, und ſo die Speiſen vergiftet werden.

Wer nur die Anfangsgründe von der Erhaltung der menſchlichen Geſundheit erlernt hat, wird wohl einſehen, daſs die Geſundheit meiner Zöglinge ſchon ſo ziemlich geſichert

iſt,

iſt, wenn ich dieſs alles leiſte. Und das alles zu leiſten, iſt für mich gar nicht ſchwer, weil alles ſchon da iſt, und durch viele künſtliche Maſchinen nicht beygeſchaft werden darf.

Die Luft, die ſie einathmen, muſs ſtets geſund ſeyn. Sie iſt geſund, ſo wie ſie uns vom Thüringer Walde zuwehet. Meinen Zöglingen ſtets geſunde Luft zu verſchaffen, bedarf es alſo gar keiner Maſchinen um ſie hervorzubringen, ſondern einige Vorſicht, daſs die bereits vorhandene Luft nicht vergiftet werde. Deswegen erlaube ich es nicht, daſs ſie im geheizten Zimmer ſchlafen, noch viel weniger, daſs ſie die Thüre deſſelben öfnen, um den Dünſten, zu ihrem Schlafgemache Zutritt zu verſchaffen. Deswegen dulde ich nie Feuchtigkeit im Wohn- oder Schlafzimmer. Zwar nöthigen mich andere, leicht zu errathende Gründe, zwölf Zöglinge mit ihrem Aufſeher in einem Zimmer zuſammen ſchlafen zu laſſen; aber ich werde durch Oefnung der Fenſter am Tage, und durch Ableitung der Luft, bey Nacht, hinlænglich dafür ſorgen, daſs dieſes Zuſammenſchlafen vieler Menſchen in einem

Zimmer für ihre Geſundheit nicht die geringſte nachtheilige Folge haben darf.

Ferner hoffe ich vielen Krankheiten durch die Lebensart, die wir führen, vorzubeugen. Nur einen Theil unſerer Zeit bringen wir ſizzend zu, den andern in Bewegung. Auſſerdem, daſs wir unſere Spielſtunden haben, haben wir noch eine Menge Geſchæfte zu beſorgen, die nicht anders als in freyer Luft geſchehen können. Es hat jeder von uns ein Gærtchen, das doch nothwendig bearbeitet werden muſs, wenn wir daran unſere Luſt ſehen und Vortheil davon haben wollen. Wir haben unſere Teiche, davon der eine etwas entlegen iſt; nach dieſen muſs doch immer geſehen werden, wenn unſere Karpfen und Forellen nicht einmal durchgehen ſollen. Es giebt auch da und dort etwas Merkwürdiges, oft viele Meilen weit, darnach wir reiſen müſſen, wenn wir es betrachten wollen. Wir legen uns ferner, wie ich hernach zeigen werde, unſere Apotheke und unſer Naturalienkabinet an, wozu wir weit und breit die Materialien zuſammen ſuchen müſſen. Wir können bey dergleichen Unternehmunnehmungen unmöglich viel auf die Witterung Rückſicht nehmen, ſondern müſſen ſie annehmen, wie der liebe Gott ſie eben beſcheret. Sollten wir auch bisweilen beregnet oder beſchneiet werden, ſo tröſten wir einander damit, daſs wir mit jedem Schritte der Abſicht næher kommen, in der wir ausgegangen ſind, und unſer Körper, durch Ertragung der Beſchwerlichkeiten, mehr Feſtigkeit bekomme.

Wie wichtig dieſe Lebensart für die Erhaltung der menſchlichen Geſundheit ſey, begreift jeder, der ſich nur einigermaſsen über die, auf Geſundheit ſich beziehende, Vorurtheile hinweg geſetzt hat. Unſere Atmoſphære iſt für uns dieſs, was für den Karpfen das Waſſer iſt. Die mannichfaltigen Revolutionen, die ſich in derſelben zutragen, können uns ſo wenig nachtheilig ſeyn, als dem Karpfen die Verænderungen, die Hitze und Froſt, Regen und Donner bisweilen in ſeinem Waſſer verurſachen. Nur dann werden ſie uns nachtheilig, wann wir durch allerley Künſteleyen es zu verhindern ſuchen, daſs ſie nicht auf uns wirken. Dieſe Menge von Künſteleyen, durch welche man die

Einflüſſe der Atmoſphære von ſich zu entfernen ſucht, iſt die wahre Urſache von einer Menge Leiden. Denn dieſe Einflüſſe auf immer von ſich zu entfernen, iſt unmöglich. Wenn man auch gegen Feuersbrünſte, Ueberſchwemmungen und dergleichen unglückliche Fælle, die uns aus dem Sopha und dem geheizten Zimmer in die freye Luft ſprengen, ſich einen Freybrief löſen könnte: ſo tritt doch bey jedem oft der Fall ein, daſs er reiſen, daſs er ſeiner Berufsarbeit wegen, bey unfreundlicher Witterung, ausgehen muſs, daſs er auf einem Spatziergange von einem Platzregen übereilt wird. Und dann wehe ihm, wenn ſein Körper nicht gewöhnt iſt, dergleichen Ungemach zu tragen. Gleich der im Miſtbeete erzognen Balſamine, wenn durch Nachlæſſigkeit des Gærtners, bey einem eintretenden Nordwinde das Fenſter zu verſchlieſsen vergeſſen worden iſt, wird er dahin welken. Meine Zöglinge, die ich *nach und nach* zu meiner Lebensart gewöhnt habe, mag immer ein Platzregen treffen, der Kleid und Hemde durchweicht. Ich werde dabey ſo wenig Beſorgniſs haben, als bey dem Untertauchen meiner Enten. Wie traurig würde es aber um andere, an die Stubenluft gewöhnte, ausſehen, wenn gleiches Schickſal ſie betræfe! Wie oft ſind bey ſolchen Menſchen ein früher Tod und ein ſiecher Körper die Folgen ſolcher Schickſale.

Ich könnte dieſs mit einer Menge Exempeln belegen, die ich ſelbſt erlebt habe. Ich habe z. E. zwey Freunde gekannt, die eine ganz entgegengeſetzte Lebensart hatten, und in Anſehung ihrer Meynung von der Geſundheitspflege gænzlich voneinander verſchieden waren. Der eine ſetzte ſeine Füſse, ſo wie ſeinen ganzen Körper, jeder Art von Witterung aus; der andere ſuchte ſeine Füſse in beſtændiger Tranſpiration zu erhalten. Jeder machte dem andern wegen ſeiner Geſundheitspflege freundſchaftliche Vorwürfe; jeder ſagte dem andern warnend: Denken ſie an mich, ſie werden noch einmal für ihren Irrthum büſſen müſſen. Beyde giengen einmal, an einem kalten Winterabende mit einer Geſellſchaft nach Hauſe. Jener in leichten wollenen Strümpfen, dieſer in gefütterten Schuhen und dicht gewalkten Strümpfen, beyde kamen auf das Eis, es brach, und ſie fielen bis an die Kniee in das eiskalte Waſſer. Jener lachte, gieng nach Hauſe, legte ſich zu Bette, ſchlief ruhig, und gieng den folgenden Tag munter an ſeine Geſchæfte; dieſer wimmerte, ſchlich voller Beſorgniſs fort, und bekam in allen Gliedern ſolche ſchmerzhafte Zufælle, daſs er einige Wochen das Zimmer hüten muſste.

Ein anderer ſehr vernünftiger und rechtſchafner Mann hatte doch das Vorurtheil, daſs die Wærme die beſte Verpflegung für den Körper wære. Er hütete ſich deswegen für aller Erkæltung, bedeckte alle Theile ſeines Körpers mit ſorgfæltig gefütterten Kleidungsſtücken, ſchlief in heiſsen Federbetten, im geheizten Zimmer, und — ſein ganzes Leben war eine Leidensgeſchichte, die durch einen frühzeitigen Tod, der ihn ſeiner Familie und ſeinen Freunden entriſs, geendigt wurde. Sein Sohn, der durchaus ſeine Natur, ſeine Neigungen, ſeine Schwachheiten, ſeinen Hang zu gewiſſen Schmerzen hatte, ſahe den leidenden Vater, mit zærtlicher Theilnehmung. Jeder ſeiner

Seufzer durchbohrte ſein Herz. Er kam früh zu der Einſicht, daſs ſeines Vaters Vorurtheil die Quelle ſeiner Leiden ſey, und entſchloſs ſich, das Gegentheil von allem zu thun, was dieſer, in Anſehung ſeiner Geſundheit, that. Sahe er dieſen den Kopf verwahren, ſo tauchte er den ſeinigen in kalt Waſſer, legte ſich dieſer in heiſse Federbetten, ſo legte ſich dieſer auf die Stühle, u. ſ. w. Er duldete deswegen öftere Vorwürfe, und glaubte, es ſey ihm Pflicht, dem Vater, den er ſonſt von ganzen Herzen liebte und ehrte, in dieſem Falle ungehorſam zu ſeyn. Das frühe Ableben des Vaters erfolgte, der Sohn hætte für Jammer zerflieſſen mögen, aber ſein Jammer konnte den Vater nicht retten, ob er ſich gleich geneigt fühlte, das Leben deſſen, dem er ſein Daſeyn zu verdanken hatte, mit ſeinem eignen Leben zu erkaufen. Halb ohnmæchtig begleitete er ihn zu ſeiner Gruft, und ſahe ihn verſenken. Aber dieſe ſchreckliche Scene, das Verſenken eines guten Vaters ins Grab, in der Blüthe ſeiner Jahre, wirkte ſo ſtark auf ihn, daſs er bey dieſes Vaters Grabe ſchwur, Lebenslang

lang ſeinen eignen Grundſætzen treu zu bleiben, und ſeinen Körper zu gewöhnen, alle Arten von Witterung auszuhalten. Er blieb ſeinem Vorſatze treu, und nachdem er ſchon lange die Jahre erreicht hatte, zu welchen ſein Vater, unter unzæhlbaren Schmerzen und Seufzern, kam, hatte er nie einen Schmerz von einiger Erheblichkeit gehabt, war nie durch Krankheit an Verrichtung ſeiner Berufsgeſchæfte verhindert worden.

Dieſe und hundert andere Erfahrungen haben es mir zur unleugbaren Wahrheit gemacht, daſs das ſicherſte Mittel, Kinder geſund zu erhalten, dieſes ſey, daſs man ſie gewöhne alle Arten von Witterung auszuhalten, und Næſſe und Kælte zu vertragen.

Sollte bey dieſer kühnen Behauptung manches zærtliche Mutterherz zittern: ſo verſichere ich, daſs ich einen groſsen Unterſchied mache, unter Kindern, die von ihrer Geburtsſtunde an zu ſolch einer Lebensart gewöhnt, und unter andern, die zærtlicher erzogen wurden; daſs ich ſelbſt überzeugt ſey, daſs man ein zærtlich erzognes Kind tödten würde, wenn man es, ohne alle Vorſicht, der rauheſten Witterung ausſetzen wollte; daſs ich aber eben ſo feſt glaube, daſs das ſicherſte Mittel, ein ſchwæchliches Kind ſtark und feſt zu machen, dieſes ſey, daſs man es zu dieſer Lebensart *mit der nöthigen Klugheit nach und nach* gewöhne.

Dieſs iſt nicht Speculation, es iſt Erfahrung. Ich habe einige feſte Jünglinge im Deſſauiſchen Erziehungsinſtitute gekannt, die als Zærtlinge dahin kamen, aber durch weiſe Gewöhnung zur Ertragung des Ungemachs der Witterung nach und nach ſo weit gebracht wurden, daſs ſie das wurden, was ſie waren.

Da nun aber demohnerachtet Krankheiten bey Kindern bisweilen unvermeidlich ſind, ſo habe ich eine Menge Mittel in Bereitſchaft, ſie zu heben. Ich habe eine Univerſalmedicin, die ſowohl innerlich als æuſſerlich, mit dem glücklichſten Erfolge gebraucht werden kann. Sie iſt gut gegen Kopf- und Zahnſchmerz, Brauſen vor den Ohren, Schærfe im Blute, Herzklopfen, verhindert die Schlafſucht, befördert die Verdauung, heilet die Verwundungen, und ſtærkt die Nerven.

Es iſt eine ſehr reine und friſche Quelle, die ich habe faſſen, und durch eine Röhrenfahrt in mein neues Haus leiten laſſen. Denn daſs der vernünftige Gebrauch des friſchen Quellwaſſers eine Menge körperliche Leiden nicht nur verhüten ſondern auch heben könne, iſt durch eine Menge Erfahrungen erwieſen.

Hiernæchſt giebt es mancherley höchſt einfache Mittel in der Natur, durch deren Gebrauch viele ſehr gewöhnliche Schmerzen und Krankheiten können gehoben werden. Dieſe ſuchen wir uns bekannt zu machen, und bereiten uns damit eine Apotheke, die etwa einige Cubikſchuh betragen wird. Daſs dieſe Apotheke hinlænglich ſey, unſerm Körper, in den mehreſten Fællen zu helfen, glaube ich. Denn von Gottes Güte iſt es zu erwarten, daſs er die Mittel, unſerm wahren Elende abzuhelfen, ſehr nahe bey uns gelegt habe, ſo nahe, daſs ſie jeder, deſſen Verſtand zur Beobachtung gewöhnt iſt, leichtlich finden kann. Wenn meine Zöglinge einen Brief an ihre lieben Eltern ſchreiben wollen, und ich die, hierzu nöthigen Mittel, weit und breit umher ſtreuen, das Papier in den Wald, die Feder auf den berühmten Inſelsberg, das Siegellack in den Keller, das Petſchaft und das Dintenfaſs in einen Teich verſenken, das Stræufaſs vergraben, und das Licht in den Kamin ſetzen wollte, würde nicht jedermann ſagen, ich handelte unweislich? Wie kann man denn von dem Allweiſen glauben, daſs er die Mittel, unſere verlohrne Ausdünſtung wieder zu erlangen, geſchwæchte Nerven zu ſtærken, ſo weit zerſtreuet habe, daſs wir das eine in Schweden, das andere in Perſien, das dritte in Peru, das vierte am Senegal ſuchen, und das fünfte durch eine Menge Maſchinen 100 Lachtern tief hervorarbeiten müſſen! Auslændiſche Mittel, innlændiſche Kranke geſund zu machen, können nur gebraucht werden: *ſo lange keine beſſere Innlændiſche entdeckt worden ſind.* —

Meine Ueberzeugung von der Wirkſamkeit dieſer Mittel, die Geſundheit zu erhalten, iſt aber um ſo viel ſtærker, da ich durch eigene vieljæhrige Erfahrung darinne beſtærkt worden

den bin. Nicht nur meine eigne Familie, ſonſondern auch die Perſonen, die von Zeit zu Zeit in meinem Hauſe gewohnt haben, haben, wenn ſie meinen Rath befolgten, eine dauerhafte Geſundheit genoſſen. Und das ganze Geheimniſs, wodurch ich ſie erhielt, iſt doch kein anderes, als Gewöhnung des Körpers, die Abwechſelungen der Witterung zu ertragen, Erhaltung geſunder Luſt in den Wohnzimmern, und Gebrauch der einfachſten Heilungsmittel, die zunæchſt um uns liegen.

Bey alle dem ehre ich den wirklichen Arzt, als eine der wichtigſten Perſonen im Staate, und bediene mich ſeines Raths in Fællen, wo ich mir nicht ſelbſt zu helfen weis. Ich werde dieſs auch künftig thun.

Da auch der Fall möglich iſt, daſs ich Zöglinge bekomme, die die Kinderpocken noch nicht überſtanden haben: ſo will ich bey dieſer Gelegenheit auch erklæren, wie ich es mit denſelben zu halten gedenke. Die Gründe für und gegen die Einimpfung ſind ſo mannichfaltig, daſs es mir nicht möglich iſt, mich mit hinlænglicher Beruhigung für oder gegen dieſelbe zu erklæren. Es iſt aber ein Mittelweg zwiſchen der Einimpfung und Nichteinimpfung, welcher dieſer iſt, daſs man, ſo oft gutartige Pocken im Orte ſind, den Körper der Kinder durch abführende Mittel reinigt, ſie alsdenn in Stuben führt, wo Pockenkinder liegen, und ſie von ihnen betaſten læſst. Dieſs ſcheint mir der natürlichſte Weg zu ſeyn. Denn iſt die Natur zum Pocken geneigt, ſo bekommt ſie ſie gewiſs, iſt dieſs aber nicht, ſo hat man auch nicht zu beſorgen, daſs man der Natur eine Excretion abkünſtele, die ihr kein Bedürfniſs iſt, und ſie auf dieſe Art ſchwæche. Wegen dieſer Gründe bin ich entſchloſſen, mit den Kindern, die man mir anvertrauet, dieſen Weg zu gehen, wenn nicht die Eltern das Gegentheil verlangen. In dieſem Falle gehe ich, auf ihre Verantwortung, den Weg, den ſie ſelbſt vorſchreiben.

Ich werde aber nicht nur darauf ſehen, daſs meine Zöglinge, ſo lange ſie bey mir ſind, geſund bleiben, ſondern ich werde auch dafür ſorgen, daſs ſie lernen ihre Geſundheit für die Zukunft erhalten. Deswegen werde ich nicht nur, ſo oft von einer Krankheit geſprochen wird, ſie fragen und fragen laſſen: wodurch man ſich dieſe Krankheit zuziehe? wie man ſie heben könne? (daſs mir dieſs bey allen Krankheiten, z. E. dem Podagra, dem Krebs u. dgl. nicht möglich iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Wie ſehr demüthigend iſt es aber für uns, daſs wir noch nicht einmal recht ſicher wiſſen, woher ſolcher ſchrecklicher Jammer, der die Lebensfreuden ſo ganz zerknickt, entſtehe? und noch kein zuverlæſſiges Mittel dagegen angeben können!) ſondern ich werde auch, bey jeder Unpæſslichkeit, die einen, oder den andern befællt, ihn auf die Urſache ihrer Entſtehung aufmerkſam machen, und ihn belehren, wie ſie zu heben ſey.

Auf dieſe Art glaube ich den Zöglingen, die mein Inſtitut verlaſſen, ein ſehr wichtiges Geſchenk mitgeben zu können. Denn leider iſt es wahr, daſs die Gabe, ſich geſund zu erhalten, die wenigſten beſitzen. Die aufgeklærteſten Perſonen ſind oft die ſchwæchlichſten, und diejenigen, die von den Werken der Kunſt ſehr richtig urtheilen, brauchen oft, um ihre

Schwæchlichkeit zu heben, gerade ſolche Mittel, die ſie, ihrer Natur nach, vermehren müſſen; binden ein Schnupftuch um den Kopf, wenn ſie Zahnſchmerz haben, und reizen ſo die Natur, alle ihre Unreinigkeit nach dem leidenden Theile zu führen; beſtreichen bey Kopfſchmerzen den Kopf mit Spiritus und Balſam, da doch der Grund des Kopfſchmerzes ſelten im Kopfe ſelbſt, ſondern faſt immer, im Magen und im Blute zu ſuchen iſt.

Ich muſs hier abbrechen, weil es mir nicht wohl möglich iſt, gelaſſen zu bleiben, wenn ich von den Höllenqualen rede, die ſich die Menſchen, durch ihre eignen Vorurtheile zuziehen.

Ich habe auch Mittel den Gliedern meiner Zöglinge Kraft und Geſchicklichkeit zu verſchaffen. Dieſe kann man aus der am Ende beygefügten Tabelle kennen lernen. Und ich rede davon nicht weiter, damit ich nicht eine Sache zweymal ſage, welches ich ohne dieſs, der Ordnung wegen, die ich mir vorgeſchrieben habe, einigemal habe thun müſſen.

Eben ſo ſicher traue ich mir den Mangel an Aufmerkſamkeit auf die Natur bey meinen

Zöglingen abzuhelfen. Ich habe ein prächtiges Naturalienkabinet, gegen welches das ſchönſte königliche Kabinet gar nichts ſagen will; In demſelben iſt der Aufgang der Sonne und des Monds, und jedes Sterns, das Entſtehen der Sonn- und Mondfinſterniſſe, die Abwechſelung der Jahreszeiten, das Entſtehen des Nebels, der Wolken, des Donners und des Hagels gar deutlich zu ſehen; Bæume, Stræuche und Pflanzen, ſtehen da, alle recht natürlich, die Vögel, die Sæugethiere, die Fiſche, und alles Thier, das auf Erden kreucht, kann da in ſeinen verſchiednen Entwicklungen beobachtet werden. Alle Tage gehe ich mit meinen Zöglingen in dieſs Naturalienkabinet und ſuche heraus, was uns das Merkwürdigſte iſt. Darüber unterreden wir uns denn miteinander, jedes ſagt, was es daran bemerkt; wir vergleichen die geſammelten Sachen unter einander, bemerken, worinne ſie einander æhnlich oder unæhnlich ſind, und ſchærfen ſo unſer Unterſcheidungsvermögen, legen zehn bis zwanzig Produkte der Natur vor uns, unterſuchen, was ſie alle miteinander gemein haben, und lernen ſo abſtrahiren;

legen eines nach dem andern weg, bemühen uns es recht deutlich zu beſchreiben, ſo wird unſere Einbildungskraft, und das Vermögen andern ſeine Gedanken mitzutheilen, geübt.

Nachdem wir dieſs alles in deutſcher Sprache gethan haben, ſo thun wir es auch franzöſiſch, nach einiger Zeit auch lateiniſch, und lernen ſo beyde Sprachen. Die Zöglinge ſchreiben auch wohl nieder, was ſie aus der Unterredung behalten haben, ein anderer bekommt den Auftrag, zu unterſuchen, ob auch alles recht geſchrieben ſey, ſo erlernen wir Orthographie.

Bald werden wir auch einen Mann bekommen, der uns die Vortheile zeigt, wie wir uns alle dieſe ſchönen Sachen abzeichnen können, damit doch jeder das Bild von den Sachen immer gegenwærtig habe, die ihm Freude gemacht haben. So lernen wir Zeichnen. Unſer Naturalienkabinet wird uns die Quelle, aus der wir alle unſere erſten Kenntniſſe ſchöpfen, der Gegenſtand, an dem wir alle unſere Kræfte üben.

Ob ich nun gleich ziemlich deutlich geſprochen habe, ſo weis ich doch, daſs mancher fragen wird, wo ich, als ein Privatmann, doch das viele Geld hernæhme, das zu Anlegung eines Kabinets nöthig wære, das den königlichen nicht nur gleich kommen, ſondern ſie auch übertreffen ſollte? Dieſen zu Gefallen muſs ich denn deutlicher reden. Mein Naturalienkabinet iſt die Natur ſelbſt. Ich habe mein Gebæude ſorgſæltig ſo anlegen laſſen, daſs ich aus demſelben den Auf- und Untergang der Sonne und des Monds und der Sternen, die Annæherung des Frühlings, Sommers, Herbſtes und Winters ſehr bequem beobachten kann. Die Witterung, die einen groſsen Theil des nördlichen Deutſchlands trift, ſcheint in unſern Gebirgen zu entſtehen, und wenn wir auf dieſelben merken, ſo können wir, ziemlich wahrſcheinlich, vorher ſagen, was wir für Witterung haben werden. Unſere Wieſen, Aecker, Gærten, Teiche und Bæche, vorzüglich unſer Thüringer Wald, liefern uns eine ſolche Menge von betrachtungswürdigen Gegenſtænden, daſs wir uns nie über Mangel derſelben, wohl aber über

Mangel der Zeit, ſie hinlænglich betrachten zu können, beklagen dürfen. Aus dieſem groſsen Naturalienkabinete extrahiren wir uns nun nach und nach ein kleineres, damit wir von jeder Gattung der Werke Gottes etwas gegenwærtig haben, um es, ſo oft es nöthig iſt, betrachten zu können.

Ob nun dieſes das Mittel ſey, den Menſchen auf die Natur, deren Kenntniſs zur menſchlichen Glückſeligkeit ſchlechterdings nöthig iſt, aufmerkſam zu machen, überlaſſe ich dem Gefühl eines jeden. Unterdeſſen ſage ich, was ich davon aus Erfahrung weis. Seit vier Monathen befolge ich, unter meinen vielfæltigen Zerſtreuungen, dieſe Methode. Die Wirkung davon iſt dieſe, daſs Kinder, die ſonſt von dem Graſse keinen andern Gebrauch zu machen wuſsten, als darinne zu ſpielen, und von dem Walde, als darinne zu ſpringen, itzo in der Natur mit aufmerkſamen Blicke umher gehen und beobachten.

Dieſs ſchreibe ich nun meiner Weisheit gar nicht zu, denn der Trieb, die Natur zu beobachten, iſt allen Kindern angebohren. Wenn andere Kinder von der Natur gar nichts wiſſen, ſo kommt es daher, weil man ihren heftigen Trieb, ſie kennen zu lernen, durch allerley Künſteleyen, z. E. Vokabel, Grammatik, Katechismus u. dgl. erſtickt hat.

Und eben dadurch, daſs ich die von Gott eingepflanzte Aufmerkſamkeit auf die Natur bey meinen Zöglingen zu erhalten ſuche, verhindere ich auch die Abziehung der Aufmerkſamkeit von dem Gegenwærtigen. Ein Menſch, der ſich früh gewöhnt hat, jede merkwürdige Erſcheinung in der Natur, jedes merkwürdige Thier und Pflanze zu bemerken, den kahleſten Berg mit forſchenden Blicken zu beobachten, iſt immer mit ſeinen Gedanken in der Welt, in der er wirklich lebt und webt, hat Empfænglichkeit für jedes gegenwærtige Vergnügen, weis alles, was um ihn iſt, zu ſeinem Vortheiſe zu benutzen, und erhælt ſeine Gedanken leicht bey den Geſchæften, die er verrichtet.

Dieſs hoffe ich dadurch noch ſicherer zu bewirken, daſs ich die Aufmerkſamkeit der Zöglinge, wenn ſie eine Zeit lang auf die Natur geheftet geweſen iſt, auch auf die Beſchæftigungen der Menſchen richte, mit ihnen bald den Arbeiten des Ackermanns, bald des Mæurers, oder Zimmermanns, Tiſchlers oder Schmiedes zuſehe; bald Bergwerke, bald Schmelzhütten und Eiſenhammer beſuche, welches alles ich ſehr nahe um mich haben kann; mit jedem Handwerksmanne und Künſtler mich über ſein Geſchæfte in ein Geſpræch einlaſſe, ihn frage, warum er dieſs ſo und nicht anders mache? wozu er dieſes Werkzeug brauche? wie viel er mit ſeiner Arbeit gewinne u. dgl. Ich müſste mich ſehr irren, wenn durch ſolche Beſuche und Unterredungen, nicht die Aufmerkſamkeit der Kinder noch mehr auf das gegenwærtige geheftet, und ſie ſo geſchickt gemacht würden, bey allen ihren künftigen Unternehmungen mit ihren eignen Augen zu ſehen.

Aber wo bleibt denn, wird man fragen, bey dieſer Art des Unterrichts, die Geographie? die Geſchichte? die Mythologie? die ſchönen Wiſſenſchaften? die Religion? das alles ſoll ihnen gewiſs gut gelehret werden. Nur alles zu ſeiner Zeit. Ehe meine Zöglinge ſich um die Produkte von Oſt- und Weſtindien ſich bekümmern, ſollen ſie erſt die Produkte unſers

Landguts und des Thüringer Walds kennen lernen. Ehe wir vom Carpatiſchen Gebirge und dem Pindus plaudern, ehe wir uns mit Paris, Liſſabon, Rom, Athen und Jeruſalem bekannt machen, müſſen wir ſchon mit der Kette von Gebirgen, an deren Fuſse wir wohnen, bekannt ſeyn, den Inſeltsberg beſucht, nach Franken, Heſſen und Thüringen geſehen, wenigſtens einige Dörfer, Stædtchen und Stædte beſehen haben, damit ſie ſich doch bey den Worten Gebirge, Berg, Dorf, Stædchen, Stadt, Provinz, etwas richtiges denken können. Ehe ſie die Statiſtik von Spanien lernen, ſollen ſie ſich erſt mit der Statiſtik von Gotha bekannt machen. Denn alles Plaudern eines Kindes, das noch keine deutlichen Begriffe von der natürlichen und politiſchen Verfaſſung der Provinz hat, in der es erzogen wird, von dem Karpathiſchen Gebürge, von der Regierungsform und den Einkünften in Frankreich oder China, iſt weiter nichts als Staarengeſchwætz, und noch weit weniger. Der Staar denkt ſich gar nichts, wenn er ſpricht, ein ſolches Kind aber etwas ganz falſches, wenn es vom Parlamente oder den Mandarinen ſpricht.

Ich habe einen Mann gekennt, der ſein Kind ſo gut zu geographiſchen Tönen abgerichtet hatte, daſs er mit demſelben bey jeder Gelegenheit paradiren konnte. Als aber einmal Kind und Vater ſich ihrer Geſchicklichkeit wegen brüſteten, und die Rede auf eine ruſſiſche Armee von vielen tauſend Mann kam, die durch Preuſſen und Pommern marſchiren, und ſich mit den Preuſſen vereinigen ſollte, fragte das Kind, wie es denn möglich ſey, daſs ſo viele Leute auf ſo einem kleinen Stückgen Papiere, wie Preuſſen wære, Platz haben könnten? Der Vater ſchwieg betroffen ſtill, wurde roth, und ſchob den Unterricht in der Geographie fünf Jahre weiter hinaus. Ich denke, meine Zöglinge, wenn ſie das Herzogthum Gotha in natura, und dann auf der Special- und Generalcharte geſehen haben, ſollen ſolche Fragen nicht thun.

Ehe wir die Geſchichte der Aſſyrer und Perſer, Griechen und Römer lernen, wollen wir uns erſt die Geſchichte eines benachbarten Orts bekannt machen. Ich würde dazu die Geſchichte von Schnepfenthal wæhlen, wenn dieſer

ſer Ort ſo wichtig wære, daſs die Alten ihn werth gehalten hætten, Merkwürdigkeiten davon aufzuzeichnen. Vor der Hand habe ich mir dazu das berühmte Kloſter Reinhardsbrunn gewæhlt. Wir wollen es oft beſuchen. Nachdem wir uns gefreuet haben, über die vortreflichen ökonomiſchen Einrichtungen, die daſelbſt allenthalben ſichtbar ſind, über den Reiz der Gegend, den die Kunſt erhöhet hat u. dgl. bleiben wir bey einer alten Inſcription und einem Crucifixe ſtehen, das dabey gehauen iſt, und natürlich entſteht nun die Frage, wie es wohl ſonſt hier möge ausgeſehen haben? wir fragen einen, hier bekannten, Freund, ob nicht mehrere ſolche Ueberbleibſel aus den alten Zeiten vorhanden wæren? Er führt uns bey eine Reihe ſteinerne Mænner, die durch die Længe der Zeit zum Theil verſtümmelt wurden, zeigt uns Trümmern von Leichenſteinen, Ueberbleibſel eines alten Kloſters, führt uns in eine alte Kirche, ſagt uns von einem uralten Begræbniſſe fürſtlicher Perſonen, in welches man durch eine kleine Oeſnung ſteigen könne. Die Neugier erwacht, wo iſt das Begræbniſs? fragen alle begierig, zeigen Sie es uns! ich ſteige hinab, ſagt der eine, ich auch, ich auch ſagen alle. Wir ſteigen hinab, und finden da einige Ribben und andere Knochen, ofne Græber — ſehen einander bedenklich an, ſind ganz in der alten Zeit. Es geſchehen an mich hunderterley Fragen, von wem die Knochen wæren? wer das Kloſter erbauet habe? wen dieſer, wen jener ſteinerne Mann vorſtellen ſolle? Ich kann darauf immer nichts weiter antworten, als, ich weis es nicht. Darüber werden denn meine Zöglinge unwillig. Ich frage endlich meinen Freund, ob er mir denn kein Buch empfehlen könnte, wo man von allen dieſen Sachen Nachrichten fænde? Er empfiehlt mir Herrn Galetti. Ich müſste mich ſehr irren, wenn meine Zöglinge mich nicht inſtændigſt bæten, den Galetti zu kaufen. Ich thue es, nachdem ich mich genug darum habe bitten laſſen. Wir leſen ihn begierig, und ſammlen alles, was er uns von Reinhardsbrunn ſagt. So bereiten wir uns zur Erlernung der Geſchichte, bekommen Begriffe von Jahrhunderten, Alterthum, Documenten u. dgl. und nun erſt iſt es Zeit, auch die Geſchichte anderer Lænder ſich bekannt zu machen.

Denn die Geſchichte muſs noch ſpæter als die Geographie getrieben werden. Dieſe verſetzt uns in entfernte Lænder, jene aber nicht nur in entfernte Lænder, ſondern auch in entfernte Zeiten. Sollte ich nun meine lieben Zöglinge von dem Buſen der Natur wegreiſſen, und ſo weit wegſchleudern, ehe ſie ſich an demſelben recht ſatt geſogen haben?

Den Unterricht in der Mythologie werde ich noch weiter hinaus ſchieben, denn dieſer bringt uns ganz von der wirklichen in die Fabelwelt. Im Grunde iſt die ganze Mythologie wahrer Unſinn, über den wir alle ſpotten würden, wenn er nicht durch Dichter, Bildhauer und Mahler, ſo ſchön wære vorgeſtellt worden. Unſinn kann ich aber meine Zöglinge nicht lehren, bevor ſie ihren Wahrheitsſinn hinlænglich geübt haben. Ich kann ihnen die Unnatur, die Geſtikulationen eine erhitzten Einbildungskraft, nicht eher zeigen, ehe ſie die ſchöne ſimple Natur recht haben kennen lernen. Die ganze Mythologie iſt auch

im

im Grunde weiter nichts, als eine wahre Huren und Ehebruchsgeſchichte, und noch etwas ſchlimmers. Und die ſollte ich meine Zöglinge lehren? Was würde man von mir denken, wenn ich meine Zöglinge mit Hiſtörchen von Mænnern unterhielte, die durch allerhand Rænke ſich in anderer Hæuſer ſchlichen, und ihre Weiber und Töchter verführten? würde man mich nicht für unſinnig halten? würde man nicht ſagen "du verderbſt deine Zöglinge, du zerrütteſt ihre Einbildungskraft! Predige du dabey ſo viel du willſt, ſie hören es nicht? Sie bleiben allein bey der Verführung ſtehen, und ſtellen ſich vor, wie es wohl ſeyn möchte, wenn ſie ſo etwas thæten!" Thue ich denn aber etwas anders, wenn ich Jupiters Geſchichte erzæhle?

Deswegen werde ich ihnen zwar die Mythologie zu ſeiner Zeit bekannt machen, aber nur als Skizze, nie werde ich ſie ausmahlen. Sie ſollen den Jupiter, die Merkmahle, an denen man ſein Bild erkennt, ſeine Kinder u. ſ. w. kennen lernen, aber weiter nichts ausführliches. Aller Unterricht bey jungen Menſchen iſt ja blos elementariſch, ſie lernen keine einzige

Wiſſenſchaft nach ihrem ganzen Umfange, warum ſollen ſie denn eben die Mythologie ausführlich lernen? freylich werden Jünglinge, die ſo unterrichtet ſind, nicht recht wiſſen, was ſie aus dem Bilde der Leda machen ſollen. Dagegen kennen ſie auch die Abſichten des Nebels und Donners. Manche ſchöne Stelle im Ovid wird ihnen unverſtændlich ſeyn, dagegen werden ſie den Anbau der Futtergræſer, die Pflanzung der Holzungen, die Verbeſſerung eines ſchlechten Bodens u. dgl. recht gut verſtehen. Und einem wirklich handelnden Menſchen, dergleichen ich zu erziehen denke, der in der Welt, in der er iſt, glücklich ſeyn und glücklich machen will, iſt es wahrhaftig wichtiger zu wiſſen, wie er die Einöde, die er bewohnt, zum Paradieſe umſchaffen ſoll, als der richtige Verſtand einer Ovidianiſchen Stelle.

Den Unterricht in den ſchönen Wiſſenſchaften werde ich weit früher anfangen. Wenn ich früh den Sinn für Wahrheit zu entwickeln ſuche, iſt das nicht ſchon Unterricht in den ſchönen Wiſſenſchaften? Alles wahre Schöne in der Kunſt iſt Nachahmung der Natur. Wenn ich nun meine Zöglinge die Natur kennen lehre, ſetze ich ſie nicht dadurch in den Stand zu beurtheilen, in wie fern ſie gut oder ſchlecht nachgeahmt ſey? So bald ſie von der Natur einigermaſsen unterrichtet ſind, werde ich ſie weiter führen, und ihnen die Nachahmung derſelben, bald in Gemæhlden, bald in Schilderungen zeigen, ſie darüber urtheilen laſſen, und ihr Urtheil zu berichtigen ſuchen. Ich werde ihnen ſchöne Stellen, aus deutſchen, lateiniſchen und franzöſiſchen Schriftſtellern in die Hænde geben, und von ihnen erforſchen, ob und warum ſie dieſelben ſchön finden? Ich werde ihnen Anleitung geben laſſen, das, was ſie geſehen haben, zu zeichnen, und ſie ermuntern, bisweilen Scenen, die ſie vorzüglich rührten, zu ſchildern, auch nicht ermangeln, ſie dazu anführen zu laſſen, daſs ſie ihre Empfindungen muſikaliſch ausdrücken können. Und ſo glaube ich denn, ihnen das Wahre und Schöne in der Kunſt fühlen zu lehren, ohne ſie dadurch von der Natur abzuziehen. Durch dieſe Methode werde ich freylich weder Mahler, noch Bildhauer, noch Redner, noch Dichter, noch Virtuoſen bilden, aber doch glaube ich, dadurch die Anlagen, die ein jeder dazu hat, ſo zu entwickeln, daſs er durch eignen Fleiſs und anderweitigen Unterricht es werden kann.

Wer die Grænzen der Fæhigkeiten eines Menſchen von zehn bis ſechzehn Jahren kennt, wird auch nicht mehr von mir fordern können. Wo Anlage zum Mahler, Bildhauer, Redner, Dichter oder Virtuoſen iſt, da entwikkelt ſie ſich von ſelbſt, wenn man durch eine verkehrte Behandlung die Entwickelung nicht verhindert. Wo dieſe Anlage aber fehlt, ſo bringt ſie auch der beſte Pædagoge nicht hinein.

Eben ſo wenige Urſache hat man zu beſorgen, daſs durch das beſtændige Lenken der Aufmerkſamkeit der Zöglinge auf die Natur und die Dinge, die um ſie ſind, der Unterricht in der Religion werde verſæumt werden, Die Beobachtung der Natur, iſt dieſe nicht ſchon Unterricht in der Religion? Iſt wohl ein Weg denkbar, auf dem man ſicherer zur Erkenntniſs der Geſinnung und Eigenſchaften eines verſtændigen Weſens gelangen könne, als die Beobachtung ſeiner Handlungen? Wo iſt ein wirkſamer Mittel, Kinder, die Zeither ohne Empfindung die Werke Gottes zertraten und zerrupften, und den Himmel anſahen, ohne etwas dabey zu denken, zur lebendigen Erkenntniſs Gottes zu bringen, als dieſes, daſs man ihnen zeigt, wie Gott allenthalben wirke? hier den Keim des Samenkorns entwickle, dort das Inſekt und den Vogel lehre, für ihre Nachkommenſchaft zu ſorgen? wie er Winterkleider am Ende des Sommers für alles austheilt, was den Winter in freyer Luft durchleben ſoll? welche Regelmæſſigkeit alle Himmelskörper in ihrem Laufe beobachten? wie alle die mannichfaltigen Werke Gottes ein Ganzes ausmachen, in welchem ſie ſo genau miteinander verbunden und einander ſo unentbehrlich ſind, wie die Ræder einer Maſchine? Was kann herzlichere Ehrfurcht gegen Gott erzeigen, als die Gewöhnung, alle Wirkungen der Natur, als Wirkungen Gottes zu betrachten? Wer fühlt wohl ſtærker den Nachdruck der Worte: *Wo ſoll ich hingehen vor deinem Geiſt*, als der, der gewöhnt iſt, allenthalben die wirkende Kraft

Gottes zu erblicken? Was vermag uns ſtærker zur Liebe und Dankbarkeit zu ermuntern, als die immer mehr wachſende Einſicht in die Kræfte der Natur, und die damit verknüpfte Ueberzeugung, daſs alles auf die Beförderung der menſchlichen Glückſeligkeit abziele! Und was kann uns mehr im Vertrauen zu Gott befeſtigen, als die, durch die Betrachtung der Werke Gottes entſtandne, Ueberzeugung, daſs *der Herr ſich aller ſeiner Werke erbarme?* Ja wird wohl der Menſch je inniger ſeine Würde, und die Verbindlichkeit in ſich ſelbſt Gottes Bild zu ehren, fühlen, als wenn er ſich ſelbſt mit der ganzen Natur vergleicht, und zu dem Glauben gebracht wird, daſs er unter allen ſichtbaren Dingen die höchſte Staffel einnehme?

Ich könnte mich über dieſen Punkt noch viel weiter ausbreiten, ſage aber davon weiter nichts, als daſs die Bibel uns ſelbſt auf die Natur verweiſe, um daraus Gott kennen zu lernen. *Die Himmel,* ſagt David, *erzæhlen die Ehre Gottes,* und unſer Erlöſer ſpricht, *ſeht die Vögel des Himmels an, ſie ſæen nicht, ſie ernten nicht, ſie ſammlen auch nicht in die*

Scheuern, und euer himmliſcher Vater ernæhrt ſie doch. Sollte alſo wohl der Weg, auf den ich meine Zöglinge zu leiten ſuche, gefæhrlich ſeyn, da ihn die Bibel ſelbſt empfiehlt?

An die Winke derſelben werde ich mich ſo pünktlich halten, daſs ich zu fernerm Unterrichte in der Religion immer die moraliſchen Wahrheiten in Geſchichte einkleiden werde, nicht nur deswegen, weil ich aus der Natur der Sache überzeugt bin, daſs dieſes die einzige wahre Methode ſey, Menſchen, deren Fæhigkeiten noch nicht hinlænglich entwickelt ſind, die Wahrheit faſslich zu machen, ſondern weil unſer Erlöſer ſelbſt dieſe Methode beſtændig beobachtet hat. Wie viel oder wie wenig ich hierinne leiſten kann, kann man aus meinem moraliſchen Elementarbuche und meinen Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde ſehen.

Aber auf dieſe Art wird ja, ſagt man, die Bibel gar nicht gebraucht, das iſt ja der gerade Weg zum Naturalismus.

Nichts weniger als dieſes. Die Bibel ſoll auch gebraucht werden. Wenn die Kinder

Gott erſt haben handeln ſehen, auf dem Platze, wo ſie wohnen, dann ſollen ſie auch hören, wie er im Hayn Mamre, und zu Jeruſalem gehandelt habe: wenn ſie den guten Vater erſt haben handeln ſehen, dann ſollen ſie ihn auch reden hören. Und dann ſind ſie, wie ich im erſten Abſchnitte dieſes Buchs gezeigt habe, erſt vermögend ihn zu verſtehen.

Ueberhaupt verweiſe ich diejenigen, die ſich einen næhern Begrif von meinem Religionsunterrichte machen wollen, auf mein Buch: *über die wirkſamſten Mittel Kindern Religion beyzubringen*, wo ich meine Gedanken weitlæuftig auseinander geſetzt habe. Und auf die Unterredungen des Herrn Treu mit ſeinen Zöglingen, die in meinen Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde befindlich ſind. Aus beyden wird man ſich überzeugen können, daſs ich die Kinder, bey dem Religionsunterrichte, immer auf Jeſum, als den Anfænger und Vollender unſers Glaubens, und die Perſon, zu lenken ſuche, die von Gott verordnet iſt, den Menſchen zu ihrem zeitlichen und ewigen Heil zu verhelfen.

Auch dem vierten Hauptmangel, dem Mangel an Selbſtthætigkeit abzuhelfen, werde ich mir erſtlich bey meinen Zöglingen angelegen ſeyn laſſen. Des Unterrichts ſoll ſo wenig, und des Gebrauchs eigner Kræfte ſoviel, als möglich ſeyn. Leſer, die mit meinen übrigen pædagogiſchen Schriften bekannt ſind, werden dabey ſchon als bekannt voraus ſetzen, daſs ich die Kræfte nie überſpannen, nie Arbeiten fordern werde, die eines Kindes Kræfte überſteigen. Hier iſt die Skizze, von den Beſchæftigungen meiner Zöglinge, die nothwendig ſich ſo vervollkommnen muſs, ſo wie meine Ruhe und Muſe zu weitern Nachdenken zunimmt, nach der ich nun ſeit einigen Jahren gearbeitet habe.

Ich habe meinen Garten, den ich ſelbſt bearbeite. Natürlich muſs in jedes Zöglings Seele der Wunſch entſtehen, auch ein Gærtchen zu haben. Er bittet mich darum — ich geſtehe es ihm nicht ſogleich zu. Ich ſtelle ihm vielmehr die damit verknüpften Schwierigkeiten vor: daſs die Sæmereyen zur rechten Zeit müſſen ausgeſæet, begoſſen, vom Unkraute gereinigt, gegen die Ræubereyen der Hüner, Sperlinge, und anderer Vögel hinlænglich geſichert werden. Seine Bitten werden inſtændiger. Er verſpricht alle dieſe Schwierigkeiten zu heben, zeigt mir auch, wie er es anfangen will. So gebe ich denn endlich nach, und weiſe ihm den Platz an, den er bearbeiten ſoll, und ſeine Freude hierüber iſt unbeſchreiblich. Die erſte Woche beſchæftigt er ſich faſt mit nichts, als mit ſeinem Garten. Freylich læſst dieſer Eifer in den folgenden Wochen nach. Ich ſehe es voraus, daſs bald allerhand Unordnungen in ſeinem Garten einreiſen, bald das Unkraut überhand nehmen, bald die Gewæchſe, wegen Mangel des Begieſſens, verdorren werden. Das macht mir aber wenig Kummer. Sein Garten iſt weder angelegt worden, um die Augen der Vorübergehenden auf ſich zu ziehen, noch um groſse Einkünfte davon zu haben. Er wurde blos angelegt, um bey Anbauung deſſelben etwas zu lernen. Und dieſe Abſicht wird zuverlæſſig erreicht. Der kleine Zögling ſieht hier Saamenkeime ſich entwickeln, zu Pflanzen werden, lernt ihre Feinde und ihre Wartung und verſchiedene Theile kennen; fühlt die Folgen der Ordnung und der Unordnung, des Fleiſses und der Nachlæſſigkeit. Wenn es hernach zu einer Unterredung über die Pflanzen, ihr Entſtehen, ihre Theile, Feinde und Verpflegung, über Fleiſs und Unfleiſs, mit mir kömmt, ſo iſt es eine ganz andere Sache, als wenn ich dieſs Geſpræch mit einem andern Kinde führen will, das in der Stube erzogen wurde. Jener iſt beredt und giebt ſich das Anſehen, als wenn er mich unterrichten wollte, dieſes ſperrt den Mund auf, wie das Schwælbchen bey der Ankunft der Schwalbe, jener iſt thætig, dieſes verhælt ſich leidend; jener brennt für Begierde, mir alles zu ſagen, was er ſchon weiſs, dieſes jæhnt.

Der Gegenſtand des erſten Unterrichts iſt, wie geſagt, die Natur. Meine Geſchæfte erlauben mir nicht, daſs ich die, zu jeder Unterredung nöthigen Materialien, ſelbſt in unſerm groſsen Naturalienkabinete zuſammen ſuche. Die æltern meiner Zöglinge übernehmen dieſs Geſchæfte mit Vergnügen. Sie bringen mir alles, was ihnen merkwürdig iſt, und ich bezeige mein Vergnügen bey jeder Merkwürdigkeit, die ſie entdeckt haben, ich bringe ſie mit in das Lehrzimmer, wir unterreden uns darüber mit einander, ich zeige es an, wem wir dieſe Unterredung zu danken haben, wir ſchreiben etwas über unſere Unterredung nieder, und merken es an, wer uns hierzu Veranlaſſung gegeben habe. So wird die Begierde aller angeflammt, auch etwas Merkwürdiges beyzubringen, ſie werden alle gereizt zu beobachten und zu ſammlen.

Wenn nun das geſammlete vor uns liegt, ſo hüte ich mich ſehr, darüber eine Vorleſung zu halten. Ich frage vielmehr, ob die Kinder mir nichts davon zu ſagen wüſsten, und jedes beeifert ſich es dem andern zuvor zu thun. Ich bin blos Zuhörer, gebe da meinen Beyfall, berichtige dort, und ſage am Ende auch, was ich von der Sache weis.

Was wir bey dieſer Unterredung gelernt haben, wird niedergeſchrieben, entweder durch einen Zögling,, oder durch mich. Jeder von uns macht orthographiſche Fehler. Jener aus Unwiſſenheit, ich mit Vorſatz. Alle haben Begierde, dieſe Fehler zu verbeſſern, und erbitten ſich dazu von mir die Erlaubniſs. Ich (bey dem Worte *Ich* muſs man immer auch meine Gehülfen denken) geſtehe ſie dem zu, der ſich am beſten verhalten hat. Er tritt ſein Amt an, forſcht nach Fehlern ſo begierig, wie der Spürhund nach der Bahn des Wilds. Wenn er einen Fehler ausgeſpührt hat, ſo entſteht ein Diſput, er wird aufgefordert zu ſagen, warum er dieſs für einen Fehler halte, und ſo wird Orthographie, beynahe ohne Unterricht, gelernt.

Wir beobachten aber nicht nur, ſondern leſen auch, bald etwas Franzöſiſches, bald etwas Deutſches, bald etwas Lateiniſches. Dazu ſind Leſebücher nöthig. Jeder Zögling muſs das Seinige haben. Es jedem zu ſchaffen, würde viel Geld koſten, deswegen thue ich den Vorſchlag, daſs jeder den Tag zuvor das Penſum abſchreiben ſoll, das wir den folgenden Tag leſen wollen, und habe Mittel es dahin zu bringen, daſs es jeder gern thut. Wenn die Stunde des Leſens kommt, weis ſchon ein jeder, wenigſtens einen groſsen Theil, von dem, was geleſen werden ſoll, ohne Unterricht. Daſs ich nicht alle Leſebücher abſchreiben laſſe, ſondern höchſtens eins auf einmal, verſteht ſich von ſelbſt. Nun wird geleſen, ich bin Zuhörer; das Leſen iſt zu Ende und veranlaſst eine Unterredung, die auch kein eigentlicher Unterricht iſt. Wer von dieſer Unterredung ſich einen Begrif machen will, der beſuche die Schule zu Rekahn, und die ſogenannte Leſeſtunde des Deſſauiſchen Erziehungsinſtituts, die eigentlich Uebung des Verſtandes und des Nachdenkens heiſſen ſollte, ſo ſieht er das Original, wovon meine Leſeſtunde Copie iſt.

Wir haben, wenn wir Geographie lernen wollen, Landcharten nöthig. Es wære für uns alle bequemer, wenn jeder ſein Chærtchen für ſich hætte. Einer meiner Gehülfen hat den Einfall, ob wir uns nicht ſelbſt Chærtchen machen könnten. Er macht einen Verſuch, heftet ein Blatt Zeichenpapier auf eine Charte, hælt beydes an das Fenſter, fæhrt mit der Bleyfeder auf den abgezeichneten Grenzen und Flüſſen hin, bemerkt die Berge und Wælder, nimmt das Papier herab, und die Zöglinge ſehen voll Verwunderung die Hauptmerkmahle der Charte abgezeichnet. Er fængt an die neue Charte zu illuminiren, ſchreibt in dieſelbe die Namen der Lænder, Stædte, Meere und Flüſſe, die Zöglinge ſehen ſie mit Vergnügen, und ich müſste mich ſehr irren, wenn nicht ſchon den folgenden Tag jeder ſeine Bleyfeder in den Hænden hætte, und ſich damit beſchæftigte, ſelbſt ein Chærtchen zu verfertigen. Die erſten Verſuche werden nicht gar gut ausfallen. Was liegt aber daran? Wer eine Sache gut machen will, muſs ſie erſt ſchlecht machen. Wæhrend daſs das Kind ſeine Charte verfertigt, werden doch wieder mancherley Kræfte in Thætigkeit geſetzt, mancherley Geſchicklichkeiten erworben, und wenn es, mit ſeiner Charte in der Hand, zum Unterrichte kommt, ſo können wir ſchon von der Charte, die erklært werden ſoll, als von einer bekannten Sache ſprechen, und wenn ich den Namen einer Stadt, Provinz, oder eines Fluſſes nenne, ſo iſt ſein Finger ſchon auf demſelben, und wir ſind alle des mühſamen Suchens überhoben.

Auf eben dieſe Art werden Sprachen, Geſchichte, Mathematik u. dgl. erlernet. Wer das bisher geſagte begriffen hat, wird auch leicht glauben, daſs, und wie, dieſs bey der Erwerbung jeder Art der Erkenntniſs und Geſchicklichkeit möglich ſey, ohne daſs ich nöthig habe, mich weiter darüber auszubreiten. Wer dieſs áber nicht verſtanden hat, der wird mich auch nicht verſtehen, wenn ich auch noch einige Bogen darüber ſchreiben wollte.

Auſſerdem habe ich noch eine andere Art, die Kræfte meiner Zöglinge in Thætigkeit zu ſetzen. Jeder von ihnen bekommt ein Amt, das ſeinen Fæhigkeiten angemeſſen iſt, und das ich abſichtlich ſo wæhle, daſs er die erworbnen Kenntniſſe dabey anwenden kann. Ich habe z. E. Copiſten, Rechnungsführer, Correctors, Secretairs, Naturalieninſpectors, und eine Menge anderer Leute nöthig, um meine Arbeiten zu vollenden. Alle dieſe Aemter werden unter meine Zöglinge vertheilt, und es iſt unmöglich daſs ſie dieſelben verwalten können, ohne dabey zu lernen.

Endlich bringe ich auch meine Zöglinge bald zu der Ueberzeugung, daſs es gut ſey, wenn ſich jeder ein Tagebuch halte, in welches er die Worte und die Sachen, die er jeden Tag gelernt, und die Geſchicklichkeiten und Erfahrungen, die er ſich erworben, einträgt. Dieſs Geſchæfte iſt nicht nur eine neue Uebung, ſondern Eltern und Lehrer werden auch durch dieſe Tagebücher in den Stand geſetzt zu überſehen, wie viel oder wie wenig ihre Kinder und Zöglinge erlernt haben?

Sind nun alle dieſe Arbeiten nicht den Kræften der Kinder angemeſſen? Machen ſie ihnen nicht weit mehr Vergnügen, und weit weniger Misvergnügen, als das beſtændige Zuhören? Wird durch die beſtændige Thætigkeit der Kinder nicht jede Kraft geübt, und eine Menge Bosheiten, und Ausſchweifungen, die alleſamt Kinder der Unthætigkeit ſind, verhindert? Iſt dieſs nicht die beſte Zubereitung zur Ertragung der Beſchwerden, und zu dem thætigen Leben, wozu ſie beſtimmt ſind?

Alle dieſe Abſichten zu erreichen würde mir freylich nicht möglich ſeyn, wenn ich nicht auch dem fünften pædagogiſchen Mangel abhelfen, wenn ich nicht jede Anſtrengung der Kræfte unmittelbar belohnen könnte. Aber auch dafür glaube ich hinlænglich geſorgt zu haben. Die gewöhnlichen Belohnungen, Beyfall, Lob u. dgl. werde ich alle gebrauchen. Ich werde wöchentlich öffentliche Unterſuchungen des Verhaltens jedes Zöglings anſtellen, ſo wie in dem Deſſauiſchen Senate gewöhnlich iſt; ich werde die dort gewöhnliche Meritentafel und Orden, wie ich glaube, mit einigen Verbeſſerungen nachahmen: denn dieſe Anſtalt iſt ſo vortreflich, und ſo gemeinnützig, daſs ich glaube, daſs jede Schule, wære es auch die elendeſte Dorfſchule, ſie, mit einigen Abænderungen, nachahmen könnte und ſollte. Ich will aber von dieſem allem itzo weiter nichts ſagen, zumal da ich gegen das Ende des Buchs noch etwas davon ſagen werde, ſondern nur von den unmittelbaren Belohnungen reden, die meiner Anſtalt eigenthümlich ſind.

(Dieſe ganze Stelle bitte ich vorzüglich zu prüfen.)

Ich ſuche früh bey meinen Zöglingen die Begierde, ſich ein Eigenthum zu erwerben, zu erregen. Dieſs iſt, wenn ich nicht ganz irre, von groſser Wichtigkeit. Denn durch die

Anfachung dieſer Begierde werden eine Menge unedle, thieriſche, die menſchliche Natur entkræftende, Begierden, erſtickt. Dabey hat man Gelegenheit der Erwerbungsbegierde die gehörige Richtung zu geben, die Kinder für Niedertræchtigkeit, Kargheit und Verſchwendung zu verwahren; dadurch erzeugt man in ihnen die edle Neigung, durch ſich ſelbſt zu beſtehen, zu wirken und Gutes zu ſtiften. Die Erwerbungsbegierde, wenn ſie die gehörige Richtung hat, ſetzt alle Kræfte des Menſchen in Thætigkeit, und iſt ein Sporn zu den mühſamſten und anhaltendſten Unternehmungen. Durch ſie werden wahre Mænner gebildet, die in jedem Falle die Mittel aufzubringen wiſſen, den Wohlſtand und die Sicherheit ihrer Familie zu befördern, und jede gute Abſicht zu erreichen, ohne nöthig zu haben durch kriechende Schmeicheley anderer wohlthætige Unterſtützung zu erbitten. Ein Mann, bey dem dieſe Begierde früh iſt angefacht, gehörig gerichtet, und der ſo iſt geleitet worden, daſs ſich ſeine Erwerbungskraft in eben dem Verhæltniſſe, wir ſeine Erwerbungsbegierde, vergröſgröſserte, handelt, macht Aufwand, rettet, unterſtützt, vergröſsert ſeinen Wirkungskreiſs, ſetzt hunderte in Thætigkeit, da, wo ein anderer duldet, ſpart, lamentirt, bedauert, und ſich zurückzieht. Dieſs ſind die Gründe, durch die ich bin überzeugt worden, daſs es gut ſey, bey Kindern früh die Begierde rege zu machen, ſich Eigenthum zu erwerben. Man prüfe nun die Mittel, die ich hierzu anwende, und urtheile dann, ob man wohl hierdurch ihren moraliſchen Charakter in die geringſte Gefahr ſetze, ob man ihn nicht vielmehr veredele und durch dieſes Mittel eine Menge gute Abſichten erreiche. 1) Bitte ich alle Eltern, die mir ihre Kinder anvertrauen, ihren Kindern niemals ein Geſchenk an Gelde zu machen. Geſchenke ſind das wirkſamſte Mittel, die Neigung, ſich durch eigne Kraft Vermögen zu erwerben, zu erſticken. Das Gefühl des Mangels muſs die erſte Triebfeder ſeyn, dieſe Begierde in Thætigkeit zu ſetzen. Eltern, die mein Bitten nicht wollten ſtatt finden laſſen, würden bald das Misvergnügen haben zu ſehen; daſs ihre Kinder weit unthætiger wæren, als diejenigen, die ſich alle ihr Geld ſelbſt erwerben müſsen, Wenn dieſe handelten, ſo würden jene ſchmeicheln, wenn dieſe Mænner würden, ſo würden jene gehorſame Diener werden; es würde zwiſchen dieſen und jenen ein Unterſchied, wie zwiſchen den Europæern, die der Natur ihre Produkte abzwingen müſſen, und den Oſtindianern ſeyn, denen ſie die liebe Mutter Natur ohne Mühe beſcheert.

2) Suche ich meinen Zöglingen immer Arbeiten zu verſchaffen, an denen ſie ihre erworbnen Kenntniſſe und Fertigkeiten, z. E. in der Schönſchreibung, Rechtſchreibung, in Sprachen, Zeichnen und andern Geſchicklichkeiten, beweiſen können, und dieſe bezahle ich mit baarem Gelde.

3) Wenn ein Amt vacant iſt (ich richte es vorſetzlich ſo ein, daſs dieſer Fall alle Monathe kommt) muſs jeder Zögling eine Probearbeit verfertigen, an der man die Geſchicklichkeit eines jeden zu dieſem Amte erkennen kann. Ich entſcheide darüber, wer ſeine Probe am beſten gemacht habe, oder ſchicke auch

wohl die Probearbeit auswærtigen Freunden zur Entſcheidung zu. Wer das beſte Probeſtück gemacht hat, bekommt das Amt. Kein Officier kann eine ſo innige Freude bey dem Empfange der Nachricht empfinden, daſs er zu einer höhern Charge, ſeiner Verdienſte wegen, befördert ſey, als der Zögling, für den die Entſcheidung günſtig ausfællt.

4) Jedes Amt iſt mit Beſoldung verknüpft, die freylich nicht gleich nach Thalern berechnet wird, die aber doch ſtark genug iſt, der kindiſchen Thætigkeit einen neuen Schwung zu geben. Den funfzehnten jedes Monaths, wo jeder Mitarbeiter ſeinen Gehalt bekommt, wird auch jedem Zöglinge die Beſoldung ausgezahlt, die ihm für ſein Amt verſprochen iſt.

5) Von dieſen kleinen Einnahmen formiret ſich jedes ſeine eigne Caſſe, über die es zu diſponiren Freyheit hat.

6) Es wird bald und oft Gelegenheit verſchaft, die Caſſengelder ſo anzulegen, daſs damit etwas gewonnen werden kann. Wir legen Taubenſchlæge an, beſetzen einen Teich mit Forellen, einen andern mit Karpfen, ſchaffen

uns ein Bienenhaus an, kaufen uns eine Heerde Schaafe, legen eine Baumſchule an, laſſen wüſte Stücke Landes urbar machen, erkundigen uns nach den Preiſen der Landesprodukte, und kaufen von denen, die vorzüglich niedrig ſtehen, einen Vorrath ein, um ſie zu ſeiner Zeit mit Gewinn wieder verkaufen zu können. Bey dieſer Gelegenheit ſchüttet denn jedes ſeine Caſſe aus, trægt dazu bey, und bedauert es, daſs ſein Beytrag nicht gröſser iſt.

7) Wöchentlich einmal iſt Caſſenreviſion. Es wird ein Buch beygebracht, in dem ſehr ſorgfæltig angemerkt iſt, wie ſtark eines jeden Vermögen ſey, wieviel Antheil er am Taubenſchlage, am Forellen, am Karpfenteiche, an der Schaafheerde u. ſ. w. habe, wieviel es an baarem Gelde beſitze: jedes durchzæhlt ſeine Caſſe, es wird unterſucht, wie ſich die Caſſe eines jeden vergröſsert oder vermindert habe? Und der ſpringt am höchſten, deſſen Caſſe den gröſsten Zuwachs erhalten hat.

Dieſs habe ich ohne alle Verſchönerung hierhergeſetzt. Ich hætte leicht weit mehr dabey ſagen können, wenn ich den mannigfaltigen Nutzen, den dieſe Einrichtung hat und haben kann, die groſsen Dinge, die dadurch möglich gemacht werden können, enthuſiaſtiſch hætte loben wollen. Ich habe die Sachen aber nur dargeſtellt, wie ſie wirklich gröſstentheils ſchon da ſind, und hoffe daſs jeder, der die Natur des Menſchen und der Kinder und ihre Beſtimmung kennt, ſchon den ausgebreiteten Nutzen, den dieſe Einrichtung haben muſs, zugeſtehen und fühlen wird, daſs dieſs der Weg, der natürliche Weg ſey, Kinder auf eine ſehr unſchuldige Art recht herzlich zu vergnügen, ihren moraliſchen Charakter zu bilden, zur Thætigkeit und Ordnung zu bringen, zur Mæſſigung des Unwillens, bey fehlgeſchlagenen Wünſchen, zu gewöhnen, ihnen eine Menge nützlicher Kenntniſſe beyzubringen, und überhaupt ſie ſo zu erziehen, daſs ſie für jeden Stand, in dem ſie der Welt dienen ſollen, brauchbar ſind.

Auſſerdem, daſs das Kind auf dieſe Art das Vergnügen hat, eine Menge Dinge um ſich zu ſehen, die ihm angenehm, die ſein eigen ſind, und die es, welches wohl zu merken, ſelbſt erworben hat, ſo hat es jæhrlich viele feſtliche Tage, die, ohne Koſten, ihm gröſsere Freude machen, als manche Luſtbarkeiten, die mit dem Aufwande vieler Koſten verknüpft ſind. Jeder Tag, da Caſſenreviſion iſt, jeder Tag, da Beſoldung ausgezahlt, oder Geld zu einer neuen ökonomiſchen Speculation angelegt wird, iſt für die ganze kleine Geſellſchaft ein Tag der Freude. Die Zeit der Wollenſchur, des Teichfiſchens, des Bienenſchwærmens, die Lammzeit u. dgl. wie viele Freuden ihnen dieſe darbieten, kann man leicht erachten. Und dieſs Vergnügen dient nicht bloſs zur Aufheiterung, ſondern auch zur wirklichen Bildung eines guten Charakters. Auſſerdem, daſs es eine Menge Kræfte in Thætigkeit ſetzt, die ſonſt in Unthætigkeit würden erſchlaft ſeyn, giebt es auch dem Erzieher die ſchönſte Gelegenheit, in das Herz ſeiner Zöglinge zu blicken, ihre wahren Neigungen zu erfahren, und ihnen die gehörige Richtung zu geben. Man laſſe den Menſchen handeln, ſo erfæhrt man, wer er iſt? Weil die mehreſten Kinder ſo wenig Gelegenheit haben zu handeln, ſo irren ſich eben deswegen die beſten Erzieher ſo oft in Anſehung ihrer Meynung von ihnen. Wenn ſie hingegen geſtimmt werden, ſich Vermögen zu erwerben, ſo handeln ſie beſtændig, der Erzieher kann bey mæſiger Aufmerkſamkeit erfahren, wer ſie ſind, und die Fehler, über die er vorzüglich wachſam ſeyn muſs. Er entdeckt bald, daſs einige ſeiner Zöglinge es ſich wirklich angelegen ſeyn laſſen, durch gute Anwendung ihrer Kræfte ſich ein Eigenthum zu verſchaffen, andere hingegen durch Kabalen und Intriguen zu dieſer Abſicht zu kommen ſuchen: einige ihre Erwerbungsbegierde ſo weit treiben, daſs ſie, weder für ſich noch für andere, einen Aufwand zu machen trauen, andere hingegen die Befriedigung dieſer Begierde, mit ihrem Triebe zum Vergnügen und zum Wohlthun, ſehr glücklich zu vereinigen wiſſen. Wieviel gewinnt er nun dadurch! Er ſieht ſich nun in den Stand geſetzt, die Maasregeln zu finden, nach den er jeden Zögling behandeln muſs, und ihnen die, groſsen Prinzen ſowohl als Kindern des Bürgers, unentbehrliche Kunſt zu lehren, von dem Gelde einen weiſen Gebrauch zu machen,

chen, die ſie nie erlernen werden, ſo lange ſie entweder gar kein, oder nur geſchenktes, Geld unter den Hænden haben. Wenn er auch hernach von Gerechtigkeit, Billigkeit, Ehrlichkeit, und den entgegengeſetzten Laſtern ſpricht, ſo iſt er im Stande ſich recht verſtændlich auszudrücken, indem er die Exempel dazu immer von ihrem Erwerbungsbeſtreben hernehmen kann.

Bey der Anlegung des Geldes an Dinge, von denen man einen Vortheil zu ziehen hoft, kann es auch nicht fehlen, daſs nicht bisweilen Hofnungen umſchlügen, daſs der Gewinnſt nicht ſo groſs ausfællt, als man erwartete, oder gar, ſtatt Gewinnſt, Verluſt erfolgt. Auch dieſs iſt heilſam. Es giebt Gelegenheit zu unterſuchen, wo man ſich in ſeiner Berechnung verſehen, was die Urſache von dem erlittenen Verluſte ſey, und ſo für die Zukunft klüger zu werden. Vorzüglich gewöhnt es aber auch den Zögling, ſeinen Unwillen bey fehlgeſchlagnen Erwartungen, von denen durchaus kein Menſch ganz frey bleibt, zu mæſigen.

Und wie viele andere Kenntniſſe kann der Zögling bey dieſer Gelegenheit ſich erwerben! Er lernt die Nothwendigkeit die Pfennige zu ſchætzen, wenn man Goldſtücke haben will, bekommt eine Menge ökonomiſche Einſichten, die kein Menſch entbehren kann, der entweder ſein ererbtes Gut erhalten, oder ſich neues erwerben will; lernt die Münzen und ihren Werth kennen, bekommt Einſichten in das Handlungsgeſchæfte, lernt rechnen, und bekommt richtige Vorſtellung von Brüchen und Proportionalrechnungen.

Aber auf dieſe Art, wendet man mir ein, machſt du ja deine Zöglinge eigennützig, filzig, erſtickſt bey ihnen die Neigung zum Wohlthun. Ganz und gar nicht, ich thue vielmehr von allem dieſem das Gegentheil.

Denn was iſt Eigennutz? mir iſt er die Gewohnheit ſeinen Vortheil auf allerley Art zu ſuchen, wenn auch andere dadurch in ihrem Vortheile gekrænkt würden. Dazu werden meine Zöglinge nie gewöhnt. Sie lernen keinen andern Weg kennen, ſich Vortheil zu verſchaffen, als den Weg des Nachdenkens, der

Thætigkeit und der Berufſtreue. Und wenn es Eigennutz iſt, auf dieſem Wege ſeinen Vortheil zu ſuchen, ſo iſt iſt vielleicht kein uneigennütziger Mann auf der Welt zu finden. Auch der würdigſte, wohlthætigſte Mann læſst ſich ſeine mehreſten Arbeiten bezahlen, und nimmt für die Verwaltung ſeiner Aemter Beſoldung. Es wære in vielen Fællen læcherlich, wenn er es nicht thun wollte. Dadurch ſetzte er ſich auſſer Stand ferner ein würdiger und wohlthætiger Mann zu ſeyn. Statt andern zu rathen, zu helfen und wohlzuthun, müſste er mit ſeinem eignen Kummer und Hunger kæmpfen, und ich bin nicht geſonnen, meine Zöglinge zu Romanenhelden, ſondern zu Menſchen zu ziehen, die in der Welt, ſo wie ſie iſt, glücklich und brauchbar ſind. Ich will nicht, daſs meine Zöglinge eine Vollkommenheit erreichen ſollen, die auch den beſten Menſchen fehlt.

Ungefællig ſollen ſie auch nich werden, weil ich nur gewiſſe beſtimmte Arbeiten mit Geld bezahle, und für andere Dienſtleiſtungen nicht nur keine Bezahlung gebe, ſondern ihnen vielmehr auf andere Art, den möglichſten Reiz zu geben ſuche. Wenn ein Kind den ſtrauchelnden Bruder aufrichtet, ihm ſeine Bücher leihet, einen Weg geht u. ſ. w. ſo erfolgt kein anderer Lohn als ein kleines Lob, höchſtens ein Kuſs. Und ich muſs mit Vergnügen ſagen, daſs die Erwerbungsbegierde noch nie bey meinen Kindern das Gefühl für dieſe Belohnung erſtickt hat.

Filzig können ſie auch nicht werden. Sie behalten Freyheit über ihre kleinen Caſſen zu diſponiren. Wenn Beere, Kirſchen oder ander Obſt zum Verkauf angeboten werden, oder wenn ihre Wünſche auf ſonſt etwas fallen, das Aufwand erfordert, ſo ſind ſie freylich darauf nicht ſo gierig, wie andere Kinder, die die Taſchen voll geſchenktes Geld haben. Sie bedenken ſich erſt, ehe ſie kaufen; wenn aber die Begierde ſiegt, ſo bekommen ſie allemal ſoviel Geld aus ihrer Caſſe als ſie verlangen. Nur alsdenn, wenn es ſcheint, daſs ihr Aufwand in Unbeſonnenheit ausarten wolle, wird ihnen geſagt: mein Kind, was du itzo ausgiebſt, fehlt bey der Caſſenreviſion; und dieſer kleine Wink iſt ſelten ganz ohne Wirkung: Wahr iſt es alſo, daſs durch dieſes Mittel die Kinder weit bedachtſamer in ihren Ausgaben werden, daſs ſie nicht alles ohne Ueberlegung kaufen, was ihnen vorkommt und was ihre Lüſternheit verlangt. Sind ſie aber deswegen filzig? ſo müſsten alle die Filze ſeyn, die ſich bey ihrem Aufwande mehr durch ihren Verſtand, als durch ihre Begierde, leiten laſſen. Mich dünkt, daſs ich durch dieſe Methode die Kinder gerade auf den Weg leite, wo ſie bald lernen mit ihren Ausgaben eine gute Einrichtung machen, welches wahrlich für unſere Zeiten, wo ſo viele Familien, die von ihrem Gelde keinen weiſen Gebrauch zu machen wiſſen, verarmen, höchſt nöthig iſt.

Es iſt ferner in meiner Erziehungsanſtalt Sitte, daſs die Geburtstage der Jungen und Alten begangen, daſs da allerhand kleine Geſchenke gemacht, und kleine Feyerlichkeiten angeſtellt werden. Es læſst ſich bey ſolchen Gelegenheiten gar viel Gutes weit beſſer ſagen und empfinden, als zu andern Zeiten, es werden da aller Herzen theilnehmender und zur

Freude geſtimmter. Deswegen werde ich dieſe Sitte nie abkommen laſſen. Den hierzu nöthigen Aufwand könnte ich leicht aus meinem Beutel beſtreiten, weil man für 2 Gulden Kindern gar groſse Freude machen kann. Aber dann feyerte ich die Geburtstage, nicht aber die Kinder, ſie würden alſo dabey ungleich weniger Freude empfinden. Ich ſehe es daher gern, wenn bey ſolchen Gelegenheiten ihre Caſſen ſich öfnen, und einiger Aufwand gemacht wird. Und dazu brauche ich weiter gar keine Aufmunterung zu geben. Jedes Kind weis den Geburtstag von jedem groſsen und kleinen Mitgliede der Geſellſchaft. Wenigſtens eine Woche vorher, ehe der Geburtstag eintritt, bemerke ich, daſs ſie da und dort zuſammen ſtehen, einander in die Ohren liſpeln, lachen, in die Hænde ſchlagen, ſpringen, und wenn der Geburtstag eintritt, ſind gewiſs Geſchenke vorhanden, und Anſtalten zu einer kleinen Feyerlichkeit gemacht. Das alles iſt Erfahrung. Wie kann man denn glauben, daſs Kinder, die ſo geſtimmt werden, filzig würden,

Auch

Auch für die Freuden des Wohlthuns ſuche ich ſtets das Gefühl zu erhalten. So oft ich einen Elenden entdecke, deſſen Leiden durch eine kleine Gabe können gemindert werden, ſo mache ich ihn ſeinen Zöglingen bekannt, zeige an, daſs ich geneigt ſey, etwas für ihn aufzuwenden, und frage, ob jemand von ihnen, durch einen Beytrag, meine Gabe unterſtützen wolle. Sogleich ſtehen alle Caſſen offen, und ergieſſen Beyträge. Dieſe ſtrömen freylich nicht Gulden und Thalerweiſe zu, es kommen Groſchen auch wohl Kreuzer. Aber dieſe Groſchen und Kreuzer ſind wahre Wohlthaten, die innern Werth haben. Denn, lieben Eltern, alle die Wohlthaten, die eure Kinder von ihrem geſchenkten Gelde machen, ſind, verzeiht mir dieſen Ausdruck, weiter nichts als Gauckeley. Wie leicht iſt es doch wieder zu verſchenken, was man erſt geſchenkt bekommen hat! wenn man überdieſs (wie es oft zu geſchehen pflegt) die Hofnung hat, für ſein Geſchenke öffentlich gelobt zu werden, auch wohl für einen ausgegebnen Gulden einen Thaler wieder zu bekommen, ſo findet ja bey einer ſolchen Wohlthætigkeit der gröſste Filz ſeine Nahrung.

Wenn aber meine Zöglinge alsdenn einen Groſchen, einen ſelbſt erworbnen Groſchen, aufwenden, ſo ſcheint es mir, als wenn ſie eine Wohlthat erzeigt hætten, die wahren innern Werth habe, und man könnte da auch wohl ſagen, dieſer Zögling hat mehr gegeben, als andere, die ihr Geld Thalerweiſe verſchenken: denn jener erwarb es mit vieler Mühe, dieſe bekamen es geſchenkt; jener hatte von ſeiner Gabe weiter keine Belohnung zu hoffen, als des Gewiſſens Lob, dieſer hatte öffentliches Lob, und doppelte Zurückzahlung zu erwarten.

In wie weit ich den übrigen Mængeln abzuhelfen traue, die in andern Schulen und Erziehungsanſtalten unabænderlich ſind, will ich aufrichtig ſagen. Der erſte Mangel fællt bey meiner Anſtalt, ihrer Natur nach, weg. Meine Anſtalt iſt auf dem Lande, wo ich mit ungleich mehrerer Gewiſsheit darauf rechnen kann, daſs meine Zöglinge an Leib und Seele geſund bleiben werden, als wenn ſie in einer Stadt gegründet wære. Die ungeſunde Luft,

die

die durch mancherley Zuſammenſetzung vergifteten Speiſen, die Stædtiſchen Vorurtheile und Laſter, können hier nicht auf meine Zöglinge wirken. Sie ſaugen geſunde Nahrung und Erkenntniſs am Buſen der Mutter Natur ſelbſt ein. Die Anſtalt ſelbſt erlangt hierdurch innere Conſiſtenz, weil ihr die nothwendigſten Bedürfniſſe von ſelbſt zuwachſen. Sie iſt eine Pflanze, die in fruchtbarem Boden entwickelt, daſelbſt, bey mæſſiger Aufſicht, fortwæchſt, und immer ſtærker und gröſser wird, dahingegen eine andere, die in der Stadt gegründet, von der Natur entfernt, einer Pflanze æhnlich iſt, die in einen Blumentopf verpflanzt, nur mit halber Kraft wæchſt, immer begoſſen, bald da bald dorthin getragen werden muſs, und dahin welkt, ſobald man es an der nöthigen Wartung und Pflege fehlen læſst.

Aber, ſagt man, wo ſollen denn da die Kinder Sitten und eine feine Lebensart lernen? Werden ſie nicht bald die groben Sitten des Landmanns annehmen?

Dieſe Beſorgniſs iſt vollkommen unnöthig. Meine Zöglinge ſind auſſer aller Verbindung mit den Kindern des Landmanns. Und wenn ſie ja bisweilen mit denſelben eine Unterredung hætten, ſo beſorge ich von den Kindern des Landmanns immer weniger, als von den Kindern des Bürgers, deren Einfluſs auf die Zöglinge in Stædten niemals ganz verhindert werden kann.

Hælt man den Umgang mit cultivirten Perſonen für nöthig zur Bildung der Sitten, ſo iſt er bey mir vielleicht hæufiger als in den gröſsten Stædten. Es ſind wenige Tage, da ich ganz frey wære vom Beſuche, den theils die Freundſchaft, theils die Neugier mir zuführt. Er iſt in meinem Hauſe, wo ich vollkommne Freyheit habe, die Zöglinge in mehrerer oder weniger Entfernung zu halten, nachdem ich den Umgang mit den gegenwærtigen Fremden den Zöglingen für ſchædlich oder nützlich halte. So daſs ich mit Zuverſicht behaupten kann, daſs meine Zöglinge auf dem Lande mehr in der geſitteten Welt ſind, als manche die in groſſen Stædten leben.

Ueberdieſs werde ich bald mich mit einem Manne zu verbinden ſuchen, der ein vorzüglich feines Gefühl für das Anſtændige und Unanſtændige hat, und deſſen hauptſæchlichſtes Geſchæft ſeyn wird, über die Feinheit der Sitten der Zöglinge zu wachen. Auf dieſe Art traue ich meiner Anſtalt wieder einen beſondern Vorzug zu verſchaffen.

Daſs ich mit meinen Zöglingen reiſen, und auf dieſe Art auch dem andern, in andern Erziehungsanſtalten und Schulen unabænderlichen, Mangel abhelfen werde, habe ich bereits in einer gedruckten Nachricht, die im Publicum circulirt, angezeigt.

Dieſe Reiſen ſind nicht Chimære, weil ich ſie ſchon gethan habe. Im verwichenen Jahre bin ich mit meinen Zöglingen über hundert Meilen gereiſst. Und wenn in dieſem Sommer eine kleine Pauſe in Reiſen geweſen iſt, ſo iſt daran lediglich meine gegenwærtige Lage Urſache. Ich habe dieſes Jahr einen ſchweren Bau gehabt, und habe meine weitlæuftige Oekonomie ſelbſt beſorgen müſſen. In einer ſolchen Lage iſt freylich an keine Reiſen zu gedenken. Dieſs alles fællt im künftigen Jahre aber weg. Dann iſt mein Bau geendigt und meine Oekonomie wird durch einen hierzu geſchickten Mann, mit dem ich mich bereits verbunden habe, beſorgt. Dann können die Reiſen auch fortgeſetzt werden.

Aber, ſagt man, dadurch werden deine Zöglinge zu ſehr zerſtreuet, und gegen anhaltende Arbeit abgeneigt gemacht werden. Dieſer Bedenklichkeit widerſpricht aber die Erfahrung. Meine Zöglinge ſind freylich, nach einer geendigten Reiſe, zwey bis drey Tage zerſtreuet, und fühlen ſich nicht ſehr zur Arbeit geneigt. Dieſs geſtehe ich gerne zu. Nach dieſem aber ſind ſie zu jedem Geſchæfte weit munterer, als wenn ſie ununterbrochen bey demſelben hætten ſitzen müſſen. Jede Arbeit wird ihnen nun leichter, denn, wenn nun die Rede auf Bergwerke, Naturalienkabinete, Fabriken, Holzpflanzungen, Waſſerfælle, Felſen, Thæler u. dgl. kommt, ſo haben ſie von allen dieſen Sachen deutliche Vorſtellungen, und freuen ſich, daſs ſie das alles ſelbſt geſehen haben, und daſs ſie ſich an alles Vergnügen, das ſie dabey genoſſen, und an alle Beſchwerlichkeiten, die ſie dabey ausgeſtanden haben, wieder erinnern können,

nen. Daſs dadurch meine Zöglinge mehr Feſtigkeit des Körpers, mehr Gewöhnung zur Ertragung körperlicher Beſchwerlichkeiten, mehr Unternehmungsgeiſt bekommen, als ein Kind, das ſich immer um ſeinen Mittelpunkt regelmæſig bewegt, verſteht ſich von ſelbſt.

Nun komme ich auf den dritten Mangel, von dem vielleicht keine Schule und Erziehungsanſtalt ganz frey, und der leider, vor der Hand, in den mehreſten Schulen und Erziehungsanſtalten, beynahe unabænderlich iſt. Mein Herz blutet mir, ſo oft ich daran denke. Man beſchuldigt mich, daſs ich die Sache übertreibe, und gleichwohl iſt Gott mein Zeuge, daſs ich davon überzeugt bin, daſs unſer ganzes Vaterland davon angeſteckt iſt, und daſs Millionen dadurch entweder in der Blüthe ihrer Jahre dahin geraſt oder ihr Leben freudenlos gemacht, ſie zu wichtigen Geſchæften verſchnitten, und an das quickelnde und empfindelnde Weſen gewöhnt werden, womit unſer Jahrhundert gebrandmarkt iſt. Bürge kann ich dafür nicht ſeyn, daſs dieſes Uebel niemals in meine Anſtalt kommen werde, weil ich dafür nicht gut ſeyn kann, daſs ich nie ein angeſtecktes Kind in meine Anſtalt bekomme.

Aber doch glaube ich, ohne Prahlerey, behaupten zu können, daſs, wenn die Abſtellung dieſes Uebels möglich iſt, ſie in meiner Anſtalt möglich ſeyn muſs.

Da ich dem Publikum ankündigte, daſs ich von dieſem Elende ſchreiben wollte, und es aufforderte, mir dazu Beyträge zu liefern, ſo geſchahe es nicht bloſs deswegen, um mir Materialien zu einem Buche zu ſammlen, ſondern vorzüglich in der Abſicht, um gewiſſe traurige Geheimniſſe zu erfahren, die ich von ferne ahndete, und mich dadurch in den Stand zu ſetzen, meine künftige Erziehungsanſtalt davon rein zu erhalten. Mein Unternehmen gelang mir. Ich bekam von allen Orten her die merkwürdigſten, hierauf abzielenden, Nachrichten. Jünglinge, die viele Jahre lang den Kummer, der in ihrem Buſen nagte, bey ſich verſchloſſen hatten, öfneten mir ihre Herzen, und lieſsen mich Geheimniſſe ſehen, die auſſer dem Allwiſſenden niemanden bekannt geworden waren. Und ſo erlangte ich durch dieſen Kanal Einſichten, die mir bey Dirigirung meiner Erziehungsanſtalt ungemein nützlich ſeyn, und mich in den Stand ſetzen werden, mancherley Mittel zu brauchen, um dem Eintritte des Uebels zu wehren, und es bald wieder auszurotten, wenn es ſich ja einmal einſchleichen ſollte.

Das Reſultat von allen den geheimen Geſchichten, (die ich ſehr ſorgfæltig in meinem Pulte verwahre, und von denen ich die Namen da, wo ſie waren, abgeſchnitten, auch die Verordnung gemacht habe, daſs ſie, im Falle eines ſchleunigen Abſterbens, verbrannt werden ſollen) iſt dieſes, daſs dieſes Uebel zwey Hauptquellen habe.

1. Verſührung. Die Verſührer ſind
   - *a*) Bediente
   - *b*) Dienſtmædchen
   - *c*) Schlafgeſellen
   - *d*) Schulkammeraden
   - *e*) Einigemal auch Hofmeiſter.
2. Langeweile. Die entſteht
   - *a*) aus Mangel an Geſchæften
   - *b*) aus Mangel an unterhaltenden Geſchæften

c) aus Ueberdruſs an dem ſtundenlangen Unterrichte.

Dieſe Langeweile wird deſto gefæhrlicher, wenn ſie mit dem Leſen ſchlüpferiger Bücher verbunden wird.

Da dieſs alles weit umſtændlicher mir iſt gemeldet worden, als es in einem Buche geſagt werden kann, ſo hoffe ich, daſs man mir ſo viele Rechtſchaffenheit und Wachſamkeit zutrauen werde, daſs ich bey Anlegung meines ganzen Plans, die Verhütung dieſes Uebels in meiner Anſtalt vor Augen gehabt habe.

Aus dem, was ich bis itzo geſagt habe, wird man ſich ſchon einen ziemlich vollſtændigen Begrif von der innern Verfaſſung meiner Anſtalt machen. Man wird zwar noch von mir erwarten, daſs ich meinen Plan weiter auseinander ſetzen ſoll; da mir aber hierzu die Zeit mangelt, ſo bin ich genöthigt, meinen Plan mehr tabellariſch, als ausführlich, hier vorzulegen:

I. Beſchaffenheit der Zöglinge, die ich annehme

1. Sie dürfen nicht unter ſechs und nicht über zehn Jahr alt ſeyn. Die erſtern würden mir zu ſchwach ſeyn, und zu viel

weibliche Pflege bedürfen, und die andern möchten ſchon einen zu beſtimmten Charakter haben, als daſs er ſich nach meinem Plane beugen lieſse.

2) Sie dürfen nicht gebrechlich auch nicht dumm ſeyn, weil der Thon gut ſeyn muſs, aus dem man etwas Gutes bilden ſoll.

II. Die körperliche Verpflegung.

1) Ueber die Erhaltung der Reinlichkeit des Körpers, ſowohl als des Anzugs, wird durch Frauenzimmer ſo lange die Aufſicht geführt, bis die Zöglinge in der Beſorgung der Reinlichkeit die nöthige Fertigkeit erlangt haben.

2) Die Nahrungsmittel ſind

a) Bey dem Frühſtücke: Milch, oder Butter, oder Beere, oder Obſt, mit Brod.

b) Bey der Mittagsmahlzeit, Suppe, Gemüſs und Fleiſch, nebſt Butter oder Kæſe, wöchentlich ein paarmal Braten.

c) Bey dem Veſperbrode, wie bey dem Frühſtücke.

d) Bey dem Abendeſſen, kalte Küche, z. E. Braten, Wurſt, Schinken, Butter, Kæſe, u. dgl.

u. dgl. die warmen Speiſen, kurz vor Schlafgehen, ſollen das Blut zu ſehr erhitzen. — —

e) Der gewöhnliche Trank, iſt die reine geſunde Quelle, die ich in das neue Haus geleitet habe. Bier wird ſelten, und Wein nur an feſtlichen Tagen getrunken.

3. Die körperlichen Uebungen, ſind
   - *a*) Laufen, Springen, Gehen auf einem ſchmalen Balken, verſchiedene, mit unſchædlicher Bewegung verknüpfte, Spiele, Tanzen und Reuten.
   - *b*) Singen,
   - *c*) Spielen verſchiedner Inſtrumente. Den Unterricht auf Inſtrumenten, die geblaſen werden, laſſe ich nicht gern, und nie anders, als auf Verantwortung der Eltern, geben.
   - *d*) Gartenbau,
   - *e*) Buchbinden,
   - *f*) Allerley kleine Tiſchlerarbeit,
   - *g*) Glasſchleifen. Zu dieſer Uebung mache ich aber nur denen Hoffnung, die

vorzügliche Neigung dazu blicken laſſen.

h) Tægliche Spatziergænge und öftere Reiſen.

III. Geiſtesübungen:

1. Erwerbung der Sprachkenntniſſe.

a) der deutſchen Sprache. Die Zöglinge werden ſo weit gebracht, daſs ſie gut leſen, deklamiren, richtig verſtehen, orthographiſch ſchreiben, beſtimmt, grammatikaliſch und in einem guten Style, ſich ausdrücken können.

b) der lateiniſchen Sprache. Erſt wird über die verſchiedenen Produkte der Natur, die zuſammen gebracht werden, lateiniſch geſprochen, das Geſpræch dictirt und niedergeſchrieben, dann werden zweckmæſsig gewæhlte Schriftſteller geleſen, und dabey die grammatikaliſchen Regeln vorgetragen, endlich lateiniſche Aufſætze gemacht.

c) Der franzöſiſchen Sprache. Dieſe wird zu gewiſſen Zeiten geſprochen, in gewiſſen

wiſſen Stunden werden über die Produkte der Natur franzöſiſche Unterredungen gehalten, dann franzöſiſche, zweckmæſſig gewæhlte Bücher geleſen, und dabey die Grammatik erklært, endlich wird Anleitung gegeben, ſelbſt franzöſiſche Aufſætze zu machen,

d) Engliſche Sprache. Zur Erlernung derſelben wird nur auf ausdrückliches Verlangen der Eltern Anleitung gegeben, und dieſs auch nur alsdenn erſt, wenn die Zöglinge in der deutſchen, lateiniſchen und franzöſiſchen Sprache hinlængliche Fertigkeit erhalten haben. Denn wenn man zu viele Sprachen auf einmal lernen will, ſo lernt man keine, —

2. Erwerbung der Sachkenntniſſe.

a) Naturgeſchichte. Hierinne ſollen die Zöglinge ſo weit gebracht werden, daſs ihnen nach zwey Jahren kein Sæugethier, kein Vogel, kein Fiſch, keine Amphibie, wenige Würmer und Inſekten, kein Baum, kein Strauch, keine merkwürdige Pflanze, keine Foſſilie, die ſich in einem Umkreiſe von zwey Meilen befinden, unbekannt ſeyn ſollen. Auch ſollen ſie von jeder Klaſſe die merkwürdigſten Stücke der entfernten Lænder kennen lernen.

b) Geographie. Hierinne ſollen die Zöglinge alles, auf Lage, Produkte, Sitten der Innwohner und Regierungsform, ſich beziehende, erlernen, was man von einem gut unterrichteten Kinde erwarten kann.

c) Geſchichte. Die Hauptrevolutionen entfernter Lænder, und die detaillirte Geſchichte des Landes, in dem ich ſie erziehe, ſoll ihnen bekannt gemacht werden. Tiefere Einſichten in die Geſchichte werden ſich diejenigen meiner Zöglinge zu erwerben wiſſen, die ſich zum Studium derſelben beſtimmt fühlen.

d) Phyſik und Mathematik. In beyden ſollen ſie ſo weit die Anfangsgründe lernen, daſs ſie, wenn ſie hierzu Neigung haben, ſich ſelbſt weiter helfen können.

nen. Beyde Wiſſenſchaften werde ich ihnen dann erſt ſyſtematiſch vortragen laſſen, wann ihr Gedæchtniſs hinlænglich geübt iſt, und die nöthigſten Kenntniſſe gefaſst hat. Eine zu frühe Anſtrengung des Verſtandes, die bey ſyſtematiſcher Erlernung der Phyſik und Mathematik allemal nöthig iſt, geſchieht, ſo viel ich weiſs, allemal auf Unkoſten des Gedæchtniſſes. Und das Gedæchtniſs ſchwæche ich bey meinen Zöglingen eben ſo ungern, als ihre übrigen Kræfte.

e) Uebungen des Geſchmacks, des Witzes und des Scharfſinns, geſchehen durch Vergleichung der Kunſt und der Natur, durch Beurtheilung des Schönen und Hæſslichen in den Werken der Kunſt; durch Leſung witziger Epigrammen, und Aufgebung guter Ræthſel und Scharraden.

f) Religion. Wer mein Buch *über die wirkſamſten Mittel, Kindern Religion beyzubringen,* geleſen hat, weiſs ſchon ziemlich, wie ich dieſelbe lehren

ren werde. Der Plan, den ich dort vorgezeichnet habe, wird bey dem Religionsunterrichte, den ich geben werde, immer zum Grunde liegen, nur mit der Einſchrænkung, daſs er noch mehr Beſtimmung, die er durch længeres Nachdenken erhalten hat, haben wird. Da ich aber nicht vermuthen darf, daſs alle dieſs Buch geleſen haben, die gegenwærtige Blætter leſen, ſo will ich auch von meinem Religionsunterrichte einen kurzen Entwurf beyſetzen.

aa) Jeder Tag wird mit einer Ermahnung und Abſingung einiger Verſe angefangen.

bb) Jede Mahlzeit wird mit Gebet genoſſen. Ich verrichte beydes ſelbſt, weil mir die Sache zu wichtig iſt, als daſs ich ſie, ſo lange ich geſund und munter bin, einem andern überlaſſen könnte. Bey dieſen Uebungen nehme ich allezeit auf Zeit und Umſtænde Rückſicht, und ſuche die

Zöglinge auf das Gute aufmerkſam zu machen, was ſie gerade itzo aus Gottes Hand empfangen.

cc) Anfænglich wird tæglich aus meinem moraliſchen Elementarbuche ein Penſum geleſen, und darüber eine Unterredung angeſtellt, um dadurch Gefühl für Recht und Unrecht zu ſchærfen, und eine Menge Ideen zu entwickeln, die zu richtigen Einſichten in die Religionswahrheiten nöthig ſind.

dd) Hierauf wird die bibliſche Geſchichte, vorzüglich die Geſchichte Jeſu und ſeiner Apoſtel vorgetragen, immer in der Abſicht, um die Zöglinge mit dem wahren Sinne der Lehre Jeſu bekannt zu machen.

ee) Die næhere Erklærung, die jede Religionsparthey von der Lehre Jeſu macht, überlaſſe ich den Predigern jeder Religionsparthey. Doch hüte ich mich ſehr, daſs ich nichts ſage, wodurch die Zöglinge gegen irgend eine Religionsparthey abgeneigt gemacht werden könnten. Darüber habe ich bey meinem Religionsunterrichte in Deſſau gehalten. Ich habe den Philanthropiſten unpartheyiſch die Erklærungen vorgetragen, die jede Religionsparthey von gewiſſen Stellen der Bibel giebt, ohne zu beſtimmen, welche ich für die wahre hielt. Sie haben oft in mich gedrungen, ihnen zu ſagen, welche Meynung ich annæhme? ich habe ſie aber allemal mit der Antwort zurück gewieſen, daſs ich ihnen weder lutheriſche, oder reformirte, noch katholiſche oder Sociniſche, Religion, ſondern die Lehre Jeſu vortrüge. Dabey möchten ſie ſich beruhigen, bis ſie durch die Unterredungen mit dem Prediger ihrer Kirche beſtimmt würden, eine von den gegebenen Erklærungen anzunehmen oder zu verwerfen. Eben ſo gewiſſenhaft werde ich auch künftig bey dem Religionsunterrichte verfahren, ſo, daſs Glieder aller chriſtlichen Religionspartheyen mir ihre Kinder anvertrauen können, ohne im geringſten beſorgen zu dürfen, daſs ich ſie für mein Religionsſyſtem einnehmen, und ſie gegen das ihrige abgeneigt machen werde.

3) Mittel zur moraliſchen Beſſerung.

α) Belohnungen

a) des Fleiſses in Erwerbung der Kenntniſſe.

aa) Beförderung zu höhern Claſſen. Ich werde in jeder Wiſſenſchaft und Sprache drey Hauptclaſſen machen, und die Kenntniſſe, die in jeder erworben werden müſſen, genau bezeichnen. Jedes halbe Jahr eine Prüfung anſtellen, und diejenigen, die die Prüfung aushalten, weiter befördern. Dieſe Beförderung wird allezeit mit einer Feyerlichkeit verknüpft ſeyn.

bb) Die Beförderung zu Aemtern, die mit Beſoldung verknüpft ſind. Hiervon habe ich vorhin ſchon geredet. Ich werde ſtets auf Aemter ſinnen, wo jede Art der erworbenen Kenntniſſe brauchbar iſt. So oft ein ſolches Amt vacant wird, werde ich einige Candidaten zur Probe aufſtellen, ſo, daſs das Amt dem zufællt, der ſich als den geſchickteſten legitimirt hat.

cc) Die Annæherung zum Orden. Dieſs iſt eine vom deſſauiſchen Inſtitute entlehnte Idee, wie ich glaube, mit einiger Verbeſſerung. Da ich nicht voraus ſetzen kann, daſs allen meinen Leſern die Verfaſſung des deſſauiſchen Inſtituts bekannt iſt, ſo ſetze ich eine kurze Vorſtellung davon hierher

aa) Für jeden Beweiſs der Aufmerkſamkeit und des Fleiſses bekommt der Zögling von ſeinem Lehrer ein oder mehrere Billets, oder Zedel, auf welche gedruckt iſt: ***Für Fleiſs.***

bb) Zu gewiſſen Zeiten wird Senat oder Verſammlung der Lehrer gehalten, vor dem die Zöglinge erſcheinen und ihre Billets aufzeigen müſſen. Dieſe werden ſorgfæltig in ein Buch notirt, und zugleich das bisherige Betragen jedes Zöglings öffentlich unterſucht.

cc) Es iſt in einem Zimmer, das nur öffentlichen Verſammlungen beſtimmt iſt, eine Tafel, die den Nahmen *Meriten-Tafel* führt, aufgehængt, an welcher der Name jedes Zöglings beſchrieben iſt.

dd) So oft ein Zögling ſich funfzig Billets erworben hat, wird ein gelber Nagel bey ſeinen Namen geſchlagen.

ee) Wer ſich funfzig gelbe Nægel erworben hat, bekommt den Orden des Fleiſses.

Dieſs alles behalte ich, doch mit dem Unterſchiede, bey, daſs nur die Knaben

Billets bekommen, weil die Erfahrung gelehrt hat, daſs ſie für Jünglinge keinen Werth mehr haben, und daſs der ſogenannte Orden des Fleiſses bey mir Verſetzung in die Claſſe der Jünglinge iſt. Auch werde ich dahin ſehen, daſs der öffentliche Tadel mehr gedrohet, als wirklich vollzogen werde. Wer einigemale öffentlichen Tadel ausgehalten hat, wird leicht gegen denſelben unempfindlich.

b) Des guten Verhaltens gegen Vorgeſetzte Mitſchüler und andere Menſchen.

Ich mache wieder drey Hauptordnungen, die auch in Anſehung der Kleidung unterſchieden ſeyn werden. Die unterſte beſteht aus Kindern, die nach Befinden, obgleich æuſſerſt ſparſam, und mit groſsen Vorbereitungen, mit der Ruthe bedrohet werden, welche Drohung aber æuſſerſt ſelten, bey vielen Kindern gar nicht wird vollzogen werden. Aus dieſer Ordnung wird man verſetzt, ſobald man ſich ſelbſt, binnen dreyſsig Minuten, fertig anziehen, waſchen und kæmmen kann, nicht mehr bey jeder Kleinigkeit weint, nicht mehr naſchhaft und den Vorgeſetzten ungehorſam iſt, gut ſchreiben und leſen kann.

Die zweyte Ordnung iſt die Ordnung der Knaben. Sie hat Uniform, doch ohne Kragen. Sie wird nicht mehr mit der Ruthe bedrohet. Der Uebergang zu derſelben geſchieht, ſo wie alle Beförderungen, mit Feyerlichkeit, in Gegenwart der ganzen Familie.

Sobald ein Knabe gefællig iſt, ſeine Pflichten erfüllt, ohne ſich dazu treiben zu laſſen, und für Fleiſs 50 gelbe Nægel erhalten hat, iſt er fæhig in die dritte Ordnung aufgenommen zu werden. Dieſe iſt die Ordnung der Jünglinge. Sie bekommt Uniform mit Kragen, und wird bey jeder Gelegenheit von den untern Ordnungen unterſchieden. Sie hat z. E. Zutritt zur Bibliothek,

thek, hat gewiſſe Stunden des Tags Freyheit durch eignes Leſen der Bücher, die ihr, mit des Directors Verwilligung, ſind gegeben worden, ihre Kenntniſſe zu erweitern. Auch giebt dieſe Ordnung eine vorzügliche Anwartſchaft zu öffentlichen Aemtern.

c) Beſtimmter aufgetragner Arbeiten für andere, iſt, wie geſagt, baare Bezahlung. Ich erinnere hierbey nochmals dieſes, daſs Arbeiten, die den Zöglingen von andern übertragen werden, abſichtlich gewæhlt, und weiter nichts als Gelegenheiten ſind, ſich mehrere Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten zu erwerben, und die bereits erworbenen anzuwenden.

d) Der Wohlthætigkeit und anderer Beweiſe der Menſchenliebe iſt keine Belohnung beſtimmt. Denn ſie brauchen weiter keine Belohnung, da das Bewuſstſeyn etwas für die Glückſeligkeit anderer gethan zu haben, ſchon groſser Lohn iſt, und durch poſitive Belohnungen dergleichen

chen Handlungen ihren Werth ganz verliehren.

b) Strafen.

a) Unordnung, Unreinlichkeit, nachlæſſige Verwaltung der Aemter, werden mit Gelde verſtraft. Und das Unangenehme dieſer Strafe wird deswegen deſto ſtærker empfunden, weil die Zöglinge ſich dieſes Geld ſelbſt erworben haben, und durch die Erlegung deſſelben in ihren kleinen Planen geſtört werden.

b) Des Unfleiſses.

a) Abziehung der Billets.

b) Zurückſetzung bey Austheilung der Aemter.

c) Nachdrückliche Vorſtellungen und Verweiſe.

c) Der Bosheit und des vorſetzlichen Ungehorſams.

aa) Bey Kindern einige Ruthenhiebe, die ihm ganz geheim, nach vorhergegangener wehmüthiger Ermahnung gegeben werden, mit dem Bedrohen, einer öffentlichen Züchtigung, auf dem Fall, daſs die Beſſerung nicht erfolge.

bb) Bey Knaben. Der Verluſt von einer groſsen Anzahl Billete.

cc) Bey Jünglingen erwarte ich ſo etwas nicht mehr. Falls aber, daſs ja bisweilen dieſer Fall eintreten ſollte, ſo müſste er nach Befinden der Umſtænde mit Abſetzung von einem Amte, oder gar mit Degradirung zur Knabenklaſſe beſtraft werden.

Ich zweifle nicht, daſs nicht noch bisweilen Fælle vorkommen werden, die andere Arten von Strafen nothwendig machen. Da dieſe aber noch nicht da ſind, auch nicht voraus geſehen werden können, ſo kann ich auch voraus keine Strafen dafür beſtimmen. Ich werde aber ſtets, Strafen ſowohl als Be-

Belohnungen, eine ſolche Geſtalt zu geben ſuchen, daſs ſie aus guten oder ſchlechten Handlungen der Zöglinge natürlich zu entſpringen ſcheinen.

d) Gutes Exempel. Dieſs halte ich immer für das wirkſamſte Beſſerungsmittel der Kinder: Sie werden das, was ihre Geſellſchafter ſind. Deswegen werde ich mich nie mit Perſonen verbinden, die einen ſchlechten Charakter haben, und ſie entfernen, wenn er in der Folge ſichtbar werden ſollte. Vielmehr meine Gehülfen ſtets ermuntern, in ihrem Verhalten ein Muſter der Ehrfurcht und des Vertrauens auf Gott, der Selbſtbeherrſchung, der Gefælligkeit, Ehrlichkeit und Thætigkeit, Ehrbarkeit und Sanftmuth zu geben.

4. Anzahl der Zöglinge.

a) Im erſten Jahre nicht über ſechs.

b) In den folgenden nicht leicht über Zwölfe. Eine lange Erfahrung hat mir die Schwierigkeiten gezeigt, eine gröſſere Anzahl unter gehöriger Aufſicht zu halten, eines jeden Talente, Fehler und ganzen Charakter, recht zu erforſchen, und demſelben gemæs ihn zu behandeln. Es müſsten ganz vorzüglich gute und glückliche Umſtænde eintreten, und Gott müſste mir einen Mann zuführen, auf den ich mich gænzlich verlaſſen könnte, wenn ich die Anzahl verdoppeln ſollte.

5. Die Penſion iſt jæhrlich funfzig Louisd'or und vier Louisd'or bey dem Antritte. Dafür ſchaffe ich jedem Zöglinge, Wohnung, Bette, Koſt, Aufwartung, Verpflegung in Krankheiten, Taſchengeld und Unterricht, und ich kann mich auf keine auſſerordentlichen Ausgaben beſinnen, die Eltern vorkommen könnten, als etwa die für Kleidungsſtücke, Schreibmaterialien und Bücher.

Die Herren Antipædagogen werden zwar ſchreyen, daſs doch die Erzieher, bey allen ihren Unternehmungen, ihr eignes Intereſſe zur Abſicht hætten! ich ſchweige aber dazu, und widerlege ſie nicht, weil die Natur der Sache ſie ſelbſt widerlegt. Wer billig iſt und überlegt, wieviel ich wohl gewagt, aufgewendet und gearbeitet haben mag, um, als ein Privatmann, meinen Plan durchzuſetzen, der wird es wohl nicht unbillig finden, wenn ich darauf gedacht hætte, mir einige Schadloshaltung zu verſchaffen, um mich in den Stand zu ſetzen, ein kummerloſes Leben unter meinen Zöglingen, die ich immer als meine Kinder anſehen und behandeln werde, zu führen. Und wer ökonomiſch berechnen kann, wie viel wohl erfordert werde, ſo viele Kinder zu erhalten, zu verpflegen, mit Taſchengelde zu verſorgen, unterrichten zu laſſen, mit ihnen zu reiſen u. ſ. w. wird bald finden, daſs wenig, vielleicht nichts, für mich ſelbſt übrig bleibe.

6. Die Zeit der Eröfnung des Inſtituts iſt der Frühling des 1785ſten Jahres. Dann wird alles da ſeyn, was zur Ausführung meines Plans nöthig iſt, und der Frühling ſcheint mir überhaupt die Zeit zu ſeyn, wo es ſich am beſten anfængt zu wirken. Ohne Rückſicht auf Stand und Verhæltniſſe, werde ich diejenigen Kinder zuerſt annehmen, die ſich zuerſt melden, und mein Regiſter ſchlieſsen, ſobald die Zahl von ſechſen voll iſt.

Aber, fragt man, wo ſind denn die Lehrer und Maitres, die den Zöglingen Unterricht geben ſollen? Dieſe ſind freylich noch nicht vorhanden. Denn da ich gern wollte, daſs meine Anſtalt beſtehen ſollte, ſo glaubte ich, die Lehrer und Maitres dürften nicht eher angenommen werden, bis Zöglinge da wæren, mit denen ſie ſich beſchæftigen, und Einnahme, von der ihre Bemühung vergolten werden könnte. Ich habe bis itzo nur Einen, aber einen ſehr treuen und thætigen Gehülfen, an dem Herrn Candidat *Beutler*, ſtehe aber noch mit verſchiednen erfahrnen und rechtſchafnen Erziehern in Un-

Unterhandlung, ſo, daſs ich immer Gehülfen erwarten darf, ſobald ich ſie nöthig habe. Uebrigens iſt mein Vorſatz, ihrer ſo wenig, als möglich, anzunehmen. Denn die gröſsten Wirkungen werden immer durch die einfachſten Mittel hervorgebracht. Eine groſse Anzahl von Lehrern und Maitres blendet zwar, erſchwert und verhindert aber die Arbeiten. Jeder bringt ſeinen eignen Kopf und ſeine eignen Grundſætze mit, jeder will nach ſeinen eignen Einſichten handeln. So wird die Harmonie im Unterrichte und der Erziehungsmethode geſtört. Was einer gut macht, reiſst der andre wieder nieder. Bald darauf entſtehen Misverſtændniſſe, Cabalen und Zænkereyen ſo, daſs diejenigen, die ſich verbanden, einander die Arbeiten zu erleichtern, einander entgegen arbeiten, und das Leben zu erſchweren ſuchen. Iſts nun nicht beſſer, mit wenigen Gehülfen, in Einigkeit und Frieden, ohne groſses Geræuſch, die Zöglinge zu dem Ziele zu leiten, das man ſich vorgeſteckt hat? Das ehemalige Campiſche, nunmehrige Trappiſche, Erziehungsinſtitut bey Hamburg, beweiſt, wie viel man durch ſehr einfache Mittel ausrichten kann.

Dieſs wære alſo ein Schattenriſs von dem Plane, deſſen Ausführung ich den Reſt meines Lebens geweihet habe. Wer ihn mit Aufmerkſamkeit lieſt, wird hier mehr Vollſtændigkeit, da mehr Beſtimmtheit, dort mehr Ordnung verlangen. Es iſt mir aber, bey meiner gegenwærtigen Lage, unmöglich geweſen, ihm einen höhern Grad von Vollkommenheit zu geben. Eine Menge neuer, mir ganz ungewohnter Geſchæfte, die mir die Einrichtung meines Landguts, meiner Haushaltung, und meines Baues nothwendig machte, lieſen mir nicht ſoviel Muſe, auf die Ausarbeitung deſſelben die nöthige Kraft zu wenden. Unterdeſſen hoffe ich doch, daſs man mir zugeſtehen wird, daſs er durchdacht ſey.

Man wird freylich ſagen, ich hætte die Ausarbeitung dieſes Plans bis zu einer bequemern Zeit ſollen anſtehen laſſen. Allein ich habe eben itzo mein vierzigſtes Jahr, alſo das Jahrzehend angetreten, in dem, meiner Meynung nach, der Menſch thun und zu Stande bringen muſs, was er bey ſeinem Aufenthalte auf der Erde zu thun ſich vorgenommen hat.

Denn vor dem vierzigſten Jahre iſt man insgemein noch zu raſch, und hat nicht Erfahrung genug, und nach dem funfzigſten fængt man ſchon an zu bedæchtlich und ſchwæchlich zu werden. Wenn ich alſo noch ein Jahr mit der Ausfertigung meines Plans hætte warten wollen, ſo wære mir der zehnte Theil meiner Wirkungszeit verſtrichen, und dieſs iſt keine Kleinigkeit.

Daſs mein Plan neu ſey und noch in keiner Erziehungsanſtalt zum Grunde liege, getraue ich mir ſo lange zu behaupten, bis man mich vom Gegentheile überzeugt. Eben ſo gewiſs iſt mir ſeine Ausführbarkeit. Ob er gut, ob er der ſey, nach welchem die Kinder am ſicherſten für die Welt gebildet, mit einer Menge, in jedem Stande brauchbaren, Kenntniſſe verſehen, in Anſehung aller ihrer Kræfte geübt, mit der Schatzkammer aller menſchlichen Reichthümer, der Natur, bekannt gemacht, zur Arbeit, Ertragung der unvermeidlichen Beſchwerlichkeiten, zur Mæſſigung des Unwillens, bey fehlgeſchlagenen Wünſchen, gewöhnt, in Erwerbung, Berechnung und Erhaltung des Geldes, geübt werden, mag der Leſer beurtheilen.

Mir iſt es ſo vorgekommen. Und eben deswegen getraue ich mir zu verſprechen, daſs ich Kinder für allerley Stænde erziehen will. "Vergeſſen Sie nicht," ſchrieb mir der würdige Domherr von Rochow, als ich ihm meinen Entſchluſs meldete, "daſs der Sohn des Groſsfürſten und der Sohn des Bauers, bis auf ein gewiſſes Alter, auf einerley Art müſſen geleitet werden!"

Welcher Menſchenkenner fühlt nicht die Wahrheit und das Gewicht dieſes Ausſpruchs! Und dieſer Ausſpruch beſtætigt bey mir die Ueberzeugung, daſs, bis auf ein gewiſſes Alter, etwa bis zum ſechzehnten Jahre, der künftige Kaufmann, Officier und Gelehrte, einerley Unterricht genieſsen müſſen. Geſund müſſen wir alle ſeyn, die Natur müſſen wir alle kennen, richtig zu urtheilen, brav und thætig zu ſeyn, iſt uns allen nöthig, Geographie, Geſchichte, Mathematik, Phyſik, die franzöſiſche Sprache und die Anfangsgründe der Lateiniſchen, müſſen wir, falls wir nicht zum Pöbel gerechnet ſeyn wollen, alle wiſſen, einen feſten, agilen, geübten, Körper müſſen wir alle haben, mit dem Gelde müſſen wir alle weislich umgehen, es erwerben, gut anwenden, und es zu Rathe halten können, wir mögen Gelehrte oder Officiere, oder Kaufleute ſeyn. Die künftige Schule, in welche meine lieben Zöglinge, bey ihrer Trennung von mir, verſetzt werden, giebt ihren Kræften, Fertigkeiten und Geſchicklichkeiten, die næhere Beſtimmung, dem Gelehrten, die Univerſitæt, dem Kaufmanne, das Comtoir, dem Officier der Dienſt.

Meine Kraft werde ich freylich vorzüglich dahin richten, daſs die, mir anvertraueten, Zöglinge ihre Tage bey mir in jugendlicher Unſchuld und Fröhlichkeit leben, und zu Jünglingen und Mænnern gebildet werden, die einſt meines Alters Freude ſind; ingleichen meiner Anſtalt ſo viele innere Feſtigkeit zu geben, daſs ſie durch ſich ſelbſt ihre gnædigſt zugeſtandene Unabhængigkeit behaupten, und, auch nach meiner Abreiſe von dieſem Planeten, fortdauern kann, længer oder kürzer, je nachdem meine Nachfolger mehr oder weniger thætig, brav und uneigennützig ſind: unterdeſſen will ich doch, ſoviel ich kann, auch darauf denken, daſs ſie gemeinnütziger werde. Deswegen werde ich die Mittel, die ich zur Erreichung meiner Abſichten, anwende, immer einfacher und für Schulen anwendbarer zu machen ſuchen; deswegen habe ich auch ſchon die Verfügung getroffen, daſs Candidaten der Erziehungskunſt, die meine Art der Erziehung und des Unterrichts erlernen wollen, bey mir Logis, Aufwartung und Koſt, gegen eine ſehr billige Bezahlung, haben können.

Das iſts, was ich thun werde. Der glückliche Erfolg hængt von dem Segen des Allvaters ab, der dann am ſichtbarſten iſt, wann man ohne Cabale und Gleisnerey, offen, treu und uneigennützig, handelt.

Schnepfenthal
gedruckt mit Schlegelſchen Schriften,
in der Druckerey der Erziehungsanſtalt.

Nachrichten für Kinder
aus
Schnepfenthal

von

C. G. Salzmann.

Leipzig, 1787.
bey Siegfried Lebrecht Cruſius.

Moraliſches
Elementarbuch,
nebſt
einer Anleitung
zum nützlichen Gebrauch deſſelben,

von

Chriſtian Gotthilf Salzmann,
Liturg und Profeſſor am Deſſauiſchen Erziehungsinſtitute.

Erſter Theil.

Mit Römiſch-Kaiſerl. und Churfl. Sächſ. allergnädigſten
Privilegiis.

Leipzig,
bey Siegfried Lebrecht Cruſius.
1782.

Ueber die Abſicht
und
# den nützlichen Gebrauch
des
# moraliſchen
Elementarbuchs

von

Chriſtian Gotthilf Salzmann.

Leipzig, 1782.
bey Siegfried Lebrecht Cruſius.

Nachricht an den Buchbinder.

Dieſe Bogen dürfen mit dem Elementarbuche nicht zuſammen gebunden, ſondern müſſen, zum Gebrauch der Erzieher, beſonders geheftet werden.

Dieß moraliſche Elementarbuch iſt das Buch, welches ich vor einiger Zeit, unter dem Titel: Erſte Grundſätze der Religion, in Kinderſprache überſetzt, angekündigt habe. Verſchiedene Hinderniſſe, unter welchen mein Ruf nach Deſſau das vorzüglichſte war, verhinderten die Herausgabe deſſelben, gaben mir aber auch Zeit genug, meinen Plan mehr zu durchdenken, und mit meinen pädagogiſchen Freunden darüber zu ſprechen, ſo, daß ich glaube, daß das Werk durch die Verzögerung nichts verloren hat. Einer von dieſen Freunden iſt die Urſache, warum ich den Titel geändert habe. Er machte mir es ſo wahrſcheinlich, daß das Publikum das Wort: Religion, in der Verbindung mit meinem Buche, das eigentlich eine moraliſche Erzählung ſey, anſtößig finden, und meine Abſicht misverſtehen würde, daß ich überzeugt wurde und nachgeben mußte.

Die Abſicht dieſes Buchs iſt, in ſechs- bis achtjährigen Kindern dasjenige zu erzeugen, was man gute Geſinnung zu nennen pflegt. So bekannt dieß Wort iſt, ſo halte ich es doch für nöthig mich darüber zu erklären. Gute Geſinnung iſt mir ein höherer Grad von richtiger Erkenntniß. Dieſe beſteht bloß darinne, daß man die Eigenſchaften einer Sache weis, jene hingegen iſt Erkenntniß, nicht bloß der

Eigenſchaften, ſondern auch der Wirkungen und des innern Gehalts einer Sache, die allemal nothwendig mit Zu- oder Abneigung verknüpft iſt. Gebt, z. E. dem fünfjährigen Karl zwey gelbe, runde, geprägte Scheibchen, davon das eine ein Rechenpfennig, das andere ein Dukaten iſt, zeigt ihm die Merkmale, wodurch ſie ſich von einander unterſcheiden, daß das eine hellgelb, und das andere dunkelgelb iſt, das eine mit einem Kopfe, das andere mit einem wilden Manne bezeichnet, das eine leichter als das andere iſt, ſo hat Karl eine Erkenntniß von beyden, die man wirklich richtig nennen kann. Nun aber macht ihm den Werth des Dukatens begreiflich, und ſagt ihm, wie viele Roſinen und Mandeln und bleyerne Huſaren er dafür kaufen kann: ſo habt ihr ſeine Geſinnung beſtimmt. Er kennt nicht blos den Dukaten, er liebt ihn auch. Lehret ihn, daß der Neid eine Betrübniß über des andern Glück ſey: ſo habt ihr ihm Erkenntniß deſſelben beygebracht. Zeigt ihm aber die ſchrecklichen Wirkungen deſſelben, in dem Exempel der Lucia, die an ihrer Schweſter Hochzeit durch ihn ſo gemartert wurde, daß ſie nicht ſchlafen, weder eſſen noch trinken konnte, und am Ende durch ihn gereizt wurde, ihrer unſchuldigen Schweſter Vergnügen durch boshafte Reden zu verbittern: ſo habt ihr des Knaben Geſinnung gegen den Neid beſtimmt, — er verabſcheuet ihn.

Es verlohnt ſich wohl der Mühe, daß ich hier die Frage aufwerfe: woher kommt es denn, daß der

Knabe gleichgültig bleibt, wenn ich ihm die weſentlichen Merkmale des Neids zeige, und ihn hingegen verabſcheuet, wenn ich ihm ſeine Wirkungen in einem Bilde vormahle? Die Beantwortung dieſer Frage iſt ſehr leicht. Wir lieben was uns Vergnügen, und verabſcheuen was uns Misvergnügen macht. So lange ich alſo eine Sache nur nach ihren Merkmalen kenne, ſo bleibe ich gleichgültig gegen ſie, ſobald man mich hingegen überzeugt, daß ſie mir Vergnügen oder Misvergnügen mache, ſo begehre oder verabſcheue ich ſie. Geſetzt, mein Fritz hätte weder Weinbeeren noch Judenkirſchen geſehen, ich wollte ihm dieſelben itzo kennen lehren, und gäbe ihm deswegen alle die Merkmahle, wodurch ſie ſich von einander unterſcheiden, ſo deutlich an, daß er beſtimmen könnte, unter welche Geſchlechte der Pflanzen ſie gehörten, ſo würde ich zwar ſagen können, daß er von beyden eine richtige Erkenntniß habe, aber Weinbeeren und Judenkirſchen würden ihm eins ſo lieb als das andere ſeyn. Nun brächte ich ihm einen Teller voll Judenkirſchen und einen andern voll grüner Weinbeeren — welcher würde ſeine Neigung auf ſich ziehen? gewiß der Teller mit Judenkirſchen. Denn ihre rothe Farbe würde ihm Vergnügen machen. Nun gäbe ich ihm eine Weinbeere, gleich darauf eine Judenkirſche in den Mund — ſogleich würde ſeine Neigung umgeſtimmt werden, er würde die Judenkirſchen ſtehen laſſen, und mich bitten, ihm die Weinbeeren zu geben. Laßt mich den Fall annehmen, daß

Fritz den künftigen Tag heftige Zahnſchmerzen hätte, ich käme nun wieder mit meinen Weinbeeren und Judenkirſchen aufgezogen, verſicherte ihn, daß die erſtern ſeinen ſchmerzhaften Zahn erkälten und ſeine unangenehmen Empfindungen vermehren würden — daß ich hingegen die Judenkirſchen ſo zuzubereiten wüßte, daß ſie ihm ſeinen Schmerz benehmen könnten — Welche ſind ihm nun die liebſten? Ohne Zweifel die Judenkirſchen.

So ſeht ihr, lieben Freunde und Freundinnen, daß man eines Kindes Neigung lenken kann, wohin man will, wenn man nur die Kunſt verſteht, ihm das Vergnügen oder Mißvergnügen, das ihm gewiſſe Dinge verſchaffen, recht begreiflich zu machen.

Was ich nun von den Weinbeeren und Judenkirſchen geſagt habe, das gilt, meine Lieben! auch von der Erbſünde und wirklichen Sünde, von der Liebe gegen Gott, uns ſelbſt und andere Menſchen. Wenn ihr dem Kinde die Sünde als eine Abweichung vom Geſetz, die Liebe zu Gott, als ein Verlangen, ſeinen Willen zu thun, vorſtellet, ſo kennet es beyde. Wenn ihr ihm aber das Misvergnügen nicht begreiflich macht, das mit der erſtern, und das Vergnügen, das mit der letztern, verknüpft iſt, ſo wird es gegen beyde ſo gleichgültig bleiben, als mein Fritz gegen die Weinbeeren und Judenkirſchen, da er ſie nur, der Beſchreibung nach, kannte. Es wird fortfahren zu handeln, und diejenige Art zu handeln, die ihm die angenehmſten Empfindungen macht, wird ihm die liebſte ſeyn. Daher kann ich mir den Fall gar wohl als möglich denken, daß es bisweilen Kinder geben könne, die alle Tugenden und Untugenden an den Fingern her zu zählen, ihre Merkmahle und Eintheilung anzugeben wiſſen, und die doch der Tugend gram ſind, und die Untugend lieb haben.

Wenn ich ferner recht beobachtet habe, ſo iſt das Vergnügen und Misvergnügen eine Sache, die empfunden wird, und ich folgere daraus, daß die Neigung oder Abneigung gegen eine Sache eben ſo wachſen müſſe, wie ich dem andern das damit verknüpfte Vergnügen fühlbar mache. Wenn ich, z. E. einem Kinde Abneigung gegen die Faulheit beybringen wollte, und ſagte: die Faulheit, liebes Kind, iſt eine üble Sache, ſie macht den Menſchen misvergnügt, iſt ſeiner Geſundheit nachtheilig und zerrüttet ſeinen äußerlichen Zuſtand, ſo glaube ich nicht, daß dieſes viel helfen wird. Denn das Kind kann ſich nicht recht vorſtellen, was Misvergnügen, Geſundheit, äußerlicher Zuſtand ſey. Wenn ich ihm aber ſage: Es war einmal ein Bauer, der hieß Kaſper, der war ein ſehr fauler Mann, und ihm denſelben ſo beſchreibe, wie er p. 133. beſchrieben iſt, ſo entſteht gewiß in ihm der Wunſch, nie faul zu ſeyn, denn ſeine Einbildungskraft ſtellt ihm die Faulheit ſo lebhaft in Kaſpers Bilde vor, daß es das damit verknüpfte Misvergnügen empfindet. Zeige ich ihm aber nun Kaſpern gar in Kupfer, und ſage: ſieh einmal den elenden Kerl an, wie er da ſitzt, ſo ſchlaff, als wenn er krank wäre, wie traurig er ausſieht, was er für einen zerrißnen Rock, und für ein erbärmliches Pferd hat — ſo ſieht es das Elend, das durch die Faulheit erzeugt wird, mit ſeinen eignen Augen, und ſein ganzes Herz muß ſich dagegen empören.

Nachdem ich dieſe Erklärung vorausgeſchickt habe, wird man, wie ich hoffe, verſtehen, was meine Abſicht ſey, wenn ich ſage, daß ich durch dieſes Buch in Kindern eine gute Geſinnung erzeugen wolle. Ich habe nämlich den Werth und die Wirkungen der Dinge, deren Kenntniß Kindern am nöthigſten iſt, in kleinen Geſchichtchen ſo ſinnlich dargeſtellt, daß ſie von der Einbildungskraft gefaßt, und durch den innern Sinn empfunden werden können, und laſſe ſie in Kupfer ſtechen, um ſie auch durch den äußerlichen Sinn des Geſichts fühlbar zu machen, damit das Kind durch dieſe Empfindung gereizt werde, auf jede Sache die Neigung oder Abneigung zu werfen, die ſie ihrer Natur nach verdienet.

Daß in dieſem Buche alles abgehandelt iſt, was in eine Sittenlehre für Kinder gehört, beweiſt der angehängte Entwurf. Daß die Sachen aber nicht in eben der Ordnung, wie ſie im Entwurfe ſtehen, ſind abgehandelt worden, kommt daher, weil ich es für unnöthig hielt, da es meine Abſicht nicht war, die Sittenlehre als Wiſſenſchaft vorzutragen. Es mangelt zwar einiges, welches mancher hier ſuchen möchte. Es mangelt aber nicht, weil ich es vergeſſen habe, ſondern weil ich meine guten Gründe hatte, es wegzulaſſen. Ich habe z. E. kein beſonder Geſchichtchen, in welchem der Werth der Obrigkeit vorgeſtellet wäre, aus dem Grunde, weil das Kind noch nicht in unmittelbarer Verbindung mit der Obrigkeit ſteht, und in ſeinem ſechſten bis achten Jahre eigentlich keine andere Obrigkeit, als ſeine Eltern und Lehrer, hat.

Von der Keuſchheit und Unkeuſchheit hätte ich gern etwas geſagt. Denn die Unkeuſchheit hat leider in unſern Tagen ſo weit um ſich gegriffen, daß, beſonders in volkreichen Städten, auch die kleinſten Kinder damit angeſteckt ſind, und dadurch den Keim zu allem Guten, den Keim zur Nachkommenſchaft, den ihr Schöpfer in ſie gelegt hat, zerſtören. Ich bin auch vollkommen überzeugt, und durch die Unterredungen, die ich, über dieſen Punct, mit verſchiednen Pädagogen gehalten habe, in meiner Ueberzeugung noch mehr beſtärket werden, daß das kräftigſte Mittel, dieſes ſchreckliche Uebel, das die Wurzel der Menſchheit zernaget, auszurotten, dieſes ſey, daß man mit Kindern von den Zeugungsgliedern, ihren großen Abſichten, und ihrer Verletzbarkeit, eben ſo freymüthig, wie von andern Gliedern, rede. Ich weis aber auch, daß meine Ueberzeugung nicht die Ueberzeugung des Publikums ſey, und daß viele es anſtößig würden gefunden haben, wenn ich ein Geſchichtchen beygefügt hätte, das die, unter Kindern gewöhnliche, Unkeuſchheit mit ihren ſchrecklichen Folgen fühlbar machte. Ich habe es deswegen weggelaſſen, damit ich das Buch nicht für manche Eltern und Erzieher unbrauchbar machen möchte.

Nun möchte ich, lieben Eltern und Erzieher! daß die Mühe, die ich auf die Ausarbeitung dieſes Büchelchens gewendet, der Aufwand, den Herr Cruſius darauf gemacht, und der Fleis, mit welchem der Künſtler die Kupfer entworfen hat, nicht ſo ganz umſonſt wären, ſondern daß ihr die erfreulichſten Wirkungen davon an euren Kindern ſpürtet, daß ſie gehorſamer, gefälliger, arbeitſamer, geduldiger, u. ſ. w. würden. Deswegen müſſen wir noch ein paar Wörtchen, im Vertrauen, über den rechten Gebrauch deſſelben ſprechen; ich glaube nicht, daß ihr wohl thut, wenn ihr es ihnen zu leſen gebt. Sie werden alsdenn, ſo begierig auf die Geſchichte, es leſen, daß ſie die Wahrheiten, die darinnen enthalten ſind, kaum bemerken — ſie werden den Zukker ablekken, und die darinne verborgene Arzney liegen laſſen. Das flüchtige Leſen ſo vieler guten Lehren wird eben die Wirkung haben, die das allzuviele Predigen, das manchen Eltern gewöhnlich iſt, zu haben pflegt — keine! Wenn ſo viel Gutes auf einmal geſagt wird, das man thun ſoll, und das man doch nicht auf einmal thun kann, ſo thut man gemeiniglich gar nichts. Und wenn die Kinder die Geſchichte einmal geleſen haben, ſo werdet ihr ſie ihnen weiter nicht erzählen dürfen, ſie iſt ihnen ſchon bekannt, und die Wiederholung erregt Ueberdruß.

Ich dächte alſo, ihr erzähltet ſelbſt. Aber ja nicht Stunden lang! ja nicht in einem Tone, als wenn ihr ſie unterrichten wolltet, ſonſt würdet ihr einen großen Theil meiner guten Abſichten vereiteln. Fangt vielmehr an, bey einer ſchicklichen Gelegenheit, etwa bey einem Spaziergange, oder nach Tiſche, oder, welches das Schicklichſte wäre, wenn die Kinder euch einmal ſelbſt bäten, ihnen etwas zu erzählen, ihnen den Anfang der hier vorgetragenen Geſchichte mitzutheilen, und brecht bald ab. Sie werden euch bitten fortzufahren; daran dürſt ihr euch aber nicht kehren, ſondern müſſet ſie zur Geduld verweiſen, und ſagen, wenn ſie den folgenden Tag recht gut wären, ſo wolltet ihr in der Erzählung weiter fortfahren. Und ſo müſſet ihr immer bald abbrechen, und den weitern Erfolg der Sache, unter der Bedingung, daß ſie gut wären, den folgenden Tag zu erzählen verſprechen. So wird die Begierde nach der Geſchichte immer neu erhalten, und die Erzählung bekömmt das Anſehen einer Belohnung, die allemal, für Kinder, ſüßer als Unterricht iſt.

Bey der Erzählung ſelbſt ſind noch verſchiedene Vortheile zu beobachten, davon ich einige anführen will, die man ja nicht als Kleinigkeiten anſehen darf. Man iſt deswegen noch kein Künſtler, wenn man die Hauptgrundſätze der Kunſt inne hat, ſondern man muß auch die Vortheile wiſſen, die, bey Ausübung derſelben, zu beobachten ſind, die, an ſich betrachtet, Kleinigkeiten ſcheinen, ohne die man doch aber nie in der Kunſt zu einiger Vollkommenheit gelangen kann. So iſt es auch mit der Kunſt, durch Erzählung zu unterrichten.

1) Man muß die Geſchichte, die man erzählen will, zuvor zwey bis dreymal durchleſen, und ſich dieſelbe ſo lebhaft vorſtellen, daß man die ganze Scene, die beſchrieben wird, ſelbſt zu ſehen glaubt.

2) Man muß ſich ganz in die Lage und die Leidenſchaft verſetzen, in der ſich die handelnde Perſon befand, ſo, daß man die nämliche Miene, und Stellung, den nämlichen Ton annimt, den man bey einer Perſon, die ſo und ſo handelt oder redet, vorausſetzt. Dieß giebt der Erzählung eben das Leben und die Wirkſamkeit, die das Schauſpiel zu haben pflegt.

3) Man darf ſich in der Erzählung nicht zu genau an meine Worte binden, ſondern muß die Leute immer ſo reden laſſen, wie ſie in der Provinz ſprechen, in der man erzählt. Denn ob ich mir gleich viele Mühe gegeben habe, die Menſchen ſo reden zu laſſen, wie ſie im gemeinen Leben zu thun pflegen, ſo habe ich doch, wenn ich meine Sachen auch recht gut

gemacht hätte, weiter nichts gethan, als meine Landsleute, die Oberſachſen, nach dem Leben copirt. Da aber jede Provinz ihre eignen Ausdrükke und Redensarten hat, ſo muß nothwendig manches mit unterlaufen, das den Kindern in Franken und Weſtphalen unverſtändlich iſt. Laßt alſo die Perſonen, die ich redend einführe, nicht immer die Worte ſprechen, die ich ihnen in den Mund gelegt habe, ſondern laßt ſie ſo reden, wie die Edelleute, Prediger, Kaufleute, Bauern, in eurer Provinz zu reden pflegen. Dann erſt wird eure Erzählung den Kindern recht verſtändlich ſeyn.

4) Wenn die Kupfer fertig ſind, die zu dieſem Buche ſollen geliefert werden, ſo kann man die Wirkung der Erzählung noch dadurch verſtärken, daß man, nach geendigter Erzählung, das Kupfer vorzeigt, daß ſich auf dieſelbe bezieht. Dadurch drückt ſich nicht nur die Wahrheit, die in das Geſchichtchen gehüllet war, deſto tiefer ein, ſondern das Kind bekömmt auch dadurch Veranlaſſung allerley Fragen aufzuwerfen, die dem Erzieher die ſchönſte Gelegenheit geb[illegible] zu erfahren, ob es den wahren Sinn gefaßt habe, und noch manches zu mehrerer Berichtigung ſeiner Einſichten hinzuzuſetzen.

5) Dieſes Kupfer könnte man nun auf Pappe leimen laſſen. Theils um ihm dadurch mehr Dauer zu verſchaffen, theils um es in das Zimmer, wo ſich

das Kind gewöhnlich aufhält, aufhängen zu können. Dieß würde ungemeinen Nutzen haben. So oft das Kind das Kupfer erblickte, würde es ſich wieder an die Erzählung, die es vorſtellet, und die darinne enthaltene Wahrheit erinnern, es würde ſie ſeinen kleinen Freunden erzählen, und durch dieſe öftere Wiederholung ſich die Geſinnung, die ihm dadurch ſollte beygebracht werden, recht eigen machen. Hat es einige Wochen da gehangen, ſo wird das Kind — nicht mehr darauf achten. Daher iſt das Beſte, daß man es nun bey Seite thut, und nach einiger Zeit erſt wieder hervorbringt, da es gewiß wieder neuen Reiz haben wird. Unterdeſſen wird doch das Zimmer nie leer von Kupfern ſeyn, weil ich voraus ſehe, daß die Erzählung immer fortgeſetzt, und dadurch die Aufhängung anderer Kupfer nothwendig gemacht wird.

6) Wenn nun das Kind einen Fehler begeht, ſo wäre es gut, wenn man es auf das Geſchichtchen verwieſe, in welchem die Häßlichkeit deſſelben, oder die Vortreflichkeit der entgegen ſtehenden Tugend gezeigt wird. Dieß müßte aber mit größter Behutſamkeit geſchehen. Denn, wenn man im Zorne dergleichen Geſchichtchen ihnen oft vorrükken wollte, ſo würden ſie ihnen äußerſt verhaßt werden, und eine ſehr widrige Wirkung thun. Man laſſe doch alſo die erſten Aufwallungen des Unwillens vorüber gehen, und wenn man merkt, daß man wieder Kraft genug hat, ein gelaſſenes Wort zu ſprechen, ſo nehme man

das Kind beſonders, und wenn es z. E. ſein Kleid beſchmutzt hat, ſage man ihm: liebes Kind, du haſt den nämlichen Fehler an dir, der Luischen ſo viele Thränen koſtete. Ich beſorge, ich beſorge, es wird dir eben ſo gehen wie Luischen, man wird dich verachten, und wenn wir verreiſen — meinſt du wohl, daß wir dich in ſo ſchmuzigen Kleidern werden mitnehmen können? Ich hoffe, die Erfahrung wird jeden, der ſolche Vorſtellungen brauchen will, von ihrer Wirkſamkeit überzeugen. *)

Ob ich nun wohl überzeugt bin, daß die Erzählung, wenn ſie auf vorbeſchriebene Art geſchieht, die beſte Wirkung thue, ſo muß ich doch beſorgen, daß nicht alle, die von meinem Büchelchen Gebrauch machen wollen, die Gabe zu erzählen haben. Dieſen zu Gefallen ſetze ich noch einen Vorſchlag her. Man laſſe die Geſchichtchen laut leſen, und wenn etliche Perioden geleſen ſind, ſo thue man einige Fragen darüber.

Wenn z. E. das Kind den Anfang des neunzehnten Kapitels geleſen hätte: „Sophie war zwar keine Freundin vom Putze, und kleidete beſonders ihre Kinder ſehr wohlſeil und ungekünſtelt. Wenn ſie aber bey Feyerlichkeiten ſich öffentlich zeigen mußte, ſo hielt

ſie

---

*) In dem Buche, das ich vor einiger Zeit, unter dem Titel: über die wirkſamſten Mittel, Kindern Religion beyzubringen, herausgab, habe ich von der Kunſt, durch Erzählung zu unterrichten, weitläuftiger gehandelt.

ſie es doch dem Wohlſtande gemäß, ſich in ihrem Anzuge einigermaßen nach dem Geſchmakke ihrer Mitbürgerinnen zu richten.“ So könnte man ſich folgende Fragen beantworten laſſen: wovon war Sophie keine Freundin? Was iſt das: Putz? wie kleidete ſie ihre Kinder? warum kleidete ſie ihre Kinder wohlfeil? warum ungekünſtelt? Wenn richtete ſie ſich denn nach dem Geſchmakke ihrer Mitbürgerinnen? woran hatten wohl ihre Mitbürgerinnen Geſchmack? Warum richtete ſie ſich bey Feyerlichkeiten nach ihrer Mitbürgerinnen Geſchmack? — Dieſe Art, die Kinder leſen zu laſſen, iſt eine vortrefliche Uebung der Aufmerkſamkeit und des Scharfſinns.

Wo finde ich aber, fragt eine zärtliche Mutter, die Perſon, die die Geſchicklichkeit beſitzt, meine Kinder auf dieſe Art zu unterrichten?

Edles Weib, das zärtlich und weiſe genug iſt, um Beſorgniß wegen der Perſon zu empfinden, der ſie ihre Kinder, zur Bildung ihres Charakters, anvertrauen ſoll! Mit Ehrfurcht nähere ich mich dir — und diene dir, durch meinen guten Rath, mit Vergnügen. Die ſchicklichſte Perſon, die du zur erſten Bildung des Charakters deiner Kinder finden kannſt, biſt du ſelbſt. Dein Geſchlecht hat ohnſtreitig ein weit feineres Gefühl, als das unſrige, und empfindet alſo weit leichter das Schickliche, ſowohl als das Unſchickliche, in dem Betragen der Kinder. Die Stimme me deines Geſchlechts hat insgemein mehr Biegſamkeit und Wohlklang, als die unſrige, ſie hat alſo mehr Kraft ſich der Herzen deiner Kinder zu bemächtigen. In den Erzählungen deines Geſchlechts herrſcht faſt durchgängig eine liebenswürdige Umſtändlichkeit. Wo der Mann kurzweg ſagt: ich ſetzte mich auf die Poſt und reiſte nach Berlin, da beſchreibt uns das Weib ſehr umſtändlich, warum es dieſe Reiſe gethan, was es für einen Anzug gewählt habe, wie der Sitz auf dem Poſtwagen beſchaffen geweſen ſey, was für ein Mann der Poſtillion war, was für Empfindungen es hatte, da es über die Elbe fuhr, u. ſ. w. Die Erzählungen der Männer ſind insgemein Silhouetten, die Erzählungen der Weiber ausgemahlte Bilder. Und eben dieſer Hang zur Umſtändlichkeit in der Erzählung, die deinem Geſchlechte ſo eigen iſt, ſetzt dich in den Stand, deiner Erzählung Geiſt und Leben zu geben, und deine Kinder an dich zu feſſeln. Und haben deine Kinder wohl gegen jemanden in der Welt eine ſolche Anhänglichkeit als gegen dich? ſiehe! wie ſie dich begleiten auf allen deinen Wegen! Wie ſie ſich an dich hängen! Wie ſchmachtend ſie dir nachſehen, wenn du, ohne ſie, in Geſellſchaft geheſt! Wie freudig ſie in deine Arme ſtürzen, wann du zurücke kommſt! Wie ſie ſich noch als Theile von dir betrachten! So wie nun der Anblick deiner Brüſte dir ein Wink iſt, deine Kinder ſelbſt zu ſäugen, ſo iſt auch das Gefühl deiner Talente, der Anblick des Bandes, das deine Kinder ſo feſt an dich knüpft, für dich ein Wink Gottes, die erſte Bildung des Charakters deiner Kinder ſelbſt zu übernehmen.

Großer Lohn wartet deiner, wenn du dich dieſem Geſchäfte unterziehen wirſt. Es wird dir bey deinen übrigen Geſchäften die angenehmſte Aufheiterung geben. Die Geſellſchaft deiner Kinder, die dir vielleicht ſonſt ſo läſtig war, wird dir nun, wenn ſie immer gehorſamer, thätiger, gefälliger werden, mehr Vergnügen ſchaffen, als irgend eine andere. Du wirſt das unausſprechlich ſüße Vergnügen des mütterlichen Umgangs mit Kindern, davon die mehreſten Mütter leider nur ein Tröpfchen zu koſten bekommen, ganz einſaugen. Deine blühenden, gefälligen, thätigen Töchter, deine kraftvollen Söhne, mit geſundem, ſchlichtem, Menſchenverſtande, und biederm Herzen, werden dir mehr wahren Werth und Hochachtung verſchaffen, als der beſte Schmuck. Und wenn du einſt in ihrer Geſellſchaft, am Ufer deines Fluſſes, oder im Schatten deines Hains wandelſt, ſiehſt ſie frey von den Vorurtheilen, Unarten und Plagen, die in deiner Schweſtern Häuſer den bleichen Unmuth, den markausſaugenden Gram unterhalten, findeſt in jedem Worte den Ausdruck von Unſchuld, edler Geſinnung, Zufriedenheit, denkſt alsdenn, dazu habe ich den erſten Grund gelegt — Ha! welcher Gedanke! Wollteſt du ihn wohl für ein Käſtchen voll flimmernder Steine hingeben?

Wirſt du aber durch ganz beſondere Umſtände abgehalten, dieſen Unterricht ſelbſt zu übernehmen, ſo iſt hier noch ein anderer Rath. Siehe dich um nach einem jungen Manne, von geſundem Menſchenverſtande und unbeſcholtnen Sitten; der ſeine Gedanken immer bey ſich hat, der zwar den Mond anſehen und ſich drob freuen kann, aber nicht durch ihn bis zur Begeiſterung gebracht wird; der zwar an den Leiden ſeiner Nebenmenſchen Theil nimmt, aber bey dem Anblik derſelben nicht gleich in Thränen zerflieſſen will; der nicht gleich die Stirn runzelt, wenn etwa deine Kinder einmal den Ball ſchlagen, ſondern ſich gern in die Geſellſchaft und Spiele der Kinder miſcht, in ihren Puppen, und Kräuſeln, und bleiernen Huſaren gleich Stof findet, mit ihnen zu plaudern. Findeſt du dieſen Mann, ſo frage nicht, wie viel Lateiniſch und Griechiſch er verſtehe, ſondern denk: dieß iſt der Mann der zur erſten Unterweiſung meiner Kinder gemacht iſt. Uebergieb ſie ihm, und laß ihnen, von ihm, täglich etwas aus dieſem Büchelchen, nach vorbeſchriebener Art, erzählen— du wirſt dich wundern, wenn du ſehen wirſt, wie viel er damit ausrichtet.

Die Erwartung, daß durch dieſes Büchelchen ungemein viel Gutes werde geſtiftet werden, rühret nicht daher, weil es von mir kommt, ſondern weil es die Natur der Sache ſo mit ſich bringt. Denn wenn ich nun das Büchelchen vor mich nehme, ganz vergeſſe, daß es mein Werk iſt, und es als die Arbeit eines andern betrachte, ſo kann ich ihm doch folgende Vorzüge, die es vor der gewöhnlichen Unterweiſung in der Sittenlehre hat, nicht abſprechen.

1) Iſt doch in demſelben, ſo viel ich ſehe, alles vereinigt, was für Kinder Reiz hat, und ihre Aufmerkſamkeit auf die Grundſätze, die ihnen ſollen beygebracht werden, heften kann. Erzählung und Bilder, haben dieſe nicht für alle Kinder Reiz?

2) Fehlt hier alles Befehleriſche und Geſetzartige, das allemal dem Guten eine unangenehme Geſtalt, dem Böſen einen gewiſſen Reiz giebt. Denn jede gute Handlung, die wir vielleicht mit Vergnügen thäten, wird uns läſtig, ſobald ſie befohlen wird. Man kaufe ſeinem Knaben einen Kreuſel, zeige ihm, wie er gebraucht werden müſſe, und ſehe mit welchem Vergnügen er ihn treiben wird! Man befehle ihm aber, du ſollſt täglich den Kreuſel eine Stunde treiben, was gilts? er wird ihn voll Unmuth nehmen, und allerhand Vorwand aufſuchen, um des beſchwerlichen Geſchäfts des Kreuſeltreibens los zu werden. Man ſtelle eine Flaſche voll Waſſer und eine andere voll Wein in ein Zimmer, und ſage dem Kinde: Waſſer ſey ſehr geſund, Wein hingegen dem Kinde ſchädlich. Wenn es nicht ſchon an den Wein gewöhnt, wenn durch die Lobſprüche, die die Erwachſenen immer dem Weine beyzulegen pflegen, nicht ſchon die Lüſternheit nach demſelben bey ihm erreget iſt, ſo wird es gewiß keine Luſt empfinden, das ihm ſchädliche Getränk zu genieſſen. Man befehle aber: du ſollſt Waſſer trinken! du ſollſt keinen Wein genieſſen! gleich wird das Kind lüſtern nach Wein, und, ſobald es glaubt allein zu ſeyn, benaſcht es ihn.

Ohne Geſetz war die Sünde todt —— Da aber das Gebot kam, ward die Sünde wieder lebendig.

Das Geſetz kann zwar den Menſchen dahin bringen, daß er äußerlich das Gute thut und das Böſe unterläßt, aber nicht dahin, daß er das Gute liebt und das Böſe verabſcheuet. In dieſem Büchelchen wird nun das Geſetzartige ganz vermiſſet. Es wird nicht geſagt: du ſollſt nicht verſchwenden, du ſollſt deine Eltern lieben; ſondern es wird ihm die Schädlichkeit der Verſchwendung und die Vortreflichkeit der Eltern ſo fühlbar gemacht, daß es davon überzeugt, und dadurch beſtimmt wird, jene zu verabſcheuen, dieſe zu lieben.

Ohnerachtet nun in dieſem Büchelchen nichts von Jeſu vorkommt, ſo glaube ich doch, aus dem eben angeführten Grunde, daß es nach dem Sinne deſſelben eingerichtet ſey. Eines ſeiner vorzüglichſten Geſchäfte, die er unter uns auszurichten ſuchet, ſcheint mir die Erlöſung vom Geſetze zu ſeyn. Er will die Menſchen durch die Grundſätze, die er ihnen mitgetheilet hat, dahin bringen, daß ſie das Gute nicht deswegen thun, weil es geboten, und das Böſe laſſen, weil es verboten iſt, ſondern daß ſie das Gute lieben und thun, weil ſie überzeugt ſind, daß es gut und ihnen nützlich, das Böſe hingegen verabſcheuen und laſſen, weil ſie wiſſen, daß es böſe und ihnen ſchädlich ſey. Daher habe ich mir viele Stellen, die vom Glauben handeln, immer von der Ueberzeugung von der Güte oder Schädlichkeit der Handlungen erkläret. Was nicht aus dem Glauben kommt, das iſt Sünde; das heißt, nach meiner Erklärung, was du nicht aus Ueberzeugung thuſt, das iſt Sünde. Der Glaube allein giebt unſern Handlungen vor Gott einen Werth: das heißt, nach meiner Meynung, unſere Handlungen gefallen Gott alsdenn wohl, wenn wir ſie nicht deswegen thun, weil ſie geboten ſind, ſondern weil wir glauben, daß ſie gut und ſeinen Abſichten gemäß ſind.

Iſt das Kind auf ſolche Art zubereitet, ſind ihm die, in dieſem Büchelchen vorgetragenen, Grundſätze eigen gemacht worden, ſo kann man es zu Jeſu führen, es mit ſeiner Perſon, Lehre und Tode, bekannt machen. Der Weg zu des Kindes Herzen iſt ihm nun bereitet, die Thäler ſind erhöhet, die Berge abgetragen, das Krumme iſt gerade, und das Höckerichte eben gemacht worden, indem die Vorurtheile zerſtöret und die böſen Fertigkeiten verhindert ſind, die den Menſchen von der Annahme Jeſu und ſeiner Lehre abgeneigt machen.

Noch eine ſehr wichtige Erinnerung muß ich machen; es iſt dieſe: dieß Büchelchen ſoll weiter nichts wirken, als das Kind ſo weit bringen, daß es das Gute liebt und das Böſe verabſcheuet. Dadurch iſt es aber noch lange nicht dahin gebracht, daß es das Gute wirklich thut und das Böſe unterläßt. Wenn ich z. E. meinem Kinde die Vortrefflichkeit des Frühaufſtehens begreiflich mache, ſo kann ich es leicht dahin bringen, daß es Liebe und Neigung dazu bekomme. Wenn ich aber weiter nichts thue, ſo ſchläft es gewiß den andern Morgen, bis ihm die Sonne in das Bette ſcheint. Denn zu Wirkung des Guten und Meidung des Böſen, wird nicht nur Liebe und Neigung oder Abneigung, ſondern auch Kraft und Fertigkeit erfordert. Die Vortheile zu zeigen, wie dieſe erworben werden können, erfordert ein eignes Buch, das ich noch nicht ſchreiben kann, weil andere Geſchäfte einen großen Theil meiner Kraft wegnehmen, das ich aber ſchreiben werde, ſobald ich hinlängliche Muße hierzu habe. Vor der Hand will ich hier den Extract davon geben, der in zwey Hauptgrundſätzen beſteht.

1) Schaffe deinen Kindern ſtets Gelegenheit, die guten Neigungen, die du durch Erzählung in ihnen erregt haſt, zu befriedigen. Du haſt z. E. bey deinem Kinde die Neigung erregt, dir zu gehorchen — ſo mußt du nun täglich es im Gehorſam üben, ihm bald auftragen etwas zu thun, bald etwas, das ihm lieb iſt, zu laſſen, und immer es ihm fühlbar machen, daß es klug gehandelt habe, indem es dir gehorchte. Denn jede Tugend iſt Fertigkeit, und Fertigkeit kann durch nichts anders, als durch Uebung erlangt werden.

1) Urtheile und handle ſo, wie du wünſcheſt, daß deine Kinder urtheilen und handeln ſollen. Das Kind glaubt deinen Handlungen immer mehr als deinen Worten. Wenn du die letztern durch die erſtern widerlegſt, ſo wird es den letztern nicht glauben, ſondern deine Handlungen nachahmen. Du haſt gut ſprechen von der Häßlichkeit des Zorns, wenn du bey einer kleinen Veranlaſſung ſelbſt in Zorn geräthſt, und heftige harte Ausdrükke gegen deine Freunde und Untergebnen brauchſt, ſo glaubt das Kind nicht, daß der Zorn ſo häßlich ſeyn könne, da ſein lieber Vater, oder ſeine liebe Mutter demſelben ergeben iſt. Es wird nicht ſo, wie du ſprichſt, ſondern ſo, wie du handelſt.

Durch eine Beobachtung von vielen Jahren bin ich überzeugt worden, daß die Kinder faſt alle Untugenden von ihren Eltern, Vorgeſetzten und andern Perſonen lernen, mit denen ſie oft umgehen, und daß wir ſchon viel gewonnen haben, wenn wir die Kinder nicht mehr das Böſe lehren. Dieſen Gedanken habe ich weitläuftiger in dem Büchelchen ausgeführt: Anweiſung zu einer, zwar nicht vernünftigen, aber doch modiſchen Erziehung der Kinder. In dieſem Büchelchen ſind, im ſatyriſchen Tone, Regeln gegeben, wie man es anfangen muß, wenn man die Kinder laſterhaft und krank machen will, und unter jede Regel ſind Exempel geſetzt, von Eltern, die dieſe Regel befolgt haben. Eltern, die ernſtlich wünſchen, ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben, könnten wenigſtens daraus lernen, was ſie, in Anſehung ihrer Kinder, nicht thun dürften.

Der zweite Theil von gegenwärtigem moraliſchen Elementarbuche wird nächſtens folgen, und eine Sammlung von Geſchichtchen enthalten, die unter gewiſſe Rubriken gebracht, und zu Erregung guter, und Dämpfung ſchädlicher Neigungen eingerichtet ſind. Ich könnte ihn ein geiſtliches Hausapothekchen nennen, indem er enthält: z. E. Mittel gegen den Zorn, gegen den Eigenſinn, zu Stärkung der Geduld, des Gehorſams, und dergleichen. Kupfer werden dabey nicht ſeyn, damit das Werk nicht zu theuer werde. Die Kupfer aber zu dieſem Theile werden bald geliefert werden.

Nun ſo nehmt denn, lieben Eltern, dieß Büchelchen hin, und zugleich meinen herzlichen Wunſch, daß dadurch viele Freude in eure Familien gebracht werden möge. Unausſprechlich großer Lohn würde es für mich ſeyn, wenn die gute Abſicht, die ich, bey Aufſetzung deſſelben hatte, wo nicht in allen, doch in vielen Familien erreichet, wenn der Schwarm von Vorurtheilen, der wie giftige Würmer die menſchliche Zufriedenheit zernagt, bey unſerer kleinen Nachwelt vermindert, Luſt und Kraft zum Guten, Abſcheu gegen jede unedle niederträchtige That in ihr erregt, das ſo lokker gewordene Band zwiſchen Eltern und Kindern feſter zuſammen gezogen, den Eltern Geſchmack an den ſüßeſten unter allen Freuden, die der gute Gott uns ſchenkt, an häuslichen Freuden, beygebracht würde. Die Freuden, die wir außer unſerm Hauſe ſuchen, koſten mehrentheils viel Geld, und erzeugen insgemein in der Seele Kummer und Gram, im Körper Schwachheit und Schmerz. Die Freuden, die wir im Schooße der Familie genießen, ſind unter allen die wohlfeilſten, und doch für Seele und Leib die geſundeſten. Alle andere Freuden, vermögen nicht dem Herzen Zufriedenheit und Heiterkeit, von einiger Dauer, zu verſchaffen, wenn die häuslichen fehlen, und wenn dieſe da ſind, ſo kann man alle andere leicht entbehren, und ſich doch wohl befinden. **Wer Ohren hat zu hören, der höre!**

* * *

Entwurf
der in dieſem Buche abgehandelten Sachen.

Die Abſicht des Buchs geht dahin, den Kindern eine gute Geſinnung zu verſchaffen, oder, welches einerley iſt, ſie dahin zu bringen, daß ſie gegen die ihnen bekannten Dinge die Zuneigung oder Abneigung, die ſie verdienen, bekommen. Dieß geſchieht, indem ihnen der wahre Werth jedes Dings, und das Vergnügen oder Misvergnügen, das es ihnen verſchaffet, auf eine ſinnliche Art vorgeſtellt wird. Die Dinge nun, deren Werth und Wirkung auf ihr Vergnügen und Misvergnügen hier vorgeſtellt wird, ſind folgende:

I. Sie ſelbſt.
  1) Ihr Körper.
    a) Geſundheit,
      α) überhaupt, S. 12.
      β) in Anſehung ſeiner Glieder, S. 78.
    b) Empfindungen,
      α) angenehme,
        aa) überhaupt, S. 44.
        bb) insbeſondere Schlaf, S. 113.
      β) unangenehme. ſ. widrige Schickſale.
    c) Geſchicklichkeit, S. 175.
  2) Ihre Seele.
    a) Ihre Kräfte,

α) der

α) der Verſtand,
  aa) ſeine Fertigkeiten,
    αα) Aufmerkſamkeit, S. 193.
    ββ) Flatterhaftigkeit, S. 195.
  bb) die dadurch gewirkten Eigenſchaften,
    αα) Wiſſenſchaft, die man oft auch ſchlechthin Verſtand nennet, S. 151.
    ββ) Unwiſſenheit, S. 167.
β) Der Wille, in Anſehung ſeiner Fertigkeiten, dieſe ſind:
  aa) gute,
    αα) Liebe zur Ordnung und Reinlichkeit, S. 245.
    ββ) Mäßigkeit, S. 230.
    γγ) Beſtändigkeit, S. 190.
    δδ) Arbeitſamkeit, S. 52.
    εε) Beſcheidenheit, S. 248.
    ζζ) Sparſamkeit, S. 52.
    ηη) Verſchwiegenheit, ſ. Schwatzhaftigkeit.
    θθ) Wahrhaftigkeit, S. 145.
    ιι) Ehrlichkeit, S. 324.
    κκ) Gefälligkeit, S. 125.
    λλ) Gehorſam, S. 136.
    μμ) Dankbarkeit, S. 208.
    νν) Wohlthätigkeit, S. 160.
    ξξ) Sanftmuth, S. 84.
    οο) Geduld, S. 64.
  bb) böſe,

αα) Hang zur Unordnung und Unreinlichkeit, S. 5.
ββ) Unmäßigkeit, S. 65.
γγ) Naſchhaftigkeit, S. 153.
δδ) Unbeſtändigkeit, ſ. Beſtändigkeit.
εε Faulheit, S. 133.
ζζ) Hochmuth, S. 216.
ηη) Verſchwendung, S. 139.
ϑϑ) Geiz, S. 171.
ιι) Schwatzhaftigkeit, S. 234.
κκ) Lügenhaftigkeit, S. 198.
λλ) Betrügeriſches Weſen, S. 326.
μμ) Eigenſinn und mürriſches Weſen, S. 115.
νν) Unarbeitſam, S. 136.
ξξ) Undankbarkeit, deſſen Häßlichkeit kann aus der Vortreflichkeit der Dankbarkeit erkant werden, S. 208.
οο) Unbarmherzigkeit, S. 178.
ππ) Heftigkeit bey zugefügten Beleidigungen, ſ. Zorn.
ϱϱ) Verleumdungsſucht, S. 254.
σσ) Tadelſucht, S. 182.
ττ) Ungeduld, S. 201.

γ) Die Leidenſchaften.
aa) Liebe, S. 111.
bb) Mitleiden, S. 98.
cc) Freude, S. 31.
dd) Hofnung, S. 95.
ee) Sehnſucht, S. 40.

ff)

    ff) Haß, S. 105.
    gg) Neid, S. 70.
    hh) Traurigkeit, S. 48.
    ii) Reue, S. 68.
    kk) Scham, S. 124.
    ll) Zorn, S. 84.
    mm) Schrekken, S. 23.
    nn) Furcht, S. 20.
  b) Ihre andern Eigenſchaften,
    Unſterblichkeit, S. 407.
    (Die übrigen Eigenſchaften ſcheinen nicht in den erſten Unterricht der Kinder zu gehören).

II. Andere Perſonen.
1) Gott,
  a) ſeine Eigenſchaften,
    α) ſeine Größe, S. 352.
    β) ſeine Allwiſſenheit und Allgegenwart, S. 373.
    γ) ſeine Macht, S. 395.
    δ) ſeine Güte, S. 357.
    ε) ſeine Gerechtigkeit, S. 385.
  b) ſeine Werke,
    α) Schöpfung, S. 351.
    β) Erhaltung und Vorſehung, S. 400.
  c) Die Pflichten, die wir ihm ſchuldig ſind. Da die Liebe, Furcht, Vertrauen und Gehorſam gegen ihn aus der lebendigen Erkenntniß ſeiner Eigenſchaften entſpringen, ſo ſchien es nicht nöthig beſonders davon zu handeln. Man findet alſo hier nur vorgetragen, das Gebet, S. 391.

2) Menſchen.

Dieſe können nach unendlich vielen Verhältniſſen betrachtet werden. Hier ſchien es aber nur nöthig ſie zu betrachten:

a) In Anſehung des Verhältniſſes gegen die Kinder.
  α) Vorgeſetzte.
    aa) Eltern, zu welchen auch Großeltern können gerechnet werden, S. 312.
    bb) Stiefeltern, zu welchen auch Vormünder können gerechnet werden, S. 252.
    cc) Lehrer, S. 185.
  β) Untergebne,
    Geſinde, S. 271.
  γ) Ihres gleichen, ſ. Freunde, Geſellſchafter, zu welchen auch Geſchwiſter und Anverwandte mit gehören.
b) In Anſehung ihrer Religion, S. 285.
c) In Anſehung ihrer Geſinnung,
  α) überhaupt,
    aa) Gute, S. 317.
    bb) Böſe, S. 292.
  β) insbeſondere gegen die Kinder:
    aa) Freunde, S. 281.
    bb) Feinde, S. 336.
d) In Anſehung ihrer Vermögensumſtände.

- α) Reiche, S. 332.
- β) Arme, S. 262.

III. Thiere, S. 290.

IIII. Sachen.

1) Nahrungsmittel,

- a) nothwendige, S. 37.
- b) überflüßige, S. 231.

2) Kleidung,

- a) natürliche, S. 227.
- b) unnatürliche, S. 212.

V. Schickſale.

1) Angenehme, S. 341.
2) Unangenehme, S. 344.

* * *

Erſtes Kapitel.

In M. wohnte einmal ein reicher Kaufmann, der Herrmann hieß. Ein ehrlicher fleißiger Mann. Weil er die Arbeit friſch angrif, ſo hatte er ſich ſo viel Geld erworben, daß er, außer den Sachen, die zur Erhaltung des menſchlichen Lebens unentbehrlich ſind, ſich noch vieles zu ſeinem Vergnügen anſchaffen konnte. Er konnte, wenn er wollte, Wein trinken, in Seide ſich kleiden, in der Kutſche fahren, ſich einen Luſtgarten anlegen, und ſeine Zimmer mit Spiegeln, Gemälden, Tapeten und andern Sachen aufputzen, die andere nicht bezahlen können. Deswegen nannte man ihn einen reichen Mann.

Aber unter den vielerley ſchönen Sachen, die er beſaß, war ihm doch nichts ſo lieb als — ſeine liebe Frau, Sophie, und Ludwig und Luiſe, ſeine beyden Kinder. Wenn er von der Arbeit müde war, ſo erholte er ſich allemal in ihrer Geſellſchaft, und ein freundlicher Blick von ſeiner Sophie, ein Kuß von ſeinen Kindern, machte ihm mehr Freude, als ſein ganzer Bilderſaal.

Er machte ihnen aber auch ſo viele Freude, als er nur konnte. Selten genoß er ein Vergnügen ohne ſie. Wann er an heitern Morgen, oder an ſchönen Sommerabenden, in ſeinem Garten, oder in dem Felde ſpazierte, wann er reiſte, ſo mußten gemeiniglich Frau und Kinder dabey ſeyn. Nur alsdann wurden die Kinder von den gemeinſchaftlichen Vergnügungen ausgeſchloſſen, wann ſie unartig geweſen waren. Und dies geſchah ſelten: denn es waren wirklich gute Kinder, die zwar noch ihre Fehler hatten, aber doch gern ihren lieben Eltern und allen Menſchen Freude machten.

Einſt ſaß er auch mit ſeinen Lieben an dem Ufer eines Fluſſes, aß mit ihnen Kirſchen, ſah den Fiſchchen zu, die im Waſſer ſpielten, und erzählte allerley von den Thieren, die im Waſſer leben, und von dem lieben Gott, der ſie gemacht hat. Da hörten ſie auf einmal etwas gerollt kommen — die Kinder ſpitzten die Ohren — ſahen ihn an, als wenn ſie ſagen wollten, dürfen wir nicht ſehen, was da gerollt kommt? Und kaum hatte es der Vater erlaubt, ſo ſprangen ſie auf, liefen nach dem Fuhrwege zu, und — ſiehe, da kam eine ſchöne Kutſche mit vier pechſchwarzen Rappen gerollt.

Geſchwinde! geſchwinde, kommen Sie! riefen die Kinder: ſehen Sie die prächtige Kutſche, die da kommt! Und kaum war Herrmann aufgeſtanden, ſo hielt die Kutſche, und ein vornehmer Herr, mit Treſſen auf dem Kleide, ſprang heraus und fiel ihm um den Hals.

„Wie freue ich mich, lieber Mann! ſagte er, daß ich Sie hier finde. Ich ſuchte Sie in Ihrem Hauſe, und war ſehr betrübt, daß ich Sie nicht antraf, und daß mir auch niemand ſagen konnte, wo Sie zu finden wären. Deſto größer iſt meine Freude, daß ich Sie hier ſo unvermuthet antreffe.“

Herrmann bat den vornehmen Herrn, (er hieß Heilberg) daß er ſich zu der Geſellſchaft ſetzen und mit Kirſchen eſſen möchte; allein er lehnte es ab, weil er beſorgte, daß er ſeinen Magen erkälten möchte, auch der Abend ſich nahte, und er die kühle Luft fürchtete, der er ſich vermuthlich würde ausſetzen müſſen, wenn er ſeine Rückreiſe verzögern wollte.

„Ich bin nur gekommen, fuhr er fort, Sie zu bitten, daß Sie mich morgen auf meinem Landgute beſuchen und an meiner Freude Theil nehmen möchten. Denn ich werde meinen Geburtstag feyern.“

Morgen? ſagte Herrmann, und ſah Sophien an. Morgen? ſollte ich da wohl abkommen können? und Sophie ſah ihn wieder an und lächelte. Und die Kinder ſahen einander an, und winkten einander zu, als wenn ſie ſagen wollten: der Vater reiſt gewiß — gewiß — und da nimmt er uns auch mit.

„Es würde eine herzliche Freude für mich ſeyn, fuhr Herrmann fort, ein Paar Tage bey Ihnen zuzubringen, aber — ſehen Sie dieſe Lieben an — ich verlaſſe ſie ungern.“

„So bringen Sie ſie doch mit, antwortete Herr Heilberg: Frau, Kinder, alles bringen Sie mit, Sie ſollen mir alle willkommen ſeyn.“

Da verſprach Herrmann, daß er kommen wollte; Heilberg ſtieg in die Kutſche, und die Kinder ſchlugen in die Hände und hüpften vor Freuden.

Man ſetzte ſich wieder zu den Kirſchen, aber — es wurde nun von nichts geſprochen, als — von der morgenden Reiſe.

Die Geſellſchaft brach auf und gieng nach Hauſe, und immer wurde von nichts als der Reiſe geſprochen. Und die Kinder thaten ſo vielerley Fragen, machten ſo vielerley Anſchläge, daß ſie ſchon vor ihrer Hausthür ſtunden, ohne daß ſie es bemerkt hatten, daß ſie ſchon ſo weit gegangen wären.

Da bekam nun gleich die Magd Befehl, daß ſie einen Lohnkutſcher beſtellen ſollte, des andern Tages, punkt vier Uhr, vor der Thür zu ſeyn. Ludwig aber und Luischen wurden erinnert, ihre Kleider zuſammen zu ſuchen und morgen bald früh zur Reiſe bereitet zu ſeyn.

Und kaum hatte es drey geſchlagen, da war Luischen munter, klopfte an alle Schlafkammern an, und ermunterte das ganze Haus. Da war Freude! Da wurde geſcherzt und gelacht und geſprungen! Aber — auf einmal war Luisͤchen ſtille, ganz ſtille. Sie kehrte ſich mit dem Geſichte nach der Wand, band ihre Schleifen zu, und wenn Ludwig mit ihr ſcherzen wollte, ſtieß ſie ihn zurück, und ſagte: laß mich nur gehn! ich will nichts von dir wiſſen!

Dies ſetzte den guten Ludwig in große Verlegenheit. Er gieng betrübt zur Mutter, und klagte: o ſagen Sie mir nur liebe Mutter, was Luiſchen fehlt! Den Augenblick habe ich noch mit ihr geſcherzt und gelacht, und itzo kehrt ſie mir den Rükken zu.

Die Mutter bekam eben itzo eine Kanne voll warme Milch, die ſie ihren Kindern zum Frühſtück beſtimmt hatte. Geh! ſagte ſie, ruf deine Schweſter zum Frühſtück, da wollen wir bald ſehen, was ihr fehlt!

Ludwig kam bald mit der Antwort zurück, ſeine Schweſter wollte heute nicht frühſtükken.

So ſag ihr, antwortete die Mutter, daß ſie demohnerachtet zu mir kommen ſollte.

Da kam Luiſe! aber — wie ſah das Mädchen aus! Alle Freundlichkeit war weg, die Augen waren roth geweint, ſie ſah ſchüchtern in der Stube umher, und die Mutter — die konnte ſie nicht anſehen.

Und warum ſo betrübt? wollte die Mutter fragen, aber ſie ſah in eben dieſem Augenblicke ſelbſt die Urſach von Luiſens Betrübniß. Das ſchöne Reiſekleidchen, das ſie ihr erſt vor einem Monat gekauft hatte, das war durchaus voll Fettflekken, und die artigen rothen Schleifchen, die ſie daran genähet hatte, waren mit Bier ſo ſehr begoſſen, daß man kaum noch ſehen konnte, was ſie für eine Farbe gehabt hatten.

Die arme erſchrockne Mutter ſagte: Luiſe? was ſeh ich da? und Luiſe faßte ihre Hand, küßte ſie, weinte bitterlich, und ſagte: ach! liebe, liebe Mutter! Verzeihen Sie mir! beſte Mutter! Herzallerliebſte Mutter! verzeihen Sie es mir! in meinem Leben will ich — in meinem Leben will ich es nicht wieder thun —

Da trat der Vater in die Stube und ſah — der liebe Mann! ſah ſeine Tochter in Thränen, und ſeine liebe Sophie, die noch vor einigen Augenblikken ſo freundlich war, voll Kummer und Unmuth.

Da ſieh! ſagte Sophie, und führte ihm die ſchmuzige Luiſe zu.

Luiſe faßte ſeine Hand, und wiederholte die Klagen, die ſie gegen ihre Mutter geführt hatte.

Armes unglückliches Mädchen! ſagte der Vater, bringſt du dich nicht ſelbſt um die große Freude, die ich dir izo machen wollte?

ſtieß ſie ihn zurück, und ſagte: laß mich nur gehn! ich will nichts von dir wiſſen!

Dies ſetzte den guten Ludwig in große Verlegenheit. Er gieng betrübt zur Mutter, und klagte: o ſagen Sie mir nur liebe Mutter, was Luischen fehlt! Den Augenblick habe ich noch mit ihr geſcherzt und gelacht, und itzo kehrt ſie mir den Rükken zu.

Die Mutter bekam eben itzo eine Kanne voll warme Milch, die ſie ihren Kindern zum Frühſtück beſtimmt hatte. Geh! ſagte ſie, ruf deine Schweſter zum Frühſtück, da wollen wir bald ſehen, was ihr fehlt!

Ludwig kam bald mit der Antwort zurück, ſeine Schweſter wollte heute nicht frühſtükken.

So ſag ihr, antwortete die Mutter, daß ſie demohnerachtet zu mir kommen ſollte.

Da kam Luiſe! aber — wie ſah das Mädchen aus! Alle Freundlichkeit war weg, die Augen waren roth geweint, ſie ſah ſchüchtern in der Stube umher, und die Mutter — die konnte ſie nicht anſehen.

Und warum ſo betrübt? wollte die Mutter fragen, aber ſie ſah in eben dieſem Augenblicke ſelbſt die Urſach von Luiſens Betrübniß. Das ſchöne Reiſekleidchen, das ſie ihr erſt vor einem Monat gekauft hatte, das war durchaus voll Fettflekken, und die artigen rothen Schleifchen, die ſie daran genähet hatte, waren mit Bier ſo ſehr begoſſen, daß man kaum noch ſehen konnte, was ſie für eine Farbe gehabt hatten.

Die arme erſchrockne Mutter ſagte: Luiſe? was ſeh ich da? und Luiſe faßte ihre Hand, küßte ſie, weinte bitterlich, und ſagte: ach! liebe, liebe Mutter! Verzeihen Sie mir! beſte Mutter! Herzallerliebſte Mutter! verzeihen Sie es mir! in meinem Leben will ich — in meinem Leben will ich es nicht wieder thun —

Da trat der Vater in die Stube und ſah — der liebe Mann! ſah ſeine Tochter in Thränen, und ſeine liebe Sophie, die noch vor einigen Augenblikken ſo freundlich war, voll Kummer und Unmuth.

Da ſieh! ſagte Sophie, und führte ihm die ſchmuzige Luiſe zu.

Luiſe faßte ſeine Hand, und wiederholte die Klagen, die ſie gegen ihre Mutter geführt hatte.

Armes unglückliches Mädchen! ſagte der Vater, bringſt du dich nicht ſelbſt um die große Freude, die ich dir itzo machen wollte?

Ach Vater! Vater! ſchrie Luiſe, ach Vater! Sie werden mich doch nicht zu Hauſe laſſen wollen? lieber Vater! Sie wollen —

„Mein Kind! antwortete er, wie kannſt du doch verlangen, daß ich und deine gute Mutter mit dir, in dieſem abſcheulichen Aufzuge, reiſen ſollen? Würde nicht Herr Heilberg und die ganze Geſellſchaft denken, deine liebe Mutter, die ſo geſchäftig iſt, deine Kleider und Wäſche in Ordnung zu erhalten, wäre eine unordentliche Frau? Und würden nicht alle Kinder, die du bey Herrn Heilberg fändeſt, ein ſo ſchmuziges Mädchen von ihrer Geſellſchaft ausſchließen? Kurz, ich kann dir nicht helfen, du mußt zu Hauſe bleiben.„

Luiſe wollte weiter reden. Da aber die Magd eben in die Stube trat, und meldete, daß der Kutſcher vor der Thür warte, ſo konnte ſie der Vater nicht länger anhören, ſondern nahm an die eine Hand Sophien, an die andere Ludwigen, erinnerte Luiſen, daß ſie ſich beſſern ſollte, und gieng ſo nach der Hausthür zu.

Luiſe lief nach, weinte, bat, verſprach, das half aber alles nichts, die Geſellſchaft ſtieg in die Kutſche, und trapp! trapp! trapp! da liefen die Pferde mit der Kutſche fort!

Luiſe ſah nach bis die Kutſche um die Ekke war, dann lief ſie ſchluchzend in ihr Kämmerchen, zog ihr Reiſekleidchen aus und klagte jämmerlich.

„**Was für ein häßliches Ding**, ſagte ſie, iſt **nicht die Unreinlichkeit!** alle meine Freude verderb ich mir damit. Vorige Woche, da meine Mühmchen da waren, da durfte ich auch nicht zur Geſellſchaft, weil ich meine Schürze mit Dinte befleckt hatte. Und an Oſtern, da ich bey unſern Nachbar mit vielen Kindern in Geſellſchaft war, da kam ein Fremder, und küſſete ſie alle, alle, alle, und mich ließ er ſtehen, als wenn er mich nicht bemerkte. Und meine Mutter ſagte, er hätte mich deswegen verachtet, weil ich Schmutz im Geſichte, meine Spitzen verdruckt gehabt hätte, und die Haare unordentlich um meinen Kopf geflogen wären. Und nun muß ich zu Hauſe bleiben. Mein lieber Vater, meine liebe Mutter, die dauern mich nur! Ich weis, ſie haben mich lieb. Sie haben ſich gefreuet, mir eine Freude zu machen. Und nun hab ich ſie ſo verdrüßlich gemacht, daß ſie gewiß die ganze Reiſe unmuthig ſeyn werden. Ich armes unglückliches Kind!“

Und nun fieng ſie an ihr Schränkchen auszukehren und aufzuräumen, legte alle ihre Kleiderchen in Ordnung, holte ihre Sparbüchſe herbey, und gab der Magd etliche Groſchen, um ihr Reiſekleidchen auspuzen zu laſſen, und wieder etliche Groſchen, um neues Band daran zu kaufen.

Und nun war ſie wieder einige Augenblick vergnügt.

Bald darauf aber fieng ſie wieder an zu weinen, und ſagte: „dies viele Geld, das ich dahin geben muß, umſonſt dahin geben muß! dafür hätte ich mir ein Büchelchen, oder ein Halsbändchen kaufen, oder — der armen Kathrine, die ſo zerriſſen in unſerm Garten um ihren Vater läuſt, ein neu Kamiſol kaufen können. Das kann ich nun alles nicht. Das Geld iſt ſo gut angewendet, als wenn ich es in den Brunnen würfe. An dem allen iſt die Unreinlichkeit ſchuld! Was für ein häßliches Ding iſt nicht die Unreinlichkeit!

Herrmann rollte aber mit ſeiner Sophie und Ludwigen fort, über Berg und Thal rollte er fort.

Zweytes Kapitel.

Zehn Uhr Vormittags kamen ſie auf Herrn Heilbergs Landgute an. An der Thür empfieng ſie ein Bedienter und bat ſehr, daß ſie es entſchuldigen möchten, daß ſein Herr ſie nicht ſelbſt empfinge. Die geſtrige Reiſe ſey ihm übel bekommen, und er müſſe deswegen ſo lange im Bette bleiben und den Schweiß abwarten. Der Bediente nöthigte ſie hierauf in ein Zimmer zu gehen, Herrmann ſchlug aber einen Spaziergang in den Garten vor. Und Sophie und Ludwig ſtimmten ihm bey.

Es war ein herrlicher Garten, nach engliſcher Art angelegt. Indem ſie durch die ſchlangenförmigen Gänge ſpazierten, bekamen ſie immer etwas neues zu ſehen. Bald dufteten ihnen einige Beete voll Levkoyen und Nelken entgegen, bald kamen ſie auf einen Platz, der mit Küchengewächſen beſetzt war. Aber itzo — nein, das übertrift alles — itzo ſtunden ſie auf einmal auf einem grünen Platze, in deſſen Mitte ein Springbrunnen ſtund, der das Waſſer etliche Ellen hoch in die Höhe trieb.

Hier! Hier, mein Lieber! ſagte Sophie, laß uns niederſetzen, und unſre Augen weiden.

Und Herrmann ſetzte ſich mit ſeinen beyden Lieben auf eine Raſenbank.

Einige Zeit ſaßen ſie ganz ſtill, und thaten nichts, als daß ſie einander die Hände drükten, und eines um das andre ſagte: ach wie ſchön! wie ſchön!

Darauf fing Herrmann an zu erzählen, was der Menſch für ein vortrefliches Geſchöpf ſey, und wie er beynahe die ganze Natur in ſeiner Gewalt habe. Durch ſeinen Fleiß verwandele er eine unfruchtbare Gegend in einen Garten, bringe die Gewächſe aus allen Welttheilen zuſammen, und pflanze ſie darein; zwinge den unfruchtbaren Stamm, ſchmakhafte Birnen und Aepfel zu tragen, und nöthige das Waſſer bergauf zu ſteigen.

Indem er ſo redete, rauſchte etwas hinter der Hekke, an der ſie ſaßen. Alle ſpitzten die Ohren. Ludwig ſprang auf, um zu unterſuchen, was es da gäbe? Da, da ſaß ein armer Taglöhner und verzehrte ſein Mittagsbrod. Ein Käſe, ein Stück ſchwarzes Brod, nebſt einem Kruge Waſſer, war ſeine ganze Mahlzeit.

„Ey, lieber Vater! ſagte Ludwig, da ſitzt ein armer, armer Mann, und hat nichts zu eſſen als Käſe und Brod, und trinkt Waſſer dazu. Er dauert mich gar zu ſehr.“

Und gleichwohl, antwortete Hermann, iſt er vielleicht ein ſehr glücklicher Mann. Kommt Kinder! wir wollen uns näher mit dieſem Manne bekannt machen.

Sophie und Ludwig folgten ihm. Da trafen ſie einen Mann an, aus deſſen Geſicht Ehrlichkeit und Zufriedenheit lachte.

Gott ſegne euch eure Mahlzeit, ſagte Herrmann.

Ich danke, ich danke, antwortete Hans.

Wie geht es euch mein Lieber? fragte Herrmann.

„Mir? antwortete Hans, mir geht es recht wohl. — Wenn es doch allen Leuten in der Welt ſo ginge, wie mir. Ich bin geſund, und Geſundheit iſt mir lieber als ein ganzer Sack voll Gold. So lange ich geſund bin, kann ich brav arbeiten, da vergehn die böſen Gedanken und alle Grillen, und wenn man denn ſo von fünf Uhr des Morgens bis zu Mittag hinter dem Grabſcheide geſtanden hat, und kommt dann zur Mahlzeit — eh! da ſchmekt es — wie Zukker! Glauben Sie mir! meinem Herrn ſchmekken ſeine Paſteten nicht ſo gut, als mir mein Käs und Brod. Und wenn man hernach in das Bette kommt, da ſchläft es ſich ſo ſüß! Ich brauche keine Federn, ich kann, wenn ich ſonſt will, auf dem Fußboden ſchlafen. Sechs Jahr hab ich ſchon in dieſem Garten gearbeitet, aber kein Menſch hat noch Klagen von mir gehört. Ich bin aber auch immer geſund geweſen, Gott ſey Lob und Dank dafür! Ich bitte Gott täglich: lieber Gott! ich will gern mit Waſſer und Brod zufrieden ſeyn, laß mich nur geſund!“

Hans wollte weiter reden, aber ein Bedienter meldete Herrmannen, daß Herr Heilberg aufgeſtanden ſey und ihn erwarte.

Er gieng alſo mit ſeiner Familie, drückte dem guten Hans im Weggehn die Hand, und wünſchte ihm, daß er lebenslang ſo glücklich ſeyn möge.

Nun gieng der Zug nach Herrn Heilbergs Hauſe zu. Das war ein prächtiges Haus! Kein Fürſt hätte ſich ſchämen dürfen in demſelben zu wohnen. Alle Wände waren mit Bildern von den berühmteſten Meiſtern behangen. Sie giengen vor der Küche vorbey, und ein Geruch von Braten, Wein und Gewürzen, dampfte ihnen entgegen. Ein Koch und vier Mägde arbeiteten darinne, daß ihnen der Schweiß über die Backen floß, um Herrn Heilbergs Tafel recht gut zu beſetzen. Sie ſtiegen die Treppe hinauf, und wurden durch drey Zimmer geführet. Das waren herrliche Zimmer! In dem einen waren lauter ländliche Auftritte abgebildet. Da waren Bauern, die ſich mit der Erndte beſchäftigten, dort andere, die mit Einbringung des Heues ihre Arbeit hatten. Wieder andere ſchoren die Schafe, oder fütterten die Hüner, oder tanzten unter einer Linde. In dem andern waren bibliſche Geſchichte vorgeſtellet. In dem dritten waren mancherley Fabeln gemalt, die die alten Griechen und Römer von ihren Göttern erzählt haben. In allen waren Stühle, Tiſche, Kommoden, Spiegel, von großem Werthe und nach dem beſten Geſchmack, angebracht. Nun öfnete der Bediente das vierte Zimmer — da war — Herr Heilberg auf dem Kanapee. Blasgelb ſah er aus, wie eine Citrone, ſeine Augen waren matt, ſeinen Kopf hatte er in die Hand gelegt, und da die Gäſte in das Zimmer traten, richtete er ſich mit vieler Mühe auf, und kam ihnen entgegen.

„Verzeihen Sie mir ja! ſagte er, daß ich Sie nicht habe empfangen können. Ich habe gar eine elende Nacht gehabt. Kaum hab ich eine Stunde geſchlafen. Ich dacht, ich wollte mir mit Schwitzen helfen, aber auch dies hat mir nicht gelingen wollen. Mein Kopf! mein Kopf! der iſt ganz wüſte, und der Magen taugt nichts, und hier in der linken Seite, da iſt es nicht richtig, da hab ich beſtändig Stechen.“

Herrmann bezeigte ſein Mitleiden. Und Herr Heilberg fuhr fort, die Geſchichte ſeiner Unpäßlichkeit zu erzählen. Er nannte wohl zwölf Aerzte, die er ſeit etlichen Jahren gebraucht, erzählte, wie vielerley zertheilende, auflöſende, abführende, ſtärkende, ſchweißtreibende Arzneymittel er gebraucht, wie vielmal er Ader gelaſſen, geſchröpft, Blutigel angelegt hätte, wie vielmal er im Bade geweſen wäre.

Während der Erzählung kamen noch gegen zwanzig Gäſte an, die ſich alle ſeines Wohlſeyns freuen wollten, aber alle ſeine Unpäßlichkeit bedauern mußten.

Endlich meldete ein Bedienter, daß die ganze Mahlzeit fertig ſey, und die ganze Geſellſchaft gieng in den Speiſeſaal.

Da war alles blendend ſchön. Eine lange Tafel, mit dem koſtbarſten Tiſchzeuge und Platmenagen ſtand da. Um dieſelbe ſtanden Sammetſtühle, und hinter denſelben vier Bediente, die Heilbergs Befehle erwarteten. Die Nebentiſche waren mit Gläſern, Tellern und Bouteillen beſchwert. Man ſetzte ſich, und eine Menge von Gerichten, an denen ſich vielleicht hundert Menſchen hätten ſättigen können, wurden aufgetragen. Nach einer kräftigen Suppe folgten Boeuf a la Mode, Paſteten, Fiſche, Wildpret, gebratne Vögel, Torten, Gelees, Zukkerbrod, Morſellen, Früchte und noch vielerley andere Sachen, die niemand zu benennen weiß, als wer die franzöſiſchen Kochbücher ſtudiret hat. In den Gläſern perlte bald Rheinwein, bald Burgunder, bald Mallaga. Allen ſchmeckte es wohl — nur Herrn Heilberg nicht. Dieſer ſchob die mehreſten Gerichte zurück, und an denen, die er behielt, leckte er nur. In dem Nebenzimmer wurde unvermuthet eine Tafelmuſik angeſtimmet, die das Vergnügen der Gäſte noch mehr vermehrte.

Nach aufgehobener Tafel wurde Kaffee aufgetragen, und Herr Heilberg, Herrmann und Ludwig tranken ihn an einem Fenſter.

„Ey! ſagte Herrmann, Herr Heilberg! ſind Sie nicht ein glücklicher Mann? Sie haben ja alles, was das menſchliche Herz nur wünſchen kann — fürſtlichen Garten, fürſtliches Haus, fürſtliche Zimmer, fürſtliches Hausgeräthe, fürſtliche Tafel, fürſtliche Bedienung.“

„Ich? glücklich? antwortete Herr Heilberg, ich armer Mann! ich glaube nicht, daß es unter Gottes Sonne einen elendern Menſchen giebt, als ich bin. *Was hilft mir denn alles, wenn ich nicht geſund bin?* Von alle dieſen Speiſen habe ich faſt nichts genoſſen, alle meine Zimmer und Koſtbarkeiten betrachte ich mit Widerwillen; komme ich in mein Bette, ſo kann ich nicht ſchlafen, und will ich in den Garten gehen, ſo kann ich ſelten die Luft vertragen. Lieber Freund! glauben Sie mir, ich wünſche mir oft an meiner Tagelöhner Stelle zu ſeyn: denn dieſe genießen doch ihr Leben. Sie eſſen, ſie trinken, ſie lachen, ſie ſcherzen, ſie ſchlafen, aber ich — ich — armer Mann — —

Er ſah gen Himmel, und ein Paar Thränen liefen ihm über die Bakken.

Drittes Kapitel.

Unterdeſſen hatte ſich Ludwig von der Geſellſchaft weggeſchlichen. Erſt gieng er in den Garten umher, und hatte ſeine Freude an den mannichfaltigen Abwechſlungen, die er da fand. Dann ſah er durch die Gartenthür — da war wieder vielerley zu ſehen. Ein Bach, der ſich durch Wieſen unter Erlen und Weiden hinſchlängelte, gefiel ihm beſonders. Er gieng ihm nach. Da fiel ihm ein Wald in die Augen. Den, dachte er, mußt du auch beſehen. Er gieng auf denſelben loß, und bebte vor Freuden, da er in den kühlen Schatten deſſelben trat. Er hatte kaum zwanzig Schritte in denſelben gethan, ſo ſah er das Feld nicht mehr. Rund um ihn her waren dikke Büſche, aus denen Eichen und Buchen hervorragten, durch deren Wipfel er nur wenig vom blauen Himmel ſah. Es war da alles ſtille, ſo ſtille, wie in einer unbewohnten Inſel. Nur bisweilen erhob ein Rabe oder Specht ſeine Stimme, die aber ſo ſtark ſchallte, daß ſie den ganzen Wald zu durchdringen ſchien. Dieſe Dunkelheit, dieſe Einſamkeit, dieſe Stille und die ſtarken Stimmen, die ſie unvermuthet unterbrachen, jagten Ludwigen wirklich einiges Grauſen ein. Er that jeden Schritt mit Behutſamkeit, und ſah ſich bey jedem ſchüchtern um. Funfzigmal entſchloß er ſich wohl wieder umzukehren, aber er blieb doch da, weil er glaubte, daß er in dieſem Walde recht viel artige Sachen, die ihm noch neu wären, finden würde.

Er fand auch wirklich allerley, das ihm gefiel. Erſt ſah er einige bunte Schmetterlinge, ſprang ihnen nach und erhaſchte einen davon, dann fand er Heidelbeere, hin und wieder auch einige Erdbeere, die pflückte er, theils für ſich, theils für ſeine gute Mutter. Er bemerkte etliche Waldblumen, die er noch nicht geſehen hatte. Und vor Freude über dieſe Entdekkung vergaß er auf den Weg zu merken. Itzo hatte er ſeine Taſchen und Hände mit Beeren und Blumen gefüllt, und entſchloß ſich zurückzukehren.

Er gieng fort und gieng und gieng, und glaubte immer am Ende des Waldes zu ſeyn, und das Ende wollte doch nicht kommen. Wohl eine Stunde war er gegangen, und das Ende war noch nicht da. Itzo fiel es ihm ein: du haſt dich wohl verirret. Und da er dieß dachte, lief ihm ein kalter Schauer über die Haut, es wurde ihm enge um das Herz, er konnte kaum noch athmen. Gott! dachte er, wie wird mir es gehen, wenn ich in dieſem Wald bleiben ſollte! hätte nichts zu eſſen noch zu trinken — müßte — da im Dunkeln liegen, und käme ein Wolf, oder eine Schlange, oder ein andres wildes Thier, oder ein Straßenräuber — und ſchlüge mich todt.“

Bey dieſen Gedanken wurde er ſo unruhig, daß er gar nicht mehr wußte, was er thun ſollte. Er hätte ſich leicht heraus finden können, wenn er nur auf den Stand der Sonne gemerkt, und ſich mit ſeinem Wege darnach gerichtet hätte, oder wenn er auf einem gebahnten Wege immer gerade fort gegangen wäre. Denn dieſer hätte ihn doch zu einen Dorfe, oder wenigſtens zu einen Wirthshauſe geführet. Aber die Furcht machte ihn zu allen Ueberlegungen ungeſchickt.

Es fiel ihm nicht ein, nach der Sonne zu ſehen. Wenn er einige Zeit auf einem Wege gegangen war, ſo verließ er ihn wieder, und ſuchte einen andern, von dem er glaubte, daß er ſicherer wäre. Einmal war er wirklich auf dem rechten Wege. Es lag da ein Büſchel Heidelbeere, das er ſelbſt hingelegt hatte, um es bey der Rückkehr mitzunehmen. Aber vor Furcht ſah er es nicht, verließ dieſen Weg, arbeitete ſich durch das Gebüſch, um einen andern zu finden.

In dieſer Angſt hatte er etliche Stunden zugebracht, und nun — nun fiel die Nacht ein. Es wurde dunkler, immer dunkler, und der arme Ludwig fieng endlich an laut zu heulen.

Itzo gieng der Vollmond auf und erleuchtete den ganzen Wald. Dadurch wurde die Furcht des armen verirrten Männchens noch mehr vergrößert. So lange es dunkel war, war doch der ganze Wald ſchwarz, und er konnte nichts ſehen, wofür er ſich hätte fürchten dürfen. Aber nun ſah er neben und über ſich lauter Dinge, die wegen des ſchwachen Lichtes des Mondes ein ſehr ſonderbares Anſehn hatten. Nicht weit von ihm ſaß ein ſchwarzes Männchen, das von Zeit zu Zeit ihm mit dem Kopfe zunickte, hinter demſelben ſah eine Nonne mit einem weiſſen Schleier, aus einem Buſche hervor, da winkte eine lange hagere Geſtalt, aus jener Eiche guckte, hu! hu! hu! ein Todtenkopf, und nicht weit davon ſtand gar ein Ding mit Hörnern und einem langen Schwanze. In der That war von allem dieſen gar nichts da. Es waren nichts als Büſche, Zweige, dürre Aeſte, die aber Ludwig, weil das Mondenlicht nicht helle genung war, nicht gehörig erkennen konnte, und die ihm ſo fürchterlich vorkamen, weil die Furcht ſeine Gedanken ſo verwirret hatte, daß er weder Gelaſſenheit genung hatte ſie hinlänglich zu betrachten, noch Muth genung ſie in der Nähe zu unterſuchen.

Halb ohnmächtig warf er ſich unter einem Baume nieder, und betete zu Gott, daß er ſich ſeiner erbarmen, und ihn ja in dieſer großen Angſt nicht verlaſſen möchte. Ach lieber Gott! ſeufzete er etliche mal, verlaſſe mich ja nicht! errette mich armes Kind!

Indem er ſo ſeufzete— Hilf Himmel, was giebt es da? da rauſchet etwas durch die Büſche und trappet und trappet und kommt immer näher. Da iſt es wirklich. Ein langer kohlſchwarzer Mönch, mit einer weiſſen Kappe über dem Kopfe, vor ihm fliegt eine weiſſe Taube.

Ludwig will aufſpringen und kann nicht, er verſucht es noch einmal und fällt wieder nieder. Endlich, da das Ding gar zu nahe kommt, ſammelt er alle ſeine Kräfte und ſpringt mit einem großen Schrey davon. Aber das Ding ſpringt nach — halt! halt! halt! ruft es. Pauz, da ſtolpert er über eine Wurzel und fällt, da hat ihn der Mönch bey der Hand.

Das **Schrekken**, das ihn da überfiel, iſt unbeſchreiblich. Er hörte und ſah nicht mehr, die Zunge klebte ihm an dem Gaumen, und **uhuhu!** dieß war alles, was er vorbringen konnte.

Aber dieſer ſchwarze Mann war doch nicht ſo böſe, als Ludwig geglaubt hatte. Seine Hand war nicht eiskalt, wie er beſorgte, ſie war warm, und druckte ihn ganz ſanft. Gutes Kind! ſagte er, was fehlet dir denn? wie kommſt du hierher? warum fürchteſt du dich denn vor mir?

Etlichemal mußte der ſchwarze Mann dieſe Fragen wiederholen, ehe der erſchrockne Ludwig den Muth hatte, ihm zu antworten! Endlich ſchöpfte er doch Muth und fragte mit leiſer Stimme: wer biſt du denn? Ich bin, antwortete

tete der ſchwarze Mann, weder ein Geſpenſt noch ein Dieb. Ich bin ein Geiſtlicher von einem Dorfe, das nicht weit von hier liegt.

Da lebte der halbtodte Ludwig wieder auf, betrachtete den fürchterlichen Mann etwas näher, und ſahe wirklich, daß es ein Geiſtlicher war, der ſein gewöhnliches ſchwarzes Kleid anhatte. Ueber dem Kopfe hatte er keine weiſſe Kappe, ſondern eine etwas lange ſchneeweiſſe Perucke, die deswegen etwas beſonders ausſah, weil der Geiſtliche nicht, wie es ſonſt gebräuchlich iſt, den Hut darüber geſetzt hatte, ſondern ihn, weil er ſtark ſchwitzte, in der Hand trug.

Man kann ſich leicht vorſtellen, wie froh Ludwig ſeyn mußte, da er, ſtatt eines Geſpenſtes, das er zu ſehen glaubte, die Hand eines lieben guten Mannes in der ſeinigen hielt, von dem er ſicher glauben konnte, daß er ihn aus dieſem fürchterlichen Walde herausführen würde.

Aber, fragte er doch noch einmal ängſtlich, wo iſt denn die weiſſe Taube, die vor ihnen herflog? Eine weiſſe Taube? war die Antwort, die habe ich nicht bemerket. Wo ſollte auch dieſe des Nachts herkommen? Ohne Zweifel hat die Furcht deine Augen — indem er dieß ſagte, ſahe Ludwig die weiſſe Taube wieder. Es war ein weiß Schnupftuch, mit welchem der Geiſtliche bisweilen gegen ſein Geſicht wedelte, um ſich abzukühlen. Ludwig ſahe nun ein, daß er unrecht geſehen habe, und wurde immer munterer, und bekam Zutrauen zu ſeinen neuen Reiſegefährten.

Nun fieng er an zu erzählen, wie er in den Wald gekommen ſey, wie er ſich verirret, wie er ſich geängſtiget und beſorget habe, von Thieren oder böſen Menſchen angegriffen zu werden. Was er für ſchreckliche Dinge geſehen habe, wie er, der Geiſtliche, dann gekommen ſey, und durch ſeine Ankunft ihn ſo erſchrekket habe, daß er beynahe geſtorben wäre, indem er ihn für ein Geſpenſt gehalten hätte.

Und haſt du es denn deinem Vater nicht geſaget, fragte der Geiſtliche, daß du in den Wald gehen willſt?

Nein, antwortete Ludwig.

Der Geiſtliche trat erſtaunt ein paar Schritte zurück, ſchlug in die Hände, und ſagte: deinem Vater nichts geſagt? o du unbeſonnenes Kind! Ein Kind, wie du biſt, das noch ſo jung iſt, und die Welt ſo wenig kennt, darf niemals ohne

Wiſſen ſeiner Eltern aus dem Hauſe gehen. Wenn ich nun nicht gekommen wäre, wie leicht hätte dir dieſe Nacht etwas Widriges begegnen können! und bedenke einmal, wie dein armer Vater, und deine betrübte Mutter ſich jetzo ängſtigen werden! Ganz gewiß können ſie dieſe Nacht nicht eine Stunde ſchlafen. Aber ſo gehet es faſt allemal, wenn Kinder ſo vorwitzig ſind, und ohne Wiſſen ihrer Eltern ſich von ihrem Hauſe entfernen.

Ludwig ſahe ein, daß der Geiſtliche Recht habe, er faßte ſeine Hand, küſſete ſie, benetzte ſie mit Thränen, und rief zu wiederholtenmalen: ach, mein armer Vater! meine arme Mutter! Nun beruhige dich, armes Kind! antwortete der Geiſtliche, (Magiſter Helwig hieß er,) ich bin nun bald bey meinem Hauſe. So bald ich nach Hauſe komme, will ich einen Boten zu deinen lieben Eltern abſchicken, der ihnen ſagen ſoll, daß du in Sicherheit biſt.

Da wurde Ludwig immer beherzter und vergnügter, und plauderte wieder von allem, was ihm begegnet war.

Aber, fragte er, lieber Herr Magiſter, was mußten denn das nur für Dinge ſeyn, die ich im Walde geſehen habe? das ſchwarze Männchen? die Nonne? der Todtenkopf? Dieß will ich dir, ſagte der Magiſter, alles erklären. Sieh! da du merkteſt, daß du dich verirrt hatteſt, und an alle das Böſe dachteſt, das dir begegnen könnte, da ward dir enge ums Herze, du konnteſt nicht recht athmen, du zitterteſt; iſts nicht wahr?

Ludwig. Ja wohl! ja wohl!

Magiſter. Dieß, was du da empfandeſt, war die Furcht. Mit der Furcht iſt es aber gar eine ſchlimme Sache. Wenn ſie bey einem Menſchen ſtark wird, ſo ſieht er nicht mehr recht, und hört nicht mehr recht, es kommt ihm vor, als wenn alle das Böſe, an das er denkt, wirklich da wäre. Nun denkt er, er ſey nicht im Stande dieſem Böſen zu entgehen, giebt ſich nicht die geringſte Mühe mehr ſich zu retten, und kann auf dieſe Art wirklich ſehr unglücklich werden.

So gieng es einmal einem jungen Bauer aus meinem Dorfe, den unſer Fürſt zum Huſaren gemacht hatte. Er mußte mit in Krieg ziehen, ob er gleich keine Luſt dazu hatte. Einmal befahl ihm der Officier, daß er des Nachts nach einem gewiſſen Städtchen reiten, und einem andern Officier, der daſelbſt war, eine Nachricht hinterbringen ſollte. Da kam ihm der Gedanke in dem Kopf: wie, wenn itzo die Feinde kämen, und hieben mit ihren Säbeln auf dich, und ſchöſſen auf dich — bey dieſen Gedanken fieng er an zu zittern und zu beben, er ſahe ſich ſchüchtern um, und glaubte immer, der Feind wäre hinter ihm. Auf einmal ſahe er eine lange Reihe Feinde auf ſich loskommen. Es war nichts als eine Reihe Bäume, die ganz ſtille ſtanden; weil er aber nichts als Feinde im Kopfe hatte, ſo kam es ihm vor, als wenn ſie wirklich da wären. Geſchwind gab er ſeinem Pferde die Spornen, ſprengte queer über das Feld, ohne zu wiſſen wohin, und plötzlich — wer da? wer da? wer da? rief ihm etwas zu, und da er für Furcht ſich nicht zu antworten getrauete — puf — da ſchoß man ihn in die Bruſt, daß er ohnmächtig vom Pferde fiel. Nun ſchlepte man ihn fort, und nahm ihm ſein Pferd und Geld. Denn weil er geglaubt hatte ſo viele Feinde zu ſehen, ſo hatte er ſich nicht getrauet auf ſie los zu reiten, ſondern war ſo verwirrt geworden, daß er nicht mehr wußte was er that, und war alſo in der Verwirrung nach der Gegend hingeritten, wo die Feinde wirklich ſtunden, von denen er nun angehalten, verwundet und gefangen wurde.

So iſt es dir auch gegangen. Du ſtellteſt dir ſo viel Böſes vor, du dachteſt daran ſo ſtark, daß du am Ende glaubteſt, es wäre wirklich da. Glaube mir, das ſchwarze Männchen, die Nonne und der Todtenkopf ſind nur in deinen Gedanken geweſen, und du haſt Sträuche, dürre Aeſte und dergleichen, für Geſpenſter angeſehen, ſo, wie jener Huſar die Bäume für Feinde hielt.

Hätteſt du dich nicht gefürchtet, und wäreſt gerade auf einem Wege fortgegangen, du wäreſt gewiß aus dem Walde herausgekommen, denn er iſt nicht gar groß. Aber die Furcht machte, daß du im Walde bleiben mußteſt, und leicht ein Unglück hätteſt nehmen können, wenn ich nicht gekommen wäre.

Hier küßte Ludwig dem Magiſter wieder die Hand.

Und da du mich kommen hörteſt, fuhr der Magiſter fort, wie war dir da zu Muthe?

L. Himmel! das weis ich ſelbſt nicht. Ein eiskalter Schauer lief mir über den Leib, und Beben durch die Arme und Füße und alle Glieder, ich wollte ſchreyen und konnte nicht, ich wollte laufen und konnte nicht, ich weis ſelbſt nicht mehr, wie mir wurde.

M. Das, was du da empfandeſt, nennet man das **Schrekken**. Es entſtehet alsdann, wenn dem Menſchen unvermuthet etwas Böſes begegnet. Das Schrekken iſt auch etwas Schädliches. Ich habe von Menſchen gehört, die auf der Stelle vor Schrekken tod geblieben ſind, und von andern, die ſich durch heftiges Schrekken ſchwere Krankheiten zugezogen haben. Das Schrekken betäubt den Menſchen oft ſo ſehr, daß er gar nicht weis, was er thun ſoll, und ſich das Böſe überwältigen läßt, da er ſich doch hätte retten können.

Das habe ich aus eigener Erfahrung gelernet. Da ich auf der Univerſität war, kam in dem Hauſe, wo ich wohnte, Feuer aus. Daß alle, die im Hauſe waren, darüber erſchraken, kannſt du leicht denken. Ich faſte mich aber bald, packte mein Bette, Bücher und weniges Hausgeräthe zuſammen, und trug es an einen

* * *

Ort, wo es ſicher war. Auf dieſe Art büßte ich faſt gar nichts ein. Aber der Student, der neben mir wohnte, war durch das Schrekken ſo verwirrt, daß er gar nicht mehr wußte, was er machte. Er lief immer umher, rang die Hände und klagte, und brachte aus ſeiner Stube nichts davon, als — ein altes Damenbret.

Wenn du alſo, mein Sohn, künftig zufrieden leben willſt, ſo hüte dich ja vor großer Furcht und heftigem Schrekken.

L. Aber wie ſoll ich es denn machen, lieber Herr Magiſter, daß ich nicht mehr erſchrekke, und mich nicht mehr fürchte?

M. Sich vor aller Furcht und allem Schrekken zu verwahren, iſt unmöglich; bemühe dich nur, daß du es ſo weit bringeſt, daß Furcht und Schrekken nicht heftig bey dir werden. Und du kannſt es bald ſo weit bringen, wenn du nur oft daran denkeſt, daß beyweiten nicht alles Böſe uns treffe, das wir uns vorſtellen, und daß das Böſe, das uns wirklich begegnet, nie ſo groß ſey, als wir im erſten Augenblikke glauben. Du mußt dir auch beyzeiten vorſtellen, daß das einzige Mittel, dich zu retten, dieſes ſey, daß du augenblicklich Muth ſchöpfeſt, und überlegeſt, wie das Böſe, das dir bevorſtehet, abzuwenden ſey. Wenn du dieß immer bedenkeſt, und darnach thuſt, ſo oft Furcht oder Schrecken dir anwandeln, ſo wirſt du auch gewiß —

Viertes Kapitel.

"Ach, da iſt er ja! mein allerliebſter Mann! lieber Vater! guter Vater! Herzensvater! gute Vate! gute Vate! „

So rief ein Trupp Leutchen dem Magiſter entgegen. Eines fiel ihm um den Hals und küßte ihn; und wer nicht an den Hals reichen konnte, küßte ſeine Hände, und umfaßte ſeine Knie. Es war des Magiſters Frau, mit ihren drey Kindern, davon das kleinſte noch nicht deutlich ſprechen konnte. Sie hatten ſchon eine Stunde ihren lieben Mann und Vater erwartet, und waren ihm entgegen gegangen.

Sie erkundigten ſich gleich bey ihm, wer das kleine Männchen ſey, daß er an der Hand führe? und er ſagte ihnen kurz, daß es ein gutes Kind ſey, welches aber ohne Vorwiſſen ſeiner Eltern in den Wald gegangen wäre, und ſich verirret habe. Zugleich bat er ſeine Frau, daß ſie doch ja vorausgehen, und einen Boten beſtellen möchte, der es ſeinen Eltern meldete, daß er bey ihm in Sicherheit ſey. Er wollte langſam nachkommen, denn das arme Kind wäre ſo entkräftet, daß es nicht geſchwinde gehen könne.

Da lief die gute Frau voraus, und fertigte einen Boten an ſeine Eltern ab.

Der Magiſter folgte aber mit ſeinen drey Kindern, die um ihn her hüpften, und Ludwigen, der kaum noch gehen konnte, langſam nach.

Wie gefiel dir das, lieber Kleiner! fragte der Magiſter, daß die Leutchen ſo auf mich losgelaufen kamen, und mich küßten?

L. Ach recht wohl! recht wohl! Wenn jetzo mein lieber Vater käme! ach ja! da wollte ich es eben ſo machen! da wollte ich eine rechte Freude haben!

M. Eine Freude wollteſt du haben? und warum denn?

L. Ach, mein Vater iſt ein ſo lieber, guter Mann, ſollte ich denn keine Freude haben, wenn ich wieder bey ihm wäre?

M. Da weißt du alſo was Freude iſt. Wir empfinden ſie, wenn uns etwas begegnet, was uns angenehm iſt. Meine Frau und Kinder freuten ſich, da ſie mich wieder ſahen, weil ſie mich lieb haben, und wiſſen, daß ich es gut mit ihnen meyne. Und du würdeſt dich auch freuen, wenn du bey deinem Vater wäreſt, weil du auch weiſt, daß er es gut mit dir meynt.

Aber glaube mir, lieber Sohn! die Freude thut, wenn ſie zu ſtark iſt, eben ſo großen Schaden, als heftige Furcht und heftiges Schrekken. Sie verwirret den Menſchen ſo ſehr, daß er nicht mehr recht weis was er thut, und deswegen ſich in der Verwirrung oft ſelbſt ſchadet. Ich hatte eine Schweſter, die fiel vor Freuden in Ohnmacht, da ſie die Nachricht bekam, daß ſie 10000 Thaler in der Lotterie gewonnen habe. Und ein gewiſſer Bauer in meinem Dorfe, da ſein Sohn von der See wieder kam, den er ſchon ſeit fünf Jahren für tod gehalten hatte, empfand darüber ſo eine große Freude, daß er wie unſinnig die Treppe herunter ſprang und das Bein zerbrach. Hüte dich alſo ja vor unmäßiger Freude! —

L. Wie ſoll ich denn dieß anfangen?

M. Du mußt oft daran denken, daß das Gute, das uns begegnet, niemals ſo groß iſt, als wir anfänglich glauben. Mit allem Guten iſt etwas Unangenehmes verknüpfet.

Meine Schweſter hatte von ihren 10000 Thalern gar vielen Verdruß. So bald es bekannt war, daß ſie ſo viel gewonnen hätte, drängten ſich allerley Leute zu ihr. Einige wollten etwas geborgt, andere etwas geſchenkt haben. Die, denen ſie etwas borgte, betrogen ſie meiſtens; die, denen ſie etwas ſchenkte, murreten oft darüber, daß es zu wenig ſey; und die, denen ſie nichts borgen und nichts ſchenken wollte, ſchalten ſie eine harte, geizige, Frau. Wenn meine Schweſter daran gedacht hätte, ſo würde ſie wohl nicht vor Freuden in Ohnmacht gefallen ſeyn. Und der Bauersſohn, der von der See zurück kam, war ein lüderlicher Menſch worden; der nicht mehr arbeiten, und dem Vater nicht mehr gehorchen wollte. Wenn der Vater daran gedacht, und ſich vorgeſtellt hätte, vielleicht iſt dein Sohn kein guter Menſch mehr; ſo würde er wohl vor Freuden ſein Bein nicht gebrochen haben.

So redete der Magiſter mit dem armen, müden Ludwig. Und dieſer hörte ihm ſo gerne zu, daß er darüber ſeine Müdigkeit vergaß, und immer weiter fortſchritt.

Da kam des Magiſters Hund gelaufen, ſprang an ihn hinauf, welzte ſich, bellte, lief hin und wieder, und indem ſie ſo dem Hunde zuſahen, kamen ſie an des Magiſters Gartenthür.

Er machte ſie auf, und ging in Begleitung ſeiner kleinen Gäſte hinein.

Fünftes Kapitel.

Henriette, des Magiſters Frau, empfing ihre lieben Gäſte ſehr liebreich. Sie verſicherte, daß der Bote nach Ludwigs Eltern abgeſchickt ſey, und führte ſie in die Stube, wo ſie eine Abendmahlzeit bereitet fanden.

Dieſe war ſehr mäßig. Es war da nichts von Wein, noch Braten, noch Gebakkenen zu ſehen. Eine Schüſſel voll Kirſchen, und etwas Butter und Käſe, machte die ganze Mahlzeit aus. Aber die geſunden, freundlichen Geſichter, die um den Tiſch ſtanden, gaben ihr mehr

Annehmlichkeit, als der koſtbare Schmaus des Herrn Heilbergs hatte.

Kommt Kinder, laßt uns eſſen und frölich ſeyn! ſagte der gute treuherzige Magiſter, wir ſind geſund, haben Hunger und Speiſe genug, wir ſind unter guten ehrlichen Leuten — brauchen wir mehr um frölich zu ſeyn?

Ludwig ſetzte ſich und ließ es ſich wohl ſchmekken. Er wurde noch mehr aufgeheitert, da der Magiſter eine Unterhaltung anfieng, die ihm ganz neu war. Nun, fragte er, Kinder, wißt ihr nichts zu erzählen? Sogleich erzählte Henriette von einer Königin, die, als ſie von einer Prinzeſſin wäre beſucht und gebeten worden, ihr ihre Koſtbarkeiten zu zeigen, ihre Kinder vorgeführet und geſagt habe, dieſe ſind meine liebſten Koſtbarkeiten, die mir über alles Gold, Silber und Juwelen gehen. Ernſt, der älteſte Sohn, brachte ein Geſchichtchen vor, von einem Manne, der Schiffbruch gelitten, und da die ganze Schiffgeſellſchaft den Verluſt ihres Vermögens beklaget, ganz ruhig geſagt hätte: ich habe alles bey mir. Fritz, der jüngere Sohn, ſagte, er habe von einem Edelmanne geleſen, der ſeine Tochter an ihren Liebhaber nicht eher habe verheyrathen wollen, bis dieſer ein Handwerk gelernet habe. Das kleine Karolinchen ſtammelte etwas her, von einem Mäuschen, das ſeiner Mutter nicht habe gehorchen wollen, und, ihren Warnungen zuwider, mit einem Kätzchen habe ſpielen wollen, aber von ihm ſey gefangen und todgebiſſen worden. Und der Magiſter unterhielt die Geſellſchaft mit einer Geſpenſterhiſtorie, die anfänglich ſehr ſchrecklich anzuhören war, aber am Ende ein allgemeines Gelächter erregte, da es ſich offenbarte, daß es blos eine Betrügerey von einigen jungen muthwilligen Leuten geweſen ſey.

Denn der Magiſter hatte die Gewohnheit in ſeinem Hauſe eingeführet, daß jeder Tiſchgenoſſe ſich um ein Geſchichtchen bemühen, und es während der Mahlzeit vorbringen mußte, und hierdurch wurde das geſellſchaftliche Vergnügen ungemein befördert, indem es da immer etwas zu plaudern, zu ſcherzen und zu lachen gab.

Nun kam die Reihe an Ludwigen, den man auch drang, etwas zu erzählen. Da er ſich auf nichts beſinnen konnte, ſo brachte er die Geſchichte ſeiner Verirrung vor.

Da er bey derſelben einigemal ſeinen Vater und Mutter nennen mußte, ſo merkte man gar deutlich, daß er immer wehmüthiger wurde. Gegen das Ende derſelben traten ihm ſogar die Thränen in die Augen. Er bat, daß man ihm erlauben möchte ſich einen Augenblick zu entfernen.

Man erlaubte es ihm — er kam aber nicht wieder. Der Magiſter ſuchte ihn im Hofe, in der Küche, in der Nebenſtube — aber da war kein Ludwig zu finden.

Endlich entdeckte ihn der Magiſter hinter der Küchenthüre, wo er bitterlich weinte.

M. Was fehlt dir denn, kleiner Gaſt?

L. Gar nichts.

M. Dir muß doch etwas fehlen, weil du weinſt?

L. **Ach, wenn ich nur bey meinem Vater und Mutter wäre!**

M. Du empfindeſt alſo, gutes Kind! **Sehnſucht.** Denn das Verlangen nach abweſenden Perſonen und Sachen nennet man Sehnſucht. Dieß verdenke ich dir gar nicht. Denn ein gutes Kind hat keinen Menſchen lieber, als ſeine Eltern. Nothwendig muß es ſich alſo nach ihnen ſehnen, wenn es von ihnen entfernet iſt. Aber mein Lieber! wenn du vergnügt leben willſt, ſo mußt du die Sehnſucht, eben ſowohl als das Schrekken und die Furcht und die Freude, zu mäßigen wiſſen, ſonſt bringt ſie dich um vieles Vergnügen. Glaubſt du wohl, daß du durch dein Sehnen und Weinen deinen Vater und Mutter herbeybringen kannſt? Du ſchüttelſt? Du glaubeſt alſo, es ſey ohnmöglich? ſo hilft dir alſo deine Sehnſucht gar nichts. Aber viel, viel, gar viel, ſchadet ſie dir. Sieh! itzo wird ein Spiel in der Stube angefangen werden, da wird es etwas zu ſchökern und zu lachen geben, da könnteſt du noch eine recht vergnügte Stunde haben. Wenn du aber dein Sehnen nicht laſſen kannſt, ſo bringſt du dich darum, und haſt alſo in deinem Leben eine vergnügte Stunde weniger. Komm mit mir in die Stube, und ſey vergnügt! Deinem Vater und Mutter gehet es wohl. Sie wiſſen nun, daß du gut aufgehoben biſt, und werden alſo deinetwegen keinen Kummer haben. Morgen, heyda! da gehe ich mit dir fort, und bringe dich zu deinen Eltern, da kannſt du ſie küſſen und mit ihnen plaudern, wie du willſt.

L. Ach, laſſen Sie mich! laſſen ſie mich ſatt weinen! Ich kann heute ohnmöglich mitſpielen.

M. Nun, wenn du durchaus misvergnügt ſeyn willſt, ſo ſey es! ich kann dir nicht helfen.

Da ging denn der Magiſter in die Stube, und alle kamen um ihn herum, und fragten: wo iſt er denn? was fehlt ihm denn? unſer lieber Ludwig?

Er ſteht hinter der Küchenthür, antwortete der Magiſter, und ſehnt ſich nach Vater und Mutter, und weint.

Da ſchlugen ſie alle in die Hände, und ſagten: Das arme Kind! wenn wir ihm doch helfen könnten!

Und alle kamen heraus, und baten ihn, daß er doch nicht weinen ſollte. Da weinte er immer heftiger.

Sie zogen ihn mit ſich in die Stube, und er wendete ſich gegen die Wand und weinte immer fort.

Nun, ſagte der Magiſter, Kinder! die Zeit vergeht, laßt uns ein Spiel anfangen! Aber da hörte niemand drauf. Alle ſahen nach Ludwigen, und ſagten: das arme Kind!

So geht es! fuhr der Magiſter fort, mit dem Sehnen nach Dingen, die man nicht haben kann. Man bringt ſich nicht nur ſelbſt um ſeine Freude, ſondern macht auch durch das beſtändige Klagen und Seufzen und Wimmern und Winſeln alle ſeine Freunde verdrüßlich. Da habe ich mich den ganzen Tag über auf dieſen Abend gefreuet, und meine Frau und Kinder haben ſich darauf gefreuet, da muß der Kleine — nun liebe Frau, unſere Luſt iſt doch verderbt, bring ihn zu Bette. Ich will auch in mein Schlafzimmer gehen!

Wirklich machte der Magiſter Anſtalt zum Fortgehen.

Da beſann ſich Ludwig, und erkannte, wie unanſtändig es ſey, wenn er dieſe guten Leute verdrüßlich machte, die ſich ſo viele Mühe gegeben hatten, ihm Freude zu machen.

Lieber, lieber Herr Magiſter, ſagte er, bleiben ſie ja da. Ich will gerne nicht mehr weinen, ich will mitſpielen. Bleiben ſie doch!

Da blieb denn der Magiſter, und alles freute ſich. Und Fritze und Ernſt küßten ihn, und Karolinchen hüpfte in der Stube herum und ſang: Liebe, liebe Ludwig mitpile ell! liebe,

liebe Ludwig mitpile oll (*). Ludwig wurde munter, und mußte ſelbſt über Karolinchens unſchuldige Frölichkeit lachen.

Man rückte Stühle herbey und ſetzte ſich an den Tiſch.

Nun meine Liebe, fragte der Magiſter ſeine Frau, welches von deinen Kindern iſt denn heute das beſte geweſen?

Da ſchmunzelte Fritze —

Siehſt du es ihm nicht an, ſagte Henriette, dort das kleine Blauauge, das iſt das gefälligſte und fleißigſte Kind heute geweſen.

Da ging der Magiſter zu ihm, knif ihn in die Backen, küßte ihn, und ſagte: iſt dir es dieſen Abend nicht recht wohl, weil du ſo ein gutes Lob erhältſt? Guter Junge! ſey doch immer ſo, daß du immer ſo vergnügt ſeyn kannſt! Itzo will ich dir noch ein Vergnügen mehr machen. Du ſollſt das Spiel beſtimmen, das dir das liebſte iſt. Das wollen wir ſpielen.

Das Kaufmannsſpiel, ſagte Fritze.

Gut Kinder! ſagte der Magiſter, dieſen Abend ſpielen wir das Kaufmannsſpiel. Ich bin

---

(*) Lieber, lieber Ludwig mitſpielen ſoll.

bin der Kaufmann. Ich habe zu verkaufen, allerley Sorten von Eßwaaren, ſchöne Galanteriewaaren, ſchön Band, ſchöne ſeidene Tücher, Bücher, Naturalien, alles was man haben will, alles um einen billigen Preis.

Da forderte denn jedes von der Geſellſchaft etwas. Aber dann fragte auch der Magiſter, wer es verfertige? wovon es verfertiget würde? wo man es verfertige? wozu man es brauche? wie vielerley Arten davon es gäbe? und wer denn eine Frage unbeantwortet ließ, oder unrecht beantwortete, der mußte ein Pfand geben.

So forderte Ernſt einen Hut. Und er wurde gefragt, wer ihn mache? wovon er gemacht werde? ob es mehr als eine Art von Hüten gäbe? wozu man den Hut brauche? u. ſ. w.

Da gab es nun immer etwas zu ſcherzen und zu lachen, beſonders da die Pfänder ausgelöſet wurden.

Nun waren ſie ausgelöſet.

Noch einmal! noch einmal wollen wir ſpielen, riefen alle.

Der Magiſter ſchüttelte und ſagte: ich dächte ihr mäßigtet euch in eurem Vergnügen, und gienget zu Bette.

Aber die Kinder baten, und küßten die Hände, ſo lange, bis der Vater ſagte: nun ſo ſey es drum, ſpielet noch einmal! ihr werdet ſchon ſehen, was daraus erfolgen wird.

Da ſpielten ſie denn noch einmal. Aber es gieng beyweitem nicht ſo luſtig, als das erſtemal. Alle wurden müde. Fritze fieng an zu jähnen, Ernſt rieb ſich die Augen, Ludwig ſchlief gar ein, Karolinchen fieng an zu weinen, und klagte: zu Bette! will zu Bette Mamma, und Fritze fragte ſelbſt, hören wir bald auf zu ſpielen?

So gehet es, ſagte der Magiſter, **wenn man ſich in ſeinem Vergnügen nicht zu mäßigen weis.** Es entſtehet allemal daraus Misvergnügen! Hättet ihr zur rechten Zeit aufgehöret zu ſpielen, ſo wäret ihr mit Vergnügen zu Bette gegangen, nun aber geſchiehet es mit Misvergnügen.

Da hörte denn das Spiel auf, und alle Kinder giengen zu Bette. Karolinchen weinend und die übrigen mit verdrüßlichen Geſichtern.

Sechſtes Kapitel.

Bald früh war alles in des Magiſters Hauſe ſo munter und laut, daß Ludwig nicht länger im Bette bleiben konnte, ſo gerne er auch noch ein paar Stündchen geſchlafen hätte, weil er von ſeiner geſtrigen Reiſe ſehr müde war. Er kam alſo herunter in das Wohnzimmer, wo alles mit Kämmen, Waſchen, Ausſpülen des Mundes, Auskehrung und Anziehung der Kleider beſchäftiget war. Und er machte alles geſchwinde mit. Denn in der That war er ein Kind, das Ordnung und Reinlichkeit liebte.

Da er eben mit Reinigung ſeiner Zähne fertig war, ſchlug der Magiſter dreymal mit dem Schlüſſel auf den Tiſch, und ſagte, Achtung!

Da trat alles um ihn. Er aber ſetzte ſich an das Klavier, und ſpielte ein allerliebſtes Liedchen, das ſich anfieng:

Süßer, angenehmer Fleis!
O wie herrlich iſt der Preis,
Den er jedem Jüngling beut,
Der ihm ſeine Kräfte weiht!

Und alles ſang mit und freute ſich. Da das Liedchen aus war, kam Brod und eine Kanne warme Milch auf den Tiſch. Und nun ſetzte ſich die ganze Familie, um zu Frühſtükken.

Ernſt trank ſeine Milch nicht alle, ſondern goß einen Theil davon auf einen Teller, brockte Brod darein, und da ihn Ludwig fragte, was er damit thun wolle, ſo ſagte er: das will ich Ramboldchen bringen. Das gute Hundchen hat heute noch kein Frühſtück bekommen.

Und da ſtund er denn auf, um ſeinem kleinen muntern Lieblinge das Frühſtück zu bringen.

Aber was iſt denn das? er weinet ja? gar jämmerlich weinet er. Die ganze Familie läuft hinaus, um zu ſehen, was ihm begegnet ſey? Da ſtehet der arme Ernſt und zerfließet faſt in Thränen. Alle fragen ihn, was ihm fehle? Ach! antwortet er, mein Hundchen, mein gutes Hundchen! Ramboldchen iſt tod! Alle traten um ihn herum und bedauerten ihn. Denn da lag das gute Hundchen, das Ernſt ſo lieb gehabt, und jeden Biſſen mit ihm getheilet hatte, und war tod. Und niemand wußte, wodurch es ſo plötzlich um ſein Leben gekommen ſey.

Der Magiſter redete beſonders liebreich mit ihm, und ſagte, du dauerſt mich, armer Ernſt, denn ich weis, daß du dein Hundchen ſehr lieb gehabt haſt. Aber höre auf zu weinen! Ich will ſelbſt dafür ſorgen, daß du, künftige Woche ſchon, ein recht artiges Hündchen wieder bekommſt, ein Bologneſerchen.

Dieß alles half nichts, Ernſt weinte immer fort, und ſchrie: ach, mein Hundchen! mein Hundchen! mein armes Ramboldchen!

Der Knabe, ſagte der Magiſter, iſt ſehr traurig. Denn das, was wir fühlen, wenn uns etwas Unangenehmes begegnet, nennen wir die Traurigkeit. Es iſt aber ein Elend, wenn man ſo ausſchweifend trauret, daß man ſich gar nicht zu faſſen weis. Man richtet durch Trauren doch nichts aus, und wenn Ernſt ein ganzes Jahr klaget: mein gutes Hundchen! mein Ramboldchen! ſo wird er es doch nicht wieder bekommen. Man macht durch das viele Trauern ſeinen Zuſtand nur noch immer ſchlimmer. Ernſt wird durch das Weinen ſeine Augen verderben, ſeine Geſchäfte vernachläßigen, und ſich einen ſehr misvergnügten Abend machen. Kommt, Kinder! laßt uns in den Garten zu unſern Geſchäften gehen. Es fängt ſchon an warm zu werden!

Ich auch? fragte Ludwig wehmüthig; wollen Sie mich denn nicht bald zu meinen lieben Eltern führen?

Bald, bald, antwortete der Magiſter, nur muß ich erſt meine Gartenarbeit austheilen, und meine Kranken beſuchen. Denn wer ein vergnügtes Leben führen will, dieß merke dir Ludwig! der muß ſeine Arbeit ordentlich verrichten. Man wird niemals recht froh, wenn man ſich immer an Arbeiten erinnern muß, die man vernachläßiget hat.

Ludwig folgte ihm etwas betrübt nach, aber da er in den Garten kam, ſahe er auf einmal vergnügter aus. Das war ein Garten! das war ein Garten! Keine Piramiden und Alleen von Taxus, Buchsbaum, Tannen und andern unfruchtbaren Bäumen, keine Bildſäulen noch Springbrunnen waren darinne. Aber alles, was da war, bezahlte den Platz reichlich, den es einnahm. Gleich bey dem Eintritte waren etliche Beete voll Blumenkohl, darauf folgten eine Menge Beete voll Kohlrabi, Blaukohl, Gurken, Peterſilge, Zwiebeln, Erbſen, Bohnen, Sellerie, Möhren, durch den Garten liefen Alleen von Franzbäumen, die von den beſten

Sorten von Aepfeln und Birnen voll hiengen. Hie und da ſtund auch ein großer Aprikoſenbaum, deſſen goldgelbe Früchte Ludwigs Mund lüſtern machten. Der ganze Garten war in Vierekke eingetheilet, um welche Beete liefen, die mit mannigfaltigen Blumen angefüllt waren. Hier duftete Ludwigen ein Nelken- dort ein Levkojenbeet an. Da lachten ihm Balſaminen, dort Aſtern entgegen. An den Wänden ſtanden, auf der einen Seite Pfirſichbäume, auf der andern Weinſtökke, deren volle Trauben man, ohne lüſtern zu werden, kaum anſehen konnte. Itzo glaubte Ludwig am Ende des Garten zu ſeyn. Aber nein! die Wand von Korneliuskirſchen, die das Ende des Gartens zu ſeyn ſchien, hatte noch einen Eingang, der ihn in den andern Theil des Gartens führte. Dieſer war durchaus mit Klee beſäet, auf dem Bienen zu Tauſenden ſummeten, und den Saft ſeiner Blüthen einſogen. Sie kamen aus dem großen Bienenhauſe, das zur rechten Hand erbauet war.

In dem Klee ſtanden unzähliche Aepfel- Birnen- Kirſch- Pflaumen- und weiſſe Maulbeerbäume.

Ludwig ſtand wie betäubt da. Er faßte des Magiſters Hand, drückte ſie, und ſagte: ey wie ſchön iſt es da! welch herrlicher Garten! Ach, wenn Vater und Mutter hier wären, in meinem Leben wollte ich mich nicht von hier wegſehnen!

Der Magiſter fieng itzo an jedem ſeiner Kinder ein Geſchäft aufzutragen. Karolinchen mußte von einem gewiſſen Beetchen das Unkraut ausraufen, Fritze bekam den Auftrag, für ſeine Mutter Bohnen zu pflükken, und Ernſt hätte die Weinreben anbinden ſollen. Der arme Knabe war aber, wegen des Todes ſeines Rambaldchen ſo untröſtlich, daß er ſich dieſe Freude nicht machen konnte. Der Vater mußte ihn ſogar aus dem Garten wegführen, damit er durch ſein Weinen die übrigen in ihrem Vergnügen nicht ſtören möchte.

Nun kam der Magiſter zu Ludwigen zurück, nahm ihn bey der Hand und ſetzte ſich mit ihm auf eine Raſenbank, von der er einen großen Theil des Gartens überſehen konnte.

„Es iſt mir lieb, ſagte er, daß dir es bey mir gefällt. Aber dieſer Platz iſt nicht immer ſo ſchön geweſen als er itzt iſt. Vor vierzehn

Jahren, da ich hierher kam, war er noch ein wüſter Platz, voll Stein- und Aſchenhaufen. Ich kam hierher und heyrathete meine Frau, weil ich ſie herzlich lieb hatte. Aber die Belohnung, die ich für meine Predigten bekam, und die ſich nicht viel über hundert Thaler belief, wollte nicht hinreichen, uns zu ernähren. Dieß machte mich ſehr betrübt, und ich brachte einige Monate zu, ohne vergnügt zu ſeyn.

Da beſuchte mich einmal mein alter Amtmann, der ſahe mir meinen Kummer an. Freund, ſagte er, warum ſo betrübt? Wie kann, antwortete ich, ein ſo armer Mann, wie ich bin, vergnügt ſeyn? Sie arm? antwortete er, ein Mann, der ſein Vermögen auf hundert und mehrere tauſend Thaler berechnen kann! O, Sie ſpotten meiner! ſagte ich, wenn Sie mir vier hundert Thaler geben, ſo ſollen Sie mein ganzes Vermögen haben. Top! ſagte er, grief in ſeine Taſche, holte ein Meſſer heraus, ergrief meine rechte Hand, und ſtellte ſich als ob er ſie abſchneiden wollte. Ich zog ſie erſchrokken zurück. Nur her! nur her mit der Hand, ſagte er, für dieſe einzige gebe ich ihnen vierhundert Thaler, die linke und alle ihr übriges Vermögen will ich ihnen laſſen. Du kannſt leicht denken, lieber Ludwig, wie ſehr mich dieſe Zumuthung erſchreckte, und daß ich ein paar Schritte zurücktrat.

Da ſehn ſie ja, Herr Pfarrer, ſagte er, wie reich ſie ſind! dieß einzige Glied wollen ſie mir nicht für 400 Thaler laſſen. Wenn ich ihnen nun gar den Kopf abſchneiden wollte, wie würden ſie ſich da geberden! ohne Scherz, Herr Pfarrer, ein Mann der jung und geſund iſt, einen Kopf und geſunde Hände hat, darf nicht über Armuth klagen. Sehn ſie dort ihre Hüner an, die finden überall ihre Nahrung, und auch jene Tauben. So iſt es mit allen Thieren, mit den Raben, den Eulen, den Füchſen und den Schmeisfliegen, alles iſt ſinnreich genung, ſich Nahrung zu verſchaffen. Warum denn nicht auch der Menſch? ſtrengen ſie nur ihren Kopf an, und, anſtatt zu ſorgen und zu lamentiren, denken ſie lieber nach, wie ſie ihren Zuſtand verbeſſern wollen, und brauchen ihre Arme, da wird alles gut gehen! Behüte ſie Gott, Herr Pfarrer! künftige Woche komme ich wieder zu ihnen. Und ſo verließ er mich in tiefen Gedanken.

Ich ſchlug bekümmert die Augen auf, und erblickte eine Spinne, die eben itzo eine große Fliege gefangen hatte, ſie mit ihren Fäden umwebte, und hernach mit großer Begierde ihren Saft in ſich ſog.. Ihr ganzes Gewebe lag voll Fliegen, die ſie bereits ausgeſogen hatte. Die Spinne, dachte ich, lebt ohne Sorgen. Die verſchaffet ſich doch täglich ihre Nahrung. Und du! hier ſprang ich hitzig auf, du ein Menſch! ſagte ich, der nachdenken, rechnen, ſchreiben kann, der Arme voll Kraft hat, und die ſchönen Hände, mit denen ſo vielerley Arbeiten können verrichtet werden, du ſollteſt dir nicht Nahrung verſchaffen können?

Von dieſer Stunde an, ſtrengte ich alle mein Nachdenken an, um eine Arbeit zu erfinden, mit der ich mich ernähren könnte. Ich brachte die ganze Nacht ſchlaflos zu. Und da man in ſchlafloſen Nächten beſonders zum Nachdenken geſchickt iſt, ſo wendete ich die ganze Nacht dazu an. Mir war es, als wenn mein ganzes Dorf vor mir ſtünde. Ich gieng in Gedanken durch alle Winkel und ſuchte, wo etwas für mich zu finden wäre. Da kam ich an dieſen großen Platz, den du hier vor dir ſieheſt, wo, etliche

Jahre zuvor, Häuſer geſtanden hatten, die aber durch ein unglückliches Feuer niedergebrannt waren, und die nicht konnten aufgebauet werden, weil die Leute, die ſie bewohnt hatten, ihrer großen Armuth wegen, in andre Länder gezogen waren. Da blieb ich ſtehen. Da, dachte ich, wäre wohl Nahrung für dich. Wenn du dieſen Platz hätteſt, und bepflanzteſt, da wüchſe für dich und deine Frau Nahrung genung. Ich freute mich über dieſen Einfall, und zählte alle Stunden, bis mein guter Amtmann wiederkam. Endlich kam er, und ſeine erſte Frage war: Nun, wie ſteht es? haben ſie etwas ausgeſonnen? ich umarmte ihn, und ſagte, ja, wenn ich jenen Platz bekommen könnte, da wollte ich Nahrung genung finden. Aber, wo Geld her, um ihn zu kaufen? dafür laſſen ſie mich ſorgen, antwortete er. Hier haben ſie meine Hand: der Platz iſt ihre. Sie können ihn heute ſchon brauchen. Und da machte er denn ein Schreiben an den Fürſten, durch welches er mir dieſen Platz für ein geringes Geld verſchafte, das ich nach und nach bezahlen ſollte.

Nun gieng die Arbeit an. Ich beſchäftigte mich täglich etliche Stunden damit, daß ich den

Plaz ausräumte und umgrub. Die Steine legte ich um den Plaz umher, und machte daraus eine Art von Mauer, um das Vieh abzuhalten, daß es meinen Garten nicht beſchädigte. Die Kohlen und Aſche grub ich aber ein, um ihn damit zu düngen. Das nächſte Jahr brachte ich meiner Frau ſchon Bohnen, Erbſen, Gurken, Kohl, Sallat, Zwiebeln, die in dieſem Garten gewachſen waren. Und ich hatte allemal eine herzliche Freude, wenn ich etwas bringen konnte, das ich ſelbſt gebauet hatte. Wenn ich Obſt aß, ſo ſammlete ich die Kernen und ſäete ſie in meinen Garten, und zog daraus die vielen ſchönen Bäume, die du hier ſieheſt. Sieh einmal den herrlichen Apfelbaum, wie ſeine Aeſte ſich beugen von den ſchmackhafteſten Aepfeln; ich habe ihn unterſtüzen müſſen. Meine Bauern freuten ſich, wenn ſie mich arbeiten ſahen, und brachten mir mit Vergnügen junge Weinſtökke, die ich dort an das Spalier verpflanzt habe, und die izo ſo herrliche Trauben tragen. Jene Gegend beſäete ich mit Klee, und bekam davon ſo viel Futter, daß ich zwey Kühe halten, und alle Tage Milch von ihnen bekommen konnte. Auch pflanzte ich jene Maulbeerbäume, um einmal Seidenwürmer ziehen zu können. So brachte ich zwey Jahr zu, und war wegen meiner Arbeiten viel geſünder als ſonſt. Aber immer war ich noch betrübt. Denn mit aller Arbeit konnte ich nicht ſo viel erwerben, daß ich die Kaufleute hätte bezahlen können. Da beſuchte mich mein Amtmann wieder. Er war auſſerordentlich vergnügt, da er ſahe, wie alles ſo ſchön wuchs, und wie ich alles ſo hübſch angelegt hatte. Nun, ſagte er, werden ſie doch wohl auskommen können? Ich ſchlug die Augen nieder, und ſagte: nein. Ich bin itzo drey hundert Thaler ſchuldig. Da wurde dir der Mann böſe, ſtampfte ſeinen Stock gegen die Erde und ſagte: nicht auskommen? Mann! ſie können nicht auskommen? wie geht denn das zu? Sie brauchen ja nichts als Nahrung und Kleidung und einige Bücher? In ihren Garten wächſt ja für ſie und ihre Frau überflüſſige Nahrung, und von dem Gelde, das man ihnen für ihre andern Arbeiten giebt, können ſie ſich Kleidung und Bücher kaufen. Schreiben ſie denn nicht auf, was ſie ausgeben? Ich ſagte ja, und da mußte ich ihm denn gleich meine Rechnung holen. Er nahm ſeine Brille heraus, ſetzte ſie auf und las:

2 Paar ſeidene Strümpfe	4	Rthlr.
12 Ellen Taffet zum Anzuge für die Frau	12	—
Wein	10	—
Kaffee	5	—
Zukker	6	—
Eine Garnitur ſilberne Schnallen	4	—
Seife	2	—
Fleiſch	3	—
Meißner Taſſen	4	—
Ein Paar Commoden	13	—
Ein Spiegel	6	—
Summa	69	—

Da haben wir es! ſagte er unwillig, Seife und Fleiſch iſt unter allem, was ſie hier berechnet haben, das einzige Nothwendige, alles Uebrige hätten ſie entbehren, oder an deſſen ſtatt etwas wohlfeileres wählen können. Und dieß koſtet gerade 64 Rthlr. Da frage man, wo das Geld hinkommt. Herr! wenn man den Kaffee nicht bezahlen kann, ſo muß man Ziegenmilch trinken, ſtatt des Weins, Bier. Wollene Strümpfe hätten eben ſo gute und noch beſſere Dienſte gethan als ſeidene, ihre Frau hätte ſich mit einem leinenen Anzuge begnügen können, und wenn man keine Kommoden und theure Spiegel bezahlen kann, ſo muß man ſich mit einem Schranke und einem Spiegel für 3 Groſchen behelfen. Sehn ſie den Raben dort, der eine Muſchel erbeutet hat und mit Vergnügen verzehret. Er ſättiget ſich täglich, und lebt ohne Sorgen und Schulden. Denn die Natur bringt alles hervor, was er bedarf. Sobald er aber es ſich in den Kopf wollte kommen laſſen, daß die inländiſchen Muſcheln, Mäuſe und Knochen, die Neſter von inländiſchem Holze, für ihn zu ſchlecht wären, und wollte ſeine Muſcheln, und Mäuſe, und Knochen, und Holzwerk zu Gelde machen, um dafür Auſtern, Indianiſche Mäuſe und Zimmetrinde einzukaufen, ſo würde die Natur ihm nicht genung mehr liefern können, um ſeine Ueppigkeit zu befriedigen. Er würde bald in Schulden und Sorgen gerathen.

Ich kann es nicht leiden, wenn Leute, die überflüßiges Geld haben, daſſelbe verſchließen und gar nichts zu einem entbehrlichen Vergnügen anwenden. Aber das glaube ich auch, daß man erſt für das Nothwendige ſorgen müſſe, ehe man an das Ueberflüßige denkt. Und die Geſchicklichkeit, überflüßigen Aufwand zu vermeiden, um den nothwendigen beſtreiten zu können, nenne ich Sparſamkeit. Sparſamkeit, Sparſamkeit müſſen ſie noch lernen, lieber Herr Pfarrer! ſonſt hilft ihnen alle ihr Fleis nichts. Sie werden bey alle ihrem Fleiße Sorgen leiden. Und, nehmen ſie mir nicht übel, ſie werden ihre armen Kinder in Schulden ſtürzen, und an den Kaufleuten zum Betrüger werden. Adieu, Herr Pfarrer! nehmen ſie meine wohlgemeinte Erinnerung gut auf.

Freylich verdroß mich dieſe Erinnerung ein wenig. Da ich aber nachdachte, mußte ich dem lieben Amtmanne doch recht geben. Ich überlegte, ob die Natur für mich nicht eben ſo gut, als für die Raben geſorgt hätte, und ſahe gar bald ein, was ich ſonſt nicht begreifen konnte, daß ich, um mich herum, alles ſo gut haben konnte, als ein Rabe. Flachs und Wolle gab mein Akker und meine Schaafe zur Kleidung für mich und meine Familie, und beydes konnte meine Frau, mit Hülfe ihrer Magd, ſpinnen. Milch, Butter, Käſe, Fleiſch, Gemüſe, konnte ich alles aus meinen Ställen und Gärten nehmen, Bier konnte ich aus der Gerſte brauen, die mein Akker lieferte. Und wenn ich etwas mehreres brauchte, ſo konnte ich es ja für das Ueberflüßige, was ich aus meinen Gärten und Ställen nahm, und für die Belohnung, die ich für meine Predigten bekam, einkaufen. Ich ſchlug meiner Frau vor, daß wir uns mit den Nahrungsmitteln und der Kleidung behelfen wollten, die wir ſelbſt durch unſern Fleis hervorbrächten, und daß wir alles Ueberflüßige nicht eher kaufen wollten, bis wir Geld übrig hätten.

Von dieſer Stunde an hörten meine Sorgen auf. Es fehlte mir an nichts mehr. Ich kam ſogar ſo weit, daß ich Haus und Bücherſtube und Garten, alles verſchönern konnte.

Dieß alles, was du hier ſieheſt, habe ich meiner Arbeitſamkeit und Sparſamkeit zu danken.

Sieben-

Siebendes Kapitel.

Bey dieſen Worten ſtund der Magiſter auf, und ſagte, er müſſe nun nothwendig einen Kranken beſuchen, der ſeinen Zuſpruch verlange. Willſt du etwa mich begleiten? fragte er Ludwigen. O ja! gern! antwortete dieſer.

Und ſo giengen beyde mit einander fort. Bald kamen ſie vor ein kleines Häuschen, das mit Stroh gedeckt war. Hier pochte der Pfarrer an. Eine Frau machte ihm die Thüre auf, die die Hände rang, und einmal über das andere ſchrie: ach, Herr Magiſter! der Jammer! der Jammer! kommen ſie nur herein!

Sie öfnete die Stubenthür — Guter Gott! da war ein ſchrecklicher Anblick. Auf dem Bette ſaß ein Mann, dem der Krebs die Naſe und das halbe Geſicht weggefreſſen hatte. An dem Bette ſaßen vier Kinder, die, ſobald ſie den Magiſter ſahen, alle weinten und ſchrien: ach, unſer armer Vater! er muß gar zu viel ausſtehen.

Der Magiſter konnte es nicht aushalten. Er wendete ſein Geſicht gegen die Wand und weinte. Und Ludwig weinte mit ihm. Da er ſeine Thränen abgetrocknet hatte, wendete er ſich ſchluchzend zu dem Kranken und fragte: wie befindet ihr euch, armer Freund?

Recht wohl, ſagte dieſer. Ich nehme mich nur immer in Acht, daß ich über meinen Schmerz nicht böſe werde, **ich bin geduldig, und durch Geduld kann man den größten Schmerz überwinden.** Wenn ich ungeduldig werden, wenn ich mich im Bette umherwerfen, und mit meinen Hausgenoſſen zanken wollte, ſo wäre ich auf einmal verlohren. Mein Schmerz würde immer größer werden, und meine Frau und Kinder, die ohnedieß Beſchwerde genug von mir haben, würden mich ohne Wartung laſſen. Da ich aber geduldig bin, ſo iſt mein Schmerz gelinde, und Frau und Kinder, und alle Nachbarn bedauren, warten und laben mich. **Geduld kann alle Schmerzen lindern.**

Ihr habt Recht, lieber Freund! ſagte der Magiſter zu ihm. Wenn man leidet, thut man immer am beſten, wenn man ſeinen Unwillen zu mäßigen und zu verbergen ſucht. Denn was können denn die unſchuldigen Leute, die um uns ſind, dazu, daß wir Schmerzen haben? warum wollten wir es dieſen entgelten laſſen? würden wir durch unſer übles Betragen nicht alle von uns vertreiben? Guter Mann, ihr glaubt nicht was für Mitleiden ich mit euch habe! Wie gern ich euch beſuche! ich würde euch aber wenig bedauern und höchſt ungern zu euch kommen, wenn ihr über euern betrübten Zuſtand murren und toben wolltet. Fahret doch ja fort geduldig zu ſeyn, bis ihr durch einen ſanften Tod von eurem Elende befreyet werdet.

Der Magiſter ſagte noch gar vieles, um dieſen armen Kranken zu beruhigen, drückte ihm einiges Geld in die Hand und eilete fort, weil er hörte, daß ein anderer Kranker ſeinen Beyſtand verlange.

Ludwig folgte ihm nach, und ſie kamen bald in ein ander Haus, wo ſie einen eben ſo kläglichen Anblick hatten. Auf halb vermoderten Stroh lag ein Mann mit blaſſem, verfallenem Geſichte und bleichen Lippen. Ein elender, ſchmutziger, zerriſſener, Lumpen bedeckte ſeinen Leib, aber ſo, daß man allenthalben durch die Löcher das ausgezehrte Gerippe ſehen konnte. Er wollte den Magiſter anreden, aber ein hefti-

ger

ger Huſten, der ihn ſo marterte, daß er große Klumpen Blut und Lunge auswerfen mußte, verhinderte ihn. Ach! Ach, daß Gott erbarme! ach, der Schmerz! ach, ich armer Mann! ſo ſeufzte er, da der Huſten aufhörte, fiel auf ſein Stroh zurück und wimmerte. Der Magiſter ſah ihn wehmüthig an, und bat, daß er ruhig ſeyn möchte, bis der Schmerz ſich gelegt habe.

Nach einigen Minuten fragte er ihn: armer Mann, was fehlet euch denn?

Die Schwindſucht habe ich, die Schwindſucht, Herr Magiſter, antwortete er, mit dumpfigter Stimme.

Und wie ſeyd ihr dazu gekommen? fragte dieſer weiter.

Da ſchwieg der Kranke. Bald aber ſammelte er ſeine Kräfte, richtete ſich mit vieler Mühe in die Höhe, und biß die Zähne vor großem Schmerze zuſammen.

An all dieſem Elende, ſagte er, mit leiſen gebrochenen Worten, denn ſeine Lunge war ſchon größtentheils weggefault, an alle dieſem **Elende iſt meine Unmäßigkeit Schuld!** Ich hatte vor etlichen Jahren — das — Unglück —

glück — daß ich in lüderliche — Geſellſchaft — kam. Da gewöhnte ich mich — an das Sauſen. Des Morgens — ſaß ich — im Branntweinhauſe, und des Abends — bis Mitternacht — im Bierhauſe. Da verſäumte ich — meine Arbeit — fieng Zank — und Schlägerey — an. Da — mußte ich — Strafe — geben — wo wollte — das Ding hinaus? — ich mußte — einen — Acker nach — dem andern — verkaufen — Schaafe — Kuh — Pferd — Kleider — alles — habe ich — vertrunken — und für Strafe — hingegeben — nun bin ich ein — Bettler. Ach! und durch das — Sauſen — und durch das Aergerniß — bey dem — Sauſen habe — ich mir — den Reſt — gegeben — hier — hier, Herr Mag — Ach, Himmel! — hier — hier — fehlt es —

Er wollte weiter reden, aber ein heftiger Anfall vom Huſten, der ihm die größten Schmerzen verurſachte, ließ es nicht zu.

Da er wieder einige Ruhe hatte, redete ihn der Magiſter ſehr rührend an: Unglücklicher Mann, ihr erfahret, was für eine häßliche Sache die Unmäßigkeit ſey! Gott hat uns Eſſen und Trinken gegeben, daß wir uns daran laben, und unſern Leib damit nähren ſollen. Und wenn wir ſo lange eſſen, bis unſer Hunger geſtillt iſt, und nicht eher trinken, bis wir Durſt haben, da ſchmeckt es ſo gut, und erhält unſere Geſundheit und Kräfte. Aber, wenn man mehr genießet, als man nöthig hat, ſo wird alles zu Gift, man wird faul und unmuthig, man wird arm, und am Ende wird durch das Ueberflüßige, das man zu ſich genommen hat, Blut, Lunge, Magen, und der ganze Körper verdorben. Man muß Krankheit und Schmerz ausſtehen, und zieht ſich ſelbſt einen frühzeitigen Tod zu. Iſts nicht wahr, dieß alles habe ich euch vor etlichen Jahren geſagt?

Ja wohl, ja wohl, ſagte der Kranke, ich wollte — es aber — nicht glauben — ich dachte — weil ich nicht — gleich krank — wurde — es wäre — nicht — wahr — ach — nun fühle ich — es — wohl. —

Seyd ihr denn nun aber mit eurer vorigen Lebensart zufrieden? fragte der Magiſter weiter.

Ach — nein! antwortete der Kranke, es reuet mich, daß ich ſo unordentlich gelebet habe! Ach Gott! wenn ich — ihnen gehorchet — hätte — wenn ich ſein mäßig geweſen wäre — was für — ein — glücklicher Mann — wäre ich itzo — könnte mein Vermögen — mit Geſundheit — genießen — nun lieg — ich da — ein kranker — Bettler — ach, du lieber Gott! Hier ſchoß ein Strom von Thränen über ſeine Backen, der den Magiſter und Ludwigen wehmüthig machte.

Ach, wenn ihr doch, ſagte der Magiſter, euer unordentliches Leben vor etlichen Jahren bereuet hättet, da hättet ihr vielleicht euer Elend wieder gut machen können. Aber nun, nun iſt es zu ſpät. Späte Reue iſt etwas ſchreckliches: denn durch dieſe kann man ſeine Fehler nicht wieder gut machen. Wenn doch alle junge Leute ſich euer Exempel zur Warnung dienen ließen, und bald ſich über ihre Fehler betrübten, wenn ſie ſich noch beſſern können.

Der Magiſter ſagte hierauf noch verſchiedenes, um den Kranken zu beruhigen, und gieng alsdenn mit Ludwigen nach Hauſe, damit er ihn zu ſeinen Eltern bringen könnte. Doch da er nach Hauſe kam, gab es einen neuen Aufenthalt.

Marie, eine Bäuerin, erwartete ihn, um ihm etwas Geld zurück zu zahlen, das er ihr vor einiger Zeit geliehen hatte.

Da ſie der Magiſter fragte, wie es ihr denn itzo gienge? ſo ſah ſie ihm ſtarr in die Augen und ſagte: ſchlecht.

Wie ſo? fragte dieſer.

Da brach das Weib in laute Klagen aus, und ſagte: **ich unglückliche Frau — keine frohe Stunde habe ich mehr.** Wenn ich meinen Schwager anſehe — ja, der hat gut leben. Vor zwey Jahren ein neu Haus gebauet, vorm Jahre einen Akker gekauft, dieß Jahr drey Aekker gekauft. Was kann ich denn kaufen? nichts. Da ſitze ich immer in dem alten Hüttchen, das ich von meiner Großmutter geerbt habe — das Häuſer bauen vergeht mir wohl. An Akker kaufen — ha! da denke ich gar nicht. Ich bin froh, wenn ich die paar Furchen erhalten kann, die mir meine Eltern hinterlaſſen haben. Aber alles Ding hat ſeine Weile. Ich will wohl erleben, daß mein großprahleriſcher Schwager noch mit dem Bettelſtabe fortgehen muß. Ich habe dergleichen Leute ſchon mehr gekannt, die ſo hoch herfuhren, und am Ende mit Schande davon gehen mußten. Wer weis, wo er das Geld her hat! Der Schelm der! wenn man mit Arbeit ſo viel erwerben könnte, warum kann ich es denn nicht? ich lege die Hände doch auch nicht im Schoos.

Liebe Frau! ſagte der Magiſter, ſeyd ihr denn noch geſund?

M. Gott Lob! ich kann über keine Krankheit klagen.

Mg. Und euer lieber Mann?

M. Dem thut auch keine Ader weh.

Mg. Und eure Kinder?

M. Je, die ſind alle wie die Wachteln.

Mg. Wie geht es mit eurer Viehzucht?

M. Ich kann eben nicht klagen.

Mg. Und Eſſen und Trinken habt ihr doch auch wohl alle Tage.

M. Daran fehlt es niemals.

Mg. Und doch ſagt ihr, ihr wäret eine unglückliche Frau?

M. Freylich. Kann ich denn ein neues Haus bauen? kann ich denn einen Acker kaufen?

Mg. Nun da ſehe ich es wohl, daß ihr eine unglückliche Frau ſeyd. Ihr habt Geſundheit, gutes Auskommen, und alles was zu einem vergnügten Leben gehört. Aber ihr habt gar einen häßlichen Fehler, der heißt der Neid. Der macht, daß ihr euch nicht freuet über das viele Gute, das ihr habt, ſondern euch ärgert über das Gute, das andere haben. Arme Frau! ſo lange ihr den Neid nicht los werdet, werdet ihr nie froh werden. Seht einmal in den Spiegel! ſonſt hattet ihr eine friſche, muntere Farbe, und nun iſt ſie ſo gelbe. Dieß macht nichts anders, als der Neid. Und des Nachts — iſt es nicht wahr, da habt ihr wenig Ruhe? daran iſt der Neid auch Urſache. Was aber das Schlimmſte iſt, ſo verleitet er euch zur Bosheit gegen euren unſchuldigen Schwager. Bedenkt einmal! ihr habt ihn einen Schelm genannt. Und ich weis doch, er iſt der ehrlichſte Mann im Dorfe. Sein Geld hat er ſeinem unermüdeten Fleiße und ſeiner Klugheit zu verdanken. Einen ſo ehrlichen Mann — der euch ſo viele Gefälligkeit erwieſen, und, da vor etlichen Jahren euer Mann krank war, euren Akker umſonſt bearbeitet hat, einen Schelm zu heißen! Die Frau fieng an zu weinen, und wollte ſich entſchuldigen. Aber der Magiſter fiel ihr ins Wort und ſagte wieder: einen ſo lieben, ehrlichen, gefälligen Mann, einen Schelm zu heißen! euch um eure ganze Freude, um Geſundheit und Schlaf zu bringen, euch vor der Zeit alt und ungeſtalt zu machen! Bedenkt einmal, was ihr für eine Thörin ſeyd, was der Neid für ein häßliches Laſter iſt! Da erkannte denn die Frau, daß ſie neidiſch ſey, daß ſie unrecht thue, dankte dem Magiſter für ſeine guten Lehren, und verſprach ſich zu beſſern.

Itzo gieng ſie fort. Und Ludwig nahm von der ganzen lieben Geſellſchaft, die ihm ſo viel Gutes erwieſen hatte, Abſchied. Der Magiſter nahm ſeinen Stock und Hut, um ihn zu begleiten, und wollte eben itzo zur Stube hinausgehen, als er noch einmal nach der Wachtel ſah, die Ernſten gehörte, und vor dem Fenſter hieng. Die lief, wie raſend, im Bauer herum. Der Magiſter nahm ſie herein — das arme Thier! kein Körnchen Futter hatte es mehr. Die groſſe Traurigkeit, die Ernſt über den Tod ſeines Ramboldchens gehabt hatte, hatte ihm die arme Wachtel ganz aus den Gedanken gebracht. Der Magiſter ward unwillig, rief Ernſten und ſagte: da füttere deine Wachtel! das haſt du von deiner übermäßigen Traurigkeit!

keit! Wenn ich die arme Wachtel nicht bemerket hätte, ſo wäre ſie dieſe Nacht gewiß verhungert, und ſo hätten wir morgen eine neue Wehklage gehabt.

Ernſt fütterte das arme Thier. Und nun gieng der Magiſter mit Ludwigen fort, immer zum Garten hinaus.

Achtes Kapitel.

Sie kamen bald in den Wald, in dem ſich Ludwig, den Tag zuvor, verirrt hatte, und an den Ort, wo er Geſpenſter zu ſehen glaubte. Ludwig mußte ſelbſt lachen, da er die Büſche und Aeſte ſahe, die er itzo ganz dreuſte anfühlte, und die ihm den Tag zuvor ſolch Grauſen erweckt hatten. Wart du kleines Männchen, ſagte er zu einem Büſchchen, das ihm den vorigen Abend zugenickt hatte, und ſchüttelte es, wart, ich will dich lehren die Leute erſchrekken!

Aber, fragte er, Herr Magiſter! ſagen Sie mir, giebt es denn gar keine Geſpenſter? „Ich glaube nicht, antwortete der Magiſter. Ich bin nun ſo alt geworden, und habe itzt ein

Geſpenſt geſehen. Andere Leute wollen zwar immer Erſcheinungen gehabt haben, ich will dir aber ſagen, wie es damit zugeht. Bisweilen ſehen die Leute im Dunkeln etwas, fürchten ſich, und ihre Furcht macht, daß ſie es für ein Geſpenſt halten, da laufen ſie denn, ſchreien, und erzählen, was ſie für einen fürchterlichen Geiſt geſehen hätten. Wenn du geſtern wäreſt aus dem Walde gekommen, und hätteſt die Dinge, die dich in Furcht ſetzten, nicht unterſuchen können, du würdeſt ſchreckliche Hiſtörchen erzählt haben. Du hätteſt wohl darauf geſchworen, daß ſie wahr wären. Bisweilen giebt es auch muthwillige Leute, die allerley Gaukeley vornehmen, um andere zu betrügen. Davon weis ich gar viele Exempel. Ich will dir aber nur eins erzählen. Drey Officiere kehrten vor etlichen Jahren in einem Gaſthofe ein, und wählten ſich das beſte Zimmer. Sie waren aber nicht lange da, ſo kam ihr General an, und ſie mußten ihm das Zimmer räumen, und mit einem ſchlechtern vorlieb nehmen. Dieß verdroß ſie, und ſie beredeten ſich unter einander, daß ſie ihn vexiren wollten. Da es eilfe ſchlug, kamen ſie in ſein Zimmer, waren alle in weiſſe Tücher gehüllt, und tanzten um ſein Bette herum. Daß der General anfänglich erſchrak, kannſt du leicht denken. Er merkte aber bald den Betrug, kroch leiſe hinter dem Bette heraus, zog das Bettuch nach ſich, wikkelte ſich darein, und miſchte ſich, ohne daß ſie es merkten, in ihre Geſellſchaft und tanzte. Hu — hu — da tanzten vier weiſſe Dinger — ſie erſchraken, liefen fort, und erzählten den andern Tag allenthalben, daß es in dieſem Gaſthofe ſpuke.

So ſind, lieber Ludwig! alle Geſpenſterhiſtörchen entſtanden. Entweder die Leute haben, aus Furcht, nicht recht geſehen, oder ſind durch andere betrogen worden. Wenn du des Nachts etwas ſiehſt, das dir bedenklich iſt, ſo gehe nur getroſt drauf los und unterſuche es, du wirſt allemal finden, daß du dich geirrt haſt, oder, daß dich jemand betrügen will. „

Ludwig ſchüttelte den Kopf, als wenn er es nicht glauben könnte, und ſagte: ich will Ihnen aber doch etwas erzählen, das wirklich wahr iſt. Unſere alte Magd ſitzt einmal in unſerer Stube, des Nachts zwiſchen eilf und zwölf Uhr — da kommt ihnen ein weiſſes Männchen, nicht größer als ich, zur Thür hinein, und winket, immer winkt es. Die Magd, die ſchon gelernet hatte, wie ſie ſolchen Gäſten begegnen mußte, geht ihm nach. Da führte das Geſpenſt ſie in den Keller, giebt ihr ein Grabſcheid, und ſagt, daß ſie an einem gewiſſen Orte graben, aber ja, ja kein Wort reden ſollte. Sie gräbt, und kömmt auf einen ganzen Braukeſſel voll Goldſtükken. Da will ſie zugreifen, und ſchreyt: ach, das viele Gold! da thut es einen großen Schall, und auf einmal iſt der ganze Schatz weg. Was meynen Sie dazu, lieber Herr Magiſter? hat die Magd nicht recht geſehen? oder hat ſie jemand betrügen wollen?

Dieß meyne ich dazu, antwortete der Magiſter, daß die alte Magd dich belogen hat, um dir die Zeit zu vertreiben, oder dich furchtſam zu machen. Denn es giebt auch Leute genug, die ſich ein Vergnügen daraus machen, ſolche Geſchichtchen zu erdichten, und andern als wahr zu erzählen —

Wollen ſie denn nicht einem armen elenden Menſchen etwas mittheilen? ſo rief eine Stimme hinter einer alten Eiche hervor, und unterbrach das Geſpräch. Der Magiſter, nebſt Ludwigen,

wigen, gieng ſogleich auf den Baum los, um zu unterſuchen, woher die Stimme komme — da ſaß ein elender Bettler, der den rechten Arm verlohren hatte und mit der linken Hand den Hut hielt, um ein kleines Almoſen zu empfangen. Der Magiſter erſchrak, gab ihm etwas Geld, und Ludwig theilte ihm auch etwas Scheidemünze von ſeinem kleinen Vorrathe mit.

Wie ſeyd ihr zu dem Unglükke gekommen? fragte der Magiſter.

Da richtete ſich der Bettler mit vieler Mühe auf, und ſagte: „wenn Sie mir erlauben wollen, daß ich Sie begleiten darf, ſo will ich Ihnen alles erzählen. Ich bin ſo geſund und gerade auf die Welt gekommen, als Sie. Aber, da ich jung war, war ich gar ein leichtfertiges, verwegnes Kind. Ich kletterte und ſtieg den ganzen Tag herum. Mein lieber Vater und Mutter ſagten immer zu mir: Kind, Kind! klettere nicht immer! aber ach! ich folgte nicht! wenn ich dem guten Vater und Mutter gehorcht hätte, da wollte ich itzo ein anderer Mann ſeyn. Einmal ſah ich unter unſerm Dache ein Sperlingsneſt. Das mußt du haben, dachte ich, lehnte eine groſſe Leiter an, ſtieg hinauf, und trat auf ein Bret, das unter einem Fenſter ſehr leicht befeſtigt war — Knak! da brach das Bret — da lag ich — und mein rechter Arm — ach, lieber Gott! der war ganz zerbrochen. Mein armer Vater, meine arme Mutter weinten, und liefen geſchwinde zu einem Barbirer, der mich verbinden mußte. Drey Wochen hat er mich gemartert und geſchnitten, und einen Splitter nach dem andern aus dem Arme herausgeholet. Endlich war der ganze Arm ſchwarz — wie ein Topf ſchwarz, und da mußte er ihn den abſchneiden. Auweh! das war ein Schmerz! Hernach nahm er ein glühend Eiſen und brennte mich damit, daß ich mich nicht verbluten ſollte. So wurde ich ein Krüppel! Mein Vater hatte mich lieb, und befahl, daß ich nach ſeinem Tode alle ſein Geld bekommen ſollte, das etliche hundert Thaler ausmachte. Aber weil ich nicht habe arbeiten können, ſo habe ich alles verzehret, und muß nun von dem leben, was mir gute Leute ſchenken. Unterdeſſen haben meine Brüder, die nichts von dem Vater bekommen haben, ihr reichliches Auskommen. Denn ſie haben geſunde Arme, mit denen ſie ſo viel erwerben können, als ſie wünſchen. Ach, geſunde Glieder ſind mit keinem Gelde zu bezahlen!„

Der Magiſter ſprach ihm auf eine ſehr liebreiche Art Muth ein: „Betrübet euch nicht, ſagte er, armer Freund! wenn ihr immer gut ſeyd, eure Gebrechlichkeit mit Geduld traget, und niemanden beleidiget, ſo werden ſich immer Leute finden, die euch bedauern und gutes thun. Ihr werdet gewiß niemals nothleiden dürfen.„

„Das iſt ja wohl gut, antwortete der Arme, wenn ich doch aber auch nur jemanden helfen könnte. Sollte es mich denn nicht dauern, wenn ich ſehe wie alle Menſchen für einander arbeiten, und ich muß allein den Leuten zur Laſt herumgehen, und mein Brod in Müſſiggang verzehren? Ach, wenn ich doch nur geſtorben wäre, daß ich den Menſchen nur nicht mehr vor den Augen herumgehen dürfte!„

„Dieß ſolltet ihr nicht wünſchen, ſagte der Magiſter, ihr könnet der Welt noch gar ſehr nützlich ſeyn, wenn ihr nur wollet. Ihr habt keinen rechten Arm, mit dem ihr arbeiten könnt, aber habt ihr keine Zunge? ach, brauchet die nur gut, ſo könnt ihr viel Gutes ſtiften. Wenn ihr Kinder ſeht, die ſo verwegen ſind, daß ſie an gefährlichen Oertern herumklettern, ſo ſagt ihnen: Kinder! Kinder! ſeyd behutſam! ich war in meiner Jugend eben ſo unbedachtſam; aber ſeht, dieſen meinen rechten Arm habe ich durch meine Unbedachtſamkeit eingebüßt, oder, wenn ihr Leute ſeht, die geſunde Glieder, und ihr Auskommen haben, und doch misvergnügt ſind, ſo zeigt ihnen den Ort, wo euch der Arm abgeſchnitten iſt, und ſagt: warum ſeyd ihr denn misvergnügt, da ihr geſund ſeyd, und gerade Glieder habt? Wenn ihr wollet misvergnügt ſeyn, was will ich armer einärmichter Mann denn thun? Ach, wenn ich zwey Arme hätte, ich wollte mich für den glücklichſten Menſchen halten. So werdet ihr gewiß manchen Nutzen ſchaffen können. „

Neuntes Kapitel.

Da ſie ſo mit einander ſprachen, hörten ſie eine Kutſche rollen. Die Neugier reizte Ludwigen, daß er einige Schritte voraus lief. Da ſahe er ſie aus dem Gebüſche hervorkommen. — Ich will doch nimmermehr hoffen? ſollte es denn wohl möglich ſeyn? ja, wirklich! wirklich!

Herr Magiſter! Herr Magiſter! mein Vater! meine Mutter! ach, lieber Vater! liebe! liebe Mutter! ſo ſchrie er — breitete die Arme gegen die Kutſche, der Kutſcher hielt ſtille, und, wie der Wind, war er in der Kutſche, lag dem Vater am Halſe, küßte und ſchluchzte, fiel nun wieder an der Mutter Hals, und konnte nichts vorbringen, als, lieber, ſüßer Vater! ſüße Mutter!

Vater und Mutter waren ebenfalls bis zu Thränen gerührt, und hielten ihren wiedergefundenen Sohn in ihren Armen, ein paar Minuten lang, ohne ein Wort zu ſprechen. Endlich unterbrach der Vater das Stillſchweigen, und fragte, haſt du denn keinen Begleiter bey dir? Einen Begleiter? antwortete Ludwig, o ja, hier iſt er, ſprang aus der Kutſche, faßte den Magiſter bey dem Arme, führte ihn zum Vater hin, und ſagte: Das iſt der liebe, liebe Mann, der mich geſtern aus Todesangſt geriſſen, und mir das Leben erhalten hat. Der Vater ſtieg aus der Kutſche, umhalſete den Magiſter und ſagte: o, beſter Mann! wie ſoll ich ihnen vergelten, was ſie an meinem armen, verirrten Sohne gethan haben! o, kommen ſie zu uns in den Wagen, wir ſind ihnen entgegen gefahren, um ihnen den Weg zu uns zu erſparen. Da mußte denn der Magiſter ſich in den Wagen ſetzen.

Fahrt fort! rief Ludwig dem Kutſcher zu. Aber der Magiſter ſagte: lieber Kleiner! ich dächte doch, wir übereilten uns nicht. Es iſt doch wohl billig, daß ich dieſen elenden Mann deinem lieben Vater bekannt mache. Er rief ihn herbey, erzählte mit wenigen Worten ſeine Geſchichte, und Herrmann wurde ſo gerührt, daß er ihm zwey große Geldſtükke in den Hut warf. Der Arme war vor Freuden auſſer ſich, und machte Herrmannen tiefe Verbeugungen: Herrmann war auch ſehr gerührt, drückte des Magiſters Hand, und dankte ihm, daß er ihm Gelegenheit geſchenkt hatte, einen armen Menſchen zu erfreuen.

Ludwig mußte darauf umſtändlich erzählen, was ihm den Tag zuvor begegnet war, und wie liebreich er von dem Magiſter und ſeiner Familie wäre bewirthet worden. Und Herrmann und ſeine Sophie bekamen gegen den Magiſter und ſeine Familie immer mehr Zuneigung, je länger ſie Ludwigen zuhörten, und wünſchten ſehnlich, bald ſelbſt bey ihr zu ſeyn.

Sie ermunterten den Kutſcher, die Pferde anzuregen, daß ſie etwas hurtiger giengen. Hey! da ſprangen ſie! Hurra! da rollte die Kutſche fort, daß Steine und Schlam umherſtoben, und das Waſſer, das in den Wegen ſtund, über der Kutſche zuſammenſprützte. Itzo kamen ſie an einen hohlen Weg, wo es etwas mühſamer zu fahren war, und Ludwig wurde ſehr unwillig, daß die Pferde wieder langſamer gehen mußten. Ach hätte er gewußt, was in dieſem Wege ihm und der ganzen Geſellſchaft für ein Ungemach bevorſtünde, er würde gern eine Stunde weit ganz langſam den hohlen Weg umgefahren ſeyn. Denn kaum waren ſie ein paar hundert Schritte hineingefahren, ſo ſtießen ſie auf eine andere Kutſche. Ausgewichen! rief Hans, der jene Kutſche führte.

Dummer Kerl! antwortete Niklas, Herrmanns Kutſcher, wo ſoll ich denn hinweichen? du ſiehſt ja, daß auf beyden Seiten Berg iſt. Wer hat dir denn geheißen in den hohlen Weg zu fahren? ſagte Hans.

Und wenn du ſo klug biſt, antwortete Niklas, warum biſt du denn nicht draußen geblieben. Darauf fluchten und ſchalten die beyden Kutſcher auf eine ſchreckliche Art. Braus, der Mann, der in jener Kutſche ſaß, rief heraus zu ſeinem Kutſcher: ſchlag die Canaille tod, wenn ſie nicht weichen will. Herrmann gerieth über dieß unverſtändige Betragen in Zorn, ergrief ſeinen Stock, und ſprang, ob ihn gleich Sophie und der Magiſter zurückhielten, aus der Kutſche heraus. Braus ſprang auch heraus. Beyde traten gegen einander, und geriethen in heftigen Wortwechſel. Die beyden Kutſcher ſprangen von ihren Böcken herab, dreheten die Peitſchen um, und ſchlugen ſo unbarmherzig auf einander los, daß ihnen beyden das Blut an den Köpfen herunter lief. Itzo faßten ſie einander bey den Haaren, balgten ſich, und zogen einander im Schlamme herum. Braus und Herrmann redeten auch immer heftiger. Sophie weinte! um Gottes willen, lieber Mann! komm doch herein! Ludwig lamentirte: Niklas! Niklas! laßt es doch gut ſeyn. Der Magiſter gab gute Worte. Das half aber alles nichts. Es war ein abſcheulicher Lärmen, und der Magiſter glaubte alle Augenblikke, daß die Herren einander eben ſo, wie ihre Knechte, bey den Köpfen kriegen würden.

Endlich beſann ſich Herrmann. Er faßte liebreich Brauſens Hand und ſagte: lieber Mann!

Br. Was da! was da! warum ſind ſie ſo ungeſtüm?

H. Aber wenn wir nicht aufhören ungeſtüm zu ſeyn, ſo werden wir wohl einander am Ende eben ſo bey den Köpfen faſſen, wie unſere Knechte.

Br. Mag es ſeyn! denken ſie vielleicht, daß ich ſie fürchte?

H. Das nicht. Aber wollten ſie wohl ſo grauſam ſeyn, und einen unſchuldigen Mann ſchlagen?

Br. Wenn ſie es nicht beſſer haben wollen.

H. Und wenn ſie mich nun blutrünſtig geſchlagen haben, wird dadurch mein Wagen weggeſchaffet?

Br. Freylich nicht.

H. Wäre es nicht vernünftiger, wenn ich meinen Wagen zurückfahren ließ, damit ſie hinlänglänglichen Raum bekämen, durch den hohlen Weg zu fahren.

Br. Ja, wenn ſie das thäten!

H. Gerne will ich es thun.

Br. Warum haben ſie es nicht gleich vom Anfange gethan?

H. Wie gerne hätte ich es gethan, wenn die Unbeſcheidenheit ihres Kutſchers mich nicht aus meiner Faſſung gebracht hätte.

Braus wurde durch das liebreiche Betragen Herrmanns ſo gerührt, daß er ihm um den Hals fiel, und ſagte: o, vortreflicher Mann! verzeihen ſie mir meine Unbeſcheidenheit! ich bin an dem ganzen Verdruſſe Urſache. Ich hätte meinem ungeſtümen Kutſcher ſein unfreundliches Betragen verweiſen ſollen.

Der Magiſter war ſehr vergnügt darüber, daß dieſe verdrüßliche Sache noch eine ſo angenehme Wendung genommen hatte. Er ſchlug in die Hände, und ſagte: O wie gut iſt es, wenn man ſeinen Unwillen mäßigen kann! wie ſchön iſt die Sanftmuth! den heftigſten Feind kann ſie oft zu unſerm Freunde machen.

Herrmann und Braus umhalſeten noch immer einander, und bezeugten, wie leid ihnen ihr Betragen wäre. Die Kutſcher aber zogen ſich im Schlamme herum.

Nun, meine Lieben! ſagte der Magiſter zu den beyden Herren, hier iſt keine Zeit zu verlieren. Laſſen ſie uns ſehen, wie wir die Kutſcher aus einander bringen, und unſern Weg weiter fortſetzen.

Sie ſprangen alle den erbitterten Knechten zu, die mit Schlamme ſo überzogen waren, daß man die Farbe ihrer Kleider nicht mehr ſehen konnte. Sie bemühten ſich, ſie aus einander zu reiſſen, aber ſie waren gegen einander ſo aufgebracht, und hielten einander ſo feſt bey den Haaren, daß ihre Mühe umſonſt war. Itzo wollte ſich Hans empor richten, aber Niklas warf ihn ſo unbarmherzig wieder nieder, daß ſein Kopf gegen das Kutſchenrad ſchlug, und er ohnmächtig niederſank. Nun erſt, da der arme Hans keinen Widerſtand mehr thun konnte, nun erſt, kam Niklas zu ſich ſelbſt, ſtund auf — wollte Hanſen auch empor richten — aber in dieſem war kein Leben mehr. Das Geſicht war blas, der Kopf hieng auf die eine Seite. Er ſchüttelte und rief einigemal: Hans! Hans! hörſt du nicht? Da er aber nicht antwortete, ſo ſprang er auf, ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen und ſchrie: Ach, daß Gott erbarme! was hab ich gethan! bin ich unſinnig geweſen? ich habe ihn ja todgeſchlagen! Hanſen! meinen alten Freund!

Die ganze Geſellſchaft war erſchrokken und klagte, und trat um den armen Hanſen herum. Der Magiſter war der Entſchloſſenſte. Was hilft alles Klagen! ſagte er, laßt uns ſehen, wie wir den Menſchen retten! Er holte ein Büchschen aus ſeiner Taſche, mit ſtarkem Spiritus, beſtrich ihm damit die Schläfe, hielt es ihm an die Naſe, und brachte ſo den guten Hans wieder in das Leben zurück. Welche Freude war das für die ganze Geſellſchaft, da er die Augen wieder aufſchlug! Niemand war aber freudiger als Niklas, er druckte Hanſens Hände, bat ihn um Verzeihung, ſuchte ihm wieder aufzuhelfen —

Aber Hans war ſo betäubt, daß er nicht alleine ſtehen konnte. Er taumelte von einer Seite zur andern, und wäre beynahe wieder umgefallen, wenn ihn Niklas nicht aufgefangen hätte.

Nun war guter Rath theuer. Braus hatte nun keinen Kutſcher, der ihn hätte weiter bringen, und Niklas keinen Gehülfen, der ihm bey Zurückziehung des Wagens hätte beyſtehen können. Die Geſellſchaft hielt ſich wohl noch eine Viertelſtunde mit Klagen auf, und ſahe immer noch kein Mittel weiter zu kommen.

Endlich fieng der Magiſter an, wenn wir nicht bald einen Ausweg finden, ſo müſſen wir dieſe Nacht unter freyem Himmel zubringen, und dieſer arme Menſch kann wohl gar ſein Leben einbüßen. Geſchwind laßt uns Anſtalten machen, weiter zu kommen. Ein Wagen muß zuerſt herausgerückt werden. Welcher ſoll es ſeyn?

Meiner! meiner! riefen Herrmann und Braus zugleich. Jeder wollte gern den Ruhm haben, daß er zuerſt nachgegeben hätte, bis endlich der Magiſter ſie überzeugte, das vernünftigſte wäre wohl, daß Brauſens Wagen zuerſt herausgeführet würde, damit Herrmanns Kutſcher deſto geſchwinder fortfahren, und dann zurückkommen, und Brauſens Wagen weiter bringen könnte.

Was ſollen wir aber mit Hanſen thun? fragte Braus mitleidig? kein ander Mittel iſt da, ſagte der Magiſter, als daß wir ihn in

Herrmanns Kutſche nehmen, und zu mir führen. Da will ich ihn ſchon ſo lange verpflegen, bis er vollkommen wieder hergeſtellt iſt.

Und ſo mußten denn die Leute, die vor einer Stunde einander nicht um einen Fuß breit weichen wollten, ſich gefallen laſſen, die größten Unbequemlichkeiten zu übernehmen. Erſt brachte man den von Blute und Schlamme triefenden Hans in Herrmanns ſaubern Wagen. Und der Magiſter ſagte, indem er Hanſen hinein half, mit einigem Unwillen: **Das ſind die Früchte des Zorns.** Man richtet damit niemals etwas aus, man macht die Sache immer ſchlimmer. Denn wenn der Menſch erſt zornig wird, ſo handelt er nicht mehr klug, er weis nicht mehr, was er thut, und wenn der Zorn vorbey iſt, ſo reuet ihn ſein Betragen allemal. Itzo könnten wir alle zu Hauſe ſeyn, könnten in Ruhe ſitzen, und der arme Hans wäre noch geſund, wenn jedes ſeinen Zorn hätte unterdrükken können. Hierauf mußte Niklas die Pferde hinter Brauſens Wagen ſpannen, mit vieler Mühe ihn zurückziehen, und dann Herrmanns Wagen nach des Magiſters Hauſe zu fahren.

Was that aber unterdeſſen Braus? Gerne wäre er mitgefahren. Aber was würden unterdeſſen die Pferde angefangen haben? wie leicht hätte ſein ſchwer bepakter Wagen beſtohlen werden können! Was ſollte er thun? er mußte ſich entſchließen bey ſeinen Pferden ſo lange zu bleiben, bis Niklas zurückgekommen wäre.

Der arme Mann! die Zeit wird ihm ziemlich lang werden, wenn er einige Stunden ganz alleine im Felde bleiben, und die Stelle ſeines Knechts vertreten ſoll. Warum iſt er aber auch ſo zornig geweſen; wer kann ihm nun helfen!

Zehntes Kapitel.

Herrmann fuhr unterdeſſen, nebſt ſeiner Geſellſchaft, nach des Magiſters Wohnung zu. Auf dem Wege ſtunden ſie große Angſt aus. Denn Hans wurde immer ohnmächtig, fiel bald in Herrmanns, bald in ſeiner Sophie Armen. Wie übel ihre Kleider durch das Blut und den Schlamm, mit dem Hans bedeckt war, zugerichtet wurden, kann man ſich leicht vorſtellen. Dieß alles würden ſie aber gern ausgeſtanden haben, wenn ſich nur Hans beſſer beſinnen den hätte. Dieſer wurde aber immer ſchlechter, und ſie mußten immer fürchten, daß er im Wagen ſterben würde. Deswegen ſahen ſie ſich alle Augenblikke um, ob ſie nicht bald bey des Magiſters Dorfe wären, und baten Niklaſen, daß er doch ja die Pferde antreiben möchte, damit ſie bald ihren Weg endigten.

Er that ſein möglichſtes — nach ein paar ängſtlichen Viertelſtunden waren ſie da.

Ihre erſte Sorge gieng nun dahin, Hanſen wieder herzuſtellen. Sie wollten ihn aus dem Wagen bringen, aber da ſie ihn aufrichteten, fiel er wieder zurück und ſank ohnmächtig in des Magiſters Arme. Sie mußten alſo einen Trupp Bauern, der ſich um den Wagen verſammelt hatte, um die fremden Leute zu ſehen, die in demſelben gekommen wären, bitten, ihn nach des Magiſters Stube zu tragen.

Wie ſehr die gute Magiſterin erſchrak, da ſie einen todten, ihr ganz unbekannten Mann in ihre Stube bringen ſah, kann man ſich leicht vorſtellen. Sie fragte ihren Mann gar vielmal, was dieß wäre, was dieß vorſtellen ſolle. Die Kinder weinten, Herrmann, ſeine Sophie und Ludwig wunden die Hände, der Magiſter ſelbſt war ängſtlich, lief in der Stube auf und nieder und wußte nicht recht was er thun ſollte. Endlich ſagte er: den Wundarzt her! laßt mir Herrn Gregorius holen! — Und Ernſt ſprang fort, um ihn zu rufen. Wie lange währte doch die Viertelſtunde, ehe er herbeykam. Funfzig mal liefen ſie wohl, bald dieſes bald jenes nach dem Fenſter zu, und ſahen, ob er nicht da wäre. Dann traten ſie wieder bey Hanſen, befuhlten ſeinen Puls, beſtrichen ſeine Schläfe, hielten ihm Spiritus an die Naſe, aber immer wollte er kein Auge aufſchlagen. Der ſtirbt! ſchrie die Magiſterin, er iſt tod! rief Sophie. Ja, ja, er iſt tod! rief die ganze Geſellſchaft, und die ganze Stube erſchall von Aechzen und Wehklagen.

Der Magiſter ſelbſt wurde kleinmüthig, gieng bekümmert die Stube auf und ab, ſahe nach dem Fenſter, gieng wieder zu Hanſen, ſeufzete, gieng wieder zurück, da ſahe er, daß Niklas in einem Winkel ſtund und beynahe in Thränen zerfloß. Und was macht ihr denn da? fragte er, ich glaubte, ihr wäret längſt wieder bey Herr Brauſen.

Ach! ich kann nicht von dieſer Stelle, antwortete er, und wenn ſie mir tauſend Thaler gäben, bis ich weis, was aus Hanſen geworden iſt.

Der Magiſter ſowohl, als die übrige Geſellſchaft ſuchten ihn zu bereden, zu Herr Brauſen zu eilen, der nun ſo lange auf ihn gewartet hätte. Es war alles umſonſt. Ich kann, ſagte er immer, nicht von der Stelle gehen, bis ich weis, was aus meinem Kammeraden geworden iſt.

Da ſie ſich ſo mit einander ſtritten, trat Herr Gregorius, der Wundarzt, in das Zimmer. Alles verſammelte ſich um ihn, und wollte wiſſen, was er von dem halbtodten Manne hielte.

Wir wollen ſehen, wir wollen ſehen, ſagte er, ließ ſich ganz kurz ſein Unglück erzählen, lief nach der Schlafkammer zu, holte aus dem Bette eine Pflaumfeder und hielt ſie Hanſen vor die Naſe. Da bewegte ſie ſich. Er lebt noch! rief er, er ziehet noch Odem! warf ſeinen Rock ab, und ſchlug ihm eine Ader. Auch dieſe floß gut. Hierauf holte er wieder ein Büchschen aus ſeiner Taſche und hielt es ihm unter die Naſe. Da ſchnaubte er, öffnete die Augen, ſahe ſtarr um ſich her: wo bin — wo — wo bin ich? ſagte er mit ſchwacher Stimme. Bey mir, bey mir! rief Niklas: Hans, kennſt du mich noch? Hans ſeufzte und ſchloß ſeine Augen wieder. Der Wundarzt unterſuchte ſeinen Kopf. Und da er ihn unterſucht hatte, rief Herrmann: Iſt Hoffnung da? iſt Hoffnung da? iſt Hoffnung da? riefen alle. Ja, ſagte der Wundarzt, es iſt Hoffnung da. Ich glaube, nach etlichen Tagen ſoll er wieder ausgehen können.

Wenn das wahr wäre! ſagte Hans, von dem man geglaubt hatte, daß er wieder ohnmächtig wäre.

Da freute ſich alles.

Dem Himmel ſey Dank! rief Niklas, daß Hoffnung da iſt. Nun will ich gerne zufrieden ſeyn, nun will ich gerne fort und Herr Brauſen weiter bringen. Und ſo gieng er denn fort, und führte Herr Brauſen weiter, der vor Ungeduld beynahe Wagen und Pferde hätte ſtehen laſſen.

Der Magiſter ſorgte dafür, daß Hans in ein Bette gebracht würde, und ſuchte die ganze Geſellſchaft zu beruhigen. Seyn ſie zufrieden, ſagte er, es iſt ja Hoffnung da. O, welch ſchöne Sache iſt die Hoffnung! Wie wohl iſt uns, wenn man bey betrübten Umſtänden doch künftig noch etwas Gutes zu erwarten hat!

Eilftes Kapitel.

Nun war der Abend da, und der Magiſter konnte mit gutem Grunde vermuthen, daß ſeine Gäſte hungrig ſeyn würden. Er bat alſo ſeine Frau, daß ſie in der Geſchwindigkeit eine kleine Mahlzeit zurichten ſollte. Dieſe war bald fertig. Die Magiſterin ſchafte von allem herbey, was ſie in ihrer Speiſekammer vorräthig hatte. Es war nicht viel, aber alles ſo reinlich und ſo gut zubereitet, daß es die Geſellſchaft wirklich mit vielem Appetite würde genoſſen haben, wenn ſie nicht durch einen neuen Umſtand wäre unterbrochen worden. Da ſie ſich nämlich ſetzen wollte, that Hans einen ſo lauten Seufzer, der aus ſeiner Kammer durch die ganze Stube ſchallte, in der die Geſellſchaft verſammlet war. Alle erſchracken, liefen ängſtlich nach Hänſens Bette, und fragten, was ihm fehle?

„Ach! ſagte dieſer, ach! meine arme Frau! meine armen Kinder! was werden dieſe denken, wenn ich nicht nach Hauſe komme! Wenn ſie hören, daß ich bin geſchlagen worden! Wenn ſie nicht wiſſen, ob ich noch lebe! Ach, die armen Leute!„

Die ganze Geſellſchaft wurde betrübt, und ſahe einander traurig an. Herrmann zog ſeine Sophie bey Seite, und ſagte: ich kann mir leicht vorſtellen, wie dem armen Manne zu Muthe iſt; wenn ich ſo zerſchlagen wäre — und könnte nicht zu dir kommen! — liebſter Herrmann, antwortete ſie, wenn du einmal nicht nach Hauſe kämeſt, und ich hörte, du lägeſt am Tode — ach, liebſter Mann! das könnte ich nicht aushalten — Ludwig fieng an zu weinen, und ſagte: ſie am Tode? ſie, lieber Vater! am Tode und nicht bey uns? ich ſtürbe, ich ſtürbe, wenn ihnen ſo etwas begegnen ſollte.

Der arme Mann! die arme Frau! die armen Kinder! ſagte Herrmann nochmals, wenn wir ihnen doch nur helfen könnten!

O, lieber Vater, antwortete Ludwig, ſie können ja ſonſt immer guten Rath geben, wiſſen

ſen ſie denn itzo gar nichts? o, beſinnen ſie ſich doch ja.

Herrmann rieb ſich die Stirne, und ſagte: ich könnte ja wohl helfen, aber es wird Geld koſten.

Geld? Geld? ſagte Ludwig, wenn es weiter nichts iſt; hier, lieber Vater, hier iſt mein Beutel, nehmen ſie daraus, was ihnen gefällig iſt, nehmen ſie alles, machen ſie nur, daß Hans nicht ſtirbt, und daß ſeine arme Frau und Kinder aus der Angſt geriſſen werden.

Mein Beutel iſt auch da, antwortete Sophie, ich will ihn gerne hingeben, wenn ich damit dieſe Leute ruhig machen kann.

Und meinen will ich auch nicht zurückhalten, ſagte Herrmann: Es wird aber ſo viel nicht nöthig ſeyn.

Er redete alsdann mit dem Magiſter, ob er ihm nicht einen Boten ſchaffen könnte, der ſogleich nach Hanſens Familie laufen und ihr melden könnte, daß Hans wohl aufgehoben und aus aller Gefahr ſey.

Dieſer wird wohl aufzubringen ſeyn, antwortete der Magiſter, da aber die Nacht ſchon da, und der Weg weit iſt, ſo wird er ſich ſeine Mühe theuer bezahlen laſſen.

Er wird doch wohl, ſagte Herrmann, nicht über fünf Thaler verlangen?

O, für zwey Thaler, antwortete der Magiſter, gehet jeder Bauer noch einmal ſo weit.

Und ſo wurde denn bald ein Mann herbeygebracht, der mit Freuden die Gelegenheit ergrief, ein paar Thaler zu verdienen, und verſprach, daß er alles recht gut ausrichten wollte.

Und den Wundarzt, ſagte Herrmann zu dem Magiſter, den bezahlen wir, und alles, was an Arzeney und Erquikkungen aufgehet: laſſen ſie es ja an nichts fehlen! Der Magiſter wollte dieß zwar nicht zugeben, und ſagte, die Arzneyen und Erquikkungen wolle er bezahlen. Aber Herrmann verſicherte, daß er dieß nicht zugeben könnte. Es würde die Magiſterin und er ſchon Mühe und Unbequemlichkeit genung von dem Kranken haben; warum ſie auch die Unkoſten tragen wollten? und nach einigem Wortwechſel brachte er ihn dahin, daß er ſeinen Vorſchlag annehmen mußte.

Nun giengen ſie vergnügt zu Hanſen, und ſagten ihm, er ſollte ruhig ſeyn, ſeine Cur ſollte gut beſorgt werden.

Aber meine Frau? meine Kinder? fiel er ihnen in die Rede.

Dieſe ſind, ſagte Herrmann, von allem benachrichtiget. Ich habe einen Boten an ſie abgeſchickt, der ihnen gemeldet hat, wo ihr ſeyd, und daß ihr außer aller Gefahr euch befindet.

„Wirklich? wirklich? fuhr Hans auf: an meine Frau, an meine Kinder haben ſie geſchickt? ſie wollen mich curiren? ſie wollen mich pflegen laſſen? ach, lieber, mitleidiger Mann! ihr **Mitleiden erhält mein Leben, und giebt mir meine Ruhe wieder.** Nun will ich ruhig ſchlafen, da ich weis, daß meine Frau und Kinder beruhiget ſind. „

Die ganze Geſellſchaft wurde durch Hanſens Betragen gerührt, und ſetzte ſich nun, auf des Magiſters Bitte, vergnügt zu Tiſche.

Während der Mahlzeit führte der Magiſter faſt immer das Wort allein. „Es iſt doch ſonderbar, fieng er an, daß ein guter Menſch allemal betrübt wird, wann er Betrübte ſiehet, — daß er Mitleiden hat. Es iſt freylich wahr, daß uns das Mitleiden manche trübe Stunde macht, die wir nicht hätten, wenn wir uns um anderer Noth nicht bekümmerten, ſo wie uns vorhin unſre ganze Mahlzeit verderbt wurde, ſobald wir uns um den ſeufzenden Hans bekümmerten. Aber das Mitleiden, das Mitleiden treibt uns auch an, unſern betrübten Nebenmenſchen, wie wir können und wiſſen, zu helfen. Sobald unſer lieber Ludwig Mitleiden empfand, war auch ſein Beutel da, um damit den armen leidenden Hans zu beruhigen, und zuvor dachte er nicht daran. So ſind durch Mitleiden ſchon viele tauſend Menſchen gerettet worden, die da hätten verderben müſſen, wenn andere ſich über ihr Leiden nicht betrübt hätten. Und wenn man denn einem betrübten Menſchen geholfen hat, da iſt uns ſo wohl, ſo wohl, da ſchmeckt uns jedes Vergnügen ſo gut, wie itzo Ludwigen ſein Butterbrod. Was meynſt du dazu, kleiner, lieber Mann?

Ludwig lächelte, und ſagte: das iſt wahr, ſo gut hat mir lange keine Mahlzeit geſchmeckt. Wenn ich daran denke, wie ruhig nun Hans iſt, wie bald er wieder geſund werden wird, wie lieb er mich alsdenn haben wird, ach, da habe ich ſo eine Freude, die mir lieber iſt als mein ganzer Geldbeutel.

Nun, guter Ludwig, fuhr der Magiſter fort, gewöhne dir das Mitleiden ja nicht ab. Wenn du künftig einen betrübten, leidenden, Menſchen ſieheſt, und es wird dir ängſtlich ums Herz, ſo ſuche nur nicht ſogleich die Aengſtlichkeit zu vertreiben, ſondern ſetze dich lieber gleich an des Leidenden Stelle, und denke, wie würde dir zu Muthe ſeyn, wenn du itzo an dieſes Menſchen Stelle wäreſt. Da wird dir dein Herz gleich ſagen, was du thun mußt. Und durch Mitleiden wirſt du dir noch viel ſolche vergnügte Tage machen, als du itzo haſt. „

Zwölftes Kapitel.

Der Magiſter würde weiter geredet haben, wenn er nicht durch die Magd wäre unterbrochen worden, die ihm etwas in das Ohr flüſterte.

Wie? fragte der Magiſter, er will nicht kommen? nicht kommen, da ich ihn habe einladen laſſen? Man ſollte nicht glauben, daß es ſo harte und unbiegſame Menſchen in der Welt gäbe! Nun, wenn er denn nicht kommen will; ſo will ich kommen.

Er ſtund heftig auf, grif nach ſeinem Stabe und wollte fortgehen. Die erſchrokkene Geſellſchaft fragte, was ihm Widriges begegnet wäre? er ſagte aber weiter nichts, als: ich bitte herzlich um Verzeihung, daß ich ſie auf einige Augenblikke verlaſſe. Ich gehe ſehr misvergnügt fort, ich hoffe aber, daß ich vergnügt zurückkommen werde. Und ſo gieng er fort und ließ ſeine Gäſte in gänzlicher Ungewißheit, warum er ſich ſo ſchleunig entfernet habe.

Die Urſache war dieſe: ſein Bruder, Anſelm, war ſchon ſeit einem halben Jahre nicht freundlich gegen ihn geweſen. Er hatte nicht einen Brief an ihn geſchrieben, und wenn der Magiſter geſchrieben, ſo hatte er ihm nicht geantwortet. Er war ſchon dreymal durch ſein Dorf gereiſet, und hatte ihn nicht beſucht. Itzo hatte der Magiſter von dem Wundarzte gehöret, ſein Bruder wäre da, und wäre im Wirthshauſe eingekehrt. Er hatte ſeine Magd heimlich abgeſchickt, und ihn bitten laſſen, in ſeinem Hauſe zu übernachten. Er hatte aber ſagen laſſen, er würde nicht kommen. Der Magiſter gieng alſo zu ihn.

Da er die Thür ſeines Zimmers öfnete, ſah er Anſelmen, in tiefen Gedanken, mit ſchrecklichen Mienen, heftig auf und abgehen. Er ſtund ein paar Augenblikke in der Thür ſtille, da entdeckte ihn Anſelm, gieng trotzig auf ihn los und fragte: Was willſt du?

M. Dich beſuchen.

A. Habe ich dich verlangt?

M. Freylich nicht. Ich glaubte aber, es wäre nicht recht, wenn ich meinen leiblichen Bruder ſo nahe hätte, und nicht ſähe, wie er ſich befände. Ich verlangte aber dich, warum kamſt du nicht?

A. Fragſt du noch, Nichtswürdiger?

M. Allerdings frage ich. Ich frage noch mehr: warum biſt du nun dreymal durch mein Dorf gereiſet und haſt mich nicht beſucht?

A. Du willſt es wiſſen?

M. Allerdings will ich es wiſſen, und ich gehe nicht eher von dir, bis du es mir geſagt haſt.

A. So wiſſe es denn: ich haſſe dich.

M. Mich haſſen?

A. Soll ich es noch einmal ſagen? ich haſſe dich, ich haſſe dich.

M. Alſo wünſcheſt du mir wohl nichts Gutes?

A. Nein.

M. Du wünſcheſt mir wohl gar Böſes?

A. Das verſteht ſich. Ich wollte, daß es dir und deiner gottloſen Frau nimmermehr wohlgehe.

M. Bruder! Bruder! das wünſcheſt du? mir, deinem Bruder? meiner unſchuldigen Frau wünſcheſt du das?

A. Ja. Eben deswegen, weil du mein Bruder biſt. Hätte mir ein Fremder den Streich geſpielt, nicht halb ſo ſehr ſollte es mich verdrieſſen.

M. Einen Streich geſpielt: und welcher iſt denn das?

A. Ich glaube du willſt dich entſchuldigen.

M. Nicht entſchuldigen, ſondern nur wiſſen, was ich für einen Streich geſpielt habe?

A. Biſt du es nicht, der — o, ich zittere, wenn ich an die Bosheit denke.

M. Welche Bosheit denn?

A. Iſt das nicht Bosheit, ſeinem Bruder ſeine Braut entreiſſen?

M. Braut — entreiſſen — dem Bruder! ich weis nicht, was du damit ſagen willſt.

A. Du weiſt auch wohl nicht, daß ich deiner Frauen Schweſter zur Frau verlangt habe?

M. Gar nicht.

A. Auch nicht, daß ſie dazu geneigt war?

M. Eben ſo wenig.

A. Auch nicht, daß du ſie davon abgebracht und ſie überredet haſt, einen andern zu heyrathen?

M. Am allerwenigſten.

A. Nun, das iſt doch abſcheulich. Erſt einen ſolchen Schelmenſtreich zu ſpielen, und hernach ſo frech zu ſeyn und ihn zu leugnen!

M. Aber, lieber Bruder, habe ich dir denn ſchon mehrere ſolche Streiche geſpielt?

A. Niemals.

M. Wie kannſt du denn glauben, daß ich auf einmal ſo abſcheulich werden bin?

A. Es hat mir viele Mühe gekoſtet, ſo etwas Böſes von dir zu glauben, aber das ganze Betragen deiner Schwägerin hat mir Argwohn gegen dich beygebracht.

M. Und wie war denn das Betragen meiner Schwägerin?

A. Ich gab ihr zu verſtehen, daß ich ſie gern heyrathen möchte, ſie hörte mich ſo freundlich an, und verſprach mir ſo liebreich bald Antwort auf meine Anfrage zu geben, daß ich gewiß glaubte, ſie würde meinen Antrag annehmen. Kurz darauf reiſete ſie zu dir, und ſobald ſie zurückkam, ſchrieb ſie mir abſchlägliche Antwort und heyrathete Roberten. Kann ich da anders, als glauben, daß ſie dich um Rath gefraget, und du ſie beredet haſt, Roberten, den du immer lieber, als mich, deinen Bruder, gehabt haſt, ihre Hand zu geben?

M. Wenn haſt du dieſe Anfrage an ſie gethan?

A. Ohngefähr im Februar.

M. Wenn ich dir aber beweiſen könnte, daß ſie ſchon im November des vorigen Jahres an Roberten verſprochen geweſen?

A. Das möchte ich doch ſehen.

M. Du ſollſt es gleich ſehen.

Mit dieſen Worten lief der Magiſter fort, war nach wenigen Minuten ſchon wieder da, und brachte einen Brief, den ſeine Schwägerin ſchon im vorigen Jahre geſchrieben hatte, in dem ſie ihm meldete, daß ſie ſich mit Robert verlobet hätte, aber auch wünſchte, daß es noch einige Zeit geheim bleiben möchte. Anſelm, da er dieſen Brief geleſen hatte, ſtund ein paar Minuten wie verſteinert da, dann fragte er heftig: iſts möglich? ich habe dir Unrecht gethan?

M. Wie du ſiehſt.

A. Dir, meinem Bruder, Unrecht gethan? habe dich für einen Böſewicht gehalten? Ach, beſter Bruder! (hier fiel er ihm weinend um den Hals und küßte ihn) vergieb es mir. Habe deinen Bruder wieder lieb! ich will in meinem Leben keinen ſolchen Argwohn wieder gegen dich faſſen.

M. (weinend) O, welche glückliche Stunde, da ich meinen Bruder wieder bekommen habe.

A. Guter Bruder! ich bin geſtraft genug. — Argwohn und Haß ſind ſchreckliche Sachen, die haben mich genug gepeiniget. Aus dem Argwohn entſpringt der Haß: denn weil ich Böſes von dir glaubte, ſo wünſchte ich dir auch Böſes. Seit der Zeit hatte ich keine vergnügte

Stunde. Wenn ich an dich dachte, wenn ich deinen Namen las, da gab es mir allemal einen Stich durchs Herz, ich zitterte, ich ſtieß gegen dich, ach, vergieb es mir! böſe Worte aus. Ich wurde hämiſch gegen andere. Des Nachts hatte ich keine Ruhe, und wenn ich einſchlief, ſo zankte ich mich im Traume mit dir. O, wie freudig klopfte mir ſonſt mein Herz, wenn ich dein Dörfchen in der Ferne ſahe! wie ſpornte ich da das Pferd, um recht bald bey dir zu ſeyn! Aber ſeit der Zeit, daß ich dich haßte, knirſchte ich mit den Zähnen, wann ich dein Dorf erblickte, und die Nacht, die ich in dem Wirthshauſe deines Dorfs zubrachte, war mir allemal ſchrecklich. **Ach, wie unglücklich iſt der Menſch, der den andern haſſet.**

M. So komm denn, mein Lieber! und laß uns von dieſer Stunde an deſto glücklicher ſeyn!

Anſelm weigerte ſich nicht, ſeines Bruders Einladung anzunehmen, ſondern gieng, an ſeiner Hand, nach ſeinem Hauſe zu.

Herrmann, nebſt ſeiner Frau, waren ſehr begierig zu erfahren, was der Magiſter vorhabe, und wo er hingegangen ſey? ſie thaten deswegen allerley Fragen an die Magiſterin, die ſich aber gar deutlich merken ließ, daß ſie dieſelben nicht gerne beantworten wollte, und ſie dadurch noch neugieriger machte. Da trat der Magiſter in die Stube, hatte ſeinen Bruder an der Hand, den ſie aber nicht kannten. Nun, dachten ſie, würden ſie das ganze Geheimniß erfahren. Sie mußten aber doch noch eine ziemliche Zeit warten, ehe es ihnen bekannt gemacht wurde. Denn ſobald des Magiſters Bruder ſich zeigte, entſtund ein ſolcher Lärmen, daß man auf alle ihre Fragen nicht achtete.

Himmel! ſind ſie es? Herr Bruder! liebſter Herr Bruder! ſind ſie es? ſie kommen wieder zu uns? und mit ſo einem liebreichen, freundlichen Geſichte? ach, was iſt das für ein glücklicher Tag! ſo rief die Magiſterin ihm entgegen, druckte freundſchaftlich ſeine Hand. Und nun ſprang ſie nach der Speiſekammer zu, und trug alles herbey, was ſie aufbringen konnte, um ihren lieben Gaſt zu bewirthen.

Und die Kinder — die hatten eine Freude! ſie ſtürzten auf ihn los, hiengen ſich an ſeine Arme, umfaßten ſeine Knie, und riefen: lieber Herr Vetter! liebe! Hel Vette! eins brachte ihm eine Schlafmütze, das andere Pantoffeln, Karolinchen aber holte eine Morſelle aus ihrem Schränkchen, die ihr Herrmann mitgebracht hatte, und druckte ſie ihm in die Hand.

Anſelm war ganz außer ſich für Freuden, da er ſahe, wie ſehr es ſich die ganze Familie ſeines Bruders angelegen ſeyn ließ, ihm recht vieles Vergnügen zu machen. O, wie glücklich, rief er aus, macht uns die Liebe! **wenn man andere lieb hat, ſo haben ſie uns wieder lieb!** Alle dieß Vergnügen müßte ich entbehren, wenn ich meinen Bruder noch haßte.

Herrmann bat inſtändig, ihm doch zu erklären, was denn alles dieſes bedeuten ſollte?

Darf ich es erzählen? fragte der Magiſter ſeinen Bruder.

O ja, antwortete Anſelm. Aber lieber wäre es mir, wenn ich es ſelbſt erzählen dürfte. Und ſo erzählte er denn alles umſtändlich, wie er Argwohn gegen ſeinen Bruder gefaßt, wie er ihn deswegen gehaſſet, was für traurige Tage und Nächte er ſeit dieſer Zeit gehabt habe, und wie wohl er ſich nun befinde, da er ihn wieder liebe.

Ueber dieſer Erzählung vergieng ihnen die Zeit, ohne daß ſie es ſelbſt merkten. Sie würden

den noch länger bey einander geſeſſen haben. Da aber eben Herrmann ein Exempel erzählen wollte, von einem Manne, der durch Haß ſich alle ſeine Freude geraubt hätte, ſo rief der Wächter unter dem Fenſter: Höret ihr Herren laßt euch ſagen! die Glokke hat Eins geſchlagen! und dieß erinnerte ſie, daß es wohl Zeit ſeyn möchte zur Ruhe zu gehen.

Dreyzehntes Kapitel.

Mit Tages Anbruch wurde die ganze Geſellſchaft munter, und, ſobald ſie ſich angekleidet hatte, verfügte ſie ſich zu Hanſens Bette, und erkundigte ſich, wie er ſich befände?

„Recht wohl, antwortete er, bis nach Mitternacht habe ich große Schmerzen gehabt, und kein Auge zugethan. Da es aber zwey geſchlagen hatte, fiel ich in einen Schlaf — ach, der war ſo ſüße, daß ich es nicht beſchreiben kann. Alle meine Schmerzen hörten auf, und nun, da ich erwacht bin, bin ich wie neugebohren. Ach, was iſt der Schlaf für eine herrliche Sache! Er befreyet uns von allen Sorgen und Schmerzen, und giebt uns neue Kraft und Munterkeit. Wer guten Schlaf hat, ſollte nicht klagen. Denn er weis ja, daß er wenigſtens etliche Stunden des Tages ruhen, und ſich wohlbefinden wird. Ich habe es mein Lebtage noch nicht ſo gefühlet, wie viel der Schlaf werth ſey, als itzo. Wenn mir künftig jemand eine gute Nacht wünſcht, will ich mich allemal recht herzlich bedanken. Und wenn ich eine gute Nacht gehabt habe, will ich gern nicht murren, wenn auch ein ſaurer Tag darauf folgt. Schade, Schade, daß es Menſchen giebt, die den Schlaf misbrauchen. Denn wenn man zu lange ſchläft, wird man auf den ganzen Tag verdrüßlich. Ich denke noch immer an die Frau von Schlummer, bey der ich vor vier Jahren diente, die ſchlief, ſo wahr ich ehrlich bin, bis um zehn Uhr. Wenn ſie hernach aufſtund, ſo war es ihr nirgends recht, ſie zankte mit allen Leuten, und ſie hat mich wohl eher einen dummen Menſchen geheiſſen, wenn ich bat, daß ſie mir Haber für die Pferde möchte geben laſſen. Der Schlaf kommt mir vor, wie ein Gerichte Erbſen und Speck. Wenn man es mäßig genießt, ſo giebt es Kräfte, wenn man es aber unmäßig zu ſich nimmt, ſo wird man ſo faul und verdrüßlich, daß es uns in der ganzen Welt nirgends mehr recht iſt.„

Unterdeſſen, daß die Geſellſchaft ſich mit Hanſen unterhielt, entſtund in Fritzens Schlafkammer eine große Unruhe. Der arme Junge, der zuerſt zu Bette gegangen war, und eine Stunde länger als die übrige Geſellſchaft geſchlafen hatte, war von einem gewiſſen Uebel befallen worden, das man den Eigenſinn nennt. Dieß iſt ein großes Uebel. Wer es hat, der verlangt, daß alles in der Welt nach ſeinem Kopfe gehen ſoll, und wenn es nicht ſo geht, ſo murret und zankt er, wenn er auch im übrigen alles hat, was er bedarf. So waren alle Menſchen, die in des Magiſters Hauſe ſich befanden, ſehr vergnügt, ſogar Hans war es. Fritze hätte es eben ſo gut ſeyn können, aber ſein Eigenſinn ließ es nicht zu.

Unter der Zeit, da er im Bette lag, brachte ein armer Junge eine Wachtel zu verkaufen, noch dazu ein Hähnchen, von dem er verſicherte, daß es gewiß recht gut ſchlagen würde. Ernſt, der gar zu gerne ſeinem Geſchwiſter Freude machte, kaufte es, um Fritzen es zu ſchenken. Er verbarg es in ſeiner Weſte, ſchlich ſich in

Fritzens Kammer, der eben itzo aus dem Bette ſtieg.

„Ey, ey, guten Morgen, ſagte er, kleiner Langſchläfer! beynahe haſt du das Frühſtück verſchlafen.„

„Halt das Maul! fuhr dieſer auf, warum haſt du mich denn nicht geweckt? Du biſt ein recht neidiſcher Junge. Keine Freude gönnſt du mir, du haſt mich doch nur deswegen ſchlafen laſſen, daß du allein mit Ludwigen ſpielen willſt.„

„Was der Junge da plaudert! antwortete Ernſt, ich habe ihn wohl zehnmal geweckt, und er wollte immer nicht aufſtehen, nun will er noch mit mir zanken!„

Da wurde Fritz noch unwilliger, und ſchrie: Mutter! Mutter! Die erſchrockne Mutter, die da beſorgte, daß ihm ein Unglück begegnet wäre, lief geſchwinde herzu, und erkundigte ſich was ihm fehle.

Ernſt, ſagte er, zankt; er heiſt mich einen Langſchläfer, und er hat mich doch nicht geweckt.

Da aber die Mutter gar bald erfuhr, daß Ernſt unſchuldig ſey, und daß Fritz vom Eigenſinne geplaget werde: ſo bat ſie dieſen gar ſehr, daß er ſich ja bald beſſern und ſich bemühen ſollte, liebreich zu ſeyn, ſonſt würde er einen ſehr verdrüßlichen Tag haben.

Unterdeſſen ſchlich ſich Ernſt mit ſeiner Wachtel fort. Auf der Treppe begegnete ihm Karolinchen, das kleine freundliche Mädchen, ſchlang ſich um ſeine Knie, und ſagte: Mäule tebe! Mäule tebe! da gab ihr Ernſt ein Mäulchen, und — und — und — räthſt du wohl, ſagte er, was ich hier in der Weſte habe?

Das Mädchen rieth auf eine Bretzel, auf einen Zwiback, auf Roſinen: und da ihr Ernſt ſagte, es ſey etwas lebendiges, auf einen Froſch, einen Sperling, einen jungen Hund. Da ſie es nicht rathen konnte, ſo ließ endlich Ernſt das Wachtelköpfchen aus der Weſte herauslauſchen.

Da hätte man die Freude ſehen ſollen! Das Mädchen hüpfte, und klatſchte in die Hände. Und da ſie ſogar hörte, daß Ernſt ihr die Wachtel ſchenken wolle, ſo war ſie vor Freuden ganz außer ſich. Sie hüpfte zur Mutter, und machte ihr mit einem lauten Freudengeſchrey bekannt, daß Ernſt ihr eine Wachtel geſchenket habe.

Die Mutter hatte ein Vergnügen über Ernſtens Freygebigkeit und Karolinchens Freude, und ſuchte geſchwind einen Bauer, ein Eß- und Trinknäpſchen auf, damit Karolinchen ihren neuen Gaſt recht gut einquartiren und bewirthen könnte.

Fritz aber ſahe mit hämiſchem Geſichte zu, und ärgerte ſich, daß Ernſt ihm die Wachtel nicht gegeben hätte. Gut war es, daß Karolinchen auf ihn nicht Achtung gab, und nur auf ihre Wachtel ſah, ſonſt würde ſie ſich vor ſeinem gräßlichen Geſichte entſetzet haben.

Kaum war die gute Mutter wieder die Treppe hinunter gegangen, ſo rief Fritz wieder: Mutter! Mutter!

Die Mutter, die den ganzen Morgen freundlich geweſen war, wurde nun verdrüßlich; ſie gieng wieder nach Fritzens Schlafkammer, da ſie aber die Thür öfnete, ſahe Fritze an ihr nicht mehr das liebreiche, lächelnde Geſicht, das ſie ſonſt immer hatte. Ein paar tiefe Runzeln hatten ſich über ihre Stirn gezogen, und ſie fragte ziemlich heftig: was willſt du wieder, unruhiges Kind?

„Meine Stiefeln ſind ja nicht da, antwortete dieſer weinend, ich muß ja meine Stiefeln haben —„

„Dieſe ſind, ſagte die Mutter, bey dem Schuſter, du mußt heute die Schuhe anziehen,“ gieng fort, und ließ das unartige Kind ſitzen.

Da ſetzte er ſich auf das Bette und weinte ſo jämmerlich, wie wenn ihm das größte Unglück begegnet wäre.

In der untern Stube war aber lauter Freude. Die Gäſte wurden mit Kaffee bewirthet, und, weil es einmal ein Tag des Wohllebens war, ſo bekam auch jedes Kind ein paar Schälchen, und noch dazu ein paar Semmeln. Freylich der arme Fritz nicht, denn dieſer hatte ſich ja weder gewaſchen noch gekämmet. Es wurden da allerhand artige Geſchichtchen erzählt, man ſcherzte, man lachte, Ernſt und Karolinchen kramten ihre Schränkchen aus, brachten ihr Spielwerk herbey, und die Gäſte bewunderten es. Ja — ey der tauſend! was iſt denn das? Da ſie wieder zuſammenpakken wellen, findet ein jedes unter ſeinem Spielwerke etliche allerliebſte Bilderchen, die die Frau Herrmannin unvermerkt darunter geſchoben hatte.

Der arme Fritz! wenn er doch da geweſen wäre, da hätte er gewiß auch Bilderchen bekommen!

Die Geſellſchaft vereinigte ſich hierauf, daß ſie in ein nahe liegendes Wäldchen fahren, und den Vormittag daſelbſt zubringen wollte.

Darf ich auch mit? darf ich auch mit? fragten Ernſt und Karolinchen, und die Mutter ſahe ſie ſo freundlich an, daß ſie wohl merken konnten, daß ſie nicht zu Hauſe bleiben würden. Da war Freude! da umarmten und küßten ſie ſich! Die Pferde wurden aus dem Stalle gezogen, angeſpannet, man ſtieg ſchon in die Wagen — da fiel es Ernſten ein, daß Fritze fehle.

Darf denn Fritze nicht mit? fragte er ſeine Mutter betrübt.

Wenn er fertig iſt, antwortete ſie, ſo mag er immerhin mitfahren.

Da ſprang Ernſt die Treppe hinauf, um ſeinem Bruder dieſe fröliche Nachricht zu hinterbringen. Aber — da ſahe es noch windig aus. Der ſaß noch auf dem Bette, kratzte ſeinen Kopf, und hatte noch keinen Strumpf angezogen. Weil er keine Stiefeln haben konnte, wollte er auch keine Strümpfe anziehen.

Da ſahe Ernſt nun wohl, daß man auf ihn nicht warten könne, lief zurück, ſetzte ſich in den Wagen und fuhr fort.

Da Fritze die Wagen rollen hörte, und erfuhr, daß die ganze Geſellſchaft ausgefahren wäre, und ihn zurückgelaſſen hätte, erhob er ein jämmerlich Geſchrey, ſtampfte mit den Füſſen, und führte ſich ſehr unartig auf. Wer weis, was er noch alles würde gethan haben, wenn nicht die alte Magd ſich ſeiner angenommen hätte. Dieſe gab ihm den Rath, er ſollte ſich hurtig anziehen, der Geſellſchaft nachlaufen, den Vater und die Mutter um Vergebung bitten, ſo würden ſie ihm vielleicht noch erlauben, an dem Vergnügen Theil zu nehmen.

Nach vielem Zureden entſchloß er ſich endlich dieſen Rath zu befolgen, machte ſich auf den Weg, und kam, wiewohl etwas ſpät, bey der Geſellſchaft an.

Freylich bekam er von ſeinem Vater und ſeiner Mutter kein gar zu freundlich Geſichte, er mußte ſogar einen Verweiß, wegen ſeines Eigenſinns, einnehmen. Da er aber gute Worte gab und Beſſerung verſprach, ſo wurde ihm doch erlaubt, bey der Geſellſchaft zu bleiben.

Wenn er nur ſein Wort gehalten hätte, ſo hätte er noch manches Vergnügen genießen können.

nen. Er ließ es aber gar bald merken, daß ihn der Eigenſinn noch nicht verlaſſen habe.

Ernſt ſchlug vor, daß ſie ſich durch ein gemeinſchaftliches Spiel vergnügen wollten, alle ſtimmten für ein gewiſſes Spiel, das ſie des Jägers nannten, und das ſich für den offnen Platz, der vor dem Walde war, recht gut ſchickte. Nur Fritz hatte keine Luſt dazu. Dieſer beſtund darauf, man ſolle die blinde Kuh ſpielen. Die ganze kleine Geſellſchaft bemühte ſich, ihn zu bereden, an ihrem Vergnügen Theil zu nehmen — er gab nicht nach. Und da er denn gar nicht nachgeben wollte, ſo ließ man ihn endlich gehen, und fieng das Spiel ohne ihn an.

Ludwig war der Jäger, Ernſt der Hund, Karolinchen das Häschen. Ludwig eröffnete die Jagd, indem er einigemal ausrief: Häschen verſtekke dich! der Hund kömmt und beißt dich! Tara! tara! tara!

Da gab es nun mancherley Spas. Das Häschen ſtemmte alle ſeine Kräfte an, um dem Hunde zu entrinnen, ſchrie, wenn er ihm zu nahe kam, und wenn es gefangen wurde, entſtund ein allgemeines Gelächter.

Fritz hätte vor Verdruß vergehen mögen, da er die allgemeine Freude ſahe, und doch keinen Theil daran nehmen konnte. Er glaubte immer, daß Ludwig oder Ernſt wieder kommen, und ihn zu ihrem Spiel einladen würden, und er würde gar zu gerne die Einladung angenommen haben — da war aber nicht dran zu denken. Keinem fiel es wieder ein, den eigenſinnigen Menſchen zur Geſellſchaft zu ziehen.

Da warf er ſich voller Unmuth unter einen Baum und klagte: ich armes Kind, wie unglücklich macht mich der Eigenſinn! Er hat mich heute ſchon um die Wachtel, die mir mein guter Bruder zugedacht hatte, um das Frühſtück, ach! um meiner Eltern Gunſt, um ſo vieles Vergnügen gebracht. Kein Menſch will ja etwas mit mir zu thun haben. Wenn ich doch niemals wieder eigenſinnig wäre!

Indem er ſo klagte kam ſein Vater gegangen, und hatte die Frau Herrmannin am Arme. Sobald er Fritzen bemerkte, gieng er auf ihn los und fragte: was fehlt dir denn? Warum nimmſt du denn an dem Spiele deiner Geſchwiſter keinen Antheil?

Er getrauete ſich aber nicht zu antworten, wande das Geſicht weg, und hielt die Hand vor die Augen.

Was fehlt dir denn? fragte der Vater wieder, ſo rede doch!

Ach ich ſchäme mich, ſagte er, ich kan es nicht ſagen.

Du ſchämſt dich? antwortete der Vater, du beſorgſt meinen Tadel? da mußt du doch etwas Unrechts gethan haben. **Denn wer Scham empfindet, weis allemal, daß er Unrecht gethan habe.** Rede! was iſt es?

Da erzählte er nun, mit vielen Thränen, wie eigenſinnig er ſich den ganzen Tag betragen, und wie vieles Misvergnügen er ſich dadurch zugezogen habe.

Der Vater bedauerte ihn, gab ihm aber die Erinnerung, daß er ſich beſſern, und künftig immer gut ſeyn ſollte, ſo würde er ſich vor niemanden ſchämen dürfen, und jedermann getroſt in die Augen ſehen können.

„Hätteſt du, fuhr er fort, wohl noch Luſt dich mit deinen kleinen Freunden zu vergnügen?"

„Ach gerne, antwortete er; ich beſorge nur, ſie werden mich nun nicht annehmen.„

„Du haſt ja freylich nicht verdient, ſagte der Vater, daß ſie dich annehmen. Wenn du aber verträglicher ſeyn willſt, ſo komm nur mit, ich will für dich bitten!„

Da trocknete denn Fritze ſeine Thränen ab, und gieng, an der Hand des Vaters, mit niedergeſchlagnen Augen, nach der Geſellſchaft zu. Sie nahm ihn gerne auf, da der Vater verſicherte, daß er künftig ſie nicht mehr durch ſeinen Eigenſinn kränken würde. Und nun gieng das Spiel noch einmal ſo luſtig, da zwey Häschen da waren, die ſich hetzen ließen.

Vierzehntes Kapitel.

Das eine Häschen, welches nunmehr Fritze war, war ſo hurtig, daß es ein Gebüſche erreichte, durch daſſelbe ſprang, und mit vieler Mühe jenſeits deſſelben gefangen wurde.

Durch dieſen Zufall aber wurde eine Entdekkung gemacht, die der ganzen Geſellſchaft Freude verurſachte. Man ſtieß auf vier allerliebſte freundliche Knaben, die ſich mit dem

Ballſpiele vergnügten. Sie waren die Söhne des Förſters, der ohnweit davon wohnte. Die ganze Jagdgeſellſchaft war über dieſe Entdekkung ſo vergnügt, daß ſie ihr Spiel einſtellte, und dem Spiele dieſer Knaben zuſahe. Ja, es ſchien, als wenn ſie alle der Jagd überdrüßig wären und ſie lieber mit dem Ballſpiele vertauſchet hätten. Fritze ſagte es ſogar laut: o, wenn ich doch meinen Ball da hätte, da wollten wir auch damit ſpielen!

Kaum hatte dieß Fritze geſagt, ſo kam der eine Knabe, Fränzchen hieß er, auf ihn los und ſagte: du willſt einen Ball haben, lieber Freund? Verzieh nur einen Augenblick, ich habe zu Hauſe einen Ball, den will ich dir gleich holen. Und alle die übrigen Knaben ſagten: o ja, das thu doch! geſchwind lauf und hole ihn!

Fränzchen lief fort. Ehe er aber zurückkam, bot ihnen ein anderer Knabe, Gilbert, ſeinen Ball an, und bat ſie, damit ſo lange zu ſpielen, bis Fränzchen zurück gekommen wäre. Die Kinder weigerten ſich, ihn anzunehmen, und ſo jener ihre Luſt zu ſtören. Da aber jene mit Bitten nicht nachließen, ſo vereinigten ſie ſich dahin, daß ſie zuſammen treten, und gemeinſchaftlich ſpielen wollten.

Da gab es nun eine neue Luſt. Einige ſchlugen den Ball in die Höhe, die andern bemühten ſich, ihn zu fangen. He! wie lachten ſie, wenn ihn Ludwig, der im Ballſpiele vorzüglich geübt war, bisweilen ſo hoch ſchlug, daß man ihn kaum noch ſehen konnte, und wenn ihn dann Ernſt auffieng. Die Freude über dieß Spiel war ſo groß, daß ſie gar nicht daran dachten, zu ihrer Reiſegeſellſchaft zurückzukehren.

Wer weis wie lange ſie noch geſpielt hätten, wenn die Magiſterin ſie nicht zurückgerufen hätte. Dieſe kam aber und zeigte ihnen an, daß ſie zurückkommen ſollten, weil Herrmann darauf beſtünde, daß er nun zurückreiſen wolle. Da ſie bey ihren Kindern den Ball ſahe, ſo erkundigte ſie ſich gleich, wo ſie denſelben bekommen hätten.

Ach liebe Mutter! ſagte Ernſt, von dieſen Knaben, die hier mit uns ſpielen. Sehn ſie nur, was für allerliebſte, gefällige Kinder ſie ſind. Kaum ließ Fritze ſich merken, daß wir gerne einen Ball hätten, ſo lief Fränzchen gleich nach Hauſe, um uns den ſeinigen zu holen, und Gilbert gab uns ſogar den Ball, damit ſie ſpielten, daß wir nicht zu lange warten ſollten.

Und wie hat euch denn dieß gefallen? fragte ſie weiter.

Recht wohl! riefen alle, ach wenn wir doch nur wüßten, wie wir uns gegen dieſe lieben Kinder wieder gefällig bezeigen könnten.

Freue ich mich doch ſelbſt, fuhr die Magiſterin fort, daß ich ſo liebe Kinder hier gefunden habe. O bittet ſie doch, daß ſie mit euch gehen, damit ich ſie meinem Manne und meinen lieben Gäſten zeigen kan.

Dieß ließen ſich die Kinder nicht zweymal ſagen. Sie ſprangen nach ihren gefälligen Freunden zu, zogen ſie, ſo ſehr ſie ſich auch weigerten, mit ſich fort, immer nach der Geſellſchaft zu.

Dieſe war nun durchgängig durch die Gefälligkeit dieſer Kinder gerühret, und jedes bemühte ſich, ihnen Gegengefälligkeiten zu erzeigen.

„Künftigen Sonntag,“ ſagte der Magiſter zu ſeinen Kindern, „habt ihr ein Feſt, wie ihr wißt, da ich euch ein kleines Vogelſchießen werde anſtellen laſſen. Da wäre es euch ja wohl lieb, wenn eure Geſellſchaft etwas groß wäre.

„Ja wirklich, antwortete Ernſt, und da erlauben ſie uns doch wohl, lieber Vater! daß wir dieſe guten Kinder zu uns bitten dürfen? Ja Fränzchen, künftigen Sonntag komme zu uns und bringe Gilberten und deine andern Brüder mit, da wollen wir uns ein recht Vergnügen machen. Vater läßt uns einen Vogel verfertigen, Armbrüſte haben wir auch, da wollen wir den ganzen halben Tag darnach ſchießen.“

Ei wirklich, riefen Ernſtens Geſchwiſter, faßten ihre gefälligen Freunde bey den Händen und baten ſie, zu verſprechen, daß ſie kommen wollten.

Man kan leicht denken, daß ſie die Einladung gerne annahmen. Doch, ſagten ſie, müſſen wir erſt unſern Vater um Erlaubniß bitten.

Da thut ihr auch wohl daran, ſagte der Magiſter, denn ein gutes Kind darf, ohne ſeiner Eltern Einwilligung, nirgends hingehen. Ich will aber ſchon euren Vater ſelbſt bitten, daß er es euch erlaube.“

Die Magiſterin, die einen Korb voll Kirſchkuchen mitgenommen hatte, ihre Gäſte zu bewirthen,

wirthen, legte ihnen nun vor, und gab, wie man leicht vermuthen kan, jedem dieſer gefälligen Kinder eine Portion. Die Frau Herrmannin, die immer etwas bey ſich führte, womit ſie guten Kindern eine Freude machte, holte itzo auch etwas herbey. Tauſend, was wird das ſeyn! Es war in Papier gewikkelt — itzo ſchlug ſie es aus einander — Bilderchen — Bilderchen waren es, allerliebſte Bilderchen, von den beſten Meiſtern verfertiget. Sie theilte ſie liebreich unter des Förſters Söhne aus. Dieſe weigerten ſich anfänglich zwar ſie anzunehmen, aber die Frau Herrmannin drang ſie ihnen auf und ſagte: O nehmt ſie immer an, gute, gefällige Kinder! **Eine Gefälligkeit iſt der andern werth.**

Funfzehntes Kapitel.

Nun kam die Minute, da ſich die Geſellſchaft trennen mußte. Die Trennung gieng allen ſehr ſchwer ein. Denn weil alle gegen einander gefällig geweſen waren, ſo hatten alle einander lieb gewonnen, und wären gar zu gerne recht lange bey einander geblieben. Weil aber

Herrmann nothwendige Geſchäfte zu verrichten hatte, ſo ließ er ſich nicht halten, ſondern nahm mit den liebreichſten Ausdrükken, nebſt ſeiner Familie, von der Geſellſchaft Abſchied, und druckte, ſo ſehr ſich auch der Magiſter weigerte, dieſem zwey Dukaten in die Hand, um Hanſen davon verpflegen zu laſſen, ſtieg, nebſt ſeiner Familie, in ſeinen Wagen und rollte fort. Des Förſters Söhne gingen nach Hauſe, nachdem ſie zuvor des Magiſters Kinder geküßt und verſprochen hatten, künftigen Sonntag, wenn es der Vater erlaubte, bey ihrem Vogelſchießen zu ſeyn. Und des Magiſters Familie fuhr gleichfalls nach ihrer Wohnung zurück.

Herrmann hatte auf dem Wege ſein Vergnügen beſtändig an der Erndte. Er bewunderte bald die Menge von Getraide, die aus wenigen Körnern gewachſen war, bald den unermüdeten Fleiß, den die Landleute anwanden, um daſſelbe zuſammen zu bringen und in ihre Scheuern zu führen. Er wurde durch dieſen Anblick ſo gereizt, daß er nicht länger im Wagen bleiben konnte, ſondern ausſtieg, und dem Kutſcher befahl, langſam voranszufahren. Sophie und Ludwig leiſteten ihm Geſellſchaft. Sie konnten nun, da ſie den Weg zu Fuße machten, alles weit beſſer betrachten, und ſie erſtaunten da ſie ſahen, wie viele ſich von einem Gerſtenakker nährten. Denn nicht nur Menſchen nahmen davon ihren Unterhalt, ſondern auch eine Menge Vögel, Käfer, Heuſchrekken, Hamſter und Feldmäuſe. Dieß gab Stof zu allerley Geſprächen.

Ludwig machte die Anmerkung, daß das Getraide nicht auf allen Aekkern gleich gut ſtünde. Auf manchen ſtund es ſo dikke, wie ein Wald, auf andern ungleich dünner, und auf manchen war es mit Unkraut ſo durchwachſen, daß man kaum merkte, daß ſie beſäet waren. Ludwig konnte den Grund davon nicht begreifen: die Aekker hatten doch alle einerley Boden, lagen dicht bey einander und hatten alſo einerley Witterung.

Er entdeckte dem Vater ſeine Bemerkung, und fragte, was wohl der Grund davon ſeyn möchte?

Den können wir, antwortete er, nicht beſſer erfahren, als wenn wir einen Landmann fragen. Dort ſehe ich einen, deſſen freundliches

ches Geſicht mich hoffen läßt, daß er unſere Fragen gern beantworten wird.

Sie giengen auf ihn los, grüßten ihn, und Herrmann fragte, woher es doch kommen müſſe, daß unter den Aeckern ein ſo großer Unterſchied wäre? Er habe Aecker gefunden, an deren Fruchtbarkeit er ſeine Augen geweidet hätte, aber auch andere, die ganz mit Diſteln und anderm Unkraute bedeckt geweſen wären.

„Aha! antwortete der Landmann und lächelte, das werden Nachbar Kaſpars ſeine Aecker geweſen ſeyn. Der hat immer auf ſeinen Aeckern Zeug, das nicht werth iſt, daß man es abhauet. Wie kann es aber anders kommen? Wenn ich und andere Bauern drey bis vier Stunden auf dem Felde gearbeitet haben, ſo liegt dieſer noch im Bette und ſchläft. Wenn unſere Saat bald Aehren bringen will, ſo fängt dieſer erſt an auszuſäen. Und wenn wir einen Akker dreymal umpflügen, ſo wird er kaum mit ſeinem einmal fertig. Da kömmt er, da kömmt er! ſie können ſchon an ſeinem Anſtande und an ſeiner Kleidung ſehen, was er für ein Zeiſig iſt.„

Sie drehten ſich um, und ſahen ganz langſam ein Pferd mit einem Karren kommen, das ſo ausgehungert war, daß es kaum gehen konnte. Auf ihm ſaß Kaſpar mit einem zerlumpten Rokke, mit einem Hute, der ſo alt und ſchmutzig war, daß man nicht wohl errathen konnte, von was für einer Farbe er ſeyn ſollte. Sein Haar war ungekämmt, voller Federn, und ſein Geſichte ſchmutzig. Er ſaß ſo verdroſſen da, als wenn er einſchlafen wollte.

Sie bezeugten ihre Verwunderung über dieſen Menſchen, und Ludwig verſicherte, daß er nicht geglaubt hätte, daß ſolche faule Leute auf der Welt ſeyn könnten, wenn er es nicht itzo mit ſeinen eignen Augen geſehen hätte.

„Ja, fuhr der freundliche Landmann fort, wie der Akker ausſieht, ſo ſieht der Kerl aus, und wie der Kerl ausſieht, ſo ſieht das Pferd aus, und wie das Pferd ausſieht, ſo ſieht Stube, Kammer, Hof und alles aus. Er getraut ſich keinen Nagel einzuſchlagen, und wenn ein Stück Holz im Wege liegt, und er ſtolpert zehnmal drüber, ſo giebt er ſich doch die Mühe nicht, es aufzuheben. Aber, wie er es macht, ſo geht es ihm auch. Der Akker trägt immer weniger, das Haus will einfallen, das Pferd läuſt kein Vierteljahr mehr — am Ende wird er wohl noch betteln müſſen. Er wird auch niemals recht vergnügt. Ich kenne ihn nun ſchon ſo lange, und habe ihn doch niemals lachen ſehen. Denn dabey bleibe ich, **ein fauler Menſch wird niemals froh.** Wohin er ſieht, trift er Arbeit an, die noch nicht geſchehen iſt. Er ſieht, wie in ſeiner Haushaltung alles zu Grunde geht, das macht ihn verdrüßlich, durch das viele Schlafen und Stilleſitzen wird ſein Blut immer dikker, die Glieder werden immer langſamer und ſchwerer: wie kann da ein Menſch gutes Muths ſeyn? Ich für mein Theil lobe mir die Arbeit. Ich bin nicht vergnügter, als wenn ich recht viel zu thun habe, da habe ich keine trübe Stunde, und wenn ich vor einem Akker vorbey gehe, bey dem ich es mir habe ſauer werden laſſen, und ſehe, wie das liebe Getraide da wallet, ha! da lacht mir das Herz im Leibe! „

„Ihr habt Recht, guter Freund! ſagte Herrmann, bleibt bey dieſen Gedanken! greift die Arbeit friſch an! ſo werdet ihr immer vergnügt ſeyn, und gute Erndten werden euren Fleiß belohnen! „

Mit dieſen Worten ſchied er von ihm, und da der Kutſcher verdrüßlich zu werden ſchien, daß die Reiſe ſo langſam gieng, und ein paarmal fragte, ob er nicht bald wieder in den Wagen ſteigen wollte? ſo gab er nach und ſtieg mit ſeiner Familie wieder ein.

Ludwig ſtieg ungern ein. Denn nun konnte er die ſchöne Flur kaum halb ſo gut genießen, als da er zu Fuße gieng. Er legte ſich daher auf den Kutſchenſchlag, ſahe ſich um, ſo weit er mit den Augen reichen konnte, und da die Kutſche ſehr ſchnell fuhr, ſo kam es ihm vor, als wenn die Garben, Bäume, Aekker und Dörfer vor ihm vorbey liefen. Das machte ihm gar eine herzliche Freude.

Die Mutter rief ihm aber zu: Kind! Kind! ſetze dich! du könnteſt ein Unglück nehmen.

Er ſetzte ſich zwar, fragte aber doch: „warum ſoll ich mich denn ſetzen? wenn ich ſitze, kann ich doch das ſchöne Feld gar nicht ſo gut ſehen, als wenn ich ſtehe und mich auf den Schlag lehne. Und ich weis ja gar nicht, was ich da für ein Unglück nehmen könnte. „

„Du mußt, ſagte Herrmann, allemal gehorchen, wenn ich oder deine Mutter dir etwas befehlen, wenn du auch nicht weißt, warum wir es thun. Denn wir ſind älter als du, und müſſen alſo beſſer wiſſen, was dir gut oder ſchädlich ſey, als du es ſelbſt wiſſen kannſt. Lieb haben wir dich auch. Wie kannſt du alſo glauben, daß wir dir etwas ſagen würden, daß dir nicht gut wäre? Wenn du aber wiſſen willſt, warum deine Mutter dir unterſagt hat, dich auf den Schlag zu lehnen, ſo will ich es dir ſagen: ſieh, der Schlag iſt zwar mit einem Eiſen verwahret, aber durch das viele Schütteln des Wagens kann —

Da er ſo redete, bekam der Wagen, der vermuthlich über einen großen Stein gefahren war, einen Stoß, daß ſie alle in die Höhe fuhren. Der Schlag, auf den ſich Ludwig vorher gelehnet hatte, ſprang auf, und Herrmanns Spaniſches Rohr fiel hinaus.

Der Kutſcher mußte halt machen, Herrmann ſtieg aus und Ludwig folgte ihm nach — Da lag das ſchöne Rohr, ganz beſchädigt. Den ſilbernen Knopf, mit dem es beſchlagen war, hatte das Rad ergriffen und ganz krumgefahren.

Ludwig wurde blaß, da er dieß ſahe, und alle ſeine Glieder zitterten. Er faßte ſeines Vaters Hand und küßte ſie. Guter! lieber Vater! ſagte er: von was für einem Unglükke hat mich meine gute Mutter gerettet! Wenn ſie mich nicht gewarnet, oder wenn ich ihrer Warnung nicht gehorchet hätte, ſo wäre ich itzo herausgeſtürzet, ſo hätte das Rad itzo meinen Kopf, meine Arme oder Füße zerquetſchet! ach, lieber, guter Vater! in meinem Leben will ich ihnen nicht ungehorſam ſeyn! Er ſprang in die Kutſche, umarmte ſeine Mutter, weinte, und verſprach ihr auch, niemals ungehorſam zu ſeyn. Sie waren alle durch dieſen Zufall ſo gerührt, daß ſie eine ziemliche Weile ſaßen, ohne ein Wort zu ſprechen.

Sechszehntes Kapitel.

Sie würden noch länger ſo geſeſſen haben, wenn nicht durch einen neuen unvermutheten Zufall ihr Stillſchweigen wäre unterbrochen worden. Herrmann bemerkte nämlich einen Mann in ſehr dürftiger Kleidung, der langſam vor der Kutſche herging. Herrmann ſchüttelte den Kopf und ſagte: der Mann iſt mir bekannt, ich kann mich nur nicht erinnern, wo ich ihn geſehen habe. Ich will doch nicht hoffen, daß es — nein, ohnmöglich, das kann nicht ſeyn — das war ja ein gar reicher Mann.

Itzo holte die Kutſche ihn ein, er blieb ſtehen, und machte gegen Herrmannen eine ſehr demüthige Verbeugung.

Himmel! rief Herrmann, was ſehe ich! Er iſt es! er iſt es! halt Kutſcher!

Der Kutſcher hielt, Herrmann ſtieg aus, und Ludwigen trieb die Neugier nachzufolgen!

„Sind Sie nicht, fragte Herrmann, Herr Friedrichſon, den ich vor ohngefähr zwanzig Jahren in Berlin habe kennen lernen? „

F. (ſeufzend) Leider! bin ich es. Und Sie? Sie ſollte ich auch kennen. Sind Sie — ſind Sie nicht Herr Herrmann?

H. Ja, der bin ich. Aber, lieber Freund! Sie ſcheinen mir in bedrängten Umſtänden zu ſeyn. Sind Sie unglücklich geweſen? Haben Sie etwa Feuerſchaden gehabt?

F. Ach nein!

H. Oder ſind Sie geplündert worden?

F. Auch nicht.

H. Oder ſind Sie etwa durch unglücklichen Proces um ihr Vermögen gekommen?

F.

F. Das alles nicht. Wenn ich doch nur jemanden wüßte, dem ich die Schuld von meinem Unglück beymeſſen könnte, ſo wollte ich mich noch beruhigen, aber, das kann ich nicht. Ich ſelbſt, ich ſelbſt bin an meinem Elende ſchuld. **Die Verſchwendung hat mich arm gemacht.**

H. Die Verſchwendung?

F. Ja, ja, die Verſchwendung. Mein Vater hinterließ mir ein Vermögen von 50000 Reichsthaler. Ich heirathete eine Frau, die mir zum wenigſten 70000 Reichsthaler zubrachte. Ach, wir wußten beyde nicht, wie ſchwer das Geld zu erwerben, und wie leicht es ausgegeben ſey. Wir glaubten nicht, daß es möglich ſey, ſo viel Geld zu verzehren, und führten alſo unſere Haushaltung ohne alle Ueberlegung. Was uns gefiel, kauften wir. Meine Frau machte alle neue Moden mit, und ich kleidete mich auch immer in die theuerſten Zeuge. Sobald eine Kleidung etwas altmodiſch wurde, verſchenkten wir ſie. Unſere Handwerksleute konnten unſere Mobilien nicht gut genug machen, wir verſchrieben ſie aus Paris. Wir tranken die delicateſten Weine, nahmen an allen öffentlichen Luſtbarkeiten Theil, hielten wöchentlich ein paar Schmäuſe in unſerm Hauſe, ſchaften uns Equipage an. Ich hatte den fürſtlichen Garten geſehen, und kam auf den tollen Einfall, mir einen ähnlichen anzulegen. Auf dieſen allein verwendete ich in etlichen Jahren mehr als 12000 Reichsthaler. Ich merkte nach fünf Jahren, daß ich dieſe Wirthſchaft ohnmöglich länger forttreiben könnte, weil mein Vermögen ſchon bis auf die Hälfte geſchmolzen war. Ich ſtellte es meiner Frau vor. Dieſe aber ſagte, daß wir unſern Aufwand ohnmöglich einſchränken könnten, ohne uns vor der ganzen Welt verächtlich zu machen. Wir hätten ja noch von einem reichen Vetter eine Erbſchaft zu erwarten. Dieſer könnte nicht lange mehr leben, und wenn wir deſſen Gut erbten, ſo könnten wir recht gut unſern Aufwand fortſetzen. Ich ließ mich einſchläfern. Ich gab immer mehr aus, als ich einnahm, für Sachen, die ich nicht nöthig hatte: ſo verſchwendete ich, fieng an Schulden zu machen, immer in der Hoffnung, daß mein Vetter ſterben würde. Er ſtarb nicht, und meine Schulden vermehrten ſich mit jedem Jahre. Endlich ſtarb er, und hinterließ mir ein Vermögen von 60000 Reichsthaler.

Aber, ach! von dieſem Reichthume habe ich nicht einen Groſchen in die Hände bekommen. Die Schulden, die ich gemacht hatte, überſtiegen dieſe Erbſchaft gar weit. Meine Gläubiger erwachten, nahmen davon Beſitz, und da das ererbte Geld, zur Tilgung der Schulden nicht hinreichte, griffen ſie mich an, — mein Haus — Garten — Kleidung — mein ganzes Vermögen nahmen ſie weg, und doch wurde nicht alles bezahlt. Meine Frau hielte dieß Elend nicht lange aus. Da ſie an eine prächtige Lebensart von Jugend auf gewöhnt war, ſo war ihr die Armuth ſo ſchrecklich, daß ſie in etlichen Wochen vor Gram ſtarb. Und ich — ach, wenn ich doch auch nur ſchon bey ihr wäre! Denn ich ſehe doch nichts als Jammer und Elend vor mir. (hier fieng er an gar bitterlich zu weinen.)

H. Aber wie haben Sie doch, ich bitte Sie, ſo unüberlegt handeln können? Wenn Sie ſahen, wie viel Aufwand Sie in einem Jahre gemacht hatten, ſo konnten Sie ja leicht überrechnen, wie viel Sie auf vierzig Jahre nöthig hätten, und konnten alſo leicht einſehen, daß ihr Vermögen nicht hinreichen würde, ſo einen großen Aufwand zu beſtreiten.

F. Sie haben Recht! Sie haben Recht, lieber Mann! Aber ich und meine Frau ſind in der Jugend verdorben worden. Weil unſere Eltern viel Geld hatten, ſo bekamen wir von ihnen alles, was wir verlangten. Ja wir bekamen noch mehr als wir verlangten. Wir ſpeiſten täglich an einem Tiſche, der mit acht bis zehn Gerichten beſetzt war, wir bekamen die theuerſten Kleider, und wenn wir Beſuch geben wollten, mußte allemal eine Kutſche mit zwey raſchen Hengſten angeſpannt werden, um uns zu unſern Freunden zu bringen. Da haben wir uns an eine vornehme Lebensart ſo ſehr gewöhnt, daß wir ſie hernach nicht laſſen konnten. Und unſer Hang zur Eitelkeit war ſo ſtark, daß wir nicht vermögend waren ihm etwas zu verſagen. Ach, wie glücklich wäre ich itzo, wenn mein Vater ein Taglöhner geweſen wäre! da würde ich bey einem Stück Brod und Waſſer vergnügt leben, und dieſe kleine Reiſe mit Freuden thun. Aber, ach! lieber Herrmann! Sie glauben nicht, wie wehe es thut, wenn man in der Jugend gute Biſſen gegeſſen, gute Weine getrunken hat, und immer in der Kutſche gefahren iſt, und muß im Alter ſich an ſchlechte Koſt gewöhnen, und Meilen weit zu Fuße gehen.

Herrmann wurde durch dieſe Erzählung ſehr gerührt. Er verſprach, daß er nachſinnen wolle, ob er ſeine Umſtände verbeſſern könne, und bat ihn, ſich mit in den Wagen zu ſetzen, und bey ihm ein Nachtquartier zu nehmen.

Friedrichſon ſahe ihn wehmüthig an und ſagte: werden Sie ſich nicht ſchämen, neben einem Bettler zu ſitzen?

Wenn Sie, ſagte Herrmann, ihre vorige Lebensart aufrichtig bereuen, und von nun an anfangen ſich zu beſſern, ſo werde ich mich ihrer weder itzo noch künftig ſchämen.

Und ſo mußte denn Friedrichſon ſich zu ihn in den Wagen ſetzen.

Er erzählte noch lange von ſeiner vorigen Lebensart, und ſeinem gegenwärtigem Elende, und bat Herrmannen: Freund! wenn Sie ihre Kinder lieb haben, ſo gewöhnen Sie ſie nicht zu einer vornehmen Lebensart. Man kann, wenn man eignes Vermögen bekommt, gar leicht der guten Speiſen und theuern Kleider gewohnt werden, aber ſchwer, ach, gar ſchwer hält es, ſich von den Paſteten an Rüben oder Kraut, von ſeidnen, an ſchlechte Kleider zu gewöhnen.

Siebenzehntes Kapitel.

Unter dieſen Geſprächen waren ſie wieder in die Stadt gekommen, wo Herrmann wohnte. Luiſchen hatte ſchon lange am Fenſter gelauſcht und ihrer lieben Eltern Ankunft erwartet. Itzo erblickte ſie den Wagen. Geſchwind war ſie herunter an die Thür, und da ihre Eltern und Bruder aus dem Wagen ſtiegen, fiel ſie ihnen um den Hals, weinte, und konnte nichts vorbringen, als: lieber Vater! liebe Mutter! lieber Bruder! Sie küßten ſie alle ſehr liebreich, und Ludwig brachte ihr eine Melone mit, die er von dem Magiſter geſchenkt bekommen hatte. Darüber hatte das Mädchen gar eine herzliche Freude.

Herrmann ließ ſogleich dem armen Friedrichſon ein Zimmer anweiſen, er aber begab ſich mit ſeiner Familie in ſeine Wohnſtube, und ſagte, dieſer Abend ſoll auch ganz für meine Kinder ſeyn!

Am mehrſten machte er ſich nun mit Luiſchen zu ſchaffen, und erkundigte ſich ſehr ſorgfältig, wie ſie die Zeit, da er abweſend geweſen war, zugebracht hätte. Da erzählte ſie ihm alles; brachte die Kleiderchen her, aus denen ſie die Flekken hatte waſchen laſſen, die Wäſche, die ſie genäht, und das Schreibe- und Rechenbuch, in welchen ſie fertig gemacht hatte, was ihr von ihrem Informator war aufgegeben worden.

Die Mutter ſahe die Wäſche durch, und ſagte: Haſt du dieß alles genäht? Nein, liebe Mutter! antwortete ſie, Lottchen hat mir geholfen. Hier den linken Ermel hat ſie genäht.

Alſo, fragte der Vater, haſt du wohl Beſuch gehabt?

L. Ja, lieber Vater! Lottchen iſt zweymal bey mir geweſen, und Kirchenraths Minchen auch einmal.

V. Du biſt aber wohl nicht aus dem Hauſe gekommen?

L. O ja, lieber Vater! ich bin geſtern ein paar Stunden bey Lottchen geweſen, meine Frau Muhme hat es mir erlaubt.

V. Es iſt doch wohl ſonſt nichts vorgefallen?

L. Lieber Vater! zürnen Sie ja nicht auf mich! ich habe einen Schaden angerichtet.

V. Und welchen denn?

L. Da ſpielte ich mit Lottchen und Minchen die blinde Kuh. Und, weil mir die Augen verbunden waren, ſtieß ich an den Tiſch, und zerbrach eine ſchöne Taſſe, noch dazu eine Meißner.

V. Du hätteſt freylich vorſichtiger ſeyn ſollen, aber es iſt doch beſſer, daß du es mir geſtehſt, als wenn du es geleugnet hätteſt.

Während dieſes Geſprächs war Luischens Frau Muhme in die Stube gekommen, die in Herrmanns Abweſenheit die Aufſicht über das Haus gehabt hatte. Herrmann erkundigte ſich auch bey dieſer ſehr ſorgfältig nach Luischens Aufführung. Da gab ſie ihm ein Büchelchen, und ſagte: leſen ſie ſelbſt! ich habe alles aufgeſchrieben, was in jeder Stunde vorgefallen iſt. Er las — und alles, alles traf mit Luischens Erzählung überein.

„Gutes Mädchen! ſagte er, du hätteſt mir Lügen ſagen können — aber was würde dir es geholfen haben? Ich würde bald hinter deine Lügen gekommen ſeyn, und alsdenn hätte ich dir gewiß nicht wieder geglaubt. Denn wer mich einmal belogen hat, dem glaube ich ſobald nicht wieder. Du haſt mir aber alles ſo erzählt, wie es geweſen iſt, du haſt die Wahrheit geredet, und dieſe deine Liebe zur Wahrheit macht, daß ich dir künftig immer glauben werde. „

Hier umarmte er ſie und küßte ſie, und ihre Mutter that ein gleiches.

In dieſer zärtlichen Umarmung wurden ſie überraſcht durch einen Fremden, der unvermuthet in das Zimmer trat. Er fiel Herrmannen mit größter Lebhaftigkeit um den Hals, und ſagte: O, wie freue ich mich, beſter Mann! daß ich, nach ſo vielen Jahren, ſie endlich wieder an meine Bruſt drükken kann!

Herrmann wunderte ſich nicht wenig über die Zärtlichkeit und Vertraulichkeit dieſes Fremden, der ihm ganz unbekannt war.

„Ich weis nicht, ſagte er, ob ſie nicht vielleicht ſich in Anſehung meiner irren. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich jemals die Ehre gehabt haben ſollte ſie zu kennen. „

„Mich nicht kennen? fragte der Fremde lächelnd, erinnern ſie ſich denn nicht des kleinen Alberts, der neben ihnen in der Schule ſaß? „

Deſſen erinnere ich mich wohl, antwortete Herrmann, aber —

Aber, Sie werden nicht begreifen können, fuhr der Fremde fort, wie ſich der arme Schneiders Sohn in einen vornehmen Mann habe verwandeln können?

In der That, ſagte Herrmann, iſt es mir unbegreiflich, und ich bin ſehr begierig, ihre Geſchichte zu erfahren. O, ſetzen Sie ſich doch, ich bitte ſehr, zu mir, und befriedigen meine Neugier!

Er ſetzte ſich neben ihm auf das Kanapee, und erzählte ihm, mit vieler Lebhaftigkeit, ſeine ſonderbare Lebensgeſchichte. „Sie wiſſen, ſagte er, daß mich, nach meines Vaters Tode, mein Pathe zu ſich nahm, um mich ein Handwerk lernen zu laſſen. Ehe es aber dazu kam, behielt er mich einige Zeit in ſeinem Hauſe. Da brachte ich nun die mehrſte Zeit in ſeiner Bibliothek zu. Ich durchſuchte alle ſeine Bücher, und wenn ich eins fand, das mir gefiel, ſo hörte ich nicht eher auf zu leſen, bis ich es geendiget hatte. Meine Begierde, etwas aus den Büchern zu lernen, war ſo groß, daß ich mich auch die lateiniſchen Wörter, die darinne vorkamen, nicht abſchrekken ließ. Ich nahm ein lateiniſches Wörterbuch, und gab mir Mühe, ſie aus demſelben verſtehen zu lernen. War es mir nicht möglich, ſo fragte ich meinen Pathen. Dieß gefiel dieſem lieben Manne ſo wohl, daß er mich einmal auf ſeine Stube kommen ließ und fragte: ob ich wohl Luſt zum Studiren habe? Ich antwortete, an Luſt fehle es mir wohl nicht, aber er wiſſe ja, daß ich arm ſey, und alſo den Aufwand nicht machen könne, der zum Studiren erfordert werde. Daran, ſagte er, ſoll es nicht fehlen. Wenn du nur Luſt zum Studiren haſt, ſo will ich dich auf eine Schule bringen und unterhalten. Ich küßte ſeine Hände und verſicherte, daß mir kein Geſchäfte in der Welt ſo vieles Vergnügen machen werde als das Studiren.

Er hielt mir von Stund an einen lieben jungen Mann, der mich täglich in der lateiniſchen Sprache unterrichten mußte, und mich in einem Jahre ſo weit brachte, daß ich die Schulpforte beziehen konnte.

Da ich wußte, daß ich kein eignes Vermögen hatte, und mir auf nichts Rechnung machen durfte, als was ich durch meine Wiſſenſchaft erwerben würde, ſo ließ ich mir freylich angelegen ſeyn, in meinen Schuljahren recht viel zu lernen. Ich merkte genau auf das, was meine Lehrer vortrugen, ich ſchrieb auf, alles, was mir merkwürdig ſchien, ich wiederholte es auf meiner Stube, und brachte es bald ſo weit, daß ich auf die Univerſität nach Leipzig ziehen, und durch Unterweiſung der Kinder ſo viel erwerben konnte, als ich brauchte, um mich drey Jahre daſelbſt aufzuhalten.

Ich will Sie nicht mit Erzählung alles deſſen ermüden, was mir ſeit dieſer Zeit begegnet iſt. Genug, ich bin ſo glücklich geweſen, daß ich der Welt gefallen, und das Amt eines Profeſſors, nebſt dem Titel eines Hofraths, und einem ſehr anſehnlichen Gehalte, in Halle erhalten habe. „

„So ſind Sie, fragte Herrmann voller Erſtaunen, Profeſſor? Hofrath? haben eine anſehnliche Einnahme? Nun, da ſehe ich doch, daß es wahr iſt, was ich immer geglaubt habe: **Verſtand iſt beſſer als Reichthum.** Ich habe heute einen Menſchen kennen lernen, der mehr als eine und eine halbe Tonne Goldes beſeſſen hat, und itzo ein Bettler iſt. Und Sie, Sie haben von ihren Eltern vielleicht keinen halben Gulden bekommen, und haben durch ihren

Verſtand ſich ſo eine anſehnliche Einnahme und einen ſo hohen Rang erworben. „

„Ich bin, mein Lieber! fuhr der Hofrath fort, vollkommen ihrer Meynung. Wenn man nur durch Fleiß in der Jugend ſeinen Verſtand geübt und ihm nützliche Kenntniſſe verſchaft hat, ſo kann man auch ſich Geld verſchaffen. Wenn ich hingegen des Moguls Schätze hätte, kann ich mir wohl dafür Verſtand erkaufen? Wie leicht verliert man auch den Reichthum! Feuer, Ueberſchwemmungen, Krieg, Diebſtahl, Proceſſe und andere Unglücksfälle können in kurzen den reichſten Mann arm machen. Aber, wenn mein ganzes Haus niedergebrannt, und alle mein Gut durch Waſſer weggeſchwemmt würde, ſo bliebe mir doch mein Verſtand. Den kann mir niemand rauben, wer mir nicht den Kopf einſchlägt.

* * *

Achtzehntes Kapitel.

Unterdeſſen, daß Herrmann ſich ſo mit dem Hofrathe unterredete, beſorgte Sophie in einem andern Zimmer eine kleine Abendmahlzeit. Sie hatte ſchon vorher der Köchin geſagt, was ſie zubereiten und auftragen ſollte. Itzo war ſie hingegangen, um zu ſehen, wie ihre Befehle wären befolgt worden. Sie fand die Tafel vollkommen nach ihrem Willen eingerichtet, nur etwas fehlte — die eingemachten Kirſchen.

„Warum, fragte ſie die Köchin, habt ihr keine eingemachten Kirſchen aufgetragen?„

„Eingemachte Kirſchen? eingemachte Kirſchen? haben Sie dieſe verlangt? das habe ich nicht gewußt. Dieß antwortete ſie, und ihr ganzes Geſichte wurde ſo roth wie Scharlach.„

Sophie befahl, ſie noch herbeyzubringen. Dorothee gieng ab, aber kam nicht wieder. Sophie wurde unwillig, gieng ihr nach, und fragte, warum ſie die eingemachten Kirſchen nicht auftrüge?

„Es ſind keine mehr da, war die Antwort.

„Keine mehr da? fragte Sophie, ich habe doch die vorige Woche geſehen, daß die Büchſe noch halb voll geweſen iſt, und ſeit der Zeit ſind ja keine aufgetragen worden.„

Dorothee brachte mancherley vor, um Sophien zu überreden, daß ſie ſich irre. Da aber Sophie immer ſelbſt ihr ganzes Haus unter der Aufſicht hatte, ſo war ſie ihrer Sache gewiß. Und da niemand, außer Dorotheen in die Speiſekammer kommen konnte, ſo konnte ſie auch gewiß glauben, daß niemand, als Dorothee, die Büchſe ausgeleert habe. Sie ſagte ihr alſo ziemlich ernſtlich, daß ſie es nur bekennen ſolle, daß ſie die Kirſchen verzehrt habe — da mußte ſie es endlich geſtehen.„

„Aber, ſagt mir nur, fragte Sophie, wie ihr ſo unüberlegt handeln und naſchen könnt, da es euch doch an nichts fehlet? Ihr bekommt ja von allem, was auf unſre Tafel kommt — warum greift ihr denn nach dem, was euch nicht gehört?„

„Ach, ſagte Dorothee, und weinte kläglich, ich habe mir das Naſchen als ein kleines Kind angewöhnt. Wenn ich in meiner Mutter Obſtkammer gieng, ſo ſteckte ich allemal einen Apfel oder eine Birn ein; wenn ich für ſie aus dem Würzladen etwas holen mußte, ſo koſtete ich es allemal, ehe ich es ihr brachte. Da bin ich ſo naſchhaft geworden, daß ich nichts ſehen kann, wozu ich Appetit habe, ohne etwas davon auf die Seite zu bringen. Ach, vergeben ſie mir, liebe Frau! in meinem Leben ſoll es nicht wieder geſchehen. „

„Wie könnt ihr doch, antwortete Sophie, ſagen, daß es in eurem Leben nicht wieder geſchehen ſolle, da ihr mir ſelbſt eingeſtanden habt, daß ihr das Naſchen nicht laſſen könnt. Ich muß euch vielmal auf die Probe geſtellet haben, ehe ich glauben kann, daß ihr euch gebeſſert habt. Unterdeſſen gebt ihr den Augenblick die Speiſekammer- und Kellerſchlüſſel ab: **denn wer naſchhaft iſt, dem darf nichts anvertrauet werden.** „

Dorothee bat, unter Vergießung vieler Thränen, daß man ſie doch nicht ſo ſehr beſchimpfen ſollte. Denn wenn es nun die andre Magd erführe, daß ſie naſchhaft wäre, ſo würde ſie deswegen verachtet und verſpottet werden.

„Ich weis wohl, antwortete Sophie, daß die Naſchhaftigkeit keine Ehre bringt. Aber, was kann ich denn dazu, daß ihr eine ſo häßliche Gewohnheit angenommen habt? Wenn ihr euch nicht ſelbſt bey Ehre erhalten wollt, ſo kann ich es auch nicht.„

So mußte ſie denn die Schlüſſel abgeben, und bekam von nun an nichts unter ihre Hände, als was Sophie ihr zugemeſſen oder zugezählt hatte.

Dieſer unangenehme Vorfall hatte Sophien ziemlich unruhig gemacht. Ihre ganze Stirn war mit Runzeln überzogen worden. Sie hielte es aber für unbillig, durch ihren Verdruß ihren lieben Mann und Gaſt zu beunruhigen, gab ſich vielmehr alle Mühe ihren Unwillen zu verbergen, ſtrich die Runzeln vom Geſichte, gieng zur Geſellſchaft, und bat ſie, ſich zur Mahlzeit einzufinden.

Zugleich fragte ſie ihren Mann, ob Friedrichſon auch zur Geſellſchaft gebeten werden ſolle?

Herrmann gab ihr aber zu verſtehen, daß ihm dieſes nicht lieb ſey. Man möchte das Eſſen auf ſeine Stube ſchikken, bis er hinlänglich gezeigt habe, daß er gebeſſert ſey.

Man ſetzte ſich zu Tiſche. Der Hofrath erzählte noch viel Merkwürdiges, das ihm unter der Zeit, daß er Herrmannen nicht geſehen hatte, begegnet war, und alle hörten ihm aufmerkſam zu.

Da man vom Tiſche aufſtund, ſagte er lächelnd: das Wichtigſte habe ich bis zuletzt geſpart. Es hat mir zeither zu meiner Glückſeligkeit weiter nichts gefehlt, als eine liebe Frau, die meine Haushaltung führte, und bey meinen Geſchäften durch ihre Freundlichkeit mich aufheiterte. Dieſe habe ich nun gefunden. Sie iſt die Mademoiſelle Friedliebin, die einige Häuſer weit von ihnen wohnt. Sie reiſte vor einiger Zeit, nebſt ihren Eltern, durch Halle. Da lernte ich ſie kennen, und weil ich bald an ihr merkte, daß ſie ein verſtändiges, geſchicktes, ſanftes und gefälliges, Frauenzimmer ſey, ſo gewann ich ſie lieb, und da ich aus ihrem Betragen gegen mich ſchloß, daß ſie mir auch nicht gram ſey, ſo bat ich ihre Eltern, daß ſie ſie mir zur Frau geben möchten. Ich erhielt bald ihre Einwilligung, und wir verſprachen einander, daß wir unſere Verlobung ſo lange geheim halten

ten wollten, bis wir die Hochzeit vollziehen könnten.

Dieß wird nach zwey Tagen geſchehen. Und da ich an dieſem Tage gern recht vergnügt ſeyn wollte, ſo möchte ich auch gern alle meine Freunde, vorzüglich Sie, Herr Herrmann! meinen älteſten Freund! der mich ſchon liebte, da wir noch mit einander den Ball ſchlugen, nebſt ihrer ganzen lieben Familie beyſammen ſehen. Sie werden meine Bitte doch nicht ausſchlagen?

Die ganze Familie freute ſich über dieſe Erzählung, und wünſchte dem Hofrathe zu der bevorſtehenden Veränderung Glück.

Was aber die Einladung betraf, ſo ſahen ſie einander alle an, als wenn jedes das andere hätte fragen wollen: was meyneſt du dazu? und jedes lächelte das andere ſo ſchalkhaft an, daß Herrmann gar leicht merken konnte, daß ſie alle nicht abgeneigt wären, an der Hochzeit Theil zu nehmen.

Herrmann gab alſo dem Hofrathe die Hand, und verſprach, daß er mit ſeinem ganzen Hauſe ſich einfinden würde. Und ſo ſchieden ſie vergnügt von einander.

Neunzehntes Kapitel.

Sophie war zwar keine Freundin vom Putze, und kleidete, beſonders ihre Kinder, ſehr wohlfeil und ungekünſtelt. Wann ſie aber bey Feyerlichkeiten ſich öffentlich zeigen mußte, ſo hielt ſie es doch dem Wohlſtande gemäß, ſich in ihrem Anzuge einigermaßen nach dem Geſchmakke ihrer Mitbürgerinnen zu richten.

Sie ſtellte alſo den folgenden Tag Ueberlegungen an, wie ſie ihre und ihrer Kinder Kleidung einrichten wolle. Sie hielt es nicht für nöthig, viele neue Stükke anzuſchaffen. Zu ändern fand ſie aber vieles.

Luiſchen bekam bey ſolchen Gelegenheiten immer auch Geſchäfte. Dießmal ſollte ſie die Falbeln ſäumen, mit welchen ihr und ihrer Mutter Kleid beſetzt werden ſollte. Sie war ſehr willig dazu, denn wirklich machte es ihr Freude, wenn ſie die Aufträge ihrer Mutter ausrichten konnte. Da ſie aber die Länge der Falbeln ſahe, und hörte, daß ſie ſchon den andern Tag des Morgens fertig ſeyn ſollten, ſchüttelte ſie den Kopf, und ſagte: liebe Mutter! das iſt nicht möglich, das kann ich in ſo kurzer Zeit nicht endigen.

„Ich will dir, antwortete die Mutter, einen guten Rath geben, wie du es gar wohl endigen kannſt. Du mußt nur beſtändig ſeyn, du darfſt nicht gleich aufhören, wenn es dir einige Mühe macht, und nicht immer von deinem Sitze aufſtehen und umherlaufen, ſondern du mußt heute und morgen nichts anders vornehmen, mußt von deiner Arbeit nicht weggehen, als wenn es nöthig iſt. Da gieb einmal Achtung, was du in etlichen Stunden ausrichten kannſt! durch **Beſtändigkeit** kann man unglaubliche Dinge möglich machen.„

Luischen lächelte, und ſagte, ich will ſehen, wie weit ich es bringen kann.

Herrmann beſchäftigte ſich unterdeſſen mit ganz andern Gedanken. Er dachte itzo an nichts, als was er mit Friedrichſon anfangen ſollte. Nach einer Ueberlegung von etlichen Stunden, faßte er endlich einen Entſchluß. Sein Bedienter mußte allerley bringen, in ein Tuch ſchlagen und auf den Tiſch legen. Da dieſes geſchehen war, mußte Friedrichſon kommen.

Er kam in einer ſehr demüthigen Stellung, und ſtund vor Herrmannen ſo ſchüchtern, als wenn er ihn, wegen jedes elenden Kleidungsſtükkes, das er an hatte, um Verzeihung bitten wollte.

„Ihr Zuſtand, ſagte Herrmann, betrübt mich ſehr. Sie können verſichert ſeyn, daß ich recht herzlichen Antheil an ihrem Schickſale nehme. Wenn Sie mir doch nur Vorſchläge thun könnten, wie ihnen zu helfen wäre.„

F. Mir helfen? Mir helfen? Ach Gott, wenn das noch möglich wäre, daß mir könnte geholfen werden! aber ich ſehe keine Möglichkeit.

H. Freylich iſt es unmöglich den Aufwand fortzuſetzen, den ſie zeither gemacht haben. Denn wenn ich ihnen auch mein ganzes Vermögen anbieten wollte, ſo würde dieß doch nur einige Jahre dauren, hernach würden wir beyde ſo arm ſeyn, als Sie itzo ſind.

F. O, kränken Sie mich nicht, lieber Mann, mit Vorrükkung meiner unverzeihlichen Unbeſonnenheit. Ich habe herzliche Reue über mein voriges Betragen. Es kommt mir nicht in den Sinn, daß ich wieder ſolche Ausſchweiſungen machen wollte. Ich will mich gerne, gar zu gerne gewöhnen, mit geringer Koſt und Kleidung zufrieden zu ſeyn. Wenn ich doch nur dieſe bis an meinen Tod hätte. Wenn ich doch nur — nur einige Groſchen täglich zur kümmerlichen Erhaltung meines Lebens haben ſollte!

H. Wenn Sie ſich täglich mit einigen Groſchen begnügen laſſen wollten — dieſe könnte ich ihnen wohl geben. Können Sie ſich aber wohl entſchließen, Almoſen anzunehmen?

F. Almoſen! (hier ſtürzten ihm die Thränen aus den Augen) Almoſen! ach, beſter Mann! bedenken ſie doch, was es für eine Beſchimpfung, was für eine bittere Kränkung es iſt für einen Mann, der immer im Ueberfluſſe gelebt hat, und ſo, wie ich, geſund iſt, und in ſeinen beſten Jahren ſteht, wenn er von Almoſen leben ſoll.

H. Ich glaube es freylich. Wie kann man Ihnen aber ſonſt helfen? Haben Sie Luſt zu arbeiten?

F. O, gerne will ich arbeiten, wenn ich nur nicht Almoſen nehmen darf. Almoſen zu nehmen iſt kein Schimpf für Perſonen, die alt oder krank ſind. Aber ich junger geſunder Mann — wie kann ich Almoſen nehmen, ohne mich verächtlich zu machen? und gleichwohl, was ſoll ich arbeiten? ich habe ja nichts gelernt?

H. Gar nichts? auch nicht Rechnen und Schreiben?

F. Beydes gut. Wer giebt mir aber etwas dafür?

H. Freund! nun ſind Sie mir noch einmal ſo lieb. Sie haben ſehr gefehlt, aber wie es ſcheint, ſind Sie noch ein ehrlicher Mann. Wenn Sie arbeiten wollen, ſo bleiben Sie bey mir. Sie ſollen täglich etliche Briefe ſchreiben und eine kleine Rechnung führen. Dafür gebe ich ihnen jährlich 150 Reichsthaler. Beſorgen Sie aber dieſe Geſchäfte pünktlich und ordentlich, ſo will ich ihnen bald wichtigere übergeben und ihren Gehalt erhöhen. Ja, wenn ich ſehe, daß Sie ſich zur Arbeit, Ordnung und Sparſamkeit gewöhnen, ſo glaube ich im Stande zu ſeyn es ſo weit zu bringen, daß ſie nach etlichen Jahren ihre eigne Handlung anfangen können.

F. Das wollen Sie thun? an mir armen Manne? Mein Leben, meine Ehre wollen Sie retten?

H. Aber ich ſehe, daß Sie wegen ihrer ſchlechten Kleidung verlegen ſind. Sie würden nicht zufrieden werden, wenn Sie in derſelben unter der Leute Augen umhergehen ſollten; und gleichwohl könnten wohl Jahre vergehen, ehe Sie im Stande wären, ſich ordentlich zu kleiden. Hier, Freund! hier in dieſem Tuche werden Sie finden, was Sie nöthig haben. Ich gebe es ihnen, nicht als ein Almoſen, ſondern als ein freundſchaftliches Geſchenk.

Friedrichſon ſchlug das Tuch auf, und war ganz außer ſich, da er darinne Wäſche, Tuch zum Kleide und Beinkleidern, Strümpfe und alles fand, was er nöthig hatte, wenn er ſich wieder mit Anſtand in Geſellſchaft zeigen wollte.

Er war durch dieſe **Wohlthätigkeit** ſo gerührt, daß er nichts vorbringen konnte, als — mein Erretter! mein Wohlthäter! Engel, den mir Gott geſandt hat! Itzo wollte er vor ihm auf die Knie fallen. Aber Herrmann ging fort und ſagte: ich ſehe daß Sie zu ſehr zerſtreut ſind. Faſſen Sie ſich, und ſchenken Sie mir bald die Freude, Sie recht glücklich zu ſehen.

Gleich vor der Stubenthür begegnete ihm Sophie, die ihn ſehr liebreich bey der Hand nahm und ihm bat, ihr zu Tiſche zu folgen. Er ſetzte ſich, ſpeiſte, ſprach aber ſehr wenig. Sophie war ſehr begierig, die Urſache ſeines Stillſchweigens zu erfahren. Sie that verſchiedene Fragen an ihn, erfuhr aber nichts gewiſſes. Unterdeſſen waren die aufgetragenen Gerichte verzehrt, und ſie winkte ihren Kindern, daß ſie ſich nun entfernen könnten.

Kaum waren dieſe fort, ſo ſtund ſie auf, und ſagte: ſo will ich doch ſehen, ob ich nicht im Stande bin, dich geſprächig zu machen, gieng über ihren Schrank und holte ein Fläſchchen Maderawein, damit ihr ihre Mutter, den Tag zuvor, ein Geſchenk gemacht hatte.

Hier ſagte ſie, Herrmännchen! hier iſt etwas, das die Zunge löſet. Sie ſchenkte ihm ein Gläschen ein, er nahm es lächelnd an und koſtete es.

Nu? fragte ſie, wie ſchmeckte dieß?

Gut, ſehr gut, liebes Weib! antwortete er, aber ich habe heute etwas geſchmeckt, das ſüßer iſt, als der köſtlichſte Wein — das Vergnügen des Wohlthuns habe ich geſchmeckt. Ich habe heute Friedrichſon geprüft, und gefunden, daß er ein ehrlicher Mann iſt. Da habe ich ihn kleiden laſſen, habe ihm einige Geſchäfte in meiner Handlung aufgetragen und dagegen ein kleines Gehalt verſprochen. Wenn er arbeitſam, treu und ordentlich iſt, ſo hoffe ich ihn auch bald dahin zu bringen, daß er ſeine eigne Handlung anfangen kann. Ach! du hätteſt ſehen ſollen, wie der Mann gerührt war: er weinte, er wollte vor mir auf die Knie fallen. O Sophie! (hier fiel er vor Vergnügen um ihren Hals) **unter allen Vergnügen iſt das ſüſſeſte, das Vergnügen des Wohlthuns.** Dieſer Wein macht meinem Gaumen einen angenehmen Kützel, der nach einigen Minuten vorbey iſt. Aber — wenn ich das Glück haben ſollte, Friedrichſon zu retten, wenn ich ihn aus einem Müßiggänger, aus einem Bettler, zu einem arbeitſamen Manne machen könnte, der nun ohne Sorgen ſein Auskommen hätte — das wäre eine Freude für mich auf meine ganze Lebenszeit. So oft ich ihn ſähe, ſo würde mein Herz mir ſagen, den haſt du gerettet, und da würde ich mich allemal ſo freuen, wie du, wenn das liebe Mädchen zu dir kommt, das du haſt erziehen laſſen. „

„Du haſt Recht, guter Mann! ſagte Sophie, laß uns fortfahren, von unſerm Vermögen, den Elenden wohlzuthun, ſo werden wir auch im Alter noch Freude haben, wenn wir andere Vergnügungen nicht mehr genießen können. „

Zwanzigſtes Kapitel.

Die Fortſetzung dieſes Geſprächs wurde durch einen Ladendiener unterbrochen, den Herrmann ſeit einigen Tagen bekommen, und dem er verſchiedene kleine Geſchäfte aufgetragen hatte, um daraus zu ſehen, ob er ſo viel gelernt hätte, als er zu Führung der Handlung wiſſen mußte. Itzo trat er herein, um Herrmannen zu zeigen, was er ausgearbeitet hätte. Es war ein franzöſiſcher, ein deutſcher Brief und eine kleine Rechnung.

Herrmann ſahe es durch und ſchüttelte den Kopf. Was iſt denn dieß für eine Sprache, fragte er, in welcher dieſer Brief aufgeſetzt iſt?

Franzöſiſch, antwortete der junge Menſch.

Franzöſiſch? fragte Herrmann weiter, dieß hätte ich nicht gewußt, wenn ſie es mir nicht geſagt hätten. Davon verſtehe ich ja faſt gar nichts. Da iſt ja keine Zeile ohne Fehler. Und dieſer deutſche Brief — ſehen Sie einmal ſelbſt, wie fehlerhaft er geſchrieben iſt! huntert Funt Feſſer, vunfzig Funt Muſchgate nis — welcher Deutſcher wird denn ſo ſchreiben? Die Rechnung iſt ja auch falſch, Sie haben ſich ja um 275 Reichsthaler verrechnet. „

Der junge Menſch wurde blutroth, und wußte kein Wort zu ſeiner Verantwortung hervorzubringen.

Ich bedaure Sie, fuhr Herrmann fort, Sie ſind ein unglücklicher Menſch. Ich kann Sie in meiner Handlung nicht brauchen.

„Ach, lieber Herr Herrmann! rief der junge Unglückliche aus! verſtoßen Sie mich doch ja nicht. Ich will gerne recht fleißig ſeyn, daß ich noch etwas lerne. „

„Das hätten Sie eher thun ſollen, war die Antwort, Sie ſind nicht zu mir kommen franzöſiſch, Schreiben und Rechnen zu lernen, ſondern um meine Handlung zu führen. Da Sie nun dieß nicht können, ſo ſind Sie mir weiter nichts nütze. Kurz, pakken Sie heute ihre Sachen ein, damit Sie mit der morgenden Poſt wieder abgehen können. Und daß Sie ſehen, daß ich Mitleiden mit ihnen habe, ſo will ich ihnen die Reiſekoſten völlig bezahlen.„

„Der junge Menſch wollte weiter reden, aber Herrmann gieng fort, ließ ihn ſtehen, und ſagte noch im Weggehen: Sie wiſſen meinen Entſchluß, richten Sie ſich darnach!

Da ſtund nun der arme Menſch, rang die Hände, lief ängſtlich die Stube auf und ab und klagte — ach, meine armen Eltern! meine armen Eltern! was werden dieſe ſagen, wenn ich wieder nach Hauſe komme. Die ſterben vor Gram —, haben ſo viel Geld an mich gewendet — nun hab ich nichts gelernt — bin gänzlich unwiſſend — **o, wenn ich doch meine vorigen Jahre zurückbringen könnte!** wo ich ſo vieles hätte lernen können, und die ich wegen meines Leichtſinns und meiner Flatterhaftigkeit nicht benutzet habe!

Sophie fuhr unterdeſſen fort, Anſtalten zu der bevorſtehenden Hochzeit zu machen. Und da ſie es für nöthig fand, verſchiedene Veränderungen an ihrem und ihrer Tochter Kopfputze vorzunehmen, ſo entſchloß ſie ſich, ſelbſt zur Putzmacherin zu gehen, und mit ihr deswegen

Unterredung anzuſtellen. Sie gieng in die neue Straße, in der ſie wohnen ſollte, und da ſie ihr Haus ausgefragt hatte, ſo gieng ſie in daſſelbe, und pochte an dem erſten Zimmer an. Herein! rief man mit gräßlicher Stimme, ſie öfnete die Thür — aber wie erſchrack ſie, als ſie einen Mann vor ſich ſahe, der ſie ſo grimmig anblickte, als wenn er ſie erſtechen wollte. Es war Herr Harpax, der wegen ſeines Geizes in der ganzen Stadt bekannt war. Er dachte auf weiter nichts, als wie er Geld erwerben wollte, brachte es oft auf eine unrechtmäßige Art an ſich, und ob er gleich ſo viel zuſammen geſcharret hatte, daß er recht bequem davon hätte leben können, ſo hatte er es doch ſo lieb, daß ihn jeder Pfennig dauerte, den er ausgeben mußte. Er behalf ſich daher mit der elendeſten Koſt und Kleidung, und nahm an keinem geſellſchaftlichen Vergnügen Theil, das mit einigem Aufwande verknüpft war. Itzo ſaß er in einer Stube, deren Wände ſo ſchwarz, und deren Fußboden ſo ſchmuzig war, daß man daraus leicht ſchließen konnte, daß ſie wenigſtens in zwey Jahren nicht war gereiniget worden. Sein Anzug war ein zerriſſener Schlafrock, deſſen

ſen eigentliche Farbe man nicht wohl mehr erkennen konnte; auf dem Tiſche ſtunden noch die Ueberbleibſel der Mittagsmahlzeit, die in einem Heringe und einem alten Käſe beſtanden hatte. Der übrige Theil des Tiſches lag voll Goldſtükken, davon er eben itzo die leichteſten ausſuchte, um jemanden damit betrügen zu können.

Mit bebender Stimme ſagte Sophie: o mein Herr! ich bitte recht ſehr — was bitten! was bitten! antwortete er, die Betteley hat den ganzen Tag kein Ende. Ich habe es ihr geſtern ſchon geſagt, wenn Sie ein Pfand hat, ſo ſoll Sie Geld haben, außerdem bekommt Sie keines, und wenn Sie mir gleich zu Fuße fiele.

Was meynen Sie, mein Herr? fragte Sophie mit einiger Heftigkeit, glauben Sie, daß ich eine Bettlerin bin, und faßte ſchon die Thür, um fortzugehn. Da erkannte ſie Harpax und gerieth darüber in große Unruhe.

„O, Sie ſind, ſagte er ängſtlich, die Madame Herrmann. Verzeihen Sie mir, daß ich Sie nicht gekannt habe. Es war geſtern eine Frau bey mir, die mich um hundert Thaler plagte. Der habe ich geſagt, daß ſie es nicht bekäme, wenn ſie nicht ein Pfand brächte. Da dachte ich ſie wäre es. Man muß ja freylich ſein Bischen ſauern Schweiß zu Rathe halten, wenn man als ein ehrlicher Mann durch die Welt kommen will. **Ich bin ein recht armer unglücklicher Mann!** keinen Groſchen traue ich an mich zu wenden. Schon vor drey Jahren habe ich mir einen neuen Schlafrock kaufen wollen, und es iſt noch nicht dazu gekommen. Madame Herrmann! ſo wahr ich hier vor ihnen ſtehe, den vorigen Winter habe ich Hände und Füße erfroren gehabt, weil ich mir kein Holz zu kaufen getrauete, da die Klafter acht Groſchen mehr als gewöhnlich koſtete. Und nun will alles, was mich anſieht, Geld von mir haben. Ein rechter geplagter Mann bin ich. Glauben Sie es mir, Madame Herrmann. „

Aber was hilft denn ihnen ihr Geld, fragte Sophie, wenn Sie keinen Gebrauch davon machen wollen?

„Muß ich denn, antwortete er, nicht für mein Alter ſorgen? ich weis ja nicht wie lange mich Gott leben läßt. Man weis ja auch nicht wie die Fälle kommen, ich kann ja bettlägerig werden, und wer giebt mir denn da etwas, wenn ich nichts habe? „

Aber mich dünkt, fuhr Sophie fort, Sie ſind ja ſchon ziemlich alt.

„Eben deswegen, verſetzte Harpax, muß ich noch meine letzten Kräfte zuſammen nehmen, um einen kleinen Nothpfennig zu erwerben. Ich habe ja auch Kinder, einen Sohn und eine Tochter, denen muß ich doch auch etwas ſammeln. Aber, ach, da iſt kein Dank zu verdienen. Immer plagen ſie mich um Geld. Und was ſoll ich alter Mann ihnen denn mein Geld geben? ſie ſind ja jung, ſie haben ja ihre eignen Haushaltungen, ſie können ja ſich ſelbſt verſorgen. Da iſt keine Liebe nicht, ich weis, daß ſie alle Stunden zählen, ehe ich ſterbe. Ich armer Mann! von aller Welt bin ich verlaſſen, meine eignen Kinder haben mich nicht lieb.„

Haben Sie ihnen denn, fragte Sophie, ſchon mit vielem Gelde geholfen?

Mit keinem Kreuzer nicht, antwortete Harpax. So lange ich lebe bekommt niemand einen Heller von mir. Wenn ich todt bin, nun da mögen ſie alles nehmen.

Da dürfen Sie ſich aber auch nicht wundern, erwiederte Sophie, wenn ihre Kinder Sie nicht lieben, und ihren Tod wünſchen. Aber können

Sie mir nicht ſagen, wo ich die Frau Huldrichin finden kann?

„Sie iſt gleich hier in der Nähe,“ antwortete er lächelnd, wenn Sie ſich nur die Treppe hinauf bemühen wollen, rechter Hand auf dem Saale auf No. 5. da werden Sie ſie finden.“

Sophie empfahl ſich, und bat ihn ihr zu verzeihen, daß ſie ihn in ſeinen Geſchäften geſtöret habe. Da ſie den einen Fuß zur Thür hinausgeſetzt hatte, fragte er, ob er mit einem Glaſe Wein aufwarten könnte? ſie ſchlug es aber lächelnd aus, und gieng die Treppe hinauf, nach der Stube zu, die ihr Harpax beſchrieben hatte.

Hier traf ſie ganz andre Wirthſchaft an. Sie kam in ein Zimmer, das zwar nicht prächtig aufgeputzt, aber doch durchgehends reinlich war, und wo ſich alles in der beſten Ordnung befand. Am Tiſche ſaß die Frau Huldrichin, ſehr reinlich gekleidet, und neben ihr zwey liebe freundliche Töchter. Alle waren damit beſchäftigt, einen Kopfputz zu verfertigen.

Sophie wurde ſehr liebreich empfangen, und unterredete ſich mit der Frau Huldrichin wegen des Kopfputzes, den ſie ihr verfertigen ſollte.

Sie bewunderte ihre Ordnung, ihre Geſchicklichkeit, und ihren und ihrer Töchter Fleiß.

Ja, ſagte ſie, daß iſt das Erbtheil, das ich von meiner lieben Mutter bekommen habe.

Dies muß, antwortete Sophie, eine ſehr vortrefliche Frau geweſen ſeyn, ich möchte ſie wohl gekannt haben.

„Sie war auch eine vortrefliche Frau, fuhr die Frau Huldrichin fort, wenn es gleich meine Mutter geweſen iſt, ſo muß ich es ihr doch im Grabe nachrühmen. Sie hatte ein ſehr anſehnliches Vermögen, das ſich wohl auf zwanzigtauſend Thaler belaufen mochte. Aber ſie ſagte immer zu mir: Friederike! Friederike! verlaß dich nicht auf mein Geld! denn Geld iſt eine gar vergängliche Sache. lerne etwas, daß du ein geſchicktes Mädchen wirſt, ſo kannſt du einmal mit deiner Geſchicklichkeit dich nähren, wenn du um dein Geld kommen ſollteſt. Sie ließ mich deswegen in allen weiblichen Geſchäften unterrichten, ich mußte nähen, ſpinnen, ſtrikken, ſtikken, kochen, kurz alles lernen, was eine künftige Haushälterin wiſſen muß. Bey ihrem Vermögen hätte ich nicht nöthig gehabt zu arbeiten, keine meiner Freundinnen, die doch zum Theil nicht einmal ſo reich waren, als ich, ich war einzige Tochter, pflegte zu arbeiten, aber ich mußte doch täglich etliche Stunden zur Arbeit anwenden. Ach, noch danke ich ihr dieſe gute Erziehung im Grabe. Sie ſtarb ſehr frühzeitig, ſie war kaum ſechs und dreyßig Jahr alt, da ſie ſtarb. Ich bekam bald einen Mann, er war von hier gebürtig, ließ ſich aber in Caſſel, wo meine Mutter gewohnt hatte, nieder. Er trieb die Handlung, aber ach! ſo unglücklich, daß er nach ohngefähr acht Jahren einen völligen Bankerut machte, in dem ich mein ſämmtliches Vermögen einbüßte. Er überlebte dieſen Verluſt nicht gar lange, denn er ſtarb bald darauf an einer auszehrenden Krankheit. Der liebe Mann! er war nicht älter, als ſechs und dreyßig Jahr. Er hinterließ mir nichts als dieſe zwey Töchter. Ich war ihre einzige Verſorgerin, und wußte doch nicht, wovon ich ſie verſorgen ſollte. Ich wendete mich hierher, weil man mir Hofnung gemacht hatte, daß ich von der väterlichen Verlaſſenſchaft meines verſtorbenen Mannes noch etwas zu erwarten hätte. Da ich aber hierher kam, empfieng ich nicht mehr als ohngefähr funfzig Thaler, davon ich mein und meiner Kinder Leben ein halbes Jahr kümmerlich erhielt. Da dachte ich an die Rede meiner lieben Mutter, wenn du einmal um dein Vermögen kommen ſollteſt, ſo kannſt du dich mit deiner Geſchicklichkeit ernähren. Ich ſieng alſo an zu nähen, zu ſtrikken, weiblichen Putz zu verfertigen, und führte meine Töchter zu eben dieſen Geſchäften an. Eine alte Frau, der ich einige Gefälligkeiten erwieſen hatte, war ſehr geſchäftig unſere Arbeiten zu verkaufen und meine Geſchicklichkeit bekannt zu machen. Da bekam ich bald ſo viel zu arbeiten, daß ich nicht alles annehmen konnte, was mir aufgetragen wurde. Und ſo habe ich denn ſeit etlichen Jahren ſo viel erworben, daß ich niemals Mangel gelitten habe, niemals habe ſorgen dürfen. Ich lebe itzo ſo vergnügt, und faſt noch vergnügter, als da ich noch reich war. Mein Geld iſt verlohren, aber meine Geſchicklichkeit, die mir meine Mutter beygebracht hat, habe ich noch, und die ernähret mich und meine Kinder."

Sophie war ausnehmend vergnügt, daß ſie eine ſo liebe, vernünftige und rechtſchafne Frau hatte kennen lernen; ſie umarmte und küßte ſie und ihre lieben Kinder, und ermunterte ſie, daß ſie immer bey dieſen Gedanken bleiben, und ſich immer mehrere Geſchicklichkeit zu erwerben ſuchen ſollten, ſo würden ſie gewiß weder Mangel leiden noch ſorgen dürfen. Sie bat auf das liebreichſte die Frau Huldrichin, ihr künftig ihre Liebe und Freundſchaft zu ſchenken. Denn gegen ein ſo geſchicktes und vernünftiges Frauenzimmer, wenn es auch gleich arm wäre, hätte ſie weit mehr Hochachtung, als gegen ein andres, das zwar viel Geld, aber keine guten Eigenſchaften hätte.

Das Geſpräch wurde durch ein leiſes Klopfen an der Thür unterbrochen. Herein! rief die Huldrichin. Die Thür öfnete ſich, und ein armes Weib trat herein, die ausſah wie der Jammer.

„Erbarmen Sie ſich über mich! liebe Frauen! erbarmen Sie ſich, ſagte ſie, ich bin eine gar arme Frau. Ich habe in meinem Leben niemanden um Wohlthaten angeſprochen, aber itzo — itzo kann ich nicht weiter, ich muß um Ihre Barmherzigkeit bitten. Mein Mann, der ein Schneider iſt, hat mich und meine Kinder viele Jahre, mit ſeiner Arbeit, redlich genährt.

Aber ſeit vier Wochen iſt er ſchon krank und kann nichts mehr verdienen. Ich kann auch nichts verdienen, denn ich muß ihn Tag und Nacht warten. Ich habe ſechs lebendige Kinder, die wollen alle Tage Brod, und der arme kranke Mann will Arzney und bisweilen ein Labſal haben, und ich weiß keinen Rath zu ſchaffen. Da war ich eben itzo bey einem Manne, der im untern Stockwerk wohnet. Ach, das war ein *unbarmherziger* Mann! Man ſollte nicht meynen, daß es ſolche Leute auf der Erde gäbe. Er gab mir nicht nur nichts, ſondern er ſchalt mich auch noch aus, und hieß mich eine faule und lüderliche Frau, die ihr Vermögen im Brandwein vertrunken hätte. Ach *das ſchmerzt! das ſchmerzt!* Es thut ſchon wehe genug, wenn man Noth leiden muß; Wenn aber andre Menſchen vor der Noth ihr Herz verſchließen, oder uns wohl gar deswegen Vorwürfe machen, das iſt unerträglich.“

Warum, fragte Sophie unwillig, ſeyd ihr denn nicht zu mir gekommen, und habt euch mir entdeckt? euer Mann hat ja lange für mich gearbeitet, und ich habe ihn immer als einen ehrlichen und geſchickten Mann gekannt. Und ſolche Leute dürfen durchaus keine Noth leiden.

Wenn ſie auch durch Krankheit und andre Widerwärtigkeiten bisweilen in Kummer geſetzt werden, ſo iſt doch gewiß jeder gute Menſch, der ſie kennt, bereit ſie zu unterſtützen. Von nun an, liebe Frau! könnet ihr täglich in mein Haus kommen, und abholen was ihr zur Erhaltung eurer Kinder und Verpflegung eures Mannes für nöthig haltet. Und hier — hier iſt etwas, um vors erſte die nöthigen Ausgaben beſtreiten zu können.“

Sie drückte ihr einige Speciesthaler in die Hand, die Huldrichin gab ihr auch einen Gulden, und ſogar die Kinder nöthigten ſie ein Paar Groſchen, von ihrem Taſchengelde, anzunehmen.

Die Frau war vor Freuden außer ſich. Bin ich, ſagte ſie, unter Engeln oder Menſchen? Ach, nun ſehe ich doch, daß es noch gute Leute auf der Welt giebt. Ach was für Freude werde ich bey meinem Manne und meinen Kindern anrichten, wenn ich nach Hauſe komme! tauſend, tauſend Dank, für ihre Barmherzigkeit, lieben Frauen! Der liebe Gott vergelte es ihnen tauſendfältig, was ſie an mir thun!

Sie gieng fort und die Geſellſchaft ſahe ihr mit naſſen Augen nach.

Sophie ſchied bald auch von der Huldrichin, verſicherte ſie nochmals ihrer Freundſchaft, und daß ſie ſich ſehr glücklich ſchätze, daß ſie zu ihr gekommen wäre, weil ſie nicht nur an ihr eine ſo würdige Frau habe kennen lernen, ſondern auch Gelegenheit gefunden habe, ſo viele leidende Menſchen zu erfreuen.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Da Sophie nach Hauſe kam, traf ſie bey ihrem Manne einen Fremden an, der nach N. gekommen war, um dem Hochzeitfeſte ſeines Freundes, des Hofrath Alberts, beyzuwohnen, und der Herrmannen beſuchte, weil er ihm von dem Hofrathe, als ein ſehr rechtſchaffner Mann, war gerühmt worden. Es war ein Rector aus einem benachbarten Städtchen. Er war eben im Begrif fortzugehen, weil er, wie er ſagte, noch verſchiedene Geſchäfte zu beſorgen habe. Herrmann ließ ihn gehen, weil er ſah, daß er ſich nicht wollte halten laſſen, doch mußte er ihm erſt verſprechen, daß er bald wieder kommen und eine kleine Abendmahlzeit mit ihm einnehmen wolle.

Da er fort war, fragte Ludwig höniſch: „aber, lieber Vater, warum nöthigen Sie denn ſo ſehr einen ſo einfältigen Mann? bey dem Manne könnte ich keine Viertelſtunde aushalten. Er hatte ja gar keine Lebensart. Er gieng mit den Füßen einwärts, die Schultern hiengen vorwärts, er hatte einen Rock, ſo altmodiſch, wie ihn gewiß kein vernünftiger Menſch mehr trägt, und hatte überhaupt einen Anſtand, wie ein Bauer.“

„Ludwig! Ludwig! antwortete Herrmann, übereile dich in deinem Urtheile nicht! Dieſer Mann, ob er gleich äußerlich einen ſchlechten Anſtand hat, kann doch ein ſehr vernünftiger Mann ſeyn, der ſehr, ſehr viel Gutes ſtiftet. Wenn du dieſe Fehler an dir hätteſt, ſo wäreſt du ſehr zu tadeln, weil ich ſchon viel an dich gewendet habe, und dir beſtändig Gelegenheit verſchaffe, mit Leuten, die eine feine Lebensart haben, umzugehen, um deine Sitten zu verfeinern und dir einen guten äußerlichen Anſtand zu verſchaffen. Wahrſcheinlicher Weiſe hat aber dieſer Mann dieß alles nicht gehabt; vielleicht hatte er Eltern die nichts auf ihn wenden konnten, vielleicht iſt er aufgewachſen auf der Studierſtube, ohne Gelegenheit zu haben, mit vielen Menſchen umzugehen. Und itzo hat er wahrſcheinlicher Weiſe zu viele Schularbeit, daß ihm keine Zeit mehr übrig bleibt, an die Verfeinerung ſeines Anſtandes zu denken.“

Ludwig konnte dieß nicht glauben, und ſagte, was will doch ſo ein Mann wiſſen? Was will doch ſo ein Mann für Gutes ſtiften?

Herrmann hätte ihm gern geantwortet, und ihm ſeine Unbeſonnenheit verwieſen, aber Herr Friedrichſon trat eben in das Zimmer und unterbrach das Geſpräch. Er war auch mit zur Abendmahlzeit gebeten, und von Herrmannen mit Kleidern vors erſte ſo verſehen worden, daß er mit Anſtand in der Geſellſchaft erſcheinen konnte. Er wollte wieder anfangen ſeinem Wohlthäter für ſeine Wohlthätigkeit zu danken. Dieſer fiel ihm aber in die Rede, und ſagte: kein Wort mehr hiervon, lieber Mann! Der beſte Dank, den Sie mir geben können, und den ich von Ihnen erwarte, iſt dieſer, daß Sie ſich alle Mühe geben, ein recht fleißiger und ordentlicher Mann zu werden. Denn wenn Sie dieß nicht würden, ſo wäre ja alles umſonſt, wenn ich auch noch mehr an Ihnen thun wollte.

Friedrichſon verſicherte, daß er gewiß alle ſeine Kräfte anwenden wolle, um ein ſolcher Mann zu werden, mit dem er zufrieden ſeyn könnte. Er brachte zugleich einige Arbeit hervor, die er den Tag über verfertiget hatte, zeigte ſie Hermannen, und bat ihm anzuzeigen, ob er wohl damit zufrieden ſey? es waren ein Paar franzöſiſche und deutſche Briefe, und eine ziemlich weitläuftige Rechnung. Herrmann ſah alles durch und fand ſehr wenig dabey zu erinnern. Beyde waren darüber ausnehmend vergnügt, und Friedrichſon konnte nicht Worte genug finden, ſeine Freude auszudrükken, die er darüber empfände, daß er aus dem Elende herausgeriſſen und zugleich in Thätigkeit ſey geſetzt worden. Er ſagte ſogar, daß er glaube, künftig bey einer thätigen Lebensart weit vergnügter zu ſeyn, als ehemals, da er im Ueberfluſſe, in beſtändiger Zerſtreuung und immerwährendem Müßiggange lebte.

Itzo kam der Rector zurück. Friedrichſon gerieth bey ſeiner Ankunft in Beſtürzung. Er ſchwieg etliche Minuten ſtill und ſah ihn ſtarr an. Endlich fragte er: um Vergebung, ſind Sie nicht Herr Gutmann?

Ja, antwortete der Rector, ich bin es. Woher habe ich denn die Ehre Ihnen bekannt zu ſeyn?

Haben Sie nicht, fuhr Friedrichſon fort, ehemals im Friedrichſonſchen Hauſe zu Stendal informiret?

Ja! vor ohngefähr ſechszehn Jahren, gab der Rector zur Antwort.

Da ſprang Friedrichſon auf, fiel ihm um den Hals und rief: „o beſter Mann! mein Wohlthäter! erinnern Sie ſich nicht mehr des kleinen Friedrichſons, den Sie ehemals unterrichtet haben? Der bin ich. Sie ſind mein Erhalter, mein **Verſorger**! mein ganzes Glück muß ich Ihnen zuſchreiben. Sie ſind — .

Da kam ein Bedienter und meldete, daß die Tafel gedeckt ſey und die Gäſte erwartet würden. Friedrichſon mußte alſo abbrechen, nahm ſeinen lieben Lehrer ſehr freundſchaftlich bey der Hand, und ging mit ihm in das Speiſezimmer.

Während der Mahlzeit ſprach aber Friedrichſon von nichts, als von dem Unterrichte, den er in ſeiner Jugend von dem Rector Gutmann genoſſen habe.

„Ich erinnere mich, ſagte er, noch gar wohl, wie redlich Sie mit mir gehandelt haben. Wie manche Stunde haben Sie mich ermahnt, daß ich ſein fleißig ſeyn und meine Jugendzeit recht gut anwenden ſollte! Sie ſtellten mir immer vor, wie verachtet und unglücklich ein Menſch ſey, der in der Jugend nichts gelernt habe! Wäre es nach meinem Sinne gegangen, ſo hätte ich gar nichts gethan als geſpielt und gelärmt. Wenn ſie kamen, und mich vom Kegelplätze oder vom Ballſpiele abriefen, und mich nöthigten in ihre Stunden zu gehen — o da war ich vielmals böſe auf Sie, und wünſchte, daß Sie aus unſerm Hauſe weg ſeyn möchten. Sie kehrten ſich aber immer nicht daran, und fuhren immer fort mich zu ermuntern, daß ich doch wenigſtens Rechnen, Schreiben und Franzöſiſch lernen ſollte. Ich habe auch manche Züchtigung von ihnen ausſtehen müſſen. Da dachte ich immer Sie wären ein böſer Mann. Aber nun lieber Mann! nun ſehe ich es vollkommen ein, daß faſt kein Menſch in der Welt mir ſo viel Gutes gethan hat, als Sie. Ich muß es Ihnen nur ſagen. Mein ganzes Vermögen iſt dahin, meiner Frauen Vermögen iſt nicht mehr, ich habe einen reichen Vetter beerbet, davon iſt auch nichts mehr da. Aber was Sie mich gelehrt haben, das Rechnen, das Schreiben, das Franzöſiſche, das habe ich noch, das ſchaft mir itzo Brod. Mein Wohlthäter! Dank! Dank! für jede Stunde, da Sie mich unterrichtet, für jede Ermunterung, für jede Züchtigung, die Sie mir gegeben haben!“

Der Rector Gutmann war durch dieß Geſpräch des Herrn Friedrichſons ſehr gerührt worden. Er ſagte: „es iſt mir doch eine ungemeine Freude, wenn Sie glauben, daß ich zu ihrem Glücke etwas beygetragen habe. Dieß iſt aber auch die beſte Belohnung, die wir Lehrer für unſre Arbeiten bekommen, daß wir doch bisweilen das Vergnügen erleben, zu ſehen, daß wir damit Gutes geſtiftet haben. Lehrer Arbeit iſt gar eine ſaure Arbeit. Die Kinder ſind insgemein leichtfertig und machen uns durch ihren Muthwillen vielen Verdruß. Sie ſind auch oft ſo unverſtändig, daß ſie glauben man meyne es böſe mit ihnen, wenn man ſie zur Arbeit anhalten will. Und die Erwachſenen belohnen uns auch oft gar zu ſchlecht. Wenn die Kinder etwas lernen, ſo ſchreibt man es ihren guten

Köpfen zu, und wenn ſie nichts lernen, ſo wird uns die Schuld davon beygemeſſen. Unſere Beſoldung iſt insgemein ſehr kümmerlich, und reicht kaum zu, uns und unſre Familie zu ernähren. Wenn man denn unter ſolchen Umſtänden ein verdrüßliches Anſehen bekommt, und ſich nicht ſo gut als andre kleiden kann, die bey weniger Arbeit im Ueberfluſſe leben, ſo wird man wohl noch verachtet und als ein Mann verſpottet, der keine Lebensart hätte. Herr Friedrichſon! Herr Friedrichſon! wenn man nicht bisweilen die Freude hätte zu ſehen, daß man etwas Gutes ausgerichtet hätte, man müßte unter ſeinem Kummer erliegen."

„Hier konnte es Ludwig nicht länger aushalten. Er ſtund von der Tafel auf, trat in einen Winkel und weinte. Sein Vater gieng ihm nach, und erkundigte ſich nach der Urſache ſeines Weinens. „Ach! ſagte er, **ich habe dieſen lieben Mann mit Unrecht getadelt,** das dauert mich gar zu ſehr. Er iſt ja gar ein vernünftiger Mann, der ſo viel Gutes ſtiftet, und ſo ſchlecht belohnt wird. Wenn ich doch wüßte, wie ich es wieder gut machen ſollte. „

Sein Vater ſuchte ihn zu beruhigen, und beredete ihn, ſich wieder zu Tiſche zu ſetzen, gab ihm aber auch dabey die ernſtliche Erinnerung, daß er künftig doch ja mit ſeinem Tadel vorſichtig ſeyn möchte. Die brauchbarſten Männer hätten bisweilen einen ſchlechten Anſtand. Und manche, die außerordentliche Feinheit in ihrem Betragen zeigten, wären doch nur unwiſſende und boshafte Leute. Man dürfe auch nicht gleich einen Menſchen wegen eines oder des andern Fehlers verſpotten, denn er könne dem ohngeachtet noch viel Gutes an ſich haben. „

Da gieng denn Ludwig wieder an den Tiſch, ſchmiegte ſich aber immer an den Rektor an, nahm ſeine Hand, ſtreichelte ſie, küßte ſie, und ſahe ihn ſo wehmüthig an, als wenn er ſagen wollte, es dauert mich gar zu ſehr, daß ich über einen ſo guten und nützlichen Mann geſpottet habe.

Die Geſellſchaft gieng, nachdem Rektor Gutmann noch einiges von den Beſchwerlichkeiten des Lehramtes geſagt hatte, aus einander, Herrmann und Friedrichſon küßten den Rektor und ermunterten ihn, in ſeinen Arbeiten unverdroſſen fortzufahren. Ludwig aber ſahe ihn an und ſagte: darf ich Sie nicht auch küſſen? Da küßte ihn der Rektor etlichemal gar herzlich; und Ludwig hing wohl eine Minute an ſeinem Halſe und weinte.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Den andern Tag, da die Familie frühſtückte, ereignete ſich gar ein vergnügter Auftritt. Niemand war freundlicher als Luischen. Sie ſchmunzelte immer um ihre Mutter herum und blinzelte, indem ſie die Milch trank, immer den Vater an.

Luischen, ſagte Herrmann, du biſt gewiß ſehr gut geweſen, weil es dir ſo wohl iſt. Kann wohl ſeyn, antwortete ſie, und ſchlich in das Nebenzimmer.

Bald darauf brachte ſie in einem Tiſchkörbchen die Falbeln, die ihr den vorigen Tag ihre Mutter zu ſäumen gegeben hatte. Sie ſetzte ſie auf den Tiſch, und ſagte: „Sie haben wohl recht, **durch Beſtändigkeit kann man unglaubliche Dinge möglich machen.** Sehen Sie! da ſind die Falbeln, die ich geſtern zu ſäumen bekam. Ich konnte nicht glauben, daß ich ſie fertig bringen würde, aber durch Beſtändigkeit, durch anhaltende Arbeit habe ich es doch möglich gemacht. Iſts nicht wahr, Mutter? wenn ich alle Augenblikke von meinem Stuhle weggelaufen wäre, hätte geſpielt, hätte zum Fenſter hinausgeſehn, da wäre ich noch nicht halb mit meiner Arbeit fertig. Das habe ich aber nicht gethan. Ich bin nicht von meinem Platze gegangen, als ſo lange ich ſpeiſete. Ich hörte etlichemal Italiener unter dem Fenſter ihre Waaren ausrufen, ich hatte große Luſt nach ihnen zu ſehen; das liebe Brüderchen da wollte mich auch ein paarmal zum Spiel verführen. Ich bin aber immer beſtändig geblieben. Ach, Mütterchen, wie iſt mir nun ſo wohl!„

Sophie umarmte ſie und lobte ihre Beſtändigkeit.

„Ja, fuhr ſie fort, ich habe eine rechte Freude, daß ich mit der Arbeit fertig bin. Wenn ich noch viel zu thun hätte, da würde ich immer verdrüßlich ſeyn. Da würde ich immer denken, wenn ich doch nur fertig wäre! wenn ich doch nur fertig wäre! und wenn ich etwa gar nicht fertig worden wäre, da würde ich mich ärgern! aber ſo — da bin ich ſo vergnügt, und ſo oft ich an Ihrem und meinem Kleide die Falbeln ſehen werde, werde ich wieder neue Freude haben. Das will ich aber merken. Wenn ich künftig einmal eine Arbeit anfange, ſo will ich nicht eher ruhn, bis ich Sie geendigt habe.“

Herrmann bezeugte ſein Vergnügen gleichfalls über Luischens Betragen, und ermahnete ſeine Kinder, daß ſie doch ja in allen ihren Arbeiten recht anhaltend und beſtändig ſeyn und nicht verdrüßlich werden ſollten, wenn es ihnen auch bisweilen etwas ſauer würde. Auf dieſe Art würden ſie ein recht vergnügtes Leben führen. Denn wenn man auf Arbeit dächte, die noch zu thun wäre, ſo würde man allemal unmuthig. Wenn man aber viel Arbeit geendigt hätte, ſo wäre man ſo vergnügt, wie itzo Luischen.

Die Kinder verſprachen es zu thun, und die Familie gieng aus einander, Luischen mit ihrer Mutter, Herrmann in die Schreibſtube, Ludwig aber zu ſeinem Informator.

Dieſer hatte ihn ſchon ſeit ein Paar Minuten im Gartenhäuschen erwartet, wo er ihn täglich, nebſt zwey andern Kindern, zu unterrichten pflegte.

Der Informator pflegte es mit ſeinen kleinen Schülern immer ſo zu halten, daß ſie, in einem ſchriftlichen Aufſatze, ihm anzeigen mußten, was ſie den Tag zuvor aus ſeinem Vortrage gemerkt hatten. Dadurch ſchafte er ihnen nicht nur Gelegenheit, das, was ſie gelernet hatten, zu wiederholen, ſondern er konnte auch immer erfahren, wer aufmerkſam und wer flatterhaft geweſen wäre.

Der kleine Erich mußte ſeinen Aufſatz zuerſt aufweiſen, und dieſer war ſo eingerichtet, daß der Informator recht wohl damit zufrieden war. Er hatte den Tag zuvor ſeinen Schülern die verſchiednen Arten der Inſekten kennen gelehrt, und ihnen gezeigt, was für einen mannichfaltigen Nutzen ſie hätten. Dieß alles hatte Erich recht gut gemerkt und aufgeſchrieben. Er erzählte von den verſchiednen Nahrungsmitteln, die dieſen Thierchen wären angewieſen worden, von ihren merkwürdigen Verwandlungen, von ihrem Aufenthalte im Winter, wie viele Vögelchen von ihnen lebten, und wie manchen Nutzen der Menſch von ihnen zöge.

Der Informator bezeigte hierüber ein großes Vergnügen, und ſagte: „ich ſehe wohl, daß du deine Gedanken, während des Unterrichts, auf meinen Vortrag, und hernach, bey dem Niederſchreiben, auf deinen Aufſatz gerichtet haſt. Du biſt aufmerkſam geweſen. Fahre doch ja fort dich in der Aufmerkſamkeit zu üben, richte deine Gedanken immer auf das Geſchäfte, das du treibſt, und auf das Vergnügen, das du genießeſt. Du gehſt z. E. durch einen Garten, ſo richte deine Gedanken immer auf das, was zunächſt um dich iſt, auf die Bäume, Blumen, Gräſer, die um dich wachſen, auf die Vögel, Schmetterlinge, Bienen, die um dich herumfliegen, kurz auf alles, was um dich her vorgeht. Da gieb einmal Achtung! Du wirſt ein ganzer Menſch werden. Du wirſt alle Tage mehr lernen, alle Tage klüger werden, und alle deine Geſchäfte werden dir ſo gut gerathen, wie dieſer Aufſatz. Von allen Seiten wird dir das Vergnügen entgegenſtrömen, denn du wirſt alles Schöne und Angenehme bemerken und fühlen, daß in jedem Biſſen, den du genießeſt, in jedem Blümchen, das du ſieheſt, in jedem Vögelchen, das du ſingen höreſt, zu finden iſt.“

Hierauf holte der Informator ein Buch herbey, das in einen ſchönen engliſchen Band gebunden war, und in welches er alles Gute zu ſchreiben pflegte, was er an ſeinen Schülern bemerkte, und zeichnete ein: den dreyßigſten Auguſt hat Erich mir einen ſehr ſtarken Beweis von ſeiner Aufmerkſamkeit, durch einen ſehr wohlgerathnen Aufſatz gegeben.

Da lächelte Erich!

Nun brachte Ludwig ſeinen Aufſatz bey, der war beyweitem ſo gut nicht gerathen. Er hatte nicht nur viele Anmerkungen ſeines Lehrers weggelaſſen, ſondern auch verſchiednes ganz falſch niedergeſchrieben. Von den Maykäfern z. E. hatte er geſchrieben, daß ſie ihre Eier auf die Bäume ſetzten, und von den Spinnen, daß ſie erſt eine zeitlang Nymphen wären.

Der Informator wurde darüber ſehr verdrüßlich, und ſagte: du biſt gewiß ſehr flatterhaft geweſen, du haſt deine Gedanken weder auf meinen Vortrag, noch auf deinen Aufſatz gerichtet, ſondern haſt ſie bey ganz andern Dingen gehabt. Iſt es nicht wahr? Hab ich es nicht errathen? ſag aufrichtig! wo haſt du deine Gedanken gehabt?

Ludwig ſchlug beſchämt ſeine Augen nieder, und ſagte: ich ſoll morgen mit zur Hochzeit gehn, bey den Hofrath Albert. Da hat mir die Hochzeit immer im Sinne gelegen. Immer dachte ich wie ſchön es da ſey! was für Geſellſchaft ich da finden, wie ich da ſpielen und tanzen würde.

„Das dachte ich wohl, ſagte der Informator. Nun lieber Ludwig lege den Fehler der Flatterhaftigkeit ja beyzeiten ab, und laß deine Gedanken nicht bey abweſenden oder zukünftigen Dingen umherſchwärmen! Sonſt, ſonſt, wird gewiß nichts aus dir. Du wirſt ſehr wenig lernen, deine Geſchäfte werden alle ſo übel ausfallen, wie dieſer Aufſatz, ja du wirſt nicht einmal im Stande ſeyn, Vergnügen zu genießen. Du wirſt Speiſe und Trank nehmen, und nicht ſchmekken wie angenehm es iſt, du wirſt durch Gärten und Fluren und Wälder wandeln, und nichts von ihren Schönheiten empfinden, wenn du deine Gedanken nicht darauf richteſt. Armer Ludwig.“

Ludwig ſah ihn wehmüthig an.

Hab ich nicht Recht, ſagte der Informator?

„Ja wohl haben Sie Recht, antwortete Ludwig. Ich habe geſtern gar nichts thun können.

nen. Ich wollte auf dem Klaviere ſpielen, aber keinen Takt konnte ich herausbringen, denn meine Gedanken waren nicht dabey. Vor Begierde, auf der Hochzeit zu ſeyn, habe ich geſtern zu Mittag das Eſſen faſt ungekäuet hinuntergeſchluckt, und nicht geſchmeckt was ich gegeſſen habe.“

„Da iſt es, fuhr der Informator fort, wahrhaſtig ſehr weit mit dir gekommen. Ich muß dieß aufzeichnen, damit ich es merke, und ſehen kann, ob du dieſen Fehler ablegen wirſt. Denn dieſer Fehler muß durchaus weg, wenn etwas aus dir werden ſoll. Aus einem flatterhaften Menſchen wird niemals etwas Tüchtiges.“

Ludwig ſahe den Informator mit ſo jamrigem Blikke an, als wenn er ſagen wollte: lieber Herr Informator! verzeihn Sie mir nur dießmal, es ſoll nie wieder geſchehen!

Der Informator kehrte ſich aber daran nicht. Er holte wirklich ein ſchwarzes Buch, in welches er die Fehler ſeiner Schüler einzutragen pflegte, und ſchrieb ein: **den dreyßigſten Auguſt, hat Ludwig durch einen ſehr** ſchlechten Aufſatz bewieſen, daß er ſehr flatterhaft ſey.

Ach das kränkte Ludwigen gar zu ſehr. Denn das ſchwarze Buch, ſowohl als das im engliſchen Bande, wurde von ſeinem Vater alle Woche einmal durchgeſehen.

Nun kam die Reihe an den dritten Knaben, welcher Karl hieß. Dieſer hatte aber gar keinen Aufſaß verfertiget. Als ihn der Informator fragte, warum er ſo nachläßig geweſen wäre? entſchuldigte er ſich damit: ſein Vater und ſeine Mutter hätten den geſtrigen Nachmittag eine Luſtreiſe auf das Land gethan, er habe ſie begleiten müſſen, und habe alſo gar keine Zeit zu Verfertigung des Aufſatzes gehabt.

Das iſt gewiß eine Lügen! gab ihm der Informator zur Antwort.

Nein wirklich nicht, ſagte Karl, und weinte bitterlich. Sie können meinen Vater ſelbſt fragen laſſen, wenn Sie mir nicht glauben wollen.

„Es könnte ja wohl ſeyn, fuhr der Informator fort, daß du mit deinem Vater verreiſt geweſen wäreſt. Wenn es Erich oder Ludwig ſagten, ſo glaubte ich es ihnen ohne weiteres Bedenken, denn ich weis daß dieſe immer die

Wahrheit reden. Wie kannſt du denn aber verlangen, daß ich dir glauben ſoll, da du mich ſchon belogen haſt? Erſt vorige Woche ſagteſt du mir, du hätteſt deinen Aufſatz nicht verfertigen können, weil du für deinen Vater habeſt arbeiten müſſen. Ich ließ mich bey ihm erkundigen, und erfuhr, daß es nicht wahr ſey. So weis ich alſo, daß du ein Lügner biſt: wie kann ich denn einem Lügner glauben? **Wer einmal gelogen hat, dem glaubt man nicht leicht wieder.**"

Da mußte denn das ſchwarze Buch her. Und obgleich Karl mit Thränen verſicherte, daß er dießmal die Wahrheit geredet habe: ſo wurde doch eingeſchrieben: **den dreyßigſten Auguſt hat Karl ſeinen Aufſaz nicht geliefert. Er hat ſich zwar damit entſchuldiget, er habe mit ſeinem Vater verreiſen müſſen: ich habe ihm aber nicht glauben können, weil ich weis, daß er ein Lügner iſt.**

Wenn ich ein ganzes Vierteljahr hindurch, ſetzte der Informator hinzu, dich nicht wieder auf einer Lügen ertappe, ſo will ich dir wieder glauben.

Nach geendigter Lehrſtunde ſuchten ſich die kleinen Männerchen noch im Garten ein Vergnügen zu machen. Ludwig führte ſeine Freunde zu dem Platze hin, der ihm von ſeinem Vater war angewieſen worden, und zeigte ihnen die Blumen und Küchengewächſe, die er auf demſelben gebauet hatte. Er fieng alsdenn an, den Saamen, der an ſeinen Sommergewächſen reif worden war, einzuſammeln, das Unkraut auszuraufen, und verſchiedne andre kleine Gärtnerarbeiten vorzunehmen, und ſeine Freunde halfen ihm. Da ſie etwas ermüdet waren; ſo zerſtreuten ſie ſich im Garten, der ziemlich groß war, und weideten ihre Augen an den mannichfaltigen Gewächſen, die in demſelben wuchſen.

Itzo ſchlug die Glokke zwölf. Dieß war die Stunde, da Herrmann zu ſpeiſen pflegte, und da alle ſeine Hausgenoſſen bey Tiſche ſich einfinden mußten. Ludwig ſagte es Erichen, und deutete ihm an, daß ſie ſich wohl nun würden trennen müſſen. Er ſuchte Karln auf, um auch dieſem es zu ſagen, der war aber nirgends zu finden. Sie riefen beyde, ſo laut ſie konnten, Karl! Karl! aber da war kein Karl weder zu hören noch zu ſehen.

Sie konnten alſo nicht anders glauben, als daß Karl ſchon nach Hauſe gegangen ſeyn müſſe, giengen deswegen aus dem Garten heraus und ſchloſſen ihn zu. Erich gieng nach Hauſe und Ludwig in das Speiſezimmer.

Karl war aber nicht nach Hauſe gegangen. Er hatte ſich, um ſeine Freunde zu vexiren, in eine Laube verſteckt, und glaubte daß ſie ſich ſeinetwegen ängſtigen, und nicht eher aus dem Garten gehen würden, bis ſie ihn gefunden hätten. Da er aber niemanden mehr rufen hörte, ſo beſorgte er doch, daß man ohne ihn fortgehen möchte. Er gieng alſo aus ſeinem Schlupfwinkel hervor, ſahe ſich nach ſeinen Freunden um, aber konnte keinen finden. Er rief Erich! Ludwig! und niemand antwortete ihm. Da lief er nach der Gartenthüre zu. Ah! die war verſchloſſen. Nun fieng ihm an angſt zu werden. Er rief wehmüthig, bald Erich! bald Ludwig! Bald Herr Herrmann! bald rief er die Namen von Herrmanns Hausgenoſſen. Wie konnte dieß aber gehört werden, da alles zu Tiſche war?

Da es nun nicht anders war, da er ohnmöglich die Thür öfnen, über die hohe Mauer nicht kommen, auch niemanden herbeyrufen konnte, ſo hätte er am beſten gethan, wenn er ganz ſtille geweſen wäre, und ganz gelaſſen gewartet hätte, bis jemand vorbey gegangen wäre. Das that er aber nicht, er wurde ungeduldig. Und, ohnerachtet niemand an ſeiner Einſperrung Schuld war, als er ſelbſt, ſo ſahe er ſich doch um, ob er nicht jemanden fände an dem er ſeinen ganzen Unwillen auslaſſen könnte. Da er niemanden ſahe, ſo ließ er ſeinen ganzen Unwillen an der armen unſchuldigen Gartenthüre aus. Er ſtampfte gegen dieſelbe, ſo ſtark als er nur konnte, und ſie würde gewiß geſprungen ſeyn, wenn ſie nicht von recht dikken Bohlen geweſen wäre. Zwanzigmal hatte er ſchon an die Gartenthür geſtampfet, ohne daß ſie nachgegeben hätte. Da wurde er immer erboſter. Er biß die Zähne zuſammen, ſammelte alle ſeine Kräfte, und ſtampfte noch einmal. Aber ah weh? was iſt das? ſein Fuß blieb an der Thür hängen, und er fieng ein erbärmliches Geſchrey an. Einen großen Nagel, den der Tiſchler umzuſchlagen vergeſſen hatte, als er die Thüre verfertigte, hatte er ſich mit ſolcher Heftigkeit in den Fuß geſtoßen, daß er beynahe durch und durch gegangen war. Da hieng nun der kleine ungeduldige Menſch, und konnte nicht wieder loskommen. Er verſuchte einigemal den Fuß wegzuziehen,

hen, es that aber allemal ſo wehe, daß er den Verſuch wieder einſtellen mußte. Nun vergieng ihm alle Bosheit. Das Blut lief zum Schuhe heraus, der Körper ruhte auf einem Fuße und der andre war feſt an die Thür geheftet.

In dieſer betrübten Stellung hatte er bereits eine Viertelſtunde zugebracht. Er fieng nun an blaß zu werden, ſeine Schenkel und alle ſeine Glieder zitterten, und er würde gewiß in Ohnmacht geſunken ſeyn, wenn nicht zum größten Glükke eine von Herrmanns Mägden vor dem Garten vorbey gegangen wäre, da rief er kläglich: ach helft mir!

Die Magd erſchrack über dieſe Stimme, lief geſchwinde in das Haus zurück, holte den Gartenſchlüſſel, und riß mit großer Heftigkeit die Thür auf. Da riß ſie zwar den Nagel aus Karls Fuße, es verurſachte ihm dieß aber einen ſo heftigen Schmerz, daß er wirklich wie ohnmächtig niederſank. Die Magd lief erſchrokken zu ihrer Herrſchaft und meldete ihr, daß Karl halb tod im Garten läge. Da kam Herrmann und ſeine ganze Familie herbeygelaufen.

Der traurige Anblick erregte anfänglich bey einem jeden Mitleiden. Da aber Herrmann ſich erkundigte, wie es eigentlich mit ſeiner Verwundung zugegangen ſey, und von ihm erfuhr, daß er ſich dieſelbe ſelbſt zugezogen habe, gab er ihm eine ſehr nachdrückliche Erinnerung. „Mein Sohn! ſagte er, dein Leiden iſt ein Folge deiner **Ungeduld.** Wenn uns etwas Widriges begegnet, ſo darf man ja darüber nicht böſe werden, ſondern muß geruhig überlegen, wie man der Sache abhelfen will. Kann man nicht, ſo muß man gelaſſen abwarten, bis die Umſtände ſich ändern. **Denn durch Ungeduld macht man die Sachen immer ſchlimmer.** Hätteſt du doch ganz geruhig gewartet, bis jemand vor dem Garten vorbey gegangen wäre, den du um Befreyung aus deiner kurzen Gefangenſchaft hätteſt bitten können, ſo wäre dein Fuß noch unverletzt.“

Es wurde hierauf ſogleich nach einem Wundarzte geſchickt, der die Wunde zwar verband, aber auch dabey die Achſeln zuckte, und ſagte, der kleine Ungeduldige würde wohl wenigſtens drey Wochen unter der Kur bleiben müſſen.

Drey Wochen? ſagte Karl. Ach was für ein thörichter Menſch bin ich! Ich habe nicht ein Viertelſtündchen im Garten aushalten wollen,

len; nun muß ich drey Wochen, vielleicht noch länger, unter den größten Schmerzen, auf der Stube bleiben.

Die Sache war nun einmal geſchehen und konnte nicht geändert werden. Er wurde zu ſeinen Eltern gebracht, und mußte gegen vier Wochen als ein Lahmer auf der Stube ſitzen. Wenn ſeine kleinen Freunde im Garten ſich vergnügten, mußte er ſich ſeine Wunde reinigen, und Balſam darein tröpfeln laſſen. Ah weh! der brannte wie Feuer. —

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Der größere Theil des folgenden Vormittags wurde, bey Luischen, auf die Anlegung ihres Putzes verwendet. Erſt wurde eine ſteife Schnürbruſt gebracht, in welche man ihren Leib ſo ſtark preßte, daß ſie kaum Odem holen konnte. Dann wurde ſie den Händen des Friſeurs übergeben. Dieſer wikkelte das Haar, das ſonſt in natürlichen Lokken um ihren Hals und Buſen flog, in Papiere, dann nahm er ein heiſſes Eiſen und brennte es. Das arme Luischen bebte wie Espenlaub, weil ſie beſtändig beſorgte, der Friſeur möchte mit dem heiſſen Eiſen dem Kopfe zu nahe kommen. Nun wurden die Papiere wieder herausgeriſſen, das Haar wieder ausgekämmt, wieder verwirrt, einige Büſchel Werg und Pferdhaar auf den Kopf gelegt, das Haar darüber gezogen und mit Schmeer überſtrichen. Zehnmal fragte Luischen wohl, ob denn der Friſeur nicht bald fertig ſey? Aber ſie bekam immer zur Antwort, ſie müſſe Geduld haben. Nach dreyviertel Stunden erlaubte ihr endlich der Friſeur aufzuſtehen. Aber fertig war ſie noch nicht. Sie mußte nun noch auf den Saal gehen, ein Tuch umhängen, und ſich mit Puder beſtauben laſſen. Und nun, nachdem ſie noch einige Minuten darauf gewendet hatte, ihr Geſicht von dem Unrathe zu reinigen, mit welchem es war überſtäubt worden, hatte ſie das Vergnügen in ihrem Spiegel ein recht niedlich friſirtes Köpfchen zu ſehen. Da blinzelte ſie —

Die Mutter und zwey Mägde beſchäftigten ſich damit, ihr die Schuh, Poſchen, ein langes ſeidnes Kleid und andern Putz anzulegen.

Nachdem dieß alles geſchehen war, auch Sophie, Herrmann und Ludwig, ſich ſo gekleidet hatten, daß ſie mit Anſtand in einer Geſellſchaft erſcheinen konnten, wo ſehr viele ſich beeiferten, andere, in Anſehung der Koſtbarkeit des Anzugs, zu übertreffen, ſo ſetzten ſie ſich in einen Wagen, der ſie nach dem Hochzeithauſe fuhr.

Hier trafen ſie eine Geſellſchaft an, die ſich gegen vierzig Perſonen belief, davon jede ihr beſtes Kleid angezogen hatte. Selbſt der Rektor Gutmann hatte eine neue Peruke auf, und ein Kleid an, das er nur an hohen Feſttagen anzulegen pflegte. Die Geſellſchaft erwartete die Zurückkunft des Hofraths und ſeiner lieben Braut, die bey dem Altare einander verſprachen, daß ſie einander lebenslang lieben, warten und pflegen, wollten. Itzo kamen ſie zurück, druckten ſich einander die Hände und freuten ſich, daß nun jedes in dem andern einen Freund gefunden habe, mit dem es die Leiden und Freuden des Lebens theilen könnte. Und die ganze Geſellſchaft freuete ſich mit, und wünſchte, daß ſie lebenslang glücklich ſeyn möchten.

Der Hofrath entfernte ſich, kam aber bald zurück, und führte an ſeiner Hand einen alten eißgrauen Mann, deſſen Geſicht durch das Alter ganz mit Runzeln überzogen war, aber doch weit mehr Heiterkeit hatte, als man von ſeinen Jahren hätte erwarten ſollen.

„Sehen Sie hier, ſagte er zur Geſellſchaft, meinen Vater! Meinen leiblichen Vater kann ich Ihnen nicht mehr vorſtellen, dieſer iſt ſchon lange von der Erde gegangen. Aber dieſer wohlthätige Mann hat, gleich nach meines Vaters Tode, die Stelle eines Vaters bey mir vertreten. Er hat, (hier lieſen ihm die Thränen über die Bakken) mir nicht nur Unterhalt und Kleidung verſchaffet, ſondern auch dafür geſorget, daß ich Unterricht bekommen habe. Mein Amt, meine Einnahme, meine liebe Braut, alles habe ich ja durch dieſes lieben Mannes Gütigkeit.“

Er wurde wehmüthig, küßte ſeine Hand, und die Wehmuth ließ ihn nicht weiter reden.

Seine Braut trat auch herzu, druckte ihm die Hände und ſagte: würdiger Mann! ſo empfange ich alſo aus ihren Händen meinen lieben Bräutigam —

Die ganze Geſellſchaft wurde gerührt, zumal da der Hofrath fortfuhr und ſagte: Freunde, wenn wir heute vergnügt ſind, ſo müſſen wir es dieſem meinem Wohlthäter zuſchreiben.

Dieſer Wohlthäter war der Advokat Lebrecht, des Hofraths Pathe, der dafür geſorgt hatte, daß er ſtudiren konnte. Dieſer wurde auch wehmüthig, verbarg ſein Geſicht hinter das Schnupftuch, weinte und ſagte, „ich habe ja nicht mehr gethan, als was jeder ehrliche Mann würde gethan haben, wenn er in meinen Umſtänden geweſen wäre. Aber ich freue mich doch, daß ich in meinen alten Tagen noch das Glück erlebe, Perſonen zu ſehen, zu deren Glück ich ſcheine etwas beygetragen zu haben.“

Seine Knie wankten, und er ſchien ſich nach einem Stuhle umzuſehen, auf dem er ſich ſetzen könnte. Der Hofrath merkte es, und führte ihn in ein Nebenzimmer, wo er ſich mit ihm auf ein Kanapee ſetzte. Hier druckte er ihm wieder die Hände und rühmte von neuen ſeine Wohlthätigkeit. „Verzeihen Sie mir, wohlthätiger Mann! ſagte er, daß ich öffentlich Ihre Wohlthaten gerühmet habe. Ich weis, daß Sie das Gute, welches Sie thun, immer vor der Welt zu verbergen ſuchen. Aber mein Herz war ſo voll, ich fühlte es ſo ſehr, daß ich mein ganzes Glück aus Ihren Händen empfangen hätte, daß ich nicht ſchweigen konnte. O mein lieder Herr Pathe! Ich habe Ihnen meine Dankbarkeit nur mit Worten bezeuget, möchte ich doch im Stande ſeyn, Ihnen durch die That zu beweiſen, daß ich das Gute nicht vergeſſen habe, das Sie einſt an mir gethan: möchte ich es doch einigermaßen vergelten können!“

Der gute Alte ſchwieg und ſeufzte.

„Beſter Mann! fuhr der Hofrath fort, kann ich Ihnen mit etwas dienen, ſo geben Sie mir nur einen Wink. Machen Sie mir doch an dieſem meinem Hochzeittage die Freude, daß ich dankbar ſeyn kann.“

„Ich brauche nichts mehr, antwortete Lebrecht. Ich habe nur kurze Zeit noch zu leben. Aber mein Schwiegerſohn, der Rektor Gutmann — der hat groſſe Sorgen. Sein älteſter Sohn ſoll auf Michaelis die Univerſität beziehen, und der arme Mann weis nicht, wovon er ihn erhalten ſoll. Könnten Sie ihm nicht etwa einen Freytiſch ausmachen?“

„Freytiſch? fuhr der Hofrath auf, Freytiſch? er ſoll nicht nur Freytiſch, ſondern auch Wohnung, und alles, was er bedarf, bey mir finden. Hier, mein Beſter! hier iſt meine Hand, ich nehme ihn mit nach Halle, und ſorge für ihn, wie von dem Ueberdruſſe zu erholen, den ſie durch wie für meinen Sohn. Meine Umſtände ſind ſo beſchaffen, daß ich ſo etwas gar wohl thun kann.“

Der Alte wollte eben anfangen ſeine Freude über dieſes Verſprechen auszudrükken, als Herrmann in das Zimmer trat. Er umarmte den Hofrath, und ſagte: vortreflicher Mann, ich bitte mich zu Ihrem Freunde anzunehmen. Ich habe Sie ſchon hochgeachtet, wegen ihrer Gelehrſamkeit, nun aber ſchätze ich Sie doppelt hoch, da ich ſehe, daß Sie in Ihren glücklichen Umſtänden, ſich noch an die Wohlthaten erinnern, die Sie in Ihrer vorigen Dürſtigkeit genoſſen haben. Dankbarkeit ziert den Menſchen mehr als Gelehrſamkeit!

Der Hofrath führte nun dieſe zwey lieben Gäſte zur Tafel, die ſehr reichlich beſetzt war. Er ſchien aber an alle den Lekkerbiſſen, die vor ihm ſtunden, nicht ſo vieles Vergnügen zu finden, als an den Geſprächen mit ſeinem Wohlthäter. Dieſer mußte den oberſten Platz einnehmen, ſo ſehr er ſich auch weigerte, und er, als Bräutigam, ſetzte ſich neben ihm.

Nach etlichen Stunden ſtund die Geſellſchaft auf um ſich durch eine kleine Bewegung das lange Sitzen bekommen hatte. Sie zerſtreute ſich in verſchiedene Zimmer, und jeder wählte den Geſellſchafter, der ihm der liebſte war, und plauderte und ſcherzte mit ihm.

Die Kinder traten auch zuſammen, und vereinigten ſich mit einander dahin, daß ſie ihr Vergnügen im Garten ſuchen wollten. Es waren ihrer zehn, die der Hofrath deswegen zuſammen gebeten hatte, daß ſie an ihrer Eltern Vergnügen Theil nehmen ſollten. Sie waren alle der heiſſen Luft überdrüßig, die ſie nun etliche Stunden, im verſchloſſenen Zimmer, hatten einathmen müſſen, und ſehnten ſich nach der friſchen Luft, wie das Täubchen nach dem Bade. Itzo gieng es die Treppe hinunter nach dem Garten zu. Es wurden mancherley Spiele vorgeſchlagen. Die Knaben verlangten, daß ein Wettlaufen angeſtellt werden ſollte. Und da ſie den größten Theil der Geſellſchaft ausmachten, ſo wurde ihr Vorſchlag angenommen. Luischen kam dabey ſchlecht zurechte. Die Poſchen, die Schnürbruſt, das lange Kleid, alles war ihr im Laufen ſehr hinderlich. Sie hatte kaum angeſetzet, ſo wurde ihr der Odem zu kurz, ſie bekam Seitenſtechen, und mußte mitten auf der Laufbahn ſtille ſtehen, um Odem zu ſchöpfen. Es wurde das zweytemal ausgelaufen: ſie nahm alle ihre Kräfte zuſammen, um andern zuvorzukommen, da blieb ſie mit der einen Poſche an einem Roſenſtokke hängen, und riß ein großes Loch in ihr Kleid. Das drittemal wurde ausgelaufen, und ein Aſt verwikkelte ſich in die Friſur, und richtete ſie faſt ganz zu Grunde. Die übrigen Mädchen hatten faſt alle gleiches Schickſal.

Da wurde ſie verdrüßlich und gieng bey Seite, um in der Stille ein Sträuschen für ſich und ihre Mutter zu ſammeln. Sie ſahe etliche ſchöne Blumen ſtehen, und bückte ſich um ſie zu pflükken. Aber auch dieſes konnte ſie nicht, ohne viele Mühe, thun. Denn die ſteiſe Schnürbruſt verurſachte ihr Schmerz, ſo oft ſie ſich bükken wollte.

Voller Unwillen ſchlich ſie ſich von der Geſellſchaft weg um ihre Mutter aufzuſuchen. Sie fand ſie bey dem Eingange des Gartens, bat ſie ihr Haar wieder in Ordnung zu bringen, und das Loch zu verbergen, das ſie in ihr Kleid geriſſen hatte.

Liebe Mutter! fragte ſie alsdenn, werden wir nicht bald wieder nach Hauſe gehen?

Unter ſechs bis acht Stunden, erwiederte die Mutter, dürfen wir noch nicht an das Abſchiednehmen denken. Warum ſehneſt du dich aber ſo ſehr nach Hauſe? Du haſt ja hier Geſellſchaft und Zerſtreuungen?

„Was hilft mir denn aber das alles, ſagte Luischen, wenn ich es nicht genießen kann? Wenn ich meine leinenen Kleiderchen anhätte, und hätte mein Hütchen auf, da wollte ich luſtig ſeyn, da wollte ich hüpfen und ſpringen, aber in dieſem Anzuge bin ich ja wie ein Gefangner. Bald ſtechen mich die Haarnadeln, bald drückt mich die Schnürbruſt. Wenn ich ſpringen will, da bleibe ich bald mit der Friſur, bald mit dem Kleide hängen. O liebe Mutter! **machen Sie ja, daß ich bald aus dieſem ängſtlichen Anzuge herauskomme!**“

„Armes Mädchen! antwortete Sophie, du dauerſt mich. Ich weiß wohl, daß Poſchen, lange Kleider, Schnürbruſt und Friſur, Kindern ſehr beſchwerlich ſind, und daß du in denſelben nicht ſo vergnügt und luſtig ſeyn kannſt, als du wünſcheſt. Deswegen habe ich dich zeither mit allen dieſen Dingen verſchonet. Aber heute — da du dich in einer ſo großen geputzten

Geſellſchaft zeigen wollteſt, da konnte es nicht anders ſeyn. Gieb dich zufrieden! morgen um dieſe Zeit iſt alles überſtanden, da will ich dir dein Haar wieder auskämmen, dein weiſſes Hütchen wieder aufſetzen, und deine leinenen Kleiderchen anziehen laſſen."

Wenn es doch nur ſchon Morgen wäre! fuhr Luischen fort.

Es iſt aber noch nicht morgen, antwortete Sophie. Sey geduldig, gehe wieder zur Geſellſchaft, und nimm dich ja in Acht, daß du nicht etwa durch verdrüßliches Weſen auch andre verdrüßlich machſt!

Luischen verſprach es, gieng wieder zur Geſellſchaft, und zwang ſich, recht vergnügt zu ſeyn, ob ſie gleich Kopfſchmerzen und Beklemmung am Herzen hatte.

Sie ſuchte ſich Brigittchen, eines reichen Rathsherrn Tochter, zur Geſellſchafterin aus. Sie ſchlang freundſchaftlich ihren Arm um den ihrigen, und ſagte: kommen Sie meine Liebe! laſſen Sie uns in den Garten herumſpaziren! Das Laufen will ſich doch nicht recht zu unſern Kleidern ſchikken.

Da

Da zog das hochmüthige Mädchen ungeſtüm ihren Arm zurück, und ſagte: nehmen Sie ſich doch in Acht, daß Sie mein Kleid nicht zerdrükken!

Bey dieſen Worten hob ſie den Kopf in die Höhe, drückte die Unterkehle hervor, und zog den Mund höniſch, als wenn ſie ſagen wollte, ein ſo geringes Mädchen, wie Luischen wäre, dürfe ihr nicht zu nahe kommen.

„Der Stof zu meinem Kleide, fuhr ſie fort, iſt ſehr koſtbar. Die Mamma hat ihn für mich von der Meſſe kommen laſſen, daß ich doch etwas vor den gemeinen Bürgersmädchen voraus hätte. Denn ich bin doch vom Stande, und es iſt unausſtehlich, wenn man Bürgersmädchen ſehen muß, die Leuten vom Stande alles nachthun wollen. Ich bekam zu dieſem Kleide auch dieſe Steinſchnallen. Sehen Sie, die hat der fürſtliche Juwelirer verfertiget. Welcher Goldſchmidt hat denn Ihre Schnallen gemacht? da iſt ja nicht für einen Pfennig Geſchmack drinne. Ich werde ſie einmachen, wenn ich vor dem Fürſten im Concert ſinge. Denn das wiſſen Sie doch, daß ich ſinge? o prächtig ſinge ich. Der Graf Rheinfeld, der die vorige Woche bey uns ſpeiſte, ſagte, ich hätte eine recht engliſche Stimme. Er ſprach auch lange mit mir franzöſiſch, und verſicherte ich ſpräche wie eine geborne Franzöſin.“

Sie redete Luischen franzöſiſch an, und da ihr dieſe antwortete, fuhr ſie fort: wo haben Sie denn Ihr franzöſich gelernt? Sie haben ja eine ganz falſche Ausſprache. Ich glaube der Graf verſtünde nicht ein Wort, wenn Sie mit ihm ſprechen wollten. Nächſtens will ich auch das Italieniſche anfangen. Das iſt nicht ſchwer, in ſechs Monaten muß ich es können. Denn das iſt mir alles Kinderſpiel. Wenn ich es kann, ſo wird mich mein Papa wohl an den Hof bringen, ich habe ihn ſchon lange darum gebeten. Denn bey den Bürgersleuten iſt gar keine Lebensart, und ich muß fürchten, daß ich alles wieder verlerne, wenn ich oft mit ihnen umgehe.“

Luischen konnte das närriſche Geſchwätz nicht länger aushalten. Sie ſahe ſich ängſtlich nach einer Gelegenheit um von ihr wegzukommen. Da erblickte ſie Fräulein Lottchen, die in einem Nebenwege auf ſie los kam. Geſchwind lief ſie von Brigittchen weg, auf Fräulein Lottchen los, umarmte ſie und fragte, ob ſie nicht mit ihr im Garten herumſpaziren wollte? Gar gerne antwortete dieſe. Und gleich ſchwenkten ſie ſich, und ließen Brigittchen mit ihrem reichen ſtofnen Kleide ſtehen.

Was machen Sie denn, fragte Fräulein Lottchen, bey dem albernen Mädchen?

O, ſagte Luischen, wie froh bin ich, daß ich von ihr weg bin. Die thut ja als wenn ſie allein klug wäre, und betrachtet alle andere Menſchen, wie einfältige Leute.

„Ja! ja! antwortete Fräulein Lottchen lächelnd, ſie hat es mir auch ſo gemacht. Ich kenne ſie ſchon. Sie ſpricht von nichts als von ihrer Klugheit, ihren ſchönen Kleidern, und ihrem Stande, und verachtet alle Leute, und alles was andre haben. Es iſt wahr, ſie hat etwas gelernt, ihr Vater hat Geld, aber Verſtand hat ſie doch wirklich nicht, denn ſonſt würde ſie nicht immer davon reden. Ich würde ſie lieb haben. Weil ſie aber immer thut, wie wenn ich gar nichts gegen ſie wäre, ſo laſſe ich die Närrin gehen.“

Die übrige kleine Geſellſchaft verſammelte ſich bald um dieſe zwey Mädchen, und alle verſicherten, daß Brigittchen eine hochmüthige Närrin wäre. Laßt ſie gehen! ſagte Ludwig, ein ſo kluges Frauenzimmer gehört nicht in unſere Geſellſchaft. Sie könnte auch leicht den Stof zerdrükken, der zu ihrem Kleide iſt. Wer ſpielt das Ringſpiel mit?

Ich! ich! riefen alle. Und alle liefen nach den Bänken, die mitten im Garten ſtunden, zu, ſetzten ſich, und fiengen das Ringſpiel an.

Das war nun das rechte Spiel. Da konnten doch die Mädchen mitmachen, ohne daß ihnen ihre Friſur und Kleider wären hinderlich geweſen. Jedes Kind mußte etwas Merkwürdiges erzählen, ein Räthſel, einen Reim und ein Sprüchwort vorbringen, und wer nicht gleich etwas vorzubringen wußte, mußte ein Pfand geben. Da gab es nun etwas zu ſcherzen und zu lachen, und die Geſellſchaft wurde bald ſo vergnügt, daß man ihr Lachen durch den ganzen Garten hören konnte.

Die hochmüthige Brigitte, die ſich von alle dieſem Vergnügen ausgeſchloſſen ſahe, hätte vor Aergerniß vergehen mögen. Sie gieng im Garten mit gravitätiſchen Schritten auf und ab, und ſahe ſich um, ob ſie nicht jemand einladen wolle. Aber niemand wollte ſie bemerken. Sie gieng ſogar vor der Geſellſchaft vorbey, und ſpielte mit einem ſilbernen Etui, und glaubte, man würde ſie anrufen, und ſeine Bewundrung darüber bezeigen. Statt deſſen aber fliſterten ſich die kleinen Perſönchen etwas in das Ohr, und brachen in ein lautes Gelächter aus.

Brigitte merkte wohl, daß man ſich über ſie luſtig gemacht habe, gieng zornig fort, wurde blutroth, und fieng ſogar an vor Bosheit zu weinen.

Da begnete ihr ihr Vater, der ein ſehr vernünftiger Mann war. Und du weineſt? fragte er, iſt dir denn etwas Widriges begegnet?

„Das Lachen, antwortete ſie, möchte mir ja wohl vergehen. Die Kinder dort haben doch gar keine Lebensart. Da ſitzen ſie zuſammen und ſpielen und lachen, mich haben ſie aber ausgeſchloſſen. Ich mache mir nichts draus. Denn ſie treiben doch nur Poſſen. Aber da ich vor ihnen vorbey gieng, ſo lachten ſie mich gar aus. Iſt das nicht ungezogen, Papa?

Recht, ſagte der Vater, iſt es freylich nicht, aber haſt du ſie vielleicht mit etwas beleidiget?

Ich? war die Antwort, mit gar nichts. Ich wollte mir wohl die Mühe geben und mich einlaſſen mit ſolchen — (ſie verbiß das Wort,

das

des ſie auf der Zunge hatte). Ich erzählte ihnen von meinen Kleidern, von meinem Singen, von meinem Franzöſiſchen, und daß ich bald an den Hof kommen würde. Da wendeten ſich die Närrinnen alle mit einer ſpöttiſchen Miene von mir weg. Habe ich denn da etwas Unrechtes gethan."

„Brigitte! Brigitte! ſagte der Vater, du biſt ſehr einfältig. Wenn dich die Leute lieb haben, und gern bey dir ſeyn ſollen, ſo mußt du nicht immer von dir und deinen Vorzügen reden, denn das verdrüßt ſie. Du mußt lieber das Gute aufſuchen, das andre an ſich haben, und es loben, das hören ſie gern. Wundre dich doch ja nicht, daß du biſt ausgelacht worden. Wenn zu mir ein Mann käme, der von nichts als ſich ſelber ſprechen, und ſich anſtellen wollte, als wenn ich in ſeinen Augen nichts wäre, ich müßte ihm ja ſelber in das Geſicht lachen. Denn ein hochmüthiger Menſch iſt allemal lächerlich. Und wenn du deinen Hochmuth nicht ablegſt, ſo gehe an den Hof, oder wohin du willſt, du wirſt allenthalben ausgelacht werden."

Er führte ſie aus dem Garten weg, gab ihr noch nachdrückliche Verweiſe, und ſagte ſogar, daß er ihr ihre ſchönen Kleider würde ausziehen laſſen, und ſie vom Hofe auf immer entfernen müſſen, wenn er ſähe, daß ſie dadurch eine Närrin würde.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Die übrigen Kinder ſpielten aber vergnügt fort. Und ſie wurden noch luſtiger, da die Pfänder ausgelöſet wurden. Jedes, deſſen Pfand heraus kam, bekam von dem andern einen poſſirlichen Auftrag. Bald mußte es dreyerley Dinge, die man ihm vorſagte, zuſammenreimen, bald die Reime ausfüllen, davon man ihm die letzten Worte gegeben hatte, bald die Aehnlichkeiten anzeigen, die zweyerley Dinge, die ganz verſchieden zu ſeyn ſchienen, z. E. ein Karpen und eine Lerche, mit einander hätten, bald mußte es ſich von jedem einen guten Rath geben laſſen. Da ſie nun alle ganz gute Kinder waren, ſo nahm ſich ein jedes ſehr ſorgfältig in Acht, daß es nicht etwa dem andern etwas aufgäbe, wodurch es könnte beleidiget werden. Und ſo wurde beſtändig die Fröhlichkeit der Geſellſchaft erhalten, und alle Augenblikke eine neue Veranlaſſung zum Scherze und Lachen gegeben.

Wer weis wie lange die Kinder noch geſpielet hätten, wenn ſie nicht wären unterbrochen worden. Die Dämmrung fiel ein und einige ſprachen ſchon davon, daß man ſich ein Licht wolle geben laſſen, und das Spiel im Gartenhäuschen fortſetzen. Aber da wurde auf einmal ein Strich durch die Rechnung gemacht, indem ein Bedienter kam und meldete, daß man ſie bey Tiſche erwarte.

Schon wieder eſſen? fieng Ludwig unwillig an. Ich wollte, daß man uns nichts zu eſſen gäbe, und uns erlaubte dieſen Abend unter uns vergnügt zu ſeyn. Sie mußten aber doch fort, weil der Bediente erinnerte, es würde Unordnung geben, wenn ſie von der Tafel zurückbleiben wollten.

Man ſetzte ſich alſo wieder zu Tiſche, und die mehreſten Gäſte aßen von allen Speiſen, die ihnen angeboten wurden, wenn ſie auch gleich keinen Appetit hatten. Nur Herrmann, der Hofrath und einige andere ſchoben die mehreſten angebotenen Speiſen zurück, und ſuchten ihr Vergnügen in Geſprächen mit ihren Nachbaren.

Dieſe Geſpräche wurden aber bald unterbrochen, da einer aus der Geſellſchaft aufſtund, das Glas in die Höhe hob, und ausrief: es lebe Braut und Bräutigam hoch! und die mehreſten leerten dazu ein Weinglas aus. Nur einige wenige, unter denen auch Herrmann war, ſetzten das Glas nur an den Mund, und genoſſen nur etliche Tropfen.

Nun wurden alle Augenblikke neue Geſundheiten ausgebracht, bey denen die mehreſten jedesmal ein Glas ausleerten. Die Verſtändigſten aus der Geſellſchaft kehrten ſich aber daran nicht, ſondern tranken ſo viel, als ſie glaubten, daß ihnen dienlich ſey.

Ein gewiſſer junger Mann, der ſo unglücklich war, daß er glaubte, es wäre eine Ehre, wenn man recht viel trinken könne, bemerkte daß Herrmann, bey einer Geſundheit, die von ihm war ausgebracht worden, ſein Glas nicht ausgetrunken hatte.

„Nun Herr Herrmann, fragte er ſpöttiſch, was ſoll denn das ſeyn? ich glaube, Sie ſetzen

Ihr Glas gar wieder voll hin? pfui! ſchämen Sie ſich!

„Ich? mich ſchämen? antwortete Herrmann, habe ich denn etwas Unrechtes gethan?“

„Ey, verſetzte jener, wenn man in einer Geſellſchaft iſt, ſo darf man kein Sonderling ſeyn.“

„Aber mein Herr! fuhr Herrmann fort, weswegen ſoll ich denn trinken? um vergnügt oder misvergnügt zu ſeyn?

„Freylich, ſagte der Trinker, um vergnügt zu ſeyn. Sie ſehen ja wie vergnügt ich bin, und wie vergnügt alle andere ſind, die mit trinken.“

„So erlauben Sie mir denn, erwiederte Herrmann, daß ich ſo viel trinken darf, als ich weis, daß mir dienlich iſt, ſo werde ich immer vergnügt ſeyn. Wollte ich aber mehr trinken, ſo würde ich morgen einen ſehr misvergnügten Tag haben.“

Der junge Mann lachte ſpöttiſch, und fuhr fort zu trinken und Geſundheiten auszubringen.

Es währte nicht gar lange, ſo verlohren alle die, die ſtark getrunken hatten, ihren Verſtand. Alle ſprachen ſo laut, daß dadurch ein unausſtehliches Lermen im Zimmer entſtund. Einige plauderten alle ihre Geheimniſſe aus, die ſie ſonſt, ſo lange ſie nüchtern waren, ſehr ſorgfältig vor andern zu verbergen ſuchten. Andere, die ſonſt immer ernſthaft zu ſeyn pflegten, ſprachen ſolch abgeſchmacktes Zeug, daß ſie ſelbſt von den Kindern verlachet wurden. Manche fiengen ſogar an ſich zu zanken, und wer weis ob nicht Schlägerey entſtanden wäre, wenn nicht der Hofrath und einige andere ſich alle Mühe gegeben hätten, die erhitzten Perſonen wieder zu beſänftigen.

Sophie ſahe ſich in dieſem Lärmen einigemal ängſtlich nach ihrem Manne um und ſeufzte. Denn nun gieng alles ſo wild durch einander, daß niemand mehr vor Beleidigungen ſicher war. Ein Glas Burgunder hatte ſie von ihrem Nachbar, der es aus Unbedachtſamkeit umgeſtoßen hatte, ſchon auf die Manchette bekommen, und ſie war nicht einen Augenblick ſicher, daß ihr nicht ein Glas auf das Kleid gegoſſen würde.

Zum Glück dauerte die Aengſtlichkeit nicht gar lange. Sie erblickte ihren Bedienten in der Thür, der ihr durch einen Wink zu verſtehen gab, daß der Wagen da ſey. Da ſchlich ſie ſich denn ganz heimlich, mit ihrem Männchen und Kindern, fort, dankte dem Bräutigam für gute Bewirthung, fuhr nach Hauſe und legte ſich zur Ruhe.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Den andern Morgen ſtund Herrmann, mit ſeiner Familie, früh und ſehr vergnügt auf. Nur Luischen klagte, daß ſie eine unruhige Nacht gehabt hätte, und itzo Kopfſchmerz empfände. Die Haarnadeln hätten ſie geſtochen, und das Werg und Pferdehaar, das der Friſeur in ihr Haar gewikkelt, hätten ſie ſo inkommodiret, daß ſie wenig habe ſchlafen können. Sie hatte nun noch etwas Hartes vor ſich, ſie mußte ſich ihr Haar auskämmen und von dem Unrathe reinigen laſſen, den der Friſeur hineln gebracht hatte. Das that erſtaunlich wehe, und Luischen ſchrie etlichemal: iſt es denn nicht bald vorbey? a weh! ich kann es nicht länger ausſtehen!

Nach einer halben Stunde war die Plage vorbey. Ihr Köpfchen war wieder leichte, ſie zog ihre leinenen Kleiderchen an, und befand ſich ſo wohl, daß ſie etlichemal ſagte: o wie wohl iſt mir, daß ich mich wieder in meiner natürlichen Kleidung befinde. Du böſer Friſeur! du ſollſt lange warten, ehe du mich wieder unter deine Hände bekömmſt.

Sophie übernahm nun wieder ihre Haushaltungsgeſchäfte, Ludwig gieng in ſeine Lehrſtunde, und Herrmann in ſeine Schreibſtube, wo er einige Stunden arbeitete.

Da er ſeine Arbeit geendigt hatte, gieng er aus um einige von den Perſonen zu beſuchen, mit welchen er den vorigen Tag in Geſellſchaft geweſen war. Da er zu den erſten kam, wurde er nicht vorgelaſſen, weil der Bediente ihm ſagte, ſein Herr läge noch im Bette und befände ſich ſehr übel. Er kam zu den andern, dieſer war eben erſt aufgeſtanden, ob es gleich ſchon zehn geſchlagen hatte. Er traf ihn auf dem Kanapee an. Den Kopf hatte er gebunden und in die Hand gelegt.

Herrmann fragte, wie er ſich befände?

„Elend, elend, ſagte dieſer. Ich habe geſtern zuviel getrunken. Ich habe mir es nun ſo vielmal ſchon vorgenommen, daß ich im Trunke mich mäßigen will, aber wie es geht! wenn ich in Geſellſchaft komme, und ſehe daß andre ſtark trinken, und werde auch wohl ermuntert, es nachzuthun, ſo vergeſſe ich meinen Vorſatz. Ich trinke ein Gläschen, und noch ein Gläschen, und noch ein Gläschen, und denke immer, das wird ſo viel nicht ausmachen. Am Ende kommen die Gläſerchen aber doch zuſammen, und zerrütten mir den Kopf. O! (hier ſchlug er ſich mit der Fauſt vor den Kopf) O! bin ich nicht ein thörichter Menſch! um des kurzen Kützels willen, den mein Gaumen bey dem Trinken empfindet, mache ich mir ganze misvergnügte Tage. Der heutige Tag iſt für mich ein ſchrecklicher Tag. Mein Kopf thut mir ſo wehe, als wenn er zerſpringen wollte. Er iſt ſo wüſte und dumm, daß ich den ganzen Tag nicht arbeiten kann. Auch im Magen habe ich einen Ekel, ich glaube nicht, daß ich heute etwas werde genießen können. Und wenn ich daran denke, was ich geſtern für unüberlegte Reden geführet, wie manchen Freund ich durch unbeſonnenen Scherz gekränket habe, ſo möchte ich vor Aergerniß in die Höhe ſpringen. Sie, Herr Herrmann! ſcheinen ſich recht wohl zu befinden."

„Ich, antwortete Herrmann, befinde mich heute außerordentlich wohl. Die geſtrige Geſellſchaft hat mich aufgeheitert, und die Paar Gläschen Wein, die ich genoſſen habe, ſind mir recht wohl bekommen. Ich bin heute zur rechten Zeit aufgeſtanden, und habe auch ſchon ein ziemliches Stück weggearbeitet.“

„O! rief jener aus, ſind Sie nicht ein glücklicher Mann! Ich habe geſtern wohl bemerket, daß Sie mäßig geweſen ſind, und nicht mehr genoſſen haben, als Ihnen dienlich war. Nun haben Sie aber auch die Belohnung dafür, daß Sie ſich wohl befinden. Wenn ich es doch auch ſo weit, wie Sie bringen könnte!“

„Das iſt, fuhr Herrmann fort, ſchon lange mein Grundſatz geweſen: **wer geſund und vergnügt leben will, der muß mäßig ſeyn,** und davon laſſe ich mich nicht abbringen. Ich trinke gewöhnlich drey Gläſerchen, und in Geſellſchaft viere. Sind dieſe getrunken, ſo höre ich auf, und wenn man noch zehnerley Wein auftrüge. Wüßte ich, daß ich nicht mehr, als ein Glas, vertragen könnte, ſo würde ich mich auch mit dieſem genügen laſſen.“

Jener druckte ihm die Hand, und verſicherte, daß er von nun an es eben ſo machen wolle. Herrmann wünſchte, daß er ſein Verſprechen nie wieder brechen möge, und ſchied von ihm, um weiter zu gehen.

Er gieng zu den Rektor Gutmann — auch dieſer befand ſich nicht recht wohl. Er rieb ſich die Stirne und klagte über Trübſinn und Verdroſſenheit. Herrmann wunderte ſich darüber, weil er bemerket hatte, daß er ſich im Trunke ſehr gemäßiget habe.

„O im Trunke weis ich mich ſchon zu mäßigen, ſagte Gutmann, aber die gekünſtelten Speiſen wollen mir nur nicht bekommen. Es iſt auch kein Wunder. Die Köche miſchen alles untereinander, was aus Oſt- und Weſtindien, Frankreich, Italien und Deutſchland zuſammen gebracht wird; ſie fragen viel darnach, was dieſes Gemengſel unſerm Magen für Empfindungen machen, und was es für Wirkungen in unſerm Blute hervorbringen werde; wenn es nur gut ſchmeckt, ſo ſind ſie zufrieden. Wie kann es da anders kommen, als daß durch dieſes Allerley der Magen verderbt, und das Blut in unordentliche Wallung geſetzt wird. Herr Herrmann, glauben Sie mir! gekünſtelte Speiſen ſind ein ſubtiles Gift. Wenn ich ſie täglich genießen ſollte, ich glaube, ich würde vor dem Verlaufe eines Jahres krank oder melancholiſch. Mir iſt nicht beſſer, als wenn ich mein Gemüſe und mein Stück Fleiſch habe. Was meynen Sie dazu?“

„Sie haben vollkommen Recht, mein lieber Herr Rektor! antwortete Herrmann. Meine gewöhnliche Koſt iſt immer ſehr einfach. Nur wenn ich Geſellſchaft habe, laſſe ich etwas lekkerhaftes aufſetzen. Aber ich hüte mich ſehr ſorgfältig, daß ich in Geſellſchaft die Lekkereyen nicht zu meiner Sättigung genieße. Dazu wähle ich allemal die einfachſten Speiſen. Dieſe ſind auch die gewöhnliche Koſt meiner Kinder. Sie bekommen nicht einmal Koffee, und ich glaube wirklich, daß es daher komme, daß meine Kinder immer ſo geſund und munter ſind.“

Dieß gab dem Rektor Gelegenheit, daß er auch von ſeiner Kinderzucht redete. Von dieſer lenkte ſich das Geſpräch unvermerkt auf ſeine Schule.

Haben Sie, fragte Herrmann, ſchon viele gelehrte Leute gezogen?

„Von gelehrten Leuten, antwortete er, will ich eben nicht reden. Ich bin ja ſelbſt kein großer Gelehrter. Unterdeſſen kann ich wohl ſagen, daß einige aus meiner Schule gekommen ſind, mit denen man ganz wohl zufrieden geweſen iſt. Ich habe aber auch einen recht guten Konrektor und Tertius. Das ſind fleißige Männer, die laſſen ſich ihr Amt ganz außerordentlich angelegen ſeyn. Wenn dieſe Männer nicht wären, ſo würde es um meine Schule gar ſchlecht ausſehen.“

Herrmann lenkte hierauf das Geſpräch auf ſeine Gelehrſamkeit, und er ſprach davon ſehr beſcheiden.

Er rühmte ſich gar nicht, ſondern ſagte nur immer, daß er von dieſem und jenem etwas weniges gelernt habe.

Herrmann befand ſich in der Geſellſchaft dieſes Mannes ſehr wohl. Er würde noch viel länger mit ihm geplaudert haben. Aber die Glokke ſchlug zwölfe; er ſprang auf und ſagte, es iſt mir außerordentlich leid, daß ich Ihre Geſellſchaft nicht länger genießen kann. Es ſchlägt zwölfe, da muß ich nach Hauſe, damit ich meiner Familie nicht ein Exempel der Unordnung gebe. Leben Sie wohl, und bleiben Sie mein Freund!

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Herrmann kam nach Hauſe — da hatte er aber einen ſehr unangenehmen Auftritt. Er hörte, da er, bey ſeiner Frauen Stube vorbey gieng, daß ſehr heftig darinne geſprochen wurde. Er öfnete die Thür, da fand er ein Weibsbild bey ſeiner Frau, die vor Bosheit ſchäumte, und ſie mit den abſcheulichſten Reden mishandelte.

Kaum trat Herrmann in die Stube, ſo fiel ihm Sophie in die Arme, und ſeufzte weinend: ach lieber Mann! hilf mir!

Was ſoll denn, fragte Herrmann, dieß bedeuten?

Ach! ſagte Sophie, ich kann nicht mehr.

„Ja, ſagte die erboſte Frau, und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, ich will Ihnen ſchon zeigen, wen Sie vor ſich haben. Mir dürfen Sie ſo nicht kommen. Sie denken gewiß, weil Sie eine große Kaufmannsfrau ſind, ſo dürfen Sie andere ehrliche Leute turbiren.

Gehorſame Dienerin! Es ſoll Ihnen theuer zu ſtehen kommen, denken Sie an mich.“

„Aber Frau! ſagte Herrmann, was hat ſie denn vor? weis ſie nicht, daß ſie in meinem Hauſe iſt? Wenn ſie etwas vorbringen will, ſo kann ſie es ja mit Gelaſſenheit ſagen.“

Fr. Ach nur nicht aus einem ſo hohen Tone geſprochen, Herr Herrmann! ich will mir es ausbitten. Ziehn Sie erſt Ihre Frau beſſer, hernach können Sie reden. Wiſſen Sie wohl?

H. Aber was hat denn meine Frau gethan?

Fr. Die? was ſie gethan hat? können Sie auch noch fragen? die abſcheuliche Frau. Hat ſie mir nicht nachgeredet ich wäre ein lüderliches Weibsbild? ich hätte eine unordentliche Haushaltung? ich vertränke alles? Und wenn es auch wahr wäre, wen geht es denn etwas an? Geben Sie mir denn etwa das Geld dazu?

H. Aber iſt denn das auch wahr? Von wem hat Sie es denn gehöret?

Fr. Gehorſame Dienerin! ſo fragt man die Narren aus. Genug ich habe es von ſicherer Hand. Von wem ich es habe, darum haben Sie ſich nicht zu bekümmern.

H. Nun kurz und gut, ſage ſie von wem ſie dieß hat, ſo will ich die Sache unterſuchen, wo nicht ſo entferne ſie ſich, und wenn ſie etwas an uns zu ſuchen hat, ſo weis ſie ja, wo ſie uns verklagen kann.

Fr. Wenn Sie es ja wiſſen wollen — ich habe es aus dem Erichſchen Hauſe.

H. Gut! ich werde die Sache unterſuchen, und wenn ich finde, daß ſie iſt beleidiget worden, mich bemühen, ſie zufrieden zu ſtellen. Will ſie ſich damit beruhigen?

Die Frau wollte noch viel Lärmen machen. Da ihr aber Herrmann drohte, daß er nach der Wache ſchikken und ſie hinbringen laſſen würde, wo ſie hin gehöre, ſo befand ſie es doch nicht für rathſam ſich länger aufzuhalten. Sie ſagte alſo noch einige Grobheiten, gieng fort, und ſchlug die Thür ſo heſtig zu, daß die Fenſter klirrten.

Da lag nun die arme Sophie auf dem Kanapee, ganz blaß, alle Glieder zitterten ihr!

Herrmann war auch aus ſeiner Faſſung, ſetzte ſich zu ſeiner Sophie, druckte ihre Hände, und, nach einem minutenlangen Stillſchweigen, fragte er: liebe Frau! was haſt du denn gethan?

„Ich will dir, antwortete Sophie, alles erzählen. Dieſe Frau hat zeither meinen Putz verfertiget. Sie machte aber alles ſo ſchlecht, und forderte ſo viel dafür, daß ich gar nicht mehr mit ihr zufrieden ſeyn konnte. Ueberdieß hörte ich auch von ihrer abſcheulichen Lebensart, daß immer lüderliche Mannsperſonen bey ihr ein und ausgiengen, und daß ſie alles, was ſie erwürbe, verſchwende. Zugleich wurde mir auch die Frau Huldrichin als eine ſehr ordentliche, fleißige und fromme, Perſon gerühmt. Da habe ich ihr denn die Arbeit entzogen, und der Frau Huldrichin zugewendet. Dieß mag ſie wohl verdroſſen haben. Es kann auch ſeyn, daß ich von ihrer lüderlichen Wirthſchaft etwas geredet habe. Denn es war mir äußerſt empfindlich, daß eine ſolche Frau, die, bey einem ordentlichen Lebenswandel, vergnügt hätte leben können, durch ihre Ausſchweifungen ſich und andere unglücklich mache. Wenn ich es aber geredet habe, ſo iſt es gewiß, daß es auf dieſer Stube geſchehen iſt. Denn ſo viel Klugheit wirſt du mir doch wohl zutrauen, lieber Mann, daß ich von ſolchen Sachen nicht gegen Fremde ſprechen werde, da ich weis, was für Verdruß man ſich dadurch zuziehen kann.“

„Ich erinnere mich, ſagte Herrmann, daß du gegen mich ſo etwas geredet haſt. Aber das iſt mir äußerſt empfindlich, daß Sachen, die wir heimlich mit einander ſprechen, weiter geſagt werden. Es muß eine ſchwatzhafte Perſon in unſerm Hauſe ſeyn, und dieſe muß ich herausbringen, ehe ruhe ich nicht.“

Er ſetzte ſich alſo nieder, ſchrieb ein Briefchen an Herrn Erich, den Vater des kleinen Erichs, der Ludwigs Freund war, in dem er ihm den ganzen Vorfall erzählte, und zugleich bat, in ſeinem Hauſe zu unterſuchen, wer dieſes ausgeplaudert, und von wem er es gehöret habe.

Dieſer antwortete ſogleich, es wäre durch eine ſeiner Mägde ausgeplaudert worden; dieſe hätte es von ſeinem Sohne, und dieſer von Ludwig gehöret.

So wußte alſo Herrmann, wer aus ſeinem Hauſe plaudere. Er ließ Ludwigen ſogleich herbeykommen, und erzählte ſehr wehmüthig, was ſeine arme Mutter itzo für eine unangenehme Begegnung habe erdulden müſſen.

Dieſer wurde ſehr gerühret, zumal da er die arme Mutter anſahe, wie ſie ſo matt und kraftlos da lag. Er küßte ihre Hände, bedauerte ſie, und ſagte: ach liebe Mutter! ach ärgern

Sie ſich doch nicht! geben Sie ſich doch zufrieden, daß Sie nicht etwa krank werden.

Aber, fragte Herrmann, weiſt du wohl, wer an alle dieſem Verdruß Urſache iſt? Du biſt daran Urſache. Du haſt ausgeplaudert, was mir deine arme Mutter im Vertrauen geſagt hat.

„Ich? antwortete Ludwig, ich ſollte ausgeplaudert haben? wie können Sie doch, lieber Vater! ſo etwas von mir denken! Ich habe ja mit dieſer böſen Frau in meinem Leben kein Wort geſprochen.“

„Das glaube ich wohl, ſagte Herrmann, daß du mit dieſer Frau nichts geſprochen haſt. Du haſt doch aber gegen Erichen erzählt, was mir deine Mutter ganz heimlich, als ihrem Freunde, ins Ohr geſagt hat.“

Da wurde Ludwig beſtürzt, und geſtund, daß er es Erichen erzählt habe. Er habe aber nicht geglaubt, daß Erich ſo boshaft ſeyn, und es der Frau wieder ſagen werde.

„Das hat er auch, ſagte Herrmann, nicht gethan. Er hat es gegen ſeines Vaters Magd erzählt, und hat auch nicht geglaubt, daß dieſe es wieder ſagen werde. Dieſe hat es aber wirklich der Frau zu Ohren gebracht.“

Dieß erſchreckte den armen Ludwig erſtaunlich. Er benetzte ſeiner kranken Mutter Hände mit Thränen, und bat, daß ſie ihm doch ja vergeben möchte. Er habe nicht gewußt, daß dieſes ſo üble Folgen haben werde —

Da trat ein Bedienter in das Zimmer und fragte, ob Herrmann und Sophie nicht bald zu Tiſche kommen wollten, das Eſſen wäre ſchon vor zwey Stunden zubereitet geweſen, und er beſorge, daß es unſchmackhaft werden möchte.

Sophie winkte ihm, daß er ſich entfernen ſollte. Dann ſank ſie wieder auf das Kanapee, und ſagte: ich kann heute keinen Biſſen genieſſen. Das Aergerniß hat mir allen Appetit benommen.

Ich kann auch nicht ſpeiſen, ſagte Herrmann.

Da weinte Ludwig bitterlich, und bat ſeine Eltern wehmüthig, daß ſie doch etwas genieſſen möchten.

„Das gehet nicht an, Ludwig! antwortete Herrmann. Das Eſſen würde uns mehr ſchädlich als nützlich ſeyn. Sieh! unbedachtſames

Kind, alle dieſen Jammer macht uns deine Schwatzhaftigkeit.“

Ludwig hätte vor Betrübniß in die Erde ſinken mögen. Er hatte ſeine Eltern herzlich lieb. Und nun mußte er ſehen, daß er ihnen ein ſo groſſes Herzleid zugefügt hatte, das gar leicht eine Krankheit hätte nach ſich ziehen können. Dieß ſchmerzte ihm gar zu ſehr. Er verſprach daß er von nun an behutſamer werden, und niemals wieder etwas ausplaudern wolle.

„Ich glaube es ganz wohl, ſagte ſein Vater, daß es dich dauert, daß du uns ſolchen Verdruß verurſachet haſt. Ich weis es auch, daß es dein Ernſt iſt, daß du die Schwatzhaftigkeit ablegen willſt. Aber ich weis noch nicht, ob du dein Wort halten wirſt. Ich muß dich alſo eine Zeitlang als meinen und deiner Mutter Verräther betrachten, und dich allemal entfernen, ſo oft wir etwas ſprechen, das wir gern geheim halten wollen. Iſt das nicht billig?

Ludwig bejahete es ſchluchzend, und ſagte, daß er gern dieſe und eine noch viel härtere Strafe dulden wolle, wenn er nur wiſſe, daß das gegenwärtige Aergerniß ſeinen lieben Eltern nicht ſchade. Er entfernte ſich, gieng zu Luischen, erzählte ihr, was er durch ſeine Schwatzhaftigkeit ſeinen lieben Eltern für Herzleid gemacht habe, und bat ſie gar herzlich, daß ſie doch ja vor dieſem Fehler ſich hüten möchte. Sie verſprach es ihm, und er gab ihr auch die Hand darauf, daß er von nun an recht verſchwiegen ſeyn wolle. Er hielt es auch. Und nachdem ſeine Verſchwiegenheit einige Zeit war geprüft worden, ward ihm wieder erlaubt, bey den Geſprächen ſeiner Eltern zugegen zu ſeyn.

Nun war noch die Frage, wie die böſe Frau könne beruhiget werden. Herrmann meynte, es wäre wohl wahr, alles was Sophie geſagt hätte. Gleichwohl, wenn die Frau klagte, und die Sache käme zur Unterſuchung, ſo würde Sophie noch viele Unterredungen mit ihr halten müſſen, und noch manchen großen Verdruß haben. Das Beſte wäre alſo, daß man die Frau ſuche zum Schweigen zu bringen. Er wurde alſo mit Sophien eins, daß ſie eine Perſon, auf die ſie ſich verlaſſen könnten, an ſie abſchikken, ihr für die zugefügte Beleidigung einige Thaler bieten, aber zugleich drohen laſſen wollten, daß, wenn ſie dieſes gütige Anerbieten nicht annehmen

men würde, man ihren ganzen Lebenswandel der Obrigkeit anzeigen, und darauf dringen wolle, daß ſie zur Strafe gezogen würde.

Die Sache wurde noch ſelbigen Tag in Ordnung gebracht. Die Perſon, die an die böſe Frau abgeſchickt wurde, richtete ihren Auftrag ſo gut aus, daß die böſe Frau das Geld gern annahm, und froh war, daß ihr Lebenswandel nicht öffentlich unterſucht würde.

Herrmann aber und Sophie waren auch recht froh, daß ſie vor der böſen Frau nun Ruhe hatten, und daß dieſe verdrüßliche Sache noch ſo gut war geendiget worden.

* * *

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Den folgenden Tag bekam Herrmann ein Briefchen vom Hofrathe, in dem er ihn bat, den Nachmittag in ſeines Schwiegervaters Garten zuzubringen. Er verſicherte, daß es ihm ſehr leid ſey, daß er an ſeinem Hochzeittage ſeine Freunde nicht ſo, wie er gewünſcht, habe genießen können. Er habe daher dieſen Nachmittag ſeine beſten Freunde zuſammengeladen, um vor ſeiner Abreiſe, ſich noch recht herzlich mit ihnen unterreden zu können.

Herrmann hatte nun freylich viele Geſchäfte, und war gar nicht geneigt dieſelben liegen zu laſſen, unterdeſſen behielt doch die Begierde, den Umgang von ſo vielen guten Leuten zu genießen, die größtentheils den andern Tag wieder abreiſen wollten, die Oberhand, und bewog ihn die Einladung anzunehmen.

Nun war die Frage, ob er ſeine Kinder mitnehmen ſollte? Sein Herz war ſehr dazu geneigt: denn er hatte ſie gar zu lieb. Nur wollte er auch wiſſen, ob ſie ſich ſo betragen hätten, daß ſie dieſes Vergnügens würdig wären? Er überlegte die Sache mit Sophien. Dieſe gab nun

Luiſchen das beſte Zeugniß. Sie verſicherte, Luiſchen habe ſich ſeit etlichen Tagen ſo betragen, daß ſie vollkommen zufrieden mit ihr wäre. Sie wäre ſehr fleißig und gefällig geweſen, auch habe ſie mit Vergnügen an ihr bemerket, daß ſie ſich viele Mühe gegeben habe, ſich und ihre Kleiderchen reinlich zu halten. Herrmann hatte darüber eine große Freude, und es ward alſo beſchloſſen, daß ſie an der Geſellſchaft Theil nehmen ſollte.

Aber was werden wir, fragte er, mit Ludwigen anfangen?

Ich hätte ihn, antwortete Sophie, gar zu gern auch in meiner Geſellſchaft. Er hat ſich auch zeither ganz gut betragen. Aber wenn wir nun ohngefähr etwas ſprächen, das heimlich ſollte gehalten werden, und er plauderte es wieder aus, könnten wir da nicht einen neuen Verdruß haben?

Herrmann gab ihr Recht, und es wurde beſchloſſen, daß Ludwig dießmal zu Hauſe bleiben ſollte.

Luiſchen wurde es angekündiget, daß Nachmittags ein Spaziergang ſollte gemacht werden. Man ſey geneigt, ſie daran Theil nehmen zu laſſen, wenn nur ihre Kleiderchen in guter Ordnung wären.

Meine Kleiderchen? ſagte ſie, o darüber ſollen ſie gewiß dießmal nicht klagen! Und nun gieng es die Treppe hinauf, das Schränkchen wurde aufgeſchloſſen, die Kleiderchen herausgeholt, und damit immer zur Mutter hin. Sehen Sie, liebe Mutter! ſagte ſie, ſind Sie mit dieſen Kleiderchen wohl zufrieden?

Die Mutter ſahe ſie ſehr genau durch, und fand alles ſo, daß ſie damit zufrieden ſeyn konnte. Sie bezeugte ihr Wohlgefallen darüber, und Luischen hatte darüber eine ſolche Freude, daß ſie der Mutter um den Hals fiel, ſie küßte und ſagte: ich will auch immer ſo ordentlich ſeyn, liebe Mutter, daß Sie mir gut ſeyn können, und ich nicht wieder weinen darf, wie letzthin — ach da hat es mich gar zu ſehr gedauert, daß ich zu Hauſe bleiben mußte!

Nun wurde Ludwig herbeygerufen. Herrmann ſagte ihm, daß dieſen Nachmittag wieder ein Spazlergang würde gemacht werden, und fragte, ob er wohl Luſt hätte dabey zu ſeyn? gar zu gerne, antwortete Ludwig. Ich glaube es, ſagte der Vater, es wäre mir auch ein Vergnügen,

gen, wenn ich dich an meinem Vergnügen könnte Theil nehmen laſſen. Es wird aber heute gar vielerley geſprochen werden, und manches, das nicht alle Leute wiſſen dürfen —

Ach ich will, fiel ihm Ludwig in die Rede, gewiß recht gut ſchweigen. Gewiß! gewiß! ich will niemals wieder plaudern.

Ich glaube, fuhr ſein Vater fort, daß dieß dein völliger Ernſt iſt, aber ehe kann ich dir doch nicht trauen, bis ich gewiß weis, daß du den Fehler der Schwazhaftigkeit ganz abgeleget haſt. Und ſo mußte denn der betrübte Ludwig dießmal zu Hauſe bleiben. Und dieß bewog ihn, daß er noch feſter ſich vornahm, ſich immer in der Verſchwiegenheit zu üben.

Herrmann aber, nebſt Sophien und Luischen, giengen nach den Garten zu, der kaum funfzig Schritte weit von der Stadt lag. Hier trafen ſie eine Geſellſchaft an, die größtentheils aus ſehr guten Leuten beſtund. Außer dem Hofrathe und den Anverwandten ſeiner Frau, waren auch der Rektor Gutmann, mit ſeiner Familie, und der alte Advokat, des Hofraths Wohlthäter da.

Man trank Kaffee im Gartenhäuschen. Kaum aber hatte Herrmann ein Paar Taſſen zu ſich genommen, ſo war es ihm im Gartenhäuschen zu enge, er ſtund auf und ſagte: lieben Freunde! was hilft uns aber der Garten, wenn wir im verſchloßnen Zimmer ſitzen? Wäre es nicht beſſer, wenn wir die friſche Luft genöſſen, und die mannichfaltigen Gewächſe beſähen, die hier in ſolcher Menge wachſen?

Dieſer Vorſchlag fand durchgängigen Beyfall. Die ganze Geſellſchaft zerſtreute ſich, und jedes nahm ſich einen Geſellſchafter oder Geſellſchafterin an die Hand, mit dem es plaudern konnte.

Herrmann wählte zu ſeinem Geſellſchafter ſeinen lieben Hofrath, an deſſen Arme er im Garten auf und ab gieng. Er freute ſich gar herzlich, da ihm dieſer ſagte, daß er des Rektor Gutmanns Sohn mit ſich nehmen, und dafür ſorgen würde, daß er recht viel Gutes lerne. Der Rektor, ſagte er, ſcheint mir ein recht guter Mann zu ſeyn.

„O, ein ganz vortreflicher Mann! ſagte der Hofrath: wenn alle Leute ihre Schuldigkeit ſo thäten, wie dieſer liebe Mann, wir würden eine ganz andre Welt haben. Er verſäumt, ohne die dringendſte Noth, keine einzige Lehrſtunde. Und er iſt ſchon darüber unruhig, daß er, um meiner Hochzeit willen, ein Paar Tage den Unterricht hat ausſetzen müſſen. Und in den Lehrſtunden giebt er ſich mit ſeinen Schülern ſolche Mühe, wie wenn ſie ſeine eignen Kinder wären. Er hat aber auch recht geſchickte Leute gezogen. Wir haben allemal eine Freude, wenn wir einen Studenten aus ſeiner Schule bekommen: denn dieſe ſind immer die geſchickteſten, ordentlichſten und fleißigſten Leute."

Aber ſein Conrektor und Tertius, ſagte Herrmann, thun auch wohl vieles bey der Sache.

„Ja, antwortete der Hofrath, ſie thun etwas dabey, ſie ſind auch gute Leute, aber Gutmann hat ſie dazu gemacht. Sie waren ſonſt ſehr unfleißig, aber er hat ſie ſo lange erinnert und ermahnet, bis ſie ſich beſſerten. Haben Sie noch nichts von ſeinen Schriften gehöret? o er iſt einer unſrer beſten Schriftſteller. Er hat uns vor kurzen wieder ein Buch geliefert, das allgemein bewundert wird."

„Ich erſtaune, ſagte Herrmann, über das, was Sie mir von dieſem lieben Manne erzählen.

Gegen mich hat er ſich von alle dieſem nicht das geringſte merken laſſen. Er prahlte weder mit ſeiner Gelehrſamkeit, noch mit den Schülern, die er gezogen hatte. Wenn einige gute Leute aus ſeiner Schule gekommen wären, ſagte er, ſo müſſe man dieſes vorzüglich dem Conrektor und Tertius zuſchreiben.“

„Ja! ja! fuhr der Hofrath fort, dieß iſt ſeine Art. Er iſt außerordentlich beſcheiden. Von ſich und ſeinen Vorzügen ſpricht er wenig, aber alles Gute rühmt er, das er an andern bemerkt. Deswegen achte ich ihn vorzüglich hoch. Und wenn er noch einmal ſo viel gelernt hätte, und noch einmal ſo fleißig wäre, und wollte immer davon reden und andere neben ſich verachten, ich verſichre Sie, Herr Herrmann, ich würde ihn nicht halb ſo lieben und hochachten, als ich itzo thue. Denn alles Gute, das man an ſich hat, verliert ſeinen Werth, ſobald man es ſelbſt lobt. Wozu iſt auch das eigne Lob nöthig? Man braucht ja nur gut zu ſeyn, und ſeine Schuldigkeit zu thun, ſo erfahren es ja andere, ohne daß wir es ihnen ſagen. Lobt ſich denn das Pferd? Gleichwohl erfahre ich alle ſeine gute guten Eigenſchaften, wenn ich nur eine Stunde auf ihm geritten bin.“

Indem ſie ſo ſprachen, begegnete ihnen der Rektor ſelbſt. Herrmann gieng ihm mit Ehrfurcht entgegen, druckte ſeine Hand freundſchaftlich, und ſagte: würdiger Mann! ich weis doch daß Sie ein gelehrter Mann ſind, und daß die Vollkommenheit Ihrer Schule von Ihrem Fleiße herkomme, wenn Sie es mir auch gleich nicht geſagt haben. Eben dieſe Beſcheidenheit vermehrt meine Hochachtung gegen Sie. **Lob, das uns andere geben, bringt allemal mehr Ehre, als das wir uns ſelbſt beylegen.**

Ich merke ſchon, antwortete der Rektor, der Hofrath wird einmal geplaudert haben. Der Mann hat mich ſo lieb, daß er immer mehr Gutes an mir bemerkt, als andere Leute ſehen.

So lehnte er alle Lobſprüche ab, die man ihm beylegen wollte, fieng an von alle dem Guten zu reden, das der Hofrath an ſich habe, und gab damit zu einem kleinen freundſchaftlichen Streite Anlaß, der ſo lange dauerte, bis das Geſpräch durch die Dazwiſchenkunſt anderer Perſonen unterbrochen wurde.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Luiſchen plauderte unterdeſſen mit der kleinen Amalie, des Rektors Tochter, die ihr alles Merkwürdige aus ihrem Städtchen und Hauſe erzählen mußte. Da ſagte ſie unter andern, daß ihre gegenwärtige Mutter nicht ihre rechte Mutter, ſondern ihre Stiefmutter ſey. Ihre rechte Mutter, ſagte ſie wehmüthig, habe ſie nicht gekannt, die wäre ſchon geſtorben, da ſie noch nicht ein Jahr alt geweſen wäre.

„Eine Stiefmutter haſt du? ſagte Luiſchen ganz erſtaunt, eine Stiefmutter? Du armes Kind! ich habe immer gehört, daß die Stiefmütter böſe Weiber wären, die die armen Kinder ohne Urſache ſchlügen, und ihnen nicht ſatt zu eſſen gäben.“

„Das glaube du nur nicht, liebes Luiſchen, antwortete Amalie. Man hat mir dieß auch oft geſagt. Es kann ja wohl ſeyn, daß manche Stiefmütter böſe ſind, und ich wünſche deswegen allen guten Kindern, daß ſie ihre rechten Mütter und Väter behalten mögen: aber meine Stiefmutter iſt gewiß eine recht liebe und gute Frau. Sie hat ihre eignen Kinder, die ſie zu meinen Vater gebracht hat, aber ſie hat mich eben ſo lieb wie jene. Die Butterſchnitte, die ſie mir ſtreichet, ſind eben ſo fett als die, die ſie ihren leiblichen Kindern giebt. Wenn jene unrecht thun, ſo bekommen ſie ſo gut ihre Strafe, als Amalie, wenn die bisweilen ihr Köpfchen aufgeſetzt hat. Ich habe mir einmal die Ruthe von ihr bekommen, da war ich aber auch recht ungezogen geweſen. Sonſt, wenn ich unartig bin, nimmt ſie mich bey der Hand, und hält mir eine Strafpredigt. Da dauert es mich allemal gar zu ſehr, und ich verſpreche ihr beſſer zu werden. Was hätte denn aus mir werden wollen, wenn ich die liebe Stiefmutter nicht gehabt hätte? Keine rechte Mutter hatte ich mehr. Da hat ſie ſich über mich erbarmt, hat mich gewaſchen, gereiniget, meine Kleiderchen ausgebeſſert, hat mich Strikken und Nähen gelehret. Vor dem Jahre — ach da war ich ſo krank — ſo krank — da hat ſie ganze Nächte bey mir gewachet, hat mich gelabet, mir Arzney eingegeben: wer weis, wo ich itzo wäre — "

Bey dieſen Worten begegnete ihr der Gärtner. Lieber Freund! fragte ſie ihn, [illegible] nicht erlaubt einige Blumen abzupflükken? [illegible]

So viel Sie wollen Mamſell! antwortete dieſer.

Da wurden ſogleich alle wohlriechende Kräuterchen und Blümchen aufgeſucht, gepflükket, und ein Sträuschen daraus gewunden. Nun ſuchte ſie die gute Stiefmutter auf, fand ſie auf einer Bank ſitzend, fiel ihr um den Hals, ſteckte das Sträuschen an ihren Buſen, und ſagte, mit naſſen Augen: **liebe Mutter!**

Sophie war mit ihrer Geſellſchafterin am ſchlimmſten angekommen. Sie hatte ſich die Schweſter von des Hofraths Frau erwählet, die ihr durch ihre Geſpräche vieles Misvergnügen machte. Vermuthlich hatte ſie in ihrer Kindheit Umgang mit böſen Leuten gehabt, von denen ſie die ſchreckliche Gewohnheit angenommen hatte, zu **verläumden**, oder von allen Menſchen Böſes zu ſprechen. Sophie wußte dieß noch nicht, nahm ſie alſo freundſchaftlich an den Arm, druckte zärtlich ihr die Hand, und ſagte: ich freue mich recht herzlich über die Verbindung, die ihre liebe Schweſter mit dem Herrn Hofrath getroffen hat. Mein herzlicher Wunſch iſt, daß ſie lebenslang recht glücklich leben mögen.

Friederike, ſo hieß dieß boshafte Mädchen, dankte für den Antheil, den ſie an der Freude ihres Hauſes nähme. Aber — fuhr ſie mit einer ſpöttiſchen Miene fort, gar zu groß wird des guten Hofraths Glück eben nicht ſeyn. Itzo iſt noch die Flitterwoche, da hängt freylich der Himmel voll Geigen. Wenn er aber ſeine Frau nur erſt ein Paar Wochen im Hauſe hat, da wird er ſchon ſehen, wie er angekommen iſt. Ich weis gar nicht, was er mit der Frau anfangen will? keine Wirthſchaft verſteht ſie, den ganzen Tag ſteht ſie vor dem Spiegel, und hat ein ſo loſes Maul, daß kein Menſch mit ihr auskommen kann. Wie froh bin ich, daß ſie nun aus dem Hauſe kommt! Der gute Hofrath wird ſeine Noth ſchon mit ihr haben. Unterdeſſen — (hier lächelte ſie wieder boshaft) unterdeſſen hat der gute Hofrath auch nicht Urſache ihr viel vorzuwerfen. Ich kenne ihn von Haus aus, und weis um alle ſeine Stückchen. Es iſt nicht viel davon zu reden. Aber — Frau Herrmannin! Frau Herrmannin! wenn Sie wüßten, was ich weis, Sie urtheilten gewiß ganz anders von ihm.“

Sophie bezeugte hierüber ihre Verwunderung, und verſicherte, ſie habe ſowohl von ihm, als von ihrer Schweſter, nichts als Gutes gehöret. Beſonders wären ſie ihr von dem Rektor Gutmann ſehr gerühmt worden, und dieſer wäre doch gewiß ein guter rechtſchafner Mann.

„Ein guter rechtſchafner Mann mag er wohl ſeyn, fuhr Friederike fort, aber auch ſonſt nichts. Er läßt dreyzehn gerade ſeyn. Und wenn er von jemanden ein Glas Bier und eine Pfeife Tobak bekommt, ſo redet er ihm alles Liebes und Gutes nach. Ha! ha! ha! ich mag nur niemanden was Uebels nachreden, ich weis aber am beſten, wie von ſeiner Frau geſprochen wird. Es ſoll gar eine artige Wirthſchaft bey ihr ſeyn, und ſie ſoll die liebe Sonne immer mehr als Brod im Hauſe haben.“

Sophie gab ſich alle Mühe, dieſe lieben Leute, von deren Rechtſchaffenheit und ordentlichen Lebensart ſie vollkommen überzeugt war, zu vertheidigen. Je mehr ſie ſie aber vertheidigte, deſto mehr Böſes ſprach das böſe Mädchen von ihnen. Sie lenkte das Geſpräch auf andere Perſonen, aber ſie wußte von jeder etwas Uebels zu reden. Und wenn ſie ſich nicht gleich auf etwas beſinnen konnte, ſo verzog ſie doch den Mund ſo höniſch, daß man glauben mußte, ſie wüßte, wer weiß wie viel Böſes von ihnen.

Eine halbe Stunde hörte Sophie dieſe Verleumdungen mit an. Hernach konnte ſie es aber nicht länger aushalten. „Mademoiſelle! ſagte ſie zu ihr, Sie haben mir nun von allen Menſchen, von denen ich mit Ihnen geſprochen habe Böſes erzählet; ich möchte gern, daß Sie mir auch nun von jemanden etwas Gutes ſagten.„

Was kann ich denn dazu, antwortete ſie hämiſch, daß die Leute nicht beſſer ſind? wie kann ich ihnen denn Gutes nachreden, wenn ſie nichts Gutes an ſich haben?

„Ey, fuhr Sophie fort, ſchämen Sie ſich! Ich habe von allen dieſen Perſonen nichts als alles Gutes gehöret. Ich habe ſie deswegen geliebt und hochgeachtet. Wenn ich nun nur die Hälfte von dem glauben wollte, was Sie mir von ihnen geſagt haben, ſo würde ich auf einmal die gute Meynung, die ich von ihnen hatte, fahren laſſen: dieſe Leute hätten ihre Ehre bey mir verlohren, ich müßte ſie verachten. Iſt das nicht häßlich? Friderike! Friderike! Wenn Sie mir dieſe Ohrengehänge, und dieſen Ring als von ihrer Schweſter, nichts als Gutes gehöret. Beſonders wären ſie ihr von dem Rektor Gutmann ſehr gerühmt worden, und dieſer wäre doch gewiß ein guter rechtſchafner Mann.

„Ein guter rechtſchafner Mann mag er wohl ſeyn, fuhr Friederike fort, aber auch ſonſt nichts. Er läßt dreyzehn gerade ſeyn. Und wenn er von jemanden ein Glas Bier und eine Pfeife Tobak bekommt, ſo redet er ihm alles Liebes und Gutes nach. Ha! ha! ha! ich mag nur niemanden was Uebels nachreden, ich weis aber am beſten, wie von ſeiner Frau geſprochen wird. Es ſoll gar eine artige Wirthſchaft bey ihr ſeyn, und ſie ſoll die liebe Sonne immer mehr als Brod im Hauſe haben.“

Sophie gab ſich alle Mühe, dieſe lieben Leute, von deren Rechtſchaffenheit und ordentlichen Lebensart ſie vollkommen überzeugt war, zu vertheidigen. Je mehr ſie ſie aber vertheidigte, deſto mehr Böſes ſprach das böſe Mädchen von ihnen. Sie lenkte das Geſpräch auf andere Perſonen, aber ſie wußte von jeder etwas Uebels zu reden. Und wenn ſie ſich nicht gleich auf etwas beſinnen konnte, ſo verzog ſie doch den Mund ſo höniſch, daß man glauben mußte, ſie wüßte, wer weiß wie viel Böſes von ihnen.

Eine halbe Stunde hörte Sophie dieſe Verleumdungen mit an. Hernach konnte ſie es aber nicht länger aushalten. „Mademoiſelle! ſagte ſie zu ihr, Sie haben mir nun von allen Menſchen, von denen ich mit Ihnen geſprochen habe, Böſes erzählet; ich möchte gern, daß Sie mir auch nun von jemanden etwas Gutes ſagten. „

Was kann ich denn dazu, antwortete ſie hämiſch, daß die Leute nicht beſſer ſind? wie kann ich ihnen denn Gutes nachreden, wenn ſie nichts Gutes an ſich haben?

„Ey, fuhr Sophie fort, ſchämen Sie ſich! Ich habe von allen dieſen Perſonen nichts als alles Gutes gehöret. Ich habe ſie deswegen geliebt und hochgeachtet. Wenn ich nun nur die Hälfte von dem glauben wollte, was Sie mir von ihnen geſagt haben, ſo würde ich auf einmal die gute Meynung, die ich von ihnen hatte, fahren laſſen: dieſe Leute hätten ihre Ehre bey mir verlohren, ich müßte ſie verachten. Iſt das nicht häßlich? Friderike! Friderike! Wenn Sie mir dieſe Ohrengehänge, und dieſen Ring diebiſcher Weiſe entwendeten, ſo wäre dieß abſcheulich. Iſt es aber nicht weit abſcheulicher, wenn Sie durch ihre Verleumdung mich um die gute Meynung brächten, die andere von mir haben, und ſo mir meine Ehre raubten? Denn, ſo theuer mir dieſes Geſchmeide auch kommen mag, ſo kann ich doch wieder ein anderes bezahlen, wenn es mir entwendet würde. Kann ich aber meine Ehre wieder mit Geld erkaufen? Und bedenken Sie nur, wie ſehr Sie ſich ſelbſt ſchaden! Wie kann ich doch ein Frauenzimmer hochachten, das von ſeiner eignen Schweſter, von ſeinem Schwager und von den beſten Leuten Böſes ſpricht? wenn ich nun Ihrem Schwager, Ihrer Schweſter, dem Rektor Gutmann und den übrigen Perſonen, von denen Sie mit mir redeten, nur die Hälfte von dem wieder ſagen wollte, was Sie mir itzo von ihnen erzählet haben? wie würde es Ihnen da gehen!„

Um des Himmels willen! Frau Herrmannin! fuhr die erſchrockne Friederike auf, Sie werden es doch nicht wieder erzählen? Ich habe zu Ihnen als einer guten Freundin geſprochen. Es war ja ſo böſe nicht gemeynt.

„Wenn ich auch, antwortete Sophie, nichts wieder ſage, ſo werden Sie doch bald genug verrathen werden. Sie werden keinen Freund, keine Freundin behalten. Jedermann wird Ihren Umgang fliehen, Sie verachten und verabſcheuen. Den Verleumder verabſcheuet man, wie eine giftige Schlange. Ich wenigſtens werde mich ſehr hüten, daß ich Ihnen nicht wieder ſo nahe komme, als ich Ihnen heute geweſen bin. Denn wer gegen mich von allen Menſchen Böſes ſpricht, der redet mir gewiß auch nichts Gutes nach. „

Mit dieſen Worten wendete ſie ſich um, und ließ das boshafte Mädchen ſtehen, die vor Verdruß nicht wußte was ſie anfangen wollte. Sie gieng einigemal im Garten zornig auf und ab. Da traf ſie ihre Schweſter an, und wollte gegen dieſe wieder von Sophien Böſes reden. Dieſe hörte ſie aber nicht an, ließ ſie ſtehen und ſagte: ich kenne dich ſchon, Schweſter! die Herrmannin kenne ich auch. Itzo habe ich nicht Zeit dich anzuhören.

Dieß verdroß ſie erſtaunlich. Die ganze Geſellſchaft war vergnügt, ſpatzirte umher, plauderte und ſcherzte, Friederike aber floh in einen entlegenen Winkel, ſetzte ſich hin, und kauete vor Bosheit an den Nägeln.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Sophie gieng itzo im Garten herum, um ſich eine Geſellſchaft zu ſuchen, in der ſie mehr Vergnügen fände. Sie traf zuerſt Luischen an, die ihr mit vieler Freude erzählte, was Amalie für eine gute Stiefmutter habe. Kurz darauf ſtieß ſie auch auf des Hofraths Schwiegervater, der ſie allenthalben herum:führte, und ſie auf alles Schöne, das in ſeinem Garten war, aufmerkſam zu machen ſuchte. Sie kamen unter andern bey einer ſehr armen Frau vorbey, die in einem Winkel des Gartens ſaß, und mit ihren drey Kindern Wolle ſpann. Luischen bemerkte ſie zuerſt, zeigte ſie ihrer Mutter, und ſagte: ey ſehen Sie einmal die garſtige Frau da, und die garſtigen Kinder! ſie haben ja alle zerrißne Kleider an, nicht einmal Strümpfe an den Füſſen, und die Füße ſind ſo ſchmuzig — Fi!

Sophie ſagte ihr leiſe ins Ohr, du mußt dieſe guten Leutchen nicht ſogleich verachten, liebes Kind! ſie können doch wohl gut ſeyn, wenn ſie auch gleich ſchmuzig ſind und zerrißne Kleider tragen.

Da Sophie mit ihren Geſellſchaftern zu ihnen kam, ſtunden ſie alle von ihren Rädern auf, und neigten ſich ſehr ehrerbietig.

Dieß ſcheinen, ſagte Sophie zu Herrn Friedlieb, ſehr gute Leute zu ſeyn.

Das ſind ſie auch, Frau Herrmannin! antwortete Friedlieb. Ich habe allemal eine Freude, wenn ich vor ihnen vorbey gehe. Da ſitzet die Frau mit ihren Kindern faſt den ganzen Tag und ſpinnt, um ſo viel zu erwerben, daß ſie ſich und die Ihrigen ernähren möge. Wenn ſie vom Spinnen müde ſind, ſo gehen ſie in den Garten und arbeiten. Jedes Unkräutchen, das ſie bemerken, rauſen ſie aus, jedes Blümchen, das ſein Köpfchen hängt, binden ſie an, und jedes welke Pflänzchen begießen ſie. Sehn Sie den Mann, der hier auf uns los kommt, der iſt der Mann von dieſer Frau. Er hat nur ſieben Finger, denn drey hat er in einem Scharmützel im vorigen Kriege verlohren, wo er unter den Preußen als Huſar diente. Und doch arbeitet der Mann beſtändig. Er hält meinen ganzen Garten in Ordnung. Ich habe zwar noch einen Gärtner, der thut aber das wenigſte bey der Sache. Wenn es Ihnen in meinem

Garten gefallen hat, ſo haben Sie es nicht ſowohl mir als dieſen armen Leuten zu verdanken; die immer dafür ſorgen, daß alles recht gut wachſen und in Ordnung ſeyn ſoll. Ich kann es daher durchaus nicht leiden, wenn man die armen Leute verachten, und glauben will, man wäre mehr als ſie, weil man beſſere Kleider hat; und fettere Biſſen als ſie eſſen kann. Denn, lieber Gott! **was wollten wir denn anfangen, wenn wir die armen Leute nicht hätten?** Frau Herrmannin! ſo wahr ich ehrlich bin, wir müßten alle Arbeiten ſelber thun: Wer hat denn die Fäden zu meinem Kleide und Strümpfen geſponnen? wer hat ſie denn gewebet? lauter arme Leute. Wenn die armen Leute nicht wären, ſo müßten wir ja wahrhaftig ſelbſt ſpinnen und weben, und ich müßte die Hakke und das Grabſcheid in die Hand nehmen und meinen Garten bearbeiten. Es iſt wahr, ich habe ein ganz feines Vermögen, das habe ich aber alles von den armen Leuten. Da ſitzen die armen Weiber und Kinder hinter ihren Rädern den ganzen Tag und ſpinnen, hernach bringen ſie das Garn auf meine Stube, ich bezahle es ihnen, und verkaufe es wieder nach Schweden und Holland, da verdiene ich an jedem Pfunde etwas.

Verzeihen Sie mir, Frau Herrmannin! daß ich ſo heftig ſpreche. Es iſt mir der Verdruß noch immer im Kopfe, den ich heute mit meiner Tochter Friederiken gehabt habe. Können Sie wohl denken, das alberne Mädchen nennte dieſe armen Leute Lumpengeſindel! Ich habe ihr aber den Kopf tüchtig dafür gewaſchen. Was willſt du Mädchen, ſagte ich, von Lumpengeſindel reden? Haſt du dein Vermögen dir etwa ſelbſt verſchaffet? Wenn jener bleſſirte Soldat dein Vater wäre, wäreſt du nicht eben ſo arm, wie jene Kinder? Es iſt wahr, ſie gehen ſchmutzig und zerriſſen. Wenn ſie aber ſo viele Zeit wie du, auf die Reinigung ihres Körpers und ihren Anzug, wenden könnten, und ſich nicht immer mit ſchmutziger Arbeit beſchäftigen dürften, ſo würden ſie auch wohl beſſer gekleidet ſein. Ich läugne es auch nicht, daß ſie bisweilen unhöflich ſind; wo ſollen ſie denn aber die Höflichkeit lernen, da ſie niemals Gelegenheit haben, mit geſitteten Perſonen umzugehen? Wenn du vom Morgen bis zum Abend hinter dem Spinnrade ſitzen ſollteſt, da wollte ich doch ſehen, was du für eine Figur ſpielen würdeſt!

Sophie trat näher zu dieſer Frau, ließ ſich mit ihr in ein ſehr liebreiches Geſpräch ein, und erkundigte ſich nach ihrem Manne, nach dem Alter ihrer Kinder, nach ihrer Haushaltung und andern dergleichen Dingen. Und die Frau war ausnehmend freundlich, und beantwortete weitläuftig alle Fragen. Luiſchen ſchämte ſich, daß ſie die guten Leute verachtet hatte, gegen die doch ihre Mutter ſich ſo liebreich betrug, und von denen Herr Friedlieb ſo viel Gutes erzählet hatte. Sie trat alſo auch näher, ſprach mit den Kindern, ließ ſich ihr Garn zeigen, erkundigte ſich, wie viel ſie mit jedem Pfunde verdienten, und lobte ihren Fleis.

Darauf nahm Sophie von dieſer Frau Abſchied, und ſagte: liebe Frau, fahrt doch ja fort ſo gut und fleißig zu ſeyn, wie ihr zeither waret, ſo werdet ihr glücklich ſeyn, ſo glücklich als ich. Mein größtes Glück iſt dieß, daß ich ein gut Gewiſſen, geſunden Leib, einen ehrlichen Mann und gute Kinder habe. Und das habt ihr ja alles auch. Geld macht niemanden glücklich. Wenn ich bey meinem Reichthume krank ſeyn, oder einen böſen Mann haben ſollte, ſo wollte ich lieber an eurer Statt hinter dem Spinnrade ſitzen.

Die arme Frau wurde ſehr gerührt. Sie druckte weinend Sophiens Hand, und ſagte: leben Sie wohl, gnädige Frau! der liebe Gott laſſe es Ihnen und ihren lieben Kindern wohl gehen!

Da Sophie fortgieng, ſo ſagte die arme Frau noch zu ihren Kindern: du lieber Gott! das ſind ja rechte kreuzbrave, herzensgute Leute! und das Jüngferchen — es iſt ja ſo freundlich wie ein Engel.

„Hörten Sie, ſagte Friedlieb, was dieſe Frau ſagte? Ach liebe Frau! Dank! Dank! für das liebreiche Geſpräch, das Sie mit dieſer Armen gehalten haben. Sie haben ihr damit mehr Vergnügen gemacht, als wenn Sie ihr einen Speciesthaler geſchenkt hätten. Es muß den armen Leuten eine erſtaunliche Kränkung ſeyn, wenn ſie ſehen, daß die Reichen ſo vieles genießen, das ſie entbehren müſſen, und ſich überdieß noch von ihnen müſſen verachten oder wohl gar verſpotten laſſen. Und es wäre gar kein Wunder,

der, wenn ſie gegen ſie erbittert würden. Aber ein freundlicher Blick, den man ihnen giebt, ein liebreiches Geſpräch, das man mit ihnen hält, das erwirbt uns ihre ganze Liebe, und macht, daß ſie etliche Tage die Beſchwerlichkeiten ihres Zuſtandes vergeſſen.“

Die Dämmerung trat nun ein, und es wurde Anſtalt zu einem mäßigen Abendeſſen gemacht, an dem alle Theil nahmen, außer Frideriken, die nach Hauſe gegangen war, und bey der Geſellſchaft vorwenden ließ, ſie habe Zahnſchmerzen bekommen. Alle ſchienen mit ihrer Abweſenheit ganz wohl zufrieden zu ſeyn, weil ſie doch wußten, daß ſie in Geſellſchaft nichts anders that, als auf andrer Reden und Handlungen lauern, um etwas zu finden, das ſie an ihnen tadeln und weiter erzählen könnte. Man war ſo vergnügt, daß niemanden einfiel nach Hauſe zu gehen, bis es zwölf ſchlug. Da mußte ſich denn die Geſellſchaft trennen, jedes nahm von dem andern ſehr rührend Abſchied, und verſprach ihm eine herzliche und beſtändige Freundſchaft.

Dreyßigſtes Kapitel.

Durch die vielen Zerſtreuungen, die zeither Herrmanns Familie gehabt hatte, waren wirklich ihre Geſchäfte in einige Unordnung gerathen. Ludwig hatte die Aufſätze nicht ordentlich verfertigt, die er ſeinem Informator täglich liefern mußte, Luischen hatte auch wenig gearbeitet, Sophie hatte ihre Haushaltung nicht ordentlich führen, und Herrmann ſeine Handlung nicht gehörig beſorgen können. Er ſagte daher, zu ſeiner Familie: „lieben Kinder! wir haben zeither vieles Vergnügen genoſſen, vielleicht mehr, als uns nütze war. Denn unſer aller Arbeiten ſind dabey gröſstentheils unterblieben. Ich konnte es aber nicht ändern, weil ich ſonſt meine Freunde hätte beleidigen müſſen. Aber nun, nun müſſen wir wirklich unſere Vergnügungen einſchränken, und die Arbeit friſch angreifen. Sonſt würden wir nach und nach alle Luſt zur Arbeit verliehren, und es würde unſer ganzes Haus in ſolche Unordnung gerathen, die uns allen Verdruß machte.“

Er theilte alſo jedem ſeine Geſchäfte zu, und er ſelbſt gieng in ſeine Schreibſtube. Anfänglich

lich wollte den Kindern die Arbeit gar nicht recht ſchmekken, ſelbſt Herrmannen machte ſie mehr Mühe als ſonſt. Nach und nach kam alles wieder in die gehörige Ordnung. Jedes verrichtete ſein tägliches Geſchäfte, und auch Herr Friedrichſon wurde von Tage zu Tage fleißiger. Alle befanden ſich recht wohl dabey, und verſicherten, daß bey einem arbeitſamen Leben mehr Vergnügen ſey, als bey beſtändigen Zerſtreuungen und Luſtbarkeiten.

Erſt in der Mitte des Octobers entſtund wieder einige Unordnung. Sophiens Magd hatte ſich die Erlaubniß erbeten, auf das Kirchweihfeſt eines benachbarten Dorfs zu gehen. Kaum war ſie zum Hauſe hinaus, ſo kam der Bediente mit lautem Geſchrey in Herrmanns Stube, und rief immer: ach das Unglück! das Unglück! Herrmann erſchrack und fragte, was es denn gäbe? Ach das Unglück! das Unglück! rief dieſer wieder, mein Vater will ſterben. Herrmann bedauerte den armen Menſchen, und fragte, ob er vielleicht ihn beſuchen und in ſeiner Krankheit warten wolle? und da er hierzu herzliches Verlangen bezeigte, ſo gab er ihm auch ſogleich die

Erlaubniß hinzureiſen, und ſagte: ich will lieber alle eure Arbeit ſelbſt thun, als euch von eurem kranken Vater zurückhalten. Gehet hin! wartet! pfleget ihn! und bittet meine Frau, daß ſie euch etwas mitgiebt um ihn zu laben. Da gieng denn der Bediente fort, und nahm alle Taſchen voll Labſal mit.

Aber nun blieb freylich viele Arbeit liegen, die ſonſt durch dieſe Leute verrichtet wurde, und die Kinder fühlten gar bald, daß ſie abweſend wären. Bald früh kamen ſie in die Stube, ſuchten das Waſchbekken, um ſich wie gewöhnlich zu waſchen. Es war aber weder Waſſer noch Waſchbekken da. Und Luiſchen mußte ſich bequemen ſelbſt an den Brunnen zu gehen und Waſſer zu holen. Es war ſchon ziemlich kühle, und ſie zitterte am ganzen Leibe. Das Frühſtück ſollte genoſſen werden, die Milch wurde herbey gebracht, es war aber keine Taſſe ausgeſpült. Wenn nun die Kinder nicht aus Taſſen trinken wollten, in denen noch die Milch vom vorigen Tage klebte, ſo mußten ſie erſt ſelbſt Taſſen ausſpülen. Wenn ſie ſonſt in die Stube traten, ſo war in derſelben alles ordentlich, ſie war ausgekehrt und jede Sache ſtund und lag an ihrem gehörihörigen Orte. Itzo ſtund noch alles da, wo es den Tag zuvor geſtanden hatte, und der Boden der Stube war mit Papierſtückchen, Läpchen, Fäden und anderm Unrathe beſtreuet. Sophie bezeigte darüber ihr Misfallen, und ſagte, daß ſie heute ſelbſt würde auskehren und aufräumen müſſen, wenn niemand dieſes Geſchäft übernehmen wollte. Das konnten doch die Kinder, die ihre Mutter herzlich lieb hatten, ohnmöglich zugeben; ſie mußten alſo ſich gefallen laſſen, auch dieſe Arbeit zu thun. Luiſchen nahm den Beſen und kehrte aus, Ludwig aber räumte auf. Unterdeſſen ſtürmte der Wind heftig, machte an den Fenſtern einen fürchterlichen Lärmen, der durch die Regentropfen, die daran ſchlugen, noch mehr vergrößert wurde. Die armen Kinder froren, daß ihnen die Finger ſteif wurden, und fragten ihre Mutter, ob denn heute nicht eingeheitzet würde? Ich wollte gern einheitzen laſſen, antwortete Sophie, aber ich habe ja niemanden, der das Feuer anzündet. Wollten nun die Kinder nicht länger frieren, ſo mußten ſie wirklich auch das Einheitzen übernehmen. Dieß gieng aber gar nicht gut. Ludwig zündete ein Stück Kienholz an, ſchob es in den Ofen, da gieng es aus. Er zündete es noch einmal an, und es gieng wieder aus; ſo probirte er es wohl zehnmal, und das Holz wollte immer nicht brennen. Luisgen half, ſo viel ſie konnte, und doch brachten ſie nichts zu Stande. Da ſtunden nun die armen Kinderchen mit erſtarrten Händen und plagten ſich, und fiengen endlich gar an zu weinen. Zum Glück kam Ludwigs Informator: dieſer erbarmte ſich über die erfrornen Kinder, zündete das Feuer an, und machte ein recht warmes Stübchen. Da labten ſich die Kinderchen, und ſagten, nun wollen wir auch ſobald keinen Fuß wieder vor dieß warme Stübchen ſetzen. Kaum aber hatte ſich Ludwig zu ſeinem Informator geſetzt, ſo trat Herrmann in die Stube, und brachte einige Briefe, die den Augenblick auf die Poſt getragen werden ſollten. Hier, Ludwig! ſagte er, geſchwind dieſe Briefe auf die Poſt! Ach, lieber Vater! ſagte er, ich wollte ja gern, aber ſehen Sie nur das ſchrekliche Wetter! Es regnet ja beſtändig und ſtürmet. Uhu hu! Die Briefe müſſen aber fort, ſagte Herrmann, die Poſt wartet ja nicht, bis es gut Wetter wird! geſchwinde ſpring! ehe ſie abgeht! Da mußte Ludwig wieder fort, und kam wieder, ſo naß, daß alle ſeine Kleider troffen. Er wollte ſich umkleiden, dazu war aber keine Zeit da; dann er mußte immer wieder fort, und da und dort ſeines Vaters Aufträge beſorgen: Luisꝗen kam auch nicht viel in die Stube, weil ſie in der Küche viele Geſchäfte zu beſorgen hatte. Erſt um zwölf Uhr kamen ſie wieder in das warme Stübchen, und freueten ſich, und ſagten: heute ſoll auch das Eſſen recht gut ſchmekken, wir haben gute Motion gehabt, und klopſten vor Freuden in die Hände, da ſie hörten, daß ſie heute ihr Leibgerichte, Märkiſche Rüben und Schöpſenbraten, haben würden. Die Märkiſchen Rüben brachte itzo die Köchin wirklich herein — wo ſollte ſie ſie aber hinſetzen? Der Tiſch war noch nicht gedekket, keine Serviette, kein Teller, kein Meſſer, kein Löffel war da; kein Stuhl geſetzt, kein Glas ausgeſpült. Da gab es neuen Aufenthalt. Sophie deckte den Tiſch gleich ſelbſt, und ſorgte dafür, daß ihr guter Mann, der den ganzen Vormittag in der Arbeitsſtube geſeſſen hatte, etwas zu eſſen bekäme, und die Kinder mußten unterdeſſen herbeiſchaffen was noch fehlte. Darüber gieng wohl eine halbe Stunde hin. Sie ſetzten ſich nun, wollten eſſen, die Rüben aber waren kalt, und das Fett am Schöpſenbraten geronnen, ſo, daß es ihnen kaum halb ſo gut ſchmeckte, als ſie vermuthet hatten.

Den Nachmittag hatten ſie wieder eben ſo viele Arbeit.

Des Abends fielen beyde entkräftet auf das Kanapee. Ich hätte dir es doch nicht geglaubt, Luischen, ſagte Ludwig, daß das Geſinde ſo viele Arbeit hätte. Nun fühle ich es erſt. Die armen Leute! den ganzen Tag warten ſie uns auf. Wenn wir uns noch ein paar mal in unſern warmen Betten umwenden, ſo kehren ſie ſchon aus, putzen auf und tragen herbey, daß wir alles, wenn wir aufſtehen, fein ordentlich finden. Wenn es ſtürmt und regnet, und wir ſitzen im warmen Stübchen, ſo müſſen ſie fort. Bedenk einmal, im Winter, wenn es friert, daß das Blut unter den Nägeln hervorſpringen möchte, ſo müſſen ſie im Hofe, im Hauſe, in der Küche arbeiten. Wie vielmal müſſen ſie ihre Speiſen eſſen, wenn ſie kalt worden ſind! Und doch bin ich den armen Leuten oft unfreundlich begegnet, und habe ſie heftig angefahren, wenn ſie nicht alles gleich nach meinem Kopfe machten. Das dauert mich gar zu ſehr. Dauert es dich nicht auch Luischen?

Mich, antwortete Luischen, mich dauert es ſo ſehr als dich. Ach ich will dir es nur ſagen, ich habe letzthin einmal Heinrichen einen einfältigen Menſchen geſcholten, weil er es vergeſſen hatte, bey meinem Teller eine Servlette zu legen. Und der arme Menſch hatte doch den ganzen Tag für meinen Vater umherlaufen müſſen. Ich will es aber wirklich nicht wieder thun. Ich will immer recht freundlich gegen Heinrichen und Kathrinen ſeyn, und ſie allemal bitten, wenn ſie etwas für mich thun ſollen. Schelten will ich ſie niemals. Ludwig verſprach, daß er es eben ſo machen wolle, und beyde ſeufzten, wenn ſie doch nur erſt wieder nach Hauſe wären!

Sie kamen aber ſobald nicht nach Hauſe. Noch vier Tage mußten die Kinder unter ſolcher Mühe und Unruhe zubringen, und immer ſeufzten ſie: wenn doch nur Heinrich, oder wenigſtens Kathrine wieder da wäre! Den vierten Tag ſtund Luischen ganz betrübt an dem Fenſter, und überlegte, wie viele Unruhe ſie morgen wieder haben würde. Da zog jemand an der Schelle, ſie ſahe zum Fenſter hinaus — es war Kathrine — und zu eben der Zeit kam auch Heinrich die Straße herunter. Da war Freude! ſie vergaß das Fenſter zuzumachen. Ludwig! Ludwig! rief ſie, Kathrine kömmt! Heinrich kömmt! Beyde ſtürzten nach der Hausthüre zu, öfneten ſie, gaben dem Bedienten und der Magd freundſchaftlich die Hände, und riefen: **willkommen! willkommen! lieber Heinrich! gute Kathrine!** wir haben recht auf euch gehoffet.

Ihr Vergnügen war deſto größer, da ihnen Heinrich erzählte, daß ſein Vater wieder geſund ſey. Den andern Tag gieng alles wieder ordentlich, und niemals begegneten dieſe Kinder dem Geſinde wieder unfreundlich, niemals ſchalten ſie es. Sie bedauerten es vielmehr, wenn ſie ſahen, was für ſaure Arbeiten es verrichten mußte.

◆

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Zu Anfange des Novembers glaubte Herrmann, daß es gut ſey, wenn er ſeiner arbeitſamen Familie wieder ein Vergnügen machte. Er wählte dazu eine Reiſe zu den Magiſter Helwig, wo es allen ſo wohl gefallen hatte. Da beyde Kinder zeither recht gut geweſen waren, ſo wurde beſchloſſen beyde mitzunehmen. Bey Tiſche wurde es ihnen angekündigt — da war Freude! ſie berathſchlagten ſich ſogleich, was ſie den guten Kindern des Magiſters für Freude machen wollten, und jedes ſuchte in ſeinem Schränkchen allerhand Spielwerk zuſammen, um Ernſtchen, Fritzchen und Karolinchen ein Geſchenk damit zu machen. Sophie aber machte Anſtalten, die Küche des Magiſters zu verſorgen, damit der gute Mann, der freylich ein ſehr kleines Einkommen hatte, und viele Perſonen ernähren mußte, durch ihren Beſuch nicht in große Koſten geſetzt würde. Es wurde allerhand Backwerk beſorgt. Ein Rehrükken, ein Paar Haaſen, und ein Schinken eingepackt, und das Flaſchenfutter mit altem guten Rheinwein gut angefüllet. Den Kinderchen wurde die

Zeit lang ehe ſie in den Wagen ſteigen konnten, und ſie ſagten wohl hundertmal, wenn es doch nur erſt Morgen wäre! Ehe es aber Morgen wurde, mußte es erſt Nacht werden. Sie mußten ſich alſo zur Ruhe legen, und ſchlafend die Ankunft des ſo ſehr gewünſchten Morgens erwarten.

Luischen träumte von nichts als Reiſen. Bald ſaß ſie im Wagen und rollte über Berg Thal weg, bald ſpazierte ſie an dem Walde, wo Ludwig vor einiger Zeit den Ball geſchlagen hatte. Itzo kam es ihr vor, als wenn ihr Fritzchen ein Rothkehlchen brächte. Sie ſprang vor Freuden in die Höhe, wollte Fritzen umarmen, erwachte darüber, und ſahe, daß ſie nicht Fritzen, ſondern die Bettdekke in den Armen habe. Das war ihr nun freylich nicht recht, unterdeſſen war es ihr doch lieb, daß ſie erwachet war, denn es war ſchon ziemlich helle. Sie ſprang aus dem Bette, zog ſich hurtig an und lief nach der Familienſtube zu. Da war alles auch munter, und beſchäftigte ſich mit Anziehen und Einpakken. Nur Ludwig fehlte noch. Luischen lief fort um ihn zu wekken, da ſie aber vor die Stubenthür trat, kam er ihr ſchon entgegen — aber in einer ſehr traurigen Figur. Er hatte den

Kopf in die Hand gelegt und weinte erbärmlich. Luischen erſchrack darüber erſtaunlich; Herrmann und Sophie traten auch um ihn und fragten: armer Ludwig! was fehlt dir denn? Ach! ſagte dieſer, meine Freude iſt verderbt! ich habe dieſe Nacht ganz ſchreckliche Zahnſchmerzen bekommen. Es iſt, als wenn es mir den Kopf zerreiſſen wollte.

Da bedauerte nun alles den armen Ludwig: denn unter ſolchen Umſtänden konnte er ja ohnmöglich mitreiſen. Er fragte zwar, ob nicht die Reiſe noch ein Paar Tage könnte aufgeſchoben werden? Dieß gieng aber nicht an, weil der Wagen ſchon beſtellt, und alles zur Reiſe fertig gemacht war. Der arme Ludwig mußte alſo wirklich zu Hauſe bleiben. Der Wagen kam, Herrmann, Sophie, Luischen, und auch der kleine Erich, der ebenfalls, um der Kinder Vergnügen zu vergrößern, zur Reiſe war eingeladen worden, ſetzten ſich ein. Ludwig ſahe mit naſſen Augen nach. Die ganze Geſellſchaft war betrübt, und am Ende der Straße, legte ſich Sophie noch einmal aus dem Wagen heraus, und warf dem betrübten Ludwig einen Kuß zu.

Ludwig war ſehr betrübt, er gieng wieder in die Stube, legte ſich auf das Kanapee, und wimmerte vor Schmerzen. Am meiſten kränkte es ihn, daß gar niemand da war, der ihn bedauerte, und ihm einen Troſt zugeſprochen hätte. Er ſchickte nach Karln, und ließ ihn bitten, daß er ihn beſuchen möchte, bekam aber die betrübte Nachricht, daß er das Fieber habe und nicht ausgehen dürfe. Da war er ganz troſtlos. Der Informator kam zwar, um ihm Unterricht zu geben, ſprach ihm auch Troſt zu, und ſagte: gieb dich zufrieden, lieber Ludwig, großer Schmerz hält nicht lange an! vielleicht biſt du morgen ſchon wieder geſund! und beruhigte ihn dadurch. Da er aber ſahe, daß der kranke Ludwig, wegen großer Schmerzen, den Unterricht nicht anhören konnte, auch die übrigen Kinder nicht da waren, ſo gieng er bald wieder fort und ließ den guten Ludwig wieder einſam.

Gegen Mittag bekam er wieder Linderung, er konnte mit Herrn Friedrichſon ſpeiſen, und nach Tiſche war aller Schmerz weg. Wer war froher als Ludwig. Er ſuchte ſich nun durch allerley Vergnügungen ſeinen Zuſtand erträglich zu machen. Erſt gieng er über ſeines Vaters

Bücher und ſuchte, ob er nicht etwas finden könne, das ihm Vergnügen mache. Da fand er, welche Freude! ein Bilderbuch. Es waren darinne lauter Jagdſtükke. Auf dem einen Bilde war vorgeſtellt, wie die Elephanten gefangen, auf dem andern wie die Löwen gejagt, auf noch andern wie Haſen, Füchſe, Feldhüner, wilde Enten und Gänſe und allerley andere Thiere belauſchet und getödtet wurden. Nun dachte er, ſoll dir die Zeit nicht mehr lang werden. Wirklich vertrieb er ſich die Zeit damit wohl eine Viertelſtunde lang. Da fand er ein Bild, auf welchem vorgeſtellt war, wie die Affen berükket würden. Die Jäger wuſchen ſich nämlich in einem Waſchbekken, ſo daß die Affen zuſehen konnten. Dann giengen ſie fort, ließen das Waſchbekken ſtehen, thaten aber ſtatt reines Waſſers, Leimwaſſer hinein, wann dann die Jäger fort waren, ſo kamen die Affen nach und nach herbey, wuſchen ſich auch, und verkleiſterten ſich die Augen ſo, daß ſie nichts mehr ſehen, und mit leichter Mühe konnten gefangen werden. Ueber dieſen liſtigen Einfall lachte er überlaut, ſprang auf und ſuchte jemanden, mit dem er ſeine Freude theilen könnte. Da war aber niemand

mand da, kein Luischen, kein Karl, kein Erich war da, ſelbſt Herr Friedrichſon war ausgegangen. Darüber wurde er ſo verdrüßlich, daß ihm das ganze Buch kein Vergnügen mehr machte. Er ſtellte es, voller Verdruß, wieder an ſeinen Ort.

Nun fiel es ihm ein, daß er etwas ſpielen wolle. Er holte ſeine Kegel herbey, ſtellte ſie hin, ſchoß darnach, weil aber niemand da war, mit dem er hätte wetteifern können, ſo hatte er es auch ſatt ehe eine Viertelſtunde vorbey war. Er ſuchte ſeine bleiernen Soldaten zuſammen, ſtellte ſie in Ordnung, da ſie aber ſtunden, war er fertig, und wußte nicht, was er weiter mit ihnen anfangen ſollte. Voller Unmuth packte er auch dieſe wieder zuſammen. Endlich fiel er auf ſeinen Farbenkaſten, der ihm in Erichs Geſellſchaft ſo manche vergnügte Stunde gemacht hatte. Dieſen ſetzte er auf den Tiſch, kramte ihn aus, und ſuchte ein allerliebſtes Bildchen aus, das er illuminiren wollte. Wirklich fieng er auch an, die Kleidung von ein Paar Perſonen auszumahlen. Da er aber weiter fortfahren wollte, merkte er bald, daß Freund Erich ihm fehle. Dieſer verſtund das Illuminiren vortreflich, und wußte ſehr geſchickt die Farben zu wählen, die jeder Sache mußten gegeben werden. Er kam ſchon auf mancherley Sachen, zu denen er die rechte Farbe nicht finden konnte, ward unwillig, und packte auch den Farbenkaſten wieder zuſammen.

Nun wußte er gar nicht mehr, was er vornehmen ſollte. Voller Verdruß warf er ſich auf das Kanapee, und klagte: **wie traurig iſt das Leben ohne Freund!** Wenn ich Schmerzen habe, ſo iſt niemand da, der mich beklagt und tröſtet, und meinen Schmerz zu lindern ſucht. Habe ich Freude, ſo nimmt niemand Theil daran. Will ich ſpielen, ſo fehlt mir der Geſellſchafter, und will ich arbeiten, ſo hilft mir niemand, niemand giebt mir guten Rath! ach wenn doch mein liebes Luisichen, mein Karl, mein guter Erich wieder da wären! ach nur einmal wieder da wären, ich wollte mir alle Mühe geben, daß ſie mich recht lieb haben ſollten. Ich wollte recht aufmerken, was ſie gern hätten, und wenn ich es merkte — den Augenblick wollte ich es thun. Ach Luisichen! Karl! Erich! kommt ihr nicht bald wieder?

Sie hörten die Klagen des armen einſamen Ludwigs nicht. Sie wollten nicht kommen. Statt ihrer fand ſich ein Gaſt ein, der ihm gar nicht angenehm war: der Zahnſchmerz fand ſich wieder ein. Vor langer Weile wollte er einige Mandeln verzehren, die ihm vor einigen Tagen ſeine gute Mutter geſchenkt hatte. Kaum biß er aber darauf mit ſeinem hohlen Zahne, ſo fuhr ihm der Schmerz durch den ganzen Kinnbakken, und die Plage gieng wieder ſo ſtark an, als ſie am Morgen geweſen war. Da klagte, da wimmerte er.

Indem er von Schmerz betäubt umherlief, pochte jemand an der Stubenthür. Herein rief er, und glaubte, daß er einen von ſeinen Freunden ſehen würde. Er betrog ſich aber, es war niemand als — ein graubärtiger Jude.

Unwillig fragte er, was wollt ihr denn?

Iſt denn, fragte dieſer, der Papa nicht zu Haus?

Es iſt niemand zu Hauſe, ſagte Ludwig, ganz kurz, und wandte ſich von ihm weg.

Iſt denn der junge Herr krank? fragte Ephraim. Er hält ja den Bakken — hat der junge Herr etwa Zahnſchmerz?

Ja wohl! ja wohl! antwortete Ludwig.

Sag mir doch der Herr, fuhr Ephraim fort, ob der Zahn hohl iſt? laß mich doch der Herr in den Mund ſehe! vielleicht kann ich ihm helfe.

Ludwig hatte erſt gar keine Luſt dazu. Da aber Ephraim verſicherte, daß er ſchon gar vielen Leuten vom Zahnweh geholfen habe, und der Schmerz immer größer wurde, ſo ließ er ſich doch in den Mund ſehen, und Ephraim verſprach, er wolle ſogleich nach Hauſe laufen und ihm etwas holen, das ihm allen Schmerz benehmen würde.

Ludwig hatte von ſeinem Vater gehört, daß man in Krankheiten nicht alles annehmen müſſe, was andre als gut anprieſen. Denn die wenigſten Menſchen wüßten, was dem Körper gut wäre, und riethen daher oft zu Dingen, die das Uebel immer ärger machten. Sobald alſo, als der Jude fort war, gieng er zu Herrn Friedrichſon, und fragte, ob er wohl annehmen dürfe, was der Jude bringen würde? Dieſer erkundigte ſich ſogleich bey dem Ladendiener, und bey einigen Leuten, die im Hauſe ſtunden, um einige Waaren einzukaufen, was der Jude Ephraim für ein Mann ſey? ſie gaben ihm alle das beſte lob, und verſicherten, er ſey ein ehrlicher und verſtändiger Mann. In Krankheiten würde er nicht nur von Juden, ſondern auch von Chriſten um Rath gefragt, und habe ſchon vielen Menſchen geholfen. Da rieth denn Herr Friedrichſon ſelbſt, daß er annehmen ſolle, was er ihm bringen würde.

Nach einer halben Stunde kam er zurück, brachte ein paar Pfläſterchen mit, und legte ſie hinter Ludwigs Ohren. Zugleich füllte er auch den hohlen Zahn mit Wachs aus, daß keine kalte Luft an ihn kommen, und keine Speiſen ſich in ihn ſetzen ſollten. Hatte aber Ludwig keinen Schmerz gehabt, ſo hatte er ihn nun. Es war wie wenn Meſſer und Gabeln ihm durch die Kinnbakken führen. Da wurde er böſe, und wollte die Pflaſter wieder herabreiſſen. Der Jude ließ es aber nicht zu, ſondern ſagte: hab doch der Herr Geduld! Sogleich hilfts nicht. Merge wolle wir aber einander wieder ſpreche, da wird der Herr ganz anders rede.

Und nun gieng Ephraim fort, und erinnerte ihn nochmals, daß er ja die Pflaſter nicht abreiſſen ſollte.

Vielleicht hätte er es aber doch gethan, denn der Schmerz wurde ganz unausſiehlich. Aber Herr Friedrichſon nahm ihn mit auf ſeine Stube, beobachtete ihn genau, und ließ es durchaus nicht zu. Nach einer Stunde merkte er, daß der Schmerz abnahm. Er konnte bey der Abendmahlzeit etwas Speiſe genießen, und da er in das Bette kam, fiel er in einen ſanften Schlummer. Und weil er die vorige Nacht wenig Ruhe gehabt hatte, ſo ſchlief er ſo feſte, daß er nicht eher bis den folgenden Tag um ſieben Uhr erwachte.

Und da er erwachte — war aller Schmerz weg. Wer war froher als Ludwig! vergnügt lief er zu Herrn Friedrichſon, und ſagte ihm, wie wohl ihm ſey, und dankte ihm, daß er ihn von Abreiſſung der Pflaſter abgehalten habe. Und nun trat er an das Fenſter und ſahe begierig alle Augenblikke hinaus, ob der liebe Jude nicht bald kommen wollte. Nach acht Uhr kam er. Und Ludwig ſprang nach der Thüre freudig zu, und öfnete ſie dem Manne, dem er den Tag zuvor ſo unfreundlich begegnet war. Er führte ihn freundlich in die Stube, und ſagte: ach, tauſend tauſend Dank! mein lieber guter Ephraim, ich bin geſund, alle meine Zahnſchmerzen ſind weg. Ich habe immer geglaubt, die Juden wären ſo böſe Leute, nun ſeh ich doch, daß es nicht wahr iſt.

„Schlimm genug, ſagte Ephraim, wenn der Herr das geglaubt hat. Lerne der Herr nur erſt die Jude kenne, er wird finde, daß es nicht wahr iſt. Es giebt bey alle Religione gute Leute! Ich will zwar nicht widerſtreite, daß es nicht auch viele böſe Leut unter unſere Nation giebt. Aber das iſt ja kein Wunder, da uns die Chriſte ſo ſtark drükke. Stelle ſich der Herr vor, wenn ich auf Reiſe bin, da muß ich allenthalbe Zoll gebe, wie wenn ich ein Schwein oder ein Ros wäre. Und ich bin doch ſo gut ein Menſch als ein anderer. Soll mich das nicht verdrieße?“

Aber, fuhr Ludwig fort, das iſt doch nicht zu leugnen, daß unter den Juden viele Betrüger ſind.

„Kann wohl ſeyn, antwortete Ephraim. Giebt unter unſere Nation und unter Chriſte Betrüger. Wenn aber unſere Nation betrüget, ſo ſind die Chriſte ſelbſt daran Urſach. Sie ſchneide uns ja alle Gelegenheit ab, uns zu nähre. Wenn der Chriſt etliche Söhne hat, ſo läßt er den eine ein Schuſter, den andern ein Schneider, den dritte ein Prieſter werde, da finden alle ihr Brod. Uns arme Leut iſt das aber nicht erlaubt. Wir müſſen alle vom Schacher lebe. Wenn nun ein armer Jud fünf bis ſechs Kinder zu ernähre hat, und mit ſeinem Schacher kaum etliche Pfennige verdiene kan des Tags — Was ſoll er denn thun? ſoll er die Kinder denn verhungere laſe? iſt er nicht gezwunge zu betrüge oder gar zu ſtehle?“

Ludwig ſahe ein, daß er den Juden zu viel gethan habe, und verſprach, daß er künftig ſie eben ſo wie andere Menſchen lieben wolle. Ephraim legte ihm noch ein paar Pfläſterchen auf, und verſicherte, daß die Juden immer beſſer werden würden, wenn man ſo, wie viele Chriſten thäten, ſie liebreicher behandelte.

Er gieng fort, und hatte ſich durch ſein Betragen Ludwigs Liebe erworben. Von dieſer Stunde an ſagte Ludwig nie etwas wieder gegen einen Juden, das ihn hätte beleidigen können.

◆

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Herrmann rollte, mit ſeiner Geſellſchaft, nach des Magiſter Helwigs Dorfe zu. Gegen zehn Uhr glaubte er dort zu ſeyn, und alle freuten ſich ſchon auf die vergnügten Stunden, die ſie daſelbſt haben würden. Die kleinen Perſönchen freuten ſich vorzüglich, und die Pferde konnten ihnen immer nicht geſchwinde genug traben. Aber itzo regte ſie Niklas an; der Wagen rollte, ſo geſchwinde, als ein Vogel fliegt. Das war ihnen recht. Sie klopften in die Hände, und ſagten, heyda! nun ſind wir bald dort. Doch da ſie ſo recht luſtig waren, gieng es, Pautz! die Kutſche bekam einen Stoß. Erich wurde in Sophiens Schoos geſchleudert, Herrman fiel über Luischen her, und hätte das arme Mädchen beynahe todt gedrückt. Was war denn das? rieſen alle, die Kutſche geht ja nicht mehr fort; Niklas, was giebt es denn? Niklas ſtieg vom Bokke herab, kratzte ſich hinter den Ohren, und ſagte: J ſchlage Pulver und Blei drein — könnte man es doch nicht ärger denken. Was giebt es denn? rief Herrmann zum Wagen heraus. J, antwortete Niklas, da habe ich ein

E. Da will ich den kleinen Dieb, der den armen Bauern die Früchte vom Felde ſtiehlt, ein bischen züchtigen.

H. Ey du kleiner grauſamer Menſch! Fi! ſchäme dich. Wer das kleinſte Thierchen martern kann, der hat gewiß ein böſes Herz. Er gewöhnet ſich nach und nach an die Grauſamkeit, und läßt ſie gewiß hernach auch den Menſchen empfinden.

E. Was ſollte ich denn aber wohl aus der Maus machen? ſie iſt ja ein gar verächtliches Thier, das zu gar nichts nütze iſt.

H. Iſt denn die Uhr, die dir dein Vater geſchenkt hat, etwas verächtliches?

E. Bey Leibe nicht. Die gäbe ich für tauſend Mäuſe nicht hin.

H. Und gleichwohl iſt an dem lieben Mäuschen ungleich mehr Kunſt als an deiner Uhr angebracht. Sieh einmal die allerliebſten Oehrchen, durch welche es alles erfährt, was in der Nähe vorgeht. Durch dieſe erfuhr es auch, daß du kleiner Räuber ihm nachſetzteſt. Und dieſe artigen Aeugelchen, in denen ſich alles abbildet, was ihnen nahe iſt. Und dieſe ſcharfen Zähnchen, mit welchen es die härteſten Körnchen zernagen ngen kann. Und dieſe niedlichen Pfötchen, das weiche Fellchen. Du würdeſt noch mehr erſtaunen, wenn du in das Mäuschen hinein ſehen könnteſt, und wahrnähmſt, wie alles in denſelben lebet, wie der kleine Magen ſeine Nahrung zerarbeitet, wie er das Beſte davon abſondert, es durch ganz ſubtile Röhrchen weiter führt, wie daraus Fleiſch, Blut und Knochen gemacht werden, wie der Unrath durch dünne Gedärme abgeführt wird. Fühle hier auf ſeine Bruſt, wie das Herzchen pocht, und das Geblüt durch ganz zarte Aederchen treibt. Deine Uhr mag künſtlich ſeyn. Glaubſt du aber wohl, daß ſie jemals junge Uhren bekommen werde? Dieß wäre dir wohl recht. Du würdeſt bald eine Uhrenhekke anlegen, und damit einen vortheilhaften Handel anfangen. Dahin wirſt du es aber niemals bringen. Dieß Mäuschen hat aber gewiß ſchon viele Junge in die Welt geſetzt, und wird gewiß noch mehrere hervorbringen, wenn du ihm das Leben ſchenkeſt.

L. Es iſt ja aber zu nichts nütze.

H. Das kannſt du nicht wiſſen. Es giebt tauſenderley Dinge in der Welt, die ſehr nützlich ſind, und von denen wir doch keinen Nutzen angeben können. Wenn der, der dieß Mäuschen gemacht hat, gewußt hätte, daß es zu nichts nütze wäre, warum hätte er denn ſo viele Kunſt in demſelben hervorgebracht?

Einigen Nutzen kann ich dir auch davon anzeigen.

Sieh dieſen Raben! wie gravitätiſch er daher geht! was für eine prächtig ſchwarze Farbe er hat! Was für ſchöne Federn er in ſeinen Flügeln trägt, die dir, wenn du recht zart ſchreiben willſt, ſehr nützlich ſind. Für dieſen und ſeine Brüder ſind die Mäuschen da. Sie machen auf dieſelben Jagd, und wenn ſie eins erwiſchen und verzehren, ſo ſchmeckt es ihnen ſo gut, als dir ein Haſenbrätchen. Die Mäuſe ſind alſo ſo wenig unnütze, als die Haſen.

E. Die Mäuſe thun aber doch Schaden. Sie freſſen den armen Bauern den Roggen und Weizen weg.

H. Dieſer Schade iſt ſehr gering. Sie tragen gemeiniglich nur die Körnerchen zuſammen, die die Bauern verliehren, und die mehrentheils umkommen würden, wenn ſie die haushältigen Mäuschen nicht in ihre Neſterchen trügen. Und wenn ſie auch bisweilen ein Paar

Aehren aus den Garben herausziehen, was ſchadet denn das? das ſpürt ja der Akkermann nicht.

E. Mir iſt aber doch geſagt worden, daß ſie bisweilen ſich ſo vermehrten, daß ſie ganze Felder verwüſten.

H. Nun dann iſt es Zeit ſie zu tödten. Aber peinigen — peinigen darf man ſie durchaus nicht. Man muß ihren Tod ſo viel als möglich verkürzen.

E. So will ich denn den kleinen Dieb tödten, ehe er ſo großen Schaden thun kann.

Ach mein lieber Erich! ſchrie Luischen, thue es nicht! gieb mir das Mäuschen! willſt du? gieb mir es! Da gab er es ihr denn, und kaum hatte es Luischen, ſo ließ ſie es fortlaufen, und rief ihm nach, lauf! lauf du armes Thierchen! daß du wieder zu deinen Kinderchen kömmſt!

Dieß gefiel Herrmannen und Sophien ausnehmend.

Sophie küßte Luischen, und ſagte: gutes Mädchen,' vielleicht haſt du vier oder fünf jungen Mäuschen das Leben erhalten, die elendiglich hätten verſchmachten müſſen, wenn ihre Mutter wäre getödtet worden.

Ueber dieſen Vorfall redete Herrmann noch gar vieles. Er ſagte, daß auch das kleinſte Thierchen zu etwas nütze wäre, und daß ein guter Menſch auch das kleinſte Würmchen nicht tödten dürfe, außer wenn es ihm Schaden zufüge, oder wenn ſein Tod ihm nützlich wäre. Aber auch alsdann wäre es unrecht, wenn man es quäle, und beſchrieb es ſo rührend, wie wehe es dem armen Mäuschen würde gethan haben, wenn Erich ihm ſeine Oehrchen und ſein Schwänzchen abgeſchnitten hätte, daß beyden Kindern die Augen übergiengen.

Das iſt doch aber auch wohl nicht recht, ſagte Luischen, daß die böſen Metzger die armen Schäfchen tod ſtechen. Dieſe ſchaden ja niemanden. Sie ſchaden wohl niemanden, antwortete Herrmann, aber ihr Tod iſt uns nütze. Denn ihr Fleiſch eſſen wir und in ihre Felle kleiden wir uns. Einmal müſſen die Schäfchen doch ſterben. Und wenn der Metzger ſie geſchwinde tod ſticht, ſo ſtehen ſie beyweitem ſo vielen Schmerz nicht aus, als wenn ſie durch Krankheit und Alter nach und nach ihr Leben verlöhren.

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Während dieſes Geſprächs waren ſie an das Dorf gekommen. Herrmann fragte ſogleich nach einem Rade. Die Bauern verſicherten aber, daß ſie ihm dieß nicht verſchaffen könnten, weil die Räder von ihren Wagen und Karren für eine Kutſche unſchicklich wären. Nur ihr Amtmann beſitze eine Kutſche, und da dieſer immer einige Räder vorräthig hätte, ſo zweifelten ſie gar nicht, daß er ihm eines würde zukommen laſſen. Herrmann gieng alſo zu den Amtmann, ſtellte ihm die Verlegenheit vor, in der er ſich befände, und bat ihn, ihm mit einem Rade auszuhelfen. Der Amtmann, der ein ſehr gefälliger Mann war, überließ es ihm ſogleich gegen eine geringe Bezahlung. Und ein Bauer erbot ſich ſogleich, daſſelbe nach der Kutſche zu wälzen. Zur Vergeltung ſeiner Mühe bat er ſich das zerbrochne Rad aus, welches ihm Herrmann auch gar gerne zugeſtund.

Unterdeſſen gieng die Geſellſchaft in das Wirthshaus, um da des Kutſchers Ankunft zu erwarten. Damit ſie dem Wirthe doch etwas, für den kleinen Aufenthalt, den er ihnen in ſeiner Stube verſtattete, zu löſen geben möchten, ſo forderten ſie etwas Butter und Brod. Der Wirth war eben im Kartenſpiele, mit einigen Bauern begriffen, und war darauf ſo erpicht, daß er ſich auch nicht im geringſten, gegen ſeine Gäſte, gefällig bewieß. Es ſchien ihn ſchon zu verdrießen, daß ſie etwas von ihm verlangten. Mit zornigem Geſichte ſtund er vom Spiele auf, und rief zur Thür hinaus: Frau! Butter und Brod bring herein! dann ſetzte er ſich geſchwind wieder zum Tiſche, und ſagte: Solo Schellen!

Die Frau brachte das Verlangte, ſetzte es auf den Tiſch, vergaß aber ein Meſſer dabey zu legen. Da nun die Geſellſchaft keine Meſſer bey ſich hatte, ſo konnte ſie auch von dem Brode nichts abſchneiden, und die Butter nicht aufſtreichen. Herrmann ſahe ſich alſo genöthiget den Wirth im Spiele zu unterbrechen. Er zupfte ihn an den Ermel, und ſagte: Freund! es ſind keine Meſſer da. Da wurde der Mann böſe, ſtieß ein Paar Flüche aus, und verlohr darüber ſein Spiel.

Nun wurde er noch grimmiger, ſprang vom Stuhle auf, brüllte ein Paar erſchreckliche Flüche zur Thür hinaus, und befahl Meſſer herbey zu bringen. Die erſchrockne Frau brachte ſie den Augenblick. Sobald ſie aber in die Stube trat, blökte ſie der Mann an, ſagte: was iſt das für Wirthſchaft? und ſchwap, ſchwap! da hatte ſie ein Paar Ohrſeigen weg.

Daß die arme Frau ganz aus ihrer Faſſung kam, kann man ſich leicht vorſtellen. „Du gottloſer Mann! ſagte ſie, mich, deine Frau ſo zu behandeln? Den ganzen Tag muß ich arbeiten — die ganze Wirthſchaft liegt auf mir, und du — du thuſt ſonſt nichts, als daß du friſt und ſäufſt und ſpielſt; mein ganz Vermögen haſt du ſchon durchgebracht, und nun willſt du mich noch ſchlagen?“

Der böſe Mann wurde noch wüthender. Er gieng nach einer Peitſche, die an der Wand hieng, um damit ſeine arme Frau zu prügeln. Dieſe befand es aber nicht für rathſam dieſe Mishandlung abzuwarten, ſie entſprang und lief auf die Gaſſe. Sein kleiner Sohn wollte ſeiner Mutter nachſpringen, ſtolperte aber, fiel hin und erhob ein klägliches Geſchrey. Statt daß ihn nun der Vater hätte bedauern ſollen, ſo peitſchte er ihn auf eine abſcheuliche Art durch, warf ihn zur Thür hinaus, gieng ſelbſt nach und ſchlug die Thür ganz ſchrecklich zu. Die Bauern befanden es auch nicht für gut bey dieſem Wütrich zu bleiben, ſchlichen ſich fort, und ließen Herrmannen mit ſeiner Geſellſchaft alleine.

Dieſe war vor Schrekken halb tod. Den Kindern bebten die Glieder, und Erich ſagte erſchrokken: behüte Gott! iſt das nicht ein abſcheulicher Menſch! habe ich doch in meinem Leben dergleichen Menſchen nicht geſehn. Unſer Informator hat mir geſagt, man ſolle alle Menſchen lieb haben; aber ſo ein Kerl muß wohl ausgenommen werden. Haſſen, verabſcheuen muß man ihn! Was meynen Sie dazu, Herr Herrmann?

Und was meynſt du, fragte Herrmann, wenn ein Menſch durch unordentliche Eltern, oder lüderliche Mägde, in ſeiner Kindheit ſo ſchlecht wäre gewartet werden, daß er darüber lahm worden wäre, wollteſt du ihn denn haſſen?

Bey Leibe nicht! antwortete Erich, was kann denn der arme Menſch dazu? es iſt ja Unglück genug für ihn, daß er lahm iſt. Ich würde ihn bedauern, und ihm helfen wo ich könnte.

So darfſt du auch einen böſen Menſchen nicht haſſen, ſondern mußt ihn bedauern, und ihm helfen wo du kannſt. Denn ein böſer **Menſch iſt ſo beklagenswerth als ein Krüppel.** Er hat ſeine abſcheulichen Gewohnheiten gemeiniglich von böſen Eltern, oder andern böſen Menſchen gelernt, mit denen er oft umgieng. Wenn dieſe Gewohnheiten dreyßig bis vierzig Jahre bey einem Menſchen geweſen ſind, ſo iſt es oft ſo ſchwer, ſie wegzuſchaffen, als einen alten krummen Fuß gerade zu machen. Und, lieber Erich! glaube mir, ein böſer Menſch muß viel mehr ausſtehn als der ärmſte Krüppel: warum wollten wir ihn nicht bedauern. Ich will itzo mit dem Wirthe reden, du ſollſt aus ſeinem eignen Munde hören, daß er beklagenswerth iſt. Ach! lieber Herr Herrmann! rief Erich, thun Sie es ja nicht! laſſen Sie den böſen Menſchen ja gehn! er könnte Ihnen Verdruß machen. Und Sophie und Luiſchen baten auch mit, Herrmann aber ſagte, ſie ſollten nur unbeſorgt ſeyn, er müſſe verſuchen, ob er dem armen Menſchen nicht einen guten Rath geben könne.

Da trat eben der Wirth wieder hinein und ſchnaubte.

Das Kind, fragte Herrmann, hat doch wohl nicht Schaden genommen?

Ach was Schaden, was Schaden, antwortete der Wirth. Der Junge wird wohl bleiben — Unkraut verdirbt nicht.

H. Alſo iſt es wohl nicht ſein Sohn?

W. Es wird ja mein Sohn ſeyn.

H. Nun, lieber Freund! da möchte ich doch wirklich wiſſen, wie ein Vater ſo barbariſch mit ſeinem eignen Kinde umgehen könnte. Das Kind hatte ja nichts unrechts gethan, es fiel, und weil der Fall ihm Schmerz machte, ſo weinte es, und da ſchlug er es, anſtatt daß er es hätte bedauern ſollen.

W. Sie reden eben ſo wie unſer Pfarrer. Der hofmeiſtert mich auch gleich, wenn ich etwa einmal der Frau ein Paar Maulſchellen gegeben habe. Die Herren wiſſen aber nicht, wo der Knoten ſteckt. Wenn Sie wüßten, wie ich im Gedränge ſtekke, Sie würden ſich nicht wundern, wenn ich mannichmal rappelköpfiſch werde.

H. Wie kann er doch im Gedränge ſeyn? Er hat das ſchöne Wirthshaus, das hier an der Straße liegt, und doch manchen Thaler einbringen muß, hat eine wirthſchaftliche Frau und geſunde Kinder.

W. Sie reden wie Sie es verſtehen. Herr, wenn Sie eine Frau haben ſollten, die Ihnen alle Tage vorwürfe, daß Sie ihr Vermögen durchgebracht hätten, wenn Ihre Kinder alle an der Mutter hiengen, und vor Ihnen liefen, wenn Sie alle Augenblikke beſorgen müßten, daß die Schuldherren Sie vom Hauſe und Hofe jagten; Herr! Sie würden auch aus einem andern Tone ſingen. Sie wiſſen nicht, wo mich der Schuh drückt. Es iſt wahr, ich habe ein hübſch Wirthshaus. Aber drüben in dem Neſte, eine halbe Stunde von hier, da ſitzt ein Kerl, der zieht alles an ſich. Es geht wohl mannichmal ein Monat hin, ehe jemand bey mir einkehret.

H. Da iſt er nun freylich ſehr zu bedauern. Aber nehme er mir es nicht übel, es ſcheint mir, als wenn er an alle ſeinem Unglück ſelbſt Schuld wäre. Wenn er ſeiner Frauen Vermögen durchgebracht hat, ſo darf er ſich ja nicht wundern, daß die gute Frau darüber unwillig wird, und es ihm vorwirft, und wenn die Schuldherren ihm drohen, daß ſie ihn vom Hauſe und Hofe jagen wollen, iſt er nicht daran Schuld? Wenn er ſeiner Frauen Vermögen fein ordentlich verwaltet hätte, ſo hätte er ja nicht nöthig gehabt Schulden zu machen, ſo hätte er ja keinen Schuldherrn, ſo könnte ihn ja auch niemand in dem Beſitze ſeines Hauſes und Hofes beunruhigen. Wenn die Kinder ihn fliehen, wenn die Fremden von ihm weichen, wer kann denn etwas dazu, als er ſelbſt? er jagt ja mit ſeinem unbändigen Betragen alles von ſich. Wer will denn bey einem Manne bleiben, der ſo ungefällig iſt, der flucht und tobt und ſchilt, und um ſich ſchlägt. Und Herr Wirth! ich muß es ihm gerade heraus ſagen, wenn er nicht anders wird, ſo kehre ich in meinem Leben nicht wieder bey ihm ein.

W. Ja, an das anderswerden wird es wohl niemals kommen. Mein Vater war ein Tollkopf, meine Brüder waren Tollköpfe, da werde ich es auch wohl bleiben. Es ſteckt nun einmal ſo bey uns im Geblüte.

Herr Herrmann gab ihm noch einige gute Lehren, bezahlte ihm etliche Groſchen und ſetzte ſich mit ſeiner Familie in den Wagen, der ſchon einige Minuten auf ihn gewartet hatte.

Alle waren froh, daß ſie von dieſem böſen Manne weg waren. Herrmann aber ſagte zu Erichen: Siehſt du wie beklagenswürdig dieſer Mann iſt? niemand liebt ihn, jedermann verabſcheuet ihn, er mag an ſein voriges Leben, oder an ſeinen künftigen Zuſtand denken, ſo findet er nichts, das ihm Freude machte. Und die erſte Urſache von ſeinem Elende liegt doch darinne, daß er von Kindheit auf immer böſe Menſchen um ſich gehabt hat.

Erich ſahe es ein und hatte wahres Mitleiden mit ihm.

* * *

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Itzo kamen ſie bey dem Dorfe an, wo der Magiſter Helwig wohnte. Herrmann befahl dem Kutſcher, daß er gerade vor des Magiſters Haus fahren ſollte. Die Kinder hüpften vor Freuden, ſie konnten ohnmöglich länger ſitzen bleiben, ſie knieten auf den Sitz, und erwarteten voller Sehnſucht den Augenblick, da der Magiſter mit ſeinen Kindern herausſtürzen, und ſie umarmen würde. Nach etlichen Minuten hielt der Wagen ſtille, und die Kinder fragten Herrmannen: iſt dieß das Haus? Ja, antwortete Herrmann, das iſt das Haus, nach dem ihr euch ſo lange geſehnet habt. Da ſprangen ſie vor Freuden.

Aber das iſt doch ſonderbar, ſagte Herrmann, daß uns niemand entgegen kommt. Sie werden doch wohl nicht verreiſet ſeyn? Er ſtieg aus der Kutſche, hob ſeine Frau und die Kinder heraus — aber niemand empfieng ſie. Sie giengen durch den Hof — da war keine lebendige Seele zu ſehen. Sie giengen in das Haus — auch da war niemand. Sie klopften an die Stubenthür an — Herein! rief eine ſchwache Stimme. Sie öfneten die Thür — Himmel! welcher Anblick!

Da ſtunden vier Betten und eine Wiege. Auf dem einen ſaß Ernſt, in dem andern lagen Fritze und Karolinchen, in dem dritten lag des Magiſters Frau, das vierte ſchien für den Magiſter beſtimmt zu ſeyn, und in der Wiege lag ein kleines Kind. In dem kleinen Raume, der noch übrig war, ſaß der Magiſter und hatte den Kopf in die Hand gelegt. Und da die Gäſte in die Stube traten, ſo wurde ſie ſo voll, daß ſich niemand mehr regen konnte.

Allerliebſter Mann! rief der Magiſter, mit wehmüthiger Stimme, wo kommen Sie denn her, in dieſe Jammerſtube? Beynahe erliege ich unter meinem Elende. Da liegen meine armen Kinder und haben die Pokken. Ernſt iſt ſo ziemlich durch, aber mein lieber Fritze — mein gutes Karolinchen (hier fieng er recht kläglich an zu weinen) da ſehen Sie nur den Jammer — da liegen ſie unter den größten Schmerzen. Seit drey Tagen ſind ihnen ſchon die Augen zugeſchworen. Ach! und ich weis nicht, ob ſie ſie jemals wieder öfnen werden. Hier liegt meine liebe Frau, die vor etlichen Tagen dieß Kind bekommen hat. Sie iſt ſo matt, daß ſie keinen Fuß aus dem Bette ſetzen kann. Und hat überdieß eine böſe Bruſt. Die arme Frau muß gar zu viel ausſtehen. Was mich betrift, ſo iſt in zwey Wochen faſt gar kein Schlaf in meine Augen gekommen. Aber ach! noch zwey, noch vier Wochen will ich wachen, ich will gern alles ausſtehen, wenn ich nur meiner Kinder Leben rette. Wenn ich ſie nur einmal wieder geſund ſehe. Ach, meine Kinder! mein Fritze! meine Karoline!“ (hier fiel er Herrmannen um den Hals und benetzte ihn mit ſeinen Thränen).

Die ganze Geſellſchaft wurde wehmüthig, und Erich und Luischen weinten laut.

„Liebſten Freunde! fuhr der Magiſter fort, was ſoll ich denn mit Ihnen anfangen? ich kann Ihnen keinen Stuhl anbieten. Ich habe niemanden, der Ihnen einen Biſſen Eſſen bereitet. Und Sie werden auch keine Luſt haben, in dieſem Lazarethe etwas zu genießen. Wollte ich Sie gleich in die obere Stube führen, ſo kann ich doch nicht bey Ihnen ſeyn. Denn von meinen kranken Kindern gehe ich nicht. Liebſten Freunde! nehmen Sie es mir nicht übel, und wenn der Kaiſer käme, ſo kann ich mich nicht mit ihm einlaſſen. Denn wenn mir eins meiner lieben Kinder ſterben ſollte, ſo iſt der Kaiſer viel zu arm, als daß er es mir bezahlen könnte. Verlaſſen Sie dieſe Jammerſtube, und gehen Sie in das Wirthshaus! Der Wirth iſt ein ſehr guter Mann, ich hoffe er ſoll Sie recht gut bewirthen.

Herrmann ſprach dem Magiſter ſo vielen Troſt ein, als er konnte, er ſagte unter andern: lieber Magiſter! nach einem harten Winter folgt ein angenehmer Frühling. Faſſen Sie Muth! nach überſtandnem Leiden werden Sie auch Freude haben.

Sophie ſetzte ſich indeſſen zu der Magiſterin, und tröſtete ſie, unter Vergießung vieler Thränen. Erich und Luischen traten zu den kranken Kindern und bedauerten ſie. Alsdenn nahmen ſie alle von der betrübten Familie ſehr wehmüthig Abſchied, und giengen nach dem Wirthshauſe zu.

Der Appetit zum Eſſen war allen ziemlich vergangen. Sie genoſſen etliche Biſſen Schinken, und einige Gläſer Wein. Ein Paar Flaſchen voll ſchickten ſie aber dem Magiſter, und ließen ihn bitten, daß er ſie annehmen, und ſich damit, bey ſeinem großen Jammer, erquikken möchte.

Nach Verlauf von zwey Stunden, ſagte Herrmann zu ſeiner Geſellſchaft: „lieben Leute! es iſt wohl gut, daß man ſeine Freunde beſucht, wenn es ihnen wohl geht, und ſich mit ihnen freuet, aber das iſt noch beſſer, wenn man ihnen in der Noth beyſieht. Kommt, laßt uns wieder zu ihnen gehen, und ihnen ihren Jammer, ſo viel als möglich, zu erleichtern ſuchen. Ich will mit dem Magiſter ſprechen, Sophie kann mit der Magiſterin plaudern, und ihr Kinder ſucht eure Geſchenke zuſammen, die ihr mit genommen habt, und bringt ſie euren kranken Freunden. Die guten Leute werden eine ausnehmende Freude haben, wenn ſie ſehen, daß wir an ihrem Leiden Theil nehmen.

Sie waren es alle zufrieden, giengen fort, und Sophie übergab die mitgebrachten Speiſen der Wirthin, daß ſie ſie zum Abendeſſen zubereiten ſollte.

Es heiterte ſich alles auf, da ſie in die Krankenſtube traten, und ſchien ſeinen Schmerz zu vergeſſen.

Herrmann ſetzte ſich ſogleich neben dem Magiſter und ſprach ihm Muth ein. Er erzählte, wie viel ſeine Kinder in den Pokken ausgeſtanden hätten, und wie ſie doch alle glücklich durchgekommen wären. Und der Magiſter wurde bey dieſem Geſpräche recht munter.

Sophie ließ ſich bey der Magiſterin nieder, die eben ihr Kind ſtillete, und dabey an ihrer böſen Bruſt ſolche empfindliche Schmerzen litt, daß ſie die Zähne zuſammen biß, und beynahe überlaut geſchrien hätte. Sie erzählte ihr, wie viel ſie an ihren Brüſten ausgeſtanden habe, und gab ihr allerley Anſchläge, wie ſie ihren Schmerz lindern könnte. Die Magiſterin hörte ſehr aufmerkſam zu, druckte ihr die Hände, und ſagte: o gute, liebe Frau, Sie ſind mir ja ein Engel, den mir Gott in meinem Leiden zugeſandt hat. Wie leicht iſt mir das Herz, ſeitdem Sie da ſind.

Luischen und Erich giengen erſt an das Bette, wo Fritze und Karolinchen lagen. Sie gaben ihnen etliche artige Spielſächelchen. Luischen hatte für Karolinchen eine ganze kleine Wirthſchaft, Tellerchen, Schüſſelchen, Kaffeezeug und dergleichen mitgenommen. Erich ſtellte vor Fritzen eine ganze Kompagnie bleierne Dragoner hin. Aber was half dieß den armen Kindern, ſie konnten nichts davon ſehen, und wenn ſie zugreifen wollten, ſo machten ihnen die Pokken, die ſie in den Händchen hatten, ſolchen Schmerz, daß ſie es gleich wieder hinwarfen. Sie fiengen an zu weinen. Aber Erich redete ihnen ſehr liebreich zu und ſagte, ſie ſollten ja fein ruhig ſeyn, ſo würden ſie auch recht bald geſund werden. Er wolle die kleinen Geſchenke alle ihrem Vater aufzuheben geben, da würde die Freude deſto gröſſer ſeyn, wenn ſie wieder aus den Betten gehen könnten, und dieſe artigen Sächelchen fänden.

Nun giengen ſie zu Ernſten. Der hatte ſchon eine gröſſere Freude, da ihm Erich eine ganze Jagd, etliche bleierne Jäger und Hunde, Hirſche, Füchſe, und dergleichen, hinſtellte, und Luiſchen einige Bilderchen für ihn auskramte. Sie wurden bald mit einander bekannt, und ſprachen ſehr vertraulich. „Lieben Kinder! ſagte Ernſt, in meinem Leben habe ich es nicht ſo bedacht, wie gut es die Eltern mit ihren Kindern meynen, als itzo. Da ſeht nur, wie viel meine gute Mutter mit dieſem kleinen Kinde ausſtehen muß! ſo oft es zieht, macht es ihr ſolchen Schmerz, als wenn ein Meſſer durch ihre Bruſt geſtoßen würde. Und doch legt ſie es nicht weg. Sie legt es alle Augenblikke wieder an ihre Bruſt, und ſteht alle Pein aus, damit nur das arme Kind nicht verſchmachten ſoll. Ach wenn ſie es verlaſſen wollte, im kurzen müßte es ſterben. Etlichemal reiniget ſie es des Tages, und wenn ſie es in die Höhe hebt, ſo greift ſie es allemal ſehr vorſichtig an, und hält ſein Köpſchen, daß ſeine ſchwachen Gliederchen keinen Schaden nehmen ſollen. Des Nachts ſchläft ſie kaum zwey Stunden, weil das Kind immer weinet und ihr etwas zuſchaffen macht. So klein ſind wir alle geweſen, ſo ſauer ſind wir unſern guten Eltern geworden! Ach! und mein lieber Vater! ihr glaubt gar nicht wie lieb er uns hat. Seitdem wir krank ſind, iſt er nicht von unſern Betten gekommen. Der Edelmann hat ihn ein paarmal zu Tiſche bitten laſſen, er iſt aber nicht gekommen, damit er uns nicht verlaſſen dürfe. O wie vielmal hat er mich aus dem Bette und wieder hinein gehoben! Wie viel gute Biſſen hat er mir in den Mund geſtekket, und wie manchen Löffel voll Arzney eingegeben. Alle Tage ſchickt er in die Stadt und läßt etwas für uns holen. Das koſtet ihm gar vieles Geld. Er ſpricht aber, er wolle gern alles anwenden, wenn er nur die Freude erlebte, daß wir wieder geſund würden. Ach die lieben Eltern! ich habe ſie recht lieb. Ich will nun auch recht gut ſeyn, daß ich ihnen recht viele Freude mache. **Was für böſe Kinder müſſen es ſeyn, die ihre Eltern betrüben können.**"

Luischen und Erich dachten dabey an ihre lieben Eltern, und beyde nahmen ſich vor, daß ſie es eben ſo, wie Ernſt, machen wollten. Luischen dauerte es gar zu ſehr, da ſie ſich erinnerte, daß ſie ihren lieben Eltern einigemal Verdruß gemacht hätte, und Erich ſchämte ſich, daß er es nicht eher überlegt hätte, wie viele Mühe und Sorge er ſeinen Eltern ſchon gemacht habe. Beyde waren von dieſer Zeit an aufmerkſamer auf ſich ſelbſt, und thaten alles, was ſie ihren Eltern an den Augen anſehen konnten.

◆

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Die Dunkelheit fiel nun ein, und die Geſellſchaft nahm von der leidenden Familie Abſchied, wünſchte ihr eine geruhige Nacht, und daß ſie, nach überſtandnem Leiden, recht viele Freude haben möge.

Sie kam nun in das Wirthshaus, und wollte in die erſte Stube gehen. Die Wirthin kam aber geſprungen, und rief: „da gehen Sie nicht hinein, es ſind da viele Fuhrleute drinne, die machen einen ſolchen Lärm und Tobaksdampf, daß es ihnen gar nicht gefallen würde. Treten Sie in meine Kinderſtube, bis das obere Stübchen warm iſt, das ich für Sie habe zurechte machen laſſen.“

Sie trafen da alles in der vortreflichſten Ordnung an. Sie ſahen zwar weder große Spiegel, noch Gemählde, noch anderes theures Hausgeräthe, ſondern lauter Sachen, die von dem Fleiße dieſer guten Leute zeugten. Die Wände waren mit Garn behängt, das vor kurzem geſponnen war, mit Strümpfen, die noch nicht ganz fertig geſtrickt waren. Da ſtund eine Haſpel, dort Spinnräder, in einem kleinen Schränkchen ſtunden allerley gute Bücher. Ein Mädchen von ſechzehn, und ein anderes von vierzehn Jahren, rieben Semmeln und ſchnitten Brod ein, zu der bevorſtehenden Mahlzeit. Ein drittes Mädchen ſpann, und ein Knabe ſaß und ſchrieb. Sophie war über dieſen Anblick ausnehmend vergnügt. Da treffe ich doch, ſagte ſie, recht fleißige Leute an. „Wenn man Luſt zu arbeiten hat, antwortete die Wirthin, ſo findet ſich immer etwas zu thun. Man iſt ja auch nicht vergnügter, als wenn man geſchäftig iſt. Und wenn die Kinder nicht immer Arbeit genug hätten, ſo würden ſie in der Gaſtſtube ſtehen, die Mäuler aufſperren und nichts Gutes ſehen noch hören. Aber nehmen Sie es nicht übel, ich muß von Ihnen gehen. In der Küche giebt es heute gar zu viel zu thun.“

Sie gieng ab und der Wirth trat hinein: ein freundlicher lieber Mann, dem die Ehrlichkeit aus den Augen ſahe. Er hielt auf dem Arme ſein kleinſtes Kind, gieng auf ſeine lieben Gäſte loß, und gab allen recht treuherzig ſeine Hand, die von der Arbeit ſo abgehärtet, wie Solenleder, war.

„Heute, ſagte er lächelnd, bin ich Kindermagd. Meine Frau und alle meine Leute haben ihre Hände voll zu thun, daß ſie ſich des armen Würmchens nicht annehmen können. Da muß ich es thun. Je nun, für mich ſchickt es ſich ja am beſten, ich habe doch die Hände frey, und thue nichts, als daß ich anordne. Wir müſſen ja einander helfen, wenn wir bey einander leben wollen.“

Er wurde gleich wieder abgerufen, und die Geſellſchaft blieb bey den Kindern alleine.

Sophie ſetzte ſich zu dem älteſten Mädchen, und fragte es: du biſt wohl des Wirths älteſte Tochter?

„Ich bin nicht ſeine Tochter, antwortete das freundliche Mädchen. Ich bin ſeiner Schweſter Tochter. Ich habe keine Eltern mehr, die ſind mir beyde geſtorben. Er hat mich ſeit meinem ſechſten Jahre erzogen.“

Giebſt du viel Koſtgeld? fragte Sophie weiter.

„Ich habe, war die Antwort, ihm niemals einen Pfennig gegeben, denn meine Eltern haben mir nichts hinterlaſſen. Er iſt aber gar ein guter Mann. Er hält mich eben ſo, wie ſeine leiblichen Kinder. Wenn dieſe gekleidet werden, ſo werde ich auch gekleidet. Er hat mich laſſen Nähen, Spinnen, Strikken lernen. Er hat auch den Herrn Schulmeiſter bezahlt, daß er mich hat müſſen Schreiben und Rechnen lehren. Meinen Bruder läßt er das Schneiderhandwerk lernen, und bezahlt für ihn alles.

Da biſt du, fuhr Sophie fort, zu einem recht guten Manne gekommen.

„Ja, das iſt er auch, ſagte das Mädchen. Das Gute, das er an uns Kindern thut iſt noch lange nicht alles. Wenn ich Ihnen erzählen ſollte, was er an andern armen Leuten thut, ſo würde ich heute nicht fertig. Wenn arme Reiſende bey ihm einkehren, ſo läßt er ſich mein Tage nichts von ihnen bezahlen. Er giebt ihnen wohl noch etwas mit auf den Weg. Erſt geſtern Abend war eine arme Soldatenfrau da, deren Mann geſtorben war, und die drey Kinder bey ſich hatte. Sie mögen mir es glauben oder nicht, er ließ ihr eine Stube heitzen, und ließ ihr ſo gut, wie andern Gäſten, aufſchüſſeln. Die Frau wollte es nicht annehmen, und ſagte, ſie hätte nicht mehr als achtzehn Pfennige bey ſich. Es wird ſich ſchon finden, antwortete er. Laſſe ſie es ſich nur gut ſchmekken. Des Morgens führte der Knecht Frucht in die Stadt. Da wußte ich nicht, was der Mann auf dem Wagen hin und wieder ſtieg. Am Ende wieß es ſich aus. Er hatte von Heu und Stroh einen Siz für die Frau und Kinder zurechte gemacht, und ein Paar Säkke hingelegt, daß ſie die Füße hineinſtekken konnten. Er nahm nicht nur nichts von der Frau, ſondern ſeine Frau mußte auch noch ein Päkchen Kleider zuſammen machen, die gab er der Frau für ihre Kinder mit, hob ſie auf den Wagen und ließ ſie nach der Stadt fahren. Ich vergeſſe es in meinem Leben nicht, wie die Frau that! Hundertmal rief ſie wohl vom Wagen, daß es Gott vergelten möge.“

So etwas höre ich gerne, ſagte Sophie. Aber man beſchuldigt ja den Mann, daß er alle Fremde an ſich zöge. Ich glaube es aber beynahe nicht.

„Etwas mag wohl daran ſeyn, war des Mädchens Antwort. Denn wer einmal bey ihm logirt hat, der kömmt gewiß wieder, wenn er wieder vorbey reiſet. Die Fremden reiſen wohl eher ein bis zwey Stunden des Nachts, daß ſie nur ſeinen Gaſthof erreichen wollen. Das geht aber alles von rechten Dingen zu. Er geht mit allen Leuten höflich um. Er ſorgt, daß immer gut Brod, gut Bier, und ein gut Stück Fleiſch da iſt. Wenn es an ein Bezahlen geht, ſo übertheuert er niemanden. Das gefällt denn freylich den Leuten.“

Herrmann hörte mit Erſtaunen die Reden dieſes Mädchens an, das mit der größten Treuherzigkeit von einem ſo geringen Manne, in wenig Minuten, mehr Gutes erzählte, als mancher vornehme in ſeinem ganzen Leben nicht thut. Er konnte nicht länger ſchweigen, ſondern ſagte zu ſeiner Geſellſchaft: o lieben Kinder, ſeht, wie **viel Gutes ein einziger guter Menſch ſtiften kann!** Da ſind ſeine Frau, vier eigne Kinder, zwey angenomne Kinder, alſo ſieben Perſonen, die ihm ihr ganzes Glück und ihre ganze Freude verdanken. Wie elend würden ſie ſeyn, wenn jener böſe Wirth ihr Verſorger wäre! Wie vielen Armen wird er Freude gemacht haben! Wie viele hundert abgemattete Reiſende werden in ſeinem Hauſe einen vergnügten Abend gehabt, und Erquikkung gefunden haben. Wenn nun ein Menſch von ſo geringem Stande andern ſo, viele Freude machen kann, wie vielmehr ein ſolcher, der im vornehmen Stande iſt —

Bey dieſen Worten trat der liebe Wirth hinein, und ſagte: iſts gefällig herauf zu gehen? das Stübchen iſt warm und das Eſſen ſteht auf dem Tiſche. Die ganze Geſellſchaft ſtund auf, und nahm eine ſo ehrerbietige Stellung an, als wenn ein vornehmer Herr gekommen wäre. Luischen ſchlang ſich geſchwinde um ſeinen Arm, und Erich hätte ſich gern um den andern geſchlungen, wenn dieſer nicht ſchon von dem kleinen Kinde beſetzt geweſen wäre. Er folgte aber an Herrmanns Hand nach. Sophie aber, da ſie an die Stubenthür kam, gieng wieder zurück, und ſagte, ſie wollte bald nachkommen. Kaum war die Thür zugeſchloſſen, ſo gieng ſie zu den jungen freundlichen Leutchen, herzte ſie wakker die Reihe durch, und ſagte: guten Kinder! werdet ſo gut, wie euer Vater und Pflegevater iſt! da werdet ihr euch allezeit wohlbefinden!

Nun gieng ſie zur Geſellſchaft in das obere Stübchen. Es war klein, niedrig, hatte eine niedrige Thür und niedrige Fenſterchen. Und doch gefiel es allen daſelbſt wohl. Der hölzerne Tiſch war mit reinlichem Tiſchzeuge bedeckt, mit reinlichen

lichen Schüſſeln und Tellern beſetzt, zwar nur mit zinnernen Löffeln und ſchlechten Meſſern belegt, aber allen ſchmeckte es doch gut. Denn alle Speiſen waren gut bereitet, und der liebreiche Wirth, und das freundliche ehrliche Mädchen, das bey Tiſche aufwartete, machten alle vergnügt. Beym Schlafengehen fanden ſie reinliche Betten, und des Morgens ein herrliches Frühſtück.

Nachdem ſie dieſes eingenommen hatten, lief Herrmann noch einmal zum Magiſter, und erkundigte ſich nach dem Befinden ſeiner Familie. Er kam bald zurück, und brachte ſeiner Geſellſchaft die erfreuliche Nachricht, daß ſie alle recht wohl geſchlafen hätten, und daß ſich die Kranken weit beſſer, als den vorigen Tag, befänden. Zugleich brachte er auch die Verſicherung mit, daß der Magiſter, ſobald alles wieder geſund ſey, ihn mit Weib und Kind beſuchen wolle.

Niklas mußte nun den Wagen anſpannen, und Herrmann forderte dem Wirthe die Rechnung ab. Er brachte ſie bald, und ſie war ſo billig, daß Herrmann wirklich nicht begreifen konnte, wie ihn der Wirth, ohne ſich zu ſchaden,

den, ſo wohlfeil habe bewirthen können. Er ſchüttelte den Kopf und ſagte: Freund, er hat ſich verrechnet.

Der Wirth ſagte, etwas betreten, das kann ich nicht glauben, nahm die Rechnung weg, und wollte ſie durchſehen. Aber Herrmann wartete es nicht ab, druckte dem Wirthe etwas in die Hand, und ſagte: ſo viel wird die Rechnung betragen.

Nun trieb er Weib und Kind, daß ſie eilen und ſich in den Wagen ſetzen ſollten.

Um des Himmels willen! rief der Wirth, wo denken Sie denn hin? das ſind ja vier Louisd'or? Herrmann drehte ſich aber um, und ſagte: lieber Freund! wenn etwas übrig iſt, ſo kann er es ja brauchen, wenn etwa einmal eine arme Soldatenfrau mit ihren Kindern bey ihm einkehrt, oder wenn einem Waiſen ein Kleid muß gekauft, oder Lehrgeld für ihn bezahlt werden.

Der Wirth wollte noch vieles einwenden. Herrmann war aber ſo voll von Hochachtung gegen dieſen guten Mann, daß er ihm um den Hals fiel, und ihm einen recht derben Kuß gab. Und nun gleich in den Wagen geſprungen und fort gerollet. Die kleinen Perſönchen riefen noch heraus: Adieu, lieber, lieber Herr Wirth! und da er ſie nicht mehr hören konnte, nickteh ſie ihm noch recht freundlich zu.

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

Den Pferden mußte es auch recht gut in dieſem Wirthshauſe gegangen ſeyn. Denn ſie waren ſo muthig, daß ſie der Kutſcher kaum bändigen konnte. Es gieng itzo ſo hurtig, daß alle ihre Freude daran hatten.

Ohngefähr nach einer halben Stunde mußte der Kutſcher ſtille halten, weil der Weg Bergauf gieng, und Herrmann von dem Berge aus die ſchöne Gegend gern überſehen wollte, und deswegen ausſtieg. Er ſtieg bald wieder ein, und die Reiſe wurde hurtig wieder fortgeſetzt; ſie ſahen ſchon in der Entfernung die Thürme der Stadt, die aber, wegen der Entlegenheit, Luischen nicht größer, als eine Spanne vorkamen, deswegen ſie es auch anfänglich gar nicht glauben wollte, daß es die großen Stadtthürme wären. Herrmann verſicherte ſie aber, daß ſie bald bey ihnen ſeyn, und ſich davon überzeugen würde. Sie würden auch wirklich bald da geweſen ſeyn, wenn es nicht einen neuen Aufenthalt gegeben hätte. Es war an dem Geſchirr etwas zerriſſen, und Niklas mußte wohl eine halbe Stunde zubringen, ehe er es wieder in Ordnung brachte. Während der Zeit gieng Herrmann mit den Kindern im Felde herum und ſtellte ſeine Betrachtungen an über die ſchöne grüne Saat, mit welcher die Aekker bedeckt waren, und die den bevorſtehenden Winter aushalten ſollte.

Da hörten ſie in der Entfernung jemanden rufen: he! he! he! ſie dreheten ſich um, und ſahen ein Mädchen gelaufen kommen, die immer winkte, und etwas in den Händen hielt und zeigte. Herrmann gieng ihr entgegen. Da kam ſie ganz außer Odem zu ihm, hatte einen Beutel voll Geld, und ſagte: haben Sie das verlohren? ich ſah Sie — in die Kutſche — ſteigen — und fand es — da — wo — ſie eingeſtiegen waren. Herrmann fühlte nach ſeinem Geldbeutel, und fand, daß er ihn wirklich verlohren hatte. Es war viel darinne. Vier Louisd'or, ſieben Speciesthaler, und für einige Thaler Scheidemünze. Er bewunderte die Ehrlichkeit des Mädchens, die wegen ihres Aufzugs ſehr arm zu ſeyn ſchien, kniff ſie in die

Backen, und fragte wem ſie angehöre? ob ſie noch Geſchwiſter habe? und was ſie auf dem Felde gethan hätte?

„Ich habe, ſagte ſie, niemanden mehr als eine alte Mutter, die iſt aber ſehr arm. Sie hat ſchon ſeit einem Jahre die reiſſende Gicht, und kann nichts mehr arbeiten. Sie hat nichts, als was ich mit Spinnen verdiene. Itzo war ich herausgegangen um Holz zu ſuchen, daß ich ihr eine Suppe machen könnte, und Stoppeln einzutragen„ daß wir uns im Winter daran wärmen können.“

„Und warum haſt du denn, fragte Herrmann, das Geld nicht behalten? daven hätteſt du ja deine arme Mutter lange verpflegen können.“

„Behüte Gott! fuhr das Mädchen fort, ich würde ja ſo etwas nicht thun. Ich wußte ja, daß das Geld Ihnen gehörte: wenn ich es nun hätte behalten wollen, ſo wäre es ja ſo gut geweſen, als wenn ich es geſtohlen hätte. Ich würde auch ſchöne bey meiner Mutter angekommen ſeyn, wenn ich ihr unrechtes Gut nach Hauſe gebracht hätte.“

Da zog denn Herrmann ſeinen Beutel, vermuthlich um ein gelbes Stückchen zu ſuchen, und ihr in die Hand zu drükken. Sophie fuhr aber zu, hielt ihm die Hand, und ſagte: „willſt du mir erlauben, daß ich das Mädchen belohnen darf? Durch ihre Ehrlichkeit hat ſie mein ganzes Zutrauen gewonnen. Wenn du es mir erlaubſt, ſo will ich ſie zu mir nehmen, und ſie in allen weiblichen Arbeiten unterrichten laſſen, damit ſie einmal meine Köchin werden kann. Ich weiß, daß ich dem ehrlichen Mädchen alles werde anvertrauen können. Und ſo eine Perſon habe ich längſt in meinem Hauſe gewünſcht.“

Sie erhielt, wie man ſich leicht vorſtellen kann, ihres Mannes Einwilligung, und redete das Mädchen an, ob ſie mit ihr ziehen und bey ihr wohnen wolle, ſie ſolle da Eſſen und Trinken haben und neue Kleider bekommen, ſie ſolle von ihr wie eine Tochter gehalten werden. Das Mädchen erſchrack über dieſes Anerbieten, ſchlug in die Hände, weinte, und ſagte: ach liebe gnädige Frau! ich wollte gerne mit, was ſoll denn aber meine arme Mutter anfangen, die müßte ja Hungers ſterben. Für dieſe will ich ſorgen, ſagte Herrmann, ich will ſie in ein Haus bringen laſſen, wo ſie eine warme Stube, ein Bette und Eſſen und Trinken finden ſoll. Da haſt du einſtweilen einiges Geld, kauf dafür deiner Mutter etwas, daß ſie ſich daran laben kann, und frage ſie, ob ſie dich will zu uns ziehen laſſen, und die Verſorgung annehmen, die ich ihr anbiete. Künftige Woche will ich nach euch fragen, und wenn ihr wollt, euch beyde abholen laſſen. Das Mädchen ſahe an, was ihr Herrmann gegeben hatte. Tauſend! das war viel Geld. Vier und zwanzig zwey Groſchenſtückchen. So viel Geld hatte das gute Mädchen in ihrem Leben nicht gehabt. Sie ſprang fort, ſo geſchwind als ſie gekommen war, und ſagte immer unterweges zu ſich ſelbſt: ach das iſt gut! das iſt gut, daß ich das Geld nicht behalten habe. Wird meine alte Mutter nicht lachen, wenn ich das Geld bringe!

Sie kam itzo nach Hauſe, legte das Geld auf den Tiſch, und ſagte: da Mutter! da habe ich Geld, da will ich euch nun rechte Fleiſchſuppen machen. Ein vornehmer Herr hat es mir gegeben, er hatte einen Beutel voll Geld, ich glaube es waren wohl tauſend Thaler drinne, den hatte er verlohren, und ich hatte ihn gefunden,

den, ich brachte ihn ihm, da gab er mir die Hand voll Geld dafür. Es war auch eine gewaltig ſchöne Frau bey ihm, ach ſo ſchöne, ſo ſchöne wie ein Engel. Die ſagte, ich ſolle zu ihr ziehen, ſie wolle mir neue Kleiderchen machen laſſen, und mich wie ihre Tochter halten, und euch wollte ſie in ein Haus bringen laſſen, wo ihr alles vollauf haben ſolltet. Künftige Woche will er uns abholen laſſen. Wollt ihr mit, Mutter?

Die arme kranke Frau hob die Hände gen Himmel, vergoß Freudenthränen, und bat, daß doch Gott es den guten wohlthätigen Leuten wohlgehen laſſen wolle.

Die nächſte Woche wurden beyde abgeholt. Die Frau bekam auf lebenslang Verpflegung im Armenhauſe. Das ehrliche Mädchen aber wurde von Sophien erzogen. Sie wurde bald eine ſehr geſchickte Köchin, und heyrathete nach etlichen Jahren einen rechtſchafnen Handwerksmann, bey dem ſie recht gute Tage hatte.

Herrmann kam nun mit ſeiner Geſellſchaft der Stadt immer näher. Luiſchen ſahe, daß die kleinen Spitzen, die ſie von ferne erblickt hatte, wirklich Thürme wären, und wunderte ſich nicht wenig drüber. Itzo wurde von nichts, als dem guten Ludwig und ſeinen Zahnſchmerzen geſprochen. Und Sophien wurde ſehr bänglich, da ſie ſich vorſtellte, in was für einem betrübten Zuſtande ſie ihn antreffen würde. Wie groß war aber die Freude, da ſie an das Haus kam, und Ludwigen geſund und munter ſich entgegen ſpringen ſahe. Sie und ſein Vater umarmten ihn. Luischen und Erich thaten ein gleiches. Und da Herrmann hörte, daß der Jude Ephraim ihn von ſeinen Schmerzen befreyet habe, bekam er ihn ſo lieb, daß er nachſann, wie er ſich gegen ihn dankbar bezeugen könne. Er ſchoß ihm eine anſehnliche Summe Geldes vor, die der Jude nach und nach richtig wieder bezahlte, und die ihn bald in den Stand ſetzte, daß er eine ziemliche Handlung anfangen, und ſich und ſeine Kinder ehrlich davon nähren konnte.

* * *

Sieben und dreyßigſtes Kapitel.

Herrmann handelte vorzüglich mit wollenen Zeugen, wozu er die Wolle ſelbſt ſpinnen, und die er durch viele Weber verfertigen ließ. Dadurch verſchafte er vielen hundert Menſchen Nahrung. Den Tag nach ſeiner Ankunft war es Sonnabend, da immer die Leute, die für ihn arbeiteten, zu kommen, und das Geld, das ſie die Woche hindurch verdient hatten, abzuholen pflegten. Da es gegen zehn Uhr war, wurde es in ſeinem Hauſe ſo volkreich, als wenn es Jahrmarkt wäre. Herrmann ſetzte ſich an einen Tiſch, ſetzte einen großen Geldkaſten vor ſich, ließ eins nach dem andern kommen, ließ die Rechnung, die er mit ihm führte, vorzeigen, und zahlte ihm aus, was er verdient hatte. Die Leute, die das Geld empfiengen, betrugen ſich auf gar verſchiedene Art: einige giengen ganz unempfindlich fort, andere murreten, und ſagten, das ſey viel zu wenig, ſie könnten damit nicht auskommen, manche ſtrichen es auch ſehr freundlich ein, dankten Herrmannen, und ſagten, daß ſie ſich ihren Lohn den morgenden Sonntag wollten gut ſchmekken laſſen, und an ihn denken, wenn es ihnen wohl gienge. Ein gewiſſer Weber zog beſonders Herrmanns Aufmerkſamkeit auf ſich. Er war einer der erſten, der in die Stube trat, und ließ ſich doch kein Geld geben. Er ſtellte ſich vielmehr an Herrmanns Seite, legte den Zeigefinger der rechten Hand an die Naſe, und ſahe ſehr nachdenklich zu, wie Herrmann Geld auszahlte. Bisweilen lächelte er, bisweilen ſchüttelte er mit dem Kopfe.

Endlich fragte ihn Herrmann: Freund! was hat er denn für Betrachtungen? Will er denn kein Geld haben?

„Ich will es ſchon erwarten, gab er zur Antwort, zahlen Sie nur fort. Ich habe meine Freude [illegible] dem vielen Gelde, das Sie auszahlen, und denke: wie gut iſt es, daß es reiche Leute in der Welt giebt! Da geben Sie nun ſo vielen leuten Brod auf die ganze Woche. Manchen auch ein Brätchen. Ich wüßte doch wahrhaftig nicht, was die leute alle, wie ſie hier ſind, anfangen wollten, wenn es nicht leute gäbe, die viel Geld hätten. Wolle könnten ſie ſich nicht kaufen, und wenn ſie auch bisweilen ein Pfündchen auftrieben, ſo wäre niemand da, der ihnen ihre Arbeit abnehmen wollte, und ſie würden es vielmal mit gröſstem Schaden verkaufen müſſen. So aber fehlt es ihnen nie, weder an Wolle noch an Arbeit, und alle Sonnabende haben ſie doch ihren gewiſſen Lohn. Herrmann ſahe ihn bedenklich an. Und da der Weber merkte, daſs ihm ſein Geſpräch gefiel, fuhr er fort: „Es giebt freylich viel Leute, die den Reichen ihr Geld nicht gönnen, und mit ſchelen Augen es anſehen, daſs die Reichen ſo ſchöne Häuſer und Kleider haben, und ſo einen guten Tiſch führen. Ich ſchmäle aber allemal mit ihnen, und ſage: Leute! ihr ſeyd wunderlich. Die Reichen können ja das Geld doch nicht eſſen, wenn ſie ſich ſchöne Häuſer bauen, Gärten anlegen, gute Kleidung kaufen, und beſſer eſſen, als wir können, ſo müſſen ſie ja doch immer Geld dafür ausgeben, und da kömmt es immer wieder in anderer Leute Hände. Da bekömmt der Metzger, der Kellermeiſter, der Bekker, Zimmermann, Schreiner, Schloſſer, Schmidt, Gläſer, Maurer, Tüncher und dergleichen, immer etwas zu verdienen. Wovon wollten denn dieſe Leute leben, wenn es nicht ſolche gäbe, die einen Thaler Geld könnten aufgehen laſſen? Freylich giebt es auch Reiche, die niemanden einen Kreuzer gönnen, die immer mehr Geld zuſammen ſcharren, und es hernach verſchließen, daß es niemanden etwas nützet. Zum Glück ſind aber deren nicht gar viele.“

Herrmann bezeigte ſeine Verwunderung über dieſen vernünftigen Mann, zahlte ihm ſein Geld aus, und ermahnte ihn, daß er immer ſo denken ſolle, ſo würde ihm ſeine geringe Mahlzeit immer gut ſchmekken, und er würde weit glücklicher leben, als andere, die ſtets mit neidiſchen Augen das Glück der Reichen betrachten.

Kaum war dieſer Weber zur Stube hinaus, ſo kam ein anderer, und ziſchelte Herrmannen ins Ohr: das iſt der rechte Zeiſig! Wie ſo? fragte Herrmann? Er iſt, ſagte dieſer, ein Erzbetrüger. Wenn Sie wiſſen ſollten, um wie vieles dieſer Mann Sie ſchon betrogen hat; Sie gäben ihm gewiß kein Stückchen Arbeit mehr. Herrmann bezeugte hierüber ſeine Verwunderung, und ſagte, er ſolle warten, bis er mit Auszahlen fertig wäre, dann wolle er weitläuftiger mit ihm davon ſprechen.

Die Auszahlung dauerte ohngefähr noch eine Stunde, dann wurde die Stube leer, und Herrmann befand ſich mit dieſem Weber allein. Nun, fragte er, lieber Meiſter! was wollte er mir da ſagen? „Je, ſagte dieſer, daß der Meiſter Hieronymus, der mit Ihnen ſprach, ein Betrüger iſt. Ich rede zwar niemanden gern etwas Böſes nach, was aber wahr iſt, das iſt doch wahr. Und es iſt doch nicht erlaubt, daß ein ſo guter Herr von ſo böſen Leuten ſich ſoll betrügen laſſen. Seine Frau verkauft ein Stückchen Zeug nach dem andern, das ihr Mann von dem Garne macht, das er unter die Bank wirft. Wo wollte es denn auch ſonſt herkommen! Er kauft ſich ein Kleidungsſtück nach dem andern. Erſt vorige Woche hat er ſich einen neuen Rock machen laſſen. Das muß ich wohl bleiben laſſen, und ich lege die Hände doch gewiß auch nicht in den Schoos.“

Herrmann ſahe dieſem Manne ſehr ſcharf in die Augen, und fragte ziemlich heſtig: iſt das wahr? Mit niedergeſchlagnen Augen antwortete er: es wird ja wahr ſeyn. Wenn es nicht wahr wäre, ſo wollte ich es ja nicht ſagen.

An wen hat die Frau das Zeug verkauft? fragte Herrmann weiter.

Das kann ich ſo genau nicht mehr ſagen, gab der Weber zur Antwort. Sie können ſich aber darauf verlaſſen. Es iſt gewiß und wahrhaftig ſo, wie ich Ihnen geſagt habe. Ich würde Sie ja nicht mit Unwahrheit berichten.

Herrmann ließ ihn gehen, und verſprach daß er die Sache genau unterſuchen wolle.

Er unterſuchte ſie auch wirklich ſehr genau. Er eröfnete Sophien, was ihm dieſer Mann von Meiſter Hieronymus geſagt hatte. Und dieſe gab von dieſer Stunde an ſehr genau auf ſeine Arbeit Achtung. Sie wog die Garne, die er bekam, ſehr ſorgfältig; eben ſo ſorgfältig maß und wog ſie das Zeug, das er lieferte. Sie verglich ſeine Arbeit mit den Arbeiten anderer Meiſter, und nachdem ſie dieſes einen ganzen Monat getrieben hatte, ſo kam ſie zu ihrem Manne, und ſagte: weißt du wohl, lieber Mann, wer unter deinen Arbeitern der ehrlichſte iſt? Meiſter Hieronymus iſt es. Ich habe nun einen Monat lang ſeine Arbeit betrachtet, gewogen, gemeſſen, mit anderer ihrer Arbeit verglichen, und gefunden, daß er immer das feinſte und mehreſte Zeug liefert. Der Meiſter hingegen, der ihn verleumdet hat, iſt ein Schelm. An ſeinem Zeuge fehlt immer etwas, und ich habe es herausgebracht, daß er vorgeſtern an einem gewiſſen Orte zwey Ellen hat verkaufen laſſen.“

Deine Entdekkung, ſagte Herrmann, iſt mir außerordentlich lieb. Der Verläumder wurde gerufen, er hielt ihm ſeine Bosheit vor, und nahm ihm die Arbeit.

Nun mußte Meiſter Hieronymus kommen. Als er da war, ſagte er zu ihm: „nun lieber Meiſter, er hat lange genug hinter dem Weberſtuhle geſeſſen. Von nun an ſoll er wenig oder nichts mehr weben. Ich ernenne ihn zum Aufſeher über zehn Weberſtühle, da wird er weniger Arbeit und wenigſtens noch einmal ſo viel Einnahme haben. Sey er mir als Aufſeher ſo treu, wie er mir als Weber geweſen iſt.“

Man kann leicht denken, was dieſer unerwartete Antrag dieſem ehrlichen Manne für Freude machte. Er ſchlug in die Hände und ſagte: iſts möglich? wie komme ich denn dazu?

Das Glück, ſagte Herrmann, hat er Meiſter Markus zu danken.

Meiſter Markus? denk doch! denk doch! ſagte Hieronymus, ich habe immer gedacht, der Mann wäre mir gram. Nun ſehe ich doch, daß ich ihm Unrecht gethan habe.

„Er hat ihm, fuhr Herrmann fort, gar nicht Unrecht gethan. Markus iſt ein boshafter Menſch, er hat ihn bey mir verklagt, als wenn er ein Betrüger wäre, und von dem Garne unterſchlüge, das ich ihm zu verarbeiten gebe. Zuvor habe ich ihn nicht recht gekannt. Denn wie kann ich alle die Leute kennen, die für mich arbeiten? Von dieſer Zeit an bin ich aber aufmerkſam auf ihn geworden. Ich habe ihm genau nachmeſſen und nachwiegen laſſen, und da habe ich entdeckt, daß er mein ehrlichſter Arbeiter geweſen iſt.“

Dem ehrlichen Hieronymus ſtürzten Freudenthränen aus den Augen. Er druckte dankbar Herrmanns Hand, und ſagte: da ſehe ich doch, daß es eintrift, was mein ſeliger Vater immer zu mir ſagte: Nonymus! **handle du rechtſchaffen, ſo werden auch die ärgſten Feinde dein Glück befördern müſſen.** Er gieng gerührt nach Hauſe, und brachte dieſe Nachricht ſeiner Frau und Kinder. Was da wohl für Freude mag geweſen ſeyn!

* * *

Acht und dreyßigſtes Kapitel.

Herrmann hatte aber auch eine rechte Freude darüber. Bey Tiſche ſprach er faſt von nichts, als von Meiſter Hieronymus, und verſicherte, es wäre ihm lieber, als viel Geld, daß er dieſen ehrlichen Mann habe kennen lernen, und daß er im Stande geweſen wäre ihn zu belohnen. Er redete noch vieles von der Ehrlichkeit, und ſagte, daß der ehrliche Mann allemal glücklicher ſey, als der Betrüger. Hieronymus hätte mit Betrügerey nicht ſo viel erwerben können, als durch ſeine Ehrlichkeit. Er habe Recht, wenn er ſage, daß einem ehrlichen Manne auch die Feinde zu ſeinem Glück beförderlich ſeyn müßten. Denn dadurch daß ſie übels von ihm redeten, würden die Leute auf ihn aufmerkſam und lernten ſeine Ehrlichkeit kennen.

Auf dieſe Freude folgte bald eine andere, die wenigſtens eben ſo groß war. Nach ohngefähr vierzehn Tagen, da Herrmann mit ſeinen Kindern am Fenſter ſtund und mit ihnen plauderte, erhob Luiſchen auf einmal ein Geſchrey: Vater! Vater! ſehen Sie geſchwinde her, was hier die Straße herunter kömmt! Ein ganzer

Schlitten voll Leute! Das iſt wahrhaftig Herr Magiſter Helwig. Wie der Wind war Ludwig auch am Fenſter. Er iſts! Er iſts! rief er, er iſts wahrhaftig, das iſt ja die leibhaftige Frau Magiſterin! das iſt ja Ernſt! Fritze! Herrmann wurde auch überzeugt, daß ſie es wären. Nun hätte man das freudige Getümmel ſehen ſollen, das da entſtund: Durch das ganze Haus erſchall die Poſt: der Herr Magiſter Helwig kommt! der Herr Magiſter Helwig kommt! Man öfnete die Thür, die Gäſte ſtiegen aus, alle friſch und geſund. Viel Worte konnten ſie aber nicht machen, denn ſie waren vor Kälte alle erſtarret, und trippelten im Hauſe herum, ohne etwas anders zu ſagen, als, das iſt kalt! ſchrecklich kalt.

Herrmann ordnete gleich an, wo die Pferde hingebracht werden ſollten. Und nun ging der Zug nach der Stube zu. Den lieben Ankömmlingen dauchte es gar gewaltig gut, da ſie aus dem beſchneiten Felde in ein gewärmtes Zimmer kamen, wo ſie einen ſo liebreichen Wirth und eine ſo gefällige Wirthin und freundliche Kinder fanden. Herrmann und ſeine Kinder beſchäftigten ſich damit, daß ſie ihren lieben Gäſten die

Winterkleider abnahmen, in die ſie ſich vermummet hatten: Sophie beſtellte aber eine gute Chokolade, um die erkälteten Freunde recht durchzuwärmen. Es ging wohl eine halbe Stunde hin, ehe ein ordentliches Geſpräch angefangen werden konnte, weil die lieben Gäſte von der Kälte wie betäubet waren. Erſt, da ſie ein Schälchen Chokolade zu ſich genommen hatten, fingen ſie an geſprächig zu werden. Sie ſetzten ſich zu einander und plauderten, und Herr Friedrichſon, der eben durch die Stube gieng, mußte ſich auch zu ihnen ſetzen.

Nun liebſter Magiſter, fieng Herrmann an, wie iſt es ihnen denn noch gegangen? haben die Tage des Jammers noch lange gedauert?

Der Magiſter erzählte ſehr umſtändlich, wie viel ſie alle noch hätten ausſtehen müſſen, verſicherte aber auch, daß ſie ſich itzo insgeſamt recht wohl befänden. „Ich habe, fuhr er fort, recht gewinſelt, da ich mich in Gefahr ſahe, Frau und Kinder, und alſo meinen ganzen Reichthum zu verlieren, aber ich habe doch erfahren, daß es wahr ſey, was ich meinen Bauern ſehr oft geprediget habe: **Leiden ſind gar eine groſe Wohlthat.** So lange ſie da ſind, machen ſie uns freylich Kummer und Schmerz, aber wenn ſie vorbey ſind, da ſiehet man den großen Nutzen, den ſie geſchaft haben. Ich kann ihnen gar nicht ſagen, wie vergnügt wir itzo alle leben. Unſere Kinder haben uns zwar immer lieb gehabt, aber, da ſie in ihrer Krankheit geſehen haben, wie beſorgt wir um ſie geweſen ſind, wie viel wir mit ihnen ausgeſtanden, wie wir ſie verpfleget haben, da haben ſie erſt unſere Liebe recht erkennen lernen, und ſind itzo ſo bereitwillig alles zu thun, was wir gerne haben, daß ich mir keine beſſern Kinder wünſchen kann. Meine Frau und ich haben einander auch lieber bekommen, da wir in der Krankenſtube gelernt haben, wie unentbehrlich wir einander ſind. Ich ſelbſt bin viel beſſer und klüger geworden. Sonſt, ich kann es nicht leugnen, war ich ein wenig hitzig — (Ja wohl, ja wohl, antwortete die Magiſterin, und drohete lächelnd mit dem Finger) ſonſt war ich ein wenig hitzig, und konnte leicht böſe werden, wenn mir etwas Widriges begegnete, aber ach, wie fein, wie fein habe ich bey den Betten meiner lieben Patienten Geduld gelernet! Wenn eins rief: Vater mich dürſtet! das andere: ich muß aufſtehen: das dritte:

ach, mein Kopf! mein Kopf! ach, das thut weh! wenn das kleinſte Kind ſchrie, und die Mutter wimmerte — da lernte ich gelaſſen ſeyn! da lernte ich gute Worte geben! Itzo ſoll mich gewiß ſo leichte nichts böſe machen. Und wie viel habe ich ſonſt noch gelernet! ich weis, wie ich mit Kranken umgehen, wie man böſe Brüſte heilen, wie man Kinder behandeln muß, die die Pokken haben. Seit der Krankheit meiner Kinder haben mich alle Bauern zu ſich rufen laſſen, deren Kinder an den Pokken krank lagen, und haben um meinen guten Rath gebeten, und ich bin ſo glücklich geweſen, daß ich einigen Kindern, die ſehr gefährlich lagen, das Leben, und einem die Augen gerettet habe. Das hätte ich wohl müſſen bleiben laſſen, wenn ich nicht ſoviel ausgeſtanden hätte. Hätten wir keine Leiden, ſo würden wir an die guten Tage gewöhnet werden, und ſie nicht mehr zu ſchätzen wiſſen. Wenn aber bisweilen ein Paar angſtvolle Tage oder Wochen kommen, dann erfreuen uns die guten Tage recht. Ha! wie die Taſſe Chokolade ſchmeckt in Geſellſchaft ſo lieber Freunde, und meiner lieben Familie, die ich vom Grabe wieder bekommen habe. Nicht halb ſo gut würde

ſie

ſie mir ſchmekken, wenn ich immer gute Tage gehabt hätte. Es iſt mit dem Leiden wie mit dem Winter. Wann er da iſt, iſt er uns freylich unangenehm, wann er aber vorüber iſt, ſo macht uns der Frühling deſto mehr Vergnügen.„

„Sie haben Recht, Herr Magiſter, fieng Herr Friedrichsſon an. Ich habe in meiner Jugend wenig von böſen Tagen zu ſagen gewußt, es gieng mir alles wie ich wünſchte. Ich ſchäme mich aber auch noch vor mir ſelbſt, wenn ich zurück denke, was ich ſonſt für ein Menſch geweſen bin. Ich erlaubte mir alles, was mir gefiel. Ich war ſtolz, unbarmherzig, arme Leute achtete ich nicht beſſer, als das Vieh. Gegen mein Geſinde war ich ein Tyrann, und mishandelte, es wegen eines geringen Verſehens. An Arbeit war nicht zu denken. Ich that nichts, als daß ich trank und aß, und tanzte und ſpielte, Spazierreiſen machte, die Leute verſpottete, und ſchlief. Erſt ſeit der Zeit, da ich gelitten, da ich Armuth, Hunger und Verachtung ausgeſtanden habe, bin ich klug und gut geworden. O wie gut! wie gut ſind mir die Leiden geweſen!„

Unter ſo freundſchaftlichen Geſprächen wurde ein großer Theil des Tages hingebracht. Gegen drey Uhr ſtund zwar der Magiſter auf, gieng nach ſeinem Reiſerokke, und machte Miene, als wenn er mit ſeiner Familie aufbrechen wollte. Da empörte ſich aber Alles gegen ihn. Sophie bat, Herrmann ſtellte vor, daß die Tage itzo kurz wären, und daß es in der Nacht gefährlich zu reiſen ſey; Ludwig und Luischen brauchten ſogar Gewalt, und hielten den Reiſerock, daß er ihn nicht anziehen konnte; endlich fiel auch ſeine eigne Familie von ihm ab, und trat zu Herrmanns Parthey. Die Kinder lamentirten und küßten ihm die Hände: er nahm zu ſeiner Frau Zuflucht und bat ſie, ihm beyzuſtehn; da war aber ſchlechter Beyſtand. Ich dächte, ſagte ſie, Männchen, du bliebſt. Wir haben ja zu Hauſe ſchon ſolche Einrichtungen gemacht, daß alles gut gehen wird, wenn wir auch einmal aus dem Hauſe bleiben. Da erhob ſich ein allgemeines Jubelgeſchrey: das war brav! das war brav! riefen alle. Der Magiſter ſah ſich überwunden und mußte den Reiſerock den kleinen Perſönchen, die ihn ſehr feſt hielten, überlaſſen. Sie ſprangen frohlokkend damit davon, und verwahrten ihn ſehr ſorgfältig in einem Nebenzimmer.

Neun und dreyßigſtes Kapitel.

Nun zerſtreuten ſich die kleinen Leutchen in den Hof, um ſich da noch ein Stündchen mit der Schlittenfahrt zu beluſtigen. Denn Herrmanns Kinder hatten ein Paar kleine Schlitten, mit welchen ſie ſich immer ein Vergnügen machten, ſo lange ihr Hof mit Schnee bedeckt war. Der rauhe Wind, der Vormittags wehte, hatte ſich gelegt, und die Witterung war ſehr gelinde geworden. Da nun die Kinder bey der Schlittenfahrt ſich beſtändig bewegten, ſo empfanden ſie gar nichts von der Kälte und waren recht ſehr vergnügt. Itzt wurde es dunkel, und ſie beſchloſſen in die Stube zur Geſellſchaft zu gehen. Ehe ſie aber noch weggingen bekam Ludwig noch einen ſonderbaren Einfall. Er ſah den großen Schlitten ſtehen, in welchem der Magiſter, nebſt ſeiner Familie, gekommen war, er ſtieg hinein, und bat ſeine kleinen Freunde, daß ſie ihm nachfolgen ſollten. Sie ließen ſich nicht lange bitten, beſetzten den ganzen Schlitten, und nun machte Ludwig Bewegungen, als wenn er die Pferde antreiben wollte. Fort! rief er, fort! trabt zu, daß wir bald nach Fritzens Hauſe kommen. Aber da war kein Pferd, das auf Ludwigens Ermunterung etwas hätte geben wollen. Der Schlitten bewegte ſich keinen Finger breit von der Stelle. Da ſchlug die kleine Geſellſchaft ein lautes Gelächter auf, ſtieg wieder aus, und der Fuhrmann mußte nachfolgen, wenn er nicht noch länger wollte ausgelacht werden.

In ſo einem Schlitten möchte ich einmal fahren, ſagte er, tauſend, das muß eine rechte Luſt ſeyn!

Willſt du? ſagte Ernſt, willſt du? ich will gleich zum Vater laufen, und ihn bitten, daß er den Schlitten ſoll anſpannen laſſen: der Schlitten iſt ja da, die Pferde ſtehen auch da. Sie haben ſo im Winter keine Arbeit, und werden zu muthig, da kann es ihnen ja nicht ſchaden, wenn ſie einmal ein Stündchen herum traben müſſen.

Und, ohne lange auf Antwort zu warten, lief er fort, nach der Stube zu. Die ganze Geſellſchaft folgte nach, und trat um den Magiſter herum. Ernſt ſagte ihm leiſe ins Ohr, was er wünſchte, die kleinen Leutchen unterſtützten ſeine Bitte, theils mit Mienen, theils mit guten

Worten. Der Magiſter ſchüttelte den Kopf und ſagte: ich weiß ja nicht, ob Herr Herrmann damit zufrieden iſt. Es gehet gar nicht an, daß ich ſo etwas ohne ſeine Einwilligung thue. Da ſchielten denn die Kinderchen nach Herrmannen zu, und dieſer ſahe es ihnen gleich an den Augen an, daß ſie etwas von ihm wünſchten, er trat alſo zu ihnen, und fragte ſehr liebreich, was es hier gäbe?

Der Magiſter erzählte ihm die ganze Sache, und Herrmann bezeigte ſich gar nicht abgeneigt, den Wunſch der Kinder zu befriedigen. Er ſahe nach den Himmel, und ſagte: „der Himmel iſt helle, das Wetter iſt auch gelinde, und ich habe mir ſchon ſeit geſtern vorgenommen, daß ich meinen Kindern einmal mit einer Schlittenfahrt ein Vergnügen machen will. Aber die Kinder können wir nicht alleine fahren laſſen, weil ſie aus Unbedachtſamkeit leicht unglücklich ſeyn könnten. Wir Alten müſſen auch dabey ſeyn. Und da beſorge ich, daß Ihnen, lieber Mann, dieß Vergnügen läſtig ſeyn würde, da Sie gewiß von der heutigen Reiſe noch ſehr ermüdet ſind.“

Der Magiſter verſicherte ihm aber, daß er ſehr gerne an dieſer Winterluſt Theil nähme.

Wenn ihm wäre gefolget worden, ſo wäre er ja noch nach Hauſe gefahren. Nun wurden die Weiber herbeygerufen und gefragt, ob ſie mit bey der Geſellſchaft ſeyn wollten, wenn dieſen Abend noch eine Schlittenfahrt gemacht würde. Und dieſen war es eben recht, beſonders Sophien, die ſchon lange eine Bewegung gewünſcht hatte, weil ſie einige Wochen zu Hauſe hatte ſitzen müſſen. Da wurde gleich nach einem Familienſchlitten geſchickt, und die Kinder hüpften und ſprungen vor Vergnügen.

Nachdem man ein mäßiges Abendbrod genoſſen hatte, wurden die Schlitten angeſpannt, und die Geſellſchaft ſetzte ſich ein, in den einen die Männer, Luischen, Ludwig und Ernſt, in den andern die Weiber, nebſt den übrigen Kindern. Alle hatten ſich ſo mit warmen Kleidern verſehen, daß ſie von der Kälte gar nichts zu fürchten hatten. Die Fahrt gieng gerade zum Thore hinaus, auf einen freyen Platz, von welchem man ſich ſehr weit umſehen konnte, und es war als wenn hier alles ſo eingerichtet wäre, daß es das Vergnügen der Geſellſchaft befördern ſollte. Die Bahn war ſo eben, und die Schlitten flogen ſo ſanft darauf hin, daß die Geſellſchaft nicht die geringſte Unbequemlichkeit empfand, die Witterung war gelinde, die Luft ſtille, und der ganze Himmel heiter, und mit Sternen beſäet. An dieſen hatte Luisſchen beſonders ihre Freude, ey! ſagte ſie zu Ludwigen, ſieh einmal die vielen Lichterchen, wie ſie ſo helle flimmern! das ſind, antwortete Ludwig, keine Lichterchen, das ſind große Kugeln, davon die mehreſten größer als unſre ganze Erde ſind.

Da ſchlug Luisſchen ein helles Gelächter auf, und ſagte, Vater! denken Sie nur, Ludwig will mir weis machen, die Flämmchen, die da oben am Himmel ſind, das wären große Kugeln.

Ludwig hat Recht, antwortete der Vater. Es ſind wirklich Kugeln, davon die mehreſten größer als unſere Erde ſind.

Woher wiſſen Sie denn das, lieber Vater? fragte Luisſchen.

Das weis ich daher, weil ſie ſo weit von uns ſind und doch geſehen werden können. Erinnerſt du dich noch, wie klein dir die Thürme unſrer Stadt vorkamen, da du noch davon entfernt wareſt? So iſt es mit den Sternen auch, die kommen uns klein vor, weil wir ſehr weit von ihnen ſind. Wären ſie nur ſo klein, wie eine

Fakkel, ſo würden ſie uns eben ſo wenig ſichtbar ſeyn, als die Beulen an den Thurmknöpfen, wenn man einige Stunden davon entfernt iſt.

Das iſt doch aber ſonderbar, fuhr Luischen fort, aber wer hat denn die Sterne ſo hoch hinauf geſetzt? Das iſt ja ohnmöglich, daß ein Menſch dahin kommen kann.

„Freylich iſt es unmöglich, antwortete Herrmann. Und eben daher wiſſen wir, daß außer den Menſchen noch jemand da ſeyn müſſe, der da oben bey den Sternen, und hier bey uns geſchäftig iſt. Ich will dir ihn itzo nennen: Kinder, hört ſeinen Namen mit Ehrerbietung! Gott, Gott, heißt er.

Hier faltete Herrmann die Hände, der Magiſter gleichfalls, die Kinder thaten es auch, und es erfolgte ein Stillſchweigen von einer ganzen Minute. Der Magiſter unterbrach es, indem er ſagte: „da ſtehen mir die Gedanken ſtille, wenn ich hierüber nachdenke. Der müßte blind ſeyn, der aus dem, was wir um uns ſehen, Gott nicht erkennen wollte. Es entſteht ja kein Mühlwerk, keine Uhr von ſich ſelbſt, es wird dies alles durch den menſchlichen Verſtand hervorgebracht, wie viel weniger kann die große Welt von ſich ſelbſt entſtehen! Es geht da alles ſo ordentlich, wie in einer guten Uhr. Die Sterne gehen nicht unordentlich durch einander her, ſie ſtoßen nie an einander an. So wie ich es voraus ſagen kann, wo nach etlichen Stunden der Zeiger an meiner Uhr ſtehen wird, ſo weis ich auch wo morgen früh acht Uhr die Sonne, wo morgen dieſer große, ſchöne Stern, den man die Venus nennet, wo nach etlichen Minuten der Mond ſtehen wird. Dort, wo ich mit dem Finger hinzeige, da wird er bald ſichtbar ſeyn.“

Kaum waren ſie noch ein paarmal auf dem Platze herumgefahren, ſo gieng der Mond auf, und alle ſchlugen in die Hände, und riefen: ach, der ſchöne Mond!

„Wie klein ſind wir doch gegen Gott, fuhr er fort. Ich denke Wunder was ich habe, wenn ich durch meinen großen Garten gehe. Hätte ich ein ganzes Dorf, ſo würde man mich für ſehr reich halten. Wäre das ganze Fürſtenthum mein eigen, ſo würde man mich einen großen Herrn nennen. Und noch größer würde ich ſcheinen, wenn ich viele Fürſtenthümer hätte, wie z. E. der Kaiſer. Wenn ich aber tauſend Fürſtenthümer, wenn ich die ganze Erde hätte, was hättte ich denn von der Welt? nicht mehr als jenes kleine

Sternchen, das da über uns ſteht. Denn den Leuten, die oben in dem Sternchen wohnen, muß unſre Erde, mit allen ihren Städten, Thürmen und Bergen eben nicht größer vorkommen, als uns das kleine helle Pünktchen, in dem ſie leben.“

Sind denn Leute in den Sternen? fragte Luiſchen voller Verwunderung.

„Ja wohl, antwortete der Magiſter: denn ſieh einmal, liebes Kind! auf der Erde iſt alles mit lebendigen Dingen beſetzt. Grabe in die Erde! da lebt alles. Steige auf einen Baum, da findeſt du allerlei Thierchen. Schneide den Baum von einander! du wirſt ſehen daß er eine kleine Stadt iſt, die eine Menge Einwohner hat. Wie viele tauſend Thierchen leben nur auf einem Käſe? Wenn nun Gott alle Pünktchen auf der Erde bevölkert hat, ſollte er wohl dieſe großen Kugeln leer gelaſſen? ſollte er wohl alle dieſe lebendigen Geſchöpfe auf den kleinen Punkt unſerer Erde zuſammen gedränget haben? Die Sterne, die wir ſehen, ſind nur der kleinſte Theil derſelben. Hier der breite weiſſe Streif, der über den Himmel geht, beſteht aus lauter Sternen, die man durch gute Sehröhre erkennen kann. Wer weis, wie viele Tauſend noch über denſelben ſind! dieſe alle hat Gott

gemacht,

gemacht, dieſe alle ſind Gottes Eigenthum — O Gott, wie groß biſt du!“

O Gott, wie groß, wie groß biſt du! ſagte Herrmann nach, und beyde falteten ſehr ehrerbietig die Hände. Und die ganze Geſellſchaft ſchwieg voller Erſtaunen.

Haben Sie denn, fragte Luischen, Gott geſehen?

Den habe ich nie geſehen, und es kann ihn auch niemand ſehen, ſagte der Magiſter.

Da kann ich auch gar nicht glauben, daß Gott da iſt, fuhr Luischen fort, wenn man ihn nicht ſehen kann? ich ſehe Sie ja und meinen Vater, und Ludwigen und Ernſten, und die Pferde, alles ſehe ich ja: warum denn Gott nicht?

Der Magiſter wollte es ihr erklären, aber auf einmal erhob ſich ein Wind, nahm des Magiſters Hut, führte ihn über den Akker hin, der Knecht mußte die Pferde halten, der Magiſter ausſteigen, und eine ganze Strekke über den Akker laufen, ehe er den Hut wieder bekommen konnte. Da er ihn wieder hatte, und zum Schlitten kam, ſagte er, da weis ich doch wirklich nicht, wer mir den Hut genommen, und ſo weit über den Akker gewälzet hat.

Je das werden Sie ja wiſſen, ſagte Luischen, das iſt der Wind geweſen.

Der Wind? antwortete der Magiſter, haſt du ihn denn geſehen? und da Luischen verſicherte, daß ſie ihn noch nie geſehen habe, ſo ſagte der Magiſter: „da ſiehſt du alſo gutes Mädchen, daß es Dinge giebt, die niemand ſehen kann, und die doch etwas machen können. So iſts mit Gott auch. Ihn ſieht niemand, und doch wirkt er allenthalben.“

Unter dieſen Geſprächen war die Stunde verſtrichen, die ſie zur Schlittenfahrt beſtimmt hatten, und ſie fuhren wieder nach Hauſe.

Die Kinder waren durch das, was der Magiſter von Gott erzählt hatte, ſo gerührt worden, daß ſie gleich bey ihrer Ankunft ihn und Herrmannen baten, daß ſie ihnen noch etwas von Gott ſagen möchten.

Herrmann gieng in das Nebenzimmer, kam aber bald zurück und brachte einen ſchönen Magnet mit. Gebt Achtung, Kinder! ſagte er, itzo will ich euch etwas recht Merkwürdiges zeigen. Er legte ein Meſſer auf den Tiſch, hielt den Magnet in einiger Entfernung von demſelben, da richtete ſich das Meſſer empor und heftete ſich an denſelben.

ſelben. Er legte eine Nähnadel unter ihn, die flog gleichfalls in die Höhe, und hieng ſich an denſelben an. Er legte ein Eiſen, an welchem ein Henkel war, an dieſen wunderbaren Stein, und er hielt es ſo feſt, daß er ein ziemliches Gewicht daran hängen konnte, ohne daß es herabfiel.

Ey was iſt denn das? fragte Fritze: was zieht denn das Eiſen empor?

Das iſt etwas Unſichtbares, antwortete Herrmann, das immer bey dem Magnete iſt. So giebt es noch viele Dinge, die wir nicht ſehen können, und deren Wirkungen wir doch empfinden. Tretet an den Ofen, ihr empfindet die Wärme, geht in die freye Luft, und ihr fühlt Kälte, ihr bemerkt, daß die Kälte das flieſſende Waſſer hart macht, und daß dieſes, wenn ihr es in die Stube tragt, durch die Wärme wieder flieſſend wird. Und gleichwohl hat noch keines von euch die warme oder kalte Luft, die dieſes thut, jemals geſehen. So iſt es auch mit Gott. Wir mögen blikken, wohin wir wollen, ſo ſehen wir ſeine Wirkungen, er ſelbſt aber iſt unſichtbar.

Bey dieſem lehrreichen Geſpräche verſtrich der Abend, man legte ſich zur Ruhe, die Kinder

der waren aber durch das, was ſie von Gott gehöret hatten, in ſolche Verwunderung geſeßt worden, daß ſie ihre Eltern gar herzlich baten, den folgenden Tag dieſes Geſpräch fortzuſeßen.

Vierzigſtes Kapitel.

Kaum hatten ſich den folgenden Morgen die Kinder verſammelt um das Frühſtück zu genießen, ſo wiederholten ſie die Bitte, die ſie den vorigen Abend an ihre Eltern gethan hatten, nämlich ihnen noch etwas von Gott zu ſagen. Auf Herrmanns Bitte, übernahm der Magiſter dieſes Geſchäft.

„Lieben Kinder, ſagte er, ihr könnet leicht glauben, daß der Gott, der die großen Kugeln am Himmel, und alles, was ihr ſehet, gemacht hat, uns gar leicht beſtändig peinigen und quälen, oder in einem Augenblikke tödten könnte: das thut er aber nicht. Er wendet ſeine Macht nur an, den lebendigen Dingen, die er machte, Freude und Vergnügen zu verſchaffen. Alles Vergnügen, daß ihr in eurem Leben genoſſen habt, und noch genießen werdet, kommt von dem Gott, der die Sterne gemacht hat. Denn alles was euch Vergnügen ſchafft, hat er ja hervorgebracht. Dieſe Chokolade zum Exempel— „... Um Vergebung, Herr Magiſter, fiel ihm Luischen in das Wort, die hat unſere Köchin gemacht.“

„So ſcheint es dir, fuhr der Magiſter fort. In der That bekommſt du ſie aber von Gott. Die Kakaobohnen, die Gewürze, das Zukkerrohr, aus dem ſie bereitet wird, das hat er ja alles wachſen laſſen. Er hat den Saamen hervorgebracht, aus dem dieſe Pflanzen entſprungen ſind, hat ihn mit ſeiner Sonne erwärmet, und mit ſeinem Regen begoſſen. Das Waſſer, das zu Bereitung dieſes Tranks genommen iſt, läßt er aus der Quelle hervorſpringen, und deine Köchin würde nimmermehr eine Chokolade bereiten können, wenn ihr Gott nicht mehr Verſtand als einer Katze oder einem Hunde gegeben hätte. So iſts mit allem, was ihr ſehet: alles hat Gott gemacht. Dieß alles würde euch aber nichts helfen, wenn er euch nicht auch ſo gebauet hätte, daß ihr das Vergnügen genießen könntet. Luischen, halt einmal deine Hand auf! ich will dir etwas Chokolade hinein gießen — iſts nicht wahr, ſie ſchmeckt recht gut?“

Sie ſcherzen, Herr Magiſter! ſagte Luischen, ich ſchmekke nichts.

Sie mußte darauf ein halb Schälchen in den Mund nehmen, und verſicherte, daß ſie ihr itzo recht gut ſchmekke.

„Da ſehet, Kinder, wie gut Gott iſt; fuhr der Magiſter fort. Hätte er unſerer Zunge und unſerm Gaumen eben eine ſolche Haut, wie unſern Händen, gegeben, ſo würden wir nichts ſchmekken, ſo würde uns der Genuß eines guten Bratens eben nicht mehr Vergnügen machen, als wenn wir Stroh faueten. Und hätte er hingegen unſere Hände ſo gemacht, daß wir durch ſie ſchmekken könnten, ſo bedenkt einmal ſelbſt, was wir für unglückliche Leute wären. Alle Augenblikke müſſen wir ja Dinge angreifen, die einen unangenehmen Geſchmack haben, das würde uns beſtändigen Ekel und Misvergnügen verurſachen. Wenn ihr eine welſche Nuß aus der grünen Schale heraus löſtet, wie viele Bitterkeit müßtet ihr da ſchmekken, ehe ihr an den ſüßen Kern kämet.“

Er holte hierauf den Göttingiſchen Taſchenkalender auf das künftige Jahr heraus, und zeigte den Kindern einige Bilderchen, die ſie mit vielem Vergnügen betrachteten. Er befahl darauf, daß ſie die Augen verſchließen ſollten, hielt ihnen ein Bildchen vor und ſie ſahen — Nichts.

„Gott hätte, fuhr er fort, unſere Augen gar leicht ſo, wie unſere Augenlieder, bilden können; wie arm wären wir da! da würde uns keine ſchöne Farbe, kein Sonnenlicht, kein geſtirnter Himmel vergnügen; lebenslang würde eine ſchwarze Nacht um uns ſeyn. Schließet wieder die Augen zu! iſts nicht wahr? es iſt alles ſchwarz und dunkel; ſo würdet ihr lebenslang im dunkeln tappen müſſen, wenn Gott eure Augen nicht ſo künſtlich gebauet hätte. Aber Fritze, tritt einmal nahe bey mich, und ſieh mir in die Augen! was ſieheſt du?“ Mich ſelbſt, antwortete Fritz. Da ſind ja zwey kleine Fritzchen, die mir ſo ähnlich ſehen, wie ein Ey dem andern.

„Und ich ſehe in deinen Augen, ſagte der Magiſter, zwey kleine Magiſterchen, die mir ebenſalls ſehr ähnlich ſind. Unſere Augen ſind kleine Spiegelchen, in welchen ſich alles, was zunächſt um uns iſt, abbildet. Auf dieſe Art bemerken wir alle das Schöne, das Gott in die Welt gebracht hat. Wir ſehen die Berge, die

Wälder, die Blumen, die Vögel, die Thiere, die Sterne am Himmel, unſere lieben Freunde ſehen wir. Habt ihr mich verſtanden?“ (die Kinder verſicherten, daß ſie alles verſtanden hätten).

Und nun, Ernſt, ſtecke die Finger in deine Ohren und halte ſie feſte zu! — Wir ſehen die Berge, die Wälder, die Blumen, die Vögel, die Thiere, die Sterne am Himmel, unſere lieben Freunde ſehen wir, (er winkte, daß er die Ohren wieder öfnen ſollte) haſt du mich verſtanden?

Nicht ein Wort, lieber Vater! antwortete er.

„Wie vieles Vergnügen, fuhr er fort, müßten wir alſo entbehren, wenn Gott uns keine Ohren gegeben hätte. Was hülfe uns alsdenn das Geſpräch des Freundes? wozu nützte uns die Muſik? was würden wir wohl bey dem Schlage der Nachtigall empfinden? alles dieß wäre uns unnütze. Wie anmuthig riechet die Roſe, die Nelke, die Aurikel, die Hyacinthe! alles dieß Vergnügen rührt daher, weil Gott unſere Naſe anders als das Auge, die Hand und den Mund, gebauet, weil er ſie ſo eingerichtet hat, daß wir durch dieſelbe die Ausdünſtungen der Dinge empfinden können. So ſind unſere

Augen, Ohren, Mund und Naſe gleichſam lauter Thore, durch welche das Vergnügen beſtändig zu uns eindringet."

Aber auch viel Schmerz, ſagte Ludwig: ach Herr Magiſter, wenn Sie wiſſen ſollten, was für ſchrecklichen Schmerz ich dazumal an den Zähnen gehabt habe, da meine Eltern und meine Schweſter bey Ihnen waren! Kommt denn der Schmerz auch von Gott?

„Allerdings, antwortete der Magiſter, kommt der Schmerz auch von Gott. Denn Gott, der uns ſo bauete, daß wir das Angenehme empfinden konnten, richtete unſere Natur auch ſo ein, daß das Unangenehme von uns könnte empfunden werden. Wenn er uns aber Schmerz zuſchickt, ſo thut er es nur deswegen, damit er uns durch den Schmerz Vergnügen zuführe. Dein Vater hat mir geſagt, daß dein Zahnſchmerz eine Gelegenheit geweſen wäre, einen guten, ehrlichen Juden kennen zu lernen, der dich von den Zahnſchmerzen befreyet hätte; daß dieſer deswegen eine anſehnliche Geldſumme von ihm vorgeſchoſſen bekommen habe, wodurch er in den Stand ſey geſetzt worden, einen Handel anzufangen, durch welchen er und ſeine Kinder reichlich ernähret würden. Wenn du nun dieſen Juden ſiehſt, was denkeſt du?“

Ich habe allemal, verſetzte Ludwig, gar eine herzliche Freude.

Und dieſe Freude, redete der Magiſter weiter, haſt du deinen Zahnſchmerzen zu verdanken. Hätteſt du keine Zahnſchmerzen, ſo konnte der Jude ſie nicht vertreiben, ſo lernte ihn dein Vater nicht kennen, und konnte ihn nicht belohnen. Dein Zahnſchmerz iſt längſt vorüber, aber an dem glücklichen Juden kannſt du lange Freude haben. Du haſt es alſo erfahren, daß auch der Schmerz etwas Gutes ſey, weil er zur Freude führet! Kannſt du dir wohl noch vorſtellen, wie der Jude ausſah, der dich von deinem Schmerzen befreyete?“

„O ja, antwortete Ludwig, recht ſehr gut. Er hatte eine große Naſe, einen grauen Bart, einen braunen Rock, und eine ganz ſonderbare Sprache. Es iſt mir, wie wenn ich ihm ſprechen hörte, und ihn vor mir ſähe.“

Und dadurch, redete der Magiſter weiter, daß Gott uns ſo machte, daß wir uns vergangene und abweſende Dinge vorſtellen können, ſchenkt er uns wieder ungemein vieles Vergnügen.

gen. So können wir uns den abweſenden Freund vorſtellen, uns an genoßne Freuden erinnern, und uns auf dieſe Art manche vergnügte Stunde machen. Habt ihr noch nicht etwas geleſen, das euch Freude machte?

Gar vieles, antworteten alle. Erſt vorige Woche, ſagte Ludwig, habe ich im Kinderfreunde geleſen. Das iſt ein allerliebſtes Buch! das hat mir rechte Freude gemacht.

Wenn ihr aber, fuhr der Magiſter fort, eben dieß Buch dem Hunde oder der Katze vorlegen wolltet, ſo würden ſie nicht das geringſte davon verſtehen, und alſo auch keine Freude daran haben. Hätte euch alſo Gott nicht Verſtand gegeben, ſo bedenkt nur, wie vieles Vergnügen ihr entbehren müßtet, ihr könntet kein Buch leſen, keinen Brief ſchreiben, ihr könntet nicht nachdenken, wie ihr eure Umſtände verbeſſern wolltet, kein Haus bauen, ſondern müßtet in Höhlen und Klüſten wie die Thiere leben. Muß alſo nicht Gott die Menſchen lieb haben, wenn er ſie ſo gebauet hat, daß ſie ſo vieles Vergnügen genießen können?“

Die armen Thiere, ſagte Ernſt, hat aber wohl Gott nicht lieb, weil er ihnen nicht ſo vieles Vergnügen, als den Menſchen ſchafft.

„Darum ſey du nur unbeſorgt, antwortete ſein Vater, er hat jedes Thier ſo gebauet, daß es Vergnügen genießen kann, und daß es ſich wohl befindet. Müſſen ſie gleich manches Vergnügen entbehren, das Gott den Menſchen gönnt, die freylich unter ſeinen Werken, die wir ſehen können, die vorzüglichſten ſind, ſo machen ihnen hingegen andere Dinge Vergnügen, die uns zu nichts nütze ſind. Sieh hier Ludwigs Hund! Mordax, komm hier! dem hat Gott zu ſeiner Nahrung vorzüglich die Knochen angewieſen, die der Menſch nicht genießen kann. Er ſoll die knorplichten und markichten Theile verzehren, die an demſelben befindlich ſind, ſich davon nähren und davon leben. Da würde das arme Thier nun ſchlecht zurechte kommen, wenn es Huſen wie ein Pferd, und ſchwache Zähne wie ein Schaf, hätte. Aber ſieh einmal! wie ihm ſein Schöpfer mit allem verſehen hat, was er bedarf, um ſich ſeine Nahrung zu verſchaffen. Itzo habe ich etwas in meine Hand gefaßt. Ernſt, riech an meiner Hand! du wirſt nicht errathen

rathen können, was ich darinne habe. Du kannſt es wirklich nicht? Nun will ich die Hand bey Mordaxen halten. Siehſt du, wie er mit dem Schwanze wedelt? wie er die Hand lekt? er bellt gar: er giebt alſo zu verſtehen, daß in meiner Hand etwas ſey, was für ihn genießbar iſt — da Mordax, du ſollſt es haben, du haſt es errathen — es war ein Stückchen Semmel. Gott hat alſo dem Hunde einen weit ſchärfern Geruch, als uns gegeben. Durch dieſen entdeckt er alles, was um ihn genießbar iſt, ſucht es auf und verzehrt es. Betrachtet einmal ſeine Tatzen, wie ſie ſo geſchmeidig, wie ſie mit Krallen verſehen ſind! mit Hülfe derſelben kann er einen Knochen, den er zernagen will, feſt halten. Das müßte er wohl bleiben laſſen, wenn er Pferde- oder Ziegenfüße hätte. Und dieſe Zähne! ſeht, wie feſt! wie ſpitzig ſie ſind! Mit Hülfe derſelben kann er die feſteſten Knochen zernagen; und das in demſelben befindliche Mark ſich verſchaffen. So iſt es mit allen Thieren. Gott hat für ſie ſo gut als für den Hund geſorgt. Jedem hat er gegeben, was es zu Verſchaffung ſeines Unterhalts und ſeines Vergnügens bedarf. Ich wollte, daß unſere gute Frau Wirthin in ihrer Küche ein Paar Thiere vorräthig hätte, und ſie mich ein Paar Minuten betrachten ließe, ſo wollte ich euch an denſelben zeigen, wie gut auch ſie von Gott bedacht worden ſind.“

Sophie gieng lächelnd zur Stube hinaus, kam aber bald zurück, und brachte eine wilde Gans und einen Hecht mit, den die Köchin eben itzo abgeſtochen und ausgeweidet hatte.

„Da, rief der Magiſter, da wird es etwas zu ſehen geben! Kinder, gebt Achtung! Dieſe Gans findet ihr Vergnügen im Waſſer. Und ihr ſehet, daß ſie ſo gebauet iſt, daß ſie im Waſſer ſo gut, wie der Menſch auf der Erde, leben kann. Was das für breite Füße ſind! ſie ſehen doch ganz anders aus, als die Füße des Truthans. Aber dieſe Füße muß ſie auch haben, daß ſie damit in dem Waſſer fortrudern kann. Hätte ſie ſolche Füße nicht, ſo würde ſie ſich ſchwerlich weit von der Stelle, wo ſie einmal ſchwimmt, bewegen können. Wie dicht die Federn an einander ſchließen! ſeht, hier gieß ich Waſſer darauf, es lauft ab, und ſie werden nicht naß. Durch Hülfe dieſes warmen Pelzes kann alſo dieß Thier beſtändig im Waſſer ſeyn, ohne daß auch nur ein Tropfen auf ſeinen Leib kömmt.

Es könnte aber leicht die Nahrung in dem See, wo es ſich aufhält, ausgehen. Was ſollte alsdenn das arme Thier anfangen? Seine Füße ſind zum Laufen gar nicht gemacht. Wenn es über das Land, von einem See zum andern watſcheln wollte, ſo würde es bald von ſeinen Feinden eingeholt, und erlegt werden. Dafür iſt aber auch geſorgt. Was den Füßen an Geſchwindigkeit abgeht, das iſt durch dieſe langen und ſtarken Flügel erſetzet worden. Mit dieſen kann es ſich in die Luft empor heben, ſo hoch, daß man es kaum noch ſehen kann, und mit denſelben bewegt es ſich von einem Orte zum andern weit geſchwinder, als ich mit meinem Schlitten zu thun im Stande bin. Die Augen laßt uns auch noch unterſuchen! die ſind doch ganz anders als die unſrigen. Bemerket doch das zarte Häutchen, das dieſes Thier vorſchieben, die Augen damit bedekken, und doch noch dadurch ſehen kann. Dieß muß ihm vortrefliche Dienſte thun, wenn es den Kopf in das Waſſer ſteckt. Denn da ſind die Augen hinlänglich verwahrt, daß kein Waſſer eindringen kann, und gleichwohl kann es dadurch die Nahrung erkennen, die für daſſelbe unter dem Waſſer iſt. Auch der Schnabel iſt merkwürdig. Er iſt mit Zähnen verſehen, daß es ſeine Nahrung damit zerbeiſſen kann.

Und nun laßt uns den Hecht betrachten! Er hat weder Füße noch Flügel. Wozu wären ihm dieſe auch nöthig, da er nur in dem Waſſer lebt, und außer demſelben kein Vergnügen ſucht. Er iſt aber von ſeinem Schöpfer ſo künſtlich, als andere Thiere, gebauet worden. Fühlt dieſen Panzer, der um ſeinen Leib gelegt worden iſt! Er beſteht aus lauter Schuppen, die ſo feſt an einander ſchließen, daß nicht ein Tröpfchen Waſſer durchdringen kann.

Habt ihr wohl an einem Schiſchen, oder an einer Fähre, das Steuerruder bemerkt, mit welchem der Fährmann das Fahrzeug lenkt? Wirklich? ſeht dieſes Steuerruder hat unſer Hecht auch. Dieß iſt ſein Schwanz, in dem er eine vorzügliche Kraft hat. Wenn er mit demſelben ſchlägt, ſo kann er ſich bewegen, wohin er will. Ja er kann ſich mit Hülfe deſſelben ſo ſtark fortſchnellen, daß er wie ein Pfeil durch das Waſſer ſchießt. Das mußte auch ſeyn, wenn er leben und ſich wohlbefinden ſollte. Denn zu ſeiner Nahrung ſind ihm die kleinern Fiſchchen angewieſen worden. Wie wollte er dieſe einholen, wenn er nicht eine vorzügliche Geſchwindigkeit beſäße? Da er beſtimmt war, von der Jagd und vom Raube zu leben, ſo hatte er auch Waffen nöthig. Dieſe findet ihr hier in ſeinem Rachen. Sehet hier dieſe ſpitzigen Zähne, die in demſelben befeſtiget ſind! Wenn er auf einen Fiſch Jagd macht, ſo ſchießt er nach ihm, öfnet den Rachen, ſchnappt nach ihm — und wehe dem Fiſchchen, das in dieſe Zähne kommt, das wird wohl an keine Rettung denken dürfen. Es dürfte euch zwar befremden, daß Gott dieſe Fiſchchen den Hechten Preis giebt. Wenn er aber recht vielen Thierchen das Leben geben wollte, ſo konnte es nicht anders ſeyn, er mußte eines dem andern zur Speiſe geben. Wir jagen ja auch die Häschen und Rebhünerchen und laſſen ſie uns wohl ſchmekken: warum ſollte es uns denn unbillig ſcheinen, wenn der Hecht die Fiſchchen jagt, und ſich daran erquikket. Einmal müſſen dieſe Thierchen doch ſterben. Und wenn ſie der Hecht mit ſeinen Zähnen zerquetſcht, ſo ſind ſie in ein Paar Minuten weg, da ſie hingegen viel würden ausgeſtanden haben, wenn ſie vor Alter hätten ſterben müſſen. Er iſt auch nicht ganz ohne Füße. Dieſe ſtarken

Floßfedern vertreten die Stelle derſelben, und müſſen ihm vortrefliche Dienſte thun, wenn er durch das Waſſer rudern, oder auf den Boden deſſelben ſich fortbewegen will. Wenn ihr mir noch hunderterley Thiere, wenn ihr mir die kleinſten Würmchen bringen könntet, ſo wollte ich euch bey einem jeden zeigen, wie Gott es mit den Werkzeugen verſehen hat, die es zu Erlangung ſeiner Nahrung und ſeines Vergnügens bedarf."

O Gott, wie gut biſt du! rief Ludwig ganz gerührt aus.

„Ja wohl, ſetzte Herrmann hinzu, haben wir Urſache zu ſagen: o Gott, wie gut biſt du! Wenn ich die Werke Gottes anſehe, ſo kann ich nicht anders glauben, als daß er ein Herr ſey, deſſen größte Freude es iſt, wenn er ſeinen Werken recht vieles Vergnügen machen kann, daß er ein wahrer Vater ſey. Durch die ganze Welt hat er Vergnügen ausgegoſſen, in jedes Pflänzchen, in jedes Tröpfchen hat er es gelegt, und hat alles, was lebt, ſo gebauet, daß es von dieſem Vergnügen ſeinen Theil einſaugen kann.

Ein und vierzigſtes Kapitel.

Unterdeſſen ſchlich ſich der Magiſter zur Thür hinaus, und kam erſt nach einer Viertelſtunde wieder. Er brachte eine Nachricht mit, die der Geſellſchaft gar nicht angenehm war. Der Schlitten, ſagte er, iſt angeſpannt und wartet auf uns. Kinder, wir müſſen nun augenblicklich aufbrechen.

Da gieng nun das Nöthigen, Klagen und Bitten wieder, wie geſtern, an. Da er aber Herrmannen vorſtellte, daß nöthige Amtsgeſchäfte ihn zwängen zurückzukehren, ſo trat dieſer gleich auf ſeine Seite, und ſagte, einen Mann, der nothwendige Geſchäfte habe, dürfe man nicht aufhalten. Ludwig und Luischen hatten ſich zwar geweigert, des Magiſters Reiſerock, den ſie in ihrer Verwahrung hatten, herauszugeben. Sie brachten ihn aber gleich, ſobald es der Vater befahl.

Nun verſtrich noch ein Viertelſtündchen über dem Abſchiednehmen, Dankſagen und Küſſen, dann ſtiegen die lieben Gäſte in ihren Schlitten, erhielten von der Herrmanniſchen Familie die Verſicherung, daß ſie von ihr bald einen Beſuch bekommen ſollten, und nun flogen ſie fort immer zum Thore hinaus nach ihrem Dorfe zu.

Des Nachmittags grif Herrmann ſeine Arbeit wieder friſch an, und ermunterte ſeine Familie ein gleiches zu thun. Den ganzen Januar und die Hälfte des Februars durch ſetzten ſie ihre Geſchäfte fort, ohne daß etwas Merkwürdiges vorgefallen wäre.

Erſt in der Mitte des Februars, trug ſich etwas im Hauſe zu, das anfänglich allen ſehr unangenehm war. Da Herrmann einmal bey ſeiner Familie ſaß, und ſich mit ihr vergnügte, trat die Frau Huldrichin in die Stube, ihre Augen waren roth geweint, und nachdem ſie ein kurzes Kompliment gemacht hatte, brach ſie in die bitterſten Klagen aus. Ach Herr Herrmann ſagte ſie, liebe Madame Herrmannin, erbarmen Sie ſich meiner! retten Sie mich! Wenn Sie mich nicht retten, ſo weis ich nicht, zu wen ich meine Zuflucht nehmen ſoll.

Da man ihr einen Stuhl angeboten, und ſie gefragt hatte, was ſie für ein Anliegen habe, ſo ſetzte ſie ſich und ſagte: „Stellen Sie ſich nur vor, wie es mir arme Frau geht! Da habe ich durch meiner und meiner Töchter ſaure Arbeit mir ſelber ſo viel erworben, daß ich mir 200 Rthlr. erſparet hatte. Dieſe legte ich zurück, damit ich doch etwas hätte, wenn ich alt oder krank würde, oder für meine lieben Töchter große Ausgaben beſtreiten müßte. Ich weis nicht, wie dieß Herr Harpax mußte erfahren haben, der unten im Hauſe, wo ich ein Paar Zimmer gemiethet habe, wohnet. Vor ohngefähr einem halben Jahre kömmt er auf mein Zimmer, und bittet mich, ob ich ihm nicht 200 Rthlr. vorſtrekken wolle? er könne itzo etwas Anſehnliches damit gewinnen, er wolle mir eine Handſchrift darüber geben, und nach einem Vierteljahre mir dieſes Geld, mit vielem Danke, wieder zuſtellen. Ich werde nicht denken, daß ich bey dieſem Manne, der mehr Thaler, als ich Groſchen, im Vermögen hat, Betrügerey werde zu beſorgen haben. Ich gebe ihm das Geld, er giebt mir einen Zettel, auf welchen er geſchrieben hatte, daß er von mir 200 Rthlr. empfangen habe. Ich lege dieſen Zettel in mein Nähpult, und denke daß nun alles gut iſt. Aber was geſchieht? Das Vierteljahr geht vorbey, es geht noch ein Monat, noch ein Monat hin; mein Herr Harpax denkt immer nicht an die Bezahlung. Endlich erinnere ich Ihn. Frau! fährt er mich heftig an, träumen Sie, oder was fehlt Ihnen? mir hätten Sie 200 Rthlr. geborgt? nicht zweyhundert Pfennige hab ich von Ihnen geſehen. Mir war es lächerlich. Ich ſagte, Ihrer vielen Geſchäfte wegen werden Sie es wohl vergeſſen haben; wenn ich Ihnen aber die Handſchrift zeige — nun, ſagte er, wenn ich dieſe ſehe, will ich es gern glauben. Ich laufe auf mein Zimmer, durchſuche mein Nähpult: weg war die Handſchrift! ich durchſuche alles, und wende faſt die Stube um, da war aber keine Handſchrift zu finden. Was ſollte ich arme Frau anfangen! ich gieng zu einem Anverwandten von meinem verſtorbnen Manne, der ein Advokat iſt, und klagte ihm mein Leiden. Dieſer gab mir den Rath, ich ſollte den Mann verklagen, er wolle mich vertheidigen, und Harpax ſollte gewiß bezahlen. Nun hat er aber ſchon vier Wochen auf dem Rathhauſe ſich mit mir herumgeſtritten, mir viele Unkoſten gemacht, und morgen will er ſchwören, daß ich ihm das Geld nicht geliehen habe. Stellen Sie ſich nur vor, Herr Herrmann! der Mann will hintreten, und will ſagen, daß Gott ihm nicht gnädig ſeyn, daß er ihn ſtrafen ſolle, wenn er von mir Geld bekommen habe. Der abſcheuliche Mann! wenn er ſchwört, ſo bin ich nicht nur um mein Geld, ſondern ich habe auch noch Unkoſten, und die Stadt wird mich für eine Betrügerin halten. Ich arme Frau! ich habe keinen Zeugen meiner Unſchuld, als den allwiſſenden Gott."

Herrmann und Sophie bedauerten die Frau herzlich. „Es iſt, ſagte Herrmann, dieß freylich eine bedenkliche Sache. Ich kann Ihnen keinen Rath geben. Wenn der Mann ſchwört, ſo iſt Ihr Geld verlohren. Aber den Muth laſſen Sie nicht ſinken, liebe Frau! Der Allwiſſende iſt ja, wie Sie ſagen, ihr Zeuge, der weis ja, daß Sie das Geld ausgezahlt, daß Sie von Harpax eine Handſchrift bekommen haben, der wird gewiß einmal Ihre Unſchuld an den Tag bringen."

Das iſt auch, ſagte die Huldrichin, mein einziger Troſt. Wenn ich dieſen nicht hätte, ſo müßte ich in meinem Jammer vergehen.

Da ſie ſo mit einander ſprachen, pochte jemand ſehr heftig an die Stubenthür, öfnete ſie auch ſogleich und trat hinein. Es war eine Weibsperſon, die ſich ganz außer Odem gelaufen ſen hätte. Iſt die Frau Hulbrichin bey Ihnen? fragte ſie. Und da ſie dieſelbe erblickte, ſagte ſie: „iſts wahr, daß Sie mit Herrn Harpax wegen 200 Rthlr. Proceß haben? daß er morgen ſchwören will, daß er ſie nicht bekommen habe? Seyn Sie unbeſorgt! ſo geſchwind ſoll es nicht gehen. Hier! hier iſt ſeine Handſchrift: ſie iſt zwar zerriſſen, man kann ſie aber noch recht gut leſen. Sie wollen wiſſen, wie ich dazu gekommen bin? ich will es Ihnen gleich ſagen. Sie werden ſich noch erinnern, daß ich vor einiger Zeit bey ihm als Magd diente. Da war ich einmal auf dem Saale. Sie waren mit Ihren Töchtern ausgegangen. Da kam Harpax heimlich geſchlichen, hatte einen Nachſchlüſſel und öfnete Ihre Thür. Ich erſchrack über die Verwegenheit des Mannes, und wartete in dem Winkel, wo ich ſtund, bis er wieder herauskam. Er kam bald wieder, hatte die Handſchrift in den Händen und ſchloß ſehr bedächtlich die Thür wieder zu. Dieß machte mich neugierig zu erfahren, was er in Ihrer Stube gemacht habe. Sobald alſo, als er wieder auf ſeine Stube war, kam ich nach, und ſtellte mich, als wenn ich einige Geſchäfte da zu verrichten hätte. Meine

Augen waren aber immer auf die Schrift gerichtet, die er in den Händen hatte. Er zerriß ſie und warf ſie in einen Kaſten, in dem er Makulatur aufbewahrte. Nun, dachte ich, habe ich genug! Sobald er den Rükken wendete, gieng ich über den Kaſten, holte das zerrißne Papier heraus, und war halb des Todes, da ich ſahe, daß der Mann ſo boshaft geweſen war, eine Handſchrift Ihnen heimlich wegzunehmen, die er an Sie ausgeſtellt hatte. Ich wollte Sie Ihnen noch denſelbigen Tag zuſtellen, aber wie es geht, wenn man in jemands Brod iſt, ſo will man es doch nicht gerne mit ihm verderben; denn ich glaube der Mann hätte mich kalt gemacht, wenn ich ihn dazumal verrathen hätte. Ich verſchloß alſo die Schrift in meinen Schrank, und nahm mir vor, ſie Ihnen zuzuſtellen, ſobald ich von ihm würde weggezogen ſeyn. Nach der Zeit habe ich es ganz wieder vergeſſen. Heute Morgen aber hörte ich, daß Sie deswegen mit ihm Proceß hätten. Da lief ich geſchwinde über meinen Schrank, und ſuchte die Schrift wieder bey. Iſt mir es doch nun ſo lieb, als wenn ich hundert Thaler gefunden hätte. Da haben Sie Ihre Handſchrift! Halten Sie ſie morgen dem alten Betrüger unter die Naſe; ich will mit in der Gerichtsſtube ſeyn, und ſelbſt ausſagen, wie ſich die ganze Sache verhält.“

Man kann ſich leicht vorſtellen, wie ſehr die gute Huldrichin gerührt war, da ſie ſich auf einmal aus allen ihren Kummer durch die Ehrlichkeit dieſer Perſon gerettet ſahe. Wehmüthig hob ſie die Hände gen Himmel, und ſagte: „allwiſſender Gott, ſo wunderbar bringſt du meine Unſchuld und dieſes Mannes Bosheit an den Tag!“

„Allwiſſender Gott! ſetzte Herrmann hinzu: Du biſt Zeuge aller unſerer Handlungen. Wohl uns, wenn wir bey allen unſern Handlungen an deine Gegenwart denken, und ſtets Recht thun! So wirſt du gewiß einſt unſere Rechtſchaffenheit an den Tag bringen.“

Er lobte hierauf die Rechtſchaffenheit dieſer guten Magd, ermunterte ſie, ſein unerſchrokken in der Gerichtsſtube alles, was ſie geſehen habe, zu erzählen, und nun gieng er ſelbſt mit dieſen Perſonen zu dem Richter, und ließ ihm durch dieſe Magd die Entdekkung, welche ſie gemacht hatte, erzählen. Der Richter, der ein ſehr gerechter Mann war, bezeigte über dieſe Entdekkung eine ungemeine Freude, und verſprach, daß er den folgenden Tag der unſchuldigen Huldrichin zu ihrem Rechte helfen wolle.

Zu der beſtimmten Stunde fand ſich Herrmann auch in der Gerichtsſtube ein, um zu ſehen, was die Sache für einen Ausgang nehmen werde. Harpax erſchien mit verwirrtem Geſicht, und der Richter fragte ihn, ob er noch dabey bleibe, daß er niemals Geld von der Huldrichin geborgt habe? Niemals! war ſeine Antwort. Ich habe ja nie Geld nöthig gehabt, und wenn es mir nöthig geweſen wäre, ſo würde ich es doch ſicherlich nicht bey einer ſo armen Frau geſucht haben.

Der Richter fragte weiter, ob er noch ſchwören wolle?

Ja, antwortete er, mit bebender Stimme.

Da zeigte ihm der Richter ſeine Handſchrift.

Er erſchrack, und ſtand da, wie vom Blitze gerührt. Nach einer Minute erholte er ſich aber und ſagte: das hat ein Schelm geſchrieben. Ich will es beſchwören, daß ich das nicht geſchrieben habe. Da aber der Richter die Magd herbeyrufen ließ, da ihm dieſe unter die Augen ſagte, wie er dieſe Handſchrift von der Huldrichin

Stube geſtohlen habe, ſo konnte er es nicht längerläugnen.

Der Richter gab ihm nicht nur einen ſcharfen Verweiß, ſondern ſagte auch, daß er vom Fürſten dazu verordnet ſey, unſchuldige Perſonen gegen dergleichen Betrügereyen zu ſchützen, und die Betrüger zu beſtrafen. Deswegen erkenne er für Recht: daß Harpax nicht nur die Summe von 200 Thalern der Huldrichin wieder erſetzen, ſondern auch die Koſten, welche er ihr verurſachet habe, bezahlen, überdieß, entweder ein Jahr in das Gefängniß wandern, oder eine Geldbuße von 1000 Thalern erlegen ſolle.

Ob er nun ſchon ſich viel lieber in den finſterſten Kerker würde haben ſetzen laſſen, als die tauſend Thaler bezahlen. So beſorgte er doch, daß er durch das Gefängniß zu ſehr in Zuſammenſcharrung des Geldes möchte geſtöret werden, und verſtund ſich dazu, dieſe Summe zu erlegen.

Wie das wohl einem Manne mag geſchmerzet haben, den jeder Pfennig dauerte, den er ausgeben mußte!

Alle aber, die in der Gerichtsſtube waren, freueten ſich, daß der Allwiſſende ans Licht gebracht habe, was verborgen war. Und der

Richter verordnete noch, daß von Harpårens Straſe hundert Thaler an die ehrliche Magd, zu Belohnung ihrer Ehrlichkeit, ausgezahlet werden ſollten.

Zwey und vierzigſtes Kapitel.

Da Herrmann nach Hauſe kam, fand er eine arme Weibsperſon, die ihn, ſchon ſeit einer halben Stunde, erwartet hatte. Sie bat ihn ſehr inſtåndig, daß er ſich doch des alten Martins, eines ſeiner Weber annehmen ſolle. Sein Sohn gienge ganz unmenſchlich mit ihm um, und lieſſe ihn beynahe verhungern.

Der Sohn låßt den Vater verhungern? fragte er, ganz erſchrokken, und, ohne weiter vieles zu reden, gieng er mit der Frau fort und ließ ſich zu ihm führen. Er mußte drey Treppen hinaufſteigen — da fand er ihn in dem klåglichſten Zuſtande. Das Alter hatte ihn ſo kraftlos gemacht, daß er nicht mehr aus dem Bette gehen konnte. Und dieſes Bette ſah kaum einem Bette åhnlich. Es beſtund aus einigen ſchmuzigen und zerriſſenen Kiſſen, in denen kaum einige Hånde voll Federn waren.

„Ach, kommen Sie ſelbſt, lieber Herr Herrmann? rief der elende Greis, da er ihn erblickte: ach, helfen Sie mir! ſehen Sie nur, wie mein gottloſer Sohn mit mir umgeht! Ich habe ihm mein Haus gegeben, mit der Bedingung, daß er mich bis an meinen Tod ernähren ſoll; nun hat er das Haus und traktirt mich wie einen Hund. Aus der Stube hat er mich herausgeſtoßen, und da in den Winkel gebracht, wo ich beynahe erfriere. Er ißt unten mit ſeiner Frau Gebratenes und Geſottenes, und mir giebt er nichts als Waſſerbrey, Käſe und Brod. Und auch das nicht genug. Ich muß oft bis um drey Uhr liegen, ehe ich einen Biſſen zu eſſen bekomme. Und wenn er mir etwas bringt, ſo ſetzt er mir es, mit den ſchnödeſten Reden hin. Er hat gar oft geſagt, er habe das Leben ſat, er könne mir nicht länger aufwarten, es wäre wohl einmal Zeit, daß ich mich aus der Welt mache. Ach, Herr Herrmann! das kränkt, wenn man ſo etwas von ſeinem Kinde hören muß, das man erſt groß gezogen hat.

Herrmannen zitterten die Glieder, da er dieß hörte. Das hätte ich nicht glauben können, ſagte er, daß ſolche Unmenſchen in der Welt ſeyn könnten, die den Vater, der in der Kindheit ſie gewartet, getragen und ernähret hat, im Alter verlaſſen könnten. laßt den Menſchen herauf kommen! ſagte er unwillig zu der Frau, die ihn herbeygerufen hatte.

Er kam mit wildem Blikke. Herrmann fragte ihn ſehr ernſtlich, ob er gar nicht fürchte, daß Gott ihn ſtrafen werde, wenn er ſeinen Vater, ſeinen größten Wohlthäter, Noth leiden ließe?

„Ey, was da! ſagte der rohe Menſch. Ich habe ſelbſt Kinder, die ich ernähren muß. Ich habe genug zu thun, wenn ich dieſen Brod ſchaffen will. Ich wüßte nicht wo ich es hernehmen ſollte, wenn ich dem alten Manne immer gute Bißchen auſſchüſſeln wollte. Es kann es ja kein Menſch mit ihm ausſtehen. Wenn er unten in der Stube iſt, da knurt er beſtändig, bald über dieſes, bald über jenes! Ich laſſe mich in meinem Hauſe nicht turbiren.

Gotthard! fiel ihm der Alte in die Rede, was redeſt du denn? Weiſt du denn nicht, daß das Haus mein iſt? Habe ich, dein Vater, das an dir verdient?

„Ach was wollt ihr viel reden, antwortete der harte Sohn, ihr habt es ja eurem Vater eben nicht beſſer gemacht. Unſere Nachbarin hat mir wohl erzählt, was ihr in euren jungen Jahren für ein Zeiſig geweſen ſeyd. Wißt ihr noch, wie ihr ihm von den Tellern zuſammen geſcharret habt, was andere Leute den Hunden geben?“

Der Greis bebte vor Schrekken, da er dieſe bittern Vorwürfe hören mußte, und ſeufzte: Gott! du biſt gerecht!

Herrmann befahl darauf dem ungerathnen Sohne, daß er ſich entfernen ſolle, und fragte den Alten, ob die Beſchuldigungen wahr wären, die ſein Sohn vorgebracht hätte?

Ein Strom von Thränen ſtürzte ihm bey dieſer Frage aus den Augen. „Ach leider! ſagte er, iſt dieß alles wahr. Ich hatte meinen alten Vater auch bey mir. Weil er nun etliche Jahre krank lag, und nichts mehr verdienen konnte, ſo wurde ich es überdrüßig, daß ich ihn ernähren ſollte, und ließ ihn freylich oft Noth leiden. Ach gar vielmal habe ich den armen alten Mann hart angefahren. Hier auf dem Flekke, wo ich liege, lag er auch drey Jahre,

bis

bis er in dem größten Jammer ſtarb.' Ach, itzo ſehe ich ein, daß ich dieſe Strafe, durch das Betragen gegen meinen alten Vater, verdient habe.'"

„Unglücklicher Mann! ſagte Herrmann, wie habt ihr doch ſo hart ſeyn und euren Vater verlaſſen können? Habt ihr denn nicht daran gedacht, wie viel er in eurer Kindheit mit euch ausgeſtanden hat? Habt ihr denn nicht gewußt, daß Gott alles weis, daß er gerecht iſt? Daß er jedem giebt, was er verdienet hat: den guten Menſchen Belohnung, den böſen Menſchen Strafe? Konntet ihr wohl glauben, daß euer Sohn gut werden würde, wenn ihr ſelbſt böſe wäret? Konnte euer Sohn euch wohl lieb haben, wenn er hörte, daß ihr ſelbſt euren Vater nicht lieb gehabt hättet? Erkennet hier Gottes Gerechtigkeit! traget die Strafe mit Geduld, die ihr verdient habt, und bittet Gott, daß er euch gnädig ſeyn wolle. Ich will unterdeſſen euer Elend lindern, ſo viel ich kann. Hier habt ihr einen Gulden! dafür laßt euch etwas zu eurer Erquickung holen. Ich will itzo hingehen, und euren Sohn ermahnen, daß er ſich beſſere. Wenn ihr euch beſſert, ſo wird der gerechte Gott auch eure Strafe lindern."

Und nun verließ Herrmann den Greis, der faſt in Thränen zerfloß und Gott bat, daß er ihm vergeben möchte, und ſuchte den Sohn auf. Dieſen redete er ſehr nachdrücklich an, fragte ihn, ob er nicht auch hoffe einmal alt zu werden, und ob er nicht fürchte, daß ſeine Kinder, im Alter, eben ſo mit ihm umgehen würden, wie er itzo mit ſeinem alten Vater umgienge? Der Gott, der itzo die Sünde des Alten ſtrafet, der würde auch ihn zu ſeiner Zeit gewiß beſtrafen. Das ſolle er nur ſicherlich glauben. Denn kein Menſch könne der Strafe des allwiſſenden und gerechten Gottes entrinnen. Und wenn er nicht heute noch den alten Vater in ein warmes Zimmer brächte, ihm ein gutes Lager, hinlängliche Nahrung und Wartung verſchaffe, ſo wolle er gar nichts mehr von ihm wiſſen, und ihm nichts mehr zu arbeiten geben. Denn wer ſo böſe wäre, daß er nicht einmal gegen ſeine Eltern Dankbarkeit bezeige, der handle gewiß auch gegen andere Menſchen nicht redlich.

Dieſe Worte waren lauter Donnerſchläge in das harte Herz des Sohns. Sie erſchütterten ihn, und brachten ihn dahin, daß er verſprach ſich ſeines Vaters künftig beſſer anzunehmen.

Und wirklich wurde von nun an das Schickſal des elenden Greiſes gelindert. Herrmann ließ ſich oft nach ihm erkundigen, und bekam immer die Nachricht, daß er itzo an nichts mehr Mangel leide.

Drey und vierzigſtes Kapitel.

Die Witterung wurde gegen das Ende des Februars ſehr gelinde. Die Sonne fieng an warm zu ſcheinen, warme Winde wehten, und der Schnee fieng an zu zerſchmelzen. Ludwig und Luischen ſahen mit vielem Vergnügen, wie die Erde und die Dächer, die bisher ganz weiß geweſen waren, nach und nach ſchwarz wurden. Sie glaubten, nun wäre gewiß der Frühling da, überlegten ſchon, wie ſie nun ihr Gärtchen bearbeiten, was ſie alles darein ſäen und pflanzen wollten, und fiengen ſchon an die Sämereyen zuſammen zu ſuchen, die ſie in Blumentöpfe, und auf ihre Beetchen ſtreuen wollten.

Weil aber den Winter durch ungemein viel Schnee gefallen war, der nun durch die Wärme auf einmal zerſchmolz und zu Waſſer gemacht wurde, ſo entſtund daraus eine ſchrecklich große

Menge Waſſer, welche die feuchte Erde unmöglich in ſich nehmen konnte. Von allen Bergen ſtürzten Bäche herab, auf allen Wieſen entſtunden Seen, dieß Waſſer lief in die Flüſſe, und dieſe floſſen alle in dem großen Strome zuſammen, der durch die Stadt lief, wo Herrmann wohnte. Dadurch wurde dieſer Strom ſo groß, daß ihn die Ufer nicht mehr faſſen konnten. Er trat aus, verbreitete ſich über das Land, und richtete da große Verwüſtungen an.

Was hierbey Herrmanns Familie am mehreſten ſchmerzte, war, daß ihr ſchöner Garten am Ufer dieſes Stroms lag. Gegen Abend giengen Ludwig und Luischen hinaus, um zu ſehen, wie es mit dem Waſſer ſtehe. Da war der Strom ſchon ſo hoch, daß er dem Ufer gleich ſtund. Aber des Morgens — da kam die Magd mit der betrübten Nachricht in die Stube, daß der ganze Garten unter Waſſer ſtehe.

Zugleich liefen von allen Orten Klagen ein, über die Verwüſtungen, die das Waſſer angerichtet habe. Man erzählte von Brükken, Mühlen und Häuſern, die es weggeſchwemmet, von Bäumen, die es ausgeriſſen habe, und von Menſchen, die ertrunken wären. Dieß verurſachte in Herrmanns Familie große Betrübniß. Herrmann, beklagte ſeinen Garten, aber noch mehr die Unglücklichen, die bey dieſer Ueberſchwemmung vielleicht ihr ganzes Vermögen einbüßen würden. Luischen trauerte um ihre Aurikelchen, und Ludwig war wegen ſeines Tulpenbeets beſorgt. Sophien fiel das Luſthäuschen ein, das ſie vor ein Paar Jahren, ohnweit des Strome, im freyen Felde hatte erbauen laſſen, und von dem ſie nothwendig fürchten mußte, daß es durch das Waſſer werde weggeriſſen werden.

Da Sophie das Luſthäuschen nannte, ſchlug Herrmann erſchrokken in die Hände, und ſagte: Und der gute Mann, den wir darein geſetzt haben, unſer Heinrich — was fängt denn der an? der muß ja wahrhaftig verhungern oder ertrinken. Alle erſchraken, und ſagten: der arme Heinrich, den haben wir gänzlich vergeſſen. Was fangen wir doch nur an? wie retten wir ihn?

Den Augenblick, ſagte er zu dem Bedienten, den Augenblick lauft zu einem Fiſcher, und bittet ihn, daß er mit etlichen Leuten auf einem Kahne zu ihm fahre und ihn zu retten ſuche. Ich will gern ihm ſo viel zahlen als er verlangt.

Der Bediente gieng fort. Herrmann war aber ſo ängſtlich, daß er nicht aushalten konnte. Er nahm ſeinen Hut und Stock, lief ſelbſt dem Bedienten nach, und bewegte bald einen Fiſcher, durch Verſprechung eines Louisd'or, daß er, nebſt ſeinem Sohne, die Fahrt nach dem Häuschen antrat. Herrmann ſprang ſelbſt in den Kahn, und ſein Bedienter mußte ein gleiches thun. Nun wurde fortgerudert. Sie ſahen das Häuschen wirklich in großer Gefahr. Es ſtund mitten im Waſſer, und das Waſſer gieng bis an das zweite Stockwerk. Da ſie näher kamen, erblickten ſie Heinrichen am Fenſter, der ſeine Arme nach ihnen ausbreitete. Itzo waren ſie da, befeſtigten den Kahn am Hauſe, und warfen dem guten Manne ein Seil zu, an dem er ſich herablaſſen konnte. Voller Freuden knüpfte er das Seil am Fenſter feſt und ließ ſich herab.

Sobald er in den Kahn kam, fiel er auf ſeine Knie, und rief aus: Gott! mein Erbarmer, du haſt mein Gebet erhöret! Dann ſtund er auf und dankte Herrmannen und den Leuten, die bey ihm waren, gar herzlich, daß ſie ſolche Sorge für ſein Leben getragen hätten.

Herr-

Herrmann fragte ihn hierauf, wie ihm wäre zu Muthe geweſen, da er ſich in dieſer großen Gefahr befunden hätte —

Im Anfange, ſagte er, bin ich vor Angſt bald geſtorben. Geſtern Abends legte ich mich ruhig zu Bette. Kaum hatte es aber zwölf geſchlagen, ſo entſtund ein Geplätſcher und Lärmen in meiner Stube, daß ich davon erwachte. Ich wußte nicht was es war, ich ſprang aus dem Bette, da ſtund ich bis über die Waden im Waſſer. Was das für ein Schrekken war, kann ich nicht beſchreiben. Ich nahm geſchwind meine Kleider, wadete durch das Waſſer hin, und lief die Treppe hinauf in das andere Stockwerk. Da habe ich Angſt ausgeſtanden! Der Wind tobte an den Fenſtern und pfif durch das Haus, das Waſſer klätſcherte und polterte, daß es nicht anders war, als wenn alles zu Grunde gehen ſollte. Dieſen Morgen um fünf Uhr kam das Waſſer gar in die obere Stube. Da gab ich alle Hofnung auf. Es war mir nichts gewiſſer, als daß ich vor Hunger oder durch das Waſſer würde ſterben müſſen. Endlich fiel mir ein, Gott iſt ja bey mir, und den Augenblick redete ich ihn an und betete:“ du guter Gott!

du haſt mich ja nuh funfzig Jahr in der Welt erhalten, und mir ſo viel Gutes gethan, daß ich dir gar vielmal dafür habe danken müſſen. Du wirſt mich ja auch itzo nicht verlaſſen! Wenn ich noch etwas auf der Welt nütze bin, ſo rette mich. Das iſt dir gar zu leicht. Haſt du es aber beſchloſſen, daß ich itzo aus der Welt gehen ſoll — nun, da bin ich, lieber Gott, nimm mich hin! Du biſt ja mein lieber Vater und ich dein Kind. Ich muß ja mir gefallen laſſen, was du mit mir vornimmſt. Etwas Böſes wirſt du doch nicht mit mir vornehmen.“ Ich kann Ihnen nicht ſagen, Herr Herrmann, wie wohl mir auf dieß Gebet wurde! ach, ſo eine vergnügte Stunde habe ich lange nicht gehabt, ich fühlte es recht, daß ich bey dem lieben Gott wäre, und fürchtete mich gar nicht mehr. Mit Freuden hätte ich ſterben wollen. Denn ich dachte, wenn dich der liebe Gott ſterben läßt, ſo muß er doch wiſſen, daß dir der Tod beſſer als das Leben ſey. Ich ſtund auf von dem Stuhle, da ich geſeſſen hatte, und ſagte nochmals vergnügt: nun, lieber Gott, hier bin ich! mache es mit mir wie es dir gefällt! Nun gieng ich nach dem Fenſter zu, ſah hinaus —

rund herum war Waſſer, keine lebendige Seele ſah ich. Wohl drey Viertelſtunden habe ich mich ſo umgeſehen, und meine Gedanken bey dem lieben Gott gehabt — Da erblickte ich den Kahn, ſah ihn auf mich zu rudern, und es war mir, als wenn der liebe Gott ſelbſt käme. Denn das weis ich gewiß, lieber Herr Herrmann, daß Sie der liebe Gott zu mir geſchickt hat.

Herrmann lobte Heinrichen ſehr, wegen ſeines Verhaltens, und verſicherte, daß das Gebet das beſte Mittel wäre, ſich in der Betrübniß Troſt und in der Gefahr Muth zu verſchaffen. Denn ſobald man im Gebete Gott anrede, denke man ja an ihn. Und wenn man das bedächte, daß man einen ſo guten Herrn, einen ſo lieben Vater, bey ſich habe, ſo brauche man ſich ja vor nichts zu fürchten. Und wenn man dem lieben Gott nicht vorſchriebe, wie er es mit uns machen ſolle, ſondern ſich ihm ſo überließe, wie er es gemacht habe, ſo gäbe er uns auch allemal, was uns gut wäre. Er habe dieß auch gar oft erfahren, und ſey auf ſein Gebet ſchon aus mancher Angſt befreyet worden.

Unter dieſem Geſpräche waren ſie über das Waſſer gekommen. Herrmann bezahlte den

Fährmann und nahm ſeinen Heinrich mit nach Hauſe. Da richtete er eine große Freude an. Man brachte ihn gleich in ein gewärmtes Zimmer; Sophie ließ ihm eine warme Suppe machen, der Bediente gab ihm trockne Schuh und Strümpfe, und die Kinderchen ſetzten ſich zu ihm, und ließen ſich noch einmal erzählen, was er Herrmannen ſchon erzählt hätte.

Vier und vierzigſtes Kapitel.

Nach zwey Tagen fiel das Waſſer in ſeine Ufer wieder zurück. Den dritten Tag wehte ein ſtarker Wind, und die Erde trocknete ſo geſchwind, daß Herrmann ſchon den vierten Tag ſeine Kinderchen in den Garten führen konnte. Da ſahe es aber ſehr wüſte aus. Das Waſſer hatte alle niedrige Gewächſe, alle fruchtbare Erde weggeſchwemmet, und dagegen eine Menge Sand und Steine zurückgelaſſen. Einige Bäume waren ausgeriſſen, verſchiedene Spaliere umgeworfen, das Gartenhäuschen war ſehr beſchädigt worden, und an daſſelbe hatte ſich ein großer Balken, von der ſchönen Brükke, die durch die Fluth war umgeriſſen worden, gehängt. Wohin man blickte, war Verwüſtung. Die Kinder ſchlugen wehmüthig in die Hände, und beklagten den Schaden, der dadurch wäre verurſacht worden. Herrmann ſahe auch ganz betrübt aus, und ſagte: „Seht Kinder, wie mächtig Gott iſt! Ich habe nun vier Jahre an dieſem Garten arbeiten laſſen, ich habe mehr als tauſend Thaler daran gewendet, ſo viele Menſchen haben vom Morgen bis zum Abend ſich mit Verſchönerung deſſelben beſchäftigt; die Brükke, die dort weggeriſſen iſt, koſtete 6000 Thaler, und mehr als ein hundert Menſchenarme haben daran gearbeitet. Das alles hat nun Gott in ein paar Tagen zu Grunde gerichtet. Was in dieſer großen Flur durch viele tauſend Menſchen, in vielen Jahren, iſt zu Stande gebracht worden, das hat Er in ſo kurzer Zeit zerſtöret. Und wißt ihr, womit? mit lauter Schneeflöckchen, die er vom Himmel fallen, und hernach zu Waſſer werden lies. Was er will, kann er thun. Er hat nicht nur die Schneeflöckchen unter ſeiner Herrſchaft, ſondern alles in der Welt muß ſeinen Willen thun. Und er kann mit den kleinſten Sachen die größten Dinge möglich machen. Was iſt gegen den Menſchen ein Räupchen? und gleichwohl, wenn er dieſe Thierchen vervielfältiget, ſo kann er damit die Bäume einer ganzen Provinz verderben. Was iſt geringer als ein Blutströpfchen? und doch, wenn er es in meiner Bruſt ſtokken, und in Fäulniß gehen läßt, ſo kann es mich tödten. Ein einziger Feuerfunken, den er in brennbare Materie fallen läßt, kann in etlichen Stunden unſere ganze Stadt verwüſten. Durch eben dieſe Strahlen aber, durch welche er den Schnee ſchmelzte, durch eben die Tröpſchen, die er vom Himmel fallen ließ, kann er in kurzer Zeit eine ſo unſägliche Menge von Gartengewächſen, Getreide, Obſt und Wein hervorbringen, daß Millionen Menſchen und Thiere ſich daran erquikken, und es nicht aufzehren können. Lieben Kinder! der Gott, der dies alles thun kann, iſt euer Vater und Freund, ſo lange ihr gut ſeyd, und wird ſeine Macht zu eurem beſten anwenden. Wie ruhig könnet ihr unter ſeinem Schutze leben, wenn ihr niemals Böſes thut.

Ich bin doch aber kein böſes Kind, lieber Vater! warum hat mir denn der liebe Gott meine Aurikelchen verderbt? fragte Luischen. Und Sie ſind ein ſo guter Vater: warum hat er denn ihren Garten zu Grunde gerichtet?"

„Du glaubſt alſo, daß ich ein guter Vater bin? antwortete Herrmann, und gleichwohl thue ich manches, das dir nicht lieb iſt. Ich laſſe dich in manche Geſellſchaft nicht gehen, in die du gern möchteſt. Ich nehme dir oft Spielzeug weg, das dir Vergnügen macht. Du weißt oft nicht, warum ich es thue? und gleichwohl hältſt du mich für einen guten Vater? So iſt es auch mit Gott. Er thut uns manches, was uns nicht lieb iſt. Aber er meynt es deswegen ſo wenig böſe mit uns, als ich mit dir, wenn ich dir bisweilen dein Spielwerk wegnehme.“

Guten Morgen! guten Morgen Herr Herrmann! guten Morgen, lieben Kinder! ſo rief unvermuthet eine Stimme ihnen zu: Sie drehten ſich geſchwinde um, und ſiehe, da war es — da war es der Herr Magiſter Helwig. Herrmann fiel ihm um den Hals, und die Kinder küßten ſeine Hände.

„Ey! ey! ſagte der Magiſter, in Ihrem Garten ſieht es auch ſehr traurig aus. Mir geht es aber auch nicht beſſer. Mein ganzer Garten iſt verwüſtet, meine Maulbeer-Plantage iſt ruinirt, meine Gartenwand umgeworfen, und der ganze Garten iſt mit Sand und Steinen bedeckt.

Haben denn die Weinſtökke auch gelitten? fragte Ludwig.

Ohne Zweifel, ſagte der Magiſter. Ich werde es nach etlichen Wochen ſehen, wenn ſie ausſchlagen.

Herrmann bedauerte den guten Mann herzlich. Weil ihm dieſer Verluſt weit empfindlicher ſeyn mußte, da er nicht reich war, und alſo ſo leicht das Geld nicht aufbringen konnte, das zu Wiederherſtellung des Gartens erfordert wurde. Er nahm ihn bey der Hand und bat ihn mit in die Stube zu gehen, wo ſie weitläuftiger davon reden wollten. Sobald ſie ſich geſezt hatten, ſagte der Magiſter: „lieber Freund, ich will Ihnen nur kurz ſagen, warum ich izo zu Ihnen gekommen bin — ich brauche Geld. Wenn ich nicht das ganze Jahr meinen Garten wüſte ſehen, wenn ich Lebensmittel für meine Frau und Kinder darinne zeugen will, ſo muß ich nothwendig dieſe Woche ihn ſchon aufräumen, und die Wand wieder hinſezzen laſſen, ſonſt verſtreicht mir die beſte Zeit, und ich kann weder ſäen noch pflanzen. So viel Geld habe ich aber nicht vorräthig. Ich muß wenigſtens 50 Thaler haben; wollen Sie mir dieſe wohl leihen?“

„Daran dürfen Sie gar nicht zweifeln, lieber Freund, ſagte Herrmann, und wenn ſie 200 Thaler verlangen, ſo ſollen Sie ſie haben. Deswegen hat mir ja Gott Geld gegeben, daß ich andern damit dienen ſoll.“

Aber, fuhr Herrmann fort, woher kommt es denn, lieber Magiſter, daß Sie bey dem großen Schaden, den Sie erlitten haben, ſo vergnügt ſind? Sie ſehen ja ſo heiter aus, als wenn Ihnen gar nichts Widriges begegnet wäre.

„Warum ſollte ich mich denn betrüben? antwortete der Magiſter. Ich weis ja, wer meinen Garten zerſtöret hat — Gott hat es gethan. Und den kenne ich zu gut, als daß ich glauben ſollte, er meyne es böſe damit. Durch mein ganzes Leben habe ich erfahren, daß Er für mich ſorge, daß Er alles Böſe von mir abwende, und alles Widrige, das er mir zuſtoßen läßt, ſo lenke, daß es mir nützlich wird. Als Knabe wollte ich mir einmal eine Weide, am Ufer unſers Stroms, abſchneiden, gieng aber dabey ſo unvorſichtig zu Werke, daß ich in den Strom ſtürzte. Die Fluthen riſſen mich fort — ich ſahe das Ufer noch einmal an, und dachte, es wäre das letztemal, daß ich es ſähe. Gott war aber da und rettete mich. Durch einem Bettler, der am Ufer ſaß und ſeine zerrißnen Kleider ausbeſſerte, ließ er mich aus dem Strome herausziehen. In meinem achtzehnten Jahre hatte ich ſo empfindliche Zahnſchmerzen, daß ich meines Lebens ganz überdrüßig war, und, Gott vergebe es mir! gegen Gott mißtrauiſch wurde. Aber durch die heftige Pein brachte mich Gott ſo weit, daß ich mich an ihn wendete, und beten lernte. Auf mein Gebet ſchickte mir Gott einen Freund zu, der mir ein Mittel zeigte, meine Zahnſchmerzen los zu werden. Wie vielmal dankte ich alsdenn Gott, daß er mich hatte leiden laſſen: denn ſonſt würde ich niemals ſo herzlich gebetet, und den Nutzen des Gebets haben kennen lernen. Auf der Univerſität fiel ich in ein hitziges Fieber, das mich einige Wochen quälte und mir alle meine Kräfte raubte. Da ich aber mich wieder erholte, merkte ich, daß dieſe Krankheit mir als eine Wohlthat von meinem guten Gott wäre zugeſchickt worden. Denn da ich zuvor immer kränklich geweſen war, ſo hatte dieſe heftige Krankheit mein Blut gereiniget und ich befand mich hernach weit geſünder als zuvor. Als ich von der Univerſität zurückkehrte, bekam ich einen Feind, der mir allerley Uebels nachredete, und ſogar den Edelmann gegen mich einzunehmen ſuchte, indem er ihn verſicherte, ich ſey ein ſehr unwiſſender und unordentlicher Menſch. Dadurch machte er den Edelmann ſo aufmerkſam auf mich, daß er alle meine Handlungen beobachten ließ. Und da er fand, daß ich ein guter und ordentlicher Mann ſey, ſo gab er mir das Pfarramt, das ich itzo habe. So brauchte Gott meines Feindes Tükke zu meiner Empfehlung. Bey dieſem Amte hatte ich freylich anfänglich viele Sorgen. Meine kleine Einnahme wollte immer nicht zureichen den Aufwand zu beſtreiten, den ich zu machen für nöthig hielt. Ich hofte aber immer, daß Gott mir ein Mittel zeigen würde, dieſe drükkenden Sorgen los zu werden. Meine Hofnung betrog mich nicht. Ich fand in meinem alten Amtmanne meinen Erretter. Er gab mir ſolche weiſe Anſchläge, durch die ich aus aller Verlegenheit geriſſen wurde. Was ich im vorigen Jahre mit meiner kranken Familie ausgeſtanden habe, wiſſen Sie ſchon. Und wie viel wir alle in der Krankenſtube gelernt haben, iſt Ihnen auch bekannt. Wenn nun Gott ſo lange es gut mit mir gemacht, und alles widrige zu meinem Beſten gelenket hat, warum ſollte ich denn nicht glauben, daß er es itzo auch thun werde? Ich ſorge nicht: denn Gott ſorgt für mich.

Fünf und vierzigſtes Kapitel.

Itzo wurden ſie zu Tiſche gerufen, und der Magiſter wunderte ſich nicht wenig, da er in das Speiſezimmer trat und Sophien nicht antraf. Er erkundigte ſich ſogleich nach der Urſache ihrer Abweſenheit, und erfuhr, daß ſie ſich den Tag zuvor erkältet habe, ſich heute nicht gar wohl befände und deswegen im Bette bleiben müſſe. Der Magiſter bedauerte es, ſuchte aber während der Mahlzeit Herrmannen zufrieden zu ſtellen, und verſicherte, wenn er aufmerkſam ſeyn wollte, ſo würde er gewiß erfahren, daß auch dieſe Krankheit zu etwas gut geweſen ſey. Denn Alles, was der gute Gott uns zuſchikke, wäre gut, wenn es auch noch ſo bitter wäre. Kaum war die Mahlzeit geendiget, ſo machte er Anſtalten zum Aufbruch, und ließ ſich nicht halten, ob ihn gleich Herrmann ſehr nöthigte. Herrmann zahlte ihm darauf hundert Thaler hin, er nahm aber nicht mehr als funfzig an, weil er, wie er ſagte, nicht mehr nöthig hätte. Bey dem Abſchiede wünſchte er nochmals, daß Herrmann an der Unpäslichkeit ſeiner lieben Frau die Güte Gottes möchte erkennen lernen.

Kaum war er fort, ſo flog Herrmann nach dem Bette ſeiner Sophie zu. Er fand ſie weit ſchlechter, als er geglaubt hatte, ihr Puls ſchlug unregelmäßig, ſie klagte über Kopfſchmerz und heftigen Durſt. Hätte Herrmann nicht noch den Troſt bey ſich gehabt, daß alles gut ſey, was der gute Gott zuſchikke, ſo würde dieſer Anblik ihn ganz niedergeſchlagen haben, ſo aber faßte er ſich und dachte: Guter Gott! mein liebes Weib iſt in deiner Gewalt — Was du beſchloſſen haſt, das wird gewiß geſchehen — und etwas Böſes beſchließeſt du gewiß nicht über mich.

Er ließ darauf einen Arzt herbey rufen, der ihm gar keinen guten Troſt gab. Denn bey dem Weggehen ſagte er: lieber Herrmann! ſehen

Sie die Krankheit ihrer lieben Frau ja nicht für zu leichte an, wir werden einen ſchweren Stand bekommen. Herrmann hatte bey Anhörung dieſer Worte alle ſeine Standhaftigkeit nöthig, denn er hatte ſeine Frau unausſprechlich lieb, und jeden Schmerz, den ſie hatte, fühlte er ſo ſehr, als wenn er ihn an ſich ſelbſt hätte.

Die folgende Nacht war eine ſchreckliche Nacht. Die Kranke that kein Auge zu. Sie wimmerte und winſelte, und der Schmerz wurde bisweilen ſo heftig, daß ſie den Verſtand verlohr, aus dem Bette ſpringen und zur Frau Huldrichin laufen wollte. Herrmann kam nicht von ihrem Bette, und wandte alle ſeine Beredſamkeit an, ſie zu beruhigen. Des Morgens ließ die Krankheit etwas nach, ſie fühlte ſich aber ganz kraftlos. Die beyden folgenden Nächte war ihr Zuſtand eben ſo elend, und die Tage über war ſie ſo matt, daß ſie faſt kein Wort ſprechen konnte.

Den vierten Tag, da der Arzt ſie beſuchte, ſagte ſie mit bebender Stimme: lieber Herr

Doctor, eine Bitte habe ich an Sie: ſagen Sie mir frey heraus, glauben Sie, daß ich ſterben werde? ich fürchte den Tod nicht. Der Doctor ſchwieg und zuckte die Achſeln. Alſo meynen Sie, daß ich ſterben werde? ſagte ſie: gut, ich bin bereit. Dein Wille, mein Gott, geſchehe! Sie winkte darauf dem Arzte, daß er ſie verlaſſen möchte, und verordnete, daß ihr Mann und ihre Kinder kommen ſollten.

Sie kamen mit thränenden Augen, ſchluchzend, und verbargen ihre Geſichter unter die Schnupftücher. Weinet nicht, meine Lieben! ſagte Sophie, und ſtöhret mich itzo nicht in meiner Andacht.

Darauf ſammelte ſie alle ihre Kräfte, faltete ihre Hände und redete Gott an: „Guter Gott! mein Vater! ich danke dir für alles Gute, das du mir in dieſem Leben erzeiget, für jedes Vergnügen, das du mir geſchenket, für jede Züchtigung, die du mir zugeſchicket haſt. Itzo rufſt du mich zu dir: hier bin ich, mein Vater — im Vertrauen auf deine Liebe gehe ich zu dir —

ſey mir gnädig, Vater — ſey meines Mannes und meiner lieben Kinder Vater. „

Sie mußte abbrechen, weil das Weinen ihres Mannes und ihrer Kinder ſo laut wurde, daß man ihre ſchwache Stimme nicht mehr hörte.

Bald aber ſchöpfte ſie neue Kräfte, wandte ſich an ihren Mann und ſagte: Dank! Dank! lieber Mann! für alle Liebe und Treue, die du mir in meinem Eheſtande erzeiget haſt. Gott vergelte deine Liebe! Gott ſegne dich! leb wohl! —

Er fiel um ihren Hals und erſtickte ſie faſt mit Küſſen und Thränen. Und die Kinder ſchrien: ach, liebe Mutter, ſterben ſie nicht! Mutter! Mutter! ach Mutter, ſterben ſie nicht! —

Da wand ſie ſich aus Herrmanns Armen los, und ſagte: ich ſterbe nicht, lieben Kinder! ich lege nur dieſen Leib ab, wie der Schmetterling die Hülle, in die er verſchloſſen war. Mein Geiſt iſt unſterblich und geht zu Gott!

Zu dem müſſen wir alle; der wird jedem vergelten, nachdem er in dieſem Leben gehandelt hat; die Böſen wird er ſtrafen, die Guten in einen beſſern Zuſtand verſetzen und ſie belohnen. Seyd gut, lieben Kinder, gehorcht euren lieben Vater, beleidigt niemanden, ſeyd liebreich gegen alle Menſchen, denket allenthalben, daß der Gott euch ſehe, zu dem ich, eure Mutter, itzo gehe: ſo werden wir bald in einer beſſern Welt zuſammen kommen, und ewig vergnügt bey einander leben. Gott, ſey mir gnädig! verzeihe meine Fehler! ich — falle — in deinen Arm — Vater! Vater! — Hier ſank ſie ohnmächtig zurück.

Mit vieler Mühe brachte ſie Herrmann ſo weit, daß ſie die Augen wieder aufſchlug. Sie konnte aber nicht mehr ſprechen. Ihre Augen waren ſtarr auf ihren Mann und auf ihre Kinder gerichtet, und ſie wendete alle ihre Kräfte an, ihnen noch durch Zeichen zu verſtehen zu geben, wie lieb ſie ſie habe. Das Herz fieng an immer heftiger zu ſchlagen, ſie röchelte, die Glieder wurden kalt, und kalter Schweis floß über ihren

Leib herab. In dieſem Zuſtande lag ſie zwey Stunden — dann verſchied ſie.

Die Wehklage, die durch ihren Tod verurſachet wurde, kann nicht beſchrieben werden. Mann und Kinder, Friedrichſon und Ladendiener, Bedienter, Köchin und Magd, weinten laut und rieſen: „Ach die beſte Frau, die gute Mutter, unſere Wohlthäterin haben wir verlohren! wie traurig wird es nun im Hauſe ausſehen, wenn Sophie nicht mehr da iſt! Sophie! Sophie!

Den folgenden Tag wurde ihr abgelegter Leichnam in einen Sarg gelegt, damit er beerdiget würde. Da wurde die Wehklage noch weit lauter. Die Nachricht war durch die Stadt erſchollen, daß Sophie aus der Welt gegangen ſey. Da drängte ſich das Volk aus allen Winkeln der Stadt zuſammen, um ihren Leichnam noch einmal zu ſehen. Und wer ihn ſahe, klagte um ſie. „Ach, meine Wohlthäterin! meine Erzieherin! meine Erhalterin! Ach Sophie! Sophie!“ ſo ertönte es durch das ganze Haus.

Eine Frau drängte ſich durch das Getümmel durch, faßte Sophiens kalte Hand, drückte ſie und ſagte: „hab Dank! hab Dank! liebe Frau! für alles Gute, das du mir in deinem Leben gethan haſt. Du haſt mich arme Vater- und Mutterloſe Waiſe erziehen laſſen. Ich habe dir es nicht vergelten können. Aber Gott, bey dem du itzo biſt, wird es dir vergelten. Und, wenn ich zu Gott komme, will ich es erzählen, und ſagen: dieß iſt die liebe Frau, die mich hat erziehen laſſen. Sie hat allein an mir den Himmel verdient.“

Nun hob man den Leichnam auf, und trug ihn nach dem Grabe zu. Eine große Menge Volks folgte der Bahre nach, und wer ihr nachfolgte erzählte ihr Lob.

Als Herrmann von der Beerdigung zurück kam, fiel er ganz kraftlos auf das Kanapee, und ſeine Kinder traten wehmüthig um ihn. „Lieben Kinder! ſagte er zu ihnen: ſeht, meine größte Freude, die ich auf dieſer Welt hatte, hat mir Gott nun genommen. Eure liebe Mutter hat er zu ſich gerufen, um ſie für die viele Liebe, die ſie mir und euch und ſo vielen Armen erzeigt hat, zu belohnen. Nun iſt mir nichts lieber mehr auf der Welt, als ihr. Würdet ihr böſe werden, ſo würde ich es nicht lange hier aushalten, der Gram würde mich bald auch tödten. Wenn ihr aber redliche, folgſame, fleißige Kinder werdet, ſo wird dieß das einzige ſeyn, das mich wegen des Verluſtes eurer Mutter tröſten kann.“

Die Kinder küßten ſeine Hände, badeten ſie in ihren Thränen, und verſprachen, daß ſie ſich gänzlich nach ſeinem Willen richten wollten.

Sie haben es auch gehalten. Sie wuchſen auf, und Luiſe wurde eine ſo wohlthätige, gefällige und rechtſchafne Frau, wie ihre Mutter geweſen war; und wer ihre Mutter gekannt hatte, ſagte: dieß iſt die andere Sophie. Ludwig wurde ein braver Mann, der durch ſeine Thätigkeit und Gefälligkeit gegen alle Menſchen ſich jedermanns Liebe erwarb. Lange noch ſahe Herrmann

mann an ſeinen Kindern die Früchte von den guten Lehren, die er und Sophie ihnen gegeben hatten. Und ob er gleich in der Folge immer mehr Vermögen erwarb, ſo verſicherte er doch, daß unter allen ſeinen Schätzen und Koſtbarkeiten ſich nichts befinde, das ihm ſo vieles Vergnügen mache, als — ſeine wohlgerathnen Kinder.

Moraliſches Elementarbuch,

von
Chriſtian Gotthilf Salzmann,
Direktor der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Zweyter Theil.

Mit Römiſch-Kayſerl. und Churf. Sächſ. allergnädigſten Privilegiis.

Leipzig,
bey Siegfried Lebrecht Cruſius.
1787.

Kaiſerliches allergnädigſtes
PRIVILEGIVM.

Wir Joſeph der Andere, von Gottes Gnaden erwählter Römiſcher Kaiſer, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, König in Germanien, zu Jeruſalem, Hungarn, Böheim, Dalmatien, Croatien, Slavonien, Gallizien und Lodomerien, Erzherzog zu Oeſterreich, Herzog zu Burgund und zu Lothringen, Großherzog zu Toſcana, Großfürſt zu Siebenbürgen, Herzog zu Mayland, Mantua, Parma, ꝛc. ꝛc. gefürſteter Graf zu Habsburg, zu Flandern, zu Tyrol, ꝛc. ꝛc. ꝛc. Bekennen öffentlich mit dieſem Brief, und thun kund allermänniglich, daß Uns Siegfried Lebrecht Cruſius, Buchhändler zu Leipzig, unterthänigſt zu vernehmen gegeben, wasmaſſen Er zur angenehmen und lehrreichen Unterweiſung der Jugend ein Werk in Octavo, unter dem Titel: moraliſches Elementar-Buch, nebſt einer Anleitung zum nützlichen Gebrauch deſſelben, mit vielen Kupfertafeln, von Chriſtian Gotthilf Salzmann, in Verlag genommen, wovon der erſte Theil bereits unter der Preſſe ſich befinde, und dergeſtalt damit fortzufahren entſchloſſen ſeye, daß die übrigen Theile von Zeit zu Zeit gleichfals erſcheinen ſollen, mit gehorſamſter Bitte Wir Ihme über das ganze Werk Unſer Kaiſerliches Druck-Privilegium, zur Verhütung des anſonſt zu befahren haben mögenden Schadens, auf Zehen Jahre zu verleihen gnädigſt geruhen mögten. Wenn Wir nun mildeſt angeſehen ſolche des Supplicanten demüthigſt geziemliche Bitte, als haben Wir Ihme, Cruſius, ſeinen Erben und Nachkommen die Gnade gethan und Freyheit gegeben, thun ſolches auch hiermit wiſſentlich in Kraft dieſes Briefes, alſo und dergeſtalt, daß derſelbe, ſeine Erben und Nachkommen obgedachtes Werk und alle deſſen Theile nach und nach in offenen Druck auflegen, ausgehen, hin und wieder ausgeben, feil haben und verkaufen mögen, auch Ihnen ſolches Niemand, ohne ihrem

Conſens, Wiſſen oder Willen innerhalb zehen Jahren, von Dato dieſes Briefs an zu rechnen, im heiligen Römiſchen Reich, weder unter dieſem noch andern Titul, weder auch ganz noch extractsweiſ, nachdrucken und verkaufen ſolle. Und gebieten darauf allen und jeden Unſern und des heiligen Reichs Unterthanen, und Getreuen, inſonderheit aber allen Buchdruckern, Buchführern und Buchhändlern, bey Vermeidung einer Poen von fünf Mark löthigen Goldes, die ein jeder, ſo oft er freventlich hierwider thäte, Uns halb in Unſere Kaiſerliche Kammer, und den andern halben Theil mehrbemelten Cruſius oder ſeinen Erben und Nachkommen unnachläßig zu bezahlen verfallen ſeyn ſolle, hiemit ernſtlich, und wollen, daß Ihr, noch einiger aus euch ſelbſt, oder jemand von euretwegen, obangeregtes moraliſches Elementar-Buch, nebſt der Anleitung zum nützlichen Gebrauch deſſelben, und denen Kupfertafeln, innerhalb denen oben beſtimmten Zehen Jahren, obverſtandnermaſſen, nicht nachdrucket, diſtrahiret, feil habet, umtraget oder verkaufet, noch auch ſolches andern zu thun geſtattet, in keinerley Weiß noch Wege, alles bey Vermeidung unſer Kaiſerlichen Ungnade, und vorangeſetzter Poen, auch Verlierung deſſelben euren Drucks, den vielgemeldeter Cruſius, oder ſeine Erben und Nachkommen, oder deren Befehlshabere, mit Hülf und Zuthun eines jeden Orts Obrigkeit, wo ſie dergleichen bey euch und einem jeden finden werden, alsogleich aus eigner Gewalt, ohne Verhinderung männiglichs, zu ſich nehmen und damit nach ihrem Gefallen handeln und thun mögen. Hingegen ſoll er, Cruſius, ſchuldig und verbunden ſeyn, bey künftiger Herausgabe der folgenden Theile jedesmalen deren Cenſur gehörig beyzubringen, bey Verluſt dieſer Kaiſerlichen Freyheit die gewöhnlichen fünf Exemplarien zu unſerm Kaiſerlichen Reichs-Hof-Rath zu liefern, und dieſes Privilegium vorandrucken zu laſſen. Mit Urkund dieſes Briefes beſiegelt mit Unſerm Kaiſerlichen aufgedruckten Secret-Inſiegel, der geben iſt zu Wien den Eilften April, im Jahr Siebenzehen Hundert Zwey und Achtzig, Unſerer Reiche, des Römiſchen im Neunzehenden, des Hungariſchen und Böhmiſchen aber im Zweyten.

Joſeph mppr.

(L. S.)

K. Fürſt Colloredo mppr.

Ad mandatum Sac. Caeſ. Majeſtatis
proprium.
J. G. v. Hofmann.

Vorrede zur zweyten Auflage.

Dieſer Auflage habe ich ſo viele Vollkommenheit zu geben geſucht, als mir in meiner gegenwärtigen, geſchäftsvollen Lage möglich war; das heißt, ich habe die erſtere Auflage mit Bedacht durchgeleſen, ſie von Druckfehlern geſäubert, hier und da Ausdruck und Styl gebeſſert, und einige Geſchichten, die mir nicht zweckmäßig genug gewählt ſchienen, mit andern, von meiner eignen Arbeit, vertauſcht. Viel mehr zu thun, wäre vielleicht überflüßig geweſen, weil meiner Abſicht nach dieſer zweyte Theil des moraliſchen Elementarbuchs nicht ſowohl eine Sammlung von eignen, als vielmehr eine Claſſificirung der von andern Erziehern, und mir, bereits ausgearbeiteten Erzählungen ſeyn ſollte.

Eltern und Erzieher, die meine, in der Vorrede zur erſten Auflage gegebnen, Winke befolgen, das Buch durchſchießen laſſen, und auf dem weißen Papiere die, in jedes Fach gehörigen, Erzählungen, die ſie in neuern Kinderbüchern finden, bemerken, und dann in jedem Falle, wo es nöthig iſt, von einer zweckmäßigen Erzählung Gebrauch machen wollen, werden gewiß davon die beſten Wirkungen verſpüren.

Denn Einkleidung der Wahrheit in Erzählungen iſt und bleibt doch immer das ſicherſte und kräftigſte Mittel, ihr zu Seelen Zugang zu verſchaffen, die nicht gewöhnt ſind, einen zuſammenhängenden, philoſophiſchen Vortrag zu faſſen. Wenn auch meine Stimme nichts gelten ſollte, ſo ſpricht doch dafür die Lehrart des göttlichen Stifters unſerer Religion, der nicht durch lange Demonſtrationen, ſondern **durch Erzählungen** ſich Zugang zu den Herzen ſeiner Zuhörer zu verſchaffen, ſie aufzuklären, zu beſſern und zu beruhigen ſuchte; ſo ſpricht dafür die Lehrart der würdigſten unſerer Erziehungsreformatoren, namentlich eines Campe, von Rochow, und Weiſſe, die alle durch Erzählungen die deutſche Jugend an ſich lockten, und bey ihr ſo viel Gutes ſtifteten, daß es kein Sterblicher zu berechnen vermag, das aber gewiß in Gottes Buche aufgeſchrieben ſteht. Ja, ich bin von der Güte dieſer Methode ſo feſt überzeugt, daß ich glaube, wenn ſie die alte Lehrart ganz verdrängen wird, die im Befehlen, Ermahnen und Züchtigen beſtand, unſere liebe Nachwelt ihrer Beſtimmung weit näher kommen, weit verſtändiger, froher, mit ihrem Zuſtande zufriedner, und für das

Gute thätiger werden werde. Wer daran zweifelt, der beſuche Rekahn, und vergleiche die dortigen Einwohner, die durch Erzählungen gebildet wurden, mit andern, die ihre moraliſchen Grundſätze aus dem — — — gewöhnlichen Lehrbuche ſchöpften.

Schnepfenthal im Oktober 1786.

Salzmann.

Vorrede zur erſten Auflage.

So verſchieden auch die Meynungen der Erzieher, in Anſehung vieler Grundſätze ſind, ſo ſtimmen ſie doch, ſo viel ich weiß, alle darinn überein, daß eine zweckmäßige Erzählung das wirkſamſte Mittel ſey, Kindern das Gute lieb und das Böſe abſcheulich zu machen, und ſo ihre Geſinnungen zu veredeln. Sie haben daher faſt alle in dieſer Abſicht, entweder Erzählungen geſammlet, oder ſelbſt verfertigt. So gut auch die mehreſten davon an ſich waren, ſo wenig nutzbar waren ſie doch dem, der das Bedürfniß fühlt, für jeden Fall, der ihm in der Erziehung vorkommt, ſogleich eine paſſende Erzählung bereit zu haben. Der ganze Vorrath der vorhandenen Erzählungen glich einer öffentlichen Bibliothek, wo jeder Verfaſſer ſein Buch hingelegt hat, an einen Platz, der ihm der nächſte und bequemſte war, und man oft eine Woche ſuchen muß, wenn man das Buch finden will, das man eben bedarf. Du bedarfſt z. E. eine Erzählung, um deinem Kinde oder deinem Zöglinge Achtung und Liebe gegen Perſonen vom niedrigen Stande beyzubringen, oder ihn Geduld im Leiden zu lehren, mußt du nicht viele Bücher durchblättern um ſie zu finden? wird dich dieſe Mühe nicht abgeneigt machen ſie zu ſuchen?

Es war alſo ein Buch nöthig, in welchem entweder alle vorhandene Erzählungen geſammelt, und in gewiſſe Fächer geſtellt, oder wenigſtens Fächer gemacht, einige Erzählungen hineingeſtellt, und dem Erzieher Gelegenheit verſchafft würde, durch eignes Sammeln, dieſelben noch mehr auszufüllen.

Das erſte war ich anfänglich zu thun entſchloſſen, änderte aber meine Entſchlieſſung bald, theils, weil ich fand, daß daraus ein ſehr ſtarkes, für die Käufer zu koſtbares Buch erwachſen; theils, weil ich ſah, daß ihm die gehörige Proportion mangeln würde: denn für manches Fach fand ich wohl funfzig Erzählungen, und für manches gar keine.

Ich wählte alſo das letztere, betrachtete den Entwurf, den ich zum erſten Theile des Elementarbuchs gemacht hatte, als ein, in verſchiedene Fächer abgetheiltes, Repoſitorium, in deren jedes ich zwey bis drey Erzählungen ſtellte, die ich theils aus andern nahm, theils ſelbſt verfertigte. Ich hoffe, man wird es mir verzeihen, daß ich andere Erzählungen, welches ich ſonſt nie that, aufgenommen habe, wenn man bedenkt, daß die Hauptabſicht dieſes Buchs nicht war, etwas Neues zu liefern, ſondern das Vorhandene in eine gewiſſe Ordnung zu bringen, und daß es als Eigenſinn hätte angeſehen werden können, wenn ich von den Arbeiten ſo vieler würdigen Männer, die ich zum Theil als meine Lehrmeiſter verehre, gar keinen Gebrauch hätte machen wollen.

Jeder Vater und Erzieher kann nun leicht die Fächer ausfüllen, wenn er das Buch durchſchießen läßt, bey dem Durchleſen der Schriften anderer Kinderfreunde neben ſich legt, und zu jedem Fache, auf das weiße Papier, das Buch und die Seitenzahl ſchreibt, wo er eine dahin gehörige Erzählung gefunden hat, und wird dadurch in den Stand geſetzt, den ganzen Vorrath von vorhandenen Erzählungen mit einem Blick zu überſehen.

Dieß iſt alles, was ich von dieſem Theile ſagen kann. Gott gebe, daß auch dieſer in alle Häuſer, wo gute Kinder wohnen, recht viele Freude bringen möge!

Innhalt des zweyten Theils.

I) Von der Vortreflichkeit der Geſundheit. Seite 1.

II) Von dem großen Werthe geſunder Glieder. 8.

III) Jedes Vergnügen muß mit Mäßigung genoſſen werden, wenn es uns nicht ekelhaft und ſchädlich werden ſoll. 12.

IV) Vom Schlafe. 17.

V) Wie gut es ſey, Geſchicklichkeit in ſeinen Gliedern zu haben. 22.

VI) Wie gut es ſey, aufmerkſam zu ſeyn. 27.

VII) Von der Schädlichkeit der Flatterhaftigkeit. 3[illegible].

VIII)

VIII) Von dem großen Werthe eines guten Verſtandes. Seite 33.
IX) Von der Schädlichkeit der Unwiſſenheit. 42.
X) Wie beliebt uns die Reinlichkeit mache. 45.
XI) Von den ſchädlichen Folgen der Unordnung und Unreinlichkeit. 47.
XII) Von der Vortreflichkeit der Mäßigkeit. 51.
XIII) Von der Schädlichkeit der Unmäßigkeit. 53.
XIV) Die traurigen Folgen der Naſchhaftigkeit. 58.
XV) Wie gut es ſey, in ſeinen Bemühungen anhaltend und beſtändig zu ſeyn. 62.
XVI) Die unangenehmen Folgen der Unbeſtändigkeit. 71.
XVII) Von der Vortreflichkeit der Arbeitſamkeit. 79.
XVIII) Traurige Folgen der Faulheit. 86.
XIX) Wie wohl man ſich befinde, wenn man beſcheiden iſt. 91.

XX) Von der Schädlichkeit des Hochmuths. Seite 93.
XXI) Wie gut es ſey, ſparſam zu ſeyn. 101.
XXII) Was der Geizige für ein Thor ſey. 106.
XXIII) Des Verſchwenders Elend. 110.
XXIV) Wie gut die Verſchwiegenheit ſey. 115.
XXV) Was für unangenehme Folgen man ſich durch die Schwatzhaftigkeit zuziehe. 119.
XXVI) Wie gut es ſey, wenn man immer die Wahrheit redet. 123.
XXVII) Wie unglücklich man ſich durch das Lügen mache. 134.
XXVIII) Wie wohl man ſich bey der Ehrlichkeit befinde. 137.
XXIX) Wie unglücklich die Menſchen durch Betrug und Diebſtahl werden. 157.
XXX) Von der Vortreflichkeit der Gefälligkeit. 160.
XXXI) Wie ſehr man ſich durch Ungefälligkeit und mürriſches Weſen ſchade. 169.

XXXII) Wie wohl ein Kind thut, wenn es ſeinen Eltern und Vorgeſetzten gehorſam iſt. Seite 177.
XXXIII) Wie ſehr man ſich durch Ungehorſam ſchade. 182.
XXXIV) Von der Vortreflichkeit der Dankbarkeit. 189.
XXXV) Wie häßlich und ſchädlich der Undank ſey. 194.
XXXVI) Wohlthätigkeit belohnt ſich ſelbſt. 202.
XXXVII) Häßlichkeit der Unbarmherzigkeit. 219.
XXXVIII) Vom Nutzen der Sanftmuth. 224.
XXXIX) Vortreflichkeit der Geduld. 227.
XL) Wie ſehr man ſich durch Ungeduld ſchade. 229.
XLI) Wie wohl man ſich befindet, wenn man andre lieb hat. 233.
XLII) Nutzen des Mitleidens. 240.
XLIII) Unmäßige Freude ſchadet. 245.
XLIV) Vortreflichkeit der Hoffnung. 247.

XLV) Uebertriebene Sehnſucht iſt ſchädlich. Seite 249.

XLVI) Wie übel man ſich befindet, wenn man andre haſſet. . 253.

XLVII) Wie ſchädlich der Neid ſey. 261.

XLVIII) Durch übertriebene Traurigkeit ſchadet man ſich ſelbſt. 262.

XLIX) Reue ſchmerzt, iſt aber ſehr nützlich, wenn ſie noch zur rechten Zeit kommt. 268.

L) Es iſt gut, wenn man ſich ſeiner Fehler ſchämt; beſſer aber, wenn man ſo handelt, daß man ſich nicht zu ſchämen braucht: 277.

LI) Von der Schädlichkeit des Zorns. 283.

LII) Was allzugroßes Schrecken für Schaden thun kann. 287.

LIII) Man ſchadet ſich ſelbſt, wenn man durch die Furcht ſich beherrſchen läßt. 293.

LIV) Die menſchliche Seele iſt unſterblich. 297.

LV) Von Gottes Reichthum und Größe. Seite 305.
LVI) Von Gottes Allwiſſenheit und Allgegenwart. 311.
LVII) Von Gottes Allmacht. 319.
LVIII) Wie gut Gott ſey! 327.
LIX) Gott belohnt das Gute und beſtraft das Böſe. 340.
LX) Gott ſorgt für alle ſeine Werke. 348.
LXI) Von der Vortreflichkeit des Gebets. 357.
LXII) Wie hoch gute Eltern zu ſchätzen ſind. 367.
LXIII) Auch Stiefeltern ſind unſrer Liebe werth. 373.
LXIV) Wie hoch Lehrer zu achten ſind. 380.
LXV) Wie nützlich das Geſinde ſey. 386.
LXVI) Es giebt unter allen Religionspartheyen gute Menſchen. 395.

LXVII) Von dem großen Werthe eines guten Menſchen. Seite 400.

LXVIII) Ein böſer Menſch verdient bedauert zu werden. 415.

LXIX) Von dem großen Werthe eines wahren Freundes. 428.

LXX) Auch Feinde müſſen uns nützlich ſeyn, wenn wir immer recht thun. 430.

LXXI) Die Reichen ſind ſehr nützlich, beſonders wenn ſie ihr Geld gut anwenden. 436.

LXXII) Auch die Armen, und Menſchen von niedrigem Stande, ſind ſehr nützlich. 444.

LXXIII) Auch Thiere darf man ohne Noth nicht peinigen, noch tödten. 445.

LXXIV) Armuth macht nicht unglücklich. 453.

LXXV) Reichthum macht nicht glücklich. 461.

LXXVI) Eine ungekünſtelte Kleidung und Schmuck iſt doch beſſer, als alle Künſteleyen. 465.

LXXVII) Es iſt nicht gut, wenn es uns immer nach Wunſche geht. 468.

LXXVIII) Auch Leiden ſind eine Wohlthat. 471.

Voll

Von der Vortreflichkeit der Geſundheit.

1.

Herr Oront hatte zwar viel Geld, verzärtelte aber deswegen ſeine Kinder doch nicht, wie oft die Reichen zu thun pflegen. Sie bekamen nichts, oder ſehr ſelten, von den ausländiſchen Getränken, wodurch vieler Kinder Mägen geſchwächt werden und ihr Blut erhitzt wird. Eine Schale Waſſer war des Morgens ihr erſter Trunk. Ihre gewöhnlichen Mahlzeiten beſtunden aus Gemüſe und Obſt; nur ſelten genoſſen ſie Fleiſch. Sie waren gewöhnt im kalten Waſſer ſich zu waſchen, im kalten Zimmer und ungewärmten Betten zu ſchlafen, und Wind und Regen auszuhalten.

Bey dieſer Lebensart waren die Kinder friſch und geſund.

Sie glaubten aber doch, daß ſie es nicht ſo gut hätten, als Herrn Weichlichs Kinder, die Kaffee, Thee, Torte und allerley Näſchereyen bekamen, ſo viel ſie wollten, denen des Morgens das Waſchwaſſer, des Abends das Bett gewärmt wurde, und die nicht ausgehen durften, wenn die Witterung einigermaßen unfreundlich war.

Sie klagten es ſogar einmal dem Vater, und wünſchten, daß ſie es eben ſo gut, wie die kleinen Weichliche haben möchten.

Da beſuchte Herr Oront einmal Herrn Weichlich und nahm ſeine Kinder mit.

Bey ihrem Eintritte in die Stube, kamen ihnen drey elende, gelbe, Kinder entgegen, die blaue Lippen, eingefallne Augen, ſchwarze, faule, Zähne hatten, und ſo kraftlos waren, als wenn ſie ſich nicht ſatt eſſen dürften. Die Frau Weichlichinn klagte mit Thränen, daß das vierte Kind ſchon ſeit acht Tagen im Bette bleiben müßte, nahm ein groß Arzneyglas, und zwang ihre Kinder davon einzunehmen.

Bey Tiſche konnten Weichlichs Kinder wenig genießen, ihre Gäſte genoſſen aber mit munterm Geſichte von allem, was aufgetragen wurde. Als ſie unter andern ſaure Gurken mit großem Appetit verzehrten, ſo fragte die Frau Weichlichinn ängſtlich, ob ihnen das nicht ſchade? ſie dächte, ihre Kinder würden ſterben müſſen, wenn ſie nur ein Schnittchen von einer ſo unverdaulichen Koſt verzehrten. Noch mehr verwunderte ſie ſich, da ſie ſah, daß Oronts kleiner Karl ein Glas kaltes Bier austrank. Sie beſtrafte ihn ſogar deswegen, und ſagte, daß er ein andermal ſein Glas ſein in den Ofen ſetzen und wärmen ſolle, damit er nicht etwa den Huſten bekäme.

Nach aufgehobener Tafel nahm Herr Oront mit ſeinen Kindern Abſchied, und ließ ſie, als er nach Hauſe kam, wie gewöhnlich in ihre kalten Betten gehen.

Des Morgens kamen ſie munter, wie die jungen Rehe, ihm entgegen geſprungen. Ihre Wangen blüheten, wie die Roſen, und aus ihren Augen blitzte jugendliches Feuer. „Ey „wie freue ich mich, ſagte der Vater, daß ich ſo „geſunde und muntere Kinder habe! wie ſehr „würde es mich dauern, wenn ihr ſo elend, wie „des Herrn Weichlichs Kinder wäret! Was „meynet ihr wohl zu dieſen Kindern?“ „Ach! „antwortete Philippinchen, „das waren arme „Kinder. Sie ſahen ja aus, als wenn ſie im „Grabe gelegen hätten. Sie konnten ja von „den aufgetragenen Speiſen faſt gar nichts ge„nießen. Ich möchte nicht an ihrer Stelle ſeyn, „und wenn man mir tauſend Thaler geben

„wollte.“ „Aber, fuhr der Vater fort, „wenn „ich dich und deine Geſchwiſter nun eben ſo, „wie ſie, verpflegen ließ; wenn ich dein Waſch„waſſer, dein Getränke, dein Schlafgemach „und Bette wärmen ließ; wenn ich ſtatt dei„nes Butterbrods dir Kaffee und Gebacknes, „ſtatt der Erbſen, die wir zu Mittage eſſen „werden, ein Paſtetchen oder ſonſt etwas lecker„haftes zurichten ließ, möchteſt du alsdenn „nicht an der Stelle der kleinen Weichliche „ſeyn?“ „Nein! mein lieber Vater!“ ſchrie Philippinchen, „lieber will ich frieren und mit „der elendeſten Koſt vorlieb nehmen, als bey „guten Biſſen und einem gewärmten Bette ein „krankes elendes Mädchen ſeyn.“

„Das iſt mir lieb,“ ſagte der Vater, „daß „mein liebes Philippinchen die Geſundheit, die „ſie genießt, ſo hoch zu ſchätzen weiß. Nun „wird ſie ſich wohl nicht wieder beklagen, wenn „ſie in das kalte Bette gehen, und mit ſchlechter „Koſt vorlieb nehmen muß.“

In der That beklagten ſich die Kinder auch niemals wieder über ihren Vater. Sie wurden immer mehr überzeugt, daß er es gut mit ihnen meynte.

Nach etlichen Tagen ſtarb das Kind des Herrn Weichlichs, welches ſie krank verlaſſen hatten. Zwey von den übrigen hatten, das Jahr darauf, das nämliche Schickſal. Sie ſahen einſt einige Knaben vor ihrem Fenſter mit dem Schlitten fahren, bekamen Luſt, an ihrem Vergnügen Antheil zu nehmen, ſchlichen ſich heimlich zu ihnen, fuhren eine halbe Stunde mit ihnen herum, kamen aber alsdenn ganz ohne Athem zurück, weil ihnen der Schweis zurück geſchlagen war. Ihre Mutter legte ſie zwar in das Bette, ließ einheitzen, und Thee machen, und zwang ſie, eine Menge Arzney einzunehmen. Es wollte aber nichts anſchlagen. Sie ſtarben beide nach wenig Tagen an einem Steckfluſſe.

Der älteſte von dieſen armen Kindern blieb zwar am Leben, aber er wurde ein elendes Männchen. In ſeinem vier und zwanzigſten Jahre war er ſo zuſammen geſchrumpfet, und kraftlos, wie ein Greis von achtzig Jahren. Er trug das Jahr hindurch wenigſtens neun Monate eine Weſte mit Pelz gefüttert und Pelzſtiefeln, ließ eben ſo lange einheitzen, und beklagte ſich doch immer, daß er nicht warm werden könnte. Sein Magen war ſo ſchwach, daß er nichts als Suppen, Kalbfleiſch, Lammfleiſch.

fleiſch, junge Hühner oder Tauben vertragen konnte. Die Borsdorferäpfel mußte er ſich braten laſſen, ſonſt bekam er Drücken, und der Bierkrug mußte erſt an das Feuer geſetzt werden, weil friſches Bier, wie er ſagte, den Magen erkältet. Einmal wäre er bald geſtorben, da er ſich hatte gelüſten laſſen, ein Schnittchen Schinken zu genießen. S.

2.

Ein gewiſſer Kaufmann hatte eine ſehr anſehnliche Handlung, die ihm, ſo lange er geſund war, ſo viel einbrachte, daß er nicht nur davon einkaufen konnte, was für ihn und ſeine Familie nöthig war, ſondern auch vieles zur Beförderung ſeines Vergnügens und ſeiner Bequemlichkeit. Aber einſt tanzte er, erhitzte ſich, beging dabey die Unvorſichtigkeit, daß er ſich aufknöpfte, ans Fenſter trat, und ein Glas voll kaltes Waſſer austrank. Dieß zog ihm eine Krankheit zu, die ihn außer Stand ſetzte, ſich ſeiner Handlung ſelbſt anzunehmen, und nun ging alles rückwärts.

Er hatte einen Buchhalter, dem er nun alles überlaſſen mußte. Der war nun zum Unglück ein böſer Menſch; er verſäumte nicht nur ſein Geſchäfte, ſondern beſtahl ihn überdieß, und betrog auch andere unter dem Namen ſeines Herrn. Dieſer wurde in den vier erſten Jahren ſeiner Krankheit ſo arm, daß er alles verkaufen und ſeinen Handel aufgeben mußte. Hätte er die Betrügereyen ſeines Buchhalters eher gemerkt; ſo würde es ſo weit nicht mit ihm gekommen ſeyn. Aber zum Unglück trauete er dem Menſchen zu viel, ohne ihn vorher recht geprüft zu haben. Endlich wurde es immer ſchlechter und ſchlechter mit ihm. Der Arzt, der ein mitleidiger Mann war, that zwar unentgeldlich ſein möglichſtes, um ihn zu retten: aber vergebens. Nachdem der arme Kranke ſich noch ein Jahr lang gequält hatte: mußte er endlich ſterben.

Campe.

Von dem großen Werthe geſunder Glieder.

1.

Fränzchen ging einmal ſehr betrübt zur Schule, und weinte ſo laut, daß es alle Vorbeygehende hören konnten. Was weinſt du? fragte ihn ein Mann, der ſich an die Ecke der Straße gelehnt hatte.

„Sollte ich nicht weinen? gab er zur Antwort, mein Vater hat mir an Weynachten einen ſchönen Spiegel gekauft, den hat heute meine Schweſter auf die Erde fallen laſſen. Er iſt in tauſend Stücke zerbrochen. Und ich hatte ſo eine große Freude daran. Nun iſt alle meine Freude dahin.“

Was ſagſt du da? kleiner Thor! erwiederte der Mann. Haſt du deine Augen noch? kannſt du mit deinen Ohren hören? haſt du geſunde Hände und Füße? das haſt du alles? wie kannſt du denn ſo kindiſch weinen, da du das Alles beſitzeſt, und nur ſo eine Kleinigkeit eingebüßet haſt? Da ſiehe mich armen Mann an! ich bin blind und ſehe nichts von allem, was um mich iſt. Alles um mich herum iſt ſchwarz. Ach könnte ich nur einmal das Glück wieder genießen, das du haſt. Könnte ich nur einmal den blauen Himmel und die ſchöne Erde, nur einmal ein menſchliches Geſicht wieder ſehen! nur einmal ein Buch wieder leſen! da wollte ich mich glücklicher als einen König ſchätzen. Ich wollte gern keinen Spiegel, kein Geld, kein Haus, gar nichts wollte ich haben, wenn ich nur wenigſtens ein Auge hätte. Wie leicht muß es einem Menſchen ſeyn, der geſunde Augen und Glieder hat, ſich hundert, und, wenn er will, tauſend Spiegel zu verſchaffen. Aber ach! deine Augen, wenn ſie einmal verlohren ſind, kann keine menſchliche Klugheit noch Fleiß dir wieder ſchenken. Gehe alſo, kleiner Unzufriedener, freue dich über das viele Gute, das du haſt, danke Gott dafür: ſo wirſt du dich ſchämen, daß du über ſolche Kleinigkeiten weinen konnteſt.

Da ging Fränzchen fort, trocknete ſeine Thränen ab, dankte Gott oft für die geſunden Glieder, die er ihm gegeben hatte; und wenn ihm bisweilen etwas Widriges begegnete, dachte er: du willſt dich nicht darüber grämen. So lange dir Gott deine geſunden Glieder läßt, kannſt du noch Freude genug genießen, und dir mancherley verſchaffen, was dir Vergnügen macht. S.

2.

Kunz ging einmal über Land, kam matt und verdroſſen bey einem Wirthshauſe an, wo er ſich einen Krug Bier und ein Stück ſchwarzes Brod geben ließ, unzufrieden, daß er ſeine Reiſe zu Fuße thun mußte, und nichts beſſers bezahlen konnte.

Kurz darauf kam ein ſchöner Wagen gerollt, in dem ein reicher Mann ſaß, der ſich ein Stück kalten Braten und eine Flaſche Wein reichen ließ, das er in ſeinem Wagen verzehrte.

Kunz ſah ihm hämiſch zu, und dachte: wer es doch auch ſo gut hätte.

Der Reiche merkte es, und ſagte zu ihm: Hätteſt du wohl Luſt, mit mir zu tauſchen?

Das verſteht ſich, antwortete Kunz, ohne ſich lange zu bedenken; ſteige der Herr heraus, und gebe mir alles, was er hat, ich will ihm auch alles geben, was ich habe.

Sogleich befahl der Reiche ſeinen Bedienten, daß ſie ihn aus dem Wagen heben ſollten. Gott! welcher Anblick! ſeine Füße waren gelähmt, er konnte nicht ſtehen, ſondern mußte ſich von ſeinen Bedienten ſo lange halten laſſen, bis die Krücken herbey gebracht wurden, auf die er ſich ſtützte. He! fragte er, haſt du noch Luſt mit mir zu tauſchen?

Bey Gott nicht! gab der erſchrockne Kunz zur Antwort. Meine zwey Füße ſind mir lieber als tauſend Pferdefüße. Ich will lieber ſchwarz Brod eſſen und mein eigener Herr ſeyn, als Wein und Braten haben, und mich wie ein klein Kind von andern umher führen laſſen. Gott behüte ihn!

Mit dieſen Worten ſtund er auf und ging fort.

Haſt Recht! rief ihm der Reiche nach. Könnteſt du mir deine geſunden Schenkel geben, du ſollteſt meinen Wagen, meine Rappen, mein Geld, alles dafür haben. Ein geſunder armer Mann iſt glücklicher als ein reicher Krüppel. S.

3.

Der perſianiſche Gelehrte, Lockmann, erzählt von ſich: Ich habe mich in keiner Widerwärtigkeit ſehr gegrämt, der Himmel hat es mir auch ſo ſchlimm mögen gehen laſſen, als er gewollt hat, außer ein einziges mal, da ich barfuß ging und nicht ſo viel Geld hatte, daß ich mir ein paar Schuhe kaufen konnte. Ich ging alſo ganz traurig zu Kufa in den Tempel. Als ich daſelbſt einen Menſchen antraf, der keine Füße hatte, war ich mit meinen bloſſen Füßen gerne zufrieden, und dankte meinem Gott herzlich, daß ich noch ohne Schuhe gehen konnte. Es war ja beſſer keine Schuhe, als keine Füße haben. Der gute Menſch wäre gerne barfuß gegangen, wenn er nur hätte Füße gehabt.

Jedes Vergnügen muß mit Mäßigung genoſſen werden, wenn es uns nicht ekelhaft und ſchädlich werden ſoll.

I.

Ein ſonſt guter und braver Mann, der eine liebenswürdige und tugendhafte Frau und ſehr gute Kinder, dabey ein gemächliches Auskommen hatte, und ſehr glücklich lebte, ward durch einen falſchen Freund nach und nach zum Spiele verführt. Er gewann anfänglich; dieß reizte die Habſucht: er verlohr, und wollte das Seinige wieder haben, verlohr immer mehr und mehr, ſo daß Haus und Hof, und alles, was nur Geldes werth war, draufging, und ſeine arme Familie in das äußerſte Elend verſetzt wurde. Da er nichts mehr zu verlieren hatte, gerieth er in die tiefſten Schulden, und kam endlich ins Gefängniß. Hier hatte er Zeit, ſeinem Leben nachzudenken, und eine Vergleichung mit ſeiner vorigen Glückſeligkeit anzuſtellen. Welch eine traurige Veränderung in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande! Sonſt im Schooße ſeiner Familie, von allen Freuden des häuslichen Lebens umgeben, und außer demſelben von Jedermann geehrt und hochgeachtet: und nun — ſeine Gattinn und Kinder in der Armuth und im äußerſten Elende, von der Welt verachtet und geſchmähet, von ſeinen falſchen, verführeriſchen, Freunden verlacht und ausgeziſcht, und er ſich ſelbſt in einem finſtern Kerker, mit Banden belaſtet, überlaſſen! Das Schrecklichſte aber hierbey war, daß ſein erwachtes Gewiſſen ihm die Vorwürfe machte, daß er alles, alles verdient habe! Von ihnen zerriſſen, gerieth er endlich auf den verdammten Entſchluß, ſich durch Gift das Leben zu nehmen. Seine tugendhafte Frau, die zu Hauſe mit ihren Kindern im Elende ſchmachtete, wußte anfänglich davon nichts. Als er aber einige Tage hinter einander nicht wieder nach Hauſe kam, und ſie nachforſchte, erfuhr ſie zu ihrem äußerſten Schrecken ihres Mannes ganzes Unglück. Sie hatte von ihrer Habſeligkeit nichts übrig, als ein diamantenes Halsband, das ſie vor ihres Mannes Spielſucht, als das lezte Mittel ſich und ihre Kinder vielleicht einmal dem Tode zu entreißen, verſteckt gehalten hatte. Ohne ſich einen Augenblick zu bedenken, opferte ſie dieß ſeiner Rettung auf, befriedigte mit dem daraus gelöſten Gelde die Schuldner, die ihn ins Gefängniß werfen laſſen, und eilte auf Flügeln der Liebe dahin, ihm unter ihren Umarmungen und Thränen ſeine Freyheit anzukündigen; aber Gott! was fand ſie? — Der Gift war genommen: er rang ſchon halb mit dem Tode, und lebte nur noch ſo lange, zu erfahren, daß ſeine tugendhafte Frau mit Troſt und Leben kam!

Weiſſe.

2.

Ich möchte heute wohl ſpielen, liebe Mutter, ſagte die kleine Laurette.

Den ganzen Tag?

Ja, Mütterchen!

Deine Bitte ſey dir gewährt, ſagte die liebreiche Mutter, die ihren Kindern ungern etwas abſchlug; ich fürchte nur, es wird dir leid werden.

Nein, nein, liebe Mutter! — und damit hüpfte Laurette fort, all ihr Spielzeug zu holen.

Sie bracht' es; aber nun war ſie allein: denn ihre Geſchwiſter waren alle bis zu ihren Spielſtunden beſchäftiget. (Es war kein Feſttag.)

Sie bediente ſich anfangs ihrer Freyheit ſo gut ſie konnte, und ſpielte eine lange Zeit; aber ihr Vergnügen am Spiele nahm nach und nach ab.

Jezt hatte ſie all' ihre Spiele für ſich wiederholt, und wußte keins mehr. Das Spiel fing an ihr ekelhaft zu werden.

Sie kam zur Mutter, und bat ſie, ihr doch neue Spiele zu ſagen und mit ihr zu ſpielen; aber die Mutter hatte nothwendige Geſchäfte außer dem Zimmer, und mußte ihre Bitte diesmal abſchlagen, ſo ungern ſie es auch that.

Mismüthig ſaß nun die Kleine da, und erwartete mit Ungeduld die Stunde, da ihre Brüder aus den Lehrſtunden und ihre Schweſtern von ihrer Arbeit zum Spielen zuſammen kamen.

Sie lief ihnen, als ſie endlich kamen, entgegen, klagte ihnen, wie lang die Zeit ihr währe, und wie ſehnlich ſie ſie erwartet hätte.

Dieſe empfingen ſie freundlich, und fingen ihre beſten Spiele mit ihr an, die ſie ſonſt nur an Feſttagen ſpielten, um ihre Laurette wieder froh zu machen.

Doch ihre gefälligen Bemühungen waren umſonſt; ſie klagte von neuem, dies wäre ihr alles ſo alt, und ſie wüßte vor langer Weile nicht zu bleiben. Gewiß habe man ſich unter einander beredet, heute nichts zu ſpielen, was ihr Freude machen könne.

Darauf nahm Ida, die älteſte Schweſter, ein verſtändiges Mädchen von 11 Jahren, ſie bey der Hand, und ſagte freundlich zu ihr:

„Höre, Lauretchen, wenn du nicht böſe werden willſt, ſo will ich dir ſagen, wer Schuld an deinem Misvergnügen iſt. — Du ſelber biſt es; denn wir alle ſind ja, wie du ſiehſt, froh genug; ob wir gleich dieſe Spiele alle ſo oft und öfter geſpielt, als du."

"Aber wir haben gearbeitet und etwas nützliches gethan, darum ſchmeckt uns das Spiel. Hätteſt du erſt durch Fleiß das Vergnügen des Spiels verdient, gewiß, dann würde es dir auch ſo ſüß ſeyn, als uns."

Die Mutter, die dazu kam, und Ida ſprechen gehört, verſicherte Lauretten, daß ſie die Wahrheit geſagt habe.

Campe.

Vom Schlafe.

Der kleine Friz hatte eine ſehr ſtarke Abneigung gegen das frühe Aufſtehen.

Ob er es nun gleich wohl einſahe, wie viel er durch ſein langes Schlafen verſäumte, und auch oft den Vorſatz faßte, dieſen Fehler zu verbeſſern: ſo wollte es ihm doch immer nicht gelingen, weil er noch nicht Muth genug hatte, ſeinen Widerwillen gegen das Gute zu überwinden.

Nun war es im Sommer, und er wachte einmal des Morgens um fünf Uhr auf; plötzlich fiel ihm ſein Vorſatz ein, und er dachte bey ſich ſelbſt: einmal muß ich doch den Anfang machen!

Mit dieſem Gedanken ſprang er hurtig aus dem Bette; es ging ihm aber ein Schauder durch den ganzen Körper; ſo ſtark empörte ſich ſeine Trägheit dagegen.

Er zog ſich indeß geſchwind an; allein während dem Anziehen war es ihm immer noch, als ob er ſich wieder hinlegen ſollte. Ein paarmal war er auch wirklich ſchon in Verſuchung, es zu thun; aber er widerſtand glücklich.

Nachdem er ſich gewaſchen und vollends angekleidet hatte, ſezte er ſich hin, und bereitete ſich auf ſeine Lektionen; und mit Vergnügen bemerkte er, daß ihm alles weit beſſer von ſtatten ging, als ſonſt.

Sein Lehrer war den Tag über ganz auſſerordentlich mit ihm zufrieden: und ſeine Eltern, welche dieſes hörten, überhäuften ihn mit Liebkoſungen.

Er ſelbſt war heiter und vergnügt; es war ihm, als hätte er heute ein neues Leben angefangen.

Da dachte er bey ſich ſelbſt: belohnt ſich das Bischen Selbſtüberwindung, welche das frühe Aufſtehen mich heute koſtete, mit ſo groſſem Vergnügen; o ſo wäre ich ja wohl ein rechter Thor, wenn ichs nicht alle Tage ſo machen wollte.

Er thats; mit jedem Morgen wards ihm leichter, eben ſo früh auf zu ſtehn. Endlich wurde es ihm ſogar zur Gewohnheit, ſo daß er niemals länger ſchlafen und im Bette bleiben könnte, wenn er auch gewollt hätte.

Moriz.

2.

Gottfried und Chriſtianchen wurden, in ihrer Jugend, von ihrem Vater dazu gewöhnt, früh auf zu ſtehen. Dieß wurde ihnen anfänglich ſehr ſchwer, nach und nach immer leichter, itzo iſt es ihnen zur Gewohnheit, und wenn ſie nun die Sonne ſo ſchön aufgehen, und das prächtige Morgenroth ſehen, und die angenehme Kühle des Morgens fühlen, und im Frühlinge die Nachtigallen und Lerchen hören, ſo ſprechen ſie oft: Guter Gott! welch ſchöner Morgen! den genöſſen wir auch nicht, wenn uns unſer lieber Vater nicht zum Frühaufſtehen gewöhnt hätte.

S.

3.

Stephan, ein ſiebenzigjähriger Greis, beklagte ſich gegen ſeinen Freund über die Kürze des menſchlichen Lebens. Das wundert mich, antwortete dieſer. Mir hat es immer geſchienen, als wenn dir das Leben eine Laſt wäre, weil du es ſo verſchwendet haſt. Du biſt täglich um 8 oder gar um 9 Uhr aufgeſtanden, da du doch um 5 Uhr hätteſt aufſtehen können. Folglich haſt du dich täglich um 3 Stunden gebracht, wöchentlich um 21 und jährlich um 1092. Wenn du nun von deinem zehnten Jahre an täglich 3 Stunden von deinem Leben verderbt haſt, und ich den Tag, der zur Arbeit und zum Vergnügen beſtimmt iſt, zu 16 Stunden rechne, ſo haſt du dich um 11 Jahre, 11 Wochen und 3 Tage durch den Schlaf gebracht. Warum klagſt du denn über die Kürze des menſchlichen Lebens, da du dir es ſelbſt verkürzeſt haſt?

Da erſchrack der Greis, ſchlug die Hände zuſammen und weinete. O! rief er aus, wäre ich im Stande dieſe Zeit wieder zu erkaufen, mein halbes Vermögen wollte ich darum geben! Nun war es aber zu ſpät. S.

4.

Luischen hatte ſchreckliche Zahnſchmerzen, die allemal heftiger wurden, wenn ſie ſich in das Bette legen wollte. Sie konnte deswegen zwey Nächte nicht ſchlafen, und wurde davon ſo matt, daß ſie kaum noch gehen konnte. Den dritten Abend glaubte ſie ruhen zu können. Aber umſonſt. Kaum war ſie in das Bette gekommen, ſo mußte ſie wieder heraus. Sie ging in der Stube auf und ab, ſah ihre Geſchwiſter um ſich ruhig ſchlafen; ach! ſeufzte ſie: Wie glücklich ſind die, die wiſſen von keinem Schmerz etwas, ſammeln ſich Kräfte, und werden morgen recht munter ſeyn. Und ich — ach ich armes Kind! habe keinen Schlaf, muß leiden, und verliere alle Kräfte.

So klagte ſie bis nach Mitternacht, da verlor ſich der Schmerz, ſie legte ſich nieder, ihre Augen fielen zu, der Schlaf kam; o wie unbeſchreiblich ſüß war er!

S.

Wie gut es ſey, Geſchicklichkeit in ſeinen Gliedern zu haben.

Eines vornehmen und reichen Cavaliers Sohn kam mit ſeinem Hofmeiſter in eine Stadt, um die daſigen Fabriken und Manufakturen zu ſehen. Sie wurden allenthalben herum geführt, und es ward ihnen alles gezeigt. — Der junge Edelmann fand vieles ſeiner Aufmerkſamkeit würdig; doch war ihm nichts ſo ſehr auffallend, als daß Kinder, Knaben und Mädchen, von ſeinem Alter und weit jünger, durch verſchiedene Arbeiten ſchon ihr Brod hinlänglich verdienen konnten. — Ganz beſtürzt ſagte er beym Weggehen zu ſeinem Hofmeiſter: Ich bin zwar glücklich, daß ich mein Brod nicht ſo ſauer, als dieſe Kinder hier, verdienen darf; aber doch auch unglücklich, daß ich in dieſem Alter noch ein untauglicher Müſſiggänger bin, der noch gar nichts nüzliches zum beſten Anderer vernehmen kann — Der Hofmeiſter ſtellte ihm vor: daß wenn er gleich jezt der Welt noch nicht nüzen könne; ſo mache er ſich doch durch fleißiges Studiren fürs Künftige dazu geſchickt. Damit war der edle Jüngling nicht zufrieden, sondern wollte in der Zwiſchenzeit, bis er ſo geſchickt durchs Studiren geworden, ſchon durch irgend eine Handarbeit brauchbar ſeyn. Sobald er alſo nach Hauſe kam, erzählte er ſeinem Vater alles, was er geſehen, und darunter auch das, was ihn traurig gemacht hatte, mit der kindlichen Bitte, ihm in ſeinen Erholungsſtunden ein Handwerk lernen zu laſſen. Der Vater unterſuchte des Sohns Abſichten, und weil er ſie gut fand, trug er kein Bedenken, ſeine Bitte zu erfüllen, und überließ ihm auch die Wahl des zu erlernenden Handwerks. Der Sohn erwählte ſich das Drechſeln, und brachte es in kurzer Zeit ſo weit, daß er die artigſten und brauchbarſten Sachen verfertigte, die er ſich nicht ſchämte zu verkaufen, und welche ihm mit dem größten Beyfall abgenommen wurden. Das dafür gelöſete Geld that er in eine beſondere Caſſe, die er von Zeit zu Zeit unter arme Leute, die gewiſſer Gebrechen, oder ihres Alters wegen, nicht mehr arbeiten konnten, vertheilte.

Pädag. Unterhandl.

2.

Im vorigen Jahrhundert lebte in Deutſchland ein Edelmann, um deſſen Tochter ſich ein reicher und vornehmer junger Herr bewarb. Der Vater fragte ihn: wie er denn ſeine Tochter ernähren wollte, wenn er ſie geheirathet hätte?

Er antwortete: er würde ſie ſo halten, wie es ſich für ihren Stand ſchicke. „Aber wovon?“ fragte der Alte wieder.

„Nun, erwiederte der Jüngling, Sie wiſſen ja, daß ich große Güter beſitze, die meine Eltern mir hinterlaſſen haben.“

„Ich weiß es, fuhr der Alte fort; aber ich möchte wiſſen, ob ſie denn nichts haben, das ſicherer, als alle Güter, wäre, und was ihnen niemand rauben könnte.“

Jüngling. Ich verſtehe ſie nicht recht.

Edelmann. Nun ſo muß ich mich denn wohl erklären. Können ſie ein Handwerk?

Jüngling. Nein!

Edelmann. Nun ſo können ſie auch der Mann meiner Tochter nicht werden.

Jüngling. Und die Urſache?

Edelmann. Weil ich dieſe keinem Andern, als einem ſolchen zu geben gedenke, der ein Handwerk, oder eine Kunſt verſteht, wodurch er ſich und ſeine Frau ernähren kann, wenn ſeine Güter einmal verloren gehen ſollten.

Jüngling. Darf ich mir ein Jahr zur Friſt ausbitten?

Edelmann. Meine Tochter ſoll bis dahin ledig bleiben.

Der Jüngling eilte, ſuchte den beſten Korbmacher auf, begab ſich bey ihm in die Lehre, und ward mit einem halben Jahre geſchickter, als ſein Meiſter. Mit einem von ihm verfertigten ſchönen Körbchen in der Hand, ging er nun wieder zu dem Edelmanne, und erhielt, was er wünſchte.

Einige Jahre hernach entſtand ein Krieg. Beide, Vater und Schwiegerſohn, wurden von ihren Gütern vertrieben, mußten Alles, was ſie hatten, im Stich laſſen, und nach Holland flüchten.

Und da ernährte nun der junge Mann ſeinen Schwiegervater ſowohl, als auch ſeine eigene Familie, durch ſein Korbmachen. Noch jezt ſchreiben die Holländer es dieſem jungen deutſchen Edelmanne zu, daß man ſo künſtliche Korbarbeit bey ihnen machen kann.

Campe.

3.

Die Feldmarſchallinn, Baroneſſe Marta Helena Wrangel, hatte mit verſchiedenen ihrer Geſchwiſter beide Belagerungen der Stadt Narwa, in den Jahren 1700 und 1704, ausgeſtanden, wo ihr Vater, der Graf Henning Rudolph Horn, Gouverneur, Generalmajor und Obercommandant war.

Als die Stadt im Jahr 1704 mit Sturm überging, verloren ſie, nebſt ihrer Freyheit, ein anſehnliches Vermögen, geriethen in eine langwierige Gefangenſchaft, und wurden endlich ins Herz von Rußland, 900 Werſte (davon ſechs eine deutſche Meile machen) von Moskau verbannet. Während dieſer Gefangenſchaft verſchaffeten ſie ihrem Vater, ihren Brüdern, und ſich ſelbſt, durch Nähen und allerhand feine Frauenzimmerarbeit den Lebensunterhalt, und alles, was ſonſt zur Verſorgung einer zahlreichen Familie nöthig war. Dieß muß dieſen Damen in den Augen der vernünftigen Welt einen viel höhern Rang erwerben, als der vornehme Stand, in dem ſie gebohren waren. Wer das Schöne dieſer That zu fühlen vermag, wird auch ſtreben, durch frühen Fleiß in nüznützlichen Uebungen ſeinen Eltern dereinſt eben ſo nützlich zu werden.

Pädag. Unterhandl.

Wie gut es ſey, aufmerkſam zu ſeyn.

1.

Zu Rio Janeiro in Braſilien hat ſich eine Begebenheit zugetragen, welche beweiſt, daß auch Kinder bisweilen etwas thun können, das den Erwachſenen, dem Lande, worin ſie leben, ja wohl gar allen Menſchen auf der Erde nützlich iſt; wenn ſie ſich beyzeiten gewöhnen, auf die Dinge, die ſie überall hören und ſehen, genau Achtung zu geben und immer die Erwachſenen zu fragen, wozu dieſes oder jenes gut ſey? So haben es hier einige Kinder gemacht, welche auf einem Spaziergange ein Stück ihnen unbekanntes Geſtein gefunden hatten. Dieſes war Kupfer-Erz, und da man weiter nachſuchte, iſt auf ſolche Art eine ſehr ergiebige Kupfermine oder Bergwerk entdeckt worden. Weil man nun jezt die Schiffe mit Kupfer beſchlägt, daß ihnen die Seeinſekten nicht ſchaden, und daß ſie ſchneller fahren ſollen, wenn ſie glätter und ſchärfer ſind: ſo würden dadurch alle kupferne und meſſingerne Hausgeräthe und Kleidungsſtücke, deren faſt kein Menſch entbehren kann, nach und nach theurer werden, wenn nicht mehr Kupfer aus den Bergwerken gewonnen würde, als bisher. Alſo können viele 100,000 Menſchen von der Entdeckung dieſer Kinder Vortheil haben.

Becker.

2.

Klaus konnte den ganzen Frühling hindurch Blumen ſehen, Nachtigallen ſchlagen hören, die ſchönſten Kornfelder durchwandeln, ohne daß ihm auch nur ein froher Gedanke in den Sinn kam. Wenn er froh werden ſollte, ſo mußte Wein, oder Kaffee und Kuchen da ſeyn; — er mußte im Spiel gewinnen, oder den beſten Rock in der Geſellſchaft an haben — oder es mußte ein einfältiger Menſch gegenwärtig ſeyn, den er verſpotten konnte — Nur bey dergleichen Anläſſen pflegte Klaus zu lachen.

Einſt ging er über ein kleines Feld an einen Ort zu Gaſte, und ſah, wie gewöhnlich, gedankenlos vor ſich nieder. Da fand er ſeinen

nen armen Vetter Karl unter einem wilden Aepfelbaume, der eben in voller Blüte ſtand. Er ſang mit leiſer Stimme den Vers:

> Mich, ruft der Baum in ſeiner Pracht,
> Auch mich, auch mich hat Gott gemacht!
> Gebt unſerm Gott die Ehre!

Und weinte vor freudiger Empfindung des allgütigen Schöpfers. „Wie kannſt du dich über einen Baum ſo freuen?“ ſagte Klaus mürriſch zu Karl, der ihn nun mit froher und wohlwollender Seele grüßte. „Ey, lieber Vetter, antwortete Karl, wenn es nicht wohlfeile Freuden gäbe, wo wollte ich Armer welche hernehmen? Ich kann keine Freuden bezahlen. Aber darum hab ich auch Gott ſo lieb, daß er auch für uns Arme Freuden bereitet hat, — ſo daß ich ohne Koſten und ohne Reue frölich ſeyn kann. Aber es iſt eine ordentliche Kunſt.“ „Nun was iſt das für eine? ſprach Klaus. „Da iſt ſie, wenn du mich hören willſt, antwortete Karl: Ich ſehe alles recht an, was da iſt, Großes und Kleines, was Gott gemacht hat, und finde alle Tage etwas Neues und Schönes. Dann denke ich nach, warum oder wozu dieſes und jenes wohl da ſeyn, oder wozu es wohl nützen mag? Und wenn ich

daher

dabey der Weisheit des Schöpfers zuweilen auf die Spur komme, dann kann ich gleich mit meinen eigenen Worten beten; weil ich von der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes alsdann ganz durchdrungen bin. Und ſo geh ich mit Vorſätzen, dem Allgütigen zu gefallen, munter und froh an meine Arbeit.“

„Lebe wohl,“ ſprach Klaus, und ging fort.

Rochow.

3.

Karl klagte einmal ſeinem Lehrer, daß es ihm ſehr ſchwer ſey, die Sachen zu faſſen und zu behalten, die ihm vorgetragen würden, und daß er daher beſorge, er werde unwiſſend bleiben.

Sey du getroſt, antwortete ihm der Lehrer. Merke nur immer genau auf das, was ich vortrage, und frage mich, wenn du etwas nicht verſtanden haſt. Denke über alles nach, was du lieſeſt, und gehe nicht eher von einer dunkeln Stelle weg, bis du ſie verſtehſt, da wirſt du bald die angenehmen Folgen davon empfinden.

Dieß that Karl, und merkte, daß er täglich klüger wurde, und mehr lernte. Am

Ende übertraf er alle ſeine Mitſchüler, die weit fähigere Köpfe, als er, hatten, aber dabey flatterhaft waren. S.

Von der Schädlichkeit der Flatterhaftigkeit.

1.

Der junge Schnellfuß, der große Luſt zu reiſen hatte, begab ſich mit ſeinem Hofmeiſter auf den Weg.

Kaum aber war er an einen fremden Ort gekommen, ſo fragte er ſchon: wo gehen wir nun weiter hin? und wollte ſich niemals Zeit laſſen, dasjenige zu beſehen, was daſelbſt Gutes und Merkwürdiges zu ſehen war. So ſehr verlangte ihn ſtets, nach neuen Gegenden zu kommen!

Sein Hofmeiſter bat ihn, er möchte ſich doch etwas verweilen; er würde ſonſt keinen Nutzen von ſeiner Reiſe haben, ſondern blos von einem Ort zum andern geflogen ſeyn.

Vergebens! Er konnte ihn nicht dazu bewegen. Aber was erfolgte?

Als der junge Menſch zu Hauſe kam, wußt' er von allen Oertern, die er durchlaufen war, weiter nichts, als den bloßen Namen derſelben, zu ſagen.

Da ſahe er ſeine Thorheit ein, und mußte ſich entſchließen, dieſelbe Reiſe noch einmal zu thun, wenn er Nutzen davon haben wollte.

So geht es auch denen, die niemals auf dasjenige Achtung geben, was ihr Lehrer ihnen jezt erklärt, ſondern nur immer weiter wollen, nur nach dem, was folgt, fragen, und darüber am Ende gar nichts wiſſen.

Wer was lernen will, der muß ſich Zeit nehmen, auf alles, was vorkommt, genau zu achten, nicht eher zu dem Ende eines Buchs eilen wollen, als bis er den Anfang recht gefaßt hat. Campe.

2.

Der kleine Kilian beſuchte ſehr fleißig die Schule, wo einige Lehrer waren, die den Kindern ſehr viel Gutes ſagten. Sie zeigten ihnen, was ſie thun mußten, um ihre Geſundheit zu erhalten und ein zufriedenes Leben zu führen; ſie lehrten ſie die lateiniſche Sprache, erzählten ihnen von fremden Ländern, den Begebenheiten voriger Zeiten, lehrten ſie vielerley Thiere, Pflanzen, Stein- und Erdarten kennen. Das machte nun den mehreſten Kindern viel Vergnügen, ſie wurden immer verſtändiger und beſſer und gingen immer lieber in die Schule. Kilian hatte aber ſeine Gedanken immer auf andre Sachen, als auf den Vortrag der Lehrer, gerichtet. Er brachte allerley Spielwerk mit in die Schule und beſchäftigte ſich damit, während daß ſeine Mitſchüler aufmerkſam waren. Dadurch that ſich nun das thörichte Kind großen Schaden. Andere kamen immer in höhere Claſſen, und er mußte zurück bleiben. Wenn andere gelobt wurden, ſo wurde er getadelt. Oft bekam er auch Strafe. Dadurch wurde ihm die Schule immer verhaßter, und als er ſie verließ, war er ſo unwiſſend, daß ihn jedermann verachtete. S.

Von dem großen Werthe eines guten Verſtandes.

Es waren einſt zween Brüder, wovon der eine durch ganz beſondere Glücksfälle zu dem hohen Poſten eines Gouverneurs einer

Provinz gelangt war; denn er ſelbſt hatte gar keine Verdienſte, weder von Seiten der Wiſſenſchaft, noch der Talente, noch der Thätigkeit. Noch weniger glaubte er Urſache zu haben, ſich gewiſſe Fertigkeiten durch ſeinen Fleiß zu erwerben, da ihm das Glück alles gab, was er nur wünſchte, indem ihm ſein Poſten unermeßliche Reichthümer eintrug: denn dieſe Provinz lag an einem ſchiffreichen Strome, an deſſen Ufern man auszuladen pflegte. Er hatte alſo hier große Zollabgaben aufgelegt, und von dem Aufwand, den hier die Fremden machten, zog er ebenfalls einen nicht geringen Vortheil. Sein Reichthum und ſeine Sorgloſigkeit machte ihn nun ſo wollüſtig, daß er nichts that, als ſchwelgen, und hierunter verlor er vollends das bischen Verſtand, das ihm übrig war.

Sein Bruder hingegen war arm und durfte ihm deswegen nicht vor die Augen kommen, ob er ihn gleich dieſer Armuth leicht hätte entreißen können. Er lebte aber vergnügt, indem ihm ſein kleines Gut ſo viel gab, als er brauchte, und unter ſeinen fleißigen Händen alles zu gedeihen ſchien. Er begehrte alſo auch nichts mehr, beneidete ſeinen Bruder nicht, und hätte ihm ſeine Schätze gerne gegönnt, wenn er nur einen

nen beſſern Gebrauch davon gemacht hätte. Indeſſen ſchien das Schickſal Beyder ihrem Glück ein Ende zu machen. Es kam ein ungeheures Erdbeben. Das Meer und die Ströme brachen aus: das Feuer brach aus der Erde hervor, und was dieß nicht verzehrte, überſchwemmten jene und machten die ganze Provinz zu einer Wüſte. Der Statthalter verlor alle ſeine Reichthümer, Paläſte und Schätze, und die Einwohner flüchteten, wo ſie hin konnten. Da ſie nichts mehr zu verlieren hatten, brauchten ſie keinen Statthalter mehr, und jeder ſuchte einen Zufluchtsort, wo ſich ihm einer anbot.

Er hatte ſich weder Hochachtung noch Liebe erworben, mithin konnte er ſich auch keine Unterſtützung verſprechen. Arbeiten konnte er nicht, Kopf und Hände waren ſtumpf: es blieb ihm alſo nichts übrig, als das Erbarmen mitleidiger Menſchen, die großmüthig genug waren, in ihm mehr den dürſtigen und ſo tief herabgeſunkenen, als den verdienſtvollen Unglücklichen zu ſehen und nicht verhungern zu laſſen.

Doch, da die ganze Provinz verheert war, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, wie elend er

ſich

ſich behelfen mußte. Zu ſeinem Bruder getraute er ſich nicht; da er ihm vormals aufs ſchimpflichſte begegnet war, und dieſer ihm bey einem gleichen Schickſal, wie er ſich leicht vorſtellen konnte, auch nicht würde helfen können.

Indeſſen nöthigte ihn doch nach einigen Jahren die äußerſte Verzweiflung, da man des Gebens müde war, und er an jeder Thüre abgewieſen wurde, ſeinen armen Bruder aufzuſuchen, in Hofnung, daß er ihm, wenigſtens auf Einen Tag, mit einem Biſſen Brod zu Hülfe kommen könnte. Er nahete ſich dem Orte, wo ſeine vormalige Hütte ſtand: aber wie erſtaunte er, als er an deren Stelle ein weit beſſeres Haus, und dieſes von einem fruchtbaren Acker, blühenden Wieſen und einem ſchönen Obſtgarten, voll junger friſcher Bäume, umgeben fand. Er würde gezweifelt haben, ſeinen Bruder da zu finden, wenn ihn nicht die zerſtreuten Nachbarn alle dorthin gewieſen hätten. Er trat ins Haus. Der Gram, das Elend und der erbärmliche Aufzug, in dem er ging, hatten ihn ſo unkenntlich gemacht, daß es Mühe koſtete, ſeinen Bruder zu überzeugen, daß er der vorige Statthalter wäre. Dieſer, ein großmüthiger Mann, ſo gering er war, fiel ihm um den Hals, als er ihn erkannte, machte ihm keine andern Vorwürfe, als daß er ſo lange das Zutrauen zu ſeiner brüderlichen Hülfe aus den Augen geſetzt habe, und bot ihm die Hälfte von allem an, was er beſaß.

Man kann ſich leicht vorſtellen, wie ihn Scham und Reue niederdrücken mußte! Alles was ihm dieſe eingeben konnten, ſagte er ſich laut, und ſein Bruder hatte genug zu thun, ihn diesfalls zu beruhigen. — „Aber wie iſt es möglich, rief er, daß du in ſo kurzer Zeit wieder der Mann geworden biſt, nachdem dich das allgemeine Ungemach ſo gut als mich betroffen und dir alles geraubt hat? Hier muß Zauberey und Wunder vorgegangen ſeyn! denn da alles umher ſo arm iſt, wer hätte dich in dieſen Wohlſtand wieder verſetzen können?“ — „Mein Kopf, meine Arme, und der göttliche Segen, verſetzte dieſer, das ſind die Zaubereyen und die Wohlthäter, die mir meinen Verluſt ſo bald erſetzt, und mich meinem Elende gar bald wieder entriſſen haben.“

„Kaum war jene allgemeine Verwüſtung vorbey, ſo nützte ich alles, was mir das Glück aus den Ruinen übrig ließ oder zuführte. Die Waſſerfluthen ließen eine Menge Bretter von

Schiff-

Schiffbrüchigen, eingeſtürzten Gebäuden und ausgeriſſenen Bäumen zurück: ich ſchlepte, nebſt meiner Frau und meinen Kindern, alles zuſammen, um eine armſelige Hütte zu bauen, die mich anfänglich nur vor der Witterung ſchützte. Ich ſah, daß der Schlamm, den das Waſſer zurück gelaſſen, die Erde herrlich gedüngt hatte, räumte alſo Tag und Nacht den groben Unrath weg, den es auf meinem bischen Acker, Garten und Wieſe, zurückgelaſſen, und nahm noch mehr von dem benachbarten dazu, da ein Theil der Einwohner dieſe Gegend ganz verlaſſen hatte. Ich ſuchte hierauf bey einigen andern, die auf Anhöhen liegen, theils durch Bitten, theils durch Verſprechungen, Pflanzen, Saamen und junge Bäume zu bekommen; grub, ſäte, pflanzte und arbeitete Tag und Nacht: ich machte Graben, wo ich das ſtehende Waſſer abführte, und da ſich viel Quellen ergoſſen, ſuchte ich einen Graben durch meine Gärtnerey und meinen Wieſewachs zu leiten, daß ich ſie ohne Mühe wäſſern kann. Gott ſegnete meine Arbeit. Im nächſten Lenz und Sommer trug alles hundertfältig: ich habe ſchon jezt mehr, als ich für die Meinigen brauche, und unterſtütze Andere durch meinen Ueberfluß.“

„Aber könnteſt du denn nicht, ſagte der andere, dieß ins Geld ſetzen, und ſo deinen Kindern einſt ein reiches Erbtheil laſſen?„ —

„Daran liegt mir nichts, verſetzte dieſer: meine Kinder mögen an meinem Beyſpiele lernen, daß Verſtand und Fleiß nie darben läßt, und daß die größten Unglücksfälle können ertragen werden, wenn man nur Freyheit und Gegenwart des Geiſtes genug behält, ihnen nicht zu unterliegen, das zu nützen, was uns das Schickſal übrig läßt, und nach Beſchaffenheit ſeines Standes, Berufs und ſeiner Fähigkeit, Kopf und Arme braucht, ſich und andern nützlich zu werden.„ —

Weiſſe.

2.

Der Herr von Biedermann gieng oft in die Schule, wo die Kinder ſeines Dorfs unterrichtet wurden, und erkundigte ſich nach ihrem Fleiße und ihrer Aufführung. Der kleine Hans zog vorzüglich ſeine Augen auf ſich, denn er war ſehr fleißig und ſittſam, und beantwortete die Fragen, die ihm der Schulmeiſter vorlegte, immer ſehr gut. Das gefiel dem Herrn von Biedermann ſo wohl, daß er ſich entſchloß, ihn mit ſeinem eigenen Sohne erziehen, und von dem Hofmeiſter, den er für jeden hielt, unterrichten zu laſſen. Sein Vater, ein armer Tagelöhner, war damit ſehr wohl zufrieden; denn er hatte viele Kinder, und konnte kaum ſo viel erwerben, als ſie nöthig hatten.

Bey dem Unterrichte betrugen ſich nun die Kinder ſehr verſchieden. Der Junker Biedermann gab ſich nicht die geringſte Mühe etwas zu erlernen. Wenn ihm der Hofmeiſter dies verwies, ſo pflegte er immer zu ſagen: „Was habe ich denn nöthig mir über den Büchern den Kopf zu zerbrechen? ich bin ja ein Edelmann. Mein Stand giebt mir Ehre genug, und von meinen Gütern habe ich überflüßiges Einkommen. Wenn ich reuten und jagen und meinen Namen ſchreiben kann, ſo habe ich genung gelernt.“

Den armen Hans verachtete er, hieß ihn einen dummen Bauerjungen, und konnte, nur durch vieles Zureden, dahin gebracht werden, daß er ſich neben ihn ſetzte.

Je mehr nun Hans verachtet wurde, eſto mehrere Mühe gab er ſich, immer verſtändiger zu werden. Er merkte auf alles, was ihm der Hofmeiſter ſagte, las fleiſſig in Büchern, und wenn er etwas nicht verſtund, ſo bat er den Hofmeiſter, es ihm zu erklären.

So wurde Hans verſtändig; der Junker Biedermann aber blieb unverſtändig.

Am Ende ſtarb der Herr von Biedermann, und der Junker übernahm die ſchönen Güter, die ihm ſein Vater hinterlaſſen hatte. Weil er aber keinen Verſtand hatte, ſo wußte er nicht, was er damit anfangen ſollte. Er ließ die ſchönſten Holzungen aushauen, und verſchwelgte das daraus gelöſte Geld in lüderlicher Geſellſchaft. Die ſchönſten Wieſen gingen nach und nach zu Grunde, weil er ſich nicht darum bekümmerte, daß die Graben ausgeworfen wurden, die ſein Vater durch dieſelben hatte ziehen laſſen. Die Gebäude wurden ſchadhaft, und fielen nach und nach zuſammen, weil er nicht verſtund, wie ein Gebäude mußte erhalten werden. Seine Einkünfte reichten nicht mehr hin ſeinen großen Aufwand zu beſtreiten, er mußte Schulden machen, die am Ende ſo ſtark wurden, daß ſeine Gläubiger ſeine Güter wegnahmen.

Da war er nun zwar Herr von Biedermann, aber er hatte weder Ehre noch Brod. Einige Zeit beſuchte er die benachbarten Edelleute

leute und zehrte mit ihnen, dieſe wurden ſeiner aber auch bald überdrüſſig, und ließen ihn abweiſen, wenn er ſich anmelden ließ. So wurde er ein Bettler.

Und Hans brachte es durch ſeinen Verſtand ſo weit, daß ihn jedermann liebte und hochachtete. Er bekam eine einträgliche Amtmannsſtelle, die er ſo gut verwaltete, daß alle Bauern ihn liebten. Dabey erwarb er ſich ſo viel, daß er immer mehrere Aecker ankaufen, Gärten anlegen, Teiche ausgraben laſſen und Häuſer bauen konnte. Und doch behielt er noch ſo viel übrig, daß er im Stande war dem Herrn von Biedermann monatlich einen Louisd'or Almoſen zu geben. S.

Von der Schädlichkeit der Unwiſſenheit.

I.

Ein armer Tagelöhner hatte einen Bruder in der Fremde, der war wohl zwanzig Jahr abweſend; und die Leute glaubten, er wäre todt, weil er ſo gar nichts von ſich hören ließ. Einmal kam ein Brief an den armen Tagelöhner, als er eben in der Stadt war. Weil dieſer Mann aber ſelbſt weder gedruckte noch geſchriebene Schrift leſen konnte; ſo gieng er mit dem

Briefe zu ſeinem Wirth, und bat, daß dieſer ihm den Brief doch vorleſen möchte. Als der Wirth den Brief eine Weile ſtille durch geleſen hatte, ſagte er zum Tagelöhner: „Hört; in dem Briefe ſteht: euer Bruder in der Fremde wäre todt, und hätte euch funfzig Thaler vermacht: aber ihr müßtet ſogleich kommen, und das Geld ſelbſt abholen.“ „Herr Wirth, ſagte der Tagelöhner, wo ſoll ich denn hingehen, und das Geld abholen?“ „Nach Amſterdam, über hundert Meilen von hier, ſagte der Wirth, da liegt euer Geld.“ „Ey, ſagte der Mann, hundert Meilen hin, hundert her — das ſind ja wohl gar zweyhundert Meilen, da koſtete mir die Reiſe und Verſäumniß bey der nahen Aernte faſt mehr, als ich erben ſoll.“ „Hört, ſprach der Wirth, gebt mir den Brief, und verkauft mir euer Recht daran für dreyßig Thaler; ſo könnt ihr hier bleiben, und ich will ſchon ſehen, wie ich zum Schaden komme. Aber ihr müßt keinem Menſchen etwas von dieſem Handel ſagen. — „Wollt ihr das?“ „Herzlich gern“, antwortete der Tagelöhner. Nun holte der Wirth Geld und zählte die dreyßig Thaler auf. Der Tagelöhner dankte, nahm ſie, und gieng vergnügt nach Hauſe.

Aber nach vielen Jahren, als der Wirth, der indeß lüderlich und arm geworden, ſterben ſollte, da bekannte er mit großer Angſt auf dem Todbette, wie er den armen Tagelöhner betrogen habe. Denn in dem Briefe hätte geſtanden:

> „Wer dieſen Brief in Amſterdam bey einem gewiſſen Manne vorzeigen würde, dem ſollten zweytauſend Thaler (und alſo ſehr vielmal mehr, als der Wirth dem Tagelöhner gegeben,) ausgezahlt werden.“

Welche er denn auch erhalten, aber lüderlich durchgebracht hätte.

Rochow.

2.

Einem, der die ganze Welt durchreiſet haben wollte, ſagte ein anderer: Sie ſind gewiß recht weit in der Geographie herum gekommen. Nein, verſetzte dieſer, in Geographie bin ich zwar nicht geweſen, aber zu Schiffe hart vorbey geſegelt.

Das ſeltſamſte bey dieſer Geſchichte iſt, daß der Aufſchneider hier ſeine Unwiſſenheit ſebſt geſtanden hat, denn, daß man es z. E. manchem Philologen, der mit Titeln und Anſprüchen ganz behangen iſt, anſieht, daß er zwar im Cicero, Virgil, Horaz nicht geweſen, aber doch zu Schiffe hart vorbey geſegelt, das iſt etwas ganz gemeines.

Sulzer.

Wie beliebt uns die Reinlichkeit mache.

1.

Der junge Schröter nahm das Geld, das er von ſeinem verſtorbenen Vater ererbt hatte, kaufte dafür einen Gaſthof, und bewirthete darin die Fremden, die bey ihm einkehren wollten. Er kam bald in guten Ruf. Wenn die Reiſenden auf der Poſt ſich erkundigten, welches der beſte Gaſthof in der Stadt ſey, ſo ſagten die Poſtillions immer: der graue Falke, (ſo hieß ſein Gaſthof). Und alle Reiſende, die einmal bey ihm waren bewirthet worden, ſuchten gewiß, bey ihrer nächſten Durchreiſe, den grauen Falken wieder auf, und kehrten daſelbſt wieder ein. Es kam endlich ſo weit, daß faſt alle andere Gaſthöfe in der Stadt leer wurden, die Gäſte aber, die im grauen Falken einkehrten, ſich ſo vermehrten, daß Schröter noch ein Hinterhaus mußte bauen laſſen, um ſie beherbergen zu können.

Darüber wurden die andern Wirthe neidiſch, ſchalten den Schröter, und ſagten, er ſey ein niederträchtiger Mann, der durch unerlaubte Mittel die Fremden an ſich zu ziehen ſuche.

Dieß hörte ein Fremder, der bey einem von ihnen übernachtet hatte, und ſagte zu ihnen: „Ihr thut dem guten Manne Unrecht. Seine ganze Kunſt, wodurch er die Fremden an ſich zieht, iſt die Reinlichkeit. Es iſt bey ihm alles nett und ſauber. Gleich beym Eintritte in das Zimmer wird man dem Manne gut, wenn man die blendend weiſſen Vorhänge, den friſchgeſcheuerten Boden, und die ſaubern Mobilien erblickt. Auch die magerſte Mahlzeit reizt zum Appetite, wenn man das reinliche Tiſchzeug und Geſchirr ſieht, in dem alles aufgetragen wird. Die blinkenden Gläſer empfehlen den Wein, der in ihnen perlet. Und man bezahlt gerne einige Groſchen mehr, als in andern Gaſthöfen, weil man hier alles mit Appetit genieſſen kann.“ Reinlichkeit empfiehlt den Menſchen, den Gaſthof, die Speiſe und den Trank. Auch das Mittelmäßige wird hochgeſchätzt, wenn es nur reinlich iſt.

S.

2.

Herr Friſchmuth beſuchte ſeinen Freund, der an heftigem Kopf- und Zahnſchmerze darnieder lag, und an verſchiedenen Theilen des Leibes einen ſehr ekelhaften Ausſchlag hatte.

O, ſagte der Kranke, als Friſchmuth in ſein Zimmer trat, erbarmen Sie ſich meiner, und entdecken mir die Arzney, womit Sie ſich ſtets ſo geſund erhalten!

Meine Arzney, antwortete dieſer, quillt in dem Brunnen, der vor meiner Thüre iſt. Mit dem kalten Waſſer deſſelben ſpüle ich meine Zähne aus, waſche meinen Kopf, Augen, Ohren, und alles was einer Reinigung bedarf, und ſo waſche ich faſt allen Schmerz weg, der andere plagt, die das friſche Waſſer ſcheuen. S.

Von den ſchädlichen Folgen der Unordnung und Unreinlichkeit.

I.

Hans war ein treflicher Junge; lernte fleiſſig, und war folgſam ſeinen Eltern und Lehrern.

Nur einen Fehler hatt' er an ſich, und der beſtand darin, daß er in allen ſeinen Sachen, beſonders in ſeiner Kleidung, ſehr unordentlich war.

Oft hatte man ihn deswegen getadelt, und dieſer Tadel that ihm oft ſo weh, daß er Thränen darüber vergoß: aber die Unordentlichkeit war ihm ſchon ſo ſehr zur Gewohnheit geworden, daß er immer wieder in denſelben Fehler zurückfiel.

Dafür mußt' er einſt durch den Verluſt eines großen Vergnügens büßen.

Sein Vater hatte nämlich ihm und ſeinen Brüdern längſt verſprochen, einmal mit ihnen eine angenehme Luſtreiſe von Hamburg nach Stade auf der Elbe zu machen.

Auf einmal hieß es: der Wind ſey günſtig und das Schiff zum Abſegeln ſey bereit.

Wie frolokte da die ganze Geſellſchaft! und wie eilte jeder, ſich zu dieſer längſtgewünſchten Reiſe anzuſchicken!

Alle waren jezt bereit; aber wie erſchrak der Vater, da ihm Hans in die Augen fiel und da er den lüderlichen Anzug bemerkte, worin er vor ihm ſtand!

Die Strümpfe hingen ihm bis auf die Schuhe herunter, die Beinkleider hatten große

Löcher, die Weſte war mit Dinte beſchmuzt, und an dem Rocke fehlte die Hälfte der Knöpfe.

Ihn ſo mit zu nehmen, war unmöglich; denn jedermann würde geglaubt haben, daß der Vater eines ſo unordentlichen Knaben gleichfalls ſehr unordentlich ſeyn müſſe, weil er dieſen Fehler an ſeinem Sohne litte: und dieſer böſe Name würd' ihm großen Schaden zugezogen haben.

Nun hatte zwar Hans noch ein ander Kleid: aber unglücklicher Weiſe war dieſes bey dem Schneider, weil er kurz vorher es eben ſo zugerichtet hatte.

Was geſchah alſo?

Die Brüder, deren Wäſche und Kleidung rein und unverletzt waren, gingen mit dem Vater zu Schiffe; der arme Hans hingegen, der ſich unter allen am meiſten darauf gefreuet hatte, mußte zu Hauſe bleiben.

Man ſagt, er habe von der Zeit an ſich ſo ernſtlich vorgenommen, ſich der Ordnung und der Reinlichkeit zu befleißigen, daß er nachher es nicht nur ſeinen Brüdern gleich gethan, ſondern ſie ſogar noch übertroffen habe.

Campe.

2.

Niklas hatte Eltern, die ihm ſehr gute Lehren gaben, ſie waren aber beyde in ſo viele Geſchäfte verwickelt, daß ſie nicht immer nachſehen konnten, wie ſie von ihm befolgt würden. Nun war Niklas ſo einfältig, daß er glaubte, er müſſe die Lehren ſeiner Eltern nicht um ſein ſelbſt Willen, ſondern aus Gefälligkeit gegen ſie, befolgen, und dachte daher, er habe genug gethan, wenn er nur in ihrer Gegenwart folgſam wäre. Deswegen that er immer das Gegentheil von dem, was ihm die Eltern geſagt hatten, ſobald er merkte, daß ſie nicht Zeit hätten, ihn zu beobachten. Sie hatten ihm zum Exempel geſagt, er müſſe ſich und ſeine Kleidung reinlich halten. Er that aber keines von beyden.

In der Morgenſtunde ſchlich er träumend umher, und ſcheuete die kleine Mühe ſich zu waſchen und ſeinen Mund zu reinigen. Ein weiſſes Hemde zog er nicht eher an, bis er von der Mutter dazu gezwungen wurde, und ſeine Kleidung vergaß er immer an dem Orte aufzuhängen, den ihm ſeine Mutter hierzu beſtimmt hatte.

Dieß hatte für ihn ſehr unangenehme Folgen. Sein Mund und ſeine Zähne bekamen einen ſehr unangenehmen Geruch, der jedem ekelhaft war, dem er nahe kam. In ſeinen Haaren wuchs Ungeziefer, das ihm ein abſcheuliches Anſehen gab. Der ſcharfe Schweis, den er äußerſt ſelten von der Haut wuſch, fras dieſelbe an, und machte, daß er beſtändig mit Ausſchlag behaftet war. Der ganze Menſch wurde am Ende ſtinkend, bekam eine ungeſunde gelbe Farbe, ſo daß jederman ſeinen Umgang flohe. S.

Von der Vortreflichkeit der Mäßigkeit.

I.

Ein König aus Perſien ſchickte dem Mahomed einen gelehrten und erfahrnen Arzt zu, damit die Leute, wenn es nöthig wäre, ſeine Cur gebrauchen könnten. Als der Arzt ſich etliche Jahre in Arabien aufgehalten und ihn niemand gebraucht hatte, gieng er eines Tages zum Mahomed, ſeinem Herrn, und beſchwerte ſich, er ſey noch von niemanden gefordert und gebraucht worden, daß er Proben von ſeiner Kunſt hätte ablegen können, da er doch zu dem Ende dorthin

hin gekommen wäre. Der Prophet antwortete ihm: „Die Leute in dieſem Lande leben ſo, daß „ſie niemals eſſen, außer wenn ſie hungert, „und hören auf zu eſſen, wenn ihnen der Appetit noch nicht ganz vergangen iſt.“ „Gut,“ ſagte der Arzt, „dieß iſt das einzige Mittel zur „guten Geſundheit! aber dann bin ich auch hier „nichts nütze,“ küſſete die Erde, beurlaubte ſich und zog davon.

Sulzer.

2.

Woher kommt es, fragte einſt Stephan ſeinen Bruder Heinrich, daß du immer ſo munter und thätig biſt, ich hergegen immer ſchläfrig und verdroſſen? Ich weis keinen andern Grund anzugeben, antwortete er, als dieſen, weil ich immer aufhöre zu eſſen und zu trinken, ſobald mein Appetit geſtillt iſt. Wollte ich meinen Magen überladen, ſo würde alle meine Kraft auf die Verdauung gerichtet werden, ſo daß mir keine Kraft zu anderer Arbeit übrig bliebe, und die unaufhörliche Arbeit des Magens würde machen, daß ich immer müde wäre.

S.

Von der Schädlichkeit der Unmäßigkeit.

1.

Ein reicher Mann gab einſt ſeinem Söhnchen an deſſen Geburtstage die Erlaubniß, alle ſeine Geſpielen zu einem kleinen Feſte einzuladen.

Sie kamen und wurden in einen angenehmen Garten geführet.

Hier trug man alle mögliche Näſchereyen auf; Kaffee, Thee, Milch, Bisquit, Konfekt, Kuchen, Erdbeere, Johannisbeere, Kirſchen, und was nur die ſchöne Jahreszeit von Früchten hervorbringt.

Man ließ ihnen dabey alle nur erſinnliche Freyheit, aber die Folgen waren ſehr verſchieden.

Einige unter ihnen, die ſich der Warnungen erinnerten, die ihnen ihre Eltern und Aufſeher gegeben, waren beſcheiden und aßen nicht mehr, als ſie glaubten, daß es ihnen zuträglich wäre.

Andere hingegen, die ſich der Abweſenheit ihrer Aufſeher bedienen wollten, aßen von allem, was ihnen vorgelegt wurde, und machten allezeit ihre Teller leer.

Die erſten befanden ſich ſehr wohl dabey, und genoſſen des Vergnügens auf den andern Tag: denn man gab ihnen mit nach Hauſe, was ſie vor ſich hatten liegen laſſen.

Die lezten waren kaum nach Hauſe, ſo empfanden ſie Kopfſchmerzen, Uebelkeiten, Leibesſchmerzen und andere Uebel, die die Ungenügſamkeit zu begleiten pflegen.

Einer unter ihnen geſtund ſeinen Fehler, bat um Verzeihung, und zugleich, daß ſie den Arzt möchten holen laſſen, damit er ihm Arzney geben möchte.

Er nahm dieſe willig ein, ſo bitter ſie auch ſchmeckte. Andere aber, die ſich dieſen Mitteln widerſezten, wurden ſo krank, daß ſie etliche Wochen lang nicht ausgehen konnten, und beynahe geſtorben wären.

Weiſſe.

2.

Ach Mama, ich bin ſo krank, mir iſt ſo übel zu Muthe, klagte der kleine Konrad.

Kind, ſprach die Mama, du wirſt dieſen Mittag, da ich nicht zu Hauſe war, zu viel gegeſſen haben. Nicht ſo? — Heute Abend mußt du alſo faſten und Morgen Arzney einnehmen.

Das ſtund dem guten Konrad, der Konfekt lieber als Arzney einnahm, gar nicht an. Er proteſtirte mit vieler Herzensangſt dagegen. Allein da half alles Bitten und Flehen nichts. Weil Konrads Zunge geſündiget hatte, ſo mußte ſie auch wieder leiden.

Der Nachmittag und Abend, und die Nacht gieng ihm unter vielen ſchrecklichen Vorſtellungen vorbey. Endlich brach der Morgen an und die Mama erſchien mit der Arzney.

Konrad, hier iſt dein Pulver! — Hörſt du nicht? Konrad? — Konrad!

Der lag tief unter der Bettdecke verſteckt, der Angſtſchweis brach bey ihm hervor; er verwünſchte in ſeinem Herzen alle Arzney.

Konrad! erſchallte die ernſthafte Stimme der Mutter, hier hilft kein Proteſtiren. Das Pulver genommen oder — — du weiſt, was ich ſagen will.

Das war die höchſte Stufe ſeines Leidens. Er verſtand ihre Drohung. Er kroch unter der Bettdecke hervor, nahm die Arzney und verſchluckte ſie.

Nun ſagte die Mama, das iſt vorbey. Auf ein andermal iß nicht ſo viel. Du haſt ſonſt immer dieſelbe Strafe zu leiden. Krank werden, und Arzney nehmen müſſen, iſt die natürliche Folge der Unmäßigkeit.

Ach! ſagte Konrad, mein Lebtage will ich nicht wieder zu viel eſſen. Das ſchmeckt gar zu übel! Man meynt, er habe eine lange Zeit Wort gehalten.

Goldner Spiegel.

3.

Herr Leonhard war ein ſehr guter und vernünftiger Mann. Nur den Fehler hatte er an ſich, daß er ſich in dem Genuſſe des Weins nicht zu mäßigen wußte. Wenn er in Geſellſchaft war, ſo trank er ein Glas nach dem andern, verlor nach und nach ſeinen Verſtand, und begieng mancherley Thorheiten, die ihn den folgenden Tag reueten.

Einſt trank er auch zu viel, verlor ſeinen Verſtand und erzählte alle Heimlichkeiten, die er ſonſt vor der ganzen Welt zu verbergen ſuchte. Die ganze Geſellſchaft lachte darüber, und je mehr man lachte, deſto mehr erzählte er.

Einer aus der Geſellſchaft fing ein Kartenſpiel an. Er ſpielte mit, und verlor binnen einigen Stunden 150 Thaler.

Darüber wurde er unwillig, beſchuldigte den Spieler des Betrugs, dieſer ſchimpfte ihn, er ſchlug ihn an den Kopf, jener wehrte ſich und ſo entſtund eine Schlägerey, in welcher er ganz blau geſchlagen wurde, und an ſeinem Kopfe verſchiedene Beulen bekam.

Den andern Tag befand er ſich ausnehmend übel. Seine Wunden ſchmerzten ihn, ſein Magen war verdorben. Er dachte an das viele Geld, das er verloren hatte, worüber ihm ſeine Frau die bitterſten Vorwürfe machte. Er erinnerte ſich an die Heimlichkeiten, die er ausgeplaudert hatte, und hätte vor Verdruß vergehen mögen.

Ueberdieß bekam er auch noch eine Citation auf das Rathhaus, um ſich da wegen der unziemlichen Reden zu verantworten, die er gegen ſeinen Gegner ausgeſtoßen hatte.

Da ſchlug er die Hände über dem Kopfe zuſammen, und klagte: „Ich Elender! in alle dieſen Jammer ſtürzt mich die Unmäßigkeit.

Den Weiſen macht ſie zum Narren, den Geſunden wirft ſie auf das Krankenbette!“

S.

Die traurigen Folgen der Naſchhaftigkeit.

1.

Der kleine Peter hatte oft ſeinen Eltern und Geſchwiſtern Kleinigkeiten an Eßwaaren und andern Sachen weggenommen.

Als ihn endlich ſeine Mutter darüber betraf, ſagte ſie es dem Vater; und ſie wurden eins, deswegen das böſe Kind hart zu züchtigen.

Da Peter nun ſehr weinte, und vorwenden wollte: er hätte ja nur eine Kleinigkeit weggenommen, ſo ſagte der verſtändige Vater: eben darum ſtrafe ich dich hart, damit du nicht bey Kleinigkeiten lerneſt, Dinge vom größerem Werthe ſtehlen, und endlich am Galgen ſterben müſſeſt:

Denn wer oft nur einen Apfel ſtiehlt, nimmt dereinſt auch Geld, wenn er dazu kommen kann.

Ein andermal nimm nicht das geringſte ohne die Erlaubniß deſſen, dem es gehöret.

Goldner Spiegel.

2.

Ein Kind wurde von ſeiner einfältigen Amme alle Tage mit Naſchwerk gefüttert. Es wurde dadurch ſo ſehr an die Leckereyen gewöhnt, daß es auch nachher als Knabe ſich immer darnach ſehnte und gleich zugrif, wo es nur dergleichen ſtehen ſah.

Vergebens warnte den Knaben ſeine ältere Schweſter, die ihm rieth, ſich bey Zeiten davon zu entwöhnen, weil er es nicht immer haben könnte. Er meinte, das hätte ſo lange Zeit, bis er es nicht mehr haben könnte und verſuchte nie, ſich zu zwingen.

Endlich kam er weg aus ſeinem väterlichen Hauſe zu einem Herrn, bey dem er ſtrenge gehalten wurde, und wo von Naſchwerk gar nichts vorfiel. Was that er da? Er kaufte täglich ſich von ſeinem Taſchengelde Roſinen, Mandeln und Zuckerwerk, bis das Taſchengeld verzehrt war.

Seine Begierde war unterdeß immer ſtärker geworden, und es war ihm jezt faſt ganz unmöglich, ſich zu zwingen. Da er nun kein Taſchengeld mehr hatte; ſo verkaufte er Anfangs einige ſeiner Kleidungsſtücke, und da auch das verzehrt war: ſo — mich ſchaudert, indem ichs erzähle! beſtahl er ſeinen Herrn.

Aber wo geſchiehet etwas Böſes, das über kurz oder lang nicht bekannt würde. Auch dieſes wurde bekannt, und um der Schande und Strafe zu entgehen, floh der junge Menſch auf ein Schiff, welches nach Oſtindien fuhr.

Der menſchlichen Strafe war er nun zwar vors erſte entflohen; aber nicht der göttlichen. Das Schiff, worauf er ſich befand, ſcheiterte, und der Miſſethäter wurde von den Wellen verſchlungen.

Goldner Spiegel.

3.

Es war einmal ein Dieb, der ſollte gehangen werden. Da er ſchon unter dem Galgen war, ſah er ſeine Mutter, die erbärmlich weinte. Da ſagte er zu dem Scharfrichter: er möchte ihm doch erlauben, erſt noch ein Wort mit ſeiner Mutter zu ſprechen; und der Scharfrichter ſagte, das könnte er thun. Da ging er hin zu ſeiner Mutter, und that, als wenn er ihr was ins Ohr ſagen wollte, und da biß er ihr auf einmal ſo gewaltig ins Ohr, daß die alte Frau laut zu ſchreien anfing. Da ſagten alle Leute, die zugegen waren: das muß doch wohl ein rechter Böſewicht ſeyn, daß er ſo kurz vor ſeinem Tode noch ſeine Mutter ins Ohr beißen kann. Aber der Dieb antwortete: ihr lieben Leute, wundert euch nicht darüber! Wiſſet mir, daß dieſe meine Mutter die Urſache meiner Schande und meines Todes iſt. Da ich noch ein Kind war, gewöhnte ich mir das Naſchen an, und meine Mutter ſtrafte mich nicht darüber. Da ich in die Schule ging, ſtahl ich meinen Schulkameraden die Fiebeln, und wenn ich nach Hauſe kam, freuete ſie ſich darüber und verkaufte die Fiebeln. Das machte, daß ich immer mehr Luſt zum Stehlen kriegte, bis ich endlich ein großer Dieb wurde. Hätte meine Mutter mich gleich anfangs beſtraft; ſo würde es nicht ſo weit mit mir gekommen ſeyn. Deswegen biß ich ihr ins Ohr, um ihr auf eine empfindliche Weiſe zu erkennen zu geben, daß ſie die Urſache meines Todes ſey.

Campe.

Wie gut es ſey, in ſeinen Bemühungen anhaltend und beſtändig zu ſeyn.

I.

Einſt lebten zwey Brüder, die einander ſehr ungleich waren.

Der ältere brachte den ganzen Tag zu mit Spielen, mit wilden Herumſchwärmen, mit nichtswürdigem Zeitvertreibe.

Er hörte nicht gern zu, wenn etwas Gutes erzählt wurde; das Leſen kam ihm unangenehm und beſchwerlich vor; ſeine Gedanken richtete er ſelten auf etwas Nützliches, und hatte faſt immer abgeſchmackte Dinge im Kopfe.

Der jüngere Bruder las gern in Büchern; hörte aufmerkſam zu, wenn ihm etwas erzählt wurde; dachte darüber nach und machte ſich ein Vergnügen daraus, das wieder zu erzählen, was er von ſeinen Lehrern oder aus Büchern gelernt hatte.

Es läßt ſich leicht errathen, wie es mit dem einen und mit dem andern geworden ſeyn müſſe.

Als der jüngere eilf Jahr alt war, konnt' er ſo vernünftig denken und ſprechen, daß ſeine Eltern ihn oft mit ſich in Geſellſchaft nahmen;

theils, ihm ein Vergnügen zu machen, theils, damit er von andern verſtändigen und guten Leuten Allerley lernen möchte.

(Denn es giebt Dinge, die man aus Büchern nicht lernen kann, von denen man aber doch nicht eher etwas verſteht, als bis man viel in Büchern geleſen hat.)

Mit ſeinem ältern Bruder hingegen, der nunmehr dreizehn Jahr alt war, gieng es ganz anders.

Wenn Erwachſene mit einander ſprachen, ſo verſtand er davon nur wenig oder gar nichts; noch viel weniger aber konnte er ſelbſt vernünftig und angenehm ſprechen.

Seine Eltern hätten auch ihn gern in Geſellſchaft erwachſener Leute gebracht; allein er wäre da nichts nütze geweſen, und man würde geſagt haben:

„Was ſoll dieſer Knabe hier, mit dem man kein vernünftiges Wort ſprechen kann? Jeder Menſch muß ſich zu ſeines Gleichen halten; und er gehört noch unter die Kinder.“

Alſo mußt' er zu Hauſe bleiben.

Das kränkte ihn nun nicht wenig, und darum faßte er den guten Vorſatz, von nun an recht aufmerkſam, fleißig und ſittſam zu werden. Weil er aber an die Unachtſamkeit, an das Nichtsthun und an wildes Herumſchwärmen gewöhnt war, ſo wurde ihm ſein löbliches Unternehmen anfangs ziemlich ſchwer.

Er that ſich vielen Zwang an, und doch wollt' es ihm nirgend ſo gelingen, wie er wünſchte.

Sein guter Bruder, dem das ſehr nahe gieng, gab ſich alle Mühe, ihm behülflich zu ſeyn; er wies ihm, wie man es anfangen müſſe; er erklärte ihm dieſes und jenes, und machte ihm es leicht, wo er wußte und konnte.

Ernſtliche Bemühungen haben allezeit ihre gute Wirkung.

Nachdem der ältere Bruder ſich einige Zeit munter und unverdroſſen beſtrebt hatte, vollkomner zu werden, ſo kam es endlich dahin, daß er darinnen ſein größtes Vergnügen fand.

Nichts konnte ihm mehr Freude machen, als wenn er etwas gethan hatte, worüber ſeine Eltern und Lehrer ihre Zufriedenheit bezeigten; und etwas Neues zu lernen, war ihm viel zu angenehm, als daß er dabey hätte unaufmerkſam ſeyn können.

Kurz, er ſelbſt konnte nunmehr nicht begreifen, wie es ihm vorhin möglich geweſen wäre, ein Vergnügen an Nichtsthun' und an abgeſchmacktem Zeitvertreibe zu finden.

Gleichwohl hatte es ihm den Schaden gethan, daß er ſeinen jüngern Bruder in manchen Dingen nicht völlig einholen konnte: denn der war allzuweit vor ihm voraus.

Es iſt hiermit eben wie mit dem Feldbaue; wenn man zu rechter Zeit ſäet, ſo kann man auch zu rechter Zeit erndten, und reichlich erndten.

Säet man aber zu ſpät, ſo hat man Miswachs zu erwarten, oder doch weniger und nicht ſo ſchöne Früchte, als man ſonſt bekommen haben würde.

Teſſin.

2.

Demoſthenes, ein junger Athenienſer, wäre gar zu gern ein geſchickter Redner geworden: aber er ſchien von Natur dazu verdorben zu ſeyn.

Denn erſtlich ſtotterte er über die Maßen, und den Buchſtaben r konnt' er gar nicht ausſprechen.

Zweitens hatt' er eine unangenehme, kreiſchende Stimme und ſchwache Lungen.

Andre fügen noch hinzu, daß er auch drittens die üble Gewohnheit gehabt habe, beym dritten Worte, das er ſprach, die eine Schulter in die Höhe zu ziehen.

Das waren nun lauter ſchlimme Eigenſchaften an einem, der ſich öffentlich auf dem Markte hinſtellen und vor allem Volke reden ſollte!

Auch machte Demoſthenes, da er das erſtemal auftrat, ſeine Sachen ſo ſchlecht, daß er ausgepfiffen wurde.

Ein Anderer würde ſich dadurch auf immer haben abſchrecken laſſen: aber Demoſthenes beſchloß, der Natur zum Troß, dennoch ein guter Redner zu werden, und — er ward's!

Aber hört, wie er es anfieng, ſich dazü zu bilden. Zuweilen gieng er an das Geſtade des Meers, wo ſich die Meereswellen mit einem lermenden Getöſe brachen, und ſagte daſelbſt mit lauter Stimme eine Rede her, um ſich zu gewöhnen, das Geräuſch einer Volksverſammlung zu überſchreien.

Zuweilen nahm er kleine Kieſelſteine in den Mund, lief alsdann einen Berg hinauf, und ſagte abermals im Laufen eine Rede her, und zwang ſich dabey, jede Silbe vernehmlich auszuſprechen.

Endlich, ſagt man, habe er ſich eine unterirdiſche Kammer angelegt, um ſich darin im Reden zu üben, und damit es ihm nicht etwa einfallen möchte, eher wieder auszugehen, bis er ſich genug würde geübt haben, ſo habe er ſich den halben Kopf kahl geſchoren, ſo daß er ſich eine gute Zeitlang nicht ſehen laſſen konnte, wenn er nicht wollte ausgelacht werden.

In dieſer unterirdiſchen Kammer nun ſoll er ſich Stundenlang vor den Spiegel geſtellt haben, um ſich zu gewöhnen, ſeinem Körper beym Reden eine angenehme Stellung zu geben, und recht ſchickliche Bewegungen mit den Händen zu machen.

Auch ſoll er ſich mit entblößter Schulter recht dicht unter die Spitze eines über ihm hängenden Degens geſtellt haben, damit er, ſo oft er ſeiner Gewohnheit nach die Achſel zuckte, ſich verwunden möchte.

Durch ununterbrochne Uebungen dieſer Art brachte er es endlich dahin, daß er der größte unter allen Rednern wurde, welche je gelebt haben, und daß ſeine Reden noch jezt, nach ſo viel hundert Jahren, als ein Muſter von Wohlredenheit, bewundert werden.

Campe.

3.

Leopold hatte ſeit etlichen Tagen ſeinen kleinen Freund Chriſtian nicht geſehn, und kam itzo, um ihn zu beſuchen. Er glaubte durch ſeinen Beſuch große Freude bey Chriſtian anzurichten. Er irrte ſich aber. Als er zu ihm in die Stube trat, ſaß dieſer ganz betrübt am Tiſche, und hatte den Kopf in die Hand gelegt. Ganz unmuthig fragte er, was bringſt du mir denn?

Ich will dich beſuchen, antwortete Leopold. Ich glaube aber, du ſiehſt mich nicht gerne. Du biſt ja ſo verdrüßlich. Biſt du etwa krank? oder ſind deine Eltern nicht mit dir zufrieden? oder hat dich jemand beleidigt?

Ach! nichts von allen dieſem, ſagte Chriſtian. Ich habe nur gar zu viel zu thun. Da hat mir mein Vater ein Buch gegeben, daraus ſoll ich ihm etwas abſchreiben. Sieh nur einmal das große Stück. Hier die ganze Seite, und auch dieſe halb. Wenn will ich denn damit fertig werden? da kann ich ja nicht einen Augenblick ſpielen.

Wenn du weiter keinen Kummer haſt, ſagte Leopold, ſo will ich dir bald helſen. Such nur gleich Dinte, Feder und Papier herbey. Setze dich hin und ſchreibe, und gehe nicht eher von der Stelle, bis du mit deiner Arbeit fertig biſt. Da wirſt du ſie bald endigen, und das Herz wird dir hernach recht leicht werden. Dieß habe ich von meinem Herrn Informator gelernt. Dieſer ſagte mir immer, ſo lange man ein ſchweres Geſchäfte vor ſich habe, würde man niemals recht vergnügt. Deswegen müſſe man es friſch angreifen, ſo käme es bald zu Ende, und wenn es zu Ende wäre, ſo hätte man allemal darüber eine große Freude.

Das iſt ja aber gar zu viel, fuhr Chriſtian fort. Das kann ich ja unmöglich alles ſchreiben, ſieh nur: eine Seite und noch eine halbe Seite.

Er wurde darüber ſo wehmüthig, daß er wirklich den Mund verzog, und anfing zu weinen.

Je mehr du zu ſchreiben haſt, Närrchen! antwortete ihm Leopold, deſto eher mußt du damit anfangen, und deſto länger mußt du daran bleiben. Wenn du den ganzen Tag den Kopf

in

in die Hand legteſt, und das ganze Schnupftuch voll weinteſt, ſo würdeſt du damit doch keine Zeile fertig bringen. Friſch! ſetze dich hin und ſchreibe, ich will mich ſo lange in dieſe Ecke ſetzen, und etwas in deinen Büchern leſen, bis du fertig biſt.

Wirklich ſetzte ſich Leopold in eine Ecke, ſprach kein Wort mehr, ſondern las in einem Buche. Chriſtian that aber einen Seufzer, nahm die Feder und ſchrieb, und ſchrieb, und ſprach kein Wort mehr. Und je länger er ſchrieb, deſtomehr nahmen die Zeilen ab, die er abſchreiben ſollte. Er merkte es, und wurde dadurch geneigt, immer eifriger im Schreiben fortzufahren. Kaum war eine halbe Stunde vorbey, ſo rief er: Punktum! ich bin fertig! ſprang vom Stuhle auf, umarmte ſeinen Freund Leopold, dankte ihm für den guten Rath, den er ihm gegeben hatte, und ſpielte nun noch ein paar Stunden recht vergnügt mit ihm im Damenbrete.

S.

Die unangenehmen Folgen der Unbeſtändigkeit.

1.

Melchior beſuchte einmal ſeinen Freund Ferdinand. Dieſer zeigte ihm eine Menge Zeichnungen von Häuſern, Thieren und Menſchen, die er ſeit einiger Zeit verfertiget hatte. Dieſe gefielen Melchiorn ſowohl, daß ſogleich bey ihm die Begierde entſtund, das Zeichnen auch zu erlernen.

Mit dieſer Begierde kam er nach Hauſe, fiel ſeinem Vater um den Hals, und bat, ihm einen Zeichenmeiſter zu halten. Der Vater, der ſeinem Sohne gern ſo viel Freude machte, als nur möglich, verſprach ihm wöchentlich zwey Stunden Unterricht geben zu laſſen. Damit war aber Melchior nicht zufrieden, ſondern verlangte täglich ſo viele Stunden.

Der Vater geſtund ihm auf ſein anhaltendes Bitten täglich eine Stunde zu.

Das war eine herzliche Freude. Melchior war nicht nur in der Stunde ſehr aufmerkſam, ſondern auch außer derſelben. Alle Papiere, die er fand, bemalte er mit Blumen, Früchten und andern Figuren.

Nach einiger Zeit verglich er ſeine Zeichnungen mit denen, die Ferdinand verfertigt hatte, und fand, daß dieſe weit beſſer waren. Das verdroß ihn. Er machte noch einige Verſuche, ihm beyzukommen, da ſie ihm aber nicht gelangen, ſo ward ihm das Zeichnen eine ſehr unangenehme Beſchäftigung. Er ſah den Zeichenmeiſter mit Widerwillen kommen, machte die aufgegebenen Arbeiten nachläßig, und wenn der Unterricht vorbey war, ſo ließ er ſie ganz aus den Gedanken.

Unterdeſſen ſah er, daß ſein kleiner Nachbar ſich ein Taubenhaus angelegt hatte. Er beſuchte ihn oft, und ſah mit Vergnügen zu, wie ſich die Tauben ſchnäbelten, und ihre Jungen fütterten. Auch ſo ein Taubenhaus zu haben ſchien für ihn das größte Glück.

Er ſtellte es ſeinem Vater vor, und erhielt es wirklich von ihm, daß ihm auch ein Taubenhaus gebauet wurde. Er leerte ſeine Sparbüchſe aus, und kaufte ſich dafür einige Paar ſchön gezeichnete Trommeltauben.

Dieſe zogen ſeine Aufmerkſamkeit ſo ſehr auf ſich, daß ihm alle Luſt zu Zeichnen vergieng, und daß der Zeichenmeiſter darüber ſo verdrüßlich wurde, daß er ihm den Unterricht aufſagte.

Nun brachte er den ganzen Tag bey den Tauben zu, fütterte ſie, ſtand Stundenlang bey den Neſtern, und ſah zu, wie ſie brüteten, ſich zankten und ſchnäbelten. Flog eine weg, ſo lief er etliche Stunden in der Stadt herum, um ſie aufzuſuchen.

Dieſes Vergnügen würde vielleicht noch länger gedauert haben, wenn er des kleinen Carls Garten nicht geſehen hätte, den dieſer ſehr artig angelegt, und mit Blumen und wohlriechenden Kräutern bepflanzt hatte. Sobald ihm dieſer zu Geſicht gekommen war, verlohr ſich alle Liebe zu ſeinen Tauben, und er wünſchte nichts mehr, als der Beſitzer eines kleinen Blumengartens zu ſeyn. Sein Vater beſaß einen großen Garten, und ließ ſich leicht bewegen, ihm einen Theil deſſelben zur Benutzung abzutreten. Nun war er mit ſeiner ganzen Seele dabey, arbeitete ihn um, lief bey allen Gärtnern umher, und brachte, theils durch Bitten, theils für Geld, ſo viele Gewächſe zuſammen, daß ſein ganzer

Garten damit bepflanzt wurde. Er war nun voll. Er ſetzte ſich dabey, betrachtete ihn, hatte ſeine Freude daran, die aber von Tage zu Tage ſchwächer wurde.

Einſt ſah er in dem Garten, der neben dem ſeinigen war, einen kleinen muntern Knaben wandeln. Er gefiel ihm ſo wohl, daß er ſogleich ſeine Geſellſchaft wünſchte, und ihm winkte, in ſeinen Garten zu kommen. Der Knabe kam, aber ſeine Geſellſchaft war ihm unnütze, denn er war ein junger Franzoſe, der kein Wort deutſch ſprechen konnte.

Dieß erregte in ihm den Wunſch, auch das Franzöſiſche zu erlernen. Er erſuchte ſeinen Vater darum, und dieſer geſtund es ſchon mit Vergnügen zu, weil er es als ein Mittel anſah, ihn von ſeinen Zerſtreuungen zurück zu bringen. Er hielt ihm deswegen einen Sprachmeiſter, dem er ſo gern zuhörte, daß er ſchon in der erſten Stunde von ihm lernte, wie man auf franzöſiſch guten Morgen, guten Abend, und gute Nacht wünſchen, und ſich nach des andern Wohlbefinden erkundigen könne.

Er lernte gut leſen, und war in wenigen Wochen ſo weit, daß er ſchon ziemlich viele

Wörter verſtund. Nun kamen aber auch verſchiedne Pünktchen, die etwas ſchwer waren, z. E. die Wörterchen y und en, und verſchiedne Redensarten, die von dem Deutſchen ſtark abgingen. Die wollten ihm nun gar nicht behagen. Er bekam gegen das Franzöſiſche einen Widerwillen, zumal da ſein kleiner franzöſiſcher Nachbar mehrentheils nicht verſtund, was er mit ihm redete, und dieſer auch ſo geſchwind plauderte, daß er von zwanzig Worten kaum eins verſtehen konnte.

Er hätte es gern wieder aufgegeben, wenn er nur des Vaters Vorwürfe nicht gefürchtet, und ſogleich etwas anders gehabt hätte, mit dem er ſich die Zeit hätte vertreiben können.

Dieß fand ſich bald. Sein Vater nahm ihn mit in das Concert, wo ein kleiner Violinſpieler von zwölf Jahren ſich den Beyfall der ganzen Verſammlung erwarb, die ſie ihm durch ein anhaltendes Händeklatſchen zu erkennen gab.

Solch Lob, dachte er, könnteſt du dir ja auch wohl erwerben. Und ſo leicht — das Herumfahren mit dem Bogen und das Trillern mit den Fingern kann doch gar kein Hexenwerk ſeyn.

Er theilte ſeinem Vater ſeine Gedanken mit, der ſie billigte, und verſprach ihm Unterricht im Violinſpielen ertheilen zu laſſen.

Er fragte zugleich auch, ob ihm der Vater nicht erlauben wolle, daß er ſich im Concert dürfe hören laſſen? Auch dieß erlaubte ihm der Vater, unter der Bedingung, wenn er recht gut ſpielen könnte.

Die folgende Woche wurde der Unterricht ſchon angefangen.

Melchior brachte eine Menuet mit in die Lehrſtunde, die er in derſelben lernen wollte. Es kam aber daran noch nicht, indem die ganze Stunde damit hingebracht wurde, daß ihm der Lehrmeiſter zeigte, wie er den Bogen halten müſſe. Die übrige ganze Woche wurde darauf verwendet, ihn zu lehren, wie er durch Bewegung der Finger gewiſſe Töne hervorbringen könne, und er ſah ein, daß dies alles beyweiten ſo leicht nicht ſey, als er ſich vorgeſtellet hatte.

Die folgende Woche erſt lernte er einige Noten ſpielen. Dieß gieng ſo langſam, und er grif dabey ſo vielmal falſch, daß er wohl einſah, er würde ſich noch lange nicht im Concerte hören laſſen können.

Da bekam er auch dies Geſchäfte ſatt, und trieb es ſo nachläßig, daß er es bald gar liegen ließ.

Nun war ſein Geburtstag. Sein Vater machte ihm einige Geſchenke, erkundigte ſich aber auch, was er in dem verfloßnen Jahre zu Stande gebracht, und was er gelernt hätte? Da fand ſichs nun, daß er zwar vielerley angefangen, aber nichts zu Stande gebracht hatte. Er konnte weder Zeichnen noch Franzöſiſch reden, noch Violinſpielen. Seine Tauben hatten ſich theils verflogen, theils waren ſie vor Hunger geſtorben, und ſein Garten war ganz mit Unkraut bedeckt.

Da redete ihn der Vater ſehr wehmüthig an, und ſagte: Unglücklicher Sohn! Du haſt ein ganzes Jahr von deinem Leben verlohren. Du haſt Vielerley dir vorgenommen, aber nicht geendigt. Dies kommt daher, weil du durch die Schwierigkeiten, die mit deinen kleinen Geſchäften verknüpft waren, dich ſogleich abſchrekken ließeſt. Sey verſichert, daß bey allen Geſchäften, die du anfangen wirſt, Schwierigkeiten ſeyn werden. Wirſt du ferner ſo unbeſtändig ſeyn, und deinen Vorſatz gleich fahren laſſen, wenn du auf Schwierigkeiten ſtößeſt, ſo wirſt du nichts in der Welt ausführen, und am Ende eben ſo traurig auf dein Leben zurück ſehen, als du itzo an das verfloßne Jahr denkſt.

Melchior wurde gerührt, und verſprach, daß er von nun an in ſeinen Geſchäften beſtändiger ſeyn wolle.

Er ſoll es auch gehalten haben.

S.

2.

Ein Landedelmann kaufte ſich ein großes Stück wüſtes Feld, und nahm ſich vor, daſſelbe zu einem Luſtgarten zu machen.

Er ließ mit vielen Unkoſten Graben durch daſſelbe ziehen, ließ die in demſelben liegenden Steine zuſammenleſen und wegſchaffen, eine Mauer darum ziehen, die Hügel und Schutthaufen, die darinne waren, abtragen, und etliche hundert Karren Gaſſenkoth hinein führen, um den Boden zu verbeſſern.

Hätte er ſo noch drey Jahre fortgefahren, dieſes Land zu verbeſſern, ſo würde er gewiß das Vergnügen gehabt haben, daſſelbe in einen blühenden Garten verwandelt zu ſehen.

Da er aber im vierten Jahre von aller ſeiner Mühe und Aufwande noch keine Früchte ſah, ſo vergieng ihm die Luſt weitern Aufwand zu machen. Er ließ die ganze Sache liegen. Nach wenigen Jahren wurd' es das wieder, was es zuvor geweſen war — ein wüſtes Stück Feld, und all ſein Geld und Mühe war umſonſt angewendet. S.

Von der Vortreflichkeit der Arbeitſamkeit.

I.

Emilie hatte eine Mutter, die liebte den Fleiß, und war eine große Freundin der Arbeitſamkeit.

Emilie war es nicht: auch ward es ihr ſchwer, der liebreichen Mutter zu glauben, wenn ſie ihr von dem Vergnügen des Fleißes und von der Unluſt erzählte, die mit der Trägheit verbunden iſt.

Zwar arbeitete ſie, ſo oft es die Mutter befahl; denn des Gehorſams war ſie gewohnt: aber man denke ſelbſt, wie wenig es ihr glückte, da ſie immer mit Unmuth daran gieng.

Liebes Mädchen, ſagte dann oft die Mutter, wenn ſie ſie mit hängendem Kopfe und verdrießlichem Geſichte arbeiten ſah, liebes Mädchen, möchteſt du doch einmal bald ſelbſt erfahren, welche Glückſeligkeit die Arbeit, und welch ein unleidlicher Zuſtand die Unthätigkeit ſey!

Ihr liebevoller Wunſch ward erfüllt.

Als Emilie 11 Jahr alt war, reiſte ſie einmal mit über Land; die Mutter verſah ſich mit allerley Arbeitszeuge, und rieth Emilien, das auch zu thun.

Sie wollte es thun. Aber wie leicht vergißt man, was man ungern thut! Sie that es nicht.

Die Reiſe gieng ziemlich weit. Als ſie unterweges waren, fiel ein ſo heftiges Regenwetter ein, daß ſie nicht weiter reiſen konnten, und, da ſie einen offnen Wagen hatten, in einem Dorfe bleiben und beſſer Wetter abwarten mußten.

Weil im Gaſthofe kein Platz für ſie war, ſo ließen ſie blos den Wagen dort, und kehrten bey einer gutherzigen Alten ein, die ihnen ein Bett und Kämmerchen einräumte. Das war aber auch das einzige, was ſie hatte.

Sie ſelbſt blieb bey ihren Gäſten. Ein Spinnrad war ihre ganze Beſchäftigung.

Wie wohl that es nun der Mutter, Arbeit bey ſich zu haben! Sie unterredete ſich mit der guten Alten, und unter Geſpräch und Arbeit flog der lange Herbſtabend dahin.

Die arme Emilie hatte nun kein Geſchäft, und weil die Alte von nichts weiter zu ſprechen wußte, als von ihren Arbeiten: ſo fand ſie auch an dieſem Geſpräch keinen Wohlgefallen.

Kaum könnt ihrs euch vorſtellen, ihr lieben, die ihr zur Arbeitſamkeit gewöhnt ſeyd, welche traurige Langeweile ſie fühlte.

Unter vielem Murren und Seufzen über das widerwärtige Wetter verbrachte ſie den Abend, und höchſt unzufrieden mit ſich ſelbſt ſchlief ſie ein.

Mit welcher Freud' erwachte ſie den nächſten Morgen, als ſie den Himmel heller ſah! Mit welcher Ungeduld hoffte ſie, daß der Wagen zur Reiſe geſpannt würde!

Jezt war er fertig, und froh und unter vielen Dankſagungen ſchieden Mutter und Tochter von der treuherzigen Alten.

Die Fahrt gieng ein wenig uneben: denn durch das heftige Regenwetter war die Straße tief und unwegſam geworden.

Als ſie beynah eine Meile gefahren waren, brach ein Rad am Wagen; er fiel, doch kamen ſie beyde unbeſchädigt davon.

Nachdem ſie ſich vom erſten Schrecken erholt, ward die Mutter gewahr, daß zum guten Glücke ein Dorf in der Nähe ſey.

Sie nahm Emilien mit ſich, und gieng dahin, ihrem Kutſcher Hülfe zu ſchaffen.

In dieſem Dörſchen nun wohnte weder Schmid noch Rademacher, Es dauerte alſo ein Paar Tage, eh der Wagen wieder in Stand geſetzt werden konnte.

Die arme Emilie! Wie ſeufzte, wie jammerte ſie vor langer Weile! Und wer konnt ihr helfen? Die Mutter nicht, ſo lieb ſie ſie auch hatte. Von ihrer Arbeit konnte ſie ihr keine geben: denn die hatte Emilie nie lernen mögen.

Nun fing ſie an, den Werth des Fleiſſes zu fühlen; ganz beſchämt ſagte ſie zur Mutter: Ach, ich habs verdient, liebe Mutter, von dieſer traurigen Langeweile gequält zu werden! Nun erſt weiß ich, wie gut du es mit mir meinteſt, wenn du mich zur Arbeit anhielteſt! Gewiß, hier hing ſie ſich an der Mutter Arm, und drückte ihre Hand feſt an ſich, gewiß ſollen deine Ermahnungen nicht wieder vergebens ſeyn! Ich kenne nun das Unleidliche des Müſſiggangs. — Ich entſag ihm von heut an, und (indem ſie der Mutter Hand mit Thränen begoß) verzeihe mir, daß ich dich gekränkt habe! Nie, nie thue ich es wieder.

Man ſagt, ſie hätt' es nie wieder gethan.

Karoline Rudolphi.

2.

Ein Arbeiter mußte bey dem Bau eines Hauſes Steine zutragen. Unter dem Haufen derſelben befand ſich ein außerordentlich großer, welcher aber doch auch mit fortgeſchafft werden mußte.

Allein wenn der Arbeiter an dieſen kam, ſo ließ er ihn immer unangerührt liegen, und trug erſt die kleinern weg.

Nun beunruhigte ihn aber, bey der ganzen Arbeit, beſtändig der Gedanke, daß er doch zuletzt den großen, ſchweren Stein auch wegſchaffen müßte.

Er wollte dies endlich auch thun; aber da ihn die kleinern Laſten, die er mit Unmuth trug, ſchon ermattet hatten: ſo fehlte es ihm jetzt an Kräften, die größere fortzubringen.

Er mußte alſo den großen Stein liegen laſſen; und weil derſelbe mit in ſein Tagelohn verdungen war, ſo wurde ihm von dieſem ein Theil entzogen; und das mit Recht, weil nicht alles von ihm geleiſtet war, wozu man ihn beſtellt hatte.

Ein andrer Arbeiter hatte auch einen Haufen Steine vor ſich liegen.

Dieſer ſuchte zuerſt den allergrößten aus, und weil er einmal wußte, daß es nicht anders ſeyn könnte, ſo trug er dieſen vergnügt fort, ob es ihm gleich ſauer wurde; denn er freute ſich nun ſchon auf die Erleichterung ſeiner Arbeit, wenn er an die kleinern Steine kommen würde.

Nun gieng ihm auch alles gut von ſtatten, und er war frölich bey ſeiner Arbeit, weil er das Schwerſte überwunden hatte.

Welchem Arbeiter wollet ihr gleichen, Kinder? Dem, der das Schwerſte bis zuletzt verſparte? Oder dem, der mit dem Schwerſten anfing?

Moritz.

3.

Ein Mann ohne Vermögen hatte zween Söhne: da er ſtarb, gieng der Aelteſte an den Hof, und erhielt von dem Fürſten eine Bedienung, weil er zu gefallen wußte. Der Jüngſte bauete ein Stück Land, das ihnen ihr Vater hinterlaſſen hatte, und lebte von der Arbeit ſeiner Hände. Einſtens ſagte der Aelteſte zu dem Jüngſten: warum lernſt du nicht den Hofmann machen, dann würdeſt du nicht ſo arbeiten müſſen, um dein Leben zu erhalten. Der Jüngſte antwortete ihm: warum lernſt du nicht arbeiten, wie ich, dann würdeſt du nicht ein Sklave ſeyn müſſen.

4.

Dionyſius ſpeiſte einſt in Lacedämon, wo man ihm eine ſchwarze Brühe vorſetzte, welches das gewöhnlichſte Gerichte dieſes Volkes war. Der Prinz gab zu verſtehen, daß er keinen Geſchmack an dieſem Gerichte finde. Ich will es glauben, ſagte ein Lacedämonier, denn es fehlt das Gewürze: welches denn? fragte Dionyſius. Die Arbeit, antwortete jener; der Hunger und der Durſt.

Traurige Folgen der Faulheit.

I.

Kilian dachte, weil ſein Vater viele Aecker und Vieh hätte, ſo brauche er nicht zu arbeiten. Wenn der Vater mit Tages Anbruch auf das Feld gieng, und ſich mit Bearbeitung ſeines Landes beſchäftigte, ſo wälzte ſich der träge Kilian in ſeinem Bette herum, ſtund auf, wenn ſein Vater von der Arbeit ſchon ziemlich ermüdet war, und fragte, was ſeine Mutter gekocht hätte.

Ehe er ſein Frühſtück verzehrt hatte, wurde gemeiniglich ſchon das Mittagseſſen aufgetragen, und er verzehrte davon ſo viel, als er in den vollen Magen bringen konnte. Dann gieng er wohl mit an die Arbeit, wenn er aber eine halbe Stunde ſehr langſam gearbeitet hatte, glaubte er ſchon müde zu ſeyn, und legte ſich unter einen Baum, um zu ruhen.

Ob nun gleich ſeine Eltern ihr ganzes Vermögen durch ihren Fleiß erworben hatten, alſo wohl wußten, wie wohl man ſich bey der Arbeitſamkeit befinde, ſo verſtattete ihnen doch die blinde Liebe zu dieſem ihrem einzigen Kinde nicht, ihn zur Arbeit zu treiben. Sie waren ſo thöricht, zu glauben, daß er mit der Zeit ſich beſſern, und von dem Vermögen, das ſie ihm hinterließen, einſt hinlänglichen Unterhalt haben würde.

Aber was geſchah? Vater und Mutter ſtarben in einem Jahre, und Kilian übernahm die Güter, die ſie ihm hinterließen.

Nun dachte er, könnte er recht bequem leben, weil nun alle Einkünfte von denſelben ihm allein zufielen. Er betrog ſich aber ſehr. Weil er jeden Tritt ſcheute, den er thun mußte, ſo überließ er die Sorge für ſein Vieh, Gärten und Aecker, lediglich dem Geſinde, und weil dieſes ſah wie faul der Herr war, ſo glaubte es nicht verbunden zu ſeyn, ſich in Betreibung ſeiner Geſchäfte große Mühe zu geben. Es überließ ſich alſo ebenfalls dem Müſſiggange. Das arme Vieh mußte die größte Noth leiden, es bekam nie ſein Futter zur rechten Zeit, bald bekam es zu wenig, bald gar nichts. Da gaben die Kühe nicht mehr ſo viele Milch, die Schafe nicht mehr ſo viele Wolle, die Pferde arbeiteten nicht ſo viel als ſonſt. Selbſt von den Hühnern und Tauben bekam er nicht ſo viel als ſeine Eltern bekommen hatten. Weil das Geſinde gar keine Aufſicht hatte, ſo wurde es auch diebiſch und entwendete einen großen Theil von dem, was es ihm hätte bringen ſollen. Ja weil das Vieh ſo gar unordentlich gewartet wurde, ſo wurde es krank und ſtarb dahin. Es vergieng keine Woche, da ihm nicht ein Schaf fiel, bisweilen fielen ihm auch Pferde und Kühe.

Gärten und Aecker verwilderten. Da wo ſonſt die ſchönſten Bohnen, Erbſen und Kohlköpfe wuchſen, ſtunden itzo Neſſeln und Diſteln. Die Bäume ſtunden kahl da, weil die Raupen, die der faule Kilian nicht hatte ableſen laſſen, das Laub abgefreſſen hatten. Von den Aeckern erntete er mehr Unkraut als Getraide.

Gegen das Ende des Jahrs forderte das Geſinde ſeinen Lohn, der Sattler, Schmid, Rademacher, und alle, die für ihn gearbeitet hatten, wollten bezahlt ſeyn. Und er hatte doch ſo viel Geld von ſeinen Gütern nicht bekommen, als zu ihrer Bezahlung nöthig war. Er mußte alſo borgen.

Das folgende Jahr nahm er noch weniger ein, und mußte noch dazu Intereſſe von dem erborgten Gelde geben. Da mußte er noch mehr borgen.

So bekam er von Jahre zu Jahre weniger Einnahme, aber mehr Schulden und Ausgabe. Am Ende war er nicht mehr im Stande, ſeinen Gläubigern die Intereſſe zu entrichten. Er wollte noch mehr borgen um ſie abzutragen; aber niemand wollte ſein Geld in die Hände eines ſo unordentlichen Menſchen geben.

Da nahmen endlich ſeine Gläubiger ſein Vieh, Haus, ſeine Gärten und Aecker weg, und er mußte, als ein Bettler, ſein elendes Leben beſchließen.

Solch Elend zieht die Faulheit nach ſich.

S.

2.

Claus bezeigte von Jugend auf Abneigung gegen die Arbeit. Er wußte immer durch allerhand Entſchuldigungen ſich den Geſchäften zu entziehen, die ſeine Lehrer ihm aufgetragen hatten.

Dabey befand er ſich nun gar nicht wohl. Seine Mitſchüler kamen ihm nach und nach in Geſchicklichkeit und Kenntniſſen alle zuvor, und er verlohr die Liebe und Achtung ſeiner Lehrer immer mehr.

Weil er vor langer Weile immer nicht wußte, was er vornehmen ſollte, ſo verfiel er auf allerhand Muthwillen, tückte ſeine Mitſchüler und beſchädigte ihre Sachen. Dafür mußte er immer Strafe leiden, und wenn andere ſich freuten, ſo ſaß er in einem Winkel und weinte.

Da er größer war, war ſein Abſcheu gegen die Arbeit noch größer. Denn weil er ſich nicht zu derſelben gewöhnt, auch nicht gelernt hatte, wie man ein Geſchäft angreifen müſſe, ſo wurde ihm alles, was er vornahm, außerordentlich ſchwer.

Da er aber doch nicht immer müßig ſeyn konnte, ſo ſuchte er ſich allerley Zeitvertreib zu machen, der für ihn immer verdrüßliche Folgen hatte. Er beſuchte Geſellſchaften, wo ſtark getrunken wurde, oder gieng in Häuſer, wo man ſtark ſpielte, und wo er oft ganze Nächte zubrachte. Dadurch wurde nicht nur ſein Vermögen nach und nach erſchöpft, ſondern auch ſeine Geſundheit geſchwächt. Und er ſtarb an einer Auszehrung, im dreyßigſten Jahre, in ſehr dürftigen Umſtänden. Wie glücklich dieſer Menſch hätte werden, wie viel Gutes er hätte ſtiſten ſtiften können, wenn er der Faulheit nicht ergeben geweſen wäre! S.

Wie wohl man ſich befinde, wenn man beſcheiden iſt.

Lottchen hatte vor allen ihren Freundinnen gar große Vorzüge. Sie war ſehr ſchön, hatte einen vortreflichen Wuchs, eine reizende Geſichtsbildung und eine geſunde muntere Farbe. Weil ihre Eltern reich waren, ſo kauften ſie ihr auch immer ſehr ſchöne Kleider.

Das ſind aber alles Kleinigkeiten gegen ihre übrigen Eigenſchaften. Sie hatte einen vortreflichen Verſtand und ein vorzüglich gutes Gedächtnis. Wenn man ſie etwas lehren wollte, ſo begrif ſie es ſehr bald, und wenn ſie etwas geleſen hatte, ſo behielt ſie es ſo gut, daß ſie es beynahe von Wort zu Wort wieder herſagen konnte. Alle weibliche Arbeiten brauchte ſie nur ein bis zweymal zu ſehen, ſo hatte ſie dieſelben gefaßt, und konnte ſie nachmachen.

Auf dieſe Art wurde ſie bald die klügſte und geſchickteſte unter allen ihren Geſpielinnen. Sie wußte die Städte der entfernteſten Länder ſo gut herzunennen, wie die Dörfer, die um ihre

Vaterſtadt lagen, und kannte die Menſchen, Thiere und Gewächſe von Aſien, Afrika und Amerika beynahe ſo gut, als diejenigen, die in ihrem Geburtsort waren. Sie ſpielte das Clavier ſehr gut und ſang dazu ganz vortreflich. Daß ſie auch nähen und ſtricken konnte, und wußte, wie man eine gute Mahlzeit zubereiten müſſe, verſteht ſich von ſelbſt.

Bey alle dem würde ſie ſehr unglücklich geweſen ſeyn, wenn ſie ihre Vorzüge bey jeder Gelegenheit hätte ſehen laſſen, und davon geſprochen hätte. Man würde ſie beneidet und verſpottet haben, wenigſtens hätten ſich gewiß ihre Geſpielinnen geſchämt, daß ſie nicht eben ſo ſchön, klug und geſchickt wären; ſie hätten ſich von ihr entfernt und ungern mit ihr geſpielt.

Das that ſie aber nicht — ſie war beſcheiden.

Wenn ſie Beſuch von Mädchen bekam, deren Eltern nicht ſo reich, wie die ihrigen waren, ſo hütete ſie ſich ſehr, daß ſie nicht ihre beſten Kleider anzog. Sie wählte immer einen Anzug, der nicht theurer als die Kleider ihrer Freundinnen war. Sobald ſie ankamen, lief ſie ihnen mit offnen Armen entgegen, umarmte und küßte ſie, und ließ ſie ſelbſt die Spiele vorſchlagen, mit denen ſie ihre Zeit vertreiben wollten.

Sie ließ es ſich gar nicht merken, daß ſie mehr als andere wiſſe, ſondern gab ihnen vielmehr immer Gelegenheit, ihre eignen Geſchicklichkeiten zu zeigen.

Wenn denn eine von ihren Freundinnen einen Strumpf ſehen ließ, den ſie verſertigt, oder ein Kleidungsſtück, das ſie genähet hatte; wenn ſie ein Stückchen ſpielte oder ein Liedchen ſang, ſo war Lottchen ſehr aufmerkſam, nahm ſich ſehr in Acht, daß ſie das Fehlerhafte nicht ſpottete, und bewunderte und lobte alles, was zu loben wär.

Das gefiel nun allen Kindern gar zu wohl. Sie befanden ſich wohl bey ihr, hatten ſie lieb und wollten gern mit ihr umgehen und ſpielen.

Und doch wußten ſie alle mehr als zu gut, wie viele Vorzüge Lottchen vor ihnen habe, und lobten ſie bey jeder Gelegenheit. S.

Von der Schädlichkeit des Hochmuths.

I.

Theobald, der Sohn eines ehrlichen Bauers, wurde, bey einer Rekrutenlieferung, mit unter die Soldaten genommen. Da ihn ſein

Schulmeiſter gut unterrichtet hatte, ſo hätte er Leſen, Schreiben und Rechnen gelernt, und machte ſich dadurch bey ſeinen Officieren ſo beliebt, daß er ſchon im andern Jahre ſeines Dienſtes Corporal wurde.

Es wurde Krieg, und er zog mit zu Felde. Hier hielt er ſich bey jeder Gelegenheit ſehr gut; er richtete alles pünktlich aus, was ihm aufgetragen wurde. Und wenn es an ein Fechten gieng, ſo wich er niemals, ſondern hielt aus bis auf den letzten Mann.

Deswegen ſchäzte ihn auch der General ſehr hoch und erhob ihn immer höher, bis er am Ende gar Oberſter wurde. Man las ſeinen Namen oft in den Zeitungen, und ſo oft ihn der Pfarrer ſeines Geburtsorts las, lief er zu ſeinen Brüdern und erzählte es ihnen. Und dieſe freueten ſich darüber, daß ſie einen ſo vornehmen Bruder hätten, redeten von ihm in allen Geſellſchaften, und freueten ſich auf nichts mehr, als auf den ſeligen Augenblick, da ſie ihn wieder ſehen würden und in ihre Arme ſchließen könnten.

Aber bey allen ſeinen guten Eigenſchaften hatte der Oberſte Theobald doch einen ſehr häßlichen Fehler an ſich; er war hochmüthig. Er glaubte, es ſey niemand in der Welt ſo klug und tapfer, als er, redete von nichts als von ſeinen Thaten, legte ſich gemeiniglich mehr Ruhm bey, als ihm zukam, und ſchien es gar nicht zu bemerken, wenn andere Officiere ſich auch gut gehalten hatten.

Einſt kam der Oberſte Theobald mit ſeinen Soldaten zwey Meilen von ſeinem Geburtsorte in das Quartier. Kaum hatten ſeine zwey Brüder Nachricht davon erhalten, ſo liefen ſie nach dem Orte hin. Sie trafen ihn eben an, als er ſeine Soldaten exerciren wollte.

Biſt du es, Bruder? fieng der älteſte von ihnen an; ach wie lange hab ich mich nach dir geſehnet! Gott ſey gelobt, daß ich dich einmal wieder ſehe! ſprang auf ihn los, und wollte ihn umarmen.

Aber der Oberſte, der ſich dadurch für ſehr beleidigt hielte, daß ihn ein Menſch, der zwar auch ehrlich und verſtändig war, aber keine Feder auf dem Hute hatte, ſeinen Bruder nannte, ſprang zornig zurück und ſagte: Kerl, biſt du raſend? mich deinen Bruder zu nennen? Und da ihm der jüngere Bruder antwortete: je, kennſt du mich denn nicht mehr, Gottfried? weiſt du nicht mehr, wie wir mit einander die Pferde gehütet, und den Ball geſchlagen haben? ſo wurde er wüthend, und drohete, daß er ſie ſogleich wolle arretiren laſſen, wenn ſie nicht augenblicklich fortgiengen.

Da giengen die guten Brüder fort und weinten vor Traurigkeit, daß ſie Bruder Gottfried nicht mehr für ſeine Brüder erkennen wollte.

Und alle Soldaten, die das ſahen, marreten darüber, und ſprachen einander ins Ohr: iſt das nicht ein närriſcher Menſch, der ſich ſeiner armen Brüder ſchämt? das ſollte er ja für eine große Ehre halten, daß er ſich aus ſo niedrigem Stande ſo hoch empor geſchwungen hätte.

Weil er nun alle andere, eben ſo wie ſeine Brüder, verachtete, ſo hatte ihn niemand mehr lieb, und jedermann wünſchte, daß er vom Regimente möchte entfernt werden.

Einmal hatte er den Auftrag bekommen, mit 200 Mann eine Menge Wagen, die mit Korn beladen waren, und der Armee zugeführt wurden, zu vertheidigen. Es fiel aber ein Trupp Croaten aus dem Walde heraus, vor dem ſie vorbeyzogen, ſchoſſen viele von ſeinen leuten todt, jagten die andern fort, und nahmen die Wagen weg.

Darüber wurde der General böſe, und da alle ſeine Soldaten ſagten, daß er Urſache daran ſey, daß die Wagen verlohren gegangen wären, ſo bekam er ſeinen Abſchied.

Vielleicht hätte er unter andern Truppen Dienſte bekommen können; weil aber gerade damals der Friede war geſchloſſen worden, ſo wollte man nirgends neue Officiere annehmen. Er hatte nun keine Einnahme mehr. Und wenn er nicht vor Hunger ſterben oder betteln wollte, ſo mußte er auf ſein Dorf zurück gehen, und den Acker wieder bauen, wie er in der Jugend gethan hatte.

Da ſpotteten ihn alle Bauern aus. Keiner ſuchte ſeine Freundſchaft, und er ſuchte auch die ihrige nicht, weil er glaubte, es ſey für einen ſo vornehmen Herrn, wie er ſich zu ſeyn dünkte, höchſt unſchicklich mit Bauern umzugehen. So lebte er ohne Freund.

Bey ſeinem Regimente wurde aber, ſeit dieſer Zeit, das Sprichwort gewöhnlich: Hochmuth geht vor dem Falle.

S.

2.

Der junge Cleon war wirklich nicht ungeſchickt. Er beſaß alle die Kenntniſſe und Fertigkeiten, die man von einem Knaben von ſeinem Alter erwarten konnte. Er war ziemlich weit in der lateiniſchen und franzöſiſchen Sprache gekommen, hatte viel Kenntniſſe von den Merkwürdigkeiten, die die Natur hervorbringt, von der Beſchaffenheit fremder Länder, von der alten Geſchichte, und ſpielte das Klavier ziemlich fertig.

Dieß alles half ihm aber nichts, weil er dabey hochmüthig war, und durch ſeinen Hochmuth ſich bey allen, die ihn kannten, verhaßt machte. Weil er wußte, daß er geſchickt ſey, ſo ließ er ſich dadurch auf die alberne Einbildung verleiten, als wenn er alles wiſſe und allein klug ſey.

Sah er ein lateiniſches oder franzöſiſches Buch, ſo blätterte er darinne, und ſagte mit einer ſtolzen Mine: „Das habe ich lange geleſen.“ Wurde von gelehrten Männern geſprochen, ſo redete er als ein Menſch, der ſie alle überſehen könnte, nannte den Einen einen Ignoranten, den Andern einen Windbeutel, den Dritten einen ſteifen Kopf. Selten ſagte er etwas zu Jemandes

des Lobe. Und wenn er Noten für das Klavier erblickte, ſo verſicherte er insgemein, daß dieſe nur für Kinder geſetzt wären, und daß er ſchon ſeit einigen Jahren ſolche Kleinigkeiten nicht mehr ſpiele.

Durch dieſe Prahlereyen brachte er es nun bald ſo weit, daß alle ſeine Freunde darüber unwillig waren, daß er allein klug und geſchickt ſey. Unterdeſſen glaubten ſie es doch von ihm.

Aber dieſer Glaube dauerte nicht gar lange. Er war einſt mit einigen ſeiner Freunde in einer Geſellſchaft, wo ſich auch ein geſchickter Klavierſpieler befand. Da dieſer ſchon viel von ſeiner großen Geſchicklichkeit hatte ſagen hören, ſo war er ſehr begierig, ſie ſelbſt zu ſehen, und legte ihm deswegen eine Sonate von einem berühmten Meiſter vor, mit Bitte, ſeine Geſchicklichkeit zu zeigen.

Da erſchrack Cleon und wurde blaß. Weil er ſich aber ſo vielmal gerühmt hatte, daß er auch die ſchwerſten Stücke ſpielen könne, ſo konnte er es nicht ausſchlagen.

Er fieng alſo an zu ſpielen, aber ungemein ſchlecht. Er mußte faſt zu jeder Note den

Clavis ſuchen, grif oft fehl, und beobachtete keinen Takt.

Da ziſchten ſeine Freunde einander in die Ohren, lächelten und ſpotteten über ihn. Am Ende mußte er gar aufhören, weil ſie anfiengen laut zu lachen.

Sie würden es alle nicht beſſer gemacht haben. Dieß wurde ihnen aber gar nicht übel genommen, weil ſie ſich niemals für geſchickte Klavierſpieler ausgegeben hatten.

S.

3.

Der Junker von Selwiß wollte mit dem kleinen Meiſter, Brauer, Müller und Herrmann nicht ſpielen, weil ſie nicht adelich waren, und er glaubte, er ſey mehr als ſie. Da er nun der einzige Junker in ſeinem Städtchen war, ſo hatte er niemanden, der mit ihm ſpielte.

Wenn alſo andere Kinder ſich gemeinſchaftlich vergnügten, und vor Freuden hüpften und ſprangen, ſo ſtak der Junker von Selwiß auf ſeiner Stube, jähnte, rieb ſich die Augen, zählte die Fenſterſcheiben, und hätte vor langer Weile vergehen mögen.

S.

Wie

Wie gut es ſey, ſparſam zu ſeyn.

1.

Zwey von den Einwohnern eines in der Erndte durch den Bliß eingeäſcherten Dorfs wurden von ihrer Gemeine in die umliegende Gegend geſendet, für dieſe Verunglückten einige Beyſteuer zu erbitten. Unter andern kamen ſie früh Morgens auf den Hof eines wohlhabenden Landmannes. Sie fanden ihn vor dem Stalle, und hörten, als ſie ſich ihm näherten, wie er dem Knecht es ernſtlich verwies, daß er die Stricke, woran die Ochſen geſpannt geweſen, über Nacht im Regen am Pfluge gelaſſen, und nicht ins Trockne gebracht hatte. „O weh! der Mann iſt genau, ſprach einer zum andern, hier wird es nicht viel geben!“ Nun wurde der Herr des Hofs die Fremden gewahr, und indeß er mit ihnen in ſein Haus gieng, erzählten ſie ihr Unglück, und brachten ihr Begehren vor. Groß war ihre Verwunderung, als er ihnen bald ein anſehnliches Geſchenk an Gelde gab, und noch verſprach, eben ſoviel an Saatkorn der verunglückten Gemeine zu ſchicken. Ja ſie konnten in ihrer dankbaren Rührung ſich nicht enthalten, es ihrem Wohlthäter, während des Frühſtücks, zu geſtehen, wie ſeine Mildthätigkeit ihnen um ſo mehr unerwartet geweſen ſey, da ſie ihn, wegen des vorhin um eine Kleinigkeit dem Knecht gegebenen Verweiſes, für ſehr genau gehalten hätten.

„Lieben Freunde, war ſeine Antwort, eben dadurch, daß ich das Meinige jederzeit zu Rathe hielt, kam ich in den glücklichen Zuſtand, wohlthätig ſeyn zu können.“ Rochow.

2.

Zu London hatte ein reicher Kaufmann ein blutarmes Kind, deſſen Eltern geſtorben waren, zu ſich in ſein Haus genommen.

Weil der arme Junge, der Richard Whittington hieß, noch ſo klein war, ſo konnt' er anfänglich zu nichts gebraucht werden. Man ließ ihn alſo nur ſo im Hauſe herum laufen.

Da macht' er ſich nun ſelbſt ein Geſchäft daraus, verlohrne Stecknadeln und hingeworfnen Bindfaden aufzuſuchen und ſorgfältig zu verwahren. Wenn er dann ein Duzend Stecknadeln und eine Rolle Bindfaden geſammelt hatte: ſo bracht' er beides ſeinem Herrn in die Schreibſtube.

Das gefiel dem Herrn wohl: denn er ſahe daraus, daß der Knabe haushälteriſch und treu werden würde. Von der Zeit an gab er ſich mehr mit ihm ab, und gewann ihn immer lieber.

Da nun eines Tages der Hausknecht junge Katzen erſäufen wollte, bat der Knabe ſeinen Herrn, er möcht' ihm doch erlauben, eine davon aufzuziehen, um ſie hernach zu verkaufen. Es wurde ihm verwilliget, und nun futterte er das junge Kätzchen, bis es groß geworden war.

Nach einiger Zeit wollte der Kaufmann ein großes Schiff mit Kaufmannswaaren nach einem fernen Lande ſenden, um ſie allda zu verkaufen. Da er eben ſehen wollte, ob alles ordentlich eingepackt ſey, begegnete ihm der Knabe, der ſeine Katze auf dem Arme trug.

Richard, ſagt' er zu ihm, haſt du nicht auch etwas mitzuſchicken, das du verhandeln könnteſt? — Ach, lieber Herr, antwortete der Knabe, Sie wiſſen ja wohl, daß ich arm bin, und nichts, als dieſe Katze, habe.

Nun,

Nun, ſo ſchicke deine Katze mit, ſagte der Kaufmann; und Richard lief mit ihm hin zum Schiffe, und ſetzte ſeine Katze darauf. Das Schiff ſegelte ab.

Nach einigen Monaten kam es bey einem bisher noch nicht bekannten Lande an. Man ſtieg aus und hörte, daß es von einem Könige beherrſcht würde.

Da dieſer König erfuhr, daß Fremde angekommen wären, ließ er einige davon zu ſich fordern und mit ſich ſpeiſen. Aber, ohnerachtet Eſſen genug da war: ſo konnte man doch faſt keinen Biſſen genieſſen.

Das ganze Zimmer wimmelte nämlich von Mäuſen und Ratten, und die waren ſo dreiſt, daß ſie ſchwarmweiſe auf dem Tiſche herumſprangen, ſich der Speiſe bemächtigten, und ſogar den Gäſten die Biſſen aus der Hand holten.

Man hatte kein Mittel ausfindig zu machen gewußt, ſich davon zu befreyen, ohngeachtet der König dem, der ein ſolches Mittel finden würde, ganze Klumpen Goldes zur Belohnung verſprach.

Da die Fremden dieſes hörten, ſagten ſie dem Könige, daß ſie ein Thier mitgebracht hätten,

ten, welches alle dieſe Mäuſe und Ratten tödten würde; und holten darauf ihre Katze her.

Da hättet ihr ſehen ſollen, was für eine erſchreckliche Niederlage die Katze unter den Mäuſen machte! In einer halben Stunde war im ganzen Zimmer keine einzige mehr zu ſehen oder zu hören.

Der König war darüber ſo froh, als wenn ihm einer ein ganzes Königreich geſchenkt hätte; und weil er unermeßliche Reichthümer hatte, ſo gab er für dieſe Katze einige Tonnen Goldes hin. Das Schiff eilte darauf zurück.

Der Kaufmann hatte kaum gehört, wie viel Gold die Katze eingebracht habe: ſo ließ er den Knaben vor ſich kommen, erzählte ihm ſein Glück, und verſicherte, daß alles ihm allein gehören ſollte.

Er ließ ihn darauf die Handlung lernen, und da der junge Menſch fortfuhr, treu, fleißig, und ſparſam zu ſeyn: ſo gab er ihm, da er erwachſen war, ſeine einzige Tochter zur Ehe, und ſetzte ihn zum Erben aller ſeiner Güter ein.

Campe.

Was der Geizige für ein Thor ſey.

I.

Klaus hatte Geld genug, aber er fürchtete ſich, es anzuwenden, auch wenn es zu ſeinem eigenen Beſten gereichte. Unter andern war ſein Ofen ſo ſchadhaft, daß er neu geſetzt werden mußte, und es ward ihm oft geſagt, daß, wenn er einfiele, das Feuer Schaden thun könnte. — Aber Klaus kehrte ſich nicht daran, und heizte lieber gar nicht ein. Doch zwang ihn einſt die bittre Kälte des ſtrengen Winters dazu, daß er einheizen mußte; und als eben keiner in der Stube war, fiel der Ofen des Morgens zuſammen. Das Feuer ergriff den nahen Flachs an den Spinnrädern, darauf die nicht weit davon ſtehende Lade, dann das Bette. Nun ward Lärm im Dorfe. Klaus, der in der Scheune war, eilte herbey, und wollte ſein Geld retten. Indeß kamen die Spritzen: denn es brannte ſchon zum Dache heraus. Und weil keiner mehr das Haus erhalten konnte, ward es eingeriſſen, um wenigſtens die übrigen Gebäude, ja das ganze Dorf zu retten. Da löſchte man denn auch glücklich das Feuer; aber man vermißte

Klauſen. Als nun der Schutt aus einander gebracht wurde, da fand ſich ſein Körper vor der verbrannten Lade bey dem Gelde liegend, wo er vermuthlich vom Dampf erſtickt war.

Rochow.

2.

Um mit ſeinem geerbten Vermögen recht viel Geld auf einmal zu gewinnen, ließ ſich ein gewiſſer Kaufmann zu gleicher Zeit in mannichfaltige groſſe Handlungsgeſchäfte ein. Dazu hätte er drey oder vier Kaufmannsbedienten halten müſſen, aber ſein Geiz trieb ihn an, alles allein verrichten zu wollen; und weil er gleichwohl nicht mehr, als für einen Menſchen, arbeiten konnte: ſo mußte er manches unordentlich machen, oder vernachläßigen, wovon er Schaden litte. Seinem Geſinde gab er ſo wenig Lohn und ſo ſchlechte Koſt, daß ſie, um ihr Leben zu erhalten, ihn beſtehlen mußten. Selbſt ſeinem Viehe entzog er die nöthige Nahrung. Daher ſtarb ihm eine Kuh nach der andern ab. Dann wollte er ſich die Haare aus dem Kopfe reiſſen, und prügelte, ohne Urſache, Knecht und Magd, wofür ihm von der Obrigkeit eine Geldſtrafe aufgelegt wurde. Sein Haus wurde baufällig. Mit wenigen Koſten hätte er es wieder herſtellen können; allein auch dieſe reueten ihn; und am Ende fiel es gar zuſammen. Kam ein Armer, und wollte eine Gabe von ihm haben: ſo wies er ihn ab; kam ein Nachbar, und wollte irgend ein Hausgeräth von ihm leihen: ſo glaubte er immer, daß es abgenützt würde, und ſchlug es ihm ab, wenn es dem andern auch noch ſo nöthig war. Deswegen war ihm auch kein Menſch gut; kein Menſch wollte ihm wieder dienen, und wenn er irgend etwas von einem andern nöthig hatte, ſo mußte er es allemal dreifach bezahlen. Zuletzt wollte er alles ſelbſt machen, ſogar ſeine Kleider, um kein Schneiderlohn bezahlen zu dürfen: darüber verſäumte er noch mehr ſeine wichtigern Geſchäfte, und litte immer größern Schaden. Er ſelbſt hatte ſich nie recht ſatt gegeſſen; oft hatte er die ungeſundeſten Speiſen genoſſen, weil ſie ihm am wenigſten koſteten; darüber wurde er nach einiger Zeit krank und elend. Er hätte vielleicht wieder geſund werden können: aber der Arzt und die Arzney waren ihm zu theuer. Da er, nach einer langen Krankheit, bey der ſeine Umſtände immer ſchlechter wurden, endlich ſtarb, hinterließ er nichts, als einen ſchwächlichen Sohn, ein eingefallenes Haus, einige zerlumpte Kleider, und den Namen eines niederträchtigen Geizhalſes.

Campe.

3.

Als Pyrrhus, König in Epirus, ſich zu einem Krieg gegen die Römer rüſtete, fiel zwiſchen ihm und ſeinem Miniſter Cineas folgendes Geſpräch vor:

Cineas. Die Römer ſind zwar ſehr mächtig, und haben ſchon viele Völker überwunden und ihrer Herrſchaft unterwerfen; doch will ich hoffen, daß die Götter dir den Sieg verleihen werden. Wenn du ſie nun wirſt überwunden haben, was wirſt du hernach vornehmen?

Pyrrhus. Alsdenn werde ich nach Sicilien hinüber ſchiffen, und mit den römiſchen Soldaten dieſe Inſel erobern.

Cineas. Und wenn wir denn Sicilien haben werden, was wirſt du hernach unternehmen?

Pyrrhus. Nach Afrika überſetzen, Carthago und die dortigen Länder erobern.

Cineas. Und wenn du nun alles wirſt erobert haben, was zu erobern iſt, was denn?

Pyrrhus. Alsdenn wollen wir uns zur Ruhe begeben, und uns gute Tage machen.

Cineas. Wenn dieſes deine letzte Abſicht iſt, was hindert dich denn, itzo gleich dabey anzufangen, da du als ein reicher und mächtiger König es thun kannſt? Warum willſt du durch ſo viele Mühe und Gefahr, und durch ſo viel Gewaltthätigkeit ſuchen, was du ſchon haſt?

Sulzer.

Des Verſchwenders Elend.

I.

Als einsmals im März die Sonne warm ſchien, Veilchen blühten, und Lerchen ſangen, da trat ein Schäfer vor ſeine Thür, und ſprach zu ſich ſelbſt: „Biſt du nicht ein Thor, daß du den Heuboden ſo ſchonſt. Was ſoll dir das Heu? Es wächſt alle Tage mehr Gras zu, und iſt jetzt ſchon genug da, daß die Schafe leben können.“ Sogleich gieng er in den Schafſtall, und hieb die Stangen entzwey, worauf das Heu lag, ſo daß es in großen Haufen in den Stall fiel. Als die Schafe nach Hauſe kamen, und die Menge Heu gewahr wurden, da ſuchten ſie ſich das Beſte heraus, und das andere, welches ſie, ordentlich und mäßig vorgelegt, wohl auch gefreſſen hätten, das traten ſie nun unter die Füße. Aber etwa nach acht Tagen änderte ſich die Witterung; es fror und ſchneyte gewaltig; die Schafe mußten viele Tage zu Hauſe bleiben; und der Schäfer gerieth in Gefahr, Hungers wegen, ſeine ganze Schäferey zu verlieren.

Rochow.

2.

Doctor Dodd war der Sohn eines würdigen Geiſtlichen, und ſtudirte zu Cambridge ſelbſt die Gottesgelahrheit. Er machte ſich bald, ſowohl durch Schriften, als auch durch ſeine Predigten bekannt; wurde zu anſehnlichen geiſtlichen Aemtern befördert, und erwarb ſich durch viele gemeinnützige Handlungen allgemeine Hochachtung. Glücklich, wenn er ſeine Einkünfte und Ausgaben gehörig berechnet, und durch einfachere Lebensart einen Aufwand vermieden hätte, der ihn in Schulden ſtürzte! Aber er ließ ſich von dem Strome der heutigen üppigen und verſchwenderiſchen Lebensart dahinreiſſen; machte einen Aufwand, der ſeine Einkünfte überſtieg; gerieth dadurch in Schulden, und wurde von Gläubigern gedrängt. In dieſer Verlegenheit wagte er endlich eine That, welche ihm Ehre und Leben gekoſtet hat. Er ſtellte nämlich unter dem Namen des Lords Cheſterfield, deſſen Hofmeiſter er geweſen war, einen falſchen Wechſel aus, vielleicht in der Hoffnung, ihn bald wieder einlöſen zu können. Aber der Betrug wurde entdeckt; er ſelbſt wurde in Verhaft genommen, und man machte ihm den Proceß. Viele tauſend Menſchen, welche den Mann wegen ſeiner vorigen Verdienſte liebten, baten um ſein Leben; aber umſonſt! Die Geſetze mußten befriedigt werden. Er wurde zum Strange verurtheilt; und dieſes Urtheil wurde auch wirklich vollzogen. Er ſtarb mit aufrichtiger Reue über ſein Vergehen; beobachtete aber bey ſeiner Hinrichtung den anſtändigen Mittelpunkt zwiſchen Frechheit und verzweifelnder Kleinmuth mit männlicher Stärke. Als der Henker ihn um Verzeihung bat, daß er ſeine Schuldigkeit an ihm vollziehen müſſe, antwortete er ihm: Gott ſegne euch! und damit fuhr der Karren unter ihm weg.

Campe.

3.

Durch eine fehlerhafte Erziehung war Kunigunde ſo verderbt worden, daß ſie nichts gut finden konnte, was nicht viel Geld koſtete. Sie hatte zwar einen großen Garten, in welchem eine Menge Küchengewächſe im Ueberfluſſe wuchſen, dieſe achtete ſie aber nicht, und glaubte, ſie könne nicht leben, wenn ſie nicht täglich Braten und Gebackenes auf ihrem Tiſche hätte. In dem Strome, der an ihrer Stadt hinfloß, gab es viele Hechte und andere Fiſche, die man um einen ſehr wohlfeilen Preis haben konnte, dieſe wollten ihr aber nicht ſchmecken; ſie lobte ſich dafür Lachs, Sardellen, Bricken, Auſtern und Muſcheln. Auch war ſie immer misvergnügt über das Bier, das man in ihrem Orte brauete, das zwar ſehr gut war, davon aber das Maas nicht mehr, als 6 Pfennige koſtete. Sie trank lieber ausländiſchen Wein, das Maas zu 12 bis 16 Groſchen.

Auch war ſie ſo einfältig zu glauben, es ſey eine große Ehre, wenn man große Gaſtereyen ausrichtete, glänzendes Hausgeräthe und prächtige Kleider habe; und wendete deswegen an dieſe Sachen große Geldſummen.

Bey dieſer Lebensart befand ſie ſich nun gar nicht wohl. Ihre Einnahme reichte nicht hin, dieſen Aufwand zu beſtreiten, ſie mußte deswegen oft borgen. Wann denn nun die Zeit kam, daß ſie bezahlen ſollte, ſo kamen ihre Gläubiger faſt täglich und mahnten ſie. Sie mußte ſich alsdann verſtecken, und vorgeben laſſen, ſie wäre nicht zu Hauſe, und war auf dieſe Art in ihrem eignen Hauſe nicht ſicher.

Wann endlich die Gläubiger zu heftig wurden, und ihr droheten, daß ſie ſie verklagen wollten, ſo mußte ſie herum gehen bey den Reichen, klagen und winſeln, daß ſie ihr doch einen Vorſchuß thun möchten. Da wurde ſie nun oft hart angelaſſen und eine lüderliche, unordentliche, Frau geheißen. Dieß hätte ſie alles nicht nöthig gehabt zu dulden, wenn ſie im Stande geweſen wäre ihren Aufwand einzuſchränken.

Am Ende wollte ihr niemand mehr borgen. Da mußte ſie ein Kleidungsſtück, ein Hausgeräthe nach dem andern verkaufen. Dieß gieng ihr gewaltig nahe.

Da ſie nichts mehr zu verkaufen hatte, ſo nahmen ihr die Schuldherren ſogar das Haus weg. Nun mußte ſie in ein kleines Hüttchen ziehen, mit ſchlechter Koſt vorlieb nehmen, und die alten Kleidungsſtücke anziehen, die andere abgelegt hatten.

Darüber weinte ſie nun Tag und Nacht, und pflegte zu ſagen: „bin ich nicht eine unglückliche Thörin! wie bequem könnte ich itzo leben, wie gut ſpeiſen, und was für ein ſchönes Haus und für gute Kleidung könnte ich haben, wenn ich gelernt hätte meinen Aufwand einſchränken. Ach wenn ich nur einmal wieder zu Gelde kommen ſollte, da wollte ich gewiß beſſer damit wirthſchaften!“

Sie kam aber nie wieder zu Gelde, ſondern mußte in Kummer, Verachtung und Dürftigkeit, ihr Leben beſchließen. S.

Wie gut die Verſchwiegenheit ſey.

I.

Ein Kind (die Leute ſagen, es wäre ein Mädchen geweſen) befand ſich an einem Tage in einer Geſellſchaft, wo man von allerhand Dingen ſprach.

Die Leute, die ſich mit einander unterredeten, gaben gar nicht auf das Kind Achtung, weil ſie nicht einmal glaubten, daß es alles höre, indem es that, als gäbe es nicht Achtung auf die Reden.

Nachdem es wieder nach Hauſe gekommen war, fragten es ſeine Schweſtern: ob es ſich die Zeit gut vertrieben hätte, und wer da geweſen wäre? Es waren viele vornehme Leute zugegen, ſagte es, aber ich kann ſie nicht alle nennen.

Ueber dieſes wurde das Kind gefragt, ob es mit allen dieſen Leuten geſprochen hätte? Das würde ſich für mich nicht geſchickt haben, verſetzte es; man hat mich nicht angeredet, und hiernächſt hatte die Geſellſchaft ſo viel unter ſich zu reden, daß man für dieſesmal faſt gar nicht an mich dachte.

So erzähle uns doch zum wenigſten, erwiederten die übrigen Kinder, was du gehöret haſt! Alles was ich gehört habe, antwortete es, geht weder mich noch euch etwas an, und daher wird es beſſer ſeyn, wenn ich ſchweige.

Du biſt ziemlich verſchwiegen, verſetzten die Schweſtern dagegen, und wir tadeln dich deswegen keinesweges.

Der Vater dieſer Kinder, der ſie ſo mit einander hatte reden hören, kam darüber in die

Stube. Er bezeigte einen großen Gefallen über das Verfahren des kleinen Mädchens, indem er ſagte: „Die Verſchwiegenheit wäre für einen jeden, und beſonders für Mädchen eine unumgänglich nothwendige Tugend.“

Goldner Spiegel.

2.

Die Römiſchen Rathsherren pflegten zu gewiſſen Zeiten zuſammen zu kommen, um ſich über allerley wichtige Dinge mit einander zu bereden, und wenn da etwas vorfiel, welches nicht alle Leute wiſſen ſollten, ſo waren alle ſchuldig, es geheim zu halten. Zuweilen pflegten die Väter auch ihre Söhne mit in dieſe Verſammlung zu nehmen, damit ſie recht frühe mit den Angelegenheiten des Vaterlands bekannt werden, daſſelbe lieb gewinnen, und mit deſto größerem Eifer ſich zu tüchtigen Männern bilden möchten. So pflegte oft ein junger Menſch, Namens Papirius, mit ſeinem Vater dieſen Rathsverſammlungen beyzuwohnen. Einſt, da er aus einer ſolchen Verſammlung zu Hauſe kam, verlangte ſeine Mutter von ihm zu wiſſen, was an dem Tage im Rathe vorgefallen ſey? Liebe

Mutter, antwortete der Sohn, ich wollte euch gern alles erzählen, aber es iſt mir verboten worden. Die Mutter wollte dieſe Entſchuldigung nicht gelten laſſen; ſondern drohete mit Strafen, wenn er ihr nicht alles wieder ſagte. Der junge Menſch, der ſich in dieſer Verlegenheit gar nicht zu helfen wußte, fiel endlich auf den Gedanken, die Neugierde ſeiner Mutter zu befriedigen, ohne gleichwohl die Pflicht der Verſchwiegenheit zu brechen. Er antwortete ihr alſo: Man hätte ſich heute darüber berathſchlaget, ob es nicht gut ſey, daß ein jeder Mann, ſtatt einer, zwey Frauen habe? Kaum hatte die thörigte Frau dieſes gehört, als ſie, wie wahnſinnig, zu allen ihren Freundinnen lief, und ihnen das Geheimniß mittheilte. Dieſe wurden eben ſo ſehr darüber aufgebracht, und am folgenden Tage liefen alle in die Rathsverſammlung, und ſchrien den Männern die Ohren ſo voll, daß dieſe auf den Gedanken geriethen, ſie wären alle verrückt geworden. Da trat der junge Menſch hervor, und ſagte: er müßte ſeinen Fehler nur geſtehen; er habe das, worüber die Weiber ſich beſchwerten, ſeiner Mutter weisgemacht, weil er ſich vor ihrer Neugierde nicht zu retten gewußt

wußt' habe. Die Rathsherren gaben ihm darauf zwar einen Verweis, daß er ſeiner Mutter nicht ehrerbietig genug begegnet war: aber ſeiner Klugheit und Verſchwiegenheit wegen gewannen ſie ihn alle recht ſehr lieb; und ob ſie ſchon, aus Beſorgniß vor ſchlimmen Folgen, die Gewohnheit, junge Knaben mit in den Rath zu nehmen, abſchaften; ſo erlaubten ſie doch dem jungen Papirius, zu ſeiner nicht geringen Ehre, dieſes Vorrecht, die ganze Zeit ſeiner Jugend hindurch, allein zu genießen; und gaben ihm zum Andenken einen beſondern Zunamen, der ſich auf ſeine Nachkommen fortpflanzen, und ein beſtändiges Denkmahl ſeiner rühmlichen Verſchwiegenheit ſeyn ſollte.

Was für unangenehme Folgen man ſich durch die Schwatzhaftigkeit zuzieht.

I.

Ein kleines Mädchen hatte, ich weiß nicht wie, den böſen Fehler angenommen, daß es nichts verſchweigen konnte.

Erfuhr es alſo etwas, welches man geheim halten wollte, ſo brannt' es ihm auf dem Herzen, und es konnte eher nicht ruhen, bis es alle ſeine Freunde und Bekannte von dem Geheimniſſe benachrichtiget hatte.

Das Schlimmſte dabey war, daß es auch all das Böſe, was es von andern hörte, dem Erſten dem Beſten, wieder erzählte, ohne zu bedenken, daß es manchem dabey großes Unrecht thun, manchem bittern Kummer zuziehen könne.

Dieſe kleine Klätſcherin wurde dadurch in kurzer Zeit eine wahre Plage für die Leute in ihrem Hauſe, und für alle andere, in deren Geſellſchaft ſie kam. Denn wo ſie nur war, da ſäete ſie durch ihre Klatſchereyen den Samen zum Misvergnügen, zum Zank und allerley Unheil aus.

Was Wunder, daß man anfing, ſie zu fliehen? ſie zu verabſcheuen? — Man that dieß durchgängig, und in kurzer Zeit hatte ſie keine einzige Freundin, ja nicht einmal eine Geſellſchafterin mehr.

Wohin ſie ſelbſt kam, da ſchloß man die Thüren vor ihr zu, und wenn ſie Geſellſchaft zu ſich bitten ließ, ſo wurde ihre Einladung von allen abgelehnt.

Das machte ſie endlich aufmerkſam auf ihren Fehler. Sie ſahe ihn ein, und wollte ſich beſſern.

Aber wehe demjenigen, dem eine Untugend ſchon zur Gewohnheit geworden iſt! Für den hält es ſchwer, ſehr ſchwer, ſich jemals ganz davon wieder los zu machen.

Jungfer Schnikſchnak (ſo hieß dieß unglückliche Mädchen) brachte volle zehn Jahre daran zu, dieſen Fehler gänzlich abzulegen. Denn hundertmal fiel ſie in denſelben zurück, nachdem ſie ſich hundertmal vorgenommen hatte, ihn nie wieder zu begehen.

Jetzt war ſie erwachſen; aber da war keiner, der zur Gattin ſie zu haben begehrte. Denn daß ſie aufgehört habe eine Klätſcherin zu ſeyn, das wußte keiner, weil ſeit vielen Jahren keiner mehr Umgang mit ihr gehabt hatte.

Sie mußte ſich alſo entſchließen, ihr ganzes leben in trauriger Einſamkeit hinzubringen, und auf die Freuden einer tugendhaften Ehe und eines freundſchaftlichen Umgangs Verzicht zu thun.

So muß man oft die traurigen Folgen jugendlicher Fehler ſein ganzes Leben hindurch empfinden! Campe.

2.

Der Kaiſer Auguſtus hatte in den letzten Jahren ſeiner Regierung den Verdruß, niemand von den Seinigen um ſich zu ſehen, dem er das Reich überlaſſen könnte. Einsmals beklagte er ſich deshalb gegen den Fulvius, ſeinen Vertrauten, und entdeckte ihm, daß er oft mit ſich ſelbſt berathſchlage, ob er nicht ſeinen Enkel, den er verbannet hatte, zurück rufen, und ihn anſtatt ſeines Stiefſohns, des Tiberius, zu ſeinem Nachfolger ernennen ſollte. Fulvius vertraute dieſes Geheimnis ſeiner Frau, und dieſe erzählte es der Livia, des Kaiſers Gemahlin wieder, welche darüber den alten Auguſtus zur Rede ſtellte. Als den andern Tag Fulvius wieder zum Kaiſer kam, und ihn mit dem gewöhnlichen Gruß: „Die Götter erhalten dich!“ angeredet hatte, antwortete Auguſtus: „Und dich Fulvius machen ſie klüger.“ Fulvius merkte ſogleich, worauf dieſes zielte, gieng nach Hauſe, ließ ſeine Frau rufen, und ſagte ihr: „Der Kaiſer weiß, daſs ich ſeine Vertraulichkeit gemisbraucht und ſeine Heimlichkeiten ausgeſchwatzt habe, und darum bin ich entſchloſſen mir das Leben zu nehmen.“ „Du thuſt wohl daran, verſetzte die Frau, und verdienſt dieſes, denn du haſt lange genug mit mir gelebt, um zu wiſſen, daſs ich gar nicht verſchwiegen bin, und hätteſt dein Geheimniſs für dich behalten ſollen; aber da ich gleichwohl auch Schuld habe, ſo will ich mich zuerſt ſtrafen.“ Darauf nahm ſie einen Degen, und erſtach ſich ſelbſt, worauf ihr Mann ſich gleichfalls entleibte.

Sulzer.

Wie gut es ſey, wenn man immer die Wahrheit redet.

1.

Benjamin bekam von ſeinem Vater immer die Lehre, daſs er ſtets die Wahrheit reden, und auch nicht einmal die Fehler, die er begangen hätte, leugnen ſollte. Dieß befolgte Benjamin ſehr genau. Wenn er ausgegangen war, und ſein Vater erkundigte ſich, wo er geweſen ſey? ſo nannte er ihm alle Orte, wo er geweſen war, alle Perſonen mit denen er geſprochen, und alle Spiele, mit denen er ſich die Zeit vertrieben hatte. Hatte er einen Fehler begangen, ſo geſtund er es aufrichtig.

So hatte er einmal, aus Verſehen, eine ſchöne Meißner Kaffeekanne vom Tiſche geworfen. Es war niemand zugegen, da es geſchah, es wußte auch niemand, daß er im Zimmer geweſen war. Es wäre ihm alſo ſehr leicht geweſen, dieß Verſehen zu verbergen, und abzuleugnen. Da die Magd mehr, als er, in dieſem Zimmer zu ſeyn pflegte, ſo würde wahrſcheinlicher Weiſe der Verdacht eher auf ſie, als auf ihn gefallen ſeyn.

Seine Wahrheitsliebe erlaubte ihm aber nicht, den begangnen Fehler zu leugnen. Er lief vielmehr ſogleich zu ſeinem Vater, und ſagte ihm mit vieler Wehmuth, was er gethan habe.

Den Vater kränkte dieß freylich ſehr. Denn die Kanne war ein Geſchenk von einem ſeiner beſten Freunde. Weil er aber aus dieſem freywilligen Geſtändniſſe eine neue Probe von Benjamins Wahrheitsliebe bekam, ſo ließ er ihn gar nicht hart an. Er gab ihm zwar die Erinnerung, daß er ein andermal bedachtſamer ſeyn ſollte, legte ihm auch eine kleine Geldbuße auf.

Zugleich umarmte er ihn aber auch, und ſagte, wenn er ſo fortfahren würde die Wahrheit zu reden, ſo würde er ihm immer glauben.

Und das geſchah auch. Benjamin mochte ſagen und erzählen, was er wollte, ſo ſetzte der Vater niemals in ſeine Rede ein Mistrauen.

Eben ſo wahr redete er auch, wenn er in der Schule von ſeinem Lehrer um etwas befragt wurde. Er verſah es freylich bisweilen, daß er nicht ſo ordentlich und fleißig war, als er hätte ſeyn ſollen, aber er gab ſich doch niemals Mühe ſeinen Fehler zu entſchuldigen.

So hatte er einmal nicht geſchrieben, was er hatte ſchreiben ſollen; ſein Lehrer fragte ihn, warum er dieß nicht gethan hätte? vergeben Sie mir ja, antwortete er, ich war geſtern außerordentlich träge. Ein andermal hatte er nicht gelernt, was ihm war aufgegeben worden, und als ſich der Lehrer bey ihm nach der Urſache dieſer Saumſeligkeit erkundigte, ſo gab er zur Antwort: er habe den Tag zuvor den Ball geſchlagen, und dieß Spiel habe ihm ſo wohl gefallen, daß er das Lernen ganz vergeſſen hätte.

Durch dieſe Aufrichtigkeit bekam ihn der Lehrer lieber, als alle ſeine Mitſchüler. Denn wenn dieſe etwas verſehen hatten, ſo brachten ſie allemal eine Menge Entſchuldigungen vor, um ihre Verſehen zu beſchönigen. Und der Lehrer fand doch insgemein, wenn er die Sache etwas genauer unterſuchte, daß die Entſchuldigungen erdichtet waren.

Einmal hätte der gute Benjamin in große Verlegenheit kommen können. Einer ſeiner Mitſchüler, ein böſer Menſch, hatte ſeinem Lehrer zwey Küpferchen entwendet, die dieſer mit in die Schule gebracht hatte, um ſie ſeinen Schülern zu zeigen. Der Lehrer hielt deswegen eine ſcharfe Unterſuchung, und verſprach dem eine Belohnung, der den Dieb entdecken würde. Da nun der kleine Dieb beſorgte, die Sache möchte an den Tag kommen, und er deswegen ſcharf beſtraft werden, ſo begieng er den Bubenſtreich, daß er die Küpferchen heimlich in Benjamins Schreibebuch legte.

Benjamin gieng mit ſeinem Schreibebuche zum Lehrer, damit er es durchſehen ſollte. Und — da er es ihm übergeben wollte, da fielen die Küpferchen heraus. Er erſchrack, hob ſie auf und gab ſie dem Lehrer. Dieſer erſtaunte, und ſagte: Benjamin? haſt du mir meine

Küpferchen entwandt? Gewiß nicht, antwortete dieſer, ich weis nicht, wer ſie in mein Buch gelegt hat.

Wenn dieſes nun ein anderer geſagt hätte, ſo würde ihm der Lehrer nicht geglaubt haben. Benjamin aber wurde geglaubt. Du kannſt, ſagte der Lehrer zu ihm, die Küpferchen nicht entwendet haben, denn ſonſt würdeſt du es mir ſagen. Ein Bube hat ſie hinein gelegt.

Und nun gieng er zu den übrigen Schülern, und ſagte: wer iſt der Bube, der dieſe Küpferchen in Benjamins Buch gelegt hat? Sie ſchwiegen zwar alle, aber der Dieb verrieth ſich durch ſeine Farbe, denn er wurde blutroth, und mußte es geſtehen, ſobald der Lehrer ernſtlich in ihn drang.

Dafür wurde er hart beſtraft. Benjamin lief aber vergnügt zum Vater, umarmte und küßte ihn und ſagte: tauſend, tauſend Dank, lieber Vater! daß du mich gelehrt haſt die Wahrheit reden. Ich hätte heute gewiß unſchuldig Strafe leiden müſſen, wenn mein Lehrer nicht gewußt hätte, daß ich immer die Wahrheit redete.

S.

2.

Ein gewiſſer Prinz gieng einmal auf eine Galeere, um die Elenden zu ſehen, die daſelbſt wegen ihren böſen Thaten an Ketten gelegt waren. Es jammerte ihn, da er ſo viele Menſchen erblickte, die nur halb mit elenden Lumpen bekleidet waren, und Tag und Nacht das ſchwere Ruder führen mußten. Er nahm ſich alſo vor, wenigſtens einem davon die Freyheit zu ſchenken.

Damit er aber doch auch erführe, wer unter dieſen vielen Schurken noch der ehrlichſte ſey und die Freyheit am erſten verdiene, ſo fragte er einen nach dem andern, warum man ihn denn hieher gebracht hätte?

Da gieng es an ein Lamentiren und Wehklagen. Jeder ſagte, er ſey ein ehrlicher unſchuldiger Menſch, ſey aber durch böſe Leute bey der Obrigkeit verleumdet worden, die ihn auf eine höchſt ungerechte Art hierher hätte bringen laſſen. Und jeder bat, der Prinz möchte ſich doch über ihn erbarmen, und ihm die Freyheit ſchenken.

Endlich kam der Prinz auch zu einem jungen zerlumpten Menſchen, und fragte ihn: was haſt du denn gethan, daß man dich hierher gebracht hat?

Gnädiger Herr! antwortete er, ich bin ein abſcheulich gottloſer Menſch. Ich habe meinem Vater nicht gehorchen wollen, bin ihm davon gelaufen, habe ein lüderliches Leben geführt, habe geſtohlen und die Leute betrogen; ich müßte ein paar Stunden haben, wenn ich alle die böſen Streiche erzählen wollte, die ich mein Lebelang begangen habe. Gern will ich meine Strafe leiden, denn ich weiß, daß ich ſie verdient habe.

Da lächelte der Prinz, und ſagte: wie kommt denn ſo ein abſcheulicher Menſch unter dieſe ehrlichen Leute? geſchwind macht ihm die Kette ab, und jagt ihn fort, daß er nicht etwa dieſe ehrlichen Leute auch anſtecke.

Sogleich wurde ihm die Kette abgenommen, und er in Freyheit geſetzt.

Vermuthlich wird er ſich von dieſer Zeit an gebeſſert haben. Denn wenn er ſein voriges böſes Leben wieder angefangen hätte, ſo würde er bald wieder in dieſen traurigen Zuſtand gerathen ſeyn.

S.

3.

Herr Müller fing an zu handeln, und hatte doch nicht mehr als hundert Thaler, für welche er Waaren einkaufen konnte. Gleichwohl hatte er nach einigen Jahren die anſehnlichſte Handlung in ſeiner Stadt.

Einer ſeiner Freunde fragte ihn einmal, wie es nur möglich ſey, daß er, bey ſeinem geringen Vermögen, in ſo kurzer Zeit eine ſo große Handlung hätte anlegen können?

Das will ich dir gleich ſagen, antwortete er. Ich habe immer gehalten, was ich verſprochen habe. Wenn ich von jemanden Geld oder Waare bekam, ſo beſtimmte ich immer den Tag, da ich bezahlen wollte. Wenn nun dieſer kam, ſo ruhete ich nicht eher, bis ich das Geld aufgebracht hatte, und es wieder bezahlen konnte. Dadurch hab ich mir in den größten Handlungshäuſern ein ſolches Zutrauen erworben, daß ich ſo viele Waare bekommen kann, als ich verlange. Es koſtet mir nur einen Brief, ſo ſteht mir für drey- bis viertauſend Thaler Waare zu Dienſte.

Credit, Credit, lieber Freund! iſt ſo gut wie baares Geld. Und Credit erlangt man, wenn man Wort hält. S.

4.

Wilhelm und Hannchen bekamen an einem ſchönen Nachmittag von ihrer Mutter die Freyheit, ganz allein in dem Garten zu ſpielen. — (Sie hatten ſich denſelben Morgen durch ihr ſehr gutes Betragen dieſe Freyheit erworben.) —

Eine ganze Zeit ſpielten ſie ſo ſchön und ſo vergnügt, als gute Kinder immer zu ſpielen pflegen.

Nun ſtanden an der Gartenmauer verſchiedene Obſtbäume, unter welchen ein junger Pfirſichbaum war, der zum erſtenmale trug. Er hatte wenig, aber deſto ſchönere Früchte.

Die Mutter hatte noch keine davon gebrochen, ob ſie gleich ſchon reif waren: ſie wollte ſie dem Vater, der verreiſt war, aufheben, bis er wiederkäme.

Weil ſie den Kindern einmal verboten hatte, Früchte im Garten zu pflücken, oder aufzuleſen und ohne Erlaubniß zu eſſen, und des Gehorſams von ihnen ſchon gewohnt war: ſo ſagte ſie dießmal wegen der Pfirſichen nichts.

Als die Kleinen genug geſpielt hatten, liefen ſie mit einander umher, beſahen die ſchönen Früchte an den Bäumen, und freuten ſich darüber.

Sie kamen auch an den Pfirſichbaum, und da lagen zwey ſchöne Pfirſichen auf der Erde, die eben herunter gefallen waren. Wilhelm ſah ſie zuerſt: vergaß das Verbot der Mutter; langte darnach, aß eine, und gab Hannchen die andre, die ſie auch verzehrte.

Als ſie damit fertig waren, fiel's Hannchen ein, daß die Mutter es ihnen oft verboten, Früchte zu eſſen, die ſie ihr nicht vorher gezeigt. Ach, lieber Wilhelm, ſagte ſie, wir ſind ungehorſam geweſen, nun wird unſere gute Mutter unwillig auf uns werden; was wollen wir machen?

Wilhelm. I, ſie weiß es ja nicht!

Hannchen. Aber ſie muß es wiſſen, lieber Wilhelm; du weißt ja, daß ſie uns auch große Fehler leichter vergiebt, wenn wir nur aufrichtig ſind, und ſie geſtehen.

Wilhelm. Ja, wir ſind ungehorſam geweſen, und du weißt auch, daß ſie den Ungehorſam allemal beſtraft.

Hannchen. Und wenn ſie uns nun ſtraft, ſo thut ſie's ja aus Liebe, und wir werden's dann künftig nicht ſo leicht wieder vergeſſen, was ſie uns verboten oder befohlen.

Wilhelm. Du haſt Recht, liebes Hannchen. Aber ſie wird wieder betrübt werden, daß ſie uns ſtrafen muß — und traurig kann ich ſie gar nicht ſehen.

Hannchen. Ich auch nicht, lieber Wilhelm; aber wird ſie nicht noch betrübter werden, wenn ſie's erfährt, daß wir ihr einen Fehler verſchweigen? Und würden wir ſie mit ſo einem heimlichen Vergehen im Herzen dreiſt anſehen können? Und müßten wir nicht roth werden, wenn ſie uns liebkoſet, uns ihre lieben Kinder heißt, und wir's nicht mehr verdienen?

Wilhelm. Ach, Hannchen, ich ſehe ſchon, du weißt das beſſer als ich. Komm, wir wollen hingehn, und ihr unſern Ungehorſam geſtehen.

Sie umfaßten ſich beide, und gingen Hand in Hand hin.

Liebſte Mutter, ſagte Hanchen, wir ſind ungehorſam geweſen; ſtraf uns nur, wie wir's verdienen. Aber ſey uns nur nicht böſe, und kränke dich nicht; wir hatten dein Verbot blos vergeſſen.

Hierauf erzählte Wilhelm, was ſie gethan, ganz genau, wie es die Wahrheit war.

Die gute Mutter war von der Aufrichtigkeit ihrer Kinder ſo gerührt, daß ſie häufige Thränen vergoß. Die Strafe des Ungehorſams erließ ſie ihnen dasmal gern, weil, wie ſie glaubte, ihr Schmerz darüber ſchon hinreichend war, ſie künftig zu warnen, wenn ſie in Gefahr kämen, ungehorſam zu ſeyn. Campe.

Wie unglücklich man ſich durch das Lügen mache.

1.

Ludwig, ein leichtfertiger Knabe, freute ſich auf eine boshafte Art, wenn er andern ein Schrecken einjagen könnte. Er ſtellte ſich daher oft, als ob er einen Schaden genommen, fing ein heftiges Geſchrey an, und wenn das Geſinde zulief, war es nicht nur wenig oder nichts, ſondern er lachte ſie wohl gar aus. So lief er, zum Beyſpiele, mit Ungeſtüm die Treppe hinunter, und ſuchte das Gepolter eines ſchweren Falles nachzuahmen: ein andermal ſchlug er auf den Tiſch, ſprützte ſich eine Kirſche ins Geſicht, daß es blutrünſtig zu ſeyn ſchien, und ſchrie, daß man glauben ſollte, er habe ſich ein Loch in Kopf geſtoßen. Nachdem er die Leute im Hauſe oft ſo getäuſchet hatte, hörte man gar nicht mehr auf ihn. Einſt ſtieg er auf eine Leiter, die auf dem Saale ſtand: es brach eine Sproſſe, er ſtürzte herunter, und brach den linken Fuß. Er ſchrie aus vollem Halſe: aber man ließ ihn liegen, und kehrte ſich nicht an ſein Schreyen. Endlich fand ihn eine Magd, die nicht ſeinethalben,

ben, ſondern anderer Geſchäfte wegen über den Saal gieng, und ſah nun wohl, daß es kein Scherz war. Man lief nach dem Barbier. Indeſſen aber, da man ihm nicht zu rechter Zeit zu Hülfe gekommen, war der Fuß äußerſt verſchwollen, und wurde bey den verdoppelten Schmerzen, die er nun leiden mußte, ſo übel wieder eingerichtet, daß er Zeitlebens lahm blieb.

Weiſſe.

2.

Rudolph hatte das Unglück, daß er ſich das Lügen angewöhnte. Beſonders log er alsdann, wenn er einen Fehler begangen hatte, oder in ſeinen Geſchäften nachläßig geweſen war. Hatte er ſich z. E. auf ſeine Lection nicht gehörig zubereitet und die Reihe kam an ihn, daß er ſeinem Herrn Rektor aufſagen ſollte: ſo fieng er insgemein mit den Worten an: lieber Herr Rektor! dießmal werde ich wohl nicht beſtehen! mein lieber Vater hatte geſtern ſo viel zu thun, daß ich ihm helfen mußte, und an meine Lection nicht kommen konnte. Hatte er nicht geſchrieben, was ihm war aufgegeben worden, ſo ſagte er: lieber Herr Rektor! ich habe geſtern unmöglich ſchreiben können — ich hatte mein Schreibebuch in des Vaters Stube liegen gelaſſen, und dieſer war weggegangen, und hatte den Schlüſſel zur Stube mitgenommen. Oft kritzelte er in ſeine Bücher, und malte allerley Fratzen hinein. Wenn ihn nun ſein guter Lehrer züchtigen wollte, ſagte er: Lieber Herr Rektor, ſehn Sie nur, wie es mir gegangen iſt! Da ſaß ich geſtern über meinen Büchern, meine Mutter rief mich, daß ich geſchwind zu ihr kommen ſollte — ich kam und ließ die Bücher liegen — da kommt mein kleiner Bruder Karl und kritzelt mir da die Fratzen in die Bücher.

Auf dieſe Art gelang es ihm einigemal, ſeinen guten Lehrer zu hintergehen. Aber was half es dem kleinen Thoren? am Ende kam ſein Lehrer doch hinter die Wahrheit, und glaubte ihm nun kein Wort mehr. Wenn er nun ſeine Lection nicht konnte, ſein Aufgegebenes nicht geſchrieben, ſeine Bücher beſchmutzt hatte, ſo wurde er allemal gezüchtiget, ohne auf ſeine Entſchuldigung zu hören.

Oft hatte er wirklich gegründete Entſchuldigungen. Aber was halfen ihm dieſe? Der Rektor ſagte: wenn Chriſtian, Fritz, Martin oder jeder andere deiner Mitſchüler, dieſe Entſchulſchuldigung vorbrächte, ſo würde ich ihm glauben; aber wie kann ich dir denn glauben? Du biſt ja ein Lügner. S.

Wie wohl man ſich bey der Ehrlichkeit befinde.

I.

Martens war im Niederſächſiſchen Kreiſe, unweit Braunſchweig geboren. Seine armen Eltern ſtarben, noch ehe er reden konnte, und hinterließen ihm nichts. Er wurde alſo von Almoſen erzogen: und alles, was man ihn lernen ließ, beſtand in Leſen und Schreiben.

Von ſeinem funfzehnten Jahre an diente er auf einem Meyerhofe, wo man ihm die Führung einer kleinen Heerde anvertraute.

Zu eben der Zeit hütete die junge Mieke in eben der Gegend die Schafe ihres Vaters, der ein wohlhabender Landmann war. Beyde begegneten ſich zuweilen mit ihren Heerden, unterhielten ſich mit einander, lernten einander genauer kennen, und gewannen ſich von Herzen lieb.

Höre, Mieke, ſagte Martens eines Tages, willſt du mich zum Manne haben, ſo will ich um dich anhalten? Gern, antwortete das Mädchen; denn du gefällſt mir, und meynſt es gewiß ehrlich; und ſo ward beſchloſſen, daß Martens am folgenden Tage, welcher ein Sonntag war, bey ihrem Vater anhalten ſollte.

Ich werde, ſagte ſie, zur Stadt gehen; gegen Abend komm mir entgegen, und erzähle mir, wie's abgelaufen iſt.

Am folgenden Tage gieng Martens hin zu ihrem Vater und ſagte: Ich liebe eure Tochter, und komme, euch zu bitten, ſie mir zur Frau zu geben.

„Und worauf, antwortete der Alte, willſt du denn eine Frau nehmen? Haſt du einen Bauerhof?“

Nein, ſagte Martens; aber ich habe ein Paar geſunde Arme, und Luſt zur Arbeit, ſo viel als einer. Ich habe mir ſchon zwanzig Thaler erſpart, und hoffe nach und nach ſo viel zu verdienen, daß ich einen Bauerhof kaufen kann.

„Nun, ſo thue das, antwortete der Vater, und wenn du ſo viel verdient haſt, ſo komm wieder, und du ſollſt meine Mieke haben.“

Martens gieng traurig von ihm weg. Mieke wurde ihn gegen Abend kaum anſichtig, als ſeine misvergnügte Miene ihr ſchon ſagte, wie die Sache abgelaufen ſey.

„Mein Vater hat mich alſo dir nicht verwilliget?“ fragte ſie ihn.

Ach! Mieke, antwortete Martens, ich bin ein unglücklicher Tropf! Warum mußte ich doch ſo arm gebohren werden? — Aber laß uns guten Muths ſeyn; mein Herz ſagt mir, daß du dennoch die Meinige werden wirſt, und ich will von nun an über Nacht arbeiten, um dich zu verdienen.

Indem ſie ſo mit einander redeten, und aufs Dorf zugiengen, wurde es allmälig Nacht.

Martens ſtieß mit dem Fuße an etwas an, welches im Wege lag, ſtolperte und fiel. Da er wiſſen wollte, worüber er geſtolpert ſey, und mit den Händen darnach grif, faßte er ein Käſtchen, welches für ſeine Größe ziemlich ſchwer war.

Er fühlte, daß der Schlüſſel drin ſtekte, und da er auf dem Felde, wo man gegen Abend einige Haufen Queken verbrannt hatte, noch ein kleines Feuer erblickte, ſo gieng er mit Mieken hin, um beym Schein deſſelben zu ſehen, was doch wohl darinnen wäre.

Was ſehe ich? rief er aus, da er das Käſtchen eröfnete, und entdeckte, daß es mit Geldrollen angefüllt ſey. —

Dem Himmel ſey Dank, ſagte Mieke; da biſt du nun auf einmal reich geworden. Juchhei!

hei! rief Martens, warf ſeinen Hut in die Luft, und tanzte auf einem Beine. Juchhei! Micke, nun biſt du meine Frau.

Und ſo liefen ſie voller Freude dem nahen Dorfe zu.

Auf einmal ſtand Martens ſtill. Micke, ſagte er, mir fällt was aufs Herze! Dieß Geld ſoll unſer Glück machen; aber gehört es denn unſer? Hats nicht jemand verloren, und müſſen wir's dem nicht wiedergeben? —

Ja, bey Gott! das müſſen wir; es zu behalten, wäre eben ſo ſchlimm, als wenn wir's geſtohlen hätten. Der arme Mann, der es verlor, wie mag er ſich jezt härmen! Es war vielleicht ſein ganzes Vermögen: nicht wahr, Micke, wir müſſen's ihm wiedergeben?

„Das müſſen wir,“ ſagte Micke, und that einen großen Seufzer.

Komm, komm, fuhr Martens fort, wir wollen's dem Herrn Pfarrer erzählen, der wird am beſten Rath wiſſen, wie wir erfahren können, wer das Käſtchen verloren hat.

Sie giengen hin. Herr, ſagte Martens, indem er vor den Pfarrer trat, dieſes Käſtchen, worin ein Haufen Geld iſt, habe ich gefunden.

Ich liebe dieſes Mädchen hier, als meine Seele, und wenn ich das Geld behielte, ſo würde ſie die Meinige ſeyn. Gebe ichs zurück, ſo weiß Gott, ob ich ſie je zur Frau bekommen werde.

„Und doch, Herr Pfarrer, ſcheuen wir uns der Sünde, und wollens gern zurück geben; rathen Sie uns, wie wirs anfangen ſollen, um den, der's verloren hat, ausfindig zu machen.

Der Pfarrer hörte ihm mit Freuden zu. Er betrachtete ihn und das junge Mädchen, und war gerührt über ſein ehrliches Betragen.

„Kinder, ſagte er, bleibt immer ſo fromm und gut; der Himmel wird euch ſegnen. Wir wollen den Eigenthümer dieſes Geldes ſchon ausfindig machen, und der wird eure Redlichkeit belohnen. Ich ſelbſt habe eine Kleinigkeit erſpart; die will ich hinzuthun, und dann, Martens, ſollſt du deine Mieke haben. Ich nehme es über mich, es bey ihrem Vater auszumachen.

Er zählte darauf das Geld, welches größtentheils in Goldſtücken beſtand, und fand, daß es ſich auf 10,000 Rthlr. belief. Martens ließ es in ſeiner Verwahrung; und der Pfarrer machte durch die Zeitungen bekannt, daß der Eigenthümer ſich bey ihm melden möchte.

Zu eben der Zeit ſollte ein hübſcher Meyerhof im Dorfe verpachtet werden. Der gute Pfarrer wandte Geld und Credit an, daß Martens der Pachter deſſelben würde. Dann brächt' er es in kurzer Zeit bey Miekens Vater dahin, daß er ſie mit ihm verheirathete. Wer war nun glücklicher, als ſie!

Unſere jungen Leute liebten ſich inniglich. Martens arbeitete auf dem Felde, und Mieke ſtand dem innern Hausweſen mit vieler Sorgfalt vor. Das ſetzte ſie in den Stand, die Miethe zur beſtimmten Zeit richtig abzutragen, und von dem Uebrigen ein zufriedenes Leben zu führen.

So verſtrichen zwey Jahre; und der wiederholten öffentlichen Anzeige ungeachtet, fand ſich keiner, der das gefundene Geld zurück verlangte.

Da ging der Pfarrer zu ſeinem jungen Paar und ſagte: „Meine Kinder, genießt nun der Wohlthat, welche der Himmel euch zugewandt hat. Die zehntauſend Thaler ſind euer; denn es hat ſich niemand dazu gemeldet. Braucht ſie nun, wozu es euch gefällt; hier ſind ſie!“ Und ſo zog er das Käſtchen unter ſeinem Mantel hervor, und ſetzte es vor ihnen hin.

Herr Pfarrer, ſagte Martens, es iſt doch immer möglich, daß der, dem es gehört, über kurz oder lang einmal ausgefunden wird. Ich denke alſo, es ſo anzulegen, daß nichts davon verloren gehen kann.

„Und wie das?“ fragte der Pfarrer.

Der Meyerhof, antwortete Martens, den ich gepachtet habe, iſt zu verkaufen. Es iſt viel Länderey dabey, und er wird wohl an zehntauſend Thaler koſten. Dazu, denke ich nun, will ich dieß Geld anlegen; kömmt dann über kurz oder lang der Eigenthümer: ſo iſt der Meyerhof ſein, und ich bin ſein Pachter.

Der Pfarrer billigte dieſen Vorſatz von ganzem Herzen; und ſchon am folgenden Tage ward er ausgeführt.

Martens verbeſſerte als Eigenthümer ſein Landgut um vieles; und ſeine Mieke erfreuete ihn nach und nach mit zwey Kindern, die ſie ihm gebahr. Wie freueten ſie ſich beyde, ſich in dieſen theuern Pfändern ihrer Zärtlichkeit wieder von neuem aufleben zu ſehen!

Kam Martens des Abends vom Felde, ſo brachte ſein liebes Weib ihm die Kleinen entgegen; er küßte ſie dann eins ums andere, und drückte ihre gute Mutter an ſein Herz. Eins wiſchte ihm den Schweiß ab, und das Andere nahm ihm die Harke, oder was er ſonſt eben zu Hauſe trug, aus der Hand, um ſie ſtatt ſeiner zu tragen.

Martens freute ſich über den guten Willen ſeiner Kleinen, liebkoſete ſie von neuem, und dankte Gott, daß er ihm ein ſo gutes Weib und ſolche Kinder gegeben hätte, die ihr einſt ähnlich werden würden.

Nach einiger Zeit ſtarb der brave Pfarrer, dem ſie ihr Glück zum Theil zu verdanken hatten. Dieſer Vorfall erinnerte ſie an ihren eigenen Tod. Wir werden auch ſterben, ſagte Martens, und unſer Gut bleibt unſern Kindern. Käme dann derjenige, dem es eigentlich gehört, zurück; ſo wäre er auf immer darum, und wir hätten unſern Kindern fremdes Gut hinterlaſſen. —

Dieſer Gedanke bewog ſie, eine ſchriftliche Erklärung aufzuſetzen, ſie von den angeſehenſten Einwohnern des Dorfs unterſchreiben zu laſſen, und ſie bey dem neuen Pfarrer niederzulegen. Und darauf waren ſie ruhig.

Nun hatten ſie den Meyerhof ſchon zehn Jahre beſeſſen.

Eines Tages, da Martens nach einer ſauern Arbeit zum Mittagseſſen nach Hauſe gieng, ſahe er, daß auf der Landſtraße eine Kutſche umgeworfen wurde, in welcher zwey Männer ſaßen. Er lief, ihnen zu helfen.

Glücklicher Weiſe hatten ſie keinen Schaden gelitten. Er bat ſie, bey ihm zu eſſen, und bot ihnen ſeine Pflugpferde an, um ihre Sachen nach ſeinem Hauſe zu bringen.

Aber einer der beiden Reiſenden ſagte: Dieſer Ort iſt mir gefährlich. Jezt bin ich hier umgeworfen, und vor zehn Jahren verlor ich in eben dieſer Gegend ein anſehnliches Kapital.

Wie? fragte Martens, haben Sie denn keine Nachforſchung deswegen anſtellen laſſen? —

Das war mir nicht möglich, antwortete der Fremde. Eine falſche Anklage nöthigte mich damals, in größter Geſchwindigkeit das Land zu verlaſſen, wenn ich mich nicht wollte gefangen ſetzen laſſen. Ich rafte daher alles baare Geld, was ich zu Hauſe hatte, und welches ſich ungefähr auf 10,000 Rthlr. belaufen mochte, zuſammen, ſetzte das Geldkäſtchen in den Fußboden meines Wagens, und fuhr mit Extrapoſt Tag und Nacht, um den Nachſtellungen zu entgehen.

Unglücklicherweiſe war das unterſte Bret in dem Fußboden meines Wagens vor Alter ſchadhaft geworden. Es brach, da ich gegen Abend durch dieſe Gegend fuhr, ohne daß ichs merkte. Da ichs auf der nächſten Poſtſtation gewahr ward, war es ſchon Nacht; und weil ich keine Zeit verlieren durfte, um meine Freyheit und vielleicht mein Leben ſelbſt zu retten: ſo ſahe ich mich gezwungen, mein Geld im Stich zu laſſen.

Ich reiſete alſo gerade nach Hamburg, ſezte mich allda auf ein Schiff, welches eben im Begrif war abzuſegeln, und fuhr nach Oſtindien. Erſt jezt, da meine Unſchuld ans Licht gebracht iſt, komme ich von da zurück.

Märtens Augen funkelten vor Freude bey dieſer Erzählung; und er beſtand nun ſchlechterdings darauf, daß ſie mit ihm nach ſeinem Hauſe gehen möchten. Es geſchah.

Er ſelbſt läuft voran, meldet ſeiner Frau die Ankunft der Gäſte, läßt, bis das Mittagseſſen fertig iſt, einige Erfriſchungen auftragen, und lenkt das Geſpräch wieder auf das verlorne Geld, um ſich vollends zu überzeugen, daß es daſſelbe ſey, welches er gefunden hatte.

Er kann nun nicht mehr daran zweifeln, und läuft zum neuen Pfarrer, um ihm ſeine angenehme Entdeckung zu melden, und ihn zu bitten, mit ihm in Geſellſchaft der Fremden zu ſpeiſen. Dieſer willigte mit Vergnügen darein, und bewunderte die Rechtſchaffenheit des guten Mannes.

Man ſpeiſete; und die Gäſte wurden immer mehr und mehr entzückt über das offne, freundliche Betragen ihres Wirths, über die liebenswürdige Gutherzigkeit und das geſchäftige Weſen ſeiner Gattin, und über die Ordnung und Reinlichkeit, welche in ihrer ganzen Haushaltung herrſchte.

Nach dem Eſſen führte Martens ſeine Gäſte umher; zeigte ihnen ſein Haus, ſeinen Garten, ſeine Schäferey, ſein Hornvieh, ſeine Felder und Wieſen, und erzählte ihnen, was er alles verbeſſert habe, und wie viel das Ganze nun jährlich einbringe.

„Und gehört Ihnen alles dieſes eigenthümlich zu?“ fragte der eine Fremde.

Nein, antwortete Martens, ich bin nur der Verwalter dieſes Guts.

„Und wer iſt denn der eigentliche Beſitzer deſſelben?“ fragte jener wieder.

Sie, mein Herr! war Martens unerwartete Antwort.

„Wie? Ich? Sie ſpaßen.“

Ich ſpaße nicht, fuhr Martens fort; das Geld, welches Sie verloren, fiel in meine Hände. Nachdem ich mich vergeblich bemüht hatte, den Eigenthümer deſſelben ausfindig zu machen, ſteckte ich es in dieſes Gut, um immer im Stande zu bleiben, es wieder zurück zu geben. Auch in dem Fall meines Todes, blieb es Ihnen geſichert, wie der Herr Pfarrer hier bezeugen wird.

Der Pfarrer zog darauf die bey ihm niedergelegte ſchriſtliche Erklärung hervor, und ließ ſie von dem erſtaunten Fremden leſen.

Dieſer ſahe darauf ſtillſchweigend Martens und ſeine Gattin an, die beyde ſo voll Freude vor ihm ſtanden, als wenn ſie das, was ſie jezt zurückgeben wollten, in dieſem Augenblicke geſunden hätten.

Wo bin ich? rief er endlich aus, indem ihm eine Freudenthräne ins Auge trat. Unter Menſchen, oder unter Engeln? Welch Betragen! Welche Tugend!

Er fiel darauf dem ehrlichen Martens, dann ſeiner Frau um den Hals, küßte ſie beyde herzlich, drückte ihnen die Hände und ſagte: Seyd meine Freunde, ihr Guten, ſo wie ihr mich auf immer zu dem Eurigen gemacht habt. —

Eure Tugend, fuhr er fort, verdient belohnt zu werden. Wie danke ich jezt Gott, daß er mich in einem andern Welttheile ſo viel hat erwerben laſſen, daß ich das Werkzeug ſeiner Vorſehung ſeyn kann, um eure Redlichkeit zu vergelten!

Indem er dieſes ſagte, zerriß er die ſchriftliche Erklärung, mit den Worten: Dieſes Gut iſt das Eurige! Gehe jemand, den Notarius zu rufen. —

Martens und Mieke ſtanden in ſprachloſer Verwunderung; und der Pfarrer ſchickte nach dem Amthauſe, um den Notarius herbeyzurufen —

Dieſer kam; und der Fremde diktirte ihm in die Feder, daß das von Martens gefundene Geld ihm auf immer geſchenkt ſeyn ſollte.

Martens und Mieke wollten ihm aus Dankbarkeit zu Füßen fallen; aber er hob ſie eilends auf, ſchlang ſeine Arme um beide, und alle drey, nebſt den Zuſchauern, vergoſſen Thränen der Entzückung, mit Empfindungen, die ſich nicht beſchreiben laſſen.

Campe.

2.

Als ein gewiſſer Herzog von Braunſchweig einſt in Venedig war, ſprach ihn ein armer Knabe um ein Almoſen an. Der Herzog ſagte zu ihm, er habe kein klein Geld. Der Knabe erbot ſich, er wollte gehen, und ihm wechſeln laſſen. Dem Herzog deuchte dieß lächerlich. Um den Knaben los zu werden, gab er ihm einen Dukaten, in der gewiſſen Ueberzeugung, daß er ihn behalten würde. Nach einer kleinen Weile aber brachte der Knabe die für den Dukaten eingewechſelte kleine Münze. Der Herzog, gerührt und voll Verwunderung über die Ehrlichkeit des Kindes, ließ ihm nicht nur das Geld; ſondern nahm ihn mit ſich, ließ ihn erziehen, und beförderte ihn mit der Zeit zu den angeſehenſten Ehrenſtellen. — **Weiſſe.**

3.

Friederikchens Mama gieng in Geſellſchaft, und gab ihr bey dem Abſchiede noch die gute Lehre, ſie ſollte ja in ihrer Abweſenheit immer ſo gut ſeyn, als wenn ſie bey ihr wäre. Friederikchen verſprach, es zu thun.

Die Mama war noch nicht lange fort, ſo bemerkte Friederikchen, daß ſie den Schlüſſel zur Speiſekammer vergeſſen hatte, den ſie ſonſt immer, wenn ſie weggieng, in ihre Kommode zu verſchließen pflegte.

Sie nahm ihn und ſchloß die Speiſekammer auf. — Ey! was waren da für ſchöne Sachen! Ein Honigtopf, eine Büchſe voll eingemachte Kirſchen, eine Schachtel voll Haſelnüſſe, eine andere voll Bruchmandeln, ein Teller mit Kaffeebrod, u. ſ. w.

Da ſtund nun das gute Friederikchen, und wußte nicht, was es thun ſollte. Es hatte oft von ſeiner Mama gehöret: Gott wäre allenthalben. Kinder müßten alſo in Abweſenheit der Eltern nichts thun, was ſie in ihrer Gegenwart ſich nicht zu thun getraueten. Deswegen ſcheuete ſie ſich von dieſen Sachen etwas zu nehmen.

Aber der Appetit war gar zu groß. Sie ſah bald auf den Honigtopf, bald auf das Kaffeebrod, bald da, bald dorthin: und je mehr ſie dieſe Leckerbißchen anſah, deſto lüſterner wurde ſie.

Endlich grif ſie in die Haſelnüſſe. Es war ſchon ſo weit, daß ſie nach einem Nußbeißer gieng, um ſie aufzubrechen. Da erwachte das Gewiſſen. Das Herz pochte ängſtlich, der ganze Leib zitterte, die Nuß, die ſie in den Nußbeißer legen wollte, fiel darneben. —

Auf einmal kam ſie wieder zu ſich ſelbſt. Pfui! ſagte ſie, biſt du nicht ein albern Kind! ſo viel Angſt machſt du dir um ein paar Nüſſe? Vor Angſt werden ſie dir nicht ſchmecken. Wann die Mama nach Hauſe kömmt, wirſt du dich nicht trauen, ihr unter die Augen zu ſehen. Gewiß, das iſt Gottes Strafe, der meine Bosheit ſieht, daß ich mich ſo ängſtige und zittere. Ach, lieber Gott! wenn du ſchon ſo ſtrafeſt, da ich nur den Willen habe, Böſes zu thun; wie hart wirſt du mich ſtrafen, wann ich wirklich Böſes gethan — wann ich meine liebe Mama beſtohlen habe — die liebe Mama — ich darf ſie ja nur bitten, ſo bekomme ich mehr Nüſſe, als ich itzo entwenden wollte.

Da! fuhr ſie fort: „Nußbeißer ſtehe, wo du geſtanden haſt! Und ihr Nüſſe, rollet wieder in dieſe Schachtel! Nun kann ich doch meiner lieben Mama getroſt entgegen gehen, und ſie küſſen, wann ſie nach Hauſe kömmt.“ Nun ſchloß ſie vergnügt die Thüre zur Speiſekammer zu.

Da kam ihr die Magd entgegen.

Nu, Mamſell Friederikchen! Gar den Schlüſſel zur Speiſekammer? ſagte ſie. Haben Sie ſich recht bedacht?

Friederikchen verſicherte, ſie habe nicht das geringſte zu ſich genommen. Die Magd lachte aber und ſagte, ſie wäre ein ſehr einfältig Mädchen, wenn ſie die ſchöne Gelegenheit, ſich etwas zu gute zu thun, vorbeygelaſſen hätte — Was die Mama hätte, wäre ja ſo alles ihre —

„Schweig! antwortete Friederikchen, was brauche ich denn zu nehmen? Ich brauche ja nur zu bitten, ſo giebt mir die Mama alles, und wenn ſie mir bisweilen etwas verſagt, ſo hat ſie gewiß ihre guten Urſachen dazu.“

Da ſchlich ſich die Magd beſchämt fort. Friederikchen ſahe aber mit großer Sehnſucht durch das Fenſter, ob ihre Mama nicht bald kommen wollte — da kam ſie.

Sie hüpfte ihr freudig entgegen, öfnete die Thüre, und nachdem ſie ihr die Hände herzlich geküſſet hatte, ſo gab ſie ihr den Schlüſſel und ſagte: Den haben ſie gewiß vergeſſen.

M. Ey! den habe ich auch vergeſſen. Das iſt gut, liebes Friederikchen, daß du ihn zu dir genommen haſt. Komm mit mir in die

Stube? Haſt du auch geſehen, ob alles in der Speiſekammer noch in ſeiner Ordnung iſt?

F. O ja, es iſt noch alles in Ordnung.

M. Alſo biſt du in der Speiſekammer geweſen?

F. Ja, ich habe mich drinnen umgeſehen.

M. Ich beſorge, das Honig möchte mir unſchmackhaſt geworden ſeyn.

F. Es ſieht noch ganz gut aus.

M. Aber die Nüſſe wird vielleicht der Wurm geſtochen haben?

F. Ich habe kein Loch bemerket. Ach, beſte Mama! Warum ſehen Sie mir denn ſo in das Geſicht? Sie denken gewiß, ich habe genaſcht. Ach Herzens Mama! Ich will Ihnen alles, alles erzählen, aber glauben Sie mir auch nur! Ich bin in der Speiſekammer geweſen, ich habe das Honig, das Käffeebrod, die Nüſſe — ich habe alles geſehen — ich hatte gewaltigen Appetit zu naſchen. Ich habe — ach, ich will alles, alles ſagen, ich habe auch eine Hand voll Nüſſe genommen und den Nußbeißer geſuchet. Da überfiel mich aber Zittern über den ganzen Leib. Halt! dachte ich, ſtrafet der liebe Gott itzo ſchon, da du das Böſe noch nicht gethan haſt, was will es werden, wenn es wirklich ſchon iſt vollbracht worden!

M. Wenn nur die Magd den Schlüſſel nicht gefunden hat.

F. Sie hat ihn nicht gefunden. Sie ſah mich aber aus der Kammer gehen. Da wollte ſie mich überreden, ich wäre ein einfältiges Mädchen, wenn ich nicht naſchte, wenn ich Gelegenheit dazu hätte. Was die Mutter hätte, wäre ja ſo meine. Ich habe ihr aber die Meynung recht geſagt.

M. Komm, liebes Mädchen, küſſe mich! du biſt heute in großer Verſuchung geweſen — du haſt aber überwunden. Ich will dich auch belohnen. Was will mein Friederikchen heute von dem, was es geſehen hat?

F. Liebe Mutter! ich will gar nichts. Ach, das iſt ja eine gar zu große Freude, daß ich mich nicht habe verführen laſſen. Die ſchmeckt beſſer als Haſelnüſſe.

M. Aber Haſelnüſſe ſchmecken doch wohl auch gut?

F. Freylich müſſen ſie ſchmecken, ſonſt wäre ich nicht ſo lüſtern darnach geweſen.

Die Mutter verließ ſie hierauf, und kam bald mit einem Teller voll Haſelnüſſe zurück. „Hier, ſagte ſie, gutes ehrliches Kind! genieße dieß mit gutem Gewiſſen. Es wird dir gewiß beſſer ſchmecken, als wenn du die ganze Speiſekammer geplündert, und vor mir dich hätteſt fürchten, und vor der Magd ſchämen müſſen. Ein Kind, das ſeine Begierden beherrſchen kann, verdient auch über andere zu herrſchen. Du ſollſt von nun an die Aufſicht über die Magd, Speiſekammer und Küche bekommen. Du ſollſt ſie immer behalten, wenn du dich nicht ſelbſt durch Naſchhaftigkeit, oder zu vertrauten Umgang mit der Magd, derſelben unwürdig macheſt.“

Friederikchen war vor Freuden entzückt. Sie brachte es ſo weit, daß ſie die leckerhafteſten Speiſen ſehen konnte, ohne etwas zu naſchen. Die Magd unterſtund ſich nicht wieder, ihr Untreue gegen die Mutter zuzumuthen, weil ſie ihre Ehrlichkeit ſahe. Und ob Friederikchen gleich erſt eilf Jahr alt war, ſo erzeigte ihr doch die Magd alle die Hochachtung, die ein erwachſenes Frauenzimmer fordern kann.

S.

Wie unglücklich die Menſchen durch Betrug und Diebſtahl werden.

1.

Konrad hatte einmal die Thorheit begangen, und ſeines Vaters Federmeſſer heimlich weggenommen. Einer ſeiner Schulfreunde hatte es ihm abgekauft für einen Groſchen. Dieſen hatte er an Kirſchen gewendet, und ſie ſich wohl ſchmecken laſſen.

Sie bekamen ihm aber ſo übel, daß er einige Jahre lang Schmerzen davon empfinden mußte. Denn da ſeines kleinen Freundes Eltern bey ihrem Sohne das Federmeſſer erblickten, und erfuhren, daß er es von Konraden gekauft habe, ſchickten ſie es ſogleich zu ſeinem Vater, und ließen ſich erkundigen, ob er drum wiſſe, daß ſein Sohn dieß Federmeſſer verkauft habe?

Da wurde nun der thörichte Konrad nicht nur ſtark gezüchtigt, ſondern alle, die mit ihm im Hauſe wohnten, waren nun auf ihn mistrauiſch. So oft etwas im Hauſe fehlte, ſo hieß es allemal: das hat gewiß Konrad weggenommen. Man viſitirte ſeine Taſchen, Koffer und Schrank, ließ ſich in der Schule erkundigen, ob er das fehlende Stück nicht etwa habe blicken laſſen.

Dieß kränkte ihn gar ſehr. Er weinte oft bittere Thränen, und erſt nach einigen Jahren, da er hinlänglich bewieſen hatte, daß er ſich gebeſſert habe, konnte er ſeiner Freunde Zutrauen wieder erlangen. S.

2.

Zu Canterbury in England ſieht man an einem der ſchönſten Häuſer einen Schild zum Zeichen, daß es ehemals ein Gaſthof war.

In dieſem Gaſthofe ſtieg einmal der Herzog von Nivernois ab, da er, als franzöſiſcher Abgeſandter, an den engliſchen Hof reiſete. Er hatte kein beträchtliches Gefolge bey ſich. Des andern Tages machte ihm der Wirth eine Rechnung von 50 Guineen, die der Herzog großmüthig bezahlte.

Sobald der Adel in der umliegenden Gegend, der bey dieſem Wirthe abzuſteigen und ſeine Verſammlungen zu haben pflegte, dieß erfuhr: ſo kündigte er ihm auf. Das ganze Publikum folgte dieſem Beyſpiele. Man ſetzte den

Vorfall in die öffentlichen Zeitungen. Niemand kehrte mehr bey ihm ein.

Der Gaſthof war verlaſſen und in kurzer Zeit wurde der Beſitzer deſſelben zum Raube der Gläubiger, die dieſes Vorfalls wegen unerbittlich waren, und den Geldſchneider nackend aus dem Hauſe jagten.

(Aus den Zeitungen.)

3.

Einige Freunde hatten ſich mit einander vereiniget, wöchentlich einmal eine Zuſammenkunft zu halten, um ſich allerley erlaubte Ergötzlichkeiten zu machen. Da ſie nun alle ihre Kinder lieb hatten, und ſie nicht gerne unter den Händen des Geſindes laſſen wollten, ſo nahmen ſie dieſelben mit ſich, damit ſie an ihrer Freude Antheil nehmen könnten. Dieſe pflegten alsdann gemeiniglich ihre Zeit damit hinzubringen, daß ſie um Nüſſe würfelten, die ſie von ihren Eltern geſchenket bekommen hatten.

Der kleine Heinrich führte ſich hierbey ſehr unartig auf. Wenn er ſetzen mußte, ſo nahm er ſeine Nüſſe in die Hand, warf ſie geſchwinde unter die andern, ohne ſie ordentlich zu zählen, wie ſeine Kameraden zu thun pflegten. Wenn er wegnahm, ſo richtete er es ſo ein, daß er allemal eine Nuß mehr wegfiſchte, als ihm gebührete. Er führte gemeiniglich eine Ficke voll taube und wurmſtichigte Nüſſe bey ſich. Wenn nun geſpielet wurde, ſo ſteckte er die guten Nüſſe ein, und brachte ſeine verdorbenen Dinger auf das Spiel. Dieſes gab zu vielen Zänkereyen Anlaß. Endlich wurden es die andern Kinder überdrüſſig, und ſchloſſen ihn von ihren Vergnügungen aus. Wenn alsdann jene bey ihrem Spiele vergnügt waren, ſo mußte dieſer mit Verdruß von ferne zuſehen.

S.

Von der Vortreflichkeit der Gefälligkeit.

I.

Der kleine freundliche Chriſtian gieng mit Nachbars Peter aus, um Maiblumen zu pflücken. Beyde hatten ihr Frühſtück in der Hand.

Ihnen begegnete eine arme Frau mit einem kleinen Knaben.

„Ach! lieber Kleiner, ſagte die Frau zu Peter, geb er doch meinem armen hungrigen Kinde ein Bischen von ſeinem Butterbrod ab; er hat ſeit geſtern Morgen nichts gegeſſen.“

Mich hungert ſelbſt, antwortete dieſer, und fuhr fort, ſein Frühſtück zu verzehren.

Was that aber Chriſtian? — Er war auch hungrig; aber da er den Knaben weinen ſah, gab er ihm geſchwind ſein Butterbrod; und der Knabe freute ſich, und die Mutter wünſcht' ihm Gottes Segen.

Auch lief der Knabe vor ihm hin, zeigte ihm eine Wieſe, wo recht viele Maiblumen ſtanden, und half ſie ihm pflücken.

Chriſtian brachte einen großen Strauß von Blumen, Peter hingegen nur weniges zu Hauſe.

C. N.

2.

Der kleine Niklas ſaß einmal vor ſeiner Hausthüre, und hatte ſich die Augen ganz roth geweint. Da kam ſein Freund Wilhelm, und fragte ihn, warum er geweint habe?

Ich bin, antwortete Niklas, gar ein unglückliches Kind. Ich habe den ganzen Tag keine ruhige Stunde, bald befiehlt mir der Vater, bald die Mutter etwas. Da ſoll ich bald meinen Rock ausziehen, bald meine Bücher oder Kleider verſchließen. Einmal ſoll ich Kohlen, das anderemal Waſſer beytragen. Das iſt doch nicht zum Ausſtehen.

Wenn dir weiter nichts fehlt, ſagte Wilhelm, ſo will ich dir bald helfen, und dich lehren, wie du es machen mußt, daß dir deine Eltern wenig oder nichts mehr befehlen dürfen.

Da nun Niklas große Begierde bezeigte, dieſe Kunſt zu erlernen, ſo ſagte Wilhelm: du mußt nur immer Achtung geben, was deine Eltern gern haben, und wenn du es merkſt, ſo mußt du es gleich thun, ehe ſie es dir befehlen. Wenn du z. E. merkſt, daß ſie es gern haben, wenn du deinen Rock ausziehſt, wenn du aus der Schule kommſt, ſo mußt du es thun, ſobald du in die Stube trittſt. Siehſt du, daß ſie gern etwas beygetragen hätten, ſo muß du gleich laufen und es herbey holen. Bisweilen mußt du auch fragen: lieber Vater und Mutter, haben Sie etwa einen Auftrag für mich?

Das that nun Niklas, und auf einmal wurde er das glücklichſte Kind. Sonſt bekam er beſtändige Verweiſe, itzo wurde er immer gelobt und geküßt, und es fiel für ihn manches Geſchenk.

ſchenk. Sonſt ſahe er ſo verdrüßlich aus, als wenn er ſeines Lebens überdrüßig wäre, itzo lächelte er jedermann an.

Von dieſer Zeit an führte er immer das Sprichwort im Munde: **wer andern Freude macht, der macht ſich ſelbſt Freude.**

S.

3.

Als Philipp einmal ſeine Mittagsmahlzeit eingenommen hatte, bemerkte er, daß Lottchen und Harald, ſeine Geſchwiſter, immer einander zunickten und lächelten. Er konnte nicht errathen, was ſie vorhatten, erfuhr es auch nicht, ob er ſie gleich einigemal darum fragte. Es kam aber bald an den Tag. Harald fragte ihn, willſt du nicht mit uns in den Garten gehen? Er war gleich dazu bereit, und ſagte: wenn es euch Vergnügen macht, ſo gehe ich gerne mit.

Da ging er denn mit ihnen fort, glaubte aber immer, daß dieſer Gang etwas zu bedeuten haben müſſe, weil ſeine Geſchwiſter ganz ungewöhnlich freundlich waren, und das Lachen nicht verbergen konnten, ob ſie ſich gleich Mühe darum gaben. Er hatte auch wirklich Recht. Denn ſobald er in das Gartenhäuschen trat, fand er da zehn kleine Leutchen verſammelt, die ihm alle freundlich entgegen kamen, ihn umarmten und küßten und ſagten: viel Glück zu deinem Geburtstage, lieber, guter Philipp! erlebe ihn noch vielmal, und allemal geſund und vergnügt! Sie führten ihn darauf zu dem Tiſche, der mit allerhand artigen Sächelchen beſezt war. Es ſtund da Kaffee und eine Schüſſel voll Zwiebak, um ſeine Freunde zu bewirthen; es lagen da ein Paar Bücher, die ihm ſeine guten Eltern hingeſtellt hatten; es lag da ein ſchöner Geldbeutel, den ihm Lottchen ganz heimlich geſtrickt hatte; es ſtund da ein recht ſchöner Farbenkaſten, der von ſeinen übrigen Freunden, für ihr zuſammengelegtes Taſchengeld, war gekauft worden. Das rührte nun den guten Philipp faſt bis zum Thränen, er umarmte ſeine Freunde alle, und dankte ihnen für die Liebe, die ſie zu ihm trügen. Er ſchenkte ihnen darauf Kaffee ein, ließ den Zwiebak unter ihnen herum gehen, und hatte mit ihnen ein Paar recht vergnügte Stunden.

Er ſchlug ihnen hierauf vor, ein kleines geſellſchaftliches Spiel anzufangen. Die ganze Geſellſchaft war es zufrieden, glaubte aber, daß dieſes ſich beſſer für den weiten Garten, als für das enge Gartenhäuschen ſchicke. Und ſo ging denn der Zug durch den Garten, und Lottchen wußte ihn ſo artig zu lenken, daß er gerade nach Philipps Blumenbeete zugieng.

Philipp ſprang voraus, um ſeinen Gäſten alle Blumen und Kräuter zu zeigen, mit denen er es bepflanzt hatte. Er fand aber darauf mehr, als er ſelbſt vermuthete. Ein herrlicher Levkoienſtock, dicht voll blaue gefüllte Blumen, zwey ſchmalblätterichte Rosmarinſtöckchen, und verſchiedene Sommergewächſe waren darauf gepflanzt. Voller Verwunderung ſtund er ſtill, und dachte nach, wie dieſe ſchönen Gewächſe auf ſein Ländchen möchten gekommen ſeyn. Er brauchte aber nicht lange nachzudenken, denn ſobald er ſeinen kleinen Freunden in das Geſicht ſah, merkte er gleich, an ihrem ſchalkhaften Lächeln, daß auch dieſe ſchönen Geſchenke von ihnen herrührten. Sie hatten ſie ebenfalls von ihrem Taſchengelde heimlich gekauft, und auf ſein Beet verpflanzt.

Dieſe Gefälligkeit machte ihm neues Vergnügen, und er gab ſich alle Mühe, bald durch

Worte,

Worte, bald durch ſein Betragen ihnen zu zeigen, wie ſehr er durch ihre Liebe gerührt ſey.

Der ganze Nachmittag wurde unter Spiel und Vergnügungen zugebracht. Erſt da die Abenddämmerung eintrat, nahmen ſie von ihm Abſchied. Alle nahmen vergnügt Abſchied, nur Anſelm nicht. Dieſem ſahe man gar deutlich an, daß er verdrüßlich ſey, ob er es gleich zu verbergen ſuchte.

Fehlt dir etwas, Anſelm? fragte ihn, bey dem Weggehen, Fritze, der verſtändigſte unter allen.

Mir fehlt nichts, antwortete er. Aber wie kömmt es denn, daß ihr alle Philippen ſo lieb habt? ihr habt ja ſeinen Geburtstag gefeyert, als wenn er ein kleiner Prinz wäre. Mein Geburtstag iſt den vorigen Monat auch geweſen, und —

Und, fuhr Fritze fort, deine Freunde haben dich nicht ſo beſchenkt wie Philippen? Das iſt freylich wahr. Aber dazu können ſie nichts. Sieh! Philipp iſt, wie du weißt, der gefälligſte Knabe. Er ſinnt immer darauf, wie er andern Freude machen will. Wenn er Sämereyen oder Spielwerk bekommen hat, ſo müſſen alle ſeine Freunde an ſeinem Vergnügen Theil nehmen. Er zeigt es ihnen nicht nur, ſondern er beſchenkt ſie auch oft. Erſt vorige Woche hat er ja unter uns etliche Dutzend Nelkenpflänzchen, die er aus dem Samen gezogen hatte, vertheilt. Wenn wir ſpielen wollen, ſo ſpielt er gern jedes Spiel mit, das andern Freude macht, und wenn einer oder der andere ihm bisweilen ein Späſchen macht, ſo wird er darüber nicht böſe. Durch dieſes gefällige Betragen macht er nun, daß ihn alle Leute lieb haben, und ihm gerne Freude machen. Du aber, lieber Anſelm, biſt ganz anders. Wenn du Pflänzchen bekommſt, die wir noch nicht haben, ſo gönnſt du uns nichts davon, und willſt ſie gerne allein beſitzen. Deine Spielſachen läßt du uns nicht anrühren, und das Campiſche Buch, mit den ſchönen Bilderchen, haſt du noch keinen von uns durchblättern laſſen. Wenn es an ein Spielen geht, ſo ſollen wir allezeit ſpielen, was du haben willſt, und wenn wir es nicht thun, ſo murreſt du, und ſpielſt oft gar nicht mit. Und wenn dir jemand zu nahe kommt, dich etwa am Kleide zupft, oder von hinten ſich beyſchleicht und dir die Augen zuhält, ſo wirſt du gleich böſe, fährſt hämiſch um dich herum, und ſchimpfſt wohl gar. Sieh! da kann es ja nicht anders kommen, als daß deine Freunde Philippen lieber, als dich, haben, und lieber ihm, als dir, Freude machen.

Anſelm wurde über dieſe Rede ſehr betrübt. Gleichwohl ſahe er ein, daß Fritze Recht habe. Er nahm ſich vor, hinführo freundlicher und gefälliger gegen ſeine Freunde zu ſeyn. Im Anfange koſtete es ihm viele Mühe, aber nach und nach wurde es ihm leichter. Seine Mühe wurde aber auch reichlich belohnt. Denn je gefälliger er gegen andere war, deſto gefälliger waren dieſe gegen ihn. Je mehr er Andern Freude machte, deſto lieber machten ihm dieſe wieder Freude. Sonſt wünſchten ſie immer Anſelmen von ihren Spielen weg, nun aber mußte der gefällige Anſelm allemal herbey gerufen werden, wenn ein geſellſchaftliches Vergnügen angeſtellt werden ſollte.

Wie ſehr man ſich durch Ungefälligkeit und mürriſches Weſen ſchade.

1.

Meta, ein liebenswürdiges Mädchen, war bis in ihr ſechſtes Jahr die Freude ihrer Eltern geweſen.

Nachher hatte ſie, ich weis nicht wie, eine Untugend angenommen, welche ſonſt nur denjenigen Hunden eigen zu ſeyn pflegt, die man knurrige, oder beißige nennt.

Wurde ſie irgend eines Fehlers wegen getadelt; ſo ließ ſie das Geſicht hängen. Griff jemand etwas von ihren Sachen an, ſo fuhr ſie auf ihn los, als wollte ſie ihn beißen.

Wurd' ihr etwas befohlen, was ſie nicht gern that; oder wurd' ihr etwas abgeſchlagen, was ſie gern gehabt hätte: ſo brummte ſie für ſich, oder warf beym Herausgehen die Thüre heftig hinter ſich zu.

Von dieſer Zeit an war ſie der Kummer ihrer Eltern, und kein Menſch im Hauſe mochte ſie mehr leiden.

Zwar bereuete ſie meiſt ihren Fehler, ſo oft er begangen war, und weinte zuweilen bittere

Thränen darüber: aber doch fiel ſie immer wieder von neuem in denſelben zurück.

Eines Abends (es war am Weihnachtsabend) wollte ſie ihrer Mutter nachlaufen, welche mit einem zugemachten Korbe in ein Nebenzimmer ging.

Die Mutter gebot ihr zurück zu bleiben; gleich machte ſie wieder ihr grämliches Geſicht, und warf die Thür ſo unſanft hinter ſich zu, daß die Fenſter klirrten.

Nach einer halben Stunde wurde ſie wieder hineingerufen.

Wie verſteinert ſtand ſie da, als ſie das ganze Zimmer erleuchtet, und den Tiſch mit lauter ſchönen Spielſachen bedeckt ſahe. Sie konnte kein Wort ſprechen.

„Tritt näher, Meta, ſagte die Mutter, und lies auf dieſem Papier, für wen dieß Alles ſoll!“

Meta trat näher und las auf einem Zettel, der oben auf den ſchönen Sachen lag, folgende Worte: für ein freundliches Kind, zur Belohnung ſeines willigen Gehorſams. — Sie ſchlug darauf die Augen nieder, und ſagte kein Wort.

„Nun, Meta, fragte die Mutter, für wen iſts?“ — Nicht für mich, antwortete Meta; und die Thränen traten ihr in die Augen.

„Hier iſt noch ein anderer Zettel, ſagte die Mutter weiter; laß doch ſehen, ob der dich auch nicht nennt.“

Meta las: für ein unfreundliches mürriſches Kind, welches ſeine Fehler erkennt, und von heute an ſich beſſern will. — Das bin ich, rief ſie aus, ſtürzte der Mutter in die Arme, und weinte heftig. — Die Mutter weinte auch halb aus Kummer über ihr verwöhntes Kind, halb aus Freude über die Reue deſſelben.

„Nun ſo nimm, ſagte ſie nach einer kleinen Weile, was dein iſt, und Gott helfe dir zu thun, was du dir vorgenommen haſt.“

„Nun, liebe Mutter, antwortete Meta, ich will es eher nicht nehmen, bis ich ſo bin, wie der erſte Zettel ſagt, daß ich ſeyn ſoll. Hebe du mir alles ſo lange auf, und ſage mir, wann ich es nehmen ſoll.“

Dieſe Antwort machte der Mutter viel Freude. Sie legte die Sachen in eine Kommode, gab dem Kinde den Schlüſſel dazu und ſagte: „hier, liebe Meta, haſt du den Schlüſſel dazu; brauche ihn, ſo bald glaubſt, ihn brauchen zu dürfen.“

Schon waren ſechs Wochen verſtrichen, ohne daß Meta ſich ihres vorigen Fehlers auch nur im geringſten wieder ſchuldig gemacht hatte.

Da ſchmiegte ſie eines Tages ſich um den Hals ihrer Mutter, und fragte mit halberſtickter Stimme: „darf ich jezt, liebe Mutter?“ — „Du darfſt, mein Kind,“ antwortete die entzückte Mutter, und ſchloß ſie liebevoll in ihre Arme. „Aber ſage mir doch, wie haſt du es denn gemacht, daß du deinen Fehler los geworden biſt?“

„Ich habe immer daran gedacht, antwortete Meta; und dann ſo habe ich auch alle Morgen und alle Abende den lieben Gott gebeten, daß er mir helfen möchte. Da iſt es mir immer leichter geworden.“

Die Mutter vergoß die ſüßeſten Freudenthränen. Meta nahm die ihr zugedachten Sachen in Beſitz, und ſahe ſich nachher geliebt von allen Menſchen.

So kann ein feſter Vorſatz und Gebet auch Kinder von ihren Fehlern heilen.

Die Mutter erzählte dieſe glückliche Veränderung einſt in Gegenwart eines Kindes, welches eben dieſer Untugend ſchuldig war.

Dieſes ward dadurch ſo ſehr gerührt, daß es ſich auf der Stelle vornahm, Meta's Beyſpiel zu folgen, um auch ſo gut und liebenswürdig zu werden, als ſie.

Auch dieſem gelang es. — Und ſo ward alſo Meta nicht allein für ſich beſſer und glücklicher, ſondern verurſachte noch dazu, daß auch andere Kinder ſich beſſerten.

Welches Kind wollte ſich und Andern nicht auch gern dieſe Freude machen?

Emilia Rudolphi.

2.

Threne mußte von ihren Kindern auf einige Zeit abweſend ſeyn: ſie hatte eine nothwendige Reiſe zu thun. Doch beſchleunigte ſie die Rückkehr, ſo ſehr ſie nur konnte.

Kaum war ein Monat verfloſſen, ſo flog ſie ihren Lieblingen wieder zu.

Sie ward von ihnen mit den lebhafteſten Freudensbezeugungen empfangen.

Aber ach! welche Veränderungen bemerkte ſie bald an den Kleinen!

Eine foderte mit Ungeſtüm etwas von der andern; dieſe weigerte ſich trotzig, es zu thun; daraus entſtanden verdrüßliche Reden, und alle Freuden des Spiels und der Arbeit waren dahin.

Alle Augenblicke kam eine der andern in den Weg; keiner gefiel's da, wo's der andern gefiel.

Wollte die eine in dem Garten ſpielen, ſo beſtand die andere darauf in der Stube, und die dritte vor der Thüre zu bleiben. Dieſe Unart nahm täglich zu.

Eines Tages, da ſie einander alle Gefälligkeiten verſagten, und ſich ſogar durch häßliche Gebärden zu kränken ſuchten, ward Theone ſo betrübt, daß eine Thräne nach der andern ihren Augen entrann.

Sie ſchwieg und ging weg auf ihr Zimmer.

Als ſie wieder kam, liefen ſie alle mürriſch und misvergnügt zu ihr, und klagten, daß ſie durchaus nicht mehr vergnügt ſeyn könnten. Jede beſchwerte ſich über die andere, daß ſie ſchuld ſey, und dann drangen ſie in die Lehrerin, ſie, die ja immer gewußt, ihnen Freude zu machen, möchte es doch auch dießmal thun.

Theone that einen ernſten Blick auf ſie alle, und ſagte: Ich gebiete von jezt an, daß keine die andere in ihrem Spiele ſtört, und damit dieß ja nicht geſchieht, ſo ſoll eine jede ihren eignen Plaz in dieſem Zimmer beſitzen, wo ſie ihr Spiel allein nach all ihrem Wohlgefallen treiben kann.

Auch vergönne ich euch, damit ihr dieſer Freyheit recht genießen möget, den ganzen Nachmittag zum Spielen.

Mit dieſer Entſcheidung höchſt zufrieden, nahm eine jede den ihr angewieſenen Plaz im Zimmer ein, und jede fing nun hier ihr beſonderes Spiel für ſich an.

Die kleine Wilhelmine erzählte ihrer Puppe Geſchichtchen; aber die konnt' ihr nichts antworten, und ihr nichts wieder erzählen, und die andern ſpielten für ſich. —

Charlotte warf den Ball; aber niemand freuete ſich über ihre Geſchicklichkeit im Fangen, und niemand war, der ihr nacheiferte, denn die andern ſpielten für ſich. —

Sophie wollte ſich an ihrem Lieblingszeitvertreibe, dem Fragſpiel erholen; aber wen ſollte ſie fragen? Die andern ſpielten für ſich. —

Emilie, die kleine häusliche, wollte ein kleines Gaſtmahl machen von den Aepfeln und Birnen, die ſie heute bekommen; aber wen konnte ſie einladen? Die andern ſpielten für ſich. —

Und ſo wars mit allen Spielen. Keins wollte gehen. Da liefen ſie alle zu Threnen, und baten ſie mit Thränen, ſie doch ein Mittel zu lehren, wie ſie wieder froh würden.

Ich weis nur eins, meine Kinder, ſagte ſie traurig, das ihr ſonſt auch wußtet. Ihr habt es vergeſſen; doch wenn ihr wollt, will ichs euch wieder lehren.

O, wir wollen von Herzen! riefen ſie alle, und waren begierig, das erſte Wort aus ihrem Munde zu vernehmen.

„Es iſt Vertragſamkeit, iſt Schweſterliebe! O meine Kinder! wie unglücklich habt ihr euch und mich gemacht, ſeit ihr ſie vergeſſen?“

Sie ſchwieg, und eine zärtliche Thräne rollte ihr vom Geſicht.

Da ſtanden die Kleinen alle vor Schaam beſtürzt und verſtummt vor ihr her; — dann fielen ſie ſich in die Arme, und verſprachen ſich wieder ſo lieb als vormals zu haben.

Sie habens gehalten. Nie waren ſie wieder eigenſinnig und zänkiſch: denn nun kannten ſie die Folgen des Eigenſinns und der Zankſucht.

Campe.

Wie wohl ein Kind thut, wenn es ſeinen Eltern und Vorgeſetzten gehorſam iſt.

1.

Rudolph war ein gutes Kind. Seine Eltern hatte er lieb und wurde auch wieder von ihnen geliebt. Er hatte einen kleinen Nachbar, welcher Wilhelm hieß. Dieſer bat ihn nun, ſo oft er ihn ſahe, daß er ihn beſuchen möchte, verſprach auch, daß er wieder zu ihm kommen wollte. Da wollten ſie mit einander ſpielen und recht vergnügt ſeyn.

Rudolph hatte hierzu große Luſt, und bat ſeinen Vater ſehr oft, ihm den Umgang mit Wilhelm zu erlauben. So oft er ihn nun bat, ſo oft erhielt er auch abſchlägige Antwort. Nun hätte er gern wiſſen mögen, warum ihm doch der Vater nicht erlauben wollte, mit einem ſo ſtillen und freundlichen Kinde umzugehen. Er konnte es aber niemals erfahren. Der Vater ſagte allemal: Du weißt Rudolph, daß ich dich lieb habe, und nichts von dir verlange, als was dir gut iſt, und nichts verbiete, als was dir Schaden thut. Du kannſt alſo gewiß glauben, daß ich auch meine guten Urſachen dazu habe, warum ich dich mit Wilhelmen nicht will umgehen laſſen.

Dabey beruhigte ſich denn Rudolph, und gehorchte dem Vater. Wann ihn Wilhelm zu ſich bat, oder ſagte, daß er zu ihm kommen wolle, ſo gab er ihm allemal zur Antwort: es geht nicht an, lieber Wilhelm, der Vater erlaubt es mir nicht.

Da ließ er ihn endlich zufrieden.

Nach etlichen Jahren ſpürte man eine ſehr merkliche Abnahme an Wilhelms Kräften. Sein Wachsthum hörte auf, ſeine Wangen wurden bleich, er bekam blaue Ringe um die Augen, ja man merkte gar deutlich, daß er dumm wurde, indem er auch die leichteſten Sachen nicht begreifen konnte.

Rudolph hingegen wuchs empor und wurde ſchlank, wie eine junge Tanne, ſein Geſicht blühte, wie eine Roſe; jedermann bewunderte ſeinen Verſtand. Da merkte er nun wohl, daß der Vater es gut mit ihm gemeint habe, da er ihm den Umgang mit Wilhelm verbot.

Im zwanzigſten Jahre ſchrumpfte Wilhelm gar zuſammen, und ſtarb unter großen Schmerzen. Und Rudolph wurde ein geſunder und ſchöner Mann. Er erfuhr nun auch, daß Wilhelm durch heimliche Sünden ſeinen Leib geſchwächt und ſeine Geſundheit zerſtört habe, und daß er von dieſen Sünden ebenfalls würde angeſteckt worden ſeyn, wenn ihm der Vater erlaubt hätte, dieſen elenden Knaben zu beſuchen.

Da wurde er ſo gerührt, daß er weinen mußte. Er ſuchte ſeinen lieben Vater auf, umarmte ihn, und weinte an ſeinem Halſe. „O mein Vater! mein Erretter, ſagte er: wie lieb haben Sie mich gehabt, und wie redlich für mich geſorgt! Was für ein elendes Gerippe würde ich itzo ſeyn, wenn Sie mich von dem Umgange mit dem unglücklichen Wilhelm nicht abgehalten hätten! Ach oft war es mir ſchwer, Ihnen zu gehorchen, oft, vergeben Sie es mir, oft bin ich auch auf Sie unwillig geweſen. Aber nun — nun bin ich durch Ihre Güte ſo gerührt, daß ich lebenslang dafür dankbar ſeyn werde.“

werde.“ Ach wenn doch alle Kinder glaubten, daß es ihre Eltern gut mit ihnen meinten! wenn ſie ihnen doch alle gehorchten! S.

2.

Ludwig ging in eine Schule, wo die Schüler ſehr viel arbeiten mußten, weil ihr Lehrer glaubte, daß junge Leute beſtändig beſchäftigt ſeyn müßten, und nicht eher ruhen dürften, als in den Stunden, die zum Spiele und zur Erholung beſtimmt wären.

Sie mußten z. E. ganze Bücher abſchreiben, und zu gewiſſen Zeiten lange Stellen aus denſelben herſagen.

Darüber wurden ſie oft verdrüßlich, murrten gegen den Lehrer, und nannten ihn einen ſtrengen eigenſinnigen Mann.

Ludwig aber, der von ſeinem Vater gehört hatte, daß man ſeinem Lehrer in allen Stücken gehorchen müſſe, murrte niemals, ſondern arbeitete immerfort dasjenige, was ihm war aufgegeben worden, wenn es ihm auch gleich bisweilen ſauer ankam. Deswegen gewann ihn der Lehrer lieb, und ſagte oft: wenn ich lauter ſolche Schüler hätte, wie Ludwig iſt, ſo würde mir mein Amt noch einmal ſo leicht ſeyn.

Einmal beſuchte ein Anverwandter Ludwigs Vater, und ließ ſich mit Ludwigen in ein Geſpräch ein. Dieſer wußte von allem ſehr vernünftig zu ſprechen, und zeigte, daß er eine Menge Kenntniſſe ſich erworben hatte, die man von einem Kinde in ſeinen Jahren kaum erwartet. Wenn die Rede auf merkwürdige Naturbegebenheiten kam, z. E. auf der Sonne Auf- und Untergang, den Mond, den Donner und Regen, den Frühling oder Herbſt, ſo wußte Ludwig ganze Stellen herzuſagen, die davon handelten.

Der Anverwandte gab ihm ein Papier und dictirte ihm etwas, das er ſchreiben mußte. Hernach ſahe er es durch und fand, daß es faſt ganz ohne Fehler war.

Darüber verwunderte er ſich ſehr, und ſagte, Ludwig müſſe einen vortreflichen Lehrer haben, weil er ihm in ſo kurzer Zeit ſo viel nützliches gelernt hätte. Ja er verſicherte, er glaube, daß Ludwig einmal ein ſehr geſchickter Mann werden würde, wenn er fortführe ſich nach ſeines Lehrers Regeln zu richten.

Da ſahe nun Ludwig ein, wie gut es ſey, ſeinem Lehrer gehorchen, und ließ ſich dadurch noch mehr reizen, alle ſeine Vorſchriften auf das pünktlichſte zu befolgen. S.

Wie ſehr man ſich durch Ungehorſam ſchade.

1.

Franz und ſein Bruder Gottlob baten ihren Vater an einem Abend, daß er ihnen erlaubte, im Garten zu ſpielen.

Ihr könnt es thun, antwortete der Vater, aber ihr müßt auch darin bleiben.

Sie gingen alſo hin, und ſpielten eine Zeitlang ſehr vergnügt.

Endlich ſahe Franz die hintere Gartenthüre offen ſtehen, und da bat er ſeinen Bruder, mit ihm hinaus zu gehen.

„Aber Vater ſagte ja, wir ſollten im Garten bleiben,“ antwortete der Bruder.

O, ſagte Franz, er meinte wohl nur, wir ſollten nicht aus der großen Gartenthüre auf die Straße laufen; aber hier hinaus zwiſchen die Büſche zu gehen, das kann uns doch nicht ſchaden.

Komm nur, lieber Gottlob; ſieh, wie ſchön es hier iſt! und indem er das ſagte, gingen ſie hinaus.

Lange liefen ſie im Gebüſche hin und her, bis ſie auf einmal merkten, daß es dunkel ward.

Nun wollten ſie umkehren: aber keiner von ihnen wußte den Weg wieder zu finden. Da fingen ſie an, erbärmlich zu weinen und zu ſchreyen.

Glücklicher Weiſe wurden ſie von dem Vater gehört; der dem Geſchrey nachlief und ſie aufſuchte.

Seht ihr? ſagte er, da er ſie fand: ſo geht es denen, die nicht achten auf das, was ihnen verſtändige Leute gerathen haben!

Ich wußte wohl, daß ihr euch außer dem Garten nicht zurecht finden könntet, und deswegen ſagt' ich euch, ihr ſolltet drinnen bleiben.

Nun darf ich euch ein andermal nicht wieder im Garten ſpielen laſſen; weil ich nicht ſicher bin, daß ihr nicht abermals hinauslaufen würdet. **L. R.**

2.

Franz bekam von ſeinen Eltern ſehr oft die Erinnerung, daß er ja nicht mit Ferdinanden umgehen ſollte. Er wollte immer die Urſache wiſſen, warum ſie ihm dieß unterſagten? Sie hielten es aber nicht für gut, ſie ihm bekannt zu machen, und ſagten ihm weiter nichts, als, ein gutes Kind müſſe alles thun, was ihm von ſeinen Eltern befohlen würde, und alles unterlaſſen, was ſie ihm unterſagten, wenn es auch gleich nicht wiſſe, warum? denn die Eltern wüßten, was den Kindern gut wäre, und hätten ſie viel zu lieb, als daß ſie ihnen etwas Böſes rathen ſollten.

Damit mußte ſich nun Fränz beruhigen, und einige Wochen Ferdinands Umgang vermeiden.

Einmal gingen aber ſeine Eltern aus, um einen Freund zu beſuchen. Da wachte bey Franzen auf einmal die Luſt auf, zu Ferdinanden zu gehen. Warum, dachte er, ſollſt du denn nicht mit Ferdinanden umgehen? Ferdinand iſt ja ein gar guter und luſtiger Junge. Deine Eltern können dir ja nicht alle Freude verbieten. Wenn ſie es freylich erführen, daß du ungehorſam geweſen wäreſt — da wäreſt du wohl für Strafe nicht ſicher. Aber wie wollen ſie es denn erfahren? ſie ſind ja abweſend. Ferdinand wird mich gewiß nicht verrathen, und ich — ja ich will gewiß nichts ſagen.

Und ſo ging denn das unbedachtſame Kind zu Ferdinanden, ob er gleich wußte, daß es ihm ſeine lieben Eltern unterſagt hatten. Dieſer hatte eine große Freude, da Franz wieder zu ihm kam, den er ſchon lange nicht bey ſich geſehen hatte. Er rief geſchwinde noch einige Kinder zuſammen, und fing ſogleich ein Spiel an, das mit Springen und Toben verknüpft war. Da das Haus hier zu klein war, ſo lieſen ſie in den Garten des Nachbars, der eben offen ſtand. Da ging alles bunt über. Verſchiedene Beetchen, die mit allerley Gewächſen beſäet waren, wurden zertreten, die Aurikelchen, Hyacinthen, Sprößlinge vom Spargel, alles wurde zerknikt, einige Nelkentöpfe wurden umgeſtoßen und zerbrochen. In der Geſellſchaft dieſer wilden Knaben war Franz auf einmal ſo wild geworden, daß er ſich ganz und gar vergaß, gar nicht mehr ſahe, wohin er lief und trat, und ſich gar nicht einfallen ließ, daß ihm dieß unanſtändige Betragen Verdruß zuziehen könnte.

Da die Geſellſchaft eben am wildeſten war, kam der Herr des Gartens, und ſahe alle den Unfug, den dieſe wilden Knaben angerichtet, und den Schaden, den ſie ihm zugefügt hatten.

Da er ein ſehr hitziger Mann war, ſo wurde er dadurch ſo aufgebracht, daß er nach einem Stocke griff, um die unbeſonnenen Knaben zu beſtrafen. Dieſe waren ihm aber zu geſchwinde, und entwiſchten durch die Gartenthüre.

Aber der Strafe entwiſchten ſie nicht. Den folgenden Tag ging der Beſitzer des Gartens in die Schule, nannte die Knaben, die in ſeinen Garten eigenmächtig gekommen wären, und erzählte den großen Schaden, den ſie ihm zugefügt hätten. — Der Rektor erſchrak, daß er ſolche Buben in ſeiner Schule hätte, und ſtrafte ſie alle ab, folglich auch Franzen.

Thränend und ſchluchzend kam er zu ſeinen Eltern. Da fand er aber kein Mitleiden. Der Rektor, ſagten ſie, habe recht gethan. Er habe ihn nur beſtraft, wegen des Schadens, den er dem Beſitzer des Gartens zugefügt hätte, nun müſſe aber der Ungehorſam gegen die Eltern noch geſtraft werden, deswegen ſolle er einige Tage, bey der Mittagsmahlzeit, mit trocknem Brode vorlieb nehmen. Das that wehe, ſo wehe, daß ſich Franz vornahm, auch nicht ein einzigesmal ſeinen lieben Eltern wieder ungehorſam zu ſeyn.

S.

3.

Es waren zwey Brüder. Der älteſte mochte ungefähr eilf, der jüngſte zehn Jahr alt ſeyn. Beyde wurden von ihren Eltern gar ſehr geliebt. Ihr Vater, der ein Kaufmann iſt, mußte oft in Geſchäften große Reiſen zu Pferde thun. Er pflegte alsdann, zu ſeiner Vertheidigung gegen Straßenräuber, ein Paar geladene Piſtolen mit ſich zu führen. Wann er zurück kam, ſchoß er dieſe vorher gemeiniglich los, oder zog die Ladung zu Hauſe heraus, damit niemand ſich oder andern Schaden damit thun möge. Dem ungeachtet verbot er ſeinen Söhnen oft, ſowohl dieſe Piſtolen, als auch irgend ein anderes Schießgewehr, in die Hand zu nehmen, weil Kinder damit noch nicht umzugehen wüßten. Ueberhaupt aber gab er ihnen die Regel, auch wenn ſie erwachſen ſeyn würden, mit dergleichen Gewehren niemals zu ſpaßen, weil daraus ſchon oftmals großes Unglück entſtanden wäre.

Nach einigen Tagen kam dieſer Kaufmann von einer Reiſe zurück: aber weil er im Kurzen wieder von neuem abzureiſen gedachte, ſo hatte er dießmal ſeine Piſtolen nicht losgeſchoſſen. Er legte ſie in ſeine Kammer. Daß ſeine Söhne ſie da anrühren würden, beſorgte er nicht: denn er hatte es ihnen ja ein- für allemal verboten.

Aber was geſchah? Am folgenden Morgen, da der Vater ausgegangen war, ſpielten Wilhelm und Chriſtian (ſo hießen die beyden Knaben) in eben dieſer Kammer. Die Piſtolen lagen auf dem Tiſche. Laß uns einmal Soldaten ſpielen, ſagte Wilhelm zu ſeinem jüngern Bruder, indem er eine der Piſtolen in die Hand nahm, und ihm die andere reichte. Du! antwortete Chriſtian, weißt du nicht, daß es uns verboten iſt, die Piſtolen anzurühren? — Wohl wahr, ſagte Wilhelm; aber wir wiſſen ja, daß ſie nicht geladen ſind; und verderben werden wir ja auch nichts daran. Sieh, ich weiß ſchon recht gut, wie man den Hahn aufziehen muß (und ſo zog er den an beyden Piſtolen auf). Nun ſtelle dich dahin, und gieb Acht, wie ich commandire. Wann ich Feuer rufe, ſo mußt du abdrücken. — Schon ſtanden beyde gegen einander über, und Wilhelm commandierte: Achtung! Präſentirt das Gewehr! Legt an! Feuer! — Mit dieſen Worten drückten beyde los, und beyde fielen nieder und wälzten ſich in ihrem Blute. Auf den Knall der beyden

den Piſtolen kam die Mutter voller Beſtürzung herbey gerannt, und o Himmel, welch ein Anblick! Ohnmächtig ſank ſie bey ihren Kindern nieder, die in dieſem Augenblicke den letzten Athemzug thaten. Da ſie von dem herbeygelaufenen Hausgeſinde wieder zu ſich ſelbſt gebracht wurde, waren ſie ſchon verſchieden.

Den lauten Jammer der Mutter, welcher darauf erfolgte, und das ſtumme Härmen des unglücklichen Vaters, dem bey ſeiner Zuhauſekunft der bloße Anblick ſeiner im Blute liegenden Söhne die ganze Geſchichte ſagte, kann keine Feder beſchreiben.

Pädag. Unterhandl.

Von der Vortreflichkeit der Dankbarkeit.

I.

Der Herr von R... hatte ſich, als preußiſcher Werbofficier, eine Zeitlang zu Ulm in Schwaben aufgehalten. Er ſollte jezt wieder zurück nach ſeinem Regimente gehn.

Am Abend vor ſeiner Abreiſe meldete ſich bey ihm ein ſehr ſchön gewachſener junger Menſch, und verlangte angeworben zu werden.

Er hatte ganz die Miene eines guten wohlerzogenen Jünglings; aber er zitterte, indem er vor den Officier trat, an allen Gliedern.

Der Officier ſchrieb dieſes einer jugendlichen Furchtſamkeit zu, und fragte, was er beſorge?

„Daß Sie mich abweiſen,“ war ſeine Antwort; und indem er dieſes ſagte, rollte ihm eine Thräne über die Wangen.

Nicht doch, ſagte der Officier; Sie ſind mir vielmehr außerordentlich willkommen: wie können Sie ſo was beſorgen?

„Weil Ihnen das Handgeld, welches ich fordern muß, vermuthlich zu hoch vorkommen wird.“ –

Wie viel verlangen Sie? fragte der Officier.

Keine niedrige Habſucht, antwortete der junge Menſch, ſondern ein dringendes Bedürfniß zwingt mich, hundert Gulden zu fordern; und ich bin der unglücklichſte Menſch auf der Welt, wenn Sie ſich weigern, mir ſo viel zu geben.

Hundert Gulden, antwortete der Officier, ſind freylich viel; aber Sie gefallen mir; ich glaube, daß Sie Ihre Pflicht thun werden, und will nicht mit Ihnen handeln. Hier ſind ſie! Morgen reiſen wir vondannen. Und ſo zahlte er ihm die hundert Gulden aus.

Der junge Menſch war entzückt.

Er bat darauf den Officier, daß es ihm erlaubt ſeyn möchte, nach Hauſe zu gehen, um erſt noch eine gewiſſe heilige Pflicht zu erfüllen, und verſprach in einer Stunde wieder da zu ſeyn. Dieſer trauete ſeinem ehrlichen Geſichte, und ließ ihn gehen.

Aber weil er in ſeinem ganzen Betragen etwas Außerordentliches und Geheimnißvolles bemerkt zu haben glaubte; ſo trieb ihn ſeine Neugierde an, ihm von fern zu folgen.

Und da ſah er ihn ſpornſtreichs nach dem Stadtgefängniß laufen; allwo er anpochte und hineingelaſſen wurde.

Der Officier verdoppelte ſeine Schritte und hörte, da er an die Thüre des Gefängniſſes kam, den jungen Menſchen mit dem Kerkermeiſter reden: „Hier iſt, hört' er ihn ſagen, das Geld, um deſſentwillen mein Vater gefangen ſitzt! Ich lege es bey ihm nieder; und nun führe er mich geſchwinde zu ihm, um ihn aus ſeinen Banden zu befreyen.“ Der Kerkermeiſter that, was er verlangte.

Der Officier blieb noch etwas ſtehen, um ihm Zeit zu laſſen, vor ſeinem Vater allein zu erſcheinen; dann folgte er ihm nach.

Welch ein Anblick! Er ſieht den jungen Menſchen in den Armen ſeines Vaters, eines ehrwürdigen Greiſes, der ihn feſt an ſein Herz gedrückt hält, und ihn mit heißen Thränen benetzt, ohne ein Wort zu reden. Es vergingen einige Minuten, ehe der Officier von ihnen bemerkt wurde.

Gerührt ging dieſer auf ſie zu, und ſagte zu dem Alten: Beruhigen Sie ſich; ich will Sie eines ſo braven Sohnes nicht berauben. Laſſen Sie mich Theil nehmen an dem Verdienſte ſeiner Handlung. Er iſt frey; und es reuet mich der Summe nicht, wovon er einen ſo edelmüthigen Gebrauch gemacht hat.

Vater und Sohn fielen ihm zu Füßen. Der Letztere weigerte ſich anfangs die ihm angebotene Freyheit anzunehmen. Er bat den Officier, ihn mitzunehmen; ſein Vater, ſagte er, bedürfe ſeiner nun nicht mehr, und er möchte einem ſo gutherzigen Herrn nicht gern beſchwerlich gefallen ſeyn.

Aber der großmüthige Officier beſtand darauf, daß er bleiben ſollte; führte beyde an ſeiner Hand aus dem Kerker, und nahm bey ſeiner Abreiſe das frohe Bewußtſeyn mit, zwey Unglückliche, die es zu ſeyn ſo wenig verdienten, glücklich gemacht zu haben. Campe.

2.

Karl legte ſich mit ſolchem anhaltenden Fleiße auf die Landwirthſchaft, daß er bald Meyer (Hofmeiſter) wurde. Und bald darauf ward er von der Herrſchaft, bey der er diente, ſeiner Geſchicklichkeit wegen, als Verwalter angenommen.

Wie er nun bey dieſem Dienſte einen guten Lohn bekam, von Jugend auf aber ſparſam zu leben ſich gewöhnet hatte, ſo verbrauchte er auch nicht alles von ſeinem Lohne zu ſeinen Bedürfniſſen, ſondern erübrigte alle Jahre etwas davon.

Da dachte er an ſeine alten armen Eltern, und ſchickte ihnen monatlich ein Gewiſſes am Gelde, oder brachte es ſelbſt, davon ſie ſich dienſtfrey kauſen konnten.

Das iſt die größte Freude für mich, ſprach er oft, wenn ich daran gedenke, daß meine Eltern durch mich ein ruhiges und frommes

Alter erleben, und daß ichs ihnen doch einigermaßen vergelten kann, was ſie mir Gutes gethan haben. **Goldner Spiegel.**

Wie häßlich und ſchädlich der Undank ſey.

1.

Sophie kam an einem warmen Frühlingsabend von einem Spatziergange zurück, und war ſo gerührt über das viele Schöne, das ſie geſehen hatte, und über das viele Gute, das Gott ſeinen Geſchöpfen thut, daß ſie ein herzliches Verlangen hatte, auch recht viel Gutes thun zu können.

Da begegnete ihr ein kleines ſchwarzäugiges Mädchen, das barfuß gieng, elende Kleider an hatte, und mit einer ſehr freundlichen Miene ſie bat, ihr einige von den Blumen zu geben, die ſie in der Hand hatte.

Sophie that es mit Vergnügen und erkundigte ſich zugleich, wem das Mädchen angehöre? Da erfuhr ſie, daß ſie weder Vater noch Mutter habe, ſondern von einer armen Anverwandtin erzogen würde, die zunächſt in einem kleinen Hüttchen wohne. Sogleich gieng Sophie mit dem Mädchen zu ihr, und fragte, ob ſie ihr die Kleine nicht zur Erziehung überlaſſen wolle? ſie ſollte, ſagte ſie, von ihr wie ihr eigen Kind gehalten werden.

Die gute Alte, die ſich ſelbſt kaum erhalten konnte, nahm dieſes gütige Anerbieten mit Vergnügen an, und Sophie nahm dieß Kind auch ſogleich bey der Hand, und führte es mit ſich nach Hauſe.

Da hatte es nun Brigittchen, ſo hieß das Mädchen, recht gut. Den folgenden Tag ſchon, wurde ihr neue reinliche Kleidung verfertigt, und die alten Lumpen wurden ihr abgenommen. Sie bekam täglich ihr Frühſtück, Mittags- und Abendmahlzeit, die ihr gar herrlich ſchmeckten, weil ſie von Jugend auf die elendeſte Koſt genoſſen hatte. Die Thränen traten ihr oft in die Augen, wenn ſie einen Teller voll gutes Gemüß und Fleiſch bekam, und zurück dachte, wie ſie ſich ſonſt mit einem Stück Brod und Salz habe behelfen müſſen. Und wenn ſie die alten Lumpen wieder erblickte, die ſie ſonſt getragen hatte, und die ihre Pflegemutter, nicht ohne Urſache, in einem Kämmerchen aufbewahrte, und ſie mit ihrer gegenwärtigen reinlichen Kleidung verglich, ſo wurde ſie noch mehr gerührt. Sie lief alsdann oft zu Sophien, küßte dankbar ihre Hände, und verſicherte, daß ſie ihr lebenslang die Wohlthaten nicht vergelten könne, die ſie ihr itzo erzeige.

Sophie that ihr noch weit mehr Gutes. Sie ließ ſie auch im Leſen und Schreiben unterrichten, ließ ihr das Kochen, Spinnen, Strikken, Nähen und alles erlernen, was ein Mädchen wiſſen muß, das einſt ſich ſelbſt ernähren will. Was du bey mir lernſt, Brigittchen, ſagte ſie ihr oft, das ſoll einſt deine Mitgabe ſeyn, davon kannſt du dir dein Lebelang deinen Unterhalt verſchaffen.

Darüber hatte Brigittchen gar eine große Freude.

Nach und nach wurde ſie aber an das Gute, das ſie in Sophiens Hauſe genoß, ſo gewöhnt, daß ſie vergaß, daß dieß eine Wohlthat ſey, und ſich einbildete, ſie habe ein Recht es zu fordern.

Sie vergaß ſich einigemal ſo ſehr, daß ſie das Eſſen tadelte, das ihr Sophie reichen ließ, und ſich merken ließ, das Kleidchen ſey ihr nicht gut genug, das ſie ihr geſchenkt hatte. Dieß war für die gute Sophie eine große Kränkung.

Brigitte vergieng ſich aber in der Folge noch weit mehr. — Da ſie groß worden war, und ſo viel gelernt hatte, daß ſie glaubte ſich ſelbſt nähren zu können, begegnete ſie ihrer Wohlthäterin ſehr unfreundlich, und ſahe einige Tage ſauer aus, wenn ſie von ihr einen kleinen Verweis bekommen hatte.

Einſt hatte ſie einen Schleier, den ihr Sophie zu waſchen übergeben hatte, ſo ſchlecht gewaſchen, daß ihr Sophie deswegen einen Verweis geben mußte.

Dieß verdroß das Mädchen ſo ſehr, daß es in der Stille ſeine Sachen, die ihm Sophie nach und nach geſchenkt hatte, zuſammenpackte, und von ihr wegzog.

Ihre Wohlthäterin nahm mit naſſen Augen von ihr Abſchied, und ſagte ihr vorher, daß ſie den unbedachtſamen Schritt, den ſie itzo thäte, gewiß bald bereuen würde. Sie blieb aber auf ihrem harten Sinne und trennte ſich von ihr.

Sie gieng zu einer andern Frau, bot ihr ihre Dienſte an, und glaubte, ſie würde nun, ihrer Geſchicklichkeit wegen, mit offenen Armen von ihr aufgenommen werden. Sie irrte ſich aber gar ſehr. Denn als ſie von ihr wiſſen wollte, warum ſie aus Sophiens Hauſe gezogen wäre, und Brigitte ſo boshaft war, daß ſie ihrer Wohlthäterin allerley übels nachredete, ſo erſtaunte dieſe Frau über ihren Undank und ſagte: und ihr ſchämt euch nicht von einer Perſon ſo zu ſprechen, der ihr euer ganzes Glück zu verdanken habt? Wollt ihr dieſer guten Frau nicht gehorchen, wie viel weniger werdet ihr mir gehorſam ſeyn! Sprecht ihr von dieſer übel, wie viel mehr werdet ihr von mir ſprechen, da ich nicht im Stande bin euch ſo viel Gutes zu erzeigen!

Da mußte Brigitte beſchämt abziehen.

Sie gieng zu einer andern Frau, bekam aber von ihr eine ähnliche Antwort. Gern wäre ſie zu Sophien wieder zurück gegangen, und hätte ſie um Verzeihung gebeten. Aber ſie mußte beſorgen, von ihr abgewieſen zu werden.

Sie kam endlich in Dienſte bey einer ſehr reichen Frau, wo ſie ſich aber ſehr übel befand. Gemeiniglich bekam ſie verdorbene Speiſen, und das Getränk wurde ihr zugemeſſen. Sie mußte ſchwere Arbeit thun, und wenn ſie das geringſte verſahe, ſo wurde ſie ſchrecklich ausgeſcholten.

Deswegen zog ſie ſchon nach ſechs Wochen wieder von ihr, und ſuchte eine andere Herrſchaft. Hier hatte ſie es eben nicht viel beſſer, und mußte ſie ebenfalls nach einem Vierteljahre wieder verlaſſen.

Dieß machte ſie immer boshafter, und die ſchlimme Gewohnheit, ihrer Herrſchaft unfreundlich zu begegnen, wurzelte immer tiefer bey ihr ein.

Deswegen hatte ſie nirgends gute Tage. Sie mußte ihr Lebelang ſich unter fremden Leuten herum ſchlagen, mußte ſich oft ihre Armuth vorwerfen, und von ihnen mishandeln laſſen.

Da weinte ſie oft bitterlich und klagte: alle dieß Elend habe ich durch die Undankbarkeit gegen meine liebe Wohlthäterin verdient.

2.

Sebald war ein Waiſe, der nicht das geringſte Vermögen beſaß. Zeither war er durch die Gutthätigkeit einiger ſeiner Anverwandten auf der Schule erhalten worden. Nun hätte er gern die Akademie bezogen, konnte aber keinen Thaler aufbringen, um die dazu nöthigen Koſten zu beſtreiten.

In dieſer Verlegenheit wandte er ſich an den Herrn von Ringwald, der allenthalben als ein ſehr gutthätiger Mann bekannt war, und bat ihn um Unterſtützung. Dieſer that mehr als er erwartet hatte. Er ſagte ihm, nach einigen Wochen wieder zu kommen, und von ihm Antwort zu holen.

Als er kam, verſicherte ihm dieſer gutthätige Mann, daß er ihm auf der Akademie den Freytiſch und freyen Unterricht bey den Profeſſoren ausgewirkt habe, zählte ihm zehen Dukaten hin, um ſich davon reinlich zu kleiden, und verſprach noch überdieß, ihm, ſo lange er auf der Akademie lebte, jährlich hundert Thaler zahlen zu laſſen.

Durch dieſe außerordentliche Güte war Sebald ſo gerührt, daß er ſich zu ſeines Wohlthäters Füßen werfen wollte.

Dieſer richtete ihn auf und ſagte: er verlange weiter keinen Dank, als dieſen, daß er ſein Geld gut anwenden, und ſich bemühen ſollte, etwas nützliches zu erlernen, damit er einſt an ihm Freude habe.

Sebald verſprach es unter Vergießung vieler Thränen.

Aber nur allzubald vergaß er ſein Verſprechen. Kaum hatte er das Drittemal 25 Thaler ausgezahlt bekommen, ſo war er ſo thöricht zu glauben, es wäre des Herrn von Ringwalds Schuldigkeit, ihn zu ernähren.

Er ſieng ein ſo unordentliches Leben an, daß er mit dem Gelde, das ihm beſtimmt war, nicht mehr auskommen konnte. Er ſchrieb es an ſeinen Wohlthäter, und bat ihn, ihm noch mehr Geld zu überſchicken. Da dieſer ihm nun ſeine Unbeſcheidenheit verwies, ſo war er ſo verwegen, daß er ſeinem Wohlthäter ſchrieb, er wäre kein Handwerker, der mit ſo Wenigem leben könne, er müſſe künftig wenigſtens 150 Thaler haben, wenn er länger auf der Akademie bleiben ſollte.

Dieß brachte den Herrn von Ringwald ſo ſehr gegen dieſen Undankbaren auf, daß er ihm meldete, von nun an hörten ſeine Wohlthaten auf.

Nun ſieng Sebald an, die Häßlichkeit ſeines Betragens einzuſehen. Er bat zu wiederholtenmalen um Verzeihung, ohne daß er ſie erhalten konnte.

Da er nun von allen Menſchen verlaſſen war, ſo zwangen ihn Schulden und Kummer, ſich als gemeiner Soldat anwerben zu laſſen.

Er führte einige Jahre noch ein kümmerliches Leben, und fand endlich in einer Schlacht ſeinen Tod. S.

Wohlthätigkeit belohnt ſich ſelbſt.

I.

Ali-Ibn Abas, Liebling des Califen Mamoun und Policeyaufſeher, unter der Regierung dieſes Fürſten, erzählt folgende Geſchichte, die ihm ſelbſt begegnet iſt.

Ich befand mich an einem Abend bey dem Califen, als man einen Mann mit gebundenen Händen und Füßen zu ihm brachte. Mamoun befahl mir, auf dieſen Gefangenen ein wachſames Auge zu haben, und ihn des andern Morgens wieder zu ihm zu führen. Der Califé ſchien mir ſehr aufgebracht zu ſeyn, und die Furcht, mich ſelbſt ſeinem Zorne auszuſetzen, bewegte mich zu dem Entſchluſſe, den Gefangenen in meinem Harem, als dem ſicherſten Orte in meinem Hauſe, einzuſchließen.

Ich erkundigte mich nach ſeinem Vaterlande, und er ſagte mir, daß er zu Damas gebohren wäre, und in dem Viertel der großen Moſchee wohnte. Der Himmel, rief ich aus, ſchütte ſeinen reichſten Segen über die Stadt Damas, und vorzüglich über das Viertel, in welchem du wohneſt, aus. Er wollte die Urſache dieſer lebhaften Freude, die mich belebte, wiſſen, und ich antwortete ihm: Ich habe einem Manne in deinem Viertel mein Leben zu verdanken.

Dieſe Antwort erregte ſeine ganze Neubegierde; und er beſchwor mich, ſie zu befriedigen. Schon vor vielen Jahren, fuhr ich fort, ſetzte der Caliſe den Vicekönig zu Damas ab. Ich begleitete denjenigen, den dieſer Fürſt zu ſeinem Nachfolger ernennet hatte. In dem Augenblicke, da wir von dem Palaſte des Statthalters Beſitz nahmen, erhob ſich zwiſchen dem neuen und alten Statthalter ein Streit. Dieſer letztere hatte die Soldaten zum Aufruhr angereizt. Sie überfielen uns. Ich ſprang aus einem Fenſter des Palaſts, und da ich mich von andern verfolget ſahe, rettete ich mich in dein Viertel. Ich fand ein Haus offen, deſſen Herr an der Thüre ſtand. Ich bat ihn, mir das Leben zu retten; er führte mich ſogleich in die Wohnung ſeiner Frauenzimmer, und ich lebte hier einen Monat im Ueberfluſſe und in Ruhe.

Mein Wirth brachte mir an einem gewiſſen Tage die Nachricht, daß eine Caravane nach Bagdad abzugehen willens wäre, und daß, wenn ich Neigung hätte, mein Vaterland wieder zu ſehen, ich mich einer ſo günſtigen Gelegenheit bedienen könnte. Die Blödigkeit verſchloß mir den Mund, und ich wagte es nicht, ihm mein Elend zu entdecken. Ich war ohne Geld, und ich mußte alſo der Caravane zu Fuße nachfolgen. Wie groß war aber meine Verwunderung, als man mir am Tage meiner Abreiſe ein koſtbares Pferd, und einen, mit allerhand Lebensmitteln beladenen, Mauleſel, nebſt einem ſchwarzen Sklaven, der mir auf der Reiſe zu meiner Bedienung ſeyn ſollte, überbrachte. Zu gleicher Zeit ſchenkte mir mein Wirth einen Beutel voll Gold, führte mich ſelbſt zu der Caravane, und empfohl mich vielen Reiſenden, die ſeine Freunde waren. Dieß iſt die Wohlthat, die ich in eurer Stadt erhalten habe, und die ſie mir ſo ſchätzbar macht. Meine Bemühungen,

mühungen, dieſen groſsmüthigen Wohlthäter noch einmal zu ſehen, ſind bisher vergeblich geweſen. Ich würde zufrieden ſterben, wenn ich ihm meine Erkenntlichkeit bezeigen könnte.

Deine Wünſche ſind erfüllt, rief mein Gefangener mit erfreuter Seele aus. Ich bin derjenige, der dich in ſein Haus aufnahm. Sollteſt du mich verkennen gelernet haben? Die Zeit, die ſeit dieſer Begebenheit verſtrichen war, und das Leiden, in welchem er ſich befand, hatten ſein Geſicht verändert; bey einer genaueren Aufſuchung ſeiner Züge aber fiel es mir nicht ſchwer, ihn wieder zu erkennen, und die Umſtände, die er mir anführte, ließen mir keinen Zweifel übrig, meinen Gefangenen nicht für eben denjenigen zu halten, der auf eine ſo groſsmüthige Art mein Leben gerettet hatte. Ich umarmte ihn mit thränenden Augen, riß ihm ſeine Ketten los, und fragte ihn, wodurch er ſich den Zorn des Califen zugezogen habe. Nichtswürdige und verächtliche Feinde, antwortete er mir, haben mich unſchuldigerweiſe bey dem Mamoun angeſchwärzet; man hat mich in der gröſsten Eilfertigkeit von Damas abreiſen laſſen, und die Grauſamkeit gegen mich ſo weit getrieben, daß ich auch nicht einmal den Troſt habe haben können, meine Frau und meine Kinder zu umarmen. Ich weiß mein Schickſal nicht, das auf mich wartet; ſollte aber das Todesurtheil an mir vollzogen werden, ſo beſchwöre ich dich, meiner Familie dieſes Unglück bekannt zu machen.

Nein, du wirſt nicht ſterben, erwiederte ich, ich gebe dir dieſe Verſicherung. Du wirſt deine Familie wieder ſehen, und du biſt von dieſem Augenblicke an frey. Ich holte ſogleich unterſchiedene Stücke der ſchönſten ſeidenen Zeuge, und bat ihn, ſie ſeiner Gemahlin zu überbringen, wozu ich noch einen Beutel mit tauſend Zechinen fügte. Gehe, ſetzte ich hinzu, zu den koſtbaren Unterpfändern deiner Zärtlichkeit, die du zu Damas zurück gelaſſen haſt; der Zorn des Califen falle auf mich, ich ſcheue ihn nicht, wenn ich ſo glücklich bin dich zu retten.

Was für einen Antrag thuſt du mir, verſetzte mein Gefangener, und hältſt du mich für fähig, ihn anzunehmen? Wie! in der Abſicht, dem Tode zu entgehen, ſollte ich heute eben dieſes Leben aufopfern, das ich dir ehemals erhielt? Bemühe dich, den Califen von meiner Unſchuld

ſchuld zu überzeugen; ich verlange keinen andern Beweis deiner Erkenntlichkeit. Kannſt du ihm ſeinen Irrthum nicht benehmen, ſo werde ich ſelbſt ihm meinen Kopf darbieten. Er mag nach ſeinem Gefallen über mein Leben gebieten, wenn ich nur deines in Sicherheit weiß. Ich bat ihn nochmals flehentlich, die Flucht zu ergreifen; allein er blieb unbeweglich.

Ich unterließ nicht, mich des folgenden Morgens vor dem Mamoun einzufinden. Dieſer Fürſt war mit einem feuerfarbenen Mantel, als ein Zeichen ſeines Zorns, bekleidet. Sobald er mich ſah, fragte er nach meinem Gefangenen, und befahl zu gleicher Zeit, daß der Scharfrichter herzu gerufen werden ſollte. Herr, gab ich ihm zur Antwort, und warf mich zu ſeinen Füßen, es iſt mit demjenigen, den Sie mir geſtern anvertrauet haben, etwas außerordentliches vorgefallen. Erlaube mir, es dir zu hinterbringen. Dieſes Wort erregte ſeinen ganzen Zorn. Ich ſchwöre dir, ſagte er zu mir, bey der Seele meines Großvaters, daß du anſtatt deines Gefangenen ſterben mußt, wenn du ihn haſt entwiſchen laſſen. Mein Leben, und das ſeinige, erwiederte ich, ſind in deinen Hän

den,

ken, würdige mich nur einiges Gehörs. Rede, verſetzte er. Ich erzählte nunmehr dieſem Fürſten, auf was für eine Art mir dieſer Mann das Leben zu Damas gerettet, daß ich ihm aus Erkenntlichkeit die Freyheit angeboten, daß er ſie aber aus Beſorgniß, mich der Gefahr des Todes auszuſetzen, ausgeſchlagen habe. Herr! fügte ich hinzu, er iſt nicht ſchuldig. Ein ſo großmüthiger Mann kann es nicht ſeyn. Niederträchtige Verläumder haben ihn dir verdächtig gemacht; er iſt das unglücklichſte Opfer eines wütenden Haſſes und eines ausgelaſſenen Neides.

Der Caliſe ſchien gerührt zu ſeyn. Dieſer Fürſt hatte von Natur eine erhabene Seele, und er konnte ſich nicht enthalten, das Betragen meines Freundes zu bewundern. Ich verzeihe ihm um deinetwillen, ſagte Mamoun zu mir; überbringe ihm dieſe gute Nachricht, und führe ihn zu mir. Ich warf mich zu den Füßen dieſes Fürſten nieder, küßte ſie, und dankte ihm in den ſtärkſten Ausdrücken, die mir nur die Dankbarkeit eingeben konnte. Ich brachte hierauf meinen Gefangenen zu dem Caliſen. Der Monarch beſchenkte ihn mit einem Ehrenkleide, mit zehen

Pferden, zehen Mauleſeln und zehen Kameelen, und mit zehentauſend Zechinen, zu Beſtreitung der Reiſekoſten, und gab ihm ein Empfehlungsſchreiben an den Statthalter zu Damas mit.

Sulzer.

2.

Eine kranke Wittwe lag in einer elenden Hütte ganz allein. Einſt hatten die Leute im Dorfe eine Hochzeit, zu welcher viel Eſſen gekocht wurde. Da ſagte die Braut zum Bräutigam: „Uns geht es, Gott Lob! ſo wohl. Wir haben Ueberfluß — Aber wie viele mögen Noth haben! Laß uns an unſerm Hochzeittage eine gute Handlung thun, und der armen Frau dort ein wenig Eſſen ſchicken, oder ſelbſt bringen!“ „Du haſt Recht, ſagte der Bräutigam, ich liebe dich nun noch mehr als vorher, weil du ſo gut geſinnet biſt.“ Da nahmen ſie jeder etwas von guten Speiſen, und trugen es ſelbſt der armen Frau hin, und ſorgten, daß die Frau, die bisher ganz verlaſſen war, Arzney und Wartung erhielt. Die kranke Frau weinte vor Freuden, und ſegnete ſie. Darauf giengen ſie wieder nach dem Hochzeithauſe, und rühmten ſich nicht etwa ihrer That vor den Gäſten; aber ſie waren außerordentlich vergnügt.

Rochow.

3.

Der alte Likas ſaß bey Sonnenuntergang vor ſeiner Hütte.

Sein kleiner Sohn, Mirtil, der eben aus dem Walde kam, blieb in der Ferne ſtehn, und wiſchte ſich die Augen, die er oft gen Himmel richtete.

Dieß befremdete ſeinen Vater.

Er rief ihn zu ſich. Mirtil eilte auf den gehörten Ruf herbey, und ſein liebreicher Vater nahm ihn vor ſich in den Schooß.

Was iſt dir, Lieber? fragte der Greis, indem er ihm in die Augen ſah, die von Weinen roth geworden waren. Fehlt dir was?

Nichts, lieber Vater, war ſeine Antwort; ich bin lange nicht ſo vergnügt geweſen.

L. Aber du haſt ja geweint?

M. Nicht aus Betrübniß, mein Vater.

L. Vor Freuden alſo? Und was iſt dir denn begegnet, mein Liebes, das dich ſo freudig macht?

M. Lieber Vater, verlang es nicht zu wiſſen!

L. Nicht? Und könnteſt du etwas haben, welches dein Vater nicht wiſſen dürfte.

M. Beſter Vater! — Haſt du mir nicht oft geſagt, daß wir des Guten, welches wir thun, uns nicht rühmen müſſen?

L. Auch ſollſt du das nicht thun, mein Sohn; mir nur erzählen ſollſt du, was dir begegnet iſt, damit ich mich des Guten, wenn es etwas Gutes iſt, erfreuen könne mit dir.

M. Du willſt es, lieber Vater; und ich muß gehorſam ſeyn.

Vor einer Stunde, da ich hin zu meinem Bruder nach der Heerde gieng, um ihm das Abendbrod zu bringen, hörte ich im Gebüſch jemand reden, und ſchlich leiſe hinzu, um zu ſehen, wer er ſey.

Es war ein armer alter Greis; der lag auf der Erde, und neben ihm ein großer Bündel Holz, worauf er ſich mit dem Arme geſtützt hatte. Sein Geſicht war blaß und abgezehrt, und ſeine Augen waren trübe von Thränen.

Ich hörte, indem ich hinterm Buſche ſtand, ihn traurig mit ſich ſelber ſprechen:

„Guter Gott, ſagt' er, erbarme dich des Jammers! — Mein armes Weib! Meine armen Kleinen! — Aber ich kann nicht mehr vor Mattigkeit.“

Indem er das ſagte, ſank er mit dem Kopfe auf ſein Bündel.

Ich blieb noch eine Weile ſtehen, und da ich ſahe, daß er eingeſchlafen war, ſchlich ich hin zu ihm, und legte das Abendbrod, das ich meinem Bruder bringen ſollte, neben ſeinem Kopfe auf das Holz nieder.

Dann lief ich her zur Mutter, bat ſie um mein eignes Abendbrod, und brachte es hin zu meinem Bruder.

Indem ich nun jezt zurück kam, und wieder an den Buſch trat, hinter dem der Alte lag, weckte ihn mein Geräuſch.

Was ſehe ich? rief er aus, da er das Butterbrod und die Flaſche Milch erblickte: Iſt ein Engel Gottes hier geweſen, der mich und meine Kleinen vom Tode retten wollte?

Aber wer du auch geweſen biſt, liebe Seele, die du dieſes Labſal für uns hergelegt haſt; Gott ſegne, Gott belohne dich! — Die Thränen floſſen ihm dabey über die Wangen.

Aber, fuhr er fort, ich Unglücklicher! Wo werde ich den Weg aus dieſem Walde finden? — Doch, Gott wird mich leiten, daß ich meinen armen Kleinen dieſe Erquickung bringe.

Er ſtand, indem er dieſes ſagte, mit vieler Mühe auf, belud ſich wieder mit ſeinem Bündel Holz, und ſchlich ſich gebückt und ächzend fort.

Ich ſelbſt nahm einen Umweg, lief ihm eine Strecke vor, und kehrte wieder um, ihm zu begegnen.

Gott grüß euch, guter Vater, ſagte ich, indem ich bey ihm war. Es wird euch wohl recht ſauer, ſo viel zu tragen? Gebt mir die Flaſche mit der Milch und das Brod; ich will es tragen für euch, und will euch führen, wenn ihr eure Hand auf meine Schulter legen wollt.

Der Greis ſahe mir mit freudiger Verwunderung ins Geſicht, und ſagte, indem er ſeine Hand auf meine Schulter legte: Gott hat dich geſandt, mein Sohn, um mich aus dieſem Walde zu führen, worin ich mich verirrt hatte.

Ich fragte ihn, wohin er gehen wollte; und ſo führte ich ihn zum Walde hinaus.

Er erzählte mir mit naſſen Augen, wie unverhoſt der liebe Gott für ihn geſorgt habe, während ſeines Schlafs, und bedauerte nichts mehr, als daß ſein Wohlthäter ihm unbekannt geblieben ſey.

Alle Morgen, ſagt' er, und alle Abend ſollen meine Kleinen mit mir für ihn zu Gott beten, denn er hat vom Tode uns errettet.

Auch du, mein Sohn, ſezt' er hinzu, ſollſt geſegnet werden von uns, daß du mich führſt zu meinen Kindern, ehe ſie vor Hunger ſterben.

Ich brachte ihn bis nahe zu ſeiner Hütte.

Jezt ſtellte ich mir nun vor, wie die armen Kinder ſich mögen gefreuet haben, da ihr Vater zu Hauſe kam und ihnen etwas zu eſſen mitbrachte; und darüber kamen mir die Thränen in die Augen. —

Du haſt es gewollt, lieber Vater; ſonſt hätte kein Menſch etwas davon erfahren ſollen.

Er ſchwieg; und Likas drückte ihn mit Inbrunſt an ſeine Bruſt.

Nun, rief er aus, kann ich freudig ſterben, weil ich weiß, daß ich einen Sohn hinterlaſſe, der tugendhaft und glücklich ſeyn wird.

Campe.

4.

4.

Aemiliens größte Freude war, armen Kindern wohl zu thun. Unter andern kannte ſie ein armes Mädchen, das Mariechen hieß. An dieſem that ſie vorzüglich viel Gutes. Sie theilte oft mit ihr ihr Frühſtück, ließ ihr Kleidung, Schuh und Strümpfe machen, und kaufte ihr Bücher von dem Taſchengelde, das ſie ſich erſpart hatte.

Durch dieſe Wohlthaten wurde Mariechen ſo gerührt, daß ſie Aemilien alle mögliche Gefälligkeit erzeigte. Sie kam des Tages etlichemal und fragte an: ſoll ich denn etwas für ſie arbeiten? Und wenn Aemilie ſich nur merken ließ, daß ſie dieſes oder jenes gerne möchte gethan haben, da hätte man ſehen ſollen, mit welcher Freude das Mädchen die beſchwerlichſten Arbeiten übernahm.

Einmal kam ſie auch nach Aemiliens Hauſe geſchlichen, und wartete, daß ſie zu ihr herabkommen ſollte — aber Aemilie kam nicht. Sie kam noch zweymal, da war aber keine Aemilie zu ſehen. Sie kam noch zwey Tage — aber Aemilie war nicht anzutreffen.

Da hätte das arme Mädchen vor Jammer vergehen mögen.

Ach! ſagte ſie, ganz gewiß habe ich bey Aemilien etwas verſehen. Wenn ich doch nur wüßte, was es wäre, ich wollte ihr es gerne abbitten. Ach, die liebe Aemilie!

Da begegnete ihr die Magd aus Aemiliens Hauſe.

Höre ſie! Höre ſie! fragte Mariechen, wo iſt denn Jungfer Aemilie?

Jungfer Aemilie? antwortete die Magd, die wird nicht lange mehr leben, die iſt bis zum Sterben krank, ſie bekommt die Blattern.

Was? rief Mariechen, Aemilie ſterben? Aemilie die Blattern? Ach daß Gott erbarme! mein liebes Aemilchen! Ach mein Aemilchen! die kann ich nicht ſterben laſſen.

Und nun lief ſie gerade die Treppe hinauf. Da begegnete ihr Aemiliens Mutter. Gnädige Frau! ſagte ſie, ach laſſen ſie mich bey Aemilien, ich muß ſie ſehen. Die Mutter wollte ſie zurück halten, aber das half nichts, ſie drang in die Stube ein.

Da lag nun die gute Aemilie in großer Hitze, betrübt und einſam, denn alle ihre Freundinnen hatten ſie verlaſſen.

Mariechen lief mit thränenden Augen auf ſie los, faßte ihre Hand und ſagte: „Ach du lieber Gott! ich glaube, ſie iſt gar krank, ich glaube, ſie will ſterben? ach ſterbe ſie ja nicht! bleibe ſie ja bey uns! was wollte ich unglückliches Mädchen denn anfangen, wenn Aemilchen nicht mehr da wäre! Ich will gerne Tag und Nacht bey ihr bleiben, und ſie warten und pflegen, daß ſie uns nur nicht ſtirbt. Sie erlaubet es mir doch?“ Aemilie drückte ihr die Hand und gab ihr zu verſtehen, daß ihr ihre Gegenwart ſehr angenehm ſeyn würde.

So wurde denn Mariechen, nachdem ſie ihrer Eltern Einwilligung erlangt hatte, Aemiliens Wärterin. Es war eine rechte gute Wärterin. Sie kam Tag und Nacht nicht von Aemiliens Bette. Sobald Aemilie ängſtlich that, ſo erkundigte ſie ſich, was ihr fehle? ob ſie etwas verlange? Sie legte ihr die Kiſſen zurechte, ſie brachte ihr Erfriſchungen, Spielwerk, und that alles mögliche, um ihren Schmerz zu erleichtern. Endlich wurde Aemilie gar auf etliche Tage blind. Da wollte ſie ungeduldig werden. Aber Mariechen redete ihr zu. Gebe ſie ſich, ſagte ſie, zufrieden, der liebe Gott wird doch wohl wieder helfen. Soll ich ihr denn etwa etwas vorſingen? Aemilie nickte. Und nun ſang Mariechen ihr alle die Liederchen vor, die ſie erſt von ihr gelernt hatte. So vergieng ein trauriger Tag nach dem andern, ohne daß Aemilien die Zeit lang geworden wäre.

Nach und nach wurde ſie wieder geſund. Die Augen öfneten ſich, die Schmerzen verloren ſich, die böſen Blattern trockneten ab; der Appetit fand ſich auch wieder ein.

Wie werde ich dir doch, ſagte ſie zu Mariechen, vergelten können, was du in meiner Krankheit an mir gethan haſt!

Sie fragte ihren Vater, wie ſie ſich gegen ihre gute Wärterin recht dankbar erzeigen könnte. Und ihr Vater, der ganz entzückt war, daß er das liebe ſanfte Mädchen wieder geſund ſahe, gab ihr zur Antwort: dafür laß mich ſorgen.

Er ließ heimlich für Mariechen einen Anzug machen, und Aemilie mußte ihr denſelben, da ſie das erſtemal wieder in den Garten ging, zuſtellen. Da war nichts als Freude. Aemiliens Eltern freueten ſich über die Geſundheit ihrer Tochter. Aemilie war vergnügt, daß ſie Mariechens Treue belohnen konnte, und Mariechen

chen jubilirte, daß ſie ihr Jungfer Aemilchen wieder hatte, und über ihren neuen Anzug.

Aemilie bekam aber von ihrem Vater noch die Lehre: „Du haſt erfahren, daß gute Handlungen auch oft in dieſem Leben belohnt werden. Es iſt an dir die Verheißung erfüllet worden: **Wohl dem, der ſich des Dürftigen annimmt, den wird der Herr erretten zur böſen Zeit. Der Herr wird ihn erquicken auf ſeinem Siechbette, und ihm helfen von aller ſeiner Krankheit.** Denke daran, ſo lange du lebſt! Sey eine Freundin der Armen! ſo wird auch Gott dein Freund ſeyn.“ S.

Häßlichkeit der Unbarmherzigkeit.

I.

Wilhelm! Wilhelm! das hätteſt du ſehen ſollen! O das war ganz allerliebſt! wie da Groß und Klein untereinander wimmelten und ſich die Semmelkrumen vor dem Maule wegſchnappten!

Mit dieſen Worten hüpfte das kleine, freundliche Lieschen ins Zimmer, gerade auf ihren

Bruder Wilhelm zu. Sie war mit ihrer Mutter ſpazieren geweſen und hatte den neuen Teich im Huberſchen Garten beſehen, wo ein ganzes Heer der größten und ſchönſten Karpfen pfeilſchnell herbey ſchießt, ſobald man Brod- oder Semmelkrumen hinein ſtreut. Ihre Seele war von dieſen angenehmen Schauſpielen ſo voll, und die Beſchreibung, die ſie ihrem Bruder davon machte, war ſo lebhaft, daß dieſer Luſt bekam, auch in den Huberſchen Garten zu gehen und mit den muntern Karpfen ſein Brod zu theilen. Weil er den Vormittag in der Schule fleißig geweſen war, erhielt er bald die Erlaubniß ſeines Vaters zu dieſem Spaziergange. Er kaufte noch Semmel und Zwieback, und nun giengs zum Thore hinaus. Er dachte nichts als das luſtige Gewühl der Fiſche, und dieſe Vorſtellung machte, daß er ſeine Schritte verdoppelte.

Erbarmen Sie ſich, junger Herr, einer armen Frau und eines armen Kindes, rief plötzlich eine Weibsperſon ihm zu, die am Wege ſaß und das Mitleiden der Vorübergehenden anflehte. In ihren Armen hielt ſie ein weinendes Kind, deſſen Geſicht von Hunger und Krankheit eben ſo abgezehrt war, als das ihrige.

Eine ſolche Unglückliche ſehen und ihr Elend mindern iſt eins, denkt hier jedes weichgeſchaffne Herz; aber Wilhelm dachte anders.

Mein armes Kind wird verſchmachten! ſagte die Arme, und drückte das leidende Geſchöpf feſter an ſich. Wilhelm ſtand ein Weilchen ſtille, warf einen flüchtigen Blick auf die Elende, und verfolgte dann, weil er Zeit zu verlieren fürchtete, ſeinen Gang mit verdoppelter Eile. Jezt war er am Ziel ſeiner Wünſche. Schon ſahe er das rothe Geländer des Teichs von fern, aber zu ſeinem großen Misvergnügen zugleich eine Menge Menſchen, die es ſo dicht beſetzt hatten, daß für ihn kein Plätzchen mehr übrig war. Voll Unmuths ſetzte er ſich indeß in eine Laube. Endlich, nach einer halben Stunde, da ſeine Ungeduld aufs höchſte geſtiegen war, verließ die Geſellſchaft den Garten. Er flog zum Teiche — fand aber faſt die halbe Fläche deſſelben mit Brocken von Semmel und andern Gebacknen bedeckt. Er zerbröckelte einen Zwieback und warf ihn hinunter; aber da war nichts von dem Gewimmel und begierigen Wegſchnappen zu ſehen, worüber Lieschen ſo viele Freude gehabt hatte. Er wiederholte dieſen

ſen Verſuch noch einigemal, aber immer vergeblich. Getäuſcht in ſeinen Erwartungen und voll von innerem Verdruſſe, kehrte er endlich nach Hauſe zurück. Auf dem Wege fiel ihm die dürftige Frau wieder ein, und jezt würde er ihr vielleicht ſeinen ganzen Vorräth gegeben haben; allein ſie war ſchon im nächſten Dorfe, wo ein armer Landmann ſich ihrer erbarmt und ſie und ihr krankes Kind erquickt hatte.

M.

2.

Wilhelm wurde aus einem hartherzigen Jüngling ein hartherziger Mann. Sein Vater hatte ihm große Reichthümer hinterlaſſen, ſo daß er ſich ein prächtiges Landhaus erbauen, ſchöne Gärten anlegen und Kutſche und Pferde halten konnte. Er glaubte, man könne keinen weiſern und nüzlichern Gebrauch vom Gelde machen, als wenn man alles zu ſeinem eignen Vergnügen anlegte; an das Vergnügen anderer dachte er gar nicht. Daher ſahe man denn auch, daß die meiſten Armen die Thore ſeines Landhauſes traurig und niedergeſchlagen verließen und ſich zu den Hütten der Handwerker und Taglöhner wandten. Wenn ſie hier auch nicht immer Hülfe fanden, ſo fanden ſie doch wenigſtens Mitleiden und guten Rath; auch dieß verminderte ihr Elend. Oft wurde Wilhelm von rechtſchaffenen Männern zur Unterſtützung dürftiger Familien aufgefordert; aber immer hieß es: Er habe noch ſo viel mit der Verbeſſerung ſeines eigenen Zuſtandes zu thun, daß er an andre noch nicht denken könne. Bald mußte er noch ein Stück Land ankaufen, um ſeinen Garten zu erweitern, bald hatte er für köſtliche Weine, Auſtern und andere theure Waaren, große Summen nach Hamburg ſchicken müſſen. Er wurde daher, in der ganzen Gegend, von vielen bedauert, von den meiſten aber verabſcheut, und faſt nie bey ſeinem wahren Namen, ſondern nur immer der reiche Unbarmherzige genannt. So lebte er einige Jahre, nach dem Urtheil einiger Wenigen, die nur das Aeußere ſeines Zuſtandes kannten, glücklich und in Freuden. Auf einmal aber verbreitete ſich das Gerücht: das Vermögen des reichen Unbarmherzigen ſey erſchöpft und ſeine Gläubiger würden ſich ſeines Landhauſes und aller ſeiner übrigen Güter bemächtigen. Dieß geſchah auch wirklich nach einigen Tagen. Der unglückliche Wilhelm, der, von ſeiner früheſten Jugend an, nur immer gute Tage geſehen hatte, und Kummer, Mangel und anderes Elend kaum dem Namen noch kannte, ſah ſich nun plötzlich in einen Zuſtand verſetzt, der ſo traurig war, daß er nicht mit Worten beſchrieben werden kann. Welches Herz konnte ſich ihm eröfnen, da er das ſeine gegen Arme und Hülfloſe ſo lange hatte verſchließen können? Welcher Rechtſchaffene konnte ſich ſeiner annehmen, da er ſeinen Beyſtand ſo vielen Rechtſchaffenen verſagt hatte?

Er fand alſo nirgends Mitleiden, wo man ihn kannte. Es blieb ihm zulezt nichts übrig, als in eine entferntere Gegend zu fliehen, wo er noch jezt einen durch Ausſchweifungen entnervten und zu aller Arbeit untüchtig gewordenen Körper umherſchleppt. Er erbettelt ſein Brod vor den Thüren derer, die er ſonſt verachtete.

III.

Vom Nutzen der Sanftmuth.

I.

Karl und Friz ſaßen in der Laube vor dem Hauſe und wandten einen Kranz zum Geburtstage ihres Vaters. Es fehlten noch Blumen,

men und Karl gieng in den Garten, noch einige zu pflücken.

In der Eile vergaß er aber beym Herausgehen die Gartenthüre wieder zuzumachen. Die Folgen dieſer Nachläßigkeit waren für den armen Friz ſehr traurig.

Als er eine Stunde nachher in den Garten kam, fand er auf ſeinem kleinen Beete, das er ſelbſt umgegraben und beſtellt hatte, eine Menge geſchäftiger Hüner verſammlet, welche ſehr emſig die Erbſen, die erſt vor kurzem gelegt waren, aus dem lockern Erdreiche hervorkrazten und begierig verſchluckten. Alle ſeine ſüßen Hoffnungen einer reichen Ernte waren nun auf einmal verſchwunden; traurig ſtand er einige Augenblicke da und konnte ſich kaum der Thränen enthalten. Jezt kam Karl. Friz zeigte nicht den geringſten Unwillen gegen ihn, ſondern klagte ihm nur ſeine Noth in den rührendſten Ausdrücken und bat ihn, in Zukunft bedachtſamer zu ſeyn.

Karl wurde durch die Sanftmuth ſeines Bruders im Innerſten ſeiner Seele bewegt, ging ſogleich aus, und kaufte für ſein Taſchengeld die beſten Zuckererbſen, die er bekommen konnte, ſtand am folgenden Morgen ſehr früh auf, beſtellte ſeines Bruders Bett von neuem, und faßte während der Arbeit den feſten Vorſatz, die Zufriedenheit eines ſo guten, ſanftmüthigen Bruders nie wieder zu ſtören. **M.**

2.

Johannes war ein leichtſinniger Knabe, der ſehr oft ſeiner jüngern Schweſter Minchen, durch muthwillige Neckereyen, beſchwerlich wurde. Minchen blieb aber dabey immer gelaſſen und bat ihn, im ſanfteſten Tone, ihr doch liebreicher und brüderlicher zu begegnen. Dieß gefiel nun dem Vater außerordentlich wohl, und er ſagte ihr oft: So lange du, mein liebes Kind, dieſe Sanftmuth zu erhalten ſuchſt, wirſt du immer ein ruhiges und vergnügtes Leben führen, und ſelbſt Menſchen, die feindſelig gegen dich geſinnt ſind, zu deinen Freunden machen. Du hingegen, Johannes, wirſt bald der Zerſtörer deiner eignen Ruhe werden, wenn du fortfährſt die Ruhe anderer zu ſtören.

Die Kinder wurden bald, durch ihre eigne Erfahrung, von der Wahrheit dieſer väterlichen Ermahnungen überzeugt.

Minchen war von allen geliebt, die ſie kannten, weil ſie ſich gewöhnt hatte, kleine Unannehmlichkeiten, ja ſelbſt Beleidigungen, mit ſanftmüthiger Gelaſſenheit zu ertragen. Johannes hingegen wurde in mancherley Verdrießlichkeiten verwickelt, und machte ſich viele Feinde, weil er ſich gegen ſeine übrigen Gefährten eben ſo betrug, wie er ſich gegen Menſchen zu betragen pflegte. Ui.

Vortreflichkeit der Geduld.

I.

Eine gefährliche Augenkrankheit nöthigte den guten Jüngling Edmund, eine Zeitlang auf der Bahn zu den Wiſſenſchaften ſtill zu ſtehen.

Auf Anrathen des Arztes mußte er ſich zuerſt von ſeinen Büchern, und endlich, da ſeine Augen immer ſchlimmer wurden, auch vom Tageslichte trennen. In einem dunkeln Zimmer, lebte er in trauriger Abgeſchiedenheit von den Wiſſenſchaften und der Natur, vormals den Hauptquellen ſeiner Freuden. Er kannte keinen Wechſel der Tageszeiten mehr. Ihm blühte kein Frühling, lachte keine Morgenröthe, leuchtete kein Sternenhimmel, dichte Finſterniß umgab ihn.

Zu ſeinem großen Glücke ertrug er ſeinen unausſprechlich traurigen Zuſtand mit **Geduld**; hiedurch wurde das Mitleiden ſeiner Freunde gegen ihn vermehrt. Sie verließen ihn faſt niemals, erzählten ihm aus unterhaltenden Schriften, ſprachen ihm Troſt zu, wenn der Schmerz zu heftig wurde, warnten ihn, ſo oft er ſich durch Reibung der Augen Linderung verſchaffen wollte, und baten ihn mit freundſchaftlicher Wärme, den Vorſchriften des Arztes auf das gewiſſenhafteſte nachzuleben. Er folgte und genas.

Sein Arzt ſagte ihm nachher oft: Nicht mir, ſondern der **Geduld** ſind ſie ihre Rettung ſchuldig. Ohne ſie würden ſie ihre Augen öfter durch Reiben erhitzt oder ſich den Genuß ſchädlicher Speiſen erlaubt haben. Und was würde hievon die Folge geweſen ſeyn? fragte der Jüngling.

Lebenslange Blindheit, antwortete der Arzt.

M.

2.

Zween Wanderer hatten bey einem Schneegeſtöber den rechten Weg verloren, und kamen endlich, nach langem vergeblichen Herumirren, an einen kleinen Fluß. Jenſeits deſſelben erblickten ſie die Thürme der Stadt, wo ſie übernachten wollten, aber nirgends zeigte ſich ihnen eine Brücke, um hinüber zu kommen. Wir wollen weiter hinauf gehen, ſagte der eine, die Brücke kann nicht mehr ferne ſeyn!

Wozu dieſer Umweg, verſetzte voll Ungeduld der andre, ſiehſt du nicht, daß uns der Froſt eine Brücke gebaut hat?

Und hiermit betrat er, der Warnungen ſeines Freundes nicht achtend, das noch ſchwache Eis. Krach! brachs ein, und der Unbeſonnene lag im Waſſer. Da der Fluß nicht tief war, half er ſich bald wieder heraus.

Aber die ſtarke Erkältung zog ihm ein Fieber zu, welches ihn noch einige Wochen in der nächſten Stadt zu bleiben nöthigte, da indeß ſein Freund das Ziel ſeiner Reiſe ſchon erreicht hatte.

III.

Wie ſehr man ſich durch Ungeduld ſchadet.

I.

Herrn Nelkenfelds Familie hatte einmal den Verdruß, daß ſie durch eine unreinliche Magd, die ſie in ihr Haus genommen hatte, von der Krätze angeſteckt wurde. Dieß verurſachte allen großes Misvergnügen, denn alle empfanden an ihrem ganzen Leibe ein heftiges Jucken und einen empfindlichen Schmerz, und ihr Anblick war ſo ekelhaft, daß alle ihre Bekannten ihr Haus vermieden, und daß ſie ſelbſt ſich nicht unterſtanden in Geſellſchaft zu gehen.

Herr Nelkenfeld gab ſich alle Mühe, ſeine Kinder unter diesem Jammer zu beruhigen. „Die Sache, ſagte er, iſt nun einmal nicht zu ändern, tragt es mit Gelaſſenheit. Ich werde euch einen Thee und einige andere Arzneyen geben, dieſe nehmt ordentlich ein, ſo wird dadurch euer Blut nach und nach von aller Unreinigkeit befreyet werden, und wir werden bald das Vergnügen haben, daß wir wieder geſund bey einander leben können. Aber hütet euch ja, daß ihr nicht ungeduldig werdet, und etwa durch heftiges Kratzen euch Linderung zu verſchaffen ſucht, denn dadurch werdet ihr euern Schmerz vergrößern. Nehmt auch von niemanden Arzneymittel an, als von mir. Denn ſonſt könntet ihr leicht etwas bekommen, das den Ausſchlag zu ſchnell vertriebe, und euch auf lebenslang ungeſund machte.“

- Dieſen guten, väterlichen Rath befolgten nun faſt alle Kinder, wurden nach einigen Monaten die Plage los, und hatten das Vergnügen, daß ſie mit ihren Geſpielen wieder Umgang haben und allerley Ergötzlichkeit genießen konnten.

Nur Franz war ungehorſam. Er nahm die Arzney ſehr unordentlich ein, weil ſie nicht gut ſchmeckte; wenn er Jucken empfand, ſo kratzte er ſich ſo heftig, daß ſein ganzer Leib blutig wurde, und er einen ſolchen Schmerz empfand, als wenn er im Feuer ſäße. Als er einſt unter ſolchen Schmerzen ſaß und weinte, traf ihn eine alte Frau an, die ihm verſprach, ſie wolle ihn in zween Tagen von der Plage befreyen, wenn er ihr nur folgen würde. Sie wolle ihm eine Salbe bereiten, mit der er ſich beſtreichen müſſe, und dieſe würde ihm ſogleich ſeine vorige Geſundheit wieder verſchaffen.

Der Knabe ließ ſich die Ungeduld verleiten, dieſe Salbe anzunehmen, ohne ſeinem Vater etwas davon zu ſagen. Er brauchte ſie, und in zween Tagen war der Ausſchlag am ganzen Leibe abgetrocknet. Durch dieſe ſchnelle Abtrocknung war aber die Unreinigkeit des Bluts von den äußern Theilen in die innern getrieben worden.

Seine Lunge war dadurch ſo verderbt, daß er erſticken wollte. Durch Arzneymittel wurde ihm zwar das Leben erhalten, er blieb aber lebenslang keichend und engbrüſtig, und ſagte oft: ſo muß ich Thor mein ganzes Leben elend ſeyn, weil ich ſo ungeduldig war, daß ich einen kleinen Schmerz von etlichen Monaten nicht ertragen wollte. S.

2.

Der kleine Maximilian hatte das Unglück, daß er bey einem Spiele fiel und das Bein zerbrach. Sein Vater, der ihn ſehr liebte, erſchrack darüber ſehr, und ſchickte ſogleich nach einem geſchickten Wundarzt, der ihn zwar verband, aber ihm auch zugleich anzeigte, daß er wenigſtens vier Wochen ganz ruhig liegen müßte, damit das Bein immer in gerader Lage bliebe, und die Wunde wieder verwüchſe.

Dieſe gute Lehre befolgte aber Maximilian nur ein paar Tage, dann wurde er ungeduldig, warf ſich im Bette umher, und ſtieß ſogar unfreundliche Reden gegen diejenigen aus, die um ihn waren, und ihm ſeinen Zuſtand zu erleichtern ſuchten.

Da nun die Zeit herbey kam, daß der Wundarzt glaubte, daß das Bein müſſe geheilt ſeyn, war es krumm gewachſen.

Darüber entſtand nun im ganzen Hauſe eine Wehklage, aber niemand war im Stande, das Bein wieder gerade zu machen. Das Bein blieb krumm, und Maximilian mußte das krumme Bein mit in ſein Grab nehmen.

Wann man ihn nun, da er ein Mann war, fragte: wie kommen ſie denn zu dem krummen Beine? ſo pflegte er zu antworten: es iſt eine Folge meiner Ungeduld. S.

Wie wohl man ſich befindet, wenn man andre lieb hat.

I.

Der kleine Chriſtian hatte ſich durch ſein gefälliges Betragen und durch ſeine Neigung, allen denen Freude zu machen, mit welchen er in Verbindung ſtand, die Liebe vieler guten Menſchen, beſonders aber ſeiner Mitſchüler und Geſpielen, erworben.

Nie waren ihre kleinen Zuſammenkünfte vergnügter, nie ihre Spiele lebhafter und unterhaltender, als wenn Chriſtian dabey war;

wenn er einmal an einem geſellſchaftlichen Vergnügen nicht Theil nehmen konnte, ſah man nichts als misvergnügte Geſichter, hörte man nichts als den lauten, oft wiederholten Wunſch: Wenn doch Chriſtian hier wäre, wir würden gewiß vergnügter ſeyn!

So innig wurde Chriſtian von ſeinen Freunden geliebt, daß er ihnen beynahe unentbehrlich geworden war.

2.

Hornig war ein armer, aber rechtſchaffener Landmann. Wo er helfen konnte, half er mit Freuden, und nie war er vergnügter, als wenn er das Vergnügen anderer vermehrt hatte; deswegen hatten ihn auch alle ſeine Nachbarn herzlich lieb und erwiederten ſeine liebevollen Geſinnungen, ſo oft ſich ihnen eine Gelegenheit dazu darbot.

Einſt brach im Dorfe Feuer aus. Hornig war krank. Schon hatte die Flamme das Haus Heilmanns, ſeines Nachbarn, ergriffen; plötzlich aber trieb ein Windſtoß das Feuer auch über Hornigs Strohdach und im Augenblicke ſtand es in vollen Flammen. Da Heilmann dieß ſahe, flog er zum Hauſe des Kranken.

Seinen Freunden, die ihm riethen, zuerſt auf die Rettung ſeiner Güter bedacht zu ſeyn, antwortete er: Mein kranker Nachbar iſt nicht im Stande ſich ſelbſt zu helfen, und ich weiß gewiß, er rechnet auf meinen Beyſtand.

Mit dieſen Worten ſtürzte er ſich in die Glut, die ſchon von allen Seiten um Hornigs Bette ausbrach. Er hob den Hülfloſen auf, und trug ihn auf ſeinen Schultern glücklich aus den Flammen.

Hornig ſchwebte in Todesgefahr; aber ſeines Nachbars Liebe (eine geſegnete Folge der ſeinigen) rettete ihm das Leben. **M.**

3.

Der junge Azamet war der Liebling ſeines Herrn, des türkiſchen Kaiſers. Dieſer erhob ihn in kurzer Zeit zu den höchſten Ehrenſtellen, und machte ihn endlich gar zu ſeinem Großvizir.

Azamet, geleitet durch den Rath ſeines Freundes, des weiſen Usbeks, ſahe ſich kaum an dem Ruder des Staats, als er zum Beſten des Landes verſchiedene heilſame Veränderungen vornehmen wollte. Dadurch aber machte er ſich viele Feinde unter den Großen des Reichs, welche ihn zu ſtürzen ſuchten.

Es gelang ihnen; Azamet wurde abgeſetzt, und ſein Vermögen eingezogen.

Arm und hülflos verließ er Conſtantinopel, irrte eine Zeitlang umher, bis er ſich endlich in einem einſamen Thale zwiſchen felſichten Gebirgen niederließ.

Hier lebte er allein in einer kleinen Hütte, die er ſich ſelbſt erbauet hatte, und bearbeitete einen kleinen Strich Landes am Ufer des vorbeyfließenden Bachs.

Lange hatte ſein bekümmerter Freund nichts von ihm erfahren können. Endlich erhielt er Nachricht von ſeinem Aufenthalte, und eilte ihn aufzuſuchen.

Er fand ihn bey der Arbeit auf ſeinem kleinen Acker, und ſtürzte ſich in ſeine Arme. Beyde blieben eine Zeitlang ſtumm vor Freuden.

Endlich rief der weiſe Usbek aus: O mein Azamet! ich ſehe, daß du deine Tugend in dieſe Wildniß mitgenommen haſt; ſie tröſtet dich, wie ich in deinem zufriedenen Auge leſe, über den erlittenen Verluſt an Ehre und Gütern: aber hat ſie dich auch über den Verluſt der Geſellſchaft tröſten können? wie kann man glücklich ſeyn, ohne ſich geliebt zu ſehen?

Azamet geſtand, daß der Verluſt ſeiner Freunde das Einzige geweſen ſey, welches er zu ertragen Mühe gehabt hätte.

Indeß, ſetzt' er hinzu, es giebt keine ſo rauhe und unfruchtbare Gegend, wo nicht Liebe wachſen ſollte, wenn man den Saamen derſelben auszuſtreuen weiß.

Sein Freund verſtand nicht recht, was er damit ſagen wollte.

Unterdeß näherten ſie ſich ſeiner Hütte; und ſie hörten das Wiehern eines jungen Pferdes, welches ihnen ſpringend entgegen kam. Es ſtand vor Azamet ſtill, ließ ſich von ihm ſtreicheln, wieherte und ſprang von neuem, als wenn's ſeine Freude über die Ankunft ſeines Herrn an den Tag legen wollte.

Bald darauf liefen zwey junge Kühe von der nahen Wieſe herbey, und giengen hin und her vor Azamet, als wenn ſie ihm ihre Milch darbieten, oder ein Joch auf ihre Hörner fodern wollten.

Nicht lange hernach ſahe man zwey Ziegen mit ihren Jungen vom Felſen herabſpringen, und ihrem Herrn entgegen laufen. Es ſchien, als wüßten ſie vor Freude über ſeine Ankunft ſich nicht zu laſſen, ſo fröhlich hüpften und tanzten ſie vor ihm herum.

Ein gleiches thaten vier oder fünf Schafe, welche ſich ihnen zugeſellten.

Zu gleicher Zeit flogen auch einige Tauben herbey, die ſich ihm auf den Kopf, auf die Schultern, und auf die Hand ſetzten, und ihn mit ihren Schnäbeln freundlich pickten, als wenn ſie ihn küßen wollten.

Indem ſie in den kleinen Hofraum traten, erblickte ihn kaum der Hahn, als er ein großes Freudengeſchrey erhob; alle Hühner wurden dadurch herbeygelockt, und drückten ihre Freude durch ein allgemeines Krakeln aus.

Aber alle dieſe Freudensbezeugungen waren nichts gegen die Liebe, welche zwey aus der Hütte ſpringende Hunde ihm erwieſen. Sie waren ihm nicht entgegen gekommen, gleichſam um ihm zu zeigen, wie treu ſie die ihnen anvertraute Wohnung bewachten.

Aber jezt waren ſie außer ſich vor Freude. Sie jauchzten, liefen bald wie wahnſinnig um ihn herum, und krochen bald wieder in der demüthigmüthigſten Stellung zu ſeinen Füßen, die ſie leckten.

Bey der kleinſten Liebkoſung, die ſie von ihm erhielten, rannten ſie, wie trunken von Freude, rund um die Hütte herum, und bellten und heulten aus allen ihren Kräften. Dann kamen ſie ganz außer Athem zurück, und legten ſich ihrem Herrn wieder zu Füßen.

Usbek wurde durch alles dieſes bis zu Thränen gerührt.

Du ſiehſt, ſagte ſein Freund zu ihm, daß ich noch eben der bin, der ich von Kindheit an war — ein Freund aller lebendigen Weſen.

Ich wünſchte mich von Menſchen geliebt zu ſehen; das Schickſal hat mich von ihnen getrennt. Was ſollt' ich thun? Ohne Liebe und Gegenliebe zu leben, war mir unmöglich.

Ich that alſo dieſen Geſchöpfen Gutes, und genieſſe ihrer liebevollen Dankbarkeit.

Du ſiehſt alſo, daß es mir ſogar zwiſchen dieſen rauhen unbewohnten Felſen nicht an Geſellſchaftern fehlt, und daß meine Einöde kein Grab iſt. Ich lebe noch, mein theurer Usbek; ich lebe, denn ich liebe und werde noch geliebet.

Campe.

Nutzen

Nutzen des Mitleidens.

I.

Unter dem Nußbaum vor ſeiner Hütte ſaß Eraſt und freute ſich der ſinkenden Sonne und der Kühlung des Abends; als Milon, ſein jüngſter Sohn, freudig auf ihn zulief und ſeine Knie umarmte.

Sohn. Mein lieber Vater!

Vater. Mein liebſtes Kind! Woher kömmſt du ſo munter?

Sohn. Ich komme vom Hügel und verweilte mich bey dem kleinen Ziegenhirten. Wie hatte ich Mitleiden mit ihm!

Vater. Warum, mein Kind?

Sohn. Er ſaß da bey den Ziegen und weinte: ich habe, ſprach er, den ganzen Tag nichts gegeſſen und mich Armen hungert ſo ſehr. Da haſt du, was ich habe, iß da; und gab ihm mein Mittagbrod, das ich mir behalten hatte. Mich hat zwar auch gehungert; aber wie hat es mich gefreuet, da ich ihn ſo begierig eſſen und ſich freuen ſahe!

Vater. O du gutes Kind! ſey mir geſegnet!

Sohn. Das hätte ja der kleine Ziegenhirt auch gethan, wenn er was gehabt und ich vor Hunger geweint hätte.

Vater. Du wußteſt doch, daß wir kein Brod mehr in der Hütte haben?

Sohn. Ich hatte ja das; und es hat mich recht gefreut, daß ichs ihm geben konnte. Ihr ſagt ja: Gott im Himmel beſchere denen immer, die andern Gutes thun. M.

2.

Die kleine Julie war ſehr mitleidig gegen Menſchen und Thiere. Wo ſie nur einen Unglücklichen ſahe, da eilte ſie, ihm zu helfen, ſo gut ſie nur immer konnte.

Einmal fuhr ſie mit aufs Land. Da ſahe ſie bey einer Brücke einen Trup Jungen, die einen armen Hund am Stricke herbey ſchleppten, um ihn zu erſäufen. Der Hund war ganz mit Koth beſudelt, und ſahe überdem ſehr häßlich aus.

Halt! rief Julie dem Kutſcher zu; und der Kutſcher hielt.

Darauf fragte ſie die Knaben: ob ſie ihr nicht den Hund verkaufen wollten? — Gern! antworteten dieſe. Da gab ſie den Knaben ein

Stück Geld, ließ den Hund abwaſchen, und nahm ihn zu ſich in den Wagen.

Ihre Begleiter fanden, daß der Hund ſehr häßlich ſey, und wollten ſie bereden, ihn wieder hinauszuwerfen. Aber ſie ſagte: ich ſehe nicht darauf, ob er ſchön oder häßlich iſt; er iſt elend, und das iſt mir genug, um mich ſeiner anzunehmen.

Zu Hauſe ſpottete jeder über ihren Schooßhund, wie ſie ihn nannten: aber Julie kehrte ſich daran nicht. Sie that ihm täglich Gutes, und der Hund hatte ſie dafür ſo lieb, daß er immer bey ihr war, wo ſie ging und ſtand.

Einſt, da ſie ſich des Abends niedergelegt hatte und ſchon eingeſchlafen war, ſprang der Hund auf einmal auf ihr Bette, zerrte ſie am Ermel und heulte ſo erbärmlich, daß ſie davon erwachte. Sie erſchrak, da der Hund fortfuhr zu bellen, indem er immer unter die Bettſtelle ſah, und ſtand endlich auf, um die Bedienten herbey zu rufen.

Dieſe kamen und fanden unter dem Bette — einen Dieb, welcher geſtand, daß er Julien alles habe wegnehmen wollen.

So hatte ſie alſo die Befreyung von demſelben dem Mitleid zu verdanken, welches ſie mit dem armen Hunde gehabt hatte.

Campe.

Unmäßige Freude ſchadet.

1.

Sophron hatte demjenigen ſeiner Schüler, der am Tage der öffentlichen Prüfung am beſten beſtehen würde, ein lehrreiches Buch zum Zeichen ſeiner Zufriedenheit beſtimmt.

Der Tag erſchien, und Karl, der ſeit einem halben Jahre, durch fortgeſetzte Anſtrengung und unermüdeten Fleiß, ſich vor allen andern ausgezeichnet, und ſich dadurch die Achtung aller ſeiner Mitſchüler erworben hatte, bekam das Buch.

Im Taumel ſeiner Freude, vergaß er am Abend nicht nur, den ihm vom Lehrer für den folgenden Tag aufgegebenen Aufſatz zu verfertigen, ſondern auch ſeine Blumen zu begießen. Letztere waren ihm vorzüglich lieb, weil er ſie von einem Freunde zum Geburtstage geſchenkt bekommen hatte.

Der folgende Tag wurde einer der traurigſten ſeines jugendlichen Lebens. Die Verweiſe ſeines Lehrers über ſeine Nachläßigkeit waren ihm doppelt ſchmerzhaft, weil es ſeit einem halben Jahre für ihn die erſten waren, und ſelbſt das Andenken an den geſtrigen, für ihn ſo rühmlichen Tag war nicht im Stande ſeine Seele zu beruhigen. Aber wie vermehrten ſich ſeine unangenehmen Empfindungen, als er ſeine ſchönen Levkoien, die er bisher ſo ſorgſam gepflegt hatte, verwelkt fand!

Der Vater erfuhr die Urſach ſeiner Traurigkeit bald, und ſagte ihm unter andern: Wer ſich in ſeiner Freude zu mäßigen weiß, erſpart ſich eine Menge unangenehmer Empfindungen.

NI.

2.

Karoline ſtand am Fenſter und ſtrickte. Weil ſie noch klein war, hatte ſie ſich auf ein Bänkchen geſtellt.

Plötzlich kam ein Reuter in den Hof geſprengt. Bruder Karl! Bruder Karl! rief Karoline.

Das gute Mädchen wollte gern dem lieben Bruder zuerſt entgegen kommen und ihn den Eltern zuführen, die eben im Garten waren. Nun hätte ſie, wie ſie ſonſt zu thun gewohnt war, behutſam von ihrem Bänkchen herabſteigen

gen ſollen; aber ihre Freude war zu unmäßig, ſie ſprang — und fiel! Wie erſchrak ihr Bruder, der eben herein trat, als er die Kleine, die er ſo zärtlich liebte, weinend und mit blutendem Geſichte da liegen ſahe, und wie ſehr wurden ihm die Freuden des Wiederſehens dadurch verbittert!

M.

Vortreflichkeit der Hoffnung.

I.

Der Mann, der Haabe und Güter, Freunde und Geſundheit, und alles, was ſonſt die Freude ſeines Lebens ausmachte, plötzlich verliert, ſcheint, dem erſten Anblick nach, von allem Troſte verlaſſen zu ſeyn. Aber er iſt es nicht. Gott gab ſolchen Unglücklichen eine unzertrennliche Gefährtin, die ihnen Muth einſpricht, wenn ſie zagen, ſie aufrecht erhält, wenn ſie ſinken wollen, ihnen die Thränen abtrocknet, wenn ſie weinen, und ihrem traurigen Blicke, in ſchmeichelhaften Bildern, eine beſſere Zukunft zeigt. Dieſe wohlthätige Freundin der Verlaßnen und Traurigen iſt die Hoffnung.

Eduard verlor den Freund ſeiner Seele, der, vom Knabenalter an, Freude und Schmerz, Thränen und Wonne mit ihm getheilt hatte, und durch eine ſeltene Uebereinſtimmung der Geſinnungen und Neigungen ſein zweytes Selbſt geworden war. Als er an ſeinem Sterbebette ſtand, gränzte ſein Schmerz an Verzweiflung, das Leben wurde ihm verhaßt, und ſeine Unzufriedenheit mit der Welt ſtieg mit jeder Minute. Aber die Hoffnung, ſeinen Freund einſt in einem beſſern Leben wieder zu finden, hob ſeine ſinkende Seele wieder empor und machte ihn bald wieder geſchickt, mit erneuerter Kraft zum Wohl ſeiner Nebenmenſchen zu wirken. M.

2.

Der rechtſchaffene R. bekleidete eine der erſten Stellen im Staate und wurde von ſeinem Fürſten, ſeiner Redlichkeit wegen, vorzüglich geſchätzt. Dem ungeachtet gelang es einem ſeiner Feinde, den Fürſten wider ihn einzunehmen. Er beſchuldigte ihn nehmlich, er habe zu frey über gewiſſe Mängel der Juſtizverfaſſung geſprochen und dadurch die ſeinem Landesherrn ſchuldige Achtung verletzt.

Der Fürſt glaubte dem Höflinge, und ließ bis zu weiterer Unterſuchung den braven R. in Verhaft nehmen. Man führte ihn in ein enges und dunkles Gefängniß. Hier würde gewiß das Unangenehme ſeines Zuſtandes ihn bald muthlos gemacht haben, wenn nicht die Hoffnung einer baldigen Befreyung, die ſich auf das Gefühl ſeiner Unſchuld gründete, ſeine Leiden gemildert und verſüßt hätte. Er behielt Heiterkeit und Stärke der Seele, bis zu dem Tage, der ſeine Unſchuld entdeckte und ihn ſeiner bekümmerten Familie wieder gab. M.

Uebertriebene Sehnſucht iſt ſchädlich.

I.

Ach! wenn doch mein lieber Vater erſt wieder hier wäre! ſeufzte Luiſe täglich, und ſetzte ſich dann gewöhnlich in einen Winkel und weinte, oder ging hinter den Garten, wo man einen groſſen Theil des Feldes überſehen konnte. Hier ſtand ſie oft ſtundenlang, in der Hoffnung, den Wagen des lieben Vaters in der Ferne zu erblicken. Wenn ihr dann ihre Erwartung fehlſchlug, kam ſie traurig zu ihrer Mutter und ſagte: Ach! wenn doch mein lieber Vater erſt wieder hier wäre!

Unter dieſen Klagen verfloß ein Tag nach dem andern, und die Arbeit, die noch vor der

Zurückkunft des Vaters fertig ſeyn ſollte, blieb liegen. Ihre ältern Schweſtern, Lenchen und Hannchen, arbeiteten indeß fleißig im Garten; denn der Vater hatte ihnen bey ſeiner Abreiſe die Beſtellung einiger Länder aufgetragen. Oft wünſchten auch ſie, während der Arbeit, ihren lieben Vater wieder zurück, und ihre Sehnſucht nach ihm wurde zuweilen ſo lebhaft, daß ſie mit thränenvollen Augen die Landſtraße hinabblickten; aber nie waren ſie deshalb, gleich Luiſen, unthätig, ſondern erfüllten alle ihre Pflichten mit der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit, und dieß bewahrte ſie denn auch vor allzugroßer Traurigkeit.

Wie wird ſich der gute Vater freuen, ſagte Hannchen eines Tages, wenn er unſere Beetchen ſieht! wenn nur Luiſe auch erſt fertig wäre mit ihrer Arbeit; aber die ſizt dafür lieber im Winkel und weint! Doch laß uns jezt gehen, Mama hat ſchon zum Eſſen gerufen.

Sie hatten ſich kaum zu Tiſche geſezt, als ſich die Thür öffnete und der Vater hereintrat. Da war Freude über Freude! Mutter und Kinder hingen an ſeinem Halſe und überhäuften ihn mit Liebkoſungen.

Luiſe nur war traurig; denn ſie hatte die ihr aufgegebene Arbeit noch nicht vollendet, und beraubte ſich alſo, durch ihre unzeitige und zu weit getriebene Sehnſucht, einer Menge froher und angenehmer Empfindungen. III.

2.

Da Rudolph ſein dreyzehntes Jahr zurückgelegt hatte, wurde er von ſeinem Vater, welcher Prediger auf dem Lande war, in die nahgelegene Stadt zu einem geſchickten Rektor gebracht, um bey ihm Sprachen und Wiſſenſchaften zu erlernen, damit er einſt ſich ſeinen Unterhalt erwerben und ſeinen Nebenmenſchen nützen könne. Weil er nun zuvor nicht viel aus ſeiner Eltern Hauſe gekommen war, ſo ging ihm die Trennung von ihnen ſehr bitter ein, und da ihn ſein Vater verließ, zerfloß er faſt in Thränen.

Der Rektor, der ein ſehr liebreicher Mann war, faßte ihn bey der Hand und ſagte: Beruhige dich, mein Sohn, ich bin nun dein Vater, und wenn du fein folgſam und fleißig biſt, ſo will ich dich wie meinen eignen Sohn lieb haben. Es ſind nun bald Ferien, dann gehen wir mit einander hinaus zum Vater, da wird eine rechte Freude ſeyn!

Sind denn bald Ferien? fragte Rudolph heulend.

Wie lange wird es noch währen! etwa acht Wochen noch, antwortete der freundliche Rektor.

Acht Wochen? acht Wochen noch? ſchrie Rudolph auf eine höchſt unanſtändige Art. Ach daß Gott erbarme! das halte ich nicht aus. Ich muß bey meinen Vater und bey meine Mutter — und — bey — mei — ne Trom — Trom — Trommeltauben.

Da kein Zureden etwas half, ſo überließ ihn der Rektor ſich ſelbſt, und dachte, es wird ſich ja wohl mit der Zeit geben.

Es gab ſich aber nicht. Da, den folgenden Morgen, der Rektor ihn zum Frühſtück einladen wollte, da war kein Rudolph zu hören noch zu ſehen. Dieſen hatte die übertriebene Sehnſucht verleitet, wieder zu ſeinen Eltern zurück zu laufen, welche hierüber, wie man leicht denken kann, ſehr erſchraken.

Sie brachten ihn zwar den nächſten Tag zu dem Rektor zurück, der ihn freundſchaftlich an ſeine Bruſt drückte. Kaum war er aber einige Tage da geweſen, ſo lief er wieder fort, und um dieſes unanſtändige Betragen zu entſchuldigen,

gen, verging er ſich ſogar ſo weit, daß er dem lieben Rektor allerley Uebels nachredete.

Nun brachte ihn zwar der Vater wieder zurück, allein weil der Rektor gehört hatte, daß er ihm Uebels nachgeredet habe, so wollte er ihn nicht wieder annehmen.

Der betrübte Vater mußte ihn alſo wieder mit zurückführen.

Rudelphen war nun das eben recht. Da konnte er doch nun bey ſeinen Eltern und Trommeltauben bleiben.

Nach etlichen Jahren ſahe er aber ein, wie ſehr er ſich durch ſeine übertriebene Sehnſucht geſchadet habe.

Da ſein Vater wegen vieler Geſchäfte ſich nicht um ſeinen Unterricht und ſeine Erziehung bekümmern konnte: ſo war er ſich ſelbſt überlaſſen, brachte ſeine edle Zeit mit den Trommeltauben, mit Angeln und Vogelſtellen zu, wurde immer älter und größer und — lernte doch nichts.

Nun ſtarb ſein Vater. Die Mutter konnte ihn, weil ihre Einnahme aufhörte, nicht länger mehr ernähren; er ſelbſt war auch nicht vermömögend ſein Brod zu verdienen; es blieb ihm alſo nichts übrig als — Soldat zu werden.

Da ſoll er nun oft gegen ſeine Kameraden geſagt haben: Bin ich nicht ein Thor geweſen! Wenn ich ein paar Jahre von Hauſe hätte bleiben können, ſo wäre ich itzo mein eigener Herr, hätte mein eignes Haus und Hof! Nun bin ich lebenslang um meine Freyheit! S.

Wie übel man ſich befindet, wenn man andere haſſet?

I.

Ein Vater ſtarb und hinterließ zween Söhne, davon der eine Stephan und der andere Niklas hieß. Sie erbten von ihrem Vater, der ein ſehr ordentlicher und fleißiger Mann geweſen war, ein anſehnliches Vermögen, von dem ſie beyde ſehr bequem hätten leben können, wenn ſie es durch Ordnung und Fleiß zu erhalten und zu vergrößern geſucht hätten. Es war aber unter dieſem Vermögen ein ſchöner Garten, der ſonſt ein wüſter Fleck war, den der Vater an ſich gekauft und mit Bäumen beſetzt hatte, die er ſelbſt aus den Kernen gezogen; ſo daß er nun in ſo gutem Stande war, daß er alle Jahre eine große Menge von allerley Obſt lieferte. Den wollte nun jeder Bruder gerne haben, und jeder konnte ihn doch nicht bekommen.

Darüber wurden ſie uneinig, und ſtießen gegen einander ſehr unfreundliche Reden aus. Du biſt ein ſchlechter Menſch, ſagte Stephan, du biſt nicht werth, daß du den Garten bekommſt. Darüber wurde Niklas böſe, und ſagte: was willſt du reden, du lüderlicher Kerl du! Haſt du nicht immer meinem Vater Verdruß gemacht? was will denn ſo ein lüderlicher Menſch mit einem ſo ſchönen Garten anfangen? In drey Jahren iſt er ja ruinirt.

Das erfuhr der Prediger, der in dieſem Orte wohnte, lief erſchrocken zu den Brüdern und ſagte: Guten Leute! was thut ihr da? warum wollt ihr euch haſſen um dieſes Gartens willen? Wer der Verſtändigſte unter euch iſt, trete ihn doch an den andern ab! Das thue ich nicht, ſagte Stephan. Und ich auch nicht, ſagte Niklas.

Nun fuhr der Geiſtliche fort: ſo laßt doch das Loos entſcheiden, welcher von euch beyden ihn haben ſoll.

Ich looſe nicht, ſagte Stephan; ich auch nicht, ſagte Niklas.

Es

So behaltet ihn doch gemeinſchaftlich, ſagte der Geiſtliche ferner, bearbeitet ihn mit einander, und theilet euch in die Früchte.

Daraus wird nichts, gab Stephan zur Antwort, ich muß ihn allein haben. Nein, ich muß ihn allein haben, ſagte Niklas.

Der Geiſtliche ſchlug endlich vor, ſie ſollten den Garten verkaufen und in das Geld ſich theilen, aber auch dieſer Vorſchlag wurde von ihnen verworfen.

Nun ſo kann ich euch nicht helfen, ſagte ihnen zuletzt der Geiſtliche, ihr werdet es ſchon erfahren, wie unglücklich die Leute ſind, die ſich unter einander haſſen.

Die Brüder kehrten ſich aber nicht daran, ſondern jeder nahm einen Advokaten an, und ging zur Obrigkeit, um ſie dahin zu bringen, daß der Garten dem andern entzogen und ihm zugeſchlagen würde. So entſtund ein Proceß, der viele Jahre dauerte und viel Geld koſtete. Wenn ſie etwas erworben hatten, damit ſie ihre Umſtände hätten verbeſſern, und ſich allerhand nützliche Sachen kaufen können, ſo mußten ſie es dem Richter oder Advokaten bringen, um ihnen die Mühe zu bezahlen, die ſie ihrentwegen hatten.

Dieß machte nun beyden großen Verdruß. Sie hatten beyde Weib und Kind, an denen ſie ihre Freude hätten haben können, und hatten doch keine Freude daran, ſondern ſahen immer ſo böſe und verdrüßlich aus, daß man ihnen wohl anmerken konnte, daß ſie ſich nicht wohl befänden. Wenn die Weiber ſie bisweilen umarmten und ſagten: lieber Mann! warum biſt du denn ſo böſe, ſo mürriſch? wir haben ja alles, was unſer Herz begehrt: ſieh einmal, biſt geſund, bin auch geſund, haſt ſo liebe Kinder, ein hübſch Haus, an Gelde fehlt es auch nicht, warum willſt du denn nicht vergnügt ſeyn? ſo knirſchte jeder mit den Zähnen und ſagte: wie kann ich vergnügt ſeyn, da ich einen ſo gottloſen Bruder habe! den Tod habe ich noch von dem Böſewichte. Wenn die Kinder zu ihnen kamen und ſagten: lieber Vater! willſt du mit ſpaziren gehen? ſchlägt der Finke ſo ſchöne, und blüht alles ſo bunt im ganzen Felde; ſo ſtießen ſie ſie von ſich, und ſagten: laß mich zufrieden, ich kann mich nicht freuen, ich habe mich geärgert. Und wenn die Kinder etwas verſahen, ſo bekamen ſie gar erſchreckliche Schläge. Durch dieſes Betragen wurden die Weiber und Kinder

der nach und nach hämiſch und mürriſch gemacht, und marterten einander beſtändig durch unfreundliches Weſen.

Oft brachten die Weiber die ſchmackhafteſten Gerichte auf den Tiſch, aber die Männer konnten nicht davon eſſen, weil ſie den Magen voll Galle hatten, die ihnen der Haß hinein gebracht hatte; und wenn ſie ins Bette kamen, konnten ſie nicht ſchlafen, weil ein jeder darauf ſann, wie er den andern verderben wollte.

Das war aber ihr Elend noch nicht alle. Jeder redete dem andern alles Böſe nach. War Stephan in einer Geſellſchaft, ſo ſuchte er alle Anweſende zu bereden, ſein Bruder wäre ein böſer, gottloſer Mann, ein Niederträchtiger, der nicht werth ſey, daß ihn der Erdboden trage. Kam aber Niklas in Geſellſchaft, ſo ſprach er eben nicht beſſer von ſeinem Bruder. Da glaubten denn die Leute beyden, hielten ſie beyde für nichtswürdige Menſchen.

Nachdem ſie etliche Jahre ein ſo elendes Leben geführt hatten, that der Richter den Ausſpruch, daß der Garten ſolle verkauft, und das Geld für aufgelaufene Proceßkoſten bezahlt werden.

Da ſahen beyde einander voll Erſtaunen an. Hätten wir dieß nicht gleich anfänglich gekonnt? ſagte Stephan. Da hätten wir doch das Geld bekommen, hätten uns andre Gärten kaufen können, hätten uns nicht ſo geärgert, und einander nicht ſo vielen Verdruß gemacht. Was haben wir nun von alle dem Aergerniſſe?

Nichts, antwortete Niklas, als daß wir uns um den Garten gebracht, und vor den Leuten verächtlich gemacht haben. Sind wird nicht Narren geweſen.

Ja wohl, ſagte Stephan, komm Bruder! da iſt meine Hand, ich will dich nicht mehr haſſen.

Ich dich auch nicht, antwortete Niklas; da iſt meine Hand! Sie umarmten, küßten ſich, weinten und hörten auf, einander zu haſſen.

Da befanden ſie ſich nun wohl beſſer, aber die Folgen von ihrem vorigen Haſſe mußten ſie doch immer fühlen. Der Garten war weg, ihr Vermögen war verringert, ihre Geſundheit hatte gelitten, und ihre Weiber und Kinder ſahen nicht halb ſo freundlich mehr aus, als ſonſt. S.

2.

Zween Nachbarn, Herrmann und Friedemann, lebten einige Jahre mit einander ſehr verträglich, und befanden ſich wohl dabey. Wenn dem einen etwas fehlte, ſo lieh es ihm der andere: wenn der eine mit ſeiner Arbeit nicht fertig werden konnte, ſo half ihm der andere: wenn der eine einen guten Braten bekam, ſo mußte ihn der andere mit verzehren helfen: und wenn beyde von der Arbeit ermüdet wären, ſo kamen ſie zuſammen und vergnügten ſich gemeinſchaftlich.

Als ſie nun einmal ſo beyſammen waren, ſcherzte Friedemann mit Herrmannen, aber ſo unvorſichtig, daß dieſer darüber böſe wurde und im Zorn von ihm wegging. Friedemann, der nicht gerne ſich zankte, ging gleich den folgenden Tag zu ihm, bat ihn um Vergebung, und verſprach, daß er hinführo in ſeinen Reden behutſamer ſeyn wolle. Aber Herrmann hatte ein ſo hartes Herz, daß er darauf nicht achtete, verſchiedene harte Reden gegen ihn ausſtieß, und ihn dadurch zwang wieder fort zu gehen.

Nun wurde aller Umgang aufgehoben. Herrmann fing an, Friedemannen zu haſſen, und da er zuvor ihm alles Gute gewünſcht hatte, ſo wünſchte er ihm nun alles Böſe. Er hatte oft ſo viele Arbeit, daß er nicht wußte, wie er wollte te fertig werden; es hätte ihm nur ein Wort gekoſtet, ſo würde Friedemann bereit geweſen ſeyn, ihm zu helfen; allein er konnte ſich nicht überwinden einem Manne, den er haßte, ein gutes Wort zu geben, und mußte ſich alſo beſtändig mit übermäßigen Geſchäften plagen. Hatte Friedemann einen Schmaus, ſo konnte er daran keinen Theil nehmen, und wenn er einmal frölich ſeyn wollte, ſo fehlte ihm immer der Nachbar, der an ſeiner Frölichkeit Theil genommen hätte. In den langen Winterabenden, die er ſonſt in des Nachbars Geſellſchaft zugebracht hatte, ſaß er einſam und ärgerte ſich. Sonſt lachte ihm allemal das Herz im Leibe, wenn er Friedemannen gehen ſah, aber itzo ſchlug er allemal unwillig das Fenſter zu.

Weil er Friedemannen alles Böſe in ſeinem Herzen wünſchte, ſo glaubte er, jener dächte eben ſo, und wenn deswegen in ſeinem Hofe, Hauſe oder Garten, ein Schade geſchahe, ſo dachte er allemal, Friedemann habe es gethan, und wurde immer böſer auf ihn.

Einmal wurden ihm des Nachts die Fenſter eingeworfen. Kaum ſah er es, ſo ſagte er: das hat niemand anders, als Friedemann, der

Böſewicht, gethan. Wart! wenn ich dich nur unter meine Hände kriege, ſo ſollſt du meine Fenſter theuer bezahlen.

Mit dieſen Worten ging er wüthend in der Stube auf und ab, trat an die Fenſter und wieder zurück, wieder an die Fenſter — da erblickte er Friedemannen, lief wie raſend zu ihm heraus, fiel ihn an und ſagte: He! Böſewicht! haſt du mir dieſe Nacht die Fenſter eingeworfen?

Friedemann, der durch dieſe Haſtigkeit auch aufgebracht wurde, ſtieß etliche heftige Worte aus, die Herrmannen ſo ſehr erbitterten, daß er den armen Friedemann unbarmherzig durchprügelte.

Der Bürgermeiſter, der von dieſem Vorfalle Nachricht bekommen hatte, ſchickte ſogleich einige Gerichtsdiener ab, die Herrmannen in das Gefängniß führen mußten.

Zu gleicher Zeit wurde auch entdeckt, daß nicht Friedemann, ſondern ein trunkner Menſch, Herrmanns Fenſter eingeſchlagen habe. Das dauerte Herrmannen ungemein. Ach Gott! ſagte er, wohin hat mein Haß mich verleitet! meinem ehrlichen Nachbar, meinem lieben Friedmann, habe ich ſo viel Leides zugefügt, habe ten Unſchuldigen für einen Böſewicht gehalten, habe ihn geſchlagen. —

Er ſchickte ſogleich nach ihm, ließ ſich nach ſeinem Befinden erkundigen, und ihn um Verzeihung bitten.

Dieß war nun wohl gut, er mußte aber demungeachtet einige Wochen im Gefängniß aushalten, und erfahren, wie unglücklich der ſich mache, der ſeinen Nebenmenſchen haſſet.

S.

Wie ſchädlich der Neid ſey.

I.

Eine Bauerfrau hatte ein Ackergut und Vieh, ſo gut als einer im Dorfe; und doch gönnte ſie keinem Menſchen etwas Gutes. Des Abends, wenn das Vieh zu Hauſe kam, ſtellte ſie ſich in die Hausthüre, und ärgerte ſich, wenn eine gute Kuh vorbey ging, die dem Nachbar gehörte. Wenn ſie auf dem Felde guten Flachs ſahe, der ihr nicht zugehörte; ſo ſprach ſie: „Ich weiß nicht, wie es die Leute machen. Ihnen geräth alles, und mir gelingt nichts.“ Gleichwohl gewann ſie dabey nichts, ſchadete ſich vielmehr. Denn weil ſie ſich immer ärgerte und zankte, war ſie beſtändig kränklich, und ſtarb in ihren beſten Jahren am Gallenfieber, als einſt des Schulzens Frau von einem entfernten Verwandten hundert Thaler geerbt hatte.

Rochow.

2.

Man ſagte dem Agis, König in Sparta: die von dem andern königlichen Hauſe beneiden ihn. So tragen ſie, antwortete er, eine doppelte Laſt. Ihr eigenes Unglück würde ihnen ſchon Sorge genug machen, itzt quälet ſie auch mein und der Meinigen Glück. Der Gutherzige genießt das größte Vergnügen, da ihm nicht nur das, was ihm ſelbſt, ſondern auch was andern Gutes wiederfährt, Freude macht. Auf eine ähnliche Art vermehrt der Neider ſeinen Verdruß.

Sulzer.

Durch übertriebene Traurigkeit ſchadet man ſich ſelbſt.

1.

An einem ſchwülen Sommertage, da die Landleute, unter Vergießung vieles Schweißes, ihr Getreide einſammelten, ſtieg ein ſchweres Ge-

Gewitter auf; es blitzte, und man hörte ſchon in der Entfernung ein dumpfes Murmeln. Die guten Leute glaubten, daß es ſo bald noch nicht beykommen würde, und arbeiteten, um ihr Getreide noch zuſammen zu bringen, und es gegen den bevorſtehenden Regen zu ſchützen. Aber plötzlich entſtund ein Sturm, der in ein paar Minuten die Gewitterwolke herbey trieb, und — krach! da fuhr ein Wetterſtrahl in die Scheuer eines Dorfes und zündete ſie an.

Die guten Leute, die größtentheils noch auf dem Felde waren, ſahen es, und eilten herbey um zu löſchen. Ehe ſie aber herbey kamen, hatte die Flamme ſchon ſo weit um ſich gegriffen, und war durch den Sturm ſo weit umher getrieben worden, daß faſt keine Rettung möglich war, und der größte Theil des Dorfes in Aſche gelegt wurde.

Da kamen die armen Leute faſt um alles, was ſie ſich durch ihren vorigen Fleiß erworben hatten. Ihr Getreide, das ſie eingeſammelt hatten, ihre Wäſche und Kleider, ihr Hausgeräthe und ihre Nahrungsmittel, alles war mit ihren Wohnungen im Rauche aufgegangen.

Dieß

Dieß verurſachte ein allgemeines Heulen und Wehklagen. Vorzüglich war Niklas ganz untröſtlich. Dieſer rang immer die Hände, und rief: Ach das Gott erbarme! ich armer Mann, was will ich nun anfangen? keinen Heller Geld, keinen Biſſen Brod, kein Haus noch Bette, habe ich mehr. Betteln werde ich müſſen — ich armer Mann!

In dieſem traurigen Zuſtande traf ihn ſein ehemaliger Nachbar, Chriſtoph, an, und ſagte: armer Niklas, du ſcheinſt mir ſehr traurig zu ſeyn.

Muß ich denn nicht? antwortete dieſer, ich habe ja nicht mehr als alles verloren. Nichts habe ich mehr, als den Kittel, den ich da am Leibe trage.

Ich habe eben nicht mehr gerettet, fuhr Chriſtoph fort. Aber was hilft nun alles Lamentiren? Der liebe Gott hat es gethan; und wer kann gegen Gott? Gott hat uns doch unſere Köpfe und unſere Knochen gelaſſen, laß uns die brauchen! laß uns nachdenken, was wir nun anfangen müſſen, und laß uns brav die Arbeit angreifen, ſo werden wir uns doch wohl noch helfen können. Sind ſo viele Leute ſchon abgebrannt, und ſind deswegen doch nicht alle verdorben.

Alles dieſes rührte aber Niklaſen nicht. Der ſchrie immer: ach, ich armer Mann, es iſt aus mit mir!

Eben dieſe Reden führte Chriſtoph auch gegen die übrigen Abgebrannten, und die mehreſten dachten wie Niklas, und klagten: das Gott erbarme! es iſt aus mit uns.

Etliche aber folgten Chriſtophen. Sie machten ſich vor allen Dingen an den Schutt ihrer Wohnungen, räumten ihn weg, und fanden noch verſchiedenes Holz, Eiſen und Kupferwerk, und andere Sachen, die das Feuer nicht beſchädigt hatte. Dann baten ſie einen begüterten, aber ſehr frommen, Mann, daß er ihnen etwas Geld vorſchießen möchte, welches er mit Vergnügen that. Davon baueten ſie ſich einen Schuppen, und brachten darein das Getreide, das ſie noch auf dem Felde hatten. Und Gott ſegnete es ſo, daß ſie den Winter durch ihr Leben davon erhalten konnten. Ferner verkaufte jeder einige Aecker, bauete ſich von dem Gelde eine neue Wohnung, und ſchaffte ſich alles an, was er zu ſeinem Ackerbau nöthig hatte.

Den Ackerbau trieben ſie weit eifriger als ſonſt, und Gott ſegnete ihren Fleiß ſo, daß ſie in wenig Jahren ſich alles wieder anſchaffen konnten, was ihnen das Feuer geraubt hatte.

Jenen aber, die ſich in ihrer Traurigkeit nicht mäßigen konnten, ging es viel ſchlimmer. Sie mußten einige Jahre ohne Wohnung leben; die mehreſten blieben ihr Lebtage arm und in Schulden verwickelt, und viele mußten ſogar ihre Zuflucht zum Bettelſtabe nehmen. S.

2.

Wilhelm hatte von ſeinem Vetter einen allerliebſten Hirſch, in Wachs poußirt, geſchickt bekommen, und hatte darüber eine ſo große Freude, daß er ihn mitnahm, da er ſeinen Freund Ferdinand beſuchte, um ihn ſeinen kleinen Freunden, die ſich bey ihm verſammelt hatten, zu zeigen. Sie bewunderten ihn alle und ſtellten ihn, nachdem ſie ihn genug betrachtet hatten, auf den Tiſch. Dann fingen ſie ein geſellſchaftliches Spiel an, bey dem ſie alle ſehr vergnügt waren.

Während deſſelben ſtieß Wilhelm aber ſo unvorſichtig an den Tiſch, daß der Hirſch herab fiel und in hundert Stücken zerbrach. Daß dieſes den armen Wilhelm ſehr dauerte, kann man leicht denken; auch alle ſeine Geſpielen dauerte es, und ſie bezeigten ihm deswegen ihr Mitleiden. Er wußte ſich aber in ſeiner Traurigkeit ſo wenig zu mäßigen, daß er überlaut zu weinen anfing. Ferdinand ſuchte ihn zu beruhigen, und ſtellte ihm vor, daß dieſes Weinen doch zu nichts helfe, daß er dadurch ſeinen Hirſch doch nicht wieder bekäme, und ſich um alles Vergnügen bringe, das er itzo genieſſen könne.

Er hörte aber auf alle dieſe Vorſtellungen nicht, ſondern ſchrie immer: Ach mein Hirſch! mein Hirſch! Wo kriege ich denn einen andern her?

Durch dieſes unartige Betragen wurden alle Kinder in ihrem Vergnügen geſtört und verdrüßlich gemacht. Da nun alle ihr Zureden nichts helfen wollte, ſo ſagte Ferdinand endlich unwillig zu ihm: Lieber Wilhelm! ich weiß nicht, was du hier nütze biſt. Spielen thuſt du nicht, und andere läßt du auch nicht ſpielen; das Beſte, was du thun kannſt, iſt, daß du nach Hauſe gehſt.

So mußte er denn fortgehen, und brachte ſich durch ſeine unmäßige Traurigkeit um einen vergnügten Abend, der nun für ihn auf immer verloren war. S.

Reue ſchmerzt, iſt aber ſehr nützlich, wenn ſie noch zur rechten Zeit kommt.

1.

Hieronymus konnte von ſeinen Eltern nicht erzogen werden, weil dieſe in ſo viele Geſchäfte verwickelt waren, daß es ihnen unmöglich war, ſtets über ihn Aufſicht zu haben, und ihn vor Schaden zu verwahren. Deswegen ſchickten ſie ihn viele Meilen weit von ſich in ein Erziehungsinſtitut, übergaben ihn den daſigen Lehrern und baten ſie, für ihn ja, wie für ihr eigen Kind, zu ſorgen, und ihm alles zu ſagen, was er wiſſen müſſe, wenn er einſt ein guter und glücklicher Mann werden wolle. Sie verſprachen es, und hielten es auch. Denn ſie erinnerten ihn täglich an ſeine Fehler, ermunterten ihn zum Fleiße, zur Reinlichkeit, Ordnung, Rechtſchaffenheit und Gefälligkeit, und jeder beeiferte ſich, ihm Geſchicklichkeit beyzubringen.

Sie richteten aber ſehr wenig bey ihm aus; denn Hieronymus war ein ſehr leichtſinniger Knabe, der gute Erinnerungen in eben der Stunde wieder vergaß, da ſie ihm waren gegeben worden. Während den Lehrſtunden, flatterte er mit ſeinen Gedanken ſo umher, daß er von allem, was der Lehrer ſagte, wenig hörte; wenn ihm etwas auszuarbeiten aufgegeben wurde, ſo vergaß er es, und brachte die Zeit mit Spielen zu. Bey dem Eſſen, Spielen und Schreiben, war er ſo unvorſichtig, daß er alle ſeine Kleidung beſchmutzte und zerriß.

Dieſer Leichtſinn ſchadete ihm ſehr viel. Alle ſeine Mitſchüler lernten mehr als er; ſelbſt die Kleinſten, die lange nach ihm in das Inſtitut gebracht wurden, kamen ihm bald zuvor, und verachteten ihn. Seine Lehrer ſahen ihn mit heimlicher Betrübniß an, und ihre Liebe zu ihm verminderte ſich. Sie ſagten oft zu einander: „Der arme Hieronymus, wie unglücklich macht er ſich! was wird ſein guter Vater dazu ſagen, wenn er ihn einſt unwiſſend und mit ſo vielen Untugenden zurück bekommt!“ Sie mußten ihn ſogar verſtecken, ſo oft Fremde kamen, um das Inſtitut zu beſehen, weil er durch ſeinen ſchmutzigen Anzug und ſeine große Unwiſſenheit alle ſeine Mitſchüler beſchimpfte.

Alles dieſes machte aber keinen Eindruck auf ihn. Er blieb ſtets der leichtſinnige, unfleißige und unordentliche Hieronymus.

Nach zwey Jahren bekam er einen Brief mit ſchwarzem Siegel; er erſchrak, erbrach ihn, und las folgende Zeilen.

Lieber Sohn!

Dein Vater iſt nicht mehr bey uns. Gott hat ihn uns geſtern entriſſen und in eine beſſere Welt verſetzt. Nun bin ich von meinem Freunde und Verſorger getrennt, und die Erde hat für mich nichts mehr, das mir Freude machen könnte, als dich, wenn du zu mir zurück kommſt und gute Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten mit dir bringſt. Sollteſt du aber misrathen, und einſt unwiſſend und ohne Tugend zu mir kommen: ſo muß ich unter meinem Grame erliegen. Hier ſchicke ich dir die Silhouette deines ſeligen Vaters, hänge ſie auf dein Zimmer und beſtrebe dich, ein eben ſo braver Mann zu werden, als er war. Lange kann ich dich nicht mehr im Inſtitute erhalten, denn mein und dein Verſorger iſt nicht mehr, und mein Vermögen erlaubt mir nicht lange den Aufwand zu machen, den dein Aufenthalt in der Fremde erfordert. Gott ſegne dich! ich bin deine dich liebende Mutter.

Dieſer Brief machte auf den Hieronymus den ſtärkſten Eindruck. Er brach in Thränen aus, rang die Hände und rief: ach, mein Vater! mein Vater! iſt nicht mehr bey uns. Dann faßte er ſeine Silhouette, drückte ſie an ſeine Bruſt und ſeinen Mund, und ſagte: „O du guter Vater! haſt mir ſo viel Gutes gethan! haſt mir ſo gute Lehren gegeben! und ich habe ſie nicht befolgt. Warſt ſo ein braver Mann — und ich — ach ich bin nicht werth dein Sohn zu ſeyn!“

Unter ſolchen Klagen brachte er den ganzen Tag zu; des Abends legte er ſich zu Bette es war ihm aber unmöglich zu ſchlafen. Immer kam es ihm vor, als wenn er ſeinen Vater vor ſich ſähe, der ihm ſagte: Böſes Kind! ſo viel Geld habe ich an dich gewendet, und du haſt nichts gelernet.

Er dachte an ſeine Mutter, und was die wohl ſagen würde, wenn er zurück käme. „Wenn ſie meine Schreiberey anſieht, dachte er, ſo taugt ſie nichts; ſoll ich rechnen, ſo kann ich nicht. Franzöſiſch ſprechen — das verſtehe ich nicht. Wenn ſie mich wird fragen laſſen aus der Geſchichte, aus der Geographie, aus der Naturgeſchichte — da weiß ich ja von allen nichts — Wenn ſie meine Kleidung durchſieht, die iſt ja alle zerriſſen und beſchmutzt. Ach Gott! Ach Gott! meine arme Mutter! Ach Gott, erbarme dich, ich bin ein elendes Kind! meine ſchöne Zeit, die ich verſchwendet habe! Ach wenn ich doch wieder zurück gehen, und die verſchwendeten Jahre noch einmal leben könnte! Da wollte ich ganz anders meine Sache anfangen.“

So wimmerte er, weinte, warf ſich von einer Seite auf die andere, und konnte kein Auge zuthun.

Sobald der Morgen anbrach, ging er zu einem ſeiner Lehrer, fiel ihm um den Hals, und bat: „O mein lieber Lehrer! ich bin ein böſes Kind geweſen, ich habe ihnen nicht gehorcht, ich habe nichts gelernt; nun ſehe ich es ein, nun reuet es mich, und ich möchte gar zu gern beſſer werden. Sagen Sie mir doch, wie ich es anfangen muß!“

Der Lehrer wurde ſehr gerührt, und ſagte: „Die verlorne Zeit kannſt du, armes Kind, freylich nie wieder einbringen. Fühle aber, wie wehe es thut, wenn man ſeine Zeit nicht gut angewendet hat, und laß dich dieß bewegen, daß du die künftige Zeit deſto beſſer anwendeſt, damit du nicht künftig noch mehr zu bereuen bekommſt. Fang heute an! befolge jede gute Lehre! merke auf alles, was dir geſagt wird!

thue jedes Geſchäft, das dir aufgetragen wird! das iſt das einzige Mittel, wie du weider zufrieden werden kannſt.“

Hieronymus dankte, und befolgte noch denſelben Tag ſeines Lehrers guten Rath. Seine Augen wendete er nicht von dem Lehrer während der Lehrſtunde; bey dem Schreiben, Zeichnen, und andern Uebungen ſcheuete er keine Mühe mehr; nicht eher erlaubte er ſich das Spiel, bis er ſeine Geſchäfte verrichtet hatte, und auf Ordnung und Reinlichkeit hielt er pünktlich. Wandelte ihm ja bisweilen ſein voriger Leichtſinn wieder an, ſo betrachtete er des Vaters Silhouette, und erneuerte ſeinen guten Vorſatz.

Durch dieſes fortgeſetzte Bemühen wurde er alle Tage beſſer und geſchickter und beliebter. Er pflegte aber oft zu ſagen: Ich Thor! konnte ich nicht eben das vor zwey Jahren thun? Müßte ich itzo nicht beſſer und geſchickter ſeyn? Hätte ich wohl die Schmerzen der Reue ausſtehen dürfen, wenn ich vom Anfange beſſer geweſen wäre? S.

2.

Kaſpers Vater war ein guter und vernünftiger Mann, und ließ in allen Unterredungen, die er mit ihm hielt, gute Lehren mit einfließen, wie man es anfangen müſſe, um ein vergnügtes Leben zu führen. Aber Kaſper war viel zu flatterhaft, als daß er auf dieſe Lehren hätte merken und ſie befolgen ſollen.

Unter andern erinnerte der Vater oft, daß, wenn er ſich ſtark erhitzt habe, er ja nicht ſo gleich trinken ſolle. Kaſper hörte es, drehte ſich auf dem Abſatze herum, und vergaß es wieder.

Nun hatte Kaſper einmal, an einem ſchwülen Sommertage, Beſuche von einigen Freunden, mit denen er ein ſehr lärmendes Spiel vornahm. Es lag in des Vaters Hofe ein großer Strohhaufen. Der ſoll, ſagte er, unſere Feſtung ſeyn. — Ein Theil von uns ſoll ſie vertheidigen, der andere ſie beſtürmen.

Es gilt ſchon! riefen alle. Laßt uns ausmachen, wer die Feſtung vertheidigen und wer ſie beſtürmen ſoll! Es wurde ausgemacht — Kaſper wurde der Anführer der Beſtürmer.

Die Vertheidiger beſtiegen die Feſtung und Kaſper rief den Beſtürmern zu: allons! Brüder! haltet euch brav! laßt uns die Kerls herunterjagen! Alle liefen an, und wurden wieder herabgeworfen; ſie ſetzten noch einmal an, aber die Vertheidiger wehrten ſich ſo tapfer, daß ſie wieder weichen mußten. Noch einmal wurde angelaufen, und mit ſolcher Heftigkeit, daß die Vertheidiger genöthigt wurden, den Beſtürmern den Platz zu laſſen.

Da war Freude unter den Beſtürmern. Kaſper ſchwenkte den Hut und rief: Viktoria! und alle ſeine Kameraden riefen mit: Viktoria! Er hatte ſich aber während des Tummelns ſo erhitzt, daß er am ganzen Leibe vom Schweiße trof, und vor Durſt lechzte, lief gierig nach der Küche, ſchöpfte aus dem Eimer ein Glas voll Waſſer, und trank es begierig aus.

Aber das bekam ihm ſehr übel. Es überfiel ihn ein ſo heftiger Froſt, daß ſeine Zähne zuſammen ſchlugen. Er zog ſeine Kleider an; das half ihm aber nichts. So ging er traurig von ſeinen Freunden, legte ſich zu Bette, konnte aber nicht warm werden.

Den andern Tag ſtund er zwar auf, war aber bleich und kraftlos, welches ſeinem guten Vater großen Kummer verurſachte.

So ſchlich er einige Wochen ſiech umher, dann fühlte er heftiges Stechen in der Bruſt. Sein Vater fragte einen Arzt um Rath, der gab

ihm

ihm aber ſchlechten Troſt. Ihr Sohn, ſagte er, muß einen hitzigen Trunk gethan haben, und ich beſorge, er wird die Schwindſucht bekommen.

Wirklich bekam er ſie. Durch den hitzigen Trunk war eine Stockung des Blutes in der Lunge entſtanden; dieſes wurde faul, und die ganze Lunge fing an wegzufaulen. Alle Minuten mußte Kaſper huſten, und große Stücken Eiter und Lunge auswerfen, welches ihm großen Schmerz verurſachte. Die Schmerzen des Körpers waren aber noch lange nicht ſo heftig, als die Schmerzen der Seele. Die Reue peinigte ihn. Ich muß ſterben, ſagte er, und ach! gern wollte ich ſterben, wenn ich nur nicht ſelbſt die Urſache meines Todes wäre. Aber ach! ach! ich habe mich ſelbſt ums Leben gebracht, weil ich meinem lieben Vater nicht habe gehorchen wollen. Wenn ich nur einmal wieder geſund wäre, ſo wollte ich nimmermehr ſo unvorſichtig handeln, und auf die Hitze trinken.

Nun war es aber zu ſpät. Kaſpers Lunge war verloren: er wurde nicht wieder geſund, und mußte unter großen Schmerzen ſein Leben laſſen.

S.

Es iſt gut, wenn man ſich ſeiner Fehler ſchämt; beſſer aber, wenn man ſo handelt, daß man ſich nicht zu ſchämen braucht.

I.

Der Herr von Krebsthal hatte auf ſeinem Dorfe eine ſolche Anſtalt machen laſſen, daß allen Kindern, die etwas lernen wollten, mancherley nützliches gelehrt wurde. Er hatte nämlich Herrn Siegmund, einen guten, fleißigen und geſchickten, jungen Mann, kommen laſſen, dem er jährlich ſo viel gab, daß er bequem leben konnte, aber dafür die Kinder im Schreiben und Rechnen, in Kenntniß der Erde und der Dinge, die auf derſelben ſind, unterrichten mußte. Er beſuchte die Anſtalt oft, erkundigte ſich nach dem Betragen der Kinder, freuete ſich, wenn ſie gut waren, und belohnte ſie. Und Herr Siegmund ermunterte die Kinder immer zum Fleiße und guten Betragen damit, daß er ihnen ſagte: ſeyd aufmerkſam und gut, auf daß ich euch loben kann, wenn euer Wohlthäter kommt, und er an euch Freude haben möge. Das wirkte bey den mehreſten Kindern ſo viel, daß

daß ſie ſich Mühe gaben, immer geſchickter und beſſer zu werden.

Aber bey allen half es doch nicht: einige waren ſo träge und ſo zerſtreut, daß ſie ihre Sachen faſt immer ſo machten, daß Herr Siegmund damit nicht zufrieden ſeyn konnte.

Nun kam einmal Herr von Krebsthal, um zu ſehen, wie ſich ſeine Zöglinge betrügen. Er erkundigte ſich nach ihnen, und Herr Siegmund ſagte: ſie können ſelbſt urtheilen, wer von ihnen ſich gut und wer ſich ſchlecht betragen habe, wenn ſie ihre Arbeit durchſehen wollen. Da mußte jeder die Bücher herbeybringen, in welchen er gerechnet und niedergeſchrieben hatte, was ihm von ſeinem Lehrer war aufgegeben worden.

Sechſe hatten darüber eine große Freude, ſuchten geſchwinde ihre Bücher zuſammen, und übergaben ſie dem Herrn von Krebsthal mit frölichem Geſichte.

Mit dieſen, ſagte er, werde ich wohl zufrieden ſeyn, ich kann ſchon aus ihren Augen leſen, daß ſie es wiſſen, daß ſie ihre Sachen gut gemacht haben. Er durchſah ihre Bücher, und fand wirklich, daß ſie fleißig geweſen waren, und ſich der Ordnung und Reinlichkeit im Schreiben befliſſen hatten. Nun, ſagte er, lieben Kinder, ihr habt mir groſſe Freude gemacht, weil ihr mir gezeigt habt, daß es euch ein Ernſt iſt, recht gute und nützliche Leute zu werden. Es iſt wohl billig, daß ich euch wieder Freude mache. Mit dieſen Worten griff er in die Taſche und holte für jeden ein ſchön, ſauber gebundenes Buch hervor und gab es ihnen zum Geſchenke.

Darüber freueten ſie ſich noch mehr.

Ihr habt euch, ſagte er, lieben Kinder, durch euer Betragen ſelbſt groſſe Freude gemacht. Ihr durftet über meine Ankunft nicht erſchrecken, ſondern konntet ſchon voraus erwarten, daß ihr von mir Lob und Belohnung empfangen würdet. Fahrt immer fort ſo gut zu handeln, ſo werdet ihr niemals Urſache haben euch eurer Handlungen zu ſchämen, und anderer Menſchen Tadel zu fürchten.

Und wie ſteht es denn mit den übrigen, fuhr der Herr von Krebsthal fort, haben ſich dieſe auch ſo verhalten, daß ich ſie belohnen kann?

Da kam Tiburtius mit ſeinen Büchern, ſahe ſeinem Wohlthäter dreuſt in die Augen, und ſagte: Sie werden mit mir ſo zufrieden, wie mit den andern, ſeyn.

Aber der Herr von Krebsthal war gar nicht mit ihm zufrieden. Die Bücher waren überaus ſchmutzig, voller Flecken, ſeine mehreſten Rechnungen waren falſch, ſeine Schrift unleſerlich, und viele Worte ganz unrecht geſchrieben. So hatte er z. E. über eine Seite ſeines Buchs geſchrieben: **fon der nadur und den nuzen der Bünen.**

Da runzelte ſich auf einmal des Herrn von Krebsthal Stirn, er wurde traurig und ſagte; „Tiburtius, du machſt mir und dir wenig Freude. Sieh, wie lüderlich, unreinlich und unordentlich alle deine Arbeiten ſind! und dabey biſt du noch ſo unverſchämt, daß du mir dreuſt unter die Augen trittſt, und meinen Tadel gar nicht fürchteſt. Ach! ich beſorge, du wirſt ein unnützer und elender Menſch werden. Von dem habe ich ſchon wenig Hoffnung, der nachläßig und träge iſt; wenn er aber gar, ſo wie du, ſich ſeiner Nachläßigkeit und Trägheit nicht mehr ſchämt, gar keinen Tadel mehr ſcheuet, wie kann man da von ihm glauben, daß er jemals ſich beſſern werde?“

Mit dieſen Worten warf er ihm unwillig die Bücher hin und ſagte ihm ſehr ernſtlich, daß er ſich nie wieder unterſtehen ſolle, ſolche lüderliche Arbeit ihm vorzulegen.

Nun fehlte der kleine Chriſtian noch, dieſer hatte ſeine Bücher noch nicht vorgezeigt. Hat mir, fragte der Herr von Krebsthal, Chriſtian nichts zu zeigen?

Da kam er ſehr traurig und langſam, mit ſeinen Büchern unter dem Arme, geſchlichen, war roth und die Thränen ſtanden in den Augen.

Ich merke ſchon, ſagte der Herr von Krebsthal, wie es hier ſtehen wird, öffnete die Bücher und ſahe, zu ſeiner großen Betrübniß, daß ſie eben ſo ſchmutzig und unordentlich waren, wie die Bücher des unverſchämten Tiburtius!

Ey! Ey! ſagte der Herr von Krebsthal, Chriſtian — und du? du legſt dich auch auf die faule Seite?

Da ſtürzten Thränen aus ſeinen Augen. Er ſchluchzte, und brachte kein Wort zu ſeiner Entſchuldigung vor.

Siehſt du, ſagte ſein Wohlthäter, wie es ſchmerzt, wenn man ſich von andern muß tadeln laſſen? Iſts nicht beſſer, wenn man ſein aufmerkſam, fleißig und ordentlich iſt, daß man jedermann unter die Augen treten kann, als wenn man verdroſſen iſt, und ſich hernach vor andern ſchämen muß?

Der Knabe zerfloß faſt in Thränen.

Unterdeſſen, redete Herr von Krebsthal weiter, denke ich doch, daß du dich beſſern wirſt; du ſchämſt dich doch deiner Fehler, und fühlſt, wie wehe der Tadel thut. Denn von dem, der ſich ſeiner Fehler ſchämt, kann man doch immer hoffen, daß er ſie ablegen werde. Ich denke, das ſoll das leztemal ſeyn, daß du dir und mir ſolchen Verdruß gemacht haſt.

Herr von Krebsthal hatte ſich nicht geirret. Sein Tadel hatte dem kleinen Chriſtian ſo weh gethan, daß er alle Mühe ſich gab ſeine Sachen recht gut zu machen, damit er nicht wieder getadelt würde.

Er fragte ſeinen Lehrer oft: lieber Herr Siegmund, o ſagen Sie mir doch ja, wie ich es anfangen muß, daß ich nicht wieder getadelt werde. Und wenn er etwas gearbeitet hatte, fragte er allemal: iſt es ſo gut? wird Herr von Krebsthal damit zufrieden ſeyn?

Durch dieſes Beſtreben, beſſer zu werden, brachte er es bald ſo weit, daß er ſich nie wieder vor ſeinem Wohlthäter ſchämen durfte, ihm freudig unter die Augen treten konnte, und immer von ihm Lob erhielt.

Mit dem unverſchämten Tiburtius nahm es aber einen ſehr betrübten Ausgang; weil er den Tadel nicht ſcheuete, ſo konnte er auch dadurch nicht gebeſſert werden. Der gute und ſanfte Herr Siegmund mußte wirklich Schläge brauchen, um ihn von ſeinen Fehlern abzubringen. Auch dieſe richteten ſo wenig aus, daß ſich Herr Siegmund bald genöthigt ſah ihn aus ſeiner Anſtalt zu entfernen.

Er wurde ein lüderlicher Müßiggänger, der allen Menſchen beſchwerlich war. Und weil er nichts gelernt hatte, womit er ſich ſeinen Unterhalt hätte erwerben können, ſo mußte er Soldat werden, und wurde weit weg zu einem Regimente geführt, das in Weſtpreußen lag. Und alle ſeine Bekannten freueten ſich, daß ſie dieſen unangenehmen Geſellſchafter los wurden. S.

Von der Schädlichkeit des Zorns.

I.

Ein Knabe ward von einem andern unverſehens im Spiel mit dem Balle am Auge beſchädigt. Ein Verwandter dieſes Beſchädigten

ten gerieth darüber in den heftigſten Zorn, er griff jenes Kind, welches das andere beſchädigt hatte, und ſich gegen ihn unbeſcheiden verantwortete, bey den Haaren, und ſchlug und trat es ſo lange, bis es unter ſeinen Händen ſtarb. Die Gerichten ließ ihn ins Gefängniß ſetzen, und ihm ward das Leben durch den Scharfrichter genommen. Denn wer einen Menſchen vorſätzlich tödtet, ohne daß es ihm von der Obrigkeit befohlen wird, der muß, andern zum warnenden Beyſpiel, wieder ſterben; ſonſt wäre keiner ſeines Lebens ſicher. **Rochow.**

2.

Einmal ging Moriz aus ſeinem Garten, und vergaß die Thüre hinter ſich zuzuſchließen. Dieß machte ſich eine Henne zu Nutze, die ſich, während ſeiner Abweſenheit, in den Garten ſchlich. Hier ſtiftete ſie nun freylich nichts Gutes. Sie ſcharrte auf den Beeten, um Regenwürmer zu ſuchen, und kam unter andern auf einen Fleck, wohin Moriz Nelken geſäet hatte. Dieſe wurden größtentheils verderbet.

Moriz war vor Aergerniß außer ſich, als er dieſen ungebetenen Gärtner auf ſeinem Beete antraf. Halt! rief er, du ſollſt mir deinen

Muthwillen theuer bezahlen. Er lief nach der Thür und verriegelte ſie, damit die Henne ſeiner Rache nicht entlaufen möchte. Dann nahm er Sand, Erdenklümper, Steine und alles, was er habhaft werden konnte, und warf es nach dem armen Thiere.

Dieß wußte vor Angſt nicht, wohin es ſich verbergen ſollte. Es verſuchte einigemal über das Stacket zu fliegen, ſeine Kräfte reichten aber nicht zu. Da fiel es wieder herunter, fiel in Morizens Blumentöpfe, und zerbrach zwey davon, in welchen er ſeine ſchönſten Aurikeln hatte.

Nun wurde Moriz noch mehr entrüſtet. Er ſprang wild auf den Beeten umher, zertrat da eine Tulipane, dort eine Hyacinthe, warf von neuem, und anſtatt die Henne zu treffen, traf er das Fenſter des Gartenhauſes, und zerſchmetterte eine Spiegelſcheibe.

Itzo war ſeine Wuth bis aufs höchſte geſtiegen: ſo ſollſt und mußt du ſterben, ſchrie er, du verdammtes Thier! nahm ſeinen Rechen — ſchlug nach ihr — und zerbrach ihn. Er ergriff die Hacke, fieng den Zweykampf noch einmal an, und würde die arme Henne gewiß endlich

lich getödtet haben, wenn der Vater, der von ſeinem Fenſter aus ihm zugeſehen hatte, ihr nicht zu Hülfe gekommen wäre.

Kaum ſah er ihn, ſo rief er: ſehen Sie nur, Vater! was die böſe Henne mir für Schaden gethan hat! Ach! laſſen Sie die Thüre offen, daß ich ſie hinaus jagen kann.

„Und warum öffneteſt du ſie nicht bey Zeiten, antwortete der Vater, und jagteſt die Henne behutſam hinaus? ſo wäre alle das Unglück nicht geſchehen. Wie kannſt du ſo unüberlegt handeln, und dich über eine Henne ärgern? Sie hat ja keinen Verſtand. Sie hat in deinen Nelken nicht geſcharret, um dir zu ſchaden, ſondern um Würmer zu ſuchen. Wenn ſie in Neſſeln geſcharret hätte, ſo würdeſt du darüber nicht unwillig geworden ſeyn. Woher ſoll denn aber das arme Thier wiſſen, was Nelken oder was Neſſeln ſind? Du biſt der einzige Urheber von allem dieſem Schaden. Hätteſt du die Thüre hinter dir zugeſchloſſen, ſo konnte die Henne nicht in den Garten kommen. Hätteſt du ſie alsdann hinausgejaget, ohne über ſie dich zu erzürnen, ſo wären dieſe Blumenäſche, meine Spiegelſcheibe und dein Rechen noch ganz, ſo wären dieſe Blumen nicht zertreten. Du haſt ja mehr Verſtand als eine Henne, folglich biſt du auch weit ſtrafbarer. Wenn ich itzo von dieſem Haſelbuſche eine Weide abſchnitt, und dich damit züchtigte, ſo thät ich dir nicht zu viel. Ich will es aber nicht thun, und dir zeigen, daß ich in meinem Zorne mich mäßigen kann. Damit du aber doch nicht vergeſſeſt, wie unvernünftig der Menſch handelt, wenn er ſich ſeinem Zorne überläßt und ſich rächen will, ſo ſollſt du mir von dem Wochengelde, das du dir geſammelt haſt, eine neue Spiegelſcheibe machen laſſen."

Moriz ſchlich ſich beſchämt fort, und bereuete ſeinen Fehler mit Thränen. S.

Was allzugroßes Schrecken für Schaden thun kann.

I.

Minchen war ihr Lebelang nicht viel aus der Stube gekommen, und hatte ſich gar nicht darum bekümmert, die Sachen, die in der Welt waren, kennen zu lernen. Sie hielt daher viele Thiere, die doch ganz unſchädlich waren, für giftig, oder glaubte, daß ſie ſie biſſen.

Es konnte ſie deswegen eine Kleinigkeit, die ein anderer gar nicht achtet, auf das heftigſte erſchrecken. Sahe ſie eine Kröte kriechen, ſo ſprang ſie zehn Schritte weit aus dem Wege; kam ihr eine Maus zu nahe, ſo fiel ſie beynahe gar in Ohnmacht. Dadurch zog ſie ſich nun immer großen Verdruß zu.

So hatte ſie z. E. einmal einige Freundinnen bey ſich, und bewirthete ſie mit einem Kaffee. Indem ſie nun freundſchaftlich mit einander plauderten, krabbelte etwas an ihrem Arme. Sie ſah darnach — da war es eine Spinne, ſo groß wie eine Haſelnuß. Sie würde ſie nicht gebiſſen haben. Und wenn ſie ihr auch nicht hätte erlauben wollen, auf ihrem Arme herum zu ſpazieren, ſo konnte ſie ſie ja leicht mit einem Finger wegſtoßen.

Minchen hatte aber vor Schrecken alles Bewußtſeyn verloren. Hu! Hu! Hu! ſchrie ſie, ſprang auf und riß den Kaffeetiſch um, an den ſich ihr Kleid gehängt hatte. Sechs ſchöne Meißner Taſſen wurden zerbrochen, die Kaffeekanne fiel in den Schooß einer ihrer Freundinnen, und verderbte ihren ganzen Anzug. Ihr ſelbſt zitterten alle Glieder, ſo, daß ihre Eltern be-

beſorgten, ſie möchte eine Krankheit bekommen.

So vielen Verdruß kann eine einzige Spinne einer ſchreckhaften Perſon verurſachen. S.

2.

Herr Hilbert ging an einem Winterabende mit ſeiner Frau in Geſellſchaft, und gab bey ſeinem Weggehen ſeinen Kindern die Erinnerung, daß ſie ſich in ſeiner Abweſenheit ſtille und friedfertig betragen möchten, damit er bey ſeiner Zurückkunft Freude an ihnen haben möchte.

Die Kinder befolgten auch die Erinnerung und ſpielten mit einander ohne den geringſten Zank und Lärmen.

Friederikchen, ein zwar gutes, aber ſehr leichtſinniges Mädchen, zündete einen Wachsſtock an, und ging in die Nebenſtube, um da etwas zu holen, war aber ſo unbedachtſam, daß ſie den brennenden Wachsſtock auf einem Tiſche ſtehen ließ, wo des guten Vaters Papiere und Briefe lagen, und zu ihren Geſchwiſtern zurückging. Dieſe waren mit ihrem Spiele ſo ſehr beſchäftigt, daß ſie auch an den Wachsſtock nicht dachten.

Erſt nach einer Viertelſtunde, da Friederikchen ihr Geld auf die Erde fallen ließ, und ſie, um es zu ſuchen, den Wachsſtock anzünden wollte, fiel es ihr ein, daß ſie ihn in dem Nebenzimmer habe ſtehen laſſen. Sie lief hin, um ihn zu holen. Aber hilf Himmel! was war da für ein Anblick, als ſie die Thüre öffnete. Der ganze Wachsſtock war verbrannt, hatte die Papiere ergriffen, und den Tiſch angezündet, ſo, daß dem armen Mädchen Rauch und Flammen entgegen ſchlugen.

Sie that einen lauten Schrey. Auf ihr Geſchrey kamen ihre Geſchwiſter und die Magd herbeygeſprungen, und ſchrien auch. Ach das Gott erbarme! das Unglück! das Unglück! ach unſer Haus! es brennt ab. Ach der arme Vater! ach der gute Herr Hilbert!

Wenn doch nur eines von ihnen ſich gefaßt und ein paar Kannen voll Waſſer herbeygeholt und in das Feuer gegoſſen hätte! es konnte ja wirklich noch gelöſcht werden. Es brannten ja nur der Tiſch und die Papiere.

Das Schrecken war aber bey allen ſo groß, daß ſie ſich hierauf gar nicht beſinnen konnten, ſondern nur immer ſchrien: ach das Unglück! das Unglück! ach wir armen Leute!

So bekam denn das Feuer Zeit immer weiter um ſich zu greifen. Es ergriff die Vorhänge, den Schreibſchrank, die Fenſterfutter, ſo daß in wenig Minuten die ganze Stube in Flammen ſtund.

Itzo entdeckten es die Nachbarn und ſprangen herbey, trugen Waſſer zu um es zu löſchen, der Thürmer ſah es auch, und ſchlug an die Glocke. Die Trommelſchläger, die dazu verordnet waren, in ſolchen Fällen Lärm zu ſchlagen, hörten es, gingen durch die Straßen und trommelten, die Nachtwächter blieſen in die Hörner, die Feuerſprützen wurden herbey geführt, alle Einwohner ſtürzten aus ihren Häuſern, und lieſen nach dem brennenden Hauſe zu, und der arme Herr Hilbert mit ſeiner Frau auch. Da er herbey kam, brannte ſchon das ganze Haus.

Das war ein erſchreckliches Getümmel. Helft! löſcht! Waſſer bey! Waſſer bey! Hierher! Hier iſt Gefahr! Niedergeriſſen muß das Haus werden! ſo ſchrie alles durch einander her.

Die Zimmerleute ſchlugen die Fenſter ein, damit die Feuerſprützen in die Zimmer ſchießen konnten, deckten das Dach ab, und ſchnitten die Geſparre weg, um dem Feuer die Nahrung zu be-

benehmen. Dieß dauerte eine ſchreckliche Stunde lang, da war endlich das Feuer gelöſcht.

Aber Herrn Hilberts ganzes Haus war ein Aſchen- und Kohlenhaufen. Alles, was darinnen war, war verbrannt, Schränke und Kleider, und Wäſche, und Schinken und Würſte, und Friederikchens Canarienvogel, alles, alles war verbrannt. Friederikchen hatte in dem Gedränge einen ſolchen Stoß bekommen, daß ihr das ganze Auge verſchwollen war.

Nun ſuchten die betrübten Eltern ihre Kinder aus dem großen Haufen zuſammen, führten ſie zu dem Freunde, bey dem ſie geweſen waren, und baten, ſie in ſein Haus aufzunehmen, welches er auch gern that, denn er war ein guter Mann.

Hier erzählten die Kinder ihrem Vater, unter Vergießung vieler Thränen, wie es mit dieſem Unglücke zugegangen wäre. Aber warum, fragte der gute Vater, warum goßt ihr denn nicht gleich Waſſer in das Feuer? oder rieft die Nachbarn zu Hülfe?

Ach, ſagten ſie, wir waren ſo erſchrocken, daß wir gar nicht wußten, was wir anfangen ſollten.

Der bekümmerte Vater ſahe, daß die Sache nun nicht geändert werden könnte. Er fiel in einen Lehnſtuhl und ſagte: Ihr thörigten Leute! ihr hättet alles retten können, wenn ihr Muth gefaßt hättet. Durch ein übermäßiges Schrecken aber habt ihr mich und euch alle arm gemacht. S.

Man ſchadet ſich ſelbſt, wenn man durch die Furcht ſich beherrſchen läßt.

I.

Ein Bauer kehrte einſt mit ſeinen Kindern, Töffeln und Lieschen, vom Jahrmarkte aus der Stadt zurück. Es war an einem neblichten Herbſttage, ſchon ſehr finſter. Unterweges, da ſie an ein Wirthhaus kamen, ſagte der Vater zu ihnen: er habe etwas mit dem Wirthe zu reden, ſie wüßten ja den Weg nach ihrem Dorfe, und ſollten nur auf der Landſtraße fortgehen. Dieß geſchah. Kaum waren ſie etliche hundert Schritte weit, ſo ſahen ſie ſeitwärts im Felde, wo ein Fußſteig an einem Holze weglief, etwas Feuriges auf der Erde herum hüpfen. Töffel, ein furchtſamer Bube, gerieth darüber in das äußerſte Schrecken. Lieschen hingegen, ein munteres, dreuſtes Ding, lachte ihn aus und ſagte: ſie müſſe wiſſen, was es wäre: denn ſie habe von dem Vater gehöret, daß man nur allezeit auf dasjenige losgehen ſolle, was in der Entfernung und Finſterniß eine fürchterliche Geſtalt zu haben ſchien, und man würde allezeit finden, daß es Nichts ſey. Der Bruder zitterte über ihre Verwegenheit, ſchwatzte ihr von Irrwiſchen vor, die des Nachts die Leute irre führten, und prophezeyte ihr nichts geringers, als daß ihr das feurige Ding den Hals brechen oder das Genicke eindrücken würde. Aber ſie ließ ſich nichts abhalten, und hieß ihn ſeines Weges nur fortgehn. Halb todt vor Schrecken ſah er ihr nach.

Als ſie an die fürchterliche Erſcheinung kam, fand ſie einen Krämer, der auch vom Jahrmarkte kam, und mit einer Laterne um ſich herum etwas auf der Erde ſuchte. Er ward ſie kaum gewahr, ſo bat er ſie, ſie möchte ihm doch ſuchen helfen: er habe mit ſeinem Schnupftuche einen Beutel herausgeriſſen, und ſuche ſchon über eine Stunde vergebens. Lieschen, die beſſer auf der Erde kriechen konnte, fand ihn ſogleich in einem Strauche, wo er ihn hingeſchleudert hatte. Der Mann dankte ihr tauſendmal, und gab ihr für ihre Mühe ein artiges Geſchenk. Da ihn ſein Weg durch ihr Dörfchen führte, ſo ſchlenderte ſie in ſeiner Geſellſchaft vollends nach Hauſe.

Bald darauf kam auch ihr Vater. Sie erzählte ihm die Geſchichte, und er lobte ihren Muth. Indeſſen kam die Mitternacht herbey, und Töffel war noch nicht da. Der Vater war auf der Landſtraße gegangen, Lieschen auf dem Fußſteige, und keines hatte ihn getroffen. Sie fingen alſo an zu fürchten, daß er ein Unglück möchte genommen haben, und gingen mit der Laterne hinaus.

Ungefähr etliche hundert Schritte vor dem Dorfe hörten ſie in einer kleinen Entfernung etwas jämmerlich wimmern. Sie liefen hinzu, und fanden Töffeln in einem tiefen ſumpfigen Graben, wo er ſich nicht heraushelfen konnte, voller Schmutz, und Hände und Geſicht an Dornenſträuchern zerritzt. — Je Töffel, wie biſt denn du hieher gekommen? rief ihm der Vater zu, indem er ihn herauszog. Ach! Vater, ſagte er, da mich Lieſe allein gelaſſen, lief ich voller Schrecken fort, und ſah mich beſtändig nach dem feurigen Dinge um, das mir endlich nachzulaufen und mir immer näher zu kommen ſchien:

darüber kam ich ganz von der Straße ab, und indem ich noch zum letztenmale mich nach dem Dinge umſah, ſtürzte ich in den Graben: ich wollte mir heraushelfen, aber da griff ich immer in die Dornen — ſeht einmal, Vater — und hiermit fing er jämmerlich an zu heulen.

Der Vater gab ihm einen derben Verweis. Aber wie war Töffel erſt auf ſich böſe, als er hörte, wie glücklich ſeine Schweſter durch ihre Unerſchrockenheit geweſen wär! Im Rückwege wiederholte der Vater ſeine alte gewöhnliche Regel, daß man auf alle fürchterliche Geſtalten nur gerade losgehen ſollte.

Weiſſe.

2.

Ein Schornſteinfeger ging ſpät zurück nach der Stadt. Ihm begegnete Hans, den ſein Herr mit Pflugeiſen nach der Stadt geſchickt hatte. Als nun beyde an der Ecke eines Buſches zuſammentrafen, da erſchrak Hans gewaltig; denn er war von ſeinen unverſtändigen Eltern wenig zur Schule gehalten worden, und hatte daher von der Thorheit und Schädlichkeit des Aberglaubens, und daß es durchaus und überall keine Geſpenſter und Hexen gäbe, nichts gehöret. Er warf alſo die Pflugeiſen eilig weg, ſprang und lief, ſo ſchnell er konnte, über Graben und Zäune nach Hauſe. Der Schornſteinfeger, der ſeiner Furcht ſpottete, nahm die Pflugeiſen auf. Als Hanſens Herr nach den Eiſen fragte, waren ſie nicht da. Und Hans hatte ſich ſo erhitzt und geängſtet, daß er ein Fieber bekam, woran er beynahe geſtorben wäre. Er blieb beſtändig dabey, er hätte ein ſchwarzes Geſpenſt geſehen. Nach einiger Zeit ſchickte des Schornſteinfegers Herr dem Bauer die Pflugeiſen wieder. Die Geſchichte kam an den Tag; und Hans ward von Kindern und Alten verlacht, und ſeiner kindiſchen Furcht wegen verachtet. Rochow.

Die menſchliche Seele iſt unſterblich.

1.

Meiſter Curtis, ein Tuchmacher, war ein ſehr rechtſchaffner und fleißiger Mann. Alle Morgen vor fünf Uhr erwachte er und weckte ſeine ganze Familie. Denn kamen ſie zuſammen, dankten dem lieben Gott, daß er ſie die Nacht hindurch vor Unglück bewahrt habe, und baten ihn, daß er ſie behüten wolle, daß ſie den Tag

über

über niemanden beleidigten und nichts Böſes thäten. Wenn ſie auseinander gingen, ſo gab Meiſter Curtis allen die Erinnerung, daß ſie fleißig und emſig ſeyn, und ja niemanden etwas zu Leide thun ſollten, und theilte jedem ſein Geſchäfte zu.

Dann ging er ſelbſt an die Arbeit, die er unverdroſſen bis an den Abend forttrieb. Von dem, was er und ſeine Familie, mit ihrer Arbeit gewannen, unterhielt er ſeine Frau und ſeine Kinder, und legte auch täglich einen Groſchen zurück, damit er immer etwas hätte, wovon er alte, kranke und gebrechliche Leute erquicken konnte.

Bisweilen kamen ſchwere Zeiten, da ihm ſeine Arbeit ſehr ſchlecht bezahlt wurde, indem entweder die Wolle, die er verarbeitete, zu theuer war, oder die Tücher, die er verfertigte, nicht geſucht wurden. Dann ſagte er zu ſeiner Familie: lieben Kinder, die Nahrung iſt ſchlecht, wir müſſen unſere Sache mit aller Klugheit einrichten, daß wir ja nicht in Noth gerathen, und etwa mit unſern Bitten andern zur Laſt fallen müſſen. Er beredete ſie alsdann, daß ſie mit Nachbiere und Gemüſe zufrieden waren, nur des Sonntags

tags Fleiſch aßen, und ſich mit den Kleidern, die ſie ablegen wollten, noch einige Zeit behalfen.

Sein Bruder ſtarb, hinterließ zween unerzogne Söhne und kein Geld. Seine Freunde riethen ihm, ſie in das Waiſenhaus zu bringen. Er ſagte aber zu ſeiner Frau: Meine Liebe! willſt du wohl zugeben, daß meines lieben Bruders Kinder in ein Haus gethan werden, wo ſie, wegen der Menge der Kinder, die nöthige Pflege nicht haben? Wäre es nicht beſſer, wenn wir ſie zu uns nähmen, ſie mit unſern Kindern ernährten und erzögen? Der liebe Gott giebt uns ja Geſundheit und Brod, und wir können es ihm nicht vergelten — ſo laß uns doch an ſeinen Kindern Gutes thun! Denn alle Menſchen ſind ja unſers Gottes Kinder. Und die Frau fiel dem Manne um den Hals und ſagte: Gerne, gerne lieber Mann! ich will ſie pflegen, wie wenn ſie meine Kinder wären. So nahm Meiſter Curtis die Waiſen in ſein Haus, gab ihnen Brod und Kleider, hielt ſie zur Arbeit und zum Gebete an, und die Kinder wurden groß und gut.

Wenn ſeine Nachbarn ſich zankten, ſo ging er zu ihnen und ſagte: Lieben Leute, warum zankt ihr euch denn? Seht! wenn ihr zankt, ſo ſeyd ihr immer misvergnügt und macht einander das Leben ſchwer. Wenn ihr aber fein friedfertig und verträglich ſeyd, ſo könnt ihr ruhig leben, und einander mancherley Freude machen. Und die Nachbarn folgten ihm, und es kam nach und nach ſo weit, daß ſie ſich gar nicht mehr zankten, oder allemal zu ihm kamen, und ihn zum Schiedsrichter wählten, wenn unter ihnen eine kleine Uneinigkeit einriß.

Dieſer Meiſter Curtis wurde nun krank, und in wenig Tagen ſo ſchwach, daß jedermann an ſeinem Aufkommen zweifelte. Da trat ſeine Frau an ſein Bette, und ſeine Kinder und die Waiſen, die er erzogen, und die Nachbarn, die er zur Friedfertigkeit gebracht, und viele arme Leute, die er erquickt hatte, und weinten, und ſagten: ach unſer lieber Vater, unſer Freund, unſer Wohlthäter ſtirbt!

Da richtete er ſich langſam auf und ſagte: lieben Freunde, wenn meine Kinder den Tag über gut geweſen ſind, und ich rufe ſie am Abend in die Schlafkammer — glaubt ihr wohl, daß ich ſie tödten werde?

Und alle ſagten: ach nein, das glauben wir nicht. Nun, fuhr er fort, ſeht, der liebe Gott iſt mein Vater. Ich habe die Lebenstage hindurch meine Sachen ſo gut als möglich gemacht. Ganz gut freylich nicht, ſo wie meine Kinder auch ſelten ganz gut geweſen ſind. Itzo kommt der Abend meines Lebens. Mein Vater ruft mich in meine Schlafkammer; glaubt ihr wohl, daß er mich tödten werde?

Nein, nein, ſagten alle, das glauben wir nicht.

Ich glaube, ſagte er, es auch nicht. Mein Herz ſagt mir es, der gute Vater tödtet mich nicht. Er läßt mich in einer andern Welt fortleben, wo wir uns alle wieder finden werden, wenn ihr auch euch ſtets beſtrebt gut zu ſeyn.

Hier wurde er matt, ſank zurück, faltete ſeine Hände und ſagte mit ſchwacher Stimme: *in deine Hände befehle ich meinen Geiſt*, und entſchlief.

Da weinten alle über ſeinen Abſchied, die um ſein Bette ſtunden, und ermahnten einander: laßt uns auch ſo gut ſeyn, wie dieſer fromme Mann, damit wir, wenn wir ſterben, zu ihm kommen mögen! S.

2.

Ein Polniſcher Fürſt ſchickte einmal zwölf junge Adeliche nach Deutſchland, daß ſie daſelbſt erzogen werden und lernen ſollten, was ſie wiſſen müßten, um glücklich zu leben und andere glücklich zu machen. Zu ihrem Aufſeher gab er ihnen Herrn Richard mit.

Nachdem ſie ein halbes Jahr in Deutſchland geweſen waren, ſtarb einer von ihnen an den Pocken, und wurde den folgenden Abend, außer der Stadt, auf dem Gottesacker begraben. Herr Richard nebſt allen ſeinen Zöglingen folgte der Leiche bis zum Grabe. Dieſes war geöffnet, und am Rande deſſelben lagen Ueberbleibſel von alten Särgen und Todtenkleidern, Hirnſchädel, Ribben, Arme und Schenkel von Menſchen, die in dieſem Grabe gelegen hatten. Der Todte wurde hinabgeſenkt, und der Todtengräber warf die Schädel und Knochen, und die Ueberbleibſel von Kleidern und Särgen, nebſt der ausgegrabnen Erde auf ihn. Dieß verurſachte ein ſchauderhaftes Gepolter.

Der Mond ſchien helle und beleuchtete die Gräber und Leichenſteine, und eine vollkommne Stille lag über der ganzen Flur. Die Geſellſchaft beobachtete auch tiefes Stillſchweigen, und ſah mit naſſen Augen das Grab an.

Dieſen Augenblick benutzte Herr Richard, und ſagte zu ſeinen Zöglingen: kommt, lieben Kinder, und laßt uns über das ſprechen, was wir itzo geſehen haben. Er führte ſie unter einen Schuppen, der an der Mauer des Gottesackers erbauet war, und ſetzte ſich mit ihnen auf die Bahren, die daſelbſt hingeſtellt waren.

Da ſie nun mit heimlichem Schauder ſich darauf ſetzten, ſagte er: Seht, lieben Kinder! da modern die Leichname der Vorwelt. Alles, was hier liegt, lebte ſonſt. Da liegt Profeſſor und Handwerksmann, Bürgermeiſter und Taglöhner, Lehrer und Schüler, alles unter einander; es wird alles zu Staub. Dieſe Leute waren nun nicht alle gleich gut. Es liegen da Greiſe, die ſiebenzig bis achtzig Jahre ein enthaltſames und frommes Leben führten, und Jünglinge, die durch Unmäßigkeit und Unkeuſchheit ſich das Leben abkürzten; gute Menſchen, die gern andern Freude machten, und böſe, die ſich immer zankten, und ihren Nebenmenſchen Verdruß verurſachten; Wohlthätige, die die Armen und Kranken erquickten, und Hartherzige, die die Armen drückten, und alles ſelbſt verzehrten, und bey den Thränen der Nothleidenden ungerührt blieben. Sie werden hier einer wie der andere zur Erde, und die Natur bildet Gras, Blumen und Bäume daraus. —

Hier ſchwieg er einige Minuten, und alle ſchwiegen mit ihm.

Lieben Kinder! fuhr er fort, ich habe nun noch eurer elfe unter meiner Aufſicht. Einige von euch ſind fleißig, ordentlich, gefällig und friedfertig; aber ach! einige ſind unfleißig, unordentlich, ungefällig, zänkiſch. Wenn wir nun nach Pohlen zurück kommen, was meynt ihr, wird unſer guter Fürſt einen behandeln wie den andern?

O nein! antwortete der Verſtändigſte von ihnen: er hat ja geſagt, daß er bey unſerer Zurückkunft ſich nach unſerm Verhalten erkundigen, den Beſten zu wichtigen Aemtern verhelfen, aber des Faulen und Böſen ſich nicht weiter annehmen wolle.

Hier ſchwiegen wieder alle.

Herr Richard unterbrach das Stillſchweigen und ſagte: Nun der gute Gott, der uns auf dieſe Erde geſetzt hat, iſt gewiß nicht ungerechter als unſer Fürſt. Es iſt unmöglich, daß er, wenn er uns von der Erde zurückruft, alle auf einerley Art behandeln, den Enthaltſamen und den Schwelger, den Gefälligen und den Boshaften, den Wohlthätigen und den Unbarmherzigen, zu Staub machen ſollte. Ganz gewiß iſt noch ein künftiger Zuſtand, wo die Guten belohnt und die Böſen beſtraft werden. Bald, bald, gräbt man unſere Leichname eben ſo ein, wie man den Leichnam unſers jungen Freundes eingegraben hat. Laßt uns gut ſeyn und recht thun, damit es uns dort (hier wies er an den geſtirnten Himmel) wohlgehen möge.

Nun gingen ſie alle gerührt fort, beſuchten nach der Zeit oft das Grab ihres Freundes, und erneuerten allemal den Vorſatz, daß ſie immer an ſich beſſern wollten, damit es ihnen nach dem Tode wohlgehen möge. S.

Von Gottes Reichthum und Größe.

Ein König ließ einmal viele tauſend ſeiner Soldaten auf einer geräumigen Ebne zuſammen kommen, um ſie da in den Waffen, und den zum Kriege nöthigen Bewegungen zu üben. Herr Siegfried ging dahin mit ſeinen Kindern, um ihnen dieſen merkwürdigen Auftritt zu zeigen.

Sie erſtaunten, als ſie dieſe groſſe Menge Menſchen ſahen, und von ihrem Vater hörten, daß dieſe alle von dem Könige ernährt würden. Der König erſchien, und Trompeten- und Paukenund Trommelſchall, und der Donner der Kanonen und das Feuer der Muſketen bewillkommten ihn. So etwas hatten die Kinder in ihrem Leben noch nicht geſehen, und waren ganz von Verwunderung betäubt. Nun fing der König an zu commandiren; auf einen Wink luden alle Soldaten ihr Gewehr; noch ein Wink! und ſie machten ſich ſchußfertig; noch ein Wink! und etliche tauſend Muſketen waren losgefeuert. Wenn er befahl, ſo ſchwenkten ſie ſich; auf ſeinen Wink marſchierten ſie; und ſobald er ſagte, ſie ſollten ſtehen, ſo ſtunden alle.

Nachdem Herr Siegfried, nebſt ſeinen Kindern, dieſe Bewegungen einige Stunden angeſehen hatte, ging er mit ihnen nach Hauſe; und ſie waren alle durch die Gröſſe und den Reichthum des Königs gerührt, und ſprachen davon, bis ſie nach Hauſe kamen. Wie klein ſind wir, ſagte Fritze, wenn wir uns mit ihm vergleichen! Wir ſind nicht im Stande uns ſelbſt zu ernähren, und er, er ernährt ſo viele Tauſende. Uns ge-

gehorcht niemand, und nach des Königs Befehl muß ſich eine ſo große Menge richten.

Und gleichwohl, ſagte Herr Siegfried, iſt dieſer König gegen Gott weiter nichts, als eine Milbe gegen uns. Dieſe Tauſende, die ihr hier geſehen habt, ſind bey weitem nicht alle Menſchen, die auf der Erde wohnen. Solltet ihr alle Menſchen zuſammen ſehen, die nur in Deutſchland leben, ſo würdet ihr die ganze Armee, die ſich heute verſammelt hatte, eben ſo wenig bemerken, als ich und meine Familie würden bemerkt werden, wenn die zehntauſend Menſchen, die in unſerer Stadt wohnen, alle auf einen Platz zuſammenträten, und wir uns unter ſie ſtellten. Und ſo, wie unſer Haus nur ein ganz kleiner Theil von unſerer Stadt iſt, ſo iſt Deutſchland nur ein ſehr kleiner Theil von der Erde. Wie klein iſt Deutſchland, wenn wir es mit ganz Europa vergleichen, und wie klein Europa, wenn wir es mit Aſien, Afrika und Amerika zuſammen halten! Seht, dieſer kleine Punkt, (hier holte er eine Charte von der Erdkugel bey) dieſer kleine Punkt, den ich mit einem Kreuzer bedecken kann, gehört unſerm Könige: und es wohnen in demſelben ſo viele tauſend Menſchen!

ſchen! wie viele tauſend müſſen nun wohl auf dieſem großen Platze wohnen!

Und alle dieſe vielen Millionen ſind wieder ein kleines Häufchen, wenn wir ſie mit der unſäglichen Menge von Thieren vergleichen, die auf dem Erdboden leben. Wie viele Millionen Inſekten mögen wohl in einem großen Walde, wie viele Millionen Vögel auf dem Erdkreiſe, und wie viele Millionen Fiſche in den Flüſſen und im Meere leben! **Leuwenhök**, ein berühmter Naturforſcher, nahm von dem ganzen Rogen eines Stockfiſches nur eines Quentchens ſchwer, zählte die Eyer, die dazu gehörten, und brachte ihrer neun Millionen, dreyhundert und vierzig tauſend zuſammen. Wie viele Millionen mag alſo wohl der ganze Rogen enthalten haben, und welch zahlloſes Heer entſpringt aus einem einzigen Stockfiſche!

Alle dieſe Millionen Menſchen und Thiere gehören nun Gott zu, werden von ihm erhalten und müſſen ſeinem Winke gehorchen. Bedenkt einmal, wie groß und reich Gott ſey!

Unter dieſem Geſpräche fiel die Nacht ein, und Herr Siegfried führte ſeine Kinder, die über Gottes Reichthum und Größe ganz erſtaunt waren, auf einen freyen Platz, auf welchem ſie einen großen Theil des Himmels überſehen konnten. Dieſer war mit Sternen beſäet. Herr Siegfried zeigte ſie ihnen und ſagte: Was iſt gegen dieß alles unſere ganze Erde, auf der ſo viele tauſend Millionen leben? Ständen wir oben auf einem dieſer Sterne, ſo würde die ganze Erde uns nicht größer als ein kleiner Punkt vorkommen. Dieſe Punkte alſo, die uns ſo klein ſcheinen, müſſen ebenfalls ſehr groß ſeyn. Man hat angemerkt, daß fünf von ihnen, die man Planeten nennt, ſich eben ſo, wie unſere Erde, um die Sonne bewegen, und durch ſie erleuchtet werden, und hat ausgerechnet, daß Merkur ſiebenzehnmal kleiner, Venus noch einmal ſo groß, Mars ſiebenmal kleiner, Jupiter zehntauſendmal, und Saturn dreytauſend, dreyhundert und ſieben und ſiebzigmal größer als die Erde ſey.

Den Kindern ſtunden bey dieſer Berechnung die Gedanken ſtille.

Herr Siegfried fuhr fort: Da nun auf der Erde auch der kleinſte Platz ſeine Bewohner hat, ſo iſt es ganz gewiß, daß Gott dieſe großen Plätze ſeines Reichs nicht leer gelaſſen habe. Wie würdet ihr alſo erſtaunen, wenn es euch möglich wäre, die Millionen Einwohner dieſer Planeten zuſammen zu ſehen!

Außer den Planeten giebt es aber noch eine Menge von Sternen, die ſich nicht um die Sonne bewegen, und die man Fixſterne nennt. Ihrer ſind **wenigſtens** dreytauſend unſern Augen ſichtbar, und es iſt möglich, daß ihrer noch zehnmal mehr ſo weit von uns ſtehen, daß wir ſie gar nicht erkennen können. Da man nun glaubt, daß ſie alle ihr eignes Licht haben, und alſo Sonnen ſind, ſo iſts auch möglich, daß ſich um jede dieſer Sonnen ſolche dunkle Körper bewegen, wie unſere Erde iſt, und daß jeder von ihnen eben ſo bevölkert, wie unſere Erde ſey. Wenn nun ein einziger Punkt, wie z. E. der Jupiter, zehntauſendmal größer als die Erde iſt, wie groß mag wohl der ganze Himmel ſeyn?

O lieber Vater, riefen die Kinder, halten ſie inne, wir können mit unſern Gedanken nicht nachkommen.

Nur noch ein Wort, fuhr er fort, will ich euch ſagen, um euch nur einige Vorſtellung von des Himmels Größe zu machen. Man hat ausgerechnet, daß, wenn eine Kanonenkugel in der Sonne losgeſchoſſen würde, und ſie in eben der Geſchwindigkeit fortflöge, mit der ſie aus der Kanone herausfährt, ſie bis zum Merkur fliegen würde neun Jahr, bis zur Venus ſiebenzehn Jahr, bis zur Erde fünf und zwanzig Jahr, bis zum Mars vierzig Jahr, bis zum Jupiter 140 Jahr, und zum Saturn 150 Jahr.

Und nun Kinder, ſeht von dieſem großen Geiſte, dem dieß alles zugehört, herab auf den Mann, der heute durch das einzige Wort: ſchwenkt euch! etliche tauſend Menſchen in Bewegung ſetzte! was iſt er gegen ihn? iſt er mehr als eine Milbe? S.

Von Gottes Allwiſſenheit und Allgegenwart.

1.

Ein armer Schorſteinfegerjunge mußte auf dem Schloſſe einer Prinzeßin den Schorſtein reinigen, der durch den Kamin in ihr Wohnzimmer führte.

Da er bis zu dem Kamin hinabgeſtiegen war, fand er das Zimmer leer, und blieb daher ein Weilchen ſtehen, um ſich an dem Anblicke der ſchönen Sachen zu ergötzen, die darin waren.

Am meiſten gefiel ihm eine goldene, mit Diamanten beſetzte Uhr, die auf dem Nachttiſche lag. Er konnte ſich nicht enthalten, ſie in die Hand zu nehmen; und da ſtieg der Wunſch in ihm auf: „ach wenn du doch auch eine ſolche Uhr hätteſt!“

Nach einer kleinen Weile dacht' er: „wie, wenn du ſie mitnähmeſt? — aber, pfui! da wärſt du ja ein Dieb!“

„Es würde aber doch niemand wiſſen,“ dacht' er weiter. — Allein in eben dem Augenblicke hört' er ein Geräuſch im Nebenzimmer; geſchwind warf er die Uhr wieder hin, und eilte zurück in den Schorſtein.

Da er zu Hauſe gekommen war, lag ihm immer die Uhr im Kopfe. Wo er ging und ſtand, da war ſie ihm vor Augen. Er verſucht' es, den Gedanken los zu werden: aber umſonſt! Es war ihm zu Muthe, als wenn ihm einer mit Gewalt wieder dahin zurückzöge.

Er konnte nicht davor ſchlafen, und beſchloß alſo wieder hinzugehen, und ſie zu nehmen.

Da er in dem Zimmer ankam, fand er alles ſo ſtill, daß er gar nicht zweifeln konnte, er ſey allein. Schüchtern trat er zu dem Nachttiſche,

tiſche, auf welchem er die Uhr bey ſchwachem Mondſchein liegen ſah.

Schon ſtreckt' er die Hand darnach aus, als er neben derſelben noch gröſſere Koſtbarkeiten, diamantene Ohrringe, Armbänder und dergleichen mehr erblickte.

„Soll ich?“ ſagt' er zu ſich ſelbſt, indem ihm alle Glieder am ganzen Leibe zitterten. „Soll ich?“ —

„Aber wär' ich dann nicht ein abſcheulicher Menſch mein Lebelang? Könnt' ich wohl jemals wieder ruhig ſchlafen? könnt' ich wohl jemals einem wieder frey ins Angeſicht ſehen?“ —

„— Wohl wahr! — Aber ich wäre doch auf einmal ein reicher Menſch; könnte Kutſchen und Pferde halten, könnte ſchöne Kleider tragen; hätte alle Tage voll auf zu eſſen und zu trinken!“

„Und wenn ich nun entdeckt würde? — aber wie könnt ich entdeckt werden? Es ſieht mich ja keiner? —“

„Keiner? — Sieht denn aber Gott es nicht, der an allen Orten zugegen iſt? — Kannſt du jemals wieder zu ihm beten, wenn du den Diebſtahl wirſt begangen haben? Würdeſt du wohl ruhig ſterben können?“

Bey dieſem Gedanken überfiel ihn ein eiskalter Schauder. „Nein! ſagt' er, indem er die Diamanten wieder hinwarf; lieber arm und ein gut Gewiſſen, als reich und ein Böſewicht!“ Und mit dieſen Worten eilt' er auf eben dem Wege wieder zurück, auf dem er gekommen war.

Die Prinzeßin, deren Schlafgemach das Nebenzimmer war, hatte alles dieß mit angehört und den Knaben ſelbſt beym Mondſchein erkannt. Sie ließ am folgenden Tage ihn zu ſich kommen.

„Höre, Kleiner, ſagte ſie zu ihm, da er zu ihr ins Zimmer trat, warum nahmſt du denn geſtern Abend die Uhr und Diamanten nicht?“

Der Knabe fiel vor ihr auf die Knie und konnte vor Angſt kein Wort ſprechen.

„Ich habe alles gehört, fuhr die Prinzeßin fort: danke Gott, mein Sohn, daß er dir half, der Verſuchung zu widerſtehen, und bemühe dich ferner deine Tugend zu erhalten.“

„Von nun an ſollſt du bey mir bleiben; ich will dich ernähren und kleiden laſſen. Aber ich will noch mehr für dich thun; ich will dich ordeutlich unterrichten und erziehen laſſen, damit dir künftig auch nicht einmal der Gedanke an eine ſolche Uebelthat wieder einfallen möge.“

Dem Knaben ſtürzten heiße Thränen aus den Augen; er wollte danken, aber er konnte nicht: er konnte nur ſchluchzen und ſeine Hände ringen.

Die Prinzeſſin hielt, was ſie verſprochen hatte. Der Knabe wurde wohl erzogen; und ſeine Wohlthäterin hatte die Freude, ihn zum guten, frommen und geſchickten Mann aufwachſen zu ſehen. **Campe.**

2.

Minchens Eltern waren ausgegangen, um einem Freunde Beſuch zu geben, ihre Brüder waren in der Schule, und auch die Magd hatte außer dem Hauſe Geſchäfte. Minchen war alſo ganz allein zu Hauſe. Da dachte ſie bey ſich ſelbſt: Heute bin ich ganz allein, kein Menſch beobachtet mich, da kann ich thun, was ich will. Sie ſann hin und her, was ſie eigentlich vornehmen wolle. Endlich ſagte ſie: Etwas Böſes darf ich doch nicht thun. Denn iſt gleich kein Menſch bey mir, ſo iſt doch Gott bey mir, und ſieht mich. Und wenn ich Böſes thue, ſo ſchade ich mir gewiß ſelbſt. Ich will alſo lauter Gutes thun, eben ſo, wie wenn mein lieber Vater und meine liebe Mutter zugegen wären. Sie ſetzte ſich alſo erſt hin und ſchrieb, was ihr der Informator vorgegeben hatte; dann ging ſie an das Klavier und ſpielte ihre Noten durch; hierauf nähete ſie ein Stündchen an dem Hemde, das ihr die Mutter zu verfertigen aufgetragen hatte; endlich ging ſie in den Garten, begoß ihre Blumen, band ſie an, und pflanzte eines und das andere auf ihrer Brüder Beete.

Nun war der Abend da, und ihr war recht wohl. Ihre Eltern kamen zurück, ſie lief ihnen entgegen. Die Mutter ſah ihr ernſtlich in die Augen, und da ſie bemerkte, daß ſie ſo unſchuldig und vergnügt ausſah, drückte ſie ſie an ihre Bruſt und ſagte: Gutes Mädchen! du biſt heute gewiß recht gut geweſen, denn ſonſt würdeſt du nicht ſo vergnügt ſeyn. Ich hoffe, du wirſt immer ſo gut ſeyn, daß du immer ſo vergnügt ſeyn kannſt. Minchen verſprach es, und es war ihr völliger Ernſt es zu halten.

Die Mutter fragte hernach, was ſie eigentlich vorgenommen habe, und ſie erzählte ihr alles, und zeigte ihr ihr Schreibebuch, und was ſie an ihrem Hemde genähet hatte. Da freueten ſich Vater und Mutter, und hießen ſie ihr liebes Minchen, und ihre gute Tochter. Das gefiel ihr ausnehmend wohl.

Den andern Tag kamen ihre Brüder in den Garten, ſahen die ſchönen Pflänzchen, die ſie auf ihre Beete geſteckt hatte, und erſtaunten über die Gefälligkeit des guten Mädchens. Sie ſuchten ſie beyde auf, umarmten ſie, und ſagten: Du biſt ein recht liebes Minchen, haſt uns ſo ſchöne Pflänzchen gegeben. Nun ſage nur, was du von unſern Beeten gerne haſt, wir wollen dir alles geben. Minchen war zu beſcheiden, als daß ſie etwas hätte fordern ſollen. Da liefen die Brüder ſelbſt wieder in den Garten, unterſuchten, welche Pflänzchen auf Minchens Beeten fehlten, die pflanzten ſie ihr alle darauf. So oft ſie des Morgens in den Garten kamen, ſchnitten ſie ein Sträuschen ab und brachten es dem guten Minchen.

Nach einigen Wochen bekam Minchens Mutter einen Beſuch von ihrer Freundin, die ihrem Hauſe gegen über wohnte. Sobald Minchen in die Stube trat, ging die Frau auf ſie los und umarmte ſie. Das iſt ja, ſagte ſie, das liebe, gute Kind, das ſo gut und fleißig iſt, wenn ſeine Eltern nicht zu Hauſe ſind. Ich habe unlängſt eine rechte Freude gehabt, da ich aus meinem Fenſter ſah, wie verſtändig ſie ſich in der Stube und im Garten betrug, obgleich niemand bey ihr war. Sie verrichtete ja alle ihre Geſchäfte ſo ordentlich und ſo gut, als wenn Vater und Mutter da wären.

Minchen wurde roth über das unerwartete Lob, ſchlich ſich in ihre Kammer, und ſagte mit naſſen Augen: „Ach Gott, wie gut iſt es doch, wenn man immer gut iſt, auch wenn wir glauben, daß uns niemand ſieht! Es kommt doch alles an den Tag. Meine Eltern und Brüder erfuhren es gleich, daß ich gut geweſen war, wenn ich es ihnen gleich nicht ſagte, und dieſe Frau hat es ſo gar geſehen. Wenn ich nun Böſes gethan hätte, ſo wäre es ja eben ſo gut an den Tag gekommen. Ach! und wie würde ich mich da ſchämen, wenn die Frau geſehen hätte, daß ich böſe geweſen wäre! wie würde ſie mich verachten! wie würden meine lieben Eltern ſich betrüben! Ach, nimmermehr will ich etwas Böſes thun! auch wenn ich im Dunkeln, auch, wenn ich im verſchloßnen Zimmer mich befinde. Denn ich bin doch niemals allein; an allen Orten biſt du, und ſiehſt mich, und bringſt an den Tag, was ich im Verborgnen thue. Recht viel Gutes will ich thun, damit du recht viel Gutes von mir an den Tag bringen kannſt. S.

Von Gottes Allmacht.

1.

Meſſina iſt eine große und anſehnliche Stadt in Sicilien, die große Häuſer, Palläſte Klöſter, Kirchen und Thürme, hat. Es mögen wohl viele tauſend Menſchen gearbeitet haben, viele Tonnen Goldes aufgewendet werden, und viele Jahrhunderte verſtrichen ſeyn, ehe ſie zu dieſer Größe kam. Man rechnet, daß gegen 18000 Menſchen in derſelben wohnen, die wohl ihren Vätern und Müttern manche Thräne und Sorge und Aufwand und ſchlafloſe Nächte koſteten, ehe ſie groß gezogen wurden. Man kann auch leicht denken, daß ſich in dieſer Stadt eine unſägliche Menge Hausgeräthe, Werkzeug und Koſtbarkeiten befanden, die durch vieler tauſend Menſchen Hände verfertigt wurden.

Im Jahr 1783, den 5. Februar, gefiel es aber dem allmächtigen Regierer der Welt, aus Urſachen, die wir nicht ergründen können, dieſe Stadt zu zerſtören. Auf einmal bebte die Erde, alle Häuſer, alle Klöſter, Kirchen und Thürme wankten, alle Einwohner ſchrien, und alle 18000 Menſchen waren eben ſo wenig im Stande gegen Gott etwas auszurichten, als ein Haufen Ameiſen gegen einen Menſchen, der ihn zerſtört. Itzo ſtürzte die Stadt mit großem Krachen zuſammen; mehr als tauſend Menſchen wurden erſchlagen; das Feuer, das in den Kaminen und Küchen brannte, ergriff die zuſammengeſtürzten Häuſer, verzehrte ſie und alle Reichthümer, die darinnen waren, ſo daß in ſehr kurzer Zeit der Allmächtige vernichtet hatte, was vieler tauſend Menſchen Arbeit in vielen Jahrhunderten hatte zu Stande gebracht.

Zu eben dieſer Zeit bebte auch die Erde in Calabrien, das Sicilien gegenüber liegt, verwüſtete ſiebenzehn Oerter gänzlich und tödtete einige tauſend Menſchen.

Die Fürſten und Bettler zitterten, einer wie der andere, und jene konnten dem Allmächtigen ſo wenig widerſtehen, als dieſe.

Einer von ihnen, der Fürſt von Scilla, entfloh mit ſeinen Unterthanen an das Ufer des Meers. Aber auch da fühlte er die Macht des Weltbeherrſchers. Das Meer wurde durch das Erdbeben über ſeine Ufer getrieben, und trieb mehr als zweytauſend Menſchen mit ſich fort.

So leicht dieſes dem Allmächtigen war, ſo leicht müßte es ihm auch ſeyn, unſern ganzen Erdball, und die ganze Menge von Einwohnern, mit der er bevölkert iſt, in wenigen Augenblicken zu zerſtören. Die ganze menſchliche Geſellſchaft iſt vor ihm nichts als ein Spreuhaufen, der durch einen einzigen Windſtoß kann zerſtreuet werden. S.

2.

Im Anfange des Märzmonats ging Herr Gutmann, mit ſeinem kleinen Sohne, Philipp, auf das Feld, um ihn und ſich durch die friſche Luft zu ſtärken. Sie beſtiegen einen Berg, von dem ſie ein weites Feld überſehen konnten.

Da war nichts als Winter zu ſehen. Die ganze Gegend war mit tiefem Schnee bedeckt. Die Sträuche und Bäume waren wie überzuckert, indem aller Nebel, der ſeit einigen Wochen ſich an ſie gehängt hatte, gefroren war. Der

Strom, der ſonſt im Thale rauſchte, war mit dickem Eiſe bedeckt, auf dem ein Heer Knaben ſich mit Glitſchen und Schlittſchuhen beluſtigte.

Im übrigen herrſchte durch die ganze Flur eine traurige Stille. Es war da weder Wurm noch Biene, noch Schmetterling zu ſehen, kein Vogel zu hören. Nur bisweilen unterbrach ein Rabe durch ſein Krechzen das Stillſchweigen.

Ey, lieber Vater! ſagte Philipp, wie traurig ſieht es hier aus. Alle Blumen und Gras ſind ja verſchwunden, der Fluß iſt wie todt. Alle Vögel und Schmetterlinge und Würmer ſind entwichen. Wird das alles ſo bleiben? Werde ich nicht wieder hören die Lerche? Nicht wieder nachlaufen dem Schmetterlinge? Nicht wieder ein Sträuschen für meine Schweſter ſuchen? Nicht wieder mit dem Kahne auf jenem Fluſſe umher fahren?

Alle dieſe Freude, antwortete Herr Gutmann, wirſt du bald wieder genießen.

Wie iſt das aber möglich? fragte Philipp weiter. Wie iſt das möglich? Wie viele tauſend Menſchen müſſen arbeiten, wenn ſie alle dieſen Schnee wegſchaufeln wollen! Wie viele Aexte müſſen ſie haben, um das Eis, das den

Fluß bedeckt, zu zerhauen! Und wenn ſie das alles gethan haben, können ſie denn auch machen, daß es wieder warm wird? Wenn es ſo kalt bleibt, ſo friert ja der Fluß wieder, und fällt wieder Schnee, und alle ihre Arbeit iſt umſonſt. Wo wollen ſie alle die Vögel und Schmetterlinge her bekommen, die ſonſt dieſe Gegend ſo lebhaft machten?

So ſprach Philipp, und der Vater antwortete ihm: den Menſchen iſt dieß freylich unmöglich, aber Gott, dem Allmächtigen, iſt es etwas leichtes, dieſe ganze Flur wieder grün und blühend zu machen, und mit vielen tauſend lebendigen Geſchöpfen zu bevölkern.

Wie das möglich ſey, konnte Philipp nicht begreifen. Unterdeſſen glaubte er ſeinem Vater und ging mit ihm nach Hauſe.

Schon den folgenden Tag änderte Gott die Witterung, und ließ einen warmen Wind wehen, der durch die ganze Flur große Veränderungen machte.

Den dritten Tag zog Herr Gutmann Stiefeln an, Philipp mußte ein gleiches thun. Sie gingen wieder mit einander nach dem Orte hin, wo ſie vor zween Tagen geweſen waren, und ſanfanden ſchon, da ſie vor das Thor kamen, daß ſich vieles geändert hatte. In dem Wege, der erſt ganz feſte war, floß itzo Waſſer, in dem ſie bis über die Knöchel waden mußten, und als ſie auf den Berg ſtiegen, ſchoß ihnen von allen Seiten zerſchmolzner Schnee entgegen.

Als ſie auf denſelben kamen, fand Philipp alles ſo verändert, daß er kaum die Gegend noch kannte. Der Zucker, der an den Bäumen zu hängen ſchien, war verſchwunden, der Schnee war von vielen Orten weg, hier und da konnte man ſchwarzes Land und grüne Plätze erblicken, und da Philipp dieß voll Erſtaunen anſahe, hörte er ſogar einige Lerchen durch die Luft ſchwirren.

Da freuete er ſich, und fragte ſeinen Vater, wer alles dieß ſo geſchwinde verändert habe?

Das hat Gott, der Allmächtige, gethan, war des Vaters Antwort.

Der Knabe ſchlug in die Hände und ſagte: Ey wie mächtig muß Gott ſeyn! Und wenn wir alle Bauern in unſerm Fürſtenthume aufgeboten hätten, ich glaube, ſie wären nicht im Stande geweſen, ſo geſchwinde den vielen Schnee wegzuſchaffen, und das Weiße, das an allen Bäumen hing, abzuſchütteln.

Du ſollſt bald, ſagte der Vater, noch mehrere Wunderdinge ſehen; itzo wollen wir unſere Rückreiſe wieder antreten.

Nach etlichen Tagen gingen ſie wieder auf dieſen Berg; welch ein Anblick war da! Auf der ganzen Flur war kein Schneeſtöckchen mehr zu ſehen, die Wieſen wurden grün, die Bäume bekamen Knoſpen, das Eis, das den Fluß bedeckt hatte, war geborſten, großentheils ſchon weggeſchwommen, und hier und da war nur noch eine kleine Scholle zu ſehen. Lerchen und Finken erfüllten die Luſt mit ihrem Geſange, auf der Erde wimmelte es von kleinen Käſern, und auf dem Rückwege ſand Philipp ſogar einige Veilchen, die er freudig pflückte, ſie bey ſeiner Zurückkunſt an den Buſen der guten Mutter ſteckte, und ſagte: da, liebe Mutter, bringe ich dir etwas mit, was uns der liebe Gott geſchenkt hat.

Nun ließ Herr Gutmann wieder einige Wochen verſtreichen, dann nahm er an den einen Arm ſein Weibchen, an den andern ſeine Tochter Philippinchen, und Philipp mußte vorhertraben immer zum Thore hinaus nach dem Berge zu.

Ach! da war es alles ſo ſchöne, ſo ſchöne, wie es im Paradieſe kaum ſeyn konnte. An beyden Seiten des Wegs war eine Wieſe, die überall grünte und blühte, unzählige Bienen ſummten auf derſelben, und Hummeln und Weſpen. Die Zäune und Sträuche und Bäume, alles war grün und blühte. Eine Menge Schmetterlinge flatterten umher, und leckten den Thau von den Blumen, und ein Chor von Nachtigallen, Finken und Grasmücken, bewillkommten ſie, als ſie den Berg hinaufſtiegen. Itzo waren ſie da. Philipp ſahe nach dem Fluſſe, und er ſchlängelte ſich durchs Thal; ſtatt der Eisſchollen, die erſt auf ihm ſchwammen, ſchwammen itzo einige Kähne voller Menſchen, die ſich mit der Fiſcherey beluſtigten. Er ſahe ſich weiter um: die Hügel waren mit Schafen bedeckt, auf der Ebene weideten Rinder, und die Aecker wurden von einer Menge Menſchen bearbeitet, denen ein Schwarm Raben nachfolgte, um die Mäuſe und Würmer aufzuſuchen, die ſie herauspflügten.

Alles lebte, alles freuete ſich. Und Herr Gutmann ſagte zu ſeinem Sohne: ſiehſt du, lieber Philipp, wie viel Gott thun kann!

Dieſer faltete die Hände, und ſagte mit naſſen Augen: ach Gott, noch nie habe ich ſo geſehen, was du thun kannſt, als itzo. Und alle waren gerührt, und verſprachen einander, daß ſie ſich künftig auf niemanden verlaſſen wollten, als auf den, der ſo große Dinge zu thun vermag. S.

Wie gut Gott ſey.

1.

Das kleine Lottchen, das durch ſeine gute Aufführung, ſeine Gefälligkeit und Munterkeit, ſeinen Eltern viele Freude machte, kam einmal ganz traurig aus ſeiner Kammer, klagte über Kopf- und Leibſchmerzen. Man bot ihm allerley Erquickungen an, die ihm aber alle ekelhaft waren, und es wurde in wenigen Stunden ſo krank, daß es ſich wieder zu Bette legen mußte.

Hier lag es einige Tage unter abwechſelndem Froſte, und großer Hitze, bis ſich endlich an ſeinem ganzen Leibe rothe Punkte zeigten. Sobald ſie der Arzt erblickte, ſagte er: das werden die Pocken. Darüber erſchraken Vater und Mutter, baten Gott, daß er ihres Kindes Schmerzes lindern wolle, und verſprachen einander,

ander, daß ſie, von dieſer Stunde an, alle Aufmerkſamkeit auf ihre liebe Tochter richten wollten, um ihr, wo möglich, ihr Leben und ihre geſunden Glieder zu erhalten.

Sie thaten es auch wirklich, konnten aber doch nicht verhindern, daß nicht die Umſtände des armen Kindes täglich wären ſchlechter geworden. Der ganze Leib wurde ſo mit hoch aufgeſchwollenen Pocken bedeckt, daß man keinen Platz, ſo groß wie ein Kreuzer, finden konnte, der davon frey geweſen wäre. Dieß verurſachte ein ſo entſetzliches Brennen, daß Lottchen immer klagte, ſie müſſe ſo große Pein ausſtehen, als wenn ſie in glühenden Kohlen läge. Die Augen ſchworen zu, ſo daß ſie gar nichts mehr ſehen konnte; auch in den Ohren brachen Pocken aus, die ſie des Gehörs beraubten. Ihre Zunge und Gaumen wurden ſchwarz, ſo daß ihr alle Erfriſchungen, die man ihr reichte, bitter ſchmeckten, und ihr Geruch wurde durch die unreinen Ausdünſtungen gepeinigt, die ihr elender Körper von ſich gab.

So lag das arme Kind, hatte gar keine Freude mehr, und fühlte nichts als Schmerz.

Die guten Eltern, die Lottchen gar herzlich liebten, ſtunden bey ihrem Krankenbette unbeſchreiblichen Kummer aus, und baten Gott, daß er doch bald ihr liebes Kind von ſeinen Schmerzen befreyen möchte.

Und Gott erhörte ihr Gebet: die Pocken fingen an abzutrocknen, der Schmerz legte ſich, der Appetit zum Eſſen fand ſich ein, die Augen gingen wieder auf, und das Gehör wurde wieder hergeſtellt. Lottchen konnte bald wieder aufſtehen.

Da war große Freude im ganzen Hauſe. Alle ihre Freundinnen hörten die angenehme Nachricht, daß Lottchen wieder geſund ſey, kamen herbey gelaufen, umarmten ſie und weinten vor Freuden an ihrem Halſe.

Sobald ſie ihre verlornen Kräfte wieder hatte, ſtellte ihr Vater ein Feſt an, zur Bezeugung ſeiner großen Freude, lud dazu alle ihre Freundinnen ein, und fuhr mit ihnen nach ſeinem Weinberge zu, wo er ein ſchönes Luſthaus hatte, aus welchem er einen großen Theil des Feldes überſehen konnte. Da ſahe Lottchen die grüne Flur, nach vielen Wochen, das erſtemal wieder, und fand in ihr eine Menge Schönheiten und Reizungen, die ſie ſonſt gar nicht bemerkt hatte. Jeder Käfer, jede Raupe, jede Blume machte ihr Freude. Sie ſchmiegte ſich zärtlich an des Vaters Arm, und ſagte: O guter Vater! wie ſchön iſts auf der Welt! Sehn ſie die vielen Bäume, die bunten Vögel, die auf denſelben hüpfen, die grünen Wieſen, die erſtaunlich vielen Blumen, dort die vielen Schäfchen; da ſehn ſie einmal den allerliebſten Käfer! Und hier dieſe Raupe! Ach lieber Vater, wie gut iſt Gott! hat ſo viel ſchönes für mich gemacht, und hat mir, (hier traten ihr Thränen in die Augen) hat mir Augen gegeben, daß ich es ſehen kann!

Ihre liebe Mutter brachte ihr einen Teller voll Erdbeeren und Zwieback. Sie aß davon, ſchlug vor Vorgnügen an ihre Bruſt und ſagte: O wie ſüß, wie ſüß, ſchmeckt das. Itzo ſchmecke ich recht, wie gut es Gott mit uns meynt. Hat ſo viele Süßigkeit in die Speiſen gelegt, und unſere Zunge ſo gemacht, daß wir ſie ſchmecken können. Malchen, ihre beſte Freundin, brachte ihr einen Straus von Feldpoley, Feldnelken, und andern wohlriechenden Kräutern und Blumen, gab ihr einen Kuß und den Straus, und ſagte: o du liebes, ſüßes Mädchen, wie bin ich doch ſo froh, daß ich dich wieder küſſen und dir ein Sträuschen bringen kann! Lottchen roch; ha, das roch kräftig! Sie fand da ein neues Vergnügen, das ſie ſonſt nicht bemerkt hatte. Riechen ſie, ſagte ſie, liebe Mutter, wie viele Erquickung Gott in dieſe Blumen gelegt hat. Der gute Gott! und hat unſere Naſe ſo gebauet, daß wir ſie empfinden können.

Itzo verſammleten ſich alle ihre Geſpielen um ſie, plauderten, ſpielten mit ihr, und ſangen bisweilen ein Liedchen. Und Lottchen wurde immer vergnügter; drückte eine nach der andern an ſich und ſagte: O ihr guten Mädchen! wie viele Freude macht ihr mir! Wie angenehm ſind eure Geſpräche und eure Lieder, und wie lieb hat mich Gott, daß er mir Ohren gegeben hat, daß ich euch hören kann!

So wurde der ganze Tag in Freude und Bewunderung der Güte Gottes zugebracht. Gegen Abend ſah die Geſellſchaft noch der Sonnen Untergang und des Mondes Aufgang mit an, dann fuhr ſie vergnügt nach Hauſe.

Und da Lottchen in ihr Bette kam, dankte ſie noch dem lieben Gott für alles Gute, das er ihr erzeigt hatte. Du lieber Gott, ſagte ſie, du machſt uns ja gar zu viele Freude. Wohin ich gehe und ſehe, da finde ich etwas, das mir Vergnügen macht. Ach ich habe das alles ſo lange genoſſen und nicht darüber nachgedacht! Vergieb mirs, lieber Gott. Ich will mich beſſern: bey jedem Blümchen, das ich finde, bey jedem Biſſen, den ich eſſe, bey jedem Vogel, den ich ſingen höre, will ich an dich und deine Liebe denken. S.

2.

Anton war in ſeiner Jugend ein ſehr leichtſinniger Knabe, der nichts als Spiel und Poſſen im Kopfe hatte, und nicht vermögend war, nur eine Viertelſtunde ſeine Gedanken auf etwas ernſthaftes zu richten. Er ſtund des Morgens auf, fand ſein Frühſtück und verzehrte es, lebte unter Menſchen, die ihn lieb hatten, für ihn arbeiteten und ihm ſeine Kleider verfertigten, ging in den Garten, pflückte Blumen, ſchüttelte Pfläumen ab, und dankte für alles dieß Gott nicht. Wann er zu Tiſche kam, traf er immer eine reichliche und ſchmackhafte Mahlzeit an, die ſeine gute Mutter bereitet hatte. Dieſe faltete dann insgemein die Hände, und ermunterte ihre Familie zur Dankbarkeit gegen Gott, mit folgenden Worten: **Danket dem Herrn, denn er iſt freundlich, und ſeine Güte währet ewiglich. Der allem Fleiſche Speiſe giebt, der dem Vieh ſein Futter giebt, den jungen Raben, die ihn anrufen** Anton nahm aber an dem Gebete gar keinen Theil, faltete zwar die Hände, hatte aber ſeine Augen und Gedanken in der Schüſſel.

Anton wurde größer, aber nicht verſtändiger. Sobald er der Aufſicht ſeiner guten Mutter entgangen war, wurde er lüderlich, ergab ſich dem Trunke, dem Spiele und andern Ausſchweifungen, und kam dadurch bald in ſo kümmerliche Umſtände, daß er ſich genöthigt ſahe, bey einem Regimente Dienſte zu nehmen, das nach Amerika ſollte übergeſchifft werden. Mit dieſem ging er zu Schiffe, und wann er riechenden Speck, harte Erbſen und eine Flaſche grünliches Waſſer, ſtatt der Mittagsmahlzeit, empfing, dachte er oft mit Sehnſucht an die guten Mahlzeiten, die er in ſeiner Mutter Hauſe genoſſen, und dafür er Gott nicht gedankt hatte.

Da ſie nun ein paar Wochen geſchifft hatten, wurde der Himmel ſchwarz. Es kommt ein Sturm, rief der Schiffskapitain, auf, Matrotroſen! zieht die Seegel ein! Dieſe kletterten wie die Katzen an dem Maſtbaume in die Höhe, zogen die Seegel zuſammen, und kaum war es geſchehen, ſo erhob ſich ein gräßlicher Sturm, das Meer ſchlug Wellen, ſo hoch wie ein Kirchthurm, das Schiff wurde bald auf- bald abgetrieben, das Brauſen des Meers, das Heulen des Sturms, das Geſchrey der Schiffenden, machte ein ſolch fürchterliches Getöſe, daß Anton vor Schrecken halb todt im Schiffe lag.

Endlich gings, krach! da wurde das Schiff gegen eine Klippe geſchlagen, und bekam ein großes Loch, durch welches das Waſſer haufenweiſe eindrang. Alles, was auf dem Schiffe war, arbeitete zwar, das Loch zu verſtopfen, und das Waſſer aus dem Schiffe zu pumpen, aber alle Bemühungen waren umſonſt, das Schiff fing an zu ſinken, und die darauf waren, ſuchten ſich zu retten, ſo gut ſie konnten. In der Angſt riß Anton ein Bret vom Schiffe, umarmte es, und ließ ſich mit demſelben auf dem Meere umher treiben, wurde aber, nachdem er eine Stunde lang mit den Wellen gekämpft hatte, ſo kraftlos, daß er gewiß das Bret würde haben fahren laſſen müſſen, wenn ihn nicht eine Welle an das Ufer geworfen hätte. Hier lag er ganz kraftlos, und hatte nichts bey ſich, als ſeinen Pallaſch, und allerhand Kleinigkeiten, die ſich in der Taſche ſeines Camiſols befanden.

Itzo empfand er Hunger, ſtund auf, und ſchlich mit zitternden Gliedern umher, um etwas zu eſſen zu finden. Da war aber gar nichts anzutreffen, auch keine Fußſtapfe von Menſchen, zu denen er hätte fliehen, und ſie um eine Wohlthat bitten können. Nichts war zu ſehen, als Gras und Bäume und Vögel, die er aber nicht bekommen konnte, weil er kein Schießgewehr hatte. Da dachte er das erſtemal ernſtlich an Gott, und ſeufzte: Du guter Gott! du ernährſt ja täglich ſo viele tauſend Menſchen und Thiere, laß doch mich armen Menſchen nicht verhungern!

In der Angſt fühlte er in ſeine Weſtentaſche, fand da noch etwas Zwieback, der aber durch das eingedrungene Seewaſſer erweicht und unſchmackhaft worden war. Unterdeſſen holte er ihn doch heraus und leckte ihn begierig hinunter. Die Nacht fiel nun ein, und er mußte ungegeſſen in ſeinen naſſen Kleidern in einen hohlen Baum ſich legen, und da des Tages Anbruch erwarten.

Da ging er in ſich, und dachte bey ſich ſelbſt: Gott! wie viel Gutes thatſt du mir in meiner Mutter Hauſe! Da hatte ich Brod im Ueberfluſſe, meine Wäſche und Kleidung wurde beſorgt, des Abends fand ich ein warmes Lager — und ich habe nicht daran gedacht, daß alles dieſes Gute von dir käme — habe dir nicht dafür gedankt!

Dieß dauerte ihn gar zu ſehr, und er fing vor Wehmuth an bitterlich zu weinen.

Der Morgen kam, und er kroch wieder ganz kraftlos nach dem Ufer des Meers zu; da fand er — welche Freude! eine Schildkröte. Sogleich warf er ſie um, damit ſie nicht entlaufen möchte, tödtete ſie mit ſeinem Pallaſche, und verzehrte einen Theil davon roh und ungeſalzen. Aber weil er hungerte, ſchmeckte ſie ihm doch ſo gut, als ſonſt die beſte Mahlzeit. Und er dankte Gott, und ſagte: wie lieb haſt du doch, o Gott! uns Menſchen, daß du für uns ſo vielerley Mittel zu unſerer Erhaltung erſchaffen haſt!

Da er geſättigt war, dachte er ernſtlich nach, wie er ſeine Umſtände verbeſſern wolle, und ſand, daß ihm hierzu vor allen Dingen Feuer nöthig ſey, an dem er ſich wärmen, und ſeine Speiſen bereiten könnte. Da fiel ihm ſein Feuerzeug ein, das er ſonſt gewöhnlich bey ſich zu führen pflegte, er griff in die Taſche und — Gott ſey Lob und Dank, er fand den Stahl und Stein, und etwas Feuerſchwamm, der aber durch die Näſſe unbrauchbar worden war. Sogleich ſuchte er einen breiten Stein, der von der Sonne recht ſtark beſchienen wurde, legte den Schwamm darauf und trocknete ihn. Nun legte er Steine zuſammen, zwiſchen dieſelben dürres Laub und dürres Reis, fing an Feuer aufzuſchlagen, pick, da war es, da rauchte der Schwamm; zitternd legte er ihn in das Laub, und fing an aus allen Kräften zu blaſen; es fing an zu rauchen, immer ſtärker zu rauchen, und endlich gab es eine helle Flamme, die er durch zugelegtes Holz ſehr ſorgfältig unterhielt. Ach das war eine große Freude. Er fiel auf die Knie, breitete die Hände gen Himmel und rief: Vater der Menſchen, wie gut biſt du! in ſo einen verächtlichen Stein, und Stahl, und etwas Schwamm, das ich ſonſt gar nicht achtete, haſt du eine ſo große Kraft gelegt, daß man damit Feuer, ach das edle Feuer, damit hervorbringen kann, das uns ſo nützlich iſt.

Nun machte er ſich das Feuer recht zu Nutze, trocknete ſeine Kleider an demſelben, ſteckte einen Theil der Schildkröte an einen Stecken, und briet ihn daran.

Sie ſchmeckte ihm herrlich, nur bedauerte er, daß er kein Salz dazu hatte. Vielleicht aber, dachte er, findeſt du dieſes auch. Er ging an des Meeres Ufer umher, und fand wirklich, daß zwiſchen den Klippen, die am Ufer waren, von dem Seewaſſer, das bisweilen heraus war getrieben worden, und durch die Sonne vertrocknet war, Salz war übrig geblieben. Er ſammlete es begierig, ſalzte ſeine Schildkröte damit, und ließ ſie ſich wohl ſchmecken. Und wann ſie ihm ſchmeckte, dachte er allemal: wie gut iſt Gott! auch in des Meeres Waſſer legt er Mittel zu unſerer Erhaltung.

Zeither hatte er das Waſſer eingeſchlurft, welches von dem gefallenen Regen hie und da war ſtehen geblieben. Das vertrocknete aber: und er fing an zu beſorgen, daß er vor Durſt würde umkommen müſſen. Betrübt ſchlich er umher, ſuchte Waſſer und fand es nicht. Endlich

lich bemerkte er, daß es unter ſeinem Fuße feuchte wurde. Dieſe Feuchtigkeit, dachte er, muß doch aus einer Quelle kommen. Er gieng weiter und kam an einen Berg, an deſſen Fuße eine helle Quelle hervorſprudelte. Da hätte man die Freude ſehen ſollen. Er ſchöpfte daraus begierig mit ſeinen Händen, ſchlurfte es ein, und ſagte: Lob ſey dir, Allgütiger! der du dieſe Quelle geſchaffen, und mir damit mein Leben gerettet haſt.

So brachte er einige Wochen zu, erhielt ſein Feuer, löſchte ſeinen Durſt an dieſer Quelle, und ſtillte ſeinen Hunger mit Schildkröten, deren er noch einige fand. Einmal gieng er herum, beſtieg eine Anhöhe, ſah ſich um und — Gott — was iſt das? Menſchen! 4, 5, 6, 8, Europäer, erblickte er. Er ſprung hoch empor vor Vergnügen, ſtürzte die Anhöhe herab, lief dieſen Leuten entgegen, fiel ihnen um den Hals und weinte und bat, daß ſie ihn mitnehmen ſollten. Sie thaten es gern, und brachten ihn an das Schiff, aus dem ſie geſtiegen waren, und das am Ufer vor Ancker lag.

Hier fiel er nieder und betete: Gott, ich danke dir, daß du mich wieder zu Menſchen geführt haſt, in deren Geſellſchaft man ſo viel Gutes genießt.

Er kam in ſein Vaterland zurück, und, von dieſer Zeit an, war er ſtets aufmerkſam auf das viele Gute, das Gott alle Augenblicke an den Menſchen thut. S.

Gott belohnt das Gute und ſtraft das Böſe.

I.

„Thue immer Recht, lieber Sohn, auch wenn es niemand ſieht und niemand belohnt. Gott ſieht es, und du wirſt gewiß erfahren, daß alles Gute, was du thuſt, von ihm belohnt werde.“

Dieſe Worte hörte Gottlieb von ſeinem Vater täglich; er glaubte ſie, und befolgte ſie, und fand immer, daß ſein Vater wahr geredet hatte. Er war gegen jeden ſeiner Mitſchüler gefällig, und bekam dafür die Belohnung, daß er von allen geliebt wurde, und daß jeder ſich beſtrebte, ihm Freude zu machen. Er redete ſtets die Wahrheit, und brachte es dadurch ſo weit, daß ihm jedermann glaubte, in allem was er ſagte. Er gehorchte ſeinen Eltern und Lehrern; dafür hatten ſie ihn aber auch vorzüglich lieb. Er war fleißig, und ſein Fleiß wurde dadurch belohnt, daß er immer geſchickter wurde, und von allen, die ihn kannten, ein gutes Lob bekam.

In ſeinem zwölften Jahre verlor er Vater und Mutter, und betrübte ſich ſehr darüber. Kaum aber war der Leichnam ſeines Vaters, der zuletzt ſtarb, in die Erde geſenkt, ſo nahm ihn ein Anverwandter zu ſich, an Kindes Statt.

Da er groß war, legte er eine Fabrik an, von ſeidenen Tüchern. Er ſah ſtets darauf, daß ſie recht gut gearbeitet wurden, und verkaufte ſie um einen ſehr billigen Preis. Dieß hatte für ihn die Folge, daß jedermann gern mit ihm handeln wollte.

Dann ſah er ein liebenswürdiges Mädchen, gewann es lieb, wünſchte ſie zu ſeiner Frau zu haben, und bat den Vater, ſie ihm zu geben. Der Vater war ausnehmend darüber erfreuet, daß er einen ſo rechtſchaffnen Mann zum Schwiegerſohne haben ſollte; er rief ſeine Tochter und fragte, ob ſie ſich wohl entſchließen könne, den Herrn Gottlieb Ehrlich zu ihrem Manne zu wählen, und dieſe ſchätzte ſich glücklich, mit einem Manne, der ſo viele gute Eigenſchaften hatte, auf Lebenslang ſich verbinden zu können. Als Herr Ehrlich kam, um Antwort von dem Vater zu holen, führte ihm dieſer ſeine Tochter zu, und ſagte: ich freue mich unendlich, daß ich meine Tochter einem ſo würdigen und rechtſchaffnen Mann übergeben kann.

Nun trieben beyde die Fabrik gemeinſchaftlich, und behandelten alle Leute, die für ſie arbeiteten, rechtſchaffen. Sie hielten ihnen nie ihren verdienten Lohn auf, ſie ſchoſſen ihnen vor, wenn ſie in Noth waren, und erquickten ſie, wenn ſie krank wurden.

Gott ſchenkte ihnen Kinder. Luischen, ſagte Ehrlich zu ſeiner Frau, nun laß uns vor allen Dingen dafür ſorgen, daß unſere Kinder gut erzogen werden! Luischen that es, und die Kinder wurden gut und fromm, und machten ihren Eltern lauter Freude.

Er nahm ein armes Kind zu ſich, erzog es, und ließ es unterrichten. Es wurde groß und machte ihm das Vergnügen, daß es ſehr wohl gerieth, und durch ſeine Geſchicklichkeit und ſeinen Fleiß ſich großen Reichthum erwarb.

Nun kam einmal in der Straße, wo er wohnte, ein ſchreckliches Feuer aus. Kaum war die Nachricht davon bekannt, ſo liefen alle Leute zuſammen, die für Herrn Ehrlich gearbeitet hatten, und ſagten: laßt uns Herrn Ehrlich zu Hülfe kommen. Und ſie kamen ihm zu Hülfe, und retteten faſt alles, was er in ſeinem Hauſe hatte.

Das Haus ſelbſt aber zu retten, waren ſie nicht im Stande, dieß brannte nieder, und Herrn Ehrlichs Fabrik gerieth dadurch in große Unordnung. Dieß machte ihm und ſeinem Luischen großen Kummer, und ſie überlegten täglich, wie ſie Geld aufbringen wollten, ein neues Haus zu erbauen, und ihre Fabrik wieder herzuſtellen. Da ſie deswegen einmal ganz kleinmüthig bey einander ſaßen, trat ein wohlgekleideter Herr in das Stübchen, das ſie bezogen hätten, fiel Herrn Ehrlich um den Hals, weinte und ſagte: Mein Vater! Mein Wohlthäter! Ach wie kränkt es mich, daß ich Sie in ſo bekümmerten Umſtänden antreffe!

Dieſer Herr war eben das arme Kind, das Herr Ehrlich erzogen hatte. Er zog einen großen Beutel voll Dukaten aus ſeiner Taſche, ſetzte ihn auf den Tiſch, und ſagte: mein Wohlthäter, alle mein Glück habe ich ihnen zu danken, nehmen Sie einen Theil meines Vermögens an, um Ihre Umſtände zu verbeſſern, zum Zeichen meiner Dankbarkeit. Und er mußte es, ob er ſich gleich weigerte, annehmen, und wurde dadurch in den Stand geſetzt, ſein Haus wieder aufzubauen, und ſeine Fabrik wieder herzuſtellen.

Nach einigen Jahren wurde er ſehr krank, und da er merkte, daß er ſterben würde, ließ er alle ſeine Kinder um ſein Bette kommen, und ſagte zu ihnen: thut immer Recht, lieben Kinder, auch wenn es niemand ſieht und niemand belohnt. Gott ſieht es, und ihr werdet gewiß erfahren, daß alles Gute, was ihr thut, von ihm belohnt werde. Ich habe es erfahren. Jede gute That hat mir Gott, über lang oder über kurz, vergolten. Gerechter Gott! war dein Lohn ſo groß, da ich voller Fehler war, wie groß wird er erſt dann ſeyn, wann ich in einer beſſern Welt meine Fehler werde abgelegt haben!

S.

2.

Schierling war ein Mann, der für weiter nichts, als für ſein Vergnügen ſorgte, und ſich ganz und gar nicht darum bekümmerte, andern Freude zu machen. Ob er gleich Geld genug hatte, eine Frau und Kinder zu ernähren, ſo verheyrathete er ſich doch nicht, weil er glaubte, daß er, in Verbindung mit einer Familie, nicht ſo ungebunden, wie er wünſchte, leben könne.

Er überließ ſich allen Arten von Ausſchweifungen, und ſeine ganze Sorge ging dahin, ſich alles zu verſchaffen, was ihm angenehme Empfindungen machen konnte. Wenn die ganze Stadt munter war, und arbeitete, ſo wälzte ſich Schierling noch in ſeinen Federn, ſtand gegen neun Uhr erſt auf, trank Kaffee, und erwartete bey demſelben die Ankunft des Mittags, da er allemal eine reichliche Mahlzeit, und eine gute Portion Wein zu ſich nahm, unterdeſſen, daß die fleißigen Tagelöhner, die ſeinen Garten bearbeiteten, ſich mit etwas Käſe und Brod und einem Kruge Waſſer begnügen mußten. Den Nachmittag wendete er zur Verdauung an, und gegen Abend ging er in ein Weinhaus, wo er bis um Mitternacht ſpielte und trank, und dann mehrentheils trunken nach ſeinem Hauſe taumelte.

Der Prediger, der nicht weit von ſeinem Hauſe wohnte, verwies ihm oft dieſe Lebensart und ſagte: Ey! ey! Herr Schierling! was wird es mit Ihnen einmal für einen Ausgang nehmen! Sie ſorgen ja gar nicht für Ihre Seele, ſondern bloß für ihren Leib; Sie füllen ihn täglich mit überflüßigen Speiſen und Getränken an, und denken nicht an Ihre armen und nothleidenden Nebenmenſchen. Sie thun gar nichts für die Welt, in die ſie Gott geſetzt hat, und in welcher Sie ſo viel Gutes genießen. Gott iſt gerecht, bedenken Sie es wohl! Sie werden ſeinen Strafen nicht entgehn.

Der verwegne Menſch ſpottete aber darüber, und ſagte: Gott iſt viel zu groß, als daß er ſich um mich bekümmern ſollte. Ich glaube nicht einmal, daß er es weiß, daß ich auf der Welt bin, wie vielweniger kann ich glauben, daß er ſich die Mühe geben werde, mich zu ſtrafen! Wozu habe ich denn das Geld, wenn ich es nicht genießen ſoll?

Aber was geſchah? Schierling hatte kaum das vierzigſte Jahr erreicht, in welchem ſonſt Menſchen, die gut lebten, erſt recht zu leben und zu wirken anfangen, ſo bekam er Gichtſchmerzen, die ihn nöthigten zu Bette zu liegen, und alle ſeine Glieder peinigten. Der Wein wurde ihm vom Arzte verboten, und von den mehreſten Speiſen, die er ſonſt gern aß, durfte er nichts genießen. Auch war niemand da, der mit ihm Mitleiden bezeigte. Denn weil er ſich in ſeinen geſunden Tagen um niemanden bekümmert hatte, ſo bekümmerte ſich auch itzo niemand um ihn. Er hatte zwar eine Haushälterin, die ihn verpflegte; weil er dieſe aber nichts Gutes gelehrt hatte, ſo war ſie auch nicht gut, ſondern betrog und beſtahl ihn ſo ſehr, daß er anfing zu verarmen, und, außer den Schmerzen der Gicht, auch noch die Unannehmlichkeiten einer ſchimpflichen Armuth erfahren mußte.

Da ſagte nun Jedermann: **Das iſt Gottes Strafe!** Denn ob es gleich unrecht wäre, von jedem, der die Gicht hat, und in Armuth lebt, zu ſagen, daß er von Gott geſtraft ſey, ſo kann man es doch von ſolchen behaupten, die ſich ſo, wie Schierling, ſelbſt in ihr Elend geſtürzt haben. Denn der Gott, der die Natur des Diſtelſaamens ſo eingerichtet hat, daß Diſteln daraus kommen müſſen, der hat die Seele und den Körper des Menſchen auch ſo gebildet, daß aus den böſen Handlungen deſſelben betrübte Folgen für ihn entſpringen müſſen. Und dieſe nennt man Gottes Strafen.

Da er ſterben wollte, ſah er gräßlich um ſich, und rief: Gerechter Gott! Du haſt mich, wegen meines böſen Lebens, ſchon hier ſo geſtraft, o Weh! o Weh! wie wird es mir gehen, wenn ich vor deinen Richterſtuhl komme!

So ſtarb er in Verzweiflung, und wird ohne Zweifel in einer andern Welt noch weit ſchrecklichere Folgen ſeines böſen Lebens erfahren haben. S.

Gott ſorgt für alle ſeine Werke.

I.

Ein Gutsbeſitzer ſaß mit ſeinem kleinen Sohne des Abends auf einem Hügel, und zeigte ihm die Pracht der untergehenden Sonne, und die Schönheit der Flur, die von jener ihrem Glanze noch zum Abſchied auf das herrlichſte vergüldet wurde. Indem kam der Hirt aus dem benachbarten Holze unter dem fröhlichen Geblöcke ſeiner geſättigten Heerde, die er nach ihren Horden zuführte. Von beiden Seiten des Weges, wo ſie durchgingen, ſtanden Schwarzdornen- und Hanbuttenſträucher; und kein Schaf ging vorüber, dem nicht ein Stückchen von ſeinem Kleide durch dieſe entriſſen ward.

Der kleine Wilhelm gerieth über die böſen Dornſträucher in großen Grimm, und ſagte: Ach, ſehen Sie nur, lieber Vater, die böſen Dornen, wie ſie den armen Schafen ihre Kleider rauben! Warum kann nun der liebe Gott ſolche böſe Dinger ſchaffen, oder, warum vertilgen ſie die Menſchen nicht? Die armen Schäfchen! — Aber gewiß will ich morgen mit Aufgang der Sonne meinen kleinen Hirſchfänger mitbringen, und da ſolls gehen Ritz, Ratz! — alle will ich niederhauen und vertilgen: denn, wenn die armen Schafe den Weg morgen wieder gehn, ſo behalten ſie gar nichts auf dem Leibe. Thun Sie es doch auch, lieber Vater, und bringen Ihren großen Hirſchfänger mit, da wirds noch beſſer gehen. — Nun wir wollen ſehen! ſagte der Vater. Indeſſen ſey nur nicht zu ungerecht gegen die Dornenſträucher, und denke, was wir nach Pfingſten thun. — **Wilhelm.** Was, lieber Vater? — Nun, nehmen wir da nicht den armen Schäfchen nicht nur ein Stückchen von ihrem Kleide, ſondern ihr ganzes, ganzes Kleid, indem wir ſie ſcheeren laſſen? — **Wilhelm.** Ja, lieber Vater, da brauchen wir es zu Kleidern: aber der Dornſtrauch — der thut es aus bloßer Raubſucht, und braucht es zu nichts und wieder nichts. — **Vater.** Nicht ſo geſchwind geurtheilet, Wilhelm! das weißt du nicht ſo gewiß: aber geſetzt; ſteht es uns denn frey, Etwas dem andern zu nehmen, weil wir es brauchen? — **Wilhelm.** Ja, Vater, die Schafe, wie ich geſehen und gehöret, verlieren die Wolle ſo um dieſe Jahreszeit, und alſo iſt es beſſer, wir nehmen ſie, und nützen das, was ungenützt verloren gehen würde. Darnach — womit wollten wir uns denn kleiden? Allen Thieren hat die Natur ihr Kleid gegeben; wir aber müſſen es von ihnen und den Pflanzen erſt borgen, wenn wir nicht bloß gehen, und allen Ungemächlichkeiten der Witterung ausgeſetzt ſeyn wollen. Der Dornſtrauch braucht keines Kleides! ja, ja, lieber Vater, er muß weg: nicht wahr, Sie gehen morgen mit? — Es ſey, ſagte dieſer. Alſo morgen mit anbrechendem Tage! —

Wilhelm, der ſich ein Held zu ſeyn dünkte, daß er ſolch Räubergeſindel mit ſeiner kleinen Hand vertilgen ſollte, konnte kaum vor den ſiegreichen Gedanken ſchlafen, und weckte den Vater, ſobald der laute Geſang der Vögel von dem Garten unter den Fenſtern den Tag ankündigte. —

Der Vater, dem es nicht ſowohl um Vertilgung der Dornenſträuche zu thun war, als vielmehr dieß zu einer Gelegenheit zu brauchen, ſeinem Söhnchen auch die aufgehende Sonne und den jungen ſchönen Tag in ſeiner ganzen Herrlichkeit zu zeigen, da dieſer ſonſt oft ein Langſchläfer war; der Vater, ſage ich, ließ ſichs gefallen, und ging mit dem gerüſteten Wilhelm unter einem fröhlichen Morgenliede fort. Als ſie die Dornſträucher in Augen hatten, ſahen ſie von allen Seiten Vögelchen zu denſelben ab- und zufliegen. Halt, ſagte der Vater zu Wilhelm, verſchiebe noch ein wenig deine Rache, damit wir dieſe lieben Dingerchen nicht ſtören, und laß uns von jenem Hügel, auf dem wir geſtern ſaßen, zuſehen, was ſie ſo geſchäftig um dieſe Sträucher machen.

Es geſchah; und ſiehe, die kleinen Vögel holten in ihren Schnäbelchen die Wolle, die die Dornen geſtern den Schafen entriſſen hatten.

Da kam Finke und Hänfling, Stieglitz und Zeiſig, Graſemücke und Nachtigall, und bereicherten ſich mit dieſer ihrem Raube. — Was iſt das? rief Wilhelm erſtaunt. — Was ſonſt, erwiederte der Vater, als ein Beweis, wie die Fürſehung für alle ihre Geſchöpfe ſorgt, und oft Dinge zu Mitteln ihrer Erhaltung macht, wo wir es am wenigſten erwartet hätten. Siehſt du, dieſe armen Kleinen finden hier Materialien, ſich ihre künftigen Wohnhäuschen auszutapezieren, oder vielmehr ſich ein warmes Bettchen für ſich und ihre künftige kleine Familie zuzubereiten. So vereiniget der ehrliche Dornenſtrauch, wider den du ſo erbittert wareſt, die Bewohner der Lüfte und der Erde: noch mehr, er nimmt dem Reichen einen Ueberfluß, und giebt dem Armen ſein Bedürfniß. Willſt du den Dornſtrauch noch umhauen? O behüte mich der Himmel! rief Wilhelm: nein, nun ſoll er in Friede ſtehen, da er die Wolle nicht für ſich behält.

Weiſſe.

2.

Ach! wenn's doch immer Winter bliebe! ſagte Ernſt, da er einen Mann von Schnee gemacht hatte, und im Schlitten gefahren war.

Sein Vater ſagte, er möchte dieſen Wunſch in ſeine Schreibtafel ſchreiben; und er thats.

Der Winter verging; es kam der Frühling.

Ernſt ſtand mit ſeinem Vater bey einem Blumenbeete, auf welchem Hiacinten, Aurikeln und Narciſſen blüheten, und war vor Freude darüber ganz außer ſich.

Das iſt eine Frucht des Frühlings, ſagte ſein Vater, und wird wieder vergehen.

Ach! antwortete Ernſt, wenn's doch immer Frühling wäre!

Schreib dieſen Wunſch in meine Schreibtafel, ſagte ſein Vater, und er thats.

Der Frühling verging; es kam der Sommer.

Ernſt ging mit ſeinen Eltern und einigen Geſpielen an einem ſchönen warmen Tage nach dem nächſten Dorfe, und ſie blieben daſelbſt den ganzen Tag.

Rund um ſie her ſahen ſie grüne Saaten, und Wieſen mit tauſendfältigen Blumen geziert, und Auen, auf welchen junge Lämmer tanzten, und muthwillige junge Füllen ihre Sprünge machten.

Sie aßen Kirſchen und anderes Sommerobſt, und ließen ſich's den ganzen Tag über recht wohl ſeyn.

Nicht wahr, fragte der Vater beym Zurückgehn, der Sommer hat doch auch ſeine Freuden?

O, antwortete Ernſt, ich wollte, daß es immer Sommer wäre!

Er mußte auch dieſes in die Schreibtafel ſeines Vaters ſchreiben.

Endlich kam der Herbſt.

Die ganze Familie brachte einige Tage im Weinberge zu.

Es war nicht mehr ſo heiß wie im Sommer, aber die Luſt war ſanft und der Himmel heiter.

Die Weinſtöcke waren mit reifen Trauben behangen; auf den Miſtbeeten ſah man wohlſchmeckende Melonen liegen, und die Zweige der Bäume wurden von reifen Früchten herabgebeugt.

Das war erſt ein Feſt für unſern Ernſt, der nichts lieber als Obſt aß.

Dieſe ſchöne Zeit, ſagte ſein Vater, wird bald vorüber ſeyn; der Winter iſt ſchon vor der Thür, um den Herbſt zu vertreiben.

Ach! ſagte Ernſt, ich wollte, daß er wegbliebe, und daß es immer Herbſt wäre!

Wollteſt du das wirklich? fragte ſein Vater.

„Wirklich!“ war ſeine Antwort.

Aber, fuhr ſein Vater fort, indem er die Schreibtafel aus der Taſche zog, ſieh doch einmal her, was hier geſchrieben ſteht; lies doch!

„Ich wollte, daß es immer Winter wäre!“ Und nun lies einmal hier auf dieſer Seite; was ſteht denn da?

„Ich wollte, daß es immer Frühling wäre!“ Und was auf dieſer Seite hier?

„Ich wollte, daß es immer Sommer wäre!“

Kennſt du, fuhr der Vater fort, die Hand, die dieſes geſchrieben hat?

Das habe ich geſchrieben, antwortete Ernſt.

Und was wünſchteſt du jezt eben?

„Ich wünſchte, daß es immer Herbſt ſeyn möchte.„

Das iſt doch ſonderbar genug, ſagte der Vater. Im Winter wünſchteſt du, daß es Winter, im Frühlinge, daß es Frühling, im

Sommer, daß es Sommer, und im Herbſte, daß es Herbſt ſeyn möchte.

Denke einmal nach, was folgt wohl daraus?

„Daß alle Jahrszeiten gut ſind.“

Ja, daß ſie alle reich an Freuden, reich an mannichfaltigen Gaben ſind; und daß der liebe große Gott viel beſſer, als wir armen Schelme von Menſchen, ſich auf das Weltmachen verſtehen muß!

Hätte es vorigen Winter von dir abgehangen, ſo würden wir keinen Frühling, keinen Sommer, keinen Herbſt bekommen haben.

Du hätteſt die Erde mit ewigem Schnee bedeckt, um nur immer im Schlitten fahren und Schneemänner machen zu können: und wie viel andere Freuden hätten wir dann entbehren müſſen!

Wohl uns, daß es nicht auf uns ankommt, wie es in der Welt ſeyn ſoll: wie bald würden wir ſie verſchlimmern, wenn wir könnten!

Campe.

Von der Vortreflichkeit des Gebets.

I.

Zwanzig Jahre hatte Meiſter Herrmann, ein Schneider, in einem Thüringiſchen Dorfe, ſich und ſeine Kinder redlich ernährt. Nie hatte es ihnen an Kleidung gefehlt, und alle Mittage ſtund eine große Schüſſel voll Gemüs auf ihrem Tiſche, bisweilen auch Fleiſch, und auf die Hauptfeſte ein Braten. Aber im Jahr 1770, da ſchon das Feld grün war, die Veilchen blühten, die Lerche ſang, und jedermann glaubte, der Frühling wäre da, da fiel in einer Nacht ein ſo tiefer Schnee, daß man kein Gräschen mehr ſehen konnte, und bis an die Knie im Schnee waden mußte. Es ſah traurig aus. Nach etlichen Tagen zerſchmolz der Schnee — da ſah es noch trauriger aus. Die Landleute beſuchten ihre Felder, aber, ach! der Schnee hatte ſie alle verwüſtet. Ganze Aecker, die vor etlichen Wochen mit Weizen und Roggen bedeckt waren, ſtunden ganz entblößt, und auf andern ſtund die Saat äußerſt dünne. Da war allenthalben ein großes Wehklagen. Die Ernte kam, und das

Wehklagen wurde noch ſtärker. Viele Bauern erndteten kaum ſo viel ein, daß ſie davon ihre Aecker wieder beſäen konnten, wenige ſo viel, als ſie für ſich und ihre Kinder zum Brod nöthig hatten; und noch weit wenigere konnten von ihrem Vorrathe etwas an die Bürger verkaufen.

Daraus entſtund große Noth. Sonſt waren in den Städten die Märkte mit Wagen und Karren voll Getraide bedeckt. Aber itzo — da kam nur ſelten eine Fuhre mit Frucht nach der Stadt. Und wenn dieſe kam — ſo drängten ſich allemal funfzig und mehrere Perſonen, die alle Brod für ſich und ihre Kinder brauchten, um die Fuhre herum, und riefen: wie theuer die Frucht? ich, ich, ich will ſie haben, und da forderten denn die Bauern für ihr Getraide immer mehr. Meiſter Herrmannen drückte die Theurung beſonders. Wo er ſonſt einen Groſchen für Brod gebraucht hatte, da mußte er itzo erſt zwey, dann drey, dann vier, endlich fünf Groſchen ſchicken.

Und gleichwohl konnte er mit ſeiner Nadel eben nicht mehr als ſonſt verdienen. Auf dieſe Art gerieth der gute Mann in große Noth. Weil er faſt alles, was er verdiente, für Brod hingeben mußte, ſo konnte er erſt kein Fleiſch, hernach auch kein Gemüſe mehr kaufen. Eine Waſſerſuppe und trocken Brod war ſchon ſeit etlichen Wochen die ganze Mahlzeit, mit der ſich ſeine Familie behelfen mußte. Doch waren ſie dabey vergnügt, und dankten Gott, daß er ſie nur nicht Hunger leiden lieſſe.

Aber auch dieſes Vergnügen dauerte nicht lange. Die meiſten Bauern, die in ſeinem Dorfe wohnten, waren ſo arm, als er. Sie mußten ſo viel Geld für ihre Speiſen ausgeben, daß ſie ſehr wenig an Kleider wenden konnten. Wann dann ihre Kinder kamen und klagten: lieber Vater, ich brauche einen Rock, und ich ein Kamiſol oder Mieder: ſo wurden ſie immer mit der Antwort zurück gewieſen: lieben Kinder; es ſind ſchwere Zeiten, es iſt izt an kein Kleiderkaufen zu denken.

Auf dieſe Art mußte der gute Herrmann manche Woche 3 bis 4 Tage ſitzen, ohne daß er etwas verdienen konnte. Und gleichwohl wollte er und ſeine Kinder doch alle Tage eſſen. Da wurde ihm ängſtlich ums Herz! Er nahm ſein weniges Zinn und verkaufte es. Da das Geld, das er daraus gelöſt hatte, aufgezehrt

war,

war, ſo verkaufte er erſt ſeinen guten Rock; dann ſein weniges Tiſchzeug und ſeiner Kinder Kleider. Aber am Ende hatte er auch nichts mehr zu verkaufen übrig. Es kam mit ihm ſo weit, daß er einmal des Morgens aufſtund, ohne zu wiſſen, woher er auch nur einen Biſſen Brod nehmen ſollte. Seine Kinder traten um ihn, drückten ihm die Hände, und riefen: Brod! Brod! lieber Vater, Brod! Da hätte ihm das Herz vor Jammer ſpringen mögen. Doch faßte er ſich und tröſtete die Kinder. Dieſen Morgen, ſagte er, lieben Kinder, werdet ihr wohl faſten müſſen, aber zu Mittage ſollt ihr alle euch ſättigen.

Und woher, fragten die Kinder wehmüthig, wirſt du Brod bekommen?

Der Vater wies gen Himmel, wandte geſchwind ſein Geſicht weg, denn die Thränen quollen ihm ſtromweiſe aus den Augen, und lief in die nächſte Kammer.

Da fiel er auf die Knie und ſeufzte: „Ach Gott! Ach Vater! meine Kinder! es ſind ja deine Kinder. Willſt du mich armen Mann den Jammer ſehen laſſen, daß meine Kinder vor mir verſchmachten? Du ernähreſt ja ſo viele

Vögel und giebſt den Raben ihr Futter. Unmöglich kannſt du meine Kinder verhungern laſſen. Gewiß, das kannſt du nicht. Du wirſt mir heute noch Nahrung für ſie beſcheren.“

So ſeufzte er und hoffte gewiß, daß der gute Gott ihm ein Mittel zeigen werde, ſeinen Kindern eine Mahlzeit zu bereiten. Schon eine Viertelſtunde hatte er hin und her geſonnen, ob er nicht etwas finden könnte, Brod zu verſchaffen, aber noch wollte es ihm nicht glücken.

Da trat ſein Töchterchen in die Kammer und ſagte, daß eine Frau ihn ſprechen wolle. Er ging heraus und traf da eine Bäuerin an, die ihn fragte, ob er ſich getraue in zwey bis drey Tagen einen Anzug für ſie und ihre Tochter zu verfertigen. Sie müſſe denſelben nothwendig haben, weil ſie, nebſt ihrer Tochter, auf den nächſten Sonntag, zu einer Hochzeit wäre eingeladen worden.

Gern, gerne! antwortete er, und nöthigte ſie in die Stube zu gehen.

Und damit ihr, ſagte ſie, da ſie in die Stube trat, mit deſto mehr Vergnügen arbeiten möget, ſo habe ich auch hier etwas Lebensmittel mitgebracht.

Sie holte einen ziemlich groſsen Handkorb unter ihrem Mantel hervor — und alle Kinder drängten ſich herbey, um zu ſehen, was in demſelben ſeyn möchte.

Da brachte ſie ein Brod heraus, dann einen Topf voll Erbſen, dann Butter und geräuchert Fleiſch.

Da ſchlugen die Kinder in die Hände, ſahen einander an, und eines nach dem andern wendete ſich um und fing an zu ſchluchzen.

Meiſter Herrmann konnte mit nichts antworten, als mit Thränen.

Was iſt denn das? Was iſt denn das? fragte die Bäuerin.

Da erzählte ihr der frohe Vater die betrübten Umſtände, in denen er ſich mit ſeinen Kindern befunden hätte. Die Bäuerin wurde weichmüthig, weinte auch mit, und freuete ſich, daß Gott durch ſie ſo vielen ehrlichen Leuten das Leben gerettet hätte. Dieſe Freude war ihr ſo ſüß, daß ſie ſich auf der Stelle vornahm, ſie noch länger zu genießen. „Von nun an, Meiſter Herrmann, ſagte ſie, ſollt ihr keine Noth mehr leiden. Ich habe von den vorigen Jahren noch ſo viele Frucht auf meinem Boden, daß ich euch alle davon ernähren, und doch noch verkaufen kann. Kommt zu mir, ſo oft ihr Brod brauchet, ihr ſollt es allemal haben. Und wenn ihr andere Lebensmittel verlangt, ſo will ich ſie euch nie abſchlagen. Ich will euch alles um einen billigen Preis anrechnen, und ihr könnt es ja nach und nach mit eurer Arbeit abverdienen. Ich habe ja auch Kinder; wer weiß, wo es ihnen Gott wieder ſegnet. Lebt wohl und verlaßt euch auf mein Wort!“

Die ganze Familie war vor Freuden außer ſich. Sobald die gute Frau weg war, bereiteten ſie eine gute Mahlzeit und genoſſen ſie. Die ſchmeckte! So gut ſchmeckte es damals in ganz Deutſchland keinem Fürſten, als dieſen guten Leuten, denen der Hunger ihre Erbſen gewürzt hatte.

Sie dankten aber auch dem guten Gott recht herzlich, der dann mit ſeiner Hülfe am nächſten iſt, wann es ſcheint, daß es mit uns gar aus ſey. S.

2.

Herr Conſtant befand ſich in ſehr kümmerlichen Umſtänden. Er war Stadtſchreiber in einem kleinen Städtchen, und ſein Amt trug ihm nicht mehr, als höchſtens 150 Thaler, ein. Und doch mußte er davon eine Frau und ſechs Kinder ernähren; und es fügte ſich gar vielmal, daß er nicht wußte, wo er Geld, auch nur zu Ankaufung der nöthigſten Bedürfniſſe hernehmen ſollte. Ueberdieß wohnte in dem Städtchen ein böſer Mann, der ihm nicht einmal dieſe kleine Einnahme gönnte, ſondern ſie ihm durch allerhand Ränke zu entreißen ſuchte.

Bey alle dem war er immer heiter und vergnügt, war freundlich gegen ſeinen Gegner, und erzeigte ihm Gefälligkeiten, wo er konnte. Wann in Geſellſchaft bisweilen ſchlecht von ihm geſprochen wurde, ſo vertheidigte er ihn, und ſagte: man thut dem Manne Unrecht, er iſt nicht ſo ſchlimm, als man glaubt, er hat auch viele gute Eigenſchaften an ſich. Und dann erzählte er gemeiniglich alles Gute, das er von ihm wußte.

Darüber verwunderten ſich nun viele Menſchen.

Einer ſeiner Freunde war ſo begierig das Mittel zu erfahren, durch welches er ſeine Heiterkeit erhielte, und auch dem boshafteſten Gegner

ner ſo ſanftmüthig begegnete, daß er einmal zu ihm ging und ihn fragte: „Lieber Freund, erzeigen Sie mir die einzige Gefälligkeit und ſagen mir, wie Sie es nur anfangen, daß Sie immer ſo vergnügt ſind, und gegen einen ſo boshaften Mann, wie ihr Gegner iſt, ſo viele Sanftmuth beweiſen können? Wenn ich eine ſo ſtarke Familie ernähren müßte, und ſo wenig Einnahme hätte, als Sie, ich wäre längſt melancholiſch geworden. Und wenn mir ein Menſch ſo vielen Verdruß verurſachte, als Sie von Ihrem Gegner erdulden müſſen, ich könnte nicht anders, als ihn ſchimpfen, und alles Böſe ihm nachreden.

Das will ich Ihnen, antwortete Herr Conſtant, gern erklären. „O glauben Sie mir, ich bin ſo ſehr zur Schwermuth geneigt, als jemand ſeyn kann. Ich bin eben ſo zum Zorn aufgelegt, als Sie es ſeyn können. Aber das Mittel, wodurch ich meine Schwermuth und meinen Zorn beſiege, iſt das Gebet. Wann der Kummer mich niederdrücken will, ſo gehe ich in meine Kammer, richte meine Gedanken auf Gott, und ſeufze: „Guter Gott, du biſt ja mein Vater! Du ernährſt ſo viele Millionen

beideiner Geſchöpfe, wie kannſt du meine Familie verderben laſſen? Ich ſorge ſo redlich für meine Kinder, und du, beſter Vater! ſollteſt für mich nicht ſorgen?“ Wann ich mir nun ſo recht vorſtelle, wie gut Gott iſt, wie reich er iſt, wie er alles, was lebt, erhält, da wirds auf einmal helle in meiner Seele; der gute Gott, denke ich, kann dich unmöglich verlaſſen.

Wann ich bisweilen zornig werde und geneigt bin, mich an meinem Feinde zu rächen, dann bete ich: Ach, lieber Gott, du haſt mir ſo viele Fehler vergeben! Hilf, daß ich auch wie du vergeben mag. Mein Freund iſt dein Kind, das du lieb haſt; behüte mich ja, daß ich dem Kinde, das du liebſt, nichts Böſes thue! Wenn ich mir nun den liebevollen Gott recht lebhaft vorſtelle, der auch mit ſeiner Sonne diejenigen beſcheint, die ihn nicht lieb haben, und ihm nicht gehorchen, dann legt ſich ſogleich der Zorn, und ich bekomme eine recht herzliche Begierde, meinem Feinde, dem Kinde meines lieben Gottes, recht viel Gutes zu thun.

So lange man recht herzlich beten kann, iſt man im Stande, alle Schwermuth, Zorn und jede andere unordentliche Neigung zu überwinden.

Für dieſe Belehrung dankte ihm ſein Freund gar herzlich, fieng auch an zu beten, und erfuhr, daß Herr Conſtant die Wahrheit geredet habe.

S.

Wie hoch gute Eltern zu ſchätzen ſind.

1.

Ludwig und Karoline wurden von ihrem liebreichen Vater öfters mitgenommen, wenn er ausging. Beſonders geſchah dieſes, wann ſie durch Folgſamkeit und gutes Betragen ſeine Zufriedenheit verdient hatten.

Eines Nachmittages, da ſie ſich auch ein vorzügliches Recht zu dieſem Vergnügen erworben hatten, nahm ſie der Vater beide an die Hand, und führte ſie in einen herrlichen Garten.

Als ſie dahin kamen, baten ihn die Kleinen, ob ſie wohl allein darin ſpielen dürften? Der Vater erlaubte es ihnen, und ging mit dem Beſitzer deſſelben ins Gartenhäuschen, um ſie ihrer Freude ganz zu überlaſſen.

Der Garten war voll der ſchönſten Blumen. Beide Kinder waren ſonſt beſcheiden, wenn ſie etwas wünſchten, und warteten gern, bis es ihnen gegeben oder erlaubt ward. Dießmal aber vergaßen ſie ſich, und mochten ihrer Begierde, Blumen zu haben, nicht widerſtehen.

Sie gingen beide und pflückten die ſchönſten, die ſie fanden.

Karoline wies ihren Strauß dem Bruder; der fand, daß der Seinige nicht ſo ſchön wäre, und lief hin, um andre zu pflücken.

Geſchwind lief Karoline hin, und pflückte auch noch einen. Den fand Ludewig wieder beſſer, und wollte ſich nicht zuvor kommen laſſen. Und ſie pflückten ſie in die Wette, Ludewig Hut und Taſchen voll, Karoline Schürze und Körbchen voll, bis faſt alle Beete kahl waren.

Nun erſt fiel es Karolinen ein, wie unbeſonnen und unbeſcheiden ſie geweſen wären: ſie mochte die verheerten Beete nicht mehr ſehen, die noch vor wenigen Minuten ſo ſchön waren, und die ſie verwüſtet hatte. —

Vor Scham wußte ſie nicht, wo ſie die gepflückten Blumen laſſen ſollte. Da bat ſie Ludewigen, bewigen, ſie ihr abzunehmen; aber dem ging es eben ſo.

Indem ſie nun traurig und beſchämt da ſtanden, kam der Vater mit ſeinem Freunde, und erſchrak, als er die Verwüſtung im Garten und die Unluſt an ſeinen Kindern ſahe. —

Sie wollten erzählen, aber konnten nicht; endlich brachte es Ludewig ſtotternd heraus.

Der Vater bat ſeinen Freund für ſie um Verzeihung, der zum Glück einer von den Menſchen war, die leicht verzeihen, und es gern that.

Dann blickte er ſie ernſthaft an, und wollte ſie wieder verlaſſen.

Aber die Kinder hingen ſich an ſeinen Arm: O beſter Vater! baten ſie, laß uns nicht wieder allein; du ſiehſt, wir ſind noch nicht gut genug, daß wir allein bleiben können. Wir wiſſens nun, wie nöthig wir deiner Aufſicht haben. Gewiß, wir wollen nicht eher wieder verlangen, allein zu ſeyn, bis wir uns gewöhnt haben, immer an uns zu denken, und uns immer erſt zu fragen, obs auch gut iſt, was wir thun wollen?

Karoline Rudolphi.

2.

Die Geſetze in China gebieten, daß einem, der mit öffentlichen Geldern untreu iſt, die Hände abgehauen werden ſollen. Ein Mandarin machte ſich einſt dieſer Strafe ſchuldig; ſeine Tochter, eine ſchöne junge Dame, wagte es, für ihren Vater zu bitten. Wie ſie vor dem Kaiſer erſchien, ſagte ſie: „Ich leugne nicht, großer Kaiſer, mein unglücklicher Vater hat die Strafe verdient, und er muß, den Geſetzen gemäß, ſeine beiden Hände verlieren, — hier ſind ſie, fügte ſie hinzu, indem ſie ihre Handſchuhe auszog. Ja, großer Prinz, dieſe Hände hier gehören meinem unglücklichen Vater; ſo unnütze als ſie zum Unterhalt ſeiner Haushaltung ſind, übergiebt er ſie willig den ſtrengen Geſetzen, um diejenigen zu erhalten, die uns alle, meinen Großvater, meine Brüder, meine Schweſtern und mich ernähren müſſen.“ Der Vater wurde vom Kaiſer um ſeiner Tochter willen begnadiget. **Sulzer.**

3.

Es war einmal Krieg, und der König brauchte viele Rekruten, um den Abgang der Soldaten zu erſetzen, die er in verſchiedenen

Schlach

Schlachten verloren hatte. Da wurde unter andern auch der junge Grünberg, eines Bauern Sohn, mit zum Rekruten genommen, wurde Soldat und hielt ſich ſo gut, daß alle ſeine Officiere mit ihm wohl zufrieden waren. Er war nur eine kleine Zeit Gemeiner, ſo wurde er Korporal, und ſtieg bald immer höher, bis er gegen das Ende des Kriegs ſogar Oberſter wurde.

Da der Friede geſchloſſen war, und der Oberſte Grünberg nun ruhig in ſeinem Hauſe wohnen konnte, dachte er zuerſt darauf, ſeinen Vater zu verſorgen, der nun wegen ſeines Alters und ſeiner Kraftloſigkeit wenig mehr arbeiten konnte.

Er nahm ihn alſo zu ſich, ließ ihn reinlich kleiden, gab ihm ein bequemes Zimmer ein, ließ ihn, zu ſeinem Vergnügen, den Garten bearbeiten, ließ ihn mit an ſeiner Tafel ſpeiſen, auch alsdann, wann er vornehme Gäſte bey ſich hatte.

Dieß nahmen ihm oft die Vornehmen vor übel.

Einmal rümpfte auch ein junger Fähndrich die Naſe darüber, daß er an einem Tiſche ſpeiſen ſollte, an dem ein Bauer ſaß. Der Oberſie bemerkte es, und ſagte: Mein Herr! Wer über meinen Vater ſpottet, der ſpottet über mich. Dieſer Mann iſt es, der mich zum Oberſten gemacht hat. Auf dieſen Armen hat er mich getragen, mit dieſen Händen hat er mich umher geführt, bis ich ſelbſt gehen konnte; er iſts, der mich ſprechen lehrte, und mit dieſen ſeinen dürren Armen mir viele Jahre lang Unterhalt verſchafft hat. Wenn dieſer Mann nicht mein erſter Verpfleger und Verſorger geweſen wäre: hätte ich nicht verderben müſſen?

Nimmermehr hätte ich können Officier werden, wenn ich nicht hätte leſen, ſchreiben und rechnen können. Und das alles hat er mich theils ſelbſt gelehrt, theils hat er dafür geſorgt, daß es andere mich lehren mußten. Von ihm lernte ich Beſchwerlichkeiten aushalten, gegen meine Vorgeſetzten gehorſam und gegen jedermann rechtſchaffen zu ſeyn.

Hätte ich dieß nicht gelernt gehabt, ſo führte ich vermuthlich die Muſkete noch.

Die ganze Geſellſchaft hörte mit großer Verwunderung dem Oberſten zu, und bezeigte nicht nur ihre Hochachtung einem ſo würdigen Vater, ſondern auch dem eben ſo würdigen

Sohne, der des Vaters Verdienſte zu ſchätzen wußte, und gegen ſie dankbar war. S.

Auch Stiefeltern ſind unſerer Liebe werth.

I.

Ferdinanden entriß der Tod, ſchon im ſechſten Jahre, ſeinen Vater, der ein Kaufmann war. Er fühlte den Verluſt deſſelben nur allzuſehr. Seine betrübte Mutter war nicht wohl im Stande, die Handlung fortzuführen. Bald verlor ſie da und dort Geld bey Leuten, denen ihr Mann Vorſchuß gethan hatte, bald wurde ſie mit der Waare, die ſie einkaufte, betrogen, bald mußte ſie dieſelbe zu theuer bezahlen, und alſo auch wieder theurer, als andere Kaufleute, verkaufen. Dieß bewog viele, die ſonſt bey ihrem Manne gekauft hatten, ihre Waare bey andern zu nehmen. Und die gute Mutter beſorgte deswegen ſehr, daß ſie am Ende gänzlich verarmen würde.

Weil die ganze Laſt der Haushaltung auf ihr lag, ſo konnte ſie unmöglich viel auf Ferdinanden ſehen. Der lief alſo umher, lernte nichts, und nahm allerley Untugenden an.

Da fand ſich ein junger Mann, der ſich um der Mutter Liebe bewarb, ſie heyrathete, und auf dieſe Art Ferdinands Stiefvater wurde. Ferdinanden war dieß gar nicht recht. Man hatte ihm geſagt, die Stiefväter wären harte Leute, die die Kinder des vorigen Mannes nicht lieb hätten, ſie ſchlügen, und auf allerley Art ihnen Unrecht thäten. Deswegen war er am Tage der Hochzeit ſehr betrübt, und konnte faſt keinen Biſſen eſſen.

Nach der Zeit ſah er aber bald ein, daß er ſich geirrt habe. Sein lieber Stiefvater liebte ihn, wie ſein eigen Kind; er lehrte ihn ſchreiben und leſen, gewöhnte ihm ſeine Fehler ab, nahm einen jungen Mann an, der ihn im Zeichnen und in der Muſik unterrichten mußte. Da er größer war, lehrte er ihn die Handlung.

Die Handlung ſelbſt brachte er bald wieder in die vorige Ordnung, ſo daß Ferdinands Mutter gegen alle Sorgen hinlänglich gedeckt wurde.

Dieſe große Liebe ſeines Stiefvaters hat er nach der Zeit, da er groß wurde, ſehr oft gerühmt, und geſagt: Ich wüßte nicht, was aus mir würde geworden ſeyn, wenn mir Gott nicht dieſen lieben Stiefvater geſchenkt hätte, der mir Unterhalt und Erziehung verſchafft hat.

S.

2.

Dorchen und Lorchen hatten eine Mutter, die ſie gar herzlich liebte, und für ihre Verpflegung, Reinigung und Erziehung, recht zärtlich ſorgte. Aber ach! ſie hatten ſie nicht lange. Denn als ſie einmal aus einer Geſellſchaft nach Hauſe kam, klagte ſie über Kopfſchmerz, bekam einen ſo heftigen Froſt, daß ſie ſich zu Bette legen mußte; darauf folgte eine ſtarke Hitze, die immer mehr zunahm, ſo daß ſie, nach etlichen Tagen, ihren Körper ablegte, und in eine andere Welt überging.

Da weinten Dorchen und Lorchen; und ſie hatten es auch wirklich Urſache zu weinen. Denn ſie fühlten jeden Tag, wie viel ſie an ihrer Mutter verloren hatten.

Der liebe Vater war mit ſo vielen Geſchäften beladen, daß er die Sorge für ſeine Kinder gänzlich der Mutter hatte überlaſſen müſſen. Und dieſe war nun nicht mehr da. Zwar trug der Vater einer Magd auf, daß ſie für ſeine Kinder ſorgen ſollte; ſie that es wohl auch, aber

noch

noch lange nicht ſo gut, als es die Mutter gethan hatte. Sie begegnete ihnen hämiſch, ſchalt ſie, wenn ſie etwas verſahen, und gab ihnen wohl gar Stöße mit der Fauſt, wenn ſie ſich vertheidigen wollten.

Um ihre Reinigung bekümmerte ſie ſich ſehr wenig; ſie ließ ſie ſehr oft ungekämmt und ungewaſchen und mit unbeſchnittnen Nägeln gehen. Die Leibwäſche und die Kleider, die ſie noch von ihrer Mutter hatten, wurden ſchmutzig und zerriſſen, und ſie ſah nicht darauf, daß ſie hinlänglich gereinigt und ausgebeſſert wurden. Da gingen nun die Mädchen, die ſonſt ſo reinlich waren, daß jedermann ſie gern ſah, ſchmutzig und zerriſſen einher, und alle, die ſie ſahen, ſagten: die armen Kinder! man ſieht wohl, daß ſie keine Mutter mehr haben. Das ſchlimmſte aber war, daß ſie ſich ſelbſt auch verſchlimmerten. Sonſt, da ſie ihre freundliche, gefällige Mutter noch hatten, waren ſie ſo freundlich und gefällig, daß es ein Vergnügen war, mit ihnen umzugehen. Weil ſie nun aber immer hämiſch behandelt wurden, wurden ſie auch unfreundlich und hämiſch, und zankten ſich beſtändig. Bey den Lebzeiten der Mutter ſah man ſie niemals müßig: bald ſaßen ſie bey dem Spinnrade, bald ſtrickten oder nähten ſie, und wenn ſie ermüdet waren, erholten ſie ſich durch ein kurzes Spiel. Nun aber gingen ſie umher ohne Geſchäfte, hatten Langeweile und klagten beſtändig, daß ſie nicht wüßten, was ſie vornehmen ſollten.

Der gute Vater ſah es, und betrübte ſich, konnte es aber nicht ändern: denn ſeine Geſchäfte waren ſo mannigfaltig, daß er unmöglich an die Kinder denken konnte.

Endlich ſagte er einmal zu ihnen: lieben Kinder, ihr verderbt ganz, wenn ihr immer ohne Mutter bleibt; ich muß dafür ſorgen, daß ich euch eine andere Mutter ſchaffe. Da fielen ſie ihm um den Hals und küßten ihn, und baten, daß er es doch ja thun möchte.

Er that es auch wirklich. Ehe die Kinder ſich verſahen, brachte er ein junges freundliches Frauenzimmer mit nach Hauſe, ſtellte es ſeinen Kindern vor, und ſagte: ſeht, lieben Kinder, dieſes liebe Frauenzimmer hat ſich entſchloſſen, eure Mutter zu werden! Da lächelten ſie und küßten ihre Hände. Sie aber umarmte und küßte ſie, und ſagte: Von dieſer Stunde an ſeyd ihr meine Kinder. Ich werde mich bemühen, an euch alles das zu thun, was ſonſt eure gute Mutter an euch gethan hat.

Sie hielt es auch redlich: denn kaum hatte ſie der Vater geheyrathet, und in ſein Haus genommen, ſo war ihre ganze Sorge auf Dorchen und Lorchen gerichtet. Sie ſah ihre Kleidung durch, ließ waſchen, was ſchmutzig war, beſſerte das Zerrißne aus, und bat den Vater, ſtatt deſſen, was unbrauchbar worden war, etwas neues zu kaufen. Sie war um die Kinder bey dem Aufſtehen, und ſah darauf, daß ſie ſich in allen Stücken reinlich hielten. Sie bekamen Flachs zum Spinnen, und Garn zum Stricken, ſie lehrte ſie das Nähen und Stricken, und die Kinder befanden ſich weit beſſer, weil ſie immer beſchäftigt waren. Und weil ſie jeden Morgen, wann ſie erwachten, ein freundliches Geſicht erblickten, und lauter Liebe und Gefälligkeit an der guten Stiefmutter ſahen, ſo verlor ſich nach und nach das mürriſche und hämiſche Weſen, das ſie ſonſt angenommen hatten, und ſie wurden in ihrem ganzen Betragen ſo anmuthig, als die liebe Stiefmutter.

Nach einiger Zeit bekamen ſie einen Beſuch von der Schweſter ihrer verſtorbnen Mutter. Kaum erblickte ſie dieſelben, ſo vergoß ſie vor Freuden Thränen, küßte ſie, und ſagte: O! Gott ſey Lob und Dank! nun ſeh ich doch meine Mümchen wieder! die lieben, reinlichen, fleißigen, Mädchen, die ſie bey Lebzeiten ihrer Mutter waren; o lieben Mädchen! erkennt, erkennt, was ihr an eurer Stiefmutter habt! habt ſie lieb und gehorcht ihr, denn ihr wäret die unglücklichſten Kinder geworden, wenn ſie ſich eurer nicht angenommen hätte!

Da ſie dieſes ſagte, trat die liebe Stiefmutter ſelbſt in das Zimmer. Sie fiel ihr ſogleich um den Hals, und drückte ſie an ihre Bruſt. O beſte Frau, ſagte ſie, nehmen Sie meinen herzlichen Dank an, im Namen meiner ſeligen Schweſter, für alles Gute, das Sie an ihren Kindern thun! O liebe, o würdige Frau! Wer kann Ihnen vergelten die Liebe, die Sie dieſen verlaßnen Waiſen erzeigen. Gott, Gott, wirds Ihnen vergelten! und wenn Sie in jene Welt kommen, ſo wird meine Schweſter ſelbſt Sie empfangen, und Ihnen ihre Dankbarkeit be-

bezeigen, für die Muttertreue, die Sie ihren Kindern erwieſen haben. S.

Wie hoch Lehrer zu achten ſind.

1.

In einem gewiſſen Dorfe wohnte der Herr von **Windhauſen**, ein reicher Edelmann, der über das ganze Dorf zu befehlen hatte. Dieſer war von Jugend auf Soldat geweſen, und konnte die Gelehrten nicht leiden. Darum gab er ſeinem Sohne **Anton** auch keinen Hofmeiſter, ſondern ließ ihn unter den Bedienten und Mägden aufwachſen. Dieſe hießen ihn liebes **Junkerchen** und gnädiges Herrchen, und thaten und gaben ihm alles, was er gern hatte. Niemand verwies ihm ſeine Unarten und übeln Gewohnheiten, oder hielt ihn an, etwas nützliches zu lernen. Der Jäger ſagte ſogar oft zu ihm: das Lernen gehört für des Paſtors Kinder; ein reicher Edelmann, wie er, brauche nicht zu ſtudieren oder zu arbeiten. **Junker Anton** that alſo den ganzen Tag nichts, als eſſen, trinken, herumlaufen, reuten, fahren, jagen, Fiſche und Vögel fangen, und mit einem ſchwarzen Ziegenbocke ſpielen, den ihm ſein Vater geſchenkt hatte. Die Hunde waren ſeine beſten Freunde. Da nun Junker Anton groß war, war er dumm und hochmüthig, auch grob und ungezogen dabey: deswegen lachte man ihn überall aus, wo er hinkam, und niemand wollte was mit ihm zu thun haben. Einmal ſchickte ihn ſein Vater an den Hof eines benachbarten Fürſten, daß er ſich daſelbſt bekannt machen ſollte: da blieb er im Hereingehen in des Fürſten Zimmer mit dem Degen zwiſchen der Thüre ſtecken, und als ihm der Kammerherr, der ihn einführte, losgeholfen hatte, ſcharrte er bey der Verbeugung, die er dem Fürſten machte, ſo ungeſchickt mit dem Fuße hinten aus, daß er den Kammerherrn vor das Schienbein trat. Seiner Familie wegen behielt ihn der Fürſt doch bey ſich zu Tiſche. Wenn er da nach etwas gefragt wurde, war ſeine Antwort: **ich weiß nicht**, oder **was gehts mich an?** Einmal wollte er von ſeinem Ziegenbock etwas erzählen: da ſtotterte er ſo ſehr, daß es niemand verſtund. Was andre ſprachen, darauf gab er nicht Achtung, ſondern ſpielte unterdeſſen mit den Füßen, und trat ſich einen Schuh nach dem andern aus und zog ihn wieder an; welches er immer während des Eſſens zu thun pflegte. Unglücklicher Weiſe merkte dieſes ein leichtfertiger Page. Der ſtahl ihm einen Schuh weg und ſetzte ihn aufs Kamin, kurz zuvor, ehe man von der Tafel aufſtund. Junker Anton wurde todtenblaß, da er ſeinen Schuh nicht wieder fand; aber ehe er ſich darnach umſehen konnte, ſtund man auf, und ein Bedienter zog den Stuhl hinter ihm weg. Da ſtund Junker Anton mit einem Schuh. Die Gegenwart des Fürſten konnte das laute Gelächter nicht hindern, in welches die Geſellſchaft ausbrach. Der Page bekam zwar einen Verweis, aber dem Junker Anton gab der Fürſt zu verſtehen, er möchte erſt beſſere Sitten lernen, ehe er wieder käme. Dieſer beſchloß in ſeinem Herzen, ein andermal lieber mit ſeinen Hunden zu eſſen, als mit Fürſten. Aus andern Geſellſchaften kam Junker Anton faſt nie ohne Zank und Streit hinweg, wurde auch einigemal ausgeprügelt, da ers zu grob gemacht hatte. Zu Hauſe hatte er immer lange Weile, weil er nicht arbeitete, und auch an den unſchuldigen Vergnügungen des Landlebens keinen Geſchmack fand. Als endlich ſein Vater geſtorben war, heyrathete er ein Fräulein aus einer der älteſten Familien. Alle Vernünftige ſagten, daß er ſehr ſchlecht gewählt habe. Sie war in einer großen Stadt erzogen, liebte das Vergnügen und die Pracht, und nahm den Junker Anton nicht deswegen, weil ſie ihn lieb hatte, ſondern um ſich von ſeinem Gelde mit ihren guten Freunden luſtig zu machen. Von ſeiner Hochzeit an wurde nun ſein Haus nicht leer von Fremden, die man aufs herrlichſte bewirthete. Im Winter mußte er in der Stadt wohnen, und alle Tage ſchmauſen. Seine Frau machte alle neue Moden mit. Ihre vornehmen Vettern borgten ihm Geld ab, und bezahlten es nicht wieder. Weil nun der arme Junker nicht Rechnen gelernt hatte, und nicht einmal recht wußte, wie weit ſeine Einkünfte reichten, und ſo einfältig war, alles zu thun, was ſeine Frau haben wollte: ſo wurde er nach und nach immer ärmer, und machte ſo viele Schulden, daß ihm die Gläubiger zuletzt ſein Gut wegnahmen, und er ſich nun jährlich mit 500 Thalern behelfen mußte, da er zuvor 5000 gehabt hatte. Seiner beiden Söhne erbarmte ſich noch der Fürſt, und nahm ſie ins Cadettenhaus auf, wo ſie zu Soldaten erzogen wurden. So gings dem armen Anton von Windhauſen, weil er in der

Jugend keinen Freund und Lehrer hatte, der ihm ſagte, wie mans machen muß, wenn man vergnügt und glücklich in der Welt leben will. Er wäre ſonſt wohl ein guter Menſch geworden; denn ſein Gemüth war gar nicht boshaft.

Becker.

2.

Nicht weit von dieſem Dorfe war noch ein kleines Gütchen, welches kaum 700 Thaler eintrug. Dieſes beſaß der Herr von **Edelheim** und lebte ſehr glücklich darauf. Er hatte auch einen Sohn, Namens **Carl**. Deſſen Erziehung vertrauete er einem rechtſchaffenen und geſchickten Manne an, dem er wie einem Bruder begegnete und jährlich 150 Thaler Gehalt gab. Denn er glaubte, es ſey für ſeinen Sohn beſſer, wenn er arm und dabey geſchickt, redlich und wohlgeſittet wäre, als wenn er bey großem Reichthume ſchlechte Geſinnungen, üble Gewohnheiten und keinen Verſtand, hätte. Herr **Schwarz**, ſo hieß der Hofmeiſter, lehrte ſeinen Zögling, wie man alles Schöne und Gute, das Gott erſchaffen hat, recht genießen, ſich ſelbſt immer mehr verbeſſern, andern Menſchen Dienſte leiſten und ihnen Vergnügen machen, und in jedem

Stande und Alter ſo leben könne, daß man Gott und die Menſchen zum Freunde habe. Carl von Edelheim ſah auch bald ein, wie gut es ſein Hofmeiſter mit ihm meynte, und liebte ihn wie ſeinen zweyten Vater. Er lernte alſo alles, was er zu lernen hatte, mit Vergnügen, prägte die Lebensregeln, die ihm Herr Schwarz gab, tief in ſeine junge Seele, und übte ſie täglich aus. Da er erwachſen war, wurde er von jedermann geliebt und hochgeſchätzt. Der Fürſt lernte ihn kennen, und vertraute ihm, wegen ſeiner Geſchicklichkeit in den Regierungsgeſchäften, die oberſte Stelle unter ſeinen Miniſtern an. Er heyrathete eine liebenswürdige und tugendhafte Perſon, die ihn durch ihren reizenden Umgang nach den Geſchäften aufheiterte. Er hatte Kinder, die ſo gut wurden wie er, und Gott ſegnete ſeine Einnahme ſo ſehr, daß er ſeines reichen Nachbars, des Herrn von Windhauſen, Gut kaufen konnte, als die Schulden dieſen herausgetrieben hatten. Herr Schwarz blieb ſein Freund und Rathgeber, auch da er ſchon Miniſter war; und es hat ihn nie gereuet, die Rathſchläge deſſelben befolgt zu haben.

Becker.

Wie nützlich das Geſinde ſey.

I.

Andreas Feldmann lebte mit ſeiner Familie auf einem kleinen Landgute, das er ſich gekauft hatte. In der Stadt war er des langen Schlaſens, des unnöthigen Putzes, der langweiligen Viſiten, und des beſtändigen Schmauſens und Faullenzens müde worden: auch hatte ihm die dicke Luft, und die faulen Ausdünſtungen eine Engbrüſtigkeit zugezogen. Darum hatte er ſich aufs Land begeben. Hier athmete er freyer, würzte ſein ländliches Mahl durch Arbeit, aß und trank, was ihm ſein Feld, Garten und Heerden einbrachten, und war geſund und vergnügt. Zwey Knechte, die ihm den Acker bauen halfen, und drey Mägde, die das Vieh und die Hauswirthſchaft beſorgten, hielt er wie ſeine Kinder. Er nannte ſie oft ſeine Söhne und Töchter. Sie aßen mit ihm an einem Tiſche, weil ſie das, was gegeſſen wurde, mit verdient hatten. Wenn ſie nun von der Arbeit kamen und ſich zum Eſſen ſetzen wollten, ſagte er oft zu ſeinen Kindern: Da ſeht einmal, Kinder! wie **Michel** und **Hans** ge-

geackert haben, daß ihnen noch der Schweiß über die Locken läuft: und wenn Liſe nicht gebuttert, gekäſt, und dieß gute Gericht gekocht hätte, nach dem euch ſchon das Maul wäſſert, müßten wir mit leerem Magen ins Bette gehen. Betet ja für die guten Leute, daß ihnen nach der vielen Arbeit nun auch das Eſſen wohl bekomme. Habt ſie lieb, und macht ihnen keinen Verdruß; ſie haben es zehnfach verdient. Ein andermal ſagte er, wenn die Kinder mit reiner Wäſche erſchienen: Bedenkt ihr auch, daß Chriſtine das ſo weiß gewaſchen hat? Seyd ja recht freundlich und beſcheiden gegen ſie und die andern Mägde. Ihr müßtet im Unflathe erſticken, wenn die guten Leute nicht thäten: denn ihr ſeht wohl, daß eure liebe Mutter nicht fertig werden kann, und ſelber könnt ihr euch noch nicht helfen. Auch pflegte er zuweilen des Edelmannes Knecht mit ſeinem Herrn zu vergleichen, und meynte, jener müßte eigentlich edel genannt werden, weil er durch Fleiß und Arbeit das hervorbrächte, was der Edelmann in Unthätigkeit verzehrte. Durch dieſes Betragen gegen ſeine Leute machte er, daß ſie ihn wie einen Vater liebten, und ſo fleißig dran waren, daß in kur-

zer

zer Zeit ſein Gütchen um die Hälfte mehr eintrug, als da ers angetreten hatte. Aber nun kam ein Misjahr, da er nicht einmal genug zum Saamen erndtete, weil ein ſpäter Froſt die Saat getroffen hatte. Da wurde aller Vorrath aufgezehrt, und das vorher erworbene Geld alles zugeſetzt. Doch erhielt die Hoffnung der nächſten Erndte noch den Muth. Allein ſie ſchlug fehl. Ein anhaltendes Regenwetter machte, daß das Korn auf dem Halme auswuchs, und ganz unbrauchbar wurde. In eben dem Jahre verlor Herr Feldmann den Reſt ſeines Vermögens, ein Kapital von 5000 Thalern, das ihm von dem Ankauſe des Gütchens übrig geblieben war, durch den Bankrutt eines verſchwenderiſchen Kaufmanns. Nun war guter Rath theuer. Borgen mochte er nicht, weil er dachte, es würde ihm in der Folge noch ſchlimmer gehn, wenn er, außer ſeinen bisherigen Ausgaben, auch noch Zinſen bezahlen müßte. Das einzige, was er thun konnte, war, zu ſparen. Er berufte alſo ſeine Leute zuſammen und ſagte ihnen: „Meine lieben Kinder, ihr ſeht ſelbſt, daß es mit unſrer Wirthſchaft nicht mehr ſo fort gehen kann, wenn ich nicht zum Bettler werden will. Ich weiß mir vor der Hand nicht anders zu helfen, als daß wir die Woche nur zweymal Fleiſch eſſen, des Abends mit Käſe und Brod vorlieb nehmen, und daß ich euch den Thaler wieder abziehe, den ich euch vor zwey Jahren zugelegt habe. Dazu mögen Ein Knecht und Eine Magd, denen dieſes am wenigſten gefällt, ihren Abſchied nehmen, und wir andern theilen uns dann in ihre Arbeit.“ Da fiengen ſie alle an zu weinen. Michel ſagte: ich bleibe, wenn wir auch lauter trocken Brod eſſen ſollen. Hans wollte für zwey Thaler weniger dienen, auch wohl gar umſonſt. Die Mägde ſchluchzten überlaut, und keine wollte ihren Abſchied. Endlich beredeten ſie ſich unter einander, die Mägde wollten alle Tage zwey Stunden länger, als bisher, ſpinnen, und aufs Frühjahr fremde Leinwand für Geld in die Bleiche nehmen, weils ein Begießen wäre; auch wollten ſie, eine um die andere, die Butter zwey Stunden weiter in eine größere Stadt zu Markte tragen, wo ſie mehr dafür bekämen. Die Knechte ſchlugen vor, die Tage, die ſie von der Feldarbeit abbrechen könnten, für den Edelmann Baufuhren zu thun, und ausmiſten wollten ſie des Sonntags nach beyden Kirchen. Alle erboten ſich auch, Herrn Feldmann die Paar Thaler vorzuſchießen, die ſie ſich bey ihm geſammlet hatten, oder mit ihrem Lohne ein Jahr zu warten. Nur möchte er keines verſtoßen: er hätte ſie ja ſo oft ſeine Kinder genannt; und Gott würde ſchon weiter helfen, wenn ſie recht fromm und fleißig wären. Da konnte ihnen Herr Feldmann nicht länger widerſtehen. Er faltete die Hände und dankte Gott für die guten Leute, die er ihm beſcheret hatte. Mit Freuden gings dann an die Arbeit. Jedes hielt, was er verſprochen hatte. Ueber dem fleißigen Arbeiten verging das ſchlimme Jahr, man wußte nicht wie, und das folgende gab eine reichliche Ernte. So gewann Herr Feldmann in einigen Jahren mehr, als er verloren hatte, beſonders da ſeine eignen Kinder größer wurden und arbeiten halfen, wie es ihre Schuldigkeit war. Die treuen Dienſtboten verließen ihn auch nicht, da ſie heyratheten: lieber wären ſie ledig geblieben. Aber er bauete ihnen etliche kleine Häuſer auf ſeinen Hof, und gab jedem ein Stückchen Land zum Garten. Da heyrathete Michel Chriſtinen, und Hans Liſen, und dienten ihm treu und redlich bis an ihren Tod. Er wurde zuletzt ſo reich, daß er ſeiner beiden Nachbarn ihre Güter dazu kaufte, und ſeine zwey älteſten Söhne darauf ſetzte.

Becker.

2.

In einer großen Stadt wurde neulich eine vornehme und reiche Frau begraben: aber niemand weinte um ſie. Dieſe ſo unglückliche Frau, die von allen Leuten verachtet wurde, war eines reichen Brauers, Meiſter Stadtbiers, Tochter, und hatte einen armen Hofrath, Namens **Valentin**, geheyrathet: war aber ihres Reichthums gar nicht froh geworden, ſondern vor Kummer über ihre ſchlechte Aufführung und Denkungsart geſtorben. Mit ihrem Hausgeſinde pflegte es dieſe Frau Hofräthin ſo zu halten: dem Bedienten gab ſie das gewöhnliche Koſtgeld und Livree: nahm aber die alten Treſſen zum Ausbrennen zurück, wenn er eine neue Livree bekam. Die Trinkgelder wurden in eine Büchſe gethan, wozu ſie den Schlüſſel hatte, und **Heinrich**, der dreyzehnte, der ihr davon lief, hatte einmal nachgerechnet, daß beynahe die Hälfte davon fehlte, als es unter das Geſinde vertheilt wurde. Das Kartengeld, welches ſie ſich bezahlen ließ, wann ſie Spielgeſellſchaft hatte, nahm ſie für ſich, da es ſonſt den Bedienten gehört; ließ auch die gebrauchten Karten etlichemal beſchneiden und für neue auslegen. Die Mägde kamen Sommer und Winter in keine Stube. Ihr Tiſch war der Heerd. In die Küche kam die Frau Hofräthin, bloß um ihnen das Brod in die Hand zu ſchneiden, und das halb geſchmelzte Eſſen abzuwägen, und alles, was eßbar war, zu verſchließen. Wie viel Fleiſch an jedem Knochen blieb, der vom ſogenannten Herrſchaftstiſche wieder herauskam, merkte ſie ſich auf ein Haar. Die gewöhnliche Anrede, mit der ſie ihre Beſtellungen an die Hausleute austheilte, war: hört ihr Menſch! thut den Augenblick dieß oder das, und ſcheert euch vom Fleck; hebe die faulen Knochen auf, daß ich euch nicht vor die lange Weile füttern muß. Hatte eins was verſehen, ſo ſagte ſie: Lumpenpack, Schandmenſch, Tagedieb, und andere garſtige Worte, die wohlgezogenen Leuten gar nicht bekannt ſind. Sie ſchlug ſogar um ſich und trat nach den Leuten, wie ein unbändiges Pferd. Was vom Hausgeräthe zerbrochen wurde, oder ſonſt zu Schaden kam, wurde dem

Geſinde am Lohne abgezogen, wenn es auch gar keine Schuld daran hatte. Durch dieſe und andere Unarten brachte es die Frau Hofräthin nach und nach ſo weit, daß niemand mehr bey ihr dienen wollte. Sie mußte daher doppelten Leihkauf geben, und etliche Thaler mehr Lohn, als andere. Gleichwohl behielt ſie keinen Dienſtboten länger als ein Vierteljahr, und meiſtens kamen bloß ſolche zu ihr, die wegen Diebſtahl, oder Faulheit, von andern Herrſchaften waren fortgejagt worden. Gemeiniglich ſuchten ſich dann dieſe für das Ungemach, das ſie von ihr ausſtehen mußten, dadurch zu rächen, daß ſie Kaſten und Kiſten aufbrachen, und davon ſchleppten, was ſie konnten. Je älter ſie nun wurde, deſto ſchlimmer wurde ſie, und endlich konnte es gar niemand bey ihr aushalten. Da mußte ſie ſich ſelbſt bedienen, und, weil ſie wegen ihres vielen unnöthigen Aergers ſchwach und kränklich geworden war, und nicht ordentlich aufräumen konnte, ſo ſah es nun in ihrem Hauſe aus, wie in einem Schweinſtalle. Das Eſſen ließ ſie ſich aus dem Gaſthofe bringen, und mußte nehmen, was man ihr ſchickte. Ihr Bette mußte ſie ſelbſt machen; und konnte es ſo

ſchlecht,

ſchlecht, daß ſie ſich wund lag. Zuletzt ſtieg ſie einmal auf einen Stuhl, um ein Geſchirr oben auf das Töpfenbret zu ſtellen. Weil dieſes aber etwas ſchwer war, ſo überſchlug ſie ſich damit, fiel herunter, und brach das linke Bein entzwey. Da war nun niemand, der ihr helfen konnte; ſie ſchrie aber ſo entſetzlich, daß es endlich die Nachbarn hörten und ihr zu Hülfe kamen. Man brachte ſie ins Bette und verband ſie. Ihre Anverwandten beredeten eine dienſtloſe Magd und einen Barbiergeſellen, der eben in die Fremde gehen wollte, für einen anſehnlichen Lohn, bey ihr zu bleiben. Aber ſie konnten ſie nicht retten. Sie ſtarb, indem ihr Blut durch den vielen Zorn und Verdruß, dem ſie ſich in ihrem Leben überlaſſen hatte, ſo verdorben war, daß ſie, außer einem heftigen Wundfieber, auch den kalten Brand am Beine bekam. Ihre Anverwandten, die ſie beerbten, ließen ſie nun zwar begraben, aber niemand weinte um ſie.

Becker.

Es giebt unter allen Religionspartheyen gute Menſchen.

1.

Als König Eduard der Erſte, von England, in einem Kreuzzuge Joſſa belagerte, und dem türkiſchen Statthalter ſehr zuſetzte: kam eines Tages ein Meuchelmörder zu ihm ins Zelt, unter dem Vorwande, daß er ein Chriſt werden wolle. Während der Unterredung aber ſtieß er ihm einen vergifteten Dolch in den Leib. Die Wunde wurde bald ſo gefährlich, daß keine Rettung mehr vorhanden zu ſeyn ſchien. Endlich fand ſich unter dem Heere ein Arzt, welcher vorgab, das einzige Mittel, das ihn dem Tode entreißen könne, ſey: wenn eine Perſon für ihn das Opfer des Todes werden, und ihm das Giſt ausſaugen wolle; aber freylich müſſe dieſe unverzüglich daran ſterben. Man kann leicht denken, daß ſich kein Menſch dazu fand. Doch nein; ſeine junge ſchöne Gemahlin, Leonore, erbot ſich zu dieſer heldenmüthigen That, und keine Verſtellung, kein Bitten und Flehen der Ihrigen konnte ſie zurück halten . . ſie vollzog die That, da er beynahe ſchon in der Todesangſt, oder doch in einer ſolchen Betäubung lag, daß er weder ſah noch hörte, was mit ihm vorging. Kaum war es geſchehen, ſo fing ſeine Geneſung an, die Wunde verlohr die Hitze, kurz, er genas, und erwachte gleichſam als aus einem Traume. Aber er erwachte zu einem weit ſchrecklichern Auftritt, wenigſtens für ihn und ſeine empfindliche Seele: denn nun fand er ſeine Gemahlin in eben dem Zuſtande eines ſich annähernden Todes, dem ſie ihn kurz vorher erſt entriſſen hatte. Seine Verzweiflung läßt ſich weit eher vorſtellen, als beſchreiben, zumal da er hörte, daß ſeine Rettung die Urſache ſey. Er ſchwur allen denen den Tod, die es ihr zugelaſſen hatten, und es blieb ihm kein Troſt übrig, als daß er mit ihr ſterben könne. In dieſer ſchrecklichen Erwartung ihres Endes verlangte ein Fremder mit ihm zu ſprechen. Da er ſchon vorher durch einen Meuchelmörder ſo unglücklich geweſen war, ſo läßt ſich leicht begreifen, wie ſchwer er den Zutritt erhielt, und nie wäre es ohne die Verſicherung geſchehen, daß er ihm Etwas zu entdecken habe, wovon ſeine ganze Glückſeligkeit abhänge. Als er in das Zelt hineintrat, gab er zu erkennen, er ſey Selim, der Statthalter von Jaffa. Eduard brach in die ſchrecklichſten Vorwürſe gegen ihn aus, weil man ihn für den Anſtifter des Mörders hielt, und glaubte, er habe ſich durch Eduards Tod von der ſchweren Belagerung befreyen wollen. — Er ſagte, der Verdacht ſey nicht ungerecht geweſen, ob er gleich einer ſo groſſen Niederträchtigkeit nicht fähig ſey; der Thäter ſey ein ſchwärmeriſcher Türke geweſen, der alles gegen einen Ungläubigen für erlaubt gehalten: er ſelbſt aber habe mit Gefahr ſeines Lebens ſich durch das chriſtliche Heer hieher gewagt, um ihn von ſeiner Unſchuld zu überzeugen. — Doch je mehr er ſich entſchuldigte, deſto bitterer wurden die Vorwürſe. — Gut, ſo muß ich dir denn den ſicherſten Beweis davon geben, ſagte er, und ging hiermit zum Zelte hinaus, und ließ ihn in einer noch ſchrecklichern Unzufriedenheit, daß er ſich nicht gerächet hatte. — Aber, wie erſtaunte er, als er kurz darauf ſeinen vermeynten Mörder mit ſeiner geliebten Eleonore hineintreten ſah. Verwunderung und Entzücken brachten ihn auſſer ſich, und wie beſchämt ward er, als ihm ſeine Gemahlin ſagte: ſie habe ihre ſchleunige Rettung der Groſsmuth ſeines Feindes zu danken; denn indem er das Geheimniß eines Gegengifts beſäße, das unverzüglich ſeine Wirkung thäte, habe er ſich, ſobald er von ihrem Unglücke gehört, damit aufgemacht, keine Gefahr geſcheut, es ihr eingegeben und ſie dadurch vom Tode gerettet. — Eduard war durch dieſe Großmuth ſo gerührt, daß er ſogleich die Belagerung aufhub, und Friede machte. **Weiſſe.**

2.

Ein Schiff voll Reiſender, die aus Weſtphalen nach Holland gingen, daſelbſt arbeiteten, und dann mit ihrem verdienten Gelde zurückkehrten, ſtrandete, und alle waren in Gefahr, zu ertrinken.

Etwa vier Perſonen klimmten den Maſt hinan, und hielten ſich da feſt.

Einen von dieſen, der ein Bauer war, bat ein Jude um Erlaubniß, ſich an ſeinen Fuß hängen zu dürfen, weil er ſonſt nirgend mehr Rettung fand. Der Bauer verſtattete es, und der Jude ward, nebſt den übrigen, durch ein dazu kommendes Schiff gerettet.

Der Jude ſchrieb des Bauers Namen, ſeine Herkunft, den Namen des Dorfs, und die Monatszahl des unglüklichen Tages auf, dankte ſeinem Lebenserhalter, und verſprach ihm, ſobald er könnte, thätig zu zeigen, daß er erkenntlich ſey.

„Reiſe hin in Gottes Namen, ſagte der Bauer: ich that, was ein Menſch dem andern thun muß; danke nur Gott, der uns erlöſt hat vom Tode.“

Nach zwey Jahren ſchrieb der Jude an den Amtmann des Dorfs einen Brief, der ein Zeugniß der edlen Denkungsart deſſelben iſt, und ſchickte demſelben Zeuge zu Kleidern für den Bauer, ſeine Frau und Kinder, und funfzig Stück Dukaten, die er ihm in ſeinem Namen zu geben bat.

Der Bauer ſtand wie verſteinert da, rieb ſich die Augen, und weinte, als er die ihm zugeſchickten Kleider ſah.

„Nun, Gott vergelts dem Juden, ſagte er weinend! Nun tadle mir einer die Juden, und ſchelte ſie, der ſoll's mit mir zu thun haben!“

Noch größer ward ſeine Beſtürzung, als ihm der Amtmann auch die funfzig Dukaten auszahlte. Er ſprach nichts, und ſah den Amtmann

mann beſtändig an, indem der ihm den Brief vorlas.

Endlich rief er laut: „Nein, Gott! das bin ich nicht werth, für ein bißchen Bummeln am Bein! O Gott, ſegne ihn! und mache alle die Juden ſelig.“

Nachmittags bedankte ſich der Bauer mit ſeiner Frau und Kindern aufs rührendſte beym Amtmann, und der Bauer und Amtmann ſchrieben beyde ein Dankſagungsſchreiben an den edlen Juden, der ihnen nachher noch alle Jahr allerhand Geſchenke zuſchickte.

Campe.

Von dem großen Werthe eines guten Menſchen.

I.

Wilhelm Pen, ein ehrlicher Quaker, erhielt von dem engliſchen Hofe, dem ſein Vater große Dienſte geleiſtet hatte, Penſylvanien, alſo nach ihm genannt, eine der blühendſten Kolonien, welche die Engländer in Amerika beſitzen. Hier legte er eine Stadt, Philadelphia, an, ein aus zwey griechiſchen Worten zuſammengeſetztes Wort, das Bruderliebe heißt. Durch eine berühmte Urkunde, wodurch er alle zu freyen Leuten erklärte, die ſich daſelbſt niederlaſſen wollten, ſie möchten ſeyn, von welchem Volke und Glauben ſie wollten, lockte er eine Menge Menſchen aus allen Landen hin: gab Koſten zu ihrer Reiſe her, verſorgte ſie mit den nöthigen Lebensmitteln, theilte ihnen Ländereyen aus, unterſtützte ſie in ihrem Handel und Wandel, und machte die weiſeſten Geſetze und Einrichtungen zur Gerechtigkeit, zur Ruhe, zur Eintracht, zur Glückſeligkeit, ſo daß Philadelphia eine der reichſten und ſchönſten Städte in Amerika ward, und durch den erſtaunenden Handel, den es mit den Engländiſchen, Franzöſiſchen, Spaniſchen und Holländiſchen Kolonien, mit den Azoriſchen und Canariſchen Inſeln, nebſt Madera, mit England, Holland, Spanien und Portugal unterhält, ſich immer mehr verſchönert, bereichert und bevölkert hat. Das bewundernswürdigſte aber iſt, nicht ſowohl die unglaubliche Verſchiedenheit der Völker, Religionen und Sprachen, die man hier findet, als vielmehr die Einigkeit, worinnen alle dieſe

leben.

leben. Jedes hat ſeine Kirchen und Bethäuſer: und man findet nicht, daß Pen und ſeine Glaubensbrüder, die Quaker, die doch alle Gewalt in Händen hatten, theils, weil ſie die zahlreichſten, theils auch die Stifter dieſer Kolonie waren, ihr Anſehen gemisbraucht, die andern Religionen verfolgt, unterdrückt oder zu Sklaven gemacht hätten. Wer ein höchſtes Weſen bekennt, nichts wieder die Geſetze und den Staat unternimmt, war hier willkommen, und fand Mittel, durch ſeinen Fleiß groß und reich zu werden. Den Wilden, ſeinen Nachbarn, entriß Pen nicht ihr Land durch Gewalt und Liſt; ſondern kaufte ihnen dasjenige ab, wo er ſich niederlaſſen wollte, machte mit den Eingebornen Verträge, die auch heilig beobachtet wurden, und war mitten unter ihnen ohne Soldaten und Verſchanzungen geſichert. So gab ein einziger rechtſchaffener Mann einer weitläuftigen Landſchaft ſeinen Namen, machte ſie durch Tugend und Großmuth frey, bildete aus einer, im erſten Urſprunge geringen, Anzahl vertriebener Nothleidender eine Republik, die in einem halben Jahrhunderte eine volkreiche und blühende Nation wurde: verwandelte eine ungeheure

Wüſteney in ein wohlangebauetes Land, erfüllte es mit einer Menge reicher, bevölkerter, und im Ueberfluß lebender, Städte, erwarb ſich mitten unter Wilden und Ungeſitteten, bloß durch Mäßigung und Gerechtigkeit, Liebe und Hochachtung, machte Menſchen frey und glücklich. Welch ein weit größerer Ruhm, als wenn er ein ganzes Heer neue Welttheile mit Goldminen entdeckt, und Millionen Menſchen mit Sklavenfeſſeln belegt hätte! Ewig müſſe eines ſolchen Mannes Name geſegnet und in Ehren ſeyn! **Weiſſe.**

2.

Henriette war ein kleines Mädchen von acht Jahren, weder vorzüglich ſchön, noch von reichen Eltern geboren, aber von ſehr zufriedenem und frölichem Geiſte, und von gutem Herzen.

Alles Schöne, was in des lieben Gottes Welt verbreitet liegt, ſah das gute Mädchen als ſein Eigenthum an; aber keine Freude war ihm ſchmackhaft, die es nicht mit irgend einer andern Seele theilen konnte.

Nicht weit von ihrem väterlichen Hüttchen — es war auf dem Lande, — lebte ein ſehr reicher Beamter, der vier Kinder hatte. Das

Aelteſte davon, eine Tochter, war ein Jahr älter, und die andern drey jünger, als Henriette.

Sie hatte lange davon gehört, daß dieſe Kinder zwar alles, was man gewöhnlich zu den Bequemlichkeiten des Lebens rechnet, im größten Ueberfluſſe hätten, dabey aber ſo traurige, verdrießliche, übellaunige kleine Geſchöpfe wären, daß alle ihre Geſpielen ſich nach gerade von ihnen entfernt, und ſelbſt verſchiedene Hofmeiſter und Hofmeiſterinnen darum ihren Abſchied genommen hätten.

Henriette, die, wie geſagt, ſo gern überall die Freude verbreiten mochte, die ſie ſelbſt empfand, und ſo etwas gar nicht begreifen konnte, bat ihren Vater ſo inſtändig, ihr doch Eingang bey dieſen Kindern zu verſchaffen, daß er ſich endlich die Erlaubniß dazu von dem Amtmanne ausbat.

Er nahm das Anerbieten von Henriettens Vater mit Freuden an, theils weil ſich alle Geſpielen ſeiner Kinder von ſeinem Hauſe weggewöhnt, und theils, weil er ſchon von dem kleinen fröhlichen Mädchen auf der Nachbarſchaft gehört hatte, das bey ſeinem trocknen Butterbrod, und ſeinem Röckchen von Leinwand, ſo glücklich war, und ihren Eltern, und allen, die es kannten, ſo viel Freude machte.

Es war an einem herrlichen Sommerabend, als ſie zum erſtenmal hinging.

Man führte ſie hinein, und hier hätte das Anſchauen ſo vieler koſtbaren Spielſachen ſehr leicht ihre ganze Aufmerkſamkeit feſſeln können, wenn ihre Seele nicht weit ſtärker durch den Anblick der vier kleinen übellaunigen Weſen getroffen worden wäre, davon das eine in dieſem, das andere in jenem Winkel ſaß; das eine noch weinte, das andre eben die letzten verdrießlichen Worte zwiſchen den Zähnen murmelte — und die alle gelb und bleich und mager wie der abgehärmte Neid ausſahen.

Sie blieb ſtill ſtehen, bis die Aelteſte endlich ſich ſo viel zu faſſen vermochte, daß ſie ſie bey der Hand nahm, und zu den Andern führte, die ſie denn mit ſo ſchlechter Manier, als es bey übler Laune immer zu ſeyn pflegt, bewillkommten.

Es gehörte ſo viel natürliche Freundlichkeit dazu, als Henriette beſaß, um nicht von einer ſo übel geſtimmten Geſellſchaft angeſteckt zu werden; aber ſie faßte ſich bald, und, indem man ihr einen ſchönen kleinen vierſitzigen Wagen, der eben vor der Gartenthür ſtand, zum Bewundern gewieſen hatte, ſagte ſie gleich mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit:

„Er iſt ſchön: aber warum ſetzen wir uns nicht hinein?“

Ob der Ton, womit ſie dieß ſagte, ſchon fähig war, alles zu beleben und in eine andre Laune umzuſchmelzen, weiß ich nicht; genug, bey dem erſten Schritt, den Henriette that, ſprang jedes aus ſeinem Winkel an den Wagen.

Sobald es indeß an's Einſteigen gehen ſollte, ſo hieß es ſchon: „o ich muß fahren!“ und „nein, du haſt erſt gefahren!“ und „nein, ſo will ich gar nicht mit dabey ſeyn,“ und ähnliche Reden, die man täglich aus dem Munde ungezogener ſtörriſcher Kinder zu hören pflegt.

Henriette hörte kaum die erſten Töne dieſer übelſtimmigen Muſik, als ſie plötzlich einfiel: „o darf ich nicht heute der Führer von allen vieren ſeyn, da es das erſtemal iſt, daß ich hier bin? —

Umſonſt bat die Aelteſte ſie, daß ſie doch lieber in den Wagen einſitzen ſollte — denn ſo viel Gegenhöflichkeit hatte Henriettens Anerbieten ſchon gewirkt, ſie blieb dabey, „dieß mache ihr mehr Vergnügen, und ſie könnten ja nachher tauſchen.“

Dieß geſchah auch, und zwar ohne ſonderlichen Zank. Doch ereignete ſich bald eine Gelegenheit, die wieder alles zu verderben ſchien, wenn Henriettens gute Laune nicht auch hier das Gleichgewicht wieder hergeſtellt hätte.

Der Wagen lief, durch die Schuld des itzigen Führers, zu nah an eine Hecke, und um lag er!

Da lag nun das eine hier und ſtreckte die kleinen bloßen Beine aus dem Rocke in die Höhe, das andere hatte Mund und Naſe voll Sand, alles aber ſchalt und brummte mit dem Führer, und jeder gab den leichten unbedeutenden Schaden, den er gelitten hatte, für etwas großes aus, damit er nur ein Recht zu zanken hätte.

Henriette allein wollte ſich todt lachen über den Anblick, und ſtatt, daß keins von den Verdrießlichen eine Hand ausſtreckte, um dem andern zu helfen, ſo half ſie allen, einem nach dem andern, in die Höhe, und dieß wirkte denn ſo viel, daß man ſich wenigſtens in etwas beſänftigte.

Was am meiſten zu dieſer Beſchämung beytrug, war, daß man, als alles wieder in der Höhe war, ſah, daß gerade Henriette, die allein gelacht hatte, eine Beule an den Kopf bekommen, weil ſie damit an einen Baum geſchlagen war.

Fern aber, daß ſie es zugab, daß man ſie viel darüber beklagte, oder ihr was aufzulegen holte, bat ſie: nicht daran zu denken; packte eins nach dem andern wieder in dem Wagen, und verſicherte, ſie verlange weiter nichts dafür, als daß man ihr noch einmal erlaubte, der Führer davon zu ſeyn.

Dieß ward einſtimmig von allen ſo lange verſtattet, bis das Fuhrwerk mit anderm Zeitvertreibe abwechſelte.

Und von nun an war Henriette ſo in alle ihre Spiele verwebt, und hatte ſich ſchon ſo viel kleine Rechte in dem Zirkel erworben, daß ſie nur ſprechen durfte, und es geſchah.

So gewiß iſts, daß Gutherzigkeit, mit Verſtand und guter Laune begleitet, die Achtung von ſelbſt erhält, die man dem, der ſie fodert, verſagt.

Dieſer Abend war der glücklichſte, den die Schönauiſchen Kinder (ſo hieß der Amtmann) ſeit ihrer Mutter Tode jemals gehabt hatten. Man trennte ſich ungern, und bat, bald wieder zu kommen.

Da indeß Tugend kein Werk eines Augenblicks, ſondern eine lange Gewohnheit iſt: ſo mußte auch Henriette noch manche Rückkehr jener eingewurzelten übelen Laune bey dieſen armen Kindern mit anſehn.

Nicht, daß es ihnen durchaus an Gutherzigkeit, oder an Fähigkeit ſich zu freuen, gefehlt hätte: aber das Unkraut war zu groß geworden, und hatte den guten Samen, aus Mangel einer geſchickten Hand zum Ausgäten, faſt gänzlich erſtickt.

Eines Abends inſonderheit, als es ſo arg damit war, daß kein Scherz, kein Spott, keine gutherzige Bitte was vermochte, — mußte Henriette zu der Drohung greifen, ſie wollte ſie von Stund an verlaſſen, und nie wieder in ihre Geſellſchaft kommen.

Ob ſie es wirklich Willens war, oder im Stande geweſen, es zu halten, weiß ich nicht; aber der ernſte Ton, womit ſie es ſagte, und den ſie bisher nicht an ihr kannten, that ſo viel Eindruck auf die Kleinen, daß ſie ihre Zänkerey für dießmal aufgaben, und gemeinſchaftliche Sache machten, ſie von ihrem Vorſatze durch Bitten und Gelobungen zurück zu bringen.

Sie war ihnen auch wirklich nun einmal ſo nothwendig und ſo unentbehrlich zu ihrem Vergnügen geworden, daß der Tag ihnen wie drey andre lang dünkte, an dem ſie nicht wenigſtens auf ein paar Stunden zu ihnen kam.

Damit man aber ſich nicht wundre, wie ſie zu ihrem Vergnügen ſo oft auf die Nachbarſchaft gehn konnte, da ſie das einzige Kind ihrer Eltern war; das ſie gern um ſich hatten, und das ſie nicht bloß zum müßigen Spiele erzogen; ſo muß man wiſſen, daß Henriette auch nicht immer nur die tändelnde Geſpielin der kleinen Schönaus war.

Dieſes Leben würde ſie nicht lange dort gefeſſelt haben, da ſie ſchon von ihrer Mutter zu allerley kleinen Geſchäften gewöhnt worden war, die ihr eben ſo viel Freude machten, als ſie ſich und andern dadurch nützlich ward.

Sie konnte ſtricken, ein wenig nähen, etwas zeichnen, allerley Sachen artig aus Papier nachſchneiden, kleine unſchuldige, fröliche Lieder ſingen, u. d. gl. Am allerbereiteſten aber war ſie, wenns darauf ankam, ihrer Mutter bey den kleinen Haushaltungsgeſchäften zu Hülfe zu kommen, die für ihr Alter möglich waren.

Mit der Zeit war ſie auch wirklich dahin gekommen, in dem Schönauiſchen Hauſe allerley Arbeiten unter den Kleinen gangbar zu machen, die ſie in ihrer Abweſenheit vornehmen mußten, und wodurch nicht nur eine große Quelle zu Zänkereyen verſtopft, ſondern eine weit größere zum Vergnügen geöffnet ward.

Sie lehrte ſie nehmlich, ſo wie ſie es bey ihrer Mutter gewohnt war, die kleinen Arbeiten, als Strumpfbänder, kleine Tücher, die ſie genäht hatten, ja gar Schürzen und Röcke, an die Kinder der Taglöhner, die zum Hofe gehörten, wegzuſchenken, und ſich an den Freuden der Eltern und Kinder zu freuen. Eine Sache, wovon die kleinen Schönaus vorher nichts verſtanden, bloß, weil man ihnen nichts davon geſagt hatte.

Itzt aber ward es bald zur Gewohnheit, daß ſie ſchon immer im Voraus darauf dachten, und Henrietten mit zu Rathe zogen, was ſie dieſem oder jenem Kinde, das ihnen lieb war, für ein Geſchenk machen wollten.

Es iſt ſehr natürlich, zu denken, daß, da dieſer Trieb, Freude zu geben, einmal bey den Kleinen erweckt war, er ſich auf Henrietten ausdehnen mußte, die ihnen vor allen andern ſo werth war: aber der einzige Fehler von dieſer war, daß ſie nie ein Geſchenk, es ſey groß oder klein, von den Schönaus annahm, ſelbſt wenn ſie ſie mit Thränen darum baten.

Vermuthlich mußten es ihr wohl ihre Eltern aus wichtigen Urſachen verboten haben, und das war ihr genug.

Unter dieſen Umſtänden ſieht man nun leicht ein, daß ſie es erlauben konnten, daß Henriette ſo oft, als möglich, das Schönauiſche Haus beſuchte, wo ſie eben ſo viel, wo nicht mehr, Freude gab, als nahm, und die Veränderung, die ſie dort wirkte, war auch wirklich nach einiger Zeit ſo groß, daß nicht nur der Vater und das ganze Haus es bemerkte, ſondern daß ſelbſt die ganze Nachbarſchaft anfing, aufmerkſam darauf zu werden.

Nicht, daß nicht noch von Zeit zu Zeit ein Ueberbleibſel der alten Fehler, in dem Umgange der Kinder unter ſich, ſichtbar geworden wäre; aber wenn Henriette dabey war, ſo durfte ſie nur lachen, oder ſpotten, und man ſchämte ſich, oder lachte mit.

Unter andern Fehlern, davon ſie ſie unvermerkt, und ohne ſelbſt was davon zu wiſſen, beſſerte, war auch die Weichlichkeit, über jedes kleine Ungemach zu klagen, ſich vor jedem rauhen Lüftchen, vor jedem unangenehmen Anblick, zu ſcheuen und ſich zurückzuziehn.

Sie war hievon durch ihre Eltern ſo ſehr entwöhnt, daß ſie nicht nur jede Witterung ohne Schaden ihrer Geſundheit ertragen, jeden unvermeidlichen Schmerz gelaſſen aushalten, ſondern auch den Anblick von Wunden und Krankheiten an andern, ohne wegzuſehn, aushielt, ſobald es möglich war, daß ſie eine Hand mit reichen konnte.

Sobald alſo auf dem Hofe der Schönaus von den Leuten oder Kindern nur irgend einer krank war, oder einen Schaden hatte: ſo ruhte ſie nicht, ſie mußt' es ſehen, oder wenigſtens wiſſen, ob ſie nicht etwas beytragen könnte, es zu lindern.

Durch dieſen Muth und dieſe Thätigkeit brachte ſie es denn endlich dahin, daß erſt die Aelteſte, und hernach auch die Kleinen, ihrem Exempel folgten.

So ſehr wirkts, wenn man täglich Muſter vor ſich hat!

Mit der Empfindlichkeit gegen Luft und Wetter brachte ſie's noch leichter dahin, daß die kleinen Schönaus, die ihr nun einmal in allem folgten, es ihr auch in dieſem Stücke nachthaten.

Die Folge davon war, daß der Vater, der ſonſt alle Wochen einmal den Arzt aus der Stadt holen mußte, ihn nun ſchon in drey Wochen nicht gebraucht hatte: denn Fröhlichkeit und Beſchäftigung ſind die koſtbarſten Arzneyen des Himmels, und wohl den Kindern, die bey Zeiten ſich daran gewöhnen!

Auch in Anſehung der Kleidung, ſogar fingen die Schönauiſchen Kinder nach gerade an, Henriettens einfache Art der Ihrigen vorzuziehn, die ſie an dem Genuſſe ſo mancher Vergnügungen geſtört hatte.

Da dieß überwunden war, ſo hielt ſie auch nichts mehr ab, die Hand an manches häusliche

Geſchäfte zu legen, wozu Henriette beſonders große Luſt hatte.

Nunmehr gings an, daß Henriette oft ſich Gemüſe und dergleichen aus der Küche holen durfte, um es mit den übrigen Kindern auszukrüllen oder zu verleſen; ja, die Aelteſte gewann ſogar auch Geſchmack daran, ein Gericht oder Getränk, oder Gebacknes in der Küche machen zu lernen, weil ſie merkte, daß der Vater es gern mochte, oder wenn ſie hörte, daß es einem Kranken dienlich wäre.

So wurde durch die Güte eines kleinen Mädchens einer ganzen Familie die verlorne Zufriedenheit wieder geſchenkt.

E. R.

Ein böſer Menſch verdient bedauert zu werden.

I.

Leopold war ſo unglücklich, daß er ſehr viele und große Fehler an ſich hatte, die allen, die mit ihm umgingen, großen Verdruß verurſachten. Darüber wurden ſeine kleinen Freunde unwillig.

Einmal war er mit ihnen in Geſellſchaft, und alle vereinigten ſich dahin, daß ſie ein kleines Spiel um Nüſſe anfangen wollten. Ihr Vergnügen wurde aber bald durch Leopolden verderbt. Denn dieſer betrog ſie immer; wenn ſie es ihm verwieſen, ſo zankte er, und wenn er verlor, ſo wollte er nicht bezahlen.

Da er nun auch etwas an den kleinen Ferdinand verlor, und dieſer es von ihm foderte, wollte er es ihm nicht geben. Dieſer ſagte, du mußt es mir ja geben, weil du es an mich verloren haſt. Aber Leopold fuhr ihn heftig an, und ſtieß im Zorne ſolche grobe Schimpfreden aus, davor ſich jedes gute Kind ſchämt. Dadurch wurde Ferdinand ſo ſehr aufgebracht, daß er ihn ſchlagen wollte.

Wilhelm aber, der verſtändiger war, hielt ihn zurück, und ſagte: Du willſt den armen Knaben noch ſchlagen? ſiehſt du nicht, wie unglücklich er iſt? Er wird nie froh; wo er hinkommt, ſieht man ihn nicht gern; ſein Informator ſtraft ihn faſt täglich. Und du wollteſt den armen Knaben noch ſchlagen? Würdeſt du wohl einen Kranken ſchlagen, der in der Hitze ſeiner Krankheit dich beleidigte? Wirklich nicht! Nun ſo ſchlage auch dieſen armen Knaben nicht, denn er iſt krank; ſein Körper iſt zwar geſund, aber ſeine Seele iſt krank: ſehr krank, denn ſonſt würde er nicht ſo unbeſonnen handeln und ſeine Freunde gegen ſich aufbringen.

Da wurde Ferdinand beſänftigt, ließ den unartigen Leopold gehen, und bedauerte ihn.

S.

2.

Es war einmal ein böſer Menſch, der hieß Leon, der ſcheute ſich vor Gott nicht, und liebte die Menſchen nicht. Er that nur immer das, was ihm angenehm war, ohne darauf zu ſehen, ob er ſich ſelbſt dadurch ſchade und andere damit kränke. Er hielt viel auf eine prächtige Tafel, und machte ſich gar nichts daraus, wenn viele ſeiner Mitmenſchen hungern mußten, unterdeſſen daß er ſchmauſte. Weib und Kinder hielt er ſehr hart, und mit allen, die ihm nahe kamen, hatte er Zank. Mit allen, die Gärten oder Aecker neben ihm hatten, fing er Proceß an, weil er immer mehr von den ihrigen an ſich ziehen wollte, und ſie dadurch reizte, ſich ihm zu widerſetzen. Er verlieh ſein Geld gegen jährliche

Zinſen, und wenn jemand nicht im Stande war, dieſe Zinſen auf den beſtimmten Tag zu bezahlen, ſo forderte er ſein Geld wieder, und wenn es nicht ſogleich konnte aufgebracht werden, ſo war er ſo grauſam, daß er ihn zwang ſein Haus und Acker zu verkaufen, und ihn davon zu bezahlen.

Dieſer Leon nun kam einmal zu einem ſeiner Anverwandten, der ein guter und frommer Mann war. Er wurde von ihm mit einer ungemeinen Heiterkeit empfangen, und fand, daß alle ſeine Hausgenoſſen ſo heiter und ſo freundlich, als er ſelbſt, waren. Darüber verwunderte er ſich ſehr, und fragte ihn: Sagen Sie mir nur, lieber Mann! wie Sie es anfangen, daß ſie ſtets ſo heiter und fröhlich ſind, und daß alles um Sie herum ſo freundlich iſt? Ich bin ein recht unglücklicher Mann. Keine frohe Stunde habe ich auf der Welt. Da iſt immer nichts als Zank und Streit und Proceß. Kein Menſch hat mich lieb, meine eigne Frau liebt mich nicht, und meine Kinder machen mir tägliches Aergerniß. Glauben Sie mir, wenn ich Ihnen alles erzählen ſollte, was ich für Unruhe und Verdruß habe, Sie würden mich bedauren.

Auf dieſe Art, ſagte dieſer, ſind Sie allerdings zu bedauern. Denn ein Mann, der in ſich und außer ſich, in ſeinem Hauſe und außer ſeinem Hauſe keine Ruhe hat, verdient unſer ganzes Mitleiden. Aber ſind ſie nicht ſelbſt daran Urſache? Sie thun ſo viel Böſes, darüber müſſen Sie ja nothwendig Unruhe empfinden. Sie ſind unfreundlich: wie können denn da die freundlich bleiben, die um Sie ſind? Sie begegnen andern hart — wie können Sie denn erwarten, daß Sie von ihnen wieder geliebt werden?

Wahr iſts wohl, antwortete Leon. Aber ich kann mich nun nicht ändern. Wenn mir ein Groſchen verloren geht, ſo kann ich es in acht Tagen nicht vergeſſen, ſondern murre beſtändig gegen die, die um mich ſind. Es iſt mir unmöglich, daß ich Nachſicht haben kann, gegen die, die mir ſchuldig ſind. Das macht mir keine Freude, wenn ich andern Gutes thue. Es ſchmeckt mir nichts beſſer, als was ich ſelbſt eſſe.

Armer Mann! ſagte ſein Freund, ſo ſind Sie ja krank, ſehr krank an ihrer Seele. Ich beklage Sie von ganzem Herzen, und werde Sie

noch

noch mehr beklagen müſſen, wenn Sie nicht alle Ihre Kräfte anwenden, ſich bald zu beſſern.

Dieſe Gelindigkeit, dieſe wehmüthige Vorſtellung ſeines Freundes, rührte dieſen Mann ſo ſehr, daß er in ſich ging, und von ganzem Herzen ſich zu beſſern anfing. Er wurde auch wirklich täglich beſſer, und je beſſer er wurde, deſto ruhiger wurde ſein Gemüth, und deſto mehr gewannen ihn ſeine Nebenmenſchen lieb. Ob dieß auch wohl würde geſchehen ſeyn, wenn er von ſeinem Freunde wäre hart angelaſſen, und geſcholten worden?

S.

Von dem großen Werthe eines wahren Freundes.

Jeannot und Colin lernten beyde zu gleicher Zeit leſen bey dem Schulmeiſter des Dorfs.

Jeannot war der Sohn eines Mannes, der mit Mauleſeln handelte; Colin hingegen verdankte ſein Daſeyn einem braven Ackersmanne.

Dieſe beyden Knaben liebten ſich ſehr; nur dann ſah man ſie recht vergnügt, wann ſie beyſammen waren; mußten ſie ſich aber trennen, ſo war's ihnen beyden ſo bange ums Herz, daß man ſie oft mit Thränen von einander ſcheiden ſah.

Ihre Schuljahre waren beynahe verfloſſen, als der Schneider dem jungen Jeannot ein Kleid von Sammet mit einer goldgeſtickten Weſte, und einen Brief von ſeinem abweſenden Vater brachte, der zur Ueberſchrift hatte: an den jungen Herrn von Jeannotiere.

Colin bewunderte das ſchöne Kleid, und war ganz und gar nicht eiferſüchtig darüber: aber Jeannot machte von der Zeit an ihm ein vornehmes Geſicht, und darüber betrübte ſich der gute Junge.

Von nun an gab Jeannot ſich gar keine Mühe mehr, etwas zu lernen, brachte ſeine meiſte Zeit vor dem Spiegel zu, und fing an — o der Unverſtändige! alle andere Leute gegen ſich gering zu ſchätzen.

Einige Zeit hernach kam ein Kammerdiener auf Extrapoſt mit einem zweyten Briefe an den jungen Herrn Marki von Jeannotiere an.

Dieſer Brief enthielt einen Befehl des Herrn Vaters an den Herrn Sohn, nach Paris zu kommen.

Jeannot ſtieg in die Kutſche, indem er mit vornehmer Miene dem armen Colin die Hand reichte, als wenn er ihn ſeiner Gnade verſichern wollte.

Colin fühlte ſein Nichts, und weinte. Jeannot fuhr in aller Pracht ſeiner neuen Herrlichkeit davon.

Dieſe plötzliche Veränderung war daher gekommen:

Jeannot, der Vater, hatte durch allerley Ränke in kurzer Zeit unermeßliche Reichthümer zuſammengebracht. Er kaufte ſich darauf in den Adelſtand, und da hieß man ihn denn den Herrn von Jeannotiere.

Er kaufte ſich bald darauf ein Markiſat; und von der Zeit an hieß er der Marki von Jeannotiere.

So ſtanden nun die Sachen, da er ſeinen Sohn, den jungen Marki von Jeannotiere, zu ſich kommen ließ.

Colin liebte ſeinen erhöhten Freund noch eben ſo zärtlich, als zuvor; er ſchrieb ihm einen

Glückwunſchbrief: aber der junge Marki antwortete ihm nicht. Colin wurde vor Betrübniß darüber krank.

Der Herr Marki von Jeannotiere wollte nun ſeinem Sohne eine glänzende Erziehung geben: aber ſeine Frau Gemahlin wollte es nicht zulaſſen.

Er verwendete groſze Summen, um ſich nichtswürdige Vergnügungen zu erkaufen, welche in ſeiner wüſten Seele nichts als Ueberdruß, Ekel und Reue zurückließen, indeß ſeine unverſtändigen Eltern eben ſo viel darauf gehen ließen, um für Leute von Stande gehalten zu werden.

Eine junge Wittwe von Stande, die nur wenig Vermögen beſaß, faßte den großmüthigen Entſchluß, die großen Reichthümer des Herrn von Jeannotiere ſich ſelbſt zuzueignen, und in dieſer Abſicht den jungen Marki zu heyrathen.

Der Marki und die Markiſin, welche von den Geſinnungen der Dame gegen ihren Sohn unter der Hand benachrichtiget waren, ſchätzten ſich glücklich, mit einer ſo vornehmen Familie in Verbindung zu gerathen, und nahmen den Vorſchlag mit beyden Händen an.

Schon

Schon war der Tag zur Hochzeit feſtgeſetzt; ſchon nahm der junge Marki die Glückwünſchungen ſeiner ſogenannten Freunde, in Gegenwart ſeiner künftigenGemahlin an, als plötzlich der Kammerdiener ſeiner Frau Mutter ganz außer Athem ins Zimmer trat.

Was giebts? rief ihm der junge Marki entgegen.

Etwas, antwortete der Kammerdiener, was Sie ſich wohl nicht haben träumen laſſen. Die Gerichtsdiener leeren das Haus Ihres Vaters aus. Die Gläubiger bemächtigen ſich aller ſeiner Habſeligkeiten, und man ſpricht ſogar vom Gefängniß. Ich für mein Theil eile zurück, um mich für meine Dienſte bezahlt zu machen.

Ich muß doch ſehen, ſagte der junge Marki, was das iſt, wovon der Kerl da träumt.

Ja, gehen Sie, erwiederte die Dame, und ſetzen Sie den unverſchämten Kerlen die Köpfe zurecht. Geſchwind, Marki!

Der Marki lief, kam an, und fand, daß ſein Vater ſchon in Verhaft genommen war. Alle Bediente waren davon gelaufen, und hatten, ſo viel ſie konnten, mit ſich genommen.

Er fand ſeine Mutter ganz allein, ohne Beyſtand, ohne Troſt, weinend über ihre Thorheiten und über ihr jetziges Elend.

Verzweiflen Sie nicht, rief ihr der junge Marki zu; meine Braut liebt mich unausſprechlich. Sie iſt großmüthig, und wird Ihnen mit ihrem Vermögen beyſpringen. Ich eile, ſie herzuführen.

Er ging; aber wie erſtaunte er, da die falſche Geliebte ihn folgendermaßen empfing:

„Wie, Herr Marki, ſind Sie's? Was wollen Sie hier? Iſts recht, ſo ſeine Mutter im Stiche zu laſſen? Geſchwind kehren Sie wieder zu ihr zurück! Sagen Sie ihr, daß ich ihr noch immer gut bin; daß ich eine Kammerfrau nöthig habe, und daß ich ſie allen andern vorziehen werde.“

Der Marki ſtand, wie verſteinert, da; mit dem bitterſten Unwillen blickt' er auf ſie herab, verließ ſie, und eilte nach denen, welche ſeines Vaters Vermögen hatten verzehren helfen, und die er deswegen für die wärmſten Freunde ſeiner Familie hielt.

Dieſe

Dieſe empfingen ihn mit erzwungner Höflichkeit, verſprachen ihm zu dienen, wenn ſie könnten, ließen ihn aber leer von ſich gehn.

Einige Zeit nachher ſchienen ſie ihn gar nicht mehr zu kennen.

Der Zuſtand des armen Markis war jetzt der kläglichſte von der Welt. Ohne Mittel und ohne alle Geſchicklichkeit, ſich ſeinen Unterhalt zu erwerben, was ſollt er anfangen?

Indem er eines Tages ganz verzweiflungsvoll herumirrt, ſieht er einen alten ſchwerbepäkten Reiſewagen herbeyrollen, und hinter ihm vier eben ſo ſchwer beladene Laſtwagen.

In der alten Reiſekutſche ſaß ein junger grob gekleideter Mann, mit einem runden friſchen Geſichte, aus welchem Gefälligkeit und Freude ſtrahlten.

Sein kleines braunes Weibchen, eben ſo grob gekleidet, als er, ſaß neben ihm.

Der Zug ging langſam genug, um dem reiſenden Manne Zeit zu laſſen, den ſchwermuthsvollen Marki mit Gemächlichkeit zu betrachten.

„Himmel! rief er plötzlich aus, was ſeh ich? Iſt das nicht Jeannot? Ja, wahrhaftig, er iſts, er iſts!"

Mit dieſen Worten that der kleine runde Mann einen Satz aus dem Wagen, und hing ſeinem alten Freunde ſchon am Halſe, ehe dieſer noch einmal Zeit gehabt hatte, ihm recht ins Geſicht zu ſehn.

Jetzt erkannte er ihn; es war — Colin! Thränen der Reue und der Scham benetzten ſein Geſicht; er war unfähig ein Wort hervorzubringen.

Du biſt mir untreu worden, ſagte Colin; aber ſey du immer großer Herr, ſo viel du willſt, ich werde dich dennoch immer lieb behalten.

Jeannot, gerührt und beſchämt, erzählt ihm einen Theil ſeiner Geſchichte unter unaufhörlichem Schluchzen.

Komm, Närrchen, ſagte Colin; im Gaſthofe ſollſt du mir das übrige erzählen. Umarme mein kleines Weibchen; wir ſpeiſen dieſen Mittag zuſammen.

Alle drey gehen jetzt zu Fuß voran; das Gepäcke folget ihnen nach.

Wem gehöret denn die Bagage? fragte Jeannot: Iſt ſie die Ihrige?

„Ja, erwiederte Colin; alles mein und meiner Frau. Wir kommen ſo eben aus der Provinz. Ich bin der Vorſteher einer großen Schmelzhütte.“

„Ich habe die Tochter eines reichen Kaufmanns geheyrathet; wir arbeiten viel und Gott ſegnet uns. Wir haben unſere Art zu leben nicht geändert, ſind glücklich, und wollen gern unſerm Freunde Jeannot helfen.“

„Aber du mußt nicht mehr Marki ſeyn; hörſt du? Glaube mir, ein wahrer Freund iſt mehr werth, als alle Herrlichkeit dieſer Welt.“

„Du ſollſt mit nach unſerm Vaterlande ziehen; da will ich dich mein Handwerk lehren, welches nicht ſchwer zu lernen iſt. Dann ſollſt du mein Gehülfe werden, und wir wollen in dem Winkel der Erde, den wir bewohnen, recht froh mit einander leben.“

Jeannot war außer ſich; er fühlte eins ums and're Schmerz und Freude, Zärtlichkeit und Scham; und ſagte zu ſich ſelbſt:

„Alle meine Freunde aus der ſogenannten ſchönen Welt haben mich im Stiche gelaſſen, und dieſer Colin, den ich Unverſtändiger verachtete, kömmt nun allein, mir zu helfen. Welche Lehre für die Zukunft!“

Colin merkte, daß das Schikſal des Vaters ſeinem Freunde auf dem Herzen lag, und ſagte daher:

„Für deine Mutter ſoll ſogleich geſorgt werden; und was deinen Herrn Papa betrifft, ſo verſtehe ich ein wenig von Rechtshändeln, und ich mache mich anheiſchig, ihn aus ſeinem Gefängniſſe zu befreyen.“

Wirklich kam er bald damit zu Stande, ihn aus den Händen ſeiner Gläubiger zu erlöſen.

Jeannot begleitete ihn darauf, nebſt ſeinen Eltern, in ihr gemeinſchaftliches Vaterland; ihre Titel ließen ſie zurück, und fingen an, ihr voriges Gewerbe zu treiben.

Jeannot heyrathete Colins Schweſter, die von eben ſo zufriedener Gemüthsart war, und eben ſo einfache Sitten hatte, als ihr Bruder. Nothwendig mußte ſie alſo ihren Gatten glücklich machen.

Campe.

Auch

Auch Feinde müſſen uns nützlich ſeyn, wenn wir immer recht thun.

I.

Herr Michelſen hatte die Gelder einzunehmen, die die Einwohner eines gewiſſen Amts an ihren Fürſten entrichten mußten. Die Arbeit, die ihm dieß verurſachte, war groß; denn er mußte beſtändig in der Einnahme ſitzen und warten, bis die Leute kamen, und ihm Geld brachten, mußte alles, was er einnahm, ſorgfältig aufſchreiben, auch bisweilen umherreiſen, und die Gelder eintreiben, die er zu fordern hatte, unter denen ſich oft Kleinigkeiten von einem oder einem halben Pfennige befanden: und der Lohn, den er für ſeine Mühe bekam, belief ſich nicht höher, als 250 Thaler. Davon mußte er nicht nur ſich, ſondern auch ſeine Frau, vier Kinder, und eine alte Mutter ernähren.

Und er ernährte ſie. Lieben Kinder, ſagte er oft zu ihnen, wir ſind zwar arm, aber laßt uns fleißig arbeiten, und unſern Aufwand einſchränken, ſo werden wir keinen Mangel leiden.

Und ſie folgten ihm und litten keinen Mangel.

Manche Bitte mußte er ihnen freylich abſchlagen; manche Spatzierreiſe mußte unterbleiben, und manches Kleidungsſtück durfte nicht gekauft werden, weil es an dem Gelde mangelte, das hierzu nöthig war. Da er beſtändig viele Tauſende fürſtliches Geld unter ſeinen Händen hatte, ſo hätte er leicht etwas davon nehmen, und für ſeine Familie anwenden können. Ein anderer würde es auch vielleicht gethan haben; Herr Michelſen that es aber nicht, und dachte, es iſt beſſer, ein ruhiges Gewiſſen und ein geringes Kleid, als ein ſchönes Kleid und darunter ein böſes Gewiſſen.

Dieſer Herr Michelſen hatte aber einen Feind, der ihn gern um ſein Amt gebracht, und es ſeinem eignen Sohne zugewendet hätte. Er und ſeine Frau redeten ihm daher allerley Uebels nach, und beſchuldigten ihn, daß er eine unordentliche Haushaltung führe. Wenn Herrn Michelſens Frau ſich etwa eine neue Kleidung ſchaffte, oder einen neuen Hausrath kaufte, ſo hieß es: der Fürſt wird auch wohl das Geld dazu haben hergeben müſſen.

Dieß erfuhr nun Herr Michelſon alles wieder, ertrug es aber mit Gelaſſenheit, weil er doch wußte, daß es nicht wahr ſey.

Sein Feind wußte es aber ſo einzurichten, daß die Nachricht von der unordentlichen Haushaltung des Herrn Michelſons bis zu des Fürſten Ohren kam, dem man vorſtellte, es ſey wahrſcheinlich, daß Herr Michelſon vieles Geld aus der fürſtlichen Caſſe entwende.

Darüber wurde der Fürſt ſo aufgebracht, daß er unvermuthet zween Räthe nach dem Orte ſchickte, wo Herr Michelſon wohnte, und alles Geld verſiegeln ließ, das unter ſeinen Händen war.

Da wurde durch den ganzen Ort die Nachricht verbreitet, daß Herr Michelſon ſeines Amtes entſetzt ſey; ſein Feind und einige andere freueten ſich darüber, die mehreſten bedauerten ihn, weil ſie ſeine Ehrlichkeit kannten, er ſelbſt aber war gelaſſen, und ſagte zu ſeiner Familie! ſeyd getroſt, lieben Kinder! ich habe als ein ehrlicher Mann gehandelt, und meine Ehrlichkeit wird gewiß an den Tag kommen.

Dieß geſchah auch. Die abgeſchickten Räthe ſahen ſeine Rechnungen durch, durchzählten ſein

Geld, und fanden alles in der beſten Ordnung. Sie beſuchten ihn darauf in ſeinem Hauſe, bezeigten ihm ihre Zufriedenheit mit ſeiner Amtsführung, und fanden da eine Familie, die arbeitſam war, und ihre kleine Haushaltung in der beſten Ordnung hatte.

Dieß alles berichteten ſie dem Fürſten, und der Fürſt freuete ſich darüber, ſchrieb auch ſelbſt an Herrn Michelſon, und verſicherte ihn von ſeiner Zufriedenheit.

Nach einigen Monaten aber bekam Herr Michelſon wieder einen Brief, der noch weit wichtiger war. Denn es wurde darinnen gemeldet, daß ihn der Fürſt in ein ander Amt berufe, wo er eine Einnahme von wenigſtens 600 Rthlr. habe.

Dadurch wurden nun die Umſtände der Michelſonſchen Familie gar ſehr verbeſſert, und ſie konnten nun manchen Aufwand machen, an den ſie ſonſt nicht denken durften.

Wenn ſie denn nun bisweilen eine kleine Luſtreiſe machten, und frölich waren, ſo pflegte Herr Milchelſon lächelnd zu ſagen: dieß Vergnügen hätten wir auch nicht, wenn uns unſer Feind nicht dazu verholfen hätte. S.

2.

Der junge Grimau hatte den Fehler an ſich, daß er in Geſellſchaft ſich oft von der Frölichkeit ſo hinreißen ließ, daß er ſich ſelbſt vergaß, und ſehr leichtſinnige Reden führte. In der Frölichkeit trank er auch wohl mehr Wein, als ihm nütze war, und alsdann war er gar ausgelaſſen, ſcherzte auf eine ſehr unanſtändige Art, erzählte ſeine eignen Thorheiten, offenbarte die Heimlichkeiten anderer, und ſpottete über alle Menſchen, auf welche das Geſpräch gelenkt wurde.

Sehr oft baten ihn ſeine Freunde, er möchte doch dieſen Fehler ablegen, und ſtellten ihm vor, daß dieſer Leichtſinn, und dieſes unüberlegte Betragen, ihm ſehr leicht großen Verdruß zuziehen könnte. Er kehrte ſich aber weder an ihre Bitten noch Vorſtellungen.

Bald darauf entzweyete ſich aber einer von dieſen Freunden mit ihm, und wurde ſein Feind. Er lauerte nun begierig auf alles, was Grimau in Geſellſchaft that und ſprach, und wenn er einmal eine Thorheit begangen hatte, ſo breitete er ſie den andern Tag aus; hatte er von jemanden nachtheilig geſprochen, ſo brachte er es dieſem ſogleich zu Ohren.

Dadurch bekam Grünau in kurzem vielen Verdruß, daß er hätte davon laufen mögen.

Einmal bekam er ſeinen Feind zu ſprechen, und fragte ihn, ob es auch wohl erlaubt ſey, ihm ſo vielen Verdruß zu machen; da er doch ſonſt ſein Freund geweſen wäre?

Dieſer ließ ihn aber ſehr heftig an, und ſagte: ſo ein Menſch, wie du biſt, verdient keine beſſre Behandlung; ſo ein Trunkenbold, ſo ein Mann, der ſo viele unbeſonnene Streiche gemacht hat, ſo ein ſchlechter Menſch, der über alle Leute ſpottet. — So hielt er ihm das ganze Regiſter ſeiner Ausſchweifungen vor.

Darüber erſchrak Grünau ſehr, und von dieſer Stunde an war er in Geſellſchaft beſtändig aufmerkſam auf ſich. Wenn Wein aufgetragen wurde, ſo trank er ſehr mäßig, und wenn von andern geſprochen wurde, ſo redete er ſehr bedachtſam. Die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, war zu merklich, als daß ſie nicht andern hätte in die Augen fallen ſollen. Einer ſeiner Freunde freuete ſich darüber vorzüglich, umarmte ihn, und ſagte: Sie ſind ja ſeit einiger Zeit ein weit beſſerer Geſellſchafter, als

ehe-

ehemals. Haben meine Bitten und Vorſtellungen einmal durchgedrungen?

Nein, antwortete dieſer, die Bitten und Vorſtellungen meiner Freunde haben mich nicht gebeſſert. Sie waren für einen Menſchen, wie ich war, zu gelinde. Meine ganze Beſſerung habe ich den Schmähungen meines Feindes zu danken. S.

Die Reichen ſind ſehr nützlich, beſonders wenn ſie ihr Geld gut anwenden.

I.

Das Dorf Grünfeld befand ſich in ſehr betrübten Umſtänden. Der Boden, auf dem es lag, war von Natur unfruchtbar, und die Bauern ſo arm, daß ſie nichts anwenden konnten, um ihn zu verbeſſern. Wenn ein Kalb oder Lamm zur Welt kam, ſo verkauften ſie es, ſobald es nur einigermaßen herangewachſen war. Auf dieſe Art konnten ſich ihre Heerden nicht vermehren, und ſie konnten niemals ſo viel Dung zuſammen bringen, als ſie zur Verbeſſerung ihrer Aecker nöthig hatten. Hierzu kam noch dieß, daß ſie das Stroh, das wieder in den Acker hätte kommen ſollen, verbrennen mußten, weil ſie zu arm waren, als daß ſie Holz hätten bezahlen können. Sie konnten nie ein tüchtig Pferd kaufen, ſondern mußten ſich immer mit alten, abgelebten Thieren behelfen, davon ſie das Stück mit drey bis vier Thalern bezahlten, die bald wieder crepirten, theils vor Alter, theils, weil ſie ſie nicht hinlänglich füttern konnten. Denn den Hafer verkauften ſie insgemein an einen vornehmen Mann, der in der Stadt wohnte, der ihn ſeinen Kutſchpferden gab, unterdeſſen daß die armen Ackerpferde ſich mit Graſe und anderm elenden Futter behelfen mußten. Alſo waren ſie auch nicht im Stande den Acker gehörig zu pflügen, und er trug ſehr wenig.

Dadurch wurden dieſe armen Leute immer ärmer; ſie gingen wie die Bettler her, durch ihre Häuſer ſchien die Sonne, und wenn ſie aßen, ſo regnete es ihnen oft in die Schüſſel, weil ſie nicht ſo viel Geld hatten, daß ſie ſich hätten neue Kleider kaufen, und ihre Häuſer ausbeſſern laſſen können.

Alle ihre Aecker waren verpfändet, und da ſie nicht vermögend waren, die Zinſen davon zu entrichten, ſo wurden ſie größtentheils zum Verkauf ausgeboten.

Damals kam eben ein Mann aus Oſtindien zurück, der aus dieſem Dorfe gebürtig war, den die Armuth auf das Schiff getrieben, der ſich aber in Oſtindien durch ſeine Klugheit und Fleiß vieles Geld erworben hatte. Dieſer kaufte die Aecker, die feilgeboten waren, für ein geringes Geld. Das ärgerte die Bauern, und ſie murrten darüber, und wünſchten, daß der Claudian, dieß war ſein Name, in der See ertrunken wäre, damit er ihre Aecker nicht hätte kaufen können.

Der Prediger des Orts ſagte ihnen aber, daß ſie daran unrecht thäten, indem es ihnen gut wäre, wenn ſie einen reichen Mann in ihr Dorf bekämen. Da beruhigten ſie ſich, und ſahen bald ein, daß es ihnen wirklich gut ſey.

Denn kaum war Herr Claudian im Dorfe angekommen, ſo nahm er ſich vor, ein neues ſchönes Haus zu bauen, einen Theil von den daran liegenden Aeckern zu einem Garten zu machen, und beydes mit einer Mauer zu umziehen.

ziehen. Dazu brauchte er nun viel Holz, Bretter, Ziegel, Kalk, Steine und Eiſenwerk, welches alles von entfernten Orten mußte herbengeführt werden. Er berief deswegen die Bauern zuſammen, und fragte ſie, ob ſie dieſe Arbeit wohl übernehmen wollten? Das Gott erbarme! antworteten ſie, wie wollten wir armen Leute das thun können? unſere Karren brächen ja in tauſend Stücke, wenn wir Steine darauf laden wollten, und unſere Pferde blieben alle auf der Stelle liegen, wenn wir, nur eine Stunde weit, damit ſo ſchwere Laſten fahren wollten.

Aber, fragte Herr Claudian weiter, wenn ihr neue Wagen und friſche Pferde hättet? ——

Ja, da wäre es etwas ganz anders, antworteten die Bauern; aber wo wollen wir armen Leute denn das Geld dazu her bekommen?

Ich will es euch verſchießen, ſagte Herr Claudian; wenn ihr mir arbeitet, will ich den halben Lohn inne behalten, ſo lange bis ich mein Geld wieder habe. Seyd ihr damit zufrieden?

Die Bauern bezeigten darüber eine große Freude. Herr Claudian ließ jedem einen neuen derben Wagen machen, und kaufte ihm ein paar raſche Pferde dazu. Damit fuhren denn die Bauern drey Tage in der Woche, und die übrigen drey pflügten ſie die Aecker. Dieſe kamen nun bald in beſſern Stand, die Bauern bekamen nun immer etwas Geld in die Hand, und nach zwey Jahren waren ihre Pferde und Wagen bezahlt. Sie bekamen nun den völligen Lohn für ihre Arbeit, und waren im Stande ihre Häuſer zu repariren, und ſich neue Kleider anzuſchaffen.

Herr Claudian hatte viele Leute, die ſeine Aecker hackten, jäteten, bepflanzten; dazu brauchte er die Bäuerinnen und ihre Kinder. Und da er ſah, daß ſie ſehr elendes Rindvieh hatten, kaufte er ihnen eine recht große und nutzbare Art Kühe, und ließ ſie ſie nach und nach eben ſo abarbeiten, wie es die Männer mit den Pferden gethan hatten. Das war den Bauerskindern ſehr lieb, denn ſonſt hatten ſie beſtändig trocken Brod zum Frühſtück bekommen, nun aber bekamen ſie Milch dazu, und des Abends fette Butterſchnitte. Darüber freueten ſie ſich, und wünſchten Herrn Claudian Gottes Segen.

Herr Claudian that noch mehr, er ließ neue Arten von Bäumen, Futtergräſern und andern Gewächſen, die die Bauern in ihrem Leben noch nicht geſehen hatten, kommen, und verſuchte, ob er ſie nicht auf ſeine Aecker pflanzen könnte. Schlug der Verſuch fehl, ſo achtete er es nicht viel, denn er hatte Geld genug. Gelang es ihm aber, daß er etwas neues anpflanzte, das ihm großen Nutzen brachte, ſo bewunderten es die Bauern erſt, hernach thaten ſie es nach. Er machte auch Verſuche, die Erde ſelbſt zu verbeſſern, und ſo oft es ihm gelang, ſo machten es die Bauern mit ihren Aeckern eben ſo.

Auf dieſe Art wurde ihre Gegend immer ſchöner. Da, wo ſonſt Moräſte waren, ſtunden itzo Erlenwäldchen; auf Felſen, die ſonſt ganz kahl waren, ſtunden itzo Weinſtöcke, und auf ehemaligen Sandfeldern wallte itzo das ſchönſte Getraide.

Selbſt die Häuſer wurden immer mehr verſchönert. Weil die Bauern Herrn Claudian immer bauen ſahen, ſo wurden ſie mit dem Bauweſen immer bekannter, lernten die Oerter kennen, wo man die Sachen, die zum Bauen nöthig ſind, am wohlfeilſten haben konnte, hatten immer Geld in den Händen, bekamen auch Vorſchuß von Herrn Claudian, ſo viel ſie nöthig hatten. Durch alles dieſes wurden ſie in den

Stand geſetzt, ſelbſt zu bauen, ihre alten, mit Stroh bedeckten, Hütten niederzureißen, und an deren Statt neue, bequeme, mit Ziegel bedeckte Häuſer aufzuführen.

Nach einiger Zeit kam ein Schneider, der aus dieſem Dorfe war, und ſich in der Fremde niedergelaſſen hatte, zurück, um ſeine Freunde zu beſuchen. Er fand die ganze Gegend ſo verändert, daß er ſie gar nicht mehr kannte, ſondern er glaubte, er habe ſich verirret.

Guter Freund! ſagte er zu dem erſten, der ihm begegnete, wie heißt denn der Ort, der da vor mir liegt?

Grünfeld, antwortete dieſer.

Grünfeld? fuhr der Schneider fort, ihr ſcherzet, das iſt ja nicht möglich. Grünfeld iſt ja das elendeſte Dorf in der ganzen Gegend.

Geweſen, ſagte dieſer. Aber es hat ſich ein reicher Mann bey uns niedergelaſſen, der hat uns alle ſo in Nahrung geſetzt, daß wir Berg und Feld und Häuſer, alles ſo haben verſchönern können, wie es hier iſt. S.

2.

In einem kleinen Städtchen legten ein paar kluge Bürger Fabriken von wollenen Zeugen an, und viele hundert Menſchen fanden darinnen durch ihre Arbeit Nahrung. Einige kämmten die Wolle, andere ſpannen ſie, noch andere webten, und etliche färbten die Zeuge. Alle dieſe Arbeiten wurden ihnen bezahlt, und ſie konnten von dem Gelde, das ſie verdient hatten, ſich Speiſe, Kleidung und Feuerung kaufen.

Aber freylich hatten die beyden Bürger, die die Fabriken dirigirten, davon den mehreſten Gewinn, denn ſie verkauften die Zeuge, die ſie hatten verfertigen laſſen, und bekamen dafür immer mehr, als ſie ihnen koſteten, und wurden auf dieſe Art immer reicher.

Dieß gönnten ihnen nun die Armen nicht, murrten wider ſie, und ſagten, ſie könnten ſich unmöglich durch erlaubte Mittel ihren Reichthum erworben haben.

Nach einiger Zeit entſtund ein Krieg, in welchem dieſe Bürger viel einbüßten. Die Kaufleute, die ihnen hätten zahlen ſollen, verarmten und bezahlten nichts; ſie ſelbſt mußten einigemal ſtarke Contribution an die Feinde zahlen, und ein Wagen voll Waare, den ſie zur Meſſe ſchickten, wurde ihnen weggenommen. Dadurch verloren ſie ſo viel, daß ſie nicht im

Stande waren, die Fabriken fortzuſetzen, ſondern ſie eingehen laſſen mußten.

Dadurch entſtand unter allen, die für ſie gearbeitet hatten, große Noth. Es war nun niemand mehr da, der ihnen Arbeit gegeben, und ſie bezahlt hätte. Folglich litten ſie an den allernothwendigſten Dingen Mangel. Sie mußten Kleidung, Bette und Hausgeräthe verkaufen, um nur Brod zu bekommen. Und da ſie nichts mehr zu verkaufen hatten, zerſtreueten ſie ſich, einige ließen ſich als Soldaten, andere als Coloniſten nach Rußland anwerben, und manche mußten ſogar den Bettelſtab ergreifen.

Dieſe ſagten oft: ach damals war noch gute Zeit, da die zwey reichen Bürger bey uns wohnten! da hatten wir beſtändig unſer Brod, aber nun, da dieſe verarmt ſind, iſt es mit uns gänzlich aus. S.

Auch die Armen, und Menſchen vom niedrigen Stande, ſind ſehr nützlich.

1.

Als einſt Herr Oront in ſeiner Studierſtube ſaß, meldete ihm ſeine Magd, es ſey ein Bauer da, der ihn zu ſprechen verlange. Er be-

befahl ihr, ihn in die Stube zu führen, und daſelbſt ſo lange warten zu laſſen, bis er von ſeinen Geſchäften abkommen könnte.

Hier muſste ſich nun dieſer arme Mann ſehr beſchimpfen laſſen. Er machte bey ſeinem Eintritte eine ſehr höfliche Verbeugung. Aber freylich war er nicht auf den Tanzboden gegangen und ſein Compliment fiel daher etwas plump aus. Fritze und Karl, ein paar muthwillige Jungen, die in der Stube waren, ſahen einander an und lachten, machten das Compliment etliche mal nach, betrachteten den ehrlichen Mann von oben bis unten, ziſchten einander in die Ohren, lachten wieder, ſo, daß der gute Mann ganz roth wurde, und nicht wußte, was er ſagen ſollte. Fritze war gar ſo muthwillig, daß er in der Stube umher lief, und roch, und immer ſagte: Es ſtinkt — Karl, riechſt du nichts? es ſtinkt wie Pferdemiſt. Er holte hierauf eine Kohlpfanne, voll Kohlen, und räucherte um den Bauer herum, der vor Verdruß hätte vergehen mögen. Er rief ſogar der Magd, und ſagte ihr, daß ſie auf die Flecken, die der Bauer mit ſeinen ſchmutzigen Schuhen gemacht hatte, Sand ſtreuen ſollte. Karl hätte ſich vor

Lachen über die Leichtfertigkeit ſeines Bruders ausſchütten mögen.

Aber Wilhelminchen, ein gutes Mädchen von zwölf Jahren, war ganz anders. Sie verwies ihren Brüdern nicht nur ihren Muthwillen, mit einer ernſtlichen Miene; ſondern nöthigte auch den Bauer, ſich niederzuſetzen, bot ihm ein Glas Bier, und nahm ihm ſeinen Hut und Stock ab.

Unterdeſſen kam Herr Oront in die Stube getreten. Er bot dem Bauer ſehr liebreich die Hand, erkundigte ſich, wie ſeine Frau und Kinder ſich befänden, und fragte, was ſein Anbringen wäre? Pacht bringe ich, lieber Herr! antwortete er, und holte zugleich einen großen Beutel voll Geld aus der Taſche. Nehmen Sie es ja nicht übel, fuhr er fort; daß ich ſo lange außen geblieben bin, die Wege ſind zeither zu ſchlecht geweſen, daß ich unmöglich habe zu Markte fahren können.

Ganz und gar nicht, ſagte Herr Oront. Ich weiß, daß ihr ein rechtſchaffener Mann ſeyd, und ohne mein Erinnern auf die Bezahlung denkt. Zugleich räumte er den Tiſch ab, daß der Bauer ſein Geld aufzählen konnte.

Fritze machte große Augen, da er das viele Geld ſah, welches der Bauer aufzählte, und ſchien den Bauer mit mehrerer Hochachtung zu betrachten.

Nachdem Herr Oront das Geld eingeſtrichen, dem Bauer für gute Bezahlung auf eine verbindliche Art gedanket, und ihm gewünſcht hatte, daß ihn der liebe Gott bey ſeinen ſauern Arbeiten ſtärken und nebſt ſeiner lieben Frau und Kindern geſund erhalten möchte: ſo zog dieſer aus ſeinem Kober eine Schachtel mit Honig hervor. Da iſt auch etwas, ſprach er, für die Kinderchen. Wollen Sie ſich denn nicht einmal eine Veränderung machen, und ſehen, wie wir uns auf dem Lande invitiren? (Fritze ſah Karln bey dem Worte invitren an, und lachte) wenn Sie befehlen, fuhr er fort, ſo will ich Sie künftige Woche mit meinen Pferden abholen. Herr Oront verſprach, daß er kommen wollte, bat aber, daß der Bauer bey ihm zu Tiſche bleiben möchte. Dieſer nahm aber die Einladung nicht an, und entſchuldigte ſich damit, daß er noch verſchiedenes in der Stadt einzukaufen habe, und bald wieder nach Hauſe müßte.

Herr Oront ließ ihm ſeinen Kober mit Butterbretzeln füllen, dankte nochmals für richtige Bezahlung, und für die Freude, die er mit dem Honige ſeinen Kindern gemacht hätte, und ließ ihn von ſich.

Kaum war der Bauer weggegangen, ſo klagte Wilhelminchen ihrem Vater ſehr wehmüthig, wie unartig ſich ihre Brüder gegen den guten Mann betragen hätten.

Herr Oront verbarg ſeinen Unwillen, lobte aber die gute Aufführung ſeiner Tochter. Ich ſehe doch, ſagte er, und kniff ſie in die Backen, daß mein Wilhelminchen weiß, wie ſie mit ehrlichen Leuten umgehen ſoll. Und da es eben Zeit zum Frühſtücken war, ſo ließ er Semmeln holen, und genoß mit Wilhelminchen einen Theil des Honigs, den der Bauer mitgebracht hatte. Er war ſeht delikat, und den vorigen Tag erſt geſchnitten. Fritzen und Karln wurde nichts geboten. Dieſe hingen die Mäuler. Der Vater that, als wenn er es nicht merkte. Er fuhr vielmehr fort Wilhelminchen zu loben, und ſie zu ermahnen, doß ſie ja niemanden wegen ſeiner ſchlechten Kleidung verachten ſollte. „Denn,“ ſagte er, „wenn wir nur gegen ſchön gekleidete

Leute höflich ſeyn wollten, ſo hätte es das Anſehen, als wenn wir nur den Kleidern, nicht aber den Leuten unſer Compliment machten. Die Leute, die am ſchlechteſten gekleidet ſind, ſind oft die beſten und ehrlichſten. Dieß ſehen wir an dieſem Bauer: er ernährt nicht nur ſich und ſechs geſunde Kinder ehrlich, ſondern bezahlt mir auch ſeit vier Jahren, da er mein Pachter iſt, ſeinen Pacht ſo ordentlich, daß ich nicht die geringſte Klage über ihn habe. Ja, liebes Wilhelminchen! wenn dieſer Bauer nicht ſo ehrlich geweſen wäre, ſo könnte ich dir und deinen Brüdern manches Kleid nicht ſchaffen. Ihr werdet alle von dieſem Bauer gekleidet. Denn ich habe den Pacht, den er mir jährlich bringt, zu unſerer Kleidung beſtimmt.“

Hierauf befahl er, dem Honig wegzutragen. Fritze und Carl ſahen ſehr hämiſch aus, da ſie merkten, daß ſie im Ernſt keine Honigſemmel bekommen ſollten.

Wundert euch nicht! ſagte der Vater. Ihr werdet weder heute, noch jemals, von dieſem Honig etwas zu koſten bekommen. Wenn der Bauer, der dieſen Honig brachte, euch angeſtunken hat; ſo wird euch wohl auch ſein Honig zum Ekel ſeyn.

Er

Er ſtank aber gar zu arg, ſagte Fritze.

V. Wornach ſtank er?

F. Nach lauter Pferdemiſt.

V. Woher mag das wohl kommen?

F. Weil er immer mit Pferden umgehet.

V. Einfältiger Junge! wie ſoll er es denn machen, daß er nicht nach Pferdemiſt riecht?

F. Er ſollte — Er ſollte : . .

V. Er ſollte vielleicht die Pferde abſchaffen?

F. Freylich.

V. Aber wenn er die Pferde abſchaffte, wie könnte er unſern Acker umarbeiten? und wenn er ihn nicht umarbeitete, wie könnte er Pacht geben?

Fritze wollte weiter reden, aber der Vater verließ ihn mit einer Miene, aus der Fritze und Karl den größten Unwillen leſen konnten.

2.

Der Junker von Wildenberg hatte einen adelichen Vater, der viel Geld hatte. Dieſer hielt ihm einen Hofmeiſter, der ihn etwas franzöſiſch lehrte, ihm ſagte, wo Cadix und Gibraltar, und Petersburg und Tobolskoy läge, und vielerley andere Dinge beybrachte, von denen die Bauersſöhne nichts erfahren. Deswegen glaubte der Junker von Wildenberg, er wäre viel mehr als ſie, verachtete ſie, und wenn er jemanden recht beſchimpfen wollte, pflegte er zu ſagen: das iſt ein rechter dummer Bauer.

Nun begab es ſich, daß der Junker von Wildenberg eine Fähndrichſtelle erhielt bey einem Regimente, unter dem ſich auch Heinrich, als gemeiner Soldat, befand, der aus ſeinem Dorfe war, und den er gar vielmal einen dummen Bauernflegel genennet hatte. Das Regiment wurde nach Amerika geſchickt und wurde von den Amerikanern gefangen genommen. Da nun die Amerikaner nicht viel Geld hatten, die Gefangnen zu verpflegen, ſchickten ſie dieſelben weit in das Land, gaben ihnen Acker, Saamen, Grabeſcheide und Hacken, damit ſie ſich daſelbſt ihren Unterhalt ſelbſt bauen könnten.

Heinrichen war das nun eben recht; der hackte und grub ſich in wenigen Tagen ein groß Fleck um, beſäete es mit Roggen, Erbſen, Bohnen und allerley eßbaren Sachen, ſo daß er ſich eine ſehr ergiebige Ernte davon verſprechen konnte.

Aber der Junker von Wildenberg wußte gar nicht, wie er die Sachen angreifen ſollte. Er hätte Heinrichen um Rath fragen können, und dieſer würde ihm gern gerathen haben. Da ſchämte er ſich aber, ſeine Unwiſſenheit gegen einen Menſchen zu geſtehen, den er ſehr vielmal dumm genannt hatte, und machte ſeine Sachen ſo gut er konnte.

Da wurde alles ſehr ſchlecht. Er brachte ſehr wenig zu Stande, ließ die Neſſeln, Diſteln und anderes Unkraut in der Erde, ſäete den Roggen zu tief, und die Bohnen zu früh, und die Erbſen zu flach. Da erſtickte denn der Roggen, die Bohnen erfroren und die Erbſen fraßen die Vögel. Und da man zu ernten anfing, erntete der Junker von Wildenberg nichts, und hätte verhungern müſſen, wenn Heinrich ſeinen Vorrath nicht mit ihm getheilt hätte.

Da lernte er dann, daß kein Menſch ſo gering ſey, der nicht etwas wiſſe und könne, und ſeinen Nebenmenſchen nützlich ſey, und ſchämte ſich deswegen von nun an, irgend einen Armen zu verachten und dumm zu nennen. S.

Auch Thiere darf man ohne Noth nicht peinigen noch tödten.

Karl nahm alle Vogelneſter um das ganze Dorf her aus, fing die alten beym Neſte, und quälte dann die Vögel, bis ſie todt waren. Dadurch gewöhnten ſich alle Vögel von dieſer Gegend weg; und im Frühjahr, da ſonſt durch den Geſang der Vögel alles erfreuet wird, war es bey dieſem Dorfe traurig und ſtill. Aber es gab auch ſo viel Raupen und Gewürm daſelbſt, daß die Leute kein grünes Blatt behielten und alſo von ihren Bäumen kein nützliches Obſt bekamen. Denn alles iſt von Gott zum Nutzen mit großer Weisheit eingerichtet. Die kleinen Vögel ſingen ſchön, und verzehren für ſich, und ihre Jungen, ſehr viel Raupen und Würmer, welche den Bäumen und Früchten ſchädlich ſind.

Rochow.

Armuth macht nicht unglücklich.

1.

Der junge Fielding dachte beſtändig nach, wie er recht viel Geld erwerben wolle, damit er einmal recht glücklich leben könne. Er glaubte, wenn er nur erſt zehntauſend Thaler beſäße, hätte eine Einnahme von tauſend Thalern, ein ſchön Haus, ſchöne Stühle, Canapees, Tiſche, Spiegel und Schränke, und einen gut angelegten

Garten, dann — ja dann würde er glücklich ſeyn. Aber, ach! das zu erlangen, ſchien ihm gar zu ſchwer, und die Zeit bis dahin ſchien ihm gar zu lange. So lange ſollte er noch unglücklich ſeyn? dieß machte ihn ſo unmuthig, daß er oft die geballte Fauſt vor die Stirn ſchlug, und ſich wünſchte, gar nicht auf der Welt zu leben.

Einmal wandelte er auch, da eben die Sonne untergehen wollte, äußerſt misvergnügt an dem Ufer eines großen Sees. Alles, was um ihn war, lachte ihn an. Der ganze Himmel wurde durch die untergehende Sonne mit den prächtigſten Farben bemalt, die ſich in dem See ſpiegelten. Alles, was lebte, ſchien die Schönheit des Abends zu fühlen; die wilden Enten und Täucherchen ſchoſſen auf dem Waſſer umher, tauchten ſich hinunter, kamen wieder hervor; der Storch wandelte mit gravitätiſchen Schritten an dem Ufer herum; die Kybitze wiegten ſich in der Luft, und riefen: Kybitz! Kybitz! Aber Herrn Fielding rührte das alles nicht; der rechnete eben nach, wie hoch ihm ein Canapee mit Stahlfedern zu ſtehen kommen möchte.

Endlich wurde er aber doch in ſeinen Gedanken durch eine Stimme geſtört, die ſang:

Wir ſtolzen Menſchenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wiſſen gar nicht viel;
Wir ſpinnen Luftgeſpinnſte,
Und ſuchen viele Künſte,
Und kommen weiter von dem Ziel.

Er ſah ſich um, und erblickte einen Ackersmann, der auf ſeinem Pferde ſaß, von ſeinem Ackerbaue nach Hauſe ritt, und ſo vergnügt ausſah, daß man in ſeinem Geſichte auch nicht die geringſte Spur von Unmuth erblickte. Darüber wunderte ſich der junge Fielding, bot ihm einen guten Abend, und fragte: wie es denn käme, daß er ſo außerordentlich vergnügt wäre?

Wer wollte denn nicht vergnügt ſeyn, antwortete dieſer: es iſt ja ſo ſchön auf der Welt, daß man gar nicht misvergnügt ſeyn kann. Sehn ſie einmal, wie der Himmel ſo gemalt iſt, was das für eine Luſt iſt auf dem Teiche, wie da alles lebt und ſich tummelt. Das Würmchen freuet ſich ja; warum wir Menſchen denn nicht?

Hat er, fragte Fielding, eine ſtarke Einnahme?

Hm! antwortete dieſer, wenn der liebe Gott die Felder behütet, ſo denke ich doch ein zehn Malter einzuernten; wenn ich nun davon das Brod und die Ausſaat und die herrſchaftlichen Gefälle abrechne, ſo könnte ich doch wohl, wenn ſonſt der liebe Gott ſegnet, ſechszehn bis achtzehn Thaler in den Beutel bekommen.

Das ſagte er mit ſolcher Fröhlichkeit, daß ſich Fielding darüber ſehr verwunderte, und begierig wurde, den Mann näher kennen zu lernen.

Er ging mit ihm bis an ſein Haus: da ſprangen ihm zwey Kinder barfuß, aber geſund und fröhlich, entgegen, und riefen: Vater! haſt du uns Erdnüßchen mitgebracht?

Die ganze Taſche voll, antwortete er.

Da waren die Kinder voll Freude, liefen hinein zur Mutter, und riefen: Mutter, weißt du was neues? der Vater iſt da, und hat uns Erdnüßchen mitgebracht; Erdnüßchen, eine ganze Taſche voll! *)

Da kam ihm ſeine Frau mit fröhlichem Geſichte entgegen, und ſagte: Kommſt du, lieber Mann? es iſt dir gewiß heute recht ſauer geworden. Die Sonne hat ſehr geſtochen. Geh

hinein

---

*) Dieß iſt eine ſchwarze Wurzel, ſo groß wie Rediſchen, die die Bauern ausackern, und ihre Kinder damit beſchenken.

hinein und iß; ich will dein Pferd in den Stall führen, Heu habe ich ihm ſchon aufgeſteckt.

Aber der Mann ließ es nicht zu, ſondern führte ſein Pferd ſelbſt in den Stall und ſchirrte es ab. Dann ging er nach der Stube zu, und fragte Herrn Fielding, ob er wolle ſein Gaſt ſeyn?

Er nahm die Einladung an: der Mann ging voraus, ſeine zwey Kinder hingen ſich an ſeine Arme, und Fielding folgte ihm nach.

Er mußte ſich bücken, da er zur Stubenthür einging: denn die Thüre war niedrig, die Stube ſelbſt war ſeit des Beſitzers Hochzeittage nicht geweißt worden; ſie hatte zwey niedrige Fenſter, mit dunkeln Scheiben, davon zwey ausgeſtoßen, und die dadurch verurſachten Oeffnungen mit Papier von Tobaksbriefen verklebt waren.

Die Mobilien waren ein hölzerner Tiſch, vier hölzerne Stühle, ein Spiegel, der neu wenigſtens vier Groſchen koſtete, und unter dem eine große Menge Quittungen über bezahlte herrſchaftliche Gefälle angeſteckt waren. Statt des Canapees ſtand eine hölzerne Bank da, auf der ſich nach Tiſche insgemein der Hausherr zu legen, und eine Pfeiſe Tobak zu ſchmauchen pflegte. Die Wände waren mit Liſten von Getrauten, Gebornen und Geſtorbenen tapezirt. Auf einem Bretchen, das über der Thür befeſtigt war, befand ſich die Bibliothek, die aus einer Calenderſammlung, einer Bibel, zwey Geſangbüchern, einem Geberbuche und Arnds wahrem Chriſtenthume beſtand.

Der Tiſch war mit einem ſaubern blau und weiß geſtreiften Tuche bedeckt, und mit einer irdenen Schüſſel voll Milch, in die Brod gebrockt war, etlichen hölzernen Tellern, einem Butterwecken, einem Käſe und einem ſchwarzen Brode, das wohl zwanzig Pfund wiegen mochte, beſetzt.

Komm, lieber Balzer, ſetz dich, ſagte die freundliche Frau, laß dir es gut ſchmecken, du haſt heute einen ſauern Tag gehabt.

Und er ſetzte ſich und neben ihm Fielding, dem man einen blechernen Löffel anbot, um mit zu eſſen. Er nahm ihn zitternd, denn ſein Lebtage hatte er noch keinen blechernen Löffel in den Händen gehabt, tunkte ihn in die Schüſſel, und konnte ſich kaum entſchließen, ihn in den Mund zu nehmen. Da er aber ſah, wie gut es allen ſchmeckte, verſuchte er es doch, und es ſchmeckte ihm auch gut. Er koſtete das ſchwarze Brod mit etwas Butter und Käſe, und fand es auch ſchmackhaft.

Dem Ackermanne und ſeiner Familie ſchmeckte es aber noch beſſer, und ſie ſchienen während dem Eſſen vergnügter, als die reichſten Leute, zu ſeyn.

Fielding ſaß in tiefen Gedanken über alles, was er da ſah, und fragte endlich ſeinen Wirth: lieber Freund! er ſcheint recht glücklich zu ſeyn!

Das bin ich auch, ſagte dieſer. Ich bin geſund, habe ein gut Gewiſſen, habe mein Brod, Milch, Butter und Käſe; meine Frau und Kinder haben mich lieb. Sollte ich mich nicht für glücklich halten?

Fielding ging bedenklich fort, dankte herzlich für die genoßne Mahlzeit, und dachte bey ſich ſelbſt: Bin ich nicht ein Thor, daß ich glaubte, ich müſſe ſo viel haben, um glücklich zu ſeyn. Dieſer Mann hatte ja von dem allen nichts, was ich wünſche, und war doch ſo glücklich — ſo fröhlich, als ich vielleicht nie werde, wenn ich auch alles bekommen ſollte, was ich begehre. Du willſt heute, anfangen glücklich zu leben, willſt das Wenige, was du haſt, genieſſen, damit zufrieden ſeyn, und dich nicht grämen über das, was dir fehlt. Er that es, und war glücklich, ob er gleich noch ſo arm war, als den vorigen Tag. S.

2.

„Die Hausmiethe habe ich bezahlt bis zu Weihnachten, Feuerwerk hab ich zuſammengetragen, an Blättern und getrocknetem Graſe für meine Ziege fehlts auch nicht, die Kartoffeln und der Rübſaamen ſind, Gott Lob! auch gerathen, daß wir wohlfeiles Gemüſe und Oel haben werden; ein gut Gewiſſen hab ich, nachreden kann mir kein Menſch etwas, ſchuldig bin ich niemanden: wenn mich nun der liebe Gott geſund läßt, daß ich das Rad brav treten kann, ſo will ich auch dieſen Winter ſo glücklich leben, wie eine Fürſtin. Wie eine Fürſtin, das glaube ſie mir, Frau Nachbarin.“

So ſprach eine arme Frau mit der andern, und würde vor Fröhlichkeit geſprungen ſeyn, wenn nicht das ſchwere Bündel Stoppeln, das ſie zuſammen geharkt hatte, und auf ihrem Rücken nach Hauſe trug, um ſich den Winter durch daran zu wärmen, ſie daran verhindert hätte.

Ein reicher, reicher Mann, der ſich vor Verdruß hätte erſchießen mögen, weil ihm denſelbigen Tag ſein beſtes Kutſchpferd gefallen war, ging hinterdrein, hörte es, ſchämte ſich vor ſich ſelbſt, ging nach Hauſe und bemühte ſich, ſo froh, wie dieſe arme Frau, zu werden.

S.

Reichthum macht nicht glücklich.

Gerngroß hatte ein Einkommen, das hinlänglich war, ihn und die Seinigen zu ernähren: Uebrig hatte er aber nichts, und mußte deswegen manches Vergnügen ſich verſagen, das die Reichen genießen. Er hatte aber einen reichen Vetter, den er beerben ſollte; auf deſſen Tod hoffte er, und dachte, wenn du deſſen Vermögen bekommſt, ſo wirſt du recht glücklich werden.

Nachdem er einige Jahre hierauf gehofft hatte, kam endlich die Nachricht, daß ſein Vetter geſtorben ſey, und ihn zum Erben aller ſeiner Güter eingeſetzt habe. Darüber freute er ſich, und nahm ſogleich von ſeinem prächtigen Hauſe, von ſeinem glänzenden Hausgeräthe, von ſeinem großen und ſchönen Garten, und alle ſeinem Gelde Beſitz.

Mit dieſem Beſitze hörte aber ſeine Zufriedenheit auf. Gleich da er in das Haus zog, ließ er einen großen venetianiſchen Spiegel von der Stelle, wo er zeither gehangen hatte, wegnehmen und in ein anderes Zimmer bringen. Und die Leute, denen er es aufgetragen hatte, thaten es ſo unvorſichtig, daß ſie ihn zerbrachen. Darüber ärgerte er ſich ſo ſehr, daß er in zween Tagen nicht froh wurde. Kaum war dieſer Verdruß verſchmerzt, ſo fand ſich ein Anverwandter ſeines verſtorbenen Vetters, und verlangte die Hälfte von ſeinem hinterlaßnen Vermögen, weil er mit ihm eben ſo nahe als Gerngroß verwandt ſey. Und da dieſer es ihm nicht geben wollte, verklagte er ihn, fing einen Proceß mit ihm an, der drey Jahre dauerte, und Gerngroßen alle Gemüthsruhe raubte.

Unter der Zeit kam eine große Ueberſchwemmung; dieſe warf die Gartenmauer ein, überführte den ganzen Garten mit Sand, ſo, daß Gerngroß ein ganzes Jahr hindurch zehn bis zwölf Menſchen halten mußte, um den ſchönen

Garten wieder herzuſtellen. Mit dieſen hatte er immer ſeine Plage: bald waren ſie faul, bald arbeiteten ſie zu lüderlich, bald forderten ſie zu viel Lohn, ſo daß Gerngroß oft ungeduldig wurde, die Peruke hin und her zog, und ſagte: ich wollte daß ich nimmermehr den Garten bekommen hätte, immer habe ich Aergerniß, immer Verdruß davon.

Es fanden ſich auch täglich eine Menge Leute bey ihm ein, die alle ſeine Freunde ſeyn wollten, ihn umarmten, und verſicherten, daß ſie niemanden mehr liebten und höher ſchäßten, als ihn. Wenn er ihnen nun glaubte, ſo baten ſie ihn kurz darauf, ihnen funfzig oder hundert Thaler zu leihen. That er es nun nicht, ſo wurden ſie darüber böſe, und ſchalten ihn einen harten und ungefälligen Mann; that er es aber, ſo bezahlten ſie ihn ſelten wieder, er mußte ſein Geld entweder einbüßen, oder Proceß mit ihnen anfangen. Wie vielen Verdruß ihm dieß alles gemacht habe, kann man ſich leicht vorſtellen.

Den gröſten Verdruß machten ihm aber ſeine Kinder. Dieſe waren ſonſt ſo fleißig und geſittet, daß ſie der Rektor immer andern zum

Exempel vorſtellte. Nun waren ſie aber ganz anders. Was brauchen wir zu lernen, dachten ſie, hat doch unſer Vater Geld genug! Sie lernten daher nichts mehr, gehorchten den Schullehrern nicht mehr, und begingen ſo viele Ausſchweifungen, daß faſt keine Woche verſtrich, in der nicht über ſie geklagt wurde.

Weil Gerngroß nun mehr Geld hatte, ſo glaubte er, er müſſe nun mehr als ſonſt auf ſeine Leibespflege wenden. Er ließ ſtärker als ſonſt ſeine Zimmer heizen, trank zweymal des Tages Kaffee, ließ mehr Nelken, Zimmet und Muskatenblüte an ſeine Speiſen thun, und täglich zwey Gerichte mehr als ſonſt auf ſeinen Tiſch tragen. Dadurch wurde er ſchwächlich. Ein kühles Lüftchen machte ihm ſchon unangenehme Empfindungen, der Magen verlor ſeine Verdauungskraft, und da er ſonſt ſelbſt aß, ſo ſah er itzo nur zu, wie andere es ſich ſchmecken ließen. Auch wurden ſeine Augen triefend, und in dem Ballen ſeines rechtes Fußes empfand er ein ſtarkes Brennen und Stechen, daß er das Podagra vermuthen mußte.

Ueber alles das wurde er einmal ſo unwillig, daß er ausging um ſich zu zerſtreuen. Er ging vor dem Häuschen vorbey, das er ſonſt bewohnte, zeigte es ſeinem Geſellſchafter, und ſagte: o wie glücklich war ich, da ich noch in dieſem Häuschen wohnte, da ich in Ruhe, mit meinen guten Kindern, meinen Kohl und Fleiſch verzehrte, noch von keinen Prozeßkoſten, Leibesſchmerzen und Klagen über meine Kinder etwas wußte! Ich dachte wunder, wie wohl ich mich befinden würde, da ich meines Vetters Reichthum erbte. Aber ich Thor! Ach ich habe mich betrogen — ich ſehe nun wohl ein, daß Reichthum niemanden glücklich mache.

S.

Eine ungekünſtelte Kleidung und Schmuck iſt doch beſſer, als alle Künſteleyen.

Lottchen bat ihre Mutter immer, ihr zu erlauben, daß ſie ſich dürfe friſiren laſſen, und ihre Mutter antwortete ihr allemal: du biſt ein Närrchen! du wirſt die Plage der Friſur noch zeitig genug bekommen. Ich wollte, daß es mir erlaubt wäre, meine Locken ſo frey herum fliegen zu laſſen, wie die deinigen, ich würde mich dabey weit beſſer befinden.

Lottchen aber wollte ihrer Mutter nicht glauben, ſondern wiederholte ihre Bitte alle Tage. Da gab denn die Mutter endlich nach, und ließ ſie friſiren.

O wie freuete ſie ſich, da ſie ihr friſirtes Köpfchen das erſtemal im Spiegel ſah! Gar lange dauerte aber die Freude nicht. Da ſie des Morgens aufſtund, empfand ſie heftige Kopfſchmerzen, die vermuthlich daher kamen, weil die freye Ausdünſtung durch die viele Pomade, Puder und Unterlagen, womit ihr Kopf beſchwert war, verhindert wurde. Unterdeſſen nahm ſie ſich vor, daß ſie gern den Kopf wollte leiden laſſen, wenn nur das Haar, das darauf wuchs, recht niedlich gekräuſelt wäre.

Sie ſollte nun für ihre Mutter Bohnen pflücken. Dieß war ſonſt immer ihr liebſtes Geſchäft geweſen, itzo aber bat ſie ihre Mutter, es der Magd aufzutragen, weil ſie beſorge, ſie möchte die Friſur an den Stangen, um welche ſich die Bohnen geflochten hatten, zerſtoßen. Die Mutter ſagte ihr aber, daß dieß nicht anginge,

ginge, daß jedes, das von ihrem Tiſche äße, auch etwas zum Beſten des Hauſes, durch ſeine Arbeit, beytragen müſſe.

Da ging denn Lottchen zum Bohnenpflücken weinend, da ſie doch ſonſt dahin gehüpft war. Sie fing an zu pflücken, und weil die beſten Bohnen inwendig hingen, ſo mußte ſie ſich mit ihrem Köpfchen durch die Stangen arbeiten. Wenn ſie es zurückziehen wollte, ſo blieben die Locken immer in den Stangen hängen, ſo daß ſie Noth hatte, ſie wieder los zu machen. Dieß machte, daß ſie noch einmal ſo viel Zeit, als ſonſt, zu dieſer Arbeit nöthig hatte. Und da ſie in die Stube zurück kam, und beſah ihren Kopf, o weh! wie ſah dieſer aus! er war zerzauſet, und gab ihr ſo ein lächerliches Anſehen, daß ſie den ganzen Tag ſich nicht getrauete auszugehen.

Auf den folgenden Tag war ſie zu einem Spatziergang eingeladen. Um ſechs Uhr ſollte der Zug fortgehen. Da es aber ſechs ſchlug, war noch kein Friſeur da; ſie wartete bis ſieben Uhr, er kam aber noch nicht. Da ging die

Geſellſchaft fort, und Lottchen mußte zu Hauſe bleiben.

Darüber betrübte ſie ſich ſehr, und bat ihre Mutter wehmüthig, den Friſeur abzuſchaffen. Das Friſiren, ſagte ſie, iſt ja eine wunderliche Mode, man kann dabey nicht recht arbeiten und ſich nicht recht freuen, und darf nicht eher ausgehen, bis der Friſeur es erlaubt.

Sagte ich dir es nicht? war der Mutter Antwort. Es iſt mir indeſſen lieb, daß du durch die Erfahrung klug worden biſt. Von nun an, ſollſt du von dieſer Plage frey ſeyn.

S.

Es iſt nicht gut, wenn es uns immer nach Wunſche geht.

Moriz war das einzige Kind ſeiner Eltern, die ihn ausnehmend liebten, und ihn als das höchſte Gut betrachteten, das ſie auf der Erde hatten. Dieſe Liebe verleitete ſie aber ſo weit, daß ſie alles thaten, was er wünſchte, und ihn zu nichts nöthigten, wozu er keine Luſt hatte.

Sie waren beyde fleiſſig, ſtunden jeden Morgen ſehr früh auf, und gingen an ihr Geſchäfte. Da wünſchten ſie oft, daß ihr Moriz auch bey ihnen ſeyn möchte, gingen zu ſeinem Bette, weckten ihn; wenn er aber ſagte: o laſſen Sie mich ruhen, ich bin noch gar zu müde, ſo gaben ſie nach, und ſagten, wir wollen das gute Kind nicht in ſeiner Ruhe ſtören.

Wenn er endlich aufgeſtanden war, ſo mußte beſtändig eine Magd um ihn ſeyn und ſeine Befehle vollziehen. Sie mußte ihm die Kleidung bringen, die er wünſchte, ihm das Waſſer wärmen, ihn anziehen, waſchen und kämmen. Dann fragte ihn die Mutter, was er ſich zum Frühſtück wünſche? und er forderte insgemein Kuchen, Torte, und andere Näſchereyen.

Man hielt ihm zwar einen Informator, dieſer durfte aber nicht die geringſte Strenge brauchen, um ihm ſeine Fehler abzugewöhnen, und ihn zum Lernen zu bringen. Er ſollte alles mit Bitten ausrichten, und dieſe halfen immer wenig.

So ging alſo dem Moriz in ſeiner Jugend alles wie er wünſchte.

Nach der Zeit fühlte er aber doch, daß es nicht gut geweſen ſey, daß ihm alles nach Wunſche gegangen war. Die vielen Leckereyen, die er genoſſen, hatten ſeinen Magen verdorben, daß er faſt gar nichts mehr verdauen konnte, das Langeſchlafen hatte ihn faul gemacht, durch die beſtändige Bedienung war er ungeſchickt und tölpiſch, und durch die gelinde Behandlung ſeines Hofmeiſters äußerſt unwiſſend geworden.

Da er nun ein Mann war, war er krank, ungeſchickt und von jedermann verachtet. Seine Eltern hinterließen ihm zwar einiges Vermögen, das war aber bald aufgezehrt, weil er es durch Geſchicklichkeit und Fleiß nicht zu vermehren wußte. Er mußte alſo ſehr früh ſein Leben in Dürftigkeit beſchließen, und gutthätige Leute mußten den Sarg bezahlen, in den er bey ſeiner Beerdigung gelegt wurde.

S.

Auch Leiden ſind eine Wohlthat.

Der junge Alwil hatte wohlhabende Eltern, und wurde von ihnen ihrem Stande gemäß erzogen.

Sie ſuchten ihm aber auch früh fromme Geſinnungen einzuflößen, und ſagten ihm insbeſondere ſehr oft, daß er ſich ganz allein auf Gott, und nicht auf irrdiſche Güter verlaſſen ſolle.

Der junge Alwil merkte ſich das, ob er gleich damals noch nicht einſehen konnte, warum ihm ſeine Eltern gerade dieſe Ermahnung ſo oft wiederholten.

Es währte nicht lange, ſo entſtand ein Krieg, wo Alwils Eltern ſo unglücklich waren, daß ihnen ihr Haus abgebrannt wurde. Sie geriethen dadurch in dürftige Umſtände; doch behielten ſie noch eben ſo viel übrig, daß ſie, wiewohl äußerſt ſparſam, davon leben konnten.

Der junge Alwil mußte nun einen ſchlechten Rock anziehen, und mit geringer Koſt vorlieb nehmen. Manche von ſeinen Mitſchülern, die ihn ſchon vorher wegen ſeines ernſthaften Weſens nicht recht leiden konnten, verachteten ihn nun vollends wegen ſeiner Armuth und wegen ſeiner ſchlechten Kleidung.

Dieß ſchmerzte ihn freylich. Allein nunmehro dachte er an das, was ihm ſeine Eltern ſo oft geſagt hatten: man müſſe ſich nicht auf irrdiſche Güter, ſondern allein auf Gott verlaſſen, welcher es immer gut mit uns meynet, und alle unſere Schickſale lenkt.

Nun wurde ihm auf einmal ganz leicht, und er fühlte in dieſem Gedanken eine himmliſche Beruhigung. Er zog nun vergnügt ſeinen ſchlechten Rock an, ertrug die Verachtung ſeiner Mitſchüler, und nahm gern mit ſeiner geringen Koſt vorlieb.

Dieſer Alwil hat nachher oft geſagt, als er ſchon ein alter Mann war: er danke Gott für die Unglücksfälle, die er ihn ſchon in ſeiner Jugend habe ertragen laſſen.

Denn die ganz geringe einfache Koſt habe ſeinen Körper geſund gemacht; durch die Verachtung

achtung ſeiner Mitſchüler habe er ſchon früh gelernt, die Beleidigungen der Menſchen ertragen, ohne deswegen auf Rache zu denken; durch dieſe Verachtung, und durch ſeine ſchlechte Kleidung, ſey ſein natürlicher Stolz, welcher ihn ſonſt vielleicht würde unglücklich gemacht haben, ſehr gedemüthiget worden; er müſſe alſo die unendliche Weisheit Gottes preiſen, und bekennen, daß ſie ihn nicht ohne Urſache in ſeiner Jugend habe arm und dürſtig ſeyn laſſen.

S.

2.

Herr Friedlieb hatte die Gewohnheit, daß er bisweilen in ſeiner Kinder Gegenwart betete. Vermuthlich that er es deswegen, damit ſie von ihm lernen ſollten, wie man ſich mit Gott unterreden müſſe. Wann er nun betete, pflegte er insgemein zu ſagen: ich danke dir, lieber Gott, für alles Gute, das du mir gegeben, und für alle Leiden, die du mir zugeſchickt haſt.

Darüber verwunderten ſich nun die Kinder, und der älteſte von ihnen, Ehrhard, fragte ihn einmal: aber, lieber Vater, warum danken Sie denn Gott für die Leiden? ich dächte, ſie wären nichts Gutes.

„Allerdings, antwortete er, ſind ſie etwas Gutes, wenn man ſich nur gut in denſelben verhält, und ſich nicht dadurch zur Ungeduld verleiten läßt. Dieß kann ich dir durch meine eigne Lebensgeſchichte beweiſen. Ich hatte einen Vater, den ich für reich hielt, und bey dem ich Freyheit hatte zu thun, was ich wollte, weil ſeine Geſchäfte ihm nicht erlaubten, ſich um mich zu bekümmern.

Dieſer Vater ſtarb, und nach ſeinem Tode fand man, daß er größern Aufwand gemacht habe, als ſeine Umſtände erlaubten. Denn die Gläubiger nahmen ſein ſämmtliches Vermögen weg. Ich war darüber untröſtlich, und fühlte ſeinen Verluſt noch mehr, da mich des Vaters Bruder zu ſich nahm, und meine Erziehung beſorgte. Dieſer war ein ſehr harter Mann. Er warf mir oft vor, daß ich bey ihm das Gnadenbrod äße, hielt mich äußerſt ſchlecht in der Kleidung, gab mir des Morgens trocken Brod, und zu Mittage ließ er mich an einem Nebentiſche ſitzen, und gab mir weiter nichts zu eſſen, als was auf den Tellern übrig geblieben war. Ueberdieß fuhr er mich ſehr heftig an, ſo oft ich etwas verſah, und ſchlug mich ſogar, wenn er zornig war. Dieß koſtete mir tauſend Thränen.

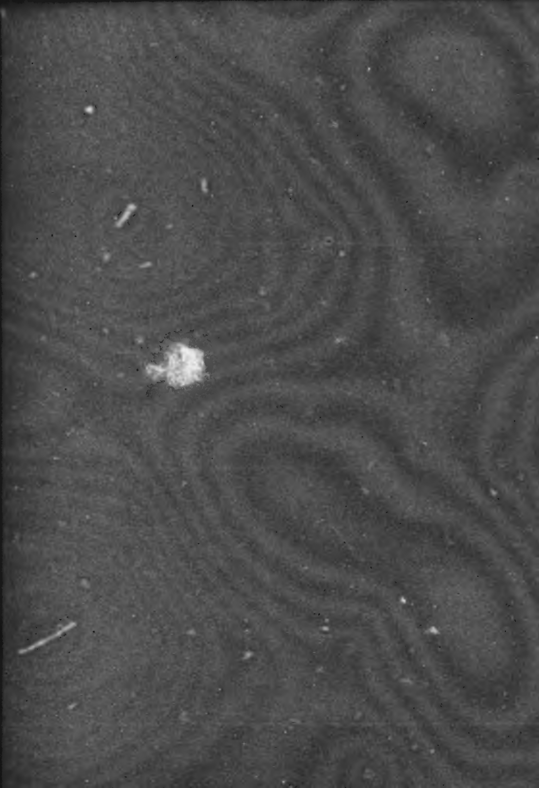
Da ich einige Jahre bey ihm ausgehalten hatte, überdachte ich einmal mein ganzes Schickſal, und bemerkte, daß ich wirklich weit beſſer, als ſonſt, ſey. Sonſt betete ich gar nicht, oder doch ſehr leichtſinnig, war frech und ungefällig, und gab mir gar keine Mühe, etwas zu erlernen, weil ich ſo einfältig war, zu glauben, daß ich es, wegen meines Vaters Reichthum, nicht nöthig hätte. Aber nun hatte die Noth mich beten gelehrt: ich ſtund keinen Morgen auf, und legte mich keinen Abend nieder, ohne Gott recht herzlich angerufen zu haben, daß er mir doch ein gutes und frommes Herz geben wolle. Die Härte meines Vetters hatte mich ſehr biegſam und gefällig gemacht, und weil ich wußte, daß ich nichts auf der Welt finden würde, als was ich mir durch meinen Fleiß verſchaffte, ſo wendete ich alle meine Kräfte an, etwas nützliches zu lernen.

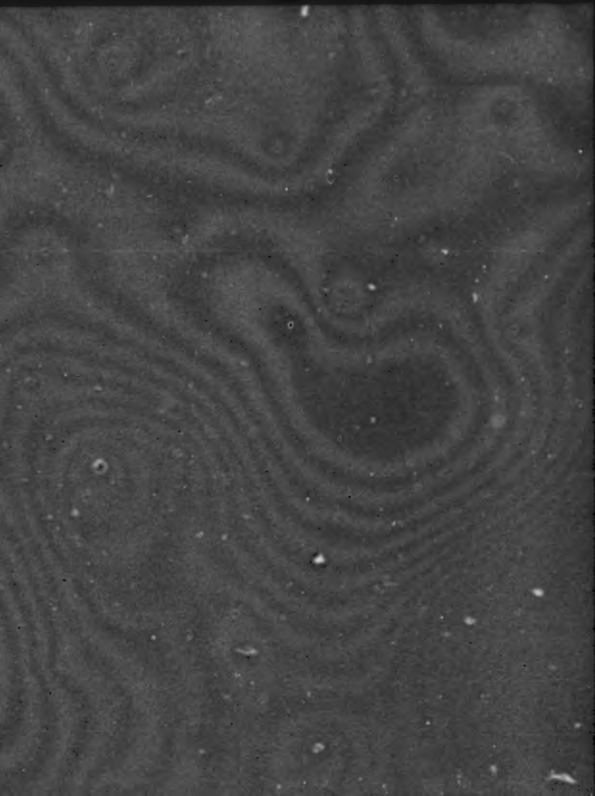
Da fiel ich auf meine Knie, und bat: ach verzeihe es mir, Gott, daß ich bisweilen über meine Leiden unwillig geweſen bin! Sie ſind ja die größte Wohlthat, die du mir erzeigt haſt: denn ſie haben mich gebeſſert.

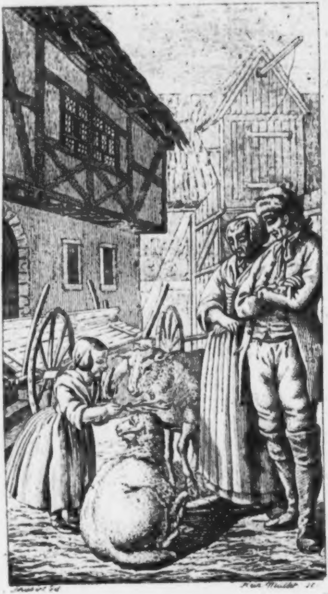
Die Kinder wurden durch dieſe Erzählung gerührt, erinnerten ſich hernach oft an dieſelbe, wenn ſie leiden mußten, und fanden in der That, daß auch ſie durch die Leiden gebeſſert wurden.

S.

Ende des zweyten Theils.







Sebaſtian Kluge

ein

Volksbuch

von

701, 1058

C. G. Salzmann.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig 1790
bey Siegfried Lebrecht Cruſius

Vorrede.

Es hat in der Welt jeder Menſch ſeine Plage, ſeine Sorgen und ſeinen Verdruß. Darüber werden nun viele unmuthig und klagen, ſchieben die Schuld ihrer Leiden, bald auf ihre Nachbaren, bald auf die böſen Zeiten, bald auf die Regierung, bald auf den lieben Gott ſelbſt. Wem fällt es aber wohl ein, daß er ſelbſt an ſeinem Elende Urſache ſey? Wenn Hinz Zahnſchmerſchmerzen hat, Kunz vom Fieber geplagt wird, Stephan eine böſe Frau, Conrad ungerathene Kinder hat; wenn Hans in ſchwere Proceſſe verwickelt iſt, Chriſtoph nicht weis wovon er Frau und Kinder ernähren ſoll: fällt es da wohl einem ein zu unterſuchen: Wo haſt du es verſehen, daß du in dieſe Noth gekommen biſt? Jeder, der in Noth iſt, will Hülfe haben — Aber wo ſuchet er ſie? der eine bey ſeinem Nachbar, der andere bey dem Arzte, der dritte bey dem Advokaten; dieſer macht Suppliken an den Fürſten, jener an den lieben Gott. Und insgemein erfolgt keine Hülfe. Und warum denn nicht?

Vorrede.

Ich will doch davon eine Hiſtorie erzählen: „Es war einmal ein Bauer, der hieß Siegfried. Er ererbte von ſeinem Vater vielen Acker, aber er bearbeitete ihn nicht gut. Er nahm eine Frau, die wendete viel Geld auf ſchöne Hauben, ſeidene Halstücher und Schürzen, und um das Geld dazu zu erhalten, verkaufte ſie das Futter, welches das Vieh hätte bekommen ſollen. Siegfried gerieth bald in große Noth. Er dachte hin und her, woher ſie wohl rühren möchte. Bald glaubte er, daß der ſchlechte Boden, bald daß die böſen Zeiten, oder böſe Leute, oder die Regierung, daran Urſache wären. Er wollte bey ſeinen Nachbaren borgen, dieſe hatten aber dazu keine Ohren, er ſupplicirte bey dem Fürſten um Erlaß der Abgaben, wurde aber abgewieſen. Darauf wendete er ſich an den lieben Gott, und er erhörte ihn nicht.

Hierüber wurde er nun ſehr unwillig, ſchalt auf die ganze Welt, und es fehlte nicht viel, daß er nicht auch den lieben Gott geſcholten hätte.

So gieng er einmal voll Verdruß zu Bette, nahm ſich vor, daß er Hand an ſich legen wollte, und ſchlief darüber ein. Was geſchah? Kaum hatte er eine halbe Stunde geſchlafen, ſo fieng er an zu träumen, und es kam ihm vor, als wenn der liebe Gott zu ihm käme. Was willſt du denn von mir haben, ſagte der liebe Gott, daß du mich immer mit deinen Bitten beſtürmſt? Habe ich dir denn nicht alles gegeben, was du zu deinem Auskommen nöthig haſt? Haſt du nicht Verſtand, mit dem du nachdenken; geſunde Arme und Hände, mit denen du dir helfen kannſt? Haſt du nicht eine junge Frau zur Gehülfinn bekommen? Haſt du nicht Acker genug, den du bearbeiten kannſt? Warum machſt du denn von dem allen keinen Gebrauch? Meynſt du denn, daß ich meine Allmacht anwenden würde, um die Menſchen in ihrer Faulheit zu ſtärken? Thue erſt ſelbſt was du kannſt, denke nach, wie du dir helfen willſt, ſey fleißig, bearbeite deinen Acker fleißig, halte deine Frau dazu an, daß ſie ein gleiches thut, dann — bete wieder und ich werde dich nicht verlaſſen.“

Siegfried dehnte ſich im Bette, erwachte und dachte die ganze Nacht hindurch der Sache weiter nach. Des Morgens erzählte er den Traum ſeiner Frau, und ſie nahmen ſich beyde vor, daß ſie ſich künftig auf niemanden verlaſſen wollten, als — auf den lieben Gott, und — ſich ſelbſt.

Der Mann nahm ſich ſeines Ackerbaues an, und dachte nach, wie er ihn immer mehr verbeſſern wollte, und die Frau bekümmerte ſich nicht viel mehr um ihren Putz, ſondern um — ihr Vieh. Da wurde nun alles beſſer, Siegfried bekam ein gutes Auskommen, der liebe Gott ſegnete ihn, und erhörete ſein Gebet.

Ich glaube, wenn es andere Leute auch ſo machten, daß alles beſſer gehen, und ſie ſich von einer Plage nach der andern befreyen würden.

Dieß beweißt die Geſchichte **Sebaſtian Klugens**. Was für ein armer, geringer Menſch war dieſer nicht in ſeiner Jugend, und wie wohl befand er ſich in ſeinem Alter! Aber er machte es auch darnach. Er klagte und lamentirte nicht, ſondern er dachte nach, wendete ſeine Zeit gut an, und half ſich, ſoviel möglich, ſelbſt.

Sein Lebenslauf iſt eigentlich für diejenigen geſchrieben, die keine Gelehrten ſind, und nicht Gelegenheit haben viele Bücher zu leſen. Ich glaube aber doch, daß auch die Gelehrten vieles daraus werden lernen können. Denn manche Gelehrten haben ja auch ihre Plage, und wiſſen immer nicht woher ſie komme.

Vorrede.

Es iſt dieſe Geſchichte eigentlich aus dem **Boten aus Thüringen** genommen, und von neuem abgedruckt. Dieſe Schrift enthält mehrere ſolche Geſchichten, und wird davon wöchentlich ein Bogen ausgegeben. Auf der Zeitungsexpedition in Gotha koſtet der Jahrgang achtzehen gute Groſchen, auf den Poſten, zumal wenn die Leſer weit von Gotha entfernet ſind, etwas mehr.

Man kann ſie auch in allen deutſchen Buchhandlungen, beſonders in der **Cruſiuſiſchen** zu Leipzig, in der **Herrmanniſchen** zu Frankfurt am Mayn, und in der Felſeckeriſchen zu Nürnberg erhalten.

Wer zwölf oder mehrere Exemplare auf der Poſt verlangt, kann ſich an die Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal wenden, und erhält ſie wohlfeiler.

* * *

Erſtes Kapitel

von

Kluges Geburt und Kindheit.

Ich, Sebaſtian Kluge, erblickte das Licht dieſer Welt den 3ten April 1732 in dem Dorfe Knippershauſen. Mein Vater war Lorenz Kluge, und meine Mutter hieß Anna Sabina. Jener war zehen Jahr unter den Soldaten geweſen, hatte viele fremde Länder geſehen, und meine Mutter heimlich mitgenommen und geheurathet, da er einmal bey ihrem Vater im Quartiere lag. Hernach war er deſertiret, und hatte ſich in Knippershauſen niedergelaſſen, wo er ums Tagelohn arbeitete.

Von meinen Kinderjahren weiß ich nur wenig noch. Da ich acht Jahre alt war, bekam ich einen garſtigen Ausſchlag am Kopfe, und wurde ſo voll Ungeziefer, daß kein Kind mit mir ſpielen und umgehen wollte. Meine Eltern machten nicht viel daraus.

Ich erinnere mich, daß einmal die Nachbarin bey meine Mutter ſpinnen kam, und zu ihr ſagte: ſchämt ihr euch denn nicht Anne Sabine, daß ihr euren Jungen ſo verlauſen laßt? Ey, ſagte ſie, was da, was da! ich habe es mein Lebtage gehört, daß das die beſten Kinder werden, die in der Jugend böſe Köpfe haben. Durch den böſen Kopf geht viel Gift weg, und die Läuſe ziehen auch viel Unreinigkeit an ſich.

Nach der Zeit, da ich zu Verſtande kam, ſah' ich wohl ein, woher mein ausgeſchlagener Kopf gekommen war. Ich mußte immer warme Mützen tragen, meine Mutter wuſch mich nicht und kämmte mich nicht, da mußte ſich ja nothwendig Schärfe nach dem Kopfe zu ziehen, und das Ungeziefer ſich vermehren.

Um ein Haar hätte mir der ausgeſchlagene Kopf das Leben gekoſtet. Deswegen iſt er mir eben ſo merkwürdig, und deswegen habe ich ihn auch mit in meine Lebensgeſchichte gebracht.

Da nämlich meine Mutter den Spektakel nicht mehr mit anſehen konnte, ſo rief ſie mich einmal des Morgens zu ſich, beſtrich mir den Kopf mit einer Salbe, und den andern Morgen war er abgetrocknet. Ich war aber nun auch ſo krank, daß ich kein Glied regen konnte, war nicht im Stande Luft zu holen, und meine Eltern warteten auf mein Ende.

Es iſt mir noch wie im Traume, daß meine Mutter neben mir ſaß und betete:

Hier lieg ich armes Würmelein
Kann regen weder Arm noch Bein.

Auf einmal aber fuhr ſie auf und ſchrie, “kömmſt du verfluchte Hexe? Haſt du mir nicht mein Kind tod gehext?“ Und nun entſtund ſo ein Lärmen, daß mir darüber vollends Hören und Sehen vergieng. Anſtatt, daß nämlich meine Mutter auf den Einfall hätte kommen ſollen, daß ſie mich mit ihrer Salbe um meine Geſundheit gebracht hätte, glaubte ſie, daß die Nachbarin mich behext habe. Da nun dieſe eben in die Stube trat, ſo gieng der Lärmen los. Mein Vater ſprang dazwiſchen, und, da bey ihm die Ohrfeigen nicht feſte ſaßen, ſo ſchlug er auf die Nachbarin los und ſchmieß ſie zum Hauſe hinaus, und ich — ich ſchickte während der Zeit zum Sterben zu.

Unterdeſſen, wenn der liebe Gott einen Menſchen erhalten will, ſo muß ſich alles gar wunderlich ſchicken. Da eben mein Vater die Nachbarin zur Thür hinaus warf, ſo gieng ein Fremder vorbey. Die Nachbarin bekam von meinem Vater einen ſo ſtarken Stoß, daß ſie auf den Fremden lostaumelte, ihn umſtieß, und mit ihm in den Schlamm fiel.

Der Fremde erſchrack, ſtund auf, zog die Nachbarin aus dem Schlamme heraus, rückte dann meinen Eltern auf den Leib und fragte, was dieß für eine Aufführung wäre? und warum ſie die arme Frau ſo barbariſch behandelten? Da er nun von Hexerey ſprechen hörte, wurde er curios und wollte die Sache genauer unterſuchen. Er gieng deswegen in die Stube, und, da er ſich nach allen Umſtänden genau erkundigt hatte: ſagte er, ihr Leute ſeyd nicht klug. Ihr bringt euer Kind durch die Schmiralien, die ihr auf ſeinen Kopf gebracht habt, ſelbſt ums Leben. Binnen zwey Stunden iſt euer Kind tod, wenn ihr nicht den Augenblick Anſtalt dazu macht, ihm das Leben zu retten.

Um Gottes Willen, ſchrie meine Mutter, ich will ja gern alles thun, was Menſchen möglich iſt. Aber was ſoll ich denn thun? ich weiß ja in meinem Leibe keinen Rath.

Macht gleich Feuer an, ſagte der Fremde, und ſetzt ein Maas Waſſer auf. In einer Viertelſtunde bin ich wieder bey euch.

Er lief darauf fort, brachte eine Hand voll Kräuter mit, kochte ſie ab, und gab mir den Trank zu trinken. Ich hatte ihn kaum eine halbe Stunde im Leibe, ſo fieng ich an am ganzen Leibe zu ſchwitzen, und bekam meinen Verſtand, aber auch nach etlichen Tagen meinen ausgeſchlagenen Kopf wieder. Mir zu gefallen hielt ſich der liebe Mann eine ganze Woche im Dorfe auf, beſuchte mich alle Tage, brachte mir Arzeney mit, ſchenkte meinem Vater einen Thaler Geld, und gab meiner Mutter die Lehre, daß ſie mir den Kopf fleißig reinigen und waſchen ſollte. Und was war der Erfolg? in kurzer Zeit war ich meinen ausgeſchlagenen Kopf los, und ſo rein, wie anderer ehrlichen Leute Kinder auch.

Nach der Zeit habe ich mich alle Tage im Nakken und hinter den Ohren gewaſchen, und nicht das geringſte wieder von einem Ausſchlage geſpürt.

Von der Erziehung, die mir mein Vater gab, weiß ich auch nicht viel mehr. Nur das erinnere ich mich noch, daß er mir immer gegen dreyerley Sachen Abſcheu beyzubringen ſuchte, gegen den lieben Gott, gegen meine Mutter und gegen die Arbeit.

Wenn ich einmal etwas verſehen hatte, hatte ein Loch in meinen Rock geriſſen, einen Teller zerbrochen, oder war zu lange weggeblieben, wenn er mich ausgeſchickt hatte, um Bier zu holen, ſo fieng er allemal einen ſchrecklichen Lärmen an, und ſagte, daß mich der liebe Gott dafür ſtrafen, und einmal in die heiße Hölle werfen würde. Wie konnte ich denn da dem lieben Gott gut bleiben, ſo lange ich glaubte, daß er mich um ſo einer Lumpenſache willen, die oft der beſte Menſch verſieht, gleich ſo hart behandeln werde. Wenn es donnerte und that rechte ſtarke Schläge; ſagte er allemal, hörſt du, wie der liebe Gott auf die böſen Kinder ſchmält? du gottloſer Junge! ich will es auch wohl noch erleben, daß dich das Donnerwetter drey Klaftern tief in den Erdboden hinein ſchlägt.

Meiner Mutter ſagte er oft, daß ſie die abſcheulichſte Frau wäre, die Gottes Erdboden trüge, daß ſie nicht werth wäre, daß ſie der Henker hole, und gab ihr Schimpfnamen, die ich gar nicht nachſagen mag. War es nun wahr, oder war es nicht wahr, daß meine Mutter ſo garſtige Laſter an ſich hatte, das weiß ich nicht. Genug ich glaubte es und wurde ihr gram.

Von der Arbeit ſchien mein Vater kein großer Freund zu ſeyn. Wenn er die Hacke oder den Spaten in die Hand nahm, ſo machte er allemal eine fürchterliche Runzel, und, wenn er von der Arbeit zurück kam, ſo warf er das Werkzeug in eine Ecke, und ſagte oft: das iſt doch ein rechtes Hundeleben in dem Knippersdorf. Ich wollte, daß ich es nicht mit Augen geſehen hätte. Da hat man Pferdearbeit und Zeiſigfutter. Ich lobe mir es unter den Soldaten, wenn ich da ins Quartier kam, da mußte mir Geſotenes und Gebratenes aufgeſchüſſelt werden, und, da wir am Rheine ſtanden, da war alles unſere, Kraut, Rüben, Obſt, Wein, alles fouragirten wir weg, wie es uns vorkam. Das war doch ein Leben! aber in Knippersdorf, da halte ichs nicht aus. Da iſt doch ein Tag und alle Tage Arbeit, und habe davon

von kaum ſo viel, daß ich das liebe Leben davon bringe.

Ich hörte zu und glaubte es. Wer wollte denn dem Vater nicht glauben?

Nun fügte ſichs oft, daß ich mit meinem Vater an die Arbeit gehen mußte. Da heulte ich allemal, ſo oft er ſagte, heute gehſt du mit mir an die Arbeit, verſteckte mich auch wohl, und wollte gar nicht mit gehen. Gemeiniglich holete er dann eine Weide, prügelte mich durch, und ſagte: ich möchte doch wiſſen, wo der faule Tagedieb herkäme! Itzo weiß ich wohl, wo er herkam.

Der liebe Gott weiß, was aus mir würde geworden ſeyn, wenn mein Vater lange gelebt hätte. Aber er ſtarb, da ich kaum dreyzehn Jahr alt war, und meine Mutter konnte mich nicht ernähren, weil ſie arm war, und, wie es mir vorkam, ſo wenig Luſt zur Arbeit, als mein Vater, hatte. Was that ſie? ſie ſchickte mich aus, daß ich gute Herzen um etwas anſprechen mußte, und wenn ich nun den Abend zurück kam, und brachte ein Säckchen voll Brod und etliche Groſchen Geld mit, ſo machte ſie uns ein gutes Abendeſſen. Das gefiel ihr und mir, denn ich brachte mit Faullenzen und Betteln mehr zuſammen, als ich mit Arbeiten hätte verdienen können.

Kurz ich arbeitete gar nicht mehr, legte mich völlig auf die Betteley, und würde ein ordentlicher Landſtreicher geworden ſeyn, wenn es der liebe Gott nicht ſo gar wunderlich mit mir gefügt hätte.

Anderes Kapitel.

Von Kluges curioſer Verwandlung.

Einmal kam ich in das Dorf Heilberg, und hörte, daß der gnädige Herr ſeinen Geburtstag feyerte. Halt! dachte ich, hier iſt etwas zu fiſchen. Ich machte mich alſo auf, ſchlich mich in das Schloß, gieng gerade zu in das Zimmer, wo geſchmauſet wurde, und trat vor den Tiſch, wo viele vornehme Leute zuſammen waren. Nun fieng ich an, mich recht jämmerlich anzuſtellen, und bat, daß ſich die Herren und Damen doch eines armen vater- und mutterloſen Waiſen erbarmen möchten. Einige griffen ſchon in die Taſche, und wollten etwas herausholen, da winkte aber der gnädige Herr, mit der Hand, daß ſie es ſollten ſeyn laſſen, befahl dem Bedienten, daß er mich in die Geſindeſtube führen, mir Eſſen und Trinken reichen, und mich, bis nach der Mahlzeit, warten laſſen ſollte.

Das geſchahe nun; ich ließ mir mein Stück Braten und Kuchen, und mein Glas Wein gut ſchmecken, und freuete mich ſchon auf die Gulden und halben Gulden, die nach der Mahlzeit in meinen Bettelſack fallen würden. Aber ich betrog mich. Nach einer halben Stunde trat der gnädige Herr in die Stube, ſah mir recht feſt in die Augen, und fragte: höre mein Sohn, warum bettelſt du?

Ich hatte die Bettelſprache ſchon ſo in meiner Gewalt, daß ich ihm meinen Zuſtand recht jämmerlich beſchreiben konnte. Er aber ſchüttelte den Kopf und fragte: Biſt du denn nicht ein Menſch, wie andere? willſt du denn auf der Erde leben, und keinen Theil dran haben? kein Haus, keinen Garten einmal beſitzen? kein eignes Bette, auf dem du ruhen und ſterben kannſt? Willſt du denn immer ein ſo elender Menſch bleiben, für dem man Fenſter und Thüren zuſchlägt, wenn man ihn von ferne erblickt? Kurz, der Herr machte mich ſo weichmüthig, daß mir die hellen Thränen zu den Augen heraus liefen.

Was ſoll ich denn thun? antwortete ich, ich habe ja keinen Heller Geld, von dem ich mir ein Haus, oder einen Garten kaufen könnte.

Wie alt biſt du? fragte er mich weiter, und da ich ihm ſagte, ich gehe in mein vierzehntes Jahr, ſo lächelte er und ſagte, auf dieſe Art haſt du ja wenigſtens noch funfzig Jahre zu leben. Wenn du dieſe funfzig Jahre gut anwendeſt, wie vieles wirſt du da nicht lernen und zu Stande bringen können! Wer in der Welt fortkommen will, muß vor allen Dingen ſeine Zeit recht gut anwenden. Willſt du das thun?

Ich weiß nicht, wie ich das machen ſoll, antwortete ich.

Gut, ſagte er, ſo will ich es dich lehren. Ich feyre heute meinen Geburtstag, da möchte ich ohnedieß gern ein gutes Werk thun.

Er ſchickte mich darauf in das Wirthshaus, und ſagte, ich ſollte den andern Tag wieder kommen.

Da ich kam, war ein Bauer bey ihm, zu dem ſagte er, da ich in die Stube trat: das iſt er.

Darauf ſagte er zu mir, nun Kluge, wenn du Luſt haſt, deine Zeit gut anzuwenden, ſo will ich dich zu dieſem ehrlichen Manne thun. Mit dem habe ich ſchon alles überlegt, wie du deine Zeit eintheilen und anwenden ſollſt. Folgſt du mir nun, ſo wird es gewiß dein Schade nicht ſeyn. Folgſt du mir aber nicht, ſo kann ich dir auch nicht helfen, du wirſt nicht nur bey mir keinen Biſſen Brod wieder bekommen, ſondern ich werde es auch im ganzen Dorfe bekannt machen, daß, ſobald du dich wieder hier blicken läßt, du ſogleich fortgejagt wirſt. Da nahm mich nun der Bauer mit ſich in ſein Haus. Ich war kaum hinein getreten, ſo ſagte er: dieſen

Vormittag gehe hinaus und ſuche Diſteln! Da ich zwey Körbe voll gebracht hatte, gab er mir einen Teller voll Suppe und ein Stück Brod, und ſagte: dieſen Nachmittag ſollſt du ein Stück in meinem Garten graben.

Das wollte mir nun nicht ſchmecken. Sobald ich eine Stunde gegraben hatte, ſo hatte ich Blutblaſen in der Hand. Ich ſtellte das Grabſcheid hin, legte den Kopf darauf und weinte. Aber mein neuer Herr, der mir durch das Fenſter zugeſehen hatte, kam ſogleich herunter und ſagte: Junge, was machſt du da? ich glaube du willſt deine Zeit mit Faullenzen zubringen? arbeite fort, oder ich gehe ſogleich zu dem gnädigen Herrn, und zeige es an! Da mußte ich halt mein Grabſcheid wieder nehmen und fortarbeiten.

Mit genauer Noth ward ich fertig. Sobald ich aber fertig war, kam auch mein Herr und brachte mir einen halben Käſe, ein Stück Brod und ein Maaß Bier. Das ſchmeckte mir nun wirklich beſſer, als mein Bettelbrod. Da ich meine Mahlzeit zu mir genommen hatte, legte ich mich mit dem Kopfe auf den Tiſch, und wollte ſchlafen. Sobald dieß aber mein Herr merkte, fuhr er mich an, und ſagte: ich glaube wohl gar du willſt ſchlafen? weißt du nicht, daß es noch zwey Stunden Zeit zur Arbeit iſt? haſt du nicht dem gnädigen Herrn verſprechen müſſen, du wollteſt deine Zeit recht gut anwenden? Da ſind Linſen, die ich morgen will kochen laſſen, davon lies die Sämerey heraus!

So mußte ich Linſen leſen, bis die Glocke zehne ſchlug, dann durfte ich mich niederlegen und ſchlafen. Kaum grauete aber der Himmel, ſo war mein Herr ſchon wieder da, weckte mich und ſagte: auf, der Tag bricht an! Die Morgenſtunde hat Gold im Munde! Das wollte mir nun gar nicht gefallen. Ich warf mich hin und her, rieb die Augen, ſagte es wäre noch zu früh — das half aber alles nichts, ich mußte heraus, erſt Holz ſpalten, hernach wieder Diſteln zuſammen tragen.

Da ich eben meinen Korb mit Diſteln voll machen wollte, hörte ich hinter mir eine Stimme, die rief: guten Morgen, Kluge! iſts nicht wahr, es iſt beſſer, wenn man ſeine Zeit gut anwendet, als wenn man ſie immer mit Faullenzen zubringt? Ich ſahe mich um, da ſtund der gnädige Herr da. Ach! ſagte ich, gnädiger Herr! das halte ich nicht aus; vom Morgen bis in die Nacht muß ich arbeiten, wie ein Pferd.

Ei dafür hilft nichts, ſagte er. Ich habe dir einmal geſagt, du ſollteſt deine Zeit gut anwenden.

Ich wollte gern arbeiten, war meine Antwort, aber mein Herr giebt mir zu ſaure Arbeit. Meine

Hände thun mir noch immer weh von dem geſtrigen Graben.

Das laß du immer ſeyn, ſagte der gnädige Herr, wenn erſt etliche Monate vorbey ſind, ſo wollen wir weiter reden. Ich mußte hernach mit ihm nach Hauſe gehen, mich ganz ausziehen, mich in dem Bache baden, der durch ſeinen Garten floß, dann ließ er mir durch ſeinen Bedienten einige Hemden und neue Kleidung geben, die ich anlegen mußte.

So wußte er mich ſo kirre zu machen, daß ich mich an die Arbeit gewöhnte, und nicht vergnügter war, als wenn ich recht viel zu thun hatte. Nach etlichen Monaten beſuchte er mich wieder, da ich eben die Hacke in der Hand hatte, und den Garten meines Herrn vom Unkraute rein machte. Wie gehts, ſagte er, Kluge, wird dir die Arbeit noch ſo ſauer?

Ach nein, gnädiger Herr, ſagte ich, itzo iſt mir alles nur ein Spaß. Sonſt war mir die Hacke und das Grabſcheid ſo ſchwer, itzo ſpiele ich nur damit. Ich kann noch einmal ſo viel graben und hacken, als ſonſt.

Da ſiehſt du, Kluge, fuhr er fort, daß es gut iſt, wenn man ſeine Zeit gut anwendet. In den wenigen Monaten, die du ſo gut benutzet haſt, haſt du ſchon ſo viel erworben! Nun haſt du Luſt zur Arbeit, nun haſt du Mark in die Knochen be kommen, haſt ein Paar ſtarke Arme, was wirſt du damit in deinem Leben nicht ausrichten können?

Ich lächelte, und zeigte ihm den Garten meines Herrn! ſehn Sie! ſagte ich! den habe ich ganz allein bearbeitet! alle die Kartoffeln, die Gurken, den Wirſing, Blaukohl und Kohlrabi, die Bohnen, alles, was hier wächſt, das habe ich gepflanzt. Ich habe allemal eine gewaltige Freude, wenn ich in den Garten komme, und ſehe die vielen und ſchönen Gewächſe, die ich gebauet habe.

Das glaube ich dir wohl, ſagte er. Es giebt für den Menſchen keine größre Freude, als wenn er recht viel Gutes überſehen kann, das durch ihn da iſt. Aber — wer dieſe Freude haben will, der muß auch ſeine Zeit recht gut anwenden. Wenn du nun itzo ſchon ſo viele Freude haſt über das, was du in einem fremden Garten pflanzteſt, wie wirſt du dich erſt freuen, wenn du dir ſelbſt einen Garten erworben, und ſo viele Gewächſe in demſelben gebauet haſt.

Unterdeſſen, daß er ſo mit mir ſprach, packte ich das Gras und die Krautsblätter zuſammen, die ich im Garten geſammelt hatte, und trug ſie in den Hof, um das Vieh damit zu füttern. Der Herr gieng mit mir. Sobald ich in den Hof kam, entſtund überall ein Lärmen. Die Gänſe gackerten mir entgegen, die Ziege blökte und die Schweine grunzten, und wollten die Stallthür aufbrechen. Wart! Wart! ſagte ich, ihr ſollt gleich alle euer Mittagsbrod bekommen. Nur muß eins auf das andere warten. Darauf gab ich erſt der Ziege einen Arm voll Gras, dann holte ich das übrige zuſammen, und fütterte die Schweine und Gänſe damit.

Der gnädige Herr ſah mir immer zu, und lachte, daß ihm der Bauch ſchütterte, wenn ich mit den Thieren discurirte. Hernach ſagte er: He! haſt du es itzo nicht beſſer, als damals, da du noch mit dem Bettelſacke liefſt? Sonſt mußteſt du allenthalben um ein Stück Brod betteln, itzo brauchſt du niemanden um Brod anzuſprechen, und kannſt auch noch ſo viele Thiere ernähren. Darauf klopfte er mich auf die Achſeln und ſprach: fahre ferner fort, lieber Kluge, deine Zeit gut anzuwenden, ſo wirſt du künftig nicht nur noch mehrere Thiere ernähren können, ſondern auch der Verſorger von vielen Menſchen werden. Itzo gackern die Gänſe, blöcket die Ziege, grunzen die Schweine, wenn du in den Hof trittſt. Künftig werden Menſchen ihre Freude haben, wenn ſie dich erblicken.

Nun gieng er fort, und wiſchte mit dem Schnupftuche an den Augen, als wenn er weinte.

Mir gieng dieſe Rede durch Mark und Bein. Ich verſtund es eigentlich nicht, was er damit ſagen wollte, und konnte es nicht begreifen, wie ſo ein armer Junge, wie ich damals war, Menſchen verſorgen ſollte, aber ich nahm's doch zu Herzen. Hatte ich ſonſt das Vieh gerne gefüttert, ſo that ich es itzo noch zehnmal lieber und bildete mir ordentlich etwas darauf ein, daß ich ſo viele Thiere ernähren konnte. Ich ſann auch itzo Tag und Nacht darauf, wie ich jede Stunde ſo gut als möglich anwenden wollte.

Es war mein Schade nicht, denn mein Herr bekam mich immer lieber. In den erſten Monaten mußte ich bey ihm ums liebe Brod dienen, da das neue Jahr herbey kam, verſprach er mir jährlich ſechs Gülden Lohn. Das nächſte Jahr bekam ich zwölf Gülden, und in der Folge legte er mir jährlich zwey Gülden zu.

Einmal gieng ich in die Kirche, da predigte der Herr Pfarrer von der chriſtlichen Sonntagsfeyer. Gegen das Ende der Predigt ſagte er: „meine lieben Freunde! ihr glaubt, wenn ihr in der Kirche geweſen wäret, und hernach müßig gienget, ſo hättet ihr den Sonntag recht gut gefeyert. Das iſt aber keine chriſtliche Sonntagsfeyer. Unſer lieber Heiland machte es ganz anders. Der war auch am Sabbathtage geſchäftig, er lehrte und predigte, und machte Kranke geſund. Nun will ich eben nicht ſagen, daß ihr, wenn es die Noth nicht erfordert, ſchwere Arbeiten übernehmen ſollt, denn der Menſch will ja freylich ſeine Ruhe haben, aber es giebt ja

allen

allerley kleine Geſchäfte, die ihr am Sonntage verrichten, und dabey ausruhen könnet. Könnt ihr nicht eine Einrichtung machen, wie ihr die Woche über eure Geſchäfte treiben wollt? könnt ihr nicht die Rechnung über eure Einnahme und Ausgabe verfertigen? könnt ihr nicht in einem guten Buche leſen? könnt ihr nicht euern Kindern Unterricht geben? könnt ihr nicht auf das Feld gehen, und unſers lieben Gottes Werke betrachten? Ach ihr könnts! ihr könnts! wenn ihr nur wollt. Bedenkt nur, unſer Leben währet ſiebenzig Jahr, wenn's hoch kommt, ſo ſind's achzig Jahr! nun machen die Sonntage gerade den ſiebenten Theil von unſerer Lebenszeit aus. Wenn ihr den Sonntag nun mit Müßiggehen zubringt, ſo gehen ja zehen Jahre von eurem Leben verlohren! zehen Jahre von eurem kurzen Leben gehen verlohren! bedenkt es doch, lieben Freunde, und faßt mit mir den Entſchluß:

O daß von meinen Lebenstagen
Doch keiner ganz verlohren ſey!
Verlohrne Stunden, ach, ſie nagen
Zu ſpät das Herz mit Gram und Reu,
Und den verlohrnen Augenblick
Bringt kein Gebet, kein Flehn zurück."

Tauſend! wie fiel mir dieſe Predigt auf das Herz! Bisher war ich den Sonntag über mehrentheils müßig gegangen, und es war mir noch gar nicht eingefallen, daß ich dieſen Tag, außer der Kirche, auch noch gut anwenden könnte. Ich ſahe nach dem Stuhle des gnädigen Herrn hin. Dieſer mochte mich aber wohl, die ganze Predigt hindurch, nicht aus den Augen verlohren haben. Sobald ich nach ihm blickte, winkte er mir mit dem Kopfe zu und hob den Finger in die Höhe, als wenn er ſagen wollte: **merks Kluge!**

Vom Kirchengebete hörete ich kein Wort, denn ich dachte nun an nichts weiter, als, wie ich den Sonntag recht gut anwenden wollte.

Itzo fiel es mir ein. Halt dachte ich, das willſt du thun. Da der Herr Schulmeiſter zum Ausgange ſpielte, und alle Leute aus der Kirche giengen, blieb ich zurück, und ſchlich mich aufs Chor. Sobald der Herr Schulmeiſter mit Spielen fertig war, ſagte ich zu ihm: lieber Herr Schulmeiſter! ich möchte gern nach unſers Herrn Pfarrers Predigt thun, und dazu könnte er mir behülflich ſeyn. Will er denn nicht ſo gut ſeyn, und mir alle Sonntage eine Vorſchrift leihen, und ein Rechenexempel aufgeben? ich möchte mich gerne nach der Kirche im Rechnen und Schreiben üben.

Närrchen, ſagte der Schulmeiſter, warum haſt du mir denn dieß nicht eher geſagt?

Ich mußte ſogleich mit ihm nach Hauſe gehen, er gab mir eine Vorſchrift und ein Rechenexempel. Ich übte mich daran im Schreiben und Rechnen, brachte ihm am nächſten Sonntage meine Arbeit, er ſahe ſie durch, und gab mir wieder etwas neues auf.

Es währete nicht lange, ſo ſchrieb ich eine ſo ſchöne Hand, und rechnete ſo gut, wie man es nur von einem Bauersmanne verlangen kann.

Einmal ſaß ich auch und machte eine Rechnung, da kam der gnädige Herr, ſahe ſie durch, und hatte eine gewaltige Freude darüber. Nun, ſagte er, denke an mich, was dir es einmal helfen wird, wenn du größer biſt, daß du die Sonntage ſo gut angewendet haſt! Da will ich dir noch etwas geben, das du des Sonntags nach beyden Kirchen recht wohl benutzen kannſt.

Hier holte er aus ſeiner Taſche ein Buch, das den Titel hatte: **Reichards Land und Gartenſchatz.** Darinn las ich nun alle Sonntage und lernte erſtaunlich viel daraus.

In dieſem Buche wird nun faſt von allen Arten Getraide, Gemüſe und Obſtbäumen, gehandelt, und angegeben, wie man ſie ſäen, pflanzen und behandeln ſoll, und für was für ein Land ſich jede Art am beſten ſchicke. Was war das für eine Freude für mich! Auf meinem Dorfe ſäete man ſonſt nichts als Roggen, Waizen, Gerſte und Hafer aus. Wann das Land zwey Jahre getragen hatte, ſo ließ man es Brache liegen, und, wann es weder Roggen noch Waizen, noch Gerſte, noch Hafer tragen wollte, ſo wußte man nicht, was man damit ſollte anfangen, und ließ es gar unbenutzt liegen. So lagen in unſerer Flur, wohl 200 Acker, auf denen dürres Gras wuchs, die weder Menſchen noch Vieh nützten. In dem Gartenſchatze wird nun aber gezeigt, wie man das Land Jahr aus Jahr ein benutzen kann, ohne Brache zu halten, es werden Vortheile angegeben, wie noch, außer den gewöhnlichen Gewächſen, gar viele andere können gebauet werden, und was das allerartigſte iſt, es wird bewieſen, daß man alles Land, es habe Namen, wie es wolle, benutzen könne.

Wer war froher als ich, da ich das Buch in die Hände bekam! Sobald ich aus der Nachmittagskirche kam, ſaß ich drüber. Wann ich hernach ein Stück geleſen hatte, ſo gieng ich ins Feld. Sonſt ſah ich die Aecker an, wie die Kuh das neue Thor. Itzo war es aber, wie wenn mir der Staar geſtochen wäre. Immer bey dem zehnten oder zwanzigſten Acker blieb ich ſtehen und unterſuchte, was er für einen Boden hätte, dann hatte ich die Mode an mir, daß ich vor ſo einem Acker ſtehen blieb, den Finger über die Naſe legte, und nachdachte, was wohl auf demſelben am beſten fortkommen möchte.

Hätte ich dazumal Land gehabt, ich hätte, ſo wahr ich ehrlich bin, gleich angefangen! es ſo zu bearbeiten, wie es im Land und Gartenſchatze beſchrieben iſt. Das hatte ich aber nicht, und mußte es alſo bleiben laſſen.

Andre

Unterdeſſen gab ich meinem Herrn die beſten Wörterchen, daß er mich doch ſeinen Acker ſo möchte behandeln laſſen. Er wollte lange nicht dran, meynte es wären Neuerungen. Wenn er etwas in die Brache ſäete, ſo würde es ihm abgehütet, und was er noch alles einwendete. Endlich meynte er, der gnädige Herr ſollte den Ausſpruch thun.

Das war ich denn zufrieden und wir giengen mit einander auf das Schloß, um unſern Streit dem gnädigen Herrn vorzutragen. Er hatte eine herzliche Freude drüber, zupfte mich bey den Ohren und ſagte, nun wirſt du wohl merken, daß nichts ſo großen Nutzen bringt, als die gute Anwendung der Zeit. Aber ich muß dir doch etwas ſagen, Kluge, fuhr er fort, merk auf! Mit den Neuerungen iſt es gar eine hübſche Sache, aber man muß ſie nicht gleich alle auf einmal einführen wollen. Nicht alles was neu iſt, iſt deswegen auch gut. Das gilt auch von den Neuerungen im Ackerbau. Es ſchreibt mancher davon, wie der Blinde von der Farbe, und was er ſchreibt iſt Wind. Hernach kommt ja auch nicht alles gut fort in der andern Gegend, was in der einen gedeihet. Der Boden um Erfurt iſt ganz anders als der Boden um Gotha, und dieſer wieder anders, als der bey Suhl. Wenn nun einer alles im Gothaiſchen anbauen wollte, was um Erfurt gut geräth, ſo würde er einen großen Aufwand und am Ende — nichts als Schaden davon haben.

Ich habe Edelleute und Bauern gekannt, die darüber verarmten, daß ſie alles nachthaten, was in Büchern geſchrieben wurde. Du willſt doch deinen Herrn nicht auch zum armen Manne machen? Mein Rath, den ich dir gebe, iſt dieſer: probire es erſt im Kleinen mit einer Art von Gewächſen, und wenn dieſe gut thut, ſo gehe im folgenden Jahre weiter, ſo iſt doch der Schade nicht zu groß, wenn der Verſuch mißlingen ſollte. Wenn du itzo die Freyheit hätteſt, deines Herrn Acker zu beſäen und zu bepflanzen, womit du wollteſt, was würdeſt du wohl zuerſt darauf bringen?

Spaniſchen Klee! war meine Antwort.

Nun ſagte der gnädige Herr zu meinem Herrn, ſo laßt ihn in Gottes Namen ſpaniſchen Klee anſäen, aber auf nicht mehr, als auf einen Viertel Acker. Man muß alles erſt im Kleinen verſuchen. Den Saamen will ich euch dazu ſchenken und abgehütet ſoll er euch nicht werden, darauf könnt ihr euch verlaſſen.

Ich ſprang nach Hauſe ſo vergnügt, als wenn der Spaniſche Klee ſchon da ſtünde.

Da die Zeit zur Ausſaat der Gerſte kam, ſuchte ich ein recht gutes Viertel Aeckerchen aus, und ſäete auf die Gerſte Kleeſamen, gerade ſo, wie es Herr Reichard beſchrieben hat.

Der Klee wuchs, daß Menſchenaugen ihre Freude dran ſahen, und im Herbſte kriegten wir ein ſo gutes Futterſtroh von dieſem Vierteläckerchen, daß ich die Schafe immer Sonntags damit traktirte.

Aber das folgende Jahr war die Luſt noch gröſſer. Sobald der Frühling eintrat, harkete ich den Miſt weg, mit dem ich zu Anfange des Winters den Klee bedeckt hatte, und that ihn ganz weg, als die Nachtfröſte aufhöreten. Der Klee ſtund da, wie ein Wald, und mein Herr bekam davon mehr Fütterung, als von ſeiner beſten Wieſe. Kluge, ſagte er, du biſt doch nicht auf den Kopf gefallen. Willſt du dieß Jahr nicht wieder etwas neues verſuchen?

Ja ſagte ich, wir wollen einmal ein Achtelchen mit weißen Ruben beſäen. Gut ſagte er, es gilt ſchon.

Ich machte alſo das Achtelchen zu rechte, und die Ruben giengen auf, mir nichts, dir nichts. Ich ließ mir aber auch dabey keine Mühe verdrüßen. So oft ich ein müßig Stündchen hatte, lief ich nach dem Rubenlande, reinigte es vom Unkraute, und hackte die Ruben da aus, wo ſie zu dicke ſtunden.

Einmal traf mich ein junger Purſch über dieſer Arbeit an, und fragte: was machſt du denn da Kluge? da jäte ich Ruben, antwortete ich. Biſt du nicht ein Narr, ſagte er, daß du es dir für andere Leute ſo ſauer werden läßt. Du arbeiteſt, daß dir das Blut unter den Händen hervorſpringen möchte, und dein Herr hat den Vortheil davon. Das ließe ich wohl bleiben, wenn ich an deiner Stelle wäre.

Närrchen! ſagte ich, ich arbeite eigentlich für mich. Mein Herr bekommt die Ruben, das Beſte aber fällt für mich. Indem ich den Rubenacker bearbeite, gewöhne ich mich zur Arbeit, und lerne, wie man Ruben mit Vortheile bauen kann. Ich denke, das ſoll mir einmal viel helfen, wenn ich meine eigene Wirthſchaft bekomme. Er lachte und gieng fort.

Ich meyne aber, daß es gut eingetroffen iſt. So bauete ich, von einem Jahre zum andern, immer mehrere Gewächſe an, und mein Herr ſtund ſich ſowohl dabey, daß er immer mehr Vieh anſchaffen konnte. Im erſten Jahre, da ich bey ihm diente, hatte er vier Stück Rindvieh und zwanzig Schaafe, im zehnten acht Stück Rindvieh und dreyßig Schaafe.

Wenn ich nun das Vieh alle vor mir ſahe, ſo fiel mir immer dabey ein: was der Menſch thut, ſo benutze er nur ſeine Zeit gut, die iſt das beſte Capital.

Unter der Zeit wurde ich nun immer größer und größer, und lernte immer beſſer meine Zeit benutzen. Wenn im Winter andere Purſche hinter dem Ofen lagen und ſchliefen, ſo ſaß ich und nahm bald dieſes bald jenes vor, das mir Nutzen verſchaffte. Wenn ich weiter nichts zu thun wußte, ſo las ich wenigſtens in einem guten Buche, das ich bald vom

gnä

gnädigen Herrn, bald vom Herrn Pfarrer, geborgt bekam.

Einmal legten die jungen Purſche im Dorfe, auf die Kirmſe, zu einem Tanze zuſammen, und baten mich, daß ich auch beytreten ſollte. Da wußte ich nun wirklich nicht, was ich dazu angeben ſollte. Thuſt du es, dachte ich, oder thuſt du es nicht? Was hatte ich zu thun? ich fragte den gnädigen Herrn um Rath.

Der meynte nun, **ein Tänzchen in Ehren kann niemand verwehren.** Wenn es bey dem Tanzen ſonſt fein ehrbar zugienge, ſo wäre es ſehr gut! junge Leute müßten auch bisweilen ihre Luſt und ihr Vergnügen haben. Man könne auch bey dem Tanzen viel lernen; könne nämlich lernen ſich in ſeiner Luſtigkeit mäßigen. Man müſſe ſich nur nicht zu ſtark erhitzen, und nicht gegen das Weibsvolk ſich garſtig betragen.

Das nahm ich nun zwiſchen die Ohren, und habe in meinem Leben manchen luſtigen Tanz mit gemacht, an den ich immer vier Wochen lang hernach mit Vergnügen gedachte. Wann andere von Verſtande ſich tranken, ſo nahm ich mein Kännchen Bier zu mir, und behielt meine fünf Sinne; andere tanzten ſich mannichmal um ihre Geſundheit, mir war der Tanz geſünder, als Arzeney; Späßchen mochte ich gern, aber doch konnte ich alle meine Späschen vor Gott und der vernünftigen Welt verantworten.

Drittes Kapitel.

Wie Kluge anfängt rückwärts zu gehen, aber ſich doch bald eines andern beſinnt.

Bis itzo gieng es ganz gut, ich wurde alle Tage geſchickter, lernte mehr, ſammelte mir auch etliche Gulden Geld, und war dabey ſo vergnügt, wohl noch vergnügter, als der große Mogul. Aber nun kam ein Pünktchen, das ich in meinem Leben nicht vergeſſen werde. Es ſtund mit mir dazumal, wie man eine Hand umwendet: denn um ein Haar wäre ich wieder bis zum Bettelſtabe geweſen, von dem mich der gnädige Herr mit ſo vieler Mühe weggebracht hatte. Sollte man wohl meynen, daß ein vernüſtiger Menſch ſolche alberne Streiche machen könnte? ich gewöhnte mich an das Chartenſpiel. Etliche junge Purſche hatten mich in die Schenke, hatten mich zur Charte gelockt. Ich probirte es, gewann ein paarmal etliche Groſchen, und nun war ich ſo begierig auf die Charte, daß ich ohne ihr nicht leben konnte. Man mag es mir glauben oder nicht, wo ich gieng und ſtund, hatte ich nichts, als die Charte im Kopfe. Sonſt überlegte ich immer, wie man am beſten Erlen, Spaniſchen und Lucernerklee und dergleichen anbauen könnte, itzo ſann ich auf nichts, als wie ich am beſten mit meinen Charten des andern ſeine abſtechen könnte.

Des Sonntags gab ich nicht mehr auf die Predigt Achtung, ſondern hatte meine Gedanken in der Charte, und, ſobald die Nachmittagskirche aus war, lief ich nach der Schenke an den Spieltiſch, und hielt da oft bis nach Mitternacht an. Da gieng nun alles mit mir den Krebsgang, mein Bischen Lohn verſpielte ich, gewann ich auch zu manchen Zeiten etwas, ſo vertrank ich es wieder, mit unter (bisweilen) kriegte ich auch Zank. Stund ich den andern Morgen auf, ſo war mir der Kopf wüſte, und die Arbeit wollte nicht ſchmecken, kurz ich war auf dem Wege ein lüderlicher Kerl zu werden, und wäre es auch gewiß geworden, wenn nicht der gnädige Herr ſich wieder meiner angenommen hätte. Der liebe Gott gebe ihm dafür eine fröliche Stunde in der Ewigkeit!

Einmal ſaß ich auch hinter der Charte, hatte ein Solo in Schellen, und war ſo glücklich, daß ich alle Stiche machte! Matſch! ſagte ich*), und ſtrich begierig alles Geld ein, das mir die übrigen Spieler zahlen mußten.

---

*) Dieß pflegen die Spieler in Thüringen zu ſagen, wenn ſie alle Stiche gemacht haben

Auf einmal hörte ich hinter mir eine Stimme, die ſprach: guten Abend Kluge! ich drehte mich um — alle Hader wie erſchrack ich — der gnädige Herr ſtund hinter mir.

Nun! ſagte er, du wendeſt ja deine Zeit recht gut an! da verdienſt du ja mit einem einzigen Matſch mehr Geld, als ein anderer den ganzen Tag mit Hacken und Graben. Und wenn du einmal ein alter Mann wirſt, ſo haſt du die Freude, daß du deinen Kindern erzählen kannſt, wie viele Solo du gewonnen, und wie vielmal du Matſch gemacht haſt. Tauſend wird das nicht eine Freude ſeyn! das klingt wohl beſſer, als wenn ein anderer einfältiger Mann ſeinen Kindern die Bäume zeigt, die er gepflanzt hat und ſagt: ſeht Kinder! hier war ſonſt ein wüſter Platz, und nun ſtehen hier die ſchönen Bäume, die ich gepflanzt habe! Gute Nacht Kluge!

So gieng er zur Thür hinaus. Ich ſaß da, als wenn mich der Donner gerührt hätte.

Kluge, ſagten die andern, du giebſt Charte! Ich hörte und ſahe nicht mehr.

Kluge, ſagte mein Nachbar, und ſtieß mich in die Seite, zum Henker mach doch hin und gieb Charte! es hat ja ſchon zehne geſchlagen.

Was hatte ich zu thun? ich warf die Charte auf den Tiſch, und ſagte: hole der Guckuck euer Chartenſpiel! und nun giengs zur Thür hinaus immer dem gnädigen Herrn nach.

Gnädiger Herr! rief ich, gnädiger Herr, gnädiger Herr! antwortet mir aber der Ofen, ſo antwortete er mir. Das half aber nichts; ich rief immer ſtärker, und da es nichts helfen wollte, fieng ich an, wie ein kleines Kind zu heulen. Da drehte ſich endlich der Herr von Heilberg um und ſagte: Kluge, ich ſage dir, du gehſt den Augenblick fort.

Ich gehe nicht, gnädiger Herr, ſagte ich.

Und wenn du nicht ſogleich gehſt, ſagte er, ſo — ſo ſchlag ich drein.

In Gottes Namen! war meine Antwort, ſchlagen Sie mich, daß ich vor Ihnen niederfalle, nur vergeben Sie es mir, daß ich ſo einen dummen Streich gemacht habe.

Da blieb er endlich ſtehen, ſahe mich an und ſagte, glaubſt du es denn wirklich, daß du einen dummen Streich gemacht haſt? Da ich nun dabey blieb, ſo mußte ich mit ihm auf das Schloß gehen.

Da hatte ich eine warme Stunde. Er ſetzte ſich in ſeinen Großvaterſtuhl, ſah mich ernſthaft an, hernach fragte er: nun Kluge, ſag mir doch, was haſt du denn in der Zeit, da du die Charte ſpielteſt, zu Stande gebracht? Nenne mir doch die Menſchen, die du durch dein Spielen glücklich machteſt!

Ich ſchwieg und die Thränen rollten mir über die Backen.

Wenn du, in der Zeit, die du mit Spielen zubrachteſt, ein gutes Buch geleſen hätteſt — was hätteſt du lernen können!

Ich heulte immer ſtärker, endlich ſagte ich: ich will es nicht wieder thun. Aber darf man denn gar nicht in der Charte ſpielen?

Ei, ſagte der gnädige Herr von Hellberg, ich bin der Mann gar nicht, der gerade zu alles Chartenſpiel zur Sünde macht. Wenn bisweilen eine Geſellſchaft zuſammen iſt, die nicht weiß, was ſie ſprechen und vornehmen ſoll, ſo habe ich nichts dagegen, wenn ſie ſich ein paar Stunden die Zeit mit der Charte vertreibt, ob ich gleich glaube, daß man noch immer etwas nützlichers thun könnte. So ein Menſch, wie du biſt, darf aber keine Charte wieder anrühren, weil du dich ſchon ſo ſtark daran gewöhnt haſt, daß du es nicht mehr laſſen kannſt. Wenn du nicht von der Stunde an die Charte ganz und gar liegen läßt, ſo wirſt du ja ein Erzſpieler, und bringſt dich um alles Gute, daß du durch gute Anwendung deiner Zeit hätteſt ſtiften können.

Was ſoll ich denn aber, fragte ich, Sonntags Nachmittags und Abends vornehmen? was ſoll ich denn thun, wenn ich bisweilen auf einen Ehrentag gebeten werde?

Siehſt du, ſagte der gnädige Herr, daß dir die Charte ſchon das Gehirn verſchoben hat? wie haſt du denn ſonſt die Sonntage hingebracht, ehe du die Charte kennen lernteſt? Haſt du nicht geſchrieben und gerechnet? haſt du nicht in einem guten Buche geleſen? kannſt du das nicht noch itzo? Und wenn du bisweilen auf einem Ehrentage biſt, ſo will ich dir einen guten Rath geben, wie du deine Zeit recht gut anwenden kannſt. Such' dir doch jemanden aus, der nicht ſpielt, ſprich mit ihm! da wirſt du immer etwas lernen, oder andere etwas lehren können.

Ich gieng fort, und verſprach alles zu befolgen.

Nun kam der liebe Sonntag wieder, da wußte ich auf keiner Stelle zu bleiben. Da die Nachmittagskirche aus war, ſo war es, als wenn mich jemand bey den Haaren nach der Schenke zu zöge. Ich faßte mir aber doch ein Herz, nahm meinen Hut und lief nach dem Felde zu. Zum Unglücke mußte ich vor der Schenke vorbey. So wie mich die jungen Purſche erblickten, fielen ſie alle ans Fenſter, und riefen: Kluge! wohinaus? willſt du nicht herein kommen? ſagte der eine, es fehlt uns noch der vierte Mann. Kennſt du den nicht mehr? ſagte der andere, und zeigte mir den Eichelober?

So=

Sobald ich den Eichelober erblickte, ſo gieng es mir durch Mark und Bein, und ich war nicht im Stande von der Stelle zu gehen. Ich blinzelte nach dem Blatte hin, und dachte bey mir ſelbſt, ein halb Stündchen möchteſt du doch wohl hinein gehen! Schon hatte ich den einen Fuß aufgehoben, und wollte die Schenktreppe hinauf ſteigen, da hörete ich etwas raſſeln. Ich ſah mich um — da kam der gnädige Herr gefahren. Wer da am geſchwindeſten lief, das war Kluge. Gott behüte euch! rief ich den jungen Purſchen zu, und ſprang fort, wie wenn mir der Kopf brennte.

So wie ich ins freye Feld kam, gieng es gleich beſſer. Ich ſtand auf einem Hügel, von dem ich ein großes Fleck überſehen konnte, Wieſen, Aecker, und einen Bach, der unter Weiden und Erlenbäumen hinrauſchte. Das war gar ein herrlicher Anblick, ich labte mich recht daran, und dachte, hier iſt's doch hübſcher, als hinter der Charte.

Da ich ſo am beſten ſaß, und meine Gedanken drüber hatte, wie der liebe Gott doch alles ſo gut und artig in der Welt gemacht habe, ſah ich einen Mann mit ſtarken Schritten über die Straße herkommen. Nun war es ſonſt meine Art eben gar nicht, daß ich mich mit den Leuten viel ins Geſpräch einließ. Wann ſie mir begegneten, ſo bot ich ihnen einen guten Morgen oder einen guten Tag, und damit wars gut. Itzo dachte ich aber, du willſt es doch probiren, und den Mann anreden. Vielleicht kannſt du etwas von ihm lernen. Ich machte mich alſo vom Hügel herunter, ſtellte mich in die Straße ſo, daß er vor mir vorbey mußte, hernach da er bey mich kam, ſagte ich guten Tag Landsmann! wo geht ſein Weg hin?

Immer nach Braunſchweig zu, ſagte er, gieng fort, und ließ ſich in ſeinem Schritte nicht irre machen.

Darf ich ihm nicht ein Fleck Geſellſchaft leiſten? fragte ich.

Warum das nicht? war ſeine Antwort, wenn ihr gut marſchiren könnt.

Er verſicherte, daß er manchen Tag ſechs bis acht Meilen mache.

Das könnte ich unmöglich, ſagte ich. Wenn ich zwey Meilen gemacht habe, ſo bin ich ſchon ſo kraftlos, daß ich über meine Beine wegfallen möchte.

Ja, ſagte er, iſt's nicht wahr, ihr bindet eure Strümpfe über den Knieen? nicht wahr ich habe es errathen? nun da dürft ihr euch auch nicht wundern, wenn euch das Marſchiren ſchrecklich ſauer ankommt. Wie iſt's denn möglich, daß man gut gehen kann, wenn man die Flechſen, die zum Gehen nöthig ſind, zuſammenſchnürt! Sonſt hatte ich auch Strumpfbänder, und wurde dabey, wenn ich drey bis vier Meilen gemacht hatte, ſo marode, daß ich auf allen Vieren hätte kriechen mögen. Am Ende merkte ich, woher die Entkräftung kam, ſchmiß die Strumpfbänder weg, und nun konnte ich laufen wie ein Hirſch.

Da er das geſagt hatte, lief er fort, und ließ mich ſtehen.

Ich dachte der Sache nach, warf die Strumpfbänder auch weg, und konnte auf einmal beſſer marſchiren.

Das ſcheint nun eine geringe Sache zu ſeyn, unterdeſſen war es mir doch lieb, daß ich ſie gelernet hatte. Nach der Zeit habe ich mich, ſo oft es die Gelegenheit mit ſich brachte, mit andern Leuten in ein Geſpräch eingelaſſen, und ich befand mich immer wohl dabey. Bald lernte und erfuhr ich etwas Neues, bald hatte ich Gelegenheit einem andern einen guten Rath zu geben. Und wenn auch beydes nicht war, ſo war doch die Zeit, die ich mit andern verplauderte, immer beſſer angewendet, als wenn ich ſie mit Chartenſpiel zugebracht hätte.

Das iſt das ganze Geheimniß, wodurch ich ein wohlhabender angeſehner Mann geworden bin. **Ich habe meine Zeit immer gut angewendet.** So lange ich bey meinem Herrn diente, machte ich ſeinen Acker ſo gut zurechte, daß er ihm alle Jahre mehr einbrachte, und verſchaffte ihm auch ſonſt Vortheil ſo viel ich konnte. Wenn z. E. ich Aepfel und

Birnen, zum Trocknen ſchälen mußte, ſo ſammelte ich die Kernen, ſäete ſie aus, oculirte die Bäumchen, und legte ſo nach und nach eine Baumſchule an, aus welcher mein Herr manchen hübſchen Thaler Geld löſete. Und da ich in den langen Winterabenden immer nicht wußte, was ich nützliches für meinen Herrn thun ſollte, ſo ließ ich ihm nicht eher Ruhe, bis er mich bey einem Bauer das Leinweben lernen ließ. Nach ein Paar Jahren konnte ich ſchon alle das leinene Tuch verfertigen, daß er für ſich und ſein Haus brauchte.

Auf dieſe Art bekam mich mein Herr immer lieber, legte mir alle Jahre ein Paar Gülden Lohn zu, ich wurde immer klüger, und alle Leute hatten mich gerne.

Viertes Kapitel.

Kluge wird verliebt.

Nun kam es mir in den Kopf, mein eigner Herr zu werden, und mir eine Frau zu nehmen. Da ich im ganzen Dorfe als ein fleißiger ordentlicher Menſch bekannt war, ſo hatte ich unter den Mädchen das Ausleſen. Mein Herr ſchlug mir dreye vor. Die eine hatte zwanzig Acker ins Feld, ſie wurde aber nicht viel geſund, und hatte immer geſchwollene Füße. Die andere hatte zehen Acker ins Feld, hatte aber ein ſchrecklich loſes Maul, und zankte und kiff ſich immer mit allen Leuten herum. Die dritte war ein feines, ſtilles, geſundes, fleißiges Mädchen, aber ſie hatte keine Furche Land.

Was thuſt du? dachte ich bey mir ſelber. Nimmſt du die kranke, ſo kann ſie dir bey der Arbeit nicht beyſtehen, und anſtatt, daß du im Garten, oder auf dem Acker arbeiten ſollteſt, ſo mußt du vor dem Bette ſitzen, und die Frau warten. Nimmſt du die mit dem loſen Maule, ſo haſt du keine Ruhe im Hauſe, mußt wieder die Schenke beſuchen, und da könnteſt du dir leicht das Chartenſpiel wieder angewöhnen. Nimmſt du die geſunde, ordentliche und fleißige, ſo iſt's wahr, ſie bringt dir kein Land zu, aber du haſt doch gelernt die Zeit gut anzuwenden, Rebekchen ſcheint es auch zu verſtehen, und was ſie noch nicht weiß, wird ſie ſchon noch lernen. Und wenn wir Beyde unſre Zeit gut anwenden, ſo können wir uns ja leicht Acker verſchaffen, du willſt alſo Rebekchen nehmen.

Ich ſagte es meinem Herrn, und der war damit zufrieden.

Nun hatte ich ſchon lange gemerkt, daß Rebekchen ein Auge auf mich geworfen hatte, ich hatte alſo nicht zu beſorgen, daß ſie mir den Korb geben würde. Ich paßte ihr auf, da ſie einmal ausgegangen war Gras zu holen, gieng zu ihr, druckte ihr die Hand und ſagte: Rebekchen willſt du mich wohl zum Manne haben? ſie wurde blutroth, ſchlug die Augen nieder, beſann ſich ein Bischen, hernach ſagte ſie: ich dich zum Manne haben? ich weiß ja noch nicht, ob du mich zur Frau haben willſt? da ich ihr nun ſagte, daß dieß eben mein Wunſch ſey, gab ſie mir ſogleich ihr Wort, mit der Bedingung, wenn es der Vater zufrieden wäre. Ich lief alſo ſogleich von ihr zum Vater. Nachbar Jeremies, ſagte ich, wolltet ihr mir wohl eure Tochter zur Frau geben?

Meine Tochter? ſagte er, was willſt du denn mit ihr machen? du haſt nichts, und ſie hat nichts, wenn ihr nun ſo zuſammen kommt, ſo wird es nicht lange währen, ſo müßt ihr am Kummertuche nagen *).

Sprecht doch nicht ſo, Nachbar Jeremies, war meine Antwort, der liebe Gott hat mir ja einen guten Kopf gegeben, geſund bin ich, bin kein Spieler und Säufer, laſſe mich keine Arbeit verdrüßen, eure Tochter greift die Arbeit auch friſch an. Wo ſollte denn da der Kummer herkommen, wenn wir beyde fleißig arbeiten?

Je nun, gab er mir zur Antwort, wenn du des Glaubens biſt, ſo nimm meine Tochter in Gottes Namen. Meine ſelige Frau und ich haben auch

---

*) Euch mit Kummer und Sorgen quälen.

nichts zuſammen gebracht, als Fleiß und ein gutes Gewiſſen, und haben doch niemals Noth gelitten.

Nun war in meinen Gedanken alles richtig. Rebekchen und ich waren des Handels eins, der Vater war es zufrieden, mein Herr hätte auch nichts dagegen einzuwenden, dem gnädigen Herrn hatte ich zwar noch nichts davon geſagt, aber ich dachte, der würde am wenigſten dagegen zu ſagen haben, weil er mich ſelbſt gelehrt hatte, daß die gute Anwendung der Zeit das beſte Capital wäre.

Aber es gieng doch nicht gleich ſo, wie ich gedacht hatte. Gleich den andern Tag, nachdem ich mit Rebekchen geſprochen hatte, wurde ich auf das Schloß zum gnädigen Herrn gerufen. Er ſah gewaltig ernſthaft aus, da ich in ſein Zimmer trat.

Kluge, ſagte er, was machſt du für alberne Streiche? Haſt du dich nicht mit einem Mädchen verſprochen?

Das wohl! iſt denn das aber ein alberner Streich? Ich bin nun vier und zwanzig Jahr alt, bin geſund und gerade, und ich habe immer gedacht, ein Purſch, der geſund und gerade wäre, wenn er erſt ſeine vier und zwanzig Jahre hätte, müſſe auch darauf denken, daß er eine Frau bekäme. Es hat ja jeder Menſch Fleiſch und Blut.

Ganz gut! Aber warum nimmſt du gerade ſo ein nacktes Mädchen, das keine zwanzig Gülden im

Vermögen hat? Giebts nicht reiche Mädchen genug, von denen du dir eins hätteſt wählen können?

Die giebts wohl. Ich war aber keiner ſo gut, als Rebekchen. Und ich habe einmal in einem Buche geleſen, daß ein Eheſtand ohne Liebe ein rechter Weheſtand wäre; daß ein paar Perſonen, die Lebenslang mit einander Freude und Leid theilen wollten, nothwendig einander lieb haben müßten.

Was hat denn das Rebekchen an ſich, daß du ſie ſo gewaltig lieb haſt?

Sie ſieht ſo hübſch aus, iſt immer freundlich, hält ſich reinlich, arbeitet fleißig.

Ja wenn ihr nur von der Liebe leben könntet. Und wenn ihr einander noch ſo lieb hättet, davon bekommt ihr kein Möſel Linſen zum Kochen. Und bey leeren Schüſſeln verliert ſich die Liebe auch nach und nach.

Ich ſage ja auch nicht, daß wir von der Liebe leben wollen, wir wollen uns nur damit das Leben verſüßen.

Ehe man an die Verſüßung des Lebens denkt, muß man erſt an das Leben ſelbſt denken. Wovon wollt ihr denn mit einander leben?

Von guter Anwendung der Zeit. Sie haben mich ja ſelbſt gelehrt, die gute Anwendung der Zeit ſey das beſte Capital.

Gelehrt habe ich dich das wohl. Haſt du denn aber dieß auch recht verſtanden? ſag einmal, wie willſt du es denn anfangen, daß du von guter Anwendung der Zeit eine Frau ernähreſt?

Ich habe meine vorige Zeit ſo gut angewendet, daß ich gar vieles gelernt habe, was andre Bauern nicht wiſſen. Das iſt eins. Damit denke ich mir ſchon manchen Vortheil zu verſchaffen. Hernach will ich meine Zeit ferner gut anwenden, Rebekchen auch dazu gewöhnen, und da müßte es ja nicht gut ſeyn, wenn nicht jeder Tag, den zwey Leute recht gut anwenden, ſo viel abwürfe, als ſie nöthig haben.

Du ſtellſt dir die Sache verzweifelt leicht vor. Haſt du denn auch daran gedacht, daß du Kinder bekommen werdeſt?

Das wollte ich meynen. Die will ich alle dazu gewöhnen, daß ſie von der Zeit einen guten Gebrauch machen lernen. Da wird's hernach eine rechte Luſt ſeyn, wenn unſrer 6 bis 8 die Zeit gut anwenden. Die müſſen ja weit mehr zu Stande bringen können, als eine einzelne Perſon.

Da lachte der gnädige Herr gerade heraus und ſagte: nun ſehe ich doch, daß du deiner Sache gewiß biſt. Ich wollte dich nur ein Bißchen auf die Probe ſtellen. Nimm dein Rebeckchen in Gottes

Namen, und bleib bey dieſen Gedanken, ſo wirſt du niemals Noth leiden.

Fünftes Kapitel.

Kluge hält von der guten Anwendung der Zeit eine reiche Erndte.

Nun fügte ſichs gerade, daß dazumal ein artiges Häuschen mit einem Gärtchen zu verkaufen war. Es waren 180 Gülden darauf geboten. Das hätte ich vor mein Leben gern gehabt. Aber wo Geld her? Ich hatte mir wohl fünfzig Gülden geſammelt; das war aber ſo viel, als ein Tropfen Waſſer auf einen heißen Stein. Ich gieng alſo ein Paar Tage ſo betrübt herum, als wenn mir die Hühner das Brod genommen hätten. Mannichmal fiel es mir ein, daß ich bey den gnädigen Herrn gehn, und ihn bitten wollte, mir einen Vorſchuß zu thun, hernach ſchämte ich mich aber wieder, und es kam mir vor, als wenn es mir ſo ausgelegt werden könnte, als wenn ich das Geld geſchenkt haben wollte.

Mein Herr fragte mich endlich, was mir fehle? Da ſagte ich ihm alles, wie es an ſich ſelbſt war.

Er lächelte, und ſagte, auf dieſe Art ſcheint es doch, als wenn die gute Anwendung der Zeit nicht zu allem gut wäre.

Es verdroß mich, ich kann es nicht leugnen. Nach Tiſche mußte ich aber mit ihm in ſein Oberſtübchen gehn. Kluge, ſagte er, du haſt mir, als ein ehrlicher braver Purſch eilf Jahre lang gedient. Du haſt die Arbeiten, die ich dir auftrug, alle ordentlich ausgerichtet, dafür haſt du Koſt und Lohn bekommen. Du haſt mir aber, durch die gute Anwendung deiner Zeit, noch viele andere Vortheile verſchafft, die ich dir nicht bezahlt habe. Sieh her! das alles habe ich dir zu danken. (Er ſchüttete einen Beutel voll Ducaten auf den Tiſch.) Das habe ich alles aus der Baumſchule gelöſet, die du gepflanzet haſt, und aus dem Vieh, das ich, wegen deines Fleißes, mehr halten konnte. Ich habe es dir zu danken, ich habe es auch für dich geſammelt. Nimm es in Gottes Namen, kauf dir ein Häuschen davon, und richte deine Haushaltung ein. Um Lebens und Sterbens willen gieb mir eine Handſchrift drüber. In den erſten zwey Jahren verlang ich keinen Zins. Im dritten giebſt du mir drey, im vierten vier und im fünften fünf vom Hundert. Dabey ſoll es bleiben. Willſt du mir das Geld zu 20 oder 30 Gülden wieder bezahlen, ſo will ich es allemal annehmen.

Ich ſtund wie verſteinert da! Endlich ſtürzten mir die Thränen aus den Augen, und ich ſagte, das iſt zu viel! das iſt zu viel, lieber Herr! das thut kein Herr an ſeinem Knechte.

Freilich, ſagte er, thut das kein Herr an ſeinem Knechte, aber das thut auch kein Knecht an ſeinem Herrn, was du gethan haſt. **Eine Liebe iſt der andern werth.**

Er zählte mir das Geld auf, es waren gerade dreyhundert Gülden, und ich mußte ihm darüber eine Handſchrift ausſtellen.

Nun dachte ich, die ganze Welt wäre meine. Gleich den andern Morgen lief ich fort, um auf das Haus zu bieten. Ich war ſchon ein ziemlich Fleck fort, ſo rief mir mein Herr nach: Kluge, wenn man durch die Welt kommen will, ſo iſt es nicht genug, daß man die Zeit gut anwendet, man muß auch das Geld gut anzuwenden wiſſen. Merk es! und halte gut Haus mit deinem Gelde!

Ich nahm es zu Herzen. Erſt wollte ich gleich zwanzig Gülden, dann wieder zwanzig Gülden, und immer ſo fort auf das Haus bieten, bis ich es hätte, und ſollte es auf dreyhundert Gülden kommen. Aber nun beſann ich mich auf einmal anders. Wenn du, dachte ich, merken läßt, daß du ſo viel Geld haſt, ſo wirſt du immer weiter getrieben, und kannſt dich leicht um funfzig Gülden bringen. Ich bot alſo nur fünf Gulden mehr, und da ein anderer mich um fünf Gulden überſetzte, gieng ich fort und ſagte, ich wollte es weiter überlegen. Unter der Zeit machte ich Anſtalt einzukaufen, was zu meiner Haushaltung nöthig war. Eine Kuh wollte mir mein Schwiegervater mit geben, aber für das Hausgeräthe mußte ich allein ſorgen. Ich gieng mit Rebeckchen in das nächſte Städtchen auf den Wochenmarkt, und kaufte ein Stückchen nach dem andern ein. Nur das Brautbette fehlte noch, und das ſollte ſo ſchrecklich viel koſten, auch fürchtete ich mich vor dem Schmauſe bey der Hochzeit.

Da mußte es ſich nun ganz ſonderbar fügen. Einmal lag ich des Nachts und ſchlief recht ſanfte, da pochte etwas an das Fenſter, und rief: Heda! Ich guckte halb ſchlaftrunken zum Fenſter hinaus, da war es ein Reuter, der irre geritten war, und einen Boten bis auf das nächſte Dorf verlangte. Ich fragte meinen Herrn, ob ich mit gehen dürfe, und da er es mir erlaubte, zog ich mich an und begleitete ihn. In der Stunde, dachte ich, da du mitgehſt, kannſt du doch mehr Gutes ſtiften, als wenn du in den Federn liegſt und ſchnarchſt.

Da ich mich ſchon gewöhnt hatte, mit allerley Leuten zu ſprechen, ſo fieng ich auch mit dem Reuter ein Geſpräch an, und erfuhr von ihm, daß er ein Sächſiſcher Major wäre.

Wir waren nicht weit vom Dorfe, ſo wurde darinne geläutet.

Was iſt das? fragte der Major; warum läutet man?

Gnädiger Herr! ſagte ich, es iſt bey uns der Gebrauch ſo, daß allemal gegen Morgen geläutet wird, wenn eins im Dorfe geſtorben iſt. Nun iſt vorigen Abend ein feiner junger Mann geſtorben, am Fleckfieber, deswegen läutet man.

Ein junger Mann am Fleckfieber? ſagte der Major! hum! hum! ich dächte ihr Leute müßtet ſo alt werden, wie die Raben. An Motion fehlts euch nicht, friſche Luft habt ihr genug, von fremden Weinen und Gewürzen wißt ihr auch nichts. — zum Guckguck, was macht ihr denn? Ich wollte es aber wohl rathen. Bey euren Kirmſen, Hochzeiten und Kindtaufſchmäuſen, eßt ihr zu viel und verderbt euch die Mägen, hernach kauft ihr allen Quackſalbern und Balſamträgern ihren Quarck ab, und, und — und — ſchlaft in dicken Federbetten. Dadurch erhitzt ihr euer Blut, und wenn ihr hernach in eine rauhe Luft kommt, ſo ſchlägt der Schweiß zurück, und ihr liegt auf der Naſe.

Erlauben Sie mir aber, gnädiger Herr, worauf ſollen wir denn ſonſt ſchlafen? fragte ich.

Auf Heuſäcken, antwortete er. Du mummelſt? du glaubſt, das wäre zu ſchimpflich? Bey denke doch aber nur, ich bin ein Edelmann, ein Major, und ſchlafe Jahr aus Jahr ein auf einem Heuſacke, und bin dabey weit geſünder, als alle, die in Federbetten ſchlafen.

Während dieſem Geſpräche kamen wir in dem Dorfe an, nach dem ich den Major hatte führen ſollen. Er zog ſeinen Beutel heraus, um mir etwas für meinen Weg zu geben.

Gnädiger Herr, ſagte ich, bemühen Sie ſich nicht, Sie haben ſchon alles zehnfach bezahlt.

Wie ſo? fragte er.

Ich bin, anwortete ich, ein Bräutigam, und ſorgte, wo ich das Brautbette wollte her bekommen. Nun, da Sie mir den Heuſack ſo gelobt haben, will ich mir auch einen Heuſack, ſtatt des Federbetts, zulegen. Dadurch erſpare ich etliche Thaler. Wenn ich nun noch darzu rechne, daß ich auf dem Heuſacke weit geſünder bleibe, und viele Arzney erſpare. —

Das iſt mir lieb, ſagte der Major, daß du gute Lehren annimmſt. Ein Trinkgeld mußt du demohnerachtet auch annehmen. Hier! indem er die Hand ausſtreckte.

Daraus wird nichts, ſprach ich, ſprang fort, und wünſchte ihm eine glückliche Reiſe!

Auf dem Rückwege nahm ich mir feſt vor, daß ich mir einen Heuſack zulegen wollte, ſchleuderte fort, und ſtellte mir vor, wie es hübſch ſeyn würde, wenn ich Rebeckchen bey mir hätte.

Sechstes Kapitel.

Kluges Ebentheuer mit einem Geſpenſte, und wie ſolches von ihm beſtanden worden.

Auf einmal hatte ich einen Schrecken, daß ich dachte, ich müßte ſogleich in Ohnmacht ſinken. Es kam mir nämlich ein Ding entgegen, das ſah doch gerade ſo aus, wie der Mann, der den vorigen Tag geſtorben war. Alle Haare ſtunden mir zu Berge. —

Ich ſtund ein Paar Augenblicke und betrachtete das Ding recht genau, weil es eben Mondſchein war. Es kam immer näher, und ich war ſchon im Begriffe fortzulaufen. Da fiel mir zum Glücke ein, daß ich denſelbigen Abend, da ich das erſtemal aus der Schenke blieb, in einem Buche geleſen hatte, man dürfe ſich vor keinem Geſpenſte fürchten, ſondern müſſe nur gerade drauf losgehen, ſo würde man immer finden, daß man entweder nicht recht geſehen hätte, oder daß es Betrügerey wäre.

Ich ſchöpfte mir alſo ein Herz, gieng drauf los, und rief: **wer da?** Chriſtel Walzenbier, ſagte es, (ſo hieß der Mann, der den vorigen Tag geſtorben war) brummte, ſtreckte die Armen aus, und wollte mich bey dem Kopfe kriegen.

Ich war nicht faul, ſprung ein Paar Schritte zurück, und ſchlug es derb auf den rechten Arm, daß es aber laut zu ſchreyen anfieng: **Ach Herr Jeſus! Herr Jeſus!**

Oho! dachte ich, ſieht's ſo aus? Pauz! hatte es noch einen Schlag auf den linken Arm, Puf! noch einen auf den rechten Arm, und nun kriegte ich das Ding bey der Gurgel, und ſagte, Kerl! ſag wer du biſt, oder ich mache dich kalt.

Ach ja! antwortete er, laß mich nur gehen, ich will dir alles ſagen.

Da erfuhr ich nun, daß es ein junger Purſch war, der im Dorfe eben die Wache gehabt, und mich mit dem Major hatte fortgehen ſehen. Der hatte ſich gleich ſo angezogen, wie der Verſtorbene zu gehen pflegte, hatte ſein Geſicht mit Kreide weiß gemacht, und hatte mich ſo wollen zum Narren haben.

Nun bat er, was er bitten konnte, daß ich es nur nicht im Amte anzeigen ſollte. Ich that's auch nicht, ſonſt hätte ihm der Spaß theuer zu ſtehen kommen ſollen. Bey der Gelegenheit erfuhr ich aber doch wieder, was mir der Abend, den ich dazumal zum Leſen anwendete, itzo für Nutzen brachte.

Das

Siebentes Kapitel.

Kluge treibt zum Neſte.

Nach ein Paar Wochen wurde mir das Häuschen für zweyhundert und zehn Gülden zugeſchlagen, und ich war vor Freude außer mir.

Sobald ich das Geld gezahlt hatte, zog ich ein, und that nun nichts, als daß ich es recht ordentlich zurechte machte. Weil ich bey meinem Herrn alle Arbeit mit angegriffen hatte, ſo hatte ich nun den Vortheil, daß ich das mehreſte ſelbſt machen konnte, und kein Geld dafür ausgeben durfte. Ich deckte es, ich kleibte, ich beſſerte die Thüren aus, zog eine neue Schwelle unter. Nun ließ ich den Tünſcher kommen, der es weiß anſtreichen mußte, da wurde es ſo ſauber, wie ein Lädchen. Ueber die Thüre ſchrieb ich den Vers:

Willſt du haben guten Muth,
Und erwerben Haus und Gut;
Lern die Stunden gut anwenden,
Hüte dich, ſie zu verſchwenden.

Sobald ich alles in Ordnung hatte, wollte ich mit Rebeckchen Hochzeit machen. Der gnädige Herr ließ mich aber zu ſich rufen und ſagte: Höre Kluge!

wie

wir wiſſen nun beyde, wie gut es ſey, wenn man ſeine Zeit gut anwendet. Durch gute Anwendung deiner Zeit biſt du aus einem Bettler, ein braver Mann geworden, und durch gute Anwendung meines Geburtstags, an dem du mich um ein Almoſen anſprachſt, habe ich mir nun die Freude verſchafft, daß in meinem Dorfe ein ehrlicher braver Nachbar mehr iſt. Willſt du mir nicht die Freude machen, daß du deine Hochzeit noch ſechs Wochen verſchiebſt, daß ich meinen Geburtstag, der dann einfällt, wieder ſo gut anwenden, und deine Hochzeit ausrichten kann?

Das ließ ich mir nicht zweymal ſagen. Ich dankte dem gnädigen Herrn für ſeine Güte, und ſagte, ich wollte mit der Hochzeit warten, ſo lange es ihm gefiele.

Achtes Kapitel.

Ein Strich durch die Rechnung.

Ich hatte nun nichts als Hochzeit im Kopfe, aber die Freude wurde mir, wie man zu ſagen pflegt, ſehr verſalzen. Da ich einmal vor der Thüre meines Hauſes ſtund, und überlegte, was ich für Luſt und Vergnügen darinne haben würde, gieng eine alte Frau vorbey, wünſchte mir einen guten Abend und fragte: nun wie gehts Kluge? wirſt du bald einziehen?

Wenn Gott will, war meine Antwort, nach fünf Wochen.

Nun, fuhr ſie fort, in Gottes Namen! ich wünſche, daß alles gut gehen mag, und daß nichts von alle dem wahr ſey, was die Leute ſagen. Gute Nacht Kluge!

Gute Nacht, antwortete ich, gieng nach Hauſe, hatte aber keine gute Nacht. Da ich ins Bette kam, fiel mir die Rede der Frau ein. Was mag es wohl ſeyn, dachte ich, was die Leute ſagen? ich warf mich hin und her, und kein Schlaf kam in meine Augen.

Sobald es Tag war ſtund ich auf, und ſuchte die Frau, die ſo bedenkliche Reden geführt hatte. Ich traf ſie auf dem Felde an.

Frau Nachbarin, ſagte ich, ich habe geſtern von ihr gehöret, daß die Leute allerley von mir reden, thue ſie mir doch den Gefallen, und ſage ſie mir, was ſie eigentlich ſagen. Gilt es denn mir, oder meiner Braut?

Da ſchlug die Frau ein lautes Gelächter auf, und ſagte, daß ich doch kein Narre wäre, und miſchte mich unter Eheleute! das laſſe ich wohl bleiben. Nimm du, Kluge, dein Rebeckchen in Gottes Namen! Ich ſage nichts dazu. Es iſt ja ein flinkes

Mädchen, und alle Leute ſehen ſie gerne, ſogar die Edelleute.

Was für Edelleute? fragte ich hitzig. Statt der Antwort lachte ſie aber wieder laut und ſagte, daß ich doch kein Narre wäre, und mich in anderer Leute Händel miſchte! Nimm du nur dein Rebeckchen! Die Hochzeit wird dir ausgerichtet, die Kindtaufen auch, ha! ha! ha! Du kannſt ja nicht beſſer thun, als wenn du das flinke Rebeckchen nimmſt.

Das fuhr mir durch den Kopf, ich ärgerte mich, je mehr ich mich aber ärgerte, deſto mehr lachte und ſpottete die Frau. Am Ende lief ich, wie unſinnig, fort, und ſtieß in der Wuth ein Kind um, das mir eben in den Weg kam. Drey Tage und drey Nächte konnte ich nichts arbeiten, und nicht ſchlafen, und wich Rebeckchen aus, wie ich konnte und wußte.

Mein Herr wollte wiſſen, was mir fehle, ich gab ihm aber keine Antwort, und dachte: du kannſt mir doch nicht helfen.

Da ich den vierten Tag ſehr betrübt zu Bette gieng, fiel mir der Spruch aus dem Syrach ein, den ich Sonntags oft zu leſen pflegte: **Sprich deinen Freund drum an, denn man leuget gern auf die Leute; darum glaube nicht alles, was du höreſt!**

Das willſt du, dachte ich, thun. Du willſt, gerade zu, zu dem gnädigen Herrn gehen, und ihn drum anſprechen.

Bald früh gieng ich alſo zu dem Herrn von Heilberg, machte ihm mein Compliment, und — ſprach kein Wort.

Was fehlt dir Kluge? war ſeine Frage. Anſtatt daß ich hätte antworten ſollen, wiſchte ich die Augen.

Nu? fragte er, ich glaube gar du weinſt?

Gnädiger Herr! ſagte ich, Sie haben viel Gutes an mir gethan, aber ich will nicht hoffen.

Und was? fragte er heftig.

Ich bin, fuhr ich fort, zwar ein armer Kerl, aber ich habe doch Ehre im Leibe, und ſo und ſo ſprechen die Leute.

Da wurde er gewaltig böſe, ſahe zum Fenſter hinaus, nach ein Paar Minuten drehete er ſich um, und ſagte: Kluge, wir ſind geſchiedne Leute! ich habe nun mit deiner Hochzeit nichts mehr zu thun. Weil du aber doch ein ehrlicher Kerl biſt, ſo dauerſt du mich. Ich will dir einen guten Rath geben. Den Augenblick gehe zum Pfarrer und verklage mich! Du darfſt aber nicht erſt nach Hauſe, ſondern mußt gerade zu ihm gehen.

Da wankte ich fort, gieng zum Herrn Pfarrer, und da ich bey ihm war, ſtund ich da, wie eine Bildſäule, und konnte kein Wort vorbringen.

Er war aber gar ein artiger ſpaßhafter Mann, druckte mir die Hand, und fragte, du willſt gewiß die Copulation beſtellen?

Da ſchlug ich die Augen nieder. und mummelte, damit ſtehts noch im weiten Felde*).

Wie ſo? fragte er, und ich erzählte ihm die Sache, wie ſie an ſich ſelbſt war.

Der Herr Pfarrer ſchüttelte den Kopf bedenklich, und fragte, Kluge, wer hat dir denn dazu gerathen, daß du Rebeckchen nehmen ſollſt?

Kein Menſch, antwortete ich, als ich mir ſelbſt.

Warum, fuhr er fort, biſt du aber ſo ein Thor geweſen, und haſt dich mit einem Mädchen verſprochen, das in einem ſo übeln Rufe iſt?

Ich habe, antwortete ich, nichts als Liebes und Gutes von ihr gehöret.

So? ſagte er, wenn du alſo nichts als Liebes und Gutes von ihr gehöret haſt, warum glaubſt du denn auf einmal das Böſe, das eine alte boshafte Frau ihr nachredet? Wenn deine Braut in einem übeln Rufe wäre, ſo hätteſt du ja auch etwas davon erfahren müſſen.

Er ließ hernach die alte Frau kommen, und fragte ſie, was denn eigentlich die Leute von meiner Braut Uebels redeten? und wie die Leute hieſen, die es thäten!

Sie konnte aber nichts vernünftiges antworten, und, da ihr der Herr Pfarrer ſcharf zuſetzte,

ſie

---

*) Daraus wird ſo bald nichts.

ſo geſtund ſie endlich, daß ſie die ganze Sache ausgedacht hatte, um mich ein Bischen zu ärgern.

Bey der Gelegenheit habe ich einen ſolchen Abſcheu gegen die Klätſchereyen bekommen, daß ich gar niemals zuhören mag, wenn mir jemand von andern Leuten etwas Böſes in die Ohren ziſchen will.

Da nun der Herr Pfarrer die Sache ſo abgethan hatte, fragte er mich, ob ich nun das Böſe noch glaube, was die alte Frau von Rebeckchen geſagt hatte? und, da ich verſicherte, daß nun meine Meynung ganz anders ſey, ſo wuſch er mir den Kopf tüchtig*) wegen meiner Leichtglaubigkeit, und verlangte, ich ſollte ſogleich zum gnädigen Herrn gehen, und ihm abbitten, daß ich eine ſo ſchlechte Meynung von ihm gehabt habe.

Das konnte ich aber unmöglich thun, und bat, daß dieß der Herr Pfarrer, ſtatt meiner, thun möchte.

Er that es, und der Herr von Heilberg war ſo gnädig, daß er mir ſagen ließ, es wäre alles vergeben und vergeſſen, er wolle an die verdrüßliche Sache gar nicht mehr denken, und meine Hochzeit doch noch ausrichten.

---

*) Gab mir einen ſcharfen Verweiß.

Neuntes Kapitel.

Kluge macht Hochzeit, und was ſich dabey zugetragen.

Da die ſechs Wochen um waren, gieng die Hochzeit vor ſich. Ich vergeſſe es in meinem Leben nicht, wie da der gnädige Herr alles ſo artig einrichtete. Punkt eilfe mußten alle Hochzeit Gäſte auf dem Schloſſe ſeyn. Da waren gewaltig viel vornehme Leute zuſammen, ſie machten aber alle ſo wenig Staat, und waren ſo freundlich und zuthätig, daß wir Bauersleute mit ihnen ſprechen konnten, wie wenn ſie unſers gleichen wären.

Da wir zur Trauung giengen, begleiteten ſie uns alle, ſchloſſen einen Kreis um den Altar, und ſangen ein Paar gar ſchöne Lieder mit. Sobald mir Rebeckchen angetraut war, giengen ſie wieder mit uns aus der Kirche. Aber, anſtatt nach dem Schloſſe zu gehen; giengen ſie aufs Feld. Hum! dachte ich, was ſoll denn das werden?

Es währete nicht lange, ſo merkte ich das Spächen. Mein Herr hatte ſonſt einen wüſten Platz, worauf gar nichts wuchs, den bepflanzte ich nach und nach, wenn ich Feyerabend hatte, mit Zwetſchenbäumchen. Die blüthen nun, das einem das

Herze im Leibe lachte. Auf dieſen Platz führten ſie uns, und wir fanden da eine lange Tafel, die mit vielen Schüſſeln beſetzt war.

Hier, ſagte der gnädige Herr von Heilberg, wollen wir ſpeiſen. Die Gäſte ſtellten ſich in Ordnung, der Herr Pfarrer hielt ein ſchönes Gebet, hernach ſetzten wir uns, die vornehmen Leute auf die eine, und die Bauersleute auf die andere Seite.

Es waren da bey weiten nicht ſo viele Gerichte, wie auf unſern Hochzeiten gewöhnlich ſind, aber wir aßen uns doch alle ſatt. Da das Gebackne ſollte herum gegeben werden, kamen alle Schulkinder aus dem Dorfe, und ſtellten ſich vor den Tiſch.

Nu, dachte ich, was wird denn das werden! Ich erfuhr es bald.

Lieben Kinder, ſagte der gnädige Herr, ich feyre heute meinen Geburtstag, freue mich über alles Gute, das mir der liebe Gott erzeigt hat, und möchte gern, daß recht viele Leute ſich mit mir freueten. Deswegen habe ich euch hierher rufen laſſen. Jedes ſoll ein Stück Kuchen und ein Glas Wein bekommen. Ehe euch aber dieß gereicht wird, will ich euch erſt etwas für eure Seele reichen laſſen. Herr Schulmeiſter leſe er! Kinder gebt Achtung!

Da trat nun der Herr Schulmeiſter auf und las: **Exempel von einen Menſchen, der durch gute Anwendung ſeiner Zeit ſein Glück machte.** Nun kam, ohne daß ich genannt wurde, meine ganze

Geſchichte. Der gnädige Herr hatte den Spaß gemacht, und durch den Herrn Schulmeiſter, von Monate zu Monate, aufzeichnen laſſen, was ich Gutes gethan, und was ich Gutes gelernt hatte. Lange konnte ich es nicht aushalten, ich mußte das Schnupftuch heraus holen, und die Augen trocknen.

Da die Geſchichte geendigt war, wurde ein Liedchen herum gegeben, und geſungen, welches den Fleiß lobte.

Darinne kam auch ein Vers vor, der ſo lautete:

Allenthalben trifft er dann
Früchte ſeiner Arbeit an,
Keinen Augenblick der Zeit,
Den er jezt umſonſt bereit.

Da dieſer Vers geſungen wurde, zeigte der gnädige Herr nach den Bäumen, die ich gepflanzt hatte, und nickte mir freundlich zu, als wenn er ſagen wollte: ſieh Kluge, das ſind Früchte deiner Arbeit!

Da das Liedchen aus war, bekam jedes Kind ſein Stück Kuchen und ſein Glas Wein. Sie genoſſen es, bedankten ſich und giengen fort. Einer aber blieb ſtehen und weinte; es war der Sohn des Nachtwächters.

Was fehlt dir? fragte der gnädige Herr.

Ich möchte, ſagte er, gern eben ſo ein guter Mann, wie Kluge, werden.

Dazu, ſagte der gnädige Herr, kann Rath werden. Er nickte mir zu und fragte, willſt du wohl bey Klugen dienen?

Herzlich gern, war ſeine Antwort.

Gut, ſagte der gnädige Herr, es gilt ſchon, Kluge nimmt den Knaben zu ſich, und erzieht ihn ſo, wie er iſt erzogen worden.

Nun, ſagte er, Gott lob, dieſer Geburtstag iſt wieder gut gefeyert! brachte ein Paar Geſundheiten aus, dann wurde bis eilf Uhr getanzt. Hernach gieng ich mit meinem Rebeckchen zu Bette.

Zehntes Kapitel.

Kluges erſter Tag im lieben Eheſtande.

Da ich den andern Tag mit meinem Rebeckchen aufgeſtanden war, führte ich ſie im Hauſe und Hofe herum und zeigte ihr, wie ich alles ſo ordentlich eingerichtet hatte, erzählte ihr meinen ganzen Lebenslauf, und ſagte, daß ich die guten Umſtände, in denen ich mich befände, bloß der guten Anwendung meiner Zeit verdanken müßte. Darauf druckte ich ihr die Hand, ſahe ihr freundlich in die Augen, und ſagte: ſieh Rebeckchen, wenn ein **lediger Purſch** ſo viel durch gute Anwendung der Zeit ausrichten kann, was werden nicht erſt ein Paar gute Eheleute thun können, wenn ſie beyde jede Stunde wohl zu nützen ſuchen.

Nun, war ihre Antwort, ich will es gewiß an mir nicht fehlen laſſen; mein Vater hat mich zu allem Guten erzogen, und was ich noch nicht weiß, das will ich bey dir lernen.

Gut, ſagte ich, ſo wollen wir heute ſchon in Gottes Namen den Anfang machen. Sieh es iſt bey uns ſo Mode, daß den Tag nach der Hochzeit allemal geſchwärmt wird — dabey kommt nun nichts heraus. — Die Leute, die an der Schwärmerey Theil nehmen, laſſen ihre Geſchäffte liegen, und wer nicht Theil nimmt, der kommt und ſteht zu, und thut auch nichts. Wollten wir nun heute auch ſchwärmen, ſo brächten wir uns und das ganze Dorf um einen Tag. Und was kommt bey dem Schwärmen heraus? Es werden allerhand Poſſen und Muthwillen getrieben, viele betrinken ſich, und am Ende werden ſie uneins, und es entſteht wohl gar Schlägerey. Ich habe es daher ſchon mit deinem Vater ausgemacht, daß wir heute ganz vor uns ſeyn, und in der Stille uns freuen wollen. Biſt du es zufrieden?

Ganz recht war es ihr nicht; ſie rümpfte das Mäulchen und ſagte: ich mache mir nichts draus. Was werden aber die Nachbaren im Dorfe ſagen? der ärmſte Mann hält ja zwey Tage Hochzeit.

Da iſt nun meine Meynung die, fuhr ich fort, daß man ſich zwar hüten muß, einen albernen Streich zu machen, und ſich dadurch in der Leute Mäuler zu bringen, aber wenn man etwas thun will, das man vor Gott und ſeinem Gewiſſen verantworten kann, ſo muß man es thun, und die Leute reden laſſen, was ſie wollen. Wenn ſie das Reden ſatt haben, ſo hören ſie auch wieder auf; wenn man ſeine Geſchäffte klug anfängt, und ſie gelingen, ſo müſſen diejenigen, die die größten Mäuler haben, ſich ſchämen, und man kann im Stillen wieder über ſie lachen. **Wer zulezt lacht, liebes Rebeckchen, der lacht am beſten.**

Da ließ ſie es ſich gefallen, und wir giengen, nachdem wir unſer Morgenbrod gegeſſen hatten, auf das Feld ſpatziren. Es war ein gewaltig ſchöner Morgen, und es ſchien, als wenn der liebe Gott alles ſo veranſtaltet hätte, um uns einen recht vergnügten Tag zu machen. Die ganze Flur war grün, die Bäume blühten, die Lerchen ſangen, und da wir noch ein Fleckchen weiter giengen, und in ein Wäldchen kamen, ſangen die Nachtigallen und Finken und andere Vögel ſo herrlich, daß wir uns mit einander unter einem Baume niederſetzten. Wie gefällt dies hier, ſagte ich, gutes Rebeckchen? iſt's da nicht beſſer, als unter einem Gewühle von Menſchen, wo man vor Lärmen, Toben und Muſiciren ſein eignes Wort nicht hört, und vom Staube und Tobacksdampfe erſticken möchte?

Du haſt Recht, lieber Mann! antwortete ſie, da haſt du meine Hand! ich danke dir für den fröhlichen Morgen, den du mir heute gemacht haſt.

Und, fuhr ich fort, die Freude, die wir itzo haben, iſt ſo wohlfeil, koſtet gar nichts, und man braucht nicht zu beſorgen, daß man mit andern Leuten Lärm bekommt.

Da wir ſo recht herzlich mit einander plauderten, und einander die Hände drückten, kam ein armer eisgrauer Mann geſchlichen, gieng vor uns vorbey, und wünſchte uns einen guten Tag. Rebeckchen ſteckte mir eben einen Strauß von Veilchen und Schlüſſelblumen auf den Hut, den ſie für mich gepflückt hatte, und darüber war ich ſo freudig, und auch ein Bischen ärgerlich, daß mir's nicht zuerſt eingefallen war, für mein Weibchen einen Strauß zu pflücken, daß ich den armen alten Mann gar nicht bemerkte. Erſt da ich den Hut mit dem Strauße aufgeſetzt, und Rebeckchen ein Paar Mäulchen dafür gegeben hatte, ſahe ich wieder nach ihm hin. Er gieng ganz langſam und ſtund immer ſtille, wenn er etwa zwanzig Schritte gethan hatte.

Das dauerte mich nun gewaltig. Rebeckchen, ſagte ich, ſieh den alten Mann, wie ſauer ihm jeder Schritt wird! wir lachen und ſchökern (ſcherzen), und der arme Mann ächzt bey jedem Schritte, den er thut. Ich will hin, und ſehen, ob ich ihm nicht mit etwas helfen kann. Wer weiß wo es uns der liebe Gott wieder ſegnet. Den Augenblick lief ich ihm nach, und ſagte: guten Tag, lieber Alter! wo wollt ihr hin? der Weg wird euch gewiß recht ſauer?

Ja wohl! ja wohl! ſagt er, wenn man erſt in den Jahren iſt, in denen ich bin, ſo fühlt man jedes Steinchen, auf das man tritt. Ich wollte da ins nächſte Dorf, bey einen Mann, der mir noch einen Gülden Geld ſchuldig iſt, und ſehen, ob ich ihn nicht bekommen könnte. Ich kann nichts mehr verdienen — leben muß ich doch, ſo lange, bis mich der liebe Gott ausſpannt. Die Thränen liefen ihm über die Backen, da er das ſagte.

Ich bin auch aus dem Dorfe, ſagte ich, wollt ihr dieſen Mittag nicht mein Gaſt ſeyn?

Ach gerne, antwortete er, ich habe heute noch keinen Biſſen Brod über die Zunge gebracht.

Nun da geht denn voraus, ſagte ich, ich will euch ſchon einholen.

Es war mir gewaltig wohl ums Herze, da ich das geſagt hatte, ich lief zu Rebeckchen zurück, und ſagte: der liebe Gott beſcheert uns heute eine neue Freude, er führt uns den ehrlichen Alten zu, daß wir ihn laben können. Laß uns wieder nach Hauſe gehen, und gleich Anſtalt zu ſeiner Verpflegung machen. Wir machten uns auf, und da wir vor unſer Haus kamen, ſo ſchickte ſichs doch gar artig; von der einen Seite kam der alte Mann, und von der andern ein Paar Bediente vom gnädigen Herrn, die uns das Eſſen brachten, das vom vorigen Tage übrig geblieben war, und auch noch etliche Flaſchen Wein. Rebeckchen nahm dem Bedienten das Eſſen und den Wein ab, und ich gab dem Alten die Hand, und führte ihn in mein Haus. Es fielen mir dabey die Worte der Bibel ein: **brich dem Hungrigen dein Brod, und, die im Elend ſind, führe ins Haus!**

Rebeckchen machte ſogleich eine Suppe, ich deckte den Tiſch, und trug auf, was nöthig war, hernach ſetzten wir uns zuſammen nieder. Weiß der liebe Gott! das, was ich aß, ſchmeckte mir nicht ſo gut, als, was der alte Mann genoß. Man ſah's ihm an, daß es ihm lange ſo gut nicht mochte geworden ſeyn. Ich ſchenkte ihm auch ein Paar Gläſer Wein ein, und er labte ſich gar herzlich dran.

Da er ſich geſättigt hatte, fragte ich ihn, wo her kommts, lieber Mann, daß ihr in euern alten Tagen ſolche Noth leiden müſſet?

Ach! ſeufzte er, woher ſollte es kommen! wenn ich in der Jugend den Verſtand gehabt hätte, den ich itzo habe, ſo ſollte es auch beſſer mit mir ſtehen. Da ich meinen Haushalt anfieng, hatte ich ein hübſch Häuschen, ein Paar Stücke Vieh, und zehen Akker ins Feld. Hätte ich das ordentlich in Acht genommen, ſo hätte ich bis in meine Grube mein Stückchen Brod gehabt. Aber da wollte ich mit einemmale ein reicher Mann werden, und das brach mir den Hals. Alle Heller und Pfennige, die ich aufbringen konnte, ſchrapelte ich zuſammen, und kaufte Aecker dafür. Das war noch nicht genug, wenn ein hübſches Stück Land zu verkaufen war, ſo borgte ich Geld, wo ich es auftreiben konnte, verſchrieb Acker, Haus, Hof, und kaufte immer ins Gelag hinein. Nun war ich in der Noth bis über die Ohren. Es war mir nicht möglich, den vielen Acker ordentlich zu bearbeiten, ich hatte nicht Vieh genug, ihn zu düngen, und bauete alſo darauf kaum ſo viel, als ſonſt auf meinen Paar Aeckerchen. Hergegen mußte ich deſtomehr Steuern, Gaben und Intereſſen bezahlen. Wenn ich alſo geerntet hatte, mußte ich über Hals und Kopf dreſchen laſſen, und verkaufen, daß ich nur die Herrſchafft und die Schuldherren bezahlen konnte.

So ſchlug ich mich etliche Jahre herum, arbeitete, daß mir das Blut unter den Nägeln hätte hervorſpringen mögen, ſorgte und grämte mich, und, wenn das Jahr zu Ende war, hatte ich doch nichts vor mich gebracht, als noch ein zwanzig Thaler Schulden.

Endlich dachte ich, du willſt dir mehr Vieh anſchaffen, daß du mehr Miſt bekommſt, und deinen Acker beſſer düngen kannſt. Da fehlte es mir aber wieder an Stallung, weil meine Ställe nur auf eine kleine Wirthſchafft eingerichtet waren. Was hatte ich zu thun? ich bauete noch einen großen Schaafſtall, und machte auch den Kühſtall größer. Das koſtete wieder 234 Gülden, die ich borgen mußte. Auf die Art hatte ich wieder 11 Gülden 14 Groſchen 8 Pfennige Intereſſen jährlich mehr zu bezahlen, ohne was noch die Reparaturkoſten waren. Der Stall ſtund nun da, aber — da fehlte es nun wieder an Vieh. Hatte ich A geſagt, ſo mußte ich auch B ſagen, und noch 80 Gülden borgen, um mir ein Paar Stück Rindvieh und ein Stämmchen Schaafe anzuſchaffen. Ich that es, und bekam wieder 4 Gülden jährlich Intereſſen mehr. Von den Paar Stückchen Vieh mußte ich alſo 15 Gülden 14 Groſchen 8 Pfennige Intereſſen jährlich bezahlen. Wo ſollte das herkommen? Wenn ich auch wirklich von Wolle, Milch und Butter, ſo viel gewonnen hätte, was half mirs denn? ich mußte ja alles wieder an die Schuldherren bezahlen.

Aber das iſt noch nicht alles, nun fehlte es mir wieder an Fütterung. Meine Aecker waren ausgemergelt, die Wieſen waren hungrig, und das Futter, das von dem Dunge wachſen ſollte, den ich darauf führen wollte, konnte ich dem Vieh noch nicht geben. Da hatte ich nun wieder Noth. Das Vieh fiel zuſammen, zwey Schaafe gaben kaum ſo viel

Wolle, und zwey Kühe ſo viel Milch, als ein anderer von Einem Schaafe und Einer Kuh bekam. Kriegten die Schaafe Lämmer, ſo crepirte die Hälfte davon. Kurz ich arbeitete und macerirte mich ab, und was ich erwarb, mußte ich an die Schuldherren bezahlen.

Ich dachte, ich wollte es erzwingen, und wollte es erzwingen, aber es gieng nicht. Dreyßig Jahre lang brachte ich unter Arbeit, Angſt, Sorge und Kummer zu, und bekam alle Jahre mehr Schulden. Endlich konnte ich es nicht mehr aushalten, die Schuldherren wollten bezahlt ſeyn, ſie verklagten mich, es kam zum Concurſe, und nun gieng Haus, Hof, Acker, Vieh, Summa Summarum*) alles fort, und ich behielt nichts, als was ich auf dem Leibe hatte. Da habe ich alſo mein Lebelang mich gemartert und geplaget, und muß im Alter mit meiner Frau die größte Noth leiden. Mein Sohn iſt unter die Kaiſerlichen gegangen, und ſteht itzo in Dresden gegen die Preußen, und die Tochter hat einen lüderlichen Mann bekommen, und kann mir mit nichts helfen, weil ſie ſelbſt die Sonne mehr, als das liebe Brod, im Hauſe hat.

Drum ſage ich allen jungen Leuten, was ihr thut, fangt nur fein kleine eure Haushaltung an! wer kleine anfängt, hört groß auf, wer aber gleich

---

*) Mit einem Worte.

ein großer reicher Mann werden will, der beſteht gemeiniglich am Ende mit Schimpf und Schande.

So weit ſprach der alte Mann.

Da er aufgehört hatte zu reden, legte ich den Kopf in die Hand, ſah gerade vor mich hin, und ſprach kein Wort. Ich glaube ich ſäße noch da, wenn mich Rebeckchen nicht bey den Ohren gezupft, und gerufen hätte: Kluge, was fehlt dir denn? ich glaube du träumſt?

Ich träume gar nicht, war meine Antwort, ich habe nur meine Gedanken drüber, wie einem doch der liebe Gott alles wieder vergelten kann, was man an einem andern Gutes thut. Ich habe dem guten Manne aus gutem Herzen ein Paar Biſſen Brod vorgeſetzt, und er hat es mir tauſendfältig wieder bezahlt.

Wie denn ſo? fragte der Alte lächelnd, das ſollte mir ja herzlich lieb ſeyn.

Das will ich ihm ſagen, war meine Antwort. Ich war gerade auf dem Wege, auf dem er gegangen iſt; es ſind itzo zwanzig Äcker in unſerm Dorfe zu verkaufen, auf die wollte ich bieten, und das Geld dazu borgen. Da hätte mirs ja eben ſo gehen können, wie ihm. Nun werde ich es aber wohl bleiben laſſen. Hör er, lieber Mann, womit kann ihm denn geholfen werden?

Du lieber Gott! ſagte er, mir kann mit nichts geholfen werden. Wenn der Menſch einmal von Kräften iſt, ſo iſt alle Hülfe aus. Mein beſter Helfer iſt der Todtengräber. Wenn ich nur noch ſo viel zuſammen bringen könnte, daß ich im Stande wäre, mir eine Ziege und ein Paar Hühner zu kaufen, daß ich doch nicht immer das liebe trockne Brod eſſen dürfte!

Da er das geſagt hatte, ging er mit naſſen Augen fort, bedankte ſich bey mir, und ich bedankte mich bey ihm.

Sobald er fort war, ſagte ich zu Rebeckchen, der Mann hat mir heute wenigſtens tauſend Thaler genützt. Wenn wir ihm doch wieder helfen könnten! weißt du nicht, ob eine Ziege im Dorfe zu verkaufen iſt?

Die weiß ich wohl, antwortete ſie, meine Muhme Anne Chriſtine hat eine zu verkaufen.

Sogleich nahm ich Rebeckchen bey der Hand, gieng mit ihr nach der Muhme **Anne Chriſtine**, kaufte die Ziege für 3 Thaler, und noch vier Hühner und einen Hahn, zuſammen für einen Gulden dazu. Nun, ſagte ich, herzallerliebſtes Rebeckchen, thue mir doch den einzigen Gefallen, und geh mit mir nach des alten Mannes Hauſe! trage du die Hühner, ich will die Ziege führen. Beſſer können wir den heutigen Tag nicht anwenden, als wenn wir dem armen, alten) Manne dieſe Freude machen.

Rebeckchen war gleich bey der Hand. Wir marſchirten mit der Ziege und den Hünern nach des Mannes Dorfe zu, fragten ſein kleines Hüttchen aus, und, weil die Frau nicht zu Hauſe war, ſchlichen wir uns in den Hof, banden die Ziege in den Stall, ſteckten die Hühner dabey, riegelten zu, und liefen fort.

Auf dem Wege begegnete uns der Alte, und fragte, wo wir geweſen wären? wir haben uns eine Motion gemacht, antwortete ich, und wünſchte ihm eine gute Nacht.

Du lieber, barmherziger Gott! in meinem Leben vergeſſe ich die Freude nicht, die ich mit den Paar Thalern angerichtet hatte. Gleich den andern Tag, da ich eben mit Rebeckchen an die Arbeit gehen wollte, pochte jemand an die Thür. Ich ſahe hinaus — da ſtund der alte Mann mit ſeiner Frau da, und heulten. Tauſend, tauſend Dank, ſagten ſie, für die Barmherzigkeit, die ihr an uns gethan habt!

Ich ſtellte mich fremde und ſagte, ich wüßte nicht, was ſie haben wollten. Sie blieben aber dabey, die Ziege und die Hühner, die ſie im Stalle gefunden hätten, wären von mir. Am Ende drückte er mir die Hand, und ſagte mit naſſen Augen:

Kluge! denkt an mich! wenn es euch und euren Kindern wohl geht, ſo habt ihr es an mir verdient. So oft ich Milchſuppe, oder ein Ey eſſe, will ich mit meiner Frau für euch beten.

Da er fort war, fiel mir Rebeckchen um den Hals, ſchluchzte und ſagte: ach du lieber Mann, was haſt du mir für Freude gemacht! wenn wir geſtern Gebratenes und Geſottenes gehabt, und getanzt und geſchwärmt hätten, ſo wäre jetzo alles vorbey. Aber die Freude, die Freude, die wir den alten Leuten gemacht haben, die vergeſſe ich in meinem Leben nicht.

Nach der Zeit gieng der alte Mann noch etlichemal durch unſer Dorf, und lächelte allemal, wenn er unſer Haus ſahe. Ach und das erfreuete uns doch gar zu ſehr, wenn wir den Mann ſo lächeln ſahen.

Ohngefähr nach fünf Jahren löſte ihn der liebe Gott auf. Weiß er wohl, was ſein letztes Wort war? **Lieber Gott, ſegne Klugen und ſeine Frau!**

Doch wieder auf unſere Haushaltung zu kommen. Da ich mit meiner Frau von der Arbeit nach Hauſe gieng, diſcurirteten wir noch eines und das andere über den alten Mann. Rebeckchen! ſagte ich, wenn wir geſtern geſchwärmt hätten, ſo hätte es uns **wenigſtens** zwanzig Thaler gekoſtet, die

haben

haben wir nun noch im Beutel. Vier Thaler haben wir an den guten Mann gewandt, und uns damit eine große Freude gemacht, laß uns doch die übrigen ſechzehn Thaler eben ſo gut anwenden!

Eilftes Kapitel.

Kluge trinkt mit ſeiner jungen Frau Kaffee, und was dabey discuriret worden.

Ich dachte nun an nichts, als wie ich die ſechzehn Thaler, die ich von meiner Hochzeit erſpart hatte, recht gut anwenden wollte. Rebeckchen that mir allerley Vorſchläge, bald wollte ſie, ich ſollte Schaafe, bald eine Kuh oder ein Füllen, dafür kaufen. Sie gefielen mir aber alle nicht. Rebekchen, ſagte ich, meine Meynung iſt die: **erſt Futter, hernach das Vieh!** Was hilfts uns denn, wenn wir ſo viel Vieh aufſtellen, und haben hernach kein Futter? da machen wir uns ja nichts als Kummer und Sorgen? Ich dächte wir kauften uns ein Stückchen Land für das Geld, da hätten wir ein ewiges Andenken an unſern Hochzeittag. Wenn wir hernach Kinder bekämen, ſo führten wir ſie auf das Plätzchen, machten uns mannichmal des Sonntags da ein Vergnügen und ſagten: ſeht ihr lieben Kinder, das Plätzchen haben wir uns dadurch erworben, daß wir den Tag nach unſerer Hochzeit nicht ſchwärmeten.

Rebekchen wurde roth, da ich von Kindern ſprach, und ſagte: warum denn nicht gar Kinder? damit hats gute Wege! *) Närrchen, ſagte ich, du wirſt es ſchon näher geben **). Und ſo ließen wir die Sache vor dießmal ſeyn. Den andern Morgen brachte ſie ein Keſſelchen voll Kaffee, und ein Töpfchen mit Eyermilch. Das trunken wir denn zuſammen, ſchwatzten und lachten.

Rebeckchen ſagte ich endlich, dein Kaffee hat mir vortreflich geſchmeckt, das muß ich ſagen. Aber — aber — aber —

Nu was denn? fragte ſie, was willſt du denn mit deinem Aber?

Aber, ſagte ich, wenn wir alle Tage Kaffee trinken wollen, ſo werden wir keine Seide dabey ſpinnen ***).

Ich glaube du biſt nicht geſcheut, fuhr ſie fort, du willſt mir auch die Paar Schalen Kaffee nicht gönnen? es iſt ja nichts wohlfeilers, als Kaffee.

Kl. Ich rede itzo gar nicht von den Koſten, liebes Rebeckchen, aber Kaffee iſt nun einmal für uns

---

*) damit hat es Zeit.
**) du wirſt dich ſchon dazu bequemen müſſen.
***) nichts dabey gewinnen.

Bauersleute nicht. Wir müſſen ſchwere Arbeit thun, und brauchen Kräfte, und Mark in den Knochen. Was will denn das warme dünne Zeug für Kräfte geben? Beſſer iſt für uns ein tüchtig Stück Butterbrod.

N. Ey ich lobe mir Kaffee.

Kl. Und bedenke nur die Zeit, die damit zugebracht wird, eine halbe Stunde geht über dem Kochen, und eine halbe Stunde über dem Trinken hin.

N. Das hätte ich doch, meiner Treue, nicht von Klugen gedacht, daß er ſo ein Erbſenzähler wäre. Das wird eine liebliche Ehe werden, das Gott erbarme!

Kl. Aergere dich doch nur nicht liebes Kind, laß mich doch nur erſt ausreden. Bedenk einmal, wenn wir täglich eine Stunde mit dem Kaffee zubringen, das macht die Woche, den Sonntag nicht mit gezählet, ſechs Stunden, das ſind monatlich, wenn ich den Monat nur zu 4 Wochen rechne, 24 Stunden, das macht jährlich 288 Stunden, in 10 Jahren 2880, in 20 Jahren 5760 Stunden. Wenn wir alſo 20 Jahre bey einander gelebt haben, ſo haben wir 5760 Stunden mit dem Kaffe zugebracht.

N. Ey was, ich laſſe mir meinen Kaffee nicht nehmen.

Kl. Ich will dir ihn ja auch nicht nehmen, ich wünſche, daß du ihn von ſelbſt laſſen mögeſt. Sage mir nur, habe ich Recht oder habe ich Unrecht?

R. Wenn ich gewußt hätte, daß du ſo ein Knicker wäreſt, nimmermehr hätte ich — Hier fieng ſie an zu weinen, daß ihr die Thränen über die Backen rollten.

Aha! dachte ich, das Ding geht ſchief. Wenn du das ausdiſputiren wollteſt, ſo könnte der heutige Tag mit Zanken hingehen, und wir würden am Ende gar uneins. Laß es gut ſeyn, ſagte ich, liebes, Rebekchen! ich will dir deinen Kaffee gern laſſen, ſey auch nur fein freundlich, und mach mir nicht ſo ein böſes Geſichte.

Den andern Tag machte ſie wieder Kaffee. Unter der Zeit, daß ſie in der Küche war, beſtrich ich ein Stück Brod mit Butter, aß es, gieng hernach in den Hof, und fieng eine Arbeit an, die ich doch ausführlich erzählen muß. Seh' er, in unſerm Dorfe iſt ſeit dem dreyßigjährigen Kriege, und noch länger, der Gebrauch geweſen, daß jeder Bauer in ſeinem Hofe einen Abzug machte, daß die Brühe vom Miſte, wir nennen ſie bey uns Jauche, fein abfließen konnte. In meinem Hofe fand ich auch ſo einen Abzug. Da kam ich nun her und grub in den Abzug ein tiefes Loch, ſetzte ein Faß hinein, und trat zu beyden Seiten die Erde feſt an, daß nun die Jauche allein in das Faß fließen mußte. Da ich bald damit fertig war, rief mich meine Frau zum Kaffee.

Ich trinke keinen Kaffee, ſagte ich, trink du ihn in Gottes Namen allein!

Da ſchlug ſie die Thür zu, und ich machte mein Faß fertig. Zu Mittag war es voll gelaufen, da ſchöpfte ich es aus, und begoß den Miſt damit, damit er die gehörige Feuchtigkeit behielte.

Den folgenden Tag rief mich Rebekchen nicht zum Kaffee, trank ihn allein, und ich ſchöpfte unter der Zeit mein Faß aus. Da ich eben damit fertig war, kam ſie zu mir, und hatte ein Paar tiefe Runzeln über die Stirne.

Das wird, dachte ich, gut gehen.

Aber, ſprach ſie, ſag mir nur Kluge, was du für albernes Zeug machſt?

Nichts weiter antwortete ich, als daß ich den Miſt mit der Jauche begieße.

Da ſtellte ſie die Arme in die Seite, ſchlug ein helles Gelächter auf, und ſagte, ich glaube, es iſt mit dir nicht richtig unter der Mütze. *) Andere Leute ſind froh, wenn ſie die Jauche aus dem Hofe haben, und du trägſt ſie wieder hinein, wenn ſie abfließen will. Wozu ſoll denn das Zeug nützen?

Sag

---

*) Du biſt nicht klug.

Sag mir einmal, fragte ich, was iſt denn das Beſte am Kaffee? das Waſſer, das davon abgegoſſen wird, oder der Satz?

Je verſteht ſich, ſagte ſie, das Waſſer, das ich abgieße.

Und was iſt denn das Beſte am Biere? die Trebern, oder das Bier, das darüber gelaufen iſt?

Je freilich, war ihre Antwort, das Bier.

Nun ſieh, Närrchen, war meine Antwort, ſo iſts gerade auch mit der Jauche und dem Miſte. In der Jauche ſteckt die beſte Kraft, und der Miſt iſt nichts als der Satz und die Trebern. Wenn alſo die Leute die Jauche aus dem Hofe laufen laſſen, ſo kommt es mir eben ſo vor, wie wenn man den Kaffee und das Bier wegſchütten wollte.

Ha! ha! ha! ha! kitterte ſie, und lief fort.

Sie mochte wohl, wie es manche Weiber an der Art haben, von dem Vorfalle gegen ihre Muhme Annen Kathrinen, Eve Sabinen, und wie die Muhmen alle heißen mochten, geſprochen haben. Es währte nicht lange, ſo wurde auf allen Bierbänken davon geredet, ich wurde ausgelacht, und, wenn die Nachbaren wo Jauche aus einem Hofe fließen ſahen, ſo hatten ſie ihren Spott damit, und ſagten, da fließt Klugens Kaffee. Das iſt von der Zeit an zum Sprüchworte geworden. Drey Meilen weit heißt auf allen Dörfern die Jauche, Klugens Kaffee.

Ich kehrte mich nun nicht dran, ſondern ſammelte Jauche fort, nach wie vor. War das Wetter naß, und das Graß war noch nicht groß, ſo begoß ich den Graſegarten damit, und dachte, **was gut iſt, das iſt gut und bleibt gut, wenn auch hundert tauſend Narren drüber lachten.**

Was mich am meiſten verdroß, das war, daß Rebeckchen gar nicht mehr ſo freundlich mit mir that, als ſonſt. Ich that ihr alles zu Liebe, was ich konnte und wußte, es half alles nichts. Viel gute Worte mochte ich auch nicht geben, denn ich merkte, daß ich nicht viel damit ausrichtete.

Einmal hatte ich aber eine gar herzliche Freude. Da ſie ſich des Morgens anzog, merkte ich, daß ſie weinte. Fehlt dir was, Rebeckchen? fragte ich. Wohl zehnmal ließ ſie ſich fragen, ehe ich ein Wort aus ihr brachte. Endlich fiel ſie mir um den Hals, ſchluchzte und ſagte; willſt du mich wieder lieb haben, Kluge? willſt du mich wieder lieb haben? ich weiß, ich bin bisher nicht gut geweſen, aber ich will beſſer werden, darauf kannſt du dich verlaſſen. Ich will auch keinen Kaffee mehr trinken.

Wie kommts denn, fragte ich, daß du auf einmal andres Sinnes geworden biſt?

Das will dir ſagen, antwortete ſie, ich habe ſeit geſtern in unſerm Garten gegraſet. Da ſahe ich nun, daß auf dem Fleck, das du mit Jauche be-

goß

goſſen haſt, noch einmal ſo viel Graß wuchs, als auf andern, die du nicht begoſſen hatteſt. Da dachte ich, das hat alles dein Mann dir verſchafft, unter der Zeit, da du Kaffee trankſt. Da jammerte es mich — lieber Mann — ich will keinen Kaffee mehr kochen, ich will dir gerne helfen, ſag mir nur, was ich thun ſoll.

Ein gut Wort findet eine gute Statt. Das traf hier recht ein. Rebeckchen hatte mir das Herz ſo weich gemacht, daß ich alles, was zwiſchen uns vorgefallen war, vergab und vergaß, ſie in den Arm nahm, und ihre Augen trocknete.

Endlich ſagte ich, itzo habe ich allein in der Kaffeeſtunde gearbeitet, und du haſt ſchon ſo vielen Nutzen davon gehabt — was wirds erſt werden, wenn du mir hilfſt. Roggen, Weizen, Gerſte, Hafer, kurz, was dein Herz begehrt, das wollen wir im Ueberfluße bauen, wenn du nur mir helfen willſt, unter der Zeit, daß andere Kaffee trinken.

Da mir nun meine Frau beyſtund, ſo gieng alles noch einmal ſo gut. Ich überließ ihr das Ausſchöpfen der Jauche, und ich nahm eine andere Arbeit vor. Erſt machte ich, mit dem Jungen, den der gnädige Herr bey mich gethan hatte, eine Grube. Da das geſchehen war, gieng ich alle Morgen, die Gott ließ werden, mit ihm auf das Feld, und ließ ihn zuſammen fahren alles, was andere Leute nicht haben wollten. Sahen wir wo einen Haufen Quecken, oder anderes Unkraut liegen, ſo wurde es aufgeladen und nach Hauſe gefahren; Diſteln, Neſſeln und andere Pflanzen, die niemanden etwas nutzen, wurden abgehauen und dazu gepackt. Das Laub, das im Herbſte der Wind von den Bäumen führt, wurde auch eingeſammelt. Vor allen Dingen gieng ich aber darauf aus, Raſenſtücke zu bekommen. Traf ich wo Raſenflecke an, wo ich, ohne jemanden Schaden zu thun, den Raſen ausſtechen konnte, ſo that ich es, packte es meinem Stephan (ſo hieß der Junge, der bey mir war) in die Karre, und ließ es ihm nach Hauſe fahren.

Das alles wurde nun in die Grube geworfen, und zuſammen getreten. Da die Grube voll war, ſo ſchaffte ich noch einen Haufen drauf, halb ſo hoch als ich, und ließ es ebenfalls mit der Jauche begießen.

Im andern Jahre machte ich noch eine Grube daneben, im dritten wieder eine. Unter der Zeit war der erſte Haufen durch und durch vermodert, und ich konnte ihn zur Düngung auf den Acker führen.

Auf die Art hatte ich mir eine Menge Düngung, ohne Vieh, eingeſammelt, ehe ich noch Acker hatte.

Damit habe ich mir einen erſtaunlichen Vortheil verſchafft. Insgemein kauft man erſt den Akker, hernach ſorgt man für Düngung: auf die Art wird der Acker ein Paar Jahre ausgemergelt, und man hat hernach ſeine Noth, ihn wieder in Ordnung zu bringen. Ich kehrte es aber um, und ſorgte erſt für Düngung, hernach für Acker. Da ich nun Acker bekam, ſo konnte ich ihn ſogleich verbeſſern, und erntete gemeiniglich noch einmal ſo viel ein, als andere Leute. Wenn ich hernach ſo große Fuder voll Getraide nach Hauſe führen konnte, ſo hatte ich oft meinen Spaß und ſagte für meine Frau, ſieh Rebeckchen, das ſind die Früchte von der guten Anwendung der Kaffeeſtunde.

Nach der Zeit, da mir der liebe Gott Kinder beſcheerte, hatten meine Frau und ich in der Kaffeeſtunde ſo viel mit den Kindern zu thun, daß wir uns mit Ausgießung der Jauche nicht mehr abgeben konnten. Die Sache unterblieb aber deswegen doch nicht. Stephan mußte ſie nun treiben, und, wie meine Kinder groß wurden, ſtellte ich eins nach dem andern dazu an.

Zwölftes Kapitel.

Von der Frau Klugin und ihrer Schwangerſchaft.

Weil ich einmal auf meine Kinder zu reden komme, ſo muß ich doch auch etwas davon erzählen. In meinem Dorfe war es ſo Mode, daß ein Paar Eheleute ſelten mehr, als zwey Kinder, bekamen. Es mochte wohl ſeinen beſondern Grund und Urſache haben. Kam das dritte, ſo dachten ſie ſchon, ſie müßten verhungern. Beſcheerte der liebe Gott aber gar das vierte, ſo wollten ſie den Kopf wieder die Wände rinnen. Das iſt mir nun immer lächerlich geweſen, und ich habe geglaubt, jedes Kind, das man bekäme, wenn es ſonſt wohl geriethe, wäre unter Brüdern *) 2000 Rthlr. werth.

Doch zur Sache zu kommen! Da ich Rebeckchen ohngefähr zwey Monate gehabt hatte, merkte ich, aus verſchiedenen Umſtänden, daß ſie ſchwanger war.

Ich kann gar nicht ſagen, wie mir dazumal zu Muthe war, wenn ich mir ſo recht vorſtellete, nun **biſt du bald Vater!** Wo ich gieng und ſtund, war es mir, als wenn ich mein Kind vor mir ſähe, es auf den Armen trüge, und mit ihm ſpielte.

---

*) Wenigſtens.

Da ich einmal vom Felde nach Hauſe kam, und es mir recht ſauer hatte werden laſſen, fiel mir eine Predigt ein, die unſer lieber Herr Pfarrer von der Kinderzucht gehalten hatte, in der er ohngefähr ſo redete:

„Meine lieben Freunde, ich ſehe euch oft zu, wie ſauer ihr es euch bey euerm Ackerbau werden laſſet, und freue mich darüber. Denn wer ſeinen Acker fleißig bearbeitet, der wird auch gute Ernten halten. Aber dann wünſche ich auch, daß ihr eben ſo viel Mühe auf die Erziehung eurer Kinder wenden möchtet, und werde ſehr betrübt, wenn ich ſehe, daß ihr euch um den ausgeſtreuten Hafer bekümmert, und nicht denkt an das kleine, verborgene, das die Mutter unter dem Herzen trägt; daß ihr um die aufgegangne Saat immer beſorgt ſeyd, und eure Kinder ganz vernachläßigt. Ich bitt euch um Gottes willen, lieben Leute, bedenkt doch was ihr thut! ein einziges wohlgerathnes Kind, eine geſunde, fleißige, tugendhafte Tochter, die ihrer Mutter bey der Arbeit beyſteht, ein einziger, wohlgerathner Sohn, der den Vater unterſtützt, macht ja mehr Freude, als der ſchönſte Waizen- oder Haferacker. Im Gegentheil, wenn nun ein Kind, krank, gebrechlich oder böſe iſt, ſo habt ihr ja davon ſo viel Verdruß, daß ihr an allen euren Gütern keine Freude mehr habt. Dieſen Verdruß wollt ihr doch nicht haben, geſunde, fleißige, tugendhafte Kinder wünſcht ihr euch doch, nun ſo laßt es euch auch angelegen ſeyn, daß ihr dieſe Freude erlebt! wenn ihr ſie haben wollt, ſo müßt ihr für eure Kinder ſchon ſorgen vor der Geburt, bey der Geburt, und nach der Geburt, und wenn ſie anfangen größer zu werden. Lieben Freunde, ich bitte euch, bedenkt einmal, was ihr von einem Manne halten würdet, der aus der Stadt zu uns zöge, und ſich Aecker kaufte, ſie mit Getraide beſäete, und vom Ackerbaue gar nichts verſtünde? Aber handeln denn die vernünftiger, die Weiber nehmen, Kinder zeugen, und von der Kinderzucht gar nichts wiſſen? Iſt's denn hernach zu verwundern, wenn der eine ſeine Frau bey der Geburt verliehrt, der andere elende Kinder der dritte gottloſe Kinder bekömmt, die ihm alle Lebensfreuden verbittern? Was ihr bey der Erziehung der Kinder beobachten müßt, das will ich euch alles nach und nach ſagen, ihr könnt auch viele Fehler, die bey derſelben gewöhnlich ſind, aus dem ſogenannten **Krebsbüchelchen, oder der Anweiſung zu einer unvernünftigen Erziehung der Kinder**, lernen. Was ihr aber zur Erhaltung der Geſundheit des Kindes vor und nach der Geburt beobachten müßt, das kann ich euch auf der Kanzel nicht wohl ſagen, weil hier viele ledige Perſonen ſich befinden, vor welchen man, von dergleichen Sachen, nicht wohl ſprechen kann. Ich wünſche aber, daß doch alle Eheleute das Buch leſen möchten, das den Titel hat: **Anführung des Landvolks zu der körperlichen Erziehung der Kinder, von Johann David Buſch.** Da würdet ihr gar manches finden, das euch zu wiſſen nöthig wäre."

An dieſe Predigt erinnerte ich mich nun ſo lebhaft, wie wenn ſie geſtern wäre gehalten worden. Den andern Tag trug ich ein Paar Pfund Butter und eine Mandel Eyer nach der Stadt, nahm ein Paar Groſchen von dem Gelde, das ich dafür löſete, und kaufte in der Buchhandlung das Buch, von Herrn Buſch, das uns der Herr Pfarrer ſo gelobt hatte.

Den nächſten Sonntag, nach beyden Kirchen, las ich es vom Anfange bis zum Ende durch, und war nun weit klüger, in Anſehung des Eheſtands, beſonders auch deswegen, weil mir der Herr Pfarrer eines und das andere darüber geſagt hatte.

Den folgenden Morgen nahm ich mein Rebeckchen in den Arm, und ſagte: du kannſt nicht glauben Rebeckchen, was ich für eine Freude habe, daß wir nun bald ein Kind bekommen ſollen.

Ich freue mich auch nicht wenig drauf, sagte ſie, der liebe Gott helfe mir nur glücklich durch und gebe, daß es geſund und gerade zur Welt kömmt.

Und daß es ein gutes frommes Kind werde, antwortete ich. Der liebe Gott wird das Seinige thun, laß uns nur auch thun, was chriſtliche Eltern thun müſſen. Von heute an dürfſt du nun keine Jauche mehr austragen und über dich auf den großen Haufen gießen, das will ich oder Stephan thun. Du dürfſt auch gar nichts ſchweres mehr heben. Du könnteſt dir ſonſt leicht Schaden thun, und es könnte dir unrichtig gehen. Ferner, willſt du denn lieber ein recht munteres, gutes, Kind, oder ein Kind, das immer murret, brummt und ſchimpft?

Je Märrchen, ſagte ſie, freylich ein munteres, gutes Kind.

Nun, fuhr ich fort, liebes Rebeckchen, ſo mußt du auch fein munter und gut ſeyn. Du haſt bisher die Gewohnheit gehabt, daß du bisweilen tagelang murrteſt; wenn ich dir da und dort eine gute Lehre gab, ſo ſagteſt du, du biſt nicht geſcheut, du biſt ein Narre, es iſt mit dir nicht richtig unter der Mütze. Wenn du das Ding ſo fortſetzeſt, ſo wird dein Kind eben ſo, es murrt und brummt und ſchimpft

— das Sprüchwort iſt wahr und bleibt wahr: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.

Rebeckchen ſpannte gewaltig auf, da ich das ſagte. Sollte denn das ſo viel ſchaden? fragte ſie. Das wollte ich meynen, war meine Antwort. Das Kind, das du unter deinem Herzen trägſt, das iſt deine Frucht, ſo gut als der Apfel, die Frucht des Baums iſt. Der Apfel zieht ſeine Nahrung aus dem Baume, und das Kind von ſeiner Mutter. Wenn du den Baum ſchüttelſt, oder wenn der Sturm ihn umherſtößt, ſo bewegt ſich auch der Apfel. Nun kömmt mir der Zorn bey dem Menſchen gerade ſo, wie der Sturm, vor. Er durchſchüttelt den ganzen Körper. Iſt's nicht wahr, wenn du dich ärgerſt, ſo fühlſt du es im ganzen Leibe? Alle Glieder zittern dir? Nun bedenke einmal, was dein armes Kind leiden muß, wenn es ſo durchſchüttelt wird. Es muß ſich ja im Mutterleibe ordentlich mit ärgern, und iſt's hernach ein Wunder, wenn es ſelbſt boßhaft und ärgerlich wird?

Du haſt Recht, lieber Mann, ſagte ſie, wenn ichs doch aber nur laſſen könnte! Es giebt ſich alles, ſagte ich, wenn du dir es nur recht ernſtlich vornimmſt, und allemal an deine Frucht denkſt, wenn dir etwas nicht nach deinem Kopfe gegangen iſt.

Das Ding gieng gut. Ich merkte, meiner Treue, daß ſie von der Stunde an, weit mehr auf ſich Achtung gab, und nicht mehr ſo harte Worte brauchte, wie ſonſt. Kam ihr manchmal ja der Würm in den Kopf, ſo ſagte ich nur, Rebeckchen, ſchone dein unſchuldiges Kind, damit war es gut.

Halt! dachte ich, da ich dieß merkte, itzo iſt es Zeit, deine Frau beſſer zu machen, und an dir ſelbſt zu beſſern. Denn gar richtig war es auch nicht mit mir. Wenn mich bisweilen der Zorn überfiel, ſo polterte ich auch oft Worte heraus, die ich hernach bereuete. Ich hielt alſo an mich, ſo viel ich konnte und wußte, und wenn mir mannichmal die Hitze anwandelte, ſo dachte ich an das kleine Kind, und beſann mich gleich eines andern. Gieng es bisweilen im Haushalte nicht, wie es gehen ſollte, oder hatte dieſer und jener ſich über uns aufgehalten, ſo nahm ich mich in Acht, daß ich ihr nichts davon zu Ohren brachte. Paßirte hingegen was Gutes, ſo war Rebeckchen immer die erſte Perſon, die es erfuhr. Mit der Manier glückte es mir, daß ich ſie immer bey guter Laune erhielt.

Beſſer hätte ich dieſe Zeit nicht anwenden können. Noch bis auf den heutigen Tag, da mein Kopf grau iſt, habe ich es zu genießen. Ich bin Herr über meinen hitzigen Kopf geworden, meine Frau wurde nach und nach wie ein Lämmchen, und Kinder bekam ich, weiß der liebe Gott, ſo freundlich, wie die Engelchen. Alle Leute hatten ihre Freude dran, wenn ſie ſie ſahen, und noch itzo ſehe ich an nichts mehr Freude, als an meinen Kindern.

Dreyzehntes Kapitel.

Wie die Frau Klugin ſich gezankt hat.

Bey dem allen gab es doch in der erſten Schwangerſchafft meiner Frau noch manchen unangenehmen Vorfall. Da gieng ich z. E. einmal auf den Abend vom Felde nach Hauſe, und hatte gearbeitet, daß ich vom Schweiße trof. Mag es ſeyn, dachte ich, wenn dir Rebeckchen ein freundliches Geſichte macht, ſo vergißt du in ein Paar Minuten den ganzen ſauern Tag.

Ich hatte mich aber dießmal erſtaunlich verrechnet. Da ich wohl noch funfzig Schritte vom Hauſe war, hörte ich einen abſcheulichen Spektakel und Lärmen. Ich lief, was ich konnte, und machte die Thür auf — da ſtund nun Rebeckchen, ſchimpfte, wie ein Rohrſperling, und zitterte am ganzen Leibe.

Was giebt's denn? fragte ich, um Gottes Willen, was giebt es denn?

Der infame Junge, der Stephan!

Was hat er denn gemacht?

Der Galgenſtrick!

Sag doch nur, was hat er denn gethan?

Ich wollte, daß du ihn nimmermehr ins Haus gebracht hätteſt!

Sag doch nur, was er angerichtet hat?

Ich habe mich geärgert, daß mir alle Glieder zittern.

Das ſehe ich wohl, aber was hilft denn der Wiſchwaſch alle? ich will wiſſen, was der Junge gemacht hat?

Er hat — er hat — der Galgenſtrick, er hat meine beſte Schüſſel zerbrochen.

Da war nun guter Rath theuer. In der Hitze war ich einmal. Hätte ich nun meinem hitzigen Kopfe gefolgt, ſo hätte ich entweder den Jungen durchgeprügelt, oder die Frau ausgeſcholten. Eins wäre ſo ſchlimm geweſen, als das andere. Zum Glück fiel es mir noch ein, daß ich in der Hitze war, und dachte, in der Hitze machſt du nichts Kluges, machſt lauter dumme Streiche.

Was hatte ich zu thun? ich gieng ich in den Hof und ſchöpfte die Jauche aus. Während dem Ausſchöpfen kühlte ſich das Blut ein Bischen ab, und ich kam auf das Pünktchen, wie ich die Sache eigentlich angreifen mußte, Giebſt du der Frau Unrecht,

recht, dachte ich, ſo ärgert ſie ſich noch mehr; gute Worte helfen nichts, denn ſie iſt zu ſehr in der Hitze. Willſt du den armen Jungen prügeln, um einer ſumpichten Schüſſel willen, das wäre doch bey Gott nicht zu verantworten.

Ich ſetzte alſo meinen Eimer hin, gieng zurück und traf nun Rebeckchen in einem andern Zuſtande an. Sie ſchimpfte nicht mehr, aber ſie heulte wie ein klein Kind. Arme Frau, ſagte ich, gieb dich zufrieden! ich will den Stephan züchtigen, daß er an mich ſein Lebelang denken ſoll. Itzo bitte ich dich um alles, geh nur mit mir aus dem Hauſe, daß du den Jungen nicht mehr vor Augen ſiehſt — du könnteſt ja von dem Aergerniſſe den Tod haben.

Den werde ich auch wohl haben, war ihre Antwort, und ich nahm ihre Hand und führte ſie fort, immer aufs Feld hinaus. Es iſt immer meine Art ſo geweſen, daß ich ins Freye gieng, wenn ich mich über etwas geärgert hatte. Wenn ich da ſahe, wie gut der liebe Gott alles gemacht habe, ſo vergaß ich drüber, wie ſchlecht oft die Menſchen ihre Sachen machen.

Wie geſagt, ich führte alſo meine Frau ins Freye, bedauerte ſie, druckte ihr die Hände, und führte ſie zu einem Kartoffelſtücke, das ich gepachtet hatte. Eignen Acker hatte ich dazumal noch nicht.

Da ich zum Acker kam, ſagte ich, ſieh, wie die Kartoffeln ſo ſchön ſtehen, ſie ſind ſo groß, daß wir heute ſchon eine Schüſſel voll davon ausnehmen können. Ich hätte ſchon ein Gerichte davon ausgenommen, ich dachte aber, du willſt es nicht thun, du willſt Rebeckchen dazu nehmen, daß ſie deine Freude mit dir theile. Nun komm her, ich will hacken, ſammle du die Kartoffeln in deine Schürze.

Ich machte alſo den Anfang, Rebeckchen ſammelte ein, und es gieng alles nach Herzenswunſche. Rebeckchen freuete ſich über die Kartoffeln, und vergaß die zerbrochne Schüſſel.

Auf dem Rückwege ſprachen wir noch ein Langes und breites *) über die Kartoffeln. Da ich nun merkte, daß meine Frau wieder bey guter Laune war, fragte ich ſie: ſag mir nur, wie viel war denn wohl die Schüſſel werth, die der Stephan zerbrochen hat?

Achtzehn Pfennige, war ihre Antwort.

Und wie hoch ſchätzeſt du wohl das Kind, das du unter deinem Herzen trägſt?

Ach, ſagte ſie, ich weiß wohl, wo du hin willſt. Aus der Schüſſel mache ich mir nichts; es iſt mir aber nur ſo ärgerlich, daß der Junge ſo dumme Streiche macht.

Lie

---

*) mancherley.

Liebe Frau! fuhr ich fort, haſt du denn niemals eine Schüſſel zerbrochen?

Sie ſchwieg ſtille, und wir giengen ein Fleck fort, ohne eine Wort mit einander zu wechſeln.

Da wir bald bey unſer Haus kamen, fragte ich meine Frau, nu wie ſtehts? ſoll ich Stephanen recht durchprügeln?

Ach nein, antwortete ſie, thue es nicht, ich habe dem armen Schelm Unrecht gethan. Ich weiß auch gar nicht, wie ich über ſo eine Lumperey ſo einen Lermen habe anfangen können. Wenn es nur meinem armen Kinde nichts ſchadet!

Vierzehntes Kapitel.

Welches vertraute Geſpräche zwiſchen der Wehemutter, und der Frau Klugin enthält.

Ich dachte es wäre nun alles gut — aber ſiehe da, es kam ein neuer Umſtand, der mir wieder eben ſo vielen Verdruß machte. Rebeckchen zankte nicht mehr, ereiferte ſich nicht mehr, ſie war aber beſtändig betrübt und hieng den Kopf. Da ich ſie fragte, was ihr denn nur fehle? ſo that ſie einen tiefen Seufzer, und ſagte: ach wenn mir der liebe Gott nur

ein

einmal glücklich durchgeholfen hätte!" wenn ich nur ein geſundes und gerades Kind bekomme! wenn ich nur nicht zuviel ausſtehen muß!

Ich ſuchte ihr die traurigen Gedanken auszureden — es half aber alles nichts. Immer gieng ſie vor ſich hin und hieng den Kopf.

Vor den Guckguck, dachte ich, was iſt denn das? das Ding muß doch ſeinen Grund und Urſache haben? Sollte ihr denn etwa jemand Grillen in den Kopf ſetzen?

Den folgenden Tag ging ſie auf das Feld, und ich ſchlich in der Entfernung ihr nach. Willſt, dachte ich, doch ſehn, ob du nicht heraus bringen kannſt, wer deine Frau ſo ängſtlich macht.

Es währte nicht lange, ſo kam ich auf die Spur. Am Ende des Dorfs wohnte Frau Aennchen, eine alte Wehemutter. Da meine Frau unter ihr Fenſter kam, guckte ſie heraus, und rief: guten Morgen Frau Klugin! wo denkt ſie denn hinaus? will ſie nicht ein Bischen herein kommen?

Meine Frau ließ es ſich nicht zweymal ſagen, ſie gieng hinein, und ich — ich legte den Finger über die Naſe, blieb ſtehen — ſahe ein Paar Minuten grade vor mich hin, dann gieng ich wieder nach Hauſe, und dachte; halt! hier iſt der Knoten. Wart Aennchen! wart Aennchen! ich will bald hinter dich kommen, daß du an mich denken ſollſt.

Da meine Frau nach Hauſe kam, ſeufzete ſie nun wieder gar zu ſehr; ich ſtellte mich aber immer wie der Dumme, wie wenn ich von gar nichts wüßte. Gegen das Ende der Woche aber nahm ich ſie bey der Hand und ſagte: Rebeckchen, du biſt nun in den Umſtänden, und wir ſind junge Leute, die von der Sache gar noch keine Erfahrung haben; es wäre doch wohl gut, wenn wir einen verſtändigen Menſchen um Rath fragten. Da iſt Frau Aennchen, das iſt doch eine alte erfahrne Frau, wäre es nicht gut, wenn du ſie einmal zu dir bäteſt, und wegen deiner Umſtände recht ausführlich mit ihr ſprächeſt?

Das iſt, antwortete ſie, meine Meynung ſchon lange geweſen. Wenn du es zufrieden biſt, ſo will ich ſie bitten, daß ſie den Sonntag nach zweyen Kirchen zu mir komme.

Nun hatte ich, was ich haben wollte. Rebeckchen buck ſogleich ein Paar Kuchen, und den Sonntag war Frau Aennchen da. Ich nahm ein Buch in die Hand, ſetzte mich hinter den Ofen, und ſtellte mich, als wenn ich läſe. Im Anfange pisperte ſie*) mit meiner Frau, nach und nach ſprach ſie ſtärker, und endlich, da das Maul recht in Gang gekommen war, ſprach ſie ſo laut, daß ich alle Worte verſtehen konnte.

Es

---

*) ſprach heimlich

Ey du lieber Gott hörte ich da nicht Zeug, daß mir alle Haare zu Berge ſtunden; von Waſſernixen, die den ſchwangern Weibern nachſtellten, und ſie ins Waſſer zögen, von Wechſelbälgen und Kielkröpfen, die der Teufel, Gott ſey bey uns, in die Wiegen legte, und die Kinder dafür mit nähme, von Misgeburten mit zwey Köpfen, von andern, die kein Maul, oder nur einen Arm, oder die Beine auf dem Rücken hätten, von Weibern, die ſich an etwas ſollten verſehen, und hernach ungeſtalte Kinder zur Welt gebracht haben, von ſchweren Geburten — kurz ſie erzählte ſo viele ſchreckliche Hiſtorien, daß mir ſelbſt hinter dem Ofen angſt und bange wurde.

Eben wollte ſie noch von einer Frau erzählen, der die Bruſt hätte müſſen abgenommen werden, da zerriß mir die Geduld, ich kam hinter dem Ofen hervor, und ſagte, Frau Aennchen, ſagt mir doch einmal, warum erzählt ihr denn eigentlich alle die abſcheulichen Hiſtorien?

Je nun, antwortete ſie, man muß doch etwas ſprechen, daß die Zeit hingeht.

Nun, fuhr ich fort, wenn ihr weiter keine Abſicht dabey habt, ſo braucht ihr euch keine Mühe mehr zu geben. Meine Frau hat bey mir noch keine Langeweile gehabt. Iſt denn das aber auch erlaubt, und bey Gott zu verantworten, daß man einer armen Frau, die ſo ihre Schmerzen am Leibe hat, noch ſo ſchreckliche Sachen erzählt, daß ſie allen Muth verlieret? Pfui! ſchämt euch in euer Herz hinein! ſo eine alte Frau, die ſollte doch ſo viel Verſtand haben, daß ſie wüßte, wie man mit einer ſchwangern Frau umgehen, und daß man ihr Troſt und Courage einſprechen müſſe.

Sie wollte ſich verantworten, ich ließ ſie aber nicht zum Worte kommen, und ſagte, was hilft das Schwatzen alles. Ihr habt durch euer einfältiges Gewäſche meiner Frau ſo Angſt gemacht, daß ſie auf keiner Stelle zu bleiben wußte. Was ſoll denn daraus werden? wenn ſie itzo ſchon ſo kleinmüthig iſt, was ſoll es denn werden, wenn die Noth eintritt? Es wäre ja kein Wunder, wenn ſie verzweifelte. Und daß ihr es wüßt, ein vor allemal, ich leide es nicht mehr. Da habt ihr euer Stückchen Kuchen, geht eure Wege, und kommt mir nicht eher wieder, bis ihr gerufen werdet.

Sie gieng fort, und brummte, ſo weit als ich ſie hören konnte.

Nun machte ich mich an meine Frau. Rebeckchen, ſagte ich, du biſt ſonſt ſo eine kluge, verſtändige Frau, ſag mir nur, wie du dich von der alten Klätſcherin haſt können bey der Naſe herumführen laſſen? Haſt du nicht mannichmal bey ihr geſteckt, wenn ich dachte, du wäreſt auf dem Felde? hab ichs errathen?

Je du lieber Gott, ſagte ſie, wenn man in ſolchen Umſtänden iſt, ſo will man doch Troſt und Hülfe haben.

Das iſt ein lieblicher Troſt fuhr ich fort. Sonſt warſt du immer ſo eine muntere Frau, ſeitdem du aber den Troſt bekommen haſt, hängſt du den Kopf und gehſt herum, wie wenn dir die Hühner das Brod genommen hätten. Ein vor allemal, wenn ich dich lieb behalten ſoll, ſo mußt du mir die Hand drauf geben, daß du keinen Schritt wieder bey die alte Klätſcherin thun willſt. Sie gab mir die Hand.

Funfzehntes Kapitel.

Kluge geht mit ſeiner Frau nach dem Kartoffelſtücke, und was dabey discurirt worden.

Wollen wir nicht wieder bey unſere Kartoffeln? fragte ich ſie.

Wenn du mich mit nehmen willſt, war ihre Antwort, ich bin dabey.

So giengen wir denn wieder aufs Feld, und, da wir bey das Kartoffelſtücke kamen, holte ich ihr ein Paar von den Möhren, die ich am Ende des Ackers geſäet hatte, und trattirte ſie damit.

Während dem Tractemente lenkte ich das Geſpräch wieder auf die Mordgeſchichte, die Aennchen erzählt hatte, und ſagte: ſchlag dir alle die ſchrecklichen Dinge aus den Gedanken. Denn vieles davon iſt erlogen. Daß die Waſſernixen, die Weiber ins Waſſer ziehen, und der Teufel die kleinen Kinder holen ſollte, das glaubt heutiges Tages kein vernünftiger Menſch mehr. Wofür wäre denn der liebe Gott da, wenn man, auf ſeinen Wegen und in ſeinem Hauſe, vor dem Teufel keine Ruhe haben ſollte? Was nun aber die Misgeburten betrifft, ſo iſts wahr, man hat mannichmal Exempel, daß welche auf die Welt kommen, aber das geſchieht alle hundert Jahre einmal. Es werden doch das Jahr lang ſo viele Kinder in unſerm Dorfe gebohren, haſt du denn noch eine einzige Misgeburt darunter geſehen? Man hat auch Exempel, daß ſich die Erde aufgethan und die Leute verſchlungen hat. Wenn wir nun das immer uns vorſtellen und denken wollten: ach du lieber Himmel! wenn nur die Erde nicht unter mir zerreißt, ſo würde man in ſeinem Leben nicht froh. Sey du nur ruhig. Gieb Achtung, du bringſt mir ein Kind, das ſo artig und wohl gebildet iſt, wie die Mutter. Sie lächelte da ich das ſagte.

Und, fuhr ich fort, was die ſchweren Geburten, und das Ablöſen der Brüſte betrifft, ſo laß dir deswegen auch keine graue Haare wachſen. Gar vielmal ſind die Weiber ſelbſt an den ſchrecklichen Schmerzen Schuld, die ſie ausſtehen müſſen. Sitze nur nicht zu viel, und ereifre dich nicht zu ſehr, geh alle Tage in die friſche Luft, und treib deine Geſchäffte nach wie vor, nur nimm dich in Acht, daß du keine ſchweren Sachen hebeſt, ſo wird ſich das übrige alles geben. Künftiges Jahr um dieſe Zeit, wenn wir wieder hier beyeinander ſitzen, und kriecht ein kleiner freundlicher Junge, oder ein kleines munteres Mädchen, vor dir herum, da wirſt du dich ſelbſt wundern, wie du dir ſo vergebliche Grillen haſt machen können.

Ach du lieber Gott! ſeufzte ſie.

Warum ſeufzeſt du denn wieder? ſagte ich. Habe ich denn Recht oder Unrecht?

Du haſt in allen Recht, lieber Mann, war ihre Antwort, aber ich kann die gräßlichen Gedanken, die mir Aennchen in den Kopf geſetzt hat, nicht wieder los werden. Sie ſtehen mit mir auf, und gehen mit mir zu Bette. Du haſt gut reden. Wenn du in meinen Umſtänden wäreſt, ſo würdeſt du wohl ein andres Liedchen ſingen. Sonſt war ich auch nicht ſo, ſeitdem ich aber in den Umſtänden bin, iſt es mit mir ganz anders. Was ich mir einmal in den

Kopf ſetze, das weicht und wankt nicht, das kann ich mir nicht wieder aus dem Sinne ſchlagen.

Sie ſagte mir das alles, mit einem ſo treuherzigen Geſichte, daß ich ihr glauben mußte. Es wurde mir warm ums Herze, und ich dachte bey mir ſelbſt, was fängſt du nur mit der Frau an!

Ich ſchwieg ſtille, legte den Kopf in die linke Hand, und mit der rechten ſpielte ich in meiner Taſche. Da fand ich ein Buch, das ich, ſeit meinem funfzehnten Jahre, alle Sonntage bey mir trage, und das ich nur das Sonntagsbüchelchen zu nennen pflege. In das Buch habe ich nun alle guten Verſe geſchrieben, die unſer Herr Pfarrer in ſeinen Predigten, aus der Bibel und aus guten Liedern anführte, und die ich in andern guten Büchern fand. Ich holte es heraus. Warum? weiß ich ſelbſt nicht. Da ich nun ſo in dem Büchelchen herum blätterte, und mich über die ſchönen Verſe freuete, die ich eingeſchrieben hatte: kam ich auf einen Einfall, der hundert Thaler werth war. Ich ſtund auf, ſagte zu meiner Frau, ich will noch ein Paar Möhren holen, und, indem ich nach den Möhren gieng, überlegte ich, wie ich die Sache recht klug anfangen wollte. Wenn deine Frau, dachte ich, die Gedanken nicht wieder los werden kann, die ſie einmal ſich in den Kopf geſetzt hat, ſo könnteſt du ja nicht beſſer thun, als wenn du ihr recht gute Gedanken in den Kopf brächteſt.

Da ich alſo zurück kam, ſchabte ich ihr eine Möhre, und ſagte, da haſt du was für deinen Magen. Willſt du nicht auch etwas fürs Herz, das deine Angſt und Bangigkeit vertreibt?

Ach, ſagte ſie, wenn du mir das geben könnteſt? Hier habe ich es, antwortete ich, zeigte ihr mein Buch, und bat ſie, daß ſie ſich einen Vers ausſuchen möchte. Sie wählte den Vers:

Kein Sperling fällt,
Herr, ohne deinen Willen;
Sollt dieß mein Herz nicht mit dem Troſte ſtillen,
Daß deine Hand mein Leben hält?

Den Vers, ſagte ich, mußt du auswendig lernen, und, ſo oft du an Nixen, den Teufel, Mißgeburten, ſchwere Geburten, Ablöſen der Brüſte, und andere dergleichen fürchterliche Sachen denkſt, mußt du ihn überlegen. Da wird dir das Herzchen bald leichter werden.

Das Mittel ſchlug vortreflich an. Immer einen Tag um den andern mußte ſie einen neuen Vers recht feſt in die Gedanken faſſen, und es währete nicht lange, ſo wurde ſie wieder aufgeräumter.

Wer hätte das denken ſollen, daß ich mit den Verschen, die ich, als ein Menſch von 15 bis 16

Jahren, einſchrieb, einmal meine Frau curiren würde!

Daß ich aber meine Rede nicht vergeſſe! Rebeckchen mußte auf der Stelle den Vers: **Kein Sperling fällt**, lernen, und auswendig herſagen. Da ſie ihn eben herſagte, rief jemand hinter mir: iſt die Ruhe gut?

Ich ſahe mich um, es war mein Nachbar Hans Jürge.

Sechszehntes Kapitel.

Kluge kauft Acker.

Nun, fragte ich, Nachbar Hans Jürge, wo geweſen? hat er auch ſeinen Acker beſehn?

Ja wohl, ſagte er, und kratzte ſich dazu hinter den Ohren. Das ſind Aecker, daß Gott erbarme! nicht werth ſind ſie, daß man eine Hand dran legt. Nichts als Mühe und Arbeit habe ich damit, und, wenn es an das Erndten geht, ſo iſts nichts und wird nichts. Das eine Stück Land iſt thonicht und ſteinicht, das andere iſt beſtändig naß und feuchte. an ſolchem Lande arbeitet man ja ſeine Schande.

Wenn ich, war meine Antwort, ihm meine aufrichtige Meynung ſagen ſoll, ſo iſt alles Land gut, wenn nur die Menſchen gut ſind.

Wie verſteht er das? glaubt er, daß ich nicht gut bin?

Das will ich nun eben nicht ſagen, meine Meynung iſt nur die, daß man jedes Land, es ſey welches es wolle, durch Nachdenken und Fleiß, verbeſſern könne.

Da beßre ſich der Menſch müde! wenn er ſo klug iſt, ſo kaufe er mir es doch ab, und zeige ſeine Kunſt!

Iſts Spaß oder Ernſt?

Völliger Ernſt. Wenn er mit will gehen, ſo will ich ihm die Aecker zeigen.

Ich gieng mit, und meine Frau auch. Freilich ſahen die Stücke nicht zum beſten aus. Das eine lag eine halbe Stunde vom Dorfe, und war ſehr naß, das andere lag gleich hinter dem Dorfe an einem Hügel, und beſtund aus Thon und Steinen. Auf beyden ſtund das Getraide ſo jämmerlich, daß es ſich kaum der Mühe belohnte, es abzumachen. Ich hatte aber einmal von dem gnädigen Herrn gehört, wenn man bey dem Acker etwas gewinnen wolle, ſo dürfe man nicht gutes Land, ſondern müſſe das ſchlechteſte kaufen. Gute Aecker müßte man ſehr theuer bezahlen, die ſchlechten könne man um ein Spottgeld bekommen, und nach etlichen Jahren müßten ſie doch auch gut ſeyn. Das fiel mir itzo wieder ein.

Wie hoch hält er denn ſeine Aecker, Nachbar Hans Jürge? fragte ich.

Wenn er, war ſeine Antwort, mir für jedes Stück 24 Thaler giebt, ſo ſoll er ſie haben. Da kommt der Acker 12 Rthlr. Das iſt ja ein Lumpengeld.

Morgen, fuhr ich fort, ſoll er die Antwort haben. So ſchieden wir von einander.

Zu Hauſe ſprach ich darüber noch vielerley mit meiner Frau, und ließ mir merken, daß mir das naſſe Stück am liebſten wäre.

Wenn ich dir meine Meynung ſagen ſollte, antwortete meine Frau, ſo nähmſt du das naſſe Stück nicht. Du biſt ja ſonſt ſo erſtaunlich geizig mit der Zeit, nun bedenk einmal, wie viele Zeit es koſten wird, wenn wir nach dem weiten Stücke hin und her gehen wollen. Eine halbe Stunde hin, eine halbe Stunde her. Wenn wir das Getraide einführen wollen, und es kommt unterwegs ein Regen, ſo wird es durchaus naß, ehe es in die Scheuer kommt. Und wie viele Zeit werden die Miſtfuhren wegnehmen!

Seht einmal an, antwortete ich, über die Frau Klugin! ſpricht ſie doch, wie ein alter Verſtand. Es iſt wahr, wenn ich die Zeit zuſammen rechne, die das Hin- und Hergehen und Fahren nach dem weiten Lande das Jahr hindurch wegnehmen würde, und was man in der Zeit arbeiten, und zu Stande bringen könnte, ſo ſehe ich ein, daß ich mir mehr ſchade, als nutze, wenn ich das Land kaufen wollte. Es ſoll nicht geſchehen, darauf kannſt du dich verlaſſen.

Den folgenden Tag gieng ich hin zu **Nachbar Hans Jürgen.** Herr Nachbar, ſagte ich, ich bin kein Freund von Weitläuftigkeiten. Ich will ihm gerade zu ſagen, was ich geben kann. Hier ſind 16 Thaler, die ich von meiner Hochzeit erſparet habe. Will er mir dafür das Stück hinter dem Dorfe laſſen?

Er wollte anfänglich nicht dran, beſtund auf zwanzig Thaler, und ließ mich wieder gehen. Gegen Abend aber kam er doch geſchlichen, und ſchloß den Handel mit mir.

Siebzehntes Kapitel.

Vom Steine der Weiſen.

Meine Frau mußte ſogleich etwas zu eſſen herbey bringen, und ein Paar Kannen Bier holen, und ich behielt ihn zu Tiſche. Da kamen wir nun in einen Diſcurs, der bis um 11 Uhr dauerte. Er klagte jämmerlich über böſe Zeiten, Mißjahre, ſchwere Abgaben, Unglück in der Viehzucht u. d. g.

Ich gab ihm allerley gute Anſchläge, wie er ſeine Aecker, ſeine Viehzucht verbeſſern, die Miſtjauche benutzen könnte. Er ſchüttelte zu allem den Kopf und meynte, das wären Neuerungen, und Neuerungen taugten nichts. Da ich von der Jauche zu reden anfieng, lachte er, daß ihm der Bauch ſchütterte.

Unſere Vorfahren, ſagte er, ſind auch keine Narren geweſen. Wenn ſie gewußt hätten, daß an der Jauche etwas wäre, ſo würden ſie ſie nicht zum Hofe hinaus geleitet haben.

Ueber dem Diſcurſe fieng nun Rebeckchen an zu nicken *), und ich gab ihr den Rath, daß ſie zu Bette gehen ſollte.

Sobald Nachbar Hans Jürge mit mir alleine war, fieng er ein Geſpräch an, das ich in meinem Leben nicht vergeſſen werde, und jetzo ausführlich wieder erzählen will.

Nachbar Kluge, ſagte er, ich ſehe, daß er ein ſo braver rechtſchaffner Mann iſt, ich will ihm doch etwas, im Vertrauen ſagen, was noch kein Menſch von mir erfahren hat. Aber — es bleibt unter uns!

---

*) einzuſchlafen

Und was wäre das?

Ich will ihn glücklich machen.

Mich glücklich? Ich bins ja ſchon. Ich bin geſund, habe ein gut Gewiſſen, ein Hüttchen, eine ehrliche Frau, Arbeit und Brod, ſo viel ich brauche.

Ja zwiſchen Glückſeligkeit und Glückſeligkeit iſt ein großer Unterſchied. Er iſt ein junger Anfänger, er muß mehr Acker haben, braucht noch vielerley in ſeine Haushaltung. —

Je nun das wird in etlichen Jahren alle da ſeyn.

Ja das glaubt er wohl. Verſuche er es aber nur und wirthſchaffte er ein Paar Jahre, laſſe ein Paar Kinderchen, und ein Hauskreuzchen kommen, da wird er wohl ſehen, wie ſchwer eine Haushaltung zu führen iſt.

Wenn nun auch das alles wäre, kann er mir denn helfen?

Ja, das kann ich. Seh er, Nachbar Kluge, ich bin ein armer, unwürdiger Menſch, aber der liebe Gott hat mir doch eine ganz beſondere Gnade geſchenkt, und mir Einſichten gegeben, die unter zehntauſend Menſchen kaum einer hat. Ich habe von meinem Vater ein Buch geerbt, das iſt mir lieber, als ein Fürſtenthum. Da ſteckt Weisheit! Da ſteckt Weisheit!

Und was ſteht denn in dem Buche? etwa wie man das Land verbeſſern, ſeine Geſundheit erhalten, oder Kinder erziehen könne?

Ach das ſind lauter Kleinigkeiten, um die ſich der hocherleuchtete Verfaſſer des Buchs gar nicht bekümmert hat. Es handelt vom **Stein der Weiſen.**

Was iſt das für ein Stein?

Das iſt ein Stein, den der nur findet, dem der liebe Gott die Augen öffnet. Wer den hat, der hat alles. Der kann aus Bley Gold machen, und kann ſein Leben bis auf tauſend Jahre bringen. Da mir nun der liebe Gott dieſe ſonderbare Gnade mitgetheilt hat, ſo dachte ich; du willſt dein Pfund nicht vergraben, willſt deinem Nebenmenſchen auch etwas zukommen laſſen, willſt deinen Nachbar Klugen glücklich machen.

Das iſt Dankens werth. Aber ſag er mir doch Nachbar Hans Jürge, wenn er Gold machen kann, wie kommt es denn, daß er ſo ſehr über Noth und Mangel klagt? Warum verbeſſert er denn ſeine Haushaltung nicht? warum läßt er denn ſein Haus nicht neu decken? das hat ja Löcher im Dache, daß man die Sterne durch ſehen kann. Warum ſchafft er ſich denn nicht wenigſtens, ſtatt der Gurre, die er hat, ein tüchtiges Pferd an?

Darauf will ich ihm dienen. Seh er, Nachbar Kluge, der wahre Adeptus *), macht von ſeiner Kunſt keinen Gebrauch. Er freuet ſich im Stillen darüber, und dankt dem Barmherzigen Gott, für die Weisheit, die er ihm geſchenkt hat.

Was hilft mir denn die Kunſt, wenn ich keinen Gebrauch davon mache?

So oft es nöthig iſt, thut man es.

Macht er mir doch das Maul recht wäßrich. So ſag er mir doch etwas davon!

Es gehört vorzüglich dreyerley dazu. Sulphur, kalt Feuer und trocken Waſſer.

Das verſteh ich nicht. Was ſoll denn das heiſſen?

Das wird er nach und nach alles erfahren, wenn wir nun erſt ein paar Jahre mit einander laboriret haben. Itzo habe ich einen Proceß **), der mir gegen fünf bis ſechstauſend Thaler einbringen wird, davon ich künftiges Jahr meine Haushaltung verbeſſern will. Daß er ſieht, Nachbar Kluge, daß ichs ehrlich und redlich mit ihm meyne, die will ich mit ihm theilen.

---

*) So nennen ſich die Leute, die vorgeben, daß ſie Gold machen könnten.

**) So nennt man die Arbeiten der Scheidekünſtler oder Chemiſten.

Fünf bis ſechstauſend Thaler mit mir theilen? nein das kann ich nicht annehmen. Was ſoll ich ihm denn dagegen geben?

Funfzig Thaler — mehr nicht — ich ſuche meinen Vortheil nicht dabey, es iſt mir aber nur darum zu thun, daß ich ihn glücklich machen will.

Will er denn die funfzig Thaler von dem Gelde abziehn, das auf meinen Theil kommt?

Nein, ſo meyne ichs nicht. Die fünfzig Thaler muß ich dieſe Woche noch haben, daß ich dafür noch anſchaffe, was zum Proceſſe nöthig iſt.

Funfzig Thaler — dafür ſoll ich zwey bis dreytauſend Thaler bekommen, das iſt viel. Aber ich muß ihm doch eine Bedenklichkeit ſagen. Sirach ſpricht: mein Kind, ſtecke dich nicht in mancherley Händel. Ich ſtecke itzo ſchon in einem Proceſſe, der mir auch manch Goldſtückchen abwerfen wird. Den will ich erſt zu Ende bringen, hernach wollen wir weiter mit einander von der Sache reden. Sich in zweyerley Proceſſe zugleich einzulaſſen, das thut nicht gut.

Was braucht er denn zu ſeinem Proceſſe?

Varzüglich dreyerley, Nachdenken, Fleiß und Miſtjauche.

Ich verſteh ihn nicht.

Das iſt nun ein Unglück, daß wir einander nicht verſtehen. Er verſteht mich nicht und ich Ihn nicht. Es ſcheint ordentlich, wie wenn wir gar nicht für einander gemacht wären.

Dem mag nun ſeyn, wie ihm will, geb er mir nur die funfzig Thaler. Er braucht ja gar keine Hand anzulegen, ich will alles thun, am Ende theile ich doch mit ihm. Kann er denn ſein Glück nicht erkennen?

Das kann ich wohl. Aber vergeſſe er ſeine Rede nicht! Er ſagte ja ſelbſt, der wahre Adeptus mache nicht eher von ſeiner Kunſt Gebrauch, bis es nöthig wäre. Itzo habe ich es aber nicht nöthig. Soviel ich brauche habe ich, und wenn ich ſoviel Geld auf einmal bekommen ſollte, was ſollte ich denn damit anfangen?

Da er nun ſahe, daß ich nicht zu bekehren war, trunk er ſein Bier aus und gieng fort.

Nach der Zeit kam der Mann von Tage zu Tage immer mehr zurück, die Länderey, das Häuschen, alles mußte er nach und nach verkaufen. Am Ende ſuchte er ſein Brod vor den Thüren, und erfror, da er ſich einmal auf einer Wanderſchafft verirret hatte, und kein Dorf erreichen konnte. Mein Stein der Weiſen, mußte alſo doch mehr werth ſeyn, als der Seinige. Der Meinige machte mich aus einem Bettler zu einem begüterten Man-

ne

BIBL. UNIVERS. LIPS.

ne, der Seinige brachte ihn, aus den beſten Umſtänden, an den Bettelſtab.

Achtzehntes Kapitel.

Wie Kluge ſein erkauftes Land benutzet hat.

Doch wieder auf mein Land zu kommen! Ich glaube, der Römiſche Kaiſer konnte nicht vergnügter ſeyn, da er Gallizien und Lodomerien bekommen hatte, als ich, da ich nun ein Stückchen Land beſaß, das ich mein Eigenthum nennen konnte. Das ſoll, ſagte ich, für meine Kinder und Kindeskinder ein Andenken von unſerm Hochzeittage ſeyn, und alle Jahre, wenn der Hochzeittag kömmt, wollen wir ihn auf dieſem Platze feyern.

Das iſt ja wohl gut, ſagte Rebeckchen, aber ſag mir nur, was du mit dem Lande anfangen willſt? Es iſt ja nicht werth, daß man einen Pflug daran bringt?

Darum, antwortete ich, ſey du nur unbekümmert! das iſt meine Sorge. Schaff mir nur funfzig Acker ſolches Land, du ſollſt bald deine Luſt und Freude dran ſehen.

Nun gieng ich alle Woche, wenn ich Feyerabend gemacht hatte, nach meinem neuen Eigenthume; und dachte nach, wie ich es recht gut benutzen wollte. Die eine Hälfte lief ſchräge den Hügel hinauf, die andere aber lag ziemlich gerade, war aber eben ſo thonicht und ſteinigt, wie jene. Da ſahe ich nun bald ein, daß die untere Hälfte gutes Getraide tragen müßte, wenn nur der Boden gebeſſert würde. Womit ſollte ich ihn aber beſſern? das war die Frage. Ich ſann hin und her, und konnte immer nichts ausſinnen. Endlich gieng ich einmal an dem Bache hin, der nicht weit von meinem Lande war, und hatte meine Betrachtungen, über das helle Waſſer, das darinne floß. Lange iſt mir kein Spaziergang ſo gut bezahlt worden, als dieſer. Ich bemerkte nämlich, daß am Rande große Haufen Kies lagen, die die Bauern heraus geworfen hatten. Ich nahm ihn in die Hand, und ſahe, daß er recht artig klar war. Hum! dachte ich, wenn du den Kies auf den Thon brächteſt, ſo ſollte er wohl bald locker werden. Es iſt ja ordentlich, als wenn ihn der liebe Gott hieher geführt hätte, daß du deinen Acker davon beſſern ſollteſt. Was hatte ich zu thun? ſobald die Winterfrucht vom Lande war, die Nachbar Hans Jürge noch bekam, ſtund ich alle Morgen mit Stephanen eine Stunde früher auf, und, wenn wir die Jauche ausgeſchöpft hatten, gieng es mit Schüttkarren hinaus an den Bach, und nun wurde von dem Kies eingeladen, und auf den Akker gefahren, was möglich war.

Ehe ſechs Wochen ins Land giengen, war das ganze untere Stück damit überfahren. Nun ließ ich ihn den Winter über brav durchfrieren, im Frühjahre ſchmiß ich ihn aus einander, ließ ihn umackern, und Hafer drauf ſäen.

Ei du lieber Himmel! kriegte ich da nicht Hafer! wie Rohr war er! alle Leute, die vorbeygiengen, ſchlugen in die Hände und ſperrten Maul und Naſe auf.

Den obern Theil des Landes mußte ich freilich ganz anders behandeln. Hätte ich Kies drauf bringen wollen, ſo würden ihn die Schlagregen bald wieder weggewäſchen haben, wollte ich Getraide drauf ſäen, ſo ſah ich voraus, daß ich ſo wenig ernten würde, als **Nachbar Hans Jürge.** Darinne verſehen es die Landleute faſt immer, daß ſie das Land zwingen wollen, daß es durchaus Roggen, Weizen, Gerſte oder Hafer, tragen ſoll. Als wenn es nicht noch andere Gewächſe gäbe, die eben ſo nutzbar, wie Getraide, wären.

Aus Reichards Land- und Gartenſchatze wußte ich noch, daß auf bergichtem Lande nichts beſſer, als Esparſette, fortkomme. Ich beſchloß, das obere Theil damit zu beſäen.

Ehe ich es aber that, meldete ich es erſt dem gnädigen Herrn, und bat ihn, daß er mir die Esparſette nicht durch den Schäfer möchte abhüten laſſen. Er gab mir ſein Wort drauf, daß es nicht geſchehen ſollte, und nun, ſo bald ich das hatte, that ich mein möglichſtes, das Land ſo zurechte zu machen, daß es gute Esparſette tragen könnte. Das nächſte Jahr ließ ich es dreymal ackern, und ließ Stephanen alle große Steine ableſen, im andern Jahre, da das Land vom Unkraute reine war, beſäete ich es mit Esparſette, im dritten Jahre ſtund ſie da, wie ein Wald, und ich konnte ſie alle Jahre zwey bis dreymal abhauen. Man mag es mir glauben oder nicht, ſo iſts doch wahr, das nämliche Stück Land, das ich mit 16 Thalern bezahlt hatte, trug mir **wenigſtens** eben ſoviel ein, als zwey Akker Wieſe, die man gemeiniglich mit 200 Thalern zu bezahlen pflegt. Da ſah ich ein, daß der gnädige Herr Recht hatte, wenn er ſagte, man müſſe nicht nach gutem, ſondern nach ſchlechtem Lande kaufen, wenn man dabey etwas gewinnen wolle.

Aber freilich muß man das Land beſſer zu behandeln wiſſen, als **Nachbar Haus Jürge**, ſonſt arbeitet man ſich an den Bettelſtab, man mag gutes oder ſchlechtes Land haben.

Neunzehntes Kapitel.

Die Frau Klugin kommt ins Kindbette.

Meine Kinderzucht ſchlug mir ſo gut an, wie meine Esparſette. Die Zeit kam immer näher, da meine Frau ins Kindbette kommen ſollte, und mir — mir wurde immer bänger ums Herze. Du lieber Gott, dachte ich, wie wird es deiner armen Frau gehen, wenn die Noth eintritt! Die alte Wehemutter iſt ſo eine alberne, einfältige Frau! Du würdeſt dich bedenken, wenn du ihr eine junge Ziege anvertrauen ſollteſt, und dein armes Kind, und deine ehrliche Frau willſt du ihrer Gewalt übergeben. Ich kratzte mich in dem Kopfe, und ſetzte mich auf die Schiebkarre, mit welcher ich eben Kies auf mein Land geführt hatte.

Guten Morgen, Nachbar Kluge! rief mir jemand zu. Ich drehte mich um und ſahe, daß es des Schulzens Frau war. Nun iſt das immer meine Mode ſo geweſen, daß ich allen Leuten, die mir begegneten, einen freundlichen guten Morgen, guten Tag, guten Abend, wie es die Zeit eben mit ſich brachte, bot, und daß ich jedem freundlich dankte, der mich grüßte. Ich hatte das von unſerm Herrn Pfarrer gelernt. Dieſer predigte einmal von der Menſchenliebe, und, da er ein Langes und Breites davon geſprochen hatte, wie ein Menſch dem andern das Leben angenehm machen könnte; ſo ſagte er; lieben Freunde, wenn ihr weiter nichts für einander thun könnt, ſo ſprecht doch wenigſtens einander freundlich zu! ein freundlicher Gruß hat ſchon manchen Betrübten aufgerichtet.

Da ich alſo hörte, daß mir jemand einen guten Morgen bot, drehte ich mich ſogleich um, und dankte eben ſo freundlich.

Mein freundlicher Dank löſete der Frau Schulzin die Zunge. Iſt er ſchon, ſagte ſie, ſo fleißig geweſen?

Ja, war meine Antwort, man muß ja wohl fleißig ſeyn, wenn man Frau und Kinder ernähren will.

Spricht er doch, fuhr ſie fort, wie ein alter Vater. Er hat ja noch keine Kinder.

Nun folgte ein Wort auf das andere, und die Rede kam endlich auf die Umſtände meiner Frau. Da ich ein Bischen ängſtlich that, ſagte ſie: laſſe er ſich deswegen keine graue Haare wachſen! Ich habe ſechs Kinder zur Welt gebracht, Gott ſey es gedankt, alle geſund und gerade. Meinen beyden Töchtern habe ich auch in der Noth beygeſtanden. Wenn ich ſeiner Frau mit Rath und That an die Hand gehen kann, ſo will ich es von Herzen gern thun. Sie gab mir die Hand darauf, und hielt ihr Wort, wie es einer ehrlichen Frau zukommt.

Acht Tage darauf beſcheerte mir der liebe Gott mein Friederickchen, ein geſundes, ſchönes, vollkommenes Kind. Sobald es zur Welt gekommen war, ſagte mir die alte Wehemutter, die ich Ehren halber auch hatte rufen laſſen müſſen, ich ſollte geſchwinde, geſchwinde auf die Gaſſe gehen, und ſehen, was für ein Zeichen über meinem Hauſe am Himmel ſtünde.

Ei, ſagte ich, ich verſtehe mich nicht auf die Zeichen.

Ihr werdet doch, fuhr ſie heftig auf, Augen haben, und ſehen, ob ein Beſen, oder eine Ruthe, oder eine Gabel, oder ein Pferd, oder ſonſt etwas da ſteht.

Wollte ich Ruhe haben, ſo mußte ich wohl hinaus gehen.

Ich kam bald wieder und ſagte, der ganze Himmel über meinem Hauſe iſt voll Schäfchen.

Nun Gott ſey Lob und Dank! ſprach die alte, das Kind iſt zu einer glücklichen Stunde gebohren, es wird ſo fromm werden, wie ein Schäfchen, und einmal recht viele Schäfchen bekommen. Nun machte ſie dem Kinde drey Kreutze über die Stirn, und murmelte einige Worte dazu, die ich aber nicht verſtehen konnte. Sobald ſie alles bey meiner Frau in Ordnung gebracht hatte, forderte ſie eine von meinen Mützen und ſetzte ſie ihr auf.

Ich mußte gerade weg lachen, da meine Frau mit einer Mannsmütze zum Bette heraus guckte, und fragte, was denn das ſeyn ſolle?

Das verſteht er nicht, Nachbar Kluge, ſagte die Alte. Eine Wöchnerin, eine Wöchnerin muß ſich ſehr in Acht nehmen, beſonders ſo lange das Kind noch nicht getauft iſt. Vor der Taufe iſt ja das Kind in des Teufels Gewalt, weiß er denn das nicht?

Und wenn denn das auch wäre, antwortete ich, was ſoll denn die Mannsmütze helfen?

Eine Wöchnerin, war ihre Antwort, muß allemal von ihrem Manne ein Kleidungsſtück anhaben, ſo hat der Teufel keine Gewalt weder an ihr noch an ihrem Kinde.

Ich wollte ihr es aus dem Kopfe reden, die Frau Schulzin ſtimmte mir bey, ſie aber blieb auf ihrem Kopf, und wollte ſchon wieder ihre alte Schnurrpfeifen anfangen, von Kindern, die der Böſe ausgetauſcht hätte. Da zerriß mir die Geduld, ich faßte ſie bey der Hand, führte ſie zur Thür hinaus, und ſagte: Frau Aennchen! Frau Aennchen, wenn ihr mein Haus lieb iſt, ſo ſchweigt ſie ſtill! Sieht ſie denn nicht, wie ſchwach meine arme Frau iſt? will ſie mir denn meine Frau unter die Erde bringen? Wenn ſie ihr von nichts als vom Teufel vorſchwatzt, ſo muß ja der Frau nothwendig angſt und bange werden. Und wenn ſie etwas hört oder ſieht, muß ſie ja nothwendig erſchrecken, und denken, es wäre der Teufel. Könnte ſo eine Frau nicht den Tod vom Schrecken haben? Ein Wort ſo gut als zehen! ſobald ſie wieder ſolch albernes Zeug ſchwatzt, ſo führe ich ſie zum Hauſe hinaus, und melde die Sache dem gnädigen Herrn, der wird ihr bald das Handwerk legen.

Da ſie vom gnädigen Herrn hörete, zog ſie gelindere Saiten auf, und [illegible] mauſeſtille.

Die Frau Schulzin [illegible] unterdeſſen bey meiner Frau geblieben, und ſie war mir [illegible] Engel, den mir der liebe Gott zugeſchickt hatte. Als ich in die Stube trat, ſaß ſie am Bette, drückte meiner Frau die Hand, und ſagte, ſey ſie nur ruhig, Frau Klugin! ſchlage ſie ſich die Narrenspoſſen aus dem Sinne. Ich habe ſo viele Kinder gehabt, und habe niemals etwas, weder vom Teufel noch von ſeiner Großmutter, geſehen. Sie und ihr liebes Kind iſt ja unter Gottes Schutze. Der wird ſie gewiß beſſer beſchützen, als ihres Mannes Mütze.

Itzo trat die Wehemutter wieder herein. Nachbar Kluge, ſagte ſie, hat er kein Leinöhl im Hauſe?

Das habe ich wohl, war meine Antwort, was will ſie aber damit machen? fragte ich.

Seiner Frau will ich ein Paar Löffel davon eingeben.

Meiner Frau? fragte ich, meiner Frau Leinöhl eingeben? iſt ſie denn nicht klug? was ſoll denn die Fettigkeit in dem Magen? Es könnte ja ein geſunder Menſch das Fieber davon bekommen, geſchweige denn eine kranke Frau.

Das verſteht er nicht, fuhr ſie fort. Das Leinöhl heilt. Und ſeine Frau muß es nehmen, weil man nicht weiß, ob nicht etwa etwas im Leibe zerriſſen iſt.

Ich wollte ihr wieder antworten; da trat aber zu meinem Glücke die Frau Schulzin herein. Was giebts hier wieder? fragte ſie. Leinöhl wollt ihr einer Wöchnerin geben? ich glaube ihr ſeyd nicht geſcheut. Ich leide es nicht, daß es meine Magd den Kühen eingiebt. Hier Frau Klugin iſt Chamillenthee. Ich habe ein Händchen voll Chamillen in einen reinen Topf gethan, kochendes Waſſer darüber gegoſſen, das trinke ſie! es wird ihr beſſere Dienſte thun, als eine ganze Flaſche voll Leinöhl. Die gnädige Frau hat es mir recommendirt, und ich habe mich immer wohl dabey befunden.

Meine Frau trank davon, und es wurde ihr ſogleich leichte ums Herze.

Die Wehemutter brummte, trat ans Fenſter, kam wieder zurück, und ſagte; ſo gebt doch der Frau wenigſtens ein dicker Deckbette! das Bettchen, das ſie auf ſich hat, iſt ja ſo leichte, daß es kein Wunder wäre, wenn ſie erfröre. Und ein Glas Brandewein muß ſie trinken. Hört ers, Nachbar Kluge?

Wozu, frägte ich, ſoll denn das dicke Deckbette, und der Brandewein?

Dazu, war ihre Antwort, daß der Frieſel heraus kommt.

Meine Frau, ſagte ich, ſoll den Frieſel bekommen?

Sie ſperrte ſchon das Maul auf und wollte antworten, ehe ſie aber noch ein Wort vorbringen konnte, rumpelte eine Kutſche auf der Gaſſe hin, und hielt ſtille, da ſie vor mein Haus kam.

Zwanzigſtes Kapitel.

Die Frau Klugin bekommt vornehmen Beſuch.

Ich ſahe zum Fenſter hinaus, da war es, weiß der liebe Gott, die gnädige Frau. Ich gratulire, ſagte ſie, zur jungen Tochter!

Wie der Wind lief ich hinaus und wollte ſehen, was ihr Anbringen wäre. Sie war aber ſchon ausgeſtiegeſtiegen, da ich vor die Thür kam, und wollte herein gehen.

Wie komme ich denn, fragte ich, zu der Ehre?

Ich wollte, war ihre Antwort, doch ſehen, wie ſich deine Frau befände, und, ohne ein Wort weiter zu wechſeln, gieng ſie in die Stube.

Die Frau Schulzin trug ihr ſogleich den Streit vor, den ſie mit der Wehemutter gehabt hatte. Sie ſchüttelte den Kopf, und befahl der Wehemutter, daß ſie auf das Gut gehen, und etwas dort holen ſollte.

Sie war kaum zum Hauſe hinaus, ſo fieng die gnädige Frau einen Discurs an, den ich in meinem Leben nicht vergeſſen werde. Ach die Wehemütter, die Wehemütter, ſagte ſie, bringen viele Menſchen ums Leben! Insgemein nimmt man die albernſten, einfältigſten, abergläubiſchten Weiber zu dieſem wichtigen Amte. In dieſer ihre Hände geräth nun der junge, kleine, ſchwache Menſch, wenn er auf die Welt kommt. Der gütige Gott hat den Weibern und Kindern Kräfte genug gegeben. Aber durch die alberne Art, wie ſie die Wehemütter gemeiniglich behandeln, werden ſie oft getödtet. Vom Teufel hat Aennchen geſprochen? Die alberne Frau! Die Wöchnerin hat ja ihre Schmerzen an ihrem Leibe, wenn ihr nun noch Furcht vor dem Teufel beygebracht wird, ſo wäre es ja kein Wunder, wenn ſie ganz muthlos würde. Wäre es denn nicht beſſer, wenn man mit ſo einer Frau vom lieben Gott ſpräche, und ihr zeigte, wie er für den jungen Menſchen, ſchon im Mutterleibe, und bey der Geburt, ſorgt, und wie weislich er ſeinen kleinen Körper, und alle Theile deſſelben, gebildet hat? Das machte doch Freude, und guten, fröhlichen Muth, der bey einer Wöchnerin ſo nöthig iſt.

Nun gab ſie mir noch allerley Anſchläge, wie ich die Wöchnerin und das Kind behandeln ſollte. Sie meynte, ich ſollte bey beyden gar nichts von Arzneyen brauchen, ſondern ſie der Natur überlaſſen. Der liebe Gott hätte den Weibern und Kindern ſchon ſo viele Kräfte gegeben, daß ſie keine Arzney nöthig hätten. In den erſten Tagen ſollte ich der Frau etwas Chamillenthee zu trinken, und Habergrützſuppen, Graupen und Gemüſe zu eſſen geben, das nicht ſchwer zu verdauen wäre. Bey Leibe ſollte ſie aber nicht hitzige Getränke, z. B. Wein, oder gar Brandewein genießen. Das Deckbette müſſe leicht, die Stube nicht ſtark geheitzt, und immer friſche Luft drinne ſeyn. Sollte ſich ja ein gefährlicher Umſtand zeigen, ſo wäre das Beſte, wenn ich gleich zu den Herrn Doctor Romann gienge, und da guten Rath holte.

Nun ſtund ſie auf und wollte wieder fort fahren. Ehe ſie aber zur Stube hinaus gieng, ſahe ſie noch einmal nach dem Kinde, und freuete ſich, daß es ſo wohl gebildet war. Nun Kingt, ſagte ſie, biſt du um tauſend Thaler reicher. Wenn du das Mädchen gut erziehſt, ſo wird es dir und deiner Frau beyſtehen, und euch einmal im Alter unterſtützen. Sieh nur immer drauf, daß das Kind nicht auf dem Rücken, ſondern immer auf die Seite, bald auf die rechte, bald auf die linke gelegt werde, damit der Schleim aus dem Munde abfließen kann. Du mußt auch drüber halten, daß das Kind bald mit dem Kopfe, bald mit den Füßen, nach der Stubenthüre zu liege.

Und warum denn das, gnädige Frau? fragte ich.

Deswegen, antwortete ſie, daß es nicht ſchielen lernt. Die kleinen Kinder ſehen immer nach den Fenſtern zu, weil es da am helleſten iſt, und immer mit dem Auge am ſtärkſten, das oben iſt. Wenn das Kind auf der rechten Seite liegt, ſo ſieht es am ſtärkſten mit dem linken Auge, liegt es aber auf der linken Seite, ſo gebraucht es das rechte Auge am ſtärkſten. Wenn es nun immer mit einerley Auge nach dem Fenſter zu ſähe, ſo würde es dieß Auge ſtärker, als das andere gebrauchen, und ſich ſo an das Schielen gewöhnen. Nach eins! wie iſt denn das Kind gewickelt? Frau Schulzin, wickelt es doch auf, das muß ich auch noch ſehen.

Die Frau Schulzin that es, und die gnädige Frau ſchlug in die Hände, da ſie ſahe, wie es gewickelt war.

Seht einmal an! ſagte ſie, was für albernes Zeug die Wehemutter macht! hat das arme Kind wie ein Knauel zuſammen gepreßt! Auf dieſe Art kann es ſich ja weder regen noch bewegen. Wie kann es denn da geſund bleiben? Die Bewegung iſt ja das Beſte in der Welt! Wenn das Waſſer 24 Stunden ſtille ſteht, ſo wird es faul und ſtinkt. Die jungen Hunde und Katzen, die doch blind gebohren werden, bewegen ſich. Wollte man ſie einwickeln, ſo würde wenigſtens ein Drittheil davon crepiren. Warum ſoll denn der junge Menſch allein ſo zuſammen gepreßt werden, daß er ſich nicht bewegen kann? Darf man ſich denn hernach wundern, wenn die armen Kinder, die ſo zuſammen gepreßt werden, allerley Krankheiten, oder krumme Beine, bekommen, oder gar ſterben? Schulzin, ihr ſeyd eine vernünftige Frau, wenn ich euch ferner dafür halten ſoll, ſo ſorgt dafür, daß das arme Kind ganz leicht, und ſo gewickelt werde, daß es ſich frey bewegen kann. Alles, was lebt, muß ſich bewegen können. Seht, das liebe Kind kann ſich noch nicht helfen, wir Erwachſene, denen der liebe Gott geſunden Menſchenverſtand gegeben hat, ſind die Perſonen, die für ſeine Geſundheit und Leben ſorgen müſſen. Es würde über uns einmal ſeufzen, wenn wir uns nicht ſeiner annehmen wollten. Es wird uns aber einſt ſegnen und für uns zu Gott beten, wenn wir ihm in ſeinem hülfloſen Zuſtande beyſtehen.

Darauf druckte ſie meiner Frau, der Frau Schulzin und mir, die Hände, ſtieg in den Wagen und fuhr fort. Ich vergeſſe es in meinem Leben nicht, wie freundlich ſie ausſahe. Es giebt ja auch für den Menſchen keine größere Freude, als wenn man weiß, daß man etwas Gutes gethan hat. Ich ſahe ihr nach ſo lange, bis die Kutſche um die Ecke herum war, und dachte bey mir ſelbſt, das iſt doch die größte Freude und bleibt die größte Freude, wenn man etwas Gutes thun kann! Der gnädige Herr und die gnädige Frau, haben ſo vieles Geld, und ſo vieles Geld! Und wozu wenden ſie es an? Bloß dazu, daß ſie gutes thun. Wenn Kleiderpracht und Schwelgen mehr Freude machte, ſo würden ſie es wohl darzu anwenden. Wer doch auch recht viel Geld hätte, daß er recht viel Gutes thun könnte!

Da ich das ſo dachte, kam ein vornehmer Herr im vollen Gallop, mit ſeinem Bedienten, durchs Dorf geritten. Ich nahm meinen Hut vor ihm ab, und er dankte mir. Da er an die Ecke der Gaſſe gekommen war, hielt er ſtille, winkte mir, und rief: He!

Wie der Wind lief ich zu ihm und fragte, was er von mir wollte?

Iſt das, fragte er, der rechte Weg nach Mühlhauſen?

Behüte Gott, ſagte ich, wenn Sie auf dieſem Wege fortreuten, ſo kommen Sie in ihrem Leben nicht nach Mühlhauſen. Sie müſſen wieder zum Dorfe hinaus, und ſich immer linker Hand halten.

Er ritt zurück! und ich begleitete ihn, und brachte ihn auf den rechten Weg. Du biſt ein ehrlicher Kerl, ſagte er, du haſt mir eine Gefälligkeit erzeigt, die mir lieber, als hundert Thaler iſt, weil ich heute nothwendig nach Mühlhauſen muß. Da iſt etwas für deine Mühe.

Lieber Herr! ſagte ich, wenn ich Ihnen eine Gefälligkeit erzeigt habe, die Ihnen lieber iſt, als hundert Thaler, ſo bin ich ſchon genug bezahlt. Es giebt ja keine größere Freude auf der Welt, als die daß man ſeinem Nebenmenſchen beyſtehen kann.

Was? was ſagſt du? fragte er, und druckte den Hut tief in die Augen.

Wie ich geſagt habe, lieber Herr, ich glaube, daß es keine größere Freude giebt, als die, daß man ſeinem Nebenmenſchen helfen kann.

Da ſteckte er ſein Geld ein, und ſagte, wenns ſo iſt, ſo muß ich freylich meinen halben Gulden wieder zurück nehmen. Ein Mann wie du biſt, belohnt ſich ſelbſt, und braucht keine andere Belohnung. Wie heißt du?

Sebaſtian Kluge, antwortete ich, lieber Herr.

Den Namen, ſagte er, will ich mir merken. Kann ich dir einmal wieder helfen, ſo kannſt du gewiß darauf rechnen.

Sebaſtian Kluge? fragte er noch einmal, Hum! Hum! Der Name iſt mir ja ſchon bekannt. Sebaſtian Kluge! haſt du immer hier gewohnt?

Nein, war meine Antwort, ich bin eigentlich in Knippershauſen gebohren.

So! So! wareſt du nicht in deiner Kindheit einmal krank? Fragte er weiter.

Ja wohl, war ich ſehr krank, antwortete ich, und wäre beynahe geſtorben, wenn nicht ein Fremder gekommen wäre, und mir das Leben gerettet hätte.

Das war gut fuhr er fort, daß der Fremde kam! Wie geht es dir itzo?

Herrlich wohl! ſagte ich, ich habe mein eignes Haus und Hof, eine brave Frau, vor etlichen Stunden hat ſie mir das erſte Kind gebohren.

Das erſte Kind? Nun da habe ich doch eine Freude, wie wenn das Kind mein eignes wäre. Alſo biſt du geſund, haſt eigen Haus und Hof, eine brave Frau, und von ihr das erſte Kind. Du haſt Recht Sebaſtian Kluge, es giebt keine größere Freude, als die, daß man ſeinem Nebenmenſchen helfen kann. Oft findet man nach vielen Jahren, den wieder, dem man half und ſieht ihn glücklich. Welche Freude!

Nun ſchwenkte er den Hut, und ritt fort. Ich merkte nun wohl, daß es der Herr war, der mir das Leben gerettet hatte, gieng zurück und dachte bey mir ſelbſt, wenn der Menſch ſonſt Gutes thun will, ſo kann er es, es findet ſich dazu immer Gelegenheit. Itzo willſt du deiner lieben Frau und deinem lieben Kinde beyſtehen. Das iſt auch etwas Gutes, und koſtet wenig oder kein Geld.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Es wird überlegt, wer Gevatter werden ſoll.

Ich gieng vergnügt nach meiner Stube zurück, und ſo, wie ich die Thüre aufmachte, ſtreckte meine Frau die Arme nach mir aus, und rief: komm Kluge!

Ich kam, ſie drückte mich an ihr Herz, und ſagte: was für eine herrliche Frau iſt die gnädige Frau! Denk einmal, ſie kommt zu uns armen Leuten und ſteht uns in unſrer Noth bey! Willſt du mir wohl einen Gefallen thun? Kluge! He?

Von Herzen gern, antwortete ich, wenn es ſich nur thun läßt. Was für einen Gefallen ſoll ich dir denn thun?

Kurz und gut, ſagte ſie, du ſollſt die gnädige Frau bey unſerm Kinde zur Gevatterin bitten.

Ich riß mich von ihr los, trat ans Fenſter, und überlegte die Sache. Hernach drehete ich mich wieder um, und ſagte, mein liebes Rebeckchen, das geht nicht, das kann nicht ſeyn! Wir ſind arme Bauersleute und das iſt eine gnädige Frau. Wenn der Menſch Gevattern bittet, ſo muß er bey ſeinem Stande bleiben. Wenn wir eine ſo vornehme Frau zur Gevatterin erbitten wollten, könnte es nicht das Anſehen haben, als wenn es uns um das Pathengeſchenk zu thun wäre? Willſt du wohl das auf dir ſitzen laſſen, daß Kluge und ſeine Frau, Gevattern bäten, um ein Pathengeſchenk zu bekommen?

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Von Kindtaufſchmäuſen.

Sie wendete noch eines und das andere ein, endlich gab ſie aber nach, und ich nahm meinen Hut, und gieng fort, um eine Freundin von meiner Frau zu bitten, daß ſie meinem Kinde zur Taufe beförderlich wäre.

Da ich ein Paar Schritte von meinem Hauſe war, begegnete mir der gnädige Herr. Er fragte ſogleich, wo ich hingehen wollte, und da ich es ihm geſagt hatte, fragte er weiter, wirſt du einen groſſen Kindtaufſchmaus geben?

Daran, ſagte ich, habe ich wirklich noch nicht gedacht. Meine Frau und mein Kind lagen mir ſo am Herzen, daß ich darüber alles vergeſſen habe.

Nun, ſagte er, das iſt mir lieber, als wenn du ſo für den Kindtaufſchmauß geſorgt hätteſt, daß darüber deine Frau und dein Kind wären vergeſſen worden. Wenn du aber nun anfangen willſt, dich um Fleiſch und Braten, Bier und dergleichen, zu bekümmern, wer ſoll denn für deine Frau und dein Kind ſorgen?

Die Frau Schulzin, ſagte ich, iſt ſo gut, daß ſie immer bey meiner Frau bleibt, und das iſt gar eine verſtändige brave Frau.

Das gefällt mir, fuhr der gnädige Herr fort, weißt du denn aber, wo Mehl, Butter, und Eyer ſind? wo du die Löffel und Teller ſuchen? wie viel Pfunde Fleiſch du einkaufen ſollſt?

Freilich, ſagte ich, weiß ich das nicht. Um dergleichen Dinge habe ich mich nie bekümmert, ſondern

dern ſie meiner Frau überlaſſen, die iſt da, die kann ich ja um Rath fragen.

Das willſt du wirklich thun? fragte der gnädige Herr. Da möchte ich deine Frau nicht ſeyn. Das arme Weib iſt durch die Geburt abgemattet, hat ihre Schmerzen an ihrem Leibe, hat die Ruhe ſo nöthig, nun willſt du alle Augenblicke kommen und fragen: wo ſteht denn die Butter? von welchen Eyern ſoll ich denn nehmen? wieviel Pfunde Butter, wie viele Eyer brauche ich denn zu einem Kuchen? Ich will es dir kurz und gut ſagen: viele Wöchnerinnen und Kinder werden bey den Kindtaufſchmäuſen verwahrloſt. Anſtatt, daß aller Augen auf die Frau und das neugebohrne Kind gerichtet ſeyn ſollten, ſo denkt das ganze Haus auf nichts, als auf kochen, ſieden und braten. Alle Augenblicke wird die kranke Frau angelaufen, und über hunderterley Dinge gefragt, wie kann ſie denn da ausruhen? Nun verbrennt da ein Kuchen, dort geräth ein Braten nicht, es werden Schüſſeln und Töpfe zerbrachen, das wird ihr alles zu Ohren gebracht — ſtell dir doch nur vor, wie es da der armen Frau zu Muthe ſeyn muß! muß ſie ſich da nicht immer ängſtigen und ärgern? Nun wird die Stube voll Leute — Kluge ſtell dir einmal vor, wie dir zu Muthe ſeyn würde, wenn du eine Wöchnerin wäreſt, hätteſt alle Augenblicke bald das, bald jenes nöthig, haben man nicht gern andere Leute zuſehen läßt, und ſollteſt unter zwanzig bis dreyßig Leuten liegen. Nun wird um ſie herum gegeſſen und getrunken, und ſie ſoll nichts davon kriegen. Kannſt du es ihr denn verdenken, wenn ſie lüſtern wird? Da kommen denn die guten Freundinnen und ſtecken ihr zu, eine ein Tellerchen voll Stockfiſch, die andere ein Stück Kuchen, die dritte ein Glas Brandewein. Iſts denn da ein Wunder, wenn den andern Tag die Wöchnerin krank iſt, oder das Kind den Tod von ihr trinket? Da heißts hernach, die Krankheit der Wöchnerin und des Kindes wären Folgen der Geburt. Es iſt aber nicht wahr, ſie kommen faſt immer von der verkehrten Art her, wie beyde behandelt werden, und — von den Kindtaufſchmäuſen.

Aha, ſagte ich, nun verſtehe ichs, warum die Kindtaufſchmäuſe im Gothaiſchen Lande ſo ſtrenge verboten ſind. Die Obrigkeit hat das vermuthlich gethan, zum Beſten der Wöchnerinnen und der Kinder.

Ei das verſteht ſich, fuhr der gnädige Herr fort. Eine Obrigkeit, die ihre Unterthanen liebt, kann keine Gewohnheit dulden, bey welcher das Leben der Unterthanen in Gefahr kommt.

Wiſſen Sie was, gnädiger Herr, ſagte ich, was ich thun will? ich richte keinen Kindtaufſchmaus

aus. Lieber warte ich, bis meine Frau wieder geſund iſt, und bitte denn etliche gute Freunde zu mir.

Damit war der gnädige Herr zufrieden, und gieng fort.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Klugens Discurs bey dem Wochenbette.

Den andern Tag ließ ich mein Kind taufen, und, da die Taufe vorbey war, ſetzte ich mich bey meine Frau ans Bette, und discurirte mit ihr ein Langes und Breites, wie wir unſer Kind erziehen wollten. Das liebſte wäre mir, ſagte Rebeckchen, wenn das Mädchen das Kochen übernähme; daß ich mich deſto beſſer um die Feldarbeit und Viehzucht bekümmern könnte.

Das iſt ganz gut, war meine Antwort, es wird aber noch ein Tröpfchen Waſſer verfließen, ehe es dahin kommt. Itzo wollen wir lieber überlegen, was wir vor der Hand *) mit dem Kinde zu thun haben. Was willſt du ihm wohl zu eſſen geben?

Was anders, ſagte ſie, als Mehlbrey, mit Butter geſchmelzt.

Und

---

*) gegenwärtig

Und das nutzt gar nichts, antwortete die Frau Schulzin, die Kinder kriegen davon dicke Bäuche, und andere ſchlimme Zufälle. Ich rathe ihr, Frau Klugin, daß ſie lieber Semmelkrumen, die auf dem Reibeiſen gerieben ſind, in Milch abkocht, und ihr Kind damit füttert. Das hat mir die gnädige Frau gerathen, ich habe den Rath befolgt, und meine Kinder haben ſich immer wohl dabey befunden.

Heutiges Tages, mummelte die Wehemutter, wird die Welt gar klug, und will alles beſſer wiſſen, als unſere Vorfahren. Ich bin bey Mehlbrey groß gezogen worden, und meine Mutter und meine Großmutter, und haben alle keine dicken Bäuche gekriegt, ſo lange wir noch Kinder waren.

Ganz recht, antwortete die Frau Schulzin, die dickbäuchigten Kinder ſind geſtorben; begraben und vergeſſen, und können nicht mehr reden. Ich ſehe doch, daß unſer Kirchhof alle Jahre ziemliche Kreuzerchen bekommt. Woher kommts denn, daß ſo viele Kinder ſterben?

Sie wollte antworten, ehe ſie aber ein Wort heraus brachte, holte ſie erſt etwas aus dem Maule und ſtrich es in ein Läppchen.

Ich gieng hinzu, und fragte, was ſie mache?

Ob er es weiß oder nicht, ſagte ſie, das kleine Kind will doch etwas zu nulken haben *).

---

*) ſaugen

Nun, ſagte ich, ich muß doch auch ſehen, was mein Kind nulken ſoll, und riß es ihr aus der Hand. Da war es gekauet Brod, welches mit Speichel vermiſcht war, und das ſie dem Kinde mit dem Lappen ins Mäulchen ſtecken wollte, daß es dran ſaugen ſollte.

Iſt das dem Kinde auch etwas nütze? ſagte ich zur Frau Schulzin.

Bey Leib und Leben nicht, antwortete ſie. Die Kinder werden dadurch verwöhnt, wollen hernach immer etwas zu nulken und zu knabbern haben, man hat auch Exempel, daß ſie den Lappen hinunter geſogen haben, und daran erſtickt ſind. Und Frau Aennchen, ſie ſollte ſo etwas gar nicht thun. Sie iſt eine alte Frau, hat die Gicht, und andere Schmerzen an ſich. Nun miſcht ſie ihren Speichel unter das Brod, und will es dem Kinde einſtreichen — das kann ihm ja unmöglich geſund ſeyn. Ich habe immer gehört, daß der Speichel anſtecke, und daß man eben die Krankheit bekomme, die ein anderer an ſich hat, von dem man den Speichel verſchlucket. Vorige Woche habe ich es erſt noch im Krebsbüchelchen geleſen *).

Frau Aennchen wurde darüber böſe, gieng fort, und ſchlug die Thür zu.

Ich

---

*) Vom Krebsbüchelchen findet man eine Beſchreibung im neun und dreyßigſten Stücke des Botens aus Thüringen 1788.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Klugens curioſe Art Kindtaufe zu halten.

Ich blieb noch ein Viertelſtündchen ſitzen, hernach wußten wir nichts mehr zu ſchwatzen, und ich hatte Langeweile. Nun iſt mir auf der Welt nichts unerträglicher, als die Langeweile. Lieber will ich arbeiten, daß die Schwarte knackt, als daß ich in der Stube ſitze, und die Fenſterſcheiben zähle. Ich konnte es alſo nicht lange aushalten, dachte hin und her, wie ich die Paar Stunden gut anwenden wollte — auf einmal hatte ich einen Einfall. Rebeckchen, ſagte ich, laß dir die Zeit nicht lang werden, ich will nur ein Paar Stündchen aufs Feld gehen, dann bin ich gleich wieder bey dir.

Ich gieng fort und nahm meinen Stephan mit. Wir giengen 'naus, nahmen eine Picke und einen Spaten, ſuchten an den Rändern, die auf dem Felde ſind, ein halb Dutzend wilde Birn- und Aepfelſtämmchen, und pflanzten ſie oben auf das Land, das ich erkauft hatte.

Die ſollen, ſagte ich, zum Andenken der Geburt meiner Tochter gepflanzet ſeyn!

An den Bäumchen habe ich nun meine Freude lange Zeit gehabt, und habe ſie noch itzo dran.

Das folgende Jahr pfropfte ich ſie, ſie kamen alle gut fort, und ich habe manchen Korb voll Obſt davon gebrochen. Faſt alle Sonntage, nach beyden Kirchen, gieng ich mit meiner Frau und Kindern dahin; wir ſetzten uns unter die Bäume, discurirten, ſpielten und ſpaßten.

Bisweilen nahm ich auch meine Zitter, ſpielte und ſang dazu:

So glücklich, ſo vergnügt, als ich,
Sind wahrlich nicht auf Erden,
Die Reichen: ach, ich grämte mich,
Sollt ich ein Reicher werden.

Gold ſchätzen reiche Thoren nur,
Wer wird ſie drum beneiden?
Ich ſchätze meine ſchöne Flur,
Die! die gewähret mir Freuden!

So oft ich früh von meiner Höh,
Befreyt von allen Sorgen,
Des Himmels Segen überſeh,
An einem ſchönen Morgen;

Im Hain, bey mildem Sonnenblick,
Die Vögel höre ſingen; —
Und unten nun im Thal, der Blick,
Wie meine Schäfchen ſpringen!

Wie in der erſten Morgenſtund
Im Dörfchen alles lebet!

Und fröhlich, munter und geſund,
Zur Arbeit ſich erhebet!

So oft ruf ich: Mein Gott, wie gut,
Sind alle deine Werke!
Den Reichen giebſt du Geld und Gut,
Mir giebſt du Kraft und Stärke.

Und dann wird mirs ſo hell im Sinn,
So hell! — ich kanns nicht ſagen!
Ich eile fort zur Arbeit hin,
Und wollte Berge tragen.

Noch nie hat mir ein ſchwüler Tag
Kraft oder Muth benommen;
Er ſey ſo heiß er immer mag,
Muß doch der Abend kommen.

Und kömmt er dann! o welche Luſt!
Wenn Frau und Kinder ſpringen,
Voll Freuden ſich um meine Bruſt,
Um meine Knie ſchlingen;

Wenn Lieb' und Unſchuld im Geſicht,
Sich alle zu mir ſetzen,
Und an dem ſüßen Milchgericht
Recht königlich ergötzen.

Und wenn wir dann herzinniglich
Gott unſer Danklied bringen,
Und mir ſo iſt, als wenn um mich,
Die lieben Engel ſingen:

Dann fühl ichs ganz, und ſag's oft laut,
Daß glücklicher und weiſer,
Der iſt, der ſeinen Acker baut,
Als König oder Kaiſer.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Kluge hat einen fürchterlichen Traum.

Da ich das erſtemal meine Frau, mit ihrem kleinen Mädchen, auf den Platz führte, wohin ich die Bäumchen gepflanzet hatte, bat ich einige gute Freunde dazu, und ſchmauſete ein Bischen höher, als ſonſt meine Gewohnheit war. Wir kochten uns auf dem Felde einen Kaffee, verzehrten ihn, discurirten dabey, und giengen hernach nach Hauſe. Zu Hauſe genoſſen wir einen Braten und ein Paar Kuchen, trunken auch etliche Kannen Bier, und giengen herzlich vergnügt aus einander.

Des Nachts aber hatte ich einen ſchrecklichen Traum. Mir träumete ich gieng, mit Rebeckchen und meinem Kinde, über Land, und da wir eine Strecke mit einander gegangen waren, kamen wir zu einen Wald und verirrten uns. Es wurde uns angſt, wir liefen bald dahin, bald dorthin, endlich trat die Nacht ein, und es wurde ſo dunkel, wie in einer Kuh. Alle Haare ſtunden mir zu Berge, und ich konnte vor Bängigkeit keinen Athem mehr holen. Ich hörte Wölfe heulen und Bären brummen, die uns immer näher kamen. Ich faßte Rebeckchens Hand, wollte reden, konnte aber kein Wort hervorbringen. Endlich kam ein ſchrecklicher Bär mit feurigen Augen auf uns los, wir wollten laufen, konnten aber nicht von der Stelle kommen. Auf einmal kamen wir an ein großes Waſſer, das fürchterlich brauſte, und über welches wir nicht anders, als auf einem ſchmalen Stege, kommen konnten. Ich gieng voraus, meine Frau folgte mir nach, auf einmal that es einen Plump ins Waſſer, meine Frau ſchrie: Ach Herr Jeſu! mein Kind! Darüber erſchrack ich ſo arg, daß ich aufwachte, und aus dem Bette ſprang.

Fehlt dir was, Kluge? fragte meine Frau.

Lebſt du noch? ſagte ich, haſt du dein Kind noch?

Die Frau erſchrack auch, fühlte nach dem Kinde, und ſagte, ja da iſt es.

Ja lebt es denn auch noch? fragte ich weiter, und ſchlug ein Licht an. Das Kind ſchlief ſanft und ruhig. Aber mir zitterten alle Glieder. Meiner Frau gieng es eben nicht beſſer. Sie wollte wiſſen, was mir fehle, ich ſagte aber, morgen ſollte ſie alles erfahren, und legte mich wieder ins Bette.

Kaum aber war ich ins Bette, ſo hatte ich ein neues Schrecken. Es kniſterte in meiner Kammer, wie wenn Feuer drinne wäre, ich ſchlug die Augen auf — daß Gott erbarme! da war es, wie wenn die ganze Kammer im Feuer ſtünde. Ich ſprang wieder heraus, da brannte ein Hemde von meiner Frau, das ſie an die Wand gehänget hatte, lichterloh. Ich riß es herunter, wollte das Feuer austreten, und, da es nichts helfen wollte, goß ich es mit dem Waſchbecken aus.

Nun ſahe ich, woher das Unglück gekommen war. Vor Schrecken hatte ich vergeſſen, den Schwefelfaden auszuthun, der hatte fortgebrennt, und das Hemde ergriffen. Man kann leicht denken, daß die Sache ohne Schreyen und Lärmen nicht abgieng. Durch das Lärmen wurde das Kind aufgeweckt, und fieng nun auch an zu ſchreyen, wie wenn es am Spieße ſtäke.

An die Nacht will ich in meinem Leben denken. Meine Frau weinte, daß ihr die Thränen über die Backen rollten, ſie nahm das Kind, legte es an die Bruſt, und ſagte: komm du armes Würmchen, ich will dir etwas zu trinken geben.

Ich lezte mich wieder ins Bette, konnte aber kein Auge zuthun, warf mich von einer Seite zur andern, und ſchlug mich mit lauter ängſtlichen Gedanken. Des Morgens ſtund ich müder auf, als ich mich hingelegt hatte.

Meine Frau wollte nun durchaus wiſſen, was mir gefehlt hätte. Ich ſagters ihr, und nun gieng erſt das Lamentiren recht an. Denk an mich Kluge, ſagte ſie, unſer Friederickchen ſtirbt! es ſtirbt! das bedeutet dein ſchwerer Traum. Da heulten wir beyde, wie die kleinen Kinder.

Ich gab mich auch ſchon drein, daß ich mein Friederickchen einbüßen würde. Denn der Traum! der Traum! nun kam noch der Umſtand auch das zu, daß das Kind den andern Tag wirklich krank war. Es winſelte, war gelb, wie ein Spilling, wollte weder eſſen noch trinken, und glühete am ganzen Leibe.

Ich nahm meine Hacke und wollte an die Arbeit gehen, taumelte aber an den Wänden hin, wie wenn ich betrunken wäre.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Kluge läßt ſich ſeinen Traum auslegen.

Zum Glück begegnete mir unſer Herr Pfarrer, der es mir gleich an den Augen anſahe, daß mir etwas fehlen müſſe.

Guten Morgen, ſagte er, Nachbar Kluge, warum ſo traurig? er iſt ja ſonſt immer ſo vergnügt geweſen, daß ich meine Freude an ihm geſehen habe.

Da erzählte ich ihm die ganze Geſchichte, vom Anfange bis zum Ende, und auch, daß das Kind itzo ſo krank wäre.

Er hörte bedächtig zu, legte das Kinn auf den Stock, und ſahe gerade vor ſich hin.

Da ich ausgeredet hatte, ſchwieg er ein Paar Minuten ſtille, und fieng folgendes Geſpräch mit mir an:

Hat ihm denn in ſeinem Leben noch nichts Schreckliches geträumt? beſinne er ſich einmal!

J. Ich wüßte eben nichts. Doch itzo fällt es mir ein. Es werden nun fünf Jahre ſeyn, da träumte mir, daß ich gehängt würde.

Pf. So! iſt er denn gehängt worden?

J. Wie Sie ſehn, ſo lebe ich noch.

Pf. Wenn alſo jener Traum nicht eingetroffen iſt, ſo wird dieſer gewiß auch nicht eintreffen. Träume ſind Gaukeleyen der Seele, davon man den Grund immer finden kann, wenn man darüber nachdenkt. Wenn man recht geſund iſt, ſo träumt man lauter angenehme Sachen; iſt aber der Körper in Unordnung, ſo hat man ſchwere Träume. Was hat er denn geſtern gegeſſen und getrunken?

J.

J. Ich hatte einige gute Freunde bey mir, da trunken wir einen Kaffee mit einander, und aßen hernach einen Braten und Kuchen.

Pf. Aha! nun will ich den Traum bald erklären! geb er Achtung! der Kaffee hat die Art an ſich, daß er Wallungen im Blute macht. Da ſonſt das Blut ruhig durch die Adern läuft, ſo wallt es durch, wenn man Kaffee getrunken hat. Daher kömmt es mannichmal, daß es den Leuten nach dem Kaffee ſo angſt wird, daß ſie auf keiner Stelle zu bleiben wiſſen. Das iſt eins! Nun ſag er mir einmal weiter; ißt er denn alle Tage Braten und Kuchen?

J. Da würde ich weit kommen, wenn ich das thun wollte.

Pf. Ich glaube es auch. Aber weil er ſelten Braten und Kuchen genießt, ſo wirds ihm gut geſchmeckt, und er wird mehr genoſſen haben als ſonſt. Dadurch iſt denn ſein Magen aufgetrieben worden. Nun hat er da gelegen, die Adern ſind aufgetrieben geweſen, vom Kaffee, und der Magen vom vielen Eſſen und Trinken, darüber iſt ihm angſt und bange geworden. Da er geſchlafen hat, ſo hat er nicht gewußt, wie ihm geſchieht, hat ſich nun allerley eingebildet, es iſt ihm geweſen, als wenn itzo ihm etwas Schreckliches begegnen müßte. Da es ihm nun ſehr ſchrecklich wäre, wenn er ſein Kind einbüßen ſollte;

ſo iſt's ihm ſo vorgekommen, als wenn das Kind ins Waſſer fiele. Begreift er es denn?

J. Das begreife ich wohl. Wenn doch aber nur das Kind nicht krank wäre, wie geht denn das zu, daß gerade das Kind krank werden muß, nachdem ich den ſchweren Traum gehabt habe?

Pf. Das kann zufälligerweiſe geſchehen ſeyn. Sag er mir aber doch einmal, iſt denn ſeine Frau über den Lärmen, den er angefangen hat, auch erſchrocken?

J. Noch ärger als ich. Sie zitterte wie ein Eſpenlaub.

Pf. Sie hat doch aber wohl das Kind gleich an die Bruſt gelegt?

J. Den Augenblick, ſobald als das Kind zu ſchreyen anfieng.

Pf. Da hat er es! das arme Kind hat die Milch in ſich geſogen, die durch das Schrecken verderbt war, nun muß es dafür leiden.

Wie der Menſch glaubt, fuhr der Herr Pfarrer fort, ſo geſchieht ihm. Hätte er an ſeinen Traum nicht geglaubt, ſo würde ſeinem Kinde nichts übels wiederfahren ſeyn. Weil er aber in der Meynung ſtund, daß der Traum eintreffen würde, ſo hätte er darüber leicht, nicht nur ſein Kind, ſondern auch die Frau und das ganze Haus einbüßen können. Wäre er nach dem Traume ruhig geblieben, ſo hätte er der Frauen Hemde nicht angebrennt, die Frau wäre darüber nicht erſchrocken, und hätte nicht geſchrieen, das Kind hätte folglich ruhig geſchlafen, hätte die Milch der erſchrocknen Mutter nicht in ſich geſogen, und wäre itzo noch ſo geſund, wie zuvor.

J. Aber ich kann doch aus dieſem Traume die gute Lehre ziehen, daß ich mein Kind deſto ſorgfältiger in Acht nehme, daß nicht etwa der Traum einmal in Erfüllung gehet.

Pf. Kluge! er iſt ein vernünftiger Mann, und hat bisher ſein Kind wohl in Acht genommen. Fahre er ſo fort, ſo wird ſein Kind geſund und ſtark werden. Will er aber etwa etwas mehreres thun, und z. E. das Kind vor der friſchen Luft verwahren, oder ihm ohne Noth Arzeney einfüllen, ſo kann ſein Traum freilich eintreffen.

J. Noch etwas fällt mir ein. Ich merke daß mein Kind Zähne bekommen will. Es hat immer die Händchen im Munde, und läßt den Speichel heraus laufen. Meine Frau giebt ihm deswegen bisweilen einen Schlüſſel in das Händchen, daß es daran kauen muß. Aber außerdem wird es doch wohl nöthig ſeyn, daß ich noch etwas Arzeney brauchen muß.

Pf. Kluge! Kluge! Bey ihm trifft es doch recht ein, kluge Leute fehlen auch. Was ſoll denn das Kind mit dem Schlüſſel thun? der Schlüſſel iſt ja von einem kalten Metalle gemacht, wenn das Kind damit in dem Mund fährt ſo werden das durch die Zähne zurück geſchreckt. Laſſe er von Stund an den Schlüſſel weg, und gebe dafür dem Kinde immer eine Brodrinde in die Hand, ſo wird es daran ſaugen, und das Zahnfleiſch daran reiben, daß die Zähne nach und nach durchbrechen können. Wozu will er das arme Kind mit Arzneyen martern? der Gott, der dem Baume Kraft gab, Knoſpen heraus zu treiben, und allen Thieren Kraft, ohne Arzney, Zähne zu bekommen, der hat gewiß auch den Kindern eine ſolche Einrichtung gegeben, daß ſie, ohne Arzney, Zähne bekommen können. Laſſe er nur der Natur ihren Lauf, und werde er nicht gleich ängſtlich, wenn das Kind etwas ausſtehen muß. Leiden muß jeder Menſch. Viele werden dadurch unglücklich, daß ſie die kleinen Leiden ſogleich mit Arzneyen und andern Mitteln vertreiben wollen. Sollte das Kind viel ausſtehen müſſen, ſo kaufe er täglich ein Loth Habergrütze, zerſtoſe es ein Bischen, koche es; mit einem Nöſel Waſſer, thue etwas Zucker hinein und laſſe davon das Kind etwas laulicht trinken, das wird ihm ſehr nützlich ſeyn. Das Uebrige überlaſſe er dem lieben Gott.

Ich dankte dem lieben Herrn Pfarrer, gieng an meine Arbeit, und fand, da ich nach Hauſe kam, mein Kind zwar noch krank, bald wurde es aber beſſer. Ich that auch alles, was mir der Herr Pfarrer wegen der Zähne gerathen hatte, und es bekam ſie, daß ich ſelbſt nicht wußte wie. Einigemal war es freylich ſehr unruhig und machte mir ſchlafloſe Nächte, hernach aber kam immer ein Zahn nach dem andern zum Vorſcheine.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Wie Kluge für Friederickchen ein Capital geſammelt hat.

Sobald mein Friederickchen etliche Zähne hatte, machte ich Anſtalt das erſte Capital anzulegen, das ich für ſie geſammlet hatte. Damit hatte es folgende Bewandniß. Meine Frau hatte die Gewohnheit an ſich, daß ſie Jahr aus Jahr ein, einheitzte, wie es in vielen thüringiſchen Dörfern Mode iſt. Mitten im Sommer, wenn es bisweilen eine Hitze war, daß man kaum Athem holen konnte, mußte ſie doch dem Ofen ſein Recht anthun, und Feuer hinein machen. Ich ſtellte ihr vor, daß dieß ganz vergeblich ſey, ſie meynte aber, es wäre um des

Viehes willen nöthig, das doch täglich warm Waſſer haben müſſe *).

Ich ſagte, das wäre ja vergeblich. In **Reinhardsbrunn**, wo ich einmal durchgegangen wäre, hätte ich geſehen, daß das Vieh das ganze Jahr hindurch kein warmes Waſſer bekäme. Das half aber alles nichts. Manche Weiber ſind nun ſo, daß, wenn ſie ſich einmal etwas in den Kopf geſetzet haben, ſie dabey bleiben, man mag auch ſingen und ſagen, was man will. Wollte ich Ruhe im Hauſe haben, ſo mußte ich halt ſtille ſchweigen.

Da mir aber meine Frau ſagte, daß ſie in andern Umſtänden wäre, ſo gieng ich einmal Sonntags aufs Feld, legte mich unter einen Baum und hieng da meinen Gedanken nach. Da ich nun ſo hin und her dachte, ſo fiel mir auf einmal ein Mittel ein, mein Weibchen dahin zu bringen, wohin ich ſie haben wollte. Das geht, das geht, dachte ich bey mir ſelbſt, ſprang auf und wußte vor Freude nicht, was ich anfangen ſollte.

Da kam Rebeckchen und brachte mir eine Kanne Bier. Was fehlt dir denn Klage? ſagte ſie, du biſt ja ſo freundlich, wie ein Ohrwürmchen.

Sollte ich denn, war meine Antwort, nicht freundlich ſeyn, da ich nun bald Vater werden ſoll.

---

*) Die Landleute in Thüringen haben gemeiniglich in ihren Oefen kupferne Pfannen, um darinne Waſſer für das Vieh warm zu machen.

Komm ſetze dich zu mir, wir wollen einmal recht vergnügt ſeyn. Ich habe itzo bey mir ſelbſt nachgedacht, was wir einmal unſerm Kinde mitgeben wollen, und da habe ich einen Einfall gehabt, der ſich gewaſchen hat *). Ich will etliche Schaafe kaufen. Wie lange wird es währen, ſo bekommen ſie Lämmer. Wenn dann das Kind nicht ſchweigen will, ſo gehen wir mit ihm in den Schafſtall und zeigen ihm die Lämmer, da lacht es denn, wenn es ſie ſpringen ſieht. Ich fange hernach eins, halte es ihm vor, und laſſe es von ihm ſtreicheln. Rebekchen bedenk nur einmal, was das für eine Luſt ſeyn wird, mit den Lämmerchen! Hernach laſſen wir die Schaafe ſcheeren, verkaufen die Wolle und legen das Geld zurück. Die Lämmerchen werden nach und nach auch Schaafe und bekommen wieder Lämmerchen. Nun verkaufen wir alle Jahre Wolle und die älteſten Schaafe, und legen das Geld immer zurück. Wenn hernach das Kind groß wird und will heyrathen, ſo geben wir ihm eine ganze Heerde Schaafe und einen großen Beutel voll Geld mit. Da wollen wir recht luſtig ſeyn, und mit einander tanzen, wie an unſerm Hochzeittage.

Rebeckchen wollte ſich entzwey lachen, Kluge, ſagte ſie, ich glaube du ſchwärmſt. Wo willſt du denn Futter für die Schaafe herbekommen?

---

*) der viel werth iſt.

Das iſt, ſagte ich, mein geringſter Kummer, an Futter ſoll es nicht fehlen.

Wo willſt du denn, fuhr ſie fort, das Geld her bekommen, davon du die Schaafe kaufeſt?

Das iſt, ſagt ich, das einzige Pünktchen, das noch nicht aufs reine *) iſt.

Siehſt du, Kluge, ſagte ſie, das du ſchwärmſt? du willſt Schaafe kaufen, und haſt doch kein Geld dazu. Dir wirds gehen, wie der Frau, die Eyer zu Markte trug, und, ſo wie du, berechnete, was ſie mit dem Gelde, das ſie aus den Eyern löſen würde, anfangen wollte. Die träumete auch von Schaafen, Kühen, bauete ſich in Gedanken ein ſchönes Haus, ſprang vor Freuden hoch in die Höhe — pauz da lagen die Eyer auf der Erde, Schaafe, Rinder und Haus, alles lag da! Ha! ha! ha! geht dirs nicht eben ſo? wo iſt denn deine Heerde Schaafe, und dein Beutel voll Geld, das du unſerm Kinde mit geben willſt, wenn du itzo ſo viel Geld nicht haſt, um Schaafe kaufen zu können?

Lache dich nur ſatt, ſagte ich, ich will dir doch noch zeigen, daß ich nicht auf den Kopf gefallen bin. Unſer Kind iſt noch nicht gebohren. Ehe es ſo weit kommt, daß wir es zu den Lämmerchen tragen können, wird ſchon noch manches Tröpfchen Waſſer

ver-

---

*) in Ordnung

verfließen. Wenn wir nun von heute an täglich für daſſelbe etwas zurück legten. —

Wovon denn? fragte ſie, wir haben ja ſelbſt nichts übrig.

Das iſt wohl wahr, ſagte ich, ich habe aber bey mir ſelbſt gedacht, wenn wir im Sommer nicht mehr einheitzten, legten das Holz alle Tage zurück, das wir bisher vor die liebe lange Weile*) verbrannten, und verkauften es nachher, ſo könnten wir ſchon ſo viel daraus löſen, daß wir im Stande wären, etliche Schaafe zu kaufen.

Sie wendete zwar noch allerley ein, am Ende gab ſie mir aber doch Recht. Es wurde von der Stunde an im Sommer nicht mehr eingeheitzt, und jeden Tag ſo viel Holz zurück gelegt, als wir ſonſt zu verbrennen pflegten.

Itzo hatte ich nun einen großen Stoß Holz zuſammen, und machte Anſtalt, ihn zu verkaufen. Ich borgte einen Karren und ein Pferd, und führte ein Fuder Holz zu Markte nach Jena.

*) vergeblich

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Kluge beſucht die hohe Schule zu Jena und was ihm daſelbſt arriviret iſt.

In Jena machte ich mein Holz bald zu Gelde, gieng in die Garküche und aß eine Bratwurſt. Hernach ließ ich den Mann, dem das Fuhrwerk gehörete, und der gerne damit von Cahle etwas holen wollte, weiter fahren, und ich gieng langſam nach Hauſe.

Da ich ſo an der Saale gieng, kam eben eine Holzflöße geſchwommen, und ich hatte ſo eine große Freude daran, daß ich mich an das Ufer ſetzte, und zuſahe, wie die Leute, die auf der Flöße waren, ſie ſo artig lenkten. Da ſie vorbey geſchwommen war, ſtund ich auf und wollte weiter gehen. Da ich aber den linken Arm aufſtellte, um mich empor zu richten, kriegte ich, weiß der liebe Gott wie? einen Beutel voll Geld in die Hand. Ich machte ihn auf — da waren acht Dukaten und ein Laubthaler drinne. Heda; dachte ich, da haſt du auf einmal Geld, davon du Acker und ein Paar Schaafe für dein Friederickchen kaufen kannſt. Ich ſteckte den Beutel ein, und lief, wie wenn mir der Kopf brennte. Kaum war ich aber ein Fleckchen fort, ſo ſtund ich wieder ſtille, und dachte der Sache ein Bischen weiter nach.

Iſt das auch wohl recht, daß du den Beutel ſo geradezu behältſt? du mußt doch wohl erſt verſuchen, ob du den nicht auskundſchaften kannſt, der ihn verlohren hat, ſonſt iſt es ja ſo gut, als wenn du den Beutel geſtohlen hätteſt. Und geſtohlen Gut würde wohl Friederickchen wenig Segen bringen.

Da ich die Sache ſo hin und her überlegte, ſahe ich einen Burſchen gelaufen kommen, der an dem Orte, wo ich geſeſſen hatte, hin und her ſuchte.

Aha! dachte ich, der hat den Beutel verlohren. Gehſt du zu ihn? oder gehſt du nicht? du willſt gehen, ſagte ich zu mir ſelbſt, biſt ſo lange ein ehrlicher Kerl geweſen, und haſt dich dabey wohl befunden, ſo willſt du auch nun nicht ein Schelm werden.

Ich gieng alſo zurück, ganz langſam, wie wenn mich mein Weg da vorbey trüge, und da ich bey den Burſchen kam, ſtund ich ſtille, und fragte: hat er denn etwas verlohren, Herr Schwager *)?

Ey, ſagte er, jawohl. Da hatte ich meine Kleider ausgezogen und mich gebadet, darüber habe ich meinen Geldbeutel verlohren.

So?

---

*) So pflegen in und bey Jena die Studirenden und Bauern einander im Scherz zu nennen.

So? fuhr ich fort, war denn viel Geld in dem Beutel?

Acht Dukaten, antwortete er, und ein Laubthaler.

Da griff ich in die Taſche, holte den Beutel langſam heraus, hielt ihn in die Höhe und fragte: das wird er doch wohl nicht ſeyn?

Herr Jemine! hatte der Burſche nicht eine Freude! Ja wohl, ſagte er, iſt das mein Beutel. Willſt du mir ihn wiedergeben?

Das verſteht ſich, ſagte ich, und druckte ihm ſogleich den Beutel in die Hand. Er machte ihn auf, holte einen Dukaten heraus, und wollte ihn mir geben.

Daraus wird nichts, Herr Schwager, ſagte ich, behalte er ſein Geld in Gottes Namen, ich nehme nichts an. Ich habe nichts gethan, als was ich thun mußte, wenn ich kein Schelm ſeyn wollte.

Du willſt kein Trinkgeld annehmen? antwortete er, und wollte mir es mit Gewalt aufdringen.

Ich that es aber durchaus nicht, und ſagte, ich nehme nichts. Wenn mir der Herr Schwager aber eine Gefälligkeit erzeigen will, ſo ſage er mir doch nur, warum er ſich eigentlich gebadet hat. Bey uns wohnen ſo viele Leute, und es kommt keinem in den Sinn, ſich zu baden. Hör, Schwager, antwortete er, du biſt ein flotter (braver) Kerl, wie mir noch keiner vorgekommen iſt. Ich will dir auf alles antworten, du mußt mir aber auch den Gefallen thun, und mit mir aufs Geleitshaus gehen und eine Kanne Köſtritzer Bier mit mir trinken.

Ich gieng mit, und auf dem Wege fiengen wir folgendes Geſpräch mit einander an.

B. Höre Schwager! ich will dir nun alles ſagen, warum ich mich bade, und warum ſich eigentlich jedermann baden ſollte. Jeder Menſch dunſtet aus, und wenn die Ausdünſtung immer auf dem Leibe bleibt, ſo wird ſie ſcharf, frißt um ſich, und da entſtehen denn allerley ſchlimme Zufälle. Wenn man den Kopf und Hals nicht fleißig wäſcht, und wohl gar Pelzmützen trägt, ſo bekommt man Ausſchlag auf dem Kopfe, rothe Augen, Ohrenzwang, Zahnſchmerzen und andere dergleichen unangenehme Zufälle mehr. Wäſcht man die Füße nicht, ſo bekommt man von dem ſcharfen Schweiße ſtinkende Füße und Leichdornen. Wäſcht man den Leib nicht, ſo wird man da und dort wund, bekommt Geſchwüre, und allerley andere Ausſchläge. Badet man ſich aber fleißig, ſo bleibt die Haut reine, und alle dieſe Plagen fallen weg. Nun will ich dir noch etwas ſagen. Das friſche Waſſer ſtärkt: Wenn die Glieder immer unter den warmen Kleidern bleiben, ſo wird alles ſchlaff. Da läuft z. E. unter dem Rückgrade eine große Ader hin, wenn dieſe zu warm gehalten wird, ſo wird ſie immer ſchlaffer, und das Blut fängt darinne an zu ſtocken. Da kommen hernach Rückſchmerzen, und am Ende gar die güldene Ader.

J. Die Rückſchmerzen habe ich wirklich auch ſeit acht Tagen gefühlt.

B. Siehſt du? Für alles das iſt nun das kalte Bad gut. Wenn man aus dem Waſſer kommt, ſo iſt man, wie neu gebohren.

J. Das hört ſich ganz artig zu. Ich habe aber doch gehört, daß Leute, die ſich kalt gebadet haben, vom Schlage ſind gerührt worden.

B. Das kann wohl ſeyn. Ich will dir aber einen guten Rath geben, wie du es anfangen mußt, daß dich der Schlag nicht rühret. Erſtlich darfſt du nicht ſogleich ins kalte Waſſer gehen, wenn du ſchwitzeſt, ſondern mußt dich erſt langſam ausziehen, und nach und nach kalt werden. Ferner darfſt du dich nicht von unten herauf baden, ſonſt tritt das Blut nach dem Herzen und Kopfe zu, und kann leicht einen Schlagfluß verurſachen. Du mußt erſt den Kopf untertauchen, hernach die Bruſt waſchen, und dann erſt ins Waſſer gehen, ſo haſt du gewiß keinen Schlagfluß zu beſorgen.

J. Hum! aber ereignet ſich denn nicht bisweilen der Fall, daß Leute erſaufen?

B. Ei

V. Ei ja wohl! das iſt ſonſt in Jena gar vielmal geſchehen. Seit einiger Zeit laſſen aber die Herren Profeſſoren jährlich einen Haloren von Halle kommen, und die ganze Sale unterſuchen. Wo nun der Halore ein tiefes Loch findet, da laſſen ſie zur Warnung an das Ufer einen Pfahl hinſetzen, und daran ſchreiben: **hier iſt es gefährlich ſich zu baden!** Seit der Zeit iſt niemand mehr ertrunken, als — wer es ſich vorgenommen hatte, zu ertrinken.

J. Aber — es iſt doch ſo gar unverſchämt, ſich an einem öffentlichen Orte nackend auszuziehen.

V. Darinne haſt du Recht. Wer aber kein lüderlicher Menſch iſt, der badet ſich nicht an öffentlichen Orten, ſondern auf Plätzen, wo nicht viele Menſchen vorbey gehen. Hernach zieht er auch, ehe er das Hemde ablegt, allemal erſt Badehoſen an, wodurch alles bedeckt wird, was ſchamhafte Menſchen zu bedecken pflegen.

J. Das iſt nun alles gut. Das Baden iſt aber doch nur eine Cur für den Sommer. Was ſoll man denn aber im Winter anfangen? Unter das Eiß kann man doch nicht kriechen.

V. Warum nicht? wenn man ſich dazu gewöhnt hat, ſo kann man auch in gefrornem Waſſer ſich baden. Dir will ich es aber nicht anrathen, weil du dazu nicht gewöhnet biſt. Ich will dir aber doch einen Rath geben, wie du dich auch im Winter

ter baden kannſt. Trage dir einen Kübel voll eiskaltes Waſſer in deine Stube, dann ſchließe die Thür zu, ziehe dich nackend aus, waſche dir, mit einem Schwamme, erſt den Kopf, dann den Nacken und Hals, ferner die Bruſt, endlich die übrigen Theile. Vorzüglich fahre mit dem naſſen Schwamme etlichemal über das Rückgrad, bis an das Ende deſſelben weg. Gieb Achtung, es wird dir ſehr nützlich ſeyn.

J. Woher weiß er denn das alles? Herr Schwager. Ich glaube er will ein Doctor werden.

B. Warum denn nicht gar ein Doctor? ich ſtudire, um einmal ein guter Prediger zu werden. Wie kommſt du denn auf den Einfall, daß ich ein Doctor (ein Arzt) werden wollte?

J. Weil er alles weiß, wie es mit dem menſchlichen Körper beſchaffen, und was ihm zuträglich, und was ihm nicht zuträglich iſt.

B. Sag mir aber doch, weißt du denn, was du thun mußt, um den Acker gut zu bauen?

J. Das verſteht ſich. Wer Acker hat, der muß auch wiſſen, wie man den Acker bauen muß.

B. Ganz recht, und wer einen Körper hat, der muß auch wiſſen, wie man den Körper geſund erhalten muß.

J. Ich bin auch ſeiner Meynung, Herr Schwager. Aber wir dürfen nicht zu laut ſprechen, daß es die Herren Doctors nicht hören; die würden ſchlecht mit uns zufrieden ſeyn.

V. Da mußt du die Aerzte ſchlecht kennen. Ein vernünftiger Arzt hat es immer gern, wenn die Leute ſich ſelbſt geſund zu erhalten wiſſen, da wird er doch nicht immer von ihnen gehudelt, und alle Augenblicke abgerufen, wenn dem und jenem etwa einmal der Schweiß zurück geſchlagen iſt, oder ſich ein Bißchen Schnupfen eingefunden hat.

J. Wenn es aber alle Leute ſo machten, ſo würden die Aerzte ſchmale Biſſen eſſen müſſen.

V. Darum ſey du nur unbeſorgt! das wirſt du und ich nicht erleben. Die mehreſten Leute glauben und bleiben dabey; wenn ihnen etwas fehlt, ſo könne niemand helfen, als der Arzt. Und hernach kommen doch Fälle genug vor, wo ſich auch der klügſte Menſch nicht ſelbſt zu helfen weiß, und zum Arzte ſeine Zuflucht nehmen muß.

J. Aber ſag er mir nur, woher er das alles gelernet hat?

V. Von meinem Vater. Der war ein Prediger in Pommern und hatte zwölf lebendige Kinder, davon ich das jüngſte bin, und die alle ſo geſund waren wie die Fiſche. Das war gar ein artiger Mann. Wenn er mit uns des Morgens ſang, ſo war das immer ſein Leibvers:

Geſunden Leib gieb mir,
Und daß in ſolchem Leib,
Eine unverletzte Seel
Und rein Gewiſſen bleib.

Hernach gab er uns das Frühſtück, und diſcurirete allerley mit uns. Kinder, ſagte er oft, Geld kann ich euch nicht mit geben, dafür will ich aber ſorgen, daß ihr immer geſunden Leib, eine unverletzte Seele und ein rein Gewiſſen haben ſollet.

Bisweilen beſuchten ihn die benachbarten Prediger, brachten ihre Kinder mit, und ließen ſie auſſagen, was ſie alles gelernet hatten. Da lächelte mein Vater allemal, und ſagte: ehe meine Kinder die Geheimniſſe in Gott kennen lernen, will ich ſie erſt mit ihrem Körper bekannt machen, und ehe ſie lernen, wie das Waſſer auf Lateiniſch heiße, will ich ihnen erſt zeigen, wozu man es nutzen kann.

Wann ſeine Kinder vier Wochen alt waren, ſo ließ er ſie täglich mit kaltem Waſſer waſchen. Den Sommer durch gieng er alle Tage mit etlichen von ſeinen gröſſern Kindern an den Fluß, der durch ſeinen Garten floß, und badete ſich.

Manche Leute wollten ihm das vor übel nehmen, und ſagten, das ſchicke ſich für einen Prediger nicht. Er gab aber allemal zur Antwort, lieben Freunde, das Baden iſt eine unſchuldige Sache, und es kann es damit jeder Menſch halten wie er will. Wenn es Sünde wäre, ſo würde es ja der Prophet Eliſa dem Naeman nicht gerathen haben. Der Prophet Eliſa war ja auch ein gottesfürchtiger Mann, ſonſt würde ihm der Prophet Elias nicht

ſei

ſeinen Mantel hinterlaſſen haben. Wenn es Unrecht wäre, ſo würde ja unſer Heiland nicht in den Jordan geſtiegen ſeyn.

Es hat ſo jeder ſeine eigene Art und Weiſe. Um eure Geſundheit zu erhalten, laxirt, purgirt und vomirt ihr, ſchwitzt und laßt Ader und ſchröpft, und ſetzt Blutigel und ſpaniſche Fliegen, und laßt euch klyſtiren. Um meine Geſundheit zu erhalten — bade ich mich. Ich laſſe euch euren Willen, ſeyd ſo gut und laßt mir auch den meinigen. Ihr ſchreyt, ich ſ[illegible] meine Kinder mit der Hand tod, und mei[illegible]er ſind immer friſch und geſund und ſtirbt mir keines. Bey euch ſterben von dreyen immer wenigſtens eines, und die übrigen zweye ſind gemei[illegible]ch nicht geſund, und doch ſage ich nicht, daß [illegible]e mit der Hand tod ſchlüget. Drum laßt mir meinen Willen, ich will euch den eurigen auch laſſen.

J. Den Herrn möchte ich gekannt haben; das muß ein verſtändiger, wackerer Prediger geweſen ſeyn. Ich will es doch probiren und mich auch baden.

B. Da thuſt du wohl daran. Aber noch eins; wenn du dich baden willſt, ſo thue es immer vor Tiſche. Nach Tiſche ſoll es nicht geſund ſeyn.

Er wollte weiter reden, da wir aber eben an das Geleitshaus kamen, ſo wurde der Discurs unterbrochen.

Auf dem Geleitshauſe waren wohl zwölf Herren Studenten, die alle große Augen machten, da ſie einen ſo geringen Menſchen in ihre Geſellſchaft kommen ſahen. Da aber der Pommeraner erzählte, was zwiſchen ihm und mir vorgefallen war, ſo traten ſie alle um mich herum, und konnten des Lobens und Rühmens gar nicht ſatt werden.

Ich weiß gar nicht, meine Herren, [illegible] ich, warum Sie von der Sache ſo viel Aufheb[illegible]machen. Ich habe ja weiter gar nichts gethan, als was jeder ehrlicher Kerl thun muß. Ich wäre ja nicht werth, daß mich Gottes Erdboden trüge, wenn ich [illegible] andern ſein Eigenthum hätte rauben wollen.

Bravo! das gefällt mir, ſagte ein ſchöner, langer Menſch, und klopfte mich auf die Achſeln. Gerade ſo muß der rechtſchaffene Mann handeln. Er muß das Gute thun, nicht, um gelobt zu werden, ſondern — deswegen, weil es gut iſt.

Ja Kluge, ſagte ein kleiner, freundlicher Mann, das iſt wahr, du biſt ein braver Mann, trank mir ein Glas Köſtritzer Bier zu, und ſagte: **Schmollis Kluge!**

Nichts für ungut! antwortete ich, lieber Herr Schwager! das iſt mir zu gelehrt. Ich habe kein Latein gelernt.

Das brauchſt du auch nicht. Trink du nur, und ſprich Fiducit.

Auf ihre Verantwortung, ſagte ich, Fiducit!*) Da ich nun etwa vier Gläſer getrunken hatte, nahm ich meinen Stock und wollte fortgehen. Da brachte mir aber ein anderer Burſche noch einen Krug voll Bier.

Ich ſagte, ſoll ich denn ohne Laterne nach Hauſe gehen?

Ohne Laterne? fragte der Burſche, wie verſtehſt du denn das?

Sehn Sie, meine Herren, ſagte ich, wenn man in der Nacht geht, ſo muß man eine Laterne bey ſich haben, daß man nicht ſtolpert, oder in einen Graben fällt. Wir gehen, wie es mir vorkommt, alle in der Nacht, und verfehlen gar leicht den rechten Weg. Da iſt nun unſere Laterne, wie unſer Herr Pfarrer zu ſagen pflegt, unſer Verſtand. Wer mich nöthigt, meinen Verſtand zu vertrinken,

---

*) Dieſe zwey Wörter ſagten ſonſt die Studirende bisweilen im Scherz, wenn ſie einander eine Geſundheit zu brachten.

der löſcht meine Laterne aus; das wollen Sie doch wohl nicht thun?

Nein, ſagten alle, das wollen wir nicht thun! Halt dich nur an deinen Herrn Pfarrer, ſagte ein anderer, und laß dir immer viel Oehl in die Laterne gießen, daß ſie nicht von ſich ſelbſt auslöſche!

Leben Sie alle recht wohl, meine Herren, antwortete ich, und nehmen ſie mir nichts vor übel.

Da druckten ſie mir alle die Hände, und lobten mich ſo ſehr, daß ich mich ſchäme, es nach zu ſagen.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Kluge denkt der Sache weiter nach.

Auf dem Wege dachte ich nun allem, was vorgefallen war, recht nach. Das war gut, dachte ich, daß du den Beutel nicht behielteſt. Wenn du ihn nun behalten hätteſt, was wäre es? Acht lumpichte Ducaten und einen Laubthaler hätteſt du. Was wäre das? ſo viel kannſt du dir ja, wenn du deine Zeit gut anwendeſt, leicht mit gutem Gewiſſen erwerben. Bey dieſem Gelde hätteſt du aber ein böſes Gewiſſen, trauteſt niemanden recht anzuſehen, könnteſt nicht mit Andacht beten. Hum! Hum!

Hund! und dein Rebeckchen iſt eine ſo brave Frau! hat dich immer ſo lieb gehabt, weil ſie dich für einen ehrlichen Kerl hielt. Hätteſt du den Beutel mit Geld nach Hauſe gebracht: ſo hätte es Rebeckchen entweder gut geheißen, oder nicht. Hieß ſie es gut, ſo war ſie eine Frau, die nichts werth iſt. Hieß ſie es aber nicht gut, ſo konnte ſie mich auch nicht mehr lieb haben. Wie iſts denn möglich, daß eine ehrliche Frau einen ſchlechten Kerl lieb haben kann?

Da hätte ich nun die Beſcheerung! und wenn ich einen ganzen Sack voll Geld zu verdienen wüßte, ſo iſt er mir doch nicht ſo lieb, als die Liebe meiner Frau.

Und wenn ich das Geld behalten hätte, ſo hätte ich ja den braven Burſchen nicht kennen lernen. Wenn das alles wahr iſt, was er mir geſagt hat, ſo iſt ja das mehr als hundert Ducaten werth, was ich von ihm gelernt habe.

So ſchlenderte ich fort, und ſahe in der Dämmerung einen Haſen mit ſeinen Jungen herumſpringen. Das Ding gefiel mir. Ich ſetzte mich nieder, und ſahe den Häschen ein Bischen zu.

Da ich aber am beſten ſaß, hielt mir jemand die Augen zu, und fragte: wer iſts?

Sogleich konnte ich es nicht errathen, weil die Stimme verſtellet war. Ich griff alſo nach den Händen, die mir die Augen zuhielten, und, da ich an dem kleinen Finger der rechten Hand eine Warze fühlte, ſo merkte ich gleich mit wem ich es zu thun hatte. Rebeckchen iſts, rief ich.

Den Augenblick wurden mir die Augen frey gelaſſen, und Rebeckchen hieng an meinem Halſe. Das war gar eine herzliche Freude. Ich glaube überhaupt, daß es eine der größten Freuden iſt, die der Menſch auf Erden finden kann, wenn er nach einer Reiſe in die Arme einer lieben guten Frau zurückkehrt. Sie nahm mich bey der Hand, und wir giengen unter mancherley Diſcurſen, nach Hauſe.

Dreyßigſtes Kapitel.

Kluge ſpeiſt mit ſeiner Frau, und was dabey iſt diſcurirt worden.

Da ich in die Stube kam, war der Tiſch ſchon gedeckt, Rebeckchen lief in die Küche, holete ein Paar gebratene Tauben, Butter, Käſe und Brod, und eine Kanne Bier.

Du tractirſt mich ja heute gar hoch, ſagte ich.

Wer wollte denn, war ihre Antwort, einen ſo lieben Mann nicht tractiren. Du haſt heute einen beſchwerlichen Weg gehabt, da iſt es ja auch billig, daß du auch etwas beßres, als ſonſt, genießeſt. Wir haben ja auch alles ſelbſt, und ich habe kein Geld ausgegeben, als für die Kanne Bier. Die haſt du aber, dachte ich, gar wohl verdienet.

Ich glaube dem Kaiſer von Fetz und Marokko konnte es dazumal nicht beſſer ſchmecken, als mir. Die Motion hatte mir guten Appetit gemacht, und die Liebe meiner Frau machte, daß es mir noch beſſer ſchmeckte. Sie zeigte mir doch, daß ſie mich, in meiner Abweſenheit nicht vergeſſen hatte.

Bey Tiſche ſprachen wir noch mancherley über unſere Haushaltung, und wie wir künftig alles beſſer einrichten wollten. Da klagte nun Rebeckchen, daß ſie durch unſere kleine Tochter zu ſehr verſäumet würde. Den ganzen Tag müſſe ſie ſie faſt auf dem Arme tragen, könne keine Hand aufſchlagen, und alles bliebe liegen und ſtehen. Ich ſtrich unterdeſſen Butter auf mein Brod, und überlegte, wie ich der guten Frau helfen könnte. Da fielen mir die jungen Häschen ein, die ich mit den Alten hatte ſpielen ſehen. Wir müſſen denn, ſagte ich, die jungen Haſen thun? Die werden ja auch von der Mutter nicht getragen, und lernen doch ſo gut laufen, als es unſer Friederickchen in ſeinem Leben nicht lernen wird. Vielleicht kommt das eben daher, weil ſie von dem alten Haſen nicht getragen werden.

Rebeckchen lachte, und ſagte, ein Kind iſt kein Haſe. Haſt du wohl in deinem Leben gehört, daß die Kinder ſo geſchwinde laufen lernen, als die Haſen?

Das wohl nicht, war meine Antwort, vielleicht lernten aber die Kinder das Laufen geſchwinder, wenn ſie nicht immer getragen würden. Weißt du was, verſuch es morgen, ſetze Friederickchen auf die Erde, und ſieh zu, ob ſie nicht nach und nach wird kriechen lernen.

Kriechen wohl, ſagte Rebeckchen, und lachte laut, ſoll denn aber dein Kind ein Wurm werden, der kriecht?

Es wurde noch hin und her disputirt, endlich hatte ich das Disputiren ſatt, nahm das Licht, und ſagte: weißt du was Rebeckchen, ich bin müde, und gehe zu Bette. Wenn du mit willſt, ſo komm! Sie kam.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Wie Kluge ſeinen Kindern das Laufen gelehret hat.

Den andern Morgen ſchickte ich ſie auf das Feld an ihre Arbeit und ſagte, ich wollte heute ſelbſt Kinderwärterin ſeyn. Sie ließ es ſich gefallen, und ich ſetzte Friederickchen auf die Erde, holte eine Hand voll Laub, legte es um ſie herum, und ſahe zu, was ſie beginnen würde.

Da holte ſie nun ein Büſchchen nach dem andern herbey, ſpielte damit, warf es hin, und holte es wieder.

Einmal reichte ſie nach einem, fiel um, und fieng an zu ſchreyen. Schrey du nur, dachte ich, und that nicht, als wenn ich es hörete. Da rutſchte ſie auf dem Bauche fort, und holete es.

Ich hatte darüber gar eine herzliche Freude, bey meiner Frau verdiente ich aber damit wenigen Dank. Dieſe knurrete, als ſie nach Hauſe kam, und meynete, bey dem Kriechen würde zu viel an der Kleidung ruiniret. Ich ſtrich ihr aber die Backen, und ſagte, weißt du denn nicht, wie in der Bibel ſteht: **iſt nicht der Leib mehr als die Kleidung?** Iſt's denn nicht beſſer, daß die Kleidung zu Grunde geht, als daß der Leib ſchwach und kraftlos bleibt?

Kurz, ich brachte meine Frau durch gute und böſe Worte dahin, daß ſie das Kind weniger trug, und deſto öfterer kriechen ließ. War ſie zu Hauſe, ſo kroch es in der Stube, war ſie aber auf dem Felde, und es war gut Wetter, ſo ließ ſie es neben ſich herum kriechen.

Es währete nicht lange, ſo kroch mein Friederickchen an die Bank, half ſich empor und ſtund, nach wenigen Wochen lief es an der Bank hin und her. Darauf ſetzte ich, durch die ganze Stube hin, Stühle, immer ſo weit von einander, daß ſie keinen mit den Händen erreichen konnte, und legte auf jeden ein Paar Kirſchen. Die Kirſchen machten ihr Appetit, ſie ſchielte darnach, ſchrie: ah! ah! Da ich aber nicht that, als wenn ich es hörete, ſo verſuchte ſie es, und wackelte nach dem einen Stuhle hin. Da ihr dieſes gelungen war, bekam ſie mehr Muth, und gieng auch nach den übrigen Stühlen.

Nach ein Paar Wochen hatten wir einen Tag, der uns ſo viel Freude machte, als unſer Hochzeitstag. Es war nämlich Sonntag, und ich las meiner Frau etwas aus dem Noth- und Hülfsbüchlein vor. Auf einmal kam Friederickchen ganz alleine durch die Stube gelaufen, und, da ſie es einmal probiret hatte, ſo blieb ſie auch dabey, und lernte von der Stunde an ohne Anſtoß laufen.

Auf dieſe Art haben alle meine Kinder laufen gelernt. Kein Laufzaum, kein Gängelwagen iſt jemals in mein Haus gekommen. Keins von meinen Kindern hat eine hohe Schulter, oder einen Dolfuß bekommen. Alle ſind ſie aufgewachſen ſo ſchlank, wie die Erlen, daß ſie Menſchenaugen gern ſahen.

Wenn ich hernach in die Stadt gekommen bin, und habe geſehen, wie manche Stadtleute ihre Kinder erziehen, ſo habe ich oft meine Betrachtungen darüber gehabt, und bey mir ſelbſt gedacht, woher es wohl kommen möge, daß doch viele Stadtleute, die immer klüger ſeyn wollen, als wir Bauersleute, in Anſehung der Kinderzucht ſo gewaltig einfältig ſind. Ich bin, ſo wahr ich ehrlich bin, in Häuſer gekommen, wo ſie die Kinder den ganzen Tag im warmen Mantel tragen ließen, an Laufbändern führeten, oder in der Laufbank umherlaufen ließen. Was kam aber dabey heraus? Durch das Zuſammenpreſſen der Füße in dem Mantel, wurden die Beine krumm, und durch das Herumzerren an Laufbändern, wurden die Schulterblätter in die Höhe gezogen. Laufen lernten ſolche Kinder kaum vor dem ſechsten Jahre. Bis dahin wackelten ſie, wie die jungen Enten.

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Klugens Discurs mit einer vornehmen Frau.

Ich erinnere mich noch, daß ich einmal mit Friederickchen, da ſie ohngefähr zehn Jahr alt war, in die Stadt gieng, und ein Paar Schock Eyer zu

Markte trug. Wir verkauften ſie bey einer Frau Rathsherrin. Die hatte nun ſich ganz in mein Mädchen vernarret (verliebet), lobte und rühmte ſie, und ſagte, ſie hätte lange Zeit ſo ein allerliebſtes, ſchönes, geſundes Kind nicht geſehen. Sie mußte mit in die Kinderſtube gehen, und bekam von ihr eine Schaale Kaffee, und ein Paar Zwiebäcke.

Bey der Gelegenheit bekam ich nun auch ihre Kinder zu ſehen. Das Gott tauſendmal im Himmel erbarme, waren das nicht Kinder! Das eine hatte einen dicken Bauch, das andere eine hohe Schulter, das dritte krumme Beine.

Weil uns die Frau Rathsherrin ſo gut aufgenommen hatte, ſo dachte ich, du möchteſt ja wohl auch dankbar ſeyn, und der lieben Frau einen guten Rath geben. Da ſie alſo mein Mädchen auf die Backen klopfte, und ſie wieder lobte, ſo nahm ich mir die Kühnheit und ſagte: Wenn Sie es nicht vor ungut nehmen wollen, ſo wollte ich Ihnen wohl ſagen, was ſie thun müßten, daß Ihre lieben Kinder auch ſo geſund würden, als meine Friedericke.

Da machte ſie mir aber eine gewaltige Runzel und fragte, was wäre denn das?

Weiter gar nichts, antwortete ich, als daß Sie die Kinder nicht ließen ſo viel im Mantel tragen, und ließen ſie nicht an Laufbändern herum führen, ſondern lieber erſt kriechen, ſo lange, bis ſie das Gehen von ſelbſt lernten.

So! ſagte ſie, und machte mir ein ſchrecklich böſes Geſicht, meine Kinder ſind aber keine Bauernkinder, und ſind nicht auf der Kartoffelmaſt.

Aha! dachte ich, ſchreibt die Kreide ſo, *) ſo willſt du gerne abziehen. Ich machte alſo meinen Bückling **) und gieng fort.

Auf dem Wege dankte ich dem lieben Gott recht herzlich für alles Gute, das er bisher an mir gethan hatte. Du willſt, dachte ich, gern mit deinem Zuſtande zufrieden ſeyn. Du haſt zwar nicht ſo vieles Geld, als die Leute, die in Städten wohnen, dagegen biſt du aber doch geſund, und haſt geſunde Kinder. Die ſind doch mehr als Gold und Silber werth.

Drey und dreyſigſtes Kapitel.

Curioſe Art, wie Kluge ſeinen Kindern Heyrathsgut verſchaffet hat.

Bald hätte ich vergeſſen zu ſagen, was ich mit dem Gelde angefangen habe, welches ich aus dem Holze, das den Sommer hindurch war erſparet worden, gelöſet hatte.

---

*) Iſt ſie ſo geſonnen.

**) Compliment.

Ich brachte drey baare Thaler mit nach Hauſe, die zählte ich meiner Frau auf, und ſagte, ſieh, hier iſt unſrer Tochter Heyrathsgut!

Da lachte meine Frau laut auf, und ſagte, davon kann ſie ſich ja das Salz und Brod nicht kaufen, das auf der Hochzeit aufgeht. Ich gab ihr aber zur Antwort, dafür laß du mich nur ſorgen!

Den folgenden Tag ſteckte ich mein Geld in die Taſche, gieng aus und kaufte dafür ein Schaaf und ein Lamm.

Da ich es nach Hauſe brachte, lachte Rebeckchen wieder, und ſagte, ich will doch ſehen, was der Kluge noch für Zeug anfangen wird!

Das ſollſt du ſehen, war meine Antwort. Lachſt du itzo, ſo ſollſt du noch mehr nach etlichen Jahren lachen.

Ich trieb mein Schäfchen, nebſt ſeinem Lamme, mit auf die Weide. Das durfte ich thun, weil ich ein Stückchen Land beſaß.

Rebeckchen ſpöttelte noch immer, und ſagte, woher ſoll denn das Winterfutter kommen?

Eben daher, ſagte ich, woher mein Haus, Hof, Acker, Weib und Kind gekommen iſt. Es war einmal Kirmſe in unſerm Dorfe, da machte ich mich luſtig, tanzte brav, und am meiſten mit — du wirſt roth — du merkſt alſo wohl, mit wem ich am meiſten tanzte? Du weiſt auch wohl, wem ich damals ſo recht herzlich die Hände drückte? Von wem ich das erſte Mäulchen bekam? Der erſte Tag war alſo ganz gut angewendet, weil ich bey dieſer Gelegenheit ein ganz artiges Mädchen kennen lernte, von dem ich glaubte, daß es mich einmal glücklich machen könnte.

Wenn es dich, war ihre Antwort, nur recht glücklich gemacht hat.

Wenigſtens, ſagte ich, kenne ich noch keine Frau, mit der ich es vertauſchen möchte.

Sie kniff mich in den Backen, da ich das ſagte.

Den andern Kirmſentag wurde nun wieder getanzt. Ich tanzte auch mit, dachte aber, wenn du Abends ſechs Uhr zum Tanze gehſt, ſo iſt es ja noch Zeit genug. Vorher kannſt du deine Zeit wohl nützlicher anwenden.

Ich blieb alſo zu Hauſe, und las in einem Buche, das mir der gnädige Herr von Heilberg geliehen hatte. Da fand ich nun, daß man die Schaafe ſehr wohlfeil den Winter hindurch erhalten könne, wenn man, vom Ende des Auguſts an, die Zweige von Eichen, Erlen, Weiden, Haſelnüſſen u. d. g. abſchnitte, trocknete, und ſie damit fütterte. Das will ich nun itzo ausführen.

Biſt ein närriſcher Kerl, ſagte ſie, wenn nun das alles auch wirklich wahr wäre, woher willſt du denn aber die Zweige nehmen? Du haſt ja weder Eichen noch Erlen, noch ſonſt etwas.

Ei, gab ich zur Antwort, was ich nicht habe, das haben andere Leute. Damit war es gut.

Ich gieng darauf zum Herrn von Heilberg, und fragte ihn, ob ich etwa ſeine Zäune, Erlen und Weiden ausputzen ſollte! Er lächelte, und wollte wiſſen, warum ich eben itzo dieſe Arbeit vornehmen wollte, da es doch ganz außer der Zeit wäre.

Da ſagte ich ihm nun mein Vorhaben, daß ich die Zweige trocknen, das Laub die Schaafe freſſen laſſen, und ihm dann das Holzwerk zurück geben wollte.

Damit war er nun recht wohl zufrieden.

Was hatte ich alſo zu thun? ich gieng alle Tage mit meinem Stephan ein Paar Stunden an die Zäune, Weiden und Erlen, des Herrn von Heilberg, putzte ſie aus, machte aus den ausgeputzten Zweigen Bündelchen, ſtellte ſie etliche Tage an die Sonne, und ſchaffte ſie dann, wann ſie getrocknet waren, in die Scheuer. Mit der Manier *) brachte ich in wenigen Tagen einen ziemlichen Vorrath für meine Thierchen zuſammen.

Da

---

*) Auf dieſe Art.

Da nun der Winter herbey kam, ſo war das meiner Frauen größte Freude, wenn ſie das Schäfchen und das Lämmchen füttern konnte. Sie wußte das Futter auch gar artig einzutheilen. Zum Morgenbrode gab ſie ihnen ein Erlenbündelchen, zum Mittagsbrode ein Haſelbündelchen, und zum Nachtbrode ein Weidenbündelchen. Nach Tiſche ſtunden wir manche liebe Viertelſtunde dabey, und ſahen zu, wie es den Thierchen ſo gut ſchmeckte. Und keins ſahe lieber zu, als unſer Friederjckchen. Wenn es bisweilen unwillig war, und ich konnte es mit nichts zufrieden ſtellen, ſo ſagte ich, willſt du denn mit zu den Schäfchen gehen?

Da hätte eins die Freude ſehen ſollen! ſie umfaßte meine Knie und rief: bä! bä! bä! Wenn ich ſie nun auf den Arm nahm, und gieng nach dem Stalle zu, da lachte! da ſtrampelte ſie, fiel mir um den Hals, und rief; bä! bä! Hernach mußte ich ihr ein Büſchelchen Weide geben, das hielt ſie den Schaafen vor, und ließ ſie davon freſſen.

Nach Peterstag war die Freude noch größer, da kriegte das Schaaf ein Lämmchen, ein recht artiges mit ſchwarzen Spiegeln *). Nun wollte das Mädchen faſt gar nicht vom Schaafſtalle weg. Da hatte ich mannichmal meine Gedanken drüber, wie leicht es ſey, Kindern Freude zu machen! Andere

---

*) Schwarze Ringel um die Augen.

Leute geben viel Geld für Docken, und Gänckelmännerchen aus, und laſſen ihren Kindern Schaaſe, Lämmer, Hüner, Gänſe, u. d. gl. von Pappe, Holz und Gips machen. Ich habe wenig oder nichts für Spielwerk meiner Kinder ausgegeben. Meine Frau pflegte ihnen ein Schnupftuch zuſammen zu binden, daß es wie eine Docke (Puppe) ausſahe, damit vertrieben ſie ſich die Zeit. Die größte Freude hätten ſie aber, wann ich ſie zu den Thieren führte, die ich hatte, zu den Hühnern, der Kuh oder den Schaaſen, da lachten ſie und freueten ſich.

Nach meiner Meynung muß ja auch einem Kinde ein lebendiges Thier lieber ſeyn, als ein hölzernes.

Wieder auf mein Schaaf und Lamm zu kommen, ſo kriegte das Schaaf nach Petersburg ein Lämmchen. Im Frühlinge ließ ich ihnen die Wolle abſchneiden, verkaufte ſie, und legte das Geld, das ich daraus gelöſet hatte, für mein Friederikchen in eine Sparbüchſe.

Das folgende Jahr bekamen meine Schaaſe zwey Lämmer, und gaben noch einmal ſo viel Wolle, die verkaufte ich wieder, und legte das Geld zurück. Da wir bey uns eine trockene Weide haben, ſo fraß ſich ſelten ein Schaaf faul, es crepirte auch ſelten eins, und ſie vermehrten ſich ſo ſtark, daß ich in etlichen Jahren eine Herrde von 30 Stück hatte, von der ich jährlich ſechs bis acht Stück verkaufen konnte. Nun war ich ja freilich nicht mehr im Stande, ſie blos mit trocknem Laube zu ernähren, aber ich hatte unter der Zeit noch etliche Acker Land und Wieſen gekauft. Wenn ich nun zu dem Laube noch das Stroh und etwas Heu von der Wieſe nahm, ſo hatte ich immer ſo viel Futter, als nöthig war, ſie auszuwintern.

Freilich konnte ich auch Friederickchen den Gewinnſt von den Schaafen nicht mehr alleine laſſen, ſobald ich ſie mit Laube nicht mehr ernähren konnte. Ich gab ihr alſo nur die Hälfte von dem, was ich aus der Wolle und den Schaafen löſete, und die andere Hälfte behielt ich für mich. Aber demohnerachtet vermehrte ſich das Kapitälchen, das ich für ſie ſammelte, alle Jahre. Aus Pfennigen wurden Groſchen, und die Groſchen verwandelten ſich in Thaler.

Noch mehr nahm es zu, da Friederickchen gröſſer wurde, und ſelbſt etwas verdienen konnte. Denn ſobald ſie fünf Jahre alt war, führte ich ſie zu meiner Frau, und ſagte: hier, liebe Frau, haſt du ein Kapital erworben, das dir reichliche Zinſen einbringen wird, wenn du es nur recht zu benutzen weißt. Was du thuſt, — denke nur immer darauf, wie du dem Kinde etwas zu thun ſchaffſt.

Das muß ich nun meiner Frau nachreden, daß ſie mir, da ſie mich erſt hatte kennen lernen, in ſolchen Stücken gerne folgte. Sie ſprang nun immer früher aus dem Bette, als ſonſt, lief in die Stube, ſetzte ſich an den Tiſch und überlegte. Anfänglich wußte ich nicht, was das Ding bedeuten ſollte, ich ſchlich ihr alſo einmal nach, und ſiehe da, da hatte ſie ein Büchelchen, und ſchrieb etwas hinein.

Darf ichs ſehen, fragte ich, was du da ſchreibſt? Wenn du es nicht laſſen kannſt, ſo ſiehe her, antwortete ſie. Da hatte ſie nun für jeden Tag eine Seite beſtimmt, und darüber geſchrieben, z. E. den 5ten Auguſt.

Hernach 4 Fragen und 4 Antworten. Z. E.:

1. Was thue ich heute?	Waizen binden.
2. Was gebe ich Friederickchen zu thun?	Aehren zuſammen leſen, indem wir Waizen binden.
3. Womit mache ich meinem Manne eine Freude?	Die Strümpfe ihm geben, die du bey dem Hin- und Hergehen auf das Feld für ihn geſtrickt haſt.
4. Was koche ich?	Hirſenbrey, und Eyerkuchen.

Es iſt mir immer lächerlich geweſen, wenn andere Leute ſo ſehr klagten, daß ſie zu viele Kinder

der hätten, und ſorgten, wie ſie etwas für ſie ſammeln wollten. Meine Kinder habe ich immer als Kapitale angeſehen, von denen ich die Intereſſen zog. Denn ſobald ſie nur ein Bischen heran wuchſen, bekam ein jedes eine kleine Arbeit, die es, nach ſeinen ſchwachen Kräften, verrichten konnte. Sie mußten jäten, Aehren leſen, Getraide ſchneiden, Diſteln und Gras einſammeln, und andere Feldarbeit verrichten. Die Mädchen mußten ſpinnen, nähen, flicken, ſtricken, die kleinen Kinder warten. Wie konnte ich es denn beſſer haben? Ich war ja in meinem Hauſe ein kleiner Fürſt, meine Kinder waren meine Unterthanen, die ich regierte, die für mich arbeiten, und das Beſte meines Hauſes befördern mußten.

Um das Heyrathsgut war ich auch nicht bekümmert. Das mußten ſie ſich ſelbſt erwerben. Sobald ſie etwas arbeiten konnten, bezahlte ich ihnen etwas für ihre Arbeiten, legte das erworbene Geld zurück, legte dazu das Geld, das ich aus dem Holze löſete, was ich den Sommer hindurch an Einheizzen erſparete. Dann kaufte ich Ihnen dafür allerley, das Geld einbrachte, den Mädchen Kälber, Schaafe, Ziegen, die ſie verſorgen und großziehen mußten, den Knaben kleine Stückchen Land, die ſie bearbeiteten, mit Obſtkernen beſäeten, die Stämmchen, die daraus wuchſen, oculirten, pfropften und verkauften. Allen kaufte ich Bienenſtöcke, und legte das Geld, das ſie daraus löſeten, in ihre Caſſe. Hatte eins einen beſondern Einfall, durch welchen es ſich etwas erwerben konnte, ſo half ich dazu, ihn auszuführen, wie ich nur konnte und wußte.

So zog ſich z. E. Friederickchen, Enten, Clärchen, Gänſe, und verkauften ſie, wann ſie groß waren. Mein Gottlieb pflanzte Rosmarin, und löſete aus den Stengeln, die er, bey Hochzeiten und Begräbniſſen, verkaufte, viel Geld, und mein Conrad pflanzte Weiden auf alle Plätze, wo ſie fortkommen.

Auf dieſe Art mehrte ſich das Vermögen meiner Kinder mit jedem Jahre.

Vier und dreyſigſtes Kapitel.

Klugens Geburtstag, wird auf eine curioſe Art gefeyert.

Einmal feyerten ſie meinen Geburtstag. Da ich vom Felde nach Hauſe kam, fand ich Frau und Kinder vor dem Hauſe, und jedes hatte ein Bäumchen in der Hand, das es um das Haus herum gepflanzt hatte.

Ich lächelte und ſagte: guten Abend Kinder! was macht ihr denn hier?

Wir haben, war ihre Antwort, Bäume gepflanzt.

Und warum denn? fragte ich weiter.

Zum Andenken deines Geburtstags, ſagten ſie. Und nun fiel mir alles um den Hals, und was den Hals nicht erreichen konnte, fiel mir um die Knie, und alle riefen: lieber Mann! lieber Vater! lebe recht lange bey uns! Iß die Aepfel, Birnen, Pflaumen und Kirſchen von den Bäumen, die wir gepflanzet haben. Wir wollen auch alle recht gut ſeyn, daß du an uns Freude ſehen ſollſt.

Da wurde mir das Herz weich. Ich küßte ſie alle und weinte.

Da ich in die Stube trat, fand ich eine gute Mahlzeit, die meine Frau bereitet hatte. Gar zu viel koſtete ſie nicht, ſie ſchmeckte mir aber doch herzlich gut. Durch Arbeit hatte ich mir Appetit verſchafft, und um mich herum ſahe ich ſo viele freundliche Geſichter, die mich alle lieb hatten, und die ich auch, wie mein eigen Leben, liebte.

Da ich das letzte Stückchen Kuchen verzehrte, nahm meine Frau ein Glas Bier, und ſagte: Kinder! es lebe euer lieber Vater! Da nahm jedes Kind ſein Glas und rief: es lebe unſer lieber Vater!

Er lebe, ſagte ich, ſo lange Gott will!

Nun hielt ich aber ein Redchen, etwa auf folgende Art:

„Lie

„Lieben Kinder! ihr habt mir heute viele Freude gemacht, und ich muß es euch gerade zu ſagen, daß ich lange nicht ſo einen vergnügten Tag gehabt habe. Nun wünſche ich nichts mehr, als daß wir recht lange vergnügt bey einander leben mögen, ihr, eure liebe Mutter und ich. Ich habe ſchon lange darüber nachgedacht, und will euch meine Meynung davon ſagen.

„Gebt Achtung! Bisher iſt die Gewohnheit geweſen, daß die Eltern für ihre Kinder ſammelten, und ihnen mit gaben, was ſie geſammelt hatten, ſobald ſie heyratheten. Dieß ſcheint mir nun eine ſehr alberne Gewohnheit zu ſeyn. So lange ein Kind noch klein und unerfahren iſt, und die Eltern in ihren beſten Jahren ſtehen, iſt es freilich der Eltern Schuldigkeit für die Kinder zu ſorgen. So wie aber die Kinder groß werden, werden die Eltern alt und kraftlos. Iſts denn nun wohl vor Gott und der ganzen vernünftigen Welt zu verantworten, daß die alten, grauen, kraftloſen Eltern, die jungen, raſchen Kinder noch fort ernähren, und ihnen geben ſollen, was ſie mit vieler Mühe erworben haben?

Sie ſchwiegen ſtille, und ich fuhr fort zu reden: Bedenkt einmal ſelbſt, lieben Kinder! Eure Mutter und ich haben es uns in unſerm Leben ſehr ſauer werden laſſen, und damit etwas erworben, davon wir in unſerm Alter ruhig leben können. Ihr werdet alle Tage größer und ſtärker, und wir — wir werden täglich älter und ſchwächer. Könnt ihr nun wohl von uns verlangen, daß wir das Bischen Gut, das wir erworben haben, euch geben ſollen?

Ich habe deswegen die Einrichtung gemacht, daß jedes meiner Kinder ſich ſelbſt etwas erwerben muß, wovon es künftig ſich einen Haushalt anfangen kann. Ihr werdet ſehen, daß ich es gut mit euch meyne. Wenn ihr euch ſelbſt etwas zu erwerben ſucht, ſo werdet ihr dabey gewitzt, gewöhnt euch ans Nachdenken, an die Arbeit und die Ordnung. Das verläßt euch hernach euer Lebelang nicht. Wer den Kopf auf dem rechten Flecke hat, und macht von der Zeit einen guten Gebrauch, der leidet niemals Noth, der ſchafft ſich immer Geld, ſo viel er nöthig hat. Wer hingegen ſich nicht zum Nachdenken, zum Fleiße und zur Ordnung, gewöhnt hat, der kömmt auf keinen grünen Zweig *), und wenn er noch ſo viel Geld und Gut von ſeinen Eltern bekäme. Drey bis viertauſend Thaler ſind viel Geld, das iſt wahr, aber wie bald iſt das verzehrt, wenn man nicht gelernt hat, etwas erwerben, und mit dem, was man hat, gut Haus zu halten. Ich habe manches Ehepaar gekannt, das geſund und ſtark war, ein Anſehnliches von den Eltern mit bekamen

---

*) Kommt zu keinem Vermögen.

men hatte, und doch ihnen beſtändig über dem Halſe lag, und ſie um Zuſchuß plagete. Iſt das wohl erlaubt?"

Meine Kinder höreten aufmerkſam zu, hernach gab mir jedes die Hand, und verſprach mir, daß es ſelbſt für ſich ſorgen, und ſeinen Eltern nicht beſchwerlich fallen wollte.

Auf dieſe Art heyratheten ſie alle, ohne daß mir die Ausſtattung Sorgen machte, weil jedes ſchon ſo viel erworben hatte, daß es damit ſeine Haushaltung anfangen konnte, und, weil ſie ſich dabey an Nachdenken, Fleiß und gute Ordnung, gewöhnet hatten, ſo war es ihnen auch leicht, ſich noch mehr zu erwerben. So habe ich nun die Freude, zu ſehen, daß alle meine Kinder ihr reichliches Auskommen haben; und ich ſelbſt leide keine Noth. Die Güter, die ich mir, durch gute Anwendung meiner Zeit, erworben habe, ernähren mich hinlänglich, und keinem meiner Kinder fällt es ein, etwas davon zu verlangen."

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Kluge überlegt mit ſeiner Frau, was ſeine Kinder lernen ſollen.

Doch ich komme in das Reden hinein, daß ich vergeſſe zu ſagen, wie ich es weiter mit der Erziehung meiner Kinder gehalten habe.

Da Friederickchen fünf Jahre alt war, ſagte ich zu meiner Frau, nun iſts wohl Zeit, daß wir ihr etwas lernen laſſen. Sie war es zufrieden. Ich überlegte nun, wie ich den Unterricht einrichten wollte. Da ich aber den andern Tag nach Hauſe kam, ſo hatte ihn meine Frau ſchon angefangen. Sie wollte mir eine unvermuthete Freude machen, und, da ich mich eben zu Tiſche ſetzen wollte, fieng Friederickchen an zu beten: **Das Blut Jeſu Chriſti, des Sohnes Gottes, macht uns rein von allen Sünden.** Daß nun meine Frau gleich ſo willig geweſen war, meinen Willen zu thun, das machte mir große Freude; aber die Art, wie ſie es angefangen hatte, wollte mir gar nicht gefallen.

Bey Tiſche ließ ich mir weiter nichts merken. Sobald ich aber mit meiner Frau allein war, nahm ich ſie bey der Hand und ſagte: liebes Rebeckchen, du meynſt es herzlich damit gut, daß du Friederickchen den ſchönen Spruch gelehret haſt. Aber ich glaube, er iſt noch viel zu ſchwer für ſie. Meiner Meynung nach verſteht ſie ihn gar nicht. Da lachte Rebeckchen, und ſagte: ſieh doch unſer Kind nicht für gar zu einfältig an. Ich habe ja den Vers ſchon hergeſagt, da ich eben ſo klein, wie Friederickchen, war.

Ja, antwortete ich, herſagen und verſtehen iſt zweyerley. Ich will einmal die Probe machen, und Friederickchen über dieſen Spruch examiniren. Sie mußte hereinkommen, und ich fragte ſie, wer denn der Herr JeſusChriſtus wäre? Was einSohn? was der Sohn Gottes ſey? Was ſie durch die Sünde verſtehe? Wie uns das Blut Jeſu Chriſti eigentlich von Sünden reinige? Da gab das Mädchen lauter Antworten, die ſo albern waren, daß ich ſie nicht nachſagen mag, weil ich nicht gern mit heiligen Sachen ein Geſpötte treibe.

Rebeckchen wurde roth, und befahl, daß Friederickchen, wieder weggehen ſollte. Denn darinne waren wir einig, daß die Kinder nicht zuhören mußten, wenn die Eltern ſich über ihren Unterricht und und ihre Erziehung mit einander beredeten. Sobald ſie weggegangen war, ſo ſagte meine Frau, wenn du ſo klug biſt, ſo erkläre doch dem Mädchen den Spruch.

Das wollte ich gerne thun, war meine Antwort, wenn ich es nur könnte. Das Kind iſt aber noch zu jung, es verſteht nicht, was ich ſage. Wie iſt es denn möglich, daß ich einem ſo kleinen Kinde begreiflich mache, was der Sohn Gottes ſey!

Soll denn unſer Kind, fuhr meine Frau fort, ein Heyde oder Türke werden, und nichts lernen?

Das iſt meine Meynung gar nicht, antwortete ich. Das Kind darf aber, wie ich glaube, gar nichts lernen, als was es verſteht.

Was ſoll es denn da eigentlich lernen? fragte meine Frau weiter.

Das will ich dir nächſtens ſagen, antwortete ich.

Was ich ihr aber eigentlich ſagen ſollte, das wußte ich wirklich ſelbſt nicht. Ich ſann hin und her; las alle Bücher durch, die ich beſaß, fand aber nirgends, was man ein ſechsjähriges Kind lehren müſſe. Das fuhr mir durch den Kopf, und griff mich ſo ſtark an, daß ich einmal eine ganze Nacht nicht ſchlafen konnte.

Was hatte ich zu thun? Den nächſten Morgen gieng ich zu unſern Herrn Pfarrer, und trug ihm den Caſus vor. Sagen Sie mir, ſprach ich, ehrwürdiger Herr, habe ich Recht, oder habe ich Unrecht?

recht? ich glaube, mein Kind verſteht dieſen und die mehreſten andern Sprüche noch gar nicht.

Er zuckte die Achſeln und ſagte: Recht magſt du wohl haben — aber — ich kann es nicht ändern. Weißt du was, ich habe geleſen, daß man in Schnepfenthal ſechsjährige Kinder ſo unterrichte, daß ſie alles verſtünden. Wie wäre es, wenn du einmal einen Weg dran wagteſt, hingiengeſt, und zuhörteſt, wie da die Kinder unterrichtet würden?

Halt! dachte ich, das willſt du thun.

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

Kluge reiſt nach Schnepfenthal, und was er daſelbſt gelernet hat.

Den andern Morgen gieng ich alſo bald früh fort, immer nach Schnepfenthal zu. Um einen Bewerb dahin zu haben, nahm ich eine Mandel Eyer mit. Da ich ankam, ſtund eben ein kleines Bürſchchen vor dem Brunnen, ließ ein Glaß voll Waſſer laufen, und trank es halb aus, ſo vergnügt, wie wenn es Wein wäre.

Was hat er denn in ſeinem Kober? fragt es mich. Eyer, war meine Antwort, wenn ſie hier etwa welche kaufen wollen. Was koſtet denn die Mandel? fragte es weiter. Ich forderte wenig, und wurde ſie ſogleich los.

Während der Zeit, daß ich ſie verkaufte, verſammelten ſich noch etliche kleine um mich, und fragten mich alles aus, wo ich her wäre? wie ich hieße? ob ich eine Frau? ob ich Kinder hätte? auf einmal liefen ſie aber alle fort. Ich faßte den einen bey der Hand und fragte, wo es ſo geſchwinde hingehen ſollte? In die Lehrſtunde, antwortete er.

Was für eine Lehrſtunde, fragte ich weiter, haben ſie itzo? Naturgeſchichte, war ſeine Antwort, und nun lief er fort, und ließ ſich nicht länger halten.

Ich gieng ihm nach bis in die Stube, wo der Unterricht ertheilt werden ſollte, und fragte den Lehrer, ob ich nicht die Erlaubniß haben könnte, zuzuhören?

Gerne, war ſeine Antwort. Den Augenblick lief einer von den Kleinen fort, und ſtellte mir einen Stuhl hin, daß ich mich darauf ſetzen ſollte.

Da hörte ich denn freilich einen Unterricht, der mir ganz nagelneu war. Die Kinder, es waren die kleinſten, hatten gar kein Buch bey ſich, der Lehrer auch nicht. Dieſer ſagte, er wollte den Kindern heute etwas artiges zeigen, ſie müßten es aber errathen. Da riethen nun die Kinder hin und her, endlich brachten ſie es heraus, es wäre eine Taube!

Getroffen! ſagte der Lehrer, und brachte wirklich eine lebendige Taube hervor. Da lachten ſie alle, und ſchlugen in die Hände. Nun fieng er an, ſie über die Taube zu examiniren.

Ich will doch das Examen erzählen, ſo gut, als ich es gemerkt habe.

L. Das wäre alſo eine Taube. Unter welche Art von Thieren gehört ſie denn?

K. Unter die Vögel.

L. Unter die Vögel? Warum denn nicht unter die Fiſche?

K. Ei, weil ſie Flügel und Federn hat.

L. Giebt es denn, außer der Taube, noch mehrere Vögel?

K. O ja! Das Rothkehlchen, die Schwalbe, die Gans, der Storch, die Eule.

L. Und die wären alle Vögel? Warum denn?

K. Weil Sie alle Flügel und Federn haben.

L. Wenn alſo die Taube ein Vogel iſt, wie wird ſie ſich fortpflanzen?

K. Durch Eyer! Durch Eyer!

L. Richtig! Durch die Eyer. Giebt es denn, außer den Vögeln, noch andere Thiere, die ſich durch Eyer fortpflanzen?

K. O ja! Die Fiſche, die Fröſche, die Schnecken, die Käfer.

L. Gut. Könnt ihr es der Taube nicht etwa anſehen, wovon ſie ihre Nahrung hat? vermuthlich ſchwimmt ſie auf dem Waſſer herum und —

K. O nein! Wenn ſie auf dem Waſſer ihre Nahrung ſuchte, ſo hätte ſie gewiß von dem lieben Gott Schwimmfüße bekommen, wie die Gans und die Ente.

L. Da wird ſie wohl ins Waſſer baden, wie —

K. Aha! wie der Storch und die Fiſchreiher. Ja, wenn dieſes wäre, ſo müßte ſie auch wohl ſo lange Füße, wie dieſe Vögel haben.

L. Das iſt freilich wahr. Ich glaube alſo, ſie lebt von Vögeln und kleinen vierfüßigen Thieren, wie der Falke, die Eule u. d. g.

K. Da würde ſie mit ihrem kurzen weichen Schnabel und ihren Füßen, die keine Krallen haben, weit kommen. Von Körnern lebt ſie!

L. Das glaube ich auch. Iſt ſie wohl nützlich?

K. O ja! man ißt ihre Jungen.

L. Sonſt zu nichts?

K. Ich weiß es! mit dem Taubenmiſte düngt man die Wieſen.

Und nun gieng es immer weiter. Nun mußten die Kinder alle Theile der Taube, ihre Feinde hernennen, erzählen, was die Tauben für Schaden thäten, wie ſie ſich anbauten, wie vielerley Arten es gäbe. Am Ende mußten ſie eine Vergleichung, zwiſchen einer Taube und einer Kuh, anſtellen.

Ich rutſchte auf dem Stuhle hin und her, und es wurde mir Zeit und Weile lang, ehe ich wieder nach Hauſe kam. Das ſind doch, dachte ich, lauter Sachen, die du verſtehſt, und die du Friederickchen erklären kannſt. So etwas hören die Kinder auch gerne.

Ich dachte die Lehrſtunde wäre nun aus, aber ich hatte mich betrogen. Nun mußte erſt das älteſte Kind herleſen, was es von dem vorigen Tage gemerkt hatte. Es las folgendes: Die Weide kommt am beſten fort, an den Ufern der Bäche und Flüſſe. Man ſäet ſie nicht, ſondern pflanzt ſie auf folgende Art fort. Im März hauet man die ſtärkſten Zweige ab, und legt das untere Theil davon in ein kleines fließendes Waſſer, etwa vierzehn Tage lang. Hernach macht man an den Ufern der Bäche und Flüſſe

Löcher in die Erde, ſteckt den Weidenzweig hinein, und tritt die Erde feſte an. Die Weide iſt ſehr nützlich. Alle drey Jahre kann man ſie köpfen. Die Zweige kann man fortpflanzen, oder verbrennen. Die Böttcher machen davon Reife, und die Korbmacher flechten daraus allerley Körbe, Flechten und Horden. Auch freſſen die Schaafe die Zweige gern, die man im Herbſte abhauet und trocknet.

Läßt man den Weidenbaum groß werden, ſo kann man daraus Breter ſchneiden laſſen.

Wenn der Weidenbaum alt wird, ſo fängt er inwendig an zu faulen.

Sobald die Lehrſtunde geendigt war, bedankte ich mich bey dem Lehrer höflich, daß er mir hatte erlauben wollen, zuzuhören, wünſchte, daß doch auch Bauernkinder ſo unterrichtet werden möchten, und bedauerte, daß wir nicht Geld genug hätten, um ſie auch in ſo eine Erziehungsanſtalt ſchicken zu können.

Er lächelte und ſagte: iſt denn hierzu Geld nöthig? Habt ihr bey euch nicht ſo gut die Werke Gottes, als wie wir? habt ihr nicht ſo gut Verſtand und Augen, wie wir, um ſie zu betrachten? Warum betrachtet ihr ſie denn nicht? Warum zeigt ihr ſie nicht euern Kindern?

Ja, ſagte ich, wir haben die Einſichten nicht dazu.

Das glaube ich wohl, war ſeine Antwort, ich habe dieſe Einſichten ſonſt aber auch nicht gehabt. Was man nicht hat, muß man ſich zu erwerben ſuchen, man muß andere verſtändige Leute um Rath fragen, die Augen fein aufthun, wenn man auf dem Felde iſt, alles genau anſehen und beobachten, und bisweilen ein gutes Buch nachleſen.

Ich danke vielmals, ſagte ich, gieng fort und dachte, auf dem Wege, der Sache weiter nach.

Sieben und dreyßigſtes Kapitel.

Kluge kommt zu großer Ehre.

Da ich wieder zurück in mein Dorf kam, war das erſte, was ich hörete, dieſes, daß unſer alter Kircheninſpector geſtorben wäre.

Den folgenden Sonntag wurde ein neuer gewählt, und der, der gewählt wurde, war ich. Der Herr Pfarrer ließ mich zu ſich kommen, und machte es mir bekannt.

Ich wußte gar nicht, wie ich zu der Ehre kam, und wollte ſie anfänglich nicht annehmen, weil gar viele Männer im Dorfe ſich befanden, die älter und vornehmer wären, als ich. Der Herr Pfarrer verſicherte aber, (wenn ich es ſagen ſoll, wie es an ſich ſelbſt iſt) es wäre niemand im Dorfe, der ſich zu dieſem Amte beſſer ſchicke, als ich. Ich könne gut ſchreiben und rechnen, führte eine gute Ehe, gute Haushaltung, und lebte mit allen Menſchen verträglich. Solche Männer müßten Kircheninſpectoren werden. Kurz er ließ mich nicht eher von ſich, bis ich ihm verſprach, daß ich das Amt annehmen wollte.

Die nächſte Woche war Schulexamen, wobey ich zugegen ſeyn mußte. Oben ſaß der gnädige Herr, an der Seite der Herr Pfarrer, hernach folgte ich. Da mußten nun die Kinder alles herſagen, was ſie das halbe Jahr hindurch gelernet hatten. Da, dachte ich, kannſt du viel Gutes ſtiften.

Ich erinnerte mich an meinen vorigen Zuſtand, und an das, was mir der gnädige Herr ſagte; da ich noch die Schweine, Gänſe und Ziegen fütterte. Itzo, dachte ich, mußt du für ſo viele junge Menſchen ſorgen, hätteſt du die Zeit nicht gut angewendet, ſo müßteſt du vielleicht die Gänſe hüten. Die Thränen traten mir in die Augen, da ich es ſo recht bedachte.

Da das Examen zu Ende war, mußte ich mit dem Herrn Pfarrer, bey dem gnädigen Herrn, auf dem Schloſſe ſpeiſen, und er fragte mich, wie mir das Examen gefallen hätte? ob ich euch mit allem zufrieden wäre, was den Kindern gelehret würde?

Gnädiger Herr! war meine Antwort, führen ſie mich doch nicht in Verſuchung! Das verſtehen ſie ja alles beſſer, als ich.

Und wenn das auch wäre, antwortete er, ſo möchte ich doch gerne auch deine Meynung wiſſen.

Wenn Sie nun darauf beſtehen, war meine Antwort, ſo will ich Ihnen meine einfältige Meynung ſagen. Mir kommt es vor, als wenn die Kinder von dem mehreſten, was ſie lernen müſſen, wenig oder nichts verſtünden. Ich dächte, es wäre beſſer, wenn ſie erſt die Dinge kennen lernten, die auf der Erde, um ſie herum ſind, die ſie ſehen, hören und fühlen, können, als diejenigen, die im Himmel ſind, die man nicht ſehen, nicht hören, nicht fühlen, und gar nicht begreifen kann.

Sie lächelten beyde, da ich dieß ſagte. Der Herr Pfarrer drückte mir aber die Hand und ſagte: mein lieber Herr Inſpector! das alles hat der gnädige Herr ſchon lange gewußt, er hat aber dieſe Art des Unterrichts nicht einführen mögen, weil er beſorgte, die Nachbaren würden damit unzufrieden ſeyn.

Nun, da er ſo einen verſtändigen Herrn Inſpector hat, wird alles ſchon beſſer gehen.

Künftige Woche wollen wir dieſe Art des Unterrichts ſchon in die Schule einführen. Stehe er uns nur bey!

Wie er ſagte, ſo geſchahe es. Die nächſte Woche brachte der Herr Schulmeiſter, der auch ſchon zugeſtutzt (zubereitet) war, eine Henne mit in die Schule, und ſagte den Kindern alles, was er davon zu ſagen wußte. Sie ſpannten alle gewaltig auf, und freueten ſich darüber, daß ſie alles verſtunden, was ihnen geſagt wurde. Den folgenden Tag brachten die älteſten Kinder viele Blätter, die ſie damit beſchrieben hatten, was ihnen den Tag zuvor war gelehret worden. Nun gieng es immer weiter. Alle Tage wurde etwas neues aus der Natur gezeiget, bald ein Thier, bald ein Baum, bald eine andere Pflanze, oder ein Stein. Wußte der Herr Schulmeiſter nicht, was er vorzeigen ſollte, ſo hatte der gnädige Herr eine große Sammlung von Thieren, Pflanzen und Steinen. Daraus gab er ihm immer etwas zum Vorzeigen.

Sechs Wochen lang gieng das Ding recht gut. Hernach wurden aber die Nachbaren unruhig und ſagten, der Herr Pfarrer wollte eine neue Lehre einführen, und den alten Glauben abſchaffen. Sie droheten, ſie wollten die Kinder aus der Schule nehmen, und den Herrn Pfarrer im Oberconſiſtorium verklagen.

Ich wußte wohl, was der Grund von dieſem Lärmen war. Des Schulzens Sohn wäre gerne Kircheninſpector geworden. Da ihm dieß nun fehlſchlug, und ich bekam das Amt, ſo wurde er darüber neidiſch und boßhaft, und ſuchte mir und dem Herrn Pfarrer die ganze Gemeine auf den Hals zu hetzen.

Der Herr Pfarrer nun, der ein gar guter und ſanftmüthiger Herr war, hielt den folgenden Sonntag gar eine erbauliche Predigt, von der **Lehrart Jeſu Chriſti**. Er bemerkte, daß er bey ſeinem Unterrichte wenig oder keine Bücher gebraucht, ſondern ſeine Zuhörer immer auf die Werke Gottes, auf die Vögel unter dem Himmel, die Lilien auf dem Felde, die Sperlinge, Weinſtöcke u. d. g. hingewieſen hätte, daß ſie ſie betrachten ſollten. Man könne ja auch den lieben Gott nicht beſſer kennen lernen, als wenn man ſeine Werke fleißig betrachtete. Daher habe der liebe Gott den Kindern auch einen ſtarken Trieb eingepflanzt, ſich mit ſeinen Werken bekannt zu machen. Sie freueten ſich allemal, und höreten aufmerkſam zu, wenn man ihnen ein Thier, Blume, Pflanze zeigte, und ihnen davon etwas erzählte. Wenn man alſo die Kinder durch die Bekanntmachung mit der Natur zu Gott führete, ſo wäre dieß keine neue Lehre, ſondern die Lehrart Jeſu Chriſti.

Die Predigt ſchlug denn durch. Die Gemeine ließ ſich dieſe Lehrart gefallen, und in etlichen Jahren ſah man die Früchte davon. Die jungen Leute, die ſo waren unterrichtet worden, wurden alle klüger und gewitzter. Sonſt ſahen ſie das Feld an, wie die Kuh das neue Thor, alle Gewächſe, die ſie nicht eſſen konnten, nannten ſie Unkraut, die kleinen Thiere, die ſechs oder mehrere Füße hatten, hießen bey ihnen Geſchmeiß, und die harten Dinger, die auf dem Felde lagen, nannten ſie Steine.

Itzo wohnt aber eine ganz andre Art von Menſchen im Dorfe. Da iſt doch weit und breit nichts zu finden, das ſie nicht kennten, und nicht zu benutzen wüßten. Wenn ſie ſpatzieren gehen, ſo betrachten ſie alles, und freuen ſich darüber, und wiſſen ihren Kindern von jeder Sache etwas zu erzählen; Granit, Porphyr, Kalkſtein, Spat, Kieſel, Quarz, das alles wiſſen ſie auf ein Haar von einander zu unterſcheiden. Daher giebts auch weit und breit keine ſo wohlhabende Bauern, als bey uns. Denn weil ſie alles kennen, was um ſie iſt, ſo wiſſen ſie auch alles zu benutzen.

Wenn ſie itzo in der Schenke zuſammen kommen, und das Geſpräch kommt auf die vorigen Zeiten, ſo haben ſie ſelber oft ihren Spaß darüber, und ſagen: Waren wir ſonſt nicht einfältige Leute!

Wir ſaßen mitten in der Natur drinne, und kannten ſie nicht, und wußten nicht, was wir damit anfangen ſollten. Die Miſtjauche goſſen wir weg, das Graß ſchmiſſen wir in den Weg, das Land, das kein Getraide trug, ließen wir wüſte liegen, wenn wir eine Kröte ſahen, ſo liefen wir, wie wenn uns der Kopf brennte, und glaubten ſie beſchmeiße uns, ſahen wir ein Nordlicht, ſo meynten wir, es würde Krieg, und wenn wir einen Irrwiſch erblickten, ſo meynten wir der Teufel, Gott ſey bey uns, habe ſein Spiel damit. Die Kornwürmer und Maden fraßen uns bald die Haare vom Kopfe, und wir wußten immer nicht woher ſie kamen, und was man dagegen brauchen könne. War denn wohl ſonſt im ganzen Dorfe einer, der gewußt hätte, wie ſich die Ameiſſen, die Heuſchrecken, die Blatläuſe fortpflanzten?

Itzo, ſind wir doch viel geſcheuter.

Acht und dreyßigſtes Kapitel.

Ein Sterbebette.

Um dieſe Zeit wurde der gnädige Herr gefährlich krank. Sobald ich es hörete, lief ich auf das Schloß, um mich zu erkundigen, wie er ſich befände.

Da ich auf den Schloßhof trat, kam mir der Arzt entgegen, der ihn eben beſucht hatte. Meine erſte Frage, die ich an ihn that, war: wie befindet ſich der gnädige Herr? iſt Hoffnung da, daß er länger bey uns leben wird?

Der Arzt zuckte die Achſeln und ſagte: leider iſt keine Hoffnung da. Wahrſcheinlich iſt er morgen, um dieſe Zeit, nicht mehr bey uns.

Da heulte ich laut und ſagte, wie? meinen Wohlthäter, meinen Erretter, meinen Vater, ſoll ich verliehren?

Es iſt Gottes Schickung, antwortete er, und ich lief nach dem Schloſſe zu.

Am Thore kam mir der Herr Pfarrer entgegen, und ſagte: heute, lieber Kluge, gehe er nicht zum Herrn von Hellberg, er iſt ſchwach, ſehr ſchwach. Morgen aber, Vormittags, punkt zehn Uhr, ſey er auf dem Schloßhofe, und bringe Frau, Kinder und Enkel mit. Ich habe etwas veranſtaltet, um ſeinen Abſchied zu erleichtern.

Auf dem Wege erzählte er mir noch, daß der gnädige Herr gewaltig unruhig wäre, und glaube, er habe nicht Gutes genug auf der Erde gethan.

Den andern Tag fand ich mich nun, zu der beſtimmten Stunde, auf dem Schloſſe, mit der Frau, den Kindern, Schwiegerſöhnen, Schwiegertöchtern und Enkeln, ein. Der ganze Saal war ſchon voll, weil faſt die ganze Gemeine zuſammen war.

Was wird doch, dachte ich bey mir ſelbſt, das werden!

Der Herr Pfarrer trat unter uns, und ſagte ganz leiſe: itzo, lieben Kinder, ſeyd ganz ruhig! macht kein Geräuſch! Euer Vater, dem ihr, nächſt Gott, alle eure Glückſeligkeit zu danken habt, der liegt in den letzten Zügen. Ich möchte ihm gern ſeinen Abſchied von der Erde recht leicht und ſüße machen, und habe euch deswegen hieher beſtellt, daß er mit ſeinen brechenden Augen alle das Gute noch einmal überſehen möchte, das er auf der Erde geſtiftet hat. Seyd ruhig Kinder, ich bitte euch!

Nun ſtellte er uns alle in Ordnung! Mich und meine Familie oben an, die ſich damals auf zwanzig Perſonen belief.

Er gieng nun fort. Bald höreten wir aber, daß er anfieng, in dem Zimmer, wo der gnädige Herr lag, das Clavier zu ſpielen, und mit einigen Kindern folgende Verſe zu ſingen:

Hilf, daß wir unſre Lebenszeit,
Nach deinem Willen, Gott, anwenden,
Dann mehrt, mit jedem Tage, ſich,
Des Guten Summe, das wir ſtiften.

Dann ſehen wir, mit Freudigkeit,
Zurück auf unſer Erdenleben,
Wann deine Vaterliebe winkt,
Zu dir, zu dir, empor zu ſteigen.

Die Gruft, die unſern Leib umſchließt,
Netzt dankbar dann des Frommen Thräne,
Der uns ſein Heil dankt, und dein Lohn
Erwartet uns vor deinem Throne.

In meinem Leben vergeſſe ich den Auftritt nicht, den ich damals ſahe.

Sobald es an die Zeilen kam:

Dann ſehen wir, mit Freudigkeit,
Zurück auf unſer Erdenleben,

thaten ſich die Thüren von des gnädigen Herrn Zimmer auf, und er ſahe gegen hundert große und kleine Menſchen vor ſich, die ihm alle ihre Glückſeligkeit verdankten. Allen ſtunden die Thränen in den Augen.

Da es aber an die Zeilen kam:

Die Gruft, die unſern Leib umſchließt, netzt dankbar dann des Frommen Thräne,

Fiengen wir alle an erſt zu ſchluchzen, hernach aber ſo laut zu weinen, daß man das Singen kaum noch hören konnte. Der gnädige Herr hielt die Hände in die Höhe, ſchlug ſie zuſammen, und ſahe nach dem Himmel zu. Hernach winkte er uns, daß wir zu ſeinem Bette kommen ſollten. Wir traten alle ſchluchzend hinzu.

Dann ließ er ſich durch den Herrn Pfarrer, das Kiſſen unterlegen, daß er ſitzen konnte, und hielt zu uns, mit ſchwacher Stimme, folgende Rede:

„Lieben Kinder! ich habe nun 65 Jahre auf der Erde gelebt — davon habe ich viele Tage in meiner Jugend, mit Müßiggang und Ausſchweifungen zugebracht. Da ich aber älter und verſtändiger wurde, fieng ich an meine Zeit beſſer anzuwenden, ich arbeitete fleißig, und gab mir Mühe, euch, lieben Kinder, verſtändiger und beſſer zu machen. Das iſt mir nun gelungen. Vor 40 Jahren war, wie ihr wohl wißt, dieß Dorf das elendeſte in Deutſchland, Bettler, rohe böſe Menſchen wohnten drinne. Nun ſehe ich ſo viele gute, verſtändige, zufriedne Menſchen vor mir, die alle ihr gutes Auskommen haben. Daran habe ich ſchon in meinem Leben meine Freude gehabt! Alle mein Geld und Gut machte mir nicht ſo viel Freude, als ein guter Mann, oder eine gute Frau, die ich hatte erziehen laſſen, oder mit gutem Rathe unterſtützet. Aber noch mehr Freude fühle ich itzo, da ich von der Erde abgehe! Wo ſind die Tage, die ich bey der Charte, oder bey dem Weinglaſe zubrachte? Ach! ſie ſind verlohren! ewig verlohren! Die Stunden hingegen, die ich recht gut anwendete, die tragen itzo Frucht, recht ſüße Frucht. Ich kann nichts mehr genießen — die Aprikoſen kann ich nicht einmahl mehr ſchlucken, die hier neben mir ſtehen. Aber das labt, ſo viele gute Menſchen zu ſehen, die mich lieb haben, und — kurz und gut lieben Kinder lebt wohl, und verſprecht es mir, daß ihr eure Zeit auch recht gut anwenden wollt, damit wir in einer beſſern Welt wieder zuſammen kommen!

Da trat nun alles herbey und reichte ihm die Hand und dankte. Einer rief: Gott vergelte es ihm in der Ewigkeit, ich war ein lüderlicher Menſch — er hat mich gebeſſert! Ach rief eine Frau er hat den Himmel an mir verdient. Er hat in meinem Hauſe Frieden geſtiftet, er hat meine Kinder vom Tode gerettet! Ich trat mit meinem ganzen Heerdchen zu ihm, faßte ſeine Hand und ſagte! Viel Worte kann ich nicht machen, aber — bedenken Sie nur, ich war ein Betteljunge, da ich zu Ihnen kam, und nun ſehen ſie nur, die vielen braven Leute, die um mich ſtehen! die mich alle Vater nennen!

Er konnte es nicht länger aushalten, winkte mit der Hand, daß wir ihn verlaſſen möchten. Wir giengen fort, und hörten nach ein Paar Stunden, daß er verſchieden ſey.

Hatte ich meine Zeit vorher gut angewendet, ſo that ich es itzo noch mehr. Da ich nach Hauſe kam, verſammlete ich meine ganze Familie um mich und ſagte: lieben Kinder! ihr habt itzo mit euern eignen Augen geſehen, was Menſchen Leben iſt. Der gnädige Herr hat nun ſo vieles Geld und Gut gehabt! was hilfts ihm? weder Eſſen noch Trinken ſchmeckt ihm mehr! Sein Haus, ſeine Aecker, ſeine Gärten, ſeine Uhren, ſeine Bilder, ſein Münzkabinet, alles muß er zurück laſſen. Aber das Gute, das er bey unſerer Gemeine geſtiftet hat, das erquickt ihn noch. Und wenn wir einmal zu ihm kommen, ſo werden wir ihm alle noch für das Gute danken, das wir von ihm gelernet haben.

Ich dächte alſo, lieben Kinder, wir nähmen uns vor, auch ſo viel Gutes zu ſtiften, als uns möglich iſt, damit wir auch einmal einen ſanften Tod hätten, und von der Welt etwas mit hinweg brächten.

Ja! riefen alle, lieber Vater, das wollen wir thun.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Ein ſchönes Leichenbegängniß.

Der gnädige Herr hatte bey ſeinem Leben die Verordnung gemacht, daß kein Todter eher begraben werden durfte, als den dritten Tag nach ſeinem Ableben, oder wenn er zu riechen anfieng. Er hatte auch auf den Kirchhof ein Gewölbe bauen laſſen, wohin die todten Körper ſo lange geſetzt, und unterſucht werden mußten, bis man es gewiß wußte, daß ſie wirklich tod wären. Wir hatten nämlich einmal ein artiges Mädchen von 20 Jahren begraben, das an einem hitzigen Fieber geſtorben ſeyn ſollte. Den andern Tag gieng das Geſpräch im Dorfe, das Mädchen ſpuke, man hätte gehört, daß es im Sarge gepocht habe. Das Geſpräch kam auch bis zu den Ohren des gnädigen Herrn, der ließ das Grab ſogleich öffnen. Ei du barmherziger Gott! was hatten wir da für einen Anblick! Das Mädchen lag auf dem Bauche, und hatte ſich vor Angſt das ganze Geſichte zerkratzt. Alle Nachbaren ſtunden wie verſteinert da. Dem gnädigen Herrn ſtunden die Thränen in den Augen, und auch der härteſte Mann konnte ſich des Weinens nicht enthalten. Die Mutter des Mädchens fiel in Ohnmacht, und der Vater wollte ſich alle Haare aus dem Kopfe rauſen.

Was hilft das Wehklagen nun, ſagte der gnädige Herr, wir können das arme Mädchen doch nicht wieder lebendig machen. Aber, lieben Nachbaren, ihr könnt an dieſem ſchrecklichen Exempel ſehen, was noch bey euch für böſe Gewohnheiten herrſchen, die ihr euch durchaus nicht wollt nehmen laſſen. Wenn man etwas verbeſſern will, ſo ſprecht ihr immer, das thun wir nicht, es iſt bey uns einmal der Gebrauch und das Herkommen ſo, unſere Väter und Großväter habens ſo gehalten, und die waren doch auch keine Narren. Da ſeht ihr es ja mit euern eignen Augen, was dabey heraus kommt, wenn man zu ſehr über das alte Herkommen hält. Es iſt nun bey euch der Gebrauch und das alte Herkommen, und eure Väter und Großväter haben es ſo gehalten, daß die Leute, die tod ſchienen, gleich nach 24 Stunden unter die Erde gebracht wurden. Wie mancher wird da ſeyn lebendig begraben worden; wie manches ſein Vater oder Großvater wird in der Erde gepocht, gekratzt und nach ſeinen Kindern geſeufzt haben, bis er noch einmal ſterben mußte!

Wollen wir es denn nun bey dem alten Herkommen laſſen?

Ach nein, nein lieber gnädiger Herr, riefen alle, um Gottes Willen ſchaffen Sie doch das alte Herkommen ab. Gut, ſagte er, und ließ ſogleich das Gewölbe auf den Gottesacker bauen, und machte die Verordnung, daß die Körper, die man für tod hielt, erſt ein Paar Tage darinne ſtehen ſollten, ehe ſie unter die Erde gebracht würden.

Mit dem Körper des gnädigen Herrn wurde es nun eben ſo gehalten.

Den dritten Tag wurde er grün um die Augen und fieng an zu riechen, deswegen wurde er nun zu ſeiner Ruheſtatt gebracht, und zwar — in ſeinen Garten, weil er es ausdrücklich verordnet hatte, daß man ihn nicht in die Kirche begraben ſollte, damit die Dünſte, die aus dem Grabe aufſteigen, nicht den Lebendigen ſchaden möchten, ſondern im

Garten in ein Grab, das er ſchon bey ſeinen Lebzeiten hatte zu rechte machen laſſen.

Er hatte ein gewaltig ſchönes Leichen Begängniß. Erſt hielt ihm der Herr Pfarrer eine Predigt, wozu der Text war: **Laſſet uns gutes thun, und nicht müde werden, denn zu ſeiner Zeit werden wir auch erndten ohne aufhören.** Hernach folgte die ganze Gemeine, Alt und Jung, Groß und Klein dem Sarge nach bis ans Grab. Da hielt ihm alles, was reden konnte, eine Leichenrede, denn jedes rühmte und lobte, was er in der Gemeine Gutes geſtiftet habe.

Ich ſagte nichts, weil ich nicht wußte, wo ich mit Loben anfangen ſollte.

Da der Leichnam eingeſenkt und das Grab zugeſcharret war, trat der Herr Pfarrer auf das Grab, und holte eine Schrift heraus, die verſiegelt war. Er hielt ſie in die Höhe, winkte, daß wir ſtille ſeyn ſollten, hernach erbrach er ſie, und las ſie uns vor. Sie war von dem gnädigen Herrn ſelbſt aufgeſetzt, und lautete folgendermaßen:

„Lieben Nachbaren! Es iſt bisher der Gebrauch und das alte Herkommen geweſen, daß, wenn jemand von der Erde gieng, ſeine Anverwandten ſchwarze Kleider anzogen, und ihn damit betrauerten. Dieß koſtete nun viel Geld, und half doch niemanden etwas. Ich habe deswegen meiner Familie verordnet, daß ſie mich nicht mit ſchwarzen Kleidern und Flor betrauern ſolle; wenn es ihr leid wäre, daß mich Gott von ihr gerufen hätte: ſo ſolle ſie mich in ihrem Herzen betrauern. Weil nun meine Familie dadurch wenigſtens 1000 Thaler erſparet: ſo will ich euch dieſe 1000 Thaler ſchenken, doch mit der Bedingung, daß ihr davon einen Gaſthof erbauet, und einen ehrlichen Mann hineinſetzet, der dafür ſorget, daß die Reiſenden, für billige Bezahlung, gut aufgenommen und bewirthet werden, und, wenn ſie ermüdet ankommen, wenigſtens ein reinliches Lager, gut ausgebackenes Brod, gutes helles Bier, Butter, Käſe und wohlzubereitetes geräuchertes, oder eingepökeltes Fleiſch finden. Das wird euch ſehr nützlich ſeyn, die Reiſenden werden gern bey euch einkehren, und euch ſegnen. Und es geht uns wohl, wenn uns Menſchen ſegnen, denen wir Gutes gethan haben. —

Lebt wohl, lieben Nachbaren, und behaltet mich lieb! Wenn ihr das Holz ſchlagen laßt, daß ich vor vierzig Jahren habe anſäen laſſen, ſo vergeßt doch den böſen Weg nicht, im Rittersheimer Grunde, und beſſert ihn aus, damit die Fuhrleute nicht über euch ſeufzen. Auch wünſchte ich, daß ihr, ſobald ihr etwas Geld übrig habt, in wohlfeilen Zeiten einen Vorrath von Roggen einkauftet, damit ihr, wenn Theurung eintritt, ihn wieder, um billigen Preis, an eure armen Mitnachbaren verkaufen könntet. Auch dafür werden ſie euch ſegnen

nen, Und Segen der Mitmenſchen iſt ſo gut! Lebt wohl und ſegnet mich auch, wenn ihr glaubt, daß ich es um euch verdient habe. Ich bin

Euer Freund
Friedrich von Heilberg.

Den hat er verdient, rief der Schulze aus, unſern Segen hat er verdient, riefen alle. Ewig gehe es ihm wohl, dem lieben guten Herrn von Heilberg! Und nun giengen wir nach Hauſe, und trockneten die Augen.

Da ich ſo in tiefen Gedanken gieng, rief jemand hinter mir: Nachbar Kluge! Nachbar Kluge! Ich drehete mich um, da war es des Schulzens Sohn, der haſtig nach mir zulief. Nu, dachte ich was will denn dieſer? er hatte mir gar vielen Verdruß gemacht.

Nachbar Kluge! ſagte er, wie hat euch des Herrn Pfarrers Leichenpredigt gefallen?

Herrlich! war meine Antwort.

Mir auch, fuhr er fort; aber noch beſſer das Lob, das ihm die Nachbaren ertheilten. Es iſt doch gar zu hübſch, (indem er die Augen wiſchte), wenn man eine gute Nachrede hinterläßt. Nachbar Kluge! (indem er mir die Hand reichte) ich habe euch vielen Verdruß gemacht, vergebt mir es! es ſoll nicht mehr geſchehen! wir wiſſen ja nicht, wie

lan-

lange wir bey einander leben. Ich möchte ſo gern euch eine gute Nachrede haben!

Hier iſt meine Hand! ſagte ich, ich bin kein Freund von Zank und Streit.

Nun, (indem er mir die Hand druckte) da ſollt ihr auch ſehen, wie gut ich es mit euch meyne. Ich will nun thun, alles, was mir möglich iſt, daß des gnädigen Herrn Wille geſchehe. Ich will mit meinem Vater drüber ſprechen, der Gaſthof ſoll hingeſtellet, der Weg ausgebeſſert, und der Roggen eingekauft werden.

Es gilt ſchon ſagte ich.

Dreyſigſtes Kapitel.

Dem Herrn von Heilberg werden Denkmähler errichtet.

Den nämlichen Abend gieng ich noch zum Herrn Pfarrer, und erzählte ihm, was mir des Schulzens Sohn geſagt hatte. Er ſchlug die Hände zuſammen, und ſagte, das iſt mir ja herzlich lieb, ſo ſtiftet ja der gnädige Herr mit der Stunde, die er zur Aufſetzung ſeines letzten Willens anwendete, noch im Grabe Gutes.

Den folgenden Tag ließ er den Schulzen, ſeinen Sohn und mich, zu ſich kommen, und überlegte die Sache, wegen Erbauung des Gaſthofs. Der Schulze und ſein Sohn giengen alle Vorſchläge ein, die der Herr Pfarrer that.

Schon die nächſte Woche wurde dazu Anſtalt gemacht. Die gnädige Frau ließ uns Steine und Holz umſonſt verabfolgen, die Nachbaren fuhren beydes, ohne Bezahlung, herbey, und — wer keine Pferde, oder Ochſen hatte, verrichtete, bey dem Baue, allerley Handarbeit, ohne einen Pfennig dafür zu verlangen. Gegen Martini ſtund ein Gaſthöfchen da, das weit und breit ſeines Gleichen ſuchte.

Da es errichtet wurde, hielt der Zimmermann eine Rede in Verſen, die der Herr Pfarrer gemacht hatte, und die allen Leuten wohl gefiel. Des Abends hielten die jungen Leute einen Tanz, die verſtändigſten von den Nachbaren wurden aber zum Herrn Pfarrer berufen. Da wurde nun überlegt: erſtlich wer Gaſtwirth werden, zweytens wer die Aufſicht über den Gaſthof haben, drittens was er für einen Nahmen führen ſollte.

Der Herr Pfarrer war der Meynung, wir müßten vor allen Dingen darauf ſehen, daß über die Wirthſchaft im neuen Gaſthofe recht gute Aufſicht geführet, und der Wirth dazu angehalten würde, daß er Zimmer, Tiſchzeug, und Bettzeug, recht reinlich hielte, daß er immer gute, unverdorbene Nahrungsmittel vorräthig hätte, auch müße ihm alle halbe Jahre eine Taxe gemacht werden, wie viel er für jede Portion Eſſen, für jede Kanne Bier, für jede Nacht, Schlafgeld, u. ſ. w. fordern dürfe. Er meynte es wäre nicht erlaubt, wann

Reiſende in eine Herberge ſchmachtend und abgemattet ankämen, und da in ein Loch gewieſen würden, das eher einem Sauſtalle, als einer Herberge für Menſchen, ähnlich ſähe; wenn die Bette unreinlich wären, und ſie beſorgen müßten, darinne Ungeziefer und garſtige Krankheiten aufzuleſen; wenn ſie ihren Biſſen, und ihren Trunk mit Ekel genießen müßten. Auch wäre es nicht erlaubt, wenn eine Gemeine einen Wirth duldete, der ein halber Räuber wäre, und die Fremden um ihr Geld prelle, wie er nur ſelbſt wolle.

So etwas bringe einer Gemeine weder Ehre noch Segen.

Darauf wurden des Schulzens Sohn, und ich zu Aufſehern erwählet.

Zum Wirthe wurde mein Sebaſtian beſtimmt, der kurz zuvor eine von meinen Töchtern geheyrathet hatte.

Nun disputirten wir, was der neue Gaſthof für einen Namen bekommen ſollte. Einer hatte dieſen, der andere einen andern Einfall, endlich ſagte ich, wenn es mir erlaubt iſt, ſo will ich meine Meynung auch vorbringen. Ich bin in einigen Städten geweſen, wo die Gaſthöfe ihren Namen von regierenden Herren hatten. Gieng es nicht an, daß wir den unſrigen von dem gnädigen Herrn benennten? Er iſt doch Stifter davon.

Sie ſtimmten mir alle bey, und der Gaſthof hieß — zum Heilberge. Die folgende Woche zog mein Schwiegerſohn hinein, und, da er und meine Tochter, durch gute Anwendung ihrer Zeit, ſich etliche hundert Thaler erworben hatten, ſo konnte er ſich leicht alles anſchaffen, was zu einer guten Wirthſchaft erforderlich iſt.

Ich gieng unterdeſſen nach Jena, Weimar, Erfurt, Neu-Diedendorf und Gotha, in die beſten Gaſthöfe, und erkundigte mich da nach allem umſtändlich. In allen Orten nahm ich mir das Beſte heraus, und wir legten eine Wirthſchaft an, die ſo ſeyn mußte. Wir kriegten ſchon im erſten Jahre ſo vielen Zuſpruch von Fremden, daß wir ſie oft nicht alle logiren konnten und ſie waren mit unſerer Wirthſchaft, und dem Gelde, das ſie zahlen mußten, immer ſo zufrieden, daß ſie uns weit und breit lobten.

Dabey befanden wir uns nun alle wohl. Mein Schwiegerſohn wurde in ſeinem Gaſthofe ein wohlhabender Mann, und die Gemeine, die ſonſt kaum zwanzig Gulden von ihrem elenden Neſte hatte, bekam itzo eine beträchtliche Einnahme.

Da mein Schwiegerſohn das erſtemal ſeinen Pacht bezahlte, that der Herr Pfarrer den Vorſchlag, es wäre doch wohl gut, daß wir des gnädigen Herrn Willen thäten, und anfiengen, die Wege zu verbeſſern.' Da wir ihm doch die ſchöne Einnahme ihm zu danken hätten, ſo wäre es ja wohl billig, daß wir, wenigſtens einen Theil davon da zu anwendeten.

Die Nachbaren waren es alle zufrieden. Alle Jahre machten wir ein Stück Weg beſſer, fülleten es mit Steinen aus und erhöheten es, machten an die Seiten Gräben, und ſetzten daran Obſtbäume. Dadurch bekam unſere ganze Gegend ein anderes Anſehen. Sonſt hieß ſie immer das wüſte Arabien, itzo nennt man ſie klein Kanaan. Die Obſtbäume tragen der Gemeine auch, wenn das Obſt gut anſchlägt, etwas beträchtliches ein. Itzo beträgt dieß Geld ſowohl, als alles andere, was noch einkommt, jährlich zwiſchen drey bis fünf hundert Thaler. Was wir vom Straßenbaue und Ausbeſſerung der öffentlichen Gebäude übrig behalten, das ſammeln wir.

Es iſt nun die Frage noch, wozu es ſoll angewendet werden. Verſchiedene Nachbaren ſind der Meynung, wir ſollten es auf Zinſen verleihen. Ich habe aber dagegen mit Händen und Füßen geſtritten. Laßt uns, habe ich immer geſagt, dafür ſorgen, daß unſere Nachbaren verſtändiger nnd beſſer werden, und nicht mehr in Sorgen und Kummer leben dürfen, ſo bekommen wir Kapitale, die mehr Zinſen eintragen, als die Gelder, die wir ausleihen. Wäre es denn nicht gut, wenn wir jedes neue Ehepaar ausſtatteten, und ihm, wenn es arm iſt, ein Hüttchen, oder außerdem ſonſt eine hübſche Mitgabe gäben; wenn wir jedem Vater, der ein Kind taufen läßt, ein Geſchenk machten, daß er dafür ſchadlos gehalten würde, daß ſeine Frau, ſo lange ſie in den Wochen liegt, ihm nicht beyſtehen kann? Daß wir die alten Männer und Weiber, die wenig oder nichts arbeiten können, unterſtützten? Daß wir die Kinder, die ihre Väter zu früh verliehren, erziehen ließen?

Die Sache findet noch gewaltigen Widerſpruch, ich hoffe aber doch, daß ich ſie durchſetzen will, weil mir der junge Herr von Heilberg ſowohl, als der Herr Pfarrer, beyſteht.

Mit Anlegung des Kornmagazins iſt auch alles in Ordnung gekommen. Wir ließen das Holz ſchlagen, das der gnädige Herr auf einem wüſten Flecke hatte anſäen laſſen, und löſeten daraus hundert Thaler. Dafür kauften wir, weil das Getraide eben ſehr wohlfeil war, Roggen ein, und ſchütteten ihn auf den Boden, den wir dazu in dem neuen Gaſthofe hatten anlegen laſſen. Sobald nun das Getraide ſehr hoch im Preiße ſteigt, ſo verkaufen wir es etwas wohlfeiler, aber doch auch etwas theurer, als es uns zu ſtehen gekommen iſt, an unſere armen Nachbaren. Dadurch haben wir ſchon gewaltig viel Gutes geſtiftet, und eine Menge ehrliche Leute aus ihrem Kummer geriſſen.

Wenn ich nun zurück denke, wie es ſonſt mit mir, und mit der hieſigen Gemeine ſtund, ſo habe ich mannichmal meine Freude drüber. Auf meinem Geburtstage, den ich allemal mit meinen Kindern, Schwiegerſöhnen, Schwiegertöchtern und Enkeln feyere, iſt das immer mein liebſter Discurs, daß ich wieder auf die alten Zeiten zu reden komme.

„Lieben Kinder, ſage ich gemeiniglich, es iſt doch itzo weit beſſer, als ſonſten. Sonſt war ich ein armer Betteljunge, und unſere ganze Gemeine war dem Bettelſtabe nahe. Itzo habe ich nicht nur mein gutes Auskommen, ſondern ihr alle; und in der ganzen Gemeine findet man keinen Armen mehr, der Noth leidet.

Sonſt wurde unſer Dorf, von allen, die hierher kamen, verwünſchet, wegen der abſcheulichen Wege, des ſchlechten Gaſthofs und der Betteley der Einwohner, itzo lacht jedem das Herze im Leibe, der hierher kommt. Und wodurch haben wir das alles zu Stande gebracht? Durch nichts, als durch Nachdenken, und durch gute Anwendung unſerer Lebenszeit. Merkt es, lieben Kinder, und denkt dran, wenn ich nicht mehr bey euch bin.

Fallt dem Fürſten nicht immer mit Suppliken beſchwerlich, ſondern denkt nach, wie ihr euch ſelbſt helfen wollt. Sorgt nicht dafür, daß ihr euern Kindern Schätze ſammelt, ſondern wendet eure Zeit gut an, und gewöhnt eure Kinder dazu, daß ſie ſie auch gut anwenden. Hütet euch vor Faullenzen, Sauſen und Spielen!

In einer Stunde, die ein anderer mit dem Chartenſpiel zubringt, kann ein vernünftiger Menſch gar viel Gutes ſtiften. Meine Meynung iſt nun nicht, als wenn der Menſch gar nicht ruhen, ſich gar kein Vergnügen erlauben ſolle. Denn dabey kömmt wieder nichts heraus. Ich habe Leute gekannt, die waren auf die Arbeit ſo erpicht, daß ſie ſich kaum ein Paar Stunden Schlaf erlaubten. Aber was wurde daraus? am Ende wurden ſie krank und kraftlos, und konnten gar nichts mehr arbeiten. Auch habe ich Leute gekannt, die beſtändig in ihren Stuben ſteckten, und gar kein Vergnügen genießen wollten; die wurden am Ende ſo verdrüßlich, daß ſie ſich über die Fliege an der Wand ärgerten. Und was hilft mir denn ein Leben, das ich in beſtändigem Verdruſſe und Aergerniſſe zubringe?

Nein die Stunden der Nacht, die man mit Schlafen zubringt, ſind auch gut angewendet, denn ſie ſtärken den Körper, daß er hernach deſto mehr arbeiten kann, und, wenn man ſich bisweilen eine Veränderung und Luſtbarkeit macht, ſo iſt das auch gut, denn es macht den Menſchen aufgeräumt, und wenn man aufgeräumt iſt, ſo geht alles, es heiße, wie es wolle, beſſer von ſtatten, als wenn man den

Kopf voll Kummer und Grillen hat. Nur, lieben Kinder, hütet euch vor den Chartenſpielen. Das iſt weder fürs Warme noch fürs Kalte. Es giebt dem Körper keine Bewegnng, und macht der Seele keine Freude, und bringt den Menſchen um Zeit und Geld.

Daß ich euch um mich ſehe, daß ihr alle ſo geſund, ſo vergnügt ſeyd, alle euer gutes Auskommen habt, das habe ich alles der guten Anwendung meiner Zeit zu danken. Ich habe geſäet, nun Gott ſey Lob und Dank! itzo habe ich die Erndte, eine ſchöne Erndte! Es trifft da recht ein, was unſer Herr Pfarrer immer predigt: **Laſſet uns Gutes thun und nicht müde werden, denn zu ſeiner Zeit werden wir auch erndten ohne Aufhören!**

* * *

Conſtants

curioſe Lebensgeſchichte

15, F. 1526

und

ſonderbare Fatalitäten.

Ein Buch

fürs Volk

beſonders für

Handwerksburſche

von

C. G. Salzmann.

Erſter Theil.

Mit Bildern.

Leipzig,
bey Siegfried Lebrecht Cruſius.
1791.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Vorbericht.

Der Handwerksmann iſt ein ſehr nützliches und unentbehrliches Mitglied in der menſchlichen Geſellſchaft. Was der Landmann durch ſeinen Fleiß der Erde abgewinnt, das verarbeitet er und macht es recht nutzbar, und was der Denker erfindet, das führt er aus. Faſt alles, was wir um uns ſehen, unſer Haus, Hausgeräthe, Kleidung, verdanken wir ſeinem Fleiße. Sollte alſo nicht jeder Rechtſchaffene wünſchen, daß dieſe ſo nützliche und unentbehrliche Claſſe der Menſchen für ihren Fleiß auch hinlänglich belohnet werde? daß ſie bey ihren, oft ſehr mühſamen, Geſchäften ihres Lebens auch ſich freuen könne? Dieß geſchieht aber leider nicht immer. Die Häuſer der Handwerksleute ſind oft Wohnungen des Elends, wo Sorge, Kummer, Dürftigkeit, Hunger und Krankheit regieren, und die Kinder diejenigen Jahre verſeufzen, in denen ſie hüpfen und ſpringen ſollten.

Der erſte Grund hievon liegt gar nicht in böſen Zeiten, noch in ſo etwas, ſondern vorzüglich in dem unvollkommnen Unterrichte, den ſie in der Jugend genoſſen. Sie lernten weder die Natur, noch die Geſchäfte des menſchlichen Lebens; nicht einmal ſich ſelbſt und die Beſchaffenheit ihres Körpers kennen. Iſts da wohl zu verwundern, wenn ſie ſich weder zu rathen noch zu helfen wiſſen?

Um dieſem Mangel etwas abzuhelfen, ſchrieb ich dieß Buch, welches bisher-ſtückweiſe **im Boten aus Thüringen**, abgedruckt war. Ich zweifle nicht, daß alle, die es mit Nachdenken leſen, daraus manches werden lernen können, das ihnen zur Verbeſſerung ihrer Umſtände dienlich iſt. Vorzüglich wünſche ich, daß es in die Hände der Handwerksburſche kommen und von ihnen recht fleißig geleſen werden möge, weil es dieſe vor manchen Schritten warnen wird, durch welche gewöhnlich die Handwerker ſich unglücklich machen.

Gott wird ohne Zweifel die Saamenkörner, die in dieſem Buche liegen, ſegnen, daß ſie in den Herzen der Leſer keimen und reichliche Früchte tragen. Schnepfenthal, den 14ten Merz, 1791.

C. G. Salzmann.
Director der Erziehungsanſtalt.

Erſtes Kapitel.

Welches von Conſtants Kindheit handelt.

Ich habe zwar keine großen Thaten gethan, und mein Name hat auch nicht in den Zeitungen geſtanden; durch beſondere Führungen Gottes bin ich aber aus großer Armuth und großem Elende ſo weit gebracht worden, daß ich nun mein gutes Auskommen habe, und im Stande bin, nicht nur mich und meine Familie zu ernähren, ſondern auch vielen andern Leuten Nahrung zu verſchaffen, und manches Gute im Stillen zu thun, davon ein ehrlicher Mann nicht gern öffentlich ſpricht.

Deswegen will ich meine Lebensbeſchreibung aufſetzen, weil ich glaube, daß darinnen manches vorkommen werde, daß junge Leute im Vertrauen auf Gott beſtärken, und ihnen zur Lehre dienen kann, wie ſie ſich in den vielen Nöthen, in welche der Menſch zu gerathen pflegt, ſelbſt helfen können.

Gebohren wurde ich in einem Städtchen, das ich Luchſenhauſen nennen will, weil ich gute Urſachen

Zweytes Kapitel.

Handelt von Conſtants jugendlichen Fatalitäten.

Da ich ausgelernt und die nöthigen Wanderjahre ausgehalten hatte, wollte ich in meinem Geburtsorte Meiſter werden, das gieng aber nicht, weil ſchon zu viele Meiſter da waren. Ich hatte mich in ein artiges Mädchen verliebt, ſie war mir auch nicht gram; da ich aber um ſie anhielt ſagte der Vater — lieber Conſtant, es iſt mir lieb, daß ihr auf meine Tochter eine ehrliche Abſicht habt, aber ich kann ſie euch nicht geben, ihr habt nichts, und das Mädchen hat nichts — wovon wollt ihr denn leben? ich gab ihm die beſten Wörterchen, half alles nichts. Louischen durfte nicht mehr mit mir ſprechen und mich nicht mehr ſehen. Darüber wurde ich melancholiſch, ſchnürte mein Bündelchen zuſammen und gieng wieder auf die Wanderſchaft.

In Fulda bekam ich Arbeit. Es währte aber nicht lange, ſo kriegte ich die Krätze, mein Meiſter wollte mich nicht länger leiden, und ich mußte wieder das Freye ſuchen.

Da gieng nun die Noth erſt recht an. Weil ich dieſe Plage, vor welcher der liebe Gott jeden Chriſtenmenſchen bewahren wolle, an mir hatte; ſo durfte ich auf keine Arbeit rechnen. Helfen konnte ich mir nicht.

Von einem Orte zum andern mußte ich betteln — die Kleider riſſen immer mehr ab — keinen neuen Faden konnte ich mir ſchaffen. In dieſer erbärmlichen Geſtalt kam ich vor **Mühlhauſen** an.

Ehe ich aber zum Thore hinein gieng, warf ich mich unter einem Baume hin, und war meines Lebens völlig überdrüſſig. Gott, ſagte ich, was iſt das für eine Welt! da muß ich ehrlicher Kerl wie ein Schurke liegen — kann mich vor keinem ehrlichen Menſchen mehr ſehen laſſen — wer mich ſieht, ſchlägt die Fenſter zu — wenn doch nur gleich ein recht tiefes Waſſer da wäre, daß ich hinein ſpringen könnte!

Da ich das ſo bey mir ſelber dachte, kam ein langer Mann gegangen, und bot mir einen guten Abend.

Guten Abend, Landsmann! ſagte er: habt ihr nicht ein Feuerzeug bey euch, daß ihr mir Feuer anſchlagen könnet? ich möchte gern meine Pfeife anſtecken.

Gehabt habe ich wohl ein Feuerzeug, antwortete ich verdrüßlich, aber ob ich es noch habe? weiß ich nicht, meine Taſchen ſind durchlöchert. Unterdeſſen fand ich das Feuerzeug doch, ſchlug Feuer an, und gab es ihm.

Indem er die Pfeife anſteckte, betrachtete er mich vom Kopfe an, bis auf die Füße, und ſagte endlich: wo logirt ihr Landsmann?

Weiß der Herr ein tiefes Waſſer? war meine Antwort, ſo ſage er es mir, da iſt für mich das beſte Logis.

Da logiret nur alleine, ſagte er, ich mag eurer Geſellſchafter nicht ſeyn. Aber warum wollt ihr ins Waſſer gehen?

Darum, antwortete ich, weil ich das Geld zum Nachtquartiere erſt muß zuſammen betteln, und hernach doch noch vom Glück zu ſagen habe, wenn ich, wie ein Hund auf Stroh gelegt werde.

Wenn ihr weiter keinen Kummer habt, war ſeine Antwort, ſo geht mit mir! ihr ſollt gut Quartier und ein gutes Abendeſſen haben, ohne daß ihr mir einen Heller bezahlt. Wenn es euch morgen nicht bey mir gefällt, ſo iſt es ja noch allemal Zeit ins Waſſer zu gehen. Was beſinnt ihr euch denn lange? Auf! kommt mit mir.

Ich ſtund auf und folgte ihm nach.

Da hatte ich nun ſeit vielen Wochen den erſten guten Abend wieder. Er brachte mich in ein gutes Wirthshaus, ließ mir Suppe, Braten, Kuchen und ein gutes Glas Bier geben. Das ſchmeckte nun mir, einem Menſchen, der ſeit vielen Wochen keinen ordentlich zubereiteten Biſſen genoſſen hatte, ganz vortreflich. Er ſchenkte mir fleißig ein, und ich trank ein Glas Bier nach dem andern aus. Nun, ſagte er, wollen wir auch eine Pfeife Toback mit einander rauchen.

Da ich geſtopft hatte, fieng er einen bedenklichen Discurs mit mir an. Wie kommt es Landsmann, ſagte er, daß ihr ſo weit herunter gekommen ſeyd?

Ich erzählte ihm meine ganze Geſchichte, wie ſie an ſich ſelbſt war.

Drittes Kapitel.

Conſtants curioſe Verwandlung in einen Rekruten.

Wißt ihr was, fuhr er fort, was ich thäte, wenn ich an eurer Stelle wäre? ich würde Soldat. Hat's denn Jemand auf der ganzen weiten Welt beſſer als der Soldat? Für nichts hat er zu ſorgen — ſein Brod hat er — wenn er bey die Bauern ins Quartier kommt, ſo müſſen ihm alle Töpfe offen ſtehen. Im Frieden hat er keine Arbeit, im Kriege giebts Beute — He was meynt ihr?

Ey meinetwegen, ſagte ich, wenn er mir Dienſte ſchaffen kann, ich nehme ſie heute noch an.

Dazu, fuhr er fort, kann Rath werden. Wie viel verlangt ihr Handgeld?

Zwey Dukaten, war meine Antwort. Hier ſind zwey Dukaten, ſagte er, ihr ſeyd mein Rekrute.

Da ich ſeit langen Zeiten keinen Dukaten geſehen hatte, ſo dachte ich die ganze Welt wäre meine, als ich ſie einſtrich. Ich trank auf des Kaiſers Geſundheit, denn der Werber war von den Kaiſerlichen, und legte mich hernach vergnügt auf die Streu.

Den andern Morgen, da ich aufwachte, giengen mir allerley Gedanken durch den Kopf. Ich konnte aber ihnen nicht nachhängen, weil der Werber in das Zimmer trat, und rief: auf Landsmann! macht euch fertig zum Marſche!

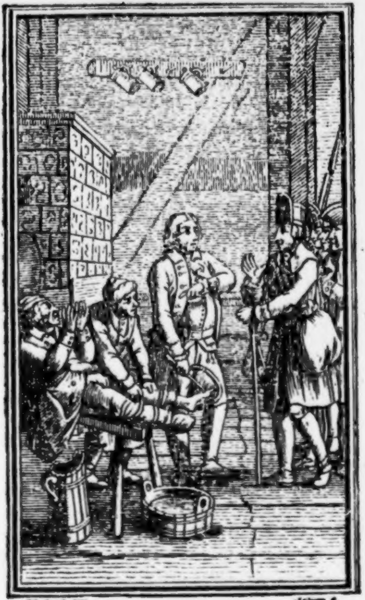
Ich ſprang alſo auf, bekam ein Stück Kuchen und ein Glas Brandewein, und wurde ſogleich mit 35 andern Rekruten weiter transportiret.

Das war eine ſonderbare Geſellſchaft! Handwerksburſche, Studenten, Bürger, Bauern, und abgeſetzte Schulmeiſter. Ich kann nicht leugnen, daß ich mich dabey nicht gar wohl befand. Zu allem Guten war ich erzogen worden, und nun mußte ich hören, daß meine Kammeraden lauter unanſtändige, garſtige, unflätige Reden führten. Nur einige hiengen die Köpfe, zogen auch wohl die Schnupftücher heraus und weinten.

Da wir nicht weit mehr von Langenſalz waren, wurde mir warm ums Herze, ich ſchämte mich vor mir ſelbſt, und noch mehr meiner Kammeraden, mit welchen ich öffentlich meinen Einzug halten mußte. Gern wäre ich fortgelaufen.

Das gieng nun aber, ein vor allemal, nicht, denn neben uns giengen etliche Soldaten mit geladenem Gewehre.

Seite 9



Schubert inv.

Jury f.

Viertes Kapitel.

Es werden Beine abgeſchnitten.

In Langenſalz wurden wir in ein Wirthshaus gebracht. Da wir in die Stube traten, hatten wir einen erbärmlichen Anblick. Es lag da ein Handwerksburſch, der gar erbärmlich winſelte, weil ihm beyde Füße, die ihm in der vorigen Woche, bey der ſtrengen Kälte, erfroren waren, abgenommen werden ſollten. Ach der böſe Winter! der böſe Winter! winſelte er, der bringt mich um meine Füße!

Lieber Freund, ſagte der Feldſcheerer, indem er ſeine Inſtrumente herausholte, gebt euch doch zufrieden! Die Sache iſt ja einmal nicht abzuändern. Ich habe es euch zehnmal ſchon geſagt, daß der Winter daran unſchuldig iſt, und daß ihr euch ſelbſt um eure Füße gebracht habt. Ich bin den nämlichen Tag, da eure Füße erfroren, von Gotha gekommen, ohne andere, als leinene Strümpfe anzuhaben, warum ſind denn meine Füße nicht erfroren. **Aber ihr, da ihr in die Stube kamet, zogt ihr die Schuhe aus, und ſetztet die Füße an den heißen Ofen. Daher kommen eure erfrornen Füße, aber nicht vom kalten Winter.**

Und ihr Herren Rekruten, indem er ſich zu uns wendete, merkt auf, was ich itzo ſagen will! ihr werdet oft in ſtrenger Kälte marſchiren, und Wache halten müſſen, wenn kein Bauer ſeinen Hund heraus jagt, da bitte ich euch nun um alles, was euch lieb iſt, bringt die erſtarreten Glieder ja nicht gleich in die Hitze. Lauft lieber erſt noch eine Viertelſtunde im Hauſe herum, und, wenn ihr merken ſolltet, daß ein Glied erſtarrt wäre, ſteckt es ſogleich eine halbe Viertelſtunde in Schnee, oder in eiskaltes Waſſer!

So etwas ſollte freylich den Kindern in der Schule geſagt werden. Da es aber leider nicht geſchieht, ſo will ich es euch ſagen. Nehmt es zu Herzen, und ſpiegelt euch an dem Exempel dieſes Menſchen!

Nun fieng er an den Fuß abzuſägen, und der Menſch ſchrie ſo erſchrecklich, daß man es über drey Häuſer weg hören mußte.

Es wurde uns etwas zu eſſen aufgetragen, aber — ich war nicht im Stande etwas zu genießen, wegen des Schreckens und Eckels, den ich gehabt hatte.

Fünftes Kapitel.

Conſtant marſchiret.

Itzo mußten wir abmarſchiren, und ließen den Handwerksburſchen ohnmächtig, und ohne Füße, zurück. Eiskalt lief es mir über die Haut, da ich fortgieng, der Handwerksburſche lag mir immer in Gedanken, und ich kam eine Weile fort, ohne daß ich wußte wie.

Halt ihr Burſche, rief ein Kerl, mit einem dicken Prügel in der Hand, einigen Fuhrleuten zu. Wer heißt euch denn über die beſtellten Felder fahren? Wißt ihr nicht, wie ſauer dem armen Bauer ſeine Arbeit wird? und ihr Flegel richtet ſie ſo zu Grunde? Den Augenblick kommt mit zu dem Schulzen, der ſoll euch ſchon lehren, was Rechtens iſt. Kommt mit oder ich laſſe gleich jedem ein Pferd ausſpannen!

Nachbar Niklas, ſagte einer von den Fuhrleuten, ſeyd doch nicht artig! Wir kennen ja einander ſchon länger. Wir geben euch ein Paar Kannen Bier, und damit iſt es gut.

Proſt die Mahlzeit *)! war ſeine Antwort.

Aber, fuhr der Fuhrmann fort, wenn ihr ſo ein erſchrecklich loſes Maul habt, ſo ſagt mir doch nur, wo ich eigentlich hinfahren ſoll!

Ihr habt doch Augen! ſagte der Fluhrſchütze. Seht ihr denn nicht die Fuhrſtraße?

Das ſoll eine Straße ſeyn? ſagte der Fuhrmann. Zum Henker, wer ſoll denn da fahren? Da bleibt ja Roß und Mann ſtecken. Ich bin nun 25 Jahre den Weg gefahren, und er iſt ein Mordweg und bleibt ein Mordweg. Wenn ihr Bauern in den 25 Jahren doch die Steine von den Aeckern geleſen, und in die Straße gefahren hättet, ſo wären eure Aecker und euer Weg beſſer. So laßt ihr lieber alle Jahre eure Saat zu Schande fahren. Hernach ſchreyt ihr über

die

---

*) Mit nichten.

die armen Fuhrleute. Wer iſt denn daran Schuld? Iſts nicht wahr, ihr ſelbſt?

Wir ſtunden alle begierig, und wollten den Ausgang des Streits erfahren. Der Werber rief aber Marſch! und wir mußten ſogleich weiter marſchiren.

Sind das, dachte ich bey mir ſelbſt, nicht wunderliche Leute! Der eine bringt ſich um ſeine Füße, der andere um ſeine Saat. So albern handelſt du nicht. Und doch — und doch mußt du dich itzo zur Schlachtbank führen laſſen! ich unſchuldiges Blut! meine Freyheit habe ich verlohren!

Sechstes Kapitel.

Conſtant kömmt nach Erfurt.

Unter dieſen Gedanken kam ich in Erfurt an. Da ich in meinem Vaterlande viel von der großen Glocke gehört hatte, ſo bat ich den Werber, als wir vor dem Dome vorbey giengen, er möchte mir doch erlauben, daß ich ſie beſehen dürfe.

Ich glaube, antwortete er, du haſt zu tief ins Brandeweinglas geguckt. Das wäre ja die neueſte Mode, wenn die Rekruten in der Stadt umher laufen wollten. Du gehſt ſogleich mit ins Quartier! Hörſt du? Ich hieng den Kopf und gieng mit.

Den andern Tag wurden wir dem Herrn Major von Krabalsky vorgeſtellt. Der war nun ein gewaltig ſpashafter Mann. Er fragte einen jeden von uns nach ſeinem Namen, ſeinem Geburtsorte, ſeiner Handthierung, und machte bey jedem ein Späschen, daß wir alle lachen mußten.

Da er uns durchexaminirt hatte, ſagte er, nun Kinder, itzo geht ihr in euer Quartier, und nächſtens marſchirt ihr nach **Eger** in Böhmen — Ha! ha! ha! da könnt ihr denn verſuchen, wie das böhmiſche Brod ſchmeckt! Ehe ihr aber abmarſchirt, muß ich euch doch genauer kennen lernen.

Du, Leineweber, indem er mich anredete, du gehſt itzo mit auf meine Stube.

Ich folgte ihm, und dachte bey mir ſelbſt, was will das werden?

Da ich auf der Stube angekommen war, ſagte er, nun mein lieber Leineweber, du ſiehſt aus, als wenn du lange keinen Wein getrunken hätteſt. Hier iſt ein Glas Wein, und ein Paar Semmeln! Iß und trink und ſey luſtig!

Ich nahm es zitternd an. Da ich ein Glas Wein getrunken hatte, ſahe er mir ſcharf in die Augen, und fragte: du willſt alſo Soldat werden?

Ja ſagte ich, gnädiger Herr! und zitterte dazu am ganzen Leibe.

Siebentes Kapitel.

Conſtant ſoll ſein Meiſterſtück machen.

Bravo! war ſeine Antwort.

Aber hör einmal an! Wenn einer ein Schuſter, Schneider, Mezger und dergleichen werden will, ſo muß er doch ein Probeſtück machen. Du willſt Soldat werden, komm her und mach auch einmal dein Probeſtück! hier iſt eine geladene Flinte, verſuch einmal, ob du mir den Kerl nicht tod ſchießen kannſt, der hier über den Hof geht.

Ich nahm die Flinte zitternd, und fragte: wen ſoll ich tod ſchießen?

Den Kerl da, antwortete er, er iſt mein Bedienter.

Um Gottes Willen, ſagte ich, Herr Major, den Menſchen ſoll ich tod ſchießen? er hat ja nichts verbrochen. Unſchuldiges Blut kann ich unmöglich vergießen.

Aber ſchuldiges Blut? fragte er.

Ja, war meine Antwort, das getrauete ich mir doch eher zu thun.

Nun, fuhr er fort, da hätteſt du lieber ein Scharfrichter werden ſollen. Schuldiges Blut vergießt der Scharfrichter, unſchuldiges Blut der Soldat.

Je du barmherziger Gott, ſagte ich, wie verſtehen Sie denn das, Herr Major?

Wie ichs verſtehe? ha! ha! ha! ſagte er, das lehrt ja die geſunde Vernunſt. Wenns in den Krieg geht, und wir marſchiren da gegen die Türken, Preußen, oder Sachſen, ſchießen und hauen auf ſie los, haben wir da nicht lauter unſchuldige Leute gegen uns? Sind ſie denn, da ihr Herr ſich mit unſerm Herrn veruneinigte, um ihre Einwilligung zum Kriege gefragt worden? Wenn wir ſie alſo tod ſchießen, vergießen wir da nicht unſchuldiges Blut? He?

Je das Gott erbarme! war meine Antwort, hätte ich das gewußt, nimmermehr wäre ich Soldat geworden.

Ha! ha! ha! ſagte er, das hätteſt du eher bedenken ſollen, mein lieber Leineweber! das geht nun nicht anders. Das ſchuldige Blut vergießt der Scharfrichter, das unſchuldige der Soldat. Aber ſag einmal an, warum biſt du denn eigentlich Soldat geworden?

Wenn ich Ihnen meine aufrichtige Meynung ſagen ſoll, gnädiger Herr, antwortete ich, weil ich meines Lebens überdrüßig war.

M. Des Lebens überdrüßig? ha! ha! ha! Wie alt biſt du denn?

J. Auf Mariä Geburt werde ich fünf und zwanzig Jahr.

M. Fünf und zwanzig Jahr erſt, und biſt deines Lebens ſchon überdrüßig? Ich habe niemals lieber gelebt, als da ich fünf und zwanzig Jahr alt war. Aber hör einmal, woher kommt es denn, daß du deines Lebens überdrüßig biſt?

J. Ach! wenn ich Ihnen alle meine Leiden erzählen ſollte! gnädiger Herr, glauben Sie mir, man könnte ſie auf keine Kuhhaut ſchreiben.

Achtes Kapitel.

Conſtant will ſeine Leiden auf eine Kuhhaut ſchreiben.

M. Auf keine Kuhhaut? nun das iſt wirklich viel. So erzähle mir doch etwas für die Kuhhaut.

J. Zum Exempel, da wollte ich ſo gern in meiner Vaterſtadt Meiſter werden, damit ich, als ein ehrlicher Mann, mein Brod verdienen könnte. Meynen Sie denn, daß ich dazu gelangen konnte? nein ſagte man, das gienge nicht an, es wären ſchon 24 Meiſter in der Stadt, und mehrere dürften durchaus nicht ſeyn.

M. Ha! ha! ha! das iſt nun freylich ein großes Unglück, wenn man nicht Meiſter werden kann. Damit kann man ja aber kaum den Kopf von einer Kuhhaut beſchreiben. Nun weiter in den Text.

J. Hernach wollte ich gern ein Mädchen heyrathen. Ich hatte ſie lieb und ſie hatte mich lieb. Auch die bekam ich nicht, weil ich kein Geld hatte.

M. Wieder ein großes Unglück! Ha! ha! ha! das wollen wir auf den Hals von der Kuhhaut ſchreiben.

den. Nun erzähle mir noch weiter! wir haben noch die ganze Bruſt und den Rücken zu beſchreiben.

J. Ich wurde desperat, und gieng in die Fremde. Da bekam ich die Krätze, und, weil ich dieſe garſtige Krankheit hatte, ſo wollte mir kein Meiſter Arbeit geben.

M. Nun das iſt ein Unglück, womit wir ein Stückchen von der Bruſt der Kuhhaut beſchreiben können. Weiter!

J. Weiter weiß ich eben nichts zu ſagen. Ich dächte das, was ich geſagt habe, wäre ſchon genug.

M. Freilich ziemlich viel, aber noch lange keine Kuhhaut voll. Ehe wir aber weiter mit einander reden, ſo ſieh einmal her in den Spiegel! Wie gefällt dir meine Stube, ſo, wie du ſie im Spiegel ſiehſt?

J. Ganz vortreflich.

M. Das iſt mir lieb. Nun ſieh einmal in dieſen Spiegel! wie gefällt ſie dir da?

J. Ich ſehe ja da gar nichts ordentlich. Es iſt alles ſo trübe und verwirrt durch einander.

M. Woran liegt nun wohl die Schuld, daß die Stube in dem einen Spiegel ſo ſchöne, und in dem andern ſo garſtig ausſieht? an der Stube? He?

J. Das ſollte ich nicht meynen. Ich glaube die Schuld liegt vielmehr in dem Spiegel. Der eine iſt trübe und verdorben, deswegen ſcheint auch die ganze Stube trübe zu ſeyn.

M. Recht magſt du wohl haben. Ich mögte

aber doch gern, daß du mir ſageſt, warum ich dich in dieſe beyden Spiegel habe ſehen laſſen? Itzo geh in dein Quartier, und denke darüber weiter nach. Morgen aber ſage mir deswegen deine Antwort!

Ich gieng in tiefen Gedanken fort, und dachte die halbe Nacht darüber nach. Endlich glaubte ich ſeine Meynung zu verſtehen.

Des Morgens gieng ich wieder zu ihm, und, ehe ich ihm noch einen guten Morgen bieten konnte, rief er mir ſchon entgegen: wie ſtehts? haſt du errathen, was ich dir mit den Spiegeln ſagen wollte?

Ich weiß nicht gewiß, war meine Antwort, es kommt mir aber vor, als wenn Sie mir damit hätten anzeigen wollen, der Grund und die Urſache von meinen Leiden läge nicht in der Welt, ſondern in mir ſelbſt.

Getroffen! ſagte er. Glaubſt du denn aber nun auch wirklich, daß der Grund von deinen Leiden in dir ſelbſt liege?

J. Gnädiger Herr! Wenn ich Ihnen meine aufrichtige Meynung ſagen ſoll, ſo glaube ich es nicht. Ich bin ein ehrlicher Kerl, Sie können fragen, wen ſie wollen, kein Menſch kann mir etwas Böſes nachreden, ich habe in meinem Leben kein Kind betrübt.

M. Aber dich ſelbſt haſt du betrübt? Ha! ha! ha! Es iſt nicht genug, daß man ein ehrlicher Kerl iſt, man muß auch klug und gewitzt ſeyn.

J. Lieber Gott! Wenn ich auch noch ſo klug und gewitzt bin, kann ich denn damit machen, daß mir E.

Hochedler und Hochweiſer Rath in meiner Vaterſtadt das Meiſterrecht giebt?

M. Giebts denn ſonſt keine Stadt mehr in Deutſchland? He? Und wenn du dein Mädchen nicht bekommen konnteſt, giebts denn ſonſt keine Mädchen mehr in der Welt? Ich lag einmal bey einem Kaufmanne in Steyermark im Quartiere. Da nun Weyhnachten beykam, wollte ich ſeinen Kindern eine kleine Freude machen, und kaufte ihnen für zehn bis zwölf Gulden Spiel- und Backwerk. Sie hatten alle eine große Freude drüber, bis auf den kleinen Joſeph. Dieſer trat in eine Ecke und trotzte. Was fehlt dir Joſeph? fragte ich. Hu! hu! hu! ſagte er ſchluchzend, ich habe keinen Huſaren bekommen.

Närrchen, antwortete ich, haſt du denn nicht einen Schlitten, und eine Menge Grenadiere und eine Kanone?

Hu! hu! hu! antwortete er, ich will aber einen Huſaren! einen Huſaren will ich haben.

Der kleine Trotzkopf hatte alſo an allem, was ich ihm gegeben hatte, keine Freude, weil er keinen Huſaren hatte.

Machſt du es denn beſſer? weil du nicht gerade auf dem Plätzchen, wo du wollteſt, Meiſter werden, und nicht gerade das Mädchen haben konnteſt, das du wünſchteſt, ſo dachteſt du wunder, was für ein Unglück dir begegnet wäre, und glaubteſt, du könnteſt deine Leiden auf keine Kuhhaut ſchreiben.

J. Wenn ich nun auch das alles zugebe, was kann ich denn dazu, daß ich die Krätze bekommen habe?

M. Ha! ha! ha! Gewiſſe Leute haben ſichs angewöhnt, ſich immer für ſo unſchuldig zu halten, wie ein Kind im Mutterleibe. Weißt du denn, wie das Garn gekocht und gebleicht werden muß, das du verarbeiteſt?

J. Je da wäre ich ja nicht werth ein Leineweber zu ſeyn, wenn ich das nicht wiſſen wollte.

M. Weißt du denn auch, wie du deinen Körper reinigen und von der Krätze befreyen kannſt?

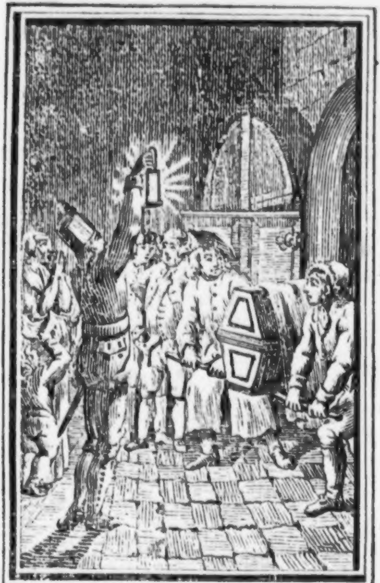
J. Das weiß ich freylich nicht. Ich bin ja kein Doktor.

M. Ha! ha! ha! Auf dieſe Art ſcheint dir alſo das Garn lieber zu ſeyn, als dein Körper. Wenn nun aber dein Garn weiß iſt, und dein Körper von Krätze ſtarrt — wer iſt denn daran Urſache? warum haſt du dich denn nicht um ſolche Sachen bekümmert? weißt du was, itzo geh zum Feldſcheerer, und laß dich curiren. Ehe 14 Tage ins Land gehen, ſo mußt du ſo rein ſeyn wie ein Fiſch. Hernach komm wieder, ſo wollen wir weiter von der Sache reden.

Ich dankte dem Herrn Major tauſendmal, und gieng ſogleich zum Feldſcheerer, der brachte mich ins Krankenhaus.

Neun-

Seite 21



Schubert inv: Rüdiger fec:

Neuntes Kapitel.

Conſtants Einzug in das Krankenhaus.

Bey dem Eintritte hatte ich eben keinen gar lieblichen Anblick. Man trug einen Todten aus eben der Stube, in die ich gebracht werden ſollte, der eben itzo verſchieden war.

Mir lief es eiskalt über die Haut, und ich fragte den Feldſcheerer, woran der Menſch geſtorben wäre?

Am Eigenſinne, war ſeine Antwort. Vor einem Vierteljahre warben wir ihn in Ulm, in Schwaben, an. Da er hierher kam, kriegte er die Krätze. Statt nun es mir zu melden, ſuchte er bey einer alten Korporalsfrau Hülfe. Die half ihm nicht nur von der Krätze, ſondern auch vom Leben. Sie gab ihm etwas, womit er ſich beſtreichen mußte, davon ſchlug die Krätze zurück, und ich erfuhr nicht eher etwas davon, bis ich ihm nicht mehr helfen konnte.

Sag ich's doch immer, fiel ihm ein alter Feldwebel in die Rede, ſag ich's doch immer, von funfzig Menſchen, die begraben werden, ſterben kaum zwey eines natürlichen Todes, die andern bringen ſich ums Leben, oder werden drum gebracht.

Ich habe in meinem Leben ſo manchen Kammeraden mit einſcharren helfen, aber nur an zwey erinnere ich mich, die vom Alter ſtarben. Von den andern ſtarb der eine an Bleſſuren, der andere von Sauſen und Huren, der dritte, weil er in Krankheiten unrechte Mittel brauchte, der vierte, weil ihn der Feldſcheerer todtcurirte.

Ho! ho! ſagte der Feldſcheerer, rede er nicht zu viel, Herr Feldwebel!

Je nu, ich meyne ihn ja nicht damit; ich rede ja nur von den Feldſcheerern, die ich, als ein junger Kerl, gekannt habe.

Da wir in Ungarn gegen die Türken ſtanden, und die Peſt im Lager hatten, wurde alle Tage, die Gott ließ werden, eine Proceſſion gehalten, und die Monſtranz und ein Mutter Gottes Bild umher getragen. Das ſollte nun für die Peſt gut ſeyn, und ſollte dafür gut ſeyn. Und gleichwohl war es nicht dafür gut. Die die eifrigſten bey der Proceſſion waren, lagen oft den andern Tag auf der Naſe. Aber — Herr Feldſcheerer, kann er ſich noch auf den alten Hauptmann Ziegelſtein beſinnen? Unter deſſen Compagnie ſtand ich gerade dazumal; der ließ alle Morgen jeden Burſchen ein Scheibchen Rhabarberwurzel geben, daran mußten wir den Tag über kauen, und immer dazu ausſpucken. Wer das nun that, dem hatte die Peſt nichts an. Allen half es aber freilich nicht, weil es nicht alle gebrauchten.

Darum bin ich der Meynung und bleibe dabey, vor allen Dingen ſollte der Menſch lernen, ſich ſelbſt geſund zu erhalten. Denn was hilft mirs denn, wenn ich alle Heiligen kenne, und kann hundert Sprachen reden, und bin dabey ein ungeſunder elender Kerl.

Da der ſelige Kaiſer Franz gekrönt werden ſollte, es iſt noch, wie wenn es heute geſchehen wäre —

Ja mein lieber Herr Feldwebel, ſagte der Feldſcheerer, wir kommen zu tief in den Text. Ueber den Kaiſer Franz könnte ich meine Patienten vergeſſen. Hier, lieber Leineweber, hat er Species, davon laſſe er ſich Thee kochen, und hier iſt eine Purganz, die nehme er morgen ein. Neun Uhr werde ich ihn beſuchen. Adieu.

Zehntes Kapitel.

Erſte Predigt des Feldwebels.

Er war kaum zur Thür hinaus, ſo kam eine alte Soldatenfrau, die erkundigte ſich, ob der verſtorbene Schwabe keine kleine Montirung hinterlaſſen habe? Ja, ſagte der Krankenwärter, hier ſind Strümpfe, ein Paar Schuhe und zwey Hemden, für anderthalb Gulden ſollt ihr den ganzen Bettel haben. Sie zahlte das Geld auf, raffte die Sachen zuſammen und gieng fort.

Der Feldwebel murmelte etwas in den Bart und gieng nach ſeinem Stuhle zu. Ich gieng ihm aber nach und fragte, was thut denn aber die Frau mit den Sachen?

Was wird ſie damit thun, war ſeine Antwort, ſie verkaufts an arme Leute. Wenn dieſe nun Krätze, Gicht, böſen Grind und des Henkers ſein Zeug bekommen, ſo ſprechen ſie, der liebe Gott habe ihnen ein Creuzchen zugeſchickt. Daß du mir giengſt mit deinem Creuzchen!

Der Feldwebel gerieth darüber ordentlich in Eiſer. Weil mir aber der Krankenwärter den Thee brachte, ſo hörte ich nicht weiter auf ihn, ſondern trank ihn aus und legte mich hernach zu Bette.

Eilftes Kapitel.

Des Feldwebels zweyte Predigt.

Ich mochte wohl bis um Mitternacht geſchlafen haben, ſo fiel etwas auf mich, wie ein Mehlſack und ſchrie: Jeſus Maria!

Was giebts? was giebts? ſchrie ich. Darüber wurde die ganze Stube munter. Was aus den Betten ſteigen konnte, das ſtieg heraus, und was zu marode war, das ächzte und krächzte.

Es war ein Flamländer, der uns den Schrecken eingejagt hatte.

Dummer Kerl, rief der Feldwebel, was fehlt dir denn?

Jeſus! Maria! rief er, da draußen ſteht — ſteht —

Zum Henker, ſagte der Feldwebel, wer ſteht denn da?

Der Schwabe! der Schwabe — war ſeine Antwort.

Ich glaube es iſt mit dir nicht richtig unter der Mütze, ſagte der Feldwebel, nahm ſeinen Stab und hinkte nach der Thür zu. Da haben wir die Beſcherung, fuhr er fort. Da hängt ein Hemde und ein Hut drüber, da denkt der Pinſel, es wäre der Schwabe. Der wird wohl bleiben, wo er iſt.

Aber ſo gehts, wenn die Leute ſo abergläubiſch erzogen werden. Da ſehen und hören ſie denn allenthalben Hexen und Geſpenſter. Ich ſage es ſo viele tauſendmal, Leute, wenn ihr Hexen und Geſpenſter ſeht, ſo unterſucht nur die Sache etwas genauer, ihr werdet allemal finden, daß dieſe Dinge nicht außer euch ſind, ſondern in eurem Hirnſchädel ſitzen. Wer immer Hexen und Geſpenſter im Gehirne hat, der ſieht immer welche. Ich bin nun ſo ein alter Kerl, habe ſo manchen Feldzug mit gemacht, und zwölf Feſtungen mit erobern helfen. Wenn ich aber ſagen wollte, daß ich jemals eine Hexe oder ein Geſpenſt geſehen hätte, ſo müßte ichs reden, wie ein Hundsvot.

Dazumal, da wir am Rheine gegen die Franzoſen ſtunden, da hatte ich einmal die Wache —

Nun, mein lieber Herr Feldwebel, rief der Corporal, der neben mir lag, itzo wollen wir nicht an den

Rhein — itzo wollen wir nach Federhauſen *) gute Nacht ſchlafe er wohl!

Gute Nacht! gute Nacht! riefen alle.

Den andern Morgen nahm ich meine Purganz ein, der Feldſcheerer beſuchte uns gegen neun Uhr, und ließ mir eine Fleiſchſuppe machen.

Zwölftes Kapitel.

Des Feldwebels dritte Predigt.

Da ich ſie aß, hörte ich, daß ein Soldat murmelte: itzo wird dem Nürnberger auch der Buckel jucken.

Sapperment, ſagte ein anderer, das wird anziehen, wie Hechtſuppe; ich möchte ihm meinen Buckel nicht dazu borgen.

Denkt an mich, ſagte ein dritter, es geht ihm, wie dem Bamberger — er crepirt.

Ja, ſagte ein vierter, er wird an Gertrudchen denken, ſo lange ihm ſeine Augen offen ſtehen.

Was iſt denn das? fragte ich.

Was wirds ſeyn? antwortete ein Corporal. Vor 14 Tagen wollte ein Kammerad von uns mit einem Mädchen durch die Lappen gehen **). Sie ertappten ihn aber bey **Widdern.** Nun wird er halt heute ein Bischen dafür gekützelt.

---

*) So nennt man im Scherze das Bett.

**) Entfliehen.

Und womit denn? fragte ich.

Womit wird man ihn kützeln, war ſeine Antwort, als mit Spiesruthen.

Es wurde noch vieles darüber hin und her geſprochen, und jeder erzählte wenigſtens ein halb Duzzend Spiesruthensgeſchichten. Der Feldwebel verſicherte, er habe dreymal die Spiesruthen gekoſtet, einmal in Antwerpen, das anderemal in Teſchen, das drittemal in Linz.

Eben itzo wollte er recht ausführlich erzählen, wie es mit ſeiner Spiesrutherey in Linz eigentlich zugegangen ſey, und ſuchte die Lunte, um ſich ſeine Pfeiſe dazu anzuzünden. Aber ehe noch die Pfeiſe recht brannte, wurde er durch einen kläglichen Auftritt unterbrochen.

Die Thür that ſich auf, und ehe man noch jemanden hereinkommen ſahe, hörte man ſchon winſeln: ach! ach! Gott erbarme dich! Herr Jeſu! das halte ich nicht aus.

Oho! ſagte der Feldwebel, da bringen ſie gewiß den Nürnberger.

Er war es wirklich. Zwey Soldaten brachten ihn halb ohnmächtig geführt, und legten ihn auf den Bauch aufs Bette.

Der Feldſcheerer war ſogleich dabey, und wuſch ihm den Rücken, erſt mit Waſſer, hernach mit Weineſſig

eſſig aus, und ſchnitt die Flecken auf, die nicht aufgehauen, ſondern mit Blut unterlaufen waren.

Ei du lieber Gott! wie gebehrdete ſich der arme Menſch! Ein Stein in der Erde hätte ſich erbarmen mögen. Wir ſtunden alle, wie verſteinert, um ihn her.

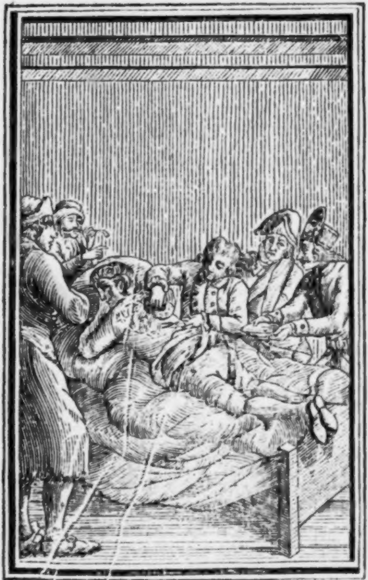
Der Feldwebel, der ſich unter der Zeit ſeine Pfeife angezündet hatte, fieng zuerſt wieder an zu reden.

Wenn ich, ſagte er, nur vor meinem ſeligen Ende noch erleben ſollte, daß die Gewohnheit, die Menſchen ſo abſcheulich zuzurichten, abgeſchafft würde! Strafe muß ſeyn, das muß jeder zugeben. Aber ſo eine Barbarey — tauſend Element — die ſollte doch einmal abgeſchaft werden. Ein Menſch iſt ja kein Vieh. Und wo wird denn wohl das Vieh ſo behandelt? Welcher Bauer richtet denn wohl ſein Pferd, ſeinen Ochſen oder ſeinen Hund ſo zu, wie dieſer arme Teufel zugerichtet iſt? Was mich betrifft, ſo kann ich, als ein ehrlicher Kerl, verſichern, daß ich in meinem ganzen Leben keinen Kammeraden nur ein Stückchen Haut abgeſchlagen hätte, das ſo groß wäre, daß man es auf eine Nadelſpitze legen könnte. Ich knickte immer die Ruthe, holte weit aus, als wenn ich den Rücken durch hauen wollte, ſchlug aber immer ſo ſanft zu, daß es der andere gewiß nicht fühlte.

Einmal ſollte ein Ungar in Linz laufen. Da machte ich es eben ſo. Der Adjutant bemerkte es, und rief: hör, gieb mir gleich deine Ruthe!

Sapper-

Seite 23



C. F. Rudiger.

Sapperment, wie ſchimpfte und fluchte der Mann, da er ſie bekam!

Ei, ſagte ich, Herr Adjutant, ich bin ein Soldat und diene meinem Kaiſer, wie einem ehrlichen Kerl zukommt. Aber meine Kameraden kann ich nicht ſo unmenſchlich zurichten.

Was halfs aber? Ich mußte ſogleich aus dem Gliede treten, wurde auf die Wache geſetzt, und mußte den andern Tag ſelbſt zwölfmal durch 200 Mann laufen.

Als Soldat hatte ich nun durch meine Widerrede freylich gefehlt und Strafe verwirkt. Aber wenn nun einmal die Soldaten alle für einen Mann ſtänden, und mit Ordnung es ſich zur Gnade ausbäten, daß ſie fernerhin nicht ihre Kameraden halb nackend öffentlich proſtituirt ſehen, und ihnen nicht mehr mit Spießruthen, ſelbſt das Fleiſch von dem nackten Buckel abhauen dürften? So würde ja dieſer Sache vielleicht abgeholfen. Denn die mehreſten Officiere haben ja ſelbſt einen Abſcheu vor ſolcher Fleiſchhackerey, und man ſieht ihnen das Mitleiden an, ſo gefährlich und hart ſie ſich auch von Amts wegen anſtellen müſſen: ja, ich habe mehr als einen alten Officier — der in Campagnen Pulver gerochen hatte, und dem das Herz wohl auf dem rechten Flecke ſaß, wenns gegen den Feind ins Feuer gieng — ſolche brave Officiere habe ich bey Exekutionen ſich oft die Naſe ſchneuzen ſehen, wo nichts zu ſchneuzen war. Ei zum Henker!

wer kann denn auch die Angſt und den Jammer eines ſolchen armen Kerls in der Gaſſe anſehen, und nichts darnach fragen — und noch immer drauf zu hauen, daß alles kurz und klein geht?

Da will aber keiner der Katze die Schelle anbinden. Meinetwegen! Wenn ihr nicht hören wollt, ſo mögt ihr fühlen. Mein Buckel iſt vor Spiesruthen ſicher, nehmt euch nur in Acht, daß es nicht über den eurigen kommt! Man hat ſonſt das Sprichwort: heute mir, morgen dir!

Ei Herr Feldwebel, ſagte der Feldſcheerer, er ſollte ſich doch wirklich ſchämen, daß er, in Gegenwart der Soldaten, ſo ein ungewaſchnes Maul hat. Wenn die Spiesruthen abgeſchafft würden, ſo hätten wir ja in vier Wochen von unſerm ganzen Bataillon keine zehn Mann mehr. Es gieng alles zum Henker.

Proſt die Mahlzeit! das glaube ich nun und nimmermehr. Da war der alte Oberſte Ziegelſtein, von deſſen Compagnie hat niemals einer die Spiesruthen bekommen, und iſt auch keiner deſertirt. Aber wie machte er es? er hielt uns alle, wie ſeine Kinder, und, wenn es die Gelegenheit mit ſich brachte, ſo pflegte er zu ſagen: lieben Kinder! ihr ſeyd freye Menſchen, ſo wie ich es auch bin. Aber da ihr Soldaten wurdet, habt ihr eure Freyheit verkauft, und da hilft nun alles nichts, ihr müßt gehorchen, ſo, wie jeder gehorchen muß, der bey einem andern Dienſte nimmt. Thut ihr das nicht, ſo kann ich euch nicht helfen, ihr bekommt

kommt eure Strafe. Da ihr eure Freyheit verkauft habt, ſo dürft ihr euch auch nicht in den Sinn kommen laſſen, daß ihr ſie ſelbſt wieder nehmen und desertiren wollt. Laßt ihr euch das einfallen, ſo iſt bey Gott Gnade, ihr müßt die Strafe aushalten, die das Kriegsrecht mit ſich bringt. Aber das ſage ich euch, die Kapitulation halte ich euch. Darauf gebe ich euch mein Wort. Gefällts einem und dem andern nicht mehr, und er will nicht länger dienen, ſo komme er und ſage es mir, da will ich doch wohl Rath ſchaffen.

Was kam dabey heraus? Wir liebten ihn alle, wie unſern Vater, und keiner deſertirte. War einem ſeine Kapitulation um, ſo meldete er ſich, und er bekam auf der Stelle ſeinen Abſchied.

Ein paarmal hatten wir den Fall, daß Burſche das Heimweh kriegten. Was thaten ſie? ſie giengen zum Oberſten von Ziegelſtein und baten um ihren Abſchied. Er ſuchte es ihnen aus dem Sinne zu reden, ſo gut als möglich. Half das aber nicht, ſo gab er ihnen in Gottes Namen ihren Abſchied, und that ſich nach einem andern Rekruten um. Gezwungene Leute, pflegte er immer zu ſagen, mag ich nicht kommandiren.

So ſchwatzte der Feldwebel, und unter dieſen Geſprächen über das Spiesruthenlaufen gieng die Zeit hin, bis wir uns zur Ruhe legten.

Dreyzehentes Kapitel.

Des Feldwebels vierte Predigt.

Den andern Tag, da ich meinen Thee getrunken hatte, kam der Feldpater (der katholiſche Geiſtliche bey den Soldaten) und hielt Gottesdienſt.

Ich bin reformirt, und war in meinem Leben einem katholiſchen Geiſtlichen nicht ſo nahe gekommen, als itzo. Eiskalt lief es mir über die Haut, da ich ihn erblickte. Was thuſt du? dachte ich bey mir ſelbſt; beteſt du mit, oder beteſt du nicht mit? Da ich die Sache ſo hin und her überlegt hatte, nahm ich meine Mütze ab, legte meine Hände zuſammen, und betete in meinem Herzen nach meiner Art. Denn, dachte ich bey mir ſelbſt, wir beten doch ja alle Einen Gott an.

Sobald der Feldpater fort war, kam der Feldwebel und ſagte mir: Kammerad, ſeyd ihr katholiſch?

Nein, war meine Antwort.

Wie kommt es denn, fragte er weiter, daß ihr mit uns gebetet habt?

Ich dachte, wir ſind ja alle Eines Gottes Kinder, warum ſollten wir ihn denn nicht mit einander anbeten?

Bravo! fuhr er fort, und klopfte mich auf die Achſeln, ſo halte ich es auch. Ich bin als ein katholiſcher Chriſt gebohren, und will als ein ſolcher leben und ſterben. Aber deswegen ſtöre ich keinen Menſchen in ſeinem Gottesdienſte. Ich mag bey Lutheranern,

nern, Reformirten oder Juden ſeyn, ſo bete ich allemal in meinem Herzen mit, wenn ſie beten. Wir eſſen ja alle von Eines Gottes Tiſche, warum wollen wir denn nicht alle mit einander zu ihm beten?

In meiner Jugend dachte ich freylich nicht ſo. Da war mir in den Kopf geſetzt worden, die katholiſche Religion wäre die allein-ſeligmachende, alle, die nicht katholiſch wären, wären Ketzer, und ſäßen dem Teufel mit Leib und Seele im Rachen. Wenn ich alſo einem Reformirten oder Lutheraner begegnete, ſo machte ich allemal heimlich drey Kreuze. Am meiſten fürchtete ich mich vor den Socinianern, denn die glauben, wie ihr wohl wiſſen werdet, die Gottheit Jeſu Chriſti nicht.

Nun fügte ſichs aber einmal, daß unſer Bataillon nach Siebenbürgen, in Clauſenburg, zu ſtehen kam, und ich bey einen Schmid ins Quartier gelegt wurde. Der war nun gar ein herzensguter Mann. Da ich in ſein Haus trat, gab er mir treuherzig die Hand, und ſagte: willkommen in Clauſenburg! Ich mußte an ſeinem Tiſche miteſſen, ohnerachtet ich angewieſen war, für mein Geld zu leben. Mit ſeiner Frau lebte er ſo einig, wie möglich. Er hatte zwey Söhne, die folgten ihm auf den Wink. Da wir einmal bey Tiſche waren, kam eine Wittwe und brachte ihm drey Gulden, weil ſie, wie ſie ſagte, in ihres verſtorbenen Mannes Buche gefunden hätte, daß er dieſes Geld dem Schmid ſchuldig wäre.

Der Schmid ſahe in ſeinem Buche nach, ſtrich dann das Geld zuſammen, gab es der Frau wieder und ſagte: liebe Frau, ſie irrt ſich, ihr Mann hat mich, ſechs Wochen vor ſeinem Tode, bezahlt, und hat gewiß vergeſſen, es anzumerken.

Die Frau ſtrich das Geld vergnügt ein, ich aber dachte: das iſt doch ein braver Mann, wie du noch wenige gefunden haſt.

Sobald die Frau fort war, druckte ich ihm die Hände und ſagte, das war brav! Er aber lächelte und ſagte, da müßte ich ja ein ſchlechter Menſch ſeyn, wenn ich mir eine Rechnung zweymal wollte bezahlen laſſen.

Nun diſcurirten wir noch eines und das andere, und kamen endlich auf die Religion zu ſprechen. Ich wurde eifrig, und ſagte, es wäre gar nicht erlaubt, daß man Leute duldete, die Ketzer wären. Wenn ich Herr im Lande wäre, ſo jagte ich alle Ketzer zum Henker. Ich hätte ſogar gehöret, daß es Ketzer gäbe, die die Gottheit Jeſu Chriſti leugneten, und die man Socinianer nennte! Jeſus Maria! was müſſen das für Menſchen ſeyn! Wenn ich nur einmal ſo eine Kreatur ſehen ſollte!

Mein Wirth hörte mir bedenklich zu, lächelte und ſagte endlich, wenn er einen Socinianer ſehen will, ſo braucht er nicht weit zu gehen. Ich bin ein Socinianer.

Ich erſchrack, daß mir die Pfeife aus dem Munde fiel, die ich eben geſtopft hatte. Er? fragte ich, ein Socinianer? er glaubt alſo die Gottheit Jeſu Chriſti nicht?

Die Gottheit Jeſu Chriſti, war ſeine Antwort, glaube ich freilich nicht, aber ich bemühe mich ſeinen Willen zu thun, gegen meine Frau und Kinder und alle Menſchen, mit denen ich zu thun habe, rechtſchaffen zu handeln.

Um Gottes Willen, ſagte ich, in was vor Zeiten leben wir, ſtund auf und gieng fort.

Auf dem Wege begegnete mir der Oberſte von Ziegelſtein. Nu, ſagte er, biſt du mit deinem Quartiere zufrieden?

Mit dem Quartiere, antwortete ich, bin ich wohl zufrieden, aber der Wirth! der Wirth!

O. Sapperment, indem er den Hut aufs rechte Auge druckte, den ſoll ja der Henker holen! Was thut er dir?

F. Nichts als alles Liebes und Gutes.

O. Nichts als alles Liebes und Gutes? närriſcher Kerl, warum klagſt du denn über ihn?

F. Ach! ich traue es mir nicht zu ſagen, er iſt, Gott ſey bey uns, ein Socinianer!

O. Ha! ha! ha! wenn es weiter nichts iſt, ſo gehe du in Gottes Namen in dein Quartier, und laß dir wohl ſeyn. Mag er ein Socinianer, oder ein Quaker ſeyn, das thut nichts, wenn er nur ein rechtſchaffener Mann iſt; ein rechtſchaffener Mann ſeyn, das iſt die beſte Religion.

F. Es jammert einen aber nur, wenn man ſo einen rechtſchaffenen Mann ſoll laſſen zum Teufel fahren.

O. Wenn du dich doch darum unbekümmert ließeſt, und ſorgteſt für deine eigene Seele, da hätteſt du genug zu thun. Du weißt, daß ich unter meinen Leuten allerley Glaubensgenoſſen habe; welche ſind mir denn die liebſten?

F. Soviel ich gemerkt habe, die ordentlichſten und rechtſchaffenſten. Vorige Woche machten ſie ja erſt einen Lutheraner, weil er in ſeinem Dienſte ordentlich iſt, zum Corporal, und der katholiſche Böhme mußte nachſehen, weil er freilich ein lüderlicher Burſch iſt.

O. Handle ich denn darinn nicht recht? Würdeſt du mich wohl für einen braven Officier halten, wenn ich ſchlechte Leute hochſchätzte, deswegen, weil ſie meines Glaubens ſind?

F. Das kann ja freilich nicht anders ſeyn.

O. Und alſo! Du wirſt doch unſerm Herr Gott zutrauen, daß er es mit ſeinen Menſchen wenigſtens ſo gut meyne, wie der Oberſte Ziegelſtein mit ſeinen Soldaten, und daß er keinen guten, ehrlichen Menſchen, um ſeines Glaubens willen, nachſetzen werde?

Das Ding wollte mir nicht recht in den Kopf. Beſſer, dachte ich, iſt doch beſſer. Wenn du den Schmid zur allein ſeligmachenden Religion bringen könnteſt, ſo ſtifteteſt du doch ein gutes Werk.

Als ich alſo das erſtemal wieder bey meinen Wirth zu Tiſche kam, ſo rückte ich an ihn und ſagte: Herr Wirth! er iſt ſo ein ehrlicher, braver Mann, ſage er mir nur, woher es kommt, daß er ein Socinianer iſt?

Mein Wirth lächelte und ſagte: er iſt auch ſo ein ehrlicher, braver Mann, ſag er mir nur, woher es kommt, daß er katholiſch iſt?

Hum! war meine Antwort, ich bin in der katholiſchen Religion erzogen und gebohren, und will darinnė leben und ſterben.

Sieht er, ſagte der Schmid, da gehts ihm, wie mir. Ich bin in der ſocinianiſchen Religion erzogen und gebohren, und will auch darinne leben und ſterben. Unſer Herr Gott hat geſagt: du ſollſt deinen Vater und deine Mutter ehren, das haben wir nun beyde gethan, er hat ſeine Eltern geehrt und ich die meinigen, er hat den Glauben ſeiner Eltern angenommen, und ich den Glauben meiner Eltern. Damit iſts gut, und der liebe Gott, der uns unſre Eltern gegeben hat, wird mit uns beyden zufrieden ſeyn, daß wir ihnen gehorcht haben.

Ich wollte noch eines und das andere einwenden, er wurde aber böſe und ſagte: ein vor allemal! kränke er mich in meinem Glauben nicht, und diſputire er nicht darüber. Wenn er noch ein einziges Wort davon fallen läßt, ſo gehe ich zum Oberſten, und bitte es mir zur Gnade aus, daß er mir ſogleich einen andern Soldaten ins Quartier lege.

Es war alſo dießmal mit meinem Bekehrungswerke nichts.

Vierzehntes Kapitel.

Des Feldwebels fünfte Predigt.

Das Jahr darauf gieng der Türkenkrieg los, ich wurde gefangen, tief in die Türkey hinein nach Adrianopel geſchleppt, und an einen türkiſchen Kaufmann verkauft. Sonſt hatte ich mir die Türkey immer wie eine Wüſte vorgeſtellt, wo nichts als Dornen und Diſteln wüchſen. Tauſend! was machte ich nun für Augen, da ich in die Türkey hinein kam. Seht Kammeraden, ihr mögt es mir glauben oder nicht, ſo iſts doch wahr, da wächſt doch alles, was nur das Herz begehrt.

Ich hatte mannichmal meine Gedanken drüber. Es iſt doch nicht erlaubt, dacht ich oft, daß der liebe Gott den Türken ſo viel Gutes thut, die doch Jeſum Chriſtum nicht erkennen. Wenn du der liebe Gott wäreſt, du ließeſt die ſchönen Sachen alle in Oeſterreich, Steyermark, Kärnthen und Bayern wachſen.

Einmal da ich ſehr frühe ausgieng, um meines Herrn Garten vom Unkraute zu reinigen, verrichtete ich erſt mein Morgengebet auf einem Hügel, und bat beſonders unſern Herr Gott, daß er ſich doch unſerer erbarmen, die Türken ausrotten, und die allein ſeligmachende, katholiſche Religion, auf der ganzen Welt ausbreiten möchte. Da ich ſo betete, wurde der Himmel roth und die Sonne gieng auf. So ſchön habe ich ſie nicht oft aufgehen ſehen.

Eben wollte ich noch unſerm Herr Gott es recht ans Herz legen, daß er doch die Türken ausrotten möchte; da aber die Sonne ſo ſchön über der Türkey aufgieng, ſtarb mir das Wort im Munde — es war mir nicht möglich, gegen die Leute weiter zu beten, denen unſer Herr Gott ſo viel Gutes thut.

Ich ſchlug die Augen nieder, und ſchämte mich, daß ich ſo albern gebetet hatte. Aber hatte ich mich erſt geſchämt, ſo ſchämte ich mich noch mehr, da ich unten, am Hügel, meinen Herrn erblickte, der auch betete.

Vergieb mir, Gott! ſagte ich, daß ich dich zum Zorn habe reitzen wollen, gegen Menſchen, die du lieb haſt, und die dich anbeten.

Ich ſaß eine ziemliche Weile in tiefen Gedanken; da kam mein Herr langſam den Hügel herauf, die Thränen liefen ihm über die Backen. Er gab mir die Hand und ſagte: guten Morgen Franke! warum ſitzeſt du da ſo tiefſinnig?

Lieber Herr, war meine Antwort, ich habe eben mein Morgengebet verrichtet, und mich gefreuet, daß un-

unſer Herr Gott allen Menſchen ſo viel Gutes thut, darüber denke ich nach.

Nun, ſagte er, das habe ich auch gethan. Iſts nicht wahr, Franke, er iſt ein guter Gott? ſieh, wie gut er es mit der ganzen Welt meynt! wie friſch die Bäume ſtehen! wie die Flur lacht! wie die Vögel ſingen! **Es iſt nur Ein Gott, und Muhammed iſt ſein Prophet.**

Aber, lieber Franke, du dauerſt mich. Du biſt ein ehrlicher Menſch, ich möchte dich gar zu gern einmal mit mir im Paradieſe ſehen. Willſt du nicht von deinem Irrglauben abſtehen, und ein Rechtgläubiger werden?

Jeſus Maria! wie erſchrack ich da! Sonſt hatte ich mirs nicht träumen laſſen, daß auf Gottes Erdboden man rechtglaubig ſeyn könnte, wenn man nicht katholiſch wäre.

Vor etlichen Monaten hörete ich, daß ſich ein Socinianer des rechten Glaubens rühmte, nun wollte gar ein Türke ein Rechtglaubiger ſeyn. Ich wußte nicht, was ich antworten ſollte.

Du bedenkſt dich, fuhr er fort! überlege doch, daß kein Menſch in das Paradies kommen kann, der nicht an den großen Propheten glaubt. Sieh! wenn du heute ein Muhammedaner wirſt, morgen ſchenke ich dir die Freyheit!

Ich zuckte die Achſeln und ſagte: lieber Herr, ich bin ja ſchon rechtglaubig, ich bekenne mich ja zur allein ſeligmachenden Kirche, ich bin katholiſch.

Guter Franke, antwortete er, du dauerſt mich. Glaube mir, es iſt nur Ein Gott, und Muhammed iſt ſein Prophet.

Das kann ich aber nicht glauben, ſagte ich, ich kanns nicht glauben. Was haſt du nun davon, wenn ich, um meine Freyheit zu erlangen, mich zur Muhammedaniſchen Lehre bekenne? Du bekommſt zwar einen Muhammedaner, aber auch einen Schurken mehr. Was iſt dir mit einem Schurken gedient? Denn iſt der nicht ein Schurke, der, um des Zeitlichen willen, eine Religion annimmt, die ſein Herz nicht glaubt?

Meinem Türken ſchien dieß aufs Herz zu fallen, er biß ſich in die Lippe, ſtrich den Bart, ruckte den Turban hin und her, endlich gab er mir die Hand und ſagte: du haſt Recht, Franke! Es iſt beſſer, daß du ein ehrlicher Chriſt, als ein Muhammedaniſcher Schurke biſt. Der dort, der uns heute ſo ſchön mit ſeiner Sonne beſchien, der wird auch wohl für uns beyde im Paradieſe ein Plätzchen haben.

Nun mußte ich mit ihm ins Gartenhaus gehen, und Kaffee trinken. Da fragte er mich noch eines und das andere wegen der Religion.

T. Glaubt ihr Chriſten denn wirklich, daß ihr allein ſelig würdet?

J. Ja, das glauben wir. Man lehrt es uns, alles, was nicht Chriſt iſt, das würde verdammt, Juden, Heyden, und — kurz alles wäre verdammt.

T. Alſo

T. Alſo vermuthlich wir auch?

J. Ei das verſteht ſich.

T. Wie lange ſollen wir denn verdammt werden?

J. **Ewig.**

T. Aber glaubt ihr denn, daß alle Chriſten ſelig würden?

J. Nein, darinne ſind wir wieder verſchiedener Meynung. Es giebt unter uns vielerley Partheyen, die Katholiſche, von der ich bin, hernach die Lutheriſche, die Reformirte und die Sociniſche. Da glaubt nun jede, sie würde allein ſelig, und die andern würden ewig verdammt.

T. Auch ewig?

J. Ja, von Ewigkeit zu Ewigkeit. *)

Mein Türke gerieth darüber in tiefe Gedanken, gieng im Garten auf und ab; endlich kam er wieder zu mir und ſagte: Wir ſind beyde irre geführt worden. Der Schöpfer der Sonne, der mit ſeinem Sonnenlichte alle Menſchen erfreuet, kann kein Tyranne ſeyn, und Menſchen deswegen verdammen, daß ſie glauben, was ihnen von ihren Eltern iſt gelehret worden. Wir wollen fromm ſeyn und recht thun, ſo wird uns beyden der Erbarmer Barmherzigkeit erzeigen. Itzo geh an deine Arbeit!

---

*) Daß dieß kein vernünſtiger Katholike, Lutheraner, Reformirter oder Socinianer glaube, verſteht ſich von ſelbſt. Allein, daß es unter allen Religionspartheyen ſolche gebe, die andern geradezu deswegen die ewige Seligkeit abſprechen, weil ſie nicht ihres Glaubens ſind, iſt leider wahr. Noch vor etlichen Jahren predigte jemand, daß Gott keines Menſchen, als nur der Lutheraner, Gebet erhöre. Und der König und Prophet David ſagt doch im 65 Pſalm in 3 Vers ausdrücklich: Du erhöreſt Gebet, darum kommt alles Fleiſch (oder alle Menſchen, nicht bloß die Lutheraner) zu dir. Wenn ich mich recht erinnere, ſo war David kein Lutheraner, ſondern ein Jude.

Ich gieng hin, und die Arbeit gieng mir noch einmal ſo gut von Statten, wie ſonſt, weil mein Herr ſo gut gegen mich war.

Zu Mittage ſchickte er mir eine Portion Reis und Rindfleiſch, die mir gar herrlich ſchmeckte, weil ich ſeit ſechs Wochen keinen Biſſen Fleiſch geſehen hatte.

Nach Tiſche ließ er mich zu ſich rufen, führte mich in ſein Zimmer, und ſtellte mich ſeiner Frau vor, die einen Schleyer über ihr Geſicht hängen hatte. Er ſchlug den Schleyer zurück — tauſend Piſtolen! das war eine Frau! Kammeraden, ſeht ich ſtand da, wie verplüſt. Schlank war ſie gewachſen, wie eine Erle, eine Haut, ſo zart, daß man alle Adern durch ſehen konnte, und ſo weiß, wie ein gefallener Schnee. Und ihre Augen — aus denen funkelte nichts als Liebe und Güte.

Franke, ſagte ſie lächelnd, iſts wahr, daß du uns alle willſt verdammen laſſen?

Das war eine kützliche Frage. Ich ſchlug die Augen nieder und ſagte, ich verdamme niemanden.

Aber man hat uns ſo gelehret, daß alle ewig verlohren und verdammt wären, die ſich nicht zur chriſtkatholiſchen Kirche bekenneten.

Dieß müſſen, ſagte ſie, harte Leute ſeyn, die dich dieß lehrten. Aber hör, lieber Franke, da mir mein Mann erzählte, was du mit ihm geſprochen haſt, ſo bat ich ihn, mir zu ſchenken, was ich von ihm bitten würde. Er gewährte mir meine Bitte — weißt du, was ich mir von ihm erbat? Dich, lieber Franke! du biſt alſo mein, aber nur noch eine Minute biſt du mein — hier ſah ſie mir gewaltig freundlich in die Augen — und nun — fuhr ſie fort, biſt du nicht mehr mein, ich ſchenke dir die Freyheit. Hier, Franke, hier ſind zwanzig Löwenthaler zur Reiſe, mein Mann wird dir einen Paß verſchaffen.

Ich? frey? hier fiel ich vor ihr auf meine Kniee. Sie ſprang aber zurück und trocknete die Thränen, die über ihre Backen liefen, mit ihrem Schleyer ab. Hernach, fuhr ſie fort, die Thränen liefen ihr aber noch immer über die Backen, wenn du nun, lieber Franke, einmal Herr über das Paradies wäreſt, wollteſt du wohl mich von demſelben zurückweiſen?

Bey Gott nicht! war meine Antwort, eine ſo gute fromme Frau, die kann nicht aus dem Paradieſe gewieſen werden. Und wenn ich einſt vor den Gott komme, der die Sonne heute ſo ſchöne aufgehen ließ! ſo will ich ihn bitten, daß er dir gnädig ſey.

Das iſt mir lieb, ſagte ſie; glaube aber, lieber Franke, ich bedarf deiner Bitte nicht. Der barmherzige Erbarmer wird wenigſtens eben ſo gut denken, als du. Leb wohl! Franke! und läſtre meinen und deinen Gott nicht mehr!

Hier ließ ſie den Schleyer über das Geſicht fallen, und gieng in ihr Zimmer zurück.

Ich blieb aber noch immer auf meinen Knieen liegen, bis mich mein Herr aufrichtete.

Funfzehntes Kapitel.

Des Feldwebels ſechste Predigt.

Wir weinten beyde. Hernach fragte ich ihn, was wollte deine Frau, daß ſie ſagte, ich ſollte Gott nicht läſtern?

T. Das will ich dir ſagen. Meine Frau hat mirs bewieſen, daß wir heute beyde Gott geläſtert haben.

J. Wir Gott geläſtert?

T. Gott geläſtert! Denn die größte Gotteslästerung, die ein Menſch ausſprechen kann, iſt die, daß er ſagt, Gott wäre ein Tyranne, und verdamme rechtſchaffne Menſchen unſchuldig.

J. Aber ich habe ja nur geſagt, er verdammt ſie wegen der Religion.

T. Das iſt eben die Gottesläſterung, wenn man ſagt, die Religion, die man bekennet, wäre die alleinſeligmachende, und alle, die ſie nicht annähmen, wären ewig verdammt. Wenn das wäre, was ſollte ich denn von dem barmherzigen Erbarmer denken? Iſts nicht wahr, du glaubſt, meine Religion wäre falſch, und die deinige wäre wahr?

J. Soll ich heucheln?

T. Bey Gott nicht!

J. Nun da muß ich dir ſagen, daß ich und alle Chriſten glauben, daß deine Religion falſch ſey.

T. Wirklich? nun es mag ſeyn. Einer von uns beyden hat Unrecht. Wer das iſt, das weiß niemand beſſer, als der Schöpfer der Sonne. Ich will dir aber zugeben, daß ich eine falſche Religion habe, wer iſt denn die Urſache, daß ich ſie glaube? kein Menſch, als mein Vater, meine Mutter und mein Lehrer. Dieſe haben mich von Jugend auf dazu angeführt. Ich habe ihnen gehorcht und geglaubt. Habe ich denn ihnen nicht gehorchen, nicht glauben ſollen? Wenn mich alſo Gott einmal aus dem Paradieſe wieſe, ſo müßte er es deswegen thun, weil ich gegen meine Eltern ein gehorſames Kind geweſen bin. Kannſt du das von Gott glauben? läſterſt du nicht Gott, wenn du ſagſt, daß er einen guten Menſchen deswegen verdamme, weil er ſeinen Eltern gehorcht hat?

J. Ich kann darauf nicht antworten, weil ich kein Gelehrter bin. Ich dächte aber doch —

T. Und was denn?

J. Da du älter wurdeſt, hätteſt du die Bibel leſen können und —

T. Aha! haſt du denn den Koran (die türkiſche Bibel) geleſen?

J. Ei was geht mich denn die an? Ich bin ein kaiſerlicher, königlicher, Soldat, und habe meinen Dienſt ordentlich verſehen, und auf den Poſten, wohin ich geſtellet wurde, meine Schuldigkeit gethan, da habe ich keine Zeit gehabt, mich um ſolche Sachen zu bekümmern.

T. So iſt mirs auch gegangen. Ich bin ein Kaufmann, und habe, vom Morgen an bis in die Nacht, zu thun, wenn ich meine Geſchäffte ordentlich beſorgen will. Da iſt mir noch keine Zeit übrig geblieben, eure Bibel zu leſen.

J. Ja was müßten wir denn da thun?

T. Was ich thun will, das weiß ich. Ich will alle Tage zu Gott beten, und die Ceremonien beobachten, die mir meine Religion vorſchreibt, keinen Menſchen beleidigen, jedem helfen, ſoviel ich kann, und keinen mehr von ſeiner Religion abzubringen ſuchen. Da denk ich denn, daß mich Gott nicht verdammen werde. Was willſt du denn thun?

J. Ich dächte ich machte es eben ſo.

T. Ich dächte es ſelbſt. Sind wir Schurken, ſo verdammt uns Gott beyde, wir mögen Türken oder Chriſten ſeyn. Sind wir rechtſchaffne Leute, ſo wird uns Gott gnädig ſeyn, wenn auch gleich einer von uns ſich in ſeinem Glauben geirret hätte.

Den folgenden Tag bekam ich meinen Paß und noch einen Sack voll Victualien mit auf den Weg. So reiſte ich fort und kam wieder zur Kaiſerlichen Armee. Da nahm ich wieder Dienſte. Weil ich aber nicht gegen die Türken dienen wollte, ſo wurde ich nach Prag geſchickt. Ja ſeht Kammeraden, ſo iſt mirs gegangen. Ihr kennt mich alle. Ich bin ein katholiſcher Chriſt, das wißt ihr. Aber ich mache keinen Menſchen in ſeinem Glauben irre, und wer mir ſagt, daß ich irgend einen Menſchen, ſeitdem ich aus der Türkey zurück gekommen bin, habe ſuchen katholiſch zu machen, der muß es reden, wie ein Hundsvot!

Ja, ſagte ein alter Corporal, wenn alle Menſchen in der Welt ſo dächten, da hätten wir gute Zeit. So aber da glaubt jede Religionsparthey, die Wahrheit wäre allein auf ihrer Seite, und ſieht alle andere an als Ketzer und Kinder des Teufels. Daraus entſteht lauter Unglück und Elend. Keine Parthey trauet der andern über den Weg, jede verfolgt und drückt die andere, ſobald ſie die Oberhand bekommt. So machen ſich die Leute einander ſelbſt das Leben ſchwer, die, wie Brüder und Schweſtern, bey einander einig und verträglich leben könnten.

Sechs-

Sechszehntes Kapitel.

Des Feldwebels Disputation.

Ein Fähndrich, der mit zugegen war, dachte aber nicht ſo. Dieſer beſchuldigte den Feldwebel, er ſey ein Indifferentiſt, und, da dieſer ſich vertheidigte, lief er fort und ſagte, er wollte ihn bey dem Regimentspater verklagen.

Es währete nicht lange, ſo kam der Regimentspater, und es wurde auf einmal ſo ſtille, daß man hätte eine Maus hüſten hören können.

Er machte ein ziemlich ernſthaftes Geſicht, gieng auf den Feldwebel los und ſagte: ei! ei! Herr Feldwebel, was muß ich von ihm hören!

F. Wie ich hoffe, Ihro Hochwürden, nichts als alles Liebes und Gutes.

P. Iſts denn wahr, daß er ſo leichtſinnig von der Religion geſprochen, und geſagt hat, es wäre einerley, man möchte ein Türke oder ein Chriſt, Lutheriſch, Reformirt oder Katholiſch ſeyn?

F. Ihr Wort in Ehren, Ihro Hochwürden, das habe ich nicht geſagt. Meine Meynung war nur die, daß unſer Herre Gott ein Vater aller Menſchen ſey, ſie lieb habe und ihnen Gutes thue. Den Chriſten, wie den Türken, und den Türken, wie den Chriſten. Habe ich denn darinne Unrecht?

P. Ganz und gar nicht. Das lehrt ja die Bibel. Was hat er denn aber von der alleinſeligmachenden Religion geſagt?

F. Ja wie mirs ſo iſt vorgekommen. Iſt der Menſch, habe ich geſagt, ein Schurke, ſo kanns ihm, in jener Welt, nicht wohl gehen, er mag Türke oder Chriſt, Katholik oder Socinianer ſeyn. Iſt denn das nicht wahr?

P. Freilich iſts wahr. Das predigen wir ja beſtändig.

F. Iſt der Menſch aber rechtſchaffen, und thut nach ſeinem Gewiſſen, ſo wird ihm der liebe Gott gnädig ſeyn, wenn er ſich auch in ſeinem Glauben irren ſollte.

P. Ja, mein lieber Feldwebel, das iſt Gottes Sache, darum haben ſich die Menſchen nicht zu bekümmern.

F. Das wohl. Wenn man aber nun einmal davon ſpricht, welches iſt denn beſſer, wenn man meynet, daß der liebe Gott ſo viele Millionen Menſchen deswegen, weil ſie ihren Eltern geglaubt haben, in den Pfuhl werfen werde, der mit Feuer und Schwefel brennet? oder, wenn man hoffet, er werde ihnen in der Ewigkeit eben ſo gnädig ſeyn, wie er ihnen auf der Erde war?

P. Das erſtere taugt ja freilich nichts; denn unſer Heyland ſpricht: verdammet nicht, ſo werdet ihr auch nicht verdammet.

Wenn er weiter nichts geſagt hat, Herr Feldwebel, als dieſes, ſo habe ich gar nichts dagegen. Lebe er wohl, und bleibe er bey dieſen Gedanken.

Adjö, Ihro Hochwürden, ſagte der Feldwebel, und druckte ihm treuherzig die Hand, das iſt mir doch lieb, daß ſie nicht böſe auf mich ſind. Ich habe es ja, weiß der liebe Gott, aus keiner böſen Abſicht geſagt.

Wer war froher, als der Feldwebel! Er ſprach noch etliche Stunden über dieſe Materie. Es würde zu weitläuftig ſeyn, wenn ich alles erzählen wollte.

Siebenzehntes Kapitel.

Conſtant wird examinirt.

Nach etlichen Tagen war meine Krätze curirt, ich verließ das Krankenhaus, gieng zu dem Herrn Major, und dankte ihm gar herzlich für die Gnade, die er mir erzeigt hatte.

A propos! ſagte er, da ich mich bedankt hatte, weißt du auch mir zu ſagen, womit du biſt curiret worden?

Das weiß ich wohl, war meine Antwort. Ich mußte Queckenthee trinken, und ein Paar Purganzen einnehmen. Hernach mußte ich täglich Morgens und Abends die krätzigten Theile mit laulicht warmen Gulardſchen Waſſer waſchen, und im Bette die Ausdünſtung abwarten. Da dieß fünf Tage geſchehen war, that der Herr Feldſcheerer unter ein Maas Gulardſches Waſſer eine Unze Salz und ein Quentchen Alaun, und ließ es darinne zergehen. Mit dieſem Waſſer mußte ich mich wieder täglich waſchen. Das währete zehn Tage — weg war meine Krätze.

M. Seht einmal den Leineweber! Wie ſtehts aber weiter? weißt du auch, wie man das Gulardſche Waſſer macht?

J. Ei das ſollte ich meynen. Man nimmt ein Maas reines Waſſer, thut zwey Theelöffel voll Bleyextract und vier Theelöffel voll Fruchtbranntewein dazu — da iſt das Gulardſche Waſſer fertig.

M. Bravo! Wenn du aber ſo klug biſt, ſo ſag mir doch einmal, wie man den Bleyextract macht! He?

J. Auch das habe ich gemerkt. Man nimmt ein Maas Weineßig und ein Pfund Goldglättpulver, thut beydes in einen Keſſel, läßt es mit einander, bey einem gelinden Feuer, vier bis fünf Viertelſtunden kochen, rührt es beſtändig mit einem hölzernen Spatel herum. Dann nimmt man den Keſſel vom Feuer, läßt die dicke Materie ſich ſetzen, und gießt das helle ab. Dieß thut man hernach in eine Flaſche, die mit einer Schraube wohl verwahrt ſeyn muß.

M. Vortreflich. Daß du dich mit Verfertigung des Bleyextracts abgeben ſollſt, will ich dir eben nicht rathen. Es ſind dazu zu viele Vortheile nöthig. Du thuſt beſſer, wenn du ihn bey einem verſtändigen Apotheker oder Arzt nimmſt. Gulardſches Waſſer aber muß eigentlich jeder Menſch haben und machen können. Denn es heilt nicht nur die Krätze, ſondern auch noch andere Plagen. Wenn ſich der Menſch z. E. verbrennt, ſo iſt nichts beſſer, als daß er ſich den Brandſchaden mit Gulardſchem Waſſer wäſcht.

Das war dein Glück, Leineweber! daß du nach alle dieſen Sachen gefragt haſt. Hätteſt du das nicht gethan, morgen müßteſt du, auf Ehre, nach Eger marſchiren. So aber, da ich doch ſehe, daß du den Kopf auf dem rechten Fleck haſt; will ich dich noch einige Zeit hier behalten, und ſehen, was ich aus dir machen kann. Wie ſtehts denn ſonſt mit dir? kannſt du leſen?

J. Ja gnädiger Herr! das habe ich gelernt.

M. So komm und lies.

Er holte darauf ein Buch, es hieß **Carl von Carlsberg**. Daraus mußte ich ihm folgende Stelle vorleſen:

„Und nach dieſen Geſchichten brach ein großes Volk hervor und bedeckte den Erdkreis. Sie waren männiglich ſchön und lieblich anzuſehen. Ich ſahe braune Jünglinge, die in ihren Armen hielten Jungfrauen, deren Wangen lieblich waren, wie die Morgenröthe, und deren Augen funkelten, wie die Sterne Gottes. Auch ſahe ich Weiber, die waren alle voll Kraft, jede hielt den Säugling im Arme, der holdſelig am vollen Buſen ſpielte, auf dem die Haarlocken walleten.

Und die Blicke, die ſie warfen auf die Säuglinge, waren, wie die Blicke der Engel Gottes. Neben ihnen ſtunden nervigte Männer, die ihre Augen an dem Anblikke weideten. Auch ſahe ich Gebährende, die in wenigen Minuten, ohne fremde Hülfe, ihre Kinder zur Welt brachten. Und ich ſahe mich um weit und breit, und ſiehe, da ward unter allen Menſchenkindern nicht gefunden ein bucklicher, oder pockengrübiger, noch ein ſolcher, deſſen Schenkel krumm gewachſen waren, noch ein Menſch ohne Naſe. Auch ward nicht gefunden ein bleicher, man ſahe nirgends Sorge und Gram, und hörte nicht Zank und Streit, ſondern ſie waren alleſamt munter und guter Dinge. Und ich fragte den, der mit mir redete: Herr! ſind das Engel?

Und er antwortete und ſprach zu mir: Mitnichten. Sondern es ſind die beſſern Menſchen, die hervorkommen werden, wenn der Herr ſein Werk vollendet, und das Reich der Unwiſſenheit, Dummheit und Bosheit zerſtöret hat.

Und die Menſchen zerſtreueten ſich auf dem Erdboden, und fiengen an zu arbeiten kräftiglich. Galgen und Rabenſteine, Hoſpitäler, Waiſenhäuſer und Kaſernen, Zuchthäuſer und alle andere Wohnungen des Elends wurden niedergeriſſen; Paris mit ſeinen Schweſtern ward öde, und eine Wohnung der Nachteulen und Rohrdommeln. Und man machte um jede Hauptſtadt einen Raum von 200 Feldweges, und zog ein Gehege darum, damit niemand ſich nahen und ſehen möchte die Ueberbleibſel von den Rasereyen des menſchlichen Verſtandes. Aber alle Wüſteneyen wurden Luſtgärten, und alle Sandberge Wälder und Weinberge. Und es ward da nicht mehr funden ein Bettler, ſondern jeder hatte Ueberfluß, jeder ſaß unter ſeinen Kindern und verzehrte ein Wildpret, oder ein gemäſtet Kalb, und trank ſeinen Becher Wein, und ließ ſein Herz guter Dinge ſeyn."

M. Nun mit dem Leſen geht es ſo ganz gut, wie ſteht es aber mit dem Schreiben?

J. Das habe ich auch gelernt, ſo viel als ein armer Handwerksmann braucht.

M. Nun der braucht viel. Der Reiche kriegt für ſein Geld Schreiber genug, aber der Arme hat dazu kein Geld, daß er Schreiber halten könnte. Da iſt Dinte, Feder und Papier, ſetz dich einmal hin und ſchreib mir einen Brief.

J. Ja Briefſchreiben habe ich nicht gelernt.

M. Keinen Brief haſt du lernen ſchreiben? Was haſt du denn ſonſt geſchrieben?

J. Lauter bibliſche Sprüche.

M. Ha! ha! ha! ha! lauter bibliſche Sprüche? Das iſt ja wohl ganz gut, aber damit kömmſt du nicht aus. Wenn du nun ein Stück Leinewand verfertigt hätteſt, und wollteſt es einem Kaufmanne anbieten, und ſchriebſt ihm die ganze Epiſtel an die Römer, das wird dir nichts helfen.

Achtzehntes Kapitel.

Das Examen wird fortgeſetzt.

Setz dich nur und ſchreib mir einen Brief, er mag werden, wie er will.

Ich ſetzte mich und ſchrieb folgenden Brief an meinen ehemaligen Rector.

Gott zum Krues!

Liwer Herr Rekder! Wen ſie ſich nog wol befinten iſt mirſch lieb, ich bin Gott Lob und Tang nog geſund und wol. Ich bin ein Seltad geworden unger den keiſerligen. Ich bin Vörzen Dag geweſen in den Sbidal, und bin nich mer drinne. Kriſſen Sie doch meine Mume Anne Katrine, leben ſie wohl,

Conſtant.

In meinem Leben habe ich keinen Menſchen ſo lachen ſehen, als itzo der Major lachte, da er den Brief geleſen hatte. Kirſchbraun wurde er im Geſichte, und ich dachte, er würde ſich die Bruſt zerſprengen.

Hör Leineweber, ſagte er, wenn deine Leinewand und dein Trillich nicht beſſer ausfallen, als deine Briefe, ſo ſiehts ſchlecht mit dir aus.

Da ſich der Herr Major ſatt gelacht hatte, ſo ſagte er, wie ſtehts mit dem Rechnen?

Rechnen, war meine Antwort, habe ich ganz fein gelernt. In der Schule war ich darinne immer der Oberſte.

Das ſoll mir lieb ſeyn, fuhr der Major fort. Wir wollens verſuchen. Setz dich hin und ſchreib, ich will dir ein Exempelchen dictiren.

Ein Kaufmann bezahlt einen Centner Kaffee mit 25 Rthlr. in Louisd'or zu 5 Rthlr. wie hoch kommt das Loth, wenn dieſe 5 Louisd'or zu 5 Rthlr. und 8 Gr. gerechnet werden?

Ich ſah das Exempelchen hinten und vorne an, wie die Kuh das neue Thor, wußte aber immer nicht, was ich damit anfangen ſollte. Endlich ſagte ich: gnädiger Herr, das Exempel habe ich in der Schule nicht gehabt.

Da lachte er wieder aus vollem Halſe, und fragte, du kannſt alſo ſonſt kein Exempel rechnen, als das du in der Schule gehabt haſt? damit wirſt du weit kommen. Was haſt du denn in der Schule für Exempel gehabt? laß doch hören!

J. Additions- Subtractions- Multiplications- und Diviſionsexempel.

M. Gut! wenn du das Exempel rechnen willſt, das ich dir aufgegeben habe, ſo brauchſt du ja auch nichts weiter zu thun, als zu addiren, zu ſubtrahiren, zu multipliciren und zu dividiren. Fort! fort! verſuche, was du kannſt, ich will dir Zeit laſſen.

Ich rechnete hin und her, und beſchrieb einen ganzen Bogen mit Zahlen. Mein Herr Major gieng unterdeſſen in der Stube auf und ab, guckte mir bisweilen über die Achſel, nahm allemal eine Priſe Taback, und trat hernach ans Fenſter, um das Lachen zu verbergen. Endlich ſagte ich, ich habs heraus, Herr Major! Das Loth Kaffee koſtet, wenn der Centner mit 25 Rthlr. in Louisd'or zu 5 Rthlr. bezahlt wird, 18 Pf. in Louisd'or zu 5 Rthlr. 8 Groſchen,

Da gieng das Lachen von neuem los, und zwar ſo lange, daß es mich am Ende verdroß. Da dieß der Major merkte, wurde er ernſthaft und ſagte: kurz von der Sache zu kommen! Du ſiehſt doch, daß du nicht rechnen kannſt. Und wenn du hundert und funfzig Rieß Papier mit Zahlen beſchrieben hätteſt, ſo hilft das doch zu weiter nichts, du darfſt nicht ſagen, daß du rechnen kannſt. Indem er das ſagte, gieng er nach der Thür zu, und zog an einem Glöckchen, ſogleich trat der Bediente herein, und fragte, was befehlen ihre Gnaden?

M. Hör, Heinrich, wenn der Centner Kaffee 25 Rthlr. in Louisd'or zu 5 Rthlr. koſtet, wie viel koſtet das Loth, wenn dieſe Louisd'or zu 5 Rthlr, 8 Gr. gerechnet werden?

B. Den Centner zu 110 Pfund gerechnet?

M. Nur zu hundert Pfund.

B. (Nachdem er ein Paar Minuten den Finger über die Naſe gelegt hatte) 2 und ungefähr 2/5 Pfennige!

M. Ganz recht. Nun geh nur wieder hin! Sieh, mein liebes Leineweberchen, das heiſt rechnen!

Bey deiner Rechenkunſt wirſt du nicht weit kommen; was du dir die Woche über verdient haſt, kannſt du den Sonnabend wieder verrechnen. Weißt du was, willſt du denn noch etwas lernen?

J. Von Herzen gern, wenn ich doch nur dazu Gelegenheit hätte.

M. Die will ich dir verſchaffen! Da haſt du ein Briefchen, das trage bey den Fourier Schröder, der wird dir täglich eine Stunde im Rechnen und Schreiben Unterricht geben. Wenn du fleißig biſt, ſo will ich dich von Grund aus unterrichten laſſen. Biſt du es aber nicht, ſo iſt nach vierzehn Tagen die Sache abgethan, und du gehſt, mit dem erſten Rekrutentransporte, nach Eger.

Morgen geht auch das Exerciren an. Nimm dich dabey fein zuſammen, damit es nicht etwa Wixe *) ſetzt.

Ich dankte dem Herrn Major höflich dafür, daß er mich das Schreiben und Rechnen wollte lehren laſſen, und gieng fort, immer nach meinem Quartiere zu.

---

*) So nennt man im Scherz, Schläge.

Neun-

Neunzehntes Kapitel.

Ein Geſpräch vom Glauben.

Da ich bey die Tromsdorfiſche Apotheke kam, dachte ich, möchteſt wohl ein Loth Violrappe *) mitnehmen. Der Proviſor wickelte es mir in ein Papierchen. Da ich nun eine Priſe nehmen wollte, ſahe ich, daß das Papierchen bedruckt war. Ich wollte leſen, was drauf ſtände; weil aber die Zeilen mitten von einander geſchnitten waren, ſo konnte ich keinen rechten Verſtand heraus bekommen. So viel konnte ich nur ſehen, daß von einem Glaubensbefehle die Rede war, denn zweymal kam das Wort Glaubensbefehl vor. Vor tauſend Guckuck, dachte ich bey mir ſelbſt, was iſt das für ein Ding, ein Glaubensbefehl!

So eben begegnete mir ein kaiſerlicher Soldat. He, ſagte ich, Kammerad, kannſt du mir nicht ſagen, was ein Glaubensbefehl iſt?

Er lachte und ſagte, was geht mich der Glaubensbefehl an. Wenns ein Gericht Erbſen und Speck wäre, das wäre eher mein Caſus.

Da ſchlenderte ich weiter bis an die Schmidſtetter Gaſſe, da kam ein Lutheriſcher Geiſtlicher ſo hurtig um die Ecke, daß er an mich ſtieß, und um ein Haar mich umgeſtoßen hätte.

---

*) Eine Art Schnupftaback.

Wir erſchracken beyde, ſahen einander an, und er bat mich, ich möchte es nicht übelnehmen, daß er mich ſo geſtoßen hätte.

Im geringſten nicht, ſagte ich. Weil wir aber hier ſo von ohngefähr zuſammen kommen, ſo könnten Sie mir einen Gefallen thun.

G. Und der wäre?

J. Wenn Sie mir doch ſagten, was das für ein Ding wäre, ein Glaubensbefehl?

G. Wie kömmt er denn auf den ſonderbaren Gedanken?

J. Sehn Sie, da ſtehts auf dem Papierchen.

G. Nu? warum bekümmert er ſich denn aber darum?

J. Ich dachte, wer glaubt, der müßte auch wiſſen, was ein Glaubensbefehl wäre.

G. Wenn er es ſo meynt, ſo muß ich es ihm ſchon erklären. Komm er her mit mir nach Hauſe. Ein Glaubensbefehl iſt, daß ich es kurz ſage, ein hölzern Biegeleiſen.

J. Das verſtehe ich nicht.

G. Seh er, was hölzern iſt, das iſt nicht Eiſen, und was Eiſen iſt, das kann nicht hölzern ſeyn. So iſts auch mit dem Glaubensbefehle. Der Glaube iſt eine freye Sache, und Befehl iſt ein Befehl. Ein Glaubensbefehl, oder ein Befehl, dem Glauben nach einer gewiſſen Art zu lehren, oder ſo zu lehren, daß alle glauben und meynen ſollen, wie einer glaubt und meynt, reimt ſich ſo wenig zuſammen, wie ein hölzern Biegeleiſen.

J. Wer macht denn aber die Glaubensbefehle?

G. In den älteſten Zeiten die heidniſchen Kaiſer, hernach die Päbſte. Im vorigen Jahrhundert auch einige Proteſtantiſche Fürſten, oder vielmehr ihre Miniſter, durch welche ſie hintergangen würden. Zeig er mir einmal ſein Papierchen! Sieht er, es iſt ganz gelb, das muß wenigſtens hundert Jahr alt ſeyn. Heutiges Tages haben unſre Fürſten beſſere Einſichten, und machen keine Glaubensbefehle mehr, weil ſie erfahren haben, daß dadurch nichts als Haß, Verfolgung und Verbitterung entſteht, und ſie immer von ſchlechten Menſchen gemißbraucht werden, um ihre Tücke und Boßheit an ihrem Nebenmenſchen auszulaſſen. Nein, dazu haben, Gott Lob! heutiges Tages unſere Fürſten zu viel Verſtand. Wäre es nicht lächerlich, wenn ſie den Aerzten wollten vorſchreiben, was ſie zu ihren Purganzen nehmen ſollten? ſo lächerlich iſts auch, wenn ſie den Religionslehrern vorſchreiben wollten, was ſie, als Wahrheit, lehren ſollen. Für die Güte der Purganzen laſſen ſie die Aerzte, und für die Reinigkeit der Lehre, den Lehrer ſorgen, und da geht denn alles gut.

Die Zeiten verändern ſich, mein lieber Mann, und die Einſichten der Menſchen auch. Die Leute ſind in allen Ständen itzo in vielen Stücken viel klüger, als ſonſt. Nehme er nur die Aerzte. Die konnten ſonſt kein Recept ſchreiben, wozu nicht Hirnſchädel, Mumie, Menſchenfett, Hundekoth u. d. gl. kam.

J. Darinne haben ſie Recht, Ihro Hochwürden! Meine ſelige Großmutter hatte ein Büchelchen, das hieß Sperlings Dreckapotheke.

G. Sieht er! Und wie klug ſind itzo unſere Aerzte! Die curiren alles mit Waſſer, Kräutern, Wurzeln, Salzen und andern einfachen Mitteln. Wenn nun ein Fürſt befehlen wollte, daß die Aerzte fürohin nach alter Art curiren, oder daß ſie den Kranken Arzneyen geben ſollten, von denen ſie zuverläßig wüßten, daß ſie ihnen nichts nütze wären, was würde es da für einen Lärmen unter den Aerzten geben.

Iſts denn aber anders, wenn ein Fürſt den Geiſtlichen befehlen und vorſchreiben wollte, was wahr ſeyn, und was ſie als Wahrheit lehren ſollten?

J. Erlauben mir Ihro Hochwürden, ich dächte, es wäre hier doch ein Unterſchied. „Die Aerzte haben eigentlich keine Vorſchrift, wie ſie curiren ſollen; die Herren Geiſtlichen haben ſie aber. Die Herren Geiſtlichen in meinem Vaterlande haben z. E. den Heydelberger Katechismus.

G. Gut! alſo haben die Herren Geiſtlichen in ſeinem Vaterlande den Heydelberger Katechismus. Da glauben ſie nun alles, was drinne ſteht, oder ſie glauben es nicht. Glauben ſie es, ſo braucht es nicht befohlen zu werden, daß ſie darnach lehren; denn jeder lehrt ja ohnedieß, wie er glaubt. Glauben ſie es aber nicht; ſo ſehe ich wieder nicht ein, was man mit dem Befehle haben will. Will man befehlen, daß ſie es glauben ſollen, ſo iſt dieß lächerlich, denn der Glaube läßt ſich ja nicht befehlen. Er iſt, wie ich merke, reformirt. Glaubt er denn alſo, daß der wahre Leib und Blut Jeſu Chriſti im heiligen Abendmahle zugegen ſey?

J. Nein, das glaube ich nicht.

G. Wenn nun aber ein Fürſt, bey ſeiner Ungnade, beföhle, du ſollſt es glauben! hernach würde der Glaube wohl kommen?

J. In meinem Leben nicht, und wenn es der Römiſche Kaiſer befähle.

G. Da ſieht er es ja, der Glaube kann nicht befohlen werden. Will man aber befehlen, daß die Geiſtlichen lehren ſollen, was ſie nicht glauben, ſo iſts ja eben ſo gut, als wenn man verlangen wollte, ſie ſollten Heuchler und Schurken werden. Iſt denn der Arzt ein rechtſchaffener Mann, der da Arzeneyen austheilt, von denen er doch weiß, daß ſie nichts nutzen, oder wohl gar ſchädlich ſind? Was ſoll man denn aber von einem Geiſtlichen halten, der Sachen vorträgt, von welchen er glaubt, daß ſie nicht wahr wären, und alſo ſeine Zuhörer beredet, Unwahrheiten zu glauben?

J. Erlauben mir aber, Ihro Ehrwürden, ich dächte doch, wenn einer ein Geiſtlicher ſeyn wollte, ſo müßte er alles glauben, was ſeine Religion mit ſich brächte.

G. Nein

G. Mein lieber Mann, er meynt es herzlich gut, überlege er aber doch ſelbſt, ob er wohl recht habe! Die Aerzte glauben eine Menge Sachen nicht mehr, die ihre Vorfahren für wahr hielten, glauben nicht mehr an die Kräfte der Mumie, Hirnſchädel u. d. gl.; der Bauer glaubt bey dem Ackerbaue vieles nicht mehr, was man ſonſt für wahr hielt, glaubt nicht mehr, daß das Land ſchlechterdings alle drey Jahre Brache liegen müſſe, wenn es ſeine Fruchtbarkeit behalten ſolle. Und ſo iſts durchaus in allen Ständen. Man glaubt eine Menge Sachen nicht mehr, die man vor zweyhundert Jahren glaubte, weil man durch lange Erfahrung und Nachdenken beſſere Einſichten bekommen hat. Meynt er denn, daß wir Geiſtlichen Breter vor den Köpfen haben, und die einzigen ſind, die ihre Einſichten nicht beſſerten? Oder waren vielleicht die Leute, die die Katechiſmen und Glaubensbekenntniſſe aufſetzten, Propheten und Apoſtel, die nicht irren konnten?

J. Es will mir nicht recht in den Kopf. Die Bibel iſt doch Gottes Wort, und der liebe Gott kann ſich nicht irren.

G. Ganz recht! aber was will er damit?

J. Die Katechiſmen ſind ja aber aus der Bibel genommen.

G. Welcher? der Katholiſche? der Lutheriſche? oder der Reformirte?

J. Wenn ich meine Meynung ſagen ſoll — der Reformirte.

G. Und ich meyne der Lutheriſche, und der Katholik meynt der Katholiſche. Seh er alſo, lieber Mann, wie die Sache ſich eigentlich verhalte. Die Bibel iſt Gottes Wort, und was wirklich drinne ſteht, das iſt wahr und bleibt wahr. Sie wird aber von dem einen ſo und von dem andern wieder anders erkläret. Der größte Theil der itzigen Geiſtlichkeit erkläret ſie anders, als die Geiſtlichkeit, die vor zwey bis dreyhundert Jahren lebte, und glaubt, manches ſtünde nicht in der Bibel, was man ehedem darinne zu finden glaubte. Wenn nun ein Fürſt befehlen wollte, die Geiſtlichen ſollten predigen, gewiſſe Lehren ſtünden in der Bibel, von denen ſie doch glaubten, ſie ſtünden nicht drinne, wäre denn das Recht?

J. Nun ſehe ich es freilich ein, daß es nicht Recht wäre.

G. So ſieht er alſo, daß ein Glaubensbefehl weiter nichts iſt, als ein hölzern Biegeleiſen.

J. Auf dieſe Art ſollten wir ja alle Tage dem lieben Gott auf den Knieen danken, daß er uns ſo vernünftige Fürſten gegeben hat, die keine Glaubensbefehle mehr machen. Denn ich wüßte doch wirklich nicht, was ein Geiſtlicher thun ſollte, wenn man ihm befähle, Dinge zu lehren, die er nicht glaubt.

G. Nun das iſt ſchon längſt ausgemacht. Die Apoſtel ſagen es ja: **man muß Gott mehr gehorchen,**

chen, denn den Menſchen, und Doctor Luther ſpricht — ich will doch in ſeiner Kirchenpoſtille nachſuchen — ja da habe ich es, er ſpricht: **Wenn man gebeut zu beichten, Sacrament zu empfahen u. ſ. w., und will darauf dringen, man müſſe es thun, aus Gehorſam der Kirche: ſo ſoll man nur friſch mit Füßen drein treten, und eben darinne das Widerſpiel thun, daß ers geböten hat, auf daß die Freyheit bleibe.**

Ich dankte hierauf dem lieben Herrn Pfarrer, deſſen Namen ich vergeſſen habe, für die gute Belehrung, die er mir gegeben hatte, und gieng fort.

Auf dem Wege dachte ich hin und her über den Glaubensbefehl nach. Lieber Gott, ſagte ich bey mir ſelbſt: du haſt nun in der Welt alles ſo weiſe und gut eingerichtet, aber die Menſchen verhunzen alles. Wenn Friede und Ruhe da iſt, ſo macht man Glaubensbefehle, und hetzt dadurch die Menſchen gegen einander auf.

Zwanzigſtes Kapitel.

Eine vergnügte Abendſtunde.

Mit dieſen Gedanken ſetzte ich mich auf dem Walle unter eine Linde nieder, und hörte einem Manne zu, der auf der Flöte ſpielte, und ſeine Frau und Kinder dazu ſingen ließ.

Da nun die Muſik, die ich hörte, ſo gar artig klang, ſo ſchlich ich mich in den Garten, aus dem ſie kam, um zu hören, was denn eigentlich geſungen würde. Da war es folgendes Liedchen:

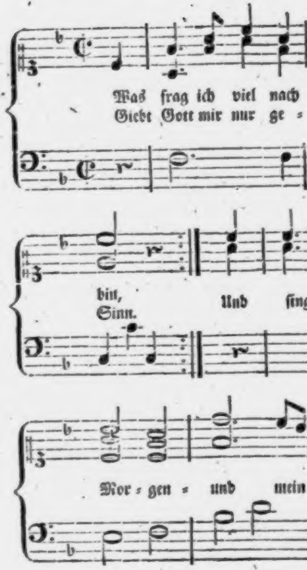
Was frag ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin.
Giebt Gott mir nur geſundes Blut,
So hab ich frohen Sinn,
Und ſing aus dankbarem Gemüth,
Mein Morgen- und mein Abendlied.

So mancher ſchwimmt im Ueberfluß,
Hat Haus und Hof und Geld,
Und iſt doch immer voll Verdruß,
Und freut ſich nicht der Welt.
Je mehr er hat, je mehr er will,
Nie ſchweigen ſeine Klagen ſtill.

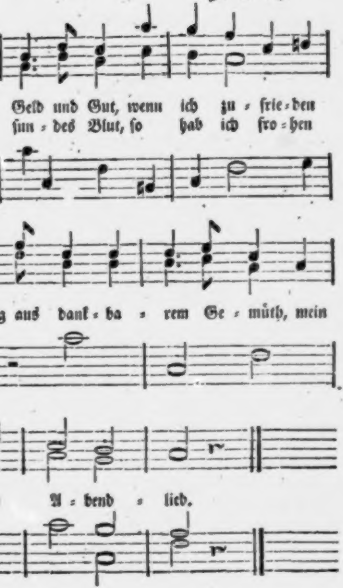
Da heißt die Welt ein Jammerthal,
Und deucht mir doch ſo ſchön,
Hat Freuden ohne Maaß und Zahl,
Läßt keinen leer ausgehn.
Das Käferlein, das Vögelein
Darf ſich ja wohl des Maien freun.

Und uns zu Liebe ſchmücken ja,
Sich Wieſen, Berg und Wald,

Und


Was frag ich viel nach
Giebt Gott mir nur ge =
bin,
Sinn.
Und
ſing
Mor = gen = und mein

Zu S. 68.


Geld und Gut, wenn ich zu = frie = den
ſun = des Blut, ſo hab ich fro = hen
g aus dank = ba = rem Ge = müth, mein
A = bend = lied.

Und Vögel ſingen fern und nah,
Daß alles wiederhallt.
Bey Arbeit ſingt die Lerch uns zu,
Die Nachtigall bey ſüßer Ruh.

Und wenn die goldne Sonn aufgeht,
Und golden wird die Welt,
Und alles in der Blüte ſteht,
Und Aehren trägt das Feld:
Dann denk ich: alle dieſe Pracht
Hat Gott zu meiner Luſt gemacht.

Dann preis ich Gott, und lobe Gott,
Und ſchweb in hohem Muth,
Und denk: es iſt ein guter Gott,
Und meynts mit Menſchen gut.
Drum will ich immer dankbar ſeyn,
Und mich der Güte Gottes freun.

Da das Liedchen vorbey war, lobten es die Frau und die Kinder noch, und ſagten, daß es ſo ſchöne geweſen wäre. Wer mag denn das artige Liedchen wohl gemacht haben? fragte die Tochter des Mannes.

Ich weiß nicht, war ſeine Antwort, es muß über hundert Jahr alt ſeyn.

Du irrſt dich, lieber Mann, ſagte die Frau, es hats vor einigen Jahren erſt ein gewiſſer Herr Miller verfertigt.

Ja, fuhr der Mann fort, da hätte er auch die Zeilen weglaſſen ſollen: **Bey Arbeit ſingt die Lerch uns zu, die Nachtigall bey ſüßer Ruh.** Das mag wohl vor hundert Jahren gegolten haben; aber itzo hört man ja faſt keine Nachtigall mehr. Sobald ſich eine blicken läßt, wird ſie weggefangen. Mein Großvater konnte nicht genug davon erzählen, wie es ſonſt ſo ſchöne in den Wäldern und Gärten geweſen ſey, was es da für eine Menge Nachtigallen und andere Singevögel gegeben habe. Itzo iſt es ja, wie ausgeſtorben, Nachtigallen hört man faſt gar nicht mehr, und andere Singevögel auch nicht viel. Auf den Bäumen ſieht man faſt nichts lebendiges, als Raupen.

Ei ja wohl, ſagte die Tochter, die Bäume wimmeln davon, ich glaube nicht, daß wir dieß Jahr ein Kröbschen *) Obſt bekommen werden.

Vater. Ja wer kann es ändern. Der liebe Gott hat alles gut gemacht. Er hat ſo gewaltig viele Vögel erſchaffen, daß ſie durch ihren Geſang den Menſchen bey ſeinen Arbeiten und Spatziergängen aufmuntern ſollten, und zu ihrer Nahrung machte er Raupen und andere Inſekten. Er hat auch alles ſo artig eingerichtet, daß die jungen Vögel mehrentheils aus den Eyern kriechen, wenn die Raupen hervor kommen. Die Menſchen verhunzen aber alles. Die Vögelneſter ſtören ſie

---

*) Ein Bischen.

aus, und die Alten fangen ſie weg, drücken ihnen die Köpfe ein, oder ſperren ſie in die Stuben. Nothwendig müſſen hernach die Raupen überhand nehmen, und die Bäume verderben. Da lamentiren ſie denn, wollen es mit Gebet wieder gut machen, und ſingen:

Heuſchrecken und Raupen ſind deine Ruth.

Ja wohl ſind ſie eine Ruthe, aber eine Ruthe, die ſich der Menſch ſelbſt gebunden hat.

Tochter. Sag mir doch aber, Vater, warum die Menſchen ſo gar unverſtändig ſind?

V. Weil ſie nicht ordentlich belehrt werden. Der Menſch iſt Gottes Statthalter auf Erden, und von ſeinem Schöpfer dazu beſtimmt, daß er die Erde verſchönern, die Thiere beſchützen, benutzen, und, wenn ſie ihm ſchädlich ſind, oder, wenn ihr Tod ihm Vortheil bringt, töden ſoll. Wenn er das thäte, ſo würde die Welt immer ſchöner, und nach und nach ein Paradies werden. Das thut er aber nicht. Es giebt Leute, die nicht das Bild Gottes an ſich zu tragen ſcheinen, der ſich aller ſeiner Werke erbarmet, ſondern das Bild eines Hühnergeyers, der alle Vögelchen wegfängt, die er in ſeine Krallen bekommen kann. Aber woher kommts? Es wird den Kindern nichts davon geſagt. Sie lernen wohl die Pflichten gegen die Engel, aber nicht die Pflichten gegen Thiere.

T. Warum verbietet denn aber die Obrigkeit dieß Unweſen nicht?

B. Sie verbietet es ja, aber was hilfts denn? ſie kann doch nicht dabey ſtehen, und die Leute hüten. Sie ſollte lieber befehlen, daß keine Singevögel mehr dürften verkaufet werden, und ſollte die Vögel, die zum Verkauf gebracht werden, wegnehmen, und die Verkäufer beſtrafen laſſen.

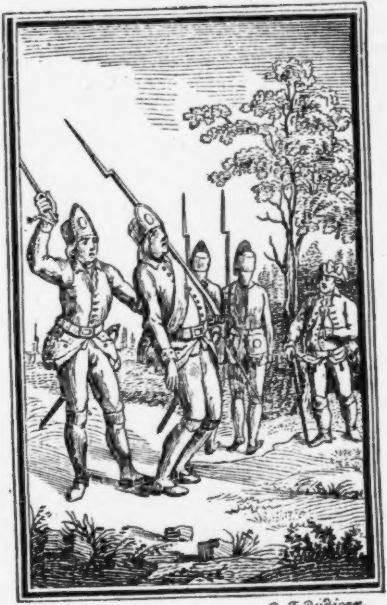
Ich hätte dem Discurſe gern länger zugehört, aber der Zapfenſtreich wurde geſchlagen, und ich mußte alſo, über Hals und Kopf, in mein Quartier.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Conſtant lernt Schreiben, Rechnen, Exerciren und bekommt Wixe.

Den folgenden Tag gieng ich erſt bey den Herrn Fourier in die Schreib- und Rechenſtunde, hernach auf den Platz, wo die Recruten exercirt wurden. Das Schreiben und Rechnen begriff ich bald, und ich ſahe wohl, daß es mir nicht an Geſchicklichkeit, ſondern nur an Gelegenheit, etwas zu erlernen, gefehlt habe. Aber mit dem Exerciren wollte es gar nicht gehen. Der Corporal, ich muß es ihm nachrühmen, meynte es gut mit mir. Da er mir aber acht Tage lang alles vorgemacht hatte, und es doch immer weder weißer noch ſchwärzer wurde: ſo wurde er am Ende ungeduldig, und prügelte tüchtig drauf los.

Ein-



C. F. Rüdiger.

Einmal ſchlug er auch oben herein, daß ich mich, wie ein Sprenkel, zuſammen bog, da kam der Herr Major dazu. Zum Guckuck! ſagte er, was hat denn der Kerl gethan, daß er ſo geprügelt wird?

Halten Sie mirs zu Gnaden, Herr Major, antwortete der Corporal, wenn dieſer Menſch nicht geprügelt wird Multum *), ſo begreift er das Exercitium in ſeinem Leben nicht. Da habe ich es ihm hundert und tauſendmal geſagt, er ſoll auswärts gehen, mit der Fußſpitze auftreten, die Bruſt heraus die Schultern zurück thun; aber das bleibt immer, wie es iſt. Wenn er auswärts geht, ſo läßt er die Schultern vorwärts pampeln, und hält er die Schultern zurück, ſo latſcht **) er einwärts, wie eine Gans. Ich kann Sie verſichern, Herr Major, ich habe mit dem Menſchen große Geduld gehabt, und habe ihm die beſten Worte gegeben, aber es hilft nichts. Herr Major! ich muß ihn gerben, daß ihm das Fell raucht, ſonſt wird nichts aus ihm.

Der Herr Major zuckte die Achſeln und ſagte: da kann ich dir nicht helfen, Leineweber, das Exercitium mußt du lernen. Gieb dir doch lieber ſelbſt Mühe! warum willſt du dich denn prügeln laſſen? Dieſen Abend nach 5 Uhr komm zu mir!

Da ich zu ihm kam, war er der Mann gar nicht mehr, der er ſonſt geweſen war. Er ſahe gewaltig ernſt-

---

*) Tüchtig.
**) Geht.

ernſthaft aus und ſagte: ich kann dir nicht helfen, Leineweber, das Exercitium mußt du lernen. Sag mir nur, haſt du denn in deiner Jugend gar keine körperlichen Uebungen gehabt?

J. Gar keine. Meine Mutter pflegte immer zu ſagen: die Schulen wären eine groſſe Wohlthat, weil die Kinder lernten drinne ſtille ſitzen.

M. Für die Wohlthat danke ich. Ein Kind muß laufen und ſpringen, aber nicht immer ſtille ſitzen, ſonſt ſchnurren ſeine Muskeln zuſammen, und er wird hernach eben ſo ein hölzerner Peter, wie du biſt. Was hilft dir denn der Körper, wenn du ihn nicht brauchen kannſt? Und wie kannſt du denn den Körper brauchen lernen, wenn du ihn nicht übſt? Sieh einmal, das Pferd wird ja ſteif, das immer im Stalle ſteht, der Menſch wirds auch, wenn er immer ſtille ſitzt.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Ein erbauliches Geſpräch über die Geographie und Naturgeſchichte.

Wie ich weiß, hat der Menſch nicht bloß einen Körper, ſondern auch eine Seele. Wie hat man denn für deine Seele geſorgt? nach deiner Rechenkunſt zu urtheilen, da wird die Seelſorge auch nicht weit her ſeyn. Haſt du die Geographie gelernt?

J. Gar nicht. Wir hatten in unſerer Schule nichts als von Jericho, Jeruſalem und Bethlehem.

M. Wo liegen denn dieſe Städte?

J. Im gelobten Lande.

M. Wo liegt denn das gelobte Land?

J. Ja, das iſt mir nicht geſagt werden.

M. Weißt du denn, wo man den beſten Flachs bauet?

J. Davon habe ich nichts gehört.

M. Barmherziger Gott! Weißt du denn nicht, in welchen Ländern die Leinewand am mehreſten geſucht wird?

J. Wie wollte ich denn das wiſſen.

M. Nun, wenn du da ein Stück Leinewand gewebt haſt, da kannſt du es ja nach Jericho ſchicken, an die Hure Rahab. Wie ſteht's denn mit der Naturgeſchichte?

J. Davon weiß ich gar nichts. Mein Herr Conrektor hat mich immer vor der Natur gewarnt.

M. Gewarnt? Sag mir einmal, wer hat denn die Natur gemacht?

J. So viel ich weiß, der liebe Gott.

M. Ich glaube auch. Wie kann dich denn nun ein Menſch warnen, die Natur zu betrachten. Nimm mirs nicht übel, dein Conrektor muß ein Schaafkopf geweſen ſeyn. Wenn Gott die Natur gemacht hat, ſo iſts ja nicht zu verantworten, wenn man ſie nicht betrachten will. Auf welchem Boden kommt denn der Flachs am beſten fort?

J. Wie geſagt, Herr Major, davon weiß ich nichts.

M. Sag mir doch nur, was du eigentlich in der Schule gelernt haſt? Dein Körper taugt nichts, du biſt ein hölzerner Peter, da du zu mir kamſt, ſtarrteſt du von Krätze. Keinen Brief kannſt du ſchreiben, Rechnen haſt du nicht gelernt, von der Geographie verſtehſt du nichts, und die Natur ſiehſt du an, wie die Kuh das neue Thor. Was haſt du denn nun eigentlich gelernt? Wie lange biſt du denn in die Schule gegangen?

J. Vom ſechsten bis ins vierzehnte Jahr.

M. Alſo acht Jahre. Nun in acht Jahren da muß man doch etwas lernen können; was haſt du denn gelernt?

J. Erſtlich den Heidelberger Katechismus.

M. Was ſteht denn im Heidelberger Katechismus?

J. Die Hauptſtücke der chriſtlichen Religion.

M. So. Nun da ſag mir doch einmal, wo ſoll denn der Chriſt ſeine Glückſeligkeit ſuchen?

J. Die Frage ſteht nicht im Heidelberger Katechismus.

M. Mit den nämlichen Worten wird ſie freilich nicht drinne ſtehen. Aber wenn die Hauptſtücke der chriſtlichen Religion drinne ſtehen, und du haſt ihn mit Verſtand gelernt, ſo mußt du doch wohl die Frage beantworten können. Die chriſtliche Religion iſt uns ja dazu gegeben worden, daß ſie uns lehren ſoll, ſelig zu werden. Wenn nun das iſt, ſo mußt du doch wohl wiſſen, wo der Chriſt ſeine Glückſeligkeit ſuchen ſoll? Beſinn dich doch!

J. Doch wohl in der Bibel.

M. Du verſtehſt mich nicht. Die Bibel iſt das Buch, das uns lehrt, wie wir können ſelig werden. Welches iſt aber der Platz, wo der Chriſt ſeine Glückſeligkeit ſuchen ſoll? Jericho? Jeruſalem? Bethlehem?

J. Ich glaube im Himmel muß er ſie ſuchen.

M. Das iſt wohl ganz gut. Es hat aber noch ein Weilchen Zeit, bis wir in den Himmel kommen. Unter der Zeit wollen wir doch auch glückſelig ſeyn. Wo ſoll denn da der Chriſt ſeine Glückſeligkeit ſuchen?

J. Das weiß ich doch wirklich nicht.

M. Wirklich nicht? Das Gott erbarme! wie kannſt du denn die Glückſeligkeit finden, wenn du nicht weißt, wo du ſie ſuchen ſollſt? Wo lag denn der Grund von deinem Elende?

J. In mir ſelbſt. Aha! nun weiß ichs, **in mir ſelbſt** muß ich auch die Glückſeligkeit ſuchen.

M. Das wollte ich meynen. Es giebt Leute, die denken, wenn du nur da oder dort leben ſollteſt, da wollteſt du recht glücklich ſeyn. Das hilft nun alles nichts. Wenn der Menſch vernünftiger und beſſer wird, ſo iſt er auch glücklicher. Ich ſehe wohl, der Katechismus hat nicht gar viel in deinem Kopfe aufgeräumt. Haſt du denn weiter nichts gelernt?

J. Ei freilich, Lateiniſch.

M. Potz Stern! Lateiniſch? da biſt du ja ein lateiniſcher Leineweber. Der muß wohl weit beſſer weben, als ein deutſcher. Ich bin auch einmal durch die lateiniſche Schule gelaufen, vielleicht kann ich dir etwas aufzurathen geben. Was heißt denn das: a bove majori diſcit arare minor?

J. Wir haben in der Schule weiter nichts gehabt, als die Grammatge *), und darinne ſtund das nicht. Ich wills doch einmal verſuchen, ob ich es nicht herausbringen kann. A von, bove dem Ochſen, Majori des Majors —

M. Ha! ha! ha! Du ſiehſt wohl, daß du deine Zeit mit dem Latein verderben haſt, weil du nicht einmal ſo ein leichtes Verſchen haſt verſtehen lernen. Und wenn du auch Latein gelernt hätteſt, wozu hülfe dirs denn, als einem Handwerksmanne! Es giebt ja kein Land mehr, wo Lateiniſch geſprochen wird. Wenn du ja eine fremde Sprache hätteſt lernen wollen, ſo wäre die Franzöſiſche oder Engliſche nützlicher geweſen. Die Leute, die über deine Schule geſetzt waren, können es ja vor Gottes Richterſtuhle nicht verantworten, daß ſie ſo ſchlecht für den Unterricht ſorgten. Wer hat denn bey euch die Aufſicht über die Schulen?

J. Der Rath und die Geiſtlichkeit.

M. Hum! Hum!

---

*) Grammatik.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Von Schulverbeſſerungen.

J. In dem Jahre, da ich konfirmirt wurde, wollte der Rath und die Geiſtlichkeit die Schulen verbeſſern.

M. So? Sie wollten wohl neue Fenſter in die Schule laſſen machen?

J. Ohne Spaß, Herr Major, ſie wollten die Schulen verbeſſern. Der Rath gab alſo dem Herrn Pfarrer Frenzel den Auftrag, daß er Vorſchläge thun ſollte, wie die Schulen könnten verbeſſert werden.

M. Nun da bin ich doch begierig, was das für Vorſchläge ſind.

J. Erſtlich war er der Meynung, wer ein Schuſter werden wollte, der müſſe lernen Schuh machen, und wer ein Schneider werden wollte, der müſſe lernen Kleider machen. Wer alſo ein Lehrer werden wollte, der müſſe das Lehren lernen.

M. Und wer ein Soldat werden will, der muß das Exerciren lernen. Weiter im Text!

J. Er bat alſo, der Rath möchte ein Serrarien, oder wie das Ding heißt, anlegen laſſen.

M. Seminarium, willſt du ſagen, wo den künftigen Schullehrern das Lehren gelehrt wird. Ja damit iſts eine ganz feine Sache. Wie giengs denn damit?

J. Es kam recht gut zu Stande, Hernach meynte er, in jeder Schule ſollten wenigſtens zwey Stuben ſeyn. In der einen ſollten die Kinder lernen, in der andern Handarbeiten thun. Er meynte, wenn ſo viele Kinder zuſammen wären, ſo könnten ſie doch nicht alle anſagen, die mehreſten hätten nichts zu thun, trieben Muthwillen, und ſtörten die andern. Vorzüglich wollte er, daß die Mädchen zum Spinnen, Nähen und Stricken ſollten angehalten werden.

M. Hum! das wäre ja eine Arbeitsſchule, wie die iſt, die ich in Göttingen geſehen habe.

J. Hernach meynte er auch, die Kinder ſollten täglich eine Stunde körperliche Uebungen haben, damit ſie fein ſchmucker würden, und lernten ſich in Gefahr zu helfen. Das Latein wollte er aus den niedrigen Schulen abgeſchafft wiſſen, weil er der Meynung war, es hülfe doch denen nichts, die keine Gelehrten werden wollten. Und dieſe könnten es ja wohl noch lernen, wenn ſie ins Gymnaſium kämen. Die Kinder ſollten mit den Pflanzen, Steinen und Thieren bekannt gemacht werden, die um ſie herum wären, ſollten die Geographie, Muſik, Schreiben, Rechnen, Zeichnen lernen, und zum Religionsunterricht ſollte ein Buch geſchrieben werden, das für Kinder verſtändlicher wäre, als der Katechismus.

M. Nun das muß ich ſagen, der Herr Pfarrer gefällt mir. Wie giengs denn aber weiter?

J. Schlecht, von Herzen ſchlecht. Sobald die Verbeſſerung vor ſich gehen ſollte, wurden alle Gemeinen rebelliſch und ſagten, das thäten ſie nicht. Sie wären

wären brave Leute geworden, und hätten weiter nichts gelernt, als den Katechismus und die Grammatge, da möchten ihre Kinder auch dabey bleiben. Vielleicht hätten ſie noch nachgegeben, aber der alte Herr Magiſter Stauzius, tröſte ihn Gott! eiferte gewaltig gegen die Neuerungen, predigte ſechs Sonntage hinter einander von den großen Gefahren, in welchen das Chriſtenthum in unſern Tagen ſchwebe, und ermahnte die Leute, daß ſie lieber Gut und Blut verliehren, als ihren Kindern die Religion ihrer Väter rauben laſſen ſollten.

Die Predigten machten die ganze Stadt rebelliſch. Mehr als hundert Bürger drangen in das Rathhaus und in die Rathsſtube. Der gemeine Pöbel wartete unten, daß die Rathsherren zum Fenſter herunter geworfen werden ſollten. Aber der oberſte Rathsmeiſter Kilband war ein beherzter Mann, ſtünd auf, da die Bürger in die Rathsſtube traten, und fragte: was wollt ihr von uns? Wir wollen, ſchrieen die Bürger, unſere Schulen nicht verbeſſern laſſen, und wir beſtehn drauf und thun es ein-vor allemal nicht. Der oberſte Rathsmeiſter wollte reden, aber er konnte nicht, weil das Volk ſo erſtaunlich ſchrie. Da faßte er den Anführer bey der Hand, und bat ihn, die Leute zum Schweigen zu bringen. Dieſer that es.

Sobald dieß geſchehen war, trat der oberſte Rathsmeiſter auf den Tiſch, und hielt eine kleine Rede an die Bürger, ohngefähr auf folgende Art: Lieben den Bürger! der hieſige Stadtrath hatte ſich vorgenommen, eure Schulen zu verbeſſern, damit eure Kinder fein vernünftig, fromm und glücklich werden, und nicht von ſo vielen Krankheiten und Sorgen, wie bisher geplagt werden möchten. Wir glaubten euch damit eine Gefälligkeit zu erzeigen. Wenn ihr ſie aber nicht annehmen wollt, ſo braucht ihr deswegen keinen Aufſtand zu erregen, ſo laſſen wir es bey dem Alten. Wir fragen alſo nochmals: wollt ihr gute oder ſchlechte Schulen?

Schlechte Schulen, ſchrieen alle, wollen wir haben.

Gut, ſagte der oberſte Rathsmeiſter, die ſollt ihr haben. Da giengen die Bürger fort, jauchzten und ſchwenkten den Hut.

M. Das war brav von dem oberſten Rathsmeiſter. Ich ſehe es immer gern, wenn man die Menſchen klug zu machen ſucht. Denn je klüger ſie ſind, deſto beſſer können ſie ſich helfen, und ihre Umſtände verbeſſern. Wenn ſie nun aber ſchlechterdings nicht klug werden, ſondern in ihrer Dummheit beharren wollen: ſo iſt das beſte, man läßt ſie dabey. Die Klugheit läßt ſich nicht aufdringen. Wie gieng es denn weiter?

J. Der gute Herr Pfarrer Frenzel dauert mich nur, der ärgerte ſich ſo ſehr, daß er die Schwindſucht bekam und daran ſtarb. Da er merkte, daß es mit ihm zu Ende gehen wollte, ſo hielt er noch eine ganz kurze Predigt an ſeine Gemeine, und ließ ſie drucken. Hier habe ich ſie bey mir.

M. So lies ſie mir doch vor, ich will eine Pfeiſe Taback dazu rauchen.

Da der Herr Major ſeine Pfeiſe angeſteckt hatte, mußte ich anſangen, ihm die Predigt vorzuleſen.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Eine Abſchiedspredigt.

Heiliger Vater, heilige uns in deiner Wahrheit, dein Wort iſt die Wahrheit! Amen!

Die Thränen ſchicken ſich nicht wohl für einen Mann, ſondern beſſer für eine Frau. Der Mann hat mehr Stärke, als die Frau, und kann ſich alſo beſſer helfen, als ſie. Die Frau muß alſo oft Thränen vergießen, damit andere ſich ihrer erbarmen und ihr helfen, weil ſie ſich ſelbſt nicht helfen kann; für den Mann ſchickt ſichs aber beſſer, daß er ſeinen Schmerz verberge, und nachdenke und überlege, wie er ſich helfen will. Das wißt ihr alle. Wenn eine Frau ſich verwundet hat und weint, ſo bedauert ihr ſie. Wenn aber ein Mann über eine Wunde weint, ſo verſpottet ihr ihn.

Unterdeſſen giebts doch Fälle, wo man auch einen Mann gern weinen ſieht, und wo ihm die Thränen gut anſtehen. Zum Exempel, wenn er bey dem Sarge oder dem Grabe des Leichnams ſeines Freundes, Kindes, oder Ehegatten ſteht, da haben oft die ſtärkſten Männer geweint. So weinte ja unſer Heiland ſelbſt bey dem Grabe des Lazarus. Dieſe Thränen vertrocknen aber bald, wenn man bedenkt, daß man ſeine abgeſchiedenen Freunde bald wieder finden werde. Aber noch beſſer ſchicken ſich die Thränen für einen Mann, wenn er ſeine Nebenmenſchen unglücklich ſieht, will ihnen gerne rathen und helfen, und ſie wollen doch keinen Rath und Hülfe annehmen. So weinte auch unſer Erlöſer, da ſich das unglückliche Jeruſalem nicht wollte von ihm rathen und helfen laſſen.

Von dieſer Art der Thränen will ich itzo reden.

Text.

Und als er nahe hinzu kam, ſahe er die Stadt an und weinte über ſie.

Von dieſen Worten will ich Gelegenheit nehmen zu zeigen, **wie gerecht die Thränen ſind, die man über Unglückliche weint, die ſich nicht rathen noch helfen laſſen wollen.**

Ich hoffe, lieben Freunde, ihr werdet mir das Zeugniß geben, daß ich meine Predigten in den zwanzig Jahren, die ich bey euch bin, ordentlich ausgearbeitet und gehalten habe. Aber nun kann ich nicht mehr. Mein Kopf iſt durch viel Trauern ſo ſchwach geworden, daß er nicht viel mehr denken kann, und meine Lunge hat der Gram weggefreſſen. Das Stückchen,

chen, das mir noch übrig iſt, iſt nicht hinlänglich, eine lange Rede zu halten. Ich will alſo nur ein Paar Worte über euch und euern Zuſtand ſagen, lieben Zuhörer.

Ihr ſeyd unglücklich, wollt euch weder rathen noch helfen laſſen, und man hat Urſach über euch Thränen zu vergießen.

Daß ihr unglücklich ſeyd, das beweiſen eure vielen Klagen. Angſt und bange iſt es mir bisweilen geworden, wenn ich mich in euern Geſellſchaften befand, und eure Klagen hörte. Da ſeufzte man über ſchwere Zeiten, Mangel an Nahrung, Bedruckung, Hauskreuz, Verfolgung, und oft hört ich euch ſagen: **ach wie betrübt ſind fromme Seelen, allhier in dieſer Jammerwelt.**

Daß ihr unglücklich ſeyd, das habe ich mit meinen eigenen Augen geſehen. Sind eure Stuben nicht oft Lazarethe? ſind nicht die mehreſten von euch ſiech und kränklich? ſchlagt ihr euch nicht immer mit Nahrungsſorgen? giebts nicht viele unter euch, die mit den elendeſten Nahrungsmitteln vorlieb nehmen müſſen? die täglich gemäſtet Fleiſch und gutes Zugemüſe vorüber tragen ſehen, und dürfen nicht davon eſſen? Vor deren Thüren man Bier und Wein ausruft, und dürfen nicht davon trinken? die ſo jämmerlich gekleidet ſind, daß ſie ſich in keiner ehrlichen Geſellſchaft trauen ſehen zu laſſen? Iſts denn nicht wahr, daß es viele unter euch giebt, die mit unſerm Heilande ſagen könnten, die Füchſe haben Gruben, und die Vögel haben Neſter, wir aber haben nicht, wo wir unſere Häupter hinlegen? Giebts nicht in unſerer Stadt mehr als tauſend Menſchen, die kein Hüttchen, die von der großen Erde nicht ſo viel Land haben, daß man es mit einer Spanne bedecken könnte? Stirbt nicht immer die Hälfte eurer Kinder an Blattern, Maſern, Frieſel und andern Krankheiten? Und was wirds mit euren übrigen Kindern? Ach wie viel eurer Töchter bleiben unberathen, wegen eurer großen Armuth unberathen! verfallen hernach auf Ausſchweifungen, und machen euch Schimpf und Schande. Und eure Söhne, wie kriechend, wie niederträchtig müſſen ſie oft ihr Brod ſuchen! wie betteln, um ein geringes Amt zu bekommen, bey dem ſie Hunger und Kummer leiden müſſen! wie ſich demüthigen, um Arbeit zu erhalten! Wie viele verkaufen ihre Freyheit um ein elendes Geld, und laſſen, für ein Commisbrod und ein Paar Kreuzer täglich, ſich zur Schlachtbank führen!

M. Da würde es mit meiner Werbung ſchlecht ausſehen, wenn alle Pfarrer ſo predigen wollten! lies nur weiter! das iſt ja ein curioſer Pfarrer.

Von den Freuden, die uns der liebe Gott beſtimmt hat, genießt ihr wenig oder nichts. Gott ſpricht mit euch durch die Natur: die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feſte verkündigt ſeiner Händewerk, ihr verſteht aber dieſe Sprache nicht, weil ihr die Natur nicht kennt. Ihr habt ſo vortreflichen Troſt in der Lehre Jeſu Chriſti, aber er hilft euch nichts, denn ihr bleibt immer mißvergnügt.

Ihr werdet da gedruckt, dort vervortheilt, und jammert drüber.

Iſt denn das nicht wahr? leider iſts wahr, das bezeugen eure Thränen, die ihr itzo vergießt.

Woran liegts denn nun, daß ihr ſo unglücklich ſeyd?

Ihr führt mancherley Gründe an. Ihr ſagt, es wären ſchwere Zeiten! Glaubts nicht, lieben Freunde! Die Zeiten ſind immer gut, wenn nur die Menſchen gut ſind.

Mehrentheils ſchreibt ihr euer Elend der Regierung zu, ſchreyt über Ungerechtigkeiten und Bedrückungen, ſprecht wohl gar von Revolution — lieben Freunde, bedenkt doch, was ihr thut! Daß es da und dort Obrigkeiten giebt, die Tyrannen ſind, die das Blut der Bürger ausſaugen, ſie und ihre Kinder wie Sklaven behandeln, verkaufen, gefangen ſetzen u. d. g. das will ich nicht leugnen. Aber iſt denn das der Fall bey unſerer Obrigkeit? ſucht ſie nicht das Beſte des Bürgers? Ernähren thut ſie uns freylich nicht — welcher Vernünftige wird denn aber das verlangen? Es iſt ja genug, daß ſie die alten Männer und Weiber in den Hoſpitälern, und die Waiſenkinder verſorgt — aus was für Grunde ſoll ſie denn Leute verſorgen, die arbeiten können? Geſetzt, daß da und dort eine kleine Ungerechtigkeit vorfiele, ſo muß man doch bedenken, daß die Obrigkeit, zwar von Gott geordnet, aber nicht der liebe Gott ſelbſt iſt, und alſo irren kann. Sie nimmt doch vernünftige Vorſtellungen an. Und wenn ſie auch bisweilen keine vernünftige Vorſtellung annähme, nun da kann man doch etwas dulden, wenn man dagegen, unter ihrer Regierung, viele Vortheile genießt!

Oft mißbraucht ihr auch, zu eurer Beruhigung, die herrlichen Lehren unſerer allerheiligſten Religion. Wenn ihr nicht weiter könnt, ſo ſagt ihr: es iſt Gottes Schickung, daß wir ſo viel leiden müſſen! Es iſt ja eine kurze Zeit, daß wir auf der Erden zu leben haben, hernach kommen wir in den Himmel.

Im Himmel wird das Kreuz der Erden,
Und, was uns hier zu Boden drückt,
Zu lauter güldnen Cronen werden.

Seht, das iſt nun lauter Mißbrauch der Lehre Jeſu. Es iſt ja freylich wahr, daß alles, was uns begegnet, Gottes Schickung ſey. Es iſt alſo auch Gottes Schickung, wenn eure Häuſer Lazarethe ſind, wenn ihr kein Brod, kein Haus habt, wenn ihr in beſtändigem Zank und Streit lebt — es iſt alles Gottes Schickung, weil der liebe Gott freylich die Einrichtung ſo gemacht hat, daß die Geſundheit des Körpers durch Ausſchweifungen und unordentliche Lebensart zerſtört werden muß, daß der Menſch durch Nachdenken, Fleiß und Sparſamkeit ſich ſeinen Unterhalt erwerben ſoll, und ſich ſelbſt beherrſchen lernen muß, wenn er Zank und Streit vermeiden will. Aber der liebe Gott ſchickt es ſo, daß ihr verſtändiger und beſſer werden ſollt. Wenn ihr dieß nun nicht thut, was hilft euch denn da die göttliche Schickung? ſo wenig, als einem Kinde die Ruthe, wenn es dadurch nicht verſtändiger gemacht wird.

Wahr iſt es, daß den guten Menſchen eine groſſe Seligkeit bevorſtehe, ſie ſollen aber auch ſchon auf der Erde glückſelig ſeyn. Unſere Traurigkeit ſoll in Freude verkehrt werden. Aber was denn für eine Traurigkeit? diejenige, die wir um der Frömmigkeit willen leiden, wie z. E. die Apoſtel, die deswegen verfolgt wurden, daß ſie recht thaten und das Evangelium predigten. Das gilt aber nicht von der Traurigkeit, die man ſich ſelbſt zuzieht, und ſich dadurch gar nicht beſſern läßt.

Und das iſts eben, was ich ſagen will.

Die Urſachen eures unglücklichen Zuſtandes liegen in euch ſelbſt.

Lieben Freunde! ich werde hinfort nicht viel mehr mit euch reden, und es kann mir alſo gleichviel ſeyn, ob ihr dieſe Predigt gut oder böſe aufnehmet. Ich will alſo ganz frey mit euch ſprechen. Ihr ſeyd in der Jugend ſchlecht unterrichtet worden. Ich wills euch beweiſen, gebt Achtung! die Art des Unterrichts, die ihr in der Jugend genoſſen habt, und eure Kinder noch bis auf den heutigen Tag genieſſen, iſt durch Mönche, vor uralten Zeiten, erfunden und eingeführt worden. Dieſe Leute meynten es nun herzlich gut, aber — aber — wie konnte man denn von ihnen erwarten, daß ſie die Sache verſtünden? wie kann denn ein Mönch, der die ganze Woche im Kloſter ſteckt, nichts thut, als betet und lieſt, wie kann denn der den jungen Leuten, die künftig in der Welt leben und arbeiten ſollen, ſagen, was ſie thun müſſen, um glücklich zu werden? Er kanns ſo wenig, als ich eine Anweiſung geben kann, wie man glücklich nach Amerika ſchiffen könne.

Die guten Leute lehrten, was ſie konnten, Latein und Glauben.

Vor drittehalbhundert Jahren verbeſſerte man etwas daran, aber das Hauptwerk blieb doch Latein und Glauben. Dabey hat man es nun in den mehreſten Ländern, von allen will ich nicht reden, bis auf den heutigen Tag, gelaſſen. Habt ihr wohl die geringſte Anleitung zu Leibesübungen gehabt? Seyd ihr zum Nachdenken gewöhnt worden? Hat man euch gelehrt, wie ihr euch und eure Kinder könnt geſund erhalten? habt ihr den Boden, die Pflanzen und Thiere, die um euch ſind, kennen gelernt? hat man euch mit den verſchiednen Ländern, die auf dem Erdboden ſind, und mit dem, was ſich darinne befindet, bekannt gemacht? iſts nicht wahr, von alle dem iſt euch nichts geſagt worden? Alles, was ihr lerntet, das war Latein und der Katechismus. Wenn ihr ſonſt nichts lernt, wozu nützt euch denn das? In welchem Hauptſtücke des Katechismus, in welcher Regel der Grammatik, ſteht denn z. E. eine Anweiſung, wie man ſich bey Fieber und andern Krankheiten zu verhalten habe? wie man durch Nachdenken ſich und den Seinigen gute Nahrung verſchaffen und ſeine Umſtände verbeſſern könne? Von dem allen ſteht kein Wort drinne.

So ſeyd ihr in der Ungewißheit aufgewachſen, und wißt euch nun weder zu rathen noch zu helfen.

Unſer Stadtrath, dem immer das Beſte unſerer Bürgerſchaft am Herzen liegt, wie ihr ſelbſt wißt, und nicht leugnen könnt, ſahe wohl ein, woher eure Leiden kämen. Und da er euch nicht ſo helfen konnte, wie er wollte, ſo ſuchte er doch wenigſtens eure Kinder in beſſere Umſtände zu verſetzen. Es ſollte eine allgemeine Schulverbeſſerung vorgenommen werden. Er machte eine Pflanzſchule von Schullehrern, er gab mir den Auftrag, eine beſſere Schulordnung zu machen. Ich habe es gethan. Ich habe nach meinem beſten Gewiſſen Vorſchläge gethan, wie eure lieben Kinder zu geſunden, frohen, ſtarken, vernünftigen, rechtſchaffnen Menſchen könnten erzogen werden. Meine größte Freude war die, wenn ich in die Zukunft ſahe, und mir vorſtellte, was für Vergnügen es für mich ſeyn würde, wenn ich, mit grauem Kopfe, in meinem Alter unter euern Kindern umher gehen, und ſehen könnte, wie geſund, ſorgenfrey und glücklich ſie lebten. Aller dieſer Freude habt ihr mich nun beraubt. Da die Schulverbeſſerung vor ſich gehen ſollte, widerſetztet ihr euch, und ſchrieet: **wir wollen keine guten Schulen haben, wir wollen ſchlechte Schulen.**

Wenn ſolche Anſtalten in manchen andern Ländern geſchehen wären, wie würde man ſich da gefreuet, wie würde man geſungen haben: **Herr Gott dich loben wir!**

Wie manches Land giebt es, wo es den Lehrern nicht geſtattet wird, nach ihren beſſern Einſichten zu unterrichten! Wo ſie gezwungen werden, immer nach dem alten Schlendrian zu lehren. Wie manches Land giebt es, wo die Obrigkeit die Unterthanen recht vorſetzlich in der Dummheit zu erhalten ſucht, damit ſie ihnen deſto beſſer das Mark ausſaugen kann. Denn ſolche Obrigkeiten giebt es, die ihre Unterthanen bloß wie eine Heerde Schaafe betrachten, die nur deswegen da wären, damit man ſie ſcheeren und ſchlachten könne, die daher dafür ſorgen, daß ſie ſo dumm bleiben, wie die Schaafe. Sie hüten ſich ſorgfältig, daß die Unterthanen nichts Kluges zu lernen bekommen, gewöhnen ſie zum Glauben, aber nicht zum Nachdenken, laſſen in die Calender das Aderlaßtäfelchen und andere abergläubiſche Sachen, Zoten und dumme Hiſtorien ſetzen, und in den Katechismus den Teufel mit Hörnern und Klauen mahlen, damit die Leute recht dumm bleiben, und ſie mit ihnen machen können, was ſie wollen. Das thut unſere Obrigkeit nicht. Dieſe will kluge, verſtändige, Bürger haben, und meynt, Ein kluger Bürger nütze der Stadt mehr, als zehn dumme.

Das wißt ihr alle und habets mit euren eigenen Ohren gehört, was unſer Herr Rathsmeiſter in der Rede ſagte, die er bey dem Antritte ſeines Regiments hielt: Je klüger die Leute ſind, deſto leichter laſſen ſie ſich von einer guten Obrigkeit regieren. Nur eine unwiſſende, nur eine Obrigkeit, die böſe Abſichten hat, kann wünſchen, daß ihre Unterthanen in der Unwiſſenheit bleiben ſollen.

Aus dieſem und keinem andern Grunde wollte ſie auch eure Schulen verbeſſern, aber ihr ſagtet, wir wollen keine guten Schulen, wir wollen ſchlechte Schulen haben. Nun behaltet ihr ſie alſo, weil ihr es nicht anders haben wollt.

Sollte man aber über eine ſolche traurige Verblendung und Verſtockung nicht Thränen vergießen? ſollte man nicht Blut weinen, wenn man ſich vorſtellt, was aus euren Kindern werden, wie der arme verlaßne Haufe umher irren, wie jeder ihn bedrucken, und von ſeiner großen Unwiſſenheit und Dummheit ſeinen Vortheil ziehen wird?

Nun, lieben Leute, ich habe ausgeweint, meine Thränenquellen ſind vertrocknet. Ich beſorge, die Reihe werde nur bald an euch und eure Kinder kommen. Gott Lob, daß ich an ihrem Unglück nicht Schuld bin.

Ich ſehe euch itzo das letztemal, und gehe bald in eine andere Welt, wo alles beſſer ſeyn, wo man nichts Schlechtes dulden wird. Gern wäre ich länger,

ger bey euch geblieben, gern hätte ich euch noch länger gelehret, ermahnet und getröſtet, und eure Kinder unterrichtet, ihr habt mich aber nicht länger haben wollen, habt mich ſo lange gekränkt, bis der Gram mich niederdrückte, und meine Lebensſäfte vertrockneten.

Nun Gott vergebe es euch. Was mich betrifft, ich habe alles vergeben!

Der Herr ſey mit euch! und mit ſeinem Geiſte! Amen!

M. Du haſt mich doch recht weich gemacht mit deiner Predigt. Schade um den Mann! ihr hättet ihn ſollen auf den Händen tragen. Wie giengs denn weiter?

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Man bauet dem Propheten ein Grabmahl.

Ja, wie ſollte es gehen? die nächſte Woche war er tod. Die ganze Stadt lamentirte, und da er begraben wurde, blieb faſt niemand zu Hauſe. Es wollte nun niemand an ſeinem Tode ſchuldig ſeyn. Sein ärgſter Gegner that den Vorſchlag, man ſolle ihm ein Denkmahl ſetzen. Er gieng von Haus zu Haus und ließ die Bürger aufſchreiben, wie viel Geld jeder dazu geben wolle. Kurz, die Sache kam zu Stande, und noch itzo ſteht auf ſeinem Grabe eine Pyramide, auf welche ſein Bild und ſein Lob eingegraben iſt. Ich kann mich nicht mehr erinnern, was alles drauf war. So viel weiß ich nur noch, daß auf der einen Seite ſtund:

Dem thätigen Chriſten,
Dem wohlthätigen Bürgerfreunde,
Dem weiſen Freunde unſerer Kinder,
Herrn Wilhelm Frenzeln,
Als Ausdruck der wärmſten Dankbarkeit,
Von der hieſigen Bürgerſchaft.

M. Die Bürger in deiner Stadt kommen mir beynahe ſo vor, wie die alten Phariſäer.

J. Wie ſo?

M. Von den Phariſäern ſagt Jeſus: **ihr bauet die Gräber der Propheten, die eure Väter getödtet haben.** Und deine Bürger ärgern erſt ihre Lehrer zu Tode, hernach ſetzen ſie auf ihre Gräber Denkmähler der Liebe und Dankbarkeit. Kam denn etwa die Schulverbeſſerung nun zu Stande, die dem guten Pfarrer das Leben koſtete?

J. Ja mit der Schulverbeſſerung wurde es nichts. Der Stadtrath trug es hernach verſchiedenen Geiſtlichen auf, daß ſie ſie unternehmen ſollten, es wollte aber keiner etwas damit zu thun haben.

M. Das dachte ich wohl. Die Schulverbeſſerung iſt nicht Jedermanns Sache. Es kann ein Prediger ein guter, rechtſchaffener, Mann ſeyn, der viel Gutes ſtiftet, aber zum Schulverbeſſern hat er doch den Kopf nicht. Drum glaube ich, man ſollte die Leute, die die Schulen verbeſſern wollen, in Ehren halten, und, ſtatt ihnen Denkmähler der Liebe und Dankbarkeit nach ihrem Tode zu ſetzen, ſie lieber, bey ihren Lebzeiten, in der guten Sache unterſtützen.

Itzo geh in dein Quartier, mein lieber Leineweber, und — mach, daß du das Exerciren lernſt! Auf Ehre, ſo lange du das Exerciren noch nicht kannſt, bekommſt du kein freundliches Geſicht von mir. Da haſt du einen halben Gulden, mach dir einen guten Tag dafür, und morgen — morgen nimm dich fein zuſammen, wenn du auf den Exercierplatz kommſt!

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Conſtant geht zum Bier.

Ich dankte dem Herrn Major gehorſamſt für den halben Gulden, und gieng fort. Auf dem Wege dachte ich hin und her, was ich mit dem halben Gulden anfangen wollte, da begegnete mir der Corporal, der mich den Vormittag ſo ſehr gezwickt hatte. Sapperment! ſagte er, wo biſt du geweſen! Iſts nicht wahr, bey dem Major? Du Himmelſappermenter, du haſt gemacht, daß ich heute eine Reprimande bekommen habe. So lange ich Corporal bin, habe ich noch keine ne gekriegt, und nun kommſt du dummer Kerl *) und machſt, daß ich ausgefilzt werde? Wart! wenn ich dich morgen auf den Exercierplatz bekomme, und du machſt den geringſten Fehler, ſieh, ſo will ich dich prügeln, daß dir die Seele auf den Schuhſchnallen tanzen ſoll.

Ich erſchrack und konnte kein Wort vorbringen. Der Corporal ließ mich ſtehen, gieng fort und bey Herr Hübnern, der eben damals Bier aufgethan hatte. Ich ſchlich fort, und da ich die Hand in die Rocktaſche ſteckte, fiel mir der halbe Gulden in die Hände, den ich von dem Herrn Major bekommen hatte. Halt! dachte ich, damit willſt du den Corporal auf andere Gedanken bringen. Ich gieng alſo auch ins Bierhaus. Herr Corporal, ſagte ich, da habe ich einen halben Gulden gefunden, hat er ihn etwa verlohren?

Ja mir iſt, antwortete er, als wenn ich einen halben Gulden bey mir gehabt hätte; bald aber beſann er ſich anders und ſagte: nein, ich habe keinen halben Gulden verlohren.

Nun, ſagte ich, da ſey er doch ſo gut, und helfe er ihn mir mit vertrinken.

Dazu kann Rath werden, war ſeine Antwort, und nun ließ ich ein Paar Kannen Bier bringen, die wir mit einander verzehrten.

Da wir die andere Kanne bald heraus hatten, er-

---

*) Die Redensarten des Corporals ſind itzo unter geſitteten Menſchen nicht mehr Mode.

erhob ſich hinter mir ein Schnattern und Streiten. Ich ſah mich um, und erblickte eine alte Frau, die das Wort führte, und einmal über das anderemal ſagte: denkt an mich, es trifft ein! ich habe der Exempel ſchon mehrere gehabt! Mein Name iſt ein Schelm; wenn nicht dieß Jahr die Frau ſtirbt, oder ein Kind, oder ſonſt eins aus der Familie. Denkt an mich!

Ich ſtund auf, trat zu der Frau und fragte: was erzählt ſie denn hier?

Ich ſpreche eben, war ihre Antwort, von dem Tuchmacher, den ſie dieſen Abend begraben, und den ich geſtern abgewaſchen habe.

Und was iſts denn mit dieſem? fragte ich weiter.

Was wirds denn ſeyn? ſagte ſie. Weiter gar nichts, als daß er das rechte Auge aufthat, da ich ihn abwuſch und mit der Hand auf die Herzgrube kam. Und das bedeutet, daß nächſtens wieder eins aus der Familie ſterben wird. Denke er an mich!

Wenn wird der Mann begraben? wo wohnt er? wie heißt er? fragte ich, und da ich alles erfahren hatte, ſchrieb ich es auf ein Papierchen und gieng fort.

Was gilts? dachte ich, der Mann lebt noch, du willſt doch den Feldſcheerer aufſuchen, der dich von der Krätze curirte, und mit ihm davon ſprechen. Da ich an die neue Straße kam, begegnete mir der Feldſcheerer, ich trug ihm den Caſus vor, er ſperrte die Augen weit auf, dann faßte er mich bey der Hand und ſagte: wo iſt das alte Weib? führe mich zu ihr!

Ich führte ihn ins Bierhaus, ließ die alte Frau herauskommen, der Feldſcheerer examinirte ſie, und da ſie dabey blieb, daß der Tode das rechte Auge aufgethan hätte, druckte er ihr 6 Groſchen in die Hände und ſagte: hier, liebe Frau, iſt etwas Geld, folgt mir aber nach. Sie folgte uns und wir giengen in des Stadtſchulzens Haus.

Zum Unglücke war er verreiſt, die Magd ſagte aber, er würde bald wieder kommen. Gegen neun Uhr kam er. Der Feldſcheerer trat gleich vor ihn, da er aus dem Wagen ſtieg, erzählte die Sache, wie ſie an ſich ſelbſt war, berief ſich auf die alte Frau und mich, und bat den Herrn Stadtſchulzen um einen Befehl, daß der Mann nicht begraben würde, bis man ſich erſt verſichert hätte, daß er wirklich tod ſey.

Und der Befehl ſoll gleich da ſeyn, ſagte der Herr Stadtſchulze, ſprang die Treppe hinauf, und ſchickte den Befehl ſogleich durch einen Pedell ins Leichenhaus. Dieſer kam aber zu ſpät, der Tuchmacher war ſchon begraben. Unterdeſſen war ein Profeſſor dahin von dem Stadtſchulzen abgeſchickt worden, der kam dazu und ſagte: da wollen wir kurze Arbeit machen — der Tuchmacher muß wieder ausgegraben werden. Es geſchahe. Der Todtengräber mußte das Grab wieder aufſcharren, wir halfen alle mit, es währete nicht lange, ſo hatten wir den Sarg heraus, und trugen ihn ins Leichenhaus.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Conſtant hilft einen Todten aufwecken.

Da war nun ein gewaltiges Heulen und Lamentiren. Die Frau und die Kinder ſchrieen: ach mein lieber Mann! ach der gute Vater!

Nur ruhig, lieben Kinder! ſagte der Profeſſor, thut nur alles, was ich verlange! Vielleicht bekommt ihr den Vater wieder!

Wenn doch das der liebe Gott wollte! ſagte die älteſte Tochter.

Man brachte den Tuchmacher in ein Bette, und der Profeſſor und Feldſcheerer nahmen allerley mit ihm vor, das zu erzählen zu weitläuftig ſeyn würde. Unter andern holte der Feldſcheerer eine Flaumfeder und hielt ſie dem Tuchmacher vor die Naſe, da bewegte ſie ſich ganz ſanfte.

Herr Profeſſor! ſchrie der Feldſcheerer: ſehn Sie? ſehn Sie? bey Gott! er lebt noch.

Und nun machten ſie neue Verſuche, ihn aufzuwecken. Unter andern kratzten ſie ihm die Fußſohlen mit einer Bürſte.

Da zuckte er mit den Lippen. Kurz von der Sache zu kommen, das Herz fieng an zu ſchlagen, und der Odem aus- und einzugehen. Nach einer Stunde ſchlug er die Augen auf, ſahe ſich etliche Minuten in der Stube um, endlich ſagte er: wo bin ich?

Der Profeſſor hatte die Vorſicht gebraucht, und Frau und Kinder zuvor aus der Stube getrieben, damit ſie durch ihre große Freude den Mann nicht zu ſehr erſchrecken möchten.

Itzo gieng er zu ihnen hinaus, und verbot ihnen nachdrücklich, daß ſie kein Lärmen machen, und bey Leibe dem Manne nichts von dem, was ihm begegnet wäre, ſagen, auch den Sarg und alles, was zum Begräbniß gehörete, verſtecken ſollten. Nun ließ er erſt die Frau herein, die fiel ihm um den Hals, weinte und ſagte: ach du lieber, guter Mann, du haſt in einer langen Ohnmacht gelegen! Mir liefen ſelbſt die Thränen die Backen herunter, und der Profeſſor ſowohl, als der Feldſcheerer, mußte die Augen trocknen.

Nun wurden die Kinder herein gelaſſen, die wußten ſich vollends gar nicht zu mäßigen, und das kleine Mädchen ſchrie ſogar: ach du lieber Vater, das iſt gut, daß du nicht im Grabe geblieben biſt!

Zum Glück hörte es der Vater nicht, und die Mutter zog ſie gleich zur Thür hinaus.

Der Profeſſor ließ noch ein Gläschen Arzney holen, und ſagte der Frau, wie ſie ihren Mann warten ſollte, hernach giengen wir nach Hauſe.

Unter Weges ſprachen der Profeſſor und der Feldſcheerer noch lange über die große Gefahr lebendig begraben zu werden.

Man hat kein ſicher Kennzeichen, daß ein Menſch wirklich geſtorben ſey, ſagte der Profeſſor, als die Verweſung, und wenn ein Menſch eher begraben wird, als die Kennzeichen der Verweſung da ſind: ſo iſt immer die Gefahr da, daß er im Grabe wieder erwache. Ich glaube, daß immer der dreyßigſte Menſch lebendig begraben wird, und daß wird auch nicht eher anders werden, bis jede Gemeine ein Todtenhaus erbauen läßt, wohin die Leichen ſo lange geſetzt werden, bis die Verweſung eintritt *).

Itzo ſchieden der Herr Profeſſor und Feldſcheerer von einander, und ließen mich allein ſtehen.

Wo gehe ich denn hin, Herr Feldſcheerer? fragte ich. Mein Quartier iſt ja nun verſchloſſen.

So gehe mit mir, ſagte er, du biſt ein braver Kerl und haſt ein gutes Quartier verdient.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Conſtant kommt zu großen Ehren.

Den andern Morgen wurde die ganze Stadt davon voll, daß ein Bürger wäre begraben und wieder leben-

---

*) Solch ein Todtenhaus iſt zu Halle errichtet, welches dieſer Stadt zur Ehre gereicht.

bendig gemacht werden. Wo ich auf der Straße gieng, da zeigte man mit Fingern auf mich und ſagte: das iſt der Rekrute, dem der Tuchmacher das Leben zu verdanken hat. Und nun drängete ſich alles um mich, und wollte die Geſchichte von mir hören. Ich erzählte ſie wohl zehnmal, da aber immer friſche Zuhörer herbey kamen, und ich immer von neuem wieder anfangen ſollte: ſo bekam ich es ſatt und wollte davon laufen. Man ließ mich aber nicht fort.

Zum Glücke kam eine Ordonnanz vom Herrn Major, die mir den Befehl brachte, daß ich ſogleich zu ihm kommen ſollte.

Da ich in ſein Zimmer trat, war er gar gewaltig freundlich, druckte mir die Hand und ſagte: bravo! bravo! das gefällt mir, lieber Leineweber. Alſo haſt du wirklich einem Menſchen das Leben gerettet?

J. Mit Gottes Hülfe, Ihro Gnaden.

M. Vortreflich! das gefällt mir beſſer, als wenn du ſechs Preußen todgeſchoſſen hätteſt. (Er zog hierauf an der Schelle, und der Bediente mußte Butter, Semmel, Holländiſchen Käſe und eine Bouteille Ungariſchen Wein herein bringen.) Setz dich und frühſtücke mit mir.

J. Ich weiß gar nicht, wie ich zu der Ehre komme, daß ich, als ein ſchlechter Menſch —

M. Ha! ha! ha! Du mußt wohl recht wiſſen, was ein ſchlechter Menſch ſey. Ein ſchlechter Menſch iſt ein ſolcher, der ſchlecht handelt. Wer aber gut handelt, ſo wie du, der iſt ein braver Menſch. Komm trink! auf die Geſundheit aller braven Leute!

Ich ließ es mir nicht zweymal ſagen, genoß von dem, was aufgetragen war, und erzählte dabey die ganze Geſchichte wieder, nach allen ihren Umſtänden. Kaum war ich aber bis zur Hälfte, ſo trat der Bediente wieder herein, und flüſterte dem Herrn Major etwas ins Ohr. Er lachte, ſahe mich an und ſagte: trink dein Glas aus, du ſollſt gleich zu dem Herrn Statthalter kommen.

Herr Jemine! antwortete ich, was ſoll ich denn da thun? ich bin ja gar nicht gewohnt, mit ſo vornehmen Leuten zu reden.

M. Was das für albernes Geſchwätz iſt. Wenns hier richtig iſt (indem er auf die linke Bruſt zeigte), ſo tritt man den vornehmſten Herren, Königen und Kaiſern, getroſt unter die Augen. Geh du nur getroſt hin, der Herr Statthalter iſt gar ein gnädiger Herr, und ſchätzt den braven Mann in jedem Stande.

J. Wie titulire ich ihn denn?

M. Ihro Hochwürden Gnaden. Ich will doch einmal ſehen, wie du deine Sache machſt. Geh zur Thür hinaus, komm wieder herein und thue, wie wenn ich der Statthalter wäre.

J. (da ich zur Thür herein trat:) Ihro Hochwürden Gnaden haben befohlen, daß ich zu Ihnen kommen ſoll —

M. Iſt er der Conſtant, der einem meiner Bürger das Leben gerettet hat?

J. Zu dienen, Ihro Hochwürden Gnaden.

M. Ha! ha! ha! zu dienen! daß ihr Leute doch immer ſo gerne dienen wollt. Das gehört ja hieher nicht. Sag! haſt du denn dem Menſchen das Leben gerettet, um dem Herrn Statthalter damit zu dienen?

J. Freilich nicht. Ich that es, weil ich glaubte, daß es meine Schuldigkeit wäre.

M. Und alſo. Was willſt du denn hier mit den Worten: zu dienen? Geh noch einmal hinaus, komm wieder herein, und mach deine Sachen beſſer!

J. Ihro Hochwürden Gnaden haben befohlen, daß ich mich hier einfinden ſoll.

M. Iſt er der Conſtant, der einem meiner Bürger das Leben gerettet hat?

J. Ihro Hochwürden Gnaden! Ich habe das wenigſte dabey gethan. Der liebe Gott wollte den guten Mann halt retten, und brauchte mich dazu zum Werkzeuge.

M. Das klingt ſchon anders. Nun geh nur getroſt hin, antworte friſch, aber nicht mehr, als du gefragt wirſt. Es wird dein Schade nicht ſeyn.

Da gieng ich halt in Gottes Namen fort, immer nach der Statthalterey zu. Da ich hinein kam, fragte mich ein Bedienter, wer ich wäre? ich ſagte ihm meinen Namen, er meldete mich an und ſagte, ich ſollte gleich hinein kommen.

Da ich hineingekommen war und mein Compliment gemacht hatte, fragte der Herr Statthalter: iſt er der Mann, der geſtern einem Tuchmacher wieder zum Leben geholfen hat?

J. Ihro Hochwürden Gnaden, der liebe Gott hat es gethan, ich bin nur das Werkzeug dazu geweſen.

St. Wie kommts, daß er unter den kaiſerlichen Soldaten iſt? iſt er freywillig drunter gegangen?

J. Freywillig.

St. Was hat ihn dazu bewogen?

J. Die Deſperation, Ihro Hochwürden Gnaden.

St. Das iſt nicht gut. Ich halte nicht viel von Soldaten, die es aus Deſperation werden. Hat er Luſt Soldat zu bleiben?

J. Gar zu große Luſt nicht.

St. Und warum denn nicht?

J. Wenn Ihro Hochwürden Gnaden befehlen, daß ich meine aufrichtige Meynung ſagen ſoll, ſo will ich es thun. Sehn Sie, wenn ich in den Krieg getrieben werde, ſo muß ich mich entweder todſchießen laſſen, oder andere todſchießen. Mich ſelbſt todſchieſſen zu laſſen, dazu habe ich, wenn ich meine aufrichtige Meynung ſagen ſoll, gar keine Luſt: und andere unſchuldige Leute tod zu machen, das dauert mich zu gewaltig. Ihro Hochwürden Gnaden können gar nicht glauben, was für eine erſtaunliche Freude die Frau und die Kinder des Tuchmachers hatten, da er wieder lebendig worden. So lange meine Augen offen ſtehen, vergeſſe ichs nicht. Nun, denke ich, ſo wie die Leute ſich freueten, da ſie ihren Mann und Vater wieder ſahen, ſo würden andere Familien wehklagen, wenn ich ihren Mann oder Vater todſchöſſe. Und das wollte ich doch nicht gern auf meinem Gewiſſen haben. Ja, wenn der Soldat bloß gebraucht würde, das Vaterland zu vertheidigen, ſo möchte es ſeyn. Aber ſo wiſſen ja Ihro Hochwürden Gnaden ſelbſt, wie es zu gehen pflegt. Die großen Potentaten wollen oft erobern, wollen —

St. Es iſt gut! Es iſt gut.

J. Und das iſt doch nicht Recht, daß das Blut ſo vieler unſchuldiger Menſchen —

St. Es iſt gut! Es iſt gut!

J. Denn ein Menſch iſt doch kein Thier —

St. Ja doch! das weiß ich ja alles ſchon. Itzo geh er in ſein Quartier, es wird für ihn geſorgt werden. Bleibe er ferner ſo ein braver Mann, ſo wirds ihm wohlgehen, und er wird von Jedermann geſchätzt und geliebt werden.

Ich machte meine Verbeugung und gieng fort. Was ich für eine innerliche Freude hatte, das kann ich keinem Menſchen beſchreiben. Nicht ſowohl darüber, daß der Herr Major es ſo gut mit mir meynte, und der Herr Statthalter ſo liebreich mit mir geſprochen hatte, ſondern weil mir das Stückchen mit dem Tuchmacher ſo gut gelungen war. Es iſt doch eine ganz vortrefliche Sache, wenn man andern Leuten Freude machen kann. Daraus kann ich aber auch abnehmen, was es für ein Herzeleid ſeyn muß, wenn man weiß, daß man jemanden hat unglücklich gemacht. Dafür wolle der liebe Gott jeden Chriſtenmenſchen in Gnaden bewahren.

Des Nachmittags mußte ich wieder zum Herrn Major kommen. Nu, ſagte er, was ſagte denn der Herr Statthalter?

Ich erzählte ihm alles weitläuftig. Da ich auf den Punkt mit den Soldaten kam, lächelte er und ſagte: alſo willſt du nicht Soldat bleiben? Da ich die Achſeln zuckte, ſagte er: nun da will ich dir nur melden, was mir der Herr Statthalter geſchrieben hat. Er hat dich von den Soldaten losgekauft.

Da wars doch, wie wenn mir ein Stein vom Herzen fiele.

Nun, fuhr er fort, lieber Leineweber, biſt du alſo frey, und kannſt hingehen, wohin du willſt. Das Handgeld behältſt du. Wenn ich dir aber rathen ſoll, ſo bleibſt du noch ein halb Jahr bey mir, und läßt dich vom Fourier ordentlich unterrichten. Die Gelegenheit, etwas zu lernen, bekommſt du in deinem Leben nicht wieder, nutze ſie wohl. Und das Exerciren, das Exerciren, das mußt du ſchlechterdings noch lernen.

J. Was hilft mir denn aber das Exerciren, wenn ich nicht Soldat werde?

M. Du biſt ein ſonderbarer Menſch! Sieh, hier habe ich eine goldene Uhr! es wäre dir wohl lieb, wenn du ſie hätteſt, he?

J. Das wollte ich meynen.

M. Wenn du aber nicht wüßteſt, wie du ſie ſtellen und aufziehn ſollteſt, hilft ſie dir denn da was?

J. Freilich nicht.

M. Und ſo iſts gerade mit dem Körper. Einen Körper haſt du. Wenn du aber nicht weißt, wie man ihn gebrauchen mußt, wenn du die Knochen nicht in der Gewalt haſt, daß du ſie brauchen kannſt, wie du willſt, was hilft dir denn da dein Körper? Füttern mußt du ihn alle Tage, aber er thut dir nicht die gehörigen Dienſte, er iſt wie ein ungeſchickter Taglöhner, der zwar täglich ſeinen Lohn richtig fordert, aber ſeine Arbeiten ſo ſchlecht macht, daß er kaum ſo viel erwirbt, als er ſich bezahlen läßt. Ja! Ja! mein lieber Leineweber, es geht dir ja ſo, wie es geht! Die mehreſten Leute glauben, das Denken gehöre für die Gelehrten, und die körperlichen Uebungen für den Soldaten. Die Gelehrten nun, die dieß glauben, werden krank, und wiſſen ſich, wenn ſie in Noth kommen, weder zu rathen noch zu helfen, und die Soldaten, die der Meynung ſind, das Nachdenken gehöre nur für die Gelehrten, bleiben Pinſel, die zu nichts weiter dienen, als daß ſie bey dem Marſche die Graben ausfüllen. Wer am ſchlimmſten dabey wegkommt, ſind die Bürger und Bauern. Die lernen nicht denken,

ken, weil ſie keine Gelehrten ſind, und lernen ihren Körper nicht gebrauchen, weil ſie nicht zu den Soldaten gehören. Auf dieſe Art werden die mehreſten bloße Maſchinen, die ſich Jahr aus Jahr ein bewegen, wie das Schiff auf deinem Weberſtuhle, das von Montag bis zum Sonnabend fährt: pitſch zur linken, und patſch zur rechten Hand; oder wie die Stampfen einer Oehlmühle, die von Oſtern bis wieder zu Oſtern machen: **Trippel, Trappel, Trippel, Trappel.** Leute, die's nun ſo machen, müſſen ſich auch wie Maſchinen behandeln laſſen — man kann mit ihnen machen, was man will.

Du biſt frey, lieber Leineweber, der Herr Statthalter hat dich losgekauft. Willſt du morgen abreiſen, ſo gebe ich dir deinen Abſchied. Da kannſt du denn in alle Welt gehen, und brauchſt weder Schreiben, noch Rechnen, noch Exerciren zu lernen. Was meynſt du dazu?

J. Lieber Herr Major! Sie haben als ein Vater an mir gehandelt, ich wäre ein ungehorſames Kind, wenn ich Ihnen nicht folgen wollte — ich bleibe bey Ihnen.

M. Es gilt ſchon! machſt du deine Sachen gut, ſo thue ich vielleicht noch etwas mehreres! Leb wohl!

Ich gieng fort, erſt zu dem Fourier, hernach kaufte ich mir einen Hering und eine Kanne Bier, verzehrte es auf dem Walle, und ſahe die Sonne untergehen. Du lieber Gott, dachte ich, wie viele tauſend

Menſchen ſitzen itzo bey dem Chartenſpiele, und ſehen die Sonne nicht! wie viele tauſend Menſchen werden nun die Ruhe ſuchen und nicht finden, weil ſie krank ſind, oder von Schulden und Sorgen gedrückt werden! wie viele tauſend Menſchen liegen itzo in Gefängniſſen, und dürfen die Sonne weder auf- noch untergehen ſehen. Und ich — ich kann ſie ſehen, ich ſitze weder bey der Charte, noch im Gefängniſſe, ich bin geſund, habe keine Sorgen — habe ein gutes Werk gethan, wer iſt glücklicher als ich! Nun, du lieber Gott, ich will mir auch rechte Mühe geben, ein guter Menſch zu werden, damit ich mich immer freuen kann, wenn ich deine Sonne auf- und untergehen ſehe.. Kurz ich war, wie man zu ſagen pflegt, in meinem Schöpfer vergnügt.

Da kam einer meiner Kammeraden, ein Eichsfelder, der mit mir in Mühlhauſen war angeworben worden, ganz traurig geſchlichen. Wenn du, dachte ich bey mir ſelbſt, den Menſchen auch vergnügt machen könnteſt, ſo würde deine Freude noch größer ſeyn. Denn wenn zwey Menſchen ſich freuen, ſo iſts doch größere Freude, als wenn man ſich ſo allein freuen muß.

Guten Abend Bruder! rief ich ihm zu, willſt du mir nicht einmal Beſcheid thun *)?

Das wohl, antwortete er, aber du haſt ja ſelbſt nicht viel.

Was

---

*) Mit mir trinken.

Was ich nicht habe, ſagte ich, das hat der Marquetender. Komm iß und trink mit mir, wenn wir fertig ſind, ſo holſt du noch einen Hering und eine Kanne Bier, und damit iſt es gut.

Er ließ es ſich wohl ſchmecken, und, da wir unſere Mahlzeit aufgezehrt hatten, gab ich ihm noch zwey Groſchen und 4 Pfennige, um noch einen Hering und eine Kanne Bier zu holen: Dabey war ich ſo vergnügt, daß ich herum ſprang, und den Hut ſchwenkte und rief: Heda! es lebe die ganze Welt!

Mein Eichsfelder lachte und ſagte: ich weiß nicht, was dir fehlt? der Hering ſchmeckt gut, das Bier iſt ohne Tadel, ich bin dabey vergnügt, aber ſo luſtig, wie du, kann ich doch unmöglich ſeyn. Du haſt gewiß ein Kännchen zu viel getrunken!

Das wäre mir nicht lieb, antwortete ich, wenn ich nicht eher vergnügt ſeyn ſollte, als wenn ich ein Kännchen zu viel getrunken hätte. Weißt du, warum ich ſo ſeelenvergnügt bin? ich habe ein gutes Werk gethan — einem Menſchen habe ich das Leben gerettet! Bruder, das ſchmeckt! beſſer ſchmeckt es, als Heringe und das beſte Bier.

Nun, ſagte der Eichsfelder, das will ich mir merken, wenn ich Gelegenheit habe, etwas Gutes zu thun, ſo will ichs thun, darauf verlaß dich, Bruder! Gute Nacht! Hör einmal! mit einem Heringe und einer Kanne Bier kann ich dich nicht tractiren, dazu reicht mein Geld nicht hin. Weißt du aber was? ich will

BIBL. UNIVERS. LIPS.

dich morgen auf ein halb Schock Spillinge (gelbe Pflaumen) zu Gaſte bitten. Die ſchmecken herrlich. Es iſt iſt eine ordentliche Wohlthat vom lieben Gott, daß er um dieſe heiße Jahrszeit die Spillinge wachſen läßt. Daran können ſich doch viele tauſend arme Leute laben. Morgen neun Uhr, wenn das Exerciren vorbey iſt, kommſt du auf den Fiſchmarkt, da wollen wir mit einander Spillinge ſchmauſen. Gute Nacht!

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Conſtant bekommt ein Frühſtück zu riechen.

Den andern Tag kam mein Eichsfelder und rief mich zu den Spillingen ab. Da wir an die neue Straße kamen, fuhr ein Bauer einen Karren voll vor uns her, die rochen ſo appetitlich, daß mir das Maul voll Waſſer lief. Wie theuer das Schock, Schwager? fragte mein Kammerad. Drey Pfennige, war die Antwort.

Itzo kamen wir mit einander auf den Fiſchmarkt, und da der Bauer eben anfangen wollte, die Spillinge uns zuzuzählen, ſo kamen zwey Stadtknechte und riefen: He! du Himmelſaſa! was verkaufſt du denn da? Spillinge, antwortete er.

Wart, ich will dir die Spillinge anſtreichen, ſagte der eine Stadtknecht, daß du an mich denken ſollſt!

Weißt du nicht, daß man die rothe Ruhr von Spillingen bekommt? Kannſt du ſie nicht deinen Schweinen geben? Den Augenblick fahr mit an die Gera *) und ſchütte ſie hinein!

Ich glaube, die Hundstage ſind euch in den Kopf getreten, ſagte der Bauer. Meynt ihr denn, daß ich meine Spillinge geſtohlen habe?

Mögt ihr die Spillinge geſtohlen haben oder nicht geſtohlen haben, antwortete der Stadtknecht, das verſchlägt mich nichts. Ein Wort ſo gut als zehen, die Spillinge gehören nicht auf den Markt. Den Augenblick fahrt mit mir und werft ſie in die Gera, oder wir gerben euch das Fell, daß es blau werden ſoll.

Da der Bauer ſahe, daß es Ernſt war, ſchrie er erbärmlich: du barmherziger Gott! iſt das auch erlaubt? da habe ich geſtern mit meinen Kindern den ganzen Tag an den Spillingen geſchüttelt und zuſammen geleſen, und habe meinem Heinrich ein Paar bocklederne Höschen dafür kaufen wollen — ach was wird der arme Junge ſagen, wenn ich nach Hauſe komme, und bringe ihm keine Höschen mit! Das half aber nichts, die Spillinge mußten in die Gera, und mein Eichsfelder und ich mußten das Maul wiſchen.

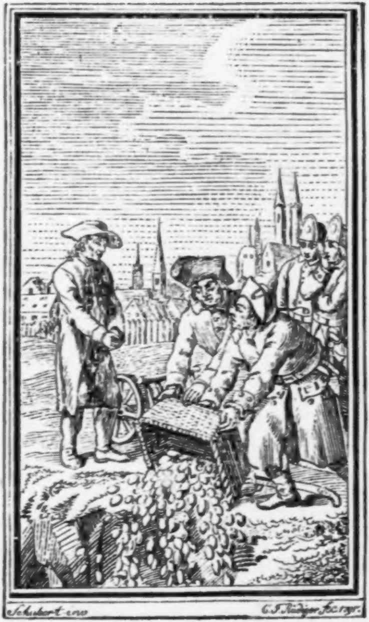
Da wir nun ſo hin und her mit einander diſcurirten, begegnete uns der Herr Feldſcheerer.

Das iſt gut, ſagte ich zu ihm, daß Sie kom-

---

*) Ein Fluß in Erfurt.

Seite 114


Schubert inv.
C. F. Rüdiger fec. 1795.

men. Sagen Sie mir doch, iſts denn wahr, daß man von den Spillingen die rothe Ruhr bekommt?

Ich glaube du träumſt, antwortete er. Spillinge ſind ja bey der größten Hitze das beſte Labſal für die armen Leute. Die rothe Ruhr kommt von Erkältung. Itzo ſind die heißeſten Tage, die Nächte ſind aber oft kalt. Wenn nun die Leute ſich den Tag über erhitzt haben, und kommen des Abends ins Bette, ſo treten ſie die Decke von ſich, nun fällt Kälte ein, der Schweiß tritt zurück — pump da iſt die rothe Ruhr da. Weils nun aber um dieſe Zeit gerade auch Spillinge giebt, ſo glaubt man, ſie käme von Spillingen.

Woher wiſſen Sie denn aber, fragte ich den Herrn Feldſcheerer, daß die Ruhr nicht von Spillingen, ſondern von Erkältung, komme?

Daher, antwortete er, weil viele tauſend Leute Spillinge eſſen, die die Ruhr nicht bekommen, und viele tauſende die Ruhr bekommen, die keinen Spilling gegeſſen haben. Da wir vor drey Jahren gegen die Preußen zu Felde lagen, bekam faſt unſere halbe Armee die Ruhr, und damals gab es doch keine Spillinge. Aber woher kam es? Der arme Soldat mußte ein Paar Monate unter Zelten, auf bloßer Erde, oder auf einem Bündel Stroh liegen, und hatte keine ordentliche Bedeckung, daraus entſtund Erkältung, und dieſe verurſachte die Ruhr. Gut war es aber, daß es gute Aerzte bey der Armee gab. Dieſe trafen ſolche Veranſtaltungen, daß nur wenige Menſchen ſtarben.

Wie machten ſie denn das? fragte ich.

Wie ſollten ſie es machen, war ſeine Antwort, ſie gaben halt den Kranken ein- bis zweymal des Tages ein Brechmittel von Ruhrwurzel und Rhabarber, von jener 10 Gran, von dieſer 20 Gran ein, ſo lange, bis ſich der bittere Geſchmack auf der Zunge und das Drukken in der Herzgrube legte; ferner ließen ſie ihnen fleißig Clyſtiere von laulichtwarmen Leinöhl ſetzen, und ſorgten dafür, daß ſie gutes gebackenes (gewelktes) Obſt zu eſſen bekamen; da währte es nicht lange, ſo liefen die mehreſten Kranken wieder ſo munter davon, wie die Wachteln.

Das habe ich mir gemerkt, und weiß bis dieſe Stunde noch nicht, daß die Ruhr in mein Haus gekommen wäre. Sobald ich davon etwas merkte, ſo brauchte ich die Ruhrwurzel und Rhabarber, und es war alles gut.

Wenn's Spillinge giebt, ſo bekommen meine Kinder wöchentlich ein paarmal davon Frühſtück, und ich habe noch niemals üble Folgen davon verſpürt.

Drey-

Dreyßigſtes Kapitel.

Conſtant bekommt die Montur und hilft einen Geburtstag feyern.

Nun gieng ich täglich bey den Herrn Fourier, und er lobte mich, daß ich im Rechnen und Schreiben ſo gut zunähme — das kützelte mich. Bey dem Exerciren gab ich mir auch ſo viele Mühe, daß ich nach ein Paar Wochen Montirung bekam, und mit auf die Wache zog. Freilich machte ich große Augen, da mir die Montur präſentirt wurde; mein Major lachte aber und ſagte — Närrchen zieh du die Montur nur an. Ein Menſch in deinen Jahren darf keine Gelegenheit vorbey laſſen, wo er etwas lernen kann. Da zog ich ſie halt an.

Da ich nun einmal im Brühlerthore die Wache hatte, kam ein reinlich gekleideter Bürger in das Thor und fragte mich, ob nicht ein kaiſerlicher Soldat hier wäre, der **Conſtant** hieſe?

Ja, ſagte ich, ich bins ſelbſt.

Selbſt? fuhr er fort, nun da freue ich mich doch, daß ich (hier fieng er an zu weinen) den lieben Mann kennen lerne, der mich vom Tode errettet hat. Ich bin der Tuchmacher, den er hat ausgraben helfen. Morgen iſt mein Geburtstag — will er mir nicht die Freude machen, und ihn mit feyern helfen?

Gerne! Gerne! war meine Antwort. Ich bitte um Urlaub und komme gewiß.

Da druckte er mir die Hand, verbarg ſein Geſichte unter das Schnupftuch und gieng fort! Leute! das war ein Händedruck! Solche Händedrücke wünſche ich allen frommen Chriſten. Ich habe in meinem Leben viel, viel, Freude genoſſen, aber, ſo wahr Gott über mir lebet, nichts hat mir mehr Freude gemacht, als wenn mir jemand, dem ich etwas Gutes gethan hatte, dankbar die Hand druckte. Das geht ans Herz. Was man aber ißt und trinkt, das kommt nur in den Magen. Gott ſey Lob und Dank, ich habe mehr ſolche Händedrucke bekommen, und wenns bey mir nicht ſo geht, wie es gehen ſoll, und ich bin betrübt, ſo denke ich an die Händedrücke, die ich von manchem guten Menſchen bekommen habe, da werde ich immer vergnügt.

Deswegen benutze ich itzo, da ich alt bin, jede Gelegenheit, wo ich Gutes thun kann, damit, wenn einmal der liebe Gott über mich gebieten ſollte, bey meinem Abſchiede von der Erde, wenigſtens einige Leute mir dankbar die Hände drücken möchten. Ich glaube, das würde mir den Abſchied ſehr leicht machen.

Den andern Tag gieng ich geſchwind, zu der geſetzten Stunde, zu meinem lieben Tuchmacher. Du barmherziger Gott! was war da für eine Freude! Die ganze Familie war da zuſammen, und die Anverwandten, und die weinten alle, als ich in die Stube trat — alle druckten mir die Hände.

Auch die funfzehnjährige Tochter, **Philippinchen,** druckte mir die Hand, ſahe mich mit ihren groſsen ſchwarzen Augen, aus denen die Thränen herabliefen, an, und ſagte: ach mein lieber Herr Conſtant — meinem Vater — meinem Vater — Dank! Dank! meinem Vater hat er das Leben gerettet!

So gut mir nun auch alle Händedrücke deuchteten, ſo wurde mir doch ganz beſonders warm ums Herze, da mir **Philippinchen** die Hand druckte, ich druckte ihre Hand wieder, wollte ſie nicht loslaſſen, und ſtotterte etwas her und ſtotterte, ich weiß ſelbſt nicht was.

Wir ſetzten uns nach einiger Zeit zu Tiſche und aſsen und tranken, vor groſser Freude konnte ich aber wenig genieſsen.

Da ich nach Hauſe gehen wollte, druckte mir der ehrliche Tuchmacher ein Paquetchen Geld in die Hand. Ich erſchrack und ſagte: was ſoll denn das ſeyn?

Etwas Weniges für ſeine Bemühung, antwortete er.

Und daraus wird nichts, ſagte ich weiter.

Obgleich alle mich baten, das Geld anzunehmen, that ich es doch nicht, legte es auf den Tiſch, ſprang fort und wünſchte allen eine gute Nacht.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Conſtant wird verliebt.

Sie mögen wohl alle eine gute Nacht gehabt haben, ich aber nicht. Mir ſchwebte immer das Philippinchen in Gedanken, und ich konnte dafür nicht eher bis Morgens drey Uhr einſchlafen. Fünf Uhr wachte ich ſchon wieder auf und dachte an das Mädchen. Kurz ich merkte, daß ich verliebt war.

Mit dem Verliebtwerden iſt es ein närriſches Ding. Man kömmt dazu und weiß nicht wie; iſt man es einmal, ſo weiß man nicht, wie man wieder davon loskommen ſoll. Man wird ein ganz andrer Menſch, und denkt an nichts, als an das Liebchen. Unter ſolchen Umſtänden kann auch der klügſte Menſch dumme und alberne Streiche vornehmen, und ſich auf ſeine ganze Lebenszeit unglücklich machen. Ich habe gar viele junge Leute gekannt, die ins Elend hineinrennten, bloß aus Liebe, und habe daher immer gewünſcht, daß doch zwiſchen Alten und Jungen mehr Vertraulichkeit ſeyn, und die Alten den Jungen bey der Liebe mit Rath und That an die Hand gehen möchten. Das geſchieht aber nicht. Entweder ſie lachen einen aus, und ſehn die ganze Sache als einen Spaß an; oder ſie ſchelten einen aus, und machen die Liebe zur Sünde. Und das iſt beydes nicht Recht. Mit der Liebe iſt's kein Spaß; denn man hat ja Exempel, daß Leute davon krank geworden und geſtorben ſind, und wenn ſie nicht närriſch iſt, und nicht auf Perſonen fällt, auf die man keinen Anſpruch machen darf, ſo iſt ſie auch nicht Sünde. Die Liebe liegt ja in der menſchlichen Natur, wie kann ſie denn Sünde ſeyn?

Ich ſchlich wohl acht Tage herum, wie ein Schatten, ſprach mit niemanden, wenn ich nicht ſprechen mußte, aß wenig, trank wenig, und ſchlafen konnte ich faſt gar nicht. Wenn ich zum Fourier gieng, ſo machte ich allemal einen Umweg, ſo daß ich vor Philippinchens Hauſe vorbey kam. Gleichwohl hatte ich die Courage nicht, immer nach den Fenſtern zu ſehen. Einmal hatte ich mir vorgenommen, ihren Vater zu beſuchen; da dachte ich aber, er möchte glauben, es geſchehe um des Paquetchens Geld willen, das er mir angeboten hatte; das hielt mich wieder zurück.

Wenn du, dachte ich bey mir ſelbſt, nur dem Mädchen einmal begegnen ſollteſt! aber — ich begegnete ihr immer nicht.

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Philippinchen!

Einmal gieng ich aber über den wenigen Markt, da ſahe ich ein Mädchen mit einem Cattunenen Mantel ſtehen, das mit einem andern ſprach, und Philippinchen ſo ähnlich ſahe, wie ein Ey dem andern. Das iſt ſie, dachte ich, ganz gewiß. Du willſt ſie auch ſogleich anreden. Ich gieng auf ſie los — ſie war's — es lief mir brühwarm über die Haut — ich fieng an zu zittern — griff an den Hut und lief vorbey, wie ein Schotendieb. Ich hörte und ſahe nicht mehr, und — da ich an die Ecke von der Meimergaſſe kam, ſtieß ich mich vor den Kopf, daß ich eine Brauſche (Beule) bekam, wie eine Fauſt, ſo groß.

Da ich in mein Quartier kam, ärgerte ich mich über mich ſelbſt, daß ich ſo ein Narr geweſen war, und das Mädchen nicht angeredet hatte, und überdachte hin und her, was ich eigentlich mit ihr ſprechen wollte, wenn ſie mir wieder begegnete. In der Folge habe ich aber doch eingeſehen, daß es gut ſey, wenn junge Leute in der Liebe ein Bischen ſchüchtern ſind. Denn wenn jeder die Courage hätte, es den Mädchen immer zu ſagen, wie es ihm ums Herz iſt, ſo würden liebliche Hiſtorien heraus kommen.

Unterdeſſen fügte es ſich nach etlichen Tagen, daß ich über die Mühlſtege gieng. Da kam ſie mir entgegen. Ich ſahe ſie freundlich an, grüßte ſie, wußte aber nicht, was ich eigentlich zu ihr ſagen ſollte.

Guten Abend, ſagte ſie ſelbſt, wo geht denn ſein Weg hin?

J. Immer nach meinem Quartiere zu.

Ph. Mein Vater iſt itzo recht geſund, und es vergeht auch kein Tag, da wir nicht vom Herrn Conſtant reden.

J. Das iſt ja recht gut. Es vergeht auch kein Tag da —

Guten Abend, Conſtant, rief mir eine Stimme — gute Nacht, Herr Conſtant, beſuche er uns doch einmal, ſagte Philippinchen und weg war ſie.

Ich ſahe ihr nach, und hätte beynahe vergeſſen, mich nach dem umzuſehen, der mir den guten Abend geboten hatte, wenn er mich nicht ſelbſt angeredet hätte.

Es war der Herr Major. Nu? ſagte er, da haſt du dir ja gar ein Mädchen angeſchnallt (zugelegt); du haſt dir doch etwas hübſches ausgeleſen. Wer iſt denn das Mädchen?

Ihro Gnaden, es iſt die Tochter des Tuchmachers, den ich —

M. Aha! die Tochter des Mannes, dem du aus dem Grabe geholfen haſt. Du willſt dich alſo vermuthlich für deine Mühe bezahlt machen? He?

J. Ich kann nicht leugnen, Herr Major —

M. Vortreflich! Du läßt dir deine Mühe doch recht gut bezahlen! Geh doch ein Bischen mit mir, daß wir über die Sachen mit einander discuriren können. Es iſt wahr, Conſtant, du haſt etwas ſehr Gutes gethan, haſt dem Manne das Leben gerettet, haſt ihn ſeiner Familie wieder verſchafft — wenn ich dir aber meine aufrichtige Meynung ſagen ſoll, ſo dächte ich, es wäre beſſer geweſen, wenn du ihn im Grabe gelaſſen hätteſt.

J. Je du lieber Gott! und iſt ſo ein braver Mann —

M. Eben deswegen. Wenn du ihn im Grabe gelaſſen hätteſt, ſo wäre es itzo überſtanden. Der Tuchmacher wäre nun ſeiner Angſt los, ſein Körper verfaulte, ihm wäre wohl, und ſeine Familie hätte ſich nach und nach getröſtet. So aber haſt du ihn aus dem Grabe herausgeriſſen, und marterſt ihn wieder langſam zum Tode, daß man nach ein Paar Jahren ihn noch einmal wird begraben müſſen.

J. Herr Major?

M. Herr Major hin, Herr Major her! es iſt doch wahr. Woran hat denn dieſer ehrliche Mann ſeine Freude? iſts nicht wahr an ſeinen Kindern? Für wen ſorgt er? für wen arbeitet er denn? iſts nicht wahr für ſeine Kinder? Nun kommſt du und verführſt ſeine Tochter? Iſt das nicht eben ſo gut, als wenn du ihm ſeine ganze Freude raubteſt? muß ſich der ehrliche Mann nicht darüber zu Tode grämen? Ich weiß wohl, daß es unter meinen Leuten ſolche Zeiſige giebt, die daraus nicht viel machen, und die die Verführung eines unſchuldigen Mädchens als einen Spaß anſehen. Ich habe dir aber mehr Verſtand zugetrauet. Es iſt wahr, die Montür ſchützt dich gegen die bürgerlichen Strafen, aber — ſie kann dich nicht gegen die Gewiſſensbiſſe ſchützen. Es iſt mit dem Gewiſſen eine ganz andere Sache, als mit dem Magen. Wenn dieſer verdorben iſt, ſo trinkt man ein Paarmal Fliederthee, oder nimmt ein Brechpulver ein, ſo iſts gut. So leicht gehts aber nicht, ein verletztes Gewiſſen wieder zu heilen. Ich habe dergleichen leichtfertige Burſche genug gekannt, die die Mädchen verführten. Was iſt aber aus ihnen geworden? Sie gehen herum und hängen die Köpfe, und haben keine frohe Stunde mehr. Denn wie kann denn ein Menſch, bedenk es doch ſelbſt, wie kann denn ein Menſch froh werden, der ſich bewußt iſt, daß er andere unglücklich gemacht habe, und daß Ach und Weh über ihn geſchrieen wird? Da ſuchen ſie hernach ihr Gewiſſen zu betäuben, ſaufen Brandtewein, legen ſich aufs Chartenſpiel, begehen eine Schandthat nach der andern, bis ſie Erzböſewichte werden, Willſt du denn auch einmal ſo ein Kerl ſeyn? Antworte!

J. Ich weiß gar nicht, Herr Major, warum Sie ſo böſe auf mich ſind. Es iſt mir ja gar nicht in den Sinn gekommen, daß ich das Mädchen verführen will. Ich will ſie ja nur heyrathen.

M. Heyrathen? haſt du denn Brod für ſie?

J. Der liebe Gott wird ſchon ſorgen.

M. Ja der liebe Gott thut heutiges Tages keine Wunderwerke mehr. Der Menſch muß ſeinen Verſtand und ſein Nachdenken brauchen, ſo ſegnet dann der liebe Gott. Handelt der Menſch aber ohne Ueberlegung, ſo iſt auch an keinen Segen Gottes zu gedenken.

Ich mußte darauf mit ihm nach Hauſe gehen, da faßte er mich bey der Hand und ſagte: lieber Conſtant, daß ichs gut mit dir meyne, das weißt du, und es iſt dein Schade noch nicht geweſen, wenn du mir gefolgt haſt. Sey alſo aufrichtig gegen mich, und rede, wie dir's ums Herze iſt. Iſts nicht wahr, du haſt dich in die Tuchmachers Tochter verliebt?

J. Was ſoll ich es denn leugnen? Es iſt ja gar ein artiges Mädchen.

M. Nimm dich in Acht, Conſtantchen, mit der Liebe iſt kein ſpaßen. Man weiß den Anfang wohl, was es aber für ein Ende nehmen wird, das kann man nicht voraus ſehen.

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Der Herr Major hält eine Predigt von der Liebe.

Hör einmal an, wie mirs gegangen iſt! Da ich in Linz lag, verliebte ich mich auch in ein allerliebſtes Fräulein. Ich ſuchte Gelegenheiten, wie ich ſie ſprechen konnte, und entdeckte ihr meine Liebe. Sie hörte es gern, und geſtund mir am Ende, daß ſie mir auch gut ſey.

Ich bat ſie mir von ihren Eltern zur Gemahlinn aus, ſie verſprachen ſie mir, unter der Bedingung, wenn ich vom Regimente die Erlaubniß erhielt, mich zu verheyrathen. Ich hielt darum an und bekam ſie. Ehe ich aber noch meiner Fräulein Nachricht davon geben konnte, erhielt unſer Regiment Befehl, nach den Niederlanden aufzubrechen. Ich war wie betäubt, gieng gleich zu den Eltern, zeigte die Erlaubniß, mich verheyrathen zu dürfen, und bat zugleich, mir zu erlauben, daß ich mich dieſen Abend noch mit ihrer Tochter trauen laſſen dürfe.

Warum ſo geſchwind? fragte die Mutter erſchrocken. Deswegen, antwortete ich, gnädige Frau, weil wir Ordre erhalten haben, nach den Niederlanden zu marſchiren, und ich meine Gemahlinn gern ſogleich mitnehmen möchte.

Nach den Niederlanden? ſagte ſie. So weit von mir ſoll ich meine Tochter geben? Das geht unmöglich an; nein, ſo weit laß ich meine Tochter nicht ziehen.

Was? wie? fragte ich erſchrocken: Sie wollen ihre Tochter nicht mitziehen laſſen?

Nach den Niederlanden nicht, antwortete ſie. Wenn Sie hier können bleiben, da wird es für unſere Familie Ehre ſeyn, Sie zum Eidam zu bekommen, aber ſo ferne weg laſſen wir unſere Tochter nicht ziehen.

Ich wollte zum Fräulein, erhielt aber keine Erlaubniß dazu, und mußte abreiſen, ohne von ihr Abſchied nehmen zu können. Ich dachte ich müßte von Sinnen kommen. Der Marſch, die vielerley Geſchäfte, die ich zu beſorgen hatte, und die mancherley Vorfälle, die es täglich bey dem Regimente gab, lieſſen mir keine Zeit, meinen Grillen nachzuhängen. Sobald ich aber nach Brüſſel kam und Ruhe hatte, ſo wußte ich vor Gram und Verdruß auf keiner Stelle zu bleiben. Endlich ſchnappte es über (ich gerieth in Verzweiflung); ich nahm eine Piſtole, ließ ein Paar tüchtige Kugeln hineinlaufen, zog den Hahn auf, und — da ich losdrücken wollte, entſtand ſo ein erſchrecklicher Lärmen vor meinem Hauſe, daß ich die Piſtele auf den Tiſch legte, und nach dem Fenſter lief, um zu ſehen, was es da gebe.

Da war ein Ziegeldecker vom Hauſe gefallen, und hatte den Arm zerbrochen. Weil ich nun, ohne daß ich mich rühmen will, immer ein mitleidiges Herz gehabt habe, ſo vergaß ich das Erſchießen und lief hinunter, um dem armen Menſchen zu helfen. Seine Frau kam mit zwey Kindern herbey, und die thaten ſo jämmerlich, daß mir das Herz im Leibe hätte ſchmelzen mögen. Der arme Mann ſeufzte aber immer: ach du lieber Gott, was wills aus meiner Frau und Kindern werden!

Ich lehnte mich mit dem Kopfe an die Wand, — dachte hin und her — endlich faßte ich den Entſchluß: du willſt dich nicht eher erſchießen, bis du die arme Familie gerettet haſt. Der Gedanke machte mir ſolche Freude, daß mir die Thränen in die Augen traten. Frau, ſagte ich, komme ſie mit mir in das

Haus, ich will ihr einen guten Rath geben. Laſſe ſie ihren Mann nach Hauſe bringen, der Regimentsfeldſcheerer ſoll ſogleich nachkommen und ihn curiren. Was es koſtet bezahle ich. Hier ſind zwey Dukaten, daß ſie ſich und ihre Familie davon ernähren kann. Wenn ſie aufgezehrt ſind, ſo komme ſie ohne Bedenken zu mir, und hole mehr ab. Daß ſie aber nicht davon plaudert! Wenn ich höre, daß es die Stadt erfährt, ſo thue ich nichts mehr für ſie.

Conſtant! Conſtant! ich wünſche, daß du viele ſo vergnügte Abende haben mögeſt, als ich damals hatte. Die Frau fiel vor mir auf die Kniee, ich lief aber fort auf meine Stube. Da ſah ich die aufgezogene Piſtole liegen und erſchrack. Gott! dachte ich, wenn du fünf Minuten eher den Hahn aufgezogen hätteſt, ſo wäreſt du nicht im Stande geweſen, dieſe unglückliche Familie zu retten!

Mit zitternder Hand brachte ich den Hahn in Ruhe, und zog den Schuß heraus. Dann hieng ich die Piſtole an die Wand, und nahm mir vor, mir nicht eher das Leben zu nehmen, bis der Arm des unglücklichen Ziegeldeckers ganz curirt wäre. Fällt dir nichts dabey ein, daß der Ziegeldecker gerade damals vom Dache fiel, als ich mich erſchießen wollte?

Ei, war meine Antwort, mir wird ja etwas eingefallen ſeyn. Ich dachte gleich, der liebe Gott müſſe da ſeine Hand im Spiele gehabt haben.

Das iſt meine Meynung auch. Sieh Conſtant, ich bin kein Kopfhänger, und der Mann gar nicht, der allen Heiligen die Zehe abbeißt (immer vor den Heiligen kniet). Ich mache einen Spaß, weil ich glaube, daß man mit einem Spaß, den man zur rechten Zeit anbringt, oft mehr Nutzen ſtiften kann, als mit einer Litaney. Aber vom Vertrauen auf Gott halte ich erſtaunlich viel. Wenn nun der Mann nicht gerade dazumal vom Dache herunter gepurzelt wäre — iſts nicht wahr, ſo wäre ich als ein Selbſtmörder aus der Welt gegangen? wer weiß, wo ich itzo wäre! wie viel Gutes wäre da unterblieben, das ich doch, Gott Lob! noch geſtiftet habe! Und wer ſchickte es denn ſo, daß gerade dazumal, da ich die Piſtole losdrücken wollte, der Ziegeldecker vom Dache fiel. „ Wenn, wie die Bibel ſagt, ohne des himmliſchen Vaters Willen, kein Sperling vom Dache fällt, ſo fällt gewiß auch, ohne ſeinem Willen, kein Ziegeldecker herab.

Ich habe, ſagte ich, ſchon meine Gedanken darüber gehabt, daß Sie gerade in dem Augenblicke zu mir kamen, da ich Philippinchen mein ganzes Herz entdecken wollte.

Siehſt du? ſagte der Herr Major, ſolche beſondere, recht wunderbare, Zufälle findet jeder Menſch in ſeiner Lebensgeſchichte. Wenn man oft im Begriffe war, einen recht dummen Streich zu machen, gleich ereignete ſich etwas, das uns davon abhielt. Oft wird man ſo kleinmuthig, ſo kleinmüthig, daß man in die

Erde hineinkriechen möchte; ehe man aber hineinkriecht, ſo ſchickt der liebe Gott etwas, das einem wieder Muth macht. Dieſe unvermutheten Zufälle nun, die der liebe Gott ſchickt, um uns auf guten Wegen zu erhalten, nenne ich Verſehung. Lieber Conſtant! wie du ſiehſt, ſo bin ich ein Mann, der alles hat, was ſein Herz begehrt; ich bin geſund, habe mein überflüſſiges Auskommen, bin allenthalben geehrt und angeſehen, wenn mich aber der Glaube an Gottes Verſehung nicht geſtärkt hätte, ſo hätte ich mir ſchon längſt das Leben genommen.

Daß ichs kurz mache: ich hatte die Freude, daß der Ziegeldecker durch mich curirt, und ſeine Frau und Kinder durch mich erhalten wurden. Da gieng ich in mich und dachte: wenn du ſo viel Gutes noch ſtiften kannſt, ſo wäre es ja bey Gott nicht zu verantworten, wenn du dir das Leben nehmen wollteſt. Kannſt du die Freude nicht haben, die Frau, die du dir wünſcheſt, zu bekommen, ſo mag es ſeyn. Es giebt ja noch tauſend Freuden in der Welt, die du genießen kannſt. Du kannſt ja z. E. Gutes thun. Und Gutes zu thun, das giebt doch wahrlich eine Freude, die durch Mark und Bein dringt.

Von dieſer Zeit an, fieng ich nun an, alle meine Rekruten genau zu examiniren, und half jedem, ſo gut ich konnte. Glaube mir, lieber Conſtant, es lebt mancher braver Mann in der Welt, der bey mir Rekrute geweſen iſt. Mehr mag ich nicht ſagen, weil das Prahlen meine Sache nicht iſt.

Vorzüglich war ich auf die Rekruten aufmerkſam, die ſich das Leben hatten nehmen wollen. Dieſen ſtund ich bey, wie ich konnte und wußte. Lieber Gott! dachte ich, in ſolchen Umſtänden bin ich auch geweſen!

Begreifſt du nun wohl, warum ich zeither ſo für dich geſorgt habe? ich werde ferner für dich ſorgen, darauf kannſt du dich verlaſſen. Was haſt du denn nun aber aus meiner Geſchichte gelernt?

Das weiß ich gar wohl, war meine Antwort; ich muß auf Gott vertrauen, und darf mein Herz an kein Mädchen hängen.

Recht gut! ſagte der Herr Major, thue aber nur auch darnach! Wenn du dein gutes Auskommen wüßteſt, ſo könnteſt du ja morgen dein Philippinchen heyrathen, und es würde mir eine Freude ſeyn, wenn ich deine Hochzeit ausrichten könnte. So aber rathe ich dir, daß du dir noch etwas in der Welt verſucheſt, und dann erſt, wenn du einen Platz gefunden haſt, wo du dich nähren kannſt, bey Philippinchen anfragſt, ob ſie dich zum Manne haben will? Iſt ſie dir vom lieben Gott beſtimmt — gut, ſo wird ſie dir bleiben. Nimmt ſie aber unter dieſer Zeit einen andern, nun da mußt du denken, daß ſie dir nicht beſtimmt geweſen iſt.

Ich dankte dem Herrn Major ſehr für die guten Lehren, die er mir gegeben hatte, und verſprach, ſie zu befolgen. Auf dem Wege dankte ich aber auch dem lieben Gott, daß er mir den Herrn Major zugeſchickt hatte. Denn, wenn ich meine aufrichtige Meynung ſagen ſoll, ſo war ich dazumal, wie verrückt im Kopfe, und, wenn ich meinem Sinne gefolgt hätte, ich glaube in der nächſten Woche hätte ich ſchon um Philippinchen angehalten. Ich nahm mir, da ich die Sache hin und her überlegte, vor, ich wollte von Erfurt weg, ohne mit ihr ein vertrautes Wörtchen zu ſprechen. Der Menſch nimmt ſich aber mancherley vor, das er nicht in Erfüllung bringt.

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Eine Gevatterſchaft.

Nach acht Tagen kam eine alte Frau in mein Quartier, fragte nach mir, und brachte mir einen mächtig großen Brief. Tauſend machte ich da nicht Augen, als ich den Brief bekam! ich glaube, es war der erſte, den ich in meinem Leben erhielt. Ich erbrach ihn — da war es meiner Treue ein Gevatterbrief — von meinem Tuchmacher. Er hatte ihn ſelbſt geſchrieben, ſo treuherzig, daß ich mich der Thränen nicht enthalten konnte.

Vor Freuden war ich außer mir, und dachte nicht ſo viel an mein Pathchen, als — an ſeine Schweſter.

Den folgenden Tag fand ich mich zur rechten Zeit ein, und hob mein Pathchen aus der Taufe. Hernach gieng ich denn zum Kindtaufſchmauſe, zu dem der Tuchmacher ſeine ganze Freundſchaft eingeladen hatte.

Philippinchen wartete auf, und ich mag mich wohl ſehr poßierlich angeſtellt haben, ſo oft ſie mir ein Glas Bier reichte. Es war mir allemal, wie wenn ich an eine Elektriſirmaſchine griff, ſo oft meine Finger die ihrigen berührten. Ich hielt aber an mich (verſtellte mich,) ſo viel ich nur konnte.

Bey Tiſche gab es nun mancherley Geſpräche, die recht lebhaft wurden, ſo bald das Gläschen Wein herum gieng. Am Ende kam die Rede auf die Zeitung, und da wurde denn tüchtig gekannegieſert. (Man ſagt, daß Leute kannegieſern, wenn ſie über die Staatsangelegenheiten ſprechen, ohne dazu die nöthigen Einſichten zu haben.)

Franz, Wilhelm und Anton, die drey Brüder des Tuchmachers, geriethen in einen heftigen Streit, welches wohl die beſte Regierungsform ſey. Franz erklärte ſich für die Monarchie, wo nur Einer regiert, Wilhelm für die Ariſtokratie, wo die vornehmſten Familien das Recht zur Regierung haben, und Anton für die Demokratie, wo auch das Volk in die Regierung mit reden darf.

Ich ſtopfte mir eine Pfeife Taback, und dachte, du willſt doch ſehen, wo es hinaus will. Soviel ich mich noch erinnere, fiel das Geſpräch folgendermaſſen aus:

F. Ihr mögt mir nun ſagen, was ihr wollt, ſo glaube ich doch, man lebt nicht glücklicher, als in einer Monarchie. Wenn der Monarch einſieht, was für ein Land gut iſt, ſo giebt er halt ein Dekret, ſo ſolls ſeyn! dictum factum, es iſt um vier Wochen zu thun, ſo iſts durch ſein ganzes Land eingeführt. Wie iſt denn das in einem andern Staate möglich? Viel Köpfe, viel Sinne! Wo mehrere regieren, da zanken und ſtreiten ſie ſich Jahre lang, ehe etwas zu Stande kommt, und am Ende wird doch ein Gits (ein Unternehmen, das mißlingt). Der Monarch hingegen ſchreibt: **hiermit geſchieht mein Wille,** und damit iſts gut.

W. Und wenn dann der Wille nichts taugt, da iſts auch gut? nicht wahr? Wenn der Monarch ſchwelgt, und dergleichen Dinge mehr thut, und hernach den armen Unterthanen neue Abgaben auflegt, da iſts auch gut? nicht wahr? da lobe ich mir die Ariſtokratie, da wird doch fein bedächtig zu Werke gegangen, und jede Sache hin und her überlegt, ehe man ſie ausführt. Da kann doch ſo leicht kein Mißbrauch eingeführt werden.

Fr. Und auch kein guter Gebrauch. Ehe ſo viele Köpfe unter einen Hut gebracht werden, wie viele Zeit geht dahin. Und wenn du mir da ſagſt, daß des Monarchen Wille nicht immer gut iſt, wie ſtehts, wenn ein Land viele Monarchen hat, deren Wille nichts nutzt? Wenn die das Land ausſaugen, und nur für ſich und ihre Familien zuſammenſcharren?

A. Das iſt alles wahr. Drum lobe ich mir die Demokratie. Da kann doch nichts eingeführt werden, was nicht das Volk gut heißt. Und iſt denn das nicht billig? Wie kann man denn von dem Menſchen verlangen, daß er Geſetzen gehorchen ſoll, zu denen er ſeine Einwilligung nicht gegeben hat?

Fr. Ei der tauſend! Was das für ein Philoſoph iſt! Stell dir aber einmal vor, Bruder, daß unſere Bürgerſchaft zuſammen berufen, und ihr der Antrag gethan werden ſolle, ein Geſetz zu geben. Wie kurios würde es da gehen! Wie vielerley Meynungen da aufs Tapet kommen, wie man ſich ſtreiten, zanken, am Ende ſchlagen würde! Auf dein gut Gewiſſen, Bruder! Glaubſt du nicht, daß man aus einander gehen würde, ohne ein Geſetz gegeben zu haben?

A. Möglich iſt es! Aber Närrchen, du verſtehſt mich nicht. Wo in aller Welt iſt denn ſo eine Demokratie, da alle Leute drein reden dürften, wenn ein Geſetz gegeben werden ſoll? In einer Demokratie wählt halt jedes Dorf, jede Stadt, ihren Sprecher, dem ſie aufträgt, für das allgemeine Beſte zu ſorgen. Denen überläßt man alles; was dieſe beſchließen und genehmigen, das beſchließt und genehmigt man halt auch. Iſt das nicht vortreflich?

Fr. Ganz vortreflich! Aber Brüderchen! wenn jedes Dorf und jede Stadt ihren Sprecher wählen ſollte, ſo möchte doch wohl das Sprechercollegien etwas ſtark werden. Nimm nur ein kleines Fürſtenthum! Wie viele Dörfer giebts da! und die Städte, weil ſie gröſſer ſind, müſſen doch wohl mehr als Einen Sprecher haben!

A. Ei das verſteht ſich!

Fr. Nun da möchte doch wohl eben ſo ein Lärmen in den Sprechercollegien werden, wie wenn unſere Gemeine zuſammen kommt, und am Ende würde es ſo gehen, wie —

A. Wie wenn unſere Gemeine etwas beſchlieſſen ſollte? Mit nichten! Du mußt ja nur bedenken, daß da nicht Jeder Narr mitreden darf, ſondern, nur die verſtändigſten, die rechtſchaffenſten, die jede Gemeine gewählt hat.

Fr. Ja ſo, daran habe ich nicht gedacht. Freilich wenn die verſtändigſten und rechtſchaffenſten aus einem Lande ſich berathſchlagen, da iſt es eine ganz andre Sache, als wenn Crethi und Plethi (kluge und unkluge unter einander) ſich bereden. Sag mir aber einmal Brüderchen! von welcher Art ſind denn die mehreſten Glieder einer Gemeine? Verſtändige oder Unverſtändige?

A. Freilich Unverſtändige.

Fr. Sollen denn nun die Sprecher durch die mehreſten oder die wenigſten Stimmen gewählet werden?

A. Verſteht ſich durch die mehrrſten.

Fr. Und die mehreſten ſind Unverſtändige, das haſt du nun einmal zugegeben. Ich ſollte meynen, die würden immer ihres gleichen wählen.

A. Ei das darf nicht ſeyn.

Fr. Es iſt nun aber ſo.

A. Und es iſt doch nicht ſo, dabey bleibe ich; jedes Land muß ſich ſeine Geſetze ſelbſt geben. Herr Paſtor, was meynen Sie dazu? ſeyn Sie ſo gut, und thun den Ausſpruch! wir werden in unſerm Leben nicht einig.

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Welches eine anmuthige Hiſtorie enthält.

Lieben Leute, ſagte der Herr Pfarrer lächelnd, ihr habt alle Recht und habt alle Unrecht. Es hat jede Sache ihre gute und ihre böſe Seite. Betrachtet man ſie von jener Seite, ſo verdient ſie Lob; betrachtet man ſie von der ſchlimmen, ſo verdient ſie Tadel.

Wenn wir uns itzo mit einander in einem Lande niederließen, und eine Colonie anlegten, da wäre es Zeit, daß wir überlegten, ob die Monarchie, Ariſtokratie oder Demokratie die beſte ſey. So aber, da wir in einem Staate leben, deſſen Regierungsform ſchon längſt gegründet iſt: ſo iſt alle dieß diſputiren zu nichts nutze; wir müſſen nur darauf denken, wie wir uns hinein ſchmiegen, die Laſten derſelben erleichtern, und unſer Wohl beſördern. Wenn ich ein neues Haus baue, ja ſo baue ich es ganz nach meinem Kopfe. Ziehe ich aber in ein altes Haus: ſo muß ich mich behelfen, ſo gut ich kann, und darf nur da und dort etwas verbeſſern, ſo weit es mir der Beſitzer erlaubt.

Ich will dieß noch mit einer kleinen Geſchichte erläutern.

Als Candidat hielt ich mich in Liefland auf. Da ich nun in mein Vaterland zurück reiſte, kam ich in einen Gaſthof, wo ich einen ganz außerordentlich freundlichen, gefälligen, geſchäftigen und klugen Wirth antraf. Wo ich hinſahe, erblickte ich Ordnung, und ein Sohn und eine Tochter waren immer geſchäftig, ſie zu unterhalten. Da ich den ganzen Abend mein Vergnügen an dieſer glücklichen Familie geſehen, und des Morgens meine Rechnung bezahlt hatte, faßte ich die Hand des Wirths und fragte: lieber Mann, wer hat ihn dieſe Gefälligkeit, Thätigkeit und Ordnung gelehrt, die man in ſeinem Hauſe ſieht?

Das kann ich Ihnen wohl ſagen, war ſeine Antwort, die harte Regierung, unter der wir ſeufzen. Sonſt hatten wir gute Tage, und ich lebte, wie ein kleiner Edelmann. Vor zehn Jahren wurde es aber anders, wir bekamen mehrere Abgaben, mehrere Frohnen u. d. g., kurz es kam mit uns ſo weit, daß ich glaubte, ich müßte zum Schelme werden. Mein

Acker trug mir nicht mehr ſo viel ein, daß ich alle die neuen Abgaben davon beſtreiten konnte. Ich blieb alſo der Herrſchaft ſchuldig, borgte da und dort auf, und ſaß am Ende in Schulden bis über die Ohren. Der Exequirer kam nicht von meiner Thüre, und ich ſahe voraus, daß es mit mir über lang oder kurz eben ſo, wie vielen andern Nachbaren gehen, daß es mit mir zum Concurſe kommen würde. Meine Frau heulte und ſchrie, und ich rang und wand die Hände.

Einmal machte mir meine Frau den Kopf ſo warm, daß ich es nicht länger aushalten konnte, ſondern hinaus ins Freye laufen mußte. Da kam ich an den Fluß, ſetzte mich am Ufer nieder, und ſahe zu, wie da die Fiſche ſpielten. Lieber Gott, dachte ich bey mir ſelbſt, wie haben es doch die Fiſche ſo gut! wie vergnügt ſind ſie! und der arme Menſch muß ſo ſorgen und ſich plagen!

Endlich ſprang ich wieder auf und ſagte: was hilfts, ich muß doch wieder in meinen Karren.

In was für einen Karren? fragte jemand hinter mir. Ich fuhr zuſammen, und ſahe mich um, da ſtund ein altes eisgraues Männchen in einem braunen Oberrocke da. Ich guckte ihm gleich nach den Füßen, ob ich nicht etwa einen Pferdefuß entdecken könnte, weil ich nicht anders glaubte, als ſey es der Leidige, Gott ſey bey uns! Die Füße waren aber, wie bey andern Chriſtenmenſchen, und das Männchen ſah ſo freundlich aus, daß ich allen Verdacht fahren ließ. Es nahm mich freundlich bey der Hand und fragte: in was für einen Karren ſoll es alſo gehen? Da ſchüttete ich ihm mein ganzes Herz aus, und erzählte ihm weitläuftig, wie wir armen Unterthanen geplagt würden. Es ſah mir, während der Unterredung ſtarr in die Augen, hernach fragte es: biſt du nun fertig?

Ja, ſagte ich, nun bin ich fertig; ich dächte das, was ich erzählt habe, wäre ſchon genug.

Freilich, ſagte das Männchen, iſt dieß hart genug, aber — du darfſt den Muth nicht ſinken laſſen. In der Erde liegen noch Schätze genug — wer es verſteht, wie ſie zu heben ſind — was macht ſich der aus der harten Regierung — was achtet der die Abgaben? Seine Geldquelle iſt unerſchöpflich.

Tauſend machte ich da nicht Augen! Verſteht er denn, fragte ich begierig, wie man Schätze heben muß?

Es ſchlug die Augen nieder und ſagte: ich verſtehe es wohl, wenn es nur andere Leute auch verſtünden!

Lieber Mann, fuhr ich fort, und faßte ihn bey der Hand, thue er mir doch die Barmherzigkeit, und lehre er mich, wie man Schätze heben kann! Den Himmel verdient er an mir! Komme er doch mit mir nach Hauſe!

Er weigerte ſich; da ich ihn aber nöthigte, und faſt mit Gewalt fortzog: ließ er ſich doch erbitten, und gieng mit. Meine Frau machte zwar erſt ein gewaltig böſes Geſicht, da ich ihr einen fremden Gaſt zuführte

führte; da ich ihr aber ſagte, was er bey uns thun wollte, ſo hieng auf einmal der Himmel voll Geigen (war lauter Freude), und ſie trug ihm Gebratenes und Geſottnes auf.

Nach Tiſche gieng er mit mir und meiner Frau bey Seite, nahm eine geheimnißvolle Miene an und ſagte: lieben Freunde! der liebe Gott hat ſich eurer erbarmet, und mich hergeſchickt, euch zu retten. Ihr ſollt einen Schatz heben, das verſprech ich euch, und ſollt damit nicht nur aus allen euern Sorgen geriſſen werden, ſondern auch euer gutes Auskommen haben — aber — verſprecht mir auch, daß ihr mir in allen Stücken folgen wollt. Herzlich gerne! ſagten wir beyde, und druckten ihm die Hand.

Das iſt ganz gut, fuhr er fort, daß ihr mir dieß verſprechet, aber — wie ſtehts mit dem halten? Es iſt ſchwer! ſehr ſchwer, zu der Glückſeligkeit zu kommen, Schätze heben zu können. Es gehört eine lange Vorbereitung dazu — habt ihr hierzu Courage genug?

Ich habe ſie, ſagte ich, ich auch, ſagte meine Frau.

Nun, ſagte er, ſo wollen wir denn in Gottes Namen das wichtige Werk anfangen. Wo iſt euer Schlafzimmer? Da wir ihn hinein führten, forderte er eine Kohle, murmelte etwas, und ſchrieb mit großen Buchſtaben über die Thür:

ORA ET LABORA.

Das iſt der Anfang, ſagte er. Nun, lieben Leute, wißt ihr, was ihr zu thun habt! Alle Morgen müßt ihr vor Sonnenaufgang aufſtehen, nicht nur ihr, ſondern alles, was im Hauſe und über ſechs Jahre alt iſt. Dann müßt ihr in Gottes Namen an den Brunnen gehen, Hände, Geſichte und Hals recht reine waſchen, hierauf muß der Mann ſeine Familie hierher führen, ihr dieſe Worte vorleſen und verdeutſchen; ſie heißen: **Bete und arbeite.** Dann ſingt ihr einen guten Vers, und jedes nimmt ein nützliches Geſchäfte vor, ſo daß, wenn die Sonne aufgeht, und der Thau fällt, alles ſchon an der Arbeit iſt. Die erſten Sonnenſtrahlen und den Morgenthau müſſen wir einſammeln, ſonſt iſt Hopfen und Malz verlehren. Mehr ſage ich nicht. Künftigen Sonntag komme ich aber wieder, und, wenn ich ſehe, daß ihr alles gethan habt, was ich euch itzo verſchreibe, ſollt ihr mehr erfahren.

Mit dieſen Worten verließ er uns.

Den nächſten Sonntag war er mit Sonnenaufgang da, und fragte, was für Geſchäfte wir, die Woche hindurch, bey Sonnenaufgang, getrieben hätten? Da zeigten wir ſie ihm. Meine Frau und meine älteſte Tochter hatten eine ziemliche Parthie Garn geſponnen, und ich und meine beyden älteſten Söhne, wir hatten das Unkraut aus dem Kohlacker gehackt.

Das gefiel ihm. Hierauf wurde Kaffee aufgetragen, er ſchüttelte aber den Kopf und ſagte: um des Himmels willen, was ſoll hier der Kaffee? dergleichen Getränke darf man ſchlechterdings nicht genießen, wenn man mit dem Schatzgraben umgeht. Da es nun bey uns ſchon lange gebräuchlich war, daß wir alle Morgen einen Keſſel voll Kaffee und einen Topf voll Eyermilch genoſſen: ſo machten wir alle große Augen, daß wir unſerm liebſten Getränke entſagen ſollten. Wir ſchwiegen und ſahen ihn bedenklich an.

Da nahm er trotzig ſeinen Stock, wollte fortgehen und ſagte: das habe ich wohl geglaubt, daß ihr nicht Muth genug haben würdet, alles zu thun, was ich von euch verlange. Wenn ihr euch itzo ſchon zurück zieht, was will es künftig werden? Es werden noch härtere Pünktchen kommen, viel härtere, das glaubt mir. Wenn das Schatzheben ſo leichte wäre, ſo würde es jeder Narr thun. Kurz und gut! eins von beyden müßt ihr fahren laſſen, den Schatz oder den Kaffee! Wenn ihr den Schatz erſt habt, dann iſts euch unverwehrt, bisweilen zu eurer Erquickung dieſes Getränke zu genießen. Wozu entſchließt ihr euch? Eins! Zwey! Drey! Den Kaffee wollen wir laſſen, riefen wir beyde zugleich, und die Frau nahm ſchon Kaffee und Milch, und wollte es abtragen.

Wohin damit? fragte das Männchen. Den Schweinen will ich es geben, ſagte die Frau.

Weil er einmal gemacht iſt, fuhr das Männchen fort, ſo laßt uns ihn trinken! aber es muß der letzte ſeyn, bis der Schatz gehoben iſt. Und — damit ich auch ſehe, daß es der letzte iſt, ſo muß in dieſer Woche Kaffee= und Milchkanne, Zuckerdoſe und Schaalen, alles verkauft ſeyn, und das Geld, das daraus gelöſet wird, mir vorgezeigt werden. Merkt es wohl!'

Es wurde nun in die Kirche geläutet, meine Frau und ich zogen ihre beſten Kleider an, und beſuchten, mit dem räthſelhaften Männchen, die Kirche. Hernach aßen wir, was der liebe Gott beſcheret hatte, und da dieß geſchehen war, winkte uns das Männchen, und wir mußten mit ihm in unſer Schlafzimmer gehen. Da zeigte es uns die Worte, die es über die Thüre geſchrieben hatte, jedes von uns mußte ſie leſen, und auf Deutſch herſagen.

Sobald als dieß geſchehen war, ſchlug es mich auf die Achſel und ſagte: lieber Freund! wir haben wenig Zeit zu verliehren, weil wir noch ein großes Stück Arbeit vor uns haben. Heute wollen wir ausgehen und ſuchen, ob wir nicht einen Platz finden können, wo ein Schatz ſteht. Ich nehme den Stock mit und halte ihn etwas in die Höhe — ſobald wir nun auf einen Fleck kommen, wo ein Schatz ſteht, ſo ſchlägt der Stock nieder — denkt an mich! Aber kein Wort darf dabey geredet werden.

Wir giengen darauf in den Keller — er hielt den Stock in die Höhe — und er ſchlug nicht an — aus dem Keller in die Scheuer, und er ſchlug nicht an, von da in die Ställe, dann in den Garten, auf die Wieſe, auf die Aecker, kein Stock wollte anſchlagen.

Der Schatzgräber wurde ängſtlich, lief nach dem Waſſer, wuſch den Stock recht rein ab, verſuchte es noch einmal, aber — es wollte nichts helfen.

Da ſtund er tiefſinnig ſtille, ſahe gen Himmel, auf die Erde, rund um ſich herum, endlich beſahe er uns von oben an bis unten hinaus. Aha! rief er, nun habe ich es heraus, warum mein Stock nicht anſchlagen will. Du Mann haſt ſilberne Knöpfe am Bruſtlatze, und du Frau, eine ſeidene, mit Treſſen beſetzte, Mütze, Dukaten und Gulden um den Hals, und ein ſeidnes Halstuch. Wie iſts da möglich, daß mein Stock anſchlagen kann? Wer Schätze heben will, darf weder ſeidenen, noch goldenen, noch ſilbernen Schmuck im Hauſe haben. Das muß alles reine weg. Zum Schatzheben iſt Demuth nöthig, den Demüthigen nur wiederfährt Gnade. Aber ich ſehe wohl, ihr habt hierzu keine Ohren. Drum iſt das Beſte, ich ziehe meiner Straße, der Schatz iſt euch doch nicht beſchert — lebt wohl!

Um Gottes Willen, rief ich, verlaſſe er uns nicht, lieber, guter Mann! wir wollen ja herzlich gern alles thun, was er von uns verlangt!

Wirklich? ſagte er. Nun wohlan! ſo verkauft alles Silber, Geld und Seide, was ihr bisher an euch getragen habt, legt das Geld zu dem, das ihr aus euerm Kaffeezeuge löſt, und die Dukaten und Gulden, die ihr am Halſe habt, auch! Nach vierzehn Tagen komme ich wieder, und ſehe nach, ob alles geſchehen iſt. Iſts geſchehen — gut, ſo ſprechen wir weiter von der Sache. Iſts nicht, ſo ſind wir geſchiedene Leute.

Mit dieſen Worten verließ er uns, und ich gieng mit meiner Frau nach Hauſe.

Da wir ein Fleck gegangen waren, merkte ich, daß meine Frau weinte. Was fehlt dir? fragte ich.

Ach! antwortete ſie, ich wollte, daß du mit deinem Schatzgräber wäreſt, wo der Pfeffer wächſt! Mein Lebelang habe ich es gehört, die Schatzgräber wären Betrüger. Und der infame Kerl iſts auch, dabey bleibe ich! denk du an mich, er führt uns bey der Naſe herum. Da will er, wir ſollen das Kaffeezeug, unſer Gold, Silber und Seide verkaufen, und das Geld zuſammen legen. Iſt das geſchehen, ſo wird er verlangen, daß wir Acker, Garten, Haus, Schaafe, Kühe und Pferde verkaufen, und das Geld, das daraus gelöſet wird, auch zu dem vorigen legen ſollen. Wenn wir nun alles gethan, alles verkauft, alles zuſammen gelegt haben, ſo ſpricht der Spitzbube, ihr müßt mir euer geſammeltes Geld geben, wenn ich den Schatz heben ſoll, begaukelt uns, nimmt das Geld und geht damit zum Henker. Und kurz und gut (hier wurde ſie ein Bischen heftig)! ich thue es nicht, und wenn du dich auf den Kopf ſtellteſt, ich thue es nicht. Was? meine ſeidenen, goldenen Hauben, meinen Halsſchmuck, meine ſeidenen Halstücher ſollte ich verkaufen? und das Geld dafür ſollte ich ſo einem

Landſtreicher geben? daraus wird nichts! es wird nichts daraus! das ſage ich dir.

Mach was du willſt, antwortete ich, wenn du aber deinem Kopfe folgſt, ſo bekommen wir den Schatz nicht.

Ei, antwortete ſie, was Schatz, was Schatz, wir haben ſo lange ohne Schatz gelebt, und werden noch ferner ohne Schatz leben.

Nun hatte ich von unſerm Herrn Pfarrer ſchon längſt den Rath bekommen, man dürfe einer Frau, wenn ſie im Zorne wäre, nicht widerſprechen, dieß fiel mir noch gerade zur rechten Zeit ein, ſonſt hätte ein großes Unglück entſtehen können.

Da ich mich ein Bischen bedacht, und ſie wohl eine Viertelſtunde getobt hatte, ſagte ich: du haſt Recht, liebe Frau, ich will dir folgen. Da war es denn gut, und der Zank hatte ein Ende.

Des Nachts konnte ich kein Auge zu thun, weil mir die Schatzgräbergeſchichte immer im Kopfe herum gieng. Meine Frau ſchien mir nicht ganz Unrecht zu haben, und auf den Schatzgräber wurde ich mißtrauiſch. Auf der andern Seite ärgerte es mich aber doch nicht wenig, daß ich die Hoffnung, mich aus allen meinen Sorgen zu retten, ſogleich aufgeben ſollte. Ich warf mich alſo im Bette hin und her, und gegen Morgen erſt fiel es mir ein, was ich zu thun hatte.

Ich ließ nun drey Tage hingehen, ohne mit einem Worte wieder an das Schatzgraben zu denken.

Den vierten Tag bekam ich eine Citation ins Amt, daß ich die Intereſſen von einem gewiſſen Capitale abtragen ſollte, und ich hatte doch kein Geld im Hauſe. Da entſtund nun wieder ein gewaltiges Klagen und Schreyen.

Dieſe Gelegenheit machte ich mir zu Nutze, und ſagte zu meiner Frau: ſieh, wenn wir einen Schatz fänden, ſo hätten wir allen dieſen Verdruß nicht. Da gab es einen neuen Wortwechſel, der am Ende dahinaus lief, daß wir uns vornahmen, wir wollten die Sachen zwar verkaufen, das daraus gelöſte Geld aber dem Schatzgräber ſchlechterdings nicht in die Hände geben. Das geſchah nun. Binnen vierzehn Tagen war alles verkauft, was dem Manne anſtößig geweſen war, und wir löſten daraus funfzig Thaler und zwölf Groſchen.

Wir zeigten ihm das Geld, da er uns wieder beſuchte, er rührte es aber mit keinem Finger an, ſondern befahl, daß wir es wohl verſchließen ſollten.

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

Fortſetzung der erbaulichen Hiſtorie.

Itzo, dachten wir, würde der Schatz gefunden werden. Daran war aber nicht zu gedenken. Er führte uns wieder in unſere Schlafkammer, erklärte uns das ora et labora, hernach warf er die Augen auf unſer Bette, ſahe es ſtarr an und ſagte kein Wort. Was giebts denn? fragte ich ihn.

Ach, war ſeine Antwort, da ſtoße ich auf einen neuen Umſtand, der meine Arbeiten aufhalten wird. Ihr Leute ſchlaft ja auf Federbetten. Dadurch entkräftet ihr euch, und zum Schatzgraben werden robuſte Leute erfordert. Wenn ihr den Schatz heben wollt, ſo muß das alles anders werden. Die Unterbetten müſſen ganz weg, und dafür Strohſäcke eingelegt werden. Aus ſo einer Bettdecke, wie ihr hier habt, müßt ihr drey Viertheile der Federn heraus nehmen. Alles, was ihr davon entübrigt, müßt ihr verkaufen, und das daraus gelöſte Geld zu dem vorigen legen, anders kann ich euch nicht helfen. Nach vierzehn Tagen komme ich wieder, wenn ihr meinen Willen nicht gethan habt, ſo ſcheide ich von der Sache. Und nun gieng er trotzig fort.

Meine Frau ſchlich in dieſe Ecke, ich in eine andere, keines trauete mit dem andern ein Wort zu ſprechen. Endlich aber entſchloſſen wir uns doch, dem Manne zu folgen, verkauften die übrigen Betten, löſeten daraus ſechszehn Thaler, und gewöhneten uns nach etlichen Tagen ſo an die Strohſäcke, daß wir darauf ſo ſanft, wie auf Federbetten, ſchliefen.

Da wir nun dem Manne, als er uns wieder beſuchte, dieß erzählten, ſchüttelte er uns treuherzig die Hände und ſagte: nun ſeyd gutes Muths, ich merke, daß euch der Schatz beſcheert iſt. Darauf fieng er an, uns viel davon zu erzählen, wie glücklich der Menſch leben könne, welcher der Erde ihre Schätze abzugewinnen verſtünde, daß er keine Nahrungsſorgen habe, und auch der ſtrengſten Obrigkeit die Spitze zu bieten im Stande ſey. Da er uns nun das Maul recht wäßrig gemacht hatte, ſagte er lächelnd: einige Fragen müßt ihr mir noch beantworten, lieben Leute, aber ganz aufrichtig. Habt ihr Schulden?

Ach leider! war meine Antwort. Da mußte ich ſie ihm berechnen. Funfzig Thaler hatte die Herrſchaft und 200 Thaler zwey reiche Bürger in der Stadt an mir zu fordern.

Gut, ſagte der Schatzgräber, die Schulden müſſen erſt weg! Wer Schätze heben will, muß ſchuldenfrey ſeyn.

Wovon, fuhr ich auf, wovon ſoll ich die Schulden bezahlen?

Dazu, ſagte er, ſoll ſchon Rath werden. Die Herrſchaft zu bezahlen, dazu habt ihr Geld genug in eurer Sparbüchſe. Dieſe Schuld muß nothwendig in dieſer Woche abgetragen werden. Zur Tilgung der übrigen wollen wir auch ſchon Mittel finden. Itzo wollen wir ein Bischen ins Freye gehen.

Wir giengen auf das Feld, ich mußte ihm alle meine Aecker zeigen, und, da wir zu etlichen kamen, die eine halbe Stunde weit von meinem Hauſe lagen, faßte er mich bey dem Kinne und ſagte: Freund! dieſe

Aecker mußt du verkaufen, und davon deine Schulden bezahlen. Sie ſind dir nichts nütze. Mit dem Hin- und Hergehen verderbſt du viele Zeit, entziehſt deinen übrigen Aeckern die nöthige Düngung, mußt davon viele Abgaben an die Obrigkeit entrichten, und ſie tragen dir doch kaum halb ſo viel ein, als andere, die dir nahe liegen. Ich wollte noch eines und das andere einwenden, er gieng aber fort und ſagte: wenn du nicht ſchuldenfrey biſt, kann ich dir auch nicht helfen.

Meine Frau fieng wieder an zu knurren, ich gieng aber fort, ſtellte mich, als wenn ich es nicht hörte, und überlegte im Stillen, was ich wohl zu thun hätte. Ich mochte es aber überlegen, wie ich wollte, ſo ſahe ich ein, daß der Mann Recht, und ich von den entfernten Aeckern mehr Schaden als Nutzen hatte. Des Abends ließ ich meine Frau zu Bette gehen, blieb bis um zwölf Uhr auf und rechnete. Da fand ich nun bald, daß ich von dieſen Aeckern nicht ſo viel gewann, als ich davon an die Herrſchaft Abgaben, und an die Schuldherren Intereſſe zahlen mußte. Wenn ich nun noch dazu nahm, daß die Länderey, die mir nahe lag, ungleich mehr eintragen müßte, wenn ich die Zeit und die Düngung drauf wendete, die mir bisher das entlegene Land gekoſtet hatte, ſo war es ganz klar, daß ich durch den Verkauf gewinnen würde.

So bald als der Tag grauete, und ich, wie gewöhnlich, mit meiner Familie aufſtund, faßte ich meine Frau bey der Hand, und wollte — aber ehe ich ſprechen konnte, ſtieß ſie meine Hand von ſich und weinte.

Da iſt, dachte ich, nichts zu thun. Ich verließ ſie alſo, und gieng an meine Geſchäfte. Den Nachmittag ſchlich ich mich aber doch zu meinen Schuldherren, und bat ſie, mir zu erlauben, daß ich die Aecker, die ihnen verpfändet waren, unter der Bedingung verkaufen dürfe, daß das Geld, daß ich daraus löſete, an ſie bezahlt würde. Sie erlaubten mir es.

Den nächſten Sonntag ließ ich es nicht nur vor unſerer, ſondern auch vor den Kirchen der benachbarten Dörfer bekannt machen, daß ich meine Länderey an den Meiſtbiethenden verkaufen wollte, und daß die Kaufluſtigen ſich den folgenden Sonntag in meiner Wohnung einfinden ſollten. Unter der Zeit fand ich Gelegenheit, meine Frau dahin zu bringen, daß ſie zum Verkaufe ihre Einwilligung gab.

Der Verkauf gieng vor ſich, und ſo glücklich, daß ich aus den entfernten Aeckern 276 Thaler löſete. Davon bezahlte ich meine Schulden und Intereſſen, und behielt noch eine hübſche Summe übrig.

Nun erwartete ich ſehnlich den Tag, da der Schatzgräber kommen würde, aber — er kam nicht. Nach einem Vierteljahr erſt, da ich alle Hoffnung, ihn wieder zu ſehen, aufgegeben hatte, ſahe ich ihn an der Kirchhofsmauer hergeſchlichen kommen. Ich lief ihm entgegen, und die erſte Frage, die er an mich that, war — iſt der Acker verkauft?

Verkauft! antwortete ich, und alle Schulden bezahlt

Bravo! ſagte er, druckte mir die Hand und gieng in mein Haus. Nun, fuhr er fort, nun wird alles gut gehen. Nächſtens haben wir den Schatz. Eine Frage habe ich noch an euch zu thun, das iſt aber die letzte. Habt ihr einen Proceß?

Ich kratzte mich hinter den Ohren.

Da iſts alſo auch nicht richtig, ſagte er. Mit wem habt ihr Proceß? und worüber?

Da erzählte ich ihm, daß mich mein Nachbar darüber in Klage genommen hätte, daß die Jauche von meinem Miſte in ſeinen Brunnen liefe, und ihn unſchmackbar mache

Er ſah etliche Minuten zum Fenſter hinaus, dann drehete er ſich um und ſagte heftig — der Proceß muß weg — heute noch weg, ſonſt können wir keine Hand an das Werk legen. Habt ihr denn nicht in der Bibel geleſen: ſelig ſind die Friedfertigen?

Darauf nahm er mich bey der Hand, führte mich in den Hof, und ließ ſich von mir mein Miſtloch, und des Nachbars Brunnen zeigen. Dann fragte er mich: wie viel hat dich der Proceß wohl gekoſtet? Mehr als funfzig Thaler, war meine Antwort.

Da ſtampfte er mit dem Fuße auf die Erde, drückte den Hut in die Augen und ſagte: hundert Thaler wird dich der Proceß noch koſten. Und wenn du die hundert Thaler noch daran gewendet haſt, ſo mußt du doch, wenn anders noch Recht im Lande iſt, dein Miſtloch wegſchaffen. Es iſt ja augenſcheinlich, daß dadurch deines Nachbars Brunnen verderbt wird. Iſts nun nicht vernünftiger, wenn du etwa zehn Thaler anwendeſt, dein Miſtloch an die andere Seite des Hofes bringen, die Jauche an das Ende deines Gartens leiten läßſt, und ſie, wie Sebaſtian Kluge benutzeſt?

Ja, ſagte ich, das will ich thun. Ich bin des Proceſſes von ganzem Herzen müde. Sogleich lief er fort zum Nachbar, und kam nach einer halben Stunde mit ihm zurück.

Dieſer lief auf mich zu, fiel mir um den Hals, und ſagte: lieber Nachbar, nun ſehe ich doch den braven Mann wieder, der ihr immer geweſen ſeyd; alle Fehd hat nun ein Ende!

Darauf mußte ich mit meiner ganzen Familie zu ihm gehn, er tractirte uns, ließ Muſikanten kommen, und wir tanzten bis ſpät in die Nacht.

Das war ein vergnügter Tag, wie ich wenige in meinem Leben gehabt habe. Den folgenden Tag, bald früh, giengen wir wieder aus, um den Schatz zu ſuchen. Da wir auf das große Stück Land kamen, welches gerade hinter meinem Hauſe liegt, ſchlug des Schatzgräbers Stock an, worüber wir uns alle gar herzlich freuten. Ich gratulire, ſagte er, ihr ſeyd nun gerettet, lieben Leute. Ich wollte nun ſogleich Picke und Spaten holen, um den Schatz heraus zu graben; er meynte aber, dieß gienge noch nicht an, es wären dazu noch mancherley Vorbereitungen nöthig. Neunmal neun Tage müßte erſt der Acker recht ordentlich bearbeitet, gedungen und von Unkraute gereiniget werden, ſo, daß er der beſte in der ganzen Flur wäre, dann könnten wir in Gottes Namen das Graben anfangen.

Darauf gab er uns allerhand Vortheile an, wie wir den Acker verbeſſern könnten, ohngefähr eben ſo, wie es in Sebaſtian Klugens Lebensgeſchichte *) beſchrieben iſt, und wirkte uns bey dem Edelmanne, der die Hut und Trift hatte, die Erlaubniß aus, daß wir alle Jahre einen halben Acker mit Spaniſchem Klee beſäen durften, dann gieng er fort, und verſprach, nach neunmal neun Tag wieder zu kommen.

Nun waren wir alle, Weib und Kind, geſchäftig, den Acker recht gut zu bearbeiten. Wir laſen die Steine ab, reinigten ihn vom Unkraute, führten gute Erde darauf und machten Graben an den Oertern, wo naſſe Flecke waren.

Nach neunmal neun Tagen kam der räthſelhafte Mann wieder. Nachdem er mit uns zu Mittage gegeſſen hatte, führte er uns wieder auf den Acker, wo der Schatz ſtehen ſollte, maaß ihn erſt der Länge, dann der Breite nach, ferner die Queere hindurch, endlich ſchlug

---

*) Dieſe merkwürdige Geſchichte iſt in allen Buchhandlungen für 8 gute Groſchen zu haben.

ſchlug er einen Pflock ein, ſchnitt drey Kreuze darauf, und ſagte, gerade unter dieſem Pflocke müßt ihr graben, da werdet ihr den Schatz finden. Morgen vor der Sonne Aufgang gehe, du Mann, ſtillſchweigend heraus, waſche dir das Geſicht und Kopf, dann tritt ſo, daß du gerade die Morgenröthe im Geſichte haſt, da wirſt du finden, was du ſo lange geſucht haſt.

Sieben und dreyßigſtes Kapitel.

Ausgang der anmuthigen Hiſtorie.

Mein Lebtage iſt mir die Zeit nicht ſo lang geworden, als dießmal. Ich zählte alle Stunden, bis die Sonne untergieng, hernach konnte ich wieder die Zeit nicht erwarten, bis die Morgenröthe aufgieng. Endlich zeigte ſie ſich, und ich ſchlich ſtillſchweigend fort.

Da ich bald an den Acker kam, zitterten mir alle Glieder, indem ich nicht anders glaubte, als daß nun eine Menge Geiſter ſich zeigen würden. Ich ſetzte den Spaten an, da riefs auf einmal über meinem Kopfe: Kri! Kru! Kri! Da wurde mir ſchwarz vor den Augen, der Spaten fiel mir aus der Hand, und ich lief queerfeld ein, was ich laufen konnte. Ich war aber nicht weit gelaufen, ſo hielts mich feſte beym Rekke, ich konnte nicht weiter, und ſank ohnmächtig zur Erde nieder.

Da ich wieder zu mir ſelbſt kam, verſuchte ich es, ob ich nicht fortgehn könnte, aber es hielt mich noch feſte, und ich ſank wieder zur Erde nieder. Endlich, da ich in der Ferne Leute erblickte, nahm ich alle meine Kräfte zuſammen, that einen Sprung, und riß mich glücklich los.

Nun ſahe ich mich ſchüchtern um, und erblickte den Geiſt, der mich ſo feſt gehalten hatte. Es war weiter nichts, als ein Dornbuſch, an dem ich, mit dem Rocke, war hängen geblieben. Da ſahe ich recht, was doch bey dem Menſchen die Furcht thun kann. Sobald er ſich vor Geſpenſtern fürchtet, ſo ſieht er welche. Ich dachte der Sache weiter nach, und war der Meynung, das, was über meinem Kopfe geſchrieen hätte, möchte auch wohl etwas Natürliches, etwa eine Eule, oder ein anderer Nachtvogel, geweſen ſeyn. Nun ſchämte ich mich vor mir ſelbſt, und ſchlich ganz ſtille nach Hauſe.

Schon etliche Schritte vor der Thür ſtand meine Frau, ſprang mir entgegen und rief ganz leiſe: haſt du den Schatz? ich ſchüttelte aber mit dem Kopfe, und legte die Hand auf den Mund. Da glaubte meine Frau, Wunder was für ein Geheimniß dahinter ſtecke, und unterſtund ſich nicht, mich weiter zu fragen.

Den Tag darauf faßte ich mir mehr Muth, gieng getroſt nach dem Platze zu, grub drauf los, und kam bald auf einen breiten Stein. Vor Begierde zitterte ich, wie ein Espenlaub, ergriff die Picke, und brachte damit den Stein in die Höhe, und wer war froher als ich. — der Schatz zeigte ſich — es war eine alte verroſtete Büchſe. Ich nahm ſie heraus, und fand, daß ſie ſehr ſchwer war. Um kein Aufſehn unter den Leuten zu machen, knüpfte ich ſie in mein Schnupftuch, hieng ſie an das Grabſcheid, und trug ſie nach Hauſe.. Meine Frau lief mir wieder entgegen und rief: Haſt du den Schatz? ja! rief ich, hier iſt der Schatz. Da ſprang ſie mit mir hinauf in die Stube, dann ſchloß ſie die Thür zu und zog den Schlüſſel ab.

Und nun wurde die Büchſe mit Zittern und Beben aufgemacht. Itzo war der Deckel herab, und ſie war ganz voll — Sand. Wir ſahen einander an, ich ſchüttete endlich die Büchſe aus, und fand auf dem Boden einen Brief an mich, darinne ſtand, ſo viel ich mich noch erinnere, folgendes:

Lieber Freund!

Du haſt von mir einen Schatz verlangt. Sag wozu? deine Schulden zu bezahlen, und ein gutes Auskommen zu haben? Gut! Beydes habe ich dir verſchafft. Deine Schulden ſind bezahlt, und wenn du, wie bisher, mit deiner Frau und deinen Kindern ferner früh aufſtehſt, fleißig beteſt und arbeiteſt, deinen Acker gut in Acht nimmſt, allen überflüſſigen Aufwand unterläßſt, und vor Proceſſen dich hüteſt, ſo wirſt du dein reichliches Auskommen haben. Das wird dir beſſer thun, als eine ganze Braupfanne voll Geld und Silber. Das viele Geld würde deine Kinder faul und lüderlich gemacht haben, aber bey dem Schatze, der dir von mir iſt zugewieſen worden, werden deine Kinder fleißig, ordentlich und folgſam werden — Denk an mich!

Ich ſtund wie verſteinert da, endlich aber recolligirte ich mich, und ſagte: der Mann hat Recht. Geld und Gut iſt vergänglich, und macht den Menſchen oft übermüthig und faul. Fleiß, Ordnung und Sparſamkeit bleiben aber beſtändig, und man kann ſich damit immer ſoviel Geld verſchaffen, als man nöthig hat.

Bey dieſen Gedanken bin ich nun immer geblieben, und habe mich dabey wohl befunden. Wir haben eine harte Obrigkeit, das iſt wahr, aber ſie hat mich nicht nieder bringen können. Wenn ſie eine neue Auflage machte, ſo erfand ich ein neues Mittel, mir etwas zu erwerben, und wenn ſie einen neuen Frohndienſt einführte, ſo ſuchte ich meine Kinder dahin zu bringen, durch verdoppelten Fleiß, die Zeit wieder beyzubringen, die ihnen die Frohne raubte. Bey dieſer Lebensart habe ich nichts eingebüßt, als meinen dicken Bauch, der freylich ſonſt beſſer wuchs, da ich noch commode war, und im Bette blieb, bis mich die Sonne weckte. Und ob unſer Land freilich viele Fehler hat, ſo hat es doch den Vorzug, daß es nicht zugemauert iſt. Dieß haben ſich meine zwey älteſten Söhne gemerkt. Da ſie das ihrige rechtſchaffen gelernt hatten, ſo ſahen ſie ſich nach einem Lande um, wo für das Beſte der Unterthanen beſſer geſorgt wird, als leider bey uns geſchieht. Der eine ſetzte ſich in Hannover, der andere in Altenburg. Die beyden Kinder, die ich noch bey mir habe, werden auch ſchwerlich auf unſern Kirchhof begraben werden.

So weit redete der Herr Pfarrer. Hernach machte er die Nutzanwendung, und ſagte: Bey der Regierungsform kömmt es alles auf die Leute an, die regieren. Sind dieſes kluge und rechtſchaffene Perſonen, ſo mögen ſie Monarchen, Ariſtokraten oder Demokraten ſeyn — es läßt ſich immer gut unter ihnen leben. Sind ſie aber nicht gut, ſo entſteht daraus, unter allen Arten der Regierung, freylich Noth. Anſtatt aber, daß man darüber viel klagt, lamentirt und räſonnirt, iſt es beſſer, daß man ſich bemüht, verſtändiger und beſſer zu werden. Der liebe Gott hat jedem Menſchen ſo viel Verſtand gegeben, daß er die Beſchwerlichkeiten, die ihm aufgelegt ſind, ſich erträglicher machen kann. Insgemein fängt er es aber ganz verkehrt an, ſtrebt nur immer nach mehrern Häuſern, Gärten und Aeckern, und vermehrt damit ſeine Sorgen und Abgaben. Er ſollte lieber ſich mehr Verſtand zu verſchaffen, mehr zum Fleiße, zur Ordnung und zur Sparſamkeit, ſich zu gewöhnen ſuchen, denn das iſt nicht nur mehr als Goldes werth, ſondern man giebt auch keine Abgaben davon. Habt ihr wohl je von einem Lande gehört, wo man vom Verſtande Acciſe geben müßte.

Und nun gieng der Herr Pfarrer nach Hauſe.

Acht und dreyßigſtes Kapitel.

Conſtant macht Anſtalten zur Abreiſe.

Ehe ich aber gieng, nahm ich erſt den Tuchmacher auf die Seite, und ſprach mit ihm ein Wörtchen im Vertrauen. Ich verlaſſe nun, ſagte ich, bald dieſe Stadt, wenn ich nun mein eignes Haus und mein gutes Auskommen habe, darf ich denn **Philippinchen** holen? Er wußte nicht, was er antworten ſollte. Endlich ſagte er: kommt Zeit, kommt Rath! Meine Tochter iſt noch nicht veraltert, wenn er ihr Brod verſchafft, und ſie hat Neigung zu ihm, je nun, ſo will ich nicht dagegen ſeyn, wenn er ſich mit ihr verbinden will.

So ſchieden wir von einander. Nach ein Paar Tagen gieng ich zum Herrn Major und bat ihn um meinen Abſchied. Er gab mir ihn ohne Widerrede, und, worüber ich mich gewaltig freuete, gab mir auch das Geld, womit mich der Herr Statthalter losgekauft hatte. Wo wirſt du nun deinen Stab hinſetzen, lieber Conſtant? fragte er mich. Das weiß ich, war meine Antwort, ſelbſt noch nicht. Vors erſte will ich Sachſen durchreiſen.

Und warum willſt du Sachſen durchreiſen? Um dir eine Motion zu machen? Nicht doch, ſagte ich, um mir etwas zu verſuchen.

Aha, fuhr er fort, um dir etwas zu verſuchen, das laſſe ich gelten! aber ſag mir einmal, was heiſt denn das eigentlich, ſich etwas verſuchen?

Ja, war meine Antwort, das weiß ich ſelbſt nicht. Verſuchen heißt halt, in der Welt ſich umſehen.

So, ſo, ſagte er weiter. Du willſt dich alſo in der Welt umſehen. Aber wonach denn? Nach dem Wahrzeichen, das jede Stadt hat? He?

Da ich nicht gleich wußte, was ich antworten ſollte, ſo ſagte er: geh nach Hauſe, lieber Conſtant, beſinn dich, wonach du dich in der Welt umſehen willſt, und komm morgen wieder und bring mir Antwort. Wenn ein vernünftiger Menſch reiſt, ſo muß er wiſſen, wohin er will, wenn er etwas thut, muß er können ſagen, warum er es thue, und wenn er ſich umſehen will, ſo muß er auch angeben können, wornach er ſich umſieht. Ich gieng nach Hauſe, und überlegte hin und her, wornach ich mich umſehen wollte, konnte aber immer nicht recht finden, was ich dem Herrn Major antworten ſollte.

Da ich nun wieder zu ihm kam, fragte er mich gleich: na! weißt du, wornach du dich in der Welt umſehen willſt?

J. Nach allem, was mir vorkommt.

M. Das iſt viel. Aber vielleicht kömmt dir gerade das nicht vor, was dir zu wiſſen am nöthigſten iſt. Macht ihr Leute nicht Zeug durch einander! Da reiſen ſo viele tauſend Handwerksburſche in der Welt herum, und wenn man ſie fragen wollte, was ſie bey ihren Reiſen eigentlich zur Abſicht hätten, ſo würden die wenigſten etwas Vernünftiges zu antworten wiſſen.

Wer biſt du?

J. Ich bin ein Chriſtenmenſch und ein Kind Gottes.

M. Das will ich ja itzo nicht wiſſen. Wer biſt du deiner Profeſſion nach?

J. Das wiſſen Sie ja ſchon, ein Leineweber?

M. Nun ſo überlege doch, wenn du nun als ein Leineweber reiſeſt, wonach mußt du dich denn da wohl umſehen?

J. Nun verſtehe ich ſchon, wo Sie hin wollen. Ich muß mich erkundigen, wo der beſte Flachs wächſt; wo er am beſten geſponnen und gebleicht wird; ich muß bey Meiſtern arbeiten, die die beſte Arbeit machen, und darauf Achtung geben, daß ich ihnen ihre Vortheile ablerne.

M. Vortreflich! ſieh, wenn der Menſch nur ſeinen Kopf braucht und nachdenkt, ſo grübelt er nach und nach allerley heraus, wie er ſeine Umſtände verbeſſern kann. Mit dem Nachdenken iſt es eine gar vortrefliche Sache. **Ein Menſch, der recht nachdenken kann, leidet ſelten Noth.** Eins haſt du aber doch vergeſſen.

J. Ich wüßte nicht was.

M. Ha! ha! ha! Denk nur einmal nach! wenn du nun wüßteſt, woher du die beſten Garne ziehen könnteſt, machteſt die ſchönſte Leinewand, Damaſt, Zwillig, Cottonade u. d. gl. iſt denn nun ſchon alles gut?

J. Freilich wohl nicht. Ich muß nun auch ſehen, wie ich meine Arbeit zu Gelde mache.

M. So! ſo! beynahe hätte ich geglaubt, du wollteſt deinen Zwillig behalten, und ihn einpökeln. Wenn du alſo deine Arbeit einmal zu Gelde machen willſt, wornach mußt du dich denn auf deiner Wanderung umſehen?

J. Wonach? das will ich Ihnen ſagen, lieber Herr Major! nach den Ländern, wo unſere Arbeit am meiſten geſucht wird.

M. Vortreflich. Du mußt aber auch dich nach allem fein genau erkundigen, und alles hübſch aufſchreiben, damit du es nicht vergißt. Es hats ja kein Menſch beſſer, als ein Handwerksburſch! der kann die halbe Welt durchreiſen, ohne daß es ihn viel koſtet. Und wenn er mit **Verſtande** reiſt, was kann er da nicht alles lernen! Die mehreſten andern Menſchen ſind auf den Platz, wo ſie gebohren ſind, wie angekettet. Aber der Handwerksburſch, tauſend, ſa! ſa! der kann ſich ja ausleſen das Land, wo er die beſte Nahrung hat, wo die geſundeſte Luft iſt, wo man den Bürger am mehreſten ſchätzt, kann alle Mädchen beſehen, und ſich das rechtſchaffenſte ausleſen! das muß ein anderer wohl bleiben laſſen.

Und nun zog er an der Schelle, daß der Bediente herbey kommen mußte. Da er kam, ſagte er: eine Bouteille Rheinwein und ein Butterbrod! ich will mit Conſtanten frühſtücken.

Sobald der Wein kam, ſchenkte er mir ein, und brachte mir die Geſundheit zu: **es lebe der geſunde Menſchenverſtand!**

Da ich das Glas ausgetrunken hatte, ſchenkte er mir wieder ein und trank: **alle rechtſchaffne Leute!**

Nun ſtund ich auf und machte mich reiſefertig. Bey dem Abſchiede druckte ich dem Herrn Major recht herzlich die Hand und ſagte: Herr Major! was Sie an mir gethan haben, das kann ich Ihnen in meinem Leben nicht vergelten. Aber es lebt ein Gott, Herr Major, es lebt ein Gott, der ins Verborgene ſieht (hier mußte ich weinen), der wird ihr Vergelter ſeyn! denken ſie an mich — wenns Ihnen einmal wohlgeht — wenn Sie aus Trübſalen erlöſet werden, ſo denken Sie nur, daß Sie das an mir verdient haben. So lange meine Augen offen ſtehen —

Schon gut! ſchon gut! ſagte er. Wenn du ein braver Mann wirſt, ſo iſt alles vergolten. Kann es eine beſſere Vergeltung geben, als die, zu wiſſen, daß man einem ehrlichen Manne geholfen hat? Das iſt meine Glückſeligkeit, die ich hier auf der Welt genieße. Mein Stand, mein Titel, meine gute Einnahme, mein gutes Eſſen und Trinken, ſo wahr Gott lebt, das macht mich nicht glückſelig. Das iſt aber meine Freude, wenn ich mich erinnere, daß hier und da Menſchen leben, denen ich nützlich geweſen bin. Denk daran, wenn du einmal auch Major wirſt!

J. Major? Sie ſpaſen. Dafür wird mich der liebe Gott wohl behüten.

M. Na, na, wirf es nur nicht ſo weit weg. Wenn du immer als ein braver Kerl handelſt, ſo wirſt du doch auch einmal Major, zwar nicht unter den Soldaten, aber doch über deine Frau, deine Kinder, deine Lehrlinge, deine Geſellen, deine Spinnerinnen, deine Nachbaren —

J. Das gebe Gott! und wenn mich der liebe Gott einmal ſegnet —

M. Das wird er gewiß thun!, Machs nur immer ſo, daß er dich ſegnen kann. Dem Nachdenkenden, Fleißigen, Rechtſchaffnen folgt Gottes Seegen auf dem Fuße nach.

Mit dieſen Worten wendete er ſich nach dem Fenſter zu, und ich ſchlich mich zur Thür hinaus, und gieng gedankenvoll über die Straße hin.

Gar weit war ich aber nicht gegangen, ſo hörte ich hinter mir rufen: He! he! Da ich mich umkehrte, ſahe ich, daß mir der Herr Major zum Fenſter heraus winkte. Was hatte ich zu thun? ich lief wieder auf ſeine Stube.

A propos, ſagte er, da ich zu ihm kam, vorhin ſagteſt du, du wäreſt ein Chriſtenmenſch und ein Kind

Gottes. Ich muß dich doch etwas weiter examiniren: was muß denn ein Chriſtenmenſch thun?

J. Er muß Recht thun, und Unrecht laſſen.

M. Schön! Aber gegen wen muß er denn Recht thun und Unrecht laſſen?

J. Gegen ſeinen Nächſten!

M. Und wer iſt denn ſein Nächſter?

J. Alle Menſchen.

M. So gehe denn hin und thue desgleichen! Handle rechtſchaffen gegen jeden, er mag dein Landsmann oder ein Fremder, ein Deutſcher oder ein Franzoſe, ein Chriſt, Jude oder Türke ſeyn! weißt du denn auch, was dir dieß helfen wird?

J. O ja! alle Leute werden mich lieb haben, und gern bey mir arbeiten laſſen.

M. Hum! hum! Von allen Leuten will ich dieß eben nicht ſagen, der rechtſchaffenſte Mann hat auch oft ſeine Feinde. Aber an Nahrung fehlt es dem rechtſchaffnen Mann niemals, wenn er, nota bene, ſeine Sache gut verſteht. Und hernach wirds einem hier (indem er auf das Herz zeigte,) unter dem Bruſttuche ſo wohl. Man darf ſich keine Vorwürfe machen, iſt immer mit ſich eins, braucht keinen Menſchen zu ſcheuen, und kann in trüben Stunden freudig nach dem Himmel zu ſehen. Unter den vielen Menſchen aber, die auf der Erde leben, wer iſt dir denn der Allernächſte?

Wenn

J. Wenn ich meine aufrichtige Meynung ſagen ſoll — Sie, Herr Major!

M. Ha! ha! ha! Närrchen, warum denn ich?

J. Weil mir kein Menſch ſo viel Gutes gethan hat, als Sie.

M. Haſt's vielleicht vergeſſen, was andere an dir gethan haben. Wer iſt dir denn noch näher?

J. Vielleicht meine lieben Eltern?

M. Ei das wollte ich meynen. Wenn dein Vater dich nicht erzeuget, und deine Mutter dich nicht gebohren hätte, und beyde dich nicht erzogen hätten, ſo hätte ich ja auch dir nichts Gutes thun können. Wer iſt dir denn aber der Allernächſte?

J. Da weiß ich doch wirklich nicht — doch ja, itzt fällt es mir ein, in meiner Grammatge ſtund: proximus ſum egomet mihi. Das heißt, wie mein Herr Rektor ſagte, ich **bin mir ſelbſt der Nächſte.**

M. Das glaube ich denn auch. Jeder Menſch iſt ſich ſelbſt der Nächſte. Die Liebe fängt an ſich ſelbſt an. Deswegen ſagt auch unſer Heyland: **du ſollſt deinen Nächſten lieben — wie?**

J. **Dich ſelbſt.**

M. Ganz recht! Wer es mit ſich ſelbſt nicht gut meynt, der meynt es, er mag mir auch ſagen, was er will, und von Religion, Glaube, Liebe, Frömmigkeit, vorplappern, was er will, der meynt es auch mit andern nicht gut. Wenn du deines Nachbars Haus anſteckſt, biſt du denn da ein Chriſtenmenſch?

J. Das thut ja kein rechtſchaffener Türke.

M. Das thut er freilich nicht, und alſo noch weniger ein Chriſtenmenſch. Biſt du denn aber ein Chriſtenmenſch, wenn du dein eignes Haus anſteckſt?

J. Auch nicht.

M. Und doch giebts ſo viele hundert tauſend Menſchen, die ihre eignen Häuſer anſtecken.

J. Das ſollte ich kaum glauben.

M. Kannſt dich drauf verlaſſen. Du ſelbſt wirſt dergleichen Leute genug gekannt haben, wenn du mich nur recht verſtehſt, was für Häuſer ich meyne. Sieh das Haus, in dem wir beyde itzo ſind, wenn das angeſteckt wird, ſo iſts zwar ein großer Schade, aber für Geld kann man doch wieder ein anderes bauen. Es hat aber jeder Menſch ein Haus, wenn das einmal zerſtört iſt, ſo kann mans für aller Welt Reichthümer nicht wieder herſtellen. Verſtehſt du nun wohl, wovon ich rede?

J. Ich wollte es doch wohl errathen. Iſts nicht wahr, der Körper?

M. Ganz recht! Der Körper iſt das Haus, in dem ich wohne. Fallen dir nun nicht Leute bey, die ihren Körper, zwar nicht mit Feuer verbrennt, aber doch zerſtört haben?

Solche Leute, antwortete ich, habe ich leider genug gekannt, die ihren Körper ruinirt haben, durch vieles Freſſen und Saufen.

M. Ja wohl! Die Pflanze verdirbt ja, wenn ſie zu ſtark gedungen oder begoſſen wird. So iſts auch mit dem Menſchen, wenn er zu viele Speiſe genießt, oder zu viel Getränke in ſich gießt. Das iſt aber noch nicht alles. Es giebt noch ein Pünktchen, dadurch werden gar viele Leute unglücklich, werden ungeſund, verdorren, wie die Kienſtöcke, und wiſſen immer nicht, woher es komme.

Höre, Conſtant! wenn ich einmal einen Menſchen rette, ſo rette ich ihn ganz. Das iſt meine Art ſo. Und wenn du noch ſo klug und ehrlich und arbeitſam biſt, und iſt mit dir in dieſem Pünktchen nicht richtig, ſo hilft dir alles nichts — du biſt ein elender Menſch und bleibſt ein elender Menſch. Da haſt du ein Buch! behalte es mir zum Andenken, und lies fleißig darinne, damit ich dich ganz rette.

Ich nahm es an; dankte nochmals und gieng fort.

Als ich nach Hauſe kam, machte ich das Buch auf. Es hieß: **über die heimlichen Sünden der Jugend, von C. G. Salzmann.** In demſelben ſtunden erſchreckliche Geſchichten von Leuten, die ohne ihr Wiſſen, Mörder an ihrem eignen Leibe geworden waren. Ich habe dieß Buch auf meinen Reiſen immer bey mir geführt, und den Handwerksburſchen, mit welchen ich zuſammen kam, zu leſen gegeben. Da habe ich manchen Gottes Lohn verdient, und mancher ſagte mir, hundert Thaler wollte ich ſchuldig ſeyn, wenn ich ſechs oder acht Jahr eher gewußt hätte, was in dieſem Buche ſteht!

Neun und dreyßigſtes Kapitel.

Conſtant nimmt Abſchied und reiſt von Erfurt ab.

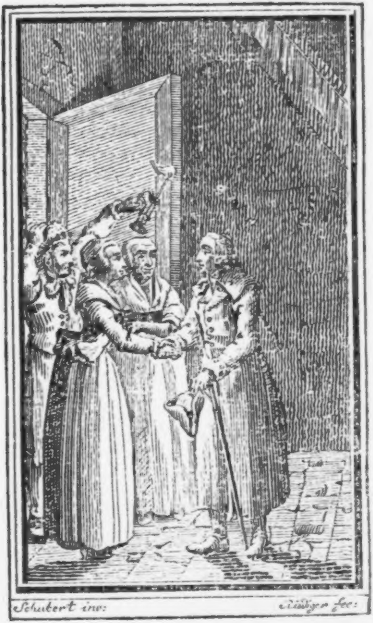
Des Abends gieng ich noch einmal zu meinem Herrn Gevatter und nahm Abſchied von ihm, und auch von Philippinchen. Da ich fortgieng, druckte ich ihr die Hand und ſagte: wird ſie denn bisweilen noch an mich denken? Sie wurde roth und ſagte: warum denn das nicht. Da ſperrte ich das Maul auf, und wollte noch etwas ſagen. Aber das Wort erſtarb mir auf der Zunge, und ich konnte nichts weiter hervorbringen, als adjö! adjö!

Und nun lief ich fort, und es klang mir immer vor den Ohren: **warum denn das nicht?**

Was doch der Menſch für eine ſonderbare Figur ſpielt, wenn er verliebt iſt! nichts ſieht er, nichts hört er, an nichts denkt er, als an das, was er liebt. Unterdeſſen habe ich immer gedacht, der liebe Gott will es ſo haben, daß wir uns verlieben ſollen. Denn, wenn wir uns nicht verliebten, ſo heyratheten wir auch nicht. Und wenn wir heyrathen, ohne uns zu verlieben, ſo thuts kein gut. Denn in dem lieben Eheſtand giebt es ſo viele Sorge, Mühe und Verdruß, daß es der Menſch gewiß nicht aushalten könnte, wenn ihm dieß alles nicht erleichtert würde durch— die Liebe. Wenn ſich das junge Mannsvolk nur nicht eher verliebte, bis

ihm

Seite 172


Schubert inv:
[illegible] fec:

ihm der Bart gewachſen iſt, bis es im Stande wäre, eine Frau zu ernähren, und liebte immer mit Vernunft, ſo würde alles gut gehen. So aber machen ſich eine Menge Leute durch die Liebe unglücklich.

Was mich anbetrifft, ſo war ich ſehr verliebt. Das gieng ſo weit, daß ich den folgenden Tag zur Stadt hinaus gieng, ohne eigentlich zu wiſſen, wohin?

Ehe ich mich verſahe, ſtund ich im Brühler Thore. Wie, in aller Welt, dachte ich, biſt du denn in das Brühler Thor gekommen? du wollteſt ja nach Churſachſen gehen! Und zum Brühler Thore hinaus kommſt du ja im Leben nicht dahin.

Ich fand aber gar bald den Grund und die Urſache davon. In einer gewiſſen Straße, die ich nicht nennen mag, wohnte Philippinchen. Da mir nun dazumal Philippinchen mehr am Herzen lag, als Churſachſen, und alle Churfürſtenthümer, ſo war ich in Gedanken, ſtatt nach Churſachſen zu gehen, gerade nach Philippinchens Hauſe zu gegangen.

Da ich nun einmal im Brühlerthore war, ſo gieng ich gerade aus und kam ins Bornthal. Da erſtieg ich eine Anhöhe, von der ich die ganze Stadt überſehen konnte, ſetzte mich nieder und ſeufzte: Ach!

Denn itzo kam mir mein ganzer Lebenslauf wieder in die Gedanken. Was wareſt du, dachte ich bey mir ſelbſt, für ein elender Menſch, da du nach Erfurt kamſt, und wie glücklich biſt du itzo! und wie glücklich kannſt du vielleicht noch werden, wenn du dein Philippinchen bekommſt! und was iſt die Urſache von dieſem ganzen Glück? mein Unglück. Wäre es mir nicht ſo unerträglich ſchlimm gegangen, ſo wäre ich nicht nach Erfurt gekommen, wäre dem Herrn Major nicht bekannt geworden, und hätte alle das Gute nicht gelernt, was er mir geſagt hat.

Vierzigſtes Kapitel.

Conſtant macht eine neue Bekanntſchaft.

Da ich ſo darüber nachdachte, kam ein junger, ſchöner, Mann die Anhöhe herauf, bot mir, als ich ihm in die Augen fiel, einen freundlichen guten Morgen, und fragte, was ich hier machte?

Da denke ich, war meine Antwort, über meine Lebensgeſchichte nach.

Das iſt gut, ſagte er; es iſt für den Menſchen, in der ganzen Welt, keine Geſchichte ſo wichtig, als die Geſchichte ſeines eignen Lebens. Darf ich von ſeiner Geſchichte nicht auch etwas wiſſen? Da er das geſagt hatte, ſetzte er ſich bey mir nieder, und faßte treuherzig meine Hand.

Ich erzählte ihm aufrichtig alles, was ich wußte, und er hörte ſehr aufmerkſam zu. Da ich auf den Punkt kam, daß ich aus dem Kopfe hätte müſſen rechnen lernen, fragte er mich etwas heftig: aus dem

Kopfe? das iſt ſchön. Aber, wie wurde denn das gelehret?

Ich erklärte es ihm folgendermaaßen. Erſt mußte ich lernen addiren, z. E. mit 2. 2 mal 2 macht 4 und 2 macht 6 u. ſ. w. dann mit 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9. Hierauf mußte ich mit dieſen Zahlen ſubtrahiren. Da ich das begriffen hatte, ſagte mein Lehrmeiſter: kannſt du dir ein Thier recht lebhaſt vorſtellen, z. E. einen Hund? Da ich das verſicherte, ſagte er, ſchneid ihm nun ein Gliedmaaß nach dem andern ab: das rechte Ohr! das linke Ohr! den Schwanz! den linken Vorderfuß u. ſ. w. Da ich ihm in Gedanken alles abgeſchnitten hatte, fragte er mich: was ſtellſt du dir noch vor? den bloßen Rumpf war meine Antwort. Sieh! ſagte er, ſowohl es möglich iſt, daß man ſich ein Thier mit ſeinen Gliedmaaßen vorſtellen kann, eben ſowohl muß man ſich eine Zahl mit ihren Theilen vorſtellen können. Wir wollen einen Verſuch machen. Stell dir vor 9. Setz dazu eine 0, wie viel iſts nun? ſetz dazu noch eine 1. Wie viel iſts nun? Da es vorbey war, mußte ich wieder eine Zahl nach der andern davon wegnehmen. Den folgenden Tag mußte ich lernen vier Zahlen neben einander mir vorſtellen. So gieng es fort bis auf acht Zahlen, weiter konnte ich es aber nicht bringen.

Da mein Lehrer ſahe, daß es nicht weiter gehen wollte, war er zufrieden, und ſagte: ſich eine größere Zahl zu denken, iſt auch eben nicht nöthig. Das Rechnen

nen aus dem Kopfe gehört für das gemeine Leben, und da kommen gar zu große Zahlen eben nicht vor.

Er gieng nun weiter und ließ mich multipliciren, auf folgende Art. Erſt mit 2. 2 mal 2 macht 4, 2 mal 4 macht 8, 2 mal 8, 16 u. ſ. w., bis ich eine Zahl bekam, die aus 8 Zahlen beſtund. Da mußte ich ſie wieder mit 2 dividiren. Sobald ich hierinn recht feſt war, gieng es an die 3, an die 4 u. ſ. w. bis an 9.

Als wir damit fertig waren, fieng er eine andere Uebung an. Wie viel hat ein Groſchen Pfennige? wie viel 2 Groſchen? wie viel 3 Groſchen? und ſo weiter. Dann fragte er mich eben ſo mit den Thalern, wie viel dieſe Groſchen, mit den Pfunden, wie viel dieſe Loth, mit den Centnern, wie viel dieſe Pfund? mit den Rießen Papier, wie viel dieſe Buch hätten? So gieng er eine Menge von Gemäſen, Gewichten und Münzſorten mit mir durch. Auf dieſe Art kam ich gewaltig weit. Wenn ich von 6 bis 800 Pfennigen, Groſchen, Lothen u. ſ. w. hörte, ſo wußte ich auch ſchon, wie viel es Groſchen, Thaler oder Pfunde wären. Da ich das einmal begriffen hatte, war mir das Rechnen Spielwerk.

Wollen einmal ſehen, ſagte der Reiſende: Sechs Perſonen legen zuſammen einen Thaler in die Lotterie. Einer giebt 8 Groſchen, der andere 6 Gr., der dritte 4 Gr., der vierte 2 Gr., der fünfte 2 Gr. 8 Pfenn. der ſechſte 1 Gr. 4 Pf. Damit gewinnen ſie zuſammen

men 1000 Rthlr. Wie viel bekommt jeder von dem Gewinnſte auf ſeinen Antheil?

Das iſt ja Spaß, war meine Antwort. Es gewinnt jeder 1000mal ſo viel, als er eingelegt hat. Der ſechſte bekommt 1000 Batzen, nun gehen 18 Batzen auf einen Thaler, folglich bekommt er den achtzehnten Theil von 1000 Rthlr. Das macht 55 Rthlr. und 10 Batzen. Der dritte bekommt noch einmal ſo viel, folglich 111 Rthlr. und 2 Batzen, und ſo rechnete ich ihm das ganze Exempel aus. Er war damit zufrieden, fragte aber, wie ich ſo geſchwinde 1000 mit 18 hätte dividiren können?

Das kann ich, war meine Antwort, auf eine doppelte Art. Entweder ich dividire mit 9, und dividire, was heraus kommt, wieder mit 2, oder ich rechne ſo: 2 mal 18 iſt 36, 2 mal 36 iſt 72, noch einmal 18 iſt 90, folglich iſt 18 in 100, 5 mal, und 10 bleibt übrig, die 10 nehme ich zur folgenden Null, ſo bekomme ich wieder 100, womit ich auf eben dieſe Art verfahre.

Der Reiſende war damit zufrieden und bat mich, ihm meine Lebensbeſchreibung weiter zu erzählen. Als ich damit fertig war, druckte er mir die Hand und ſagte: ja, lieber Freund, ich freue mich ſehr, daß ich in ihm einen Mann gefunden habe, der über ſeine Lebensgeſchichte nachdenkt. Wollte Gott, alle Leute thäten es, ſo würden ſie weit verſtändiger, und mit ihrem Zuſtande weit zufriedner, werden. Denn das findet doch jeder Menſch in ſeinem Leben, daß alle ſeine Schickſale genau zuſammen hängen, und durch einen guten Vater regiert werden. Oft wünſchten wir etwas ſehnlich, und grämten uns, wenn wir es nicht bekamen; ein andermal gieng es uns ſo elend und trübſelig, daß wir verzweifeln wollten. In der Folge ſahen wir aber doch ein, daß alles zu unſerm Beſten diente. Wenn er nun, ſo wie er wünſchte, wäre in ſeiner Vaterſtadt Meiſter geworden, und hätte ſich, nach ſeinem Verlangen, verheyrathet! Was wäre er itzo? ein armer, kränklicher, unwiſſender Meiſter. Durch die Trübſal iſt er aber nach Erfurt, zu dem guten Herrn Major, getrieben worden, wo er ſeine Geſundheit wieder bekommen, und ſo viel Gutes gelernt hat! Davon weiß ich auch etwas zu ſagen.

Ein und vierzigſtes Kapitel.

Lebensgeſchichte des neuen Bekannten.

Ich bin meiner Herkunft nach ein Pommerſcher Edelmann. In meiner erſten Jugend war ich ein träges, unfolgſames, boshaftes Kind. Alle Bauern ſchmeichelten mir, thaten meinen Willen und ließen ſich von mir hudeln. Da dachte ich Wunder, was ich wäre. Wer weiß, was für ein Böſewicht aus mir geworden wäre, wenn ich nicht Jammer und Noth hätte ausſtehen müſſen.

Da meine Ungezogenheit aufs höchſte geſtiegen war, bekam meine Mutter die Nachricht, daß mein Vater, der Huſarenoberſter unter den Preußen war, in einem Scharmützel geblieben ſey. Dieß brachte mich ſchon ein Bischen zum Nachdenken. Wenige Wochen darauf wurde ich weit ſtärker angegriffen. Die Koſaken fielen in unſere Güter ein, plünderten alles rein aus, und ſteckten hernach die Gutshäuſer und Dörfer an. Meine Mutter flüchtete mit mir und wir übernachteten in einem Walde unter freyem Himmel, ohne Betten, ohne Brod. Allenthalben, um uns her, ſahen wir Dörfer brennen, hörten die Einwohner ſchreyen und die Koſacken brüllen. Das war eine ſchreckliche Nacht! Aber wozu diente ſie? dazu, daß ich beten lernte. Sonſt hatte ich zwar auch wohl gebetet: das Blut Jeſu Chriſti, des Sohnes Gottes, macht uns rein von allen Sünden, und dergleichen Gebetchen mehr, die man ſonſt Kindern zu lehren pflegte. Niemals dachte ich aber etwas dabey, niemals wurde ich dadurch gebeſſert. Itzo aber fiel ich auf meine Knie, ſtreckte die Hände gen Himmel — und betete aus dem Herzen. Was ich alles betete, weiß ich nicht mehr, nur das erinnere ich mich noch, daß ich mit den Worten ſchloß: lieber Vater! willſt du mir das Leben ſchenken, ſo will ich mir Mühe geben, ein recht guter Menſch zu werden; willſt du mich aber umkommen laſſen, ſo falle ich in deine Arme, lieber Vater! verſtoß mich nicht!

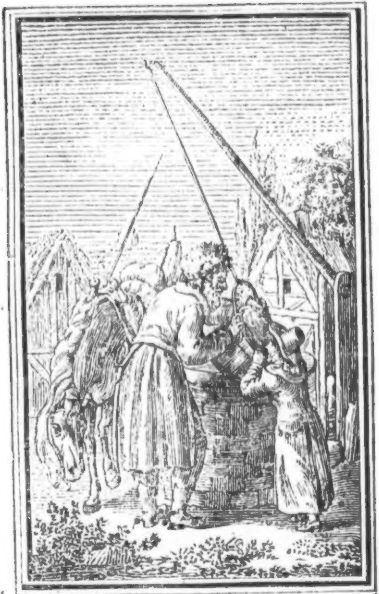
Das Gebet hatte ſeine gute Wirkung, mein Herz wurde ruhig, ich ſank in den Schooß meiner Mutter und ſchlief ſo ſanft, als ich vielleicht noch nie geſchlafen hatte. Aber bald war der Schlaf zu Ende. Meine Mutter ſprang plötzlich auf und rief, zwar nicht laut, aber doch heftig: Heinrich! die Koſaken ſind da! laß uns fliehen! Kaum hatte ſie dieß geſagt, ſo war ſie mir auch ſchon aus den Augen, die Koſaken waren hinter mir, und ich — ich kroch in einen Buſch.

Die Koſaken ritten vorbey und entdeckten mich nicht, meine gute Mutter aber — ach! die habe ich nie wieder geſehen.

Da lag ich nun, ohne Vater und Mutter, ohne Haus und Bette, ohne Speiſe und Trank! Hätte ich da den geringſten meiner ehemaligen Bedienten geſehen, ich würde ihn, als einen Engel Gottes, betrachtet haben. Aber den ſah ich nicht. Gegen Mittag zwang mich endlich der Hunger, den Wald zu verlaſſen, und ins freye Feld zu gehen, um etwas Brod zu betteln. Kaum aber war ich ein Paar hundert Schritte fortgegangen, ſo ſprengte ein Koſake auf mich los. Da es mir ganz unmöglich war, zu entfliehen, ſo fiel ich vor ihm auf die Knie und faltete meine Hände.

Der alte Bramarbas wurde durch meine ängſtliche Stellung gerührt, zeigte auf ſeine Piſtole und ſchüttelte, zum Zeichen, daß er mich nicht todſchießen wolle. Dann reichte er mir die Hand, und ich gab ihm zitternd die meinige. Da ich ſahe, daß dieſer

wilde



Schubert inv. Rüdiger fec.

wilde Mann doch eine gute Seele hatte, ſo führte ich meine Hand zum Munde, kauete daran, und gab ihm damit zu verſtehen, daß mich ſehr hungere. Er lächelte, holte aus ſeinem Ranzen eine Wurſt und ein Stück Brod und gab es mir. Gott! wie ſchmeckte das! ſo ſchmeckte mir vorher nie eine Mahlzeit. Da ich mich ſatt gegeſſen hatte, machte ich dem guten Koſaken eine tiefe Verbeugung, legte meine Hand zuſammen, als wenn ich ein Glas darinne hätte, hielt ſie an den Mund, wie wenn ich daraus tränke, und gab ihm damit zu verſtehen, daß mich ſehr durſte. Er reichte mir ein Fläſchchen, ich ſetzte es an den Mund, gab es ihm aber gleich zurück, denn — es war Branntewein.

Er lächelte, und winkte mir, daß ich mich zu ihm auf ſein Pferd ſetzen ſolle. Ich that es. Da ſprengte er mit mir nach einem Dorfe zu, das noch nicht abgebrannt war. Da er hier einen Ziehbrunnen antraf, ſtieg er mit mir vom Pferde, zog mir einen Eimer voll Waſſer herauf, und ließ mich trinken. Gott! wie gut ſchmeckte mir dieß! Mein Koſake lächelte, da er dieß ſahe, druckte mir nochmals die Hand, ſchwang ſich auf ſein Pferd und ritt fort!

Da ſtund ich nun von aller Welt und, wie ich glaubte, auch von Gott verlaſſen. Aber bald zeigte es ſich, daß dieß ungegründet war.

Ein Bauer, der, hinter ſeinem Fenſter, meinen Auftritt mit dem Koſaken, beobachtet hatte, kam, ſo bald der Koſake fort war, zu mir, und fragte, wer biſt du? Ich ſagte ihm meinen Namen und meinen Geburtsort. Schon gut! ſchon gut! ſagte der Bauer, nahm meine Hand, und führte mich in ſein Haus.

Lieber Junker, ſagte er, da ich in ſeiner Stube war, weiß Er denn, wer ich bin? ich bin der Chriſtoph, der ſonſt bey ſeinem Herrn Vater Stallknecht war. Sein Herr Vater hat mir ſo viel Gutes gethan, daß ich es ihm in meinem Leben nicht wieder vergelten kann.

Da ich ihm erzählte, wie es mir gegangen war, wurde er weichmüthig und ſagte: nun, was ich dem Vater nicht vergelten konnte, das will ich dem Sohne vergelten. Ich bringe ihn ſogleich zu ſeinem Herrn Großvater, der drey Stunden von hier wohnt. Er brachte mich dahin, und dort wurde ich das, was ich itzo bin.

Wenn ich nun alles wohl überlege, ſo muß ich geſtehen, daß unter allen meinen Lebenstagen die glücklichſten waren, mein Geburtstag und der Tag, da die Koſaken meine Güter plünderten und anſteckten.

Ich ſchüttelte den Kopf, da er dieß ſagte. Warum ſchüttelt er den Kopf? fragte er.

Ich muß Ihnen geſtehen, war meine Antwort, daß ich doch noch nicht alles begreifen kann. Durch die Trübſale, die Sie erlebten, wurden Sie glücklich. Wo blieben denn aber Ihr Herr Vater und Ihre Frau Mutter?

Der Reiſende verbarg ſein Geſichte einige Minuten unter ſeiner Hand, dann ſahe er mich an und ſagte: Ich ſehe ein, daß Gott in meiner Lebensgeſchichte alles gut gemacht hat. Mein Vater und meine Mutter werden itzo gewiß auch in einer beſſern Welt einſehen, daß ein guter Vater ſie leitete.

Mit dieſen Worten ſtund er auf — im Aufſtehen ergriff er einen Stein, den er begierig zu ſich nahm. Kennt er, fragte er mich, dieſen Stein?

Ich kannte ihn nicht.

Er heißt, ſagte er, ein Ammonshorn, iſt Stein, und war, wie er wohl ſieht, ſonſt eine Schnecke. Hat er dieſe Schnecke jemals unverſteinert geſehn?

Nein, war meine Antwort.

Ich glaube es wohl, fuhr der Reiſende fort, daß er ſo eine Schnecke noch nicht unverſteinert geſehen hat, denn ſie lebt nicht auf dem Lande, ſondern im Meere.

Da er dieß geſagt hatte, ſchwieg er ſtille und ſah mich bedenklich an.

Im Meere? fragte ich. Wie kömmt ſie denn ins Bornthal? iſt denn das Meer ſo nahe bey Erfurt?

Er ſchüttelte den Kopf und lächelte.

Alſo iſt das Meer weit von hier? fragte ich weiter. Wenn dieſe Schnecke nun im Meere lebt, ſo muß ja doch wohl in alten Zeiten hier Meer geweſen ſeyn!

Allerdings, ſagte der Reiſende. Vielleicht ſind ſchon tauſend Menſchen vor dieſer Schnecke vorbeygegangen, haben ſie geſehen, und iſt keinem beygefallen, dabey ans Meer zu denken. Wenn man aber mit Nachdenken reiſt, alles recht anſieht und überlegt, was davon die Urſache ſey, und was es zur Abſicht habe, ſo wird man immer klüger und lernt immer mehr. Wie mag es wohl damals ausgeſehen haben, da dieſe Schnecke hierher kam! da war hier wohl nichts, als Waſſer zu ſehen! Und itzo iſt dieſe Gegend ſo ſchöne! ſo gut angebauet, leben da ſo viele gute Menſchen. Wenn wir dieß ſo recht überlegen, ſo ſehen wir doch ein, daß der liebe Gott alles gut mache, und daß aus den vielerley Veränderungen, die auf der Erde vorgehen, doch am Ende etwas Gutes heraus komme. Vor etlichen tauſend Jahren ſchwammen dort Wallfiſche, und hier ſpielten die Seehunde; und itzo wohnen dort ſo viele tauſend geſchickte und arbeitſame Menſchen, und hier ſitzen, anſtatt der Seehunde, ein Paar Leute, die aus dem Kopfe rechnen, und über ihre Lebensgeſchichte nachdenken!

Zwey und vierzigſtes Kapitel.

Conſtant ſetzt ſeinen Stab weiter.

Wir ſtunden itzo auf, und ſetzten unſern Weg weiter nach Gotha fort. Da wir nach Siebeleben kamen, ſagte mein Reiſegefährde: hier will ich frühſtücken!

Frühſtücken wollen Sie erſt? fragte ich. Ich habe mein Frühſtück ſchon in Erfurt genoſſen.

Sonſt, ſagte er, hielt ich es auch ſo. Mein erſtes Geſchäfft an jedem Tage, war — Eſſen. Es ſchmeckte mir aber immer nicht recht. Ich glaubte, die Schuld davon läge an den Speiſen, die mir aufgetragen wurden, und ließ mir deswegen immer etwas anderes geben, bald Kuchen, bald Torten. Aber immer genoß ich es ohne Appetit, und wunderte mich oft, wenn ich ſahe, wie gut unſern Bauern ihr trockves Brod ſchmeckte. Mein Großvater hat mich aber die Kunſt gelehrt, mit Appetit zu frühſtücken. Da ich einige Tage bey ihm geweſen war, ſchickte er mir Butter und Brod zum Frühſtück, aber — es wollte mir nicht ſchmecken. Ich bat ihn daher, mir etwas Gebacknes verfertigen zu laſſen. Mein Großvater, der ein alter Preußiſcher Hauptmann war, und in ſeinem Leben viele Strapazen ausgeſtanden hatte, wurde darüber böſe und ſagte: Junge! warum willſt du das Butterbrod nicht eſſen?

Ach! war meine Antwort, das kann ich unmöglich, das Butterbrod ſchmeckt mir gar nicht.

Wart, ſagte er, ich will dich bald lehren Butterbrod eſſen! Gleich komm mit mir! ich mußte mit ihm drey Stunden weit auf ein Dorf gehen, wo er um ein Pferd handelte. Da wir ins Wirthshaus kamen, ließ er Butter und Brod beybringen, verzehrte es mit vielem Appetite, mir aber bot er nichts an. — Da mich aber ſchrecklich hungerte, bat ich ihn, mir doch auch etwas zu geben. Er that es, und es ſchmeckte mir vortreflich. Auf dem Rückwege fragte er mich, woher kömmt es, daß dir das Butterbrod in dieſem Wirthshauſe beſſer, als bey mir, ſchmeckte?

Weil ich, war meine Antwort, großen Hunger hatte.

Da ſiehſt du alſo, fuhr er fort, woran es liegt, wenn das Eſſen nicht ſchmecken will, es fehlt an Hunger. Ehe du Eſſen willſt, verſchaffe dir erſt Hunger! arbeite etwas oder lauf ein Paar Stunden im Felde herum, ſo wird dir jede Koſt, die nicht ſäuiſch zubereitet iſt, gut ſchmecken. Thuſt du das nicht, ſo wirſt du an jeder Speiſe etwas zu tadeln finden. Das habe ich mir gemerkt, und ſeit der Zeit ſchmeckt mir alles gut, und koſtet doch nicht viel Geld.

In Siebeleben ließ er ſich Milch und Brod geben, und es ſchmeckte ihm ſo gut, daß es eine Luſt war, ihn eſſen zu ſehen.

Laſſen Sie ſich, fragte ich ihn, nicht auch Kaffee geben?

Und warum? antwortete er. Sonſt trank ich ihn auch, merkte aber, daß ich darauf immer ängſtlich wurde, ſahe auch viele Leute, die ſich daran ſo gewöhnt hatten, daß ſie ihn nicht laſſen konnten, und dadurch in ihren Geſchäften ſehr verhindert wurden. Da dachte ich, du willſt hinfort nicht mehr Kaffee trinken, und von dieſer Zeit an habe ich mir ihn abgewöhnt.

J. Sogleich?

R. Sogleich!

J. Wie haben Sie es denn nur gemacht, daß Sie ſich dieß ſogleich abgewöhnt haben?

R. Das will ich ihm ſagen. Erſt ſetzte ich mich auf einen Stuhl und überlegte: ſollſt du noch Kaffee trinken oder nicht? Dieſe Ueberlegung dauerte eine halbe Stunde. Am Ende ſah ich ein, daß es für mich weit beſſer wäre, wenn ich nicht Kaffee tränke, und ſogleich nahm ich es mir feſt vor, es gar nicht mehr zu thun, damit war es gut.

J. Ich verſtehe ganz gut, wie es mit dem Vornehmen zugegangen iſt, aber ich ſehe noch gar nicht ein, wie Sie es mit dem Halten gemacht haben. Ich habe mir auch ſchon gar vieles vorgenommen, aber ich konnte es nicht halten.

R. Das kommt daher, weil er es nicht recht ernſtlich gewollt hat. Mein Großvater pflegte immer zu ſagen: **Was der Menſch will, das kann er.**

J. Das iſt doch viel. Auf dieſe Art könnten Sie ſich ja auch wohl das Eſſen und Trinken abgewöhnen?

R. Und warum nicht? wenn ich will, ſo kann ich es.

J. Ich glaube aber doch, daß Sie es nicht länger als eine Woche aushalten würden, hernach möchte es Ihnen auch wohl gehen, wie —

R. Wie denn?

J. Ach ich kann es nicht ſagen.

R. Vielleicht wie Eulenſpiegels Eſel, der das Hungern lernen ſollte, und ſtarb, da er es am beſten konnte?

J. Ja ſo etwas wollte ich ſagen.

R. Nun da muß ich freilich geſtehen, daß es mir, wie Eulenſpiegels Eſel gehen würde, aber eben deswegen, weil ich dieß weiß, will ich es auch nicht. Ein vernünftiger Menſch will nichts, als das, was möglich iſt. Ich könnte ja z. E. auch in den Mond reiſen wollen. Wenn ich dieß aber wollte, ſo wäre ich kein vernünftiger Menſch mehr, ſondern ein Narr.

Wir ſtunden nun auf, und ſetzten unſern Weg nach Gotha fort.

Drey und vierzigſtes Kapitel.

Ankunft in Gotha und was ſich daſelbſt zugetragen.

Da wir ankamen hatten wir ein gewaltiges Schrekken. Es wurde getrommelt, von allen Ecken kamen Feuerſpritzen her, die Soldaten marſchirten auf, und eine Menge Leute drängten ſich zuſammen, und folgten nach.

Wo brennt es? fragte ich erſchrocken. Ein Bürger, an den ich dieſe Frage that, lachte, und antwortete, es brennt nirgends, als auf den Küchenheerden.

Wozu fragte ich weiter, iſt denn aber dieſes Lärmen?

Dazu, ſagte der Bürger, daß wir uns im Feuerlöſchen üben ſollen. Wir Gothaner haben den Glauben, zu jeder Kunſt gehöre Uebung, wer z. E. die Kunſt lernen wolle, ſich durch Schwimmen zu retten, oder in der Schlacht geſchwinde abzufeuern, müſſe ſich zuvor im Schwimmen und im Abfeuern üben. Deswegen üben wir uns auch im Gebrauch der Feuerſprizzen, ehe die Feuersbrunſt da iſt.

Vortreflich! ſagte mein Begleiter, und druckte dem Bürger die Hand.

Wir giengen hierauf weiter und ſahen den Uebungen zu. Maul und Naſe ſperrte ich auf, da ich die neumodiſche Art von Feuerſpritzen ſahe. Sie ſtunden im Waſſer, das Waſſer wurde ohne Weitläuftigkeit hinein gepumpt, und oben aus den höchſten Fenſtern wurde herausgeſpritzt. Was das Sonderbarſte war, ſo ſchoß das Waſſer aus der Röhre immer ununterbrochen heraus, wie aus einem Springbrunnen.

Wie geht denn das zu? fragte ich den Bürger. Es ſind lange Schläuche von hänfenem Garne an die Spritzen befeſtigt, antwortete er, durch dieſe kann das Waſſer bis in die höchſten Gebäude geleitet werden. Und daß es ununterbrochen fortläuft, das kommt vom Drucke der Luft, welches ich freylich nicht recht erklären kann. Vortreflich! Vortreflich! rief mein Reiſegefährde immer. So muß es ſeyn, wenn der Menſch den ſchrecklichen Schaden verhüten will, der bisher durch Feuersbrünſte angerichtet wurde. Ich habe mich immer geärgert, wenn ich mit den alten Feuerſpritzen Feuer löſchen ſahe. Immer war es, als wenn man Oel hinein göſſe. Und das iſt ganz natürlich. Wenn der Schmid Kohlen zum Brennen bringen will, ſo ſpritzt er Waſſer hinein. Wenn man alſo bloß in das Feuer ſpritzt, ſo giebt man ihm, zumal, wenn der Wind ſtark weht, noch mehr Nahrung. Das Waſſer muß ununterbrochen in das Feuer laufen, wenn es löſchen ſoll.

Wo werden denn dieſe Feuerſpritzen gemacht? fragte mein Begleiter.

Alle hier in Gotha, ſagte der Bürger. Der Herr Secretär Schröter läßt ſie verfertigen. Es iſt auch ſchon durch das ganze Land die Verordnung getroffen worden, daß jede Gemeine ſich ſo eine Spritze anſchaffen muß.

So etwas höre ich gerne, ſagte mein Begleiter. Eine gute Obrigkeit ſorgt ja immer für die öffentliche Sicherheit. Wie kann ſie denn dieſe Fürſorge beſſer beweiſen, als durch gute Feueranſtalten? das Feuer iſt ja unſer gefährlichſter Feind. Er ſitzt auf unſern Küchenheerden, und wohnt in unſern Oefen, und wenn er einmal ausbricht, und geſchieht nicht ſchleunige Hülfe, ſo kann er ja in einigen Stunden zu Grunde richten, was man ſein Lebelang mit Mühe und Fleiß erworben hat. Die Anſchaffung der Feuerſpritzen wird alſo wohl im ganzen Lande große Freude verurſacht haben?

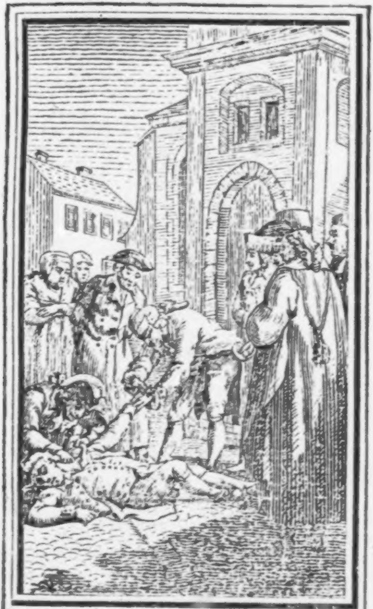
Nicht allenthalben, ſagte der Bürger. Verſchiedene Gemeinen ſind damit unzufrieden, und meynen, ſie koſteten zu viel Geld.

So! ſo! fuhr mein Begläter fort. Wenn die guten Leute bedächten, daß ihre Häuſer ſo gut der Feuersgefahr ausgeſetzt ſind, als die Häuſer ihrer Nachbaren, und daß eine einzige Feuersbrunſt zehnmal mehr koſtet, als eine Feuerſpritze, ſo würden ſie den kleinen Aufwand, den ſie für die letztern machen müſſen, gern übernehmen

Da wir den Feuerlöſchübungen, welche wohl zwey Stunden dauerten, zugeſehen hatten, wurde das letzte Probeſtück gemacht. Man ſtellte ſich nämlich vor, als wenn in einem gewiſſen Hauſe alle Treppen abgebrennt wären. Um den Bewohnern Hülfe zu leiſten, brachte man einen langen, weiten, Schlauch in die Höhe an das Fenſter. Ein Mann, der ſich im Zimmer befand, befeſtigte ihn am Fenſter, kroch dann hinein, und rutſchte in demſelben ganz ohne Schaden herunter. Dieß Probeſtück verurſachte bey allen Anweſenden eine allgemeine Freude, und es wäre wirklich zu wünſchen, daß man an allen Orten, bey den Feuerſpritzen, einen ſolchen Schlauch hätte. Wenn die Noth da iſt, und iſt ein Menſch in Gefahr zu verbrennen, ſo gäbe man oft tauſend Thaler drum, wenn man ihm nur helfen könnte. Wäre nun ein ſolcher Schlauch vorhanden, ſo könnte man im Augenblicke helfen. Nicht nur die Erwachſenen könnten durchkriechen, ſondern man könnte auch die kleinen Kinder hineinwerfen, und ſie ſanfte herunter ſchütteln.

Ich dankte nun meinem Begleiter für geleiſtete Geſellſchaft, und wollte auf die Herberge gehen. Er hielt mich aber feſt bey der Hand und ſagte: wer mit mir gereiſet iſt, muß auch mit mir eſſen.

Ich nahm die Einladung an, und gieng mit ihm in den Gaſthof.



Schubert inv: Rüdiger fec:

Ehe ich mich aber zu Tiſche ſetzte, holte ich erſt meine Schreibtafel heraus, und ſchrieb alles ein, was ich den Vormittag bemerkt hatte.

Da ich fertig war, fragte mich mein Begleiter, ob er wohl ſehen dürfe, was ich hier eingeſchrieben hätte?

Ich zeigte es ihm. Da lächelte er, klopfte mich auf die Achſeln und ſagte: Bravo! Bravo! Wenn alle Handwerksburſche ſo reiſeten, was für vernünftige Handwerksleute würden wir bekommen! Wie leicht würde es ihnen werden, ſich zu ernähren!

Itzo wurde das Eſſen aufgetragen. Es ſchmeckte mir vortreflich: theils weil es gut zubereitet war, theils, weil ich mir durch das Marſchiren Appetit verſchafft hatte.

Da es mir aber am beſten ſchmeckte, entſtund vor dem Fenſter ein ſchreckliches Lärmen und Schreyen. Wir erſchracken alle und liefen zur Thür hinaus. Da hatten wir einen traurigen Anblick. Ein junger Mann lag da tod und zuckte nur noch ein Bischen mit den Fingern.

Ums Himmels willen, rief mein Begleiter, was giebts denn da? Da antworteten wohl hundert Leute auf einmal, ſo vielerley durch einander, daß wir lange gar nicht erfahren konnten, was eigentlich geſchehen wäre. Endlich erfuhren wir es. Dieſer junge Mann hatte ſich, weil er des Lebens überdrüßig war, vom Thurme herabgeſtürzt.

Die Aerzte unterſuchten ihn ſogleich, ob ihm nicht könne geholfen werden, verſicherten aber alle, daß keine Hülfe möglich ſey.

Wir giengen betrübt in den Gaſthof zurück, und die Luſt zum Eſſen und Trinken war uns vergangen.

Nachdem wir einige Minuten ganz ſtille geſchwiegen hatten, fragte endlich mein Begleiter einen Bürger, der neben ihm ſtund, was führte denn dieſer unglückliche Mann für eine Lebensart?

Eine ordentliche, chriſtliche Lebensart, ſagte er, und niemand konnte ihm etwas Böſes nachreden. Seit langer Zeit hatte er aber ſeinen Freunden geklagt, daß er eine gewaltige Herzensangſt habe, und auf keiner Stelle zu bleiben wiſſe. Man hat ihn zu beruhigen geſucht, es hat aber nichts geholfen — er hat ſich, um der Angſt ein Ende zu machen, vom Thurme herab geſtürzt.

Der arme Mann, ſagte mein Begleiter, er iſt zu bedauern. Wenn er doch die Troſtgründe der chriſtlichen Religion erwogen, wenn er doch bedacht hätte, daß wir immer unter der Aufſicht eines guten Vaters lebten, gewiß er würde dieſen Schritt nicht gethan haben! aber was wirds nun mit ſeinem Körper? Vermuthlich wird dieſer auf den Schindanger verſcharret?

Bewahre Gott! So etwas iſt hier zu Lande nicht Mode. Vor Alters, ja da hat man Exempel, daß Selbſtmörder durch den Schindersknecht auf den Schindanger

anger geſchleppt wurden. Aber itzo denken wir über dieſen Punkt ganz anders. Wir haben eine vernünftige Regierung, und vernünftige Geiſtliche, die haben uns ganz andere Einſichten beygebracht. Dieſer gute Mann bekömmt ein ehrliches Begräbniß, ſo gut als andere Chriſtenmenſchen, darauf können ſie ſich verlaſſen. Es iſt ja für ihn Unglücks genug, daß er den Fehler begangen hat, warum ſoll man ihn denn noch nach ſeinem Tode beſchimpfen? Recht iſt es freylich nicht, wenn ſich der Menſch das Leben nimmt, das gebe ich zu. Aber wenn alle Leute auf den Schindanger kommen ſollten, die einmal nicht recht gethan haben — lieber Gott! Wie groß würde der Schindanger — wie klein der Kirchhof werden! Dieſer gute Mann bekömmt ſein ehrliches Begräbniß, darauf können Sie ſich verlaſſen. Es wird auch jedermann damit zufrieden ſeyn, außer etwa der gemeine Pöbel. Wie es halt geht, gemeinen Pöbel giebt es in allen Ländern. Im Gothaiſchen Lande fehlt es auch nicht daran. Man merkt doch aber ganz deutlich, daß dieſer gemeine Pöbel von Jahre zu Jahre abnimmt.

Nun, fuhr mein Begleiter fort, das gefällt mir! Solchen Glauben habe ich in Iſrael noch nicht funden.

Der Bürger lächelte, nahm ſeinen Hut und Stock und gieng fort. Ich nahm meinen Hut und Stock auch und wollte fortgehen. Es wurde mir aber wirklich ſchwer ums Herz, daß ich mich von einem ſo lieben Reiſegefährden trennen ſollte. Ich gab ihm alſo wehmüthig die Hand und ſagte: ich danke für alles Gute — leben Sie wohl!

Er hielt meine Hand feſte und fragte: wo geht die Reiſe hin?

J. Wo der arme Handwerksburſch halt hin reiſt. Ich weiß es ſelbſt nicht.

B. Alſo iſts ihm wohl gleichviel, wo er hin reiſt?

J. Gleichviel. Ich will mich in der Welt umſehen, will Achtung geben, wo die beſte Leinewand gewebt wird, wo man ſie am mehreſten ſucht, wo der beſte Flachs wächſt und ſo weiter. Finde ich nun ſo etwas in einem Lande, gut, ſo merke ich es mir; finde ich es nicht, ſo reiſe ich weiter.

B. Will er wohl mit mir reiſen?

J. Von Herzen gerne! Ich habe Sie in dieſer kurzen Zeit ſo lieb gewonnen, daß ich mit Ihnen durch die halbe Welt reiſen wollte.

B. Auch nach Amerika?

J. In Gottes Namen, auch nach Amerika!

B. Die Hand!

J. Hier iſt meine Hand!

B. Gut! er reiſt alſo mit mir nach Amerika. Ich zahle für ihn, und gebe ihm guten Rath, ſo viel ich kann. Will er auch etwas für mich thun?

J. Alles, was Sie verlangen.

B. Gut! gute Menſchen, ſie mögen ſeyn von welchem Stande ſie wollen, können einander immer nützlich ſeyn. Ich habe einen Beutel voll Geld, dieſer

ſer fehlt ihm, ich habe mich in der Welt umgeſehen, und er nicht. So kann ich ihm auf mancherley Art nützlich ſeyn. Ich habe aber einen guten Menſchen nöthig, der mich bedient — will er dieß Geſchäfte wohl übernehmen?

J. Ohne alles Bedenken! Wer wollte einem ſo guten Herrn nicht dienen!

Wir wurden alſo des Handels eins, und machten Anſtalten zur Reiſe nach Amerika. Liegt das Amerika weit von hier? fragte ich.

B. Mehr als einhundert Meilen.

J. Deſto beſſer! werden wir immer zu Fuße gehen?

B. Nicht doch! den größten Theil der Reiſe machen wir zu Schiffe, auf dem Meere.

J. Das iſt mir lieb. — Auf dieſe Art bekomme ich auch das Meer zu ſehen.

Drey und vierzigſtes Kapitel.

Conſtant lernt für den Leib ſorgen.

Den folgenden Tag, bald früh, rief mein Reiſegefährde, der, wie er mir den vorigen Abend geſagt hatte, der Herr von Aſſof hieß, he Conſtant! wollen wir fort nach Amerika?

J. Gleich bin ich bey der Hand.

B. A. Ich auch. Erſt aber will ich noch etwas beſorgen. Für die Seele hätte ich geſorgt, nun will ich auch noch etwas Sorge für den Körper verwenden.

J. Sie wollen vermuthlich frühſtücken? was verlangen Sie? ich will es gleich bey dem Wirthe beſtellen.

B. A. Dazu iſt es noch Zeit. Zuvor will ich erſt noch etwas wichtigeres thun. Wenn er zuſehen will, ſo komme er mit.

Da gieng er denn zum Brunnen, wuſch ſich erſt damit die Augen aus, hernach das Geſicht und die Ohren, wuſch ſich auch recht lange hinter den Ohren. Dann rieb er die Zähne mit Tabacksaſche ab. Dann ſpülte er den Mund mit Waſſer aus, und trank endlich ein ganzes Glas voll Waſſer, ſo kalt, als es aus dem Brunnen kam. Ach! ſagte er, da er es getrunken hatte, das ſchmeckt!

J. Um Gottes Willen! was machen Sie denn mit dem kalten Waſſer im nüchternen Magen? ich dächte Sie müßten das Fieber bekommen.

B. A. Das hat man mir in meiner Kindheit immer auch vorgeſagt, da mußte gleich, wenn ich aus dem Bette kam, der Kaffee da ſeyn. Seitdem ich aber bey meinem Großvater geweſen bin, trinke ich jeden Morgen ein Glas Waſſer, und habe nicht nur kein Fieber, ſondern befinde mich auch recht wohl dabey.

J: Ich pflege auch alle Morgen mein Geſicht zu waſchen, aber ſo viele Mühe, wie Sie, habe ich mir nie gegeben.

V. A. Er putzt doch wohl alle Morgen ſeine Schuh?

J. Da wäre ich ein ſchlechter Menſch, wenn ich dieß nicht thun wollte.

V. A. Ich halte auch nicht viel von einem Menſchen, der mit ungeputzten Schuhen geht. Mehr aber noch, als für das Putzen der Schuhe, ſorge ich für das Reinigen der Ohren, Augen und Zähne. Denn wenn ein Paar Schuhe zerriſſen ſind, ſo laſſe ich mir andere machen. Aber Zähne und Augen, wenn die einmal ruinirt ſind, kann man ſo geſchwind nicht wieder machen laſſen.

J. Das iſt wohl wahr. Sollte denn das kalte Waſſer aber wirklich für Augen und Zähne ſo gut ſeyn?

V. A. Das verſteht ſich. Ich muß allemal lachen, wenn ich in einer Zeitung eine Univerſaltinctur, eine Univerſalmedicin, einen Lebensbalſam, angekündigt leſe. Wozu dieſe Künſteleyen? Wenn es eine Univerſalmedicin, eine Univerſaltinctur, einen Lebensbalſam giebt, ſo iſt es ein friſches, helles Waſſer. Wenn ich Kopfweh habe, ſo waſche ich den Kopf mit kaltem Waſſer, um die Augen zu ſtärken, waſche ich ſie mit friſchem Waſſer, um die Zähne geſund zu erhalten, waſche ich die Ohren, und den Mund ſpüle ich da-

damit aus, trinke es, um den Magen zu ſtärken, und das Blut damit abzukühlen, bade mich drinne, um die Nerven damit zu ſtärken; verwunde ich mich, ſo waſche ich die Wunde damit aus; gehe ich in die Kälte, ſo ſtecke ich die Füße erſt in kalt Waſſer, trockne ſie hernach ab, und wenn ich viel von der Kälte gelitten habe, ſo ſtecke ich ſie wieder drein.

J. Und iſt ſo eine wohlfeile Sache!

V. A. Freilich. Der liebe Gott hat es in der Welt ſo eingerichtet, daß alles, was wir zu unſerer Wohlfahrt nöthig haben, wohlfeil iſt. Die friſche Luſt zum Exempel. Aber manche Leute haben zu den Sachen, die wohlfeil ſind, gar kein Zutrauen. So dachte Naemann, der unwillig wurde, als ihm der Prophet Eliſa rieth, ſich im Jordane zu baden, und ſo denken viele von unſern vornehmen Leuten, und viele von den Bürgern und Bauern. Was helfen ſoll, meynen ſie, das muß Geld koſten. So iſts auch mit den Zahnpulvern, den Zahntincturen u. d. g., weil dieſe aus vielen Sachen zuſammengeſetzt ſind, und Geld koſten, ſo erwartet man große Dinge davon. Mein Großvater war ein Mann von ſiebenzig Jahren, hatte alle ſeine Zähne noch, und konnte Haſelnüſſe damit aufbeißen, und dieſer hatte kein anderes Zahnpulver und keine andere Zahntinctur, als Tabacksaſche.

J. Man ſollte aber meynen, die Tabacksaſche wäre eine ſcharfe Sache, die die Zähne zu ſehr angriff.

V. A. Das ſollte man freilich meynen, und viele Leute meynen es auch wirklich. Allein mein Großvater, ein Mann von ſiebenzig Jahren, der die Zähne mit Tabacksaſche putzte, konnte Haſelnüſſe aufbeißen, und ich, der ich eben das thue, kann auch Haſelnüſſe aufbeißen. Hingegen kenne ich viele Leute, die Zahnpulver und Zahntinctur brauchten, und doch keine Haſelnüſſe aufbeißen können, weil ihnen entweder die Zähne wackeln, oder — weil ſie ihnen nicht mehr wackeln. Ich unterſcheide immer Meynung und Erfahrung. Wenn zehn Menſchen, und hundert und tauſend und eine Million Menſchen, ja alle Menſchen, die in der Welt ſind, meynen, daß etwas ſchädlich ſey, und ich habe es erfahren, an mir und an vielen andern, daß es gut iſt, ſo kehre ich mich an keine Meynung, ſondern handele nach meiner Erfahrung.

J. Hum! Hum! Auf dieſe Art hätte ich ja gar vieles dieſen Morgen ſchon gelernt. Das muß ich doch in mein Reiſebuch einſchreiben.

Ich ſchrieb es ein.

Vier und vierzigſtes Kapitel.

Conſtant lernt beten.

Während dem Einſchreiben fiel mir aber ein, daß der Herr von Aſſof auch geſagt hatte, daß er für ſeine

Seele geſorgt habe. Wie haben ſie denn, fragte ich, für ihre Seele geſorgt?

B. A. Es iſt mir lieb, daß er ſich darnach erkundigt hat. So viel ich weiß, iſt die Seele an jedem Menſchen das wichtigſte. Daher ſorge ich vor allen Dingen, an jedem Morgen, erſt für die Seele, dann für den Körper, ferner für die Schuh und Stiefeln, hernach zieh ich meine Uhr auf. So denken aber freilich nicht alle Leute. Viele ziehn erſt die Uhr auf, dann fragen ſie, ob die Schuh geputzt ſind? und laſſen ſich friſiren, hernach ſorgen ſie für den Magen, und darüber vergeſſen ſie die Seele ganz.

J. Das iſt alles gut. Aber wie ſorgen ſie denn für die Seele?

B. A. Ich bete.

J. So! So! Das thue ich auch. Wollen Sie mir nicht ſagen, was für einen Morgenſegen Sie beten?

B. A. Er meynt wohl, was ich für eine Gebetsformel habe?

J. Ja, das meyne ich.

B. A. Keine.

J. Wie können Sie denn da beten?

B. A. Ich will ihm doch einmal ein Geſchichtchen erzählen. Ein Handwerksburſch gieng einmal in die Fremde. Da er fortgieng, druckte ihm die Mutter die Hände und ſagte: Höre Chriſtoph, ſchicke mir ja bald einen Brief! Chriſtoph verſprach es und reiſete ab. Da er einige Tage gereiſet war, kam er in ein Wirthshaus, wo er verſchiedene Briefe in einem Winkel liegen ſahe. Frau Wirthin, ſagte er, will ſie nicht ſo gut ſeyn, und mir einen von dieſen Briefen ſchenken? Gerne, ſagte ſie. Was will er damit machen? Ich will ihn, antwortete er, meiner Mutter ſchicken, der ich, da ich abreiſete, verſprochen habe, daß ich ihr bisweilen einen Brief ſchicken wollte. Die Wirthin ſchenkte ihm einen Brief, und er ſchickte ihn ab. In dieſem Briefe ſtand nun folgendes:

Ehr und tugendbelobte Frau Gevatterin!

Nachdem der allgütige Gott meine geliebte Ehefrau, von ihrer bisher getragenen weiblichen Bürde, in Gnaden entbunden, und uns beyderſeits Eltern, mit einem geſunden Töchterlein erfreuet hat, uns aber als chriſtlichen Eltern zuförderſt zuſteht, unſer liebes Kind, durch das Bad der heiligen Taufe, von ſeinem ſündlichen Unrathe reinigen zu laſſen, wozu wir chriſtliche Mittelsperſonen nöthig haben: als bitten wir unſere Ehr und tugendbelobte Frau Gevatterin, dieß chriſtliche Werk zu verrichten, unſer liebes Kind dem Herrn Chriſto im Gebet vorzutragen, und, nach geendigter heiliger Taufe, in unſerer Behauſung mit dem vorlieb zu nehmen, was der liebe Gott an Speiſe und Trank beſcheren wird u. ſ. w.

Das muß ja, ſagte ich zum Herrn von Aſſof, ein ſehr einfältiger Menſch geweſen ſeyn, der dieſen Brief abgeſchickt hat.

B. A. Warum denn einfältig? iſt denn der Brief etwa albern?

J. Der Brief ſcheint wohl ganz gut zu ſeyn, aber er paßte ja für den Handwerkspurſchen nicht. Er hatte ja keine Frau, und auch kein Kind, das er hätte können taufen laſſen. Wie konnte er denn an ſeine Mutter einen Gevatterbrief ſchreiben?

B. A. Das iſt freilich wahr. Iſts denn aber mit vielen Gebetsformeln anders? für den Mann, der ſie verfertigte, waren ſie herzlich gut, aber für einen andern, der davon Gebrauch machen will, paſſen ſie ſo wenig, als der Gevatterbrief, für jenen Handwerksburſchen.

J. Auf dieſe Art halten Sie auch wohl nichts von den Kirchengebeten?

B. A. Mit den Kirchengebeten iſt es eine andere Sache. Dieſe ſind für eine ganze Geſellſchaft beſtimmt. Wenn dieſe gut eingerichtet ſind, ſo können ſie vielen Nutzen ſtiften. Wenn aber jeder für ſich, ſich mit Gott beſpricht, ſo ſcheint mir doch das beſte zu ſeyn, wenn jeder ſeine eignen Worte braucht.

J. Da thäten aber doch wenigſtens die Schulmeiſter Unrecht, die die Kinder Gebetsformeln lehren.

B. A. Auch nicht, wenn die Formeln ſonſt nur gut, und für die Kinder paſſend ſind. Z. E.

Ach Gott! ich bin ein junger Knab,
Verleih mir deines Geiſtes Gab,
Daß ich mög was Gutes lernen,
Zu meinem Nutz und deiner Ehren!

An ſolchen Formeln lernen die Kinder beten, und ſie geben ihnen hernach Gelegenheit zu manchen guten Gedanken. Wenn man aber erſt zu Verſtande kommt, und weiß, wo es einem fehlt, ſo läßt man die Formeln nach und nach weg, und betet aus dem Herzen.

J. Darf ich wiſſen, was Sie heute gebetet haben?

V. A. Das kann ich wohl ſagen. Ich betete, der liebe Gott möchte mir Verſtand geben, daß ich jede Gelegenheit wohl benutzte, etwas Gutes zu lernen und etwas Gutes zu thun, damit ich am Abend mich meiner Handlungen nicht ſchämen dürfe, ſondern mich freuen könne, des Guten, das ich gelernt und geſtiftet hätte.

J. Soll ich Ihnen meine aufrichtige Meynung ſagen?

V. A. Je aufrichtiger, je lieber!

J. Man ſpricht ſo viel von der Kraft des Gebets, und die Erfahrung lehrt doch ganz etwas anders. Ich habe um ſo manches gebeten, und — habe es nicht erhalten.

V. A. Um was hat er denn den lieben Gott gebeten?

J. Um gar vielerley, das ich alles nicht bekommen habe. Ich will aber nur ein Exempel anführen. Da ich in meiner Vaterſtadt war, hätte ich gar zu gern ein gewiſſes Mädchen zur Frau gehabt. Ich fiel auf meine Knie —

V. A. Das iſt nun eben zum Gebete nicht nöthig, der liebe Gott ſieht das Herz an und nicht die Knie.

J. Es kann doch wenigſtens nichts ſchaden. Genug ich bat den lieben Gott Tag und Nacht, er möchte mir doch dieß Mädchen beſcheren, er that es wohl nicht.

V. A. Ey wer heißt ihn denn auch den lieben Gott um ein Mädchen bitten. Wenn es wirklich ein braves, gutes Mädchen war —

J. Das war es.

V. A. Nun ſo waren vielleicht zehen, die das Mädchen gern zur Frau gehabt hätten. Wenn nun dieſe alle den lieben Gott um das Mädchen baten, was ſollte denn der liebe Gott thun? ſollte er es allen zehen geben?

J. Das gieng freylich nicht.

V. A. Ich glaube es auch. Er durfte es alſo höchſtens nur einem geben, weil es auch möglich war, daß keiner von allen zehen ſich für ſie zum Manne ſchickte. Der übrigen neune Gebet durfte er alſo nicht erhören. Mit ſolchen Gebeten darf man folglich dem lieben Gott nicht kommen, das heißt ihn verſuchen. Wenn er ſie nicht erhört, ſo liegt die Schuld nicht an ihm, ſondern an uns. Ich erinnere mich, daß ich in meiner Kindheit meinen Vater einmal bat, er ſollte mir doch eine Piſtole kaufen, und er kaufte ſie mir nicht. Itzo, da ich zu Verſtande gekommen bin, ſehe ich wohl ein, daß er recht daran that, und daß meine Bitte albern war. Wenn wir einſt in einen vollkommnern Zuſtand kommen, werden wir einſehen, daß die mehreſten Bitten der Menſchen ſo albern waren, als die Bitte eines Kindes um eine Piſtole.

J. Um was ſollen wir denn aber eigentlich bitten?

V. A. Um das, um was ich heute bat.

J. Das iſt wohl gut, wenn man weiter nichts bey dem lieben Gott zu ſuchen hat. Was wollten ſie denn aber bitten, wenn Sie ſich gern verheyrathen möchten?

V. A. Da würde ich den lieben Gott bitten, daß er mir beyſtehen wolle, meine Begierden zu beherrſchen, und mit **Verſtande** zu wählen, meine Neigung auf die Perſon zu lenken, mit der ich am glücklichſten leben könnte, und es zu verhindern, wenn ich etwa in meiner Wahl mich irren ſollte. Auf dieſe Art, lieber Conſtant, thut man nie eine Fehlbitte. Da trifft es noch immer ein, was die Bibel ſagt: **Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernſtlich iſt.** Ein ſolches Gebet macht Luſt zur Arbeit, giebt Troſt und Beruhigung bey Widerwärtigkeiten, und giebt uns Kraft viel Gutes zu thun. Man ſtärke jeden Morgen die Seele durch Gebet, und den Leib durch friſches Waſſer, ſo wird gewiß alles gut gehen.

Daß wir itzo z. E. mit einander nach Amerika reiſen, iſt eine Wirkung des Gebets!

J. Das wäre doch ſonderbar. Wie gienge denn das zu?

V. A. Das will ich ihm ſagen. Da ich ihn geſtern im Bornthale ſitzen ſahe, wollte ich erſt vorbey gehen, und ihm einen freundlichen guten Morgen bieten. Denn alle Menſchen, denen ich begegne, freundlich zu grüßen, das habe ich ſchon von meinem Großvater gelernet. Fritze, ſagte er immer zu mir, wenn du keinem Menſchen mit etwas nützen kannſt, biete ihnen wenigſtens einen freundlichen guten Morgen, guten Tag, oder guten Abend. Sieh! auf einen freundlichen Gruß folgt doch faſt immer ein freundlicher Dank! iſt ein freundlicher Dank nicht etwas vortrefliches?

Und ein freundlicher Gruß kann oft den Menſchen, der unter ſeinen Arbeiten, Schmerzen, Sorgen, Kummer, ſeufzt, wenigſtens auf eine halbe Stunde vergnügt machen. Wir Edelleute haben, unter vielen andern Vorzügen, auch dieſen, daß unſere guten Morgen, die wir den Sorgenden und Bekümmerten bieten, noch weit mehr wirken, als wenn eben dieß ein Mann von niedrigem Stande thut. Den Vorzug darfſt du dir nicht nehmen laſſen, wenn du ein braver Edelmann ſeyn willſt. Merk dirs Fritze.

Ich habe mirs gemerkt, und meinen Großvater tauſendmal für dieſen guten Rath geſegnet.

Um aber zur Hauptſache zu kommen, ſo würde ich vor ihm, mit einem freundlichen guten Morgen, vorbey gegangen ſeyn, wenn ich nicht bey meinem Aufſtehen gebetet hätte.

J. Was beteten Sie denn?

V. A. Daß mich Gott doch ja aufmerkſam erhalten möge, auf jede Gelegenheit, wo ich irgend einem Menſchen nützlich ſeyn könnte, damit ich am Abend mich freuen dürfte, über das Gute, das ich, den Tag hindurch, geſtiftet hätte. Dieß Gebet fiel mir nun ein, da ich ihm näher kam, und ich dachte: halt! hier iſt vielleicht die Gelegenheit, wo du einem Menſchen nützlich ſeyn kannſt. Sogleich redete ich ihn an, gewann ihn lieb und reiſete mit ihm. Wenn er nun auf unſerer Reiſe nach Amerika, wie ich hoffe, ein recht kluger, geſchickter, braver Mann werden ſollte, wem hat er dieß zu danken? **einem Morgengebete.** Könnten wir, lieber Conſtant, alle das Gute überſehen, das in der Welt durch Gebet iſt geſtiftet worden? wir würden erſtaunen.

Die Thränen traten mir in die Augen, da er dieß ſagte. Von dieſer Zeit an habe ich auch recht beten gelernt, und erfahren, daß das Gebet, wenn es nur ſo iſt, wie es mir hier erklärt wurde, wirklich eine gar große Kraft hat.

Fünf und vierzigſtes Kapitel.

Verſchiedene Curioſa von Gotha.

Itzo ſtund er auf und ſagte: ehe wir nach Amerika reiſen, wollen wir uns doch erſt noch ein wenig in Gotha umſehen. Beſehe er, was für ſeine Profeſſion am ſchicklichſten iſt, ich will mich nach dem umſehen, was mir wichtig iſt, und am Abend wollen wir denn einander wieder erzählen, was wir geſehen und gehöret haben.

So ſchieden wir aus einander, und ein jeder gieng ſeinen eignen Weg.

Da ich hörte, daß in Gotha eine Baumwollenfabrik wäre, ſo beſuchte ich zuerſt einige Baumwollenweber, wo ich ſehr vieles lernte. Ich ſahe da wie ein baumwollenes Zeuch, das man Piquee nennt, wie Cattun, Mouſſelin und dergleichen, gewebt wurde, und ſperrte die Augen gar weit auf, da ich die Garne ſahe, aus denen man webte, die ſo fein geſponnen waren, daß man aus einem und 1/2 Pfunde ein Schock Ellen verfertigen konnte.

Ob ich nun gleich nicht alles begriff, und alle Vortheile dabey merkte: ſo war es doch ſehr gut, daß ich es geſehen hatte. Nun ſahe ich doch ein, daß man noch etwas beſſers weben könne, als das, was ich bisher weben gelernt hatte. Das machte mich noch aufmerkmerkſamer auf meinen Reiſen, und dadurch lernte ich nach und nach das, was ich gelernt habe.

Drum iſt es ſehr gut, wenn man weiß, daß die Sachen beſſer gemacht werden können, als man ſie bisher gemacht hat. Dadurch bekommt man Luſt, auch weiter zu gehen. Hat man aber nichts beſſers geſehen, ſo bleibt man immer bey dem alten Leiſten.

Da ich den letzten Weber beſuchte, fragte er mich: was ich für ein Landsmann ſey? Da ich es ihm geſagt hatte, fragte er, wie ich hieße? und, da ich ihm auch dieß geſagt hatte, druckte er mir die Hand und ſagte: ich heiſe ja auch Conſtant! wir ſind ja Landsleute! Vettern! und ſogleich ſprang er auf und begleitete mich.

Es würde zu weitläuftig ſeyn, alles zu erzählen, was er mir zeigte. Für mich war das Merkwürdigſte eine große Wieſe vor der Stadt, die ganz mit Maulbeerbäumen bepflanzt war. Mein Vetter verſicherte mich, daß ſich gegen 13000 Stämmchen darauf befänden, daß von Zeit zu Zeit eine Anzahl davon, gegen eine billige Bezahlung, an die Gemeinen überlaſſen, daß jährlich 30 bis 40 Schock davon verpflanzt würden.

Ei ihr Leute! ſagte ich, das iſt ja etwas Vortrefliches! da müſſen ja hier zu Lande die Maulbeere gar wohlfeil ſeyn. Was koſtet denn das Nöſel?

Dieſe Bäume, ſagte mein Vetter, tragen keine Beere, die einen angenehmen Geſchmack haben. Es

ſind

ſind weiße Maulbeerbäume, die man nicht um der Früchte, ſondern um der Blätter willen, pflanzt.

Um der Blätter willen? fragte ich. Ißt man ſie denn roh, oder gekocht?

Man ißt ſie, war ſeine Antwort, weder roh noch gekocht, ſondern füttert die Seidenwürmer damit, die die Seide ſpinnen, aus der man hernach Strümpfe, Handſchuhe, Taffet u. d. g. verfertigt.

J. Das laß ich gelten! Wie viel Centner Seide bekommt man denn alle Jahre davon in Gotha?

V. Ja, lieber Vetter! Seide iſt kein Flachs und keine Wolle, die Seide berechnet man nicht nach Centnern, ſondern nach Pfunden. Weiß er denn, wie viele Seidenwürmer nöthig ſind, um ein Pfund Seide zu ſpinnen?

J. Wie wollte ich das wiſſen. Ich habe in meinem Leben noch keinen Seidenwurm geſehen. Ein guter Hammel trägt 3 Pfund Wolle, da werden doch wenigſtens 10 Seidenwürmer ein Pfund Seide ſpinnen?

V. Ha! Ha! Ha! wohl 3500 Seidenwürmer ſind zu einem Pfunde reiner Seide nöthig!

J. Je du lieber Himmel!

V. Einmal gewann ein durchreiſender Schweizer von 13380 Würmern 4 1/4 Pfund. Ueberhaupt iſt man in Gotha der Meynung, man müſſe erſt recht viel Maulbeerbäume ziehen, ehe man den Seidenbau anfangen wolle.

J. Das iſt auch ſehr vernünftig. Wer ſorgt denn aber dafür, daß dieſe Bäume gepflanzt werden?

V. Das weiß ich ſelbſt nicht recht, man hat mir aber geſagt, es wäre hier eine Geſellſchaft zuſammengetreten, um für das Beſte des Landes zu ſorgen, dieſe ließe den Maulbeerſaamen ausſäen, die Stämmchen verpflanzen, und trage die Koſten dazu.

J. Das iſt wohl ganz gut. Sollte denn aber dem Lande damit geholfen werden?

V. Ei das wollte ich meynen. Für Seide geht doch jährlich viel Geld aus dem Lande, das man behalten kann, wenn man nach und nach die Seide ſelbſt bauet. Die Seidenwürmer können durch kleine Kinder, die ſonſt noch nicht viel verdienen können, gezogen und gewartet werden. Wenn nun jede Gemeine nur ihren Kirchhof mit Maulbeerbäumen bepflanzte —

J. Dahin ſchickten ſie ſich wohl recht gut. Die mehreſten Kirchhöfe ſtehen ja ſo kahl da, wie die Anger!

V. Wenn nun dieß geſchähe, ſo könnten ſich doch wenigſtens die Pfarrers und Schulmeiſters Kinder etwas damit verdienen, und wenn es auch nur die Schuhe und Strümpfe wären, die ſie jährlich nöthig haben, ſo iſts doch etwas —

Und das Beſte wäre, daß ſie ſich dabey fein früh zu einer anſtändigen und nützlichen Arbeit gewöhnten —

So rief jemand hinter uns, und, da ich mich umſahe, war es der Herr von Aſſof, der uns in der

Stille nachgefolgt war. Ich mußte ſogleich mit ihm in den Gaſthof gehen, und ihm erzählen, was ich geſehen hatte, wo ich von ihm allerley erfuhr, das er geſehen und gehöret hatte. Er lobte mir einige brave Leute, die er hatte kennen lernen, deren Nämen mir aber entfallen ſind.

Am mehreſten lobte er mir das Schulmeiſterſeminarium, wo junge Leute, die Schulmeiſter werden wollen, gelehret werden, wie ſie Kinder unterrichten ſollen, und auch wirklich Kindern, nach der Art, die ihnen iſt beygebracht worden, Unterricht ertheilen müſſen. Es gefiel ihm vorzüglich, daß die Kinder angeführet würden, eine gute Hand zu ſchreiben, die Natur kennen zu lernen, und aus dem Kopfe zu rechnen. Hierinne hätten ſie es viel weiter gebracht, als ich.

Aha, ſagte ich, das iſt ſo ein Seminarium, wie eins in meiner Vaterſtadt ſollte errichtet werden, das aber nicht zu Stande kam, weil ſich die Bürgerſchaft dagegen ſetzte.

Das muß auch, ſagte er, eine ſehr einfältige Bürgerſchaft geweſen ſeyn. Jede Gemeine, die Schaafe hält, wünſcht ſich ja einen guten Schäfer zu haben, ſollte ſich nicht noch mehr jede Gemeine, die Kinder hat, einen guten Schulmeiſter wünſchen? Wenn der Schäfer eine Heerde verwahrloſet, daß ſie ſich faul frißt, ſo iſt es zwar ein Schade. Aber wenn die Schaafe den Winter hindurch crepiret ſind, ſo kauft man im Frühjahr andere, und der Verluſt iſt das folgende

Jahr verſchmerzt. Wenn aber die Jugend in einem Dorfe verwahrloſet wird, ſo iſt das ein Schade, der in hundert Jahren nicht wieder gut gemacht werden kann. Die Brut bleibt, wird größer, beweibt ſich, zeugt Kinder, die ihrem Bilde ähnlich ſind — das iſt ein Schade, den kein Menſch berechnen kann. Deswegen glaube ich immer, die größte Wohlthat, die einem Lande erwieſen werden kann, iſt — ein gutes Schulmeiſterſeminarium.

Ich ſchrieb nun ein, was ich den Tag über gelernt hatte, und legte mich hernach zur Ruhe.

Ende des erſten Theils.

Nachricht.

Den **Boten aus Thüringen** werde ich noch ferner fortſetzen. Die Abſicht deſſelben iſt, durch Erzählungen und Geſpräche, in die niedern Stände ſoviel Licht zu bringen, als für ſie Bedürfniß iſt, vorzüglich ſie zu belehren, wie ſie ſich eine dauerhafte Geſundheit verſchaffen, ihre ökonomiſchen Umſtände verbeſſern, die Thiere und Pflanzen, die um ſie ſind, beſſer benutzen, ihre Kinder gut erziehen, eine vergnügte Ehe führen, und ſich bey den Widerwärtigkeiten dieſes Lebens beruhigen können. Materien, über die ſich nur der aufgeklärtere Theil der Nation beſprechen darf, vermeide ich entweder ganz, oder behandle ſie mit möglichſter Delikateſſe. Wenn nun aber meine Abſicht erreicht werden ſoll, ſo — muß das Blat geleſen werden!

Ich erſuche daher alle Herrſchaften, Amtleute, Superintendenten, Prediger und Schullehrer, die das Gute lieben, und ſich von der Güte meiner Abſicht überzeugen können, zur Verbreitung dieſes Blats beförderlich zu ſeyn. Auf der Zeitungsexpedition in Gotha koſtet der Jahrgang 18 gute Groſchen, auf der Poſt, nach dem Verhältniſſe der Entfernung, etwas mehr. Auch kann man es von der Cruſiusſiſchen Buchhandlung in Leipzig, von der Herrmanniſchen zu Frankfurt am Mayn, und von der Felſeckeriſchen in Nürnberg erhalten. Wer in entferntern Gegenden, in welche die Gothaiſchen Zeitungsboten nicht kommen, auf 12 Exemplare Beſtellungen machen will, kann ſich deswegen unmittelbar an mich wenden, und die billigſten Bedingungen erwarten. Gewöhnlich wird wöchentlich 1 Bogen ausgegeben, wovon die eine Hälfte politiſche Nachrichten enthält. Man kann dieß Blat aber auch ohne Zeitungsnachrichten, von den Poſten für 12 gute Groſchen, erhalten. Schnepfenthal, den 14ten Merz, 1791.

Salzmann.

Conſtants
curioſe Lebensgeſchichte
und
# ſonderbare Fatalitäten.

Ein Buch
fürs Volk
beſonders für
Handwerksburſchen

von

C. G. Salzmann.

Zweyter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Mit Bildern.

Leipzig,
bey Siegfried Lebrecht Cruſius.
1792.

Erſtes Kapitel.

Erſtes Abentheuer auf der Reiſe nach Amerika.

Von Gotha bis nach Amerika iſt ein gewaltig weiter Weg. Ich muß daher noch einige Umſtände erzählen, die mir auf dem Wege dahin, ſeit meiner Abreiſe von Gotha, arrivirten.

Da wir ohngefähr eine Stunde gegangen waren, begegnete uns ein junger Mann. Herr von Aſſof bot ihm einen guten Morgen, und fragte ihn: ſind wir auf dem rechten Wege nach Langenſalz?

Ja, ſagte er, ich komme über Langenſalz, und bin den nämlichen Weg gegangen, da muß es doch wohl der rechte ſeyn.

V. A. Werden Sie weit reiſen?

R. Durch Deutſchland, und, wenn mein Geld ſoweit reicht, auch noch durch Ungarn.

V. A. Darf ich wohl wiſſen, was Sie bey ihrer Reiſe für eine Abſicht haben?

R. Keine andere, als die Produkte der Länder kennen zu lernen. Und da iſt es mir lieb, daß ich

Sie hier finde, Sie können mir vielleicht ſagen, was das für ein Gewächs ſey, das hier auf dieſem Acker ſteht; hier dieſe Stengel, die oben ſo runde Knötchen haben?

V. A. Das iſt Flachs.

R. Flachs? nun das iſt mir doch lieb, daß ich den zu ſehen bekomme! Flachs? ei! ei! Und das, was auf dem andern Acker wächſt, iſt vielleicht Werg?

V. A. Nicht doch! das Werg iſt keine beſondere Pflanze, das iſt der Abgang vom Flachſe, der entſteht, wenn der Flachs abgehechelt wird. Das Gewächs hier ſind Linſen.

Habe ich in meinem Leben gelacht, ſo lachte ich itzo, weil ich einmal einen Menſchen ſahe, der noch weniger wußte, als ich. Herr von Aſſof machte ein ſehr böſes Geſicht, aber das half nichts, ich konnte das Lachen unmöglich unterdrücken. Der Reiſende wurde am Ende auch verdrüßlich und ſagte: lieber Freund! er lacht mich aus, weil ich das Werg für eine Pflanze gehalten habe. Ich will nun auch eine Frage an ihn thun: Wer war denn der Stifter der griechiſchen Monarchie?

J. Wie will ich denn das wiſſen? das habe ich nicht gelernt.

Nun ſo geht mirs auch, ſagte der Reiſende. Ich bin unter Büchern aufgewachſen — und weiß gar vieles von dem, was drinne ſteht; die Natur habe ich aber nicht kennen lernen. Mir hat noch niemand den

Flachs auf dem Acker gezeigt, niemand geſagt, daß das Werg ein Abgang vom Flachſe ſey. Seit vier Wochen bin ich aber erſt zu der Einſicht gekommen, daß jeder Menſch, vor allen Dingen, die Natur müſſe kennen lernen. Eben deßwegen reiſe ich.

W. A. Aber da wollte ich Ihnen doch rathen, daß Sie ſich zu ihrer Reiſe einen geſchickten Begleiter ſuchten. Außerdem wird ſie Ihnen wenig nützen.

Der Reiſende wurde verdrüßlich, ſtampfte mit dem Fuß auf die Erde und ſagte: Vor Gott iſt es nicht zu verantworten. wenn man die Jugend ſo ſchlecht unterrichtet, wie ich bin unterrichtet worden. Nun muß ich mir alſo zu helfen ſuchen, ſo gut ich kann — leben Sie wohl!

Wir giengen itzo fort, und Herr von Aſſof ſprach kein Wort.

Endlich konnte ich es nicht länger aushalten, und fragte ihn: ich habe Sie doch nicht beleidigt?

Conſtant, antwortete er mir ſehr ernſthaft, wenn man einen Menſchen findet, der weniger weiß, als wir, ſo darf man ihn nicht auslachen, ſondern muß ihn — belehren. Das iſt Chriſtenpflicht.

Und nun gieng er fort, ohne ein Wort weiter zu ſagen.

Itzo kamen wir an eine Kirche, wo eben Gottesdienſt gehalten wurde. Die Predigt und der Prediger gefiel uns ſo wohl, daß mein Herr den Prediger beſuchte, und ſich bey ihm bis gegen Abend aufhielt.

Zweytes Kapitel.

Herr von Aſſof predigt in der Nacht.

Wir ſetzten nun unſern Weg fort, und eilten, um Langenſalz noch zu erreichen. Aber die Nacht fiel ein, da wir wohl noch dreyviertel Stunden von der Stadt waren — eine Nacht, die ſo dunkel war, daß man nicht einen Schritt vorwärts ſehen konnte. Ich that jeden Schritt mit Furcht und Zittern, endlich ſagte ich, wenn wir doch nur bey dem guten Herrn Pfarrer geblieben wären!

Herr von Aſſof lachte und ſagte: warum?

J. Da dürften wir doch nicht in der Nacht herumtappen.

V. A. Das Herumtappen in der Nacht iſt ja gut, dabey lernt man ſeine Augen des Nachts brauchen. Es iſt nicht genug, daß man am Tage ſehen kann, man muß es auch des Nachts können. Er fürchtet ſich doch nicht vor Geſpenſtern?

J. Das wol nicht, aber wie leicht könnten wir Räubern in die Hände fallen.

W. A. Nun da würde das Unglück auch eben ſo gar groß nicht ſeyn. Forderten ſie uns das Geld ab, ſo gäben wir es ihnen halt, und wollten ſie uns das Leben nehmen, ſo wehrten wir uns unſrer Haut. Bey dieſer Gelegenheit bekämen wir deſto mehr Courage (Kuraaſche). Courage muß eigentlich jeder Menſch haben, wie kann er ſie denn aber lernen, wenn er ſich nicht bisweilen der Gefahr ausſetzt? Wer Schwimmen lernen will, der muß ins Waſſer gehen, und wer Courage ſich erwerben will, der muß ſich Gefahren ausſetzen.

J. Aber wie leicht könnten wir fallen!

W. A. Wohl wahr! aber weil wir dies beſorgen müſſen, ſo lernen wir fein auf den Weg merken, werden hübſch vorſichtig!

J. Wie aber, wenn wir uns verirrten!

W. A. Das wäre ja ganz vortreflich.

J. Vortreflich?

W. A. Vortreflich! denn die Verirrung machte uns gewitzt, wir lernten nun nachdenken, und ſuchten durch Nachdenken uns allerley Merkmale zu finden, die uns auf den rechten Weg brächten.

J. Hum! Hum!

W. A. Was will er denn mit ſeinem Hum! Hum?

J. Wenn das alles ſo wäre, wie Sie da hier ſagen, ſo ſollte man ja allen Menſchen rathen, daß ſie bey der Nacht reiſeten.

B. A. Lieber Conſtant, ich will ihm meine kurze und aufrichtige Meynung ſagen. Wenn ich bey Tage reiſen kann, ſo reiſe ich bey Tage, und wenn ich die Wahl zwiſchen einem guten und ſchlechten Wirthshauſe habe: ſo wähle ich das gute. Wenn ich nun aber einmal in der Nacht reiſe, oder in ein ſchlechtes Wirthshaus komme, nun ſo klage ich nicht und lamentire nicht, ſondern ich ſuche alles Gute hervor, das die Reiſe bey der Nacht, und der Aufenthalt in einem ſchlechten Wirthshauſe hat. Reiſe ich des Nachts bey hellem Himmel: ſo habe ich meine Freude an den Sternen; iſt der Himmel aber, wie itzo, trübe, da übe ich mich, im Finſtern zu ſehen, und habe mein Vergnügen daran, wenn ich bedenke, daß ich durch Ertragung der Beſchwerlichkeit abgehärtet werde; komme ich in ein ſchlechtes Wirthshaus, wo der Wirth brummt, die Wirthin zankt, die Wirthſchaft ſäuiſch, das Bier ſauer iſt, der Ofen raucht und eine Oellampe brennt, ſo denke ich, das iſt recht gut, daß du doch auch einmal ein ſchlechtes Nachtquartier haſt. Auf dieſe Art lernſt du doch etwas ausſtehen, und wenn du auf der Reiſe nach Amerika hernach Hunger, Kummer und Noth dulden mußt, ſo kommt es dir doch nicht fremde vor, weil du ſchon daran gewöhnt biſt. Auf dieſe Art befinde ich mich immer wohl, und iſt denn das nicht beſſer, als wenn ich mich ärgere und lamentire?

Wer vergnügt leben will, der muß nothwendig bey allen Schickſalen, die ihn treffen, die gute Seite hervorzuſuchen ſich gewöhnen, ſonſt wird er niemals froh. Denn jede Sache hat auch ihre ſchlimme Seite, und manche Leute haben die böſe Gewohnheit, alles von der ſchlimmen Seite zu betrachten. Das iſt ein garſtiger Fehler, lieber Conſtant, der iſt ſo ſchlimm, als die gelbe Sucht.

Drittes Kapitel.

Zweytes Abentheuer.

Ich glaube, Herr von Aſſof hätte noch eine Stunde gepredigt, wenn er nicht durch einen unvermutheten Zufall wäre unterbrochen worden. Wir hörten nämlich in der Entfernung gar ein klägliches Heulen und Wimmern. St! St! ſagte Herr von Aſſof, horchte wo die Stimme herkam, und ſchlich ſich auf den Zehen nach dem Orte hin, wo das Winſeln war. Itzo waren wir ſchon ſo nahe, daß wir die winſelnde Perſon ſehen, und manches verſtehen konnten. Es war eine weibliche Stimme, die wimmerte: ach! ach! erbarme dich meiner, lieber Gott! mein Kind! mein Kind, das ich unter dem Herzen trug — mein Kind, das muß ich — Herr Jeſu, ich kann es nicht todt machen! und doch ich muß! ich muß! ich muß! armer Wurm, Gott ſey deiner Seele gnädig —

Halt! rief mein Herr, was giebts da?

Auf einmal war alles ſtille, und wir hörten nur noch das Weinen eines neugebohrnen Kindes.

Itzo trat mein Herr friſch herzu und fragte: was giebts hier? Statt der Antwort aber erfolgten Thränen und Schluchzen.

Armes Mädchen! ſagte mein Herr, mit ſehr liebreicher Stimme, iſts nicht wahr, du wollteſt itzo dein Kind umbringen?

M. (Weint).

B. A. Und da hat mich der liebe Gott nun zu dir geſandt, um dich von der ſchrecklichen That abzuhalten. Ich bin dein Engel! ſey aufrichtig und verſchweige mir nichts!

M. Gott! ſollte es möglich ſeyn, daß es noch einen Menſchen gäbe, der ſich meiner erbarmte?

B. A. Den giebts — hier iſt er.

M. (Indem ſie ſeine Hand faßte und mit ihren Thränen netzte). Wenn Sie ſich meiner erbarmen, ſo ſind Sie kein Menſch, denn bey Menſchen habe ich keine Erbarmung zu hoffen.

B. A. Das glaubſt du. Bey mir iſt Erbarmung, Hülfe, Rettung, und — ich bin doch nur ein Menſch. Aber die Wahrheit mußt du ſagen.

M. Ach die will ich gerne ſagen.

B. A. Du wollteſt alſo dein Kind umbringen?

M. Ach Gott im Himmel ſey es geklagt! ja das wollte ich.

B. A. Und warum?

M. Warum? Warum? Weil ſein Vater nicht mit mir copulirt iſt — weil er mich verlaſſen hat, und ich nun vor aller Welt zu Schanden werde, wenn es an den Tag kommt, daß ich ein Kind außer der Ehe gehabt habe.

B. A. Haſt du noch Eltern?

M. Ja die habe ich.

B. A. Warum haſt du dich ihnen nicht entdeckt, und bey ihnen Hülfe geſucht?

M. Ach! Meine Eltern ſind gar ehrliche brave Leute, die mich zu allem Guten erzogen haben, die wollte ich nicht betrüben.

Warum, fragte ich, hat ſie denn aber auch den albernen Streich gemacht und —

Oh! ſagte mein Herr, was will er mit ſeinen Vorwürfen? Vorwürfe ſind hier zu ſpät. Das Mädchen weiß, daß ſie einen albernen Streich gemacht hat, und iſt gekränkt genug. Warum will er ſie noch mehr betrüben? Hat er nicht geleſen: einem betrübten Herzen mache nicht mehr Leides! Itzo iſt an weiter gar nichts zu denken, als an — Rettung. Das Mädchen muß gerettet werden, und das Kind auch, und das iſt, bey Gott! unſere Schuldigkeit! weil uns der liebe Gott ſo ſonderbar hierher geführt hat, und itzo auf der ganzen Erde kein Menſch iſt, der ſo ſehr verbunden wäre, ſich dieſer Unglücklichen anzunehmen, als — wir. Denn wer ſoll ſich denn dieſer Leute annehmen? der Römiſche Kaiſer? der Churfürſt in Sachſen? wie können ſie denn? ſie wiſſen ja von dem Vorfalle nichts. Und wenn Mutter und Kind auf der Stelle ſterben, ſo hat Niemand Verantwortung davon, als — wir, weil wir ſie hier fanden — Kurz, es muß geholfen werden! Das Kind wimmert, es iſt mir, wie wenn es riefe; ach erbarmt euch doch! helft doch! —

Nun ſchwieg er einige Minuten, dann ſagte er: der Entſchluß iſt gefaßt! Mädchen nimm du dein Kind in die Schürze, und geh mit mir nach der Stadt.

M. Herr Jeſu! das kann ich nicht, meine Eltern — die werden mich zum Hauſe hinauswerfen.

V. A. Und das ſollen ſie nicht. Wenn wir an das Thor kommen, ſo gehſt du hinein, und giebſt mir das Kind, und ich gehe damit zum andern Thore hinein und verſorge es.

Da wußte die arme Mutter weiter nichts zu antworten, als daß ſie weinte, und meinem Herrn die Hand druckte. Da fiel mir der Händedruck wieder ein, den ich von dem Erfurtiſchen Tuchmacher bekam, und ich war auf mich ſelbſt böſe, daß ich mir dieſen Händedruck nicht zu verdienen geſucht hatte. Denn dabey bleibe ich, der Händedruck von einem Menſchen, dem man geholfen hat, macht mehr Freude, als irgend etwas in der Welt.

Auf dem Wege erkundigte ſich mein Herr noch ſehr ſorgfältig nach dem Namen der Eltern des Mädchens, ihrer Wohnung, dem Namen des Mannes, der des Kindes Vater war, und da wir an das Thor kamen, mußte ſie hineingehen, das Kind in ihre Schürze wickeln, uns zurücklaſſen und wir giengen damit nach einem andern Thore zu.

Als wir dort ankamen, examinirte uns der wachthabende Officier. Mein Herr ſagte ihm, daß er ein neugebohrnes Kind gefunden habe, und bat ihn, ihm ſogleich einen Soldaten mitzugeben, der ihn zum Bürgermeiſter führte.

Dies geſchah. Da wir zum Bürgermeiſter kamen, bat ihn mein Herr, daß er ſich doch ja des armen Kindes, das er am Wege gefunden, erbarmen und eine Frau rufen laſſen möchte, die es groß zöge.

Der Bürgermeiſter ſchüttelte den Kopf und ſagte: das iſt eine bedenkliche Sache. Des Kindes muß ich mich wohl erbarmen, denn ich bin ein Menſch, ein Chriſt; aber, Herr von Aſſof, überlegen Sie wohl, ich bin nicht nur Menſch und Chriſt, ſondern auch Bürgermeiſter in Langenſalz, der dafür ſorgen muß, daß der Bürgerſchaft keine Laſten aufgebürdet werden, dergleichen die Erziehungskoſten dieſes Kindes ſind. Als Menſch, als Chriſt, will ich ſogleich für des Kindes Erziehung ſorgen. Aber als Bürgermeiſter in Langenſalz muß ich erſt Sie gerichtlich befragen, wie Sie zu dem Kinde gekommen ſind?

B. A. Dar-

B. A. Daran thun Sie Recht. Wenn ich Ihnen nun aber hinlängliche Sicherheit wegen der Erziehungskoſten des Kindes gebe, dann iſt doch wohl die gerichtliche Unterſuchung nicht nöthig?

B. In dieſem Falle nicht.

Herr von Aſſof zählte ihm ſogleich für das erſte Jahr zehen Dukaten hin, und gab ihm Verſicherung wegen des Kindes Verſorgung für die Zukunft.

Der Herr Bürgermeiſter ließ dann ſogleich eine Frau rufen, der er das Kind und vor der Hand einen Dukaten übergab. Er redete ihr ſehr nachdrücklich zu, daß ſie ja das Kind wie ihr eigenes verpflegen möchte, und ein Geiſtlicher, der ſich in der Stube befand, rief ihr noch nach: vergeßt nicht, was in der Bibel ſteht: was ihr gethan habt dem geringſten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan. Die Beköſtigung und die Kleidung dieſes Kindes bezahlt dieſer Herr hier; aber die Treue, mit der ihr es erzieht, die bezahlt derjenige, der dieſen ſchönen Spruch geſagt hat. Eure eignen Kinder werden es zu genießen haben, was ihr an dieſem armen Kinde thut.

Die Frau gieng fort, der Bürgermeiſter begleitete ſie, und wir blieben mit dem Geiſtlichen allein.

Viertes Kapitel.

Unterredung mit einem Manne nach dem Herzen Gottes.

Ich freue mich, ſagte mein Herr, daß ich einen ſo würdigen Mann habe kennen lernen. Aber eben deßwegen bin ich auch etwas unruhig.

G. Wie ſo?

W. A. Weil ich beſorgen muß, daß Sie allerley Verdacht gegen mich ſchöpfen. Ich will Ihnen alſo ſogleich geſtehen, daß ich das Kind nicht allein, ſondern mit der Mutter zugleich, gefunden habe, die im Begriff war, es umzubringen, und die ich *hier das erſtemal* in meinem Leben ſahe. Wenn Sie mir erlauben, daß ich Sie morgen beſuchen darf, ſo will ich Ihnen die Mutter nennen, und Sie bitten, ſich der armen Unglücklichen anzunehmen.

G. Ihr Beſuch ſoll mir lieb ſeyn. Ich heiße Kranichfeld, und wohne nicht weit von der Bergkirche.

W. A. Da ich nun das arme Kind ſo verlaſſen fand, glaubte ich, ich wäre verbunden, mich deſſelben anzunehmen. Der Pöbel wird freylich allerley darüber urtheilen, und ich muß es mir gefallen laſſen; ich denke aber: *wer Gutes thun will, der muß auch Muth genug haben, um des Guten willen zu leiden.*

G. Das iſt brav gedacht! Wenn ich unter ſolche bedenkliche Umſtände komme, wo ich nicht recht weiß, was ich thun und laſſen ſoll, ſo überlege ich immer: was würde unſer Heyland gethan haben, wenn er an deiner Stelle geweſen wäre? und da finde ich immer, wozu ich mich als Chriſt entſchließen muß. Geſetzt unſer Heyland hätte auf der Langenſalzer Straße eine Sünderin mit einem neugebohrnen Kinde angetroffen — was würde er gethan haben? der Mutter würde er geſagt haben: ſiehe zu, ſündige hinfort nicht mehr, daß dir nichts ärgeres widerfahre! dann würde er ſogleich Anſtalt für die Rettung des armen, unſchuldigen Kindes gemacht haben. Denn das war ſeine Art ſo. Vor der Sünde warnte er ernſtlich; wenn aber ein Menſch das Unglück gehabt hatte, ſich zu verſündigen, und bezeigte herzliche Reue, ſo erbarmte er ſich ſeiner. Das ſehen wir an ſeinem Verhalten gegen die bußfertige Sünderin, gegen den Zachäus und gegen die Zöllner. Und iſt denn das nicht edel? Wir nennen Sünder — Gefallene, und das ſind ſie. Was thut nun ein rechtſchaffener Mann bey dem Fallen ſeiner Nebenmenſchen? Wenn der rechtſchaffene Mann merkt, daß ſein Nebenmenſch auf Wegen geht, wo er leicht fallen kann, ſo warnt er ihn herzlich und ernſtlich; iſt er aber gefallen, ſo hält er ihm keine lange Strafpredigt, ſondern reicht ihm, ohne weitere Umſtände, die Hand, hilft ihm auf, und, wenn er das Bein gebrochen hat, ſo läuft er ſogleich nach dem Wundarzte, und ſorgt dafür, daß er verbunden und ſein Fuß wieder geheilet werde. So machte es der barmherzige Samariter, den unſer Heyland der ganzen Chriſtenheit zum Exempel aufgeſtellt hat. Da er den Juden fand, der unter die Mörder gefallen war, ſo hielt er ihm keine lange Strafpredigt, ſagte nicht: warum biſt du dieſen gefährlichen Weg gereiſt? warum haſt du keinen Begleiter mitgenommen? warum haſt du dich nicht beſſer gegen die Mörder gewehrt? Dies alles that er nicht, ſondern verband die Wunden des armen Juden, goß darin Oel und Wein, lud ihn auf ſein Thier, brachte ihn in die Herberge, und ſorgte für ſeine Verpflegung.

So handelt man denn freylich heutiges Tages nicht immer. Man macht aus dem Fallen einen Spaß, und hernach, wenn ein Menſch das Unglück gehabt hat zu fallen, ſo geht man vorüber, und ehe man vorüber geht, ſo hält man ihm noch eine Strafpredigt.

Deswegen glaube ich auch, daß unſer Heyland, wenn er itzo wiederkäme, in vielen Ländern nicht Dorfpfarrer werden könnte.

B. A. Wie? Jeſus Chriſtus nicht Dorfpfarrer werden?

G. So wahr ich vor Ihnen ſtehe, nicht Dorfpfarrer. Denn, wenn er predigte: Nicht alle, die zu Jeſu ſagen, Herr Herr, werden in das Himmelreich kommen, ſondern die den Willen des Vaters im Himmel thün, ſo würde man ſchreyen: das iſt ein Ketzer! Wenn er dem Examen ſich unterwerfen ſollte, ſo würde man finden, daß er manches geradezu wegläugnen würde, was man an manchen Orten für einen Grundartikel des chriſtlichen Glaubens hält; wenn er die Probepredigt halten ſollte, und er predigte, wie ehemals auf dem Berge: ſo würde man ſagen: Aha! das iſt auch ein Neuling, der predigt nichts von Geheimniſſen, nichts von Genugthuung, er predigt nur Moral (Sittenlehre). Wenn er auf die Symboliſchen Bücher ſchwören ſollte: ſo würde er ſich auch nicht dazu verſtehen. Kurz man würde ihn als einen Neuling und Ketzer abweiſen. Hernach würde man auch an ſeinem Lebenswandel vieles auszuſetzen finden.

B. A. Wie? an Jeſu Lebenswandel?

G. An Jeſu Lebenswandel. Denn wenn er eine Sünderin fände: ſo würde er nicht vor ihr vorüber gehen, würde ſie nicht verdammen, ſondern würde ſie zu beſſern ſuchen, und ſich ihrer annehmen. Herr von Aſſof, wie können Sie glauben, daß ein Candidat, in manchen Ländern, eine Pfarre bekommen könnte, der ſich einer Sünderin annimmt? Mit Fingern würde man auf ihn zeigen und ſagen: dieſer iſt der Sünder Geſell! Selbſt Sünder zu ſeyn, das ſchadet der Beförderung zu einem geiſtlichen Amt nichts, man muß aber nur ſeine Sünden zu verbergen wiſſen, und andere Sünder recht ſtrenge behandeln *).

Wir gingen nun in das Wirthshaus, und ſchlieſen, nach genoſſener Mahlzeit, recht ruhig.

Den andern Tag gingen wir bald früh zu dem würdigen Geiſtlichen, der uns ſo viel Gutes geſagt hatte. Er empfing uns ſehr freundlich.

Da ihm nun mein Herr die Mutter und den Vater des Kindes genannt hatte, ging er ganz tiefſinnig in der Stube auf und ab, dann ſagte er: reiſen Sie ohne Sorgen von hier, ich will mit dem Mädchen und ſeinem Vater ſprechen, und die Sache ſo einzuleiten ſuchen, daß das Kind unter der Mutter und ihrer Eltern Augen erzogen wird. Ich will mir auch Mühe geben, den Vater ausfindig zu machen. Dann wird es noch beſſer gehen.

Es iſt mir allemal verdrüßlich, fuhr er fort, wenn ich höre, daß man aus dergleichen Ausſchweifungen ei-

---

*) So urtheilte der verehrungswürdige Kranichfeld, der lebenslang einen unſträflichen Wandel führte, der ſeiner Gemeine wahrer Vater war, und im Stillen unermeßlich viel Gutes ſtiftete, davon Niemand etwas erfuhr, als — diejenigen, denen er es erzeigte, und der, der ins Verborgene ſieht. Seine freymüthige Art zu urtheilen, der ich oft mit innigſter Hochachtung zuhörte, würde ich nicht abdrucken laſſen, wenn er nicht bereits in eine beſſere Welt übergegangen wäre, wo er über die Urtheile der Welt weit erhaben iſt.

nen Spaß macht. Sobald ſich der Menſch denſelben überläßt, muß er lügen. Dies unglückliche Mädchen, ihre Eltern, wenn ſie nicht ihre Ehre verlieren, wenn ſie nicht vor aller Welt zu Schanden werden wollen, müſſen die Unwahrheit reden. Und die Unwahrheit, das glauben Sie mir, Herr von Aſſoſ, iſt der erſte Schritt zum Laſter. Sobald der Menſch von der Wahrheit weicht, iſt er in Gefahr, eine Sünde nach der andern zu begehen, damit ſeine Unwahrheit nicht entdeckt werde. Wenn es doch alle junge Leute bedächten!

Fünftes Kapitel.

Herr von Aſſoſs Meynung vom Spinnen und Weben.

Nachdem mein Herr ſich ſehr für die Güte dieſes muſterhaften Geiſtlichen bedankt hatte, gingen wir weiter, und beſahen die Fabriken, in welchen ſeidene und halbſeidene Zeuge verfertigt werden. Da lernte ich nun wieder ſehr vieles. Ich ſahe aber auch etwas, das mir nicht ganz gefallen wollte, dies war — eine Spinnmaſchine, welche allein auf einmal ſo viele baumwollene Faden zog, als ſonſt zwanzig Spinnerinnen zu ziehen pflegen. Das iſt, dachte ich bey mir ſelbſt, doch wirklich nicht erlaubt, daß man ſolche Maſchinen hinſtellt, die den Menſchen ihre Nahrung rauben. Wie vielen armen Weibern und Mädchen wird durch dieſe Maſchine ihr Brod entzogen!

Da ich nun in das Quartier kam, und mein Tagebuch verfertigte, konnte ich es nicht laſſen, ich mußte meinem Herrn meine Bedenklichkeit mittheilen.

Dieſer lachte aber, und ſagte, ich wollte, daß man nicht nur Spinnmaſchinen, ſondern auch Webemaſchinen der Art erfände!

J. Auch Webemaſchinen? Gott bewahre uns! das wäre ja das allergrößte Unglück! da müßten ja viele tauſend Familien verhungern!

B. A. Von ihren Nahrungsſorgen befreyet werden, will er ſagen.

J. Das begreife ich nicht.

B. A. Gut! ſo will ich es ihm erklären. Man pflegt zu ſagen, durch Spinnen und Weben werden die Produkte z. B. Wolle, Flachs, Baumwolle, Seide u. d. gl. veredelt — das gebe ich zu. Aber, wenn das Spinnen und Weben bloß durch Menſchen betrieben wird, wenn der Menſch nichts thut, als daß er ſpinnt und webt, ſo wird das edelſte Produkt, der Menſch — verdorben. Da veredelt man Wolle, Flachs, Baumwolle, Seide, — alles veredelt man, aber — der Menſch wird verunedelt.

J. Wie verſtehen Sie das?

B. A. Das will ich ihm erklären. Menſchen, die Jahr aus Jahr ein hinter dem Spinnrade und dem Webeſtuhle in der dumpfigen Stubenluft ſitzen, müſſen ja nothwendig ſchwach, kränklich, traurig werden.

J. Das iſt wohl wahr. Was thut man aber nicht, um Nahrung zu haben?

B. A. Und dieſe bekommt man gewiß durch bloßes Spinnen und Weben nicht. Die größte Armuth herrſcht zuverläßig in Familien, die ſich bloß vom Spinnen und Weben nähren. Iſt denn das nicht wahr?

J. Wahr iſt es wohl; ich möchte aber doch wiſſen, wie dieß zugeht?

B. A. Wie dieß zugeht? das will ich ihm ſagen. Wenn die Spinnerinnen und Weber die ganze Woche hindurch gearbeitet haben, ſo haben ſie doch nichts zu eſſen. Denn das Geſpinnſt und Gewebe kann, wie er ſelbſt weiß, nicht genoſſen werden. Sie müſſen ihre Waare nun erſt verkaufen. Wenn ſie Niemand verlangt, wenn die Einfuhre derſelben in den benachbarten Ländern ſogar verboten wird: dann ſitzen die armen Leute, haben Garne und Zeuge, aber — kein Brod. Da müſſen ſie nun, wie Bettler, umher gehen, und ihre Waaren ausbieten, oft mit Schaden verkaufen; haben ſie endlich ſie zu Gelde gemacht, ſo müſſen ſie daſſelbe dem Bauer wieder geben, um von ihm Brod, Milch, Butter, Käſe, Eyer, zu bekommen, der nun wieder von ihnen fordert, was er will. Wäre es nun nicht beſſer, wenn jeder Menſch ein Stück

Land hätte, es ſelbſt mit ſeiner Familie bearbeitete, und nur im Winter, und an Tagen, da man, wegen des Regens, das Land nicht bearbeiten kann, ſich mit Spinnen und Weben beſchäftigte? Auf dieſe Art bliebe er geſund, würde ſtärker, hätte doch für ſeine Familie wenigſtens immer Butter, Gemüße und Brod, und dürfte nicht hungern, wenn Zeiten kommen, da das, was er ſpinnt und webt, nicht geſucht wird.

J. Das läßt ſich hören.

W. A. Wer freylich bey dem Spinnen und Weben aufgewachſen iſt der muß ſich zu behelfen ſuchen, ſo gut er kann. Aber ſo ein junger Menſch, wie er iſt, dem iſt zu rathen, daß er bey Zeiten ſeine Haushaltung ſo einrichte, daß er ſich ſein Brod, Gemüſe, Milch und Butter ſelbſt verſchaffen kann.

J. Das iſt wohl gut; aber wo ſoll ich denn das Land bekommen?

W. A. Land? Ha! ha! ha! dieſe Frage hätte ich gar nicht von ihm erwartet. Giebt es denn nicht Land genug? Man muß ſich nur nicht auf einen Platz hinziehen, wo kein Land zu ſehen iſt. Wenn man ſich freilich in einer groſſen Stadt ein Stübchen miethet, das im zweyten, dritten Stock iſt, dann kann man fragen: woher bekomme ich denn Land? Das darf man aber nicht thun. Die Erde iſt ja groß genug.

Wir redeten noch verſchiedenes über dieſe Materie, und legten uns dann zur Ruhe.

Sechſtes Kapitel.

Herr von Aſſof wird Advokat der Rebellen.

Den andern Tag marſchirten wir weiter, und nahmen des Abends unſer Nachtquartier in dem Dorfe Schelgenleben *).

Da wir an den Gaſthof kamen, hörten wir in der Stube ein ſchreckliches Zanken und Diſputiren. Wir öffneten die Stube, und erblickten darin eine Menge Bauern und einen Mann mit einem Haarbeutel, der aber ein paar Löcher hatte, und einem verſchabten und geflickten Rocke. Dieſer, ſobald er uns erblickte, winkte mit der Hand und rief: St! St! Sogleich war alles ſtille.

Wir ſetzten uns in eine Ecke, die Bauern ſahen uns an, ſprachen leiſe, bald unter ſich, bald mit dem Haarbeutels-Manne; endlich kam einer auf meinen Herrn los, und fragte: mit Verlaub! (mit Erlaubniß) Wo iſt der Herr her?

V. A. Aus Pommern.

B. Wo denkt er hinaus?

V. A. Nach Amerika.

---

*) Gewiſſer Urſachen wegen werden künftig die Städte und Dörfer, durch welche die Reiſe ging, mit erdichteten Namen genannt werden.

B. Nach Amerika? da mag ich nicht von ſeiner Geſellſchaft ſeyn.

Nun verfügte er ſich wieder zu den andern Bauern, und das Flüſtern ging von neuem an. Nach etlichen Minuten kam er wieder, und ſagte: nehm er es nicht übel! er muß weiter gehen, hier kann er nicht logiren.

W. A. Nicht hier logiren? und warum denn nicht? Iſt denn dieß Haus nicht ein Gaſthof?

B Das iſt es. Aber die Gemeine iſt heute hier zuſammen, und hat Sachen abzuthun, die kein Fremder mit anhören darf.

W. A. Aber, lieben Leute! wo ſoll ich denn hin? ſtockfinſter iſt es draußen. Wollt ihr mich denn der Gefahr ausſetzen, auf dem Wege umzukommen?

B. Er er kann ja zum Edelmanne gehen, der hat ein großes Schloß — der kann —

W. A. Iſt denn ſein Edelmann Gaſtwirth?

B. Das iſt er nicht.

W. A. Wie kann er denn alſo dem Edelmanne zumuthen, daß er mich, als einen ganz unbekannten Mann, beherbergen ſoll?

B. Kennt er denn unſern Edelmann gar nicht?

W. A. Wie kann ich ihn denn kennen? ich weiß ja nicht einmal ſeinen Namen.

B. Weiß er was! hinauswerfen wollen wir ihn nicht, aber er muß mir die Hand drauf geben, daß er nicht verrathen will, was wir hier mit einander ſprechen.

W. A. Hier iſt meine Hand!

B. Nun ſieht er, wir haben hier weiter gar nichts vor, als daß wir ein Bischen rebelliren wollen.

Der haarbeutliche Mann, von dem wir hernach erfuhren, daß er ein Advokat ſey, dem, verſchiedener Urſachen wegen, die Praxis war unterſagt worden, kam ſogleich auf uns los und ſagte: ja, ich kann es nicht läugnen, daß ich damit umgehe, dieſe armen Leute in Freyheit zu ſetzen.

W. A. Das iſt brav! Freyheit muß jeder Menſch haben.

A. Vortreflich! Wir ſind ja von Natur einander alle gleich.

B. Recht ſo! Wenn ich ein Kind taufen laſſe, und wenn der Edelmann eins taufen läßt, ſo iſt eins wie das andere, da iſt kein Unterſchied. Eins quirt (weint), wie das andere, eins iſt ſo dumm, wie das andere, und eins — verunreinigt ſich, wie das andere. Da iſt alles gleich. Und, wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, meine Kinder ſind von beſſerm Schrot und Korn, als des Edelmanns ſeine. Aus einem Kinde, wie ſie meine Frau zur Welt bringt, will ich allemal zwey Junkerchen machen.

Ha! ha! ha! lachten alle Bauern.

B. Wie geſagt, zwey Junkerchen will ich draus machen. Da hing man uns vor ein Paar Monaten eine Schrift auf, in der wir Bauern ermahnt wurden, die weiſe Ordnung Gottes zu bewundern. So wie er einige Vögel zu Adlern, andere zu Tauben gemacht, ſo hätte er auch einige zu Edelleuten, andere zu Bürgern oder Bauern laſſen gebohren werden. Das iſt ja albern. Wenn ich den jungen Adler neben die junge Taube lege, ſo fällt es mir ſogleich in die Augen, daß jener ein Adler, dieſe eine Taube iſt. Iſt denn das eben ſo mit dem jungen Edelmanne und dem jungen Bauer?

V. A. Freilich nicht. Das Gleichniß paßt, wie eine Fauſt aufs Auge. Wir ſind von Natur alle gleich. Das kann man ja mit ſeinen eignen Augen ſehen. Wenn man einen achttägigen Edelmann unter 50 achttägige Bauern legen wollte, ſo möchte er ſchreyen und winſeln, wie er wollte, die jungen Bauern würden alle mit ſchreyen, aber keiner würde ihm helfen.

Alle Bauern lachten.

B. Wenn das Junkerchen aber groß wird, gleich fängts an zu commandiren. Wenn es ihm einfällt, zur Frohne zu gebieten, ſo müſſen wir armen Bauern alles ſtehen und liegen laſſen, und frohnen.

V. A. Sagt mir doch Leute, woher kommt denn das nur?

B. Ja woher ſolls kommen. Das Edelgut hat die Gerechtigkeit, daß unſere Nachbaren dahin frohnen müſſen. Dieſe Gerechtigkeit läßt ſich nun der

Edelmann nicht nehmen. Gehen wir zum Fürſten und klagen, ſo werden wir mit unſerer Klage abgewieſen.

Ja, mein Herr, ſagte der Advokat, das iſt traurig. Der Unterthan hat in unſerm Lande keine Hülfe. Drum will ich mich eben der armen Leute annehmen, und es dahin zu bringen ſuchen, daß alles in den Stand der natürlichen Gleichheit wieder komme.

B. A. Schön, lieben Leute! geht aber nur fein behutſam zu Werke, daß ihr euch nicht ins Unglück ſtürzt. Das Rebelliren nimmt oft einen ſchlimmen Ausgang. Man hat Exempel, daß rebelliſche Unterthanen auf den Bau ſind gebracht, mit dem Staubbeſen beſtraft, ja wohl gar gehenkt, geköpft, gerädert worden. Es ſollte mich ſehr dauern, wenn ihr guten Leute euch ein ſolches Unglück zubereiten würdet. Fangt alſo ja, ich bitte euch, alles recht klug an! Man hat auch Exempel, daß unruhige Köpfe die Bauern zum Aufruhre reizten, und hernach, wenn die Sache ſchief ging, ſich aus dem Staube machten, und die armen Bauern ſitzen ließen. Fangt, ich bitte nochmals, fangt alles ja recht klug an, nicht übereilt, alles mit Ueberlegung, daß es nicht heißt: vorgethan und nachbedacht, hat Manchen in Schaden und Leid gebracht.

B. Wir denken ja, daß wir alles recht klug angefangen haben. Wir wollen morgen zum Edelmanne gehen, und ihm geradezu die Frohndienſte aufſagen, und ihn die Schrift unterſchreiben laſſen, die hier der

Herr aufgeſetzt hat. Kann er uns was Beſſers rathen?

B. A. Rathen könnt ich euch wohl, wenn ihr nur guten Rath annehmen wollt.

Die Bauern flüſterten hierauf wieder einander in die Ohren, der Advokat miſchte ſich unter ſie, endlich rief einer: was da! was da! der Fremde ſcheint ein vernünftiger, rechtſchaffener Mann zu ſeyn, wir wollen ihn hören. Sey der Herr ſo gut, und gehe uns mit Rath und That an die Hand. Räth er uns gut, ſo wollen wir folgen.

B. A. Nun gut, ich will euch mit gutem Rathe an die Hand gehen. Ehe ich aber ein Wort weiter verliere, ſo müßt ihr mir eine Frage beantworten: Wollen wir Recht oder Unrecht thun?

Recht! Recht! rief die ganze Gemeine.

B. A. Brav! Was Recht iſt, lobt Gott. So lange man Recht thut, hat man Muth, hat bey der Obrigkeit Hülfe, und kann ſich auf Gottes Beyſtand verlaſſen. Thut man aber Unrecht, ſo fehlts an Courage, man hat die ganze Welt gegen ſich, und auf Gott kann man ſich auch nicht verlaſſen. Daher hat Salomo ganz Recht, wenn er ſagt: *Der Gottloſe fleucht, und niemand jaget ihn, aber der Gerechte iſt getroſt, wie ein junger Löwe.*

B. Der Meynung ſind wir auch. Wir haben aber Recht.

B. A. Ich vermuthe es auch. Aber wir müſſen nun alles erſt von Grund aus unterſuchen. Vor allen Dingen ſagt mir doch: wißt ihr denn nicht, woher euer Edelmann das Recht habe, von den Bauern Frohndienſte zu fordern?

B. Wer wollte das wiſſen.

V. A. So müßt ihr doch wiſſen, wann er die Frohndienſte zuerſt aufgebracht habe; iſts denn vor oder nach dem ſiebenjährigen Kriege geſchehen?

B. Wo denkt er denn hin! die Frohnen ſind bey Menſchen Gedenken ſchon geweſen. Mein Großvater, Gott hab ihn ſelig, hat mir noch erzählt, daß ſein Vater und ſein Großvater auf dem Gute hätten frohnen müſſen.

V. A. Habt ihr denn keine alten Schriften in der Gemeine, die etwas davon ſagen?

B. Nicht einen Buchſtaben.

V. A. Das iſt nun ſchlimm. Wenn wir erſt wüßten, woher der Edelmann die Gerechtigkeit hätte, Frohndienſte zu fordern, dann wollten wir bald ſehen, wie wir das Ding angriffen. Es wird mit eurem Edelmanne vermuthlich eben nicht anders gegangen ſeyn, wie es mit den Edelleuten in meinem Vaterlande gegangen iſt.

B. Und wie ging es denn mit denen?

V. A. Wenn in den alten Zeiten ein Ritter im Kriege ſich hervorthat und tapfer hielt, ſo bekam er vom Kaiſer, oder von dem Fürſten, dem er gedient hatte, ein Stück Land zur Belohnung. Weil er dieß aber nicht ſelbſt anbauen konnte, ſo vertheilte er es unter die Bauern, bauete ihnen auch wohl Häuſer, bedung ſich aber dabey allerley aus, z. E. daß ſie ihm mußten von jedem Grundſtücke einen Zins entrichten: daher kommen die Erbzinſen; oder daß ſie mußten verſprechen, das Gut, das er für ſich behielt, unentgeldlich zu bearbeiten: daher kommen die Frohnen. Seht, lieben Leute, ſo ſind die Edelleute anfänglich zu ihren Gerechtigkeiten gekommen, und haben ſie nun auf ihre Nachkommen fortgeerbt.

Um Vergebung, mein Herr, rief der Advocat, das iſt bey uns der Fall gar nicht. Unſer Edelmann hat das Gut nicht geerbt, ſondern gekauft.

V. A. Ey, mein Herr Advocat, das bitte ich mir aus, daß Sie mir nicht in die Rede fallen! Sie, als ein Juriſt, ſollten die Sachen beſſer verſtehen. Mag ihr Edelmann das Gut ererbt oder gekauft haben, das iſt alles einerley. Der erſte Edelmann, der das Gut beſaß, erhielt das Recht, von den Bauern Frohndienſte zu fordern. Dieß Recht erbte auf ſeine Nachkommen; von einem dieſer Nachkommen kaufte es der itzige Gutsbeſitzer, und gab deswegen für das Gut ein Paar tauſend Thaler mehr. Iſt denn nun die Gerechtigkeit nicht in ſeinen Händen?

Ich will euch, lieben Leute, ein Exempel geben. In meinem Vaterlande war vor alten Zeiten mitten im Fuhrwege ein ſchrecklicher Moraſt, in welchem viele Fuhrleute verunglückten. Ein Müller, der in der

Nähe wohnte, konnte endlich das Wehklagen der armen Fuhrleute nicht länger mehr mit anhören; er füllte den einen Theil des Moraſtes mit Steinen aus, und über den andern ließ er eine ſchöne Brücke von Steinen bauen. Das gefiel nun der Obrigkeit. Was that ſie? Sie ertheilte dem Müller, für ſich und ſeine Nachkommen, das Recht, allen Reutern, Reiſenden und Fuhrleuten, die über dieſe Brücke reiſeten, für jedes Pferd drey Pfennige abzufordern. Lieben Leute, überlegt nun ſelbſt, war denn das Recht, oder war es Unrecht?

B. Ey freylich war das Recht. Der Müller hatte es ja verdient.

B. A. Ich glaube es auch. Aber nun kam es zu meiner Zeit ſo weit, daß die Nachkommen des braven Müllers verarmten, und die Mühle verkaufen mußten. Es fand ſich ein Käuſer, der aber auch das Recht mithaben wollte, von jedem Pferde, das über die Brücke ging, drey Pfennige zu fordern. Die Erben traten es ihm ab, und bekamen deswegen für die Mühle 200 Rthlr. mehr, als ſie eigentlich werth war. Da fragt es ſich nun: hat der gegenwärtige Beſitzer der Mühle wohl ein Recht, den Pferden, die über die Brücke gehn, drey Pfennige abzufordern?

B. Das verſteht ſich von ſelbſt. Er hat ja die Gerechtigkeit an ſich gekauft.

B. A. Da ſind wir einerley Meynung. Aber iſts denn nicht eben ſo mit dem Edelmanne? der hat auch die Gerechtigkeit, Frohndienſte von den Bauern zu fordern, vom vorigen Gutsbeſitzer gekauft. Es kommt nun darauf an, daß wir herausbringen, ob der erſte Beſitzer des Guts das Recht gehabt habe, von den Bauern Frohndienſte zu verlangen? Er vertheilte, wie ich ſchon geſagt habe, einen Theil des Landes, das ihm war geſchenkt worden, wieder an die Bauern. Das war doch wohl nicht Unrecht?

B. Das wohl nicht.

B. A. Nun verlangte er aber von den Bauern, daß ſie ihm dafür jährlich Zinſen, theils an Gelde, theils an Getraide, theils an Arbeiten entrichten ſollten. War denn etwa das Unrecht?

B. Ey, wenn er das Land weggeben wollte, ſo konnte er es ja thun, ohne etwas dafür zu verlangen.

B. A. Das iſt nun freylich wahr. Wenn ich z. E. hundert Thaler übrig habe, und ein anderer ehrlicher Mann hat ſie nöthig, ſo kann ich ſie ihm ſchenken. Das iſt wahr. Wenn ich ſie ihm nun aber unter der Bedingung gebe, daß er mir jährlich 4 oder 5 Rthlr. davon Zins geben ſoll, thue ich denn da Unrecht?

B. Unrecht nicht.

B. A. Das iſt ja nun eben ſo mit dem erſten Beſitzer des Edelguts. Der konnte freylich ſein Land geradezu verſchenken. Er wollte es aber nicht, und verlangte davon Zins. Hätte er zu viel gefordert, ſo brauchten es ja die Bauern nicht anzunehmen. Weil ſie es aber annahmen, ſo geſtunden ſie ja ein, daß ſie es für billig hielten, die geforderten Abgaben, es möchten nun Erbzinſen, oder Frohndienſte ſeyn, dem Edelmanne zu entrichten.

B. Das mag nun ſeyn, wie es will. Sind aber unſere Vorfahren Narren geweſen, ſo ſind wir es deßwegen nicht. Wenn nun wirklich unſere Vorfahren das Land vom Edelmanne unter der Bedingung bekommen haben, daß ſie Frohndienſte thun ſollen: ſo ſind ja ſchon ſo viele Frohndienſte geſchehen, daß das Land zehnmal bezahlt iſt. Das kann doch mit dem Frohndienſte nicht ewig ſo fortgehen. Es muß doch einmal ein Ende damit nehmen?

B. A. Hum! Das iſt ein bedenklicher Einwurf. Weil wir aber einmal von der Sache ſprechen, ſo müſſen wir ſie doch aufs Reine bringen. Sagt mir doch lieben Leute, wer iſt denn der Reichſte unter euch?

B. Darüber brauchen wir nicht lange zu deliberiren, das iſt unſer Herr Schulze.

Schulze. Ha! ha! ha! ſie ſchreyen mich immer für reicher aus, als ich bin.

B. A. Dem ſey nun, wie ihm wolle, er iſt doch der Reichſte im Dorfe, hat auch wohl Capitale?

Sch. Etwas weniges.

B. A. Wenn nun ſein Großvater an den Edelmann 1000 Rthlr. geliehen, und dieſer ihm dafür ein Stück Wald oder Wieſe verpfändet und verſprochen hätte, von dem Capitale jährlich 50 Rthlr. zu gegeben, und der itzige Beſitzer des Guts wollte ſagen, was gehen mich meine Vorfahren an? ich bezahle keine Intereſſen mehr — wäre er damit wohl zufrieden?

Sch. Ey gehorſamer Diener! Wer das Grundſtück annimmt, das mir verpfändet iſt, der muß auch die Zinſen entrichten, die drauf ruhen.

V. A. Das iſt nicht mehr als billig. Wenn das gelten ſollte, daß die Erben des Schuldners nicht in die Schuld treten, keine Zinſen entrichten wollten, ſo wäre es ja um allen Credit gethan. Wer wollte denn da noch ſein Geld an den andern verleihen? Aber — iſts denn nun mit euch und dem Edelmanne nicht eben ſo? Das Land, das der erſte Beſitzer dieſes Edelguts den Bauern gab, das gab er ihnen unter der Bedingung, daß ſie ihm dafür Erbzinſen oder Frohndienſt entrichten ſollten. Es blieb ihm alſo gleichſam verpfändet. Wenn ihr nun die verpfändeten Grundſtücke beſitzet, müßt ihr denn nicht auch davon die Zinſen entrichten, die darauf ruhen? die Zinſen mögen nun im Gelde, oder im Getraide, oder in Frohndienſten beſtehen, das iſt am Ende alles einerley.

B. Und das nehme er mir nicht übel, das iſt nicht einerley. Wenn ich weiß, daß ich fünf Thaler Geld, oder einen Scheffel Waizen zu entrichten habe: ſo richte ich mich darauf ein, ſpare da und dort etwas, arbeite deſto fleißiger; wenn hernach die Zeit zum Bezahlen kommt, ſo iſts da, was ich zu entrichten habe. Mit den Frohnen iſts aber eine ganz andere Sache.

Da mag der Henker eine ordentliche Einrichtung machen. Heute habe ich z. E. Weizen gebunden, es iſt gut Wetter, ich mache Anſtalten, daß er den andern Tag ſoll eingefahren werden, pump, da läßt der Edelmann zur Frohne gebieten. Mein Weizen bleibt liegen, den dritten Tag fällt Regen ein, und mein Weizen verdirbt. Dem Edelmanne ſchaffe ich etwa einen Gulden Nutzen. und ich leide einen Schaden von 30 bis 40 Thalern. Iſt das auch erlaubt? He? Und glaubt er denn, daß wir unter ſolchen Umſtänden alles ſo gut machen, als wir könnten? Das glaube er nur nicht; Frohnarbeit iſt eine ſchändliche Arbeit. Man thut alles mit Verdruß und Widerwillen; vier Frohnbauern thun nicht ſo viel, als ein Tagelöhner. Darauf kann er ſich verlaſſen! Iſt denn nun ein Geldzins und Frohndienſt einerley? He?

B. A. Ihr habt Recht, lieben Leute.

B. Da ſieht er es ja! und alſo iſt doch das Beſte, wir rücken morgen —

B. A. Doch nicht bey den Edelmann, um ihm die Frohndienſte aufzuſagen?

B. Und warum nicht?

B. A. Weil es Unrecht wäre. Der Edelmann hat nun einmal, wie ihr mir ſelbſt zugegeben habt, das Recht, von euch Frohndienſte zu verlangen. Wenn ihr ſie nun ihm gerade zu aufſagt, ſo thut ihr ja Unrecht. Ich will euch einen guten Rath geben. Wie wäre es denn, wenn ihr den Edelmann bätet, daß er die Frohndienſte in Geldzinſen verwandelte? Ein guter Hauswirth kann ja itzo ſein Land weit beſſer als ſonſt benutzen. Er kann jährlich ein Stück mit Klee beſäen, und dadurch ſeinen Viehſtand vergrößern, er kann die Miſtjauche und viele andere Dinge, die man ſonſt wegſchüttete und wegwarf, zur Düngung benutzen. Wenn die Frohndienſte wegfallen, ſo könnt ihr euer Land beſſer bearbeiten. Wie leicht muß es euch alsdann ſeyn, das Geld für die Frohndienſte aufzubringen!

B. Das läßt ſich hören! Was meynt ihr dazu, ihr Nachbaren?

Alle. Lieber wollen wir Geld geben, als frohnen.

Und alſo, ſagte der Sprecher der Bauern, dächte ich, wäre das Beſte, wir rückten dem Edelmanne ins Quartier —

V. A. Ho! Ho! vergeßt doch nicht, lieben Leute, daß ihr mir verſprochen habt, wir wollten nicht Unrecht thun! Nun hat ja der Edelmann das Recht, Frohndienſte zu fordern, wenn ihr ſie ihm nun geradezu aufkündigt, und ſagt, ihr wolltet ihm, ſtatt der Frohndienſte, Geld geben, ſo thut ihr ja Unrecht. Wenn ich jemanden ein Capital unter der Bedingung leihe, daß er mir die Zinſen in Louisd'or bezahlen ſoll, und das fällt ihm zu ſchwer. Wäre es nun wohl recht, wenn dieſer mir ins Quartier rücken, und fordern wollte, ich ſollte die Intereſſen in Laubthalern annehmen? Herr Schulze, was meynt er dazu?

Sch. Was verſprochen iſt, muß gehalten werden.

V. A. Nothwendig. Nun haben aber eure Vorfahren verſprochen, daß ſie die Zinſen von den Gütern, die ſie beſitzen, in Frohnen entrichten wollten, da, dächte ich, müßten diejenigen, die itzo ihre Güter beſitzen, es auch halten.

B. Hum! Da ſollten wir alſo ewig fort frohnen? Das iſt ein ſchlechter Rath.

V. A. Nicht doch! ich ſage ja nur, daß ihr kein Recht habt, von dem Edelmanne geradezu zu fordern, daß er, ſtatt der Frohnen, eine Abgabe an Geld annehme! Könnt ihr denn nicht darum bitten? Kurz von der Sache zu kommen! ſagt mir einmal, was für ein Mann iſt denn euer Edelmann?

B. Hum! Was ſollte es für ein Mann ſeyn! er iſt in ſeinen beſten Jahren, hat ein braunes Haar, trägt einen grünen Rock —

V. A. Das will ich ja nicht wiſſen. Sagt mir doch nur, wie behandelt er denn ſeine Bauern?

B. Was das anbetrifft, ſo können wir eben keine Klage über ihn führen. Er wäre der beſte Herr, wenn nur eins nicht wäre.

V. A. Und was denn?

B. (hitzig) Die Neuerungen! Immer bringt er was Neues auf, wovon unſere Väter und Großväter nichts gewußt haben, und das taugt nichts!

B. A. Was hat er denn zum Exempel für Neuerungen gemacht?

V. Damit könnte man eine Kuhhaut beſchreiben. In die Kirche will er ein neues Geſangbuch einführen, in die Schule hat er das Noth- und Hülfsbüchlein, und Seilers Leſebuch für den Bürger und Landmann, gebracht, turbirt uns Jahr aus Jahr ein, daß wir Klee bauen, die Stallfütterung einführen ſollen, und was dergleichen Zeug mehr iſt. Wozu iſt das? die Neuerungen taugen nun ein für allemal nichts, das Alte iſt das Beſte, dabey bleibe ich.

B. A. Wenn alles Alte gut iſt, ſo iſts auch der Teufel, der älter iſt als unſere Väter und Großväter. Die Bibel nennt ihn ausdrücklich den **alten Drachen**.

(Alle Bauern lachten.)

B. A. Und wenn alle Neuerungen nichts taugen ſollten, ſo taugte ja die chriſtliche Religion auch nichts.

V. Herr rede er nicht zu viel!

B. A. Es iſt ja aber doch wahr! die chriſtliche Religion iſt ja auch eine Neuerung.

V. Was ſchwatzt er da! Unſere Väter und Großväter ſind fromme Chriſten geweſen — und die chriſtliche Religion ſollte eine Neuerung ſeyn?

B. A. Das iſt ſie allerdings. Die alten Deutſchen waren alle Götzendiener. Wenn ihr es nicht glauben wollt, ſo geht nur einmal nach Sondershauſen,

ſen, da könnt ihr noch mit euern eigenen Augen den garſtigen Götzen Büſtrich ſehen, den unſre Vorfahren angebetet haben. Iſt alſo die chriſtliche Religion nicht eine Neuerung?

B. Sonſt mag ſie es geweſen ſeyn, aber itzo iſt ſie doch alt.

W. A. Das iſt wahr. Aber wenn alle Neuerungen nichts taugen, ſo taugte ehedem die chriſtliche Religion auch nichts, und die alten Schnurbärte, die Schriftgelehrten und Phariſäer, thaten ganz recht, wenn ſie ſich der Neuerung widerſetzten, und unſern Heyland, den Erzneuerer, der ein neues Teſtament machte, und ſagte: ſiehe ich mache alles neu, kreuzigen ließen.

B. Ey vergeſſe er ſeine Rede nicht, wir ſprechen nicht von der chriſtlichen Religion, ſondern vom neuen Geſangbuche, vom Noth- und Hülfsbüchslein, von der Stallfütterung und dergleichen Sachen mehr.

W. A. Nicht doch! wir ſprechen von Neuerungen. Laßt es aber gut ſeyn! Nur eine Frage, lieben Leute, hernach lege ich mich nieder. Seyd ihr denn der Meynung noch, daß die Frohndienſte abgeſchafft werden ſollen?

Alle. Abgeſchafft! abgeſchafft! wir frohnen ſchlechterdings nicht mehr!

W. A. Das iſt ja aber eine Neuerung? Eure Väter, Großväter und Urgroßväter haben ja, wie ihr ſelbſt ſagt, gefrohnet.

B. Das iſt ein Tauſendſappermenter! mit dem wird man nicht fertig.

B. A. Ey mögt ihr mich einen Tauſendſappermenter nennen, oder wie ihr wollt, ihr werdet am Ende doch einſehen, daß ich ein ehrlicher Mann bin, der es mit euch herzlich gut meynt. Morgen gehe ich zum Edelmanne und ſpreche mit ihm. Weil er die Neuerungen liebt, ſo wird er ſich gewiß auch die Neuerung wegen Abſchaffung der Frohndienſte gern gefallen laſſen. Wenn er aber an den alten Geſangbüchern und andern alten Dingen mehr hinge, ſo würde er vermuthlich auch an den alten Frohndienſten hangen. Itzo ſchlaft wohl! Herr Wirth, wo iſt meine Streu?

Der Wirth brachte uns hierauf in eine Kammer, wo er uns eine Streu bereitete, auf welcher wir ſehr ſanft einſchlieſen.

Siebentes Kapitel.

Herr von Aſſof tritt ſeine Advocatur an.

Den folgenden Morgen beſuchte mein Herr den Edelmann, der ein gar artiger gefälliger Mann war, ſprach mit ihm über allerley, und lenkte am Ende das Geſpräch auch auf die Frohndienſte. Sollten Sie, fragte er ihn, auch wohl viel Vortheil von den Frohndienſten haben?

E. Gar vielen Vortheil eben nicht, aber Verdruß genug. Der Frohndienſt wird immer mit Widerwillen gethan, und Arbeit, die mit Widerwillen geſchieht, bringt oft mehr Schaden, als Nutzen.

B. A. Da wundert es mich aber, daß Sie die Frohndienſte nicht ganz abſchaffen, und lieber in eine Abgabe an Gelde verwandeln?

E. Das hätte ich längſt gern gethan, ich fürchte aber nur den Verdruß.

B. A. Was für Verdruß? ſollten denn die Bauern nicht lieber eine Abgabe an Gelde entrichten, als frohnen?

E. Lieber Herr von Aſſof, Sie kennen unſere Leute noch nicht. Immer gibts unter ihnen unruhige Köpfe, die die andern gegen den Edelmann aufwiegeln, und ſie überreden, er ſuche ſie zu unterdrücken. Wenn man nun eine Einrichtung zu ihrem Beſten treffen will, ſo werden ſie ſtutzig, glauben, man habe böſe Abſichten dabey, und legen der guten Sache Hinderniſſe in den Weg, wie ſie nur können und wiſſen. Ich kenne, glauben Sie mir, die Pflichten des Edelmannes, ich weiß, daß er der Vater ſeiner Unterthanen ſeyn, und für ihr geiſtliches und leibliches Wohl ſorgen muß, ich bemühe mich auch, ohne mich zu rühmen, meine Pflichten, ſo viel ich kann, zu erfüllen. Aber jeder Schritt, den ich thue, wird mir ſauer gemacht.

Herr von Aſſof glauben Sie mir! wenn ich ein neues A B C Buch einführen will, ſo muß ich einen

Aufſtand beſorgen. Wollte ich nun die Frohndienſte in Geldzinſen verwandeln, ſo würde gleich alles zuſammen laufen, rathſchlagen, und die ſchlimmſten Abſichten vermuthen.

B. A. Das iſt traurig. Aber wenn ich nun Ihre Unterthanen dahin brächte, daß ſie ſelbſt kämen, und Sie bäten, ſtatt der Frohnen, einen jährlichen Geldzins anzunehmen?

E. Da wollte ich Ihnen dafür danken.

B. A. Dank verlange ich nicht, aber heute noch ſollen Sie um dieſe Gnade gebeten werden.

E. Und da verſpreche ich Ihnen, daß Sie ſehen ſollen, daß meine Verſicherungen nicht leere Worte ſind.

Mein Herr ging darauf fort in das Wirthshaus, ließ die Gemeine zuſammen kommen, und rieth ihr, gleich mit ihm zum Edelmanne zu gehen, und ihn zu bitten, daß er doch die bisher gewöhnlichen Frohndienſte erlaſſen, und in Geldzinſen verwandeln möchte; es würde gewiß recht gut gehen, weil er gemerkt habe, daß der Edelmann ſehr hierzu geneigt ſey. Aber — ſetzte er hinzu, lieben Leute, ſo bald ihr anfangt zu drohen, ſo bald ihr es als ein Recht erzwingen wollt, ſo thut ihr dem Edelmanne Unrecht, und mit Leuten, die andern Unrecht thun, mag ich ſchlechterdings nichts zu ſchaffen haben.

Sie gaben ihm alle die Hand darauf, daß dieß nicht geſchehen ſolle, und nun ging der Zug gerade nach dem Schloſſe zu.

Der Edelmann ließ ſie in einen groſſen Saal führen, trat dann herein und fragte ſehr liebreich: nun lieben Leute, was bringt ihr mir denn?

Der Schulze brachte dann den Antrag im Namen der Gemeine vor, der Edelmann ließ ihn ausreden, hernach hielt er ein Redchen, das ich nachgeſchrieben habe, und das alſo lautete:

Meine lieben Unterthanen!

Ich wünſche nichts mehr, als euch alle recht gut, geſund, vernünftig und glücklich zu ſehen. Denn ich betrachte euch, wie meine Kinder, und wie kann denn ein Vater unter böſen, ungeſunden, unvernünftigen, unglücklichen Kindern zufrieden leben? ich habe deßwegen mancherley für euch thun wollen, ihr habt euch aber immer dagegen geſträubt. Ich ließ für euch gute Kalender kommen, weil in unſerm Landeskalender ſo erſchrecklich dummes Zeug ſteht — ihr nahmt mir aber keinen ab — ich wollte das Preußiſche Geſangbuch einführen - ihr ſetztet euch dagegen. Ich ſchenkte euch das Noth- und Hülfsbüchlein — ihr nahmt es zwar an, aber auf eine Art, daß es ſchiene, als wenn ihr mir einen groſſen Gefallen damit thätet; ich führte in die Schule beſſere Lehrbücher ein und ihr murrtet drüber. Ich gab euch die beſten Worte, daß ihr den Kleebau und die Stallfütterung einführen möchtet — habt ihr denn gefolgt? Längſt hätte ich die Frohnen abgeſchaft, und in Geldzinſen verwandelt, weil ich ſahe, daß ſie euch läſtig waren, ich mußte ja aber beſorgen, daß ihr deßwegen neue Unruhen anfinget! Ihr wollt nun ſchlechterdings nichts von Neuerungen wiſſen. Ich bitte euch aber recht ſehr, daß ihr dies doch recht wohl überlegen möget. Jede Verbeſſerung iſt ja eine Neuerung. Wenn ich alſo keine Neuerung machen ſoll, ſo darf ich auch nichts verbeſſern. Da bleibts immer bey dem Alten. Hätten eure Vorfahren ſo gedacht, wie ihr denkt, ſo hätten ſie keine Schulen geduldet, denn vor Alters wußte man von keinen Schulen etwas, die Kinder wuchſen auf, wie das Vieh; die erſten Schulen waren alſo eine Neuerung. Wenn folglich eure Vorfahren ſich eben ſo gegen die Neuerungen geſetzt hätten, wie ihr, ſo hättet ihr ja keine Schule, ihr könntet weder leſen, noch ſchreiben, Barbaren wäret ihr. Wollt ihr denn nun nicht eben ſo verſtändig, wie eure Vorfahren, ſeyn? wollt ihr denn keine Neuerung zulaſſen? Wie kann ich denn da die Frohndienſte in Geldzinſen verwandeln? das iſt ja auch eine Neuerung!

Gnädiger Herr! ſagte der Schulze, es giebt in jeder Gemeine ſtörrige und unruhige Köpfe, wenn ſie aber die Gnade für uns haben, und ſtatt der Frohndienſte eine Abgabe an Geld annehmen — Gnädiger Herr — Sie ſollen ſehen, daß alsdann alles beſſer gehen wird.

Gut, ſagte der Edelmann, die Frohnen ſind euch erlaſſen, ihr bezahlt ſie mir künftig mit Gelde, heute noch will ich eine Schrift darüber aufſetzen laſſen, und die Bedingungen ſo mäßig machen, daß ihr gewiß damit zufrieden ſeyn ſollt.

Die Bauern ſtunden wie verſteinert da, und wußten nicht, was ſie antworten ſollten. Endlich ſagte der Schulze, wir danken tauſendmal — und nun fingen alle an zu danken, und ihn zu ſegnen und gingen fort.

Mein Herr ging mit ihnen, und da er vor das Schloß kam, ſagte er: bin ich noch ein Tauſendſappermenter?

Ein kreuzbraver Mann iſt er! antwortete der Schulze.

B. A. Das iſt mir doch lieb, daß ihr es einſeht, daß ichs gut mit euch gemeynet habe. Wenn man eine Laſt trägt, die zu ſchwer wird, ſo muß man nur nicht toben, wüthen und rebelliren, damit richtet man nichts aus, ſondern macht übel ärger. Man muß immer fein ruhig bleiben, und nachdenken, wie man ſeine Laſt erleichtern will, ſo findet man allemal, wo nicht in der erſten Woche und im erſten Jahre, doch gewiß in der Folge der Zeit, die Mittel ſich zu helfen.

Sch. Immer geht das doch nicht an. Ich will nun den Fall ſetzen, unſer Edelmann wäre ein geſtrenger Herr geweſen, hätte abſolut darauf beſtanden, daß wir fort frohnen ſollten. Was hätten wir thun ſollen? wir hätten wahrlich rebelliren müſſen.

B. A. Schlecht genug, wenn ihr kein ander Mittel kennt, euch zu helfen, als Rebellion. Was kommt denn bey der Rebellion heraus? Denkt doch darüber nach! Wer rebellirt, thut Unrecht, weil er andern die Gerechtigkeiten entreißen will, die ſie nun einmal haben. Da nun im heiligen Römiſchen Reiche nicht das Unrecht, ſondern das Recht gilt, ſo verbinden ſich alle Potentaten gegen die Rebellen. Was wollen denn dieſe gegen eine ſo große Macht ausrichten? Sie wollten nicht mehr frohnen, und rebelliren ſich ins Zuchthaus, oder gar an den Galgen, wo ſie freylich von allen Dienſten und Frohnen frey ſind. Seh er, lieber Herr Schulze, der Menſch kann entweder nachdenken, oder nicht. Kann er nachdenken, ſo findet er bald das Mittel, ſich frohnfrey zu machen, ohne daß er rebellirt, und dem Edelmanne das geringſte Unrecht thut; kann er dieß aber nicht — nun ſo iſt er auch nichts beſſeres werth, als daß er frohnet von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Sch. Wie ſollte man es aber anfangen?

V. A. Wer nachdenken kann, fällt von ſelbſt darauf, und wer es nicht kann, der verſteht mich nicht, wenn ich auch noch ſo lange davon ſpreche.

Achtes Kapitel.

Herr von Aſſof diskutirt über Dank und Undank.

Mein Herr wollte noch weiter reden, wurde aber durch einen Bedienten des Edelmannes auf das Schloß

[illegible]

gerufen. Der Edelmann zeigte ihm die Schrift, die er hatte aufſetzen laſſen, ſie ſprachen leiſe mit einander, und ich verſtand nichts weiter, als daß mein Herr ſagte: edler würdiger Mann! Sie ſind wahrer Vater Ihrer Unterthanen! Gott wird Sie dafür ſegnen! Leute, die Ihnen Böſes wünſchten, werden für Sie beten, und ihre Erndten werden ergiebiger ſeyn, weil der Acker beſſer bearbeitet wird.

Der Edelmann nöthigte darauf meinen Herrn ſehr, daß er doch mit ihm ſpeiſen, und es hernach mit anſehen ſollte, wie die Bauern die neue Einrichtung aufnehmen würden. Er that es aber durchaus nicht, ſondern reiſete ab.

Aber warum, fragte ich, blieben Sie denn nur nicht bey dem guten Edelmanne? Er bat Sie ja gar zu inſtändig?

V. A. Deßwegen, damit ich mir nicht wollte danken laſſen. Wäre ich geblieben, ſo würde es einen großen Spektakel gegeben haben. Die Bauern hätten mir gedankt, und der Edelmann auch, und das kann ich nicht leiden. Der rechtſchaffene Mann thut Gutes, ſo oft er hierzu Gelegenheit hat, aber wenn es geſchehen iſt, ſo geht er fort, und erwartet weiter keinen Dank.

J. Aber es iſt doch ſo ſüß, wenn uns ein Menſch, dem man Gutes gethan hat, dankt, und die Hände drückt.

W. A. Dies iſt wahr, und ich habe es gern. Aber den öffentlichen Dank mag ich nicht leiden, der macht einen ehrlichen Mann ſchamroth. Und auch den ſtillen Händedruck erwarte ich nicht. Denn wenn ich hintrete und ihn erwarte, ſo iſts, als wenn ich mir das Gute, das ich gethan habe, wollte bezahlen laſſen, und das iſt ja albern. Wenn ich einem Menſchen für Bezahlung diene, ſo ſage ich es gerade heraus. Diene ich ihm aber umſonſt, ſo verlange ich auch gar nichts. Erwarte ich keinen Dank, ſo ärgere ich mich auch nicht, wenn ich keinen bekomme. Denn der rechtſchaffene Mann muß auch Gutes thun können, das ihm mit Undank vergolten wird. So handelt Gott, welcher **gütig iſt über die Undankbaren und Boshaften.**

Während dieſes Diſcurſes kamen wir auf eine Anhöhe, von welcher wir ein ſchönes, fruchtbares Thal ſehen konnten, das mit Dörfern wie beſäet war, die im Sonnenſcheine recht ſchön glänzten. Wir ſtunden beyde ſtille und weideten unſere Augen an dem herrlichen Anblicke. Da ſieht er, ſagte mein Herr, mit ſeinen eigenen Augen, daß Gott gütig iſt über die Undankbaren und Boshaften. Wie viele Menſchen mögen wohl in dieſen Dörfern wohnen, die heute noch nicht an Gott dachten, die ihm noch nicht dankten für das viele Gute, das ſie von ihm genießen, die wohl zankten und murreten, wann es nicht ſo ging, wie ſie wünſchten! Gleichwohl läßt der gute Gott auf alle Häuſer, Gärten und Felder, ſeine Sonnenſtrahlen fallen. So müſſen wir auch handeln, lieber Conſtant, wenn wir anders des lieben Gottes gute Kinder ſeyn wollen; wir müſſen jedem Menſchen beyſtehen und helfen, wenn wir dazu Gelegenheit haben, auch wenn er uns nicht dafür dankt, wie können wir denn ſonſt Gott unſern Vater nennen?

Itzo hörten wir in der Entfernung ein dumpfes Zanken und Schreyen, ſahen uns um, woher es kommen möge? und bemerkten in der Entfernung einen Trupp Leute, die gar gewaltig lärmten. Was muß es doch da einmal geben? ſagte mein Herr, komm er Conſtant, laß er uns ſehen, was dieſe Leute vorhaben! vielleicht ſchenkt uns der liebe Gott wieder eine Gelegenheit, wo wir etwas Gutes ſtiften können!

Wir marſchirten tapfer drauf los und hörten, je näher wir kamen, immer deutlicher, daß gewaltig geflucht und geſchimpft wurde. Da wir ankamen, ſahen wir einen Trupp Bauern, die alle die Stöcke in die Höhe gehoben hatten, und einen andern Bauer, der da mit einem Karren hielt, prügeln wollten. Auf der Erde kniete ein armer kranker Menſch, der gar erbärmlich winſelte und immer bat: erbarmt euch doch meiner um Gottes willen! Ich bin ja ein Chriſtenmenſch!

Die Bauern hörten aber nicht darauf, ſondern ſagten zu dem andern, der den Karren hatte, den Augenblick lade den Kerl ab, oder wir ſchlagen dir Arme und Beine entzwey, und ſchicken dich mit deinem Bettler zugleich wieder nach Hauſe.

Neuntes Kapitel.

Des Herrn von Aſſofs Predigt über die chriſtliche Menſchenliebe.

Mein Herr ſprang dazwiſchen und ſagte: lieben Leute, was habt ihr denn vor?

B. Da hat uns der infame Spitzbube einen kranken Menſchen zugeführt und ihn hier abgeladen, da ſollen wir ihn nun warten und pflegen, am Ende ſtirbt er, und unſere Gemeine bekommt die Begräbnißkoſten auf den Hals. Iſt das auch erlaubt? Wenn bey euch kranke Leute ankommen, ſo könnt ihr ſie ja auch ernähren und verpflegen, weißt du es?

B. A. Und das von Rechtswegen! der arme kranke Menſch hat bey euch ſeine Zuflucht geſucht, hat euch um Erbarmung gebeten, ihr habt eure Herzen vor ihm verſchloſſen, habt ihn zurück geſtoßen! iſt das auch erlaubt? iſt das chriſtlich?

B. Das iſt unſere Meynung auch. Drum ſagen wir dir ein für allemal, nimm den Kerl wieder auf deinen Karren, oder wir ſchlagen dich braun und blau.

Erlauben ſie mir hochgeneigt, ſagte der fremde Bauer, daß ich auch ein Paar Worte ſprechen darf.

Ob es Recht iſt oder ob es nicht Recht iſt, daß der arme Menſch hieher geführt wird, das weiß ich nicht. Ich habe ihn aber hieher führen müſſen, weil es unſer Schulze befohlen hat. Weiter kann ich nicht.

B. A. Da muß auch euer Schulze ein ſehr harter Mann ſeyn.

B. Da hörſt du es ja! Ein Wort ſo gut als zehne, willſt du gleich den Kerl wieder aufladen?

B. A. Lieben Leute! nur nicht zu heftig! Hat denn der Schulze, der euch den armen Menſchen zugeſchickt hat, Recht gethan oder nicht?

B. Wie ein Schurke hat er gehandelt.

B. A. Ich kann es auch nicht billigen. Wollt ihr aber eben ſo handeln? Der arme Menſch iſt nun einmal da, ſeht, er liegt vor euch auf den Knien, und bittet euch um Erbarmung, wollt ihr ihn denn nicht erhören? wie kann euch denn da Gott erhören, wenn ihr auch einmal in Jammer und Noth kommt, und zu ihm um Hülfe bittet?

B. Ey was da! was da! der Kerl geht uns nichts an. Er gehört nach Grobisleben, da iſt er krank geworden, da muß er auch ernähret und verpfleget werden.

B. A. Er kann ja aber auf dem Wege ſterben! Wollt ihr das auf euer Gewiſſen nehmen? wollt ihrs zugeben, daß der arme Menſch in ſeinen letzten Stunden über euch ſeufzet? Wenn nun einmal ein Unglück über eure Gemeine käme? wenn eine Feuersbrunſt entſtünde? wenn der Hagel eure Felder verwüſtete, wie da? was würde euer Gewiſſen dazu ſprechen? würdet ihr nicht mit den Brüdern Joſephs ſagen: **das haben wir an unſerm Bruder verſchuldet, daß wir ſahen die Angſt ſeiner Seelen, da er uns flehete, und wir wollten ihn nicht hören; darum kommt dieſe Trübſal über uns!** Da liegt nun euer Bruder vor euch und flehet — ihr ſeht die Angſt ſeiner Seele — und ihr wollt ihn nicht hören.

B. Was ſollen wir denn nun mit ihm anfangen?

W. A. Gar nichts weiter, als was die Bibel verlangt, die, wie ihr wohl wißt, ſagt: **Brich den Hungrigen dein Brod, und die im Elend ſind, führe ins Haus!**

B. Ja wenn wir nur ein Haus hätten, wohin wir ihn führen könnten.

W. A. Das wird ſich ſchon finden. Itzo, lieber Freund, ladet ſogleich den armen Kranken auf und führt ihn mit ins Dorf!

Erlauben Sie mir hochgeneigt, ſagte der fremde Bauer, ſoweit geht meine Ordre nicht. Meine Ordre beſagt nur, daß ich ihn bis über unſre Grenze bringen ſoll.

W. A. Wenn ich aber einen Koffer bey mir hätte, und bäte euch, ihn ins Dorf, gegen Erlegung eines halben Guldens, zu führen, würdet ihr dies wohl thun?

B. Warum denn das nicht?

W. A. Dazu habt ihr ja auch keine Ordre von euerm Schulzen. Gilt denn euch die Ordre des Schulzens mehr, als die Ordre Gottes? Iſt denn euch ein halber Gulden mehr werth, als ein Gottes Lohn? Kurz von der Sache zu kommen, wenn ihr nun ſchlechterdings ein Unchriſt ſeyn, und die Werke der Barmherzigkeit nicht ausüben wollt, ſo zieht eure Straße. Aber euer Pferd und euren Karren behalten wir hier, und führen den Kranken darauf fort, ihr könnt hernach beydes wieder abholen.

Da bequemte ſich denn endlich der hartnäckige Mann, den Kranken aufzuladen, und ihm nach dem Dorfe zu bringen.

Auf dem Wege machten die Bauern noch allerley Einwendungen, einer ſagte ſogar, denkt an mich! die Gemeine gibts nicht zu! wenn wir mit dem Kranken kommen, ſo jagt ſie uns mit Steinen fort!

Auf einmal wurde es aber ſtille, da ſie einen langen Mann, in einem grauen Oberrocke, mit ſtarken Schritten auf ſich loskommen ſahen. Sie flüſterten einander in die Ohren und ſagten: er iſts! er iſts! Das wird eine ſchöne Hatze (Auftritt) geben.

W. A. Wer iſt denn dieſer Mann?

B. Es iſt unſer Herr Pfarrer.

* * *

Zehntes Kapitel.

Wie viel doch ein guter Pfarrer ausrichten kann.

Itzo war er da, und war ſo ſcharf gegangen, daß ihm der Schweiß über das Geſicht lief. Nu? fragte er, was giebts denn da?

V. Da hat uns die Gemeine zu Grobisleben wieder einen kranken Bettler zugeſchickt, und wir haben uns in Gottes Namen entſchloſſen, ihn aufzunehmen und zu verpflegen, bis er geſund iſt, wenn der ehrwürdige Herr nichts dagegen hat.

Pf. Ich habe gar nichts dagegen. Es iſt mir vielmehr lieb, zu ſehen, daß doch meine Pfarrkinder durch die That beweiſen, daß ſie Jünger unſers Heilandes ſind. Denn ihr wißt wohl, was er einmal ſagte: dabey, nicht bey dem Glaubensbekenntniſſe, ſondern dabey wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger ſeyd, ſo ihr Liebe unter einander habt. Ich bin erſchrocken, daß mirs in allen Gliedern liegt, da man ſagte, ihr wolltet den armen Menſchen wieder fortſchicken, wolltet ihn nicht aufnehmen; das wäre doch ſchrecklich geweſen!

V. Geben Sie ſich nur zufrieden, ehrwürdiger Herr! Sie ſehen ja, daß wir ihn aufnehmen. Wenn wir nur wüßten, wohin wir ihn thun ſollten?

Pf. Ich habe ſchon Rath geſchafft. Da ſteht ja das Schröderſche Haus leer, in dieß kann er einſtweilen geſchafft werden. Die alte Anne Sabine wird ihn gerne warten, wenn ſie täglich etliche Groſchen bekommt, und ein parr Schütten Stroh und wenigſtens ein alter Mantel zur Bedeckung iſt auch leicht beyzuſchaffen. Das wenige Eſſen, was ſo ein armer Menſch täglich braucht, iſt ja eine Kleinigkeit.

B. Wo ſoll aber das Geld herkommen? ich glaube, in unſrer Caſſe ſind kaum 18 Groſchen vorräthig.

Pf. Das bringt wahrhaftig wenig Ehre, daß ſo eine anſehnliche Gemeine, die 50 Häuſer hat, nicht ſo viel in ihrer Caſſe aufzeigen kann, als mancher Gänſehirte. Aber woher kommts? ihr habt keinen Gemeingeiſt. Da ſcharrt nur jeder für ſich zuſammen, aber auf das allgemeine Beſte denkt niemand —

Die Bauern ſchwiegen ganz ſtille, und wir kamen ins Dorf, ohne ein Wort zu wechſeln. Da wir ankamen, fielen alle Leute an die Fenſter, der Herr Pfarrer kehrte ſich aber nicht daran, ſondern ließ den Kranken ſogleich ins Schrödderſche Haus bringen, wo für ihn ſchon ein Bette bereit ſtand, und die Anne Sabine gegenwärtig war, um ihre Dienſte anzutreten. Da der Kranke auf ſein Lager kam, hob er die Hände in die Höhe und ſagte: Gott! Gott! ich danke dir, daß du mein Gebet erhöret haſt. Nun fühlte ihm der Herr Pfarrer nach dem Pulſe, beſahe ſeine Zunge, erkundigte ſich, ob er Appetit zum Eſſen? ob er offenen Leib habe? und da er alles unterſucht und erfahren hatte, verordnete er, daß man ihm ſogleich einen Fliederthee machen ſollte.

Da dies geſchehen war, ſagte er dem Nachtwächter, daß er in alle Häuſer gehen, und ſagen ſollte, wer den Herrn Pfarrer lieb hätte, der möchte um 3 Uhr vor ſeine Thür kommen, und einen Vortrag mit anhören.

Und nun erſt wendete er ſich zu meinem Herrn und ſagte: darf ich wiſſen, wer Sie ſind?

W. A. Ich bin ein Reiſender, der mit ſeinem Bedienten hierher kam, und begierig war, den Ausgang zu ſehen, den dieſer Auftritt nehmen würde.

Ich hing den Kopf zur Erde, da er dies ſagte, und dachte bey mir ſelbſt: dein Herr iſt doch ein ganz andrer Mann, als du. Er iſt faſt allein die Urſache davon, daß dieſer arme Menſch gerettet wurde, und rühmt ſich deſſen nicht einmal. Wenn du das gethan hätteſt, ſo würdeſt du des Rühmens nicht ſatt werden können.

Werden Sie, fragte mein Herr, nicht einen Arzt kommen laſſen, der ſich des Kranken annimmt?

Wozu einen Arzt? fragte der brave Herr Pfarrer. Ich bin ſelbſt ein halber Arzt, und ſtehe den Kranken in meiner Gemeine bey, ſo gut ich kann. Binnen hier und morgen wird es ſich ausweiſen, ob die Krankheit gefährlich ſey oder nicht? Iſt ſie gefährlich, ſo werde ich freylich nach einem Arzte ſchicken müſſen, iſt ſie es aber nicht, warum ſoll ich ihn bemühen?

Und nun ging er fort, und bat meinen Herrn um Verzeihung, daß er ſich entfernen müſſe, weil er noch allerley für den Kranken zu beſorgen habe.

Eilftes Kapitel.

Ein ſchöner Sermon, welcher beſonders für die Herren Schultheißen, Vögte, Heimbürgen erbaulich zu leſen iſt.

Um drey Uhr wurde das ganze Dorf lebendig und zog nach der Pfarrwohnung zu. Wir zogen, wie man leicht erachten kann, auch mit. Da ſich ein ziemlicher Hauſe verſammelt hatte, trat der Herr Pfarrer heraus, und hielt folgendes Redchen, welches ſich mein Herr von dem Herrn Pfarrer ausbat, und ich abſchreiben mußte. Es lautet folgendermaßen:

Lieben Freunde!

Da haben uns die Erobielcher wieder einen kranken Menſchen zugeſchickt, und haben nicht recht daran gethan. Da er bey ihnen war krank geworden, ſo war es ihre Pflicht, ſich ſeiner auch anzunehmen. Wenn ihr nach dem ſtrengſten Rechte hätter verſahren wollen, ſo konntet ihr ihn wieder zurückſchicken, das iſt wahr. Allein, was vor Menſchen Recht iſt, das iſt deßwegen vor Gott nicht Recht. Der Spruch in der Bibel: Was ihr gethan habt dem geringſten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan, ſteht nicht umſonſt da, und iſt mir immer ſehr wichtig geweſen. Ich habe mich daher ſehr gefreuet, daß ihr die Ehre, einen der geringſten Brüder unſers Heilandes zu erquicken, nicht verſchmähet habt. Es wird euch auch zu ſeiner Zeit vergolten werden, darauf könnt ihr euch verlaſſen.

Aber, lieben Freunde, wenn man die Brüder Jeſu erquicken will, ſo muß man doch bey Zeiten darauf denken, daß alles zu ihrer Erquickung da ſey. Das iſt ja aber nicht bey uns. Da dieſer arme Menſch ankam, war kein Haus, kein Bette, kein Geld, nichts war da. Wie leicht hätte es geſchehen können, daß er in unſern Gränzen hätte ohne Hülfe ſterben müſſen; und dieß wäre doch wahrhaftig für unſere Gemeine ein großes Unglück geweſen. Denn die Seufzer der Armen, die ohne Erquickung verderben müſſen, bringen wahrlich keinen Segen für eine Gemeine. Der ins Verborgene ſieht, vergilt öffentlich, ſchlechte Handlungen ſo wohl, als gute.

Für dieſen armen Menſchen iſt ihr bereits alles beſorgt, und ihr irrt euch ſehr, wenn ihr glaubt, daß ich euch habe zuſammen rufen laſſen, um etwas für ihn einzuſammeln. Aber was wollen wir nun thun, wenn wieder ein Menſch bey uns krank wird? ich allein kann doch nicht alles beſorgen. Ihr ſeyd nun faſt alle vom lieben Gott ſo geſegnet, daß ihr euer gutes Auskommen habt, gleichwohl iſt die Gemeinkaſſe ſo erſchrecklich arm, daß ſie oft keinen halben Gulden aufbringen kann, und wenn einem Menſchen das Leben damit ſollte gerettet werden. Daher iſt, ſeitdem ich bey euch bin, ſchon ſo manches vorgefallen, das einer Gemeine wahrhaftig keine Ehre bringt. Da z. E. vor zwey Jahren die Wernerin ſtarb, war es euch denn möglich, ihre Kinder zu verſorgen? Mußte ich ſie nicht nach der Stadt ins Waiſenhaus bringen? Da ſind nun die armen Kinder drinne, bekommen von der ſchönen Natur nichts zu ſehen, ſtarren vor Krätze; und ihre Mutter war doch ſo eine rechtſchaffene Frau, der niemand etwas Böſes nachreden konnte. Und unſer armer alter Tobias, der es ſich ſein Lebelang ſo ſauer werden ließ — muß nun im Alter Noth leiden, und ſein Brod vor den Thüren ſuchen. Iſt das nicht Schande für eine Gemeine? Vor drey Jahren, da einige Häuſer abbrannten, mußten die Abgebrannten das Geld zur Aufbauung ihrer Häuſer zuſammen betteln; und da die Schule ſollte gebauet werden, ließt ihr eine Collecte ſammeln. Müſſen Auswärtige nicht glauben, unſer Dorf würde von lauter Bettlern bewohnt? Die Schenke iſt in Gefahr einzuſtürzen, durch das Brauhaus könnt ihr wegſehen, und wenn ein neues Brauhaus oder eine neue Schenke ſoll gebauet werden, ſo werdet ihr ja auch wohl wieder das Geld dazu zuſammen betteln laſſen müſſen.

Da gebe ich euch nun zu überlegen, ob das nicht Schande für unſere ganze Gemeine iſt! aber woran liegts? bloß daran, daß ihr nicht hinlängliche Einkünfte für eure Gemeinkaſſe habt. Ein guter Hauswirth muß immer Geld im Beutel, immer eine kleine Summe vorräthig haben, damit er ſich, zur Zeit der Noth, retten, oder bey Gelegenheit einen Vortheil machen kann. Wie viel mehr eine ganze Gemeine!

Das iſt wohl ganz gut, antwortete einer von den Bauern, aber woher ſoll man etwas nehmen, wo Nichts iſt?

Aus eurem Kopfe. Wenn ihr euern Verſtand brauchen, und über die Sache nachdenken wollt: ſo wird es euch leicht ſeyn, eurer Gemeincaſſe ſo viel Einkünfte zu verſchaffen, daß unſer Dorf das beſte und anſehnlichſte im ganzen Lande werden muß. Ueberlegt doch die Sache mit einander.

Da er dies geſagt hatte, kehrte er ſich um, und ging in ſeine Wohnung zurück. Mein Herr folgte ihm nach und ſagte: Sie hatten wohl ihre beſondern Urſachen dazu, daß ſie keine Vorſchläge thaten, wie die Gemeine die Einkünfte zu ihrer Gemeinkaſſe vermehren könnte.

Freilich hatte ich dieſe, antwortete der Pfarrer. Wenn man den Menſchen dahin bringen will, daß er etwas thun ſoll, ſo muß man es ſo einzuleiten wiſſen, daß er von ſelbſt darauf fällt, oder wenigſtens glaubt, darauf gefallen zu ſeyn. Dann greift er die Sache mit Ernſt an. Thut man ihm aber Vorſchläge, ſo verſteht er ſie entweder nicht, oder will ſie nicht verſtehen. Denn der Menſch iſt nun einmal ſo, er thut lieber ſeinen eigenen, als eines andern Willen. Gelingt es mir, daß meine Gemeine ſelbſt auf Mittel fällt, ihrer Gemeinekaſſe aufzuhelfen, ſo habe ich gewonnen Spiel.

B. A. Erlauben Sie mir aber, daß ich Ihnen noch etwas einwende. Iſts nicht zu viel gefordert, daß Bauern ſelbſt auf ſolche Mittel fallen ſollen?

Pf. Dafür laſſen Sie mich nur ſorgen. Es iſt bereits Veranſtaltung gemacht, daß ſie darauf fallen müſſen.

B. A. Ich lerne immer gerne mehr. Wollten Sie mich wohl mit den Veranſtaltungen bekannt machen, die Sie getroffen haben?

Pf. Das kann ich wohl. Unſere Gemeine hat ſo vielerley Mittel, eine öffentliche Caſſe zu errichten, daß es ihr ſehr leicht ſeyn müßte, in wenigen Jahren eine Einnahme von einigen hundert Thalern zu haben. Und dieſe Mittel haben im Grunde alle Gemeinen, wenn ſie ſie nur kennten, wenn ſie nur nachdenken gelernt hätten. Itzo will ich ſie nur auf eins aufmerkſam machen, das iſt das Bierbrauen. Seitdem unſer Dorf ſteht, iſt hier ſo ein abſcheuliches Bier gebrauet worden, das faſt gar nicht trinkbar war. Alle Reiſende vermieden unſern Ort, wenn es nur einigermaßen möglich war, damit ſie nur dieß abſcheuliche Bier nicht trinken durften. Itzo habe ich aber einen Mann ins Dorf bekommen, der einige Jahre als Soldat diente, nebenher aber auch Bier brauen half. Dieſer verſteht es vollkommen, ein recht gutes Bier zu brauen. Ich habe ihn abgerichtet, und morgen meldet er ſich bey der Gemeine als Schenkwirth, verſpricht ihr noch einmal ſo viel Pacht, als ſie ſonſt bekommen hat, unter der Bedingung, daß er die Kanne Bier um einen Pfennig theurer, als bisher, verkaufen dürfe. Wird der Vorſchlag angenommen, ſo hat die Gemeine gleich 40 Gulden mehr Einnahme als bisher. Dieß iſt der Anfang. Der Fortgang wird hoffentlich noch weit beſſer werden. Wenn man nur einmal einſieht, wie viel man durch einen einzigen guten Einfall gewinnen kann, ſo wird man gewiß Luſt bekommen, mehr auf gute Einfälle zu denken.

Zwölftes Kapitel.

Was dieſer Sermon für Wirkung gehabt hat.

Der Herr Pfarrer wollte weiter reden, wurde aber durch ein Paar artige junge Eheleute unterbrochen, die itzo in die Stube traten.

Grüße Sie Gott, ehrwürdiger Herr! ſagte der Mann. Ich habe mich gefreuet, daß Sie doch die Liebe für unſere Gemeine haben, und für eine Gemeinekaſſe Sorge tragen. Ich habe die Sache mit meiner Frau überlegt, und wir haben einen Einfall gehabt, wie wir auch etwas dazu beytragen könnten.

Pf. Das ſoll mir recht lieb ſeyn. Und wie heißt denn der Einfall?

B. Sie wiſſen doch das Simſenfleck, hinter dem Kirchhofe, rechter Hand am Grebieleber Wege?

Pf. Das kenne ich recht gut.

B. Sehen Sie, ehrwürdiger Herr, dies Fleck iſt weder Menſchen noch Vieh etwas nütze. Da wollte ich nun die Gemeine bitten, daß ſie mir dies Fleck zuſchreiben ließe. Hernach wollte ich es mit Erlen bepflanzen, und der Gemeine einen Erbpacht davon geben. In den erſten fünf Jahren könnte ich freylich nichts davon zahlen, weil ich nichts als Arbeit und Mühe, aber keine Einnahme davon hätte. Nach fünf Jahren aber wollte ich jährlich 2 Rthlr. und nach 10 Jahren jährlich 5 Rthlr. davon Pacht geben. Es iſt freylich nicht viel, aber es iſt doch etwas, und wie geſagt, das Fleck, wie es itzo iſt, nützt weder Menſchen noch Vieh etwas.

Der Herr Pfarrer freuete ſich, verſprach den folgenden Tag den Boden des Simſenfleckes zu unterſuchen, und, wenn er ihn gut für die Erlen fände, ſein Möglichſtes zu thun, daß er es von der Gemeine erhielte. Die jungen Leute freueten ſich auch herzlich darüber, und die Frau gab ihrem Manne die Hand darauf, daß ſie ihm redlich helfen wollte, Graben ziehen und Erlen pflanzen.

So bald ſie fort waren, war der Herr Pfarrer faſt außer ſich vor Freuden. Es geht gut, ſagte er, Herr von Aſſof, denken Sie an mich. Wenn ich erſt ſo glücklich bin, meine Gemeine dahin zu bringen, daß ſie nachdenken lernt, dann wollen wir Dinge möglich machen, über welche unſere Nachbaren erſtaunen ſollen. Biſher ſind die Leute in meinem Dorfe bloß zum Glauben angeführt worden, und darin haben ſie es freylich weit gebracht. Sie glauben nicht nur alles, was in der Bibel ſteht, ſondern auch vieles, was ſich nicht darinne befindet. Mit dem Glauben allein iſts nicht ausgemacht: deßwegen gebe ich mir alle Mühe, ſie auch zum Nachdenken zu bringen.

Mein Herr ging nun fort, druckte dem Herrn Pfarrer die Hand, und bat ihn, ihm den andern Tag nach Schurrfeld, wo er übernachten würde, zu melden, wie die Sache abgelaufen ſey.

Dreyzehntes Kapitel.

Herr von Aſſof giebt Unterricht in der Zauberey.

Auf dem Wege begegneten wir einem ältlichen Manne, der mit uns bis nach Schurrfeld ging.

Da wir bey ein ſteinernes Kreuz kamen, ſtand er ſtille, lächelte und ſagte: wer hätte, was unter dieſem Kreuze liegt, der wäre glücklich!

W. A. Und was iſt das?

Fremder. Ein Schatz von wenigſtens einer Tonne Goldes.

W. A. Das iſt viel. Wenn er dies aber weiß, warum wollen wir denn vorbey gehen? Wäre es nicht beſſer, daß wir uns an das Werk machten, und den Schatz zu heben ſuchten?

Fr. Ich bin dabey. Können Sie aber auch die Geiſter beſchwören?

W. A. Das kann ich freylich nicht. Wozu aber dieß? Wenn unſer Geiſt klug genug iſt, wollen wir den Schatz ſchon bekommen. Wozu brauchen wir die Hülfe anderer Geiſter?

Der Fremde blieb dabey, wenn man die Geiſter nicht beſchwören könne, ſo wäre man auch nicht im Stande, Schätze zu heben, weil alles Metall, das unter der Erde läge, in der Geiſter Gewalt wäre. Er ſprach hierauf noch vieles vom Zaubern, Feſtmachen, Heckmännchen u. d. g. Mein Herr ſuchte ihm alles aus dem Sinne zu reden, aber umſonſt, er blieb dabey, es gäbe magiſche Kräfte, die der Menſch kennen müſſe, wenn er auf der Welt ſein Glück machen wolle. Endlich fragte er: Glauben Sie denn auch nicht, daß es Leute giebt, die machen können, daß ein anderer auf der Stelle ſtehen bleiben muß, wo man will, ohne ſich fort bewegen zu können?

Bey dieſer Frage blieb mein Herr ein Paar Minuten gedankenvoll ſtehen, hernach ſagte er: lieber Freund, ich ſehe wohl, daß ich mit einem Manne zu thun habe, der ein redliches Verlangen hat, die magiſchen Kräfte näher kennen zu lernen. Ich halte es alſo für Pflicht, ihm, nach meinen wenigen Kräften, nützlich zu ſeyn. Ich will es ihm in Vertrauen ſagen, daß ich ſo ziemlich über das Geiſterreich gebieten kann.

Der Fremde machte ſchrecklich große Augen, da er dieß hörte, hernach ſchlang er den Arm um meinen Herrn und ſagte: Mann Gottes!

Thue er mir nicht zu viel Ehre an, lieber Freund, ſagte mein Herr, ich bin nur ein unwürdiges Werkzeug in Gottes Hand.

Mann Gottes! fuhr der Fremde fort, dieſe Sprache kenne ich ſchon. Dieſe Sprache der Demuth haben alle hocherleuchtete Männer geredet! Wollen Sie nicht einen Funken Weisheit einem armen Unwürdigen zukommen laſſen? Mann Gottes! ich beſchwöre Sie! Mann Gottes! laſſen Sie mich nur einen Blick in ihre Geheimniſſe thun!

B. A. Das iſt meine Schuldigkeit, redlichen Seelen zu dienen, die Durſt haben, in die Geheimniſſe einzudringen. Aber Geduld iſt nöthig.

Fr. Geduld? dieſe habe ich.

B. A. Gut! ſo will ich ihm denn nach und nach zeigen, was ein Menſch vermag, der die magiſchen Kräfte kennt. Morgen mache ich den Anfang damit, daß ich einen Menſchen ſo banne, daß er ſich nicht von der Stelle bewegt.

Fr. Das wollen Sie?

B. A. Das will ich. Es iſt aber dazu ein kleines Opfer von einem Laubthaler nöthig. Dergleichen

Operationen laſſen ſich, wie er wohl weiß, nicht machen, ohne Opfer zu bringen.

Fr. Das weiß ich ſehr wohl, und bringe dies Opfer mit Freuden. Mann Gottes! hier iſt ein Laubthaler!

Der Fremde that darauf noch eine Menge Fragen, die mein Herr aber alle unbeantwortet ließ. Endlich aber ſagte er heftig: ein wirklich erleuchteter Mann ſpricht nicht viel, ſondern handelt. Sehe er mich handeln, dann urtheile er.

Der Fremde, da er dies hörete, ſchlug die Augen nieder, und ſagte kein Wort mehr.

Und ich ſagte auch kein Wort mehr, wußte aber gar nicht, was ich von meinem Herrn denken ſollte, den ich bisher immer für einen ſehr vernünſtigen und rechtſchaffenen Mann gehalten hatte. Ich ſah ihn bedenklich an, er that aber nicht, als wenn er es bemerkte, ſondern ging ſeinen Weg fort, und ſprach gar nichts mehr.

Des Abends genoſſen wir zuſammen eine mäßige Mahlzeit, mein Herr entfernte ſich etwa eine Viertelſtunde, hernach begaben wir uns zur Ruhe.

Vor vier Uhr noch weckte uns mein Herr und ſagte, wenn wir ſehen wollten, wie weit ſeine Kenntniß der magiſchen Kräfte gehe, ſo ſollten wir ihm folgen. Wir thaten es. Da wir an die Hausthür kamen, ſagte er uns, daß wir kein Wort ſprechen dürften, dann mußten wir rücklings hinausgehen. Mir lief es eiskalt über die Haut, da ich es that, und es kam mir vor, als wenn ſich ſchon Geiſter näherten, die allerley Spektakel anfangen wollten.

Mein Herr führte uns auf einen Hügel, von dem wir die Landſtraße überſehen konnten, und blieb da ſtehen.

Eine halbe Viertelſtunde mochten wir wohl da geſtanden haben, als wir einen Fuhrmann mit einem ſchwer bepackten, mit vier Pferden beſpannten Karren, kommen ſahen. Kaum erblickten wir ihn, ſo gab uns mein Herr einen ziemlich derben Schlag auf die Achſeln, und zeigte mit den Fingern nach ihm hin. Wir ſahen begierig nach ihm hin, und warteten, was da heraus kommen würde. Nun machte mein Herr mit ſeinem Stabe verſchiedene Figuren in die Erde, dann hieb er durch die Luft nach allen vier Weltgegenden — auf einmal hielt der Fuhrmann ſtille, und konnte nicht von der Stelle. Er wollte die Peitſche in die Höhe heben, um die Pferde damit zu ſchlagen; es war ihm aber, wie wir ſahen, unmöglich.

Da wir wohl eine Viertelſtunde lang dieſen Auftritt mit angeſehen hatten, gab uns mein Herr wieder ein Zeichen, daß wir aufmerkſam ſeyn ſollten, dann ſchlug er mit ſeinem Stabe nach allen vier Weltgegenden hin, und, ſobald der letzte Schlag geſchehen war, fuhr der Fuhrmann, ohne weitere Hinderniſſe, fort.

Ich ſtund da, wie verblüft, der Fremde aber fiel vor meinem Herrn auf die Knie und bat ihn, ihm das Geheimniß zu entdecken.

Er ſoll es wiſſen, ſagte mein Herr, merke er auf! Wenn man machen will, daß ein Menſch ſich nicht von der Stelle bewege, ſo muß man folgendes thun.

1. Auf eine Stelle treten, von welcher man den Menſchen ſehen, und wieder von ihm geſehen werden kann.

2. Auf der Stelle, wo man ſteht, mit einem Stabe die Worte in die Erde ſchreiben: Abra Kacabra.

3. Mit eben dieſem Stabe erſt gegen Morgen, dann gegen Abend, ferner gegen Mittag und endlich gegen Mitternacht ſchlagen.

4. Muß man es mit dem Manne, der ſich nicht von der Stelle bewegen ſoll, vorher verabreden, und ihn, gegen Verſprechung einer kleinen Belohnung, dahin bewegen, daß er zu der beſtimmten Zeit, an dem bewußten Orte, ſich einfinde, wohl Acht habe auf die Bewegungen, die man mit dem Stabe macht, und, ſo bald der Hieb nach Mitternacht zu geſchehen iſt, ſtehen bleibe, und ſich anſtelle, als wenn er nicht von der Stelle kommen könne.

Fr. Haben Sie es denn auch ſo gemacht?

W. A. Ey das verſteht ſich. Ich habe geſtern Abends die ganze Sache mit dem Fuhrmanne verabredet, und ihn gegen Verſprechung eines Laubthalers dahin gebracht, daß er alles ſo machte, wie er es geſehen hat.

Fr. Ey das ſind keine Künſte, das kann ich auch.

V. A. Wenn er es kann, warum hat er es denn nicht gethan? Warum hat er ſich denn die Kunſt von mir erſt lehren laſſen?

Fr. So iſts nicht gemeynt — Herr! Sie geben mir meinen Laubthaler wieder.

V. A. Nimmermehr.

Fr. Das heißt ja aber die Leute betrügen.

V. A. Gar nicht, es heißt, ſie belehren. Ich habe mit dieſem Spaße ihm eine ſehr große Wohlthat erzeiget. Lieber Freund! er war im Kopfe verwirret, er glaubte an Geiſtererſcheinungen, Geiſterbannen, Zaubereyen, Heckmännchen und andere dergleichen Poſſen mehr. Ich gab mir alle Mühe, ihm ſeine Irrthümer zu benehmen. Iſts nichts wahr, er glaubte mir nicht? Da konnte ich ja nicht anders, ich mußte ihm dieſen Spaß machen.

Fr. Ey nehmen Sie es mir nicht übel, das iſt ein theurer Spaß. Der koſtet mich einen Laubthaler.

V. A. Wenn er durch dieſen Spaß klüger geworden iſt, ſo hat er ihn nicht zu theuer bezahlt. Ueber lang oder über kurz würde ein Betrüger gekommen ſeyn, und ihm verſprochen haben, Schätze zu heben, Geiſter zu bannen, und dergleichen Poſſen mehr; er würde ihm nicht einen Laubthaler, ſondern vielleicht ſein ganzes Vermögen abgenommen, und ihn damit klug gemacht haben. Iſt es denn nun nicht beſſer, daß ich ihn nur einen Thaler Lehrgeld geben ließ?

Er mummelte etwas, mein Herr wurde aber heftig und ſagte: lieber Freund, wenn er glaubt, daß ich ihm Unrecht gethan habe: ſo komme er mit mir zu dem nächſten Gerichte, und laſſ' daſelbſt den Ausſpruch thun. Sagt dieſes, daß ich Unrecht gethan habe, will ich ihm, ſtatt dieſes einen Laubthalers, zehn wieder geben, und alle Gerichtskoſten tragen.

Da ſchlich ſich der Fremde fort.

Ich ſchlich auch eine Zeitlang neben meinem Herrn her, hernach fragte er mich: glaubt er, daß ich recht gethan habe?

Ich ſchwieg ſtille, weil ich wirklich glaubte, mein Herr habe Unrecht.

Alſo, fuhr er fort, glaubt er doch wirklich, daß ich nicht Recht gethan hätte? hat er nicht gehört, wie viele Mühe ich mir gegeben habe, dieſen armen Menſchen von ſeinen Irrthümern abzubringen? Habe ich damit das geringſte ausgerichtet?

Gar nichts, antwortete ich.

Da ſieht er ja alſo, fuhr mein Herr fort, daß dies ein Menſch iſt, der ſich ſchlechterdings durch vernünftige Vorſtellungen nicht beſſern läßt. Ich mußte alſo, wenn ich ihn vernünftiger machen wollte, ihn ſtrafen. Wer nicht hören will, der muß fühlen. Entweder er iſt nun durch dieſe Strafe von ſeiner Thorheit abgebracht oder nicht. Iſt er es: ſo iſt der Laubthaler, den er hat zahlen müſſen, gar ein geringes Lehrgeld; iſt er es aber nicht, nun ſo wird er nächſtens doch ein Bettlers, und dieſen Laubthaler hätte ihm der erſte der beſte Betrüger abgenommen.

Da konnte ich nun freylich nichts mehr dagegen einwenden, ſondern ging mit meinem Herrn in das Wirthshaus zurück, um daſelbſt das Frühſtück zu genießen.

Vierzehntes Kapitel.

Herr von Aſſof discurirt über das Forſtweſen.

Mit uns zugleich kam auch ein Jägerburſche, der ſich ebenfalls ein Frühſtück und ein Glas Branntewein geben ließ.

Der Wirth, da er es ihm reichte, ſagte: wer muß denn das einmal bezahlen?

Der dicke Kromms, antwortete der Jägerburſche lächelnd, den traf ich gerade an, da er eine kleine Fichte umhieb, da ließ ich ihn halt dafür büßen.

Er verzehrte darauf bald ſein Frühſtück und ging fort.

Kaum war er fort, ſo fing der Wirth an auf ihn zu ſchimpfen, und ſagte: das iſt nicht erlaubt, daß man ſolche Blutigel duldet, die von des armen Unterthanen ſauerm Schweiße leben.

Wie machen dieſe Blutigel es denn, fragte mein Herr, daß ſie des armen Unterthanen ſauern Schweiß ausſaugen?

W. Ja wie es halt die Schurken alle machen! Wenn ſie jemanden antreffen, der ein Tännchen oder Fichtchen umhauet, gleich ſind ſie ihm auf dem Nakken, und ſtraſen ihn, daß ihm Hören und Sehen vergeht.

V. A. Weiß er, was ich thäte, wenn ich ein hieſiger Unterthan wäre?

W. Nu? Was denn?

V. A. Ich hiebe kein Tännchen und kein Fichtchen um, dann wollte ich doch ſehen, ob mir der Jägerburſche etwas anhaben könnte.

W. Ey was da! Holz und Wild ſind Dinge, daran alle Menſchen gleiches Recht haben. Warum ſoll der Menſch geſtraft werden, wenn er ſich ſeines Rechts bedient?

V. A. Hum! wer macht ihnen denn hier zu Lande dieß Recht ſtreitig?

W. Der Fürſt.

V. A. Und warum denn?

W. Weil er ſagt, die Waldung und die Jagd gehörten ihm allein zu.

V. A. Hat er jemanden ſein Stück Wald, oder ſeine Jagdgerechtigkeit mit Gewalt genommen?

W. Nein, das hat er nicht gethan.

V. A. Verkauft er vielleicht das Holz um einen zu theuern Preis?

W. Das kann ich auch nicht ſagen.

B. A. Hält er aber vielleicht zu viel Wild, daß der Unterthanen Felder dabey leiden?

W. Wenn ich das ſagen wollte, ſo müßte ich es ihm im Haſſe nachreden.

B. A. Ich merke alſo wohl, daß ſein Fürſt zu den guten und gerechten Fürſten gehört, dergleichen wir in Deutſchland, Gott Lob! nicht wenige haben. Wenn er nun, Herr Wirth, den Auftrag bekäme, die Sachen anders einzurichten, als ſie bisher waren, wie wollte er es wohl anfangen?

W. Ja nu! ich ließe halt jedem die Freyheit, zu jagen und Holz zu fällen, wie er ſelbſt wollte.

B. A. Das läßt ſich hören. Auf dieſe Art wäre der Unterthan auf einmal der Sorge wegen des Brenn- und Bauholzes überhoben.

W. Ey freylich, und dieß ſind keine geringe Sorgen.

B. A. Und könnte es ſich immer auf den Plätzen hauen, wo es ſich am beſten abfahren läßt.

W. Allerdings! und dürfte es nicht mit Leib- und Lebensgefahr von den höchſten Bergen herunterholen.

B. A. Es iſt wahr, das wäre vortreflich. Weiß er aber, was ich beſorge?

W. Und was denn?

B. A. Ich beſorge, nach zehn Jahren würde ein ſchrecklicher Holzmangel einreiſſen.

W. Aha! darum ſey er unbekümmert! Holz wächſt Tag und Nacht.

B. A. Das iſt wohl wahr. Aber wie lange wächſt denn wohl eine Tanne, ehe man ſie zu Bau- oder Brennholz zu fällen pflegt.

W. Vierzig bis funfzig Jahre.

B. A. Das iſt lange. Wenn nun aber in zehn Jahren alles niedergehauen würde, ſo müßtet ihr dreyßig bis vierzig Jahre ohne Holz leben. Er ſieht alſo, Herr Wirth, mit dieſen Vorſchlägen iſt es nichts. Weiß er keinen andern zu thun?

W. Wenn nun auch das nicht anginge und ginge nicht an: ſo könnte doch jedem Unterthan ſein Theil von der Waldung zugemeſſen werden.

B. A. Ich ſehe nicht, wie dadurch die Sache viel beſſer wäre. Der ordentliche Hauswirth würde zwar ſeine Waldung ſchonen, aber der unordentliche? würde dieſer nicht, ſo oft er Geld brauchte, ein Paar Klaftern Holz ſchlagen? würde er dadurch nicht ſeine Waldung ruiniren, und am Ende ſeinem Nachbar das Holz um einen theuern Preis abkaufen müſſen?

W. Ja da wüßte ich doch einen Vorſchlag, der gewiß gut gehen müßte. Man könnte ja jeder Gemeine ein Stück Waldung geben, und dieſe ließ es forſtmäßig behandeln und jedem Nachbar ein gewiſſes Quantum an Brennholze jährlich zumeſſen, und verkaufte das Bauholz um einen billigen Preis. Was meynt er zu dieſem Vorſchlage?

B. A. Der Vorſchlag iſt gut, und wenn die Gemeine eine Waldung hat, die ſo kann angewendet werden,

den, ſo rathe ich gleich dazu. Wenn dieſe aber nicht da iſt, was iſt denn da zu thun?

W. Ey der Fürſt hat ja Waldung genug, der müßte jeder Gemeine ein Stück davon hergeben.

V. A. Müßte? Wofür hält er denn den Fürſten?

W. Ey der Fürſt iſt ſo gut ein Menſch als ich.

V. A. Darinne hat er vollkommen Recht. Wenn aber der Fürſt ein Menſch iſt, ſo muß er nothwendig eben das Recht wie andere Menſchen haben. Geſetzt, Herr Wirth, er hätte nun von ſeinem Vater ein hundert Acker Wald geerbt, und ſeine Nachbarn hätten gar keinen Wald. Auf ſein gutes Gewiſſen, ſage er mir einmal, wie würde es ihm denn gefallen, wenn die Nachbarn ſagten: es wäre beſſer, wenn der Wirth jedem Nachbar ein Stück von ſeiner Waldung zumeſſen ließe, der Wirth muß es alſo thun. Was meynt er dazu?

W. Das thäte ich auf keinen Fall.

V. A. Wie kann er denn alſo verlangen, daß der Fürſt ſo etwas thun ſoll? Der Fürſt iſt ja ſo gut ein Menſch, wie er, und hat ebenfalls ſeine Rechte.

W. Wenn ich mir dies auch gefallen ließe, ſo iſt es doch nicht erlaubt, daß er prätendirt, daß alle Haſen, Hirſche, Rehe und Rebhühner ſeine gehörten.

V. A. Wem haben ſie denn ſonſt gehört?

W. Allen Bewohnern des Landes!

V. A. Ich glaube es auch. Warum gehören ſie denn aber itzo nicht mehr allen Bewohnern des Landes?

W. Ey wer will das wiſſen!

V. A. Wenn er es alſo nicht weiß, ſo müſſen ja die Fürſten die Gerechtigkeiten ſchon ſehr lange an ſich gebracht haben. Können wir ſie ihnen denn wieder nehmen? Wenn dieß gelten ſoll, ſo iſt kein Recht mehr im Lande; ſo kann man ja jedem Menſchen die Gerechtigkeiten, die ſich ſeine Vorfahren erwarben, ſtreitig machen. Und nun laſſe er uns doch überlegen, was dabey herauskommen würde, wenn nun wirklich alle Landesbewohner jagen dürften. Wie viel koſtet hier zu Lande ein Haſe?

W. Zehen Groſchen.

V. A. Nun da belohnt es ſich wohl der Mühe, auf die Haſenjagd zu gehen, und es müßte gewiß große Freude ſeyn, wenn ein Hausvater nach Hauſe käme, und ſeiner Familie einen Haſen mitbrächte, den er geſchoſſen hätte. Glaubt er aber wirklich, daß jeder Unterthan einen Haſen bekommen würde, ſo oft er auf die Jagd ginge?

W. Das glaube ich nicht.

V. A. Ich auch nicht. Es könnte wohl ſeyn, daß mancher acht Tage lang ausginge und nichts bekäme. Während dieſer Zeit ließe der Ackermann ſeinen Ackerbau, der Handwerksmann ſein Handwerk liegen. Wenn ſie nun am Ende einen Haſen mitbrächten, würde dieſer wohl ſo viel werth ſeyn, als ſie unterdeſſen vernachläſſigt haben? Verdient nicht der ärmſte Tagelöhner in einer Woche mehr als zehn Groſchen?

W. Je nun, wenn unſere Leute erſt in die Uebung kämen, ſo würden ſie das Schießen ſchon beſſer lernen.

V. A. Ganz richtig. Und wenn ſie es nun recht gut könnten, weiß er wohl, was daraus entſtehen würde?

W. Je was anders, als daß jeder den Haſen, den er auf das Korn bekäme, niederſchöſſe.

V. A. Und wenn nun die Freude vier bis fünf Jahre gewähret hätte, wie hernach? Glaubt er wohl, daß in der ganzen Gegend noch ein Haſe würde zu finden ſeyn?

W. Und warum nicht? Unſer Herr Amtmann erzählte einmal, daß unſere alten Vorfahren alle jagten, und doch Wild genug hatten.

V. A. Sein Herr Amtmann hat die Wahrheit geredet. Aber zwiſchen den alten Zeiten und den unſrigen iſt gar ein großer Unterſchied. Sonſt war faſt ganz Deutſchland ein dicker Wald, wo ſich das Wild verbergen konnte; itzo ſind die mehrſten Wälder ausgerottet, und in Gärten und Ackerfeld verwandelt, und die Wälder, die wir noch haben, ſind ſo dünne, daß ſich auch nicht leicht ein Wild verbergen kann, zumal, wenn man gute Hunde bey ſich hat. Das Wild iſt alſo gar nicht mehr im Stande, ſich gegen die Nachſtellungen der Menſchen zu ſchützen. Sonſt ſchoß man bloß mit Bogen und Pfeilen; itzo mit Pulver und Bley. Unter dieſen Umſtänden würde, wenn jeder das Recht hätte zu jagen, wie er wollte, nach zehn Jahren gar kein Wild mehr übrig ſeyn, und ich glaube, es ſey doch beſſer, wenn man einen Haſen für zehn Groſchen bekommen, als wenn man gar keinen mehr haben kann. Und ſo iſts mit den Hirſchen, Rehen und Rebhühnern ebenfalls. Ich kenne Gegenden, wo es jedem erlaubt iſt zu fiſchen und Krebſe zu fangen. Weiß er, was dieſes für Folgen gehabt hat? Die Leute, die ſich auf das Fiſchen legten, wurden lüderlich, und die Flüſſe und Bäche ſind ſo arm an Fiſchen und Krebſen, daß man ſie mit vielen Koſten aus fremden Ländern muß bringen laſſen, wenn man welche eſſen will. Ich kenne Gegenden, wo es jedem, wer will, erlaubt iſt, Vögel zu fangen. Dieſe Erlaubniß wird ſo gemißbraucht, daß ebenfalls viele Leute ihre Berufsarbeit liegen laſſen, dem Vogelſtellen nachgehen, und ſo unvernünftig ſind, daß ſie die Vögel in der Brutzeit fangen, die Vogelneſter zerſtöhren, ſo daß man in dieſen Gegenden faſt gar keinen Vogel mehr hört noch ſieht. So würde es im kurzen auch werden, wenn jedem zu jagen erlaubt würde — das Wild würde ausgerottet werden. Wäre das nicht Schade? itzo, wenn man einen Wildpretsbraten eſſen will, kann man ſich durch ſeinen Fleiß doch ſo viel verdienen, daß man ihn zu bezahlen im Stande iſt. Wenn aber jeder jagen könnte, wer jagen wollte: ſo würde man bald kein Wildpret mehr zu eſſen bekommen, auch wenn man es bezahlen könnte.

Was bin ich ſchuldig, Herr Wirth?

W. Drey gute Groſchen.

V. A. Hier ſind ſie. Um ihm aber ein kleines Andenken zu hinterlaſſen, ſo will ich ihm noch eine gute Lehre geben. Wer in der Welt vergnügt leben will, der muß ſich ja hüten, daß er ſich die Dinge nicht von der ſchlimmſten Seiten vorſtelle, und ſich lieber gewöhnen, ſie von der guten Seite zu betrachten. Wir wollen z. E. Waldungen und Wild betrachten. Dieſe machen einem jeden Menſchen, der die Dinge von der rechten Seite anſieht, viele Freude. Wenn in einer Gegend ein Wald liegt, iſt's nicht wahr, ſo wird ſie dadurch verſchönert, und man kann ſeine Augen daran weiden? ja jeder, der in der Nähe wohnt, kann ſagen: dieſer Wald iſt mein! denn warum ſollte ich nicht von dem Walde, der neben meinem Dorfe liegt, ſagen können: dieſer Wald iſt mein! ich kann ihn ja benutzen! ich kann meine Augen daran weiden, kann in demſelben herum ſpaziren, mich in ſeinen Schatten legen, die Vögel darinne ſingen hören, und Holz daraus bekommen, ſo viel ich will.

W. Nur mit dem Unterſchiede, daß ich Geld dafür zahlen muß.

V. A. Wohl! Aber würde ich denn das Holz ohne Geld bekommen, wenn der Wald wirklich mein Eigenthum wäre? Koſtet denn die Aufſicht über den Wald, das Holzfällen und andere Arbeiten, kein Geld? Und wenn ich nicht ganz ſo viel Vortheil daraus ziehen

hen kann, als der wirkliche Beſitzer, ſo brauche ich dagegen auch mich nicht um ihn zu bekümmern, Aufſicht darüber zu führen, und — darf mich nicht ärgern, wenn die Tännchen und Fichtchen umgehauen werden. So betrachte ich die Waldung, ſo oft ich ſie ſehe, und freue mich gar herzlich darüber, freue mich auch, wenn ich ein Reh herausſpringen ſehe, wenn ich ein Häschen erblicke, das über den Weg läuft. Iſt denn das nicht beſſer, als wenn ich immer denke, den Wald könnteſt du auch haben! es iſt doch nicht recht, daß der Fürſt alles hat, und du haſt Nichts! Bringe ich mich durch ſolche Gedanken nicht ſelbſt um alle Freude? Und wenn ich nun gar auch andere Leute dahin zu bringen ſuche, daß ſie ſich ärgern — wenn ich ihnen immer ſage, es wäre Unrecht, daß die Fürſten die Waldung hätten, es wäre nicht erlaubt, daß man kein Tännchen und kein Fichtchen umhauen dürfe, die Leute, die die Beſchädigung der Bäume zu verhüten geſetzt ſind, wären Blutigel — verderbe ich denn da nicht auch andern Leuten ihre Freude? Und das iſt doch wirklich nicht erlaubt.

Lieber Herr Wirth, man muß einen Unterſchied machen zwiſchen fürſtlichen Gerechtigkeiten und fürſtlichen Ungerechtigkeiten. Fürſtliche Gerechtigkeiten ſind Benutzung der Grundſtücke, die die Fürſten beſitzen, Erhebung mäßiger Abgaben von dem Lande, das ſie regieren und beſchützen, Ausfertigung ſolcher Geſetze, die das allgemeine Beſte zur Abſicht haben. Hierüber haben wir gar nicht Urſache zu klagen, müſſen vielmehr das unſre redlich thun, um dieſe Gerechtigkeiten zu erhalten. Das iſt des Apoſtels Meinung, wenn er ſpricht: Seyd unterthan aller menſchlichen Ordnung um des Herrn willen!

Wenn aber ein Fürſt den Landesbewohnern ihre Gerechtigkeiten zu ſchmälern ſucht, wenn er z. B. befiehlt, was die Prediger lehren ſollen; ſich anmaßt, den Druck von Büchern zu verbieten, die nicht nach ſeinem Sinne ſind, Machtſprüche thut, ſo vieles Wild hält, daß die Felder des armen Landmannes dadurch verwüſtet werden, die Gelder, die er vom Lande hebt, verpraßt u. ſ. w.: ſo ſind dieß fürſtliche Ungerechtigkeiten, gegen welche man männlich ſprechen, und, wenn man ſchreiben kann, ſchreiben muß. Auf ſolche fürſtliche Ungerechtigkeiten zielt wohl der Apoſtel, wenn er ſpricht: Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menſchen. Giebts denn ſolche Ungerechtigkeiten in ſeinem Lande?

W. Nein, Gott Lob und Dank! davon wiſſen wir nichts!

B. A. Nun da thut er auch Unrecht, wenn er über die fürſtlichen Gerechtigkeiten Klage führt.

Funfzehntes Kapitel.

Die Bauern wollen ſchlechterdings etwas nicht thun, thun es aber am Ende doch.

Mein Herr wollte noch weiter reden, aber das Raſſeln einer Kutſche, welche unter dem Fenſter vorbeyfuhr, machte den Wirth ſo verwirrt, daß er meinen Herrn ſtehen ließ, ſich geſchwind umkleidete und die Haare auskämmte. Wo ſolls hingehen, fragte mein Herr.

Zum Amtmanne, war ſeine Antwort. Dieſer hat uns bey 8 Groſchen Strafe gebieten laſſen, daß wir, ſobald er ankäme, uns auf dem Kirchhof verſammeln ſollten. Wir gingen mit ihm und fanden ſchon die ganze Gemeine zuſammen, die unter einander murmelte, und ſich ſtritt, und einmal über das andere rief: wir thun es ſchlechterdings nicht!

Itzo erſchien der Amtmann, es wurde ſtille, und er fing an folgendermaaßen zu reden:

Lieben Nachbaren, ich habe euch bisher immer für kluge und verſtändige Leute gehalten, und ihr habt euch auch bisher, bey verſchiedenen Gelegenheiten, ſo gezeiget. Ihr fangt an Klee zu bauen, ihr beſſert auf eure Koſten an der Landſtraße, ihr habt dafür geſorgt, daß gutes Bier gebrauet wird, ihr habt euch nicht geweigert, die Bücher anzunehmen, die ich in die Schule eingeführt habe. Und dabey habt ihr euch immer, wie ihr ſelbſt wißt, recht wohl befunden. Weil ihr Klee bauet, ſo befindet ſich euer Vieh beſſer, ihr bekommt mehr Düngung, und euer Land trägt mehr Früchte; weil ihr die Landſtraße beſſert: ſo wird ſie von den Fuhrleuten mehr beſucht, und ihr habt davon mehr Nahrung; weil ihr gutes Bier brauet, ſo könnt ihr euch auch daran erquicken, wenn es euch den Tag über ſauer geworden iſt, und, weil ihr gute Bücher in die Schule habt einführen laſſen, ſo werden auch eure Kinder vernünftiger und beſſer.

Ihr habt auch im ganzen Lande einen guten Namen bekommen, und da voriges Jahr unſer guter Fürſt hier durchreiſte, ſo hat er euch, wie ihr alle noch wißt, ſehr gelobt, und euch ſeine lieben, verſtändigen, ordentlichen Unterthanen genannt. Da ſeht ihr alſo, daß ſich alles Gute ſelbſt belohnt.

Woher kommts denn nun, daß ihr auf einmal nicht mehr gut ſeyn, daß ihr eben ſo unverſtändig handeln wollt, wie die Bauern vom gewöhnlichen Schlage? Da iſt vorgeſtern der Jude Gerſon bey euch geſtorben, und man hat mir geſagt, ihr wolltet ihn nicht auf euern Kirchhof begraben laſſen. Von der hieſigen Gemeine hätte ich das nimmermehr geglaubt. Sagt nur, ihr lieben Leute, was habt ihr denn für Gründe dazu?

Lieber Herr Amtmann! ſagte der Schulze, Sie wiſſen ſelbſt, daß unſere Gemeine gar nicht ſtörriſch und eigenſinnig iſt. Was aber das Begräbniß des Juden betrifft, ſo kann das nicht ſtatt finden auf unſerm Kirchhofe: denn das iſt eine Gewiſſensſache.

A. Und warum denn?

Sch. Weil unſer Kirchhof blos für Chriſtenmenſchen beſtimmt iſt.

A. Zum Begräbniß der Menſchen, wollt ihr ſagen. Weil nun aber ſeit etlichen hundert Jahren hier lauter Chriſtenmenſchen geſtorben ſind; ſo ſind auch lauter Chriſtenmenſchen dahin begraben worden. Itzt tritt aber der Fall ein, daß ein Jude bey uns ſtirbt, warum ſoll denn dieſer nicht auch bey uns begraben werden?

Sch. Das wiſſen Sie ja, Herr Amtmann, beſſer als ich. Ein Jude iſt ja ewig verloren und verdammt, was ſoll denn dieſer unter den Chriſten?

A. Wem kommts zu, die Menſchen zu verdammen?

Sch. Dem lieben Gott.

A. Ganz recht. Alſo nicht dem Schulzen im Schurrfeld, für dieſen ſchickt es ſich gar nicht, ſeine Nebenmenſchen zu richten und zu verdammen. Und noch eins, Herr Schulze. Weiß er denn gewiß, daß alle Chriſtenmenſchen, deren Leiber auf dieſem Kirchhofe verfaulen, in den Himmel gekommen ſind?

Sch. Das kann ich nicht glauben.

A. Ich auch nicht. Geſetzt alſo, der Jude Gerſon würde wirklich verdammt, ſo, dächte ich, machte es nicht viel aus, ob ein Verdammter mehr oder weniger auf dem Kirchhofe läge.

Sch. Das hat wohl alles ſeine Richtigkeit — aber — wir thun es doch nicht.

A. Nun das iſt mir lieb, daß ihr es doch ſo fein gerade heraus ſagt. Ich wüßte wohl, wie ich es machen könnte, daß ihr den Gerſon doch auf euern Kirchhof müßtet begraben laſſen — ich könnte nur Bericht an die Regierung erſtatten, und mir eine Compagnie Soldaten, mit aufgepflanzten Bajonetten, zu Leichenbegleitern erbitten, da ſolltet ihr euch bald fügen. Aber lieben Nachbaren, dabey kömmt nichts heraus. Der Kirchhof iſt euer, und in euer Eigenthum will ich keinen Eingriff thun. Wißt ihr aber, was ich mir vorgenommen habe? ich will den Juden Gerſon in meinen Garten begraben, und auf ſein Grab einen Stein mit folgender Inſchrift ſetzen laſſen: Hier ruhen die Gebeine des ehrlichen Juden Gerſon, welchem die Gemeine zu Schurrfeld das Begräbniß verſagte.

Die ganze Gemeine ſchwieg ſtille.

Das iſt alſo mein Entſchluß, ſagte der Amtmann, lebt wohl! und ging nun langſam fort. Es währte aber nicht lange, ſo kam der Schulze ihm nach und ſagte: Herr Amtmann! die Gemeine hat die Sache hin und her überlegt, und iſt nun der Meinung, daß ſie das Begräbniß erlauben will.

Das iſt brav! ſagte der Amtmann, das wird euch bey allen verſtändigen Leuten Ehre bringen, und unſer guter Fürſt, dem ich es heute melden will, wird ſich darüber gewiß recht herzlich freuen.

Mein Herr freute ſich auch darüber und ſagte: das iſt ein braver Amtmann! der weiß, wie man den Menſchen behandeln muß. Der Menſch iſt wirklich ſo böſe nicht, wie man insgemein ſagt, und thut gern alles, ſo bald er überzeugt iſt, daß es wirklich gut ſey. Man muß ihm aber nur ſeine Freyheit laſſen. So bald man ihn mit Gewalt zu etwas zwingen will, ſo thut er es entweder gar nicht, oder doch mit größtem Widerwillen.

Sechzehntes Kapitel.

Dieſes Kapitel zeiget, wie eine chriſtliche Gemeine ſich aus ihren Kümmerniſſen und Sorgen befreyen könne.

Unter dieſem Geſpräche gingen wir wieder in das Wirthshaus, um zu ſehen, ob der Bote nicht bald käme, den der Herr Pfarrer zu ſchicken verſprochen hatte. Er kam und mein Herr eröffnete begierig den Brief, den er überbrachte, und, da er ihn geleſen hatte, ſagte er: ſchön! ſchön! das iſt ein herrlicher Pfarrer! er hat ſeine Gemeine dahin, wohin er ſie haben will — ſie will beſſer Bier brauen, ſie will alle Graben

ben mit Weiden und Pappeln bepflanzen — ſie will zehn Acker wüſtes Land umreißen und beſäen. Der Herr Pfarrer hat Hoffnung, daß die Gemeine, wenn ſie ſo fortfährt, nach zehn Jahren eine Einnahme von 4 bis 500 Thalern haben wird. Das wird doch eine Gemeine, wie ſie ſeyn ſoll, der es nie an Geld fehlt, ihre Umſtände zu verbeſſern, und für das gemeine Beſte einen Aufwand zu machen. Und das könnten am Ende alle Gemeinen, weil auf jedem Plazze ſich etwas findet, das man benutzen und zu ſeinem Vortheile anwenden kann.

Auf meiner Reiſe durch Thüringen habe ich davon verſchiedene Exempel angetroffen. In Haßleben z. E. hatten ſie jedes Plätzchen, wo ein Baum ſtehen konnte, ohne die Viehweide und den Ackerbau zu hindern, mit Bäumen bepflanzet, und fingen ſogar an Torf zu graben, wo ſeit der Schöpfung niemand Torf geſucht hatte; in Sömmerda hatten der Rath und die Bürger, durch allerhand vortrefliche Einrichtungen, alles ſo verbeſſert, daß dieſe Stadt, die ſonſt bis zur gröſten Armuth herabgeſunken war, und wo man nichts als Wehklagen hörte, ſich in dem blühendſten Zuſtande befindet, ſich täglich mehr verſchönert, und überflüſſige Nahrung hat. Hernach traf ich noch ein Dörfchen an, welches Rohrborn hieß, über welches ich mich beſonders freuete. Die Einwohner, welche ſonſt immer in Sorgen und Kummer lebten, befinden ſich ſehr wohl; ſie bauen itzo Klee, den ſie ſonſt beynahe nicht kannten, verſchaffen dadurch nicht nur ihrem Viehe hinlängliches Futter, ſondern einige handeln ſogar mit Kleeſaamen.

Wie geſagt, ſobald eine Gemeine nicht bloß bey dem Glauben ſtehen bleibt, ſondern auch anfängt nachzudenken, ſo kann ſie erſtaunliche Dinge möglich machen, und ich weiß gewiß, daß, wenn man Leute erſt zum Nachdenken anführte, Theurung, Hungersnoth, drückende Armuth, Betteley ganz und gar aufhören würden. Nichts iſt ja leichter, als ſich Nahrung und Geld zu verſchaffen.

Das iſt wohl alles gut, ſagte der Bote, und krazte ſich hinter den Ohren, aber es gehört doch noch etwas dazu?

V. A. Und was denn?

B. Daß die Gemeine auch bey ihrer Caſſe geſchützt wird.

V. A. Das verſteht ſich von ſelbſt.

B. Ja es verſteht ſich manches von ſelbſt, und geht doch anders, als es ſich von ſelbſt verſteht.

V. A. Und wie geht es denn?

B. Man redet nicht gerne davon. Wir hatten ſonſt gar feines Geld in unſerer Gemeine. Was halfs uns aber? Es wurde ihm von allen Seiten nachgeſtellt. Um jeder Kleinigkeit willen wurden uns Unkoſten gemacht und liquidirt, daß uns hören und ſehen verging. Wenn nun das Jahr vorbey war, ſo gings immer Null für Null auf. Darüber wurden unſere

Nachbaren verdrüßlich, hernach tückiſch und ſtöckiſch. Das kann ja auch nicht anders ſeyn. Wenn der Menſch es ſich ſauer werden läßt, um Geld zuſammen zu bringen, ſo will er doch auch hernach die Freyheit haben, damit zu machen, was er will. Unſer Herr Pfarrer hat uns deßwegen verſprochen, daß er der Gemeine die Freyheit auswirken will, daß die drey Männer, die ſie zu Caſſenvorſtehern ernannt hat, mit der gemeinen Caſſe Verbeſſerungen machen können, wie ſie ſelbſt wollen, ſo lange ſie nicht jemanden in ſeinen Rechten und Gerechtigkeiten kränken, und daß ſie von ihrer Einnahme und Ausgabe niemanden, als der Gemeine, Rechenſchaft ablegen dürfen. Nun haben unſere Leute auf einmal Muth bekommen, und es iſt, wie wenn ein ganz anderer Geiſt in ſie gefahren wäre.

B. A. Das kann ich leicht vermuthen. Wo Freyheit iſt, da herrſcht auch Muth und Thätigkeit.

Mein Herr ſchickte nun den Boten wieder fort, und wir marſchirten nach der nächſten Stadt zu, wo wir ein Quartier fanden, das bereits für uns beſtellt war.

* * *

Siebenzehntes Kapitel.

Ein ſehr ernſthaftes Geſpräch über Wechſelbälge, Hexerey und Teufelsbeſitzungen.

In der Wirthsſtube traf ich den folgenden Morgen ganz abſcheuliche Kinder an. Sie hatten dicke Köpfe, die Augen ſtarrten gerade weg, die Zungen waren ſo dicke, daß ſie in den Mäulern nicht Platz genug hatten; die Bäuche waren ſo ſtark, daß ſie kaum darüber wegſehen konnten, und die Beine ſo dürre, wie die Stöckchen. Keins konnte auftreten, alle drey lagen in kleinen Lehnſtühlchen. Ich erſchrack, daß es mir eiskalt über die Haut lief, und ging gleich zu meinem Herrn und ſagte, was ich für einen Anblick gehabt hätte.

Das muß ich doch gleich unterſuchen, ſagte mein Herr, vielleicht kann ich heute noch ein gutes Werk thun. Er ging alſo zur Wirthin, und fing mit ihr folgendes Geſpräch an.

Guten Morgen, Frau Wirthin, ſind das ihre Kinder?

Wirthin. Das Gott erbarme! ja wohl! ja wohl!

W. A. Die ſcheinen ja krank zu ſeyn. Was fehlt ihnen denn?

W. Das weiß der barmherzige Gott! Sie eſſen und trinken, wie ein geſunder Menſch, und kriegen doch keine Kräfte; wir haben ſchon etliche Jahre an ihnen gedoctert, wir haben ſie geräuchert, da iſt aber immer keine Hülfe.

B. A. Und das Kind, das ſie hier auf dem Arme hat, iſt ſo geſund, ſo vergnügt? ſeh ſie einmal, wie es lacht!

W. Wie lange wirds werden, ſo iſt es eben ſo miſerabel. Dieſe drey arme Würmchen waren ſonſt eben ſo munter, und nun muß ich ſolchen Jammer an ihnen ſehen! Ach du barmherziger Gott! ich bin auch meines Lebens ſo müde, daß ich mir nicht einen Augenblick mehr zu leben wünſche. Was andere Leute für Freude an ihren Kindern haben — und ich — ich arme Frau, muß dieſe Mißgeburten, vom Morgen bis zum Abend, vor Augen ſehen.

B. A. Es iſt traurig! Aber woher muß es denn nur kommen?

W. Woher? Woher? ich weiß es wohl.

B. A. Darf ich es denn nicht auch wiſſen?

W. (heftig) Woher ſollen die Kinder anders kommen, als vom Teufel. Ich ſetze meinen Kopf zum Pfande, das ſind meine Kinder nicht. Sie ſind ausgetauſcht! Wechſelbälge ſind es!

B. A. Hum! der arme Teufel! der muß doch alles gethan haben! Alle Thorheiten, alle Narrenſtreiche, die der Menſch begeht, alles Widrige, was ihm begegnet, wird dem armen Teufel zur Laſt gelegt. Der muß doch der allgemeine Packeſel ſeyn. Ueber mich darf er ſich aber nicht beſchweren, ich habe ihm noch nichts Schuld gegeben. Das habe ich dem Pfarrer zu danken, der mich zum Abendmahle präparirte. Der ſagte immer zu mir, wenn du etwas Böſes gethan haſt, wenn dir etwas Widriges begegnet, ſo ſchiebe die Schuld davon ja nicht auf andere Leute, am wenigſten auf den Teufel! ſuche die Urſache immer in dir ſelbſt: ſo wirſt du ſie faſt allemal finden, und du wirſt auf dieſem Wege immer vernünftiger und beſſer werden! Das habe ich nun immer gethan, und habe mich dabey wohl befunden. Wenn ich bisweilen einen albernen Streich machte: ſo ſchob ich die Schuld davon nicht auf den Teufel, ſondern ich überlegte, wie iſt doch das zugegangen, daß du auf dieſe Thorheit verfallen biſt! da fand ich denn die Urſache davon immer in mir ſelbſt, und dieß machte mich für die Zukunft vorſichtiger. Begegnete mir etwas Unangenehmes, ſo ſchob ich die Schuld davon nicht geradezu auf andere Menſchen. Denn was würde es geholfen haben? es würde dadurch Erbitterung gegen ſie bey mir entſtanden, und ich ſelbſt würde immer bey meinem Fehler geblieben ſeyn. Ich ſuchte die Urſache vielmehr in mir ſelbſt, fand ſie, beſſerte mich, und ſo ging hernach alles beſſer. Ich dächte, Frau Wirthin, ſie machte es eben ſo!

W. Was ſagen Sie da? ich? ich ehrliche Frau, ich wäre an dem Unglücke dieſer Kinder Schuld? die ſind entweder vom Teufel ſelbſt, oder doch von ihm durch eine alte Hexe behext worden.

V. A.

B. A. Und wenn auch das wäre: was will ſie mit dem Teufel anfangen? ſie mag ihn vor geiſtliche oder weltliche Gerichte citiren laſſen — er ſtellt ſich nicht. Die Hexenproceſſe nimmt die Regierung auch nicht mehr an —

W. Leider wahr! das iſt eine Obrigkeit, das Gott erbarme! ich glaube, wenn ich krumm und lahm gehext würde, und meine Kühe gäben Blut, ſtatt Milch, es krähete kein Hahn darnach.

B. A. Da ſieht ſie es alſo. Weder mit dem Teufel noch mit den Hexen iſt etwas anzufangen. Wenn ſie aber die Urſache von dem Elende dieſer armen Kinder in ſich ſelbſt ſuchte — ja dann wäre ſchon etwas zu thun. Wenn ſie die Urſache davon fände, ſo könnte ſie dieſelbe wegſchaffen, und dann würde alles beſſer gehen.

W. Ey was! ich bin nicht Urſache daran. Ich laſſe es, weiß es der liebe Gott! an nichts fehlen. Eſſen und Trinken haben die Würmer genug, warme Betten auch, an Arzeney laſſe ich es auch nicht mangeln. Was ſoll ich denn mehr thun? Der Herr hat gewiß noch keine Kinder gehabt. Er ſchwatzt, wie der Blinde von der Farbe. Es heißt bey mir:

Ach wie betrübt ſind fromme Seelen
Allhier auf dieſer Jammerwelt!

B. A. Ja, meine liebe Frau, wenn nur die frommen Seelen bisweilen auch etwas klüger wären: ſo würden ſie auch weniger Betrübniß haben.

Die Wirthin wurde roth, wie ein Truthahn, ſtellte den Arm in die Seite, und wollte ſchon wieder etwas herauspoltern, als eine Magd in die Stube trat, und einen großen Tiegel voll Mehlbrey, der ganz in Butter ſchwamm, brachte und auf den Tiſch ſtellte, daß das Kind damit gefüttert würde. Die Wirthin riß ihn weg, fütterte das Kind damit, ſo lange bis es kotzte. Dann ſtrich ſie das Ausgekotzte dem Kinde wieder in den Mund, und da es nichts weiter nehmen wollte, legte ſie es auf den Rücken, und ſtrich ſo lange ein, bis der Tiegel leer war.

Mein Herr ſtand dabey, und ſagte kein Wort. Endlich wurde er heftig, fuhr auf und ſagte: eben itzo iſt der Teufel in ihr Kind gefahren.

W. Um Gottes Willen!

B. A. Ohne allen Spaß, er iſt eben itzo hineingefahren — in dieſem Tiegel ſaß er.

W. Haben Sie ihn denn geſehen?

B. A. Ja ich habe ihn geſehen. Dieſer Mehlkleiſter, den ſie dem Kinde gab, der war der Teufel. Erſtlich taugt Mehlbrey für Kinder nichts. Denn was ſoll dies klebrige Weſen im Magen? Hernach iſt ja die überflüſſige Butter wahres Gift. Wenn dieſe in den Magen kommt, ſo wird lauter Galle daraus. Drittens, welche verſtändige Seele wird denn einem Kinde ſo erſchrecklich viel einpfropfen? Das mögen wohl fromme Seelen thun, aber fromme Seelen, die auch verſtändig ſind, thun dies wahrlich nicht. Dieſe füttern ein Kind nicht länger, als es Hunger merken läßt. Und eine Seele, die wirklich fromm iſt, kann dieſes auch nicht thun. Dieſe folgt ja der Stimme des Heilandes, welcher ausdrücklich ſagt: hütet euch, daß eure Herzen nicht beſchwert werden mit Freſſen. Wird denn aber bey dieſer Art zu füttern nicht das Kind beſchwert mit Freſſen? wie kann denn da das arme Kind geſund bleiben? wären es auch lauter geſunde Nahrungsmittel; wie iſts denn möglich, daß der Magen eine ſolche ungeheure Menge verdauen kann? und noch überdies ſolche ſchädliche Nahrungsmittel! Kleiſter — eine ſo ungeheure Menge Butter! das muß ja lauter verdorbene Säfte geben, wie kann denn aus verdorbenen Säften geſundes Blut entſtehen?

Die Wirthin wurde böſe, warf den Löffel etwas heftig auf den Tiſch und ſagte: zum Henker! was ſoll ich denn meinem Kinde ſonſt zu eſſen geben? Wir ſind arme Leute und haben kein Geld, daß wir die Kinder mit Auſtern füttern können.

Nun, ſagte mein Herr, zwiſchen Mehlkleiſter und Auſtern giebt es doch noch allerley. Z. E. geriebene Semmelkrumen in Milch gekocht, oder Brey von Weizengrütze, die, wie die verſtändigſten Aerzte verſichern, den Kindern die beſte Nahrung geben ſollen.

Aber, fuhr die Wirthin fort, ich bin ja auch bey Mehlbrey erzogen worden.

Das glaub ich wohl, ſagte mein Herr, vielleicht

hat ſie aber eben deßwegen auf ihre Kinder eine ſchwä
chere Natur geerbt, die nun nicht mehr Kraft genu
hat, den Mehlbrey zu verdauen.

Die Unterredung wurde wieder durch die Mag
unterbrochen, welche eine Kanne voll Kaffee brachte, un
auf den Tiſch ſetzte. Die erſte Taſſe bekam wieder da
Kind.

So gibt ſie, fragte mein Herr, ihren Kinder
auch Kaffee?

W. Ey freylich, täglich zweymal.

B. A. Und doch ſchreibt ſie es dem Teufel zu
daß ihre Kinder die engliſche Krankheit haben?

W. Je nun, warum denn nicht? Der Kaffe
wird doch die Kinder nicht krank machen?

B. A. Wenigſtens ſchwächt er ſie. Das wa
me Getränke ſchwächt überhaupt den Magen. Es i
ſchlimm genug, daß die Alten, die ſich einmal dara
gewöhnt haben, es beybehalten müſſen. Aber Ki
der ſollte man ſchlechterdings gar nicht dazu gewöhne
Sorgt ſie denn auch dafür, daß die Kinder ſich nic
erkälten?

W. Ey das wollte ich meinen, den ganzen Ta
werden ſie im warmen Mantel getragen, des Nach
haben ſie ihre weichen Federbetten, und, wenn es e
was kalt iſt, gebe ich ihnen noch obendrein eine Wärn
flaſche.

B. A. Und bekommen doch die engliſche Kran
heit?

W. Wie Sie ſehen.

B.

W. A. Und ich habe ſo viele Kinder gekannt, die höchſt ſelten im Mantel getragen wurden, die mehrentheils auf der Erde herumkrochen, ſo lange, bis ſie ſtark genug waren, zu gehen, die unter leichten Decken ſchliefen, nie eine Mütze auf den Kopf brachten, und doch immer geſund und ſtark waren. Wie geht denn das zu?

W. Das weiß ich nicht.

W. A. Ich weiß es aber, daß **Kinder**, die von geſunden Eltern erzeugt ſind, bey leichten, mäßigen Nahrungsmitteln erzogen, nicht übermäßig warm gehalten werden, und früh Erlaubniß haben, auf allen Vieren zu kriechen, die Engliſche Krankheit nicht bekommen. Nun kann ſie es mit ihrem Kinde halten, wie ſie will. Mir verſchlägt es weiter nichts. Was ich ihr aber geſagt habe, das iſt aus guter Meynung geſchehen.

Mit dieſen Worten verließ er die Wirthin, die ganz verſtummt ſitzen blieb.

Achtzehntes Kapitel.

Kurze aber ſehr deutliche Anweiſung, was man auf ſeine Briefe zu ſchreiben habe, wenn ſie ſicher an Ort und Stelle kommen ſollen.

Wir waren nicht lange wieder auf unſerm Zimmer, als ein Poſtillion kam, und meinem Herrn einige Briefe brachte.

Das iſt doch ſonderbar, ſagte ich, daß dieſe Briefe Sie hier finden. Wie geht denn das zu? Wie können denn die Leute, die dieſe Briefe geſchrieben haben, wiſſen, daß Sie itzo hier ſind?

Das geht, ſagte mein Herr, ganz natürlich, ohne alle Hexerey, zu. Ich habe zuvor durch einen Brief mein Quartier in dieſem Wirthshauſe beſtellt, hernach habe ich meinen Freunden geſchrieben, daß ich um dieſer Zeit in dieſer Stadt, in dieſem Wirthshauſe ſeyn würde. Auf dieſe Art konnten dieſe Briefe mich nicht verfehlen. Dieſe Vorſicht iſt allen Reiſenden nöthig. Wenn ſie an einen Ort kommen, wo ſie ſich eine Zeitlang aufhalten wollen: ſo müſſen ſie dies ſogleich ihren Freunden melden; oder, wenn ſie die Stadt und das Quartier vorher wiſſen, das ſie beziehen wollen, ſo muß es den Freunden auch geſchrieben werden. Wer in ſtarkem Briefwechſel ſteht, der thut wohl, wenn er einen gewiſſen Mann beſtimmt, an den alle Briefe geſendet werden, und der ſie hernach weiter beſorgt. Wenn ein Reiſender dies vernachläſſigt, ſo kann große Unordnung daraus entſtehen. Es können Dinge von Wichtigkeit vorfallen, die ihm nothwendig müſſen gemeldet werden. Wie kann man dies aber, wenn man nicht weiß, in welcher Gegend er ſich aufhält? Ich bedaure alſo alle Menſchen, die in ihrer Jugend nicht ſchreiben gelernt haben. Dieſe ſind nur halbe Menſchen. Sie können ſich mit Niemanden unterhalten, als mit denen, die neben ihnen ſitzen oder ſtehen, da hingegen derjenige, welcher gut ſchreiben gelernt hat, mit den entfernteſten Perſonen ſich beſprechen kann.

Das fiel mir aufs Herz, ich hieng den Kopf und dachte bey mir ſelbſt, es wäre doch wohl gut, wenn du auch einmal an deinen Herrn Gevatter in Erfurt ſchriebeſt, wo du itzo wäreſt, und zugleich ein ſchön Compliment an ſeine Tochter beſtellteſt.

Mein Herr merkte es, daß ich in tiefen Gedanken war, lächelte und fragte: na Conſtant, wo ſind die Gedanken?

J. In Erfurt. Ich dachte eben, daß es wohl gut ſeyn möchte, wenn ich an meinen Herrn Gevatter ſchriebe, und ihm meldete, wo ich mich itzo aufhielte.

B. A. Aha! an den Herrn Gevatter! doch wohl auch an die Jungfer Gevatterin?

J. Wenigſtens will ich ein ſchönes Compliment an ſie beſtellen.

B. A. Da thut er wohl daran. Weiß er aber auch wohl, was er auf den Brief ſchreiben muß, wenn er richtig ankommen ſoll?

J. O ja, den Namen des Mannes, an den er gerichtet iſt, ſeinen Stand, und den Namen der Stadt, in welcher er wohnet. An meinen Herrn Gevatter würde ich ſchreiben: An Herrn Kiebitz, Tuchmacher in Erfurt.

B. A. Weiß er denn gewiß, daß nur ein Tuchmacher in Erfurt wohnt, der dieſen Namen führt?

J. Nicht

J. Nicht doch, es ſind ihrer mehrere, mein Herr Gevatter ſelbſt hat etliche Brüder.

W. A. Wie kann denn da die Poſt wiſſen, an welchen ſie den Brief abgeben ſoll?

J. Da müßte ich halt den Vornamen meines Herrn Gevatters hinzuſetzen, und die Gaſſe, in welcher er wohnt.

W. A. Recht ſo! ich dachte, er wollte etwa ſchreiben: an Herrn Kiebitz, meinen lieben Herrn Gevatter. Warum wäre dieß wohl unſchicklich?

J. Deßwegen, weil der Poſtmeiſter nicht weiß, wer den Brief geſchrieben hat, und bey wem ich Gevatter geweſen bin.

W. A. Ganz Recht. Alle die Beſtimmungen auf den Ueberſchriften, die ſich bloß auf den beziehen, der den Brief geſchrieben hat, ſind unnütze, weil weder der Poſtmeiſter, noch der Briefträger, wiſſen kann, von wem der Brief geſchrieben worden. Daher ſind alle die Ueberſchriften: an meinen lieben Sohn, meinen lieben Vater, meinen hochzuehrenden Herrn Schwager, ganz vergeblich. Denn wenn nun der Briefträger die Perſonen, an die der Brief gerichtet iſt, nicht finden könnte, ſo müßte er in den Gaſſen umher gehen und fragen: Leute, könnt ihr mir nicht ſagen, wer der liebe Sohn von der Perſon iſt, die dieſen Brief geſchrieben hat? würde er nicht von allen Leuten deßwegen ausgelacht werden? Da Erfurt eine große Stadt iſt, und es nur ein Erfurt gibt, ſo kennt ſie jeder Poſtmeiſter, und ſorgt dafür, daß der Brief dahin befördert werde. Wenn es aber ein kleiner Ort, oder gar ein Dorf wäre, oder wenn es mehrere Städte gäbe, die den Namen Erfurt führten: ſo müßte doch auch wohl noch etwas hinzugeſetzt werden. Weiß er wohl was?

J. Doch wohl das Land, in welchem der Ort liegt.

W. A. Allerdings, oder auch die nächſte bekannte Stadt, bey welcher er liegt. Giebts mehrere Oerter, die dieſen Namen führen, ſo nennt man gemeiniglich den Fluß, der dabey fließt. So giebt es mehrere Städte, die Rotenburg heißen. Schreibt man nun nach einem Rotenburg, ſo ſetzt man den Namen des Fluſſes, an welchem es liegt, dazu, z. E. Rotenburg an der Fulda, oder an der Tauber, damit der Poſtmeiſter wiſſe, nach welchem Rotenburg er den Brief befördern ſolle. Beſonders genau muß man ſich ausdrücken, wenn man nach einem Dorfe ſchreibt, oder wenn man aus einem Dorfe in eine entfernte Gegend ſchreibt. Denn erſtlich giebt es oft gar viele Dörfer, die einerley Namen führen, hernach ſind auch gar viele ſo unbekannt, daß die wenigſten Menſchen etwas von ihnen wiſſen. Deßwegen iſts gut, daß man ſich die Dorfgeographie anſchaffe, ein Buch, in welchem alle Dörfer Deutſchlands aufgezeichnet, und die Länder benennet ſind, in welchen ſie liegen, damit man ſich daraus belehren kann, wenn man etwa einen

Brief aus einem unbekannten Dorfe erhält. Doch ich plaudere zu lange, itzo will ich ſehen, was in meinen Briefen ſteht.

Er las hierauf, dann ſchrieb er ſogleich ein Paar Zeilen, die ich auf die Poſt tragen, und zugleich Poſtpferde auf den folgenden Tag beſtellen mußte.

Da ich zurückkam, war er etwas unruhig, und ſagte: lieber Conſtant, wenn er länger bey mir bleiben will, ſo muß er nun von Deutſchland Abſchied nehmen. Morgen geht es nach Holland, und von da nach Amerika, und zwar nach Holland mit Extrapoſt. Das Reiſen zu Fuße hat zwar ſeinen großen Nutzen, weil man ſich auf denſelben am beſten umſehen, und alles recht genau betrachten kann. Allein wenn man nothwendige Geſchäfte hat, wie ich, ſo iſt das beſte, wenn man mit Extrapoſt reiſet.

Nun ſetzten wir uns beyde, und ſchrieben zuſammen zwölf Briefe, mein Herr eilfe und ich einen. Und doch war mein Herr mit ſeinen eilf Briefen eher fertig, als ich mit meinem einzigen. Dies mochte theils daher kommen, weil ich mich im Schreiben noch nicht hinlänglich geübt hatte, theils weil man gewöhnlich in einem Briefe vieles wieder ausſtreicht und umändert, der an einen Herrn Gevatter gerichtet iſt, welcher — eine hübſche Tochter hat.

Da ich fertig war, fragte ich: wohin ſoll denn mein Gevater die Antwort an mich ſchicken? Mein Herr nannte mir einen Kaufmann in Amſterdam, an den die Briefe für mich eingeſchlagen, und darauf angemerkt werden ſollte, daß ich in Dienſten des Herrn von Aſſof ſey. Dieſem Kaufmanne würde er von Zeit zu Zeit melden, wo er ſich aufhalte, und dieſer würde dafür ſorgen, daß ſie ihm überſchickt würden. Nun mußte ich noch einige Servelatwürſte und Bouteillen Wein einpacken und dann begaben wir uns zur Ruhe.

Den andern Morgen, bald früh, ſtanden wir auf, und ſetzten uns, nachdem wir, wie gewöhnlich, für Seele und Leib geſorget hatten, in den Poſtwagen und fuhren ab.

Neunzehntes Kapitel.

Conſtant fährt mit Extrapoſt und geht zu Schiffe, und was bey dieſen Gelegenheiten vorgefallen iſt.

Da wir auf die nächſte Station kamen, fanden wir ſchon wieder Pferde und einen Wagen bereit, in welchen wir ſogleich ſtiegen, nachdem wir uns ein Butterbrod und ein Glas Waſſer hatten reichen laſſen. So ging es auf allen Stationen. Allenthalben fanden wir Pferde und Wagen bereit, ſpeiſten, tranken und ſchliefen im Wagen.

Auf dieſe Art kamen wir ſehr ſchnell fort, und ich lernte bey dieſer Gelegenheit, was das Poſtweſen für eine herrliche Einrichtung ſey. Mein Herr machte mich auch darauf aufmerkſam und ſagte: das Poſtweſen iſt eine der herrlichſten Erfindungen, die dem menſchlichen Verſtande Ehre macht. Seitdem die Poſten ſind zu Stande gekommen, kann ein thätiger Menſch zehnmal mehr wirken, als ehedem. Von ſeiner Stube aus kann er ſich mit den entfernteſten Menſchen unterhalten, und, ſobald er will, mit größter Geſchwindigkeit von einer Provinz zur andern fliegen.

Da wir in Amſterdam ankamen, ging mein Herr zu einem Kaufmanne, wo er ſchon alles zu ſeiner Abreiſe eingepackt fand, und die Nachricht erhielt, daß das Schiff, auf welchem er nach Amerika reiſen ſollte, den andern Tag abgehen würde. Den folgenden Morgen alſo machten wir uns reiſefertig, beſtiegen das Schiff und fuhren fort, nach Amerika zu.

Ich machte ſchrecklich große Augen, da ich das große Schiff und das viele Waſſer ſahe, und that deßwegen tauſend Fragen an meinen Herrn, die er mir auch alle recht freundlich beantwortete. Es währete aber nicht gar lange, ſo verging mir das Fragen und ihm das Antworten; wir fingen an zu taumeln, wie wenn wir betrunken wären, mußten alles aus dem Leibe herausbrechen — kurz wir bekamen beyde die Seekrankheit ſo ſtark, daß wir drey Tage höchſt elend darnieder lagen. Nach und nach kamen wir zu unſern Kräften, und freueten uns beyde über das viele Neue, das wir ſahen.

Einmal ließen wir uns im Schiffe herum führen, alle Theile deſſelben benennen, und uns ſagen, warum ſie da wären. Da bekam ich Dinge zu ſehen und zu hören, an die ich zuvor in meinem Leben nicht gedacht hatte. Ich wollte es alles in meinem Tagebuche niederſchreiben, aber es war mir noch alles zu neu und zu viel, daß ich nicht wußte, wo ich anfangen, und wie ich alles ausdrücken ſollte. Vielleicht hätte ich aber doch noch etwas zu Stande gebracht, wenn mich mein Herr nicht auf das Verdeck gerufen hätte.

Conſtant, ſagte er, und drückte mir die Hand, wie iſt ihm zu Muthe?

Ich bin, antwortete ich, ganz verwirrt im Kopfe. So viel Kunſt, ſo viel Ordnung, hätte ich doch wahrhaftig nicht in einem Schiffe geſucht. Wer hat denn, fragte ich, dieſe Schiffe erfunden?

V. A. Dies iſt eine Frage, die ich dir nicht beantworten kann. Wohl tauſend Menſchen haben daran erfunden. Wer es zuerſt gewagt hat, zu ſchiffen, weiß ich nicht, weil dies vermuthlich in den Zeiten geſchehen iſt, wo die Menſchen noch nicht ſchreiben und leſen konnten. Von alle dem, was in jenen alten Zeiten ſich zugetragen hat, weiß man wenig oder nichts mehr, weil niemand da war, der es für die Nachwelt aufſchreiben konnte. Vermuthlich war das erſte Schiff bloß ein Baum, auf welchem ein Wagehals verſuchte, vom dem einen Ufer des Stroms nach dem andern zu ſchwimmen. An dieſem Baume haden hernach die Nachkommen etliche tauſend Jahre gebeſſert, und bald dieſes, bald jenes hinzugeſetzt, bis die Schiffahrt endlich zu der Vollkommenheit gediehen iſt, in der ſie ſich itzo befindet. Das iſt gar eine weiſe Einrichtung Gottes, daß die Erfindungen, die ein Menſch macht, nicht leicht verloren gehen, ſondern ſich von einem Jahrhunderte zum andern fortpflanzen, und immer vollkommner werden. Von einer Erfindung eines alten Erzvaters, von deſſen Körper kein Stäubchen mehr vorhanden iſt, rührt das Schiff her, auf dem wir itzo fahren. Welches gefällt ihm denn beſſer, das Alte, oder das Neue?

J. Ey, nothwendig das Neue.

V. A. Da ſieht er alſo, daß die Leute Unrecht haben, die ſprechen: die Neuerungen taugen nichts. Die Neuern, wenn ſie anders fleißig ſind, und etwas lernen, müſſen von Rechtswegen immer klüger ſeyn, als die Alten, die in vorigen Zeiten lebten, weil ſie nicht nur das benutzen können, was die Alten erfunden haben, ſondern auf die Erfindungen der Alten fortbauen, und noch mehr erfinden können.

J. Sagen Sie mir aber doch nur, wie die Menſchen auf alle dieſe Einfälle gekommen ſind?

V. A. Die Noth hat ſie mehrentheils dazu gebracht. Wenn der Menſch immer im Lehnſtuhle ſitzt, und voll auf zu eſſen und zu trinken hat, ſo denkt er an keine Erfindungen, und faſt alle ſeine Kräfte ſchlummern, die Kraft des Magens ausgenommen.

men. Aber wenn die Noth eintritt, wenn Sturm entſteht, der ſein Schiff von einer Klippe zur andern wirft, wenn eine Welle nach der andern ihn zu bedekken droht, dann werden alle ſeine Kräfte geweckt und angeſtrengt — und er erfindet in der Angſt oft ein Mittel, an welches er im Stande der Ruhe nie würde gedacht haben. Noth, pflegt man zu ſagen, lehrt beten, man ſollte aber auch hinzuſetzen: Noth lehrt erfinden. Wenn man den Urſprung aller Erfindungen unterſuchen könnte, ſo würde man gewiß bemerken, daß die mehreſten durch die Noth ſind veranlaßt worden. Seit der Zeit, daß ich dieſen Glauben habe, bin ich weit ruhiger als ſonſt. Sonſt, wann ein ſchweres Gewitter angezogen kam, wann ich von Stürmen, Schloßen, Erdbeben u. d. gl. hörete, zitterte ich vor Angſt, und ſahe dieß alles für göttliche Strafgerichte an. Itzo aber bin ich, bey allen ſolchen fürchterlichen Begebenheiten, ganz ruhig. Wenn ich höre, daß ein Land oder eine Familie ſich in großer Noth befinde, ſo denke ich allemal — itzo will der gute Menſchenvater ſeine Kinder gewiß einmal eine neue nützliche Erfindung lehren. Dann wird mirs ſo wohl ums Herz, und ich behalte den lieben Gott im Hagelwetter ſo lieb, als er mir bey einem warmen Frühlingsregen iſt.

J. Da ſollte man aber meynen, daß beſtändig etwas Neues erfunden würde. So iſts aber nicht. Ich habe Leute genug gekannt, die die größte Noth lit litten, und doch immer nichts erſanden. Woher kommt denn das?

V. A. Das kommt von ihrer Muthloſigkeit. Wenn der Menſch in der Noth freylich die Hände über dem Kopfe zuſammen ſchlägt, und heult und ſchreyt — da wird er nichts erfinden. Wer heißt ihm denn aber, daß er wie ein kleines Kind ſich betragen ſoll? In der Noth ſchlage man die Hände nicht über dem Kopfe zuſammen, heule und ſchreye auch nicht, ſondern ſchweige fein ſtille, denke mit dem Kopfe nach, und brauche ſeine Hände, ſo wird Gott gewiß helfen, und uns allerley neue Mittel zeigen, wie man ſeine Umſtände verbeſſern kann.

Itzo ſchwieg mein Herr und wir ſahen hin in die weite See. Das war ein gar herrlicher Anblick! Nichts als Himmel und Waſſer ſahen wir. Man denke, wie bey ſo einem Anblicke einem Menſchen wie mir, der in ſeinem Leben von dem feſten Lande noch nicht weggekommen war, zu Muthe ſeyn mußte! Da ich eine Zeitlang ganz ſtumm da geſtanden hatte, rief mein Herr: Conſtant! ſeh er einmal an meinem Finger dorthin, wo der Himmel auf dem Meere aufzuliegen ſcheint. Sieht er nichts?

Ja, antwortete ich, ich ſehe ein Paar ſchwarze Punkte. Was iſt das?

Wir wollen es bald ſehen, antwortete mein Herr. Nach einigen Minuten holte er ein Fernrohr hervor, durch welches man ſehr weit ſehen konnte, ſahe durch, gab es mir, ließ mich auch durchſehen, und fragte hernach: wofür hält er jene Punkte, die ich ihm zeigte?

J. Mir kommt es vor, als wenn es Maſtbäume und Segel wären.

W. A. Mir auch. Wenn aber Maſtbäume und Segel da ſind, ſo müſſen ja auch wohl Schiffe da ſeyn. Sieht er ſie?

J. Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, ſo ſehe ich kein Schiff.

W. A. Wie geht denn das zu?

J. Ich glaube, weil die Schiffe noch zu weit von uns entfernt ſind, ſo kann man ſie nicht ſehen.

W. A. Gut. Woher kommts denn aber, daß man die Bäume und Segel ſieht? die ſind ja eben ſo weit von uns entfernt, als die Schiffe.

J. Das weiß ich doch wirklich nicht.

Zwanzigſtes Kapitel.

Ein gelehrter Discurs vom Nachdenken, und der Figur der Erde.

Mein Herr holte hierauf ſein Federmeſſer aus der Taſche, machte es auf, hielt es empor, bedeckte den Stiel mit der Hand und fragte: ſieht er das ganze Federmeſſer?

J. Nichts als die Klinge.

W. A.

B. A. Warum denn nicht auch den Stiel?

J. Wie kann ich denn das? Sie bedecken ja den Stiel mit der Hand.

B. A. Vielleicht iſt es mit den Schiffen eben ſo. Vielleicht bedeckt ſie auch etwas, daß wir ſie nicht ſehen können. Was mag dieß wohl ſeyn?

J. Doch wohl Waſſer. Ich mag ja ſehen, wohin ich will, ſo erblicke ich nichts, als Waſſer.

B. A. Vermuthlich gehen alſo die Schiffe unter dem Waſſer, und die Maſtbäume und Segel über dem Waſſer.

J. Das kann doch wohl nicht ſeyn, ſonſt müßten ja die Leute erſaufen.

B. A. Freylich. Und wenn das Schiff einmal unter dem Waſſer wäre, ſo würde Maſt und Segel augenblicklich nachfolgen.

J. Darauf weiß ich weiter nichts zu antworten.

B. A. Nun ſo denke er darüber nach! Durch Nachdenken wird man klug.

Er verließ mich nun, ich blieb auf dem Verdecke ſtehen, dachte der Sache weiter nach, und ſahe die Schiffe immer näher kommen. Endlich ſahe ich ſie ganz. Es entſtand in unſerm Schiffe ein Auflauf, es wurde vielerley geſprochen, wovon ich aber kein Wort verſtand, weil alles Holländiſch war, und ich das Holländiſche nicht gelernt hatte. Auf einmal that jedes dieſer Schiffe einen Schuß, und aus dem unſrigen wurde wieder geſchoſſen.

Wie mir dabey zu Muthe war, kann ich niemanden beſchreiben. Ich vermuthete alle Augenblicke, daß unſer Schiff angegriffen werden würde, und zitterte, ohne Ruhm zu melden, am ganzen Leibe.

In der Angſt redete ich den Matroſen an, der neben mir ſtand, und fragte: Was giebts denn nur, was iſt denn das? Dieſer war zum Glück ein Deutſcher, und lachte über meine Fragen, daß ihm der Bauch ſchütterte. Landsmann, ſagte er, man ſieht wohl, daß du das erſtemal auf einem Schiffe biſt. Dieß Schießen will weiter nichts ſagen, als — guten Morgen! Wenn die Menſchen auf dem Lande einander begegnen, ſo ſagen ſie geradezu guten Morgen! oder guten Abend! Wenn aber Schiffe einander begegnen, ſo müſſen ſie einander den guten Morgen oder guten Abend etwas lauter zurufen, theils weil ſie einander nicht nahe kommen dürfen, theils, weil das Waſſer, das Tau- und Segelwerk, immer ſo vieles Geräuſche verurſachen. Deßwegen begrüßen ſie einander, wenn ſie ſich begegnen, immer mit ein Paar Kanonenſchüſſen.

Nun war ich auf einmal aus meinem Traume. Woher es aber komme, daß man von den Schiffen erſt den obern Theil erblicke, ehe man den untern ſehen kann, das konnte ich noch immer nicht begreifen. Ich ſtellte mich daher auf das Verdeck, und ſahe den Schiffen nach, die vor uns vorbey geſegelt waren. Da ſahe ich nun gar deutlich, daß erſt wieder der untere

Theil verſchwand, hernach der mittlere, daß ich am Ende nur noch die Spitzen der Maſtbäume erblicken konnte. Iſts doch, dachte ich, wie wenn die Schiffe nach und nach zu einem Berge hinunter führen. Und nun wurde mirs auf einmal helle im Kopfe. Ich ſuchte meinen Herrn auf und rief ihm zu: ich habe es heraus! ich habe es heraus! die Erde iſt kugelrund! die Schiffe ſegeln alſo immer auf einer Kugel hin, und da kann es nicht anders kommen, als daß man die Spitzen der Maſtbäume, wenn ſie uns entgegen kommen, zuerſt, und eben dieſe Spitzen zuletzt ſehen muß, wenn ſie von uns gehen.

Das war getroffen, lieber Conſtant, ſagte mein Herr. Dies wird er nun in ſeinem Leben nicht vergeſſen, weil er es durch eignes Nachdenken heraus gebracht hat. Hätte ich es ihm geſagt, ſo wäre es wahrſcheinlich zu einem Ohre hinein, zum andern wieder hinaus gegangen. Denn wenn der Menſch nur den zehnten Theil von dem, was er hört und lieſt, merkte, wie viel müßte er nach funfzig Jahren wiſſen! Aber, wie geſagt, das mehrſte von dem, was der Menſch hört und lieſt, geht wieder verloren; was er aber durch eignes Nachdenken herausbringt, das behält er ſein lebelang. Deswegen ſehe ich es nicht gerne, wenn man den Kindern alles vorſagt. Wollte man z. E. zu einem Kinde ſagen: „wie gut es der Schöpfer mit dem Menſchen meyne, ſehen wir, unter andern, aus den Händen, die er ihm gegeben hat, mit welchen er ſo vielerley Arbeiten verrichten kann; hätte er, ſtatt der Hände, Tatzen, wie ein Hund, bekommen, wie arm wäre er!" Wenn man, ſage ich, ſo zu einem Kinde reden wollte, ſo iſt es zwar wahr und herzlich gut gemeynt, aber das flatterhafte Kind hat vielleicht unter der Zeit, da dies geſprochen wird, die Gedanken wo anders, merkt nicht auf, verſteht es nicht recht und vergißt es leicht. Wenn ich hingegen das Kind frage: wozu haſt du deine Hände? was machſt du damit? wäre es nicht beſſer, wenn du Tatzen hätteſt, wie ein Hund? ſo muß das Kind ſelbſt nachdenken, und das, was es durch eignes Nachdenken herausbringt, vergißt es gewiß ſo leicht nicht.

Ich habe dieſe Erinnerung auch, bis auf den heutigen Tag, nicht vergeſſen, und ſie iſt mir, bey meiner Kinderzucht ſehr nützlich geweſen.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Welches von Seelenverkäufern handelt.

Wir ſchifften nun von einem Tage zum andern fort und hatten niemals Langeweile: theils weil mein Herr mich immer auf die Merkwürdigkeiten aufmerkſam machte, die wir auf dem Meere antrafen, theils weil er immer die Matroſen aufſuchte, die Deutſch ſprechen konnten, und ſich mit ihnen in Geſpräche einließ. Ich

wärde

würde nicht fertig mit Erzählen, wenn ich alles anführen wollte, was ich ſahe und hörte. Ich will alſo nur noch ein Geſpräch anführen, das mein Herr mit einem Matroſen hielt.

Es war nun ſeine Art ſo, daß er immer unter den Menſchen herum ging, ihnen ins Geſicht ſahe, und jeden anredete, der ihm merkwürdig ſchien.

So traf er auch einmal einen Matroſen an, der ganz tiefſinnig ſaß, und den Kopf in die Hand gelegt hatte.

Guten Morgen, Landsmann! ſagte er, warum ſo betrübt?

M. Ey, bey ſo einem Hundeleben mag der Henker vergnügt ſeyn.

B. A. Ich habe immer geglaubt, man könne in jedem Stande vergnügt ſeyn, wenn man ſich nur in ſeine Lage zu finden wüßte.

M. Iſt der Herr ſchon Matroſe geweſen?

B. A. Niemals.

M. Da ſpricht er alſo, wie der Blinde von der Farbe. Herr! nur zwey Tage ſollte er die Arbeit thun, die ein Matroſe verrichten muß, die Koſt genießen, die uns gereicht wird, und ſich ſo ausſchimpfen und ſo ausprügeln laſſen, dann würde er aus einem andern Tone ſingen.

B. A. Ich könnte ihm dagegen noch vieles einwenden, will es aber nicht thun, weil ich kein Freund von Einwendungen bin. Geſetzt aber, daß das Matrotroſenleben ein wirkliches Hundeleben wäre, warum iſt er denn Matroſe geworden?

M. Ich bin kein Matroſe geworden.

V. A. Nicht Matroſe geworden? er iſt ja Matroſe, folglich muß er es doch geworden ſeyn.

M. Aber nicht freywillig. Man hat mich betrogen, man hat mich gezwungen, Matroſe zu werden.

V. A. Wie ſo?

M. Wenn er es wiſſen will, ſo will ich es ihm erzählen. Ich komme nach Amſterdam, um da Arbeit zu ſuchen. Da begegnet mir ein Mann, ſieht mir ins Geſicht, und fragt mich: woher Landsmann? aus Deutſchland, antwortete ich. Vielleicht, fragte er weiter, aus Sachſen? Ja, antwortete ich, aus Sachſen, und zwar aus Thüringen.

Aus Thüringen? fuhr er fort, da ſind wir ja Landsleute! Willkommen! Willkommen in Amſterdam! und nun nahm er mich bey der Hand, führte mich mit ſich fort, daß ich, wie er ſagte, auf den Abend mit ihm eſſen ſollte.

Ich aß auch wirklich mit ihm, und aß nicht nur, ſondern trank auch, und zwar ein Bischen viel, ſo daß ich mich zu Bette mußte führen laſſen.

Da ich den andern Morgen erwachte, machte ich ſchrecklich große Augen. Ich lag auf Stroh in einer engen Stube, die nicht mehr Licht hatte, als durch die kleinen mit eiſernen Stäben verwahrten Fenſter fallen konnte, die ſich ganz oben bey der Decke befanden.

den. Ums Himmelswillen, dachte ich bey mir ſelbſt, was ſoll das werden?

Bald erfuhr ichs. Die Thür wurde mit groſſem Praſſeln geöffnet, ein Mann, der ſo wild und grimmig ausſahe, wie der Satan, trat herein, befahl, daß ich herauskommen ſollte, und brachte mich in ein Gewölbe, wo ſich noch 20 Leute befanden, die eben ſo, wie ich, waren betrogen worden, davon mir einer ins Ohr ziſchte, daß wir uns bey einem Seelenverkäufer befänden.

Nach dreyen Tagen wurden wir zuſammen auf ein Schiff gebracht, und mußten Matroſen werden. Sehe er, Herr! ſo iſt mirs ergangen. Iſt dies auch erlaubt?

B. A. Freylich nicht!

M. Iſt dies auch erlaubt, daß in einer chriſtlichen Stadt ſolcher Menſchenraub begangen wird? iſt das nicht himmelſchreyend? kann es unter Tatarn abſcheulicher zugehen?

B. A. Sey er ruhig, lieber Mann! das Aergerniß, das Schimpfen und Schelten hilft ihm doch zu nichts. Wenn mir der Kopf weh thut, ſo klage ich nicht viel, ſondern denke nach, wie ich wohl zu dem Kopfſchmerze gekommen ſeyn möchte? Finde ich die Urſache, ſo kann ich mir auch leicht helfen, wenigſtens werde ich nun für die Zukunft klüger.

M. Was will denn der Herr mit ſeinen Kopfſchmerzen? ich weiß von Kopfſchmerzen nichts.

B. A. Mit dem Matroſenwerden iſts gewiſſermaßen wie mit den Kopfſchmerzen.

M. Das verſteh ich nicht. Matroſenwerden und Kopfſchmerzen ſind unterſchieden, wie Himmel und Erde..

B. A. Das iſt wahr. Aber ſie ſind einander doch in gewiſſen Stücken ähnlich. Sie haben z. E. beyde ihre Urſachen. Und über dieſe Urſachen muß man fein nachdenken. Wir wollen einmal verſuchen, ob wir nichts herausbringen können. Warum iſt er Matroſe geworden?

M. Weil man mich betrogen hat.

B. A. Recht! aber woher kömmts denn, daß er ſich hat betrügen laſſen?

M. Woher? das iſt ja eine wunderliche Frage. Ich habe mich betrügen laſſen, weil ich den Betrüger für einen ehrlichen Mann hielt.

B. A. Fiel es ihm denn gar nicht ein, daß der Kerl vielleicht ein Seelenverkäufer ſeyn könnte?

M. Gar nicht.

B. A. Und warum denn nicht?

M. Wer wird denn ſo etwas denken! ich habe in meinem Leben nichts von Seelenverkäufern gehört.

B. A. Die Urſache alſo, warum er Matroſe geworden, iſt, weil man ihm nichts von Seelenverkäufern und ihren mannigfaltigen Betrügereyen geſagt hat.

M. Was hilft mirs denn nun, wenn ich dies weiß?

V. A. Das kann ihm ſehr vieles helfen. Er wird nicht ewig Matroſe bleiben. Wenn er nun in ſein Vaterland zurückkommt, und denkt daran, in welches Unglück junge Leute dadurch geſtürzt werden können, daß man ſie nicht vor den Verführungen der Seelenverkäufer, und der Werber, welche oft eben nicht viel beſſer, als Seelenverkäufer, ſind, warnet: Was wird er wohl thun, wenn er anders ein guter Menſch iſt?

M. Ich werde alle Handwerksburſche, die in die Fremde gehen, warnen, daß ſie gegen Seelenverkäufer und Werber auf ihrer Hut ſind.

V. A. Das iſt brav! Er wird damit manches braven jungen Menſchen Freyheit erhalten. Denn bis itzo iſt noch wenig, oder gar keine Veranſtaltung getroffen worden, die Handwerksburſche von den Gefahren, die ihnen auf ihrer Wanderſchaft bevorſtehen, zu unterrichten. Sie lernen in ihrer Jugend zwar den Himmelsweg, und dies iſt ganz gut; da aber der Weg zum Himmel durch dies Leben geht: ſo ſollten ſie billig auch mit dem Lebenswege bekannt gemacht, und ihnen die mannigfaltigen Gefahren gezeigt werden, die ihnen auf demſelben bevorſtehn; ſonſt verlieren ſie ſich nicht nur auf dem Lebenswege, ſondern verfehlen auch den Weg zum Himmel. Wenn man in böſe Geſellſchaft geräth: ſo iſts ſchwer, den Weg zum Himmel zu finden. Wenn er nun einmal den Handwerksburſchen durch ſeine guten Lehren nützlich iſt: iſts nicht wahr, ſo kommt es daher, weil er über die Urſache ſeines Matroſenwerdens nachgedacht hat?

M. Dies iſt wahr!

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Herr von Aſſof macht eine Entdeckung.

Aber nun, fuhr Herr von Aſſof fort, da er einſieht, daß es gut iſt, wenn man über die Urſachen nachdenkt, will ich noch eine Frage an ihn thun: warum iſt er denn nach Amſterdam gegangen?

M. (mit niedergeſchlagenen Augen) Weil ich Arbeit ſuchte.

V. A. Arbeit? ich dächte in Deutſchland gäbe es für jeden, der Arbeit ſuchen will, Arbeit genug. Warum iſt er denn außer Deutſchland gegangen?

M. (ſeufzend) Ich wollte mich gern in der Welt umſehen.

V. A. (ſeine Hand faſſend) Warum ſeufzet er?

M. Ich hätte geſeufzet?

V. A. Ja er hat geſeufzet. Was hat er gethan, das ihn aus Deutſchland vertrieben hat?

M. Ich?

V. A. Er.

M. Ich — ich — habe nichts gethan.

V. A. Ja! er hat etwas gethan! Dies ſehe ich an ſeinen Augen und höre es an ſeiner Sprache. Sey er aufrichtig! es wird ihn nicht gereuen. Was hat er gethan?

M. (weinend) Ich habe außer der Ehe —

B. A. Ein Kind gezeuget?

M. Leider.

B. A. Wo?

M. In Langenſalz.

B. A. Wie iſt ſein Name? Wie der Name der Mutter?

Hier kam es an den Tag, daß er der Vater des Kindes ſey, welches die Mutter tödten wollte, und das von meinem Herrn gerettet wurde.

B. A. Was iſt aus ſeinem Kinde geworden?

M. Das weiß der liebe Gott. Vermuthlich hat es die Mutter umgebracht, und ſitzt nun in Ketten und Banden. Ach Gott! erbarme dich!

B. A. Das wäre ſchrecklich! Wenn er nun daran denkt, daß er zwey Leute unglücklich gemacht hat, macht es ihm denn Freude?

M. Gott! erbarme dich!

B. A. Es ſcheint alſo, als wenn es ihn reuete?

M. Ach ja! ach ja! da müßte ich ja ein ſchlechter Menſch ſeyn, wenn es mich nicht reuen wollte.

B. A. Nun da ſehe ich doch, daß es gut iſt, wenn man über die Urſachen ſeiner Leiden nachdenkt. Sein Vergehen hat ihn nach Amſterdam getrieben, in Amſterdam iſt er unter die Seelenverkäufer gerathen, dieſe haben ihn zum Matroſen gemacht, und da er über die Urſachen des Matroſenwerdens nachdachte, fand er gleich, daß ſein Fehltritt daran Urſache ſey, und bereuete ihn. Gut iſts wohl, wenn man immer ſo lebt, daß man ſeine Handlungen nicht bereuen darf; aber — wenn man nun einmal ſchlecht handelte: ſo iſt doch das beſte, daß man ſein Vergehen bereuet. Wenn er nun itzo die unglückliche Mutter mit dem Kinde wiederfände, was würde er wohl thun?

M. Ach! die werde ich nie wiederfinden.

V. A. Wenn er ſie aber wiederfände?

M. Das iſt ja nicht möglich.

V. A. Wenn er ſie aber wiederfände?

M. Da würde ich ihr um den Hals fallen, ſie auf der Stelle heyrathen, und für das arme Kind ſorgen, wenn ich auch betteln ſollte. Ein leerer Magen ſchmerzt, aber wirklich noch lange nicht ſo ſehr, als — ein böſes Gewiſſen! Ein böſes Gewiſſen! Ein böſes Gewiſſen! ach das habe ich — das werde ich wohl mit in die Grube nehmen müſſen.

V. A. Aufrichtige Reue iſt ein ſehr gutes Mittel, das verletzte Gewiſſen zu heilen. Wer ſein Vergehen aufrichtig bereuet, der iſt auch geneigt, es wieder gut zu machen.

M. Aber wenn man nicht mehr kann?

V. A. Er kann es. Sein Kind lebt noch, die Mutter lebt noch — beyde ſind verſorgt.

M. Wie mein Kind lebt noch? die Mutter lebt noch? ſie ſind beyde verſorgt? wer — wer hat ſie verſorgt?

Ich! — — — — dachte ich, würde mein Herr ſagen. Aber ſiehe da, er ſagte nicht: ich. Er ſtellte ſich vielmehr ganz fremd und antwortete, bey ſeiner Durchreiſe durch Langenſalz habe er erfahren, daß dieſe unglückliche Perſon, nebſt ihrem Kinde, ſey verſorgt worden.

Da drehte ich mich um, biß mich in die Finger, und dachte, dein Herr iſt doch ein ganz anderer Mann als du. Hätteſt du dies Kind, nebſt der Mutter, verſorget, und wäreſt befraget worden, wer für dieſe Unglücklichen geſorget habe? du hätteſt gleich heraus geſagt, ich.

Von dieſer Stunde an bekam ich noch mehr Hochachtung gegen meinen Herrn, und ſahe recht ein, wie viel ein Mann werth ſey, der ſich des Guten nicht rühmet, das er gethan hat.

Der Matroſe war nun vor Freuden außer ſich, und ſagte: wenn ich doch nur ſchwimmen könnte! ich wollte ſogleich wieder nach Langenſalz.

Dahin könnte er, antwortete mein Herr, vielleicht kommen, ohne ſchwimmen zu können.

Wie ſo? fragte der Matroſe.

Durch Nachdenken, antwortete mein Herr. Der Matroſe ſchüttelte den Kopf, und ging fort, und ſagte: das verſtehe ich nicht.

So will ich es ihm ſagen, rief mein Herr ihm nach. Wenn der Menſch ſich etwas vorſetzt, das an ſich nicht unmöglich iſt, und denkt recht darüber nach, wie er es möglich machen will, ſo findet er faſt immer Mittel es möglich zu machen.

Der Matroſe ſperrte das Maul auf und ging fort.

Mein Herr aber ſagte etwas unwillig: wie ſchlecht iſts doch mit der Erziehung noch beſchaffen. Die Menſchen lernen allerley, nur nicht das Nachdenken, welches doch bey dem Menſchen die Hauptſache iſt. Ein Menſch, der nicht nachdenken gelernt hat, iſt in meinen Augen nicht viel mehr werth, als ein Storch, der nicht fliegen kann.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Hier wird die Frage unterſucht, ob wir von Natur gleiche Rechte und gleiche Freyheiten haben?

Wie verſtehn Sie das? fragte ihn ein Paſſagier, der dieſe letzten Worte gehört hatte.

B. A. Das verſteht ſich ja von ſelbſt. Das vorzüglichſte am Menſchen iſt die Seele, und das Hauptgeſchäfte der Seele iſt das Nachdenken. Iſt denn alſo nicht derjenige, der nicht nachdenken lernte, nur ein halber Menſch?

P. Ja lieber Freund! Wenn Sie die Welt beſſer kennten, ſo würden Sie ganz anders ſprechen. Der Stand giebt dem Menſchen ſeinen Werth, aber nicht das Nachdenken. Ich habe nun ſeit zehn Jahren nachgedacht und nachgedacht, wozu hilft es mir? Einer nach dem andern wird mir vorgezogen und warum? weil er adelich war und ich bürgerlich bin.

W. A. Ich kann darüber nicht urtheilen, weil ich weder Ihre Verdienſte noch die Verdienſte derer kenne, die Ihnen vorgezogen wurden.

P. Dem mag nun ſeyn, wie ihm will, ſo iſts doch nicht recht, daß der Adeliche vor dem Bürgerlichen immer den Vorzug hat. Wir ſind von Natur alle gleich.

W. A. Alle gleich?

P. Alle gleich!

W. A. Nun da freue ich mich doch herzlich, daß ich einen Mann gefunden habe, der im Ernſte behauptet, wir wären von Natur alle gleich. Ich bitte Sie, mit mir einen Kaffee auf dem Verdecke zu trinken; die See iſt ruhig — der Himmel heiter — wir können hier mit Muße uns über den Satz beſprechen: daß wir von Natur alle gleich ſind.

Mein Herr winkte mir, ich lief nach dem Schiffskoch und brachte ſogleich 2 Portionen Kaffee herauf.

Da die erſte Taſſe eingeſchenkt wurde, fragte mein Herr: wenn die Kinder auf die Welt kommen, iſt denn eins ſo groß, ſo ſchwer, als das andere?

P. Das will ich nun eben nicht ſagen.

B. A. Das können Sie auch nicht ſagen. Manches Kind iſt noch einmal ſo groß, als ein anderes, das mit ihm zu gleicher Zeit auf die Welt tritt. Alſo iſts doch nicht ſo ganz wahr, daß wir von Natur alle gleich wären. Haben Sie denn ferner nicht bemerkt, daß manche Kinder, wenn ſie auf die Welt kommen, ſtark, andere ſchwächlich ſind?

P. Davon iſt die Rede nicht.

B. A. Es iſt aber doch wahr. Manches Kind iſt bey ſeinem Eintritte auf die Welt ſo ſchwach, daß man Mühe hat, ſein Leben zu retten, das andere ſtrotzt von Kraft. Wie können denn alſo wir alle von Natur gleich ſeyn? Ferner habe ich bemerkt, daß manche Kinder von Jugend auf äußerſt dumm ſind, und faſt gar nichts begreifen können, andere hingegen offene Köpfe haben, und leicht alles faſſen, was ihnen vorgetragen wird. Habe ich mich vielleicht hierin geirret?

P. Das will ich nicht ſagen.

B. A. Sie können es auch nicht. Wenn es nun aber wahr iſt, daß ein Kind groß, das andere klein, eines ſtark, das andere ſchwach, eins mit einem offenen Kopfe, das andere dumm gebohren wird: wie können Sie denn ſagen, daß wir von Natur einander alle gleich wären.

P. Entweder Sie verſtehen mich nicht, oder Sie wollen mich nicht verſtehen. Meine Meynung iſt dieſe:

ſe: daß wir von Natur alle gleiche Rechte und gleiche Freyheiten haben.

B. A. Ja das iſt wieder eine andere Sache. Da hätten Sie ſich aber etwas beſtimmter und deutlicher ausdrücken ſollen. Es iſt ja ganz etwas anderes, wenn ich ſage: wir ſind von Natur alle gleich, als wenn ich behaupte, wir haben alle gleiche Rechte und Freyheiten. Wir wollen doch einmal unterſuchen, ob dieſer Satz ſeine Richtigkeit habe. Geſetzt, Sie, lieber Freund, und ich träten zu gleicher Zeit in den Stand der heiligen Ehe, und bekämen, nach Verfluß von drey Vierteljahren, jeder einen geſunden, muntern Sohn. Sie hätten aber einen Kirſchgarten und ich keinen; wenn nun unſere Jungen groß würden, hätte denn der meinige eben ſo viel Recht in Ihrem Garten Kirſchen zu pflücken, als der Ihrige?

P. Das wohl nicht.

B. A. Ich glaube es auch nicht. Sie ſehen alſo doch, daß die Menſchen von Natur nicht gleiche Rechte und Freyheiten haben. Denn wie es mit dem Kirſchgarten iſt, ſo iſts mit andern Sachen ebenfalls.

P. Doch nicht auch mit den Aemtern?

B. A. Wollen Sie mir eine Frage ganz aufrichtig beantworten?

P. Ganz aufrichtig.

B. A. Wir wollen nun annehmen, Sie ſtünden in einem Lande in ſo großem Anſehen, daß Sie alle Aemter beſetzen könnten, ich aber nicht; es würde nun ein anſehnliches Amt vacant, das mit vieler Ehre und Einnahme verknüpft wäre: wem würden Sie es geben? Ihrem Sohne oder dem Meinigen?

P. Meinem Sohne!

V. A. Das konnte ich mir leicht vorſtellen. Aber eben daraus können Sie ſchließen, daß die gleichen Rechte und Freyheiten der Menſchen ein bloßer Traum ſind. Wenn eine Geſellſchaft, ſie ſey groß oder klein, beſtehen ſoll: ſo iſt es ſchlechterdings nöthig, daß einige Menſchen mehr Macht, mehr Anſehen, mehr Geld haben, als die andern. Denn, wenn alle durchaus an Macht und Anſehen und Geld einander gleich wären, ſo würde keiner für den andern arbeiten wollen, jeder müßte ſich ſelbſt bedienen, ſein Haus, ſein Kleid ſelbſt machen, ſein Korn ſelbſt ſäen, mahlen und backen. Sie fühlen ſelbſt, wie unglücklich man in einer ſolchen Geſellſchaft leben würde. Nun hat aber jeder mächtige, reiche, angeſehene Vater ſeine Kinder lieb. Die Liebe dringt ihn, es darauf anzulegen, daß ſie eben die Macht, das Anſehen, das Vermögen bekommen, das er ſelbſt hat; ein andrer Vater, der arm und niedrig iſt, kann das ſeinen Kindern nicht verſchaffen — folglich haben ſie mit jenen von Natur nicht gleiche Rechte und Freyheiten — Wie können Sie alſo ſagen, daß wir von Natur alle gleich wären?

P. Eins und das andere könnte ich Ihnen noch einwenden.

V. A. Ich glaube es auch.

Hierauf ſprach mein Herr eine Zeitlang franzöſiſch, davon ich aber kein Wort verſtand, weil ich es in der Jugend nicht gelernt hatte.

Der Paſſagier fuhr fort: Wenn Sie mir aber zugeſtehen, daß die Kinder das Recht zum Reichthume, Aemtern, Macht und Anſehen erben — warum empfehlen Sie denn ſo ſehr das Nachdenken? Wenn ich ein großer angeſehener Mann im Staate bin, und Sie ſind ein ehrlicher, aber armer Mann, ohne Macht und Anſehen, ſo mag mein Sohn einfältig ſeyn, und der Ihrige Engelsverſtand haben, der Ihrige wird doch immer dem Meinigen nachſtehen müſſen.

B. A. Das könnte ſeyn.

P. Nun da haben Sie es. In unſerer gegenwärtigen Verfaſſung iſt das Nachdenken keine Pfeiſe Taback werth.

B. A. Das wäre ſehr wenig. Nach meiner Ueberzeugung iſt das Nachdenken mit allen Schätzen der Welt nicht zu bezahlen. Eben deßwegen weil die Ungleichheit der Menſchen manches Drückende und Unbequeme hat: ſo ſollten wir uns recht aufs Nachdenken legen, weil dieſes das einzige erlaubte, unſchädliche und ſichere Mittel iſt, dieſes Drückende und Unangenehme zu mindern.

P. Ich verſtehe Sie nicht. Geſetzt ich gäbe meinem Sohne ein Amt, das mit Ehre und Einnahme verbunden wäre, und Ihr Sohn müßte zurückſtehen — was wollte er thun?

B. A. Nachdenken.

P. Daß Sie mir gingen mit Ihrem Nachdenken, worüber will er denn nachdenken? etwa wie er meinen Sohn verdrängen und an ſeine Statt einrükken will?

B. A. Da dürfte er meinen Namen nicht führen. Nein er wird durch Nachdenken und Fleiß ſich ſo auszubilden ſuchen, daß er nicht nöthig hat, ein Amt zu ſuchen, daß er ohne daſſelbe leben kann, und daß Sie am Ende zu ihm kommen und ihn bitten müſſen, daß er es ſich gefallen laſſe, ein Amt anzunehmen.

P. Oho! — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

B. A. — — — — und Sie mögen nun ſagen, was Sie wollen, der Verſtand iſts doch immer, der die Welt regiert. Betrachten Sie nur z. E. den heiligen Eheſtand! Da iſt nun Mann und Weib mit einander verbunden. Der Mann ſcheint von Natur zur Herrſchaft beſtimmt zu ſeyn, weil er mehr Muth

und

Anm. Ich bedaure, daß ich hier eine Lücke laſſen muß. Bey einem Sturme, von welchem in der Folge wird geredet werden, ſchlug eine Welle in das Schiff, das Seewaſſer lief in Herrn Conſtants Taſche, und löſchte in ſeiner Schreibtafel die Stelle aus, die hier fehlt.

und mehr Kraft in den Knochen hat, als die Frau. Hat aber die Frau mehr Verſtand: ſo geht es doch im heiligen Eheſtande immer, nicht wie der Mann, ſondern wie die Frau will.

P. Das wiſſen gewiſſe große Herren wohl, die es darauf anlegen, daß die Unterthanen nie Verſtand bekommen, ſondern recht dumm bleiben ſollen, damit ſie mit ihnen Thüren auſſtoßen und recht unumſchränkt über ſie herrſchen können.

B. A. Ich beſorge aber, es möchte dieſen großen Herren, (wenn es wirklich ſolche giebt, denn wenigſtens unſere Deutſchen Fürſten, die ich kenne, thun alles, um den Unterthan verſtändiger zu machen,) es möchte, ſage ich, dieſen großen Herren gehen, wie Jeremias Löffelſtieln.

P. Wie ging es dieſem.

B. A. Wenn Sie es wiſſen wollen, ſo will ich Ihnen die ganze Geſchichte erzählen. In einem kleinen Orte, an der Böhmiſchen Gränze, wohnte ein Mann, der hieß Jeremias Löffelſtiel. Sein Nachbar heyrathete und nahm eine Frau, die vielen Verſtand hatte. Da die Flitterwoche vorbey war, wollte er ſeine Herrſchaft ausüben und commandirte die Frau, aber ſehr vernünftig. Weil ſeine Befehle vernünftig waren, ſo wurden ſie befolgt. Befahl er aber ja einmal etwas albernes: ſo blieb die Frau ſtehen und ſagte: Männchen, das geht nicht. Der Mann überlegte es, und ließ es dabey bewenden.

Unterdeſſen verbeſſerte ſich die Haushaltung dieſes Mannes von Jahre zu Jahre, er fing an ſeine Frau hochzuſchätzen, und die Frau — weil ſie Verſtand hatte, dachte: wenn dein Mann Ehre hat, ſo haſt du ſie auch; ſie ehrte ihn deßwegen, wie ſie konnte und wußte, nannte ihn immer ihren lieben, braven Mann, verbarg ſeine Schwachheiten, und — wenn die Nachbaren ihre gute Haushaltung bewunderten: ſo pflegte ſie immer zu ſagen: das habe ich der guten Anordnung meines Mannes zu danken.

Was that nun Jeremias Löffelſtiel? Dieſer dachte bey ſich ſelbſt: dein Nachbar iſt nicht Herr im Hauſe. Woher kommt es aber? er hat eine kluge Frau. Du willſt nicht eher heyrathen, als bis du ein recht dummes Mädchen findeſt. Dann — dann — willſt du ein Regiment führen, wie — der Kaiſer von Fetz und Marokko. Denn warum iſt dieſer ein ſo unumſchränkter Monarch? bloß darum, weil er dumme Unterthanen hat.

Nach langem Suchen fand er endlich die ehr- und tugendbelobte Jungfer, Jungfer Annen Sybillen Beſenſtielin, des weyland ehrengeachteten Kilian Beſenſtiels, weyland chriſtlichen Inwohners und Mitnachbars zu Simpelrode, hinterlaſſene eheleibliche älteſte Tochter erſter Ehe. Willſt du mich? fragte er ſie. Ey meinetwegen, ſagte ſie. Er gab ihr die Hand, ging zum Prediger, beſtellte das Aufgebot, und hielt, da er zum drittenmale war aufgeboten worden, Hochzeit, ohnerachtet der Prediger ihm die Heyrath widerrathen hatte.

Nach der Hochzeit trat Jeremias Löffelſtiel ſein Regiment an, und kommandirte, wie — ein Kaiſer von Fetz und Marokko. Die Frau that alles, was er befahl, ſie ließ ſich ſogar Ohrfeigen geben.

Da ſie das erſte Paar Ohrfeigen bekommen hatte, hob Jeremias Löffelſtiel die Naſe gewaltig hoch, ſtellte den Arm in die Seite, trat vor den Spiegel, ſtrich den Bart, und ſagte: biſt doch ein ganz anderer Kerl, als dein Nachbar.

Freylich war er ein ganz anderer Kerl. Sein Nachbar war ein wohlhabender, angeſehener Mann, aber Jeremias Löffelſtiel — der wurde ein armer, verachteter Menſch. Weil ſeine Frau dumm war: ſo machte ſie auch alles dumm. Wenn die kluge Frau 6 Kannen Milch von einer Kuh lieferte, ſo brachte dieſe 1 Nöſel; ſpann jene Garn wie Seide: ſo konnte das Garn, das dieſe verfertigte, nur zu Wurſtbändern gebraucht werden; jene ſchickte alle Woche Eyer zu Markte, dieſe hatte ſelbſt keine. Woher dachte ſie, mag dies wohl kommen? vermuthlich daher, weil deine Hüner zu viele Hähne ausbrüten. Du willſt, dachte ſie, dem Dinge bald abhelfen und ſchnitt den Hähnen die Schwänze ab, damit ſie Hüner werden und Eyer legen möchten. Solche Streiche machte ſie immer. Ihr Mann trieb endlich ſeine Herrſchaft ſo weit, daß er ſie einmal mit Füßen trat.

Da wurde ihr ſogleich die Zunge gelöſet, und ſie ſtieß eine Menge der abſcheulichſten Schimpfwörter gegen ihren Mann aus, die ſich ein ehrlicher Menſch ſchämt nachzuſagen.

Die Nachbaren liefen herbey, und je mehrere kamen, deſto ſtärker ſchimpfte ſie. Ihr Mann legte ſich aufs Bitten. Frau, ſagte er, ich bitte dich um Gottes willen, bedenk doch, was du thuſt? ich bin ja dein Mann — wenn du mich beſchimpfſt, ſo beſchimpfſt du dich ja ſelbſt. Aber nun war das Bitten zu ſpät, ſie ſchimpfte immer fort, und ſchlug und warf alles umher, was im Hauſe war.

Nun fügte es ſich, daß unter den Zuhörern ein fremder Mann war, der immer die Ohren ſpitzte, wenn ein Paar Eheleute ſich zankten, und von ihrem Zanken Vortheil zu ziehen ſuchte. Dieſer ſuchte eine Gelegenheit, wo er die Frau allein ſprechen konnte. Frau, ſagte er, ich bedaure ſie. Sie hat einen Tyrannen zum Manne. Warum will ſie das leiden? geh ſie mit mir, ich will ſie frey machen. Was? antwortete ſie, er will mich frey machen? da gehe ich den Augenblick mit ihm. Freyheit geht über alles.

Als nun einmal der Mann in die Stadt gefahren war: ſo packte der fremde Mann die Sachen zuſammen, und ging mit der Frau fort.

Da ſaß nun Jeremias Löffelſtiel, ohne Frau, ohne Herrſchaft, ohne Vermögen, unterdeſſen daß ſein Nachbar, bey ſeiner klugen Frau, ſehr glücklich

lich lebte, im ganzen Orte angeſehen war, ein ziemliches Vermögen zuſammen brachte, und an ſeinen Kindern viele Freude erlebte.

Sobald mein Herr ausgeredet hatte, ſchlich ich mich zu ihm und fragte: warum ſprachen Sie denn mit dem Herrn Franzöſiſch?

W. A. Deßwegen, weil es nicht alle Leute verſtehen ſollten.

J. Warum ſollten ſie es denn nicht verſtehen?

W. A. Deßwegen, weil ſie es nicht verſtehen konnten. Es giebt gewiſſe Wahrheiten, die man ſchlechterdings nicht laut ſagen darf, weil man weiß, daß die mehreſten Menſchen ſie entweder gar nicht verſtehen können, oder ſie ganz falſch verſtehen. Daher ſpricht unſer Heiland ſchon: ich habe euch noch viel zu ſagen, aber ihr könnet es noch nicht ertragen. So iſt es z. E. mit der natürlichen Gleichheit der Menſchen, Etwas Wahres iſt daran. Aber man darf es nicht laut ſagen, weil die wenigſten Menſchen, die itzo leben, es verſtehen würden. Sobald man die Leute lehren wollte: wir ſind von Natur alle gleich: ſo würde der größte Theil glauben, er ſey ſo viel, wie ſeine Vorgeſetzten, würde nicht mehr gehorchen, keine Befehle, keine Vorſchriften annehmen, keine Abgaben entrichten wollen. Wünſcht er ſich wohl in einem ſolchen Lande zu leben?

J. Bey meiner Ehre! das wünſche ich nicht!

W. A. Ich auch nicht. In einem Lande, wo die

Leute glücklich leben ſollen, müſſen die Vorgeſetzten Anſehen haben, die Befehle, wenn ſie nicht offenbar ungerecht und albern ſind, müſſen befolgt werden. Es iſt, mit einem Worte, Subordination nöthig. Eine Geſellſchaft ohne Subordination iſt eine Narrenrepublik, wo niemandes Ehre, Vermögen und Ruhe in Sicherheit iſt.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Was für große Dinge man durch Nachdenken möglich machen kann.

Wir ſchifften noch etliche Tage, ohne daß uns etwas Merkwürdiges aufgeſtoßen wäre, außer daß ich einmal wieder zwey Kanonenſchüſſe hörte. Itzo erſchrack ich darüber ſchon weniger, als das erſtemal, weil ich vermuthete, daß dies von einem freundſchaftlichen Schiffe käme, welches uns einen guten Morgen bieten wollte. So war es auch wirklich. Ein Holländiſches Schiff, das aus Amerika kam, ging wieder nach Holland zurück, und wurde von unſerm Schiffe wieder mit Kanonenſchüſſen begrüßt. Wir ſahen auch, daß aus demſelben ein Boot herabgelaſſen wurde, welches auf uns zu ruderte. Da es bey uns angekommen war, fragten uns die Matroſen, ob wir nach Amerika ſchifften? und da wir dies bejahet hatten, gaben ſie uns verſchiedene Briefe mit, und erhielten dagegen einen Brief von meinem Herrn nach Amſterdam, den er ſchon auf dieſen Fall verfertiget hatte.

Itzo kam auf einmal der Matroſe herbey geſprungen, mit welchem ſich mein Herr vor kurzem unterredet hatte, und rief: ey Herr von Aſſof! das wäre eine ſchöne Gelegenheit wieder nach Europa zu kommen.

B. A. Ich ſollte es auch glauben. Wie will er dies aber möglich machen? wird es ihm der Schiffskapitain erlauben?

Der Matroſe ſchlug traurig die Augen nieder, und beſah die Nägel an den Fingern.

Du biſt ein armer Tropf, ſagte mein Herr zu ihm. Durch dein Nachdenken wirſt du keine Viertelmeile weit kommen. Er ſtieg hierauf ſelbſt in das Boot und unterredete ſich mit den Matroſen. Einer von ihnen gab ihm die Hand, er kam wieder in unſer Schiff, und, nachdem er wieder eine Zeitlang mit dem Schiffskapitain geſprochen hatte, beſtieg er mit etlichen unſerer Matroſen, unter welchen ſich auch derjenige befand, welcher das Nachdenken nicht gelernt hatte, ein Boot, und ruderte damit nach dem andern Schiffe hin.

Nach einer Viertelſtunde kam er wieder zurück, und brachte, ſtatt des nicht nachdenkenden Matroſen, den andern mit, der ihm die Hand darauf gegeben hatte.

Merk er es Conſtant! ſagte er, ſobald er in das

Schiff geſtiegen war: durch Nachdenken kann man auch über die See kommen. Ich habe es dahin gebracht, daß unſer Landsmann gegen dieſen Holländer iſt ausgetauſcht worden.

Ich nahm es zu Herzen, und ſetzte mir feſt vor, daß ich mich im Nachdenken recht üben, und gar nichts unternehmen wollte, ohne zuvor erſt darüber nachgedacht zu haben.

Da es Nacht war, legte ich mich zur Ruhe und mein Herr that ein Gleiches.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Herr von Aſſof macht dem Kaiſer von Feß und Marokko ſeine Aufwartung.

Gegen Morgen hörte ich, daß mein Herr immer im Schlafe redete. Ich richtete mich auf, um zu verſtehen, was er eigentlich ſpräche, konnte aber nichts vernehmen, als die Worte: rocco, rocco, ma marocco. Endlich richtete er ſich auf, rief noch einmal Marocco, dann rieb er die Augen und ſahe ſich allenthalben um.

Was fehlt Ihnen denn? lieber Herr! fragte ich. Da lachte er laut und ſagte: ſo einen ſonderbaren Traum habe ich doch lange nicht gehabt. Er ſoll ihn heute hören.

Gegen Mittag erzählte er mir ihn, und da er doch ſehr merkwürdig war: ſo habe ich ihn von Wort zu Wort aufgeſchrieben. Hier iſt er:

Traum des Herrn von Aſſof.

Ehe ich mich verſahe, befand ich mich in dem Zimmer des Kaiſers von Fez und Marocco. Guten Morgen! Ihro Majeſtät! ſagte ich, ich wünſche Ihnen wohl geruhet zu haben!

K. Guten Morgen! wo kommt er her?

J. Ihro Majeſtät! aus Deutſchland.

K. Wie heißt er?

J. Von Aſſof.

K. Cidli! (ſo hieß ein ſchwarzes Mädchen, das im Zimmer war) ſchenk dem Fremden Kaffee ein!

Da ich die andere Taſſe trank, fragte die ſchwarze Majeſtät, hat er Bücher bey ſich?

J. Kein einziges.

K. Ja ich muß auch wiſſen, obs wahr ſey. Hierauf ließ er einen ſeiner Staatsbedienten kommen, der alle meine Kleider durchſuchen mußte. Da er nichts fand, fragte ich: wünſchen Ew. Majeſtät vielleicht Bücher zu leſen? ſo will ich Ihnen welche aus Deutſchland zuſchicken. Es wird da vieles geſchrieben.

K. Ich habe es mir wohl ſagen laſſen. Eben deßwegen ließ ich ihn aber viſitiren, damit er mir nicht etwa Bücher mitbrächte.

J. So? alſo ſehen Sie es nicht gerne, wenn man Bücher in Ihr Land bringt?

K. Bey Leibe nicht! das Leſen macht die Leute nur klug, und das kann ich nicht leiden.

J. Ich ſollte aber meynen, die klugen Leute müßten Ihnen recht lieb ſeyn. Je klüger die Menſchen ſind, deſto klüger fangen ſie auch ihre Sachen an, deſto mehr erwerben ſie, deſto mehr Geſchoß, Zoll und Acciſe entrichten ſie. Man hat in Deutſchland ausgerechnet, daß ein kleines Ländchen, deſſen Einwohner klug ſind, dem Landesherrn ſo viel einbringe, als ein zehnmal größeres, deſſen Einwohner in der Dummheit erhalten werden.

K. Poſſen! wenn der Unterthan klug wird, ſo will er nicht mehr gehorchen.

J. Das ſollte ich kaum glauben. Haben Ihro Majeſtät noch nicht Rebellion in ihrem Lande gehabt?

K. Genug und ſatt. Das Rebelliren nimmt bey mir kein Ende; wenn ich denke, daß ich es an einem Orte gedämpft habe, ſo brichts am andern wieder aus.

J. Da ſcheint es doch, als wenn die Dummheit nicht gegen Rebellion ſchützte.

K. Ey was da. Wenn die Unterthanen ſchon rebelliren, wenn ſie dumm ſind, was werden ſie erſt thun, wenn man ſie klug macht!

J. Dagegen ſtreitet ja aber das Exempel unſrer Deutſchen Fürſten. Dieſe ſuchen ihren Ruhm darinne, daß ſie kluge Unterthanen regieren, und verbeſſern deßwegen die Schulen, legen Pflanzſchulen für Schulmeiſter an, ſuchen dem Volke gute Bücher in die Hände de zu bringen und doch höret man wenig oder nichts von Rebellion. Die Unterthanen lieben vielmehr ihren Regenten, und nennen ihn ihren Landesvater.

K. Alſo habt ihr in Deutſchland gar kein Exempel von einer Rebellion?

J. Ohngefähr vor drittehalbhundert Jahren gab es bey uns auch eine Rebellion, die nannte man den Bauernkrieg.

K. Da hat ers ja.

J. Allein erlauben mir Ihro Majeſtät, das geſchahe vor drittehalb hundert Jahren, in den finſtern Zeiten, da die Deutſchen noch ſehr unwiſſend waren, itzo iſt alles ruhig.

K. Ich kanns kaum glauben. Alſo dürfen bey euch die Leute leſen, was ſie wollen?

J. Was ſie wollen.

K. Wird denn aber nicht auch bisweilen gegen die Regierung geſchrieben?

J. Ebenfalls.

K. Nu? was thun denn da die Regenten?

J. Da ſind zwey Fälle möglich: Entweder, was gegen die Regierung geſchrieben wird, iſt wahr, oder es iſt nicht wahr. Iſts wahr: ſo ſucht man den Fehler im Stillen zu beſſern; iſts aber nicht wahr: ſo verachtet man den Schriftſteller, und wenn er es zu grob macht, ſo ſtraft man ihn.

K. Wenn nun aber Schriften verbreitet würden, die geradezu zur Rebellion aufforderten, wie denn da?

J. Man lieſt ſie, discurirt darüber, und legt ſie bey Seite.

K. Da müſſen eure Regenten einen beſondern Kunſtgriff haben, wodurch ſie das Volk im Zaume halten.

J. Den haben ſie auch. Erſtlich laſſen ſie die Jugend gleich in der Schule davon unterrichten, daß Obrigkeit, Geſetze, Folgſamkeit gegen Geſetze, Abgaben nöthig ſind, wenn ein Volk glücklich leben will; hernach geben ſie ſich alle Mühe, das Volk, welches ſie regieren, immer glücklicher zu machen. Sie befördern den Ackerbau, den Gartenbau, die Fabriken, und belohnen den oft, der ſeine Sachen am beſten macht; ſie legen Schulen an, und laſſen die Jugend darinne unterrichten; errichten Anſtalten zur Verſorgung der Armen, der Wittwen und Waiſen, zur Unterſtützung der Abgebrannten; wenn eine Seuche unter das Volk kommt, ſo machen ſie gleich bekannt, wie es ſich dabey zu verhalten habe; geſchieht jemanden Unrecht, ſo ſchaffen ſie ihm Hülfe; ja wenn ein Unterthan glaubt, daß der Regent ihm Unrecht thue, ſo kann er ihn verklagen. So handeln wenigſtens die mehrſten deutſchen Fürſten. Wie iſt da Rebellion möglich? Geſetzt, daß ein unruhiger Kopf darzu aufmunterte: ſo denkt man, der Kerl iſt ein Narr; warum ſollen wir denn rebelliren? es drückt uns ja niemand.

K. Da mag der Henker in Deutſchland Regent ſeyn, aber ich nicht. Ihr Kerls ſcheint ja zu glauben, als wenn der Regent um des Volks willen da wäre.

J. Das glauben wir auch.

K. Hohl euch der Henker mit eurem Glauben! das Volk iſt um meinetwillen da, und ich kann damit machen, was ich will. Es iſt mein Eigenthum, ſeine Aecker, ſeine Häuſer, ſeine Weiber und Töchter gehören mir, und ich nehme davon, was mir gefällt. Was das Volk glauben ſoll, das ſchreibe ich ihm in meinen Edikten vor, und damit iſts gut. Murt jemand dagegen, oder iſt er mir oder meiner Cidli oder meiner Halli zuwider, ſo laſſe ich ihn ſtranguliren, und es darf kein Hahn darnach krähen. Was da! was da! man muß die Rechte der Souveraine zu behaupten ſuchen.

J. Ich bitte Ihro Majeſtät unterthänig um Verzeihung.

K. Warum?

J. Weil ich Sie ganz unrecht verſtanden habe. Ich glaubte, ſie wären ein Regent, wie wir ſie in Deutſchland haben, aber nun ſehe ich, daß Sie ein ganz andrer Herr ſind.

K. Der bin ich auch, ich führe eine ganz unumſchränkte Regierung. Mein Wille iſt Geſetz.

J. Da thun Ihro Majeſtät auch ſehr wohl daran, daß Sie ihre Unterthanen in der Dummheit zu erhalten ſuchen. Die Macht des weiſen und guten Fürſten gewinnt freylich dadurch, wenn ſeine Unterthanen klug werden, aber — der unumſchränkte Herr, deſſen Geſetz ſein Wille iſt, oder, wie wir es in unſrer Sprache zu nennen pflegen, der Despot, der Tyrann, ſitzt nicht feſte auf ſeinem Throne, ſobald die Unterthanen klug werden.

K. Da ſieht er, daß ich Recht habe.

J. Aber wiſſen Ihro Majeſtät, was ich dabey beſorge?

K. Was denn?

J. Daß Sie die Aufklärung ihrer Unterthanen nicht werden verhindern können.

K. Wer? ich nicht? der Kaiſer von Fetz und Marocco?

J. Und wenn Ihro Majeſtät auch noch Kaiſer von Algier, Tunis und Tripolis wären: ſo können Sie es doch nicht verhindern. Denn, erlauben Sie mir dieſe Frage: wie wollen Sie es denn anfangen?

K. Ich verbiete das Einführen fremder Bücher gerade zu.

J. Dadurch werden die Leute nur noch begieriger gemacht und erſinnen tauſenderley Mittel, Bücher zu bekommen. Wir haben auch ein Paar Fürſten in Deutſchland, die es eben ſo machen, aber was hilfts? Ihre Unterthanen bekommen einen rechten Heißhunger nach ausländiſchen Schriften, und hundert Schriften, die man in freyen Staaten gar nicht bemerkt, werden von ihnen heimlich herbeygeſchafft, und mit der größten Begierde geleſen.

K. Ja was ſoll ich denn da thun?

J. Nach meiner Meynung wäre das Beſte,

daß, wenn Sie nun einmal Despot ſeyn wollen, Sie es ſo einzurichten ſuchen, daß Ihre Unterthanen gar nicht leſen lernen. Denn, wenn der Menſch nicht leſen kann, ſo kann er auch keine verbotene Schriſten leſen.

K. Bey dem Muhammed! das iſt ein vortreflicher Vorſchlag! Cidli! ſag dem Staatsminiſter, er ſoll befehlen, daß hinführe meine Unterthanen nicht mehr leſen lernen ſollen. Und hier, mein lieber Deutſcher, daß er doch ſieht, daß ich Verdienſte zu ſchätzen weiß, hier hat er eine goldene Medaille.

Ich nahm die goldene Medaille, dankte dafür höflichſt, und lachte in meinem Herzen über den Despoten, weil ich voraus ſahe, daß nun die Marokaner recht eifrig ihre Kinder im Leſen unterrichten würden, ſobald es ihnen der Despot verbietet.

Wie ich von Sr. barbariſchen Majeſtät weggekommen bin, weiß ich ſelbſt nicht, denn da ich mein Compliment gemacht hatte, erwachte ich.

* * *

Ueber dieſen Traum lachte mein Herr noch gar herzlich und machte allerley Anmerkungen dazu. Es iſt wahr, ſagte er, es iſt nur ein Traum, unterdeſſen iſt doch alles die Wahrheit, was ich im Traume geſprochen habe. Das allerſicherſte Mittel Unruhen in einem Lande zu verhüten, iſt und bleibt eine gute, gerechte Regierung. Wo dieſe iſt, da ſind ſo wenig Unruhen zu befürchten, als ein rechtſchaffener Vater, der ſeine Kinder gut erzieht, zu beſorgen hat, daß dieſe ihn aus dem Hauſe jagen werden.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Conſtant bereitet ſich zu ſeinem Tode und ſtirbt.

Er würde noch länger über dieſe Materie geſprochen haben, allein ein ſtarker Auflauf, der im Schiffe entſtand, unterbrach ihn.

Was giebts? fragten wir.

Wir ſehen Land, ſagte uns ein Matroſe, der vor uns vorbey lief — Wir ſind nun bald in Amerika! Dieſe Nachricht verurſachte eine allgemeine Freude, die aber nicht gar lange dauerte. Bald erhub ſich ein Sturm, das Schiff wurde ſchnell fortgetrieben, und — ehe wir es uns verſahen, bekam es einen ſo ſtarken Stoß, daß wir alle über einander herfielen, dann ſaß es feſte. Dies verurſachte einen allgemeinen Lärmen; einige heulten, andere beteten, manche fluchten, und manche liefen ängſtlich umher und rangen die Hände.

Mein Herr allein ſtand ſtille, und ſahe ſteif vor ſich hin. Nach etlichen Minuten ſahe er mir ins Geſicht, und fragte mich, was iſt hier zu thun?

J. Das weiß der liebe Gott.

B. A. Der weiß es freylich wohl, aber wir müſſen es auch wiſſen, was wir zu thun haben. Was ſteht uns itzo bevor?

J. Der Tod! der Tod! ach du lieber Gott! der Tod!

B. A. Wenn es weiter nichts iſt, ſo haben wir nicht Urſache uns zu fürchten. Sterben müſſen wir ſchlechterdings einmal, und, wenn wir itzo ſterben, ſo haben wir dies zum Vortheile, daß wir nicht viel auszuſtehen haben. Es iſt um eine böſe Viertelſtunde zu thun, ſo iſts überſtanden, und wir befinden uns in einer beſſern Welt, wo wir keinen Schiffbruch mehr zu beſorgen haben.

J. Ach ja! ach ja! ich möchte aber doch gar zu gerne noch länger leben.

B. A. Ich auch. Aber wer kann helfen?

J. Gott allein.

B. A. Ja der kann helfen. Aber wenn er helfen ſoll: ſo müſſen wir auch unſere Kräfte brauchen. Wenn Gott den Acker ſegnen ſoll: ſo muß man ihn ordentlich bearbeiten, und wenn Gott vom Tode erretten ſoll: ſo muß man thun, was man kann, um dem Tode zu entgehen. Hat man gethan, was man konnte, und es hilft doch nichts: dann kann man getroſt und ruhig ſterben; es iſt alsdann ein Zeichen, daß es Gott für beſſer hält, daß wir von der Erde gehen, als daß wir länger auf derſelben leben. Getroſt alſo Conſtant! hier iſt keine Zeit zu verlieren. Da liegen Bretter, merke er ſich den Platz! wenn das Schiff nicht kann gerettet werden: ſo ergreiſe er nur gleich eins davon, ſchließe ſich mit den Armen feſt an, und überlaſſe ſich den Wellen und dem guten Gott, dem Wind und Meer gehorſam iſt. Hier iſt eine Wurſt! hier Zwieback! hier ein Meſſer! hier die Hälfte von meinem Gelde! verwahre es alles wohl! wenn er ans Land kommt, ſo wird ihm jede dieſer Sachen unſchätzbar ſeyn. Das iſt alles, was ich zu ſeiner und meiner Rettung thun kann. Nun getroſt! greiſe er friſch an, wo etwas zu thun iſt!

Nun verlor ſich mein Herr in das Getümmel, und ich bekam ihn nicht mehr zu ſehen. Was ich thun ſollte? wußte ich nicht. Bald aber erfuhr ich es. Die Wellen ſchlugen in das Schiff, das Schiff wurde leck, das heißt, es bekam durch das Hin- und Herſtoßen des Windes Löcher, durch welche das Waſſer eindrang, und alles, was auf dem Schiffe war, wurde commandirt, das Waſſer auszupumpen. Ich pumpte, was meine Kräfte vermochten, und wir erhielten das Schiff, durch übermäßige Arbeit, die ganze Nacht hindurch. Gegen Morgen wurde aber die Gefahr immer größer, der Schiffskapitain ließ von Zeit zu Zeit die Kanonen löſen, um den Schiffen, oder den Landesbewohnern, die in der Nähe wären, unſre Noth anzuzeigen, und ſie um Hülfe zu bitten. Aber — es erfolgte keine Hülfe — unſere Kräfte nahmen ab — das Waſſer im Schiffe nahm zu — wir ſtanden endlich im Waſſer bis unter die Arme. Da verließ alle der Muth, ſie ließen die Pumpen ſtehen, und liefen davon.

Ich lief auch davon, gerade nach dem Orte hin, wo mir mein Herr die Bretter gezeigt hatte, ergriff eins, ſchloß mich mit den Armen um daſſelbe, ſtürzte mich damit in die See und ſchwamm davon.

Wie lange ich damit geſchwommen bin, weiß ich nicht, weil ich keine Uhr bey mir hatte, und wenn ich ſie bey mir gehabt hätte, doch nicht darnach hätte ſehen können. Genug, da mich die Wellen eine Zeitlang mit meinem Brette herum getrieben hatten, verließen mich meine Kräfte, es klang mir vor den Ohren, ſehen konnte ich auch nicht mehr — ich ſeufzte: Gott! ſey mir gnädig! — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Conſtant kömmt in der Wohnung der Seligen an.

Itzo ſchlug ich die Augen auf, und ſahe ſtarr vor mich hin. Da hörte ich, daß jemand liſpelte: Gott Lob! er lebt!

Ich ſahe mich um, und erblickte drey Männer, die mich liebreich anſahen. Ich ſahe ſie auch an, aber weiter konnte ich nichts thun, weil ich äußerſt ſchwach war.

Nach einiger Zeit wurde ich aber warm, mein Herz ſchlug ſtärker, ich konnte die Zunge bewegen und fragte: wo bin ich?

Er ſpricht ja Deutſch! rief einer von ihnen aus, er iſt ja unſer Landsmann! Willkommen Landsmann! du biſt unter guten Menſchen! *)

---

*) Hier iſt eine große Anmerkung nöthig. Herr Conſtant kommt nun in ein Land, wo alles beſſer eingerichtet iſt, als in Deutſchland. Dabey iſt nun folgendes zu erinnern: erſtlich: daß man deßwegen nicht auf ſeinen Prediger, Amtmann, Edelmann, Fürſten u. d. gl. unwillig werde, wenn es bey ihm nicht ſo geht, wie es gehen ſoll. Denn es iſt jedermann, ſelbſt unſer würdiger, edeldenkender Kaiſer gewiſſermaßen gefeſſelt, daß er nicht ſo viel Gutes thun kann, als — er will. So bald man etwas verbeſſern will, ſo lehnen ſich gleich eine Menge Menſchen dagegen auf, die durch die Verbeſſerung ein Paar Gulden von ihrer Einnahme verlieren würden. Schullehrer, die dieſes Buch in ihren Schulen leſen laſſen, werden beſonders gebeten, ihre Schüler hierauf aufmerkſam machen.

Zweytens, wird man bemerken, daß das Land, von welchem nun wird geredet werden, auf der Charte von Amerika gar nicht anzutreffen, und alſo der Weg dahin ſehr ſchwer zu finden ſey. Dies erinnere ich deßwegen, damit nicht etwa jemand durch die reizenden Erzählungen, die nun vorkommen werden, ſich gerade zu verleiten laſſe, ſein Vaterland zu verlaſſen, und — nach Amerika zu gehen, um da die goldne Zeit zu finden.

Wie bin ich denn hieher gekommen? fragte ich weiter.

Das ſollſt du alles erfahren, lieber Landsmann, antwortete einer von den drey Männern. Itzo aber bedarfſt du der Ruhe, und darfſt nicht viel ſprechen. Man brachte mir darauf einen Kräuterthee, der ſo kräftig war, daß er mir den Magen und alle Glieder durchwärmte. Sobald ich ein Paar Taſſen zu mir genommen hatte, ſchlichen ſich die Männer fort, und ſagten: nun ſchlaf ruhig und ſey ganz unbekümmert! es wird dir nichts zu Leide geſchehen.

Wirklich fiel ich auch bald in einen Schlummer, der unausſprechlich ſüß war. Da ich erwachte, lag ich in einem ziemlichen Schweiße und befand mich ſo wohl, wie wenn ich neu gebohren wäre. Gott! ſagte ich, ich danke dir, daß du mein Leben gerettet, und mich zu ſo lieben, guten Menſchen geführet haſt. In meinem Leben will ich es nicht vergeſſen, was du an mir gethan haſt; ich will mich auch beſtreben, ein recht guter Menſch zu werden, und jedem Unglücklichen und Betrübten gerne Hülfe leiſten ſo viel ich kann.

Haſt du wohl geruhet, lieber Landsmann? fragte mich ein junger Mann, der, ohne daß ich es bemerkt hatte, in einer Ecke des Zimmers ſaß.

Gott ſey gelobt! war meine Antwort, ich habe einen herrlichen Schlaf gehabt.

Nun, fuhr er fort, da wird es auch beſſer werden.

Er befühlte darauf meinen Puls, und brachte mir eine ſaubere trockene Kleidung, die ich ſogleich anlegte und aufſtand. Als ich hierauf merken ließ, daß mich hungere, wurde mir eine zwar mäßige, aber kräftige Mahlzeit gebracht, die ich mit großem Appetite verzehrte.

Nun, dachte ich, willſt du deine Neugierde auch ſtillen, und dich erkundigen, wer eigentlich die Leute ſind, die es ſo gut mit dir meynen. Allein meine Neugier wurde nur ſchlecht befriedigt. Wie heißt denn, fragte ich, das glückliche Land, in welchem ich mich befinde?

Wirſt du dadurch glücklicher, wenn du es weißt? war die Antwort. Ich ſehe es dir an, daß du noch hunderterley Fragen auf der Zunge haſt; ich bitte dich aber ſehr, daß du mich damit verſchoneſt. Ich bin nicht hieher geſchickt werden, deine Neugier zu befriedigen, ſondern für deine Verpflegung und Wiederherſtellung deiner Geſundheit zu ſorgen. Dies will ich thun. Aber auf Beantwortung deiner Fragen kann ich mich nicht einlaſſen.

Dies ſind ſonderbare Leute, dachte ich bey mir ſelbſt, und ging etwas unwillig im Zimmer auf und ab. Da mir aber die Zeit lang wurde, ſo fragte ich, ob mir nicht wenigſtens erlaubt wäre, zum Fenſter hinaus zu ſehen? Dies wurde mir zugeſtanden. Ich lief ſehr neugierig nach dem Fenſter zu, und glaubte durch daſſelbe etwas von der Einrichtung dieſer ſonderbaren Stadt zu ſehen — aber ich irrte mich. Das Fenſter ging nach dem Meere zu, das noch ſehr unruhig war, und ziemlich hohe Wellen ſchlug. Ich bekam weiter nichts zu ſehen, als Meer und Wellen, und am Ufer einen Mann, der neben einer Kanone ſtand. Wozu iſt dieſe Kanone da? fragte ich.

Statt der Antwort legte mir aber mein Geſellſchafter ſeine Hand auf den Mund.

Unterdeſſen antwortete die Kanone ſelbſt. Sie wurde gelöſet, und kaum war der Knall geſchehen: ſo kamen drey junge Männer herbeygeſprungen, und unterredeten ſich mit dem Manne, der bey der Kanone die Wache hatte. Dieſer zeigte nach einem gewiſſen Orte auf dem Meere hin, wo etwas herumſchwamm; ſie ſahen darnach, ſprachen noch etliche Worte mit einander, dann warfen ſie ihre Kleider ab und ſprangen ins Meer. Mir lief es eiskalt über die Haut, da ich es ſahe. Allein ſie ruderten und ſchwammen im Waſſer, wie die Enten, und waren nach ein Paar Minuten bey dem Dinge, das ich herumſchwimmen ſahe, brachten es ans Land, und ſiehe, es war ein halbtodter Menſch, der ſich ebenfalls an ein Brett geklammert hatte.

In dem Hauſe, wo ich mich befand, entſtand darauf ein Geräuſch und ein ſtarkes Hin- und Herlaufen, woraus ich ſchloß, daß er eben ſo, wie ich, hieher ſey gebracht worden, und daß man ſich nun bemühe, ſein Leben zu retten.

Wei

Weiter erfuhr ich aber nichts, und ich mußte mich zur Ruhe legen, ohne daß meine Neubegierde im geringſten wäre befriedigt worden.

Den folgenden Tag erfuhr ich ſchon mehr. Da ich aufgeſtanden war, und mich angekleidet hatte: kamen wieder zwey Männer zu mir, dergleichen man hier zu Lande nur wenige ſieht. Sie waren gerade gewachſen, hatten eine geſunde Farbe, ſahen etwas ernſthaft aus, aber auch ſo ehrlich und gutherzig, daß ich ihnen ſogleich hätte um den Hals fallen mögen.

Lieber Fremder! ſagte der eine, unſer Gott hat dich uns zugeführt, daß wir eine Gelegenheit hätten, unſere Menſchenliebe zu beweiſen. Dies haben wir gethan, Gott hat unſere Bemühungen ſo geſegnet, daß wir dein Leben gerettet haben. Darüber freuen wir uns nun, und ſind gekommen, von dir zu erfahren, wie wir dir weiter nützlich ſeyn können.

Ach Gott! rief ich aus, und die Thränen liefen mir über die Backen, unter was für Menſchen haſt du mich geführt!

Findeſt du, fragte der Amerikaner, in unſerm Verhalten vielleicht etwas außerordentliches? Konnten wir weniger thun, als wir gethan haben? ſollten wir dich vielleicht im Meere hülflos verſinken laſſen? da wir dich aus dem Waſſer gezogen hatten: dich hülflos liegen laſſen? oder, da wir dir nun geholfen haben, ſollen wir dich ſogleich wieder in die weite Welt ſchicken?

J. Ach Gott was für Menſchen!

A. Haben wir mehr gethan, als das, was jedes Menſchen Pflicht iſt? und wären wir nicht Unmenſchen geweſen, wenn wir weniger hätten thun wollen?

J. Ach! die Menſchen ſind aber ſo ſelten, die dieſe ihre Pflicht thun! In unſerm Lande geſchieht es gar oft, daß man die Fremden, die in einer Flur krank werden, oder verunglücken, ſogleich in eine andere Flur ſchafft, damit die Gemeine keine Koſten davon habe.

A. Ich weiß es wohl. Aber eben deswegen iſt auch in eurem Lande ſo viel Jammer und Elend, und ihr pflegt zu ſingen:

Hier iſt der Menſch in ſtetem Jammer,
Mit Jammer kommt die Abendruh;
Mit Thränen geht er aus der Kammer,
Mit Trauren bringt er alles zu.

Dies kommt daher, weil unter euch die Menſchenliebe ſo ſehr erkaltet iſt. So wie die Menſchenliebe in einer Geſellſchaft zunimmt, ſo verliert ſich auch der Jammer und das menſchliche Elend. Laß es ſeyn, lieber Fremder! und wenn du weißt, daß die Zahl der guten Menſchen klein iſt, ſo ſey Du brav! damit durch dich die kleine Zahl vergrößert werde.

J. Das will ich gewiß thun. Ich habe auch ein Beutelchen voll Geld bey mir gehabt; wenn ſich dieſes wiederfände: ſo wollte ich gern alle Unkoſten erſetzen, die meinetwegen auflaufen.

A. Dein Beutelchen voll Geld iſt da, und wird dir nebſt allem, was ſich in deiner Kleidung gefunden hat, zugeſtellt werden. Meyneſt du vielleicht, daß bey uns das Strandrecht eingeführt iſt? *)

Ich ſchämte mich und ſchlug die Augen nieder. Darauf wurde ich nach meinem Namen, meinem Alter, meinem Geburtsorte und meiner Profeſſion gefragt, und alle meine Antworten wurden niedergeſchrieben. Da ich ihm auf die letzte Frage antwortete: ich ſey ein Leinweber, fragte er weiter: haſt du ſonſt nichts gelernt, womit du dir deinen Unterhalt erwerben kannſt?

J. Gar nichts weiter.

A. Ja das iſt der Deutſchen Nationalfehler, daß ſie nur immer einerley lernen. Einer lernt Leinweben, der andere Seide weben, der dritte predigen, der vierte curiren. Durch dieſe üble Gewohnheit thut ihr
euch

---

*) Anmerk. Das Strandrecht iſt ein Recht, welches verſchiedene chriſtliche Staaten, die nahe am Meere liegen, haben, die verunglückten Schiffe zu berauben, und diejenigen, die ſich ans Ufer retten, zu plündern. Es pflegen daher, in ſolchen Gegenden, die Herren Geiſtlichen den lieben Gott in ihren Kirchengebeten anzurufen, daß er den Strand ſegnen, oder daß er recht viele Schiffe zerſchlagen und ihnen die Güter zur Plünderung zuführen wolle. Da unſere mehreſten Regenten itzo alles zu beſſern ſuchen, ſo werden ſie ohne Zweifel auch dieſen Misbrauch abſchaffen.

euch ſchrecklichen Schaden. So lange man eure Arbeit nöthig hat: geht es zur Noth; ſobald aber Zeiten kommen, wo ſie nicht geſucht wird, da geht das menſchliche Elend an. Da müßt ihr umher laufen und eure Arbeit ausbieten, müßt um einen elenden Lohn arbeiten, und gerathet in Schulden, Sorgen und Kummer. Da habt ihr freylich Urſache zu ſingen; Hier iſt der Menſch in ſtetem Jammer.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Conſtant muß ſich unterſuchen laſſen.

Wir wollen nun weiter fortfahren. Lieber Deutſcher, du ſiehſt, daß wir für dich gern alles thun wollen, was wir können. Aber nun mußt du dir noch eine kleine Unterſuchung gefallen laſſen. Sie iſt nöthig, um deinetwillen, damit wir ſehen, was dir fehlet, und um unſertwillen, damit du uns nicht etwa von deinen Europäiſchen Unreinigkeiten und Krankheiten Etwas mittheileſt.

J. Erlauben Sie mir —

A. Ich bin nur eine Perſon, ich heiße nicht Sie, ich heiße Du.

Erlaube mir alſo, ſagte ich, daß ich dir meinen Paß zeige!

A. Den habe ich lange geſehen; es ſtund aber darinne nicht, daß du von Läuſen, Grind, Krätze, u. ſ. w. frey wäreſt. Wenn's auch drinnne geſtanden hätte: ſo iſt er ja ſchon ein Jahr alt, während der Zeit hätteſt du Gicht und Peſt und alles bekommen können. Kurz auf deinen Paß können wir nicht gehen, du mußt dich unterſuchen laſſen. Die Geſundheit iſt unſer Beſtes, was wir haben, und es iſt deswegen unſere theure Pflicht, darauf zu ſehen, daß unſre Geſundheit durch Aufnahme kranker Fremden nicht in Gefahr komme.

Holſter! (ſo hieß der andere Amerikaner) fange die Unterſuchung an! Haſt du die Kleidung und das Hemde unterſucht? haſt du nichts in den Nähten gefunden?

H. Ich habe alles unterſucht, und nichts lebendiges bemerkt.

A. So unterſuche die Haare und den Kopf!

H. Es iſt alles reine.

A. Siehe ihm in den Hals, ob auch das Zäpfchen noch unverſehrt iſt!

H. Auch das iſt gut.

A. Wie viel hat er Zähne?

H. Ja das kann ich ſogleich nicht ausrechnen: 22 ganze, einen zwey Drittelzahn, zwey halbe und drey Viertelszähne.

A. Das dachte ich wohl. Wenn einmal ein Europäer zu uns käme, der alle ſeine Zähne noch hätte: ſo ſo müßte ſein Name in unſer Verzeichniß der entdeckten Seltenheiten eingetragen werden *).

A. Bemerkſt du am Halſe nichts von Fiſteln und Verhärtungen?

H. Gar nichts.

A. Unterſuche ſeine Hände genau zwiſchen den Fingern und Gelenken, ob er nicht etwa die Krätze habe!

H. Gehabt mag er ſie wohl haben, aber itzo iſt er keine.

A. Er hat doch wohl nicht Gichtknoten an den Fingern?

H. Auch davon finde ich keine Spur.

A. Er hat doch wohl keinen Bruch? unterſuche ihn genau!

H. Auch davon iſt er frey.

A. Das iſt ein Wunder. Wenn drey Europäer zu uns kommen: ſo kann man als bekannt annehmen, daß immer der dritte einen Bruch habe **).

Hier-

---

*) Es iſt traurig, daß man ſich ſolche Vorwürfe von einem Amerikaner muß machen laſſen. Aber ſind ſie nicht gegründet? Die Urſache, warum die Europäer in der Blüte ihrer Jahre ſchon die Zähne zu verlieren pflegen, iſt: weil es den Kindern nicht geſagt wird, was ſie thun müſſen, um ihre Zähne zu erhalten. Im Jahrgange 1788, und 1790 des Boten aus Thüringen iſt davon ſo weitläuftig gehandelt worden, daß es überflüſſig wäre, noch einmal davon zu reden.

**) Die Urſachen, warum die Brüche unter uns ſo gewöhn-

Hierauf wurde noch unterſucht, ob ich von veneriſchen Krankheiten und der güldnen Ader frey ſey? Da ich nun auch hiervon frey geſprochen wurde: lächelte der Amerikaner und ſagte: nun es iſt mir lieb, daß du biſt ſo rein befunden worden; du mußt doch ziemlich ordentlich gelebet haben. Unterdeſſen wirſt du dir es gefallen laſſen, daß du noch einige Zeit in dieſem Hauſe genau beobachtet wirſt, ehe du ausgehen darfſt. Die Geſetze unſers Landes bringen es ſo mit ſich. Man kann auf euch Leute nicht aufmerkſam genug ſeyn. Ihr lernt eine Menge Sachen, nur eins lernt ihr nicht, wie man ſeinen Körper geſund erhalten kann. Daher fehlts euch faſt allen, bald da, bald dort. Lebe unterdeſſen wohl, und ſey wegen deiner Verpflegung ganz unbekümmert! es iſt ſchon für alles geſorgt worden.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Von Produkten und Fabrikwaaren.

Wirklich erfuhr ich es, daß dieſes Verſprechen gehalten wurde. Ich hatte täglich meine gute Koſt, meine

reinliche

wöhnlich ſind, ſind ſehr mannigfaltig. Eine der vorzüglichſten aber iſt gewiß die fehlerhafte Einrichtung der Hoſen. Hiervon iſt in „Salzmanns pädagogiſchem Bedenken über das merkwürdige Buch des Hofraths Fauſt" umſtändlich gehandelt und gezeigt worden, wie die Hoſen beſſer können eingerichtet werden.

reinliche Wäſche und Schlafſtelle, denn Bette kann ich es nicht nennen, weil keine Federn darinne waren, und zur Geſellſchaft hatte ich auch immer Jemanden bey mir. Ich merkte aber gar bald, daß die Leute, die immer mir zur Geſellſchaft gegeben wurden, nicht blos zum Zeitvertreibe, ſondern vorzüglich deswegen da waren, daß ſie mich ausfragen, und von mir zu erfahren ſuchen mußten, ob ich an der Seele eben ſo geſund, wie am Leibe, ſey. Da half mir das nun ſehr viel, was ich in Erfurt von dem Herrn Major und hernach von dem Herrn von Aſſof, gelernt hatte. Wäre ich noch ſo einfältig geweſen, wie ich dazumal war, als ich mich unter die kaiſerlichen Soldaten anwerben ließ: ſo würde man eine ſchlechte Meynung von mir bekommen haben. So fragte einmal einer meiner Geſellſchafter: dir wird wohl die Zeit recht lang?

Ja wohl! ja wohl! ſagte ich.

G. Wie wäre es, wenn ich eine Spielgeſellſchaft zuſammen zu bringen ſuchte, daß du in der Karte ſpielen könnteſt?

J. Ich bin kein Freund vom Kartenſpiele.

G. Es iſt aber doch eine hübſche Sache damit, man kann ſich ſo artig die Zeit damit vertreiben.

J. Wenn man Luſt hat, etwas zu thun: ſo fehlt es niemals an Zeitvertreibe. Verſchaffe mir Arbeit: ſo habe ich kein Kartenſpiel nöthig!

G. Was ſchadets denn aber, wenn du wenigſtens itzo ſpielſt, ſo lange du hier in Verwahrung gehalten wirſt?

J. Sehr viel: denn erſtlich werde ich dadurch abgehalten, etwas nützliches zu thun. zweytens gewöhne ich mich dadurch an das Spiel, und weiß nicht, ob ich es hernach werde laſſen können.

G. Wenn du nun durchaus arbeiten willſt: ſo ſage doch, was für eine Arbeit du verlangſt.

J. Gieb mir wenigſtens etwas zu zwirnen, bis ich Erlaubniß habe, auszugehen, und bey einem Meiſter arbeiten kann!

G. Gut! du ſollſt heute noch etwas zu zwirnen bekommen.

Er verließ mich darauf, brachte mir bald hernach eine Zwirnmaſchine, und ich befand mich nun ungemein wohl, da ich doch etwas nützliches thun konnte.

Gut war es, daß ich ſo geantwortet hatte: denn nach der Zeit erfuhr ich, daß es im ganzen Lande keine Spielkarten gab, und niemand zu finden war, der mit mir hätte ſpielen können.

Unterdeſſen ging es mir doch immer im Kopfe herum, daß ich mich gar nicht nach der Beſchaffenheit und der Einrichtung dieſes Landes erkundigen durfte.

Da alſo den vierten Tag wieder ein Geſellſchafter zu mir kam: ſo fragte ich gleich: warum darf ich mich denn gar nicht nach der Einrichtung dieſes Landes erkundigen?

Lieber Fremder! antwortete mir Stone, ſo war ſein Name: wir haben dich nun geprüfet, und gefunden, daß du ein ehrlicher, vernünftiger Mann biſt, mit dem man etwas ſprechen kann. Itzo kannſt du fragen, was du willſt.

Erſt hatte ich tauſenderley Fragen zu thun, und nun, da ich fragen ſollte, wußte ich kein Wort vorzubringen. Endlich fiel mir ein, daß mich der Herr Major in Erfurt einmal fragte: wornach willſt du dich in der Welt umſehen? meine erſte Frage, die ich that, war alſo dieſe: was giebts denn hier zu Lande für Producte?

St. Wir haben hier vielerley Producte, und bekommen mit jedem Jahre mehrere. Aber unſer vorzüglichſtes Product ſind die Kinder.

J. Die Kinder? und welches ſind denn eure vorzüglichſten Fabriken?

St. Die Kinderfabriken.

J. (lautlachend) Ich glaube, du verſtehſt mich nicht. Producte nennen wir das, was in einem Lande erzeugt wird —

St. Unſere Kinder werden ja erzeuget.

J. Und durch Fabriken verſtehen wir Werkſtätte, wo mehrere Menſchen etwas verfertigen.

S. Das ſind ja unſere Kinderfabriken. Erſt thun Vater und Mutter das Ihrige an dem Kinde, hernach kömmt es in die Erziehungehäuſer, wo es ausgebildet wird.

J. (den Kopf ſchüttelnd) Ich weiß nicht aus dir klug zu werden. Mein Lebetage habe ich nicht gehöret, daß man die Kinder zu den Produkten des Landes oder zu den Fabrikwaaren rechnet.

S. Das glaube ich wohl. Ich bin ein Engländer, ſtamme aus Europa her, und weiß alſo gar wohl, wie ihr Herren zu denken und zu handeln pflegt. Da macht ihr große Anſtalten, den Acker zu verbeſſern, und ſchreibt in den Zeitungen davon, wie ihr recht vielen Flachs, Hanf, Getreide, Krapp u. d. gl. gewonnen habt. Ihr findet immer neue Mittel, die Schaaf-, Pferde-, Rindvieh- und Schweinezucht zu verbeſſern; und unter der Zeit, daß ihr das alles thut, ſchnürt ihr den Leib eurer Mädchen mit Schnürbrüſten zuſammen, und macht ſie ſo untüchtig, ein ſtarkes Kind zur Welt zu bringen und zu ſäugen, und bemerkt nicht, daß eure Jünglinge zum Theil ſo blaß, wie die Geſpenſter, umher wandeln. Ihr ſucht es einander in Verfertigung der Leinwand, der Tücher, des Porcellans, der Stahlarbeiten, zuvor zu thun; iſts euch aber wohl eingefallen, eure Nachbarn in der Erziehung zu übertreffen [*]? Daher fühlt ihr auch die Folgen davon. Eure Aecker ſind oft bis zum Erſtaunen fruchtbar, und eure Weiber ſind größtentheils elend und kraftlos; eure Lämmer

und

---

[*] Wenn Stone itzo Deutſchland beſuchen ſollte, ſo würde er gewiß Provinzen finden, welche die harten Vorwürfe, die er uns macht, nicht treffen. Man fängt ja faſt allenthalben an, die Erziehung zu verbeſſern, und verſchiedene Deutſche Fürſten befördern und unterſtützen die Verbeſſerung.

und Kälber zeigt ihr ſtolz den Fremden, und es iſt eine Luſt, ſie zu ſehen; blickt man hingegen auf eure Kinder, ſo möchte man oft Thränen vergießen, was es für elende bejammernswürdige Geſchöpfe ſind; in den Straßen, wo die ſchönſte Leinwand, die vortreflichſten Tücher, seidnen Zeuge, Tapeten, Stahlwaaren, Ringe, Uhren, Gaukelmännerchen, zum Verkaufe ſtehen, wanken dickbäuchigte, bucklichte, grindigte, blaſſe, krummbeinige Kinder umher; unterdeſſen, daß ihr die Pferde zureitet, die Schaafe in Horden ſperret, zerren ſich oft eure Knaben bey den Haaren herum, oder beſchädigen die Bäumchen, die ihr gepflanzet habt.

Wir denken hierinne ganz anders; bey uns iſt es, ein für allemal, angenommen, das beſte Landesproduct iſt das Kind, die beſte Fabrikwaare iſt das Kind. Daher ſpeculiren wir auf nichts mehr, als wir wir recht geſunde, ſtarke, gute, kluge, fleißige Kinder bekommen wollen. Da unſer Oberhaupt ſein Amt antrat, hielt er eine ſehr herzliche Rede, die gedruckt und unter die Landesbewohner ausgetheilt wurde. Ich habe daraus folgendes behalten: „Was mir am mehreſten am Herzen liegt, das iſt die Kinderzucht. Ehe wir darauf denken, wie wir gute Fohlen, Rinder, Schaafe, Schweine erziehen wollen: ſo laßt uns erſt darauf denken, gute Menſchen zu erziehen! Ehe wir Anſtalt machen, unſern Flachs, Wolle, Tücher, zu veredeln: ſo laßt uns erſt unſere Kinder veredeln! Sind erſt unſere Kinder recht gut: ſo werden wir auch beſſere Fohlen, Rinder, Schaafe, Schweine, Flachs, Hanf, Tücher, Stahlarbeiten, kurz alles werden wir beſſer bekommen. Bedenkt nur ſelbſt, durch wen werden denn alle dieſe Dinge verbeſſert? durch den Menſchen. So bald alſo dieſer verbeſſert iſt: ſo verbeſſert ſich alles, was um ihn iſt."

Wenn du nur erſt unſere Kinder ſiehſt: ſo wirſt du gleich — doch du ſollſt ſie erſt ſehen!

J. Es will mir nicht recht in den Kopf. Der Menſch will doch leben, und, wenn er leben will, muß er Geld haben.

St. Das verſteht ſich.

J. Nun bedenk einmal ſelbſt! Alle andere Produkte und Fabriken bringen Geld ein, die Kinder koſten ja aber Geld. Und wer giebt etwas dafür? verkauft ihr vielleicht eure Kinder?

St. Ha! Ha! Ha! Mein lieber guter Deutſcher! du urtheilſt noch, wie deine mehreſten Landsleute. Bey uns berechnet man den Reichthum der Bürger nach der Menge ihrer Kinder. In unſerm Orte hält man den Retfield für den reichſten Mann — und warum? weil er dreyzehn Kinder hat.

J. Ich kann es nicht begreifen. Wie viel koſtet es, ein Kind zu ernähren, zu kleiden, unterrichten und erziehen zu laſſen! Wie viel Sorgen macht die Ausſtattung und Mitgabe! und was bringts ein? bey uns gar nichts. Bey uns ſind daher die ärmſten Leute diejenigen, die die mehreſten Kinder haben.

St. Das

St. Das glaube ich ganz wohl. Aber bey uns iſt alles ganz anders. Höre, lieber Deutſcher! es ſieht dir viel Ehrlichkeit aus den Augen, ich will dich alſo mit unſerer Kinderzucht etwas bekannter machen. Merke aber auf!

J. Das will ich gerne thun.

St. Etwas koſtet die Erziehung der Kinder allemal. Aber koſtet es nicht auch etwas, wenn man Roggen, Gerſte, Flachs, bauen will? Zehn Kinder koſten bey uns gewiß nicht mehr, als bey euch eins.

J. Das wäre curios.

St. Curios iſt es freylich, aber wahr iſt es doch. Bey Erziehung unſerer Kinder fallen tauſend Ausgaben weg, die ihr habt.

J. Ihr ſeyd ſonderbare Leute.

St. Das ſind wir auch. Unterdeſſen ſind wir doch glücklich, und befinden uns bey allen unſern Sonderbarkeiten wohl. Für Medicin brauchen wir z. E. bey unſern Kindern gar nichts auszugeben.

J. Wie macht ihr denn das?

St. Wir laſſen ſie nicht krank werden.

J. Das iſt wohl leicht geſagt, aber —

St. Aber — eben ſo leicht ausgeführt. Wenn ein Kind geſund gebohren wird, geſunde Speiſen, geſundes Waſſer, geſunde Luft genießt, täglich in freyer Luft ſich bewegt, von kranken Leuten entfernt wird — wovon ſoll es denn krank werden? Entſteht ja bisweilen eine Unordnung in dem Körper eines Kindes: ſo weiß jeder Hausvater ſchon die wohlfeilſten Mittel, womit er ihm helfen kann. Hunger koſtet kein Geld, Bewegung und friſches Waſſer auch nicht. Dies ſind immer unſere drey Hauptarzeneyen. Das Uebrige, was etwa noch nothwendig ſeyn möchte, ſammlen wir ſelbſt auf unſern Spaziergängen ein. Da wir keine kranken Kinder haben: ſo fallen auch alle die Ausgaben weg, die bey den Kranken nöthig ſind. Wir brauchen keine Wärterinnen, kein Labetränkchen, keine theuren Delicateſſen zu ihrer Erquickung. Die Speiſen kommen uns auch nicht theuer zu ſtehen, das Gemüſe bauen die großen Kinder mehrentheils ſelbſt, Milch, Butter, Käſe, Obſt hat jeder in ſeinem Hauſe, ſo viel er braucht, und Fleiſch bekommen ſie nur dann, wenn es der Vater bezahlen kann.

J. Da kann ich mir leicht vorſtellen, daß die Kleidung auch ſehr wohlfeil ſeyn wird.

St. So wohlfeil, daß ich glaube, dreyßig hieſige Kinder zu kleiden, koſte kaum ſo viel, als bey euch bisweilen eins. Daß wir bey dem Kopfe anfangen! denn Pelzmützen brauchen ſie nicht.

J. Das kann ich mir leicht vorſtellen. Man fängt ja ſchon in Deutſchland an, ſie wegzuwerfen, und ſie ſind nur noch bey unwiſſenden Leuten gewöhnlich, die ihre Schädlichkeit nicht kennen.

St. Aber unſere Kinder brauchen gewöhnlich nicht einmal Hüte. Wir glauben, die beſte Stärkung für den Kopf wäre die friſche Luft und der Regen.

Wäre es da nicht Thorheit, wenn man Geld ausgeben wollte, um die Stärkungsmittel vom Kopfe abzuhalten? daß wir die Kinder nicht friſiren laſſen, kannſt du leicht denken,

J. Auch dies kommt in Deutſchland aus der Mode. Ich habe ſchon Kinder aus den vornehmſten Häuſern geſehen, die mit abgeſtutzten Haaren gingen.

St. Die werden ſich auch ſehr wohl dabey befinden. Da alle unſere Kinder mit offenem Halſe und bloßer Bruſt gehen: ſo erſparen wir alles Geld, was bey euch die Halstücher, Halsbinden, Halsſchnallen, Bruſttücher und d. gl. koſten.

J. Die Kinder der Vornehmen fangen itzt bey uns auch an ſo zu gehen. Der gemeine Mann kann aber noch immer nicht dazu beredet werden. Dieſer glaubt, die Kinder könnten ſich leicht erkälten, wenn ſie den Hals und die Bruſt nicht wohl verwahrten. Deswegen läßt er ihnen Bruſttücher machen, bindet ihnen Halsbinden, oder dicke Schnupftücher um. Ja ich habe Leute gekannt, die im Winter den Kindern ſogar Fuchsſchwänze um den Hals banden.

St. Und von dieſen Kindern ſtarben doch wohl viele?

J. Gewaltig viele. Wenn bey uns hundert Kinder gebohren werden, ſo kann man ſicher rechnen, daß funfzig davon ſterben, ehe ſie das ſechszehnte Jahr erreichen.

St. Das wäre für uns freylich ein großer Schade, für euch iſt es aber gut, weil ihr glaubt, daß viele Kinder den Menſchen arm machen. Doch nun laß uns weiter gehen, und die Koſten berechnen, die bey uns die Erziehung der Kinder verurſachet. Die wenige Kleidung, die ſie tragen, iſt ſehr wohlfeil. Von Sammet und Seide wiſſen wir gar nichts, von Tuch ſehr wenig, die ganze Kleidung iſt mehrentheils aus Linnen gemacht. Dies koſtet nicht viel, iſt leichte, und kann, wenn es ſchmuzig iſt, bald wieder gereinigt werden. Bey den Hoſen erſparen wir wieder etwas: dieſe ſind nicht einmal gefüttert.

J. Von Linnen und nicht einmal gefüttert? Ich dächte doch wirklich, das wäre für die armen Kinder zu kühle,

S. Leicht iſt dieſe Kleidung freylich. Allein wir ſind nun einmal überzeugt, daß die Kälte ſtärket; deswegen iſt uns gewöhnlich diejenige Kleidung die liebſte, durch welche die freye Luft recht ungehindert ſtreichen kann.

J. Wenn die Betten eurer Kinder ſo eingerichtet ſind, wie das, auf welchem ich bisher geſchlafen habe: ſo werden ſie wohl auch nicht viel koſten.

St. Ha! ha! ha! wie iſt es dir bekommen?

J. Recht ſehr wohl.

St. Das iſt mir lieb, die Betten unſerer Kinder ſind eben ſo eingerichtet. Das Bettgeſtelle iſt allezeit von Erlenholz. Dies koſtet ſehr wenig; weil wir Erlen im Ueberfluß haben; da wir alle naſſen Plätze damit bepflanzen laſſen.

J. Bey uns werden alle Bettſtellen von Tannen- oder Fichtenholz gemacht.

St. Ich weiß es wohl. Aber ich weiß auch, daß ihr faſt alle von Wanzen geplagt werdet. Dies kömmt mit von euren tännenen und fichtenen Bettſtellen. Die Wanze niſtet blos im harzigten Holze. Deswegen wirſt du in unſern Bettſtellen nie eine Wanze finden.

J. Das will ich mir doch merken.

St. Du thuſt wohl daran. In dieſe erlene Bettſtelle legen wir nun einen Sack, der mit Stroh ausgeſtopfet iſt, über denſelben ein leinen Tuch, darauf ein Kopfkiſſen, das ebenfalls mit Stroh ausgeſtopfet iſt, dann eine Decke mit Wolle durchnähet, zwiſchen welche wieder ein leinen Tuch kommt. In dieſen Betten befinden ſich nun unſere Kinder ſehr wohl, ſind geſund und ſtark.

J. Bey uns würde man glauben, dergleichen Betten wären für Kinder zu hart.

St, Hart und weich, nachdem die Kinder ſind. Wenn unſere Kinder freylich den ganzen Tag in der Stube ſäßen, und von einem Stuhle zum andern rückten, und kämen hernach auf die Strohſäcke; ſo würden ſie ihnen ſehr hart ſeyn; aber — da ſie einen großen Theil des Tages mit Arbeiten, Laufen und Springen zubringen: ſo machen ſie ſich ihre Strohſäcke weich. Sie ſchlieſen, wenn man es von ihnen verlangte, vielleicht auf dem bloßen Fußboden des Zimmers.

J. Das iſt nun alles gut. Wenn aber eure Kinder gute, brauchbare Leute werden ſollen: ſo müſſen ſie doch unterrichtet werden. Dies koſtet ja Geld!

St. Freylich koſtet es Geld. Aber das Geld bezahlt die Gemeine. Wer uns ein geſundes Kind liefert, der giebt an die Gemeinde ein Kapital, das gar reichliche Zinſen einträgt. Soll denn dies der Eigenthümer verzinſen? das wäre ja höchſt unbillig. Die Gemeine, die das Kapital erhält, verzinſet es. Sie läßt daher die Kinder aller Glieder der Gemeine unterrichten, und bezahlt dafür alles, was zu bezahlen nöthig iſt.

J. Kann denn da ein Kind *alles* lernen, wozu es Luſt und Fähigkeit hat?

St. *Alles.*

J. Habt ihr denn Goldbergwerke?

St. O ja, ſehr viele. Jeder gute Kopf, den wir haben, iſt uns ein Goldbergwerk!

J. Hum! die Leute in unſern Gemeinen haben ja auch Köpfe; da müßten wir ja auch Goldbergwerke haben.

S. Ja mit dieſer Art von Goldbergwerken iſt's eine curioſe Sache. Es iſt erſtlich nicht genug, daß man einen Kopf hat, ſondern es muß auch was drinne ſeyn, und wenn etwas hinein kommen ſoll, ſo muß es erſt durch den Unterricht und die Erziehung hinein gelegt werden. Hieran fehlts bey euch noch gar ſehr. Ich mag aber darüber nicht viel reden, damit ich dich nicht böſe mache.

J. Meinetwegen kannſt du ſagen, was du willſt. Ich habe auch ſchon davon ein Liedchen auf meiner Reiſe ſingen hören. Du willſt mir vielleicht ſagen: wir lernten blos glauben, aber nicht nachdenken. Hab ich es nicht getroffen?

St. Getroffen! Ferner ſo iſts nicht genug, daß man etwas in dem Kopfe hat, ſondern man muß auch die Erlaubniß und Freyheit haben, davon Gebrauch machen zu dürfen.

In Anſehung dieſes Punkts iſt nun bey uns eine vortrefliche Einrichtung. So bald jemand ein neues Mittel erfindet, ſich Nahrung zu verſchaffen: ſo wird es der Gemeine vorgetragen; findet dieſe es gut, ſo freuen wir uns alle darüber, und jeder thut, was er kann, um ihm beförderlich zu ſeyn. Iſt das bey euch auch ſo?

J. Das kann ich nun nicht ſagen. Bey uns iſt gar ein böſes Ding, das heißt der Nahrungsneid; dieſer verleitet die Leute, daß ſie auf jeden, der gute Nahrung hat, oder eine neue Erfindung macht, hakken und beißen.

Ich wollte noch weiter ſprechen; er drückte mir aber die Hand, verließ mich und ſagte: itzo müſſen wir uns trennen, lieber Freund! weil ein Geſchäfte meiner wartet.

Es beſuchten mich hierauf noch verſchiedene, die mir allerley curioſe Sachen von der Einrichtung des dortigen Landes ſagten, das ich aber nicht alles erzählen kann.

Dreyßigſtes Kapitel.

Dies Kapitel handelt von einer merkwürdigen Gottesverehrung.

Nun wurde es Sonntag, und ich bat um Erlaubniß, mit in die Kirche zu gehen. Ich erhielt ſie zwar, aber man ſagte mir ernſtlich, daß ich ja nicht plaudern, ja kein Geräuſch machen, auch nicht einmal mitſingen dürfe, bis ich mich gewöhnt hätte, ſo zu ſingen, wie es bey ihnen Gebrauch wäre.

Die Kirche war ſehr reinlich und helle, und, obgleich ziemlich viele Leute darinne waren: ſo war doch alles ſo ſtille, daß man hätte eine Maus können huſten hören. Da ich etliche Minuten drinne geweſen war: wurde mit einem Glöckchen ein Zeichen gegeben, worauf die Thüren ſogleich geſchloſſen wurden.

Nun ſang man ein Paar Verſe, die mir durch Mark und Bein gingen — und ich erinnere mich nicht, daß mich ehemals ein anderes Lied ſo gerühret hatte.

hätte. Woher, dachte ich bey mir ſelbſt, mag dies wohl kommen? Und ich konnte keinen andern Grund angeben, als dieſen, daß erſtlich die ganze Gemeine ſo ſanfte ſang, und kein einziger laut ſchrie; und daß zweytens die Verſe an ſich ſelbſt ſo ſchön und ſo deutlich waren, daß ich alle Worte verſtand, die darinne vorkamen. Nun trat der Prediger auf, und hielt eine Rede, die auch recht ſchön und verſtändlich war. Er ſprach über den menſchlichen Leib, und zeigte, daß er das Werkzeug ſey, durch welches die Seele nicht nur erführe, was um ſie herum vorginge, ſondern auch ausführe, was ſie ſich vorgenommen hätte.

Zum Schluſſe ermahnte er uns auch, daß wir uns hüten ſollten, daß dies Werkzeug nicht, durch unſere Schuld, verletzet würde, und es fleißig gebrauchen, damit ſeine Kräfte nicht einroſteten; lobte auch die Gemeine, daß ſie die Jugend ſo fleißig zum Schwimmen, Laufen, Springen und allerley andern Leibesübungen und Handarbeiten gewöhnete. Was hilft, ſagte er, das gute Herz, wenn man nicht auch einen geſchickten, dauerhaften Körper hat, womit man ſeinem Nebenmenſchen dienen, und in der Noth beyſpringen kann?

Am Ende hielt er noch ein kurzes Gebet, welches ohngefähr folgendermaßen lautete: Wir danken dir, Gott! daß du unſere Gemeine willig gemacht haſt, unſern verunglückten Brüdern, die in der vorigen Woche in den Meereswellen ſchwammen, mit Gefahr ihres eigenen Lebens beyzuſpringen; und daß du ihre Bemühung ſo ſegneteſt, daß ſie verſchiedene vom Tode erretteten.

Laß es ſie recht innig und lebhaft fühlen, was es für eine große, göttliche Freude ſey, ſeinen Bruder zu retten! laß es auch die geretteten Fremdlinge fühlen, damit ihr Herz von Menſchenliebe warm werde, und ſie künftig auch gern ihrem Bruder, wenn ſie ihn in Noth erblicken, beyſpringen und ihn retten; daß es ſo recht ſichtbar werde, daß wir deine Kinder ſind, Vater! der du hilfſt und vom Tode erretteſt! Amen!

Die ganze Gemeine antwortete hierauf dreymal: Amen!

Ich wurde unter dieſem Gebete ſo weich, daß mir erſt die Thränen aus den Augen ſtürzten, und ich am Ende laut ſchluchzen mußte. Da ich nun noch mehrere ſchluchzen hörte: ſahe ich mich um, und erblickte zwar in aller Augen Thränen, vorzüglich hatten aber fünf Perſonen die Geſichte hinter die Schnupftücher verborgen und ſchluchzeten. Aus ihrer Europäiſchen Kleidung ſchloß ich, ſie möchten wohl auch von dem Schiffe ſeyn, auf welchem ich mich befunden hatte.

Nachdem nun noch einige Verſe waren geſungen worden, die ſich zu der Predigt ſchickten: ſo ging die Verſammlung aus einander. Aber auch bey dem Auseinandergehen ſahe man lauter Ordnung. Es war da kein ſolches Drängen und Durcheinanderlaufen, wie oft in unſern Kirchen zu ſehen iſt; ſondern jedes ging, wenn die Reihe an ihn kam; erſt die Mädchen, dann die Jungfern, ferner die Weiber, und endlich die Witwen; dann kam das männliche Geſchlecht in eben dieſer Ordnung.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Conſtant lernt die glückſeligen Menſchen näher kennen.

Da wir aus der Kirche waren, ſagte mir mein Begleiter: ich ſolle ſogleich zum Vorſteher der Gemeine kommen. Ich ging mit, und ſahe bey dieſer Gelegenheit einen Theil des Orts, ich weiß nicht, ob ich ihn Stadt oder Dorf nennen ſoll.

Die Straße, durch welche ich ging, war ſchnurgerade gebauet, daß ſie die Luft durchſtreichen konnte, ſchön gepflaſtert, und etwas abhängig. Zwiſchen jedem Hauſe war ein Raum, wohl von dreyßig Fuß. Vermuthlich wegen Feuersgefahr.

Da wir durch die Hälfte der Straße waren, blieb mein Begleiter vor einem Hauſe ſtehen, klopfte an und ſagte: hier wohnt unſer Vorſteher!

Ein junger blühender Menſch, der gerade ſo gekleidet war, wie es Stone beſchrieben hatte, öffnete die Thür, und fragte: iſt das Conſtant, den mein

Vater gern ſprechen will? Mein Begleiter nickte mit dem Kopfe, und der junge Mann faßte treuherzig meine Hand und führte mich die Treppe hinauf, zu ſeinem Vater, dem Vorſteher der Gemeine. Dies war eben der treuherzige, freundliche Mann, der vor einigen Tagen mich ſo genau examinirte.

Freundlich bot er mir die Hand und fragte: biſt du nun vollkommen geſund? und, da ich für alles genoſſene Gute danken wollte, legte er mir die Hand auf den Mund. Haſt du, fuhr er fort, noch etwas zu wünſchen?

J. Nichts als Arbeit.

V. Die ſollſt du haben. Aber als Leinweber iſt für dich itzo nichts zu thun da.

J. Wie ſo? giebts hier keine Leinweber?

V. Genug! dieſe arbeiten aber nur im Winter. Den Sommer über ſind ſie auf dem Acker und im Garten geſchäftig, damit ſie die freye Luft recht genießen, und durch den Feld- und Gartenbau Kraft in die Arme bekommen. Ich bin ſelbſt ein Leinweber.

J. Du?

V. Warum wunderſt du dich darüber?

J. Deswegen, weil du ſo geſund und friſch ausſiehſt. Bey uns ſind meine Zunftgenoſſen faſt alle hager und bleich.

V. Woher dies komme, wirſt du nun ſchon wiſſen. Auf die Art, wie bey uns das Leinweben getrieben wird, bleiben wir alle friſch, geſund und ohne

Sorgen. Den Sommer hindurch ſorgen wir für Eſſen, Trinken und Holz, und den Winter hindurch verfertigen wir unſere Kleidung. Dabey können wir noch immer ſo viel verkaufen, daß wir von dem Gelde noch viele andere Ausgaben beſtreiten können. Was willſt du denn aber arbeiten, wenn du ſonſt nichts gelernt haſt, als weben? Unſere Gemeine will itzo einen neuen Garten anlegen, auf einem Platze, wo noch ein Hügel abzutragen iſt. Willſt du da mit arbeiten? Im Anfange wird dir dieſe Arbeit freylich nicht ſchmekken, weil du daran nicht gewöhnt biſt: verſuche es aber nur erſt vier Wochen, dann wirſt du gewiß mehr Kräfte in deinen Armen verſpüren.

J. Herzlich gerne will ich alle Arbeiten thun, die man mir anweiſet, damit man mich nur nicht für einen Müßiggänger halte.

W. Gut! Morgen ſoll dir alſo dein Stück Arbeit angewieſen und beſtimmt werden, wie viel du dafür erhalten ſollſt. Heute ſpeiſeſt du noch auf unſere Koſten, von morgen an für dein eignes Geld. Weißt du wohl warum?

J. Vermuthlich deswegen, weil ich mich nun ſelbſt ernähren kann.

W. Ganz recht! Wir unterſtützen gern jeden, ſo viel wir können, wir verlangen aber auch, daß jeder ſich ſelbſt helfe, ſo bald wir ihn aus der Noth geriſſen haben.

J. Darf ich mich nun nicht ein wenig im Orte umſehen?

W. Im Orte wohl, aber noch nicht in den Häuſern. Bisher hörten wir dich reden, und waren mit dir zufrieden. Nun wollen wir dich auch handeln ſehen. Sind wir dann auch mit dir zufrieden: dann wollen wir dir alles zeigen, was du verlangſt. Itzo geht wieder in deine Herberge.

Ich ging fort, aber etwas traurig, weil ich nicht wußte, wie ich den Tag hinbringen ſollte. Unterdeſſen wurde mir die Zeit doch nicht lang. In meiner Herberge fand ich eine gute Mahlzeit, bey welcher ſich auch etwas Braten und ein Glas Wein befand. Da mir dies letztere überreicht wurde, ſagte man mir: heute leben wir etwas höher, weil es der Tag der Ruhe und Erquickung iſt.

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Von den Erbauungen und der Religion dieſer glückſeligen Menſchen.

Nachdem ich mich geſättiget hatte, trat der Prediger in die Stube, der mich heute ſo ſehr erbauet hatte. Er hatte keinen ſchwarzen Rock an, und ich kann mich überhaupt nicht erinnern, daß ich jemals in der dortigen Gegend einen Prediger im ſchwarzen Rocke geſehen habe! Woher dieſe Gewohnheit entſtanden ſey, habe ich vergeſſen zu fragen.

Ich danke dir, ſagte ich, als er herein trat, daß du mich heute ſo ſchön erbauet haſt.

Pr. Wirklich? wie habe ich dich denn erbauet?

J. Ach! du haſt mich gerühret, daß ich laut weinen mußte.

Pr. Wenn es weiter nichts iſt: ſo macht es mir nicht viel Freude. Bey uns erfordert man zur Erbauung noch etwas mehr, als Rührung. Haſt du etwas von mir gelernt, das du ſonſt noch nicht wußteſt?

J. O ja! ich habe noch mehr gelernet, als ich bisher wußte, wie nöthig es ſey, ſeinen Körper geſund zu erhalten und zu üben.

Pr. Haſt du nicht auch eine gute Entſchließung gefaßt?

J. Ebenfalls! ich habe mir vorgenommen, daß ich auch meinen Körper geſund erhalten und üben will, damit ich im Stande bin, meinem Nebenmenſchen beyzuſtehen, wenn er in Noth geräth.

Pr. Nun das iſt mir lieb! auf dieſe Art habe ich dich wirklich erbauet. Denn bey uns nennet man erbauen, den Menſchen verſtändiger und beſſer machen.

J. Da haſt du mich wieder erbauet. Zeither glaubte ich immer, erbauen hieße, die Menſchen rühren. Ich bin oft auch gerühret worden; wann aber die Rührung vorbey war: ſo war ich wieder der alte Conſtant, der ich immer geweſen war.

Pr. Das iſt immer der Fall bey den bloßen Rührungen.

J. Aber, ſag mir nur, was für eine Religion habt ihr denn eigentlich hier?

Pr. Haſt du denn dies noch nicht gemerkt? wozu habe ich dich denn ermuntert?

J. Dazu, daß ich meinen Körper geſund erhalten und fleißig üben ſoll.

Pr. Ganz recht! warum ſollſt du denn dies aber thun?

J. Deswegen, daß ich meinem Bruder in der Noth beyſpringen kann.

Pr. Gut! ich habe dich alſo zur Menſchenliebe ermuntert. Weſſen Jünger erkennt man denn nun daran, daß ſie Liebe unter einander haben?

J. Die Jünger Jeſu.

Pr. Recht gut! weißt du denn nun noch nicht, zu was für einer Religion ich mich bekenne?

J. Ich ſehe wohl zur chriſtlichen. Ich möchte aber doch gerne wiſſen, was für Chriſten ihr wäret? ſeyd ihr denn reformirte, lutheriſche oder katholiſche Chriſten?

Pr. Chriſtliche Chriſten.

J. *Den Namen habe ich doch in meinem Leben* noch nicht gehöret.

Pr. Das kann wohl ſeyn. Die Religion Jeſu wird bey euch ſelten ſo gelehret, wie ſie Jeſus vorgetragen hat. Die Mönche haben in den ſpätern Zeiten verſchiedenes hinzu geſetzt, davon eine Parthey dieſes, die andere jenes angenommen. Dieſe Zuſätze der Mönche nennen ſie nun gemeiniglich Grundartikel des chriſtlichen Glaubens, lehren ſie ſo eifrig, daß ſie darüber die Religion, die nur Liebe predigt, vergeſſen und einander Haß und Verbitterung einflößen, indem ſie ſagen: alle, die dieſe Grundartikel nicht annähmen, müßten ohne Zweifel ewig verdammt und verlohren ſeyn. Daher können bey euch die Chriſten nicht in jede chriſtliche Kirche gehen, indem ſie immer beſorgen müſſen, daß etwas vorgetragen werde, was ſie nicht glauben können. Was uns betrifft, ſo halten wir es mit dem Apoſtel Paulus, der es auch nicht dulden wollte, daß ſich einige Chriſten Pauliſch, andere Apolliſch, noch andere Kephiſch nannten. Wir predigen die reine Lehre Jeſu, um die Menſchen verſtändiger und beſſer zu machen; ſie zur Menſchenliebe und Thätigkeit zu ermuntern und in ihren Trübſalen zu beruhigen. Dabey laſſen wir die mehreſten, ſogenannten Glaubensartikel weg, wodurch die Chriſten nur gegen einander abgeneigt gemacht werden. So richten wir auch unſere Geſangbücher ein, und nehmen in dieſelben nur ſolche Lieder auf, die zum Vertrauen auf Gott, zur Menſchenliebe, zur Thätigkeit aufmuntern, und laſſen alle übrigen weg, die gewiſſen chriſtlichen Religionspartheyen anſtößig ſeyn könnten.

J. Auf dieſe Art duldet ihr alſo keine Reformirten, keine Katholiken, keine Lutheraner unter euch?

Pr. Wie kannſt du ſo etwas von uns glauben? wir dulden alle Menſchen, nur nicht die Böſen. Wenn ein Fremdling zu uns kommt, ſo prüfen wir ihn ſorgfältig, ob er etwas gelernt habe, wovon er ſich nähren kann? ob er ehrlich und redlich ſey? iſt dieſes: ſo nehmen wir ihn zu unſerm Mitbürger an, ohne ihn wegen ſeines Glaubens zu examiniren. Wir laſſen einem jeden glauben, was er für wahr hält. Wir erlauben auch einer jeden Religionsparthey ſich eine eigene Kirche zu erbauen. Bis itzo iſt aber noch keine zu Stande gekommen. Wenn die Fremdlinge ein paarmal unſere chriſtliche Kirche beſuchten und darinne die reine Lehre Jeſu hörten: ſo befanden ſie ſich dabey ſo wohl, daß ſie es vergaßen, ſich eine eigene Kirche zu erbauen. Ja ich muß dir noch etwas ſagen, was der chriſtlichen Religion viel Ehre macht.

J. Was wäre denn das?

Pr. Vor fünf Jahren trieb der Sturm ein Türkiſches Schiff an unſere Küſte; es war in Gefahr zu ſcheitern, aber mit Gottes Hülfe retteten wir den größten Theil der Mannſchaft. Da wir fanden, daß ſie aus ehrlichen, arbeitſamen Leuten beſtand: ſo erlaubten wir ihnen, ſich bey uns aufzuhalten. Sie waren aber in der erſten Woche ganz traurig, ob wir uns gleich alle Mühe gaben, ſie aufzuheitern.

Was fehlt euch, daß ihr ſo traurig ſeyd? fragten wir einmal einen von ihnen. Seyd ihr etwa krank? fehlts euch etwa an Nahrung? hat euch jemand beleidigt?

Ach das alles nicht, antwortete er, wie kann man aber zufrieden ſeyn, ohne Religion?

Wir merkten wohl, was der Türke damit ſagen wollte, und ſagten zu ihm: verlangt ihr eine Moſchee, wo ihr nach eurer Art Gott verehren könnet?

Ach ja, war ſeine Antwort, das iſt das Einzige, was wir wünſchen. Keiner von uns trauet ſich aber, euch zu bitten, uns hierzu die Erlaubniß zu ertheilen: weil wir doch vorher ſehen, daß ihr uns unſere Bitte abſchlagen werdet!

Ey! Ey! fuhr einer von uns fort, was haben wir gethan, daß du eine ſo ſchlechte Meynung von uns gefaßt haſt? Hältſt du uns für Barbaren, die über das Gewiſſen ihrer Nebenmenſchen herrſchen wollen? Der Menſch, er ſey wer er wolle, hat bey uns die Freyheit, nach ſeiner Art Gott zu verehren. Gehe du morgen zu unſerm Vorſteher, und laß dir einen ſchicklichen Platz zur Erbauung einer Moſchee anweiſen, du wirſt ihn gewiß erhalten.

Der Türke eilte mit dieſer frohen Nachricht zu ſeinen Landsleuten, und nun waren ſie auf einmal munter und vergnügt, und bewieſen gegen uns noch einmal ſo viel Zutrauen, als ehedem. Das war ja ganz natürlich. Denn wie iſts möglich, daß der Menſch Liebe und Zutrauen zu ſolchen Leuten haben kann, die ihm nicht erlauben, nach ſeinen Einſichten Gott zu verehren.

Der Platz zur Moſchee wurde ſogleich angewieſen. Ehe es aber an Erbauung derſelben kam, lernten unſere Türken deutſch, und konnten unſere Kirche beſuchen. Kaum hatten ſie dies ein paarmal gethan: ſo bemerkten wir, daß ſie immer gedankenvoll mit einander herum gingen und ſprachen; daß ſie zur Erbauung der Moſchee keine Anſtalten machten; daß ſie immer fleißiger in die Kirche kamen.

Am Ende kam der Vornehmſte von ihnen zu unſerm Vorſteher, weinte und ſagte: lieber Bruder! du biſt ein rechtſchaffener Mann, und in dir iſt kein Falſch; wenn du etwas verſprichſt: ſo hältſt du es, und wenn du etwas ſageſt, ſo kann man ſich darauf verlaſſen, daß es wahr iſt. Du betrügſt niemanden, und kränkſt niemanden. Du biſt nicht faul, du biſt fleißig. Du hilfſt jedem, wie du kannſt. Du thuſt viel Gutes. Die Leute, die du regiereſt, ſind eben ſo gut. Wenn wir in deine Kirche kommen: ſo lernen wir viel Gutes; wir fühlen es, daß wir vernünftiger werden und beſſer und zufriedener. Wozu ſoll uns alſo die Moſchee? Wir wollen Chriſten ſeyn, willſt du uns annehmen?

Der Vorſteher umarmte ihn, und ſeitdem leben ſie unter uns, wie unſere Brüder. Wie gefällt dir das?

J. Vortreflich.

Pr. Würden wir aber dieſe Freude wohl gehabt haben, wenn wir in unſern Predigten alle die Zuſätze hätten vorgetragen, die von den Mönchen ſind gemacht worden? Z. E. die Erklärung von der Gegenwart des Leibes und Bluts Jeſu im Abendmahle?

J. Ich glaube, die Türken würden ſogleich davon gelaufen ſeyn.

Pr. Da ſiehſt du es alſo. Die reine Lehre Jeſu hört jedermann gern, wer nicht ein recht ſchlechter Menſch iſt; aber die Zuſätze der Mönche ſind insgemein gegen die Vernunſt, deswegen will ſie niemand gern hören.

J. Aber ſage mir doch: erlaubt ihr denn auch den Heiden freye Religionsübung?

Pr. Warum denn nicht? in unſerm Lande wohnen wenigſtens 10,000 Heiden, die alle vollkommene Freyheit haben, nach ihrer Art Gott zu verehren.

J. Das iſt doch aber zu arg.

Pr. Zu arg? und warum denn?

J. Iſt nicht der Gottesdienſt der Heiden ganz falſch?

Pr. Das iſt er freylich. Was ſollen wir aber dabey thun? ſollen wir vielleicht die armen Heiden martern und foltern, bis ſie Chriſten werden?

J. Das wohl nicht. Aber ihr ſolltet ihnen doch nicht erlauben, ihren Gottesdienſt öffentlich zu halten.

Pr. Und warum nicht?

J. Weil die Chriſten Aergerniß daran nehmen.

Pr. Aergerniß? was heißt das, Aergerniß nehmen?

J. Ja ſie ärgern ſich darüber, wenn ſie ſo einen ſchändlichen Gottesdienſt ſehen.

Pr. Lieber Freund! Wenn du in einer Geſellſchaft biſt, wo gutes Obſt aufgetragen wird, davon du dein Theil nimmſt, und es dir gut ſchmecken läßt: ſiehſt aber, daß einige von der Geſellſchaft kein gutes Obſt nehmen wollen, ſondern Holzäpfel eſſen, die ſie mitgebracht haben; ärgerſt du dich denn darüber?

J. Warum ſollte ich mich denn darüber ärgern? Es iſt ja ihre eigene Schuld, wenn ſie die Holzäpfel dem guten Obſte vorziehen.

Pr. So iſts gerade auch mit uns und den Heiden. Wir verehren Gott ſo, wie es uns Jeſus und die geſunde Vernunft gelehret haben, und befinden uns wohl dabey. Dies iſt das gute Obſt. Die Heiden verehren neben uns Gott auf eine unrichtige Art — dies ſind die Holzäpfel. Sollen wir uns wohl darüber ärgern?

J. Wenn ich auch dies alles zugebe: ſo muß man doch beſorgen, daß die Chriſten nach und nach zu Heiden werden, wenn ſie immer Heiden neben ſich ſehen.

Pr. Haſt du jemals geſehen, daß ein Mann, der Porsdorfer Aepfel aß, ſie wegwarf und Holzäpfel nahm, wenn er ſahe, daß ein anderer neben ihm Holzäpfel genoß?

J. Niemals.

Pr. Wie kannſt du alſo glauben, daß jemals Chriſten die reine chriſtliche Religion gegen die heidniſche vertauſchen werden? Wir haben noch kein Exempel, daß bey uns ein Chriſt zum Heidenthume übergegangen wäre.

J. Das iſt nun ganz gut. Ich dächte aber doch, ihr müßtet noch etwas mehr thun.

Pr. Und was denn?

J. Ihr müßtet die Heiden zu bekehren ſuchen.

Pr. Wie ſollten wir denn dies anfangen?

J. Ihr ſolltet Miſſionarien unter ſie ſchicken.

Pr. Bey uns iſt jeder chriſtliche Einwohner ein Miſſionarius.

J. Nun das laſſe ich gelten. Wie treiben denn dieſe Miſſionarien ihr Bekehrungsgeſchäft?

Pr. Sie haben alle nur eine Regel.

J. Und dieſe heißt?

Pr. Du wirſt ſie ſchon kennen: denn ſie kommt nicht von uns, ſondern von Jeſu und heißt: Laſſet euer Licht leuchten vor den Leuten, daß ſie eure gute Werke ſehen, und euren Vater im Himmel preiſen. Nach dieſer Regel zu handeln, werden wir alle von Jugend auf gewöhnt. Wir rühmen unſere Religion nicht ſehr, wir preiſen ſie niemanden an, noch weniger dringen wir ſie jemanden auf — wir bemühen uns aber, es durch unſern **Lebenswandel** zu beweiſen, daß die Religion, zu welcher wir uns bekennen, unter allen die beſte ſey. Wenn nun die Heiden ſehen, daß wir rechtſchaffene Leute ſind, die mit Vorſatz Niemanden kränken, Niemanden betrügen, vielmehr jedem, er ſey wer er wolle, gern helfen, ſo viel wir können: ſo bekommen ſie uns lieb, faſſen Zutrauen zu uns, gehen mit uns um, handeln mit uns. Dadurch werden ſie nach und nach gebeſſert, und legen ihre alten, böſen Gewohnheiten ab. Einige von ihnen beſuchen ſchon unſere Kirchen, und ſchicken ihre Kinder in unſere Schulen. Binnen hier und zwanzig Jahren wird man hoffentlich in hieſigem Lande keinen Heiden mehr finden. Hätten wir anders handeln, die Heiden bereden, oder gar zwingen wollen, ſich zu unſerer Religion zu bekennen: ſo würden wir ſie gegen uns erbittert, ſie würden unſere Religion verabſcheuet haben, und, wenn ſie zu derſelben getreten wären: ſo wäre doch ihr Herz nicht redlich geweſen. Mit unredlichen Leuten wollen wir aber nichts zu thun haben. Ein rechtſchaffener Heide iſt uns lieber, als ein chriſtlicher Schurke.

Nun ging der Prediger fort, und ließ mich allein.

Da hatte ich nun Zeit genug, über das nachzudenken, was er mir geſagt hatte. Das wollte mir freylich nicht recht in den Kopf, daß er geſagt hatte:

ein rechtſchaffener Heide iſt mir lieber, als ein chriſtlicher Schurke. Da ich der Sache aber weiter nachdachte: ſahe ich doch ein, daß er Recht habe. Denn was iſt denn ein chriſtlicher Schurke? ein Schurke, der ſich zur chriſtlichen Religion bekennt, folglich ein Unchriſt: denn ein wahrer Chriſt kann kein Schurke ſeyn. Jeſus hat ja nicht geſagt: am Glaubensbekenntniß ſoll jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger ſeyd; ſondern: daran ſoll jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger ſeyd, ſo ihr Liebe untereinander habt. Und was iſt ein rechtſchaffener Heide? ein rechtſchaffener Mann, der ſich zu einer Religion bekennt, die irrig iſt.

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Dieſes Kapitel iſt ſehr wichtig: weil es von geiſtlichen Anfechtungen und Seelenunruhen handelt.

Den folgenden Tag wurde mir der Platz angewieſen, wo ich arbeiten ſollte. Anfänglich wurde mir die Arbeit ſehr ſauer. Da ich ſie aber erſt einige Tage fortgeſetzt hatte: fühlte ich gar ſehr, daß ich mich dabey weit beſſer, als ſonſt, befand. Das Eſſen ſchmeckte, und bekam mir beſſer, der Schlaf war ſanfter, ich be-

bekam mehr Kraft in die Arme, und ſpürte auch überhaupt, daß ich geſünder und munterer wurde.

Ich ſagte dies meinem Aufſeher. Dieſer lächelte und antwortete: das wiſſen wir ſehr wohl. Deswegen iſts bey uns gewöhnlich, daß jeder Menſch, Kinder, Weiber, Handwerksleute, Gelehrte, kurz jeder täglich ein Paar Stunden in freyer Luft mit Garten- und Ackerbau ſich beſchäftigen. Damit erſparen wir ſehr viel, die Arzeney, die Gewürze und die Federn in den Betten, und ſind doch geſünder, als diejenigen, die Arzeney nehmen; unſere ungewürzten Speiſen ſchmecken uns beſſer, als andern ihre Mahlzeiten, die mit den theuerſten Gewürzen beſtreut ſind; und wir ſchlafen auf unſerm harten Lager auch ſanfter, als viele tauſend Menſchen auf ihren Federbetten. Wir haben deswegen in unſerm Katechismus eine Frage, die lautet alſo:

Welches Geſchäfte muß denn jeder Menſch treiben, wenn er geſund und vergnügt bleiben will?

Ant. Den Garten- und Ackerbau.

Davon, ſagte ich, ſteht in meinem Katechismus kein Wort.

Das kann wohl ſeyn, fuhr er fort. Dagegen befindet ſich in eurem Katechismus auch ſehr vieles, davon in dem unſrigen kein Wort ſteht. Darüber wollen wir aber nicht disputiren. Wir laſſen jedem, der zu uns kommt, ſeinen Katechismus; und ſo muß es auch ſeyn. Man darf niemanden in ſeinem Glauden kränken. Unterdeſſen haben wir doch die Freude, zu ſehen, daß unſer Katechismus jedem Fremden, der zu uns kommt, gefällt, und daß ſie ihn nach und nach in ihren Häuſern einführen. Wir haben auch die Freude gehabt, mit unſerm Garten- und Ackerbau ſchon manche Seelencur zu verrichten.

Wie denn ſo? fragte ich.

Wir haben, fuhr er fort, einigemal den Fall gehabt, daß Leute zu uns kamen, die im Grunde ehrlich und brav waren, aber immer den Kopf hingen, traurig umher gingen, und über geiſtliche Anfechtungen klagten. Wir ſuchten ſie, ſo viel als möglich, vor der Hand zu beruhigen; hernach lockten wir ſie auf den Acker und in den Garten, und brachten ſie dahin, daß ſie an den Gartenarbeiten Vergnügen fanden. Da währete es nicht lange, ſo waren ihre geiſtlichen Anfechtungen verſchwunden.

Wie geht denn dieß zu? fragte ich.

Das will ich dir, fuhr er fort, erklären. Sieh! die geiſtlichen Anfechtungen kommen gemeiniglich vom dicken Blute, ſchwachen Nerven und einem ſchwachen Magen. Der Menſch, der ſolche Unordnungen in ſeinem Körper verſpüret, befindet ſich in beſtändiger Angſt und Bangigkeit, kann deswegen leicht auf allerhand ſchreckliche Gedanken gerathen, die er geiſtliche Anfechtungen nennt. Du wirſt daher bemerkt haben, daß in deinem Vaterlande, wo es noch viele geiſtliche

Anfechtungen giebt, diejenigen am mehreſten damit geplaget ſind, die immer in der Stube ſitzen.

Das iſt doch, fuhr ich fort, nicht immer der Fall. Ich habe einen Bauer gekannt, der faſt immer in dem Felde arbeitete, und doch auch über geiſtliche Anfechtungen klagte.

Das kann wohl ſeyn, antwortete mein Aufſeher. Bis itzo haben wir immer die Freude gehabt, zu ſehen, daß die geiſtlichen Anfechtungen ſich verloren, wenn unſere neuen Mitbürger einige Wochen im Garten gearbeitet hatten. Unterdeſſen hatten wir doch auch einmal den Fall, daß unſere Cur nicht anſchlug. Es kam nämlich ein Sachſe zu uns, der ſich bald zu unſrer Gartenarbeit bequemte, aber doch immer lamentirte, daß er keine Ruhe für ſeine Seele finden könne.

Da nun das nächſtemal Synodus war —

J. Was iſt das, Synodus?

Auſſ. Es iſt eine Verſammlung der verſtändigſten Männer unſerer Provinz, die jeden Monat zuſammen kommt, und gemeinſchaftlich überlegt, wie da und dort Verbeſſerungen gemacht werden können, und wie den Mitbürgern, die ſich an Seel und Leib nicht wohl befinden, könne geholfen werden.

J. So! Auf dieſe Art iſt euer Synodus ganz anders als der unſrige. Wir haben bey uns auch einen Synodus. Dieſer beſchäftigt ſich aber mit nichts, als mit der Reinigkeit der Lehre.

A. Was uns betrifft: ſo ſorgen wir dafür, daß unſere Mitbürger einen reinen Verſtand und ein reines Herz bekommen. Iſt dieſes beydes rein: ſo iſt gewiß auch die Lehre rein. Ich erinnere mich, daß einmal das Waſſer, welches in unſerm Orte ſpringt, unrein wurde. Damals war eben ein Berliner bey uns angekommen, der ſich bey uns beliebt machen wollte, und deswegen einige Vorſchläge that, wie man das Waſſer reinigen könnte. Der Präſident der Synode lächelte, da er ſeine Vorſchläge hörte, und ſagte: das iſt Spielerey! laßt die Quelle reinigen: ſo bekommt ihr auch reines Waſſer! Es wurden ſogleich einige Arbeiter abgeſchickt, die den Unrath wegſchaffen mußten, der ſich, ſeit einiger Zeit, in der Quelle geſammelt hatte, und den folgenden Tag hatten wir Waſſer, ſo helle, wie ein Cryſtall.

Wie es nun mit dem Waſſer iſt, ſo iſts auch mit der Lehre. Iſt der Verſtand aufgeklärt und das Herz rein: ſo kommt auch reine Lehre zum Vorſcheine. Iſts hingegen mit dem Verſtande nicht richtig, iſt das Herz laſterhaft: ſo bringen auch beyde nichts als dummes und böſes Zeug zum Vorſcheine.

Doch wieder auf unſern Synodus zu kommen! Unter andern wurde auch überlegt, wie dem guten Sachſen zu helfen ſey.

Ich kann hierzu weiter nichts ſagen, antwortete der Präſident, als — beobachtet ihn genau, was er für Nahrungsmittel zu ſich nimmt! Im nächſten Synodus ſagt es mir wieder: ſo will ich dann überlegen, wie dem guten Manne zu helfen ſey.

Der Nachbar des Sachſens übernahm es, ihn genau zu beobachten, und lieferte im nächſten Synodus ein genaues Verzeichniß von allem, was der Sachſe jeden Tag gegeſſen und getrunken hatte. Der Präſident las es bedenklich durch, dann that er folgenden Ausſpruch: lieben Freunde! ich finde in der Lebensart unſers guten Sachſens nichts zu tadeln, als dieſes, daß er täglich zweymal Kaffee trinkt. Der Kaffee bringt das Blut in Wallung, und verurſacht deswegen, wenn er zu oft genoſſen wird, immer Herzklopfen und Bangigkeit. Verſucht es doch! ſucht ihn erſt dahin zu bringen, daß er nach Tiſche keinen Kaffee mehr trinke, hernach beredet ihn, daß er des Morgens, ſtatt des Kaffees, eine Bierſuppe genieße; dann berichtet mir im folgenden Synodus wieder, wie er ſich befindet!

Wir thaten es. So oft die Stunde kam, wo er des Nachmittags Kaffee zu genießen pflegte, luden wir ihn zu einem Spaziergange ein, über welchen er den Kaffee vergaß.

Nach ein Paar Wochen kam derjenige, der bey uns die Stelle des Arztes vertritt, auf ſein Zimmer und ſagte: lieber Bruder! ich habe bemerkt, daß du dich nicht wohl befindeſt, und daß dir eine ſchwere Krankheit bevorſteht. Du kannſt dir nicht anders helfen,

als

als wenn du dich entſchließeſt, täglich, des Morgens, ſtatt des Kaffees, eine Bierſuppe zu genießen.

Der Sachſe ſeufzete. Da aber ſogleich eine Bierſuppe herbeygebracht wurde, wovon der Arzt den erſten Löffel voll nahm: ſo aß er mit, aß auch den folgenden Tag Bierſuppe, und befand ſich dabey ſo wohl, daß wir im nächſten Synodus den Bericht abſtatten konnten, daß ſeine geiſtlichen Anfechtungen ganz verſchwunden wären!

Der Präſident lächelte, als er dieſen Bericht geleſen hatte, und ſagte: ich habe wohl geglaubt, daß es ſo kommen würde; der Kaffee, wenn er zu häufig genoſſen wird, iſt eine Quelle von vielen geiſtlichen Anfechtungen.

Von dieſer Zeit an ſchmeckte mir die Arbeit noch beſſer. Wenn ſie mir bisweilen etwas ſauer wurde: ſo erinnerte ich mich wieder an das Geſpräch, das der Aufſeher mit mir geführet hatte. Mag es doch ſeyn, dachte ich dann, daß es dir etwas ſauer wird, kriegſt du es doch gut genug bezahlt, Geſundheit — Kraft — frohen Muth — Appetit zum Eſſen — ſanften Schlaf — das ſind ja lauter Sachen, wovon eine jede viel Geld werth iſt.

Wenn man den Menſchen nur dahin bringen könnte, daß er bey allen ſeinen Arbeiten recht bedächte, was für Nutzen er dadurch für ſich und andere ſtiftete; ſo würde ihm alles leicht werden.

Mich wird niemand über die Arbeit klagen hören. Will mir auch bisweilen der Geduldsfaden reißen, ſo denke ich immer an das Gute, das ich damit ſtifte. Arbeit, denke ich, macht dich verſtändiger, geſünder, ſchafft dir Nahrung, ſchafft andern Menſchen Nahrung, befördert ihre Wohlfahrt:

Arbeit macht des Lebenslauf
Noch einmal ſo munter;
Froher geht die Sonne auf,
Froher geht ſie unter.

Dann werde ich immer wieder froh, arbeite friſch darauf los, und wann dann, nach einem arbeitsvollen Tage, der Abend kommt: tauſend das iſt ein Abend! wie ſchmeckt das Eſſen! wie fröhlich bin ich bey meiner Familie! wie vergnügt ſchlafe ich ein! wie vergnügt erwache ich, wann ich an die ſchwere Arbeit gedenke, die ich beendigt habe.

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Dieſes Kapitel handelt bloß vom Ackerbau.

Was mich bey meiner ~~Abreiſe~~ noch mehr aufheiterte, das war die ſchöne Gegend, die ich um mich her ſahe. Arbeit Auf der einen Seite lag eine lange Reihe von Bergen, die mit Wald bewachſen waren, auf der andern das Meer. Die Gegend ſelbſt aber war ein großer Garten, wo man doch faſt alles antraf, was nur das Herz begehret. Alle Arten von Getraide, Gemüſe, Klee, Flachs, die ſchönſten Obſtbäume, waren da in Menge zu ſehen. Eins aber fehlte doch, die Brache und die Viehzucht. Wann ich an die Arbeit ging, nahm ich bisweilen einen andern Weg, und ſahe mich allemal um, ob ich nicht einmal ein Stück Brachfeld, oder eine Heerde Vieh antreffen könnte. Umſonſt, es war alles für die Menſchen angebauet. Dies wollte mir nicht in den Kopf. Als ich daher einmal mein Tagewerk geendigt hatte, und mit meinem Aufſeher nach Hauſe ging: fragte ich ihn, woher kommt es denn nur, daß man bey euch kein Brachfeld ſieht?

A. Was iſt das Brachfeld?

J. Bey uns theilt man den Acker in drey Theile, der eine heißt das Winterfeld, der andere das Sommerfeld, der dritte die Brache. In das erſte ſäen wir Roggen und Weizen, in das andere Gerſte und Hafer, in das dritte Nichts.

A. Gar nichts?

J. Gar nichts. Außer daß hier und da ein kleiner Fleck mit Klee beſäet oder mit Kartoffeln und anderm Gemüſe, bepflanzet ſind.

A. Wenn ihr alſo 900 Aecker habt, ſo laßt ihr davon immer 300 wüſte liegen?

J. Allerdings. Nahe bey den Städten, z. E. bey Erfurt, habe ich es zwar auch ſo, wie bey euch an-

angetroffen, das mehreſte Land iſt aber doch noch immer ſo eingetheilet, wie ich geſagt habe.

A. Das iſt ja ſonderbar! Entſteht denn da nicht bisweilen Mangel?

J. Genugmal. Ich habe es erlebt, daß einmal ſo eine große Noth entſtand, daß gar viele Leute verhungerten.

A. Gott erbarme dich! Wie darf man ſich aber darüber wundern, wenn ihr den dritten Theil eures Feldes immer wüſte liegen laſſet? Sag mir aber nur, warum thut ihr denn das?

J. Wir ſtehen in der Meynung, das Feld müſſe alle drey Jahre ruhen, damit es ſich nicht abtrage.

A. Ha! ha! ha! ihr ſeyd curioſe Leute. Wenn es nun ein Jahr geruhet hat, trägt es denn hernach mehr, als bey uns?

J. Das kann ich nun nicht ſagen. Wahr iſts, daß ich bey uns hier und da Felder angetroffen habe, wo die Früchte gar vortreflich ſtanden, aber auch viele, wo kaum die Ausſaat wieder geerntet wurde, und einen Acker geſehen zu haben, worauf mehr gewachſen wäre, als auf dem Eurigen, erinnere ich mich gar nicht. Tauſend, was für Weizen auf dieſem Acker ſteht! Was für Haſer auf jenem! Was für eine unſägliche Menge von Klee, Kohl, Flachs, auf den übrigen!

A. Warum macht ihrs denn nicht auch ſo?

J. Es iſt nun einmal ſeit vielen hundert Jahren der Gebrauch ſo daß wir Brache halten, und da denken wir, weil es unſere Vorfahren ſo gehalten hätten, die doch auch keine Narren waren, ſo müßten wir es auch ſo halten.

A. Darinne denken wir nun anders. Wir verachten zwar die Gebräuche unſerer Vorfahren auch nicht: wenn uns aber jemand etwas beſſeres lehret: ſo probieren wir es. Finden wir nun, daß es wirklich beſſer ſey: ſo laſſen wir den alten Gebrauch weg, und nehmen den beſſern an.

J. Iſts denn aber wirklich beſſer, wenn man keine Brache hält?

A. Ich glaube gar, du willſt diſputiren? da kommſt du nicht recht an. Das Diſputiren mag vielleicht in Deutſchland Mode ſeyn. Bey uns iſt es nicht gewöhnlich. *Wir diſputiren nicht, ſondern handeln.* Sieht nun der andere, daß unſere Art zu handeln gut ſey: ſo thut er es nach; glaubt er aber, daß ſie nichts tauge, nun ſo macht er es nach ſeinem Kopfe. Wozu ſoll man diſputiren?

J. Lieber Freund, ich ſehe wohl, daß eure Aecker ohne Brache mehr eintragen, als die unſrigen mit der Brache. Aber ſag mir nur, wie ihr das anfangt? Wenn wir das Feld im dritten Jahre beſäen: ſo trägt es nichts. Ihr müßt doch beſondere Vortheile haben.

A. Das kann wohl ſeyn. Der erſte Vortheil, den wir haben, iſt dieſer: Wir düngen außerordentlich ſtark.

J. Woher bekommt ihr denn alle Düngung? Bey uns hat jeder Hauswirth ſeine Noth, daß er nur ſo viele Düngung zuſammen bringt, daß er alle drey Jahre höchſt nothdürftig ſeinen Acker damit befahren kann.

A. Da möchte ich lieber gar keinen Acker haben, wenn ich ihn nicht hinlänglich düngen könnte. Daher hat bey uns niemand mehr Acker, als er mit ſeiner Düngung beſtreiten kann. Hernach muß ich dich doch fragen: womit düngt ihr denn?

J. Womit denn anders, als mit Miſt?

A. Vermuthlich von Thieren?

J. Ey freylich! von Kühen, Pferden, Schaafen und Schweinen.

A. Damit werdet ihr freylich nicht weit reichen. Bey uns benutzt man alles, was verfault, zur Düngung. Jedes Haus hat hinter ſeinem Hofe verſchiedene Gruben, worein alles geworfen wird, was man zuſammenbringen kann: Laub, Unkraut, Raſen, Sägeſpäne, Auskehrigt, alte Lappen u. d. gl. Nur ſieht jeder darauf, daß der Abfluß aus den Ställen hinein geleitet werde, und daß jede Grube wenigſtens drey Jahre faule, ehe ſie ausgeführt wird. Im Herbſte fahren wir nun dergleichen Gruben aus, und laſſen den Unrath den Winter hindurch auf dem Felde liegen, damit ihn der Froſt recht auflöſe. Das wäre unſer erſter Vortheil.

Der andere Vortheil, den wir haben, iſt dieſer, daß wir mit den Gewächſen, welche wir bauen, auf jedem Acker ſehr ſtark abwechſeln. Haben wir auf einem Acker Kohl oder Waizen gebauet, ſo laſſen wir wohl 12 Jahre verſtreichen, ehe wir das nämliche wieder darauf bringen.

J. Warum thut ihr das?

A. Das will ich dir erklären. Freſſen denn alle Thiere einerley?

J. Sieh mich doch nicht für gar zu dumm an!

A. Alſo glaubſt du doch, daß jedes Thier ſeine beſondere Nahrung habe. Eine andere hat das Rindvieh, eine andere die Pferde, eine andere die Hunde, eine andere die Schweine. So iſts gerade auch mit den Gewächſen; jedes hat ſeine beſondere Nahrung, die es durch die Wurzeln einſaugt. Bring' ich nun das folgende Jahr, oder ein Paar Jahre darauf, das nämliche Gewächſe auf den Acker: ſo iſt ſeine Nahrung ſchon weggeſogen, und es muß ſehr kümmerlich ſich nähren, wie ein Menſch, der an einen Tiſch kömmt, wo alles bis auf die Knochen aufgezehret iſt, an denen er nun noch nagen muß. Ließe man hingegen einen Hund an den Tiſch, ſo würde dieſer noch eine reichliche Mahlzeit finden. Und wenn ich mit den Gewächſen gehörig abwechſele, z. E. erſt den Acker mit Kohl bepflanze, dann Waizen, hierauf Roggen, ferner Spaniſchen Klee, dann Hafer u. ſ. w. ſäe, ſo findet jedes davon noch ſeine Nahrung, die ſich für die vorhergehenden Gewächſe nicht ſchickte, die ſie alſo in der Erde ließen. Aber freylich gehöret Kenntniß dazu. Man muß wiſſen, in welcher Ordnung man die Gewächſe muß abwechſeln laſſen.

J. Das iſt doch ſonderbar, wo lernt ihr denn das alles?

A. In der Schule. Aber es wundert mich, daß du dies nicht weißt. Wir haben ja den größten Theil unſerer Weisheit deutschen Büchern zu danken.

J. Und wie heißen denn dieſe?

A. Da könnte ich dir gar viele nennen, die mir ſogleich nicht beyfallen. Itzo beſinne ich mich nur auf eines, das iſt Reichards Land- und Gartenſchatz. Haſt du denn dergleichen Bücher in deiner Jugend nicht geleſen?

J. Wie hätte ich denn zu dieſen Büchern kommen ſollen? Ich habe in meiner Jugend kein anderes Buch kennen lernen, als die Bibel, das Geſangbuch, den Katechismus und den Kalender.

A So!!! Sonſt wüßte ich dir eben keinen Vortheil bey unſerm Ackerbau zu ſagen, als dieſen, daß wir unſere Ländereyen mehrentheils ſelbſt mit unſern eigenen Händen bearbeiten. Dadurch ſind wir im Stande, ſie recht rein zu halten und zu verbeſſern.

J. Wie iſt denn das möglich? ich dächte, da müßtet ihr euch zu Tode arbeiten.

A. Wenn wir uns zu Tode arbeiteten, ſo lebte ich ja nicht mehr. Es ſchafft ſich halt keiner mehr

Länderey an, als er mit ſeiner Arbeit beſtreiten kann. Unſere Arbeit wird uns auch dadurch um ein Merkliches erleichtert, daß die Aecker unmittelbar hinter unſern Häuſern liegen. Dadurch erſparen wir viele Zeit, die ſonſt mit dem Hin- und Hergehen zugebracht wird, und viele Koſten, die man auf Ausführung der Düngung und Einführung der Früchte, bey entlegenen Ländereyen, verwenden muß. Giebt es ja bisweilen etwas viel zu thun: ſo laſſen wir zehn bis zwölf Kinder aus den Erziehungshäuſern kommen, die gegen eine geringe Bezahlung viele Arbeit thun.

J. Was hat es denn mit den Erziehungshäuſern für eine Bewandniß?

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Von der Viehzucht und den ſchädlichſten unter allen Thieren.

Die Erziehungshäuſer ſollſt du bald näher kennen lernen, antwortete der Amerikaner. Biſt du denn aber nun überzeuget, daß es gut iſt, wenn man die Brache abſchafft?

J. Nein.

A. So biſt du ein Erzſtreitkopf. Was mich betrifft, ſo ſtreite ich nun mit dir durchaus nicht. Eins muß ich dich aber noch fragen: warum glaubſt du denn noch nicht, daß es gut ſey, die Brache abzuſchaffen?

J. Weil ihr kein Vieh halten könnt. Wovon ſoll denn das Vieh leben, wenn es keine Weide hat? und wo ſoll es denn Weide finden, wenn alle Aecker beſäet und berflanzet ſind?

A. Ha! ha! ha! wenn du weiter nichts einzuwenden haſt: ſo ſchweige ja ſtille! Das vorzüglichſte Vieh, welches der Landmann zu halten pflegt, ſind Rinder und Schafe. Komm mit in meinen Rinderſtall! und ſiehe und urtheile ſelbſt, wie es mit der Rindviehzucht bey uns ſtehe!

Wir kamen bald bey ſeinem Stalle an, und ich machte ſchrecklich große Augen, da er ihn öffnete. Drey Kühe und ein Stier ſtanden da, ſo groß und ſo gut bey Leibe, wie ich ſie in meinem Geburtsorte, wo das Rindvieh durchaus klein und hager war, nie geſehen habe.

A. Na! haben wir keine Viehzucht, wie gefallen dir dieſe Rinder?

J. Vortreflich! Aber wo habt ihr denn eure Weide?

A. Wir haben gar keine Weide für das Rindvieh.

J. Keine Weide? und doch Rindvieh? Womit ernährt ihr es denn?

A. Hiermit! (indem er mir eine Handvoll Lucerner Klee, und eine Handvoll Eſparſette zeigte). Dies wächſt bey uns auf dem Lande, das bey euch Brache liegt. Und um dieſe 4 Stück Vieh zu ernähren, brauche ich nicht ſo viel Land, als ihr.

J. Ganz gut! aber dieſe Kleearten anzubauen, wie viel mag das koſten?

A. Freylich koſtet es etwas, aber gewiß nicht ſo viel, als das Umpflügen eurer Brache. Wenn der Lucerner Klee und die Eſparſette einmal angebauet ſind, ſo koſten ſie faſt gar nichts mehr. Ich benutze ſie zwanzig bis vier und zwanzig Jahre. Der Spaniſche Klee koſtet auch ſehr wenig. Dieſes Jahr ſäe ich ihn über die Gerſte oder den Hafer, und brauche alſo ihn nicht beſonders unterzupflügen. Das folgende Jahr ſteht er da, wie ein Wald, und ich kann ihn, wenigſtens dreymal mähen laſſen. Im Herbſte laſſe ich ihn umpflügen, und bekomme dadurch eine gute Düngung; weil die verfaulten Wurzeln den Früchten, die ich im folgenden Frühjahre darauf ſäe, eine gute Nahrung geben. Der ganze Aufwand, den ich darauf mache, iſt die Düngung, welche ich den Winter über darauf führen laſſe, und dieſe haben wir ja, wie du ſchon weißt, bey uns im Ueberfluß. Wo ihr aber eure Düngung hernehmt? das möchte ich doch wiſſen. Wenn das Rind beſtändig auf der Weide iſt: ſo läßt es ja ſeinen Miſt fallen.

J. Das iſt freylich wahr.

A. Bey uns geht aber nichts verlohren. Und daß unſer Vieh mehr Milch gebe als wie das Eurige, das glaube ich ganz gewiß. Muß denn ein Vieh nicht mehr Milch geben, das den ganzen Tag vollauf von dem nahrhafteſten Futter zu freſſen hat, als ein anderes, das ſeine Nahrung mühſelig auf dem Lande zuſammenſtoppeln muß? glaubſt du denn nun, daß es gut ſey, die Brache abzuſchaffen?

J. Noch nicht ganz.

A. Noch nicht ganz? und warum denn nicht?

J. Weil ich gar nicht begreifen kann, wovon ihr die Schafe unterhalten wollet.

A. Die Schafe? darüber will ich dir meine Meynung ſagen. Wir haben bey uns lange Zeit überleget, ob wir Schafe halten oder nicht halten ſollten? Da that denn vor drey Jahren endlich unſer Synodus den Ausſpruch: das ſchädlichſte unter allen Thieren, für ein gut angebautes Land, iſt das Schaf.

J. Was ſagſt du? das Schaf wäre das ſchädlichſte Thier?

A. Allerdings, merke aber wohl, für ein gut angebautes Land; für ein Land, deſſen Einwohner den Ackerbau recht verſtehen.

J. Das kann ich nicht begreifen.

A. Und es iſt doch gar zu leicht zu begreifen. Daß unſer Land ſo ſchön angebauet iſt, daß es ſo reichlich trägt, daß du ſo vielerley Arten von Getraide, Gemüſe, Futtergräſern, Bäumen hier ſiehſt, das gefällt dir, und du haſt mir ſelbſt geſagt, es wäre bey uns ſo ſchön, wie im Paradieſe. Haſt du denn aber auch ſchon daran gedacht, daß dies vorzüglich daher komme, weil wir keine Schafe halten? ſobald wir die Schafe in unſere Flur treiben wollten, ſo ruinirten ſie ja alles: das Gemüſe, die Futtergräſer fräßen ſie ab, die Bäume beſchädigten ſie. Siehſt du denn nun ein, daß ein Schaf das ſchädlichſte Thier ſey?

J. Das wohl, es hat aber doch auch ſeinen Nutzen.

A. Ey freylich. Alle Thiere haben ihren Nutzen, auch die wilden Schweine. Wäre es aber nicht lächerlich, wenn wir unſere Flur den Sommer über durch wilde Schweine wollten verwüſten laſſen, damit wir im Winter einige davon verzehren könnten? würde uns das Pfund Schweinswildpret nicht über einen Thaler zu ſtehen kommen? Eben ſo lächerlich iſts aber, wenn man ſeine Flur größtentheils unangebauet den Schafen überläßt, um das Bischen Wolle und Fleiſch zu bekommen, das man von ihnen zieht. Wenn ihr rechnet, was ein Schaf das Jahrlang verwüſtet, und was auf dem Lande, auf welches es getrieben wird, wachſen könnte: ſo kommt euch jedes Pfund Fleiſch, jedes Pfund Wolle, auf einen Thaler zu ſtehen.

J. Das iſt doch wohl ein Bischen zu viel gerechnet.

A. Gar nicht. Wenn dieſes Vieh auf der Weide keine Noth leiden ſoll: ſo muß ich doch wenigſtens für jedes Stück einen Morgen (einen Acker) wüſte liegen laſſen. Das müßte aber ſehr ſchlecht ſeyn, wenn mir ein gut angebauter und bepflanzter Morgen nicht jährlich wenigſtens zehn Thaler reinen Gewinn einbringen ſollte. Glaubſt du denn wohl, daß du von einem Schafe das Jahrlang ſo viel gewinneſt? Und nun bedenke noch dieſes, daß ſich das Schaf ſo leicht faul frißt! wenn man auch einmal ein Jahr hat, in welchem man von der Schafzucht etwas gewinnt: ſo kommt im nächſten Jahre die Fäule, und die Heerde ſtirbt mit einander dahin.

J. Es will mir noch nicht recht in den Kopf. Wenn alles wirklich ſo wäre, wie du mir da ſagſt, warum hielten denn unſere Landwirthe ſo viel auf die Schafzucht?

A. Das kommt daher: weil ſie den Ackerbau nicht recht verſtehen; weil ſie nicht berechnen, wie viel an Gemüſe, Getreide, Klee, Bäumen auf dem Lande wachſen könnte, welches ſie für die Schafe wüſte liegen laſſen.

J. Hum! auf dieſe Art müßte man ja die Schafe ganz abſchaffen?

A. Freylich! in einem Lande, das auf das beſte angebauet werden ſoll. Ehe die Leute aber ſich ſo vermehren und klug werden, daß alles Land gut angewendet würde, können noch manche hundert Jahre hingehen. In dieſer Zeit wird es noch wüſtes Land genug geben, das man den Schafen zur Weide überlaſſen kann. Wir ſelbſt halten in unſerm Orte über tauſend Stück Schaafe.

J. Wovon ernährt ihr ſie denn? doch nicht von der Luft?

A. Auch mit: denn geſunde Luft und geſundes Waſſer ſind den Schafen ſo nöthig, als gutes Futter. Außer der Luft und dem Waſſer haben wir aber doch noch etwas, wovon wir eine Menge Schafe ernähren können. Siehſt du dieſe Reihe Berge? dieſe Waldungen? dieſe Gegend iſt noch unangebauet; da leben nur Wilde, welche den Ackerbau nicht verſtehen. Dort weiden Schafe zu Tauſenden; dort hegen wir auch große Strecken zu Wieſen, mähen ſie ab und tröcknen das Gras zum Winterfutter.

J. Das geht wohl bey euch an, aber nicht bey uns. Wir haben keine ſo großen Strecken unangebautes Land, keine Wilde, in deren Gehege man die Schafe treiben könnte.

A. Da dürft ihr halt keine Schafe halten.

J. Woher wollten wir denn die Wolle bekommen?

A. Bauet ihr denn in deinem Vaterlande Reiß?

J. Meines Wiſſens nicht.

A. Habt ihr denn aber Reiß?

J. Genug!

A. Nun ſo werdet ihr auch Wolle genug haben, wenn ihr auch keine Schafe mehr haltet. Wenn wir bey uns unſere Haushaltung einrichten: ſo überlegen wir allemal erſt: von welcher Art Vieh haſt du den mehreſten Nutzen? welche Gewächſe bringen dir den mehreſten Vortheil? Und was uns den mehreſten Nutzen und Vortheil bringt, das ziehen wir und bauen es an, und bekümmern uns gar nicht darum, woher das kommen ſoll, was wir nicht ziehen und nicht anbauen.

J. Wenn nun aber alle Menſchen ſo denken, und alle die Schafe abſchaffen wollten, ſo hätten wir ja am Ende gar keine Wolle mehr.

A. Und wenn alle Menſchen ſo, wie deine Landsleute denken, und niemand mehr Reiß bauen wollte: ſo hätten wir ja gar keinen Reiß mehr.

J. Das wird nun wohl ſo leicht nicht geſchehen. Wo der Reiß gut thut, da wird man ihn wohl immer fortbauen.

A. Und wo die Schafe gut thun, wird man ſie wohl immer forthalten.

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

Curioſe Kleidung der Amerikaner.

Aber —

Noch ein Aber? fuhr der Amerikaner fort, ſo ſag denn dein Aber! Ich ſage dir aber auch, daß dieß das letzte Aber iſt, das ich dir beantworte! Wir haben hier zu Lande ſo viel zu thun, daß uns zum

Diſputiren keine Zeit übrig bleibt: Wie heißt denn dein Aber?

J. Aber wenn wir die Wolle aus fremden Landen ſollten kommen laſſen: ſo würde ſie weit mehr koſten, als wenn wir ſie ſelbſt ziehen.

A. Weißt du, was ich dann thun würde, wenn ich an deiner Stelle wäre?

J. Was denn?

A. Ich würde mir das wollene Zeug nach und nach abgewöhnen. Ich muß dir im Vertrauen ſagen, daß wir ſchon einigemal über deine Kleidung gelacht haben. Du biſt ja ganz in Wolle geſteckt und geknöpft. Und ſieh einmal mich an! ich habe keinen wollenen Faden an mir.

J. Ich habe mich ſchon lange darüber gewundert. Bey uns glaubt man, daß man bey einer ſo leichten Kleidung krank werden würde.

A. Und ich bin doch nicht krank, und in unſerm ganzen Lande iſt faſt niemand krank, obgleich alle Einwohner ſo gekleidet ſind, wie ich. Iſts denn in deinem Vaterlande eben ſo? giebts denn auch ſo wenige Kranke, wie bey uns?

J. (Kratzte mich hinter den Ohren.)

A. Nu? was kratzeſt du dich denn? antworte doch!

J. Bey uns iſt faſt kein Haus, wo alle Menſchen geſund wären.

A. Und mummet euch doch alle in wollenes Zeug ein? lieber Freund! darüber wundre ich mich gar nicht, daß ihr ſo viele Kranke unter euch habt, aber darüber wundere ich mich, daß noch ſo viele unter euch geſund ſind. Ihr verſteht ja gar nicht, wie man ſeine Geſundheit erhalten ſoll; wie könnt ihr denn da geſund bleiben?

Laß uns einmal deine Kleidung durchmuſtern! wollene Strümpfe! wozu denn dieſe?

J. Es iſt mir auch ſchon einmal geſagt worden, daß ſie nicht geſund wären! Unterdeſſen haben wir bey uns das Sprüchwort: halt Kopf und Füße warm!

A. Und wozu denn? vielleicht daß ihr wollt krank werden?

J. Nicht doch, daß wir wollen geſund bleiben.

A. O ihr Leute! habt ihr nicht curioſe Meinungen! Die Wolle reibt ja beſtändig an den Füßen, daher entſteht Schwitzen, und wenn der Schweiß ſich ſammelt, ſo verurſacht er einen widrigen Geruch. Daher mag es wohl kommen, daß man manchen Europäer weiter riecht, als man ihn ſieht.

J. Wir glauben aber, das wäre gut, wenn die Füße ſtark ſchwitzten; auf dieſe Art gingen viele Unreinigkeiten fort.

A. Wo kommen denn die Unreinigkeiten bey mir hin? ich trage ja Jahr aus Jahr ein leinene Strümpfe. Der Menſch dünſtet unaufhörlich aus. Wenn er nun fleißig arbeitet: ſo wird durch die Ausdünſtung alles Ueberflüſſige fortgeſchafft. Wozu ſoll alſo durch die unnatürliche Wärme der Füße die Unreinigkeit mit Gewalt dahin getrieben werden? dadurch muß ja nothwendig Gicht und Podagra und eine Menge anderer Krankheiten entſtehen, die man bey uns nur den Namen nach kennt.

J. Dieß kann ich nun nicht läugnen, das Podagra haben bey uns viele Leute.

A. Und hielten doch die Füße warm? das iſt doch curios. Hernach, wie ſiehts denn aus, wenn ihr die Füße einmal erkältet? wenn ſie bey euren Arbeiten und auf euren Reiſen naß werden? Iſts nicht wahr, da bekommt ihr Schnupfen, Katarrh und allerley andere Plagen mehr?

J. Freylich. Unſer Herr Stadtſchreiber ſtarb daran, daß er die Füße erkältet hatte.

A. Da ſiehſt du es ja! wenn ich die Füße von Jugend auf an die Kälte gewöhne, ſo werden ſie ja nothwendig der Kälte gewohnt, und die Erkältung ſchadet ihnen nicht mehr. Und wozu tragt ihr denn wollene Hoſen? — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — *).

Wir

---

*) Hier erzählte der Amerikaner eine Menge Leiden und Plagen, welche aus wollenen Hoſen entſpringen, welche hier anzuführen nicht ſchicklich iſt: weil dieſes Buch von Jungen und Alten, von Leuten, die Hoſen tragen

Wir halten es bey uns ſo, unſere gewöhnliche Kleidung iſt Leinen. Dieſe iſt viel reinlicher als die wollene, in welche ſich immer Staub und Schmuz ſammelt. Wird die leinene Kleidung ſchmuzig: ſo giebt man ſie halt in die Wäſche: ſo wird ſie wieder ſo weiß, wie ein gefallener Schnee. Nur im Winter bedienen wir uns eines wollenen Oberrocks, und wenn wir fahren, eines Mantels. Aber, lieber Deutſcher! wir plaudern zu viel; meine Geſchäfte rufen mich: leb wohl!

Sieben und dreyßigſtes Kapitel.

Eine ſonderbare Predigt, ein ſonderbarer Gottesacker, und ein ſonderbares Haus.

Den nächſten Sonntag ging ich wieder in die Kirche und hörte eine Predigt: *Ueber die Pflicht des Chriſten jede gute Neuerung zu befördern.* Der Prediger ſagte, der größte Neuerer, der jemals gelebt hätte, wäre *Jeſus Chriſtus*, und wer ſein ächter Jünger ſeyn wollte, müſſe auch

---

gen, und auch von ſolchen, die keine tragen, geleſen wird. Alles aber, was der Amerikaner ſagte, ſteht bereits in *Salzmanns pädagogiſchen Bedenken über die merkwürdige Schrift des H. Hofraths Fauſt.*

immer neuern; er müſſe den alten Menſchen ausziehen, d. i. die alten Irrthümer und Vorurtheile ablegen, den alten Sauerteig ausſegen, die alten Schläuche wegwerfen, keinen alten Lappen auf ein neues Kleid flicken, ſondern den neuen Menſchen anziehen. Hierauf zeigte er, wie glücklich man in Amerika lebe: weil man ſo viel Altes, Unnützes, Schädliches, abgeſchafft habe, und Freyheit habe, jede gute, nützliche Neuerung zu befördern. Da die Kirche geendigt war: bekam ich einen Boten von dem Vorſteher, der mir ſagen ließ, wenn ich mich heute im Orte umſehen wollte: ſo würde der Prediger bereit ſeyn, mich herum zu führen. Ich hatte darüber eine große Freude, und der Bote ſagte, um 4 Uhr würde der Prediger mich abrufen.

Da er kam, drückte er mir treuherzig die Hand und ſagte: ſo komm denn mit, lieber Deutſcher! und ſiehe, wie du mit unſern Einrichtungen zufrieden biſt!

Er führte mich zu einem großen Garten, über deſſen Thore die Worte ſtanden:

Was ſichtbar iſt, das iſt zeitlich, was aber unſichtbar iſt, das iſt ewig, und ſahe mir, da ich es las, ernſtlich in die Augen.

Nun öffnete er das Thor, und ich ſahe in einen großen Garten, der aus Alleen von allerley Bäumen beſtand, übrigens unangebauet war. Ohne ein Wort zu ſagen, ließ er mich hineingehen. Ich that es, aber es ſchauerte mir durch alle Glieder, da ich jetzt ein Paar Schritte vorwärts ging und bemerkte, daß zwiſchen den Reihen der Bäume lauter Steine gelegt waren. Gleich bey dem erſten blieb ich ſtehen, und las darauf folgende Worte: Hier verweſet der Körper Chriſtian Eggerſons aus Koppenhagen. Er kam auf dieſer Erde an den 5ten December 1700 und ging ab den 11. Juny 1765. Friede ſey mit ihm! Er erzog unſerer Gemeinde 6 rechtſchaffene Mitglieder.

Nun wußte ich, wo ich war.

Mein Begleiter faßte mich bey der Hand, und ſagte: verſtehſt du nun die Worte, die über dem Eingange ſtehen?

Ich glaube wohl, antwortete ich. Das Sichtbare iſt der Leib, der hier verweſet, und das Unſichtbare der Geiſt, der zu Gott gegangen iſt.

Ganz recht! antwortete der Prediger. Es gehöret aber nur noch etwas mehreres dazu. Sichtbar war auch der Reichthum, den ſich dieſer Mann durch ſeinen Fleiß erwarb, aber unſichtbar ſeine Klugheit, ſeine Rechtſchaffenheit, ſein Vertrauen zu Gott. Dieß waren die Schätze, die er ſich für den Himmel ſammelte, wo die Diebe nicht nachgraben, und die der Roſt und die Motten nicht freſſen. Jener iſt nun nicht mehr da, aber das Unſichtbare iſt ihm in eine andere Welt nachgefolgt und bleibt ewig. Einige Minuten lang ſtand ich in Gedanken und ſahe den

Grabſtein an. Guter Mann! dachte ich, wie wohl mag dir itzo ſeyn! das Geld, was du erwarbſt, haſt du zwar itzö nicht mehr, weil es dir doch nichts nütze iſt; aber die Treue, mit welcher du deine Kinder erzogſt, die haſt du mit dir in eine andere Welt genommen. Und was wird es für eine Seligkeit ſeyn, wenn einſt deine 6 Kinder zu dir kommen, und dir für die gute Erziehung danken werden, die du ihnen gegeben haſt. Ich kann es nicht läugnen, ein Paar Thränen fielen auf den Grabſtein.

Mein Begleiter fragte endlich: wollen wir nicht weiter gehen?

O ja, antwortete ich, ſeufzte und ſagte im Weggehen: Friede ſey mit dir!

Der Prediger drückte mir die Hand.

J. Hat die Frau oder die Kinder dieſes Lob auf den Grabſtein ſetzen laſſen?

Pred. Weder die Frau noch die Kinder.

J. Wer denn ſonſt?

Pr. Die Gemeine.

J. Das iſt doch ſonderbar.

Pr. Sonderbar? Mir kommt es nicht ſo vor. Wenn die Familie die Grabſchrift auf den Grabſtein der Anverwandten ſetzen läßt, ſo iſts ſonderbar.

J. Wie ſo?

Pr. Ich dächte, das müßte dir ſelbſt beyfallen. Jede Familie hat ihren Vater, Mutter, Kinder und dergleichen lieb, und die Liebe erwacht am ſtärkſten bey dem Grabe. Jede Familie ſucht auch eine Ehre darin, wenn man ihren Anverwandten recht viel Gutes nachredet. Wenn alſo jede Familie das Recht hätte, auf die Grabſteine ihrer Anverwandten ſetzen zu laſſen, was ſie wollte: ſo würde man nichts als Lobeserhebungen auf den Grabſteinen leſen, und die Reichſten würden die koſtbarſten Grabſteine bekommen.

J. Das iſt ganz richtig. In meiner Vaterſtadt ſtarb ein ſehr reicher Mann, der ein gottloſes Leben führte. Durch einen falſchen Eid brachte er einen ehrlichen Mann um ſein Vermögen, und die armen Leute, die für ihn arbeiten mußten, drückte er bis aufs Blut. Er that weiter nichts, als daß er aß und trank, Mädchen verführte und das Armuth drückte. Und doch, da er ſtarb, ließen ihm ſeine Kinder einen prächtigen Leichenſtein ſetzen. Unten ſtanden vier ſteinerne Engel, die das Geſicht hinter Schnupftücher verbargen, und ſeinen Verluſt beweinten; oben vier andere, die Trompeten blieſen und ſeinen Ruhm ausrosaunten, und auf allen Seiten ſtanden bibliſche Sprüche und Lobeserhebungen.

Pr. Da ſiehſt du alſo, was dabey heraus kommt, wenn jede Familie auf die Grabſteine ihrer Anverwandten ſetzen laſſen darf, was ſie will. Der rechtſchaffenſte, aber arme Mann bekommt auf dieſe Art keinen, und der reiche Schurke einen ſehr prächtigen Grabſtein.

Wir halten es bey uns ſo: Wenn jemand aus der Welt gegangen iſt: ſo fragen wir ſeine Anverwandten, ob ſie ihm den Grabſtein wollen ſetzen laſſen, oder ob es die Gemeine thun ſoll? Wählen ſie das erſtere: ſo können ſie den Körper beerdigen laſſen, wo ſie wollen, nur auf unſerm gemeinen Gottesacker nicht. Dieß geſchiehet aber äußerſt ſelten. Nur einmal iſt bey uns der Fall vorgekommen, da ein Mann ſtarb, der bloß von ſeinen Intereſſen lebte, und gar nichts für das gemeine Beſte thun wollte. Dieſen ließ die Familie in einen Garten begraben, und ihm ein Denkmal von Marmor, und große Lobſprüche darauf ſetzen. Voriges Jahr iſt es aber von der Familie ſelbſt wieder weggenommen worden: weil alle, die den Garten beſuchten, darüber lachten. Läßt aber eine Familie ihrem Anverwandten durch die Gemeine ein Denkmal errichten: ſo wird vor der Beerdigung ſeines Körpers ein Todtengericht über ihn gehalten.

J. Ein Todtengericht? Was iſt denn das?

A. Du ſollſt heute eins ſehen!

Hierauf faßte er mich bey der Hand, und führte mich durch den ganzen Gottesacker bis ans Ende, wo ein Haus ſtand.

J. Wozu iſt dies Haus?

A. Du wirſt es gleich ſehen. Hierauf öffnete er das Haus und dann ein Zimmer. Gott! wie erſchrak ich, als er es öffnete! der Körper einer alten Frau lag da in einem Sarge, der das ganze Zimmer mit einem übeln Geruche erfüllte, obgleich die Fenſter geöffnet waren.

J. Was iſt denn das?

A. Der Körper unſerer braven Wehmutter.

J. Warum begrabt ihr ihn denn nicht?

A. Heute ſoll er begraben werden.

J. Warum habt ihr ihn denn nicht längſt begraben?

A. Weil er erſt riechen ſollte.

J. Warum mußte er denn erſt riechen.

A. Deswegen, damit wir gewiß wüßten, daß die Seele nicht mehr in demſelben ſey.

J. Ach! ihr ſeyd kluge Leute! Ja das ſeyd ihr, da ich in Erfurt war, begrub man einen Tuchmacher.

A. Den Körper eines Tuchmachers willſt du ſagen. Der Tuchmacher ſelbſt war nicht mehr da.

J. Er war wirklich noch da. Da die Todtenfrau den Körper abwuſch, ſchlug er ein Auge auf; die Todtenfrau drückte es ihm wieder zu, und ließ ihn doch begraben. Zum Glück hörte ich es, zeigte es an, und man ließ ihn ſogleich wieder ausgraben, und brachte ihn wieder ins Leben zurück.

A. Das haſt du gethan?

J. Das habe ich gethan.

Ende des zweyten Theils.

Bey dem Verleger dieſes Buches ſind auch noch folgende von demſelben Verfaſſer erſchienen.

Salzmann, Chr. Gotth., Carl von Carlsberg, oder über das menſchliche Elend, 1r bis 6r Th. 8. 2te Aufl. Jeder Theil 20 gr. 5 Rthlr.

— moraliſches Elementarbuch, nebſt einer Anleitung zum nützlichen Gebrauch deſſelben, 2 Theile. 8. Jeder Theil 16 gr. 1 Rthlr. 8 gr.

— LXVIII Kupfer zu dieſem Elementarbuche, nach den Zeichnungen Hrn. Dan. Chodowiecki's, von Hrn. Nußbiegel, Hrn. Penzel und Hrn. Cruſius son. geſtochen, in 3 Heften. 8. 8 Rthlr. 8 gr.

— über die Erlöſung der Menſchheit vom Elend durch Jeſum, 1r und 2r Band. 8. Schreibpapier, jeder Theil 12 gr. 1 Rthlr.

Auf Druckpapier, jeder Theil 6 gr. 12 gr.

— vorzüglichſte Geſpräche aus dem Thüringer Boten, 8. 8 gr.

— Verehrungen Jeſu, gehalten im Betſaale des Deſſauiſchen Philanthropins, 5ter und 6ter Band, nebſt einem Anhang. 8. 1 Rthlr. 13 gr.

— Sebaſtian Kluge, ein Volksbuch. 8. 8 gr.

— über die wirkſamſten Mittel, Kindern Religion beyzubringen, 3te verb. Aufl. gr. 8. 16 gr.

— Nachrichten für Kinder aus Schnepfenthal, mit eingedruckten Vignetten, 8. 18 gr.

— Nachrichten aus Schnepfenthal, für Aeltern und Erzieher, 1r und 2r Band. 8. 1 Rthlr 2 gr.

— Reiſen der Salzmanniſchen Zöglinge, 6 Theile 8. 3 Rthlr. 16 gr.

— iſts recht, über die heimlichen Sünden der Jugend öffentlich zu ſchreiben? 8. 2 gr.

— über die heimlichen Sünden der Jugend, nebſt Anhang. 3te verb. Aufl. 8. 18 gr.

— Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde, 4 Bändchen, neue umgearbeit. Aufl. 8. 2 Rthlr. 20 gr.

Conſtants
curioſe Lebensgeſchichte
15, und Ts 1590
# ſonderbare Fatalitäten.

Ein Buch
fürs Volk
beſonders für
Handwerksburſche

von

C. G. Salzmann.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Dritter Theil.

Leipzig,
bey Siegfried Lebrecht Cruſius.
1793.

Erſtes Kapitel.

Auferſtehung von den Todten.

Da ich dem Amerikaner erzählt hatte, wie ich dem Tuchmacher in Erfurt zu ſeiner Auferſtehung wäre behülflich geweſen, lobte er mich und ſagte: bravo! du biſt ein rechtſchaffner Mann! Ich muß dir ſagen, daß es mir beynahe eben ſo gegangen wäre, wie deinem Tuchmacher. Vor zwanzig Jahren ſtarb ich auch, wenigſtens hielt man mich für todt. Mein Vater und meine Mutter weinten und klagten: denn ſie hatten mich ſehr lieb. Ich hörete alles, konnte mich aber nicht bewegen, nicht ſprechen. Man wuſch mich ab, und ich konnte es nicht hindern. Vier und zwanzig Stunden lang lag ich auf dem Strohe, hörete immer mich beklagen und von meinem Begräbniſſe reden. Lieber Bruder, das war ein ſchrecklicher Zuſtand! hundertmal verſuchte ich es, und wollte rufen: *ich bin ja nicht todt!* aber umſonſt, ich konnte den Mund nicht von einander bringen. Man legte mich nun in einen Sarg, und trug mich fort, ſetzte mich bey dem

Erſtes Kapitel.

Auferſtehung von den Todten.

Da ich dem Amerikaner erzählt hatte, wie ich dem Tuchmacher in Erfurt zu ſeiner Auferſtehung wäre behülflich geweſen, lobte er mich und ſagte: bravo! du biſt ein rechtſchaffner Mann! Ich muß dir ſagen, daß es mir beynahe eben ſo gegangen wäre, wie deinem Tuchmacher. Vor zwanzig Jahren ſtarb ich auch, wenigſtens hielt man mich für todt. Mein Vater und meine Mutter weinten und klagten: denn ſie hatten mich ſehr lieb. Ich hörete alles, konnte mich aber nicht bewegen, nicht ſprechen. Man wuſch mich ab, und ich konnte es nicht hindern. Vier und zwanzig Stunden lang lag ich auf dem Strohe, hörete immer mich beklagen und von meinem Begräbniſſe reden. Lieber Bruder, das war ein ſchrecklicher Zuſtand! hundertmal verſuchte ich es, und wollte rufen: ich bin ja nicht todt! aber umſonſt, ich konnte den Mund nicht von einander bringen. Man legte mich nun in einen Sarg, und trug mich fort, ſetzte mich bey dem

Grabe nieder, und machte Anſtalt mich einzuſenken. Da trat mein Vater herzu, druckte mir nochmals die Hand, und rief mir ins Ohr: ruhe ſanft, guter Adolph! Adolph, ruhe ſanft! Das Drucken der Hand, das Ausſprechen meines Namens, ging mir durch alle Glieder. Ich machte den letzten Verſuch, mich in die Höhe zu richten, konnte aber nichts weiter thun, als den kleinen Finger bewegen, den mein Vater in ſeiner Hand hielt. Das fühlte mein Vater — und rief laut: mein Adolph lebt noch! mein Adolph lebt noch!

Ach was war das für eine ſüße Stimme! Ich bewegte immer den kleinen Finger fort, und brachte es durch Anſtrengung dahin, daß ich auch noch mit einem andern Finger zucken konnte.

Da war Freude unter allen Leichenbegleitern. Statt mich ins Grab zu ſenken, trug man mich nach Hauſe, ließ den Arzt rufen, und durch ſeinen Beyſtand wurde ich nach etlichen Stunden wieder ins Leben zurück gebracht, und lebe noch.

J. Gott ſey gelobt!

A. Ja wohl ſey er gelobt! nicht nur dafür, daß er mich vor der lebendigen Beerdigung geſchützet, ſondern auch dafür, daß er mich bis an den Rand des Grabes gebracht hat.

J. Wie verſtehſt du das Letztere?

A. Der Umſtand, daß ich am Rande des Grabes wieder erwachet war, machte auf die ganze Gemeine, ja auf das ganze Land, Eindruck. Iſt das möglich, ſagte man, daß ein Menſch ſo lange todt ſcheinen und doch noch leben kann: ſo ſind wir ja alle in Gefahr, lebendig begraben zu werden. Und was muß das für ein ſchreckliches Unglück ſeyn, wenn ein Menſch lebendig begraben wird, erwacht im Grabe wieder, kann ſich nicht helfen, winſelt, und niemand höret es, und muß ſo noch einmal ſterben!

Gleich in nächſter Synode wurde überleget, wie man es verhüten könne, daß ein Menſch nicht lebendig begraben würde, und wurde im ganzen Lande bekannt gemacht, daß jeder darüber nachdenken möchte, ob er nicht ein Mittel finden könne, wie dieß große Unglück, ein für allemal, verhütet werde.

Hier zu Lande haben wir nun die Gewohnheit, daß wir von jedem Unglück unſern Vortheil zu ziehen ſuchen.

J. Wie macht ihr denn das?

A. So oft ſich ein beträchtliches Unglück zuträgt: denken wir nach, woher es entſtanden ſey, und wie man es künftig verhüten könne? Dadurch werden wir immer klüger und gewitzigter.

In nächſter Synode wurden mancherley Vorſchläge gethan. Keiner gefiel aber beſſer, als der, den unſer damaliger Arzt Gräveling that. Dieſer ſchlug nämlich vor, es ſollte in jeder Gemeine, am Ende des Gottesackers, ein Leichenhaus errichtet werden, wohin man die Leichen ſo lange ſtellte, bis man

an

an ihnen die Verweſung bemerkte. Dieſe Leichenhäuſer ſind nun ſo beſchaffen, wie dieſes, in dem wir ſind.

Dieſes Zimmer iſt ſo eingerichtet, daß es im Winter geheizt werden kann. An der Decke ſind Luftzüge angebracht, um die Ausdünſtungen der Leichen abzuleiten. Neben dieſem Zimmer iſt ein anderes, wo Tag und Nacht jemand wachen und aufmerken muß, ob die Leiche nicht Zeichen des Lebens von ſich gebe.

Wenn nun jemand todt ſcheint: ſo wird er nicht ſogleich begraben, ſondern wird erſt, in einem offenen Sarge, hierher geſtellt, wie der Körper der Frau, den du hier ſiehſt.

J. Sie hat ja aber an jeder Hand einen Bindfaden. Wozu iſt denn dieſer?

A. Dieß thun wir bey allen Leichen. Die Bindfaden gehen hinüber in des Wächters Stube. Da ſind ſie an ein Paar Glöckchen befeſtigt. Sobald nun die Leiche einen Arm bewegen würde: ſo würde es das Glöckchen anzeigen, und die Wächter dadurch herbey gerufen werden.

J. Das iſt ja eine vortreffliche Einrichtung*)!

---

*) Dieſe vortreffliche Einrichtung iſt in Deutſchland die Erfindung des Herrn D. **Hufelands**, welcher in Weimar Herzoglicher Hofmedicus iſt. Nach ſeinem Vorſchlage iſt bereits in Weimar ein ſolches Leichenhaus errichtet, welches von ihm beſchrieben und abgebildet iſt, in einer kleinen Schrift, die den Titel hat: **Ueber die Ungewißheit des Todes, und das ein-**

Zweytes Kapitel.

Jüngſtes Gericht.

Ehe ich weiter reden konnte, kam ein Bote, welcher dem Prediger die Nachricht brachte: das Todtengericht werde itzo angehen.

Darf

---

einzige untrügliche Mittel, ſich von ſeiner Wirklichkeit zu überzeugen, und das Lebendigbegraben unmöglich zu machen, nebſt der Nachricht von der Einrichtung eines Leichenhauſes in Weimar, von Chriſtoph Wilhelm Hufeland, Herzogl. Weimariſchen Hofmedicus. Weimar, bey Glüſing 1791. Dieſe Schrift iſt auch in Grätz nachgedruckt. Diejenige Ausgabe aber, die bey Glüſingen herausgekommen iſt, iſt weit vollſtändiger, und hat auch die Abbildung des Leichenhauſes, welches in jener fehlt.

Auch in Braunſchweig iſt ein ſolches Leichenhaus errichtet worden, nachdem der Herr Domprediger Wolf, in einer beſondern Predigt, dazu ermuntert hat. Ein Gleiches iſt zu Klausthal durch die Veranſtaltung des Herrn Prediger Köppen geſchehen.

Zu Klein-Fahnern ſtellt man über das offne Grab, in welches die Leiche gelegt wird, ein Grabhäuschen, welches im Boten aus Thüringen, im 25ſten Stück 1793, umſtändlich beſchrieben wird.

Möchte man doch bald in allen Städten und Dörfern dergleichen Häuſer ſehen, damit jeder gegen die Gefahr, im Grabe zu erwachen, und noch einmal zu ſterben, geſichert wäre!

Darf ich dabey ſeyn? fragte ich.

Ja, ſagte er, unſer Vorſteher erlaubt es dir.

Wir gingen alſo mit einander heraus, und fanden eine große Verſammlung von Männern, Weibern und Kindern, die, in größter Stille, in einem halben Cirkel um einen Tiſch ſtanden. Der Tiſch war mit einem weißen Tuche bedeckt, und an demſelben ſaßen vier ernſthafte Männer, unter welchen ſich auch der Vorſteher befand. Der fünfte, der ſich dazu ſetzte, war der Prediger.

Der Vorſteher ſang darauf folgenden Vers, und die ganze Verſammlung ſang mit:

Wohl mir, wenn ich aus allen Kräften
Der Welt zu nützen mich beſtrebt;
In gottgefälligen Geſchäften
Die Pilgertage durchgelebt;
Und einſt mit Freuden ſagen kann:
Du nimmſt mich, Herr! zu Ehren an!

Nun fing der Vorſteher an: Ihr wißt, meine Lieben! daß wir auf dieſem Platze, wo die Leiber unſerer abgeſchiedenen Brüder und Schweſtern ruhen, Gericht über jede Perſon zu halten pflegen, deren Leichnam hier beerdigt werden ſoll. Itzo ſoll nun auch Gericht über unſere abgeſchiedene Schweſter, Frau Sophia Steele, geborne Schröder, gehalten werden, welche in unſerer Gemeine 1710 den 11ten März auf dieſer Erde ankam, und am vergangenen Mittwochen ſie wieder verließ. Da ſie aber meine Mutter iſt: ſo kann ich an dieſem Todtengerichte keinen

Theil nehmen, damit nicht etwa jemand, aus Achtung gegen mich, einen Fehler meiner Mutter verſchweige, oder ihr ein Lob ertheile, welches ihr nicht zukommt. Ich trete alſo ab, und überlaſſe meine Stelle unſerm Bruder, dem Prediger.

Der Prediger fing darauf an: Lieben Brüder und Schweſtern! unſere Schweſter Steele iſt nicht mehr bey uns. Laßt uns nun ihren Lebenswandel beurtheilen und überlegen, was wir, als Freunde der Wahrheit, auf ihren Grabſtein können ſetzen laſſen.

Jeder rede die Wahrheit! (dieß rief er mit lauter Stimme) denn wir halten unſer Gericht vor den Augen des Weltrichters, vor dem wir alle offenbar werden müſſen.

(Hier ſchwieg er ein Paar Minuten.)

Urtheilt aber auch mit Liebe, und bringt nicht in Erwähnung Schwachheiten, Uebereilungen, von welchen keiner von uns frey iſt!

(Hier ſchwieg er wieder.)

Hat jemand etwas Geheimes von ihr mir zu entdecken? der hebe die Hand in die Höhe.

Niemand hob die Hand in die Höhe.

Hat Sophie Steele jemanden betrogen?

Hat ſie jemanden verleumdet?

Hat ſie Zänkereyen in Familien angeſponnen?

War ſie dem Müßiggange ergeben?

War ſie dem Trunke oder der Unkeuſchheit ergeben?

Hat ſie leichtſinnig Schulden gemacht?

Bey jeder dieſer Fragen hielt der Prediger ein Paar Minuten inne; aber niemand antwortete.

Darauf fuhr er fort: euer Stillſchweigen überzeugt mich, daß unſere Schweſter Steele keinen groben Fehler an ſich gehabt habe. Ich erkläre alſo hiermit im Namen der hier verſammelten Todtenrichter: daß unſere Schweſter Sophia Steele von allen groben Vergehungen iſt frey geſprochen worden. Hierauf fragte er ferner: weiß jemand etwas Rühmliches zu ſagen, was ſie gethan hat?

Da trat eine ſchöne ſchlanke Frau mit ihrem Sohne auf, der ungefähr zwanzig Jahr alt ſeyn mochte, und ſagte: Ehrwürdiger Prediger! Da ich dieſen meinen Sohn gebären wollte, hatte ich eine ſehr ſchwere Geburt; keine Hoffnung war mehr da, mich und mein Kind zu retten. Aber durch die große Geduld und Geſchicklichkeit der Sophia Steele ſind wir beyde erhalten worden. Nächſt Gott danken wir alſo beyde unſer Leben der Sophia Steele.

Sechs Mütter mit ihren Kindern traten noch auf, und ſagten das nämliche von ſich. Darauf kam die erſte Frau wieder und ſagte:

Ehrwürdiger Prediger! Dieſen vierzehn Perſonen hat Sophia Steele das Leben gerettet: wir bitten dich alſo, daß du uns erlaubeſt, auf ihren Kopf einen Kranz von Eichenlaube zu ſetzen.

Darauf trat ein junger Mann auf, dem eine große Schar junger Männer und Weiber, Jünglinge, Mädchen und Kinder folgten; von den letztern wurden einige noch von den Müttern auf den Armen getragen, und ſagte: ehrwürdiger Prediger! Hier ſtelle ich dir die Menſchen vor, welchen Sophia Steele in dieß Leben half. Ich war der erſte, drum führe ich ſie an.

Wie viel ſind ihrer? fragte der Prediger.

Ein hundert und vierzig, antwortete der junge Mann.

Ehrwürdiger Prediger, fuhr darauf der junge Mann fort, ich bitte dich, im Namen dieſer hundert und vierzig Menſchen, denen Sophia Steele in dieß Leben geholfen hat, daß du jedem von uns erlaubeſt, eine Blume in ihr Grab zu werfen.

Ich ſtand wie verſteinert da, und eine Thräne nach der andern lief mir über die Backen.

Nun kam der Vorſteher, nebſt zwey Weibern und drey Jünglingen und ſagte: ehrwürdiger Prediger! wir ſind die ſechs Kinder der Sophia Steele, und bezeugen, daß ſie uns alle an ihrer Bruſt geſtillet, uns in der Kindheit treulich gewartet, unſern erſten Unterricht und unſere erſte Erziehung als eine gute redliche Mutter beſorget habe. Wir bitten daher ſämmtlich, daß wir auch die Erlaubniß haben, in das Grab unſerer rechtſchaffnen Mutter Blumen werfen zu dürfen.

Entfernt euch alle zehen Schritte vom Todtengerichte, rief der Prediger aus, und erwartet das Urtheil!

Alles wich ehrerbietig zurück.

Nun ſprachen die Todtenrichter etwa eine Viertelſtunde mit einander, der Prediger ſchrieb etwas auf; dann gab er ein Zeichen mit einem Glöckchen, die ganze Verſammlung rückte herbey, und er ſprach folgendes Urtheil mit lauter vernehmlicher Stimme aus:

Das Todtengericht erkennt für Recht, daß die vierzehn Perſonen, denen Sophia Steele das Leben gerettet hat, einen Kranz von Eichenlaube auf ihren Kopf ſetzen.

Zweytens erkennt das Todtengericht für Recht, daß die ſechs Kinder, die Sophia Steele geboren, geſäuget, erzogen und unterrichtet hat, Blumen in ihr Grab werfen.

Drittens erkennt das Todtengericht für Recht, daß die hundert und vierzig Menſchen, denen ſie in dieß Leben geholfen hat, Blumen in ihr Grab werfen.

Viertens erkennt das Todtengericht für Recht, daß man auf ihren Grabſtein ſetze: daß ſie vierzehn Menſchen das Leben gerettet, ſechs Kinder gut erzogen, und hundert und vierzig Menſchen, durch ihre Treue und Geſchicklichkeit, in dieß Leben geholfen habe.

Hierauf rief er noch ſtärker: der Weltrichter ſchreibe ihren Namen in das Buch des Lebens ein, und vergelte ihr im Reiche der Seligen alles Gute, das ſie auf Erden gethan hat! Amen!

Die ganze Verſammlung antwortete dreymal Amen! und ging nun nach dem Leichenhauſe zu. Der Leichnam wurde heraus gebracht, nach dem Grabe zu getragen, und die Verſammlung folgte ihm in folgender Ordnung:

1. Die vierzehn Perſonen, welchen die Abgeſchiedene das Leben gerettet hatte.
2. Ihre ſechs Kinder.
3. Die hundert und vierzig Perſonen, denen ſie in dies Leben geholfen hatte.
4. Die Todtenrichter.
5. Die übrigen Leichenbegleiter.

Während dem Zuge wurden folgende Verſe geſungen:

Laß, unſrer Herkunft eingedenk,
Uns, Vater! handeln, wie du handelſt:
Dann mehrt des Guten Summe ſich
Mit jedem Tage, das wir wirken.

Dann ſehen wir, mit Freudigkeit,
Zurück auf unſer Erdenleben,
Wann deine Vaterliebe winkt,
Zu dir, zu dir, empor zu ſteigen.

Die Gruft, die unſern Leib umſchließt,
Netzt dankbar dann des Guten Thräne,
Der uns ſein Heil dankt, und dein Lohn
Erwartet uns vor deinem Throne.

Nun wurde der Sarg am Grabe niedergeſetzt, die vierzehn Perſonen, denen Sophia Steele das Leben gerettet hatte, traten um denſelben herum, und ſetzten der Leiche den Eichenkranz auf, indem die Frau, die die Erlaubniß dazu erbeten hatte, ſagte: Nimm von uns, zum Zeichen unſerer Dankbarkeit, dieſe verwelkliche Krone, die unverwelkliche wirſt du aus den Händen des Weltrichters erhalten.

Dann wurde der Leichnam eingeſenkt, und die Kinder der Abgeſchiedenen, nebſt den 140 Perſonen, denen ſie in dies Leben geholfen hatte, gingen während der Zeit, daß das Grab zugeſcharret wurde, um daſſelbe herum, warfen Blumen hinein, und die Verſammlung ſang dazu einige ſchickliche Verſe.

Ich kann nicht beſchreiben, wie gerührt wir alle waren, und es ging gewiß niemand vom Grabe weg, der ſich nicht hätte vorgenommen gehabt, ſeine Lebenszeit auch gut anzuwenden, und ſo viel Gutes, als möglich, zu thun.

Drittes Kapitel.

Amerikaniſche Wehemütter.

Während daß dies nun alles geſchah, bemerkte ich drey Weiber, die ungefähr vierzig Jahre alt ſeyn mochten, die zunächſt am Grabe ſtanden, ſtill vor ſich hin ſahen, und nichts thaten, als daß ſie ſich bisweilen die Augen trockneten.

Da ich Stonen erblickte, ging ich auf ihn zu und fragte: wer ſind denn dieſe Weiber?

Es ſind, antwortete er, unſere neuen Wehemütter.

J. Was machen ſie denn da?

St. Sie fühlen, was für eine wichtige Perſon eine Wehemutter ſey, und wie viel Gutes ſie ſtiften kann, wie viele Segenswünſche ihr nachgerufen werden, wenn ſie, als eine rechtſchaffene Frau, ihre Pflichten thut.

Ich ging mit ihm fort, und fragte weiter: bey wem lernen denn die Wehmütter ihre Kunſt?

St. Immer eine von der andern. Wir haben in jeder Gemeine eigentlich nur Eine Wehemutter, die als die Meiſterin angeſehen wird, und an die ſich alle Weiber wenden, die ihrer Entbindung nahe ſind. Dieſe hat aber immer wieder einige andere, die bey ihr in der Lehre ſind, die ſie mitnimmt, wenn ſie einem Kinde ins Leben hilft, und ſie im Nothfalle ihre Stelle vertreten läßt. Die Oberaufſicht über das Geſchäft der Wehemütter führt aber allemal ein geſchickter Arzt, der ihnen bisweilen Unterricht ertheilet, und an den ſie ſich wenden, wenn ſchwere Fälle vorkommen, wo ſie ſich nicht zu helfen wiſſen.

J. Finden ſich denn aber immer Weiber, die Luſt haben, Wehemütter zu werden?

St. Das iſt eine curieſe Frage. Sobald eine Wehemutterſtelle vacant iſt: ſo melden ſich dazu ſo viele Weiber, als bey euch Candidaten, wenn eine Predigerſtelle vacant geworden iſt.

J. Das iſt doch curios. Bey uns hat man immer Noth, eine Frau zu finden, die das Amt einer Wehemutter zu übernehmen Luſt hat. Findet ſich ja eine, ſo iſts gemeiniglich eine ſolche Perſon, die gar nichts anders anzufangen weiß, und bloß durch die Noth dazu gedrungen wird.

Ich weiß es gar wohl, fuhr Stone fort, daß bey euch gemeiniglich ſich die Weiber nicht eher entſchließen, Wehemütter zu werden, bis ſie die Noth dazu bringt. Aber ich weiß auch, daß ein großer Theil eurer Kinder wieder ſtirbt, ehe er recht zu leben angefangen hat; daß viele eurer Kindbetterinnen den Geiſt aufgeben, ehe ſie ihre neugebornen Kinder noch recht haben kennen lernen, und noch mehrere durch Ungeſchicklichkeit, Unwiſſenheit und Aberglauben der Wehemütter ſo zu Grunde gerichtet werden, daß ſie ſchon in den erſten Jahren ihres Eheſtandes wie die alten Matronen ausſehen.

J. Woher muß es denn aber nur kommen, daß bey uns die Weiber ſo wenig Luſt haben, Wehemütter zu werden?

St. Woher? das will ich dir ſagen. Eine Wehemutter zu ſeyn, das iſt ein ſchweres Amt. Es iſt dabey viele Mühe und groſe Verantwortung. Was ſoll denn die Weiber bewegen, ein ſo mühſeliges ſchweres Amt anzunehmen?

J. Das ſehe ich wohl ein. Woher kommt es denn aber, daß ſich bey euch die Weiber ſo ſehr dazu drängen, Wehemütter zu werden?

St. Daher, weil wir die Wehemütter ehren und hochſchätzen. Arzt und Wehemütter haben bey uns einerley Rang. Aber wir nehmen freylich nur ſolche Weiber zu Wehemüttern, an deren Seite ſich kein Arzt zu gehen ſchämen darf. Sobald ſich eine Frau meldet, daß ſie Wehemutter werden will; ſo geſchieht genaue Nachfrage nach ihrem bisherigen Lebenswandel. Wäre ſie leichtfertig, gewiſſenlos, habſüchtig, liebte ſie die Bequemlichkeit, ſo würde es heißen: einer ſolchen Frau können wir unſern größten Schatz, die Geſundheit und das Leben unſerer Weiber nicht anvertrauen, und ſie würde abgewieſen. Ferner beobachten wir genau, wie ſie ſelbſt ihre Kinder erzogen hat. Hätte ſie ungeſunde, gebrechliche Kinder: ſo würde es wieder heißen: wie kann man denn von einer Frau, die ihre eigene Kinder vernachläſſiget, erwarten, daß ſie ſich fremder Kinder redlich annehmen werde? ſie würde abgewieſen!

Bekommt ſie aber das Zeugniß, daß ſie eine rechtſchaffene Frau und Mutter iſt: ſo muß ſie noch bey dem Arzte ein Examen ausſtehen.

J. Aus welchem Buche denn?

St. Aus keinem. Der Arzt befragt ſie: wie man ein neugebornes Kind in ſeinem erſten Lebensjahre und eine Wöchnerin behandeln müſſe? Beantwortet ſie dieſe Fragen gut: ſo wird ſie angenommen; beantwortet ſie dieſelben ſchlecht: ſo wird ſie abgewieſen.

J. Das laſſe ich gelten. Nun ſahe ich aber drey Wehemütter, welche wird denn die Meiſterin?

St. Diejenige, die bisher bey ihrem Geſchäfte die mehreſte Geſchicklichkeit bewieſen hat, und die in dem neuen Examen, das der Arzt mit ihnen anſtellt, am beſten beſteht.

J. Auf dieſe Art tragt ihr große Sorge, gute Wehemütter beyzuziehen.

St. Und das von Rechtswegen. Wir glauben, das Wichtigſte, wofür ein Staat und eine Gemeine ſorgen müſſe, wäre dieſes, daß man das menſchliche Leben erhalte, und ſolche Verfügungen treffe, daß die Laſten deſſelben erleichtert, und die unſchuldigen Freuden deſſelben vermehret werden. Dieß thun wir nun ſo viel wir können, und befinden uns ſehr wohl dabey. Ihr ſeyd aber in Europa ſonderbare Leute. Ob ihr dafür ſorgt, die Laſten des menſchlichen Lebens zu erleichtern, ſeine unſchuldigen Freuden zu vermehren, will ich nicht unterſuchen. Das weiß ich aber wohl, daß ihr für des menſchlichen Lebens Erhaltung nicht gar viel thut. Gerade in den Stunden, wo es in der größten Gefahr iſt, bey der Geburt und bey dem Abſchiede, ſeyd ihr ſorglos. Die Sorge für eure Weiber in der Geburtsſtunde, und für das Leben eurer Kinder, wenn ſie anfangen wollen zu leben, übergebt ihr Weibern, die gemeiniglich voll Aberglauben ſind, und dies Geſchäft bloß aus Noth wählen. Mancher von ihnen würdet ihr kaum 1 Louisd'or borgen. Aber eurer Weiber und Kinder Leben legt ihr ſorglos in ihre Hände. Und wenn eure Väter, Mütter, Geſchwiſter, Kinder u. ſ. w. in der größten Lebensgefahr ſind, wenn es ſcheint, als wenn ihre Seele abgeſchieden wäre: ſo zieht ihr euch zurück, und übergebt ihren Leib Weibern, denen ihr vielleicht eure Hunde nicht anvertrauen würdet.

J. Das Letztere beſonders mag wohl wahr ſeyn. Bey mir, wenn da Jemand ſchien todt zu ſeyn, ſo verließ man ſeinen Leib und übergab ihn einer Frau, die die Gänſe hütete.

St. Die mag wohl gewußt haben, wie ſie Gänſe hüten ſollte, aber nicht, wie man einen todtſcheinenden Körper behandeln muß.

J. Sie verſtand auch nicht recht die Gänſe zu hüten, und es war mit ihr ein paarmal ſo weit gekommen, daß ſie abgedankt werden ſollte.

St. Doch nur vom Gänſehirtenamte?

J. Nur vom Gänſehirtenamte.

St. Alſo vertrautet ihr das Leben eurer Eltern, Geſchwiſter, Ehegatten, Kinder, Freunde, einer Frau

an,

an, welcher ihr Bedenken trugt, die Gänſe anzuvertrauen?

J. Ich kann es nicht leugnen.

Unter der Zeit, daß wir ſo mit einander ſprachen, waren wir unvermerkt am Ufer des Meeres angekommen. Wollen wir uns, lieber Stone, fragte ich, nicht hier ein wenig niederſetzen?

Gern, antwortete er, wenn es dir Vergnügen macht.

Wir ſetzten uns alſo, und ich weidete meine Augen an der ſchönen Ausſicht in die offene See, die jetzo ruhig war, und Wellen ſchlug, die kaum eine Spanne hoch waren.

Viertes Kapitel.

Dies enthält eine umſtändliche Nachricht von der Art und Weiſe, wie die Europäer ihre Leichen begraben.

Ich kann, ſagte ich zu Stonen, das Leichenbegängniß der **Sophie Steele** gar nicht wieder aus dem Kopfe bringen. Ich habe doch in meinem Leben ſo manches Leichenbegängniß mit angeſehen, aber niemals hat mich eins ſo gerührt als dieſes. Wie muß es doch nur zugehen?

St. Und eure Leichenbegängniſſe koſten doch vieles Geld?

J. Wenigſtens wenn die Erben Geld genug haben, es zu bezahlen.

St. Alſo wenn der Leichnam eines Armen begraben wird: ſo macht man keinen Aufwand?

J. Wovon denn? Wer ſoll denn die Koſten tragen, wenn er nichts hinterlaſſen hat? Man legt den Leichnam in einen Sarg, ſchafft ihn in der Stille auf den Gottesacker, ſcharrt ihn ein und damit iſts gut.

St. Hum! wenn aber der Arme viel Gutes gethan, wenn er viele Verdienſte um die Gemeine gehabt hätte; thut man denn dann nicht wenigſtens etwas, um ihn zu ehren?

J. Davon habe ich niemals etwas gehöret. Wir haben bey uns ein Sprüchwort, das heißt:

Stirbt der Reich:
So geht man mit zur Leich;
Stirbt der Arm:
So geht man mit — daß Gott erbarm!

St. Ha! ha! ha! das muß ich ſagen, die Europäer ſind eine beſondere Art von Menſchen.

J. Ich erinnere mich, daß ich einmal auf meiner Wanderſchaft dem Leichenbegängniſſe eines ſehr reichen Mannes mit beygewohnt habe, das erſtaunlich viel Geld koſtete, und ich kann doch eben nicht ſagen, daß ich ſehr dabey gerührt war.

St. O erzähle mir doch etwas davon! ich bitte dich.

J. Da die Leiche fortgetragen wurde, gingen erſt die Schulknaben voraus, welche ein Lied ſangen, dann folgte der Sarg, der von Männern getragen wurde, die kohlſchwarz angezogen waren, und lange Flöre an den Hüten hatten, die bis an die Erde reichten. Der Sarg war mit einem ſchwarz ſammeten Tuche bedeckt, worauf ein ſilbernes Crucifix gelegt war.

St. Wird denn das ſilberne Crucifix jedem auf den Sarg gelegt? oder ſolls vielleicht ein Zeichen ſeyn, daß der Abgeſchiedene in ſeinem Lebenswandel Jeſu ähnlich geweſen ſey?

J. Nicht doch! Es bedeutet weiter nichts, als daß die Freunde des Abgeſchiedenen einen Gulden an die Kirche bezahlt haben.

St. lachte, daß er kaum wieder Odem bekommen konnte.

J. Da lachſt du nun!

St. Sag mir nur, wie es möglich iſt, ſo etwas ohne Lachen anzuhören? Wer alſo bey euch einen Gulden bezahlen kann, der bekommt das Bild des Gekreuzigten mit auf den Sarg?

J. Freylich. Es iſt ein Accidens für die Kirche. Sie hat noch mehr ſolche Sachen, z. B. meſſingene Crucifixe, Kronen und Kränze von mancherley Art, die auf die Särge gelegt werden. Davon kann man nun für die Leiche ſeines Anverwandten ausleſen, was man will, wenn man nur dafür bezahlet, was die Taxe beſagt.

St. Nu! erzähle nur weiter! und faß dich ein Bischen kurz!

J. Auf den Sarg folgten erſt die männlichen Anverwandten, dann wohl funfzig Mannsperſonen, hierauf die weiblichen Anverwandten und eine große Menge Weibsperſonen. Alle waren ſchwarz, wie die Kolkraben.

St. Das muß ja ſchrecklich ausgeſehen haben. Und was mochte das koſten?

J. Schrecklich viel Geld. Was das ſchlimmſte iſt, ſo können die Leute das ſchwarze Zeug nicht brauchen, bis ſie wieder zur Leiche gehen; unter dieſer Zeit freſſen es die Motten.

Wir kamen dann in die Kirche, die durchaus mit ſchwarzem Tuche ausgeſchlagen und mit gemalten Todtenköpfen behangen war.

St. Das muß ja ſchrecklich ausgeſehen haben.

J. Freylich ſchrecklich. Nun zog der Organiſt den Tremulanten und ſpielte die Orgel, die ſo ein Beben durch die ganze Kirche machte, daß es war, als wenn das Herz im Leibe zitterte; es wurden ein Paar Sterbelieder geſungen, hernach trat der Prediger auf und hielt eine Leichenpredigt. Dann wurden wieder Sterbelieder geſungen und der Tremulant dazu gezogen, und nun ging es nach Hauſe. Ich kann aber wohl ſagen, das alles griff mir das Herz nicht ſo an, als die Paar Worte, die die Weiber mit ihren Kindern, und hernach die übrigen Leute, zum Lobe der Sophie Steele ſagten. Wie geht denn das zu?

St. Das will ich dir ſagen: das Leichenbegängniß, das du bey uns geſehen haſt, war Natur, und das, was du in deinem Vaterlande ſaheſt, war Kunſt; zwiſchen Natur und Kunſt iſt aber ein himmelweiter Unterſchied. Natur rührt immer ſtärker als Kunſt.

J. Gib mir einmal ein Exempel, damit ich dich recht verſtehe.

St. Natur iſt die Sache ſelbſt, Kunſt iſt die Nachahmung der Natur. Sieh hier das Meer, das iſt Natur; zu Hauſe iſt es auf Leinewand gemalt, das iſt Kunſt. Da die Leute alle auftraten, und ganz einfältig erzählten, was die Steele Gutes an ihnen gethan habe: ſo war dieß Natur; wenn ihr euch ſchwarz anzieht, und die Kirche ſchwarz bekleidet, und den Tremulanten wimmern laſſet, und thut, als wenn die ganze Erde um den Abgeſchiedenen trauerte; ſo iſt dieß Kunſt; verſtehſt du mich?

J. Ganz gut. Ich habe nur noch etwas auf dem Herzen!

St. Was denn?

J. Wäre es nicht möglich, daß die Verwandten des Abgeſchiedenen für Geld Leute erkaufen könnten, die ihn lobten?

St. Pfui! wie kannſt du ſo etwas von uns denken! glaubſt du nicht, daß wir alles genau unterſuchen? Meinſt du nicht, daß die ganze Gemeine drum weiß, daß die Weiber, die mit ihren Kindern auftraten, wirklich ſind vom Tode errettet worden? daß die Steele ihre Kinder wirklich gut erzogen hat? daß den 140 Leuten wirklich ſo, wie ſie ſagten, durch ſie in dieß Leben ſey geholfen worden?

J. In dieſem Falle glaube ich es wohl. Aber es gibt der Fälle doch viele, da man es nicht ſo genau unterſuchen kann.

St. Zum Exempel.

J. Zum Exempel! Wenn meines Vaters oder meiner Mutter Leichnam begraben würde: ſo würde ich gewiß alle ihre Fehler vergeſſen, und ihnen das beſte Lob ertheilen. Bey dem Grabe ſpricht man immer lieber Gutes als Böſes von dem Abgeſchiedenen. Würdet ihr nun wohl ſo genau unterſuchen können, ob ich die Wahrheit geredet hätte?

St. Dies iſt freylich wahr. Weißt du aber, was wir thun würden, wenn du deinen Vater oder deine Mutter lobteſt?

J. Was denn?

St. Wir würden unterſuchen, was du für ein Menſch wäreſt. Wäreſt du ein geſunder, geſchickter, fleißiger, rechtſchaffener Menſch: ſo würden wir dein Lob annehmen; wäreſt du es aber nicht: ſo würden wir dir es zwar verzeihen, aber weiter keinen

nen Gebrauch davon machen. **Das Werk lobet den Meiſter**, und wenn das Werk nichts taugt, ſo kann auch der Meiſter nicht viel werth ſeyn.

Wenn du erſt die Leute näher wirſt kennen lernen, die im Todtengerichte ſitzen; dann wirſt du alle Bedenklichkeiten fahren laſſen.

J. Wenn ich doch die Leute kennen ſollte, die mich aus dieſem Meere herausgezogen haben!

St. Warum?

J. Damit ich auch einmal, wenn über einen von ihnen Todtengericht gehalten wird, auftreten und ſagen könnte: Er hat mir das Leben gerettet: ich bitte mir zu erlauben, daß ich ihm eine Krone von Eichenlaub aufſetzen darf.

St. Sey du darum unbekümmert! Wenn einer von ihnen die Erde verlaſſen ſollte, und du biſt bey uns: ſo wirſt du es erfahren, daß er dein Erretter geweſen iſt.

J. Warum darf ich es denn jetzt nicht erfahren?

St. Weil wir gern im Stillen Gutes thun, und es nicht gern haben, daß man uns ins Geſicht lobt.

Fünftes Kapitel.

Ueber Zotenreißen, Verläumden und Betteln.

Indem wir ſo ſprachen, hörte ich einen Trupp Menſchen trappeln. Ich ſah mich um, und erblickte ſechs Leute von unſerm Schiffe, die durch zwey gewaffnete Amerikaner begleitet wurden. Was iſt denn das? fragte ich.

St. Es ſind ſechs von deinen Kammeraden, die nach einem holländiſchen Schiffe gebracht werden, welches im Hafen vor Anker liegt.

J. Und warum?

St. Bloß deswegen, daß ſie mit dieſem Schiffe wieder nach Europa geſchickt werden.

J. Wollten ſie denn nicht in Amerika bleiben?

St. Bleiben wollten ſie wohl, aber wir wollten ſie nicht haben.

J. Warum denn nicht?

St. Warum nicht? Das hat ſeine beſondern Urſachen. Zwey davon ſind Zotenreißer, zwey Verläumder, und zwey haben nichts gelernt. Das wird dir freylich ſonderbar vorkommen, weil man bey euch zotenreißen, verläumden, nichts verſtehen, und doch ein angeſehener, geehrter Mann ſeyn kann. Aber wir Amerikaner denken nun in ſolchen Punkten ganz anders; wir fragen die Leute, die wir unter uns aufnehmen wollen, nicht, was glaubſt du? ſondern wir unterſuchen, wie ſie leben! Voriges Jahr haben wir zwey Leute in unſere Gemeinde aufgenommen, weil ſie gut, rechtſchaffen, geſchickt und fleißig waren. Der eine glaubte ſieben Perſonen in der Gottheit, der andere nur eine. Dieſe ſechs Menſchen ſind hingegen, wie ihr zu ſagen pflegt, rechtglaubig. Was hilft uns denn aber das? Wenn die Zotenreißer unſern Jünglingen Aergerniß geben, unſere Weiber verführen; wenn die Verläumder die Verträglichkeit ſtören, in der wir bisher gelebt haben; wenn die Taugenichtſe uns zur Laſt fallen: glaubſt du denn, daß ihr Glaube das alles wieder gut machen werde?

J. Das glaube ich freylich nicht.

St. Nun da wirſt du mir auch zugeben, daß wir Recht thun, daß wir ſie transportiren laſſen.

J. Recht möget ihr wohl gethan haben, aber es iſt doch hart.

St. Ganz und gar nicht. Sieh dort deinen Landsmann mit der ſeidnen Weſte! Dies iſt der Erzzotenreißer. Wenn er einen Spaß machte, ſo war es eine Zote; ſprach er mit einem Frauenzimmer, ſo ſagte er Unfläthereyen. Deswegen war er bey uns verachtet. Wir würden Bedenken getragen haben, ihm die Schweine anzuvertrauen. In Europa hingegen kann er ſein Glück machen.

Dieſer Zotenreißer hat 100 Louisd'or im Beutel, und verſichert, daß ſich ſein Vermögen auf 2000 Louisd'or belaufe. Er ſchreibt auch, wie er ſagt, Romane.

So ein Mann wird ja in den mehreſten Europäiſchen Städten mit offenen Armen empfangen. Man ertheilt ihm das Bürgerrecht, man zieht ihn in die vornehmſten Geſellſchaften, er kann zu den größten Ehrenämtern gelangen. Bey uns hingegen macht man ihn, ſo wahr ich ehrlich bin, nicht zum Schweinhirten. Auch der Schweinhirt unſerer Gemeine reißt keine Zoten. Iſts denn nun hart, wenn wir dieſem Zotenreißer zur Beſteigung höherer Ehrenſtufen behülflich ſind?

J. Du ſagſt mir vieles, was mich kränkt. Wahr iſts aber freylich. Was ſollen denn aber diejenigen in Europa anfangen, die kein Geld haben, und auch ungeſchickt ſind, etwas zu arbeiten?

St. Betteln!

J. Das können ſie ja bey euch auch.

St. Oho! Bey uns wird kein Bettler geduldet. Wer zur Arbeit Kräfte hat, der muß arbeiten, und derjenige, dem ſie fehlen, wird von uns ernährt.

J. Dieſe Einrichtung iſt bey uns auch.

St. In manchen Staaten. Das gebe ich zu. In den mehreſten aber verdient ſich der Bettler mit Faullenzen weit mehr, als der Leineweber oder Strumpfwirker mit ſeiner ſauern Arbeit. Iſts denn nun hart, wenn wir dergleichen Leuten Gelegenheit verſchaffen, ſich mit Betteln zu nähren?

Ich kann nicht leugnen, daß mich dieſe Beſchuldigungen etwas verdroſſen, und ging deswegen mit einigem Unwillen von Stonen. Da ich aber die Sache auf dem Rückwege hin und her überlegte: ſo ſahe ich doch ein, daß der Mann Recht hatte. Den folgenden Tag ging ich wieder an meine Arbeit, und nahm mir vor, daß ich recht fleißig und in allen meinen Reden recht behutſam ſeyn wollte, damit mich die Amerikaner nicht etwa auch fortſchicken möchten.

Sechstes Kapitel.

Herr Conſtant hält ein curioſes Geſpräch mit einem Wilden.

Als ich einmal recht eifrig über meiner Arbeit war, ſprach jemand hinter mir: guten Morgen! ich ſahe mich um — aber wie erſchrak ich, als ich hinter mir einen großen, ſtarken, kupferfarbenen Mann, halb nackend, mit Bogen und Pfeilen, vor mir ſtehen ſah.

Wer biſt du? fragte ich erſchrocken.

Ich bin, antwortete er, Cheroqueſe.

Cheroqueſe? fragte ich weiter, alſo ein Wilder?

Ch. Bin nicht wild, bin gut Mann.

J. Du thuſt mir doch nichts?

Ch. Nichts thue! Nichts thue!

J. Du ziehſt mir doch nicht das Fell vom Kopfe?

Ch. Zieh nit Fell vom Kopfe.

J. Man hat mir aber doch in Europa geſagt, die Cherequeſen wären ſo böſe Leute, daß ſie den Weißen, welche ſie bekämen, die Haut vom Kopfe zögen.

Ch. Wenn ſich die weiß Mann iſt bös Mann: iſt Cheroques auch bös Mann. Iſt die weiß Mann gut Mann: iſt Cheroques auch gut Mann.

Jetzt holte er einen Tabaksbeutel hervor, und wollte ſich Tabak ſtopfen. Himmel, wie erſchrak ich, als ich dieſen Beutel erblickte! Er war von der Kopfhaut eines Menſchen gemacht, welches die kaſtanienbraunen Haare bewieſen, die noch daran waren. Um Gotteswillen! rief ich, was haſt du da?

Ch. Iſt Kopffell vom weißen Mann.

J. Wie haſt du das bekommen?

Ch. Hab ſchlagen die weiß Mann auf die Kopf, und zogen ab das Fell.

J. Das haſt du gethan?

Ch. Hab ich gethan.

J. Da biſt du doch — ein böſer Mann.

Ch. Wenn man mich macht bös.

J. Was hat dir der weiße Mann denn gethan, daß du ſo böſe auf ihn geweſen biſt?

Ch. Sonſt waren die weiße Mann alle bös Mann, nahme weg unſer Land, hiebe ab unſere Bäume, ſchoſſe tod unſer Wild, da waren wir auch bös. Itzo iſt das weiß Mann, das hier herum wohnt, gut Mann, da iſt die Cheroqueſe auch gut Mann, ſchlägt nit mehr tod, zieht nit mehr Fell ab.

J. Nehmen denn die Weißen jetzt aber kein Land mehr weg?

Ch. Nimmt ſich auch noch weg. Aber nit mit Gewalt. Läßt allemal erſt unſer Oberhaupt rufe, und kauft ihm ab das Land.

J. Was geben euch denn die Weißen für euer Land?

Ch. Viel ſchöne Sachen; Meſſer, Hacken, Spaten, Thiere mit Hörnern und Thiere mit langem Haar (Rinder, Schafe).

J. Aber ſeyd ihr denn nicht böſe auf die Weißen, wenn ihr ſeht, wie ſie ſich vermehren und ausbreiten?

Ch. Cheroques nit iſt bös, Cheroques hat lieb das weiß Mann, wenn weiß Mann iſt gut Mann.

J. Warum habt ihr ſie denn lieb?

Ch. Weil weiß Mann uns thut nichts; weil weiß Mann uns lehrt viel Gutes, lehrt uns baue die Acker, und den Haus, und füttere das Vieh und preſſe Milch aus das Vieh.

J. Was haſt du unter dem Arme?

Ch. Iſt Fell vom Luchs. Will verkaufe es an den weiß Mann.

Er ging nun fort, und ich war ganz erſtaunt über die Treuherzigkeit dieſes Mannes. Die Amerikaner, dachte ich, müſſen doch vortreffliche Leute ſeyn, da ſie durch ihr Exempel ſelbſt die Cheroqueſen beſſern *).

Ich

---

*) Es iſt aber auch ihr Schade nicht. Weil ſie die Wilden

Ich arbeitete friſch darauf los und nahm mir vor, durch meine Arbeitſamkeit auch ein recht gutes Exempel zu geben.

Siebentes Kapitel.

Conſtant bekommt einen angenehmen Beſuch.

Den folgenden Tag war mein Geburtstag. Ich arbeitete alſo diesmal nicht, ſondern ging an das Ufer des Meers, ſetzte mich dort, und überdachte im Stillen das Gute, das der liebe Gott an mir gethan, und wie er mich ſo wunderbar vom Tode errettet hatte. Darüber wurde ich ſo weich, und mein Herz ſo gerührt, daß ich recht ſehnlich eine Gelegenheit ſuchte, wo ich an Andern auch etwas Gutes thun, und mich ſo dankbar gegen den lieben Gott bezeigen könnte.

Jetzt geſchah ein Kanonenſchuß vom Ufer. Ich erſchrak, und ſahe nach dem Ufer zu, weil ich glaubte, daß etwa wieder ein Unglücklicher vom Meere halb todt herbey getrieben würde. Da bemerkte ich in der Ferne ein Schiff, und kurz darauf 24 bewaffnete Amerikaner, die ſich an das Ufer ſtellten, um des Schiffes An-

---

den beſſern, ſo haben ſie vor ihnen Ruhe, und bekommen die Thierhäute, die ſie verkaufen, von ihnen, die ſie hernach wieder mit Vortheil verhandeln können.

Ankunft zu erwarten. Jetzo kam es an, that zwey Kanonenſchüſſe, womit es dem Lande einen guten Morgen bot, und das Land bedankte ſich mit zwey Kanonenſchüſſen.

Nun wurde ein Boot vom Schiffe gelaſſen, auf welchem zwölf Mann herbeyfuhren, und landeten. Kaum war dieſes geſchehen: ſo trat ein Amerikaner zu ihnen, und fragte ſie, wer ſeyd ihr, lieben Freunde?

We are englishmen, antwortete einer von ihnen. Sogleich trat ein anderer Amerikaner herbey und redete dieſe Leute in ihrer Sprache an, wovon ich kein Wort verſtand. Ich ſpannte nun recht auf, um wenigſtens ein Wort zu verſtehen, aber ich verſtand weiter nichts, als das Wort Water, welches wohl Waſſer heißen mochte.

Da ich nun ſo ganz voll Verwunderung daſtand, und ihnen zuhörte, ſprach einer von ihnen zu mir: guten Morgen Conſtant! Ich machte Augen, wer weiß wie groß, ſahe den Fremden an — da erblickte ich, wißt ihr wen? meinen lieben Herrn von Aſſof. Herr von Aſſof! rief ich laut, fiel ihm um den Hals und weinte ſo ſtark, daß die Fremden und die Amerikaner ihr Geſpräch abbrachen und uns zuſahen.

Herrn von Aſſof traten die Thränen auch in die Augen, und er ſagte wehmüthig, ſo hat uns Beyde alſo der gute Gott erhalten!

Wie ſind Sie erhalten worden? fragte ich weiter.

Davon, antwortete er, wollen wir bald ausführlich ſprechen.

Wer ſind, fuhr ich fort, die Leute, mit welchen Sie gekommen ſind?

Engländer! war ſeine Antwort.

Jetzt nahm ich ihn an meinen Arm, um ihn mit in mein Quartier zu führen, aber das ging ſo geſchwind nicht. Ein Amerikaner rief mir zu: du darfſt dieſen Fremden nicht mit dir nehmen. Dies iſt gegen die Landesgeſetze. Wenn die Fremden ſich bey uns aufhalten wollen: ſo iſt hier ein öffentliches Haus, wo ſie ſich können bewirthen laſſen, und Handel ſchließen, wie ſie ſelbſt wollen.

Hierauf ſahe ich, daß die bewaffneten Amerikaner die Engländer zu einer Quelle führten, und ihnen ihre Tonnen mit Waſſer füllen ließen.

Neune von den Engländern fuhren dann nach dem Schiffe zurück, und zwey, nebſt Herrn von Aſſof, blieben im angewieſenen Wirthshauſe, und ich ging mit ihnen.

Sobald wir angekommen waren, erzählte ich dem Herrn von Aſſof, wie wunderbar ich ſey gerettet worden, und wie liebreich mich die Amerikaner aufgenommen hätten.

Mich hat, ſagte er, der gute Gott auch ſehr wunderbar gerettet. Da unſer Schiff ſank, ſprang ich, nebſt noch Einigen, die neben mir waren, in ein Boot, und wurde in demſelben drey Tage auf dem Meere umher getrieben. Da ich nur Lebensmittel für mich mitgenommen hatte, meine Kame-

ra-

raden aber nicht eben ſo vorſichtig geweſen waren: ſo zwangen ſie mich, meinen Vorrath mit ihnen zu theilen, und wir zehrten ihn gleich den erſten Tag auf. Den folgenden Tag mußten wir hungern. Den dritten Tag bereitete ich mich zur Abreiſe von dieſer Erde zu. Der Sturm hatte ſich zwar gelegt, der Himmel war heiter; allein meine Kleider waren durchaus naß, und ich fühlte den heftigſten Hunger, nebſt einem Frieren, das alle Glieder zitternd machte.

Die Sonne näherte ſich ihrem Untergange, und ich dachte bey mir ſelbſt: jetzt gehſt du für mich zum letzten Male unter. Da hieß es aber recht: wenn die Noth am größten: ſo iſt die Hülfe am nächſten. Wir erblickten nämlich ein Schiff in der Entfernung. Aber was ſollten wir thun, um uns ihm zu nähern, und unſere Noth zu erkennen zu geben? Zum Rudern hatten wir keine Kräfte mehr, und zum Schießen fehlte uns weiter nichts, als Pulver, Feuer und eine Kanone. Jetzt hing unſer aller Leben von einem glücklichen Einfalle ab, und den hatte ich. Auf unſerm Bote befand ſich zum Glück eine lange Stange. Dieſe nahm ich, knüpfte meinen Rock daran, und nun brachten wir ſie mit vieler Mühe in die Höhe. Kaum hatten wir ſie etwa eine Viertelſtunde gehalten: ſo hörten wir einen Kanonenſchuß vom Schiffe, zum Zeichen, daß es uns bemerkt habe. Was war das für eine Freude! Und wenn Gott ſelbſt vom Himmel gerufen hätte: ihr ſollt leben! ſo hätte unſere Freude nicht größer ſeyn können. Wir bemerkten bald ein Boot, das auf uns zu ruderte. Da es bey uns kam: ſo bemühten ſich die Engländer, die darauf waren, um die Wette, unſere ausgehungerte Geſellſchaft in ihr Boot zu nehmen. Es ſchienen rauhe harte Leute zu ſeyn, aber die Noth ihrer Mitmenſchen machte ſie doch ſo weich, daß ihnen die Thränen über die Backen liefen.

Sie banden unſer Boot an das ihrige, und ruderten nun, aus allen Kräften, nach ihrem Schiffe zu, wo man uns recht menſchenfreundlich aufnahm. Das Erſte, was man für uns that, war, daß man uns trockene Kleider gab, die wir ſtatt unſerer durchnäßten anlegen mußten. Unterdeſſen wurden für uns Speiſen, beſonders eine gute Suppe, bereitet. Einige Matroſen konnten die Zeit nicht erwarten, bis dieſe Speiſen ankamen, ſondern theilten uns von ihrem Zwieback mit. Begierig führte ich ihn nach dem Munde zu: da fiel mir aber noch zur rechten Zeit ein, daß es mir nicht geſund ſeyn könnte, wenn ich, nach langem Hunger, ſo gierig eine ſo trockne Speiſe genöſſe. Ich beſiegte alſo meinen Hunger, und aß nichts, warnte auch meine Kameraden, daß ſie es eben ſo machen möchten. Sie folgten mir, bis auf zwey, welche wohl in der Jugend nicht mochten gelernt haben, ihre Begierden zu mäßigen.

gen. Dieſe ergriffen den Zwieback und verſchluckten ihn mit ſolcher heißen Begierde, daß ſie ſich keine Zeit nahmen, ihn recht durchzukauen. Was war aber die Folge davon? Nach einer Stunde fielen ſie um, bekamen die heftigſten Schmerzen, einer davon ſtarb, der andere mußte eine ſchwere Krankheit ausſtehen, und iſt noch nicht vollkommen hergeſtellt.

Merke er ſich dieſes, Conſtant! Je heftiger die Begierde iſt, ſie heiße nun Hunger oder Durſt, Zorn oder Schwermuth, Freude oder Liebe, deſto mehr muß man auf ſeiner Hut ſeyn, daß man ſich dadurch nicht mit fortreißen laſſe, ſonſt kann man in einer unglücklichen Viertelſtunde einen Schritt thun, der uns auf unſer ganzes Leben lang unglücklich macht.

Jetzt brachte uns der Schiffarzt einen Fliederthee, davon jeder eine Taſſe trinken mußte; dieß war für uns ein herrliches Labſal und Stärkung, der trockene Schlund wurde angefeuchtet, der Magen erwärmt, und der ganze Körper bekam neues Leben. Nach einer halben Stunde bekam jeder etwas Suppe, eine Stunde darauf etwas Fleiſch, dann mußten wir uns zur Ruhe legen, ob wir gleich noch hungerten, wie die Wölfe.

Den folgenden Morgen wurden uns Speiſe und Trank wieder zugemeſſen, doch fielen die Portionen etwas größer aus. So wurden wir durch die Menſchenliebe und gute Verpflegung der Engländer alle wieder hergeſtellt, bis auf den Unglücklichen, der ſeine Eßluſt nicht zu mäßigen wußte. Dieſer ſtarb; man band ſeinen Leichnam auf ein Bret, warf ihn in die See, und, weil man auf dem Schiffe keine Glokken hat, mit welchen man ein Trauergeläut anſtellen kann: ſo löſete man, ſtatt des Trauergeläuts, eine Kanone.

Ich wollte dem Herrn von Aſſof nun auch erzählen, wie es mir bisher in Amerika gegangen wäre, aber einer von den Amerikanern rief mich bey Seite und ſagte, die Gemeine ſähe es nicht gern, wenn man zu viel gegen Fremde ſpräche, die man nicht recht kenne.

Dieſen Herrn kenne ich aber genau, war meine Antwort.

Aber wir kennen ihn noch nicht, ſagte der Amerikaner.

Und warum, fragte ich weiter, darf man nicht zu viel gegen Fremde reden?

Das muß dir, wenn du darüber nachdenken willſt, ſelbſt beyfallen.

Nun drehete er ſich um, und kehrte mir den Rücken zu. Da ich es nun nicht gern mit den Amerikanern, die mir ſo viel Gutes gethan hatten, verderben wollte: ſo drückte ich meinem lieben Herrn von Aſſof die Hand, und ſagte ihm, daß ich mich dießmal von ihm entfernen müſſe.

Den folgenden Tag wollte ich ihn ſprechen, man erlaubte es mir aber nicht, und ich wurde dießmal im Ernſt auf die Amerikaner böſe, weil mir dieß ſonderbare Betragen doch wirklich Eigenſinn zu ſeyn ſchien.

Achtes Kapitel.

Der angenehme Beſuch nimmt Abſchied.

Den dritten Tag kam Herr von Aſſof ſelbſt zu mir, aber — um Abſchied zu nehmen. Meine Geſchäfte, ſagte er, erlauben mir nicht, mich länger hier aufzuhalten, ich muß weiter reiſen — auf dem Rückwege werden wir uns einander wieder ſprechen.

Da ſtand ich nun, wie eine Bildſäule, und wußte nicht, ob ich mit ihm gehen, oder zurückbleiben ſollte.

Wollen Sie, fragte ich ihn endlich, mich nicht auch mitnehmen?

Will er mit mir?

Da ſchlug ich die Augen nieder, und wußte nicht, was ich antworten ſollte.

Ueberlege er es, fuhr er fort. Ohne Ueberlegung darf man eine ſo wichtige Entſchließung nicht faſſen. In einer halben Stunde komme ich wieder und hole ſeine Antwort ab.

Ich überlegte die Sache hin und her, und entſchloß mich endlich, bey den Amerikanern zu bleiben, wenn es Herr von Aſſöf zufrieden wäre. Dieſer war es, und ſchied mit naſſen Augen von mir, nachdem er mich verſichert hatte, daß er nächſtens zurückkommen werde.

Neuntes Kapitel.

Ein Eheſtandsexamen.

Den nächſten Sonntag, ehe die Kirche anging, ſahe ich einen jungen rüſtigen Burſchen mit einem geſunden, ſchönen, wohlgewachſenen Mädchen durch die Straße gehen. Aus den Blicken, die ſie einander zuwarfen, ſchloß ich, daß es wohl ein Paar Verliebte ſeyn möchten.

Wohin gehen denn dieſe Leutchen? fragte ich einen Amerikaner, der mir eben begegnete.

Ins Examen, antwortete er.

J. Zu wem denn?

A. Der Burſche zum Prediger, das Mädchen bey eine unſerer verſtändigſten Frauen.

J. Ueber welches Hauptſtück werden ſie denn examinirt?

A. Ueber das Hauptſtück vom Eheſtande, und von der Erziehung der Kinder.

J. Warum denn das?

A. Da-

X. Damit man wiſſe, ob ſie Verſtand genug haben, eine glückliche Ehe zu führen, und ihre Kinder gut zu erziehen.

J. Das iſt doch artig. In unſerm Lande werden die jungen Leute auch über allerley examinirt, aber nur nicht über dieſes Hauptſtück. Man erkundigt ſich bey ihnen, was für eine Religion? wie viel Geld ſie haben? Nach Verſtande aber wird bey uns niemals bey dieſer Gelegenheit gefragt.

X. Ländlich ſittlich! Bey uns fragen wir deſto mehr nach Verſtande. Ich habe mir aber auch ſagen laſſen, daß bey euch eine glückliche Ehe ſo ſelten ſey, wie ein weißer Sperling; daß Eheleute bey euch ſich oft zanken und raufen, bald der Mann die Frau, bald dieſe den Mann quäle. Wenn wir die Fremden, die hier ankommen, examiniren: ſo finden wir immer ſolche, die, wegen mißvergnügter Ehe, ihr Vaterland verlaſſen haben. Voriges Jahr kam auch einer zu uns. Warum, fragte ich ihn, biſt du nicht im Vaterlande geblieben? Er kratzte ſich im Kopfe und ſagte: weil ich einen Teufel zur Frau hatte.

Wie kann denn dieß auch anders kommen, da aus dem Verſtande bey euch in ſolchen Fällen nichts gemacht wird, den man doch ſchlechterdings haben muß, wenn man eine glückliche Ehe führen und ſeine Kinder gut erziehen will.

J. Das iſt wohl ganz gut. Aber warum wird denn nun hiernach ſo ſtark gefragt? Wenn ich in den Eheſtand treten wollte, und hätte nicht Verſtand genug dazu, ſo wäre es freylich nicht gut. Aber wem ſchadete ich denn damit? Niemanden, als mir ſelbſt. Was habt ihr euch denn nun darum zu bekümmern?

A. Ich dachte der Conſtant wäre ſo ein verſtändiger Mann, und thut ſolche Fragen an mich? Geſetzt nun, du heyratheteſt mit Unverſtande, zeugteſt alle zwey Jahre ein Kind, und könnteſt es nicht ernähren. Meinſt du denn nicht, daß uns dieß etwas verſchlage? Werden wir deine Kinder nicht ernähren müſſen? Oder wenn du kein Kind erziehen könnteſt, ſetzteſt uns etwa Kinder hin, wie ich ſie in Europäiſchen Städten oft geſehen habe, mit dicken Bäuchen, krummen Beinen, Triefaugen und ausgeſchlagenen Köpfen: wäre das nicht eine Schande für unſere Gemeine, wenn ſolche elende Geſchöpfe in derſelben umher gingen.

Ja, was das Schlimſte iſt, wenn du zur Ehe nicht den nöthigen Verſtand hätteſt: ſo würdeſt du unſerer Gemeine Aergerniß geben. Deine unordentliche Haushaltung, deine liederlichen, faulen, bosshaften Kinder würden andere anſtecken. Fiele alſo der Schade von deinem Unverſtande nicht auf die ganze Gemeine?

Wir betrachten uns hier als Glieder eines Leibes. Leidet nun nicht dein ganzer Leib, wenn dir ein Zahn oder ein Finger wehe thut? Sorgſt du nicht dafür, daß alle deine Glieder geſund ſind? ſo müſſen wir alſo auch dafür ſorgen, daß alle Glieder unſerer Gemeinmeinde geſund ſind, nicht nur am Leibe, ſondern auch an der Seele.

J. Iſt es mir denn nicht erlaubt, das Examen mit anzuhören?

A. Nein. Bey dieſem Examen darf kein Dritter zugegen ſeyn.

J. Warum denn nicht?

A. Damit die jungen Leute ſich nicht ſchämen dürfen, ſondern ganz frey reden können, wie es ihnen ums Herz iſt.

J. Das iſt doch Schade.

A. Wenn dir ſo viel daran gelegen iſt, unſer Eheſtandsexamen kennen zu lernen, ſo will ich dir die Punkte geben, über die ich bin examinirt worden.

J. Da thuſt du mir einen großen Gefallen.

Den Nachmittag gab er ſie mir, und ich ſchrieb ſie für mich ab. Es würde zu weitläufig ſeyn, das ganze Examen hier anzuführen, denn es war einige Bogen lang. Ich will daher nur Folgendes daraus vorleſen:

„Prediger. Wenn du alſo deine Kinder gut erziehen willſt, ſo mußt du vor allen Dingen ihre Liebe und ihr Zutrauen zu erwerben ſuchen. Wie willſt du dieſes anfangen?

Bräutigam. Ich will ihnen recht viel Vergnügen machen.

Pr. Das iſt wohl ganz gut. Aber womit willſt du ihnen Vergnügen machen?

Br. Ich will ihnen bisweilen etwas erzählen.

Pr. Was denn?

Br. Was ſie verſtehen.

Pr. Das war recht! Denn wenn man den Kindern erzählet, was ſie nicht verſtehen: ſo erzieht man ſie zu Papageyen, die auch nachplappern, was man ihnen vorſagt, ohne daß ſie etwas dabey denken. Wirſt du ihnen viel von der himmliſchen Seligkeit erzählen?

Br. Gar nicht. Denn davon verſtehen ſie noch nichts.

Pr. Wie willſt du aber erzählen?

Br. Alles recht deutlich.

Pr. Verſuch es einmal! ſtelle dir vor, ich wäre ein vierjähriges Kind, und nun erzähle mir einmal!

Br. Ich will mich auf etwas beſinnen — jetzt fällt es mir bey: der kleine Franz aß allerley gern, Butter, Kirſchen, Pflaumen, Aepfel, Birnen, am liebſten aß er aber doch das Honig. Brachte ihm die Mutter Honig zum Frühſtück: ſo ſchlug er allemal in die Hände und ſagte: ey tauſend gar Honig!

Pr. Hier mußt du auch in die Hände ſchlagen, etwas große Augen machen, die Stimme verändern, wie etwa ein Kind in dieſem Falle thun würde. Fahr nun fort!

Br. Willſt, dachte der Vater, dem Franz einmal eine rechte Freude machen — willſt ein Paar Bienenſtöcke kaufen. Er ſuchte eine Handvoll Geld zuſammen, kaufte einen Bienenſtock und noch einen

Bienenſtock, ein Paar Bienenſtöcke kaufte er, und ſetzte ſie des Abends in das Bienenhaus. Des Morgens, da Franz ſein Frühſtück gegeſſen hatte, ſagte der Vater: Franz, willſt du mir nicht eine Handvoll Peterſilie aus dem Garten holen? Gern, Vater! ſagte Franz, und lief hinunter in den Garten. Tauſend! was machte er für Augen, als er die Bienenſtöcke ſahe! Ah! ſagte er, und ſahe zu, wie die Bienen aus- und einflogen. Dann ſprang er fort die Treppe hinauf und rief: Vater! Vater! geſchwinde komm herunter in den Garten, da ſtehet dir ein Bienenſtock, und noch ein Bienenſtock. Und nun faßte er den Vater bey der Hand, und zog ihn mit herunter in den Garten. Der Vater fragte, ja woher kommen denn die Bienenſtöcke?

Die haſt du gewiß gekauft, Vater! antwortete Franz: ja! ja! der Vater lacht, der hat ſie auch ganz gewiß gekauft. Biſt ein recht guter Vater. Iſt Honig in den Bienenſtöcken?

Ja! ſagte der Vater, es iſt Honig in den Bienenſtöcken. Hole aber ja kein Honig heraus! ſieh auch nicht hinein in die Bienenſtöcke! Die Bienen haben Stacheln, ſo ſpitzig, wie eine Stecknadel. Wenn du ihnen nun zu nahe kommſt, wup! da kommen ſie und ſtechen dich, das thut ſchrecklich wehe.

Das merkte ſich Franz einen Tag und noch einen Tag. Aber den dritten Tag dachte er, willſt einmal in einen Bienenſtock ſehen, willſt ſehen, wie die

Bienen das Honig machen. Er ſchlich ſich alſo hin.

Pr. Du mußt auch ſchleichen, auf den Zehen gehen, eben ſo, wie es Franz machte.

Br. Machte den Stock auf, wu, wu, wu! da ſummſten die Bienen, wup da fuhr eine heraus, und ſtach ihn auf die Naſe. Hi! hi! hi! hi! ſchrie Franz, und lief, als wenn ihm der Kopf brennte. Sein Vater hörte es, erſchrak, lief herbey, und zog den Stachel heraus, den die Biene in der Naſe hatte ſtecken laſſen. Das brennte, wie Feuer. Und Franz ſchrie gar erſchrecklich. Den andern Tag war die Naſe geſchwollen, und ſo dick, wie eine Fauſt. Er mußte deswegen den ganzen Tag auf der Stube bleiben.

Sagte ich es dir nicht, ſprach der Vater zu ihm, du ſollteſt nicht in die Bienenſtöcke ſehen? Wer nicht hören will, der muß fühlen.

Pr. Du haſt gut erzählet. Weißt du auch, warum du immer die Stimme verändern und alles mit Geberden ausdrücken mußt?

Br. Damit das Kind recht Acht gebe, und alles recht verſtehe.

Pr. Ganz recht. Denn man mag ſo wenig erzählen, als man will, ſo kommen immer Worte vor, welche dem Kinde unverſtändlich ſind. Dieſe muß man durch ſeine Geberden und Stellung ausdrücken. Wenn du z. E. ſagſt, Franz ſchlich nach den Bienenſtöcken: ſo verſteht das Kind vielleicht das Wort ſchlich nicht; wenn du aber auf den Zehen gehſt, ſo weiß es, was du damit ſagen willſt.

Weißt du für deine künftigen Kinder ſonſt kein Vergnügen, als Erzählungen?

Br. O ja! ich will ihnen auch die Natur zeigen, und ſie darauf aufmerkſam machen.

Pr. Worauf willſt du denn z. E. deine Kinder aufmerkſam machen?

Br. Erſt auf Thiere.

Pr. Warum denn nicht auf Steine?

Br. Weil die Kinder noch keine Freude daran haben.

Pr. Willſt du ihnen nicht auch bisweilen ein Thier, z. E. einen jungen Sperling, einen Froſch, einen Käfer geben, daß ſie damit ſpielen?

Br. Nein, das will ich nicht thun. Die Kinder martern ſonſt das arme Thier und gewöhnen ſich zur Grauſamkeit.

Pr. Willſt du ihnen denn gar nichts zu ſpielen geben?

Br. O ja! den Mädchen Puppen, den Knaben hölzerne Pferde, Bälle u. dergl.

Pr. Iſts denn aber auch recht, daß die Kinder ſpielen?

Br. O ja! das macht ihnen Bewegung, und ſie lernen vielerley dabey.

Pr. Mit wem ſollen denn deine Kinder ſpielen?

Br. Wenn ich kann, ſo ſpiele ich ſelbſt mit ihnen, oder meine Frau.

Pr. Das war gut geantwortet. Wenn uns die Kinder lieben ſollen: ſo muß man mit ihnen ſpielen, ihnen ſelbſt Spielzeug verſchaffen; wenn man aber immer unter ihnen mit ſteifem Nacken herum geht, und ernſthaft iſt, ſo fürchten ſie uns. Würde es den Kindern nicht auch Vergnügen machen, wenn du allerley Naſchwerk bey dir trügeſt, und ihnen davon von Zeit zu Zeit etwas zuſteckteſt?

Br. Das wohl, aber ich würde ihnen dadurch Schaden thun, ſie würden gefräßig und naſchhaftig, am Ende krank werden.

Pr. Aber wenn nun deine Kinder ſo etwas verlangten, was wollteſt du da thun?

Br. Wie es die Umſtände mit ſich brächten. Wenn es etwas Unſchädliches wäre; z. E. Nüſſe, Aepfel, Birnen u. dgl. ſo würde ich es ihnen geben.

Pr. Wenn es aber ſchädlich wäre, z. E. Wein, oder ein ſcharfes Meſſer?

Br. So würde ich es ihnen nicht geben.

Pr. Das iſt wohl ganz gut, aber da behält dich ja das Kind nicht mehr lieb. Sag mir einmal, wenn dein Kind ein ſcharfes Meſſer haben wollte: wie wollteſt du es davon abbringen, ohne daß es unwillig auf dich werde?

Br. Ich will mich beſinnen — — ich wollte das Kind auf etwas Anderes aufmerkſam machen. Wenn es z. E. ein ſcharfes Meſſer wollte, ſo würde ich ihm geſchwinde ein Bilderbuch holen, oder ſonſt etwas zeigen. Unterdeſſen, daß es dieſes ſieht, hätte es das Meſſer vergeſſen.

Pr. Bey kleinen, unverſtändigen Kindern iſt das gut. Aber willſt du denn eben ſo ein acht- bis zehnjähriges Kind behandeln?

Br. Nein! Mit dieſem muß ich ganz anders umgehen. Ich muß ihm ſagen, daß das, was es verlangt, nicht gut ſey. Wollte es z. E. ein ſcharfes Meſſer haben: ſo würde ich ihm ſagen, das Meſſer ſchneidet, da lauft hernach das Blut heraus.

Pr. Recht gut. Wenn du aber nicht Zeit hätteſt, viel mit dem Kinde zu reden?

Br. Da wollte ich ihm gerade zu ſagen: das geht nicht; das kann ich dir nicht geben.

Pr. Auch gut; denn Kinder müſſen gewöhnet werden, ihren Eltern auch blindlings zu gehorchen. Sie thun es auch gern, wenn ſie nur glauben, daß dieſe es gut mit ihnen meinen. Wenn nun aber das Kind durchaus auf etwas beſtände, und ſchrie und ſtampfte mit den Füßen, wollteſt du ihm dann nicht geben, was es verlanget, damit es ſtill ſchwiege?

Br. Dann durchaus nicht. Wenn das Kind merkte, daß es durch Schreyen etwas von mir erlangen könnte: ſo würde es hernach allemal ſchreyen, wenn es etwas haben wollte, und durch ſeine Ungezogenheit alles von mir zu erzwingen ſuchen.

Pr. Ja wohl! ja wohl! wenn ein Kind mit Schreyen etwas verlangt: ſo darf man es ihm ſchlechterdings nicht geben, wenn es auch etwas Unſchädliches wäre. Bisweilen richten die Kinder auch einen Schaden an, ſie zerſtoßen oder zerbrechen etwas, ein Glas, einen Spiegel u. dgl. Wenn nun ſo etwas einmal paſſiren ſollte, was wollteſt du denn wohl thun?

Br. Ich wollte dem Kinde einen Verweis geben, oder, wenn es ſchon etwas größer wäre, und mit Arbeiten etwas verdienen könnte: ſo wollte ich mir es bezahlen laſſen.

Pr. Wäre es denn nicht beſſer, wenn du ihm, wie man zu ſagen pflegt, ein Notabene gäbſt, wenn du es mit dem Stocke oder mit der Ruthe ſchlügeſt, damit es in Zukunft vorſichtiger würde?

Br. Ich glaube doch nicht. Heute ſchlüge ich z. E. ein Kind, weil es mir ein Glas zerbrochen hätte, morgen zerbräche ich oder meine Frau ſelbſt ein Glas: da würde das Kind denken: Vater und Mutter hat auch ein Glas zerbrochen, die haben auch Schläge verdient.

Pr. Und wenn hernach das Kind wieder etwas zerbräche, und wüßte, daß es dafür Schläge bekäme, was würde es da thun?

Br. Es würde es verheimlichen und leugnen.

Pr. Ey ja wohl! ja wohl! und das wäre ein ſchrecklich großes Unglück. Sobald ein Kind anfängt zu lügen: ſo iſt es ſchon halb verdorben. Wenn man aber zu ſtreng gegen die Kinder iſt; ſo zwingt man ſie ja, daß ſie lügen müſſen. Weißt du vielleicht hiervon einen Spruch aus der Bibel?

Br. Ihr Väter reizet eure Kinder nicht zum Zorn, damit ſie nicht ſcheu werden.

Pr. Wenn nun aber der Fall eintritt, daß du bisweilen ein Kind ſtrafen mußt, wovor mußt du dich denn hüten?

Br. Daß ich es nicht im Zorne ſtrafe.

Pr. Warum denn nicht?

Br. Ja, ich werde es meinen Kindern nicht zulaſſen, daß ſie zornig ſind, da darf ich es halt auch nicht ſeyn.

Pr. Ey freylich. Wie kann denn ein Kind liebreich und ſanftmüthig werden, wenn es ſeine Eltern immer zornig ſieht? Und wenn du nun dein Strafamt mit kochendem Blute anfingſt: wie würdeſt du wohl das Kind ſtrafen?

Br. Viel heftiger, als es das arme Kind verdient hätte.

Pr. Du würdeſt ihm alſo Unrecht thun. Wenn du nun dem Kinde Unrecht thuſt, was wird es von dir denken?

Br. Es wird mich für einen harten Mann halten, und mir gram werden.

Pr. Und wenn nun der Zorn bey dir verraucht iſt, und du ſiehſt ein, daß du deinem armen Kinde Un-

Unrecht gethan habeſt, wie wird dir zu Muthe werden?

Br. Es wird mich gewaltig dauern.

Pr. Ey freylich wird es dich dauern. Du wirſt nun dein Unrecht gut machen wollen. Du wirſt das Kind carreſſiren, ihm vielleicht Aepfel und Nüſſe holen, und ſagen: gib dich doch nur zufrieden, liebes Kind! Es iſt nun alles vorbey. So würdeſt du dich ſelbſt um dein Anſehen bringen. Glaubſt du denn aber, daß du dich nie über die Unarten und Verſehen deiner Kinder erzürnen, nie im Zorn ſie ſtrafen werdeſt?

Br. Dafür kann ich nicht gut ſeyn. Ich bin kein Engel.

Pr. Wenn nun einmal der Fall einträte, daß du über deinen Zorn nicht Herr werden könnteſt, und im Zorne das Kind ſtärker ſtrafteſt, als es ſeyn ſollte, oder es wohl gar unrechtmäßig ſtrafteſt — wie da?

Br. Das iſt ein ſchwerer Caſus. Darauf weiß ich nicht zu antworten.

Pr. Wäre es nicht gut, wenn du es dem Kinde abbäteſt?

Br. Das wäre doch wohl nicht gut. Dadurch vergäbe ich mein Anſehen.

Pr. Ich glaube auch. Da wäre es wohl beſſer, dem Kinde zu ſagen, du habeſt Recht gethan?

Br. Das ſchickt ſich wieder nicht: denn es iſt doch nicht wahr. Ich habe immer gehöret, Kindern dürfe man nie eine Unwahrheit ſagen.

Pr. Freylich nicht. Kinder haben auch ein gar feines Gefühl, die fühlen es gar zu leicht, was Recht oder Unrecht iſt. Wenn man ſie alſo durchaus bereden will, ſchwarz ſey weiß, Unrecht ſey Recht: ſo bringt man ſich um ihr Zutrauen. Was willſt du ſonſt thun?

Gr. Ich weiß es wirklich nicht.

Pr. So will ich es dir ſagen. Wenn mir ſo etwas begegnet wäre: ſo würde ich mit dem Kinde darüber ſprechen, und fragen: warum ſtrafte ich dich ſo heftig, da du doch weißt, daß ich dich ſo lieb habe? Was würde wohl das Kind antworten?

Gr. Weil du ſo ſchrecklich böſe wareſt.

Pr. Und da würde ich das Kind wieder fragen: wer hat mich denn ſo ſchrecklich böſe gemacht? Das Kind würde ſagen, daß es ſelbſt daran Urſache ſey, und ich würde ihm die Erinnerung geben, daß Kinder ſich ja hüten müßten, daß ſie ihre Eltern durch ihre Unarten nicht erzürnten, damit dieſe nicht in Zorn geriethen und gereizt würden, hart mit ihnen zu verfahren. Auf dieſe Art vertheidigte ich mein Unrecht nicht, vergäbe aber auch meinem Anſehen nichts. Ich geſtände ein, daß ich Unrecht gethan, zeigte aber dem Kinde, daß es mich ſelbſt dazu gereizt hätte.

Zehntes Kapitel.

Eine merkwürdige Ausſtattung.

Auf dieſe Art ward alles durchgegangen, wie man ſich im Eheſtande, bey Tage und bey Nacht, in Freude und Leid, bey Krankheiten, Unglücksfällen Veruneinigung u. dergl. verhalten müſſe.

Doch wieder auf das junge Paar zu kommen, das ich jetzt zum Examen gehen ſahe: ſo erfuhr ich von dem Amerikaner, daß es heute zum ſechsten und letztenmale dahin ginge.

Da nun der Prediger ſeine Predigt geendigt hatte: ſo zeigte er an, daß dieſe beyden jungen Leute ſich mit einander verlobt hätten, und im Eheſtandsexamen ſo gut beſtanden wären, daß er ſie beyde für fähig hielt, in den Eheſtand zu treten. Hierauf bat er die Gemeine, daß ſie in der Kirche zuſammen bleiben, und ihre Einwilligung dazu geben möchte.

Sie blieb alſo zuſammen, und der Vorſteher fragte: ob jemand etwas gegen ihre Verbindung zu erinnern hätte? ob jemand etwas Nachtheiliges von ihnen zu ſagen wüßte? Da nun alle ſchwiegen: ſo fuhr er fort und ſagte: aus euerm Stillſchweigen ſchließe ich, daß die Verlobten ſich gut verhalten haben, ich ſelbſt habe auch nie etwas Nachtheiliges von ihnen gehöret. Weiß jemand etwas vorzüglich Gutes von ihnen zu ſagen? Da trat ein alter eisgrauer Mann auf, und ſagte: ich bin der Braut Großvater. Seit zwey Jahren bin ich ſchon ſo ſchwach, daß ich mir nicht mehr helfen kann, arbeiten kann ich gar nicht mehr, und es wird mir ſchon beſchwerlich, wenn ich von einer Stube zur andern gehen ſoll, dabey bin ich, wie alte Leute zu ſeyn pflegen, wunderlich und eigenſinnig. Da iſt meine Enkelin freywillig zu mir gezogen, wartet mich und pfleget mich, lieſt mir bisweilen etwas aus einem guten Buche vor, und hat mit allen meinen Fehlern Geduld. Oft habe ich geſagt, liebes Kind! werde ja nicht böſe, wenn ich bisweilen wunderlich bin! da antwortet ſie allemal, lieber Großvater! ſchlag dir doch ſolche Gedanken aus dem Kopfe! haſt du nicht auch mit meinen Fehlern Geduld gehabt, da ich noch ein Kind war? Iſts nicht meine Schuldigkeit, daß ich auch nun mit dir Geduld habe?

Vor ein Paar Monaten wachte ſie die ganze Nacht bey mir, weil ich, wegen großer Rückenſchmerzen, nicht ſchlafen konnte. Da dauerte ſie mich, ich drückte ihr die Hand und ſagte: ich kann dir nicht vergelten, was du, liebes Kind, an mir thuſt.

Da traten ihr die Thränen in die Augen und ſie ſagte: das iſt längſt ſchon vergolten! Ich bin bey dir in Schulden. Haſt du nicht meinen Vater erzogen? Hab ich dirs nicht zu danken, daß er ſo geſund, ſo fleißig, ſo rechtſchaffen war? daß er ſeine Kinder ſo lieb hatte? daß er mich ſo gut erzogen hat? Ich bin dir viel ſchuldig, lieber Großvater, ich will dirs vergelten, ſo lange du lebſt. Ihrem Bräutigam hat ſie nicht eher das Jawort gegeben, bis er ihr verſprach, ihr zu erlauben, daß ich mit zu ihr ziehen dürfe, daß er mich lieben und ehren, und mit meinen Schwachheiten Geduld haben wolle.

So ein Mädchen iſt meine Enkelin. Daß dieß wahr ſey, kann die ganze Gemeine bezeugen.

Hierauf trat ein anderer alter Mann auf und ſagte: lieber Vorſteher, erlaube mir, daß ich auch reden darf! Der Bräutigam hat drey Jahre in dem Erziehungshauſe mit gearbeitet, das unter meiner Aufſicht ſteht. In dieſer Zeit hat er ſich nun ſehr gut verhalten. Die Kinder hingen an ihm, wie an einem Vater. Wann er erzählte: ſo ſchwieg Alles und hörte zu. Wann er mit ihnen ſpielte: ſo richtete er es immer ſo ein, daß die Kinder etwas dabey lernten; wann bisweilen eine Unart einriß, ſo redete er nur ein Paar Minuten und ermahnte die Kinder: ſo war auf einmal die Unart weg. Drey Jahre lang hat er funfzehn Kinder unter ſeiner Aufſicht gehabt, und hat nicht ein einziges geſchlagen. Und doch folgten ihm die Kinder auf einen Wink.

Der Vorſteher ſchwieg darauf ein Paar Minuten, und ſchrieb etwas auf ein Papier. Dann ſagte er, für das künftige Auskommen der neuen

Eheleute iſt auch geſorgt. Der Bräutigam hat ſich zweyhundert, die Braut neunzig Thaler geſammelt, Beyde ſind geſchickt, fleißig und ſparſam. Es fehlt nur noch ein Haus, das ſie beziehen können. Ich ſchlage dazu Nr. 54 vor. Hat Jemand dagegen etwas einzuwenden?

Alle ſchwiegen.

Darauf fuhr der Vorſteher fort: weil ihr alle ſchweigt, ſo glaube ich, daß ihr mit meiner Wahl zufrieden ſeyd. Künſtigen Sonntag ſollen ſie alſo Hochzeit halten und dies Haus beziehen. In der Caſſe der Gemeine iſt das Geld zur Beſtreitung der dazu nöthigen Unkoſten vorräthig.

Hierauf ging die Verſammlung aus einander, und ich ſchlich auch fort, in tiefen Gedanken: weil ich Vieles von dem, was der Vorſteher geſagt hatte, nicht begreifen konnte. Da ſtieß ich auf Stonen.

Lieber Stone! ſagte ich, indem ich ihn bey dem Arme faßte, ich laſſe dich nicht los, bis du mir etliche Fragen beantwortet haſt.

St. Dazu brauchſt du mich eben nicht bey dem Arme zu halten. Frage: wenn ich kann: ſo will ich darauf antworten.

J. Was für eine Belohnung bekommen denn nun dieſe jungen Leute, die ſich bisher ſo gut gehalten haben?

St. Keine.

J. Keine? Wie geht denn das zu? Wenn ihr diejenigen belohnt, die von der Erde gegangen ſind, warum denn nicht auch diejenigen, die auf der Erde leben?

St. Womit ſollten wir ſie denn belohnen?

J. Da ihr dem Leichname der Steele eine Krone von Eichenlaube aufgeſetzt habt: ſo könntet ihr, dächte ich, dieſen Verlobten wohl einen Kranz von Roſen oder andern Blumen aufſetzen.

St. Das könnten wir freylich, aber wir wollen nicht.

J. Und warum denn nicht?

St. Deswegen, weil wir voraus ſehen, daß die jungen Leute dadurch würden verdorben werden, wenn wir ſo öffentlich ſie ehren wollten. Wir haben die Meinung, daß Leute, zumal wenn ſie jung, folglich nicht verſtändig genug ſind, durch öffentliche Belohnungen ſtolz und eitel werden, ſich keine Mühe mehr geben, und glauben, ſie wären vollkommen und gut genug. Sobald der Menſch aber dieſes von ſich glaubt, ſo gibt er nicht mehr auf ſich Acht, und wird von Tage zu Tage ſchlechter. Und wozu ſollen wir denn dieſe jungen Leute belohnen? ſie ſind ja belohnt genug.

J. Wer hat ſie denn belohnt?

St. Sie ſich ſelbſt. Wenn das Mädchen ſeinen alten Großvater ſieht, und von ihm einen Händedruck bekommt, und ſich erinnert, wie viel es für ihn gethan habe: ſo muß ihr dies wohl mehr Freude machen, als hundert Roſenkränze, die wir ihr um den Kopf und die Arme wanden. Und wenn der junge Mann die lieben Knaben erblickt, die er ſo gut erzogen hat, meinſt du denn nicht, daß er es fühlen werde, daß er für ſeine Amtstreue belohnt ſey?

J. Ich muß dir Recht geben. Gebt ihr denn aber jedem neuen Ehepaare ein Haus?

St. Jedem, das wir für geſchickt zum Eheſtande halten. Denn wenn die jungen Leute nicht eher heirathen ſollten, bis ſie ſich ſelbſt ein Haus erkauft oder erbauet hätten: ſo würden wohl zwey Drittheile nicht heirathen dürfen.

J. Aha! nun hilfſt du mir auf die Spur. Ich habe immer nicht gewußt, warum es bey uns ſo viele alte Jungfern und Junggeſellen gibt. Sie können ja nicht heirathen, weil ſie keine Häuſer haben, und auch kein Geld, ſich welche zu kaufen oder zu bauen.

St. Wenigſtens iſt dies bey Vielen die Urſache ihres eheloſen Lebens.

J. Aber woher bekommt ihr denn Geld genug, ſo viele Häuſer zu erbauen?

St. Durch Nachdenken und durch Erbſchaften.

J. Wie denn durch Erbſchaften?

St. Wenn ein Ehepaar die Erde verläßt: ſo fällt ſein Haus der Gemeine anheim, die es ihm gegeben hat. Wir haben dabey noch einen andern großen Vortheil. Wenn ſich Leute verheirathen wollen, von denen wir nicht viel Gutes erwarten dürfen:

ſo geben wir ihnen kein Haus; und wenn Verheyrathete in der Folge unordentlich und lüderlich werden: ſo nehmen wir ihnen das Haus weg, und nöthigen ſie dadurch weiter zu ziehen.

J. Das Ding läßt ſich hören. Aber warum richtet ihr denn euern Verlobten auch die Hochzeit aus?

St. Das will ich dir ſagen. Junge Eheleute brauchen viel Geld, um ihre neue Haushaltung einzurichten. Wenn ſie nun das Geld, entweder ganz oder zum Theil, auf die Hochzeit verwenden, wovon ſollen ſie denn ihre Haushaltung einrichten?

Ueberdieß kennen wir die jungen Leute ſchon. Wenn ſie die Hochzeiten ſelbſt ausrichten, oder durch ihre Eltern ausrichten laſſen: ſo will es immer ein Paar dem andern zuvor thun. Deswegen kleiden ſie ſich koſtbarer, machen bey der Mahlzeit mehr Aufwand, als ihre Vermögensumſtände es erlauben, ſtekken ſich dadurch in Schulden; ſtatt ihre Haushaltung zu verbeſſern, müſſen ſie nun immer darauf denken, wie ſie ihre Schulden bezahlen wollen, machen darüber neue Schulden, und bringen deswegen gemeiniglich ihren ganzen Eheſtand in Kummer und Sorgen zu. Manche werden auch am Ende banquerout und, ſtatt daß ihre Kinder nun der Gemeine nützen ſollten, müſſen ſie von ihr ernähret werden.

J. Das iſt alles recht gut. Ich kann aber doch immer nicht begreifen, woher ihr alle das Geld nehmt, das zur Beſtreitung eines ſolchen Aufwandes nöthig iſt.

St. Daran fehlt es uns niemals. Eine Gemeine, in welcher Friede und Einigkeit herrſcht, die das allgemeine Beſte ſo redlich ſucht, wie ihr eigenes, die bisweilen zuſammen kommt, und nachdenkt, wie ſie alles beſſer machen will, die entdeckt allenthalben Geldquellen. Wenn du auf die Einrichtungen, die wir gemacht haben, Acht geben willſt: ſo wirſt du vielleicht finden können, woher wir ſo große Geldſummen nehmen.

Jetzt kann ich dir aber nichts weiter ſagen, weil ich zu meiner Frau und zu meinen Kindern muß, die heute ein kleines Feſt angeſtellt haben.

J. Willſt du aber nicht den Nachmittag mit mir herumgehen, und mir noch etwas erzählen?

St. Gern. Fünf Uhr wird mein Familienfeſt geendigt ſeyn, da will ich dich abrufen.

Eilftes Kapitel.

Sonderbare Art des Ackerbaues in Amerika.

Punkt fünf Uhr kam er wirklich, und führte mich erſt eine Strecke durchs Feld, welches, wie ich ſchon geſagt habe, wegen ſeiner großen Fruchtbarkeit wie ein Paradies ausſah. Worüber ich jetzt am mehreſten erſtaunte, das waren etliche Roggen- und Weizenäcker,

Äcker, die ſo viele große Halmen und Aehren hatten, als ich bei uns nicht leicht geſehen habe. Ihr müßt doch, ſagte ich, bey eurem Roggen- und Weizenbaue beſondere Vortheile haben. Darf ich dieſe nicht wiſſen?

St. O ja! Wenn ich ſie dir aber ſage: ſo wirſt du mich auslachen.

J. Und du wirſt mir ja dieß nicht übel nehmen: Habe ich mich doch auch genug von dir müſſen auslachen laſſen.

St. Nun ſo höre an! Wir ſäen, wenn wir eine reiche Roggen- und Weizenernte halten wollen, beydes zu Ende des Junius aus.

J. Du ſpaßeſt! wie iſt es denn möglich, daß es in dieſem Jahre noch reif werden kann?

St. Es ſoll auch dieß Jahr, da es geſäet wird, nicht reif werden. Höre nur weiter! Wir wählen dazu Gartenbeete, die erſt Spinat oder Sallat getragen haben, und gut gedünget ſind. Da ziehen wir mit einem Häkchen kleine Furchen, ſtreuen die Körner hinein, und bedecken ſie. Im September nehmen wir die Pflanzen heraus, zertheilen ſie, bekommen aus einer Pflanze 24 bis 30 Stück, und dieſe pflanzen wir nun auf den Acker, wo ſie ſtehen ſollen. Dabey haben wir nun erſtlich den Vortheil, daß wir vielen Samen erſparen, der ſonſt bey dem gewöhnlichen Ausſäen verloren geht; zweytens vermehren wir die Ausſaat ſo ſtark, daß es kaum glaublich

lich iſt. Was meinſt du denn, wie viel ein Korn Körner gibt?

J. Doch wohl hundert?

St. Was ſagſt du von hundert! mehrentheils 2000 Körner gibt ein einziges Korn. Von einem Scheffel Ausſaat ernten wir gewöhnlich wieder 2000 ein.

J. Das iſt ja erſtaunlich. Auf dieſe Art kann ichs wohl begreifen, warum bey euch kein Mangel iſt. Aber woher nehmt ihr denn Leute genug, die die nöthige Arbeit verrichten? Wenn einer nur 30 Acker auf dieſe Art bepflanzen wollte, ſo müßte er, dächte ich, dazu wohl 80 Pflanzer haben.

St. Das iſt alles wahr. Aber bey uns beſäet keiner leicht 30 Acker. Wir treiben den Ackerbau mehrentheils zum Vergnügen, und die mehreſten Familien haben daher nur wenig Acker. Hernach ſind wir der Meinung, daß Kinder, die geſund, ſtark und gut werden ſollen, immer in Bewegung ſeyn müſſen. Deswegen haben wir öffentliche Spielplätze, wo ſie in Geſellſchaft einiger Erwachſenen und unter ihrer Aufſicht ſpielen. Weil ſie doch aber nicht immer ſpielen können: ſo denken und ſinnen wir immer darauf, wie wir Arbeiten erfinden wollen, die ſich für Kinder ſchicken.

J. Bey uns müſſen die Kinder in vielen Häuſern auch arbeiten.

St. Was denn?

J. Spinnen und Stricken.

St. Davon halten wir nun nicht viel. Bey dieſen Arbeiten müſſen die Kinder viel ſitzen und das iſt ihnen nichts nütze. Das viele Sitzen hindert das Wachsthum und den Umlauf des Bluts, die Kinder werden dabey ſchwach, kränklich, verdrießlich, wachſen auch bisweilen krumm. Deswegen ſuchen wir für unſere Kinder immer Arbeiten, die mit Bewegung verknüpft ſind. Vor einigen Jahren ſchlug uns ein Einwohner einer benachbarten Gemeine das Verpflanzen des Getreides vor, und wir haben bis jetzt es fortgeſetzt und großen Vortheil davon gehabt. Nun wirſt du wohl begreifen können, wie dieß bey uns möglich iſt. Da wir Kinder genug haben: ſo haben wir auch Hände genug zum Verpflanzen, und haben nicht nur davon den Vortheil, daß wir reichliche Ernten halten, ſondern auch, daß wir unſern Kindern ſchickliche Arbeiten verſchaffen. Das Letztere iſt uns noch lieber als das Erſte.

J. So etwas geht nun freylich bey uns nicht an.

St. Ja ich weiß wohl, daß bey euch gar Vieles nicht angeht. Ich habe verſchiedene deiner Landsleute geſprochen. Wenn ich nun mit ihnen auf Verbeſſerungen zu reden kam: ſo ſagten ſie immer: das geht bey uns nicht. Wenn man eine Sache nicht probirt: ſo geht ſie freylich nicht. Das gebe ich dir zu, daß es in einer weitläufigen Wirthſchaft nicht angeht; das gebe ich dir auch zu, daß wenig Vortheil dabey ſeyn würde, wenn man das Verpflanzen durch Tagelöhner vornehmen laſſen wollte. Aber wie viele arme Leute gibt es wohl bey euch, die wenig Acker und viele Kinder haben, für dieſe ſollte ſich das Verpflanzen des Getreides doch wohl ſchikken. Und ich weiß doch auch, daß ihr Waiſenhäuſer habt.

J. Ja wohl! ja wohl!

St. Warum ſchüttelſt du denn den Kopf?

J. Weil unſere Waiſenkinder meiſtens gar armſelige Geſchöpfe ſind. In meiner Vaterſtadt war ein Waiſenhaus, wo die Kinder den Grind und die Krätze, und die Einquartierung auf dem Kopfe nicht los wurden, und faſt alle klein und ſchwach blieben. Kamen ſie aus dem Waiſenhauſe: ſo konnten ſie faſt zu nichts gebraucht werden, weil ſie nichts gelernt hatten.

St. Ich weiß es wohl. Ich habe auch Waiſenhäuſer in Europa gekannt, wo die Kinder an Seele und Leib verderbet wurden. Woher kommts aber? daher, daß die Waiſenhäuſer vor alten Zeiten angelegt wurden, wo man noch nichts von der Erziehung verſtand, und glaubte, ein Kind wäre gut erzogen, wenn es nur das Vater Unſer beten und ſeinen Katechismus herſagen könnte; und —

daß man es bisher immer bey dem Alten gelaſſen hat, weil man die Neuerungen nicht liebt *).

Da tragen eure Waiſenkinder, z. B. wollene Mützen oder gar Pelzmützen. Wozu nützt das? zu nichts, als daß die Kinder Läuſe, ausgeſchlagene Köpfe und böſe Augen bekommen. Bey uns ſiehſt du kein Kind mit einer Mütze, hergegen auch keins mit einem ausgeſchlagenen Kopfe.

J. Wir ſind der Meinung, jedes Kind müßte einen ausgeſchlagenen Kopf bekommen. Dieß wäre eine Reinigung der Natur.

St. Ha! ha! ha! Ihr habt ſonderbare Meinungen. Ich will jetzt nicht von allen andern Fehlern der Waiſenhäuſer reden. Das iſt aber gewiß ein Hauptfehler, daß eure Waiſenkinder immer ſpinnen und ſtricken müſſen. Gebt jedem Waiſenhauſe ein Stück Land und Garten, laßt es durch ſie bearbeiten, laßt ſie auch Getreide fortpflanzen **), gebt ihnen einige Stücke Rindvieh zur Wartung, einige Bienenſtöcke u. dergl. was gilts? eure Waiſenkinder werden geſund und geſchickt werden. Wenn ihr einmal

---

*) Sollte Stone jetzt nach Deutſchland kommen, ſo würde er doch viele Waiſenhäuſer antreffen, die gar ſehr verbeſſert ſind.

**) Der Verſuch mit Verpflanzung des Getreides iſt in Deutſchland hie und da im Kleinen gemacht worden. Will man es ins Große treiben, ſo muß es mit Behutſamkeit geſchehen.

mal die Krähe fortgeſchafft habt, ſo wird ſie nie wieder kommen, und, weil die Kinder ſo vielerley Geſchäfte zu verrichten bekommen, ſo werden ſie auch geſchickt und klug werden, und nicht mehr ſo ſchrecklich dumm bleiben, wie es ſonſt gewöhnlich der Fall war.

Zwölftes Kapitel.

Ein ſehr merkwürdiges Haus, dergleichen man in ganz Europa nicht findet.

Da wir durch das Feld gegangen waren, blieb Stone vor einem anſehnlichen Gebäude ſtehen, wies auf die Inſchrift, die über der Thüre ſtand, und ſagte: kannſt du leſen?

Ich las: Für Blatterkranke. Was ſoll denn dieſes heißen? fragte ich.

Ich will dir es ſagen, antwortete er. Unſere Colonie hatte ſchon zwanzig Jahre beſtanden, hatte ſchon ihre Umſtände merklich gebeſſert, hatte ſchon durch Nachdenken und Fleiß vieles Elend weggeſchafft, als wir noch von den Blattern geplagt wurden. Lieber Freund! das war dir ein ſchreckliches Elend! unſere jungen, geſunden, blühenden Kinder machten uns nur halbe Freude: weil wir immer in

Sorgen ſtehen mußten, die Blattern würden ſie uns rauben oder verunſtalten. Oft, wann eine Mutter ihre ſchöne blühende Tochter an ihr Herz drückte, kam ihr der Gedanke in den Sinn: das Mädchen hat die Blattern noch nicht gehabt. Das gab ihr einen Stich ans Herze, ſie ſeufzte, und, ſtatt daß ſie ſich hätte freuen ſollen, trat ſie ans Fenſter und weinte.

Hatten ein Paar Eheleute Jahre lang ihr Kind mit Mühe und Sorge gepfleget und erzogen: ſo kamen die Blattern in das Haus. Das war ein Jammer! die Eltern ſtanden Todesangſt aus, die armen Kinder Höllenpein, am Ende erfolgte der Tod, oder die Kinder waren verunſtaltet, mit Narben bedeckt, oder hatten ihre Augen und andere Glieder verloren.

J. Ich habe mir ſagen laſſen, daß man bey uns die Blattern inoculire, und daß dieß gar nicht gefährlich ſey.

St. Ich weiß es wohl. In der Noth haben wir die Blattern auch 5 Jahre lang inoculiret. Es war aber doch immer etwas Unvollkommenes. Erſtlich mußten die armen Eltern doch bey der Inoculation ein Paar angſtvolle Wochen ausſtehen, zweytens wurden wir die Blattern niemals los: denn bald fiel es dieſer, bald jener Familie ein, daß ſie ihre Kinder wolle inoculiren laſſen. Dieſe ſteckten wieder andere an, kurz die Blattern hörten bey uns gar nicht auf. Drittens ſtarben uns doch etliche Kinder, denen die Blattern waren inoculirt worden, und die Eltern wollten ſich hernach gar nicht zufrieden geben. Da kam die Sache einmal auf der Synode zur Sprache, da wir eben eine Woche vorher die Leichen von zwey inoculirten Kindern begraben hatten. Ein Engliſcher Arzt, der ſich eben bey uns aufhielt, hörte davon, und ließ ſich bey der Synode anmelden. Da er eingelaſſen wurde, ſagte er: lieben Freunde! ich habe mich ſehr gefreuet über die mancherley guten Einrichtungen, die ihr getroffen habt, und über das viele Gute, das durch euer Nachdenken und euern Fleiß möglich gemacht wurde. Nun höre ich, daß ihr noch wegen der Kinderblattern euern Kummer habt. Da will ich euch nun einen guten Rath geben: ſchafft ſie ab! Die ganze Verſammlung machte große Augen und ſchwieg. Endlich trat der Präſident auf, drückte dem Arzte die Hand und ſagte: Freund! du ſprichſt ſo ganz, wie wir zu ſprechen pflegen. Wir haben den Glauben, was ein vernünftiger Menſch will, das kann er, weil ein vernünftiger Menſch nichts will, das an ſich unmöglich iſt. Sollte aber die Abſchaffung der Blattern nicht ganz unmöglich ſeyn? Es iſt doch nothwendig, daß jeder Menſch, einige wenige ausgenommen, die Blattern haben muß.

Verzeihe mir, lieber Präſident, antwortete der Arzt, das iſt nicht wahr. Wenn der Menſch die Blattern nothwendig haben müßte: ſo wären ſie ja immer da geweſen. So iſt es aber nicht. Ueber 5000 Jahre hatte die Welt geſtanden, und noch immer wußte man nichts in Europa von den Blattern. Erſt im zwölften Jahrhunderte brachten die Araber dieſe Peſt nach Spanien, und von da verbreitete ſie ſich durch ganz Europa. In Grönland kannte man die Blattern vom Anfange der Welt her nicht, bis zum Jahr 1733, da ein Grönländer nach Kopenhagen reiſete, und ſie von dort zu ſeinen Landsleuten brachte.

Iſt denn das alles wirklich wahr? fragte der Präſident.

Alles wahr! antwortete der Arzt. Ich kann es aus Schriften beweiſen. Kein Menſch bekommt die Blattern, der nicht angeſteckt wird. Und die Anſteckung geſchieht nur durch den Eiter der Blattern, durch die Schorfe oder Grinde der Blattern, oder durch die eingeſchloſſene Luft.

Wenn nun das alles wahr iſt, fragte der Präſident weiter, was gibſt du uns denn für einen Rath, wie wir die Blattern abſchaffen können?

Den will ich dir mittheilen, ſagte der Arzt. Behandelt die Blattern wie die Peſt, verhütet es, daß andere nicht davon angeſteckt werden! ſo ſind die Blattern mit einemmale weg.

Wie ſollen wir denn dieß anfangen? fragte der Präſident.

Für Leute, antwortete der Arzt, wie ihr ſeyd, die ſich an das Nachdenken gewöhnt, und den Glauben den haben: was der Menſch will, das kann er, muß dieß eine leichte Sache ſeyn. Macht es ſo: laßt in einiger Entfernung von eurem Orte ein Gebäude aufführen, wo diejenigen können hingeſchafft, verpfleget und geheilet werden, welche die Blattern bekommen; gebt das Geſetz, daß es allemal angezeigt werden muß, wenn jemand eine Krankheit bekommt, von der man vermuthen kann, daß es die Blattern ſind; verordnet einen geſchickten Arzt, der die Patienten beſuchet, bey denen man Blattern vermuthet; verordnet ferner, daß jeder, er ſey wer er wolle, den Patienten ſeines Hauſes, der, nach dem Urtheile des Arztes, die Blattern bekommen will, in das Blatterhaus bringen muß. —

Ehe die Blattern ausbrechen, fiel hier der Präſident ein, können ja funfzig Perſonen davon angeſteckt werden.

Darum, ſagte der Arzt, ſey du unbekümmert, lieber Präſident! die Blattern ſtecken nicht eher an, bis ſie anfangen, abzudorren. Verordnet nun ferner einen Arzt, einen Wärter und eine Wärterin, die bey dem Kranken bleiben, bis er vollkommen curiret iſt, während der Zeit mit gar niemanden Umgang haben, laßt ſie friſche Kleidung anlegen, laßt die ganze Kleidung des Kranken, der geneſen iſt, vergraben und ihm neue Kleidung anlegen, wenn er das Blatterhaus verläßt; ſo ſind die Blattern mit einemmale abgeſchafft.

Geſetzt aber, fuhr der Arzt fort, daß die Blattern in der Nachbarſchaft wären: ſo können ja eure jungen Leute, die auswärts reiſen müſſen, und die Blattern fürchten, erſt in das Blatternhaus gehen, und ſich daſelbſt inoculiren laſſen.

Der Arzt mußte darauf abtreten. Der Synodus überlegte ſeinen Vorſchlag einige Tag lang. Am Ende entſchloß er ſich, den lieben Arzt, Humphrey war ſein Name, zum Blatternarzt zu ernennen, das Blatternhaus erbauen zu laſſen, und die nöthigen Geſetze zu geben. Seit der Zeit ſind die Blattern bey uns abgeſchafft. Kommt ja bisweilen ein Fremder zu uns, der jemanden anſteckt, ſo iſt dieß der einzige. Die andern ſind durch unſer Blatternhaus gegen Anſteckung geſichert *).

---

*) Daß die Blattern gänzlich ausgerottet werden könnten, wenn Fürſten und Unterthanen einander hierzu gemeinſchaftlich die Hände böten, hat man auch in Deutſchland ſchon längſt eingeſehen. Im November- und Decemberſtücke des Deutſchen Mercurs vom Jahr 1786 ließ Herr Hofrath Hufeland zu Weimar, der ſich ſchon durch ſeine menſchenfreundlichen Bemühungen, das Lebendigbegraben der ſcheinbar Todten zu verhindern, rühmlich bekannt gemacht hat, eine Abhandlung unter dem Titel: neue Ausſicht zur Vertilgung der Blattern, einrücken, in welcher er recht deutlich zeigt, daß die Blattern nicht nothwendig ſind, daß ſie nur durch die Anſteckung mitgetheilt werden, und ſehr leichte Mittel angibt, wie ſie nach und

Dreyzehntes Kapitel.

Herr Conſtant wohnt einer Copulation bey.

Den nächſten Sonntag wurden, nach geendigter Gottesverehrung, die Neuverlobten getraut, wobey ein groſser Theil der Gemeine, vorzüglich viele ledige

Per-

und nach gänzlich ausgerottet werden können. Und kürzlich hat wieder ein edler, menſchenfreundlicher Mann, Herr von Pufendorf, eine Schrift unter dem Titel: S. L. von Pufendorf über die gänzliche Vertilgung der Pocken; zur Beherzigung für Regenten, Staatsmänner und Menſchenfreunde, Braunſchweig in der Schulbuchhandlung 1792. herausgegeben, in welcher er dieß nämliche auf eine ſehr eindringende Art zeiget. Er hat ſie verſchiedenen Europäiſchen Regenten zugeeignet, und hat daran wohlgethan: weil doch in dieſem Falle, ohne obrigkeitlichen Beyſtand, nichts ausgerichtet werden kann.

Da es nun ſehr viele edle Regenten gibt, denen das Leben, die Geſundheit und die Wohlfahrt ihrer Unterthanen am Herzen liegt: da ſie alle die Bevölkerung ihres Landes wünſchen, und jeder gute Vater, jede zärtliche Mutter den Würgengel fürchtet, der ihren Kindern mit Schmerz, Verſtümmelung und Tod drohet: ſo iſt kein Zweifel, daß dieſe Wünſche und Vorſchläge einmal werden beherzigt, und daß die Zei-

ten

Perſonen, die anfingen, zum Eheſtande reif zu werden, zugegen waren.

Die Trauungsformel war etwas anders, als bey uns, eingerichtet. Ich habe ſie mir abgeſchrieben, und will ſie doch herleſen. Sie lautete alſo:

Lieben Freunde! ihr habt mir eröffnet, daß ihr einander lieb habt und heyrathen wollet. Daran habt ihr nun wohl gethan; der gute Schöpfer hat ja jeden jungen, geſunden Menſchen zum Eheſtande beſtimmt, und es iſt etwas ſehr Gutes für ihn, wenn er eine tugendhafte geſchickte Perſon findet, die er lieb hat, und mit welcher er glaubt, glücklich zu leben. Da ihr auch im Eheſtandsexamen bewieſen habt, daß ihr wiſſet, was zur Führung einer glücklichen Ehe und guten Erziehung der Kinder nöthig iſt: ſo hoffe ich, daß euer Eheſtand wohl gerathen werde. Ich erinnere euch an die Worte Jeſu: ſo ihr ſolches wiſſet, ſelig ſeyd ihr, ſo ihrs thut. Wenn ihr wiſſet, wie Eheleute ſich gegen einander betragen müſſen, wenn ſie glücklich leben wollen; wie ſie ihre Kinder zu erziehen haben, wenn dieſe wohl gerathen ſollen: ſo ſeyd ihr ſelig, wenn ihr auch darnach thut. Höret alſo ja nicht auf, an euch zu beſſern, und alle die Fehler abzulegen, die dem andern mißfällig ſind. Habe eines mit den Schwachheiten und den Uebereilungen des andern Ge-

duld;

---

ten kommen werden, wo die Blattern nicht mehr ſind, wo ſie höchſtens noch unter Türken und andern Völkern wüthen, die im Dunkeln wandeln.

duld; ſeyd aufrichtig gegen einander! meidet allen böſen Schein, alles meidet, was den einen Theil auf den andern mißtrauiſch machen könnte! Wenn euch Gott mit Kindern ſegnen wird: ſo vernachläſſigt ſie nicht; ſondern laßt nun eure ganze Sorge darauf gerichtet ſeyn, daß ſie ſo erzogen werden, wie ihr ſelbſt wißt, daß ſie erzogen werden müſſen. Bey euern Arbeiten ſtehet einander redlich bey, und verlaßt einander nicht, wenn bisweilen allerley Trübſale über euch kommen ſollten. Gott wird euch dann ſegnen, ihr werdet glücklich und vergnügt bey einander leben, alle Arbeit wird euch leicht, alle Trübſal erträglich werden. An Nahrung wird es euch nie fehlen. Bey zunehmendem Alter werden eure guten, geſunden, wohlgerathenen Kinder eure Stützen ſeyn, und, wenn ihr von der Erde abgeht: ſo werdet ihr in euern Kindern fortleben. Seyd ihr denn nun entſchloſſen, dieſem allen redlich nachzukommen?

Antw.

Ja!

Gott ſtärke euch, daß ihr euer Verſprechen erfüllen möget, und ſegne euch, daß ihr in eurem neuen Stande viel Gutes ſtiften und es immer erfahren möget, wie glücklich der ſey, der auf Gottes Wegen wandelt. Amen!

Vierzehntes Kapitel.

Herr Conſtant geht zur Hochzeit.

Nun ging das Brautpaar nach dem Hauſe zu, wo die Hochzeit ſollte gefeiert werden, und die Hochzeitgäſte folgten ihm. Da ich dem Zuge nachſahe, kam Stone zu mir, und ſagte: lieber Conſtant, die Gemeine hat mir aufgetragen, dich zu bitten, daß du an dem Hochzeitfeſte Theil nehmen ſollſt. Ich erſchrack, und fragte: wie komme ich denn dazu? ich habe ja kein hochzeitlich Kleid an?

Da lachte Stone gar herzlich und ſagte: Närrchen, ſieh doch alle Hochzeitgäſte an! ſiehſt du denn nur einen einzigen darunter, der anders gekleidet wäre, als er gewöhnlich des Sonntags zu gehen pflegt?

Es iſt wahr, antwortete ich. Da iſts nun wieder bey euch ganz anders, als bey uns. Bey uns pflegen ſich die Brautleute und alle Hochzeitgäſte zu putzen, ſchaffen ſich neue Kleider, und immer ſucht eines das andere an Putz zu übertreffen.

Ich weiß es gar zu wohl, ſagte Stone. Hochzeitfeſte ſollten Freudenfeſte ſeyn, bey euch ſind ſie aber gewöhnlich Leidensfeſte. Durch die Kleiderpracht, die ihr bey ſolchen Gelegenheiten treibet, ſteckt ihr euch in Schulden und Sorgen. Der Anzug eines

Brautpaars koſtet oft ſo viel, als nöthig geweſen wäre, um die Küche und das ganze Haus mit Hausgeräthe zu verſehen. Wenn nun die Haushaltung angehen ſoll: ſo fehlt es bald an einem Keſſel, bald an Holze, bald an Hemden, und die Brautkleider hängen im Schranke und werden von Motten gefreſſen. Das haben wir gar bald eingeſehen, und haben daher verordnet, daß bey uns, bey ſolchen Gelegenheiten, ſchlechterdings niemand ſich anders kleiden ſoll, als er ſich des Sonntags zu kleiden pflegt. Und des Sonntags putzen wir uns nicht, ſondern — wir kleiden uns reinlich. Vorzüglich ſehen wir auf weiße Wäſche. Du kannſt alſo ohne Bedenken mitgehen, wie du hier biſt.

Ich ging mit, und hatte einen der vergnügteſten Tage meines Lebens.

Da wir in das Hochzeithaus kamen, gratulirte jedes dem Brautpaare, dann ſetzten wir uns zu Tiſche — und aßen uns alle ſatt, ob wir gleich nicht mehr als drey Gerichte hatten. Eben deswegen ſchmeckten ſie uns ſo gut, weil ihrer nicht mehrere waren. Zwiſchen jedem Gerichte ſangen wir zwar keine Kirchenlieder, aber auch keine Zoten, Lieder ſangen wir, die zur Fröhlichkeit ermunterten, und das Brautpaar an ſeine Pflichten erinnerten.

Was mir dabey am meiſten gefiel, waren die Geſpräche, die über Tiſche geführt wurden. Das Maul ſtand uns nicht ſtille. Wenn wir nicht aßen und ſangen, ſo plauderten wir. Aber ich kann auf meine

Ehre verſichern, nicht eine einzige Zote habe ich gehöret. Späßchen genug, aber keine Zote. Die Eheleute erzählten einander wie ſie zuſammen gekommen wären, was für einen ſchweren Anfang ſie gehabt, wie ſie ſich geholfen hätten. Bisweilen wurden auch Geſundheiten ausgebracht, z. B. auf Hausfrieden! auf gute Nahrung! auf geſunde Kinder! auf ein vergnügtes Alter!

Nach Tiſche gingen wir ſpazieren und freuten uns über das viele Schöne und Gute, das wir auf dem Wege antrafen. Die Eltern hatten ihre Kinder mit, und dieſe kamen alle Augenblicke geſprungen und brachten bey, was ſie gefunden hatten; bald eine merkwürdige Pflanze, bald ein merkwürdiges Inſekt, und machten dadurch allemal ihren Eltern eine herzliche Freude.

Viele Väter, wenn ſie etwas Merkwürdiges von ihren Kindern bekamen, examinirten ſie darüber, und, wenn die Kinder gut antworteten: ſo freueten ſie ſich gewiß mehr darüber, als unſere Landleute, wenn ſie bey Hochzeiten ein Glas Branntewein verſchlucken, und dadurch ihr Gehirn benebeln.

Des Abends ſetzten wir uns wieder zu Tiſche, aßen, diſcurirten und ſangen. Am Ende der Mahlzeit ging das Schenken an. Der Vorſteher ließ zuerſt durch einige junge Leute verſchiedenes Hausgeräthe herbey tragen, und ſagte: die Gemeine läßt den jungen Eheleuten Glück wünſchen, und ſchickt hier etwas zu ihrem Anfange. Dann ſchenkte jeder Hochzeitgaſt etwas, das aber immer ſehr wenig koſtete, und immer Gelegenheit zu unſchuldigen Scherzen gab.

Funfzehntes Kapitel.

Ein ſonderbares Hochzeitgeſchenk.

Unter andern brachte eine junge Frau der Braut einen verdeckten Teller. Als ſie ihn aufdeckte, lagen darauf einige Galläpfel, die unten von einander geſchnitten und ausgehöhlt waren, und oben ein Löchelchen hatten.

Die Hochzeitgäſte lächelten, als ſie dieſes Geſchenk ſahen, die Braut nahm es geſchwind weg und wurde blutroth.

Ich war gewaltig neugierig zu wiſſen, was denn eigentlich dieſe Galläpfel bedeuten ſollten? getrauete mich aber nicht, jemanden deßwegen zu fragen. So bald wir aber von Tiſche aufgeſtanden waren: ſuchte ich Stonen auf und fragte: was ſollten denn dieſe Galläpfel bedeuten?

Er lächelte und ſagte: ich will es dir erklären. Wir ſind hier der Meinung, wenn eine Frau ein Kind zur Welt geboren hat: ſo müſſe ſie nun auch dafür ſorgen, daß es aus ihren Brüſten die Milch, als ſeine erſte Nahrung, ziehe. Dieß iſt für die Mutter und auch für das Kind gut; für die Mutter iſt es gut, damit ſie keine böſen Brüſte bekomme, und auch für das Kind, weil die erſte Milch ein gutes Reinigungsmittel iſt. Viele Mütter können dieß aber nicht; weil die Warzen an den Brüſten zu ſehr eingedruckt und zu weich ſind. Das iſt der Fall vorzüglich bey jungen Weibern, beſonders wenn ſie aus Europa kommen. Denn dort herrſcht die alberne Gewohnheit noch, daß die Mädchen ſich ſchnüren, damit ſie recht ſchlank und ſchmucker ausſehen wollen. Dadurch preſſen ſie nicht nur ihren Leib zuſammen, und machen ſich krumm und ſchief: ſondern die Brüſte leiden auch dabey, und die Warzen werden zu ſehr eingedrückt. Wenn ſie nun ihre Kinder ſtillen ſollen, ſo können die armen Kinder die Warzen nicht finden, und nicht herbey ziehen. Wenn es aber auch geſchieht, ſo werden die Warzen wund, ſchwären auch wohl, und die Weiber ſtehen dabey Schmerzen aus, daß ſie winſeln, ſchreyen und ſich wie die Würmer krümmen. Da heißts hernach, ich kann mein Kind nicht ſtillen. Der Mann, den die Frau dauert, gibt nach, und läßt das Kind entweder bey Kuhmilch aufziehen, oder hält ihm eine Amme. Daraus entſteht nun mancherley Unheil. Die Kinder werden oft verwahrloſet, und die Mutterliebe nimmt nach und nach ab.

Lange hatten wir dieſe Noth auch in unſerer Colonie, und Niemand wußte zu helfen. Da war es einmal Synode. Ein junger Mann legte einen Vorſchlag vor, wie man junge tüchtige Pferde ziehen könne. Verſchiedene Mitglieder hatten darüber eine Freude, und wollten, daß der Vorſchlag ſogleich unterſucht und ausgeführt werden ſollte; der Präſident aber ſchüttelte den Kopf und ſagte: lieben Freunde! es iſt wohl recht gut, daß wir die Pferdezucht zu verbeſſern ſuchen, aber weit nothwendiger iſt es, daß wir ein Mittel erfinden, den großen Schmerzen abzuhelfen, welche unſere lieben Weiber bey Stillung ihrer Kinder empfinden. Denn ſo groß auch der Vortheil ſeyn mag, den wir von einer guten Pferdezucht haben möchten, ſo iſt mir doch meine Frau und meine Kinder lieber, als der ſchönſte Rappe.

Wahr iſts wohl, ſagte einer von den Beyſitzern. Wie wollen wir es aber ändern?

Wir haben ſchon ſo vieles Elend, antwortete der Präſident, aus unſerer Colonie weggebracht, warum ſollten wir denn dieß nicht wegſchaffen können? Laßt uns doch nachdenken! laßt uns doch durch die ganze Colonie bekannt machen, ob niemand ein Mittel wiſſe, den Weibern, zumal den jungen Weibern, das Stillen der Kinder zu erleichtern?

Es geſchah, und bald meldete ſich eine junge Holländerin, die vor Kurzem angekommen war. Ehrwürdiger Präſident! ſagte ſie, in meiner Familie war die Gewohnheit, daß jedes Mädchen, wenn es ſich verheyrathete, einige Galläpfel mit bekam, die unten von einander geſchnitten, und ausgehöhlt waren; oben befand ſich ein Löchelchen, welches entweder hineingebohrt, oder von einem Wurme hineingeſtochen war; dieſe Galläpfel weichten ſie nun ungefähr einen Monat, vor ihrer Entbindung, in gutem Branntwein, legten ſie auf die Warzen, die Warzen zogen ſich hinein, und, wenn die Galläpfel trocken und hart wurden, nahmen ſie dieſelben ab, weichten ſie wieder in Branntwein und legten andere auf. Wann ſie nun Mütter wurden: ſo konnten die Kinder ſaugen, ohne der Mutter Schmerz zu verurſachen.

Der Präſident freute ſich darüber, und, da eben ein Paar Mädchen verheirathet wurden: ſo bekam jedes ſolche Galläpfel zum Hochzeitgeſchenke, und die Anweiſung, wie es ſie gebrauchen ſollte. Da ſie Mütter wurden: konnten ſie ihre Kinder ohne Schmerzen ſtillen. Darüber freute ſich jedermann, aber niemand mehr als die Holländerin. Denn wir Amerikaner ſuchen unſere größte Freude, und unſern größten Ruhm darin, wenn wir etwas Nützliches erfinden und vorſchlagen können, was zum Beſten der Colonie gereicht.

Sie lief ſogleich zum Präſidenten und ſchlug ihm vor, er möchte nun den Befehl geben, daß alle Weiber ſolche Galläpfel auf den Warzen trügen. Der Präſident lächelte aber und ſagte: Ich danke dir, liebe Frau! für den guten Rath, den du uns gegeben haſt. Er iſt in unſer Jahrbuch eingeſchrieben. Was aber deinen Vorſchlag wegen des Befehls betrifft: ſo geht dieß bey uns nicht an. Wir halten wenig von Befehlen. Wenn wir etwas Nützliches erfinden: ſo machen wir es unſern Leuten bekannt, und damit iſt es gut. Glauben ſie, daß es gut ſey: ſo thun ſie es ohne Befehl; glauben ſie es aber nicht, ſo wäre es unbillig, ſie zu zwingen, etwas zu thun, was ſie nicht für gut hielten. Wie geſagt, von Befehlen halten wir ſehr wenig. Wir haben bey uns das Sprüchwort: Wenn man will, daß eine Sache recht ſchlecht oder gar nicht geſchehen ſoll: ſo darf man ſie nur befehlen.

Die folgende Woche ſtand der gute Rath der Holländerin im Wochenblatte, und von der Stunde an befolgten ihn alle junge Weiber, und beſchloſſen, jedem Mädchen, das ſich verheirathete, ſolche Galläpfel zu ſchenken.

Sechszehntes Kapitel.

Herr Conſtant verliebt ſich.

Während der Mahlzeit hatte ich neben einem allerliebſten Mädchen geſeſſen, das mich ganz verwirrt im Kopfe gemacht hatte. So oft es mich mit ſeinen

nen großen ſchwarzen Augen anſahe, ging es mir durch Mark und Bein. Immer wollte ich ihm etwas ſagen, aber ich hatte nicht Courage genug.

Nach Tiſche ſchöpfte ich mir endlich ein Herz, ging zu ihm, faßte ſeine Hand und ſagte: liebes Mädchen, haſt du ſchon einen Bräutigam?

O ja, ſagte es lächelnd, einen recht braven, dort ſteht er! und nun war gleich die Hand zurückgezogen.

Ich ſtand nun da, wie wenn mich der Blitz gerührt hätte, und ſchlug die Augen nieder. Stone merkte es und fragte: was gibts da? Nichts, gar nichts, war meine Antwort.

Was hatteſt du denn, fragte er weiter, mit dem Mädchen vor?

Alles Liebes und Gutes, antwortete ich. Ich fragte es nur, ob es ſchon einen Bräutigam hätte?

Aha! ſagte er. Du mußt doch wohl deine guten Urſachen gehabt haben, warum du dieſe Frage thatſt. Lieber Conſtant! wenn du wieder eine ſolche Frage zu thun haſt: ſo brauchſt du dich gar nicht an die Mädchen zu wenden, ſondern nur gerade an mich oder an einen andern guten Freund, da erfährſt du Alles, was du wiſſen willſt. Das heimliche Verlieben iſt bey uns nicht Mode, daraus entſteht nichts als Unfug und Unordnung. Sobald junge Leute einander heimlich lieben: ſo fangen ſie an ſich zu verſtellen und zu lügen, ſie ſuchen die Erwachſenen, vorzüglich ihre Eltern, zu hintergehen und das iſt ſchrecklich. Sie verbinden ſich auch oft mit Perſonen, die ſich gar nicht für ſie ſchicken, und machen ſich dadurch unglücklich.

Unſere jungen Leute haben aber auch gar nicht nöthig, ſich heimlich zu verlieben. Wir freuen uns ja Alle, wenn ein Paar junge Leute einander lieb haben, und ſuchen ihnen, ſo viel als möglich, zur Ehe behülflich zu ſeyn, warum ſollten ſie denn alſo ihre Liebe verheimlichen? Wenn daher ein Mädchen einen jungen Menſchen gern hat: ſo macht es daraus kein Geheimniß, ſondern geht zum Vater oder zur Mutter und ſagt: der Menſch gefällt mir, den möchte ich gern zum Manne haben!

Wenn nun die Wahl nicht ganz unvernünftig iſt: ſo loben es die Eltern, wegen ſeiner Aufrichtigkeit, und machen nun Anſtalten, ihm den jungen Menſchen zu verſchaffen.

Gemeiniglich entdecken ſich die Eltern des Mädchens einem Freunde. Dieſer forſcht nun an dem jungen Manne: ob er dem Mädchen nicht auch gut ſey. Iſt dieſes: ſo macht man Gelegenheit, daß die jungen Leute einander ſprechen können. Und da währt es nicht lange: ſo ſind ſie, wenn ſie anders im Eheſtandsexamen gut beſtehen, ein Paar.

So machen es auch die jungen Mannsperſonen, wenn ſie einem Mädchen gut ſind. Denn wir wollen nun ſchlechterdings, daß keine Perſonen einander heirathen ſollen; als ſolche, die einander recht lieb haben.

Da iſts nun bey uns ganz anders, antwortete ich. Da darf ſich kein Mädchen merken laſſen, daß es eine junge Mannsperſon gern ſieht.

St. Ich will dir ſagen, lieber Conſtant! Ein Mädchen muß ſittſam ſeyn, darf es alſo nicht öffentlich merken laſſen, daß ſie eine Mannsperſon lieb hat, auch dieſe darf es nicht ſogleich wiſſen. Bedenke ſelbſt, wenn nun die Mannsperſon es nicht auch liebte, iſts nicht wahr, ſo würde es ſich darüber grämen? Es iſt bey euch nichts Ungewöhnliches, daß achtzehn- bis zwanzigjährige Mädchen ſterben. Und man ſagt, daß manche deßwegen ſtürben, weil ſie ihre Liebe zu einer Mannsperſon zu deutlich hätten merken laſſen, und von ihr wären verſchmäht worden.

Wir ſuchen unſere jungen Leute, von beyden Geſchlechtern, auch früh ſo zu gewöhnen, daß ſie ihr Herz nicht zu ſehr an eine gewiſſe Perſon hängen. Denn ſobald der Menſch die Meinung hat, daß er ſchlechterdings eine gewiſſe Perſon haben müſſe, wenn er glücklich leben wolle: ſo iſts ja um ſeine ganze Zufriedenheit gethan, wenn er ſie nicht bekommen kann. Geſetzt nun, daß die Neigung eines Mädchens oder einer jungen Mannsperſon auf eine Perſon fiele, die ſie nicht haben könnten: ſo iſts uns gar leicht, ſie zu beruhigen. Wer gelernt hat zu entbehren, was er nicht haben kann, der kann ſich auch leicht faſſen, wenn es ihm in der Liebe nicht nach Wunſche geht.

Siebzehntes Kapitel.

Bemerkungen über den Tanz und andere dergleichen Materien.

Während dieſem Geſpräche merkte ich, daß unter der Hochzeitgeſellſchaft ein allgemeiner Aufſtand wurde. Ich glaubte, es ſollte nun zum Tanze gehen, aber ſiehe da, man machte Anſtalt nach Hauſe zu gehen. Ich fragte Stonen, wird denn bey euch nicht getanzt?

St. O ja, bisweilen thun wir es auch. Aber heute ſchickt es ſich wegen verſchiedener Urſachen nicht. Wenn wir hätten tanzen wollen: ſo hätten wir ſchon vor ein Paar Stunden anfangen müſſen, damit wir nach und nach wieder aufhören könnten.

J. Wie lange pflegt ihr denn zu tanzen?

St. Gemeiniglich bis eilf Uhr.

J. Da iſts nun wieder bey euch anders, als bey uns. Bey uns tanzt man gemeiniglich bis der Tag anbricht.

St. Freylich iſts bey uns anders, als bey euch. Welches iſt denn aber beſſer?

J. Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll: ſo iſts bey euch beſſer. Wenn man die ganze Nacht durchgetanzt hat: ſo iſt der folgende ganze Tag verdorben.

St. Du haſt Recht. Und ein Tag, dieſer iſt uns Amerikanern gar viel werth. Sieh einmal, wie viele Menſchen hier ſind! Was werden dieſe morgen nicht durch ihren Fleiß zu Stande bringen können! und wie viel würde unſere Colonie verlieren, wenn dieſe Leute morgen alle herumgingen und hingen die Köpfe! Wir Amerikaner genießen alle erlaubte Vergnügungen; aber damit wir ſie recht oft und recht lange genießen können: ſo thun wir Alles mit Mäßigung. Wir eſſen, aber — nicht vielerley Gerichte, und nicht mehr als zur Stillung unſers Hungers nöthig iſt: damit uns den andern Tag die Mahlzeit auch gut ſchmecke, und wir nicht mit verdorbenem Magen zu Tiſche kommen dürfen. Wir trinken; aber immer ſo, daß wir bey Verſtande bleiben, und daß wir auch noch trinken können, wenn der Kopf anfängt grau zu werden. Wir tanzen; aber ſo, daß wir den andern Morgen wieder vergnügt ſind. Und ſo pflegen wir es mit allen Sachen zu halten. Dieß neue Ehepaar z. E. hat einander gewiß lieb, aber ſo, daß es ſich auch nach dreyßig Jahren noch lieb haben wird. So pflegen wir Amerikaner zu handeln. Gute Nacht! lieber Conſtant, ſchlaf wohl!

So ſchieden wir von einander und ich ging in tiefen Gedanken nach Hauſe. Als ich ins Bette kam, ſchlief ich nicht ſogleich ein: weil wir noch immer durch den Kopf ging, was ich den Tag über geſehen und gehört hatte. Die Amerikaner, dachte ich, ſind doch wahrhaftig vernünftige und rechtſchaffene Leute; wenn du doch nur ihre ganze Verfaſſung recht überſehen könnteſt! Bis jetzt halten ſie doch noch immer hinter dem Berge. Ich entſchloß mich alſo, recht herzlich den Stone zu bitten, daß er mir doch alle Tage etwas von ihrer Verfaſſung ſehen ließe. Ueber dieſem Entſchluſſe ſchlief ich ein.

Sobald ich aufwachte, lief ich zu Stonen, und bat ihn gar ſehr, daß er mich doch täglich eine Stunde wenigſtens, in ſeinem Orte herumführen, und mir die hieſige Einrichtung ſehen laſſen möchte; weil mir Alles ſogar wohl gefiele.

Er lächelte und ſagte: lieber Conſtant! wir haben gefunden, daß du ein ehrlicher, rechtſchaffener Mann biſt! deßwegen iſt ſchon beſchloſſen worden, daß du Alles ſehen und hören ſollſt, was wir rechtſchaffenen Fremden ſehen und hören laſſen. Heute zu Mittage komm zu mir.

Achtzehntes Kapitel.

Herr Conſtant beſucht eine Weiberſchule.

Ich kam, ſo bald die Glocke eilf geſchlagen hatte, und wurde von ihm zu einer Frau geführt, die drey junge Weiber bey ſich hatte, welche hoch ſchwanger wa-

waren. Sie brachte ihr Kind herbey, welches ungefähr zwölf Tage alt ſeyn mochte, zeigte es den Weibern und ſagte: ſehet, lieben Schweſtern, wie zart ein junges Kind iſt! ihr könnt alſo leicht denken, wie gut es verpfleget und in Acht genommen werden muß, wenn es nicht einen Schaden nehmen ſoll, der es auf lebenslang unglücklich machen könnte, und was für eine ſchwere Sorge auf dem Herzen einer Mutter liegt, die ihre Pflicht erfüllen will. Wie ich mein Kind von ſeiner Geburt an behandelt habe, das habt ihr ſchon geſehen *).

Jetzt gebt Acht, was ich weiter mit ihm vornehme!

Sie nahm darauf das nackte Kind, ging damit zu einem Kübel, der mit kaltem Waſſer angefüllt war, hielt es darüber und tauchte es unter, zog es hervor, und trocknete es ab. Mir wurde es grün und gelb vor den Augen. Ums Himmels willen, ſagte ich: was ſoll das werden?

Die Frau lachte und ſagte: du erſchrickſt, Deutſcher! daß ich mein Kind ſo behandle? das geſchieht alles aus Liebe. Wenn man nur den Vortheil beobachtet, daß das Kind mit dem Kopfe zuerſt in das Waſſer kommt, und daß es nicht etwa ſchwitzt, wenn

---

*) Aus verſchiedenen Urſachen ſcheint es unſchicklich, in dieſem Buche, das von allerley Menſchen geleſen wird, viel von der Geburt zu ſagen.

man es eintauchen will: ſo iſt gar keine Gefahr weiter dabey. Wir Amerikanerinnen wollen keine Schwächlinge erziehen, sondern tüchtige Leute unſerer Colonie liefern. Unſere Jungen ſollen Kraft und Mark in die Glieder bekommen, und unſere Mädchen ſollen einſt geſunde ſtarke Weiber werden, die den Männern beyſtehen, und ihnen nicht durch ewiges Pimpeln und Lamentiren beſchwerlich fallen. Deßwegen erziehen wir unſere Kinder von Jugend auf etwas hart, damit ſie in der Folge etwas aushalten können.

Man ſollte aber meinen, ſagte ich, ſo ein zartes Kind wäre des Todes, wenn es in das eiskalte Waſſer käme.

Eben deßwegen, ſagte die Amerikanerin, daß unſere Kinder nicht des Todes ſeyn ſollen, tauchen wir ſie, wenigſtens einen Tag um den andern, in kaltes Waſſer. Wenn du ſehen willſt, was bey dieſem Baden herauskommt: ſo gehe auf unſern Gottesacker, und lies die Grabſchriften! Wenn du nun findeſt, daß es auf unſerm Gottesacker anders iſt, als auf euern Kirchhöfen, wo man keinen Schritt thun kann, ohne auf eine faulende Kinderleiche zu treten, daß du bey uns erſtaunlich wenige Kindergräber findeſt: dann wirſt du doch einſehen, daß die Kinder nicht des Todes ſind, wenn man ſie in eiskaltes Waſſer tauchet.

Jetzt gebt nun Acht, lieben Schweſtern, wie man die Kinder wickeln muß! Sehet! Hände und

Füße dürfen, bey Leibe nicht, eingewickelt werden. Das iſt barbariſch. Dadurch wird das arme Kind ohne Noth geängſtigt, und ſeine zarten Glieder können, durch die gezwungene Lage, leicht krumm wachſen. Hände und Füße müſſen ganz frey bleiben. Es dürfen ihm auch keine Strümpfe angezogen werden. Ich will euch auch ſagen, warum. Ein Kind verunreinigt ſich oft. Wenn es nun Strümpfe an hat: ſo zieht ſich die Schärfe und Feuchtigkeit hinein, dieß verurſacht dem Kinde Schmerzen und iſt ſeiner Geſundheit nachtheilig. Sehet! ich ſchlage nur ein leinen Tuch um den Leib, darüber wieder ein anderes, nun umwickele ich es ganz locker mit einer Windelſchnur, damit ich es anfaſſen kann, und nun iſt mein kleiner Auguſt ausſtaffirt, wie er ſeyn muß.

Nun nahm ſie das Kind in die Höhe und gab ihm einen herzlichen Kuß.

Wir haben, ſagte ich, bey uns die Gewohnheit, daß wir die Kinder in eine ſtarke wollene Windel ſchlagen, und ſetzen in die Wiege eine Wärmflaſche, damit das Kind fein ausdunſte.

Ganz recht, ſagte die Amerikanerin, ſo muß man die Kinder behandeln, wenn man ſie für den Gottesacker erziehen will. Mein Auguſt ſoll aber nicht für den Gottesacker, ſondern für die Welt erzogen werden. Die wollene Windel, die Wärmflaſche, machen ja, daß das Kind beſtändig ſchwitzt, dadurch muß es ja geängſtigt, entkräftet, ausgemergelt werden; kommt es nun ungefähr in die Kälte, ſo ſchlägt der Schweiß zurück, das Kind bekommt ein Steckflüßchen, hängt das Köpfchen und empfiehlt ſich. Meine liebe Mutter, die aus Braunſchweig gebürtig war, hat mir oft erzählt, daß ſie noch zehn Geſchwiſter gehabt habe, die alle in der zarten Kindheit abmarſchirt wären, mehrentheils an Steckflüßchen. Sie waren aber auch alle ſo behandelt worden, wie es in Europa gewöhnlich iſt.

Ein Mützchen, fragte ich weiter, bekommt alſo das Kind auch wohl nicht auf den Kopf?

Wozu denn das Mützchen? antwortete die Amerikanerin. Unſere Kinder bekommen nie eine Mütze auf den Kopf.

Jetzt ließ die Amerikanerin eine Schale voll Brey bringen, um den jungen Weibern zu zeigen, wie man ein kleines Kind ſpeiſen müſſe. Der Brey war ganz dünn, von Milch und Weizengrütze, ohne Butter gemacht, gerade ſo, wie einmal Herr von Aſſof einer Wirthin ſagte, daß er müſſe eingerichtet werden.

Neunzehntes Kapitel.

Erzählung von einem wilden, aber verſtändigen und guten Manne.

Sie wollte eben davon allerley ſagen, als wir hörten, daß unter dem Fenſter ein großer Zuſammenlauf von Menſchen entſtand. Ich lief alſo mit Stonen heraus, die Weiber folgten nach und die Schule war aus. Als wir vor die Thür kamen: ſahen wir eine Menge Menſchen, welche betrübt ausſahen, die Hände zuſammen ſchlugen, und klagten.

Helft mir, lieben Leute! ſagte ein junger Mann, ich bitte euch!

Stone drängte ſich durch und fragte den Mann: was fehlt dir? wie können wir dir helfen?

Ach! ſagte er, geſtern gehe ich in den großen Wald, um dort einige Kräuter zu ſammeln, und nehme meinen fünfjährigen Sohn mit. Er ſuchte Blumen, machte einen Strauß daraus für ſeine Mutter, und ich freute mich ſchon voraus, was für eine Freude Mutter und Sohn haben würden, wenn dieſer ihr den Strauß in die Hände geben könnte. Aber ach! (hier brachen ihm die Thränen aus) mein Wilhelm wird den Strauß nimmermehr ſeiner Mutter bringen; ſie wird ihn nie wieder ſehen! Da ich meine Kräuter zuſammen gemacht hatte: rief ich ihn und er antwortete nicht. Ich rief ſtärker, ich lief hin und her, ich ſtieg von einem Berge zum andern, kletterte auf die Bäume, ſchrie ſo ſtark ich konnte, aber mein Wilhelm antwortete mir nicht. Die Nacht fiel ein, und ich mußte ohne ihn nach Hauſe gehen.

Mit Tagesanbruch bin ich wieder in dem Walde, mit meiner Frau und meinen Nachbaren, geweſen, aber wir haben ihn nicht finden können. Wer weiß, welcher Wolf oder welche Schlange ihn getödtet hat!

Bey dieſer Erzählung wurden wir alle weich, die Weiber ſchluchzten und weinten, und es fehlte nicht viel, daß nicht die Männer auch mit geweint hätten.

Da erhob der Vorſteher der Gemeine ſeine Stimme und ſagte: das Unglück iſt groß, das iſt wahr, aber je größer es iſt, deſto weniger dürfen wir den Muth ſinken laſſen. Weinen und Klagen hilft gar nichts. Laßt uns doch das Mittel brauchen, wodurch wir uns aus ſo vielen Verlegenheiten geholfen haben, laßt uns nachdenken, wie dem guten Manne zu helfen ſey! Hört auf zu weinen! ich bitte euch, und wer das Weinen nicht laſſen kann, der gehe nach Hauſe und weine ſich ſatt!

Einige Weiber gingen wirklich fort, die andern bemühten ſich, die Thränen zurück zu halten.

Weiß denn, fuhr der Vorſteher fort, niemand einen Vorſchlag zu thun, wie man dem guten Manne helfen kann? Da kamen eine Menge Vorſchläge zum Vorſchein, die alle darauf hinaus liefen, daß ein Trupp Leute den Wald durchſtreichen, und das Kind ſuchen ſollte. Der Vorſteher las darauf zwanzig Männer aus, und zeigte jedem den Weg, den er gehen ſollte.

Ehe ſie aber fortgingen, kam ein Wilder mit einem großen Hunde gegangen. Der ängſtliche Vater lief gleich auf ihn los und fragte: haſt du kein Kind im Walde gefunden?

Ich, ſagte er, habe nicht funden Kind in die Wald.

Der Vater fing darauf ſeine traurige Erzählung noch einmal an, und der Wilde hing den Kopf und legte die Hand an die Stirne.

Auf einmal fuhr er auf und ſagte: ich dein Kind will holen, will holen.

Der Vater fiel ihm um den Hals und ſagte: willſt mein Kind holen?

Wills holen, antwortete der Wilde. Geſchwind geh mit mir in dein Haus!

Er ging mit ihm fort, und wir Alle folgten ihm nach. Da wir an das Haus kamen: mußte der Vater ſogleich die Strümpfe und Schuhe bringen, die das Kind zuletzt hatte angehabt. Er hielt ſie dem Hunde unter die Naſe, der ſie beſchnopern mußte. Dann zeigte er mit den Fingern auf die Erde. Der Hund ſchnoperte herum, bis er die Spur des Kindes gefunden hatte, dann lief er immer auf der Erde ſchnopernd, nach dem Walde zu und der Wilde ihm nach, und winkte, daß wir zurück bleiben ſollten.

So klug, rief einer, von den verſammelten Leuten, hätten wir auch ſeyn können.

Ja wohl, ſagte der Vorſteher, hätten wir es auch ſeyn können, wir ſinds aber nicht geweſen. Der Einfall dieſes Wilden iſt mehr werth, als alle unſere Vorſchläge. Unſere ganze Gemeine hätte den Wald durchſtreifen können, und wir wären doch wohl nicht in das Gebüſch gekommen, wo ſich das arme Kind befindet. Ihr könnt daraus ſehen, lieben Freunde, daß man keinen Menſchen verachten darf. Denn auch der geringſte Menſch hat bisweilen einen Einfall, der viel werth iſt. Dieſer Menſch iſt nur ein Wilder, hat Vieles nicht gelernt, was wir können, aber hatte er nicht einen Einfall, der uns Allen Freude macht? Wenn das Kind noch da iſt: ſo bringt er es gewiß wieder, denkt an mich!

Ach wenn doch das Gott wollte! rief der bekümmerte Vater, und hob die Hände gen Himmel! Wir warteten wohl zwey Stunden lang auf die Rückkehr des Wilden, und Manche ziſchten einander ſchon in die Ohren: von dem armen Kinde wird kein Gebein mehr vorhanden ſeyn. Dann rief auf einmal Einer, dort kommt er aus dem Walde heraus. Wir ſahen ihn Alle. Er lief, wie es der Wilden Art iſt, ſo ſchnell wie ein Reh, ſein Hund ſprang hinter ihm drein, und, da er näher kam:

ſahen wir auch, daß er das Kind auf dem Arme hielt. Wird es aber auch noch leben? ſo ſagte der Vater, lief nach ihm zu, und wir alle folgten ihm nach.

Da der Wilde nahe bey uns war: hob er das Kind in die Höhe, und warf es dann in des Vaters Arme.

Es lebte noch, aber lange ſchien ſein Leben nicht dauern zu wollen. Es konnte weder reden, noch ſchreien, und Hände und Geſicht waren ihm von den Stichen der Inſekten ſo aufgeſchwollen, daß man es ohne Mitleiden nicht anſehen konnte. Der Arzt, der zugegen war, verſicherte aber, daß ihm noch zu helfen wäre, und ging mit dem Vater nach Hauſe.

Wirklich half der Arzt dem Kinde des Amerikaners auch, und ſtellte es, nach Verlauf einer Woche, vollkommen wieder her.

So hatte ſich das allgemeine Schrecken, durch die Klugheit und Gefälligkeit dieſes guten Wilden, auf einmal in Freude verwandelt. Der Vergnügteſte unter Allen war der Wilde ſelbſt, welches er dadurch ausdrückte, daß er einige Mal hoch in die Höhe ſprang, und mit den Händen klatſchte.

Der Vorſteher kam auf ihn los, drückte ihm die Hand und ſagte: du biſt ein guter Mann! Du haſt einem Menſchen das Leben gerettet! Du haſt die Thränen ſeiner Eltern abgetrocknet! Wir haben dich Alle lieb und ſegnen dich.

Da that der Wilde wieder einige Freudenſprünge.

Womit können wir, fuhr der Vorſteher fort, deinen Dienſt vergelten?

Will nichts haben, antwortete er, will mein Hund eine Bratwurſt haben.

Wir lachten alle darüber, und der Vorſteher verordnete ſogleich, daß dem Hunde eine Bratwurſt und ein Stück Brod gereicht würde, und lud den Wilden ein, daß er zu Mittage bey ihm ſpeiſen ſollte.

Wie gefiel dir der Wilde? fragte mich Stone.

Vortrefflich, war meine Antwort. Er ſcheint doch ein herzensguter Mann zu ſeyn. Wie er ſich freuete! wie er hüpfte und ſprang!

St. Ja wohl! und verlangte nicht einmal eine Belohnung. Da ſieht man recht, daß ſich das Gute ſelbſt belohne, und daß auch der geringſte Menſch ſich freue, wenn er etwas Gutes gethan hat.

J. Und was mir auch noch an ihm gefiel, das war, daß er für ſeinen Hund eine Bratwurſt verlangte.

St. Das gefiel mir auch. Er mußte es doch fühlen, daß er, ohne ſeinen Hund, dieß gute Werk nicht hätte zu Stande bringen können, und bewies ſich deßwegen dankbar gegen ihn. Manche Leute, die ſich für weit klüger halten, die ſich Chriſten nennen, haben kein ſo feines Gefühl. Ihr Zugvieh muß den größten Theil des Jahrs für ſie arbeiten. Wenn nun der Winter kommt, da ſie im Ueberfluſſe leben können:

ſo vergeſſen ſie, daß ſie dieß alles zum Theil ihrem Zugviehe zu danken haben, und laſſen es Kummer und Noth leiden.

Zwanzigſtes Kapitel.

Ein ſonderbares Erziehungshaus.

Da ich von Stonen Abſchied nahm: fragte ich ihn, ob er mich morgen wieder etwas wolle ſehen laſſen?

Morgen, antwortete er, wird es nicht wohl ſchicklich ſeyn, weil ich viele Geſchäfte habe. Sobald ich aber abkommen kann, will ich dich wieder rufen laſſen.

Ich ging alſo an meine Arbeit, die mir immer leichter wurde, je mehr ich mich daran gewöhnte. Sie bekam mir auch recht wohl. Eſſen und Trinken ſchmeckten mir gut, ich konnte gut ſchlafen, und bekam immer mehr Kraft in die Arme.

Dießmal mußte ich eher als ſonſt mit der Arbeit aufhören: weil ich durch ein Gewitter davon gejagt wurde, welches mit einem ſtarken Platzregen verknüpft war, der die ganze Nacht hindurch dauerte.

Des Morgens ſahe ich, zum Fenſter hinaus, daß der ganze Himmel mit Regen umzogen war, und daß ich dießmal wohl würde zu Hauſe bleiben müſſen. Ganz recht war mir dieß nicht. Ich merkte, daß ich bey dem Regenwetter ſo guten Appetit als bey Sonnenſcheine hatte, und konnte doch bey dem Regenwetter nichts verdienen. Dieß thut nicht lange gut, dachte ich; wenn der Regen lange dauert: ſo wird Alles wieder aufgezehrt, was ich bisher verdient habe.

Ich ging alſo zu meinem Nachbar und fragte ihn, ob ich nicht, während dem Regenwetter, Arbeit bey einem Leinweber bekommen könnte? Ich glaube wohl, antwortete er, und ging ſogleich ſelbſt mit mir zu einem Meiſter, der mir einen Stuhl anwies, einen Accord mit mir machte, und mir ſagte, daß er mich nicht binden wolle, und daß ich bey ihm arbeiten könnte, ſo oft das Wetter regneriſch wäre.

Nach einigen Tagen ließ Stone mich rufen, und führte mich zu einem großen Hauſe, welches die Ueberſchrift hatte: der Erziehung geweihet. Es war in zwey Flügel abgetheilt. In dem einen waren Knaben, in dem andern Mädchen. Ich ging zuerſt durch das Zimmer, wo die Knaben erzogen wurden, und hatte meine Freude an den ſchönen muntern Geſichtern, die ich da antraf. Da hätte ich auch kein einziges bleiches, kränkliches bemerkt.

Ich bezeigte hierüber meine Verwunderung, und fragte Stonen, ob ſie denn gar keine kranken Kinder hätten?

Gar nicht, antwortete er. Ein krankes Kind iſt bey uns ſo ſelten, als in Europa eine Mißgeburt.

J. Wie iſt denn das möglich?

St. Das iſt leicht zu begreifen. Die Eltern ſind alle geſund, und haben einander aus Liebe geheirathet, daher kommen ihre Kinder auch immer geſund und ſtark zur Welt. Sind ſie einmal auf der Welt, ſo entfernen wir von ihnen Alles, was ſie krank machen könnte, und ſorgen dafür, daß ſie immer geſunde Luft, geſundes Waſſer, geſunde Speiſen und Bewegung genug haben. Gewöhnlich ſind unſere Kinder täglich einen halben Tag in freyer Luft, und verrichten dabey allerhand Arbeiten. Die Urſache, warum ſie heute Alle im Hauſe ſind, iſt das Regenwetter. Ferner trägt auch zu ihrer Geſundheit dieſes viel bey, daß wir ihre Unſchuld zu bewahren ſuchen.

J. Wie macht ihr denn dieſes?

St. Kinder ſind von Natur unſchuldig. Wenn man nun Alles entfernt, was ihre Unſchuld verderben könnte: ſo iſt es gar leicht, ihre Unſchuld zu erhalten. Sie ſehen bey uns nichts Böſes und hören nichts Böſes. Damit ſie nicht zufälliger Weiſe auf Ausſchweifungen verfallen: ſo beſprechen wir uns bisweilen, mit jedem beſonders, über gewiſſe Sachen; ſorgen auch dafür, daß ſie recht müde auf ihr Lager kommen, und verſtatten ihnen keine Federbetten. Federbetten ſind für Leib und Seele gefährlich: weil das Blut dadurch zu ſehr erhitzt, und in eine unnatürliche Wallung gebracht wird.

In den Zimmern ſah es nun gar artig, und ganz anders, als in unſern Schulſtuben aus. Sie waren alle helle, und hatten große Fenſter, die zum Theil offen ſtanden, damit immer friſche Luft hereinkommen könnte. Viele Bücher ſahe ich nicht, aber deſtomehr andere Sachen. In dem einen Zimmer arbeiteten zwölf Knaben unter der Aufſicht von ein Paar muntern jungen Leuten. Einige verfertigten Büchſen, Schachteln und andere Sachen von Pappe, die ſie recht artig zu lackiren wußten, andere hefteten Bücher. Im andern Zimmer ſahe es wieder anders aus. Ich glaubte in die Werkſtatt eines Korbmachers zu kommen. Zehen Knaben ſaßen da wieder und verfertigten unter der Aufſicht eines jungen Mannes allerley niedliche Körbe. In einem dritten Zimmer fand ich wieder etliche Knaben mit Zeichnen und Landchartenmachen beſchäftigt.

Das gefiel mir nun alles recht wohl. Aber, ſagte ich zu Stonen: wie ſteht es denn mit der Seele? ſorgt ihr denn auch für dieſe?

Er lachte und ſagte: ſind wir denn etwa unverſtändige und böſe Menſchen? biſt du denn nicht immer mit uns zufrieden geweſen? wie kannſt du denn glauben, daß bey uns nicht für die Seele geſorget würde? Ihr Europäer gebt euch das Anſehen, als wenn ihr bey der Erziehung gewaltig für die Seele ſorgtet, und denkt an die Ausbildung des Körpers gar nicht. Darüber laßt ihr gemeiniglich beydes verderben;

ben. Sieh, ich will dir ſagen, wie wir Amerikaner uns den Menſchen vorſtellen. Die Seele des Menſchen iſt eigentlich der Menſch ſelbſt. Der Körper iſt nur ſein Werkzeug. Wenn nun der Menſch ſein Werkzeug benutzen ſoll: ſo muß er es ja doch wohl auch brauchen lernen? Und wenn ich dir Axt, Hammer, Winkelmaaß, Säge, Setzwage, Mauerkelle und hundert andere Werkzeuge gebe, und führe dich nicht dazu an, daß du ſie brauchen kannſt, was helfen ſie dir denn? und was hilft uns denn der Körper, wenn wir ihn nicht gebrauchen lernen?

Wir führen unſere Kinder von Jugend auf dazu an, daß ſie mit ihren Händen allerley Arbeiten verrichten. Davon haben ſie dreyerley Nutzen. Erſtlich verdienen ſie etwas, zweytens werden ſie von allerley Muthwillen abgehalten, auf welchen müßige Kinder zu fallen pflegen, drittens bekommen ſie dadurch Geſchicklichkeit in die Hände. Unſere Erziehungshäuſer koſten uns faſt gar nichts. Jedes hat ein Stück Land und Garten, einige Stück Rindvieh, eine Menge Federvieh.

Das Land und den Garten bearbeiten die Kinder, das Vieh warten ſie auch. Auf dieſe Art haben ſie Brod, Milch, Butter, Fleiſch, Eyer, Gemüſe, ziehen auch den Flachs ſelbſt, den ſie zu ihrer Kleidung nöthig haben. Und ſo haben wir gar nicht nöthig für unſere Erziehungshäuſer Collecten zu ſammeln oder Becken an die Kirchthüren zu ſetzen. Und doch er werben die Kinder ſoviel, daß man ihnen ihre Arbeit auch bezahlen, und von ihrem Verdienſte die erſte Anlage zu ihrem künſtigen Vermögen machen kann. Manches Kind hat ſich ſchon vierzig bis funfzig Thaler erworben.

Auf dieſe Art, ſagte ich, werden ja aber die Kinder zum Eigennutze und zum Geize gewöhnt. Da lachte Stone und ſagte: ihr Europäer habt doch immer Bedenklichkeiten, wo keine nöthig ſind. Komm gleich wieder mit bey die kleinen Korbmacher, und ſiehe, wie geizig ſie ſind!

Er ging ſogleich mit mir in die Stube der kleinen Korbmacher und ſagte: lieben Kinder! habt ihr denn auch von dem ehrlichen Wilden gehört, der vorige Woche einem unſerer Mitnachbaren ſein verlornes Kind wieder verſchafft hat?

Kinder. O ja! das war ein herzensguter Mann!

St. Ein herzensguter Mann war er. Er verdient wirklich, daß man ſeine Treue belohne. Wenn nun unſere Gemeine dieſem guten Manne ein Geſchenk machte: wolltet ihr wohl auch dazu etwas aus eurer Kaſſe beytragen?

K. Ey das verſteht ſich.

St. Nun kleiner Mayer! ſo mache einen Aufſatz und laß jeden darunter ſchreiben, wie viel er aus ſeiner Kaſſe zu dem Geſchenke, das wir dem Wilden beſtimmt haben, beytragen will.

Es währte nicht lange: ſo kam er mit dem Aufſatze, und ich ſah daraus, daß dieſe zehn Kinder anderthalb Thaler bewilligt hatten.

Es freut mich, ſagte Stone, daß ihr ſo willig ſeyd, gute Handlungen zu belohnen. Sobald die Gemeine ihr Geſchenk zuſammen macht, will ich euch euer Geld abfordern.

Da wir aus dem Zimmer heraus waren, ſagte er: ſieh lieber Conſtant! ſolche Geizhälſe erziehen wir in Amerika.

Wir Amerikaner glauben, wenn man die Kinder zur Wohlthätigkeit gewöhnen will: ſo müſſen ſie ihr Geld ſelbſt verdienen. Denn wenn ſie ſich das Geld von den Eltern geben laſſen, und verſchenken es hernach wieder, was iſt denn das für eine Wohlthätigkeit? ſie geben es ja nicht von ihrem, ſondern von der Eltern Gelde.

Damit du doch aber auch ſiehſt, daß wir für die Seele unſerer Kinder ſorgen: ſo komm mit in dieſes Zimmer!

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Herr Conſtant wohnt einem Examen bey.

Stone öffnete darauf ein anderes Zimmer, in welchem wieder zwölf kleinere Knaben verſammelt waren. Bey ihnen war ein Lehrer, der ſich mit ihnen über einen Raben beſprechen wollte, den er ihnen aber noch nicht gezeiget hatte.

Ich habe mir das Geſpräch aufgeſchrieben, und will es doch wieder herleſen.

L. Kinder! könnt ihr wohl rathen, was ich euch heute zeigen werde?

K. O ja! das iſt ja nur ein Spas.

L. Nun ſo rathe einer nach dem andern.

K. Iſts ein Thier?

L. Ja!

K. Ein Säugethier?

L. Nein.

K. Ein Vogel?

L. Ja.

K. Ein Raubvogel?

L. Nein.

K. Ein Schwimmvogel?

L. Nein.

K. Ein Strandläufer?

L. Nein.

K. Ein ſpechtartiger?

L. Ja.

K. Ein Specht?

L. Nein.

K. Eine Elſter?

L. Nein.

K. Ein Rabe?

L. Ja!

K. Ach! Ein Rabe.

Hierauf holte ihnen der Lehrer den ausgeſtopften Raben herbey, und die Kinder empfingen ihn mit Händeklatſchen.

L. Da ſeht den Burſchen! ihr ſprecht, es wäre ein Vogel? ich ſage aber, es iſt ein Fiſch!

K. Ah! wie kann es denn ein Fiſch ſeyn? er hat ja keine Floßfedern.

L. Ja ſo! das hatte ich nicht bedacht. Woher wißt ihr denn aber, daß es gerade ein Vogel, und kein Säugethier, kein Wurm, kein Inſect iſt?

K. Das kann man ja daran ſehen: daß er Federn hat.

L. Wie viel Junge heckt er denn?

K. Gar keine.

L. Gar keine? Woher kommen denn die jungen Raben?

K. Aus Eyern. Alle Vögel legen ja Eyer.

L. Ihr habt recht, lieben Kinder. Aber woher wißt ihr denn, daß dieſer Rabe ein ſpechtartiger Vogel iſt?

K. Weil er einen Schnabel hat, der erhaben und oben zuſammengedrückt iſt.

L. Nun wollen wir ihn doch näher betrachten, was bemerkt ihr an ſeinem Schnabel?

K. Er iſt ſchwarz und ſpitz.

L. Sonſt nichts?

K. O ja! er hat hinten am Schnabel Borſten.

L. Wie ſtehen denn dieſe Börſten?

K. Sie liegen nach der Spitze zu.

So wurde eine ganze Stunde über den Raben geſprochen, und da ſie vorbey war, kam es mir vor, als wenn ſie nur ein Paar Minuten gewährt hätte.

Siehſt du, ſagte Stone, daß wir auch für die Seele unſerer Kinder ſorgen?

Das iſt wohl ganz gut, ſagte ich, aber wozu nützt es denn, daß die Kinder den Raben ſo genau kennen lernen?

So fragen doch die mehrſten Fremden, die unſer Erziehungshaus beſuchen, antwortete Stone. Wenn du es alſo wiſſen willſt, wozu dieſe Art des Unterrichts nütze: ſo will ich es dir erklären. Es iſt uns gar nicht darum zu thun, daß die Kinder den Raben, oder andere Dinge ſo genau kennen lernen ſollen; ſondern wir laſſen ſie den Raben und andere Thiere und Pflanzen genau betrachten, damit ſie ſich dazu gewöhnen, die Dinge, die um ſie ſind, recht zu beobachten. Sieh! wenn der Menſch auf die Welt kommt: ſo weiß er gar nichts. Hat er zwanzig bis dreyßig Jahre re gelebt: ſo weiß er erſtaunlich viel. Woher hat er denn dieß Alles erfahren? durch ſeine Sinne, vorzüglich durch ſeine Augen und Ohren. Da meinen wir nun, wenn der Menſch recht klug werden ſoll: ſo müſſe man früh ſeine Sinne, vorzüglich die Augen ſchärfen. Zur Schärfung der Augen bedienen wir uns nun keines Augenwaſſers; ſondern wir gewöhnen die Kinder dazu, daß ſie die Sachen recht genau anſehen. Dieß iſt das beſte Augenwaſſer. Kinder, die ſo unterrichtet worden ſind, ſehen tauſend Dinge, die ein Anderer, der dieſen Unterricht nicht genoſſen hat, nicht bemerkt. Wenn du, lieber Conſtant! über eine Wieſe gehſt, ſo ſiehſt du eine Menge Blumen, und wenn ich dich frage: was du geſehen haſt: ſo weißt du nichts zu ſagen, als ich habe viele Blumen, rothe, weiße, gelbe und bunte geſehen. Unſere Kinder aber bemerken jede Blume beſonders, und wiſſen eine von der andern zu unterſcheiden.

Jetzt führte er mich in ein anderes Zimmer, wo etwas größere Kinder eine Geſchichte herlaſen, über welche ſich der Lehrer mit ihnen beſprach. Ein Kind, las z. E. Folgendes:

„Heinrich war ein gehorſamer, gefälliger Knabe, deßwegen hatten ihn ſeine Eltern und alle ſeine Geſchwiſter lieb.

Ueber dieſe wenigen Worte entſtand nun folgendes Geſpräch:

L. Was für ein Knabe war Heinrich?

K. Ein gehorſamer und gefälliger Knabe.

L. Folgſam? was heißt das?

K. Er that, was ſeine Eltern verlangten.

L. Sonſt gehorchte er niemanden?

K. Doch wohl auch ſeinen Lehrern.

L. Warum denn dieſen?

K. Weil ſie über ihn geſetzt ſind.

L. Wäre es denn nicht beſſer, wenn die Eltern und die Lehrer den Kindern gehorchten?

K. Nein, das wäre nicht gut.

L. Warum denn nicht?

K. Die Eltern und Lehrer ſind verſtändig —

L. Verſtändig? was heißt denn das?

K. Sie wiſſen, was gut iſt und was nicht gut iſt.

L. Wiſſen denn das nicht auch die Kinder?

K. O ja! aber doch nicht ſo gut, wie die Eltern und Lehrer.

L. Wie geht denn das zu?

K. Die Eltern und Lehrer ſind älter.

L. War denn Heinrich bloß gehorſam?

K. Nein, er war auch ein gefälliger Knabe.

L. Was heißt das?

K. Er machte andern gern Freude.

L. Wenn der gefällige Heinrich einen Teller voll Kirſchen bekam, und ſeine Geſchwiſter nicht: was wird er da wohl gethan haben?

K. Er wird jedem etwas davon gegeben haben.

L. Und wenn es an das Schreiben gieng, und der Nachbar hatte ſein Dintenfaß vergeſſen —

K. So ſagte er: tunk mit in mein Dintefaß.

L. Was halfs denn nun dem Heinrich, daß er ſo gehorſam und gefällig war?

K. Seine Eltern und Geſchwiſter hatten ihn lieb.

L. Weßwegen hatten ſie ihn lieb?

K. Weil er gehorſam und gefällig war.

L. Was war alſo die Urſache von der Liebe ſeiner Eltern und Geſchwiſter?

K. Sein Gehorſam und ſeine Gefälligkeit.

L. Was war die Wirkung ſeines Gehorſams und ſeiner Gefälligkeit?

K. Die Liebe ſeiner Eltern und Geſchwiſter.

L. Habt ihrs denn auch gern, wenn eure Eltern und Geſchwiſter euch lieb haben?

K. Ey freylich!

L. Was müßt ihr alſo thun, wenn ſie euch lieb bekommen ſollen?

K. Wir müſſen gehorſam und gefällig ſeyn.

So diſcurirten Lehrer und Kinder beſtändig fort, und es hörte ſich recht artig zu.

Da wir aus dem Zimmer gingen: ſagte ich zu Stonen: dieſe Lehrſtunde hat mir recht wohl gefallen.

Das iſt mir lieb, antwortete Stone. Wenn die Kinder durch ſolche Unterredungen unterrichtet werden: ſo werden ſie verſtändig und gut. Wenn man aber den Kindern bloß vorpredigt: ſo hören ſie zwar zu, aber das Mehrſte verſtehen ſie nicht. Gewöhne ich hingegen ein Kind dazu, daß es ſich mit mir unterredet: ſo höre ich gleich, was es verſteht, und was es nicht verſteht, und kann ihm leicht erklären, was ihm noch unverſtändlich iſt. Wenn ich einem Kinde nur befehle, das ſollſt du thun, und jenes laſſen: ſo gehorcht es wohl, aber nicht recht gern: wenn ich aber mit ihm discurire: ſo kann ich es leicht überzeugen, daß dies gut, und jenes nicht gut ſey, ſo thut es hernach das Gute freywillig und mit Vergnügen.

Ich habe dieſe Art, die Kinder zu unterrichten, mir gemerkt, und da mir der liebe Gott ſelbſt Kinder beſcheerte, habe ich ſie immer nach derſelben unterrichten laſſen, und gefunden, daß ſie leicht und ſehr gut ſey. Bey dieſem Unterrichte ſind die Kinder immer gut und klug geworden, und haben ſich gewöhnt, Alles genau zu betrachten und über Alles nachzudenken. Da ſie größer wurden, ſchickten ſie ſich, wie man zu ſagen pflegt, in alle Sättel. Die Töchter wurden gute Haushälterinnen und die Söhne wurden Meiſter in dem Geſchäfte, das ſie trieben. Sie haben mir ſchon manche Freude durch ihre klugen Einfälle gemacht, wodurch ſie ſich in allen Umſtänden zu helfen, und ihre Einnahme zu vergrößern wußten.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Conſtants Ankunft auf dem Fiſchmarkte, und was er daſelbſt geſehen.

Jetzt, erwiederte Stone, muß ich wieder nach Hauſe. Ich ging mit ihm über den Markt, der ſehr groß und vortrefflich gepflaſtert war. Da ich auf der einen Seite einen Trupp Leute verſammelt ſah: ſo fragte ich Stonen, was es hier gäbe?

Fiſche, ſagte er. Dieſe werden gemeiniglich um dieſe Zeit herein gebracht und feil geboten.

Fiſche, ſagte ich, und lächelte dazu.

Warum, ſagte Stone, lächelſt du, du ißt gewiß gern Fiſche.

Das wollte ich meinen, war meine Antwort. In der Gegend, wo ich gelebt habe, kam gar ſelten ein Fiſch auf die Tafel eines Handwerksmannes. Hatten meine Meiſter ja einmal Fiſche: ſo war es nichts, als Hering und Stockfiſch.

St. Warum denn nicht auch andere Fiſche?

J. Weil es bey uns ſehr wenige gibt. Sie ſind deßwegen ſehr theuer, und können nur von reichen Leuten bezahlt werden.

St. Und warum gibt es denn bey euch ſo wenige Fiſche?

J. Das weiß ich ſelbſt nicht. Es muß wohl die Natur des Waſſers daran Urſache ſeyn.

St. Oder die Natur der Menſchen. Bey uns kann man für 6 Pfenige ſich vollkommen ſatt an Fiſchen eſſen.

J. Da darf wohl fiſchen, wer will?

St. Bey Leibe nicht! Wenn fiſchen könnte, wer wollte: ſo würden wir uns bald das Fiſcheſſen abgewöhnen müſſen.

J. Ich dachte aber, ihr hättet hier ſo viele Freiheiten?

St. Die haben wir auch. Wenn wir aber finden, daß eine gewiſſe Freyheit ſchädlich iſt: ſo laſſen wir ſie von ſelbſt fahren. Die Freyheit zu fiſchen iſt aber eine ſchädliche Freyheit. Erſtlich verſäumen die Leute zu viel Zeit damit, zweytens wird das Fiſchwerk dadurch zu ſehr vermindert. In alten Zeiten, da es noch wenige Menſchen und viele Thiere gab, da die Menſchen noch nicht viel Nützlicheres zu thun wußten, mochte es wohl ganz gut ſeyn, daß jeder die Freyheit hatte, zu fiſchen und zu jagen. Aber jetzt, da die Menſchen ſich mit jedem Tage mehren, und die Thiere abnehmen, jetzt müſſen wir nothwendig die Freiheit zu fiſchen und zu jagen aufgeben; ſonſt würden manche Fiſch- und Thierarten gewiß in wenigen Jahren ausgerottet ſeyn. Man kann jetzt auch nützlichere Geſchäfte vornehmen, z. E. du! In der Zeit, daß du ein Paar

Fiſche fängſt, kannſt du etliche Ellen Leinwand weben, oder ein Stück von dem Hügel abtragen, der dir angewieſen iſt.

Weil du aber ſo gern Fiſche iſſt: ſo will ich ein Paar kaufen, und du gehſt mit mir nach Hauſe und hilfſt ſie verzehren.

Man kann leicht denken, daß ich mich nicht lange nöthigen ließ.

Da wir zu dem Manne kamen, der die Fiſche feil hatte, ſtanden wohl zwanzig Menſchen um den Fiſchtrog herum, aber kein einziger kaufte. Stone trat auch dabey und kaufte nichts. Darüber verwunderte ich mich, und fragte Stonen, warum denn nicht gekauft würde?

Seine Antwort war: der Fiſchinſpector wäre noch nicht da. Ehe dieſer käme, dürfe nichts verkauft werden.

So bald er kam, mußte der Fiſcher jeden Fiſch einzeln herausholen und in einen andern Trog mit Waſſer werfen. Da dieß ein Weilchen gewährt hatte, rief der Fiſchinſpektor, halt! dieſer Fiſch iſt zu klein.

Ich ſollte es nicht meinen, ſagte der Fiſcher.

So wollen wir die Wage den Ausſpruch thun laſſen, antwortete der Inſpector.

Der Fiſch wurde ſogleich gewogen, und der Inſpector fand, daß er zu leicht war, ließ ihn deßwegen in ein anderes Gefäß mit Waſſer werfen, und befahl einem Knaben, den er bey ſich hatte, daß er ihn wieder in den Fluß tragen ſolle.

Nun! rief der Inſpector, kann kaufen, wer will. Sogleich trat ich zurück, damit ich im Gedränge nicht etwa ein Paar Ribbenſtöße bekommen möchte. Ich wußte es noch aus Deutſchland, daß bey Gelegenheiten, wo etwas verkauft wurde, das Viele gern haben wollen, man ſich drängte, und ſtieß und trat, und ſchimpfte, auch wohl bey den Haaren herumzog, und glaubte daher, es wäre in Amerika eben dieſe Gewohnheit. Sie war aber nicht da.

Sobald der Inſpector geſagt hatte: nun kann kaufen, wer da will! ſo wichen alle vom Fiſchtroge zurück.

Hum! hum! dachte ich, was ſoll das werden?

Der Fiſcher ſagte darauf: wer zuerſt gekommen iſt, der trete herzu und kaufe!

Da trat eine Frau hervor, ehe ſie aber kaufte, ſagte ſie, wenn etwa Jemand nothwendige Verrichtungen hat, ſo kaufe er zuerſt. Meine Geſchäfte ſind ſo dringend eben nicht.

Je nun, wenn dir es gleich viel iſt, ſagte ein junges artiges Weibchen: ſo kaufe ich eher. Du weißt, daß ich ein kleines Kind zu Hauſe habe, das iſt ganz allein.

Ja, ſagte die andere, da verſteht es ſich von ſelbſt, daß du den Vorkauf haben mußt. Geſchwind kaufe, und laufe, daß du zu deinem kleinen Jungen kommſt!

Darauf kauften ſie Alle in der Ordnung, in welcher ſie angekommen waren. Der Letzte, an den es kam, war Stone. Und da er kaufen wollte, war kein Fiſch mehr da.

Er zuckte die Achſeln, und ſagte: für heute müſſen wir uns alſo das Fiſcheſſen vergehen laſſen, lieber Conſtant!

Dieß hörte die Frau, die zuletzt gekauft hatte, drehte ſich um, und ſagte: haſt du vielleicht Appetit heute Fiſche zu eſſen, lieber Stone? willſt du vielleicht deiner Frau damit eine Freude machen, ſo nimm meine Fiſche. Ich brauche ſie nicht nöthig, ich habe ſie nur gekauft, weil ich eben hier vorbey ging.

Stone lächelte und ſagte — ich habe hier einen Gaſt auf ein Gericht Fiſche eingeladen —

Je Närrchen! ſagte die Frau, warum haſt du denn das nicht gleich geſagt? du biſt ja ein curioſer Mann. Da haſt du die Fiſche, laß dir ſie mit deinem Gaſte recht wohl ſchmecken! Ich kann mir morgen ſchon andere kaufen. Nimm auch den Korb mit, daß du ſie ordentlich tragen kannſt: ſchicke mir ihn aber dieſen Abend wieder.

Er lächelte, nahm die Fiſche, zahlte der Frau ihr Geld zurück und ging fort.

Ich blieb aber ſtehen, und ſahe die Frau an, wie die Kuh das neue Thor.

Sie ſahe mich auch an, lachte und fragte; was ſiehſt du mich denn ſo an? haſt du denn noch keine Frau geſehen?

Frauen genug habe ich geſehen, gab ich zur Antwort, aber wenig ſolche, wie du eine biſt.

Je denkt doch! ſagte ſie, drehete ſich um und ging fort.

Ich ſchlug mich vor die Stirn, mummelte etwas und ging Stonen nach. Dieſer drehete ſich um und fragte, was mir fehle?

Ich ärgere mich darüber, ſagte ich, daß die Leute nicht allenthalben ſo höflich ſind wie bey euch. Wenn dieſe Fiſche in manchem unſerer Städtchen, oder in manchem unſerer Dörfer wären feil geboten worden, man hätte ſich darum geſchlagen und gerauſt. Ich habe oft auf unſern Märkten, in unſern Brauhäuſern und Backhäuſern geſehen, wie es da zugeht; wie ſich da die Leute zanken und ſchimpfen, ſchlagen und raufen.

Dieß bringt wenig Ehre und wenigen Vortheil, antwortete Stone. Wir haben uns daher ſchon lange dahin vereinigt, daß wir recht höflich gegen einander ſeyn und uns recht Mühe geben wollen, einander an Höflichkeit zu übertreffen. Dabey befinden wir uns nun alle, wie du ſiehſt, recht ſehr wohl. Auf eine höfliche Rede folgt immer eine ne höfliche Antwort, und unter höflichen Leuten zu leben, die ſich recht Mühe geben, einander Gefälligkeiten zu erzeigen, das iſt der Himmel auf der Erde. Wir dulden daher auch gar keine groben Leute bey uns, und wird bisweilen ein Grobian aus Europa zu uns herübergebracht: ſo machen wir ſogleich Anſtalten, daß er wieder zurück transportirt wird.

Aber fragte ich weiter, warum gab denn der Fiſchinſpector einen Fiſch wieder zurück, weil er zu klein war? Es iſt ja mit den Fiſchen nicht, wie mit den Butterwecken. Die Leute können ja die Fiſche nicht größer machen als ſie ſind.

St. Das können ſie freylich nicht. Damit aber die Fiſche geſchonet, und die Fiſcherey nicht ruiniret werde: ſo haben wir das Geſetz gemacht, daß kein Fiſch gefangen werden darf, der nicht wenigſtens halb ſo ſchwer iſt, als er werden kann. Fiſche, die 2 Pfund ſchwer werden können, dürfen nicht verkauft werden, wenn ſie nicht wenigſtens ein Pfund wiegen. Fängt man ſolche, die zu leicht ſind: ſo wirft man ſie ſogleich wieder in das Waſſer, damit ſie noch wachſen können.

J. Das ſcheint mir ſehr gut zu ſeyn. Bey uns wird alles friſch weg verzehrt, was gefangen wird.

St. Und doch habt ihr Mangel an Fiſchen? Eben ſo ſorgen wir dafür, daß unſere Bäche nicht von Krebſen leer werden. Kein Krebs mit Eyern wird gegeſſen, er wird allemal wieder ins Waſſer geworfen.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Herr Conſtant verzehrt mit Stonen ein Gericht Fiſche.

Da wir an Stonens Haus kamen, machte uns ein rothbäckiger Knabe von 8 Jahren die Thür auf. Sobald er die Fiſche ſah, lief er zur Mutter und rief: Mutter, der Vater hat Fiſche gekauft! da kamen alle ſeine Kinder zuſammen und freuten ſich über die Fiſche.

Unter der Zeit, daß ſie geſotten wurden, führte mich Stone im Garten herum, und zeigte mir lächelnd die Gemüſe, welche er daſelbſt baute. An dieſen, ſagte er, erquicke ich mich dreymal, einmal, wann ich ſie pflanze, das anderemal, wann ich ſie zu meiner Frau in die Küche bringe, und das drittemal, wann ich ſie eſſe. Denn das halten wir Amerikaner für eine Erquickung, etwas zu ſehen, was man durch ſeinen Fleiß hervorgebracht hat.

Bey Tiſche war ich ſehr vergnügt: weil Alles ſehr ordentlich und reinlich war, und der ganzen Fa-

Familie nichts als Ehrlichkeit aus den Augen leuchtete. Die Erwachſenen ſprachen, die Kinder hörten zu und waren ganz ſtill, außer daß ſie ſich um die Wette bemühten, dem kleinen dreyvierteljährigen Bruder Freude zu machen, mit ihm diſcurirten und ihm liebkoſeten. Das gefiel mir ſo wohl, daß ich anfangen wollte ein Paar Hiſtörchen von ungezogenen Kindern, die ich in meinem Vaterlande hatte kennen lernen, zu erzählen. Kaum hatte ich aber den Mund aufgethan: ſo faßte Stone, unter dem Tiſchtuche, meine Hand und druckte ſie.

Ich ſah ihn an, weil ich gar nicht wußte, was er mit dieſem Händedrucke ſagen wollte. Da ziſchelte er mir in die Ohren: in Gegenwart der Kinder muß man in ſeinen Erzählungen äußerſt behutſam ſeyn. Erzähle lieber etwas von guten als von ſchlechten Kindern. Da mir nun eben keine Hiſtorie von guten Kindern beyfiel: ſo ſchwieg ich ganz ſtill.

Da die Mahlzeit geendigt war, ſchlich ſich der älteſte Sohn Wilhelm ſchalkhaft fort und kam bald mit einer Schüſſel voll Herzkirſchen zurück. Da bringe ich auch noch etwas, ſagte er, von den Bäumen, die ich gepfropft habe.

Da freuten ſich alle Kinder, fielen ihm um den Hals und ſagten: du biſt doch ein guter Wilhelm!

Ja wohl, ſagte Stonens Frau, er iſt ein guter Wilhelm. Seht Kinder, was für Freude man an-

andern machen kann, wenn man etwas lernet! lernte Wilhelm nicht pfropfen, ſo konnte er euch auch heute nicht mit Kirſchen traktiren.

Der Vater theilte nun die Kirſchen aus. That er es aber vorſetzlich, oder that er es nicht vorſetzlich, das weiß ich nicht; genug, der kleine achtjährige Karl bekam keine Kirſchen. Er wurde blutroth im Geſichte, ſchielte nach dem Vater zu, ſagte aber kein Wort.

Da bemerkte es die Schweſter, die neben ihm ſaß, erſchrack und ſagte: der Karl hat ja keine Kirſchen!

Der arme Karl! riefen alle, und ſogleich gab ihm jeder von ſeinem Teller eine Handvoll, ſo daß er beynahe mehr als die übrigen bekam.

Mir wurde es warm um das Herz, da ich die Gefälligkeit dieſer guten Kinder ſahe. Was für gute und glückliche Kinder, dachte ich, ſind dieß doch! Wenn ich an andere Kinder denke, was iſt da für ein Unterſchied! Andere zanken und raufen ſich bisweilen, wenn eins eine Kirſche mehr bekommt, als das andere. Aber dieſe lieben, gefälligen, Kinder befinden ſich doch auch ungleich beſſer, als jene zänkiſchen. Eine Kirſche, die man mit Liebe genießt, ſchmeckt gewiß beſſer, als ein ganzer Teller voll, den man mit Zank und Streit verſchluckt.

Da wir von Tiſche aufgeſtanden waren, trat Stone hin und hielt folgendes Gebet:

Lieber, guter Gott! wir danken dir, daß du uns abermals geſättigt, und Geſundheit geſchenkt haſt, daß wir deiner Gaben genießen konnten. Zwar haben wir Alles, was wir genoſſen, durch unſern Fleiß erworben, aber du gabſt uns ja Verſtand, Kraft, Geſundheit. Ohne dieß hätten wir ja nicht fleißig ſeyn können. Es iſt alſo doch Alles, was wir genoſſen, deine Gabe. Nun wir wollen auch recht dankbar ſeyn. Wir wollen die Kräfte, die du durch dieſe Mahlzeit geſtärkt haſt, gut anwenden, fleißig arbeiten, und mit dem Segen, den du uns beſcheerſt, gern die Dürftigen und Nothleidenden erfreun. Amen!

In meinem Leben habe ich kein Tiſchgebet mit ſolcher Andacht nachgebetet. Aber woher kam es? Es war keine vorgeſchriebene Gebetsformel, ſondern — ein Gebet aus dem Herzen.

Nach Tiſche ſprach ich noch ein wenig mit Stenen, und fragte ihn unter andern, woher es doch komme, daß in ſeiner Gemeine alle Weiber einerley Tracht hätten, und ſo auch die Männer?

Das kommt daher, antwortete er, weil wir es unter uns ſo ausgemacht haben. Eine Frau, die mit einer neumodiſchen Kleidung erſcheint, hält man für eine Närrin und lacht ſie aus.

Und warum, fragte ich weiter, thut ihr dieſes?

Deßwegen, antwortete er, weil wir wollen, daß bey uns Niemand einen andern Vorzug haben ſoll, als den, den er ſich durch ſein eignes gutes Betragen gibt. Wo es gewöhnlich iſt, daß immer neue Moden in der Kleidung eingeführt werden, da will immer eine Frau der andern es darin zuvorthun. Anſtatt nun, daß ſie darauf denken ſollten, wie ſie ihre Haushaltung beſorgen, ihren Männern Freude machen und ihre Kinder gut erziehen wollen: ſo vernachläſſigen ſie dieß Alles, und denken nur darauf, wie ſie die neueſte Mode mitmachen wollen. Statt darauf zu denken, in der Haushaltung Geld zu erſparen: ſo ſinnen ſie nur immer darauf, wie ſie von den Männern Geld erpreſſen wollen, damit ſie alle neue Moden mitmachen können. Eine ſolche Frau, wenn ſie das erſte Mal mit einer neumodiſchen Haube in die Kirche geht, bildet ſich ſo viel darauf ein, wie meine Schwiegermutter, da ſie meine rechtſchaffene Frau als Braut in die Kirche führte, und von der ganzen Gemeine das Lob erhielt, daß ſie ihre Tochter gut erzogen habe. Und eine gut erzogene Tochter bringt doch einer Frau wahrlich mehr Ehre, als eine neue Haube, wenn ſie auch zehn Thaler koſten ſollte.

J. Aendert ihr denn eure Moden niemals ab?

St. O ja! wir geben es aber nur nicht zu, daß Jedes, nach ſeinem eigenen Kopfe, eine neue Mode einführe. Ueber die Moden der Weiber führen ſechs von unſern Weibern, die ſich das Lob erworben haben, daß ſie ihre Haushaltung gut führen, ihren Männern das Leben leicht machen, und ihre Kinder gut erziehen, die Aufſicht. Wenn dieſe nun einſehen, daß eine gewiſſe Mode beſſer ſey, als die alte: ſo wird ſie eingeführt.

J. Was nennſt du denn beſſer?

St. Was wohlfeiler und was nützlicher iſt. Wenn etwas in unſerm Lande verfertigt wird: ſo ziehen ſie es dem Ausländiſchen vor. Bänder und Kleidungsſtücke, die nur putzen und zu nichts nützen, werden niemals eingeführt. Der größte Putz unſerer Weiber iſt Ordnung, Reinlichkeit und geſunde wohlgezogene Kinder.

J. Auf dieſe Art iſt eine Frau bey euch wohl wohlfeil zu erhalten?

St. Ha! ha! ha! du ſprichſt ja von den Weibern eben ſo, wie von Papageyen, die man nur hält, um ſie zu erhalten. Unſere Weiber ſind nicht nur wohlfeil zu erhalten, ſondern auch unſere beſten Capitale. Acker, Geſinde, Handwerk, alles trägt noch einmal ſo viel ein, wenn eine vernünftige Frau über die Haushaltung die Aufſicht führt, und darauf ſieht, daß nichts verſchwendet werde, oder durch Unordnung zu Grunde gehe. Und ihr guter Rath — wie viel iſt dieſer nicht werth!

J. Alſo zieht ihr auch eure Weiber zu Rathe, wenn ihr etwas anfangen wollet?

St. Das verſteht ſich. Eine vernünftige Frau weiß oft Rath zu ſchaffen, wo gar keiner mehr möglich iſt.

J. Auf dieſe Art iſt wohl bey euch das Heirathen ſehr leicht?

St. Sehr leicht, und es bleibt bey uns kein Mädchen unverheirathet, das geſund, verſtändig und rechtſchaffen iſt. Iſts denn bey euch auch ſo?

J. Du willſt nur über uns ſpotten. Du weißt ſo gut als ich, daß bey uns, beſonders in Städten, alles von Mädchen wimmelt, die keinen Mann bekommen können.

Das kommt vorzüglich daher: weil es bey euch zu viel koſtet, eine Frau zu erhalten. Da ſcheuen die Mannsperſonen ſich Weiber zu nehmen, und behelfen ſich lieber — ohne Weiber. Du kannſt nicht glauben, wie viel wir durch dieſe Kleiderordnung erſparen, und wie viel Geld bey euch dadurch verſchwendet wird, daß ihr ſo eine gute Ordnung nicht eingeführt habt.

Meiner Geſchäfte halber mußte ich mich einmal in einem deutſchen Dorfe ein Paar Monate aufhalten. Da war eben ein kleiner Streit in der Gemeine. Der Schulze verlangte nämlich, daß man ein Stück Feld, das wohl ſeit der Sündfluth ſumpfig geweſen war, und nichts getragen hatte, mit Graben durchziehen, und urbar machen ſollte. Er berechnete, daß die Koſten ungefähr auf dreyßig Thaler kommen möchten, welche die Nachbaren geben ſollten. Das wollten ſie nun nicht, und ſagten: ſie hätten zu ſolchen Neuerungen kein Geld.

Unterdeſſen brachte eine gewiſſe Frau eine neue Art von Halstüchern mit aus der Stadt, that ſie den Sonntag um, und ging damit in die Kirche. Da ſteckten nun alle Weiber die Köpfe zuſammen und plauderten mit einander. Der Herr Pfarrer predigte: wie viel Gutes ein Chriſt mit Gelde ſtiften könne, wenn er es weislich anwendete; und die Weiber discurirten unterdeſſen über Mariens Halstuch.

Vor der Kirche blieben ſie alle ſtehen — und ſahen der Marie nach ihrem ſchönen Halstuche. Die ganze Woche über, wo ſie nur zuſammen ſtanden, wurde von dieſem Halstuche geſprochen. Wer es am ſchlimmſten dabey hatte, das waren die Männer. Dieſe waren nun alle in Contribution geſetzt. Der Schulze hatte dreyßig Thaler von der Gemeine gefordert, wozu ein jeder Nachbar etliche Groſchen hätte geben müſſen. Jetzt ſollte aber jeder Nachbar einen Gulden zu einem Halstuche, mancher auch, der große Töchter hatte, zwey bis drey herbey ſchaffen. Anfänglich weigerten ſie ſich: aber was half das Weigern? jeder hatte eine Frau, mancher auch ein Paar Töchter bey ſich zur Execution, die durch gute und böſe Worte die Halstücher zu erpreſſen ſuchten. In manchen Häuſern mußte die Execution ſcharf geweſen ſeyn; denn ich ſahe, daß die Männer die Köpfe hingen und trauerten, wie wenn ihnen der Weizen auswachſen wollte. Ging ich des Abends bisweilen durch die Straßen: ſo hörete ich, daß in vielen Häuſern Krieg war. Kurz, nach vierzehn Tagen war die Contribution zuſammen gebracht, die Weiber gingen zu Markte, kamen mit neumodiſchen Halstüchern zurück, gingen den nächſten Sonntag damit in die Kirche; und auf dem Stück Lande, das urbar hatte ſollen gemacht werden, quakten die Fröſche. Ich zählte die Halstücher, die in der Kirche waren, und rechnete aus, daß dieſe Mode der Gemeine 64 Rthlr. gekoſtet habe. Das war nun auf einem Dorfe, die Mode betraf nur Halstücher. Nun kannſt du leicht denken, was für Summen jede Veränderung der Mode in großen Städten koſten muß.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Ein vergnügter Abend.

Ich ging nun wieder an meine Arbeit, war aber nicht ſo fleißig, wie ſonſt, weil ich die Gedanken immer bey dem hatte, was ich des Vormittags ſah und hörte. Gegen Abend ging ich durch das Feld, damit ich in der Abenddämmerung meinen Gedanken deſto beſſer nachhängen könnte. Da kam ich unvermuthet an einen Fluß, ſah auf demſelben hin und freute mich der mancherley Farben, die der aufgehende Mond darin verurſachte. Mir wurde unbeſchreiblich wohl, und ich hätte vielleicht bis um Mitternacht hier geſeſſen, wenn ich nicht durch ein Plätſchern, welches ich in einiger Entfernung hörte, wäre unterbrochen worden. Ich ſahe auf dem Fluſſe hin, um zu erfahren, woher es rühre: da erblickte ich in der Entfernung eine Menge weiße Dinge, die den Strom herunter ſchwammen. Sollten denn dieß Gänſe ſeyn, oder Amerikaniſche Vögel, die ich noch nicht kenne? dachte ich bey mir ſelbſt, und ging näher, um zu unterſuchen, was es denn eigentlich wäre? da hörte ich eine Stimme, die rief: Hu! hu! hu! Dann eine andere, die rief: Hi! hi! hi! Dann eine dritte, die rief laut: Hier ſeyd aufmerkſam, hier wird der Fluß reißend! Tauſend! dachte ich, ſprechen denn die Gänſe in Amerika? Da aber dieſe Dinger näher kamen, ſahe ich, daß es Knaben waren, die ſich unter Begleitung einiger Aufſeher badeten. Sie ſtiegen nun an das Land, und ich trat zurück: weil ſie ganz nackt waren, und nichts am Leibe hatten, als ganz kurze Hoſen, welche, wie ich nachher erfuhr, von Leinewand gemacht waren.

Nun kleideten ſie ſich an, gingen nach Hauſe, und ich miſchte mich unter ſie, und ließ mich mit einem Aufſeher in folgendes Geſpräch ein:

J. Ging es heute gut?

A. Vortrefflich. Die Kinder ſind ſo vergnügt geweſen, daß ich meine Freude daran hatte.

J. Schadet es denn aber den Kindern nicht, wenn ſie ſo im Waſſer ſind?

A. Du ſiehſt es ja, daß unſere Kinder alle friſch und geſund ſind. Das Bad im kalten Waſſer, wenn es mit der gehörigen Vorſicht geſchieht, ſtärkt den ganzen Körper. Wer ſich von Jugend auf an das kalte Bad gewöhnt, dem ſchadet hernach kein Regen, keine Erkältung etwas.

J. Welches iſt denn aber die gehörige Vorſicht, mit welcher das Baden geſchehen muß?

A. Man darf ſich nicht baden, wenn der Körper noch ſchwitzt, auch nicht gleich nach Tiſche. Will man in das Waſſer gehen: ſo muß man erſt den Kopf unter das Waſſer tauchen, hernach die Bruſt recht mit kaltem Waſſer waſchen.

J. Warum denn das?

A. Wenn die untern Theile des Körpers eher kalt werden, als die obern: ſo ſteigt das Blut zu ſtark nach dieſen, und dadurch kann leicht ein Schlagfluß verurſacht werden.

J. Ich dächte, die Kinder könnten leicht erſaufen?

A. Freylich iſt es leicht, wenn die Kinder ſich ohne Aufſicht baden. Deßwegen erſaufen ſo viele bey euch. Ihr verbietet ihnen das Baden, ſie haben aber doch große Luſt dazu, und thun es deßwegen heimlich. Wie leicht iſt es da, daß ein Kind, das ohne Aufſicht iſt, verunglücken kann!

Bey uns iſt hingegen das Baden nicht verboten, wir ermuntern die Kinder dazu, und die Aufſeher baden ſich ſelbſt mit. Damit nun kein Kind erſaufen möge: ſo lehren ſie ein jedes erſt ſchwimmen.

Ich wünſchte der ganzen Badegeſellſchaft eine angenehme Ruhe, und eilte, daß ich in mein Quartier kam, wo ich ſehr ſanft einſchlief.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Conſtant ſieht Stonen in die Augen.

Nach der Zeit war ich ſo glücklich, daß die Amerikaner mich immer lieber bekamen, und mir ihr ganzes Zutrauen ſchenkten. Einmal, da ich aus der Kirche ging, nahm mich Stone bey dem Arme und ſagte: willſt du wohl noch vor Tiſche einen Spaziergang mit mir machen, lieber Conſtant!

Herzlich gern, war meine Antwort.

Er nahm mich alſo mit ſich, und führte mich auf einen Berg, von welchem wir einen großen Theil des Landes überſehen konnten, welches zu der glücklichen Colonie gehörte, welche ſich hier niedergelaſſen hatte.

Wie gefällt dir, fragte er mich, dieſer Anblick?

J. Herrlich!

St. Und vor funfzig Jahren war hier noch ein dicker Wald, wo Wölfe, Bären, Schlangen, und wilde Menſchen wohnten. Durch den Fleiß der Menſchen, durch ihre Rechtſchaffenheit und Gefälligkeit iſt nun dieſe ſonſt wüſte Gegend in ein Paradies verwandelt worden.

J. Wir haben bey uns auch ſehr ſchöne Gegenden und doch —

St. Doch ſind ſie kein Paradies? Was willſt du damit ſagen?

J. Ja was ich damit ſagen will, das weis ich ſelbſt nicht. Genug, es gefällt einem da nicht recht wohl. Die Leute, die in dieſem Paradieſe wohnen, ſind faſt immer mißvergnügt. Einige haben das liebe Brod nicht ſatt, andere ſind krank und elend, noch andere haben Zank und Verdruß; bringt es ja einer einmal ſo weit, daß er ein ruhiges und glückliches Leben führt: ſo läßt ihm der Neid keine Ruhe. Da ſteigen bald Nachbarn auf, die durch allerley Ränke und Cabalen ihm das Leben ſchwer machen.

St. O Conſtant! (indem er mich in ſeine Arme ſchloß) die Welt iſt gut und ſchön, wenn nur die Menſchen gut ſind. So lange die Menſchen aber nicht beſſer werden, wird Jammer und Noth nicht aufhören. Auch wir (hier rollten ihm die Thränen über die Backen) wir werden hier nur ſo lange glücklich leben, als wir gut ſind. Sollte einmal, welches Gott verhüten wolle! bey uns Falſchheit, Treuloſigkeit, Faulheit, Kleiderpracht u. dgl. einreißen: ſo iſts um wenige Jahre zu thun, ſo ſind wir ſo elend, als die Europäer.

J. Ach! und es leben unter uns ſo viele rechtſchaffene und kluge Leute, die gerade ſo denken, wie ihr, und die, wenn es bey ihnen ſtünde, gern die ganze Welt glücklich machten. Gleichwohl richten ſie nichts aus.

St. Nichts aus? Gott vergebe es dir! Keine gute Lehre, kein gutes Exempel, das man andern gibt, iſt ohne Nutzen; immer wirkt es etwas, wenn man es auch nicht ſogleich bemerket. Unſere ganze glückliche Colonie weißt du, woher ſie entſtanden iſt? aus den guten Lehren, die unſere Vorfahren aus Europa mitbrachten, und die wir noch jetzt in den Büchern deiner rechtſchaffenen klugen Landsleute leſen. Wir prüfen alles, und das Gute behalten wir und führen es bey uns ein. Siehſt du nun, daß die rechtſchaffenen klugen Europäer etwas ausgerichtet haben?

Und woher kommt es denn, daß in gewiſſen Ländern die Leute nicht gar zu Narren werden? daß man doch allenthalben ein Beſtreben wahrnimmt, alles zu beſſern? das kömmt bloß daher, daß es bey euch noch kluge und rechtſchaffene Leute gibt, die ſich keine Mühe verdrüßen laſſen, durch ihr Exempel, ihre Geſpräche und Schriften ihre Landsleute verſtändiger und beſſer zu machen.

J. Du magſt wohl recht haben. Zwiſchen euch und uns iſt aber doch ein großer Unterſchied. So bald man bey euch einen guten Vorſchlag thut: ſo unterſucht ihr ihn; findet ihr ihn gut: ſo nehmt ihr ihn mit Freuden an und dankt dafür. Bey uns — du barmherziger Gott! wenn da Jemand etwas Neues vorſchlägt: ſo entſteht ein Rumor und Lärmen, daß es einem angſt und bange werden möchte; man lacht und ſpottet über den, der den Vorſchlag gethan hat, man haßt und verfolgt ihn, ja man hat Exempel, daß Leute deßwegen, weil ſie etwas Gutes einführen wollten, ſind zu Tode geärgert worden. In meiner Vaterſtadt bekam ein Geiſtlicher die Schwindſucht von einer Schulverbeſſerung, die er hatte einführen wollen.

St. Gott! wahr iſts wohl.

J. Wie geht denn das zu, daß es bey euch nicht ſo iſt?

St. Conſtant, ſieh mir in die Augen!

Ich ſah ihm in die Augen, da nahm er mich wieder in den Arm und ſagte: Ja, die Ehrlichkeit ſieht dir aus den Augen. Du kannſt kein unredlicher Menſch ſeyn. Dieſen Nachmittag drey Uhr komm zu unſerm Vorſteher, da ſollſt du mehr erfahren.

Nun ging er wieder nach Hauſe, und ich, ſobald die Glocke drey ſchlug, flog zum Vorſteher hin.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Die Amerikaner laſſen Conſtanten in die Charte ſehen.

Da ich zum Vorſteher kam, wurde ich in die Stube geführt, wo ich noch acht Männer, unter welchen ſich auch Stone befand, antraf.

Lieber Conſtant! ſagte der Vorſteher, ich habe gehört, daß du ein großes Verlangen trägſt, zu wiſſen, wie wir es anfangen, daß wir hier ſo vergnügt und glücklich leben. Da wir nun glauben, daß du ein redlicher Mann biſt: ſo ſollſt du Alles erfahren. Wir wünſchen aber, daß unſere Verfaſſung auswärts nicht bekannt werde. Deßwegen mußt du uns ein Verſprechen ablegen, daß du von allem dem, was du künftig bey uns ſehen und hören wirſt, Niemanden etwas wieder ſagen willſt.

Ich legte mein Verſprechen ab.

Von dieſem Tage an erfuhr ich nun Alles, was ich nur wiſſen wollte. Ich durfte nun in das Innerſte ihrer Erziehungshäuſer ſehen, ihren Verſammlungen beywohnen, in ihre Synode kommen, die Einrichtung ihrer öffentlichen Caſſen mir bekannt machen, und begriff nun gar wohl, wie es möglich ſey, daß ſo viele Leute, ohne Zank und Streit, Sorge und Kummer, Krankheit und Plage, bey einander leben konnten, daß bey ihnen von Jahre zu Jahre alles ſchöner und beſſer wurde. Allein, meines Verſprechens wegen, kann ich von allem dieſem weiter nichts erzählen.

So viel kann ich nur ſagen, daß ihre Hauptmeinung war: wenn die Menſchen beſſer werden, ſo wird alles beſſer, ſo hört das menſchliche Elend nach und nach auf, und ſie können Dinge möglich machen, die man ſonſt für unmöglich hielt.

Nun war mein einziger Wunſch, daß ich in Amerika leben und ſterben wollte. Wenn aber eine Sache nicht ſeyn ſoll: ſo muß ſich alles ſchicken. Wollte ich vergnügt leben: ſo mußte ich eine Frau haben. Dieſe konnte ich aber nicht finden. Zwar gab es Mädchen genug, die mir gefielen; wenn ich mich aber um eines bewerben wollte: ſo erfuhr ich allemal, daß es ſchon verſprochen ſey. Keines hätte ich lieber gehabt, als Holſters Schweſter. Sie war ſo geſund, munter, geſchickt, und gefiel mir durchaus ſo wohl, daß ich ſie ganz in mein Herz ſchloß.

Da ich nun aber die Sitten der Amerikaner wußte: ſo ſagte ich ihr ſelbſt kein Wort von meiner Liebe, ſondern ging einmal zu Stonen, entdeckte ihm mein Herz, und bat ihn, daß er mir doch das Mädchen zur Frau verſchaffen möchte.

Lieber Conſtant! ſagte er: du haſt gut gewählet, das muß ich geſtehen, aber — Nun, fragte ich

heſheftig: das Mädchen iſt doch wohl nicht auch verſprochen?

Ja wohl, antwortete er, iſt das Mädchen verſprochen. Ich kann dir alſo keinen beſſern Rath geben, als daß du es dir aus dem Sinne zu ſchlagen ſucheſt.

Da ging ich ganz betrübt fort, und wollte mir es aus dem Sinne ſchlagen, und konnte es doch nicht. Immer war es mir, als wenn das Mädchen vor mir ſtünde. Ich hatte nun bey weitem die Freudigkeit nicht mehr, die ich ſonſt hatte. Stone merkte es, und kam einmal zu mir.

Conſtant! fragte er: was fehlt dir? warum biſt du nicht mehr ſo vergnügt, als ſonſt? Sind wir nicht mehr ſo gut, als ehedem? fehlt dirs an Nahrung? hat ſich etwa unſere Einrichtung verſchlimmert?

Ach nicht doch! antwortete ich, ich habe mich verſchlimmert. Ich habe mein Herz an ein Mädchen gehängt, das ich doch nicht bekommen kann.

Nun lieber Conſtant! wenns weiter nichts iſt, fuhr Stone fort, ſo kannſt du dir bald helfen. Die Urſache von deiner Traurigkeit liegt nicht in der Welt, ſondern in dir ſelbſt. Die Welt können wir nicht anders machen, als ſie iſt, aber uns können wir anders machen, wenn es uns nur ein Ernſt iſt.

J. Wie ſoll ich denn das anfangen?

St. Du haſt dich alſo in das Mädchen verliebt?

J. Gar gewaltig verliebt.

St. Warum nimmſt du ſie denn nicht?

J. Wie kann ich denn? ſie iſt ja ſchon einem Andern verſprochen.

St. Ginge es denn nicht an, daß du das Mädchen dem Andern abſpenſtig zu machen ſuchteſt?

J. Ah! das wäre doch nicht Recht.

St. Ich glaube es auch nicht. Nun will ich dir meine Meinung ſagen. Wenn wir eine Sache, die wir gern haben möchten, nicht anders als auf eine unrechtmäßige Art bekommen können: ſo iſt ſie uns nicht beſtimmt, ſie iſt uns nicht gut, es würde unſer Unglück ſeyn, wenn wir ſie bekämen. Daran mußt du beſtändig denken, da wirſt du bald beruhigt werden. Thue es, lieber Conſtant, ich bitte dich darum.

Ich dankte ihm herzlich für ſeinen guten Rath, befolgte ihn, und befand mich wirklich beſſer dabey. Ganz wohl befand ich mich aber doch nicht. Denn wenn ein junger Mann ordentlich lebt, und geſund iſt und hat keine Frau: ſo iſts doch immer, wie wenn ihm etwas fehlte.

Stone, der es gar zu wohl merkte, lud mich einmal zu einem Spaziergange ein. Dießmal führte er mich weiter, als ich bisher gekommen war. Wir kamen unter andern auf eine Landſtraße, die ſehr ſchön gepflaſtert, mit zerſchlagenen Steinen beſchüttet und an beyden Seiten mit Graben verſehen, und mit Obſtbäumen beſetzt war. Hier und da hatte ſie Brücken, damit bey ſtarken Regengüſſen das Waſſer unter denſelben, aus einem Graben in den andern, fließen könnte.

An dem Anfange dieſer Straße war ein Pfahl errichtet, auf welchem Folgendes geſchrieben war: „Hier, wo ſonſt Moraſt war, hat Andreas Benning, auf ſeine Koſten dieſe Straße anlegen laſſen, um den Reiſenden mehrere Bequemlichkeit zu verſchaffen. Zur Dankbarkeit zahlt ihm jeder Fußgänger 3 Pfennige, und Jeder, der mit Pferden reiſet, für jedes Stück 6 Pfennige.“

Das iſt doch artig, ſagte ich: ſo etwas habe ich bey uns nicht geſehen. Wir haben zwar auch ſchöne Landſtraßen, und die Reiſenden, die ſie paſſiren, müſſen etwas dafür bezahlen; ich kann mich aber nicht erinnern, daß bey uns ein Privatmann eine Landſtraße hätte anlegen laſſen.

Ich glaube es wohl, ſagte Stone: wenn bey euch Jemand Geld erworben hat: ſo weiß er nicht was er damit anfangen ſoll. Er verborgts daher gegen Intereſſen, und wird oft darum betrogen. Oder er fängt an, wie ihr zu ſagen pflegt, ſich etwas zu Gute zu thun, wendet mehr auf ſeinen Tiſch, ſeinen Trunk, ſeine Kleidung, ſchweift auch wohl auf andere Art aus. Was kommt denn nun am Ende dabey heraus? er wird krank, ſeine Kinder gewöhnen ſich an großen Aufwand, und bezeigen keine Luſt zur Arbeit. Wenn man nun am Ende betrachtet, was ſolche Leute von allem ihrem Reichthume haben: ſo iſt es ein kranker Körper und lüderliche Kinder, die in Kurzem wieder durch ihre Verſchwendung durchbringen, was ihre Eltern mit vieler Mühe erwarben. Bey uns iſt dieß ganz anders: Wenn da jemand durch ſeinen Fleiß ſich etwas erworben hat: ſo ſchaffen wir ihm ſogleich Gelegenheit, ſein Geld zu gemeinnützigen Anſtalten anzuwenden. Da werden Landſtraßen, Brücken, Erziehungshäuſer angelegt, Badeanſtalten errichtet, kurz alles, was wir für das allgemeine Beſte nöthig haben, wird von dem Gelde unſerer reichen Mitbürger genommen. Dabey befinden wir uns nun ſehr wohl. Wir können Wege beſſern, Brücken bauen, kurz alles zu Stande bringen, was zum gemeinen Beſten nöthig iſt, ohne nöthig zu haben, deßwegen neue Auflagen zu machen.

Der Reiche, der ſein Geld zu ſolchen Anſtalten hergibt, befindet ſich dabey auch ſehr wohl. Erſtlich hat er die Freude, zu ſehen, daß durch ihn etwas Nützliches zu Stande gekommen iſt; zweytens hat er davon auch eine gute Einnahme. Bennings Familie ſteht ſich bey der Landſtraße, die er angelegt hat, ſehr wohl. Sie hat täglich eine gute Einnahme von denen, die dieſe Straße paſſiren, jährlich auch etwas Beträchtliches von den Obſtbäumen, die er pflanzen ließ. Drittens hat er auch Ge-

Gelegenheit, ſich bey den Nachkommen ein Andenken zu ſtiften.

Muß ich dieſe Einrichtung auch gegen meine Landsleute verſchweigen? fragte ich: Nein, antwortete Stone: Ich beſorge aber nur, daß du mit der Bekanntmachung wenigen Nutzen ſtiften wirſt. Jede neue gute Anſtalt iſt eine Neuerung, und von Neuerungen ſcheinen deine lieben Landsleute eben keine großen Freunde zu ſeyn, ſie laſſen es lieber bey dem Alten.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Conſtant lernt den Willen Gottes erfahren.

Da wir an das Ufer eines großen Stroms kamen, ſetzten wir uns daſelbſt, und ſahen einigen kleinen Schiffen nach, welche auf demſelben geſegelt kamen, und, wie mir Stone verſicherte, mit Häuten beladen waren, die ſie von den Wilden erhandelt hatten.

Wir ſprachen darüber verſchiedenes, hernach ſahe mir Stone in die Augen ſo ſtarr, daß ich ſie niederſchlagen mußte. Conſtant! Conſtant! ſagte er, und faßte meine Hand, du biſt unruhig, dir fehlt etwas.

Frey‑

Freylich, ſagte ich traurig, fehlt mir etwa Ich möchte ſo gern bey euch bleiben, und gleichwo ſehe ich doch keine Gelegenheit, mich zu verheirathe Darüber bin ich nun betrübt, weil ich nicht wei was ich thun, oder laſſen, ob ich unverheirathet b euch leben, oder in mein Vaterland zurückkehren ſo

Deßwegen, ſagte Stone, biſt du betrübt? d ſollteſt du nicht thun. Ich will dir doch ſagen, w wir uns in dergleichen Fällen zu verhalten pflege Wir ſind der Meinung, daß wir, wenn wir ni wiſſen, was wir thun ſollen, immer den Will Gottes erfahren können.

J. Wie ſo? looſt ihr denn etwa?

St. Warum denn nicht gar? Wir denken na welches für uns das Beſte ſey, und wenn auf beyd Seiten gleiche Vortheile zu ſeyn ſcheinen: ſo laſſ wir einige Zeit verſtreichen, ehe wir uns zu etw entſchließen, und merken hernach auf, ob nicht U ſtände eintreten, die uns zu einem gewiſſen E ſchluſſe bringen. Treten dieſe ein: ſo ſehen wir als einen Wink Gottes an, und folgen ihm mit Fre den. Haſt du mich recht verſtanden?

J. Nicht ganz.

St. So will ich dirs durch ein Exempel deutli machen. Du weißt jetzt z. E. nicht, ob du bey u bleiben, oder nach Hauſe reiſen ſollſt. Was mu du thun?

J. Nachdenken.

St. Recht! überlegen mußt du, ob es für dich beſſer ſey, wenn du bleibſt, oder wenn du abreiſeſt.

J. Dazu, ich muß es dir geſtehen, reichen meine Einſichten nicht hin. Ich kann ja nicht in die Zukunft ſehen.

St. Ich glaube es wohl, nun da looſe nur nicht, ſchlag auch deßwegen keinen Vers in der Bibel oder im Geſangbuche auf, ſondern gib auf die Umſtände Acht! Fände ſich eine Gelegenheit, eine Perſon zu heirathen, die ſich für dich ſchickt: ſo betrachte dieß als einen Wink, bey uns zu bleiben; wäre aber dieß nicht, zeigte ſich vielmehr eine Gelegenheit, in dein Vaterland zurück zu kehren: ſo betrachte es als einen Ruf, unſer Land zu verlaſſen. Bis dahin kannſt du ganz ruhig ſeyn.

Dieſer freundſchaftliche Rath that mir herzlich wohl, es war, wie wenn es auf einmal heller in meinem Kopfe würde, und mein Herz wurde ruhiger.

Wozu ich mich aber eigentlich entſchließen ſollte, wußte ich immer noch nicht. Endlich wurde ich aus meiner Ungewißheit geriſſen.

Da ich einmal eine merkwürdige Predigt von den weiſen Führungen Gottes gehört hatte, und ſehr gerührt nach Hauſe ging, hörte ich Jemanden mit ſtarken Schritten hinter mir herkommen. Ich drehte mich um und — wie freute ich mich — Herr von Aſſof ſtand vor mir.

Das gehört doch, ſagte er zu mir, auch zu den weiſen Führungen Gottes, daß ich hier meinen Conſtant wieder finde.

Er nahm mich bey der Hand, und ich mußte mit ihm ſpeiſen. Nach Tiſche ging ich mit ihm ſpazieren, und führte ihn auf die Plätze, wo es mir immer am beſten gefallen hatte.

Wird er hier bleiben? fragte er mich. Da entdeckte ich ihm mein ganzes Herz. Als ich ausgeredet hatte: fragte er mich, hat er ſein Mädchen in Erfurt ganz vergeſſen?

Das habe ich, antwortete ich, nicht vergeſſen. Zwiſchen hier und Erfurt iſt aber viel Waſſer. Ich weiß nicht, ob mich mein Mädchen noch lieb hat; hier gefällt es mir, ich weiß aber nicht, ob es mir in Deutſchland gefallen wird?

V. A. Er will aber heirathen — hier findet er kein Mädchen — in Deutſchland weiß er eines, und, wenn ihn dieſes nicht mehr lieb hätte: ſo kann er unter vielen andern wählen — ich reiſe in 14 Tagen nach Deutſchland zurück, und bin bereit, ihn mit mir zu nehmen.

J. Wenn ich dieß alles zuſammen nehme: ſo kann ich freylich nicht anders, als es für einen Wink Gottes halten, der mich in mein Vaterland zurück ruft.

V. A. Ungefähr in vierzehn Tagen reiſe ich von hier ab; will er mit mir?

J. Hier iſt meine Hand, ich folge Ihnen.

Herr von Aſſof wurde von den Amerikanern ſehr geliebt und gelobt. Da er nun verſprach, daß er von dem, was er ſehen und hören würde, nichts weiter ſagen wollte: ſo zeigten ihm die guten Amerikaner Alles.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Herr Conſtant wohnt einer Synode bey.

Nach einigen Tagen war eine Synode, und wir erhielten Beyde die Erlaubniß, ihr beyzuwohnen. Ich will doch davon etwas erzählen, was ich zu erzählen Erlaubniß habe.

Nachdem verſchiedene Vorſchläge, wie man dieſes und jenes beſſer einrichten könne, waren gethan worden: ſo wurde angezeigt, daß verſchiedene Fremde da wären, welche bäten, daß ſie als Mitglieder der Colonie aufgenommen werden möchten.

Sind ſie geprüft? fragte der Präſident. Noch nicht, antwortete man ihm, ſie ſind erſt geſtern angekommen. Unterdeſſen weil wir eben hier zuſammen ſind, wäre es nicht gut, wenn wir ſie vorläufig fragten, womit ſie der Colonie nützen wollten? ſo laßt, ſagte der Präſident, einen nach dem Andern herein kommen.

Zuerſt trat eine junge Frau herein, die erſtaunlich frech ausſah.

Pr. Was willſt du bey uns?

Fr. Ich

Fr. Ich wünſche in eure Colonie aufgenommen zu werden.

Pr. Warum?

Fr. Weil ich gehört habe, daß man bey euch ſo glücklich lebe.

Pr. Wo iſt die Glückſeligkeit der Menſchen zu ſuchen?

Fr. In Amerika.

Pr. Oho! dieß ſoll wohl ein Compliment ſeyn. Wir Amerikaner ſind keine Freunde von Complimenten. Womit willſt du unſerer Colonie nützen?

Fr. Womit? womit? womit Sie befehlen.

Pr. Das iſt ja, ſagte der Präſident, eine lächerliche Antwort. Weißt du ein Mittel gegen den Biß der tollen Hunde?

Fr. Das wohl nicht — aber

Pr. Nun warum erbieteſt du dich denn zu Allem, was ich befehle? Wenn ich nun von dir verlangte, daß du Jemanden helfen ſollteſt, der von einem tollen Hunde wäre gebiſſen worden: da würdeſt du verſtummen. Solche leere Worte können wir bey uns gar nicht leiden. Kannſt du uns etwas verſchaffen, was wir nicht haben?

Fr. O ja, Vieles.

Pr. Es iſt an Einem genug.

Fr. Ich kann Putz machen, friſiren, nach der neueſten Mode, wie man es verlangt. Dieß fehlt den hieſigen Damen und Demoiſelles noch ganz und gar.

Pr. Wozu dieß Alles?

Fr. Damit ſie beſſer gefallen.

Pr. O ſie gefallen nur zu ſehr. Es bleibt ja bey uns kein Mädchen unverheirathet, und wenn es verheirathet iſt: ſo hat es der Mann lieb. Iſt dieß bey euch auch alſo?

Fr. Das wohl nicht, aber ein geputzter Kopf läßt doch ſo ſchön —

Pr. Mag ſeyn, aber er taugt nicht in die Küche und zu den Arbeiten des weiblichen Geſchlechts.

Fr. Ich habe auch ein Mittel, die grauen Haare zu färben.

Pr. Das brauchen wir nicht. Graue Haare ſind bey uns Putz. Eine Frau mit einem grauen Kopfe wird von uns Allen ſehr geſchätzt. Wie heißt du?

Fr. Charlotte Räbezahl.

Pr. Secretär! ſchreib in das Protocoll, daß Charlotte Räbezahl ſich für unſere Geſellſchaft nicht ſchicke, daß ſie bis zur Ankunft des nächſten Schiffs Arreſt haben, und dann mit demſelben abgeführt werden ſoll.

Fr. Ey ihr Amerikaner habt auch gar keine Lebensart!

Pr. So iſt es ja gut für dich, wenn du von Leuten entfernt wirſt, die gar keine Lebensart haben.

Sie mußte abtreten.

Nun wurde ein langer hagerer Mann herein gebracht. Er machte eine tiefe Verbeugung und redete folgendergeſtalt: Ehrwürdige Männer! Das Verlangen, euch zu nützen, hat mich zu euch getrieben. Vaterland und Freundſchaft habe ich verlaſſen, habe mein Leben den Wellen des Meeres anvertraut, habe Stürme ausgehalten, bin durch Klippen geſegelt, und über Sandbänke —

P. Lieber Fremder! Wir ſind bey uns ſehr geizig auf die Zeit, und können deßwegen lange Reden nicht wohl leiden. Sage es daher kurz und gut: womit willſt du uns nützen?

Fremder. Ich will euch Geld zuführen.

Pr. Sonſt nichts?

Fr. Tonnen Goldes.

Pr. Und wenn du uns Millionen zuführteſt, ſo achten wir es nicht. Wenn der Menſch iſt, wie er ſeyn ſoll: ſo verſchafft er ſich Geld, ſo viel er bedarf. Iſt er aber nicht, wie er ſeyn ſoll; ſo iſt er bey den größten Geldſummen ſo elend, als bey wenigen Groſchen. Es iſt nicht genug, daß man Geld hat, ſondern man muß auch wiſſen, wie man es anwenden ſoll. In Europa pflegt man wohl, wenn Jemand ſich an einem Orte niederlaſſen will, zu fragen: wie viel kannſt du Geld herwenden? Bey uns iſt es aber ganz anders.

F. Ich bin nicht ganz deiner Meinung, ehrwürdiger Präſident! Wenn du aber die Schätze verachteſt, die ich dir ſo gern zuwenden wollte: ſo will ich dich eine ſehr wichtige Kunſt lehren.

Pr. Eine Kunſt? das ſoll mir ſehr lieb ſeyn, wenn ich ſie noch nicht weiß. Wie heißt ſie?

Fr. Die große Kunſt, das Volk im Gehorſam zu erhalten.

Pr. Wie? Was? Die Kunſt willſt du uns lehren, das Volk im Gehorſam zu erhalten? Wir regieren nun unſere Colonie ſo lange, und wiſſen noch gar nichts von Ungehorſam zu ſagen.

Fr. Sonderbar! aber darf ich wiſſen, worin eure Kunſt beſteht?

Pr. Warum ſollten wir es verheimlichen? Unſere große Kunſt, allen Ungehorſam auf immer unmöglich zu machen, heißt — Aufklärung.

Der Fremde wurde, als er das Wort Aufklärung hörte, blaß wie eine Wand und zitterte, wie Espenlaub. Aufklärung? fragte er ängſtlich.

Pr. Aufklärung.

Fr. Glaube es nicht, lieber Präſident! Laß dich nicht durch Aufklärer täuſchen, die alle Regierungen untergraben und das Volk zügellos machen. Je unwiſſender und dummer das Volk iſt, deſto williger gehorcht es.

Pr. Einer tyranniſchen Obrigkeit. Wenn aber die Obrigkeit ſelbſt weiſe und gut iſt, und das Beſte des Landes ſucht: ſo gehorcht ein aufgeklärtes Volk williger, als der blinde unwiſſende Hauſe, der ſich durch Aufrührer, durch allerley Vorſpiegelungen leicht aufwiegeln läßt.

Fr. Die Geſchichte aller Zeiten lehrt, daß die Aufklärung des Volks die Regierungen geſtürzt habe.

Pr. Die despotiſchen, das gebe ich zu. Die guten und gerechten werden aber dadurch befeſtigt. Wir haben Anſtalten gemacht, daß die Kinder ſchon aufgeklärt werden. Deßwegen ſuchen wir ſie früh zu belehren, von der Nothwendigkeit der Geſetze, der Abgaben, der Obrigkeit. In unſern Kinderlehren, anſtatt die zehn Gebote der Juden auszulegen, laſſen wir ihnen die Landesgeſetze erklären, und bey jedem zeigen, warum es gegeben ſey? wie nöthig es ſey, daſſelbe zu beobachten. — Wir laſſen ſie unterrichten, von jeder Abgabe, die entrichtet werden muß, und zeigen, wozu ſie verwendet werde. Wir gehen noch weiter, wir machen am Ende eines jeden Jahrs das Volk mit dem bekannt, was das Jahr über von uns Gutes geſchehen iſt. Wenn wir ein Geſetz geben wollen: ſo machen wir es erſt bekannt, um zu hören, ob das Volk auch etwas mit Grund daran zu tadeln habe —

Fr. Beſter Präſident! ich bitte dich!

Pr. Warum bitteſt du mich denn?

Fr. Daß du doch das Wohl deiner Colonie zu Herzen nimmſt. Die Aufklärung wird gewiß über lang oder kurz eine ſchreckliche Zerrüttung anrichten.

Pr. Wenn dir denn meine Kunſt, das Volk in Gehorſam zu erhalten, nicht gefällt: ſo ſag mir doch worin deine Kunſt beſtehe?

Fr. Vor allen Dingen muß man ernſtliche Anſtalten machen, das Volk zum Glauben zu bringen.

Pr. Zum Glauben? Ich zweifle, ob ein Volk zum Glauben geneigter iſt, als das unſrige.

Fr. Das iſt ja nicht möglich. Wie kann denn Aufklärung und Glaube mit einander beſtehen? Auf Aufklärung folgt allemal Unglaube.

Pr. Das muß in Europa ſo ſeyn. Bey uns wird der wahre Glaube durch die Aufklärung bewirkt.

Fr. Wie macht ihr denn das?

Pr. Wir lehren das Volk nichts, als was wahr iſt, und verſprechen ihm nichts, als was wir halten wollen. Da nun, ſeitdem unſere Colonie beſteht, noch niemals der Fall geweſen iſt, daß unſer Volk von uns wäre getäuſcht worden: ſo hat es ein ſolches Zutrauen zu uns, daß es uns aufs Wort glaubt.

Fr. Ja wenn ihr es freylich ſo macht: ſo begreife ich es wohl. Aber ſo meine ich es nicht.

Pr. Ich meine es aber ſo. Aber höre Fremder! Ich habe heute noch viele Geſchäfte, und kann dich deßwegen nicht länger anhören. Sag mir aber einmal, biſt du nicht ein Jeſuit?

Fr. Ich habe das Glück, zu der Geſellſchaft zu gehören, die ſich um die Kirche Jeſu die größten Verdienſte erworben hat —

Pr. Nun! Nun! das wollen wir jetzt nicht unterſuchen. Das will ich dir aber ſagen: bey uns kannſt du nicht bleiben.

Fr. Und warum nicht? Ihr duldet ja Juden —

Pr. Aber keine Jeſuiten.

Fr. Und Türken?

Pr. Aber keine Jeſuiten.

F. Und Heyden?

Pr. Aber keine Jeſuiten.

Fr. Aber was haben wir denn gethan, daß wir in euren Augen ſo abſcheulich ſind?

Pr. Das iſt euer Verbrechen, daß ihr die Aufklärung zu hindern und das Volk in der Unwiſſenheit und Blindheit zu erhalten ſucht. Geh du hin zum Kaiſer von Fetz und Marokko, welcher in dem Wahne ſteht, das Volk wäre um ſeinetwillen da — dieſer wird dich mit offenen Armen empfangen; und wenn du ihn die Kunſt lehreſt, das Volk recht dumm zu machen, daß er mit ſeinen Gütern und ſeinem Blute ſchalten kann, wie er will: ſo kannſt du vielleicht von ihm eine goldene Doſe bekommen.

Fr. Alſo iſt gar keine Hoffnung da, daß ihr mich aufnehmet?

Pr. Gar keine. Wenn ſich ein Menſch bey uns niederlaſſen wollte, der im Sinne hätte, unſerm Volke die Füße zu lähmen, dürften wir ihn wohl aufnehmen?

Fr. Freylich nicht.

Pr. Das iſt ja aber noch weit ſchlimmer, daß du den Verſtand des Volks lähmen willſt. Wir wollen ſchlechterdings kein dummes, ſondern ein aufgeklärtes Volk regieren. Ein aufgeklärtes Volk iſt geſund, zeugt geſunde Kinder, iſt froh, hat keinen Mangel, iſt immer in guten Vermögensumſtänden, gehorcht gern guten Anordnungen, zahlt ohne Murren mit Freuden die nöthigen Abgaben. Secretär! protocollire, daß dieſer Jeſuit, ſicher bewacht, und mit dem nächſten Schiffe abgeführt werden ſoll.

Der Jeſuit knirſchte mit den Zähnen und trat ab.

Nun wurden noch Viere hereingeführt, die der Synode lauter Künſte anboten, die ſie für überflüſſig und ſchädlich hielt. Ich mag ſie nicht nennen, weil dieſe Künſte in vielen europäiſchen Ländern in gar großem Anſehen ſtehen.

Zuletzt wurde ein Jüngling vorgeführt, von ungefähr zwanzig Jahren. Wer biſt du? fragte der Präſident.

Ein Schloſſergeſelle aus Pommern, und heiße Hildebrand.

Pr. Was willſt du bey uns?

J. Ich möchte gern bey euch wohnen.

Pr. Warum?

J. Weil ich glaube, daß ich bey euch glücklicher leben würde.

Pr. Warum glaubſt du, daß du bey uns glücklicher leben würdeſt, als in Europa?

J. Ich habe gehört, daß hier lauter gute und vernünftige Menſchen wohnten, da habe ich bey mir ſelbſt gedacht: wenn du unter lauter guten und vernünftigen Menſchen lebſt: ſo wirſt du ſelbſt gut und vernünftig werden. Wenn ich nun ſelbſt gut und vernünftig bin: ſo werde ich gewiß ein recht glückliches Leben führen.

Pr. Recht magſt du wohl haben. Aber womit willſt du uns nützen?

J. Lieber Präſident, mit nichts, als mit meiner Schloſſerarbeit.

Pr. Gut! Secretär! protocollire, daß der Schloſſer Hildebrand genau geprüft, und ſodann angezeigt werden ſoll, ob er rechtſchaffen, geſund und geſchickt iſt erfunden worden. Jetzt gehe hin, mein Sohn! wenn man findet, daß du ſo biſt, wie du ſcheinſt: ſo werden wir dich gern aufnehmen.

Dem Schloſſer ſtürzten die Thränen aus den Augen. Gott! ſagte er, wenn ich doch ſo glücklich ſeyn ſollte, daß ich unter guten Menſchen leben könnte! damit ich ſelbſt recht gut und vernünftig würde:

Es kommt bloß auf dich an, ſagte der Präſident. Was der Menſch will, das kann er. Und nun mußte der Schloſſer abtreten.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Herr von Aſſof fängt an aus der Philoſophie zu reden.

Ich trat nebſt Herrn Aſſof auch ab, mit naſſen Augen, und ließ es mir gegen ihn ziemlich deutlich merken, daß mich der Entſchluß, Amerika zu verlaſſen, reue. Aber Herr von Aſſof redete mich etwas ernſthaft an. Lieber Conſtant! ſagte er: *man muß nicht nach Empfindungen, ſondern nach Verſtande handeln.*

Was heißt das? fragte ich ihn.

Ich will ihm dies erklären, antwortete er. Manche Sache macht uns angenehme, manche aber unangenehme Empfindungen. Wer nun gleich thut, was angenehme, und das unterläßt, was unangenehme Empfindungen macht, der handelt nach Empfindungen; wer aber überlegt, was für ihn das Beſte ſey, und es thut, der handelt nach Verſtande. Die Trennung von den Amerikanern thut ihm wehe, er ſieht aber ein mit ſeinem Verſtande, es ſey für ihn beſſer, nach Deutſchland zurück zu kehren. Wenn er nun ſich von den Amerikanern nicht trennt: ſo handelt er nach Empfindungen. Hat er aber Muth genug zur Zurückreiſe: ſo handelt er nach Verſtande.

Vieles Elend, lieber Conſtant, kommt bloß daher, weil die Menſchen nach Empfindungen handeln. In meinem Vaterlande beſchloß ein Mann, der von ſeinen Eltern ein anſehnliches Vermögen ererbte, und ein noch größeres mit ſeiner Frau bekommen hatte, ſein Leben in Gram und Dürftigkeit. Ich kam eben dazu, als man ſeinen Leichnam einſcharrte. Woher kommt es, fragte ich den Geiſtlichen, daß dieſer Menſch ſo elend geworden iſt?

Daher, antwortete er, weil er nicht nach Verſtande, ſondern nach Empfindungen gehandelt hat, Wein ſchmeckte ihm beſſer, als Bier; Braten beſſer, als Gemüſe; ſeidene Weſten und Strümpfe gefielen ihm mehr, als leinene; auf dem Rathskeller bey dem Kartenſpiele war er lieber, als in ſeiner Arbeitsſtube. Es dauerte ihn, die Kinder mit bloßer Bruſt gehen zu laſſen, ſie naſſer und kalter Witterung auszuſetzen, und ihre Untugenden zu beſtrafen. Nach dieſen Empfindungen handelte nun dieſer unglückliche Mann. Er aß zwar gern etwas Gutes, aber hingegen trank er auch gern etwas Gutes, wendete das Geld, welches er zur Verbeſſerung ſeiner Haushaltung hätte brauchen können, an ſchöne Kleider, vernachläſſigte ſeine Handthierung, verzärtelte und verzog ſeine Kinder. Daher iſt das ganze Elend dieſes Mannes gekommen. Sein Vermögen ſchmolz zuſammen, ſeine Haushaltung gerieth in Unordnung, ſeine Kundleute gewöhnten ſich von ihm weg, ſeine Kinder wurden faul, liederlich, ungehorſam, und brachten das wenige Vermögen

gen durch, das ihnen der Vater übrig gelaſſen hatte. Der eine Sohn iſt unter die Soldaten gegangen, und vor Algier geblieben, der andere geht der Familie zur Schande herum, und die Tochter hat in einer garſtigen Krankheit die Naſe eingebüßt. In ſeiner letzten Krankheit wurde er aus dem Armenhauſe verpflegt, und ſein Begräbniß ließ die Almoſenkommiſſion beſorgen.

Wie will er nun handeln, Conſtant? nach Verſtande, oder nach Empfindungen.

Nach Verſtande, war meine Antwort. Ich gehe mit zurück ins Vaterland.

Dreyßigſtes Kapitel.

Herr Conſtant wird ein Handelsmann.

Wir haben noch ſechs Tage Zeit, fuhr Herr von Aſſof fort, dann geht das Schiff ab, mit welchem ich zurück reiſe. Dieſe kurze Zeit laß er uns noch wohl benutzen. Erkundige er ſich genau nach den Waaren, die man hier entweder gar nicht, oder doch in einem ſehr hohen Preiſe hat, und die in Deutſchland wohlfeil zu haben ſind, auch nach denen, die hier wohlfeil und bey uns theuer ſind, und verſuche es hernach, ob er nicht mit den Amerikanern einen Handel anfangen, und ſich eine Einnahme davon verſchaffen kann.

Ich that es, und habe in den wenigen Tagen, die ich hier noch zubrachte, den Grund zu dem anſehnlichen Vermögen gelegt, das ich jetzt beſitze. Da Reiß und Tabak hier ſehr wohlfeil waren: ſo nahm ich einige Centner davon mit, bezahlte die Hälfte von dem Gelde, das ich bey mir hatte, und die andere Hälfte borgten mir die Amerikaner auf mein ehrliches Geſicht, und verſicherten mir, daß ich, wenn ich es verlangte, noch einmal ſo viel haben ſollte. Ich nahm es aber nicht an. Stone, der dabey ſtand, klopfte mich auf die Achſel und ſagte: da ſiehſt du, wie viel die Rechtſchaffenheit werth iſt. Wir ſind gar keine Freunde vom Verborgen, und geben gewöhnlich ohne baare Bezahlung keine Waaren weg. Daß du aber bey uns Credit bekommſt, daran iſt bloß deine Rechtſchaffenheit Urſache.

Dieſe amerikaniſchen Waaren verkaufte ich nun in Deutſchland mit gutem Profit. Von dem Gelde kaufte ich Glaswaaren ein, die dazumal in Amerika fehlten, und ſchickte ſie dahin. So habe ich nun lange Jahre mit den Amerikanern umgeſetzt, und viel Geld dabey gewonnen.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Es wird abgereiſt.

Herr von Aſſof hatte unterdeſſen allerley zu unſerer Reiſe eingekauft. Einige Büchſen getrockneten Kohl, Peterſilie, Bohnen und Wurzeln, ein Fäßchen Sauerkraut, und einige Fleiſchtafeln, damit wir auf dem Meere keinen Mangel an Gemüſe und Fleiſchbrühe hätten. Die letztern waren aus Rindfleiſch gemacht worden, welches zu Brey gekocht, und der Saft davon war ausgepreßt worden. Er kaufte auch von einem Samenhändler Kreßſamen, ohne daß er mir ſagte, was er damit machen wollte.

Nun rückte die Stunde herbey, da ich mich trennen ſollte. Das Herz wurde mir gewaltig weich, und ich fürchtete mich vor dem Abſchiednehmen. Stone gab mir den Rath, ich ſollte den Abſchied ganz kurz machen: ſo würde er mir nicht ſchwer ankommen. Dieß that ich nun. Viele meiner Freunde begleiteten mich bis an das Schiff. Sobald ich da angekommen war, umarmte ich jeden und ſagte: lebt wohl, Freunde! Gott ſegne euch! Gott vergelte es euch, was ihr an mir gethan habt.

Nun ſtieß das Schiff ab vom Lande, das ich mit naſſen Augen anſahe, bis daß die Nacht es unſichtbar machte.

Da ich den folgenden Morgen aufwachte, und ſah, daß ich nicht mehr in Amerika war: wurde ich wieder ſehr wehmüthig. Noch wehmüthiger wurde ich, als ich unter das Schiffsvolk kam, und die Unfreundlichkeit ſah, das Fluchen, Läſtern und Zotenreißen hörte, welches unter ihm gewöhnlich war. Iſts doch, ſagte ich zu Herrn von Aſſof, als wenn wir aus dem Himmel in die Hölle gekommen wären.

Wenn nur hier, indem er auf mein Herz zeigte, keine Hölle iſt: ſo wird es ſchon Alles gut gehen.

Wirklich ging es auch ſo ziemlich gut. Wenn mein Herr und ich etwas ſahen oder hörten, worüber wir uns ärgerten: ſo wandten wir uns weg, ſahen nach dem Meere zu, und discurirten über die Merkwürdigkeiten, die in demſelben verborgen ſind.

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Eine ſehr ernſthafte Predigt über die Unzucht.

Nach einigen Tagen wurden wir aber doch ſehr unruhig. Es brach unter dem Schiffsvolke eine abſcheuliche Krankheit aus, die man die veneriſche nennt, und von welcher nur Perſonen befallen werden, die ein unzüchtiges Leben führen. Das Herz im Leibe hätte bluten mögen, wann man dieſe Leute ſchreyen und winſeln hörte. Dem Einen mußte dieſes, dem Andern jenes abgeſchnitten werden. Einer von ihnen, ein recht ſchöner Menſch, verlor ſogar die Naſe, und wurde dadurch ſo verunſtaltet, daß man ihn, ohne Abſcheu, nicht anſehen konnte.

Das kann ich nicht aushalten, ſagte ich zum Herrn von Aſſof.

Und warum nicht? war ſeine Antwort. Wir können von dieſem ſchrecklichen menſchlichen Elende ſehr viel Gutes lernen. Iſts nicht wahr, er fühlt nichts von dieſer ſchrecklichen Krankheit und ich auch nicht? Iſt denn dieß nicht Freude für uns? woher kommt dieß denn? daher, weil wir immer keuſch und züchtig gelebt haben. Da können wir ja mit unſern eigenen Augen ſehen, wie gut es ſey, wenn man ſich vor Ausſchweifungen hütet.

Wir wollen aber noch etwas mehr daraus lernen. Komm er mit, wir wollen uns mit Einem von dieſen Elenden in ein Geſpräch einlaſſen. Wir ſtießen gerade auf den Matroſen, der ſeine Naſe eingebüßt hatte. Armer Mann! ſagte Herr von Aſſof zu ihm.

M. Ja wohl ein armer Mann! (laut aufſchreyend) der ärmſte Mann auf Gottes Erdboden. Vier Wochen habe ich die ſchrecklichſten Schmerzen ausgeſtanden. Wie ein Hund habe ich gewinſelt. Nun ſind zwar die Schmerzen weg, aber auch die Naſe. Hätte ich durch ein Unglück einen Arm oder ein Bein verloren: ſo würde man mich doch bedauern.

So

So aber gehe ich aller Welt zum Spott und Gelächter herum; Jedermann weicht mir aus, Niemand wird mit mir aus einem Kruge trinken wollen. Ach Gott! was werden meine armen Eltern dazu ſagen, wenn ich ihnen wieder unter die Augen komme! Ich bin ihr einziger Sohn. Da ich von ihnen reiſte, klopften ſie mir auf die Achſel und ſagten: Gottfried! Gottfried! du biſt unſer Alles. Wir haben es uns nun ſo lange ſauer werden laſſen, um uns als ehrliche Leute zu ernähren und dich groß zu ziehen. Nun rechnen wir darauf, daß du in unſern alten Tagen unſer Stab und Stecken, und ein recht braver Mann werden ſollſt. Leb tauſendmal wohl!

Du lieber Gott! was werden dieſe guten Leute nun ſagen, wenn ich zu ihnen zurückkomme, und ſie den Schandfleck ſehen, den ich in meinem Geſichte trage — die Hände werden ſie über dem Kopfe zuſammenſchlagen. Der unglücklichſte Mann auf Gottes Erdboden bin ich.

B. A. Glücklich kann ich ihn freylich nicht nennen, und bedaure ihn deßwegen ſehr. Aber ſage er mir nur, wie iſt er denn zu dieſem Unglücke gekommen?

M. Wie ich dazu gekommen bin? das können Sie ja leicht ſelbſt errathen. Ich kam in meiner Jugend in Geſellſchaften, wo man viel Spaß machte, und dieſer war immer unzüchtig. Immer ſprach man von der Unzucht, wie wenn ſie ein Spaß wäre. Was geſchah? ich hielt ſie auch für einen Spaß, und machte mir dieſen Spaß, ſo oft ich konnte. Endlich gerieth ich an ein Weibsbild, das mir die Krankheit mittheilte, die mir meine Naſe koſtete. Das iſt aber noch nicht Alles. Ich habe auch ein armes Mädchen unglücklich gemacht, und es angeſteckt. Herr! das brennt auf dem Gewiſſen, und läßt Tag und Nacht keine Ruhe.

B. A. Das iſt freylich ſchrecklich. Aber ſage er mir nur, wie er ſo ganz ohne Verſtand hat handeln, und ſich der Unzucht überlaſſen können? Hat man ihm denn niemals geſagt, was für Strafen die Unzucht nach ſich zieht?

M. O ja! mein Herr Pfarrer hat mir gar oft geſagt, daß die Unzüchtigen ewig verdammt werden.

B. A. So? Warum hat er denn dieß nicht zu Herzen genommen? ewig verdammt zu ſeyn, das iſt ja etwas Schreckliches.

M. Ja wie halt junge Leute ſind. Ich glaubte, ehe es bis zur ewigen Verdammniß käme: ſo könnte ich hundertmal Buße thun. Ich glaubte, wenn ich meine Sünde bereuete, beichtete und das heilige Abendmahl genöſſe: ſo wäre alles gut.

B. A. Wie hat er denn aber auf einen ſo wunderlichen Einfall kommen können?

M. Es ſteht in unſerm Geſangbuche ein Vers, welcher alſo lautet:

> Darf nur fünf Worte ſprechen:
> „Gott ſey mir Sünder gnädig!“
> Bin ich von Sünden ledig.

Da glaubte ich nun, wenn ich dieſe fünf Worte ſpräche: ſo wäre alles wieder gut.

B. A. So verſuche er es doch, und ſpreche dieſe fünf Worte. Vielleicht bekommt er ſeine Naſe wieder.

M. Lieber Herr! Nicht fünfmal, wohl fünfhundertmal habe ich dieſe Worte ausgeſprochen, aber die Naſe will immer noch nicht wieder wachſen.

B. A. Da muß er alſo ſchlecht unterrichtet ſeyn. Hat man ihm denn nichts geſagt von den ſchrecklichen Folgen, welche die Sünde, in dieſem Leben, nach ſich zieht?

M. Kein Wort.

B. A. Das iſt nicht gut. Ich will doch verſuchen, ob ich ſie ihm begreiflich machen kann. Gebe er Acht, und antworte er mir nach ſeinem beſten Gewiſſen! Welches iſt denn beſſer, wenn ich zornig bin, oder wenn ich ſanftmüthig bin?

M. Wenn ich ſanftmüthig bin.

B. A. Und warum denn?

M. Ja der liebe Gott hat halt den Zorn verboten.

B. A. Wenn ihn der liebe Gott verboten hat: ſo muß er wohl dazu ſeine guten Urſachen haben. Was für eine mag dieß wohl ſeyn?

M. Das weiß ich ſelbſt nicht.

B. A. Nun ſo wollen wir denn unterſuchen, ob wir nicht darauf kommen können. Iſt er nie zornig geweſen?

M. Gar vielmal.

B. A. Da befand er ſich wohl recht wohl?

M. Herzlich ſchlecht. Ich fluchte, ich ſchimpfte, ich ſtampfte auf die Erde.

B. A. Auf dieſe Art hat er ſich alſo bey dem Zorne nicht wohl befunden. Wenn er aber zu Tiſche kam — da wird er wohl Alles wieder vergeſſen haben?

M. Wie iſt denn das möglich! Es ſchmeckte mir weder Eſſen noch Trinken.

B. A. Der Geſundheit ſchadete es aber doch wohl nichts?

M. O ja! ich habe einmal vom Zorne ein Gallenfieber bekommen.

B. A. Das iſt traurig. Wenn aber der Zorn vorbey war: ſo wird er ſich vermuthlich über Alles gefreut haben, was er im Zorne gethan hat?

M. Das kann ich nicht ſagen. Ich habe einmal im Zorne einem meiner beſten Freunde ein Paar Maulſchellen gegeben. Bis dieſe Stunde reuet es mich.

B. A. Weiß er denn nun wohl, warum der liebe Gott den Zorn verboten hat? denke er einmal darüber nach!

M. Weil er den Menſchen unruhig macht, ſeiner Geſundheit ſchadet, und ihn zu Vielem verleitet, das er hernach bereuen muß.

B. A. Ganz Recht! Nun wollen wir weiter gehen. Welches iſt denn beſſer, wenn man züchtig oder wenn man unzüchtig lebt.

M. Wenn man züchtig lebt.

B. A. Warum denn?

M. Weil man die Naſe verliert, wenn man unzüchtig lebt.

B. A. Das iſt nicht wahr! ich kenne viele unzüchtige Menſchen, die die Naſe nicht verloren haben.

M. Die haben vom Glück zu ſagen.

B. A. Vom Glück? alſo iſts doch nicht immer der Fall, daß unzüchtige Menſchen die Naſe verlieren. Was für eine Profeſſion hat er erlernt?

M. Die Schreiner Profeſſion.

B. A. Wie kommt es, daß er ſie nicht fortgeſetzt hat, ſondern Matroſe geworden iſt?

M. Ja wie halt junge Leute ſind, ich wollte bey keinem Meiſter gut thun, da konnte ich am Ende keinen mehr bekommen, und wurde genöthigt, Matroſe zu werden.

B. A. Warum wollte er denn aber bey keinem Meiſter gut thun?

M. Die Arbeit wollte mir nicht ſchmecken.

B. A. Und warum wollte ſie ihm denn nicht ſchmecken.

M. Ich hatte immer die Gedanken bey den Mädchen.

B. A. Da ſieht er alſo ſchon eine Folge von der Unzucht. Sie macht, daß der Menſch ſich immer mit unzüchtigen Gedanken ſchlägt, anſtatt daß er die Gedanken auf die Arbeit richten ſollte. Daher macht er alle ſeine Sachen ſchlecht. Und wenn er nun bey einem Meiſter arbeitete: ſo hatte er doch immer Geld im Beutel?

M. Das kann ich eben nicht ſagen. Wenn ich einen halben Gulden erworben hatte: ſo wurde er nicht warm im Beutel. Der mußte gleich wieder durchgebracht werden.

V. A. Brachten ihn denn nicht dazu ſeine Ausſchweiſungen?

M. Ey das wollte ich meinen.

V. A. Da hat er alſo wieder eine Folge der Unzucht. Sie macht den Menſchen liederlich, verleitet ihn zu unnöthigem Aufwande, und ſtürzt ihn in Schulden und Sorgen. Wenn er nun aber Arbeit ſuchte, da wird er vermuthlich ſogleich erzählt haben, was für eine Lebensart er führe?

M. Ey das ließ ich wohl bleiben.

V. A. Warum that er es denn nicht?

M. Ja da hätte mich kein Meiſter genommen.

V. A. Das iſt wieder etwas. Auf dieſe Art bringt die Unzucht den Menſchen auch um ſeinen guten Namen. Dem Allen ungeachtet, wird er wohl vergnügt gelebt, und ſich immer den andern Tag gefreut haben, wenn er den Tag zuvor ausgeſchweiſt hatte.

M. Das kann ich eben nicht ſagen. Den folgenden Tag wußte ich auf keiner Stelle zu bleiben. Bald mußte ich beſorgen, ich wäre angeſteckt worden, bald ich möchte etwa angeklagt werden.

V. A. Das iſt doch auch keine Kleinigkeit, wenn die Unzucht dem Menſchen ſeine Gemüthsruhe raubt. Aber ſonſt hat ſie ihn wohl weiter zu keinen böſen Thaten verleitet?

M. Ach Gott! ich kanns nicht ſagen.

B. A. Und warum denn nicht? bey mir bleibt Alles verſchwiegen.

M. Sie dürfen mich gar nicht für einen niederträchtigen Menſchen halten. Ich bin von meinen Eltern zu allem Guten erzogen worden.

B. A. Nun war er denn auch immer gut? Es ſcheint ja doch, als wenn er etwas Böſes gethan habe, das er ſich ſchämet zu geſtehen. Sage er es doch nur heraus!

M. Einmal wollte mich eine Weibsperſon anklagen, wenn ich ihr nicht ſogleich funfzig Thaler ſchaffte. Da war Holland in Nöthen. Vier Tage lief ich wie ein Verzweifelnder herum. Am fünften Tage ſetzte ich einige Leiſten in der Stube eines reichen Kaufmanns an. Er wurde hinaus gerufen, und vergaß den Schlüſſel von ſeinem Pulte abzuziehen. Geſchwind ſchloß ich auf, und, da ich ein Säckchen voll Gold darin erblickte, that ich einen Griff hinein, und nahm 12 Piſtolets heraus, davon gab ich zehn dem Weibsbilde, das mich anklagen wollte, und mit den zwey übrigen machte ich mich auf den Weg nach Holland.

B. A. Und wie war ihm auf dem Wege zu Muthe?

M. Da ſtand ich Höllenangſt aus. Jeden, der mir nachlief, hielt ich für Einen, der mir nachſetzte. Einmal ſprengte ein Huſar hinter mir her, da lief es mir eiskalt über die Haut, und ich zitterte am ganzen Leibe, bis er vorbey war.

B. A. Und woher kam dieſe ſchreckliche Angſt?

M. Vom böſen Gewiſſen.

B. A. Ich könnte ihn noch Verſchiedenes fragen, ich will aber abbrechen. Aus dem, was er geſagt hat, kann er ſchon ſehen, daß der Unzüchtige ſeine Hölle auf der Erde hat. Ihn hat ſie zum liederlichen Arbeiter gemacht, hat ihn in Armuth geſtürzt, zum Diebſtahle verleitet, ſeine Gemüthsruhe, ſeinen guten Namen, ſein gutes Gewiſſen, am Ende die Naſe geraubt. Er ſieht alſo, daß er Strafe genug gelitten hat, von welcher ihn kein Gebet und keine Beichte befreyen wird.

M. Das ſehe ich nun Alles mehr als zu gut ein. Wenn mir es doch Jemand vorher geſagt hätte: ſo würde ich ein ganz anderer Menſch geworden ſeyn.

B. A. Beſſer wäre es geweſen.

Nun wendete ſich Herr von Aſſof zu mir, und hielt eine lange Predigt. Es iſt traurig, ſagte er, wenn die Menſchen das Böſe bloß aus Furcht vor der Hölle unterlaſſen. So lange ſie dieſes thun, werden ſie nie gut. Bis es dahin komme, meinen ſie, wäre es noch lange Zeit, und ſie könnten die Strafe noch durch Gebet, Beichten u. d. gl. abwenden. Sie ſollten daher zu allen Zeiten aufmerkſam gemacht werden, auf das Elend, welches ſchon in dieſem Leben aus der Sünde entſpringt, und das durch kein Gebet und Beichten kann abgewendet werden.

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Eine Teufeley.

Uebrigens befanden wir Beyde uns auf dem Schiffe weit beſſer, als die ganze Reiſegeſellſchaft. Dieſe bekam faſt durchgängig die Seekrankheit, die man den Scharbock nennt, und wovon Vielen die Zähne ausfielen. Wir befanden uns immer wohl. Woher kam es aber? wir hatten täglich unſer grünes Gemüſe und unſere Fleiſchſuppe. Auch that uns der Kreßſame, den mein Herr mitgenommen hatte, gute Dienſte. Er nahm wollene Tücher, ſäete ihn darauf, und beſprengte ihn oft mit Waſſer. Der Same ging auf, und wir bekamen ſo viele Kreſſe, daß wir täglich etwas Salat davon genießen konnten.

Nach fünf Wochen kamen wir glücklich in Holland an.

Da wir in Amſterdam waren, war unter den lutheriſchen Einwohnern daſelbſt eine große Unruhe und Verbitterung, welche am Ende ſo weit ging, daß ſie ſich in zwey Parteyen trennten. Und warum denn? Um Gottes willen? oder um Chriſti willen? Keines von beyden, ſondern um des Teufels willen. Einige lutheriſche Prediger waren nämlich Freunde vom Teufel, und hielten keine Predigt, ohne den Teufel mit ins Spiel zu bringen; andere hingegen ließen den Teufel weg, und führten ihre Zuhörer an, nach der Lehre Jeſu Chriſti, ihre Lüſte zu beherrſchen, und nach ſeinem Exempel recht viel Gutes zu thun. Daher war der ganze Streit entſtanden. Einige Zuhörer hielten es mit den Predigern, welche dem Teufel entſagt hatten; andere hingegen waren mit ihnen unzufrieden, ſchimpften ſie, und nannten ſie Ketzer, welche keinen Teufel glaubten.

Was halten Sie denn von dieſem Streite? fragte ich meinen Herrn.

Dieſes, antwortete er, daß die Teufelsprediger den ganzen Streit verurſacht haben. Wer heißt ihnen Sachen auf die Kanzel bringen, welche viele ihrer Zuhörer nicht glauben. Es gibt ja ohnedieß in der vortrefflichen Lehre Jeſu Wahrheiten genug, die den Leuten ans Herz gelegt werden können, und die vollkommen hinlänglich ſind, ſie zu guten und verſtändigen Menſchen zu machen. Ein Prediger, der den Frieden liebt, der, nach dem Exempel ſeines Herrn und Meiſters, durch treue Unterweiſung und Amtsführung, ſeine Zuhörer zu Gott und zur Tugend zu führen ſucht, läßt aus ſeinem Vortrage Alles weg, was Streit und Verbitterung veranlaſſen könnte, und predigt nur das, was zur Beſſerung und zur Beruhigung nöthig iſt.

In Amſterdam verkaufte ich meinen Reiß und Tabak mit gutem Profit, und machte mir einen Kaufmann, auf Anrathen meines Herrn, aus, der es übernahm, die Waaren, die ich nach Amerika ſchicken wollte, dahin zu beſorgen, und diejenigen, die von dorther mir zugeſchickt würden, in Empfang zu nehmen, und darauf zu ſehen, daß ſie durch ſichere Gelegenheit an mich kämen.

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Ein Neuerungsſtreit.

Von Amſterdam reiſten wir durch Weſtphalen, und kamen unter andern durch ein preußiſches Städtchen, wo eben Jahrmarkt war. Auch hier war ein großer Zuſammenlauf von Menſchen, die zum Theil zankten und ſchrieen, die Stöcke in die Höhe hoben und einander zu prügeln drohten.

Kaum waren wir im Wirthshauſe abgeſtiegen: ſo erkundigte ſich mein Herr, was es auf der Gaſſe gäbe?

W. Was ſolls geben? das ganze Land iſt ſchwierig und will ſich empören.

B. A. So? und warum denn das?

W. Der Neuerungen wegen.

B. A. Die Neuerungen ſind von zweyerley Art. Einige ſind Verbeſſerungen, die andern Verſchlimmerungen. Wozu rechnet er denn die Neuerungen, die hier geſchehen ſind? zu den Verſchlimmerungen, oder zu den Verbeſſerungen?

W. Da ſehe ich doch wahrlich auch keine Verbeſſerung. Mein Vater und mein Großvater ſind rechtſchaffene Leute geweſen, haben ſich ehrlich genährt, und ſind als gute Chriſten auf ihren Glauben geſtorben, immer bey dem alten Kalender.

V. A. Aha! da ſoll alſo wohl ein neuer Kalender eingeführt werden?

W. Das wollt ich meinen. Wozu ſoll das nun? Die Welt hat ſo lange geſtanden bey dem alten Kalender, und würde auch wohl ferner geſtanden haben, ohne den neuen.

V. A. Hat man denn in dem neuen etwas geändert.

W. Ey freylich, es iſt ja gar kein Kalender mehr. Kein rother Buchſtabe ſteht mehr darin, kein Aderlaßtäfelchen, keine Aertchen, keine Scheere, kein Kind in dieſem Monate geboren, kein gut Wetter, kein Regen, kein Schnee, kein Sonnenſchein, kurz, gar nichts mehr. Was ſoll ich denn mit ſo einem Kalender machen? Man weiß ja gar nicht, wornach man ſich richten ſoll? Im Leben kaufe ich keinen ſolchen Kalender. Der Groſchen ſey verflucht, den ich daran wende.

Mein Herr gab ſich viele Mühe, ihn zu bereden, daß alle die Sachen, die er genannt hätte, überflüſſig wären, und dem gemeinen Manne nur den Kopf verwirrten. Er richtete aber nichts bey ihm aus *).

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Die Zukunft hellt ſich auf.

Wir reiſten nun mit Extrapoſt bis nach Richmannshauſen. Hier hielt mein Herr ſich einige Tage auf, weil er verſchiedene Geſchäfte zu beſorgen hatte. Daß er ſich nun gerade hier aufhalten mußte und an keinem andern Orte, das war für mich ſehr gut, und ich ſahe in der Folge ein, daß mich der liebe Gott hieher geführt hatte.

Unter der Zeit, daß mein Herr ſeine Geſchäfte beſorgte, ſahe ich mich im Städtchen um, und vor den Thoren auf dem Felde, um zu ſehen, womit ſich die Einwohner nährten. Da bemerkte ich nun, daß ſie gewaltig viel Flachs bauten, und da ich auch verſchiedene Kinder auf den Straßen mit fläch- ſenem

---

*) Wenn der Kalendermann in Umlauf kommen und der gemeine Mann daraus lernen wird, woran man ſehen könne, ob ein Kalender etwas tauge oder nicht: ſo werden hoffentlich dergleichen Kalenderſtreitigkeiten nicht mehr verfallen.

ſenem Garne laufen ſah: ſo ſchloß ich daraus, daß auch hier viel Flachs geſponnen würde. Da ſpannte ich gewaltig auf.

Eben begegnete mir eine Frau, die einen ganzen Korb voll Garn trug, an dieſe machte ich mich, und fragte ſie: iſt das Garn zu verkaufen?

Fr. Ja! aber erſt in einem halben Jahre, wenn es gewebt und gebleicht iſt.

J. So! So! wird denn das Garn, das hier geſponnen wird, alles hier verwebt?

Fr. Wo denkt er denn hin! nicht der hundertſte Theil.

J. Was machen ſie denn mit dem übrigen?

Fr. Das tragen ſie bey Herrn Schmetterling, den Kaufmann, der kauſts ihnen, bey der Erde weg, ab, läßt es in große Fäſſer packen, und ſchickt es hernach in fremde Länder. Es iſt ja kein Weber weiter hier, außer meinem Manne und meinem Bruder.

J. So iſt ſie alſo eines Webers Frau? das iſt mir recht lieb. Ich bin auch von der Profeſſion. Wenn es erlaubt iſt, ſo will ich ihren Mann ein Paar Augenblicke beſuchen.

Fr. Das ſoll mir lieb ſeyn. Geh er mit herein, hier ſind wir vor dem Hauſe.

Ich ging mit hinein, und hatte da eine ganz unerwartete Freude. Der Mann dieſer Frau war mein Vetter Conſtant, den ich ehedem in Gotha antraf. Er fiel mir um den Hals, und ließ mich nicht wieder gehen, bis ich ihm verſprochen hatte, daß ich auf den Abend bey ihm eſſen wollte. Ich meldete es meinem Herrn und kam ſogleich zurück.

Da hatte ich nun einen ſehr vergnügten Abend. Ich erzählte ihm meine Fata, und er erzählte mir, wie es ihm gegangen, wie er zu ſeiner Frau gekommen wäre, und wie ſichtbarlich der liebe Gott ſeine Nahrung ſegne.

Das glaube ich, war meine Antwort. Hier hat ein Leineweber gut arbeiten; Garn genug und wenig Abnehmer. Auf dieſe Art läßt es ſich leicht begreifen, wie man zur Nahrung kommen kann. Wenn aber hier, wie er mir ſagt, für unſere Profeſſion ſo gute Nahrung iſt: wie wäre es, Herr Vetter, wenn ich mich auch hier niederließe?

Dieſe Frage machte ihn ein Bißchen verwirrt, und er wußte nicht ſogleich, was er darauf antworten ſollte, ſondern ſahe immer ſtarr nach ſeiner Naſenſpitze hin. Endlich ſprang er auf, rückte die Mütze auf das eine Ohr und ſagte: zum Guckuk! wäre mir doch bald der Nahrungsneid in den Kopf gefahren. Davor wolle mich der liebe Gott bewahren! Nein, Herr Vetter! der liebe Gott hat mir hier mein Stückchen Brod beſcheeret. Wenn er es hier auch zu finden glaubt: ſo will ich ihm daran nicht hinderlich ſeyn, ſondern ihm mit gutem Rathe an die Hand gehen, wie es einem ehrlichen Manne zukommt.

Hierauf gab er mir allerley Anſchläge, wie ich die Sache anfangen ſollte, ich dankte ihm dafür, wünſchte ihm eine gute Nacht, und ging in mein Quartier zurück.

Da ich den folgenden Tag meinem Herrn meine Abſichten erzählte, war er recht wohl damit zufrieden, und rieth mir nur, daß ich nicht zu hitzig zu Werke gehen, ſondern Alles fein bedächtlich überlegen ſollte.

Den ganzen Vormittag brachte der gute Herr mit mir auf der Stube zu, beſprach ſich über allerley mit mir, und that wohl hundert Fragen an mich. Endlich ſtand ich auf und ſagte: ich halte ſie zu lange auf, lieber Herr von Aſſof! ich weiß, daß ſie wichtigere Geſchäfte zu verrichten haben.

Er lächelte aber und ſagte: gibt es für einen rechtſchaffenen Mann wohl ein wichtigeres Geſchäfte, als den Grund zu ſeines Nebenmenſchen Wohlfahrt zu legen?

Nun mußte ich des Nachmittags wieder zu meinem Vetter gehen, und nach allem Möglichen, den Preiſen des Garns, der Lebensmittel, der Häuſer fragen; wohin man die Leinwand ſendet, mich genau erkundigen. Da ich nun dieß Alles gethan, und meinem Herrn Rapport davon abgeſtattet hatte, ſagte er: nun, lieber Conſtant! hat er als ein vernünftiger Mann Alles wohl überlegt. Morgen bewerbe er ſich getroſt um das Bürger- und Meiſterrecht, und laſſe für das Uebrige den lieben Gott ſorgen!

Den folgenden Tag ging ich alſo getroſt auf das Rathhaus, und meldete mich bey den Herren Bürgermeiſtern.

Da ſie mein Anbringen erfahren hatten: fragte der Eine: ob ich einen Taufſchein hätte?

Den habe ich nicht, war meine Antwort. Aber wozu nützt der Taufſchein?

B. Ey, der muß herbey! Wir müſſen doch wiſſen, ob er getauft und aus einem reinen und keuſchen Ehebette erzeugt iſt?

J. Und wenn das nun Alles iſt, ich ſelbſt bin aber kein ehrlicher Mann; wozu nützt mir die Taufe und das reine und keuſche Ehebette?

B. Das iſt nun einmal der Gebrauch ſo, daß wir darnach erſt fragen müſſen. Und ehe der Taufſchein nicht beygebracht wird, kann er weder Bürger noch Meiſter werden. Hat er etwas herzuwenden?

J. O ja! einen geſunden Leib, ein redliches Herz, ſo viel Verſtand und Geſchicklichkeit, als nöthig iſt, um meine Profeſſion gut zu treiben, und Hände, die keine Arbeit ſcheuen. Wollen Sie mir nicht glauben, meine hochzuehrenden Herren: ſo iſt der Herr von Aſſof in der Nähe, bey dem ich in Dienſten geweſen bin, der kann mir Alles atteſtiren.

B. Ey das wollen wir ja nicht wiſſen. Wir wollen wiſſen, ob er Geld herwenden kann?

J. Das kann ich nun nicht.

B. So kann er auch nicht Bürger werden.

J. (Nachdem ich mich ein Paar Minuten beſonnen hatte). Wenn ſie nun ſchlechterdings Geld ſehen wollen — hier iſt welches! Ich zog nämlich meinen Beutel heraus, in welchem ich beynahe 100 holländiſche, ſchön geråndete, Dukaten hatte, und ſchüttete ihn aus.

B. Je da hat er ja Geld genug! Iſt er nicht ein wunderlicher Menſch, warum ſagt er es denn nicht gleich?

J. Deßwegen, weil dieß Geld noch nicht ganz mein iſt. Ich habe es aus Waaren gelöſet, die ich noch ſchuldig bin, und dieſe muß ich erſt davon bezahlen.

B. Ja wenn die Sache ſich ſo verhält: ſo können wir ihn nicht aufnehmen. Er iſt ein junger Mann; er könnte uns ein halbes Dutzend Kinder hinſetzen, die hernach dem Staate zur Laſt fielen.

Der jüngere Bürgermeiſter nahm eine Priſe Tabak, ſtieß ſeinen Collegen in die Seite, und dieſer befahl denn, daß ich abtreten ſollte.

Nach ein Paar Minuten wurde ich wieder herein gerufen, und erhielt den Beſcheid, daß ich das Bürgerrecht haben ſollte, wenn ich einen Taufſchein beybrächte, und bezahlte, was nöthig wäre.

Ich ging darauf fort, und erfuhr von meinem Vetter, daß es mit dem Meiſterwerden gar keine

Schwierigkeit haben würde, wenn ich nur erſt das Bürgerrecht erhalten hätte.

Darauf miethete ich mir ein Häuschen mit einem Garten am Thore, damit ich fein nahe am Felde wäre, trug meinem Vetter auf, mir das nöthige Handwerkszeug verfertigen und einen Taufſchein kommen zu laſſen; dann fuhr ich mit meinem Herrn, mit Extrapoſt, nach Erfurt zu.

Hier verließ mich mein Herr, und nahm von mir auf immer Abſchied. Wie traurig ich darüber war, kann ich mit Worten nicht beſchreiben. Ich ging wie betäubt von der Poſt fort, und kam, ich weiß ſelbſt nicht wie, in das weiße Roß, wo ich mir ein Maß Bier geben ließ. Es waren viele Gäſte da. Da ich ihnen aber einen guten Abend geboten hatte: bekümmerte ich mich weiter nicht um ſie, ſondern ſetzte mich hinter den Ofen, um meinen Gedanken deſto beſſer Audienz geben zu können.

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

Wie Herr Conſtant Philippinchen wieder findet, und mit ihr Hochzeit macht.

Da ich nach einiger Zeit die Augen wieder aufſchlug, ſah ich einen langen Mann vor mir ſtehen, der mich vom Kopfe bis auf die Füße betrachtete, deſſen Geſicht ich aber nicht recht erkennen konnte, weil er das Licht im Rücken hatte.

Iſt er es denn, fragte er mich, oder iſt es ſein Geiſt?

Wer? fragte ich.

Je Herr Conſtant! mein Herr Gevatter.

Wie? ſein Gevatter? ſagte ich, ſprang auf, leuchtete ihm in das Geſicht, und ſiehe da! es war wirklich mein Herr Gevatter Tuchmacher.

Da war der Schmerz über den Abſchied vom Herrn von Aſſof auf einmal vergeſſen. Die ganze Geſellſchaft trat um uns herum, und es war mir nicht lieb, daß ſie um uns herum trat. Denn nun konnte ich von weiter nichts ſprechen, als von Amerika; und von Amerika wollte ich doch nicht ſprechen, ſondern von weit wichtigern Sachen.

Mein Herr Gevatter merkte es und ſagte: wir haben viel mit einander zu reden, es iſt wohl das

Beſte, daß wir in ein Nebenſtübchen gehen, wo wir allein ſind.

Er ließ ſich gleich Eins geben und zugleich etwas Abendeſſen für uns Beyde bringen. Da wurde nun recht, Alles vom Herzen, bis 11 Uhr geplaudert. Wovon? das kann Jeder leicht errathen, der in meinen Schuhen geſteckt *) hat.

Der Ausgang davon war dieſer, daß mein Herr Gevatter ſagte: Vor der Hand kann ich nichts thun. Ich muß vor allen Dingen erſt wiſſen, ob meine Tochter ihn auch lieb hat; und das ſoll er morgen erfahren. So ſchieden wir von einander.

Den andern Tag Vormittags zehn Uhr war er ſchon da, lächelte mich an und ſagte: ich denke, es ſoll Alles gut gehen. Ich bitte mirs aus, daß er dieſen Mittag mit uns vorlieb nimmt.

Ich nahm dieſe Einladung, wie man leicht denken kann, mit Vergnügen an, und folgte meinem Herrn Gevatter auf dem Fuße nach. Da ich ins Haus trat, war allenthalben große Freude, und ich fühlte es recht herzlich, was für große Belohnung auf gute Handlungen folgt.

Eins war mir nur nicht recht — ich ſah Philippinchen nicht. Erſt, da wir uns zu Tiſche ſetzen wollten, brachte ſie die Suppe getragen, und war ſo roth, wie ein ſcharlachenes Tuch. Ich gab ihr, da ſie die Suppe hingeſetzt hatte, die Hand, und fragte

---

*) Sich mit mir in einem ähnlichen Zuſtande befunden.

fragte, wie ſie ſich zeither befunden habe? ſie konnte mir aber nicht viel antworten.

Nach Tiſche erſt konnte ich ordentlich mit ihr ſprechen. Ich fragte ſie, ob ſie mir nicht ein Bischen gut ſey, und ob ſie nicht mit mir nach Richmannshauſen ziehen wolle? Sogleich ſagte ſie nicht Ja. Da ich ihr aber noch ein Paar gute Wörtchen gab, und ſagte, daß ich um Ihretwillen wieder aus Amerika gekommen ſey: ſo lächelte ſie und gab mir die Hand.

Hier, Herr Gevatter, rief ich, hier hab ich die Hand; ſeine Tochter will mit mir ziehen. Iſt er es zufrieden?

In Gottes Namen! ſagte er, legte darauf ſeine Hand auf unſere Hände und ſprach: Gott ſegne euch, lieben Kinder! Seyd fleißig und rechtſchaffen, und ſetzt euer Vertrauen auf Gott: ſo wirds euch wohl gehen! Gott wird euch in euern Trübſalen nicht verlaſſen, und eure Eltern werden noch an euch in ihren alten Tagen ihre Freude ſehen. Die Thränen liefen beyden Eltern über die Backen, und das neue Brautpaar weinte auch mit.

Nun überlegten wir, wie es mit der Hochzeit und der Ausſtattung werden ſollte, und ich freute mich gar ſehr, daß mein lieber Schwiegervater gerade ſo dachte, wie ich.

In Unkoſten, ſagte er, wollen wir uns nicht ſtecken. Junge Anfänger müſſen jeden Groſchen zu Rathe halten, damit ſie ſich nicht aus dem Vortheile geben, und etwa gar Schulden machen. Meine Tochter ſoll keinen Putz haben, ſondern eine reinliche Kleidung, in der ſie ſich künftig des Sonntags mit Ehren zeigen kann. Gäſte wollen wir nicht zur Hochzeit bitten, ſondern nur die nächſten Anverwandten. Wenn wir bey Tiſche eine gute Suppe, ein Gericht Fleiſch und Fiſche, einen Braten und ein Paar Kuchen haben: ſo können wir uns Alle ſatt eſſen, und dabey ſeelenvergnügt ſeyn. Der Hochzeittag ſoll doch ein Tag der Freude ſeyn? iſts nicht wahr, Herr Sohn? Nun da dürfen wir uns unſere Freude nicht ſelbſt verderben. Wie kann man vergnügt ſeyn, wenn man ſich durch überflüſſige Ausgaben in Kummer und Sorgen ſteckt? wie kann man vergnügt ſeyn, wenn man einem Schwarme von Leuten aufwarten muß, die auf alle Worte Acht geben, jedes Gerichte beſchnopern, und am Ende Zank und Streit anfangen?

Bravo! Herr Schwiegervater! ſagte ich, das iſt meine Meinung auch. Wenn wir unter uns ſind, und noch einen Thaler Geld im Beutel haben, da können wir recht luſtig und froh ſeyn. Es iſt ja gar eine herzliche Freude, wenn gute Leute, die einander kennen, recht offenherzig mit einander plaudern und ſpaßen können.

Da wir Alles in Richtigkeit gebracht hatten: reiſte ich weiter nach einer Glashütte, kaufte da etliche Kiſten voll Gläſer ein, und ſchickte ſie nach Amſterdam, damit ſie von da weiter nach Amerika gehen könnten.

Dann reiſte ich nach Richmannshauſen, aber nicht mit Extrapoſt, ſondern ganz demüthig zu Fuße. Dagegen kann ich auch jetzt, in meinen alten Tagen, mit Extrapoſt reiſen. Da ich aus Erfurt ging, begleitete mich mein Schwiegervater mit meiner lieben Braut, bis an die ſchwediſche Schanze. Da kam eine Extrapoſt, die meine Braut beynahe umgefahren hätte. Ich fragte meinen Schwiegervater, ob er den Mann, der darin ſäße, nicht kenne? Ja wohl, ſagte er, es iſt ein junger Kaufmann, der in der Jugend ſeine Füße ſchont und mit Extrapoſt fährt, damit er im Alter zu Fuße gehen kann.

In Richmannshauſen wurde ich nun ſogleich Bürger und Meiſter, brachte wegen des Aufgebotes und der Copulation alles in Ordnung, dann ließ ich meine liebe Braut und Schwiegereltern zu mir kommen. Da ſie ankamen, brachten ſie verſchiedenes Hausgeräthe mit, unter andern ein Kiſtchen voll Zinnwerk, welches mir der Herr Major von Krabalsky zum Geſchenk geſchickt, und dazu einen ſehr ſpaßhaften Brief geſchrieben hatte.

Am Hochzeittage erhielt ich auch einen Brief mit 50 Dukaten, nicht zum Geſchenke, ſondern, wie der Brief ſagte, zur Unterſtützung. Ich ſollte ſie gut benutzen, und nach ſechs Jahren wollte ſie mir mein Freund wieder abfordern. Ein Name ſtand nicht unter dem Briefe. Dieſe 50 Dukaten haben mir treffliche Dienſte gethan. Nach ſechs Jahren verlangte ſie Niemand wieder. Erſt nach acht Jahren erhielt ich einen Brief vom Herrn von Aſſof, indem er mich bat, daß ich die 50 Ducaten, die er mir an meiner Hochzeit geſchickt hätte, an einen jungen Anfänger im Preußiſchen ſchicken, und dazu eben das ſchreiben ſollte, was er mir geſchrieben hätte. Ich that es, und meine Frau und ich wünſchten dem guten Herrn von Aſſof dafür Gottes Segen.

Meine Hochzeit wurde ſo vergnügt, als nicht leicht eine, gefeyert. Mein Vetter richtete ſie aus. Um uns aufzumuntern, hatten wir nicht nöthig uns zu betrinken oder in der Karte zu ſpielen. Wir erzählten, ſpaßten und lachten bis gegen zwölf Uhr, dann ging ich mit Philippinchen zu Bette, und ſtand den folgenden Morgen vergnügt wieder auf. Zum Andenken des vergnügten Tages pflanzten wir eine Linde, und zur Dankbarkeit gegen Gott nahm ich einen armen Waiſen unentgeltlich in die Lehre, aus welchem ein ſehr braver Mann geworden iſt.

Meine Schwiegereltern reiſten den folgenden Tag wieder ab, und Philippinchen fing ihre Wirthſchaft an, die der liebe Gott ſo geſegnet hat, daß ich dabey ein reicher Mann geworden bin.

Chriſtliche
Hauspoſtille

von

Chriſtian Gotthilf Salzmann.

Erſter Band.

Schnepfenthal,
im Verlage der Erziehungsanſtalt
1792.

BIBL.
VNIVERS.

An die Leſer.

Lieben Freunde!

Ich hoffe, daß ihr alles, was in dieſer Hauspoſtille geſchrieben iſt, leicht verſtehen und leicht glauben werdet. Trifft meine Hoffnung ein: ſo will ich mich recht herzlich freuen. Denn wenn alles, was in dieſem Buche ſteht, leicht zu verſtehen und leicht zu glauben iſt: ſo iſt es eine wirkliche chriſtliche Hauspoſtille, die von jedem Chriſten zu ſeiner Erbauung gebraucht werden kann. Wißt ihr denn aber, wie ich es gemacht habe, daß ihr alles ſo leicht verſtehen, und ſo leicht glauben könnet? Ich will es euch ſagen: ich habe alles weggelaſſen, was in unſern Glaubensbekenntniſſen ſchwer zu verſtehen und ſchwer zu glauben iſt. Denn wozu nützt es, dieſes vorzutragen? Wenn ich mich auch noch ſo ſehr bemühet hätte, euch zu überzeugen, daß mit dem Taufwaſſer der heilige Geiſt ausgegoſſen werde, und die Kinder dadurch ſogleich den Glauben erhielten; von der Sünde, Tod und Gewalt des Teufels erlöſet würden: wozu hätte euch dieß genützt? wäret ihr dadurch verſtändiger, beſſer, glücklicher geworden? Gewiß nicht. Wenn euch aber die Mittel angegeben werden, wie ihr eure Kinder zu geſunden, vernünftigen, guten, glücklichen Menſchen erziehen könnet — iſt denn das nicht nützlicher?

Ich bin hierinne dem Exempel vieler verſtändigen und rechtſchaffenen Prediger gefolget, die ſchon ſeit geraumer

mer Zeit aus ihren Vorträgen alles weggelaſſen haben, was ſchwer zu verſtehen und ſchwer zu glauben war, und doch wenig oder nichts dazu nützte, die Menſchen verſtändiger, beſſer und glücklicher zu machen.

Ich wünſche nun nichts mehr, als daß die Abſicht, in welcher ich dieſe chriſtliche Hauspoſtille ſchreibe, an euch, lieben Freunde! ganz erreicht werden möge; daß euch die reine, göttliche Lehre Jeſu recht liebenswürdig werde; daß ihr einen lebendigen Glauben an dieſelbe bekommt; daß ihr ſie willig und gern befolget, und durch eure eigene Erfahrung überzeuget werdet, daß die Gottſeligkeit, oder die treue Befolgung und Annehmung der Lehre Jeſu, zu allen Dingen nützlich ſey.

Welche Freude würde es für mich ſeyn, wenn ich hörete, daß dieſe chriſtliche Hauspoſtille euch dieſen Nutzen verſchaffte; daß eure Liebe und Vertrauen zu Gott dadurch geſtärkt; euer Glaube an Jeſum befeſtigt, und alle Glaubenszweifel euch benommen würden; daß ihr mehr Rechtſchaffenheit gegen euern Nebenmenſchen, mehr Nachſicht und Geduld bey ſeinen Fehlern, mehr Treue in eurem Berufe bewieſet, mit mehrerer Freudigkeit eure Geſchäffte triebet; daß eure Ehen vergnügter, eure Kinder geſünder, verſtändiger, folgſamer würden; daß ihr in euern Häuſern mehr Freude hättet, eure Sorgen und Krankheiten, euer Gram, Verdruß und Elend ſich minderten, und ihr mit mehrerm Muthe die unvermeidlichen Leiden dieſes Lebens ertragen lernet.

Ganz kann mir dieſe Freude nicht fehlen. Die Lehre Jeſu hat gewiß eine unausſprechlich große Kraft, die menſchlichen Leiden aller Art zu mindern, und uns ſchon dieſes Leben recht angenehm zu machen. Warum hätte denn ſonſt unſer Erlöſer geſagt: kommt her zu mir, alle, die ihr mühſelig und beladen ſeyd, ich will euch erquicken! Sie giebt uns gewiß Weisheit, Kraft und Muth, eine Menge Leiden von uns zu entfernen; diejenigen, die nicht entfernt werden können, zu ertragen; die reinen Freuden dieſes Lebens recht zu genießen: die höchſte Glückſeligkeit zu erlangen, die in dieſem Leben möglich iſt, und auf dem Wege fortzuſchreiten, der zur ewigen Freude führet.

Dieſe Lehre habe ich, ſo viel an mir iſt, in dieſem Buche in ihrer Reinigkeit und Deutlichkeit vorgetragen.

Es kommt nun lediglich darauf an, daß ſie von euch überdacht, angenommen und befolget werde.

Daß dieß von allen geſchehen werde, kann ich nicht erwarten; daß es aber von vielen geſchieht, hoffe ich von dem Gotte der Wahrheit. Schnepfenthal, den 12ten März, 1792.

C. G. Salzmann.

Erſte Predigt.

Am erſten Sonntage des Advents.

Dem Gott, der uns erſchaffen hat,
Der Seele, Leib und Leben,
Aus väterlicher Huld und Gnad,
Uns vormals hat gegeben,
Der uns noch ſtets erhält und ſchützt,
Uns täglich ſchenket, was uns nützt;
Dem laßt uns ewig danken.

Unter allen Büchern, die wir haben, iſt die Bibel uns immer das wichtigſte, und dieß mit Recht: denn ſie iſt das Buch, welches den Menſchen vorzüglich ehrt, immer von ihm ſo ſpricht, als wenn Gott ihn, vor allen ſeinen übrigen, uns bekannten, Werken auszeichnend liebe, ihn zur Unſterblichkeit beſtimmt habe; als wenn er Gottes Kind ſey, und als ſolches ſein Bild an ſich trage. Gleich in den erſten Kapiteln wird erzählt, daß Gott Himmel und Erde, Fiſche und Vögel, vierfüßige Thiere und alles Thier, das auf Erden kreucht, Sonne, Mond und Sterne, geſchaffen habe; und bey der Aufzählung aller dieſer großen und mannigfaltigen Werke wird weiter nichts bemerkt, als — daß es alles ſehr gut geweſen ſey *). Wann hingegen von der Schöpfung des Menſchen geſprochen wird, ſo heißt es: **Gott ſchuf den Menſchen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes ſchuf er ihn** **). Hier wird der Menſch offenbar vorgeſtellt, als das beſte und vortreflichſte der uns bekannten Werke Gottes. Kein Thier, nicht Sonne, noch Mond und Sterne, haben Gottes Bild an ſich — nur der Menſch iſt es, der es an ſich trägt. Wie werth muß uns alſo die Bibel ſeyn, die dieſes ſagt; und wie werth wird ſie uns alsdann erſt werden, wann wir es recht herzlich glauben, recht innig davon überzeugt ſind, daß wir wirklich Gottes Bild an uns haben.

Wir ſehen das Bild Gottes ſchon an jungen Kindern. Wenn ſie nicht durch ſchlechte Erziehung ſchon früh verdorben werden: ſo haben ſie etwas ſo Liebreiches, ſo Einnehmendes an ſich, daß ſie mit ihrem Lächeln, mit ihren einnehmenden Blicken, faſt alles von den Erwachſenen erhalten können. Wenn der Menſch auch noch ſo zornig iſt, und ein Kind breitet ihm die Arme entgegen: ſo wird er beſänftigt; wenn er noch ſo viele Geſchäffte hat, und ein Kind ſucht durch Lächeln, oder durch Weinen, etwas von ihm zu erhalten: ſo läßt er alles liegen, und eilt, des Kindes Wünſche zu erfüllen. Jeſus, **der gar wohl wußte, was in dem Menſchen**
iſt

---

*) 1 B. Moſ. 1, 31. **) 1 B. Moſ. 1, 27.

iſt, hatte die Kinder ſo lieb, daß er ſie herzete [*]). Wie würde er dieß haben thun können, wenn er nicht an ihnen die Züge des himmliſchen Vaters erblickt hätte?

Von dieſer wichtigen Wahrheit uns noch mehr zu überzeugen, iſt die Abſicht der gegenwärtigen Betrachtung. Gott laſſe ſie für uns alle geſegnet ſeyn! Amen!

Text.

1. Buch Moſ. 1, 26.

Laſſet uns Menſchen machen, ein Bild, das uns gleich ſey, die da herrſchen über die Fiſche im Meer, und über die Vögel unter dem Himmel, und über das Vieh, und über die ganze Erde, und über alles Gewürme, das auf Erden kreucht.

Evangelium.

Matth. 21. 1 — 9.

Hauptſatz.

Vom Bilde Gottes an dem Menſchen.

1. Daß er es wirklich an ſich habe.

2. Was er, als Gottes Bild, thun muß.

---

[*]) Marc. 10, 16.

Erſter Theil.

Das Thier will weiter nichts, als genießen, was gegenwärtig iſt, und ſich vertheidigen gegen die gegenwärtige Gefahr. Wann es erwacht: ſo ſucht es Futter für ſich und ſeine Jungen, und vertheidigt ſich gegen diejenigen, von welchen es angegriffen wird. Aber wie ganz anders handelt der Menſch! Dieſer ſieht faſt bey allem, was er ſich vornimmt, auf die Zukunft. **Abraham pflanzte z. B. Bäume***). Und warum denn? damit ſie für ihn und ſeine Nachkommen Früchte tragen ſollten. Wo iſt auf der ganzen Erde ein Thier zu finden, das etwas Aehnliches thäte? das Bäume pflanzte, Getraide ausſäete, einen Garten anlegte? Dieß iſt bloß ein Geſchäfft, das dem Menſchen eigen iſt, und wodurch er eben beweiſt, daß er weiter, als alle Thiere des Feldes, ſehen könne; die Natur der Pflanzen, ihre Wartung und die Früchte kenne, die ſie einſt tragen werden.

Er ſorgt nicht bloß für ſich und ſeine Jungen, wie die Thiere zu thun pflegen, ſondern, gleich dem Allgütigen, der ſeine **Hand aufthut, und alles, was lebt, mit Wohlgefallen erfüllet****), ſorgt er für alles, das ſeiner Aufſicht anvertrauet iſt: der Fürſt für ſeine Unterthanen; der Rathsherr für ſeine Stadt; der Vorſteher für ſeine Gemeine, und der Aermſte und Niedrigſte für die wenigen Hausthiere, die ihm zugehören.

Er

---

*) 1 B. Moſ. 21, 33. **) Pſ. 145, 16.

So beweiſt er durch ſeine gewöhnlichſten
Handlungen, daß er ähnlich ſey dem Weltre-
ierer, der bey allem, was er thut, immer auf
ie Zukunft Rückſicht nimmt, und ſeine Fürſorge
ber alles ausbreitet, was er hervorgebracht hat.

Und was kann, was vermag der Menſch
icht? Was iſt, unter allen ſichtbaren Werken
Gottes, ihm an Kräften gleich? Unſer Heyland
ielt ſeinen Einzug in Jeruſalem, auf einem Eſel
eutend. So gering dieſer Umſtand zu ſeyn ſcheint:
iſt er doch in der That wichtig: weil wir dabey ein
xempel der Herrſchaft des Menſchen über die Thie-
e ſehen. Uebertreffen ihn gleich viele Thiere an Stär-
, an Geſchwindigkeit, an Schärfe der Sinne: ſo
leibt er doch immer Herr über ſie. Es iſt nun bey-
ahe die ganze Erde umreiſet worden. Man
at neue Pflanzen, Thiere und Länder, entdecket,
nder, wo gar keine Menſchen wohnten — nie
ber wurde ein Land gefunden, wo der Menſch
m Thieren unterthan war; allenthalben waren,
ie die Schrift ſagt, **dieſe unter ſeine Füße**
than *).

Wer daran zweifelt, der ſehe ſich doch nur
unſerm eigenen Vaterlande um, und denke nach,
ber das, was er ſieht! Was für wilde, reiſſen-
Thiere hatten ehedem in den hieſigen Gegenden
ren Aufenthalt! Wölfe, Bären, Luchſe und
dere reiſſende Thiere verbreiteten hier
urcht und Schrecken! Und wo ſind ſie itzo?

---

*) Pſalm 8. 7.

verjagt, getödet ſind ſie durch den Menſchen, den Gott zum Herrn der Erde verordnet hat. Noch itzo leidet er zwar zuweilen Schaden, wenn manche Thiere, die die Früchte ſeiner Aecker und Gärten aufſuchen, ſich zu ſtark vermehren: hat er aber nicht Mittel genug in Händen, ſich gegen ſie zu ſchützen, ihre Menge zu mindern? Und wie viele Thierarten hat er ſich ſchon ganz unterwürfig gemacht! Wie vielen Vortheil weiß er von ihnen zuziehen! Von ihnen gewinnt er mancherley Speiſen für ſeinen Tiſch; von ihnen nimmt er Stoff zu ſeiner Kleidung; ſie gewöhnt er, ſein Haus zu bewachen, ſeinen Acker zu bearbeiten, ſchwere Laſten herbeyzuführen, und ihn ſelbſt mit der größten Behendigkeit von einem Orte zum andern zu tragen. Und der Menſch, der dieß alles vermag, ſollte nicht Gottes Bild an ſich tragen? Ja! ſo oft wir einen Menſchen erblicken, der durch ſeinen Wink eine Heerde regieret, oder das ſtarke Roſ nach ſeinem Willen lenkt: ſo laßt uns daran denken, daß der Menſch nach dem Bilde Gottes, des Weltbeherrſchers, gemacht ſey! Die Bibe macht uns gleich im Anfange darauf aufmerkſam. **Laſſet uns Menſchen machen, ſprac Gott, ein Bild, das uns gleich ſey, die d herrſchen über die Fiſche im Meer, un über die Vögel unter dem Himmel, un über die ganze Erde, und über alles Gewürme, das auf Erden kreucht!**

Wenn uns die Bibel die grenzenloſe Mac Gottes beſchreiben will, ſo ſagt ſie: **unſer Go**

kan

kann ſchaffen, was er will [*]). Gilt das nicht gewiſſermaaßen auch von dem Menſchen? Wenn er ſeine Begierden nur zu mäßigen weiß; wenn er nur nicht Dinge will, die ihrer Natur nach unmöglich ſind: kann er dann, durch Nachdenken, Geduld und Beſtändigkeit, nicht ſehr vieles von dem zu Stande bringen, was er will? Die Sandwüſte in einen Luſtgarten verwandeln, den Moraſt zum tragbaren Acker umſchaffen, ſich aus der Dürftigkeit heraus arbeiten, bey ſeinen Geſchäfften große Schwierigkeiten überſteigen, das kann er, **wenn er ernſtlich will.**

Welche große, unglaubliche Dinge hat der Menſch nicht ſchon möglich gemacht! Ueber das große Weltmeer zu fahren, die entlegentſten Länder und Nationen zu beſuchen, dazu hat er die Mittel erfunden. Wann ihr einem Freunde, der viele Meilen weit von euch wohnt, etwas ſagen wollt: ſo ſetzt ihr euch zum Schreiben nieder, und ſprecht mit ihm durch Briefe, wie wenn er gegenwärtig wäre; Ihr wiſſets vorher, wann eine Sonnen= oder Mondfinſterniß eintreten werde. Und wer hat es euch geſagt? Menſchen, die es berechnet haben. Iſt dieß nicht erſtaunlich? Wo iſt das ſichtbare Geſchöpf Gottes, das etwas Aehnliches thun könnte?

Und was das Merkwürdigſte iſt — die menſchliche Kraft vergrößert ſich von Jahre zu Jahre. Immer mehr machen wir möglich, was un-

---

*) Pſalm 115, 3.

unſern Vorfahren unmöglich war; immer mehrere Vortheile lernen wir bey dem Ackerbaue und unſern übrigen Geſchäfften; und unſere Nachkommen werden noch mehr möglich machen können. Die Kraft des Menſchen iſt ſo groß, daß man ihre Grenzen ſchlechterdings nicht beſtimmen, nicht ſagen kann: dieß oder jenes iſt ihr nicht möglich. Was der Menſch in dieſem Jahrhunderte nicht vermag, das macht er in dem folgenden möglich. Im vorigen Jahrhunderte war es dem Menſchen noch unmöglich, ſich gegen den Wetterſtrahl zu ſchützen; itzo hat er es möglich gemacht, denſelben durch Blitzableiter von ſeiner Wohnung zu entfernen.

Soviel vermag der Menſch! Und er ſollte nicht das Bild des Allmächtigen an ſich tragen?

Und wie vieles genießt er! Das Thier kennt keinen andern Genuß, als Befriedigung ſeiner ſinnlichen Begierden; der Menſch aber iſt auch in ſeinem Genuſſe Bild Gottes, Bild des ſeligen Gottes. Laßt uns z. E. den Landmann betrachten, wann er ſein tägliches Geſchäfft treibet! Wie viel mehr genießt er als die Thiere, die ſeinen Acker bearbeiten! Die Sonne geht auf; er freut ſich ihres Lichts, aber auch zugleich des allgütigen Schöpfers, der ſie gemacht hat; er zieht vor einem Saatfelde vorbey; denkt an die Mühe und den Schweiß, welche ihm die Bearbeitung deſſelben koſtete; genießt das ſüße Vergnügen, ſich überſtandener Mühe zu erinnern; er fängt an, Furchen zu ziehen, und freuet ſich ſchon im Voraus auf die Erndte, die er davon halten wird; er kehrt zu ſeiner Familie zurück, und genießt die Freude ihres Umgangs, den Anblick vergnügter, geſunder Kinder — welch herzerquickender Genuß iſt dieß!

Soviel will und kann und genießt ein ganz gewöhnlicher Menſch: ſo ſtrahlt an ihm das Bild Gottes. Aber wie weit ähnlicher ſeinem allgütigen, allmächtigen, ſeligen Schöpfer wird er, wenn er es ſich einen rechten Ernſt ſeyn läßt, ſich nach ſeinem himmliſchen Vater zu bilden! So wie ſein Vater ſeine **Sonne läßt aufgehen über die Böſen und über die Guten, und läßt regnen über die Gerechten und Ungerechten** *): ſo iſts auch ſein ernſtlicher Wille, jedem Menſchen, er ſey wer er wolle, nützlich zu ſeyn, und ſein Wohl zu befördern.

Und mit dieſem ernſtlichen Willen, was kann und vermag er nicht! Wie unermeßlich viel Gutes kann ein Menſch, der deßwegen lebt, daß er, wie ſein himmliſcher Vater, Gutes ſtiften will, er ſey Fürſt oder Landmann, Gelehrter oder Ungelehrter, durch ſein gutes Exempel, durch ſeinen Fleiß, durch ſeine Gefälligkeit, ſeinen guten Rath, ſeine Lehre und Warnung wirken! **Ich war,** ſpricht Hiob, **des Blinden Auge, und des Lahmen Füße; ich war ein Vater der Armen** **)! Iſts nicht, wenn wir dieß hören, als wenn Gott ſpräche?

---

*) Matth. 5, 45.

**) Hiob 29, 15.

Und welche unausſprechliche Freude genießt ein Menſch, der ſich bewußt iſt, daß er ſoviel Gutes bewirkt habe? Sieht er hinter ſich: ſo erblickt er eine lange Reihe von guten Handlungen, die ihm gelangen, und kann mit dem Erlöſer ſagen: **Vater! ich habe vollendet das Werk, das du mir gegeben haſt, das ich thun ſollte** *); ſieht er um ſich: ſo bemerkt er allenthalben Gutes, das durch ihn da iſt; Menſchen bemerkt er, die ihm ihre Wohlfahrt danken; und vor ihm liegt die Zukunft, über welche Gott, ſein **Vater**, regiert, dem er immer zu gefallen, nach welchem er ſich zu bilden ſuchte. Wie kann ihm die Zukunft ſchrecklich ſeyn? Mit Freudigkeit kann er ſagen: **ob ich ſchon wandele im finſtern Thal, fürcht ich kein Unglück: denn du biſt bey mir** **), du Vater! deſſen Willen zu thun ich mich beſtrebte, nach dem ich mich zu bilden ſuchte.

Wie ähnlich ſeinem Vater war Jeſus, der doch auch unſere Natur hatte! Sein Wille und Gottes Wille waren ſo übereinſtimmend, daß er ſagen konnte: **ich und der Vater ſind eins** ***)! Wie unermeßlich viel Gutes hat er geſtiftet! wie viele Arme geſpeiſet! wie viele Kranke geſund gemacht! wie viel Irrende belehret! wie viele Betrübte getröſtet! Wie vielen Millionen Menſchen war und iſt und wird ſeyn ſeine Lehre,

---

*) Joh. 17. 4.

**) Pſalm 23, 4.

***) Joh. 10, 30.

Stärkung, Belehrung und Troſt! Welche göttliche Freude mußte er nicht fühlen, da er dieß alles überſehen und ſagen konnte: **es iſt vollbracht!**

Einſt kommt auch die Stunde, da wir von der Welt treten. Wenn wir nun auch viel Gutes überſehn können, das durch uns geſtiftet wurde; wenn wir wiſſen, daß wir, nach Gottes Willen, unſere Geſchäffte geendigt haben: welche Freude werden wir dann genießen! wie lebhaft werden wir's empfinden, daß wir Gottes Bild an uns tragen!

Zweyter Theil.

Iſts nun wirklich wahr; bezeuget es die Bibel; beſtätigt es die tägliche Erfahrung, daß der Menſch weit über alle Thiere des Feldes erhoben ſey, daß er Gottes Bild an ſich trage: was iſt wohl ſeine Pflicht?

Dieſes, daß er die menſchliche Natur hochſchätzen, lieben und ehren muß. Es iſt nicht nur lieblos gegen die Menſchen, ſondern auch wirkliche Läſterung Gottes, wenn man den Menſchen immer als ein abſcheuliches Geſchöpf verſtellt, das von Gott nichts anders, als Zorn und Strafe zu erwarten habe. Wenn man ein Kind immer als einen Böſewicht verſchreyet: läſtert man dadurch nicht auch den Vater? Wenn man ein Gebäude tadelt, tadelt man nicht auch den Baumeiſter? und wenn man die menſchliche Natur immer tadelt, immer nur ihre Unvollkommenheiten, ihre Verirrungen erzählt und vergrößert: läſtert man da-

dadurch nicht den allgütigen und allweiſen Schöpfer, der ſie gebildet hat?

Wahr iſt's freylich, und kann nicht geleugnet werden, daß die Menſchen nicht ſo gut ſind, als ſie ſeyn ſollten und ſeyn könnten; daß ſie oft verdroſſen ſind, das Gute zu thun; daß ſie ſich von ihren heftigen Lüſten beherrſchen laſſen, und ſich freuen, wenn ſie andere kränken und unglücklich machen können. Aber woher kommt denn dieß? wahrhaftig nicht daher, daß ſie von Natur böſe wären, ſondern daher, daß ſie in der Jugend verwahrloſet, entweder gar nicht oder ſehr ſchlecht unterrichtet, daß ſie ganz verkehrt behandelt wurden: daß ſie von den Erwachſenen ſo viele böſe Exempel ſahen. Ihr wißt, lieben Freunde, aus der Bibel, was für Schandthaten die Kinder Jakobs, die Kinder Eli, die Kinder Davids begiengen. Wenn ihr aber wiſſen wollt, warum ſie ſo böſe waren, ſo leſet nur die Geſchichte dieſer Familien: und ihr werdet es bald begreifen. Jakob war zwar in vielen Stücken gut; er begieng doch aber auch große Fehler. Wir finden nicht, daß er für die Erziehung und den Unterricht ſeiner Kinder geſorgt habe; er überließ ſie ſich vielmehr ſelbſt, ließ ſie Monate lang bey dem Viehe und Geſinde, wie viel Böſes mögen ſie da wohl geſehen haben! Er zog ein Kind dem andern vor; liebte eins mehr als das andere: mußte daraus nicht Neid und Verbitterung entſtehen? Eli hörte immer böſe Nachrichten von ſeinen Söhnen — beſtrafte er ſie aber wohl deßwegen? David gab ſeinen Kindern

dern ein ſchändliches Exempel: war es denn da Wunder, wenn ſie ihm nachahmeten? Wenn ihr einen böſen Menſchen kennen lernet: ſo erkundigt euch nur, wie er iſt unterrichtet und erzogen worden; mit wem er umgegangen iſt: und ihr werdet gewiß immer den Urſprung ſeines Verderbens entdecken.

Auch der verderbenſte Menſch hat immer noch Gottes Bild an ſich. Daher ſagt die Bibel, Gott habe auch damals, da die Menſchen noch ganz roh waren, doch noch an ihnen ſein Bild erkannt und die Verordnung gemacht: daß Niemand Menſchenblut vergießen ſolle. Und warum denn? **weil der Menſch nach Gottes Bilde gemacht ſey** *).

Wenn dieſes nun ſo iſt: was haben wir wohl zu thun? Lieben Freunde! wenn ihr das Bild eures Stammvaters erhieltet, das aber durch Schmutz und Rauch ganz verſtellt wäre: was würdet ihr wohl thun? Wenn euch anders der Stammvater lieb wäre: ſo würdet ihr gewiß weder Mühe noch Geduld ſparen, um das Bild, ſo gut als möglich, wieder herzuſtellen. Wenn ihr nun das Bild erblicktet, und daran dächtet, daß ihr es wieder hergeſtellt hättet: würdet ihr darüber nicht große Freude empfinden? So ein Bild des höchſten Vaters ſind diejenigen Menſchen, die ganz verderben zu ſeyn ſcheinen. Handelt doch alſo ja gegen ſie auf eben dieſe Art! Vergeſſet nicht, daß Gottes Bild noch an ihnen iſt, daß es wieder hergeſtellt werden kann! Habt alſo Geduld mit ihnen! Wenn ſie euch beleidigen: ſo ſeyd ſanftmüthig, und nehmet die Gelegenheit wahr, wo ihr ihnen eine gute Lehre und Ermahnung geben und ſie von ihren Irrwegen zurück führen könnet! Es macht Freude, wenn man einen Baum erhält, der im Begriff war, zu verdorren; aber größere Freude iſt es gewiß, wenn man einen Menſchen beſſert. Und das können wir, wenn wir nur ernſtlich wollen; wenn wir nur den Menſchen nicht geradezu verdammen. Ihr wißt ja alle, wie weit David geſunken war. Hätte man ihn ſogleich verdammt, und auf ſeinen böſen Wegen fortgehen laſſen: ſo würde er gewiß immer böſer geworden ſeyn. Viele ſeiner Zeitgenoſſen mögen es wohl, vielleicht alle, gethan haben. Nathan aber that es nicht. Er verkannte das Bild Gottes, auch an David, dem Verbrecher, nicht; er überlegte, wie er ſein Herz gewinnen könnte; verſuchte es, und es gelang ihm! — David wurde gebeſſert*). Was für eine unausſprechlich groſſe Freude mußte dieß für Nathan ſeyn!

---

*) 1. Buch. Moſ. 9, 6.

Dieſe Freude können wir alle haben, wenn wir den verderbenen Menſchen nicht verdammen, nicht die Hand von ihm abziehen; vielmehr ihn mit Sanftmuth zu beſſern ſuchen, und ſo die Ermahnung des Apoſtels befolgen: **Lieben Brüder! ſo ein Menſch von einem Fehl übereilet**

---

*) 2. Buch Sam. 12.

eilet wird: ſo helfet ihm wieder zurechte mit ſanftmüthigem Geiſt *)!

Hat der Menſch Gottes Bild an ſich; wird es ihm angebohren; iſt er von Natur ſo gut, daß unſer Heyland ſogar die kleinen Kinder zum Muſter aufſtellte, und den Erwachſenen ſagte: **ſo ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, ſo könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen** **): ſo müſſen wir doch wirklich vorzüglich die Kinder hochſchätzen. Der wäre doch ein ſehr böſer Menſch, der des Vaters Bild verderben und mißhandeln wollte. Müſſen wir alſo uns nicht ſorgfältig hüten, die Kinder zu verderben, die des himmliſchen Vaters Bild an ſich tragen? So oft wir nun mit einem Kinde, mit einem jungen Menſchen, in Geſellſchaft ſind: ſo laſſet uns doch ja immer daran denken: **hier iſt Gottes Bild!** laßt uns ja nichts thun, wodurch das Bild verderben, der junge Menſch geärgert und verleitet werde, etwas Böſes zu thun! Unſer Erlöſer ſagt ja uns deutlich: daß es einem Menſchen der die Jugend ärgert, **beſſer ſey, wenn ein Mühlſtein an ſeinen Hals gehängt und er erſäuft würde im Meer, wo es am tiefſten iſt** ***)! Laßt uns doch ja das Bild Gottes, welches ſich an den Kindern befindet, immer vollkommner zu machen ſuchen, und ſoviel wir können, dafür ſorgen, daß ſie gut unterrichtet, erzogen und ihrem himmliſchen Vater immer ähnlicher werden! Welche Freude iſts wenn man Früchte brechen kann von einem Baume, den man ſelbſt gezogen! Weit gröſſere Freude aber iſt es, einen klugen Mann, ein redliches Weib zu ſehen, für deren gute Erziehung man ſorgte! Und wie groſſe Verheißung haben wir dafür! Unſer Erlöſer ſagt ja ausdrüklich: **wer ein Kind aufnimmt in meinem Nahmen, der nimmt mich auf** *). Es kann dieß nichts anders heiſſen, als, wenn jemand ein Kind, nach meinem Willen, ſo erzieht, wie ichs gern haben mögte, dem will ich es anrechnen, als wenn er es mir ſelbſt gethan hätte.

---

*) Gal. 6, 1.

**) Matth. 18, 3.

***) Matth. 18, 6.

Haben wir Gottes Bild an uns: ſo müſſen wir auch endlich gegen uns ſelbſt Hochachtung tragen. **Gegen uns ſelbſt Hochachtung tragen** — dieß iſt ein ſehr wichtiger Punkt. Das Kind eines rechtſchaffenen, thätigen, Mannes hat gemeiniglich Hochachtung gegen ſich ſelbſt, und meidet jede ſchlechte That, damit es den Vater nicht ſchände. So müſſen auch wir, wir Kinder des vollkommenſten Vaters, die wir ſein Bild an uns tragen, uns ſelbſt hochſchätzen lernen, und es uns einen rechten Ernſt ſeyn laſſen, Gott immer ähnlicher zu werden. Es iſt wahr: wir kommen unwiſſend auf die Welt, mit ſinnlichen Begierden, mit einem ganz ungeübten Verſtande; dieß konnte ja aber nicht anders ſeyn. So wenig es die Weisheit Gottes erlaubte, uns einen vollkommen erwachſenen Körper bey unſerer Geburt zu geben,

---

*) Matth. 18, 5.

eben ſowenig konnte er, nach ſeiner Weisheit, uns einen Geiſt ſchenken, der ſchon vollkommene Weisheit, Gerechtigkeit und Heiligkeit hatte. Er gab uns einen ganz kleinen, ſchwachen Körper in der Abſicht, daß wir, durch Eſſen, Trinken, Bewegung, Arbeit und Enthaltſamkeit ihm das nöthige Wachsthum verſchaffen ſollten: und ſo gab er uns auch einen Geiſt, der ganz unwiſſend, ſchwach und unvermögend war, damit er durch Aufmerken, Nachdenken und Thätigkeit, immer vollkommener werden, den Körper beherrſchen, durch denſelben recht viel Gutes ſtiften, endlich ihn entbehren, ablegen und in einen vollkommnern Zuſtand, zu der Zahl der vollendeten Gerechten, übergehen möge.

Dieſe Abſicht Gottes müſſen wir doch zu erreichen ſuchen; es muß uns doch ein Ernſt ſeyn, daß wir immer mehr lernen, immer mehr Herrſchaft über unſere heftigen Begierden erlangen, immer mehr Gutes ſtiften.

Ihr klagt zwar immer über eure Schwachheit und euer Unvermögen; aber dieſe Klagen ſind mehrentheils ungegründet. Wer das Bild des Allmächtigen an ſich trägt, der muß doch wahrhaftig viel thun können. Wenn wir wirklich ſo ſchwach und unvermögend wären, als man ins gemein vorgiebt: warum hätte denn Gott ſo viel von uns gefordert? Fordert denn wohl ein vernünftiger Vater von ſeinem Sohne, deſſen Finger gelähmet ſind, daß er gut ſchreiben, von einen andern, der ſein Gehör verloren hat, daß er die

Muſik erlernen ſoll? Dieß thut wahrhaftig kein vernünftiger Vater. Wie können wir denn Gott zutrauen, daß er von uns Dinge verlangen ſollte, die wir ſchlechterdings nicht leiſten können? daß er von uns fordern ſollte, unſern Nächſten zu lieben; zu ſegnen, die uns fluchen; Gutes zu thun, ohne müde zu werden; unſer Fleiſch zu creuzigen, ſamt den Lüſten und Begierden, wenn wir dieß alles zu thun, nicht vermögend wären? Wenn wir nur recht ernſtlich wollen; wenn wir nur immer daran denken, daß wir das Ebenbild des Allmächtigen Gottes ſind; die weiſen Lehren Jeſu recht überdenken und faſſen, und nach ſeiner Anweiſung herzlich zu Gott beten: dann werden wir es gewiß finden, daß wir immer vollkommener werden und das thun können, was Gott von uns verlanget. Wir haben ja das Exempel an dem Apoſtel Paulus. Er war anfänglich eben ſo ein Kind, wie wir alle geweſen ſind; eben ſo unwiſſend, ſchwach und unvermögend, wie wir waren; hatte eben ſo heftige Begierden, wie wir haben; ſagt es ſelbſt: **ich weiß, daß in mir, d. i. in meinem Fleiſche, wohnet nichts Gutes. Wollen hab ich wohl, aber Vollbringen des Guten finde ich nicht in mir***) — und doch brachte er es dadurch, daß er ſich immer an die Lehre Jeſu hielt, ſich recht ernſtlich beſtrebte, ſie zu befolgen, ſo weit, daß er ſagen konnte: **ich vermag alles, durch den, der mich mächtig macht — Chriſtus****).

Wenns

---

*) Röm. 7, 18. **) Phil. 4, 13.

Wenns wirklich wahr und unleugbar iſt, daß wir Gottes Bild an uns tragen: ſo müſſen wir es auch durch unſer tägliches Verhalten gegen unſere Nebenmenſchen beweiſen. Sie haben alle Gottes Bild an ſich, aber wir auch. Einige ſind durch ihren Stand und ihren Reichthum über uns erhoben, welches auch für das allgemeine Beſte ſehr gut iſt. Deßwegen dürfen wir aber nie vergeſſen, daß auch wir, mögen wir auch noch ſo arm und niedrig ſeyn, doch auch Gottes Bild an uns tragen, dürfen daher nie unſerer Würde etwas vergeben; nie kriechend um Hülfe und Verſorgung der Höhern bitten; nie ihre Gunſt durch Mittel zu erlangen ſuchen, die unrecht, unerlaubt ſind, die unſer eignes Gewiſſen mißbilligt; nie aus Unterwürfigkeit gegen ſie etwas thun, das wir für Unrecht halten. **Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menſchen** *) — ſo ſprachen die Apoſtel — ſo ſpricht jeder, der, wie ſie, überzeugt iſt, daß er Gottes Bild an ſich habe.

Wer dieß recht überzeugend glaubt; wer dieß täglich recht lebhaft überdenkt, der hat gewiß zu ſich ſoviel Vertrauen, daß er Kraft genug habe, ſich ſelbſt zu helfen: ſich und die Seinigen zu verſorgen, ohne kriechend anderer Menſchen Hülfe zu ſuchen.

---

*) Apoſtelgeſch. 5, 29.

O wenn doch die Menſchen nie vergäßen, daß ſie nach Gottes Bilde geſchaffen ſind! wenn ſie doch deßwegen ſich ſelbſt recht hoch ſchätzen lernten! Würden ſie ſich dann nicht ſchämen, wie Thiere des Feldes, nach ihren Lüſten zu wandeln? Würden ſie ſich nicht ſchämen, bey ihren Arbeiten, bloß auf ihren eignen Nutzen zu ſehen? andere Menſchen zu haſſen und zu kränken? Würden ſie nicht das allgemeine Beſte der Menſchen, wie ihre eigene Sache, betrachten lernen? Würden ſie nicht im Stande ſeyn, eine Menge Elend wegzuſchaffen, unter dem ſie itzo ſeufzen? würden ſie nicht die ſeligſten Geſchöpfe werden, wenn ſie um ſich recht viel Gutes erblickten, das durch ſie geſtiftet wurde?

O wenn doch aller Menſchen Ehre
Die Neigung, andre zu erfreun,
Die thät'ge Menſchenliebe wäre:
Welch Glück wär' es, ein Menſch zu ſeyn!

Zweyte Predigt.

Am andern Sonntage des Advents.

Gott hilf, daß ich mit Sorgfalt meide,
Was meines Leibes Wohlſeyn ſtört,
Daß nicht, wann ich einſt Schmerzen leide,
Mein Geiſt den innern Vorwurf hört:
Du Selbſt warſt Störer deiner Ruh;
Du zogſt dir ſelbſt dein Elend zu.

Das Bild Gottes, welches ganz unleugbar der menſchlichen Natur angebohren iſt, weil es die Schrift und tägliche Erfahrungen bezeugen, kann doch, wie jedes andere Bild, leicht ſo verdunkelt und verſtellet werden, daß man es faſt gar nicht mehr kennet. Wie viele Menſchen leben, die ſo unwiſſend, ſo einfältig ſind, wie die Thiere des Feldes; die ſo unüberlegt handeln, daß ſie nach und nach ſich ganz zu Grunde richten, ihren Leib entkräften, ihr Vermögen verſchwenden, ſo, daß ſie nicht nur ihrem Nebenmenſchen nicht helfen können, ſondern auch ſelbſt von der Barmherzigkeit anderer leben müſſen; die ſo gar ihre Freude darinne ſuchen, wenn ſie andere kränken und ihnen Verdruß machen können. Wie traurig iſt dieß! und da wir alle doch Perſonen kennen, bey denen das Bild Gottes ſo iſt verunſtaltet worden:

ſo haben wir wirklich Urſache, auf unſerer Hut zu ſeyn, und uns vorzuſehen, damit wir nicht etwa eben ſo unglücklich werden, und, anſtatt mit Gott immer mehr Aehnlichkeit zu bekommen, ihm mit dem Fortgange der Zeit unähnlicher werden.

Ich will daher itzo einige Urſachen anführen, wodurch das Bild Gottes bey dem Menſchen verunſtaltet wird. Gott laſſe dieſe Betrachtung für uns alle geſegnet ſeyn! Amen!

Text.

Gal. 5, 24.

Welche Chriſtum angehören, die creuzigen ihr Fleiſch, ſamt den Lüſten und Begierden.

Evangelium.

Luk. 21. 25 — 36.

Da unſer Heyland, der ſo herzlich gern alle Menſchen zu ſich ziehen, ihnen ſeine Geſinnungen mittheilen, und ſie ſo Gott immer ähnlicher machen wollte, im heutigen Evangelium ſeine Jünger warnet, **daß ihre Herzen nicht ſollten beſchweret werden mit Freſſen und Saufen, und mit Sorgen der Nahrung:** ſo muß er dazu wohl ſeine wichtigen Urſachen gehabt, er muß gewußt haben, daß bey Freſſen, Saufen und Sorgen der Nahrung, der Menſch verwildere und Gott unähnlicher werde. Und ſo iſt es wirklich. Ich will daher itzo reden:

Hauptſatz.

Von zwey Haupturſachen, wodurch das Bild Gottes an dem Menſchen verdunkelt wird.

1. Unmäßigkeit
2. Aengſtliche Sorge für die Nahrung.

Erſter Theil.

Ihr wißt alle, lieben Freunde! daß das Bild Gottes nicht an dem Körper des Menſchen, ſondern an ſeinem Geiſte zu ſuchen ſey: denn Gott hat keinen Körper, wie kann ihm alſo der Menſch am Körper ähnlich werden? Wenn er ihm ähnlich werden will: ſo muß er vielmehr ſeinen Geiſt immer vernünftiger und beſſer zu machen ſuchen, und den Körper gewöhnen, daß er das thue, was der Geiſt verlangt. Wenn z. E. der Geiſt eine ſchwere Arbeit verrichten will: ſo muß der Körper ihm gehorchen, wenn die Arbeit ihm auch viel Mühe machen und ſehr ſauer werden ſollte. **Der Geiſt iſt oft willig,** das Gute zu thun, **aber das Fleiſch iſt ſchwach**: daher muß man das Fleiſch dazu gewöhnen, daß es des Geiſtes Willen vollbringe. So machte es der Apoſtel Paulus, eben der Apoſtel, der von ſich ſagen konnte: **ich vermag alles. Er betäubete ſeinen Leib und bezähmete ihn** *). Kann alſo wohl unmäßiger Genuß der Nahrungsmittel der Vollendung des göttlichen Ebenbilds zuträglich ſeyn? Gewiß nicht!

Seht nur auf die tägliche Erfahrung, und ihr werdet bemerken, daß der Menſch nach und nach ein Thier wird, wenn er im Genuſſe der Nah-

---

*) 1. Kor. 9, 27.

Nahrungsmittel kein Maaß zu halten weiß. Sein Wille wird verderbt, ſeine Kraft geſchwächt, ſein Genuß verbittert.

Es iſt traurig, ſo etwas ſagen zu müſſen; aber es iſt doch wahr. Sobald der Menſch zu viele Nahrungsmittel zu ſich genommen, vorzüglich ſich mit ſtarkem Getränke überladen hat: ſo iſt er gar der verſtändige, gute Menſch nicht mehr, der er ſonſt war. Hört ihn nur reden, und ihr werdet erſtaunen, was für unvernünftige Worte er oft vorbringt. Es ſcheint, als wenn ein anderer Geiſt in ihn gefahren wäre. Bald ſtößt er Reden gegen ſeine Obrigkeit, gegen ſeine Freunde und Nachbaren aus, die ihm Verantwortung, Proceſſe und Strafe zuziehn; bald verſpricht er leichtſinnig Dinge, die er zu halten nicht vermögend iſt, oder die er ſelbſt verabſcheuet, wenn er des Gebrauchs ſeines Verſtandes wieder mächtig wird. So verſprach der König Herodes ſeiner Tochter, ihr alles zu geben, was ſie fordern würde. Sie forderte das Haupt Johannis des Täufers, den er doch lieb hatte, und er — er verſprach es ihr. Würde er wohl ein ſolch unſinniges Verſprechen gethan haben, wenn er nicht zu viel getrunken gehabt hätte *)? Oft ſprudelt der Unmäßige unanſtändige, unzüchtige Reden aus, wodurch die umſtehenden Kinder geärgert werden, und an ihnen das Bild Gottes verdunkelt wird. Und wie viele Schandthaten haben nicht die Menſchen ſchon im Trunke gethan! Alle Ausſchwei-

---

*) Matth. 14, 1 — 12.

ſungen, die der Menſch ſonſt verabſcheuet, iſt er im Stande zu begehen, ſobald er durch unmäßigen Trunk ſeinen Verſtand zerrüttet hat, ſo daß er nicht mehr weiß, was er thut. Durch Unkeuſchheit ſeine Zufriedenheit, ſeine Ehre aufzuopfern; den Freund zu ſchelten und zu ſchlagen; Mord und Todſchlag zu begehen, das kann er in der Trunkenheit. Wem fallen nicht Beyſpiele ein, die dieſe Behauptung leider! nur zu wahr machen? Iſt nun aber bey einem Menſchen, der ſo unvernünftig, ſo unſinnig ſpricht und handelt, wohl Gottes Bild noch ſichtbar?

Aber auch die Kraft des Unmäßigen wird geſchwächet. Zweifelt ihr daran: ſo beobachtet ihn nur ſelbſt! Sobald er ſich mit Nahrungsmitteln übermäßig angefüllt hat: ſo iſt er wie ein Thier. Er hat entweder gar keine Luſt, ſeine Geſchäffte zu verrichten, oder richtet ſie ganz verkehrt aus. Und wie kann dieß anders kommen? Durch Unmäßigkeit wird der Verſtand ſo betäubt, ſo zerrüttet, daß er gar nichts wirken kann. Im Verſtande ſitzt ja aber unſere mächtigſte Kraft: muß alſo der Menſch durch Unmäßigkeit nicht ganz außer Stand geſetzt werden, ſeine Geſchäffte ordentlich zu verrichten? Die unmäßige Begierde, ſich mit Speiſe und Trank zu füllen, macht, daß er alles übrige vergißt. Sein Ackerbau bleibt liegen; ſein Handwerk wird vernachläſſigt; um ſeine Gattin und ihre Haushaltung iſt er unbekümmert: ſeine Kinder ſind ohne Aufſicht; ſeine ganze Haushaltung neigt ſich zum Untergange; ſeine

Geſchäffte gerathen in Unordnung; ſein Vermögen wird erſchöpft; ſeine Hausgenoſſen thun ihre Schuldigkeit nicht; ſeine Kinder verwildern — aber er kann nicht helfen; die Unmäßigkeit ſetzt ihn außer Stand, ſich ſeiner Sachen anzunehmen. Nimmt er ſich aber derſelben an, wenn er ſich mit Nahrungsmitteln überladen hat: ſo iſt es beynahe noch ſchlimmer, weil er alles unvernünftig und verkehrt anfängt. Unternimmt er ein Geſchäffte: ſo gelingt es ihm nicht; ertheilt er Befehle: ſo ſind ſie unvernünftig; will er ſeinen Kindern Ermahnungen geben: ſo ſtiftet er damit mehr Schaden, als Nutzen.

Dieß beweiſet der Syriſche König Benhadad mit ſeinem Exempel. Dieſer lag mit einem großen Heere vor Samaria, belagerte es, und hatte zwey und dreyßig Könige, oder Herren über kleine Länder, bey ſich. Eine ganz kleine Anzahl von zweyhundert und zwey und dreyßig jungen Leuten, wagte es, gegen ihn auszuziehen. Wäre er bey Verſtande geweſen: ſo würde ihm wohl eingefallen ſeyn, daß dieſe kleine Anzahl, die gegen ein ſo großes Heer auszog, viel Muth haben müſſe, und daß wahrſcheinlich ihr mehrere nachfolgen würden: er würde daher ſogleich Anſtalt gemacht haben, ſie zurückzuſchlagen, und es würde ihm ohne Zweifel gelungen ſeyn. Aber er war nicht bey Verſtande, weil er zuviel getrunken hatte: daher verachtete er die Gefahr, die ihm drohete, gab den unſinnigen Befehl: **greifet ſie lebendig!** und wurde mit ſeinem großen Heere geſchlagen. Wodurch wurde denn nun dieſe große Macht geſchwächt? — durch die Trunkenheit des Benhadads*). Beobachtet man die Anordnungen, die der Menſch in der Trunkenheit macht: ſo wird man finden, daß ſie meiſtentheils eben ſo thörigt ſind, als der Befehl dieſes Trunkenboldes.

Das traurigſte hierbey iſt, daß der Menſch nicht nur ſchwach iſt, ſo lange er ſich in der Trunkenheit befindet, und mit Speiſen ſich überladen hat, ſondern es auch bleibt, wenn er wieder nüchtern wird. Jede Ausſchweifung im Eſſen und Trinken, dieß iſt ganz gewiß, ſchwächt die Seele und den Leib. Wer oft ſich mit Speiſe und Trank überladet, wird nach und nach am Verſtande ſo ſchwach, daß er gar nichts Wichtiges mehr unternehmen kann. Vielleicht kennt ihr dergleichen Menſchen. Iſt ihr Anblick nicht bejammernswürdig? Iſts nicht traurig, einen Menſchen zu ſehen, der, nach den Kräften, die ihm Gott gab, ungemein viel Gutes ſtiften, wie ein Engel Gottes, ſeiner Nebenmenſchen Wohl befördern konnte, und nun durch Unmäßigkeit ſo ſehr herabgeſunken iſt, daß er kraftlos umher wankt, und, wie ein Thier, auf nichts denkt, als wie er ſeinen Bauch füllen will?

Auch der Körper wird durch Unmäßigkeit geſchwächt. Dieß könnt ihr täglich an den Pflanzen ſehen. Was uns Menſchen Speiſe und Trank iſt, das iſt den Pflanzen die Düngung und Feuchtigkeit. Haben ſie beydes mäßig: ſo gedeihen

---

*) 1. B. der Kön. 20.

ſie, wachſen und werden ſtark. Sobald ihr es aber übertreibt, den Boden, auf welchem ſie wachſen ſollen, zu ſtark düngt, ſie unmäßig begießet: ſo werden ſie ſchwach, beugen ſich gegen die Erde, und verwelken. Wenn der Menſch in dem Genuſſe ſeiner Nahrungsmittel ſich nicht zu mäßigen weiß: ſo geht es ihm eben nicht beſſer. Der Magen kann den Ueberfluß nicht gehörig verarbeiten; es entſtehen daher ſcharfe, böſe Säfte, die die innern Theile des Menſchen verderben, und Schmerzen und Krankheiten erzeugen. **Viele**, ſagt Syrach, **haben ſich zu Tode gefreſſen**[*]; und gewiß noch mehrere um ihre Kraft und Geſundheit gebracht. Wie viele hunderttauſend Menſchen, ſtatt daß ſie thätig ſeyn, und, nach dem Beyſpiele ihres himmliſchen Vaters, Gutes um ſich verbreiten ſollten, liegen kraftlos auf dem Krankenbette, und winſeln unter den Schmerzen der Waſſerſucht, der Schwindſucht, der Gicht und anderer Krankheiten! und warum? Viele aus Urſachen, die ſie ſelbſt nicht wiſſen; aber die meiſten gewiß deßwegen, weil ſie ehedem der Unmäßigkeit ergeben waren. Habt ihr nicht geleſen von jenem elenden Manne, der acht und dreyßig Jahre am Teiche zu Betheſda krank lag? **acht und dreyßig Jahre!** welcher Jammer! Wie viel Gutes kann ein geſunder, thätiger, Menſch in einem Jahre ſtiften? Alles dieſes Gute unterblieb bey dieſem elenden Manne acht und dreyßig Jahre lang. Statt Gutes zu ſtiften, litt er die empfindlichſten Schmerzen, und mußte andere um ihre Barmherzigkeit anflehen. Und wie war dieſer Unglückliche zu dieſem Elende gekommen? War es vielleicht ein unverſchuldetes Creuz, das ihm Gott zur Prüfung ſeiner Frömmigkeit aufgelegt hatte? Wahrſcheinlich, wenn er in unſern Tagen lebte, hätte er es dafür ausgegeben: weil nichts gewöhnlicher iſt, als daß die Menſchen die traurigen Folgen ihrer Ausſchweifungen und Thorheiten, unverſchuldete Züchtigungen, **Creuz des Herrn** zu nennen pflegen. Aber unſer Erlöſer, der, gleich bey dem erſten Blicke, den Menſchen ganz durchſchauete, entdeckte gar bald die wahre Urſache ſeines bejammernswürdigen Zuſtandes. **Siehe zu!** ſagte er, **ſündige fort nicht mehr! daß dir nicht etwas Aergeres wiederfahre** *)! Durch Sünden hatte er alſo ſeinen Körper ſo jämmerlich zerrüttet; ſich ſo kraftlos, ſo hülfsbedürftig gemacht. Was mögen dieß nun wohl für Sünden geweſen ſeyn? Gewiß keine andern, als Unmäßigkeit oder Unkeuſchheit, oder beyde zugleich: denn dieſe ſchwächen vorzüglich den Menſchen, und machen, zumal wenn ſie oft begangen werden, den Menſchen weit elender und kraftloſer, als das unvernünftige Thier, das im Graſe weidet.

---

[*] Syr. 37. 34.

Man ſollte nun meynen, ein Menſch, der im Genuſſe der Nahrungsmittel unmäßig iſt, genieße

---

*) Joh. 5, 14.

nieße weit mehr, als der Mäßige. Hier gilt aber gerade das Gegentheil. Die Nahrungsmittel, die er zu ſich nimmt, füllen zwar ein größeres Maaß, als diejenigen, welche der Mäßige genießt; aber das Vergnügen, das er davon empfindet, iſt bey weitem geringer, iſt gar nichts gegen dasjenige, das dem Mäßigen zu Theil wird.

Zweifelt ihr daran: ſo laßt uns den Genuß des Unmäßigen und des Mäßigen gegen einander abwägen! jener kommt gemeiniglich zur Mahlzeit mit Eingeweiden, die durch Unmäßigkeit geſchwächt ſind, dieſer mit Hunger und Durſt, den ſeine Mäßigkeit ihm verſchaffte. Muß denn dieſer, bey einem einzigen Biſſen, den er genießt, bey einem einzigen Trunke, den er zu ſich nimmt, nicht weit mehr Vergnügen empfinden, als jener, bey aller ſeiner Völlerey? Nichts würzt die Speiſen beſſer, als der Hunger; nichts giebt dem Trunke mehr Labſal, als der Durſt. Der Biſſen Brod, den der Hungrige, das Glas voll Waſſer, welches der Durſtige genießt, gewährt ein Vergnügen, das unausſprechlich iſt. Dieß weiß jeder aus Erfahrung, der jemals Hunger und Durſt empfunden hat. Eſau, bedenkt es wohl, gab das Recht der Erſtgeburt hin, ein Vorrecht, welches viele Tauſend Thaler werth war — und wofür? — für ein Linſengericht*). Was war es, das dieſem Gerichte in ſeinen Augen ſo großen Werth gab? — der Hunger. Hunger und Durſt empfindet aber der Mäßige gewiß ungleich öfterer, als der Unmäßige: folglich empfindet auch jener weit mehr Vergnügen, bey dem Genuſſe der Nahrungsmittel, als dieſer.

---

*) 1. B. Moſ. 25, 29 — 34.

Glaubt es aber, lieben Freunde, das Vergnügen, das mit dem Genuſſe von Speiſe und Trank verknüpft iſt, iſt immer das wenigſte von dem, was der Menſch genieſſen kann. Welche innige Freude empfindet das Herz, wenn man die Werke Gottes betrachtet; wenn man die Blumen des Feldes überſehen, den Geſang der Vögel anhören, ſein Auge nach der auf- oder untergehenden Sonne richten, den geſtirnten Himmel bewundern kann! **Groß ſind die Werke des Herrn, wer ihrer achtet, hat eitel Luſt daran** *). Was für vergnügte Stunden ſind es, die man, in herzlichen, vertrauten Geſprächen, mit ſeinen Freunden zubringt! Was für eine Freude iſt es, wenn man am Abend eine Menge Geſchäffte überſehen kann, die man den Tag über glücklich endigte! Und welche unausſprechliche Seligkeit empfindet man, wenn man um ſich herum viel Gutes erblickt, das man durch ſeinen Fleiß, ſeine Rechtſchaffenheit, ſeine Wohlthätigkeit, ſtiftete!

Sind nicht faſt alle dieſe Freuden dem Unmäßigen unbekannt? Da ſeine Begierden immer auf Freſſen und Saufen gerichtet ſind: ſo iſt er gemeiniglich gegen die Freuden der Natur unempfindlich; findet an freundſchaftlichem Umgange keinen Gefallen; vernachläßigt ſeine Geſchäffte, und, ſtatt für anderer Menſchen Wohl zu ſorgen, bekümmert er ſich nur darum, wie er ſeinen Bauch füllen und ſeinen Gaumen kützeln will. Bey einer ſolchen Lebensart iſts unmöglich, daß man ſeines Lebens recht froh werden kann. Wohin ein ſolcher Menſch blickt und denkt, findet er Urſache zum Gram und Verdruß. Um ihn iſt lauter Unordnung; verwilderter Acker; ungerathene Kinder; Hausgenoſſen, die ihn, wegen ſeiner unordentlichen Lebensart, gering ſchätzen; Menſchen, deren Seufzer er, durch ſeine Saumſeligkeit, auf ſich lud! Denkt er zurück an das Vergangene: ſo martert ihn ſein Gewiſſen mit Verwürfen; erinnert ihn an Thorheiten und Ausſchweifungen, die er begangen, an die unſchätzbare Zeit, die er übel angewendet hat. Sieht er vor ſich, ſo hat er den ſchrecklichſten Anblick — ein freudenloſes Alter, wo Schmerz und Krankheit, die Folgen ſeiner Unmäßigkeit, ſeiner warten — eine Ewigkeit — in der für ihn nichts zu hoffen, aber alles zu fürchten iſt. **Die Trunkenbolde werden das Reich Gottes nicht ererben***); ſie werden weder in dieſer, noch in der künftigen Welt die Freuden genießen, die Gott ihnen zugedacht hatte.

---

*) Pſ. 111, 2.

Zweyter Theil.

Sorgen der Nahrung — auch dieſe ſind es, wodurch das Bild Gottes an dem Menſchen verdunkelt wird.

---

*) 1. Kor. 6, 10.

Nahrung müſſen wir alle haben, wenn wir unſer Erdenleben verlängern wollen, unſer Leib geſund und ſtark bleiben, und die Seele durch ihn wirken ſoll. Da nun unſere Nahrung nicht auf dem Felde ausgeſtreuet iſt, wie das Futter des Vogels, welches dieſer, ohne alle Mühe, einſammelt; da wir ſie mit Mühe und Arbeit erwerben müſſen: ſo iſt es ganz natürlich, daß Sorgen der Nahrung uns nothwendig ſind. Unſers Erlöſers Meynung iſt alſo gewiß nicht, daß wir gar nicht für unſere Nahrung ſorgen, ſondern nur dieſe: daß unſere Herzen nicht damit beſchweret werden ſollen. Wir ſollen uns nicht ängſtlich um Nahrung bekümmern, nicht die Sorgen der Nahrung zu unſerm Hauptgeſchäffte machen.

Sobald dieſes geſchieht: wird Gottes Bild an uns verdunkelt; ſtatt daß wir für unſers Geiſtes Nahrung ſorgen ſollten: vernachläßigen wir ihn, und ſorgen hauptſächlich für die Nahrung ſeiner Hülle, des Körpers.

Auch bey dem, der für die Nahrung unmäßig ſorgt, wird der Wille verdorben, die Kraft gegeſchwächt, der Genuß verbittert, ſo daß er dem allgütigen, allmächtigen, höchſtſeligen Gotte, von welchem er abſtammt, ganz unähnlich wird.

Sein Wille wird verdorben. Da ſein ganzes Dichten und Trachten dahin geht, ſich Nahrung zu verſchaffen: ſo iſt er um alles Uebrige wenig bekümmert. Er hat Kinder, die gut erzogen, die zu guten Menſchen und Chriſten gebildet werden ſollten — ſeine Pflicht wäre es alſo, über ſie gute Aufſicht zu führen, ſie ſorgfältig unterrichten zu laſſen, und ſelbſt durch liebreiche Geſpräche zu unterrichten; er hat vielleicht Geſinde, Tagelöhner, Arbeitsleute, die er durch Erinnerungen, Warnung, Belehrung beſſern und immer näher zu Gott führen könnte; vielleicht hat er Anverwandte, die ſeines guten Raths und Hülfe, Wittwen und Waiſen, die ſeiner Unterſtützung bedürfen; er hat oft Gelegenheit, für ſeine Gemeine, für die Kirche und Schule, etwas zu thun, ganz ſo, wie Gottes Ebenbild, ſeiner Nebenmenſchen Beſtes zu befördern; aber — da dieß alles nicht baar bezahlet wird: ſo hat er dazu keine Luſt. Jede Viertelſtunde, die er ſolchen Geſchäfften widmen ſoll, ſchmerzt ihn. Er arbeitet nur immer, um Geld zu verdienen, und ſich und den Seinigen damit Nahrung zu verſchaffen.

Dabey bleibt es aber nicht. . Unmäßige Sorge der Nahrung macht oft den Menſchen zum Böſewichte, zum Betrüger ſeiner Nebenmenſchen. Um recht viel zu erwerben, arbeitet er leichtſinnig und ſchlecht; vervortheilt den, der von ihm kauft; läßt ſich wohl gar zu den größten Schandthaten verleiten. Unter allen abſcheulichen Handlungen, die uns die Bibel erzählt, iſt wohl die abſcheulichſte, die Verrätherey des Judas. Bedenkt es nur ſelbſt! Jeſus war ſein größter Wohlthäter: einige Jahre hatte er ihn an ſeinem Tiſche ſpeiſen laſſen; einige Jahre hatte er ihn unterrichtet; ſo viel Gutes hatte er an ihm gethan, daß Judas für ihn ſein Leben hätte

laſ

laſſen ſollen. Aber Judas dachte an nichts, als wie er Geld erwerben und ſich davon nähren wollte. Dadurch ſank er ſo tief, ſo tief, ach! bedenkt es wohl, daß er durch ein elendes Geld, dreyßig Silberlinge, welches nach unſerm Gelde keine zwanzig Thaler beträgt, ſich verleiten ließ, ſeinen größten Wohlthäter an ſeine Feinde zu verrathen — ihn dem Tode zu überliefern. So weit kann der Menſch ſinken, wenn er auf weiter nichts, als auf ſeine Nahrung, denkt.

Auch ſeine Kraft wird dadurch geſchwächt. Es iſt unglaublich, wie viel ein Menſch, dem es ein rechter Ernſt iſt, nach dem Beyſpiele ſeines himmliſchen Vaters, Gutes zu thun, Gutes wirken kann. **Hiob war des Blinden Auge, des Lahmen Fuß, ein Vater der Armen***). Dieß kann gewiſſermaßen jedermann, auch der Aermſte, — er kann mit ſeinen Kräften vielen Menſchen nützlich werden. Allein ſobald Sorgen der Nahrung ſein Herz beſchweren, ſobald er für ſeine und der Seinigen Nahrung ängſtlich ſorgt: ſo verliert er alle Kraft, für andere etwas zu thun. Soll er für Andere ein Geſchäfft übernehmen: ſo dauert ihn die Zeit, die er darauf verwenden muß; ſoll er für das Beſte ſeiner Nebenmenſchen einen Aufwand machen: ſo beklagt er den Groſchen, den er anwenden ſoll. Er wünſcht vielleicht, daß ſeine Kinder gut unterrichtet würden, daß Schule und Kirche verbeſſert wür-

---

*) Hiob 29, 15.

würden: wenn er aber dazu aus ſeinem Vermögen einen Aufwand machen ſoll: ſo kann er es nicht, weil er beſorgt, daß ſeine Nahrung dadurch möge geſchwächt werden.

In den erſten Zeiten des Chriſtenthums war es ſehr gut, daß die Bekenner deſſelben ihr Vermögen, entweder ganz, oder wenigſtens einen Theil davon, zum Beſten der Gemeine hergaben; theils damit die vielen Verfolgten und Verjagten davon konnten unterſtützt werden; theils damit ſich die Chriſten gewöhnten, ihr Herz vom Irrdiſchen, welches die Heydniſchen und Jüdiſchen Obrigkeiten in ihrer Gewalt hatten, loszureiſſen. Ananias war vollkommen überzeuget, daß dieſe Einrichtung gut ſey; er hatte wirklich Luſt, ſeine Güter der chriſtlichen Gemeine zu geben, und verkaufte deswegen ſeinen Acker. Aber die Sorge der Nahrung, die Beſorgniß, er möchte mit ſeinem Weibe Noth leiden müſſen, machte ihn ſo kraftlos, daß er dieſes Opfer dem Beſten der Gemeine nicht bringen konnte — er unterſchlug einen Theil des Geldes*).

Kann nun wohl ein Menſch, deſſen Wille ſo verdorben, deſſen Kraft ſo geſchwächt iſt, durch die Nahrungsſorgen, ſo vergnügt ſeyn, ſo viel genießen, als es ſeines Schöpfers Wille iſt? — Gewiß nicht! Allenthalben ſucht er nur zu ſparen. Zu ſeinen Mahlzeiten wählt er nicht diejenigen Nahrungsmittel, die ihm am beſten ſchmecken, die ſeiner er Geſundheit am zuträglichſten ſind; ſondern iejenigen, die am wenigſten koſten, und ſchwächt edurch ſeine Geſundheit oft ſo, daß er in der Folge ſich nicht einmal an Speiſe und Trank erquicken kann, wenn er auch will. Einen Aufwand zu machen, um ſich und die Seinigen aufzuheitern, getrauet er ſich gar nicht: ja es kömmt mit ihm oft ſo weit, daß er ſich ärgert und murret, wenn er ſieht, daß andere einen Aufwand machen, um ihren Nebenmenſchen dadurch aufzuheitern. Es iſt traurig, daß man dem Menſchen, der nach dem Bilde Gottes gemacht iſt, der ſo gern Freude um ſich verbreitet, und alles, was lebt, mit Wohlgefallen erfüllet, ſo etwas nachſagen muß. Unterdeſſen iſt es doch wahr. Erinnert euch nur an den Judas! Dieſer ſpeiſete an dem Tiſche ſeines Wohlthäters, der ſeinen Tod vor Augen ſahe, und ſich deßwegen mit lauter traurigen, bangen Gedanken beſchäfftigte. Da trat ein Weib herein, goß, um ihm ihre Dankbarkeit und Hochachtung zu beweiſen, ein Glas voll wohlriechendes Waſſer auf ſein Haupt — der bekümmerte Erlöſer wurde durch dieſen Beweis der reinſten Liebe und Dankbarkeit aufgeheitert — ein großer Theil der Geſellſchaft freuete ſich darüber — aber Judas, obgleich ihm dieſer Aufwand keinen Pfennig koſtete, konnte ſich nicht mitfreuen — er murrete *).

---

*) Ap. Geſch. 5.

---

*) Joh. 12, 4 — 5.

So kann der für Nahrung ängſtlich beſorgte Menſch faſt gar keine Freude recht herzlich genießen; die Sorge der Nahrung verbittert ihm Alles. Er geht vor tauſend ſchönen Blumen und Pflanzen vorbey, die der Sorgenfreye mit Entzücken betrachtet, und bemerket ſie nicht; nur bey dem Baume, deſſen Früchte er brechen darf, nur bey der Saat, die ihm zu erndten erlaubt iſt, bleibt er ſtehen. Und doch freuet er ſich nicht immer darüber. Wenn der Baum von Früchten ſich beugt, das Feld von vollen Aehren wallet: ſo ängſtigt er ſich oft wegen des Hagels, der beyde verletzen könnte. Steht aber der Baum gar leer von Früchten, iſt ſein Feld unfruchtbar: ſo wird er ganz kleinmüthig. Die edelſte, die gröſte Freude, die der Menſch genießen kann, die göttliche Freude, in welcher Gott ſelbſt ſeine Seligkeit ſucht — die Freude des **Wohlthuns** iſt ihm ganz unbekannt. Denn wie kann man denn von einem Menſchen, der auf nichts denkt, als wie er ſich nähren will, erwarten, daß er etwas für Andere thun werde?

Wie traurig muß eines ſolchen Menſchen Abſchied von der Erde; ſein Eintritt in die Ewigkeit ſeyn! Wenn er nun den langen Weg überſieht, den er zurückgelegt hat — was erblickt er? — Nichts als Mühe, Arbeit, Sorgen für den Körper, den er nun ablegen und der Verweſung übergeben ſoll. Tritt er vor den Weltrichter: ſo fragt dieſer nicht darnach, wie viel Geld er erworben, ſondern nur: wie viel Gutes er gethan habe. Wird alſo der Menſch, der das beſte, thätigſte, ſeligſte Geſchöpf, der ein Engel werden, Gott immer näher kommen könnte, nicht durch unmäßige Nahrungsſorgen ganz entſtellt, und von dem herrlichen Ziele, für welches er beſtimmt iſt, ganz zurückgeführt?

Lieben Freunde! Wer Gottes Bild an ſich hoch ſchätzt, und es immer vollkommner zu machen ſucht; wer hauptſächlich auf die Verbeſſerung ſeines Geiſtes denkt, ſeine Begierden zu beherrſchen weiß, ſeine Zeit gut anwendet, und ſich mit der Natur, worin ein unermeßlicher Vorrath von Nahrungsmitteln verborgen liegt, bekannt macht, ſich dabey auf Gott, wie ein Kind auf den Vater, verläßt, der kennt keine ängſtlichen Sorgen der Nahrung, der ſagt nicht: **was werden wir eſſen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? Nach ſolchem allen trachten die Heyden***), aber nicht Chriſten, die von ihrem göttlichen Erlöſer belehrt, ſich vorzüglich beſtreben, immer vernünftiger, beſſer, thätiger zu werden, vollkommen zu ſeyn, wie ihr Vater im Himmel vollkommen iſt.

Einſt fragte der Erlöſer ſeine Freunde: habt ihr auch je Mangel gehabt? und ſie antworteten: **Herr! nie keinen.** O möchten wir doch ſtets, wie die erſten Freunde Jeſu, denken und handeln! dann würden wir gewiß auch, bey unſerm Abſchiede von der Erde, ſagen können:

---

*) Matth. 6, 31 — 33.

Herr! ſeitdem wir deine Lehre befolgten, haben wir nie Mangel gehabt!

Gebet.

Gott, Vater, von dem wir entſproſſen ſind, deſſen Bild wir an uns tragen, du haſt uns einen Leib gegeben, durch welchen unſer Geiſt viel lernen, viel Gutes wirken ſoll. Stärke uns, daß wir vorzüglich für unſern Geiſt ſorgen, mehr auf das Vergnügen und die Nahrung deſſelben, als auf das Vergnügen und die Nahrung des Leibes denken, damit wir einſt vor dir beſtehen, uns freuen und dir näher kommen können, wann unſer Leib in der Verweſung liegt. Amen! Amen!

Dritte Predigt.

Am dritten Sonntage des Advents.

Herr, deinen heilgen Willen
Mit Freuden zu erfüllen,
Gieb mir Entſchloſſenheit;
Und bey der Arbeitsliebe
Vermehr in mir die Triebe
Gewiſſenhafter Thätigkeit!

Laß meines Standes Pflichten
Mit Treue mich verrichten,
Und keine Mühe ſcheun;
Gemächlichkeit nicht lieben,
Aus Trägheit nichts verſchieben,
Worinn ich jetzt ſoll wirkſam ſeyn!

Wann wir reiſen, und bey unſerer Reiſe uns vorgenommen haben, nach einem beſtimmten Orte zu kommen: ſo iſts, wollen wir anders unſer Ziel erreichen, ſchlechterdings nöthig, daß wir beſtändig ſind, und immer nach dem Ziele fortſchreiten, das wir uns vorgeſetzt haben. Thun wir dieſes, achten nicht auf die unangenehme Witterung, die uns trifft, nicht auf die ſchlimmen Wege, die wir antreffen, nicht auf die Gefahren, die uns aufſtoſſen:

ſen: ſo kommen wir endlich dahin, wohin wir wollten, und freuen uns hernach aller Beſchwerden, die wir überſtanden, aller Gefahren, die wir überwunden haben. Dieß iſt wahr: denn die Erfahrung lehret es, daß täglich viele tauſend Reiſende an dem Orte ankommen, wohin zu kommen ſie ſich vorgenommen hatten. Wären ſie hingegen auf dem halben Wege ſtehen geblieben, oder rückwärts gegangen: ſo würden ſie ihr Ziel nicht erreichet haben.

Möchten wir doch auf unſerm Lebenswege, bey unſern Unternehmungen, bey Einrichtung unſerer Haushaltung und Geſchäffte, bey unſerm Beſtreben, Gott immer ähnlicher zu werden, und, wie er, Gutes zu ſtiften, eben dieſe Beſtändigkeit beweiſen, die wir auf unſern Reiſen zeigen — wie viel würden wir wirken! Wie ſehr würden wir im Guten wachſen!

Die chriſtliche Religion empfiehlt uns daher die Beſtändigkeit, als eine vorzügliche Tugend des Chriſten. Wenn uns z. E. Jeſus ſeinen Vorläufer, den Johannes, zum Muſter aufſtellet: ſo rühmt er uns vorzüglich ſeine Beſtändigkeit. **Wollet ihr**, ſagt er, **ein Rohr ſehen, das der Wind umher wehet?** Und will damit die Anweſenden belehren, Johannes ſey kein Rohr, das vom Winde hin und her bewegt werde; er ſtehe feſt, und beweiſe Beſtändigkeit, bey aller Abwechſelung der Schickſale, die ihn trafen. Daher will ich denn Gelegenheit nehmen, itzo von dieſer vortreflichen Tugend zu reden. Gott gebe, daß dieſe Betrachtung auf uns alle gute Wirkung thun möge!

Text.

1. Kor. 15, 5 — 8.

Darum, meine lieben Brüder, ſeyd veſte, unbeweglich, und nehmet immer zu in dem Werke des Herrn: ſintemal ihr wiſſet, daß eure Arbeit nicht vergeblich iſt in dem Herrn.

Evangelium.

Matth. 11. 2 — 10.

Hauptſatz.

Von der chriſtlichen Beſtändigkeit.

1: Ihrer Beſchaffenheit.

2. Ihrer Vortreflichkeit.

3. Den Mitteln, durch welche man ſie ſich erwerben kann.

Erſter Theil.

Beſtändig iſt derjenige, der ſich gewöhnt hat, bey dem Geſchäffte, das er ſich vornahm, ſo lange zu bleiben, bis er es vollendet hat. Er iſt alſo ganz verſchieden, von dem Unbeſtändigen, der ſich mancherley vornimmt, aber immer eines nach dem andern wieder aufgiebt, ohne es zu vollenden. Er will reiſen — kaum iſt er aber ein Paar Stunden weit gegangen: ſo wird der Weg ſchlecht, der Himmel wird trübe — er kehrt wieder um. Nun will er den Acker bauen, und rechnet auf große Vortheile, die ihm daraus entſpringen ſollen. Er fängt an — ein Hagelwetter oder Ueberſchwemmung vereiteln ſeine Hoffnung.

nung. Dieß iſt hinlänglich, ihn zu beſtimmen, den Ackerbau aufzugeben, und etwas Anders anzufangen, das er bald auch wieder fahren läßt, ſobald ſich ihm große Hinderniſſe in den Weg ſtellen. Er gleicht einem Rohr, das der Wind hin und her webt. Ganz anders handelt der Beſtändige. Wenn dieſer einmal ſich etwas recht feſt vorgenommen hat, ſo führt er es auch aus. Er hat ſich z. E. vorgeſetzt, ſeinen Acker anders zu bearbeiten, ſeine Kinder anders zu erziehen, ſeine Haushaltung anders einzurichten, als es bisher gewöhnlich war: ſo bleibt er auch ſeinem Vorſatze treu, und läßt ſich durch nichts davon abbringen. Man verſpottet ihn; was thut er? — Er läßt ſich durch den Spott reizen, auf alle ſeine Tritte und Schritte deſto aufmerkſamer zu ſeyn, und alles recht gut zu machen, damit die Spötter zum Schweigen gebracht werden. Es mißlingt ihm Manches; was thut er? — Er überlegt, wo er gefehlt habe, und ſucht ſeinen Fehler zu verbeſſern. Es treten Schwierigkeiten ein, die er nicht vorher ſahe — was thut er? weicht er zurück? — Keineswegs! — da wäre er ja unbeſtändig. Er denkt vielmehr nach, wie er dieſe Schwierigkeiten überſteigen will — arbeitet deſto mehr, ſtrengt ſeine Kräfte deſto mehr an.

Eins iſt nur, was ihn bewegen kann, ſeinen Vorſatz aufzugeben, Eins nur — und dieß iſt wohl zu merken — wenn er einſieht, daß er gefehlt, daß er ſich geirrt habe. Bekommt er in der Folge, entweder durch eigene Erfahrung und Nachdenken, beſſere Einſichten, oder wird er durch andere eines Beſſern belehrt: dann giebt er ſein Unternehmen auf, und ſchämt ſich nicht, zu geſtehen, daß er geirret habe.

Dadurch unterſcheidet er ſich von dem Starrſinnigen, der immer bey dem bleibt, was er ſich vorgeſetzt hat; gar nicht glauben will, daß er ſich irren könne; gar keinen guten Rath annimmt, bis er ſich in das Unglück geſtürzet hat.

Ein Exempel mag die Sache erläutern. Drey Perſonen verbinden ſich, daß ſie, auf einem gewiſſen Wege, nach einem gewiſſen Orte reiſen wollen. Sie kommen an einen ſteilen Berg, der nur mit vieler Mühe erſtiegen werden kann. Da kehrt der Eine um — dieſer iſt unbeſtändig. Die beyden Andern überſteigen ihn, und ſetzen ihren Weg fort. Nach einiger Zeit begegnet ihnen ein bejahrter Mann, der dieſen Weg ſchon mehrmal gegangen iſt. Der Eine fragt ihn: ſind wir auf dem rechten Wege? Er ſagt nein! der rechte Weg geht dort linker Hand zu. Er fragt warum? Und wenn er ſich überzeuget hat, daß der Mann Recht habe: ſo ändert er ſeinen Weg ab, und überſteigt alle Schwierigkeiten muthig, die auf dem neuen Wege ihm aufſtoßen, — dieſer iſt der Beſtändige. Nun ruft er ſeinem Freunde zu, er möge doch umkehren — er braucht Vorſtellungen — umſonſt. Dieſer geht immer auf dem Irrwege fort. — er iſt der Starrſinnige.

Gott! bewahre uns vor beyden Abwegen! lehre uns immer, den rechten Weg finden, und gieb uns Kraft, ihn zu betreten!

Zweyter Theil.

Daß die Beſtändigkeit eine ganz vortrefliche Tugend ſey, lehrt uns nicht nur Jeſus, der ſie öffentlich an Johannes lebte, ſondern auch die tägliche Erfahrung. Wir nehmen uns ſo mancherley vor, und wünſchen, daß wir es ausführen mögen. Welches iſt das Mittel, wodurch wir unſern Wunſch erfüllet ſehen können? Nur Eins: Die Beſtändigkeit. Wo dieſe fehlt, wo man bey jeder eintretenden Schwierigkeit zurückweicht, kommt man nie zu ſeinem Ziele. **Der Faule begehret und kriegets doch nicht** *). Der Faule, wie Salomo ſagt, **ſtirbt über ſeinen Wünſchen** **), d. i. der Faule wünſcht immer und ſtirbt, ehe er ſeine Wünſche erfüllet ſieht.

Oder wenn Starrſinn an die Stelle der Beſtändigkeit tritt; wenn man irre geht, und ſich ſchlechterdings nicht zurechte weiſen laſſen will: ſo eilet man ſeinem Verderben entgegen, und muß am Ende mit Reue geſtehen, daß man den rechten Weg verfehlt habe.

Iſt man hingegen beſtändig; hat man Kraft und Muth genug, ſeinen wohl überlegten Vorſätzen treu zu bleiben; ſich weder durch Spott, noch Drohungen, noch Schmeicheleyen, davon abbringen zu laſſen; Ge-

---

*) Spr. Sal. 13, 4. **) Spr. Sal. 21, 25.

duld zu beweiſen, wann das Geſchäffte langſam von Statten geht, und das Gelingen deſſelben zweifelhaft wird; Unerſchrockenheit zu zeigen, wann Gefahr eintritt; ſich deſto mehr anzuſtrengen, wann die Schwierigkeiten ſich häufen: ſo kann man auch faſt alles möglich machen, was an ſich nicht unmöglich iſt.

Wie zahlreich ſind nicht die Exempel von Menſchen, die nach langer Arbeit endlich das Glück hatten, das Ziel zu erreichen, das ſie ſich vorgeſetzt hatten! So mancher grämte ſich über die böſen Gewohnheiten, die er in der Jugend angenommen hatte; wünſchte beſſer zu werden; arbeitete; ſtrengte ſich an; kämpfte, und kam endlich dahin, daß er die Gewohnheiten ablegte, die ihm ſo viele unangenehme Stunden machten, und die Herrſchafft über ſeine unordentlichen Begierden erhielt, wie Petrus, der erſt ſo zaghaft war, daß er ſich verleiten ließ, ſeinen Herrn und Meiſter zu verläugnen, und in der Folge ſein eifrigſter Bekenner ward. So mancher Jüngling kam durch fortgeſetzten Fleiß und Nachdenken ſo weit, daß er die Weisheit fand, und ſich einen Schatz der brauchbarſten Kenntniſſe erwarb, womit er ſich und der Welt nützen konnte; ſo mancher Steuermann, deſſen Schiff auf dem ungeſtümen Meere umhergetrieben, zwiſchen Klippen und Sandbänken herumgeſchlagen wurde, rettete ſein und der Seinigen Leben, und erreichte glücklich den Hafen, wie Paulus, der durch ſeine Beſtändigkeit, bey der größten Gefahr,

fahr, von den Wellen verſchlungen zu werden, das Leben vieler Menſchen erhielt *); So mancher Hausvater, der ſonſt von Dürftigkeit und Mangel gedrückt war, errang ſich ein reichliches Auskommen. Es iſt kein Stand der Menſchen, in dem ſich nicht viele Perſonen befänden, die das Ziel erreichten, nach dem ſie lange mühſam arbeiteten. Und was war das Mittel, das ſie dahin brachte? Immer die **Beſtändigkeit**.

Hingegen giebt es auch eine weit größere Anzahl von Menſchen, die ſich **beklagen**, daß ſie in ihrer Unternehmung unglücklich geweſen ſind. Woher kommt dieß? Freylich pflegen dergleichen Perſonen mancherley Urſachen anzuführen, die alle außer ihnen liegen: böſe Menſchen, ſchwere Zeiten, Unglücksfälle, ſollen, wie ſie ſagen, ihre Wünſche vereitelt haben. Allein, wenn man die Sache genauer unterſuchen will: ſo wird man faſt immer finden, daß ihre eigene Unbeſtändigkeit daran Urſache war. Veränderlichkeit ihrer Geſinnungen, Hang zum Vergnügen, Bequemlichkeit, Trägheit, falſche Schamhaftigkeit, unzeitige Gefälligkeit, Kraft- und Muthloſigkeit, verleiteten ſie, auf der Hälfte des Weges ſtille zu ſtehen, oder gar rückwärts zu gehen. War es da möglich, zu ihrem Ziele zu kommen?

---

*) Apoſt. Geſch. 27, 41.

Dieß alles beweiſet, wie vortreflich, wie unumgänglich nöthig jedem, der etwas Gutes wirken will, die Tugend der Beſtändigkeit ſey.

Dritter Theil.

Die Beſtändigkeit iſt, wie jede andere Tugend, eine Gewohnheit, die nicht anders, als durch lange Uebung erlangt werden kann. Um ſie alſo zu erlangen, muß man ſich früh gewöhnen, jedes Geſchäfft, das man einmal angefangen hat, zu vollenden, und bey demſelben, aller Schwierigkeiten, aller Einwendungen, aller Lockungen ungeachtet, auszuharren; es müßte denn ſeyn, daß man überzeuget würde, man habe ſich geirret, und ſeine Sache nicht klug angefangen. Durch ſolche Gewöhnungen wird die Seele nach und nach ſtark, und gleicht nicht einem Rohre, das der Wind hin und her wehet; läßt ſich nicht durch jedes ſinnliche Vergnügen, durch jeden Spott, Drohung, Gefahr von ihren Vorſätzen abbringen, ſondern — harret aus, gleich einem Felſen, der unbeweglich ſteht, wann alles Rohr, ja die ſtärkſten Bäume, durch die Stürme hin und her bewegt werden.

Da aber der Körper zur Ausführung aller unſerer Geſchäffte unentbehrlich iſt: ſo muß auch dieſer geübt werden, den Willen der Seele zu befolgen, Unbequemlichkeit und Beſchwerde zu ertragen. Wenn z. E. zur Vollendung eines Geſchäffts nöthig wäre, daß wir rauhe Witterung aushielten, mühſame Arbeit übernähmen, die gewöhnliche Bequemlichkeit uns verſagten — würden wir da etwas ausrichten, wenn der Körper nicht dazu gewöhnt wäre? Wenn er einem ſchwachen Rohre gliche, das ſich ſogleich beugt und zerbricht, wenn man eine beträchtliche Laſt damit heben will?

Wer ſich alſo die vortrefliche Tugend der Beſtändigkeit erwerben will, muß nothwendig ſeinen Körper gewöhnen, alle Arten von Witterung, Beſchwerden und Mangel auszuhalten, damit er ſtark und willig, die Geſchäffte des Geiſtes zu verrichten, auch dann verbleibe, wann er mancherley Ungemach erdulden muß. Hätte Johannes ſich nicht an eine ſehr einfache Kleidung und Koſt gewöhnet gehabt; wäre es ihm zu ſeiner Zufriedenheit nöthig geweſen, ſeinen Körper in weiche, theure Kleider zu hüllen, köſtliche Mahlzeiten zu genießen: ſo konnte er nicht der Vorläufer Jeſu werden; ſo mußte er am Hofe des Königs Herodes Dienſte ſuchen.

Hätte Moſes ſich nicht gewöhnt gehabt, alle Arten von Beſchwerlichkeiten auszuhalten: wie wäre es ihm möglich geweſen, vierzig Jahre lang unter Zelten, bey Hunger und Durſt, in einer Sandwüſte auszuhalten, und durch Erduldung dieſer Beſchwerden ſein Volk aus der Dienſtbarkeit zu befreyen? Er würde in Egypten bey den Fleiſchtöpfen geblieben ſeyn, und ſeine Nation in der Dienſtbarkeit haben ſchmachten laſſen.

Endlich müſſen wir auch, ehe wir uns etwas vornehmen, wohl überlegen, ob es wirklich gut? ob es nicht andern ſchädlich ſey? ob wir auch hinlängliche Kraft haben, es auszuführen, und alle Schwierigkeiten, die uns aufſtoßen könnten, zu überwinden. Das alles können wir nun nicht in einer Stunde, in einem Tage überſehen, weil wir am folgenden Tage ganz anders denken, als wir am Tage vorher dachten. Daher iſt es ſehr gut, daß man vorher eine geraume Zeit, zumal wenn man ein Geſchäfft von Wichtigkeit unternimmt, nachdenkt; ſein Vorhaben verſtändigen, erfahrnen Menſchen mittheilt, und ihr Urtheil darüber zu vernehmen ſucht. Dann, wann man alles wohl bedacht hat, kann man getroſt handeln, und hat nicht leicht zu beſorgen, daß man in der Folge die Schritte, die einmal geſchehen ſind, werde bereuen müſſen.

Aber freylich iſts nicht zu läugnen, daß auch der Weiſeſte ſich irren, auch die beſten, verſtändigſten Freunde uns ſchlecht rathen können. Welches iſt das Mittel, uns gegen ſolche Gefahren zu ſchützen? — Dasjenige, welches unſer Erlöſer gebrauchte, ſo oft er etwas von Wichtigkeit unternehmen wollte, das er auch uns bey jeder Gelegenheit empfahl: das **Gebet**.

Wenn man ſeine Wünſche Gotte recht aufrichtig vorträgt: dann wird man wahrnehmen, daß es gewiſſermaaßen ſtille und helle in der Seele wird; die heftigen Begierden ſich legen; daß man alles mit andern Augen, als ſonſt, betrachte, Gott als ſeinen Vater, ſich als ſein Kind, als Glied ſeiner großen Familie, als ein für die Ewigkeit beſtimmtes Geſchöpf; und

dann

dann — dann iſt man recht geſchickt, einzuſehen, ob unſer Vorhaben gut, recht, dem Willen Gottes gemäß ſey. Wird man dann überzeugt, daß unſer Vorhaben gut, gerecht, dem Willen Gottes gemäß ſey; daß man ſich an Gott verſündige, wenn man es aufgeben wollte — dann entſteht Vertrauen auf Gott, die feſte, unwandelbare Erwartung, daß Gott mit uns ſey, unſere Unternehmung ſegne, und ſchütze. Und dieß, das Vertrauen auf Gott, iſt es, was alle unſere Seelenkräfte vorzüglich erhöhet: uns eine Stärke ertheilt, die Erſtaunen erregt, und uns in den Stand ſetzt, allen Widerwärtigkeiten Trotz zu bieten.

Dieß Vertrauen zu Gott war es, welches alle gute Menſchen ſtärkte, wann ſie etwas Großes, für die menſchliche Geſellſchafft Wichtiges, unternahmen; dieß iſt der Glaube, von welchem der Verfaſſer des Briefs an die Ebräer, im elften Kapitel, ſagt, daß er ſo groſſe Dinge möglich gemacht habe. Wenn der Menſch erſt, durch Nachdenken und Gebet, ſich überzeugt hat, daß ſein Unternehmen gut, recht, dem Willen Gottes gemäß ſey, daß er dabey auf Gottes Beyſtand rechnen könne: dann kann ihn auch ſchlechterdings nichts von ſeinem Vorſatze abbringen.

Denkt hiebey nur an euern Erlöſer! Er ſahe ſeinen Tod vor Augen; er wußte, daß Juden und Heyden ſich der Verbreitung ſeiner Lehre entgegenſetzen würden — und doch ſank ſein Vertrauen zu Gott nicht. Am Abend vor ſeinem Todestage, da es mit ihm ganz aus zu ſeyn ſchien, ſagte er es vorher, daß ſein Evangelium werde gepredigt werden in aller Welt *); und daß dieß eingetroffen ſey, wißt ihr alle. Auch heute, nach beynahe zweytauſend Jahren, in einer Entfernung von vielen hundert Meilen von dem Orte, wo Jeſus dieß ſagte, habt ihr ſein Evangelium gehöret.

Gott gebe, daß ihr, meine Lieben, euch früh gewöhnet, angefangene Geſchäffte zu vollenden, euern Körper abzuhärten, immer mit Ueberlegung, als vor Gottes Augen, zu handeln: dann werdet ihr gewiß in dem Stande, den Gott euch angewieſen hat, viel Gutes ſtiften, Gottes Namen verherrlichen, und eure, ſowie eurer Nebenmenſchen, Glückſeligkeit befördern! Amen!

---

*) Matth. 26, 13.

Vierte Predigt.

Am vierten Sonntage des Advents.

Wie könnt ich mich, o Gott!
Des Guten überheben?
Was ich beſitz, iſt dein;
Von dir hab' ich mein Leben,
Und was ich Gutes thu,
Dazu giebſt du Gedeihn:
Drum laß mich ewig fern
Von Stolz und Hochmuth ſeyn.

Mit Menſchen in Verbindung zu leben, iſt wahrhaftig kein geringes Glück. Man ſey ſo ſtark, ſo geſchickt, ſo gelehrt, ſo klug, als man wolle: ſo kann man doch andere Menſchen nicht entbehren. Man denke ſich nur einen Einſiedler — wie traurig iſt ſein Leben! Jahr aus Jahr ein muß er arbeiten, um ſich gegen Hunger, Froſt, Regen, und wilde Thiere zu ſchützen; er muß eine Menge Bequemlichkeiten entbehren, die man in der menſchlichen Geſellſchafft genießet; hat keinen Freund, mit dem er ſich beſprechen, dem er ſeinen Kummer klagen, mit dem er ſeine Freuden theilen könnte.

Aber auch eine Familie, die ganz ohne Verbindung mit andern Menſchen lebte, würde ſich ſehr übel befinden. Sie müßte ja nicht nur ſelbſt ſich ihre Nahrung verſchaffen, ſondern auch ihr Haus ſelbſt bauen, ihre Kleidung verfertigen, und das Zeug dazu weben. Wenn ſie Schuhe tragen wollte, müßte ſie das Leder dazu zubereiten; ihr Hausgeräthe ſelbſt verfertigen, und das, dazu nöthige, Eiſen aus der Erde holen und ſchmelzen; ihre Kinder ſelbſt unterrichten und erziehen.

Ihr ſehet wohl, daß dieſe mannigfaltigen Arbeiten die Kräfte einer einzigen Familie überſteigen, und daß ſie daher in beſtändigem Kummer und Raſtloſigkeit würde leben und eine Menge Bequemlichkeiten und Vergnügungen entbehren müſſen, die derjenige genießt, der mit andern Menſchen in Verbindung lebt.

Man ſollte alſo glauben, derjenige wäre der glücklichſte, der mit recht vielen Menſchen verbunden wäre; deſſen Tage müßten in beſtändiger Zufriedenheit und Freude dahin fließen. Iſt dieß nun wirklich ſo? Keinesweges! Wenn wir uns in der Welt umſehen: ſo finden wir, daß diejenigen oft die meiſten Klagen führen, die mit ſehr vielen Menſchen verbunden ſind, und daß der Bewohner einer kleinen Hütte, unter ſeinen wenigen Nachbaren, oft weit zufriedener lebt, als ein anderer, der in einer großen Stadt wohnt. Und woher kommt dieß? Aus verſchiedenen Urſachen, vorzüglich aber daher, weil man oft

nicht

nicht weiß, wie man die Menſchen, unter denen man lebt, behandeln, wie man ſich gegen ſie verhalten ſoll; weil man ſie oft beleidigt, und reizt, uns wieder zu kränken und zu beleidigen, weswegen es denn bisweilen ſcheint, es ſey beſſer, ganz einſam, als bey Menſchen, zu leben, die uns das Leben verbittern.

Es iſt daher gewiß das keine geringe Kunſt, mit Menſchen vergnügt zu leben. Sie begreift ſehr vieles in ſich, das ich itzo unmöglich alles anführen kann; aber ein vorzüglicher Theil davon iſt gewiß die Beſcheidenheit. Der Beſcheidne wird faſt immer geliebt, und macht ſich nicht leicht Feinde.

Dieß ſoll itzo gezeiget werden. Gott, von dem wir alles empfiengen, was wir haben, laſſe uns dieſes itzo recht lebhaft fühlen, damit wir alle von dieſer Betrachtung bleibenden Nutzen haben mögen! Amen!

Text.

Röm. 21, 3.

Ich ſage, durch die Gnade, die mir gegeben iſt, jedermann unter euch, daß niemand weiter von ihm halte, denn ſichs gebühret zu halten: ſondern, daß er von ihm mäßiglich halte!

Evangelium.

Joh. 1. 19 — 28.

Hauptſatz.

Von der vortreflichen Tugend der Beſcheidenheit.

1. Vor-

1. Worinne ſie beſtehe.
2. Wozu ſie nütze.
3. Wie man ſie erlange.

Erſter Theil.

Die Beſcheidenheit beſteht in einer richtigen Schätzung unſerer ſelbſt und anderer Menſchen.

Sie iſt alſo keinesweges Geringſchätzung unſerer ſelbſt. Der Beſcheidene, wenn er etwas verſteht; wenn er in ſich Kraft hat, etwas zu thun; wenn er durch Beſtändigkeit viele Fehler abgelegt hat und beſſer geworden iſt; wenn er hier und da Gutes geſtiftet hat: ſo weiß er es, und freuet ſich darüber. Aber er fühlt auch ſeine Unvollkommenheit, daß er noch ſeine vielen und großen Fehler an ſich habe; daß er bey weitem noch nicht das ſey, was er ſeyn könnte und ſeyn ſollte. Er hütet ſich alſo ſehr, das Gute, das er an ſich hat, zu rühmen — wie könnte er das, da er ſeine Unvollkommenheit fühlet? Wenn er etwas Gutes gethan hat: ſo iſt er damit zufrieden, rühmt es aber nicht; ſucht deßwegen keine beſondere Belohnung.

Er ſchätzt auch andere Menſchen; nicht, als wenn er ſich kriechend vor denen beugte, die wenig oder nichts werth, und bloß durch ihren Stand und Reichthum über andere erhaben ſind: denn das wäre ja nicht Beſcheidenheit, nicht richtige Schätzung anderer. Aber er erkennt doch das Gute, das andere an ſich haben. Wenn ſie in manchen Stücken ihn an Einſichten übertreffen; wenn ſie in Anſehung ihrer Geſchicklichkeit vor ihm Vorzüge haben; wenn ſie etwas Gutes thun: ſo hütet er ſich ſehr, daſſelbe niederzuſchlagen, durch Verläumdung, durch übele Nachrede, durch Aufdeckung der Fehler des andern es verdächtig zu machen. Er lobt es vielmehr, auch dann, wann ſein eigner Ruhm dabey leiden ſollte.

Ein Exempel mag dieß erläutern. Es ſey das Exempel Johannes des Täufers! Dieſer Mann iſt uns nicht nur ein Muſter der **Beſtändigkeit**, ſondern auch der **Beſcheidenheit**. Er legte ſich keinen größern Werth bey, als er wirklich hatte. Man war geneigt, ihn bald für Chriſtum, bald für den Elias, bald für einen großen Propheten zu halten. Er ſagte aber immer: **ich bins nicht**. Welch herrliches Muſter der Beſcheidenheit! Wenn man den Beſcheidnen für geſchickter, klüger, thätiger halten will, als er iſt, ſo ſagt er freymüthig: **ich bins nicht**.

Aber er ſchätzte ſich auch nicht gering. Eben ſo freymüthig geſtand er: ich bin eine Stimme eines Predigers in der Wüſten: **bereitet den Weg dem Herrn**; oder: ich bin der Mann, den Gott beſtimmt hat, dem Herrn, dem Erlöſer, den Zugang zu den Herzen der Menſchen zu verſchaffen.

Er ſchätzte auch andere richtig, von denen er übertroffen wurde, und ſchämte ſich nicht, von Jeſu zu geſtehen: **Er iſt größer, als ich, ich bin nicht werth, daß ich ſeine Schuhriemen auflöſe.**

So urtheile der Beſcheidne, von denen, die ihn übertreffen. Mögten wir doch alle ſo urtheilen!

Zweyter Theil.

Die Beſcheidenheit iſt eine vortrefliche Tugend. Wenn jemand alle Kenntniſſe, alle Geſchicklichkeit, alle Weisheit beſäße, und ihm mangelte die Beſcheidenheit; er ſuchte bey jeder Gelegenheit ſeine Vorzüge zu rühmen, andern zu zeigen, daß er mehr ſey, mehr verſtehe, mehr könne, als ſie; verachtete die, die neben ihm ſind: ſo würde er doch ein ſehr unzufriednes Leben führen. Was würde aus ſeinem unaufhörlichen Beſtreben, ſich vor andern hervorzuthun, erfolgen? Neid und Mißgunſt anderer, die nur immer auf Mittel denken würden, ihn zu kränken, zu demüthigen, ſeine Fehler aufzuſuchen, ſeine Vorzüge niederzuſchlagen. Er ſchmachtet nach Ruhm und findet ihn nicht. Dieß verurſacht ihm empfindlichere Schmerzen, als dem Durſtenden das Entbehren der Quelle, nach welcher er lechzet. Und nicht nur dieſes, ſondern er bekömmt auch Tadel — der, an ſich betrachtet, eine wahre Wohlthat iſt: weil er uns Gelegenheit giebt, über uns und unſer Verhalten nachzudenken, und — uns zu beſſern, der aber dem Unglücklichen, dem die Beſcheidenheit mangelt, höchſt kränkend iſt, und ihn oft bis zur Verzweiflung bringen kann. Und wenn er auch nicht getadelt, wenn er nur nicht in jeder Geſellſchaft vorzüglich bemerkt, gelobt, geehrt wird; wenn man auf einen andern mehr, als auf ihn ſieht: ſo iſt er ſchon höchſt unmuthig. **Ahitophel** erhenkte ſich, weil man auf eines andern Rath mehr, als auf den Seinigen, Rückſicht nahm*). Und wie häufig ſind noch in unſern Tagen die Exempel von Menſchen, die entweder durch übermäßigen Gram, oder auf eine gewaltſame Art, ſich ihr Leben, bloß deßwegen, abkürzen: weil ſie den Ruhm nicht erlangen, den ſie zu verdienen glauben; weil ihnen andere vorgezogen werden; weil man ſie tadelt und niederſchlägt.

Und wie glücklich lebt hingegen der Beſcheidne! Weil er ſeine Unvollkommenheit fühlt; weil er ſeine Fehler kennt: ſo rechnet er auf keinen Ruhm, keine beſondere Ehrenbezeugungen, und wird ſich nicht grämen, wenn er beydes nicht findet. Er wird getadelt, es werden ihm Vorwürfe gemacht — ein Menſch, der es fühlt, daß er nicht ohne Tadel ſey, wird dadurch nicht ſehr aufgebracht. Er denkt nach: habe ich den Tadel verdient, oder habe ich ihn nicht verdient? Und wenn er wirklich beſcheiden iſt; wenn er von ſich ſelbſt richtig urtheilen, ſeinen wahren Werth beſtimmen kann: ſo wird er gar bald einſehen, in wie fern der Tadel gegründet oder ungegründet ſey. Iſt er gegründet: nun ſo iſt er ihm lieb; er benutzt ihn, um ſich zu beſſern; iſt er aber ungegründet: ſo iſt es ihm leicht, ihn zu verachten. Wenn ich ſehen kann, was ſchadet es mir, wenn man mir vorwürfe, ich wäre blind? Wenn ich ein ehrlicher Mann bin, was ſchadet es, wenn man mir meine Ehrlichkeit abſpräche? Wenn ich wirklich ſehen kann: ſo wird es mir leicht ſeyn, es zu beweiſen; und wenn ich rechtſchaffen bin: ſo wird meine Rechtſchaffenheit gewiß zu ſeiner Zeit an den Tag kommen.

---

*) 2 Sam. 17, 23.

Vorzüge vor andern zu haben, mehr zu wiſſen, mehr zu können, ſeinen Acker beſſer zu bauen, ſeine Kinder beſſer zu erziehen, als andere, erregt immer Neid — Neid, der uns die unſchuldigſten Freuden ſo oft verbittert. Das ſicherſte Mittel, ſich gegen den Neid zu ſchützen, iſt gewiß die Beſcheidenheit. Wenn man mit ſeinen Vorzügen nicht prahlt: ſo kann man ſie oft viele Jahre genießen, ohne daß der Neid ſie bemerkt; und, wenn er ſie am Ende bemerkt: ſo wird er doch weit weniger dadurch gereizt, als wenn man ſie ihm ſelbſt vorzeigt.

Ja wenn der Beſcheidne jedem Gerechtigkeit wiederfahren läßt; den fleißigen Ackermann, den geſchickten Handwerksmann, den Gelehrten von Verdienſt, den klugen Hausvater, bey Gelegenheit lobt; ſich nicht ſchämt, zu geſtehen, und deſſen ſchämt ſich der Beſcheidne nie: **ſo gut kann ich dieß oder jenes Geſchäffte nicht verrichten**; ſo erwirbt er ſich Liebe, Achtung, am Ende Ruhm. Wenn der Handwerksmann zu dem geſchickten Ackermanne ſagt: ſo gut, als du, könnte ich den Acker nicht bauen: was wirkt dieſes? Der Ackermann freuet ſich und antwortet gemeiniglich: ich könnte auch nicht die Sachen machen, die du verfertigſt.

Würde es aber nicht ganz anders gehen, wenn der Handwerksmann, wäre er auch noch ſo geſchickt, die Arbeiten des Ackermanns tadeln wollte?

Es iſt daher gewiß einer der weiſeſten Sprüche Jeſu: **wer ſich ſelbſt erhöhet, der wird erniedriget und wer ſich ſelbſt erniedriget, der wird erhöhet** *).

Dritter Theil.

Wenn nun die Beſcheidenheit eine ſo vortrefliche Tugend, wenn ſie zu unſerer Zufriedenheit, zum vergnügten Leben unter unſern Nebenmenſchen, ſo unumgänglich nöthig iſt: ſo muß doch wohl bey jedem, der ſich ſelbſt lieb hat, der Wunſch entſtehen, ſie zu beſitzen. Wie ſollen wir es nun anfangen, ſie uns zu verſchaffen?

Paulus giebt uns hierzu einen ſehr bedeutenden Wink, indem er ſpricht: **was haſt du denn, o Menſch, das du nicht empfangen hätteſt? und wenn du es empfangen haſt, warum rühmſt du dich denn, als der es nicht empfangen hätte** **)?

Laßt uns nur nachdenken, woher ein jeder die Vorzüge habe, die er beſitzt? da werden wir bald überzeuget werden, daß wir nichts uns ſelbſt gegeben, alles empfangen haben, von dem guten Geber, von welchem alle gute Gabe herab kommt, und von Menſchen, durch welche er uns daſſelbe verſchaffte. Wir wollen uns einmal mit dem roheſten, ungeſitteſten, ungeſchickteſten Menſchen in Vergleichung ſetzen! Woher kommt es, daß wir vor ihm ſo große Vorzüge haben? Laßt uns annehmen, ſeine Eltern wären unſere, und unſere die ſeinigen geweſen; er hätte unſere, und wir ſeine Erziehung genoſſen: würden wir denn nicht das ſeyn, was er iſt, und er ſeyn, was wir ſind? Haben wir denn aber unſere Eltern ſelbſt gewählt? unſere Erziehung, die Leitung unſerer Schickſale ſelbſt beſtimmt? **Wir haben alles empfangen.** Der unſichtbare Regierer der Welt hat alles ſo angeordnet, daß wir das wurden, was wir ſind. Wenn wir nun alles empfangen, als Geſchenk, als **unverdientes** Geſchenk, empfangen haben: wie können wir uns denn deſſelben rühmen? einen zu großen Werth auf unſere Vorzüge ſetzen?

---

*) Matth. 23, 12.

**) 1 Kor. 4, 7.

Was haben wir, das wir nicht empfangen hätten? Unſere Nahrung, unſere Kleidung, unſere Wohnung, unſer Hausgeräthe — haben wir nicht alles empfangen? empfangen von andern Menſchen, die für uns arbeiteten, und uns in vielen Stücken an Geſchicklichkeit und Einſichten übertrafen? Unſere Einſichten, unſere Kenntniſſe, unſere Geſchicklichkeit, unſere Tugend, — haben wir ſie nicht empfangen? Haben nicht andere Menſchen, theils durch mündlichen Unterricht, theils durch Bücher, theils durch ihr Exempel, ſie uns verſchafft?

Wenn wir doch dieß immer recht bedächten: dann würden wir gewiß keine zu hohe Meynung von uns und unſeren Verdienſten faſſen, vielmehr anfangen, das Gute, welches andere Menſchen an ſich haben, mehr zu ſchätzen.

Laßt uns ferner nicht immer ſehen auf **das, was wir haben**, ſondern auch auf das, **was uns fehlt!** Wie beſcheiden werden wir dann werden! Das, was wir wiſſen, verhält ſich doch immer zu dem, was wir nicht wiſſen, wie ein ganz kleines Stäubchen zur ganzen Erde. Geſetzt, daß es einen Menſchen gäbe, der alles, alles kennte, was auf der ganzen Erde iſt — weiß er denn, was in der Erde iſt? was vor 5000 Jahren auf der Erde war? was ſich in Sonne, Mond und Sternen befindet? Paulus ſagt es, und jeder, der das, was er weiß, mit dem vergleichen will, was er nicht weiß, muß ihm beyſtimmen: **unſer Wiſſen iſt Stückwerk** *).

Je mehr wir wiſſen, deſto mehr werden wir überzeugt, daß wir erſtaunlich wenig wiſſen.

Wer dieß recht bedenkt, der wird gewiß nicht viele Anſprüche auf großen Ruhm machen, wird nicht andere neben ſich verachten, wird jeden Menſchen ſchätzen lernen, wird beſcheiden ſeyn.

Dieſes große Gut, die **Beſcheidenheit**, wolle der gute Geber, nach den vielen Gaben, die wir von ihm erhielten, uns allen verleihen! Amen!

---

*) 1 Kor. 13, 9.

Fünf-

Fünfte Predigt.

Am Weihnachtsfeſte.

Verleih mir ſelbſt, dir nachzuahmen,
Erlöſer! Klugheit, Schonung, Treu;
Damit ich nicht bloß nach dem Namen
Ein Chriſt, nein, auch durch Thaten ſey.
Nie laß mich von der Tugend weichen
Auf dieſes Lebens rauher Bahn:
Hilf mir dein hohes Bild erreichen,
So weit es meine Schwachheit kann!

Wir leben itzo in einem Zeitpunkte, der in der ganzen Weltgeſchichte wenige oder gar keinen ſeines Gleichen hat. Der Eifer zu Neuerungen greift von Jahren zu Jahren immer weiter um ſich. Man macht Neuerungen in dem Ackerbaue, in der Haushaltung, in der Regierungsform, in der Religion, in der Gottesverehrung, im Unterrichte und in der Erziehung der Jugend. Vielleicht ſind in Europa ſeit zwanzig Jahren mehrere Neuerungen vor ſich gegangen, als ſonſt in zwey Jahrhunderten; und wenn der Neuerungstrieb ſo fort gehet: ſo wird nach andern zwanzig Jahren die menſchliche Geſellſchafft eine ganz andere Geſtalt bekommen haben. Was ſollen wir nun, als vernünftige Menſchen, als Chriſten, dazu ſagen, dabey thun? Dieß iſts, was ich itzo unterſuchen will.

Laßt uns dabey ſehen auf Jeſum, unſern Erlöſer, unſer großes Muſter, welcher ſein ganzes, thätiges Leben hindurch daran arbeitete, alte Mißbräuche abzuſchaffen; und nützliche Neuerungen zu befördern: ſo werden wir ſeinen heutigen Geburtstag recht nach ſeinem Sinne und Willen begehen. Gott laſſe, auch durch dieſe Betrachtung, unſern Verſtand erleuchtet und unſer Herz gebeſſert werden! Amen!

Text.

Math. 9, 17.

Man faſſet nicht Moſt in alte Schläuche, anders die Schläuche zerreiſſen, und der Moſt wird verſchüttet, und die Schläuche kommen um. Sondern man faſſet Moſt in neue Schläuche, ſo werden ſie beyde mit einander behalten.

Evangelium.

Luc. 2, 1 — 14.

Hauptſatz.

Von den Neuerungen.

1. **Ihrer Nothwendigkeit.**
2. **Wie man ſich dabey zu verhalten habe.**

Erſter Theil.

Daß Neuerungen von Zeit zu Zeit nothwendig ſind, lehret uns das Verhalten Gottes, Jeſu, und das tägliche Verhalten der itztlebenden Menſchen.

Die Haushaltung Gottes, die Regierung der Welt — iſt ſie nicht eine beſtändige Neuerung? Die Erde, die wir itzo bewohnen, war ehedem Meeresgrund, wie wir dieß an den verſteinerten Schaalthieren ſehen, die ſonſt nirgends als im Meere leben können, und die wir doch hier und da auf dem feſten Lande finden. Da dieß Meer aber eine Zeitlang unſere Gegend bedeckt hatte, ſo machte Gott eine Neuerung; er ließ das Waſſer verfließen, das Trockene hervorgehen, die Seethiere weichen. So entſtunden Wälder; und, wo ehedem die Bewohner der See ſpielten, verbreiteten ſich allerley Landthiere, und unter ihnen Menſchen, welche von ihnen anfänglich faſt durch nichts, als durch die äußerliche Geſtalt, unterſchieden waren. Als dieſer Zuſtand einige Jahrhunderte gedauert hatte: ſo gefiel es Gott wieder, Neuerungen zu machen — die Menſchen wurden klüger; rotteten die überflüßigen Wälder aus; fiengen an, den Acker zu bauen, Gärten anzulegen, bequemere Wohnungen zu errichten, die ſchädlichen Thiere entweder ganz auszurotten, oder doch wenigſtens ihre Anzahl zu mindern, und die nutzbaren zu ihrem Dienſte zu erziehen. So ſind in unſerer Gegend noch eine Menge Neuerungen von Zeit zu Zeit erfolgt. Wie vielmal iſt die Religion, die Regierungsform, die Sitten- und Lebensart der Menſchen verändert und alles neu gemacht worden! Man mag ſehen, wohin man will; ſo ſieht man Neuerungen. Die Bäume, die Thiere, die Menſchen, wann ſie alt werden,

den, verdorren und ſterben, und ihre Stelle wird durch neue erſetzt.

Nach dem Beyſpiele ſeines Vaters, beſchäfftigte ſich Jeſus ebenfalls beſtändig mit Neuerungen. Bey ſeiner Ankunft auf der Erde hatten die Menſchen eine zahlloſe Menge alter, eingewurzelter Irrthümer. Sie meynten z. E. Gott ſey ſo zornig, wie ein nicht gut erzogener Menſch, werde durch die Fehltritte der Menſchen in Wuth gebracht, und verhänge deßwegen die ſchrecklichſten Strafen über ſie, die nicht anders, als durch Blut und durch Beobachtung gewiſſer Ceremonien, abgewendet werden könnten. Durch dieſen Irrthum verleitet, blieben die mehreſten Menſchen ganz roh, ganz ohne Neigung, an ſich zu beſſern, und den Zuſtand ihrer Nebenmenſchen vollkommner zu machen; erlaubten ſich alles, was ihre Leidenſchafften verlangten, und glaubten: wenn ſie Blut darbrächten, ſo wären ſie von ihren Sünden gereinigt; und wenn ſie gewiſſe Ceremonien beobachteten: ſo wären ſie Gott gefällig. Jeſus machte alles neu. Er brachte viele Menſchen, durch ſeine Lehren und Handlungen, nach und nach dahin, daß ſie das Unnütze der Opfer einſahen und ſie abſchafften. Sein Beyſpiel, das ſich an keine Ceremonien ängſtlich band, ſeine Verſicherung, daß das, was zum Munde hinein geht, den Menſchen nicht verunreinige *), hatten die Wirkung, daß alles neu wur-

---

*) Math. 15. 11.

wurde; daß der ganze Ceremoniendienſt ſein Anſehn verlohr, und die Menſchen anfiengen, ſich zu beſtreben, durch Beſſerung ihres Herzens Gotte zu gefallen.

Und wie ſehr er überhaupt die Neuerungen liebte, können wir aus dem vorhin angeführten Ausſpruche ſchließen: **man faßt nicht Moſt in alte Schläuche, man faßt ihn in neue,** man wirft die alten weg — was will er damit anders ſagen, als dieſes: Wenn die Menſchen zu beſſern Einſichten kommen: ſo ſchaffen ſie das Alte ab, deſſen Fehler ſie eingeſehen haben. Braucht es wohl mehr, um die Nothwendigkeit der Neuerungen zu beweiſen?

Zum Ueberfluſſe füge ich nur noch dieſes hinzu, daß die itztlebenden Menſchen, und wenn ſie wirklich abgeſagte Feinde von Neuerungen wären, doch immer neuern. Wenn ihr Haus baufällig wird: ſo laſſen ſie es abreiſſen und ein neues bauen; wenn ihr Kleid veraltet: ſo laſſen ſie ſich ein neues verfertigen; wenn ihr Nachbar, mit großem Vortheile, ſeinen Acker auf eine neue Art bearbeitet: ſo ſehen ſie eine Zeitlang zu, ſpotten auch wohl darüber, ahmen es aber am Ende doch nach, und beſtätigen durch ihr Exempel, daß die Neuerungen ſchlechterdings nothwendig ſind, und daß ohne Neuerungen die Welt gar nicht beſtehen kann.

Laßt uns Gott preiſen, der alles ſo eingerichtet hat, daß unſere alte Erde, die nun ſchon ſo viele tauſend Jahre geſtanden hat, doch nicht veraltet, immer ihre Geſtalt erneuert, und ſo ſtets ein jugendliches, kraftvolles Anſehen behält.

Zweyter Theil.

Laßt uns nun auch zweytens ſehen: **wie wir uns in Anſehung der Neuerungen zu verhalten haben.**

Sie ſind ſchlechterdings nothwendig, wenn die Welt beſtehen ſoll. Gott beſchäfftigt ſich von Ewigkeit zu Ewigkeit mit Neuerungen; Jeſus, ſein Ebenbild, trieb dieſes Geſchäfft auch, ſo lange er lebte; und im Grunde erneuern alle Menſchen, obgleich der eine mehr, der andere weniger. Was folgt nun hieraus? Dieſes, daß wir uns doch ja nicht zur Parthey derer ſchlagen dürfen, die ſich geradezu gegen alles, was neu iſt, erklären, alles Alte preiſen und für unverbeſſerlich halten. Dieß wäre ganz gegen den Geiſt des Chriſtenthums, welches von uns fordert, daß wir **nicht unverſtändig bleiben ſondern verſtändiger werden***), **in der Erkenntniß wachſen ſollen****). Wie können wir denn das, wenn wir alles bey dem Alten laſſen wollen? Und das Alte, was man ſo ſehr preiſet — war es nicht zu ſeiner Zeit auch neu? War nicht zu ſeiner Zeit die ganze Religion Jeſu eine Neuerung? Das unüberlegte Schreyen gegen die Neuerungen iſt auch für unſere Zeitgenoſſen höchſt erniedrigend. Wir preiſen die Alten, die durch Neuerungen ſich berühmt machten; einen Moſes, der ſeine Nation aus drückender Sklaverey errettete; Jeſum, der das Menſchengeſchlecht von dem Joche der Ceremonien befreyete; alle Religionsverbeſſerer, die die Religion von Irrthümern reinigten, und den Aberglauben unter ihren Zeitgenoſſen minderten. Wenn nun aber itzo ſchlechterdings gar keine Neuerung vorgenommen werden ſollte, ſo entehrte man ſich ja ſelbſt, und bekennte, daß wir alle gegen die Alten Kinder, unvermögend wären, die Weisheit der Alten zu erreichen, und etwas Neues und Beſſeres zu erfinden.

---

*) Eph. 5, 17.

**) Cor. 1, 11.

So ſehr es nun gegen den Geiſt des Chriſtenthums iſt, geradezu alles Alte zu loben, und alles Neue zu verwerfen: ſo unbeſonnen iſt es auch, das Alte bloß deßwegen zu verachten, weil es alt iſt, und das Neue anzunehmen, aus keinem andern Grunde, als weil es neu iſt. Wie, ſind wir denn weiſer, als alle, die vor uns geweſen ſind? Und wenn es unverſchämt wäre, dieſes zu behaupten; wenn die Geſchichte lehrt, daß es zu allen Zeiten weiſe und große Männer gegeben habe: ſo iſt es auch unbeſonnen, eine Sache oder Meynung bloß deßwegen zu verwerfen, weil ſie alt iſt.

Was wir, als vernünftige Menſchen, als Chriſten, zu thun haben, iſt dieſes, daß wir überlegen, ob **das Neue beſſer, als das Alte ſey.** Denn wenn es ſchlechter, weniger nützlich, weniger dauerhaft wäre, als das Alte: ſo wäre es ja Thorheit, das Neue dem Alten vorzuziehen.

Aber überlegen muß man die Sache — nicht gleich auf der Stelle beurtheilen. Es hat jede Sache verſchiedene Seiten, von der einen Seite ſcheint ſie ſehr reizend. Von der andern aber höchſt unangenehm. Eine neue Art, den Acker zu bauen, kann z. E. vielen Reiz haben; und wenn man durch dieſen Reiz ſich verleiten läßt, ſogleich darüber zu urtheilen: ſo kann man leicht verleitet werden, ſie nachzuahmen, und am Ende einſehen, daß man zu ſeinem groſſen Schaden ſich geirret habe. Und woher kommt dieß? Daher, daß man die andere Seite nicht auch beobachtet, nicht bedacht hatte, daß dieſe neue Art des Ackerbaues weit mehr Unkoſten verurſache, als ſie Gewinn verſchafft. Das Ueberlegen iſt aber ein Geſchäfft, das nicht in einem Augenblicke vollendet werden kann; es gehören Tage, Wochen, Monate, bisweilen Jahre dazu, um durch Beobachtungen und Erfahrungen ſich zu überzeugen, daß das Neue beſſer ſey, als das Alte. Daher ermahnet der Apoſtel die Chriſten: **prüfet alles***)! Wenn etwas Neues vorgeſchlagen wird, ſo verwerft es nicht ſogleich, nehmt es aber auch nicht ſogleich an; ſondern **prüfet** es, überleget, ob das Neue wirklich beſſer, als das Alte ſey; und wenn dieß iſt: ſo behaltet es — **das Gute behaltet!**

Dieß iſt alſo wirklich Chriſtenpflicht, das Gute, das, was beſſer iſt, als das bisher Gewöhnliche, zu behalten. Wenn eine alte Meynung falſch, eine neue wahr; eine alte Gewohnheit ſchädlich, eine neue nützlich iſt: iſt man, als vernünftiger Menſch, als Chriſt, nicht ſchlechterdings verbunden, die letztere zu behalten? Wäre es vernünftig; wäre es chriſtlich, den Irrthum der Wahrheit, das Schädliche dem Nützlichen vorzuziehen?

---

*) 1 Theſſ. 5, 21.

Zu dem Behalten des Guten gehört nun dreyerley: daß man das Gute nicht verhindere; daß man es wirklich annehme, und es auch weiter zu verbreiten ſuche.

Daß man das Gute nicht verhindere. Wenn irgend jemand von der alten Art abgeht, ſey es im Ackerbaue, in der Haushaltung, in der Erziehung, in der Regierungsform, in dem Religionsvortrage, oder in der Gottesverehrung, und man hat, nach hinlänglicher Prüfung und Ueberlegung, ſich überzeuget, daß dieſe Abweichung wirklich gut und beſſer, als das Alte, ſey: ſo darf man derſelben ſchlechterdings keine Hinderniſſe ſetzen, nicht darüber ſpotten, ſie nicht lächerlich machen, auch dann nicht, wann unſer eigener Vortheil dabey leiden ſollte. Wie kann das mit der Menſchenliebe beſtehen, daß man das, was der menſchlichen Geſellſchaft wirklich nützlich und zuträglich iſt, zu verhindern ſucht?

Iſt eine Neuerung wirklich gut und nützlich: ſo ſind wir ferner, aus Liebe zu uns ſelbſt, verbunden, ſie anzunehmen und nachzuahmen. Freylich muß dieß aber mit groſſer Behutſamkeit und Ueberlegung geſchehen. Was für manche Menſchen, wegen ihrer beſondern Lage, gut und zuträglich iſt, das kann für andere, die ſich unter andern Umſtänden und in einer andern Lage befinden, höchſt ſchädlich und nachtheilig ſeyn. Der Anbau gewiſſer Pflanzen kann in warmen Gegenden, oder in einem ebenen, fruchtbaren Lande vielleicht großen Vortheil bringen; wollte man aber auf ſteinigten Gebirgen, in kalten Gegenden, dieſen Anbau ſogleich nachahmen: ſo würde man gewiß großen Verluſt dabey leiden, den Feinden der Neuerungen Gelegenheit geben, zu ſpotten, und ſie in dem Wahne beſtärken, daß die Neuerungen nichts taugen. So giebts tauſenderley Neuerungen, die für gewiſſe Menſchen und Länder ſehr gut, für andere hingegen höchſt nachtheilig ſind. Sobald wir aber überzeuget ſind, daß eine gewiſſe Neuerung nicht nur an ſich, ſondern auch für uns gut und anwendbar ſey, dann dringt uns auch unſer Gewiſſen zur redlichen Annehmung und Nachahmung derſelben. Kommen wir zu der Ueberzeugung, daß eine gewiſſe Meynung in der Religion, die wir bisher hegeten, falſch ſey — wie können wir ſie länger beybehalten? Wie können wir es redlich mit uns meynen, wenn wir den Irrthum der Wahrheit vorziehen? Sind wir nicht vielmehr verpflichtet, zu geſtehen, daß wir geirret haben? Sollte dieß Schande bringen? —Nein es bringet Ehre, weil wir dadurch beweiſen, daß unſer Herz jeder beſſern Ueberzeugung offen iſt, und daß wir durch Nachdenken in unſern Einſichten wachſen und zunehmen. Sind wir überzeuget, daß eine gewiſſe

wiſſe, alte Gewohnheit ſchädlich ſey — wie können wir anders, im Fall, daß wir es mit uns ſelbſt gut meynen, als uns von derſelben losſagen? Kommen wir zu der Einſicht, daß die bisherige Art, die Kinder zu erziehen, unſchicklich ſey — wie können wir ſie beybehalten, ohne unſere Pflichten zu verletzen?

Wenn wir endlich verſichert ſind, daß eine Neuerung gut ſey: ſo iſt es Pflicht, das Unſrige zur Verbreitung derſelben redlich beyzutragen. Daß dieß Pflicht ſey, brauche ich nicht zu beweiſen. Denn wenn ich weiß, daß etwas gut, vielen Menſchen nützlich ſey: ſo dringt mich ja das Gewiſſen, es ihnen bekannt zu machen, und ſie zur Annehmung deſſelben zu bewegen. Aber auf die Art und Weiſe, wie dieß geſchehen ſoll, kommt alles an. Die Urſache, warum von den vielen Neuerungen, die vorgeſchlagen werden, und wirklich gut ſind, doch ſo wenig zu Stande kommen, iſt vorzüglich dieſe, weil in der Verbreitung derſelben viele Fehler begangen werden. Wenn wir als Chriſten, als Nachfolger Jeſu, der die größten und wohlthätigſten Neuerungen zu Stande brachte, Neuerungen verbreiten wollen: ſo müſſen wir in dieſem Geſchäffte, ganz uneigennützig, mit vieler Klugheit, mit gewiſſenhafter Schonung, verfahren.

Uneigennützig. Wenn wir nach hinlänglicher Ueberlegung ſind überzeuget worden, daß eine Neuerung gut ſey: ſo müſſen wir ſie anpreiſen, auch — wenn ſie von unſerm abgeſagten

Feinde wäre vorgeſchlagen werden. So lange wir bloß Neuerungen empfehlen, die von uns ſelbſt oder von unſern Freunden herrühren: ſo haben wir eben nicht mehr Verdienſt und Würde, als ein Krämer, der die Waaren ausbietet, bey welchen er viel zu gewinnen glaubt. Selbſt wenn unſere Nahrung, durch die Verbreitung einer Neuerung, leiden ſollte: ſo müſſen wir dieſelbe doch befördern; ſonſt handeln wir wie jener Goldſchmid zu Epheſus, welcher gegen die Apoſtel eine Verfolgung erregte, weil ſein Gewinn, den er von Verfertigung der Götzenbilder hatte, durch ihre Predigten geſchwächt wurde *).

Mit Klugheit müſſen wir Neuerungen zu verbreiten ſuchen. Denn entweder wollen wir, daß ſie verbreitet werden ſollen, oder wir wollen es nicht. Wollen wir es nicht, warum unterziehen wir uns dieſem Geſchäffte? Wollen wir es aber: nun ſo müſſen wir doch wirklich mit möglichſter Klugheit dabey zu Werke gehen. Denn jede Unternehmung, wenn ſie auch noch ſo gut und wohlgemeynt wäre, 'mißlingt, ſobald man ſie unklug anfängt. Unklug iſt es aber, wenn man durch Zwang die Menſchen zur Annehmung einer Meynung oder Gewohnheit bringen will. Jeder Menſch hat Gefühl der Freyheit; jeder Zwang beleidigt ihn, und oft thut er etwas, wozu er wirklich geneigt iſt, bloß deßwegen nicht, weil man ihn dazu zwingen will. Hat wohl Jeſus

---

*) Apoſtelgeſch. 19.

ſus jemals vom Könige Herodes oder vom Pontius Pilatus einen Befehl auszuwirken geſucht, durch welchen die Menſchen angehalten wurden, ſeine Religion anzunehmen? Hat er ſeine Jünger auf gewiſſe Lehren ſchwören laſſen? Forderte er je von einem, der ſich taufen laſſen wollte, die Ablegung eines Glaubensbekenntniſſes? Gleichwohl ſetzte er ſeine Neuerungen durch, nicht nur in ſeinem Vaterlande, ſondern er brachte es ſo weit, daß nach und nach die ganze Welt umgeſchaffen wurde. Und wie fieng er es an? — Er ſuchte durch muſterhafte Vorträge, durch Unterredungen, vorzüglich aber durch ſeine Handlungen, die Menſchen zu überzeugen, daß gewiße Neuerungen gut wären, und brachte ſie damit dahin, daß ſie freywillig die große Neuerung, die er ausführen wollte, annahmen und verbreiteten. Wenn er ſeine Zeitgenoſſen dahin bringen wollte, daß ſie den Sabbath nicht mehr, wie ſonſt, durch Unthätigkeit feyerten: Was that er? wirkte er etwa bey dem Könige Herodes oder bey Pontius Pilatus deßwegen ein Edikt aus? oder ſprach er heftig gegen diejenigen, die durch Unthätigkeit den Sabbath feyerten? — Keins von beyden. Er that ſo viel Gutes, als möglich, am Sabbathe. Wenn ein Kranker zu heilen, wenn irgend ein gutes Werk zu verrichten war: ſo verſchob er es bis auf den Sabbath. Seine Zeitgenoſſen ſahen es: verwunderten ſich; machten ihm Einwendungen; und kamen ſo zu der Ueberzeugung, daß es höchſt unſchicklich ſey, den Sabbath durch Unthätigkeit zu feyern. Dieß große Muſter müſſen alle diejenigen nachahmen, die Neuerungen, mit glücklichem Erfolge, verbreiten wollen.

Sie müſſen endlich dieß Geſchäffte mit Schonung treiben. Es kann ſchlechterdings keine Neuerung verbreitet werden, ohne daß andere dabey gekränkt werden: bald in ihrer Zufriedenheit, bald in ihrem Anſehen, bald in ihren Einkünften. Da giebt es ſo viele Alte, denen es unmöglich iſt, Meynungen abzulegen, die ſie von Jugend auf gehabt haben; die ſich nicht überzeugen können, daß das falſch ſey, was ſie ſeit vielen Jahren glaubten, und was ihnen alle ihre ehemaligen Lehrer als wahr anprieſen; ſo manche Obrigkeiten, die bisher das verordneten, was man abſchaffen will, welche alſo durch die Neurung tief gekränkt werden; ſo manche, die durch die Neuerung in ihren Gerechtigkeiten und Einkünften gekränkt werden. Was ſoll man dabey thun? die Neuerungen unterlaſſen? — Das ſey ferne! Wenn eine Neuerung wirklich gut iſt: ſo iſt es Pflicht, ſie zu verbreiten, wenn auch viele Menſchen dabey gekränkt werden ſollten; aber doch muß man dabey die möglichſte Schonung beobachten; die Alten müſſen ihre Würde behalten; die Obrigkeit darf in ihrem Anſehen nicht gekränkt werden; Niemanden darf man ſein Eigenthum entreiſſen. Dieſe Grundſätze befolgte der große Weltverbeſſerer und ſiegte; und wir werden auch ſiegen, wenn wir in ſeine Fußſtapfen treten.

Beſchluß.

Noch einmal, lieben Freunde! lege ich euch die Worte des Apoſtels an das Herz: **prüfet alles!** verwerft nicht alles! nehmt nicht alles geradezu an! **aber prüfet alles, und das Gute behaltet!**

Ihr ſehet aus alle dem, was itzo geſchieht, aus dem großen Eifer, alles zu verbeſſern, den Ackerbau, die Viehzucht einträglicher zu machen, die Religionslehren von ihren beygemiſchten Irrthümern zu reinigen, beſſere Andachtsbücher herbeyzuſchaffen, die Kinder beſſer zu unterrichten und zu erziehen, die Laſten des Volks zu erleichtern, daß Gott eine große, wohlthätige Neuerung im Werke habe; daß nun die glücklichen Zeiten ſich immer mehr nähern, wo die ſchimpfliche Armuth, die Theurung und Hungersnoth, unter welchen oft ſo viele unſerer Nachbaren ſeufzeten, nicht mehr ſeyn, wo man, durch beſſern Anbau des Landes, und andere vernünftige Einrichtungen, das Volk gegen Mangel ſchützen wird; wo die reine Religion Jeſu, gereinigt von den Irrthümern, die man in den alten finſtern Zeiten ihr beyfügte, wird geprediget werden; wo die Menſchen in ihrer ganzen göttlichen Kraft ſie fühlen, und durch ſie weit verſtändiger, beſſer, thätiger, zufriedner und glücklicher ſeyn werden, als ehedem, da man ihr viele irrige, unglaubliche Sätze beymiſchte, die den Kopf verwirrten, das Herz kalt und unzufrieden ließen; wo die vielen Klagen über die Krankheiten und Boßheiten der Kinder ſchweigen,

gen, und Eltern ſich ihrer geſunden, guten, fleißigen Kinder freuen werden; wo man die Laſten, unter welchen viele ſeufzeten, abnehmen und eine Menge Mißbräuche wegräumen wird, die vielen Menſchen das Leben freudenlos machen.

Sie ſind gewiß vorhanden, die beſſern, die glücklichern Zeiten, auf welche unſere Väter hofften, und von welchen der Prophet in unſerer Feſtepiſtel ſagt: **das Volk, ſo im Finſtern wandelt, ſiehet ein großes Licht: und über die da wohnen im finſtern Lande, ſcheinet es helle. — Denn du haſt das Joch ihrer Laſt, und die Ruthe ihrer Schulter, und den Stecken ihres Treibers zerbrochen, wie zur Zeit Midian; denn aller Krieg mit Ungeſtüm und blutig Kleid wird verbrannt, und mit Feuer verzehret werden: denn uns iſt ein Kind gebohren** — uns zu gute iſt Jeſus gebohren worden, und hat den Menſchen ſeine wohlthätige, göttliche Lehre mitgetheilt, durch deren Annehmung und Befolgung ſie zuverläſſig verſtändiger, beſſer, fleißiger, zufriedener werden, und welche ſie lehrt, ihre Leiden zu mindern, ihre Wohlfahrt zu befördern, und ſich glücklichere Tage verſchaffen, als ſie bisher genoſſen haben. Lange hat die Trägheit, die Unwiſſenheit, der Eigennutz der Menſchen ſich ihr widerſetzt. Aber die Zeit iſt da, wo ſie ſiegen, wo ſie ihre Feinde beſchämen und zum Schweigen bringen wird.

Freunde! laßt uns doch ja, bey dieſer großen Unternehmung Gottes, nicht müßige Zuſchauer ſeyn, ſondern nach unſerm beſten Vermögen, **des Herrn Werk befördern helfen!** Wer wollte nicht gern Gottes Mitarbeiter ſeyn? wer wollte nicht gern Theil nehmen an den Segenswünſchen, welche die Nachwelt denen weihen wird, die itzo alles beſſer zu machen ſuchen? Nur hütet euch, daß ihr nicht **alles** Neue ſogleich annehmet; ſondern prüfet es erſt: und dann, wann ihr ſehet, daß es **beſſer** ſey, als das Alte, dann behaltet es.

Hütet euch vor denen, die ohne Ueberlegung **alles Alte** niederreiſſen wollen, die euch wohl gar zur Empörung reitzen! Können dieſe wohl den Geiſt des ſanften, weiſen Jeſu haben, welcher ſeinem Freunde, als er das Schwerd gegen einen ungerechten Befehl der Obrigkeit zog, aufforderte: **Stecke das Schwerd an ſeinen Ort***)! **An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen****)! an ihren Handlungen! Will jemand euch eine neue Art lehren, den Acker zu bauen: ſo beobachtet erſt, ob ſein Acker mehr einbringe, als ein anderer, den man nach alter Art bearbeitet. Will jemand an der Religion verbeſſern: ſo beobachtet ſeinen Lebenswandel, ob er auch nach den Vorſchriften des Chriſtenthums eingerichtet, oder ob der Neuerer vielleicht groben Laſtern ergeben ſey. Räth euch jemand an, die alte Art der

---

*) Matth. 26, 52. **) Matth. 7, 16.

Kinderzucht abzuändern: ſo gebt auf ſeine eigene Kinder Achtung, ob ſie auch geſünder, verſtändiger und beſſer ſind, als gewöhnlich.

Findet ihr nun, daß etwas Neues beſſer ſey, als das Alte: o dann verhindert es ja nicht, **damit ihr nicht erfunden werdet, als die — gegen Gott ſtreiten** *). Denn der vollkommene Gott will, daß alles nach und nach vollkommner und beſſer werden ſoll; alſo jeder, der eine wirkliche Verbeſſerung vorſchlägt, iſt ſein Werkzeug. Wenn man nun das Werkzeug verhindert, daß es nicht wirken kann: widerſetzt man ſich nicht dem Meiſter, durch deſſen Hand es geführet wird?

Wenn alſo jemand eine neue Art vorſchlüge, den Acker beſſer zu benutzen: wolltet ihr ihn wohl deßwegen verachten? Wenn mancher Prediger aus ſeinen Predigten dieſes und jenes wegließe, was man in alten Zeiten für Wahrheit hielt: wolltet ihr ihn wohl deßwegen einen Neuling, einen Ungläubigen, einen Feind des Creuzes Jeſu ſchelten? Wenn jemand euch Vorſchläge zu einer beſſern Erziehung der Kinder thäte: wolltet ihr ihn wohl deßwegen verlachen? Wenn nun das, was dieſe Leute lehren und thun, beſſer wäre, als das Alte: ſo wäre es ja Gottes Werk. Wollen wir wohl gegen Gott ſtreiten? Wollen wir wohl handeln, wie die Schriftgelehrten und Phariſäer, die den Neuerungen

---

*) Apoſt. Geſch. 5, 39.

Jeſu ſich widerſetzten; ihn beſchuldigten, er ſey ein Samariter, ein Verführer des Volks; er habe den Teufel? Das ſey ferne!

Lieben Freunde! bey jeder Neuerung laßt uns erſt einige Zeit ruhig ſeyn, wie Gamaliel, welcher, als die Apoſtel große Neuerungen anfiengen, und Lehren beſtritten, welche die Juden ſchon viele hundert Jahre geglaubet hatten, ſanftmüthig ſagte: **iſt der Rath oder das Werk aus den Menſchen: ſo wirds untergehen; iſts aber aus Gott: ſo könnet ihrs nicht dämpfen**[*]).

Haben wir eine Zeitlang der Neuerung zugeſehen; haben ſie geprüfet; ſind von der Rechtſchaffenheit und den guten Einſichten des Neuerers überzeugt; ſind überzeugt worden, daß das Neue wahr und gut, und das Alte falſch und untauglich ſey: ſo laßt uns auch das Alte, als einen ſchadhaften, untauglichen Schlauch, wegwerfen, und das Neue annehmen. Laßt es uns nicht nur annehmen, ſondern, wie die Apoſtel thaten, unſere Freunde und Nachbaren, mit Klugheit und Schonung, dahin zu bringen ſuchen, daß ſie ein Gleiches thun: damit wir alle an der Glückſeligkeit, die der gute Gott durch die große Neuerung, die er itzo bewirkt, den Menſchen, ſeinen Kindern, verſchaffen will, Theil haben mögen! Amen!

---

[*]) Apoſt. Geſch. 5, 38. 39.

Sechſte Predigt.

Am Sonntage nach Weihnachten.

Gott! ſoll ich auf der Welt
Mein Leben höher bringen;
Durch manchen ſauern Tritt
Hindurch zum Alter dringen:
So gieb Geduld! für Sünd
Und Schande mich bewahr:
Damit ich tragen mag,
Mit Ehren, graues Haar! Amen!

Wann wir den Tag über viel gearbeitet, und mit Treue unſere Geſchäffte beſorgt, wann wir einen weiten Weg gemacht haben: ſo ſind wir müde; wir ſind nicht mehr ſo froh, ſo munter, ſo thätig, wie in der Morgenſtunde, da wir die Arbeit anfiengen, da wir die Reiſe antraten. Was wünſchen wir dann? Verpflegung und Ruhe. Der müde Arbeiter geht in ſein Haus mit der Erwartung, daß ſeine Familie ihn nun erquicken und ihm Ruhe verſchaffen werde; der abgemattete Wanderer verdoppelt die Schritte, wann er die Herberge erblickt, in der Meynung, daß er dort Ruhe und Erquickung zu erwarten habe. Und wir alle — wir haben unſer ſere Lebenstage hindurch auch viele Mühe und Arbeit; wir haben einen Weg zu gehen, der uns oft ſehr ſauer wird. Was wartet unſerer am Abend unſerer Tage, nahe am Ende der Reiſe durch dieß Leben? Kraftloſigkeit, Ermüdung. Das Alter tritt dann ein, und mit demſelben verſchwindet die Munterkeit, die Fröhlichkeit, die Kraft, mit welcher wir in der Jugend unſere Geſchäffte anfiengen, unſere Laufbahn antraten. So wie uns die Kräfte verlaſſen, treten allerley Schmerzen ein. Eſſen und Trinken, Geſellſchafft, Thätigkeit, alles, woran wir ehedem unſere Freude hatten, macht uns nun wenig Vergnügen mehr. Wann wir uns müde gearbeitet haben; wann unſer Lebensweg zu Ende geht: was werden wir wünſchen? Gewiß dieſes: daß nun die Jüngern, die noch Kraft und Munterkeit haben, uns Ruhe verſchaffen, dafür ſorgen, daß wir die nöthige Unterſtützung und Verpflegung finden. O alle, die ihr noch jung ſeyd, wenn ihr an die Müdigkeit und Kraftloſigkeit, die eurer im Alter wartet, recht denkt: ſo wünſcht ihr gewiß, daß ihr dann Achtung, Ruhe, Verpflegung und Unterſtützung finden möget. Der Wunſch iſt billig. Aber eben ſo billig iſt es auch, daß wir gegen diejenigen, die dahin gekommen ſind, wohin wir zu kommen hoffen, die ihre Arbeit vollendet haben, und am Ende ihres Lebensweges ſtehn, eben dieſes beobachten, was wir im Alter von denen erwarten, die jünger ſind, als wir.

Wie nöthig dieſes ſey, ſoll itzo gezeiget werden. Laß, Vater unſers Lebens, auch dieſe Betrachtung viel Gutes bey uns wirken! Amen!

Text.

3. Buch Moſ. 19, 32.

Vor einem grauen Haupte ſollt du aufſtehen, und die Alten ehren.

Evangelium.

Luc. 2. 33 — 40.

Hauptſatz.

Von der großen Pflicht, die Alten zu ehren.

1. **Warum?**
2. **Wie man ſie ehren ſoll?**

Erſter Theil.

Die Alten zu ehren, iſt die Pflicht jedes guten Menſchen, noch mehr des Chriſten, der gelernet hat: **Ehre, dem die Ehre gebühret!** Er iſt dazu verbunden, um der Alten, um ſeiner ſelbſt, und um des gemeinen Beſtens willen.

Ein graues Haupt verdient an ſich ſchon eine gewiſſe Achtung und Ehrerbietung. Die Beugung nach der Erde, das Zittern deſſelben, zeigt an, daß es ermüdet ſey, daß es ſeine Kräfte zugeſetzt habe auf dem Lebenswege, den wir noch vor uns haben. Nun bedenkt ſelbſt, was ihr thut, wann ein müder Wanderer, entkräftet und matt, in die Herberge kommt. Wenn euer Herz noch einiges Mitleiden empfindet: ſo ſteht ihr gewiß auf, macht ihm Platz, und ſorgt dafür, daß er nun, nach vollendeter Reiſe, ſeine Bequemquemlichkeit und Erquickung finde. Das thut ihr gewiß, ohne euch lange zu erkundigen, wer er ſey, wie er bisher gelebt habe. Genug ihr ſehet, er iſt müde, entkräftet, bedarf der Ruhe, deßwegen ſteht ihr auf und macht ihm Platz. Iſts denn aber nicht eben ſo mit den Alten? Geſetzt, ſie hätten auch nicht immer gut gelebt; hätten ſich auch keine beſondern Einſichten erworben; es wäre auch nicht bekannt, daß ſie etwas vorzüglich Gutes gethan hätten: ſo haben ſie doch einen langen Weg gemacht; ſind davon müde und kraftlos geworden, und verdienen deßwegen, daß wir uns ihrer annehmen und ihnen Achtung erzeigen.

Aber einen noch ſtärkern Anſpruch haben ſie darauf, wenn ſie in der Welt viel erfahren, viel gelitten, viel gethan haben. Und dieß iſt doch gewiß bey vielen der Fall. Ein Greis, der beynahe drey Viertheile eines Jahrhunderts überſehen kann; der die itztlebenden Väter noch als Kinder kannte; der Familien ſteigen und zu Grunde gehen ſahe; dem viele Unternehmungen gelangen und mißlangen; der noch mit Leuten geſprochen hat, welche ſchon lange von der Erde abgetreten ſind: wie vieles muß dieſer erfahren haben, wovon die junge Welt nichts weiß; wie gut muß er voraus ſehen können, ob ein Unternehmen gelingen oder mißlingen werde; wie viel guten Rath muß er der Jugend, bey ihren Geſchäfften, im Umgange mit andern Menſchen, bey Verfolgungen, in Trübſal geben können!

Ein erfahrner Greis iſt gewiß das Ehrwürdigſte, was man ſich denken kann; der Rathgeber, zu welchem Kind und Enkel, Freund und Nachbar in Verlegenheiten ſeine Zuflucht nimmt. Und ein ſolcher ſollte nicht Achtung verdienen?

Die Alten wiſſen auch viel zu erzählen von dem, was ſie in der Welt erfahren und erduldet haben, von Unglücksfällen, Verfolgungen, Sorgen, Kummer und Krankheit. Dieß findet man faſt bey allen Alten. Wer zur See geweſen iſt, erzählt von Sturm; Klippen und Lebensgefahr; und wer den Lebensweg gemacht hat, ſpricht von den Widerwärtigkeiten, die ihn auf demſelben getroffen haben. Aber eben deßwegen verdienen ſie auch Achtung: **Trübſal bringet Geduld, Geduld Erfahrung**; und wer durch Leiden Geduld gelernet und Erfahrung geſammelt hat, der kann auch wieder Rathgeber der Leidenden ſeyn, und verdient deßwegen hochgeſchätzt zu werden.

Ja wenn es den Alten ein Ernſt war, ihre Zeit gut anzuwenden: wie viel Gutes mögen ſie geſtiftet haben! In einer einzigen Stunde, die man recht gut anwendet — o wie viel Gutes kann man da thun! In einer einzigen Stunde, in welcher David ſeine Kraft recht zuſammen nahm, rettete er die Ehre ſeines ganzen Volks, und erlegte den Vermeſſenen, der es öffentlich verhönete *). Wie reich an guten Thaten muß alſo ein

---

*) 1 Sam. 17.

Leben ſeyn, das ſechzig bis ſiebenzig Jahre gedauert hat! Glänzende Thaten, die viel Aufſehens in der Welt machen, zu verrichten, wie z. E. die Eroberung Kanaans, die Jeſua bewirkte, hat ja freylich nicht jeder Gelegenheit; aber zu guten Thaten iſt ſie für jeden immer da. Wer iſt unter uns, der nicht täglich Gutes thun kann, wenn er nur will? Kann er nicht das Geſchäfft, das er treibt, vollkommener machen? Seinen Akkerbau, ſeine Haushaltung verbeſſern? Hat er Kinder — kann er ſie nicht verſorgen, unterrichten und erziehen? Kann er nicht den Nothleidenden unterſtützen? Den Irrenden zurechte weiſen? Den Betrübten tröſten? Für das gemeine Beſte ſprechen?

Und der Greis, der dieß gethan hat, der viel Gutes um ſich ſieht, das er ſtiftete; dem viele der noch Lebenden ihre Zufriedenheit verdanken, ſollte nicht unſere Achtung verdienen? Denkt euch eine alte Perſon, die ihr Lebelang ſich und die Ihrigen redlich nährete; die Kindeskinder ſieht, deren Eltern ſie pflegte; die um ſich viele gute Menſchen erblickt, denen ſie in der Noth beygeſtanden hat, denen ſie zu ihrem Glück behülflich war, wie z. E. den grauen Jakob unter ſeiner Familie und ſeinem Geſinde — ſollte man vor derſelben nicht aufſtehen und ſie in Ehren halten?

Auch um unſerer ſelbſt willen ſind wir verbunden, ſie zu ehren. Die weiſe Regel Jeſu: **alles was ihr wollet, das euch die Leute thun ſollen, das thut ihr ihnen auch!** gilt in dieſem Falle be-

beſonders. Ob wir ein hohes Alter erreichen werden oder nicht, wiſſen wir nicht; aber wir wünſchen es doch. Wenn auch in trüben Tagen, unter der Laſt ſchwerer Arbeit, unter Kummer, Sorgen, Verfolgungen, Leibesſchmerzen, wir bisweilen ungeduldig werden, und nach dem Ende unſers Weges uns ſehnen ſellten: ſo thun wir doch ſelbſt alles, um ihn zu verlängern, und beweiſen dadurch, daß wir wirklich wünſchen alt zu werden. Was wollen wir nun, das uns dann die Leute thun ſollen, wann das Haupt grau iſt, und die kraftloſen Arme zu ſchwach ſind, um ihre Arbeit fortſetzen zu können? Daß ſie uns hülflos laſſen, gering ſchätzen, verachten, verſpotten ſollen? Gewiß nicht. Wir verlangen vielmehr von ihnen Verpflegung, Ehrerbietung und Hochachtung. So ſind wir alſo verbunden, dieß gegen diejenigen, die ſchon alt ſind, auch zu thun.

Auch um des allgemeinen Beſten willen ſind wir den Alten Achtung ſchuldig. Denn wenn Perſonen, die wegen ihrer Entkräftung, ihrer Erfahrungen, wegen des Guten, das ſie geſtiftet haben, der größten Achtung werth ſind; wenn ſelbſt dieſe gering geſchätzt werden: ſo hört gewiß alle Dankbarkeit, alle Achtung gegen andere, alle gute Sitten hören auf, und ein rohes, wildes, zügelloſes Leben nimmt überhand. Wird nun wohl in einer Gemeine, wo dieſe Untugend eingeriſſen iſt, die Obrigkeit nach geehret? Werden die Lehrer geſchätzt[illegible] Wird den Eltern Folgſamkeit geleiſtet werden? Denkt euch eine Stadt, wie Bethel, wo rohe Knaben dem alten Eliſa nachlieſen, und ihn wegen ſeines kahlen Kopfs verſpotteten — iſts nicht wahr, ihr entſetzt euch dafür? Ihr ſagt: das ſey eine rohe, gottloſe Jugend? Ihr vermuthet hier keine gute Kinderzucht? Ihr wünſcht euch nicht in Bethel zu leben? So ſagt euch alſo euer eignes Herz, daß Achtung gegen die Alten um des allgemeinen Beſten willen nöthig ſey. Jene rohen Kinder wurden von Bären zerriſſen*) — Trifft gleich dieß Schickſal nicht alle, die die Alten gering ſchätzen: ſo geht es ihnen doch nicht viel beſſer. Ihre eigene Unbeſonnenheit beſtraft ſie! Denn wer ſo wenig Nachdenken hat, daß er nicht einmal die Würde des Alters zu ſchätzen weiß; daß er, ſtatt des Segens der Alten, ihre Seufzer, ihre Thränen auf ſich ladet, der iſt gewiß zu allen Ausſchweifungen aufgelegt, und zieht ſich, über lang oder kurz, das Elend zu, das er durch Geringſchätzung der Alten verdient hatte.

Zweyter Theil.

Die Alten ſind, wie ihr ſelbſt wißt, von ſehr verſchiedener Art. Einige haben durch Ausſchweifungen in der Jugend ſich um ihre Geſundheit und ihren guten Namen gebracht; andere hingegen einen ordentlichen, thätigen, chriſtlichen Wandel geführt, daß man ſie billig der jungen Welt zum Muſter aufſtellen kann: Einige ſind einfältig und kindiſch; andere ſind weiſe und klug. Einige nützen der Welt nichts mehr; andere ſind hingegen bis auf ihren letzten Lebenstag noch ſo geſchäfftig, als es ihre ſchwachen Kräfte erlauben. Können dieſe alle nun wohl gleiche Achtung verlangen? Gewiß nicht. Ein Alter, der ſich ſelbſt verächtlich macht, wie kann der große Achtung erwarten? Wer will denn den in Ehren halten, welcher ſich ſelbſt verunehrt?

---

*) 2. Buch der Kön. 2. 23. 24.

Unterdeſſen müſſen wir doch thun, was wir können, damit das Alter nicht verächtlich werde. Noth dürfen wir auch die unwürdigſten Alten nicht leiden laſſen, nicht zugeben, daß ſie in ihren letzten Tagen darben, oder an den Ecken ſitzen, und die vorübergehenden um ein Almoſen anſprechen müſſen. Jede Familie muß billig, ehe ſie noch an andern Gutes thut, ehe ſie ſich irgend eines Fremden annimmt, zuerſt ſich ihrer alten Anverwandten erbarmen, und ihnen in ihrer Kraftloſigkeit die nöthige Verpflegung verſchaffen; jede Gemeine ſoll darauf ſehen, daß ihre abgelebten Mitglieder nicht darben dürfen. Heißt das die Alten ehren, wenn man ſie ſo weit ſinken läßt, daß ſie an den nothwendigſten Bedürfniſſen Mangel leiden, daß ſie Andere um Erbarmung anflehen müſſen? Solche Liebloſigkeit ſchändet allemal nicht ſowohl die Alten, die dieſe Liebloſigkeit dulden, als vielmehr diejenigen, die ſie begehen. Was für Zutrauen kann man zu einer Familie haben — was kann man Gutes von ihr erwarten, die nicht einmal für diejenigen, die ihr am nächſten ſind, die ihrer Hülfe am nöthigſten haben, und von welchen ſie vielleicht in der Jugend auf ihren, itzo dürren und kraftloſen, Armen getragen wurde, die nöthige Sorge trägt? Und wenn in einer Gemeine die Greiſe, am Abend ihres Lebens, nicht einmal ſo viel finden, daß ſie ihren Hunger befriedigen, ihre Blöße bedecken, in einer kleinen Hütte leben können; wann neben dem feiſten Viehe, das im Ueberfluſſe lebt, und aus Muthwillen ſchlägt und ſpringt, die Greiſe kraftlos umher ſchleichen, und um Brod betteln — gereicht das einer Gemeine nicht zur Schande? Wenn wir hingegen von Joſeph leſen, daß er ſeinem alten Vater ſagen ließ: **komme herab zu mir, und ſäume nicht, ich will dich verſorgen** *)! ſo freuen wir uns, bekommen ihn lieb, den rechtſchaffnen Joſeph, der den alten Vater verſorgte.

Er iſt ein recht ſchönes Beyſpiel für die ganze junge Welt; er forderte nicht von ſeinem Vater, daß er, wie ſonſt wohl zu geſchehen pflegt, ihm ſein Erbtheil, wenigſtens die Verlaſſenſchafft ſeiner verſtorbenen Mutter, der Rahel, geben ſollte: ſondern **er verſorgte ihn.** Dieß iſts, was alle junge Leute gegen ihre alten Eltern beobachten, und dadurch ſie ehren müſſen. So lange wir Kinder und ſchwach waren, ernährten, trugen und unterſtützten ſie uns. Nun iſts umgekehrt. Wir ſind ſtark, ſie ſchwach; wir können arbeiten, ſie nicht — wäre es nicht Schande, de, wenn wir unter allerley Verwande ihnen abdringen wollten, was ſie ſich mit vieler Mühe erwarben; von ihnen verlangen wollten, daß ſie, die alten, kraftloſen, uns unterſtützen ſollten, uns die wir noch unſere völlige Kraft haben? Sie zu verſorgen, darauf zu ſehen, daß ſie nicht Noth leiden, und ohne Kummer den Abend ihres Lebens verleben können, das iſt unſere heilige Pflicht, wodurch wir ſie ehren und ihnen unſere Achtung erzeigen müſſen.

---

*) 1 Buch Moſ. 45. 9, 11.

Sollen wir die Alten ehren: ſo folget hieraus von ſelbſt, daß wir ihrer nicht ſpotten, ſie nicht lächerlich machen dürfen. Das Alter bringt Schwachheit an Leib und Seele mit ſich. Der Nacken beugt ſich; der Mund wird zahnlos; die Augen bekommen oft Röthe und werden trübe; die Sprache wird undeutlich. Man ſollte nun meynen, daß dieſer Anblick zum Mitleiden reizte, zumal wenn man bedenkt, daß man in der Folge der Zeit eben ſo durch das Alter werde verſtellet werden; demohngeachtet hat man Exempel, daß junge, gedankenloſe Menſchen von ſolchen Schwachheiten Gelegenheit zu Spöttereyen nehmen, wie z. E. die ruchloſe Jugend zu Bethel, die den Eliſa, wegen ſeines kahlen Kopfs, verlachte. Ja wem iſts unbekannt, daß in den alten finſtern Zeiten, da der Unterricht der Erwachſenen und der Jugend noch ſchlecht beſorgt wurde, man die Röthe der Augen ſogar als ein Zeichen der Zauberey anſahe, und die Alten deßwegen aufs ſchimpflichſte behandelte?

Solche Ruchloſigkeit darf nun in keiner Familie, in keiner Gemeine geduldet, muß auf das ſchärfſte geahndet, und die Jugend eines beſſern belehret werden, wenn anders Tugend, gute Sitten und Achtung gegen die Alten beſtehen ſollen.

Die Alten ſind aber auch oft ſchwach am Geiſte; haben allerley abergläubiſche Meynungen; werden wohl gar kindiſch; hängen auch gemeiniglich noch zu ſehr an den Sitten, Moden und Meynungen der vorigen Zeiten. Was ſollen wir nun dabey thun? Sie geradezu nachahmen? Ihre Meynungen annehmen und ſie damit ehren? Dieß wäre zu viel gefordert. Der Chriſt richtet ſich nach der **Wahrheit**; glaubt das, was er als wahr erkannt hat; thut das, was Recht iſt, ohne ſich durch Exempel irre machen zu laſſen; kehrt ſich alſo nicht an die Alten, wenn er beſſere Einſichten bekommen hat. Aber doch iſt man auch in dieſem Falle dem Alter die größte Achtung und Schonung ſchuldig — **und dieß iſt das Wichtigſte.** Körperlicher Gebrechen zu ſpotten, kann nur ein ganz roher, ungeſitteter Menſch; aber Fehler des Geiſtes lächerlich zu machen, dazu ſind oft Menſchen aufgelegt, die ſich zu den beſſern rechnen. Und gleichwohl iſt es auch äußerſt unrecht und lieblos. Der alte Baum kann ſich unmöglich ſo biegen, wie die jungen Stämme, die vierzig Jahre ſpäter, als er, neben ihm aufgeſchoſſen ſind; und der Alte, der ſechzig bis ſiebenzig Jahre lang gewiſſe Meynungen gehegt, an eine gewiſſe Lebensart ſich gewöhnt hat, kann ſich nun nicht umändern, und die Meynungen, Sitten und Gewohnheiten der jüngern Welt annehmen. So ſind die Alten nun einmal — und wir — wir werden eben ſo ſeyn, wenn unſer Haupt grau geworden iſt. Wir werden eine ganz andere Welt um uns ſehen, die andere Meynungen, andere Sitten, eine andere Lebensart, als wir, haben wird. Wann wir unter ſie treten — wünſchen wir wohl von ihr verlacht zu werden? Gewiß nicht! Wir erwarten die Achtung, die man unſern grauen Haaren ſchuldig iſt. Laßt uns alſo gegen die Bejahrten ein Gleiches thun; ihre Schwachheiten entſchuldigen; ſie bey ihren Gewohnheiten nicht ſtören; ihren Meynungen ohne Noth nicht widerſprechen. Laßt uns jedes Geſpräch ſorgfältig meiden, wodurch Gelegenheit zum Widerſpruche gegeben werden könnte. Müſſen wir ja widerſprechen, dringt uns oft unſer Gewiſſen, es zu verhüten, daß ſie ihre Meynungen, ihre Gewohnheiten unſern Kindern nicht mittheilen: dann muß es doch immer mit Liebe, Sanftmuth und Schonung geſchehen, ſo wie wir gegen Perſonen zu handeln pflegen, gegen die wir wahre Hochachtung tragen.

Es wäre hier noch vieles zu ſagen; aber wenn unſer Herz nur erſt wahre Hochachtung gegen das Alter trägt: ſo wird es uns alles ſelbſt ſagen, wie wir uns verhalten müſſen, um die Alten zu ſchonen, ohne unſer Gewiſſen zu verletzen, und gegen unſere Einſichten zu handeln.

Wie muſterhaft handelten in dieſem Stücke die Eltern Jeſu! Da ſie ihr Kind in den Tempel zu Jeruſalem brachten, trafen ſie hier eine alte vier und achtzigjährige Wittwe, die Hannah, an. **Dieſe kam nimmer vom Tempel, ſondern dienete Gott mit Faſten und Beten Tag und Nacht.** Hierüber hätte nun Verſchiedenes können geſagt werden. Man hätte fragen können: was wirkſt du damit Gutes, daß du dich von dem Umgange mit Menſchen entferneſt? Wozu nützet es, daß du weiter nichts thuſt, als Faſten und Beten? Haſt du niemanden mehr, den du mit deinem guten Rathe nützen könnteſt? Kein Kind unter deiner Verwandſchaft, das du könnteſt verpflegen helfen? Keine dieſer kränkenden Fragen thaten die Eltern Jeſu an die Hannah. Sie ſchonten ihres Alters und ihrer Schwachheit. Aber wir leſen auch nicht, daß ſie ihr Exempel nachgeahmet, ihren Geſchäfften ſich entzogen, und Gotte im Tempel zu Jeruſalem gedienet hätten mit Faſten und Beten Tag und Nacht.

Die Pflicht, die Syrach den Kindern gegen die alten Eltern empfiehlet: **Spotte deines Vaters Gebrechen nicht: denn es iſt dir keine Ehre. Denn den Vater ehren iſt deine eigene Ehre, und deine Mutter verachten, iſt deine eigene Schande***); **Halte** **dei-**

---

*) Sir. 3. 12, 13.

deinen Vater zu gut, ob er kindiſch würde, und verachte ihn ja nicht darum, daß du geſchickter biſt*); dieſe Pflicht müſſen wir billig gegen alle Alte beobachten.

Aber bey allen Schwachheiten, die das Alter mit ſich führet, bleibt es doch immer dabey, daß ein Greis, der gut gelebt hat, faſt immer mehr Erfahrung und Weisheit beſitze, als ein junger Menſch, wenn er auch vieles wüßte, was jenem unbekannt iſt. Daher erfordert die Achtung gegen ſolche Alte, daß wir ihnen durch unſer ganzes Betragen zu erkennen geben, daß wir dieß einſehen und zu ſchätzen wiſſen. Wenn ein ſolcher Alter redet, ſo iſts billig, daß die Jungen ſchweigen; wenn er etwas anräth; wenn er etwas lobt oder tadelt, geſetzt, er ſchiene auch Unrecht zu haben: ſo erfordert doch die Achtung, die wir ihm ſchuldig ſind, daß wir ihm nicht geradezu widerſprechen; daß wir ſeine Meynung vielmehr prüfen, und, wenn wir, wie es gar oft zu geſchehen pflegt, finden, daß er Recht habe, ihm ehrerbietig folgen, und uns durch ihn lenken laſſen.

O möchte doch die junge Welt immer ſolche Achtung den Alten erweiſen; möchte ſie doch beſonders auf die Lehren, Ermahnungen, Warnungen ſolcher Greiſe merken, die wegen ihrer Rechtſchaffenheit und Weisheit, wegen des Guten, das ſie geſtiftet haben, bekannt ſind: vor wie vielen Thorheiten und Verirrungen würde ſie verwahret bleiben! Spiegle dich, o junge Welt, an Rehabeams Exempel, der der Alten Rath verachtete, und ſich dadurch zu einer Unbeſonnenheit verleiten ließ, die ihm den größern Theil ſeiner Lebensfreuden koſtete *).

---

*) Sir. 3, 15.

Beſchluß.

Lieben Freunde! Wir wünſchen alle alt zu werden, und noch mehr: wir wünſchen, daß wir im Alter von der Jugend unterſtützet, geachtet und geſchätzet werden. Damit nun dieſer Wunſch erfüllet werde: ſo müſſen wir ſchon itzo, da wir noch jung ſind und Kraft fühlen, dazu das Unſere beytragen. Es gilt auch hier, was Syrach ſagt: **Wenn du in der Jugend nicht ſammelſt, was willſt du im Alter finden** **)? Wenn du in der Jugend nicht darauf denkſt, daß du im Alter Achtung erlangſt, ſo wird es ſchwer ſeyn, ſie zu finden, wenn das Alter ſchon eintritt.

Sehet daher zu, daß ihr vorſichtiglich wandelt, nicht als die Unweiſen, ſondern als die Weiſen ***), und meidet deßwegen jede ſchlechte, böſe That, damit die Jugend einſt euch nichts Uebels nachreden kann, wie dem Könige David, der wegen ſeiner Jugendſünden gar vielmal den Verdruß hatte, daß ſeine Unterthanen, ja ſeine eigene Familie, ihm die nöthige Achtung entzogen, und ſeine Feinde, wie z. E. Simei, ihn öffentlich läſterten!“

---

*) 1. Buch der Kön. 12.

**) Sir. 25, 5.

***) Eph. 5, 15.

Fliehet die Unmäßigkeit, die Unkeuſchheit, den Zorn, die Rache und andere Ausſchweifungen, damit eure Kräfte nicht vor der Zeit erſchöpft und euer Geſicht verunſtaltet werde! Seyd aufmerkſam auf alles, was euch und euern Bekannten begegnet, und denkt darüber nach, damit ihr immer klüger werdet, und einſt die jüngere Welt belehren könnet!

Prüfet alles! unterſucht genau, ob das, was ihr bisher glaubtet, auch wirklich wahr ſey: damit ihr die Irrthümer, die ihr angenommen habt, bey Zeiten ablegen möget! Seyd treu in eurem Berufe, beſonders in Erziehung eurer Kinder, rechtſchaffen gegen jeden! laßt keine Gelegenheit vorbey, wo ihr etwas Gutes thun, einen Unglücklichen retten, einem Bekümmerten, einem Sorgenden, ſeine Zufriedenheit wieder ſchenken könnet: damit die jüngere Welt recht viel Gutes euch nachrühmen könne! Dann wird ein frohes Alter euer gewiſſer Lohn ſeyn! O dann werdet ihr mit Zufriedenheit eure vorigen Tage überdenken können; werdet euch freuen über das viele Gute, das durch euch da iſt; werdet Ehre bey Gott haben, und gewiß auch bey Menſchen, die doch ſelten einem grauen Haupte die Achtung verſagen, wenn es dieſelbe wirklich verdient!

Vater unſers Lebens! Haſt du uns beſtimmt zum Alter: ſo leite uns durch deinen Geiſt immer auf guten Wegen, damit wir uns der Achtung der jüngern Welt nicht unwürdig machen mögen! Amen!

Siebente Predigt.

Am neuen Jahrstage.

Laß, Herr! dieß Jahr geſegnet ſeyn!
Du haſt es uns gegeben!
Verleih uns Kraft, die Kraft iſt dein,
In deiner Furcht zu leben!
Du ſchützeſt uns, und du vermehrſt
Der Menſchen Glück, wenn ſie zuerſt
Nach deinem Reiche trachten! Amen!

Wir treten heute, m. L., in ein neues Jahr, das einem weiten Felde gleicht, über welchem ein dicker Nebel liegt. So wenig wir erkennen können, was in dieſem dicken Nebel verborgen ſey; eben ſo wenig können wir mit Gewißheit vorher ſagen, was für beſondere Schickſale in dem angefangenen Jahre uns bevorſtehen. Werden wir im ruhigen Beſitze unſerer Güter bleiben, oder durch Unglück und Verfolgung in demſelben geſtört werden? Werden wir eine dauerhafte Geſundheit genießen, oder auf dem Siechbette ſchmachten müſſen? Werden wir noch auf der Erde, am Ende des Jahrs, vorhanden ſeyn, oder noch vor Ablauf deſſelben, in eine andere Gegend des großen unermeßlichen Reichs Gottes abgerufen werden? Welcher Menſch weiß das?

Wer mag es voraus beſtimmen? Und es iſt ſehr gut, daß der Allgütige die Zukunft vor unſern Augen verborgen hat. Könnten wir alle die Leiden überſehen, die unſerer warten: wie traurig würde für uns der Anfang dieſes Jahrs ſeyn! Wie würden uns die Freuden des heutigen Tages verbittert werden! Wüßten wir hingegen die Freuden voraus, die uns beſtimmt ſind: ſo könnten wir bald leichtſinnig, folglich in unſern Geſchäfften nachläßig werden.

Gütig hüllt in Finſterniſſen
Gott die Zukunft ein,
Sicher ſie vorher zu wiſſen,
Würde Strafe ſeyn.

Da wir aber ſo lange auf der Erde gelebet, und ſo mancherley erfahren haben: ſo können wir doch etwas, von unſerm künftigen Schickſale, mit ziemlicher Gewißheit, vorher ſagen. Erlaubt uns unſer himmliſcher Vater dieſes Jahr noch unter den Erdbewohnern zuzubringen: ſo wird er uns nicht müßig ſeyn laſſen, ſondern Arbeit geben, ſo, wie er bisher gethan hat; ſo werden uns allerley Widerwärtigkeiten und unangenehme Schickſale treffen, ſo, wie es bisher geſchehen iſt.

So wie nun ein kluger Reiſender ſich, bey Antretung ſeines Weges, auf alle Fälle, die ihn treffen können, gefaßt macht: ſo iſt es auch billig, daß wir, bey dem Eintritte in ein neues Jahr, uns gehörig auf alles vorbereiten, was Gott über uns verhängen wird.

Wie dieß am beſten geſchehen könne, ſoll itzo gezeiget werden.

Laß, Vater unſers Lebens! durch die gegenwärtige Betrachtung, den Entſchluß bey uns erweckt werden, daß wir vor dir wandeln und fromm ſeyn wollen, damit wir auf deinen Beyſtand, in aller Noth, ſicher rechnen können! Amen!

Text.

Eph. 4. 1, 2.

So ermahne ich euch nun, daß ihr wandelt, wie ſichs gebühret eurem Beruf, darinnen ihr berufen ſeyd, mit aller Demuth und Sanftmuth, mit Geduld, und vertraget einer den andern!

Evangelium.

Luk. 2, 21.

Das Leben unſers Erlöſers war ein Zuſammenhang von Arbeiten und Leiden. Bisher war es das unſrige auch, und wird es gewiß auch in dieſem Jahre ſeyn. Da wir nun dieſes wiſſen: ſo iſts billig, daß wir uns darauf gefaßt machen. Daher ſoll itzo geredet werden:

Hauptſatz.

Von der Vorbereitung des Chriſten zu einem neuen Lebensjahre.

1. Zu ſeinen Arbeiten.
2. Zu ſeinen Leiden.

Erſter Theil.

Arbeit werden wir dieſes Jahr alle finden: denn es iſt Gottes, des Menſchenvaters, Ordnung, daß der Menſch arbeiten ſoll. Wenn nun die Arbeit uns nicht läſtig werden, wenn ſie uns gelingen ſoll: ſo iſts doch nöthig, daß wir uns zu derſelben vorbereiten; wohl überlegen, was wir in dem Stande, in den uns Gott geſetzt hat, als Eltern oder Kinder, als Obrigkeiten oder als Unterthanen, als Bürger oder als Landleute, zu verrichten haben, und uns ernſtlich entſchließen, daß wir alles **mit Freuden, mit Treue** und mit **Ordnung** angreifen und verrichten wollen.

Mit Freuden werden wir jedes Geſchäfft übernehmen, wenn wir nur als Chriſten, die, wie ihr Erlöſer that, die Wahrheit lieben, uns die Arbeit immer als das vorſtellen, was ſie wirklich iſt. Sie iſt gar nicht eine ſchwere Bürde, die uns Gott zur Strafe unſerer Sünden aufgelegt hätte; ſie iſt Theilnehmung an den ununterbrochenen Geſchäfften Gottes. Wenn die Arbeit eine Bürde wäre: warum arbeitete denn Gott unaufhörlich? **Er hütet und wacht**; er ſorgt Tag und Nacht dafür, daß alle ſeine Werke, vorzüglich die Menſchen, ſeine Kinder, recht vergnügt und glücklich leben ſollen; **thut ſeine Hand auf, und erfüllet alles, was lebet, mit Wohlgefallen** *). Jeſus ſagt daher: **mein Vater wirkt bisher, ich wirke auch** **); und ſo denkt jeder Chriſt: Mein Vater iſt beſtändig geſchäfftig, das Wohl ſeiner Kinder zu beſorgen — **ich will auch wirken**! ich will gern die Geſchäffte übernehmen, die er mir angewieſen hat! Wenn meine Geſchäffte auch noch ſo gering, **wenn ſie nur nützlich ſind**: ſo arbeite ich für meinen Vater. Wenn ich mein Kind unterrichte; wenn ich es ermahne; wenn ich meinem Nebenmenſchen Nahrung verſchaffe; wenn ich ſeine Kleidung, ſeine Wohnung, ſeine Nahrungsmittel bereite; wenn ich ſeine Sicherheit beſorge: für wen arbeite ich denn? Für meine Brüder, meines Vaters Kinder: ich bin alſo Gottes Mitarbeiter.

---

*) Pſalm 145, 16.

**) Joh. 5, 17.

Als Chriſten müſſen wir ferner bedenken, daß die Arbeit ein ſehr kräftiges Stärkungsmittel ſey. Zweifelt ihr daran: ſo gebt nur auf die Erfahrung Achtung! Wenn ihr eine Zeitlang ein gewiſſes Geſchäffte verrichtet habt: iſts nicht wahr, ſo verſteht ihr es beſſer, ihr ſeyd in demſelben geſchickter geworden? War es ein Geſchäffte, zu welchem Nachdenken gehörete: ſo iſt euer Verſtand mehr geübt; mußtet ihr aber bey demſelben körperliche Kraft brauchen: ſo ſeyd ihr auch am Körper ſtärker geworden. David war, **wie ein Engel Gottes***); und warum? weil er ſich lange darin geübt hatte, den Unterdruckten beyzuſtehen, und ſeiner Nebenmenſchen Wohl zu beſorgen. **Bezaleel war geſchickt in Metall und Holz zu arbeiten****), weil er dieſe

---

*) 2. Buch Sam. 14, 17.

**) 2. Buch Moſ. 31. 2, 3, 4.

Arbeiten fleiſſig getrieben hatte. **Iſaak erndtete hundertfältig,** wenn er etwas ausſäete*); und warum? Weil er ſich ernſtlich auf den Ackerbau legete, und nachdachte, wie er ſein Land immer mehr verbeſſern wolle. **Aſahel war leicht von Füßen, wie ein Reh****); und warum? Ohne Zweifel deßwegen, weil er ſich im Laufen geübt hatte. Hätten David, Bezaleel, Iſaak, Aſahel ſich dem Müßiggange ergeben: würden ſie wohl dieſe Kraft, dieſe Geſchicklichkeit erlanget haben, die ſie noch bis itzo berühmt machen? Gewiß nicht. Da ſehet ihr ja, aus dieſen Exempeln, was für ein herrliches Stärkungsmittel die Arbeit ſey!

Als Chriſten müſſen wir ferner bedenken, daß die Arbeit ein gar vortrefliches Mittel ſey, uns recht innige, herzliche, dauerhafte Freuden zu verſchaffen. Das fühlt jajeder ſelbſt. Wenn wir einen Tag endigen, an welchem wir nichts Nützliches thaten: ſo denken wir an ihn mit Mißvergnügen; haben wir ihn aber mit Arbeiten zugebracht: ſo freuen wir uns über die wohlvollbrachten Geſchäffte. Der, in Müßiggang verlebte, Tag iſt verſchwunden, und hat nichts zurückgelaſſen, das uns Freude machte; aber der Tag, der unter Arbeiten verſtrich, läßt immer etwas zu ſeinem Andenken zurück, worüber wir uns freuen, ſo oft wir es erblicken. Abraham pflanzte

---

*) 1. Buch Moſ. 26, 12.

**) 2. Buch Sam. 2. 18.

Bäume, Iſaak ließ Brunnen graben, Salomo bauete einen Tempel. Die Bäume, die Brunnen, der Tempel waren alſo die Früchte einiger arbeitsvollen Tage! Was meynet ihr nun — wird ihnen der Anblick dieſer Früchte nicht lebenslang Freude gemacht haben? Mit welchem Vergnügen wird ſich Abraham an ſeine Arbeiten erinnert haben, wann er unter dem Schatten der Bäume ruhete, die er pflanzte! Iſaak an ſeine Mühe, wann er, in heiſſen Tagen, ſeine Heerden aus den Brunnen tränken ließ, die er hatte graben laſſen! Salomo an ſeine Sorgen, wann er in den Tempel gieng, der unter ſeiner Aufſicht war gebauet worden! Wie freuet ſich der Landmann, wann er bey einem Acker voll Saat ſteht, den er an einem ſauern Tage bearbeitete! Wie der Bürger, wann er die Arbeit erblickt, die er, mit groſſer Anſtrengung, zu Stande brachte! Wie der Vater, wann er unter wohlgezogenen Kindern wandelt, die er, mit Sorgfalt, unterrichtete! Es iſt ja augenſcheinlich, daß man durch Arbeitſamkeit ſich Freude auf lange Zeit, für die Zukunft, für das Alter, mache.

Wenn man dieß alles nun bedenkt, daß man durch Arbeit Gottes Mitarbeiter wird; ſeine Kräfte ſtärkt; ſich Freuden für das Alter bereitet: ſollte man nicht mit Freuden die Arbeiten übernehmen, die einem jeden angewieſen ſind?

Als Chriſten müſſen wir ferner unſere Geſchäffte mit möglichſter Treue, ſo gut, ſo vollkommen ausrichten, als es uns nur möglich iſt, nicht nur vor Menſchen, ſondern auch im Verborgenen, wann kein menſchliches Auge uns bemerkt. Der Stifter unſerer Religion fordert ja ausdrücklich von uns, **daß wir vollkommen ſeyn ſollen gleich wie unſer himmliſcher Vater vollkommen iſt** *). Wir müſſen folglich auch unſere Geſchäffte, ſo vollkommen, als möglich, ausrichten, weil Gott auch alles ſo vollkommen machte. **Er ſahe an alles, was er gemacht hatte, und ſiehe da! es war ſehr gut** **).

Bey dem Anfange eines jedem Jahres müſſen wir uns alſo billig **recht ernſtlich** vornehmen, alles **ſehr gut**, ſo gut, als es uns möglich iſt, zu machen: denn, wenn wir darüber recht nachdenken: ſo haben wir ja dazu von allen Seiten Ermunterungen.

Da iſt erſtlich das Exempel Gottes ſelbſt. Da er alles anſahe, was er gemacht hatte: ſiehe da! **es war ſehr gut.** Und wer war ſein Aufſeher, ſein Richter, ſein Fürſt? Schlechterdings niemand. Niemand war da, der ihn, wegen ſeiner Werke, hätte zur Rechenſchafft fordern dürfen. Da mußte doch Gott alſo wohl wiſſen, daß es mehrere Freude bringe, wenn man alles ſehr gut, als wenn man es ſchlecht macht. Brächte ſchlechte Arbeit mehr Vergnügen, als gute Arbeit: ſo würde Gott gewiß alles ſehr ſchlecht gemacht haben; und es würde gewiß in der Bibel ſtehen: Gott ſahe an alles, was er gemacht hatte, te, und ſiehe da! es war ſehr ſchlecht. So etwas von Gott zu leſen, wäre euch gewiß anſtößig. Daraus kann ja aber jeder leicht abnehmen, daß es größere Freude mache, wenn man alles ſehr gut, als, wenn man es ſehr ſchlecht macht.

---

*) Math. 5, 48.

**) 1. B. Moſ. 1, 31.

Daß dieß wahr ſey, fühlt auch ein jeder ſelbſt. Der Anblick eines gut erzogenen Kindes, eines gut bearbeiteten Ackers, einer Arbeit, die, ſie ſey ſo geringfügig, als ſie wolle, gut gerathen iſt — macht er nicht mehr Freude, als der Anblick eines ſchlecht erzogenen Kindes, eines ſchlecht bearbeiteten Ackers, einer ſchlecht gerathenen Arbeit? Wie glücklich würden wir ſeyn, bedenkt es nur ſelbſt! wenn man von jedem von uns, am Ende dieſes Jahres, ſagen könnte: er ſahe an alles, was er gemacht hatte; die Kinder, die er erzog; den Acker, den Garten, den er bearbeitete; die Geſchäffte, die er für andere errichtete, und ſiehe da! es war alles ſehr gut! Wie glücklich würden wir ſeyn! Wahrhaftig! wir würden eine Seligkeit genießen, die derjenigen ähnlich wäre, die Gott empfand, als er anſahe alles, was er gemacht hatte.

Wenn wir nun dieſe große, unausſprechliche Seligkeit genießen wollen: iſt es nicht nöthig, gleich bey dem Anfange des Jahrs, uns zu entſchließen, daß wir alles, was uns aufgetragen iſt, recht gut, mit möglichſter Treue, verrichten wollen?

Unſer Erlöſer ſagt ferner von Gott, **daß er ins Verborgene ſehe, daß er das Gute, was wir im Verborgenen thun, öffentlich vergelten werde** *). Und daß dieß wahr ſey, erfahren wir ja täglich. Die Kämpfe, die wir im Stillen mit unſern Begierden antreten, verſchaffen uns vor den Menſchen Achtung; die Ehrlichkeit, die Rechtſchaffenheit, die wir bey unſern Geſchäfften beweiſen, erwirbt uns das Zutrauen unſerer Nebenmenſchen; die guten Lehren, die wir, im Stillen, unſern Kindern geben, ſchlagen Wurzel, werden ſichtbar, und belehnen uns durch die Freude, die ſie uns machen. Lieben Freunde! möchtet ihr doch recht ernſtlich euern bisherigen Lebenswandel überdenken, und euch erinnern an alles Gute, das ihr im Verborgnen thatet; an alle Treue, die ihr, bey Verrichtung eurer Geſchäffte, bewieſet: ſo würdet ihr gewiß finden, daß euch Alles, zu ſeiner Zeit, öffentlich ſey vergolten worden. Muß uns dieß nicht dringen, alles, was wir thun, mit möglichſter Treue zu verrichten, ſo zu verrichten, als wenn es unter Gottes Augen geſchähe?

Endlich entſchließt ſich auch der Chriſt, alle ſeine Geſchäffte mit **Ordnung** zu verrichten. Gott, ſein vollkommenſtes Muſter, thut ja eben dieſes. Er iſt geſchäfftig, aber immer in der gehörigen Ordnung. Da er ſchuf, brachte er erſt die Erde in Ordnung; dann ließ er Graß, Kraut,

---

*) Math. 6, 6.

Bäume wachſen; ferner Thiere entſtehen, die ſich davon nährten; endlich den Menſchen, der über alles herrſchen ſollte. So wurde alles ſehr gut. Hätte er erſt den Menſchen erſchaffen wollen, ehe er die Erde herſtellte: ſo würde alles ſehr ſchlecht geworden ſeyn. Der Menſch, ohne Erde, würde bald haben ſterben müſſen; und die nachher entſtandene Erde, ohne Menſchen, würde eine ſchreckliche Wüſteney geworden ſeyn.

Unſer Erlöſer, der ſich immer nach dem Muſter ſeines himmliſchen Vaters richtete, that es auch in Anſehung der Ordnungsliebe. **Ich muß wirken,** ſagte er, **die Werke des, der mich geſandt hat, ſo lange es Tag iſt; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann***). Was heißt dieß? Gewiß nichts anders als dieſes: ich muß die Geſchäffte, die mir mein Vater aufgetragen hat, zu der Zeit verrichten, die hierzu ſchicklich iſt: denn es kömmt eine Zeit, die hierzu unſchicklich ſeyn wird. Wir fühlen es ja auch ſelbſt täglich, daß wir in einer gewiſſen Ordnung arbeiten müſſen, wenn unſere Geſchäffte wohl gelingen ſollen. Jedes Geſchäfft hat ſeinen **Tag** und ſeine **Nacht**; ſeine Zeit, wo es gelingt, und ſeine Zeit, wo es nicht gelingt. Das Erziehen der Kinder z. E. gelingt am beſten in der frühen Jugend; die Ausſaat des Roggens, im Herbſte, der Gerſte im Frühling; der Einkauf der Waaren, die wir nöthig haben, zu der

---

*) Joh. 9, 4.

Zeit, wann ſie am wohlfeilſten ſind; der Verkauf der Früchte unſeres Fleißes, wann ſie am mehreſten geſucht werden. Verſäumen wir dieſe Zeit: ſo mißlingt alles. Iſt es alſo nicht Pflicht des Chriſten, daß er, bey dem Anfange jedes Jahres, alle ſeine Geſchäffte, die ihm Gott zugemeſſen hat, überdenke, und für jedes die ſchicklichſte Zeit beſtimme, damit ſie wohlgerathen mögen, und er, am Ende des Jahrs, mit Zufriedenheit ſie überſehen und ſagen könne: **ſiehe da! es iſt alles ſehr gut!**

Zweyter Theil.

Nach den Erfahrungen, die wir an uns und an andern gemacht haben, können wir nichts anders erwarten, als, daß uns in dieſem Jahre auch viele Leiden treffen werden. Dieß iſt ganz gewiß. Haben wir denn, ſeitdem wir hier ſind, ein einziges Jahr ohne Leiden verlebt? oder kennen wir einen einzigen unter unſern Bekannten, der ein ganzes Jahr hindurch von Leiden und Widerwärtigkeiten frey geblieben wäre? Aus was für einem Grunde können wir denn alſo glauben, daß wir gerade dieſes Jahr ganz ohne Leiden bleiben würden? Sind wir denn vielleicht auf einmal ſo verſtändig geworden, daß wir hoffen dürfen, wir würden niemals fehlen? Wurde denn unſer Körper auf einmal ſo feſt, daß wir keine Schwächlichkeit, keine Verletzung deſſelben, beſorgen dürfen? Sind denn alle Menſchen, die um uns ſind, im vorigen Jahre ſo gut, ſo übereinſtimmend mit uns geworden, daß wir gar keine Ur-

Urſache mehr haben, von ihnen Kränkungen, Widerſtand, Widerſpruch zu befürchten? Iſt denn vielleicht der Lauf der Dinge auf einmal ſo abgeändert worden, daß wir erwarten dürfen, es werde nun alles nach unſerm Wunſche gehen? So etwas zu hoffen, zu glauben, zu erwarten, wäre gewiß eben ſo thöricht, als wenn jemand erwarten wollte, daß einmal der Winter ausbleiben werde, nachdem er bey uns, ſo weit wir denken können, alle Jahre, bald härter, bald gelinder, eingetreten iſt. Nein es iſt ganz gewiß, wir werden auch in dieſem Jahre leiden müſſen. Zweifelt noch jemand daran: ſo erinnere er ſich doch nur an das, was ehemals unſer Erlöſer ſagte: **in der Welt habt ihr Angſt** *).

Wenn es nun einmal Gottes Weisheit und Güte ſo eingerichtet hat, daß wir ohne Leiden und Trübſale nicht leben können: was haben wir wohl, als vernünftige Menſchen, als Chriſten, dabey zu thun? Dieſes, daß wir uns darauf gehörig gefaßt machen.

Da unſer Erlöſer die ſchweren Leiden vorher ſahe, die ſeinen Schülern bevorſtanden: ſo ermunterte er ſie: **wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet** **)! Eine ſehr weiſe und gütige Ermahnung! Laſſet uns ſie befolgen: ſo werden wir gewiß auch die härteſten Schickſale auszuhalten vermögend ſeyn.

Laſ-

---

*) Joh. 16, 33. **) Math. 26, 41.

Laſſet uns alſo wachen! ſein aufmerkſam ſeyn auf uns ſelbſt, auf unſere Gedanken, Begierden, Worte und Handlungen, daß wir redlich ausrichten die Geſchäffte, die uns angewieſen ſind; die Heftigkeit unſerer Begierden mäßigen, und in allem, was wir reden und thun, die nöthige Behutſamkeit beobachten, damit, wann Leiden uns treffen, wir ſie uns doch nicht ſelbſt zugezogen haben; wann unſere Geſundheit abnimmt, wir uns nicht vorwerfen dürfen, daß dieß eine Folge unſerer Ausſchweifungen ſey; wann uns Uebels nachgeredet wird, uns unſer Herz davon frey ſprechen möge; wann wir Feinde bekommen, ihre Kränkungen unverdient ſind; wann unſer Freund untreu wird, wir es nicht veranlaßt haben; wann Armuth uns trifft, wir ſie nicht ſelbſt durch Trägheit, Unordnung und Verſchwendung verurſacht haben. Wie ſchrecklich iſt das Leiden, wenn es nicht nur unſern Körper, unſere Ehre, unſere Güter angreift, ſondern auch noch in uns, durch des Gewiſſens ſchmerzhafte Vorwürfe, vergrößert wird; wenn man ſich ſelbſt anklagen, und mit dem König David ſagen muß: **meine Sünden gehen über mein Haupt, wie eine ſchwere Laſt ſind ſie mir zu ſchwer worden** *)! Hingegen welch Leiden iſt ſo herbe, ſo ſchwer, das nicht verſüßt, nicht erleichtert würde, wann unſer Gewiſſen uns nicht verdammet; wann es uns das Zeugniß giebt, daß wir es nicht verſchuldet haben? **Niemand unter euch leide als ein Mörder, oder Dieb, oder Uebelthäter, oder der in ein fremdes Amt greifet! Leidet er aber als ein Chriſt: ſo ſchäme er ſich nicht, er ehre aber Gott in ſolchem Fall***)!

---

*) Pſalm 38. 5.

Laßt uns aber auch beten! Laßt uns recht lebhaft an Gott, den weiſen und gütigen Regierer der Welt, an **unſern wahren Vater**, denken! Dann werden wir gewiß überzeuget werden, daß ohne ſeinen Willen uns nichts begegnen kann; da wird uns beyfallen, was unſer Erlöſer verſichert: **daß ohne Gottes Willen kein Sperling von dem Dache falle; daß alle Haare unſers Hauptes gezählet ſind**; überzeuget werden wir dann werden, daß alles, was der weiſe und gute Vater über uns verhängt, zu unſerm Beſten diene; wir werden uns erinnern an die Verſicherung der Schrift: **daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Beſten dienen müſſen****). Auch werden uns beyfallen unſere vorigen Schickſale — unſere vorigen Schickſale, ſage ich, werden uns beyfallen — und was werden wir daraus lernen? Gewiß dieſes, daß auf traurige Tage immer wieder Freude folgte; daß die ſchrecklichſten, **unverſchuldeten** Leiden immer unſer Heil beförderten, und daß wir itzo manche Freuden würden entbehren müſſen, wenn gewiſſe harte Schickſale uns nicht betroffen hätten. Wir werden uns erinnern an die Exempel vieler Men-

---

*) 1. Pet. 4, 15.

**) Röm. 8, 28.

Menſchen, welche durch Trübſal zur Freude geführet wurden, z. E. an Joſephs Schickſal, welcher nie der Herr von Egypten würde geworden ſeyn, wenn ihn ſeine Brüder nicht dahin verkauft hätten; wenn er nicht ins Gefängniß wäre geſetzt worden.

O! wenn wir doch recht glaubten, daß alle Leiden, die uns treffen, von Gott über uns verhängt ſind; daß ſie zu unſerm Beſten dienen: dann würden wir auch gewiß ohne Furcht und Grauen in das neue Jahr treten, und mit David ſagen: **ob ich ſchon wandelte im finſtern Thale: fürchte ich kein Unglück, denn du biſt bey mir** *); du biſt bey mir, der du mich liebſt, mir ſo viele Proben deiner Liebe gegeben, in keiner Noth mich verlaſſen, immer durch Widerwärtigkeiten mein Heil befördert haſt!

Dann werden wir uns auch gewiß vornehmen, alle unſere Leiden, die uns treffen werden, mit Geduld und Gelaſſenheit zu ertragen; nie zu murren gegen Gott: denn wie können wir das? Er meynt es ja gut mit uns. Vornehmen werden wir es uns, daß wir nie mit unſerm Zuſtande unzufrieden ſeyn, vielmehr freudig, im Vertrauen auf Gott, die Geſchäffte, die uns angewieſen ſind, auch unter dem größten Drucke, treulich fortſetzen wollen. Können wir denn anders? Wollten wir den Muth, unter den Trübſalen, ſinken laſſen; wollten wir unſere Geſchäffte vernachläſsigen: ſo würden wir uns ja der Freuden unfähig machen, zu welchen uns Gott ſo gern leiten will. Würde denn Joſeph wohl Herr von Egypten geworden ſeyn, wenn er als Sclave untreu geweſen wäre? Entſchließen müſſen wir uns, daß wir unſern Nebenmenſchen unſern Unwillen nicht wollen empfinden laſſen. Wäre es nicht Unrecht, gegen unſern Reiſegefährten unfreundlich zu ſeyn, wenn auf unſerer Reiſe naſſes, unfreundliches Wetter einfällt? Er iſt ja daran ganz unſchuldig, und das Wetter kommt von Gott. Iſt dieß aber in andern Widerwärtigkeiten nicht oft der nämliche Fall? Mein Ehegatte, mein Kind, meine Hausgenoſſen, mein Geſinde, mein Nachbar, mein Freund, jeder Menſch, mit dem ich einigermaßen verbunden bin, iſt mein Reiſegefährte auf dem Wege durch dieß Leben; die Widerwärtigkeit, die mich trifft, kommt eben ſo wohl von Gott, als das unfreundliche Wetter: warum will ich denn meinen Nebenmenſchen ein Schickſal entgelten laſſen, woran er ganz unſchuldig iſt?

---

*) Pſalm 23, 4.

Geſetzt aber, er wäre nicht ganz unſchuldig — er hätte ſogar das Leiden uns zugefügt: können wir nicht alsdann ihn unſern Unwillen empfinden laſſen? Gewiß nicht, wenn wir anders, als Chriſten, die Sache recht erwägen. Das Leiden kömmt ja von Gott, und unſer Nebenmenſch iſt weiter nichts, als das Werkzeug, das Gott gebraucht, um mir die Freude zu verſchaffen, die Er mir zugedacht hat.

Ihr, meine Brüder, ſagte Joſeph, die ihr mich den Armen meines Vaters entriſſen und zu Sclaven gemacht habt, **ihr gedachtet es böſe mit mir zu machen, aber Gott dachte es gut zu machen**[*]. **Laſſet ihn fluchen**, ſagte David, als ihn Simei, unter dem größten Drucke, mit Steinen warf und ſchimpfte, **der Herr hats ihm geheiſſen**[**]. Und der Erfolg bewieß es ja, daß beyde ſich nicht geirret hatten.

Beſchluß.

O! möchten doch dieſe vortreflichen, herrlichen, göttlichen Wahrheiten uns bey allen widrigen Schickſalen, die uns bevorſtehen, immer wieder beyfallen! Dann würden ſie uns leuchten, wie ein Licht in der Nacht, und uns zeigen, wohin wir jeden Augenblick ſchreiten müſſen; dann würden wir getroſt, im Vertrauen auf Gott, unſern Lebensweg fortſetzen, und alle die Irrwege und Abgründe vermeiden, in welche in dieſem Jahre diejenigen gerathen werden, die ſich durch ihre blinden Lüſte leiten laſſen.

Stärke uns, Vater, daß wir unſern Vorſätzen, die wir heute faſſen, immer treu bleiben mögen! Dann wird gewiß dieß Jahr, in welches wir itzo treten, ein vergnügtes, ſegenvolles Jahr für uns ſeyn; wir werden in demſelben viel Gutes lernen, viel Gutes thun, viel Gutes genießen, und, am Ende deſſelben, ſo wie heute, dich preiſen, daß du uns ſo gut geführet haſt.

---

[*] 1. B. Moſ. 50, 20.

[**] 2. B. Sam. 16, 10.

Auf des Lebens dunkelm Wege
Leuchte uns, o Gott, dein Licht!
Bis, nach überſtandner Mühe,
Bis, nach ausgeweinten Thränen,
Uns vereint die beßre Welt! Amen!

Achte Predigt.

Am Sonntage nach dem neuen Jahrstage.

Herr, mache meine Seele ſtille!
Was mich hienieden kränkt und drückt,
Das iſt dein weiſer Rath und Wille,
Der nichts zu meinem Schaden ſchickt.
Du biſts, der alles ändern kann,
Und was du thuſt, iſt wohlgethan.

Es geht in der Welt nicht immer ſo, wie wir wünſchen; vielmehr treffen uns von Zeit zu Zeit Schickſale, die mit unſern Wünſchen nicht übereinſtimmen, die uns in unſerer Thätigkeit aufhalten, die das Gute, das wir ſtifteten, zernichten, und das uns rauben, was uns das Liebſte iſt. Des Landmanns Ausſaat verwüſtet oft Hagel und Ueberſchwemmung, und der Eltern Freude, ein hoffnungsvolles Kind, raubt oft der Tod. Ja wie oft geſchieht es, daß durch Krieg oder Grauſamkeit der Tyrannen das Blut der Unſchuldigen wie Waſſer vergoſſen wird; wie z. E. zu Bethlehem, wo Herodes, der Tyrann, alle Kinder, die zwey Jahr und drunter waren, auf eine unmenſchliche Art hinrichten ließ.

Dergleichen unangenehme Schickſale, die wir uns nicht durch eigene Schuld zu ziehen, pflegen wir Unglück zu nennen. Und dieß iſt es, worüber die Menſchen oft bittere Klagen führen. Die Welt wäre wohl gut, pflegen ſie zu ſagen, wenn nur kein Unglück drinne wäre. Und — wenn ſie bisweilen davon betroffen werden: ſo ſind ſie troſtlos, und nennen ſich ſelbſt unglücklich, glauben, daß ihre Glückſeligkeit zerſtöhret ſey, wenn ſie von den Gütern, die außer ihnen ſind, etwas verlohren haben.

So lange wir nun das Unglück uns ſo vorſtellen, als wenn es uns ſelbſt unglücklich mache: können wir kein ächtes Vertrauen zu Gott haben, keine wahre Zufriedenheit genießen. Wie können wir denn Gott für allgütig und allweiſe halten, ſo lange wir von dem Unglücke, das er in ſeiner Welt duldet, uns ſo ſchreckliche Vorſtellungen machen? Wie können wir zufrieden werden, wenn wir glauben, daß unſere Glückſeligkeit vom Zufalle abhänge, und einer weichlichen Blume gleiche, die durch einen nächtlichen Froſt zerſtöhrt werden kann?

Nein, m. L., unter der Regierung des Allgütigen muß alles gut, das ſchrecklichſte Schickſal uns wohlthätig ſeyn.

Daß dieß wirklich ſich ſo verhalte, will ich mich an itzo zu zeigen bemühn. Gott gebe, daß durch dieſe Betrachtung unſer Verſtand erleuchtet, gute Entſchließungen gewirkt und unſer Herz beruhigt werden möge! Amen!

Text.

Math. 10. 29 — 31.

Kauft man nicht zween Sperlinge für einen Pfennig? noch fällt keiner derſelben auf die Erde. ohne euern Vater. Nun aber ſind auch die Haare auf euerm Haupte gezählet, darum fürchtet euch nicht, denn ihr ſeyd beſſer, denn viele Sperlinge.

Evangelium.

Matth. 21. 13 — 23.

Hauptſatz.

Ueber das Unglück

1. Woher es komme.
2. Wozu es nütze.
3. Wie man ſich dabey zu verhalten habe.

Erſter Theil.

Das Unglück rührt von ganz natürlichen Urſachen her, die ſo mannigfaltig ſind, daß es unmöglich iſt, ſie alle zu nennen. Leichtſinn, Unwiſſenheit, Unvorſichtigkeit, Bosheit unſerer Nebenmenſchen, Beſchädigungen von Thieren, vom ſtärkſten bis zum ſchwächſten Inſekte, große Veränderungen in der Natur, vereiteln oft unſere Wünſche; hemmen unſere Freuden; zerrütten das Gute, das wir ſtifteten, und rauben uns bisweilen, was uns das Liebſte iſt. Dieß ſind die Urſachen des menſchlichen Unglücks. Das große Unglück, unter welchem Hiob ſeufzte, der Verluſt ſeines ganzen Vermögens, aller ſeiner Kinder, woher rührte es? Theils von der Raubbegier ſeiner Nachbaren, theils den Sturm und Ungewitter *).

Aber wenn ein Wild, das ruhig im Graſe weidet, von abgeſchoßnem Bley getroffen wird, ſtürzt, und ſein Leben aushauchet: pflegen wir wohl zu ſagen, es ſey von einem Bleye getödet worden? Keinesweges! Wir nennen vielmehr den Mann, der das Bley in das Feuergewehr lud, und demſelben eine ſolche Richtung gab, daß es, unter tauſend andern Dingen, kein anderes, als dieſes Wild, treffen durfte. Wir ſind alſo ſchon gewohnt, die ſichtbaren Urſachen, durch welche Unglücksfälle entſtehn, als Werkzeuge zu betrachten, die von höherer Hand geführet werden.

Wie können wir alſo anders als glauben, daß auch die ſichtbaren Urſachen unſers Unglücks weiter nichts als Werkzeuge ſind, die eine höhere Hand leitet? Daß der Wetterſtrahl, der meine Wohnung trifft, das Thier, das mich beſchädigt, der Menſch, der mir Verdruß macht, oder mein Eigenthum raubet, ſo wenig ohne höhere Regierung handele, als das Bley, durch welches das Wild erlegt wird?

Dieß ſagt ja Jeſus ausdrücklich: **Kein Sperling fällt ohne euern Vater.** Er mag alſo durch Menſchen, oder Thiere, oder Veränderungen in der Natur, erlegt werden: immer ſind dieß Werkzeuge in des Vaters Hand.

Wir

---

*) Hiob 1.

Wie kann denn dieß auch anders ſeyn? Wenn wir nur einige Zeit über das, was wir ſehen, hören und empfinden, nachdenken: ſo ſehen wir, daß in der Welt alles ſo zuſammenhänge, wie die Räder an einer Uhr. Der Sperling vermindert z. E. die Inſekten, deßwegen iſt er, ſo viel wir wiſſen, vorzüglich da. Wird einer getödet: ſo bleiben eine Menge Inſekten am Leben, die er würde verzehret haben; dieſe pflanzen ſich fort, und zernagen die Pflanzen in Aeckern und Gärten. So wird eines Sperlings Tod die Urſache, warum viele Pflanzen von Raupen oder Käfern beſchädigt werden. Es kann alſo, ohne Veränderung im Ganzen, ſo wenig etwas in der Welt verletzet werden, als man einen Zahn an dem Rade einer Uhr wegnehmen kann, ohne den ordentlichen Umlauf der Uhr zu ändern. Kein Aufſeher über ein Uhrwerk iſt vermögend, die ordentliche Bewegung deſſelben zu erhalten, wenn er nicht den Zahn eines jeden Rads in demſelben zu erhalten ſucht. Nimmt er ihn weg, ſo muß er dazu ſeine weiſen Urſachen haben.

Hängt nun alles in der Welt ſo genau zuſammen: iſt Gott der weiſe, gütige Aufſeher und Regierer der Welt: ſo bekümmert er ſich auch gewiß um den kleinſten Theil derſelben, und kein Unglück kann denſelben treffen, ohne ſein Vorwiſſen, ohne ſein Zulaſſen, ohne ſein Verhängniß. **Kein Sperling fällt ohne euern Vater. Ohne euern Vater!** Dieß hat einen beſondern Nachdruck. Gott wird nicht Vater der

Sperlinge, ſondern unſer Vater genannt, weil wir unter allen ſeinen ſichtbaren Werken diejenigen ſind, die mit ihm die meiſte Aehnlichkeit haben, und mit jedem Tage mehrere bekommen können. Und weil dieß von flüchtigen Leſern und Zuhörern leicht könnte überſehen werden: ſo ſetzt Jeſus noch hinzu: **ihr ſeyd beſſer denn viele Sperlinge.** Daß wir beſſer ſind, als viele Sperlinge, fühlen wir alle, fühlen alſo auch alle, daß ſchlechterdings kein Unglück uns treffen könne, ohne unſern Vater, daß wir alſo jedes Unglück, ſelbſt das ſchrecklichſte, wie z. E. die Hinrichtung der unſchuldigen Kinder zu Bethlehem, als ſein Verhängniß betrachten müſſen.

Zweyter Theil.

Was hat nun aber wohl Gott bey Zulaſſung des Unglücks zur Abſicht? Nichts anders als unſer Beſtes. „Wo lebt ein rechtſchaffner, vernünftiger Vater, der nicht wünſchte, daß ſeine Kinder recht vollkommen, recht glücklich werden möchten! Bey allen ſeinem Nachdenken, ſeinen Sorgen, Arbeiten, Unternehmungen, was hat er zur Abſicht? Vorzüglich das Wohl ſeiner Kinder. Das Urbild aller Väter kann alſo bey allem, was er thut, gewiß keinen andern Zweck haben, als — ſeiner Kinder Wohl, auch bey dem Unglücke keinen andern Zweck haben, als — ſeiner Kinder Wohl.

Dieß lehrt ja auch die Erfahrung. Das Unglück iſt ſchlechterdings allemal wohlthätig, wenn wir uns nur darein zu finden, es gehörig zu benutzen

nutzen wiſſen. Eine Welt ohne Unglück würde ſo traurig ausſehen, als eine Welt ohne Sturm, Donner und Regen. Alles würde erſchlaffen und erſterben. Wenn wir alles Gute überſehen könnten, was Menſchen in der Welt geſtiftet haben: ſo würden wir ganz zuverläßig finden, daß ſie dazu mehrentheils durch Unglück veranlaßt wurden.

Das Unglück ſchärft den Verſtand, giebt Geiſteskraft, nährt die Liebe und das Mitleiden, iſt für die Zeugen des Unglücks lehrreich.

Wenn kein Unglück in der Welt wäre, was würden wir werden? Maſchinen. Wir würden handeln, wie wir es von unſern Vorfahren geſehen, wie wir von Jugend auf uns gewöhnt hatten. Wann aber das Unglück uns trifft: dann ſtehen wir ſtille, denken nach und überlegen, wie wir den Schaden, den es uns zugefügt, erſetzen wollen. Der Landmann, den nie Unglück trifft, ackert, ſäet, erndtet, driſcht und genießt, beynahe wie eine Maſchine. Wann aber das Unglück ſeine Erndte zernichtet, dann iſt er gedrungen, nachzudenken, um Mittel zu erfinden, ſich andere Nahrungsmittel zu verſchaffen.

Eben deßwegen macht uns das Unglück auch ſtark, weil es uns zwingt, Widerwärtigkeiten zu ertragen. Iſt denn der Mann, der auf dem Meere mit Sturm und Wellen gekämpft hat, nicht weit ſtärker, als ein anderer, der immer im Sonnenſcheine Blumen pflückt?

Wenn wir von Jugend auf alles hätten, was wir wünſchen: was würde der Erfolg ſeyn? Wir würden ohne Theilnehmung ſeyn, bloß für unſer Vergnügen leben. Aber nie iſt der Menſch theilnehmender, nie mitleidiger, nie geneigter, anderer Schmerzen zu lindern, als unter den Stürmen des Unglücks. Er fühles, wie wehe Schmerz und Widerwärtigkeit thue, und wird dadurch geneigt gemacht, anderer Schmerzen und Widerwärtigkeiten zu lindern.

Wenn die Menſchen lange eine ununterbrochene Ruhe genießen: ſo bemerkt man oft, daß ſie ſich veruneinigen, zanken und einander das Leben ſchwer machen. Sobald aber ein großes Unglück kommt, wann der Ruf erſchallt, daß der Feind im Anzuge ſey, oder wann die Ströme aus ihren Ufern treten, und eine Ueberſchwemmung drohen, oder eine Feuersbrunſt ausbricht: dann vergißt man gemeiniglich allen Zank und Zwietracht, und leiſtet einander im Uglücke gemeinſchaftliche Hülfe.

Zur Erläuterung will ich ein Exempel aus der Geſchichte Davids anführen. Dieſer hatte für ſich und ſeine Leute **Ziklag** zum Zufluchtsorte gegen Sauls Verfolgungen gewählt. Dieß war der einzige Platz auf der ganzen Erde, wo ſie ſicher zu ſeyn glaubten. Hierher hatten ſie alſo ihre Weiber, ihre Kinder, alle ihre Güter gebracht. Sie entfernten ſich einige Tage, kamen zurück, und — da ſie zurück kamen, war Ziklag durch die Amalekiter mit Feuer verbrannt, und Weiber, Kinder, nebſt allen Gütern, weggeführt. Was thaten ſie nun? Anfänglich verhielten ſie ſich nicht ſo, wie wahre Chriſten ſich zu verhalten pflegen; ſie nahmen dieſes Unglück nicht mit Gelaſſenheit, als weiſe Fügung des gütigen Gottes, auf, und dachten nicht nach, wie ſie daſſelbe wieder gut machen könnten; ſondern David trat hin und weinte, und ſeine Leute handelten noch unüberlegter — ſie wollten David ſteinigen. Wenn ſie ihn nun geſteinigt hätten: würden ſie wohl dadurch das Geringſte wieder bekommen haben?

Dieß war für David ein neues Unglück. Die Leute, auf deren Treue er ſich bisher verlaſſen hatte, hielten Steine in den Händen, um ihn damit tod zu werfen. O wie gut war es für David, daß ſie ihn ſteinigen wollten! Denn nun bekam er auf einmal ſeine Vernunft wieder; er weinte nicht mehr; er ſchöpfte Muth; er flößte ſeinen Leuten Muth ein, und brachte ſie, als ein weiſer Mann, dahin, daß ſie den Amalekitern nachjagten, ſie ſchlugen, und Weiber, Kinder, nebſt aller ihrer Habe und großer Beute, wieder eroberten. Wie viel hatten ſie alle durch dieß große Unglück gewonnen! David hatte nun mehr Anſehen; ſeine Leute hatten einander lieber bekommen, weil ſie einander in der größten Gefahr beygeſtanden hatten, und — die Weiber und Kinder, die ſie bisher vielleicht gering ſchätzten, o wie lieb mögen ſie ihnen geweſen ſeyn, da ſie dieſelben aus der Amalekiter Händen wieder erhielten, und in ihre Armen ſchlieſſen konnten! Der Ruf von dieſem Siege erſcholl durch ganz Judäa; man bekam mehr Zutrauen zu David, mehr Hochachtung gegen ihn; man erwählte ihn deſto williger zum Könige. Und was war von allen dieſen Freuden die Urſache? **Ein großes Unglück.**

Und wie lehrreich iſt das Beyſpiel eines Leidenden für andere! Ich weiß in der ganzen Welt für die menſchliche Geſellſchaft nichts erbaulichers, als das gute Verhalten eines vom Unglück leidenden. Hier iſt die ächte Schule der Geduld, der Standhaftigkeit, der Großmuth, der Weisheit. Wie lehrreich iſt daher die Leidensgeſchichte Jeſu!

Unglück iſt alſo gar nicht das, wofür man es insgemein hält; es iſt für die menſchliche Glückſeligkeit unentbehrlich, iſt Wohlthat.

Dritter Theil.

Da nun einmal das Unglück in der Welt ſich befindet, und, ſo lange die Welt ſteht, darinne bleiben wird, weil es für uns höchſt nöthig iſt: ſo fragt es ſich: was wir wohl dabey zu thun haben?

Die Frage iſt leicht zu beantworten — wir müſſen uns auf das Unglück gefaßt machen. Wer eine Reiſe von einiger Erheblichkeit antritt, macht ſich gefaßt auf Regen, Sturm und Kälte — und dieß iſt ſehr gut. Wollte er glauben, die Sonne würde immer ſcheinen, wie ſie bey ſeiner Abreiſe ſcheint: ſo würde er ſich ſehr leicht kleiden, und Gefahr laufen, bey eintretendem Sturm und Regen niedergeworfen zu werden. Und wer den Weg durchs Leben reiſet, muß ſich auf Unglück gefaßt machen.

Der Gedanke: vielleicht trifft dich heute oder morgen ein Schickſal, das deine wärmſten Wünſche vereitelt, das deine redlichſten Bemühungen aufhält, muß immer recht lebhaft in uns ſeyn: dann mag uns ein Unglück treffen, welches will, es trifft uns nicht unerwartet, und iſt uns eben deßwegen erträglich. Ferner müſſen wir uns auch hinlängliche Kraft, die zur Ertragung des Unglücks nöthig iſt, zu erwerben ſuchen. Können wir nicht Herren unſers Schickſals werden: ſo müſſen wir doch wenigſtens dahin arbeiten, daß es uns nicht niederſchlagen und nicht gar verderben kann. Es iſt unglaublich, wie weit es der Menſch in dieſem Stücke zu bringen vermag, ſo daß es zu allen Zeiten Menſchen gegeben hat, die ſich gleichſam über das Schickſal erhoben, ihm Trotz boten, und bey den ſchrecklichſten Streichen deſſelben ihre Gelaſſenheit, ihren frohen Muth nicht verlohren. So wie Paulus von ſich ſagt: **Wir rühmen uns der Trübſale***). Und wie fiengen ſie es an? Sie härteten ihren Körper ab; ſie gewöhnten ihn weder an leckerhafte Speiſen, noch an warme und theure Kleidung, noch an Bequemlichkeit: ſondern übten ihn vielmehr, Arbeit, Mangel, Ungemächlichkeiten und Beſchwerden zu ertragen. **Ich betäube** ſagt Paulus, **meinen Leib und zähme ihn** *). Dieß iſt ſehr wichtig! In einem geſunden, ſtarken Körper wohnt insgemein auch ein fröhlicher und getroſter Geiſt, welcher der Furchtſamkeit und Aengſtlichkeit weit weniger, als der Bewohner eines ſchwächlichen Körpers, ausgeſetzt iſt. Und ſo wie die, an eine rauhe Luft gewöhnte, Pflanze nach einer kalten Nacht friſch da ſteht, unter einer Menge anderer, weichlicher, Pflanzen, die der nächtliche Froſt zerſtörte: ſo hält ein geſunder und ſtarker Körper auch vielerley Ungemach aus, welches andere zu Boden ſchlägt.

---

*) Röm. 5, 3.

Jene Menſchen, die ſich über das Schickſal erhoben, gewöhnten ſich ferner, ihren Unwillen zu mäßigen; ihre Wünſche einzuſchränken; ſie hiengen ihr Herz an kein ſichtbares Gut: ſondern ſuchten vielmehr ihre Glückſeligkeit in ſich ſelbſt. Dadurch machten ſie ſich vom Schickſale unabhängig. Es traf ihren Zuſtand; ſie ſelbſt und ihre Zufriedenheit wurden aber dadurch nicht verletzt. Ihre Erwartungen ſchlugen fehl — ſie waren ſtark genug, dabey gelaſſen zu bleiben; ihr äußerlicher Zuſtand wurde zerrüttet — ihre innerliche Ruhe blieb aber ungeſtört; ſichtbare Güter wurden ihnen entriſſen — ſie konnten aber ihren Verluſt leicht verſchmerzen, da ihnen der Beſitz der innern, beſſern, unvergänglichen Güter blieb.

---

*) 1 Cor. 9, 27.

Das wichtigſte endlich, was man noch zu thun hat, um ſich bey dem größten Unglücke zu beruhigen, iſt dieſes, daß man ſich ein recht feſtes Vertrauen zu Gott zu verſchaffen ſuche. Wer dieſes hat, den kann ſchlechterdings kein Unglück, es ſey ſo ſchrecklich, als es immer wolle, ganz niederſchlagen. Denn wenn nun alles, alles, was ihm lieb iſt, ihm entriſſen würde; wenn alles, was er hoffte, fehl ſchlüge; wenn er auf der Erde gar nichts mehr zu hoffen hätte: ſo könnte er doch noch ſagen: alles dieß Unglück kömmt von dir, o Gott! Du biſt mein Vater, Du haſt alſo gewiß dabey die beſten Abſichten; und es wird einſt eine Zeit kommen, da ich es erkennen werde, daß dieß Unglück, das du über mich verhänget haſt, und welches mich itzo ſo ſehr niederbeugt, eine große Wohlthat für mich geweſen ſey.

Kann wohl leicht ein größeres Unglück gedacht werden, als das, wovon Hiob betroffen wurde? Sein Reichthum war dahin; ſeine Kinder waren nicht mehr; an ſeinem Leibe empfand er die heftigſten Schmerzen; keine Hoffnung war ihm übrig, daß auf dieſer Erde ſich ſeine Umſtände verbeſſern würden; und doch, wann ihm der Schmerz nicht zu heftig zuſetzte, konnte er ſich faſſen, und ſeines Unglücks ſich freuen. **Der Herr, ſprach er, hats gegeben; der Herr hats genommen; der Name des Herrn ſey gelobet***)!

---

*) Hiob 1, 21.

Und zu dieſem herzlichen, kindlichen Vertrauen werdet ihr dann kommen, wann ihr immer recht thut, und überzeugt ſeyd, daß Gott, der ins Verborgene ſieht, mit eurer Geſinnung und eurem Lebenswandel zufrieden iſt; dabey oft und gern über eure eigne Lebensgeſchichte nachdenket, wo ihr gewiß Exempel genug finden werdet, daß vom Unglück euer Wohl befördert wurde; daß ihr unvermuthete Hülfe und Rettung oft in der Noth erhieltet. **Bleibe fromm und halte dich recht, denn ſolchem wirds zuletzt wohl gehen** *)!

Beſchluß.

Es iſt alſo gewiß: auch das größte Unglück iſt eine Wohlthat. Aber freylich kommen Fälle genug, wo es ſchwer wird, uns hiervon zu überzeugen; wo wir nicht begreifen können, wozu es gut ſey. Kann es aber nicht demohnerachtet gut ſeyn, wenn wir es auch nicht begreifen können? Ein Kind, das täglich Beweiſe von der Liebe ſeines Vaters erhalten, das immer geſehen hat, daß er bey allem, was er thut, es herzlich gut meyne, glaubt es auch alsdann, wann es der Vater einmal hart behandelte, wann er ihm auch ein Glied ſeines Leibes abnehmen ließe.

Wenn wir z. E. leſen von dem großen Unglücke, welches diejenigen Eltern in Bethlehem betraf, deren Kinder Herodes ermorden ließ: wer mag da mit **Gewißheit** beſtimmen, wozu dieß

---

*) Pſalm 37, 37.

gut geweſen ſey? Wenn wir kurzſichtige Menſchen dieß aber nicht einſehen können, folgt denn daraus, daß es wirklich nicht gut war? Sterben oft nicht eben ſo viele Kinder an anſteckenden Krankheiten, als hier Herodes würgen ließ? Müſſen ſie nicht oft größere und längere Schmerzen ausſtehen, als dieſe, die in wenigen Minuten die Schmerzen des Todes überwanden? Kann Gott nicht in einem andern Zuſtande ſie ſchadlos gehalten haben, für die Erdenfreuden, denen ſie auf eine gewaltthätige Art entriſſen wurden?

Und für die Eltern, für ganz Judäo, für uns noch, wie lehrreich konnte und kann noch dieſer ſchreckliche Auftritt ſeyn! Muß nicht jeder, der von dieſem Verbrechen hört, den Tyrannen verabſcheuen, der es begieng? Muß uns nicht eine tyranniſche Herrſchaft verabſcheuungswürdig werden? Iſts nicht Warnung, die Tyrannen bey Zeiten zu verhindern? daß wir nicht um ſchändlichen Gewinnes willen unſere Freyheiten verkaufen? daß wir nicht, auf eine niederträchtige Art, die Gunſt und Dienſte der Großen ſuchen, nicht ihre Ungerechtigkeiten gut heißen? Auf ſolche Gedanken konnte und kann noch dieſe abſcheuliche That den Nachdenkenden bringen. Ein vorübergehender ſchrecklicher Tag kann viele hundert Jahre lang die Menſchen belehren und warnen: iſt das nicht Wohlthat?

Wohl dem, der dieß faſſen und begreifen, im Sturm und Ungewitter, im Krieg und in der Peſt, noch die weiſe Führung des liebevollen Gottes erblicken kann — der nur wird recht herzliche Liebe zu ihm faſſen; der nur wird ſeines Lebens recht froh werden!

In Ueberſchwemmungen, in Krieg und Peſt
Traut Gott, und ſingt ſein Lob!
Er läßt euch nicht: denn er erſchuf zum Glück
Das menſchliche Geſchlecht! Amen.

Neunte Predigt.

Am Feſte der Erſcheinung Chriſti.

Dich ſoll mein Lied erheben,
Dich — Vater der Natur!
Und frommen Dank dir geben,
Auf unſrer ſtillen Flur. Amen.

Auf dem Lande zu wohnen, iſt gewiß ein ſehr großes, unſchätzbares Glück. Es iſt da immer ſo ſtille; man iſt da Gott ſo nahe, kann ihn täglich in ſeinen Werken ſehen; man ſieht da ſo wenige böſe Exempel, athmet die reinſte Luft ein, kann die einfachſten Nahrungsmittel, von den Aeckern, Gärten und Heerden haben. Man ſollte daher meynen, jedermann würde ſich glücklich preiſen, dem der allgütige Gott ſeinen Wohnplatz auf dem Lande angewieſen hat. Und doch iſt dieß nicht immer der Fall. Viele Bewohner des Landes werden durch den Glanz der Städte geblendet, ſehnen ſich, dahin zu kommen, und, wenn dieß nicht möglich iſt: ſo ſuchen ſie doch wenigſtens ihre Kinder dahin zu bringen. Man ſieht da immer etwas Neues, kann mit allerley Menſchen umgehen, hat vielerley Gelegenheit Geld zu erwerben: dieß alles reitzt ſie; dieß erregt in ihnen die Meynung, in großen Städten lebe man glücklicher, als auf dem Lande.

Dieſe Meynung iſt nun ganz falſch. Der wirkliche Chriſt, der nach der weiſen Lehre Jeſu lebt, ſeine Glückſeligkeit nicht außer ſich, ſondern in ſich ſelbſt ſucht, ſeine Begierden nach dem Irrdiſchen mäßigt, kann allenthalben vergnügt leben. Aber, wenn man fragt, wo es leichter iſt, eine ungeſtörte Zufriedenheit zu genießen, ob in der Stadt oder auf dem Lande: ſo behält doch immer das letztere den Vorzug, weil man in der Stadt, beſonders in einer großen Stadt, beſtändig in Gefahren wandelt, und eben darum doch auch unter den günſtigſten Glücksumſtänden, nie recht ruhig werden kann. Dieß ſoll in der heutigen Betrachtung gezeiget werden. Gott laſſe ſie für uns geſegnet ſeyn! Amen!

Text.

Luk. 1, 80.

Und das Kindlein wuchs, und ward ſtark im Geiſt und war in der Wüſten, bis daß er ſollte hervor treten vor das Volk Iſrael.

Evangelium.

Matth. 2. 1 — 12.

Es iſt merkwürdig, daß ſehr viele Menſchen, die recht viel Gutes ſtifteten, entweder ihre ganze Lebenszeit, oder doch wenigſtens einen großen Theil derſelben, auf dem Lande zubrachten. Moſes, der die Jüdiſche Nation aus der Sklaverey befreyete, hütete vierzig Jahre lang die Schaafe in der Wüſten; **David**, welcher dieſes Volk ſo berühmt machte, lebte erſt in dem kleinen Orte Bethlehem, dann bey der Heerde, auf dem Felde, und — bis er König ward, faſt immer von großen Städten entfernt; **Johannes** lebte in der Wüſten; und **Jeſus**, der größeſte unter den Menſchen, war faſt immer von der Hauptſtadt entfernt. Da ihn die Weiſen aus Morgenland in Jeruſalem ſuchten: ſo fanden ſie ihn daſelbſt nicht, ſondern wurden nach Bethlehem, einem kleinen, unbedeutenden Orte, gewieſen, und hatten die Freude, ihn daſelbſt anzutreffen. Und wo hielt er ſich in den übrigen Tagen ſeines Erdenlebens auf? Aeußerſt ſelten zu Jeruſalem, mehrentheils auf dem Lande. Da **Moſes** nun aber in die Stadt kam: ſo wurde er ausgeſtoßen; da **David** in die Stadt zog: ſo fiel er in ſchwere Sünden; da **Johannes** ſich dem Hofe des Königs Herodes näherte: ſo wurde er erſt ins Gefängniß geworfen, dann enthauptet; und — da **Jeſus** ſeinen Einzug in Jeruſalem gehalten hatte: ſo wurde er zum Tode verurtheilt und gecreuziget. Dieß alles zuſammengenommen überzeugt uns ja, daß das Stadtleben ſehr gefährlich ſey, und deßwegen ſollen itzo gezeigt werden:

Hauptſatz.

Die Gefahren des Stadtlebens.

1. Für die Seele

2. Für den Leib und den äußerlichen Zuſtand.

Erſter

Erſter Theil.

Die Seele iſt gewiß in großen Städten in größerer Gefahr, als auf dem Lande. Zweifelt ihr daran: ſo ſeht nur auf die große Menge Menſchen, die daſelbſt leben! Von allen Orten her ſtrömen ſie zuſammen, theils um Geld zu erwerben, theils um es zu verzehren. Da ſind ſo viele vornehme und reiche Leute, ſo viele vom Mittelſtande, ſo viel roher Pöbel. Wie viele laſterhafte, ausſchweifende Menſchen mögen ſich wohl darunter befinden! Wie viele Müßiggänger, die kein beſtimmtes Geſchäfft treiben, bloß nach ihren Lüſten leben, und immer darauf ausgehen, die Unſchuld zu verführen! Wie viele Niederträchtige, die allerley Anſchläge machen, andere zu betrügen und ihr Vermögen an ſich zu ziehen! Wie viele Religionsſpötter, die die Wahrheiten, die uns ſo wichtig ſind, die uns bisher zu unſern Pflichten ſtärkten, in der Trübſal beruhigten, verſpotten und lächerlich machen. Unter ſo vielerley Menſchen muß man nun wohnen, mit ihnen umgehen — iſt das nicht gefährlich? Kann das böſe Exempel uns nicht nach und nach anſtecken? Kann unſere Familie durch Verführung nicht leicht ihrer Unſchuld beraubt werden? Erinnert ihr euch nicht an das Schickſal, das Jakobs Tochter hatte? Auf dem Lande hatte ſie ihre Jugendjahre in Unſchuld zugebracht; da ſie aber in die Stadt gieng, wo der Herr des Landes wohnte, kam ſie zu Falle *).

Und

---

*) 1 Buch Moſ. 34, 2.

Und wie viele Gelegenheiten giebts da nicht, ſich zu vergnügen! und zwar nicht ſo, wie man es auf dem Lande thut, wo man im Schooße der Natur, im Kreiſe ſeiner Familie ſeine Freude ſucht. Ach! die Vergnügungen der Stadt ſind mehrentheils erkünſtelt, weil man da weit von der Natur entfernt iſt. Spiel, Luſtbarkeiten, Aufenthalt in großen Geſellſchafften, ſind insgemein die Vergnügungen, wodurch man ſich in der Stadt, gegen die Freuden der Natur, die man entbehren muß, ſchadlos zu halten ſucht. Daß dieß für die Tugend ſehr gefährlich ſey, fällt von ſelbſt in die Augen.

Wie leicht können wir uns verleiten laſſen, dieſe Vergnügungen zu oft zu ſuchen! Und wie wirds dann mit unſrer Tugend ſtehn? Werden wir nicht bald das häusliche Vergnügen, das man im Schooße ſeiner Familie genießt, das ſo innig ſüß iſt; das uns Gelegenheit ſchenkt, ſo mancherley Gutes, durch Erzählungen, Unterricht, Aufſicht, bey unſern Kindern zu ſtiften, gering ſchätzen? Werden wir uns nicht leicht von unſerm Berufe abziehen laſſen? unſern Kindern die Aufſicht entziehen, und unſere Arbeiten nachläſſig und unordentlich treiben? **Müßiggang lehret viel Böſes***). Er lehret Verläumdung; er verleitet die Menſchen oft, daß ſie, um ſich die Zeit zu vertreiben, von andern Uebels ſprechen, ihre Fehler bekannt machen, ihnen neue andichten,

---

*) Syr. 33, 29.

ten, ihren unſchuldigſten Handlungen ſchlechte Abſichten beymeſſen, und ſo zu Räubern an der Ehre ihres Nebenmenſchen werden, die doch einem jeden theuer und ſchätzbar iſt. **Du ſitzeſt und redeſt**, ſagt der Verfaſſer der Pſalmen, **wider deinen Bruder, deiner Mutter Sohn verleumdeſt du**[*]). Dieß kann man ſehr oft von den Geſellſchafften ſagen, die ſich bloß verſammeln, um ſich zu vergnügen. Der Müßiggang, der zu öftere Genuß von Luſtbarkeiten und geſellſchaftlichen Vergnügungen zerſtreut auch den Menſchen zu ſehr. Im Geräuſche der Geſellſchaft vergißt er ſich oft ſelbſt; vergißt die vielen guten Lehren, die ihm gegeben wurden, die guten Vorſätze, die er faßte; läßt ſich mit fortreiſſen, daß er nicht thut, was er thun ſollte und thun wollte, ſondern das, was er andere thun ſieht, und geräth dadurch auf Muthwillen und Ausſchweifungen, vor denen er ſonſt ſelbſt einen Abſcheu hatte. Was für Frevel begiengen nicht die Leute zu Sodom, die vermuthlich aus einer nächtlichen Geſellſchaft nach Hauſe giengen, wo ſie durch übermäßigen Genuß ſtarker Getränke ihren Verſtand zerrüttet hatten. Wie leicht kann man ſich nun durch den, in großen Städten gewöhnlichen, Hang zu Vergnügungen und Luſtbarkeiten mit fortreiſſen, ſich verderben und ſeine Tugend rauben laſſen!

---

[*]) Pſalm 50, 20.

Wenn man das Stadtleben in der Nähe betrachtet: ſo ſieht man auch bald, wie die Zufriedenheit, die Ruhe der Seele, dieſes große Gut, das gewiß jedem vernünftigen Menſchen höchſt ſchätzbar iſt, ſich daſelbſt in großer Gefahr befinde. Die Menſchen leben da zu nahe beyſammen, ſind einander immer im Wege. Wenn man arbeiten, wenn man etwas unternehmen will: ſo tritt man, ehe man es ſich verſieht, dem andern zu nahe. Dieſer glaubt, daß er durch uns in ſeiner Nahrung und ſeinen Geſchäfften geſtöhret werde; erlaubt ſich nun gegen uns allerley Ränke, Kränkungen, Läſterungen; zieht uns wohl gar vor Gericht, und verwickelt uns in Proceſſe, durch welche unſere Gemüthsruhe geraubt wird. Wenn man etwas Neues anfangen will: ſo redet jedermann darüber, ſpottet und ſucht uns lächerlich zu machen.

In großen Städten kann man ſeine Lebensart, ſeine Kleidung, ſeine Haushaltung, nicht ſo einrichten, wie man ſelbſt will, ſondern muß ſich nach der herrſchenden Mode richten. Man muß daher manches thun, wozu man keine Luſt hat; manchen Aufwand machen, der die Kräfte überſteigt. Ueberlegt nun ſelbſt, wie viel Mißvergnügen, Sorgen und Kummer, daraus entſpringen müſſen! Hat alſo wohl derjenige, dem die Vorſehung ſeinen Wohnplatz auf dem Lande, im Schooße der Natur, anwies, wo er täglich die Werke Gottes betrachten und ſich derſelben freuen kann; wo ſeine Familie von vielen böſen Exempeln entfernt iſt; wo er in der Stille ſeine Haushaltung nach ſeinen eignen Einſichten führen kann — hat dieſer nicht Urſache, mit ſeinem Zuſtande zufrieden zu ſeyn, und ſich der glücklichen Lage zu freuen, in die ihn die Vorſehung geführt hat?

Zweyter Theil.

So groß in Städten die Gefahr für die Seele iſt, ſo groß iſt auch die Gefahr für den Leib und den äußerlichen Zuſtand. Wenn man geſund bleiben will, ſo muß man geſunde Luft, geſunde Nahrungsmittel haben, mäßig ſeyn und ſich oft Bewegung machen. Dieß alles kann man nun in der Stadt nicht ſo gut, als auf dem Lande haben. Geſunde Luft muß rein und in beſtändiger Bewegung ſeyn. Es iſt damit, wie mit dem Waſſer. Wenn in daſſelbe allerley geſchüttet und geworfen wird; wenn es nicht in beſtändiger Bewegung iſt: ſo kann man es, ohne Nachtheil ſeiner Geſundheit, nicht genieſſen. Fehlt nun dieſe reine, bewegte Luft in Städten nicht faſt gänzlich? Mit wie vielen Ausdünſtungen iſt ſie angefüllt! So viele Menſchen leben hier zuſammen, die Tag und Nacht ausdunſten! Wie unangenehm dieſe Ausdünſtungen ſind, kann ein jeder fühlen, der in ein Zimmer tritt, in welchem viele Menſchen ſich befinden, und durch Verſchließung der Fenſter und Thüren der friſchen Luft den Zugang verſperren. Dieſe eingeſperrte Luft iſt ſo gefährlich, daß man Exempel hat, daß Gefangne, die in groſſer Menge in ein enges Zimmer eingeſperrt wurden, auf der Stelle ſtärben,

ben. Unter den Menſchen, welche in großen Städten leben, ſind auch viele, welche die abſcheulichſten, ekelhafteſten Krankheiten an ſich haben! Die Luft in Städten wird, außer den Ausdünſtungen der Menſchen, noch durch die Menge des Unraths vergiftet, der daſelbſt ausgeſchüttet wird; durch die vielen Arbeiten, welche die Bürger treiben, wozu ſie Kohlendampf, warmes Waſſer, auch wohl gar Fäulniß nöthig haben, wenn ſie gut gerathen ſollen. Ja wie viele Städte giebt es noch, wo es gewöhnlich iſt, daß man die Leichname an den bewohnteſten Plätzen begräbt. Und dieſe dunſten nun Tag und Nacht aus, und ihre Ausdünſtungen ſteigen durch die Erde in die Luft. Dieſe Luft kann durch Bewegung nicht gehörig gereinigt werden, weil die Mauern und die vielen hohen Gebäude der friſchen Luft den freyen Zutritt nicht erlauben. Man muß alſo, bey jedem Athemzuge, dieſe abſcheulichen Ausdünſtungen durch den Mund in ſich ziehen. Muß dieſes für die Geſundheit nicht äußerſt gefährlich ſeyn?

Die Nahrungsmittel, welche man genießt, bekömmt man nicht ſo friſch aus der Natur, wie auf dem Lande. Mehrentheils werden ſie aus ziemlicher Entfernung herbeygeſchafft und getrieben, und ſind daher nicht ſelten halb verdorben. Die Nahrungsmittel der Städtebewohner ſind bey weitem nicht ſo einfach, als auf dem Lande. Man miſcht ihnen gewöhnlich vielerley bey, das der Geſundheit nachtheilig iſt. Warum waren die Geſellen Daniels ſo geſund, ſo munter, ſo ſchön?

Deßwegen, weil ſie die, am Hofe gewöhnlichen, Speiſen nicht genoſſen, ſondern ſich mit den Speiſen der Landleute genügen ließen*).

Auch die Verſuchung, in dem Genuſſe der Nahrungsmittel das gehörige Maaß zu überſchreiten, iſt gewiß in Städten größer, als auf dem Lande. Denn auf dem Lande ſind die Nahrungsmittel gewöhnlich ſehr einfach; und in einfachen Nahrungsmitteln ſich zu übernehmen, dazu iſt gewiß der Reiz nicht ſo ſtark, als in erkünſtelten, bey deren Verfertigung die Kunſt ſinnreich geweſen iſt, um den Gaumen recht zu reizen.

Iſt endlich nicht auch die Bewegung zur Erhaltung unſrer Geſundheit ſchlechterdings nöthig? Wer daran zweifelt, der gebe nur auf ſich ſelbſt Achtung: und er wird gewiß wahrnehmen, daß er ſich weit beſſer befinde, weit munterer ſey, wann er ſich in freyer Luft eine Zeitlang beweget, als wann er den ganzen Tag mit Sitzen zugebracht hat. Aber mit wie vielen Schwierigkeiten iſt in großen Städten die Bewegung in freyer Luft verknüpft! Wie weit muß man gemeiniglich gehen, bis man einen Platz findet, wo reine, freye Luft weht! und wie viel Zeit geht verlohren, um ſich nach der eingeführten Mode zu kleiden, damit man den Spöttereyen derer entgehe, unter deren Augen man ausgehen ſoll.

---

*) Dan. 1. 12 — 16.

Wie viel größere Vorzüge genießt derjenige, dem die Vorſehung ſeinen Wohnplatz auf dem Lande anwies; der, ſobald er den Fuß vor die Thür ſetzt, ſich in der freyen Natur befindet, und die Luft einathmen kann, die von Wäldern und Wieſen ihm entgegen weht; nicht nöthig hat, bey ſeiner Ankleidung nach dem Urtheile anderer ſich zu richten; auf ſeinem Acker, in ſeinem Baumgarten, in ſeinem Kohlgarten, die ſchönſte Gelegenheit findet, ſich die angenehmſte, natürlichſte, nützlichſte Bewegung zu machen.

Wie viel verliehren beſonders die Kinder, die in Städten erzogen werden! Kaum darf man es wagen, ſie auf die öffentliche Straße zu laſſen, wegen der Gefahren, denen ſie daſelbſt ausgeſetzt ſind, durch das Gewühl von Menſchen und Pferden verletzet, oder durch den Anblick böſer Exempel zur Annehmung ſchlimmer Sitten verleitet zu werden. Sie ſind daher gewöhnlich in enge Zimmer eingeſperret, unterdeſſen, daß die Kinder des Landmanns, auf der freyen Flur, vergnügt ſich bewegen.

Wenn wir nun dieß alles zuſammen nehmen: ſo iſts ja augenſcheinlich, daß die Geſundheit und das Leben der Menſchen in Städten in weit größerer Gefahr ſey, als auf dem Lande. Leider beſtätigt dieß ſchon der Anblick der Bewohner großer Städte. Wie viele Sieche, Gebrechliche ſieht man da umher ſchleichen! wie viele bleiche, elende, gebrechliche Kinder da und dort hinwanken! Ja ſieht man am Ende des Jahrs die Sterbeliſten groſſer Städte an: ſo findet man faſt durchgängig, daß weit mehrere daſelbſt ſtarben, als gebohren wurden. Bald würden die groſſen Städte leer ſtehen, wenn nicht vom Lande immer neue Bewohner herbeygezogen würden.

Man glaubt insgemein, daß in groſſen Städten mehr Geld zu gewinnen ſey, als auf dem Lande; und dieß iſt wahr. Aber iſts nicht eben ſo wahr, daß man in denſelben weit gröſſern Aufwand machen muß? Iſt man da nicht zu einer Menge Ausgaben gezwungen, die man auf dem Lande nicht kennt? Sind da nicht Wohnung, Speiſe, Getränk, Kleidung weit theurer als da, wo man der Natur im Schooße ſitzt, und unmittelbar aus ihren Händen ſeine Bedürfniſſe befriedigt? So vielerley Gelegenheiten es auch in groſſen Städten geben mag, Geld zu gewinnen: ſo mannigfaltig ſind auch die Gefahren, bey der geringſten Unordnung in der Haushaltung, bey eintretender Theurung, oder bey Krankheiten und herannahendem Alter, in die bitterſte Armuth zu gerathen. Dieß iſt leider mehr als zu gewiß. Verlaſſene Waiſen, Greiſe, die, nach dem ſie ihre Kräfte bey ſauern Arbeiten zugeſetzt haben, nun auf den Straſſen wanken, und Almoſen ſuchen; Elende, die auf verfaultem Stroh verſchmachten — wo ſind ſie am häufigſten? In groſſen Städten. Je gröſſer dort der Reichthum iſt, deſto bitterer iſt auch die Armuth. Wohl alſo dem, der von allen dieſen Gefahren entfernt in der Stille ſeine Geſchäffte treiben, ſeinen Gott verehren und ſeines Daſeyns ſich freuen kann.

Beſchluß.

Wozu iſt nun dieß alles geſagt? Etwa deßwegen, um diejenigen, denen Gott ihren Wohnplatz in einer großen Stadt anwies, mit ihrer Lage mißvergnügt zu machen? Das ſey ferne! Der wahre Chriſt, der ſeinen Himmel in ſich ſelbſt, in dem Bewußtſeyn ſeiner Rechtſchaffenheit, und in der Verſicherung der göttlichen Gnade hat; der ſeine Begierden zu beherrſchen weiß, und ſtark genug iſt, die Widerwärtigkeiten dieſes Lebens zu ertragen, kann auf jedem Platze glückſelig leben. Es iſt vielmehr geſagt zur Aufmunterung und zur Warnung für die Bewohner der Städte und des Landes.

Biſt du in der Stadt gebohren, oder durch beſondere Führungen Gottes in dieſelbe geführet worden: ſo freue dich des Platzes, auf dem du ſteheſt! Er iſt dir von Gott angewieſen, und muß alſo für dich gut ſeyn, wenn du nur als Chriſt immer vorſichtiglich wandelſt. Du biſt in mannigfaltiger Gefahr, zu allerley Ausſchweifungen verleitet zu werden — das vergiß nicht! Sey ſtets auf deiner Hut! Bereite dich zu jedem Lebenstage recht vor durch Gebet und Ueberdenkung der guten Lehren, die du geſammelt haſt! Sey behutſam in der Wahl deiner Freunde! Sey aufmerkſam auf deine Reden und Handlungen, wenn du in Geſellſchafften biſt, wo leichtſinnig, frevelhaft und lieblos geſprochen wird: ſo werden dir die Gefahren, unter denen du wandelſt, ſehr nützlich ſeyn; du wirſt immer weiſer, immer ſtandhafter werden. Und, wenn du nun unter ſo mancherley böſen Exempeln, unter ſo mannigfaltigen Reizungen zur Sünde, doch ſtandhaft bleibſt: ſo wird auch deine Tugend weit mehr werth ſeyn, als die Tugend eines andern, der wenigern Verſuchungen ausgeſetzt war. **Selig iſt der Mann, der die Anfechtung erduldet***)!

Herrſchen in der Stadt mancherley Gewohnheiten: ſo überlege wohl, ob du als Chriſt, ohne dein Gewiſſen zu verletzen, ſie annehmen kannſt. Iſt dieſes: ſo richte dich nach deinem großen Muſter: Jeſu, der jede unſchuldige Gewohnheit ſeiner Landsleute annahm; zeichne dich nicht durch unnöthige Sonderbarkeiten aus, damit du dir nicht, ohne Noth, Spott und Verfolgung zuzieheſt. Biſt du hingegen überzeuget, daß gewiſſe Gewohnheiten gegen dein Gewiſſen ſind; daß durch Annehmung derſelben deine Arbeiten unterbrochen, die Sitten deiner Familie verderbet werden: ſo denke, was die Schrift ſagt: **ſtellet euch nicht dieſer Welt gleich****), d. i. nehmet nicht die böſen, ſchädlichen Gewohnheiten an, welche unter den Menſchen, bey welchen ihr lebt, im Schwange gehen; ſey dann ſtandhaft, und laß durch keine Lockungen, keine Schmeicheleyen, keinen Spott dich verleiten, etwas zu thun, was, nach deinem Gewiſſen, nicht Recht iſt.

---

*) Jak. 1, 12.

**) Röm. 12, 2.

Siehſt du in der Stadt um dich immer viele Menſchen: ſo erwäge, daß du hier Gelegenheit haſt, recht viel Gutes zu ſtiften. Bemühe dich, ihnen ein recht gutes Exempel zu geben! Sey ihnen ein Exempel des Fleißes und der guten Anwendung der Zeit, der Sparſamkeit, der Ehrlichkeit im Handel und Wandel, der Sanftmuth und Verträglichkeit, der Mäßigkeit und Keuſchheit. **Laß dein Licht leuchten vor den Leuten, daß ſie deine guten Werke ſehen, und deinen Vater im Himmel preiſen***). Du wirſt, wenn du nur beſtändig biſt, gewiß die Freude haben, zu ſehen, daß dein Beyſpiel hier und da nachgeahmet wird, und andere dadurch gebeſſert werden. Die Freude zu ſehen, daß du Gutes geſtiftet haſt, wird dir dann manche Unannehmlichkeit verſüßen, die mit dem Stadtleben verbunden iſt.

Biſt du hingegen von deinem göttlichen Vater auf das Land verſetzet: ſo freue dich deiner glücklichen Lage, und lerne das viele Gute, welches du in derſelben genießeſt, recht ſchätzen! Freue dich, daß du Sonne, Mond und Sterne täglich ſehen, und aus denſelben den Schöpfer Himmels und der Erden erkennen lernen kannſt! Freue dich, daß du täglich, ungehindert, durch deine Flur wandeln, reine Lüfte, Duft von Blumen und Wäldern, einathmen, die Heerden, die Vögel, die Fiſche im Bache, die mancherley Inſekten und Würmer, die mannigfaltigen Gewächſe betrachten, und mit deinen eignen Augen ſehen kannſt, wie freundlich der Herr iſt, wie er ſeine milde Hand aufthut, und alles, was lebt, mit Wohlgefallen erfüllet! Freue dich wenn du mit eigner Hand deinen Garten bearbeiten, ſo deine Speiſen würzen, deinen Schlaf verſüßen kannſt! Genieße fröhlich, im Schooße deiner Familie, die einfachen Speiſen, die die Natur im Ueberfluße dir anbietet, und freue dich der Geſundheit, die Gott dir und den Deinigen ſchenkt, und — daß du entfernt biſt von Leuten, die dich kränken, und durch böſes Beyſpiel die Deinigen verderben könnten! Handle immer gewiſſenhaft, und richte treulich aus, was dir befohlen iſt, damit durch Nachläſſigkeit nicht dein Zuſtand verſchlimmert, nicht durch Gewiſſensbiſſe deine Freude verbittert werde: dann wirſt du ruhig deinen Weg wandeln, nie diejenigen beneiden, die in Städten wohnen, nie, ohne dringende Urſachen, deine Kinder den Gefahren des Stadtlebens ausſetzen; wirſt ruhen im Alter unter dem Schatten der Bäume, die du pflanzteſt, und an ihren Früchten dich erquicken; wandeln durch Felder, die durch dich verbeſſert wurden, umgeben mit guten, unverdorbenen Kindern, die dich lieben und deines Alters Stützen ſind; wirſt am Abend deines Lebens ruhig an die Tage denken, die du in unſchuldigem Vergnügen verlebteſt, und an das Gute, das du geſtiftet haſt; wirſt ohne Furcht die Erde verlaſſen, und hingehen zu dem guten Vater, mit welchem du hier ſchon lange umgiengſt, hier ſchon ſo bekannt wurdeſt!

---

*) Matth. 5, 16.

Vater unſer aller! ſtärke uns, daß wir unſre Lebenszeit recht gut anwenden, uns des Plazzes, auf welchen deine Güte uns ſtellete, freuen und auf demſelben recht viel Gutes ſtiften mögen: damit du uns, wann wir die Erde verlaſſen, unſere Wohnung in der Geſellſchafft der vollendeten Gerechten anweiſen kannſt. Amen!

Zehnte Predigt.

Am erſten Sonntage nach dem Feſte der Erſcheinung Chriſti.

Der Tugend heilige uns ganz,
Allgütiger Erhalter!
Sie werde unſrer Kinder Glanz,
Und auch ihr Troſt im Alter.
Erhalte ihr Gewiſſen rein;
Laß keinen ihrer Tage ſeyn,
Der nicht zu deiner Ehre
Von ihr geheiligt wäre!

Daß eine gute Erziehung für die künftige Glückſeligkeit des Menſchen höchſt nöthig ſey, das glauben wir alle. Man ſchreibt, man ſpricht, man predigt davon. Wenn aber gefragt wird, worinne denn eigentlich eine gute Erziehung beſtehe: ſo ſind die Meynungen ſehr getheilt. Was der eine gut heißt, das verwirft der andere; was dieſer für nöthig hält, erklärt der andere für überflüßig. Daher kommt es, daß, bey allem guten Willen, die Kinder gut zu erziehen, die meiſten doch ſehr ſchlecht erzogen werden, und es noch immer ſo viele böſe, unglückliche Menſchen in der Welt giebt. Laßt uns doch itzo ja mit einander überlegen, worinne denn eigentlich eine gute Erziehung beſtehe. Und da die Zeit zu kurz iſt, itzo alles zu ſagen, was dazu erfordert werde: ſo laßt uns für dießmal beſonders ſehen auf die gute **Erziehung des Körpers.**

Guter Vater, der du willſt, daß alle deine Kinder wohl gerathen ſollen, laß dieſe Betrachtung für uns alle geſegnet ſeyn!

Text.

Spr. Sal. 22, 6.

Wie man einen Knaben gewöhnet, ſo läßt er nicht davon, wenn er alt wird.

Evangelium.

Luk. 2, 41 — 52.

Hauptſatz.

Ueber die gute Erziehung des Körpers,

1. Wie man die Geſundheit deſſelben erhalten,
2. Seine Kräfte ſtärken,
3. Ihm Geſchicklichkeit erwerben müſſe.

Wundert euch nicht, m. L., daß ich hier von der Erziehung des Körpers rede! Wir können ja denſelben nicht entbehren. Durch ihn erfahren wir alles, was um uns herum vorgeht; durch ſeine Beyhülfe führen wir aus, was wir uns vorgenommen haben. Wenn er alſo nichts taugt; wenn er krank, ſchwächlich, ungeſchickt iſt, wie ſehr muß dieſes unſerer Zufriedenheit ſchaden!

Wenn nun der Körper der Kinder gut erzogen werden ſoll: ſo müſſen wir ihm Geſundheit, Kraft und Geſchicklichkeit zu verſchaffen ſuchen. Dieß iſt wirklich ſo ſchwer nicht, als man insgemein glaubt. Es gehört dazu weder große Gelehrſamkeit, noch vieles Geld, noch außerordentliche Mühe. Da die Kinder des Gelehrten und Ungelehrten, des Reichen und Armen, einen Körper erhalten haben: ſo hat gewiß der weiſe Schöpfer, der ihnen denſelben gegeben hat, auch dafür geſorgt, daß man ihm leicht die nöthige Vollkommenheit verſchaffen kann.

Erſter Theil.

Um die Kinder geſund zu erhalten muß man ihnen drey Stücke zu verſchaffen ſuchen, die alle wenig oder nichts koſten. Geſunde Luft, geſunde Nahrung und öftere Bewegung.

Geſunde Luft iſt höchſt nöthig; denn wir athmen ſie beſtändig ein, bey Tag und bey Nacht, wachend und ſchlafend; ſie kömmt durch die Lunge in das Blut. Wenn ſie nun faul, verdorben iſt: wie kann denn da das Kind, das ſie einathmet, geſund bleiben?

Die reinſte und geſundeſte Luft iſt aber ohne Zweifel auf freyem Felde, wo ſie in beſtändiger Bewegung erhalten wird, und nicht zu ſehr mit den Ausdünſtungen der Menſchen und Thiere, mit Rauch und Kohlendampf angefüllt iſt. Dieſe geſunde Luft müſſen alſo chriſtliche Eltern vor allen Dingen ihren Kindern zu verſchaffen ſuchen; ſo oft als möglich ſie mit ins Freye nehmen, und, wenn dieſes nicht ſeyn kann, doch wenigſtens die Fenſter des Wohnzimmers täglich, die Fenſter des Schlafzimmers aber den ganzen Tag hindurch öffnen, damit die friſche Luft immer freyen Zugang habe. Wir müſſen darauf ſehen, daß die Zimmer, in welchen ſie wohnen und ſchlafen, von aller Feuchtigkeit frey ſind. Unſer Erlöſer war nie krank — wo lebte er aber auch? Faſt immer in der freyen Luft, auf Bergen, auf Schiffen, in der Wüſten.

Nächſt der reinen Luft ſind Kindern auch geſunde Nahrungsmittel nöthig. Und welches ſind dieſe? Gewiß nicht diejenigen, welche eine große Zubereitung erfordern, die von fernen Orten müſſen herbeygeſchafft werden, die vieles Geld koſten. Durch dieſe wird gemeiniglich das Blut zu ſehr erhitzt; die Eingeweide werden geſchwächt, und der Grund zu mancherley Schmerzen und Krankheiten gelegt. Die einfachen Nahrungsmittel, die um uns ſind, ein gutgebacknes Brod, das Gemüſe unſerer Gärten, das Obſt von unſern Bäumen, Milch und Fleiſch von unſern Heerden, das friſche, helle Waſſer, das aus unſern Quellen ſpringt, das ſind immer die Nahrungsmittel, welche der Geſundheit der Kinder am zuträglichſten ſind. Warum waren denn die Geſellen Daniels ſo geſund und munter? Deßwegen, weil ſie von der königlichen Koſt, die ihnen beſtimmt war, nichts genoſſen, ſondern ſich mit Gemüſe begnügten *).

Zu

---

*) Dan. 1. 12 — 16.

Zu allem dieſen muß auch Bewegung kommen, wenn die Kinder geſund bleiben ſollen. Seht nur die jungen Lämmer an! ſind ſie nicht in beſtändiger Bewegung? zeigen die Kinder nicht ebenfalls beſtändig Neigung dazu? Chriſtliche Eltern haben ſich alſo wohl zu hüten, daß ſie die Kinder, zumal in der erſten Jugend, nicht zu ſehr lange anhaltendem Sitzen nöthigen, weil dadurch ihre Säfte leicht in Stockung gerathen, und des Bluts Umlauf gehindert wird; daß ſie ihnen vielmehr, zumal in freyer Luft, Geſchäffte zu verſchaffen ſuchen, und ihnen, mit **nöthiger Vorſicht**, gern ſolche Spiele erlauben, die mit Bewegung verbunden ſind.

Das iſts, was chriſtliche Eltern zur Erhaltung der Geſundheit ihren Kindern zu verſchaffen ſuchen müſſen.

Sie müſſen ſie aber auch ſorgfältig vor allem verwahren, was der Geſundheit nachtheilig iſt. Dahin gehören vorzüglich Arzneyen und Ausſchweifungen.

Ein geſundes Kind bedarf keiner Arzneyen. Sein Schöpfer hat ihm ſo viele Kräfte gegeben, als nöthig ſind, die Schmerzen und Unpäßlichkeiten, die bisweilen eintreten, zu überwinden. Unzeitiger Gebrauch der Arzneyen zerrüttet die Natur. Treten aber ja Fälle ein, wo der Gebrauch der Arzneyen nöthig iſt, woher nehmen ſie wohl chriſtliche Eltern? Gewiß nicht von Leuten, die von der Einrichtung des menſchlichen Körpers nichts verſtehen; nicht von ſolchen, die im Lande herumziehen, und ſie auf öffentlichen Pläzzen feil bieten; nicht von ſolchen, die ſie von Haus zu Haus herum tragen. Lieben Freunde! Könnten wir bey allen Kindern, die jährlich bey uns in die Erde eingeſenkt werden, die Urſache ihres Todes aufſuchen — wir würden gewiß finden, daß faſt die Hälfte von ihnen durch den Gebrauch ſolcher Arzneyen ſey getödtet worden, welche durch Leute bereitet wurden, die weder den menſchlichen Körper, noch die Mittel kannten, ſeine Geſundheit zu erhalten. Der Arzt, der redliche, der geſchickte Arzt, von welchem bekannt iſt, daß er ſchon vielen Menſchen geholfen habe, dieſer iſt es, zu welchem chriſtliche Eltern, bey den Krankheiten ihrer Kinder, ihre Zuflucht nehmen; ſich alsdann nach ſeinen Vorſchriften richten, ohne ſich durch Zureden und Rathgeben anderer, weniger erfahrner, Menſchen irre machen zu laſſen.

Vorzüglich müſſen aber Kinder verwahret werden vor allen Ausſchweifungen.

Was unſer Erlöſer von allen Menſchen fordert, das gilt beſonders auch von den Kindern: daß ſie nicht beſchweret werden mit Freſſen und Saufen. So ſtärkend der mäßige Genuß der Nahrungsmittel den Körper iſt, ſo ſchädlich wird der Genuß, wenn er ausſchweifend, wenn er unmäßig iſt. Unmäßigkeit ſchwächt die Eingeweide, verdirbt die Säfte, erzeugt ungeſundes Blut und Krankheiten, die dem Mäßigen immer unbekannt bleiben.

Es giebt noch andere Ausſchweifungen, die im Stillen geſchehen, wodurch der ganze Körper zerrüttet und zerſtöret, bisweilen auf lebenslang ungeſund und elend gemacht, und in ſeiner Blüte getödtet wird, von welcher in verſchiedenen Schriften von unſern Erziehern iſt gewarnet werden. Wie ſehr haben alſo chriſtliche Eltern Urſache zu wachen, daß ihre Kinder von böſer Geſellſchaft entfernet, vor aller Gelegenheit zu dergleichen Ausſchweifungen verwahret, und vor denſelben gewarnet werden. Halte dich ſelber keuſch *)! Dieſe Lehre, welche Paulus dem jungen Timotheus gab, geben gewiß chriſtliche Eltern auch ihren Kindern mit der gehörigen Klugheit und Behutſamkeit **). Denn wie können ſie geſund bleiben, wann Unkeuſchheit, wie ein giftiger Wurm, in ihnen naget, und ihre Säfte verzehret?

Zweyter Theil.

Auch Kraft müſſen chriſtliche Eltern dem Körper ihrer Kinder zu verſchaffen ſuchen, wenn ſie einſt zu Gottes Ehre glücklich leben und Gutes ſtiften ſollen. Was hilft das gute Herz, der beſte Wille, wenn man nicht auch Kraft in ſeinen Gliedern fühlt, das Gute, was man ſich vorgenommen hat, auszuführen?

---

*) Tim. 5, 22.

**) Man kann unter andern hierüber nachleſen: Salzmann über die heimlichen Sünden der Jugend.

Hätte der Apoſtel Paulus, bey ſeinem thätigen Eifer für das Gute, nicht auch einen ſtarken Körper gehabt: wie wäre es ihm möglich geweſen, die Beſchwerden der Reiſen auszuhalten, die er zum Beſten des Chriſtenthums unternahm?

Dem Körper der Kinder Kraft zu verſchaffen, iſt ebenfalls nicht ſchwer. Sie bringen ja ſchon Kraft mit auf die Welt; und chriſtliche Eltern haben alſo hierbey weiter nichts zu thun, als daß ſie die körperlichen Kräfte der Kinder, die ihnen angebohren werden, zu ſtärken ſuchen.

Die Erhaltung der Geſundheit iſt das erſte Mittel, die Kräfte zu ſtärken. Bey einem geſunden Kinde wächſt alles, ſo wie bey einem geſunden, jungen Baume: folglich wachſen bey ihm gewiß auch die Kräfte. Jeder Biſſen, jeder Trunk, den es genießt, giebt den Kräften Nahrung und Stärkung. Dieß können wir an jedem geſunden Kinde ſehen. Wenn es einige Jahre auf der Welt gelebt hat, wie ſtark iſt es geworden! Da das Kind Jeſus war gebohren worden, ſo war es ſo ſchwach, daß es ſich nicht ſelbſt helfen konnte, und deßwegen in Windeln gewickelt werden mußte. Da es hingegen zwölf Jahr alt war, konnte es ſchon mit ſeinen Eltern nach Jeruſalem gehen.

Ein anderes Mittel die Kraft des jugendlichen Körpers zu ſtärken, iſt die Abhärtung oder die Gewöhnung, alle Arten von Luft und Witterung, Hitze und Froſt, Regen und Schnee, Sturm, Nebel und Thau auszuhalten. Dieß iſt ein ſehr wichtiger Punkt, gegen welchen aber ſehr oft geſündigt wird. Insgemein glaubt man, rauhe Luft ſey Kindern ſchädlich; man müſſe ſie recht warm halten, damit ſie gut gedeihen: deßwegen kleidet und bettet man ſie warm, und läßt ſie bey unfreundlicher Witterung nicht ausgehen. Ueberlegt aber ſelbſt, ob dieß nicht höchſt unrecht ſey? Iſt denn die Luft nicht das Element, in dem wir leben ſollen? Warum wollen wir es denn fliehen? Oder glaubt ihr denn, daß der Allgütige, bey Einrichtung der Witterung, bloß auf das Beſte der Thiere und Pflanzen, nicht auch auf die Geſundheit der Menſchen, die er nach ſeinem Bilde ſchuf, Rückſicht nehme? Oder können wir es verhüten, daß unſere Kinder nie, nie, auch wenn ſie groß und von uns entfernt werden, ihr Beruf nöthigt, ſich rauher Witterung auszuſetzen? Wie viel Ungemach muß der Landmann bey ſeinen Arbeiten, der Reiſende, der Soldat, wann er auszieht, ſein Vaterland gegen feindliche Einfälle zu vertheidigen, derjenige, der durch ſeinen Beruf getrieben wird, zu Schiffe zu gehen, aushalten! Können wir denn gewiß wiſſen, daß unſere Kinder nie durch Brand ihre Wohnungen verliehren, oder durch Krieg und andere Unglücksfälle aus denſelben werden vertrieben werden? Und wie wird es ihnen dann gehen, wann ſie der rauhen Witterung ungewohnt, doch gedrungen werden, ſich derſelben auszuſetzen? Sind ſie nicht in der größten Gefahr, ihre Geſundheit zu verliehren, und ſo außer Stand zu kommen, der

Welt ferner zu nützen? Sind ſie nicht in Gefahr, ſogar ihr Leben einzubüßen? Kann denn nun das wohl mit dem Chriſtenthume beſtehen, wenn man ſeine Kinder ſo erzieht, daß ſie der Gefahr ausgeſetzt werden, in der Blüthe ihrer Jahre dahin zu ſterben, oder wenigſtens zu nützlichen Geſchäfften untüchtig zu werden? Als Esra die Angelegenheiten der Juden in Ordnung zu bringen ſuchte, fiel ein ſo ſtarker Regen, daß das Volk durchaus naß wurde, und vor Näſſe zitterte *). Wie manche mögen da wohl krank geworden ſeyn, die nicht gewöhnt waren, dergleichen Witterung auszuhalten! Deßwegen iſt es eine Hauptpflicht, die chriſtliche Eltern ihren Kindern ſchuldig ſind, daß ſie dieſelben abzuhärten ſuchen. Und wie fangen ſie dieß wohl an? Denkt nur darüber nach: ſo wird es euch ſelbſt beyfallen — — Wir müſſen ſie bey jeder Art von Witterung ausgehen laſſen; ſie von ihren Arbeiten, bey unfreundlichem Wetter, nicht gleich zurückrufen; ſie nicht zu warm bekleiden, beſonders wenn ſie Bewegung haben, die ohnedieß erwärmt, damit durch warme Kleidung die freye Luft nicht abgehalten werde, den Körper anzuwehen. Eine ſolche Lebensart macht den Körper feſt und ſtark, und ſetzt ihn in den Stand, die Beſchwerlichkeiten auszuhalten, die künftig ſeiner warten.

Zweifelt ihr daran: ſo betrachtet nur ſolche Menſchen, die, ihres Berufs wegen, Jahr aus

Jahr

---

*) Esr. 10, 9.

Jahr ein, ſich jeder Witterung ausſetzen! Haltet dagegen andere, die ſich verzärteln, die den größten Theil ihres Lebens im warmen Zimmer zubringen, bey unfreundlichem Wetter entweder gar nicht, oder in warme Kleider gehüllt, ausgehen! Sind dieſe nicht ungleich ſchwächer als jene?

Das dritte Mittel die Kräfte zu ſtärken iſt die Uebung. Dieß lehrt ja die Erfahrung. Hat ein Mann, der immer ſchwere Arbeit verrichtet, nicht weit mehr Kraft in ſeinen Armen, als ein anderer, der ſtets die Feder führt? Hat derjenige, der oft zu Fuße reiſet, nicht mehr Stärke in den Füßen, als ein anderer, der ſie nur ſelten braucht? Wollt ihr alſo, daß eure Kinder diejenige Stärke und Kraft des Körpers bekommen ſollen, die nöthig iſt, wenn man die vorkommenden, oft ſehr ſchweren, Geſchäffte übernehmen und vollenden, wenn man ſeinem Nebenmenſchen in Noth beyſpringen, wenn man ſelbſt in Gefahr des Lebens ſich retten, kurz, wenn man als Chriſt, als Nachfolger Jeſu, in der Welt Gutes wirken will: ſo übt ihre körperlichen Kräfte! gewöhnet ſie mit den Gliedern ihres Leibes allerley Arbeiten zu verrichten! Dieß wird ihre Kräfte gewiß ſtärken.

Welch ſchönes Beyſpiel geben uns hierinne die Eltern Jeſu! Da Jeſus zwölf Jahr alt war: giengen ſie mit ihm hinauf gen Jeruſalem*). Die Folge von dieſer Erziehung war

---

*) Luc. 2, 24.

in dem Leben Jeſu immer ſichtbar. Er bekam in ſeine Füße eine vorzügliche Stärke, die ihn in den Stand ſetzte, ganz Judäa zu Fuße zu durchreiſen.

Dritter Theil.

Die dritte Eigenſchafft, welche chriſtliche Eltern dem Körper ihrer Kinder zu verſchaffen ſuchen müſſen, iſt **Geſchicklichkeit**; ſie müſſen ihn dahin zu bringen ſuchen, daß er gewiſſe Arbeiten gut und mit einer gewiſſen Leichtigkeit verrichten kann. So nennen wir einen geſchickten Schreiber denjenigen, der gut ſchreiben kann, ohne daß es ihm viele Mühe mache.

Wie nöthig iſt dieſes! Ihr wollt doch eure Kinder zu Chriſten erziehen? Zu Menſchen wollt ihr ſie alſo erziehen, die in dem Berufe, für welchen ſie beſtimmt ſind, treu und redlich für ihre Nebenmenſchen arbeiten? Oder glaubt ihr vielleicht, daß man die Pflichten eines Chriſten erfüllen kann, wenn man ein unthätiges Leben führt? Wie können ſie nun Gutes wirken, wenn dem Körper, den ſie bey ihren Arbeiten alle Augenblicke nöthig haben, die Geſchicklichkeit fehlt?

Dieſe Geſchicklichkeit, die ihr euern Kindern verſchaffen könnt und ſollt, iſt nun von zweyerley Art: ſolche, die jeder Menſch nöthig hat, und ſolche, die nur zu einem gewiſſen Geſchäffte erfordert wird. Beyde Arten können ebenfalls ohne große Mühe und Koſten erlangt werden. Der Schöpfer gab uns die Kräfte dazu; übt ſie nur fleißig: ſo werden ſie gewiß nach und nach ſo vollkommen werden, daß es ihnen ſehr leicht wird, die ihnen beſtimmten Geſchäffte auszurichten.

Ich muß einige Exempel anführen, damit euch die Sache recht deutlich werde. Alle Menſchen, ſie mögen vom hohen oder niedrigen Stande ſeyn, wenn ſie einſt zufrieden leben, und der Welt nützlich ſeyn wollen, müſſen doch gehen, deutlich ſprechen, leſen und ſchreiben können, und ihre Arme und Füße ſo brauchen lernen, daß ſie ſich damit, bey vorkommenden Gefahren, helfen können. Dieſe Geſchicklichkeiten werden nun eure Kinder gewiß erlangen, wenn ihr ihnen nur die dazu nöthige Uebung verſchaffet. Das Kind, wann es gebohren wird, kann z. E. nicht gehen. Laßt es aber ſo lange liegen und getragen werden, bis es Zunahme ſeiner Kräfte in ſeinen Füßen verſpürt; erlaubt ihm dann, daß es erſt kriechen darf: ſo wird es bald ſo weit kommen, daß es ſich aufrichten, und von einem Orte zum andern ſchreiten kann. Wolltet ihr hingegen es ſtets tragen, oder durch allerhand künſtliche Erfindungen es gängeln: ſo würdet ihr ihm die Gelegenheit rauben, ſeine Füße recht brauchen zu lernen, und es würde entweder ſpäter, oder gar nicht gehen lernen. Denn leider hat man Exempel von Kindern, die ſtets getragen wurden, welche ſo ſehr ihre Kräfte verlohren, daß ſie ſiech blieben, und in der erſten Jugend dahin ſtarben.

Das neugebohrne Kind kann nicht ſprechen. Unterhaltet euch aber nur oft mit ihm; zeigt ihm die Thiere, die um euch ſind, die merkwürdigſten Perſonen eurer Familie, Blumen, Früchte und andere Sachen, von welchen ſich mit kleinen Kindern etwas ſprechen läßt, und ſagt ihnen etwas davon: ſo werdet ihr bald die Freude haben, zu hören, daß es eure Töne nachahmt, und, wenn ihr dieſe Unterredungen fortſetzt, deutlich ſprechen lernt.

Habt ihr ihm viele Sachen kennen gelehrt; wißt ihr gewiß, daß es euch verſtehe: dann, aber eher nicht, iſt es Zeit, es im Leſen zu üben. Laßt es nur anfänglich leichte, dann ſchwere Worte, anfänglich Bücher leſen, in welchen gar nichts vorkommt, was ihm unverſtändlich wäre: ſo wird ſich die Geſchicklichkeit im Leſen bald finden. Eben ſo wird es ſchreiben lernen, wenn ihr es anführt, erſt leichte, dann ſchwere Buchſtaben, hierauf Worte, die ihm bekannt, endlich ganze Zeilen, die es verſtehen kann, nachzuſchreiben.

Ihr werdet bemerken, daß eure Kinder große Luſt bezeigen, im Freyen zu ſpielen. Dieſe Luſt kann ſie freylich zu mancherley Thorheiten verleiten; kann ſie zerſtreuen und gegen die Arbeit abgeneigt machen. Chriſtliche Eltern haben daher ſehr darauf zu ſehen, daß ihre Kinder bey dem Spiele nicht ganz ohne Aufſicht ſind. Aber wenn ihr es ganz verbieten wolltet: ſo würdet ihr ihnen gewiß viel ſchaden. Das Spiel auf einem freyen Platze reitzet ja die Kinder zu mancherley Bewegungen. Sind dieſe Bewegungen nicht Uebungen? werden dadurch die Kinder nicht geſchickt gemacht, ſich in mancherley Gefahren zu helfen?

Aus dieſem allen könnt ihr leicht begreifen, was ihr zu thun habt, um dem Körper eurer Kinder diejenigen Geſchicklichkeiten zu verſchaffen, die ſie für ihren künftigen Beruf nöthig haben.

Prüfet nur erſt, zu welchen Geſchäfften eure Kinder die meiſte Neigung blicken laſſen, ob mehr zu Kopf- oder Handarbeiten: ob zu ſolchen, die im Sitzen verrichtet werden, oder zu andern, die mit vieler Bewegung verknüpft ſind; ob zu ſolchen, die viel Nachdenken, oder zu andern, zu welchen mehr Anſtrengung der Arme erfordert wird: dann ſchafft ihnen Anweiſung und Gelegenheit, ſich in dieſem Geſchäffte zu üben: ſo werdet ihr gewiß euch freuen über die Geſchicklichkeit, die ſie darinne erlangen.

O Gott! der du uns unſern Leib gegeben haſt, damit wir durch ihn alles Nützliche lernen, und für unſer und unſers Nebenmenſchen Beſtes arbeiten ſollen, hilf daß wir dieſes koſtbare Geſchenk hochſchätzen, und es nach deinem Willen immer vollkommener machen; daß wir auch bey den Kindern, die du uns gabſt, darüber wachen mögen, daß dieſes Geſchenk erhalten, verpfleget, immer ſtärker und geſchickter werden möge: damit ſie einſt als Chriſten, als Nachfolger Jeſu, recht viel Gutes in der Welt ſtiften können! Amen! Amen!

Elfte Predigt.

Am zweyten Sonntage nach dem Feſte der Erſcheinung Chriſti.

Erwecke Gott! mir einen Freund,
Der's treu mit meiner Wohlfahrt meynt,
Mit mir ſich in der Tugend übt,
Mir Rath und Troſt und Beyſpiel giebt!

Unter den vielen Gütern, die uns Gott auf der Erde zu genießen giebt, iſt gewiß eines der größten eine vergnügte Ehe. Das wißt ihr alle. Ihr ledigen Perſonen — worauf geht euer Beſtreben, worauf eure Wünſche? — Auf die Ehe, und gewiß nicht auf eine mißvergnügte, ſondern auf eine vergnügte Ehe. Kein größeres Glück könnt ihr euch denken, als dieſes — mit der Perſon des andern Geſchlechts, die ihr liebet, verbunden zu ſeyn, und mit ihr lebenslang in Eintracht und Liebe zuſammen zu wohnen. Trifft man hier und da ein Ehepaar an, das einträchtig und zufrieden lebt, Arbeit, Freude und Leid redlich mit einander theilt, ſeine Kinder gemeinſchaftlich erzieht: wie freuet man ſich da! Und wenn ſie noch ſo arm wären — wie glücklich preiſet man ſie!

Sieht man hingegen Eheleute, die mißvergnügt leben, einander untreu ſind, einander kränken, und das Leben ſchwer machen, wenn ſie auch alles übrige hätten, was ihr Herz begehrt: wird man ſie deßwegen wohl glücklich preiſen? wird man ſich wohl wünſchen, an ihrer Stelle zu ſeyn?

So ſehr nun jedermann ſich eine vergnügte Ehe wünſcht: ſo klein iſt doch die Anzahl derer, denen ſie zu Theil wird; und dieß kommt ohne Zweifel daher, weil die wenigſten wiſſen, wie man es anzufangen habe, wenn man dazu gelangen will. Dieß ſoll itzo gezeigt werden. Gott gebe, daß dieſe Betrachtung für alle, welche ſie hören, von großem Nutzen ſeyn möge!

Text.

Spr. Salom. 10, 28.

Das Warten der Gerechten wird Freude werden, aber der Gottloſen Hoffnung wird verlohren ſeyn.

Evangelium.

Joh. 2. 1 — 11.

Hauptſatz.

Was man zu thun habe, wenn man zu einer vergnügten Ehe gelangen will.

1. **In ſeinem vorhergehenden Lebenswandel.**
2. **Bey der Wahl ſeines künftigen Ehegenoſſen.**

Erſter Theil.

Der Eheſtand iſt gewiß ein Stand, der Gott gefällt. Dieß ſehen wir nicht nur daraus, daß Gott, ſo wie die Bibel erzählt, die Menſchen, die er erſchaffen hatte, gleich zum Eheſtand einſegnete und ſagte: **ſeyd fruchtbar und mehret euch** *)! daß Jeſus, der Sohn Gottes, den Anfang ſeines Lehramts damit machte, daß er einer Hochzeit beywohnete; ſondern auch aus der Sehnſucht nach dem Eheſtande, welche faſt alle junge Leute empfinden.

Da es nun ganz deutlich iſt, daß Gott den Menſchen zum Eheſtande beſtimmt habe: ſo iſt es billig, daß er ſich hierzu beyzeiten vorbereite.

Iſts nicht wahr, wer entſchloſſen iſt ehelich zu werden, der wünſcht ſich von einer Perſon des andern Geſchlechts geliebt zu ſehen, mit ihr Kinder zu erzeugen, und ohne Kummer und Nahrungsſorgen leben zu können? Wer nun dieß wünſcht, der muß auch alles thun, was er kann, damit ſein Wunſch möge erfüllet werden.

Zuerſt ſorgt er für ſeine Geſundheit, weil dieſe zu einer vergnügten Ehe vorzuglich nöthig iſt. Bey einem kränklichen Körper wird man ſeinem Ehegenoſſen beſchwerlich; mindert die Liebe; iſt außer Stande, das Wohl ſeiner Familie hinlänglich zu befördern, und theilt gemeiniglich ſeine Krankheiten und Schmerzen ſeinen Kindern mit. Wie ſehr hat man alſo Urſache, in der Jugend über ſeine Geſundheit zu wachen; alle Ausſchweifungen zu meiden, welche die beſten Kräfte und Säfte verzehren, den Körper zerrütten, und den Grund zu einem ſiechen Leben legen; ſich in allen Stücken der Reinlichkeit zu befleißigen,

---

*) 1 Buch Moſ. 1, 28.

gen, als welche zur Erhaltung der Geſundheit unumgänglich nöthig iſt! **Kann man auch Trauben leſen von den Dornen, oder Feigen von den Diſteln** *)? Eben ſo wenig kann man auch erwarten, daß aus einem elenden, durch Ausſchweifungen geſchwächten und zerrütteten, Körper geſunde Kinder entſpringen werden.

Wünſcht man einſt von einer Perſon des andern Geſchlechts geliebt zu werden: ſo iſts auch nöthig, daß man ſich ſolche Eigenſchaften zu erwerben ſuche, die wirkliche Liebe und Achtung verdienen. Der weiſe Rath, den Sirach allen Menſchen giebt: **ſiehe zu daß du einen guten Namen behalteſt** **)! muß daher vorzüglich von jungen Leuten befolgt werden, die das Glück einer vergnügten Ehe genießen wollen. Dieſe haben ganz beſonders nöthig, **vorſichtig zu wandeln, nicht als die Unweiſen, ſondern als die Weiſen**, daß ſie nie einer ſchlechten That ſich ſchuldig machen, die ihnen eine üble Nachrede zuziehen könnte; allen vertrauten Umgang mit verdächtigen Perſonen meiden: damit man nicht von ihnen argwohne, als wenn ſie mit ihnen gleiche Geſinnungen hätten, und an ihren Sünden Theil nähmen. Auch der böſe Schein muß gemieden werden, weil die Menſchen, die unſern Wandel, den wir im Verborgnen führen, nicht beobachten können, uns gemeiniglich nach dem Scheine zu beurtheilen pflegen. Denn wie kann man erwarten,

---

*) Matth. 7, 16. **) Sir. 4, 15.

ten, daß eine wirklich rechtſchaffne und gutdenkende Perſon des andern Geſchlechts uns ihre Liebe ſchenken werde, wenn man durch ſein vorhergehendes Verhalten ſeinen guten Namen verlehren, und den Verdacht gegen ſich erregt hat, als wenn man allerley ſchändlicher Ausſchweifungen und ſchlechter Handlungen ſich ſchuldig gemacht habe? Deßwegen muß man auch immer an ſich beſſern, und alle Fehler, die uns in den Augen anderer Menſchen mißfällig und verdächtig machen, wegzuſchaffen ſuchen. Denn wie kann man glauben, daß eine wirklich gute und tugendhafte Perſon ihre Liebe einem Menſchen ſchenken werde, der faul oder lüderlich, oder dem Geize ergeben iſt, einen lächerlichen Hochmuth hat, oder höchſt eigenſinnig, zornig und zankſüchtig iſt — wie kann man dieß ſich einbilden? Ach wie gewöhnlich iſt es, daß junge Leute durch die böſen Gewohnheiten, die ſie in der Jugend angenommen haben, die Glückſeligkeit verſcherzen, die ſie in der Ehe hätten finden können! In der vorigen Zeit verachteten ſie den Rath ihrer Eltern, Lehrer und Freunde; waren gegen ihre Erinnerungen unempfindlich: nun ſehen ſie ſich nach einer Perſon um, an deren Hand ſie durch dieß Leben vergnügt gehen könnten, finden ſie — aber ach! ſie werden nicht geliebt. Alle ihre Fehler kommen nun an den Tag: keine rechtſchaffene Familie will ſie in ihren Schooß aufnehmen; ſo müſſen ſie ungeliebt, einſam, unmuthsvoll ihren Weg wandeln, den ſie an der Seite einer tugendhaften Perſon, in einem Kreiſe fröhlicher Kinder, hätten gehen können; oder ſie müſſen ihre Hand einer Perſon geben, die eben ſo ſchlecht iſt, die ſie ſelbſt gering ſchätzen, und die durch ihr Betragen lebenslang ſie für die Sünden ſtraft, deren ſie ſich ſchuldig machten. Und geſetzt, daß man auch, durch Verbergung ſeiner Fehler, die Liebe einer tugendhaften Perſon erwerben könnte — was hilft es? Ein ſchlechter, fehlerhafter Menſch iſt allemal, wenn er auch mit den beſten Menſchen in Verbindung käme, wenn er auch im Paradieſe lebte, unglückſelig. Was half es denn dem geizigen, unmäßigen Nabal, daß er die rechtſchaffne Abigail verleitet hatte, ſich mit ihm zu verbinden? Sie verachtete ihn *). Und wie kann ein Ehemann glücklich ſeyn, der in ſeines Weibes Augen verächtlich iſt?

Wünſcht man in ſeinem künftigen Eheſtande von Kummer und Nahrungsſorgen frey zu ſeyn: ſo muß man ſich auch bald zum Fleiße gewöhnen; bald etwas Nützliches erlernen, wovon man im Stande iſt, künftig ſich und die Seinigen zu ernähren und gegen Sorgen zu ſchützen. Geſchicklichkeit und Fleiß ſind die ſicherſten Quellen, aus welchen man Nahrung ſchöpfen, auch zur Zeit der Noth, wann mancherley Widerwärtigkeiten eintreten, Nahrung ſchöpfen kann. Den Tobias traf in ſeinem Eheſtande ein großes Leiden — er wurde blind, der bisherige Verſorger der Familie,

---

*) 1 Sam. 25, 21.

milie, war unfähig, ihr ferner beyzuſtehen. Verarmte ſie aber deßwegen? Nein! die geſchickte, fleißige Hausfrau ſchützte ſie gegen ſchimpfliche Armuth; ſie ernährte dieſelbe mit Spinnen *).

Lieben Freunde! die Bibel verſichert uns, daß es einen Himmel und eine Hölle gebe, wo ein jeder empfangen ſoll, nachdem er gehandelt hat, bey Leibesleben, es ſey Gut oder Böſe. Es giebt aber auch einen Vorhimmel und eine Vorhölle, und dieſes iſt ganz gewiß die Ehe. Hier erndtet man die Früchte ſeiner Keuſchheit, Mäßigkeit, Rechtſchaffenheit, Gefälligkeit, Sanftmuth, Reinlichkeit, Arbeitſamkeit ein; aber auch die herben Früchte der Unkeuſchheit, der Unmäßigkeit, Unredlichkeit, Ungefälligkeit, Zankſucht, Unordnung und Faulheit; hier empfängt ein jeder, nachdem er gehandelt hat in ſeiner Jugend, es ſey Gut oder Böſe. Das vergiß ja nicht, liebe Jugend! Wandle vor Gott und ſey fromm! damit du in einer vergnügten Ehe die Vergeltung deiner Frömmigkeit genießen kannſt.

Zweyter Theil.

Nachdem man ſich auf ſolche Art zu einer vergnügten Ehe zubereitet hat, kommt nun das vornehmſte auf die Wahl eines künftigen Ehegenoſſen an, mit welchem man eine vergnügte Ehe führen will. Schwer, ſehr ſchwer, iſt dieſe Wahl für uns Menſchen, die wir nicht in das Herz des Andern ſchauen, nicht in die Zukunft blicken können. Unterdeſſen muß man denn doch, bey einer ſolchen

---

*) Tob. 2, 19.

ſolchen Wahl, ſeinem Verſtande folgen, ſo weit dieſer reicht. Wenn man auf einem Wege geht, von welchem man nicht gewiß weiß, wohin er führt: ſo folgt man ja auch ſeinem Verſtande, tritt z. E. nicht dahin, wo man einen Moraſt ſieht, ſondern auf den Platz, wo man fußen kann.

Ich will euch einige Merkmahle angeben, auf die man bey der Wahl ſeines künftigen Ehegatten nicht ſehen darf, und wieder andere, auf die man ſehen muß.

Schönheit iſt gemeiniglich die Haupteigenſchafft, worauf junge Leute, bey der Wahl ihres künftigen Ehegatten, zu ſehen pflegen. Ueberlegt aber ſelbſt, ob Schönheit **allein** zu einer vergnügten Ehe hinlänglich ſey! Iſt nicht Schönheit vergänglich? Kann ſie nicht in den erſten Jahren durch Krankheiten, beſonders bey dem weiblichen Geſchlechte, zerſtöret werden? Kann man nun wohl vergnügt leben mit einer Perſon, die nichts liebenswürdiges an ſich hatte, als ihre Schönheit, die nun verſchwunden iſt? Führt nicht überdieß der eine oder andere Theil bloß deßwegen eine mißvergnügte Ehe, weil ſein Ehegenoſſe zu ſchön iſt? weil er beſorgt, daß dieſer deßwegen auch von Andern geliebt werde?

Reichthum iſt wahrhaftig auch die Eigenſchaft nicht, auf die man bey der Wahl ſeines künftigen Ehegenoſſen ſehen muß, ſo wenig als —

Vornehmer Stand.

Ueberlegt es ſelbſt, meine Lieben! Wenn euer Ehegenoſſe auch die größten Reichthümer zu euch brächte, aus der vornehmſten Familie abſtammte, und wäre ungeſund, oder unreinlich, oder faul, oder hätte ſonſt einen groben Fehler an ſich, oder hätte euch nicht lieb: würdet ihr wohl mit ihm eine vergnügte Ehe führen können? Gewiß nicht. Denkt doch nur an Davids Exempel! Dieſer wählte die **Michal**, eines Königs Tochter, zu ſeiner Ehegenoſſin. Lebte er aber mit ihr vergnügt? Gar nicht. Er hatte mit ihr mancherley Verdruß, und trennte ſich vermuthlich am Ende ganz von ihr*).

Die Eigenſchaften, auf welche man bey der Wahl eines Ehegenoſſens ſehen muß, mit welchem man glücklich zu leben wünſcht, ſind vielmehr folgende:

Geſundheit. So ſehr auch Eheleute verbunden ſind, einander in ihren Krankheiten beyzuſtehen, zu warten und zu pflegen: ſo thöricht würde es doch ſeyn, wenn man ſich auf Lebenslang mit einer Perſon verbinden wollte, von welcher man vorher ſchon wüßte, daß ſie einen kränklichen Körper hätte. Werden nicht alle Lebens Freuden verbittert, wenn man ſeine Tage an der Seite einer Perſon zubringen muß, die beſtändig ächzet und klaget? Iſt ſolch eine Perſon wohl vermögend, mit uns unſere Arbeiten zu theilen, wenn ſie immer nur auf die Pflege ihres kranken Körpers denken muß? Kann man von ihr geſunde Kinder erwarten? Und wenn ſie fürſtliche Reichthümer beſäße: ſo würden wir doch an ihrer Seite ein unzufriednes Leben führen.

---

*) 1 Sam. 25, 44. 2 Sam. 3, 14 — 16. 6, 20 — 23.

Verſtand. Auch auf dieſen muß man bey der Wahl ſeines künftigen Ehegenoſſen ſehen. Oder glaubt ihr vielleicht, daß Unverſtand ſchicklicher ſey, das Vergnügen der Ehe zu befördern: ſo bitte ich, daß ihr euch ſelbſt doch folgende Fragen beantwortet: wem vertraut ihr denn am liebſten die Bearbeitung eures Ackers, die Pflege eures Viehes, die Ausrichtung eurer Geſchäffte an? verſtändigen oder unverſtändigen Leuten? Gewiß den verſtändigſten, die ihr bekommen könnet: weil ihr voraus ſehet, daß die Unverſtändigen, durch die verkehrte Art, wie ſie alles anfangen, euch tauſend Verdruß machen werden. Wie könnt ihr denn ſo thöricht ſeyn, und in die Hände einer unverſtändigen Perſon alles legen, was euch lieb iſt? eure Geſchäffte? eure Haushaltung? die Pflege und Erziehung eurer Kinder? Wie könnt ihr glauben, daß ihr mit ihr vergnügt leben könnet, wenn ſie durch ihren Unverſtand euch täglich Verdruß macht? Wünſcht ihr nicht zur Aufheiterung bey euern Geſchäfften, daß ihr mit der Perſon, die euch, unter allen Menſchen, die nächſte iſt, bisweilen ein vernünftiges Geſpräch über die Einrichtung eurer Haushaltung und die Erziehung eurer Kinder führen könnet? Wird aber wohl eine unverſtändige Perſon etwas vernünftiges ſprechen können? Stellt euch doch einmal an Hiobs Stelle, der ſich auch mit einer

Perſon verbunden hatte, die wenig Verſtand beſaß! Dieſer rechtſchaffne, brave Mann, wurde von allen Seiten mit Unglück beſtürmt; ſein Gut wurde ihm geraubt, ſeine Kinder erſchlagen, er ſelbſt mit den empfindlichſten Schmerzen an ſeinem Leibe geplagt. An wen ſollte er ſich in ſeinem großen Elende wenden, um Troſt zu ſuchen? An wen anders, als an ſein Weib. Dieſe war ja, unter allen Menſchen, ihm die nächſte Perſon. Hätte ſie Verſtand gehabt: ſo würde ſie zu ihm getreten ſeyn, ihm ihr Mitleiden zu erkennen gegeben, und etwa folgendermaßen geſagt haben: „Du leideſt viel, lieber Mann! das iſt wahr; du haſt dir ja aber deine Leiden nicht ſelbſt zugezogen, dieß ſagt dir dein Herz. Warſt du nicht immer ein fleißiger Hausvater? ſorgteſt du nicht für deine Kinder? warſt du nicht ein Vater der Armen? wie kannſt du nun glauben, daß Gott einen ſo redlichen Mann, ohne Rettung, werde verſinken laſſen? Sey getroſt, Gott wird dir helfen!“

So eine Rede aus dem Munde des Weibes, überlegt ſelbſt, was für eine Erquickung ſie dem rechtſchaffnen Manne würde geſchafft haben!

Aber leider! mußte er nicht nur dieſe Erquickung entbehren; ſondern das unverſtändige Weib ängſtigte ihn auch noch mit den unſinnigſten Reden: **Hälteſt du noch feſt an deiner Frömmigkeit?** ja ſegne **Gott** (ſage dich von ihm los) und ſtirb*)! Was für einen unbeſchreiblichen

---

*) Hiob 2, 9

lichen Seelenſchmerz mußte wohl dieſe unvernünftige, liebloſe Rede dem rechtſchaffnen Manne verurſachen!

Ihr ſeht aber aus dieſem Exempel, wie vieles Herzeleid man bey einem Ehegenoſſen anſehen müſſe, dem es an Verſtande gebricht.

Geſchicklichkeit iſt die dritte Eigenſchaft, auf welche man bey der Wahl ſeines künftigen Ehegenoſſen zu ſehen hat: denn mit ihm wollen wir uns gemeinſchaftlich nähren, mit ihm gemeinſchaftlich unſere Kinder erziehen. Kann dieſes nun wohl geſchehen, wenn ihm hierzu die nöthige Geſchicklichkeit fehlet? Wo dieſe aber iſt, da iſt auch eine unerſchöpfliche Quelle von Nahrung, die beſtändiger iſt, als der größte Reichthum. Dieſer iſt vergänglich und kann uns durch mancherley Unglücksfälle entriſſen werden, jene aber bleibt, ſo lange nicht Krankheit und Alter uns außer Stand ſetzen, davon Gebrauch zu machen.

Ein Mann, der das Geſchäffte, dem er ſich widmete, recht gründlich gelernt hat: der ſeine Arbeit recht gut und muſterhaft macht, hat nicht leicht nöthig, ſich um Nahrung zu bekümmern. Seine geſchickte Hand macht ihn in der Gegend, wo er wohnt, berühmt; man ſucht ihn auf, und drängt ſich um ſeine Arbeit, die man ihm gern bezahlt, und ihn ſo in den Stand ſetzt, ſein Haus gegen Mangel und Sorgen zu ſchützen.

Wie arm war Jakob, als er in den Eheſtand trat! Nichts brachte er mit, als ſeinen

Wanderſtab. Weil er aber die Viehzucht bey ſeinem Vater gründlich erlernet hatte: ſo erwarb er ſich in wenigen Jahren ſo viel, daß er mit großem Reichthume zu ſeinen Eltern zurückkehren konnte. **Ich hatte nicht mehr,** ſagte er, **als dieſen Stab, als ich über dieſen Jordan gieng, und nun bin ich zwey Heere geworden**[*]).

Eine geſchickte Hausfrau, welche die Führung des Haushalts gründlich verſteht, trägt nicht wenig zum guten Auskommen der Familie bey. Ihre geſchickte Hand iſt ſtets geſchäfftig, Speiſe und Kleidung den Ihrigen zu bereiten; ihr wachſames Auge blickt in alle Winkel des Hauſes, entdeckt und verhindert jede Unordnung, ſieht ſtets auf Geſinde und Kinder, und ſorgt dafür, daß ſie auch durch ihre Thätigkeit das Ihrige zum allgemeinen Beſten beytragen. Das Geld, das ſie aus den Händen des fleißigen Mannes empfängt, iſt bey ihr gut verwahrt, und wird von ihr nicht anders, als zum Beſten des Hauſes benutzt. **Ihres Mannes Herz darf ſich auf ſie verlaſſen, und Nahrung wird ihm nie mangeln; ſie ſchauet, wie es in ihrem Hauſe zugeht, und iſt ihr Brod nicht mit Faulheit**[**]).

Tugend iſt endlich die vorzüglichſte Eigenſchafft des Ehegenoſſen, mit welchem man eine vergnügte Ehe führen will. **Die Gottſeligkeit iſt zu allen Dingen nütze** z)), und vorzüglich auch zur Führung einer glücklichen Ehe. Wer alſo einen Ehegenoſſen ſucht, muß vor allen Dingen zu erfahren ſuchen, ob er auch wirklich tugendhaft ſey; ob er es ſich auch ernſtlich angelegen ſeyn laſſe, dem Willen Gottes, ſo viel ihm möglich iſt, gemäß zu leben. Und wie kann man dieß wohl erfahren? aus den Reden? — Da muß ich euch ſagen, daß die Erfahrung aller Zeiten gelehret hat, daß oft diejenigen die frömmſten Reden führen, welche das ſchlechteſte Herz haben: daß ſie die frommen Reden als eine Larve gebrauchen, unter welcher ſie ihre häßliche Geſtalt zu verbergen ſuchen. Nach dem weiſen Rathe Jeſu ſoll man die falſchen Propheten, und gewiß auch alle böſe Menſchen, an ihren **Früchten**, oder an ihren Werken, erkennen. Dieſer weiſe Rath begreift alles in ſich, was jungen Leuten, zur Warnung, bey der Wahl ihres künftigen Ehegenoſſen, geſagt werden kann.

---

*) 1 Buch Moſ. 32, 16.

**) Spr. Sal. 41. 11, 27.

Ehe du alſo die Perſon, die du dir zu deinem vertrauten Gefährten durch dieß Leben auserſehen haſt, wirklich wählſt: ſo beobachte erſt eine Zeitlang ihre **Früchte**, oder ihren Wandel! Spricht ſie auch die Wahrheit? wie beträgt ſie ſich gegen ihre Eltern, Freunde und Perſonen, die ihr Gutes erzeigten? wie gegen Feinde? wie wartet ſie ihre Geſchäffte ab? wie verhält ſie ſich,

---

z) 1 Tim. 4, 8.

wenn ſie leiden muß? wie, wenn ſie ſich in vergnügten Geſellſchafften befindet? wie hält ſie ſich in Anſehung ihrer Kleidung? Durch ſolche Beobachtungen kann man mit ziemlicher Gewißheit erfahren, ob das Herz der Perſon, die man zu ſeinem Ehegenoſſen zu haben wünſcht, der Tugend ergeben ſey oder nicht?

Wohl dem, der, nach fortgeſetzter Beobachtung, ſich überzeugt, daß die Perſon, die er zu beſitzen wünſcht, die Wahrheit rede; gegen ihre Eltern und Wohlthäter dankbar ſey; dem Feinde nicht zu ſchaden ſuche; in ihren Geſchäfften Ordnung und Pünktlichkeit beobachte; bey eintretenden Leiden Geduld und Sanftmuth beweiſe, in vergnügten Geſellſchafften die Grenzen der Zucht und Ehrbarkeit nicht überſchreite; in der Kleidung reinlich ſey, ohne Eitelkeit blicken zu laſſen: dann kann man, wenn ſie auch noch die vorhin beſchriebenen Eigenſchafften an ſich hat, getroſt ſie wählen, und mit ihr, ohne Furcht, in die engſte Verbindung treten, weil man gewiß überzeuget iſt, daß man nach ſeinen **beſten** Einſichten gewählet habe.

Elieſer, der vom Abrahom ausgeſendet war, um für Iſaak, Abrahams Sohn, eine Gattin zu wählen — worauf ſahe er bey der Wahl? Nicht auf Schönheit, nicht auf Reichthum und Stand, ſondern auf das Betragen. Da Rebekka ſich gegen ihn gefällig bezeigte, Liebe zu ihrem Vater und ſeinen Anverwandten blicken ließ: ſo glaubte er, ſie ſey die Perſon, die Gott beſtimmt habe, um das Lebensglück des Iſaak zu befördern.

Beſchluß.

Lieben Freunde! der Schritt in die Ehe iſt der bedenklichſte, den wir in dieſem Leben thun. Von dem Gelingen oder Mißlingen deſſelben hängt alles ab. Treibt alſo ja damit keinen Scherz! Seyd nicht leichtſinnig in eurer Wahl! Von einer unfreundlichen Herrſchaft, von einem untreuen Geſinde, kann man ſich wieder trennen, aber — die Bande der Ehe ſind unauflöslich; und wenn ſie gelöſet werden, ſo geſchieht es mit vielen Koſten und unſäglichem Verdruß. Da aber doch das Glück, mit einem lieben, rechtſchaffnen Ehegenoſſen ſeines Lebens Weg zu wandeln, mit ihm zu arbeiten, Freude und Leiden zu theilen, gegen die Gefahren der Ausſchweifungen ſich ſichern zu können, ſo außerordentlich groß iſt: ſo verdient es doch wohl, daß ihr früh darauf denket, daſſelbe zu verdienen. Befleißiget ihr euch von Jugend auf eines vernünftigen, chriſtlichen Wandels; folgt ihr bey eurer Wahl euern beſten Einſichten: dann könnt ihr auch getroſt in den Stand der Ehe treten. Viele Freuden werdet ihr darinne genießen; eure Arbeiten, eure Sorgen, werden euch erleichtert werden, und die Leiden, die freylich in der Ehe, ſo wenig als außer derſelben, nie fehlen, werden euch wenig drücken. Ihr habt ja eine chriſtliche Geſinnung; und wer dieſe hat, weiß ſich, auch in den größten Trübſalen, zu rathen. Ihr habt ja nach euern beſten Einſichten gehandelt, und könnt alſo gewiß hoffen, daß Gott euch ſegnen und in keiner Trübſal verlaſſen werde.

Geht immer dann auf Gottes Wegen!
Verricht't das Eure ſtets getreu,
Und traut auf Gottes reichen Segen!
So wird er bey euch werden neu!
Denn welcher ſeine Zuverſicht
Auf Gott ſetzt, den verläßt er nicht. Amen!

* * *

Zwölfte Predigt.

Am dritten Sonntage nach dem Feſte der Erſcheinung Chriſti.

Herr, ſegne unſers Landes Loos,
Zu ruhn in eines Fürſten Schooß,
Der unſer Freund und Vater iſt,
Weil du ſein Gott und Vater biſt!
Setz ihn zum Beyſpiel in der Welt,
Daß Weisheit Aller Wohl erhält!
Sein Thun ſey ſtets Gerechtigkeit,
Sein Wunſch des Volks Zufriedenheit!
Amen!

Es wird itzo, lieben Freunde! viel davon geſprochen und geſchrieben, daß die Menſchen einander alle gleich wären, daß ſie alſo gleiche Freyheiten, gleiche Rechte hätten. Gleich wohl bemerken wir in allen Ländern, auf der ganzen Erde, daß die Menſchen einander ungleich ſind. Einer iſt ſtark, der andere ſchwach; einer klug, der andere einfältig; dieſer reich, jener arm; einer befiehlt, der andere gehorcht. Was ſollen wir nun wohl hierzu ſagen? Wahr iſt es freylich, daß wir in vielen Stücken einander gleich ſind. Wir werden z. E. alle gebohren, und ſterben alle; bey unſerm Eintritte auf die Erde ſind wir alle unwiſſend und ſchwach; und, wenn wir abgehen, ſo verweſen unſer aller Körper. Wir ſind ferner alle eines Gottes Kinder, und haben alle ein Recht zu den Freuden des Himmels, wenn wir auf dem Wege wandeln, der zu denſelben führet.

Aber eben ſo wahr iſt es auch, daß wir wieder in Anſehung anderer Punkte einander ungleich ſind; daß wir nicht gleiche Rechte, nicht gleiche Freyheiten haben. Das Kind z. E. hat nicht gleiche Rechte und Freyheiten mit dem Vater, der Diener nicht mit ſeinem Herrn, der Arme nicht mit dem Reichen, der Unterthan nicht mit der Obrigkeit.

Was ſollen wir dabey thun? Sollen wir dahin arbeiten, daß alle Menſchen einander durchaus gleich werden? oder ſollen wir überlegen, wie wir uns, als vernünftige Menſchen, als Chriſten, bey der Ungleichheit, die einmal da iſt, verhalten ſollen? Dieß ſoll itzo unterſucht werden.

Der Gott der Ordnung laſſe dieſe Betrachtung für uns alle geſegnet ſeyn! Amen!

Text.

1 Cor. 12, 17.

Wenn der ganze Leib Auge wäre, wo bliebe das Gehör? So er ganz das Gehör wäre, wo bliebe der Geruch?

Evangelium.

Matth. 18. 1 — 13.

Hauptſatz.

Ueber die Ungleichheit der Menſchen.

1. Ihre Nothwendigkeit.
2. Ihre Nutzbarkeit
2. Wie wir uns, als Chriſten, dabey zu verhalten haben.

Erſter Theil.

Nothwendig iſt alles, was wir ſchlechterdings nicht abändern können. Wenn es z. E. regnet: ſo iſts nothwendig, daß alles naß wird, worauf der Regen fällt; ſcheint hingegen die Sonne: ſo iſts nothwendig, daß alles, worauf ihre Strahlen fallen, und, was der Regen naß machte, trocken wird; werfe ich den Stein gerade in die Höhe: ſo iſts nothwendig, daß er wieder herabfällt.

Eben ſo nothwendig iſt es auch, daß die Menſchen einander ungleich ſind. Wann ſie auf die Welt kommen, ſind ſie ſchon einander ungleich. Die Erziehung, die ſie erhalten, iſt ſehr verſchieden; die Eltern, von denen ſie abſtammen, ſind ungleich — wie kann es denn da anders ſeyn, als daß ſie auch in der Folge unter einander ungleich ſind?

Man verſuche es doch einmal, und beſäe zu gleicher Zeit ein Stück Landes mit Obſtkernen, und beobachte, was daraus werden wird! Werden wohl lauter gleiche Stämme herauskommen? Keinesweges! Immer wird einer ſtärker ſeyn, als der andere; immer einer ſchneller wachſen, als der andere. Wenn nun die Bäume, die auf einerley Boden wachſen, und gleiche Wartung haben, unter einander ſo ungleich ſind: wie vielmehr werden nicht die Menſchen, die von verſchiedenen Eltern gezeuget und gebohren, und gleich von ihrer Geburt an ungleich behandelt werden, einander ungleich ſeyn! Daher bemerken wir, gleich in den erſten Lebensjahren der Menſchen, unter ihnen einen ſehr ſichtbaren Unterſchied. Einer iſt ſtark, der andere ſchwach; einer geſund, der andere kränklich; einer klug, der andere einfältig; einer beherzt, der andere furchtſam.

Nun betrachtet ſelbſt, wie verſchieden die Menſchen erzogen und unterrichtet werden! Dieſer bekommt harte, jener weiche Nahrungsmittel; dieſer wird abgehärtet, jener verzärtelt; dieſer hat Gelegenheit alles zu erlernen, was er nur wünſcht, der andere wächſt ohne allen Unterricht auf. Wie iſt es denn da möglich, daß ſolche Menſchen einander gleich werden ſollen? Denkt doch nur an Jakob und Eſau! Dieſe hatten Einen Vater und Eine Mutter, ſie waren ſogar Zwillingsbrüder — und doch waren ſie einander ungleich. Der eine liebte das Feld, der andere das Hausweſen; jener war beherzt, dieſer liſtig. Die Natur macht alſo einen Unterſchied unter den Menſchen. Iſt er alſo nicht nothwendig? können wir ihn abändern?

Vielleicht wendet ihr ein: wenn auch die Menſchen einander an Einſichten und an Kräften ungleich ſind: ſo haben ſie doch gleiche Freyheiten, gleiche Rechte! Dieß iſt nun wieder nicht ganz wahr: denn wenn ein Menſch klüger oder ſtärker iſt, als der andere, wird er dieß nicht benutzen? wird er nicht Vorzüge vor dem andern zu erhalten ſuchen? Und wer kann dieß ändern? Denkt doch nur wieder an Eſau und Jakob! Bekam der letztere nicht bald Vorzüge vor dem andern, weil er liſtiger war, als der andere? Wenn wir alſo mit einander einig würden, daß wir von nun an alle gleich ſeyn, alle gleiche Rechte, gleiche Freyheiten haben wollten: ſo würde dieſe Gleichheit doch nur einige Tage dauern; dann würde der Reichſte, der Klügſte und der Stärkſte ſchon wieder anfangen zu befehlen, und die andern würden ihnen gehorchen; ſie würden alſo nicht mehr gleiche Rechte und Freyheiten haben. Wenn wir uns z. E. itzo alle auf einen Platz ſtelleten, und fiengen nun mit einander an, nach einem beſtimmten Ziele zu laufen: ſo wären wir anfänglich einander alle gleich, aber in der erſten Minute würden wir ſehr unterſchieden, einer würde bald näher am Ziele ſeyn, als der andere. Eben ſo iſt es mit dem Beſtreben der Menſchen nach Rechten und Freyheiten; immer kommt einer dem andern zuvor.

Und nun nehmt noch dieſes dazu, daß die Eltern einander ſo ungleich an Vermögen, ſo ungleich am Stande ſind; daß jeder ſein Kind lieb hat; daß ihn die Liebe beweget, ſeinen Kindern zum Beſitze ſeines Vermögens und ſeines Rangs zu helfen: wie können da die Menſchen einander gleich bleiben? gleiche Rechte, gleiche Freyheiten behalten? Als Abraham ſtarb; ſo hinterließ er ſeinen Reichthum, den er durch ſeinen Fleiß erworben hatte, keinem von den Kindern ſeines Geſindes, ſondern ſeinem Sohne Iſaak. Als David ſterben wollte: ſo ſtunden viele tauſend unter ſeinem Befehle; wem übergab er aber die Regierung? Seinem Sohne Salomo. In der Familie Abrahams waren alſo nicht gleiche Rechte, nicht gleiche Freyheiten; Iſaak hatte Vorrechte. In Davids Reiche hatte nicht jeder gleiche Rechte, gleiche Freyheiten; Salomo hatte Vorrechte. Iſaak und Salomo hatten das Recht zu befehlen; alle andere, die zu ihrem Hauſe und Reiche gehörten, mußten gehorchen. War dieß wohl abzuändern? Setze ſich doch ein jeder an Abrahams und Davids Stelle, würde er wohl anders als ſie gehandelt haben? Und wenn es nun gewiß iſt, daß die Liebe der Eltern zu ihren Kindern ſie dringt, daß ſie ihnen ihr Vermögen, ihren Rang zuzuwenden ſuchen: ſo haben die Kinder des Armen und Niedrigen mit den Kindern des Reichen und Vornehmen nie gleiche Rechte und Freyheiten.

Die Ungleichheit der Menſchen iſt alſo nothwendig. Zweifelt ihr daran, ſo will ich euch noch eine Frage vorlegen: wer ordnete es denn ſo, daß Iſaak Abrahams und nicht Elieſers, Salomo Davids und nicht des Rentmeiſters Adorams Sohn war? Was wollt ihr darauf antworten? Gewiß nichts anders als dieſes: Gott hat es ſo geordnet. Es iſt alſo **Gottes Ordnung**, es iſt ſchlechterdings nothwendig, daß die Menſchen einander ungleich ſeyn müſſen.

Zweyter Theil.

Dieſe Ungleichheit der Menſchen iſt nun, ſo wie alles, was Gott geordnet hat, ſehr nützlich.

Nützlich iſt es, daß ſie einander ungleich ſind an Kräften und an Einſichten. Denn hätten alle Menſchen gleiche Einſichten, gleiche Kräfte: ſo bedenkt nur ſelbſt, was daraus werden ſollte; ſo würden alle einerley Geſchäffte treiben wollen, und eine Menge andere, höchſt nützliche Geſchäffte würden liegen bleiben. So aber, da es Gott ſo weislich geordnet hat, daß immer ein Menſch klüger, einer ſtärker, als der andere iſt; einer in dieſem Stücke, der andere in einem andern mehr Einſichten hat: ſo finden ſich zu allen Arten von Geſchäfften immer Leute genug, die ſie zu treiben Luſt und Geſchicklichkeit haben; ſo baut ein Theil das Land, und verſieht uns mit allerley Nahrungsmitteln, mit Holz, Flachs, Wolle und andern Dingen, die uns nothwendig und nützlich ſind; ein anderer verarbeitet die Sachen, die er aus den Händen des Landmanns empfängt, zu Kleidung, Werkzeugen, Gefäßen u. d. g.; ein dritter Theil iſt damit beſchäfftigt, dasjenige, was ſeine Mitbürger durch ihren Fleiß hervorgebracht haben, zu verkaufen, und uns dagegen die Früchte der Erde und des menſchlichen Fleißes aus andern Ländern zuzuführen. Manche beſchäfftigen ſich mit Nachdenken über Gott und ſeine weiſe Regierung, über die Menſchen, und wie ſie vernünfnünftiger, geſünder, beſſer und glückſeliger werden können; oder mit Betrachtung der Natur, der Erde, ihrer Gewächſe und Bewohner; oder beobachten und berechnen den Lauf der himmliſchen Körper; und alle dieſe theilen das, was ſie durch Nachdenken und Beobachten gelernet haben, wieder andern, entweder durch Schriften, oder durch mündlichen Unterricht mit. Alles dieſes Gute entſpringt aus der Ungleichheit der Menſchen, welche der Apoſtel Paulus mit den verſchiedenen Gliedern des menſchlichen Leibes vergleichet und dann fraget: **Wenn der ganze Leib Auge wäre, wo bliebe das Gehör? So er ganz das Gehör wäre, wo bliebe der Geruch?**

Gut iſt es auch, daß die Menſchen einander ungleich ſind in Anſehung der Vermögensumſtände. Zweifelt ihr daran: ſo überlegt nur ſelbſt, was aus uns werden würde, wenn wir alle gleich reich wären! Wenn auch jeder von uns viele tauſend Thaler beſäße: ſo wären wir doch alle ſehr arme Leute. Denn wozu nützte uns das Geld? Wollten wir etwas dafür arbeiten laſſen: ſo würde ſich niemand finden, der Luſt bezeigte, die Arbeit zu übernehmen. Warum ſollte er denn arbeiten? um des Geldes willen? Er hat ja ſelbſt genug. Wollten wir etwas kaufen: ſo würden wir nichts bekommen können, weil jeder das, was er hätte, für ſich behalten würde. Groſſe Kiſten voll Geld würden uns ſo wenig nützen, als Kiſten voll Steine. Wir würden alſo alle arm ſeyn; alles ſelber verfertigen; unſer Brodt ſelber bauen;

unſer Vieh ſelbſt warten, unſer Haus, unſere Kleidung, unſer Hausgeräthe, alles ſelbſt machen, wenigſtens die mühſeligſten Arbeiten, mit welchen ſich bisher die Armen beſchäfftigten, ſelbſt verrichten müſſen — welch elendes Leben!

Wie weit beſſer iſt es, daß Reiche und Arme neben einander ſind. Da reitzt die Armuth eine Menge Menſchen, die mühſeligſten und beſchwerlichſten Arbeiten zu verrichten; da wird der Acker angebauet, das Vieh verpfleget, eine Menge Dinge zu unſerer Kleidung und Bequemlichkeit verfertiget, unſere Wohnung wird gebauet; und allenthalben finden ſich Leute, die bereit ſind, gegen eine mäßige Belohnung dieſelbe von Zeit zu Zeit auszubeſſern.

Salomo bauete einen Tempel, ein Haus, welches man in den damaligen Zeiten als ein halbes Wunderwerk anſahe. Wie war dieß möglich? Dadurch, daß er ſehr reich, und andere arm waren; dadurch war er in den Stand geſetzt, ſo viel Holz, ſo viele Steine, ſo viele Arbeiter, als er nur verlangte, zu bekommen.

So iſt es noch bis auf den heutigen Tag. Alle gemeinnützigen Anſtalten, alle große Unternehmungen, wodurch oft die Glückſeligkeit ganzer Nationen befördert wird, kommen hauptſächlich dadurch zu Stande, daß Reiche da ſind, welche die dazu nöthigen Abgaben beſtreiten können, und Arme, welche für Belohnung zu arbeiten, gern bereit ſind. Reiche und Arme müſſen unter einander ſeyn: der Herr hat ſie beyde gemacht*).

Endlich iſts auch gut, daß wir einander am Stande ungleich ſind. Wären wir einander alle gleich: ſo würde es ſehr ſchwer ſeyn, andern Geſetze vorzuſchreiben, die doch ſchlechterdings nöthig ſind, wenn eine Geſellſchafft ruhig und vergnügt leben ſoll; noch viel weniger würde man im Stande ſeyn, die Menſchen zur Befolgung der Geſetze zu bringen; jeder würde ſagen: wir ſind alle gleich — warum will mir dieſer befehlen?

Wer war je rechtſchaffner und weiſer als Jeſus? Gleichwohl, da er nicht von vornehmen Stande war, verachtete man ihn. **Iſt er nicht,** ſagte man, **Mariä Sohn? und der Bruder Jakobi und Joſes, und Judä und Simonis? Sind nicht auch ſeine Schweſtern allhie bey uns****)? Wenn nun dem Weiſeſten, dem Rechtſchaffenſten ſolche Vorwürfe deßwegen gemacht wurden, daß ſeine Eltern nicht von hohem Stande waren: wie vielmehr müſſen dieß andere erwarten, wenn ſie denen, die mit ihnen von gleichem Stande ſind, Geſetze geben, und ſie zur Befolgung derſelben anhalten wollten.

Ganz anders iſts hingegen, wenn ein Mann von höherm Range, z. E. ein Fürſt, Geſetze giebt, und auf die Befolgung derſelben dringt:

---

*) Spr. Sal. 22, 2.

**) Marc. 6, 3.

da ſchweigt alles; da findet der Unterdrückte Schutz, der Gewaltthätige Widerſtand; alles gehorcht ſeinen Geſetzen.

Freilich wird man dagegen vieles einwenden, man wird eine zahlloſe Menge Exempel von Bedrückungen anführen können, welche die Schwachen von den Starken, die Armen von den Reichen, die Niedrigen von den hohen Ständen dulden mußten. Geläugnet kann dieß nicht werden, weil es wahr iſt. Aber giebts wohl in der Welt mehrere Exempel von Unterdrückung, als von Ueberſchwemmungen und von Feuersbrünſten? Demohnerachtet betrachten wir die Ströme, die bisweilen aus ihren Ufern treten, das Feuer, welches ſo oft arme Leute macht, als groſſe Wohlthaten Gottes, und überlegen nur, wie wir uns bey Ueberſchwemmungen und Feuersbrünſten zu verhalten haben.

Laßt uns ein Gleiches in Anſehung der Ungleichheit der Menſchen thun! Laßt uns ſie als weiſe göttliche Ordnung ehren, aber — auch überlegen, was wir als vernünftige Menſchen, als Chriſten, bey der nothwendigen Ungleichheit der Menſchen, zu thun haben.

Dritter Theil.

Wenn nun die Menſchen einander ungleich ſind: ſo iſt einer mehr, einer weniger, als der andere. Wollen wir alſo unterſuchen, was wir, als vernünftige Menſchen, als Chriſten, dabey zu thun haben: ſo müſſen wir zweyerley überlegen: erſtlich, was derjenige zu thun habe, der über, zweytens derjenige, der unter dem andern iſt.

Was muß alſo derjenige thun, der über anders, durch ſeinen Verſtand, Reichthum oder Stand, erhoben iſt? etwa ſie unterdrücken? ihre Rechte und Freyheiten immer mehr einſchränken? Dieß wäre nicht chriſtlich, ſondern heydniſch. Das Chriſtenthum lehrt uns, wie immer, ganz kurz aber deutlich, was die Höhern gegen die Niedrigern zu beobachten haben, indem es ſagt: **dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat**[*]). Haſt du alſo mehr Verſtand, als andere: ſo wende ihn an, die Einfältigen aufzuklären; deine Einſichten ihnen mitzutheilen, zu zeigen, wie ſie vernünftiger, beſſer und glücklicher werden können; und wenn ſie zu ſchwach ſind, als daß ſie die Lehren, die du ihnen mittheilſt, faſſen könnten: ſo ſtehe ihnen wenigſtens mit deinem Verſtande bey, wenn ſie denſelben nöthig haben.

Haſt du mehr körperliche Stärke, als andere: ſo diene ihnen damit! wende ſie an, um die Schwachen zu unterſtützen, ſo oft ſie deines Beyſtandes bedürfen!

Biſt du reicher als andere: ſo wende deinen Reichthum nicht an, um den Armen zu unterdrücken, den Lohn ſeiner Arbeit immer mehr zu ſchmälern; ſondern — diene ihnen mit der Gabe, die du empfangen haſt! ſuche Gelegenheiten auf, wie du den Fleißigen und Geſchickten Arbeit, und durch dieſelbe Nahrung verſchaffen kannſt, und ſey wohlthätig gegen diejenigen, welche Alter, Krankheit oder Jugend außer Stand ſetzt, ſich ihre Nahrung zu erwerben. **Brich dem Hungrigen dein Brod! die im Elende ſind, führe ins Haus***)!

---

*) 1 Pet. 4. 10.

Biſt du, wegen deines Standes, über andere erhoben: ſo gebrauche ihn dazu, alles, was gut und nützlich iſt, durch dein Anſehen und durch dein Exempel zu befördern, und diene ſo andern, mit der Gabe, die du empfangen haſt!

O wie wohl würde ſich jeder befinden, wenn er die Gaben, die er empfangen hat, nicht anwendete, um andere damit zu unterdrücken; ſondern um ihnen damit zu dienen. Da würde jeder Höhere von den Niedrigen geliebt, hochgeſchätzt werden; ſeine Arbeiten würde man treulich verrichten; er würde ſich auf ſeine Leute verlaſſen können. Wie wohl befand ſich der rechtſchaffne Hauptmann zu Kapernaum dabey, daß er ſeine Untergebnen gut behandelte, und ſo lieb hatte, daß er, als einer derſelben krank ward, ſelbſt zu Jeſu gieng, und für ſeine Wiederherſtellung ſorgte. Er brauchte ſeinen Untergebenen nur zu ſagen: thut das! ſo thaten ſie es, kommt her! ſo kamen ſie. So wurde er alſo durch ſeine Güte Gott ähnlich, auf deſſen Wink alles zu Gebote ſteht.

---

*) Eſ. 58, 7.

Iſt denn dieß eben ſo mit denen, die ihren Verſtand, Reichthum, Anſehn dazu anwenden, diejenigen zu unterdrücken, die unter ihnen ſind? Keinesweges. Sie werden nicht nur nicht geliebt, ſondern gemeiniglich gehaßt; man benutzt jede Gelegenheit, wo man ſie hintergehen, betrügen, ihrer Herrſchafft ſich entziehen kann. Habt ihr nicht geleſen von dem Könige **Rehabeam**? Beym Antritt ſeiner Regierung verſicherte er, er wolle ſeine Unterthanen mit Scorpionen züchtigen *). Was richtete er damit aus? Dieſes, daß der größere Theil ſeiner Unterthanen von ihm abfiel, und ſich einen andern König wählete. Erinnert ihr euch nicht jenes harten Amalekiters, als ſein Knecht in ſeinen Dienſten krank ward, ihn ohne Nahrung, Verpflegung und Erquickung in der Wüſte liegen ließ? Was hat er damit ausgerichtet? Dieſes, daß er ihn ſeinem Feinde, dem David, der ihn erquickte, verrieth, und dieſem den Weg zeigte, auf welchem er ſeines Feindes Heere beykommen und es ſchlagen konnte *).

Wird dieſes nicht noch immer durch die tägliche Erfahrung beſtätigt? Welche Länder ſind am meiſten zur Empörung geneigt? Diejenigen, die am ſtärkſten gedruckt werden. Welche Obrigkeit hat von ihren Unterthanen den meiſten Verdruß? Diejenige, die ſich nicht darum bekümmert, ihnen aufzuhelfen, und ihre Umſtände zu verbeſſern. Welche Herrſchafft hat das untreutreueſte Geſinde? Gemeiniglich diejenige, die es zu hart behandelt. Dieß iſt ſo wahr, daß ſelbſt das Vieh, wenn es hart und unbarmherzig behandelt wird, nicht ſo viel Nutzen bringet, nicht ſoviel Arbeit thut, als geſchehen würde, wenn man für die Verpflegung deſſelben hinlängliche Sorge trüge.

---

*) 1. B. der Kön. 12, 11.

Was ſollen wir nun aber thun, wenn andere vor uns merkliche Vorzüge haben; wenn ſie deßwegen über uns geſetzet ſind; wenn wir für ſie arbeiten, ihnen dienen müſſen? Sollen wir dabey ganz gleichgültig ſeyn? Dieß iſt nicht möglich, und wird auch nicht von uns gefordert. Wir haben alle einen Trieb, weiter zu kommen, mehr Einſichten zu erlangen, mehr Vermögen, mehr Anſehen zu erhalten. Dieſer Trieb iſt unſerer Natur eingepflanzet, von Gott eingepflanzet, und darf nicht unterdrückt werden. Es kann uns alſo nicht gleichgültig, es wird uns gewiſſermaßen unangenehm ſeyn, daß andere vor uns Vorzüge haben.

Wenn wir aber den Sinn der Lehre Jeſu recht gefaßt haben; wenn wir ſie zu befolgen uns angelegen ſeyn laſſen: ſo wird dieſe Unannehmlichkeit nicht nur gemindert werden, ſondern ſo, wie alles Unangenehme zu unſerm Beſten dienen müſſen.

Uns grämen, beklagen dürfen wir alſo darüber nicht, daß andere uns vorgezogen ſind. Denn wozu nützt es? Machen wir dadurch die Sachen anders? Verbittern wir nicht dadurch unſer Leben? Und wie können wir uns darüber grämen, da wir wiſſen und glauben, daß dieß Gottes Ordnung ſey? Wenn alles unter ſeiner Regierung ſteht; wenn alles von ihm kommt: ſo iſt ja auch gewiß die Ungleichheit der Menſchen ſeine Ordnung. Die Schrift ſagt ausdrücklich, daß **die Obrigkeit von Gott geordnet ſey.** Eben ſo gewiß iſt es nun auch, daß die Vorzüge, die andere vor uns haben, von ihm geordnet ſind. Wie können wir uns denn darüber grämen? Iſt denn nicht alles gut, was Gott geordnet hat?

Noch viel weniger dürfen wir ſie deßwegen beneiden, oder ihre Vorzüge zu ſchmälern, und ſie an uns zu reiſſen ſuchen. Wäre dieß wohl chriſtlich? wäre es der herrlichen Vorſchrift Jeſu Chriſti gemäß: **alles was ihr wollet, daß euch die Leute thun ſollen, das thut ihr ihnen auch** *)? Wer wird ſich aber wohl wünſchen, daß andere ihn, wegen ſeiner Vorzüge, beneiden, ſie zu ſchmälern und an ſich zu reiſſen ſuchen?

Welcher Chriſt wird ſich alſo wohl dieſes gegen andere erlauben? und wie unvernünftig wäre dieſes? Wenn der Schwächere gegen den Stärkern ſich empörte; wenn der Arme, der Niedrige die Vorzüge des Reichen und Vornehmen an ſich reiſſen wollte: was würde er damit ausrichten? Dieſes, daß er jenen ein Recht gäbe, ihn zu ſtrafen und zu unterdrücken. Daher kann es nicht anders kommen, welche widerſtreben, werden ein Urtheil über ſich empfangen*); wer ſich ſelbſt erhöhet, wer unerlaubte Mittel gebrauchet, um ſich über andere empor zu ſchwingen, der wird erniedriget werden**).

---

*) Matth. 7, 12.

Eben ſo wenig dürfen wir durch niederträchtige Schmeicheleyen, durch ſclaviſche Befolgung ungerechter, unchriſtlicher Befehle uns unſern Vorgeſetzten angenehm zu machen ſuchen. Wenn man uns befehlen wollte, das zu unterlaſſen, wozu wir als Chriſten verbunden ſind, das zu thun, was unrecht, was andern Menſchen ſchädlich iſt: müßten wir ſolche Befehle wohl befolgen? Wenn wir Chriſten ſeyn wollen, das iſt, wenn wir rechtſchaffen ſind; wenn das Wohl unſerer Nebenmenſchen uns am Herzen liegt — gewiß nicht. Als daher die Obrigkeit den Apoſteln verbieten wollte, die wohlthätige Lehre Jeſu der Welt mitzutheilen, ſo ſagten dieſe ganz freymüthig: man muß Gott mehr gehorchen, als den Menſchen***). Dieß iſt ein ſehr weiſer Spruch, der uns immer zur Regel in dem Verhalten gegen unſere Vorgeſetzten dienen kann. Man muß ihnen gehorchen; ſobald ſie aber von uns etwas fordern, das gegen Gottes Willen, gegen unſer Gewiſſen iſt: ſo iſts Pflicht, ihnen ungehorſam zu ſeyn, und alle Lei-

---

*) Röm. 13, 2.

**) Matth. 23, 2.

***) Apoſt. Geſch. 5, 29.

den geduldig zu übernehmen, die von dieſem chriſtlichen Ungehorſam zu beſorgen ſind.

Nur ein Mittel iſt da, um uns von unſerer Niedrigkeit empor zu heben, wozu uns das Chriſtenthum ermuntert, und welches uns unſere geſunde Vernunft anräth, ein ſehr einfaches, aber gewiß ein ſtarkes und wirkſames Mittel; es iſt dieſes, daß man ſeine Geſchäffte immer treu verwalte, durchaus rechtſchaffen handele, und in ſeinem Geſchäffte immer verſtändiger und geſchickter zu werden ſuche. Ein Menſch, der in allen Stücken treu und rechtſchaffen iſt, der Verſtand und Geſchicklichkeit ſich erworben hat, er mag ſeyn wer er wolle, Gelehrter oder Ungelehrter, Hoher oder Niedriger, Reicher oder Armer, macht ſich ſeinen Vorgeſetzten gleichſam unentbehrlich, und erwirbt ſich eine Würde, die jedermann ehren und hochſchätzen muß; ſetzt ſich in den Stand, daß er nach und nach ſich von andern, die ihn unterdrücken wollen, unabhängig machen kann, ohne nöthig zu haben, ſich gegen ihn zu empören. Merke wohl auf! **die Sache iſt wichtig!** Auf dieſem Wege wurde Elieſer, Abrahams Knecht, ſein Vertrauter, und Joſeph, ein Sklave, der nächſte nach dem Könige in Egypten. Und noch itzo wird der Diener, in jedem Stande, auf dieſem Wege der Vertraute, der Rathgeber ſeines Herrn. **Willſt du dich nicht fürchten vor der Obrigkeit,** vor deinen Vorgeſetzten: **ſo thue Gu-**

Gutes, ſo wirſt du Lob vor derſelbigen haben *).

Beſchluß.

Wenn wir doch alle die Ungleichheit der Menſchen nach dem Sinne Jeſu beurtheilten, und nach ſeiner Anweiſung uns in dieſelbe finden lernten: ſo würden wir aufhören, uns über dieſelbe zu beklagen, ja wir würden vielmehr finden, daß ſie für uns ſehr nützlich und wohlthätig ſey. Selbſt Ungerechtigkeiten und Bedrückungen würden wir, ſo wie Sturm und Hagel, als Verhängniſſe betrachten lernen, wodurch wir ſelbſt beſſer, vernünftiger und thätiger gemacht werden ſollen.

Ihr, die ihr wegen eures Verſtandes, Reichthums oder Standes über andere erhoben ſeyd, ihr fühlts ſelbſt, iſts nicht wahr? daß dieſe Vorzüge auch mit Unannehmlichkeiten verknüpft ſind. Habt ihr viel Verſtand: ſo übernehmt ihr auch viele Geſchäffte, die euch oft läſtig werden; habt ihr Reichthum: ſo entſteht daher Sorge und Kummer, wie ihr ihn erhalten wollt, und Verdruß, wenn ihr etwas davon verliehrt; ſeyd ihr über andere geſetzt: ſo verurſacht die Aufſicht über ſie, ihre Verſorgung und Verpflegung, oft auch ihr Unfleiß, ihre Untreue, ihr Ungehorſam, euch mancherley Unruhe. Ja ihr werdet bisweilen

---

*) Röm. 13, 3.

len in traurigen Stunden fühlen, daß eure Vorzüge euch läſtig und beſchwerlich werden. O wie oft ſchätzt der Verſtändige, der ſich mit vielen Zweifeln quält, der unter ſchweren Geſchäfften ſeufzt, den Einfältigen glücklich, der in ſeiner Unwiſſenheit arbeitet, und um alles andere unbekümmert iſt; wie oft hat ſchon der Reichſte, der Fürſt, die ſtille, häusliche Ruhe des ärmſten ſeiner Taglöhner beneidet!

Ein Mittel iſt nur da, durch welches ihr eure Vorzüge recht benutzen, recht viele Freude euch damit machen könnet. Dieß iſt, daß ihr andern damit dienet, ſie zum Beſten anderer anwendet. Dadurch werdet ihr Gott ähnlich, der auch ſeine Macht, Weisheit und ſeinen ganzen Reichthum zum Beſten ſeiner Geſchöpfe gebraucht; dadurch werdet ihr euch die Liebe, die Achtung, den Dank und Segen eurer Mitmenſchen erwerben; zur Zeit der Noth werdet ihr auf ihre Hülfe und Beyſtand rechnen dürfen, **der Herr wird euch erretten zur böſen Zeit, und erquicken auf euerm Siechbette**[*]). Die Stunde des Scheidens wird euch leicht werden, wenn um euch Menſchen ſtehen, die euch Dank und Segen nachrufen; lange wird euer Name noch in den Hütten genannt werden, wohin ihr Zufriedenheit, Ruhe und Nahrung brachtet; ja es iſt das Mittel, wodurch ihr ſelbſt in der Ewigkeit,

ure

---

[*]) Pſalm. 41. 2, 4

wo Reichthum und Stand nichts mehr gilt, euch Vorzüge vor andern verſchaffen könnet. Wer über das wenige, das ihm hier anvertrauet war, **treu geweſen iſt**, d. i. wer es zum Beſten ſeines Nebenmenſchen angewendet hat, **der ſoll über viel geſetzet werden** *).

Ihr, die ihr niedriger als andere ſtehet, o wie wohl werdet ihr euch befinden, wenn ihr euch nach der Anweiſung eures Erlöſers betraget, und eure Lage als Gottes Ordnung betrachten lernet; wenn ihr, ſtatt euch über das zu grämen, was ihr nicht habt, euch vielmehr freuet über das, was euch gegeben iſt, über eure Geſundheit, über euer gutes Gewiſſen, über die ſchöne Natur, in der ihr lebt, über die Ausſicht an den Himmel und die Hoffnung einer ſeligen Ewigkeit; wenn ihr, ſtatt andern ihre Vorzüge zu entreiſſen, lieber treu und rechtſchaffen eure Geſchäffte verwaltet; euch ſelbſt immer mehr Vorzüge zu erwerben, durch Nachdenken eure Umſtände zu verbeſſern, euch mehr Geſchicklichkeit zu verſchaffen ſucht. O dann werdet ihr gewiß ſehr glücklich ſeyn; mit frohem Herzen das Gute genießen, das euch täglich Gott beſcheert, euch freuen, wenn eure Geſchäffte euch gelingen; werdet von euern Vorgeſetzten geſchätzt werden, und bey harter Behandlung den großen Troſt haben, daß ſie unverſchuldet ſey. Wahrſcheinlich wird eure Treue, eure Thätigkeit und Ge-

---

*) Matth. 25, 21.

Geſchicklichkeit ein Mittel, euch immer mehr zu heben, euch mehr Einkommen, Anſehen und Freyheit zu verſchaffen.

Sollte aber auch dieß nicht ſeyn; ſolltet ihr euer Erdenleben in Niedrigkeit beſchließen müſſen: ſo habt ihr doch die beruhigende Hoffnung, daß ſie in der künftigen Welt aufhören, und ihr erndten werdet von dem Guten, welches ihr hier thatet, ohne Aufhören. **Demüthiget euch alſo unter die gewaltige Hand Gottes, daß er euch erhöhe zu ſeiner Zeit!** Amen!

Verzeichniß der Pränumeranten *).

Allendorf an der Werre, Hr. Wimmelmann	1
Allerſtedt, Hr. Schulmeiſt. Ende	2
Altenburg Hr. Joh. Wilh. Müller	1
— H. Botenmeiſter Bechſtein	1
Alſtedt Hr. M. Bokenius	2
Annaburg, Schleß, Hr. Mag. Volbeding	6
durch ihn Hr. Cand. Marſchner, Hr. Cand. Uliſch. Hr. Stud. Lorenz. Hr. Münzel, Inform.	
Apolda, Hr. Hoffakt. Leutloff	7
Arnſtadt Hr. Joh. Chr. Metzold 6 Ex. Hr. Cand. Möller. 1 Hr. Buchbind. Galba	1
Auleben, Hr. Cant. Förſter	4
durch ihn Hr. Paſt. Joh. Fr. Klauer. Hr. Paſt. Cämmerer aus Badera. Mſtr. Chr. Schwoppe.	
Baſſum, Hr. Cand. Barkhauſen	7
— Hr. Stiftscant. Dräge	6
Bauzen, Hr. Cand Arle	4
Bendhauſen Hr. Schull. Reichard	1
Benkleben, Hr. Lungershauſen und Hr. Steinbach	2
Berlſtedt, Hr. Pf. Salzmann	10
Bindersleben, Hr. Pf. Eckhardt	6
Burgwerben, Hr. Schullehr. Wohlfahrt	6
Blankenburg, Hr. Poſtſekr. Michaelis	9
durch ihn Hr. Rekt. Leopold. Hr. Oberkom. Böhlke. Hr. Kaufm. Uhde. Hr. Choriſt. Räder, Hr. Regierungskanz. Mathiä. Hr. Reg. Cit. Schilling.	

---

*) Diejenigen Beförderer dieſes Buchs, die ihre Namen unter dem Verzeichniſſe nicht finden, werden es in Rückſicht der Mühwaltung der Herren Sammler, die bey Einſendung nicht alle Namen bemerkten, verzeihen, weil auch ſonſt das Verzeichniß ein eignes Buch hätte werden müſſen.

Hr. Conventual Hagner. Hr. Stübner in Michaelſtein, Hr. Pf. Michaelis in Börneke.

Bleicherode Hr. Fr. Reinhold, Hr. Bernh. Saßmann, Hr. Andr. Reinhold 3

Boüſtedt, Hr. Schulm Grabe 7

Bremervörd, Hr. Buſchmann 1

Breslau, Hr. Cammerſekr. Streit 9

durch ihn Hr. Cand. Müller zu Poſtelwitz, Hr. Stud. Hoferichter in Breslau. Hr. Paſt. Böhr, zu Stolp, Hr. Buchh. Meyer zu Breslau. Hr. Oberamtm. Websky zu Sybillenroth 2 Hr. C. H. Reichelt zu Haynau. Hr. Rekt. Klosmann zu Trebnitz. Hr. Kluge zu Breslau. Hr. Commiſſionsr. Haſer zu Creuzburg 7 Hr. Paſt. Demuth zu Münſterberg 2. Hr. Schull. Otto zu Parchwitz 14. Hr. Senior Scholz daſ. 21. Hr. Poſt. Schwarzer zu Grünberg. Hr. Generalſubſtit. Reimann zu Breslau 2. Hr. Organ. C. F. Philip zu Nikolſtadt 7. Hr. Cand. Franke zu Herrmannsdorf 7 Hr. Oberbergkanzell. Richter zu Breslau 2

Büchig, Hr. Rauſchenberg 1

Caſſel, Hr. Braunſchweig 2. Hr. Georgi 16

Celle, Hr. Oberforſtm. v. Beaulieu 3

— Hr. Lenz 2

Chemnitz Hr. Carl. Fr. Hartig 30

Coburg Buchbind. Hr. Meuſel 25

Cottbus Hr. Cand. Böttcher 1 Hr. Pottke 1

Creuzburg an der Werre, Hr. Saalinſpekt. Grübel 6

Cursdorf Hr. Cant. Klinghammer 2

Dittelſtedt Hr. Keil 1

Debitſchen Hr. Schulm. Büchſeld 1

Donndorf Hr Rekt. Kraft 6

Dornburg, Hr. Cand. Schmalz 12

durch ihn Hr. Hauptm. von Geuſau zu Wärrichhauſen. Fr. Majorinn von Münch zu Münchengoſſerſtädt. Hr. Paſt. Förſter daſelbſt. Hr. Cand. Wolf daſ. Hr Amtsakt. Schlott zu Dornburg. Hr. Bürgem. Weckind daſ. Hr. Materialiſt Herzer daſelbſt. Hr. Cant. Rabe daſ. Hr. Pachter Planer daſ. Hr

Schieferwirth Jahn zu Naschhausen. Hr. Heering daſ. Hr. Preußer zu Dorndorf	
Eichenberg Hr. Pf. Plitt	4
Eiſenach Hr. Langmaſius	2
Eiſenberg Hr. Schildbach	11
Erfurt Hr. Prof. Reinhard	6
— Hr. Chriſt. Andr. Salzmann	18
— Hr. Joh. Chr. Salzmann	1
— — Hann	12
— — Balletm. Naumann	6
durch ihn Hr. Oberh. Grobe. Hr. Wilsweber Hr. Cant. Stolpe Hr. Roſe. Hr. Eckhardt	
— Hr. Rekt. Weingärtner	2
Edesheim Hr. Pf. Plaße	3
Einbeck Hr. Rekt. Jäger	12
Ebenheim, Hr. Schull. Schleip 1 Hr. Erdmann	1
Hr. Andr. Michel	1
Echte, Hr. Pf. Rosburg	1
Frankenhauſen Hr. Garthof	2
Frankfurt am Mayn Hr. Hofm. Barth	6
— Hr. Buchh. Keßler	13
— — — Herrmann	10
— — — Fleiſcher	18
Fiſchbach Hr. Schulm. Trauwetter	2
St. Gallen Hr. Girtanner	6
Gotha, Hr. Geheimerath von Frankenberg	2
— Hr. Cand. Gickler 1 Hr. Sauerteig 1 Hr. Kaufm. Reinhard 1 Hr. Cand. Berlett 1 Hr. Bonſack 1 Hr. Mundkoch Habermann 1 Hr. Kammermuſikus Preiſing 2 Hr. Pfaff 2 Hr. Cand. Reismann 1 Hr. Kaufm. Madelung 1 Hr. Eiſenfakt. Beck 1 Mad. Welker 1 Hr. Hofbuchbind. Sachſe 1 Georg Chriſt. Sachſe 1 Hr. G. Andr. Blumenberg 1 Hr. Elias Gottfr. Wäſch 1 Fr. Anna Cathar. Röger 1 Hr. Rathsakt. Möller 1	
— Hr. Commiſſionär. Ettinger	2
— die Deutſche Zeitungsexpedition	6
Göttingen Hr. Logiscom. Ulrich	8
— Hr. Stud. Kravold	3
Göthern, Hr. Pf. Rothe	[illegible]

Georgenthal Hr. Amtſadvoc. Welker	1
Gera Hr. Lenz 1 Hr. Carl Gottfr. Fellbrig	2
Gehren. Hr Joh. Peter Scharr	6
Großbehringen Hr. Adj. Weiſſenborn	1
Großenrode Hr. Pf. Wüſtenfeld	2
Großlupnitz Hr Pf. Vogt	2
Goſpiterode Hr. Steuereinnehmer Dan. Schmid	1
Güſtrow Hr. Cand. Piper	11
Guben Hr. Senator Vanſelow	36
Halle Hr. Doſt 8 Hr. Stud. Otto 1 Hr. Stud. Köppe 1. Hr. Cand. Bullmann	1
Hannover Hr. Inſpect. Hoppenſtedt	59
durch ihn Seminariſt Winkelmann 7 Hr. Buderus 8 Hr. Reinecke 6 Hr. Krückmann 8 Hr. Köneke 2	
Das Intelligenzkomtoir. zu Hannover	15
Harburg Hr. Rekt. Drechſler	2
Harzgerode Hr. Cant. Naumann	1
Herrenbreitungen Hr. Poſtv. Kleinenhagen	3
— Hr. Cant. Heller	4
Heiligenſtadt (lutheriſch) Hr. Cant. Ebert	6
Heldra Hr. Pf. Baldamus	7
Henningsleben M. Baumbach	3
Hermannſtadt Hr. Arzt	2
Hersfeld Hr. Poſtſekr. Holland	2
durch ihn Hr. Hauptm. Reiding 1 Hr. Apotheker Schönemann 1 Hr. Cant. Velſheim 1 Hr. Coll. Quentel 1	
Hildburghauſen Hr. Hofbuchhändler Hanisch	1
Himbergen bey Uelzen, Hr. Mittendorf	6
Hochheim Hr. Pf. Thilo 2. Hr. Schulm. Brehm	1
Hr. Tromp. Schmid 1 Hr. Joh. Thilo Verleß	1
Hr. Joh. Mich. Döring	1
Hörſelgau Hr. Cand. Menſel	1
Hof Hr. Schullehr. Klinge	6
Hohlenbrun, Hr. Papierm. Boſtam	1
Hohnſtedt Hr. Sup. Klingsohr	1
Jena, Hr. Stud. Arnold 1 Hr. Stud. Leiſler	2
Ilmenau Hr. Tiſcher	2

Ibenhain Madem. Förtſch	2
— Hr. Valent. Weidner	1
Immenrode Hr. J. Jak. Tuch	1
Ippesheim, Hr. Pf. Schlecht	6
Iſernhagen Hr. Künneke 4 Hr. Schul. Elvers	2
Jüchſen Hr. Pf. Scharr	3
Kaberz Hr. Heidenreich	1
Kabiz Hr. Cant. Ziller	14
Kaltenweſtheim Hr. Pfr. May	1
Krahne Hr. Rudolph	6
Kühndorf Schulm. Rath	8
Langenberg Hr. Cand. Steinbeck	6
Langenſalz Hr. Cand. Kahlert 1 Fr. Prof. Ausfeld	2
Hr. Bürgem. Schmalkalden 1 Fr. v. Graſſau	1
Hr. Burgem. Weiß 1 Hr. Maj. von Blankenſtein	1
Hr. Poſtm. Knoll	1
Leine Hr. Pf. Hey 1 Hr. Schulth. Haſenſtein	1
Leipzig Hr. Prof. Eck	12
— Cand. Mehnert	6
— Hr. Richter	1
— Hr. Stud. Kämmel	31
— Hr. Buchhändler Cruſius	100
— Hr. Cand. Lange	7
— Hr. Camens	1
Liebſchütz Hr. Tränkner	1
Lieskau, Hr. Schulm. Quilitſch	7
durch ihn Hr. Angermann. Hr. Schönleben. Hr. Terp. Hr. Schlemmer. Hr. Rödel. Hr. Taute. Hr. Jacob Schmidt.	
Leſſa Hr. Förſter Stolze 1 Hr. J. Heinr. Zahn	1
Lontienthal, Hr. Witzmann	7
Lübeck Cand. Hr. Stolterfeſt	18
Lüdeſcheid Buchbinder von Hagen	10
Lütgenſchneen Hr. Pf. Warlich	7
Mühlhauſen Hr. Cand. Reinhold	18
Meiningen Hr. Sem. Kuch	4
Montjoye, Hr. Cand. Teuton	18
Münchenbernsdorf Hr. Organ. Heyer	2
Mechterſtädt Hr. Cand. Schwerdt	6
Nürnberg, Hr. von Haller	1

Nürnberg Hr. Hofm. Wolf 4 Hr. Cand. Krämer	6
Nirmsdorf Hr. Schulm. Förtſch	4
Niederöbblingen, Hr. Pf. Thieme	1
Neukirchen Hr. Kapl. Becker 1 Hr. Sch. Nebs	2
Neurode Hr. Pf. Haumann	1
Neuhof Hr. Cant. Frohwein	6
Nordhauſen, Hr. Diak. Dieterich	1
— Hr. Cand. Dilthey 2 Hr. Juſtizcom. Lange	2
Hr. Küſt. Heſt. 1 Fr. Oberamt. Kleemann	1
Nordheim, Cant. Rommel	2
Oldershauſen, Hr. Reinmann	1
Orlamünde Hr. Apothek. Winkler	5
durch ihn Mſtr. Joh. Friedr. Blochberger. Hr. Frick Hr. Stadtmuſ. Müller.	
— Hr. Schumann	1
Oſtmünde Hr. Freudel	1
Pösneck, Hr. Rekt. Schmidt	1
Quedlinburg Hr. Pf. Sucro	1
— Hr. Cand. Walther	6
Queienfeld, Hr. Cand. Vogel	12
Reichenbach Hr. Gottlieb Böhm	1
Reinsfeld Hr. Pf. Jahn	1
Reurieth Hr. Pf. Baumelburg	1
Rober Hr. Pf. Thamerus	1
Rödchen, Hr. Joh. Dan. Schmidt	1
— Hr. Chriſt. Fr. Höpfner	1
Rotenburg an der Fulde Hr. Landber. Wiegand	2
Rohrborn Hr. Hemley 1 Balth. J. K. Brauer	1
Roda, Hr. Gruber	1
Rundhof, Hr. von Rumohr	12
Ruhl Hr. Schenk,	2
— Hr. Zimmermann	1
— Hr. Cant. von Lag	1
Rüxleben Hr. Joh. Ernſt Semper	3
— Hr. Spangenberg	1
Römhild, Hr. Sup. Saalmüller 1 Hr. Diak. Berger 1 Hr. Cand. Berger	1
Szarveſch ohnweit Temeswar, Pf. Theſchedik	32
Schönau, Hr. Pf. Brehm	1
Schmalkalden, Hr. Diak. Kümmel	1

Schmalkalden Hr. Hornäffer	6
Salzungen Hr. Superintend.	1
Sangerhauſen Hr. Thorſ. Anton	5
Schwerſtedt bey Tennſted, Hr. Schuchard	1
— bey Perlſtedt Hr. Pf. Cunis	6
Schnepfenthal, Hr. Cand. Weiſſenborn	1
— Hr. Mich. Weidner	1
durch ihn Hr. Mich. Schmidt 1 Hr. Ch. Weidner	1
— Hr. Chr. Friedr. Frank	
Schwarza, Hr. Hynek	4
Schernweiſſach Hr. Pf. Erb	2
Schwerborn Hr. Pf. Loſſius	2
Silberhütte bey Harzgerode, Hr. Reinike	6
Sömmerda Hr. Pf. Bayer	1
durch ihn Hr. Andreä 1 Hr. Jak. Stollberg 1 Hr.	13
Ernſt 1 Hr. Ct Dreyſe 1	
— Hr. Salzmann	
Sonneborn, Hr. Pf. Weiſſenborn	2
Sotterhauſen, Hr. Cant. Ottilie	1
Hr. Junker 1 Hr. Gottfr. Franke 1 Jakob Franke 1 Fr. Sylv. Salzmann	1
Stadt Sulze Dr. Richard	5
Strausfurt Hr. Inſp. Adloff	8
Stuzhauſen Hr. Pf. Klein	6
Stettfeld, Hr. Pf. Reinhard	2
Tambach Hr. Pf Cotterfeld	1
Thalbürgel, Hr. Pf. Scheibe	1
Truſa, Hr. Förſter Ziefelder	6
Ulm Hr. Georg Friedr. Reich	1
Wahlwinkel, Hr. Pf. Burbach	6
Waldenburg Hr. Sup. Caſpari	1
Walterſhauſen Hr. D. Vogneß 1 Hr. Kaufm. Ziegler 1 Hr. Schneegaß 1 Hr. Hippold 1 und zwey Ungenannte jeder 1	1
Wechmar Hr. Cand. Menſchild	6
Wehrda, Hr. Cand. J. H. E. Bockerodt	1
Weller, Hr. Schulm. Wagner	1
Weimar Hr. Stadtk. Rempt	1
Weiſſenfels, Hr. Pf. Schenk	1
Wetzenhauſen Hr. von Truchſeß,	1

Windeberg Hr. Schulmeiſter Berz	6
Wittenberg, Hr. Stud. Thierfelder	1
Wimbach Hr Cand. Pracht	1
Wittgenſtein, Hr. Hofm. Seel	1
Wiegandsthal Hr. J. G. Gottl. Kaulfuß	6
Weſleben, Hr. Cant. Hübenthal	1
Wolkramshauſen Hr. Keilholz	1

Da ſich nach dem Abdrucke dieſes Verzeichniſſes noch verſchiedene Liebhaber gemeldet haben, ſo verſparen wir deren Namen bis zum zweyten Bande.

Chriſtliche
Hauspoſtille

15, [illegible]

von

Chriſtian Gotthilf Salzmann.

Zweyter Band.

Schnepfenthal,
im Verlage der Erziehungsanſtalt,
1792.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Dreyzehnte Predigt.

Am vierten Sonntage nach dem Feſte der Erſcheinung Chriſti.

Dir trau' ich, Gott, und wanke nicht,
Wenn gleich von meiner Freude Licht
Der letzte Funke ſchwindet.
Mein Helfer und mein Gott biſt du,
Durch den mein Herz doch endlich Ruh
Und Freude wieder findet.
Von jeher haſt du mich geführt,
Und meines Lebens Lauf regiert;
Mit ſegensvoller Vaterhand
So manche Noth hinweggewandt.
Unendlicher!
Ich trau auf dich, du leiteſt mich!
Ich kämpf und ſiege, Gott, durch dich.

So lange wir leben, ſind wir in beſtändiger Gefahr, dasjenige, was uns lieb iſt, zu verlieren. Was haben wir am Morgen jedes Tages, das uns nicht vor dem Eintritte des Abends entriſſen werden könnte? **Es kann vor Nachts leicht anders werden, als es am frühen Morgen war.** Unſere Saatfelder kann ein Hagelwetter verwüſten; unſer Haus und Gut eine Feuersbrunſt in die Aſche legen; unſern Freund, unſer Kind der

Tod entreißen; ein kleiner Zufall kann unſern Körper gebrechlich machen, oder gar ins Grab ſtrecken. Dieß iſt nun nicht abzuändern. **Was ſichtbar iſt, das iſt,** wie Paulus verſichert *), **zeitlich** oder vergänglich. Und wenn nun alles Sichtbare zeitlich oder vergänglich iſt: ſo ſind wir auch in beſtändiger Gefahr, es zu verlieren. Deßwegen werden manche Menſchen nicht recht froh. Immer ängſtigen ſie ſich; immer ſind ſie in Furcht, bald dieſes bald jenes zu verlieren. Wann ein Gewitter am Himmel aufſteigt: ſo ängſtigen ſie ſich wegen ihrer Felder und ihres Hauſes; iſt die Witterung etwas rauh: ſo zittern ſie für ihr und ihrer Kinder Leben. Es wäre wirklich ſehr traurig, wenn unſer Leben in einer ſolchen beſtändigen Furcht und Angſt vergehen ſollte. Dieß kann Gottes Abſicht gewiß nicht ſeyn, der ſo gern alles, was er geſchaffen hat, erfreuet. In der That giebt es auch ein Mittel, ſich bey den mannigfaltigen Gefahren, unter denen man wandelt, zu beruhigen. Dieß iſt die **Unerſchrockenheit.** Wenn man ſich einmal dazu gewöhnet hat, vor keiner Gefahr zu erſchrecken: ſo wird man auch unter den mannigfaltigſten Gefahren ruhig ſeyn können.

Die Lehre Jeſu, dieſe vortreffliche, göttliche Lehre, die uns alles verſchafft, was wir zu einem wirklich vergnügten Leben nöthig haben, hat uns auch Mittel angegeben, uns dieſe Unerſchrokſchrockenheit zu erwerben. Dieß will ich itzo zeigen. Gott laſſe dieſe Betrachtung für uns alle geſegnet ſeyn! Amen!

---

*) 2 Cor. 4, 18.

Text.

Joh. 14, 27.

Euer Herz erſchrecke nicht und fürchte ſich nicht!

Evangelium.

Matth. 8, 23 — 27.

Hauptſatz.

Von der chriſtlichen Unerſchrockenheit.

1. **Von ihrer Beſchaffenheit und Vortreflichkeit.**
2. **Wie man dazu gelangen könne.**

Erſter Theil.

Wenn unſer Erlöſer ſeine Jünger ermuntert: **Euer Herz erſchrecke nicht! und fürchte ſich nicht!** was will er wohl damit ſagen? verlangt er vielleicht, daß wir ganz ſorglos ſeyn, an gar keine Gefahr denken ſollen? Dieß kann ſeine Meynung nicht ſeyn. Er hat uns ja durch ſeinen Apoſtel Paulus ſagen laſſen: **ſehet zu, wie ihr vorſichtiglich wandelt, nicht als die Unweiſen** *). Zum vorſichtigen Wandel gehöret aber gewiß auch mit, daß wir an die Gefahr denken, und überlegen, wie wir ihr entgehen wollen. Wer den Acker bauet, muß an die Gefahren denken, denen ſeine Ausſaat ausgeſetzet iſt; und wer

---

*) Epheſ. 5, 15.

Kinder gut erziehen will, der muß ſich immer die mancherley Gefahren vorſtellen, denen ihre Tugend, Geſundheit und ihr Leben unterworfen ſind. Weil Joſeph in den Jahren des Ueberfluſſes an die Theurung dachte: ſo wurde er dadurch in den Stand geſetzt, nicht nur ſeines Vaters Familie zu erhalten, ſondern auch ganz Aegypten gegen Hunger und Tod zu ſchützen. Wenn alſo unſer Erlöſer ſagt: **euer Herz erſchrecke nicht und fürchte ſich nicht!** ſo iſt gewiß ſeine Meynung dieſe: **ängſtiget** euch nicht wegen bevorſtehender Gefahren, ſondern überleget vielmehr, wie ihr euch dabey verhalten wollet! — Es kann unſers Erlöſers Meynung ferner nicht ſeyn, daß wir uns ohne Ueberlegung und ohne Noth in jede Gefahr wagen ſollen: denn er ermahnt uns ja ſelbſt: **ſeyd klug wie die Schlangen.** Dazu gehört aber gewiß auch, daß man die Gefahr zu meiden, und ihr zu entgehen ſuche, wenn man nicht verbunden iſt, ſich in dieſelbe zu wagen. Er will nur damit ſagen, daß wir, wenn eine Gefahr uns aufſtößt, den Muth nicht ſollen ſinken laſſen, ihr vielmehr getroſt entgegen gehen, wenn wir dazu, aus beſondern Urſachen verbunden ſind. So gieng er ſelbſt dem ſchmerzhafteſten Tode, den er leicht hätte vermeiden können, getroſt entgegen, weil er wußte, daß derſelbe zum Heil der Menſchen nöthig war, und gab uns dadurch ein Beyſpiel, welches wir, in ähnlichen Fällen, nachahmen ſollen. **Wir erkannten daran ſeine Liebe, daß er ſein Leben für uns gelaſſen hat**

hat *). Aber was ſollen wir denn nun thun? **wir ſollen auch das Leben für die Brüder laſſen.** Wenn wir ſie in Gefahr ſehen: ſo ſollen wir dieſelbe nicht ſcheuen, ſondern uns getroſt in dieſelbe wagen, wenn wir auch unſer Leben darüber laſſen ſollten.

Und dieſe chriſtliche Unerſchrockenheit, dieſe Beruhigung bey bevorſtehenden Gefahren, dieſer Muth bey Annäherung derſelben, dieſes getroſte Entgegengehen, wenn unſere Pflicht es erfordert, iſt uns höchſt nöthig, iſt uns unentbehrlich, wenn wir als Chriſten unſer und unſers Nebenmenſchen Wohl beſorgen wollen. Unſer und unſers Nebenmenſchen Wohl iſt ja in beſtändiger Gefahr: wie können wir es denn ſchützen und erhalten, ſo lange wir die Gefahr ſcheuen?

Ohne dieſe Unerſchrockenheit ſind wir nicht im Stande, etwas von Wichtigkeit zu unternehmen. Jede Unternehmung, beſonders wenn ſie etwas wichtig iſt, iſt mit Gefahr verknüpfet, an die man freylich ſogleich denken muß. Wenn man ſich nun davor fürchtet, ſtatt zu überlegen, wie man derſelben entgehen oder aus derſelben ſich helfen will, ſich zurück ziehe: ſo bringt man ja gar nichts Wichtiges zu Stande. Man könnte vielleicht ſein Feld, ſein Gewerbe, ſeine Handlung, ſo verbeſſern, daß ſie noch einmal ſo viel einbrächten, wenn man einigen Aufwand machen wollte; aber freylich iſt dabey die Gefahr, daß der Verſuch mißlingen, und die aufgewandten Ko-

---

*) 1 Joh. 3, 16.

ſten verloren gehen könnten; man könnte durch eine Reiſe bisweilen ſich, den Seinigen, ſeinen Nebenmenſchen viele Vortheile verſchaffen; aber es iſt freylich dabey die Gefahr, daß man ſeine Geſundheit, wohl gar ſein Leben einbüßen könnte. Wenn man nun dieſe Gefahren fürchtet, gar nicht überleget, wie man ſich dagegen ſchützen könnte: ſo unterbleibt alles. Könntet ihr überſehen, wie viel Gutes die Menſchen bloß deßwegen unterlaſſen, weil ſie zu furchtſam ſind: ihr würdet erſtaunen.

Ohne Unerſchrockenheit iſt man auch gar nicht im Stande, ſich und ſeinen Nebenmenſchen, bey eintretender Gefahr, zu helfen, und wenn man auch dazu den beſten Willen hätte. Das einbrechende Unglück trifft faſt immer die Furchtſamen, weil es ihnen an Muth fehlet, ſich gegen daſſelbe zu vertheidigen. Wird ihnen ein Kind, ein Freund krank: ſie verlieren ſie ſo gleich ihre Faſſung; bey jedem Aechzen, bey jedem Zucken entſetzen ſie ſich; brauchen in der Angſt lauter verkehrte Mittel, und tödten ſo ihren Liebling, den ſie leicht hätten retten können, wenn ſie nur die Gefahr nicht gefürchtet, nur ruhig überlegt hätten, woher die Krankheit rühre, und durch welche Mittel ſie am ſicherſten könne gehoben werden. Bey einem Gewitter läuft der Erſchreckene; erhitzt ſich; leitet durch ſeine ſtarke Ausdünſtung den Blitz auf ſich zu, und wird erſchlagen. Bey einer Feuersbrunſt ringt er die Hände; läßt Haus und Gut verbrennen, das er vielleicht entweder ganz, oder doch zum Theil, hätte te retten können, wenn er Muth genug gehabt hätte, ſich in die Gefahr zu wagen. Bey einer anſteckenden Krankheit ängſtiget er ſich; wagt es nicht, ſeinen kranken Freunden beyzuſtehen, und eben dieſe Angſt macht, daß er davon wirklich angeſteckt wird.

Das Schlimmſte hierbey iſt, daß die Erſchrockenheit, die Furchtſamkeit, ſelbſt anſteckend iſt. Ein einziger erſchrockener Menſch kann einer Menge anderer den Muth benehmen. Er zeigt Gefahr, wo keine iſt; vergrößert diejenige, die wirklich da iſt; warnet diejenigen, die helfen wollen, daß ſie nicht zu viel wagen ſollen; er findet bald Geſellſchaffter, die ihm beyſtimmen und Furcht und Schrecken um ſich verbreiten, ſo daß alles muthlos da ſteht, klagt und zittert, anſtatt daß man helfen ſollte. Fallen euch nicht Exempel von ſolchen feigen, zaghaften Menſchen bey, die durch ihre Erzählungen und ihre Muthloſigkeit andere in Furcht und Schrecken ſetzten? Einige wenige verzagte Leute machten das ganze Iſraelitiſche Heer muthlos. Itzo ſtand es, nach vielen erduldeten Mühſeligkeiten, an den Gränzen des verheißenen Landes, und ſehnete ſich nach dem Augenblicke, da es einrücken und davon Beſitz nehmen ſollte. Da kamen aber, die zur Unterſuchung des Landes ausgeſandten, größtentheils feigen und zaghaften Leute zurück, und machten von der Beſchaffenheit deſſelben und ſeiner Bewohner fürchterliche Beſchreibungen. **Wir vermögen**, ſagten ſie, **nicht hinauf zu ziehen gegen** das Volk, denn ſie ſind uns zu ſtark. Alles Volk, das wir darinnen ſahen, ſind Leute von großer Länge. Wir ſahen auch Rieſen daſelbſt, und waren vor unſern Augen als die Heuſchrecken *). Wahrſcheinlich waren die Einwohner wohl eben nicht größer, als die Iſraeliten. Vielleicht gab es unter dieſen auch ſolche, wie diejenigen, die ſie für Rieſen hielten; aber ihre Zaghaftigkeit machte, daß ſie alles für größer und ſchrecklicher anſahen, als es wirklich war: und was richteten ſie damit aus? Dieſes, daß ſie mit ihrer Zaghaftigkeit das ganze Iſraelitiſche Heer anſteckten. Die ganze Gemeine murrete, ſchrie, wimmerte die ganze Nacht **). Soviel Unheil können zaghafte Menſchen anrichten!

Aber daraus kann man auch ſehen, wie unſchätzbar die chriſtliche Unerſchrockenheit ſey. Sie macht den Menſchen zehnmal ſtärker, als er ſonſt war, ſetzt ihn in den Stand, daß er mehr als hundert, vielleicht tauſend verzagte Menſchen ausrichten kann. Wenn der Unerſchrockene einſieht, daß es gut, ihm und vielen andern Menſchen nützlich ſey, wenn er etwas Schweres unternimmt: ſo thut er es; achtet keine Gefahr, und hat faſt immer die große Freude, zu ſehen, daß ihm ſeine Unternehmung gelungen iſt. Bey dem Krankenbette, bey der Lebensgefahr ſeines Nebenmenſchen, iſt er getroſt; ſtatt ſich zu ängſtigen, überlegt er, wie

er

---

*) 4 B. Moſ. 13, 32, 34. **) B. Moſ. 14, 11.

er helfen will, und hilft gewiß, wenn anders Hülfe noch möglich iſt. Paulus predigte, und während ſeiner Predigt fiel ein junger, ſchlafender Menſch vom Fenſter hinab. Jedermann hielt ihn für todt, und die erſchrockene Verſammlung würde ihn auch wahrſcheinlich für todt begraben haben; aber da trat der unerſchrockene Paulus auf und ſagte: **Machet kein Getümmel: denn ſeine Seele iſt noch in ihm** *)! und ſo erwarb ſich Paulus, durch ſeine Unerſchrockenheit, das unausſprechlich groſſe Vergnügen, dieſem jungen Menſchen das Leben zu retten.

Bey Feuersbrünſten, bey Ueberſchwemmungen, bey andern Unglücksfällen, wo alles muthlos wird, und in Gefahr iſt, bey ſeiner Muthloſigkeit zu verderben, hört man ihn nicht klagen; man ſieht ihn nur helfen; man ſieht ihn allenthalben, wo die größte Noth iſt, geſchäfftig, wie einen Engel Gottes, das Leben und die Güter ſeiner Mitmenſchen zu retten.

Wann die Ungerechten ihre unſchuldigen, hülfloſen Mitmenſchen unterdrücken; wann der Verläumder die Ehre der Rechtſchaffnen zu rauben ſuchet; wann Untugend und Ruchloſigkeit überhand nehmen; jedermann ſeufzet; jeder ſich zu reden fürchtet: ſo tritt der Unerſchrockene vor, da, wo es ſein Gewiſſen erfordert, und wird der Vertheidiger der Unterdrückten, Verläumdeten, der gekränkten Tugend, mit Klugheit und Nachdruck; und, da die Gerechtigkeit auf ſeiner Seite iſt: ſo er-

---

*) Apoſt. Geſch. 20, 10.

erhält er einen Sieg nach dem andern, und erwirbt ſich die Liebe, die Achtung, den Segen ſeiner Nebenmenſchen.

Die chriſtliche Unerſchrockenheit hat auch eine bewundernswürdige Kraft, ſich andern mitzutheilen. Wenn hundert Menſchen da ſtehen und klagen und zittern, und alle Hoffnung zur Errettung aufgeben; und ein einziger Unerſchrockener tritt auf, und **ſpricht und greift an!** ſo dringt neues Leben, neuer Muth in alle; ſie ſchämen ſich ihrer Zaghaftigkeit; ſie folgen dem Unerſchrokkenen nach, und retten da, wo keine Rettung mehr möglich ſchien. Als bey einer gefährlichen, ſtürmiſchen Schiffahrt, alle, die auf dem Schiffe waren, die Hoffnung, ihr Leben zu erhalten, aufgegeben hatten, und der unerſchrockene Paulus trat auf und ſprach ihnen Muth ein: **ſo wurden ſie alle gutes Muths** *).

Als das Schiff, auf welchem ſich Jeſu Jünger befanden, beynahe von den Wellen bedeckt wurde, und alle glaubten, daß ſie verderben würden: ſo trat Jeſus hervor, bedrohete den Wind und das Meer; und ſeine Unerſchrockenheit flößte allen, die um ihn waren, neuen Muth ein.

Welch eine vortrefliche Eigenſchaft iſt alſo die chriſtliche Unerſchrockenheit! was für eine weiſe Ermahnung Jeſu iſt es: **euer Herz erſchrekke nicht und fürchte ſich nicht!** Wer dieſe verſteht, und ſie befolgt; wer Furcht und Schrekken ſich abgewöhnen lernt, der genießt eine im-

---

*) Apoſtelgeſch. 27.

merwährende Ruhe und Zufriedenheit, bey aller Unruhe und Gefahr, mit welcher er umgeben iſt; der hilft ſich noch, wann Andere verderben; der wird der Erretter, der Engel ſeiner Nebenmenſchen.

Zweyter Theil.

Dieſe wichtige Erinnerung: **Euer Herz erſchrecke nicht und fürchte ſich nicht!** ſagte Jeſus nicht zu Hohenprieſtern, Schriftgelehrten, Phariſäern oder andern Leuten, die ſich bisweilen unter ſeinen Zuhörern befanden, ſondern — zu ſeinen Jüngern, vermuthlich, weil er vorher wußte, daß Menſchen, die ſeine Lehre nicht recht gefaßt, verſtanden und ſich zur Befolgung derſelben ſchon eine zeitlang gewöhnet hatten, dieſe Ermahnung weder verſtehen noch in Ausübung würden bringen können. Und ſo iſts auch wirklich. Wahre chriſtliche Unerſchrockenheit kann nur derjenige erlangen, der über die Lehre Jeſu recht nachgedacht, ſie verſtanden, ſie lieb gewonnen, eine Zeitlang befolget hat, und dadurch von ihrer Vortreflichkeit iſt überzeuget worden. Dieſe chriſtliche Unerſchrockenheit iſt eine Frucht der chriſtlichen Geſinnung. Wer Jeſu Geiſt hat, der iſt auch unerſchrocken.

Wer alſo die Unerſchrockenheit ſich erwerben will, muß, nach Jeſu Anweiſung, **durchgängig** recht thun; keines Betrugs, keiner Ungerechtigkeit, keiner Lügen ſich jemals ſchuldig machen. Denn wer ſich nichts Gutes bewußt iſt, wie kann denn der getroſten Muth haben? Immer muß er ja in Sorgen leben, daß ſeine Unredlichkeit werde entdeckt werden? Wird er vor Gericht gefordert: ſo erblaßt er, weil er vermuthen muß, daß eine ſeiner ſchlechten Handlungen ſey entdeckt worden; ſoll er nach ſeiner Pflicht, um das Recht reden: ſo ſcheuet er ſich, weil er fürchtet, man mögte ihn an ſeine eignen Ungerechtigkeiten erinnern; erblickt er Gefahr: ſo glaubt er, dieß ſey Gottes Strafe. So gieng es den Brüdern Josephs. Da ſie in Aegypten geängſtigt wurden: ſo fiel ihnen gleich das Bubenſtück ein, das ſie ehemals mit ihrem Bruder Joſeph vorgenommen hatten; der Muth entfiel ihnen, und ſie ſagten unter einander: **Das haben wir an unſerm Bruder verſchuldet, daß wir ſahen die Angſt ſeiner Seele, da er uns flehete, und wir wollten ihn nicht erhören: darum kommt nun dieſe Trübſal über uns** *). Wer hingegen ein gutes Gewiſſen hat, wer ſich bewußt iſt: mit Vorſatz habe ich nichts Böſes gethan; ich habe immer nach meinen beſten Einſichten gehandelt, der kann auch unerſchrocken ſeyn. Wen ſoll er denn fürchten? die Obrigkeit? Dieſe kann ihn ja mit Recht nicht ſtrafen. Böſe Menſchen? Dieſe können ihm ja keine gegründeten Vorwürfe machen. Oder ſoll er vielleicht ſich vor Gott knechtiſch fürchten? Dieſer kennt ja ſein redliches Herz, ſeine geheimſten Handlungen ſind ihm bekannt — warum ſoll er denn von ihm Strafe befürchten? Daher ſagt Salomo: **der Gottloſe fleucht**

---

*) 1 B. Moſ. 42, 21.

fleucht, und niemand jaget ihn; aber der Gerechte iſt getroſt, wie ein junger Löwe *). Und Petrus fragt: wer iſt, der euch ſchaden könne, ſo ihr dem Guten nachkommet **)?

Wer unerſchrocken werden, die Gefahr nicht fürchten will, der muß ferner das feſte Vertrauen zu Gott haben, ſo wie es uns Jeſus gelehret hat, daß er ihn kenne, ihn liebe, für ſein Beſtes ſorge; daß er alle Haare ſeines Hauptes gezählet habe, daß alſo ohne ſeinem Willen ihm ſchlechterdings nichts begegnen könne. Dieß Vertrauen zu Gott kann freylich kein böſer Menſch faſſen; wer aber immer recht thut, und dabey aufmerkt, wie gut und liebevoll ihn Gott immer leitete, der bekommt dieſes Vertrauen. Und wo dieſes iſt, da iſt auch gewiß chriſtliche Unerſchrockenheit. Denn wo iſt denn im Himmel und auf Erden etwas, das ich fürchten dürfte, wenn ich gewiß glaube, daß ich unter dem Schutze des Allmächtigen ſtehe? Wird mich ein Unfall treffen können, ohne ſein Zulaſſen? und wenn er denſelben über mich verhängt, wird er nicht zu meinem Beſten dienen müſſen? Wo alſo dieß Vertrauen recht lebhaft iſt, da hört alle Furcht, alles Schrecken auf; und man achtet keine Gefahr mehr, die uns auf unſern Berufswegen trifft. Daher finden wir auch faſt immer, daß Menſchen, welche in Gefahren eine auſſerordentliche Unerſchrockenheit bewieſen, auch ein außerordentliches Vertrauen zu Gott hatten. Was gab dem David einen ſo erſtaunenswürdigen Muth, ſich zum Beſten ſeines Volks mit einem ſeiner ſchrecklichſten Feinde in Zweykampf einzulaſſen? Vertrauen auf Gott. **Ich komme zu dir, ſagte er zu ihm, im Namen des Herrn** *) und der Verfaſſer des Briefs an die Ebräer verſichert, daß alle die muthigen Unternehmungen, welche die Bibel erzählt, durch den Glauben, oder durch das Vertrauen auf Gott wären gewirkt worden **).

---

*) Sprichw. Sal. 28, 1.

**) 1 Pet. 3, 13.

Auch wird zur chriſtlichen Unerſchrockenheit erfordert, daß man, als ein Schüler Jeſu, **nicht ſehe auf das Sichtbare** ***), **ſondern auf das Unſichtbare**; oder daß man ſein Herz an nichts Sichtbares hänge; daß man ſeine Glückſeligkeit nicht erwarte vom Reichthume, vom Ruhme, von dem Leben irgend eines Menſchen, ſondern allein von dem unſichtbaren Gotte und ſeinem eignen guten Verhalten; daß man ſein Erdenleben immer nur als einen Vorbereitungszuſtand zu einer höhern Glückſeligkeit betrachte. Wer dieß nicht kann, wer ſein Herz an irgend etwas Sichtbares ſo ſtark gehänget hat, daß er glaubt, er wäre unglücklich, wenn es ihm entriſſen würde, der kann unmöglich zur chriſtlichen Unerſchrockenheit gelangen. Wer zum Goldklumpen ſagt: du biſt mein Troſt, der wird gewiß nie froh, wenn er an die Gefahren denkt, mit welchen dieſer ſein Reichthum umgeben iſt, und wird ganz muthlos, verliert alle Beſinnungskraft, wenn irgend ein Unglück ihn trifft, und ihm denſelben zu entreißen dro-

---

*) 1 Sam. 17, 45. **) Eb. 11. ***) 2 Cor. 4, 18.

drohet. Wenn irgend ein Menſch ſo lieb iſt, daß er glaubt, ohne ihm nicht zufrieden leben zu können, der fängt gewiß an, zu zagen, ſobald dieſer von einer Krankheit befallen wird; und wer ſein eigen Leben auf eine unchriſtliche Art lieb hat, wird dieſer es wohl in Gefahr wagen? wird er ſich nicht ängſtigen, ſo oft er nur in der Ferne eine Gefahr erblickt?

Sobald wir aber, nach Jeſu Anweiſung, auf das Unſichtbare ſehen; bey allen unſern Schickſalen, bey den fürchterlichſten Begebenheiten, nur ſehen auf den unſichtbaren Regierer unſrer Schickſale; während unſers Erdenlebens immer ſorgen für unſern Geiſt, für ſeine Belehrung und Beſſerung; in ihm mehr, als in den Dingen auſſer uns, unſere Freude ſuchen: dann verſtehen wir auch die Worte recht: **euer Herz erſchrecke nicht und fürchte ſich nicht!** dann fühlen wir Luſt, ſie zu befolgen; dann iſts uns leicht, den Verluſt unſerer Güter, unſerer Freunde, unſers Erdenlebens ſelbſt zu denken, ohne darüber zu erſchrecken; dann fühlen wir uns auch ſtark genug, da, wo es unſere Pflicht erfordert, Gut und Leben zu wagen.

Aber lieben Freunde! wenn wir auf uns ſelbſt recht Achtung geben: ſo finden wir, daß zur Unerſchrockenheit auch ein geſunder, feſter, Körper nöthig ſey. Und wenn wir die Lehre Jeſu noch ſo gut gefaßt haben; noch ſo redlich handeln; noch ſo ſehr gleichgültig gegen das Sichtbare ſind; noch ſo feſtes Vertrauen zu Gott faſſen, und der Körper iſt krank und weichlich gewöhnt: ſo ſind wir doch furchtſam; wir zittern bey jeder rauhen Luft; wir ſtellen uns jede Gefahr als ſchrecklich groß vor, und fliehen ſie. Ein Menſch ohne Redlichkeit, ohne Vertrauen auf Gott, deſſen Herz ganz an dem Sichtbaren hängt, der aber einen geſunden, ſtarken, abgehärteten Körper hat, übertrifft oft, wann die Gefahr eintritt, den Redlichſten, deſſen Seele in einem kränklichen, ſchwachen Körper wohnet. Alſo, wenn wir die weiſe Lehre Jeſu befolgen wollen: **euer Herz erſchrekke nicht und fürchte ſich nicht**: ſo iſt es ſchlechterdings nöthig, daß wir unſern Körper geſund und ſtark zu erhalten ſuchen; daß wir alles meiden, was ihn ſchwächen könnte, vorzüglich die Unmäßigkeit und Unkeuſchheit, welche die menſchlichen Säfte verderben, und die Kräfte ſchwächen; uns dagegen früh gewöhnen, Mühe und ſchwere Arbeit, jede Art von Witterung, Kälte und Hitze, Sturm und Näſſe zu ertragen; daß wir freudig in die Gefahr gehen, ſo oft unſere und unſers Nebenmenſchen Noth es erfordert. So handelten Jeſus und ſeine Apoſtel. Sie machten die beſchwerlichſten, gefährlichſten Reiſen, und wurden Muſter der Unerſchrockenheit. Jeſus ſcheuete keine Gefahr; ging, ſobald es nöthig war, dem Tode getroſt entgegen, und ſeine Jünger, die ſonſt ſo furchtſam waren, die aus Furcht vor den Juden die Thüren verſchloſſen, wurden doch in der Folge, da ſie den Sinn der Lehre Jeſu recht gefaßt, und ihren Körper mehr abgehärtet hatten, ſo unererſchrocken, daß ſie ganz freymüthig die Lehre Jeſu bekannten, ob gleich ſie deßwegen ihre Güter einbüßen mußten, in den Bann gethan und mit der Todesſtrafe bedrohet wurden. Waren ſie nicht eben ſowohl Menſchen wie wir? Gewiß auch unſer Herz wird ſich nicht mehr fürchten, nicht mehr erſchrecken, wenn wir, wie ſie, den Sinn der Lehre Jeſu recht faſſen, ſie befolgen, und unſern Körper geſund und ſtark zu erhalten ſuchen.

Beſchluß.

Wenn ihr, lieben Freunde, auf dieſe Betrachtung recht aufmerkſam geweſen ſeyd, und ſie verſtanden habt: ſo werdet ihr gewiß noch freudiger glauben, daß die Lehre Jeſu eine vortrefliche, göttliche Lehre ſey, bey der man ſich immer wohl befindet, wenn man ſie nur befolgt.

Mit Gefahren ſind wir umgeben, von der Wiege bis ins Grab. Dieß iſt nun einmal nicht abzuändern. Was achten wir aber die Gefahr, wenn wir uns, nach unſers Erlöſers Anweiſung, die Furcht und das Schrecken abgewöhnen? Dann ſind wir ruhig, wenn auch von allen Seiten ſich Gefahren, wie Wetterwolken, aufthürmten, und ſagen mit David: **ob ich wandele im finſtern Thal, fürchte ich kein Unglück: denn du, Gott! biſt bey mir.** Dann wagen wir uns getroſt in jede Gefahr, wohin wir als Chriſten, als Freunde Jeſu, um unſers und unſerer Nebenmenſchen Beſten Willen gehen müſſen; dann ſtehen wir feſt, wo hundert andere ſinken und verderben; dann ſchützen und retten wir unſere Mitmenſchen, wo unredliche, habſüchtige, ehrgeizige, wollüſtige, verzärtelte Menſchen nicht nur nicht helfen können, ſondern für ſich ſelbſt bey andern um Hülfe und Beyſtand flehen müſſen.

Stärke uns, o Gott, daß wir dieß, was wir heute gehört haben, befolgen: **ſo wollen wir mit dir Thaten thun!** Amen.

Vier-

Vierzehnte Predigt.

Am Feſte der Reinigung Mariä.

Dir dank ich für mein Leben,
Gott, der du mirs gegeben,
Ich danke dir dafür;
Du haſt, von Huld bewogen,
Mich aus dem Nichts gezogen;
Durch deine Güte bin ich hier.

Lieben Freunde! das Leben auf dieſer Erde iſt ein vortrefliches Geſchenk unſers Schöpfers. Wie viele Freude genießen wir in demſelben! Des Morgens können wir die Sonne aufgehen ſehen, den Tag über unſere Geſchäfte beſorgen, die Werke Gottes betrachten, mit unſern Freunden uns vergnügen, durch Speiſe und Trank uns erquicken; am Abend auf das Gute, das wir gethan und genoſſen haben, zurückſehen, und dann den Schlaf genießen, der uns allen ſo ſüß iſt. Hat man eine Zeitlang auf der Erde gelebt, gut gelebt, ſo kann man mit David ſagen: **wer bin ich? Herr! Gott! und wer iſt mein Haus, daß du mich bis hieher gebracht haſt** *)! Man fühlts, daß man verſtändiger geworden iſt, daß man mehr gelernt hat, daß man, und das iſt ſehr wichtig, Gutes ſtiftete; ſieht, daß die Arbeiten, die man verrich-

---

*) 1 Chron. 18, 16.

tete, durch Gott geſegnet wurden. Hat denn dieſe Freuden auch ein Stein, der Jahr aus Jahr ein, ohne Gefühl, in der Erde liegt, und gar nicht weiß, daß er da iſt? Und, wenn uns Gott nicht Gefühl und Leben gegeben hätte, würden wir nicht eben ſo wenig Freude haben, als ein Stein?

Daher iſt das Leben dem Menſchen auch gewöhnlich über alles lieb. Sollte dieſer und jener auch bisweilen in der Ungeduld ſprechen: wenn ich doch nur ſtürbe! wenn ich doch nur nicht mehr auf der Welt ſeyn ſollte! ſo beweißt er doch bald, daß von dieſem unüberlegten Wunſche ſein Herz nichts gewußt habe. Laßt ihn ins Waſſer fallen — er wird um Hülfe ſchreyen; laßt ihn krank werden — er wird Arzeney nehmen. Würde er dieß thun, wenn ihm das Leben nicht lieb wäre?

Aber Ausnahmen giebt es freylich. Man findet zu allen Zeiten Exempel von Menſchen, die ſich ſelbſt das Leben nahmen; und leider! findet man ſie auch ſehr oft in unſern Tagen. Daher will ich heute einmal reden vom Selbſtmorde.

Segne, Vater meines Lebens, dieſen Vortrag, damit dadurch die Dankbarkeit gegen dich, und der Eifer, deinen Willen zu thun, genähret werden mögen. Amen!

Text.

2 Tim. 4, 7. 8.

Ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten; hinfort iſt mir beygelegt die Krone der Gerechtigkeit.

Evan-

Evangelium.

Luc. 2, 22 — 32.

Hauptſatz.

Vom Selbſtmorde.

1. Woher er entſtehe?
2. Wie man ihn vermeiden könne?
3. Wie man ſich bey dem Selbſtmorde anderer zu verhalten habe?

Erſter Theil.

Wenn ein Menſch ſich ſelbſt das Leben nimmt, und man fragt andere: was mag ihn doch wohl dazu verleitet haben? ſo hört man gemeiniglich, daß man die Beweggründe dazu außer dem Selbſtmörder ſucht. Bald ſollen nahrloſe Zeiten, bald eine misvergnügte Ehe, bald ungerathene Kinder, bald Verfolgung, bald dieß bald jenes ihn zu dem ſchrecklichen Endſchluße gebracht haben, ſich ſelbſt das Leben abzukürzen. Wenn der Sturm aber ein Haus umwirft, ſo iſt die Urſache davon nicht bloß der Sturm, ſondern auch die ſchlechte Beſchaffenheit des Hauſes, weil entweder die Säulen und Schwellen daran vermodert waren, oder weil der Baumeiſter etwas daran verſehen hatte. Und wenn ein Menſch durch Trübſale zum Selbſtmorde gebracht wird: ſo liegt der Grund davon gewiß immer in ihm ſelbſt. Wenn die Trübſale allein den Menſchen zum Selbſtmorde bringen könnten: ſo bedenke nur ſelbſt, wie viele Selbſtmörder wir haben müßten! Wie viele Sorgen, Kummer, Kränkungen, Unglücksfälle, mag wohl Simeon in ſeinem Leben gehabt haben! Wie viele Noth, Verfolgung, Kränkungen, Beſchimpfungen mußten die Apoſtel ausſtehen! Wir ſchaudern und beben ja, wenn wir leſen, was Paulus erduldet hat. Sind ſie deßwegen aber Selbſtmörder geworden? — Kein einziger. Sie haben alle ausgehalten, bis Gott ſie abrief; bis ſie ſagen konnten: Herr nun läſſeſt du deinen Diener im Friede fahren. — **Ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe den Lauf vollendet.** Daraus ſieht man ja, daß der Menſch, wenn er recht gut iſt, **alles** aushalten kann. Es muß alſo wohl der Grund, warum manche Menſchen ſich ſelbſt das Leben nehmen, in ihnen ſelbſt, bald in ihrer Seele, bald in ihrem Körper, liegen.

Gar oft liegt er in der Seele, und zwar
Erſtlich im böſen Gewiſſen.

Wenn ein Menſch nach ſeinen Lüſten lebt; keine Warnungen, keinen guten Rath annimmt: ſo dauert es — ach wenn ihr es doch ja recht zu Herzen nehmen mögtet —! ſo dauert es gar nicht lange, bis er lauter Böſes um ſich ſieht, das er geſtiftet hat. Sein, ſonſt geſunder, Körper iſt durch Ausſchweifungen geſchwächt; ſeine Haushaltung iſt zu Grunde gerichtet; oft ſteckt er in Schulden; er hat vielleicht ſeine Ehre verloren, ſich um die Liebe ſeiner beſten Freunde gebracht; ſieht Menſchen um ſich, die er durch ſein böſes Leben unglücklich machte; oder ſieht ſie auch nicht mehr um ſich, weil der Gram, den er ihnen verurſachte, vor der Zeit ſie der Welt entriß.

riß. Nun wacht das Gewiſſen auf; es ſtellt ihm alle das Herzeleid vor, das er angerichtet hat; es ſteht mit ihm auf; es geht mit ihm zu Bette; es erſchreckt ihn in Träumen. Da weiß nun ſo ein armer Menſch ſich weder zu rathen, noch zu helfen. Um der Plage los zu ſeyn, ſchreitet er zum Selbſtmorde. Was bewog denn den Judas Iſcharioth, daß er ſich erhieng? blos das böſe Gewiſſen, das ihm immer ſagte: du haſt Unrecht gethan, das du unſchuldiges Blut, deinen Herrn und Meiſter, deinen größten Wohlthäter an ſeine Feinde verrathen haſt.

Zweytens liegt der Grund zum Selbſtmorde auch oft darinne, daß der Menſch ſein Herz zu ſehr an ein gewiſſes irrdiſches Gut hängt.

Einer hängt ſich an eine gewiſſe Perſon, und glaubt, dieſe und keine andere müſſe er haben, wenn er glücklich leben wolle. Er bekommt ſie aber nicht, entweder, weil ſie ihn nicht will, oder, weil die Umſtände es ihr nicht erlauben, ſich mit ihm zu verbinden. Nun glaubt er, es ſey für ihn keine Glückſeligkeit mehr möglich. Was thut er? — er nimmt ſich das Leben.

Ein anderer hat ſich in den Kopf geſetzt, ein reicher Mann zu werden. Er findet aber Hinderniſſe; ſeine Unternehmungen mißlingen; Unglücksfälle rauben ihm überdieß einen großen Theil ſeines Vermögens: nun glaubt er, alles verloren zu haben, und ſich nie wieder heben zu können — was thut er? — er wird ein Selbſtmörder.

Ein dritter iſt zu ehrgeizig; er will gern bemerkt, bewundert, vor allen andern vorgezogen ſeyn; und das mißlingt ihm. Er muß es ſehen, daß andere mehr Ruhm, anſehnlichere Aemter erhalten; er wird da und dort zurück geſetzt, wohl gar getadelt, und an ſeiner Ehre angegriffen; dieß zieht er ſich zu Gemüthe; wird des Lebens müde und kürzt es ſich ab. Da haben wir ja das Exempel an dem Ahitophel. Er hatte ſich daran gewöhnt, daß man alles, was er redete, anſahe, als wenn es vom Himmel herabgeſprochen ſey. Da man nun einmal ſeinen Rath nicht anſahe, als wenn er vom Himmel herabgeredet ſey; da man in denſelben Mißtrauen ſetzte; da man ihn verwarf: ſo wollte er auch nicht mehr leben. Was that er? — er erhängte ſich *).

Der dritte Grund vom Selbſtmorde iſt endlich der Mangel an herzlichem Vertrauen zu Gott, der Mangel an dem Glauben, daß alles, was Gott über uns verhängt, für uns gut ſey, wenn wir uns darein zu finden wiſſen; ſo wie es gut iſt, daß ein Vater ſeinen Kindern nicht in allen Stücken ihren Willen thut. Wenn alle Menſchen glaubten, was die chriſtliche Kirche ſinget:

Das, was Er thut,
Iſt alles gut,
Ob's noch ſo traurig ſchiene —

ſo würden wir gewiß ſehr wenige Selbſtmörder haben. Aber das glauben leider ſehr wenige Menſchen. Wenn die Widerwärtigkeit etwas ſtark eintritt; wenn es ſcheint, als wenn es nun ganz

---

*) 2 Buch Sam. 17, 23.

ganz mit ihnen aus wäre: ſo denken ſie nicht daran, daß ein weiſer, guter Gott ihr Schickſal regiere; daß ohne ſeinen Willen ihnen gar nichts begegnen könne, und daß alles, was ihnen begegnet, ſeine guten Abſichten habe — ſie denken nur an die Traurigkeit, die ſie itzo empfinden, nicht aber an die Freude, die ihnen Gott dadurch verſchaffen will — verzweifeln — verſchmähen ein Leben, von dem ſie glauben, daß es ihnen keine Freude mehr verſchaffen werde. So gieng es dem König Saul. Da die Philiſter von allen Seiten ihn ängſtigten: ſo glaubte er, Gott habe ihn verlaſſen, es ſey aus mit ihm — er erſtach ſich *).

Indeſſen iſt es gewiß, daß die Urſache vom Selbſtmorde ſehr oft auch im Körper liege. Wenn der Menſch die beſten Augen hat, und iſt in der ganzen Natur alles ſchön und fröhlich, die Fenſter des Zimmers aber, das er bewohnet, ſind dunkel und trübe: ſo kommt es ihm vor, als wenn alles, was er durch die dunkeln Fenſter ſieht, im Nebel liege. Und ſo geht es auch mit dem Körper, dem Hauſe, das unſere Seele bewohnet. Wenn dieſer in Unordnung iſt: ſo iſt alles um ihn her gleichſam ſchwarz. Denkt die Seele, in einem ſolchen Körper, an die Zukunft: ſo wird es ihr angſt und bange; jede kleine Gefahr kommt ihr ſchrecklich groß vor; es ſcheint ihr, als wenn ſie ihren Arbeiten nicht mehr gewachſen ſey, als wenn ſie nicht werde auskommen kön-

---

*) 1 Sam. 1, 4.

können. Sieht ſie um ſich, ſo iſt ihr alles unangenehm; ihre Arbeiten ſcheinen ihre Kräfte zu überſteigen; auf ihre Freunde iſt ſie mißtrauiſch; viele Menſchen hält ſie für ihre Feinde, und beſorgt von ihnen das Aergſte. Wenn andere fröhlich ſind: ſo ärgert ſie ſich; und wenn ſie etwas verſehen, ſo weiß ſie ſich vor Unmuth nicht zu laſſen, und glaubt, daß ſie ſtörriſche, boshafte, abſcheuliche Leute ſeyn müſſen, da doch vielleicht bloß ein kleiner Leichtſinn, eine kleine Unachtſamkeit ſie zu dem Verſehen verleitet hatte. Unter ſolchen Umſtänden wird nun ein Menſch ſeines Lebens müde; geht immer mit ſelbſtmörderiſchen Gedanken um; ſinkt endlich, und führet den traurigen Vorſatz aus, mit dem er ſchon lange umgegangen war.

Das iſt ein ſchrecklicher Zuſtand, vor dem Gott euch alle bewahren wolle!

Vor Alters glaubte man, daß dieß alles der Teufel wirke; daß die ſelbſtmörderiſchen Gedanken von ihm herrühren — aber itzo, da man die Worte recht hat verſtehen lernen: **Dazu iſt erſchienen, der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerſtöre** *); da man den menſchlichen Körper genau unterſucht hat, glaubt man ſo etwas nicht mehr. Man iſt nimmehr gewiß, daß der Grund von ſolcher Melancholie im menſchlichen Körper liege.

Manche Menſchen bringen einen fehlerhaften Körper mit auf die Welt. Es giebt Familien, in welchen die Melancholie immer von den Eltern auf die Kinder forterbt, und man kann es nicht recht erklären, wie das zugehe. Solcher Exempel ſind aber, Gott Lob! ſehr wenige. Die meiſten Menſchen verderben vielmehr ihren Körper durch ihre Lebensart.

---

*) 1 Joh. 3. 8.

Und das iſt einer der wichtigſten Punkte, die ich itzo vortragen will — ſeyd alſo aufmerkſam, lieben Freunde!

Ein großer Theil der Menſchen, beſonders in Städten, bringt den größten Theil ſeiner Lebenszeit ſitzend in der Stube zu. Selten machen ſie ſich eine Bewegung in freyer Luft, und, wenn ſie es thun: ſo geſchieht es doch nur bey warmer Witterung. Regnet es, oder wehet ein rauher Wind: ſo wagen ſie es nicht, auszugehen. Dadurch muß ja nothwendig der Körper geſchwächt werden, die Nerven, die feinen Fäden, die der Schöpfer durch unſern Körper verwebte, daß wir damit empfinden und wirken ſollten, werden ſchlaff; das Blut fängt an, zu ſtocken, weil die Adern durch das beſtändige Sitzen zuſammen gepreßt werden — iſts denn da ein Wunder, wenn ein ſolcher Menſch immer niedergeſchlagen und traurig iſt? Betrachtet doch nur den Fiſch, wenn er im Strome ſich befindet — wie lebhaft, wie luſtig iſt er! Nun nehmt ihn aber aus dem Strome heraus; ſetzt ihn in ein enges Gefäß voll Waſſer, wo er ſich nicht frey bewegen kann, wo das Waſſer nach und nach warm wird — iſts nicht wahr? er wird nach und nach matt, ſchnappt ängſtlich, und ſtirbt am Ende? Der gute Gott, der den Fiſch zur

Bewegung im friſchen Waſſer beſtimmte, beſtimmte den Menſchen zur Bewegung in friſcher Luft. Wenn er ſich nun faſt gar nicht bewegt; der friſchen Luft faſt ganz entzieht; ſo muß ihm ja am Ende ſo ängſtlich werden, wie dem Fiſche im laulichen Waſſer.

Hierzu kommt noch dieſes, daß manche Menſchen die weiſe Regel Sirachs: **mein Kind, prüfe, was deinem Leibe geſund iſt**, faſt gar nicht befolgen. Sie eſſen und trinken, was ihnen vorkommt, ohne zu prüfen: iſt das deinem Leibe auch gut?

Es ſchickt ſich für die Kanzel freilich nicht, ſo recht umſtändlich zu erklären, was und wie viel ein Menſch genießen ſoll: deßwegen will ich auch nur einige Exempel anführen, die alle verſtehen werden, die fein aufmerkſam ſind. Wer die Gedanken auf andere Dinge, als auf dieſen Vortrag, richtet, wird ihn freilich gar nicht, oder, welches noch ſchlimmer iſt, ganz falſch verſtehen.

Es fühlts doch jeder, daß auf den unmäßigen Genuß des Kaffees, Bänglichkeit, Zittern in allen Gliedern erfolgt; es iſt doch gewiß, daß der Brandtewein den Menſchen erſt wild und unbeſonnen; hernach verdroſſen macht, ſo, daß er den andern Tag die Thorheiten bereuet, die er am vorigen Tage begangen und die Schritte verflucht, zu welchen ihn dieſes Getränk verleitet hat. Eben ſo gewiß iſt es, daß der Menſch, der im Eſſen und Trinken, und im Genuſſe anderer ſinnlichen Vergnügungen, ſich nicht zu mäßigen weiß, den folgenden Tag ſich übel befindet, traurig, unmuthig, mit der ganzen Welt unzufrieden iſt. Wenn man nun ſolche Ausſchweifungen oft wiederholt: muß man da nicht am Ende des Lebens überdrüſſig werden?

Dieß ſind die Urſachen des Selbſtmordes. Laßt uns nun auch ſehen, wie wir ihn vermeiden können.

Zweyter Theil.

Wer auf das, was im erſten Theile geſagt wurde, recht aufmerkſam war, der wird faſt von ſelbſt finden können, was er zu thun habe, wenn er den Selbſtmord vermeiden will. Führt das böſe Gewiſſen, die Reue, zum Selbſtmorde: nun ſo laßt uns denn immer ſo leben, daß uns unſer Gewiſſen keine Vorwürfe machen darf; daß wir unſere Handlungen nicht bereuen dürfen; laßt uns, wie der Apoſtel ſagt, **vorſichtiglich wandeln, nicht als die Unweiſen, ſondern als die Weiſen** *)! Wer ein gutes Gewiſſen hat; wer ſeine Handlungen nicht bereuen darf, der kann unglaublich viel aushalten. Auch das ſchwerſte Leiden wird uns erträglich, wenn wir wiſſen, daß wir es uns nicht ſelbſt zugezogen haben. Es iſt traurig, eine ſchlechte Erndte zu haben; traurig ſein Haus verbrennen zu ſehen, von Feinden gekränkt zu werden: aber, wenn die Trübſal auch noch ſchrecklicher wäre: ſo wird man ſich doch leicht beruhigen können, wenn man nur weiß, daß man ſie nicht verſchuldet, daß man den Acker, der eine ſchlechte Erndte giebt, gut bearbeitet; das Feuer in dem Hauſe, das abbrennt, ſorgfältig verwahret, den Feind, der uns kränkt, vorſätzlich nicht beleidiget habe. Man kann dann auf guter Menſchen Mitleiden Beyſtand und — was das beſte iſt — auf Gottes Hülfe rechnen. Deßwegen ſteht in unſerm Geſangbuche der ſchöne Vers:

---

*) Epheſ. 5, 15.

Beſitz ich nur
Ein ruhiges Gewiſſen,
So iſt für mich,
Wann andre zagen müſſen,
Nichts Schreckliches in der Natur.

Und Salomo ſpricht: **der Gerechte iſt getroſt, wie ein junger Löwe** *).

Aber daran fehlts gar vielen Menſchen. Die meiſten haben einen Wurm am Herzen, der heimlich daran nagt — das iſt das böſe Gewiſſen, die Reue.

Womit ſollen denn dieſe ſich nun retten? ſollen ſie ſich ermorden?

Vielleicht iſt mancher hier, der ſich durch dieſe Frage getroffen fühlt; den die Sünde drückt; der durch unüberlegte Handlungen ſich große Noth zugezogen hat. Mit dieſem will ich nun beſonders reden.

Wenn du nun, lieber Freund, wirklich mit Kain ſagteſt: **meine Sünde iſt größer, als daß ſie mir könnte vergeben werden** **): ſo bedenk doch ſelbſt, ob der Selbſtmord dir nützen werde? Wem willſt du entfliehen? vielleicht Gott?

---

*) Spr. Salom. 28, 1. **) 1 B. Moſ. 4, 13.

Gott? Bedenk doch nur, was David ſagt: führe ich gen Himmel, ſo biſt du da; bettete ich mich in die Hölle, ſiehe ſo biſt du auch da*)! Dem Allmächtigen können wir ja ſchlechterdings nicht ausweichen. Willſt du vielleicht den Strafen der weltlichen Obrigkeit entgehen: ſo überlege doch nur, daß dieſe Gottes Dienerin iſt, die er bevollmächtigt hat, den Sünder zu ſtrafen! Wirſt du bey ihm Schutz finden gegen die Geſetze, die unter ſeiner Aufſicht gegeben ſind? Glaubſt du etwa, daß die Obrigkeit dich zu ſtrenge behandele, und du wollteſt deßwegen bey Gott ſelbſt Recht ſuchen: ſo brauchſt du ja nicht von der Erde zu entweichen; du kannſt ja hier, wo du ſtehſt, in dem Leibe, in welchem du lebſt, deine Noth ſo gut klagen, als außer dem Leibe. Willſt du etwa dem böſen Gewiſſen entfliehen? das geht ja nicht an. Das böſe Gewiſſen ſitzt nicht in dem Körper, ſondern in dir ſelbſt, in deiner Seele. Es folgt dir alſo allenthalben nach, du magſt kommen, wohin du willſt. Vielleicht willſt du aber den Leuten ausweichen, die du gekränkt und unglücklich gemacht haſt? — da hilft dir der Selbſtmord wieder nichts. Sie folgen dir ja nach — ſie verklagen dich vor Gottes Richterſtuhle.

Selbſtmord hilft alſo, wie ihr ſehet, dem Sünder gar nichts.

Sünder! wenn ihr Unrecht gethan habt: ſo iſt — merkt wohl auf — ſo iſt für euch ſchlechterdings gar kein anderes Mittel zu eurer Rettung übrig, als — Beſſerung. Denkt doch nur an Petrus. Der hatte auch eine große Sünde gethan. Was that er? erhängte er ſich etwa? keinesweges! er weinte bitterlich, und gab ſich nun deſto mehr Mühe, war deſto eifriger, den Willen ſeines Erlöſers zu thun, und ſtiftete noch ſehr viel Gutes in der Welt. Wenn wir nun einmal in einer andern Welt den Petrus und Judas Iſcharioth wieder antreffen ſollten, welcher wird ſich wohl am beſten befinden? Denkt doch darüber ſelbſt nach!

---

*) Pſ. 139, 8.

Es iſt alſo dem Menſchen, der ſein Gewiſſen verletzt hat, nichts anders zu rathen, als — Beſſerung. Hat er ſeine vorige Zeit ſchlecht angewandt: ſo muß er nun einen deſto beſſern Gebrauch davon zu machen ſuchen. Hat er Menſchen betrübt: ſo muß er deſto eifriger jede Gelegenheit nutzen, wo er ſie erfreuen, wo er ihre Glückſeligkeit befördern kann! Dann darf er, im Glauben an die Verheißung Jeſu, von Gott erwarten, daß er ihm verzeihen werde.

Zweytens laßt uns unſer Herz an nichts Irrdiſches hängen; nicht von allem, was außer uns da iſt, als unentbehrlich zu unſerer Glückſeligkeit betrachten. Dieſe laßt uns vielmehr in uns ſelbſt ſuchen! Wenn unſer Gewiſſen uns ein gutes Zeugniß giebt; wenn es ſagt: du haſt recht gethan; wenn wir dieß Zeugniß recht zu ſchätzen wiſſen: dann können wir es gewiß ertragen, wann äußerliche Güter uns entriſſen werden.

den. Iſt mein Gewiſſen mein Freund: ſo kann ich es verſchmerzen, wenn andere Menſchen es nicht ſeyn wollen; fühle ich es, daß ich ſelbſt verſtändiger und beſſer werde: ſo kann ich mich ja wohl zufrieden ſtellen, wenn mein äußerlicher Zuſtand ſich verſchlimmern ſollte; und habe ich den Ruhm eines guten Gewiſſens; bin ich überzeuget, daß ich Gottes Beyfall habe: was achte ich den Tadel kurzſichtiger Menſchen?

Drittens, wenn der Mangel des Vertrauens zu Gott zum Selbſtmorde verleitet: ſo laßt uns doch alles thun, um uns ein recht herzliches Vertrauen zu Gott zu verſchaffen.

Denkt nur zurück an die vorigen Zeiten! Iſts nicht wahr, es traf euch in denſelben manche große Noth? ihr glaubtet oft, daß ihr verderben und zu Grunde gehen müßtet? und doch wurde euch geholfen; doch ſahet ihr am Ende ein, daß die Trübſal, die euch ſo ſchwer war, zu eurem Beſten gedient hatte? Warum wollt ihr denn nicht das Vertrauen zu dem Gotte faſſen, der euch bis hieher ſo gut leitete, daß er auch künftig euer Beſtes befördern werde? Iſt er etwa weniger mächtig? weniger gut? weniger weiſe, als er es vor zwanzig oder dreyßig Jahren war? Und warum hat er alles dieß Gute an Euch gethan? doch wohl deßwegen, daß ihr ſeinen Willen thun, und auf dem Platze, wohin er euch ſtellte, Gutes ſtiften ſolltet. Und nun, nachdem ihr ſo lange von ihm genährt, geführt, geſchützt wurdet, wolltet ihr ihm den Dienſt aufſagen, wenn er etwas ſchwer wird? Bedenkt doch nur ſelbſt, was ihr von einem Soldaten haltet, der im Frieden viele Jahre den Sold zieht, und dann, wann er, für das Beſte des Vaterlandes, Beſchwerden übernehmen ſoll, entweichen will; was ihr haltet von einem Dienſtboten, der euch den Dienſt aufſagt, wann es gerade die meiſte Arbeit giebt — iſts nicht wahr, ihr haltet ſie für ſchlechte Leute, welchen ihr doch nicht gleich werden möget? Ihr werdet alſo auch dem guten Gotte nicht aus dem Dienſte gehen wollen, wenn er euch bisweilen etwas ſchwer wird. Ein guter Herr — und der iſt doch gewiß unſer lieber Gott — vergilt es allemal ſeinen Dienern wieder, wenn ſie in ſeinem Dienſte viel haben aushalten und dulden müſſen. Vielleicht wißt ihr manches Exempel davon, Exempel von Leuten, die vieles ausſtehen mußten, aber in der Folge auch deſtomehr Freude hatten. Sollte euch aber keines beyfallen, ſo denkt doch nur an Hiob! Dieſer ſagte auch einmal aus Unmuth: meine Seele wünſcht, erhangen zu ſeyn *) — ein ſchrecklicher Wunſch! Da er ſich aber nicht erhieng, geduldig aushielt die Trübſale, die Gott über ihn verhängte: ſo hatte er in der Folge auch die Freude, daß er ſehr geſegnet wurde, und noch gar viel Gutes ſtiften konnte. Wie vielmal wird er dann bereuet haben, daß er geſagt hatte: meine Seele wünſcht, erhangen zu ſeyn!

Der Gott, der zu Hiobs Zeiten regierte, re-

---

*) Hiob 7. 15.

regiert auch itzo noch, und wird eben ſo gut, wie damals, die Traurigkeit in Freude zu verwandeln wiſſen.

Endlich laßt uns auch dafür ſorgen, daß der Körper immer friſch und munter ſey! Die Unmäßigkeit laßt uns ja fliehen: denn daraus entſpringt allemal, über lang oder kurz, Melancholie. Unmäßigkeit jeder Art laßt uns meiden, da derſelben immer Schwermuth folgt. Täglich laßt uns ausgehen und die Werke Gottes betrachten, die mannigfaltigen, die weislich eingerichteten Werke, davon jedes, die Blume auf dem Felde, der Vogel unter dem Himmel, die Güte ſeines Schöpfers predigt; und dann recht lange ausgehen, wann wir am traurigſten ſind!

Lieben Freunde! wenn ihr dieſe Regeln alle befolgt: ſo werdet ihr gewiß euer trauerndes Herz beruhigen können; und keinem wird der ſchreckliche Wunſch entfahren: meine Seele wünſcht erhangen zu ſeyn!

Laßt uns nun noch überlegen, wie wir uns gegen Selbſtmörder zu verhalten haben.

Dritter Theil.

Wenn ihr von einem Selbſtmörder hört, lieben Freunde: ſo glaubt ihr vielleicht immer, daß er das ſchrecklichſte Verbrechen begangen habe, welches ihm Gott nicht vergeben könne. Und hierinne thut ihr Unrecht. Ein Verbrechen iſt es freylich, weil man Gotte gleichſam aus dem Dienſte läuft; abgeht, ehe man ſein Tagewerk vollendet, ehe die Seele im Körper die gehörige Reiſe und

Zeitigung erhalten hat. Das iſt wahr, das läugne ich nicht, und habe euch deßwegen davor herzlich gewarnt. Aber wenns nun einmal geſchehen iſt; wenn nun einmal ein armer Menſch ſich ſo weit verirrt hat; dann vergeßt doch ja nicht, was unſer Erlöſer ſagt: **richtet nicht, ſo werdet ihr auch nicht gerichtet, verdammet nicht, ſo werdet ihr auch nicht verdammet** *)! Bedauert den armen Menſchen, und — ſucht ihm gleich auf der Stelle zu helfen, wenn ihm noch zu helfen iſt. Hängt er an einem Strikke — ſchneidet ihn los! liegt er im Waſſer — zieht ihn heraus! hat er ſich mit einem mörderiſchen Gewehre entleibt: ſo ſchickt nach dem nächſten Wundarzte, und laßt, in dieſem und jenem Falle, ihn bitten, daß er doch geſchwinde kommen und verſuchen möge, ob er den Unglücklichen nicht noch retten könne.

Ihr werdet vielleicht ſagen: das geht nicht; ein Selbſtmörder iſt unehrlich, den darf man nicht anrühren. Wer hat denn dieß aber geſagt? iſts nicht wahr, eure Eltern, eure Großeltern, eure Nachbaren? Müßt ihr denn aber alles glauben, was dieſe ſagen? Wir ſind ja an die Bibel gewieſen, und dieſe ſagt ausdrücklich: **Lieben Brüder, ſo ein Menſch von einem Fehl übereilet wird, ſo helft ihm wieder zu rechte mit ſanfmüthigem Geiſt** **). Iſt denn nun der Selbmord nicht auch ein Fehl?

Sollen wir denn der Bibel nicht folgen? Warum wollt ihr denn dem nicht zurecht helfen, mit Sanftmüthigem Geiſte, der dieſen Fehl begangen hat?

---

*) Luc. 6. 37.

**) Joh. 6, 1.

Ihr ſagt ferner, den Selbſtmord könne Gott nicht vergeben. Wahr iſts nun wohl, daß ein Selbſtmörder dafür wird leiden müſſen, daß er ſeinem Wohlthäter hat entlaufen wollen, daß er gegen ihn undankbar geweſen iſt. Wo ſteht es denn aber geſchrieben, daß Gott ihm nicht vergeben könne? Ihr ſprecht: weil er keine Zeit hat, ſich zu beſſern? Lieben Freunde, was Gott über einen ſolchen Menſchen beſchließt, das könnt ihr nicht entſcheiden, und ich kann es auch nicht. Geſetzt aber, ein Selbſtmörder würde ewig verdammt — wollt ihr denn das zulaſſen? Wollt ihr nicht euer Möglichſtes thun, ihn der ewigen Verdammniß zu entreißen, damit er ſich beſſern und Vergebung erhalten könne? Ihr ſucht ja bey Feuersbrünſten die Häuſer zu retten — und euren Mitchriſten wolltet ihr nicht der Verdammniß zu entreißen ſuchen? Ueberlegt die Sache wie ihr wollt; wenn ihr Chriſten ſeyd: ſo müßt ihr ſchlechterdings alles Mögliche thun, um den Selbſtmörder ins Leben zurück zu bringen.

Wie ihr dieß angreifen müßt, findet ihr im **Noth- und Hülfsbüchlein** umſtändlich beſchrieben.

Nur mit wenigem muß ich gedenken, wie ſich ein guter Chriſt gegen den Leichnam eines Selbſtmörders, der nicht mehr gerettet werden kann, zu verhalten habe. Sonſt pflegte man ihn auf den Plätzen zu beerdigen, wo die Körper der Thiere und Miſſethäter vermodern. Dieß war aber eine ſchändliche Gewohnheit. Auf unſerm Gottesacker vermodern die Leichname ſo vieler Geizigen, ſo vieler Verläumder, ſo vieler Meineidigen, ſo vieler Trunkenbolde und anderer Verbrecher, die alle durch unſere Nachbarn zu Grabe gebracht wurden: warum ſoll denn allein der Leichnam des Selbſtmörders von einem ſolchen Begräbniſſe ausgeſchloſſen ſeyn? Wenn dieß nothwendig ſo ſeyn müßte: ſo würde es doch unſere liebe Obrigkeit befehlen, die, wie ihr alle wißt, Gottes Dienerin iſt.

Strafe muß ſeyn, ſagt ihr; und das gebe ich gern zu. Aber uns kömmt es nicht zu, unſern fehlenden Nebenmenſchen zu ſtrafen, ſondern Gotte und der Obrigkeit, die ſeine Dienerin iſt. Dieſe will ja aber, daß der Leichnam eines Selbſtmörders auf den Gottesacker beerdigt werden ſoll. Und wenn ja Strafe ſeyn ſoll: wer wird denn dadurch beſtraft, wenn der Leichnam des Selbſtmörders ein unehrliches Begräbniß bekommt? der Selbſtmörder nicht, — der iſt nicht mehr da — der ſteht vor ſeinem Richter; der Leichnam auch nicht, weil dieſer nicht mehr ſieht, nicht hört, nicht empfindet, was mit ihm vorgenommen wird. Die welche geſtraft werden, ſind die armen, unſchuldigen Anverwandten des Selbſtmörders, ſeine Eltern, ſeine Kinder, ſeine Geſchwiſter, ſein Ehegatte; dieſe bedaurenswürdigen

gen Leute, die ohnedieß über den Fehltritt, genug Jammer, in ihren Herzen haben, den ihr Anverwandter begangen hat? Habt ihr denn nicht geleſen, was die Bibel ſagt: **der Sohn ſoll nicht tragen die Miſſethat des Vaters** *)?

Nun, du Vater unſers Lebens, ſtärke uns alle, daß wir treulich bis an das Ende deſſelben aushalten, damit wir mit Simeon einſt ſagen können: **Herr nun läſſeſt du deinen Diener in Friede fahren**; und mit deinem Knecht Paulus: **ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten; hinfort iſt mir beygelegt die Krone der Gerechtigkeit.**

Daß wir das Glück der Lebenszeit
In deiner Furcht genießen,
Und unſern Lauf mit Freudigkeit,
Wann du gebeutſt, beſchließen.
Amen!

---

*) Ez. 18, 20.

Funfzehnte Predigt.

Am fünften Sonntage nach dem Feſte der Erſcheinung Chriſti.

Kann ich kein zeitlich Glück und Gut
Den Meinigen erwerben:
So laß ſie, Gott! das gröſte Gut,
Die Tugend von mir erben.
Hilf, daß ich dir ſie, Gott! erzieh;
Selbſt Sünd' und Laſter eifrig flieh,
Und ſtets behutſam wandle.

Es iſt vom Anfange der Welt her viel Böſes geſchehen, und geſchieht deſſelben noch heutiges Tages ſehr viel. Immer ſind der Menſchen nur wenige, die nach dem Geiſte wandeln, die es ſich angelegen ſeyn laſſen, nach dem Willen des Geiſtes Gottes, an ſich zu beſſern; das Bild Gottes, das ſie an ſich tragen, immer vollkommener zu machen; ihre Lüſte zu beherrſchen und ihres Nebenmenſchen Wohl, wie ihr eigenes, zu ſuchen. Die meiſten handeln ohne Ueberlegung, nach ihren Trieben und Lüſten; bekümmern ſich wenig um ihres Nebenmenſchen Wohl; ſorgen nur für ihren eigenen Vortheil; ſind lieblos, hart, grauſam gegen andere, wenn ſie ſich damit einen Vortheil zu ſchaffen glauben. Darauf deutet auch Jeſus, wann er ſagt: der Weg iſt breit, der zum Verderben führet, und ihrer ſind viele, die darauf wandelen *).

---

*) Matth. 7, 13.

Da fragt ſichs nun, wie der gute, weiſe, heilige Gott es dulden und zulaſſen könne, daß unter ſeiner Regierung ſo viel Böſes geſchieht? Man hat darüber viel geſtritten, und mancherley Gründe hervorgeſucht, um die Güte und Weisheit Gottes bey Zulaſſung des Böſen zu vertheidigen. Allein es iſt dazu keine große Gelehrſamkeit nöthig; ein jeder von euch, wenn er nur ein wenig nachdenken will, muß ſchon ſelbſt einſehen, daß Gott bey allem Böſen, das in der Welt geſchieht, immer weiſe, gut und heilig bleibe. Denn wenn er dem Menſchen ſeine Freyheit laſſen, wenn er ihn nicht durch beſtändige Zwangsmittel regieren will: ſo kann es ja nicht anders kommen, als daß viele dieſe Freyheit mißbrauchen. Hätte Gott uns, wie die Bäume, an einem beſtimmten Orte feſtwachſen laſſen: ſo würde man niemals hören, daß ein Menſch geſtrauchelt und gefallen ſey. Was für unvollkommene Geſchöpfe würden wir aber alsdann auch ſeyn! Da er uns aber die Freyheit, die unſchätzbare Freyheit geſchenkt hat, uns von einem Orte zum andern zu bewegen: ſo kann es auch nicht anders kommen, als daß viele ſtraucheln und fallen. Hätte Gott uns nicht ſo gute Sprachwerkzeuge gegeben, mit welchen wir ſprechen und unſere Gedanken ausdrücken können: ſo würde niemand, durch unnütze Worte, durch verführeriſche Reden, ſich verſündigen, niemand den andern verläumden. Wäre uns nicht von ihm Verſtand geſchenkt worden: ſo könnten wir auch nichts Arges denken, keine böſen Anſchläge faſſen — und, ſo wäre mit einem male allem Böſen, allen Verſündigungen vorgebeuget worden. Da er aber ſo gütig gegen uns war, daß er uns vor allen ſeinen ſichtbaren Werken ſo große Vorzüge ertheilete: ſo konnte es auch nicht anders kommen, als daß ſie von vielen Menſchen zur Stiftung und Ausübung des Böſen gemißbraucht wurden.

Ueberdieß hat Gott ja uns hinlänglich vor der Sünde gewarnet, ſo daß, wenn die Menſchen in Sünde verfallen, dieß immer durch ihre eigne Schuld geſchieht.

Statt in die Rathſchläge Gottes, die uns in dieſem Leben niemals ganz deutlich werden, eindringen zu wollen, laßt uns doch lieber nachdenken, wie wir uns ſelbſt, bey dem Böſen, das nun einmal in der Welt iſt, zu verhalten haben.

Die gegenwärtige Betrachtung ſoll euch hierzu Anleitung geben. Der gute und weiſe Gott gebe, daß ſie für uns alle gute Wirkung haben möge. Amen!

Text.

Gal. 6, 1.

Lieben Brüder! So ein Menſch etwa von einem Fehl übereilet würde: ſo helfet ihm wieder zu recht mit ſanftmüthigem Geiſt, die ihr geiſtlich ſeyd. Und ſiehe auf dich ſelbſt, daß du nicht auch verſuchet werdeſt.

Evangelium.

Matth. 13, 24 — 30.

Hauptſatz.

Das kluge Verhalten des Chriſten bey dem Anblicke der vielen Sünden, die in der Welt geſchehen.

1. Sucht er die größere Verbreitung derſelben auf das möglichſte zu verhindern.
2. Sucht er ſich bey denen, die er nicht verhindern kann, zu beruhigen.

Erſter Theil.

Die Sünde iſt der Leute Verderben. Dieß lehret die tägliche Erfahrung. Wer Sünde thut, wer das unterläßt, was er, als Chriſt, als rechtſchaffener Menſch, thun ſollte; wer nicht dem Willen Gottes, ſondern ſeinen blinden Lüſten gehorcht; wer gegen ſeinen Nebenmenſchen hart und treulos iſt, der befindet ſich gewiß in einem ſehr beklagenswürdigen Zuſtande. Recht froh kann er niemals werden. Denn, wenn er über ſich nachdenkt, und überlegt, wie viel Gutes er unterläßt, das er hätte ſtiften können; wie viele Thorheiten und Unbeſonnenheiten er begangen hat, die für ihn ſehr traurige Folgen haben; wie vieler Menſchen Seufzer und Thränen er auf ſich geladen hat — wie kann er da froh werden? Andere Menſchen muß er ſcheuen, muß ſich gegen ſie verſtellen, muß ſeine Handlungen vor ihnen zu verbergen ſuchen. Denn wer Arges thut, der haſſet das Licht, und kommt nicht an das Licht, auf daß ſeine Werke nicht offenbar werden. Wie kann ein ſolcher elender Menſch recht ruhig werden? Wie iſts möglich, daß er ſich ſeines Gottes freuen kann, deſſen Willen er immer entgegen handelt? Wann die Trübſal eintritt; wann er in Noth und Elend geräth, wo nichts mehr ſtärken und beruhigen kann, als Vertrauen auf Gott — wie kann er dieſes haben, da er weiſt, daß er nicht auf dem Wege geht, auf welchem Gott die Menſchen zu ſegnen, verſprochen hat? Wie kann ein ſolcher Menſch herzlich zu Gott beten? Und wer nicht herzlich zu Gott beten, wer ihm nicht von allen ſeinen Handlungen Rechenſchaft geben kann, der iſt gewiß ſo beklagenswürdig, als ein Menſch, der vor Durſt lechzet, und ſich der Quelle nicht nähern darf, die ihn erquicken könnte.

Wir finden ja in der Bibel Exempel genug von der ſchrecklichen Angſt und Unruhe, welche die Menſchen empfanden, wann ſie den rechten Weg verlaſſen hatten. Wie jämmerlich klagte David in ſeinen Bußpſalmen, wann er ſein Gewiſſen mit Sünden beladen hatte! Wie bitterlich weinte Petrus, da er gefallen war *)! Und Ahab, da er nur böſe Begierden bey ſich nährte, war bey aller ſeiner Hoheit, ſeinem Reichthume und Ueberfluſſe, ſo elend, daß er ſich auf ſein Bette legte, und kein Brod aß *).

Sind wir nun nicht, als Chriſten, die Liebe unter einander haben ſollen, verbunden, den Fortgang, die Verbreitung der Sünde aufs möglichſte zu verhindern? Wenn ein Feuer in eurer Nachbarſchaft ausbricht: wie eilt, wie arbeitet ihr, um eurem Nebenmenſchen beyzuſtehen, zu retten, was ihr

---

*) Luc. 22, 62. **) 1 B. der Kön. 21, 4.

ihr retten könnt, und der Flamme Fortgang zu verhindern, daß nicht eure eigene Wohnung davon ergriffen werde! Ihr thut daran recht wohl! Aber nun überlegt ſelbſt, ob ihr nicht weit mehr verbunden ſeyd, der Sünde Fortgang zu verhindern? So ein großes Unglück auch die Feuersbrunſt ſeyn mag: ſo iſt doch die Sünde ein weit größeres. Feuer macht arme Leute; die Sünde hingegen macht **elende** Leute. Jene zernichtet Haus und Güter; dieſe hingegen verdirbt den Menſchen ſelbſt.

Es kömmt nun nur darauf an, wie wir es anzufangen haben, daß dem Fortgange der Sünde wirklich geſteuert werde.

Das erſte, was man hierbey zu thun hat, iſt wohl dieſes: jeder ſehe auf ſich ſelbſt, **daß er nicht auch verführet werde.** Denn, wenn man das Böſe oft ſieht: ſo wird nach und nach der Abſcheu dagegen gemindert; man gewöhnt ſich an den Anblick deſſelben, und läßt ſich am Ende ſelbſt davon leicht anſtecken. Und dieſer Uebergang zur Sünde eines, ſonſt guten und gerechten, Menſchen kann ſehr traurige Folgen haben. Wenn ein Haus, das mit vielen andern verbunden iſt, von der Flamme ergriffen wird: ſo kann dieß den Untergang von ganzen Straßen nach ſich ziehen; und wenn ein Menſch den Weg der Tugend verläßt: ſo kann dieß oft die Sünde über ganze Familien verbreiten. Es iſt daher höchſt nöthig, daß jeder auf ſich ſelbſt mit Aufmerkſamkeit achte; daß er täglich ſich erinnere, der gu-

ten

ren Lehren, die er bisher als wahr erkannt, geglaubt und befolget hat; daß er ſich recht oft und lebhaft vorſtelle, nicht nur die Glückſeligkeit, die er bisher, bey einem rechtſchaffenen Lebenswandel, genoſſen, ſondern auch den bejammernswürdigen Zuſtand deſſen, der auf böſen Wegen geht; daß er keine vertraute Freundſchaft ſchließe mit böſen Menſchen, die unredlich handeln, und ſich bloß durch ihre Lüſte leiten laſſen: weil der Umgang mit ſolchen Menſchen höchſt ansteckend iſt.

Zweytens iſt auch ſeine Pflicht, zu ſehen auf die Seinigen, die ihm anvertrauet ſind, daß ſie nicht auch verführet werden. So wie er bey anſteckenden Krankheiten ſehr wachſam iſt, daß nicht auch die Seinigen davon angeſteckt werden: ſo thue er es doch noch weit mehr bey böſen Sitten und Gewohnheiten, die im Schwange gehen, damit ſie von ihnen nicht verderben werden; ſuche durch Lehren, Ermahnungen und Beyſpiel bey ihnen immer, einen recht innigen und lebhaften Abſcheu gegen Müßiggang und die daraus entſpringenden Laſter, gegen alle Arten von Ausſchweifungen, gegen Stolz, niedrigen Eigennutz zu unterhalten, und gewöhne ſie, ihre Freude, ihren größten Ruhm darinne zu ſuchen, daß ſie rechtſchaffen gegen Jeden handeln; die ihnen angewieſene Geſchäffte treulich ausrichten, und ihren Nebenmenſchen nützlich zu werden ſuchen.

Wenn alle Redliche dieß befolgen, auf ſich und die Ihrigen ſehen wollten, daß ſie durch das Gift der Sünde nicht verdorben würden: ſo würde dieß der ſicherſte Damm ſeyn, den Strom der Sünden in ſeinem Laufe aufzuhalten.

Mit dem allen iſts aber noch nicht genug, ſondern man muß auch den verirrten Nebenmenſchen wieder zu recht zu helfen ſuchen, und zwar mit ſanftmüthigem Geiſt; nicht mit Heſtigkeit, Hitze, Zwang und Gewalt: denn was richtet man damit aus? Weiter nichts, als daß man den andern erbittert, gegen ſich aufbringt, und ihn noch hartnäckiger macht. Strenge und Härte mögen wohl bisweilen nöthig ſeyn, um den verhärteten von gewiſſen Vergehungen abzuhalten, aber damit wird er noch nicht gebeſſert. Die Liebe, der Hang zur Sünde bleibt doch, und bricht wieder aus, ſobald er keinen Widerſtand mehr zu beſorgen hat. Als daher Nehemias ſeine Landsleute wegen Uebertretung des Geſetzes ihrer Väter ſchalt, ihnen fluchte, ſie ſchlug und raufte *): ſo mogte dieß vielleicht bey einer ſo rohen Nation, wie damals die Juden waren, nöthig ſeyn, es mogte auch wohl den Nutzen haben, daß ſie einige Zeit, aus Furcht geſcholten, geſchlagen und gerauft zu werden, ſich mehr nach ihren Geſetzen richteten; gebeſſert wurden ſie aber dadurch gewiß nicht. Die wahre, die chriſtliche, bleibende Beſſerung kann auf keine Art bewirket werden, als dadurch, daß man ſeinen Nebenmenſchen zu überzeugen ſuche, daß er ſich ſelbſt ſchade; ſeine eigene Glückſeligkeit zerſtöre, wenn er

---

*) Neh. 13. 25.

nicht thut, was Recht iſt. Wem es ein wahrer Ernſt iſt, ſeinen Nebenmenſchen zu beſſern, der wird gewiß auch mancherley Mittel finden, ſeinem Herzen beyzukommen. Im Umgange, in Geſprächen — wie manchen guten Wink kann er geben! In ſeinen Erzählungen — wie viele gute Lehren kann er einfließen laſſen! Wie oft kann er ein gutes Buch ihm in die Hände bringen, das ihm die Augen öffnet und ihn zum Nachdenken über ſich ſelbſt bringt. So handelte Jeſus, der große Menſchenbeſſerer. In alle ſeine Reden und Erzählungen, miſchte er gute Lehren ein, die denen verſtändlich waren, die ſich dadurch getroffen fühlten. Und hatte er nicht immer das Vergnügen, zu ſehen, daß viele Sünder den Weg verließen, der zum Verderben führt?

Das allerwirkſamſte Mittel aber, ſeinen Nebenmenſchen zu beſſern, iſt gewiß das gute Exempel. Wenn man bey einreißendem Sittenverderben, bey um ſich greifenden böſen Gewohnheiten, immer feſt ſteht, immer ſeinen guten Vorſätzen treu bleibt; wenn es nun ſichtbar wird, wie wohl man ſich dabey befindet; wie aller Gram, Verdruß, alle Schande und andere Plagen, unter welchen der Sünder ſeufzet, vor dem Gerechten vorbey gehen; wie heiter er iſt in der Trübſal; wie getroſt und unerſchrocken in der Gefahr; wie ſich auch gewöhnlich ſein äußerlicher Zuſtand verbeſſert; Liebe und Achtung ſeiner Nebenmenſchen ihm zu Theil werden: ſo wird gewiß dadurch die Achtung für Tugend bey vielen erhalten; wir werden zum Nachdenken gebracht und gebeſſert werden. Daher giebt uns Jeſus die weiſe Lehre: **Laſſet euer Licht leuchten vor den Leuten, daß ſie nun gute Werke ſehen und euren Vater im Himmel preiſen.**

Zweyter Theil.

Bey einem ſo ernſtlichen Beſtreben dem Fortgange der Sünde zu ſteuern, wird man gewiß die Freude haben zu ſehen, daß man nicht umſonſt arbeite, daß die Guten mehr befeſtiget, die Böſen beſchämet und zum Theil gebeſſert werden. Aber das dürfen wir freylich nicht erwarten, daß dadurch das Böſe ganz vertilget werden wird. Wer hat ernſtlicher an der Beſſerung der Menſchen gearbeitet, als Jeſus? wer hat wohl mehr ausgerichtet als er? Gleichwohl gab es zu ſeinen Zeiten, und nach ſeinem Abſchiede von der Erde, noch böſe Menſchen genug in der Welt. Können wir wohl erwarten, daß alle Menſchen klug werden, alle ihre Lüſte beherrſchen lernen? gewiß nicht. Und iſt dieſes nicht: ſo können wir auch nicht hoffen, daß alle Menſchen können gebeſſert, daß die Sünde aus der menſchlichen Geſellſchaft werde verbannet werden.

Was ſollen wir nun in dieſem Falle als Chriſten thun? Darüber klagen und uns grämen? wozu würde es nutzen! unſere Zufriedenheit, unſere Gemüthsruhe würden wir wohl dadurch ſtören; aber ausrichten würden wir damit gar nichts. So wie der Chriſt bey allen Widerwärtigkeiten ſich zu beruhigen ſuchet: ſo muß er es auch in dieſem Falle thun. Und wie viele Gründe zur Beruhigung hat er! Erſtlich iſt es gewiß, daß die Vorſehung Gottes, die über das Beſte der Menſchen wacht, augenſcheinlich vielerley nachdrückliche Anſtalten gemacht hat, daß das Böſe nicht zu weit um ſich greiſe. Allenthalben finden ſich gute und redliche Menſchen, die es ſich angelegen ſeyn laſſen, durch Verbreitung guter Lehren die junge Welt zur Aufmerkſamkeit und zum Nachdenken zu bringen, und ihrer Zügelloſigkeit Einhalt zu thun. Faſſen ihre Lehren gleich nicht bey allen Wurzel, ſo geſchieht es doch bey vielen, die hernach die Lehren weiter bekannt zu machen ſuchen, bey deren Befolgung ſie ſich ſo wohl befanden.

Und das Wachsthum des Böſen zerſtöret ſich ſelbſt. Man ſehe ſich doch nur in der Welt um, wie es darinne zugehe: ſo wird man ſich leicht davon überzeugen. Je unvernünftiger und pflichtvergeſſener der Menſch handelt, deſto näher iſt ſein Verderben. Seine Laſter zerſtören ſeine Geſundheit, berauben ihn der Achtung bey andern Menſchen, zerrütten ſeine Vermögensumſtände, liefern ihn am Ende in die Hände der Obrigkeit. Familien, bey denen die Sünde einwurzelt, ſind, wenn man ſich nach ihnen, nach einiger Zeit erkundiget, meiſtens nicht mehr vorhanden; entweder ſie ſind zerſtreuet oder zur Schande und in Armuth herabgeſunken; dahingegen die Familie des Gerechten beſteht und ſich immer weiter verbreitet. Daher ſagt die Schrift: **es iſt noch um ein Kleines, ſo iſt der Gottloſe nimmer,**

mer, und wenn du nach ſeiner Stätte ſehen wirſt, wird er weg ſeyn. Ich habe geſehen einen Gottloſen, der war trotzig und breitete ſich aus und grünete wie ein Lorbeerbaum. Da man vorüber gieng: ſiehe, da war er dahin; ich fragte nach ihm, da ward er nirgend funden. Bleibe fromm und halte dich recht: denn ſolchen wirds zuletzt wohlgehen *).

Wann in einem Reiche die Unterdrückung und Ungerechtigkeit am höchſten geſtiegen iſt: ſo ſtürzet es zuſammen.

Je mehr auch die Sünden überhand nehmen, deſto mehr werden dadurch die Rechtſchaffenen gereizet, ſich ihrer weitern Verbreitung zu widerſetzen, durch gute Anſtalten, durch männliches Widerſprechen, durch Verbreitung guter Schriften der Sünde Einhalt zu thun. Wie viele vortrefliche Sprüche finden wir nicht in den Schriften des Apoſtels Paulus, die noch bis auf den heutigen Tag Gutes wirken, den Sünder ſchrekken, den Wankenden vor Verirrung bewahren, en Rechtſchaffnen ſtärken, auf dem guten Wege, uf welchem er ſich befindet, fortzuſchreiten. Und odurch wurden ſie veranlaßt? Viele wenigſtens urch das groſſe Sittenverderben, welches er bey en Juden und Heyden ſahe, unter welchen er bte.

Daher finden wir, daß alle die ängſtlichen Beſorgniſſe, welche die Redlichen in den alten eiten hatten, als wenn die Bosheit und das La-

---

*) Pſalm 37, 10, 35 — 37.

ſter ſiegen und am Ende die Redlichkeit ganz von der Erde verdrängen werde, unnöthig geweſen ſind. Noch immer behalten Tugend und Rechtſchaffenheit ihren Werth, allenthalben finden wir gute Menſchen, welche ſich angelegen ſeyn laſſen, die Wahrheiten zu befolgen, die Jeſus zum Heil der Menſchen mitgetheilet hat. Vielleicht iſt noch nie, ſeitdem die Erde ſteht, ein Zeitpunkt geweſen, wo man ſo eifrig, ſo allgemein ſich beſtrebte, das wirklich zu thun, was Jeſus lehrete, als in unſern Tagen geſchieht. Wie geſchäftig iſt man, alles zu beſſern, und das Licht der Wahrheit bis in die niedrigſten Hütten zu bringen; Schulen und Erziehung vollkommener zu machen; der Faulheit und dem Müßiggange zu ſteuren; den Fleiß zu ermuntern und zu unterſtützen; Unterdrückung, Grauſamkeit, Sclaverey abzuſchaffen. Bey dem allen geſchieht noch ſehr viel Böſes auf der Welt. Sollten wir aber darüber kleinmüthig werden? können wir nicht mit Gewißheit, können wir nicht ſtärker als jemals hoffen, daß der größern Verbreitung deſſelben werde vorgebeuget werden?

Und zweytens muß uns dieß beruhigen, daß alles Böſe, unter der weiſen und gütigen Leitung Gottes, wieder zu etwas Guten dienen müſſe. Wenn ein Hausvater ſeinen mit Weizen beſäeten Acker beſucht, und findet darinne eine Menge Pflanzen, die man gewöhnlich Unkraut nennet: ſo wird er darüber unmuthig; gewiſſermaßen hat er es auch Urſache, weil das ſogenannte Unkraut ihm zu nichts nützt, dem Acker ſeine Säfte raubt und des Weizens Wachsthum verhindert. Allein wenn ein aufmerkſamer Beobachter der Natur eben dieſen Acker betrachtet: ſo entdeckt er bald, daß dieſe Pflanzen, die man für ſchädlich hält, über deren Vermehrung man ſich beklagt, auch ihren groſſen Nutzen haben. Keine ſteht umſonſt da, auf jeder weidet ſich eine beſondere Art von Inſekten, die wieder allerley nützlichen Thieren zur Speiſe dienen müſſen. Eine Menge Arzeneyen werden aus ſogenanntem Unkraut bereitet; und, wenn wir von einigen Arten deſſelben keinen beſondern Nutzen anzugeben wiſſen: ſo kommts nicht daher, weil ſie keinen Nutzen hätten, ſondern weil wir dieſe Pflanzen nicht genug kennen. Der weiſe Regierer der Welt nun, der ſolche Pflanzen, die in den Augen der mehreſten Menſchen unnützes, ſchädliches, Unkraut ſind, zu allerley guten Abſichten zu gebrauchen weiß: ſollte dieſer die menſchlichen Verirrungen, Laſter, Bosheiten, ſollte er ſie nicht auch ſo zu lenken wiſſen, daß am Ende etwas Gutes herauskomme? wozu die Sünden der Menſchen nützen, können wir freylich in den wenigſten Fällen beſtimmen: ſo viel lehret aber doch die Erfahrung, daß viel Gutes in der Welt ſey, welches dadurch befördert würde.

Der Religionszwang, unter welchem manche Länder ſeufzen, hat faſt immer die Folge, daß die Menſchen die Wahrheit deſto lieber gewinnen, deſto höher ſchätzen lernen, daß ſie dieſelbe deſto eifriger vertheidigen; die Ungerechtigkeiten, die bisweilen verübt werden, lehren die Menſchen ihre Liebe zum Irdiſchen mäßigen, und ihre Glückſeligkeit mehr in ſich ſelbſt zu ſuchen; Verfolgung, Verläumdung, machen uns behutſam, aufmerkſam auf unſere Reden und Handlungen, damit wir den Verläumder zu Schande machen; Treuloſigkeit und Falſchheit machen uns weiſer und ſcharfſichtiger im Umgange mit andern. Kurz, wenn wir eine Zeitlang auf der Erde gelebt und den mannichfaltigen Thorheiten, Verirrungen, Sünden und Bosheiten der Menſchen zugeſehen haben: ſo werden wir immer finden, daß ſie dem Sünder und Thoren zum Verderben gereichen, und der Nutzen und Vortheil davon dem Gerechten zu Theil werde; daß denen, die Gott lieben, **alle Dinge**, folglich auch die Sünden **ihrer Nebenmenſchen zum Beſten dienen müſſen.** Und wer ſeine Lebensgeſchichte überdenkt, wird gewiß finden, daß bey ihm viel Gutes, durch die Sünden ſeiner Nebenmenſchen ſey bewirkt worden, und daß er von vielen böſen Menſchen, wie Joſeph ſagen kann: **ihr gedachtet es böſe zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen.**

Beſchluß.

So gewiß es nun iſt, daß unter der weiſen Regierung Gottes alles am Ende zu etwas Guten führe: ſo wäre es doch Thorheit, wenn man deßwegen gegen die Sünde gleichgültig werden, ſeine eignen Sünden entſchuldigen, und ſie bey andern nicht nach ſeinem beſten Vermögen verhindern; wenn man wohl gar ſagen wollte: **laſſet uns Böſes thun, damit Gutes daraus komme** *). Denn dabey bleibt es ja doch: daß die Sünde der Leute Verderben ſey, daß diejenigen, die ſie begehen, ihre Glückſeligkeit verſcherzen. Auch das **Unglück** dient, unter Gottes Regierung, zu etwas Guten. Welcher vernünftige Menſch wird ſich aber unglücklich machen, welcher Rechtſchaffene wird ſeinen unglücklichen Nebenmenſchen verderben laſſen, und ſich damit entſchuldigen, daß es doch am Ende zu etwas Guten diene! Der Sünde bey uns und andern zu ſteuern, ſo viel an uns iſt, bleibt immer unſere höchſte Pflicht. Nur alsdenn müſſen wir uns bey der **Verbreitung des Böſen zu beruhigen ſuchen, wenn wir zur Verhinderung deſſelben zu ſchwach ſind.**

Wohl dem, der dieſe Lehren befolgt, der ſich und die Seinigen gegen die Sünde zu verwahren ſucht, der bey dem Böſen, das er nicht verhindern kann, zu Gott aufſieht, der alles zum Beſten lenkt! Der wird feſt ſtehen, wann eine Menge Unbeſonnene, Gedankenloſe verderben; der wird da noch hoffen, noch angenehme Ausſichten erwarten, wo andere verzweifeln wollen.

Stärke uns, o Gott, daß wir zu allen Zeiten, die Wahrheiten, welche itzo vorgetragen wurden, befolgen mögen, damit wir immer freudig zu dir aufſehen, und deinen Beyſtand erwarten dürfen. Amen!

---

*) Röm. 3, 8.

Sechzehnte Predigt.

Am ſechſten Sonntage nach dem Feſte der Erſcheinung Chriſti.

Herr laß mich ſtets mit Luſt betrachten,
Die Wahrheit, die dein Wort mich lehrt,
Auf deinen Willen redlich achten,
Den es von mir zu thun begehrt:
So fließen Troſt und Seelenruh
Auch mir auf dieſem Wege zu.

So herzlich es ſich auch Jeſus, während ſeines Aufenthalts auf der Erde, angelegen ſeyn ließ, die damals lebenden Menſchen zur Annehmung ſeiner vortreflichen, göttlichen Lehre zu bewegen: ſo fand er doch bey den mehreſten gar keinen Eingang; die Irrthümer, die ſie von ihren Eltern und Großeltern geerbt hatten, waren bey ihnen zu tief eingewurzelt; die Lehren, die er ihnen vortrug, ſtritten mit denſelben zu ſehr; und ſie ſelbſt waren von Jugend auf ſo ſchlecht unterrichtet und erzogen worden, daß ſie gar nicht nachdenken gelernt hatten. Wenn daher unſer Erlöſer ſie unterrichten wollte: ſo verſtunden ſie ihn gar nicht, und verwarfen ihn als einen Irrlehrer, als einen Religionsverächter. Sie waren gewöhnet an ihren Schüſſeln und übrigem Hausgeräthe zu reinigen und zu putzen, zu gewiſſen Zeiten ſich zu waſchen, bey ihren Speiſen eine ſorgfältige Auswahl zu machen; und glaubten, wenn ſie das alles thäten: ſo wären ſie fromm und Gott angenehm; ſahen jeden, der dieß unterließ, als einen Sünder, als einen Verächter des göttlichen Geſetzes an, und glaubten, ſie wären, wegen Beobachtung dieſer Ceremonien, das auserwählte Volk Gottes, verachteten und haſſeten alle andere Nationen, die dieß unterließen, als verworfene Menſchen, auf welchen der Zorn Gottes ruhe.

Sehet! ſo waren die Menſchen beſchaffen, die Jeſus zu unterrichten hatte, die er überzeugen wollte, daß Gott nicht durch äußerliche Reinigkeit, ſondern durch Reinigkeit des Herzens verehrt ſeyn wolle, daß Opfer und Brandopfer ihm nicht gefallen, daß er nicht bloß, wie ſie glaubten, der Juden Gott, ſondern ein Vater aller Menſchen ſey. Mußten ihnen nicht alle dieſe Lehren als irrig, als gottlos vorkommen? Er kleidete ſie oft in Erzählungen und Gleichniſſe ein, da verſtunden ſie es nicht; ſo daß Jeſus von ihnen klaget: **daß ihre Augen verblendet, und ihr Herz verſtocket wäre, daß ſie mit den Augen nicht ſehen und mit dem Herzen nichts vernehmen.**

Kurz es war nicht möglich, daß bey einem ſo unwiſſenden, übel unterrichteten, rohen Volke durch bloße Belehrung etwas ausgerichtet werden konnte,

Es mußte etwas Sinnliches haben, das in

die Augen fiel, das gleichſam mit Händen gegriffen werden konnte, wenn es von ſeinen alten verjährten, tief eingewurzelten Irrthümern abgebracht werden ſollte. Dieſes bewog Jeſum, daß er, vermöge der in ihm wohnenden Kraft, die Zeichen und Wunder that, wovon die Evangeliſten ſo vieles erzählen. Wann dann ſeine Zuhörer alle das Große und Wunderbare ſahen, das er zu Stande brachte, daß er die Blinden ſehend, die Lahmen gehend, die Tauben hörend, die Ausſätzigen rein machte, die Todten aus ihren Gräbern hervorrief: ſo erſtaunten ſie, und wurden überzeuget, daß durch den, der ſolche große Thaten verrichtete, Gott wirken müſſe, daß er ein göttlicher Geſandter und ſeine Lehre göttlich ſey.

Uebrigens äußerte er bey verſchiedenen Gelegenheiten, wie misfällig es ihm ſey, daß ſeine Zeitgenoſſen nicht anders, als durch Wunder, ſich überzeugen ließen: **Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder ſehet:** ſagte er, **ſo glaubt ihr nicht** *), und pries diejenigen glücklich, die ihm glaubten, ohne Wunder zu ſehen. **Selig,** ſagte er, **ſind, die nicht ſehen und doch glauben** **).

Von dieſer Seite müſſen wir die Wunder betrachten, die in der Schrift Jeſu beygelegt werden. Sie waren Mittel, deren er ſich bediente, ein Volk, das durch Belehrung nicht konnte überzeuget werden, zum Glauben an die Göttlichkeit ſeiner Lehre zu bringen.

Sind

---

*) Joh. 4. 48. **) Joh. 20. 29.

Sind wir denn nun noch eben ſo unwiſſend? ſo roh? ſo voll Irrthum, daß wir nicht anders, als durch Wunder können überzeuget werden? Iſts denn umſonſt, daß die Lehre Jeſu beynahe zweytauſend Jahre auf der Welt geweſen iſt? umſonſt, daß wir von Jugend auf in derſelben ſind unterrichtet worden? dieß wäre wirklich ſehr traurig. Nein, die Lehre Jeſu hat gewiß ihre Kraft an den Menſchen bewieſen; jene Unwiſſenheit, und Aberglaube ſind großentheils verſchwunden, die Menſchen ſind verſtändiger, gelehriger geworden. Wir haben keine Wunder mehr nöthig; wir haben einen feſtern Grund, worauf wir unſern Glauben ſtützen können. Dieſen will ich itzo vortragen und erklären. Gott gebe, daß euch allen durch das, was ihr itzo hören werdet, die Lehre Jeſu recht werth und eure Ueberzeugung von ihrer Göttlichkeit noch mehr befeſtiget werden möge. Amen!

Text.

Joh. 6, 68. 69.

Du haſt Worte des ewigen Lebens; und wir haben geglaubt und erkannt, daß du biſt Chriſtus der Sohn des lebendigen Gottes.

Evangelium.

Matth. 17, 1 — 9.

Hauptſatz.

Die Vortreflichkeit der Lehre Jeſu, als der beſte Beweis ihrer Göttlichkeit, und der göttlichen Sendung Jeſu.

1. Ihre Vortreflichkeit.

2. Daß ſie der beſte Beweiß für ihre Göttlichkeit und die göttliche Sendung Jeſu ſey.

Erſter Theil.

Wenn wir die Lehren, die uns unſer Erlöſer mitgetheilt hat, recht überdenken, verſtehen und befolgen: ſo werden wir gewiß finden, daß ſie **Worte des ewigen Lebens**, Worte ſind, die uns ewig, an allen Orten, zu allen Zeiten, glücklich machen.

Da werden wir nicht angewieſen zu einer Verehrung Gottes, wie ſie bey den alten Völkern gewöhnlich war, zu Opfern, äußerlichen Ceremonien, Faſten, Caſteyen u. d. gl. welches man alles verrichten, und doch dabey ein roher böſer Menſch bleiben kann; ſondern wir ſollen **Gott im Geiſte und in der Wahrheit anbeten** *), d. i. wir ſollen mit redlichem Herzen uns ihm nähern, uns mit ihm unterhalten, ihm unſere Dankbarkeit, unſere Unterwürfigkeit, unſere Bereitwilligkeit ſeinen Willen zu thun, verſichern. Was dieß für eine herrliche Anweiſung ſey, können diejenigen am beſten bezeugen, welche ſie befolget haben. Iſts nicht wahr, in ſolchen Stunden befandet ihr euch recht wohl? Ihr fühltet es recht, daß Gott euer Vater ſey, daß ihr ſeine Kinder wäret? ihr waret mit eurem Schickſale recht zufrieden? ihr empfandet einen warmen Trieb recht gute thätige Menſchen zu werden? Ihr wißt, daß man nie edler denke, nie beſſer ſich befinde, als wenn man mit ſeinem Herzen ſich Gott nähert. Die Lehre Jeſu macht uns keine Vorſchriften über die Speiſen, die wir genieſſen, ſondern erinnert uns vielmehr, daß wir unſer Herz von allen böſen Lüſten rein erhalten ſollen. Die große Wahrheit, welche vielleicht vor Jeſu noch nie in der menſchlichen Geſellſchaft war gehöret worden: **Was zum Munde hineingeht, das verunreinigt den Menſchen nicht, ſondern das Böſe, was aus dem Herzen kommt** *). Dieſe große Wahrheit theilte er den Menſchen mit. Wie viel Weisheit liegt in dieſen Worten! alles Böſe, was in der Welt geſchieht, alle Verläumdungen, alle Verführungen, Betrug, Ungerechtigkeit, Diebſtahl, Mord, Ehebruch, kurz, alle Schandthaten ſind anfänglich Gedanken. Denn ehe man das Böſe thut: ſo denkt man es erſt, nimmt es ſich erſt vor. Halten wir alſo unſer Herz rein: ſo ſind auch unſere Reden, unſer Wandel rein, ſo wie das Waſſer hell und klar iſt, das aus einer reinen Quelle entſpringt.

---

*) Joh. 4, 24.

Die Liebe, die uns Jeſus gegen andere Menſchen empfiehlt, iſt bey weiten nicht ſo eingeſchränkt, wie in den alten Zeiten, wo man den Nächſten, den Anverwandten, den Freund **liebte, und den Feind haßte** *); wo man zwar dem Lande ergeben war, in welchem man wohnete, aber andere Völker grauſam behandelte, wie z. E. der Verfaſſer des 137ſten Pſalms von der Stadt Babel, die freylich den Juden vieles Herzeleid zugefügt hatte, ſagt: **Wohl dem, der deine jungen Kinder nimmt, und zerſchmettert ſie an den Stein** *); wo man diejenigen, die in Anſehung der Religion anders dachten, haßte, verfolgte, tödtete, und immer glaubte, **man thäte Gott einen Dienſt daran** **). Wo man mit denen, die ſich geirret hatten, ganz unbarmherzig verfuhr, und ihnen den Weg zu ihrer Beſſerung ganz abſchnitt, ſie mit Steinen zu Tode warf ***), da man ſie doch durch gelindere Behandlung hätte beſſern können. Nein Jeſus hat uns eine Liebe empfohlen, die derjenigen ähnlich iſt, die unſer himmliſcher Vater trägt, **der ſeine Sonne aufgehen läßt über Böſe und über Gute** ****), über Heyden, Chriſten, Juden und Türken, und der mit großer Geduld und Sanftmuth die Beſſerung der Verirrten erwartet. Jeſus lehrt uns **den Feind zu lieben** *****), für das Wohl aller Menſchen zu ſorgen, ſie mögen ſeyn, von welcher Nation ſie wollen. Da er von der Erde ſcheiden wollte, trug er ſeinen Jüngern ausdrücklich auf, **alle Völker zu lehren** ******), allen die herrliche, wohlthätige Lehre, die ſie von ihm empfangen hatten, mitzutheilen. Er that wohl allen, ſie mochten Juden, Heyden oder Samariter ſeyn, und gab durch dieß herrliche Exempel uns allen die Lehre, daß wir unſere Liebe niemanden entziehen, gegen jeden

---

*) Matth. 11, 11. 18. 18.

**) Matth. 5. 43.

---

*) Pſ. 137. 9.

**) Joh. 16. 2.

***) Joh. 8. 4. 5.

****) Matth. 5. 45.

*****) Matth. 5. 44.

******) Matth. 28. 19.

den rechtſchaffen handeln ſollen, wenn auch ſeine Religion von der unſrigen ganz verſchieden wäre. Er ermahnete zwar die Seinigen, daß ſie **vorſichtiglich wandeln ſollten**, aber gab ihnen auch die Lehre, gegen diejenigen, die nicht vorſichtiglich gewandelt, die ſich verirret hätten, mit Schonung zu verfahren, ihnen **zu rechte zu helfen, mit ſanftmüthigem Geiſt** *).

Nun überleget ſelbſt, was für vortrefliche Menſchen wir werden, wie zufrieden wir leben, wie viel Gutes wir ſtiften würden; wenn wir immer dieſe weiſen Vorſchriften befolgten! Dann würde kein Feind uns ſchaden können, er würde uns nur behutſamer und vorſichtiger machen; wir würden durch Sanftmuth im Stande ſeyn, ſeine böſen Anſchläge zu vereiteln; bisweilen würde es uns gar gelingen, ihn zum Nachdenken zu bringen, und zu unſerm Freunde zu machen; dann würde doch einmal der abſcheuliche Haß, gegen andere Völker, gegen andere Religionsverwandten, der ſo vieles Elend, ſo vieles Blutvergießen über die Welt gebracht hat, aufhören, wir würden verträglich mir einander leben, einer dem andern zu helfen und ſein Beſtes zu befördern ſuchen, ſo wie Glieder eines Leibes zu thun pflegen. Dann würden die Menſchen gewiß alle beſſer werden, wenn wir ſie von ihren Fehlern mit Sanftmuth abzubringen ſuchten. Matthäus Zachäus waren Zöllner, waren Leute, die vieler Ungerechtigkeiten ſich ſchuldig gemacht hatten;

---

*) Gal. 6, 1

da ſie aber von unſerm Erlöſer ſo ſanftmüthig und liebreich aufgenommen wurden: ſo wurden ſie gebeſſert, und ſtifteten noch viel Gutes in der Welt.

Nichts kann uns ſo ſtark, ſo dringend zur Arbeitſamkeit, zur Treue, Freudigkeit und Beſtändigkeit bey unſern Geſchäften ermuntern, als die vortreflichen Ermahnungen, die uns in der Lehre Jeſu gegeben werden. **Ein Vater, der ins Verborgene ſieht,** bemerkt unſere geheimſten Handlungen; ein Vater, der ins Verborgene ſieht, **wird uns vergelten öffentlich**[*]), was wir Gutes thun, iſt eine Ausſaat, wovon wir die Früchte ewig einernten werden — Dieß ſind die herrlichen Wahrheiten, die uns Jeſus mitgetheilt hat. Wer wollte nun nicht gern an ſein Tagewerk gehen, wer wollte nicht mit möglichſter Treue und Anſtrengung arbeiten, wenn er bedenkt, daß er immer unter Gottes Augen wandele, daß dieſer ein Zeuge ſeiner Redlichkeit ſey, daß jede gut angewendete Stunde, jede aufgewendete Mühe für ihn einſt die angenehmſten Früchte tragen werde? Iſt das nun nicht eine vortrefliche Lehre, die unſere Arbeiten verſüßt, unſere Mühe erleichtert, und uns in den Stand ſetzt, daß wir durch treuen Fleiß uns und die unſrigen redlich nähren können? daß wir durch Thätigkeit uns die Liebe und Achtung unſerer Nebenmenſchen erwerben? Bey den mancherley Leiden und Widerwärtigkeiten, und Gefahren, was kann uns da kräftiger ſtärken, beruhigen; was mehr Muth und Unerſchrockenheit einflößen, als dieſe wohlthätige Lehre, die uns immer auf Gott hinweiſt, der uns kennt, ſich um unſere kleinſten Schickſale bekümmert, keinen Unfall uns treffen läßt, der uns wirklich nachtheilig wäre, und die Sachen immer ſo einrichtet, daß alles, auch die widrigſten Schickſale, zu unſerm Beſten dienen müſſen. Und in der Stunde des Scheidens, wann alle ſinnliche Vergnügungen aufhören, wann der Faden gleichſam durchſchnitten wird, durch welchen wir mit unſern Freunden, mit unſern Gütern, mit der menſchlichen Geſellſchaft verbunden werden, iſt doch gewiß für uns kein beſſerer, erquikkenderer Troſt zu finden, als der, den Jeſus uns hinterlaſſen hat, daß wir den Tod nicht ſehen ſollen ewiglich; daß wir ewig die Früchte, von der Redlichkeit und Treue, die wir hier bewieſen, genießen ſollen.

---

[*]) Matth. 6, 6.

Sind das nun nicht Worte des ewigen Lebens? ſinds nicht Lehren, die uns Anweiſung geben, wie wir zu allen Zeiten, an allen Orten, unter allen Umſtänden das glücklichſte Leben führen können?

Zweyter Theil.

Man hat vielerley Beweiſe für die Göttlichkeit der Lehre Jeſu, und für ſeine göttliche Sendung; keiner aber iſt ſo leicht, und doch ſo ſtark, ſo faßlich für alle Menſchen, als der aus der Vortreflichkeit ſeiner Lehre. Man beruft ſich auf Wunder, auf Weißagungen. Dieß iſt nun wohl ganz gut; wenn man dieſen Beweis aber recht unterſuchen und prüfen will, wie viele Bücher muß man da geleſen haben, wie bekannt mit der Geſchichte der vorigen Zeiten ſeyn! dieſen Beweis hingegen, der von der Vortreflichkeit der Lehre Jeſu hergenommen iſt, kann jeder leicht begreifen und faſſen.

Wenn wir am frühen Morgen unſere Flur überſehen wollen und finden, daß die Dunkelheit, die über ihr liegt, uns die meiſten Dinge verbirgt; die Sonne ſich nun nähert; es nach und nach helle wird, daß wir nun Bäume, Häuſer, Bäche, Menſchen, Thiere recht deutlich von einander unterſcheiden können: ſo freuen wir uns herzlich, und es fällt gewiß jedem, der nicht ganz roh iſt, ein, daß der Gott, der ſeine Augen geſchaffen hat, auch die Sonne hervorgebracht habe: weil die Augen, ohne Sonne, ihm gar nichts nützen würden. Wann der müde Wanderer nach Erquickung lechzet, und kommt zu einer reinen Quelle, genießt ſie; wird dadurch erquickt und geſtärkt: ſo denkt er gewiß dankbar an Gott, der dieſe Quelle entſpringen ließ: denn wir kennen nun Gott einmal als einen Allgütigen, von welchem alle gute Gabe herkommt. Wenn wir nun eine gute Gabe genießen, die uns innigſt erquickt, ſtärkt, neues Leben ertheilt: ſo ſind wir gar herzlich geneigt, ſie als eine Gabe Gottes anzunehmen.

Laßt uns doch die Anwendung davon auf die Lehre Jeſu machen! Iſt ſie uns denn nicht eben ſo erquickend, als dem Auge die Sonne, und dem

Durſtigen die Quelle? Wann Alles um uns herum dunkel iſt; wann wir in Gottes Wegen uns nicht finden können; wann unſere Arbeiten uns läſtig ſind; wann wir anfangen, mit andern Menſchen, ja wohl gar mit uns ſelbſt, unzufrieden zu werden, und wir überdenken nur einen der kernhaften Sprüche, die uns Jeſus hinterlaſſen hat: z. E. **dein Vater, der ins Verborgene ſieht, wird dirs vergelten öffentlich**: iſts nicht wahr — dann wird es wieder helle in der Seele? Wer wollte ſich denn nicht beruhigen; wer nicht freudig ſeine Berufsarbeit fortſetzen, wann er es ſich recht lebhaft verſtellt, daß Gott, ſein Vater, der Zeuge aller ſeiner Handlungen ſey?

Man verſuche es doch nur, und befolge unter allen Umſtänden, unter allen Verdrüßlichkeiten und Widerwärtigkeiten, genau die Winke, die in der Lehre Jeſu gegeben werden: und man wird ganz gewiß finden, daß man ſich dabey wohl befinde, und daß ſie uns immer den geradeſten und ſicherſten Weg zeigt, die größte Ruhe der Seele zu genießen, die in der Welt möglich iſt; einer zahlloſen Menge von Elend zu entgehen, unter welchem andere Menſchen ſeufzen; ſeinen äußerlichen Zuſtand zu verbeſſern; die Liebe und Achtung ſeiner Nebenmenſchen zu erhalten, und ungemein viel Gutes in der Welt zu wirken. Der ärmſte Mann, der unter dem größten Drucke ſeufzet, wenn er durch die Lehre Jeſu ſich leiten läßt; ſich täglich durch herzliches Gebet zu ſeinen Geſchäfften ſtärkt; ein redliches Herz immer als ſein größtes Gut betrachtet; rechtſchaffen gegen jeden handelt; den Feind mit Sanftmuth überwindet, treu und unverdroſſen arbeitet, bey allen Widerwärtigkeiten auf Gott und eine beſſere Zukunft hoffet — wie glücklich lebt er! wie wird er von andern geſchätzt! wie verbeſſern ſich nach und nach ſeine Umſtände! wie viel Gutes ſtiftet er, wenigſtens bey ſeiner Familie und bey ſeinen Nachbaren. Und wie kann nun derjenige, der ſein ganzes Wohl dieſer vortreflichen Lehre dankt, wie kann der noch daran zweifeln, daß ſie von Gott ſey? So wahr die Sonne, die alles belebt, von Gott iſt, ſo wahr iſt auch die Lehre von ihm, die unter allen möglichen Umſtänden uns erquicken und ſtärken kann, wenn ſie nur recht verſtanden und redlich befolgt wird.

Und wenn nun dieſe Lehre von Gott iſt! wer muß denn Jeſus ſeyn, der ſie gelehret hat? Er war kein Mann, welcher die Schulen der Gelehrten beſucht, welcher viele Bücher geleſen hätte; er lebte in ſehr finſtern Zeiten; er wuchs unter einem Volke auf, das Gott durch Opfer verſöhnen wollte, das ſeine Gottesverehrung in Ceremonien ſetzte, das ſich als das Volk Gottes betrachtete, und alle andere Menſchen verabſcheuete; unter ſolchen Umſtänden, in ſolchen Zeiten, unter einem ſolchen Volke gebildet, trug er nun die göttliche Lehre vor, welcher nun beynahe zweytauſend Jahre viele Millionen Menſchen ihre ganze Glückſeligkeit verdanken: wer kann er alſo anders geweſen ſeyn, als ein Mann, der dieſe göttliche

Lehre von Gott ſelbſt empfangen hat, ein außerordentlicher Geſandter an die Menſchen, der Sohn Gottes? Ja der Sohn Gottes muß er ſeyn, da er es ſelbſt ſo oft verſicherte, ſein ganzes Leben hindurch ſtets die Wahrheit redete, nie Betrug in ſeinem Munde gefunden ward. **Ich bin Gottes Sohn,** ſagte er ja ausdrücklich zu ſeinen Freunden *) und bat ſeinen Vater, **daß doch ſeine Jünger auch eins ſeyn möchten, gleichwie er mit ihm eins ſey** **).

Wenn wir nun dieß alles zuſammen nehmen, können wir da die göttliche Sendung Jeſu wohl noch bezweifeln? Iſts nicht eben ſo gut, als wenn wir durch eine Stimme vom Himmel die Verſicherung bekommen hätten: **das iſt mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe?**

Verſtehen wir nur die Lehre Jeſu in ihrer Reinheit und Vortrefflichkeit und befolgen wir ſie nach unſerm beſten Vermögen: dann werden wir ſie ſo innig hochſchätzen lernen, daß wir mit ſeinen Jüngern geſtehen müſſen: **du haſt Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, daß du biſt Chriſtus des lebendigen Gottes Sohn.**

Beſchluß.

Wenn nun die Lehre, die wir durch Jeſum empfangen haben, ein Geſchenk iſt, das wir von Gott

---

*) Joh. 10, 36.

**) Joh. 17. 21.

Gott erhielten: ſo denkt einmal ſelbſt darüber nach, wie wir uns gegen dieſelbe zu verhalten haben! Euer eigner Verſtand wird euch ſagen, daß ihr ſie hochſchätzen, oft überdenken und befolgen müßt. Bedenkt ſelbſt! wie kann es uns wohl gehen; wie können wir ruhig, zufrieden, glückſelig werden, wenn wir die Wege verlaſſen, die uns Gott ſelbſt gezeigt hat? Aber wie kann es uns je an Freudigkeit, in der Einſamkeit und in Geſellſchaft, bey unſern Arbeiten, und bey unſern Leiden, im Leben und im Tode, fehlen, wenn wir ſtets gewiſſenhaft auf dem Wege wandeln, den uns Gott ſelbſt gezeigt hat?

Gott gebe, daß wir ihn alle finden; von demſelben nie weichen, und auf demſelben zu unſrer Glückſeligkeit in dieſer und in der künftigen Welt gelangen mögen! Amen!

Siebenzehnte Predigt.

Am Sonntage Septuageſima.

Mit dir geh ich an mein Geſchäffte,
O Gott! du giebſt durch deinen Geiſt,
Mir auch gewiß zur Arbeit Kräfte,
So lange du mich leben heißt.
Laß, dieſer Hoffnung mich zu freun,
Auch deinen Rath mir heilig ſeyn!
Amen!

Meine Lieben! Jeder Menſch, der die erſten Jahre der Kindheit überſchritten hat, ſieht auf einem Platze, wo er durch die Umſtände genöthigt iſt, gewiſſe Geſchäffte zu treiben. Der eine bauet das Land; der andere verarbeitet, was dieſer mit ſeinem Fleiße hervorgebracht hat. Dieſer ſorgt für die Geſundheit des Leibes ſeiner Nebenmenſchen; jener für die Geſundheit ihrer Seele. Wenn wir nun uns ſelbſt fragen: woher kommt es denn, daß ich hier bin, und auf keinem andern Platze? daß ich dieß Geſchäffte treibe und kein anderes? daß ich z. E. den Acker baue, und nicht das Land regiere? — Was wollen wir antworten? Laßt uns einmal darüber nachdenken! Folgendes müſſen wir gewiß eingeſtehen: hätte ich andere Eltern gehabt; wäre ich auf einem andern Platze gebohren worden; hätte ich eine andere Erziehung genoſſen; wären meine Schickſale anders

ders, und nicht ſo geweſen, als ſie waren: ſo wäre ich nicht hier, wo ich bin; ſo triebe ich ganz andere Geſchäffte. Dieß iſt ganz gewiß. Wenn wir nun aber weiter fragen: wer wählete unſere Eltern? wer unſern Geburtsort? wer beſtimmte unſere Erziehung? wer unſere Schickſale? So können wir nichts anders antworten, als — wir haben dieß alles nicht gewählet — dieß iſt das Werk des weiſen Gottes, der die Welt regieret; **von Gottes Gnaden bin ich, was ich bin.** Wir ſind von Gott auf dieſen Platz geſtellt, von Gott hierher berufen, unſere Geſchäffte ſind von ihm uns angewieſen worden. Dieß iſt eine ſehr wichtige Wahrheit, die jeden, bey den mannigfaltigen Beſchwerden und Mühſeligkeiten, die ihn in ſeiner Lage treffen, beruhigen muß. Denn wer ſollte ſich nicht bey ſeiner Mühe, bey ſeinen Sorgen, bey ſeinen Leiden beruhigen, wann er dieß alles als Gottes Ordnung betrachtet? Dieſer Gedanke iſt aber auch die ſtärkſte Ermunterung, mit möglichſtem Fleiße, mit größter Treue in ſeinem Berufe zu arbeiten. Alle unſere Arbeiten und Bemühungen bekommen einen größer Werth, wenn wir immer daran denken, daß ſie uns von Gott angewieſen ſind. Wer wollte im Dienſte eines ſo weiſen und guten Vaters nicht mit Freudigkeit und Treue arbeiten?

Hiervon will ich itzo ausführlicher reden. Gott ſegne dieſe Betrachtung, damit dadurch der Eifer, ſeinen Willen zu thun, bey uns allen genährt werden möge. Amen!

Text.

Text.

Eph. 6. 7. 8.

Laſſet euch dünken, daß ihr dem Herrn dienet, und nicht den Menſchen; und wiſſet, was ein Jeglicher Gutes thun wird, das wird er vom Herrn empfahen, er ſey ein Knecht oder ein Freyer.

Evangelium.

Matth. 20, 1 — 16.

Hauptſatz.

Von der Berufstreue.

1. Ihrer Beſchaffenheit.
2. Ihrer Vortreflichkeit.

Erſter Theil.

Was iſt unſer Beruf? das kann ein jeder wiſſen, der auf die Umſtände, unter welchen er lebt, aufmerkſam ſeyn will. Er wird alsdann wahrnehmen, daß er vielerley Geſchäffte zu verrichten hat, die er entweder aus beſonderer Neigung ſelbſt übernahm, oder die ihm von andern aufgetragen wurden, oder wozu er durch beſondere Umſtände Veranlaſſung hat; und dieſe Geſchäffte ſind nun ſein Beruf, ſie ſind das Amt, welches Gott ihm aufgetragen, wozu er ihn berufen hat. So war Davids Beruf, als er noch in ſeines Vaters Hauſe war, daß er die Schafe hütete; da er Kinder bekam, daß er ſie verſorgte, und ihnen eine gute Erziehung gab; und, nachdem er zum Könige war erwählet worden: ſo war ſein Beruf, daß er das leibliche und geiſtliche Wohl des Volks beſorgte, das ihn zu ſeinem Oberherrn erwählt hatte.

Und was iſt nun Berufstreue? Es gehöret dazu dreyerley: Fleiß, Redlichkeit und Beſtändigkeit, die wir alle gern beweiſen, wenn wir es nur immer recht bedenken, daß die Geſchäffte, die wir treiben, uns von Gott gewieſen ſind; daß wir damit nicht dem Menſchen, ſondern ihm dienen, und ſtets unter ſeinen Augen arbeiten. Wie könnten wir dann auch in unſerm Berufe anders als fleißig ſeyn? Jede Stunde iſt uns koſtbar: wir machen uns alſo ein Gewiſſen daraus, auch nur eine einzige ganz unnütz zu verſchwenden, ganz in Unthätigkeit zuzubringen; laſſen es uns vielmehr angelegen ſeyn, in jeder Stunde ſo viel, als möglich zu Stande zu bringen. Denn welches gute Kind wird wohl in Gegenwart des Vaters müßig gehen, wenn dieſer ihm vielerley Geſchäffte aufgetragen hat? Wir werden uns alſo vor allen zeitverderbenden Geſellſchafften, Vergnügungen und Ergötzlichkeiten hüten, wodurch der Gang unſerer Geſchäffte geſtöret, wobey dieſe vernachläſſigt werden. Denn bedenkt nur ſelbſt, wir ſind in Gottes Dienſten; er giebt uns Verſtand, Geſundheit, Kraft, alles, was wir zur Erhaltung unſers Lebens bedürfen. Dafür ſollen wir aber auch zum Beſten ſeiner Menſchen verſchiedene Geſchäffte beſorgen. Wenn wir dieſe nun vernachläſſigen; ſaumſelig betreiben; uns Vergnügungen machen, wann es unſere Pflicht iſt, zu arbeiten: iſt denn das auch Treue? Kann der ein treuer Arbeiter genannt werden, der unter der Zeit, da er ſein Tagewerk treiben ſollte, ſpatzieren geht?

Wenn wir es immer recht bedenken, daß unſere Geſchäffte uns von Gott aufgetragen ſind und daß wir dieſelben unter ſeinen Augen betreiben: dann werden wir ſie gewiß auch mit möglichſter Redlichkeit verrichten, daß ſie nicht nur gut ſcheinen, ſondern auch wirklich gut ſind. Wir werden folglich alles, auch das geringſte, unerheblichſte Geſchäffte ſo gut, als möglich ausrichten; nicht nur dann, wann die Augen der Menſchen, vorzüglich unſrer Vorgeſetzten uns bemerken; ſondern auch dann, wann niemand uns ſieht, niemand unſere Arbeit beurtheilen kann. Denn wir arbeiten ja nicht für Menſchen, wir arbeiten für den Herrn, vor deſſen Augen die Unredlichkeit ſich nicht verbergen kann. Wir werden nicht bloß aus eigennützigen Abſichten, um Geld zu gewinnen, um uns berühmt zu machen, um belohnt zu werden, arbeiten, ſondern um Gutes damit zu ſtiften, um uns ſelbſt vollkommener zu machen, und unſerm Nebenmenſchen nützlich zu werden.

Endlich werden wir auch unſere Treue beweiſen durch Beſtändigkeit, daß wir die uns aufgetragenen Geſchäffte nicht liegen laſſen, und, ohne hinlängliche Urſache, mit andern vertauſchen; nicht gleich abgehen von unſerm Berufe, wenn wir etwa auf einem andern Platze uns mehrere Vortheile verſchaffen könnten; nicht gleich die Hände ſinken laſſen, wann die Arbeit mühſam und ſauer wird; nicht zurück weichen, wann trübe Tage kommen, wann bey unſern Arbeiten uns mancherley Trübſale und Widerwärtigkeiten treffen.

ſen. In ſolchen Fällen iſt eben die ſchönſte Gelegenheit, ſeine Berufstreue zu beweiſen. Den kann man keinen treuen Knecht nennen, der ſo lange ſeine Geſchäffte ordentlich beſorget, als die Tage gut ſind; ſondern der iſt treu, der aushält, auch im Ungewitter, in Lebensgefahr, auch dann noch, wann er keine Hoffnung zu einer Vergeltung hat.

Zweyter Theil.

Wenn ihr wiſſen wollet, was für eine vortrefliche Tugend die Berufstreue ſey: ſo gebt nur auf euch ſelbſt Achtung, was euer Herz empfindet, wenn ihr jemanden, er ſey von welchem Stande er wolle, Fürſt oder Tagelöhner, die Berufstreue ausüben, die ihm angewieſenen Geſchäffte redlich verrichten, alles ſo gut, ſo vollkommen machen ſeht, als es ihm möglich iſt — iſts nicht wahr, ihr bekommt gutes Zutrauen zu ihm? ihr ſchätzt ihn hoch? Iſt er ein Fürſt: ſo wünſcht ihr unter ſeinem Schutze zu leben; iſt er ein Tagelöhner: ſo mögtet ihr gern, daß er für euch arbeite. Wenn ihr hingegen jemanden kennt, der in ſeinem Berufe untreu iſt; der ſeine Geſchäffte nachläſſig treibt; der ſeinen Arbeiten zwar einen guten Schein zu geben ſucht, im Grunde ſie aber ſchlecht macht — iſts nicht wahr: ſo verachtet ihr ihn? ihr wollt ihn nicht zu euern Freund haben? eure Geſchäffte ihm nicht anvertrauen? In dieſem Falle ſagt euch ja euer eignes Herz, daß die Berufstreue eine ganz vortreffliche Tugend ſey.

Sie iſt allerdings eine vortreffliche Tugend: denn ſie wird uns ganz vorzüglich belohnt. **Was ein jeglicher Gutes thun wird, das wird er vom Herrn empfahen.** So wie ein Hausvater, am Ende eines arbeitsvollen Tages, jedem treuen Arbeiter ſeinen Lohn auszahlet, ſo belohnet uns auch der Allgütige, in deſſen Dienſte wir arbeiten; der unaufhörlich ein Zeuge unſerer Arbeiten iſt; jeden Beweis unſerer Berufstreue, den wir ihm geben, zwar nicht immer augenblicklich, aber doch zu ſeiner Zeit.

Und worinne beſteht denn dieſer Lohn?

Ich will es euch ſagen: Erſtlich macht die Berufstreue uns täglich verſtändiger und geſchickter in unſerm Berufe. Wenn wir alles obenhin, nachläſſig machen; uns bey unſern Geſchäfften nicht die gehörige Mühe geben: ſo bleiben wir immer Stümper. Wie zahlreich ſind die Stümper in allen Ständen! Woher kommt es aber? Gebt nur Achtung, wie ſie arbeiten: ſo werdet ihr immer finden, daß ſie äuſſerſt träge und nachläſſig in ihren Geſchäfften ſind; daß ſie ihre Arbeiten zwar immer mit dem Munde loben, aber ſie doch nicht ſo gut machen, daß ſie ſich ſelbſt loben. Und das, was uns das beſte Lob unſerer Geſchicklichkeit, Treue, unſers Fleißes geben kann, iſt doch immer die Arbeit ſelbſt. **Das Werk lobt den Meiſter.** Dieß ſehen wir ja an Gott ſelbſt. Dieſer lobt ſich nicht ſelbſt; aber er macht alles ſo gut, daß ſeine Werke ihn loben müſſen. **Die Himmel erzählen die Ehre Gottes.** Wann wir des Morgens die Sonne aufgehen ſehen, wann wir des Abends den geſtirnten Himmel erblicken — iſts nicht wahr: ſo werden wir mit Hochachtung gegen den Schöpfer erfüllet und wir müſſen geſtehen: das, muß ein großer Herr ſeyn, der dieß alles gemacht hat?

Wenn wir nun in unſerm Berufe alle Treue beweiſen; alles ſo gut machen als möglich iſt, ſo werden wir, wir mögen Künſtler oder Handwerker, Lehrer oder Ackerleute ſeyn, nach und nach Meiſter in unſern Geſchäfften. Welch großer Lohn! Wenn man es ſich einige Jahre lang hat ſauer werden laſſen, und iſt nun Meiſter in ſeiner Kunſt; es wird nun alles uns leichter; wir können andern Unterricht geben; andere ſuchen ſich nach uns zu bilden — welch großer Lohn! Und wenn die Berufstreue, mit gar nichts, als damit belohnet würde, daß wir in unſern Geſchäfften Meiſter werden: ſo müßte ſie uns ſchon deßwegen ſehr werth ſeyn. Aber wir empfangen dafür noch einen andern Lohn —

Die Arbeiten machen uns, wenn ſie mit Treue verrichtet werden, zweytens auch Freude.

Arbeit, iſt oft mit vieler Mühe verknüpft, und wird uns ſauer. Das Geld, das wir dafür gewinnen, kann uns unſere Anſtrengung nicht belohnen. Ein größerer Lohn iſt doch gewiß dieſer, daß man ſich ſeiner Arbeit freue. Was für Freude mußte wohl Gott empfinden, da er anſahe, alles, was gemacht er hatte, und ſagen konnte: es iſt alles ſehr gut. Dieſe Freude hat aber der nie, der in ſeinem Berufe nicht treu iſt. Seine Arbeiten ſind gemeiniglich ſehr ſchlecht. Das leichtfertige Kind ſchreibt ſchlecht; der träge Ackersmann baut ſeinen Acker ſchlecht; der pflichtvergeſſene Handwerksmann macht ſeine Arbeiten ſchlecht; der unredliche Vater erzieht ſeine Kinder ſchlecht. Gleichwohl müſſen ſie doch alle arbeiten. Wie unmuthig mögen ſie nun wohl ſeyn, wann ſie ihre Arbeiten anſehen, und geſtehen müſſen, daß ſie ſchlecht ſind. Ein ſchlecht geſchriebenes Buch, ein ſchlecht bearbeiteter Akker, ein ſchlecht erzogenes Kind — was macht es für einen unangenehmen Anblick! Man wendet die Augen davon weg — man will es gar nicht ſehen.

Und was für Freude macht uns hingegen der Anblick von Arbeiten, die wir mit Treue, alſo recht gut gemacht haben! Wenn wir einen Tag recht fleißig und treu in unſerm Berufe gearbeitet haben, und es kommt nun der Abend; wir denken zurück an unſer ſaueres, aber wohlgelungenes Tagewerk, und können nun ſagen: **es iſt vollbracht!** es iſt gut, nach meinem beſten Gewiſſen, vollbracht: iſts nicht wahr, — dann befinden wir uns unausſprechlich wohl? Der Anblick eines Kindes, das wir redlich erzogen; eines Akkers, den wir gut angebauet; irgend einer Arbeit, die wir recht gut gemacht haben — was für Freude verſchafft er uns! Dieſe Freude über wohlgelungene Arbeiten, die einzig und allein derjenige erwarten darf, der in ſeinem Berufe alle Treue beweiſet, iſt nun auch ein ſehr großer Lohn.

Hört aber nun weiter! Die Berufſtreue verſchafft uns auch die Liebe und die Achtung anderer Menſchen. Dieß beweiſt euch ja euer tägliches Betragen. Unter welches Fürſten Regierung möchtet ihr denn am liebſten ſtehen? welchem Arzte euch anvertrauen? wem eure Kinder zur Erziehung übergeben? bey wem arbeiten? von wem euren Acker bauen laſſen? Iſts nicht wahr — ihr verbindet euch immer am liebſten mit demjenigen, der in ſeinem Geſchäffte die meiſte Treue beweiſt? So wie ihr nun denkt, ſo denken andere Menſchen auch. Die Berufſtreue verſchafft uns alſo allenthalben Zutrauen und Achtung. Welch großer Lohn! Was kann uns, ſo lange wir unter Menſchen leben, wohl ſchätzbarer ſeyn, als ihr Zutrauen und ihre Achtung? Das erfuhr Joſeph wohl. Er kam als Sclave nach Aegypten — aber er war in ſeinem Berufe treu; und was war ſein Lohn? Sein Herr bekam Zutrauen und Achtung gegen ihn, und ſetzte ihn am Ende über ſein ganzes Haus. — Und endlich, wann man nun eine Zeitlang in ſeinem Berufe treulich gearbeitet hat: ſo erfolgt noch ein andrer Lohn: man ſieht Früchte von ſeiner Arbeit. Die Arbeit, die Mühe, die man damit hatte, wird nach und nach vergeſſen; aber die Früchte bleiben, und zeigen ſich oft zu einer Zeit, da wir ſie am wenigſten erwarteten. Man pflanzet oft einen Baum; vergißt, daß man ihn gepflanzet habe: und nach einiger Zeit ſieht man ihn empor ſproſſen — was für Freude macht uns dieſer Anblick, dieſe Entdeckung!

So iſt es auch mehrentheils in allen Fällen, wo man Berufstreue beweiſet, nach mehrern Jahren ſieht man oft erſt die Früchte davon. So lebt mancher Ackersmann, der in ſeiner Jugend es ſich ſchon ſauer werden ließ, ſeinen Acker ſorgfältig zu bauen; und nun im Alter erſt die Freude hat, daß er weit mehr einträgt, als vor vielen Jahren. So lebt mancher Schullehrer, der im Stillen in ſeinem Berufe redlich arbeitete, dabey ſchlecht, auch wohl bisweilen mit Undank belohnet wurde, der aber nun, im Alter, ganz unerwartet, die Freude hat, daß ein rechtſchaffener Mann ihn beſucht, ihm die Hände drückt und ſagt: **mein Glück habe ich dir zu danken!** So leben manche alte Eltern, die es ſich in der Jugend ſehr ſauer werden ließen, ihre Kinder gut zu erziehen und die nun, obgleich ſpät die Freude haben, von ihnen unterſtützt zu werden. So arbeitet mancher rechtſchaffene Mann viele Jahre im Stillen mit möglichſter Treue, und kein Menſch bemerkt es, niemand belohnt ihn; unvermuthet aber wird er bemerkt, vorgezogen und belohnet. Denkt nur an Joſeph! Auch im Gefängniſſe, wo er von aller Welt abgeſondert war, bewies er Berufstreue. Und was war ſein Lohn? Er wurde am Ende bemerkt, hervorgezogen, und aus einem Gefangenen zu einem Herrn über ganz Egyptenland gemacht. Die Worte ſtehen gewiß nicht umſonſt da: **was ein Jeglicher Gutes thun wird, das wird er vom Herrn empfangen.** Verſucht es nur: beweiſet in eurem Berufe alle Treue: ſo wird Gott euch ſegnen, und zu ſeiner Zeit gewiß treulich belohnen.

Beſchluß.

Ihr ſehet alſo, m. L. wie angenehm wir unſer Leben uns machen können, wenn wir nur wollen; laſſet uns nicht ſcheel ſehen, wenn es ſcheint, als wenn andere Vorzüge vor uns bekommen hätten: denn dadurch verbittern wir uns nur den Genuß des mannigfaltigen Guten, das Gott uns ſchenket. Und warum ſollen wir denn ſcheel ſehen? Hat nicht Gott, der, nach ſeiner Weisheit und Güte uns auf ſehr verſchiedene Plätze geſtellet hat, auch einem jeden ſeinen Theil von Leiden zugemeſſen? Laſſet uns nicht murren und unzufrieden ſeyn mit unſerm Schickſale: denn wider wen murren wir? wider Gott, unſern Vater, deſſen Gedanken nicht unſere Gedanken, deſſen Wege nicht unſere Wege ſind, der uns aber immer auf diejenigen Wege leitet, welche für uns die beſten und heilſamſten ſind. Laſſet uns nur treu arbeiten; in den Geſchäfften, die uns aufgetragen ſind, immer, wie vor Gottes Augen, im Vertrauen auf ihn, unſere Arbeiten redlich fortſetzen, ſo gut machen, als es uns nur möglich iſt: ſo wird Gott uns unſre Mühe gewiß vergelten; wir werden gewiß mit dem Fortgange der Zeit mehr Verſtand, Einſichten und Geſchicklichkeit bekommen; nach einem arbeitsvollen, mühſamen Tage wird immer ein erquickender Abend folgen, wo wir uns freuen werden, daß wir unſer Tagewerk ſo gut vollendet haben. Und ſollte es uns auch nicht immer gelingen: ſo wird uns doch unſer Gewiſſen das Zeugniß geben, daß wir thaten, was unſere Kräfte vermogten. Und kann Gott ſelbſt mehr von uns verlangen? Man ſucht ja nicht mehr an den Haushaltern, als daß ſie treu erfunden werden.

Sollte auch unſere Redlichkeit lange von der Welt verkannt werden: ſo iſt ſie doch Gott bekannt, der ſie zu ſeiner Zeit ans Licht bringen und uns durch die Liebe und das Zutrauen unſrer Nebenmenſchen belohnen wird.

So wird dieß kurze Erdenleben nach und nach unter Arbeit und Freude dahin gehen, und am Ende deſſelben werden wir getroſt von der Erde abtreten und in andere Gegenden des Reichs Gottes gehen können, wo uns wichtigere Geſchäffte werden zugetheilet werden: wir werden es recht fühlen, daß wir die Abſicht unſers Erdenlebens erreicht haben; als Vollendete werden wir abgehen, die durch Berufstreue ſo vollkommen, als möglich wurden; werden um uns erblicken, viel Gutes, das wir ſtifteten, und die frohe Hoffnung mit uns nehmen, daß wir nun erſt den ſeligen Lohn unſerer Berufstreue empfangen werden. Laſſet uns denn Gutes thun, und nicht müde werden: denn zu ſeiner Zeit werden wir auch erndten ohne Aufhören! Amen!

Achtzehnte Predigt.

Am Sonntage Sexageſimä.

Der Wahrheit Wort ſey ſtets mein Licht!
Herr, laß mich ihrer Leitung nicht
Muthwillig widerſtreben!
Durch ſie gieb mir zu jeder Pflicht
Stets Wärme, Licht und Leben!

Es wird gar oft geſagt, daß die größte Wohlthat, die wir von Gott empfangen haben, die Mittheilung ſeines Wortes ſey. Man ſagt: es ſey unſers Herzens Freude und Troſt, unſers Fußes Leuchte, und ein Licht auf unſern Wegen.

Gleichwohl bemerken wir, daß vielen Menſchen oft mancherley andere Dinge werther ſind, als Gottes Wort. Wie ſauer laſſen ſie ſichs werden, um Geld zu erwerben, um berühmt zu werden, um ſinnliches Vergnügen zu genießen! Bemerkt man aber wohl bey ihnen eine ähnliche Begierde nach Gottes Wort?

Es iſt auch gar nicht zu läugnen, daß man bey manchen nur wenige Spuren von der Wirkung des göttlichen Worts wahrnimmt. Sie leſen und hören es, und thun doch gewöhnlich das Gegentheil von dem, was es verlanget. Es verlangt z. E. von uns, daß wir am erſten trachten ſollen nach unſerer innern Verbeſſerung, nach dem Reiche

Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit; aber ſehen wir denn nicht täglich Exempel von Menſchen, die an ihre eigene Verbeſſerung wenig oder gar nicht, und nur immer auf Verbeſſerung ihrer Häuſer, Aecker und Einnahme denken? Wenige finden wir daher auch, die diejenige Ruhe und Zufriedenheit der Seele genießen, welche uns das Wort Gottes verſchaffen ſoll.

Woher kommt denn dieß? hat denn das Wort Gottes nicht diejenige Kraft, die man ihm zuzuſchreiben pflegt? iſt es alſo nicht eine ſo große Wohlthat, als man bisher geglaubt hat? Dieß wäre gewiß ſehr traurig. Aber ſo iſt es auch nicht. Die Menſchen haben ſehr oft den Fehler, daß ſie den Werth der Wohlthaten, die ihnen die wichtigſten ſind, am wenigſten zu ſchätzen wiſſen. Welch eine große Wohlthat iſt z. E. für eine Gemeine eine reine, geſunde Quelle! Sie löſcht den Durſt, ſie kühlt das erhitzte Blut, wenn ſie getrunken wird; ſie reinigt und ſtärket alle Glieder, die damit gewaſchen werden. Wird ſie aber gehörig geſchätzt? giebt es nicht viele, die ſie wenig oder gar nicht genießen? die damit höchſtens ihr Geſicht und ihre Hände waſchen? Wie kann alſo die Quelle ihre Wirkung thun, wenn man keinen Gebrauch davon macht? Eben ſo iſt es mit Gottes Wort. Es kann nicht recht wirken, wenn man es nicht recht zu gebrauchen weiß.

Ich will daher itzo zeigen, wie man ſich in Anſehung des göttlichen Worts zu verhalten habe, wenn es an uns ſeine wohlthätigen Wirkungen hervorbringen ſoll. Gott gebe ſeinem Worte Kraft, damit es an uns allen die heilſamſte Wirkung zeigen möge! Amen!

Text.

Joh. 17, 17.

Heilige (beßre) ſie in (durch) deiner Wahrheit, dein Wort iſt die Wahrheit.

Evangelium.

Luc. 8, 4 — 15.

Hauptſatz.

Wie man das Wort Gottes gebrauchen müſſe, wenn es an uns gute Wirkung thun ſoll.

1. Was denn eigentlich Gottes Wort ſey?
2. Wie man es gebrauchen müſſe, wenn es an uns gute Wirkung thun ſoll?

Erſter Theil.

Ihr werdet euch um ſo mehr wundern, m. L. daß ich itzo erſt unterſuchen will, was denn Gottes Wort ſey? da ihr dieß ſchon längſt zu wiſſen glaubt. Allein wenn ihr merket auf das, was itzo wird geſagt werden: ſo werdet ihr doch finden, daß man noch Urſache hat, zu fragen: was iſt denn eigentlich Gottes Wort?

Die beſte Erklärung vom Worte Gottes giebt uns Jeſus ſelbſt, wenn er ſpricht: **dein Wort iſt die Wahrheit.** Jede Wahrheit alſo, die uns Gott, auf irgend eine Art, bekannt macht, iſt Gottes Wort.

Von dieſen Wahrheiten nun, die Gott, von Zeit zu Zeit, den Menſchen kund gethan hat, ſind viele in der Bibel enthalten, weßwegen ſie auch ganz vorzüglich Gottes Wort genannt wird. Nur dürfen wir nicht glauben, daß alles, was in der Bibel ſteht, den Buchſtaben nach müſſe genommen werden. Nein nicht die Worte der Bibel, ſondern der Verſtand, der Sinn dieſer Worte, iſt eigentlich Gottes Wort. Die Bibel iſt ja, wie ihr ſchon wiſſen werdet, nicht deutſch, ſondern in griechiſcher und hebräiſcher Sprache geſchrieben. Wenn alſo dabey alles auf die Worte ankäme: ſo hätten wir in unſerer deutſchen Bibel gar kein Gottes Wort, ſondern dieß wäre nur in hebräiſchen und griechiſchen Bibeln anzutreffen.

So ſagt Jeſus z. E. **ärgert dich dein Auge: ſo reiß es aus und wirf es von dir** *). Wollten wir dieß den Buchſtaben nach nehmen: ſo müßten wir das Auge, wann es uns ärgert, wenn es zur Sünde Anlaß giebt, wirklich ausreißen. Könnt ihr aber wohl glauben, daß dieß Jeſu Meynung geweſen ſey? Nein ſeine Meynung war dieſe: Wir ſollen die Begierden, die uns zur Sünde reizen, wären ſie uns auch ſo lieb, als unſere Augen, zu unterdrücken ſuchen. Dieſes und viele andere Exempel beweiſen nun hinlänglich, daß man nicht bey den Worten der Bibel ſtehen bleiben, nicht alles buchſtäblich nehmen, ſondern den wahren Verſtand der Worte ſich bekannt zu machen, ſuchen müſſe.

Ferner dürfen wir auch nicht glauben, als wenn alles, was in der Bibel ſteht, für uns gehöre.

---

*) Matth. 18, 9.

höre. Wie könnte dann dieß ſeyn? Stellet euch einen Vater vor, welcher kleine und erwachſene Kinder hat. Dieſer giebt ihnen mancherley lehren, die alle ſein Wort ſind. Einige gehören aber für die Kleinern und gehen die Erwachſenen nichts an; andere für die Größern, welche die Kleinern nicht auf ſich ziehen dürfen. Giebt er z. E. den Befehl, kein ſcharfes Inſtrument in die Hände zu nehmen, an kein tiefes Waſſer zu gehen: ſo iſt freylich alles dieß des Vaters Wort; es gehört aber nicht für alle Kinder, ſondern nur für die Kleinern. Gerade ſo iſts mit der Bibel. Dieſe iſt für allerley Arten von Menſchen geſchrieben, für ſolche, die in der Erkenntniß noch Kinder, und für ſolche, die darinne ſchon Jünglinge und Männer ſind. Gehöret nun wohl alles für alle? Gewiß nicht, manches gehört nur für diejenigen, die in der Erkenntniß noch Kinder ſind. Wollt ihr dieß nicht glauben: ſo will ich euch davon ein Exempel geben. Ein großer Theil dieſes Buchs iſt für die Juden geſchrieben, die gegen uns, die wir durch Jeſum belehret ſind, Kinder in der Erkenntniß waren. Dieß geht uns, die wir durch Jeſum erleuchtet wurden, gewiß nichts mehr an. Die Juden waren an einen ſehr ſinnlichen Gottesdienſt gewöhnet, und konnten davon auch nicht abgebracht werden, weil ſie dergleichen bey allen Völkern ſahen, unter welchen ſie wohnten. Deßwegen mußten ihnen lauter Ceremonien vorgeſchrieben werden, die für ihre Unwiſſenheit und ihre ſinnliche Denkungsart ſchicklich waren.

ten. Daher rühren die vielen Vorſchriften, wegen der Opfer, Auswahl der Speiſen, Feyer des Sabbaths. Gehen dieſe aber wohl uns noch an, uns, die wir von Jeſu belehret ſind, daß wir **Gott im Geiſt und in der Wahrheit anbeten ſollen?** Und ſo ſind gewiß auch von den Vorſchriften der Apoſtel viele bloß für die damaligen Zeiten, für die neuen Chriſten, die aus den Juden und Heiden geſammelt und noch zum Theil Kinder in der Erkenntniß waren, eingerichtet und gehen uns daher nichts mehr an. Zweifelt ihr daran: ſo erinnert euch doch nur an den Ausſpruch der Apoſtel, daß die Chriſten **ſich vom Blute enthalten, kein** Blut genießen ſollten *). Dieß iſt doch geradezu gegen die Erinnerung des Apoſtels: **laſſet euch niemand ein Gewiſſen machen über Speiſe und Trank** **). Aber um Einigkeit unter den Chriſten zu erhalten, mußten die Apoſtel dieſe Verordnung für die damaligen Zeiten machen. Die Chriſten waren aus Juden und Heiden zuſammen getreten. Beyde Theile hatten noch nicht allen Aberglauben abgelegt, den ſie von ihren Eltern geerbt hatten. Dürft ihr euch darüber wohl wundern? giebt es nicht noch itzo, mitten in der Chriſtenheit, Leute genug, die ſehr abergläubiſch ſind? So hatten z. E. die Juden noch immer die abergläubiſche Meynung, es ſey Sünde, wenn man Blut genieße. Wenn ſie alſo daſſelbe von neubekehrten Heyden genießen ſahen: ſo waren ſie darüber unwillig; machten ih-

---

*) Apoſt. Geſch. 15, 29. **) Kol. 2, 16.

nen deßwegen Vorwürfe; und es war zu befürchten, daß eine gänzliche Trennung erfolgen würde. Um des Friedens Willen machten die Apoſtel alſo die Verordnung, daß die Chriſten ſich des Bluts enthalten ſollten. Dieß Exempel beweiſt ja hinlänglich, daß nicht alles, was in der Bibel ſteht, für uns gehöre.

So gewiß nun dieſes iſt, ſo gewiß iſt es auch, daß noch vieles andere Gottes Wort ſey, was wir nicht in der Bibel finden. Dein Wort iſt die Wahrheit, ſagt Jeſus. Was wir alſo nach unſrer beſten Ueberlegung als Wahrheit erkennen, das iſt für uns Gottes Wort. Bedenkt nur ſelbſt, wie unzählig die Fälle ſind, in welchen wir Rath, Belehrung, Troſt bedürfen! Sollte für jeden dieſer Fälle ein beſonderer Spruch in der Bibel ſeyn aufgezeichnet worden, welch eine ungeheure Größe würde ſie erhalten haben! Gleichwohl können wir von Gott, unſerm Vater, der uns noch eben ſo herzlich liebt, wie er die Menſchen ehemals geliebt hat, nicht vermuthen, daß er uns in dieſen Fällen ohne Rath, ohne Troſt, ohne Belehrung laſſen werde. Wir können alſo gewiß glauben, daß wir, wenn wir in jedem vorkommenden Falle, wo wir Rath, Belehrung, Troſt bedürfen, und wir darüber ruhig, mit herzlichem Gebete zu Gott, nachdenken; gute, verſtändige Menſchen zu Rathe ziehen, die Wahrheit finden werden. Und dieſe Wahrheit iſt für uns Gottes Wort.

Wenn ihr nicht wißt, was ihr in gewiſſen

Fällen thun ſollt, und ihr erbittet euch von Gott Belehrung; denkt einige Zeit darüber ruhig nach, und ſehet nun ein: ſo und nicht anders muß ich handeln, wenn ich ein guter Menſch ſeyn, wenn ich meines Gottes Willen thun will: ſo iſt dieß für euch Gottes Wort.

Ich will euch dieß mit einem Exempel erläutern. Iſts nicht wahr, das Brod, welches ihr täglich genießt, betrachtet ihr als Gottes Gabe? Ihr thut wohl daran, weil es wirklich Gottes Gabe iſt. Wir bitten ja Gott um das tägliche Brod, wenn wir es nun erlangen, müſſen wir es nicht als Gottes Gabe betrachten? Und gleichwohl hat es doch Gott nicht erſchaffen. Er ließ nur bey der Schöpfung den erſten Roggen wachſen; der Saame davon fiel in die Erde, vervielfältigte ſich, und von ihm iſt der Roggen entſproſſen, den wir genießen: deßwegen nennen wir ihn Gottes Gabe.

So iſts auch mit Gottes Wort. Unſer Erlöſer vergleicht es mit einem Saamenkorn, welches, wenn es in ein gutes Land geſtreuet wird, wohl hundertfältige Frucht trägt, das heißt, wenn die Wahrheiten, die uns Jeſus mitgetheilt hat, von den Menſchen gut aufgenommen und überdacht werden, ſo entſpringen daraus immer neue Wahrheiten, die in den alten verborgen lagen; ſo wie der Roggen, wovon wir heute Brod eſſen werden, aus den Saamenkörnern entſprungen iſt, die der gütige Schöpfer zuerſt hervor gebracht hat.

Das beweiſt jede gute Predigt, die durch Nachdenken über die Wahrheit entſtanden iſt. Wie viel Gutes, Lehrreiches, Beruhigendes wird in derſelben geſagt, welches alles, den Worten nach, nicht in der Bibel ſteht. Gleichwohl iſt es nicht ungewöhnlich die Predigt Gottes Wort zu nennen; und ſie iſt es auch, wenn ſie anders Wahrheiten enthält, und aus Betrachtung der Wahrheit entſtanden iſt.

So ſagt z. E. Petrus: **ihr Männer wohnt bey euren Weibern mit Vernunft** *). Dieſe Wahrheit iſt gleichſam ein Saamenkorn, welches in die menſchliche Seele geworfen wird. Wenn man nun überlegt, was denn das eigentlich heiße: bey ſeinem Weibe mit Vernunft wohnen: ſo kommt man auf eine Menge guter Lehren, die man befolgen muß, wenn man eine glückliche Ehe führen will. Sind denn nun dieſe nicht alle Gottes Wort?

Gott redt mit uns durch den Verſtand,
Und ſpricht durch das Gewiſſen,
Was wir, Geſchöpfe ſeiner Hand,
Thun oder glauben müſſen.

Zweyter Theil.

Wenn nun das Wort Gottes, oder die Wahrheit bey uns die erwünſchte Wirkung thun ſoll: wie müſſen wir uns dabey verhalten? Wir müſſen ſie wiſſen, merken und darnach thun.

Die Wahrheit iſt eine unſchätzbare Sache, und David hat ganz recht, wenn er ſagt: **ich liebe, Herr, dein Gebot über Gold und über**

---

*) 1 Petr. 3, 7.

über ſein Gold.*). Denn, wenn wir bey unſern Handlungen die Wahrheit erkennen und befolgen: ſo gelingt alles wohl, und wir befinden uns dabey ruhig und vergnügt; hingegen mißlingt alles, wir werden nie recht froh, ſo lange wir uns im Irrthume befinden. Wer bey Erziehung der Kinder nach Wahrheit verfährt; ſeine Kinder ſo behandelt, wie ſie behandelt werden müſſen, wenn ſie geſund, und ſtark, vernünftig und gut werden ſollen: was für Freude wird dieſer an ihnen ſehen! wie wohl werden ſie ihm gerathen! Welch Herzeleid aber wird ein anderer an ſeinen Kindern erleben, der in Anſehung ihrer Erziehung ſich irret, und ſie ganz unrecht behandelt. Auch bey der herzlichſten Liebe zu ihnen wird er wahrnehmen, daß ſie nicht gerathen, ſo wie der Getraidebau nicht geräth, wenn man ihn ganz verkehrt treibe.

Wahrheit muß uns alſo über alles in der Welt gehen. Es muß uns ein rechter Ernſt ſeyn, dieſelbe in jedem vorkommenden Falle zu erfahren; zu wiſſen was für uns das Beſte ſey. So wie der kluge Wanderer, wenn er an einen Scheideweg kommt, nicht geradezu geht, ſondern überlegt und ſich erkundigt, welches der rechte Weg ſey; ſo wie der Gärtner, wenn er eine neue Art von Pflanzen anbauen will, erſt nachfrägt, wie ſie behandelt werden muß? eben ſo ſucht auch der denkende Chriſt, bey allem, was er thut und vernimmt, zu erfahren, was wahr, was in dieſem Falle zu thun, gut ſey.

---

*) Pſ. 119, 127.

Und wie ſoll er dieß an anfangen? Das erſte, was er in dieſer Hinſicht zu thun hat, iſt, daß er ſich oft mit ſeinen Gedanken zu Gott erhebe; ſein Herz vor ihm ausſchütte, und ſich Erleuchtung und Belehrung erbitte. Es iſt wahr, wir haben keinen Grund, zu erwarten, daß uns Gott, durch unmittelbare Eingebung, ſeinen Willen bekannt machen werde; und es hieße Gott verſuchen, wenn wir ſo etwas von ihm verlangen wollten. Aber man kann demohngeachtet von einem herzlichen Gebete ſich die beſte Wirkung verſprechen. Wir fühlen es doch an uns, daß das Herz dadurch mehr beruhigt wird, daß die heftigen Begierden deſſelben gemäßigt, daß wir dadurch in den Stand geſetzt werden; weit ruhiger nachzudenken, zu überlegen, und ſo die Wahrheit zu finden.

Nur dann erſt ſind wir vermögend, die Wahrheit einzuſehen, wann unſer Herz ruhig iſt, wann es nicht durch heftige Begierden beſtürmet wird, So lange dieß nicht iſt; ſo lange heftige Begierden, Zorn, Wolluſt, Habſucht, Ehrgeiz, Schwermuth bey uns regieren: ſo ſind wir wie verblendet. Wenn uns auch die Wahrheit geſagt wird; ſo verſtehen wir ſie nicht, und ſuchen ſie ſo zu erklären, wie unſre Begierden es wünſchen. So gieng es den Jüngern Jeſu, welche zum Theil ſehr ehrgeizig waren. Wann ihr Meiſter und Herr zu ihnen vom Reiche Gottes redete; ſo konnten ſie nicht glauben, daß er dadurch die innere Glückſeligkeit verſtehe; ſondern machten ſich davon ſolche Vorſtellungen, wie ſie ihr Ehrgeiz wünſchte;

hofften immer auf ein irrdiſches Reich, in welchem ſie die oberſten Ehrenſtellen bekommen würden.

Ferner muß der Chriſt, welcher Wahrheit ſucht, ſich mit den Quellen bekannt machen, wo ſie zu finden iſt. Dahin gehöret die Bibel, welche einen Schatz der vortreflichſten Wahrheiten, beſonders in der Lehre Jeſu und ſeiner Apoſtel, enthält; dahin gehören auch andere gute Bücher, die in der Abſicht geſchrieben ſind, die Menſchen verſtändiger und beſſer zu machen. Mit dieſen müſſen wir uns bekannt machen, und, ſo wie wir täglich Nahrung zu uns nehmen, um dadurch die Kräfte des Leibes zu nähren, alſo auch täglich etwas Gutes, was uns verſtändiger macht, was uns zum Guten ermuntert, was unſer Herz beruhigt, leſen, darüber nachdenken und es auf uns anwenden, um dadurch immer Bekanntſchaft mit der Wahrheit zu unterhalten.

Nun tritt aber, wie ihr alle wißt, ſehr oft der Fall ein, daß es uns ſchwer wird, einzuſehen, was wahr, was gut ſey; wo wir, weder in der Bibel, noch in andern Büchern, guten Rath finden. Damit ihr mich beſſer verſtehet: ſo will ich euch ein Exempel geben. Wie oft iſt der Fall, daß ihr nicht wißt, wie ihr euch in Anſehung der Geſundheitspflege eurer Kinder verhalten, wie ihr ihnen gewiſſe Fehler abgewöhnen, wie ihr euch gegen manche Menſchen betragen ſollt, ſo, daß es euch geht, wie dem Könige Joſaphat, welcher, als er ein mächtiges feindliches

Heer gegen ſich ſahe, ſeufzete: **wir wiſſen nicht was wir thun ſollen** *).

Es iſt aber doch ſchlechterdings nöthig, zu wiſſen, was ihr thun ſollt. Wenn ihr an einen Scheideweg kommt: ſo könnt ihr doch nicht an demſelben ſtehen bleiben, ſondern müßt euch entſchließen, einen von beyden Wegen zu wählen.

Da iſt nun das Beſte, daß ihr euch mit euren Entſchließungen nicht übereilt, ſondern Zeit zu gewinnen ſucht; unter herzlichem Gebete zu Gott die Sache von allen Seiten wohl überlegt; dabey auch wohl ſolche Perſonen zu Rathe zieht, die ihr als verſtändige, rechtſchaffene Leute kennt; ihren Rath prüft, und darüber nachdenkt: ſo wird der Gott der Wahrheit, **welcher will, daß allen Menſchen geholfen werde, und ſie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen** **), welcher einſt die Verheißung hat geben laſſen: **ſuchet, ſo werdet ihr finden** ***), euch gewiß nicht irre gehen, ſondern die Wahrheit finden laſſen, die euch itzo zu wiſſen nöthig iſt. Und dieſe gefundene Wahrheit iſt dann für euch Gottes Wort, ſo gut, als das Brod, welches ihr heute genieſſen werdet, Gottes Gabe iſt.

Es iſt aber nicht genug, daß man den rechten Weg weiß; ſondern man muß auch aufmerkſam ſeyn, damit man ihn nicht wieder verliehre. Eben ſo iſts nicht genug, daß man die Wahrheit weiß; ſondern man muß ſie auch merken und behalten.

---

*) 2 Chron. 20, 12.

**) 1 Tim. 2, 4.

***) Matth. 7, 7.

Wenn man einmal überzeugt iſt, daß etwas gut ſey; daß wir daher es zu thun, verbunden ſind: dann müſſen wir es uns auch recht tief einprägen, und uns deſſelben täglich wieder erinnern. Die alten Juden hatten die Gewohnheit, daß ſie die zehen Gebote auf ihre Hände banden, damit ſie dieſelben immer vor Augen haben und nie vergeſſen möchten. Beſſer iſt es aber, wenn man die Wahrheit ſeiner Seele recht tief einpräget, ſo wie Salomo ſagt: **ſchreibe ſie an die Tafel deines Herzens** *)! und deßwegen einen kurzen Spruch oder Vers lernt, in welchem ſie enthalten iſt. Wäre man z. E. zu der Ueberzeugung gekommen, daß es gut ſey, von ſeiner Zeit einen recht guten Gebrauch zu machen, und darinne ſo viel Gutes, als möglich zu ſtiften, ſo thäte man wohl, wenn man, um dieſe Wahrheit nie zu vergeſſen, ſich den herrlichen Spruch des Apoſtels recht merkte: **laſſet uns Gutes thun und nicht müde werden: denn zu ſeiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören** **).

Wenn endlich das göttliche Wort ſeine Wirkung bey uns beweiſen ſoll: ſo iſt es auch nöthig, daß wir es befolgen, auch dann noch befolgen, wann unſere ſinnliche Natur, welche in der Bibel Fleiſch und Blut genannt wird, dazu gar keine Luſt hat. Denn was hilft es uns, daß wir den rechten Weg wiſſen, wenn wir ihn nicht betreten? und wozu nützt es uns, daß wir wiſſen, was recht und gut iſt, wenn wir nicht darnach thun? Geſetzt, wir hätten einen Theil unſers Lebens mit Müßiggang zugebracht, und wir kämen nun zur Ueberzeugung, es ſey beſſer, etwas Nützliches zu ſchaffen, durch unſere Arbeiten etwas Gutes zu ſtiften: ſo müſſen wir uns nun auch alle Mühe geben, unſere vorige Lebensart ganz abzuändern; gegen unſere Trägheit kämpfen; alle zeitverderbende Vergnügungen vermeiden, und wenn es uns noch ſo ſauer werden, noch ſo viele Ueberwindung koſten ſollte; oder, wir würden überzeugt, daß es gut ſey, wenn man, bey erlittenen Beleidigungen, ſeinen Unwillen mäßige, und das Böſe mit Gutem zu überwinde ſuche: ſo müſſen wir auch alle unſere Kraft anwenden, es in Ausübung zu bringen, wenn wir wirklich beleidigt, und zum Zorne gereizt werden. Es iſt freylich ſchwer, anders zu handeln, als man bisher gewohnt war; es koſtet große Anſtrengung, gegen ſeine Neigung, nach der Wahrheit zu leben; aber, wenn wir es nur uns einen rechten Ernſt ſeyn laſſen, in unſern Vorſätzen treu und beſtändig ſind: ſo werden wir gewiß erfahren, daß es uns, mit jedem Tage, immer leichter werde, und daß wir uns an das Gute eben ſo gewöhnen, wie man ſich ſonſt an das Böſe gewöhnet hatte.

---

*) Spr. Sal. 3. 3.

**) Gal. 6, 9.

Sehet, meine Lieben! ſo müſſen wir handeln, wenn das Wort Gottes an uns ſeine Wirkung beweiſen ſoll. Wir müſſen es wiſſen, merken, und darnach thun.

Und was für Wirkungen können wir dann vom Worte Gottes, oder von der Wahrheit erwarten? — Dieſe: daß wir dadurch geheiliget, gebeſſert, daß wir gute, rechtſchaffene, thätige Menſchen, gehorſame Kinder, gute Eheleute, treue Nachbaren, fleißige und ehrliche Arbeiter werden, die viel Gutes ſchaffen; ſich deſſelben freuen; im Vertrauen auf Gott, ihren Weg wandeln, und mit der gewiſſen Erwartung, daß ſie Gott näher kommen werden, die Erde verlaſſen.

Beſchluß.

Sehet alſo, m. L. wie gütig Gott für uns geſorget hat! Nicht nur dasjenige Wort hat er uns gegeben, welches in der Bibel aufgezeichnet iſt, ſondern wir können auch ſeinen Willen noch heutiges Tages erfahren, in allen Fällen, wo wir Rath und Belehrung bedürfen. **Nahet euch zu Gott,** ſagt der Apoſtel, **ſo nahet er ſich zu euch** *). Was ſoll das heißen? — Gewiß nichts anders, als dieſes: wenn ihr euch ihm mit euren Gedanken nähert: ſo wird er ſich euch auch nähern, und ſeinen Willen kund thun.

Wunderwerke dürfen wir freylich nicht erwarten; auf Träume und Eingebungen dürfen wir nicht rechnen — dazu haben wir keine Verheißung. Aber, wenn wir **redlich ſuchen,** die Wahrheit ſuchen, **werden wir gewiß finden,** immer finden, was wir, in jedem Falle, zu thun und zu laſſen haben.

Zuletzt muß ich euch noch eine ſehr wichtige Erinnerung geben. Wenn das, was ihr als

---

*) Jak. 4, 8.

Wahrheit erkennt, wirklich für euch Gottes Wort iſt: ſo dürft ihr ja nichts dagegen thun, ja nicht gegen eure Einſichten handeln: denn ſonſt ſeyd ihr Gott ungehorſam. Wenn ihr z. E. gewiß glaubt, daß ihr gewiſſe Gewohnheiten euren Kindern nicht geſtatten dürfet, und thuts doch: ſo habt ihr des himmliſchen Vaters Warnungen verſchmähet; es kann euch nicht gelingen; ihr könnt nicht ruhig werden, und, wenn einſt Trübſale euch treffen: ſo wird euch euer Gewiſſen die bitterſten Vorwürfe machen. **Denn wer da weiß Gutes zu thun und thuts nicht: dem iſts Sünde** *). Thut ihr hingegen redlich das, was ihr, nach euren beſten Ueberlegungen, als wahr und gut erkannt habt; ſo könnt ihr auch getroſt ſeyn, und gewiß glauben, daß ihr auf Gottes Wegen geht. Sind dieſe Wege auch gleich bisweilen dunkel; treffen euch auf denſelben auch mancherley Widerwärtigkeiten: ſo habt ihr nicht nöthig, den Muth ſinken zu laſſen, ſondern könnt freudig zu Gott aufſehen, und von ihm erwarten, daß er euch auf dem Wege, auf den er euch leitete, beyſtehen und ſtärken werde; und werdet am Ende doch einſehen, daß ihr ſeyd gut geleitet worden.

Leite uns, o Gott, durch deine Wahrheit, und lehre uns! du biſt ja der Gott, der uns hilft, täglich harren wir dein. Amen!

---

*) Jak. 4, 17.

Neunzehnte Predigt.

Am Sonntage Quinquageſima.

Gieb Herr! daß auf dein Wort ich achte,
Als auf ein Licht im dunkeln Ort;
Und, wenn ich ernſtlich es betrachte:
So hilf ſelbſt meinem Forſchen fort!
Für deiner Wahrheit hellen Schein
Laß Aug und Herz ſtets offen ſeyn! Amen!

Meine Lieben! Die alten Juden hatten die Gewohnheit, daß ſie den Propheten Gräber baueten, die von ihren Vätern waren getödtet worden, und diejenigen wieder hinrichteten, die zu ihren Zeiten lebten! Jeſum z. E. und ſeine Apoſtel, die ihnen ihre wohlthätigen Lehren mittheilen wollten, haßten, verfolgten, tödteten ſie. Ihr ſehet alle ein, daß dieß Unrecht war. Hütet euch aber nur, daß ihr nicht ein Gleiches thut! Denn dieſe Gewohnheit war nicht bloß den Juden eigen, ſondern man trifft ſie bey allen Völkern an. Wer Verbeſſerungen machen, die Menſchen auf eine neue Art belehren will, der wird gekränkt, geſchmähet, verfolgt; und mehrentheils wird durch wiederholte Kränkungen ſein Leben abgekürzt. Hat er aber die Erde verlaſſen: ſo beurtheilt man ihn gewöhnlich ganz anders. Man fängt nach und nach an, einzuſehen, daß er Recht gehabt habe; befolgt ſeine Verbeſſerungen; beklagt ſeinen Verluſt;

ſchätzt ihn hoch, und ehret ihn. — Woher kommt denn dieſes? Ich will es euch erklären. Wenn Jemand etwas Neues lehret, etwas verbeſſern will: ſo hängt die Welt, die er belehren will, noch an einer Menge alter Meynungen, die ſeiner Lehre entgegen ſind. Die alten Meynungen hält ſie für wahr, die neue Lehre für falſch, und den, der ſie verbreitet, für einen Irrlehrer. In der Folge wird man von dem Ungrunde der alten Meynungen überzeuget, und dadurch geneigt gemacht, die ſonſt neue Lehre anzunehmen.

Ihr ſeht hieraus, was für großen Schaden die Anhänglichkeit an alte, ungegründete Meynungen, die man ſonſt auch Vorurtheile zu nennen pflegt, thun könne.

Dieß will ich in der gegenwärtigen Betrachtung weitläuftiger zeigen, zu welcher Gott ſeinen Segen geben wolle. Amen!

Text.

Joh. 7, 24.

Richtet nicht nach dem Anſehen, ſondern richtet ein recht Gericht.

Evangelium.

Luc. 18, 31 — 43.

Hauptſatz.

Von der Schädlichkeit der Vorurtheile.

1. Was Vorurtheile ſind.
2. Wie groß ihre Schädlichkeit ſey.

Erſter Theil.

Vorurtheile ſind Meynungen, die man angeſ genommen hat, ohne vorher hinlänglich unterſuchet zu haben, ob ſie wirklich wahr ſind.

Solcher Vorurtheile giebt es eine Menge; und ich will einige davon anführen, damit ihr mich beſſer verſtehen möget.

Man hat Vorurtheile von gewiſſen Perſonen, Zeiten, Religionen, Nationen und Ständen. Wenn gewiſſe Perſonen, ihrer Aemter wegen, ein gewiſſes Anſehen erlangt, oder wenn ſie durch ihre Einſichten und guten Lebenswandel ſich Zutrauen erworben haben: ſo glaubt man gar zu gern, alles, was ſie ſagen, ſey wahr, und alles, was ſie thun, das ſey gut und recht, und alles, was ſie mißbilligen, das tauge nichts. Kann dieſe Meynung wohl wahr ſeyn? iſt ſie nicht ein Vorurtheil? Wo lebt ein Menſch, der ſich nie irrete? Und wenn nun ſchlechterdings alle Menſchen bisweilen irren: wie kann man denn glauben, daß es gewiſſe Leute gebe, die nie irreten? Salomo war ein ſo kluger Mann, daß man ihn durchgängig den **weiſen Salomo** zu nennen pflegt; und auf wie große Irrthümer gerieth er nicht! welcher Thorheiten machte er ſich ſchuldig! Ein ſolches Vorurtheil hatten die Phariſäer von ihren Oberſten und ſich ſelbſt. Sie meynten, was ſie und ihre Oberſten nicht glaubten, das könne nicht wahr ſeyn. Um alſo zu beweiſen, daß die Lehre Jeſu nicht wahr ſey, ſagten ſie: **glaubt auch irgend ein Oberſter oder Phariſäer an ihn?** *) Dieſes Vorurtheil iſt ſehr

---

*) Joh. 7, 48.

gemein, und ein jeder hat Urſache, ſich ſelbſt zu fragen, ob er wohl ganz davon frey ſey; ob er ſich nicht etwa auch angewöhnt habe, die Ausſprüche angeſehener Perſonen geradezu als Wahrheit anzunehmen, ohne zu prüfen, ob ſie auch wirklich wahr ſind.

Ein anderes Vorurtheil hat man von gewiſſen Zeiten. Was alt, was zu der Väter und Großväter Zeiten geſchehen iſt, das hält man gern für wahr und für gut. Um zu beweiſen, daß eine gewiſſe Gewohnheit gut ſey, pflegt man zu ſagen: das iſt zu meines Vaters und Großvaters Zeiten, bey Menſchen Gedenken, ſo geweſen. Um die Wahrheit ſeiner Religion zu zeigen, beruft man ſich auf ihr Alter, und nennt ſie die Religion ſeiner Väter. Wenn ihr aber nur ein klein wenig nachdenken wollt: ſo werdet ihr gleich begreifen, daß dieß wieder ein Vorurtheil ſey. Waren denn die Alten nicht eben ſo gut Menſchen, wie wir? Und wenn ſie es waren, konnten ſie ſich nicht ebenfalls irren? Iſt es nicht gewiß, daß die Menſchen, mit dem Fortgange der Zeit, immer mehr Einſichten bekommen, und alſo vieles beſſer wiſſen und verſtehen müſſen, als ihre Vorfahren? Wenn wir keinen andern Beweis für die Wahrheit unſrer Religion hätten, als dieſen, daß ſie die Religion unſerer Väter iſt — wäre dieſer nicht äußerſt ſchwach? Iſt nicht die Religion aller Religionspartheyen, die Religion ihrer Väter? War nicht auch die Religion der Juden, welche von Jeſu abgeſchafft wurde, die Religion ihrer Väter?

Auch von gewiſſen Religionspartheyen hat man Vorurtheile. Es iſt gar zu gewöhnlich, daß man die Meynung hegt, alles, was Leute lehren, die nicht unſers Glaubens ſind, das ſey falſch, und Menſchen, die ſich zu einer Religion bekennen, die von der unſrigen verſchieden iſt, ſeyen böſe Menſchen. Dieſes Vorurtheil treffen wir auch bey den alten Juden an, welche jedermann verabſcheueten, der nicht ein Jude war. Eben ſo dachten die Samariter von den Juden. Als daher Jeſus eine Samariterin bat, daß ſie ihm doch etwas zu trinken geben mögte: ſo erſtaunte ſie über dieſe Zumuthung und fragte: **wie bitteſt du von mir Trinken, ſo du ein Jude biſt, und ich ein Samaritiſch Weib** *)? Da Petrus einem Heiden Unterricht in der chriſtlichen Lehre gegeben hatte: ſo zankten ſeine Landsleute deßwegen mit ihm **). Und auch unſere Zeiten ſind von dieſem Vorurtheile bey weitem noch nicht ſo ganz frey; die Abneigung der verſchiedenen Religionspartheyen gegen einander iſt noch nicht ganz verſchwunden. Iſt aber dieſe Meynung wieder nicht ganz falſch? Sind denn die Glieder anderer Religionspartheyen nicht eben ſo gut Menſchen, als wir? Haben ſie nicht eben ſo wohl Verſtand als wir? Iſt Gott nicht auch ihr Vater? Wie können wir denn nun glauben, daß dieſe, mit Verſtand verſehenen, Menſchen durchaus irren ſollten? daß der Vater im Himmel, der ihnen ſeine Sonnenſtrahlen nicht entzieht, das Licht der

---

*) Joh 4, 9. **) Apoſt. Geſ. 11, 7.

der Wahrheit ihnen ganz ſollte verſagt haben? Und wie kann man glauben, daß diejenigen, welche anders glauben, als wir, ſchlechte, böſe Menſchen ſeyn müßten! Was glauben ſie denn? Glauben ſie denn etwa, daß man unmäßig ſeyn, lügen, betrügen müſſe, wenn man Gott gefallen wolle? Ich erinnere mich keiner Religion, in welcher ſo etwas gelehret würde. Sie glauben vielmehr alle, daß Gott das Gute belohne und das Böſe beſtrafe; daß die Seele unſterblich ſey, und Gott in der Ewigkeit jedem nach ſeinen Werken geben werde. Wie kann man denn alſo ſagen, daß die Glieder anderer Religionspartheyen, ihres Glaubens wegen, böſe Leute ſeyn müßten? Giebt es nicht unter allen Religionspartheyen rechtſchaffene Leute? Wer war denn Joſeph, dieſer redliche Mann, deſſen Betragen durchaus ſo gut war, daß er andern zum Muſter vorgeſtellt werden kann? Ein Jude. — Wer war denn der Hauptmann zu Kapernaum, deſſen Rechtſchaffenheit Jeſus öffentlich lobte? Ein Heyde. — Wer war denn der vortrefliche Mann, der Balſam in die Wunden des zerſchlagenen Juden goß, ihn verband und auf ſeine Koſten heilen ließ? Ein Samariter.

Auch hegt man oft Vorurtheile von gewiſſen Nationen. Von manchen meynt man, daß bey ihnen die Weisheit wohne; glaubt alles, was bey ihnen gelehret wird, und thut nach, was bey ihnen gethan wird; von andern hingegen meynt man, daß ſie geradezu alle unfähig wären, etwas

Nützliches hervorzubringen. So eine Meynung hegten die Juden von den Bürgern zu Nazareth. Als daher Nathanael hörete, daß Jeſus in Nazareth ſey erzogen worden: ſo ſagte er: **Was kann von Nazareth Gutes kommen** *)? Auch dieſe Meynung iſt nicht ganz wahr. Es iſt mit Nationen, wie mit einzelnen Menſchen. Von dieſen iſt immer einer klüger als der andere. Aber doch fehlen kluge Leute auch, und einfältige haben bisweilen einen recht guten Einfall. Es iſt ja freylich nicht zu läugnen, daß eine Nation klüger ſey als die andere: aber iſt denn deßwegen alles gut, was eine kluge Nation glaubt und thut? Kann nicht auch ein einfältiges Volk in manchen Stücken Einſichten haben, die dem klügern fehlen? Können nicht auch unter einer Nation, die eben nicht viele Gelegenheit hat, ihren Verſtand auszubilden, einzelne Menſchen gefunden werden, die ſich durch Klugheit hervorthun? Dieß beweiſt ja die Erfahrung. Da Jakob lebte, wurden die Egypter durchgängig für eine der weiſeſten Nationen der Welt gehalten; Jakob hingegen der mit ſeiner Familie nichts gelernt hatte, als Viehzucht zu treiben, wurde verachtet. Die Egypter wollten nicht einmal mit ſeiner Familie an einem Tiſche ſpeiſen. Und gleichwohl, wer war es denn, der Egypten, bey Eintretung einer groſſen Theurung, vom Untergange errettete? War es vielleicht ein weiſer Egypter? Nein es war **Joſeph**, der Sohn Jakobs, der bey den Egyptern ſo ſehr verachtet war. Die Bewohner von Nazareth waren bey den Juden ſo verachtet, daß man zu ſagen pflegte: **was kann von Nazareth Gutes kommen?** Und gleichwohl war doch Jeſus, dem die ganze Welt ihr Heil verdankt, in Nazareth erzogen worden.

---

*) Joh. 1, 46.

Endlich hat man auch oft Vorurtheile von gewiſſen Ständen. Von hohen Ständen erwartet man vorzüglich Weisheit und Einſichten, von niedrigen Ständen aber gar keine; von jenen glaubt man, daß ſie alles Schwere möglich machen, alles Gute befördern könnten; wenn aber aus den niedrigen Ständen jemand etwas Wichtiges ausführen will: ſo ſpottet man ſeiner. Davon haben wir wieder ein Exempel an den Juden. Da Jeſus unter ihnen auftrat, und ſie unterrichten wollte, er, deſſen Eltern von niedrigem Stande waren: ſo ſpotteten ſie ſeiner und ſagten: **iſt dieſer nicht eines Zimmermanns Sohn?**

Nun iſts zwar wahr, daß die höhern Stände mehr Gelegenheit haben, allerley zu erlernen; daß ſie auch mehr Macht und Reichthum beſitzen, womit ſie vieles ausrichten können: unterdeſſen kömmt es doch bey Ausführung großer Dinge vorzüglich auf die Kräfte an, die Gott dem Menſchen gegeben hat; und dieſe ſind den niedern Ständen eben ſo, wie den höhern, zugetheilt. Die Erfahrung lehret auch, daß oft ein Mann, der in einer niedrigen Hütte gebohren wurde, große Dinge ausführte, die Königen und Fürſten unmöglich waren. Erinnert euch doch nur wieder an Jeſum. Dieſer, der wegen ſeiner niedrigen Herkunft verachtet wurde, hat mit ſeiner wohlthätigen Lehre die ganze Welt angefüllet; den Opferdienſt abgeſchafft; die Menſchen erleuchtet, gebeſſert, beruhigt, und wirkt noch bis auf den heutigen Tag unter uns. Und was hat denn der König **Herodes** gethan, der damals Judäa beherrſchte? Iſt in der ganzen Welt wohl noch etwas zu finden, das durch ihn gewirkt worden wäre? Iſt wohl noch etwas von ihm übrig, außer ſeinem Namen?

Laſſet uns alſo die Lehre Jeſu befolgen: **Richtet nicht nach dem Anſehen: ſondern richtet ein recht Gericht!** Wenn ihr etwas beurtheilet: ſo laßt euch durch das Anſehen nicht blenden, ſondern urtheilet mit Nachdenken und Ueberlegung, damit euer Urtheil immer richtig ausfallen möge.

Zweyter Theil.

Durch die Vorurtheile wird unglaublich viel Böſes geſtiftet, und ungemein viel Gutes verhindert.

Wer das Vorurtheil angenommen hat, daß gewiſſe Leute unfehlbar ſind, daß alles gut und Recht iſt, was ſie thun, — zu was für Thorheiten und Verirrungen iſt dieſer nicht aufgelegt! Wenn nun dieſe Leute ſich irren, wenn ſie Unrecht thun: wird er denn nicht alle ihre Irrthümer annehmen, alle ihre Fehler nachahmen? Daher kommt der blinde, unvernünftige Glaube, den man ſo häufig in der Welt antrifft, der ohne Unterſuchung alles annimt, was ihm von gewiſſen Perſonen iſt vorgeſagt worden; daher verbreiten ſich ſo viele ſchädliche Gewohnheiten äußerſt ſchnell in einem Lande, weil man ſie, um des Exempels gewiſſer angeſehener Perſonen Willen, für gut hält. Die Meynung, als wenn Salomo nicht irren könnte, verleitete gewiß einen groſſen Theil ſeines Volks, daß ſie den Götzendienſt annahmen, dem er im Alter ergeben war.

Glaubt man, daß alles wahr ſey, was die Väter und Großväter geglaubt, und alles gut, was ſie gethan haben: ſo behält man alle ihre Irrthümer bey, und pflanzt auf Kind und Kindeskind die Untugenden der Väter und Großväter fort. Wie viele Gemeinen haben noch allerley ſchädliche, abergläubiſche Gewohnheiten an ſich, bey Pflegung ihres Körpers, bey Erziehung ihrer Kinder, bey ihrem Ackerbau, ihrer Viehzucht, bey ihren Zuſammenkünften! Und warum ſchaffen ſie denn dieſelben nicht ab? ſind ſie etwa überzeugt, daß ſie gut und nützlich ſind? Keinesweges. Sie behalten ſie vielmehr bloß deßwegen bey, weil ſie zu ihrer Väter und Großväter Zeiten üblich waren.

Hält man andere, die eine andre Religion, als wir, bekennen, für ſchlechte, böſe Menſchen — auf was für Abwege wird man dann gerathen! Die herzliche, innige Liebe, die wir, nach der Lehre Jeſu, allen Menſchen, ohne Unterſchied, ſchuldig ſind, die Jeſus ſelbſt, uns zum Beyſpiele ausübte, können wir ja unmöglich gegen andere beweiſen, ſo lange wir dieſes Vorurtheil hegen. Die Samariterin wollte unſerm Erlöſer nichts zu trinken geben, weil er ein Jude war. In dieſem Exempel könnt ihr recht deutlich ſehen, wie hart, wie ungefällig das Vorurtheil den Menſchen machen kann, als wenn nämlich diejenigen, die ſich zu einer andern Religion bekennen, böſe Leute wären. Man entfernt ſich von ihnen; man iſt auf ſie mißtrauiſch. Wenn man im Stande iſt, jemanden zu helfen, ihn zu befördern: ſo fragt man nicht darnach, wie er lebe, ſondern was er glaube. Man unterſtützt dann vorzüglich denjenigen, den man für rechtglaubig hält, wenn er auch ein böſer, laſterhafter Menſch iſt, und zieht ſeine Hand von den beſten, rechtſchaffenſten Menſchen bloß deßwegen ab, weil ſie, wie man meynt, in ihrem Glauben irren. Giebt es denn nicht noch itzo Länder genug, die Chriſten bewohnen, wo die beſten, rechtſchaffenſten Leute das Bürgerrecht nicht erhalten können; von allen öffentlichen Aemtern, wie Betrüger, wie Verbrecher, ausgeſchloſſen ſind, bloß deßwegen, weil ſie ſich zu einer Religion bekennen, die in dieſen Ländern nicht öffentlich eingeführt iſt? Mit was für Leuten waren denn in Jeruſalem die öffentlichen Aemter zu Jeſu Zeiten beſetzt? Mit lauter Phariſäern, deren Schalkheit und Bosheit Jeſus ſo oft aufdeckte. Aber Petrus, Jakobus, Johannes, Jeſus ſelbſt, wurden für unfähig erklärt, ein öffentliches Amt zu bekleiden. Auch itzo giebt es noch Länder genug, wo ſie, wegen ihrer Wahrheitsliebe, kein Amt bekommen würden. Giebt es denn nicht itzo noch Länder, wo es ſehr leicht iſt, die Erlaubniß zu erhalten, öffentliche Häuſer, ſelbſt ſolche anzulegen, in welchen die abſcheulichſten Ausſchweiſungen begangen werden; und wo es ſchlechterdings nicht erlaubt iſt, daß eine Gemeine ſich eine Kirche erbauen darf, die ſich nicht zu der Religion bekennt, die zu der Väter und Großväter Zeiten gewöhnlich war? Sehet, zu ſolchen unchriſtlichen Geſinnungen kann dieſes abſcheuliche Vorurtheil verleiten!

Aber dieß iſt noch nicht alles. Wer das ſchreckliche Vorurtheil hat, als wenn diejenigen, die nicht ſeines Glaubens ſind, böſe Menſchen wären, der iſt im Stande die größten Verbrechen zu begehen. Iſts denn nicht ein Verbrechen, wenn man einen rechtſchaffenen Mann, der, ſo viel er kann, ſeine Pflichten erfüllet, haſſet, verfolget, ſeines Amtes entſetzt, ins Gefängniß wirft, wohl gar hinrichten läßt, wie einen Straßenräuber? Ihr fühlet alle, daß dieß entſetzliche Verbrechen ſind, die nur ein Böſewicht begehen kann, und ihr glaubt gewiß, daß es euch unmöglich ſey, ſolche Greuel zu begehen.

Sobald ihr aber dieß Vorurtheil annehmt, als wenn alle, die nicht eures Glaubens ſind, böſe Menſchen, Feinde Gottes wären: ſo ſeyd ihr im Stande alle dieſe Greuel auszuüben. Ihr glaubt alsdann, daß euer Gewiſſen, eure Liebe zu Gott, eure Liebe für das Seelenwohl eurer Nebenmenſchen euch verbinde, die Leute zu verfolgen, die Lehren verbreiten, welche, eurer Meynung nach, Irrthümer ſind, und welche, wie ihr glaubt, viel Böſes ſtiften. Was war denn die Urſache, warum Jeſus, den niemand einer Sünde zeihen konnte, gekreuzigt, ſeine Anhänger ſo ſchrecklich verfolgt wurden? Was war denn die Urſache, warum Chriſten, ſo bald ſie mächtig wurden, ihre Brüder, ſelbſt die rechtſchaffenſten, wenn ſie in Religionsmeynungen von ihnen verſchieden waren, verfolgten, gefangen ſetzten, hinrichteten? Was iſt denn die Urſache, warum in manchen Ländern die beſten Menſchen ihrer Aemter entſetzt, gedrückt, in Mangel und Dürftigkeit geſetzet werden? Bloß dieſes Vorurtheil. Ihr ſehet alſo hieraus, daß es ein höchſt ſchädliches Vorurtheil ſey.

Und ſo iſts auch mit den übrigen Vorurtheilen, als wenn die Weisheit nur unter gewiſſen Nationen oder Ständen zu ſuchen ſey. Sobald man dieſes glaubt: ſo nimmt man alle Irrthümer und Thorheiten gewiſſer Nationen und Stände an, und verachtet, oder haſſet wohl gar die übrigen.

Es wird auch viel Gutes dadurch verhindert. Wer Vorurtheile in ſeinem Kopfe hat, der iſt gegen die Wahrheit ſo gut als blind. Wenn jemand ihm die Wahrheit noch ſo deutlich und rührend vorträgt: ſo denkt er darüber nicht nach, ſondern er überlegt nur, ob ſie mit ſeinem Vorurtheile übereinſtimmt; iſt dieſes nicht: ſo verwirft er ſie.

Ich will mich deutlicher erklären. Hat jemand die Meynung, daß alles wahr und gut ſey, was gewiſſe Perſonen von Anſehen, die Väter und Großväter, gewiſſe Religionspartheyen, Nationen oder Stände glauben und thun: ſo muß er ja nothwendig alles verwerfen, was dieſem Glauben und dieſen Gewohnheiten entgegen iſt.

Es iſt ja doch noch kein größerer Lehrer aufgeſtanden, als unſer Erlöſer. Wenn man ſeine Lehren lieſt: ſo ſollte man glauben, alle ſeine Zuhörer würden ihm beygeſtimmt, ihm geglaubet, ſeine Lehren befolget haben. Gleichwohl fand er immer bey dem größern Theile wenigen Beyfall. Man glaubte ihm nicht, man verachtete, man haßte, man verfolgte, man kreuzigte ihn endlich. Und was war von allen dieſen Greueln die Urſache? Bloß Vorurtheile.

Wenn er die Juden unterrichten wollte: ſo ſagte der eine: was dieſer Mann ſagt, kann ja nicht wahr ſeyn, denn unſere Hohenprieſter und Schriftgelehrten und Phariſäer glauben ja nicht an ihn. Ein andrer ſagte: wie kann denn wahr ſeyn, was dieſer lehret; wir ſind Abrahams Nachkommen, und dieſer hat von dieſem allen nichts gewußt. Ein dritter behauptete: dieſer Mann kann nicht von Gott ſeyn, weil er die Religion der Juden beſtreitet. Ein vierter ſagte ſpottend: dieſer iſt ja ein Nazarener! was kann von Nazareth Gutes kommen? Noch andere verachteten ihn, wegen ſeines niedrigen Standes. Wie will dieſer, meynten ſie, uns belehren; er iſt ja nur eines Zimmermanns Sohn. So verachteten ſie ihn, oder wie die Schrift es ausdrückt, ſie ärgerten ſich an ihm; und ſeine rührendſten Ermahnungen, ſeine gründlichſten Vorſtellungen fanden bey ihnen keinen Eingang. Ja was ſollen wir ſagen — ſelbſt Jeſu Jünger waren ja nicht ganz frey von den Vorurtheilen, die unter ihrem Volke im Schwange giengen. Sie meynten immer, der Meſſias, den die Juden erwarteten, müſſe ein großer, mächtiger König ſeyn, der ein irrdiſches Reich errichte. Da ſie nun Jeſum für dieſen Meſſias hielten: ſo hofften ſie immer darauf, daß er ſich als König der Welt zeigen und ein irrdiſches Reich errichten, ſie als ſeine treueſten Anhänger zu den wichtigſten Aemtern und Ehrenſtellen befördern werde. Wer iſt, fragten ſie ihn einmal, der größeſte im Himmelreich? *) und wollten dadurch, wie man aus dem Zuſammenhange ſehen kann, nichts anders ſagen, als, wer wohl der Vornehmſte in dem Reiche ſeyn würde, das, wie ſie glaubten, Jeſus errichten wollte. Selbſt nach ſeiner Kreuzigung, da er ſich ihnen lebendig wieder zeigte, war dieſes Vorurtheil noch nicht ganz von ihnen gewichen. Sie fragten ihn daher: Herr! wirſt du auf dieſe Zeit wieder aufrichten das Reich Jsrael?

Daher wirkte Jeſus auch bey weiten nicht ſo viel bey ihnen, als man hätte vermuthen ſollen. Wenn er vom Himmelreiche, von der geiſtlichen Glück-

---

*) Matth. 18, 1.

Glückſeligkeit der Menſchen ſprach: ſo verſtanden ſie ihn nicht, und glaubten immer, er rede von dem irrdiſchen Reiche, das er, ihrer Meinung nach, ſtiften wollte. Als er ihnen daher ſagte, er werde verſpottet, verſpeyet, gegeißelt und getödtet werden: **ſo vernahmen ſie der keines, und die Rede war ihnen verborgen: und wußten nicht, was da geſagt war.** Denn dieß alles reimte ſich ja nicht zu der weltlichen Herrſchafft, die ſie ſich ſo feſt in den Sinn geſetzt hatten.

Beſchluß.

Ihr ſeht alſo meine Lieben, was Vorurtheile für eine ſchädliche Sache ſind. Wenn euch die Wahrheit, wenn euch eure Glückſeligkeit lieb iſt: ſo müßt ihr wünſchen, davon frey zu ſeyn; und gleichwohl iſt doch ganz gewiß keiner davon ganz rein. In der Kindheit nehmen wir ſchon eine Menge Vorurtheile an, die in der Folge immer tiefer wurzeln, und immer ſchwerer auszurotten ſind. Es entſteht da eine gewiſſe Anhänglichkeit an die Perſonen, denen wir unſer Leben, Verpflegung, Erziehung, Unterricht, und Wohlthaten zu verdanken haben; an die Voreltern, von welchen wir unſere Eltern immer mit Achtung ſprechen höreten; an das Volk, zu dem wir gehören; an die Religion, die uns der Vater lehrete, und an die Stände, die durch ihre Macht und Reichthum ſich viel äußerlichen Glanz verſchaffen. Und wie leicht wird dieſe unſchuldige Anhänglichkeit zum Vorurtheile! wie leicht werden wir dadurch geneigt gemacht, ohne Ueberlegung, alles als wahr und gut anzunehmen, was wir von ihnen ſehen und hören! Daher wünſche ich ſehr, daß doch jeder von euch auf die Meynungen, die er bisher hegte, etwas mißtrauiſch werden, und, wenn ihm bisweilen das Gegentheil verſichert wird, er es nicht gleich verwerfen, ſondern aufrichtig unterſuchen möge, ob es nicht vielleicht doch wahr ſey? Bey alten Leuten hält dieß freylich etwas ſchwer. Wenn man bis ins Alter ſich an etwas gewöhnet, eine gewiſſe Meynung geglaubet hat: ſo iſt es ſehr ſchwer, davon zu laſſen. Deſto mehr Urſache haben aber junge Leute, ſich zum Nachdenken zu gewöhnen; und, wenn ſie etwas hören, zu unterſuchen, ob es auch wahr ſey; mit Aufrichtigkeit und Unpartheylichkeit das Wahre und Gute anzunehmen, wo ſie es finden. Auf dieſem Wege werden eure Vorurtheile ſich immer mehr vermindern, und ihr werdet vor den Verirrungen verwahret bleiben, wozu ſie andere Menſchen verleiten. Merket und befolget alſo ſtets die Vorſchrift des Apoſtels: **prüfet alles und das Gute behaltet!** Amen.

Zwanzigſte Predigt.

Am Sonntage Invocavit.

Gütiger, treuer Gott!
Laß in Verſuchung mich
Nicht zaghaft unterliegen;
Ermuntre mich zum Muth,
Und hilf dem Schwachen ſiegen.
Mein Auge laß allein
Auf deine Weisheit ſchaun;
Mein Herz dir folgſam ſeyn,
Und ſtets dir froh vertraun.

Es iſt gewiß, lieben Freunde! daß wir uns niemals beſſer befinden; niemals mit uns ſelbſt zufriedener ſind; niemals unſere Geſchäffte uns beſſer gelingen, niemals wir freudiger an Gott denken, als wenn wir nach der Wahrheit gehandelt, wenn wir das gethan haben, was wir nach unſrer Ueberzeugung für gut und recht hielten. So wie wohl befinden wir uns am Abend, wenn wir auf den zurückgelegten Lebenstag ſehen, und uns von der Anwendung deſſelben eine gute Rechenſchaft ablegen; wenn wir uns das Zeugniß geben können: ich bin heute meinen guten Vorſätzen treu geblieben; für meine Seele, für meinen Leib, für die Meinigen habe ich ſo geſorgt; meine Geſchäffte ſo ausgerichtet, gegen meine Nebenmenſchen mich ſo verhalten, wie ich weiß, daß ich es thun mußte, wenn ich alles gut machen, wenn ich meinem Gott, der ins Verborgene ſieht, gefallen wollte. Solch ein Abend — wahrhaftig, meine Freunde! der iſt der Vorſchmack des Himmels! Und wenn alle Abende ſo vergnügt wären, ſo würden wir uns ſchon hier auf Erden höchſt ſelig fühlen.

Solche Abende ſind aber, leider! auch bey den beſten Menſchen, nur ſelten. Des Morgens nehmen wir uns gemeiniglich alles Gute vor, aber — wenn wir in das Geräuſch der Welt, in das Getümmel unſerer Geſchäffte kommen: ſo vergeſſen wir oft unſere guten Vorſätze; werden gereizt und gelockt, von denſelben abzuweichen, und laſſen uns oft ſo mit fortreißen, daß wir gerade das Gegentheil von dem thun, was wir uns vorgenommen hatten. Dieß verurſacht ſehr traurige Stunden. Wie kann man froh werden, wenn man den rechten Weg weiß, und ſich verleiten läßt, den Irrweg zu betreten? Wie kann man vergnügt ſeyn, wenn man mit dem Apoſtel Paulus klagen muß: **das Gute, das ich will, das thue ich nicht; ſondern das Böſe, das ich nicht will, das thue ich** *).

Wenn es uns nun ein Ernſt iſt, recht gut zu werden, wenn uns unſere Gemüthsruhe und Zufriedenheit lieb iſt: ſo müſſen wir nothwendig uns die mancherley Umſtände bekannt machen, die uns verleiten, von unſern Vorſätzen abzuweichen, die uns bewegen das zu thun, was wir nicht thun

---

*) Röm. 7, 19.

wollten, und das zu unterlaſſen, was wir uns feſt vorgenommen hatten; ſo müſſen wir auch lernen, wie wir uns bey dergleichen Verſuchungen zu verhalten haben. Ich will dieß in gegenwärtiger Stunde zeigen.

Der Gott der Wahrheit leite meine Gedanken, daß ich ſo reden möge, daß ihr durch meinen Vortrag alle im Guten befeſtiget werdet! Amen!

Text.

1 Kor 10, 12.

Wer ſich läßt dünken, er ſtehe, mag wohl zu ſehen, daß er nicht falle.

Evangelium.

Matth. 4, 11.

Hauptſatz.

Vom chriſtlichen Verhalten in der Verſuchung.

1. Was eigentlich Verſuchung ſey.

2. Wie ſich der Chriſt dabey zu verhalten habe.

Erſter Theil.

Verſuchung heißt gemeiniglich ſo viel, als Prüfung. Wenn ein Vater z. E. mit ſeinem Kinde einen ſteilen Berg erſteigt, um zu erfahren, ob es auch Kraft genug habe, eine ſolche Anſtrengung auszuhalten: ſo ſagt man, er habe es verſucht oder geprüft. In dieſem Verſtande wird auch von Gott bisweilen geſagt, daß er die Menſchen verſuche. Gott iſt getreu, ſagt Paulus, **und läßt euch nicht verſucht werden** über euer Vermögen *). Da nun aber dergleichen Verſuchungen mehrentheils darinne beſtehen, daß man gereizt und gelockt wird, gegen ſeine Ueberzeugung zu handeln, oder anders zu handeln, als man glaubt, daß es gut ſey: ſo verſteht man durch die Verſuchung auch oft jede Reizung und Lockung zur Sünde; und ſo verſtehe ich es hier auch. Ich weiß nicht, ob ihr mich recht verſtanden habt, und will euch daher die Sache durch ein Exempel deutlicher machen.

Wenn z. E. ein Kind weiß, daß es gut ſey, itzo dasjenige zu lernen, was ihm ſein Lehrer aufgegeben hat, und ſich auch vornimmt, es zu thun, es kommt aber ein anderes Kind, und ſucht jenes zu bereden, ſeine Bücher liegen zu laſſen, und mit ihm auf den Spielplatz zu gehen: ſo ſagt man, daß dieſes Kind jenes verſucht habe.

Dergleichen Verſuchungen giebt es nun ſo viele, daß ich nicht im Stande bin, ſie alle zu nennen. Man kann ſie aber alle in zwey Arten eintheilen. Von einigen liegt der Grund in uns ſelbſt, von andern aber außer uns. Ein vorzüglicher Grund von den Verſuchungen liegt in unſerm Körper. Darauf zielt ohne Zweifel Paulus, wenn er ſagt: **das Fleiſch gelüſtet wider den Geiſt** **). Das können wir alle an uns ſelbſt fühlen. Wir ſind mit unſerm Körper ſehr genau verbunden, und können ohne Beyhülfe deſſelben, faſt gar nichts thun. Da nehmen wir uns nun mancherley Gutes vor; wenn es aber

---

*) 1 Kor. 10, 13.

**) Gal. 5, 17.

aber zur Ausführung kommen ſoll: ſo iſt uns der Körper daran hinderlich. Ich will euch davon einige Exempel geben.

Wenn wir uns am Abend vornehmen, am andern Morgen früh, vor Sonnenaufgang, aufzuſtehen, und an unſere Arbeit zu gehen: ſo finden wir oft, daß, wann die beſtimmte Stunde des Aufſtehens ſchlägt, wir uns an unſer Lager gleichſam noch gefeſſelt fühlen. Und was feſſelt uns denn daran? Bloß der Körper, welcher noch zu müde und träge, noch zu ſehr zum Schlafe geneigt iſt. So nahm Jeſus ſeine Jünger mit auf den Oelberg, daß ſie mit ihm daſelbſt wachen und beten ſollten; und man kann ſich leicht denken, daß ſie mit dem Entſchluſſe, dieſes zu thun, ihm werden gefolgt ſeyn. Was geſchah aber, da ſie daſelbſt angekommen wären? Sie wurden durch des Körpers Müdigkeit zum Schlafe gelocket; und Jeſus ſagte daher zu ihnen: Der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach *).

Iſt der Körper ſchwächlich: ſo kann er wenig vertragen; eine rauhe Luft macht ihn zitternd; ein kleines Verſehen unſerer Nebenmenſchen erſchüttert ſeine Nerven. Eine Seele nun, die einen ſolchen Körper bewohnt, wenn ſie auch die beſten Entſchließungen faßt, wird durch ſeine Kränklichkeit doch immer gereißt, das Gegentheil zu thun. Ihr Beruf macht vielleicht eine Reiſe nothwendig; aber die ſchwachen Glieder beben vor der kalten Luft zurück. Ein ſolcher Menſch will

---

*) Matth 26, 41.

will zwar herzlich gern leutſelig, gefällig, liebreich gegen die Seinigen ſeyn; aber ſeine ſchwachen Nerven reizen ihn immer zum Eigenſinne und zur Unfreundlichkeit. Wurde nicht ſogar Hiob, durch die Schmerzen, die er an ſeinem Leibe empfand, verleitet, den Tag ſeiner Geburt zu verfluchen?

Iſt das Blut zu dicke; ſind in dem ſchwachen Eingeweide Stockungen: ſo macht dieß die Seele trübe und traurig. Sie mag auch noch ſo feſt ſich entſchlieſſen, ſich des vielen Guten zu freuen, das ſie genieſſt; im freudigen Vertrauen zu Gott ihren Weg fortzuſetzen und der Zukunft entgegen zu gehen: ſo reizen die Fehler des Bluts und der Eingeweide ſie doch immer zum Unmuthe, zur Aengſtlichkeit, zu nagenden Beſorgniſſen wegen der Zukunft.

So wird der eine oft zum Jachzorne, der andere zur Unmäßigkeit, der dritte zur Unkeuſchheit gereizet. Und worinne liegt der Grund? Mehrentheils im Körper.

Unterdeſſen liegt auch oft der Grund von den Verſuchungen in der Seele.

Wenn ihr auf euch aufmerkſam geweſen ſeyd, lieben Freunde! ſo werdet ihr wahrgenommen haben, daß ihr euch Dinge, die abweſend ſind, ſo lebhaft vorſtellen könnt, als wenn ſie gegenwärtig wären. Wenn der Ackersmann z. E. Weizen ausſäet: ſo kann er ſich die Garben, die er aus demſelben binden wird, ſo lebhaft vorſtellen, als wenn ſie wirklich ſchon da lägen. Dieſe Kraft unſerer Seele, ſich abweſende Dinge vorzuſtellen, nennen wir die Einbildungskraft. Und dieſe Einbildungskraft iſt es eben, welche den Menſchen oft verſucht, reitzt und lockt, anders zu handeln, als er ſich vorgenommen hatte. Bisweilen ſtellt ſie ihm die Annehmlichkeiten und Vortheile, die mit der Sünde verknüpft ſind, als ausnehmend ſüß und groß vor; und lockt ihn ſo, ſie zu begehen. Ein andermal ſtellt ſie ihm das Gute, das er gern thun mögte, als ſehr ſchwer vor; und reitzt ihn auf dieſe Art, daſſelbe zu unterlaſſen.

Da haben wir das Exempel an Ahab. Dieſer ging einmal durch Naboths Weinberg, und ihm kam in die Gedanken, ob dieſer Weinberg nicht in einen Kohlgarten könne verwandelt werden. Seine Einbildungskraft wurde lebhaft, und ſtellte ihm vor, wie ſchön es ſeyn würde, wenn da, ſtatt des Weinbergs, ein Kohlgarten ſtände. Dieß reitzte ihn, den Weinberg mit Gewalt an ſich zu reißen, und ſeinen rechtmäßigen Beſitzer tödten zu laſſen *).

Ihr könnt hieraus ſehen, wie ſehr diejenigen, die ſtehen, die ſich auf gutem Wege befinden, Urſache haben, aufmerkſam zu ſeyn, daß ſie nicht fallen; da ſie in und an ſich ſo vielerley haben, das ſie reitzt und lockt, von dem guten Wege, den ſie betreten haben, abzuweichen.

Ueberdieß iſt noch außer uns gar vieles, das uns verſuchet. Dahin gehören vorzüglich die Menſchen. Dieſe verſuchen uns durch ihr Exem-

---

*) 1 B. der Kön. 21.

empel, durch ihr Zureden und durch ihren Widerſtand.

Das Exempel anderer Menſchen hat auf uns einen gar großen Einfluß. Wann wir in der Einſamkeit ſind, und über uns recht nachdenken: ſo ſehen wir gar zu gut ein, daß es höchſt unrecht, uns ſchädlich, Gott mißfällig ſey, gewiſſe Handlungen zu begehen, und nehmen uns daher feſt vor, daß wir uns derſelben niemals ſchuldig machen wollen. Aber nun kommen wir in Geſellſchaft; nun gehen wir mit andern Menſchen um, die dieſe Handlungen begehen, und bald entſteht die Luſt, es ihnen nachzuthun. Das wiſſen wir mehr, als zu gut, daß es Unrecht ſey, ſich koſtbarer zu kleiden, als es unſere Vermögensumſtände erlauben; wenn wir aber in Geſellſchaft kommen, wo jedermann durch Putz und theure Kleider den andern zu übertreffen ſucht: ſo ſchämen wir uns unſers ſchlechten Kleides, und bekommen Luſt, von dem Gelde, das für die Haushaltung und Erziehung der Kinder beſtimmt war, etwas abzubrechen, und dafür ein neues Kleid machen zu laſſen, ſo wie andere auch zu thun pflegen.

Wir ſind gar gut überzeugt, daß es unerlaubt und ſchändlich ſey, unzüchtige Reden zu führen, oder durch Verläumdungen unſers Nebenmenſchen Ehre zu ſchmälern; wenn wir aber in Geſellſchaften kommen, wo man durch dergleichen ärgerliche Reden ſich zu vergnügen ſucht:

wie leicht bekommen wir da Luſt, an dergleichen ſündlichen Vergnügungen Theil zu nehmen?

Das böſe Exempel iſt anſteckend, wie eine anſteckende Krankheit; und ein einziger böſer Menſch, zumal, wenn er ſeines Standes, ſeines Amtes, ſeines Reichthums, oder ſeiner Geſchicklichkeit wegen, in einigem Anſehen ſteht, kann in Kurzem eine ganze Gemeine verderben. **Böſe Exempel verführen und verderben das Gute** *).

Noch mehr werden wir von den Menſchen verſuchet durch ihr Zureden. Sie haben bisweilen ihre Urſachen, warum ſie wünſchen, daß wir uns ihnen gleich ſtellen; an ihren böſen Rathſchlägen Theil nehmen; ihren ſchändlichen Willen thun: und ſuchen daher durch glatte, ſchmeichelhafte Reden uns von unſern guten Vorſätzen abzubringen; ſtellen uns die Vortheile, die Annehmlichkeiten, die mit der Sünde verbunden ſind, als ſehr groß vor; thun uns Verſprechungen; loben diejenigen als kluge Leute, die weniger gewiſſenhaft ſind; ſuchen ſo unſer Gewiſſen einzuſchläfern, und uns zu bereden, das zu thun, was wir für Unrecht halten. So verſprach der Verſucher unſerm Erlöſer: **er wolle ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit geben, wenn er niederfallen und ihn anbeten wollte** **). So verſicherte der Verſucher, welchen die Schrift unter dem Bilde einer Schlange vorſtellt, unſern Stammeltern: **ſie würden Gott**

---

*) B. d. Weish. 4. 3. **) Matth. 4, 8, 9.

Gott gleich ſeyn, wenn ſie die verbotene Frucht genoſſen hätten *). So ſuchte Abſalom durch Schmeicheleyen und Verſprechungen die Unterthanen ſeines Vaters zur Empörung zu reißen **).

Endlich verſuchen uns die Menſchen auch oft durch ihren Widerſtand. Bald tadeln ſie unſere guten Entſchließungen, bald verſpotten ſie uns deßwegen; bald verfolgen ſie uns, und fügen uns allerley Kränkungen zu. Dadurch werden wir im Guten wankend gemacht, und ſind in großer Gefahr, das Gute zu unterlaſſen, welches zu thun, wir uns doch feſt vorgeſetzt hatten. Da fängt mancher etwas Gutes an, erzieht z. E. ſeine Kinder beſſer, als es bisher an ſeinem Orte gewöhnlich war, und erwartet, daß ihn jedermann deßwegen loben werde. Gemeiniglich aber irret er ſich. Statt ihn zu loben, tadelt man ihn. Sucht er ſeine Kinder abzuhärten: ſo nennt man ihn grauſam; beſchuldigt ihn, daß er ſeine Kinder nicht lieb habe, daß er ihre Geſundheit und ihr Leben der größten Gefahr ausſetze; läßt er ſie nach andern, als den gewöhnlichen Lehrbüchern, die bisweilen ſehr ſchlecht ſind, unterrichten: ſo ſchreyet man, er ſuche die Kinder von der wahren Religion abzubringen. Dadurch wird denn mancher verleitet, ſeinen guten Vorſatz aufzugeben, und ſo zu handeln, wie er andere handeln ſieht, obgleich er weiß, daß dieſe Art zu handeln nicht gut ſey. Ein anderer wird verſpottet; er geht z. E. in Geſellſchafft mit dem Vorſatze, ſich immer recht gut

---

*) 1 B. Moſ. 3, 4. **) 2 B. Sam. 15, 4 — 6.

gut, züchtig, mäßig, wie es einem Chriſten geziemet, zu betragen. Nun fängt man aber an, ihn zu verſpotten, und lächerlich zu machen. Spott thut ſehr wehe; und er iſt nun in Gefahr, um dem Spotte zu entgehen, **ſich der Welt gleich zu ſtellen**, obgleich er weiß, daß dieß nicht gut ſey. Einem dritten drohet man, er werde ſeine ganze Wohlfahrt verſcherzen, wenn er auf dem angetretenen Wege fortgehen werde, zeigt ihm mancherley Gefahren, die ihm auf demſelben bevorſtehen, oder verfolgt ihn wohl gar und mißhandelt ihn, und reizt ihn ſo, von ſeinem guten Vorſatze abzugehen.

So gieng es dem Pontius Pilatus. Man führte ihm den unſchuldigen Jeſus zu, der nie einer Miſſethat ſich ſchuldig gemacht hatte; er verhörte ihn, fand ihn unſchuldig, war geneigt ihn frey zu geben — da ſchrien aber die Hohenprieſter: **läſſeſt du dieſen los, ſo biſt du des Kaiſers Freund nicht** [*]). Dieſe Drohung, die Furcht vor des Kaiſers Ungnade verleitete ihn, über den Gerechten, den Wohlthäter der Menſchen, das Todesurtheil zu fällen. Petrus, welcher Jeſu mit dem feſten Vorſatze nachfolgte, er wolle mit ihm in den Tod gehen, da er ſahe, wie hart ſein Herr und Meiſter behandelt wurde, und aus den Reden der Anweſenden ſchließen mußte, daß man ihn für ſeinen Jünger erkenne, daß ihm alſo ein gleiches Schickſal bevorſtehe, ward wankelmüthig, und verläugnete ihn [**]).

---

[*]) Joh. 19, 12. [**]) Matth. 26, 70 u. f.

Aber nicht nur die Menſchen, ſondern auch andere Dinge, die um uns ſind, können uns verſuchen, können uns reitzen, anders zu handeln, als wir handeln wollen. Der Anblick der Gefahr ſchreckt uns von dem guten Wege ab, den wir angetreten haben, und der Anblick angenehmer Dinge hingegen kann uns leicht verleiten ihrentwegen gegen unſer Gewiſſen zu handeln; eine reichliche Mahlzeit, ein gutes Getränk kann uns zur Unmäßigkeit, Gold und Silber und andere Güter zur Betrügerey und Ungerechtigkeit verführen. So gab das Volk Iſrael, welches durch Moſen aus der drückendſten Sclaverey war befreyet worden, den Vorſatz auf, ſeine Freyheit zu behaupten; und warum? Weil es in der Wüſte, durch welche es geführet wurde, viele Gefahren und Beſchwerlichkeiten erblickte *). So ließ Noah durch des Weines Süßigkeit ſich zur Trunkenheit **), Achan durch den Anblick einiger Koſtbarkeiten ***) zum Diebſtahle, und Ahab durch Naboths Weinberg zur Ungerechtigkeit und Grauſamkeit verleiten.

Nun werdet ihr erwarten, lieben Freunde! daß ich noch von den Verſuchungen des Teufels reden werde. Allein, wenn ihr auf euch recht aufmerkſam ſeyn wollt: ſo werdet ihr finden, daß bey jeder Verſuchung, die euch trifft, der Grund entweder in euch ſelbſt, oder in den ſichtbaren

Din-

---

*) 4 B. Moſ. 14, 2. 3. **) 1 B. Moſ. 9, 21.
***) Joſ. 7, 1

Dingen liege, die um euch ſind, und daß ihr alſo gar nicht nöthig habt, ſie der Einwirkung eines böſen Geiſtes zuzuſchreiben. Es iſt auch gar nicht wahrſcheinlich, daß der barmherzige Gott, welcher will, daß allen Menſchen geholfen werde, es zulaſſen ſollte, daß ein böſer Geiſt ſeinen Kindern nachſtellen und ſie reißen dürfe, ihr zeitliches und ewiges Wohl zu verſcherzen. Ueberdieß ſind auch viele Ausleger der Bibel der Meynung, daß diejenigen Stellen, wo von des Teufels Verſuchungen ſcheint geredet zu werden, ganz anders müßten erkläret werden, als es bisher gewöhnlich war. Manche glauben ſogar, unter dem Verſucher, welcher in der Wüſte zu unſerm Erlöſer kam, ſey ein liſtiger Menſch zu verſtehen, welcher, wegen ſeiner Liſt und Bosheit, ein Teufel, ein Satan genennet werde.

Da ich euch nun nichts als gewiſſe Wahrheit lehren will: ſo iſts beſſer, daß ich die Verſuchungen des Teufels, die von vielen Menſchen bezweifelt werden, ganz mit Stillſchweigen übergehe, und euch lieber zeige, wie ſich der Chriſt, bey den mannigfaltigen Verſuchungen, denen er wirklich ausgeſetzt iſt, zu verhalten habe.

Zweyter Theil.

Da wir nun alle ſo vielerley Verſuchungen ausgeſetzt ſind, die uns ſo leicht zu Schritten verleiten können, die wir hernach bereuen müſſen: ſo ſehet ihr wohl ein, wie nöthig es ſey, die Mittel ſich bekannt zu machen, durch welche man ſie beſiegen kann. Hier ſind ſie! Einige gebrauchet man vor, andere bey, und noch andere nach der Verſuchung.

Vor der Verſuchung müſſen wir uns gehörig vorbereiten, ſo wie der Kriegsmann im Frieden, durch öftere Uebung in Waffen, ſich zum Kriege vorzubereiten pflegt.

Wenn unſer Gemüth ruhig, wenn es um uns her ſtille iſt, in der Einſamkeit, am Ende oder bey Anfange des Tages, iſt es ſehr gut, die Wahrheiten, die man befolgen will, recht zu überdenken, ſich recht lebhaft vorzuſtellen, wie wohl wir uns befinden, wenn wir immer nach unſerer Ueberzeugung handeln; und wie unruhig im Gegentheile wir ſeyn, wie ſehr wir uns an unſerm Nebenmenſchen und an uns ſelbſt verſündigen würden: wenn wir das, was wir nach unſerm Gewiſſen für Unrecht halten, thun und das unterlaſſen wollten, was wir nach unſerm Gewiſſen für Recht halten. Sehr gut iſt es, wenn man mit Gebet dieſe Ueberlegung anſtellt, an die Gegenwart und Aufſicht des unſichtbaren Richters unſerer Handlungen denkt; ihm Treue und Beſtändigkeit angelobet, und um ſeinen Beyſtand bittet. Man iſt immer feſter, ſtandhafter in ſeinen Vorſätzen, wenn man jemanden dabey zu ſeinem Zeugen und Aufſeher nimt. Daher finden wir, daß Jeſus, ehe er ſich den Mißhandlungen ſeiner Feinde überließ, ſich zu dieſer ſchweren Verſuchung erſt durch Gebet vorbereitete *).

Gut iſts auch, daß man die Wahrheit, die Lehre, die man befolgen will, in einem kurzen

---

*) Matth. 26, 39.

Sprüche merke, damit man ſich derſelben, bey eintretender Verſuchung, deſto leichter wieder erinnern könne. Man nähme ſich z. E. vor, daß man künftig nicht nach ſeinen ſinnlichen Lüſten und Begierden, ſondern immer nach ſeinen beſten Einſichten und ſeinem Gewiſſen handeln wolle: ſo könnte man ſich den wichtigen Spruch des Apoſtels Paulus merken: **Wer auf das Fleiſch ſäet, der wird von dem Fleiſche das Verderben ernten; wer aber auf den Geiſt ſäet, der wird von dem Geiſte das ewige Leben ernten** *). So bereitete ſich Jeſus ebenfalls zur Verſuchung zu, und wußte daher dem Verſucher in der Wüſten immer Lehren und Wahrheiten, die in kurzen Sprüchen enthalten waren, entgegen zu ſtellen.

Gut iſt es auch, daß man bey Zeiten ſeinen Feind kennen lerne, und überlege, wie man ihm begegnen wolle. Liegt der Reiz zur Abweichung von unſern guten Vorſätzen im Körper: ſo muß es euch gleich ſelbſt beyfallen, was man mit demſelben zu thun habe, wenn er uns weniger gefährlich werden ſoll — man muß fein aufmerkſam auf ihn ſeyn, und ihn anders zu gewöhnen ſuchen: wäre er träge: ſo müßte man ihn recht vorſätzlich zur Thätigkeit gewöhnen; wäre er ſchwächlich, ſo müßte man ihn nach und nach mehr abhärten; wäre er zur Unkeuſchheit geneigt: ſo müßte man ihm durch ſtrenge Mäßigkeit, und ermüdende Arbeit die überflüßige Nahrung zu entziehen ſuchen. Dieſes Mittels bediente ſich der Apoſtel Paulus, und konnte daher von ſich ſagen: ich bezähme meinen Leib, und betäube ihn *).

---

*) Gal. 6, 8.

Sind andere Menſchen uns gefährlich; verleitet uns ihr Exempel, ihr Zureden, ihr Spott, ihre Drohungen leicht von unſern Vorſätzen abzugehen: was müſſen wir dann wohl thun? Wir müſſen uns, wenn es ſeyn kann, von ihnen entfernen, und ihren Umgang, wenigſtens ihren vertrauten Umgang, zu meiden ſuchen. So ſuchte Joſeph ſich immer in Entfernung von dem Weibe zu enthalten, das ihn zur Unkeuſchheit verleiten wollte **). Wir müſſen uns ſpiegeln an dem Exempel des Petrus, an dem Exempel der Tochter Jacobs ***), welche beyde fielen, da ſie in Geſellſchafften giengen, die ihnen gefährlich waren.

Da wir aber aus der Welt gehen müßten, wenn wir allen Umgang mit Menſchen, die uns gefährlich ſind, vermeiden wollten; da unſer Beruf, unſere Geſchäffte, die Verwandſchafft es nöthig machen, mit Menſchen von allerley Art Umgang zu halten: ſo müſſen wir wenigſtens gegen die, die uns in unſern guten Vorſätzen wankend machen, ſehr auf unſerer Hut ſeyn; nie uns ihnen unbewaffnet zeigen; nie in ihre Geſellſchafft kommen, ohne erſt nochmals unſern guten Vorſatz erneuert zu haben. Hieraus könnet ihr auch begreifen, wie man ſich gegen andere Dinge, de-

---

*) 1 Kor. 9, 27. **) 1 B. Moſ. 39, 10.

***) 1 B. Moſ. 34.

ren Anblick uns Luſt macht, gegen unſer Gewiſſen zu handeln, zu verhalten habe. Kanns ſeyn: ſo thut man wohl, wenn man ſich entfernt von Sachen, die uns zu ſtark zum Böſen reizen, daß man die Oerter meidet, wo Speiſe und Trank ſo überflüſſig ſich befinden, ſo gut zubereitet ſind, daß wir wegen unſerer Mäßigkeit in Sorgen ſtehen müſſen; daß man ohne Noth nicht fremdes Geld in ſeine Verwahrung nehme, und ſich von den Oertern entfernt halte, die uns zu ängſtlichen traurigen Gedanken Veranlaſſung geben. Das will ohne Zweifel Jeſus mit durch die Worte anzeigen: **ärgert dich dein Auge: ſo reiß es aus, und wirf es von dir** *). Da nun aber dieß ebenfalls nicht immer ſeyn kann: ſo thun wir wohl, wenn wir uns immer auf dergleichen verführeriſche Anblicke gefaßt machen, und recht oft daran denken, wie unglücklich wir uns machen würden, wenn wir uns durch ſie zum Böſen bewegen laſſen und, um eines kurzen Genuſſes Willen, unſere Ruhe und Zufriedenheit verſcherzen wollten.

Tritt die Verſuchung ſelbſt ein: ſo iſt wohl vor allen Dingen nöthig, daß wir ſtets wachſam ſind, uns ja nicht durch Trägheit, Lebhaftigkeit, Aufwallung des Bluts, Vergnügen, Geräuſch, Schmeicheley, Drohungen, Anblick von Gefahr, oder unangenehmen Sachen ſo betäuben und zerſtreuen und hinreißen laſſen, daß wir uns ſelbſt vergeſſen. Nein, da müſſen wir immer auf uns aufmerkſam ſeyn; die Wahrheiten, die wir in kurzen Sprüchen gemerkt haben, immer überdenken, damit wir ihre Kraft, die uns itzo ſo nöthig iſt, recht fühlen mögen.

---

*) Matth. 5, 29.

So handelte unſer Erlöſer, der jede Verſuchung mit einem Spruche der Bibel zurückſchlug. So beſiegte Joſeph die Verſuchung eines verführeriſchen Weibes. Statt auf ihre Schmeicheleyen zu achten, merkte er vielmehr immer auf die Stimme der Vernunft und des Gewiſſens, und wies die Verſuchung mit den Worten zurück: **wie ſollt ich ein ſo groß Uebel thun, und mich an dem Herrn meinem Gott verſündigen** *). Ja, wir müſſen unſere Kraft recht zuſammen nehmen, um Widerſtand zu leiſten, daß wir ſchlechterdings das durchſetzen und ausführen, was wir uns einmal vorgenommen haben, wenn wir uns dazu auch noch ſo ſehr verdroſſen fühlten, wenn wir auch noch ſo ſehr gelockt würden, davon abzuſtehen, wenn wir auch deßwegen getadelt, verſpottet, bedrohet, verfolget würden; daß wir ſchlechterdings das nicht thun, wovon wir überzeugt ſind, daß es Unrecht ſey, wenn unſere Luſt dazu auch noch ſo ſtark wäre, wenn man auch von allen Seiten ſich bemühete, uns dazu zu bewegen. So werden wir gewiß auch fühlen, daß wir ſtark ſind; daß wir viel vermögen, und unſere Kräfte unter der Verſuchung wachſen. Konnte doch Paulus ſich rühmen: **ich vermag alles, durch den, der mich mächtig**

---

*) 1 Buch Moſ. 39. 9.

macht, Chriſtus *). Laſſt uns, wie er, die Lehre unſers Herrn recht verſtehen, faſſen, uns einprägen; wie er, ernſtlichen Widerſtand thun; ſo werden auch wir alles vermögen.

Und wann denn die Verſuchung vorbey iſt; wann man den Sieg davon getragen, ſeine Verdroſſenheit überwunden, ſeine Begierden beherrſchet, Lockungen und Reizungen, Vergnügen und Vortheil verſchmähet hat, ſich weder durch Tadel, noch Spott, weder durch Drohung, noch Verfolgung in ſeinen guten Vorſätzen hat irre machen laſſen: dann thut man wohl, wenn man ſich ſeines Sieges recht freuet; die Schwierigkeiten recht überlegt, mit welchen man hat kämpfen müſſen; ſich recht lebhaft vorſtellt, wie übel man ſich itzo befinden würde, wenn man der Verſuchung unterlegen hätte, und wie ruhig man nun ſeyn kann, da man ſie beſieget hat.

O welch ein Glück!
Mit Freuden ſagen können:
Ich fühlt' in mir
Zum Böſen Luſt entbrennen;
Doch, Gott ſey Dank! ich ſchützte mich.

Solche Betrachtungen geben uns Muth und Freudigkeit bey den Verſuchungen, die künftig unſerer warten.

Aber werden wir, auch bey dem beſten Willen, wohl ſtark genug ſeyn, zu allen Zeiten jede Verſuchung zu überwinden? Dieß iſt ſchwerlich zu vermuthen, da wir ſo viele Exempel, auch von den beſten und redlichſten Menſchen, haben, die ſich

---

*) Phil. 4. 13.

ſich durch die Verſuchung bewegen ließen, das zu thun, was ſie für Unrecht, und das zu unterlaſſen, was ſie für Recht hielten. Bey ſolchen traurigen Vorfällen müſſen wir nun zwey Abwege vermeiden. Muthlos dürfen wir uns dadurch nicht machen laſſen; nicht glauben, als wenn wir gar nichts vermögten, als wenn wir keine Kraft mehr hätten, unſere guten Vorſätze auszuführen: denn wie können wir dieß glauben? Strauchelt nicht bisweilen auch ein ſtarker Mann? Wird nicht auch oft ein Held beſiegt? Hat wohl je ein frommer Menſch gelebt, der nicht einmal gefehlt hätte? Aber wir müſſen uns auch hüten, daß wir nach dem Falle nicht zu leichtſinnig ſind: denn dieſer Leichtſinn würde uns der Gefahr ausſetzen, zum zweytenmale zu fallen; der zweyte Fall würde den dritten nach ſich ziehen, und dadurch würden wir uns nach und nach an Wankelmuth gewöhnen, das Gewiſſen einſchläfern und am Ende gar — wofür uns Gott bewahren wolle! wirklich böſe Menſchen werden.

Was that Petrus, da er gefallen war? Er weinte bitterlich [*]), und ſuchte in der Folge, durch deſto größern Eifer für ſeinen Herrn und Meiſter und die Verbreitung ſeiner Lehre, ſeinen Fehltritt wieder gut zu machen. Er hat uns durch ſein Betragen ein vortreffliches Muſter gegeben. Wann uns die Verſuchung überwunden hat; wann wir uns haben bewegen laſſen, gegen unſer Gewiſſen zu handeln: dann müſſen wir unſern

---

[*]) Matth. 26, 75.

ſern Fehltritt recht innig und herzlich bereuen, und, ſtatt deßwegen den Muth ſinken zu laſſen, vielmehr nun deſto vorſichtiger werden, und durch deſto größere Gewiſſenhaftigkeit den begangenen Fehltritt wieder gut zu machen ſuchen.

Beſchluß.

Wenn ihr, lieben Freunde! auf das, was itzo geſagt wurde, fein aufmerkſam geweſen ſeyd: ſo werdet ihr wohl einſehen, daß es nicht ganz leicht ſey, nach der Wahrheit zu handeln, immer das zu thun, was man für recht und gut hält; daß man ſtets, gegen ſich ſelbſt, gegen andere Menſchen, gegen alles, was um uns iſt, auf ſeiner Hut ſeyn müſſe. Aber, wenn man es wirklich ernſtlich will: ſo kann man es gewiß. Wäre es uns unmöglich, warum hätte es Gott von uns verlanget? Vergeſſet nicht, m. L. daß, ſo wie alle unſere Schickſale, alſo auch unſere Verſuchungen, unter der Aufſicht und Regierung unſers guten, weiſen himmliſchen Vaters ſtehen, **der uns nicht verſuchen läßt über unſer Vermögen**; vertrauet auf ihn; thut nach eurem beſten Vermögen, das Eurige; **wenn ihr ſtehet, ſo ſehet ja zu, daß ihr nicht fallet**: ſo wird Gott mit euch ſeyn, euch beyſtehen und unterſtützen, daß ihr doch am Ende gewinnet und den Sieg behaltet. Dieſe Freude wolle der gütige Gott euch allen ſchenken! Amen!

Ein und zwanzigſte Predigt.

Am Sonntage Reminiſcere.

Iſt Gott mein Schutz,
Will Gott mein Retter werden:
So frag ich nichts nach Himmel und nach Erden,
Und biete ſelbſt der Hölle Trutz. Amen!

Heute, lieben Freunde! will ich vom Aberglauben etwas reden. Es iſt zwar ſchon vieles davon geredet und geſchrieben worden; und es iſt gewiß, daß die Menſchen bey weitem nicht mehr ſo abergläubiſch ſind, als ſie es vordem waren. Gleichwohl iſt es nicht zu läugnen, daß bey weitem noch nicht aller Aberglaube vertilgt ſey. Hört man denn nicht noch immer von Leuten, die in der Meynung ſtehen, ſie, oder ihre Kinder, oder ihr Vieh wären bezaubert; die durch Worte und Zeichen Krankheiten heilen wollen; die Geſpenſter fürchten, und ſich's einbilden, als wenn man Geiſter beſchwören, und von ihnen erfahren könnte, wo unterirrdiſche Schätze verborgen lägen? Deßwegen iſt wohl eine Betrachtung über den Aberglauben nicht überflüſſig. Gott ſegne ſie und gebe, daß dadurch der Glaube an ihn bey allen möge geſtärkt, und dem Aberglauben geſteuert werden! Amen!

Text.

1 Joh. 3, 8.

Dazu iſt erſchienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerſtöre.

Evangelium.

Matth 15, 21 — 28.

Hauptſatz,

Von der Schädlichkeit des Aberglaubens.

1. Was denn eigentlich Aberglaube ſey.
2. Wie ſchädlich er ſey.

Erſter Theil.

Wenn eines Menſchen Vieh oder Kinder von einer ſchmerzhaften Krankheit befallen werden, und er ſchreibt dieſe Krankheit der Zauberey zu, klagt: meine Kinder, mein Vieh ſind behext; oder wenn ein anderer die Krankheiten nicht durch natürliche Mittel, ſondern durch Herſagung unverſtändlicher Worte oder Gebete zu heben ſucht: ſo nennen wir dieſe Leute abergläubiſch. Aberglaube iſt alſo die Gewohnheit, natürliche Begebenheiten übernatürlichen Urſachen zuzuſchreiben, und von gewiſſen Urſachen größere Wirkungen zu erwarten, als ihre natürlichen Kräfte vermögen. Der Aberglaube entſpringt alſo aus der Unwiſſenheit. Je unwiſſender die Menſchen ſind, deſto geneigter ſind ſie auch zum Aberglauben. Wenn etwas Auſſerordentliches ſich zuträgt, es fällt z. E. ein ungewöhnlicher Regen; es wird des Nachts eine ſonderbare Erſcheinung bemerkt; es äuſſert ſich am Menſchen oder Vieh eine ſchmerzhafte Krankheit: was thut der Kluge? Er unterſucht die Urſachen von dieſem allen; findet ſie, und wird überzeugt, daß alles ganz natürlich zugehe. Der Unwiſſende hingegen, der nicht nachdenken, nicht unterſuchen gelernt hat, kann ſich dieß alles nicht erklären, und weil er es nicht erklären kann: ſo glaubt er, dieß könne niemand, und ſchreibt daher alle dieſe Vorfälle übernatürlichen Urſachen zu. Ungewöhnliche Regen, die eine rothe oder gelbe Farbe haben, ſind, ſeiner Meinung nach, von Gott durch ein Wunderwerk gewirkt worden, um dadurch den Menſchen ſeinen Zorn zu erkennen zu geben. Sieht er in der Nacht etwas Ungewöhnliches: ſo glaubt er, es ſey ein Geſpenſt; und ungewöhnliche Krankheiten hält er für Wirkung der Zauberey.

Soll etwas Schweres angefangen oder ausgeführt werden: was thut da der Kluge? Er braucht ſeinen Verſtand, und denkt nach, um Mittel zu erfinden, die ihn zu ſeiner Abſicht führen. Wird ſein Kind krank: ſo überlegt er, woher die Krankheit rühre, und durch welche Mittel ſie am beſten zu heben ſey; und, wenn ſeine Einſichten ſo weit nicht reichen: ſo bedient er ſich der Hülfe eines geſchickten Arztes. Will er, daß ſein Vieh beſſer gedeyhen ſoll: ſo pflegt er es beſſer, und verſchafft ihm mehreres und geſunderes Futter. Will er bey ſeinem Ackerbau Glück haben? ſo treibt er ihn mit Klugheit und mit Fleiß. Iſt er zweifelhaft, ob er ein Geſchäfft unternehmen ſoll, oder nicht: ſo überlegt er, ob er auch Kräfte genug habe, es auszuführen.

Dieß alles thut der Unwiſſende nicht. Er kann ſeinen Verſtand nicht brauchen, weil dieſer ſehr ſchwach iſt, und braucht daher lauter Mittel, zu welchen die Anwendung des Verſtandes nicht nöthig iſt. Er will durch Geiſter und übernatürliche Kräfte möglich machen, was ihm, wegen ſeines Unverſtandes, nicht möglich iſt. Reiſſen Krankheiten in ſeiner Kinderſtube oder in ſeinem Viehſtalle ein: ſo macht er allerley Ceremonien, um dadurch den Zauberer oder die Zauberin zu peinigen und zu zwingen, die Zauberey, von welcher, ſeiner Meynung nach, die Krankheiten herrühren, aufzuheben. Damit ſein Vieh beſſer gedeyhe, giebt er ihm allerley Kräuter und Wurzeln, die zu gewiſſen Tagen und zu gewiſſen Stunden, unter Hermurmelung gewiſſer Formeln, ſind gegraben worden. Um ſeinem Acker mehr Fruchtbarkeit zu verſchaffen, bearbeitet er ihn mit gewiſſen Ceremonien, die dem Klugen lächerlich ſind; und wenn er wiſſen will, ob ein gewiſſes Geſchäffte oder eine vorhabende Reiſe gelingen oder mißlingen werde: ſo macht er ſich gewiſſe Zeichen, an denen er es erkennen will, giebt z. E. Achtung, wer ihm des Morgens zuerſt begegnet; was für ein Vogel auf dem Dache ſitzt; was für ein Zeichen im Kalender ſteht; looſet; ſchlägt die Bibel oder das Geſangbuch auf, und bemerkt, was für ein Vers ihm zuerſt in die Augen fällt, und wer kann die Gaukeleyen alle erzählen, durch welche der Unwiſſende ſein künftiges Schickſal zu erfahren ſucht!

Daher finden wir auch durchgängig: je finſterer die Zeiten, je unwiſſender die Völker ſind, deſto mehr herrſcht auch unter ihnen der Aberglaube; je klüger hingegen die Leute ſind, deſto weniger Aberglauben findet man bey ihnen. In jenen finſtern Zeiten, wo man entweder keine, oder ſehr ſchlechte Schulen hatte; wo man die weiſe Einrichtung des menſchlichen Körpers, die Natur der Thiere und Pflanzen, die Urſachen der Lufterſcheinungen noch nicht kannte: da ſahe man allenthalben Geiſter, Zauberer, Wunderwerke; da waren allenthalben Hölen und Berge und alte Schlöſſer, wo der Teufel ſein Weſen hatte; da ließen ſich allenthalben Geſpenſter ſehen, welche bald die Menſchen ſchreckten, bald von ihnen erlöſet ſeyn wollten, bald ihnen unterirrdiſche Schätze anboten; da gab es allenthalben Zauberer und Zauberinnen; da wurden an allen Orten Zauberer und Zauberinnen verbrannt; da ſahe man am Himmel Ruthen, Spieße, Schwerter, ganze Kriegsheere, die gegen einander zogen und mit einander kämpften. So ſahen z. E. die Juden, nach der Verſicherung des 2ten Buchs der Maccabäer: **vierzig Tage hinter einander in der Luft Reuter in güldenem Harniſch, mit langen Spießen in einer Schlachtordnung: und man ſahe, wie ſie ſich mit einander trafen, und mit den Schilden und Spießen ſich wehreten, und wie ſie die Schwerter zückten und auf einander ſchoſſen, und wie der güldene Zeug ſchimmerte, und wie ſie mancher-**

len Harniſch hatten.*) Da gab es noch Beſeſſene; da ſuchte man noch aus dem Fluge der Vögel, aus der Beſchaffenheit der Leber der geſchlachteten Thiere zu erfahren, ob man etwas thun oder laſſen ſolle; da gab es noch Orakel und Wahrſager, welche, für etwas Geld, den Menſchen ihr Schickſal vorherſageten; da citirte man noch Geiſter; da ſuchte man die abgeſchiedenen Seelen wieder herbey zu rufen, um ſich ihres Raths zu bedienen, wie z. E. der König Saul, welcher den Geiſt Samuels citiren ließ, und ihn fragen wollte, ob er im Kriege gegen die Philiſter glücklich ſeyn würde.**) Auch unter den Zeitgenoſſen Jeſu finden wir von ſolchem Aberglauben Spuren. Ein Cananäiſches Weib hatte eine Tochter, die ſehr krank war; ſie konnte die Urſache dieſer Krankheit nicht erklären, ſchrieb ſie dem Teufel zu, und klagte Jeſu: meine Tochter wird vom Teufel übel geplagt. Die Juden waren größtentheils eben nicht verſtändiger. Jeden, der eine ſchreckliche Krankheit hatte, z. E. raſete, oder mit der fallenden Sucht behaftet war, hielten ſie für einen Beſeſſenen, und glaubten, die unſinnigen Reden der Raſenden ſpräche der Teufel aus ihnen, und die Zuckungen im Geſichte und in den Gliedern derer, welche die fallende Sucht niedergeworfen hatte, würden durch den Teufel gewirkt.

Waren doch ſelbſt Jeſu Jünger nicht von allem Aberglauben frey. Da ſie Jeſum nach ſeiner

Auf-

---

*) 2 B. der Mac. 5, 2. 3. **) 1 Sam. 28.

Auferſtehung das erſtemal wieder ſahen — wofür hielten ſie ihn? für einen Geiſt.*)

Ja, auch heutiges Tages höret man noch immer von ſolchen Dingen in Ländern, wo man, aus gewiſſen Urſachen, das Volk in der Unwiſſenheit zu erhalten ſucht. Da zeigen ſich noch Geſpenſter; da findet man noch Zauberer und Beſeſſene; da lernt man noch den Teufel bannen; da ſchwitzen die Crucifixe Blut; die Bilder vergießen Thränen, und die Kinderſtuben und Viehſtälle werden mit allerley Buchſtaben und Zeichen beſchrieben, um dadurch Zauberern den Eingang zu verwehren.

Woher kommt es denn nun, daß in Ländern, wo kluge, verſtändige Leute wohnen; wo Regenten, Prediger, Schullehrer gemeinſchaftlich dahin arbeiten, das Volk verſtändiger zu machen, dergleichen Unweſen nicht gefunden wird? Woher kommt es, daß da keine Geſpenſter mehr erſcheinen; keine Beſeſſenen angetroffen, keine Zauberer und Zauberinnen mehr gefunden werden? daß man keine Kriegsheere mehr in der Luft erblickt? daß die Geiſter nicht mehr citirt werden? daß die Bilder kein Blut ſchwitzen, keine Thränen vergießen? Denkt nur darüber nach: ſo wird es euch ſelbſt beyfallen — eben daher kommt es, weil die Leute aufgeklärter und klüger ſind. Wenn etwas Ungewöhnliches ſich zuträgt: ſo denken ſie darüber nach, was wohl davon die Ur-

---

*) Luc. 24, 37.

Urſache ſeyn möge, und finden dann immer, daß es ganz natürlich zugegangen ſey. Steht ja da oder dort ein Gaukler auf, und ſucht das Volk zu bethören; fängt ja bisweilen eine abergläubiſche Perſon wieder an, durch Erzählungen von Geſpenſtern und Zaubereyen den Glauben an dieſelben zu erneuern: ſo bemühen ſich ſogleich die Weiſern und Verſtändigern des Volks, den Betrug aufzudecken, und die Irrenden eines Beſſern zu belehren.

Aberglaube iſt alſo ohne Zweifel eine Folge der Unwiſſenheit. Je unwiſſender, je unbekannter die Leute mit der Natur ſind, deſto abergläubiſcher ſind ſie auch.

Zweyter Theil.

Der Aberglaube iſt gewiß ſehr ſchädlich. Er raubt dem Menſchen das Vertrauen auf Gott; ſtört ſeine Zufriedenheit; ſchwächt ſeine Menſchenliebe; macht ihn ungeſchickt, ſeine Umſtände zu verbeſſern, und ſetzt ihn der Gefahr aus, von böſen Leuten betrogen zu werden.

Das müßt ihr alle einſehen, wenn ihr nur über die Sache recht nachdenken wollt.

Wie kann doch ein abergläubiſcher Menſch ein recht herzliches Vertrauen zu Gott haben? Wie kann er je zu der Ueberzeugung kommen, daß Gott ihn als ein Vater liebe, und ſein Beſtes befördere, wenn er allenthalben, bey den wohlthätigſten Wirkungen der Natur, entweder Spuren des göttlichen Zorns oder von der Gewalt des Teufels erblickt; wenn er z. E. die Erſcheinung eines Cometen, die Strahlen eines Nordlichts für Vorboten eines göttlichen Strafgerichts hält; wenn er in der Meynung ſteht, daß ſeine und ſeiner Kinder Geſundheit, der Wohlſtand ſeiner Heerden den Mishandlungen des Teufels ausgeſetzt ſind, der denen zu Gebote ſtehen ſoll, die ſich mit ihm in ein Bündniß eingelaſſen haben? Wie iſts möglich, daß man Gott für einen gütigen Vater halten kann, wenn man allenthalben ſeine Strafruthen zu erblicken glaubt? wenn man meynt, er habe uns, unſere Kinder und unſere Heerden dem Teufel Preis gegeben? wie kann man denn, bey einem ſolchen Glauben, jemals recht ruhig werden? wandelt man in der Nacht: ſo befürchtet man allenthalben Geſpenſter zu ſehen; fällt, nach einem ſtarken Gewitter, ein röthlicher oder gelblicher Regen: ſo meynt man, es habe Blut oder Schwefel geregnet; ſeiner Geſundheit und ſeiner Kinder kann man ſich nie recht freuen: weil man immer beſorgen muß, vom Teufel ſelbſt, oder von ſeinen Bundesgenoſſen, den Zauberern, angetaſtet zu werden. Welch elendes Leben! Elend wäre es, wenn wir unter lauter Räubern leben müßten, aber weit elender, wenn wir fürchten dürften, daß wir ſtets vom Teufel und ſeinen Bundesgenoſſen umgeben und ihren Angriffen ausgeſetzt wären. Gegen Räuber ſich zu ſchützen, giebt es doch noch immer Mittel; wie will man ſich aber ſchützen gegen einen ſo gefährlichen, liſtigen, boshaften Feind, dergleichen der Teufel ſeyn ſoll?

Ein abergläubiſcher Menſch kann auch unmöglich eine recht herzliche Menſchenliebe haben. Begegnet ihm ein Unglück, ſo läßt er es ſich gar nicht einfallen, daß er die nächſten Urſachen davon aufſuche, oder überlege, ob er es ſich nicht ſelbſt durch Sorgloſigkeit und Unwiſſenheit zugezogen habe; ſondern er ſieht es gleich als eine Wirkung der Zauberey an. Iſts eine Wirkung der Zauberey: ſo muß auch ein Menſch in der Nähe ſeyn, der dieſelbe verrichtet hat. Nun ſieht ſich ein ſolcher Unglücklicher um; beobachtet alle, die in ſeinem Hauſe aus- und eingehen, genau, und — bald glaubt er, an dieſer oder jener Perſon Spuren der Zauberey entdeckt zu haben. Und o! die unglückliche, bedauernswürdige Perſon, auf welche ſein Verdacht fällt: — er ſieht ſie nun als eine Feindin Gottes an, die ſich von Gott losgeſagt und dem Teufel, ſeinem Erzfeinde, gehuldigt habe. Vielleicht iſt er redlich und gut, und beleidigt Niemanden; aber eine Perſon, die ſich, ſeiner Meynung nach, von Gott losgeſagt und mit dem Teufel verbunden hat, zu haſſen, zu verfolgen, auf die möglichſte Art zu kränken, daraus macht er ſich kein Gewiſſen. Das erſte, was er thut, iſt, daß er ſeinen Verdacht ſeinen Freunden, Verwandten und Nachbarn mittheile; dieſe erzählen es weiter, und ſo wird auf dieſe Art, in wenigen Wochen, einer unſchuldigen Perſon ihr ehrlicher Name geraubt. Welch ein ſchreckliches Verbrechen aber, einer unſchuldigen Perſon ihren ehrlichen Namen zu rauben! Nun wollt

Niemand mit ihr Gemeinſchaft haben; Niemand von ihr kaufen; Niemand ihr etwas verkaufen oder verborgen; Niemand die Kinder einer Perſon heyrathen, von welcher man glaubt, daß ſie mit dem Teufel in Verbindung ſtehe. Ja, könnte ein ſolcher Menſch, wie er wollte; hätten wir nicht eine ſo verſtändige, weiſe Obrigkeit: er würde eine ſolche Perſon auf den Scheiterhauſen bringen. Das könnt ihr ja aus der Geſchichte der vorigen Zeiten ſehr deutlich ſehen. Wann ſonſt eine Perſon der Zauberey beſchuldigt wurde: ſo ſetzte man ſie ſogleich ins Gefängniß, und befragte ſie: ob ſie nicht mit dem Teufel in Verbindung ſtehe? läugnete ſie es: ſo peitſchte, folterte und marterte man ſie ſo lange, bis ſie die Marter nicht mehr aushalten konnte, und, um der Marter los zu werden, alles geſtand, was man von ihr zu wiſſen verlangte. Dann führete man ſie unter Gebet und Geſang zum Scheiterhauſen, und verbrannte ſie. So ſind in den Zeiten der Unwiſſenheit viele hundert tauſend Menſchen, ganz unſchuldig, hingerichtet worden. Wie abſcheulich iſt alſo der Aberglaube!

Und wie ungeſchickt iſt ein abergläubiſcher Menſch, ſeine Umſtände zu verbeſſern! Wann er, wann ſeine Kinder, wann ſeine Heerden krank werden; wann ſeine Nahrung abnimmt; wann Feuersgefahr da iſt: ſo könnte er durch Nachdenken, durch Fleiß, durch Anfrage bey einem geſchickten Arzte, durch kluge Vorſicht ſich helfen. Dieß alles aber thut er nicht; nimmt vielmehr ſeine Zuflucht zu Mitteln, die gar nichts wirken können; Statt Arzeney zu nehmen, läßt er die Kranken räuchern, oder durch Worte und unverſtändliche Zeichen und Ceremonien ihnen beyſtehen; ſtatt zu arbeiten, und ſich dadurch ſein Auskommen zu verſchaffen, will er Geiſter beſchwören, und von ihnen groſſe Schätze, ohne Arbeit, erlangen; ſtatt durch Wachſamkeit, Ordnung, kluge Anſtalten ſeine Güter gegen Feuersgefahr zu ſichern, nimmt er zu allerley lächerlichen Ceremonien ſeine Zuflucht. Was folgt denn daraus? Er bleibt krank, ſeine Kinder werden elend, und ſterben dahin; in der Erwartung, groſſe Schätze zu erlangen, vernachläſſigt er ſeine Berufsgeſchäffte, und kommt an den Bettelſtab, da unter der Zeit ſein fleißiger Nachbar ſein gutes Auskommen findet. Oft geht durch das Vertrauen auf abergläubiſche Mittel ſein Haus in Flammen auf, welches nicht würde verbrannt ſeyn, wenn er zur Verwahrung deſſelben die nöthige Klugheit angewandt hätte. Du, o Gott! weißt es am beſten, wie viele tauſend mal tauſend Kinder verweſen, die der Aberglaube tödtete; wie viele tauſend Menſchen zu Bettlern wurden, weil ſie nicht durch Nachdenken und Fleiß, ſondern durch übernatürliche Mittel ſich Nahrung zu verſchaffen ſuchten.

Da es endlich zu allen Zeiten böſe Menſchen giebt, die von dem Aberglauben anderer ihren Vortheil zu ziehen ſuchen: ſo iſts ja gewiß, daß ein Abergläubiſcher in beſtändiger Gefahr iſt, von Betrügern auf das ſchändlichſte hintergangen zu werden. Wie vielmals iſt es ſchon geſchehen, daß untreues Geſinde ſeine abergläubiſche Herrſchaft, durch Poltern und Rumoren, glaubend machte, daß zu gewiſſen Stunden Geſpenſter im Hauſe ihr Weſen hätten, und damit die Herrſchaft ſo in Furcht jagte, daß ſie es nicht wagte aus ihrem Zimmer zu gehen, um unterdeſſen ungehindert ſtehlen zu können und allerley Ausſchweifungen zu begehen. Wie viel Geld haben Betrüger ſchon von abergläubiſchen Leuten gezogen, wenn ſie ihnen gewiſſe geheimnißvolle Mittel mittheilten, und verſicherten, daß ſie damit große Dinge würden möglich machen können. Ja wie viele Exempel ſolcher verblendeten Menſchen giebt es nicht, die ſich bereden ließen, ſich mit Betrügern zu verbinden, um Gold zu machen, oder, durch Geiſterbeſchwörung, ſich große Schätze zu erwerben, und auf ſolche Art um ihr Habe und Gut gebracht wurden!

Denkt noch nur daran, wie der König Saul ſich mußte betrügen laſſen! Dieſer Mann, der ſich in andern Fällen ſehr klug und vernünftig betrug, ließ ſich doch, durch den Aberglauben, verleiten, zu einer Gauklerin zu gehen, und ſie zu erſuchen, ihm den Geiſt Samuels herbey zu rufen. Er wurde von ihr betrogen, indem ſie ſelbſt ihn glaubend machte, der Geiſt Samuels ſey wirklich vorhanden; durch eine Stimme, die wahrſcheinlich von einem ihrer Gehülfen herrührete, ihm allen Muth, alle Hoffnung zu ſeiner Errettung nehmen ließ, und ihn endlich ſo weit brachte, daß er, aus Verzweiflung, ſich ſelbſt entleibte. Denn daß die ſogenannte Hexe zu Endor weiter nichts, als eine Gauklerin, eine Betrügerin geweſen ſey, iſt ganz gewiß. Wie kann man doch glauben, daß Gott einem böſen Weibe erlauben werde, daß ſie, nach ihrem Wohlgefallen, die Geiſter der Seligen aus dem Genuſſe der himmliſchen Freude zurückrufe? Saul ſah ja auch nichts, ſondern erfuhr nur aus den Reden der Gauklerin, daß Samuel vorhanden ſey. Ja, da man heutiges Tages ſo viele Menſchen entdeckt hat, die, durch allerley Künſte, Bilder hervorbringen, Stimmen hören laſſen, und leichtgläubige Menſchen bereden, daß ſie wirklich Geiſter geſehen und mit ihnen geſprochen haben: ſo iſts ja kein Zweifel, daß auch dieſes Weib den Saul bethöret und ihn glaubend gemacht habe, daß Samuel ihr erſchienen ſey.

O, was iſt doch alſo der Aberglaube für eine häßliche Sache! Vertrauen auf Gott, Ruhe und Zufriedenheit raubt er dem Menſchen; macht ihn ungeſchickt, ſich aus der Noth zu retten, und ſeine Umſtände zu verbeſſern; giebt ihn Betrügern Preis, und macht ihn zum Spott und Gelächter ſeiner Mitmenſchen.

Beſchluß.

Dazu iſt erſchienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerſtöre. Dazu iſt Jeſus in die Welt gekommen, daß er durch ſeine wohlthätige Lehre die Menſchen erleuchte und klug mache, damit der Aberglaube, der Glaube an die Einwirkungen des Teufels aufhöre.

Laßt uns, meine Lieben! dieſe Lehre recht überdenken und zu Herzen nehmen: ſo wird gewiß unſer Vertrauen zu Gott dadurch befeſtiget und alle Furcht vor böſen Geiſtern vertrieben werden. Wann wir etwas Ungewöhnliches ſehen und hören: ſo laßt uns nur die Urſachen davon aufſuchen; und wir werden ſie faſt immer finden und überzeuget werden, daß ſie ganz natürlich waren. Wollen wir etwas Schweres anfangen: ſo laßt uns dazu Segen von Gott erbitten; unſern Verſtand, unſere Kräfte brauchen: ſo wird alles gut gehen, wohl gelingen, und wir werden nie der Thorheit uns ſchuldig machen, durch den Gebrauch abergläubiſcher Mittel unſer Wohl befördern zu wollen.

Leite uns Herr! in deiner Wahrheit und lehre uns: denn du biſt der Gott, der uns hilft; täglich harren wir dein. Amen!

Zwey und zwanzigſte Predigt.

Am Sonntage Oculi.

Herr! den, der zweifelnd wankt, zu leiten und zu ſtärken!
Den, der noch ſicher iſt, bey ſeinen böſen Werken,
Von der verkehrten Bahn des Laſters abzuziehn,
Dazu verleih mir Kraft, und ſegne mein Bemühn!
Amen!

Der Aberglaube iſt, wie ihr, meine Lieben! vor kurzem gehöret habt, eine ſehr ſchädliche Sache. Er ſchwächt das Vertrauen zu Gott; raubt dem Menſchen ſeine Gemüthsruhe und Zufriedenheit; mindert ſeine Menſchenliebe; macht ihn gegen die Wahrheit abgeneigt; ſetzt ihn außer Stand, ſich zu helfen und ſeine Umſtände zu verbeſſern. Er iſt alſo eine wahre Seelenkrankheit. Wenn wir nun, als Chriſten, unſern Nebenmenſchen lieben, und ſein Beſtes zu befördern wünſchen: wie müſſen wir uns wohl bey ſeinem Aberglauben verhalten? Denkt nur darüber nach! — euer Herz wird euch antworten. Unmöglich können wir dabey gleichgültig ſeyn. Wir müſſen uns, ſo viel an uns iſt, beſtreben, dem Aberglauben zu ſteuern, und ſeine fernere Verbreitung zu verhindern. Wirklich thun dieß auch viele gute, kluge Menſchen, aber — nicht immer mit dem beſten Erfolge. Oft haben ſie den Verdruß, daß die Abergläubiſchen immer feſter an ihren Meynungen hängen, je mehr man ſich bemüht, ſie davon abzubringen; daß ſie erbittert werden, und diejenigen, die ſie belehren wollen, mit blinder Wuth anfeinden und verfolgen, ſo daß dieſe bisweilen um des Guten Willen zu Märtyrern werden, und ihren guten Namen, Habe und Gut, wohl gar Geſundheit und Leben darüber verlieren. Ihr ſeht hieraus, wie wichtig es ſey, zu wiſſen, wie man, als Chriſt, dem Aberglauben ſeiner Nebenmenſchen zu ſteuern, ſuchen müſſe. Ich will es itzo zeigen. Gott, der da will, daß allen Menſchen geholfen werde, und ſie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, gebe, daß durch dieſen Vortrag viel Gutes gewirkt werden möge! Amen!

Text.

1 Kor. 8, 9.

Sehet zu, daß eure Freyheit nicht gerathe zu einem Anſtoß der Schwachen.

Evangelium.

Luc. 11, 14 — 28.

Hauptſatz.

Vom klugen Verhalten des Chriſten bey dem Aberglauben ſeiner Nebenmenſchen.

1. Beweiſet er dabey kluge Schonung.
2. Verhütet er die größere Verbreitung deſſelben.

Erſter Theil.

Wenn ein Menſch eine Meynung einmal angenommen hat; wenn ſie ihm von ſeinen Eltern und Lehrern eingeprägt worden; wenn er ſie eine ge-

geraume Zeit bey ſich genähret hat: ſo iſts äuſſerſt ſchwer, ja, in manchen Fällen, unmöglich, ihn davon abzubringen. Manche Leute würden lieber ihr Leben laſſen, als daß ſie die, bey ihnen eingewurzelten, Meynungen fahren ließen. Sie bedauren den, der nicht glaubt, was ſie glauben; und, wenn er zu laut von ſeinen Meynungen ſpricht: ſo haſſen und verfolgen ſie ihn.

Wie ſollen wir uns nun gegen dergleichen Perſonen verhalten? ſollen wir ſie verſpotten? Freylich wann man ſieht, wie Menſchen, die doch von ihrem Schöpfer geſunde Vernunft erhalten haben, ſo ganz vernunftlos handeln; von gewiſſen Worten und Ceremonien, die gar keine Kraft haben, erwarten, daß ſie Krankheiten vertreiben, Unglück verhüten, gute Nahrung verſchaffen, mehr als Arzeney, Verſtand, Nachdenken, Fleiß und Geſchicklichkeit ausrichten ſollen; wann man hört, wie ſie immer vom Einwirken böſer Geiſter reden, bey Begebenheiten, die ganz natürlich zu erklären ſind: ſo iſts etwas ſchwer, ſich des Spottes zu enthalten. Aber iſts denn Recht, wann man ſpottet? Denkt nur darüber nach: ſo werdet ihr ſelbſt einſehen, daß dieß unrecht ſey. Wenn Jemand von ſeinen Eltern eine bösartige Krankheit geerbt hätte, oder, wenn er in der Jugend wäre verwahrloſet worden: wolltet ihr ihn deßwegen verſpotten? Gewiß, dieß werdet ihr nicht thun, wenn ihr anders noch ein gutes Herz habet, das Mitleiden gegen die Noth eurer Nebenmenſchen fühlt. Wie könntet ihr denn nun ſo lieblos handeln und einen Menſchen verſpotten, der an ſeiner Seele krank iſt; der dieſe Krankheit von ſeinen Eltern geerbt hat, der in ſeiner Jugend, durch ſchlechte Erziehung, iſt verwahrloſet worden?

Und was würdet ihr durch euren Spott ausrichten? den Nebenmenſchen beſſern? Ich beſorge ſehr, daß ihr euch irret. Die Fälle ſind ſelten, da ſich der Menſch durch Verſpottung beſſern läßt; mehrentheils wird er dadurch nur gekränkt. Einen Menſchen zu kränken, iſt aber gewiß ſehr lieblos. Oft wird er auch durch den Spott erbittert. Hat denn Jeſus, deſſen Nachfolger wir uns nennen, wohl je eines Menſchen geſpottet? Er, der liebreiche Menſchenfreund, hätte es gewiß gethan, wenn er gewußt hätte, daß die Menſchen dadurch gebeſſert würden.

Oder wollen wir geradezu den Aberglauben beſtreiten? Auch damit wird gemeiniglich weiter nichts bewirket als — Streit und Zank. Wer einmal an den Aberglauben ſich gewöhnet hat, läßt ſich ſehr ſchwer durch Widerlegung davon abbringen. Wenn wir es mit unſern Nebenmenſchen, wenn wir es mit uns ſelbſt gut meynen: ſo können wir nicht anders, als — wir müſſen ihn mit Schonung behandeln; wir müſſen zu ſeinen abergläubiſchen Meynungen ſo lange ſchweigen, bis wir eine beſondere Gelegenheit und Veranlaſſung bekommen, darüber zu reden. Unſer Erlöſer giebt uns hierinne, ſo wie in allen Fällen, ein ſehr vortreffliches Exempel. Zu ſeiner Zeit war es gewöhnlich, daß man jede Krankheit, davon man die Urſache nicht begreifen konnte, dem Teufel zuſchrieb, und einen ſolchen Kranken für einen Beſeſſenen hielt; ſo wie es noch itzt bey den Menſchen, die in der Jugend nicht gut unterrichtet wurden, gewöhnlich iſt, daß ſie gewiſſe Krankheiten ihrer Kinder oder ihres Viehes der Zauberey zuſchreiben. Gleichwohl finden wir nicht, daß er viel gegen dieſen Aberglauben geſprochen habe. Er ließ ſeine Zeitgenoſſen dabey: weil er vermuthlich voraus ſahe, daß ſie dadurch doch nicht gebeſſert werden, daß ſie ihn deßwegen nur noch mehr haſſen würden, und daß dieſer Aberglaube nach und nach von ſelbſt wegfallen würde, wenn die Menſchen ſeine Lehre erſt recht gefaßt und begriffen hätten. Ihr könnt hieraus ſehen, wie weit unſer Erlöſer in die Zukunft ſehen konnte; denn in unſern Tagen, da man die wohlthätige Lehre Jeſu beſſer als ehedem gefaßt und begriffen hat, hält kein Vernünftiger mehr die Krankheiten für Beſitzungen des Teufels; ſondern, wenn er, oder ſeine Kinder, von einer ſchweren Krankheit befallen werden, ſucht er Hülfe bey — dem Arzte.

Ja, es giebt Fälle, wo man ſich ſogar nach den abergläubiſchen Meynungen ſeiner Zeitgenoſſen richten, das unterlaſſen muß, was dagegen ſtreitet, und an gewiſſen Ceremonien Antheil nehmen, von welchen ſie, ohne Grund, große Wirkungen erwarten. Dieß muß beſonders dann geſchehen, wann unſere Nebenmenſchen den Aberglauglauben als ein Stück ihrer Religion anſehen, **damit unſere Freyheit den Schwachen nicht zum Anſtoße gereiche.** Denn, wollten wir die Ceremonien, auf welche ſie einen groſſen Werth ſetzen, unterlaſſen: was würde daraus folgen? Sie würden uns für Leute halten, die keine Religion haben, würden uns ihr Zutrauen entziehen, und von uns weder Lehre noch guten Rath annehmen. Vielleicht ließen ſie ſich auch wohl gar durch unſer Exempel bewegen, uns nachzuahmen, und die Ceremonien ebenfalls zu unterlaſſen, die ſie noch immer als ein Stück ihrer Religion betrachten, und würden ſich dadurch verſündigen. Denn das merkt wohl, lieben Freunde! wenn jemand etwas für gut und recht hält, und unterläßt es doch, der thut Sünde. **Was nicht aus dem Glauben, was nicht aus eigner Ueberzeugung geht, das iſt Sünde** *). Wer z. E. an gewiſſen Tagen nicht faſtet, weil er glaubet, es ſey unnöthig, der ſündiget nicht; wer aber glaubet, daß er verbunden ſey, an gewiſſen Tagen zu faſten, und faſtet doch nicht, der handelt gegen ſein Gewiſſen, der verſündigt ſich.

Wenn alſo unſere Religonsverwandten gewiſſe Gebräuche haben, die ſie mit zur Religion rechnen, auf die ſie einen groſſen Werth ſetzen, und wir ſehen ein, daß ſie ganz unnütz und vergeblich ſind: dürfen wir ſie deßwegen in ihrer Gegenwart unterlaſſen? Gewiß nicht. Die Liebe zu unſern

---

*) Röm. 14, 23.

ſern ſchwächern Brüdern erfordert, daß wir ſie beobachten, damit wir ihnen keinen Anſtoß geben.

Jeſus und ſeine Jünger gehen uns hierinne auch mit ihrem Exempel vor. Obgleich Jeſus überzeugt war, daß der ganze Jüdiſche Gottesdienſt unnütz ſey: ſo entzog er ſich doch nicht ſo gleich demſelben; beſuchte vielmehr die öffentlichen Feſte der Juden, und beobachtete noch verſchiedene ihrer Ceremonien. Die Apoſtel verordneten, daß die neubekehrten Chriſten kein Blut eſſen ſollten *); obgleich ſie überzeugt waren, daß der Genuß des Bluts etwas Unſchädliches ſey. Paulus verlangte, daß die Chriſten kein Fleiſch eſſen ſollten, das den Götzen war geweihet worden, wenn andere zugegen wären, die dieß für ſündlich hielten **), obgleich er wußte, daß ein Götze nichts ſey, und man alſo, ohne ſich zu verſündigen, das ihnen geweihete Fleiſch genießen könnte; ja er ließ ſo gar den jungen Timotheus beſchneiden, nicht deßwegen, weil er der Beſchneidung eine geheimnißvolle Kraft zugeſchrieben hätte ***), ſondern weil die Chriſten, die er unterrichten ſollte, ſie noch für nothwendig hielten, und weder er, noch Timotheus, durch ihre Predigten etwas würden ausgerichtet haben, wenn ſie dieſelbe unterlaſſen hätten.

Sehet, ſo muß der Chriſt, der herzliche Liebe zu ſeinen Mitmenſchen hat, ſeiner ſchwachen, ir-

---

*) Ap. Geſch. 15, 20. **) 1 Kor. 8, 7 — 13.
***) Ap. Geſch. 16, 3.

renden, abergläubiſchen Brüder ſchonen, beſonders, wenn ihre abergläubiſchen Meynungen von ihnen zur Religion gerechnet werden.

Zweyter Theil.

Da aber doch jeder Aberglaube ſchädlich iſt, da alſo jeder gute Menſch, dem das Wohl des Menſchengeſchlechts am Herzen liegt, wünſchen muß, daß der Aberglaube immer mehr gemindert werde: ſo muß er auch, ſo viel er kann, die weitere Verbreitung deſſelben zu verhindern ſuchen.

Hiezu gehöret nun viele Klugheit, damit man weder von der einen noch von der andern Seite fehle; weder die Schonung vernachläſſige, die man ſeinem Nebenmenſchen ſchuldig iſt, noch durch zu große Nachſicht die weitere Verbreitung des Aberglaubens befördere.

Paulus giebt uns hier wieder ein vortreffliches Exempel. Er ermahnt zwar ſeine Gemeine zu Korinth, in Gegenwart ihrer ſchwachen Brüder, kein Götzenopfer zu genießen, belehret ſie aber auch, daß dieſer Genuß an ſich etwas ganz Unſchuldiges ſey. Seine Gemeine betrachtete er als ſeine Kinder, als ſeine Familie; und das, was er gegen ſie that, müſſen wir auch gegen unſere Familien beobachten. Es iſt unſere Pflicht, ſie zu Beobachtung der Ceremonien zu ermahnen, die in der Kirche, zu welcher ſie ſich bekennen, eingeführet ſind; aber eben ſo nöthig iſt es auch, ihnen bisweilen in unſern Geſprächen und Unterredungen eine beſſere Belehrung zu geben, und ihnen zu zeigen, daß alle Ceremonien wenigen oder gar keinen Werth haben; daß wir damit das Böſe, welches wir thun, nicht gut machen können; daß Beſſerung unſerer ſelbſt, redliche Ausübung der Liebe gegen Gott und unſern Nebenmenſchen das beſte Mittel ſey, Gott zu gefallen.

Sind in unſerm Hauſe, oder unter unſern Anverwandten vielleicht Perſonen, welche durch Erzählungen von Zauberern, Geiſtererſcheinungen, Geiſterbeſchwörungen und andern dergleichen Thorheiten, den Aberglauben unter unſern Kindern zu verbreiten ſuchen: ſo iſts zwar nöthig, daß wir dieſe warnen, daß ſie dieſelben deßwegen nicht verachten, nicht verſpotten; aber wir müſſen auch die Kinder überzeugen, daß alle dergleichen Erzählungen vom Betruge, von Unwiſſenheit, Furcht und Uebereilung herrühren, damit des Aberglaubens Saame nicht etwa in ihren Herzen keime, und Wurzeln ſchlage. Das Beſte aber iſt freylich, daß wir, ſo viel wir können, es zu verhüten ſuchen, daß unſere Kinder mit abergläubiſchen Perſonen keinen vertrauten Umgang haben.

Das iſt alſo das Erſte, was wir zu thun haben, um die weitere Verbreitung des Aberglaubens zu verhindern, daß wir unſere Familie davon rein zu erhalten ſuchen.

Außerdem müſſen wir aber auch Andere, mit denen umzugehen, wir Gelegenheit haben, davor zu verwahren ſuchen. Es iſt zwar unſer

Amt nicht, daß wir uns in ihre Häuſer drängen, und ihnen gute Einſichten mitzutheilen ſuchen; aber, wenn es hiezu Gelegenheit und Veranlaſſung giebt: ſo müſſen wir dieſelbe wohl zu nutzen ſuchen.

Käme z. E. das Geſchrey, daß man Ruthen und Schwerter am Himmel geſehen, einen fliegenden Drachen bemerkt, daß es Blut oder Schwefel geregnet habe: ſo wäre dieß eine ſchöne Gelegenheit, ſich über dergleichen Sachen mit ihnen, vorzüglich mit jungen Leuten, bey denen der Aberglaube noch nicht tiefe Wurzeln geſchlagen hat, zu beſprechen, und ihnen zu zeigen, wie es denn eigentlich mit ſolchen Erſcheinungen zugehe, und woher ſie rühren; oder man hörete von abergläubiſchen Mitteln, welche manche Leute angewandt hätten, um damit große Dinge möglich zu machen: ſo könnte man zeigen, wie unüberlegt, wie ſchädlich dieß ſey, und wie man weit leichter, durch den Gebrauch natürlicher Mittel, ſeine Abſicht erreiche.

Auch iſt es gut, wenn man ſolche Schriften unter ſeine Nebenmenſchen, beſonders unter die Jugend zu verbreiten ſucht, in welchen die Schädlichkeit des Aberglaubens, durch Exempel von abergläubiſchen Perſonen, welche von andern, wegen ihres Aberglaubens betrogen, und in Noth und Elend geſtürzt wurden, gezeigt und das Volk belehret wird.

Das beſte Mittel, dem Aberglauben zu ſteuern, und die Verbreitung deſſelben zu verhindern, iſt aber dieſes, daß man die Jugend mit der Natur bekannt mache, und ihr zeige, woher die merkwürdigen Erſcheinungen rühren, die man bisweilen in derſelben wahrnimt. Dieß iſt beſonders das Amt rechtſchaffener Prediger und Schullehrer, wodurch ſie ungemein viel Gutes wirken, und zur Steurung des Aberglaubens ungemein viel beytragen können, ohne daß ſie deßwegen nöthig haben, denſelben geradezu anzugreifen, und die Abergläubiſchen zu erbittern. Wenn ſie z. E. die Jugend belehren, daß Ruthen und Schwerter, die man in der Luft will geſehen haben, weiter nichts als Strahlen des Nordlichts, die feurigen Drachen aber Entzündungen in der Luft ſind; der Schwefelregen vom Saamenſtaube gewiſſer Bäume, und der Blutregen von dem Safte gewiſſer Inſekten herrühre; daß das wilde Heer, welches ſich bisweilen in der Luft ſoll hören laſſen, nichts als, ein Zug von Vögeln ſey; daß die unangenehmen Zufälle, die man bey Menſchen und Vieh bisweilen wahrnimmt, von natürlichen Urſachen herkommen: ſo werden ſie auch von dieſen Dingen ſich keine abergläubiſchen Vorſtellungen machen; werden klüger, verſtändiger werden; und wenn ihnen in der Folge auch etwas aufſtoßen ſollte, das ſie nicht ſogleich begreifen könnten: ſo werden ſie es deßwegen nicht gleich für eine Wirkung eines Geiſtes oder Zauberers halten; ſondern ſo lange forſchen und nachdenken, bis ſie den wahren Grund davon gefunden haben.

14. Ein anderes gutes Mittel, die Menſchen gegen den Aberglauben zu verwahren, iſt, daß man ſie zum Nachdenken, zur Arbeitſamkeit und zum Vertrauen auf Gott gewöhne: damit ſie in allen Fällen, bey Kummer, Nahrungsſorgen, Unglück und Krankheiten, im Vertrauen auf Gott die Mittel, ſich zu helfen, aufſuchen, und Gebrauch davon machen, und das, was ſie durch natürliche Mittel nicht ändern können, mit Gelaſſenheit als eine wohlthätige Schickung Gottes annehmen. Werden ſie wohl, bey einer ſolchen chriſtlichen, thätigen Lebensart, noch Luſt haben, durch abergläubiſche Mittel ſich Hülfe zu verſchaffen?

Beſchluß.

Noch einmal ſage ich es, lieben Freunde! der Aberglaube iſt ein ſchreckliches Uebel, das wir, aus Liebe zu Gott und unſern Nebenmenſchen, aufs möglichſte wegzuſchaffen, ſuchen müſſen. Aber zweyerley muß ich noch erinnern. Erſtlich erzürnt und ereifert euch nicht über den Aberglauben, und ſeyd bey Wegſchaffung deſſelben nicht zu heftig und unvorſichtig. Alles Ding hat ſeine Zeit: ſo auch die Ausrottung des Aberglaubens. Dieſe Zeit muß man ruhig abwarten. Alle Völker ſind anfänglich abergläubiſch; und nur nach und nach, wenn die Kinder beſſer unterrichtet und erzogen, und die Erwachſenen beſſer belehret werden, kommen ſie zum Nachdenken, werden verſtändiger und legen den Aberglauben ab. Sogleich läßt es ſich nicht erzwingen.

Zweytens muß man aber auch dabey nicht zu nachläſſig ſeyn; ſondern immer mit Klugheit beſſere Einſichten zu verbreiten, zum Nachdenken, zum Vertrauen auf Gott, zur Thätigkeit ſeine Mitgenoſſen zu ermuntern ſuchen. Dieſe Bemühung iſt gewiß nicht umſonſt, ob gleich man die Wirkungen davon nicht augenblicklich ſieht. Wann ihr Waizen ſäet — wie lange müßt ihr warten, ehe ihr ernten könnet? Aber endlich kommt die Ernte doch. So ſind die Früchte von dem Guten, das man bey ſeinem Nebenmenſchen ausſtreuet, auch eine Zeitlang unſichtbar; endlich kommen ſie aber doch zum Vorſcheine. Erleben wir es gleich nicht: ſo erleben es doch die Nachkommen.

Zweifelt ihr daran: ſo vergleichet nur unſere Zeiten mit den vorigen. Vor einigen hundert Jahren waren die Leute ſo abergläubiſch, daß ſie allenthalben den Teufel und ſeine Wirkungen zu ſehen glaubten. Da rauchten allenthalben Scheiterhaufen, auf welchen man Zauberer und Zauberinnen verbrannt hatte; da traf man allenthalben Beſeſſene an: da ſahe man noch Geſpenſter: und itzo hat dieſes Unweſen, Gott lob! in gar vielen Ländern aufgehöret. **Die Werke des Teufels ſind zerſtöret.** — Man verbrennt keine Zauberer mehr; man trifft keinen Beſeſſenen mehr an; die Erzählungen von Geſpenſtern nehmen immer mehr ab. Wie geht denn dieß zu? Die Leute ſind großentheils klüger, verſtändiger und aufgeklärter geworden. Und wie viele redliche Aeltern, Prediger, Schullehrer und Schriftſteller mögen wohl daran gearbeitet haben, daß ſie klüger und verſtändiger geworden ſind!

O laßt doch dieſes uns ermuntern, daß wir auch treulich und mit Klugheit an des Aberglaubens Verminderung arbeiten: ſo wird Gott unſere Bemühungen gewiß ſegnen; der Aberglaube, welcher hier und da noch im Finſtern ſchleichet und den Menſchen ihre Gemüthsruhe raubet, ſie um ihre Geſundheit und um ihre Güter bringt, wird nach und nach aufhören; unſere Kinder werden ſich deſſen zu freuen haben, und Gott, der ins Verborgene ſieht, der ein Zeuge, von jeder Bemühung iſt, unſere irrenden Nebenmenſchen verſtändiger, beſſer, glückſeliger zu machen, wird es uns in der künftigen Welt vergelten öffentlich. Amen!

Drey und zwanzigſte Predigt.

Am Sonntage Lätare.

Vom Geräuſch der Welt geſchieden,
Schmeck ich deinen innern Frieden,
Und die Freude ſchon auf Erden,
Mit dir, Gott! vereint zu werden.
Ich ſeh dieſe Welt der Sünden
Unter meinem Fuß verſchwinden,
Und das Glück von jenem Leben
Meinen frohen Geiſt umſchweben. Amen!

Es war, lieben Freunde! einmal eine Zeit, da man das einſame Leben für ein ſehr heiliges Leben hielt, und in der Meynung ſtand, man könne ſich Gott nicht angenehmer machen, als wenn man aufhörete zu arbeiten; ſich von ſeinen Freunden und Anverwandten, von der ganzen menſchlichen Geſellſchaft trennete, und in die Wüſte, oder wenigſtens in ein Haus zöge, wo man nur mit wenigen Menſchen zuſammen lebte.

Dieſe Meynung verliert ſich aber nach und nach. Seitdem die Menſchen verſtändiger geworden ſind, und die Lehre Jeſu beſſer haben verſtehen lernen, haben ſie eingeſehen, daß es Gott doch angenehmer ſeyn müſſe, wenn man die Kräfte, die er gegeben hat, gebraucht und zu nützlichen Geſchäfften anwendet; wenn man den Menſchen, die uns durch ihren Fleiß Nahrung und

Kleidung verſchaffen, auch wieder durch ſeine Geſchäffte nützlich iſt, und auf dieſe Weiſe Gotte ähnlich wird, der unaufhörlich thätig iſt, das Wohl ſeiner Geſchöpfe zu befördern.

So gut nun dieſes auch iſt: ſo muß man ſich doch wohl hüten, daß man die Einſamkeit nicht ganz verwerfe, ganz gering ſchätze. Sie hat gewiß auch ihren großen Werth; und nur der Mißbrauch iſt es, der ſie ſchädlich macht. Dieß will ich in gegenwärtiger Betrachtung zeigen. Gott gebe, daß ich damit viel Gutes ſtiften möge. Amen!

Text.

Matth. 6, 6.

Wenn Du aber beteſt: ſo gehe in dein Kämmerlein, und ſchleuß die Thür zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen; und dein Vater, der in das Verborgene ſiehet, wird dirs vergelten öffentlich.

Evangelium.

Joh. 6, 1 — 15.

Hauptſatz.

Welchen großen Nutzen uns die Einſamkeit verſchaffe.

1. Will ich dieſen Nutzen erklären.

2. Zeigen, was man zu thun habe, wenn man dieſes Nutzens theilhaftig werden will.

Erſter Theil.

Wenn ich ſage, daß die Einſamkeit großen Nutzen habe: ſo verſtehe ich dadurch gar nicht das einſame Leben. Zwiſchen beyden iſt ein Unterſchied, wie unter Mäßigkeit und Unmäßigkeit; die Einſamkeit beſteht darinne, daß man ſich bisweilen von ſeinen Geſchäfften, vom Geräuſche der Welt losreißt, und an einen Ort zurückzieht, wo man ganz allein, von allen Menſchen abgeſondert iſt. Das einſame Leben beſteht aber darinne, daß man ſich ganz von der menſchlichen Geſellſchafft trennt, und höchſtens nur bisweilen ſich in derſelben zeigt.

Die Einſamkeit, ſo wie ich ſie itzo beſchrieben habe, hat ihren großen Werth. Dieß können wir daher ſchließen, weil durchgängig alle Menſchen, die in der Welt viel Gutes ſtifteten, ſie geliebt haben. Ich führe euch, z. E. nur unſern Erlöſer an. Es iſt wahr, den größten Theil ſeines Lebens brachte er in Geſellſchafft zu, und wirkte daſelbſt ungemein viel Gutes; aber zog er ſich nicht auch bisweilen in die Einſamkeit zurück? Ehe er ſein Lehramt antrat, ging er erſt vierzig Tage in die Wüſte; und, da er einſt eine große Menge Volk unterrichtet hatte: ſo entwich er auf einen Berg, er ſelbſt alleine.

Die Einſamkeit verſchafft uns einen dreyfachen großen Nutzen. Sie giebt uns Gelegenheit, uns mit Gott zu unterhalten, uns ſelbſt beſſer kennen zu lernen, und über die Einrichtung unſerer Geſchäffte recht nachzudenken.

Wann wir uns mit Gott unterhalten; wann wir recht lebhaft erwegen wollen, die Liebe, die Weisheit, die väterliche Vorſehung, die aus allen

len ſeinen Werken hervor leuchtet, die unzähligen Beweiſe ſeiner Vaterliebe, die er jedem von uns, von unſerer Kindheit an, gegeben hat; wann wir es recht innigſt fühlen wollen, was es für eine unausſprechlich große Glückſeligkeit ſey, unter der Leitung eines ſo weiſen, liebevollen Vaters zu ſtehen; wann wir ihm den geheimſten Kummer unſers Herzens vortragen; ihm von unſern Handlungen Rechenſchaft ablegen; uns zu Führung eines guten Wandels ſeinen Geiſt erbitten wollen; ſo iſt dazu eine gewiſſe Ruhe und Stille der Seele nöthig — ſie muß alsdann ihre Gedanken ganz von dem Sichtbaren abziehen, und auf das Unſichtbare lenken. Kann man dieſe Ruhe aber unter dem Getümmel der Geſchäffte, im Geräuſche der Welt finden, wo eine Menge ſichtbare, lebendige und lebloſe Dinge unſere Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen? Daraus begreift ihr wohl, warum Jeſus uns den Rath gegeben hat, daß wir, wann wir beten wollen, in unſer Kämmerlein gehen, und hinter uns die Thür verſchließen ſollen. Und, o wie viel iſt die Unterhaltung mit Gott, das herzliche Gebet werth! Was für den, durch Arbeit ermüdeten, Körper eine erquikkende Mahlzeit iſt, das iſt für den menſchlichen Geiſt die Unterhaltung mit Gott. Sie giebt dem Geiſte neue Kraft; wir gehen weit freudiger an unſer Tagewerk; wir fühlen weit größern Eifer, recht viel Gutes zu thun; wir ſind weit ruhiger und getroſter bey den Trübſalen und Widerwärtigkeiten dieſes Lebens, wann wir uns mit Gott be-

beſprochen haben. Das wißt ihr alle aus Erfahrung, die ihr euch mit Gott zu unterhalten pflegt. Das wußte auch David wohl, und benutzte deßwegen jede Stunde der Einſamkeit zum Gebete. **Wenn ich, ſagt er, mich zu Bette lege, ſo denke ich an dich; wenn ich erwache, ſo rede ich von dir** *).

Ihr wißt ferner alle, daß man in Geſellſchafft, bey ſeinen Geſchäfften, ſich gar leicht ſelbſt vergißt. Man hört immer auf andere, beſtrebt ſich ihnen zu gefallen; richtet ſeine Gedanken auf die Arbeit, und denkt darüber nicht an ſich ſelbſt. Iſt man hingegen einſam: ſo kann man von allem andern, was außer uns da iſt, ſeine Gedanken abziehen und ganz auf ſich richten, und überlegen, wie man bisher gehandelt habe; kann ſeine Fehler, ſeine Schwachheiten, ſo wie ſeine guten Eigenſchafften kennen lernen; kann ſeine Fehltritte bereuen, und ſich des Guten freuen, das man geſtiftet hat. Iſt denn das nicht auch viel werth? Wenn wir uns recht kennen lernen: ſo werden wir gewiß immer verſtändiger und beſſer; gewöhnen uns unſere Fehler ab; werden im Umgange mit Andern behutſamer, und thun das Gute mit mehrer Freudigkeit, wenn wir es recht überdacht haben, wie wohl wir uns dabey befinden. Wenn wir Davids Pſalmen, Salomons Sprüchwörter leſen: ſo finden wir darinne die rührendſten Klagen über begangene Fehler; die reizendſten Beſchreibungen von der Glückſeligkeit

[illegible]

---

*) Pſ. 63, 7.

der Frommen; die freudigſten Entſchließungen immer recht zu thun und Gutes zu wirken; die vortreflichſten Lehren der Weisheit, welche uns noch bis auf den heutigen Tag nützlich ſind. Haben ſie nun dieß alles wohl in Geſellſchafft gedacht und geſchrieben? Gewiß nicht, ſondern in der Einſamkeit.

Ihr wißt ferner alle, daß es zur Arbeit nicht genug ſey, daß man arbeite, ſondern daß man gut und in der gehörigen Ordnung arbeiten müſſe. Greift man ohne Ueberlegung die Arbeit an: ſo fällt man leicht auf die leichteſte und unwichtigſte, und vergißt darüber diejenige, die uns nöthiger und wichtiger iſt. Auf dieſe Art kann man das ganze Jahr hindurch unermüdet arbeiten, und am Ende doch von ſeinem Fleiße lauter Schaden haben. So iſt mancher äußerſt thätig, ſein Handwerk, ſeinen Ackerbau recht gut zu treiben, und vergißt darüber die Erziehung ſeiner Kinder. Schadet er ſich denn nicht ſelbſt durch dieſe unüberlegte Arbeitſamkeit? der Anblick von ungerathenen Kindern — macht denn dieſer nicht weit mehr Herzeleid, als ein ganzes Haus voll wohlgerathener Arbeit, oder tauſend Acker voll Getreide Freude giebt? kann denn ein einziges ungerathenes Kind nicht alles wieder verſchwenden, was die fleißigen Aeltern erworben haben? Es iſt alſo gewiß höchſt nöthig und nützlich, daß man, ehe man arbeitet, erſt überlege, wie, in welcher Ordnung, man arbeiten will. Kann dieß aber wohl irgendwo beſſer geſchehen, als in der Einſamſamkeit? Warum gieng Jeſus wohl, ehe er ſein Lehramt antrat, in die Wüſte? Gewiß deßwegen, um recht zu überlegen, wie er das große Werk, die Menſchen von ihrem mannigfaltigen Elende zu erlöſen, ausführen wollte. Warum entwich er, nachdem er den Tag mit Unterrichtung und Speiſung einer großen Menge Volks zugebracht hatte, auf den Berg alleine? Nicht, um ihren Verſuchungen, ihn zum Könige zu machen, auszuweichen, ſondern gewiß auch deßwegen, um zu überlegen, wie er an dem folgenden Tage ſeine Geſchäffte einrichten wollte. So viel iſt die Einſamkeit werth!

Zweyter Theil.

Aber freylich haben nicht alle Menſchen von der Einſamkeit dieſen Nutzen; manche werden in derſelben ſchwermüthig, träge, oder fallen auf allerley ſchändliche Ausſchweifungen. Daher laßt uns noch unterſuchen, wie wir die Einſamkeit anwenden müſſen, wenn ſie für uns den vorhin beſchriebenen Nutzen haben ſoll.

Sich ganz dem einſamen Leben widmen, iſt, wie ihr ſelbſt einſehen werdet, nicht erlaube. Denn warum will man immer einſam ſeyn? um deſto ruhiger beten und nachdenken zu können? Dieß iſt wohl gut; aber da man bey dem Beten und Nachdenken doch zur Abſicht hat, ſich zu ſeinen Geſchäfften zu ſtärken und vorzubereiten: wozu nützt denn beydes, wenn man keine Geſchäffte treibt? Iſts denn nicht eben ſo ſchlimm, als wenn man immer eſſen und trinken, aber die

Kräfte, die durch die Nahrungsmittel geſtärkt wurden, nicht zur Arbeit anwenden wollte? Nein nicht. da uns Gott Verſtand und geſunde Glieder gegeben hat, und uns täglich durch den Fleiß unſerer Nebenmenſchen viel Gutes zufließen läßt: ſo ſind wir denn auch ſchuldig, uns dankbar zu beweiſen, und unſerm Nebenmenſchen, durch unſere Arbeit und guten Rath, zu nützen, bey Widerwärtigkeiten und Unglücksfällen ihm beyzuſtehen. Wie können wir dieß aber, wenn wir uns ganz von der menſchlichen Geſellſchaft trennen? Wenn wir alſo thun wollen, was uns als Chriſten zukommt: ſo müſſen wir den größern Theil unſers Lebens in Verbindung mit Menſchen zubringen, und die Einſamkeit nur als ein Mittel betrachten, uns zur Fortſetzung unſerer Geſchäffte neue Kraft und Freudigkeit zu verſchaffen, folglich nur einen kleinen Theil unſers Lebens darauf verwenden.

Die Zeit, welche man hiezu am ſchicklichſten anwendet, iſt ohne Zweifel der Morgen und der Abend. Wann wir am Morgen früh unſer Lager verlaſſen, am Abend ſpät unſere Ruhe ſuchen: ſo iſt alles um uns her ſtille; die Thiere ſind in Schlaf verſunken; die Arbeiten der Menſchen machen kein Geräuſch — wann wir dann einige Zeit in unſerm Kämmerlein, oder im Garten, im Felde, im Walde allein ſeyn können: welche ſchöne Gelegenheit haben wir, uns ganz mit Gott, oder mit uns, oder mit Einrichtung und Anordnung unſerer Arbeiten zu beſchäfftigen! Ein ſo gut angewandter Morgen ſtärkt uns auf den ganzen

Tag, und erleichtert unſere Geſchäffte durch die gute Einrichtung, die wir getroffen haben; ein ſo gut angewandter Abend giebt uns Gelegenheit, uns des Guten, das wir gethan haben, recht zu freuen, und die begangenen Fehler wieder gut zu machen.

Auch der Sonntag ladet uns zur Einſamkeit ein. Wie können wir ihn ſchicklicher anwenden, als wenn wir einen Theil deſſelben einſam auf unſerm Zimmer, oder in der ſchönen Natur zubringen, und uns daſelbſt unſern Betrachtungen überlaſſen!

Wann wir nun aber einſam ſind: dann müſſen wir ja recht aufmerkſam ſeyn, auf alles, was in unſrer Seele vorgeht. Weil alles ſo ſtille um uns iſt, weil kein Menſch uns beobachtet: ſo können wir unſern Gedanken freyen Lauf laſſen. Wenn nun dieſe Gedanken einen unerlaubten Lauf nähmen, wie gefährlich könnte uns dann die Einſamkeit werden! Wollten wir z. E. unkeuſchen Gedanken nachhängen: ſo würden dieſe bald ſo lebhaft werden, daß ſich dadurch Begierden entzündeten, die uns auf die gefährlichſten Abwege verleiten könnten. Oder, wollten wir unſere Einſamkeit damit zu bringen, daß wir überlegten, wie viele Beleidigungen uns manche Menſchen zugefügt hätten — wie bald würde da Zorn und Rache entbrennen, und uns zu den ſchrecklichſten Entſchließungen bringen! Oder wollten wir den Sorgen und Kümmerniſſen nachhängen: ſo könnten diese leicht ſo ängſtlich werden, daß wir in

Schwermuth verſänken: ſo könnte auf dieſe Art die Einſamkeit, die andern Menſchen ſo unausſprechlich großen Nutzen verſchafft, uns gefährlich werden, unſer gutes Gewiſſen, unſere Gemüthsruhe uns rauben.

Nein, m. l. ſo bald wir in die Einſamkeit kommen, ſo müſſen wir unſern erſten Gedanken zu Gott richten; müſſen uns recht lebhaft vorſtellen, daß wir unter ſeinen Augen uns befinden, daß er ins Verborgene ſieht, von unſern geheimſten Gedanken und Begierden ein Zeuge iſt; daß er unſere Gedanken von ferne verſtehe *). Dieſer Gedanke an Gott muß uns nun bey allen Betrachtungen und Ueberlegungen gegenwärtig ſeyn, und uns mit Ehrfurcht gegen ihn erfüllen: ſo wird es uns leicht ſeyn, alle Gedanken von uns zu entfernen, die nicht gut ſind; unſere unkeuſchen Begierden, unſern Zorn, unſere Schwermuth zu beſiegen. Geſetzt aber, daß dieß nicht immer möglich wäre; daß wir merkten, wie in der Einſamkeit unordentliche Begierden ſich entzündeten, Schwermuth genährt würde: was ſollen wir dann thun? Die Einſamkeit verlaſſen, und an unſere Arbeit oder zur menſchlichen Geſellſchaft gehen, damit die gefährlichen Gedanken zerſtreuet, und unſere Aufmerkſamkeit auf andere Dinge gerichtet werde.

Beſchluß.

Liebſten Freunde! dieſe Betrachtung, die ich itzo angeſtellt habe, iſt äußerſt wichtig. Von der An-

---

*) Pſ. 139, 2.

Anwendung unſerer einſamen Stunden entſpringt faſt unſer ganzes übriges Verhalten. Benutzen wir unſere Einſamkeit recht gut; machen wir uns mit Gott bekannt; denken über uns ſelbſt und die Einrichtung unſerer Geſchäffte recht nach: **ſo vergilt es Gott uns öffentlich;** man merkt es an unſerm ganzen Betragen, daß wir weiſer und verſtändiger geworden ſind; die Arbeit verrichten wir mit Freudigkeit, und ſie gelingt uns; bey unſern Vergnügungen wiſſen wir uns zu mäßigen; bey Widerwärtigkeiten werden wir nicht muthlos; beleidigt man uns: ſo mäßigen wir unſern Zorn; giebts Gelegenheit jemanden eine Gefälligkeit zu erzeigen: ſo ergreifen wir ſie mit Freuden. So vergilt Gott öffentlich das Gute, was wir im verſchloſſenen Kämmerlein gethan haben.

Hingegen wirds auch öffentlich geſtraft, wenn wir in der Einſamkeit uns nicht gut betragen. Die böſen Begierden, die wir nähreten, brechen, ehe man es ſich verſieht, aus, und verleiten uns zu Thorheiten und Vergehungen, die für uns die traurigſten Folgen haben!

So laßt uns denn unſere einſamen Stunden recht gut anwenden, damit wir auf die große Vergeltung unſers Vaters, der ins Verborgene ſieht, mit Zuverſicht rechnen können:

O Gott! laß deine Güt und Liebe
Mir immerdar vor Augen ſeyn!
Sie ſtärk in mir die guten Triebe,
Mein ganzes Leben dir zu weihn.
Sie tröſte mich zur Zeit der Schmerzen;
Sie leite mich zur Zeit des Glücks;
Ja ſie beſieg in meinem Herzen,
Die Furcht des letzten Augenblicks.

Vier

Vier und zwanzigſte Predigt.

Am Sonntage Judica.

Herr ich bin und bleib ein Chriſt,
Halt auf Jeſu Lehren,
Laſſe mir nicht Macht und Liſt
Meinen Glauben wehren.
Fielen tauſend ab; nicht ich.
Mags der Welt verdrießen!
Sie wird mein Vertraun auf dich
Mir doch laſſen müſſen. Amen.

In allen Zeiten ſind die Menſchen, in Anſehung der Religion, verſchiedener Meynung geweſen. Was dieſe für wahr hielten, verwarfen jene als Irrthum. Jeſus wandelte unter Juden, Heiden, Samaritern und Chriſten; auch itzo giebt es noch Juden, Türken, Heyden und Chriſten, und unter dieſen wieder viele Partheyen. Das kann ja auch gar nicht anders ſeyn. Da die Menſchen auf ſo ganz verſchiedene Art unterrichtet und erzogen werden: wie iſts denn da möglich, daß ſie, in Anſehung der Religion, einerley Meynung ſeyn ſollten? Daher finden wir auch, daß der himmliſche Vater keinem, ſeiner Religionsmeynungen wegen, ſeine Liebe entziehe. Allen thut er wohl; ſein Ebenbild, Jeſus Chriſtus, that ein Gleiches. Aber ſo handeln die Menſchen nicht immer. Von jeher hat gewöhnlich die ſtärkere Parthey die ſchwächere gedruckt.

Bald thaten ſie es aus Unwiſſenheit und Vorurtheil: weil die Lehren, die ſie höreten, ihnen ganz neu waren, weil ihre Väter und Großväter nichts davon gewußt hatten, und ſie dieſelben deßwegen für irrig hielten; bald aus Eigennutz: weil, durch die weitere Verbreitung gewiſſer Lehren, ihre Einnahme verringert wurde. So wollten die jüdiſchen Prieſter die Lehre Jeſu nicht dulden: weil dadurch der Opferdienſt aufgehoben wurde, der ihnen doch viel eintrug; und der Goldſchmied zu Epheſus ſchrie über die Apoſtel: weil durch die Verbreitung ihrer Lehre der Götzendienſt fiel, von welchem er eine beträchtliche Einnahme hatte *). Selten bleibt es bey dem bloßen Widerſpruche. Wenn gewiſſe Lehren nicht widerlegt werden können; wenn nach und nach immer mehrere Menſchen davon überzeugt werden: ſo braucht man nun Gewalt; verbietet, ſie öffentlich vorzutragen; ſtraft diejenigen, die ſie bekennen; ſucht, durch Bedruckungen, oder wohl gar durch Gefängniß und Martern, ſie dahin zu bringen, daß ſie dieſelben verläugnen. Daher erzählt die Geſchichte der chriſtlichen Religion eine Menge der grauſamſten Mißhandlungen, welche die Chriſten, anfänglich von den Juden und Heiden, hernach aber ſelbſt von Chriſten, die aber zu einer andern Parthey gehöreten, erdulden mußten.

Von ſolchen Grauſamkeiten höret man itzo wenig mehr, beſonders ſeitdem die Aufklärung ſich weiter verbreitet hat, oder, welches einerley

iſt,

---

*) Ap. Geſch. 19, 24 — 27.

iſt, ſeitdem die Menſchen verſtändiger geworden ſind.

Ganz aber ſind die Religionsbedruckungen doch noch nicht vorbey. Noch giebt es Gegenden, wo es nicht erlaubt iſt, frey zu ſagen, was man glaubt, wo man keine andere Religion zu lehren erlaubt, als diejenige, welche ſeit langer Zeit im Lande eingeführt iſt. Und wer weiß, was für Zeiten uns künftig noch bevorſtehen!

Ich halte es daher nicht für überflüſſig, uns auf dieſen möglichen Fall vorzubereiten, und will deßwegen zeigen, wie der Chriſt ſich bey Religionsbedruckungen zu verhalten habe. Der Geiſt der Weisheit leite meine Gedanken, damit ich nichts reden mag, als was vor ihm angenehm iſt. Amen!

Text.

1 Petr. 4, 15.

Niemand unter euch leide als ein Mörder, oder Dieb, oder Uebelthäter, oder der in ein fremd Amt greifet. Leidet er aber als ein Chriſt: ſo ſchäme er ſich nicht; er ehre aber Gott in ſolchem Falle.

Evangelium.

Joh. 8, 46 — 59.

Hauptſatz.

Ueber das chriſtliche Verhalten bey Religionsbedruckungen.

1. Ueber die Religionsbedruckungen.

2. Ueber das chriſtliche Verhalten bey denſelben.

Erſter Theil.

Religionsbedruckungen ſind alle Mißhandlungen, die man deßwegen dulden muß, daß man nach ſeiner Ueberzeugung glaubt, lehrt, und Gott verehrt. Dieſe Mißhandlungen ſind ſo mancherley, daß es mir nicht möglich iſt, ſie alle anzuführen. Ich will daher nur einige derſelben nennen, welche am meiſten gewöhnlich ſind. Erſtlich pflegt man diejenigen, die anders glauben, lehren, und Gott verehren, als es in einem Lande gebräuchlich iſt, zu verläumden, ihnen allerley Uebels nachzureden, das Volk gegen ſie aufzuwiegeln. Dieß Schickſal hatte unſer Erlöſer. Weil er anders lehrete, als es unter den Juden bis dahin gewöhnlich geweſen war: ſo ſuchten die Feinde der Wahrheit ihn, durch Verläumdungen, bey dem Volke verhaßt zu machen. Da ſie wußten, daß das Volk gegen die Samariter äußerſt erbittert war: ſo verſuchten ſie [illegible] Jeſum verhaßt zu machen: beſchuldigten ſie ihn, er ſey ein Samariter. Sie ſagten ihm unter die Augen: ſagen wir nicht recht, daß du ein Samariter biſt? In unſern Tagen giebt es keine Samariter mehr: daher iſt es auch nicht gewöhnlich, daß man diejenigen, die anders glauben, lehren, und Gott verehren, als es nach dem alten Herkommen gebräuchlich iſt, durch dieſen Namen zu beſchimpfen ſucht. Allein, da es itzt andere Namen giebt, die dem Volke ſo verhaßt ſind, als es ehemals den Juden der Name Samariter war: ſo benutzen dieſe die Religionsbedrucker. Sobald alſo jemand anders lehrt, glaubt oder Gott verehret, als ſie: ſo legen ſie ihm einen von den Namen bey, welche bey dem Volke verhaßt ſind.

Da ferner die Juden wußten, daß nichts dem Volke verhaßter ſey, als der Teufel: ſo beſchuldigten ſie Jeſum, **er habe den Teufel.**

Ferner pflegten ſie alles Unglück, das zu ihren Zeiten geſchah, der Lehre Jeſu beyzumeſſen. Da die Juden durch ihre Ungerechtigkeiten und Rebellionen ſich den Untergang zugezogen hatten: was thaten ſie? Sie ſuchten den Grund von allem dieſem Elende, nicht etwa in den entſetzlichen Ungerechtigkeiten ihrer Obern, nicht in dem Starrſinne des Pöbels; ſondern maßen alles dieß Unglück der Lehre Jeſu bey. Sprachen ſie mit dem Römiſchen Landpfleger Pontius Pilatus: ſo ſagten ſie: **dieſen finden wir, daß er das Volk abwendet, und verbeut den Schoß dem Kayſer zu geben; und ſpricht er ſey Chriſtus ein König** *): ſprachen ſie aber unter einander, ſo ſagten ſie: **was thun wir? dieſer Menſch thut viel Zeichen. Laſſen wir ihn alſo: ſo werden ſie alle an ihn glauben; ſo kommen denn die Römer, und nehmen uns Land und Leute** **). Dieſe Sprache führen die Religionsbedrucker noch bis auf den heutigen Tag. Trägt jemand Lehren vor, die mit ihren Meynungen ſtreiten, und ſie fühlen, daß ſie nicht im Stande ſind, dieſelben zu widerlegen: ſo ſprengen ſie aus: dieſe Lehren führen das Volk

---

*) Luc. 23, 2. **) Joh. 11, 47. 48.

zur Rebellion; und, wann da und dort ſich Empörung regt: ſo ſchreyen ſie: dieß ſind die Folgen der neuen Lehre!

Zweytens pflegt man auch das Leſen ſolcher Schriften, in welchen eine neue Lehre vorgetragen wird, zu verbieten. Daher finden wir in der Geſchichte der chriſtlichen Religion, daß die heydniſchen Obrigkeiten immer Kundſchafter beſoldeten, durch welche ſie die Abſchriften des neuen Teſtamente aufſuchen und verbrennen ließen. Heutiges Tags verbrennt man zwar die Schriften nicht mehr, welche Meynungen vortragen, die nicht öffentlich angenommen ſind; aber man verbietet doch das Leſen derſelben, oder confiſcitet ſie; beſoldet Menſchen, welche darüber wachen müſſen, daß kein Buch in das Land komme, das ihnen mißfällt.

Drittens iſt es auch gewöhnlich, daß man den Lehrern die Freyheit benimmt, das zu lehren, was ſie für wahr halten, und was ihre Gemeinen glauben; ſie wohl gar nöthigt, Dinge vorzutragen, die weder ſie, noch ihre Gemeinen glauben.

Viertens pflegen die Feinde der Wahrheit diejenigen, die anders denken und lehren, als ſie, von allen öffentlichen Aemtern auszuſchließen. Wenn ein Amt beſetzet werden ſoll; ſo fragen ſie den, der es ſucht, nicht: wie lebſt du? wie beträgſt du dich gegen deine Obrigkeit? gegen deine Eltern? gegen deine Nachbaren? gegen die Feinde? wie führſt du deine Haushaltung? ſondern man erkundigt ſich bloß darnach, was er glaubt. Iſt nun ſein Glaube nicht derjenige, der im Lande gewöhnlich iſt: ſo hält man ihn für unfähig ein Amt zu bekleiden. Wie vielen Widerſpruch litt Jeſus nicht, wann er öffentlich lehrete! Und ſeine Apoſtel, dieſe weiſen, rechtſchaffenen, edeldenkenden Menſchen, die noch bis auf den heutigen Tag unſere Lehrer ſind, dieſe wurden für unfähig erklärt, irgend ein öffentliches Amt in Jeruſalem zu verwalten. Man ertheilte die Aemter bloß Phariſäern, weil ſie den Glauben hatten, der einmal unter ihrem Volke gewöhnlich war. Und doch hatte ihnen Jeſus ſehr oft bewieſen, daß ſie Heuchler, eigennützige und ungerechte Menſchen wären. Hat aber ein anders denkender ein Amt erhalten: ſo ſucht man ihn, unter allerley Vorwande, davon zu entfernen.

Wie man in Anſehung derer handelt, die öffentliche Aemter ſuchen oder bekleiden, ſo handelt man auch gegen andere Stände. Man ſucht, durch allerley boshafte und niederträchtige Mittel, ihnen ihre Nahrung zu entziehen, ihre Freyheiten einzuſchränken, und der Treibung ihres Gewerbes Hinderniſſe in den Weg zu legen.

Endlich braucht man auch oft Gewaltthätigkeiten. Da die Juden Jeſum nicht widerlegen konnten: **ſo huben ſie Steine auf, daß ſie auf ihn würfen**; am Ende nahmen ſie ihn gar gefangen, und richteten ihn auf eine ſehr grauſame Art hin. Dieſes Schickſal hatten faſt alle ſeine Apoſtel. Seit ihrer Zeit haben dergleichen Bedruckungen nie ganz aufgehört. Bald da, bald dort hat man diejenigen, die ſich nicht zu der im Lande eingeführten Religion bekennen wollten, bald aus dem Lande vertrieben, bald ins Gefängniß geworfen, bald gefoltert, bald hingerichtet. Indeſſen ſeit einiger Zeit, da die Menſchen aufgeklärter oder verſtändiger wurden, ſind dergleichen Grauſamkeiten ſeltener geworden.

Alle dieſe Bedruckungen ſind nun ſehr thöricht, ungerecht, aber doch für die Menſchen ſehr wohlthätig.

Thöricht ſind dieſe Bedruckungen. Jedermann denke nur ſelbſt darüber nach! Die Lehren, um welcher Willen man ſeinen Nebenmenſchen verfolgt, ſind entweder wahr, oder ſie ſind nicht wahr. Sind ſie wahr: ſo vermag keine weltliche Macht, keine Liſt, keine Grauſamkeit die Wahrheit zu vertilgen. Diejenigen Menſchen, von welchen die Wahrheitsfreunde bedrücket werden, können vielleicht tauſende, mit ihren Weibern und Kindern, in Kummer und Elend ſtürzen, ſie können ſie dahin bringen, daß ſie die Wahrheit verleugnen; die Wahrheit ſelbſt dauert aber immer fort. Die Menſchen, denen der Vater der Wahrheit das Vermögen ertheilt hat, dieſelbe zu erkennen, ſehen ſie immer mehr ein, und machen ſie weiter bekannt. Es ſind nun beynahe achtzehn hundert Jahre verfloſſen, ſeitdem unſer Erlöſer die Menſchen belehret hat. Er iſt hingerichtet worden; viele tauſende ſeiner Bekenner beſchloſſen, ſeit ſeinem Tode bis auf unſere Tage, ihr Leben unter dem Drucke, in Dürftigkeit, in Gefängniſſen, unter den größten Martern, auf dem Richtplatze;

platze; viele tauſende fielen von ihm ab, wurden Heuchler, verleugneten die Wahrheit; alle dieſe ſind nun von der Erde abgegangen; die Wahrheit iſt aber noch da. Die Lehre Jeſu erleuchtet noch immer die Welt, und iſt vielleicht noch nie ſo gut verſtanden worden, als itzo, da die Menſchen aufgeklärter ſind, als ſie es ehemals waren. Wie thöricht handeln alſo die Menſchen, welche ſich vornehmen, die Wahrheit zu unterdrucken! Die Seufzer und Thränen unſchuldiger Menſchen, welche Gott zählet und zu ſeiner Zeit rächet, laden ſie wohl auf ſich; aber ihren Zweck erreichen ſie nicht, die Wahrheit vermögen ſie nicht zu unterdrucken.

Iſt aber die Lehre, welche verbreitet wird, nicht wahr: ſo iſt es wieder thöricht, ihre Bekenner deßwegen zu bedrucken. Die Menſchen haben ja von Gott Verſtand bekommen, welcher freylich bisweilen getäuſcht und irre geführt werden kann; am Ende kommt er aber doch oft zur Erkenntniß der Wahrheit. Geſetzt aber, dieß geſchähe nicht, gewiſſe Irrthümer breiteten ſich ſchnell aus: ſo iſt es doch höchſt unbeſonnen, diejenigen, welche ſie annehmen, deßwegen zu bedrucken. Das einzige Mittel, den Menſchen von ſeinem Irrthume abzubringen iſt — ſanftmüthige Belehrung. Hilft dieſe nicht: ſo richtet auch die Bedruckung nichts aus; ſie macht vielmehr, daß die Menſchen nur deſto eifriger die Meynungen vertheidigen, die ſie einmal angenommen haben. Mögten doch alle obrigkeitliche

liche Perſonen ſo weiſe, wie Gamaliel, ſeyn! Da die Lehre Jeſu ſich verbreitete, und der hohe Rath zu Jeruſalem den unbeſonnenen Entſchluß faßte, die Bekenner derſelben zu bedrukken, und zu verfolgen: ſo gab er den weiſen Rath: **Laſſet ab von dieſen Menſchen, und laſſet ſie fahren! Iſt der Rath oder das Werk aus den Menſchen: ſo wirds untergehen; iſts aber aus Gott: ſo könnet ihrs nicht dämpfen, auf daß ihr nicht gefunden werdet, als die wider Gott ſtreiten wollen.***)

Ungerecht ſind auch alle Religionsbedrükkungen. Denkt nur ſelbſt darüber nach: ſo werdet ihr es gleich begreifen. Es hat ſchlechterdings kein Menſch, er ſey wer er wolle, das Recht, andere, wegen ihrer Religionsmeynungen, zu bedrukken. Iſt die Religion wahr: ſo iſt es ja abſcheulich, wenn man die Bekenner derſelben dahin bringen will, daß ſie dieſelbe verläugnen ſollen. Man ſtreitet ja dann gegen Gott, welcher **will, daß alle Menſchen zur Erkenntniß der Wahrheit kommen ſollen.****) Iſt die Religion aber falſch: ſo iſt es eben ſo ungerecht, die Bekenner derſelben zu bedrucken. Denn woher kommt es denn, daß manche Menſchen ſich zu einer falſchen Religion bekennen? — Daher, weil ſie dieſelbe für wahr halten; weil ſie von Jugend auf von ihren Eltern und Lehrern in derſelben ſind unterrichtet, oder weil ſie, durch Umgang, oder durch das Leſen gewiſſer Schriften auf die Meynung

[illegible] ſind

---

*) Ap. Geſch. 5, 38. 39. **) 1 Tim. 2, 4.

ſind gebracht worden, daß ſie wahr ſey. Hätte man eben dieſe Eltern, eben dieſe Lehrer, eben dieſen Umgang gehabt, eben dieſe Bücher geleſen: ſo würde man eben dieſe Lehre bekennen. Wenn ſie alſo irren, ſo ſind ſie an ihrem Irrthume unſchuldig; und wenn ſie dabey beharren wollen: ſo geſchieht es auf ihre Gefahr. Iſts nun wohl Recht, wenn man jemanden, ſeines Irrthums wegen, bedruckt? Was will man denn damit ausrichten? ihn von ſeinem Irrthume abbringen? Dieß iſt umſonſt. Es giebt durchaus keinen andern Weg, den Irrenden zurechte zu weiſen, als ſanfte Belehrung. Oder will man ihn vielleicht zwingen, ſeinen Irrthum mit dem Munde abzuleugnen? ſo bedenkt nur ſelbſt, wie unrecht dieß ſey! ſo macht man ihn ja zum Heuchler, zu einem Menſchen, der anders ſpricht, als er denkt. Iſt denn nun nicht ein irrender, aber redlicher Mann beſſer, als ein Heuchler? Oder will man vielleicht durch die Bedruckung es verhüten, daß der Irrende ſeine Irrthümer nicht weiter verbreite? Auch hierzu haben wir kein Recht. Belehren, warnen können wir, und dadurch die Verbreitung ſolcher Meynungen, die uns irrig ſcheinen, zu verhüten ſuchen; aber zu Bedruckungen und Zwangsmitteln hat Niemand ein Recht: weil Niemand allwiſſend iſt; Niemand gewiß behaupten kann, daß die Meynungen, die er für irrig hält, es auch wirklich ſind. Haben wir denn nicht Exempel genug von Leuten, die, aus falſchem Religionseifer, diejenigen verfolgten, die eine Lehre verbreiteten, die ſie für irrig hielten, und doch in der Folge dieſelbe ſelbſt annahmen? Denkt doch nur an den Apoſtel Paulus! Dieſer verfolgte ja anfänglich die Chriſten auch; ließ ſie ins Gefängniß ſetzen, und hatte Wohlgefallen daran, als Stephanus mit Steinen zu Tode geworfen wurde.*) Gleichwohl gingen ihm in der Folge die Augen auf, und er trat ſelbſt zu der Gemeine, die er ehedem ſo ſchrecklich verfolgt hatte. Jeſus ſahe ja vorher, daß ſeine Lehre in aller Welt werde verbreitet werden: das wußte er gewiß vorher, daß Fürſten und Könige ſich zu derſelben bekennen und Gewalt haben würden, dieſelbe durch Zwangsmittel zu verbreiten. Hätte er nun Religionsbedruckungen für Recht gehalten: ſo würde er ohne Zweifel dazu ermuntert und Anweiſung gegeben haben, wie Inquiſitionen und andere Anſtalten, zur Verfolgung der Irrenden, könnten eingerichtet werden. Davon findet ihr aber in allen ſeinen Reden nicht ein Wort; allenthalben empfiehlt er Sanftmuth und Duldung. Jede Religionsbedruckung iſt alſo gegen die göttliche Lehre Jeſu. Muhammeds Anhänger mögen ihre Lehren durch Zwangsmittel verbreiten; aber für Bekenner Jeſu iſt es ganz unſchicklich.

So thöricht, ſo ungerecht nun auch alle Religionsbedruckungen ſind: ſo ſind ſie doch, unter der Aufſicht und Regierung des weiſen Gottes, für die Wahrheit ſehr wohlthätig. Die eifrig- [illegible] ſten Prediger der Wahrheit tragen zur Verbreitung derſelben kaum ſo viel bey, als ihre Verfolger. So bald eine Gemeine, der Religion wegen, bedruckt wird — was hat dieß für Wirkung? Dieſe, daß ihr nun ihre Religion recht theuer und werth wird; daß ſie nun deſto eifriger ihr anhängt; daß ihre Mitglieder, die vielleicht bisher in Streit und Uneinigkeit lebten, alle Irrungen beylegen, ſich näher an einander ſchließen, und ſich verbinden, in dem Bekänntniſſe ihres Glaubens beſtändig zu ſeyn. Als daher die Apoſtel von den Hohenprieſtern, wegen der Verbreitung des Chriſtenthums, waren bedrohet worden: ſo preiſeten ſie Gott mit den Ihrigen, und faßten den Endſchluß, in ihrem Amte noch mehr Eifer zu beweiſen.*)

---

*) Ap. Geſch. 8, 1—3.

Zwar werden durch die Bedruckungen manche verleitet, die Wahrheit zu verläugnen; iſt denn aber dieß nicht wieder gut? iſts nicht für eine Gemeine ſehr nützlich, wenn durch Bedruckung ihre unredlichen Mitglieder entfernt werden? Ja oft hat die Bedruckung auch die Folge, daß die Wahrheit bekannter, und die Zahl ihrer Freunde vergrößert wird. So lange eine Gemeine, ungedruckt, im Stillen wandelt, wird ſie nicht bemerkt; ſo bald aber der Druck anfängt; ſo erregt ſie Aufſehen. Man erkundigt ſich nach ihr genauer; man beobachtet den Lebenswandel ihrer Mitglieder; beſucht ihre Verſammlungen; prüft ihre Lehren; lieſt ihre Bücher; be-

---

*) Ap. Geſch. 4. 24 — 36.

bekom̃t von ihr gemeiniglich eine beſſere Meynung, und tritt am Ende vielleicht ſelbſt zu ihr. Vermehrte ſich nicht die Zahl der Chriſten am ſtärkſten, da ſie von Juden und Heyden am ſtärkſten gedrucket wurden? Da die Hohenprieſter einmal ihre Gerichtsdiener ausſchickten, um Jeſum gefangen zu nehmen — was hatte es für Wirkung? Dieſe, daß die Gerichtsdiener ihm zuhöreten; von ſeiner Predigt gerührt wurden; es nicht wagten, die Hände an ihn zu legen; ſondern vielmehr bekannten: **Es hat nie kein Menſch alſo geredt, wie dieſer Menſch.***) Daher haben die Jünger unſers Herrn die Religionsbedruckungen immer unter die göttlichen Wohlthaten gerechnet; und Petrus ermahnet deßwegen die Chriſten: **Freuet euch, daß ihr mit Chriſto leidet!****)

Zweyter Theil.

Aber freylich ſind die Religionsbedruckungen nur dann für uns eine Wohlthat, wann wir uns dabey gut verhalten.

Dazu gehöret nun vor allen Dingen, daß man einen guten, untadelhaften Lebenswandel führe, und in ſeinen Reden und Handlungen äußerſt behutſam ſey: damit man ſich keine gegründeten Vorwürfe zuziehe. Denn die Religionsbedrukker gehen ja immer darauf aus, einen Vorwand zu finden, unter welchem ſie die Bekenner derſelben verfolgen können. Muß es ihnen alsdann nicht Freude ſeyn, wann ſie denſelben gefunden haben? wann Einer von denen, die ſie verfolgen, unüberlegt geſprochen,

---

*) Joh. 7, 46.

**) 1 Pet. 4, 13.

ſprochen, durch Zorn, Unmäßigkeit, Unkeuſchheit, oder Geiz ſich vergangen hat, werden ſie nicht darüber triumphiren? Und wenn gleich ſie ſelbſt laſterhaft ſind, und weit größere Ausſchweifungen begehen, werden ſie nicht deſſen ungeachtet einen ſolchen vor Gericht ziehen, verklagen, beſtrafen, und ſich wohl dabey noch das Anſehen geben, als geſchähe dieß alles aus Liebe zur Tugend, aus Eifer für das Gute? Werden ſie nicht die Fehltritte eines Einzigen der ganzen Gemeine und der Lehre, zu welcher ſie ſich bekennt, zur Laſt legen? Da ſieht man, werden ſie ſagen, was dieſe neue Lehre für Früchte bringt!

Da es beſonders gewöhnlich iſt, die Freunde der Wahrheit zu beſchuldigen, als wenn ihre Lehren zur Empörung verleiteten: ſo iſt es für alle Bedrückte höchſt nothwendig, daß ſie auch den entfernteſten Schein meiden, als wenn ſie die Empörung liebten oder zu befördern ſuchten. Denn, wenn ihnen dieſes könnte bewieſen werden, würden nicht dann ihre Feinde ſiegen? Zuvor mußten ſie doch in ihren Bedrückungen vorſichtig ſeyn, damit ſie nicht für ungerecht und grauſam gehalten würden; nun aber, wann es ihnen gelungen iſt, die Freunde der Wahrheit der Empörung verdächtig zu machen: nun können ſie unter dem Vorwande, als wenn ſie die Ruhe des Vaterlandes zu erhalten ſuchen, ſich gegen dieſelben alle Grauſamkeiten erlauben; nun könnten ſie drauf rechnen, daß das Volk ihnen zufallen und an der Verfolgung Antheil nehmen werde.

Als es daher den Hohenprieſtern gelungen war, die Römiſchen Soldaten zu bereden, Jeſus habe das Volk zur Empörung gegen den Kaiſer gereizet: ſo erlaubten ſich dieſe gegen ihn die größten Grauſamkeiten; ſetzten Dornen auf ſein Haupt; ſchlugen ihn mit einem Stabe; verſpotteten ihn. Und was kann, unter dem Drucke der Verfolgung, den Chriſten wohl beſſer ſtärken und aufrichten, als das Vertrauen auf Gott? Wie kann dieß aber Statt haben, wenn man zur Empörung geneigt iſt? Kann man wohl von Gott, der die Obrigkeit geordnet hat, unter deſſen Augen man leidet und duldet, erwarten, daß er denen, die ſeine Vorſchriften übertreten, die auf Wegen wandeln, die ihm mißfällig ſind, beyſtehen, ſie unterſtützen und ſegnen werde? Daher ermahnten die Apoſtel ſtets die Chriſten, daß ſie doch ja immer unſträflich wandeln ſollten: **Niemand unter euch leide, als ein Mörder, oder ein Dieb, oder der in ein fremd Amt greifet; führet einen guten Wandel unter den Heyden, auf daß die, ſo von euch afterreden, als von Uebelthätern, eure guten Werke ſehen** *).

Und das Leben unſers Erlöſers war ſo tadellos, daß er ſelbſt ſeinen Feinden unter die Augen treten und ſie fragen konnte: **welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen?**

Ferner müſſen bedrückte Chriſten ihre Leiden dazu anwenden, daß ſie über die Lehren, zu welchen ſie ſich bekennen, recht nachdenken, und überlegen, ob ſie auch wirklich alle wahr ſind. Wären ſie nicht wahr: ſo wäre es ja Thorheit, wenn ſie um derſelben Willen leiden wollten; werden ſie aber von ihrer Wahrheit überzeuget: ſo wird ihnen dieß deſtomehr Muth geben, um derſelben Willen alles zu dulden.

---

*) 1 Pet. 2, 12.

Drittens müſſen ſie auch in dem Bekenntniſſe und der Verbreitung der Wahrheit eine beſondere Klugheit beweiſen. Seyd klug, wie die Schlangen, und ohne falſch, wie die Tauben *)! Dieſe weiſe Lehre unſers Erlöſers müſſen bedrückte Chriſten vorzüglich befolgen. Erſtlich müſſen ſie klug ſeyn, und alles, ſo viel ihnen ihr Gewiſſen erlaubt, zu vermeiden ſuchen, was ihnen Verantwortung zuziehen könnte. So dürfen ſie z. E. nicht darauf ausgehen, die Religionsmeynungen, zu welchen ſich der mächtigere Theil ihrer Mitbürger bekennt, zu beſtreiten, und andere zu überreden, zu ihrer Gemeine zu treten. Denn wozu nützt es? Es erweckt nur Verbitterung. Es iſt wahr, Jeſus und ſeine Apoſtel haben, in Anſehung dieſes Punkts, anders gehandelt. Sie haben ihre Lehren allenthalben öffentlich geprediget, und ſind in der Abſicht umher gereiſet, um aus Juden und Heyden die Zahl der Mitglieder ihrer Gemeine zu vergrößern, und die im Schwange gehenden irrigen Meynungen zu widerlegen. Allein dieſe waren auch dazu beſtimmt und berufen, alle Völker zu unterrichten. Dieß iſt ja aber nicht der Fall bey uns. Wir

---

*) Matth. 10, 16.

haben nur eine kleine Anzahl uns anvertrauter Menſchen, deren Seelenwohl wir beſorgen müſſen; dieß ſind unſere Kinder, oder, wenn wir zu Lehrern geſetzt ſind, unſere Zuhörer und Schüler. Gegen dieſe müſſen bedrückte Chriſten **zweytens** ſeyn ohne Falſch, wie die Tauben; ſie treu und redlich unterrichten, und ihnen die Wahrheit ſo vortragen, wie ſie von derſelben überzeugt ſind. Wenn ihnen Bücher bekannt werden, welche vorzüglich gut geſchrieben ſind, und zur Abſicht haben, die Menſchen, nicht etwa zur Empörung zu reitzen, ſondern ſie zu erbauen, ſie verſtändiger und beſſer zu machen: ſo müſſen ſie ihnen dieſelben zu verſchaffen ſuchen, auch wenn ſie von der Obrigkeit verboten wären. Denn ob gleich wir verbunden ſind, der Obrigkeit zu gehorchen: ſo hat ſie doch kein Recht, uns zu verbieten, das zu leſen, was wir, nach unſerer Ueberzeugung, für wahr und gut halten. In dieſem Falle iſt es Pflicht, der Obrigkeit ungehorſam zu ſeyn, und dem Exempel der Apoſtel nachzuahmen, welche ſagten: **man muß Gott mehr gehorchen, als den Menſchen.** Als daher in den erſten Zeiten des Chriſtenthums die Bibel aufgeſucht und verbrannt, und diejenigen hart beſtraft wurden, bey welchen man ſie fand: ſo bewahreten ſie die Chriſten doch ſorgfältig auf, theilten ſie einander mit; und ihrer Beſtändigkeit haben wir es zu danken, daß ſie bis auf uns gekommen iſt. Und als man in den vorigen Zeiten alle Bücher unterſuchte, welche nach Ungarn gebracht wurden, und diejenigen wegnahm, welche der herrſchenden Religionsparthey mißfielen: ſo fanden ſich doch immer rechtſchaffene Kaufleute, welche gute Bücher unter ihre Waaren packten, und ſie ſo ihren bedrückten Landsleuten zuführten. **Der Gott, der ins Verborgene ſieht, wirds ihnen gewiß vergolten haben öffentlich.**

Dabey muß man ſich aber, wie geſagt, ſorgfältig hüten, daß man durch Unvorſichtigkeit ſich nicht unnöthigen Verdruß zuziehe. Iſt man in Geſellſchafft: ſo hüte man ſich, über Religionswahrheiten zu ſprechen und zu ſtreiten. Denn wozu nützt es? Man reizt dadurch die Feinde der Wahrheit gegen ſich, und richtet doch damit gegen ſie nichts aus. Iſt man berufen, die Religion öffentlich zu lehren: ſo hüte man ſich, die Meynungen zu beſtreiten, welche die herrſchende Parthey für Grundartikel des Glaubens hält; ſondern lehre nur immer die Wahrheit, ohne die Irrthümer, die ihr entgegen ſtehen, zu widerlegen; ſey aber auch hierinne behutſam, und trage nicht gleich jeden Einfall vor, den man hat; behandle ſeine Brüder mit Schonung, und bedenke, daß man nicht alles gleich gerade heraus ſagen müſſe, was man glaubt: weil es gar viele Wahrheiten giebt, die das Volk nicht faſſen, die es mißbrauchen und übel anwenden kann. Wie muſterhaft handelte doch hierinne unſer Erlöſer! Selbſt ſeinen Jüngern ſagte er nicht alles: **ich habe, ſprach er, euch noch viel zu ſagen, aber ihr könnt es nicht ertragen.** Man gewöhne vielmehr ſeine Zuhörer zum eignen Nachdenken und Unterſuchen: ſo werden ſie ſelbſt einſehen, was wahr oder nicht wahr ſey, ohne daß man nöthig habe, den Irrthum zu beſtreiten. Es wird gewiß eintreffen, was Jeſus ſagt: **Alle Pflanzen, die mein himmliſcher Vater nicht gepflanzet, die werden ausgereutet** *); oder: alle Meynungen, die nicht wahr, die alſo nicht Gottes Wort ſind, werden nach und nach ausgerottet.

Nun tritt aber oft der Fall ein, daß man vor die Obrigkeit gefordert wird, um von ſeinem Glauben Rechenſchafft abzulegen; daß den Lehrern bey Strafe geboten wird, gewiſſe Meynungen vorzutragen, die ſie nicht glauben. Was iſt nun da zu thun? Wenn ihr mit der Geſchichte und Lehre Jeſu anders bekannt ſeyd; wenn ihr darüber recht nachgedacht habt: ſo werdet ihr dieß von ſelbſt einſehen. Leugnen darf man ſchlechterdings nichts. Man würde ſich, in dieſem Falle, als ein Lügner, als ein Heuchler zeigen; ſein Gewiſſen verletzen; bey der Obrigkeit ſich verächtlich, und bey ſeiner Gemeine verhaßt machen. Nein! da iſt es Pflicht, ganz freymüthig, ohne Zorn und Bitterkeit, mit Sanftmuth und Beſcheidenheit, ein Bekenntniß ſeines Glaubens abzulegen. Dadurch wird die Wahrheit geehrt, und die Feinde derſelben beſchämt. Daher ermahnet der Apoſtel Petrus die Chriſten: **Seyd aber allezeit bereit zur Verantwortung Jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch iſt; und**

---

*) Matth. 15, 13.

das mit Sanftmüthigkeit und Furcht, oder Ehrerbietung *).

Eben ſo verſtattet das Gewiſſen nicht, daß man Lehrſätze vortrage, die man nicht glaubt. Bedenkt wieder nur ſelbſt, wenn man dieß aus Menſchenfurcht, oder aus Hoffnung zu einer Belohnung, thun wollte: ſo würde man ja ein Irrlehrer, ein recht ſtrafbarer Irrlehrer. Denn wenn tauſend andere Irrthümer vortragen, in der Meynung, daß ſie wahr: ſo ſündigen ſie nicht; können auch nicht ſündigen, da ſie nach ihrem Gewiſſen handeln. Aber wie ſtrafbar wäre derjenige, der gegen ſein Gewiſſen lehrete; der Meynungen vortrüge, die er ſelbſt nicht glaubete! Nein, da muß man wieder Gott und ſeinem Gewiſſen mehr gehorchen, als den Menſchen. Man muß ſich freylich hüten, den Irrthum zu beſtreiten; aber man darf doch auch, auf der andern Seite, der Wahrheit nichts vergeben, ſondern muß ſie, nach ſeiner beſten Ueberzeugung, vortragen.

Man hat allerdings dann Urſache zu beſorgen, daß dieſe Freymüthigkeit, dieſe Wahrheitsliebe, allerley Kränkungen und Verfolgungen nach ſich ziehen werde. Die Feinde der Wahrheit ſtellen oft abſichtlich dergleichen Unterſuchungen an; geben abſichtlich dergleichen Befehle, damit ſie eine Veranlaſſung haben, den Wahrheitsfreunden zu ſchaden. Allein darf man dieß fürchten? Iſt man nicht verbunden, um der Wahrheit Willen alles

---

*) 1. Pet. 3. 15. 16.

alles zu dulden? Wäre das auch rechtſchaffen gehandelt, wenn man, aus Menſchenfurcht, die Wahrheit verleugnete, und ſeinen Brüdern vorenthielte? Kann man wohl noch auf Gottes Schutz und Beyſtand rechnen, wenn man gegen die Wahrheit treulos handelt?

Nein Freunde! ſolltet ihr bey einem ſtillen, frommen Lebenswandel, bey eurer Unterwürfigkeit gegen die Obrigkeit, bey eurer Sanftmuth und Beſcheidenheit, bey der möglichſten Behutſamkeit, doch deßwegen verfolget und bedruckt werden, daß ihr das lehret und bekennet, was ihr, nach eurem Gewiſſen, für wahr haltet: ſo ſeyd getroſt und gutes Muths! der Gott der Wahrheit wird euch ſchützen und ſtärken. Beſchimpfe man euch: ſo iſt jede Beſchimpfung, die man, um der Liebe zur Wahrheit Willen, dulden muß, eine Ehrenbezeugung, die euch Hochachtung, bey allen vernünftigen Menſchen, verſchaffen wird; entſetzt man euch eurer Aemter: ſo giebts noch Plätze genug, wohin euch Gott führen, andere Arbeiten anweiſen und euch dabey ſegnen kann; beraubt man euch eurer Freyheit: ſo bedenkt, daß ihr unter Gottes Augen leidet, der eure Seufzer und Thränen zählet, euch Geduld und Freudigkeit geben, und zu ſeiner Zeit wieder Freyheit ſchenken wird; raubt man euch eure Güter: laßt ſie fahren! durch Fleiß und Sparſamkeit könnt ihr bald wieder erwerben, was ihr itzo, um der Wahrheitsliebe Willen, einbüßen müſſet; **leidet ihr als Chriſten: ſo ſchämet euch nicht, und ehret Gott in ſolchem Fall!**

Als die Juden Steine aufhoben, um Jeſum damit zu werfen: ſo verbarg er ſich, und gieng zum Tempel hinaus. Als die Verfolgung, welche die Phariſäer und Hohenprieſter gegen die Chriſten zu Jeruſalem angefangen hatten, zu heftig wurde: ſo verließen dieſe die Stadt, und **zerſtreueten ſich alle in die Länder Judäa und Samaria** *). Auch dieſer Weg ſteht euch noch offen. Sollte die Bedruckung, unter welcher ihr ſeufzet, zu hart werden; ſollte man eurer Aemter euch entſetzen, euch zwingen wollen, euern Kindern Lehren beybringen zu laſſen, die ihr nicht glaubt: nun ſo verlaßt das Land, wo ihr keinen Schutz mehr findet, und ſehet euch nach einem andern um, wo ein guter, weiſer, aufgeklärter Fürſt regieret; laſſet fahren Aecker, Gärten und Häuſer! durch Nachdenken, Fleiß und Sparſamkeit und Gottes Seegen, welcher euch begleitet, werdet ihr bald alles wieder bekommen! Auch an euch wird die Verheiſſung Jeſu erfüllet werden: **Es iſt niemand, der ein Haus verläſſet, oder Eltern, oder Brüder, oder Weib, oder Kinder, um des Reichs Gottes Willen, der es nicht vielfältig wieder empfahe in dieſer Zeit, und in der zukünftigen Welt das ewige Leben** **).

Beſchluß.

Ich ſchließe dieſe wichtige Betrachtung mit dem herzlichen Wunſche, daß ihr doch jede Art von

---

*) Ap. Geſch. 8. 1.

**) Marc. 10. 29, 30.

Religionsbedruckungen verabſcheuen möget. Ihr werdet hier und da Leute kennen, welche nicht das glauben, was ihr glaubt; ihr werdet meynen, daß ſie ſich irreten. Hütet euch aber ja, ſie deßwegen zu haſſen, zu verſpotten und zu verfolgen! Ein ſolches Betragen iſt ſchlechterdings gegen das Chriſtenthum. Wer ſich ſo weit vergehen kann, daß er Andere, ihres Glaubens wegen, verfolget, der verſteht gewiß die Lehre unſers Herrn ſehr ſchlecht, als welcher bey jeder Gelegenheit zur Sanftmuth und Duldſamkeit ermahnete. Prüfet vielmehr die Lehren, die euch anſtößig ſind, und unterſucht, ob ſie nicht vielleicht wahr ſind. Geſetzt, daß ihr ſie auch nicht glauben könntet; daß ihr immer mehr überzeugt würdet, daß ſie falſch und irrig wären: alsdann auch bezeigt euch als Nachfolger des ſanftmüthigen Jeſu, aus deſſen Munde nie ein Scheltwort, nie ein Spott gegen diejenigen entwiſchte, welche in ihrem Glauben ſich irreten. Solltet ihr aber ſelbſt bedrückt werden: o dann laßt den Muth nicht ſinken! Wenn ihr nur nicht um Miſſethat Willen, nicht wegen Ausſchweifungen, nicht wegen Empörungsſucht, nicht wegen Zankſucht leidet; ſondern wenn ihr leidet um der Wahrheit Willen; ſo wird dieß recht wohlthätig und nützlich für euch ſeyn. Euer Eifer für die Wahrheit wird dadurch noch mehr entzündet, in euern Worten und Handlungen werdet ihr vorſichtiger, im Vertrauen auf Gott noch mehr befeſtiget werden. Trauert nicht ängſtlich wegen der Zukunft, wenn ſie ſehr trübe iſt. Ihr leidet ja unter Gottes Augen,

gen; euere Trübſal iſt ſeine Schickung. **Er wird euch gewiß nicht laſſen verſuchet werden über euer Vermögen, ſondern ſchaffen, daß die Verſuchung ſo ein Ende gewinne, daß ihr ſie könnet ertragen.** Sind denn diejenigen, die euch bedrücken, nicht ſterblich? Kann Gott nicht durch unerwartete Mittel ihren Sinn ändern? Hat er nicht Mittel genug, die Wahrheit und ihre Bekenner zu ſchützen? **Seyd getroſt und unverzagt, und harret des Herrn! denn keiner wird zu Schanden, der ſein harret! Amen!**

Fortgeſetztes Verzeichniß der Pränumeranten.

Altenkirchen, Hr. Pf. Schmidtborn	2
Baldona in Curland, Hr. Pf. Köhler	12
Benkenſtein, Hr. Andr. Uebe	1
Berlin, Hr. Geh. Bankoſek. Thiem	1
Dittelſtedt, Hr. Wächter	1
Drakendorf, künftig zu Lobſchütz, Hr. M. Heſſelbach	2
Dresden, Hr. Hofr. Kettner	1
Deuimannsdorf, Hr. Weydmann	10
Egelsdorf, Hr. Schulm. Kunzdorf	5
Erfurt, Hr Kirchner Sinnhold	8
Friedrichroda, Hr. Stadtſchr. Junker 1. Hr. Bürgerm. Grosch 1. Meiſter Funk 1.	
Gotha, Hr. Gymnaſ. Karl	1
— — das kaiſerl. Poſtamt	10
— — durch die Exp. der Deutſ. Zeitung. Hr. Pf. Tropp in Moorburg 1. Hr. Organ. Platt in Haarburg 1. Hr. Contributions-Einn. Sommer daſ. 1. Hr. Buchbinder Sauermann daſ. 4. Hr. Rector Drechsler daſ. 3.	
Greußen, Hr. Sternickel	2
— — Hr. Graf	2
Großenritt, Hr. Schulm. Hartmann	2
Groß-Saara, Hr. Schulm. Knüpfer	3
Gröningen (Kloſter) Hr. Pf. Jäger	1
Großen Wechſungen, Hr. Pf. Blankenburg	1
Günthersberge, Hr. Pf. Schumacher	1
Hamm, Hr. Schulm. Wilberg	12
Herzgerode, Hr. Stadtſchreiber Kalenberg	1
Hirſchbach, Hr Präcept. Nöbling	6
Jägersdorf, Hr. Pf. Tömlig	3
Illeben, Hr. Joh. Nic. Schak	1

Kal

Kaberz, Hr. Heinrich Kegel	1
Kraffitsdorf, Hr. Joh. Andr. Stahl	1
Königshof, Hr Jordan	6
Körnern, Hr. Cand. Kroneberg	1
— — Hr. Adj. Kirſten	6
Langenſalz, Fr. Majorin von Burgsdorf 1. Mad. Weiß daſ. 1. Hr. Weber daſ. 5.	
Lobeda, Fr. Diak. Schmidt	1
Markbreit, Hr. Ernſt Günther	8
Mainſtockheim Hr. Ramann	2
Neubrockhauſen, Hr. Cant. Eickhof	7
Nordhauſen, Hr Grünhagen	1
Obernjeſa, Hr. Joh. Chriſt. Harrigehauſen	1
Ordruf, Hr. Rect. Kerſt	1
Roßdorf, Hr. Cant. Usbeck	1
Ritteburg, Hr. Cant. Herrmann	1
Rudelſtadt, Fr. Oberhofm. von Lengefeld	1
Salzungen, Herr Sup. Scharfenberg	2
Schmiedeberg, Hr Conrekt. Voigt	41
Seebach, Hr. Pf. Kummer	1
Stollberg, Hr. Rathsbaum. Grützmann	2
Stollberg, Hr. Kandelhard	6
Tanne, Hr. Schull. Preen	6
Tambachshoff, Hr. Landk. Bertuch	1
Thalbürgel, Hr. Pf. Scheibe	6
Themar, Hr. Michael Neumann	2
Waltershauſen, Hr. Kinkel	1
Weiler, Hr. Simpl. Schrumpf	1

Da ſich nach dem Abdrucke dieſes Verzeichniſſes noch verſchiedene Liebhaber gemeldet haben: ſo verſparen wir deren Namen bis zum dritten Bande.

Neue Verlagsbücher der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal, die in der Michaelimeſſe 1792 zu haben ſind.

Chriſtliche Hauspoſtille von Chriſt. Gotth. Salzmann. Erſter und zweyter Bd 8. 16 gr.

Geſangbuch für die Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal. Erſte Abtheilung. 8 4 gr.

Gazette pour la Jeuneſſe, auf das Jahr 1792. Erſtes, zweytes und drittes Vierteljahr, à Viertelj. 6 gr.

* Pädagogiſches Bedenken über eine Schrift des Hrn. Hofr. Fauſt. v. C. G. Salzmann 1 gr. 6 pf.

Der Bote aus Thüringen, ohne Zeitungen, mit einem brochirten Umſchlage, auf das Jahr 1792. Erſtes zweytes und drittes Vierteljahr, à Viertelj. 4 gr.

Chriſtliche
Hauspoſtille

15, 7

von

Chriſtian Gotthilf Salzmann.

Dritter Band.

Schnepfenthal,
im Verlage der Erziehungsanſtalt.
1 7 9 5.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Fünf und zwanzigſte Predigt.

Am Sonntage Palmarum.

Wir bitten nicht um Ehr und Ruhm,
So ſehr ſie andre rühren;
Des guten Namens Eigenthum,
Laß uns, Herr, nicht verliehren!
Für uns ſey Ruhm nur unſre Pflicht,
Der Ruhm vor deinem Angeſicht.
Und frommer Freunde Liebe! Amen!

Berühmt zu ſeyn, von vielen für klug, geſchickt und fleißig, gehalten zu werden, dieß iſt in den Augen mancher Menſchen ein ſehr großes Glück. Sie haben daher ein heiſſes Verlangen nach Ruhme. Sie arbeiten und laſſen es ſich ſauer werden, damit man recht viel von ihnen reden, und ſie weit und breit gelobet werden mögen.

Iſt das nun wohl recht und klug gehandelt? Iſt der Ruhm wohl wirklich ſo ein wünſchenswerthes Gut, als man insgemein glaubt? Dieß will ich itzo unterſuchen.

Laß, o guter Gott, deinen Geiſt, bey dieſer Betrachtung meine Gedanken leiten, daß ich reden möge, was wahr und gut, und vor dir wohlgefällig iſt. Amen!

Text.

Gal. 5, 26.

Laſſet uns nicht eitler Ehre geitzig ſeyn.

Evangelium.

Matth. 21, 1 — 9.

Hauptſatz.

Iſts wohl recht, daß man ſucht Ruhm zu erlangen?

1. Was eigentlich Ruhm ſey.
2. Ob es recht ſey, daß man ſucht Ruhm zu erlangen?

Erſter Theil.

Ruhm iſt die gute Meynung, welche viele Menſchen von unſrer Klugheit, Rechtſchaffenheit, Geſchicklichkeit und andern guten Eigenſchaften haben. Er iſt alſo mehr als blos der gute Name. Wenn die Familie, in welcher wir leben, unſere nächſten Freunde und Nachbaren von uns eine gute Meynung haben: ſo iſt das ein guter Name; hat man hingegen auch auswärts, an vielen entfernten Orten, eine gute Meynung von uns: ſo heißt dieß Ruhm. Salomo alſo hette Ruhm, weil man ſelbſt in Arabien eine ſo gute Meynung von ſeiner Weisheit hegte, daß die Königin dieſes Landes ſich aufmachte, um ihn zu ſehen *).

Der Ruhm iſt allerdings etwas werth. Wer ihn hat, der kann ungleich mehr zu Stande bringen, als ein anderer, der unberühmt iſt. Dieſer kann nirgend etwas ausrichten, als in dem kleinen Kreiſe von Menſchen, in welchem er bekannt iſt; jener hingegen kann auch in den entfernteſten Orten wirken. Weil man allenthalben ein gutes Zutrauen zu ihm hat, eine gute Meynung von ihm

---

*) 1 Buch der Kön. 10.

ihm hat: ſo iſt man allenthalben, wohin ſein Ruhm dringt, geneigt, ſeinen Willen zu thun, und ſeinen Rath zu befolgen.

Wir ſehen dieß an dem Könige Salomo. Weil er ein berühmter Mann war: ſo koſtete es ihm nur einen Brief an den König Hiram in Tyrus: ſo war dieſer gleich geneigt, ihm alles verabfolgen zu laſſen, was er zur Erbauung des Tempels nöthig hatte *). Wenn er nach dem entfernten, uns unbekannten Lande Ophir ſeine Schiffe ſchickte: ſo ließen ihm die Einwohner des Landes Gold, Silber, Elfenbein, und andere Sachen, die er verlangte, im Ueberfluß verabfolgen. Und nicht nur bey Königen, ſondern auch in andern Ständen kann man durch den Ruhm viel ausrichten. Ein berühmter Kaufmann kann aus den entfernteſten Oertern ſo viel Waaren erhalten, als er verlangt. Ein berühmter Künſtler wird allenthalben geſucht, und ſeine Arbeiten werden geſchätzt. Und ſelbſt der Handwerksmann und Ackersmann, wenn er in dem Rufe ſteht, daß das, was er verfertiget, und anbauet, vorzüglich gut ſey, kann weit mehr ausrichten, ſeine Waaren werden ſtark geſucht und abgeſetzt, unterdeſſen ein anderer, der unberühmt iſt, die Seinigen immer andern anbieten muß.

Es giebt aber auch einen falſchen Ruhm, der darinne beſteht, daß man uns für klug und geſchickt und redlich hält, ohne daß wir es wirklich ſind. Dieß iſt ein elender Ruhm. Er iſt nicht

---

*) 1 B. d. Kön. 5.

mehr werth, als falſches Geld. So lange man noch nicht entdeckt hat, daß es unächt ſey, gilt es eben ſo viel, als anderes. Sobald man aber den Betrug bemerkt hat: ſo hat es auch ſeinen Werth verlohren. So geſchieht es auch bisweilen, daß man durch falſchen, unverdienten Ruhm etwas ausrichten kann. Wird aber der Betrug entdeckt; wird es bekannt, daß man die Klugheit, Geſchicklichkeit und Redlichkeit die man uns beylegte, nicht beſitze: ſo iſt man bald um ſein ganzes Anſehen; ſo wie ein Stück Geld, worauf man einen großen Werth ſetzte, ſo lange man es für Gold hielt, gar nicht mehr achtet, ſo bald man wahrnimmt, daß es aus Meſſing verfertigt ſey.

Ob nun gleich der wahre Ruhm viel werth iſt, ſo iſt doch ſein Werth bey weiten nicht ſo groß, als man insgemein glaubt. Es giebt Menſchen genug, die diejenigen glücklich preiſen, die einen großen Namen bekommen haben, die mißvergnügt ſind, daß ihr Name noch nicht eben ſo berühmt iſt; die wünſchen und arbeiten, oft mit Ueberſpannung ihrer Kräfte, um auch berühmt zu werden; und dieſe irren ſich ſehr.

Ruhm macht wahrhaftig niemanden glückſelig. Das Lobpreiſen der Menſchen kann uns wohl betäuben und berauſchen, aber die innere ſtille Freude, die das Herz fühlt, wann man von ſeinem Gewiſſen gelobt wird, oder wann der Freund, der unſere geheimſten Geſinnungen kennt, uns das Zeugniß giebt: du haſt Recht gethan;

du haſt klug gehandelt, deine Arbeit iſt gut ausgefallen; ſolch eine Freude kann uns kein Ruhm verſchaffen.

Je berühmter man iſt, deſtomehr bemerken uns andere, deſtomehr beurtheilen ſie uns; und das iſt gewiß unangenehm, ſich von vielen Menſchen beurtheilen laſſen zu müſſen. Wo viel Ruhm iſt, da iſt viel Neid. Je mehr man uns lobt und rühmet, deſtomehr wird der Neid gereizt, uns den Ruhm zu entziehen, unſere Handlungen zu tadeln, unſere Rechtſchaffenheit zweifelhaft zu machen, unſere Fehler auszuſpähn und bekannt zu machen, unſern Ruhm zu rauben.

O wie oft gelingt es ihm, durch ſeine Verläumdungen dem redlichſten, klügſten, geſchickteſten ſeinen Ruhm zu rauben, oder wenigſtens auf eine Zeitlang zu verdunkeln. David, der durch ſein ganzes Land berühmt war, wurde im kurzen ſo herabgeſetzet, daß man ihn ſchimpfte, und mit Steinen warf *). Und hatte unſer Erlöſer ein beſſeres Schickſal? ſeine Lehre, ſeine Rechtſchaffenheit, ſeine Weisheit und Wohlthätigkeit, hatte ihm Ruhm durch ganz Judäa erworben. Da er in Jeruſalem einzog, ſo empfieng man ihn jauchzend, erzeigte ihm königliche Ehre, beſtreuete den Weg, durch welchen er zog, mit Kleidern und Zweigen, und rief: Hoſianna, dem Sohn Davids, gelobet ſey, der da kommt im Namen des Herrn! Hoſianna in der Höhe! und nach wenigen Tagen — wo war dieſer Ruhm?

---

*) 2. B. Sam. 16, 6.

er hatte ſich in Verachtung verwandelt. Eben dieß Volk, das ihn itzo ſo ehrte, ließ ſich durch die Verläumdungen der Feinde Jeſu ſo blenden, daß es ſeine Hinrichtung begehrete, und ſich alle Mühe gab, ihm ſeine Ehre zu rauben, und die größten Beſchimpfungen zuzufügen.

Daher ſpricht Salomo, nachdem er einen ſehr ausgebreiteten Ruhm erlangt, und alle ſeine Annehmlichkeiten und Bitterkeiten geſchmeckt hatte: **es iſt alles eitel.**

Zweyter Theil.

Da wir nun wiſſen, wie viel der Ruhm werth ſey: ſo laßt uns noch überlegen, ob es recht ſey, denſelben zu ſuchen?

Es iſt mit dem Ruhme beynahe, wie mit dem Gelde. Jener macht uns nicht glücklich, und dieſes nicht. Berühmt zu ſeyn hat ſeine Unannehmlichkeiten, und reich zu ſeyn hat ſie auch; Ruhm und Geld ſind vergänglich; mit beyden kann man aber auch viel Gutes ſtiften. Da es nun recht iſt, ſich um Geld zu bewerben: ſo kann es auch an ſich nicht unrecht ſeyn, Ruhm zu ſuchen. Es kommt nur alles auf die Art und Weiſe an, wie man es anfängt.

Der Apoſtel Paulus ſagt uns alles mit den wenigen Worten: **laſſet uns nicht eitler Ehre geizig ſeyn!**

Es iſt alſo erlaubt, Ruhm zu ſuchen, aber wir dürfen nur nicht darnach geizen; wir dürfen ihn nicht ſo ſuchen, wie ſich der Geizige bemüht, Geld zu erwerben. Dieſer ſieht den Beſitz des

Geldes als ſeine größte Glückſeligkeit an; hat bey ſeinen Arbeiten bloß zur Abſicht, Geld zu erwerben, und braucht erlaubte und unerlaubte Mittel, ſich daſſelbe zu verſchaffen. So dürfen wir den Ruhm ja nicht ſuchen!

Ferne ſey es von uns, daß wir in demſelben unſere Glückſeligkeit ſuchen ſollten! Thäten wir dieſes: ſo glichen wir einem Kinde, das nach dem Schatten greift. Ferne ſey es alſo auch von uns, daß wir uns darüber grämen und betrüben ſollten, wenn wir ihn nicht finden; wenn andere einen großen Namen bekommen, und wir unbemerkt unſer Leben zubringen müſſen. Denn warum ſollten wir uns deßwegen grämen? Sind wir nicht berühmt: ſo bleiben wir auch frey von alle den Unannehmlichkeiten, die immer mit dem Ruhme pflegen verknüpft zu ſeyn — werden wenig beneidet und angefeindet, werden von weniger Menſchen beurtheilet und getadelt. Und derjenige Ruhm, der wahre Herzensfreude verſchafft, den können wir doch auch, wenn wir faſt der ganzen Welt verborgen blieben, erlangen. Wenn wir immer recht thun, jeden Tag treulich ausrichten, was wir nach unſerm Gewiſſen zu thun verbunden ſind: dann ſagt uns unſer Gewiſſen, wann wir unſer Lager beſteigen: heute haſt du Gutes geſtiftet; dann können wir freudig an Gott denken, und gewiß darauf rechnen, daß wir ihm gefallen, und, daß er bey unſern Geſchäfften uns ſtärken und ſegnen werde; dann werden die Eltern, die uns erzogen, der Ehegatte, an deſſen Seite wir durch dieß Leben wandeln, die Kinder, die wir erziehen, die Freunde, die Nachbaren, unter welchen wir leben, uns lieben und hochſchätzen. Und wer dieſe Glückſeligkeit genießt, daß er den Beyfall ſeines Gewiſſens hat, der Gnade ſeines Gottes verſichert iſt, von denen geliebt und hochgeſchätzt wird, die zunächſt um ihn ſind, der kann ſich gewiß beruhigen, wann ihm kein großer Ruhm zu Theil wird. Joſeph war ein ſehr berühmter Mann, der König von Egypten ehrete ihn, er ließ ihn auf ſeinem Wagen durch das Land fahren, und vor ihm ausrufen: **dieſer iſt des Landes Vater** *)! Damals empfand er aber gewiß nicht ſo eine herzliche Freude, als in der Stunde, da ſein ſterbender Vater, den er verſorgt hatte, ihm ſeinen Segen gab, und er zwey wohlgerathene Söhne ihm vorſtellen konnte.

Wer hat je größern Ruhm gehabt, und hat ihn noch, als Jeſus? Aber in der Stunde des Leidens — was ſtärkte ihn? Nicht der Ruhm, ſondern dieſes, daß ſein Freund Johannes und ſeine Mutter unter ſeinem Creutze ſtunden, dankbar zu ihm aufblickten; daß ſein Gewiſſen ihm ſagte: **es iſt vollbracht!** ich habe redlich das Werk vollendet, welches zu treiben mir aufgetragen war; daß er voll Vertrauen zu Gott ſagen konnte: **Vater in deine Hände befehle ich meinen Geiſt!**

Ferner dürfen wir auch nicht blos in der Abſicht arbeiten, um berühmt zu werden. Denn dadurch verlöhren unſere Arbeiten in Gottes und aller vernünfnünftigen Menſchen Augen ihren ganzen Werth. Wem dieneten wir denn damit? nicht Gott, nicht unſerm Nebenmenſchen, ſondern allein unſerer Ruhmſucht. Wir würden alsdenn ſehr gewiſſenlos handeln. Vor den Augen der Welt, wann wir von recht vielen bemerkt würden, und lauten Beyfall erwarten dürften, würden wir vielleicht unſere Sachen gut machen; wie denn aber im Verborgenen, wohin nur der himmliſche Vater blickt? Wie denn in ſolchen Fällen, wo man von redlicher Ausrichtung ſeiner Geſchäffte nichts als Tadel zu erwarten hat? Wird man da auch treu und gewiſſenhaft bleiben? Gewiß nicht: weil hier kein Ruhm zu erwerben iſt.

---

*) 1. B. Moſ. 41, 43.

Was für ein trauriges Leben muß es ſeyn, wenn man bloß um des Ruhms willen arbeitet. Wenn man nun, welches ſehr oft der Fall iſt, mit aller ſeiner Anſtrengung denſelben doch nicht erlangen kann; oder, wenn man ihn erlangt, nun einſieht, wie wenig er werth ſey; wie er uns die Zufriedenheit gar nicht gewähre, die man ſich von ihm verſprach: muß dieß nicht äußerſt niederſchlagend ſeyn, wenn man nun fühlt, man habe um nichts gearbeitet, da man doch einen ſo großen Lohn hätte bekommen können, Lohn bey Gott — das Zeugniß eines guten Gewiſſens?

Noch viel weniger dürfen wir unerlaubte Mittel anwenden, um berühmt zu werden. Dieß bringt nicht Ruhm, ſondern Schande.

Unerlaubt wäre es aber, wenn man ſich Tugenden und Geſchicklichkeiten beylegte, die man gar nicht hätte; wenn man ſich ſeiner Einſichten immer rühmte und ſie größer machte, als ſie wirklich wären; wenn man Titel und Ehrenſtellen ſuchte, die man nicht verdiente. Welch traurigen Ausgang würde dieß nehmen! man würde ſeine Sachen nicht ſo gut ausrichten, das nicht leiſten können, was man von uns erwartete, und, ſtatt Ruhms, Schimpf und Schande erlangen.

So gieng es dem Gaal, der ſich rühmete, er könne die Einwohner zu Sichem von dem Joche befreyen, das ihnen Abimelech aufgelegt hatte, und der verzagte, da er das Heer deſſelben erblickte; ſo daß Sebul ſeiner ſpottete und ſagte: **wo iſt nun dein Maul, das da ſagte: wer iſt Abimelech, daß wir ihm dienen ſollten** *)?

Unerlaubt wäre es, wenn man das Gute, das andere an ſich haben, niederſchlagen wollte, damit man ſich über ſie erheben könnte; wenn man ſeines Nebenmenſchen Redlichkeit verdächtig zu machen, ſeine Arbeiten in einen übeln Ruf zu bringen, ſeine Waaren zu tadeln ſuchte, damit man ihm vorgezogen würde. Bedenkt es ſelbſt, ſo würde man ja ein Verleumder, ein Dieb an der Ehre ſeines Nebenmenſchen. Iſt dieß nicht Schande? denn die Verleumdung wird zu ſeiner Zeit gewiß entdeckt, und — und welche Schande iſt es, ein Verleumder zu ſeyn!

Es iſt nur ein Weg, auf welchem man, als Chriſt, mit gutem Gewiſſen Ruhm ſuchen kann, das iſt dieſer: daß man redlich und treu, nicht nur vor den Augen der Menſchen, ſondern auch im

---

*) B. d. Richt. 9, 38.

Stillen, in der Einſamkeit, nach den Verſchriften des Chriſtenthums lebt; immer beſſer, immer verſtändiger, immer vollkommner zu werden ſucht; ſeine Arbeiten, mit möglichſter Treue, verrichtet, alles ſo gut zu machen ſucht, als nur möglich iſt, ohne ſich ängſtlich zu bemühen, das Gute, was man an ſich hat und thut, der Welt bekannt zu machen. So wird es doch nach und nach bekannt und von der Welt bemerkt, und unſer Ruhm iſt alsdann deſto gewiſſer und angenehmer, je weniger wir uns um denſelben bemüht haben. Dieß iſt gewiß ein Theil der öffentlichen Vergeltung, welche Gott, der ins Verborgene ſieht, denen verheiſſen hat, die vor ihm redlich wandeln. Auf dieſem Wege ſind ſchon viele tauſend, aus allen Ständen, den höhern und niedrigen, zu großem Anſehen gelangt, und öffentlich geehrt worden.

Freylich kann es ſeyn, daß dieß nicht allemal geſchieht; daß der Redlichſte, der Weiſeſte, der Geſchickteſte, unbemerkt bleibt, im Stillen ſeine Tage beſchließen muß; unterdeſſen, daß der Unredliche, der Thor, der Ungeſchickte, durch Prahlerey und durch allerley Ränke, großes Aufſehen macht. Aber auch alsdenn iſt der Weg der Rechtſchaffenheit und Treue, doch immer ein ſeliger Weg, den ich euch nicht genug anpreiſen kann. Das Lob, welches eigentlich das Herz erquickt und ſtärkt, das Lob des Gewiſſens, den Beyfall Gottes, und die Achtung derer, die zunächſt um uns ſind, findet man auf demſelben gewiß.

Und was ſoll denn die Verheißung ſagen, die uns unſer Erlöſer gegeben hat: daß der fromme und getreue Knecht einſt öffentlich ſoll gelobet und belohnet werden *)? Gewiß nichts anders, als dieſes, daß die Treue, die wir hier, durch Beſſerung unſerer ſelbſt, durch gute Ausrichtung unſerer Geſchäffte, beweiſen, in jenen himmliſchen Gegenden, für welche wir beſtimmt ſind, ſoll gerühmt werden.

Gott leite uns alle durch ſeinen Geiſt auf ſolchen Wegen, damit dieſer Ruhm uns einſt zu Theil werden möge! Amen!

Sechs und zwanzigſte Predigt.

Am Feſte der Verkündigung Mariä.

O Gott! laß deine Güt und Liebe
Mir immerdar vor Augen ſeyn!
Sie ſtärk in mir die guten Triebe,
Mein ganzes Leben dir zu weihn;
Sie tröſte mich in Noth und Schmerzen,
Sie leite mich zur Zeit des Glücks;
Ja ſie beſieg im bangen Herzen
Die Furcht des letzten Augenblicks!

Daß Gott uns alle herzlich lieb habe und für das Wohl eines jeden ſeiner Geſchöpfe liebreich ſorge; daß er beſſer als wir, verſtehe, was uns zuträglich iſt, dieß lieben Freunde! glaubt ihr gewiß alle. Aber ſtimmt denn euer Lebenswandel auch immer mit eurem Glauben überein? thut ihr denn auch immer mit Freuden, was der liebe, gute

---

*) Matth. 25, 21.

gute Vater von euch verlangt? Seyd ihr denn auch immer zufrieden mit dem, was er über euch verhängt? Hieran mag es wohl oft fehlen. Oft mag es wohl geſchehen, daß ihr mehr die Lüſte eures Herzens, als den Willen Gottes euch leiten laſſet; daß ihr murret, unzufrieden ſeyd, wohl gar zu widerſtreben ſucht, wenn Schickſale euch treffen, die mit euren Wünſchen nicht übereinſtimmen. Und iſt dieſes: ſo iſt euer Glaube an die Weisheit und Güte Gottes doch noch nicht thätig. Was ihr mit dem Munde bekennet, das verläugnet ihr durch eure Handlungen. Daher will ich euch itzo zeigen, wie gut und nöthig es ſey, ſich in allen Stücken in den Willen Gottes zu ergeben.

Gott gebe, daß auch durch dieſe Betrachtung ſein Wille unter uns vollbracht werden möge. Amen!

Text.

Matth. 6, 10.

Evangelium.

Luc. 1, 26 — 38.

Hauptſatz.

Von der Ergebung in Gottes Willen.

1. Wie?

2. Warum wir uns in Gottes Willen ergeben ſollen?

Erſter Theil.

Sich in den Willen Gottes ergeben, heißt nichts anders, als ſeinen Willen dem Willen Gottes unterwerfen; ſeinen Willen brechen, wenn er dem Willen Gottes entgegen iſt. Wann wir den Willen Gottes nur ſo lange thun, als er mit unſern Neigungen übereinſtimmt; ſo lange nur mit ſeinen Fügungen zufrieden ſind, als er uns giebt, was unſer Herz wünſchet: ſo können wir noch nicht ſagen, daß wir uns in ſeinen Willen ergeben hätten. Dann erſt findet Ergebung in Gottes Willen Statt, wann wir unſern Willen brechen, damit der Wille des himmliſchen Vaters vollbracht werde. Denn Ergebung iſt immer mit einiger Aufopferung verbunden. Man ſagt von einem Kinde z. E. nicht, daß es ſich in des Vaters Willen ergeben habe, wann es ſeiner Einladung zu einem angenehmen Spaziergange folgt; dann aber ſagt man es wohl, wann es mitten in dem Vergnügen von dem Vater den Auftrag erhält, ſogleich an ein Geſchäffte zu gehen, welches mit Mühe und Unannehmlichkeiten verbunden iſt, und es dieſen Auftrag ohne Murren befolgt.

Sobald man alſo ſich überzeugt hat: ſo muß ich handeln, wenn ich Gott gefallen, wenn ich meine Schuldigkeit thun, wenn ich mein und meines Nebenmenſchen Beſtes befördern will; dieß Vergnügen muß ich mir verſagen, dieſe Arbeit übernehmen, dieſe Hülfe meinem Nebenmenſchen leiſten, auf dieſe Art meine Kinder erziehen, ſo gegen meinen Freund mich betragen, dieſer Gefahr mich ausſetzen, dieſen Aufwand machen: ſo muß man auch nach ſeiner Ueberzeugung handeln, und die widerſtrebenden Begierden, ſeine Sinnlichkeit, ſeine Verdroſſenheit, ſeinen Eigenmuß, ſeine Rachgier und Zorn, ſeine Furchtſamkeit beherrſchen und brechen. Dann kann man von ſich ſagen, daß man ſich in den Willen Gottes ergeben habe.

Zum Exempel führe ich an das Verhalten Abrahams. Sobald dieſer überzeugt war, es ſey Gottes Wille, daß er ſein Vaterland und ſeine Freundſchaft verlaſſen, und in ein fremdes, ihm unbekanntes Land gehen ſolle: ſo beſiegte er die Liebe zu ſeinen Eltern und Anverwandten, die Furcht vor den mannigfaltigen Gefahren, die ſeiner im fremden Lande warteten, ergab ſich in Gottes Willen und zog in das Land, welches die göttliche Vorſehung zu ſeinem künftigen Wohnſitze beſtimmt hatte.

Es geſchieht ferner vieles in der Welt, das mit unſern Wünſchen gar nicht übereinſtimmt. Unſere liebſten Güter werden uns entriſſen, unſere Freyheit eingeſchränkt, feindſelige Menſchen kränken uns, uns trifft Armuth und Mangel. Bey alle dieſen Schickſalen, wenn ſie auch noch ſo traurig wären, müſſen wir, wie gute Kinder, uns in den Willen des himmliſchen Vaters ergeben.

Ehe wir dieſes aber thun, müſſen wir auch gewiß wiſſen, daß es des himmliſchen Vaters Wille ſey, daß uns dieſes oder jenes traurige Schickſal treffe.

Wie wir dieß anfangen müſſen, das will ich euch ſagen. Wir müſſen nur oft und ernſtlich nachdenken: wie wir uns helfen, wie wir unſere Güter, unſere Freyheit erhalten, gegen Krankheiheiten uns ſchützen, aus der Dürſtigkeit uns erheben wollen; und dann jedes **erlaubte** Mittel brauchen, das uns unſere Vernunft zeigt; nicht feige, noch träge, noch wankelmüthig ſeyn, immer im Vertrauen auf Gott unſere Kräfte brauchen. Wann wir nun aber finden ſollten, daß wir mit aller Klugheit, mit allem Nachdenken, mit aller Anſtrengung nichts ausrichten, das Leiden nicht entfernen können, das wir ſo gern entfernen wollten; daß wir uns nur durch **unerlaubte** Mittel helfen können; dann können wir auch gewiß glauben: **es ſey Gottes Wille, daß uns das unangenehme Schickſal, das wir fürchten, treffen ſolle.** Und ſind wir dann nicht verbunden, uns in denſelben zu ergeben?

Dazu iſts aber noch lange nicht genug, daß wir es ſagen: ich ergebe mich in Gottes Willen; ſondern wir müſſen es durch unſer Betragen beweiſen, daß wir es wirklich gethan haben. Es kommen nun gemeiniglich Verſuchungen. Wir fallen entweder ſelbſt auf die Gedanken, oder werden durch andere darauf gebracht, durch unerlaubte Mittel doch unſere Wünſche zu befriedigen. Haben wir uns nun wirklich in Gottes Willen ergeben: ſo dürfen wir von dieſen Mitteln ſchlechterdings keinen Gebrauch machen. Vielleicht haben wir Gelegenheit durch Lügen und Grauſamkeit unſere Güter zu erhalten, an unſern Feinden uns zu rächen, durch Betrug und Ungerechtigkeit unſere Vermögensumſtände zu verbeſſern; können wir wohl ſo etwas zu thun uns erlauben?

ben? iſts nicht unrecht? und wenn es unrecht iſt, wie kann man es thun, ohne Gott zu widerſtreben, der alles Unrecht verabſcheuet?

Eine ſolche Ergebung in Gottes Willen bewieß David. Er wurde von ſeinem Feinde dem König Saul gehaſſet, verfolget, von einem Orte zum andern getrieben; und wie verhielt er ſich dabey? Er ſuchte durch Klugheit ſich gegen ihn zu ſchützen. Da ſich aber einmal eine Gelegenheit zeigte, ſeinen Feind zu ermorden, und man ihn ermunterte, ſich derſelben zu bedienen: ſo war er hierzu zu gewiſſenhaft und ſagte: **das laſſe der Herr fern von mir ſeyn** *)!

Es gehört aber zur Ergebung in Gottes Willen noch etwas mehr. Wenn einem Kinde von ſeinem Vater etwas, z. E. ein Spatziergang, unterſagt wird, und es unterläßt zwar denſelben, aber mit Unzufriedenheit und Widerwillen: kann man wohl ſagen, daß es ſich in des Vaters Willen ergeben habe? Nein, dann erſt, wann es ſeinen Vergnügen ohne Widerwillen entſagt, und mit Heiterkeit und Freundlichkeit ſeine Geſchäffte fortſetzt.

So müſſen auch wir bey unangenehmen Schickſalen nicht murren, nicht klagen, nicht unzufrieden ſeyn. Denn was wäre dieſes? es wären Beſchwerden, die man über die Verfügungen des Vaters führte. Heißt dieß wohl ſich in ſeinen Willen ergeben? Nein, wir müſſen vielmehr ſeine Fügungen, wenn ſie auch unſern Wünſchen noch ſo ſehr entgegen wären, ehren; und uns beſtreben mit Freudigkeit, im Vertrauen auf ihn, unſere Geſchäffte fortzuſetzen. Unſer Erlöſer iſt uns hierinne Muſter. Da er den ſchimpflichſten Tod vor Augen ſahe, Angſt und Grauen ihn uberfielen: ſo murrete er doch nicht wider Gott, ſondern ergab ſich in ſeinen Willen und ſagte: **Vater, nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe** *)!

---

*) 1. Sam. 26, 11.

Zweyter Theil.

Warum wir uns in den Willen Gottes ergeben ſollen? das wird euch ſelbſt beyfallen, wenn ihr darüber nachdenken wollt.

Gott iſt ja unſer Vater! die ganze Welt iſt ſeine Haushaltung, die von ihm unterhalten wird. Iſt es deßwegen nicht billig und nothwendig, daß alles nach des Vaters Willen gehe? wären wir nicht ungehorſame Kinder, wenn wir uns ihm widerſetzen, oder darüber murren wollten? Er iſt ein weiſer und guter Vater, der gewiß von ſeinen Kindern nichts verlangt, als was ihnen gut iſt; nichts ihnen begegnen läßt, als ſolche Schickſale, durch welche ihre Wohlfahrt befördert wird; die Wege, die er uns führt, wären ſie auch noch ſo beſchwerlich zu gehen, führen uns gewiß zu unſerm Heil. Wenn euch alſo jemand fragen wollte: warum ergiebſt du dich in Gottes Willen? Warum gehſt du den Weg, auf welchen er dich leitet? ſo wird euch euer eignes Herz die Antwort geben: deßwegen ergebe ich mich in ſeinen Willen, weil er nichts als mein Beſtes will; deßwewegen wandle ich auf ſeinem Wege, weil er mich zu meiner Wohlfahrt leitet, und weil ich mir ſelbſt ſchaden, mein eignes Verderben befördern würde, wenn ich das Gegentheil thun wollte. Iſts wohl noch jemals jemanden gelungen, der dem göttlichen Willen entgegen handelte? der durch ſeine Trägheit oder ſeine Begierden ſich verleiten ließ, etwas gegen ſeine Ueberzeugung zu thun? Der durch unerlaubte Mittel ſeine Abſichten zu erreichen ſuchte? wie traurig war das Schickſal jenes gedankenloſen Jünglings, der die Arbeit und die Einſchränkung im väterlichen Hauſe ſich nicht gefallen laſſen wollte, der väterlichen Gewalt ſich entzog und in einem fremden Lande ſeinen Lüſten den Zügel ließ! wie wehmüthig beklagte er ſeine Thorheit*)! So folgt immer die Reue, der Gram, oft die Verzweiflung dem, der ſich dem Willen Gottes nicht unterwerfen will.

---

*) Luc. 22, 42.

Hingegen leben wir gewiß recht ruhig, zufrieden und vergnügt, wenn wir unſern Willen brechen und ihn dem Willen Gottes unterwerfen lernen. Ich will verſuchen, ob ich es euch recht begreiflich machen kann. Ihr wißt doch wohl, daß Gott nicht blos für einen einzelnen Menſchen, ſondern für das Ganze zu ſorgen hat? ihr wißt doch wohl, daß wir das Ganze zu überſehen nicht im Stande ſind? Euch iſt doch wohl bekannt, daß viele Millionen Menſchen auf der Erde leben, für die alle Gott als Vater ſorgt? wie iſts denn alſo möglich, daß Gott bey ſeiner

---

*) Luc. 15, 21.

Haushaltung, ſich immer nach eines einzigen Menſchen Willen richten kann? Es iſt bisweilen nöthig, daß durch einen Krieg die Verfaſſung mancher Länder umgeändert werde; wobey freylich viele Menſchen leiden. Kann aber der Allgütige deßwegen ſeine Sorge für das Ganze aufgeben, damit einzelne Menſchen nicht in ihrer Ruhe geſtört werden? die Fruchtbarkeit des ganzen Erdbodens erfordert bisweilen ſtarken und anhaltenden Regen. Dieß muß wohl ſo ſeyn, weil wir ſeit langer Zeit wiſſen, daß es in gewiſſen Jahren ſtark und anhaltend geregnet hat. Dabey verdirbt den freylich oft das Heu, das Getraide wächſt aus, die Heerden werden ungeſund; ſoll denn Gott aber, um dieſen kleinen Verluſt zu verhüten, einem großen Theile der Erde ſeine Fruchtbarkeit auf viele Jahre entziehen? Bisweilen glaubt der Menſch, wenn du dieſes oder jenes thun dürfteſt, wenn du dieſes oder jenes hätteſt: ſo wäreſt du glücklich. Gott aber, der weiter ſehen kann, in die Zukunft, weiß, daß dieß ſein Verderben ſeyn würde. Soll er nun wohl einem ſolchen Menſchen ſeine Wünſche erfüllen, von welchen er voraus ſieht, daß ſie ihm verderblich ſind? Joſeph wünſchte z. E. gewiß in ſeiner Eltern Hauſe zu bleiben. Gott ſahe aber vorher, daß es für ihn und ſeine Familie beſſer wäre, wenn er in die Sclaverey geführt würde. Hätte Gott es gut mit ihm gemeynet, wenn er ſeinen Willen gethan hätte?

Denkt euch doch nur einen vernünftigen menſchlichen Vater, der eine große Haushaltung zu regieren hat; wenn dieſer etwas unternimmt, fragt er wohl dabey ſeine kleinen Kinder um Rath? Kehrt er ſich wohl daran, wenn durch ſeine Geſchäfftigkeit ihre Spiele unterbrochen werden? Bey Erziehung ſeiner Kinder, richtet er ſich wohl blos nach ihren Wünſchen? Gewiß dieß thut er nicht. Und wenn er es thäte: ſo wäre er kein vernünftiger, ſondern ein unvernünftiger Vater. Da nun Gott ein ſehr weiſer und gütiger Vater iſt: ſo kann er ſich bey ſeiner weitläuftigen Regierung ſchlechterdings nicht nach dem Willen kurzſichtiger Menſchen richten. **Sein** Wille muß geſchehen. Und was müſſen wir Menſchen dabey thun? ihr ſehet es ſelbſt ein, daß wir unſern Willen brechen, uns nach Gottes Willen richten, uns in denſelben ergeben müſſen.

Und dabey werden wir gewiß uns recht wohl befinden. Alle mühſamen Geſchäffte, alle Aufopferungen, die wir bisweilen unternehmen müſſen, werden uns leicht und angenehm werden, wenn wir es recht bedenken: **Gott will es ſo haben!** es dient zu meinem Beſten. Bey allen unangenehmen Vorfällen, wann unſere Wünſche vereitelt, unſere liebſten Güter uns entriſſen, die bitterſten Kränkungen uns zugefügt werden: o wie ruhig werden wir dann ſeyn, wann wir es recht bedenken: **hier wirkt dein guter und weiſer Vater!** er beſorgt ſeiner Kinder Beſtes! Sein Wille geſchehe! Und wie freuet ſich das Kind, wann es zu Verſtande kommt, und einſieht, daß der gute Vater, bey ſeiner ganzen Erziehung, nichts als ſein Beſtes zur Abſicht gehabt habe!

Einſt kommt auch die Zeit für uns, die wir in Gottes Willen uns ergeben haben, da wir einſehen, daß Gott uns gut geführet habe, da wir ihm danken werden, daß er unſere Wünſche vereitelt, manche unſerer Güter uns entriſſen, manche bittere Kränkung uns hat erfahren laſſen.

Wenn uns alſo unſere Zufriedenheit und Gemüthsruhe lieb iſt: ſo laßt uns gemeinſchaftlich den Entſchluß faſſen, daß wir freudig, wie Gottes Engel, das, was wir als Gottes Willen erkennen, thun, und aller ſeiner Fügungen, wären ſie uns auch noch ſo unangenehm, uns freuen wollen.

Herr unſer Vater! nicht unſer Wille, ſondern dein Wille, der immer ſo weiſe und gut iſt, geſchehe! Amen!

Sieben und zwanzigſte Predigt.

Am grünen Donnerſtage.

Herr es ſey der Bund erneuet:
Ganz ſey dir mein Herz geweihet;
Täglich will ich mich beſtreben,
Nur nach deinem Wort zu leben;
Was du liebſt, will ich auch lieben,
Ernſtlich mich im Guten üben;
Was du haſſeſt, will ich haſſen,
Stets von dir mich leiten laſſen.

Der

Bey ihrem Abſchiede von der Erde machen die Menſchen oft die beſten, wohlgemeinteſten Einrichtungen und Stiftungen für die Nachwelt; kaum aber ſind einige Jahre verfloſſen: ſo wird die Abſicht des Stifters gemeiniglich vergeſſen und die Nachkommen machen davon Erklärungen und Anwendungen, die ganz gegen die Meynung und den Willen deſſelben ſind. Zum Exempel führe ich nur die Verordnung an, die unſer Erlöſer, kurz vor ſeinem Abſchiede von der Erde, machte, daß ſeine Bekenner ſich bisweilen verſammlen, gemeinſchaftlich Brod und Wein genießen und ſich dabey ſeiner erinnern ſollten.

Die Abſicht dieſer liebreichen Verordnung war ohne Zweifel dieſe, daß ſein Andenken unter den Menſchen erhalten werden, und dieſe eine recht ſinnliche Erinnerung haben ſollten, ſich unter einander herzlich und aufrichtig zu lieben.

Aber wie bald wurde dieſe löbliche Abſicht des göttlichen Stifters verkannt und vergeſſen! Bald nach Jeſu Abſchied verwandelte ſich ſein Gedächtnißmahl in einen Schmauß, wobey die Reichen ſchwelgten und trunken wurden, und die Armen hungerten *).

In den folgenden Zeiten ſtritt man ſich über den Verſtand der Worte, die Jeſus bey Stiftung dieſer Mahlzeit brauchte, über die geheimnißvolle Beſchaffenheit und Kraft des Brods und des Weins, welches man dabey genießt, und ſtatt Liebe zu nähren, erregte man Zank, Streit und

---

*) 1 Kor. 11, 21.

Verfolgung. Die Bekenner Jeſu trennten ſich in verſchiedene Partheyen, wovon keine mit der andern das Gedächtnißmahl des gemeinſchaftlichen Erlöſers genießen wollte. Und noch itzo wird oft die Abſicht des Stifters dieſer Mahlzeit vergeſſen. Man genießt ſie blos, weil dieß einmal ſo gewöhnlich iſt; oder vielleicht gar um ſich in ſeinen Kleidern bey dieſer Gelegenheit zu zeigen und ſeinen ärmern Bruder zu beſchämen; oder weil man glaubt, daß man ſich dadurch Vergebung der Sünden verſchaffen könne.

Laßt uns daher itzo unterſuchen, wie wir bey dem Genuſſe dieſer Mahlzeit die Abſicht des Stifters am beſten erfüllen können. Der Geiſt der Wahrheit leite dabey unſere Gedanken und bewahre ſie vor allen Verirrungen. Amen!

Text.

1 Kor. 11, 23 — 26.

Ich habe es von dem Herrn empfangen, das ich euch gegeben habe. Denn der Herr Jeſus, in der Nacht, da er verrathen ward, nahm er das Brod, dankete und brachs, und ſprach: nehmet, eſſet, das iſt mein Leib, der für euch gebrochen wird, ſolches thut zu meinem Gedächtniß. Deſſelbigen gleichen auch den Kelch, nach dem Abendmahl und ſprach: dieſer Kelch iſt das neue Teſtament in meinem Blut; ſolches thut, ſo oft ihr trinket, zu meinem Gedächtniß. Denn ſo oft ihr von dieſem Brod eſſet, und von dieſem Kelch trinket: ſollt ihr des Herrn Tod verkündigen, bis daß er kommt.

Evangelium.

Joh. 13, 1 — 15.

Die Abſicht, die Jeſus bey Stiftung des Abendmahls hatte, zeigt er ſelbſt an: indem er ſagt: **Solches thut zu meinem Gedächtniß.** So oft wir alſo daſſelbe genießen, ſollen wir uns und andere an Jeſum und an ſeinen Tod erinnern, und ſo ſein Andenken unter uns erhalten, Sollte aber das bloße Eſſen und Trinken dazu hinlänglich ſeyn? Gewiß nicht, es wird vielmehr dazu eine beſondere Richtung unſers Geiſtes erfordert, und ich will daher zeigen:

Hauptſatz.

Was man eigentlich zu thun habe, wenn man das Andenken an Jeſum erhalten und fortpflanzen will.

1. Daß man, nach ſeiner Lehre und ſeinem Beyſpiele ſein eignes Wohl
2. Das Wohl ſeiner Nebenmenſchen herzlich zu befördern ſuche.

Erſter Theil.

Sein eignes Wohl ſucht freylich jeder Menſch zu befördern; auch dann, wann er es zerſtöret, glaubt er es gut mit ſich zu meynen. Selbſt da Judas ſich erhängte, that er es nicht um ſein Wohl zu zerſtören, ſondern vielmehr, weil er glaubte, es ſey beſſer für ihn, ſein Erdenleben abzukürzen, als lebenslang durch die Vorwürfe eines böſen Gewiſſens gepeinigt zu werden.

Aber wo ſucht der gewöhnliche Menſch ſein Wohl? beobachtet ihn nur genau, ſo werdet ihr bald merken, daß er es faſt immer außer ſich ſucht. Da arbeitet er, ſorgt, läßt es ſich ſauer werden und warum? daß er Geld erwerben, ſeine Haushaltung vergrößern, mehr ſinnliches Vergnügen genießen, oder von andern gelobt und gerühmt werden will. Iſt dieſes nicht alles außer dem Menſchen? Ein Menſch, der nur nach dieſen Dingen ſtrebet, verbeſſert ſeine Einnahme, ſeine Haushaltung, ſeines Körpers Verpflegung — ſich ſelbſt aber, ſein Wohl, das heißt ſeiner Seelen Wohl, vernachläſſigt er.

So ſind wir weder durch das Beyſpiel, noch durch die Lehre Jeſu angewieſen worden, unſer Wohl zu befördern. Dieſer dringt immer darauf, daß wir vor allen Dingen erſt für unſer Seelenwohl ſorgen ſollen. **Trachtet**, ſagt er, **am erſten nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit, ſo wird euch das alles zu fallen** *), d. i. ſtrebt erſt darnach, daß eure Seele zufriedner und ruhiger, daß eure Geſinnung rechtſchaffen werde, ſo wird ſich auch euer äußerlicher Zuſtand immer mehr verbeſſern.

So lange wir nun dieſe Vorſchrift nicht befolgen, ſondern, wie gewöhnliche Menſchen zu thun pflegen, nur nach den Dingen ſtreben, die außer uns ſind: ſo handeln wir ja eben ſo, als wenn Jeſus nicht auf der Welt geweſen wäre, und die Menſchen gar nicht unterrichtet hätte; ſein Andenken wird folglich durch uns nicht erhalten,

*) Matth. 6, 33.

und wenn wir noch ſo fleißig ſein Abendmahl genößen. Das beſte Mittel, ſein Andenken unter den Menſchen, die Achtung gegen ihn, zu erhalten, iſt gewiß dieſes, daß wir durch unſern Lebenswandel beweiſen, daß wir die Kraft ſeiner herrlichen Lehre an uns gefühlet haben, und dadurch geändert worden ſind. Unſer erſtes und vorzügliches Beſtreben, muß alſo dahin gehen, daß wir nach Jeſu Lehre und Beyſpiel unſere Seele immer vollkommener zu machen ſuchen; daß wir vorſichtiglich wandeln, nicht als die Unweiſen, ſondern als die Weiſen; wenn wir etwas thun wollen, nicht geradezu uns zu dem entſchließen, was unſere Lüſte und Neigungen fordern, ſondern erſt ruhig überlegen: iſt das, was du thun willſt, recht? iſt es dem Willen Gottes gemäß? was für Folgen werden daraus entſtehen? und — wenn wir einſehen, daß das, was wir thun wollten, nicht recht, dem Willen Gottes nicht gemäß ſey, wir nach unſerm beſten Vermögen uns bemühen, unſere heftige Luſt zu unterdrücken.

Denn dieß iſt das vorzüglichſte Merkmahl, woran man den Freund Jeſu, der durch ſeine Lehre umgeändert und gebeſſert iſt, erkennen kann. Jeſus verſichert: meine Speiſe iſt die, daß ich den Willen thue meines Vaters im Himmel *); d. i. mein größtes Vergnügen, meine beſte Stärkung iſt dieſe, daß ich immer das thue, was mein Vater will. Können wir wohl ſein Andenken beſſer erhalten, als wenn wir in ſeine Fußtapfen treten, und uns, ſo wie er,

---

*) Joh. 4, 34.

er, befleißigen des himmliſchen Vaters Willen zu thun?

Paulus giebt uns als das ſicherſte Merkmahl der Freunde Jeſu dieſes an, daß ſie ihre ſinnlichen Lüſte beherrſchen. **Welche Chriſtum angehören,** ſagt er, **die kreuzigen ihr Fleiſch ſammt den Lüſten und Begierden.** Giebts alſo wohl ein beſſeres Mittel, der Welt zu zeigen, daß Jeſus auf der Welt gelebt, daß er ihr die weiſeſten Lehren mitgetheilt habe, als dieſes, daß wir dieſe Lehre befolgen?

Wir leſen in der Bibel, daß die Rechabiten keinen Wein tranken: weil es ihnen ihr Stammvater unterſagt hatte *). Dieß war wohl ein ſichres Mittel ſein Andenken unter der Nachwelt zu erhalten. So lange ſeine Nachkommen dieſe Gewohnheit beybehielten, in Geſellſchafften, wo Wein aufgetragen wurde, ſich den Genuß deſſelben verſagten: ſo war der Name **Rechab** unvergeßlich. Jeder, der dieſes ungewöhnliche Betragen ſahe, erkundigte ſich, warum thut ihr dieß? und erhielt zur Antwort: weil es unſer Stammvater ſo verordnet hat.

Dieß Exempel lehrt uns deutlich, wie auch wir das Andenken Jeſu erhalten können. Wenn wir nach ſeinem Beyſpiele und nach ſeiner Anweiſung, nicht ſowohl für Erwerbung irrdiſcher Güter, für großen Ruhm, für ſinnliches Vergnügen und Ergetzlichkeit, als vielmehr für unſere Seele ſorgen; wenn wir bey Beleidigungen nicht Rache ſuchen, bey Widerwärtigkeiten nicht kleinmüthig klagen, bey Gelegenheiten, wo wir mit anderer Schaden uns Vortheil verſchaffen könnten, dieß nicht thun, uns Vergnügungen verſagen, die wir für unerlaubt halten: ſo wird jedermann fragen: warum handeln dieſe Menſchen ſo ſonderbar, und nicht ſo, wie es bey andern gewöhnlich iſt? und was wird man darauf antworten? gewiß dieſes: weil ſie ſo von Jeſu, ſind belehret worden. Wird alſo auf dieſe Art nicht das Andenken Jeſu unter den Menſchen erhalten.

---

*) Jer. 35.

Zweyter Theil.

Auch dadurch wird das Andenken an Jeſum erhalten, wenn wir, nach ſeinem Beyſpiele und nach ſeiner Lehre, uns angelegen ſeyn laſſen, das Wohl anderer zu befördern. Wir müſſen aber wohl merken, daß dieß nach ſeinem Beyſpiele und nach ſeiner Lehre geſchehen müſſe.

Hier und da den Unglücklichen unterſtützen, den Leidenden zu retten, iſt gut und löblich; es iſt aber noch keine Menſchenliebe nach dem Geiſte und Sinne Jeſu. Dieſer, als Sohn des Vaters aller Menſchen, der ſeine Sonne läßt aufgehen über Böſe und Gute, läßt regnen über Gerechte und Ungerechte, umfaßte mit ſeiner Liebe alles, was Menſch iſt, und verlangte von ſeinen Bekennern, daß ſie ein Gleiches thun ſollten; nicht als wenn ſie die Sorge für ihre Hausgenoſſen, Freunde und diejenigen, deren Aufſicht ihnen anvertrauet iſt, vernachläſſigen ſollten: denn

Paulus verſichert, daß derjenige, **der nicht für ſeine Hausgenoſſen ſorget, den Glauben verläugnet habe, und ärger als ein Heyde ſey;** ſondern er will nur, daß wir andern Menſchen deßwegen, weil ſie uns fremd ſind, weil ſie eine andere Religion bekennen, weil ſie uns haſſen und verfolgen, unſere Liebe nicht entziehen, unſere Hülfe und Beyſtand nicht verſagen ſollen, wenn ſie deſſelben bedürfen. Eine ſolche ausgebreitete Liebe bewieß er durch ſeinen ganzen Lebenswandel, er lehrete alle, die ihn hören wollten, er machte geſund alle, die ſeiner Hülfe bedurften, ohne ſich erſt zu erkundigen, aus welchem Lande ſie gebürtig wären, zu welcher Religion ſie ſich bekannten. Und da ſein Erdenleben bald zu Ende gieng, und er nun ſeinen Jüngern auftrug, das große Geſchäffte, welches er angefangen hatte, zu vollenden, zu wen ſendete er ſie denn? Anfänglich zwar zu ihren Landsleuten, den Juden, weil dieſe ihnen die nächſten und ſie ihnen die mehreſte Liebe ſchuldig waren; zugleich gab er ihnen aber auch die Verordnung: **gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker** *).

Wie edel, wie vortreflich war ſein Betragen gegen ſeine Feinde! ihr wißt, wie ſie ihn verfolgten, verläumdeten, ſchmäheten, am Ende zum Tode verurtheilten, und ihn kreuzigen ließen. Findet ihr in ſeinem ganzen Betragen aber wohl die geringſte Spur von Haß? von Rachſucht? ſchalt er je wieder, wann er geſcholten ward? drohete er wohl, wann er litte? bat er nicht vielmehr un-

---

*) Matth. 28, 19.

unter den gröſten Schmerzen für diejenigen, welche ſie ihm zufügten? gab er nicht allen, die ſich zu ſeinen Freunden rechnen, die Ermahnung: **liebet eure Feinde, ſegnet, die euch fluchen, bittet für die, ſo euch beleidigen und verfolgen** *)?

Dadurch erhalten wir alſo das Andenken an ihn, den groſſen Lehrer von Gott kommen, und an ſeine vortrefliche Lehre daß wir dieſes ſein Exempel nachahmen, daß wir dieſe ſeine Lehre befolgen, und nicht, wie auch Heyden zu thun pflegen, blos diejenigen lieben, die uns lieben, blos für diejenigen ſorgen, die unſere Freunde ſind, ſondern dem ganzen Menſchengeſchlechte unſere Liebe ſchenken, und jede Gelegenheit ergreifen, wo wir andern nützlich ſeyn und ihr Wohl befördern können; daß wir auch den Feind nicht haſſen, unter ſeinen Kränkungen unſern Unwillen zu mäßigen ſuchen, und ihm, wenn wir können, gerne beyſtehen. Dann beweiſen wir hierdurch, daß wir eine Lehre empfangen haben, die wirklich göttlich iſt, die der gewöhnliche, gedankenloſe Menſch nicht faſſen kann. Iſt unſer gemeinnütziger, wohlthätiger, ſanftmüthiger Wandel nicht eine beſtändige Erinnerung an den göttlichen Lehrer, der uns dieſen vortreflichen Unterricht ertheilet hat?

Die Menſchenliebe, die Jeſus ausübte und lehrete, hat aber noch etwas vorzügliches. Sie ſucht nicht ſowohl die leibliche, äußerliche, als vielmehr die Wohlfahrt des Geiſtes bey unſerm Nebenmenſchen zu befördern. Was war ſein vorzüglichſtes Geſchäffte auf Erden? war es nicht die Belehrung der Menſchen? Suchte er ihnen nicht immer herzliche Liebe und Vertrauen zu Gott einzuflößen? Suchte er ſie nicht bey jeder Gelegenheit von abergläubiſcher Anhänglichkeit an äußerliche Ceremonien abzubringen und ſie zur geiſtigen Verehrung Gottes, zur Reinigkeit des Herzens zu gewöhnen? gab er ihnen nicht die weiſeſten Erinnerungen, wie ſie ſich im Umgange mit andern, bey ihren Arbeiten, bey ihren Widerwärtigkeiten verhalten ſollten? Gründete er nicht bey uns den Glauben an Unſterblichkeit, die Hoffnung zu einer Freude ohne Aufhören?

---

*) Matth. 5, 34.

So liebte Jeſus die Menſchen; ſo wollte er, daß auch wir uns unter einander lieben ſollten. Als er daher ſeine Jünger ausſendete in alle Welt, ſo gab er ihnen den Auftrag, daß ſie die Menſchen lehren ſollten. Dieß beweiſet auch das herrliche Gebet, welches er uns hinterlaſſen hat. Hier iſt keine weitläuftige Bitte um irrdiſches Wohl, nicht um gut Wetter, nicht um Segen in der Nahrung, ſondern die meiſten Bitten gehen auf das geiſtliche Wohl des menſchlichen Geſchlechts: daß bey ihm Gottes Nahme geheiliget werden, daß das Reich Gottes kommen, die Zahl guter Menſchen ſich vermehren und von ihnen Gottes Wille vollbracht werden möge. Was ihm alſo am mehrſten am Herzen lag, das war das geiſtliche Wohl des menſchlichen Geſchlechts. Was haben wir nun wohl zu thun, wenn wir das

Andenken dieſes großen Menſchenfreundes erhalten wollen? dieſes, daß wir eben dieſe edle, wohlthätige Geſinnung uns zu verſchaffen ſuchen; wie wir nur können, dafür ſorgen, daß mehr herzliche Liebe und Vertrauen zu Gott, mehr Fleiß und Eifer zum Guten, mehr Menſchenliebe in der menſchlichen Geſellſchaft verbreitet, und ſo die Menſchen nach Jeſu Sinne glückſeliger gemacht werden.

Auf dieſe Art wird Jeſus durch uns verherrlichet, ſein Name, die herzlichſte Liebe und das feſteſte Vertrauen zu ihm, auf die Nachwelt fortgepflanzet.

Beſchluß.

Glaubet nicht, m. L. als wenn wir dieß alles nicht eher thun dürften, als wenn wir das Abendmahl genießen: Nein, der Apoſtel ſagt ja: **alles, was ihr thut mit Worten oder Werken, das thut alles in dem Nahmen,** oder nach dem Willen unſers Herrn Jeſu **Chriſti, und preiſet Gott und den Vater durch ihn** *). Unſer ganzer Lebenswandel ſoll alſo nach dem Sinne Jeſu eingerichtet ſeyn.

Das Abendmahl ſoll uns aber nur eine neue, ſtarke, ſichtbare Erinnerung ſeyn, an den Stifter deſſelben an den Lehrer, an den Erlöſer, der für uns ſtarb und ſein Blut vergießen ließ, und an die große Pflicht ſein Andenken, die Achtung und Ehrfurcht für ihn, unter den Menſchen zu erhalten.

So oft wir alſo von dieſem Brode eſſen: ſo oft wir von dieſem Kelche trinken: ſo laßt uns unſere Gedanken ſammeln, und uns erinnern an das große Verdienſt, das Jeſus ſich um die Menſchen erworben, an das viele Gute, das er ihnen erzeiget, an die herrliche, göttliche Lehre, die er ihnen mitgetheilet hat. Unterlaſſen wir dieſes: ſo wird das leibliche Eſſen und Trinken uns zu nichts nützen. Thun wir aber dieſes: ſo wird der Genuß dieſer merkwürdigen Mahlzeit, uns ein vortrefliches Stärkungsmittel ſeyn, wodurch wir neue Kraft empfangen, auf dem Wege, auf welchen Jeſus uns leitete, fortzuſchreiten, immer verſtändiger, beſſer zu werden, immer mehr Gutes zu ſtiften, die Stille und Ruhe der Seele zu erlangen, die uns unſer Erlöſer verheißen hat, und zu der unausſprechlich großen Seligkeit zu kommen, welche nie ein Ende nehmen wird. Dieſen Segen wolle uns Gott allen ertheilen. Amen!

---

*) Kol. 3, 17.

Acht und zwanzigſte Predigt.

Am Charfreytage.

Laß, Herr, des Himmels Herrlichkeit,
Mich ſtets vor Augen haben;
Laß mich mit Ernſt, hier in der Zeit,
Um jene beſſre Gaben,
Die mir im Tode nicht entfliehn,
Die ewig dauern, mich bemühn,
Und ſegne mein Bemühen!

Von alle dem, was uns in Zukunft auf dieſer Erde bevorſteht, wiſſen wir nichts mit Gewißwißheit, als dieſes — daß wir über lang oder kurz die Erde verlaſſen müſſen. Gegen dieſen Schritt haben wir eine natürliche Abneigung, die uns unſer Schöpfer vermuthlich deßwegen eingepflanzt hat, damit wir unſer Erdenleben deſto ſorgfältiger zu erhalten und zu verlängern ſuchen ſollen. Da feſſelt uns die Liebe zu den unſrigen; dort das Verlangen die Güter länger zu genießen, die wir durch unſern Fleiß erwarben. Da haben wir auf der einen Seite noch ſo viele Wünſche, die wir gern ausführen möchten; auf der andern iſt die Zukunft, der wir entgegen gehen ſollen, ſo dunkel, daß uns alle ein gewiſſes Grauen befällt, wann wir dieſen bedenklichen Schritt thun ſollen.

Da wir ihn aber doch ſchlechterdings thun müſſen, und ihn weder durch Klugheit, noch Stärke, noch Reichthum verhindern können: ſo iſts wohl billig, daß wir uns darauf gehörig vorzubereiten ſuchen, damit wir ihn einſt, ohne Furcht, mit getroſtem Muthe thun können. Von Niemanden können wir dieß beſſer lernen, als von unſerm Erlöſer. Er hat uns nicht nur die Mittel gezeigt, wie wir, ſo lange wir auf Erden ſind, vergnügt leben, ſondern auch, wie wir ohne Furcht die Erde verlaſſen können.

Dieß will ich itzo zeigen. Gott gebe, daß durch dieſe Betrachtung das freudige Vertrauen zu Gott, bey uns allen, genährt werden möge! Amen!

Text.

Luc. 23. 46.

Und Jeſus rief laut und ſprach: Vater ich befehle meinen Geiſt in deine Hände. Und als er das geſaget, verſchied er.

Die itzo angeführten Worte, waren die letzten, mit welchen unſer Erlöſer ſein bitteres Leiden beſchloß. Sie müſſen ſchon um deßwillen uns ſehr merkwürdig ſeyn. Und in der That, wenn wir darüber recht nachdenken wollen, ſo enthalten ſie alles, was uns bey unſerm Abſchiede von der Erde beruhigen kann. Dieß will ich itzo zeigen.

Hauptſatz.

Zwey wichtige Troſtgründe, mit welchen wir uns, bey unſerm Abſchiede von der Erde, beruhigen können.

1. Gott iſt unſer Vater.

2. Unſern Körper bewohnt ein unſterblicher Geiſt.

Erſter Theil.

Gott iſt unſer Vater. Daran kann wohl niemand zweifeln, der über ſich und ſeine Schickſale ernſtlich nachgedacht hat. Hat er denn nicht immer an uns als Vater gehandelt? Wo waren wir denn vor hundert Jahren? Iſts nicht wahr, wir müſſen bekennen, daß wir dieß nicht wiſſen? wir hören von ſo vielen merkwürdigen Begebenheiten, die vor hundert Jahren geſchehen ſind, hat ſie einer von uns geſehen? da wußten wir nichts von uns, da konnten wir uns noch nicht helfen, noch nicht überlegen, wie wir unſere

Wohlfahrt befördern wollten. Da war noch kein Vater, keine Mutter, kein Freund, der uns kannte, der ſich unſerer hätte erbarmen, uns helfen können. Gleichwohl entſtunden wir, ohne zu wiſſen, wie? wir kamen auf der Erde an, höreten die Stimme der Mutter und des Vaters, ſahen um uns Blumen, Bäume, Thiere, Menſchen, lernten ſprechen, unſer Körper wuchs, wir wurden verſtändiger, lernten nachdenken. Wem haben wir denn dieß alles zu danken? uns ſelbſt gewiß nicht: denn wir wußten ja noch nichts von uns; unſern Eltern auch nicht: weil dieſe vor unſerer Ankunft auf der Erde uns noch nicht kannten, und, nach derſelben, viel zu unwiſſend waren, als daß ſie die mancherley Gefahren, mit welchen wir umgeben waren, hätten alle voraus ſehen und verhüten können. Wem anders können wir alſo unſer Leben wohl zuſchreiben, als Gott, dem unſichtbaren Regierer der Welt? Hat er alſo nicht an uns als Vater gehandelt.

Und wenn wir unſern ganzen Lebenslauf überdenken wollen: ſo müſſen wir gewiß geſtehen, daß wir, bis auf den heutigen Tag, immer Proben ſeiner Vaterliebe erhalten haben. Wie oft kamen wir in Noth, wo wir uns gar nicht zu helfen wußten, wir glaubten verlohren zu ſeyn, und — unvermuthet kam eine, ganz unerwartete Hülfe. Wie oft trafen uns Trübſale, von welchen wir beſorgten, daß ſie uns ganz niederwerfen würden, und von denen wir doch in der Folge einſahen, daß ſie uns ſehr nützlich geweſen waren,

ren. Wie oft waren wir im Begriff etwas Böſes zu thun, das uns unſere Gemüthsruhe vielleicht auf unſere ganze Lebenszeit hätte rauben können; und wovon wir durch einen ganz unerwarteten Zufall zurück gehalten wurden. Es muß doch alſo wohl jemand da ſeyn, der dieß alles ſo weißlich zu unſerm Beſten fügte. Denkt nur darüber nach: ſo werdet ihr gewiß finden, daß jedem von euch ſo etwas begegnet ſey. Kennt ihr nun, außer Gott, jemanden, der dieß alles hätte veranſtalten können? gewiß nicht. Da ſeht ihr alſo, daß er an euch immer, als ein wahrer Vater gehandelt habe: Und warum ſollte er nicht unſer Vater ſeyn! Unter allen ſeinen, uns bekannten Werken ſieht ihm niemand ſo ähnlich als wir. Wie erfreuen wir uns, wenn wir etwas Gutes gethan haben! wie ſo mancherley können wir hervor bringen, was wir uns vorgeſetzt haben! **Gott ſchuf dem Menſchen ihm zum Bilde** *).

Wenn es nun ganz unläugbar iſt, daß Gott unſer Vater ſey, wie getroſt können wir von dieſer Erde ſcheiden. Wahr iſt es freylich, daß wir bey dieſem wichtigen Schritte in einen Zuſtand kommen werden, wo wir ſelbſt uns nicht helfen können, wo unſere Freunde, unſere irrdiſchen Güter uns zu gar nichts nützen. Aber waren wir nicht ſchon mehrmals, z. E. im Mutterleibe, in einem ſo hülfloſen Zuſtande? Hat ſich da nicht Gott unſerer immer als wahrer Vater angenommen? Aus welchem Grunde wollen wir denn beſorgen, daß dieſer Vater uns nun verlaſſen werde, da wir ſeiner Hülfe wieder ſo ſehr bedürfen? Wer Gott ſo lange als Vater erkannt hat, der hat gewiß zu ihm das Vertrauen: **ob ich ſchon wanderte im finſtern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn du biſt bey mir.**

---

*) 1. B. Moſ. 1, 27.

Zweyter Theil.

Da unſer Erlöſer am Creutze hieng, ſein Körper, durch die Grauſamkeit ſeiner Feinde, zerſchlagen und zerfleiſcht war, da er die Zerſtöhrung deſſelben vor Augen ſahe: hatte er der feſten Glauben, daß er mit demſelben nicht untergehen werde. **Vater,** ſagte er, **in deine Hände befehle ich meinen Geiſt.** So legte er alſo öffentlich das Bekenntniß ab, daß noch etwas im Körper wäre, was übrig bleibt, wenn derſelbe zerſtöret wird.

Daß dieß nun wirklich wahr ſey, beweiſt ja die ganze Einrichtung unſerer Erde. Es ſind da große Anſtalten gemacht. Jahr aus Jahr ein iſt alles in Thätigkeit. In der Erde werden Steine und Metalle erzeugt, auf derſelben ergießen ſich Quellen, Bäche, Ströme, und ſind in beſtändiger Bewegung. Kräuter, Getraide und und Bäume wachſen, und grünen und verderben. Unzählbare Thiere werden gebohren, leben und ſterben. Und für wen denn dieß alles? Ganz gewiß alles zum Beſten der Menſchen. Zwar ſättiget Gott alles, was lebet, erbarmet ſich aller ſeiner Werke; aber unter allen dieſen iſt doch der Menſch der Einzige, der von allem, was auf der Erde geſchieht, ſeinen Vortheil zieht. Er allein weiß alles zu benutzen; er allein kann über alles nachdenken; kann die wunderbare Einrichtung der Blumen, der Gewächſe der Thiere betrachten, und die Abſichten erfahren, warum jedes Ding ſo und nicht anders eingerichtet iſt. Dadurch lernt er immer mehr, wird immer verſtändiger.

Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß die Fiſche, die itzo in unſern Flüſſen leben, die Vögel, die itzo auf unſern Bäumen niſten, viel klüger ſind, als diejenigen, die bey dem Entſtehen unſerer Erde hervorgebracht wurden. Wie weit einſichtsvoller iſt hingegen itzo der Menſch! wie weit mehr weiß er, als die erſten Bewohner der Erde! Daraus ſehen wir ja, daß durch die vielen Veränderungen, die ſeit mehrern tauſend Jahren, auf unſerer Erde vor ſich gegangen ſind, gar nichts weiter iſt bewirkt worden, als daß der Menſch mehr gelernet hat, und verſtändiger geworden iſt. Sollte nun auch er mit ſeinem Körper dahinfallen und zerſtöhret werden: ſo zernichtete ja der weiſe Schöpfer alles wieder, um deſſentwillen er ſo große Anſtalten gemacht hat, und, wann einſt die Erde ſelbſt zerſtöret wird: ſo wäre nichts mehr übrig, was durch ihre Fruchtbarkeit und ihre mannigfaltigen Veränderungen wäre bewirkt worden. Können wir dieß wohl von der Güte und Weisheit Gottes glauben, daß er alles wieder vernichten ſolle, was er hervor gebracht hat? Nein ganz gewiß iſt in unſerm Körper etwas, das mit ihm nicht kann zerſtöret werden, das übrig bleibt, wann auch die Erde einſt zuſammenfallen wird.

Und dieß iſt gewiß ein Troſtgrund, der uns bey dem Abſchiede von der Erde beruhigen kann. Was iſt denn nun der Tod? keine Zerſtöhrung unſerer ſelbſt, ſondern bloß eine Trennung von unſerm Körper. Warum ſollten wir ihn alſo fürchten? Freylich war der Körper uns bisher ſehr lieb; aber er verurſachte uns auch manche Beſchwerde. Durch ihn genoſſen wir vieles Vergnügen; empfanden wir aber nicht auch durch ihn viele Schmerzen? Durch ihn haben wir vieles zu Stande gebracht; verurſachte uns aber ſeine Erhaltung und Verpflegung nicht auch viele Sorgen. Er war uns bisher unentbehrlich, und es könnte daher bey uns leicht der Zweifel entſtehn: was wollen wir anfangen, wann wir keinen Körper mehr haben? Sollte dieſe Beſorgniß euch beunruhigen: ſo denkt nur zurück, woher ihr den Leib bekommen habt, in welchem ihr itzo wohnt! iſts nicht wahr, Gott beſchenkte euch damit? Und dieſem guten Vater, der euch dieſes Geſchenk gemacht hat, das euch bisher ſo werth war, wird es ihm nicht ſehr leicht ſeyn, euch einen weit vollkommneren Körper zu ſchenken, wann ihr den gegenwärtigen abgelegt habt? Er lehrt ja euch dieß täglich durch die Natur. Die Weizenkörner, die ihr ausſäet, verweſen, ſo wie euer Körper verweſen wird. Seht ihr denn aber nicht mit Vergnügen, daß aus denſelben ſich die Keime entwickeln, zu Saat und Halmen werden, und volle Aehren tragen? Seyd ihr denn nicht vielmehr, denn ſie? Wird denn der Vater, der dieß an den Weizenkörnern thut, nicht vielmehr an euch thun? Wenn ihr dieß alles recht überlegen wollt: ſo ſtimmt ihr gewiß dem Apoſtel Paulus bey, welcher ſagt: **wir wiſſen, ſo unſer irrdiſches Haus dieſer Hütten** (unſer Körper) **zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben, von Gott gebaut, ein Haus, nicht mit Händen gemacht** (einen beſſern und vollkommnern Körper), **das ewig iſt, im Himmel** *).

Beſchluß.

Wenn uns nun aber dieſe Troſtgründe, bey unſerm bevorſtehenden Abſchiede von der Erde, der über lang oder kurz gewiß erfolgen wird, beruhigen ſollen: ſo müſſen wir auch die Lehre Jeſu recht redlich befolgen. Denn nur denen iſt die Verheißung gegeben, daß ſie **nie den Tod ſehen**, nie die Schrecken deſſelben empfinden ſollen, **die das Wort Jeſu halten. So jemand mein Wort wird halten**, ſagt er, **der wird den Tod nicht ſehen ewiglich** **), d. i. er wird nie des Todes Schrecken empfinden. Nur dann erſt kann uns der Troſt, daß Gott unſer Vater iſt, recht beruhigen, wann wir uns bewußt ſind, daß wir uns immer gegen ihn als gute Kinder betragen, und nicht unſern Lüſten, ſondern ſeinem Willen gehorchet haben. Denn ungehorſame Kinder freuen ſich nicht, wann ſie an den Vater denken: weil ſie wiſſen, daß ſie ſeiner Liebe unwerth ſind, und daß ein wirklich guter Vater ſeine ungehorſamen Kinder ſehr ſtrenge zu behandeln pflege.

---

*) 2. Kor. 5, 1.

**) Joh. 8, 51.

Soll es uns Freude machen, daß unſer Geiſt nicht mit dem Körper verweſt: ſo müſſen wir auch mehr für den Geiſt, als für den Körper, ſorgen. Unſer ſtetes Beſtreben muß dahin gehen, immer verſtändiger und beſſer zu werden, und uns ſo **Schätze für den Himmel** zu ſammeln, die wir mitnehmen können, wann wir den Körper verlaſſen müſſen. Denn wenn wir unſere ganze Sorge auf den Körper, ſeine Ernährung, Verpflegung und Kleidung, richten wollten, was bliebe uns denn übrig, wenn wir ihn verlaſſen müßten? Wir wären ſo unglücklich, als ein thörichter Mann, der alles ſein Nachdenken, ſeine Zeit und Geld auf die Verſchönerung ſeines Hauſes verwendete, wann dieſes nun in die Aſche gelegt wird.

O laßt uns immer als gute Kinder den Willen des himmliſchen Vaters befolgen, ſo werden wir zu ihm auch ein recht kindliches Vertrauen bekommen; laßt uns nicht blos für den Leib, ſondern vorzüglich dafür ſorgen, daß unſer Geiſt immer verſtändiger und beſſer werde: ſo wird die Trennung vom Leibe uns gewiß nicht ſchwer fallen, und wir werden mit eben der Freudigkeit die Erde verlaſſen, mit welcher ein gutes, fleißiges Kind, aus der Fremde, in die Arme des Vaters zurückkehrt.

Mein kindlich Flehn an meinem Ende,
Hörſt du dann, Herzenskündiger:

In deine treuen Vaterhände,
Empfehl ich meinen Geiſt, o Herr!
Er ſchwingt ſich über Grab und Welt,
Zu dir, wann ſeine Hütte fällt. Amen!

Neun und zwanzigſte Predigt.

Am Oſterfeſte.

Bring Seele Preis dem Höchſten dar!
Dein Heiland, der getödtet war,
Hebt ſiegreich nun ſein Haupt empor,
Geht lebend aus dem Grab hervor,
Und ſtirbt nicht mehr. Amen!

Die Nachricht, Jeſus lebt, mußte gewiß bey allen ſeinen damaligen Freunden eine unausſprechlich große Freude verurſachen. Wer daran zweifelt, der denke ſich ſelbſt den Fall, daß er den beſten ſeiner Freunde ins Grab habe ſenken ſehen; daß er aber, indem er über ſeinen Verluſt trauerte, die Nachricht erhielt, dein Freund iſt wieder aufgelebt. Wie unausſprechlich angenehm müßte dieſe Nachricht ihm ſeyn!

Aber auch uns muß ſie ſehr wichtig und erfreulich ſeyn. Er litt ſo unſchuldig, er opferte ſich für uns auf, er iſt es, dem wir unſere ganze Zufriedenheit verdanken, und uns ſollte die Verſicherung nicht Freude machen, daß er lebe? daß er in einen vollkommenern Zuſtand verſetzet ſey.

Er war es, der uns die Verſicherung gab: **Ich bin die Auferſtehung und das Leben,** wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich ſtirbt. Und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr ſterben.

Mit dieſen Worten giebt er allen, die ſeine Grundſätze annehmen und glauben, die wichtige Verſicherung, daß für ſie kein Tod mehr ſey; daß, wenn auch ihr Leib ſtürbe, ſie doch fortleben, daß ſie nimmermehr ſterben würden. Welche troſtreiche Verſicherung.

Ich will daher Gelegenheit nehmen zu zeigen, wie wichtig der Glaube an die Unſterblichkeit ſey.

Er, der vorzüglich Unſterblichkeit hat, und dem allein wir unſere Unſterblichkeit zu verdanken haben, gebe, daß durch dieſe Betrachtung der Glaube an unſere Unſterblichkeit befeſtigt werden möge! Amen!

Text.

1. Pet. 1. 3. 4.

Gelobet ſey Gott und der Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti, der uns, nach ſeiner großen Barmherzigkeit, wieder gebohren hat zu einer lebendigen Hoffnung, durch die Auferſtehung Jeſu Chriſti von den Todten. Zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das aufbehalten wird im Himmel.

Evangelium.

Marc. 16. 1 — 8.

Hauptſatz.

Die Vortreflichkeit des Glaubens an die Unſterblichkeit.

1. Verbreitet er Licht über die ganze Haushaltung Gottes.

2. Erhöhet er unſere Freuden.

3. Beruhigt er uns im Leiden.

Erſter Theil.

So mannigfaltig auch die Beweiſe ſind, die wir allenthalben von der Güte und Weisheit des Weltregierers finden: ſo ſtoßen uns doch auch immer Vorfälle auf, die uns unerklärbar ſind, die bange Zweifel gegen die Aufſicht eines guten und weiſen Weltregierers nähren. Da treffen wir zwar ſo manches Volk an, das nach und nach aus der Barbarey ſich empor arbeitete, und in dem hellſten Lichte wandelt; aber, gegen dieſes einzige, Millionen Menſchen, welche ihr Leben in der gröbſten Unwiſſenheit und dem ſchrecklichſten Aberglauben zubringen, und von der Erde gehen, ohne ſich viel über die Thiere des Feldes erhoben zu haben; Anſtalten die Kinder gut zu erziehen, die vom Schöpfer verliehenen mannigfaltigen Kräfte auszubilden, und ſie früh zur Ausübung der Pflichten zu gewöhnen, die ſie ſich und ihren Nebenmenſchen ſchuldig ſind; aber, gegen eine ſo wohlthätige Anſtalt, hundert andere, wo das Meiſterſtück Gottes, der Menſch, durch verkehrte Behandlung verunſtaltet, der Verſtand in ſeiner Entwickelung gehindert, zur Annehmung des Irrthums gewöhnet, und die Ausbildung des Herzens vernachläßigt oder wohl gar hart und lieblos gemacht wird. Da ſehen wir einen Greiß, der das Ende ſeiner Laufbahn erreicht, und ſein

Tagewerk vollendet hat, mit ausgebildeten Kräften, mit einer Menge der wichtigſten Erfahrungen bereichert, von der Erde abtreten; aber er iſt der einzige von vielen hunderten, der bis zu dieſem Ziele kam; ſo wie von den tauſend jungen Fichten, die ſich aus den Saamenkörnern entwikkeln, immer nur wenige die vollkommene Größe erreichen; Männer in ihrer ganzen Kraft und Wirkſamkeit ſinken ins Grab; Jünglinge, die zu Beförderung der Wohlfahrt ihrer Brüder ſchienen beſtimmt zu ſeyn, erblaſſen, und Kinder ohne Zahl treten von der Erde ab, ohne ihre Kräfte entwickelt, ohne etwas gewirket zu haben. Da gelingts einmal einem thätigen Manne, ſeinen Entwurf auszuführen, und die ihm aufſtoßenden Schwierigkeiten zu beſiegen; aber viele andere wohlgemeynte Entwürfe werden durch Liſt und Bosheit vereitelt. Wie oft ſchmachtet nicht der Rechtſchaffenſte in der drückendſten Dürftigkeit, unterdeſſen, daß der Unredliche von den Gütern ſchwelget, die er andern auspreßte; bisweilen iſt die Wirkſamkeit des Freundes der Wahrheit und Tugend durch die Mauern eines finſtern Kerkers beſchränkt, während der Zeit, daß ein Böſewicht auf dem Throne ſitzt, und ungehindert ſeine böſen, habſüchtigen, menſchenfeindlichen Abſichten erreicht. Johannes, nachdem er eine Zeitlang im Kerker geſchmachtet hatte, wurde enthauptet, Jeſus gecreuziget, und der ungerechte Herodes ſaß auf dem Throne.

Welche Dunkelheit! Wie kann dieß alles mit der Aufſicht eines gütigen und weiſen Weltreglerers beſtehen? Aber dieſes Dunkel zertheilt ſich, helles Licht verbreitet ſich über die ganze Haushaltung Gottes — ſo bald der Glaube an Unſterblichkeit in unſerer Seele lebendig wird.

Iſt unſer Erdenleben nicht unſer ganzes Daſeyn, nur der Anfang, nur die Vorbereitung zu einem ewigen, thätigen, wirkſamen Leben — dann verſchwinden alle Zweifel gegen die Güte und Weisheit des Menſchenvaters; dann hoffen wir, daß das Licht in einer andern Welt denen Völkern aufgehen werde, die hier in Finſterniß und Schatten des Todes ſaßen; daß dort die Kräfte ſich entwickeln werden, die hier nur keimten; daß dort gelingen werde; was die Unwiſſenheit und Bosheit der Menſchen auszuführen nicht erlaubte; **daß dort ein jeder empfangen werde, nachdem er gehandelt hat bey Leibes Leben, es ſey gut oder böſe**; daß dort zur Ehre Gottes ſich entwickeln werde die Verwirrung der menſchlichen Schickſale, die uns hier oft ſo traurig machte.

Zweyter Theil.

Wir genießen hier unausſprechlich viele Freuden — aber wie ſehr würde uns dieſer Genuß durch den Gedanken verbittert werden, daß er vergänglich ſey, daß der Zeitpunkt ſich nähere, wo wir in das Nichts zurückgeworfen, und ewig unfähig gemacht werden, irgend ein Vergnügen zu genießen. Reizend iſt der Anblick der ſich verjüngenden Erde, des Grünens der Wieſen, des Blühens der Bäume, des Auflebens der thieriſchen

ſchen Welt; Seelenerhebend der Aufgang der Morgenſonne, das Erwachen der Natur: unausſprechlich angenehm ſind die Empfindungen, die der denkende Menſch hat, wann er ſein Auge nach dem geſtirnten Himmel richtet, ins Unermeßliche ſchauet, und den Schöpfer in Regierung der Welt wirkſam ſieht, deſſen Weisheit er erſt in dem Bau der Blumen bewundert hatte. Aber dieſes prächtige Schauſpiel der Natur ſollte für uns nur wenige Augenblicke dauern, dann ſollten wir auf ewig vom Schauplatze abtreten? nie wieder die Pracht der Schöpfung erblicken, nie wieder ihre Loblieder hören? Wie ſchrecklich!

Große Freude bringt es uns, wann wir durch Fleiß und Nachdenken unſere Einſichten beſſern, unſere Kenntniſſe vermehren; wann uns ſo manches klar wird, was wir ſonſt im Dunkeln ſahen; ſo manches uns bekannt wird, was wir ſonſt nicht wußten. Nun aber ſollte für uns eine Zeit kommen, wo dieſe Freude aufhörte, wo unſerer gegenwärtigen Wißbegierde die Befriedigung auf ewig verſagt wäre? wo alle unſere Einſichten, unſere Kenntniſſe wieder verlohren giengen? wo die Seele, die ſie ſich mit Mühe und Anſtrengung erwarb, zerſtöhret würde: wie niederſchlagend wäre dieſes!

So manche herzliche Freude verſchafft uns der Umgang mit guten Menſchen; wann wir mit ihnen gemeinſchaftlich arbeiten, die Vergnügungen dieſes Lebens genießen, unſere Leiden und Kümmerniſſe theilen können. Aber dieſes Vergnügen ſollte nur eine kurze Zeit dauern, dann ſollten wir uns trennen, ewig trennen, ohne alle

Hoffnung des Wiederſehens uns trennen? Wie ſehr muß dieſe Beſorgniß das Vergnügen des Umgangs und der Freundſchafft verbittern!

Die größte Freude, die ein guter Menſch genießen kann, iſt das Wohlthun; wann es ihm gelingt, einem Trauernden ſeine Zufriedenheit wieder zu verſchaffen; einen Irrenden zurecht zu weiſen; einen Dürftigen der Armuth zu entreiſſen; wann er überſehen kann ein Jahr, das mit guten Handlungen bezeichnet iſt — wie glücklich fühlt er ſich! Aber wie traurig iſt ihm auch der Gedanke, daß er nun bald auf ewig unfähig gemacht werden ſoll, irgend etwas Gutes noch zu ſtiften; daß er, der bisher ein Engel Gottes war, Staub, weit geringer, weit ohnmächtiger werden ſoll, als der kleinſte Wurm; daß er nie, nie wieder die Freude haben ſoll, ſich des Guten zu erinnern, das er mit Mühe und Sorgſalt zu Stande brachte.

Glaube an Unſterblichkeit verjagt alle dieſe ängſtlichen Beſorgniſſe, und erhöht alle unſere Freuden. Wann wir voll Erſtaunen die Werke Gottes betrachten: dann ſagt er uns: du wirſt ſie immer näher kennen lernen; jene Weltkörper, die du itzo nur als kleine Punkte ſiehſt, wirſt du einſt betrachten, wie itzo die Blumen der Wieſe. Wann uns bey unſerm Forſchen nach Weisheit, ſo manches noch dunkel und unbekannt iſt: ſo ſagt er uns: einſt wird dir alles deutlich, alles offenbaret werden, was du itzo nicht begreifen kannſt, was du bloß muthmaßeſt.

In den ſeligen Stunden des Umgangs mit

guten Menſchen giebt er uns die Verſicherung, daß wir keine Trennung zu fürchten haben; daß wir einſt Gelegenheit haben werden, mit den beſten und edelſten in dem unermeßlichen Reiche Gottes in Verbindung zu kommen.

Und wann uns irgend eine gute That gelingt; wann wir uns freuen eines Tages, den wir gut anwendeten: dann zeigt uns dieſer Glaube in der Zukunft einen weit größern Wirkungskreiß, wo wir mit weit ausgebildetern Kräften, in Gottes unermeßlichem Reiche, unſere und anderer Freuden befördern werden.

O wie unſchätzbar iſt alſo der Glaube an Unſterblichkeit! möchte er doch ſtets unſern Geiſt beleben!

Dritter Theil.

Und was kann uns unter den mannigfaltigen, herben Leiden, die uns auf unſerm Lebenswege treffen, wohl kräftiger ſtärken, als dieſer Glaube! Und wie unerträglich müſſen ſie uns werden, ohne ihn! Wie ſchrecklich iſt das Loos deſſen, der im Kerker ſchmachtet, ohne Hoffnung, daß er je die Freyheit wieder ſchmecken werde; des Dürftigen, des Verachteten, der nicht hoffen darf, daß er je ſeinen Brüdern werde gleich gemacht werden; des Gekränkten, des Unterdrückten, des Kranken, wann ſie leiden, ohne eine Abſicht davon zu wiſſen, bloß deßwegen zu leiden ſcheinen, damit ihr Geiſt niedergebeugt und ihr Körper zerſtöhret werden ſolle.

Aber welche Stärkung, welche Erquickung

unter den ſchwereſten Bürden, giebt uns dieſer Glaube, wann er recht lebendig in unſerer Seele iſt! **Dieſer Zeit Leiden, ſagt er, iſt nicht werth der Herrlichkeit, die an uns ſoll offenbahret werden** *). Durch dieſe Bedruckungen, die du duldeſt, ſollen die edlern Kräfte des Geiſtes entwickelt; ſollſt du geübt und vorbereitet werden, zu den wichtigen Geſchäfften, die dir der Weltregierer in andern Gegenden ſeines Reichs zugedacht hat; die Feſſeln, die du itzo trägſt, ſollen einſt verroſten, und dein unſterblicher Geiſt die höchſte Freyheit genießen; die Unterdrückung, unter welcher du ſeufzeſt, wird bald aufhören, und du wirſt in eine Geſellſchafft aufgenommen werden, wo Gerechtigkeit wohnet; das niedrige Loos, das dir auf der Erde zugefallen iſt, wird nicht immer dein Theil ſeyn, du näherſt dich einem Zeitpunkte, wo man die Würde des Menſchen nicht mehr nach ſeinem Stande und Reichthume, ſondern nach ſeinem innern Werthe beſtimmt; deine Güte, deine Rechtſchaffenheit, deine Berufstreue, die hier verkannt wird, zieht einſt der, der ins Verborgne ſieht, ans Licht, und vergilt ſie öffentlich; den Leib, in welchem du itzo duldeſt, wirſt du einſt ablegen, gleich einem alten Kleide, das dir zu enge geworden iſt; alle Trübſale und Widerwärtigkeiten, die dich treffen, ſind weiter nichts, als vorübergehende Ungewitter und Stürme, die du als Pilger auf einem Wege dulden mußt, der dich zu unvergänglichen Freuden führen wird.

Iſt denn dem, der dieß glaubt, wohl ein lei-

---

*) Röm. 8, 18.

den ſo herbe, das er nicht überwinden, ein Schickſal ſo ſchrecklich, das er nicht aushalten könnte?

Beſchluß.

So müſſe denn der Glaube an unſere Unſterblichkeit ſtets unſern Geiſt beleben, und zu immer innigerm Gefühle unſerer hohen Würde bringen, als ein helles Licht uns durch die Irrgänge dieſes Lebens leiten, uns Empfänglichkeit für jede unſchuldige Erdenfreude ſchenken, und uns Kraft verleihen, die Widerwärtigkeiten dieſes Lebens mit feſtem Sinne zu überwinden. Amen!

Dreyßigſte Predigt.

Am Sonntage Quaſimodogeniti.

Laß, Herr! auch heute deinen Geiſt mich lehren,
Vom Weg, der dir mißfällt, mich abzukehren.
Regiere mich, daß meine ganze Seele
Zum Troſt dich wähle! Amen.

Da unſer Erlöſer auf der Erde die Menſchen unterrichtete, verlangte er immer von ihnen, daß ſie ihm glauben und Zutrauen zu ihm beweiſen ſollten, und erkannte nur diejenigen für die Seinigen, die durch ihr Betragen ihren Glauben bewieſen. Hierinne handelte er, wie jeder gute Lehrer und Vater, der auch nichts mehr wünſcht und ſucht, als daß ſeine Zuhörer und Kinder Zutrauen zu ihm bezeigen.

Allein die Menſchen, die zu allen Zeiten die vortrefliche Lehre Jeſu unrecht verſtanden und verkehrt anwendeten, haben auch dieſe Ermahnungen deſſelben oft ſehr gemißbrauchet. Es kam bald ſo weit, daß ſie Glaubensformeln verfertigten, und nun verlangten, daß die Glieder der Gemeine ſich dazu bekenneten, denſelben treu zu bleiben verſprechen, ja wohl gar beſchwören ſollten. Thaten ſie dieß nicht, ſo ſchalt man ſie Ungläubige, und hielt ſie für unfähig, ein öffentliches Lehramt zu bekleiden. Dadurch ſind ungemein viele Zwiſtigkeiten, Zänkereyen und Verfolgungen unter den Chriſten entſtanden, und iſt der chriſtlichen Lehre oft der Vorwurf zugezogen worden, als wenn ſie nur Unfrieden, Zank und Verfolgung anrichtete.

Wie ungegründet iſt aber dieſer Vorwurf! Wenn hat Jeſus ſo herrſchſüchtig gehandelt! wenn hat der ſanfte duldende Erlöſer wohl je denen, die ihm nachfolgeten, eine Glaubensformel vorgelegt, und von ihnen verlangt, daß ſie dieſelbe beſchwören ſollten?

Wir ſind alſo der Ehre Jeſu ſchuldig, daß wir genau unterſuchen, was denn eigentlich unter dem Glauben an ihn zu verſtehen ſey. Es ſoll dieß in gegenwärtiger Stunde geſchehen. Der Geiſt der Wahrheit leite dabey unſere Gedanken, und bewahre uns vor Verirrungen! Amen.

Text.

Joh. 3. 16.

Alſo hat Gott die Welt geliebet, daß er ſeinen eingebohrnen Sohn gab: auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verlohren werden, ſondern das ewige Leben haben.

Evangelium.

Joh. 20. 19 — 31.

Hauptſatz.

Ueber den Glauben an Jeſum.
1. Seine Beſchaffenheit.
2. Seine Vortreflichkeit.

Erſter Theil.

Wenn wir wiſſen wollen, worinne der Glaube an Jeſum beſtehe: ſo iſt dazu wohl nicht nöthig, daß wir viele Bücher nachleſen, und eine große Gelehrſamkeit beſitzen. Dieß iſt nur die Sache der Gelehrten. Iſt aber unſer Erlöſer wohl in die Welt gekommen, um bloß die Gelehrten zum Glauben zu bringen? Wer waren denn ſeine erſten Bekenner? waren ſie nicht ſämtlich Ungelehrte? Nein der Heyland aller Menſchen hätte uns den Glauben an ſich gewiß nicht ſo nachdrücklich emfohlen, wenn er gewußt hätte, daß nur Gelehrte, nur Leute, die viel geleſen haben, verſtehen könnten, worinne der Glaube an ihn beſtehe. Laſſet uns daher nur unſern Verſtand brauchen: ſo werden wir gewiß einſehen, was Jeſus unter dem Glauben an ihn verſtehe.

Was heißt denn das, glauben? Iſts nicht wahr es heißt etwas für wahr halten? Wenn jemand verſcherte, der Donner befördere die Fruchtbarkeit der Erde, und ihr ſagt, ich glaube es: ſo gebt ihr zu verſtehen, daß ihr dieß für wahr haltet.

Was heißt es nun an eine Perſon glauben? Es kann wohl nichts anders heißen, als zu ihr das Vertrauen haben, daß das, was ſie ſagt, wahr ſey. So glaubt ein Kind an den Vater, wenn es zu ihm das Zutrauen hat, daß das, was er ihm erzählet, wahr, das, was er als ſchädlich unterſagt, wirklich ſchädlich; und das, was er als gut befiehlt, wirklich gut ſey.

An Jeſum glauben kann alſo gewiß nichts anders heißen, als zu ihm das Vertrauen haben, daß das, was er geſagt oder gelehret hat, wahr ſey. In den ſpätern Zeiten hat man angefangen, weitläuftige Erklärungen von den Ausſprüchen Jeſu zu machen, und von den Chriſten zu verlangen, daß ſie ſich zu denſelben bekennen ſollen, und nur diejenigen für glaubig gehalten, welche ſich dazu bekannten, andere hingegen zu den Unglaubigen gezählt, die ſich dieß zu thun weigerten. Dieß iſt aber ganz wider den Sinn unſers Erlöſers. Dieſer verſtand wohl beſſer, als irgend einer unſerer Gelehrten, wie man ein Glaubensbekenntniß verfertigen müſſe. Und doch hat er es nie gethan. Wenn jemand nur Zutrauen zu ihm bewieß; ſo nahm er ihn ſogleich unter die Zahl ſeiner Freunde auf.

So nahm er den Petrus Philippus und Nathanael auf, da er ihr Zutrauen zu ihm bemerkte, ohne von ihnen ein Glaubensbekenntniß zu fordern*). Seine Jünger traten in ſeine Fußtapfen. Sobald jemand merken ließ, daß er zu Jeſu Vertrauen habe: ſo nahmen ſie ihn, durch die

---

*) Joh. 1. 40 — 51.

Taufe, zum Chriſten an, ohne ihn auf ein Glaubensbekenntniß zu verpflichten. Am Pfingſttage hatte die Predigt des Petrus ſo viele Wirkung, daß drey tauſend Perſonen an einem Tage glaubig wurden *). Könnt ihr wohl vermuthen, daß dieſe große Menge alles als wahr werde angenommen haben, was in unſerm Glaubensbekenntniſſe gebracht worden iſt? Gewiß nicht. Dieſe Glaubensbekenntniſſe ſind ja erſt in den neuern Zeiten aufgeſetzt worden.

Sollte alſo jemand einen oder den andern Artikel, der in dem Glaubensbekenntniſſe ſeiner Kirche ſteht, nicht glauben können, hat aber doch das Vertrauen zu Jeſu, daß er immer die Wahrheit geredet habe: ſo darf er ſich deßwegen gar keinen Kummer machen. Ihm fehlt zwar der Glaube an die Kirche, den Glauben an Jeſum kann er aber demohnerachtet haben, und meynt nur, daß man Jeſu Worte nicht recht verſtanden habe.

Ich will euch dieß mit einem Exempel erläutern. Geſetzt ein Vater, ein ehrlicher Ackermann, gienge von der Welt, verſammelte ſeine Kinder um ſich und ſagte: „lieben Kinder! ſo lange ich auf der Erde lebte, war ich immer ruhig und vergnügt; itzo, da ich von der Erde gehe, habe ich die gewiſſe Hoffnung, Gott werde mich in eine beſſere Welt verſetzen, wo ich die Früchte genießen werde, von dem Guten, das ich hier gethan habe; wandelt auf dem Wege, den ich gegangen bin: ſo werdet ihr in dieſer und in der künftigen Welt

glück-

---

*) Apoſtelgeſch. 2, 41.

glückſelig ſeyn." Die Nachkommen dieſes rechtſchaffenen Vaters hielten nun in der Folge eine Verſammlung und ſagten: „Wenn wir in dieſer und der künftigen Welt glückſelig werden wollen: ſo müſſen wir den Weg gehen, den unſer Stammvater gegangen iſt. Was für ein Weg war dieß? Er war ein Ackermann. Wer alſo von ſeinen Nachkommen glückſelig werden will, der muß den Ackerbau treiben." Und einer von dieſen Nachkommen ſagte: „ich will gern den Weg gehn, den mein Stammvater gegangen iſt; er war ein rechtſchaffener Mann, der will ich auch ſeyn; ein Ackermann will ich deßwegen nicht werden; ihr verſteht unſern Stammvater nicht recht, wenn ihr glaubt, ſeine Meynung ſey geweſen, daß alle ſeine Nachkommen Ackerleute werden ſollten". — Wolltet ihr wohl ſagen, daß dieſer Nachkomme an ſeinen Stammvater nicht glaube? da thätet ihr ihm gewiß Unrecht. Er glaubt ja an den Stammvater, meynt aber nur, daß man ihn unrecht verſtehe.

So glaubt auch derjenige an Jeſum, der zu ihm das Vertrauen hat, daß er die Wahrheit geredet habe, wenn er auch nicht alle Erklärungen annimmt, welche man in ſpätern Zeiten von ſeinen Worten gegeben hat.

Das ſicherſte Merkmahl, woran man erkennen kann, daß man wirklich den wahren Glauben an Jeſum habe, iſt wohl eine Geſinnung und ein Wandel, die mit der Lehre Jeſu übereinſtimmen. Wenn man wirklich glaubt, daß das wahr ſey, was er ſagte, muß man es denn nicht dadurch beweiſen, daß man ſo denkt und handelt, wie er will, daß wir denken und handeln ſollen? Glaubt man wirklich, daß das wahr ſey, was er uns verheiſſen hat; daß z. E. Gott für uns ſorge, und alles in der Welt ſo einrichte, daß alles zu unſerm Beſten dienen muß; **daß Gott alles weiß, was wir bedürfen;** *) daß der Tod uns nicht tödten könne, daß er nur der Uebergang zu einem beſſern Leben ſey, und daß derjenige, **der Jeſu Worte hält, nicht ſehen werde den Tod ewiglich,** **) oder des Todes Schrecken nie empfinden: ſo muß auch die ängſtliche Sorge, wegen unſerer irrdiſchen Bedürfniſſe, die Bänglichkeit wegen der Zukunft, das Zagen unter Widerwärtigkeiten ſich nach und nach verlieren; ſo muß die Todesfurcht verſchwinden. Wenn das Kind wirklich glaubt, daß der Vater es gut mit ihm meyne, und verſtehe, was zu ſeinem Beſten diene; ſo duldet es gerne, daß bisweilen ſeine Wünſche von ihm verſaget werde, und nimmt getroſt die bittere Arzney, die er ihm reichet. Freylich haben auch Menſchen, die den herzlichſten, feſteſten Glauben haben, bisweilen Stunden der Kleinmuth und Zaghaftigkeit. Aber der Glaube iſt doch bey ihnen ſtets wirkſam, mäßigt ihren Unmuth und ihren Kummer und beſiegt ſie endlich.

Glauben wir wirklich, daß die Lehren, die uns Jeſus gab, wahr ſind, und unſer Beſtes zur Abſicht haben: ſo legt ſich nach und nach die heftige Begierde nach Geld, Ruhm, ſinnlichen Vergnügungen, und unſer Beſtreben immer beſſer zu werden, wird immer ernſtlicher und herzlicher; dann denken wir nicht blos darauf, wie wir unſern eignen Zuſtand verbeſſern, ſondern auch wie wir die Perſonen, die um uns leben, und deren Wohlfahrt uns anvertrauet iſt, beſorgen wollen; dann lieben wir nicht bloß diejenigen, die uns lieben, ſondern wir ſuchen auch denen nützlich werden, die uns haſſen, beleidigen und verfolgen.

---

*) Matth. 6, 32.

**) Joh. 8, 31.

Denn das iſt ja der Wille unſers Erlöſers, daß wir trachten ſollen am erſten nach dem Reiche Gottes und ſeiner Gerechtigkeit *) oder nach unſerer innern Beſſerung; daß wir ſollen lieben unſern Nächſten wie uns ſelbſt, daß wir unſere Feinde lieben ſollen **).

Ich glaube alſo euch das Merkmal angegeben zu haben, woran ihr erkennen könnt, ob ihr den Glauben an Jeſum habt, oder nicht. Wenn ihr auch alles als wahr annehmet, was euch die Kirche, zu welcher ihr euch bekennt, zu glauben vorſchreibt: ſo beweißt dieß noch gar nicht, daß ihr an Jeſum glaubt. Glaubt wohl deßwegen das Kind an den Vater, wann es alles, als wahr annimmt, was ihm das Geſinde ſagt? Dann erſt könnt ihr euch des Glaubens an Jeſum rühmen, wann ihr euch bemühet, ſo zu denken und zu handeln, wie es Jeſus von uns verlangt hat. Es werden, ſpricht er, nicht alle, die zu mir ſagen,

---

*) Matth. 6, 33.

**) Matth. 5, 44—48.

gen, Herr! Herr! in das Himmelreich kommen, ſondern, die den Willen thun meines Vaters im Himmel. *)

Zweyter Theil.

Der Glaube an Jeſum, der lebendige, thätige Glaube an ihn, iſt eine ganz vortrefliche Sache. Jſts nicht wahr, ihr wünſcht doch alle ein recht zufriednes Leben zu führen? ſehet, das ſicherſte Mittel euch daſſelbe zu verſchaffen, iſt dieſer Glaube. Wer an Jeſum glaubt, **der ſoll nicht verlohren werden, ſondern das ewige Leben haben; durch den Glauben ſollen wir das Leben haben in ſeinem Namen**; d. i. wir ſollen in dieſer und in der künftigen Welt recht glücklich leben.

Bey Führung unſers Lebenswandels, bey angenehmen und unangenehmen Schickſalen, immer wird un's der Glaube an Jeſum nützlich ſeyn.

Wir wiſſen ja alle aus Erfahrung, daß wir ſehr oft in Umſtände gerathen, wo wir gar nicht wiſſen, was wir thun, ob wir etwas unternehmen oder unterlaſſen ſollen. Ein gutes Kind fragt unter ſolchen Umſtänden den rechtſchaffnen Vater um Rath. Wenn dann dieſer ſagt, ſo und nicht anders darfſt du handeln: ſo folgt das gute Kind, und iſt nun ganz ruhig. Der Glaubige ſucht dann den Willen Jeſu aus ſeinem Worte zu erfahren, handelt darnach, wird ruhig, und findet gewiß am Ende immer, daß ihm Jeſus gut gerathen habe.

Geſetzt, er könnte durch Ungerechtigkeit ſich vieles Geld erwerben, empfände dazu große Luſt, wäre unentſchloſſen, was er thun oder laſſen ſollte: ſo wird ihn der Glaube an Jeſum leiten, und ihm ſagen: **alles was ihr wollet, das euch die Leute thun ſollen, das ſollt ihr ihnen auch thun.***) Das wird ihn beruhigen, die Luſt zur Ungerechtigkeit wird ſich verlieren, und er wird vor aller Reue und Strafe, welche immer auf die Ungerechtigkeit zu folgen pflegen, bewahret bleiben.

---

*) Matth. 7, 21.

Geht es ihm ſo wie er wünſchet, gelingen ihm ſeine Unternehmungen, macht ihm alles, was er um ſich ſieht, Freude: ſo wird der Glaube an Jeſum ihm dieſe Freude recht befeſtigen und beleben. Dieſer Glaube wird ihn vor Stolz, Trägheit, Ueppigkeit, die gemeiniglich alle Freuden des Menſchen verderben, bewahren. So wie ein gutes Kind bey ſeinen Vergnügungen immer an den Vater denkt, und ſich hütet, gegen ſeinen Willen zu handeln: ſo wird er, auch bey vergnügten Tagen, immer an Jeſu lehren, die er von ganzen Herzen glaubt, denken, und dadurch vor Ausſchweifungen bewahret bleiben. Keine ängſtliche Sorge, keine Furcht vor der Zukunft oder vor dem Tode, wird ſeine Freuden ſtöhren. Der Glaube an Jeſum beſiegt alle Beſorgniß und Furcht.

Und wann Widerwärtigkeiten ihn treffen; wann ſeine Wünſche ihm fehlſchlagen; ſeine Unternehmungen ihm mißlingen, ſeine liebſten Güter ihm entriſſen werden, ſchwere Leiden ihm treffen: was kann ihn dann kräftiger beruhigen, als dieſer Glaube? Dieſer Glaube, der ihm ſagt, daß ein guter, weiſer Gott ſeine Schickſale lenke, und daß, unter ſeiner Regierung, alles zu ſeinem beſten dienen müſſe!

---

*) Matth. 7, 12.

Beſchluß.

Wollt ihr alſo die wenigen Tage, welche ihr hier, lieben Freunde! zu leben habt, recht vergnügt zubringen, und den bedenklichen Schritt in die Ewigkeit ohne Furcht und Grauen thun: ſo ſucht euch doch einen recht feſten Glauben an Jeſum zu verſchaffen! Und wißt ihr wohl, wie ihr dieß anfangen müßt? Ich will es euch ſagen. Befolgt mit Redlichkeit alles, was Jeſus euch geſagt hat: dann werdet ihr gewiß durch eigene Erfahrung überzeuget werden, daß alles, was euch Jeſus geſagt und gerathen hat, wahr und gut ſey; ihr werdet Zutrauen, Glauben an ihn bekommen, und ihr werdet mit voller Ueberzeugung ſagen können: du zeigſt uns den rechten Weg zur Glückſeligkeit in dieſem und jenem Leben — **du haſt Worte des ewigen Lebens** *)!

Gott gebe, daß ihr alle dieſen Glauben erlangen möget! Amen!

---

*) Joh. 6, 68.

* * *

Ein und dreyßigſte Predigt.

Am Sonntage Miſericordias Domini.

Gieb daß ich in der Frömmigkeit,
In Duldſamkeit und Liebe,
In Sanftmuth und Gerechtigkeit,
Mich unermüdet übe;
Daß ich um mich Glückſeligkeit,
Und Tugend und Zufriedenheit
Stets zu verbreiten ſuche! Amen!

Von jeher iſt der Wunſch redlicher Chriſten geweſen, daß doch Friede und Einigkeit unter den Menſchen wohnen, daß ſie ſich doch alle vereinigen möchten, den gemeinſchafftlichen Vater, der uns allen Gutes thut, mit ſeiner Sonne uns alle beſcheinen, mit ſeinem Regen unſer aller Fluren tränken läßt, gemeinſchafftlich verehren und anbeten möchten. Dieſen Wunſch äußern viele chriſtliche Gemeinen, indem ſie oft ihre Verſammlungen mit einem Liede anfangen, in welchem die Worte vorkommen: **das Volk aus aller Welt Zungen verſammelt haſt in Einigkeit des Glaubens.** Und unſer Erlöſer läßt es ſich ja nur allzu deutlich merken, daß es ſein Wille ſey, daß die Menſchen in Anſehung ihres Glaubens einig werden und gemeinſchafftlich Gott verehren ſollen. Nach ſeiner Verſicherung ſoll einſt **ein Hirte und eine Heerde werden.** Und gleichwohl

wohl iſt dieß noch gar nicht erfüllet worden; noch immer ſind die Menſchen in eine Menge Religionspartheyen getheilt, davon jede glaubt, nur ſie allein beſäße den wahren ſeligmachenden Glauben; davon jede die andere als eine verirrte Heerde anſieht, die auf dem Wege wandeln, der zur Verdammniß führt; davon jede gegen die andere Abneigung hat; ja davon gemeiniglich jede die andere bedruckt und verfolgt, ſo bald ſie mächtig wird, und im Staate die Oberhand bekommt.

Woher kommt denn dieß? Sind denn die Menſchen ſo ſchrecklich hartnäckig und verſtockt, daß ſie die Wahrheit durchaus nicht annehmen wollen? oder iſt denn die Wahrheit ſo ſchwer zu verſtehen und zu glauben, daß ſie nur dem kleinſten Theile der Erdbewohner zu Theil werden kann?

Keins von beyden. Der Grund von den ewigen, unaufhörlichen, traurigen und ärgerlichen Glaubensſtreitigkeiten und Trennungen der Menſchen iſt weder in ihrer Hartnäckigkeit, noch in der Unverſtändlichkeit der Lehren der Wahrheit, ſondern ganz wo anders zu ſuchen.

Ich will mich bemühen, denſelben itzo euch zu zeigen. Der Gott der Wahrheit und des Friedens gebe, daß durch dieſe Betrachtung Friede, Einigkeit, Weisheit und Duldſamkeit unter uns befördert werden möge! Amen!

Text.

1 Tim. 6, 3 — 5.

So jemand anders lehret, und bleibet nicht bey den heilſamen Worten unſers Herrn Jeſu Chriſti, und bey der Lehre von der Gottſeligkeit, der iſt verdüſtert und weiß nichts, ſondern iſt ſeuchtig in Fragen und Wortkriegen; aus welchen entſpringt Neid, Hader, Läſterung, böſer Argwohn, Schulgezänke ſolcher Menſchen, die zerrüttete Sinne haben, und der Wahrheit beraubet ſind, die da meynen, Gottſeligkeit ſey ein Gewerbe. Thue dich von ſolchen!

Evangelium.

Joh. 10, 12 — 16.

Hauptſatz.

Ueber die Religionstrennungen.

1. Ihre Urſachen.
2. Ihre Schädlichkeit.

Erſter Theil.

Es giebt gewiſſe Wahrheiten, welche die Menſchen anzunehmen, gar ſehr geneigt ſind. Wenn man alſo blos dieſe vortrüge und einſchärfte: ſo würden ſie ſich leicht zur Annehmung derſelben vereinigen. Wenn man nun aber dieſe Wahrheiten nach ſeinem Sinne erkläret und allerley Zuſätze dazu macht, und von andern verlangt, daß ſie dieſelben ohne Widerrede annehmen ſollen: ſo entſtehen ſogleich Streitigkeiten und Trennungen.

Ich weiß nicht, ob ihr mich recht werdet verſtanden haben: daher will ich ein Paar Exempel geben.

Das erſte Exempel ſoll aus dem gemeinen Leben hergenommen ſeyn.

Wenn der Vorſteher einer Gemeine derſelben vortrüge, daß jeder, der Acker beſitzt, denſelben auch fleißig bearbeiten müſſe, wenn er davon Nutzen haben wolle: wer würde dieß leugnen? Wird nicht jedermann dieſen weiſen Lehren gern Beyfall geben? Nun hat aber jeder Menſch ſeine eigne Art den Acker zu bauen, die er ſich nicht gern nehmen läßt; der eine hängt an der alten Art das Land zu bauen, der andere iſt geneigt, die Verbeſſerungen anzunehmen, die in den neuern Zeiten von nachdenkenden Landwirthen ſind gemacht worden. Geſetzt, jener Vorſteher wollte ſich nun in den Sinn kommen laſſen, von den Gliedern ſeiner Gemeine zu verlangen: ſie ſollten nun alle ihren Acker ſo bearbeiten, wie er es zu thun pfleget, und diejenigen für ſchlechte Hauswirthe zu erklären, die bey ihrem Ackerbaue ihrem eigenen Kopfe folgten: iſts nicht wahr, ſo würde man darüber murren, ihm widerſprechen, ſich zanken und ſtreiten; es würden Partheyen entſtehen, die eine würde der Meynung des Vorſtehers beytreten, die andere würde ſich widerſetzen. Und wer wäre an alle dieſem Unheile Urſache? Ihr müßt es ſelbſt einſehen, Niemand, als der Vorſteher, weil er zu einer Wahrheit, welche die ganze Gemeine gern glaubte, allerley Erklärungen und Zuſätze aus ſeinem eignen Kopfe machte und von der Gemeine verlangte, daß ſie dieſelben annehmen ſollte.

So iſt es gerade auch mit der Religion. Die Religion, die uns Jeſus mitgetheilet hat, iſt ſo wahr, ſo glaubwürdig, daß ſie gewiß mit großem Beyfalle würde aufgenommen, daß ſie nach und nach würde allgemein angenommen werden, wenn ſie immer in der Reinigkeit und Einfalt vorgetragen würde, wie ſie uns Jeſus gelehret hat. Dieß iſt aber nicht geſchehen. Man hat erklären wollen, was Jeſus nicht erklärete, hat Zuſätze hinzugefügt, die Jeſus nie vortrug, und nun geſagt, dieſe Erklärungen und Zuſätze wären Grundartikel des chriſtlichen Glaubens, und behauptet: nur derjenige wäre ein ächter Chriſt, der dieſe, ſogenannten, Grundartikel des chriſtlichen Glaubens annähme, an deren Wahrheit doch viele zweifeln.

Iſts denn nun Wunder, wenn daraus Widerſpruch, Zank, Streit, Trennung erfolgte? Würde dieß nicht alles unterblieben ſeyn, wenn man jedem die Freyheit gelaſſen hätte, die Lehren Jeſu ſo zu verſtehen, wie ſie ſeiner Meynung nach müſſen verſtanden werden?

Hiervon will ich nun noch einige Exempel geben.

Wenn jemand, ſo wie Jeſus that, von Gott ſpricht, als von dem Schöpfer Himmels und der Erden, der die Vögel unter dem Himmel verſorget, und die Blumen auf dem Felde kleidet, der noch vielmehr für die Menſchen ſorgt: wer wird dieß leugnen? Es iſt ja alles in der Natur ſo weißlich eingerichtet; es gehet alles immer ſo in der Ordnung fort; es findet jeder in der Geſchichte ſeines eignen Lebens ſo viele Beweiſe, daß ein unſichtbarer Freund über ſeine Wohlfahrt wache: daß man ganz ohne Nachdenken ſeyn müßte, wenn man dieſe Lehre nicht glauben wollte. Daher ſagt auch David: die Thoren ſprechen in ihren Herzen: es iſt kein Gott *).

Fragt man aber, wie machte es denn Gott, da er Himmel und Erden erſchuf? wie macht er es, wenn er alles erhält und regieret? ſo hat faſt jeder Menſch davon ſeine beſondere Meynung. Einer glaubt: Gott wirke noch immer auf jedes ſeiner Werke; andere ſind der Meynung: er habe von Anfang her die Welt ſo weislich eingerichtet, daß alles in einer gewiſſen, vorgeſchriebenen Ordnung fortgehen müſſe; ſo wie in einer guten Uhr, wenn ſie aufgezogen iſt, ſich alles in einer gewiſſen Ordnung beweget. So lange man nun jedem Menſchen ſeine Meynung läßt: ſo wird über dieſe Lehre gewiß kein Streit, noch viel weniger eine Trennung entſtehen. So bald aber jemand ſeine eigene Erklärung vortragen und ſie für einen Grundartikel des chriſtlichen Glaubens ausgeben, und nur den für einen wahren Chriſten halten wollte, der dieſe ſeine Meynung annähme: ſogleich würde Verbitterung, Streit, am Ende Trennung erfolgen.

---

*) Pſ. 14, 1.

Glaubt man, daß Gott für das Wachsthum der Blumen Sorge trage: ſo wird man gewiß auch gern die Lehre Jeſu annehmen, daß der Geiſt Gottes das vorzüglichſte ſeiner Geſchöpfe auf Erden, die menſchliche Seele, regiere, und ſie zu immer mehrerer Vollkommenheit zu leiten ſuche. Wirft man aber die Frage auf: was wird denn durch den Geiſt Gottes verſtanden? Auf was für Art und Weiſe regieret er denn die Menſchen? ſo wird man wieder finden, daß die Menſchen davon ganz verſchiedene Meynungen haben. Möchte man doch jeden bey der ſeinigen laſſen! Nie würde über die Regierung des Geiſtes Gottes Streit und Trennung entſtehen. So bald man aber dieß erklären, die Natur des Geiſtes Gottes, welche kein Menſch begreifen kann, beſchreiben, und ſeine Erklärung zu einem Glaubensartikel machen will: ſo entſieht wieder Streit und Trennung. Die ganze Chriſtenheit trennte ſich einſt in zwey Partheyen, davon jede die eine haßte und verdammte. Wißt ihr denn warum? blos deßwegen, weil die eine behauptete: der Geiſt Gottes gienge vom Vater und Sohne aus, und die andere meynte, er gienge blos vom Vater aus, und jede ihre Meynung zu einem Grundartikel des chriſtlichen Glaubens machte. Hätten ſie doch auf dieſe Spitzfindigkeiten ſich nie eingelaſſen! Hätten ſie doch jedem die Freyheit gelaſſen, ſich den Geiſt Gottes ſo vorzuſtellen, wie er ſelbſt wollte: ſo würden ſie in Friede neben einander haben leben können.

Und ſo iſts mit allem, was uns Jeſus von ſeiner Perſon, von der Erlöſung, von der Taufe und vom Abendmahl geſagt hat. Die Lehren an ſich nehmen die Menſchen gewiß gerne an, weil ſie für ſie ſehr tröſtlich und beruhigend ſind. Aber viel Köpfe viel Sinne! der eine verſteht ſie ſo, der andere anders, das kann nicht abgeändert werden, das hat Gott ſelbſt ſo eingerichtet. So wie er die Blumen ſehr verſchieden gebauet, ſo hat er auch jedem Menſchen ſeinen eigenen Sinn und ſeine eigene Denkungsart gegeben. Läßt man nun jeden dabey, läßt ihn die Worte Jeſu ſo verſtehen, wie er glaubt, daß ſie müſſen verſtanden werden, und giebt ihm nur Anleitung, ſie zu ſeiner eignen Beſſerung und Beruhigung anzuwenden: ſo wird immer Friede bleiben, immer wird Jeſus, als der gemeinſchaftliche Erlöſer geliebt und verehrt werden. Allein dieſer Friede hört auf, ſtatt ſeiner folgt Streit und Erbitterung, ſo bald man anfängt dieſe Lehren zu erklären, Zuſätze dazu zu machen, und von andern zu verlangen, dieß alles ſo anzunehmen, als wenn es Jeſus ſelbſt gelehret hätte.

Daher ſchreibt Paulus dem Timotheus: ſo jemand anders lehre, und bliebe nicht bey den heilſamen Worten unſers Herrn Jeſu Chriſti und bey der Lehre von der Gottſeligkeit, oder chriſtlichen Beſſerung, der ſey verdüſtert, und verfalle auf Fragen und Streitigkeiten, wodurch nur Gezänke und andere Uebel hervorgebracht würden.

Zweyter Theil.

Jede Trennung, das begreift ein jeder, in Familien, in Gemeinen, in Ländern iſt ſchädlich. Anſtatt daß man mit vereinigten Kräften, recht viel Gutes hätte ſtiften können: ſo bekümmern ſich die Getrennten wenig um einander, oder ſuchen wohl gar einander zu bedrucken und zu kränken und einander entgegen zu arbeiten. Das gilt vorzüglich von den Trennungen, die um der Religion willen geſchehen.

Wenn Menſchen ſich von einander, um der Religion willen, trennen: ſo geſchiehts, wie ich ſchon gezeigt habe, nicht ſowohl um der Wahrheiten willen, die die Religion Jeſu lehret, als vielmehr um der Erklärungen und Zuſätze willen, die dazu ſind gemacht worden. Nun will jeder Theil Recht haben, jeder Theil ſucht alſo ſeine Meynung zu vertheidigen. Darüber vergißt man nun das, was die Menſchen eigentlich verſtändiger machen, beſſern und beruhigen ſollte, und hält ſich blos an die Erklärungen und Zuſätze, als wenn dieſe das Hauptwerk wären, und meynt, wenn man dieſe nur recht glaube: ſo wäre man Gott angenehm. Es entſteht nun Eifer, die Gemeine, zu welcher man gehört, zu erweitern. Aber anſtatt daß man die wirklichen Religionslehren weiter zu verbreiten ſuchen ſollte; ſo verbreitet man die Zuſätze, und glaubt, wunder was für ein gutes Werk man gethan habe, wenn man jemanden beredet hat, dieſelben anzunehmen. Statt die Menſchen dahin zu bringen, daß ſie mehr Vertrauen zu Gott, mehr Rechtſchaffenheit, mehr Eifer im Guten bekämen, daß die Sitten und die Erziehung der Jugend verbeſſert würden: ſo beſchäfftigt man ſich mit allerley ſubtilen, ſpitzfündigen Fragen und Erklärungen, die zu gar nichts nützen, die den Menſchen weder verſtändiger, noch beſſer, noch ruhiger machen, und nur Verwirrungen in ſeinem Kopfe hervorbringen. Ich könnte euch dieß mit vielen Exempeln aus den neuern Zeiten erläutern. Ich habe aber meine guten Urſachen, warum ich dieß nicht thue, und führe euch nur ein Paar aus der ältern Geſchichte an.

Die Juden — dieſe lebten nicht nur von allen Religionsverwandten getrennt, ſondern unter ihnen ſelbſt waren auch beſtändige Streitigkeiten und Trennungen. Aber wie kläglich ſtands auch mit ihren Einſichten, mit ihrer Tugend. Rechtſchaffen zu handeln, ihrem Nebenmenſchen beyzuſtehen, ſich der Armen und Unterdrückten anzunehmen, gute Religionskenntniſſe zu verbreiten, das alles kam ihnen nicht in den Sinn, ohnerachtet ſie auch dazu Aufmunterung genug in ihrer Religion hatten. Dagegen hielten ſie deſto mehr auf die Zuſätze, die in der Folge waren gemacht worden, auf den Schnitt ihrer Kleidung, auf Faſten, Waſchen der Hände, Reinigung ihrer Gefäße, Entrichtung der Abgaben an den Tempel, und andere Dinge, die gar keinen Werth haben, und den Menſchen weder beſſer noch glückſeliger machen. Wißt ihr aber auch, was unſer

Erlöſer von ihnen urtheilte? **Wehe euch Schriftgelehrten und Phariſäer! ihr Heuchler! die ihr verzehntet die Münze, Till und Kümmel, und laſſet dahinten das Schwereſte im Geſetz, nämlich das Gericht, die Gerechtigkeit, die Barmherzigkeit und den Glauben. Wehe euch Schriftgelehrten und Phariſäer, ihr Heuchler! die ihr gleich ſeyd, wie die übertünchten Gräber, welche auswendig hübſch ſcheinen, aber inwendig ſind ſie voller Todenbeine und Unflats**[*])!

In jenen finſtern Zeiten, da man ausmachen wollte, ob der heilige Geiſt vom Vater allein, oder vom Vater und Sohne zugleich ausgehe, vergaß man, über dieſer ganz unnützen Unterſuchung, die Ausübung der Menſchenliebe, die doch, nach Jeſu Verſicherung, das eigentliche Kennzeichen ſeiner Jünger ſeyn ſoll. Wann die Biſchöfe aus der halben Chriſtenheit ſich verſammelten, und berathſchlagten: womit beſchäfftigten ſie ſich denn? etwa mit Verbeſſerung der Schulen und der Erziehung? oder mit Verbeſſerung der menſchlichen Geſinnung? oder mit Verſorgung der Armen? An alle dieſe Sachen dachten ſie gar nicht; dieß ſchien ihnen nur Kleinigkeit zu ſeyn; ſie ſuchten nur die Natur des Geiſtes Gottes zu erforſchen.

Und von wie vielen Chriſten, die ihr Chriſtenthum bloß darinne ſuchen, daß ſie die Zuſätze recht eifrig glauben, und die Ceremonien recht pünktlich beobachten, welche von andern Religionspartheyen verworfen werden, mag wohl gelten, was unſer Erlöſer von den Schriftgelehrten und Phariſäern ſagte!

---

[*]) Matth. 23. 23 — 27.

Dieſe waren auch ſehr eifrig, ihre Religion recht weit auszubreiten. Aber wie fiengen ſie es an? ſuchten ſie etwa die Menſchen auf Gottes Güte und weiſe Regierung aufmerkſam zu machen, und bey ihnen Vertrauen auf Gott hervor zu bringen? ließen ſie ſich es etwa angelegen ſeyn, mehr Rechtſchaffenheit und Eifer im Guten in die Welt zu bringen? Das kam ihnen nicht in den Sinn. Sie bemüheten ſich nur, andere zur Annehmung ihrer ſonderbaren Meynungen und Gebräuche zu bereden, und überredeten ſie, dieß ſey der wahre rechte Glaube, machten ſo, daß diejenigen, die zu ihnen übertraten, ſich um ihre eigene Beſſerung nicht mehr bekümmerten, und ſtifteten ſo mehr Böſes als Gutes. Daher ſagt auch Jeſus von ihnen: **Wehe euch Schriftgelehrten und Phariſäern, die ihr Land und Waſſer umziehet, daß ihr einen Judengenoſſen machet! und, wenn ers worden iſt, machet ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zwiefältig mehr, denn ihr ſeyd** *).

Die Religionstrennungen erzeugen auch böſen Argwohn. Jede Parthey glaubt, ſie allein wäre im Beſitze der Wahrheit, ſie allein wandele auf dem Wege, der zum Leben führt. Jede glaubt alſo von der andern, daß ſie auf gefährlichen Irrwegen gehe; keine trauet der an-

---

*) Matth. 23, 15.

dern recht. Und, o wie viele Liebloſigkeit entſpringt daraus. Man verkennt die Rechtſchaffenheit, die Treue, die Geſchicklichkeit, die man doch ohne Zweifel unter allen Religionspartheyen findet, und hütet ſich mit ihnen in engere Verbindung zu treten. Der rechtſchaffenſte Mann hat Mühe, das Bürgerrecht zu erhalten, ihm iſt es unmöglich ein öffentliches Amt zu bekleiden in einer Stadt, wo eine Religionspartheyy herrſcht, zu welcher er ſich nicht bekennt; und jeder andere, wenn er auch wegen ſeiner Treuloſigkeit, ſeiner zügelloſen Sitten, ſeiner Ungeſchicklichkeit bekannt wäre, wird ihm vorgezogen, wenn er ſich nur zu den Religionsmeynungen bekennt, die daſelbſt herrſchen. Oft findet man eine Perſon, mit welcher man ſich ehelich verbinden, und die Freuden des Eheſtandes genießen könnte. Da ſie ſich aber zu einer andern Religionspartheyy bekennet: ſo trägt man Bedenken mit ihr dieſe Verbindung zu ſchließen, und zieht ihr eine andere vor, die man weniger liebt, von welcher man ſich weit weniger Liebe, Treue und Beyſtand verſprechen darf. Und die Bedenklichkeit mit einer Perſon von einer andern Religionspartheyy in die engſte Verbindung zu treten, iſt freylich auch nicht ganz ungegründet. Denn wie iſts möglich, daß Perſonen zu einander ein recht herzliches Zutrauen haben, mit einander gemeinſchaftlich ihre Kinder erziehen können, wenn jede von der andern glaubt, daß ſie auf einem gefährlichen Irrwege gehe; jede von der andern beſorgt, daß ſie den Kindern ſeelenverderbliche Irrthümer mittheile?

Die Predigt, das Abendmahl, die gemeinſchaftliche Verehrung Gottes, die alle darauf abzielen, die menſchlichen Gemüther recht genau zu verbinden, und herzliche Liebe zu ihnen zu erzeugen, alles dieß wird in ſeinen Wirkungen durch die unſeeligen Religionstrennungen gehindert. Jede Parthey meidet die Oerter, wo die andere in den Wahrheiten der Religion unterrichtet wird, wo ſie Gott verehrt, wo ſie des Herrn Abendmahl genießt, weil ſie beſorgt, vom Irrthume angeſteckt zu werden.

Man geht oft ſo weit, daß man den Gliedern einer Religionsparthey alle Freyheiten zu kaufen, zu verkaufen, ſich zu vergnügen, zugeſteht, nur die Freyheit nicht, des Herrn Abendmahl zu halten.

Dieß iſt etwas ſehr weniges von dem mannigfaltigen Schaden, den Religionstrennungen anzurichten pflegen: weil die Zeit nicht erlaubt, alles anzuführen, was davon zu ſagen wäre. Dieß wenige wird aber ſchon hinlänglich ſeyn, euch zu überzeugen, wie beklagenswürdig es ſey, wenn Chriſten ſich von einander trennen, und was für Seelenſchmerz Paulus empfinden mußte, da er klagte: **mir iſt vorkommen, lieben Brüder, von euch, daß Zank unter euch ſey. Ich ſage aber davon, daß unter euch einer ſpricht: ich bin Pauliſch, der andere, ich bin Apolliſch; der dritte, ich bin Kephiſch; der vierte, ich bin Chriſtiſch.**

Be-

Beſchluß.

Die Religionstrennungen ſind nun einmal da, und ſie ſogleich wegzuſchaffen ſind wir nicht im Stande. Laßt uns doch darauf denken, daß wir uns bey denſelben ſo verhalten, wie es denen ziemet, die den Geiſt der Liebe empfangen haben. Die Lehre Jeſu laßt uns nicht dazu anwenden, daß wir darüber ſtreiten, künſtliche Erklärungen davon machen, und dieſelben weiter zu verbreiten ſuchen. Dadurch würden wir wieder Veranlaſſung zu neuem Zank und Streit geben. Nein laßt uns darüber nachdenken und im Stillen zu unſerer eigenen Erbauung, zur Befeſtigung unſers Vertrauens auf Gott, zur Ermunterung und Stärkung zu unſern Pflichten, zu unſerm Troſt und unſerer Beruhigung ſie anwenden. Haben wir über manche ſeiner Lehren eine andere Meynung, als die Kirche hat, zu welcher wir uns bekennen: ſo iſt wohl das Beſte, daß wir dieſelbe für uns behalten, damit wir uns nicht unnöthige Verfolgung zuziehen, und Anlaß zu vergeblichen Streitigkeiten geben.

Kennet ihr, meine Lieben, nun die Urſachen, von den Religionstrennungen: ſo müßt ihr auch einſehen, daß faſt alle dieſe Menſchen, die itzo von uns getrennet leben, an dieſer Trennung ganz unſchuldig ſind: indem die Lehre, zu welcher ſie ſich bekennen, ihnen von Jugend auf iſt beygebracht worden; daß ſie nicht ſowohl die Lehre Jeſu verworfen, als vielmehr wegen den Erklärungen und Zuſätzen, welche in den ſpätern Zeiten hinzugekomkommen ſind, anders als wir denken; daß unter ihnen auch viele Redliche leben, die Gott fürchten und recht thun, und ihm deßwegen angenehm ſind. Sollten dieſe nun wohl Gott ein Greuel ſeyn? Sollten ſie von ihm nicht geliebt, nicht zu ihrem ewigen Ziele geleitet werden? Iſt Gott vielleicht nur unſer Gott, ſo wie ehedem die Juden glaubten, daß er nur ihr Gott ſey?

Hütet euch alſo ja diejenigen zu haſſen, zu verfolgen, zu kränken, die von Gott geliebet werden; diejenigen zu verdammen, die den gemeinſchaftlichen Vater verehren und anbeten. Laßt keine Gelegenheit vorbey, ihnen gefällig zu ſeyn und beyzuſtehen, damit ſie es merken, daß ihr von allem Religionshaſſe entfernt ſeyd; daß ihr, nach dem Exempel eures Herrn und Meiſters, alle liebt, über welche der himmliſche Vater ſeine Sonne läßt aufgehen. Man wirds dann merken, daß ihr Jeſu Jünger ſeyd, wenn ihr Liebe unter einander habt. Amen!

Zwey und dreyßigſte Predigt.

Am Sonntage Jubilate.

Das kann mir fehlen nimmermehr,
Mein Vater muß mich lieben;
Läßt er auch oft mich freudenleer,
So will er mich nur üben,
Und mein Gemüth
In ſeiner Güt
Gewohnen ſich zu faſſen;
Ueb ich Geduld
Trau ſeiner Huld:
Wird er mich nicht verlaſſen. Amen!

Es kommen im menſchlichen Leben oft Tage, die uns nicht gefallen, Tage, da mannigfaltige, Körper und Herz angreifende, Leiden uns treffen. Dieß brauche ich nicht zu erweiſen; da jeder, der nur zwanzig Jahre auf der Erde gelebt hat, es aus Erfahrung weiß. So wie nun jeder kluge Hausvater ſich mit Holz gegen den Winter verſorgt, und ſich und die Seinigen ſo abzuhärten ſucht, daß ſie die Unannehmlichkeiten des Winters ertragen können, ſo denke auch billig jeder vernünftige Menſch in den Tagen der Freude an die Tage, die ihm nicht gefallen und verſieht ſich mit Troſtgründen, durch welche er, bey Eintretung derſelben, ſeine Heiterkeit und Zufriedenheit erhalten kann. Wir finden ſie allenthalben, aber gewiß nirgends beſſer, als in der Lehre Jeſu.

Jtzo will ich nur einen derſelben anführen. Er ſagte einmal vorher, daß ſchreckliche Trübſale das Jüdiſche Land treffen würden, ſetzte aber auch hinzu: **wann dieſes anfähet zu geſchehen, ſo ſehet auf und hebet eure Häupter auf, darum, daß ſich eure Erlöſung nahet.**

Er lehret uns alſo groſſe Trübſale, als Vorboten einer baldigen Erlöſung zu betrachten. Welcher herrliche Troſtgrund! die größte Trübſal verliehrt ihre ſchreckliche Geſtalt, ſobald man ſie als Vorbote der bevorſtehenden Erlöſung betrachtet. Dieß will ich in gegenwärtiger Stunde zeigen. Gott gebe, daß durch dieſe Betrachtung unſere Freudigkeit und unſer Vertrauen zu ihm genährt, und unſer Muth geſtärkt werden möge! Amen!

Text.

Luc. 21, 28.

Wann aber dieſes anfähet zu geſchehen: ſo ſehet auf und hebet eure Häupter auf: darum daß ſich eure Erlöſung nahet.

Evangelium.

Joh. 16, 16 — 23.

Hauptſatz.

Groſſe Trübſale als Vorboten einer baldigen Erlöſung.

1. Weil ſie uns Kräfte geben, uns ſelbſt bald zu helfen.
2. Weil ſie ihrer Natur nach nicht lange dauern können.

Erſter Theil.

Zur Scheidung der Metalle von den Schlacken iſt Feuer nöthig, und wenn die Hitze einen gewiſſen Grad erreicht hat: ſo erfolget die Scheidung, die Erlöſung nahet ſich gleichſam. So iſts auch mit uns Menſchen. Gewiſſe Entſchließungen, zu welchen viel Muth und Kraft erfordert wird, können bey uns nicht anders als durchs Feuer der Trübſale hervorgebracht werden, und wenn dann dieſe gefaßt ſind, ſo folgt Erlöſung. Im Feuer iſt man ja nicht gern. Wenn alſo daſſelbe heftige Schmerzen verurſacht, ſo wird man gedrungen alle ſeine Kräfte zu brauchen, um ſich herauszuarbeiten, und, wenn man ſie braucht, was erfolgt? Erlöſung.

Wann man an ſeinem Körper heftige Schmerzen leidet: ſo entſteht nothwendig der Wunſch davon frey zu werden. Dieß iſt ſchon ein Vorbote der Erlöſung. Wenn wir vernünftig handeln, und das ſollen doch billig alle Chriſten thun, ſo denken wir nun nach, woher ſind dieſe Schmerzen entſtanden? was mußt du thun, um dir zu helfen? das heftige, durch Schmerzen gewirkte Sehnen nach Hülfe, zeigt uns faſt immer die Urſachen unſerer Schmerzen, und die Mittel uns zu helfen — die Erlöſung erfolgt.

Als das Elend jenes ungerathenen Sohns ſo hoch geſtiegen war, daß ihm auch die nothwendigſten Nahrungsmittel fehleten, daß er von dem heftigſten Hunger geplagt wurde: ſo gieng er in ſich; dachte nach, wodurch er ſich dieſes Elend zugezogen habe; fand den Grund davon in ſeinem Ungehorſame gegen den Vater. Er entſchloß ſich dann: **ich will mich aufmachen, und zu meinem Vater gehen; und zu ihm ſagen: Vater, ich habe geſündigt im Himmel und vor dir! und bin fort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße; mache mich als einen deiner Tagelöhner** *). Er that, was er ſich vorgenommen hatte, und die Erlöſung erfolgte.

Nahrloſe Zeiten, Theurung, was bewirken ſie? bey jedem guten Menſchen erregen ſie Nachdenken. Er ſpannt alle ſeine Kräfte an, um Mittel zu finden, ſich und die Seinigen zu nähren, und gegen ſchimpfliche Dürftigkeit zu ſchützen — die Erlöſung nähert ſich. Nun erfindet er eine Menge Mittel, ſeine Umſtände zu verbeſſern, an die er ſonſt gar nicht gedacht hatte, und fühlt ſich bald wirklich erlöſt.

Wie oft ereignet ſich der Fall, daß andere Menſchen uns beneiden, entgegen arbeiten, verläumden, bedrucken? Wenn wir nun wirklich Chriſten ſind, das heiſt Menſchen, die nicht vergelten, Böſes mit Böſem, noch Scheltworte mit Scheltworten, ſo macht uns gewiß jede Beleidigung, jede Läſterung, jeder Druck aufmerkſam auf uns ſelbſt, und bringt uns zu der Ueberlegung, wodurch haſt du dieß Leiden verſchuldet? Was muſt du thun, um dich gegen fernere Beleidigungen in Sicherheit zu ſtellen? da nähert ſich nun ſchon die Erlöſung. Wenn wir nun

---

*) Luc. 15.

das thun, was uns, in dieſem Falle, unſer Gewiſſen ſagt, legen unſere Fehler ab, werden pünktlicher, thätiger, vorſichtiger, ſo ſchadet uns der Feindſelige nicht mehr: vielmehr macht er uns verſtändiger und beſſer, die Erlöſung von ſeinen Drangſalen erfolgt wirklich.

Da Jakob vor Angſt über die Annäherung ſeines, von ihm beleidigten, Bruders hätte vergehen mögen: ſo lehrete ihn dieſe Angſt allerley Mittel finden, das aufgebrachte Gemüth ſeines Bruders zu beſänftigen; er machte davon Gebrauch, gieng ihm mit Liebe entgegen; ſein Bruder wurde erweicht, umarmte ihn liebreich, vergaß alle Beleidigungen; die Erlöſung war da *).

Die Erlöſung des ganzen Menſchengeſchlechts, wodurch wurde ſie denn bewirket? durch ſchweres Leiden. Da Jeſus mit dem Tode rang, konnte man mit Recht ſagen, ſehet auf ihr Menſchen, hebt eure Häupter auf, weil ſich eure Erlöſung nahet! Und wenn wir uns in der Welt recht umſehen, und nachfragen, woher alles Gute, das wir genießen, entſprungen iſt? ſo werden wir faſt immer finden, daß es durch Leiden gewirkt worden ſey.

Wer lehrte die Aerzte die Erfindung ſo mannigfaltiger Heilungsmittel? das Wimmern der Kranken. Wer brachte den Menſchen dazu, den Acker zu bauen? der Hunger. Wer zwang ihn Städte anzulegen? die Raubbegierde ſeiner Nachbaren? Was machte den Moſes zum Befreyer ſei-

---

*) 1 B. Moſ. 33.

ſeines Volks? Was ſtärkte ſeine Nachfolger die Richter, ſich des bedruckten Volks anzunehmen? das Gefühl des ſchweren Drucks, unter welchem es ſeufzte.

Und wenn wir die ganze Geſchichte des Menſchen durchgehen, und bey jedem, der etwas wichtiges für die Erlöſung des Menſchen von ihren Leiden gethan hat, uns erkundigen, wodurch er hierzu ſey gebracht worden? ſo werden wir ſchlechterdings allemal die Antwort erhalten: **durch Trübſal.** Das beweiſt wohl hinlänglich, daß Trübſal Vorbote der Erlöſung ſey.

Zweyter Theil.

Die Trübſal wird mit Recht mit einem Feuer verglichen. Kann aber ein großes Feuer wohl von langer Dauer ſeyn? In kurzer Zeit verzehret es alles, was ihm nahe iſt, die Nahrung gebricht ihm — es verlöſcht.

So iſt es durchgängig in der Natur. Jede Trübſal kann nur einen gewiſſen Grad erreichen. Sobald dieß geſchehen iſt, muß ſie aufhören. Wann die Sonnenhitze unerträglich wird: ſo erfolgt ein wohlthätiges Gewitter, das die Luft abkühlt, und die lechzende Erde erquicket; wann der Winter am ſtrengſten iſt: ſo hat man Grund, gelinde Witterung zu erwarten; wann die Krankheit ihre höchſte Stärke erreicht hat: ſo iſt ſie ihrem Ende nahe; wann die Schmerzen einer Gebährerin am heftigſten werden: ſo ſind ſie Vorboten der Erlöſung; entweder ſie befördern die Geburt, oder zerreiſſen die Bande, die die Seele an den Körper feſſelten. Dieſe durch eine vielfältige Erfahrung beſtätigte Wahrheit hat ohne Zweifel das Sprüchwort veranlaßt: **wann die Noth am größten iſt: ſo iſt die Hülfe am nächſten.**

Wie kann dieß auch anders ſeyn! Unſere Schickſale ſtehen ja alle unter der Leitung eines guten und liebenden Vaters, der uns alle glückſelig wiſſen will, und uns nur deßwegen leiden läßt, damit wir durch das Leiden vollkommener, glückſeliger werden ſollen; eines Vaters, von dem uns die Bibel verſichert, **er ſey getreu, und laſſe uns nicht verſucht werden über unſer Vermögen, ſondern ſchaffe, daß die Trübſal ein ſolches Ende gewinne, daß wir ſie können ertragen** *). Wie können wir alſo, ſo lange wir die Trübſal als ein Schickſal betrachten, das von dem beſten Vater geleitet wird, anders glauben, als daß die Zunahme derſelben ein Vorbote der Erlöſung ſey?

Beweiſt denn dieſes nicht die Geſchichte? Als der Druck der Iſraeliten in Aegypten am härteſten wurde: ſo erfolgte Erlöſung **); wann Durſt ſie peinigte: ſo wurden Quellen aus dem Felſen geleitet ***); wann ſie von ihren Nachbaren bedruckt wurden: ſo erweckte Gott immer einen Mann, der ihr Erretter war; wann die Angſt des Welterlöſers ſo weit geſtiegen war, daß er ausrief: **mein Gott, mein Gott! warum haſt**

du

---

*) 1 Kor. 10, 13.　**) 2 B. Moſ. 6, 5, 6.

***) 2 B. Moſ. 17, 6.

du mich verlaſſen *)? ſo ſagte er auch bald darauf: **es iſt vollbracht** **)!

Und bey dieſen Worten will ich denn noch ein Paar Augenblicke ſtehen bleiben. Viele Menſchen kommen in ähnliche Lagen. Ihre Leiden werden ſo heftig, daß ſie wohl auch ſagen möchten: **mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen?** Dann aber können ſie auch insgemein ſagen: **es iſt vollbracht.** Wenn die Leiden ſo ſtark werden, daß wir unter ihnen erliegen, die Macht der Krankheit überhand nimmt, der Schmerz der Seele und des Körpers ſo heftig wird, daß kein Linderungsmittel mehr Statt findet; das Alter alle Kräfte erſchöpft hat: dann reißt auch das Band, das uns an den Körper feſſelte, es erfolgt Erlöſung, man kann ſagen: **es iſt vollbracht!** Und dieß iſt die vollkommene Erlöſung: weil wir dadurch aus der Schule entlaſſen werden, wo harte Mittel zu unſerer Beſſerung noch nöthig waren, und in einem glücklichern Zuſtande übergehen, wo wir keine Trübſale mehr kennen werden.

Beſchluß.

Da es nun einmal zu den weiſen und guten Anſtalten, die Gott zu unſerer Erziehung getroffen hat, gehöret, daß **wir durch viel Trübſale in das Reich Gottes eingehen müſſen** ***): was kann uns beſſeres und ſtärkenders geſagt werden, als dieſes, daß große Trübſale Vorboten von unſerer Erlöſung ſind?

---

*) Marc. 15, 34.
**) Joh. 19, 30.
***) Apoſtelgeſch. 14, 22.

ſind? Geſetzt wir reiſten aus der Fremde in die Vaterſtadt, vor welcher ein ſehr ſteiler Berg läge, an den wir nun kämen, ihn nun überſteigen müßten: würden wir uns nicht freuen, wenn wir ihn erblickten, und gern alle unſere Kräfte aufbieten, um ihn zu erſteigen: weil wir wüßten, daß er die Beſchwerlichkeiten des Weges endigte? Es iſt alſo gewiß ein ſehr troſtreicher Spruch: wenn dieß anfängt zu geſchehen, wann große Trübſale eintreten: ſo ſehet auf, und hebet eure Häupter auf, darum, daß ſich eure Erlöſung nahet!

Laßt uns nur nicht die Worte überſehen: ſehet auf, und hebet eure Häupter auf! Die Worte bedeuten etwas. Bey dem Aufſehen muß uns doch gleich der Himmel einfallen, weil dieſer allenthalben über uns iſt. Auf dieſen laßt uns immer zur Zeit der Trübſale ſehen. Der Anblick deſſelben iſt ungemein ſtärkend! wir erblikken dort Sterne, die immer nach gewiſſen Geſezzen ſich bewegen, und ſich nicht kehren an die Zerrüttungen, die auf unſerm Planeten vorgehen. Dieß iſt uns ja eine Erinnerung, daß Gott ſich in ſeinen Einrichtungen, alſo auch in denen, die er zu unſerm Beſten getroffen hat, nicht irre machen laſſe, und daß keine Trübſal dieſelben ſtöhren könne. Land ſehen wir, das wir wahrſcheinlich bewohnen, wenn unſere Erlöſung erfolgt iſt. Freuet ſich doch der, von Mühſeligkeiten ermüdete, Schiffer, wann er in der Entfernung ein Feuer ſo klein ſieht, wie uns unſere Sterne erſcheinen, weil er dort Land — Erlöſung von ſeinen Beſchwerlichkeiten erwartet.

Laßt uns auch aufſehen auf den Herrn über dieß alles! Das wird uns neues Leben, neue Kraft, neue Munterkeit geben. Das Kind freuet ſich ja, auch unter den heftigſten Schmerzen, wann es den Vater erblickt! Und ein herzliches Gebet, welches uns Gott gleichſam näher bringt, kann uns unter den ſchwereſten Leiden aufheitern.

Laßt uns aber auch die Häupter aufheben! aufmerken, nachdenken, wenn ſolches anſähet zu geſchehen; wann groſſe Trübſale uns treffen: dann ſey es ferne von uns, daß wir klagen und trauern, oder, wie man zu ſagen pflegt, den Kopf ſinken laſſen ſollten! Laßt uns ihn vielmehr empor heben, und recht ernſtlich nachdenken, wodurch haſt du dir dieſe Trübſale zugezogen? Wie kannſt du ihnen abhelfen? Dann, dann wird ſich auch in den mehreſten Fällen gewiß die Erlöſung nahen: denn der gute Vater der Menſchen, der aller ſeiner Werke ſich erbarmet, hat dem Menſchen eine beſondere Gabe verliehen, ſich aus ſeinen Trübſalen heraus zu arbeiten. Dieß iſt das Nachdenken. Und dieß empfiehlt uns gewiß unſer Erlöſer, wenn er ſagt: hebet eure Häupter auf!

O ſehet doch auf euren Gott,
In aller eurer Angſt und Noth!
Laßt, wie er will, es gehen!
Sein Will iſt gut,
Behaltet Muth!
Gott wird euch einſt erhöhen.

Drey und dreyßigſte Predigt.

Am Sonntage Cantate.

Laß mich, o Gott! ſtets dahin ſehn,
Mit Jeglichem ſo umzugehn,
Wie ichs von ihm begehre;
Damit ich keines Menſchen Herz
Durch Unvorſichtigkeit mit Schmerz
Und Kümmerniß beſchwere! Amen!

Es iſt gewiß ein ſehr großer Vorzug, den uns Gott vor den Thieren gegeben hat, daß wir ſprechen, daß wir einander unſere Gedanken durch Worte mittheilen können. Dadurch wird alles Gute, was wir denken, auch andern nützlich. Der Vater, der Lehrer, wird dadurch in den Stand geſetzt, das, was er gelernet hat, ſeinen Kindern und Schülern mitzutheilen. Der Weiſe kann den Unwiſſenden belehren, den Irrenden zu rechte weiſen, den Betrübten und Niedergeſchlagenen durch Troſt aufrichten, immer ein Menſch den andern etwas nützliches lehren. Durch dieſen Vorzug ſind wir vermögend, das Vergnügen des Umgangs zu genießen, und in Geſellſchaft einander aufzuheitern. Je wichtiger aber dieſer Vorzug iſt, deſto vorſichtiger müſſen wir ihn auch gebrauchen, deſto mehr muß es auch uns am Herzen liegen, durch den Gebrauch deſſelſelben unſere Dankbarkeit gegen den guten Schöpfer zu beweiſen, der uns ihn verliehen hat.

Durch den Gebrauch unſerer Zunge können wir ungemein viel Gutes ſtiften, unſern Nebenmenſchen belehren, beruhigen, aufheitern und zum Guten ermuntern. Wir können aber damit auch eben ſo viel Böſes anrichten, unſern Nebenmenſchen in ſeinen Gedanken irre machen, kränken, zum Böſen verleiten. Daher ſagt der Apoſtel Jacobus: **die Zunge iſt ein klein Glied, und richtet groſze Dinge an. Siehe ein klein Feuer, welchen Wald zündets an! durch ſie loben wir Gott den Vater, und durch ſie fluchen wir dem Menſchen, nach dem Bilde Gottes gemacht. Aus einem Munde geht Loben und Fluchen** *).

Da nun doch jeder, der ein redliches Herz beſitzt, den Vorſatz gewiſz nicht hat, ſeinen Nebenbenmenſchen zu kränken und ihm zu ſchaden; da es vielmehr eines jeden guten Menſchen Wunſch iſt, ſo viel Gutes zu ſtiften, ſo viele Freude um ſich zu verbreiten, als ihm möglich iſt: ſo ſehet ihr wohl ein, wie nöthig es ſey, nicht nur auf ſeine Handlungen, ſondern auch auf ſeine Reden zu merken, damit des Nebenmenſchen geſchonet, und er dadurch nicht etwa zum Böſen verleitet, oder, ohne Urſache, gekränket, und in ſeiner Gemüthsruhe geſtöret werde.

Dieſe wichtige Pflicht will ich itzo erklären. Der Gott der Liebe regiere dabey unſere Herzen,
da-

---

*) Jak. 3. 5. 9. 10.

damit ſie jede Wahrheit, die itzo vorgetragen wird, willig aufnehmen und behalten mögen. Amen!

Text.

Phil. 4, 5.

Eure Lindigkeit laſſet kund ſeyn allen Menſchen!

Evangelium.

Joh. 16. 5 — 15.

Hauptſatz.

Ueber die Pflicht des Chriſten in ſeinen Reden ſeines Nebenmenſchen zu ſchonen.

1. Wie?

2. Warum dieß geſchehen ſoll?

Erſter Theil.

Jemandes ſchonen, heißt ſeine Handlungen ſo einrichten, daß der andere dabey nicht leide. So ſchont der Reiſende den Acker des Landmanns, wenn er auf ſeiner Reiſe darauf ſieht, daß das Fuhrwerk immer in der Straße bleibe, und der Acker nicht verletzet werde. So ſchont man ſeines Nebenmenſchen in Reden, wenn man auf ſeine Worte immer aufmerkſam iſt, damit jener nicht dabey leide.

Ein vortrefliches Muſter iſt uns hierinne unſer Erlöſer. Er hatte ſeinen Jüngern noch gar vieles zu ſagen: weil er aber vorausſahe, daß ſie dabey leiden, daß ihr Gemüth dadurch zu ſehr betrübt werden würde: ſo verſchwieg er es und ſagte: **ich habe euch noch viel zu ſagen, aber ihr könnets itzo nicht tragen.**

Dieſe Schonung ſind nun vorzüglich Lehrer ihren Zuhörern, Eltern ihren Kindern, und überhaupt alle Menſchen einander ſchuldig.

Ein Lehrer, der über die Lehren, die er vortragen ſoll, fleißig nachdenkt, wird gar vieles einſehen, was ſeinen Zuhörern, die über andere Geſchäffte nachzudenken haben, unbekannt iſt. Wollte er ihnen aber dieß alles ſagen: ſo würden ſie es nicht ertragen können. Ihre Herzen hängen noch an vielerley Meynungen, die irrig ſind, und worauf ſie doch oft ihre ganze Hoffnung und Beruhigung gründen. Wollte man nun ihnen dieſe ſogleich zu benehmen ſuchen: ſo würden ſie es nicht ertragen können; ſie würden in ihrem Glauben ganz irre, und in ihrem Gemüthe beunruhiget werden. Daher muß ein Lehrer, bey ſeinem Vortrage, große Schonung beweiſen, und ſich ſorgfältig hüten, daß er die Meynungen nicht antaſte, die einigen ſeiner Zuhörer ſehr werth, und doch nicht geradezu ſchädlich ſind.

Welch ein ſchönes Beyſpiel giebt uns hierinne unſer Erlöſer! Er lebte unter einem Volke, das die Opfer und Ceremonien, die ihm von ſeinen Vätern vorgeſchrieben waren, für das vorzüglichſte Stück des Gottesdienſtes hielt. Er ſahe es voraus, daß dieß alles wegfallen würde, wann er die Menſchen erſt zum Nachdenken gebracht, und ſie zur Annehmung ſeiner Lehre geneigt gemacht hätte. Sagte er ihnen dieß aber geradezu? Nein! denn ſie würden dieß nicht ertragen, ſie würden ihn für einen Mann, der gar keine Religion hätte, und alle Religionen abſchaffen wollte, gehalten haben. Er ſchonete daher ihrer, gab hier und da Winke, welche die verſtändigern verſtanden, und erklärte ſich deutlicher, wann er mit ſeinen Jüngern allein war.

So ſchonet ein verſtändiger Lehrer auch diejenigen, die in große Sünden verfallen ſind. Er beſtraft ſie nicht öffentlich. Sie würden es nicht ertragen, ſie würden dadurch beſchämt, erbittert, verſtockt werden. Er verſchiebt alle Vorwürfe, bis er Gelegenheit hat, ſie beſonders zu ſprechen, und ihnen die Größe ihrer Vergehung vorzuſtellen.

So traf Jeſus einmal einen elenden Kranken an, von welchem er wußte, daß er durch ſeine Ausſchweifungen ſich ſeine Leiden zugezogen habe. Da aber viel Volk dabey zugegen war; ſo machte er ihn geſund, ohne ihm den geringſten Vorwurf zu machen. Erſt dann, da er Gelegenheit hatte, ihn allein zu ſprechen, ſagte er zu ihm: **Sündige fort nicht mehr, daß dir nicht etwas Aergeres wiederfahre!**

Auch ſind Eltern, und überhaupt Erwachſene, den Kindern viele Schonung ſchuldig. Sie haben einander gar vieles zu ſagen, welches Kinder nicht ertragen können. Alle Geſpräche, alle Erzählungen, wodurch bey Kindern Begierden erregt werden, welche zur Zeit der Mannbarkeit erſt erwachen ſollten; alle Erzählungen von Thorheiten, die man in der Jugend begangen hat, muß man in Gegenwart der Kinder, um ihrer zu ſchonen, ſorgfältig vermeiden. Sie können es nicht ertragen. Es werden dadurch Begierden erweckt, die noch lange ſchlafen ſollten, und deren frühes Erwachen höchſt verderblich werden kann; es werden dadurch die Kinder gereizt, die Thorheiten nachzuahmen, welche die Erwachſenen in der Jugend begiengen. Man darf in der Kinder Gegenwart nie vergeſſen, was Jeſus von denen geſagt hat, welche ärgern der Geringſten einen *).

Eben ſo verdienen die Kinder Schonung in Anſehung des Muthwillens und der Thorheiten, welche ſie bisweilen begehen. Eben deßwegen, weil ſie noch Kinder ſind, kann man von ihnen nicht verlangen, daß ſie ſo verſtändig, wie ein Erwachſener, ſeyn ſollen. Es iſt nothwendig, daß ſie auf mancherley Muthwillen und Thorheiten verfallen. So lange nun dieſe nicht aus Bosheit entſpringen; ſo lange ſie dadurch nicht von ihren Pflichten abgehalten werden; ſo lange niemand dadurch gekränkt wird: ſollte man ihnen wohl deßwegen heftige Verweiſe geben? ich glaube nicht. Sie können es nicht ertragen; ſie werden glauben, daß ihnen zu viel geſchähe, und deßwegen verſtockt und erbittert werden. Daher giebt der Apoſtel die weiſe Erinnerung: ihr Väter reizet eure Kinder nicht zum Zorn *)!

Ueberhaupt iſt jeder Menſch dem andern, in ſeinen Reden, die größte Schonung ſchuldig. Daß er

---

*) Matth. 18, 6.

*) Eph. 6, 4.

er ſich aller Anzüglichkeiten und Spöttereyen, wodurch der andere tief gekränkt wird, enthalten müſſe, verſteht ſich von ſelbſt. Wie kann denn derjenige ſich einen Chriſt, einen Nachfolger des Menſchenfreundes Jeſu nennen, der ſein Vergnügen darinne ſucht, ſeinem Nebenmenſchen trübe Stunden zu machen, und tiefe Wunden zu ſchlagen? Denn Wunden, die eine boshafte Zunge dem Herzen beybringt, ſind oft gefährlicher und ſchmerzhafter, als diejenigen, die dem Körper durch ein ſchneidendes Inſtrument zugefügt werden.

Es giebt aber noch ſehr viele Fälle, da man wirklich ſeinem Nebenmenſchen verſchiedenes Unangenehme ſagen zu müſſen, glaubt verbunden zu ſeyn, und wo die chriſtliche Gelindigkeit doch erfordert, ſeiner zu ſchonen, weil er es itzo nicht ertragen kann.

Ich will euch einige derſelben anführen, und, wenn ihr ſelbſt nachdenken wollt: ſo werden euch gewiß noch mehrere beyfallen.

Ihr höret, daß bisweilen von eurem Freunde ſchlecht geſprochen wird, und glaubt ihm eine Gefälligkeit zu erzeigen, wenn ihr es ihm ſogleich wieder erzählt. Allein wenn er es nicht ſchlechterdings wiſſen muß, damit er vorſichtiger werde, und gewiſſen Leuten nicht zu viel traue: ſo iſts beſſer, daß ihr ſeiner ſchonet, und es verſchweiget. Vielleicht kann er es nicht ertragen; vielleicht wird er dadurch zu ſehr gekränkt, und zur Feindſeligkeit gegen diejenigen gereizt, die ihm Uebels nachredeten.

Bisweilen iſt euer Freund ſehr traurig und niedergeſchlagen, und ihr habt ihm verſchiedenes Unangenehmes zu ſagen, das ſich in ſeiner Familie, oder in ſeiner Haushaltung, zugetragen hat. Wenn es nicht ſchlechterdings nöthig iſt, daß er es ſogleich erfahre: ſo iſt es gewiß beſſer, daß ihr es ſo lange verſchweigt, bis ſein Gemüth wieder beruhigt iſt. Itzo kann er es nicht ertragen; ſeine Seele, die ohne dieß ſchon gebeugt genug iſt, würde dadurch ganz niedergeſchlagen werden. **Einem betrübten Herzen mache nicht mehr Leides** *)!

Ein andermal ſeht ihr euren Freund im Zorne gegen eine Perſon, die ihn beleidigt hat. Ihr wißt vielleicht noch viele Beleidigungen ihm von dieſer Perſon zu ſagen: aber itzo kann euer Freund es nicht ertragen; ſein Zorn würde dadurch noch mehr entflammt, er würde zu Schritten verleitet werden, die er hernach ſehr bereuen müßte. Ihr müßt alſo ſeiner ſchonen, und ihn nicht auf mehrere Beleidigungen der Perſon aufmerkſam machen, gegen die er, ohne dieß ſchon, entrüſtet genug iſt.

Auch bemerkt ihr oft an eurem Nebenmenſchen große Fehler, und glaubt, es wäre eure Schuldigkeit, ſie ihm zu ſagen. Dazu gehört große Schonung. Es muß dieß allemal, vorzüglich wenn euer Amt und Stand euch dazu nicht verbindet, mit Klugheit geſchehen, damit der andere dadurch nicht beleidigt, ſondern überzeugt werde, daß ihr es gut mit ihm meynet; außerdem kann er es nicht ertragen, wird euer Feind, und, ſtatt ſich zu beſſern, ſucht er ſeine Fehler zu vertheidigen, und wird auf dieſe Art verſchlimmert, anſtatt daß er gebeſſert werden ſollte.

---

*) Syr. 4, 3.

So hielt ſich einſt Nathan für verbunden, dem Könige David die ſchweren Verbrechen vorzuhalten, zu welchen ihn ſeine Wolluſt verleitet hatte. Aber mit welcher Schonung gieng er dabey zu Werke! Er ſagte dem Sünder ſeine Vergehungen nicht geradezu unter die Augen, ſondern erzählete ihm eine Geſchichte von einem ungerechten Manne, der einem Armen, das, was ihm das Liebſte war, entriſſen hatte. Da er nun merkte, daß der König über dieſen Mann ſehr aufgebracht war: dann erſt zeigte er ihm, daß er eben ſo ungerecht gehandelt habe *).

Zweyter Theil.

Es wird mir, wenn ihr bisher aufmerkſam waret, leicht ſeyn, euch begreiflich zu machen, warum der Chriſt ſeines Nebenmenſchen im Reden ſchonen müſſe. Sagt, was iſt denn euch lieber: Geld oder Zufriedenheit? eure Güter oder Tugend? Wann ihr anders vernünftig ſeyd, und dieß iſt jeder wahre Chriſt, der die Lehren Jeſu recht überdacht und beherzigt hat, und ſich bemühet, ſein Leben darnach einzurichten: ſo iſt euch doch gewiß Tugend und Zufriedenheit lieber, als Geld und Gut. Geld und Gut ſind außer uns, Tugend und Zufriedenheit in uns ſelbſt.

Nun überlegt doch einmal ſelbſt, ob es recht

ſey,

---

*) 2 B. Sam. 12.

ſey, wenn ihr ſo unüberlegt handeln wolltet, daß dadurch euer Nebenmenſch an ſeinem Gelde und Gute Schaden litte! Ob es recht ſey, wenn ihr mit dem Feuer ſo unüberlegt umgienget, daß euer Nachbar in Gefahr käme, Haus und Hof zu verliehren! Ob es recht ſey, auf euern Spatziergängen durch die Saatfelder und Wieſen eurer Nachbaren zu gehen; ohne daran zu denken, daß ſie dabey Schaden leiden! Ob es recht ſey, wenn ihr ein neues Haus erbauen und dadurch dem Nachbar das Licht entziehen wolltet! Ich glaube gewiß, daß ihr es einſehet, daß dieß alles Unrecht ſey.

Nun denkt doch nur einmal nach! iſts denn nicht weit ſchlimmer, wenn ihr ganz ohne Ueberlegung ſprecht, ohne zu bedenken, was dieß auf euren Nebenmenſchen, der dabey ſitzt oder ſteht, für Eindruck machen werde? Wenn ihr eures Nebenmenſchen in euern Reden nicht ſchont, ſondern ohne Ueberlegung vieles ſagt, was dieſer nicht ertragen kann? Dadurch könnt ihr ja ihm ſeine Tugend und Zufriedenheit rauben, die jedem vernünftigen Menſchen lieber, als Geld und Gut ſind. **Die Zunge, ein klein Glied richtet große Dinge an. Siehe ein klein Feuer, welch einen Wald zündets an** [*])!

Es iſt ganz unbeſchreiblich, wie viel Schaden es thut, wenn man alles herausſagt, was auf die Zunge kommt, ohne an die zu denken, die dieſe Reden mit anhören, ohne zu überlegen, ob ſie nicht

---

[*]) Jak. 3, 5.

nicht vielleicht dadurch geärgert, erbittert oder gekränkt werden. Wie manches Kind, wie manche junge Perſon, hat da und dort etliche Worte aufgefangen, welche wie ein Saame von Unkraut in ihr Herz fielen, wurzelten, neuen Saamen trugen, und das ganze Herz verwildert machten! So manche Kinder wurden leichtſinnig, achteten nicht mehr auf guten Rath und gute Lehren, und warum? Deßwegen, weil ſie leichtſinnige Reden gehöret und gemerket hatten. In vieler jungen Leute Herzen entzündeten ſich unzüchtige Begierden, die immer heftiger wurden, und ſie am Ende zu Ausſchweifungen verleiteten, die ihnen Ehre, Geſundheit und den Troſt, den unſchätzbaren Troſt, eines guten Gewiſſens raubten. Und wer war davon Urſache? Diejenigen, die ſich in ihrer Gegenwart unzüchtigen Scherz erlaubten. Wie mancher Menſch, der ſonſt vernünftig und gut war, begeht itzo die größten Thorheiten, und macht ſich der ſchlechteſten Handlungen ſchuldig, bloß deßwegen, weil er einmal hörete, daß man dieſelben lobete, und damit einen Scherz trieb. Wie viele Menſchen mögen wohl itzo leben, die ſich ſonſt bey ihrem Glauben ſehr wohl befanden, und nun gar nichts mehr glauben, ein laſterhaftes, mißvergnügtes, elendes Leben führen. Erkundigt man ſich genauer darnach, wodurch ſie auf dieſe Abwege gerathen ſind: ſo wird man gemeiniglich finden, daß es dadurch geſchehen ſey, daß man ſie auf eine ganz unvorſichtige Art in ihrem Glauben irre gemacht hat.

Und könnten wir ins Verborgene ſehen, könnten alle die Leidenden erblicken, die ſich auf ihrem Zimmer härmen, wohl gar Thränen vergießen, und ſich, ſchlafloſe Nächte hindurch, auf ihrem Lager umherwerfen, bloß deßwegen, weil ſie durch unvorſichtige Reden ſind gekränkt worden: ſo würden wir es erſt recht begreifen, welch große Sünde es ſey, in ſeinen Reden unvorſichtig zu ſeyn, und wie ſehr der Chriſt verbunden ſey, in ſeinen Reden ſeines Nebenmenſchen zu ſchonen.

Es iſt bekannt, lieben Freunde, daß die Uebertretung jeder Pflicht ſich ſelbſt beſtrafe. Dieß trifft auch ein, wenn man die Pflicht aus den Augen ſetzt, ſeines Nebenmenſchen in Reden zu ſchonen. Man macht ſich dadurch verhaßt, man verſcherzt die Liebe, das Zutrauen, die Achtung ſeiner Nebenmenſchen. Welche harte und doch unnöthige Verfolgung zieht ſich nicht ein Prediger zu, der in ſeinem Vortrage nicht die gehörige Klugheit beobachtet! Wie kann er erwarten, daß diejenigen ihr Zutrauen ihm ſchenken werden, deren Lieblingsmeynungen, die ſie für heilige Wahrheiten hielten, auf welche ſie ihre Hoffnung und Zuverſicht ſetzten, er geradezu angreifet und beſtreitet! Welche Kränkungen werden ihm diejenigen zufügen, deren Vergehungen er aus der Finſterniß hervorzog und öffentlich beſchämte! Wie ungern ſieht man in rechtſchaffenen Familien eine Perſon, die ohne Ueberlegung ſpricht, und dadurch Aergerniß und Anſtoß giebt! Wie kann man Freundſchafft halten mit einem Menſchen, der uns durch ſeine unvorſichtigen Reden beſtändig beleidigt; bald unſer trauerndes Gemüth durch ſeine unzeitigen Erzählungen niederſchlägt; bald uns aus aller Faſſung bringt, und uns verleitet, mit Perſonen zu brechen, mit welchen wir lange in dem beſten Vernehmen ſtunden, indem er uns alle ihre Fehler, unüberlegten Reden und Thorheiten, zu Ohren bringt! Wie ungern werden wir einen ſolchen zum Geſellſchaffter haben, der ohne Klugheit und Schonung uns an unſere Fehler erinnert. Folglich müſſen wir auch um deßwillen unſers Nebenmenſchen in unſern Reden ſchonen, damit wir nicht ſeine Liebe, ſein Zutrauen und ſeine Achtung verliehren. Ja wenn durch unüberlegte Reden ſo vieler Schaden unter den Menſchen angerichtet wird, der gar nicht zu berechnen iſt: ſo könnt ihr leicht denken, daß die Sünden, die man mit der Zunge begeht, auch in der Ewigkeit traurige Folgen haben werden, und daß es nicht zu hart ſey, wenn Jeſus ſagt: daß die Menſchen müſſen Rechenſchafft geben, am jüngſten Gericht, von jedem unnützen Worte, das ſie geredet haben *).

Beſchluß.

Wer alſo leben will und gute Tage ſehen, der ſchweige ſeine Zunge, daß ſie nichts Böſes rede, und ſeine Lippen, daß ſie nicht trügen **)!

Ja, meine Lieben, dieſe weiſe Regel des Apoſtels ſetzt nie aus den Augen. Sprecht lieber gar nichts, als daß ihr ohne Ueberlegung und Schonung ſprechet. Zeigt in allen euren Reden Klugheit, indem ihr immer euch nach den Umſtänden und den Perſonen richtet, unter welchen ihr euch befindet; ſeyd vorzüglich auf eure Reden aufmerkſam, wann euer Gemüth ſtark beweget iſt, wann ihr merkt, daß ihr ſehr fröhlich, oder ſehr niedergeſchlagen, oder zum Zorne gereizet ſeyd, und hütet euch denn, nicht alles heraus zu ſagen, was euch in einem ſolchen Zuſtande in die Gedanken kommt. Beweißt durch eure Reden, daß der Geiſt Jeſu, der Geiſt der Schonung und Duldung, in euch wohne: dann wird dieß gewiß viel dazu beytragen, daß ihr gute Tage habt, und ein höchſt glückſeliges Leben führet. Wie lieb wird man euch haben, welch Zutrauen, welche Achtung euch ſchenken, wenn ihr euern Reden eine gewiſſe Sanftheit und Annehmlichkeit zu geben ſucht; wenn man ſich euch getroſt nähern kann, ohne beſorgen zu dürfen, durch bittere Worte gekränkt zu werden; wenn ihr durch eure Reden Troſt, Beruhigung und Freude, andern einzuflößen ſucht.

---

*) Matth. 12, 36.

**) 1 Pet. 3, 10.

Welchen Nachdruck werden alle eure Reden haben, wenn ihr euch mit chriſtlicher Schonung zu ſprechen gewöhnt! dann wird man gern euerm Unterrichte beywohnen, und jede eurer Lehren wird Eingang finden; dann wird jede rechtſchaffene Familie euch gern ſehen, und an ihren häuslichen Freuden Antheil nehmen laſſen; dann wird die Freundſchafft, die ihr mit andern ſchlieſſet, recht dauerhaft ſeyn; dann wird man eure

Geſellſchafft ſuchen, und ihr werdet das große Vergnügen genießen, mit guten Menſchen umzugehen und euch freuen zu können; dann könnt ihr jeden Abend ruhig einſchlafen, ohne daß ihr euch vorwerfen dürft, irgend jemanden durch Reden geärgert, oder ihn ſeufzend gemacht zu haben!

Mache uns doch, o Gott! ſo weiſe, daß wir fähig werden mögen, dieſe Glückſeligkeit zu genießen!

Hilf daß ich rede ſtets,
Womit ich kann beſtehen;
Laß kein unnützes Wort
Aus meinem Munde gehen;
Und wann, nach meiner Pflicht,
Ich reden ſoll und muß:
So gieb den Worten Kraft
Und Nachdruck ohn Verdruß! Amen!

Vier und dreyßigſte Predigt.

Am Sonntage Rogate.

Dich ruf ich an: Gott! laß mich ſtets auf Erden
Im Guten wachſen, ſtets vollkommner werden!
Verleihe mir zu dieſem beſten Werke,
Selbſt Licht und Stärke! Amen!

Ich will heute zu euch, m. L., von einem ſehr wichtigen Geſchäffte des Chriſten reden, vom Gebete. Man hat demſelben immer eine ſehr große Kraft zugeſchrieben, und manche haben geglaubt, daß man dadurch alles möglich machen könne. Andere hingegen haben geklagt, daß ſie von der Kraft deſſelben gar nichts empfänden, und daß auf ihr wiederholtes Gebet immer keine Hülfe, keine Rettung, kein Troſt erfolgt ſey. Manche haben ſogar des Gebets geſpottet, und es lächerlich zu machen geſucht.

Was ſollen wir nun hierzu ſagen? Gemeiniglich, wenn die Menſchen über einerley Sache ſo verſchiedener Meynung ſind: ſo verſtehen ſie einander nicht recht. Wenn ſie ſich ordentlich gegen einander erklärten: ſo würden ſie oftmals finden, daß ſie alle Recht hätten. So iſts auch mit dem Gebete. Diejenigen haben Recht, die dem Gebete eine große Kraft zuſchreiben, aber die haben auch nicht Unrecht, die ſich beklagen, daß ſie von der Kraft deſſelben noch nichts empfunden hätten. Und wenn manche über das Gebet ſpotten: ſo kommt es eben daher, weil ſie gar nicht wiſſen, worinne das wahre Gebet eigentlich beſtehe.

Ich will mich daher bemühen, euch mit der Natur des chriſtlichen Gebets bekannt machen. Da werdet ihr bald überzeuget werden, daß es wirklich eine ſehr große Kraft habe; werdet aber auch einſehen, woher es komme, daß manche Menſchen gar nichts von der Kraft deſſelben empfinden, und andere deſſelben gar ſpotten.

Herr! höre mein Gebet, und laß meine Rede Gutes wirken! Amen!

Text.

Marc. 11. 24.

Alles, was ihr bittet in eurem Gebete, glaubet nur, daß ihrs empfahen werdet: ſo wirds euch werden.

Evangelium.

Joh. 16. 23 — 30.

Hauptſatz.

Von der großen Kraft des Gebets.

1. Wie das Gebet beſchaffen ſeyn muß, wenn es eine große Kraft haben ſoll.

2. Worinne dieſe Kraft beſtehe.

Erſter Theil.

Beten heißt nichts anders, als ſeine Gedanken recht ernſtlich auf Gott richten, und ihm ſeine Wünſche vortragen. Daraus könnt ihr nun ſelbſt einſehen, daß, wenn jemand eine Gebetsformel herſagt, und dabey an ganz andere Dinge, als an Gott denkt, dieß gar kein Gebet ſey. Kann es alſo wohl Kraft haben? Gewiß nicht; gewiß eben nicht mehr Kraft, als die Herſagung anderer ganz gleichgültigen Worte. Wenn daher manche Menſchen täglich lange Gebete herleſen, oder herſagen, und dann klagen, daß ſie nicht erhöret würden, daß ihr Gebet gar keine Kraft bewieſe: ſo könnt ihr leicht begreifen, wie dieſes zugehe. Sie beten eigentlich gar nicht, ſondern ſagen nur Worte her, bey welchen ſie nichts denken; und geben dadurch leichtſinnigen Menſchen nur Anlaß, des Gebets zu ſpotten.

Das Gebet, welchem eigentlich eine große Kraft zugeſchrieben wird, muß in Jeſu Namen geſchehen. Denn er ſagt ja ausdrücklich: ſo ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen: ſo wird er es euch geben.

Was heißt denn nun aber dieß in Jeſu Namen beten? Es heißt nichts anders, als nach ſeinem Sinne und Willen bitten. Denn wenn wir einem andern auftragen, daß er etwas in unſerm Namen thun ſoll: iſts nicht wahr, ſo erwarten wir von ihm, daß er es nach unſerm Sinne und Willen thue! Wenn wir nun Jeſu Geſinnung kennen: ſo wiſſen wir auch, was es heiße, in ſeinem Namen beten.

Nun ſtellt uns Jeſus unſern Gott vor als einen gütigen Vater, der alles weiß, was wir bedürfen, verlangt deßwegen von uns, daß wir nicht ängſtlich ſorgen ſollen, was wir eſſen, was wir trinken, womit wir uns kleiden wollen; er ſagt von ihm, daß er die Sonne nach ſeinem Willen aufgehen und auf die Menſchen regnen laſſe, die Vögel unter dem Himmel ernähre, und die Blumen auf dem Felde kleide, ohne darauf zu warten, daß er darum gebeten werde. Folglich iſt es gar kein Gebet in Jeſu Namen, wenn man von Gott verlangt, daß er nach unſern Wünſchen ſeine Regierung einrichten, uns ſo, wie wir es nöthig haben, bald Sonnenſchein, bald Regen geben, uns dieſes oder jenes irrdiſche Gut, welches wir gerne hätten, mittheilen ſoll.

Wie unüberlegt wäre das nicht von uns gehandelt! Sind wir denn die einzigen, für welche Gott Sorge trägt? Muß er nicht ſein ganzes unermeßliches Reich regieren? Können wir daſſelbe überſehen? Wie können wir denn von Gott verlangen, daß er ſeine Regierung nach unſerm Willen einrichten ſoll? Nicht einmal iſt es nach Jeſu Sinne, wenn man geradezu bittet, daß Gott gewiſſe Leiden, die uns ſchwer drücken, von uns entfernen ſoll. Wir wiſſen ja nicht, ob ſie nicht vielleicht zu unſerer Beſſerung nöthig ſind. Soll vielleicht Gott etwas thun, was uns nachtheilig iſt? So hat Jeſus nicht gebeten. Welch Schickſal iſt ſchrecklicher als dieſes, am Creuze zu ſterben! Jeſus ſahe voraus, daß es ihn treffen würde, er zitterte und zagte, wann er daran dachte; gleichwohl bat er ſeinen Vater nicht geradezu, daß er es entfernen möchte: ſondern ergab ſich in ſeinen Willen und ſagte: **nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe!**

Wenn wir alſo anders beten, und von Gott auswirken wollen, daß er gewiſſe irrdiſche Güter uns geben, gewiſſe Leiden von uns entfernen ſoll: ſo werden wir faſt immer wahrnehmen, daß wir umſonſt bitten, daß unſer Gebet keine Kraft habe. Woher kommt es aber? Es iſt kein Gebet in Jeſu Namen, nicht nach ſeinem Sinne und Willen, nicht der Weisheit des Weltregierers gemäß eingerichtet.

Hingegen wiſſen wir, daß es Jeſu Wille war, daß wir immer verſtändiger und beſſer werden, in unſerm Berufe treulich arbeiten, unſers Nebenmenſchen Wohl, wie unſer eignes befördern, auf Gott vertrauen, und bey den Widerwärtigkeiten dieſes Lebens den Muth nicht ſinken laſſen ſollten.

Daraus könnt ihr nun ſelbſt einſehen, wie ein wirklich chriſtliches Gebet beſchaffen ſeyn müſſe. Mit dem Entſchluſſe, daß wir auf dem Platze, wohin Gott uns geſtellet hat, unſere Pflichten treu und redlich erfüllen wollen, müſſen wir an ihn denken. Dann wird das rechte Gebet von ſelbſt folgen; dann werden wir von ihm wünſchen und bitten, daß er uns immer mehr Einſichten und Weisheit verleihen, daß er uns zu unſern Geſchäfften Klugheit und Freudigkeit, daß er einen liebevollen Sinn uns ſchenken wolle, der geneigt iſt, ſo viel er kann, jedes Menſchen Beſtes zu ſuchen, in allen Widerwärtigkeiten, die uns treffen, Geduld und getroſten Muth. Dieß Gebet darf nun nicht bloß in Worten beſtehen, ſonſt iſts wieder kein Gebet, ſondern es muß inniger redlicher Wunſch des Herzens ſeyn. Deßwegen ſagt Jeſus: **die Gott anbeten, ſollen ihn im Geiſt und in der Wahrheit anbeten.**

Zu einem chriſtlichen Gebete gehöret aber noch etwas, welches ſehr wichtig iſt; merkt alſo ja auf, daß ihr es recht faſſet! dieſes nämlich, daß wir nun nach unſern beſten Vermögen unſere Kräfte brauchen, um das unſere dazu beyzutragen, daß wir das wirklich erhalten, warum wir gebeten haben. Nehmt es wohl zu Herzen, lieben Freunde!

Wenn jemand Gott anrufen wollte, daß er ihm doch Verſtand zu ſeinen Geſchäfften geben wolle, und hernach gedankenlos fortarbeitete, wie er es ſonſt gewohnt war: ſo beſorge ich ſehr, er werde von ſeinem Gebete wieder keine Wirkung verſpüren. Denn woher ſoll denn der Verſtand kommen? ſoll ihm Gott denſelben vielleicht unmittelbar eingeben? dieß zu erwarten haben wir ſchlechterdings gar keinen Grund. Nein; wenn wir von Gott Verſtand zu unſern Geſchäfften erbeten haben: ſo müſſen wir nun in dem feſten Vertrauen, daß wir ihn erhalten werden, an unſere Geſchäffte gehen, und fein überlegen und nachdenken, wie wir alles klüglich anfangen und alles beſſer machen wollen. Haben wir Gott um ſeinen Beyſtand bey unſern Arbeiten angerufen: ſo müſſen wir nun auch anfangen ſo zu arbeiten, als wenn wir unſere Geſchäffte unter Gottes Augen verrichteten, und uns keine Nachläſſigkeit, keine Unredlichkeit erlauben, auch dann nicht, wann keines Menſchen Auge uns beobachtet. Haben wir uns von Gott einen liebevollen Sinn erbeten: ſo müſſen wir auch mit dem feſten Vorſatze unter unſere Familie treten, und jedem Menſchen entgegen gehen, daß wir jedem, ſo viel an uns iſt, Freude machen und ſein Beſtes befördern wollen, immer aufmerkſam ſeyn, ob wir nicht Gelegenheit finden, jemanden nützlich zu werden, und von dieſer Gelegenheit, ſo bald wir ſie finden, ja ſogleich Gebrauch machen.

Wenn wir dem, der ins Verborgene ſieht, unſere Leiden geklagt und um Muth und Unerſchrockenheit gebeten haben: ſo iſt es nun auch unſere Pflicht, daß wir uns zu faſſen und den Glauben, daß alle unſere Schickſale unter der

Regierung eines weiſen und guten Vaters ſtehen, recht lebendig bey uns zu erhalten ſuchen. Dann erſt kann das Gebet ſeine Kraft beweiſen. Und daher ſagt unſer Erlöſer: **alles, was ihr bittet in eurem Gebet, glaubet nur, daß ihr es empfahen werdet: ſo wirds euch werden,** d. i. wenn ihr nach meinem Sinne euch etwas erbeten habt: ſo gehe nur mit dem feſten Vertrauen an euer Geſchäffte, als wenn ihr es gewiß erlangen würdet, thut nun das Eurige redlich, um es zu bekommen: ſo wird es euch gewiß zu Theil werden.

Zweyter Theil.

Das Gebet hat gewiß eine ſehr große Kraft, die jeder kennt, welcher herzlich gebetet hat.

Erſtlich veredelt es unſern Sinn und macht uns zu ganz andern Menſchen, als wir ſonſt waren. Wer ohne Gebet an ſeine Arbeit und unter die Menſchen geht, der wird nur immer auf das Gegenwärtige ſehen, und, nach Art eines Thieres, immer nur ſuchen, was ihm Vortheil bringt und Vergnügen macht. Hat man aber nur einige Minuten an Gott, den weiſen gütigen Vater recht lebhaft gedacht, recht lebhaft überlegt, daß man unter ſeiner Aufſicht wandele, daß man durch ihn auf den Platz geſtellt ſey, auf welchem man ſich befindet, daß man ſein Mitarbeiter ſey, der durch treue Verrichtung ſeiner Geſchäffte, auch das ſeine zum Beſten der großen Familie Gottes beytrage: dann wird unſer ganzer Sinn umgeändert ſeyn; dann werden wir mit dem feſten Entſchluſſe

ſchluſſe unter unſere Familie, in unſer Arbeitzimmer, in die Geſellſchafft der Menſchen treten, daß wir Gott gefallen, daß wir ſeinen Willen vollbringen, daß wir Gutes ſtiften wollen. Wie viel Gutes werden wir dann zu ſagen wiſſen, denen, die unſerer Aufſicht anvertrauet ſind: wie gewiſſenhaſt werden wir unſere Geſchäffte ausrichten! wie beſcheiden, wie ſanftmüthig, wie gefällig uns gegen jeden betragen, mit welchem wir reden und handeln!

Die Arbeit wird uns ſehr ſauer, und bisweilen, wann ſie nicht nach unſerm Wunſche iſt, thun wir ſie mit Unwillen und Verdruß. Dieß wird gewiß wegfallen, wenn man ſich zu ſeiner Arbeit erſt durch Gebet zubereitet. Dann werden wir gewiß bedenken, die Arbeit, die ich treibe, iſt mir von Gott aufgetragen, wann ich ſie redlich ausrichte, ſo werde ich nicht nur ſelbſt immer verſtändiger und geſchickter, ſondern ich ſchaffe auch Gutes für meinen Nebenmenſchen. Ueberlegt nun ſelbſt, ob man nicht mit Freudigkeit jede Mühe übernehmen, jede ſaure Arbeit treiben werde? Wird dem Kinde nicht alle Mühe und Arbeit leicht, wenn es bedenkt, daß es ſich dem Vater damit gefällig mache?

Werden wir nicht gern unſere Kräfte anſtrengen, wenn wir recht überlegen, daß wir ſelbſt dabey gewinnen, verſtändiger, ſtärker, geſchickter werden? daß wir damit das unſrige zum Wohl der Menſchen beytragen, welche Gott wie ſeine Kinder liebt?

Ihr wißts alle aus Erfahrung, wie heftig bisweilen unſere Begierden ſind, zu wie vielen Thorheiten und ſchändlichen Ausſchweifungen ſie uns verleiten, wenn wir nicht ſtets über ſie wachen. Der Geiſt allein, oder gute Einſichten unſers Verſtandes, eine gute redliche Geſinnung, iſt vermögend, die Macht der Begierden zu brechen. Und beydes erlangen wir durch das Gebet. Dadurch wird ja das Andenken an Gott und ſeine Gegenwart, das Verlangen ihm zu gefallen, recht lebhaft, dadurch wird alſo die Kraft unſere Begierden zu zähmen, recht geſtärkt. Daher verſichert Paulus, der ebenfalls ſehr heftige Begierden hatte: **ich vermag alles durch den, der mich mächtig machet, Chriſtus.** Und dieſes Vermögen hatte er gewiß durch Gebet erlanget, welches Jeſus den Seinigen gelehret hatte.

Vorzüglich werden wir auch die Kraft des Gebets bey ſchweren Leiden empfinden. Ach! auf dieſer Erde, wo wir noch ſo viele Fehler abzulegen haben, wo wir auf mancherley Art geübt werden müſſen, wenn wir dahin kommen ſollen, wohin uns Gott beſtimmt hat, müſſen wir durch gar viele Trübſale gehen. Sie werden uns bisweilen ſo ſchwer, daß wir uns gar nicht zu helfen wiſſen. Oft verſchwindet alle Hoffnung zu beſſern Zeiten, oft ſcheint es ganz mit uns aus zu ſeyn. Wie leicht wäre es dann, daß wir verzweifelten, oder doch wenigſtens aus Kleinmuth Schritte thäten, die gegen unſer Gewiſſen, oder höchſt thöricht wären, und die wir hernach bereuen müßten.

Erſtach ſich nicht Saul, da die Feinde von allen Seiten auf ihn eindrangen? Verſtellte nicht David ſeine Geberde, da er ſich in den Händen ſeines Feindes befand? Verleugnete nicht Petrus Jeſum, da er beſorgen mußte, daß er um ſeinetwillen werde gemißhandelt werden?

Vor allen ſolchen Verirrungen ſchützt uns gewiß ein herzliches Gebet. Wenn wir im Gebete es recht bedenken, daß wir unter einem weiſen liebevollen Vater ſtehen, daß ohne ſeinen Willen uns gar nichts begegnen kann, daß alſo alles, was uns kränkt, ſchmerzt und traurig macht, von ihm uns zugeſchickt ſey, daß wir ganz gewiß einmal erfahren werden, wozu es uns genützt habe? O! wie getroſt werden wir dann nicht ſeyn, wie geduldig, wie freudig werden wir, auch unter dem ſchwereſten Druck, unſere Arbeiten fortſetzen, und unſere Umſtände zu verbeſſern ſuchen.

Da Jeſus voraus ſahe, was für überſchwengliche Leiden ihm bevorſtünden, wußte er durch nichts ſich beſſer dazu zuzubereiten, als durch Gebet. Und da er nun in demſelben ſich nochmals recht überzeuget hatte, daß Gott ſein Vater ſey, der auch in den ſchrecklichſten Stunden nicht aufhöre, für ihn zu ſorgen, und ſein Beſtes zu befördern: fühlte er bey ſich eine ſolche Kraft, daß er wirklich dadurch in den Stand geſetzt würde, ſeinen Feinden entgegen zu gehen, ſich ihren Mißhandlungen Preiß zu geben, und den Kampf des Todes zu kämpfen.

Aber, werdet ihr fragen, hat denn das Gebet gar keine Kraft, unſere äußerlichen Umſtände zu verbeſſern? Dieſe hat es allerdings, ihr müßt nur recht verſtehen, was es damit für eine Bewandniß habe. Es iſt nicht ſo zu verſtehen, als wenn wir das, was wir wünſchen, z. E. Fruchtbarkeit des Ackers herbey beten, und das, was uns mißfällig iſt, wegbeten könnten. Nein das Gebet giebt uns ſelbſt mehr Kraft, und mit dieſer Kraft können wir nun um uns wirken, alles verbeſſern, und Dinge möglich machen, die uns unmöglich ſchienen. Ließen wir ſonſt die Hände muthlos ſinken: ſo greifen wir nun alles wieder mit neuer Kraft an, und es gelingt uns; unſere Arbeiten gerathen wohl; unſere Nebenmenſchen bekommen Zutrauen zu uns; unſere Nahrung nimmt zu; die Sorgen, die uns drückten, mindern ſich; die Kinder, die wir im Vertrauen auf Gott erziehen, gerathen wohl; die Menſchen, mit welchen wir umgehen, lernen wir beſſer behandeln, und gewinnen ihre Liebe. So kann es nach und nach, wenn wir beſtändig ſind, und in unſerm Fleiße nicht ſtille ſtehen, mit uns leicht dahin kommen, daß wir aus der traurigſten Lage in beſſere Umſtände verſetzet werden. Und wem haben wir dieß zu verdanken? lediglich der Kraft des Gebets.

Wenn wir in den Tagen des Leidens durch Gebet uns zu ſtärken ſuchen: dann werden wir mit Gelaſſenheit die Schmerzen unſers Körpers ertragen, die Arzney wird nun beſſer wirken, unſer

ſer Körper ruhiger werden, und ſeine Kräfte wirken laſſen können; ſo wird die Beruhigung des Geiſtes die Geneſung des Körpers bewirken, die durch Ungeduld vielleicht würde zu Grunde gerichtet werden ſeyn. Unſer beruhigter, geſtärkter Geiſt wird nun vermögend ſeyn, über andere Plagen, die ihn mißvergnügt machen, nachzudenken, die Urſachen davon nachzuſuchen, Mittel zu finden, ſie zu entfernen. So werden wir durch die Kraft, die wir im Gebete erhielten, vermögend ſeyn, eine Menge Unannehmlichkeiten, Leiden, Widerwärtigkeiten von uns zu entfernen, die uns ganz zu verderben droheten.

So viel werden wir durch die Kraft wirken, die das Gebet uns verſchaffte. Setzet nun noch dieſes hinzu, daß wir nicht allein wirken, daß unſer himmliſcher Vater auch mit wirkt, daß er ſtets geſchäfftig iſt, das Wohl ſeiner Kinder zu befördern, daß er ihre redlichen Bemühungen ſegnet, und bey ſeiner weitläuftigen Regierung doch nicht vergißt, für das Beſte einzelner Perſonen, beſonders derer, die ihn lieben und ſeinen Willen thun, Sorge zu tragen: ſo werdet ihr noch mehr von des Gebets groſſer Kraft überzeuget werden, und begreifen, daß unſer Erlöſer nicht zu viel verſprach, da er ſagte: **So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, ſo wird er es euch geben. Alles, was ihr bittet, in eurem Gebete, glaubet nur, daß ihrs empfahen werdet: ſo wirds euch werden.**

Beſchluß.

Ihr ſehet alſo, m. L., daß das Gebet unſern Geiſt eben ſo ſtärke und nähre, wie die Speiſen den Körper, daß uns jenes ſo nothwendig ſey, als dieſe. Vergeſſet ihr nun wohl jemals Speiſe zu nehmen? Gewiß nicht. So vergeſſet doch auch nie, euch täglich Gott zu nähern, und euch Rechtſchaffenheit, Freudigkeit, Muth und Unerſchrokkenheit zu erbitten, euern Geiſt dadurch zu ſeinem Tagewerke, zu ſeiner Veredelung, zur Erduldung und Wegräumung der Leiden, die euch bevorſtehen, zu ſtärken: dann werdet ihr gewiß ganz andere Menſchen werden. Dann werdet ihr weit mehr Ruhe, Freudigkeit, Kraft, Muth genießen, als bisher, werdet weit mehr ausrichten, werdet eine Widerwärtigkeit nach der andern überwinden, immer mehr Vertrauen zu Gott bekommen, und mit ihm bekannter werden. Ja dann werdet ihr auch immer mehr Liebe und Hochachtung bekommen gegen Jeſum, der uns die große Kunſt lehrete, unſerm Geiſte täglich neue Kraft zu verſchaffen, indem er uns zum Gebete Anweiſung gab! Amen.

Fünf und dreyßigſte Predigt.

Am Himmelfahrtfeſte.

Erweck' mich, Herr, durch deine Gnade,
Zum ſteten Ernſt der Beſſerung,
Und leite mich auf ſicherm Pfade
Des Glaubens und der Heiligung.
Gott meines Heils ſey ewig mein,
Und laß mich ſtets dein eigen ſeyn! Amen.

Wenn wir verſtändiger und beſſer werden, m. L.: ſo werden wir auch ruhiger und zufriedner, ſtiften mehr Gutes, und alles um uns herum wird beſſer; die Menſchen, mit welchen wir verbunden ſind, werden beſſer, unſere Arbeiten gelingen uns beſſer, und unſer ganzer Zuſtand verbeſſert ſich. Daher ermahnet uns unſer Erlöſer ſo oft: thut Buße! oder beſſert euch! Und bey allem, was wir thun, ſollte billig unſer beſtändiges Beſtreben gerichtet ſeyn, auf unſere Beſſerung.

Da dieſe aber etwas ſchwer iſt, und eine ſtete Aufmerkſamkeit auf unſere Gedanken, Worte und Handlungen erfordert: ſo gehen die Menſchen immer ſehr ungern dran, und beobachten lieber auf das pünktlichſte die beſchwerlichſten Ceremonien und Gebräuche, in der Meynung, daß ſie damit ihre eigene Beſſerung erſetzen könnten.

Daher finden wir, daß die Phariſäer ſehr gewiſſenhaft ihre Hände wuſchen, und ihre Schüſſeln reinigten, aber an die Reinigung ihres Herzens gar nicht dachten. Daher bemerken wir bey allen Religionen eine Menge Gebräuche, und einen großen Eifer, ſie zu beobachten.

Unſer Erlöſer, der die Herzen der Menſchen gar wohl kannte, verordnete daher denen, die ſeine Religion annahmen, faſt gar keine Ceremonien; nur die Taufe und das Abendmahl ſetzte er für ſie ein, damit ſie doch etwas hätten, womit ſich ihre Sinne beſchäfftigen könnten.

Aber auch dieſes beydes wird oft von den Chriſten gemißbrauchet. Ganz gegen die Abſichten Jeſu ſetzen ſie ihr Vertrauen darauf, und meynen, wenn ſie dieſe Gebräuche nur beobachteten: ſo könnte dadurch der Mangel an eigner Beſſerung leicht erſetzt werden.

Es iſt daher ſehr nöthig, von Zeit zu Zeit die Chriſten zu unterrichten, was unſer Erlöſer, bey Verordnung dieſer Gebräuche, eigentlich zur Abſicht gehabt habe.

Itzo will ich dieß in Anſehung der Taufe thun! Gott gebe, daß durch dieſe Betrachtung viel Gutes geſtiftet werden möge. Amen!

Text.

Matth. 28. 19, 20.

Gehet hin und lehret alle Völker, und taufet ſie im Namen des Vaters, und des Sohnes und des heiligen Geiſtes; und lehret ſie alles halten, was ich euch befohlen habe.

Evangelium.

Marc. 16. 14 — 20.

Hauptſatz.

Von der Schädlichkeit eines blinden und abergläubiſchen Vertrauens auf die Taufe.

1. Von dem blinden und abergläubiſchen Vertrauen auf die Taufe.
2. Von ſeiner Schädlichkeit.

Erſter Theil.

Ein blindes und abergläubiſches Vertrauen auf die Taufe hat man alsdann, wenn man von derſelben mehr erwartet, als Jeſus, der Stifter der Taufe, uns davon verſprochen hat. Was hat er uns denn aber davon verſprochen? Wenn wir dieß recht deutlich ſehen wollen: ſo müſſen wir die Worte nachleſen, mit welchen er ſeinen Jüngern die Vollmacht ertheilte, die Menſchen zu taufen.

Da ſagt er nun in der einen Stelle: **Lehret** (oder machet zu meinen Schülern) **alle Völker, und taufet ſie** (dadurch, daß ihr ſie taufet) **im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes; und lehret ſie zu halten alles, was ich euch befohlen habe.**

Hier ſagt ja Jeſus ausdrücklich, daß durch die Taufe die Menſchen nur ſeine Schüler werden, nur in ſeine Gemeine aufgenommen werden, und ein Recht bekommen ſollten, in ſeiner Lehre unterrichtet zu werden. Es war nun einmal ſo gewöhnlich, daß die Aufnahme in eine Gemeine mit gewiſſen Ceremonien und Feyerlichkeiten geſchahe. Wer z. E. ein Jude werden wollte, der mußte ſich beſchneiden laſſen. Da nun Jeſus die

Natur des Menſchen ſehr gut kannte, und gar wohl wußte, daß er bey Ausübung der Religion immer gern etwas haben will, das er mit den Augen ſehen kann: ſo verordnete er, daß diejenigen, die ſich unter die Zahl ſeiner Schüler oder Jünger wollten aufnehmen laſſen, ſollten getaufet werden. Nach ſeiner Verheiſſung wirkt alſo die Taufe weiter gar nichts, als daß ſie uns der chriſtlichen Gemeine einverleibt, und uns ein Recht giebt, die Lehre Jeſu zu hören.

Jeſus hat uns alſo gar nicht verheiſſen, daß die Taufe uns beſſern und Gott angenehm machen ſolle. Wäre dieſes, warum ſetzte er denn hinzu: **lehret ſie halten, alles, was ich euch befohlen habe?** Warum will er denn, daß die Getauften ſollen unterrichtet werden, wenn die Taufe ſchon eine Kraft hat, die Menſchen zu beſſern?

In der andern Stelle ſagt Jeſus: **Wer da glaubt und getauft wird, der wird ſelig werden, wer aber nicht glaubt, der wird verdammet werden.**

Schreibt er alſo wohl der Taufe die Kraft zu, die Menſchen ſelig zu machen? Keinesweges, ſondern dem Glauben, oder der Annehmung und Befolgung ſeiner Lehre. Denn wer ſelig werden will, der muß nicht nur getauft ſeyn, ſondern auch glauben; und wer nicht glaubt, die Lehre Jeſu nicht annimmt, nicht befolgt, der wird verdammt, d. i. er wird in Zeit und Ewigkeit unglücklich, er mag getauft ſeyn oder nicht.

Zwar finden wir einige Stellen in der Bibel, wo das Gegentheil ſcheint gelehret zu werden; aber wenn ihr ſie nur recht verſtehet: ſo werdet ihr bald einſehen, daß ſie eben nichts anders ſagen, als was unſer Erlöſer in jenen deutlichen Stellen geſagt hat. Paulus ſpricht z. E., daß uns Gott gereinigt habe, durch das Waſſerbad im Wort *). Was iſt denn nun das Waſſerbad im Wort? Nicht die Taufe, ſondern das Wort Gottes, welches uns Jeſus gelehret hat, und das hier mit einem Waſſerbade verglichen wird.

Ihr ſeht alſo, daß die Taufe weiter gar keine Kraft habe, als in die Gemeine Jeſu aufzunehmen, damit wir durch Unterricht un Erziehung zu guten Menſchen gebildet werden ſollen. Zweifelt ihr noch hieran: ſo ſehet doch, ich bitte euch! auf das Verhalten eurer Kinder, die doch alle getauft ſind! Iſts nicht wahr, ſie ſind gar nicht ſo, wie ihr wünſchet, daß ſie ſeyn ſollen? Wenn ihr ſie ohne Unterricht, ohne gute Erziehung aufwachſen ließet: würden ſie nicht ſehr böſe Menſchen werden? Daraus ſehet ihr ja ganz deutlich, daß die Taufe uns nicht umändere, nicht beſſere, und daß die Getauften gut unterrichtet und erzogen werden müſſen, wenn ſie gebeſſert werden ſollen.

Es iſt alſo Aberglaube, wenn man von der Taufe die Meynung hat, daß ſie uns zu guten Menſchen machen werde, wenn wir uns nicht ſelbſt bemühen,

---

*) Eph. 6, 26.

bemühen, die Lehren des Evangeliums zu befolgen; es iſt Aberglaube, daß ſie uns von Sünden reinige, wenn wir uns nicht ſelbſt bemühen, unſere Sünden abzulegen, und, wie Paulus ſagt, täglich aufzuſtehen, und in einem neuen Leben zu wandeln. Endlich iſt es Aberglaube, wenn man erwartet, daß Gott um der Taufe willen uns unſere Sünden vergeben, und ewig ſelig machen werde. Wozu nützten denn alle die Ermahnungen, die uns Jeſus und ſeine Apoſtel gegeben haben, täglich an uns zu beſſern, den alten Menſchen mit ſeinen Werken aus, und den neuen anzuziehen, oder unſere vorige böſe Geſinnung immer mehr abzulegen; immer wachſam zu ſeyn, und mit Furcht und Zittern zu ſchaffen, daß wir ſelig werden, wenn die Taufe, die wir erlangt haben, ſchon die Kraft hätte, uns gut, Gott angenehm, und ewig ſelig zu machen?

Zweyter Theil.

Jeder Aberglaube iſt gewiſſermaßen ſchädlich, aber der Aberglaube in Anſehung der Taufe iſt es vorzüglich. Er ſchwächt den Eifer beſſer zu werden, iſt der Menſchenliebe nachtheilig, und vielmals auch der Zufriedenheit.

Um beſſer zu werden, muß man wirklich es ſich ſehr ſauer werden laſſen, muß auf ſeine Gedanken, Worte, Handlungen aufmerkſam ſeyn, muß ſeine heftigſten Begierden zähmen, und das thun, wozu man oft gar keine Luſt hat. Das wißt ihr, denen es ein Ernſt iſt, beſſer zu werden, alle aus Erfahrung. Wenn man nun aber ſo viel Vertrauen auf die Taufe ſetzt, wenn man in der irrigen Meynung ſteht, daß man dadurch von neuem gebohren, von ſeinen Sünden gereinigt ſey, ein Erbrecht zum Himmel erhalten habe, wird man dann wohl den ſo mühſamen Weg, zu ſeinem Heil zu gelangen, betreten, wenn man auf ſo einem leichten Wege dazu gelangen zu können glaubt? machen ſich diejenigen nicht ſehr unglücklich, die, um geſund zu ſeyn, ſich weder der Mäßigkeit, noch der Keuſchheit, noch der Arbeitſamkeit befleißigen, noch ihren Körper abzuhärten ſuchen, ſondern von einer gewiſſen Arzeney erwarten, daß ihnen dieſelbe, bey allen Ausſchweiſungen, bey aller Unordnung, bey aller Weichlichkeit, ihre Geſundheit erhalten werde? Werden ſie nicht ſiech und elend werden? So gehts denn auch denen, die ihr Heil bloß von der Taufe erwarten; ſie werden immer nicht beſſer, und gerathen auf die größten Ausſchweifungen und Thorheiten. Wir bedauern die Juden, wenn wir von ihnen leſen, daß ſie ſich viel darauf einbildeten, daß ſie Abrahams Saamen oder Nachkommen wären, und in dem Wahne ſtünden, daß ſie, bey allen ihren Untugenden, doch das geliebte Volk Gottes wären; handeln diejenigen aber vernünftiger, die auf ihre Taufe ſtolz ſind, und dadurch Vorrechte glauben erhalten zu haben, welche nur das Theil derjenigen ſind, welche vorſichtiglich wandeln, und ihr Hauptbeſtreben auf ihre Beſſerung gerichtet ſeyn laſſen?

Dieſer Aberglaube iſt auch der Menſchenliebe nachtheilig. Wenn die Taufe uns ein Vorrecht auf Gottes Liebe giebt, und uns zu beſſern Menſchen macht, was ſoll man von denen halten, die nicht getauft ſind, von den vielen Völkern, welche ſich weigern, ſich und ihre Kinder taufen zu laſſen? Wird man ſie nicht als verworfene, Gott mißfällige Perſonen betrachten? Wird man wohl große Neigung haben, ihr Beſtes zu ſuchen, ihnen zu helfen und beyzuſtehen, von welchen man glaubt, daß ſie Gott verabſcheue? Ihr wißt ja aus der Bibel, wie lieblos ſich immer die Juden gegen andere Nationen betrugen; wie ſie jeden Unbeſchnittenen verabſcheueten, haſſeten, und ihn als einen unwürdigen, von Gott verworfenen Menſchen betrachteten.

Dieſe Härte und Liebloſigkeit iſt ganz gegen den Sinn Jeſu, der allen, ohne Unterſchied der Religion, ſo gern half, der uns die Liebe gegen alle Menſchen ſo herzlich empfahl, und dabey uns auf das Exempel ſeines himmliſchen Vaters verwieß, der alle Menſchen mit Sonnenſchein und Regen erfreuet. Wird man aber wohl dieſe chriſtliche Menſchenliebe ausüben können, wenn man nur die Getauften für auserwählte, Gott gefällige Menſchen hält?

Ach leider zeigt auch die Erfahrung noch immer Beyſpiele ſolcher Liebloſigkeit. Wir haben unter uns keine Ungetauften, als die Juden. Aber ach! wie oft müſſen dieſe über die Liebloſigkeit der Chriſten ſeufzen! Wie viele Härte und Ungerechtigkeit erlaubt man ſich gegen ſie, und glaubt dabey nichts Böſes zu thun, weil dieſe doch ungetaufet wären.

Wie oft höret man Exempel von Gemeinen, die es ſchlechterdings nicht zugeben wollen, daß ein jüdiſcher Leichnam auf ihrem Begräbnißplatze beerdigt werde. Und warum denn nicht? Deßwegen, weil ihn ſeine Eltern in der Kindheit nicht mit dem Waſſer der Taufe haben beſprengen laſſen.

Welche unchriſtliche Liebloſigkeit! Wie ſehr wird dadurch das Chriſtenthum entehret, und der Name Jeſu verläſtert! Handelten denn die alten Juden nicht eben ſo gegen die Unbeſchnittenen, wie ſolche Chriſten gegen die Ungetauften handeln? Und wozu nützt uns das Chriſtenthum, wenn es uns nicht weiſer und beſſer macht, als diejenigen, die es nicht annehmen?

Endlich iſt dieſer Aberglaube der menſchlichen Zufriedenheit höchſt nachtheilig. Wenn man nun einmal in der Meynung ſteht, daß die Taufe eine ſo große Kraft habe, den Menſchen umzuändern, und Gott angenehm zu machen: was ſoll man von den Kindern halten, welche der Tod übereilt, ehe die Taufe an ihnen vollzogen werden konnte? Muß man nicht beſorgen, daß ſie ungereinigt, in einem Gott mißfälligen Zuſtande von der Welt gegangen, und des Genuſſes einer höhern Seligkeit unfähig ſind? Und muß dieſe Beſorgniß der Eltern ſie nicht äußerſt traurig und ängſtlich machen.

Ja überlegt ſelbſt, ob wohl mit einem ſolchen Aberglauben ein herzliches Vertrauen zu Gott, ohne welches keine wahre, dauerhafte Zufriedenheit ſtatt finden kann, beſtehen könne. Was für Zutrauen kann ich zur Weisheit und der Güte des himmliſchen Vaters haben, wenn ich von ihm die Meynung hege, daß er ſeine Liebe nicht vorzüglich den Redlichen und Guten, ſondern denen ſchenke, die in ſeinem Namen mit Waſſer beſprengt worden, und daß er Millionen Menſchen, unter denen ſich gewiß auch viele gute und redliche befinden, verabſcheue, beſtrafe, verdamme, bloß deßwegen, weil ſie nicht mit Taufwaſſer beſprengt wurden.

Aus allem dieſen ſeht ihr ein, daß dieſe abergläubiſche Meynung von der Taufe ganz und gar die Abſichten Jeſu an den Menſchen vereitele, ſie zum Guten träge mache, die Menſchenliebe ſchwäche, die Zufriedenheit ſtöre, und zu Vorſtellungen von Gott verleite, mit welchen kein herzliches Vertrauen beſtehen kann. Wie ſchädlich iſt alſo dieſer Aberglaube!

Beſchluß.

Nur noch zwey Erinnerungen habe ich hinzu zu ſetzen.

Erſtlich hütet euch nun ja, daß ihr nicht auf einen andern Abweg verfallet, und die Taufe geringſchätzet, oder verächtlich davon ſprechet. Sie bleibt immer eine wichtige Handlung, da wir durch dieſelbe in die Gemeine der Chriſten aufgenommen werden, da ſie von Jeſu verordnet und eingeſetzt iſt. Muß ſie nicht euch deßwegen ehrwürdig ſeyn? würdet ihr, wenn ihr dieſelbe verachten wolltet, es nicht eurer eignen Unbeſonnenheit zuſchreiben müſſen, wenn ihr dadurch das Zutrauen eurer Nebenmenſchen verlöhret, und euch Vorwürfe und Verfolgungen zuzöget?

Zweytens laßt die Taufe euch vielmehr ermuntern, den Endzweck zu erreichen, zu welchem ſie euch ertheilt wurde. Sie erinnere euch an die ſo nöthige Reinigung der Seele, daß ihr eure Fehler immer mehr abzulegen, immer mehr an euch zu beſſern ſucht, und ſo in einem neuen Leben wandelt. Sie erinnere euch, daß ihr Chriſtum angezogen habt, daß ihr durch die Taufe zum Unterricht in ſeiner Lehre, zur Annehmung derſelben eingeweihet wurdet. Je vortreflicher nun dieſe Lehre iſt, deſto ſorgfältiger ſucht ſie euch bekannt zu machen, deſto ernſtlicher bemüht euch, ſie zu befolgen: dann erſt wird die Taufe euch Nutzen ſchaffen.

Gott der Wahrheit! lehre uns thun nach deinem Wohlgefallen, dein guter Geiſt führe uns auf ebner Bahn. Amen!

Sechs und dreyßigſte Predigt.

Am Sonntage Exaudi.

Laß, Vater! deinen guten Geiſt
Mich allezeit regieren,
Daß ich zu dem, was Unrecht heißt,
Mich laſſe nie verführen,
Der Sünde Reizung widerſteh,
Und ſtets auf deinen Willen ſeh,
Darnach allein zu handeln! Amen!

Die Menſchen haben vom Anfange der Welt her die Gewohnheit gehabt, Gott zu verehren. Wann ſie über alle das Gute nachdachten, das ſie von ihm erhielten: ſo fühlten ſie auch ein Verlangen, ihm ihre Dankbarkeit zu beweiſen, und ihre Bereitwilligkeit ihm, als ihrem gütigen Herrn zu dienen, auszudrücken. Hatten ſie daher eine reiche Ernte gehabt; waren ihre Heerden geſegnet worden: ſo pflegten ſie einen Theil davon an einen Ort, welcher der Gottheit geweihet war, zu legen und zu verbrennen, und glaubten ſo Gott mit einem Theile ihrer Güter beſchenkt zu haben, wie wir hiervon ſchon ein Exempel in der Geſchichte der Söhne Adams finden *). Da in der Folge die Menſchen mehrere Künſte erlernten: ſo brachten ſie auch mehrere Kunſt in ihren Gottesdienſt. Sie erbauten Tempel, er-

rich-

---

*) 1 B. Moſ. 4. 3, 4.

richteten Altäre, weiheten Prieſter, und erfanden eine Menge gottesdienſtlicher Ceremonien.

So wie nun ein Vater mit Vergnügen die kleinen Geſchenke annimmt, welche ihm ſeine Kinder machen, ob ſie gleich wenig Werth haben; ſo wie er mit Wohlgefallen den Feyerlichkeiten zuſieht, welche ſie an ſeinem Geburtstage anſtellen, ob auch gleich manches daran zu tadeln iſt: weil ſie doch hierdurch ihre herzliche Liebe und Dankbarkeit ausdrücken: ſo gefielen auch ohnſtreitig dem Vater aller Menſchen die verſchiedenen Anſtalten, welche die alten Völker trafen, um ihm ihre Ehrfurcht und Dankbarkeit auszudrücken: wenn ſie auch gleich mehrentheils nicht gut gewählt waren.

So wie nun aber ein Vater mit Recht verlangt, daß ſeine erwachſenen Kinder ihm ihre Dankbarkeit noch auf andere Art, als durch Geſchenke und Feyerlichkeiten, bezeigen: ſo iſts gewiß auch des himmliſchen Vaters Wille, daß wir, da wir beſſere Einſichten als diejenigen Menſchen haben, die in den ältern Zeiten lebten, auch auf eine vollkommenere Art ihm unſere Verehrung und Dankbarkeit ausdrücken.

Wie dieß geſchehen müſſe, will ich itzo zeigen. Gott leite meine Gedanken, damit durch das, was ich rede, er geehret und unſere Liebe und Vertrauen zu ihm geſtärkt werden möge!

Text.

Kol. 3. 16. 17.

Laſſet das Wort Chriſti unter euch reichlich wohnen in aller Weisheit; lehret und vermahnet euch ſelbſt mit Pſalmen und Lobgeſängen, und geiſtlichen, lieblichen Liedern: und ſinget dem Herren in eurem Herzen. Und alles, was ihr thut, mit Worten oder mit Werken, das thut alles in dem Namen des Herrn Jeſu, und danket Gott und dem Vater durch ihn.

Evangelium.

Joh. 15, 26. — 16, 4.

Hauptſatz.

Ueber den Gottesdienſt.

1. Den falſchen.
2. Den wahren.

Erſter Theil.

• Wenn ich ſage, daß ich vom falſchen Gottesdienſte handeln will: ſo dürft ihr nicht glauben, als wenn ich die Ceremonien gewiſſer Religionsparthenen beſchreiben, und euch zeigen würde, daß ſie falſch und dem Willen Gottes nicht gemäß wären. Wie könnte ich dieß! auch derjenige, der in vielen Punkten ſeines Glaubens ſich irret, wenn er die Ceremonien, die ihm ſeine Religion vorſchreibe, in der Abſicht verrichtet, daß er dadurch ſeine Liebe und Dankbarkeit gegen ſeinen unſichtbaren Wohlthäter ausdrücken, und ſein Vertrauen zu ihm, ſeine Frömmigkeit dadurch bey ſich und andern nähren will, verehret Gott auf eine ihm wohlgefällige Art; hingegen kann es Gott wohl nicht gefallen, wenn ein anderer Ceremonien verrichtet, die an ſich beſſer gewählet ſind, ohne daß ſein Herz daran Antheil nimmt. Welches iſt denn wohl beſſer, ein Thier ſchlachten, und auf dem Altare Gott zum Opfer bringen, oder des Herrn Abendmahl halten? ihr ſagt ohne Zweifel das letztere. Gleichwohl iſts gewiß, daß mancher, der ehedem in redlichen Abſichten dem Herrn ein Stück ſeiner Heerde ſchlachtete, ihm angenehmer geweſen ſey, als itzo viele, die mit unordentlichem, ungebeſſertem Herzen des Herrn Abendmahl genießen.

Als Noah dem Herrn ein Brandopfer brachte: ſo heißt es: **der Herr roch den lieblichen Geruch** *), oder das Opfer war ihm angenehm. Sollten wohl die Lieder, die oft in unſern Kirchen, ohne Andacht, abgeſungen werden, das Abendmahl, welches mit ungebeſſertem Herzen genoſſen wird, ihm eben ſo angenehm ſeyn? dieß glaubt ihr gewiß nicht.

Bey dem Gottesdienſte kommt es überhaupt nicht ſowohl auf die Art und Beſchaffenheit der Ceremonien an, welche man verrichtet, als vielmehr auf die Beſchaffenheit des Herzens, mit dem ſie verrichtet werden. **Ein Menſch ſiehet, was vor Augen iſt; der Herr aber ſiehet das Herz an** **).

Es iſt daher ſchon dieß ganz falſch, wenn man glaubt, nur die Art des Gottesdienſtes, zu welcher man von Jugend auf gewöhnet iſt, ſey Gott angenehm, und die Verehrung anderer Religionspartheyen ſey ihm mißfällig. Dadurch ent-

---

*) 1. B. Moſ. 8. 21. **) 1 Sam. 16, 7.

entſteht eben der irrige Wahn, als wenn Gott, nicht der Vater aller Menſchen, ſondern nur der Gott eines gewiſſen Volks ſey; ſo wie die Juden ehemals glaubten, er ſey nur ihr Gott. Dadurch wird eben der ſchreckliche Religionshaß genährt, welcher die Glieder anderer Religionspartheyen verfolgt, und ein gutes Werk zu thun glaubt, wenn er ihre Tempel zerſtört. Dieſer irrige Wahn brachte eben die alten Juden dahin, daß ſie die Verehrer Jeſu haſſeten, verfolgten, tödeten, weil ſie Gott anders verehreten, als es bey den Juden gebräuchlich war, und daß ſie dabey immer glaubten: **ſie thäten Gott einen Dienſt daran.**

Es giebt vorzüglich dreyerley Irrthümer, vor welchen man ſich bey dem Gottesdienſte oder bey der Verehrung Gottes hüten muß.

1. Die Meynung, als wenn Gott nur an gewiſſen Oertern zugegen ſey, und daſelbſt könne verehret werden. Dem Jakob war es zu verzeihen, wenn er glaubte, daß Gott vorzüglich an dieſem Orte wohne, wo er auf ſeiner Reiſe geruhet hatte, und wenn er ſich deßwegen entſchloß, ihm daſelbſt ein Haus zu bauen *); aber wir, die wir einen beſſern Unterricht genoſſen haben, müſſen billig dieſer Meynung uns ſchämen. Es iſt zwar gut und löblich, gewiſſe Plätze vorzüglich der Verehrung Gottes zu weihen, damit mehrere Menſchen daſelbſt zuſammen kommen, den gemeinſchaftlichen Vater gemeinſchaftlich verehren,

und

---

*) 1 B. Moſ. 28. 6 — 22.

und ſich ſo zum Guten ermuntern können; aber deßwegen darf man nicht glauben, als wenn die Verehrung Gottes allein auf ſolche Plätze müßte eingeſchränkt werden. Wo Gott iſt, da kann er auch verehret, da kann ihm auch gedienet werden. Iſt er nun nicht allenthalben zugegen? wandeln wir nicht ſtets vor ſeinen Augen? iſt daher nicht jeder Platz geſchickt dazu, ihm ſeine Liebe und Dankbarkeit auszudrücken?

2. Iſt es ein Irrthum, wenn man glaubt, daß die Gottesverehrung nur auf eine gewiſſe Zeit eingeſchränkt werden könne; daß es genug ſey, wenn man täglich einigemal ſein Gebet verrichte, wöchentlich einigemal die Kirche beſuche, und jährlich einigemal des Herrn Abendmahl genieße. Wer dieſe Meynung hat, der betrachtet den Gottesdienſt wirklich als einen Frohndienſt, den man auch nur zu gewiſſen Zeiten leiſtet, und die übrige Zeit für ſich, für die Beförderung ſeines Vortheils und ſeines Vergnügens lebt.

Wenn es uns wirklich ein Ernſt iſt, Gott zu dienen: ſo müſſen wir ihm dienen, wie ein gutes Kind dem Vater zu dienen pflegt. Läßt es dieſes wohl dabey bewenden, daß es täglich ein paarmal kommt, um dem Vater ſeine Achtung zu bezeugen? Nein! es bemüht ſich vielmehr, in allem ſeinen Thun und Laſſen dem Vater gefällig zu werden. Deßwegen ermahnet uns der Apoſtel, daß alles, was wir thun, mit Worten und mit Werken, im Namen oder nach dem Willen Jeſu geſchehen, und ſo Gott gepreiſet werden müſſe.

3. Iſt es ein Irrthum, wenn man glaubt, daß der Gottesdienſt ſelbſt in Verrichtung gottesdienſtlicher Handlungen beſtehe; daß man Gott gedient habe, wenn man ſein Gebet verrichtet, ein Lied geſungen, eine Predigt gehöret, das Abendmahl genoſſen, oder ſonſt etwas gethan hat, welches von der Kirche, zu welcher man ſich bekennet, vorgeſchrieben wird; wenn man Gott wie einen ſtolzen Menſchen betrachtet, der ſeine Freude darinne ſucht, wenn ſeine Untergebene ſich bisweilen vor ihm beugen, und ihm zu Ehren Feyerlichkeiten anſtellen. Nein da Gott nicht ſieht auf das, was vor Augen iſt, da er das Herz anſieht: ſo haben die äußerlichen Ceremonien in ſeinen Augen eigentlich gar keinen Werth, ſondern blos die Anbetung und Verehrung des Herzens. Daher ſagt der Apoſtel, daß wir dem Herrn **in unſerm Herzen ſingen ſollen.** Gebete alſo, die verrichtet werden, ohne daß die Seele daran Theil nimmt, Lieder, die man abſingt, ohne Andacht, die Predigt, bey welcher man zugegen iſt, ohne darauf zu merken, das Abendmahl, welches man genießt, ohne an die Abſicht deſſelben zu denken, können Gott gar nicht angenehm ſeyn, müſſen ihm mißfallen, wie einem Vater die äußerliche Ehrerbietung, die ein Kind ihm erzeiget, von welchem er weiß, daß es keine redliche Liebe zu ihm habe.

Alle gottesdienſtlichen Handlungen haben zur Abſicht, daß wir durch Verrichtung derſelben uns zum Guten ſtärken ſollen; wir ſollen, nach der Erinnerung des Apoſtels, einander durch Pſalmen und Lieder ermahnen; ſie ſind gleichſam Nahrung für den Geiſt, dadurch dieſer ſoll geſtärkt werden, den Willen Gottes zu thun. Wenn man alſo glaubt, daß dieſe gottesdienſtlichen Handlungen, an ſich betrachtet, den Gottesdienſt ausmachten: ſo irrt man ſich eben ſo, wie ein Kind, welches in dem Wahne ſteht, es habe ſich ſchon dem Vater gefällig gemacht, wenn es täglich, zu gewiſſen Zeiten, durch den Genuß der Mahlzeiten ſeine Kräfte ſtärkt.

Solcher Irrthum müſſe ferne von uns allen ſeyn!

Zweyter Theil.

Wenn unſer Herz nur redlich iſt: ſo ſagt es uns gewiß ſelbſt, was wir eigentlich zu thun haben, wenn wir Gott auf eine, ihm wohlgefällige, Art dienen wollen. Wie dient denn ein gutes Kind dem Vater? iſts nicht wahr, dadurch, daß es ſich beſtrebt, immer verſtändiger und beſſer zu werden, ſeine Fehler abzulegen, und ſich die Einſichten, Geſchicklichkeiten und Tugenden, zu erwerben, die es haben muß, wenn es einſt an den Arbeiten des Vaters Theil nehmen, und ſeiner Geſchwiſter Wohl befördern will? So dienen oder verehren wir auch Gott, wenn wir unſere Beſſerung zu unſerm Hauptgeſchäffte machen, und bemühen uns, an Seele und Leib vollkommner zu werden, und das Wohl der Kinder unſers Vaters, ſo viel wir können, zu befördern ſuchen. Sagt uns unſer Herz nicht, daß dieß die rechte Art ſey, Gott zu verehren? Sehen wir denn nicht ſelbſt ein, daß es eines ſo weiſen und guten Va-

Vaters, wie unſer Gott iſt, Wille ſeyn müſſe, daß ſeine Kinder immer vollkommner, ihm immer ähnlicher werden ſollen? daß ſie wie Brüder bey einander einträchtig wohnen, und einander beyſtehen und nützlich werden ſollen.

Und die Lehre Jeſu, die immer ſo genau mit der Stimme eines reinen redlichen Herzens übereintrifft, ſagt uns dieß noch weit deutlicher: wiſſet ihr nicht, ſagt Paulus, daß ihr Gottes Tempel ſeyd, und der Geiſt Gottes in euch wohne [*])? Denkt nur einmal darüber nach, wie viel dieß ſagen will: wir ſind Gottes Tempel, der Geiſt Gottes wohnet in uns, und ihr werdet bald eine ganz andere Meynung von dem Gottesdienſte bekommen, als die Menſchen gewöhnlich haben. Wir ſelbſt ſind ja wirklich Gottes Tempel, denn er wird in uns verehret; unſer Gebet, unſer Dank, ſind gleichſam die Opfer, die wir ihm täglich darbringen. Der Geiſt Gottes wohnet in uns: denn wenn es uns ein Ernſt iſt, nach ſeinem Willen Gutes zu thun: ſo wirkt er durch uns; ſo ſind wir die Werkzeuge, durch welche er ungemein viel Gutes in der Welt zu Stande bringt. Aber was folgt denn nun daraus? Ehe wir noch darauf denken, zur Ehre Gottes einen Tempel von Holz und Steinen errichten zu laſſen; ehe wir noch zur Verzierung der Kirchen und Altäre einen Aufwand machen: ſo müſſen wir vor allen Dingen uns ſelbſt, als Tempel Gottes, immer vollkommner zu machen ſuchen; wir dürfen unſern Gottesdienſt nicht ſpa-

---

*) 1 Kor. 3, 16.

ren, bis wir zu dem Hauſe kommen, das ſeiner Anbetung gewidmet iſt; ſondern täglich an ihn und ſeine Gegenwart denken, und es nie vergeſſen, daß wir unter ſeiner Aufſicht wandeln; dem Eifer, nach ſeinem Willen recht viel Gutes zu thun, durch Gebet und Nachdenken, täglich Nahrung geben; in unſern Handlungen uns nicht durch unſere Begierden leiten laſſen, ſondern in jedem Falle überlegen, was wohl das Beſte, vor Gott das Angenehmſte ſey; über unſere ſinnlichen Begierden uns immer mehr Herrſchafft zu erwerben ſuchen; unter allen Reizungen und Verführungen den guten Vorſätzen, die wir gefaßt haben, treu bleiben; unſern Leib durch Mäßigkeit, Keuſchheit, Arbeitſamkeit und Abhärtung immer im Stande zu erhalten uns bemühn, unſern Willen zu thun und Geſchäffte zu übernehmen, die mit Mühe und Beſchwerde verbunden ſind. Dieß iſt ein wahrer, Gott gefälliger Gottesdienſt. Dadurch werden wir ſeine guten, wohlgeratheten Kinder, die dem Vater Ehre machen, durch die er ſeinen Willen in ſeinem Reiche in dieſer und der künftigen Welt ausrichten kann. Und wenn einſt alle Tempel, welche die menſchliche Kunſt erbauete, in ihren Trümmern liegen: dann ſtehn wir noch und preiſen den, der uns werden ließ, und ſind in der Geſellſchafft ſeiner Kinder für das Gute thätig. Es iſt daher eine ſehr wichtige Erinnerung, die uns Paulus giebt: **preiſet Gott an euerm Leibe und in euerm Geiſte, welche ſind Gottes** *).

---

*) 1 Kor. 6, 20.

Wenn wir ferner das viele Gute recht erwägen, was wir von Gott empfangen haben, und noch täglich erhalten: ſo entſteht gewiß in uns ein herzliches Verlangen, ihm unſere Dankbarkeit zu beweiſen, und ihm von dem, was er uns ſchenkte, etwas wieder zu geben. Daher treffen wir, wie ich ſchon geſagt habe, auch bey den unwiſſendſten Völkern die Gewohnheit an, von ihren Gütern einen Theil Gott zu weihen und zu opfern. Es war dieß auch eine Verehrung Gottes, die in gewiſſen Fällen ihm angenehm war. Allein das Chriſtenthum zeigt uns einen weit ſchicklichern Weg, unſer Verlangen, Gott unſerm Wohlthäter etwas zu opfern, zu befriedigen. Denn eigentlich können wir ja Gott gar nichts geben, da er bereits alles ſchon hat. Die Lehre Jeſu lehrt uns aber Gott, als einen Vater aller Menſchen, kennen, ſie zeigt uns, daß alle Menſchen ſeine Kinder, unſere Brüder ſind. Können wir alſo wohl Gott beſſer dienen, als wenn wir das Wohl ſeiner Kinder zu befördern ſuchen? Deßwegen iſt dieß ein vorzügliches Stück des wahren, gottgefälligen Gottesdienſtes, daß wir es uns recht ernſtlich angelegen ſeyn laſſen, ſo viel wir können, allen Menſchen nützlich zu werden, daß wit alles, was wir thun, mit Worten oder mit Werken, das alles thun im Namen, oder nach dem Willen, des Herrn Jeſu, des großen Menſchenfreundes, der ſein ganzes Leben hindurch arbeitete, um den Menſchen mehr Ruhe, Zufriedenheit und Glückſeligkeit zu verſchaffen.

Wer auf dieſe Art Gott verehret, deſſen ganzes Leben wird endlich ein Gottesdienſt. In ſeiner Werkſtatt, bey Bearbeitung ſeines Ackers, dienet er ihm, indem er nicht bloß arbeitet, um Geld zu erwerben, ſondern vorzüglich um den Kindern Gottes nützlich zu werden, und ihnen durch ſeine Geſchäffte Nahrung, Kleidung und andere Dinge zu verſchaffen, die ihnen nöthig und nützlich ſind; unter ſeinen Hausgenoſſen dienet er Gott, indem er durch ſein Exempel, ſeine Aufſicht und Wachſamkeit, ſeinen Unterricht, ſie zu recht guten, redlichen, ordentlichen und fleißigen Menſchen zu machen ſucht. Hat er Gelegenheit etwas Gutes zu ſtiften, durch Verbreitung guter Bücher, durch Verbeſſerung der Schulen, durch Errichtung guter Anſtalten, durch ſeine eigenen Geſpräche, die Menſchen verſtändiger zu machen, und ihnen Liebe zu dem, was gut und recht iſt, beyzubringen: ſo thut er es mit Vergnügen; nie verſagt er ſeine Hülfe dem Unglücklichen, wenn er ihm zu helfen im Stande iſt; den Betrübten und Traurigen richtet er auf, mit dem Troſte, der ihn ſelbſt in trüben Stunden ſtärkete; und ſegnet ihn Gott mit Ueberfluſſe: ſo wendet er ihn nicht an, zur Schwelgerey, zur Pracht, ſondern opfert willig einen Theil davon ſeinem unſichtbaren Wohlthäter auf, indem er dadurch ſeine dürftigen Kinder unterſtützt.

Sehet dieß iſt ein wahrer Gottesdienſt. Daher ſagt auch Jacobus: **ein reiner und unbefleckter Gottesdienſt, vor Gott dem Vater,** iſt der, die Waiſen und Wittwen in ihrem Trübſale beſuchen, und ſich von der Welt unbefleckt behalten *).

Beſchluß.

Ihr begreift daraus leicht, m. L., wie vortreflich dieſe Art des Gottesdienſtes ſey.

Wer ſeine Gottesverehrung bloß in Gebet und Geſang, Beſuchung der Kirche und Beobachtung der Ceremonien, die von der Kirche vorgeſchrieben ſind, ſetzt, und in der Meynung ſteht, daß er in der übrigen Zeit leben könne, wie er wolle, was für unrichtige, verkehrte Vorſtellungen muß ſich dieſer von Gott machen! ſeiner Meynung nach iſt er ein ungerechter Herr, der ſich durch Gebet und Geſang, Bücken, Knien und Geſchenke gleichſam beſtechen läßt, daß er ſeinen Unterthanen nachſieht, und ihnen erlaubt zu thun, was ſie wollen. Ein ſolcher Gottesdienſt hat auf das Leben der Menſchen gar keinen Einfluß, ſie werden dadurch weder verſtändiger noch beſſer gemacht. Daher finden wir auch, daß Leute, die bloß durch Gebet, Geſang und Ceremonien, dem Höchſten zu dienen ſuchen, ſo ſehr verſchieden auch ihre Ceremonien ſeyn mögen, in ihrem Lebenswandel doch einander gleich ſind; ſie mögen Chriſten oder Juden, Heyden oder Türken, getauft oder nicht getauft ſeyn, alle darinne übereinkommen, daß ſie nach ihren Lüſten leben; geizig, ungerecht, lieblos, unzüchtig, unmäßig ſind, ſo wie die Lüſte ihres Herzens es verlangen. Ein ſel-

---

*) Jak. 1, 27.

ſolcher Gottesdienſt verſchlimmert die Menſchen noch mehr. Vielleicht würden ſie aus Furcht vor Strafe manches Böſe unterlaſſen; was ſoll ſie aber davon abhalten, wenn ſie in der Meynung ſtehen, daß ſie durch Gebet und Beobachtung der äußerlichen Ceremonien Gott verſöhnen, und ſich bey ihm Vergebung auswirken können? Daher finden wir bisweilen, daß Leute, die am mehreſten beten und ſingen, am öfterſten in der Kirche und dem Beichtſtuhle ſich ſehen laſſen, die mehreſten Geſchenke an die Kirchen machen, in ihrem Lebenswandel die unweiſeſten, liebloſeſten Menſchen ſind; ihre Kinder ſchlecht erziehen, ihr Geſinde hart behandeln; die Wittwe, den Waiſen, den Elenden, die bey ihnen Hülfe ſuchen, ohne Unterſtützung laſſen, und durch Wucher und Ungerechtigkeit den Schweiß der Armen an ſich ziehen, und bey alle dem noch diejenigen haſſen und verfolgen, die nicht alles glauben, was ſie glauben, und Gott anders als ſie verehren; ja daß ſie glauben Gott einen Dienſt zu thun, wenn ſie recht grauſam gegen diejenigen ſind, die ſich zu einer Religion bekennen, die von der ihrigen verſchieden iſt. Denkt doch an die Phariſäer! wer war in Beobachtung der Ceremonien gewiſſenhafter, wer in Beſuchung des öffentlichen Gottesdienſtes pünktlicher, wer war aber auch liebloſer und ungerechter, wer in Verfolgung der Chriſten grauſamer als ſie. Dieß waren eben die Leute, von welchen unſer Erlöſer ſagte: daß ſie ſeine Jünger töden und glauben würden, ſie thäten Gott einen Dienſt daran.

Ein ſolcher Gottesdienſt muß auch dem heiligen und barmherzigen Gott höchſt mißfällig ſeyn. Daher ſagt der Prophet Amos ſchon, der doch von Jeſu noch nicht war unterrichtet worden, daß Gott den Feyertagen ſolcher Menſchen gram ſey, daß er nicht riechen möge in ihre Verſammlung; daß Gott an ihren Opfern keinen Gefallen habe; daß ſie nur das Geplerre ihrer Lieder wegthun ſollten *).

Dienen wir aber Gott ſo, wie uns Jeſus Anweiſung gegeben hat, daß wir in Worten und Werken allezeit ſeinen Willen zu vollbringen ſuchen: ſo dienen wir eigentlich uns ſelbſt. Jedes Gebet, jede Ceremonie, die wir mit Theilnehmung unſers Herzens verrichten, nährt unſere Liebe und Dankbarkeit gegen Gott, macht uns ruhiger und zufriedner. Das beſtändige Andenken an Gott bewahret uns vor Ausſchweifungen, ſtärkt den Eifer gut zu ſeyn, beruhigt uns in jeder trüben Stunde. Das lebenslange Beſtreben, immer mehr Herrſchafft über unſere Lüſte zu bekommen, die Gewohnheit alles mit Ueberlegung zu thun, die vernünftige Pflege unſers Körpers, dieß alles macht, daß wir von Tage zu Tage mehr Werth in Gottes, in aller rechtſchaffnen Menſchen, ja in unſern eigenen Augen bekommen; wir werden weiſer, ſtärker, thätiger, freudiger, Gott, unſerm Vater, immer ähnlicher. Alle unſere Arbeiten bekommen einen größern Werth, wenn wir ſie in der Abſicht verrichten,

---

*) Am. 5. 21 — 23.

daß wir damit den Menſchen, unſers himmliſchen Vaters Kinder, nützen wollen; ja es kann nicht fehlen, bey einem ſolchen Wandel wird viel Gutes durch uns geſtiftet werden. Und was für eine Freude iſt es, ſich bewußt zu ſeyn, daß man Gutes geſtiftet habe!

Wer ſo Gott zu verehren ſucht, wird auch nie verfolgen oder kränken diejenigen, die zu einer andern Religion ſich bekennen. Mögen auch die Meynungen, die ihnen in der Jugend beygebracht wurden, noch ſo irrig, mögen ihre gottesdienſtlichen Ceremonien noch ſo übel gewählt ſeyn: dennoch ſind ſie Gottes Kinder, dennoch können ſie Gott gut verehren, wenn ſie ihm zu gefallen, ſich zu beſſern, der Menſchen Wohl zu befördern ſuchen. Wie kann denn nun der, der den Vorſatz hat, ſo viel er kann, allen Kindern Gottes, nützlich zu werden, gegen einige derſelben, die nicht glauben, was er glaubt, lieblos ſeyn?

Ja wenn wir Gott ſo verehren, ſo bereiten wir uns auch zu, zu dem künftigen Leben, das anfangen wird, wann wir unſern Leib abgelegt haben. Dann werden wir würdig gefunden werden, unſern Vater, vor deſſen Augen wir hier wandelten, näher kennen zu lernen, und wichtigere Geſchäffte für das Beſte ſeines Reichs zu übernehmen.

O Gott! laß deine Güt und Liebe
Mir immerdar vor Augen ſeyn:
Sie ſtärk in mir die guten Triebe
Mein ganzes Leben dir zu weihn!
Sie tröſte mich in Noth und Schmerzen,
Sie leite mich zur Zeit des Glücks;
Ja ſie beſiege, im bangen Herzen,
Die Furcht des letzten Augenblicks! Amen!

Sieben und dreyßigſte Predigt.

Am Pfingſtfeſte.

Erhalt uns, Gott! der Wahrheit treu,
Mach uns von Sünd und Irrthum frey;
Dein Geiſt treib uns zum Guten an,
Und leit uns auf der Tugend Bahn!
Bis wir dereinſt im hellern Licht,
Von Angeſicht zu Angeſicht,
Dich ſchaun, und in des Himmels Höhn
Durch dich auch uns verherrlicht ſehn. Amen!

Der heutige Tag iſt ein Tag des Danks für eine der größten Wohlthaten, die Gott den Menſchen erzeiget, daß nämlich die menſchlichen Seelen einer beſondern Leitung ſeines Geiſtes genießen, dadurch ſie vor groben Verirrungen bewahret, auf dem rechten Wege erhalten, zu edeln Thaten ermuntert, in Widerwärtigkeiten beruhigt, und zu dem Genuß der reinſten Glückſeligkeit geführt werden. Dieſe Wohlthat iſt gewiß ungemein wichtig. Aber eben ſo wichtig iſts auch, ſich richtige Begriffe davon zu machen: weil die falſchen Vorſtellungen von den Führungen des heil. Geiſtes ſchon unbeſchreiblich viel Unheil in der Welt angerichtet haben. Wie oft iſts geſchehen, daß die Menſchen die Wirkungen ihrer erhitzten, zerrütteten Einbildungskraft, die Aengſtlichkeit, die aus verdorbenem Magen, ſtockendem Blute und ſchwachen Nerven entſtunden, für Wirkungen des heiligen Geiſtes hielten, und die Thorheiten und Schandthaten, auf welche ſie geriethen, damit zu entſchuldigen ſuchten, daß ſie vom heiligen Geiſte wären eingegeben worden.

Es iſt alſo wohl zweckmäßig, wenn ich heute zu erklären ſuche, was denn eigentlich Führungen des heiligen Geiſtes ſind. Es muß euch dieß ungemein wichtig ſeyn, damit ihr doch wiſſet, wem ihr künftig folgen ſollet und nicht etwa irgend etwas für den Geiſt Gottes haltet, was es doch nicht iſt, und dadurch auf Irrwege verleitet werdet, die in Gram und Verzweiflung ſich endigen.

Der Geiſt Gottes leite mich ſelbſt bey dieſer Betrachtung und laſſe euch die Wahrheit hören! und gebe, daß ihr dieſe Wahrheit faſſen möget! und mache euch ſtark, ſie zu befolgen. Amen!

Text.

Röm. 8. 14.

Evangelium.

Joh. 14. 23—31.

Hauptſatz.

Von der großen Glückſeligkeit derer, die den Führungen des Geiſtes Gottes folgen.

1. Was Führungen des Geiſtes Gottes ſind.
2. Was dazu gehöre, wenn man ihnen folgen will.
3. Wie groß die Glückſeligkeit derer ſey, die ihnen folgen.

Erſter Theil.

Es wäre etwas ganz Unnöthiges und Ueberflüſſiges, wenn ich lange über die Natur des Geiſtes Gottes reden wollte. Die Erkenntniß derſelben iſt unſere Sache ganz und gar nicht, und derjenige, der dieſe Natur ausführlich beſchreiben wollte, wäre in ſo großer Gefahr, ſich zu verirren, als ein anderer, der von der Natur der Bewohner eines entfernten Planeten zu reden ſich unterfienge. Unſer Erlöſer ſagt ja ſelbſt: **du höreſt das Sauſen des Windes wohl, aber du weißt nicht von wannen er kömmt und wohin er fähret. Alſo iſt ein jeglicher, der aus dem Geiſte gebohren iſt.***) Er will uns damit lehren, daß wir vom Geiſte Gottes nichts kennen, als ſeine Wirkungen.

Dieſe ſind allenthalben ſichtbar. Der Geiſt Gottes iſt allenthalben geſchäftig und thätig, um alles das, was er gemacht hat, zu veredeln und vollkommner zu machen, und behandelt ein jedes ſeiner Werke ſeiner Natur gemäß. Lebloſe Dinge treibt er durch äußerlichen Druck, die Wolken durch den Sturm, die Pflanzen durch Wärme und Feuchtigkeit; die lebendigen Geſchöpfe, die blos thieriſch ſind, durch ihre Triebe. Hunger, Durſt und andere Begierden, treiben die Thiere, daß ſie das thun müſſen, was zum allgemeinen Beſten nöthig iſt. Menſchen, die noch nicht hinlänglich ſich ausgebildet haben, treibt er durch ihre Einbildungskraft. Daher finden wir, daß in den Zeiten des alten Teſtaments die Menſchen durch Träume und Entzückungen zu gewiſſen Entſchlieſſungen beſtimmt wurden. Menſchen hingegen, die mehr ausgebildet ſind, die ihre Geiſteskräfte mehr veredelt haben, führt er durch die edelſte Kraft durch — den Verſtand. Daher wird dieſe Kraft in der Bibel oft der Geiſt genannt, und dem Fleiſche, den ſinnlichen Begierden entgegen geſetzt. Wenn z. E. geſagt wird: **das Fleiſch gelüſtet wider den Geiſt, und der Geiſt wider das Fleiſch:***) ſo ſoll dieß wohl nicht anders heißen, als der Verſtand und die Begierden ſind gegen einander in beſtändigem Widerſpruch.

---

*) Joh. 3. 8

Was ſind alſo die Führungen des Geiſtes Gottes? Es ſind die Erinnerungen, die er uns durch unſern Verſtand giebt, was wir in jedem Falle zu thun und zu laſſen haben. Dieſe Erinnerungen ſind ſehr vernehmlich, ſo daß ein guter Menſch, der entſchloſſen iſt, nach ſeinen beſten Einſichten zu handeln, in den mehreſten Fällen ſo gewiß weiß, was er zu thun, oder zu laſſen habe, als wenn es ihm Gott ſelbſt geſagt hätte.

Die Wege, auf welchen uns der Geiſt Gottes dieſe Erinnerungen ertheilen läßt, ſind ſo mannichfaltig, daß ſie unmöglich alle angeführt werden können? Hat wohl je ein Menſch alle die Mittel beſchreiben und aufzählen können, deren ſich die Vorſehung bedient, um eine Pflanze zu nähren und zur Vollkommenheit zu bringen? Eben ſo wenig iſt man vermögend, alle die Mittel

---

*) Gal. 5, 17.

tel zu nennen, deren ſich der Geiſt Gottes bedient, um unſern Verſtand zu belehren.

Das gewöhnlichſte iſt der Unterricht, den wir bald mündlich, bald ſchriftlich bekommen. Das Kind, der Jüngling, wenn ſie ſich mit ihren Eltern und Lehrern unterhalten, bekommen ſehr deutliche und vernehmliche Winke, welchen Weg ſie zu gehen haben. Gute Eltern und Lehrer unterhalten ſich bald mit dieſem bald mit jenem ihrer Kinder über verſchiedene, ihnen wichtige, Angelegenheiten, und ertheilen ihnen Rath nach ihren beſten Einſichten. Das ſind nun ſehr verſtändliche Winke, die den Kindern den Weg angeben, den ſie zu wandeln haben. Sie bekommen ferner Bücher zu leſen, unter denen die Bibel das erſte und vornehmſte iſt, die ſie in Thätigkeit ſezzen, die ſie anſpornen, ihre Kräfte anzuwenden. Die ganze Natur iſt für ſie belehrend. Das Unkraut das in ihren Gärten wächſt, ermuntert ſie zum Fleiße, der Anblick eines Menſchen, der durch die Zügelloſigkeit ſeiner Lüſte ſich elend machte, warnt ſie vor dem Wege, den er gegangen iſt. Bisweilen treffen ſie ſonderbare Schickſale, die ſie zum Nachdenken bringen. Der Verluſt einer Sache, die ihnen lieb war, lehrt ſie die Vergänglichkeit des Sichtbaren, das Gelingen einer guten Handlung nährt ihren Eifer für das Gute.

Wer darauf merkt, der kommt gewiß zu der Ueberzeugung, daß er unter einer beſondern Führung des Geiſtes Gottes ſtehe; der weiß, wie vielmal er Ermunterungen zum Guten, zur Anſtrengung zu edeln Handlungen erhielt, wie vielmal er in trüben Stunden aufgeheitert wurde, und die vernehmlichſten Warnungen erhielt, wenn er im Begriff war, ſich zu verirren.

Herr lehre uns doch allezeit thun nach deinem Wohlgefallen, dein guter Geiſt führe uns auf ebner Bahn.

Zweyter Theil.

Es iſt nicht genug, daß man einen guten Wegweiſer hat, ſondern man muß ihm auch Folge leiſten. Wenn alſo des göttlichen Geiſtes Führungen uns nützlich ſeyn ſollen: ſo muß man ſich auch von ihm leiten laſſen. Dazu gehört Aufmerkſamkeit auf ſeine Winke, und Folgſamkeit gegen dieſelben.

Iſt der Verſtand gleichſam der Sinn, durch welchen wir die Winke des göttlichen Geiſtes vernehmen: ſo folgt hieraus von ſelbſt, daß man denſelben ſchärfen, üben und in beſtändiger Thätigkeit zu erhalten ſuchen müſſe. Und dieß geſchieht durch Nachdenken über uns, unſere Handlungen und die Dinge, die um uns ſind. Des Nachdenkenden erſtes Geſchäft an jedem Tage ſeines Lebens iſt Ueberlegung, welche Geſchäffte, welche Vergnügungen er wählen, wie er beydes ordnen, wie er ſeine Stunden anwenden, wie er ſich bey bevorſtehenden Verſuchungen verhalten will. Bey jedem Geſchäffte, das er verrichten muß, denkt er nach, wie er es am beſten, am vollkommenſten verrichten will. Er denkt nach über alles was er lieſt und höret, und prüft in wie fern es wahr oder unwahr ſey, in wie fern er es für ſich benutzen könne, ſo wie der Apoſtel ſagt: **prüfet alles, und das Gute behaltet.**[*]) Er denkt nach über die Schickſale die ihn treffen, angenehme und unangenehme, bemüht ſich den Grund davon zu finden, und ſucht ihn vorzüglich in ſich ſelbſt. Es begegnet ihm z. E. etwas Widriges, ſo unterſucht er allemal, wodurch haſt du dir denn dieß zugezogen? und nicht nur über ſeine eigenen Schickſale, ſondern auch über diejenigen, die andere treffen, über die merkwürdigen Begebenheiten, die ſich unter andern Nationen zutragen, über gewöhnliche und ungewöhnliche Erſcheinungen in der Natur, ſtellt er Ueberlegungen an. So wie nun ein Menſch, der immer in die Ferne ſieht, ein ſo ſcharfes Geſicht bekommt, daß er eine Menge Sachen bemerken und von einander unterſcheiden kann, die von weniger geübten Augen nicht geſehen werden. So vernimmt auch ein ſo geübter Verſtand des göttlichen Geiſtes Winke weit leichter, als ein anderer, der unthätig iſt, und gedankenlos durch die Eindrücke, die er von auſſen her bekommt, ſich umhertreiben läßt.

Wir würden, auch bey dem beſten Wegweiſer, in großer Gefahr uns befinden, wenn wir nur bisweilen die Augen aufthun und hernach wieder verſchließen wollten, und wir würden uns gar oft verirren, wenn wir nur bisweilen nachdenken wollten. Nein die Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt, welche

---

*) 1 Theſ. 5, 21.

vielmal er Ermunterungen zum Guten, zur Anſtrengung zu edeln Handlungen erhielt, wie vielmal er in trüben Stunden aufgeheitert wurde, und die vernehmlichſten Warnungen erhielt, wenn er im Begriff war, ſich zu verirren.

Herr lehre uns doch allezeit thun nach deinem Wohlgefallen, dein guter Geiſt führe uns auf ebner Bahn.

Zweyter Theil.

Es iſt nicht genug, daß man einen guten Wegweiſer hat, ſondern man muß ihm auch Folge leiſten. Wenn alſo des göttlichen Geiſtes Führungen uns nützlich ſeyn ſollen: ſo muß man ſich auch von ihm leiten laſſen. Dazu gehört Aufmerkſamkeit auf ſeine Winke, und Folgſamkeit gegen dieſelben.

Iſt der Verſtand gleichſam der Sinn, durch welchen wir die Winke des göttlichen Geiſtes vernehmen: ſo folgt hieraus von ſelbſt, daß man denſelben ſchärfen, üben und in beſtändiger Thätigkeit zu erhalten ſuchen müſſe. Und dieß geſchieht durch Nachdenken über uns, unſere Handlungen und die Dinge, die um uns ſind. Des Nachdenkenden erſtes Geſchäft an jedem Tage ſeines Lebens iſt Ueberlegung, welche Geſchäffte, welche Vergnügungen er wählen, wie er beydes ordnen, wie er ſeine Stunden anwenden, wie er ſich bey bevorſtehenden Verſuchungen verhalten will. Bey jedem Geſchäffte, das er verrichten muß, denkt er nach, wie er es am beſten, am vollkommenſten verrichten will. Er denkt nach über alles was er lieſt und höret, und prüft in wie fern es wahr oder unwahr ſey, in wie fern er es für ſich benutzen könne, ſo wie der Apoſtel ſagt: **prüfet alles, und das Gute behaltet.***) Er denkt nach über die Schickſale die ihn treffen, angenehme und unangenehme, bemüht ſich den Grund davon zu finden, und ſucht ihn vorzüglich in ſich ſelbſt. Es begegnet ihm z. E. etwas Widriges, ſo unterſucht er allemal, wodurch haſt du dir denn dieß zugezogen? und nicht nur über ſeine eigenen Schickſale, ſondern auch über diejenigen, die andere treffen, über die merkwürdigen Begebenheiten, die ſich unter andern Nationen zutragen, über gewöhnliche und ungewöhnliche Erſcheinungen in der Natur, ſtellt er Ueberlegungen an. So wie nun ein Menſch, der immer in die Ferne ſieht, ein ſo ſcharfes Geſicht bekommt, daß er eine Menge Sachen bemerken und von einander unterſcheiden kann, die von weniger geübten Augen nicht geſehen werden. So vernimmt auch ein ſo geübter Verſtand des göttlichen Geiſtes Winke weit leichter, als ein anderer, der unthätig iſt, und gedankenlos durch die Eindrücke, die er von auſſen her bekommt, ſich umhertreiben läßt.

Wir würden, auch bey dem beſten Wegweiſer, in groſſer Gefahr uns befinden, wenn wir nur bisweilen die Augen aufthun und hernach wieder verſchließen wollten, und wir würden uns gar oft verirren, wenn wir nur **bisweilen** nachdenken wollten. Nein die Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt,

---

*) 1 Theſ. 5, 21.

welche in der Bibel die **geiſtliche Wachſamkeit** genannt wird, darf uns nie ganz verlaſſen. Auch in den größten Zerſtreuungen und Vergnügungen dürfen wir uns nicht ſo fortreiſſen laſſen, daß wir uns ſelbſt vergeſſen.

So wenig eine ununterbrochne Heiterkeit des Himmels zu erwarten und zu wünſchen iſt, eben ſo wenig dürfen wir hoffen, daß unſer Verſtand immer gleich helle ſeyn werde. Nein, er hat ſeine Verdunkelungen auch bey dem beſten Menſchen. Jeſus ſagte ſelbſt einmal: **meine Seele iſt betrübt bis in den Tod,**[*] und ergrimmte zuweilen, wenn er Proben von der Verſtockung der Menſchen ſahe. Wann die Begierden ſtark gereizt werden, daß große Traurigkeit, Zorn, Sinnlichkeit ſich bey uns regen: dann befinden wir uns gemeiniglich in einem Zuſtande, der mit einem wolkichten neblichten Himmel viele Aehnlichkeit hat. Wolken und Nebel entziehen unſern Augen die Sonne, und heftige Leidenſchaften hemmen den Verſtand in ſeinen Wirkungen. Aber ſo wie doch die Sonne, auch wenn wir ſie nicht ſehen, immer da iſt, immer ſcheint, immer auf uns wirkt, ſo ruht ein geübter Verſtand, auch bey den heftigſten Stürmen der Begierden, nie ganz. Er fühlt wenigſtens die Gefahr, in der er ſich befindet, iſt deſto behutſamer und hütet ſich wenigſtens, daß er nicht eher eine Entſchließung faſſe, bis ſeine aufbrauſenden Begierden beruhigt ſind.

---

[*] Matth. 26, 38.

Sollen uns aber die Winke des göttlichen Geiſtes etwas helfen: ſo iſts nicht genug ſie zu vernehmen, ſondern — wir müſſen ſie auch befolgen. Dieß iſt das wichtigſte aber auch das ſchwerſte. Wenn alle Menſchen ſo handelten, wie ſie wollen, o dann würde ungemein mehr Gutes geſtiftet werden. Aber hier fehlt es immer. Wir ſehen das Gute ein, wir entſchließen uns es zu thun: aber — wenn es zur Ausführung kommt, dann ziehen wir uns gern zurück. Bald hält uns der Körper und ſeine Trägheit auf, bald eingewurzelte Unarten. Einmal ſtimmt uns eine heftige Begierde um, ein andermal ein Vorfall, den wir nicht vermutheten. Niemand wird es ſo weit bringen, daß er über alles dieſes vollkommne Herrſchaft bekäme; daß der Körper uns ganz unterthänig würde; daß bey allen Stürmen der Begierden, und Schwierigkeiten von auſſen her, wir uns in unſerm ruhigen Gange nicht irre machen ließen. Aber unſer Beſtreben muß es doch ſeyn, dahin zu kommen, aller Verdroſſenheit, Begierden, Hinderniſſe ungeachtet, das zu thun, was wir nach unſern beſten Einſichten für Recht halten. Daher ſagt Jeſus: **ſo ihr ſolches wiſſet, ſelig ſeyd ihr ſo ihrs thut.**[*)]

Dritter Theil.

Wohl uns! wenn wir den Geiſt Gottes uns leiten laſſen: denn welche der Geiſt Gottes treibt, die ſind Gottes Kinder. Dieß iſt, mit wenigen Worten ſehr viel und eben ſo wahr geſagt. Denn je

---

[*)] Joh. 13, 17.

je aufgeklärter und thätiger und wirkſamer unſer Verſtand wird, deſto mehr wird es ſichtbar, daß wir göttlicher Natur, über alles Sichtbare weit erhaben, daß wir, wie die Schrift ſagt, **aus Gott gebohren** ſind. Güte, Freyheit, Unveränderlichkeit, Macht und Seligkeit, dieſe Eigenſchaften, die wir an Gott bewundern, ſind auch an uns zu bemerken.

Güte, ein Beſtreben, ſo viel als möglich, allen Menſchen nützlich zu werden und vorzüglich deren Heil zu beſorgen, mit denen man in näherer Verbindung ſteht. So wie Gott aller ſeiner Werke ſich erbarmet, ſo beſorgt auch derjenige, der nach ſeinen beſten Einſichten handelt, das Beſte derer, auf die er wirken kann. Denn ein wirklich aufgeklärter Verſtand und Güte ſind faſt allemal mit einander verbunden, ſo wie Tücke, Bosheit, Pflichtvergeſſenheit immer Wirkungen des Unverſtandes ſind. Iſt unter allen möglichen Vergnügungen das Vergnügen des Wohlthuns nicht das größte? Wird es alſo ein wirklich heller Verſtand nicht ſuchen?

Je länger und ernſtlicher man ſich darinne übt, nach ſeinen Einſichten zu handeln, deſto mehr **Freyheit** bekommt man auch. Der Gedankenloſe hängt ganz von ſeinen Empfindungen ab. Jeder angenehme und unangenehme Eindruck der äußerlichen Dinge auf ſeine Sinne, jeder Reiz, jede Erſchütterung der Nerven, beſtimmen ſeine Handlungen. Der Verſtändige hingegen, bekommt immer mehr Vermögen **zu thun, was** er will; ſich von dem Einfluſſe des Sichtbaren unabhängiger zu machen, und den Körper nebſt ſeinen Begierden zu beherrſchen.

Eben daher entſteht auch immer mehr **Unveränderlichkeit.** Wenn er einmal ſich etwas zu thun vorgenommen hat, ſo thut er es auch. Denn was ſoll ihn denn vermögen, ſeinen Vorſatz zu ändern? Schwierigkeiten, Hinderniſſe die eintreten? dieſe ſind ihm gewöhnlich ein Reiz ſeine Kräfte zu verdoppeln; oder weil er einſieht, daß er ſich geirret habe? dieß iſt der gewöhnliche Fall derer, die ohne Ueberlegung handeln. Weil dieſe ihre Unternehmungen *nicht* vorher von allen Seiten betrachten, ſo ändern ſich ihre Einſichten faſt alle Monate, und ſie verwerfen in dem einen Monate, was ſie in dem vorhergehenden mit größtem Eifer gewollt hatten. Wird das nicht weit ſeltener bey denen geſchehen, die erſt überlegen und hernach handeln? Wird die feſte Ueberzeugung, daß ſie Recht thun, daß ſie ſchlecht handeln würden, wenn ſie das Gegentheil thun wollten, ihnen nicht einen Muth, eine Entſchloſſenheit, und Beharrlichkeit verſchaffen, die Achtung und Bewunderung verdient?

Eben daher entſteht auch mehr **Macht**, daß ſolche Menſchen ungleich mehr leiſten und wirken können, als andere, die ſich durch ihre Begierden umhertreiben laſſen. So weit der Menſch über die Thiere des Feldes erhaben iſt: ſo weit ſtehn diejenigen, die nach dem Geiſte wandeln, über andere, die nach dem Fleiſche leben, oder ihren Begierden gehorchen. Ein Menſch, der ſich eine Fertigkeit erworben hat, immer die wirkſamſten und beſten Mittel zu wählen, um zu ſeinen Abſichten zu kommen, der ſie wirklich anwendet, und ſich in ſeinen Wirkungen nicht leicht ſtöhren läßt, der eben deßwegen zu Gott das Vertrauen haben kann, daß er ihn unterſtützen werde, was kann, was wird der nicht leiſten können! Dieß ſind ohne Zweifel die großen Thaten, die nach den Verheiſſungen Jeſu, diejenigen wirken ſollen, die den heiligen Geiſt empfangen haben.

Und hieraus entſpringt endlich die höchſte Glückſeligkeit, deren man in dieſem Prüfungsſtande fähig iſt. Machts Freude, um ſich herum ſchöne Gegenden zu ſehen: ſo muß das noch mehr Freude ſeyn, ſeine eigene Kraft und Stärke zu fühlen; machts Freude, zu ſehen das Gute, das da und dort durch andere geſtiftet wurde: ſo muß die Seligkeit noch weit höher ſeyn, Gutes zu ſehn, das man ſelbſt wirkte. Und wie kann denn dieß einem Menſchen fehlen, der durch Gottes Geiſt ſich treiben läßt, der ſein Vergnügen im Wohlthun ſucht? jene peinigenden Vorwürfe, die den martern, der gegen ſeine beſſern Einſichten zu handeln durch ſeine Begierden gedrungen wird, kennt er ſelten, fühlt vielmehr mehrentheils bey ſich das Zeugniß, daß er nach ſeinen Einſichten gehandelt habe; ein ſehr beruhigendes Zeugniß, das uns auch dann noch zufrieden ſtellen kann, wann wir uns bisweilen in unſern Einſichten irreten.

Be-

Beſchluß.

Seht hieraus m. L. zu welcher hohen Würde uns die Religion Jeſu erhebt, wenn wir uns erheben laſſen wollen. Wie ſie uns veredelt, und eben dadurch die Verſicherung giebt, daß wir für eine höhere Glückſeligkeit beſtimmt ſind, in welcher wir die Kräfte anwenden werden, die wir unter ihrer Leitung erhielten. Gott wolle uns alle zu dieſer hohen Seligkeit leiten!

Der Lebensweg, den ihr noch zu durchlaufen habt, iſt ein ſehr gefährlicher Weg, und wir ſehen täglich Beyſpiele von Unglücklichen, die ſich auf demſelben verirreten, und in unabſehbares Elend ſtürzten. Aber woher kam es? weil ſie nicht den Leitungen des göttlichen Geiſtes, ſondern ihren blinden Lüſten folgten.

Gott hat einem jeden von uns ſeinen Geiſt mitgetheilt; wer von Herzen geneigt iſt, ihm zu folgen, der wird zuverläſſig ſich nicht ſo verirren, daß er ohne Rettung verlohren wäre. Von den kurzen Verirrungen, denen er noch immer ausgeſetzt iſt, wird er bald zurück gebracht werden.

Wollt ihr nun der Leitung des göttlichen Geiſtes recht theilhaftig werden, ſo iſt dazu noch nöthig, Demuth, Einfalt des Herzens und Gebet.

Demuth — daß man beſcheiden von ſich und ſeinen Einſichten urtheile, und geneigt ſey, jede Belehrung anzunehmen, ſeine Einſichten immer mehr zu beſſern. Der Eigendünkel, die hohe Meynung, die man von ſeinen Einſichten hat, als wenn alles, was man bisher für wahr hielt, un-

untrüglich wahr ſey, iſt äußerſt verderblich, hemmt den Geiſt in ſeinen Fortſchritten, und macht ihn unfähig, die guten Winke zu vernehmen, die ihm von allen Seiten her gegeben werden. Je aufgeklärter der Verſtand iſt, deſto beſcheidener urtheilt er auch von ſich, deſto mehr Empfänglichkeit hat er für alles Gute, deſto leichter kann ihn der Geiſt in alle Wahrheit leiten.

Einfalt des Herzens iſt dazu ferner erforderlich; daß man geneigt iſt, jede beſſere Ueberzeugung anzunehmen, auch wenn ſie uns unangenehm iſt, wenn ſie ganz mit unſern bisherigen Meynungen und Gewohnheiten ſtreiten ſollte. Wo dieſe fehlt, übt man ſich um Gründe zu finden, womit man ſeine bisherige Art zu denken und zu handeln vertheidigt. Dieß iſt eine ſehr traurige Gewohnheit, wodurch man den Verſtand blendet, der Wahrheit den Zugang verſchließt, oder mit der Schrift zu reden, den Geiſt dämpfet. Wer dieſe Gewohnheit annimmt, reißt ſich gleichſam von Gottes Geiſte los.

Endlich iſt auch Gebet erforderlich. Gebet nach dem Sinne oder im Namen Jeſu Chriſti, wie ichs euch bey einer andern Gelegenheit erkläret habe. Jeſus hat ausdrücklich verſichert: daß der himmliſche Vater uns den heil. Geiſt gäbe, wenn wir ihn darum bäten,*) und daß dieß wahr ſey, weiß jeder aus Erfahrung, der nach dem Sinne Jeſu gebetet hat. Nie iſt mehr Licht im Verſtande, nie urtheilt er richtiger, nie fühlt er mehr Kraft Gutes zu wirken, nie mehr Freudigkeit, als im Gebet, wenn er ſich über alles Sichtbare erhebt, ſich der Gottheit nähert, und über ſeine Verbindung mit ihr und ſeine Beſtimmung nachdenkt.

---

*) Luc. 11, 13.

O möchte doch keiner unſerer Lebenstage angefangen werden, ohne uns dir, der Wahrheit Quelle, zu nähern! Möchte doch das Andenken an dich uns nie verlaſſen, auch unter den mannichfaltigſten Geſchäften und Zerſtreuungen, auch unter den Freuden dieſes Lebens nicht verlaſſen! damit wir deiner Leitung zu folgen, immer fähig wären. Amen!

Acht und dreyßigſte Predigt.

Am Trinitatisfeſte.

Die Kinder, deren wir uns freun,
Sind, allerhöchſter Vater! dein;
Sind deine beſte Gab', o Herr!
Bewahre ſie Allgütiger!
Hilf daß wir ernſtlich uns bemühn,
Sie dir zum Preiſe aufzuziehn;
Und daß uns unſer Fleiß gedeih,
So ſtehe uns mit Weisheit bey!

Wenn die Menſchen gebohren werden: ſo iſt zwiſchen ihnen und jungen Thieren wenig oder gar kein Unterſchied. Sie ſind ſo unwiſſend wie ſie, verſtehen eben ſo wenig, als dieſe, was man zu ihnen ſagt, können eben ſo wenig als dieſe nachdenken. Ja gewiſſe Thiere haben ſo gar vor ihnen Vorzüge. Das junge Lamm tritt ſchon am Tage ſeiner Geburt auf die Füße, ſucht und findet die Bruſt ſeiner Mutter, und folget ihr den andern Tag nach, wohin ſie gehet. Wie ſchwach, wie hülfsbedürftig iſt hingegen der junge Menſch! wie unvermögend ſeine erſte Nahrung zu ſuchen! wie viele Wochen verſtreichen, ehe er ſich von einem Orte zum andern bewegen kann! und wie viele Monathe, ehe er vermögend iſt, auf ſeine Füße zu treten. Ueberließe man nun ein ſolches Kind in den erſten Wochen ſeines Lebens ſich ſelbſt: ſo würde es bald wieder dahin ſterben: und wollte man in ſeinen erſten Lebenstagen die Hand von ihm abziehen: ſo würde es ohne Zweifel ſo unwiſſend, ſo unvernünftig, ſo wild, wie ein anderes Thier werden. Wirklich hat man auch in großen Wäldern bisweilen Kinder gefunden, die zwar den Menſchen ähnlich ſahen, aber ſo unwiſſend, unvernünftig, wie andere Thiere des Waldes waren. Und woher kam dieß? Daher, weil ſie in ihren erſten Lebensjahren von ihren Eltern wegkamen, und in der Geſellſchafft der Thiere aufwuchſen.

Wenn alſo aus Kindern vernünftige, gute Menſchen werden ſollen: ſo muß, nach unſerer Geburt, noch eine große Veränderung mit uns vorgehen; wir müſſen, wie die Schrift ſagt, von neuem gebohren, die mannigfaltigen Kräfte unſerer Seele, die in den erſten Tagen unſers Lebens gleichſam noch ſchlummern, müſſen geweckt und in Thätigkeit geſetzt werden.

Der Geiſt Gottes, der beym Entſtehen unſerer Erde geſchäftig war, und, wie die Schrift ſagt, über den Waſſern ſchwebte, der das Wachsthum jeder Pflanze, und die Ausbildung jedes Thieres befördert, iſt gewiß auch vorzüglich geſchäftig, eines ſeiner edelſten Werke, die menſchliche Seele, ſo zu leiten, daß ſie immer verſtändiger und vollkommner werde. Wie dieß zugehe, was er dabey thue, können wir aber ſo wenig erklären, als wir vermögend ſind, die Natur und den Urſprung des Windes und vieler anderer Begebenheiten, die ſich täglich um uns herum zutragen, zu erforſchen. Deſto ſorgfältiger müſſen wir zu erlernen ſuchen, was wir dabey zu thun haben, wenn unſere Kinder zu vernünftigen und guten Menſchen erzogen werden ſollen.

Ich will dazu das Meinige, in gegenwärtiger Betrachtung, beytragen. Der Geiſt der Weisheit leite dabey meine Gedanken, auf die beſten Mittel, dieſe gute Abſicht zu erreichen. Amen!

Text.

Matth. 6, 33.

Trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit.

Evangelium.

Joh. 3. 1 — 15.

Hauptſatz.

Was man zu thun habe, wenn man Kinder zu guten und vernünftigen Menſchen erziehen will.

1. **In Anſehung des Unterrichts.**
2. In Anſehung der Erziehung.

Erſter Theil.

Es gewiß Gottes Wille, daß alle Menſchen vernünftig und gut werden ſollen: denn wir ſollen ja am erſten trachten nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit, oder dahin, daß wir verſtändiger und beſſer werden. Es iſt alſo gewiß die erſte Pflicht aller, die eigene Kinder haben, oder denen die Fürſorge für dieſelben aufgetragen iſt, darauf zu ſehen, daß dieſe Abſicht des Schöpfers an ihnen erreichet werde.

Wie ſoll man dieß aber anfangen? Insgemein glaubt man, daß dieß ſehr ſchwer ſey, und viele Gelehrſamkeit dazu erfordert werde. Dieß kann aber doch nicht ſeyn. Da wir täglich ſehen, daß Gott auch armen und ungelehrten Leuten Kinder ſchenkt: ſo muß er doch auch wiſſen, daß es nicht ganz unmöglich ſey, ihnen den nöthigen Unterricht und die nöthige Erziehung zu geben. Merkt nur auf, auf das, was ich itzo ſagen will: ſo werdet ihr es gewiß einſehen, daß es ſo ſehr ſchwer nicht ſey, als ihr bisher vielleicht geglaubt habt.

Wenn das Kind unterrichtet werden ſoll: ſo iſt vor allen Dingen nöthig, daß es aufmerke. Ohne Aufmerkſamkeit iſt der beſte Unterricht umſonſt. Nun werdet ihr wahrnehmen, daß Kinder nicht ſehr aufmerken, wenn ihr ihnen den Katechismus oder ein ander Buch erklären wollt, und ihr könnt daraus ſehen, daß ihr mit ſolchen Büchern nicht den Anfang des Unterrichts machen dürft. Hingegen werdet ihr an allen Kindern bemerken, daß ſie ſehr aufmerkſam ſind, wann ſie ein Thier oder eine ſchöne Blume ſehen; ja ihr werdet oft die Beobachtung gemacht haben, daß, wenn ſie weinen, eigenſinnig und unwillig ſind, ſie ſich beruhigen, wenn ihr ihnen einen Vogel, oder eure Heerde zeigt. Da ſeht ihr ja mit euern eignen Augen, womit ihr den Unterricht anfangen müßt, wenn ihr die Kinder zur Aufmerkſamkeit gewöhnen wollt — ihr müßt ihnen die Werke Gottes, die mannigfaltigen Schönheiten in der Natur zeigen. Ihr habt die Natur allenthalben um euch, ihr ſehet ſo vielerley Thiere, Pflanzen, Blumen, Früchte um euch — alle dieſe könnt ihr dazu benutzen, eure Kinder damit zu unterrichten. Wenn ihr ihnen bald ein vierfüßiges Thier, bald einen Vogel, oder einen Fiſch, oder einen Wurm, oder ein Inſekt, ein andermal eine Pflanze, oder eine Blume, oder eine Frucht vorſtellet, und euch mit ihnen darüber unterredet, ſie dieſe Sachen genau betrachten laſſet, ihnen zeiget, wie ſie von einander unterſchieden ſind; was jedes für Theile habe; wozu jeder dieſer Theile nütze; wozu das Ganze nützlich ſey; wovon ſich jedes nähre u. ſ. w.: ſo werdet ihr bald davon gar großen Nutzen verſpüren. Die Kinder werden euch gerne hören, und euch wird dieſer Unterricht viele Freude machen. Wenn ſie zuvor ganz gedankenlos durch das Feld liefen, und auf nichts von alle dem, was um ſie war, achteten: ſo werden ſie nun auf alles, was um ſie iſt, merken, und ſich gar herzlich freuen, wenn ſie etwas wieder finden, was ihr ihnen gezeigt hattet. Das wird ihnen ihr Lebelang nützlich ſeyn, indem ſie dadurch gewöhnet werden, alles genau anzuſehen, und darüber nachzudenken. Sie werden ferner Liebe und Vertrauen zu Gott bekommen, wenn ſie aus ſeinen Werken ſehen, wie weiſe und gut er alles eingerichtet habe, wie das kleinſte Thier, die geringſte Pflanze, von ihm ſo ge-

gebildet iſt, daß jedes ſeine Nahrung ſuchen, und andern nützen kann; wie nichts in der Welt umſonſt da iſt, ſondern alles, auch das, was in unſern Augen oft verächtlich iſt, für das Ganze ſeinen großen Nutzen habe.

Glaubt ja nicht, als wenn dieſe Art des Unterrichts eine Neuerung ſey; ſie iſt ſo alt, als das menſchliche Geſchlecht. Wann Gott, nach der Erzählung der Schrift, unſerm Stammvater den erſten Unterricht ertheilte: ſo hielt er ihm keinen langen Vortrag, ſondern er ſetzte ihn in einen Garten, um die Gewächſe deſſelben zu betrachten *), und brachte zu ihm allerley Thiere auf dem Felde, und allerley Vögel unter dem Himmel, daß er ſähe, wie er ſie nennete **), oder er führete ſie ihm zu, damit er ſie genau betrachte, und ihnen Namen gebe, die für ſie die ſchicklichſten wären. Da Gott dem kleinmüthigen Hiob wieder Vertrauen einflößen wollte: worauf verwieß er ihn? auf die Natur ***). Und von unſerm Erlöſer wißt ihr ja ſchon, daß er ſeine Gleichniſſe immer aus der Natur, bald von einem Weinſtocke, bald von einem Feigenbaume, bald von einem Weizenacker hernahm; ja daß er die Menſchen ausdrücklich aufforderte, daß ſie die Blumen des Feldes und die Vögel unter dem Himmel anſehen, und aus dem, was Gott an ihnen thut, Vertrauen zu ihm lernen ſollten ****).

---

*) 1. B. Moſ. 28, 9. **) 1. B. Moſ. 2, 29.

) Hiob. 38. *) Matth. 6. 26 — 30.

Ferner werdet ihr an euern Kindern bemerken, daß ſie ſehr gerne zuhören, wenn ihr ihnen etwas erzählet. Dieſes Verlangen, Erzählungen zu hören, das ihnen der gute Schöpfer eingepflanzet hat, ſucht doch ja auch zu nützen. Wann eure Geſchäffte es erlauben: ſo macht euch und euern Kindern doch die Freude, daß ihr ſie um euch verſammelt, und ihnen etwas erzählet. So machte es ja unſer Erlöſer. Wann er ſeine Jünger oder andere Leute um ſich hatte, die gern etwas von ihm hören wollten: ſo ſetzte er ſich unter ſie, und erzählte ihnen etwas, bald von einem reichen Manne, bald vom barmherzigen Samariter, bald vom verlohrnen Sohne; deßwegen hörete ihn jedermann ſo gerne. Und eure Kinder werden euch auch gerne hören, wenn ihr hierinne unſerm Erlöſer ähnlich zu werden ſucht.

Freylich iſts nicht einerley, was ihr ihnen erzählet. Wenn ſie durch eure Erzählungen vernünftiger und beſſer werden ſollen: ſo müßt ihr ihnen lauter ſolche Geſchichten vortragen, in welchen eine gute Lehre verborgen liegt. So handelte Jeſus ebenfalls. Er erzählte nicht von Hexen und Geſpenſtern, oder andern Dingen, wodurch der Aberglaube genährt wird, auch nicht Geſchichten, welche keinen weitern Nutzen haben, als daß die Zeit dadurch verkürzet wird; ſondern lauter Geſchichten, welche eine gute Lehre enthalten, und machte dadurch ſeinen Zuhörern manches begreiflich, was ſie ſonſt nicht würden verſtanden haben. Wolltet ihr ſie z. E. zum Fleiſſe ermuntern: ſo könnet ihr ihnen die Geſchichte eines Kindes erzählen, das immer fleißig war und ſich dabey recht wohl befand; von ſeinen Eltern geliebt, von ſeinen Lehrern und allen, die es kannten, gelobt und hochgeſchätzt wurde; das durch ſeinen Fleiß immer klüger und geſchickter ward, und, da es groß wurde, nicht nur ſich und die Seinigen redlich nähren, ſondern auch den Armen viel Gutes thun konnte; da unterdeſſen ein anderes Kind, das ſich zum Müßiggange gewöhnt hatte, im Alter Noth leiden und verderben mußte. Es giebt ja Bücher genug, die dergleichen Erzählungen enthalten, die ihr leſen und euch aus denſelben einen guten Vorrath nützlicher Geſchichten ſammeln könnet*).

Ihr thut auch wohl, wenn ihr mit den Erzählungen bisweilen inne haltet, und einige Fragen aufwerfet, damit die Kinder ſie beantworten; und ihr daraus ſehen könnet, ob ſie euch recht verſtanden haben. So machte es ebenfalls Jeſus. Da er die Geſchichte vom barmherzigen Samariter erzählet hatte: ſo warf er die Frage auf: **wer iſt denn der Nächſte dem, der unter die Mörder gefallen war?** Geſetzt, ihr hättet z. E. eine Geſchichte von dem Verhalten eines fleißigen und eines unfleißigen Kindes erzählet: ſo könntet ihr die Frage aufwerfen: da ſie nun groß wurden, was wird wohl aus beyden geworden

---

*) Z. E. der Kinderfreund von Rochow, Campens Robinſon und Salzmanns moraliſches Elementarbuch.

den ſeyn? Ihr werdet alsdann die Freude haben, zu hören, daß eure Kinder, denen es ſo ſchwer wird, gut zu antworten, wenn ſie über Lehrbücher examinirt werden, euch faſt immer richtige Antworten geben. Wenn ihr z. E. die Geſchichte von einem fleißigen und faulen Kinde erzählet, und fraget: welches Kind werden nun die Eltern wohl am mehreſten geliebt haben? ſo wird gewiß keins antworten: das faule — alle werden ſagen: das fleißige; und ihr könnet daraus ſehen, daß die Kinder bey weiten ſo verderbt nicht ſind, als man oft glaubt.

Durch dergleichen Erzählungen und Fragen werden nun die Kinder immer verſtändiger und beſſer werden; ſie werden das Gute vom Böſen unterſcheiden lernen; ſie werden ſich gewöhnen, bey ihren Handlungen an die Folgen derſelben zu denken.

Sollen wir aber, werdet ihr fragen, unſere Kinder gar nicht aus der Bibel unterrichten? Allerdings muß dieſes geſchehen, nur muß man bey dem Unterrichte der Jugend mit der Bibel nicht den Anfang machen, weil dieſe für ihr Alter noch zu ſchwer iſt. Wenn Kinder erſt auf die Natur, auf die Werke Gottes, ſind aufmerkſam gemacht; wenn ſie durch lehrreiche Erzählungen ſind gewöhnet worden, das Gute zu lieben, das Böſe zu verabſcheuen: dann iſt es Zeit, ihnen die Wahrheiten der Religion aus der Bibel bekannt zu machen, und ihnen die vorzüglichſten Sprüche derſelben zu erklären, und ſie lernen zu laſſen. Freylich iſt es nicht zu leugnen, daß die Bibel in manchen Stellen ſchwer zu verſtehen ſey, und daß es nicht jedermanns Sache iſt, dieſelbe zu erklären; es iſt daher gut, daß Lehrer und Prediger verordnet ſind, ſich ganz vorzüglich mit Erklärung dieſes wichtigen Buchs zu beſchäfftigen. Da aber, wo gar kein Lehrer, oder kein guter Lehrer ſich befindet, können chriſtliche Eltern ſich doch auch helfen. Sie haben ja nicht nöthig, alle bibliſchen Sprüche ihren Kindern bekannt zu machen, ſie können ja nur diejenigen wählen, die ſie leicht verſtehen, die für ſie den mehreſten Troſt, die ſtärkſte Aufmunterung zum Guten enthalten, und ſich damit beruhigen, daß die dunkeln Stellen nicht für ſie geſchrieben ſind.

Wenn wir in einen Garten kämen, wo wir die Erlaubniß hätten, zu genießen, was wir wollten; wo eine Menge theils bekannter, theils unbekannter Früchte wüchſen, und niemand da wäre, der uns ſagen könnte, wozu die unbekannten Früchte nutzten: was würden wir thun? Wir würden die unbekannten ſtehen laſſen, und diejenigen genießen, von welchen wir wüßten, daß ſie für uns Nahrung und Erquickung enthielten. Dieſe würden zu unſerer Sättigung hinlänglich ſeyn; jene würden aber auch nicht unbenutzt bleiben, ſondern von denen genoſſen werden, die davon mehr Kenntniß als wir beſitzen.

Auf dieſe Art laſſet uns guten Saamen in die Herzen unſerer Kinder ausſäen; und wir werden gewiß das Vergnügen haben, wahrzunehmen, daß er hier und da keimt, Wurzel ſchlägt, wächſt, und herrliche Früchte trägt.

Zweyter Theil.

Durch dieſe Art des Unterrichts werden unſere Kinder gewiß ſo weit gebracht werden, daß ſie einſehen, was Gut oder was Böſe, was Recht und was Unrecht iſt; daß ſie lieben das, was Gut und Recht, und mißbilligen, was Böſe und Unrecht iſt. Werden ſie aber deßwegen verſtändige und gute Menſchen ſeyn? leider nicht. Wir wiſſen ja dieß aus eigener Erfahrung; wie oft wiſſen wir, was gut iſt, haben Luſt es zu thun, und — thun es doch nicht. Wie oft ſehen wir ein, daß etwas Unrecht ſey, und — ſind doch nicht vermögend, es zu laſſen. Paulus ſelbſt klagt ja deßwegen: **das Gute, das ich will, das thue ich nicht, ſondern das Böſe, das ich nicht will, das thue ich***).

Wir müſſen daher unſere Kinder, um ſie zu verſtändigen und guten Menſchen zu bilden, auch dahin zu bringen ſuchen, daß ſie das Gute auch wirklich thun. Dieß geſchieht nun durch die Erziehung.

Was iſt denn aber die Erziehung? Es iſt nichts anders, als die Gewöhnung. Gewöhnt man ein Kind zum Guten: ſo erzieht man es gut; gewöhnt man es zum Böſen: ſo erzieht man es ſchlecht. Um nun ein Kind gut zu erziehen: iſt vor allen Dingen nöthig, darauf zu ſehen, daß es keine böſen Gewohnheiten annehme. Dieß ge-

---

*) Röm. 18, 19.

geſchieht aber am erſten, wenn man die Kinder oft mit böſen ungeſitteten Menſchen umgehen läßt. Anfänglich haben ſie gegen ihre Untugenden einen Abſcheu; ſehen ſie dieſelben aber oft: ſo gewöhnen ſie ſich daran, und nehmen ſie am Ende ſelbſt an. In der Familie des Jakobs giengen alle Arten von Laſtern im Schwange; aber woher kam es? Jakob ließ ſeine Kinder ohne Aufſicht, ließ ſie Wochen und Monate lang bey der Heerde unter dem Geſinde bleiben, wo ſie freylich nicht viel Gutes hören und ſehen mochten. Und wenn ihr bey euern Kindern mancherley Untugenden bemerkt, daß ſie z. E. fluchen, ſchimpfen, ſich zanken, unfolgſam, unzüchtig ſind: ſo unterſucht nur, mit wem ſie bisher umgegangen ſind, und ihr werdet faſt allemal finden, daß ihre Geſellſchafter alle die Untugenden beſitzen, die ſie angenommen haben.

Chriſtliche Eltern haben alſo vor allen Dingen darauf zu ſehen, daß ihre Kinder ja mit böſen Menſchen keinen Umgang halten, oder gar Freundſchaft mit ihnen ſchließen. So viel es ſeyn kann, haben ſie dieſelben immer um ſich, und laſſen ſie auch, wenn es ſeyn kann, bey ihren Arbeiten nicht aus den Augen. Sie ſind in der Wahl ihres Geſindes und ihrer Tagelöhner ſehr behutſam, und nehmen, ohne die dringendſte Noth, nie eine Perſon in ihr Haus, die durch ihre Reden und ihr Exempel den Kindern gefährlich werden könnte. Ja ſie ſuchen ſelbſt, ſo viel als möglich, den Umgang mit laſterhaften Perſonen

Wer alſo ſeine Kinder gut erziehen will, der muß ſelbſt gut ſeyn. Sollen die Kinder nicht zänkiſch, ſollen ſie gefällig werden: ſo dürſen die Eltern ſich unter einander auch nicht zanken, ſondern müſſen ihnen ein Exempel der Freundlichkeit, Gefälligkeit und Verträglichkeit geben. Sollen ſie nicht lügen; ſollen ſie nicht unredlich handeln: ſo müſſen die Erwachſenen ſtets Muſter der Wahrheitsliebe und Rechtſchaffenheit ſeyn. Will man die Kinder zur Mäßigkeit, Keuſchheit, Ordnungsliebe und zum Fleiße gewöhnen: ſo muß man ihnen beſtändig, in Anſehung dieſer Tugenden, mit ſeinem Exempel vorgehen. Wünſcht man, daß ſie auf Gott vertrauen lernen: ſo muß man auch in allen ſeinen Reden und Handlungen es merken laſſen, daß man ſeine ganze Hoffnung auf Gott geſtellet habe. So wie das weiche Wachs die Geſtalt der Sachen annimmt, die darauf gedruckt werden: ſo nehmen die Kinder auch die Geſinnungen und die Sitten derer an, welche oft mit ihnen umgehen.

Da es ferner bekannt iſt, daß Müßiggang viel Böſes lehret; daß Menſchen, die ſich nicht zu beſchäfftigen wiſſen, auf allerley Ausſchweifungen verfallen, allerley üble Gewohnheiten annehmen, bloß aus Langerweile, weil ſie nicht wiſſen, was ſie vornehmen ſollen: ſo iſt es auch chriſtlicher Eltern Pflicht, immer darauf zu denken, daß ihre Kinder beſchäfftigt werden. In jeder Haushaltung giebt es eine Menge leichter Arbeiten, die durch Kinder können verrichtet werden, dieſe darf man nicht ſelbſt thun, ſondern muß ſie immer den Kindern übertragen. Dadurch werden dieſe geſchickt, gewöhnen ſich zum Fleiße, und, welches das wichtigſte iſt, werden ſie von vielem Böſen abgehalten. Freylich müſſen dergleichen Arbeiten ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie die Kräfte der Kinder nicht überſteigen, und ſie zu ſehr anſtrengen; dadurch werden ihre Kräfte vor der Zeit erſchöpft, und die Arbeit würde ihnen unangenehm werden; freylich verlangt die Jugend auch, ſich bisweilen durch Spiele zu ergötzen. Auch hierauf muß man ſehen, und den Kindern ſelbſt Gelegenheit verſchaffen, ſich durch allerley unſchuldige Spiele zu vergnügen. Denn auch Spiele ſind für die Kinder Beſchäfftigungen, bey denen ſie vielerley Gutes lernen können. Ein Kind, das gut ſpielen kann, das ſpielt, ohne ſich zu zanken, ohne andern Unrecht zu thun, das in ſeinem Spiele ſich zu mäßigen, und zu rechter Zeit wieder aufzuhören weiß, das wird ſich gewiß auch bey andern Gelegenheiten gut betragen.

Endlich müſſen auch chriſtliche Eltern ſtets darüber wachen, daß die Kinder nun das Gute auch wirklich thun, das ihnen gelehret wird, und das Böſe meiden, wofür ſie gewarnet werden.

Dazu gehöret aber viele Klugheit.

Vor allen Dingen muß man das vollkommene Zutrauen der Kinder zu erhalten, ſie dazu zu gewöhnen ſuchen, daß ſie uns gar nichts verſchweigen, ſondern uns alles, was ſie thun, auch ihre Fehler ſogar, wiſſen laſſen; ſo wie der Arzt um alles wiſſen, den ganzen Zuſtand des Kranken, ſeine ganze Lebensart genau kennen muß, wenn er ihm zu ſeiner Geſundheit verhelfen ſoll. Dieß Zutrauen erlangt man aber dann, wann man die Kinder bey jeder Gelegenheit es merken läßt, daß man ſie lieb habe, und es gut mit ihnen meyne. Deßwegen darf man gegen ſie ja nicht zu ſtrenge ſeyn, darf ihnen nicht alles zur Sünde machen, darf ſie nicht, wegen jedes Verſehens, hart anlaſſen, jede jugendliche Thorheit ſtrenge ahnden, ſondern muß Kinder laſſen Kinder ſeyn; muß unſchuldige Spiele ihnen nicht verwehren, ſondern ſie zu befördern ſuchen, auch wohl ſelbſt daran Theil nehmen; muß ſie, wenn ſie aus Leichtſinn oder Uebereilung etwas zerbrechen oder zerreiſſen, oder ſonſt einen Schaden anrichten, nicht gleich ſie harte Strafen fühlen laſſen, ſondern ihnen ihren Leichtſinn verweiſen, und nur alsdann ſie ſtraſen, wann wiederholte Erinnerungen ſie nicht bedächtlicher machen. Denn wißt ihr wohl, was daraus entſteht, wenn Eltern ihre Kinder gar zu ſtrenge halten? Dieſes, daß ſie ſich verſtellen lernen, die Spiele, welche ſie lieben, heimlich treiben, und den Schaden, den ſie angerichtet haben, zu verbergen ſuchen. Ein Kind aber, das gegen ſeine Eltern nicht aufrichtig iſt, das ſich gewöhnet, ſie zu belügen und zu hintergehen, das iſt ſchon auf dem Wege des Verderbens, und kann auf die größten Ausſchweiſungen gerathen, ohne daß die Eltern etwas davon erfahren. Daher ſagt Paulus: ihr Väter erbittert eure Kinder

der nicht, auf daß ſie nicht ſcheu werden *).

Noch weniger dürfen Eltern den Kindern ſelbſt Anleitung geben, die Unwahrheit zu reden. Denn wenn man den Kindern ſelbſt zum Lügen Anweiſung giebt: ſo darf man ſich hernach auch nicht wundern, wenn ſie dieſe Anweiſung befolgen und in der Folge ihre Eltern zu hintergehen ſuchen. Bedenkt alſo ſelbſt, wie unbeſonnen und unüberlegt Rebekka handelte, da ſie ihrem Sohne Anleitung gab, ſeinen alten Vater zu hintergehen. **) Von dieſer Unvorſichtigkeit rührete es ohne Zweifel her, daß Jakob in der Folge oft ſich gar nicht ſo redlich zeigete, wie man es von einem guten Menſchen erwartet; daß er gegen ſeinen Schwiegervater gar nicht aufrichtig handelte, allerley Mittel zu erfinden ſuchte, ſeine Güter an ſich zu ziehen, und heimlich aus ſeinem Dienſte entwich, ohne ihm zu danken und von ihm Abſchied zu nehmen.

Hat man nun von dem Zutrauen ſeiner Kinder ſich hinlänglich verſichert: ſo iſts nöthig, daß man das Gute das ſie thun, belohne, und die Fehler die ſie begehen, beſtrafe, damit ihnen jenes immer lieber, und dieſe immer verhaßter werden mögen. Hat ein Kind ſich den Tag über gut betragen: ſo iſt es billig, daß man es bemerke, daß man ihm ſeine Zufriedenheit bezeige, ihm eine kleine Freude mache, ſeine unſchul-

---

*) Kol. 3, 21. **) 1 B. Moſ. 27.

ſchuldigen Wünſche zu erfüllen ſuche. Freylich dürfen Kinder ſich nicht gewöhnen, das Gute um der Belohnung willen zu thun; ſondern deßwegen, weil es gut iſt: allein es iſt doch eine Aufmunterung, wenn das Gute bisweilen bemerkt wird, und die Erwachſenen bezeigen, daß ſie damit zufrieden ſind. Wir ſehen dieß ja an uns ſelbſt. Wenn wir gute Menſchen ſind: ſo befleißigen wir uns der Mäßigkeit, Arbeitſamkeit und Rechtſchaffenheit, weil wir uns dabey ſo wohl befinden, ohne zu erwarten, daß uns jemand dafür eine Vergeltung geben ſolle. Wenn aber bisweilen unſer gutes Verhalten von andern bemerkt wird, wenn ſie uns deßwegen ihr Zutrauen und ihre Achtung bezeugen: iſts nicht wahr, ſo iſt dieß für uns eine Aufmunterung im Guten noch beſtändiger zu ſeyn?

Die Fehler der Kinder muß man ſtrafen, damit ſie ihnen verhaßt werden, und ſie ſich Mühe geben, ſie abzulegen. Aber dieß muß immer mit Liebe und mit Klugheit geſchehen. Man darf nie ſtrafen, ohne zuvor das Kind überzeugt zu haben, daß es die Strafe verdienet habe, und daß man es nicht lieb haben würde, wenn man ſeine Fehler ungeſtraft hingehen laſſen wollte.

Bisher kannte man faſt kein anderes Mittel die Kinder zu ſtrafen, als Schläge. Auch Jeſus Syrach empfiehlt dieſes Strafmittel indem er ſagt: wer ſein Kind lieb hat, der hält es ſtets unter der Ruthe*). Allein in den neuern Zeiten, da man über die Erziehung mehr nachgedacht hat, hat man doch eingeſehen, daß Schläge gar kein ſchickliches Mittel ſind, gute Kinder zu erziehen. Die Thiere werden zwar durch Schläge gut erzogen; dieß kommt aber daher: weil ſie keine Vernunft haben. Vernünftige Menſchen hingegen, die ſich durch Vorſtellungen lenken laſſen, denen man es begreiflich machen kann, daß dieſes gut, etwas anders hingegen böſe ſey, kann man durch ganz andere Mittel erziehen. So lange freylich ein Kind noch klein und unverſtändig, gewiſſermaſen noch ein Thier iſt, und alſo die Ermahnungen, die man ihm giebt, nicht verſtehen kann, tritt oft der Fall ein, daß man ihm die Ruthe geben muß, wenn man Eigenſinn und Bosheit an ihm verſpürt, und gewiß überzeugt iſt, daß ſein Schreyen nicht etwa von einer körperlichen Unpäßlichkeit, oder von einem Drucken und Stechen der Kleidung, oder von Hunger und Durſt herrühre; allein wann Kinder erſt verſtehen können, was man mit ihnen ſpricht: dann kann man der Schläge faſt ganz überhoben ſeyn. Man kann ja, wenn man nur nachdenkt, leicht mancherley andere Mittel finden, um es die Kinder fühlen zu laſſen, daß ſie Unrecht gethan haben. Geſetzt ſie wären bey dem Spielen unverträglich: ſo ſchließt man ſie ein Paar Tage vom Spiele aus; oder ſie betragen ſich bey Tiſche unartig: ſo läßt man ſie vom Tiſche weggehen; oder ſie haben ihre Arbeit ſchlecht gemacht: ſo läßt man ihnen dieſelbe noch einmal machen; oder ſie ſind unfleiſſig geweſen: ſo ſagt man ihnen, daß ſie nicht werth wären zu eſſen, und zieht ihnen etwas von ihren Speiſen ab. Sollte aber der Fall kommen, daß man kein anderes Mittel zu finden wüßte, die Kinder zu beſtrafen, als dieſes, daß man ſie ſchlage: ſo muß dieß doch mit großer Klugheit geſchehen. Iſts nicht wahr, lieben Freunde, wenn ein Kind unwillig, unfolgſam oder eigenſinnig iſt: ſo gerathet ihr in Zorn und fühlt ſogleich eine Begierde, die Ruthe oder den Stock zu ergreifen, um daſſelbe euern Zorn fühlen zu laſſen? Iſt das wohl recht? Wißt ihr nicht, daß die Schrift ſagt: **des Menſchen Zorn thut nicht was vor Gott angenehm iſt?** Im Zorn ſtellt ihr euch die Vergehung des Kindes weit größer vor, als ſie wirklich iſt; ihr ſtraft es heftiger, als daſſelbe es verdient hat; das Kind wird dadurch erbittert und verſtockt, weil es fühlt, daß ihm Unrecht geſchehen iſt; und ihr — wenn der Zorn ſich gelegt hat, ſehet ein, daß ihr euch übereilet habt, bereuet es, ſucht euern Fehler wieder gut zu machen, ſchmeichelt dem Kinde, und bringt euch dadurch ſelbſt um euer Anſehen.

---

*) Syr. 30, 1.

Ihr begreift hieraus leicht, daß man ja kein Kind im Zorne ſchlagen dürfe.

Hat alſo euer Kind euern Zorn rege gemacht: ſo hütet euch, daß ihr nicht ſogleich zur Strafe ſchreitet. Laßt einige Stunden, wohl einen ganzen Tag vorbey gehen, bis der Zorn ſich gelegt hat, und ihr im Stande ſeyd, mit kaltem Blute ſein Vergehen zu überlegen. Dann, wann ihr überzeugt ſeyd, daß das Kind wirklich einen großen Fehler begangen habe: dann ſtellt ihm ernſtlich vor, wie unbeſonnen es gehandelt habe; wie unglücklich es ſich machen würde, wenn es ferner ſo unbeſonnen handelte; daß ihr es nicht lieb hättet, wenn ihr zu ſolchen Unbeſonnenheiten ſchweigen wolltet, und ihr alſo es nothwendig ſtrafen müßtet. Und nun erſt iſt es Zeit, ihm die verdiente Strafe zu ertheilen.

Wenn ihr auf dieſe Art eure Kinder beſtrafet: ſo werdet ihr eurem himmliſchen Vater ähnlich, der auch im Zorn nie ſtrafet, ob es gleich den Menſchen oft ſo vorkommt, und ſie deßwegen von ihm oft ſagen, daß er zürne; ſondern, der nur aus Liebe ſtraft, damit die Menſchen beſſer werden ſollen. Strafet ihr auf dieſe Art: ſo werdet ihr eure Kinder nie erbittern, nie verſtockt machen, ſondern immer ihre Liebe und ihr Zutrauen behalten.

Beſchluß.

Die Menſchen ſind, wie ihr alle wißt, zeither nicht ſo unterrichtet und erzogen worden, wie ich es itzo beſchrieben habe. Iſt es nun wohl zu verwundern, wenn wir ſo viele unverſtändige und böſe Menſchen finden? Faßt alſo Muth! Hat euch Gott Kinder geſchenkt: ſo denket nun auf nichts mehr, als wie ihr ſie zu recht verſtändigen und guten Menſchen erziehen wollt. Dieß wird euch Gott gewiß belohnen. Er wird eure Bemühung ſegnen, ſie wird gelingen, und eure Kinder werden die Freude eures Alters ſeyn. Ja noch mehr! noch einen andern großen Lohn werdet ihr erhalten. Ihr ſelbſt werdet verſtändiger und beſſer werden, indem ihr eure Kinder verſtändiger und beſſer zu machen ſucht. So bald man anfängt andern etwas zu lehren: ſo wird man ſelbſt darinne geſchickt. Rechtſchaffne Eltern alſo, die es ſich einen Ernſt ſeyn laſſen, ihre Kinder verſtändiger und beſſer zu machen, die werden gewiß auch verſtändiger und beſſer werden; manchen Fehler ablegen, den ſie ſonſt an ſich hatten, in ihren Reden behutſamer, in ihrem Betragen gegen einander vorſichtiger, liebreicher und gefälliger werden, ihren Zorn, den ſie ſich angewöhnet hatten, zu mäßigen lernen. Welch großer Lohn! Wenn wir verſtändiger und beſſer werden: ſo beſſert ſich alles um uns, unſer Zuſtand wird immer vortheilhafter, wir ſelbſt werden zufriedner und glückſeliger — Welch großer Lohn! Gott wolle ihn allen redlichen Eltern ſchenken. Amen!

Neun und dreyßigſte Predigt.

Am erſten Sonntage nach Trinitatis.

Laß mich doch nicht, o Gott!
Den Schätzen dieſer Erden
So meine Neigung weihn,
Daß ſie mein Abgott werden!
Oft fehlt beym Ueberfluß
Doch die Zufriedenheit;
Und was iſt ohne ſie
Des Lebens Herrlichkeit?

Es iſt, m. l. gewöhnlich, daß man Reichthum und Glückſeligkeit beynahe für einerley hält. Wenn man einen reichen Mann kennt: ſo pflegt man zu ſagen: **dieſer Mann iſt glücklich.** Dieſe Meynung thut vielen Schaden. Wenn niemand glückſelig ſeyn ſoll als die Reichen: ſo müſſen die Armen nothwendig glauben, als wenn ihnen die Glückſeligkeit fehle, und deßwegen unzufrieden und mißvergnügt werden. Und was ſollen wir von Gottes Weisheit und Güte dann ſagen? Wir ſehen ja, mit unſern eigenen Augen, daß er den Reichthum höchſt ungleich ausgetheilt hat. Der eine iſt ſchon reich, ſo bald er auf die Welt kömmt; genießt ſchon mit von den Schätzen, die ſeine Eltern, entweder durch ihren Fleiß erwarben, oder von ihren Eltern ererbeten; ohne An-

Anſtrengung und Fleiß wächſt er auf, und rückt, wenn ſeine Eltern von der Erde gehen, ohne Mühe in den Beſitz aller ihrer Güter ein. Ein anderer hingegen wird in der größten Dürftigkeit gebohren, wird kümmerlich erzogen, und erwirbt, bey raſtloſer Arbeit, kaum ſo viel, daß er nothdürftig ſein Leben erhalten kann; geht endlich von der Welt, und hinterläßt ſeine Familie in eben ſolcher Armuth, in welcher er ſelbſt gelebet hat. Wenn nun der Beſitz des Reichthums uns glückſelig macht: wie kann Gott ein guter Vater aller Menſchen ſeyn, da er nur wenigen dieſe Glückſeligkeit finden läßt, und die mehreſten durch ihre Geburt, in ſolche Umſtände verſetzet, daß, es ihnen faſt unmöglich iſt, ſie jemals zu erlangen?

Nein, das kann nicht ſeyn. Der Beſitz des Reichthums kann nicht glückſelig machen, ſonſt hätte der gute Gott, der alle Menſchen, die er geſchaffen hat, glückſelig wiſſen will, auch gewiß einen leichtern Weg gezeiget, zum Reichthume zu gelangen. Der Augenſchein lehret es ja auch. Betrachtet den Armen, wenn er ſpeiſet! iſts nicht wahr, er genießt ſeine geringe Koſt mit großer Begierde, und beweißt dadurch, daß ſie ihm recht gut ſchmecke? Nun beobachtet den Reichen, bey ſeiner reichlich beſetzten Tafel! ſpeißt er wohl mit mehrerm Appetite als der Arme? bemerkt ihr nicht oft bey ihm, daß er ſeine Speiſen mit Unluſt genießt?

Beobachtet eine Geſellſchaft von Schnittern oder andern Taglöhnern, und vergleichet ſie mit einer Geſellſchaft von Reichen? trefft ihr nicht bey beyden fröhliche und unmuthige Geſichter an? ſind die unmuthigen Geſichter bey den Reichen nicht oft zahlreicher als bey den Armen?

O möchte ich euch doch überzeugen können, daß der Reichthum zur menſchlichen Glückſeligkeit gar nichts beyträgt, und daß auch der Aermſte, wenn er nur rechtſchaffen iſt, ſehr zufrieden leben kann: wie viel Gutes würde ich dadurch bey euch ſtiften.

Ich will mich bemühen, dieſes in gegenwärtiger Betrachtung zu thun. Gott ſegne meine Bemühung, daß dadurch meine gute Abſicht erreicht werden möge. Amen.

Text.

Luc. 12, 15.

Sehet zu, und hütet euch vor dem Geiz: denn niemand lebet davon, daß er viel Güter hat.

Evangelium.

Luc. 16, 19 — 31.

Hauptſatz.

Daß der Reichthum niemanden glückſelig mache.

1. **Wegen der vielen Unruhe,**
2. **Wegen der vielen Gefahren, die mit dem Beſitz deſſelben verknüpfet ſind.**

Erſter Theil.

Es iſt nicht zu leugnen, daß die Armuth mit vielerley Sorgen und Unruhe verknüpfet iſt. Wenn man alles, was zur Erhaltung ſeines eignen, und des Lebens ſeiner Familie nöthig iſt, ſelbſt durch ſein Nachdenken und ſeine Arbeit verſchaffen muß; wenn man ſich oft zur Ruhe legt, ohne zu wiſſen, wie man ſich und die Seinigen den folgenden Tag erhalten will: ſo muß dieß manchen Kummer und manche ſchlafloſe Nacht verurſachen. Demohnerachtet zweifle ich ſehr daran, ob der Arme mehr Unruhe, als der Reiche habe.

Wer keine Wohnung hat, der hat auch nicht nöthig ſich um die Erhaltung und Ausbeſſerung derſelben zu bekümmern; der Reiche hingegen, der mehrere Häuſer beſitzt, muß ſtets aufmerkſam darauf ſeyn, daß ſie gehörig unterhalten, und den Mängeln derſelben abgeholfen werde. Dieß geht faſt niemals ohne Kummer und Verdruß ab. Wer nur ein kleines Stück Land beſitzt, kann daſſelbe leicht mit Hülfe ſeiner Familie bearbeiten. Kann dieß auch der Reiche, der eine große Anzahl Aecker hat? muß dieſer ſich nicht mit vielerley Menſchen verbinden, und durch dieſe ſeine Geſchäffte verrichten laſſen? Mit wie vieler Unruhe, mit wie vielem Verdruß iſt nun ſein Leben verknüpft! Itzo hat er nun nicht nur für ſeinen und der Seinigen Unterhalt zu ſorgen; ſondern er muß ſich auch darum bekümmern, daß er ſeine Arbeiter gehörig bezahlen könne. Es iſt nun nicht genug, daß er ſelbſt fleißig iſt, und ſeine Kinder zur Arbeitſamkeit anhalte; ſondern er muß auch ſtets auf ſeine Arbeiter ein wachſames Auge haben. Wie unmuthig wird er dann oft, wann er ſieht, daß der eine in ſeinen Geſchäfften ſehr träge geweſen iſt, der andere ſeine Arbeit ſchlecht gemacht und dadurch mehr Schaden als Nutzen geſtiftet habe; wann der eine durch ſeinen Trotz ſeine Widerſpenſtigkeit, ſeine kränkenden Reden, ihn aufbringt, der andere durch allerley Ränke ihn zu hintergehen und zu betrügen ſucht.

Wer nicht viel hat, dem kann nicht viel verlohren gehen. Es iſt ihm leicht, ſein kleines Eigenthum bey ſich zu verwahren, und das kleine Stück Land, welches er beſitzt, gegen Beſchädigung zu ſchützen. Iſts denn nun eben ſo mit dem Reichen? Kann denn dieſer ſeine Güter eben ſo leicht überſehen, und ihren Verluſt verhindern? gewiß nicht. Daher hat er faſt täglich Verluſt. Bald ſchlägt ihm auf dieſem, bald auf einem andern Acker, ſeine Ernte um, oder wird durch Schloßen oder Ueberſchwemmung verwüſtet; bald reißen Krankheiten in ſeiner Heerde ein; einmal geht ihm ein Capital verlohren; ein andersmal wird er beſtohlen, oder in einen langwierigen, koſtſpieligen Proceß verwikkelt. Hätte er nun alle dieſe Güter niemals gehabt: ſo würde er den Mangel derſelben nie gefühlet haben; da er ſie nun einmal hat: ſo kann es nicht anders ſeyn, als daß der Verluſt eines jeden Stücks demſelben kränkend ſeyn muß.

Wie übel mußte ſich wohl Hiob befinden, da er eine unangenehme Bothſchafft nach der andern erhielt, daß er da einen Theil ſeines Vermögens durch Wetterſchaden, dort einen andern durch die Raubbegier ſeiner Nachbaren verlohren habe. Er nahm dieſes unangenehme Schickſal zwar als ein Verhängniß Gottes an; aber er konnte doch auch den Gram und die Betrübniß ſeines Herzens nicht verbergen, ſondern zerriß vor Unmuth ſein Kleid und raufte ſein Haar aus *). Würde er wohl eben ſo viel gelitten haben, wenn er nie reich geweſen wäre, wenn er von Jugend auf nicht mehr beſeſſen hätte, als zu ſeiner und ſeiner Familie nothdürftigen Erhaltung nöthig war?

Wer viele Güter hat, von dem verlangt man auch viel. Die Dürftigen, die Verunglückten, alle die zu ihren Unternehmungen Vorſchuß und Unterſtützung nöthig haben, drängen ſich zu ihm und machen auf einen Theil ſeines Vermögens Anſpruch. Wie viele Unruhe entſteht daraus! Wie vielen Verdruß empfindet er, wenn er dieſen und jenen mit ſeinen Bitten und Forderungen zurück weiſen und ſich nun Geiz und Hartherzigkeit vorwerfen muß; wie unangenehm muß es ihm ſeyn, wenn er von vielen, welches gar oft geſchieht, ſich mit Undank belohnen laſſen muß.

Daher

---

*) Hiob 1.

Daher iſt es ganz gewiß, daß niemand davon lebe, niemand dadurch glückſelig werde, daß er viele Güter hat. Sehet nur auf das Betragen, höret nur auf die Reden der Reichen: ſo werdet ihr gewiß noch mehr überzeugt werden, daß dieß wahr ſey. Sind ſie nicht eben ſo unmuthig, oft noch unmuthiger, als die Armen? Klagen ſie nicht eben ſo ſehr, als dieſe? wie kann es denn alſo wahr ſeyn, daß Reichthum den Menſchen glückſelig mache?

Da Jakob aus ſeinem Vaterlande zog, und über den Jordan gieng, hatte er nichts als ſeinen Wanderſtab, ſchlief mit demſelben auf einem Steine, unter freyem Himmel, ruhig ein, hatte einen angenehmen Traum, und war wegen den Nachſtellungen ſeines Bruders, der von ihm war beleidiget und zum Zorne gereizet worden, ganz unbeſorgt *). Da er hingegen aus der Fremde, als ein reicher Mann zurückkehrte, und die Nachricht bekam, daß ſein Bruder ſich ihm nähere: brachte er in Furcht und Angſt die Nacht ſchlaflos zu **). Und da in der Folge ſich ſein Reichthum noch mehr vergröſſert hatte: geſtund er doch: **wenig und böſe**, oder mit vieler **Unruhe** und Beſchwerde verknüpft, **iſt die Zeit meines Lebens** ***).

---

*) 1. B. Moſ. 28. 11 — 15.

**) 1 B. Moſ. 32.

***) 1 B. Moſ. 47. 9.

Und der reiche Salomo, der Gold und Silber, und alles, was ſein Herz begehrte, im Ueberfluſſe hatte, prieß er ſich deßwegen wohl glückſelig? nein, er verſicherte vielmehr: es ſey dieß alles eitel Jammer *).

Zweyter Theil.

Aus alle dem, was ich bisher geſagt habe, könnt ihr ſehen, daß Reichthum bey weiten ſo viel nicht werth ſey, als man insgemein glaubt: weil er ſo vergänglich iſt, und ſein Beſitz alſo ſo viel Unruhe verurſacht. Sein Beſitz iſt überdieß noch mit vieler Gefahr verknüpſt. Der Reiche, der nicht beſtändig auf ſeiner Hut iſt, ſchwebt in beſtändiger Gefahr, Güter zu verlieren, die weit mehr werth ſind, als alle Schätze der Erden. Dieß ſind ſeine Geſundheit, ſeine Tugend und die Glückſeligkeit ſeiner Kinder.

Seyd nur aufmerkſam, auf das, was ich itzo ſagen will: ſo werdet ihr leicht einſehen, daß es wahr ſey. Wer mehr hat, als er nothwendig bedarf, dem wandelt gar zu leicht die Luſt an, ſeinen Körper beſſer zu pflegen, als der Arme thun kann. Das iſt nun an ſich nicht unrecht. Weil aber gar wenige Menſchen wiſſen, wie ſie eigentlich ihren Körper pflegen ſollen: ſo verfallen ſie auf allerhand Abwege, wodurch der Körper eigentlich nicht gepfleget, ſondern zu Grunde gerichtet wird; wodurch ſie ſich nicht vergnü-

gen,

---

*) Pred. Sal. 22, 11.

gen, ſondern Schmerzen erkaufen. Sie fangen an, ſich mehr Bequemlichkeit zu verſchaffen, entziehen ſich allen Arbeiten, die mit Mühe und Anſtrengung verknüpft ſind, ſcheuen die kalte Luft, laſſen ſich warme Kleider machen, heizen ihre Zimmer ſtark, machen ihr nächtliches Lager weicher; die einfachen Speiſen und Getränke, welche der arbeitſame Bürger genießt, der ſein mäßiges Auskommen hat, ſind ihnen zu ſchlecht, ſie laſſen ſich mit vielen Koſten ihre Speiſen und Getränke aus fremden Ländern kommen; da dieſe den Appetit mehr reizen, ſo genießen ſie davon mehr, als ihnen dienlich iſt. Dieß alles koſtet viel Geld. Wenn ſie nun dieſen Aufwand einige Jahre gemacht haben: was haben ſie ſich damit erkauft? Krankheit und unzählige Schmerzen. Die Ruhe, in der ſie leben, macht ihnen ihre Glieder kraftlos, die beſtändige Wärme, in welcher ſie ſich befinden, macht ihre Nerven ſchlaff, die vielerley Speiſen und Getränke, welche ſie genießen, oft unmäßig genießen, ſchwächen ihre Eingeweide und verderben ihr Blut. Sie klagen daher immer, daß ſie ſich nicht wohl befänden. Bald empfinden ſie Schmerzen in ihren Gliedern, bald in ihren Eingeweiden. Iſt denn dieß nicht wahr? beſtätigt es nicht die tägliche Erfahrung? ſind denn nicht faſt immer die Reichen kränklicher, als diejenigen, die ihr mäßiges Auskommen haben? Ja dieſe würden beynahe gar nicht krank ſeyn, wenn ſie nur beſſer verſtünden, wie man ſeine Geſundheit erhalten muß, und nicht oft ganz verkehrte Mittel brauchten, um ſich bey den Unpäßlichkeiten, die ihnen bisweilen zuſtoßen, zu helfen.

Die Reichen ſind ferner in Gefahr, das edelſte Gut, das der Menſch haben kann, und das noch weit mehr werth iſt, als die Geſundheit, ihre Tugend zu verliehren. Und leider verliehren ſie dieſelbe nur gar zu oft. Einige nehmen dieſe, andere eine andere Untugend an.

Die erſte Untugend, zu welcher der Reichthum verleiten kann, iſt — der Müßiggang. Viele Menſchen ſehen die Arbeit gar nicht für das an, was ſie doch wirklich iſt, für ein Mittel ſeine Kräfte zu ſtärken, Gutes zu ſtiften, und ſich ſo viele Freude zu machen; ſie betrachten ſie bloß als ein Mittel ſich Geld zu erwerben. Weil ſie nun Geld genug haben: ſo glauben ſie, daß ſie auch nicht mehr verbunden wären, zu arbeiten. Da haben wir ja das Exempel an dem reichen Manne, den Jeſus andern zur Warnung aufſtellt. Er hatte großen Reichthum. Und wozu wendete er ihn an? Dazu, daß er alle Tage herrlich und in Freuden lebte. Wenn dieß nun alle Tage geſchah: wo blieb ihm Zeit zur Arbeit übrig? Er that alſo gar nichts, ſein Leben war ein beſtändiger Müßiggang. Was für ein unglückſeliges Leben mußte dieß ſeyn! Bedenkt nur ſelbſt, wie viel Gutes ein guter Menſch in einer einzigen Stunde, wie vieles in einem Jahre, wie vieles in ſeinem ganzen Leben ſtiften kann. Das unterbleibt nun alles bey einem Müßiggänger. Er iſt nichts weiter als ein Thier, das auch immer nur für ſein Vergnügen lebt, immer nur genießt, und niemals daran denkt, wie es der Welt, in welcher es ſo viel Gutes genießt, auch wieder nützlich werden will. Aber ein ſolcher Menſch iſt nicht ſo glücklich als ein Thier. Denn dieſes iſt zur Arbeit nicht beſtimmt, befindet ſich alſo ſehr wohl, wenn es nur immer vollauf ſeine Nahrung hat. Iſt denn dieß eben ſo mit dem Menſchen, den ſein Schöpfer zur Thätigkeit beſtimmt hat? wird dieſen nicht oft die Langeweile plagen? wird er wohl vergnügt ſeyn können, wenn er einen Tag endigt, und daran denkt, daß er auch gar nichts nützliches gethan habe? dabey muß ein ſo elender Menſch die unausſprechlich große Freude entbehren, die daraus entſpringt, wenn man etwas Gutes geſtiftet hat, die Freude die ſo groß iſt, daß Gott ſelbſt darinne ſeine Seligkeit ſucht. Itzo will ich eine Frage an euch thun, merkt wohl auf! und beantwortet ſie euch ſelbſt! Wer hat wohl mehr Freude, ein fleißiger Handwerksmann, wann er ſeine Arbeit überſieht, die er den vorigen Tag zu Stande brachte, oder ein reicher Müßiggänger, wann er die Schüſſeln erblickt, die er ausleerte? ein arbeitſamer Gärtner, wann er unter den Bäumen ſitzt, die er ſelbſt pflanzete, wartete und groß zog, oder ein Reicher, wann er Bäume ſieht, die er durch andere pflanzen ließ? ein treuer Lehrer, wann er rechtſchaffne Männer, gute, fleißige, geſunde und frohe Jünglinge antrift, die er mit vieler Mühe unterrichtet und erzogen hat; oder ein reicher Müßiggänger, wann er die Menſchen wieder findet, die mit ihm, in der Jugend, herrlich und in Freuden lebten? Joſeph, der Sclave, der in dem Hauſe ſeines Herrn immer thätig war, und drauf ſahe, daß alle Geſchäffte in der gehörigen Ordnung verrichtet wurden; oder ſein reicher Herr, **Potiphar, der ſich keines Dinges annahm, als daß er aß und trank?** *) Ich weiß, euer Herz antwortet darauf, und ſaget euch, daß die erſtern immer mehr Freude haben, als die letztern, und daß alſo der Reichthum niemanden glückſelig mache.

Da nun, wie ihr wohl wißt, der Müßiggang viel Böſes lehret: ſo könnt ihr leicht denken, daß der Reiche, der ſich demſelben ergeben hat, auch leicht auf allerley ſündliche Ausſchweifungen verfalle, wodurch ſein guter Nahme, ſeine Geſundheit und ſein gutes Gewiſſen, verletzet werde. Jener Reiche, der alle Tage herrlich und in Freuden lebte, wie oft wird er ſich in Speiſe und Trank übernommen, und wie viele ſchmerzenvolle Tage ſich dadurch zugezogen haben! wie viele unnütze ſchändliche Worte mögen wohl bey ſeinen Mahlzeiten ſeyn ausgeſtoßen, wie oft wird da der unſchuldige Nebenmenſch, bloß um die Zeit zu verkürzen, ſeyn verleumdet worden!

---

*) 1 Buch Moſ. 39, 6.

Ja es iſt auch leicht zu vermuthen, daß bey einem ſo müßigen Leben, bey ſo überflüßigem Genuſſe von Speiſe und Trank, viele Ausſchweifungen, in Anſehung der Unkeuſchheit mögen vorgefallen ſeyn. Wenigſtens ſehen wir das an vielen Reichen, daß ſie ſich, ganz ohne Ueberlegung, ihren Lüſten überlaſſen, ihr Geſundheit zu Grunde richten, ihre Kräfte erſchöpfen, ihren Verſtand ſchwächen, die Seufzer und Thränen rechtſchaffner Familien auf ſich laden, und durch ihr böſes Exempel die Jugend verderben.

In was für ſchwere Sünden verfiel David, da er Ruhe und Reichthum genoß! welche Vorwürfe machte ihm deßwegen ſein Gewiſſen! wie viel verlohr er dadurch von ſeinem Anſehen bey ſeinem Volke! welch Aergerniß gab er ſeiner Familie! Und zu was für großen Ausſchweifungen, ſich Salomo, durch ſeinen Ueberfluß an Geld und Silber, verleiten ließ, iſt euch allen bekannt.

Nun denkt euch dagegen einen armen Mann, der ſeine Kräfte und Tugend durch ſeinen Fleiß und ſein Mäßigkeit erhält, wann er ſeine magere Mahlzeit in Geſellſchaft ſeines treuen Weibes und ſeiner wohlgezogenen Kinder genießt; iſt dieſer nicht weit glückſeliger, als ein ſolcher reicher Sünder?

Ferner verleitet der Beſitz von großem Reichthume den Menſchen auch oft zum Hochmuthe.

Wenn er auch gleich wenig Verſtand hat: ſo kann er doch mit ſeinem Gelde vieles möglich machen, was ein andrer, der mehr Verſtand beſitzt, wegen ſeiner Armuth, nicht zu Stande bringen kann. Durch ſein Geld kann er viele geſchickte arbeitſame Menſchen erkaufen, die das ausführen, was er ſich vorgenommen hat. Daher iſts einem Reichen etwas leichtes, prächtige Häuſer erbauen, ſchöne Gärten anlegen zu laſſen. Wie leicht kann er nun, wann er alles überſieht, was er durch ſein Geld zu Stande brachte, auf den Gedanken kommen, daß dieß alles das Werk ſeines Verſtandes ſey, daß er alſo mehr Verſtand, als andere Leute beſitzen müſſe.

Dazu kommt noch dieſes, daß der Reiche mehrentheils mit einem Schwarme von Schmeichlern umringt iſt, die, um ſeine Gunſt zu gewinnen, alles loben, was er thut, alles gut heißen, was er vornimmt. Wie leicht kann dadurch ein Menſch verleitet werden, zu glauben, daß alles wahr ſey, was ihm von Schmeichlern vorgeſagt wird, daß er wirklich der verſtändige, kluge, geſchickte Mann ſey, wofür ihn die Schmeichler ausgeben.

Und was für ein unglückſeliger Menſch iſt nicht der Hochmüthige! Wie verächtlich iſt er in Gottes und aller vernünftigen Menſchen Augen! Wird er wohl viel an Gott denken, wird er wohl die Freuden des Gebets ſchmecken, wenn er glaubt, daß er ſelbſt allmächtig ſey, und durch ſeinen Verſtand und ſein Geld alles möglich machen könne? daher bat ehedem ein weiſer Mann: **Reichthum gieb mir nicht! ich möchte ſonſt, wo ich zu ſatt würde, verleugnen und ſagen: wer iſt der Herr?** *) Und Nebukadnezar wurde durch ſeinen Reichthum zu einem ſo ausſchweifenden Hochmuthe verleitet, daß er darüber ſeinen Verſtand verlohr. **) Ja wie verächtlich muß uns ein ſolcher Menſch werden: wenn man ſein Verhalten gegen andere betrachtet. Er glaubt mehr als alle zu ſeyn, die weniger reich als er, oder wohl gar arm ſind. Er ſchämt ſich mit ihnen zu reden und umzugehen, iſt gegen ihre Noth, ihre Klagen, ihre Thränen unempfindlich, wendet ſein Geſicht von ihnen weg. Iſt das nicht ſchrecklich? Handelte nicht ſo der reiche Mann, der alle Tage herrlich und in Freuden lebte? Vor ſeiner Thüre lag der arme Lazarus, hatte nicht ſo viel, daß er ſeinen Hunger hätte ſtillen können, war an ſeinem ganzen Leibe mit Schweren bedeckt. Bekümmerte ſich aber der Reiche um ihn? fragte er etwa nach, womit er ihm helfen könne? ſchickte er ihm etwas von ſeiner Tafel zur Erquickung? Von alle dieſem that der harte, unbarmherzige Mann nichts. Er hielt es der Mühe nicht werth, ſich um dieſen Elenden zu bekümmern, ließ ihn, ohne Hülfe, verderben und ſterben. Iſt denn

---

*) Spr. Sal. 30, 8. 9.

**) Dan. 4, 26. 27. 30.

nun ein guter Menſch, der, bey einer mäßigen Einnahme, die groſſe Freude genießt, täglich mit Gott umzugehen, und Dank und Segen von denen einzuernten, denen er Gutes gethan hat, nicht weit glückſeliger, als ein ſolcher aufgeblaſener Menſch, der alle dieſe Freuden entbehren muß?

Alle Reiche haben freylich dieſe Untugenden nicht an ſich. Viele gerathen aber auf einen andern Abweg, auf dem ſie ſich eben ſo übel befinden — dieß iſt der Geiz. Wer einmal dazu geneigt iſt, der wird immer geiziger, je mehr er bekommt. Er hat ſo vieles Geld in Händen, mit welchem er ſich manches Vergnügen machen, manchen Nothleidenden unterſtützen könnte; es iſt ihm aber unmöglich, ſich dieſe Freude zu verſchaffen. Sein heißer Durſt nach Gelde erlaubt ihm nicht einen Aufwand zu ſeinem Vergnügen, oder zum Beſten anderer Menſchen zu machen, er denkt nur immer darauf, wie er mehr Geld zuſammen bringen will. O welch unglückſeliges Leben führt ein ſolcher Menſch! Er iſt nicht Herr über ſein Geld, ſondern er iſt nur Wächter deſſelben. Er ſpeiſet insgemein ſchlechter, und kleidet ſich ſchlechter, als ein anderer, der weit weniger Einnahme hat, und jeder Groſchen, den er aufwenden muß, macht ihn unruhig. Immer iſt er in Sorgen, daß er etwas von ſeinem Vermögen einbüßen möchte: und, wenn er etwas einbüßet, welches nothwendig ſehr oft geſchehen muß: ſo iſt er untröſtlich.

Dieß iſt, glaube ich, genug geſagt, um euch zu überzeugen, daß der Reichthum niemanden glückſelig mache. Daher verſichert Jeſus, es ſey leichter, daß ein Cameel, oder ein dicker Strick, durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Reich Gottes komme — *) zur Tugend und Glückſeligkeit gelange.

Ich kann dieſe Betrachtung nicht ſchließen, ohne euch, m. l. noch auf etwas ſehr Wichtiges aufmerkſam zu machen — daß nämlich die Reichen in großer Gefahr ſind, daß ihre Kinder übel gerathen. Dieß iſt ſehr wichtig; merket alſo je wohl auf: damit ihr es recht faſſen möget.

Wenn man manchen Menſchen, der raſtlos ſtrebet, immer reicher zu werden, fraget: warum läßt du dir es denn ſo ſauer werden? warum hörſt du denn gar nicht einmal auf, deine Güter zu vergrößern? ſo antwortet er gemeiniglich: was thut man nicht um der Kinder willen? ich habe ja Kinder, und für dieſe muß ich ſorgen. Si glauben dieſe Menſchen alſo, daß ſie den Grund zu der Glückſeligkeit ihrer Kinder legeten, wenn ſie ihnen recht viel Geld ſammelten. Und doch — doch lehret die Erfahrung, daß der Reichthum nicht nur die Kinder nicht glückſeliger mache, ſondern ſie gemeiniglich ganz und gar verderbe.

Da wollen die Reichen oft ihre Kinder recht gut pflegen, und weil ſie es nicht recht verſtehen

---

*) Luc. 18, 25.

ſo machen ſie dieſelben durch ihre Verpflegung ſiech und elend. Da ſollen die Kinder geſchont werden, da hält man ſie von der friſchen, ſtärkenden Luft ab, aus Furcht, ſie möchten ſich erkälten; da läßt man ihnen weiche Betten, warme Kleidung machen, hüllt ſie wohl gar in Pelzwerk ein, damit ſie deſto beſſer gedeihen ſollen; da giebt man ihnen warme ausländiſche Getränke, giebt ihnen ſtatt der einfachen Nahrung allerley gekünſtelte Speiſen, die mit Gewürzen und allerley andern ſchädlichen Dingen angefüllt ſind; da giebt man ihnen oft Arzeneyen, wo gar keine nöthig ſind, damit ſie nicht krank werden ſollen. Und wenn man alles dieſes an den Kindern gethan hat: was hat man damit ausgerichtet? man hat ſie ſiech und krank gemacht. Wenn ihr es nicht glauben wollt: ſo vergleicht nur einmal die Kinder des armen Taglöhners, die einen großen Theil des Tages in freyer Luft zubringen, und oft nur mit Brod und Waſſer ſich ſättigen, mit andern Kindern, die im Ueberfluſſe erzogen werden! Sind jene nicht faſt immer geſund und ſtark? blühen ſie nicht gemeiniglich wie die Roſen? Und ſind dieſe nicht mehrentheils bleich, kraftlos und ſchwach?

Ach und der Reichthum verleitet die Kinder gemeiniglich zu allerley Untugenden. Weil ſie wiſſen, daß die Eltern ihnen einmal viel Geld hinterlaſſen werden: ſo glauben ſie, es ſey nicht nöthig, daß ſie viel arbeiteten. Daher geben ſie ſich keine Mühe etwas zu erlernen, wollen kein Geſchäffte treiben, das mit Mühe verbunden iſt; weil ſie wiſſen, daß die Eltern viel Geld haben: ſo machen ſie auch groſʒen Aufwand, und meynen das Geld könne nicht alle werden; da wenden ſie vieles Geld an Putz, beſuchen oft Geſellſchaften, ſchmauſen, ſpielen, tanzen, und überlaſſen ſich wohl gar unzüchtigen Ausſchweifungen. So geht es heutiges Tages oft, ſo war es auch gewöhnlich in den vorigen Zeiten. Weil die Kinder Hiobs wußten: daß ihr Vater ein reicher Mann war: ſo kamen ſie oft zuſammen, ſtellten Schmauſereyen an, und brachten einen groſʒen Theil ihrer Zeit in Ueppigkeit und Wohlleben zu.*) Was für einen traurigen Ausgang muß dieß am Ende nehmen! Wann nun die Eltern von der Erde gehen, wann nun die Kinder zum Beſitze ihres Vermögens kommen: was für eine ſchlechte Haushaltung werden ſie führen! Zur Arbeit ſind ſie nicht gewöhnt, Müßiggang, Wohlleben, Ausſchweifungen und groſʒer Aufwand ſind ihnen gleichſam zur andern Natur geworden; ſie verzehren nur, wollen und können aber nichts erwerben. Muß bey einer ſolchen Lebensart nicht am Ende das gröſʒte Vermögen erſchöpft werden? Ach leider lehrt dieß die Erfahrung. Wie manche Familie iſt euch bekannt, deren Stammeltern groſʒen Reichthum zuſammen brachten, und deren Kinder, deren Enkel wenigſtens itzo, in ſchimpflicher

---

*) Hiob 1, 4.

Armuth leben, und wohl gar, mit dem Bettelſtabe in der Hand, Almoſen ſuchen müſſen.

Beſchluß.

So wahr nun auch das alles iſt, was ihr itzo gehöret habt: ſo behält doch immer der Reichthum einen großen Werth: weil man damit ungemein viel Gutes ſtiften kann. Es kommt alles darauf an, daß man erſt geiſtlicher Weiſe reich, oder wie Jeſus es nennt, reich in Gott ſey; *) daß daß man erſt recht verſtändig geworden iſt, und ſein Herz gebeſſert hat, damit man auch weiß, was man mit dem Reichthume anfangen ſoll, und ſtark genug iſt, den Verſuchungen, die mit demſelben verbunden ſind, zu widerſtehen; daß man, nach der Erinnerung Jeſu, zuerſt trachte nach dem Reiche Gottes und ſeiner Gerechtigkeit. Dann wird man auch im Stande ſeyn, den Reichthum gut anzuwenden, ſich damit manches unſchuldige Vergnügen zu machen, den Fleiß ſeiner Nebenmenſchen zu befördern, und ihnen in ihrem Kummer und in ihren Trübſalen beyzuſtehen. Der Reichthum iſt gleichſam ein ſcharfes Inſtrument; fällt es in die Hände eines unverſtändigen Kindes: ſo kann dieſes ſich damit verletzen, oder wohl gar tödten; in den Händen eines verſtändigen Mannes hingegen, der es verſteht zu führen, kann damit manche nützliche Arbeit verrichtet werden. Es fanden ſich daher zu den Chriſten, gleich anfänglich auch reiche Leute, und Paulus fand

*) Luc. 12, 21.

fand es daher für nöthig dem Timotheus eine beſondere Vorſchrift zu geben, wie er ſich gegen ſie verhalten ſolle. **Den Reichen von dieſer Welt gebeut, daß ſie nicht ſtolz ſeyn; auch nicht hoffen auf den ungewiſſen Reichthum, ſondern auf den lebendigen Gott, der uns dargiebt allerley reichlich zu genießen.***)

Iſt nun aber der Reichthum an ſich gar nicht viel werth; iſt der Beſitz deſſelben mit ſo vieler Unruhe und Gefahr verknüpft, machen dadurch viele Menſchen ſich und ihre Kinder unglücklich: warum wollt ihr euch denn grämen, wenn er euch mangelt? Wird er euch von dem guten allwiſſenden Gott nicht vielleicht deßwegen verſagt: weil er voraus ſieht, daß er euch höchſt ſchädlich ſeyn werde? Ach ihr ſeyd reich genug, wenn ihr nur recht gute Menſchen ſeyd; wenn ihr fleißig und ſparſam, mäßig und keuſch ſeyd. O wie reich ſeyd ihr dann! Bey dieſer Lebensart werdet ihr keinen Mangel leiden, von ängſtlichen Sorgen nicht geplagt werden; eure einfachen Mahlzeiten wird die Geſundheit verſüßen und der Hunger würzen; euern Schlaf die Ermüdung recht ſüß machen; das reine Herz, das unverletzte Gewiſſen, wird euch immer vergnügt und frölich erhalten. Wann ihr eure Kinder gut erzieht, dann werdet ihr in ihrer Geſellſchaft gewiß mehr innige Freude genießen, als der Reiche, der ſeine Zeit im Müßiggang und Wohlleben zubringt. Ja wenn ihr mit euern Nebenmenſchen es recht redlich meynt: ſo werdet ihr ihm, auch ohne Geld, mit eurer Arbeit, eurer Gefälligkeit, eurem guten Rathe, ſehr nützlich werden können. Und wenn die Laufbahn eures irdiſchen Lebens zu Ende geht, wo der unverſtändige Reiche alle ſeine Schätze zurücklaſſen muß, und ganz arm iſt: dann — ach erwägt es recht wohl — dann wird euer Reichthum euch in die Ewigkeit folgen. Euer Verſtand, euer reines gutes Herz, eure wohlgezogenen Kinder, die Armen, denen ihr beyſtundet, werden euch in die beſſere Welt begleiten und euch ewig die reinſte, dauerhafteſte Freude verſchaffen.

---

*) 1 Tim. 6, 17.

Anſtatt alſo nach Reichthum zu ſtreben, ſtrebt vielmehr darnach, daß ihr verſtändiger und beſſer werden möget!

Ein weiſes frommes Herz
Sey euer Schatz auf Erden;
Sonſt alles, nur nicht dieß,
Kann euch entriſſen werden;
Das bleibt im Tode euch,
Und folgt euch, nach der Zeit,
Zum ſeligen Gewinn,
Bis in die Ewigkeit. Amen!

Fortgeſetztes Verzeichniß der Pränumeranten.

In Altenſtein, Hr. Landcommiſſar. Saul	1
— Altengottern, Hr. Schullehrer Müller	1
- Archhoſen, Hr. Pf. Brotbeck.	6
— Biberach, Hr. Johann Daniel Stecher	12
— Derenburg, Hr. Inſp. Zerrenner	1
— Eisfeld, Hr. Bürgerm. Müller	1
— Emſeloh, Hr. Pf. Heinſius	1
— Ettenhauſen, Hr. Schullehrer Schreiber	1
— Gera, Hr. Voigt	1
— Gotha, Hr. Pf. Buddeus	2
— — — Hr. Sauerteig	1
— Großenbehringen, Hr. Schullehrer Rode	1
— Hayn, Hr. Burkhardt	1
— Königshof, Hr. Joh. Friedr. Jordan	3
— Leipzig, Hr. Cand. Mehnert	6
— Lübeck, Hr. Pred. Stolterſoht	4
— Mechterſtedt, Hr. Schulth. Lux	1
— — — Hr. Joh. Jac. Wolf	1
— Niederwildungen, Hr. Conr. Mogk	1
— Oberweißbach, Hr. Commerciencommiſſarius Schönau	2
— Reichenbach, Hr. Oberpfarrer Schindler	1
— Rüxleben, Hr. Spangenberg	3
— Sallſtedt, Hr. Pf. Hampe	1
— Steinthalleben, Hr. Pf. Franz	1
— Schleßwig, Hr. Landinſp. Otte	3
— Teutleben, Hr. Johann Georg Müller	1
— Themar, Hr. Amts- und Steuercom. Neumann	7
— Volkſtedt, Hr. Schullehrer Johann Heinrich Unbehauen	1
— Waltershauſen, durch Hrn. Hartmann, Hr. Cant. Eckarius in Amerbach 1. Hr. David Heinrich Linke, Hr. Barthol. Wilh. Körber und Hr. Rathskämmerer Zuckſchwerd in Lobeda	3

Neue Verlagsbücher

der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal, die in der Oſtermeſſe 1793 zu haben ſind.

Chriſtliche Hauspoſtille von Chriſt. Gotth. Salzmann. Dritter Band. 8. 8 gr.

Vertheidigung der Rechte des Weibes. Aus dem Engl. überſetzt. Mit Anmerkungen und Vorrede von C. G. Salzmann. 1r Theil. 8. 16 gr.

Gazette pour la Jeuneſſe, auf das Jahr 1793. Erſtes Vierteljahr. à Vierteljahr 6 gr.

Der Bote aus Thüringen, ohne Zeitungsnachrichten, mit einem brochirten Umſchlage, auf das Jahr 1793. Erſtes Vierteljahr 4 gr.

Unter der Preſſe iſt:

Gymnaſtik für die Jugend, enthaltend eine practiſche Anweiſung zu Leibesübungen. — Ein Beytrag zur höchſtnöthigen Verbeſſerung der körperlichen Erziehung. Mit zehn von Herrn Lips gezeichneten und unter ſeiner Aufſicht geſtochenen Kupfern, von Gutsmuths.

Sittenlehren und Klugheitsregeln in Verſen, für Schullehrer zum Vorſchreiben, und für Kinder zum Lernen, geſammlet von Joh. Heinr. Chriſt. Beutler, Rector an der Stadtſchule zu Waltershauſen. Einzeln koſtet das Ex. 8 Pf. 50 Ex. 1 Rthlr.

Chriſtliche
Hauspoſtille

152.

von

Chriſtian Gotthilf Salzmann.

Vierter Band.

Schnepfenthal,
im Verlage der Erziehungsanſtalt
1793.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Vierzigſte Predigt.

Am zweyten Sonntage nach Trinitatis.

Gieb uns, guter Gott! ein Herz
Voll von wahrer Menſchenliebe,
Das an andrer Leid und Schmerz
Antheil nehm und gern das übe,
Was der Liebe Pflicht begehrt,
Wie ſie uns dein Sohn erklärt! Amen!

Es iſt gewiß, daß zwiſchen den Menſchen und den Thieren in vielen Stücken Aehnlichkeit ſey. Beyde werden gebohren und ſterben; beyde bedürfen Nahrung, um ihr Leben zu erhalten; beyde ſind mancherley Leiden und Schmerzen unterworfen. Aber wenn wir auf die Handlungen beyder Achtung geben: ſo finden wir, wie ich ſchon mehrmals gezeigt habe, doch einen ſehr großen Unterſchied, und werden überzeuget, daß der Menſch ein ganz anderes, beſſeres, vollkommneres Weſen ſey, dem alle andern ſichtbaren Bewohner der Erde unterthan ſeyn ſollen.

Dieß ſehen wir unter andern auch aus ſeinem Betragen gegen ſeine leidenden Nebenmenſchen. Wird ein Thier krank oder elend: ſo wird es von den übrigen hülflos gelaſſen, oder wohl gar ſo lange geſtoßen und getreten, bis der Tod ſeine Leiden endigt.

Iſt denn das auch ſo bey den Menſchen? Fühlt nicht jeder, der nicht ganz roh iſt, Mitleiden, wann er ſeinen Mitmenſchen leiden ſieht? Hat er nicht ein Verlangen, ihm zu helfen? Macht es ihm nicht Freude, wenn er das Elend anderer mindern kann? Selbſt bey Völkern, die durch das Chriſtenthum nicht erleuchtet wurden, die noch in vielen Stücken unwiſſend und ungeſittet ſind, findet man doch Beweiſe, daß ſie geneigt ſind, ihrem leidenden Mitmenſchen zu helfen; und ſelbſt in ſolchen Lehrbüchern der Religion, in welchen ſich viele Irrthümer befinden, trifft man doch Ermunterungen zur Wohlthätigkeit an. Daher erwartet das kranke, verwundete, leidende Thier gar keine Hülfe von ſeines Gleichen, es geht ihnen vielmehr aus den Augen, und ſchleicht ſich in einen Winkel, um da ungeſtört zu leiden, und das Ende ſeiner Schmerzen abzuwarten. Sobald hingegen der Menſch leidet, ſo hat er einen Trieb, ſich andern zu entdekken, und bey ihnen Hülfe zu ſuchen.

Nun wißt ihr, lieben Freunde! daß uns Gott dazu erſchaffen hat, daß wir immer mehr über die Thiere uns erheben, und ſeinen Engeln, ſeinem Sohne Jeſu Chriſto, ja ihm ſelbſt, immer ähnlicher werden ſollen. Dieß wird gewiß vorzüglich dadurch geſchehen, daß wir, nach ſeinem Willen, recht wohlthätig ſind.

Je mehr Wohlwollen wir gegen unſere leidenden Mitmenſchen beweiſen; je mehr wir es uns angelegen ſeyn laſſen, ihre Noth zu mindern:

deſto deutlicher ſieht man es uns an, daß wir nicht zu den Thieren des Feldes gehören, ſondern weit vollkommnere Geſchöpfe, Kinder Gottes, ſind, der aller ſeiner Werke ſich erbarmet.

Wünſcht denn nun nicht jeder von euch, Gott, ſeinem Vater, immer ähnlicher zu werden? nun' ſo lernt denn auch, nach ſeinem Willen und nach ſeinem Exempel, wohlthätig ſeyn. Wie ihr dieß anzufangen habt, will ich itzo zeigen.

Der gütige, wohlthätige Gott laſſe durch dieſe Betrachtung die Neigung zum Wohlthun bey uns allen genähret werden! Amen!

Text.

Ebr. 13, 16.

Wohlzuthun und mitzutheilen vergeſſet nicht: denn ſolche Opfer gefallen Gott wohl.

Evangelium.

Luc. 14. 16 — 24.

Hauptſatz.

Ueber die chriſtliche Wohlthätigkeit.

1. Wie ſie beſchaffen ſey.
2. Wie man es anfangen muß, wenn an wohlthätig werden will.

Erſter Theil.

Wohlthätigkeit iſt nichts anders, als die Geohnheit, die Leiden ſeiner Nebenmenſchen zu indern, ohne Vergeltung dafür zu erwarten.

Wenn ſie rechter Art, nach dem Sinne Jeſ, eingerichtet ſeyn ſoll: ſo muß ſie uneigennützig

zig ſeyn, ohne Geräuſch geſchehen, und mit Klugheit ausgeübet werden.

Wenn man für andere arbeitet; wenn man das ihnen zukommen läßt, was man durch ſeine Arbeit hervorgebracht hat: ſo iſt es nicht unrecht, daß man ſich dafür eine billige Bezahlung reichen läßt. Wenn der Ackermann z. E. das Getraide, das er im Schweiße ſeines Angeſichts anbauete, den Bewohnern der Stadt für baare Bezahlung zuführt; wenn der Handwerksmann das, was er mit vieler Mühe für ſeine Mitmenſchen arbeitete, ſich bezahlen läßt; wenn der Kaufmann von den Waaren, die er uns zuführt, einen Gewinn nimmt; wenn der Arzt ſeine Bemühung, die er mit den Kranken hat, der Prediger die Mühe, die er ſich giebt, ſeine Gemeine verſtändiger und beſſer zu machen, ſich bezahlen läßt; der Freund des geſellſchaftlichen Lebens diejenigen ſpeiſet, von denen er hoffet wieder geſpeiſet zu werden: ſo iſt dieß alles billig und recht. Die Arbeit iſt das Mittel, welches uns Gott angewieſen hat, uns Unterhalt und Nahrung zu verſchaffen. Würde dieſe Abſicht erreicht werden, wenn wir dafür keine Bezahlung nehmen wollten? Und wer wird es unbillig finden, wenn man bisweilen Freunde bewirthet, die bey andern Gelegenheiten uns wieder einladen.

Aber Wohlthätigkeit darf man dieß alles nicht nennen. Wenn Wohlthätigkeit ausgeübt werden ſoll: ſo muß der Ackermann ſein Getraide, der Handwerksmann ſeine Arbeit, den Dürftigen geben, von welchen er keine Bezahlung erwarten darf: ſo muß der Arzt die Kranken beſuchen, der Prediger den Zuhörern zu nützen ſuchen, die ihn dafür nicht belohnen können; ſo muß man diejenigen bewirthen, die nicht im Stande ſind, uns wieder zu ſich einzuladen; wie es Jeſus ausdrückt, die Krüppel und Lahmen.

Eben deßwegen muß die Wohlthätigkeit, ſo viel als möglich, ohne alles Geräuſch geſchehen. Wenn man ſeines Nebenmenſchen Leiden auf irgend eine Art lindern will: ſo muß dieß, wenn es ſeyn kann, im Stillen geſchehen; man muß ſich hüten, viel davon zu reden, und ſich deſſelben zu rühmen. Läßt man vorſetzlich ſeine Wohlthätigkeit bekannt werden, und rühmt ſich derſelben: ſo iſt ſie wieder nicht unentgeldlich, ſondern man läßt ſich merken, daß man wohlthue, um von andern gelobt und gerühmt zu werden. Ueberdieß ſind Wohlthaten, die öffentlich gegeben werden, für den, der ſie annehmen muß, ſehr ſchmerzhaft und kränkend. Gar viele Leiden der Menſchen ſind ſo beſchaffen, daß ſie ſich derſelben ſchämen, und ſie deßwegen nicht gern bekannt werden laſſen; es thut wehe, wenn es die Welt erfährt, daß man ſich ſelbſt nicht helfen kann, ſondern von andern unterſtützen laſſen muß. Nur Menſchen, die ſo weit geſunken ſind, daß ſie an den Landſtraßen und Zäunen ſitzen, und um Almoſen bitten müſſen, gilt es gleich, ob ihnen dieſelben öffentlich oder heimlich gereicht werden. Andere hingegen halten gern ihren Kummer vor der ganzen Welt geheim. Heißt denn das nun auch wohlthun, wenn man durch ſeine Wohlthaten ihr geheimes Elend den Augen der Welt aufdeckt, und ſo ihnen Schmerz und Kränkungen zufügt? Deßwegen dringt Jeſus ſo darauf, daß die Wohlthätigkeit ganz ohne Geräuſch ausgeübt werde. **Wenn du,** ſagt er, **Almoſen giebſt: ſo laß deine linke Hand nicht wiſſen, was die rechte thut** (halte es ſo viel als möglich geheim), **auf daß dein Almoſen verborgen ſey, und dein Vater, der ins Verborgene ſieht, wird dirs vergelten öffentlich***).

Endlich muß auch die wahre Wohlthätigkeit ausgeübt werden, mit Klugheit und Ueberlegung. Wenn man einmal wohlthut: ſo thut man es doch deßwegen, daß man ſeinem Nebenmenſchen wirklich helfen will; folglich muß man auch nachdenken, wie ihm am beſten könne geholfen werden; ſonſt kann man ihm durch ſeine Wohlthätigkeit mehr ſchaden, als nutzen. Stellet euch vor, daß jemand eine kräftige Arzeney hätte, und wollte davon, ohne Unterſchied, jedem Kranken ein großes Maas einzunehmen geben, würde dieſer, durch ſeine unüberlegte Freygebigkeit, nicht viele ums Leben bringen? So kann man auch, bey den beſten Abſichten, viel Schaden thun, wenn man, ohne Ueberlegung, Almoſen unter die Nothleidenden austheilt. So wie jeder Kranke beſonders behandelt ſeyn will, ſeine beſondere Arzeney bekommen muß, wenn er wieder geneſen ſoll, ſo muß auch jedem Nothleidenden auf eine beſondere Art beygeſtanden werden, wenn dieſer Beyſtand ihm wirklich nützen ſoll.

---

*) Matth. 6. 3, 4.

Ich will euch davon nur einige Exempel geben, mehrere werden euch beyfallen, wenn ihr ſelbſt nachdenken wollt. Es giebt viele Menſchen, die leiden Noth, bloß aus Faulheit; ſie ſcheuen die Arbeit, und ſuchen ſich Nahrung durch Betteln zu erwerben. Solche Perſonen ſollten billig in öffentliche Häuſer gebracht und gezwungen werden, durch Arbeit ſich zu erhalten, und ihren Nebenmenſchen zu nützen. Lebt man aber an ſolchen Orten, wo dergleichen Anſtalten nicht befindlich ſind, wo der Müßiggänger noch die Erlaubniß hat, ſeinem arbeitſamen Mitbürger beſchwerlich zu fallen, und ihm einen Theil ſeines Arbeitslohns abzunehmen: da kann man freylich ſolche Unglückliche nicht ganz verlaſſen. Man muß von Zeit zu Zeit ihnen ein kleines Almoſen reichen, damit ſie nicht in Verzweiflung gerathen; allein Unrecht wäre es gewiß, wenn man gegen ſolche Perſonen ſeine Freygebigkeit nicht einſchränkte. Was würde man damit ausrichten? Die Faulheit und den Müßiggang unterſtützen, und andere Leute reizen, daß ſie ihr Handwerkszeug ebenfalls mit dem Bettelſtabe vertauſchten.

Andere Arme hingegen ſind durch Alter, Krankheit oder Gebrechlichkeit unvermögend gemacht worden, durch Arbeit ſich ihren Unterhalt zu erwerben. Dieſe verdienen ſchon mehr unſer Mitleiden. Billig ſollte jede Gemeine darauf denken, dergleichen abgelebte, kranke, gebrechliche Mitglieder ſo zu verſorgen, daß ſie den Reſt ihres Lebens ohne Hunger und nagende Sorgen zubringen könnten. Bey den Iſraeliten war es Geſetz: **es ſoll allerdings kein Bettler unter euch ſeyn***); wie vielmehr ſollte bey jeder Gemeine der Chriſten dieſe Verordnung ſtatt finden: **es ſoll allerding kein Bettler unter euch ſeyn.** Wie gut und löblich wäre es, wenn jede Gemeine, ſobald eines ihrer Mitglieder außer Stand geſetzt würde, zu arbeiten, ſogleich Anſtalt machte, daſſelbe zu unterhalten, damit es nicht genöthigt wäre, zur Schande derſelben, auf den Straßen herum zu gehen, und durch Betteln das Mitleiden anderer zu erregen. Zur Ehre des Chriſtenthums ſind dergleichen wohlthätige Anſtalten hier und da errichtet. Wo ſie ſich befinden, da iſt jeder verbunden, durch Beyträge dieſelben zu unterſtützen, und ſo ſeine Wohlthätigkeit zu beweiſen. Wo aber ſolche Anſtalten mangeln, und leider giebt es der Oerter viele, wo man ſie nicht antrifft, da iſt man um ſo mehr verbunden, ſich ſolcher armen leidenden Perſonen anzunehmen, und ihnen die Laſt, die ſie drückt, erträglich zu machen. David verſorgte den lahmen Sohn ſeines Freundes Jonathan, den Mephiboſeth ganz**); und wie wird er ſich gefreuet haben, ſo oft er ihn erblickte, und ſein Herz ihm ſagte, daß dieſer ſeine ganze Verſorgung ihm zu danken habe. Dieſe große Freude können wir uns auch verſchaffen, wenn wir eine oder die andere Perſon aufſuchen, die zur Arbeit unfähig iſt, und ſie ganz verſorgen, indem wir ihr wöchentlich ſoviel von unſerm Ueberfluſſe reichen, daß ſie davon ihr Auskommen haben kann. Sollte aber dazu unſer Vermögen zu ſchwach ſeyn: ſo iſts doch wenigſtens nothwendig, daß wir zur Unterhaltung ſolcher Armen einen guten Beytrag geben. Bisweilen findet ſich ein Unglück, welches Familien mit einemmale arm macht, und außer Stand ſetzt, ihre Arbeiten fortzuſetzen. Krieg, Feuer, Ueberſchwemmung und andere dergleichen Unglücksfälle, machen arme Leute. Sie ſind von Gott verhängt, ohne deſſen Willen in der Welt nichts geſchehen kann. Sie haben alſo gewiß weiſe und gute Abſichten. Welche mögen dieſe wohl ſeyn? Auf der einen Seite gewiß die Uebung und Beſſerung der Unglücklichen: auf der andern aber eben ſo gewiß dieſe, daß andere Menſchen dadurch ermuntert werden ſollen, ſich in der Wohlthätigkeit zu üben. Laßt dann dieſe Aufforderung Gottes an uns nicht umſonſt ſeyn, ſondern willig von unſerm Vorrathe denen mittheilen, denen der ihrige durch Unglücksfälle geraubt wurde. **Wohlzuthun und mitzutheilen vergeſſet nicht: denn ſolche Opfer gefallen Gott wohl.** Solche Wohlthätigkeit übten die Chriſten zu Antiochia aus, welche, ſobald ſie höreten, daß ihre, in Judäa wohnenden, Brüder von der Theurung gedrückt wären, ſogleich etwas zuſammenlegten, und es ihnen zur Unterſtützung zuſchickten.

---

*) 5 B. M. 15, 4.

**) 2 Sam. 9, 7.

Es geſchehen aber nicht alle Unglücksfälle öffentlich, viele Familien werden davon im Verborgenen getroffen, fangen an von Sorgen und Kummer gedrückt zu werden, und ſind zu beſcheiden, als daß ſie ihre Noth entdecken und bey andern Hülfe ſuchen ſollten. Da kommt eine Familie durch Krankheiten zurück; dort verliehrt eine andere einen Theil ihres Vermögens durch Betrug und Ungerechtigkeit ihrer Nebenmenſchen; eine dritte iſt außer Arbeit, weil ihre Arbeit nicht mehr geſucht wird. Wer will alle die andern häuslichen Trübſale aufzählen, durch welche manche Familien betroffen werden. Je ſchamhafter ſolche Perſonen ſind, je weniger die Welt ihre Leiden kennt, deſto mehr ſind wir verbunden, uns ihrer anzunehmen und im Stillen ihren Sorgen abzuhelfen. Dieß kann auf mancherley Art geſchehen, bisweilen durch ein Geſchenk, das man ihnen auf eine gute Art zufließen läßt; bisweilen durch einen Vorſchuß, den man ihnen entweder ſelbſt giebt, oder bey andern auswirkt, bisweilen auch, indem man ihnen Gelegenheit zur Arbeit ſchaft. Die Engel werden uns als ſolche Perſonen vorgeſtellt, die ſich immer um die Schickſale der Menſchen bekümmern, und denen aushelfen, die ſie in Noth erblicken. O Freunde! wir können hier ſchon den Engeln ähnlich werden, wenn wir uns um den Zuſtand unſerer Nebenmenſchen bekümmern, und denen, die wir in Noth erblicken, Hülfe ſenden, und, wo möglich, es zu verhindern ſuchen, daß ſie nicht erfahren, woher die Hülfe gekommen ſey.

Noch eine Art von Menſchen bedarf endlich unſerer wohlthätigen Unterſtützung — dieß ſind die Kinder, die ihre Eltern und Verſorger zu früh verlohren, und von ihnen wenig oder gar kein Vermögen geerbt haben. Sie verdienen vorzüglich zu den Armen gerechnet zu werden: theils weil ſie noch keine Kraft haben, ſich ihren Unterhalt zu erwerben; theils weil ſie noch zu unwiſſend und unerfahren ſind, als daß ſie überlegen und einſehen könnten, wie ihnen zu helfen ſey. Es muß auch einer ganzen Gemeine vorzüglich viel daran gelegen ſeyn, daß die verwaiſten Kinder gut erzogen werden: denn wenn dieß nicht geſchieht, ſo verwildern ſie ja, werden gebrechlich, unwiſſend, ungeſchickt und boshaft, und fügen, wenn ſie größer geworden ſind, ihren Nebenmenſchen tauſendfältigen Verdruß zu. Daher hat uns unſer Erlöſer vorzüglich empfohlen, daß wir uns der Kinder annehmen ſollen. **Wer ein Kind, ſagt er, aufnimmt in meinem Namen, oder nach meinem Willen, der nimmt mich auf** *). Und der Apoſtel Jacobus verſichert: **ein reiner und unbefleckter Gottesdienſt vor Gott dem Vater, iſt der, die Waiſen und Wittwen in ihrem Trübſal beſuchen** **).

Wenn man nun ſolchen Kindern Gutes thun will: ſo iſts noch lange nicht hinreichend, daß man ſie ernährt, ſondern man muß auch dafür ſorgen, daß ſie gut unterrichtet und erzogen werden. Iſt denn nicht der Geiſt mehr als der Leib?

---

*) Matth. 18, 5.

**) Jak. 1, 27.

Kann ich denn wohl ſagen, daß ich einen jungen Menſchen gut verſorget habe, wenn ich nur ſeinen Leib nähre, und um die Pflege ſeines Geiſtes unbekümmert bin? Erlauben es unſere Umſtände ein ſolches verwaiſtes Kind ſelbſt zu uns zu nehmen, und für ſeinen Unterhalt, ſeinen Unterricht und ſeine Erziehung zu ſorgen: ſo iſt dieß freylich das Beſte. Wer ſo etwas thun kann, der wird gewiß, dafür von Gott reichlich belohnet werden. Er bereitet ſich eine Freude zu für ſein Alter. Wann einſt viele Freuden, die er genoß, aufhören, und die mannichfaltigen Beſchwerlichkeiten des Alters ſich einfinden: ſo wird vielleicht die Perſon, die er nach Jeſu Willen aufnahm und erzog, ſeine Freude, ſein Troſt, ſeine Stütze ſeyn. Wir ſind dieſe Pflicht vorzüglich den hinterlaſſnen Kindern unſerer Anverwandten und Freunde ſchuldig, denen wir auf dieſe Art, nach ihrem Abgange von der Erde, die Freundſchaft, die ſie uns ehedem erwieſen, noch an ihren Kindern vergelten können.

Freylich iſt dieß nicht immer möglich. Manche Perſonen haben ſelbſt eine zu zahlreiche Familie, als daß ſie noch mehrere Kinder in dieſelbe aufnehmen könnten; andere haben ſo viele Geſchäfte, daß ihnen keine Zeit zur Erziehung ſolcher Kinder übrig bleibt, und noch andern fehlt hierzu das Vermögen. Demohngeachtet kann man noch ſeine Wohlthätigkeit gegen ſie beweiſen, und ſich bemühen, ſie in die Häuſer anderer verſtändiger und rechtſchaffener Leute zu bringen, und durch das Zuſammentreten von mehrern Wohlthätern die Koſten herbeyſchaffen, welche ihre Verpflegung und Erziehung erfordert. Sollte aber auch hierzu keine Gelegenheit ſich finden, ſollte wirklich in einem ganzen Orte keine Familie wohnen, die ſich gern das große göttliche Vergnügen machte, ein verwaiſtes Kind zu einem guten und nützlichen Menſchen zu erziehen: ſo iſt doch gewiß in jedem Lande ein Waiſenhaus zu finden, wohin man, im äußerſten Nothfalle, dergleichen verlaſſene Kinder bringen kann.

Sehet, meine Lieben! ſo habt ihr täglich Gelegenheit, eurem Gott, durch Wohlthun und Mitleiden, angenehme Opfer zu bringen. Wenn ihr die Wohlthätigkeit liebt; wenn ihr es recht glaubt, daß es für einen guten Menſchen kein größeres Vergnügen gebe, als das Wohlthun: ſo werdet ihr gewiß noch mehrere Gelegenheit hierzu entdecken, als ich hier, wegen Kürze der Zeit, habe angeben können.

Zweyter Theil.

Ob nun gleich dieſe chriſtliche Wohlthätigkeit ſo nothwendig iſt, wenn die menſchliche Geſellſchaft beſtehen, und die vielen leidenden Glieder derſelben nicht verderben ſollen; obgleich die Ausübung derſelben das größte Vergnügen verſchafft: ſo iſt ſie doch weit ſeltener, als man glauben ſollte. Trifft man denn nicht hier und da Oerter und Länder an, wo die Krüppel und Lahmen auf den Landſtraßen und an den Zäunen liegen, und die Vorübergehenden um Almoſen anflehen müſſen? wo Greiſe den Reſt ihres Lebens in Kummer und Dürftigkeit zubringen, ohne daß ſich jemand erbarmet? wo redliche Familien in ihren Hütten darben, ohne daß es jemand zu Herzen nehme? wo verwaiſete Kinder, wild, ohne Erziehung, aufwachſen, oder wenigſtens ſehr ſchlecht erzogen werden? Was iſt hiervon Urſache? Sind denn die Menſchen ſo fühllos und hart, daß das Elend ihrer Nebenmenſchen gar keinen Eindruck auf ſie macht? Thut denn die göttliche Lehre Jeſu, die durch die ganze Chriſtenheit geprediget wird, und die ſo ſtark auf Menſchenliebe und auf Wohlthätigkeit dringt, gar keine Wirkung? Dieß iſt nicht immer der Fall. Vielmal fehlt es den Menſchen nicht ſowohl an gutem Willen, als vielmehr an Einſichten und an Vermögen. Sie möchten oft gern den Nothleidenden beyſtehen, ſie wiſſen aber nicht, wie ſie es anfangen ſollen, oder haben das Vermögen nicht dazu.

Wenn wir alſo uns das große Vergnügen der Wohlthätigkeit verſchaffen wollen: ſo müſſen wir uns dazu die nöthigen Einſichten und das nöthige Vermögen zu erwerben ſuchen.

Dazu gehört dreyerley: Nachdenken, Fleiß und Sparſamkeit.

Das Nachdenken iſt zu jedem Geſchäffte nöthig, das wohl gelingen ſoll, am mehreſten zur Wohlthätigkeit. Wenn wir unſern Nebenmenſchen in Noth erblicken: ſo laßt uns doch nachdenken, wodurch er darein gerathen ſey. Finden wir die Urſache davon: ſo werden wir auch bald die ſchicklichſten Mittel entdecken, wodurch ihm kann geholfen werden. Geſetzt wir träfen eine arme Familie an, die Jahr aus Jahr ein mit Kummer und Sorge kämpfen müßte, und unterſuchten, woher ihr Elend rühre, und fänden, daß es nicht von Unglücksfällen, nicht von nahrloſen Zeiten, nicht von Trägheit, ſondern von unordentlicher Haushaltung herrühre: ſo werden wir gleich einſehen, daß dieſer Familie nicht dadurch könne geholfen werden, daß man ihr Arbeit verſchafft, denn daran fehlt es ihr nicht; auch nicht durch Unterſtützung an Gelde: denn ſie weiß keinen vernünftigen Gebrauch davon zu machen, und die größten Unterſtützungen würden ihr ſo wenig helfen, als ein durchlöchertes Gefäß, durch Eingießen von Waſſer, kann angefüllt werden; wir werden vielmehr einſehen, daß es nur ein Mittel gebe, ihre Umſtände zu verbeſſern, nämlich dieſes, daß wir ihr guten Rath ertheilen, wie ſie ihre Haushaltung ordentlicher einrichten; ihre Einnahme klüglicher anwenden, und überflüßige Ausgaben vermeiden könne.

Ferner müſſen wir nachdenken über die Mittel, wie man die Noth ſeines leidenden Nebenmenſchen mindern könne. Oft ſcheint es, bey dem erſten Anblicke, ganz unmöglich zu ſeyn, gewiſſen Perſonen helfen zu können; wenn man aber nur nachdenkt, und das Nachdenken einige Zeit fortſetzt: ſo findet man gar oft Mittel, Dinge möglich zu machen, die jedermann für unmöglich

lich hielt. Kann jemand auf den gewöhnlichen Wegen nicht gerettet werden: ſo entdeckt man vielleicht einen ungewöhnlichen, auf welchem dieß möglich iſt; iſt man ſelbſt nicht klug genug, um ſeine Leiden zu mindern: ſo kann man ihn doch klügern, einſichtsvollern oder reichern Leuten empfehlen, und für ihn eine Fürbitte einlegen. Auf dieſe Art haben ſchon vielmal geringe Leute, wenn ſie nur den guten Willen hatten, wohlthätig zu ſeyn, und recht darüber nachdachten, ungemein viel Gutes geſtiftet. Wie groß war die Noth, in welcher ſich die Jüdiſche Nation, zur Zeit der Babyloniſchen Gefangenſchaft, befand! Jeruſalem war zerſtöret; die begütertſten Bewohner nach Babel geführet; das ganze Land war wüſte; es ſchien mit dieſem Volke aus zu ſeyn. Durch Nachdenken erfand aber doch Nehemia ein Mittel, Jeruſalem wieder herzuſtellen, und dem Lande ſeine Bewohner, ſeine Geſetze, ſeinen Tempel wieder zu verſchaffen. Er befand ſich am Hofe des Königs Arthaſaſtha, er ſtund bey ihm in Anſehen, er benutzte dieſen Umſtand, ſuchte den König zu gewinnen, und ihn zur Wiederherſtellung des Jüdiſchen Staates zu bewegen; und es gelang ihm; ſeine wohlthätigen Bemühungen für das Beſte ſeines Volks wurden von Gott ſo geſegnet, daß er bald ſein Volk und ſein Land dem Elende, unter welchem es ſeufzte, entriſſen ſahe. Wenn nun ein Mann durch Nachdenken ein ganzes Land retten kann: wie vielmehr muß es möglich ſeyn, einzelne Perſonen und Familien aus ihren Trübſalen zu befreyen.

Bey der Wohlthätigkeit iſt das Nachdenken alſo immer das Wichtigſte. Da aber doch die Erfahrung lehret, daß man mit Geld auch gar vieles möglich machen, manchen Kummer mindern, manchen Elenden dem Verderben entreiſſen kann: ſo iſt es die Pflicht des Chriſten, ſich auch dieſes auf erlaubten Wegen zu erwerben. Und welches ſind denn dieſe erlaubten Wege? Keine andern, als Fleiß und Sparſamkeit.

So wenig es auch mit einer chriſtlichen Geſinnung beſtehen kann, nach Reichthum zu ſtreben, um ſich über andere erheben oder nach ſeinen Wollüſten leben zu können; ſo löblich iſt es doch, wenn man durch erlaubte Mittel ſein Vermögen in der Abſicht zu vergrößern ſucht, daß man davon ſeinem leidenden Nebenmenſchen Gutes thun könne. Es iſt dieß nicht nur löblich, ſondern auch Pflicht des Chriſten. Deßwegen ermahnet der Apoſtel Paulus: **man ſolle arbeiten, und mit den Händen etwas Gutes ſchaffen, auf daß man habe zu geben dem Dürftigen** *).

Wenn wir aber bey unſerm Fleiße wirklich die Abſicht haben, von dem, was wir damit erwerben, einen Theil den Dürftigen zufließen zu laſſen: ſo muß dieſer Fleiß auch verbunden ſeyn, mit Sparſamkeit. Das Geld, das wir damit erwerben, müſſen wir immer als ein Mittel betrachten, womit ungemein viel Gutes geſtiftet werden kann, und deßwegen davon eine kluge Anwendung

---

*) Eph. 4, 28.

dung machen, und allen unnöthigen überflüßigen Aufwand vermeiden lernen. Verſchwendung, Kleiderpracht, Ueppigkeit können nicht mit der Wohlthätigkeit beſtehen. Sie führen vielmehr zur Hartherzigkeit. Wer ſich gewöhnet hat, auf ſeine Mahlzeiten viel zu verwenden; wer immer Luſtbarkeiten ſucht, oder durch Putz ſich unter ſeinen Nebenmenſchen hervor zu thun bemühet: der iſt kaum vermögend, ſo viel Geld zu erwerben, als ſeine herrſchenden Begierden verlangen; dieſe verzehren ſein ganzes Verdienſt. Wann dann der Dürftige, die Wittwe, der Waiſe, ihre Noth ihm klagen: ſo iſt für ſie nichts übrig geblieben, er muß ſein Herz vor ihnen verſchließen, und ſein Angeſicht vor ihren Thränen verbergen; am Ende, wann Alter und Krankheit eintritt, iſt ihm nichts mehr übrig, wovon er ſich verpflegen könnte, und er iſt genöthigt, ſelbſt andere um ihren Beyſtand anzuflehen. Wollt ihr daher recht viele elende, ſchmachtende, mit Hunger und Elend kämpfende, Menſchen zuſammen ſehen: ſo beſucht nur große Städte, wo man ſich gewöhnt hat, herrlich und in Freuden zu leben; wo viele öffentliche Luſtbarkeiten gehalten werden; wo es immer eins dem andern an ſchönen Kleidern hervorzuthun ſucht.

Wer aber alles dieß meidet; ſeine einfache Mahlzeit mit Hunger würzet; für ſeinen größten Schmuck die Reinlichkeit hält; ſeine Aufheiterung in ſeiner Familie und in Betrachtung der Natur ſucht: der leidet nicht nur ſelbſt keinen

Mangel, ſondern hat auch ſtets etwas übrig, wodurch er die Leiden der Elenden mindern kann. Der kann denn auch, wie Hiob, erretten die Armen, die da ſchreyen, und den Waiſen, der keinen Helfer hat *).

Beſchluß.

Wohl dem, der ſich des Dürftigen annimmt, den wird der Herr erretten zur böſen Zeit **). Nehmet dieſe Worte zu Herzen, meine Lieben! ſie ſind von großer Wichtigkeit. Glücklich iſt zu preiſen derjenige, der ſich des Dürftigen annimmt. Wenn wir uneigennützig, mit Klugheit und Ueberlegung, die Leiden unſerer Nebenmenſchen zu mindern ſuchen: ſo verſchaffen wir uns dadurch die innigſten, herzlichſten Freuden. Wenn alles vergeſſen iſt, was wir ſelbſt genoſſen haben: ſo wird uns der Anblick ſolcher Perſonen noch Freude machen, die wir, durch unſere Wohlthätigkeit dem Verderben entriſſen; in trüben Stunden, wenn unſere Seele voll Unmuths iſt, wird uns das Andenken an das Gute, das wir gethan haben, aufheitern. Zur böſen Zeit, wenn große Trübſale uns treffen, und wir uns von aller Welt verlaſſen glauben, wird vielleicht die Dankbarkeit, dieſen und jenen, den wir vor Zeiten retteten. zu uns führen, und er wird unſer Schutzengel ſeyn; alle unſere Arbeiten werden wohlgelingen, wenn auf ihnen der Seegen der Armen ruht; in der Stunde des Scheidens, wird uns erquicken die Erinnerung an die Nothleidenden,

---

*) Hiob 29, 12

**) Pſalm 41, 1.

deren Helſer wir waren; und in der Ewigkeit, wohin wir keines von unſern Erdengütern mitnehmen können, werden uns doch nachfolgen die guten Werke, die wir hier mit redlichem Herzen gethan haben, und von Gott vergolten werden; was ihr, wird der Weltrichter ſagen, **was ihr gethan habt, dem geringſten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan** *). Wir werden die Erde verlaſſen, aber das Andenken an uns wird noch lange bleiben in den Familien, deren Tröſter, Berather, Helſer, Erretter wir waren.

Die Gruſt, die unſern Leib umſchließt,
Netzt dankbar dann des Guten Thräne,
Der uns ſein Heil dankt; Gottes Lohn
Erwartet uns vor ſeinem Throne. Amen.

---

*) Matth. 25, 40.

* * *

Ein und vierzigſte Predigt.

Am dritten Sonntage nach Trinitatis.

Allgütiger, du ſchufſt mein Herz,
Bey meines Nächſten Freuden,
Mich mit zu freun, und, fühlt er Schmerz,
Mit ihm auch mit zu leiden.

O laß mich dieſe heilge Pflicht
Nie aus den Augen ſetzen,
Und, wärs auch der Geringſte, nicht
Gering ſeyn Wohlſeyn ſchätzen. Amen.

Freude haben wir immer lieber, als Traurigkeit. Wir ſuchen daher gern uns das zu verſchaffen, was uns Freude macht, und, ſo viel an uns iſt, das, was Traurigkeit verurſacht, von uns zu entfernen. Wenn wir nun aber unſere Schickſale überſehen: ſo werden wir gewiß finden, daß die Stunden, da wir uns freueten, nicht gar zahlreich ſind; daß wir viele mit einer gewiſſen Gleichgültigkeit durchlebten, und einen ziemlichen Theil unſers Lebens vertrauerten. Woher muß denn dieß kommen? Sollte unſer Schöpfer, der immer die höchſte Seligkeit genießt, nicht wollen, daß auch wir, ſeine Kinder, immer recht vergnügt lebten? Gewiß iſt dieß ſein Wille. Einer der

Apoſtel Jeſu ermahnet uns daher, daß wir uns in dem Herrn allewege freuen ſollten.

Die Urſache, warum viele Menſchen ſehr wenige Freude auf der Erde haben, liegt gewiß in ihnen ſelbſt und in gewiſſen Fehlern, die ſie ſich angewöhnet haben. Dieſe ſind ſehr mannichfaltig. Ich will itzo nur einen anführen, welcher dieſer iſt, daß ſie ſich über nichts freuen, als über die angenehmen Schickſale, die ihnen ſelbſt begegnen.

Wann ein Baum, der von ihnen gepflanzt wurde, reichlich Früchte trägt; wann auf mühevolle Ausſaat eine gute Ernte folgt; wann ihre Kinder wohlgerathen; wann das Gute, das ſie thun, bemerkt und gelobt wird: dann freuen ſie ſich, dann ſind ſie vergnügt.

Nun wiſſen wir ja aber alle, daß es keinem Menſchen immer nach Wunſche geht. Bey der ſorgfältigſten Wartung fällt doch bisweilen Witterung ein, die die Baumfrüchte in der Blüthe verderbt; bey allem angewandten Fleiße ſchlägt doch oft die Ernte um; bey aller Aufſicht über die Kinder bemerkt man doch bisweilen an ihnen allerley Fehler; das Gute, was man thut, wird oft verkannt, getadelt, es wird ihm entgegen gearbeitet: wie iſts denn da möglich, daß man immer Freude haben kann, wenn man ſich über nichts zu freuen weiß, als über das Angenehme, was uns ſelbſt begegnet?

Ach es giebt noch allenthalben Quellen der Freude, die wir uns öffnen könnten. Eine der vorzüglichſten iſt die Wohlfahrt unſerer Nebenmenſchen. Wenn wir uns gewöhnen, daran Theil zu nehmen, und uns mit ihnen darüber zu freuen: ſo werden wir dadurch unſere Freuden ſehr vervielfältigen. Menſchen, denen es wohl geht, giebt es ja zu allen Zeiten und an allen Orten. Ihr Anblick wird uns dann aufheitern, wann wir auch in unſerm Hauſe und Garten, und auf unſern Aeckern manches ſehen, das uns traurig macht.

Dieß will ich itzo zeigen. Der Allgütige, der ſo gern alles, was er gemacht hat, erfreuet, gebe, daß durch dieſe Betrachtung unſer aller Freude befördert werden möge. Amen!

Text.

Röm. 15, 18.

Freuet euch mit den Fröhlichen!

Evangelium.

Luc. 15. 1 — 10.

Hauptſatz.

Die Pflicht des Chriſten, ſich mit andern zu freuen.

1. Wie?
2. Warum er ſich mit ihnen freuen ſoll?

Erſter Theil.

Wenn ich es euch recht erklären ſoll, wie wir uns mit andern freuen müſſen: ſo muß ich unterſuchen, mit wem? worüber wir uns freuen ſollen? wie wir uns dieſe Freude verſchaffen? und wie wir ſie andern ausdrücken können?

Der Apoſtel Paulus ſagt: wir ſollten uns freuen mit den Fröhlichen. Er beſtimmt aber weiter gar nicht die frölichen Perſonen, an deren Freude wir Antheil nehmen ſollen. Er ſagt nicht freuet euch mit eurer Familie, oder mit euern Nachbaren, oder mit euern Landsleuten, oder mit euern Glaubensgenoſſen; ohne Einſchränkung ſagt er: freuet euch mit den Fröhlichen! Daraus können wir alſo ſehen, daß es ſeine Meynung ſey, daß wir Theil nehmen ſollen, an aller Menſchen Freuden, ſie mögen nahe oder ferne von uns ſeyn!

Aber freylich iſt es natürlich, daß wir uns am mehreſten mit denen freuen, die uns die nächſten ſind, mit unſerer Familie, mit unſern Nachbaren, Freunden und Landsleuten.

Worüber wir uns mit andern freuen ſollen, könnt ihr leicht einſehen, wenn ihr nur ein wenig nachdenken wollt. Ueber alles ſollen wir uns freuen, worüber ſich ein verſtändiger, rechtſchaffner Menſch freuen kann. Oft freuen ſich die Menſchen ſo, daß ſie in der Folge ihre Freude bereuen müſſen; wie z. E. diejenigen, welche im unmäßigen Genuß der Nahrungsmittel und andern Ausſchweifungen ihre Freude ſuchen, und ganz ohne Ueberlegung ſagen: **wohl her, laßt uns wohlleben, weil es da iſt, laßt uns unſers Leibes brauchen, weil er jung iſt** *). Eine ſolche Freude muß, über lang oder kurz, ſehr traurige Folgen nach ſich ziehen. Armuth, Schande, Kraftloſigkeit und ſchmerzhafte Krankheiten entſpringen faſt immer daraus, und allemal zieht ſie Reue nach ſich. An ſolchen Freuden kann ein

---

*) B. d. Weish. 2, 6.

Chriſt, dem es doch ein Ernſt iſt, immer beſſer und vollkommner zu werden, nie Theil nehmen; vielmehr muß es ihn ſchmerzen, wenn er ſieht, daß ſeine Nebenmenſchen, ganz ohne Ueberlegung, ſich in das größte Elend ſtürzen. Andere freuen ſich, wenn es ihnen gelungen iſt, ihrem Nebenmenſchen einen Schaden oder einen Verdruß zuzufügen. Dieß iſt Freude über anderer Menſchen Leiden, daran kann der Chriſt ebenfalls keinen Theil nehmen.

Der Chriſt freuet ſich vielmehr über alles Gute, das in der Welt geſchieht. Wann er ſieht, wie die Arbeit des Fleißigen gelingt; die Sorgen des Bekümmerten gehoben; die Laſten des Unterdrückten gemindert; die Leiden des Elenden weggeſchafft werden; wann er vernimmt, daß hier und da Anſtalten gemacht werden, die Armen zu verſorgen, die Waiſen zu erziehen, den Kindern beſſern Unterricht zu ertheilen, die Menſchen vernünftiger und beſſer zu machen: ſo nimmt er daran Antheil,. und freuet ſich darüber. Solche herzliche Theilnehmung bezeugten die Nachbaren und Freunde der Eliſabeth, als ſie höreten, daß ſie im Alter noch einen Sohn gebohren habe — **ſie freueten ſich mit ihr** *).

Und wir werden uns auch mit unſern Nebenmenſchen freuen, wenn wir uns nur dazu gewöhnen, über das Gute, das ihnen wiederfährt, nachzudenken, und uns in Gedanken an ihre Stelle zu ſetzen. Wenn wir bedenken, daß wir unter ein-

---

*) Luc. 1, 58.

einander verbunden ſind, wie Glieder einer Familie, daß alſo das Gute, das andern begegnet, auch uns nützlich iſt, daß jede erfreuliche Begebenheit ein neuer Beweiß iſt, von der Weisheit und Güte unſers himmliſchen Vaters; wenn wir uns an die Stelle derer ſetzen, die ſich itzo freuen, und erwägen, wie wohl ſie ſich itzo befinden, wie vergnügt ſie ſind, wenn ſie ſehen, daß ihre Arbeit gelungen iſt, daß ihre Sorgen, ihr Kummer, ihre Laſten gemindert ſind: ſo wird gewiß unſer Herz das empfinden, was wir Freude zu nennen pflegen.

Und dieſes unſer eigenes Herz wird uns auch treiben, daß wir Gelegenheit ſuchen, unſerm Nebenmenſchen unſere Freude auszudrücken. Ein guter Menſch, der ſich mit andern freuet, wird ſich wohl hüten, daß er ihre Freuden nicht durch Liebloſigkeit, Unfreundlichkeit, Zankſucht oder andere Unarten verbittere; er wird es ihnen durch Glückwünſche, durch ſein ganzes Betragen, zu erkennen geben, daß er ſich mit ihnen freue, wird, wo möglich, ſie ſelbſt beſuchen, um ein Augenzeuge ihres Vergnügens zu ſeyn, und daſſelbe aufs möglichſte befördern.

Als Joſeph die Freude hatte, nach einer langen Trennung, ſeine Brüder wieder zu ſehen, und von ihnen die Nachricht zu erhalten, daß ſein alter Vater noch lebe: ſo nahm der König, dem er diente, an dieſer Freude nicht nur Antheil in ſeinem Herzen, ſondern er ſuchte dieſe Freude auch zu vergrößern, indem er Anſtalten machte, die ganze Anverwandtſchaft des Joſephs ihm zu zuführen *).

Wenn unſer Herz gut, wenn es gegen unſere Nebenmenſchen redlich geſinnen iſt: ſo wird es gewiß dieſe reine, erquickende und ſtärkende Freude oft genießen.

Zweyter Theil.

Der vorzüglichſte Grund, warum wir uns mit andern freuen ſollen, liegt in den Worten Jeſu: **alles was ihr wollet, daß euch die Leute thun ſollen, das ſollt ihr ihnen auch thun.** Was wollen wir denn, daß die Leute uns thun ſollen, wann wir Freude haben? Iſts nicht wahr dieſes, daß ſie ſich mit uns freuen? Wann uns etwas Angenehmes begegnet: dringt uns nicht unſer Herz, ſogleich Jemanden aufzuſuchen, dem wir es erzählen? Als jene Perſonen, von welchen unſer Erlöſer erzählt, daß ſie ein Schaf und einen Groſchen verlohren hatten, das Verlohrne wieder fanden: iſts nicht wahr, ſo ſuchten ſie gleich Leute, die ſich mit ihnen freuen ſollten? ſo giengen ſie zu ihren Nachbaren und ſprachen: freuet euch mit mir, denn ich habe mein Schaf wieder gefunden, ich habe meinen Groſchen wieder gefunden, ſo ich verlohren hatte. Und wenn wir nun unſere Freude andern mittheilen: iſts nicht wahr, ſo ſchmerzt und kränkt es uns, wenn ſie dabey gleichgültig ſind, oder gar durch allerley anzügliche Reden uns dieſelbe verbittern? Hingegen, wenn wir jemanden antreffen, der über unſere Freude ſein Vergnügen bezeugt, uns die Hand liebreich drückt, unſere Erzählung anhört, mit uns geht, um ſelbſt ein Zeuge unſers Vergnügens zu ſeyn: wird dann dadurch unſere Freude nicht verdoppelt? Unſer eigen Herz ſagt es uns ja alſo, daß wir den Fröhlichen eben das thun müſſen, was wir in einem ähnlichen Falle von andern erwarten.

---

*) 1. B. Moſ. 45. 16 — 21.

Als Chriſten, als Nachfolger Jeſu, der ſein Lebelang arbeitete, um Freude um ſich zu verbreiten, ſind wir ferner verbunden, ein Gleiches zu thun. Wir können aber freylich nicht immer, wie wir wollen. Oft haben wir nicht Einſichten, nicht Kraft und Vermögen, nicht Zeit genug, um anderer Freuden zu befördern. An ihren Freuden aber Theil zu nehmen, das können wir gemeiniglich, wenn das Herz, das ſich freuen ſoll, nur rein und rechtſchaffen, von Eigennutz und Mißgunſt frey iſt.

Wir ſelbſt gewinnen auch durch die Theilnahme an der Freude unſerer Nebenmenſchen. Es trifft uns, wie ich ſchon im Eingange dieſer Rede bemerkt habe, vielerley Ungemach; Erwartungen ſchlagen uns oft fehl und Leiden und widrige Schickſale finden ſich bey uns ein; ja wir erleben oft Tage, wo es uns wenigſtens ſo vorkommt, als wenn wir gar nichts mehr hätten, worüber wir uns freuen könnten. Wenn wir alſo ſo eigennützig denken, daß wir uns über nichts als über das Angenehme freuen, das uns ſelbſt begegnet: ſo werden wir gewiß einen großen Theil unſers lebens ganz freudenlos zubringen. Sind wir hingegen gewöhnt, uns auch über unſers Nebenmenſchen Wohl zu freuen: ſo haben wir uns eine unerſchöpfliche Quelle von Vergnügen geöffnet. Einige finden wir immer, denen es wohl geht, die Freude haben. Da freuet ſich einer ſeiner Ernte, dort ein anderer ſeiner wohlgerathenen Kinder; in dieſem Hauſe herrſcht Freude über eine wohlgelungene Unternehmung, in einem andern über die Zurückkunft eines Anverwandten; hier iſt ein Kranker geweſen, dort die Familie durch die Geburt eines Kindes vergrößert worden. Wie kann es uns nun an Freude fehlen, wenn unſer Herz gewöhnt iſt, an allen dieſen Freuden Theil zu nehmen?

Der vorzüglichſte Nutzen, den wir von dieſer Theilnehmung haben, iſt aber dieſer, daß wir ſelbſt dadurch vollkommner und edeldenkender, Gott ähnlicher werden. Jeſus erzählt uns ein Gleichniß von einem verlohrnen Sohne, welcher durch Verführung ſo weit gebracht wurde, daß er ſeines Vaters Haus verließ, die Unterſtützung, die er ihm ſchuldig war, ihm entzog und durch die ſchändlichſten Ausſchweifungen ſein Erbgut ſo durchbrachte, daß er am Ende in die bitterſte Armuth gerieth. Schon hatte der Vater alle Hoffnung aufgegeben, ihn jemals wieder zu ſehen: da kehrte er auf einmal unvermuthet zurück, zwar arm, aber gebeſſert, weint, bittet um Verzeihung und verſpricht ſeine ausſchweifende Lebensart zu ändern. Der alte Vater iſt vor Freuden außer ſich, allen, die ihm entgegen kommen, kündigt er ſeines Sohnes Rückkehr an. Nun ſtellt euch einmal vor, daß drey Leute dieſe Freude vernommen hätten; der eine wäre dabey ganz gleichgültig geblieben, wäre ſeinen Weg fortgegangen, ohne ſich nach dem vergnügten Vater umzuſehen; der andere hätte höniſch gelacht, hätte alle die vorigen Untugenden des Sohns wieder erzählt, weiter ausgebreitet und ſo die alte Wunde des Vaters wieder aufgeriſſen; der dritte endlich hätte theilnehmend des vergnügten Vaters Hand gedrückt, ihm Glück gewünſcht, wäre mit ihm gegangen, um den Sohn ſelbſt zu ſehen, wäre dazu behülflich geweſen, ihm eine beſſere Kleidung anzulegen: welchen von den dreyen haltet ihr denn wohl für den beſten? welchem würdet ihr denn am liebſten euer Zutrauen ſchenken? zu wem eure Zuflucht in Kummer und Sorgen nehmen? Ich weiß gewiß der letzte, der theilnehmende, wird auf eure Achtung und euer Zutrauen am ſicherſten rechnen können. Da fühlt ihr ja ſelbſt, daß ein Menſch, der ſich mit andern freuet, mehr werth iſt, als ein anderer, der ſich bloß über ſein eignes Glück freuen kann, bey ſeines Nebenmenſchen Freuden fühllos iſt, oder ſie wohl gar zu verbittern ſucht. Wenn daher die Bibel von den Engeln redet, die uns immer als die vollkommenſten Geſchöpfe Gottes vorgeſtellt werden: ſo beſchreibt ſie uns dieſelben als ſolche, die ſich über das Wohl ihrer Mitgeſchöpfe freuen. Als z. B. der Welterlöſer gebohren wurde: ſo wird geſagt, daß die Engel

Gottes ſich darüber gefreuet hätten, und Jeſus verſichert, daß, wenn ein Menſch ſich beſſerte, die Engel im Himmel ſich darüber freueten.

Daraus ſehen wir ja alſo, daß man die Theilnehmung an der Freude anderer immer als ein Zeichen einer edelen Geſinnung angeſehen hat.

Da wir nun dazu beſtimmt ſind, einſt die Geſellſchafter vollkommnerer Geiſter zu werden: ſo laßt uns ſchon itzo ihnen ähnlich ſeyn, und an den Freuden unſerer Nebenmenſchen aufrichtigen Antheil nehmen.

Beſchluß.

Wollt ihr nun wiſſen, lieben Freunde! wie es mit eurem Herzen ſtehe: ſo gebt nur Achtung, was es empfindet, wann es erfährt, daß andern Menſchen eine beſondere Freude begegnet ſey. Freuet es ſich mit ihnen; ſucht es Gelegenheit, ſeine Beyfreude auszudrücken, und etwas zur Vergrößerung des Vergnügens anderer beyzutragen: ſo iſt dieß ein ſehr gutes Zeichen, ein Zeichen, daß euer Herz eine aufrichtige Liebe zu ſeinen Nebenmenſchen trage. Sollte es aber über die Wohlfahrt anderer verdrüßlich und mürriſch werden, und ihnen ihre Freude wohl gar zu verbittern ſuchen; ach dann iſt es gewiß ein Zeichen, daß euer Herz noch ganz ungebeſſert ſey. Bey einem ſolchen Herzen könnt ihr nie recht froh werden, es wird ſich ſelbſt beſtrafen, durch den Gram, den es beſtändig bey ſich fühlet. Der gute Vater der Menſchen iſt immer geſchäfftig, ſeine Kinder zu erfreuen. In eines ſo guten Vaters

Haus,

Haushaltung muß es alſo immer Freuden geben. Da wird der eine durch unvermuthetes Glück aus ſeiner Dürftigkeit herausgezogen; dort wird in einer Familie eine glückliche Heyrath geſchloſſen; in einem Hauſe wird der lange gewünſchte Erbe gebohren; in einem andern wird die Redlichkeit, die lange verborgen blieb, entdeckt und öffentlich belohnt. Verſchiedene ſolcher glücklichen Zufälle ſind eurem Eigennutze nachtheilig; einer erlangt z. E. etwas, was ihr ſelbſt gern hättet haben mögen. Wenn ihr nun durch dergleichen angenehme Schickſale eurer Nebenmenſchen euch betrüben, wohl gar verleiten laſſet, daß ihr ihnen Uebels nachredet, und ſo ihre Freuden zu verbittern ſuchet: o was für unglückſelige Menſchen ſeyd ihr! ſo werdet ihr ja niemals froh, ſo ärgert ihr euch da, wo gute Menſchen ſich zu freuen pflegen.

Ein geſunder Menſch befindet ſich bey jeder Art der Witterung wohl; ein ſchwächlicher hingegen leidet und empfindet Schmerzen, wann Näſſe die Erde fruchtbar macht, und Sturm die Luft von ihren Dünſten reinigt. So leidet auch ein Menſch, der an ſeinem Geiſte krank iſt, ſo oft er ſieht, daß andern etwas Gutes begegnet. Ach alle, die ihr dieſe geiſtliche Krankheit an euch bemerket, ſuchet doch ja euch davon frey zu machen! Nähert euch doch oft im Gebete dem guten wohlthätigen Gott, der beſtändig geſchäftig iſt, ſeinen Geſchöpfen Freude zu machen. Denkt doch oft nach über die Lebensgeſchichte unſers Erlöſers, der ſeine größte Freude darinne ſuchte, daß er die Leiden der Menſchen verminderte, und Freude um ſich verbreitete; bedenkt doch, von wem das Gute, das andern beſcheeret wird, herrühre, daß es von Gott komme; bedenket, wie häßlich es ſey, über die Führung eines ſo weiſen und guten Vaters zu murren!. überlegt ſelbſt, wie es euch deuchte, wenn ihr Freude habt, und ein anderer ſieht darüber ſcheel, und läßt es ſich merken, daß er euch eure Freude mißgönne! dann werdet ihr euch gewiß dieſer Unart, die euerer eignen Gemüthsruhe ſo ſehr nachtheilig iſt, zu ſchämen anfangen, und euch dazu gewöhnen, wie Gott, wie Jeſus Chriſtus, wie die Engel, wie alle gute Menſchen, über eures Nächſten Wohl euch zu freuen. Dann, ja dann werdet ihr erſt recht gute und frohe Menſchen werden. Gern werdet ihr Menſchenwohl befördern: weil es euch Freude macht. Wann es euch bisweilen gar nicht nach Wunſche geht; wann Tage kommen, die euch gar nicht gefallen: dann werdet ihr euch noch freuen über alles Gute, das euer himmliſcher Vater andern erzeiget.

O du Allgütiger! der du dich immer freueſt, wann du ſiehſt, daß es deinen Geſchöpfen wohl geht, dieſen deinen göttlichen Sinn ſchenke uns doch allen! Amen.

Zwey und vierzigſte Predigt.

Am Johannistage.

Erleuchte Herr! mir den Verſtand,
Mein Beſtes einzuſehn;
Und leite mich an deiner Hand,
Den Weg des Heils zu gehn. Amen.

Seit einiger Zeit werdet ihr, meine Lieben! oftmals ein Wort gehöret haben, welches ehemals unbekannt war. Dieß Wort heißt **Aufklärung.** Es ſind dadurch viele und heftige Streitigkeiten erreget worden. Einige ſind der Meynung, die Aufklärung ſey für die Menſchen ſehr gut, und jeder, der die Menſchen lieb hat, müſſe ſich bemühen, die Aufklärung immer mehr zu verbreiten; andere hingegen glauben, die Aufklärung ſey höchſt ſchädlich, ſie verleite die Menſchen zur Unzufriedenheit, zum Laſter und zu den ſchändlichſten Ausſchweifungen. Ja wenn man hört, daß hier und da die Unterthanen ſich gegen die Obrigkeit empören: ſo pflegt man zu ſagen: **das ſind die Folgen der Aufklärung!**

Was ſollen wir nun hierzu ſagen? welcher von beyden Theilen mag wohl recht haben? Dieß zu wiſſen muß euch ſehr wichtig ſeyn, damit ihr nicht irre geführet werdet. Ich will mich daher bemühen, euch itzo zu zeigen, worinne die wahre Aufklärung beſtehe: ſo werdet ihr bald einſehen, daß ſie ſehr viel werth ſey.

Der gute Gott, welcher will, daß allen Menſchen geholfen werde, und ſie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, leite meine Gedanken bey dieſer Betrachtung, damit ich nichts reden möge, als was wahr und zur Beförderung eurer Wohlfahrt nützlich iſt! Amen!

Text.

1. Tim. 2, 4.

Gott will, daß allen Menſchen geholfen werde, und zur Erkenntniß der Wahrheit kommen.

Evangelium.

Luc. 1. 57—80.

Hauptſatz.

Ueber den großen Werth der wahren Aufklärung.

1. Was wahre Aufklärung ſey.
2. Was für einen großen Werth ſie habe.

Erſter Theil.

Aufklärung iſt nichts anders, als Mittheilung verſchiedener Kenntniſſe, die ſonſt unbekannt waren. Nehmet den Fall an, daß eine Gemeine gar nicht recht verſtünde, wie ſie den Acker bearbeiten ſollte, daß ſie deßwegen bey weitem ſo viel nicht einerntete, als der Acker tragen könnte, und ſie bekäme einen Prediger, der ihr gewiſſe Vortheile bekannt machte, wie es möglich ſey, von ihrem Lande viermal mehr als bisher einzuernten: ſo würde man ſagen, der Prediger habe ſie über den Ackerbau aufgekläret.

Die Kenntniſſe nun, die andern mitgetheilt werden, ſind entweder wahr und nützlich, oder ſie ſind falſch, unnütze oder gar ſchädlich. Die Mittheilung der wahren und nützlichen Kenntniſſe iſt die wahre Aufklärung, die falſche Aufklärung hingegen iſt die: Mittheilung falſcher unnützer und ſchädlicher Kenntniſſe.

Damit ihr mich recht verſtehen möget: ſo will ich euch alles mit Exempeln erläutern. Geſetzt, es beredete jemand eine Gemeine die alte Art, den Acker zu bearbeiten, an welche ſie bisher gewöhnet war, abzuändern, und eine neue Art einzuführen: ſo hätte dieſer freylich ſie etwas neues gelehret, und er würde ſich rühmen, daß er ſie aufgekläret habe; wenn nun aber in der Folge die Erfahrung zeigte, daß die Kenntniſſe, die er mittheilte, nicht wahr wären, daß die neue Art, den Acker zu bearbeiten, bey weiten ſo vielen Vortheil nicht ſchaffe, als die alte: ſo verdiente dieſe Belehrung den Namen der wahren Aufklärung nicht, es wäre eine falſche Aufklärung.

So wäre es auch eine falſche Aufklärung, wenn man die Leute bereden wollte, daß durch Empörung die Glückſeligkeit der Völker bewirket werden könne: da die Erfahrung zu allen Zeiten bewieſen hat, daß lauter Jammer und Herzeleid, Mord und Blutvergießen dadurch angerichtet werden.

Nun muß ich euch aber noch etwas Wichtiges ſagen: es giebt auch vielerley Kenntniſſe, die zwar wahr ſind, die man aber doch nicht geradezu andern mittheilen darf: weil ſie ihnen ſchädlich werden können. Die Mittheilung ſolcher Kenntniſſe verdient alſo ebenfalls den Namen der falſchen Aufklärung. Darauf zielte Jeſus, wenn er zu ſeinen Jüngern ſagte: **Ich habe euch noch viel zu ſagen, aber ihr könnets itzt nicht tragen** *). Wenn man z. E. einem Kranken die große Lebensgefahr entdeckt, in welcher er ſich befindet; wenn man den Kindern die Fehler des Vaters, den Unterthanen die Schwachheiten des Fürſten, einer Gemeine die Fehltritte ihres Lehrers bekannt machte; wenn man einer Gemeine, die bisher in Einfalt ihres Herzens bey ihrem Glauben fromm und vergnügt lebte, beweiſt, daß ihr Glaube auf Irrthümern beruhe: ſo iſt zwar dieß alles wahr: iſts denn aber auch nützlich? Wird nicht der Kranke, wenn man ihm die Gefahr zeigt, in welcher ſein Leben ſchwebt, allen Muth verliehren, und durch Muthloſigkeit die Gefahr vergrößern? Werden nicht die Kinder, die Unterthanen, die Gemeinen die ſo nöthige Achtung gegen ihre Vorgeſetzten verliehren, wenn ſie mit allen ihren Fehlern und Schwachheiten bekannt gemacht werden? Werden nicht diejenigen, die man auf eine unkluge Art von ihrem irrigen Glauben abzubringen ſucht, gar nichts mehr glauben, in allerley Laſter verfallen, und

---

*) Joh. 16. 13.

ihre ganze Gemüthsruhe verliehren? Die Mittheilung aller ſolcher Kenntniſſe, die andern ſchädlich ſind, verdient den Namen der Aufklärung nicht, iſt eine falſche Aufklärung.

Wahre Aufklärung hingegen beſteht in Mittheilung wahrer Kenntniſſe, die andern wirklich nützlich ſind, dadurch ihnen geholfen wird. Von dieſer Aufklärung redet Paulus, wenn er ſagt: **Gott will, daß allen Menſchen geholfen werde, und zur Erkenntniß der Wahrheit kommen.**

Stellt euch einen guten, weiſen Mann vor, der ſichs ſehr angelegen ſeyn ließe, das Volk von alle dem zu belehren, wodurch ihm auf allerley Art geholfen, und ihm ein glücklicheres, vergnügteres Leben verſchaffet werden könne; der ihm allerley gute Regeln mittheilte, ſeine Geſundheit zu erhalten, ſein Leben zu verlängern, und die Krankheiten von ſich zu entfernen, die in den Hütten der Menſchen umherſchleichen; ihm Anweiſung gäbe, die Kinder beſſer zu erziehen, ihnen Geſundheit, Kraft und ein frohes Herz zu verſchaffen, ſie vernünftiger und geſchickter zu machen; ihm allerley Vortheile zeigte, wie es ſeine Haushaltung verbeſſern, ſich mehr Nahrung verſchaffen, und ſeine Sorgen und Kümmerniſſe mindern könnte; ihm Gott als einen guten Vater aller Menſchen, als den allwiſſenden und allgegenwärtigen Zeugen aller unſerer Handlungen kennen lehrete, und ihm ſo mehr Aufmunterung zur Rechtſchaffenheit, Geduld, Thätigkeit, Enthalſamſamkeit gäbe: ſo verſchaffte dieſer Mann ſeinem Volke wahre Aufklärung. Dieß iſt die Aufklärung, welche Johannes zu verbreiten ſuchte, von welchem geſagt wird, daß er Erkenntniß des Heils ſeinem Volke geben werde; dieß iſt die Aufklärung, mit welcher ſich unſer Erlöſer beſchäfftigte, welcher deßwegen auch das **Licht der Welt** genannt wird *). Dieſe Aufklärung iſt ohne Zweifel viel werth.

Zweyter Theil.

Den großen Werth der wahren Aufklärung beſchreibt uns Paulus in dieſen wenigen Worten: **Gott will, daß allen Menſchen geholfen werde, und ſie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen.**

Wie viel muß alſo die wahre Aufklärung werth ſeyn, da die Beförderung derſelben die Sache Gottes iſt. Es iſt ſein ernſtlicher Wille, daß die Menſchen aufgekläret werden ſollen. Er gab uns Augen, und warum? Deßwegen, daß wir damit ſehen, und zwar nicht verkehrt, ſondern richtig ſehen ſollten. Da er uns nun auch allen Verſtand gegeben hat: ſo iſt doch wohl ohne Zweifel ſein Wille, daß wir damit uns Kenntniſſe, und zwar keine falſchen, ſondern richtige Kenntniſſe erwerben ſollen. Wer behaupten wollte, daß der Schöpfer unſers Verſtandes die Aufklärung der Menſchen nicht wünſche, der nähme eben ſo etwas Ungereimtes an, als derjenige, der ſagte, daß Gott uns die Augen gegeben hätte, daß wir ſie zuſchließen oder verkehrt damit ſehen ſollten.

Die ganze Geſchichte beweiſt es ja auch, daß Gott die Aufklärung zu befördern ſuche. Er hat das menſchliche Geſchlecht nicht in der Unwiſſenheit gelaſſen, in welcher es ſich ehedem befand, ſondern es immer wie ein guter Vater behandelt. So wie dieſer ſeinen Kindern geſchickte Lehrer verſchafft, die ſie aufklären, oder ihnen nützliche Kenntniſſe, die ihnen zuvor unbekannt waren, beybringen müſſen; ſo hat auch Gott unter allen Nationen, von Zeit zu Zeit, weiſe Männer erweckt, die ſie aufklären mußten.

Wie viele Propheten erhielt nicht die jüdiſche Nation! Aber durch niemanden iſt jemals die Welt mehr aufgekläret worden, als durch unſern Erlöſer, der nicht nur den Menſchen, die zu ſeiner Zeit lebten, die nützlichſten Kenntniſſe mitgetheilt, ſondern auch dafür geſorgt hat, daß ſie durch ſeine Jünger in der ganzen Welt verbreitet wurden, ſo, daß ſie bis auf uns gekommen ſind, und wir durch dieſelben, wenn wir ſie nur recht überdenken und mit redlichem Herzen annehmen, immer verſtändiger und beſſer werden. Wie viel muß alſo die wahre Aufklärung werth ſeyn, da ſie die Sache Gottes iſt, und er vom Anfange der Welt her, zur Beförderung derſelben, Veranſtaltung getroffen hat!

Der Apoſtel ſagt ferner, daß durch Aufklärung, oder durch die Erkenntniß der Wahrheit, den Menſchen geholfen werde. Wie wahr iſt dieß. Die Menſchen ſeufzen unter unzählbaren Leiden; Gott will, als ihr Vater, daß ihnen geholſen werde, daß ſie von ihren Leiden frey werden ſollen. Aber durch welches Mittel? ſchlechterdings durch kein anderes, als durch die Erkenntniß der Wahrheit, oder durch die Aufklärung. Jeſus ſagt es ganz frey heraus: **ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frey machen.**

Das lehrt ja auch die beſtändige Erfahrung. Je aufgeklärter die Menſchen werden: deſto mehr mindern ſich ihre Leiden. Es giebt mancherley Schmerzen und Krankheiten, welche die Menſchen plagen. Woher kommen ſie denn? ſind ſie etwa nothwendige Uebel, welche gar nicht abgeändert werden können? Keinesweges. In den mehreſten Fällen ſind ſie Folgen der menſchlichen Unwiſſenheit. Sie kommen daher, weil die Menſchen nicht wiſſen, wie ſie ihren Körper verpflegen, und wie ſie ſich, wenn ſich in demſelben Schmerzen einſinden, davon befreyen ſollen. Sobald ſie ſich aber über die Geſundheitspflege aufklären laſſen: ſo vermindern ſich die Krankheiten immer mehr, und werden immer weniger gefährlich. Wir finden davon ein ſehr merkwürdiges Exempel in der Geſchichte der Iſraeliten. So lange dieſe in Egypten wohneten, war bey ihnen eine abſcheuliche Krankeit, der Ausſatz, eingeriſſen, welcher nicht nur die Unglücklichen, die damit behaftet waren, ſehr elend machte, ihnen ein ekelhaftes Anſehen gab, und nach und nach ihre Kräfte verzehrete; ſondern auch ſo anſteckend war, daß er ſich von einer Familie zur andern fortpflanzte. Nun ſendete ihnen aber Gott Moſen, der ſie aufklärete, ſie mehr zur Reinlichkeit gewöhnete, ihnen eine gewiſſe Lebensordnung vorſchrieb, und ihnen verordnete, die Ausſätzigen ſogleich aus der Gemeine zu entfernen, und in beſondern Hütten wohnen, und nicht eher zu den Ihrigen zurückkehren zu laſſen, bis die Prieſter ſie genau unterſuchet, und ſie für rein erkläret hätten. Auf einmal wurde ihnen geholfen. Der Ausſatz wurde immer ſeltener, ſie lernten immer mehrere Mittel, ihn zu heilen, bis er ſich nach und nach faſt ganz verlohr.

Die Kinderſtuben vieler Menſchen ſind Wohnungen des Jammers und Elends. Es herrſchen da Klagen, Weinen, Seufzen über die vielen Krankheiten und Schmerzen, welche die Kinder leiden, und die Freude, welche die Eltern noch an den geſunden Kindern haben könnten, wird wieder durch ihren Eigenſinn, ihre Unfolgſamkeit und Zankſucht verbittert. Wie kann ſolchen unglücklichen Eltern geholfen werden? bloß durch die Aufklärung. Wenn ſie erſt lernen, wie Kinder gut müſſen erzogen werden: ſo wird nach und nach alles Leiden aufhören, die Krankheiten werden ſich verliehren, und die Kinder werden die Untugenden ablegen, die ihre Eltern bisher ſo traurig machten.

Viele Menſchen klagen über Nahrungsſorgen, bekümmern ſich, woher ſie die Mittel nehmen wollen, ſich und die Ihrigen zu ernähren. Wodurch kann ihnen geholfen werden? Durch die Aufklärung. Wenn ſie lernen ihre Arbeiten beſſer machen; wenn ihnen die vielerley Vortheile bekannt werden, die der Menſch in Händen hat, ſeine Umſtände zu verbeſſern; wenn ſie die vielen unnöthigen und überflüßigen Ausgaben vermeiden, an welche ſie ſich bisher gewöhnten: ſo wird ihnen ihr Acker mehr eintragen, ihre Viehzucht mehr Nutzen ſchaffen, ihre Arbeit mehr geſucht und bezahlt, und durch Vermeidung des überflüßigen Aufwands dem Mangel des Nothwendigen abgeholfen werden.

Woher kam es, daß der König Salomo ſo reich wurde, und ſeinem Lande Ueberfluß verſchaffte? von ſeiner Weisheit. So kann jeder Hausvater, im Kleinen, wo nicht Reichthum erlangen, der im Grunde niemanden glückſelig macht, doch wenigſtens ſeine Umſtände verbeſſern, und ſich gegen ängſtliche Nahrungsſorgen ſchützen, wenn er verſtändiger wird, und ſich aufklären läßt.

Durch nichts wird aber den Menſchen mehr geholfen, als durch die Aufklärung in der Religion, wenn dieſe ihnen in ihrer Lauterkeit vorgetragen wird. So lange die Menſchen ſich Gott als einen zornigen vorſtellen, der durch die Fehler der Menſchen gleichſam in die Hitze gebracht wird, und ſie unbarmherzig beſtraft: ſo lange werden ſie nicht recht froh; immer müſſen ſie beſorgen, ſie hätten etwas verſehen, das ihnen ſchwere Strafen zuzöge. Entſteht nun ein ſchweres Gewitter, oder eine Ueberſchwemmung, oder ein

Hagel; zeigt ſich ein Comet, oder bebt die Erde, oder ereignet ſich eine andere furchtbare Naturbegebenheit: ſo werden ſie troſtlos und glauben, Gott zürne mit ihnen. Stehen die Menſchen in dem Wahne, daß ſie, durch gewiſſe Ceremonien, Gott verſohnen, und die traurigen Folgen, die nothwendig aus der Sünde entſpringen müſſen, verhindern können: ſo werden ſie nie beſſer, begehen eine Thorheit, ein Verbrechen nach dem andern, ſtürzen ſich dadurch in Jammer und Noth und glauben immer, daß ſie dieß durch gewiſſe Ceremonien abwenden könnten. Die alten Juden glaubten, wenn ſie ein Opfer brächten: ſo wäre Gott verſöhnt, ihre Sünden vergeben und die Straſe derſelben weggenommen. Und ſo glauben leider noch viele Chriſten, wenn ſie beichteten, das Abendmahl genöſſen, und die Kirche fleißig beſuchten: ſo wäre alles wieder gut gemacht, was ſie durch ihr böſes unordentliches Leben verſchuldet haben. Wie unglückſelig ſind dieſe Menſchen bey ihrer Unwiſſenheit! Wird denn wohl durch die Beobachtung gewiſſer Ceremonien, der Unmäßige und Unzüchtige, der ſeinen Körper zu Grunde richtete, ſeine Geſundheit wieder erlangen? Der Faule und Verſchwender, die ſich in Armuth ſtürzten, dadurch in beſſere Umſtände verſetzen werden? der Uebelthäter, der durch ſchlechte Handlungen ſeinen guten Namen verlohr, wieder ehrlich werden? Der böſe Menſch, der ſchwere Schuld auf ſein Gewiſſen lud, Beruhigung finden? Ueberlegt es ſelbſt!

alle dieſe Ceremonien werden ihnen zu gar nichts helfen, ſie werden alle das Elend fühlen müſſen, das aus ihrer Unbeſonnenheit nothwendig entſpringen muß.

Wie ſehr wird aber den Menſchen geholfen, denen die Religion rein und lauter vorgetragen wird, und die dieſelben annehmen! Dieſe haben das herzliche Vertrauen zu Gott, den ſie als einen Allgütigen haben kennen lernen, daß er immer ihr Beſtes beſorgen, und auch bey widrigen Schickſalen, über ihre Wohlfahrt wachen werde. **Sie wandeln vor Gott und ſind fromm**; bey allem, was ſie thun, denken ſie an den, der ins Verborgene ſieht, und eine ſolche Einrichtung in der Welt gemacht hat, daß jeder erntet, was er ausſäet, der Gute und Rechtſchaffene ſüße und angenehme, der Gedankenloſe, Böſe und Unedliche, herbe und bittere Früchte. Dieſer Glaube bewahret ſie vor Thorheiten und Ausſchweifungen, lehret ſie Rechtſchaffenheit gegen jedermann, Beherrſchung ihrer Begierden, Thätigkeit, Sanftmuth und jede chriſtliche Tugend.

So wird dieſen, die durch die Religion aufgekläret wurden, geholfen. Sie entgehen alle dem Elende, welches nothwendig aus der Sünde entſpringen muß, genießen alle die Belohnung, die der Gottſeligkeit beſtimmt iſt, wandeln getroſt, im Vertrauen auf Gott, fort, bis ſie das Ziel erreichen, bis ſie ruhig, im Vertrauen auf Gott, den Schritt in die Ewigkeit thun können.

Solchen großen Werth hat die wahre Aufklärung!

Be-

Beſchluß.

Ich habe euch ſchon, m. L., geſagt, daß es eine falſche Aufklärung gebe. Daß man auch Irrthümer, oder Kenntniſſe, die mehr ſchädlich als nützlich ſind, unter dem Namen der Aufklärung zu verbreiten ſuche. Wie große Vorſicht habt ihr alſo nöthig, damit ihr nicht getäuſchet werdet! Ihr hütet euch ja, daß ihr nicht falſche Münze ſtatt guter bekommt; wie vielmehr habt ihr euch zu hüten, daß ihr nicht, ſtatt der wahren, eine falſche Aufklärung annehmet. Wenn ihr nur, nach der Ermahnung des Apoſtels, **alles prüfet, und das Gute behaltet**; wenn ihr nur bey allem Neuen, das euch gelehret wird, überleget: iſts auch wahr? iſts wirklich beſſer, als das Alte? wenn ihr mit redlichem Herzen Gott fleißig anrufet, daß er euch vor Verirrungen bewahren wolle: ſo werdet ihr gewiß vor großen Verirrungen bewahret bleiben. Nie werdet ihr euch der **wahren** Aufklärung halsſtarrig widerſetzen; ihr werdet ſie zu befördern, ihr werdet die Schriften, welche gute und weiſe Menſchen ſchrieben, um ihre Nebenmenſchen aufzuklären, zu verbreiten euch bemühen. Dann wird euch auch geholfen werden; ihr werdet von einer Menge Leiden und Sorgen frey werden; **ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frey machen. Amen!**

Drey und vierzigſte Predigt.

Am vierten Sonntage nach Trinitatis.

Laß mich, mit brüderlicher Huld,
Des Nächſten Fehler decken,
Durch Sanftmuth, Mitleid und Geduld,
Zur Beßrung ihn erwecken;
Und ſündiget er gegen mich,
So freue meine Seele ſich,
Ihm willig zu vergeben:
So werd ich dich, Herr Jeſu Chriſt,
Der du die Liebe ſelber biſt,
Aufs würdigſte erheben. Amen!

Wer auf ſich ſelbſt und ſeine Handlungen aufmerkſam iſt: der wird gewiß die Bemerkung machen, daß er noch lange nicht ſo gut und vollkommen iſt, als er eigentlich ſeyn ſollte; daß er noch viele Fehler an ſich habe, und mancherley Thorheiten ſich ſchuldig mache. Wenn wir des Morgens unſer Tagewerk anfangen, ſo geſchieht es, wenn wir anders gut ſind, gewiß immer mit dem Vorſatze, daß wir, nach Gottes Willen, die Geſchäffte, die er uns gegeben, ausrichten, in allen unſern Handlungen vorſichtig und bedachtſam ſeyn, die Widerwärtigkeiten, die uns treffen, mit Geduld ertragen, niemanden beleidigen, jedem Menſchen, ſo viel als möglich, nützlich ſeyn wollen.

Wenn wir nun aber, am Schluſſe des Tages, nachdenken, wie wir unſerm Vorſatze nachgekommen ſind: werden wir wohl, auch nur ein einzigesmal, ganz mit uns zufrieden ſeyn können? Wird nicht manches von dem, was wir thun wollten, unterblieben ſeyn? Werden wir nicht manche Thorheit und Uebereilung bereuen müſſen; wird nicht oft Ungeduld, Zorn oder eine andere heftige Begierde uns beſieget haben? werden wir nicht oft träge geweſen ſeyn, wenn wir unſern Nebenmenſchen hätten nützlich ſeyn können?

Wer auf ſeinen Wandel merkt, über ſeine Handlungen nachdenkt, der wird gewiß wiſſen, daß dieß alles wahr ſey.

So ſchwach ſind wir, ſolche Fehler haben wir an uns. Dürfen wir uns wohl verwundern, wenn es unſern Nebenmenſchen eben ſo geht? wenn er auch täglich fehlt? ſollten wir nicht mit ihm Geduld haben, und ihn mit Nachſicht und Schonung beurtheilen? Dieß geſchieht nun aber leider nicht immer. Wir verlangen oft von andern Vollkommenheit, ob wir gleich ſelbſt unvollkommen ſind; und werfen ihnen ihre Fehler lieblos vor, ohnerachtet wir fühlen, daß wir ſelbſt noch unſere großen Fehler an uns haben.

Wie Unrecht dieß ſey, das ſoll itzo gezeigt werden.

Gütiger, langmüthiger Vater, der du ſo große Geduld mit unſern Fehlern haſt, ſchenke uns auch dieſen liebevollen Sinn, damit wir darinne dir und deinem Sohne Jeſus Chriſtus immer ähnlicher werden mögen. Amen.

Text.

Jak. 4, 12.

Wer biſt du, der du einen andern urtheileſt?

Evangelium.

Luc. 6, 36 — 42.

Hauptſatz.

Wie unrecht es ſey, ſeinen Nebenmenſchen lieblos zu beurtheilen.

1. Was es heiße, ſeinen Nebenmenſchen lieblos beurtheilen.

2. Was für großen Schaden man damit ſtifte.

Erſter Theil.

Jeder Menſch hat, wie ich ſchon geſagt habe, ſeine Fehler. Wenn man nun dieſe Fehler an andern bemerkt, und ſie wirklich für Fehler hält: ſo iſt dieß noch nicht lieblos geurtheilet. Dann aber urtheilt man wirklich lieblos, wenn man ihm als einen Fehler anrechnet, was doch keiner iſt, oder ihn wirklicher Fehler wegen ſogleich für einen böſen Menſchen hält.

Jeder von uns hat gewiſſe Meynungen, einen gewiſſen Glauben, gewiſſe Gewohnheiten angenommen, die er für wahr und gut hält; andere haben andere Meynungen, einen andern Glauben, andere Gewohnheiten. Wie verſchieden ſind z. E. die Meynungen der Menſchen in Anſehung der Religion! Welch große Verſchiedenheit bemerken wir, bey verſchiedenen Familien, in Anſehung ihrer Lebensart, ihrer Haushaltung, der Erziehung ihrer Kinder? Die Juden nahmen das ganze alte Teſtament als ein göttliches Buch an; die Samariter hingegen nur die fünf Bücher Moſis. In Iſaaks Familie liebte Eſau die Jagd und das Herumſtreifen im Felde; Jakob hingegen das ſtille häusliche Leben. Wenn wir nun alle dieſe Verſchiedenheiten für Fehler halten: iſt denn das nicht lieblos? Wiſſen wir denn ganz gewiß, daß wir die einzigen Perſonen in der Welt ſind, die ſich nie irren? die einzigen Perſonen, die nie fehlen? Wenn dieß aber falſch iſt; wenn wir ſo gut Menſchen ſind als andere, die auch irren und täglich fehlen: wie können wir es denn andern geradezu für einen Fehler anrechnen, wenn ſie andere Meynungen als wir haben, und anders handeln, als wir zu thun gewohnt ſind? Iſts nicht möglich, daß das, was wir an ihnen für Irrthümer halten, Wahrheit ſey, und die Fehler, die wir an ihnen tadeln, Tugenden ſind? Wenn Jeſus am Sabbathe Kranke geſund machte: ſo hielten dieß viele von ſeinen Zeitgenoſſen für eine große Sünde; gleichwohl ſehen wir itzo alle ein, daß dieß löblich und gut war. Solche Exempel können uns belehren, daß wir mit unſern Urtheilen ja nicht zu voreilig ſeyn, ſondern uns dazu gewöhnen müſſen, gegen diejenigen Perſonen, die anders denken und anders handeln, als wir, Nachſicht zu bezeugen.

Geſetzt aber, wir bemerkten an unſern Nebenmenſchen wirkliche Irrthümer und Fehler: auch dann müſſen wir uns noch hüten, daß wir darüber nicht lieblos urtheilen. Lieblos wäre es aber, wenn man den andern, wegen einiger Irrthümer und Fehler, gleich verdammen, gleich für einen durchaus böſen Menſchen, der boshafte Abſichten hätte, halten wollten.

Es iſt gewiß, daß manche Religionspartheyen Dinge glauben, von denen wir, wir mögen darüber nachdenken, wie wir wollen, einſehen, daß ſie nicht wahr ſind. Deßwegen dürfen wir aber nicht gleich glauben, daß ſie böſe Menſchen, Feinde Gottes, wären, die auf die Seligkeit keinen Anſpruch machen dürften. Können ſie nicht, bey alle ihren Irrthümern, gute Menſchen ſeyn, die, nach ihrem beſten Vermögen, ſich beſtreben, Gutes zu thun, und Gott zu gefallen? Moſes war ein Jude, der vieles glaubte, wovon wir itzo einſehen, daß es falſch war; er ſahe z. E. die Opfer als ein Mittel an, Gott zu verſöhnen; welches wir doch, ſeitdem wir durch Jeſum belehret wurden, nicht mehr glauben. Wird er aber nicht demohnerachtet in der Bibel ein treuer Knecht Gottes genannt?

Manche Menſchen haben Gewohnheiten angenommen, die freylich nicht gut ſind; der eine iſt bey ſeinen Ausgaben zu genau, und unterſtützt die Dürftigen nicht ſo thätig und freygebig, als er wohl nach ſeinem Vermögen thun könnte; ein anderer macht Aufwand, der, unſerer Meynung nach, unnöthig iſt, und ſtürzt ſich dadurch in Kummer und Sorgen; dieſer iſt in ſeinen Reden leichtſinnig, und ſtößt manche Worte heraus, die unſerer Meynung nach unüberlegt und unbedachtſam ſind; jener lebt zu ſehr eingezogen, und nützt der Welt nicht ſo viel, als wir glauben, daß er ihr nützen könnte, wenn er mehr geſellſchaftlich wäre. Da ſind nun gar viele Menſchen geneigt, alle dergleichen Gewohnheiten hart zu tadeln, und ſie als Sünden, als ein Zeichen eines böſen verderbten Herzens zu verſchreyen. Dieß iſt doch wirklich lieblos. Kann denn nicht mit jeder dieſer Gewohnheiten ein redliches, gutes Herz beſtehen? Kann nicht mancher dieſes und jenes, was an ſich betrachtet unrecht iſt, ſich angewöhnet haben, bloß aus Unachtſamkeit, bloß deßwegen, weil er noch nicht eingeſehen hat, daß es unrecht ſey? Kann nicht mancher ſeine Wohlthätigkeit aus guten, uns unbekannten, Abſichten einſchränken, und die Gutthaten, die er manchem Dürftigen verſagt, im Stillen ſolchen zufließen laſſen, deren Noth noch dringender iſt? kann nicht mancher durch die Verbindungen, in welchen er ſteht, und die er doch nicht zerreiſſen kann, genöthigt ſeyn, manchen Aufwand zu machen, der, wenn wir ſtrenge urtheilen wollen, ganz unnöthig iſt? Laßt uns doch die ganze bibliſche Geſchichte, den Lebenslauf aller guten Menſchen, von welchen ſie redet, durchgehen: hat denn nicht jeder eine oder die andere fehlerhafte Gewohnheit an ſich? und wenn von einem oder dem andern keine angeführt wird, folgt denn daraus, daß er keine an ſich gehabt habe? Ihr, die ihr ſo bereit ſeyd, über andere zu urtheilen, und ſie zu verdammen: ſeyd ihr denn ganz von ſolchen Fehlern frey? Müßt ihr nicht geſtehen, daß ihr auch manche fehlerhafte Gewohnheit an euch habt? Daraus könnt ihr ja ſehen, daß es äußerſt lieblos ſey, wenn man ſeinen Nebenmenſchen um ſolcher Fehler Willen, von welchen kein Menſch ganz frey iſt, für einen Sünder hält, und ihm Bosheit des Herzens zuſchreibt.

Ich ſage noch mehr: es iſt auch lieblos, wenn man einen Menſchen, wegen einzelner, grober Vergehungen, ſogleich als böſe und laſterhaft verſchreyet. Ich will euch auch ſagen warum. Es hat ein jeder Menſch, er ſey ſo gut er wolle, noch Begierden, die, bey beſondern Veranlaſſungen, wenn er nicht ſehr auf ſeiner Hut iſt, rege gemacht und ſo heftig werden können, daß er nicht mehr weiß, was er thut, und dann Handlungen begeht, deren er ſich ſelbſt ſchämt, wenn er ſeiner wieder mächtig wird. Iſts denn nun nicht lieblos, wenn man einen ſonſt redlichen Menſchen deßwegen ſogleich verdammet, wenn er ſich einmal vergangen, wenn er ſich auch recht gröblich vergangen hat?

Daß es unchriſtlich ſey, ſeinen Nebenmenſchen zu ſchimpfen und zu ſchlagen, wiſſen wir alle. Wenn aber jemand, unvermuthet ſtark beleidiget, und in heftigen Zorn gejagt wird, kann ihm nicht ſo etwas leicht begegnen?

Daß Trunkenheit unerlaubt ſey, und ein Trunkenbold, ein Menſch, der die Trunkenheit ſich angewöhnet hat, nicht glückſelig werden, oder, wie es die Schrift ausdrückt, das Reich Gottes nicht ererben könne, braucht keines Beweiſes. Kann aber nicht bisweilen auch ein guter, mäßiger Menſch, in geſellſchaftlicher Fröhlichkeit, wenn er die Kraft des Getränkes nicht kennt, in dieſem Punkte ſich verirren?

Es iſt unleugbar, daß Hurer und Ehebrecher, Leute die ein unzüchtiges Leben führen, Gott richten werde. Kann aber nicht bisweilen auch ein ſonſt tugendhafter Menſch, durch die Heftigkeit ſeiner Triebe, oder durch Verführung, zu einer ſolchen Ausſchweifung gebracht werden? Daß wir als Chriſten verbunden ſind, mit Geduld die Widerwärtigkeiten dieſes Lebens auszuhalten, und mit Gelaſſenheit das Ende derſelben abzuwarten, iſt uns allen bekannt. Aber wann die Trübſale anfangen die Kräfte zu überſteigen; wann man gar kein Mittel ſich zu retten mehr ausfindig machen kann; wann der kränkliche Körper noch mehr die Muthloſigkeit vergrößert: kann da nicht auch der beſte Menſch in einer ſchrecklichen Stunde bis zum Selbſtmorde ſich verirren?

Iſts nun nicht lieblos, wenn man dergleichen Gefallene ſogleich vor Sünder und Böſewichter hält?

Ja ich ſage noch mehr: es iſt auch lieblos, wenn man wirkliche Laſter, welche ein Menſch ehedem begangen hat, geradezu als ein gewiſſes

Zeichen eines ſchlechten und böſen Herzens anſieht. Kann er ſich denn nicht gebeſſert haben? kann er denn nicht nun vielleicht weit eifriger im Guten ſeyn; wenn er recht gefühlet hat, wie übel man ſich befindet, wenn man auf böſen Wegen gehet?

Es iſt endlich auch lieblos, wenn man das Unglück, das andere betrifft, als Strafen ihrer Sünden betrachtet. Freylich giebt es Schickſale, die augenſcheinlich Gottes Strafen ſind. Wenn der Verſchwender verarmet; der Unzüchtige Geſundheit und Ehre verliehrt; der Treuloſe um das Zutrauen anderer Menſchen kommt: ſo ſieht jeder, daß dieß Folgen ihrer Sünden, folglich Gottesſtrafen ſind. Wo aber dieß nicht iſt, wo Krankheit, Feuer, Ueberſchwemmung und andere Unglücksfälle, ein Haus oder eine Perſon treffen, und man wollte dieß als ein Gerichte Gottes anſehen: ſo bewieß man dadurch groſe Liebloſigkeit. Die Erfahrung lehrt ja, daß Gott aus weiſen uns nicht ganz bekannten Abſichten, bey Verhängniß ſolcher Unglücksfälle, die man nicht ſelbſt verurſacht hat, handele und dabey gar nicht auf die Sünden der Menſchen Rückſicht nehme. So wie er ſeine Sonne läßt aufgehen über Böſe und über Gute: ſo läßt er auch ſeinen Hagel fallen über die Felder der Böſen und der Guten; ſo wie er läßt regnen über Gerechte und Ungerechte: ſo läßt er auch Landplagen kommen über Gerechte und über Ungerechte. Aus welchem Grunde kann man denn nun ſagen, daß dergleichen Unglücksfälle

fälle, die niemand verſchuldet hat, Strafen der Sünde wären?

Zweyter Theil.

Die Liebloſigkeit in der Beurtheilung unſers Nebenmenſchen ſchadet auf mancherley Art, theils andern, theils uns ſelbſt. Urtheilt man von andern lieblos: ſo behandelt man ſie auch lieblos, und erlaubt ſich bey jeder Veranlaſſung allerley Ungerechtigkeiten gegen ſie, die alle unterblieben wären, wenn man, wie unſer Meiſter und Herr, Jeſus Chriſtus, ſeine Nebenmenſchen gelinder beurtheilet hätte.

Ich will euch nur mit wenigen ſagen, was für große und mannichfaltige Uebel aus der Liebloſigkeit entſpringen, mit welcher die Menſchen oft einander zu beurtheilen pflegen.

Ihr habt doch wohl gehöret von der Grauſamkeit, mit welcher von jeher die verſchiedenen Religionspartheyen einander verfolget haben? wie immer diejenige, die die mächtigſte war, die andere bedrückte, ſie zwingen wollte, ihre Meynungen anzunehmen, ſie verjagte, einkerkerte, oder wohl gar hinrichtete? Ihr fühlt doch auch wohl alle, daß ein ſolches Verhalten äußerſt ungerecht war? Woher kam es denn aber, daß Menſchen, die doch in andern Stücken vernünftig waren, ſich ſo weit vergehen konnten? Bloß daher, weil ſie von andern Religionspartheyen lieblos urtheileten, und glaubten, ihre Meynungen wären ſtrafbare Irrthümer, die von Härtigkeit und Bosheit des Herzens herrühreten. Deßwegen meynte man, wenn man ſolche Perſonen verfolgete, oder wohl gar tödtete, man thäte Gott einen Dienſt daran.

Woher kommt es denn, daß gewiſſe Leute ſo wenig verträglich ſind, daß in manchen Familien eine beſtändige Uneinigkeit herrſcht? vorzüglich daher, weil man von den Gewohnheiten anderer liebloſ urtheilt, ſie geradezu für unerlaubt, für Zeichen eines verderbten Herzens hält, und jedes verlangt, daß alles nach ſeinem Sinne eingerichtet werden ſoll.

Ueberhaupt verleitet die liebloſe Meynung, die die Menſchen von andern haben, ſie dahin, daß ſie die **Pflichten**, die ſie ihnen ſchuldig ſind, ſehr ſchlecht **erfüllen**, und ihnen mancherley Kränkungen zufügen. Die Liebe iſt ja die Quelle, aus welcher alle unſere Pflichten entſpringen. Wo nun dieſe fehlt, wie kann man Luſt und Trieb haben, ſie zu erfüllen? Um eines einzigen Fehltritts willen, den ein anderer gethan hat, entzieht man ihm ſein Zutrauen, ſpricht davon bey jeder Gelegenheit und bringt ihn dadurch um ſeinen ehrlichen Namen. Iſt denn aber ein ehrlicher Name nicht das ſchätzbarſte Gut? Wird denn ein Menſch, der dieſen verlohren hat, nicht auf ſeine ganze Lebenszeit unglücklich? Er will heyrathen, aber keine redliche Familie will ſich mit einer Perſon verbinden, die ihr als unredlich und boshaft iſt geſchildert worden. Er ſucht Arbeit; man trägt aber Bedenken, einem Menſchen Geſchäffte anzuvertrauen, auf den man iſt mißtrauiſch gemacht

macht worden. Ein kleiner Vorſchuß könnte ihn vielleicht in den Stand ſetzen, ſeine Haushaltung ordentlich einzurichten; wer wird denn aber einen Menſchen mit Vorſchuß unterſtützen wollen, deſſen Denkart man mit den ſchwärzeſten Farben abgemahlet hat? So wird oft ein ſonſt guter und redlicher Menſch, um einer Schwachheit, eines Fehltritts willen, durch die Liebloſigkeit ſeiner Mitmenſchen, ganz zu Grunde gerichtet, zur Verzweifelung gebracht, und am Ende verleitet, wirklich ſo böſe zu werden, als ihn die Liebloſigkeit vorſtellete.

Dieß Schickſal trifft vorzüglich ſolche Perſonen, die das Unglück gehabt haben, in Sünden der Unkeuſchheit zu verfallen. Es iſt wahr, daß dieſe Art von Sünden die ſchrecklichſten Folgen für den Menſchen haben, ſein ganzes Herz verderben, ihn zu den größten Schandthaten verleiten, ſeine Geſundheit zu Grunde richten, und ſeine ganze Haushaltung zerrütten könne. Auf der andern Seite iſt es aber eben ſo wahr, daß auch Menſchen, die in andern Stücken gut und redlich denken und handeln, wenn ſie nicht ſtets über ihre Begierden wachen, zu denſelben in einer unglücklichen Stunde können hingeriſſen werden. Erfordert nun nicht die chriſtliche Liebe, daß man ſolchen gefallenen Perſonen mit größter Schonung begegnet? ihre Verirrungen, wo möglich, der Welt zu verbergen, ſie nicht mit bittern Vorwürfen zu kränken, ſondern durch Zureden und Ermahnen ſie zu beſſern ſuche? Der Liebloſe kennt aber keine Schonung. Er betrachtet eine Perſon, die in dieſem Punkte gefehlet hat, als laſterhaft. So oft ihr Name genannt wird, ſo wird auch ihres Fehlers gedacht. Er eilt oft von Haus zu Haus, um ihre Verirrung allenthalben bekannt zu machen; kränkt dieſelbe mit dem bitterſten Spotte; glaubt ein gutes Werk zu thun, wenn er einer ſolchen Perſon die größten Beſchimpfungen zufügt. Und was wird denn nun durch dieſe Liebloſigkeit bewirkt? Mehr Böſes, als ich itzt zu ſagen im Stande bin. Eine ſolche gefallene Perſon, weil ſie auf gar kein Mitleiden, keine Erbarmung, keine Schonung bey ihren Nebenmenſchen rechnen darf, geräth nun in Verzweiflung und greift zu den ſchrecklichſten Mitteln, um ihren Fehltritt den Augen der Welt zu verbergen. Sie fängt an zu lügen, und durch allerley Ränke, die Eltern, Geſchwiſter und Freunde zu hintergehen; ſie betrügt und ſtiehlt, wenn ſie glaubt, durch eine gewiſſe Geldſumme ihre That verbergen zu können; ſie ſchwört einen falſchen Eid, ſie legt wohl gar Hand an das Leben ihrer Leibesfrucht, oder anderer Menſchen, wenn ſie kein anderes Mittel, ihre Ehre zu retten, zu finden weiß. Und alle dieſe Verbrechen hat derjenige auf ſeinem Gewiſſen, der durch ſeine Liebloſigkeit ſie nöthigte, dieſelben zu begehen.

O wie ganz anders behandelte der Menſchenfreund Jeſus die Gefallnen! Als einſt eine ſolche Sünderin mit Thränen ihre Reue bezeugte, und alle Phariſäer mit Verachtung ſie anſahen, und ſelbſt Jeſum tadelten, daß er ſie nicht ſogleich von ſich ſtieß: richtete Jeſus ſie liebreich auf und ſagte: **dir ſind deine Sünden vergeben**[*])! Und als man ihm ein Weib einſt zuführte, welche ſich zum Ehebruche hatte verleiten laſſen, und die Phariſäer davon redeten, daß ſie mit Steinen ſollte zu Tode geworfen werden: ſo ſagte Jeſus zu ihnen: **Wer unter euch ohne Sünde iſt, der werfe den erſten Stein auf ſie**[**])! zum Weibe aber ſprach er: **gehe hin und ſündige fort nicht mehr!**

Habt ihr nicht bisweilen gehört von chriſtlichen Gemeinen, die ſich weigerten, den Leichnam eines ſolchen zu Grabe zu bringen, der ſich ſelbſt entleibt hatte? die ihm keine Ruheſtatt auf ihrem Kirchhofe verſtatten wollten, auf dem Platze, wo die Leichname ſo vieler Heuchler vermodern? die auf dieſe Art die, ohne dieß ſchon genug gekränkte, Familie des Entleibten noch mehr kränkten? Wie iſts möglich, möchte man denken, daß vernünftige Menſchen, daß Chriſten, ſo hartherzig ſeyn können? Dieß kommt bloß von der Liebloſigkeit der Menſchen her, welche das Verdammungsurtheil über jeden ſpricht, der durch die Melancholie ſich zum Selbſtmorde hat verleiten laſſen.

Sieht man Unglücksfälle als Strafen heimlicher Sünden an: ſo wird man ſein Herz gegen die Klage der Unglücklichen verſchließen, ſtatt ihnen zu helfen, den Jammer ihres Herzens noch mehr durch Vorwürfe vergrößern. So handeldeſſen Hiobs Freunde. Statt ihn, bey ſeinen großen Leiden und Schmerzen aufzurichten, zerriſſen ſie ſein Herz mit den liebloſeſten Beſchuldigungen. Du haſt, ſagte Eliphas, **die Müden nicht getränket mit Waſſer, und haſt den Hungrigen dein Brod verſagt. Du haſt Gewalt im Lande geübet und prächtig darinne geſeſſen; die Wittwen haſt du leer laſſen gehen, und die Arme der Waiſen zerbrochen: darum biſt du mit Stricken umgeben, und Furcht hat dich plötzlich erſchreckt** *).

---

[*]) Luc. 7, 48.

[**]) Joh. 8, 7.

Wie ganz anders handelte Jeſus! Als man ihm einſt einen Blindgebohrnen zeigte und ihn fragte: ob dieſer oder ſeine Eltern geſündiget habe? ſo antwortete er: **es hat weder dieſer geſündiget, noch ſeine Eltern.**

Durch dieſe Liebloſigkeit ſchadet man aber nicht nur andern, ſondern auch ſich ſelbſt.

Wenn man von andern immer das ſchlimmſte denkt: ſo kann man ja unmöglich zu jemanden Zutrauen haben; man wird ſich in ihrer Geſellſchaft übel befinden, und ſich immer mit vergeblichen Beſorgniſſen ängſtigen. O wie unglücklich befand ſich Saul, da er vom David immer das ſchlimmſte dachte, immer beſorgte, daß er ihm nach dem Leben ſtünde. Er hatte keine Ruhe. Statt ſich ſeiner Regierung zu freuen, und das Beſte ſeines Landes zu befördern, zog er umher, um den David aufzuſuchen.

---

*) Hiob 22, 7 — 10.

Und wie bedenklich ſind die Worte Jeſu: **richtet nicht: ſo werdet ihr auch nicht gerichtet; verdammet nicht: ſo werdet ihr auch nicht verdammet.**

Wenn jemand die böſe Gewohnheit hat, daß er lieblos von andern urtheilt: ſo wird er gewiß jedermann auf ſein Betragen vorzüglich aufmerkſam machen; wenn er dann bisweilen einen Fehler begeht, den man jedem andern würde verziehen haben: ſo beurtheilt man ihn eben ſo unbarmherzig, wie er andere zu beurtheilen pflegte.

So vielen Schaden ſtiftet die liebloſe Beurtheilung unſers Nebenmenſchen.

Beſchluß.

Ich hoffe, lieben Freunde! daß ihr meinen Vortrag nicht unrecht werdet verſtanden haben. Meine Meynung iſt nicht, als wenn die Irrthümer, die übeln Gewohnheiten, die Fehltritte der Menſchen eine Kleinigkeit wären. Wie könnte ich dieſes ſagen! alle großen Verbrechen der Menſchen ſind ja aus Irrthümern, übeln Gewohnheiten und Fehltritten entſprungen. So wie aus einem kleinen Saamenkorne ſich eine große Staude entwickeln, aus einem kleinen Funken ein großes Feuer werden kann: ſo haben auch alle Laſter und Bosheiten der Menſchen erſt einen kleinen Anfang. Ich will nur damit ſagen, daß ihr euern Nebenmenſchen nicht zu ſtrenge und lieblos beurtheilen ſollt, wenn ihr an ihm Irrthümer und Fehler wahrnehmet.

Zugleich will ich aber euch erinnern, daß wir, als Chriſten, verbunden ſind, deſto ſtrenger gegen uns ſelbſt zu ſeyn, deſto mehrere Mühe uns zu geben, unſere eigenen Fehler abzulegen; oder, wie Jeſus ſagt, **erſt den Balken aus unſern eigenen Augen ziehen, ehe wir den Splitter aus des Bruders Auge ziehen wollen.**

Je ſtrenger wir gegen uns ſelbſt ſind; je mehrere Mühe wir uns geben, uns mit unſern eignen Fehlern bekannt zu machen, und ihrer los zu werden; je mehr wir fühlen, wie ſchwer es ſey, ganz rein, ganz vollkommen zu werden: deſto duldſamer werden wir auch gegen unſern fehlenden Nebenmenſchen ſeyn.

Denn die Liebloſigkeit, mit welcher man andere beurtheilet, iſt faſt immer ein Zeichen eines verderbten Herzens. Es ſcheint, als wenn man deßwegen die Fehler des Nebenmenſchen aufſuchete, und ſie andern bekannt machte, damit ſie unſere eigenen Fehler nicht bemerken, ſondern uns für vorzüglich fromme und heilige Leute halten ſollten. Denn welche Menſchen urtheilten, nach der Erzählung der Evangeliſten, am liebloſeſten? welche glaubten ſogar an unſerm Erlöſer große Fehler zu entdecken? die Phariſäer, von welchen bekannt iſt, daß ſie äußerſt tückiſche, boshafte, laſterhafte Menſchen waren.

Jeſus hingegen, den niemand einer Sünde zeihen, niemand von einer wirklich böſen That überführen konnte, war äußerſt duldſam gegen die fehlenden Menſchen, ſuchte mit Sanftmuth ſie zu beſſern, und nahm diejenigen gnädig auf, die ihr voriges ſündiges Leben aufrichtig bereueten, und ihm Beweiſe ihrer Beſſerung gaben.

Je reiner unſer eigenes Herz, je untadelhafter unſer Lebenswandel wird, deſto liebevoller wird auch unſere Geſinnung gegen unſere Mitmenſchen werden; deſto duldſamer werden wir bey ihren Fehlern ſeyn, deſtomehr uns angelegen ſeyn laſſen, ſie mit Liebe und Sanſtmuth zu beſſern. Dann werden wir uns auch recht wohl befinden; wir werden mit unſern Hausgenoſſen, mit unſern Anverwanden und Freunden, weit vergnügter leben, uns freuen über das viele Gute, das ſie an ſich haben, über ihre Fehler und Schwachheiten uns nicht ſogleich entrüſten, ſondern mit Liebe und Sanſtmuth ſie davon abzubringen ſuchen. Dieſe Gelindigkeit wird beſonders Eltern, bey Erziehung ihrer Kinder, gut zu ſtatten kommen. Bey den mancherley Muthwillen und Thorheiten, von welchen die Jugend niemals ganz frey iſt, werden ſie nicht ſogleich heftige Strafmittel brauchen, wodurch die Kinder erbittert, und bewogen werden, den Eltern ihr Zutrauen zu entziehen; ſondern durch liebreiche und ernſtliche Vorſtellungen ſie zu beſſern ſuchen, und mit Langmuth ihre Beſſerung erwarten. Dabey werden ſie denn immer das Zutrauen ihrer Kinder behalten, und zu ſeiner Zeit die angenehmſten Früchte ihrer Sanſtmuth einernten.

Sie werden die Liebe und das Zutrauen vieler guten Menſchen genießen, und in jeder Widerwärtigkeit mit getroſtem Herzen an Gott denken, und von ihm Beyſtand und Hülfe erwarten können.

O du langmüthiger Vater! der du nicht mit uns nach unſern Sünden handelſt, und uns nicht ſogleich nach unſerer Miſſethat vergiltſt, ſondern durch mancherley Mittel uns zu beſſern ſucheſt: ſchenke uns allen dieſen liebevollen Sinn, damit wir dir immer ähnlicher werden, und uns ewig mit dir freuen können! Amen!

Vier und vierzigſte Predigt.

Am Tage der Heimſuchung Mariä.

Erwecke, Herr! mir einen Freund,
Der's treu mit meiner Wohlfahrt meynt,
Mit mir in deiner Furcht ſich übt,
Mir Rath und Troſt und Beyſpiel giebt. Amen!

Wann wir, m. L., in der ſchönſten Gegend der Erde wohnten, wo wir weder von ſtrenger Kälte, noch von ſtarker Hitze, zu leiden hätten; wo es faſt immer Frühling wäre; wo die fruchtbare Erde uns die mannichfaltigſten und ſchmackhafteſten Früchte, ohne Arbeit und Mühe, lieferte; wo wir mit leichter Mühe von den Thieren des Feldes, und den Fiſchen, von welchen die Ströme wimmelten, ſo viele fangen könnten, als wir zu unſern täglichen Mahlzeiten verlangten; wo Gold, Silber und Edelgeſteine im Ueberfluß zu finden wären: wenn wir, ſage ich, in einem ſolchen glücklichen Lande lebten, wären aber ganz einſam, hätten gar keinen Menſchen um uns, mit dem wir uns beſprechen könnten: würden wir uns wohl für glücklich halten? Gewiß nicht. Immer würde uns etwas fehlen. Freueten wir uns der ſchönen Natur, in welcher wir wandelten: ſo würde niemand da ſeyn, mit dem wir unſere Freude theilen könnten; wären wir traurig, und empfänden Schmerz und Beſorgniſſe: ſo würden wir es beklagen, daß uns der Geſellſchafter mangele, der an unſern Vergnügungen Theil nähme; fiengen wir ein Geſchäffte an: ſo würde es uns ſehr ſauer werden und ſchlecht gelingen: weil niemand uns dabey unterſtützte. Da würden wir es recht fühlen, wie viel der Umgang mit Menſchen werth ſey. Wann uns dann der Zufall einen Menſchen zuführte: welche unausſprechliche Freude würden wir empfinden! wie gefällig würden wir gegen ihn ſeyn! wie viele Mühe uns geben, ſeine Freundſchaft zu gewinnen!

Und itzo leben wir unter Menſchen, genießen die Früchte ihrer Arbeiten, können uns mit ihnen beſprechen, können bey ihnen in Verlegenheiten Hülfe und Rath ſuchen. Wie viel dieß werth ſey, vergeſſen wir aber nur gar zu oft; ſo wie der Menſch oft, in ſehr wohlfeilen Zeiten, den Werth des Brods anfängt gering zu ſchätzen. Wie ſorglos ſind wir oft, ſie zu unſern Freunden zu machen!

Um uns gegen dieſe Gleichgültigkeit zu verwahren, will ich itzo von dem großen Werthe eines Freundes reden.

Gott, der uns geſchaffen hat, daß wir durch gegenſeitige Liebe und Freundſchaft die Mühſeligkeiten dieſes Lebens uns erleichtern ſollten, ſegne dieſe Betrachtung, damit viel Gutes dadurch bewirkt werden möge. Amen!

Text.

Sirach 6, 16.

Ein treuer Freund iſt ein Troſt des Lebens; wer Gott fürchtet, der kriegt ſolchen Freund.

Evangelium.

Luc. 1, 39 — 56.

Hauptſatz.

Ueber den großen Werth eines wahren Freundes.

1. Was ein wahrer Freund ſey.
2. Ueber ſeinen großen Werth.

Erſter Theil.

Manche Menſchen rühmen ſich, daß ſie ſehr viele Freunde hätten. Es kann dieß ſeyn, wenn ſie durch Freunde ſolche Perſonen verſtehen, von denen ſie nicht beleidiget werden, die mit ihnen oft umgehen, und ihnen gern allerley Gefälligkeiten beweiſen. So hatte unſer Erlöſer viele Freunde, als er ſeinen Einzug in Jeruſalem hielt. Ein großes Volk kam ihm entgegen, empfieng ihn mit Jauchzen, und beſtreuete den Weg, durch welchen er zog, mit Kleidern und Zweigen.

Wahre Freunde aber hat auch der beſte Menſch nur wenige; mancher kann ſich glücklich preiſen, wenn er nur einen findet. Darüber werdet ihr euch nicht wundern, wenn ihr wißt, wie viel zu einem wahren Freunde gehöre.

Ein wahrer Freund muß rechtſchaffen ſeyn, ohne Trug und Falſchheit; Schwachheiten und Fehler kann er an ſich haben: denn welcher Menſch iſt davon frey? aber doch darf er nicht laſterhaft ſeyn, nicht die böſe Gewohnheit haben, ſich in ſeinen Handlungen durch heftige Begierden, Hochmuth, Geiz, ſinnliche Triebe leiten zu laſſen.

Freylich finden wir bisweilen Exempel, daß auch böſe Menſchen unter einander eine Art Freundſchaft ſchließen; daß ſie ſich mit einander vereinigen, um gewiſſe böſe Abſichten auszuführen. Welch eine elende Freundſchaft iſt dieß aber! Wie kann man erwarten, daß falſche, treuloſe Menſchen, Leute, die ſich durch ihre heftigen Lüſte umhertreiben laſſen, lange Freunde bleiben! Ein kleiner Umſtand kann ſie gegen einander aufbringen; ihre Trennung iſt dann ſchrecklich, weil immer einer die Schande des andern aufzudecken ſucht, und jeder von dem andern viel Schändliches entdecken kann. Oft wiſſen ſich böſe Menſchen ſo zu verſtellen, daß ſie gut ſcheinen, und daß redliche mit ihnen Freundſchaft ſchließen: dann haben ſie aber gewiß dabey keine andern Abſichten, als von den andern Vortheil zu ziehen, und ſie zu ſeiner Zeit zu verderben, und verlaſſen ſie, ſobald ſie in Noth gerathen, und ſie von ihnen nichts mehr zu hoffen haben. Die große Menge, welche Jeſu nachfolgte, ſo lange ſie glaubte, daß er ein irrdiſches Reich errichten und ihnen darinne große Vortheile zugeſtehen werde, verließ ihn und ſchmähete ihn, ſobald ſie ſahe, daß er den Richtern übergeben, und zum Tode verurtheilet wurde.

Ein wahrer Freund muß ferner mit uns gleiche Geſinnungen haben. Was uns lieb iſt, muß ihm auch lieb ſeyn; was wir für wahr halten, muß er auch für wahr halten. Dieß iſt nicht ſo zu verſtehen, als wenn wahre Freunde durchaus, in allen Stücken, gleiche Geſinnungen haben müßten. Dieß iſt nicht möglich. So wie wir in der ganzen menſchlichen Geſellſchaft nicht zwey Geſichter finden, die einander vollkommen gleich ſehen; ſo trifft man auch nirgends zwey Menſchen an, die in allen Stücken einerley Meynung wären. Zur wahren Freundſchaft iſt ſchon hinlänglich, wenn Perſonen über verſchiedene wichtige Punkte gleich denken. Dieß iſt aber ſchlechterdings nöthig.

Zwey Perſonen, davon die eine die alte Art die Kinder zu erziehen, die andere die neue, die eine die alte Art, den Acker zu bearbeiten, die andere die neue für gut hält; die eine Geſellſchaften, die andere die Einſamkeit liebt, können ſchwerlich wahre Freunde werden. Bey jeder Unterredung, die ſie mit einander anfangen, wird Widerſpruch und Uneinigkeit entſtehen.

Woher kam es, daß David und Jonathan eine ſo enge Freundſchaft ſchloſſen, die bis itzo noch als ein Muſter der Freundſchaft angeſehen wird? Von der Gleichheit ihrer Geſinnungen. Beyde waren muthig, unerſchrocken, liebten ihr Vaterland. Da nun David einen Beweis ſeines Muths, ſeiner Unerſchrockenheit und Vaterlandsliebe gegeben hatte: ſo rührete dieß den Jonathan ſo ſehr, daß er ſich ſogleich um Davids Freundſchaft bewarb, und ihn lieb gewann, wie ſein eigen Herz. *)

Und dieſe innige Liebe iſt nun die dritte Eigenſchaft, die ein wahrer Freund haben muß. Er

---

*) 1. Sam. 18, 1.

muß uns nicht nur lieben, wie jeder Redliche andere Menſchen liebt, ſondern er muß zu uns eine ganz vorzügliche Liebe haben, uns gleichſam lieben, wie ſein eignes Herz. Unſere Widerwärtigkeiten muß er fühlen, wie wenn ſie ihm ſelbſt begegnet wären, und über unſere angenehmen Schickſale ſich freuen, wie wenn ſie ihn ſelbſt betreffen hätten. Ein wahrer Freund zeigt ſich daher beſonders in der Noth. Es iſt ihm unerträglich, ſeinen Freund leiden zu ſehen; wann alles ihn verläßt, ſo bleibt er bey ihm, und ſucht ſeinen Zuſtand ſo erträglich als möglich zu machen.

Einen ſolchen Freund hatte Jeſus am Johannes, welcher noch unter dem Creutze bey ihm blieb, als alles ihn verlaſſen hatte; ſolch ein Freund war Jonathan für den David, welcher ihm treu blieb, da er in der größten Lebensgefahr ſich befand.

Wie groß iſt der Werth eines ſolchen Freundes!

Zweyter Theil.

Unter allen Gütern, welche außer uns ſind, iſt gewiß nichts ſo viel werth, als ein wahrer Freund. Ein Mann, der Königreiche beſitzt, aber keinen wahren Freund hat, iſt gewiß bey weitem ſo vergnügt nicht, als ein Armer, der unter einem ſchlechten Strohdache, an der Seite eines wahren Freundes, ſeine einfache Mahlzeit genießt. Denn, bedenkt es nur ſelbſt! ein wahrer Freund macht uns verſtändiger und beſſer, erhöhet unſer Vergnügen, und mindert unſere Leiden. Dieß alles können uns keine Schätze der Erde verſchaffen.

Wenn unſere Geſchäfte recht gelingen ſollen, ſo kommt es hauptſächlich darauf an, daß wir alles recht klug anfangen. Es iſt daher ſehr nöthig, daß wir über alles, was wir thun wollen, gehörig nachdenken. Unterdeſſen finden wir doch gar oft, daß wir bey allem unſern Nachdenken, uns bisweilen irren; manche Schwierigkeiten, die uns bey unſerm Geſchäffte bevorſiehn, nicht vorausſehen; manche Mittel wählen, die nicht gut ſind. Wie viel iſt uns unter ſolchen Umſtänden ein wahrer Freund werth, mit dem wir uns ganz offenherzig über unſere Abſichten beſprechen, ihm unſere Vorſätze mittheilen können. Der Beyfall, den er uns giebt, wird uns Muth machen, daß wir nun deſto getroſter unſer Werk angreifen; ſein Tadel, ſeine Warnungen, werden uns Vorſichtigkeit lehren, und uns von manchen Schritten zurück halten, die uns in Schaden hätten bringen können. Wie viele Erleichterung fand Moſes bey den vielen Arbeiten, die er übernommen hatte, durch den Rath, den ihm ſein Freund Jethro ertheilte*)!

Wann freundſchaftliche Ackerleute über ihren Ackerbau, Handwerker über ihre Geſchäffte, Gelehrte über ihr Forſchen nach Wahrheit, Hausväter über die Einrichtung ihrer Haushaltung und Kinderzucht, ſich mit einander unterreden, wie viel können ſie von einander lernen! Und welche Erholung, welche Stärkung verſchaffung ſolche Unterterhaltungen, mit einem rechtſchaffnen Freunde, nach vollbrachter Arbeit!

---

*) 1. B. Moſ. 18.

Sie machen uns auch beſſer. Wir mögen nun ſo gut und ſo rechtſchaffen ſeyn, als wir wollen: ſo fühlen wir doch alle, daß wir noch mancherley Verirrungen ausgeſetzt ſind. Oft erſchlafft der Eifer zum Guten; oft fühlen wir zu unſern Geſchäften uns verdroſſen; oft entſtehen Begierden in uns nach Dingen, die nicht gut ſind. Wie leicht iſt es unter ſolchen Umſtänden möglich, daß wir uns verirren, und Wege betreten, die nicht gut ſind, und uns am Ende in Gram und Elend ſtürzen. Wie viel iſt dann ein wahrer Freund uns werth, der durch ſein Exempel, durch ſeine Aufmunterungen, uns zu Hülfe kommt! Wie gut war es für David, daß er an Nathan einen wahren Freund hatte! Was für ein böſer unglückſeliger Mann hätte er werden können, wenn dieſer nicht durch ſeine Warnungen ihn von dem Laſterwege zurück gebracht hätte, auf welchen er gerathen war.

So wie die Witterung kein einziges Jahr durchaus beſtändig, ſondern immer abwechſelnd iſt, bald Froſt, bald Hitze, bald Schnee, bald Regen, eintreten: ſo iſt es auch mit unſern Schickſalen; bald geht uns alles nach Wunſche, bald treffen uns Leiden und Widerwärtigkeiten. Unter allen dieſen Umſtänden fühlen wir, wie ungemein viel ein wahrer Freund werth ſey. Haben wir Freude; gelingen uns unſere Geſchäfte wohl; gerathen uns die Kinder; bekömmt unſere Nahrung einen neuen Zuwachs; wie unausſprechlich wohl befinden wir uns dann, wann wir einen rechtſchaffnen Freund haben, der ſich mit uns freuet, dem wir alles erzählen können, ohne daß er darüber neidiſch würde. Daher finden wir, daß, ſobald uns etwas Angenehmes begegnet, wir auch ſogleich an unſern beſten Freund denken, und ein Verlangen haben, ihm davon Nachricht zu ertheilen. Sobald z. E. Maria wußte, daß ſie Mutter werden würde: ſo eilte ſie zu ihrer Freundin Eliſabeth, die ſich mit ihr in ähnlichen Umſtänden befand, um ſie hiervon zu benachrichtigen, und beyde freueten ſich inniglich, und vergrößerten dadurch ihre Freude, die jede bisher für ſich empfunden hatte.

Aber noch weit mehr fühlen wir den Werth des wahren Freundes in der Noth.

Auch noch itzo hat mancher Menſch das Schickſal, über welches David klagt: Meine Lieben und Freunde ſtehen gegen mir und ſcheuen meine Plage, und meine Nächſten treten ferne *). Wann nun große Noth bey jemanden eintritt, ſo daß es ſcheint, als wenn es mit ihm ganz aus wäre: zieht ſich gemeiniglich alles von ihm zurück, was nicht redlich gegen ihn geſonnen war, und die bekannteſten Freunde ſtellen ſich gegen ihn fremde; damit ſie nicht etwa für ihn einen Aufwand machen, eine Bemühung übernehmen, oder mit ihm die Verfolgung und Verachtung theilen müſſen, welche er duldet.

---

*) Pſ. 38, 12.

Wie ſehr leuchtet dann der Werth eines wahren Freundes ein! Wenn alles uns verläßt: ſo bleibt er bey uns: er ſcheuet nicht die liebloſen Urtheile der Welt, ſchonet keinen Aufwand, fürchtet ſelbſt nicht Lebensgefahr, um uns zu retten; und rettet gewiß, wenn anders noch Rettung möglich iſt.

Wie ſehr wird dieß durch Davids Geſchichte beſtetigt! Sein Tod war beſchloſſen, vom Könige ſelbſt beſchloſſen, aber die Treue Jonathans, ſeines wahren Freundes, rettete ſein Leben.

Und wenn ſelbſt der Freund nicht retten kann: ſo ſchaffts doch große Erleichterung und Beruhigung, wenn man bey ſeinen Leiden einen Freund an ſeiner Seite ſieht, der uns ſein Mitleiden bezeigt, und uns zu erkennen giebt, daß doch noch ein Menſch auf der Welt ſey, der uns lieb hat, und dem unſer Wohl am Herzen liegt.

Da unſer Erlöſer am Creuze die Annäherung der Stunde des Scheidens erwartete, und von aller Welt verlaſſen war, welche Beruhigung mußte er fühlen, als er unter denſelben ſeine Mutter und ſeinen Freund Johannes erblickte. Helfen konnten ſie ihm freylich nichts, aber lindern mußte es doch die unausſprechlichen Leiden ſeiner Seele, da ſie ihm zeigten, daß ſie ihn noch liebten, und ihm, bis in den Tod, getreu waren.

Beſchluß.

Ich habe euch nun gezeiget, wie viel ein wahrer Freund werth ſey. Wenn ich deutlich genug geſprochen, und ihr mich recht verſtanden habt:

ſo werdet ihr ohne Zweifel wünſchen, auch einen ſolchen Freund zu bekommen, und zu wiſſen, was ihr zu thun habt, wenn ihr ihn finden wollt.

Es trifft hier ein, was Paulus ſagt: **Die Gottſeligkeit iſt zu allen Dingen nütze;** ſie nützt auch dazu, uns wahre Freunde zu verſchaffen. Syrach verſichert daher: **wer Gott fürchtet, der krieget einen ſolchen Freund.** Es iſt dieß eine beſondre Belohnung, die Gott denen beſtimmt hat, die ihn fürchten, oder die, bey allen ihren Handlungen ſeinen Willen vor Augen haben.

Denn wenn wir nach Gottes Willen immer recht thun, im Handel und Wandel, im Umgange mit Menſchen, uns ſtets als rechtſchaffne Leute zeigen, in Erfüllung unſerer Verſprechungen pünktlich ſind: ſo bekommen wir dadurch in den Augen der Rechtſchaffenen, die uns kennen lernen, einen gewiſſen Werth, daß ſie anfangen uns hoch zu ſchätzen, und unſere Freundſchaft zu ſuchen. Wenn wir ferner nach Gottes Willen die Menſchenliebe ausüben, bey jeder Gelegenheit gegen andere gefällig ſind, ihnen gern helfen, und ihr Beſtes zu befördern ſuchen: ſo erwerben wir uns dadurch Liebe. Wird dann nicht jeder, der ſelbſt rechtſchaffen iſt, es wünſchen, uns zu Freunden zu haben? Auch viele Unredliche werden unſere Freundſchaft ſuchen. Dieß iſt ein ſtarker Beweis von der Vortrefflichkeit der Rechtſchaffenheit, daß auch ſelbſt diejenigen, die unredlich ſind, ſie lieben und ſchätzen müſſen. Wenn der Unredliche ſein Geld, ſeine Kinder, jemanden anvertrauen will, wen wird er dazu wählen? immer den Rechtſchaffenſten. Er wird dabey immer gewinnen: weil dieſer ſich ein Gewiſſen daraus machen wird, ihn zu hintergehen. Aber dieſer wird dabey allemal verliehren. Wenn er jenen trauet: ſo wird er über lang oder kurz einſehen, daß er durch ihn betrogen ſey.

Es iſt daher bey der Wahl eines Freundes auch große Klugheit nöthig, und wir haben in dieſem Falle vorzüglich nöthig, die Regel Jeſu zu beobachten: ſeyd klug wie die Schlangen, und ohne Falſch, wie die Tauben. Wir haben daher hohe Urſache, den, dem wir uns anvertrauen, den wir zu unſerm Freunde wählen wollen, wohl zu prüfen. Und wornach wollen wir ihn prüfen? nach ſeinen Worten? Da würden wir uns ſehr irren. Die unredlichſten, treuloſeſten Menſchen verſprechen oft am mehreſten, führen oft die ſchmeichelhafteſten und angenehmſten Reden. Ein Menſch, der etwas verſteht, der gut und redlich iſt, ſpricht gemeiniglich nicht viel davon. Wer aber immer ſich lobt, ſeine Rechtſchaffenheit, ſeine Gefälligkeit betheuert, auf dieſen hat man große Urſache, mißtrauiſch zu ſeyn. Daher giebt uns Syrach den guten und weiſen Rath: **halts mit jedermann freundlich, vertraue aber unter tauſenden kaum einen** *).

Das ſicherſte Merkmahl, wernach man die

---

*) Syr. 6, 6.

Rechtſchaffenheit eines Menſchen beurtheilen kann, ſind ſeine Handlungen. Ehe man mit jemanden Freundſchaft ſchließen will, beobachte man ihn doch etwas genau! man bemerke, wie er ſich gegen andere beträgt, die er ſeine Freunde nennt! ob er im Rücken denen Gutes nachredet, die er ins Geſichte lobt? ob er die Geheimniſſe bey ſich behält, die ſich ihm anvertrauen? ob er bloß freundſchaftlich iſt, wenn es ſeinen Freunden wohl geht, oder dann auch, wann ſie in Trübſale gerathen? Wenn es ſeyn kann: ſo vertraue man ſich ihm nicht eher an, bis man in Noth geweſen iſt, und geſehen hat, wie er ſich dabey beträgt. Dann erſt, wenn man in allen Fällen ſeine Rechtſchaffenheit und Treue erkannt hat, dann kann man erſt ſich ihm anvertrauen. Daher räth uns Sirach: **Vertraue keinem Freunde, du habeſt ihn dann erkannt in der Noth** *)!

Es iſt aber noch nicht genug, daß man weiß, wie man einen wahren Freund bekommen kann; ſondern man muß auch ſeine Freundſchaft zu erhalten wiſſen. Dieß iſt ſehr wichtig. Je vertrauter die Freundſchaft geweſen iſt, deſto ſchmerzhafter iſt die Trennung.

Ich habe euch ſchon geſagt, daß nie zwey Menſchen gefunden würden, die durchaus einerley Meynung wären und einerley Geſinnungen hätten; daß ein durchaus vollkommner Menſch nicht da iſt. So ſind nun einmal die Menſchen, aus welchen wir uns einen Freund wählen wollen.

---

*) Syr. 6, 7.

Und wenn wir die ganze Welt durchreiſen wollten: ſo würden wir doch nirgends einen Platz finden, wo die Menſchen anders wären. Was müſſen wir alſo als vernünſtige Menſchen und Chriſten thun, wenn wir mit einem von dieſen Menſchen Freundſchaft halten wollen? Wir müſſen uns dazu gewöhnen, daß wir ſeinen Meynungen, ſo lange er uns noch keine Beweiſe von wirklicher Untreue und Bosheit gegeben hat, ſo lange dieſelben, weder ihm noch andern Menſchen nachtheilig ſind, nachgeben, uns mit ihm darüber nicht ſtreiten, wenn wir auch wirklich überzeugt wären, daß er Unrecht hätte. Rechthaberey und Freundſchaft können gar nicht mit einander beſtehen. Wer immer Recht haben, immer ſeine Meynung geltend machen will, iſt unfähig, das große Glück der Freundſchaft zu genießen.

Endlich müſſen wir auch lernen mit Schwachheiten, Fehlern, Uebereilungen des Freundes Geduld haben. Unſer Freund, er ſey ſo vollkommen er wolle, iſt ein Menſch, folglich hat er auch ſeine Schwachheiten, ſeine Fehler, begeht von Zeit zu Zeit Uebereilungen. Was können wir denn alſo anders thun, wenn wir ihn zum Freunde behalten wollen, als mit ſeinen Fehlern Geduld haben, und ſie durch Klugheit und Sanftmuth zu beſſern ſuchen? Sind wir denn etwa ohne Fehler? übereilen wir uns denn niemals? wünſchen wir denn nicht, daß unſer Freund mit uns Geduld haben ſoll? So laßt uns denn auch gegen andere thun, was wir von ihnen wünſchen, daß ſie uns thun ſollen.

Ihr habt itzo, m. L., einen neuen Beweis von der großen Wahrheit erhalten: **die Gottſeligkeit iſt zu allen Dingen nütze!** Seyd gegen jedermann rechtſchaffen, gefällig, nachgebend, ſanftmüthig, und unter andern wichtigen Belohnungen wird euch auch dieſe zu Theil werden, daß ihr einen oder mehrere wahre Freunde findet, an deren Hand ihr den oft mühſamen Weg durch dieß Leben gehen, verſtändiger und beſſer werden, eure Arbeiten erleichtern, eure Freuden theilen, und von ihnen Rath und Hülfe erwarten könnt; Freunde, die der Troſt eures Lebens ſeyn werden.

Gott laſſe ſie allen Redlichen finden! Amen!

Fünf und vierzigſte Predigt.

Am fünften Sonntage nach Trinitatis.

Wer wollte dir, Herr! nicht vertraun,
Du biſt des Schwachen Stärke;
Die Augen, welche auf dich ſchaun,
Sehn deine Wunderwerke.
Herr! groß voll Rath
Und ſtark von That.
Mit gnadenvollen Händen
Wirſt du dein Werk vollenden. Amen!

Ohne Zweifel wird euch, meine Lieben, das alte Sprüchwort bekannt ſeyn: **an Gottes Segen iſt alles gelegen.** Es iſt dieß Sprüchwort ſehr wahr. Denn wenn der Menſch alle ſein Nachdenken braucht, alle ſeine Kräfte anwendet, um etwas möglich zu machen, und Gott giebt ſein Gedeihen nicht dazu, der Herr der Welt arbeitet ihm gleichſam entgegen: ſo gelingt es doch nicht, und es geht ihm, wie den Bewohnern der erſten Welt, die einen Thurm aufführen wollten, deſſen Spitze bis an den Himmel reichen ſollte, aber von ihrem Vorhaben abſtehen mußten: weil es Gott mißfiel.

Es iſt dieß auch ein ſehr nützliches Sprüchwort. Es ſoll uns erinnern, daß wir uns nicht zu ſehr auf unſern eigenen Verſtand und unſere eigenen Kräfte verlaſſen dürfen; ſondern immer bey unſern Unternehmungen an Gott denken, und alles nach ſeinem Willen einrichten müſſen: es ſoll uns lehren, daß wir es nicht bloß unſerer Klugheit und unſerm Fleiße zuſchreiben dürfen, wenn uns etwas wohl gelingt und wohl geräth; ſondern mit Dankbarkeit erkennen ſollen, daß dieß Gottes Gabe ſey, ohne deſſen Beyſtand und Segen wir dieſelbe nicht würden erlangt haben.

Endlich ſoll es uns auch beruhigen in trüben mühevollen Tagen, wann wir in Noth gerathen, wo wir uns nicht mehr zu helfen wiſſen; wann unſere Kräfte zu unſern Arbeiten nicht mehr zureichen wollen, und es das Anſehen hat, als wenn uns alles mißlingen würde. Denn wenn an Gottes Segen alles gelegen iſt: ſo können wir noch immer Hoffnung haben, daß Gott da noch helfen könne, wo wir uns nicht mehr zu helfen vermögen, und daß ihm das auszuführen möglich ſey, was uns, nach unſern Einſichten und Kräften, unmöglich ſcheint.

Unterdeſſen wird dieß wahre nützliche Sprüchwort auch oft ganz unrecht verſtanden, und ſehr übel angewendet. Man verſteht es oft ſo, als wenn an Gottes Segen alles, und an des Menſchen Nachdenken und Fleiße gar nichts gelegen ſey; und läßt ſich dadurch verleiten, ohne Ueberlegung zu handeln, und in ſeinen Geſchäfften nachläßig zu ſeyn, in der Meynung, daß Gott, auch ohne unſere Mühe und ohne unſer Zuthun, dennoch geben könne und geben werde, was wir wünſchen.

Dieß iſt ein ſehr gefährlicher Irrthum. Damit ihr nicht etwa auch denſelben annehmen möget: ſo will ich mich itzo bemühen, euch zu zeigen, was eigentlich durch Gottes Segen zu verſtehen ſey.

Auch auf dieſe meine Bemühung lege deinen Segen, mein Gott; damit bey allen, die mich hören, nicht nur das herzliche Vertrauen zu dir, ſondern auch der Trieb zum Nachdenken und zur Thätigkeit genähret werden möge, damit ſie immer auf deinen Segen rechnen können! Amen!

Text.

Pſalm 5, 13.

Du Herr ſegneſt die Gerechten.

Evangelium.

Luc. 5. 1 — 11.

Hauptſatz.

Ueber Gottes Segen.

1. Worinne er beſtehe.
2. Was man zu thun habe, wenn man ihn erlangen will.

Erſter Theil.

Wenn vom Segen der Menſchen geredet wird: ſo verſteht man dadurch die Anwünſchung alles Guten: weil wir unſere Liebe gegen andere oft durch nichts beweiſen können, als durch gute Wünſche. Weil Gott aber alles thun kann, was er will: ſo iſt ſein Segen nicht bloß Wunſch, ſondern vielmehr Gottes Gabe, Gottes Wohlthaten. Alles Gute, was uns Gott zufließen läßt, pflegen wir Gottes Segen zu nennen.

Da wir nun unſere Güter in geiſtliche und leibliche einzutheilen pflegten: ſo iſt auch der Segen Gottes zweyerley, der geiſtliche und der leibliche.

Ein geiſtlicher Segen iſt es, wenn man mit dem Fortgange der Zeit immer verſtändiger wird, und einſehen lernt, was gut und nicht gut ſey, und durch welche Mittel man am ſicherſten zu dem Zwecke kommen kann, den man ſich vorgeſezzet hat. Ein Segen Gottes iſt es, wenn unſer Geiſt wächſt an Kraft und Stärke, die ſinnlichen Begierden zu beherrſchen, und das auszuführen, was er ſich vorgenommen hat; auch iſt ein fröhliches Herz bey der Arbeit, ein ruhiges Gemüth bey den Widerwärtigkeiten dieſes Lebens, ein getroſter Muth bey herannahenden Gefahren, als ein Segen Gottes zu betrachten. Denn wenn wir nur zurück denken, woher wir alle dieſe vortrefflichen Güter erhalten haben: ſo werden wir am Ende immer auf Gott, unſern Vater, den weiſen Regierer unſrer Schickſale, geleitet. Haben wir bey unſerer Geburt mehr Seelenkräfte, als andere, empfangen: ſo iſt es ja gewiß, daß wir zu unſerm Entſtehen und zu unſrer Geburt gar nichts beygetragen haben, und daß dieß bloß ein Werk des himmliſchen Vaters ſey, der uns unſere leiblichen Eltern wählete. Erlangten wir Weisheit durch Nachdenken; ſtärken wir unſere Gräfte durch Anſtrengung; verſchafften wir uns einen fröhlichen und getroſten Muth durch gewiſſenhaften Wandel: ſo würde dieß alles weggefallen

len ſeyn, wenn wir nicht guten Unterricht genoſſen, gute Erinnerungen empfangen, viel gute Exempel geſehen hätten. Haben wir dieß nun alles veranſtaltet? Müſſen wir nicht geſtehen, daß wir durch den unſichtbaren Regierer unſerer Schickſale in ſolche Verbindungen geſetzt wurden, wo wir Weisheit und Jugend lernen konnten? Daher verſichert der Apoſtel Jakobus: **alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab von dem Vater des Lichts** *); und Palus ſagt: **Was haſt du, das du nicht empfangen haſt? ſo du es aber empfangen haſt, was rühmeſt du dich denn, als der es nicht empfangen hätte** **)?

Wenn nun unſere **geiſtlichen Gaben ein Segen** Gottes ſind: ſo ſind es gewiß auch unſere leiblichen: weil dieſe großentheils eine Frucht des erſtern ſind. Geſundheit iſt ein unſchätzbares Gut. Ohne ſie können wir nicht gehörig arbeiten, können unſers Lebens nicht recht froh werden. Und ſie iſt doch ein höchſt vergängliches Gut, das durch tauſenderley kleine Zufälle, die wir nicht voraus ſehen, nicht immer verhindern können, uns leicht entriſſen werden kann. Wenn wir ſie aber doch, unter den mancherley Gefahren, unter welchen wir wandeln, erhalten: müſſen wir es nicht der Güte deſſen zuſchreiben, der alle Haare unſers Hauptes gezählet hat, ohne deſſen Willen keines derſelben auf die Erde fällt? Freylich trägt ein ordentliches, mäßiges, enthaltſa-

---

*) Jak. 1, 17.

**) Kor. 4. 7.

mes Leben ſehr viel zur Erhaltung derſelben bey. Woher kommts aber, daß wir beſſere Einſichten haben, uns der Mäßigkeit und Enthaltſamkeit befleißigen? iſt dieß nicht eine Folge unſerer erſten Erziehung, die wir, wie ich ſchon geſagt habe, uns nicht ſelbſt gaben, ſondern von Gott erhielten?

So iſts auch Gottes Segen, wenn unſere Arbeiten wohl gelingen, und wir uns damit Nahrung und Bequemlichkeit erwerben können. Daher ſahe es Jakob als einen Segen Gottes an, daß ſeine Heerden ſich vermehret hatten; Petrus, als er einen ſehr reichen Fiſchzug gethan hatte. Und noch itzo iſt es gewöhnlich, daß man ſagt: Gott habe geſegnet, wann die Ernte gut ausfällt, wann die Arbeiten des Bürgers geſucht werden, wann eine Familie gute Nahrung bekommt. Und warum ſollte es nicht Gottes Segen ſeyn? Wenn das Gelingen unſerer Arbeiten auch bloß die Frucht unſers Nachdenkens und unſers Fleißes wäre: ſo müßten wir es ja doch Gott zuſchreiben, von dem wir unſere Kräfte erhielten, der uns Nachdenken und Fleiß gelehret hat. Aber ſollte wohl jemand ſo unerfahren ſeyn, daß er wirklich ganz ſeiner Klugheit und ſeinem Fleiße es zuſchreiben könnte, wenn ſeine Geſchäffte gelingen? Lehrt denn nicht die Erfahrung, daß alle Klugheit und Mühe des Menſchen umſonſt ſey, wann Unglücksfälle eintreten, die ſie weder vorher ſehen, noch verhindern konnten? Was hilft denn alle Klugheit und Thätigkeit des Hausvaters, wann eine ſchwere Krankheit ihn außer Stand ſetzt, davon Gebrauch zu machen? Was hilft des Bürgers Fleiß, wann nahrloſe Zeiten eintreten, wo ſeine Arbeit nicht geſucht wird? Iſts nicht umſonſt, daß der Ackermann ſein Land klüglich bearbeitet hat, wenn hernach der Regen außen bleibt, oder ungünſtige Witterung ſeines Landes Frucht verdirbt? So wie Petrus klagen mußte, wir haben die ganze Nacht gearbeitet, und nichts gefangen: ſo iſt oft alle Mühe des Menſchen vergeblich, wenn die Umſtände ihm nicht günſtig ſind. Es iſt dann umſonſt, wie die Schrift ſagt, **das man frühe aufſtehet, und hernachmals lange ſitzt, und ißt ſein Brod mit Sorgen** *).

Da wir nun wiſſen, daß alles, was in der Welt geſchieht, unter Gottes Regierung ſtehe: ſo müſſen wir es ja nothwendig als eine Gabe, einen Segen Gottes annehmen, wenn er es ſo fügt, daß unſere Geſchäffte uns gelingen.

Aus allem dieſen könnt ihr nun einſehen, daß auch Kinder, geſunde, wohl gerathene Kinder, als ein Segen Gottes zu betrachten ſind. Man iſt davon ſo überzeuget, daß es allenthalben gewöhnlich iſt, von Eheleuten, welche viel Kinder haben, zu ſagen, ſie wären mit Kindern geſegnet; und die Schrift verſichert: **Kinder wären eine Gabe des Herrn, und Leibes Frucht ein Geſchenk** **).

---

*) Pſ. 128, 2.

**) Pſ. 127, 3.

Da wir nun wiſſen, was eigentlich Gottes Segen ſey: ſo laßt uns nun auch unterſuchen, was wir zu thun haben, wenn wir denſelben erlangen wollen.

Zweyter Theil.

Gott iſt ein ſo gütiger, liebevoller Vater, daß er eigentlich alle Menſchen ſegnet. Er läßt täglich durch ſeine Sonne die Erde erwärmen, zu gewiſſen Zeiten durch ſeinen Regen ſie tränken, läßt Sommer und Winter ordentlich abwechſeln, und ſetzt ſo die Erde in den Stand, was der Menſch bedarf, hervorzubringen. Allein ſeinen Segen erlangen eigentlich nur die Gerechten, welche ſich bemühen, ſeinen Willen zu thun; den Ungerechten wird ſelbſt ſein Segen verderblich. Sein Regen fällt auf den Acker des Gerechten und Ungerechten; aber nur auf den Acker des Gerechten, der nach Gottes Willen denſelben fleißig bearbeitet, erzeuget er nahrhaftes Getraide; auf dem Acker des Ungerechten hingegen, der die ihm gegebenen Kräfte nicht gebrauchet; bringt er Unkraut hervor. Gott giebt Speiſe und Trank den Gerechten und Ungerechten; aber nur des Gerechten Kräfe, der nach Gottes Willen ſich in dem Genuſſe der Nahrungsmittel zu mäßigen weiß; werden dadurch geſtärket. Daß dieß wahr ſey, wißt ihr alle. Ihr wißt auch ferner, daß wenn der Faule, der ſeinen Acker entweder gar nicht, oder ſehr nachläßig bearbeitet, noch ſo lange um Gottes Segen bäte, er doch keine gute Ernte bekommen würde; und daß der Unmäßige, wenn er auch noch ſo lange bäte, daß Gott ihm die Speiſe ſegnen möchte, doch durch unmäßigen Genuß ſeine Geſundheit nach und nach zu Grunde richten würde. Das wißt ihr alle. Aber was folgt nun daraus? dieſes, daß man ſich durch Gebet allein den Segen Gottes nicht verſchaffen könne, ſondern daß man ſich auch in die, von Gott vorgeſchriebene, Ordnung fügen müſſe, wenn man ſeinen Segen erlangen will.

Ich will euch dieß alles deutlich erklären. Beten müſſen wir allerdings, wenn Gott uns ſegnen ſoll, und der Vers, der in einem unſerer alten Kirchenlieder ſteht:

Mit Gebet fang alles an,
Wenn dirs ſoll gelingen,

iſt ſehr wahr. Aber das Gebet muß nur rechter Art, nach Jeſu Sinn und Meynung eingerichtet ſeyn. Wir müſſen nicht bloß bitten, daß Gott ſeinen Segen auf unſere Aecker und Häuſer legen wolle; wenn hat uns Jeſus je auf dieſe Art beten gelehret? ſondern wir müſſen im Gebete unſere Gedanken recht ernſtlich auf Gott richten, uns ſeine Gegenwart lebhaft vorſtellen, und ihn bitten, daß er uns doch Weisheit und Klugheit zu allen unſern Geſchäften und Unternehmungen geben wolle. Auf ein ſolches Gebet werden wir gewiß immer ein herzliches Verlangen verſpüren, alles recht gut zu machen, und nach dem Willen unſers himmliſchen Vaters einzurichten. So betete ja ſchon Salomo, der nicht einmal den guten Unterricht von Jeſu genoſſen hatte, deſſen wir uns erfreuen können. Er bat nicht um Geld und Silber, ſondern um Weisheit; weil er darum bat, erhielt er ſie; und da er weiſe war, wurde ihm auch Gold und Silber zu Theil*).

Wenn wir aber nun durch Gebet unſere Begierden zum Schweigen gebracht, uns recht geſtärkt, und vor Gott dem Entſchluß gefaßt haben, alles, was wir thun, recht mit Ueberlegung anzufangen: dann müſſen wir auch unſern Entſchluß ausführen; wir müſſen thun, was wir uns vorgenommen haben; dann wird Gottes Segen gewiß bey uns ſichtbar werden.

Wenn wir alles mit Ueberlegung anfangen, über jedes Geſchäffte, das wir unternehmen, nachdenken, damit wir alles ſo gut, als möglich, machen mögen: ſo wird uns Gott gewiß mit Verſtande ſegnen; wir werden es an uns wahrnehmen, daß wir immer mehr Einſichten in die Geſchäffte, die wir treiben, bekommen, und daß wir in den Trübſalen, in welche wir bisweilen gerathen, uns immer beſſer zu helfen wiſſen. Wir werden immer beſſer lernen, wie wir uns im Umgange mit andern Menſchen klüglich verhalten, wie wir unſere Geſundheit erhalten, wie wir unſere Kinder gut erziehen ſollen.

Wenn wir immer recht thun, uns hüten, daß wir uns keiner Thorheit, keiner böſen That ſchuldig machen: ſo wird uns Gott gewiß mit einem fröhlichen Herzen und gutem Muthe ſegnen. Wer wollte ſich nicht freuen, wenn er weiß, daß er

---

*) 1 B. d. Kön. 3, 7—13.

Recht gethan und Gutes geſtiftet hat? Wer wollte nicht guten Muth, unter allen Trübſalen, bey allen Gefahren haben, wenn er Gott nicht ängſtlich fürchten, wenn er zu ihm, voll Vertrauen, wie ein Kind zum Vater, aufſehen darf.

Leben wir, als vernünftige Menſchen, mäßig, meiden die Unzucht, befleißigen uns der Arbeitſamkeit, wandeln fleißig in der Natur, unter den Werken Gottes, und laſſen uns durch die friſche Luft, die der ſegnende Gott um uns wehen läßt, ſtärken; gewöhnen wir uns dazu, über die Urſachen der Schmerzen, die wir bisweilen in unſerm Körper fühlen, und über die beſten Mittel, ſie wegzuſchaffen, nachzudenken: ſo wird uns Gott auch mit Geſundheit ſegnen. Denn es iſt ganz gewiß, daß bey weiten die mehreſten Krankheiten der Menſchen durch ihre eigene Schuld, theils aus Unwiſſenheit, theils aus Ausſchweifungen, entſtehen. Geſetzt aber, daß wir bey aller Mäßigkeit, Enthaltſamkeit und Klugheit, doch krank würden, daß etwa ein von den Eltern geerbtes Gift, eine Anſteckung, ein Unglücksfall, unſern Körper elend machte: ſo werden wir demohnerachtet noch geſegnet ſeyn; wir werden doch die Beruhigung haben, daß wir unſere Leiden nicht ſelbſt verſchuldet haben.

Wer in allen ſeinen Geſchäfften ſich als einen ehrlichen Mann zeiget, ſich vor aller Betrügerey hütet, in ſeinem Berufe fleißig arbeitet, und alles ſo gut zu machen ſucht, als es ihm möglich iſt; der wird gewiß das Zutrauen ſeiner Nebenmenſchen gewinnen, man wird ſeine Arbeiten ſuchen; Gott wird ihn mit guten Auskommen ſegnen. Da Petrus und ſeine Geſellen ihre Kräfte brauchten: ſo hielten ſie einen reichlichen Fiſchzug.

Freylich lehrt uns die tägliche Erfahrung, daß bisweilen Zuglücksfälle, die auch der Weiſeſte nicht vorher ſehen kann, auch bey dem Vernünftigſten und Rechtſchaffenſten Kummer verurſachen; aber auch dann iſt Gottes Segen noch bey ihm ſichtbar; er iſt geſegnet mit einem guten Gewiſſen, geſegnet mit einem frohen Muthe, geſegnet mit Klugheit, die ihn lehret, auch in ſchweren Zeiten, ſeinen Wohlſtand zu erhalten.

Wandelt man von Jugend auf auf Gottes Wegen, befleißigt ſich der Enthaltſamkeit und Keuſchheit: ſo wird man auch von Gott erwarten können, daß er uns mit Kindern ſegnen werde; befolgt man die guten Rathſchläge, welche uns gute vernünftige Menſchen, die über die Erziehung viel nachgedacht haben, geben, und ſucht, bey Erziehung ſeiner Kinder, die Fehler zu vermeiden, die gewöhnlich begangen werden; giebt ihnen gute Lehren und ein gutes Exempel: ſo wird man gewiß auch den Segen Gottes bey ſeinen Kindern verſpüren; ſie werden wohl gerathen, geſund und ſtark, rechtſchaffen und fleißig werden, und ihr Umgang, ihr Beyſtand, wird uns die Beſchwerlichkeiten des Lebens verſüßen.

Sollte aber auch dieſer Segen manchen Guten und Gerechten verſagt werden; ſollten ſie entweder kinderlos bleiben, oder die Freude an den

Kindern durch mancherley widrige Schickſale verbittert werden: ſo wird doch ihr gut Gewiſſen, ihr freudiges Vertrauen auf Gott, welche immer die Belohnung des Gerechten zu ſeyn pflegen, in jeder trüben Stunde ſie beruhigen können.

Unſere Vorfahren haben uns daher in zwey Worten das große Geheimniß gelehret, wie man den Segen Gottes erlangen könne. **Bete und arbeite**; ſo lehreten ſie ihre Kinder! Bete! erhebe dich täglich zu Gott, und erbitte dir von ihm Weisheit! arbeite aber auch, und thue redlich das, was du thun mußt, wenn du die Güter, die du wünſcheſt, erlangen willſt: ſo wirſt du gewiß auf Gottes Segen rechnen können: **denn der Herr ſegnet die Gerechten.**

Beſchluß.

Wenn ihr euch, m. L., in der Welt umſehet, und bemerket, wie es in derſelben hergeht: ſo wird es euch freylich oft vorkommen, als wenn das, was ich euch von Gottes Segen geſagt habe, nicht einträfe. Ihr werdet böſe und ungerechte Menſchen antreffen, denen faſt alles nach Wunſche geht, die reich und von der Welt geehrt ſind, die alſo vorzüglich von Gott geſegnet zu ſeyn ſcheinen, unterdeſſen, daß mancher Redliche mit Noth und Widerwärtigkeiten kämpfen muß. Laßt euch dadurch ja nicht irre machen! Reichthum und großes Anſehen vor den Menſchen ſind ja gar wenig werth, wenn dabey die beſſern Güter, ein gutes Gewiſſen, ein frohes Herz und ein geſunder

Leib fehlen. Wie kann aber ein böſer Menſch, der ſeine Pflichten vernachläßigt, und ſeine Mitmenſchen kränkt, wie kann dieſer ein gutes Gewiſſen haben? wie iſts möglich, daß er bey ſeinem gewiſſenloſen Lebenswandel recht froh werden kann? wird nicht auch mehrentheils ſeine Geſundheit, durch die Heftigkeit der Lüſte, zu Grunde gerichtet werden? Und der Gerechte, der unter dem Drucke der Widerwärtigkeit das Zeugniß eines guten Gewiſſens und ein freudiges Vertrauen zu Gott hat, wird er ſich nicht weit beſſer befinden, als der reiche Sünder? Wird wohl je ein wirklich Gerechter, wenn es ihm auch noch ſo widrig gienge, mit ihm zu tauſchen wünſchen? wird er ſein reines Gewiſſen, ſein frohes Herz, für aller Welt Güter hingeben?

Ueberdieß kann die Zeit gar vieles ändern. Auf dem Gute des Ungerechten ruht, wie ihr zu ſagen pflegt, kein Segen. Dieß iſt allerdings wahr. Die Ungerechtigkeiten, die er begangen hat, werden zu ſeiner Zeit entdeckt und beſtraft; ſeine Kinder, die er durch ſein Exempel verderbte, gerathen nicht, und verſchwenden gemeiniglich die Güter, die er mit Ungerechtigkeit erwarb. Ich habe geſehen, ſagt David, einen Gottloſen, der war trotzig, und breitete ſich aus, und grünete, wie ein Lorbeerbaum: da man vorüber gieng: ſiehe da war er dahin; ich fragte nach ihm, da ward er nirgend funden *).

Dem

---

*) Pſ. 37. 35. 36.

Dem Gerechten hingegen wird ſeine Trübſal ſelbſt zum Segen; er bekommt dadurch viele Erfahrung, wird in der Geduld geübt, zum Nachdenken, zur Sparſamkeit, zum Fleiße gewöhnet, kommt dadurch immer mehr empor, und genießt dabey gemeiniglich ein vergnügtes Alter nach einer, im Kummer verlebten Jugend. Es trifft noch immer ein: **die mit Thränen ſäen, werden mit Freuden ernten** *).

Laßt uns alſo Gott vor Augen haben und recht thun; uns zu jedem unſerer Lebenstage mit Gebet ſtärken; treu und fleißig in unſerm Geſchäffte ſeyn; alles was wir thun, mit Klugheit und Ueberlegung anfangen: ſo wird Gottes Segen gewiß auf uns, unſern Arbeiten und unſern Familien ruhen. **Bleibe fromm und halte dich recht; denn ſolchem wirds zuletzt wohl gehen** **). Amen!

---

*) Pſ. 126, 5.

**) Pſ. 37, 37.

Sechs und vierzigſte Predigt.

Am ſechſten Sonntage nach Trinitatis.

Laß mich gewiſſenhaft
In allen Stücken wandeln,
Und überall vor dir
So denken, reden, handeln,
Daß ich, im Herzen rein,
Dir, Gott! vertrauen kann,
Und froh verſichert ſey:
Du nimmſt dich meiner an.

Ich habe euch, m. L., ſchon mehrmals darauf aufmerkſam gemacht, daß die Religion Jeſu, beſonders dadurch einen großen Vorzug vor allen andern Religionen habe, daß ſie nicht bloß äußerliche Ceremonien vorſchreibt; ſondern vorzüglich darauf dringt, daß die Menſchen mit ihrem Geiſte Gott verehren ſollen; daß ſie nicht nur grobe Verbrechen unterſagt, ſondern auch von uns verlangt, daß wir unſer Herz rein erhalten ſollen, von böſen Gedanken und Begierden.

Daß dieß ein großer Vorzug ſey, iſt leicht begreiflich. Denn eine Religion, die den Menſchen nur zu vielerley Ceremonien gewöhnet, und von groben Vergehungen zurückhält: was beſſert ſie? Das Aeußerliche des Menſchen.

Die Religion Jeſu beſſert aber der Menſchen Inneres. Iſt denn nun das Innere nicht faſt immer mehr werth, als das Aeußerliche? Iſt eine Uhr, deren innerer Bau in gutem Zuſtande iſt, nicht weit mehr werth, als eine andere, deren Räderwerk fehlerhaft iſt, wenn ſie auch mit den ſchönſten Farben angeſtrichen wäre? Seyd ihr denn aber hiervon wohl immer recht innig überzeugt geweſen? habt ihr wohl mit Luſt und Ernſt euer Inneres zu beſſern geſucht? Und das iſt doch ſchlechterdings nöthig, wenn man die großen Vortheile genießen will, die die chriſtliche Religion den Menſchen verſchaffet.

Euch hierzu zu ermuntern, iſt die Abſicht der gegenwärtigen Betrachtung, auf welche Gott ſeinen Segen legen wolle. Amen!

Text.

Matth. 15, 19.

Aus dem Herzen kommen arge Gedanken, Mord, Ehebruch, Hurerey, Dieberey, falſche Zeugniſſe, Läſterung; das ſind die Stücke, die den Menſchen verunreinigen.

Evangelium.

Matth. 5. 20 — 26.

Hauptſatz.

Die Verbindlichkeit des Chriſten, über ſeine Gedanken zu wachen.

1. Wie er darüber wachen?
2. Warum er darüber wachen ſoll?

Erſter Theil.

Wenn ihr, meine Lieben, auf euch aufmerkſam geweſen ſeyd: ſo werdet ihr bemerket haben, daß die Seele beſtändig denkt. Sie denkt auch oft fort, wenn wir ſchlafen, und wir pflegen ihr Denken im Schlafe einen Traum zu nennen.

Das Denken zu verhindern iſt uns alſo unmöglich. Aber unter den Gedanken, welche unſere Seele hervorbringt, iſt ein großer Unterſchied; einige ſind wahr und gut, andere irrig und böſe.

Ueber ſeine Gedanken zu wachen heißt alſo nichts anders, als darauf aufmerkſam ſeyn, daß die Seele ſich nicht mit irrigen und böſen Gedanken beſchäfftige. Dieß iſt nun freylich nicht leicht. Könnte ich euch itzo die große Kunſt lehren, irrige und böſe Gedanken zu entfernen: ſo hätte ich euch auch die große Weisheit beygebracht, ein vergnügtes Leben zu führen, die Sünde zu meiden, und viel Gutes zu Stande zu bringen.

Ich will euch dazu einige gute Anſchläge geben. Denkt darüber nach, verſucht es darnach zu handeln, und ich hoffe, daß ſie euch lieb ſeyn werden, wenn die Erfahrung euch lehret, daß ſie nützlich ſind.

Eigentlich denkt in uns die Seele. Ihr werdet aber doch bemerkt haben, daß der Körper auch dazu gebraucht wird. Wenn ihr recht geſund ſeyd: ſo gehen viele frohe, angenehme Gedanken durch die Seele; iſt der Körper hingegen krank: ſo iſt ſie zu lauter traurigen Gedanken geneigt.

ihr. Wer alſo über ſeine Gedanken wachen will, der muß auch über ſeinen Körper wachen; er darf die weiſe Erinnerung unſers Erlöſers: **hütet euch, daß eure Herzen nicht beſchweret werden mit Freſſen und Saufen**, ja nicht überſchreiten; ſondern muß ſich der Mäßigkeit im Genuſſe der Nahrungsmittel befleißigen. Denn wenn der Körper mit Speiſe und Trank überladen iſt: ſo geräth die Seele leicht auf unzüchtige, muthwillige, ſtolze, zornige Gedanken.

Auch darf man ſich der friſchen Luft, die Gott zu unſerer Stärkung wehen läßt, nicht zu ſehr entziehen, ſondern muß ſich fleißig in derſelben bewegen, und die Werke Gottes, die allenthalben in der Natur ſich befinden, betrachten. Denn wenn man zu anhaltend im verſchloſſenen Zimmer ſitzt: ſo wird der Körper kränklich, die Bewegung des Bluts wird gehemmt, die Seele wird muthlos und geräth auf lauter traurige, ängſtliche Gedanken. Wachet alſo über euern Körper: ſo werdet ihr auch im Stande ſeyn, beſſer über eure Gedanken zu wachen.

Zu dieſer Wachſamkeit gehört nun zweyerley: daß man **gute** Gedanken in die Seele bringe, und böſe aus derſelben entferne.

Ihr werdet bemerket haben, daß diejenigen Gedanken, die uns des Morgens, bey dem Erwachen, zuerſt in die Seele kommen, am lebhafteſten ſind, und ſich oft ſo einprägen, daß ſie auf alle unſere übrigen Gedanken, den ganzen Tag über, einen Einfluß haben; daß, wenn der erſte

Gedanke traurig iſt, ſich gemeiniglich die Seele den ganzen Tag lang mit traurigen Gedanken beſchäfftigt; daß hingegen ein vergnügter Gedanke, der zuerſt in die Seele kommt, dieſelbe ſo belebt, daß, wenn nicht widrige Zufälle eintreten, ſie über alles, was um ſie iſt, ſich freuet. Dieß müßt ihr nun zu benutzen ſuchen, und, ſo bald ihr erwachet, ehe ihr noch an etwas anders, an eure Sorgen, eure Widerwärtigkeiten, eure Geſchäffte denkt, gleich einen recht guten Gedanken, der euch beruhigt, aufheitert, ſtärkt, in eure Seele faſſen und ihn derſelben recht tief einprägen. Denn wir haben ja nichts wichtigers als unſere Seele; ſie iſt es, die unſere Sorgen mindern, in Widerwärtigkeiten uns rathen, unſere Geſchäffte ordnen und regieren muß. Sollten wir alſo nicht täglich dieß unſer erſtes ſeyn laſſen, daß wir ſie durch gute Gedanken ſtärken?

Dieſen guten Gedanken müſſen wir den ganzen Tag über zu erhalten ſuchen, und dafür ſorgen, daß er alle übrige Gedanken beherrſche: ſo werden aus dieſem einzigen Gedanken eine Menge andere, wie aus einem fruchtbaren Saamenkorn, entſpringen, und eine Menge böſe Gedanken werden dadurch entfernt werden.

Ich will es euch mit einem Exempel deutlicher machen. Es iſt gewiß ein ſehr guter Gedanke: **was der Menſch ſäet, das wird er ernten.** Wenn ihr nun denſelben in die Seele faſſen wollt: ſo müßt ihr etwa folgende Betrachtung darüber anſtellen: Auch ich werde ernten, was ich ausſäe; thue ich heute Gutes: ſo werde ich, über lang oder kurz, die Früchte davon zu genießen haben; ſollte ich mich aber mit Gedanken, Worten oder Handlungen vergehen: ſo würde ich gewiß davon unangenehme Folgen empfinden müſſen.

Ferner muß man dieſen Gedanken den Tag über oft erneuern, und auf alles, was man thut, anwenden, ſo daß man bey allem, was man vornimmt, bedenkt, daß man die Folgen davon genießen werde. Auf dieſe Art wird dieſer gute Gedanke eine Zeitlang herrſchend in der Seele, und erzeugt eine Menge andere gute Gedanken.

Ja dieſer gute Gedanke wird auch ein gutes Mittel werden, böſe Gedanken zu entfernen. Denn böſe Gedanken kommen gemeiniglich nur dann in die Seele, wann ſie gar nicht auf ihrer Hut iſt, und jedem Gedanken nachhängt, der in ihr aufſteigt. Wenn aber einmal ein guter Gedanke von der Seele gleichſam Beſitz genommen hat: ſo finden die böſen Gedanken darinne gemeiniglich keinen Platz mehr. Wenn dann uns auch der Gedanke einkäme, daß es gut ſey, z. E. ſich an ſeinem Feinde zu rächen: ſo wird doch die Erinnerung an den guten Gedanken, **was der Menſch ſäet, das wird er ernten,** denſelben bald wieder entfernen. Denn wie traurig iſt die Ernte, die man von der Rache erwarten kann! wie ſehr wird dadurch der Feind erbittert! welche Verantwortung zieht man ſich dadurch bey der Obrigkeit zu! Wie mißfällig macht man ſich dadurch in

Gottes Augen! und welche Reue folgt darauf! Wenn man ſich dieſe traurige Ernte recht lebhaft vorſtellt: wird man ſie wohl noch wünſchen? wird man die Rache noch für etwas Gutes halten?

Freylich wißt ihr alle aus Erfahrung, daß, durch unvermuthete Zufälle, den Tag über, mancherley Gedanken in die Seele gebracht werden, die man nicht erwartet hatte. Da Achan allerlerley Koſtbarkeiten erblickte, und David das Weib eines andern Mannes im Bade ſahe: ſo kam jenem der Gedanke in dem Sinn, die Koſtbarkeiten zu entwenden, und dieſem, das Weib zur Untreue zu verführen. Vielleicht hatten beyde nicht geglaubt, daß ſolche böſe Gedanken bey ihnen aufſteigen würden. Daher erfordert die Wachſamkeit über unſere Gedanken, daß wir auf ſolche Gedanken, die ſich, ohne daß wir es ſelbſt wünſchen, in unſere Seele drängen, beſtändig aufmerkſam ſind. Ihr Entſtehen werden wir freylich nicht allezeit verhindern können; allein das müſſen wir doch thun, das wir ſie nicht unterhalten, und ſie nicht lebhaft werden laſſen, daß wir ſie vielmehr ſogleich zu entfernen ſuchen.

Wahr iſt es, daß dieß nicht leicht ſey. Möglich werden wir es aber gewiß machen können, wenn wir es uns einen rechten Ernſt ſeyn laſſen, unſer Herz von allen irrigen böſen Gedanken rein zu halten; wenn wir deßwegen, ſo oft böſe Gedanken uns einfallen, den guten Gedanken wieder erneuern, den wir in der Seele gefaßt hatten.

Sollte es uns aber nicht möglich ſeyn, hierdurch ſie zu entfernen: ſo giebt es ja noch vielerley andere Hülfsmittel, wodurch man ſeine Seele von Gedanken abziehen kann, die uns zu allerley Verirrungen verleiten könnten. Das leſen eines guten Buchs, der Beſuch eines Freundes, von deſſen Rechtſchaffenheit und Tugend man überzeugt iſt, das Uebernehmen eines Geſchäffts, das viele Aufmerkſamkeit erfordert, kann die Gedanken der Seele, die in Unordnung gerathen waren, wieder in Ordnung bringen. Viele andere Hülfsmittel wird derjenige noch erfinden, dem es ein rechter Ernſt iſt, ſein Herz von böſen Gedanken rein zu erhalten.

Zweyter Theil.

Ein jeder guter Hausvater ſorgt dafür, daß in ſeinem Hauſe mit dem Feuer vorſichtig umgegangen werde; läßt auch die Aſche ſorgfältig verwahren, von welcher er vermuthen muß, daß ſie noch Feuerſunken enthält. Und warum denn? Deßwegen, weil aus einem kleinen Fünklein ein großes Feuer werden kann. Es iſt wahr, daß viele Funken, mit welchen man unvorſichtig umgeht, verlöſchen, ohne Schaden zu thun; aber eben ſo gewiß iſt es, daß die mehreſten großen Feuersbrünſte, die Dörfer und Städte in die Aſche legten, aus kleinen Feuerfunken entſtanden ſind; und den würden wir für einen großen Thoren halten, der deßwegen mit den Feuerfunken leichtſinnig umgehen wollte: weil nicht alle Funken zünden.

Aus eben dem Grunde nun, aus welchem wir über das Feuer wachen müſſen, ſind wir auch verbunden, über unſere Gedanken zu wachen. Denn aus den Gedanken entſtehen Handlungen. Alle edele Thaten, die jemals gute Menſchen verrichteten, aber auch alle Schandthaten und Verbrechen, waren erſt Gedanken. Nie würde Kain ſo weit geſunken ſeyn, daß er ſeinen Bruder Abel getödet, und dadurch ſeine eigene Zufriedenheit auf Lebenslang zerſtöhret, und die ſchrecklichſten Vorwürfe ſeines Gewiſſens ſich zugezogen hätte, wenn er über ſeine Gedanken wachſamer geweſen wäre, und dem Zorne und der Rache keinen Platz in ſeiner Seele verſtattet hätte.

Denn das wißt ihr ja alle, daß, wenn man eine Zeitlang einen Gedanken bey ſich unterhält, dieſer immer lebhafter, am Ende eine Begierde wird, die eine ſolche Heftigkeit bekommen kann, daß man nicht mehr vermögend iſt, derſelben zu widerſtehen, ſondern durch dieſelbe zu den ſchrecklichſten Handlungen mit fortgeriſſen wird.

Daher verſichert Jeſus, daß aus dem Herzen, oder aus der Seele, erſt arge Gedanken, dann Mord, Ehebruch, Hurerey, falſche Zeugniſſe, Läſterungen, kurz alle Verbrechen entſpringen.

Wer alſo gut handeln will, der muß auch gute Gedanken bey ſich zu unterhalten ſuchen, und wer grobe Verbrechen meiden will, der muß böſe Gedanken von ſich entfernt halten.

Ein guter Gedanke, der ſorgfältig unterhalten wird, bekommt immer mehr Licht und Leben, ſo wie der junge Baum, deſſen man ſorgſältig pflegt, immer größer wird. Und ſo wie dieſer am Ende blüht und Früchte trägt, ſo entſtehen auch, aus guten Gedanken, gute Vorſätze und gute Handlungen, die für uns die angenehmſten Folgen haben.

Wenn wir den guten Gedanken uns recht einprägen, daß wir unter Gottes Augen wandeln, daß die Geſchäffte, die wir treiben, von ihm uns zugemeſſen ſind, daß wir alſo Gottes Willen vollbringen, wenn wir dieſelben gut ausrichten: ſo wird auch Luſt zur Thätigkeit bey uns erwachen. Aus dieſem Gedanken wird der Vorſatz entſpringen, daß wir treu und redlich ausrichten wollen, was unſer Beruf mit ſich bringe. Daraus wird dann die große Freude entſtehen, daß unſere Geſchäffte wohl gelingen, und wir den Segen Gottes dabey verſpüren können.

Da Joſeph das Andenken an Gott bey ſich unterhielt: ſo wurde er weiſe und ſtark, jeder Verſuchung zum Böſen zu widerſtehen, treu und fleißig in allem, was er vornahm; und ſo fand er dann den Weg zu dem Glück, das ihm der beſtimmt hatte, der in das Verborgene ſieht.

Ja wenn wir alle gute thätige Menſchen fragen wollten, wie habt ihr es denn angefangen, daß ihr die große Freude erlangt habt, ſo viel Gutes zu wirken? Sie würden alle geſtehen müſſen, daß ſie dazu durch die guten Gedanken wären geſtärkt worden, mit denen ſich ihre Seele beſchäfftigte.

Hängt man hingegen einem böſen Gedanken nach: ſo wird auch dieſer immer ſtärker, er bemächtigt ſich nach und nach der ganzen Seele, reißt ſie wider ihren Willen mit ſich fort, und verleitet ſie zu Handlungen, von denen ſie niemals geglaubt hätte, daß es ihr möglich ſey, ſie zu begehen.

Der ſchwermüthige Gedanke: **für dich iſt keine Freude mehr in der Welt,** der in trüben Stunden auch wohl den beſten Menſchen durch die Seele fährt, greift, wenn man ihm nicht bald widerſteht, leicht weiter um ſich, verdunkelt das Andenken an Gott, zeigt uns alle unſere Mühſeligkeiten von der ſchrecklichſten Seite, verleitet zur Melancholie und am Ende zum Selbſtmord. O wie ſehr nöthig iſt es, daß wir es zu unſerm wichtigſten und vorzüglichſten Geſchäffte machen, über unſere Gedanken zu wachen.

Ja unſere Gedanken ſind auch die Quelle faſt aller Leiden und Freuden. Wenn es außer uns auch noch ſo widerwärtig zugeht: wenn nur die Seele ſich mit guten Gedanken beſchäfftigt: ſo kann man doch zufrieden ſeyn. Hingegen wird man auch in der glücklichſten Lage höchſt unzufrieden ſeyn, wenn die Seele über ſchwarzen böſen Gedanken brütet.

Wie dieß zugehe, das will ich euch erklären. Die Dinge, die um uns ſind, machen uns nicht ſowohl vergnügt und mißvergnügt, als wie vielmehr die Vorſtellungen, die wir uns davon machen. Wenn z. E. ein ſchweres Gewitter aufſteigt, wenn es donnert und blitzt und Platzregen herabfällt: ſo ſtehen oft zwey Perſonen dabey, davon ſich die eine gar herzlich freuet, die andere vor Angſt vergehen möchte. Wie geht denn dieſes zu? Hören denn etwa nicht beyde einerley Gewitter? Iſt etwa die eine Perſon demſelben näher, als die andere? Keines von beyden. Es kommt vielmehr daher: weil die eine ſich von dem Gewitter ganz andere Vorſtellungen macht, als die andere; weil die eine, wenn ſie ein Gewitter aufſteigen ſieht, gleich an die Erquickung denkt, welche es dem Lande verſchafft; die andere hingegen ſich alle den Schaden vorſtellt, den es bisweilen zu thun pflegt. So iſt es mit allen übrigen Sachen, man kann ſich darüber freuen, und darüber ängſtigen, je nachdem man ſich dieſelben vorſtellt.

Was iſt Arbeit? Wer immer gute Gedanken bey ſich unterhält, und ſich als ein Kind des himmliſchen Vaters betrachtet, das verbunden iſt, ſeinen Willen zu thun, der ſieht ſie als eine Wohlthat an, wodurch er ſeine Kräfte ſtärkt, ſeine Umſtände verbeſſert, und ungemein viel Gutes wirkt; wer aber immer mit falſchen irrigen Gedanken ſich beſchäfftigt, ſich Unthätigkeit, ſinnliches Vergnügen, als etwas ſehr Gutes vorſtellt, dem iſt die Arbeit eine Laſt, und er ſeufzet und klaget, ſo oft er einen arbeitsvollen Tag anfängt.

Der Grund unſerer Freuden und unſerer Leiden liegt alſo nicht ſowohl außer uns, als vielmehr in uns ſelbſt. Wer immer gute Gedanken ben ſich nähret, der kann ſich über alles freuen, auch über Feinde, weil er ſie als Perſonen betrachtet, die unter ſeines himmliſchen Vaters Aufſicht auf ſeine Fehler merken, ſie ihm verrücken, ihm widerſtehen, und ihn kränken müſſen, damit er deſto vorſichtiger werde, ſeine Kräfte beſſer anwende, und Geduld und Sanftmuth lerne: der kann ſich auch freuen über alles Unglück und über alle Trübſale, weil er überzeuget iſt, daß ſie ihm von Gott zugeſchickt ſind, um ihn zum Nachdenken, und zur Thätigkeit zu bringen. Daher ſagt der Apoſtel Jakobus: **achtet es eitel Freude, wenn ihr in mancherley Anfechtungen fallet** *).

Wer hingegen alle Gedanken aufnimmt, die in ſeine Seele kommen, ohne zu unterſuchen, ob ſie wirklich gut ſind, der kann ſich auch über alles betrüben und grämen, worüber ein anderer ſich freuet. Wenn ihm ſeine Ernte geräth: ſo klagt er über die Mühe, die er mit dem Einſammeln hat; hat er eine gute Einnahme: ſo ängſtigt er ſich über die vielen Gefahren, denen ſein Geld unterworfen iſt; wird er mit Kindern geſegnet: ſo klagt er über die viele Mühe, und die vielen Unkoſten, die er auf ihre Erziehung wenden muß.

Aus allem dieſen könnt ihr begreifen, daß es höchſt nöthig ſey, über ſeine Gedanken zu wachen, wenn man vor böſen Thaten bewahret bleiben, wenn man Gutes ſtiften, wenn man ein vergnügtes Leben führen will.

---

*) Jak. 1, 2.

Ihr könnt auch hieraus ſehen, was für eine vortrefliche Religion, die Religion ſey, die uns unſer Erlöſer gelehret hat, da ſie nicht bloß das Aeußerliche, ſondern vorzüglich das Innerliche des Menſchen zu beſſern ſucht; nicht bloß vor groben Verbrechen, ſondern auch vor böſen Gedanken warnet; nicht nur den Todſchlag, ſondern auch den Zorn verbietet. Denn wenn erſt das Innere des Menſchen recht gut iſt, ſo wird es auch ſein Aeußerliches; hütet er ſich nur vor böſen Gedanken: ſo verfällt er auch nicht auf grobe Verbrechen.

Beſchluß.

Meine Lieben! die ich alle von ganzem Herzen recht gut und glückſelig zu ſehen wünſche, ich hoffe von euch, daß jeder auch den Wunſch habe, ein recht guter Menſch zu werden, und ein vergnügtes Leben zu führen. Woher kommt es denn nun, daß ſo wenige unter euch zu dem Ziele kommen, das ſie ſich vorgeſetzt haben? Gewiß vorzüglich daher, daß ſie über ihre Gedanken nicht gehörig wachen, ſondern jedem Gedanken, der in der Seele entſteht, Raum geben, ohne zu unterſuchen, ob er wahr oder unwahr, gut oder böſe ſey.

Wenn ihr wirklich recht gut werden, wenn ihr ein recht vergnügtes Leben führen wollt: ſo macht es doch ja zu eurem erſten und vorzüglichſten Geſchäffte, daß ihr über eure Gedanken wacht. Ehe ihr noch an eure Geſchäffte denkt, ehe ihr noch eure Sorgen aufkeimen laßt: ſo ſucht doch erſt einen recht guten Gedanken in die Seele zu bringen. O wie viele ſchöne Sprüche, voll von guten Gedanken, enthält das neue Teſtament! Dein Vater, der ins Verborgene ſieht, wird dirs vergelten öffentlich. Ich muß wirken die Werke des, der mich geſandt hat, es kommt die Nacht, da niemand wirken kann; und hundert andere mehrere. Haltet einen von dieſen Gedanken recht feſt in der Seele, und erinnert euch deſſelben, bey allem, was ihr thut und vornehmet. Kommen andere Gedanken in die Seele: ſo vergleicht ſie mit jenem, und ſucht ſie zu entfernen, wenn ſie mit demſelben ſtreiten. Schwer iſt dieß, das leugne ich nicht. Allein der Vortheil, den ihr davon haben werdet, iſt ſo groß und mannichfaltig, daß ihr keine Mühe ſcheuen dürft, wenn ſie auch noch größer wäre. Bedenkt es doch nur ſelbſt! So lange ihr gute Gedanken habt, ſeyd ihr gewiß vor groben Vergehungen ſicher, fühlt bey euch immer Luſt, Kraft und Muth, Gutes zu thun; ſeyd getroſt in allen Widerwärtigkeiten, und freuet euch noch da, wo gedankenloſe oder ſolche Menſchen, die ſich immer mit böſen Gedanken ſchlagen, verzagen wollen. Ja, um euch die Sache noch wichtiger zu machen: ſo erinnere ich euch noch an einen vortreflichen Spruch Jeſu: Selig ſind, die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen. Welch herrlicher Spruch! welch wahrer Spruch! Wenn wir unſer Herz von böſen Gedanken rein erhalten: ſo denken wir gern an Gott; unſere

gröſte

größte Freude iſt es, darüber nachzudenken, daß wir unter Gottes Augen wandeln, daß er ein Zeuge aller unſerer Gedanken, Entſchließungen und geheimſten Handlungen ſey; daß alle unſere Schickſale durch ihn gelenkt werden. So ſchauen wir Gott, ſo gut als es auf dieſer Erde möglich iſt. Ja wenn unſere Seele ſich hier dazu gewöhnet, immer Gutes zu denken: ſo wird ſie gewiß auch einſt den guten Gott näher ſchauen und kennen lernen.

Wachet alſo über eure Gedanken; ſucht immer gute Gedanken bey euch zu unterhalten, und böſe von euch zu entfernen: ſo werdet ihr gewiß Gott immer näher kennen lernen — ihr werdet ihn ſchauen! Amen!

Sieben und vierzigſte Predigt.

Am ſiebenten Sonntage nach Trinitatis.

Herr! laß mich doch gewiſſenhaft
Mein zeitlich Gut verwalten!
Gieb du mir Weisheit, gieb mir Kraft,
Damit wohl hauszuhalten,
Auf daß ich, im Geringern treu,
Durch deine Gnade fähig ſey
Zu größern Gnadengütern. Amen!

Der Reichthum Gottes iſt ſo unermeßlich groß, daß kein Menſch im Stande iſt, nur einen geringen Theil davon zu berechnen. Wenn man alles Gold und Silber und alle Edelſteine, die auf der ganzen Erde befindlich ſind, zuſammenbringen könnte: ſo wäre doch nichts darunter, das nicht ihm gehörete. Die ganze Erde, mit allem, was ſie in ihrem Schooße enthält, iſt ja ſein Eigenthum. Wie unermeßlich groß ſind die Reichthümer, die ſie enthält! Wäre es möglich, ſie zu berechnen, hätten wir dann den ganzen Reichthum Gottes wohl gemeſſen? Im geringſten nicht; ſo wenig als derjenige, der eine Hand voll Sandkörner gezählet hätte, ſich rühmen könnte, daß er alle Sandkörner gezählet habe. Denn außer der Erde gehören ihm ja noch Sonne, Mond und Sterne, die niemand zu zählen vermag.

Bey alle dieſem Reichthum Gottes bemerken wir doch, durch ſeine ganze Haushaltung, ſo weit wir ſehen können, die gröſte Sparſamkeit. Er läßt ſchechterdings gar nichts umkommen. Auch die geringſten verächtlichſten Dinge, welche wir ſelbſt geringſchätzen, werden von ihm wieder benutzt. Den Dünſten, welche unaufhörlich von Menſchen, Vieh und Pflanzen ausgehen, die uns tödten würden, wenn wir ſie ſtets in uns ziehen ſollten, zeigt er den Weg in die höhere Luft, wo ſie ſich wieder zuſammenziehen, und zu Wolken bilden, welche hernach Regen über uns herabgießen und unſere Gärten und Aecker tränken. So verwandelt er alſo, durch die weiſe Einrichtung, die er getroffen hat, die Dünſte, die uns höchſt unangenehm und unſerer Geſundheit nachtheilig waren, in ein Mittel, die Gewächſe zu nähren, welche den Bewohnern der Erde zum Lebensunterhalte dienen müſſen. Sobald ein Thier ſtirbt, eine Pflanze verdorret, und ihr Anblick uns unangenehm wird: ſo eilen ſogleich mancherley Thiere herbey, welche von ihm angewieſen ſind, ſich davon zu nähren, und ſie von der Erde wegzuſchaffen. Sehet wohin ihr wollt, auf alle die Sachen, die ihr für ganz unnütze haltet, die ſparſame Weißheit Gottes weiß ſie doch zu benutzen, indem ihr wahrnehmet, daß ſie mancherley vierfüßige Thiere, Vögel, Fiſche, Inſekten und Würmer hervorgebracht hat, welche von ſolchen Sachen leben und ſich nähren, die kein Menſch zu benutzen weiß.

Ich wollte, lieben Freunde, daß ihr dergleichen Anmerkungen machtet, ſo oft ihr in der Natur, in der großen Werkſtatt des himmliſchen Vaters, wandelt: ihr würdet dann gewiß Manches entdecken, über das ihr euch freuen würdet; und eure Ehrfurcht, Liebe und Vertrauen zu Gott, würde dadurch ſehr vermehret werden.

Aber noch eine ſehr wichtige Lehre würdet ihr daraus ziehen, nämlich dieſe, daß ihr euch auch der Sparſamkeit befleißigen müſſet, da ſie, euer Vater und Herr, ſtets vor euern Augen ausübet. Wenn der Herr im Lande ein Feind der Verſchwendung iſt, wie kann er einen Gefallen an Unterthanen haben, die derſelben ergeben ſind! wenn der Hausvater ſparſam iſt, wie ſehr ſind die Hausgenoſſen verbunden, es auch zu ſeyn!

Dieſe Wahrheit iſt ſo wichtig, daß ſie wohl verdient, daß wir itzo darüber weiter nachdenken.

Gott mache unſere Herzen geneigt, ſie aufzufaſſen, und gebe ihr Kraft, daß wir die angenehmſten Wirkungen davon empfinden mögen! Amen!

Text.

Syr. 25, 5.

Wenn du in der Jugend nicht ſammleſt: was willſt du im Alter finden?

Evangelium.

Matt. 3, 1 — 9.

Haupt-

Hauptſatz.

Ueber die Pflichten des Chriſten ſparſam zu ſeyn.

1. Wie?
2. Warum er ſparſam ſeyn ſoll?

Erſter Theil.

Wollt ihr wiſſen, was es heiße ſparſam ſeyn: ſo beobachtet nur diejenige Perſonen etwas genauer, die wegen ihrer Sparſamkeit gelobet werden, und ſehet, wodurch ſie dieß Lob verdienen. Ihr werdet dann bemerken, daß ſie allen unnützen Aufwand meiden, daß, was ſie beſitzen, wohl aufbewahren, daß es nicht verderbe, und es aufs möglichſte zu nutzen ſuchen. Man iſt alſo dann ſparſam, wann man das, was man beſitzt zu erhalten und auf das beſte zu benutzen ſucht.

Beydes muß beyſammen ſern; fehlt eines avon: ſo iſt die Sparſamkeit nicht rechter Art. Da giebt es manchen Menchen, der ſehr aufmerkſam iſt, das was er beſitzt, zu erhalten: allein er ſorgt nicht dafür, daß er es auch benutze. Er erwahret ſein Geld ſorgfältig, aber er ſcheuet ch, damit denjenigen Aufwand zu machen, den er ſich und andern ſchuldig iſt: er kleidet ſich ſchlechter, als es ſeyn ſollte; kauft nicht nach den geſundeſten, ſondern den wohlfeilſten Nahrungsmitteln; erlaubt ſich kein Vergnügen, daß mit einigen Unkoſten verknüpft iſt: er ſchmälert den ohn des Arbeiters, und verſagt dem Dürftigen ie nöthige Unterſtützung. Iſt ein ſolcher Menſch ohl ſparſam zu nennen? Er ſelbſt wird es vielleicht thun: denn das iſt die Gewohnheit böſer Menſchen, daß ſie ihren Fehlern und Laſtern den Namen der Tugend beyzulegen pflegen; allein wenn man die Wahrheit ſagen will: ſo iſt er nicht ſparſam ſondern geitzig. Würdet ihr wohl den Nabal, der den David und ſeinen Leuten, die ehemals ihn ſehr nützlich geweſen, und nun in große Noth gerathen waren, die Unterſtützung verſagte, um die ſie ihn baten, ſparſam nennen*)? Gewiß nicht; ihr würdet ihn zu den Geizigen rechnen.

Der Sparſame ſucht alſo von dem, was er hat, es ſey Geld oder irgend etwas anderes, einen nützlichen Gebrauch zu machen, und ſchont es nicht, wenn er weiß, daß er damit für ſich, oder andere, einen Nutzen ſtiften kann. Sich und den Seinigen die nöthige Verpflegung zu verſchaffen, ſeine und der Seinigen Geſundheit zu erhalten, ſeinen Kindern eine gute Erziehung zu geben, ſeine Haushaltung zu verbeſſern, ſeine Arbeiter zu bezahlen, Nothleidende nach ſeinem Vermögen zu unterſtützen, ſcheuet er keinen Aufwand: weil er weiß, daß hiermit wahrer Nutzen geſtiftet werde. Aber deſtomehr hütet er ſich vor allem unnützen oder gar ſchädlichen Aufwande.

Laſſet uns die ganze Haushaltung eines Sparſamen überſehen: ſo wird euch das, was ich geſagt habe, deutlicher werden. Darauf iſt er bedacht, daß er und die Seinigen täglich geſunde Nahrungsmittel haben und reinlich gekleidet werden; aber er hütet ſich vor allen Leckereyen und

Kleiderpracht. Denn wozu nutzt denn dieſes? leckerhafte Speiſen machen den Körper gemeiniglich ungeſund, und durch Kleiderpracht werden die Menſchen eitel, und er nutzt zu gar nichts; er ſcheuet keinen Aufwand, der zur Erhaltung ſeiner und der Seinigen Geſundheit wirklich nöthig iſt; aber er hütet ſich eben ſo ſehr, etwas an Dinge zu verwenden, die mehr den Körper verzärteln und weichlich machen, als ſeine Geſundheit ſtärken; er erlaubt ſich gerne ein Vergnügen, wodurch der Chriſt wirklich aufgeheitert wird, wenn er den Aufwand dazu machen kann, ohne andere Pflichten zu verletzen; aber er hütet ſich auch, Vergnügungen zu genießen, die weder den Geiſt aufheitern, noch den Körper ſtärken, oder die er nicht genießen kann, ohne andere Pflichten zu übertreten.

Wird er alſo wohl auf Geldſpiele ſich einlaſſen, die den Körper gar nicht ſtärken, die Seele nicht aufheitern, aber wohl in beſtändiger Unruhe erhalten?

* Eine Reiſe zum Vergnügen heitert den Geiſt auf und ſtärkt den Körper; geſetzt aber er könnte ſie nicht machen, ohne das Geld anzugreifen, das zur Kleidung ſeiner Kinder oder andern nöthigen Ausgaben beſtimmt iſt, wird er ſich dieſelbe nicht verſagen müſſen? Eben dieſe Klugheit wird der Sparſame auch bey ſeinen übrigen Ausgaben beweiſen.

Wenn der Sparſame alles, was er hat, zu erhalten und auf das Beſte zu benutzen ſucht: ſo wird

wird er auch dafür ſorgen, daß nichts verderbe und umkomme. Ich habe euch ſchon vorhin geſagt, daß uns der Allweiſe hierinne mit ſeinem Exempel vorgehe, indem er eine ſolche Einrichtung getroffen hat, daß in der ganzen Natur nichts verderbe, daß ſelbſt das, was verweſet, nicht verdirbt, ſondern nur umgebildet wird. Sein Sohn Jeſus that ein Gleiches. Da er eine große Menge Volks geſpeiſet und einen Beweiß ſeiner Menſchenliebe und Wohlthätigkeit gegeben hatte: ſo ließ er die übrigen Brocken ſammeln.

Nach dieſen vortrefflichen Muſtern richtet ſich der Sparſame. Er ſucht in ſeinem Hauſe ſolche Verfügungen zu treffen, daß nichts umkomme, daß alles, ſelbſt dann noch, wann es gewiſſermaſen unbrauchbar wird, benutzt werde. Die Kleidung, welche zu abgetragen iſt, als daß er ſie noch tragen könnte, hebt er auf, um andere damit auszubeſſern, oder zur Bedeckung des Dürftigen; die Ueberbleibſel ſeiner Speiſen verwahrt er bis zum folgenden Tage, oder wendet ſie wenigſtens zur Unterhaltng ſeiner Hauthiere an. Ja auch die verächtlichſten Sachen wirft er nicht gerade zu weg, ſondern überlegt, ob ſie nicht noch zu etwas benutzet werden können, und findet, durch Nachdenken, gewiß an ihnen noch einige Nutzbarkeit; ſo wie ſein himmliſcher Vater alles, auch die Sachen, die in der Menſchen Augen verächtlich ſind, zu benutzen weiß. Was weder Menſchen noch Vieh mehr benutzen kann, das kann doch gemeiniglich noch dazu dienen, die Fruchtbarkeit des Landes zu vergrößern, und den Gewächſen Nahrung zu geben.

Zweyter Theil.

Wenn man von Sparſamkeit redet: ſo glauben manche, daß dieß eine Tugend ſey, welche nur für diejenigen gehört, die ein ſehr geringes Einkommen haben, und welche deßwegen alles aufs Beſte zu benutzen ſuchen müßten: weil ihnen alles ſehr kärglich zugemeſſen ſey. Dieß iſt aber ganz falſch. Ich kenne keine Tugend, die nur für gewiſſe Stände gehörete, die von andern, ohne ſich zu ſchaden, könnte vernachläßigt werden.

Mit der Sparſamkeit iſt es eben ſo. Nicht nur der arme Handwerksmann und Taglöhner, ſondern auch der reichſte Fürſt, ſind dazu verbunden. Und warum denn? um ihres eigenen und anderer Beſten willen. Wenn wir etwas eigenthümliches beſitzen, es ſey nun viel oder wenig, wozu haben wir es denn? Dazu, das wir damit unſer eigenes und unſers Nebenmenſchen Beſtes befördern. Je ſorgfältiger wir daſſelbe alſo zu erhalten, je beſſer wir es zu benutzen ſuchen, deſtomehr können wir auch damit ausrichten. Ein Thaler in der Hand des Sparſamen iſt ſoviel werth, als zehn in der Hand deſſen, der von ſeinen Gütern keinen rechten Gebrauch zu machen weiß. Von einem Manne, der eine kluge ſparſame Ehefrau hat, ſagt Salomo: **Nahrung wird ihm nicht mangeln.** Dieß gilt überhaupt von jedem, der ſich der vortrefflichen Tugend der Sparſamkeit befleißiget. Nahrung wird ihm nicht mangeln. Wer das, was er hat, zu Rathe hält, und auf das Beſte zu benutzen ſucht, allen unnöthigen, unnützen Aufwand meidet, der wird auch immer ſo viel haben, daß er davon die nöthigen Abgaben beſtreiten kann. Zur Zeit der Theurung erhält er ſich von dem Vorrathe, den er in den Tagen des Ueberfluſſes ſparete; in Krankheit erquickt er ſich an dem, was er in geſunden Tagen erwarb, und im Alter lebt er von dem, was er in der Jugend ſammelte. Ja wann Unglücksfälle eintreten, die ſeinen erſparten Vorrath verderben; ſo iſt ihm doch die Sparſamkeit noch nützlich, indem ſie ihm lehrt, auch das wenige, was noch vorhanden iſt, auf das Beſte zu benutzen, und ſeine Umſtände damit zu verbeſſern.

Durch Sparſamkeit kann man auch viele Mühe und Arbeit erſparen. Vom Fürſten an bis auf den geringſten Landmann, ſucht faſt jeder ſeine Einnahme zu vergrößern, und wird durch dieſen Trieb zu mancherley Thorheit und Uebernehmung vergeblicher Mühe und Sorgen verleitet. Um mehr Einnahme zu haben, übernimmt man mehrere Arbeit, kauft mehr Aecker, ſchafft ſich mehr Vieh an, ſucht ſeine Gränzen zu erweitern; und führt ſo ein äußerſt mühevolles und raſtloſes Leben. Der Sparſame, der alles, was er hat, recht zu benutzen weiß, kommt gemeiniglich eben ſo weit mit weniger Unruhe und Sorgen. Ein Acker Land, der recht gut und vernünftig

tig angebauet wird, ſchafft gewiß eben ſo vielen Nutzen, als fünf andere, die man nicht gehörig pflügen, düngen und vom Unkraute reinigen kann; ein Stück Vieh, das man gehörig verpfleget, bringt eben ſo viel ein, als fünf andere, die man nur kümmerlich ernähret; mit wenigen Groſchen, mit denen man eine kluge Eintheilung macht, kommt man eben ſo weit, als ein anderer mit einigen Thalern, die er mit unmäßiger Arbeit erwarb und nun ohne Ueberlegung ausgiebt. Wie es im Kleinen iſt, ſo iſt es im Großen; wir haben Exempel genug, daß kleine Fürſten bey mäßigen Einkünften reich wurden, unterdeſſen daß Könige, bey ihrer großen Einnahme, verarmten und in Schulden geriethen, die ſie nie bezahlen konnten. Was war es, wodurch jene ſo zunahmen? die Sparſamkeit. Was war es, das dieſe arm machte? die Verſchwendung.

Wir ſind aber auch um anderer willen verbunden, ſparſam zu ſeyn. Sind wir denn nur um unſertwillen da? gehören die Güter, die uns Gott gab, nur uns zu? Ach nein! wir ſind auch um unſers Nebenmenſchen willen da, das wir ihm dienen mit den Gaben, die wir empfangen haben; und ihm in ſeiner Noth aufs möglichſte Hülfe leiſten. Wohlzuthun und mitzutheilen ſollen wir, als Chriſten, nicht vergeſſen. Wie iſt dieß möglich ohne Sparſamkeit? Wer viel Geld an Putz, an Leckereyen wendet, dem wird es mangeln, wenn er den Nackenden kleiden und den Hungrigen ſpeiſen ſoll. Wer unnützes Geſinde, unnützes Vieh hält, der wird ſich dadurch auſſer Stand ſetzen, denen beyzuſtehen, denen es am nöthigſten gebricht; das Kleid, das Brod, die andern Nahrungsmittel, die man verderben läſſt, hätten den Kummer manches Armen mindern können, und wenn man es durch ſeine Sorgloſigkeit verderben läßt: ſo begeht man einen Raub an den Armen. Bewahret man hingegen alles was man hat, ſorgfältig auf, und ſucht davon den beſten Nutzen zu ziehen: ſo iſt man auch im Stande, viel Gutes zu thun, und vieler Menſchen Kummer zu mindern. Wodurch machte es Joſeph möglich, daß er das ganze Königreich Egypten und ſeine ganze Familie, in der Theurung, mit Brod verſorgen konnte? durch ſeine Sparſamkeit.

Sind dieß nicht Gründe genug, uns zur Sparſamkeit zu bewegen?

Beſchluß.

Wenn ihr über das, was ich itzo geſagt habe, recht nachdenken und es befolgen wollt; ſo werdet ihr euch gewiß dabey ſehr wohl befinden. Viele von euch klagen, daß ſie nicht auskommen könnten, daß ihre Einnahme ſo gering, ihre Ausgaben zu groß wären; ſie wünſchen ſich daher mehr Einnahme, mehr Güter, ſuchen wohl, auf eine kriechende Art, Unterſtützung bey den Vornehmen und Reichen, und laſſen ſich von ihnen ſchimpflich behandeln, immer in der Hoffnung, daß ſie von ihnen einige Gulden erhalten werden. Iſt denn das nicht ein großer Jammer, wenn man das Geſchöpf Gottes, das von ihm die herrlichſten Kräfte enthielt, ſo winſeln und klagen hört, und ſich ſo tief erniedrigen ſieht? Woher kommt denn aber dieß? Mehrentheils vom Mangel an Sparſamkeit. Man macht ſich eine Menge Ausgaben, die unnöthig ſind, und überſieht mancherley Quellen, die man zur Vergrößerung ſeiner Einnahme öffnen könnte.

Gewöhnt euch zur Sparſamkeit! und es wird gewiß alles beſſer gehen. Könnt ihr nicht auskommen: ſo ſchreibt eure Ausgaben auf, gehet ſie genau durch, und ihr werdet gewiß finden, daß viele überflüßig ſind und wegbleiben können, ohne daß eure Geſundheit und euer guter Name dabey leidet. Seyd ſtark! und unterlaſſet ſie; kleidet euch ſchlechter! verſagt euch Speiſen, die für eure Umſtände zu theuer ſind; entziehet euch den Geſellſchafften, die ihr ohne großen Aufwand nicht beſuchen könnt, und haltet euch deſto öfterer unter euern Kindern auf; Glaubt ihr neue Kleidung nöthig zu haben: ſo verſucht es, ob ihr nicht die alte noch ein Jahr lang tragen könnt.

Ihr wendet ein; was werden die Leute dazu ſagen? Es kann ſeyn, daß einige über euch ſpotten werden; aber die vernünftigſten werden euch ſchätzen und loben. Ein Mann oder Weib in einem reinlichen aber verſchabten Kleide, die ordentlich bezahlen, was ſie ſchuldig ſind, die keine Niederträchtigkeit begehen, finden in den Augen der ganzen vernünftigen Welt mehr Achtung, als andere, die mit ſchönen Kleidern einhertreten, die ſie nicht bezahlet haben, und die Palläſte der Fürſten und die Häuſer der Reichen immer mit Klag- und Bittſchriften beſtürmen. Und weiſet uns denn Jeſus Chriſtus, weiſet uns denn die geſunde Vernunft, bey unſern Handlungen, auf das Urtheil der Leute? weiſen ſie uns nicht beyde auf das Urtheil des Gewiſſens? Sagt dieſes: du thuſt recht, daß du deinen Aufwand einſchränkeſt; ſo mußt du handeln: wenn du dich und die Deinigen redlich nähren willſt! was achtet man dann das Urtheil der Leute? Statt ferner immer nach Dingen zu ſtreben, die ihr nicht habt: ſucht doch nur das recht zu benutzen, was ihr wirklich habt; da werdet ihr noch gar vieles entdecken, wodurch ihr eure Einnahme vergrößern, wenigſtens eure Ausgaben vermindern könnt.

Beſonders werden Landleute, wenn ſie fein nachdenken über das, was ſie haben und um ſich ſehen, ſehr viele Dinge benutzen, und ihre Umſtände dadurch verbeſſern lernen, die ihre Vorjahren ungenutzt ließen. Da werden ſie Vortheile entdecken, wie ſie ihr Land fruchtbarer machen, von ihrer Viezucht mehr gewinnen, öde Felder zur Hervorbringung nützlicher Gewächſe einrichten können. Wenn ihnen nun ſo etwas gelingt, muß ihnen das nicht weit größere Freude machen, als wenn ſie durch immer mehrere Erweiterung und Vergrößerung ihres Vermögens auch ihre Arbeiten und Sorgen vergrößern? muß das nicht mehr Freude machen, wenn man durch eignes Nachdenken ſich hilft, als wenn man ſich von andern helfen läßt? Wer nicht auskommen kann, wenn er hundert Thaler Einnahme hat, der wird gemeiniglich auch über Nahrungsſorgen klagen, wenn ſeine Einnahme zehnmal ſtärker wird. Denn der Grund ſeiner Sorgen liegt nicht ſowohl in ſeinem wenigen Einkommen, als vielmehr darinne, das er nicht recht verſteht, wie man die Sparſamkeit ausüben ſoll. Wer aber durch Sparſamkeit eine kleine Einnahme ſo anzuwenden weiß, daß er dabey ohne drückende Sorgen leben kann; der wird auch, wenn ſeine Einkünfte ſich vergrößern davon einen recht guten Gebrauch zu machen wiſſen.

Wohl dem, der dieſe Lehren gefaſſet hat, der wird nicht leicht von Nahrungsſorgen gedruckt werden, und unter Gottes Segen, durch ſein Nachdenken, immer mehrere Mittel entdecken, ſeinen Zuſtand zu verbeſſern, und die Sorgen und Leiden ſeiner Nebenmenſchen zu mindern. Amen!

* * *

Acht und vierzigſte Predigt.

Am achten Sonntage nach Trinitatis.

Laß mich, mein Gott! vom Glauben nie,
Ein heilig Leben trennen;
Mich nicht für Jeſu Jünger hie
Bloß äußerlich bekennen.
Gieb daß mein Glaube thätig ſey,
Und Tugendfrüchte bringe,
Daß ich, vom Sündendienſte frey,
Mit Eifer darnach ringe
Im Guten zuzunehmen. Amen!

Wenn wir die Lebensgeſchichte unſers Erlöſers, wenn wir ſeine Lehren, ſeine Unterredungen mit den damals lebenden Menſchen, mit Nachdenken leſen; ſo finden wir, daß er ein Muſter der Sanftmuth war. Bey Gelegenheit, wo gewöhnliche Menſchen in Zorn zu gerathen, und durch heftige Reden und Handlungen ihren Unwillen auszudrücken pflegen, verlohr er ſeine Gelaſſenheit nicht, und bewieß Liebe und Schonung. Er gieng mit allerley Menſchen um, die in Anſetzung ihrer Religionsmeynungen ſehr verſchieden waren, die zum Theil große Irrthümer hegeten, Juden, Heyden, Samariter drängten ſich zu ihm, und ſuchten Hülfe; ſeine Jünger ſelbſt hegeten noch manchen Irrthum, den ſie von ihren

ren Eltern angenommen hatten. Entrüſtete er ſich vielleicht darüber? ſtieß er ſie von ſich? Keinesweges. Er nahm alle liebreich auf, ertheilte ihnen, mit Sanftmuth, Belehrung, und half ihnen, wenn ſie ſeine Hülfe begehreten. Es naheten ſich zu ihm allerley Zöllner und Sünder, Leute, die mancherley Böſes gethan, mancherley Sünden auf ihr Gewiſſen geladen hatten; er rückte ihnen ihre Sünden aber nicht öffentlich vor, ſchalt ſie deßwegen nicht, und entfernte ſie nicht von ſich: vielmehr ſuchte er ſie mit Liebe zu beſſern. Siehe zu, ſagte er zum Exempel, **ſündige hinfort nicht mehr, daß dir nicht etwas Aergers wiederfahre** *). **Gehe hin, und ſündige fort nicht mehr** **). Wenn er von ſeinen Feinden geſcholten, verſpottet, geſchlagen, gecreuziget wurde: ſo ſchalt er doch nicht wieder, ſondern betete: **Vater vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun** ***).

Nur eine Art von Menſchen gab es, bey deren Anblick er in Eifer gerieth, die er heftig anredete, und ſie ſeinen Jüngern als abſcheuliche Leute vorſtellete. Dieß waren die Heuchler, die ſich vorzüglich unter den damaligen Phariſäern und Schriftgelehrten ſehr häufig befanden. **Wehe euch**, ruft er über ſie zu wiederholtenmalen aus, **ihr Phariſäer und Schriftgelehrten, ihr Heuchler** ****)!

Was für ein abſcheuliches Laſter muß alſo die Heucheley ſeyn!

---

*) Joh. 5, 14.

**) Joh. 8, 11.

***) Luc. 23, 34.

****) Matth. 13.

Dieß will ich jetzo weitläuftiger zeigen. Gott, vor dem unſere Herzen offen liegen, gebe, daß durch dieſe Betrachtung uns allen ein recht inniger Abſcheu vor aller Heucheley und eine herzliche Liebe zur Rechtſchaffenheit eingeflößet werden möge. Amen!

Text.

Matth. 23, 27.

Wehe euch Schriftgelehrten und Phariſäer, ihr Heuchler! die ihr gleich ſeyd, wie die übertünchten Gräber, welche auswendig hübſch ſcheinen, aber inwendig ſind ſie voller Todenbeine und alles Unflats; alſo auch ihr! von außen ſcheinet ihr vor den Menſchen fromm, aber inwendig ſeyd ihr voller Heucheley und Untugend.

Evangelium.

Matth. 7, 15—23.

Hauptſatz.

Von der Abſcheulichkeit der Heucheley.

1. Worinne die Heucheley beſtehe.
2. Wie abſcheulich ſie ſey.

Erſter Theil.

Die Heucheley iſt die Gewohnheit, ſeine böſen Abſichten und Geſinnungen unter dem Scheine der Frömmigkeit zu verbergen, und hinter dem Deckmantel der Frömmigkeit ſeine böſen Abſichten auszuführen. Unſer Erlöſer vergleicht daher den Heuchler mit einem Wolfe der ſich in ein Schafsfell gehüllet hat; er iſt kein Schaf, ſondern ein Wolf, will aber doch für ein Schaf gehalten

halten ſeyn, damit man ihn unter den Schafen frey herum gehen laſſe, und er Gelegenheit bekomme, zu würgen und zu zerreiſſen, welches er will.

Dieſer Deckmantel, unter dem ſich der Heuchler verbirgt, iſt ſehr mannichfaltig; er nimmt immer einen ſolchen, unter welchem er glaubt ſich am ſicherſten in die Geſellſchafft ſchleichen zu können.

Da zu Jeſu Zeiten bey den Juden die Beobachtung des Geſetzes Moſis, und der Vorſchriften der alten Rabbinen in großem Anſehen ſtund: ſo hüllten die damaligen Heuchler ſich in dieſen Mantel. Sie beobachteten vor den Leuten alles genau, was das Jüdiſche Geſetz vorſchrieb; ſie banden die zehen Gebote auf ihre Hände, und vor ihre Stirn; ſie wuſchen und reinigten ſich ſorgfältig, ſie faſteten, ſie theilten Allmoſen aus, und ließen es, ſo oft ſie es thaten, durch Poſaunenſchall bekannt machen; ſie gaben den Zehnten, nicht nur wie Moſes geboten hatte, von allem Getraide, das ſie einernteten, ſondern, damit ſie noch gewiſſenhafter ſcheinen möchten, auch von der Krauſemünze, Till und Kümmel. Und weßwegen thaten ſie denn dieß alles? Deßwegen, daß ſie als heilige und fromme Leute möchten angeſehen werden, daß ihre Mitmenſchen ein unumſchränktes Zutrauen zu ihnen bekommen möchten, und ſie nun im Stillen ihre Laſter und Bosheiten ausüben, und den Unſchuldigen, die ſie verderben wollten, deſtomehr ſchaden könnten.

Was Leute behaupteten, die man für ſo fromm hielt, das mußte großen Eindruck machen; und wenn ſie über jemanden ſeufzeten, und ihn als einen böſen Menſchen verſchrieen: ſo mußte ihre Verleumdung recht gefährlich werden. Jeſus bemerkte ihre Tücke, beſtrafte ſie deßwegen, und warnte ſeine Jünger vor ihnen. Deßwegen haſſeten ſie ihn, und beſchloſſen, ihn zu tödten. Wie war ihnen dieß aber möglich, da Jeſus als ein unſchuldiger, redlicher, wohlthätiger Mann geliebt und geſchätzt wurde? Durch Heucheley konnten ſie es möglich machen. Ihren Haß gegen ihn verbargen ſie, und ſtellten ſich an, als wenn nur die Liebe zur Religion und zum Geſetz ſie nöthigte, Jeſum, der, wie ſie ſagten, beydes abzuſchaffen ſuchte, aus dem Wege zu räumen *).

In unſern Tagen würde der Heuchler unter dieſem Deckmantel nichts ausrichten. Das Jüdiſche Geſetz hat ſein Anſehen unter uns verlohren, ſeitdem wir eine beſſere Lehre durch Jeſum erhalten haben, und die Befolgung deſſelben würde alſo wenig Achtung verſchaffen. Aber Religion, Rechtglaubigkeit, Sorge für das allgemeine Beſte, das ſind die Mittel, wodurch man ſich Achtung und Zutrauen erwerben kann. Dieß iſt daher gemeiniglich auch der Deckmantel, unter welchem der Heuchler umherzuſchleichen und ſeine böſen Abſichten auszuführen pflegt.

Er ſucht ſich das Anſehen zu geben, als wenn er viele Religion habe. Und worinne beſtehe

---

*) Matth. 26, 61.

ſteht denn dieſe Religion? in Beobachtung der Ceremonien, welche die Kirche vorſchreibt, zu welcher ſich der Heuchler bekennt. In der Proteſtantiſchen Kirche, wo wenig Gebräuche vorgeſchrieben ſind, iſt er in Abwartung derſelben deſto pünktlicher. Den öffentlichen Gottesdienſt beſucht er fleißig, bey dem Geſange, dem Gebete, dem Anhören der Predigt, nimmt er gemeiniglich eine andächtige Stellung an, wodurch er die Aufmerkſamkeit der ganzen Verſammlung auf ſich zieht; er findet ſich oft im Beichtſtuhle und bey dem Abendmahle ein; und warum denn dieß alles? nicht etwa deßwegen, daß er, wie wirklich rechtſchaffne Chriſten, die eben dieſes thun, ſeine Seele nähre, und andern ein gutes Exempel gebe; ſondern bloß deßwegen, damit man ihn für fromm halten, ihm alles Gute zutrauen, ſeine böſen Streiche, die er im Verborgenen ſpielt, nicht bemerken ſoll, und er deſto leichter andere verderben könne. Einem Manne, der ſo fromm ſcheint, erlaubet man gern den Zutritt in ſeiner Familie, und argwohnet nichts Arges; man vertraut ihm Geld an, man macht ihn zum Vormunde der Wittwen und Waiſen, und ſo bekommt er durch ſeine Scheinheiligkeit Gelegenheit, alle die böſen Abſichten auszuführen, die er ſich vorgeſetzt hatte. Von den Phariſäern, die, ihrem Vorgeben nach, viel Religion hatten, ſagt Jeſus, daß ſie der Wittwen Häuſer fräßen *). Alles, was ein ſolcher, für fromm gehaltener, Mann

---

*) Matth. 23, 14.

ſagt, das hat ein beſonderes Gewichte, das wird geglaubt, und dieß benutzt er gewöhnlich dazu, daß er die redlichen und guten Menſchen verleumdet, und ſie um das Zutrauen, das andere zu ihnen hatten, zu bringen ſucht.

Eine andere Larve, unter die ſich der Heuchler verſteckt, iſt die Rechtglaubigkeit. Er weiß den Glauben an gewiſſe Lehren der Kirche äußerſt wichtig vorzuſtellen, als wenn davon die zeitliche und ewige Glückſeligkeit des Menſchen abhienge, und wie wenn es kein größeres Verbrechen gäbe, als gewiſſe Lehren in Zweifel zu ziehen. Er rühmt ſeinen Glauben, ſeinen Eifer für die ſogenannten Grundlehren des Chriſtenthums. Damit will ich gar nicht ſagen, als wenn alle, die an den Lehren der Kirche eifrig hängen, Heuchler wären. Dieß wäre gewiß lieblos. Wer wirklich überzeugt iſt, daß alle Lehren ſeiner Kirche wahr ſind, kann ein ſehr redlicher Menſch ſeyn. Der Heuchler ſtellt ſich aber bloß um deßwillen rechtglaubig, damit er ſeine böſen Abſichten deſto beſſer erreichen könne. Denn dadurch wird er gemeiniglich in den Stand geſetzt, ungeſtraft die größten Bubenſtücke zu begehen. Will er jemanden ſchaden: ſo macht er ſeine Rechtglaubigkeit verdächtig, macht ihn dadurch bey andern verhaßt, und bringt ihn gemeiniglich um Glück und Ehre.

Ein dritter Deckmantel iſt der Eifer für das allgemeine Beſte. Da eine Perſon, die das Beſte eines Landes, einer Stadt, einer Gemeine ſucht, geliebt und geſchätzt wird: ſo ſtellt er ſich ſo an, als wenn ihm das allgemeine Beſte ſehr am Herzen läge. Er ſpricht viel davon, was er für das allgemeine Beſte gethan habe, was er noch thun wolle, übernimmt auch wohl allerley Geſchäffte, und treibt ſie mit großem Eifer. Warum thut er denn dieß alles? Bloß um deßwillen, damit er allerley böſe Abſichten ausführen könne. Es gelingt ihm z. E. durch dieſen Kunſtgriff bisweilen, daß man ihm öffentliche Gelder anvertrauet, die er nun leicht im Stillen zu ſeinem Vortheile verwenden, und einen Theil davon unterſchlagen kann, ohne befürchten zu dürfen, daß ſeine Betrügereyen ſo leicht an den Tag kommen werden: weil man ſo etwas von einem Manne gar nicht beſorgt, von dem man glaubt, daß ihm das allgemeine Beſte am Herzen liege; oder er ſucht jemanden ins Unglück zu bringen. Wollte er ihn geradezu angreifen und verfolgen: ſo würde er verachtet, verabſcheuet, nach den Geſetzen beſtraft werden. Da weiß er ſich aber ſo zu verſtellen, als wenn er gegen den Verfolgten gar nichts habe, als wenn es ihm leid thue, daß er ihn ſo hart behandeln müſſe, daß ihn aber ſein Gewiſſen verbinde, um des allgemeinen Beſtens willen, gegen ihn ſo ſtrenge zu ſeyn. Um des allgemeinen Beſtens willen bringt er den Unſchuldigen um ſein Amt und Einnahme; um des allgemeinen Beſtens willen läßt er den Armen auspfänden; um des allgemeinen Beſten willen rieſen die Feinde Jeſu über ihn das Creuzige aus; ſie ſtelleten ſich nämlich an, als wenn dieß gar nicht aus Haß und Verbitterung geſchehe; ſondern bloß um des allgemeinen Beſten willen. Dieſen finden wir, ſagten ſie zum Pilatus, daß er das Volk abwendet, und verbeut den Schoß dem Kaiſer zu geben, und ſpricht, er ſey Chriſtus, ein König *).

Dieß ſind die gewöhnlichſten Deckmäntel, unter welche ſich der Heuchler zu verbergen, und ſeine böſen Abſichten zu erreichen zu ſuchen pfleget.

Aber es ſind bey weitem die einzigen nicht; bald giebt er ſich das Anſehen eines Menſchenfreundes; bald eines Kinderfreundes; bald eines Aufklärers; bald eines Freundes der Freyheit. So wie ein Menſch, der in einer Stadt ſein Glück machen will, ſich ſo kleidet und beträgt, wie es daſelbſt Mode iſt: ſo nimmt ein Heuchler, um unbemerkt und unbeſtraft Böſes thun zu können, die Meynungen und Sitten an, durch welche er ſich, bey ſeinen Zeitgenoſſen, am ſicherſten Hochachtung und Zutrauen erwerben kann.

Zweyter Theil.

Die Heucheley iſt ein abſcheuliches Laſter, das nicht nur dem Heuchler ſelbſt, ſondern auch denen, die um ihn ſind, höchſt verderblich iſt.

Da ein Heuchler ein böſer Menſch iſt, der ein böſes Herz und böſe Abſichten hat: ſo wird er auch alle die traurigen Folgen empfinden müſſen, die aus der Bosheit entſpringen. Sein Herz wird keine wahre Ruhe genießen, wird nicht im Stande ſeyn, ſich recht innig zu Gott zu erheben,

---

*) Luc. 23, 2.

heben, und ſich ſeiner zu freuen; er wird der Strafe nicht entrinnen können, die der gerechte Gott mit böſen Handlungen verknüpfet hat.

Aber ſein Zuſtand iſt noch weit trauriger, als der Zuſtand eines offenbaren Sünders. Sein beſtändiges Geſchäffte ſind ja Lügen und Verſtellung, wodurch die Seele immer mehr verderbet wird. Dadurch, daß er ſich immer den Schein zu geben ſucht, daß er wirklich gut ſey, kommt es mit ihm endlich ſo weit, daß er es ſelbſt glaubt; nachdem er andere Menſchen betrogen hat: ſo betrügt er ſich ſelbſt. Bey einem offenbaren Sünder iſt noch immer die Hoffnung da, daß er einmal ſein Elend fühlen, ſeine Vergehungen bereuen und ſich beſſern werde; ein Heuchler iſt aber gemeiniglich ohne Rettung verlohren: weil er ſeinen elenden Zuſtand vor ſich ſelbſt zu verbergen ſucht.

Davon finden wir ja Exempel genug in der Geſchichte unſers Erlöſers. Wie viele Menſchen, die durch Ungerechtigkeiten und Ausſchweifungen der Wolluſt ſich verſündigt hatten, wurden durch Jeſu Predigten zum Nachdenken gebracht, gebeſſert, von ihm liebreich aufgenommen, und erhielten von ihm die Verſicherung: **dir ſind deine Sünden vergeben!** Die heuchleriſchen Phariſäer aber beharreten auf ihren böſen Wegen.

Die Heucheley iſt aber auch für andere Menſchen höchſt verderblich. Alles Unächte, was doch den Schein des Aechten hat, iſt gewiſſermaßen nachtheilig, und dient dazu, den Betrug zu befördern. Wie unwillig wird man, wenn man ein Geldſtück bekommt, das man für ächt hielt, wovon man aber in der Folge einſieht, daß es unächt ſey, daß es nicht aus Gold beſtehe, ſondern nur den Schein des Goldes habe. Wie übel befindet ſich derjenige, der verfälſchten Wein genießt! ſtatt ſich damit zu ſtärken, zieht er ſich Krankheit und Schmerzen zu. Weit gefährlicher iſt die Heucheley. Vor einem böſen Menſchen, der aus ſeinen Sünden kein Geheimniß macht, kann man ſich doch hüten, kann ſeine böſen Abſichten verhindern; wie ſchwer iſts aber, ſich gegen einen Heuchler zu ſchützen! Man hält ihn für rechtſchaffen, man faßt Vertrauen zu ihm, offenbahret ihm ſeine Geheimniſſe, vertrauet ihm ſein Geld an, nimmt ihn in den Schooß ſeiner Familie auf, übergiebt ihm wohl ſeine Kinder, befolgt ſeine Rathſchläge, glaubt ſeinen Verſicherungen, iſt ihm in ſeinen Unternehmungen behülflich, und ſieht am Ende ein, daß man von ihm ſchändlich getäuſcht und hintergangen ſey.

Sind euch nicht hiervon mancherley Exempel bekannt? Ich will euch aus der bibliſchen Geſchichte an ein einziges erinnern, es ſey das Exempel Abſaloms, des ungerathnen Sohns des Königs David. Da er ſich als einen offenbaren Sünder zeigte, entfernte ihn der Vater von ſeinem Hauſe, und ſetzte ſich gegen ſeine Bosheit in Sicherheit. Nun aber hüllte ſich dieſer Böſewicht in den Deckmantel der Heucheley, ſtellte ſich, als wenn ſeine Untugenden ihm leid wären, als wenn er entſchloſſen ſey, ſich zu beſſern. Der Vater nahm ihn liebreich auf, ſchenkte ihm ſein Zutrauen wieder, und küſſete ihn *). Aber was für Jammer und Herzeleid zog er ſich hierdurch zu! Der Heuchler verführte des Vaters Unterthanen, ſuchte ihn bey denſelben verächtlich zu machen, reizte ſie zu einem Aufſtande, und zwang den Vater endlich flüchtig werden zu müſſen.

Noch eine häßliche Eigenſchaft hat die Heucheley an ſich, die ich unmöglich mit Stillſchweigen übergehen kann: ſie macht das Gute, worunter ſie ſich verſteckt, ſelbſt verächtlich. Wäre es möglich, daß Wölfe ſich ſo in Schaffelle hüllen könnten, daß man ſie wirklich für Schafe hielte: ſo würden uns die Schafe ſelbſt verdächtig werden, man würde jedem behutſam ausweichen, aus Beſorgniß, daß vielleicht ein Wolf darinne ſtäke, der uns zerreiſſen könnte.

So haben auch die chriſtliche Religion, das Gebet, die Gebräuche der Kirche, der Eifer für das gemeine Beſte, durch die Heucheley vieles von ihrem Anſehen verlohren: weil ſich die Heuchler derſelben oft bedienten, um ihre böſen Geſinnungen darunter zu verbergen. Die Religion Jeſu iſt verläſtert worden, und wird noch verläſtert, weil ſo viele böſe Menſchen, unter dem Deckmantel derſelben, ihre Bosheit ausübeten, und andere bedruckten und verfolgten; das Gebet iſt bey vielen verächtlich worden, wenn ſie fanden, daß oft die größten Beter die ſchändlichſten Böſewichter

---

*) 2 B. Sam. 14. 33.

über die Gebräuche der Kirche wird oft geſpottet; weil man viele Exempel weiß, daß Leute, die ſie am pünktlichſten und eifrigſten beobachteten, die größten Betrüger waren, und wenn ſich ein Mann zeigt, der mit warmen Eifer das allgemeine Beſte befördern will: ſo beſorgt man, daß er unter dieſer Larve ſeinen Eigennutz befriedigen wolle.

So abſcheulich iſt die Heucheley! Das Laſter an ſich iſt abſcheulich, doppelt abſcheulich iſt es aber, wenn es ſich den Schein der Tugend zu geben ſucht.

Beſchluß.

Ich wünſche ſehr, daß das, was ich geſagt habe, auf euch, m. L., recht tiefen Eindruck möge gemacht haben, und daß ihr das häßliche Laſter der Heucheley von ganzem Herzen verabſcheuen möget. Handelt immer rechtſchaffen: ſo habt ihr nicht nöthig, zur Heucheley eure Zuflucht zu nehmen. Bedenkt es doch nur, daß ihr ſtets unter Gottes Augen wandelt, daß dieſer eure geheimſten Wünſche und Abſichten kennet, daß er eure Gedanken von ferne verſteht*): wie kann es denn euch dann noch einfallen, daß ihr unredlich handeln, daß ihr heucheln wollet? Geſetzt es gelänge euch auch, die ganze Welt zu betrügen, glaubt ihr denn den Allwiſſenden hintergehen zu können? wird dieſer nicht immer es ſo fügen, daß ihr, zu ſeiner Zeit, den verdienten Lohn eurer Tücke und Verſtellung bekommt? Was half es denn dem Abſalon, daß er ein Heuchler war? eine

---

*) Pſ. 139, 2.

Zeitlang täuſchte er freylich ſeinen eigenen Vater, und einen großen Theil des Iſraelitiſchen Volks; aber endlich wurde die Bosheit ſeines Herzens entdeckt, und er wurde, zur Warnung aller Heuchler, öffentlich beſtraft.

So öffentlich werden nun freylich nicht alle Heuchler geſtraft. Geſtraft werden ſie aber zuverläßig alle: da es gewiß iſt, daß der allwiſſende und gerechte Gott auch die verborgenſten Handlungen der Menſchen kenne, und eine ſo weiſe Einrichtung in ſeinem Reiche gemacht habe, daß jeder erntet, was er ausſäet, jeder die Folgen ſeiner Handlungen, über lang oder kurz, zu genießen hat. Wird wohl ein Heuchler bey ſeinen Kindern und Hausgenoſſen, die ihn in der Nähe beobachten, und Zeugen ſeiner Tücke und Bosheit ſind, das nöthige Anſehen behalten können? Werden die Redlichen unter ihnen ihn nicht verabſcheuen? Werden nicht die Unredlichen, die, nach ſeinem Exempel, in der Heucheley ſich üben, am Ende die Treuloſigkeit, Falſchheit und Tücke, die er ſie gelehret hat, gegen ihn anwenden? Wird er alſo nicht durch ſeine Heucheley ſich eine Hölle in ſeiner eigenen Familie zubereiten?

Und geſetzt, daß die Verſtellung von ihm ſo weit getrieben werden könnte, daß ſeines Herzens Bosheit allen ſeinen Hausgenoſſen verborgen bliebe: ſo wird doch zu ſeiner Zeit ſein Gewiſſen erwachen, und ihn durch die peinlichſten Vorwürfe, durch knechtiſche Furcht vor Gott und Verzweiflung, beſtrafen. Irret euch alſo nicht, m. L.,

Gott läßt ſich nicht ſpotten! Gott läßt ſich nicht durch Heucheley hintergehen. **Was der Menſch ſäet, das wird er ernten***).

Da aber die Heucheley ſo gefährlich iſt, daß auch kluge Leute durch ſie können getäuſcht werden: ſo habt ihr, m. L., hohe Urſache, auf eurer Huth zu ſeyn, daß ihr nicht auch durch Heuchler hintergangen werdet. Unſer Erlöſer hat uns ein ſehr ſicheres Merkmahl an die Hand gegeben, ſie zu entdecken, indem er ſagt: **an ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen.** Welches ſind aber die Früchte des Menſchen? nicht ſeine Worte, nicht das Betragen, das er annimmt, wenn er von andern bemerkt wird, ſondern ſeine Handlungen, ſein Verhalten gegen ſeine Nebenmenſchen. Wenn jemand es ſich ſehr angelegen ſeyn läßt, das Zutrauen und die Achtung ſeiner Nebenmenſchen ſich zu erwerben: ſo beobachtet ihn etwas genauer! Wann er ſich ſeiner Religion, ſeiner Frömmigkeit, ſeines Glaubens rühmt: ſo ſeyd doch ein wenig aufmerkſam, wie er die Pflichten erfüllt, zu welchen er als Chriſt, als Nachfolger Jeſu, verbunden iſt. Seyd aufmerkſam, wie er in ſeinem Eheſtande ſich betrage, wie er ſeine Kinder erziehe; wie er ſein Geſinde und diejenigen behandele, die für ihn arbeiten; wie er ſich anſtelle bey dem Unglück ſeines Nebenmenſchen, bey ihren Verſündigungen u. ſ. w. Sollte es ſich zeigen, daß er ein gewiſſenloſer Hausvater ſey, daß er den Lohn der Arbeiter ſchmälere; daß er bey dem Unglücke ſeiner Nebenmenſchen hart ſey, und wohl gar ſie lieblos verdamme; daß er ſich freue, wenn andere gefallen ſind, und durch ihre Ausſchweifungen ſich unglücklich gemacht haben: ſo könnt ihr ſicher glauben, daß ein ſolcher Menſch, wenn er auch noch ſo ſehr ſeiner Religion ſich rühmete, noch ſo pünktlich die Kirche beſuchte, und alles glaubte, was die Kirche lehrt, doch ein Heuchler und Betrüger ſey, vor dem man ſich hüten müſſe.

---

*) Gal. 6. 7.

Erhalte uns, o Gott! ſtets auf dem Wege der Wahrheit und Rechtſchaffenheit, und ſchenke uns Weisheit, uns gegen die böſen Abſichten des Unredlichen zu ſchützen. Amen!

Neun und vierzigſte Predigt.

Am neunten Sonntage nach Trinitatis.

Ein Herz, voll Treu und Glauben,
Das, Gott! dein Auge ſchaut.
Das ſoll mir niemand rauben:
So kann, mit Freudigkeit,
Ich hier zu dir aufſehen,
Und dort vergiltſt du mir,
Wann Falſche nicht beſtehen,
Mit Wonn und Preiß dafür. Amen!

Unter den Mühſeligkeiten und Beſchwerden dieſes Lebens iſt das gewiß nicht die geringſte, daß wir unter unſern Nebenmenſchen nicht Ehrlichkeit genug finden. Viele ſuchen nur ihren eigenen Vortheil, wenige aber bemühen ſich, das Beſte des andern zu befördern. Wann ſie kaufen und verkaufen: worauf denken ſie? gemeiniglich nur darauf, daß ſie etwas dabey gewinnen; aber ob der andere dabey ſeinen Vortheil finde? darum ſind ſie ganz unbekümmert. Wann ſie für andere arbeiten: worauf ſehen ſie? auf den Lohn, der ihnen dafür bezahlet wird, keinesweges aber darauf, daß mit ihrer Arbeit andern Nutzen geſchaffet werde. Vertrauet man ihnen die Verwaltung ſeiner Güter an: ſo benutzen ſie jede Gelegenheit, wo ſie uns vervortheilen können. Dieß iſt die algemeine Klage, die man in allen Ländern und an allen Orten führt. Leider iſt ſie oft mehr als zu gegründet, und verbittert oft die menſchlichen Freuden mehr, als das Unglück. Denn bey dem Unglück haben wir zwar auch Verluſt, der Verluſt aber, den man von der Unredlichkeit des Nebenmenſchen erduldet, iſt doppelt ſchmerzhaft: weil er auch mit Betrübniß über die ſchlechte Denkart der Menſchen verknüpft iſt

Gewiß wünſcht alſo jeder von uns, daß doch mehr Ehrlichkeit in der Welt ſeyn möge.

Wir wollen es nicht bey dem bloßen Wunſche bewenden laſſen, der zu nichts weiter hilft; ſondern das Unſere redlich thun, um das Wachsthum und die Vermehrung der Redlichkeit zu befördern. Dieß geſchieht am ſicherſten, wenn wir uns ſelbſt recht ſtrenge der Redlichkeit befleißigen. Dadurch wird ſie in den Augen unſerer Nebenmenſchen größern Werth bekommen, und ſie werden dadurch gebeſſert werden; unſere Familien werden durch unſer Exempel zur Redlichkeit gewöhnet werden, und ſie wird ſich von unſern Häuſern immer weiter verbreiten. Deßwegen will ich euch itzo von dem großen Werthe der Ehrlichkeit zu überzeugen ſuchen.

Gott gebe, daß meine gute Abſicht an euch erreichet werden möge! Amen!

Text.

1. Kor. 10, 24.

Niemand ſuche (allein), was ſein iſt; ſondern ein jeglicher (auch), was des andern iſt.

Evangelium.

Luc. 16. 1 — 9.

Hauptſatz.

Ueber den groſzen Werth der Ehrlichkeit.

1. Worinne ſie beſtehe.
2. Wie groſz ihr Werth ſey.

Erſter Theil.

Wenn wir jemanden kennen, der nicht nur ſeines Nebenmenſchen Eigenthum nie verletzet, ſondern auch, ſoviel er kann, zu verhüten ſucht, daß ihm daran kein Schaden geſchähe: ſo pflegen wir zu ſagen, er ſey ein ehrlicher Menſch. Die Ehrlichkeit zeigt ſich alſo beſonders in Anſehung des Eigenthums unſers Nebenmenſchen, und beſteht in einer Gewöhnheit, daſſelbe erhalten zu helfen, und von demſelben Schaden abzuwenden.

Wer alſo borgt, mit dem Vorſatze, nicht wieder zu bezahlen, wer des Nachts in die Wohnung eines andern einbricht, und ihm ſein Geld oder Kleidung entwendet, der iſt kein ehrlicher Mann. Dieß wiſſen wir alle. Würde gegen die Ehrlichkeit durch ſonſt nichts, als durch groben Betrug und Diebſtahl geſündigt: ſo hätte ich nicht viel darüber zu ſagen: weil gewiß nur wenige ſind, die nicht die Abſcheulichkeit des groben Betrugs und des groben Diebſtahls einſehen ſollten. Es giebt aber noch eine Menge Gewohnheiten, von denen viele glauben, daß ſie mit der Ehrlichkeit beſtehen könnten, und die doch derſelben ganz entgegen ſind; von dieſen will ich itzo vorzüglich reden.

Es giebt viele Fälle, wo wir unſer Vermögen nicht ſelbſt verwalten können; ſondern es durch andere verwalten laſſen, unſer Geld, unſere Aecker, unſer Vieh andern anvertrauen müſſen. Da dieſe von der Verwaltung und Beſorgung deſſelben viele Mühe haben: ſo iſt es billig und recht, daß ſie davon auch Vortheile genieſſen. Was müſſen ſie aber thun, wenn ſie die Ehrlichkeit ausüben wollen? Unſere Güter, Aecker, Vieh ſo gewiſſenhaft verwalten und beſorgen, wie wenn ſie ihr Eigenthum wären, und ſich ſorgfältig hüten, damit durch ihre Schuld daran kein Schaden geſchehe; dieſes ferner, daß ſie keine heimlichen Vortheile ſich zu machen ſuchen, weil dieß wirklich ein ſubtiler Diebſtahl ſeyn würde, den ſie an uns begiengen. Eine ſolche Redlichkeit bewieß Joſeph im Hauſe ſeines Herrn, und brachte es dadurch ſo weit, daß ein beſonderer Segen Gottes auf den Gütern deſſelben ruhete*). Hingegen fehlte dieſe Redlichkeit dem ungerechten Haushalter, von welchem Jeſus ſagt, daß er die Güter ſeines Herrn durchgebracht habe. Statt die Güter, die ihm anvertraut waren, zu erhalten, wendete er ſie zur Schwelgerey und andern Ausſchweifungen an, und, da die Zeit kam, daß er davon Rechenſchaft ablegen ſollte, hintergieng er ſeinen Herrn auch noch dadurch, daß er ihn um einen Theil ſeiner Schulden brachte, die er von andern zu fordern hatte.

---

*) 1. B. Moſ. 39.

Wir arbeiten ferner für andere, und laſſen ſie für uns arbeiten. Es iſt billig und Recht, daß wir uns unſere Arbeit bezahlen laſſen: weil ſie das Mittel iſt, wodurch wir uns und die Unſrigen erhalten müſſen. Dafür ſind wir aber auch verbunden, unſere Arbeit ſo gut als möglich zu machen. Laſſen wir ſie uns nach Tagen bezahlen: ſo müſſen wir auch dieſe Tage recht gut anwenden, und bedenken, daß die Stunden, in welchen wir für andere arbeiten, nicht ſowohl uns, als dem gehören, in deſſen Lohn wir getreten ſind; wird uns die Arbeit aber nach Stücken bezahlt: ſo müſſen wir ſie auch ſo gut als möglich zu machen ſuchen. Der Eigennutz hat unſäglich viele Kunſtgriffe erfunden, ſich die Arbeit auf Unkoſten des andern zu erleichtern, und ſich, außer dem verſprochenen Lohne, noch Nebenvortheile zu machen, und entſchuldigt ſich immer damit, daß dieß ſo gebräuchlich und Herkommens ſey; wer aber wirklich ehrlich iſt, der wird ſich ſo etwas nie erlauben; denn fügen wir denn hierdurch nicht dem Eigenthume des andern Schaden zu? Die Stunden, in welchen wir in des andern Lohne ſtehen, ſind gleichſam ſein Eigenthum; rauben wir ihm alſo nicht gleichſam daſſelbe, wenn wir in denſelben, entweder gar nicht, oder ſehr nachläſſig arbeiten? Die Arbeit, die er uns bezahlt, iſt ſein Eigenthum; beſchädigen wir alſo nicht daſſelbe, wenn wir ſie nicht ſo vollkommen liefern, als er es erwartet, und ihn dadurch in die Nothwendigkeit ſetzen, ſie früher, als es nöthig geweſen wäre, ausbeſſern zu laſſen? Die Materialien, die er uns zu verarbeiten giebt, ſind ſein Eigenthum; rauben wir ihm alſo nicht daſſelbe, wenn wir einen Theil davon unterſchlagen? Wie können alſo ſolche Vervortheilungen mit der Ehrlichkeit beſtehen?

Wenn andere für uns arbeiten: ſo iſt es unſere Pflicht, ſie zu bezahlen; dieß leugnet nicht leicht jemand. Man hält es aber für erlaubt und billig, mit dem andern um die Bezahlung zu handeln, und dieß kann allerdings auch mit der Ehrlichkeit beſtehen. Nie wird aber der Ehrliche ſo weit gehen, daß er ſeinen arbeitenden Nebenmenſchen drucke, ſeine Noth ſich zu Nutze mache, und ihn dadurch zwinge, um einen wohlfeilern Preis zu arbeiten, als es gewöhnlich iſt; denn die Bezahlung der Arbeit iſt ja des Arbeitenden Eigenthum. Verletzet man daſſelbe nicht, wenn man ihn nöthigt, einen Theil davon fahren zu laſſen?

Im Kauf und Verkauf zeigt ſich beſonders die Redlichkeit. **Wie ein Nagel in der Mauern zwiſchen zwey Steinen ſteckt, alſo ſteckt auch Sünde zwiſchen Käufer und Verkäufern**[*]). Die Begierde, etwas zugewinnen, verleitet die Menſchen zu den mannichfaltigſten Ungerechtigkeiten. Man macht ſich kein Gewiſſen daraus, für ſeine Waare mehr zu fordern, als ſie werth iſt, ihre Fehler zu verſchweigen, ſie mit andern Sachen zu vermiſchen, die weniger gut ſind. Der Käufer hingegen hält es für erlaubt,

---

*) Syr. 27. 2, 3.

zumal wenn er ſeines Nebenmenſchen Noth merkt, merkt daß dieſer das Geld zur Ankaufung der nothwendigſten Sachen brauche, denſelben zu drücken, und ihn zu bewegen, ſeine Waare wohlfeiler zu verkaufen, als ſie werth iſt. Vor allem dieſen hütet ſich der Freund der Ehrlichkeit. Da er feſt entſchloſſen iſt, Niemands Eigenthum zu verletzen: ſo fordert er auch nie mehr, als ſeine Waare werth iſt, weil jeder Groſchen, der ihm mehr bezahlet wird, ein Raub von dem Eigenthume des andern iſt; er zeigt die Fehler der Waare redlich an, und duldet gern den Schaden, der für ihn daraus entſpringt: weil er es für beſſer hält, ſelbſt einen kleinen Schaden zu leiden, als andere in Schaden zu bringen; er handelt wohl um die Waare, die ihm angeboten wird; aber nie nöthigt er den Verkäufer, um einen geringern Preiß ſeine Waare zu überlaſſen, als ſie werth iſt, weil es ja augenſcheinlich iſt, daß er ihm das, was er ihm abdruckt, entwendet. Merkt er die Noth des Verkäufers: wißt ihr, was er thut? er giebt ihm lieber etwas mehr, als er gefordert hat: weil er überzeugt iſt, daß man, als Chriſt, den Nothleidenden nicht bedrucken, ſondern unterſtützen müſſe.

Ueberhaupt iſt der Freund der Ehrlichkeit bey jeder Gelegenheit äußerſt vorſichtig, daß er des Nächſten Eigenthum nicht verletze. Auf ſeinen Reiſen ſchont er ſeine Aecker und Wieſen, und duldet lieber ſelbſt ein kleines Ungemach, als daß er durch Gehen, Reuten und Fahren das Eigenthum eines andern verletzen ſollte. So abſcheulich es ihm iſt, des andern Geld oder Kleidung zu entwenden, eben ſo abſcheulich iſt es ihm, Feldfrüchte zu rauben, aus dem Walde Holz zu entwenden oder Bäume zu beſchädigen. Sind denn Feldfrüchte, Holz, Bäume nicht ſo gut des andern Eigenthum, als Geld und Kleidung?

Zum Schluß will ich euch noch etwas von einem recht ehrlichen Manne erzählen. Dieſen trafen im Kriege einige Soldaten an, und zwangen ihn, ihnen ein Gerſtenſtück zu zeigen, damit ſie es abmähen, und ihren Pferden zur Fütterung geben könnten. Er gieng mit ihnen. Sie kamen zu einem Gerſtenſtücke, die Soldaten wollten es abmähen, er aber ließ es nicht zu, ſondern ſagte, er wolle ihnen ein anderes Gerſtenſtück zeigen. Er zeigte es ihnen wirklich, und ſagte, hier könnt ihr abmähen! Warum, fragten die Soldaten, erlaubteſt du uns nicht, jenes Gerſtenſtück abzumähen? Deßwegen, antwortete er, weil es nicht mein Eigenthum war, und ich alſo kein Recht hatte, es euch zu übergeben. Dieſes aber iſt mein Eigenthum.

Wie wirds euch ums Herz, wenn ihr von dieſem ehrlichen Manne hört? bekommt ihr nicht Liebe und Achtung zu ihm? ſo gehet denn hin, und thut desgleichen!

Zweyter Theil.

Die Ehrlichkeit iſt ungemein viel werth, theils für die menſchliche Geſellſchaft, theils für jeden Menſchen beſonders, der ſie ausübt.

Wie traurig iſt es in einem Hauſe, in einer Gemeine zu leben, wo die Leute nicht ehrlich ſind! Da muß man gegen jeden, mit welchem man verbunden iſt, auf ſeiner Hut ſeyn, und ſein Vermögen gegen ihn in Sicherheit zu ſtellen ſuchen: weil ein jeder demſelben nachſtellt, und durch allerley Ränke einen Theil davon an ſich zu bringen ſucht. Und bey aller Wachſamkeit, die man anwendet, ſieht man am Ende doch, daß man auf mancherley Art iſt hintergangen worden. Auch der ehrlichſte, fleißigſte, ſparſamſte Menſch kann nach und nach zu Grunde gerichtet werden, wenn er mit vielen Leuten verbunden iſt, die ihn auf mancherley Art vervortheilen. Gegen Diebe und Räuber kann man ſein Haus verwahren, wie ſollte man ſich aber gegen Leute in Sicherheit ſtellen, die zum Theil mit in unſerm Hauſe wohnen, deren Händen man ſein Eigenthum anvertrauet hat.

Wie gut muß es ſich hingegen unter Leuten wohnen, die insgeſamt ehrlich ſind; von welchen man überzeugt iſt, daß jeder unſer Eigenthum ſchone; daß jeder es zu erhalten, und von demſelben Schaden zu entfernen ſuche; daß jeder treulich verwalte, was ihm anvertrauet iſt, gewiſſenhaft die Arbeit ausrichte, die man ihm aufgetragen hat. Unter ihnen ſchläft man ruhig, unter ihnen wandelt man unbeſorgt, jeder iſt unſer Freund, unſer Helfer, Berather, der uns zur Führung unſerer Haushaltung und Geſchäffte behülflich iſt.

Der Freund der Ehrlichkeit gewinnt aber dabey am mehreſten. Wenn es auch bisweilen das Anſehen hat, als wenn man durch Unredlichkeit und Treuloſigkeit mehr ausrichten könne, als durch Ehrlichkeit: ſo iſt dieß doch bloße Täuſchung. Vielleicht kann man dadurch ſchneller zum Beſitz irrdiſcher Güter gelangen; allein man büßet dabey beſſere Güter ein, und der Beſitz der irrdiſchen Güter iſt nicht einmal dauerhaft.

Ein ehrlicher Mann, der ſich bewußt iſt, niemand Schaden zugefügt, jedes Menſchen Eigenthum geſchonet, zur Verbeſſerung deſſelben das Seinige redlich beygetragen zu haben — wie wohl befindet er ſich! Wann ein Tag voll Mühe und Arbeit geendigt iſt: ſo kann er nun mit frohem Muthe ſeine Abendmahlzeit genießen, und ſein Lager beſteigen, ohne daß ſein Vergnügen und ſeine Ruhe durch Vorwürfe des Gewiſſens geſtöhret würde. Er kann ſich freudig zu Gott erheben, ihm von allen ſeinen Handlungen Rechenſchaft geben, und die unausſprechlich große Freude genießen, daß er hoffen darf, Gott ſey ſein Vater, ſein Verſorger, ſein Beyſtand. Erwacht er des Morgens: ſo kann er getroſt unter die Menſchen treten, ohne beſorgen zu dürfen, daß ihm jemand vorwerfen dürfe, daß er unredlich gehandelt habe. Er bekommt Feinde — denn welcher Menſch iſt davon frey? Da iſt denn die Redlichkeit ſein Schild, das ihm die mehreſten Beleidigungen unſchädlich macht. Es kann ſeyn, daß man ihn verleumdet, und ſeine Ehrlichkeit verdächtig zu machen ſucht; es kann auch ſeyn, daß die Verleumdung eine Zeitlang geglaubt wird; zu ſeiner Zeit kommt die Ehrlichkeit aber doch gewiß an den Tag. **Siehe, hie bin ich,** ſagte Samuel, **antwortet wider mich vor dem Herrn: ob ich Jemands Ochſen oder Eſel genommen habe? ob ich Jemand Gewalt oder Unrecht gethan? ob ich von Jemands Hand ein Geſchenk genommen habe, und mir die Augen blenden laſſen? ſo will ichs euch wieder geben***). So kann ein Mann unter den Augen ſeiner Feinde ſprechen: ſiehe hie bin ich, zeiget an, ob ich gegen irgend Jemanden unredlich gehandelt habe.

Der Tag erſcheint, da er ſich von der Erde trennen, zu Gott, dem Vater aller Geiſter gehen, und von ſeinem Lebenswandel Rechenſchaft ablegen ſoll, und er fürchtet ſich nicht. Er weiß zwar, daß eine Menge Fehler, Verirrungen, Schwachheiten von ihm ſind begangen worden, aber doch iſt er verſichert, daß er keiner Unredlichkeit und Untreue, von einiger Wichtigkeit, ſich ſchuldig gemacht habe. Er freuet ſich vielmehr darauf, daß der Allwiſſende ſeine geheimſten Handlungen ans Licht bringen werde, da er ſich bewußt iſt, daß er ſtets vor Gott gewandelt, und im Verborgnen manches Gute gethan habe, davon die Welt nie etwas erfuhr.

Iſt denn dieſer frohe Muth nicht mehr werth, als alles Erdengut? wird er jemals dem Unredli-

---

*) 1 Sam. 12, 3.

chen zu Theil werden? Wird dieſer nicht immer einige Bänglichkeit bey dem Genuſſe des Guts empfinden, das er auf eine unredliche Art erworben hat? wird er nicht in beſtändiger Furcht leben müſſen, daß ſeine Unredlichkeit werde entdeckt und beſtraft werden? Wie verzagt wird er ſeyn, wann ſein Feind erwacht, wann er ſich gegen ihn rüſtet, mit ſcharfen Augen ſeine Fehler aufſucht, um ſie der Welt bekannt zu machen? Wann großes Unglück ihn trifft, wann die Tage des Leidens und der Widerwärtigkeit eintreten, an welchen der Redliche getroſt iſt, und auf Gott, den Zeugen ſeiner Unſchuld, hoffet, womit ſoll ſich der Unredliche beruhigen? auf wen ſoll dieſer hoffen? In ſich ſelbſt findet er keine Beruhigung: weil ſein Gewiſſen ihn verdammt und ihm ſagt, dieſes traurige Schickſal haſt du durch deine Unredlichkeit an dieſem und jenem verdient? Gieng es nicht ſo den Brüdern Joſephs? als ſie geängſtigt wurden von außen, da ängſtigte ſie noch mehr ihr Gewiſſen von innen, und ſagte: **das haben wir an unſern Bruder verſchuldet** *). Kann der Unredliche auf Gott hoffen, der ſeine Untreue kennt, und nach ſeiner Gerechtigkeit jedem nach ſeinen Werken vergilt? Geſetzt, daß er Lebenslang, vor der ganzen Welt, ſein unredliches Betragen verbergen könnte, welches doch ſchwerlich geſchehen wird, wie wird ihm zu Muthe werden, wann er aus der Geſellſchaft kurzſichtiger Men-

---

*) 1. B. Moſ. 42. 21.

ſchen gehen, und dem Allwiſſenden gleichſam unter die Augen treten ſoll?

So traurig und elend iſt der innere Zuſtand des Unredlichen! Sein äußerlicher Zuſtand ſcheint bisweilen beſſer zu ſeyn. Wann der Ehrliche ſich mit wenigen Einkünften behelfen muß, die er durch ſeinen Fleiß erwarb, und vieles entbehrt, was ihm das Gewiſſen nicht erlaubte, ſich zuzueignen: ſo lebt vielleicht der Unredliche im Ueberfluß, den er ſich durch unredliche Kunſtgriffe erwarb. Aber ehrlich währt, wie man im Sprüchworte ſagt, am längſten! Das mäßige Glück des Redlichen wird durch ſeine Redlichkeit geſchützt, dem Unredlichen gereicht ſeine Treuloſigkeit ſelbſt zum Verderben.

Erinnert euch an jenen ehrlichen Mann, von welchem ich vorhin redete, welcher lieber ſeinen eigenen Acker verwüſten ließ, als daß er zugegeben hätte, daß eines andern Acker verwüſtet würde! Wenn ihr einen ſo durchaus ehrlichen Mann kennen ſolltet: würdet ihr ihn nicht lieben und hochſchätzen? würdet ihr nicht ſeine Freundſchaft ſuchen? So denken andere Menſchen auch. So verſchieden ſie auch ſonſt denken mögen: ſo ſchätzen ſie doch die Ehrlichkeit hoch; wann man einen Taglöhner, einen Handwerksmann, ein Geſinde ſucht, wann man Geld ausleihen will: wornach fragt man denn vorzüglich? nach der Ehrlichkeit. Ein Taglöhner, der ehrlich iſt, ein ehrliches Geſinde, ein ehrlicher Handwerksmann haben nicht nöthig, Arbeit und Dienſte zu ſuchen, vielmehr werden ſie geſucht, und man zahlt ihnen lieber etwas mehr, als andern, auf deren Ehrlichkeit man ſich nicht verlaſſen kann. Durch ſeine Ehrlichkeit half ſich Joſeph in der Sklaverey und im Gefängniß, und wurde ſo vorgezogen, daß er über andere die Aufſicht bekam. Bey wem kauft man am liebſten? für wen arbeitet man, wem dient man am liebſten? iſts nicht wahr, einem ſolchen, auf deſſen Ehrlichkeit man ſich am ſicherſten verlaſſen kann?

Sehet alſo, wie ſehr viel die Ehrlichkeit werth iſt! ſie ſchafft unſerer Seele Beruhigung, ſchenkt uns Vertrauen zu Gott, erwirbt uns die Liebe, die Hochachtung und das Zutrauen unſerer Nebenmenſchen, und ſetzt uns ſo in den Stand, daß wir unſere Geſchäffte mit weit mehr Nachdruck und Segen treiben können, als ein anderer, der ſich der Unredlichkeit verdächtig gemacht hat.

Beſchluß.

Wenn ihr über das, was ich euch geſagt habe, recht nachdenken wollt: ſo werdet ihr die Ehrlichkeit lieb gewinnen, und wünſchen, daß man euch für ehrlich halten möge. Dazu iſt nun noch lange nicht hinreichend, daß man ſeine Ehrlichkeit bey jeder Gelegenheit lobt und gegen andere rühmt. Man ſey durchaus ehrlich, ſo wird unſere Ehrlichkeit, ohne daß wir ſie rühmen, von andern bemerkt und geſchätzt werden.

Dieß iſt aber nicht ſo leicht, als man glauben

ben möchte. Wer ſich lange dazu gewöhnt hat, ſich bey ſeinen Geſchäften allerley unerlaubte Vortheile zu erlauben, bey ſeinen Arbeiten mehr auf ſeinen eigenen, als auf den Vortheil des andern zu ſehen, dem wird es ſchwer werden, dieſe böſe Gewohnheit loszuwerden; er wird auch allerley Entſchuldigungen ſuchen, um ſeine Unredlichkeit zu beſchönigen. Bey manchen Handwerkern, bey manchen Handthierungen iſts nun einmal der Gebrauch ſo, daß ſie allerley Vortheile, ohne Einwilligung des andern, ſich machen; in manchen Gemeinen bringt es das Herkommen ſo mit ſich, daß man gewiſſe Ungerechtigkeiten begeht, gewiſſe Betrügereyen ſich erlaubt.

Allein, meine Freunde, dieß alles kann euch nicht berechtigen, unredlich zu ſeyn. Wenn wir ein ruhiges Gemüth, ein freudiges Vertrauen zu Gott haben, Zutrauen und Achtung bey unſern Nebenmenſchen finden wollen: ſo müſſen wir ſchlechterdings ehrlich ſeyn; und wenn die Gewohnheit unredlich zu handeln noch ſo tief eingewurzelt wäre: ſo muß ſie doch gebrochen werden. Und wenn alle unſere Zunftgenoſſen gewiſſe Betrügereyen für erlaubt hielten; wenn dieſe Jahrhunderte lang gewöhnlich geweſen wären: ſo berechtigt uns dieß noch nicht, dieſer Betrügereyen uns theilhaftig zu machen. Sind wir denn auf das Exempel unſerer Zeitgenoſſen, oder auf das alte Herkommen gewieſen? iſts nicht die Lehre Jeſu und unſer Gewiſſen, nach welchen wir uns richten müſſen?

Ich will euch zweyerley Hülfsmittel vorſchlagen, durch welche ihr es möglich machen werdet, der Ehrlichkeit treu zu ſeyn. Erwäget oft die weiſe Lehre Jeſu: **alles, was ihr wollt, das euch die Leute thun ſollen, das thut ihr ihnen auch**; und vergeßt nie, daß ihr unter Gottes Augen wandelt. Kommt euch die Luſt an, mit des Nebenmenſchen Schaden euch einen Vortheil zu machen: ſo ſetzt euch in Gedanken an ſeine Stelle, und fragt euch ſelbſt, wie es euch wohl gefallen werde, wenn ein anderer ſich gegen euch das erlauben wollte, was ihr itzo zu thun im Begriff ſeyd; bedenkt wohl, daß die heimlichen Ränke, die man ſpielt, Gott eben ſo gut bekannt ſind, als das, was unter der Welt Augen geſchieht: dann werdet ihr Gewiß einen Abſcheu gegen alle Unredlichkeit bekommen, und es wird euch immer leichter werden, unter allen Umſtänden ehrlich zu ſeyn.

Gott gebe, daß dieß alle ſeyn mögen, die itzo dieſen Vortrag gehöret haben, damit ſie die große Belohnung erlangen können, die der Ehrlichkeit in dieſer und der künftigen Welt verſprochen iſt. Amen!

Funfzigſte Predigt.

Am zehnten Sonntage nach Trinitatis.

Gieb, Gott! daß, deinem Vorbild gleich,
Die Obrigkeit regiere,
Und deinen Segen in ihr Reich
Durch gute Anſtalt führe!
Der Unſchuld Schirm und Wächter ſey,
Den Redlichen im Land erfreu,
Dem Unrecht kräftig ſteure. Amen!

Es iſt gewöhnlich, lieben Freunde, daß an dem heutigen Sonntage von der Zerſtörung der Stadt Jeruſalem und des ganzen Jüdiſchen Staats geprediget wird. Das war, wie euch bekannt ſeyn wird, eine erſchreckliche Begebenheit, von der man die Geſchichte, ohne Entſetzen, nicht hören noch leſen kann. Was für eine ſchreckliche Hungersnoth, was für Bedrückungen, Räubereyen und Plünderungen, was für Sengen und Brennen, was für Mord und Blutvergießen regierte damals! Als daher unſer Erlöſer Jeruſalem erblickte, und den ſchrecklichen Jammer ſich vorſtellete, der dieſer unglücklichen Stadt bevorſtund — weinte er über ſie.

Wißt ihr denn aber wohl, warum unſere Vorfahren die Verordnung gemacht haben, daß jährlich einmal von der Zerſtörung Jeruſalems gepredigt werden ſoll? Deßwegen, daß wir durch die ſchreckliche Geſchichte dieſer unglücklichen Stadt ſollen klug gemacht, und vor dem Wege gewarnet werden, auf dem ſie und der ganze Staat den Untergang fand.

Welches war denn dieſer Weg? die Rebellionsſucht der Juden. Schon ſeit langer Zeit waren unter ihnen Partheyen geweſen, die mit einander Kriege führten, und vieles Blut vergoſſen. Da die ſchwächere Parthey beſiegt wurde: ſo wollte ſie der ſtärkern nicht unterthänig ſeyn, ſondern rief die Römer zu Hülfe. Die Römer machten ſich dieß zu Nutze und brachten das Land unter ihre Bothmäßigkeit. Das war den Juden nun wieder nicht recht, ſie rebellirten alſo wieder, und reizten die Römer endlich, den ganzen Staat zu Grunde zu richten.

Da wir nun in ſolchen Zeiten leben, wo man allenthalben von Rebellionen höret, wo es gar Leute giebt, die ſie gut heißen und vertheidigen: ſo will ich von dem heutigen Evangelium Gelegenheit nehmen, euch zu zeigen, was für eine ſchwere Sünde die Rebellion ſey. Gott gebe, daß ich euch mit dieſer Betrachtung nützen und vor Irrwegen bewahren möge! Amen!

Text.

Röm. 13. 1, 2.

Jedermann ſey unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es iſt keine Obrigkeit, ohne von Gott. Wo aber Obrigkeit iſt, die iſt von Gott verordnet.

Wer ſich nun wider die Obrigkeit ſetzet, der widerſtrebet Gottes Ordnung; die aber widerſtreben, werden über ſich ein Urtheil empfahen.

Evangelium.

Luc. 19. 41 — 48.

Hauptſatz.

Was für eine große Sünde die Rebellion ſey.

1. Will ich dieß beweiſen.
2. Einige Einwürfe beantworten.

Erſter Theil.

Rebellion oder gewaltſame Widerſetzlichkeit gegen die Obrigkeit, welcher wir unterworfen ſind, hat unſer Erlöſer nie gebilliget. Die Obrigkeit, welche damals über das Jüdiſche Land zu befehlen hatte, war der Römiſche Kaiſer Tiberius, von welchem die Geſchichte ſagt, daß er ein ſehr ungerechter und grauſamer Mann geweſen ſey. Er hatte über das Jüdiſche Land einen Landpfleger oder Statthalter geſetzt, welcher es als ein erobertes Land betrachten, und daher nicht des Landes Beſte, ſondern bloß ſeinen eigenen Vortheil ſuchte. Man kann alſo ſich leicht vorſtellen, daß die Juden damals ſehr bedruckt waren. Hat aber Jeſus wohl ein einzigesmal zur Rebellion gerathen? Das Volk war oft geneigt, das Joch der Römer abzuſchütteln, und Jeſum zum Könige auszurufen, entwich er aber nicht allemal, wenn er ſo etwas merkte*)? Die Obrigkeit gab den

---

*) Joh. 16, 15.

Befehl, ihn in Verhaft zu nehmen; die Diener derſelben vollzogen dieſen ungerechten Befehl; einer ſeiner Jünger war darüber ſo erbittert, daß er das Schwerd aus der Scheide zog, und die Diener der Obrigkeit mit Gewalt vertreiben wollte. Was that aber Jeſus? er ſagte: **ſtecke dein Schwerd an ſeinen Ort: denn wer das Schwerd nimmt, der ſoll durchs Schwerd umkommen** *).

Und ſeine Apoſtel eiferten bey jeder Gelegenheit gegen die Rebellion. **Wer ſich wider die Obrigkeit ſetzet, der widerſtrebet Gottes Ordnung, welche aber widerſtreben, werden über ſich ein Urtheil empfahen.** Dieß iſt der Ausſpruch des Apoſtels Paulus.

Wenn ihr nun dieß alles wohl überleget: ſo ſagt ſelbſt, ob ihr wohl die Rebellion für etwas Gutes halten könnet, ob ihr ſie nicht als eine ſehr ſchwere Sünde anſehen müßt, da ſie ſo geradezu gegen die Lehre Jeſu ſtreitet? ſagt ſelbſt, lieben Freunde, befandet ihr euch nicht allemal recht wohl, wann ihr euern Lebenswandel nach der Lehre Jeſu einrichtetet? Müßt ihr nicht geſtehen, daß ihr immer ſehr traurige Folgen davon empfandet, wann ihr derſelben ungehorſam waret? So könnt ihr auch leicht denken, daß es ſehr traurige Folgen haben werde, wenn man, der Warnung Jeſu zuwider, ſich gegen ſeine vorgeſetzte Obrigkeit empöret. So viel iſt ganz gewiß, ſobald man zur Rebellion geneigt iſt, hört man auf ein Chriſt zu ſeyn, und darf ſich nicht mehr einen Nachfolger Jeſu nennen.

---

*) Matth. 26, 52.

Ich will euch aber nun auch die Gründe anführen, warum unſer Erlöſer die Rebellion ſo ſehr widerrathen hat.

Warum will man denn rebelliren? iſts nicht wahr, um mehr Freyheit zu erhalten? Gut! laßt uns doch einmal darüber nachdenken! Wovon will man denn frey werden? von Abgaben? von Geſetzen? So muß ich euch ſagen, daß dieß eine entſetzliche Freyheit ſey. Sobald die Menſchen mit einander in Geſellſchaft treten: ſo müſſen ſie ſich zu gewiſſen Abgaben verſtehen. Es müſſen doch die Straßen verbeſſert, es müſſen Schulen und Kirchen, Häuſer erbauet werden, wo man Gerichte hält; es ſind Perſonen nöthig, die die Kinder, Perſonen, die die Erwachſenen unterrichten, Perſonen, die darauf ſehen, daß die Gerechtigkeit gehandhabet werde, und wieder andere, die das Land gegen auswärtige Feinde vertheidigen, und die innere Ruhe zu erhalten ſuchen. Alles dieſes erfordert Aufwand. Wovon ſoll dieſer denn beſtritten werden, wenn nicht jedes Mitglied der Geſellſchaft dazu einen Beytrag giebt? Ohne Abgaben kann keine Straße verbeſſert, keine Schule, keine Kirche, kein öffentliches Haus erbauet, können keine Lehrer, keine Richter, keine Vertheidiger des Vaterlandes beſtellt werden. Wünſcht ihr euch denn wohl in einem Lande zu leben, wo dieß alles fehlt? Daher findet man ſchlechterdings in allen Ländern Abgaben, diejenigen ausgenommen, die von wilden Leuten bewohnet werden, die weder leſen noch ſchreiben lernen, und keine öffentliche Anſtalten haben.

Wenn wir ferner in Geſellſchaft leben: ſo iſts nöthig, daß wir Sicherheit vor unſern Nachbaren haben; daß wir ruhig ſchlafen können, ohne beſorgen zu dürfen, daß uns unſer Eigenthum beſchädiget, oder die Ruhe unſers Hauſes geſtöret, oder unſere Geſchäfte gehindert werden. Wodurch kann denn dieß alles nun verhütet werden? Durch nichts beſſers, als durch gute Geſetze. Will man alſo in Geſellſchaft leben: ſo muß man nothwendig ſich den Geſetzen unterwerfen. Eine Geſellſchaft ohne Abgaben und Geſetze kann ſchlechterdings nicht beſtehen. Welcher vernünftige Menſch kann denn alſo wohl wünſchen, davon frey zu werden?

Aber vielleicht wünſcht man frey zu werden von Bedruckung; man wünſcht Freyheit von unmäßigen Abgaben, man wünſcht mehr Freyheit in ſeinen Geſchäften, mehr Freyheit in der Uebung ſeiner Religion. Dieß ſind lauter erlaubte Wünſche, die weder die Vernunft noch das Chriſtenthum mißbilligen. Es iſt alſo auch nicht unrecht, wenn man jedes ſchickliche Mittel anwendet, um dieſe Freyheit ſich zu verſchaffen. Iſt denn dieſes nun aber die Rebellion? wir wollen ſehen.

Sobald man anfängt zu rebelliren, oder ſich mit Gewalt der Obrigkeit zu widerſetzen; ſobald fängt auch dieſe an, ihre Gewalt zu brauchen, um die Rebellion zu dämpfen. Reicht ihre Macht dazu nicht hin: ſo ruft ſie die benachbarten Obrigkeiten zu Hülfe. Was für Greuel entſtehen daraus! Die Rebellen, um ihr Leben und ihre Freyheit zu vertheidigen, müſſen nun zu den ſchrecklichſten Mitteln ihre Zuflucht nehmen. Sie müſſen treulos werden den Vorgeſetzten, denen ſie Treue ſchworen, von denen ſie beſoldet wurden, deren Brod ſie aßen; ſo daß manche obrigkeitliche Perſon klagen muß; **auch mein Freund, dem ich mich vertrauete, der mein Brod aß, tritt mich unter die Füße.** Man muß rauben, morden und Grauſamkeiten begehen, von welchen man ſelbſt nie geglaubt hätte, daß man ſie begehen könne. Abſolon mußte, ſobald er ſich zur Rebellion entſchloß, das Schwerd gegen ſeinen Vater ziehen; Ahitophel, der Davids geheimer Rath war, mußte Anſchläge zum Verderben deſſelben geben. Wenn ihr nun rechtſchaffene Leute ſeyd: könnt ihr denn ſolche Verbrechen begehen? ihr müßt ſie aber begehen, ſobald ihr euch zur Rebellion entſchließt: weil ohne Verrätherey, Treuloſigkeit und Grauſamkeit faſt gar keine Rebellion möglich iſt.

Und wenn man nun alle dieſe abſcheulichen Mittel angewendet, Verrätherey, Raubereyen begangen, viel Blut vergoſſen hat, was wird man dadurch ausrichten? die Obrigkeit verjagen und ſich von ihrer Herrſchaft frey machen? Dieß iſt höchſt unwahrſcheinlich. Wenn auch die Obrigkeit, gegen die man ſich auflehnt, nicht ſtark genug wäre, den Aufruhr zu dämpfen: ſo wird ſie ihre Nachbaren zu Hülfe rufen, und dieſe werden gemeinſchaftlich ihre Kraft anwenden, der Empörung zu ſteuern. Bedenkt nun ſelbſt, was für ein hartes Schickſal den unglücklichen Empörern bevorſteht! Gemeiniglich werden die Vornehmſten auf eine grauſame Art hingerichtet, andere zur Gefängnißſtrafe verurtheilt, und alle noch mehr eingeſchränkt, als ſie es zuvor waren. Was muß da für ein Jammer und Wehklagen ſeyn, wann die Kinder das Blut ihres Vaters durch des Henkers Hand vergießen ſehen! Wann Weiber von ihren Männern ſich trennen, und ſie in das Gefängniß führen laſſen müſſen! Und die Rebellion, die ſo ſchreckliches Elend anrichtet, ſollte etwas Erlaubtes ſeyn?

Geſetzt aber, daß es den Empörern gelänge, ſich von ihrer Obrigkeit loszureiſſen: was haben ſie denn erlanget? Freyheit? o glaubt doch dieſes ja nicht. Nun geht erſt das Elend recht an. Die alte Obrigkeit hatte doch Anſehen, und hielt dadurch den rohen Pöbel im Zaume. Nun aber, wann dieſe aufgehoben iſt, iſt nichts mehr im Stande, des Pöbels Wuth aufzuhalten. Nun ſucht jeder ſeine Begierden zu befriedigen, und, wie man zu ſagen pflegt, im Trüben zu fiſchen. Der Rachgierige benutzt die allgemeine Unruhe dazu, diejenigen zu Grunde zu richten, die ihn beleidigt hatten; der liederliche, der ſein Vermögen verſchwendet hat, oder durch Faulheit in Armuth gerathen iſt, raubt und plündert; der Unzüchtige läßt ſeinen Lüſten freyen Zügel, und bedeckt die rechtſchaffenſten Familien mit Schande; und die Stolzen und Ruhmſüchtigen machen ſich unter dem Pöbel einen Anhang und ſuchen die Herrſchaft an ſich zu reiſſen. Dadurch entſtehen denn wieder innere Kriege, welche gemeiniglich viele Jahre dauern, und das unglückliche, bejammernswürdige Land, in dem ſie ausbrechen, zum Schauplatze aller Greuel, Grauſamkeiten und Verwüſtungen machen. Und wenn nun nach vielem Blutvergießen endlich die eine Parthey ſiegt, und die Herrſchaft an ſich reißt: iſt denn nun das unglückſelige Volk frey? Wie könnt ihr doch dieſes glauben. Die Leute, die ſich Partheyen machen, und durch Mord und Blutvergießen ſich den Weg zur Regierung bahnen, werden dieſe wohl des Landes Beſte ſuchen? werden ſie nicht vielmehr darauf ausgehen, ſich zu bereichern und andere zu unterdrücken? Daher wird das neue Joch, welches man den Völkern auflegt, gemeiniglich weit drückender, als dasjenige, welches ſie abgeſchüttelt haben. Glaubt ja nicht, als wenn ich die Sachen übertriebe! Wenn ihr daran zweifelt, ſo leſet nur, was die Geſchichte von dem Zuſtande ſagt, in welchem ſich Jeruſalem und das jüdiſche Land befanden, da ſie ſich der römiſchen Herrſchaft entzogen hatten; oder höret nur, wie es in dem unglücklichen Frankreich zugeht, das frey ſeyn ſeyn wollte, und nun unter einer Tyranney ſeufzt, die auf der ganzen Welt ihres Gleichen nicht hat; das anfänglich ſeinem Könige die Herrſchaft entzog, und nun, ſtatt ſeiner, eine Rotte von Böſewichtern zu Oberherren bekommen hat.

Nehmt es ja zu Herzen, lieben Freunde! und überlegt, ob Rebellion, die mit ſo vielen Verbrechen verknüpft iſt, durch welche ſo entſetzliches Unglück, das gar nicht zu berechnen iſt, angerichtet wird, wohl etwas Gutes ſeyn könne? ob ihr nicht zugeſtehen müßt, daß ſie eine ſchreckliche Sünde ſey.

Zweyter Theil.

Als der jüdiſche Staat ſeinem Untergange ſich näherte: fanden ſich viele Leute, welche ſagten: **hie iſt Chriſtus!** oder welche die Juden zu bereden ſuchten, daß Perſonen da wären, welche ſie von der bisherigen Obrigkeit befreyen, und ihnen die glücklichſten Tage verſchaffen würden. Was für einen Rath gab nun Jeſus ſeinen Jüngern auf dieſen Fall? dieſen: **ihr ſollts nicht glauben**[*])!

In unſern Tagen geht es ja eben ſo. Allenthalben ſchleichen Perſonen herum, die euch zu bereden ſuchen, euch der Herrſchaft eurer bisherigen Obrigkeit zu entziehen, und verſprechen euch auf dieſen Fall Freyheit und die goldene Zeit: Ich erinnere euch aber an den weiſen Rath unſers Erlöſers: **ihr ſollts nicht glauben!**

Ich will euch auch die Urſache ſagen, warum ihr es nicht glauben ſollt. Man hat euch bisher oft auf Frankreichs Exempel verwieſen, und auf die große Freyheit und Glückſeligkeit, die dieſes

---

*) Matth. 24, 23.

ſes Land genöſſe. Man hat euch wohl gar zu bereden geſucht, Frankreich werde euch alle frey machen, und die goldne Zeit wieder verſchaffen. Nun höret ihr ja, wie es in dieſem unglücklichen Lande zugeht. Die guten rechtſchaffenen Leute ſind unterdrückt oder wohl gar hingerichtet, eine Rotte von Böſewichtern hat ſich der Regierung bemächtigt, und verübt itzo ſolche Greuel, als kaum bey der Zerſtörung Jeruſalems vorgehen konnten. Könnt ihr denn wohl glauben, daß ein Land frey ſey, wo täglich unſchuldige Menſchen zum Tode geſchleppt werden? oder könnt ihr wohl ſo thöricht ſeyn, zu glauben, daß ein Volk uns glücklich machen werde, das ſelbſt ſich in dem kläglichſten Zuſtande befindet?

Man ſucht euch in den Kopf zu ſetzen, daß wir alle gleich wären, und daß es daher ungerecht ſey, daß einer vor dem andern Vorzüge habe. Glaubts nicht, lieben Freunde! denn es iſt nicht wahr. Es hat von Natur immer ein Menſch mehr Fähigkeiten, als der andere, immer einer hat beſſere Gelegenheit etwas zu erlernen, als der andere. Daß dieß wahr ſey, wißt ihr ja alle. Wie kann man nun ſagen, daß wir von Natur alle gleich wären? der Klügere, der Stärkere wird ſich in kurzer Zeit mehr Güter, mehr Rechte, mehr Freyheiten erwerben als der andere; er wird dieß alles auf ſeine Kinder vererben. Wenn wir alſo die Grauſamkeit begehen wollten, die Vornehmern und Reichen zu verjagen, und uns ihre Güter zuzueignen, ſo daß wir alle gleich wären: ſo würde doch dieſe Gleichheit kaum einige Jahre dauern, dann würde alles wieder ſo ungleich ſeyn, als itzo. In Iſais Familie hatten alle Söhne, den Erſtgebohrnen ausgenommen, gleiche Rechte und gleiche Freyheiten; weil aber David mehr Klugheit und Muth, als ſeine übrigen Brüder beſaß: ſo ſtieg er bald über ſie empor, und kam endlich zur Regierung; dieſe erbte auf ſeine Kinder fort, und ſeiner Brüder Kinder blieben im Stande der Niedrigkeit.

Man ſucht euch unwillig zu machen über die Bedruckungen und Ungerechtigkeiten, die in eurem Lande im Schwange giengen, um euch dadurch zur Empörung zu reizen. Iſt denn dieß aber auch alles wahr, was man ſagt? wenn ihr euch genauer erkundigen wollt: ſo werdet ihr finden, daß manches ganz ungegründet, und das übrige nicht ſo ſchlimm iſt, als man es vorſtellt. Und geſetzt, daß ihr wirklich hart bedrucket würdet: werdet ihr es durch Rebellion wohl beſſer machen? Was würdet ihr von einem Menſchen halten, der ein Glied, das ihm wehe thut, ſogleich abhauen, oder ein Haus, das einige Fehler hat, anſtecken wollte? Würdet ihr nicht glauben, er ſey unſinnig? Handelt denn der aber verſtändiger, der ſich durch Rebellion von Bedrückungen frey machen will? Iſt denn in ganz Deutſchland ein Land, wo es ſchlimmer hergienge, wo man ſo wenige Sicherheit hätte, wo ſo viele Verwüſtungen geſchähen, wo ſo vieles Blut vergoſſen würde, als in einem Lande, wo eine Rebellion ausgebrochen iſt?

Dagegen wendet man aber ein, wenn wir auch nicht die Früchte der Rebellion zu genießen hätten, ſo würden ſie doch unſere Kinder zu genießen haben. O der thörichten Einwendungen! Ich weiß zwar wohl, daß man Gutes thun muß, in der Hoffnung, daß die Kinder die Früchte davon genießen werden, daß man für die Kinder Bäume pflanzet, Weinberge anleget, Häuſer bauet; welcher vernünftiger Menſch wird denn aber etwas Böſes in der Hoffnung thun, daß ſeine Kinder die Früchte davon einernten ſollen?

Ich habe es euch ſchon geſagt, und wenn ihr euch in der Welt umſehen und beobachten wollet, wie es da zugehet: ſo werdet ihr finden, daß es wahr ſey; daß der Ausgang der Rebellion insgemein ſchlimmer ſey, als der Anfang. Die rechtſchaffenen Leute ziehen ſich zurück, und herrſchſüchtige und habſüchtige drängen ſich hervor, reiſſen die Regierung an ſich, und drucken weit härter, als man ehedem gedruckt wurde. Sind dieß die Früchte, die ihr euern Kindern durch Rebellion verſchaffen wollet? Denkt doch nur an Jeruſalem und an Frankreich!

Wenn ihr euern Abſcheu gegen Grauſamkeiten merken laſſet, die immer mit der Rebellion verknüpft ſind: ſo ſuchen die Beförderer der Rebellion euch damit zu beruhigen, daß ſie ſagen, in den Kriegen, welche bisher die Regenten unter einander geführet hätten, wäre es ja eben ſo grauſam, wo nicht noch grauſamer, hergegangen, und erzählen euch nun von alle den Greueln, die bisher

her in Schlachten, bey Belagerungen und Eroberungen, verfielen. Wahr iſt nun freylich dieß alles; iſts denn aber auch Recht? Verabſcheuen wir denn nicht jeden Regenten, der einen ungerechten Krieg anfängt, und dadurch Jammer und Elend um ſich verbreitet? Wenn ein Dieb ſeine Verbrechen damit entſchuldigen wollte, daß er ſich auf die weit gröſſern Verbrechen beriefe, die dieſer und jener Straßenräuber begangen hätte: was würden wir dazu ſagen? Iſts denn aber nicht eben ſo unvernünftig, wenn man die Greuel der Rebellion mit den Grauſamkeiten der Kriege zu entſchuldigen ſucht, welche bisher die Regenten unter einander führeten?

Endlich beſchreiben euch die Prediger der Rebellion ſehr lebhaft die Glückſeligkeit, welche manche Staaten ſich durch Rebellion verſchafft hätten. Seyd nicht zu leichtglaubig, lieben Freunde! ſondern unterſucht die Sache, wenn ihr könnt, etwas genauer. Ihr werdet dann gewiß finden, theils daß die Glückſeligkeit, welche man euch verrühmt, keinesweges ſo groß ſey, als man vorgiebt; daß, wenn manches Land Vorzüge genießt, die uns fehlen, es auch manche Beſchwerde hat, von welcher wir frey ſind; theils werdet ihr wahrnehmen, daß die Veränderung der Regierung, die hier und da glücklich zu Stande kam, nicht ſowohl durch Rebellion, als vielmehr durch Uebereinſtimmung der Abgeordneten des Volks, welche beſonders weiſe und rechtſchaffene Männer waren, befördert wurde.

Beſchluß.

Daß wir alles beſſer zu machen, daß wir alſo auch wahre Bedruckungen, Ungerechtigkeiten, Grauſamkeiten, Religionszwang wegzuſchaffen ſuchen, das iſt nicht nur erlaubt, ſondern es iſt auch Pflicht des Chriſten. Nur dürfen wir nie dieſes durch Rebellion zu erlangen ſuchen. Sie iſt und bleibt eine ſchreckliche Sünde, und kein Rechtſchaffner darf Böſes thun, daß Gutes daraus komme.

Es iſt ein erlaubtes und ſicheres Mittel da, durch welches das Elend der Menſchen nach und nach gemindert werden kann — dieß iſt die Beſſerung der Menſchen. Denn woher kommt es denn, daß noch ſo viele Bedruckungen und Ungerechtigkeiten in der Welt ſind? Daher, weil die Menſchen nicht verſtändig und gut ſind. Denn kein verſtändiger und guter Menſch wird den andern drucken, ſeine Freyheiten einſchränken und ſo ſeine Seufzer auf ſich laden.

Wenn wir es uns doch einen rechten Ernſt ſeyn ließen, uns und die Unſrigen, und alle, die um uns ſind, nach der heilſamen Lehre unſers Erlöſers zu beſſern: dann würden die ewigen Klagen über Bedrückungen gewiß ſich mindern, und am Ende ganz aufhören; dann würden wir durch niederträchtige Schmeicheleyen nie den Stolz der Großen nähren; nie durch Geld und Titel uns verleiten laſſen, Werkzeuge der Ungerechtigkeit und Unterdruckung zu werden; dann würde unſer verſtändiger gewiſſenhafter Wandel uns eine gewiſſe

Würde geben, die der gewiſſenloſe Unterdrucker ſcheuet; unſere Gegenvorſtellungen gegen ungerechte Verordnungen würden ein großes Gewicht haben; das Beyſpiel eines klugen gerechten Volks würde auf den Regenten wirken; und wenn auch unſere Beſſerung bey unſern Lebzeiten wenig zur Minderung der Laſten des Volks wirkte: ſo würden wir doch in dieſem Falle hoffen können, daß unſere Kinder die Früchte davon würden zu genießen haben; ſo wie wir hoffen dürfen, daß ſie unter den Schatten der Bäume, die wir pflanzen, ruhen, und ihre Früchte brechen werden.

Sollte ja in manchem Lande die Bedruckung und Ungerechtigkeit ſo ſehr über Hand genommen haben, daß man, als Chriſt, dabey nicht ausdauern könnte; daß Dinge von uns gefordert würden, die gegen unſer Gewiſſen ſind: dann bleibt uns noch immer ein Mittel übrig, uns und die Unſrigen in Sicherheit zu ſtellen; ein Mittel, worauf Jeſus hinzeiget, wenn er ſaget: **alsdann fliehet** *)! entweichet aus einem Lande, wo man euch die Freyheit verſagt, die ihr, als vernünftige Menſchen und Chriſten, zu genießen berechtiget ſeyd. Unſer liebes Deutſches-Vaterland, das ſo viele gerechte und gütige Regenten hat, welche Väter ihres Landes ſind, hat Plätze genug, wohin man fliehen, wo man unter einer milden Regierung gegen Gewaltthätigkeiten einen Zufluchtsort finden kann. Und der wird in ſolchem Falle am beſten im Stande ſeyn zu fliehen, der am mehreſten durch die wohlthätige Lehre Jeſu gebeſſert iſt. Dieſer wird durch ſein Haus, oder Akker, oder Garten ſich nicht zurück halten laſſen; denn dem, wer dieß alles um Jeſu, oder um der guten Sache willen, verlaſſen kann, ſolls hundertfältig vergolten werden *). Dieſer wird auch allenthalben angenehm ſeyn. Seine Rechtſchaffenheit, ſein Fleiß, ſeine guten Sitten, ſein Gehorſam gegen die Obrigkeit werden ihm in dem Lande jedes guten Regenten Schutz und Unterſtützung verſchaffen, gegen Mangel ſchützen, und bald zu dem Vermögen wieder verhelfen, das er zu verlaſſen genöthig wurde.

---

*) Matth. 24, 16.

Freunde der Freyheit! hier iſt der einzige ſichere Weg zur wahren Freyheit: ſeyd Chriſten! bemühet euch, immer verſtändiger zu werden; lernt das Geſchäfte, das ihr treibt, gründlich und treibt es unverdroſſen; macht euch keiner ſchlechten Handlung ſchuldig; handelt gegen jeden rechtſchaffen; ſeyd unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat: ſo werdet ihr gewiß auch immer größere Freyheit erlangen. So euch der Sohn frey machet: ſo ſeyd ihr frey! Amen!

---

*) Matth. 19, 29.

* * *

Ein

Ein und funfzigſte Predigt.

Am eilften Sonntage nach Trinitatis.

O reiche mir doch deine Hände,
Mein Vater! daß ich dir getreu,
Und bis an meines Lebens Ende
Geſchäfftig in der Beßrung ſey:
So ſchließ ich freudig meinen Lauf,
Und du nimmſt in dein Reich mich auf!
Amen!

Der wichtigſte Wunſch, den ein vernünftiger Menſch haben kann, iſt wohl dieſer, daß er mit Gott in gutem Vernehmen ſtehe, daß dieſer mit ihm zufrieden ſey, und er alſo in allem, was er thut, auf ſeinen Beyſtand und Segen rechnen könne. Denn iſt Gott unſer Vater: wie kann das Kind ruhig ſeyn, ſo lange es nicht überzeugt iſt, daß es ſeiner Liebe werth ſey? iſt Gott unumſchränkter Herr der Welt: wie kann man zufrieden leben, wenn man nicht gewiß weiß, daß man, bey ſeinen Unternehmungen, auf ſeinen Beyſtand ſicher rechnen kann?

Daher finden wir, daß alle Völker dieſen Wunſch gehegt haben, und daß alle Religionen darauf abzielen, ſich der Liebe und Gnade Gottes würdig zu machen. Freylich finden wir aber, daß man hierzu nicht immer die ſchicklichſten Mittel gewählet habe. Man glaubte faſt immer, daß Gott über die Sünden der Menſchen böſe werde, und ſich erzürne. Und, ſo wie ein Kind, wann es des Vaters Willen nicht gethan, und ſeinen Unwillen ſich zugezogen hat, nun durch Bitten und Flehen ihn zu beſänftigen ſucht: ſo haben auch die Menſchen, ſo lange ſie noch in der Unwiſſenheit waren, durch Gebete, Faſten, Opfern Gott zu verſöhnen und ſeinen Zorn zu beſänftigen geſucht.

Wenn ihr aber die Lehre Jeſu recht gefaßt, wenn ihr verſtanden habt, was das heiße: **Gott iſt die Liebe!** ſo werdet ihr leicht begreifen, daß Gott nicht zürnen, nicht böſe werden, daß er alſo auch eigentlich nicht verſöhnt werden könne. Der Zorn iſt allemal eine Unvollkommenheit; ein guter Menſch muß daher ſtets dahin arbeiten, daß er nicht in Zorn gerathe; und die Lehre Jeſu dringt beſtändig darauf, daß wir den Zorn beherrſchen ſollen. Wer, ſagt ſie, **mit ſeinem Bruder zürnet, der iſt des Gerichts ſchuldig***); **laſſet die Sonne nicht über eurem Zorne untergehen****).

Wie können wir denn glauben, daß der vollkommene Gott, auf deſſen Exempel uns Jeſus immer verweiſet, eine ſolche Schwachheit und Unvollkommenheit an ſich habe, die er ſelbſt an den Menſchen nicht dulden will?

Wenn Gott nicht zornig iſt: ſo kann er auch eigentlich nicht verſöhnet werden. Die Verſöhnung der Menſchen mit Gott bedeutet alſo ganz etwas anders, welches ich itzo erklären will.

---

*) Matth. 5, 22. **) Eph. 4, 26.

Gott laſſe dieſe Betrachtung bey euch viel Gutes wirken. Amen!

Text.

1. Kor. 14, 19.

Gott war in Chriſto und verſöhnete die Welt mit ihm ſelber.

Evangelium.

Luc. 18. 9 — 14.

Hauptſatz.

Ueber die Verſöhnung mit Gott.

1. Ihre Beſchaffenheit.
2. Ihre Vortrefflichkeit.

Erſter Theil.

Ueber die Verſöhnung mit Gott iſt gar vieles geredet, geſchrieben und geſtritten worden. Wollt ihr nur ein klein wenig nachdenken: ſo werdet ihr bald einſehen, worinne ſie eigentlich beſtehe. Was heißt denn zwey Partheyen mit einander ausſöhnen? es heißt das gute Vernehmen zwiſchen ihnen wieder herſtellen. Die Menſchen mit Gott verſöhnen heißt alſo, zwiſchen beyden das gute Vernehmen herſtellen. Es fragt ſich nun, wer denn eigentlich verſöhnet, wer denn zur Erneuerung der Freundſchaft bewogen werden müſſe? Wenn die Menſchen unter einander ſich ausſöhnen: ſo muß insgemein jede Parthey ihre Geſinnung und ihr Betragen gegen die andere ändern: weil insgemein jede gefehlet hat. Dieß kann aber der Fall nicht bey der Verſöhnung mit Gott ſeyn. Gott kann nicht verſöhnet, nicht bewogen werden, ſein Betragen gegen uns zu ändern. Iſt er denn jemals böſe auf uns geweſen? hat er etwa gegen jemanden tückiſch oder boshaft gehandelt? Er thut ja den größten Böſewichtern noch wohl, er iſt gütig über die undankbaren und boshaftigen*).

Aber die Menſchen ſind oft böſe. Sie laſſen ſich durch ihre Lüſte und Begierden leiten, thun was dieſe verlangen, ohne auf den Willen Gottes Rückſicht zu nehmen. Dadurch werden ſie ſehr elend, ſie denken nicht mehr gern an Gott, ſie freuen ſich nicht mehr über ihn, ſeine Güte gereicht ihnen zum Verderben; die Vernunft, die ihnen Gott gab, martert ſie mit Vorwürfen; die Menſchen, unter denen ſie leben, verachten ſie; der Regen, der auf die Aecker der Faulen fällt, erzeugt Unkraut; die Nahrungsmittel, die Gott dem Schwelger beſcheeret, zerſtören ſeine Geſundheit, und die Obrigkeit, die Gott zu ſeinem Schutz verordnete, beſtraft ihn.

Wenn alſo Gott und Menſchen mit einander ausgeſöhnet werden ſollen: ſo muß allein der Menſch ſeine bisherige Geſinnung und Betragen ändern, damit er wieder gern an Gott denken und ſeiner ſich freuen kann. Von dem, der die Menſchen dahin bringt, daß ſie ihre böſe Geſinnung und Betragen gegen Gott ändern, und wieder Zutrauen zu ihm bekommen, ſagt man, daß er die Menſchen mit Gott verſöhne. Daher heißt es von Jeſu, daß er uns mit Gott verſöhnet, und von Gott, daß er durch Chriſtum die Menſchen mit ſich verſöhnet habe.

---

*) Luc. 16, 35.

Wenn Paulus ſagt: **Gott war in Chriſto und verſöhnete die Welt mit ſich ſelbſt;** was heißt dieß? nichts anders, als Gott wirkte durch Chriſtum, und brachte die Menſchen dahin, daß ſie an ihn glaubten, nach ſeiner Lehre ihre Geſinnung und Betragen änderten, Gott nicht mehr als einen zornigen, ſondern als einen gütigen Vater betrachteten, **der da will, daß allen Menſchen geholfen werde, und ſie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen,** ſo daß ſie gern wieder an ihn denken und ſich ſeiner freuen konnten.

Was müſſen wir alſo thun, wenn wir mit Gott verſöhnet werden wollen? eben dieß, was ein gutes Kind thut, wann es dem Vater ungehorſam geweſen iſt. Es erkennet ſeinen Fehler, bereuet ihn, und bemühet ſich nun deſto mehr, recht gut zu ſeyn. Ein Kind, das bloß durch Weinen und Verſprechungen des Vaters Liebe wieder gewinnen, aber immer ſeine böſe Gewohnheiten beybehalten, ein Kind, das ſich gegen den Vater ſo, wie Abſalom gegen David, betragen wollte, der zwar den Vater um Verzeihung bat, aber ſein böſes tückiſches Herz nicht änderte, könnte nicht ſagen, daß es ſich mit dem Vater verſöhnet habe.

Zur Verſöhnung mit Gott gehört alſo Erkenntniß ſeiner Fehler, eine recht lebhafte Ueberzeugung von dem Unrecht, das man gethan, da man ſeinen Lüſten mehr, als dem Willen Gottes gehorchete; eine herzliche Reue, ein recht aufrichtiger Wunſch, daß dieß nicht geſchehen ſeyn möge. Und wie kommen wir zu dieſer Erkenntniß und Reue? Durch Nachdenken. Wenn wir nachdenken über die Vortreflichkeit der Lehre, die uns Gott durch Jeſum gegeben hat, wodurch er gar nichts anders, als das zeitliche und ewige Wohl der Menſchen zu bewirken ſucht; wenn wir uns vorſtellen, was für großen Schaden wir durch unüberlegtes, gedankenloſes Betragen, durch unſere Trägheit, Nachläßigkeit, die Heftigkeit unſerer Begierden uns und andern zugefügt haben.

Wer nur einigermaßen nachdenkt, dem muß es ja gleich einleuchten, daß er, bey einem unüberlegten, gedankenloſen Leben, keine wahre Zufriedenheit genoſſen, nicht gern an Gott gedacht, ſich nicht darüber gefreuet habe, wann er bedachte, daß Gott ihn kenne und ſeiner Handlungen Zeuge ſey; daß er vielleicht dadurch ſeine Geſundheit geſchwächt, ſeine Haushaltung in Unordnung gebracht, die Liebe, das Zutrauen, die Achtung ſeiner Nebenmenſchen verlohren; daß er ſeinem Nächſten viele traurige Stunden gemacht, und ſeine Seufzer auf ſich geladen habe; er wird einſehen, daß er bey einer ſolchen Lebensart nie recht glückſelig werden, nie ſeines Gottes ſich freuen, und auf ſeinen Segen und Beyſtand rechnen könne.

Wer ſich dieſes alles recht lebhaft vorſtellt, der wird gewiß Reue empfinden, und wünſchen, daß er ein beſſeres Leben geführt haben möge. Dieß iſt der Anfang zur Verſöhnung mit Gott.

Sobald man dieſe Reue empfindet, nähert man ſich Gott gleichſam wieder. Dieß that der bußfertige Zöllner, als er das Unrecht, das er gethan hatte, recht lebhaſt fühlete, an ſeine Bruſt ſchlug und ſagte: Gott ſey mir Sünder gnädig! So machte der verlohrne Sohn den Anfang zur Verſöhnung mit ſeinem Vater, als er ſich entſchloß: ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen *).

Hätte dieſer es bey dieſem Entſchluſſe bewenden laſſen, und wäre nicht zu ihm gegangen: ſo würde auch keine wirkliche Verſöhnung erfolgt ſeyn. Dann erſt erfolgte ſie, als er wirklich ſich aufmachte, zum Vater gieng, und ein beſſeres Leben als ehemals führete.

So darf es auch, wenn wir uns mit Gott ausſöhnen wollen, nicht bey der bloßen Reue, nicht bey dem Vorſatze verbleiben, daß wir unſere Geſinnung und Lebensart ändern wollen, ſondern wir müſſen es uns nun wirklich recht ernſtlich angelegen ſeyn laſſen, ſo zu denken, zu reden und zu handeln, wie wir wiſſen, daß es Gottes Wille ſey. Wir müſſen nun wirklich zum Vater gehen; täglich uns mit unſern Gedanken zu Gott erheben, und uns ſeinen Beyſtand zur Führung eines guten ihm wohlgefälligen Wandels erbitten; wir dürfen nun nicht jedem Gedanken, der in unſere Seele kommt, nachhängen, ſondern müſſen über dieſelben wachen, und diejenigen zu entfernen ſuchen, die unrecht ſind, und gegen die

---

*) Luc. 15, 18.

Lehre Jeſu ſtreiten; wir dürfen unſern Begierden nicht mehr den Zügel laſſen, ſondern müſſen ſie bekämpfen, das Fleiſch, wie die Schrift ſagt, **creuzigen ſamt den Lüſten und Begierden** *). Wir müſſen nun auf alle unſere Worte und Handlungen aufmerkſam ſeyn, und es uns einen rechten Ernſt ſeyn laſſen, **alles, was wir thun, mit Worten und Werken, zu thun in dem Namen, nach dem Willen, unſers Herrn Jeſu Chriſti, und Gott unſern Vater durch ihn zu preiſen** **). Dann ſind wir durch Jeſum mit Gott verſöhnt; dann denken wir gern an ihn; dann freuen wir uns darüber, daß er uns kennt, und unſere Gedanken und Handlungen vor ihm offenbar ſind. **Wann wir ſind gerecht** oder gebeſſert **worden: ſo haben wir Friede mit Gott durch unſern Herrn Jeſum Chriſt** ***). Und ob wir es gleich nie ſo weit bringen werden, daß wir ſo vollkommen würden, daß wir gar nicht mehr fehleten: ſo können wir doch zu der Vaterliebe unſers Gottes das Vertrauen haben, daß er mit unſern Schwachheiten Geduld haben, und daß an uns, **die wir ſind in Chriſto Jeſu,** oder die wir in dem Geiſte und nach dem Sinne Jeſu wandeln, **nichts verdammliches ſey** ****).

Zweyter Theil.

Mit Gott verſöhnet ſeyn, bey ſich die Verſicherung haben, daß man ſo denke und handele, wie es Gott haben will, das iſt die höchſte Glückſelig-

---

*) Gal. 5, 24. **) Kol. 3, 17.
) Röm. 5, 1. *) Röm. 8, 1.

ſeligkeit, die man erlangen kann. Was würde uns der Beſitz alles Erdengutes, was die Liebe und das Lob unſerer Nebenmenſchen helfen, wenn wir mit Gott nicht verſöhnt wären, wenn unſer Herz uns ſagte, daß wir auf Wegen giengen, die Gott mißfielen, die alſo über lang oder kurz einen betrübten Ausgang nehmen müßten. Wie kann ein Kind zufrieden werden, ſo lange es dem Vater ungehorſam iſt, ſeine Handlungen vor ihm verbergen, und ſeinen Blick und ſeine Aufſicht ſcheuen muß.

Sind wir mit Gott verſöhnt: ſo können wir mit Freudigkeit jeden Tag an unſer Tagewerk gehen, die Mühe und Beſchwerden, die uns zugemeſſen ſind, getroſt übernehmen: weil wir wiſſen, daß wir des Vaters Willen thun, daß er mit Wohlgefallen auf uns ſehe, uns ſegne, und uns die Früchte unſeres Fleißes und unſerer Treue zu ſeiner Zeit genießen laſſen werde.

Die Stunden, die wir in der Natur, mit Betrachtung der mannichfaltigen Werke Gottes, die im Himmel und auf der Erde ſichtbar ſind, zubringen, ſind, wie ihr alle wißt, angenehme, ſelige Stunden. Sie ſind es aber alsdann vorzüglich, wann man mit Gott in gutem Vernehmen ſteht, und ſich als ſein gutes gehorſames Kind betrachten kann. Wann man dann ſieht, wie weislich alles in der Natur eingerichtet iſt, wie ſchön die Blumen gekleidet ſind, wie liebreich für die Erhaltung eines jeden Thiers geſorgt iſt, wie nichts umſonſt da iſt, jedes Ding, auch der kleinſte

Wurm, auch die geringſte Pflanze, ihren Nutzen für das Ganze haben; wie ordentlich und pünktlich die Körper des Himmels ihren Weg laufen; und nun zu ſich ſagen kann, der dieß alles ſo weislich gemacht hat, iſt mein Vater; alles dieß iſt gleichſam mein Eigenthum, weil alles zu meinem Beſten wirken muß, ſo lange ich, als ein gutes Kind, auf ſeinem Wege gehe: o wie wohl befindet man ſich dann! wie glücklich fühlt man ſich, wenn man den Vater allenthalben um ſich wirken ſieht, und ſeine Gegenwart empfindet.

Im Herzen rein zu Gott gen Himmel ſchauen!
Und ſagen: Gott! du Gott biſt mein Vertrauen!
Welch Glück, o Menſch! kann größer ſeyn!

Und in den Stunden der Anfechtung, wann wir leiden und dulden müſſen, ſo mancher Wunſch vereitelt, ſo manches Gut uns entriſſen, ſo mancher Freund gegen uns kaltſinnig wird, ſo mancher Menſch durch ſeine Tücke, Ungefälligkeit und Unverträglichkeit uns kränket: was iſts dann für eine herzliche Stärkung, wenn man mit Gott Friede hat, wenn man zu ihm das freudige Vertrauen haben kann, daß er unter den herbeſten Leiden doch immer an unſerer Wohlfahrt arbeite, und alles ſo einrichte, daß es zu unſerm Beſten diene; wenn wir den ſchönen Spruch auf uns anwenden können: **denen, die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum Beſten dienen** *). Dann wird uns auch der Tod nicht ſchrecklich ſeyn. Wer ſeiner Rechtſchaffenheit ſich bewußt iſt; wer bey ſich die Ueberzeugung hat, daß er, ſo viel ſeine ſchwachen Kräfte erlaubten, in dieſer Prüfungszeit, nach Gottes Willen gelebt habe, der kann ohne Furcht die Hülle ablegen, die ihn bisher an die Erde feſſelte, der kann freudig ſich dem Vater nähern, dem er lebenslang zu gefallen ſuchte, der kann getroſt ſeine Hinterlaßnen der Aufſicht des guten Vaters empfehlen, unter welcher er ſich immer ſo wohl befunden hat.

---

*) Röm. 8, 28.

Beſchluß.

Wenn alſo die Verſöhnung mit Gott ein ſo großes und unſchätzbares Gut iſt: ſo müſſen wir auch mit ganzem Ernſt uns beſtreben, deſſelben theilhaftig zu werden. Gott zu gefallen, das muß unſer größtes Anliegen ſeyn. So oft wir von neuem erwachen, und einen neuen Lebenstag anfangen, ſind billig unſere Gedanken zuerſt auf ihn gerichtet, unter deſſen Schutz wir ruheten, und der uns dieſen neuen Tag gegeben hat; dann erneuern wir billig die Verſicherung, daß wir dieſen Tag ihm heiligen, alles, was wir denken, reden und thun, nach ſeinem Willen einrichten wollen, und erbitten uns hierzu ſeinen Beyſtand. Bey unſern Arbeiten, in dem Getümmel der Welt, unter allen Vergnügungen, darf das Andenken an Gott uns nie ganz verlaſſen. Das Ziel unſerer Handlungen darf nicht Erdengut, nicht Lob der Menſchen, muß allein Gottes Beyfall ſeyn, und wir müſſen lieber alles entbehren, als durch eine ſchlechte That dem Willen Gottes entgegen handeln. Werden wir bey dieſem redlichen Beſtreben doch bisweilen von dem guten Wege, den wir betraten, abgeriſſen: ſo laßt uns nicht in unſerer Verirrung beharren, ſondern ſogleich, als wir erkennen, daß wir gefehlet haben, von unſerm Fehler abſtehen, zu Gott zurück kehren, und nun deſtomehr auf unſerer Hut ſeyn.

Wohl dem, der dieß faſſet, der bey allem, was er denkt, redet und thut, auf Gott ſieht, und ihm zu gefallen ſucht: der wird denn auch das unausſprechlich große Glück genießen, daß er ein recht freudiges Vertrauen zu ihm bekomme, und ſeinen Weg wandeln kann, mit der frohen Ueberzeugung, daß er der Weg zum Leben ſey. Amen!

Zwey und funfzigſte Predigt.

Am zwölften Sonntage nach Trinitatis.

Laß mich, Herr! reden ſtets,
Womit ich kann beſtehen,
Laß kein unnützes Wort
Aus meinem Munde gehen.
Und wenn, nach meiner Pflicht,
Ich reden ſoll und muß:
So gieb den Worten Kraft
Und Nachdruck ohn Verdruß. Amen!

Wir Menſchen ſind von unſerm gütigen Schöpfer ſo gebildet, daß wir dadurch weit über alles

Sichtbare ſind erhoben worden. Wo ſoll ich den Anfang machen, wenn ich alle Wunder erzählen wollte, die wir an dem Menſchen bemerken? an der Seele, die ſo mannigfaltige Gedanken ſammeln, ſo vielerley Wahrheiten entdecken, eine ſo unzählbare Menge von Entſchließungen faſſen kann? oder von dem Auge des Menſchen, in dem ſich alles, was um ihn iſt, abbildet, das ſich bis zum Himmel erheben, und einen großen Theil ſeines unermeßlichen Raums überſehen kann? oder der menſchlichen Hand, die der mannigfaltigſten Bewegungen fähig und vermögend iſt, eine Menge unſerer Gedanken zur Wirklichkeit zu bringen?

Da es gewöhnlich iſt, daß an dem heutigen Sonntage die Geſchichte eines Sprachloſen verleſen wird, der durch Jeſum den Gebrauch der Sprache wieder erhielt: ſo ſoll mir dieß Gelegenheit geben, meine Betrachtung anzuſtellen, über die Sprache der Menſchen.

Gott laſſe dieſe Betrachtung für uns alle geſegnet ſeyn, daß dadurch unſere Liebe und unſer Vertrauen zu ihm, und die Bereitwilligkeit ſeinen Willen zu thun, genähret werden möge. Amen!

Text.

Jac. 3. 5.

Die Zunge iſt ein klein Glied und richtet große Dinge an.

Evangelium.

Marc. 7. 31 — 37.

Haupt-

Hauptſatz.

Ueber die Sprache der Menſchen.
1. Ihre Beſchaffenheit.
2. Wozu wir ſie anwenden ſollen.

Erſter Theil.

Von der Zahl, Natur und Einrichtung, der menſchlichen Sprachwerkzeuge zu reden iſt hier der Ort nicht. Ich will mich bloß auf die Wirkungen derſelben einſchränken, die zum Erſtaunen groß und mannichfaltig ſind. Eine jede Art von Thieren hat ihre beſondern Töne, wodurch ſie ihre gegenwärtigen Empfindungen, Freude und Trauern, Furcht und Angſt, Liebe und Zorn ausdrücken kann. Man kann dieß bemerken, wenn man einige Zeit das Verhalten eines Huhns gegen ſeine Jungen beobachten will, das ſeine beſondern Töne hat, wenn es ſie einladen will, ihm zu folgen, andere, wenn es ſie herbey ruft, um Speiſe zu genießen, und noch andere, wenn es ſie vor einem Feinde warnet. So iſts auch mit einem Kinde in den erſten Monathen ſeines Lebens. Es hat auch ſeine beſondern Töne, wodurch es Schmerz, Verlangen, Furcht, Freude und Zorn ausdrücken kann. Bald aber fängt es an, durch den Gebrauch ſeiner Sprachwerkzeuge zu beweiſen, daß es vollkommener als ein Thier ſey.

Wie vieles können wir durch die Werkzeuge unſerer Sprache ausdrücken! Nicht nur können wir damit zu erkennen geben, was wir itzo empfinden, ſondern auch alle unſere Vorſtellungen von

Dingen, die man nicht empfinden kann. Sobald ich z. E. das Wort Sprachwerkzeuge ſage: ſo denket ihr dabey an die Zunge, den Gaumen, die Zähne, Lippen u. d. g. Aber auch, wenn ich von Gott ſpreche, von Tugend, Laſter, Fleiß und Unfleiß, welches lauter Sachen ſind, die eigentlich nicht empfunden werden können, kann ich euch dahin bringen, daß eben die Vorſtellung davon in euern Seelen entſteht, die ich in der meinigen habe.

Und wie genau können wir mit unſerer Sprache alles beſchreiben! nicht nur die Sache ſelbſt, ſondern auch ihre Beſchaffenheit, ihre Handlungen, die Zeit wann, den Ort wo, die Art, wie ſie handelt. Wenn ich euch z. E. ſage, ich ſahe geſtern einen fleißigen Gärtner, welcher gegen Abend in ſeinem Garten emſig das Unkraut ausjätete: ſo habe ich die Beſchaffenheit dieſes Gärtners, die Zeit wann, den Ort wo, die Art, wie er handelte, beſchrieben. Bedenkt nun ſelbſt, wie viel tauſend Worte unſere Sprache enthalte, bedenkt, daß jedes Volk ſeine eigene Sprache rede, und daß immer ein Volk jede Sache, z. E. den Gärtner, anders als das andere, benenne: ſo müßt ihr erſtaunen über die unſägliche Menge Worte, welche die Menſchen durch ihre Sprachwerkzeuge vorbringen können.

Wie vielerley können wir durch bloße Worte zu Stande bringen! Stärke, Reichthum können vieles in der Welt ausrichten, aber noch mehr unſere Sprachwerkzeuge. Wer dieſe in ſeiner Gewalt hat, kann gar viele Menſchen lenken, wohin er will. Durch eine liebreiche, ernſtliche, Rede lenkt der Hausvater ſeine Familie wohin er will, ſiegt der Unterdrückte über Macht und Stärke, ſetzt der Lehrer eine ganze Gemeine in Bewegung, lehrt der Feldherr Tauſende Gefahr und Tod verachten, bemeiſtert ſich der Fürſt der Herzen ſeiner Unterthanen. Durch gelinde Worte wird der Zorn in ſeiner Wuth aufgehalten, durch ernſtliches Zureden wird das Laſter zurückgeſchreckt, durch liebreichen Zuſpruch werden die Thränen des Betrübten abgetrocknet, das Herz des Troſtloſen beruhigt. Verſtand und edle Geſinnung ſind unſchätzbare Gaben, wodurch uns der Schöpfer von den Thieren ausgezeichnet hat, aber das, wodurch ſie ſich gültig machen, wodurch ſie wirken, iſt gewiß die Sprache.

Jeſus ſelbſt, der weiſeſte unter den Menſchen, wenn er ſie auf den Weg zu ihrer Glückſeligkeit leiten und zur Thätigkeit ermuntern, wenn er ſein unſichtbares Reich, das noch bis itzo dauert, und, ſo lange die Erde ſteht, dauern wird, gründen wollte, bediente er ſich etwa ſeiner Macht? oder wendete er Geld an? Nein! er gebrauchte hierzu bloß die Sprache. Seine kraftvollen Reden, die er an ſeine Zeitgenoſſen hielt, und durch ſeine Jünger weiter bekannt machen ließ, ſind es, durch welche er ſein großes Werk zu Stande brachte.

Zweyter Theil.

Wenn wir recht lebhaft fühlen wollen, was für ein unſchätzbares Geſchenk die Sprache ſey:

ſo dürfen wir nur an einen Menſchen denken, dem dieſes Geſchenk verſagt iſt, und uns an ſeine Stelle ſetzen. Wenn wir nun alles hätten, was unſer Herz begehret, und die Sprache mangelte uns: ſo überlegt, wie traurig für uns der Anblick der Welt, wie ohnmächtig wir ſelbſt ſeyn würden! wie der ärmſte, aber beredte, Menſch weit mehr als wir würde wirken und genießen können.

Je wichtiger nun dieſes Geſchenk iſt, deſto größer iſt auch die Verbindlichkeit, von demſelben den beſten Gebrauch zu machen. Je größere Wirkungen dadurch können hervorgebracht werden, deſto behutſamer müſſen wir auch im Gebrauch derſelben ſeyn. Fern ſey es alſo von uns, unſere Zunge zur Kränkung unſerer Brüder zu brauchen. Die Verläumdung, die traurige Gewohnheit, die man vorzüglich bey Müßiggängern bemerkt, dem Abweſenden Uebels nachzureden, und ſeine Ehre zu Grunde zu richten, müſſe nie von uns angenommen werden. Je ſchätzbarer jedem von uns ſein guter Name iſt, deſto ſchrecklicher müſſe uns die Gewohnheit ſeyn, denſelben andern durch Verläumdung zu rauben; deſto tiefern Eindruck müſſe auf uns des Apoſtels Ermahnung machen: afterredet nicht unter einander *)! Nie müſſe bey uns die ſchändliche Gewohnheit einreiſſen, andern vorſetzlich Beleidigungen zu ſagen; wir fühlen ja alle wie wehe es thut, wenn ein anderer in ſeinen Ausdrücken unbehutſam iſt,

und

---

*) Jac. 4. 1.

und alles herausſtößt, was ihm ſein Zorn und Unmuth eingiebt. Man hat zwar das Sprüchwort: ein Wort iſt kein Pfeil. Daß dieß aber nicht wahr ſey, fühlen wir ja alle. Eine Beleidigung, die uns im Umgange mit andern geſagt wird, ſchmerzt ſo ſehr als ein Pfeil, den der Wanderer, der ruhig ſeinen Weg wandelt, unvermuthet von einem, in dem Gebüſch lauernden, Böſewichte in die Bruſt bekommt. Und ſo, wie dieſer oft tödlich iſt, ſo hat man Exempel genug, daß Menſchen, durch giftige Worte, um Geſundheit und Leben ſind gebracht worden. Daher lehret uns das Chriſtenthum, daß ſchon derjenige, der zu ſeinem Bruder ſagt: du Narr! oder der ihm Schimpfreden ſagt, vor Gott ſtrafbar ſey.

Da wir durch die Sprache andern unſere Gedanken mittheilen: ſo iſts überhaupt nöthig, daß wir in unſern Reden die größte Behutſamkeit beobachten, damit wir andern keine böſen Gedanken einflößen. Daß wir nicht etwa die Tugend und die heiligen Wahrheiten, auf welchen ſie beruhet, lächerlich machen, nicht etwa mit der Sünde, die der Leute Verderben iſt, unſer Geſpött treiben; denn wir würden dadurch den Saamen des Laſters ausſtreuen, und die Seelen anderer verderben, welches für Chriſten um ſo viel ſchrecklicher wäre, da der große Stifter unſerer Religion das Wehe über diejenigen ausgerufen hat, die ärgern, oder zur Sünde veranlaſſen würden, der Geringſten einen.

Und wenn wir nun dieß alles beobachten: haben

ben wir die Pflichten nun erfüllet, zu welchen uns das Geſchenk verbindet, welches uns der Schöpfer mit der Gabe zu reden gemacht hat? Noch lange nicht. Denn da haben wir noch nicht mehr gethan, als jeder Stumme thut. Dieſer verläumdet auch nicht, ſchimpft nicht, giebt durch ſeine Reden der Jugend kein Aergerniß. Ihr fühlt alſo ſelbſt, daß dieß theure Geſchenk Gottes, das wir vor den Sprachloſen voraus haben, uns weit mehr Verbindlichkeit, die Verbindlichkeit auflege, davon einen recht guten Gebrauch zum Beſten unſerer Nebenmenſchen zu machen. Wir ſind oft in Umſtänden, da wir andern weder mit Gelde, noch mit unſern Handlungen nützen können, aber mit unſerer Sprache können wir ihnen noch nützlich ſeyn; wie dieß das Exempel unſers Erlöſers beweiſet, der, als er durch die Creuzigung in gänzliche Unthätigkeit geſetzt war, doch das Vermögen behielt, andere zu belehren und zu tröſten. Und dieß Vermögen ſollten wir unbenutzt laſſen? Nein! ſo wie der Menſchenfreund, den Gott mit irrdiſchem Vermögen ſegnete, immer darauf denkt, es ſo anzuwenden, daß dadurch Gutes geſtiftet und Freude verbreitet werde; ſo laßt uns auch immer darauf denken, unſere Gabe zu ſprechen, die weit mehr als die größten Reichthümer werth iſt, zum Beſten der menſchlichen Geſellſchafft zu brauchen. Haben wir uns nützliche Kenntniſſe erworben: ſo laßt ſie uns gern denen, die um uns, die uns anvertraut ſind, mittheilen, und uns freuen, wenn wir den Saamen zum Guten durch die Sprache ausſtreuen können, der Früchte tragen und ſich vervielfältigen wird, wenn alle unſere Sprachwerkzeuge vermodert ſind. Sehen wir, daß jemand Unrecht thut: ſo laßt uns unſere Sprachwerkzeuge gebrauchen, um mit Nachdruck ihn von ſeinem Unternehmen abzubringen; ſehen wir den Irrenden: ſo laßt uns ihn durch liebreiche Erinnerungen zurechte weiſen; hören wir den Unſchuldigen verläumden, ſehen wir den Gerechten unterdrücken: dann laßt uns ja nicht vergeſſen, daß durch den weiſen Gebrauch unſerer Zunge die Ehre des Verläumdeten, die Wohlfahrt des Unterdruckten gerettet werden könne. Sehen wir den Betrübten, den Kranken, den Dürftigen, den Sorgenden, und können ihm nicht helfen: ſo laßt uns ihn doch wenigſtens durch freundliche Anrede, durch liebreichen Zuſpruch zu tröſten und zu beruhigen ſuchen; ſehen wir andere in Mißverſtändniß und Zwietracht: ſo ſey dieß uns immer ein Wink, durch vernünftige Vorſtellungen die Zwietracht zu dämpfen; bemerken wir den andern, der von Arbeit und Mühe gedruckt iſt: dann laßt uns wenigſtens durch einen freundlichen Gruß ihn aufmuntern!

So werden wir mit unſerer Sprache des Guten viel ſtiften, Eifer zum Guten, Beruhigung und Freude um uns verbreiten, und der Segen derer, deren Zufriedenheit wir beförderten, wird unſer Theil ſeyn.

Und da das Vermögen zu reden ein Geſchenk

Gottes iſt: ſo laßt uns daſſelbe auch anwenden, das Lob des guten Gebers unter ſeinen Kindern zu verbreiten, und gern Antheil nehmen an den Lobliedern, welche zur Ehre des Schöpfers unſerer Sprachwerkzeuge angeſtimmt werden.

Wer recht darüber nachdenkt, was für ein wichtiges Geſchenk ihm Gott mit der Gabe zu reden verliehen habe, der entſchließt ſich gewiß mit David: **ich will den Herrn loben allezeit, ſein Lob ſoll immerdar in meinem Munde ſeyn** *)!

Beſchluß.

Wenn die Gabe zu reden uns recht nützlich ſeyn ſoll: ſo müſſen wir uns Mühe geben, laut und deutlich reden zu lernen. Eine deutliche, vernehmliche Ausſprache iſt eine unſchätzbare Sache. Man mag als Freund in Geſellſchaft ſeyn, oder als Hausvater eine Familie regieren, als Untergebner vor einem Höhern ſtehen, oder als Vorgeſetzter Befehle austheilen: ſo iſt eine deutliche Ausſprache für uns ſehr wichtig. Ein Menſch, der deutlich ſpricht, wirkt zehnmal mehr, als ein anderer, deſſen undeutliche Worte man nicht anders, als mit genauer Aufmerkſamkeit, verſtehen kann. So nöthig es alſo iſt, unſere Arme und Füße durch Uebung zu ſtärken: ſo, und noch weit nöthiger, iſt es, durch öftere Uebung ſeine Sprachwerkzeuge vollkommner zu machen, damit man alle Worte recht deutlich und vernehmlich ausſprechen lerne. Der Menſch, der

---

*) Pſ. 34, 2.

ſo träge iſt, daß er bey dem Reden ſeine Lippen nicht bewegen, ſeine Zunge nicht brauchen, ſeine Lunge nicht anſtrengen will, fügt ſich ſelbſt einen Schaden zu, den er in ſpäten Jahren bitter bereuen wird. Dieſe Reue treffe keinen von euch, lieben Freunde!

Alles, was uns Gott gegeben hat, immer beſſer und vollkommner zu machen: das ſey unſer ſtetes Beſtreben: ſo wird Gott durch uns geprieſen, des Guten viel durch uns geſtiftet, und unſere eigene Wohlfahr gegründet werden. Amen.

Drey und funfzigſte Predigt.

Am dreyzehnten Sonntage nach Trinitatis.

Laß mich, mein Heyland! immer mehr auf Erden,
An Lieb und Gütigkeit dir ähnlich werden;
Gieb Kraft dazu: ſo ſchmeck ich, ſchon hienieden,
Herr, deinen Frieden.

Ich habe es euch ſchon vielmal geſagt, meine Lieben! daß die Religion Jeſu von uns verlange, alle Menſchen zu lieben, ſie mögen ſeyn von welcher Nation ſie wollen: weil Gott ſie alle liebt, weil ſein Sohn Jeſus ein Gleiches that, Gott unſer aller Vater iſt, und Jeſus unſer aller Muſter ſeyn ſoll. Und ich ſage dieß noch einmal: weil eine gute Sache nicht zu oft geſagt werden kann.

Aber nun giebt es Menſchen, die über der allgemeinen Menſchenliebe die Liebe zu denen vergeſſen, die ihnen die nächſten ſind. Sie wollen allen Menſchen helfen, ſie wollen das ganze menſchliche Geſchlecht glücklicher machen, und warten auf eine Gelegenheit, etwas Wichtiges, das in die Augen fällt, thun zu können, und vergeſſen darüber ſich um den zu bekümmern, der zunächſt bey ihnen ſteht, und ihrer Hülfe gar ſehr bedarf. Da ſie nun zu ſchwach ſind, um das ganze menſchliche Geſchlecht glücklich machen zu können, und ſich um den nicht bekümmern, welcher ihnen der Nächſte iſt: ſo vernachläſſigen ſie am Ende die Menſchenliebe ganz. So nöthig alſo die Liebe zu allen Menſchen iſt: ſo iſt doch die Liebe zu dem, der uns der Nächſte iſt, noch weit nothwendiger.

Um euch hiervon zu überzeugen, will ich itzo reden von der Liebe zum Nächſten.

Gott gebe, daß durch dieſe Betrachtung bey euch allen viel Gutes gewirkt werden möge. Amen!

Text.

Marci 12, 31.

Du ſollſt deinen Nächſten lieben als dich ſelbſt.

Evangelium.

Luc. 10. 23 — 37.

Hauptſatz.

Ueber die Liebe zum Nächſten.

1. Wer der Nächſte ſey.
2. Worinne die Liebe zum Nächſten beſtehe.

Erſter Theil.

Wer iſt denn mein Nächſter? Die natürlichſte Antwort, die man darauf geben kann, iſt wohl dieſe: derjenige, der mir der Nächſte iſt. Als daher unſerm Erlöſer einſt dieſe Frage von einem Schriftgelehrten vorgelegt wurde: ſo erzählete er eine Geſchichte von einem Juden, welcher das Unglück hatte, Mördern in die Hände zu fallen, von ihnen geplündert und verwundet zu werden; vor welchem ein Prieſter und ein Levit vorüber giengen, ohne daß ſie ſich ſeiner erbarmten; der aber endlich von einem Samariter aufgehoben, verbunden und in eine Herberge zur weitern Verpflegung gebracht wurde. Nachdem Jeſus die Geſchichte erzählet hatte: ſo fragte er den Schriftgelehrten wieder, wer nun dem, der unter die Mörder gefallen war, der Nächſte geweſen ſey? und dieſer mußte antworten, der die Barmherzigkeit thät. Dieſer Samariter war alſo dem wiederhergeſtelleten Juden näher, als der Prieſter und Levit, weil er ihn Gutes gethan, und ſich denſelben durch ſeine Wohlthätigkeit verbindlich gemacht hatte.

Alſo iſt erſtlich der mein Nächſter, der mir Gutes gethan hat, und der iſt mir der Allernächſte, von dem ich das mehreſte Gute erhalten habe.

Unſere Eltern ſind uns alſo wohl die Nächſten, weil wir von ihnen die erſten und größten Wohlthaten erhielten. Von ihnen bekamen wir, nächſt Gott, das Leben, ſie ernähreten uns, da wir noch jung waren, und ſorgten für unſere Ge-

Geſundheit und unſer Leben in den erſten Jahren der Kindheit.

Unſere Nächſten ſind treue Lehrer: weil ſie uns viel Gutes thaten, uns vieles lehreten, und uns auf den Weg der Rechtſchaffenheit zu leiten ſuchten. Unſer Nächſter iſt jeder Menſch, der in der Noth ſich unſerer annahm, bey unſern Sorgen, in unſerer Dürſtigkeit, uns mit Geld unterſtützte, in der Krankheit uns verpflegte, aus der Lebensgefahr uns rettete. Davids Nächſter war alſo ſein Freund Jonathan: weil dieſer es verhinderte, daß er ſeinem Feinde nicht in die Hände fiel. Ferner iſt der unſer Nächſter, der mit uns zu einerley Geſellſchaft gehöret, und durch die Bande der Geſellſchaft gleichſam mit uns verbunden iſt. Den Eltern ſind ihre Kinder die Nächſten, dem Hausvater ſeine Hausgenoſſen, dem, der für ſich arbeiten läßt, ſeine Arbeiter; diejenigen, die in einem Hauſe, in einer Straße, in einer Gemeine wohnen, die zu einer Familie gehören, ſind ſich unter einander die Nächſten. Bin ich auf einer Reiſe: ſo iſt der Reiſegefährte, der neben mir ſitzt oder geht, mein Nächſter. Herberget ein Fremder, er ſey von welcher Nation oder Religion er wolle, in unſerm Hauſe: ſo iſt dieſer unſer Nächſter.

Alle dieſe haben auf unſere Liebe ganz vorzüglichen Anſpruch, bey dieſen muß unſere Liebe anfangen, und ehe wir uns noch um diejenigen bekümmern, die uns nur als Menſchen etwas angehen, müſſen wir erſt uns derer annehmen, mit welchen wir zunächſt verbunden ſind.

Zweyter Theil.

Zur Liebe des Nächſten gehöret vor allen Dingen, daß wir uns ſorgfältig hüten, daß wir diejenigen nicht kränken und betrüben, nicht unredlich behandeln, die zunächſt mit uns verbunden ſind. Iſts Unrecht, wenn man den Feind oder irgend einen Menſchen beleidigt, der uns weiter nichts angeht, als daß er unſer Mitmenſch iſt: ſo iſts doppelt Unrecht, wenn man denen Leides zufügt, die uns Gutes erwieſen haben, oder für welche zu ſorgen wir ganz vorzüglich verbunden ſind. Die Liebe zum Nächſten erfordert alſo, daß wir täglich den Vorſatz erneuern, niemanden von denen, mit welchen wir verbunden ſind, und die uns Gutes gethan haben, zu betrüben, und daß wir ſtets über uns wachen, damit wir unſerm Vorſatze nie untreu werden. Jeder von unſern Nächſten hat ſeine Fehler, ſo wie wir ſie auch haben; jeder hat andere Geſinnungen, als wir. Daraus entſpringen mancherley Veranlaſſungen zu Zank und Zwietracht. Was fordert dann die Liebe zum Nächſten? Dieſes, daß wir über unſern Zorn wachen, und mit Sanftmuth alles beyzulegen ſuchen; wie Abraham, der, als zwiſchen ſeinem und des Loths Geſinde Streit entſtund, um größeres Unheil zu verhüten, ſeinem Vetter freundſchaftliche Trennung vorſchlug, und ihm die Wahl ließ, wohin er ziehen wollte *).

Wir ſind verbunden, die Beleidigungen aller Menſchen zu vergeben, und ihnen unſer Zutrauen wieder zu ſchenken, wenn wir hinlängliche Be-

weiſe

---

*) 1 B. Moſ. 13.

weiſe von ihrer Beſſerung erhalten haben; vorzüglich ſind wir dieß aber denen ſchuldig, die uns die Nächſten ſind. Haben ſie uns Gutes gethan: ſo erfordert dieß die Dankbarkeit; ſind wir aber durch andere Bande mit ihnen verbunden, die vielleicht gar nicht gelöſet werden können, wie z. E. die Verbindung zwiſchen Ehegatten, Geſchwiſtern, Nachbaren: ſo erfordert dieß die Liebe zu uns ſelbſt. Denn bedenkt es ſelbſt, was für ein großes Herzeleid es ſey, wenn man an Perſonen gefeſſelt iſt, mit denen man in ſtetem Zwietracht leben muß. Erinnert euch hierbey an Joſeph. Wie ſehr ihn ſeine Brüder beleidigt hatten, das wißt ihr. Er wurde ein großer angeſehener Mann, bekam ſie in ſeine Gewalt, und konnte nun mit ihnen machen, was er wollte. Was that er denn nun? rächte er ſich etwa an ihnen? Keinesweges. Er ſtellte ſie vielmehr erſt auf die Probe, ob ſie ſich gebeſſert hätten, und ob ſie das Unrecht, das ſie ihm zufügten, bereueten. So bald er aber davon überzeuget war, verzieh er ihnen, und ſchenkte ihnen ſeine Bruderliebe wieder. Was half es ihm nun? Dieſes, daß die ganze Familie ſeines Vaters ihn liebte und hochſchätzte, und daß ſein Vater ihn ſegnete. Von ſeiner Familie aber geliebt und geſchätzt, von ſeinem Vater geſegnet zu werden, dieß iſt gewiß eines der größten Güter, die uns auf dieſer Erde zu Theil werden können. Und wenn die ganze Welt unſern Namen mit Achtung nennete: ſo verurſacht dieß gewiß nicht ſo eine innige herzliche Freude, als wenn uns diejenigen lieben, die uns die Nächſten ſind; und wenn der ſterbende Vater, mit Liebe ſeine brechenden Augen auf uns wirft, ſeine zitternde Hand auf unſer Haupt legt, und uns ſeinen Segen ertheilt.

Wenn wir es nun aber, durch beſtändiges Beſſern an uns ſelbſt, ſo weit bringen, daß wir unſern Nächſten nicht beleidigen, iſt denn dieß wohl zur Liebe des Nächſten ſchon hinlänglich? Bey weitem nicht. Der Baum, vor dem wir vorbey gehen, beleidigt uns ja auch nicht. Liebt er uns denn aber deßwegen? Wahrhaftig wir müſſen mehr thun, wenn wir uns überzeugen wollen, daß wir unſern Nächſten lieben.

Hat uns jemand Gutes gethan: ſo dürfen wir es nie vergeſſen, ſondern müſſen uns immer als ſeine Schuldner betrachten, die verbunden ſind, die empfangene Liebe bey jeder Gelegenheit wieder zu vergelten. Ein Heyde ſagte ſchon, daß man den Eltern und Lehrern das Gute, das ſie uns erzeigt hätten, nie wieder vergelten könne. Und daß dieß wahr ſey, ſieht jeder ein, der darüber recht nachdenkt. Wenn uns jemand ein Stück Landes giebt, wovon wir unſer Brod und unſere Nahrung nehmen: iſt es denn nicht unſere Schuldigkeit, ihm davon jährlich einen Zins zu entrichten? Unſer Leben, unſere Geſundheit, unſere Kräfte, womit wir arbeiten und uns nähren, haben wir, nächſt Gott, unſern Eltern zu danken; unſere Einſichten, unſere gute Geſinnung, die unſer Glück ausmachen, haben uns unſere Lehrer mitgetheilt: ſind wir denn nicht verbunden, dafür Lebenslang dankbar zu ſeyn? ſie in ihrer Schwachheit zu unterſtützen, ihnen in der Noth zu helfen, im Alter dafür zu ſorgen, daß ſie keinen Mangel leiden? Eben ſo müſſen wir jede Gelegenheit benutzen, wo wir andern Perſonen nützlich werden können, die uns Gutes erzeigten. Da wir nicht allen Menſchen beyſtehen und für ſie etwas thun können: ſo müſſen unſere Nächſten, denen wir Dankbarkeit ſchuldig ſind, immer den Vorzug haben. Geſetzt nach einiger Zeit wäre der, durch den Samariter gerettete, Jude wieder auf der Reiſe geweſen, hätte den Prieſter und Leviten, die ehedem fühllos vor ihm vorüber giengen, neben ihnen den barmherzigen Samariter halb verhungert liegen ſehen, einen hätte er nur von ſeinem Vorrathe erquicken können, welchen mußte er wohl wählen? ohne Zweifel den Samariter: weil dieſer ihm der Nächſte war.

Sind wir mit Perſonen verbunden, die uns gewiſſermaßen untergeben ſind: ſo iſt es unſere Pflicht, daß wir ganz vorzüglich auf die Beförderung ihrer Wohlfahrt denken. Kein Fremder, er ſey wer er will, hat ein ſolches Recht von uns zu erwarten, daß wir für ihn ſorgen und ſein Beſtes befördern, als diejenigen, die uns untergeben ſind. Wer hat ſie denn uns untergeben? wer ſchenkte uns unſere Kinder? wer machte die Einrichtung, daß ich meines Geſindes Herr, und dieſes meine Herrſchaft iſt? Ihr müßt zugeben, daß dieß der weiſe Regierer der Welt gethan habe.

Er hat ſie uns übergeben, er hat ſie an uns gewieſen, daß ſie von uns Belehrung, guten Rath, Unterſtützung erwarten ſollen. Bey allen unſern Geſchäften muß alſo die Sorge für die Unſrigen immer den Vorzug haben. Die Kinder zu ernähren, geſund zu erhalten, gut zu unterrichten, das muß allen, die das Glück haben Eltern zu ſeyn, das wichtigſte Geſchäfte ſeyn, dem alle übrigen nachſtehen müſſen. Dem Geſinde, dem Taglöhner und andern Perſonen, die für mich arbeiten, nicht nur ihren Lohn ordentlich auszuzahlen, ſondern auch ihr geiſtliches und leibliches Wohl zu befördern, ſie zu warnen, wenn ſie etwas Böſes thun wollen, ſie zurechte zu weiſen, wenn ſie gefehlet haben, ihnen ſtets ein gutes Exempel zu geben, ihnen zu rathen, wann ſie ſich nicht zu helfen wiſſen; ſie zu tröſten, wann ſie Kummer haben; in Krankheit ihnen Verpflegung und Unterſtützung in der Noth zu verſchaffen, und wann ſie in unſerm Dienſte grau geworden ſind, ſie zu verſorgen, das erfordert die Liebe, die wir ihnen als unſern Nächſten ſchuldig ſind. Ein guter Hausvater ſorgt für die Unterhaltung ſeines Viehs, läßt es curiren, wenn es krank wird, giebt auch wohl dem Laſtthiere, das in ſeinem Dienſte alt wurde, Futter bis in den Tod, und thut wohl daran. Müſſen wir alſo nicht vielmehr für die ſorgen, die unſere Nächſten ſind?

Auch für die müſſen wir vorzüglich ſorgen, die unſere Nachbaren ſind, die mit uns zu einer Gemeine gehören; in Noth, in Krankheit ihnen zu Hülfe kommen, in ihrem Alter ihnen Verſorgung ſchaffen. Denn wer ſoll denn dieſes thun, wenn es nicht die Geſellſchaft thut, zu welcher ſie gehören? Sind wird ihnen denn nicht weit näher, als andere Menſchen?

Beſchluß.

Ich hoffe euch, m. L., überzeugt zu haben, daß die Liebe zu denen, die uns die Nächſten ſind, der Liebe gegen jeden andern Menſchen vorgehen müſſe, und daß wir verpflichtet ſind, erſt für diejenigen zu ſorgen, mit welchen wir am nächſten verbunden ſind, ehe wir für andere ſorgen wollen. Wohl uns allen, wann wir dieſe wichtige Lehre unſers Erlöſers befolgen! dann werden wir durch die Erfahrung lernen, wie weiſe, wie gut, wie wohlgemeynt ſie ſey. Je gewiſſenhafter wir darnach leben, deſto beſſer werden wir unſere eigene Wohlfahrt befördern. Ein Freund in der Nähe, iſt er uns nicht weit nützlicher, als zehen andere, die ferne von uns ſind? Ein Feind, der neben uns, oder gar mit uns unter einem Dache, wohnt, fügt er uns nicht weit empfindlichern Verdruß zu, als ein anderer, der weit von uns entfernet iſt? Iſt das nicht ein höchſt glückſeliges Leben, wenn man von ſeiner Familie, ſeinen Hausgenoſſen, ſeinen Nachbaren, geliebet wird? Und iſt es nicht die Hölle auf Erden, wenn man ſein Leben unter Menſchen zubringen muß, die uns beſtändig Verdruß und Kränkungen zufügen? Welches iſt denn nun das Mittel, uns die Liebe derer, die um uns ſind, zu verſchaffen, und uns gegen ihre Kränkungen

gen zu ſichern? Es liegt in den wenigen Worten: **Liebe deinen Nächſten als dich ſelbſt!** Wenn man es mit andern gut meynet: ſo meynen ſie es gemeiniglich wieder mit uns gut; wenn man gegen andere gefällig iſt: ſo ſind ſie es wieder gegen uns; und wenn man Sanftmuth gegen ſie ausübet: ſo wird man faſt immer ihr feindſeliges Herz gewinnen, und ihren harten Sinn brechen können.

Es iſt itzo der allgemeine Wunſch, daß doch die Armen verſorget, daß doch die Betteley abgeſchaffet werden möge! Man ſchießt dazu hier und da Geld zuſammen, verſchiedene Deutſche Fürſten eröffnen zu dieſer Abſicht ihre Schätze. Dieß alles iſt gut, erfordert aber viele Weitläufigkeiten, und der gute Zweck wird doch damit ſelten erreichet.

Ein weit kürzeres und ſichereres Mittel hat uns Jeſus in den Worten gelehret: **Liebe deinen Nächſten als dich ſelbſt!** Wenn dieſe weiſe Erinnerung von allen Menſchen befolgt würde; wenn alle Eltern für ihre Kinder, alle Kinder für ihre alten Eltern, jedes für ſeine nächſten Anverwandten und Nachbaren, jede Herrſchaft für ihr Geſinde, Taglöhner und Arbeiter, jede Gemeine für ihre Mitglieder ſorgten: ſo wäre auf einmal der Wunſch aller Menſchenfreunde erfüllet — die Armen wären verſorget, die Betteley wäre abgeſtellet.

Solche vortrefliche Lehren hat uns Jeſus ertheilet! Möchten wir ſie doch immer lieber gewinnen, möchte doch auf die Erfüllung derſelben unſer ganzes Beſtreben gerichtet ſeyn; möchten wir doch vorzüglich die wichtige Erinnerung befolgen: **Liebe deinen Nächſten als dich ſelbſt!** Amen.

Chriſtliche
Hauspoſtille

15, 71: 1578

von

Chriſtian Gotthilf Salzmann.

Fünfter Band.

Schnepfenthal,
im Verlage der Erziehungsanſtalt,
1794.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Vier und funfzigſte Predigt.

Am vierzehnten Sonntage nach Trinitatis.

Gieb Herr! daß ich mit Sorgfalt meide
Was meines Körpers Wohlſeyn ſtört,
Daß nicht, wann ich einſt Krankheit leide,
Mein Geiſt den innern Vorwurf hört:
Du ſelbſt biſt Störer deiner Ruh,
Du zogſt dir ſelbſt dein Elend zu. Amen!

Zu den mancherley Plagen, unter welchen die Menſchen ſeufzen, gehören gewiß auch mit anſteckende Krankheiten. Wenn man ſeine Bekannte, Freunde und Anverwandte leiden, oder gar mit dem Tode ringen ſieht, bald dieſen, bald jenen muß begraben laſſen, immer in Furcht ſtehen muß, daß man auch von der Krankheit werde ergriffen und niedergeworfen werden: ſo iſt dieß gewiß ein ſehr trauriger Zuſtand. Insgemein ſieht man dieß als ein Verhängniß Gottes an, bey welchem man nichts weiter thun könne, als Gott ſtille halten und ſich in ſeinen Willen ergeben, und verbreitet durch dieſe Nachläſſigkeit das Uebel immer weiter. Wahr iſts nun wohl, daß, da alles von Gott kommt, Glück und Unglück, Leben und Tod, auch anſteckende Krankheiten auf ſeinen Willen einreiſſen. Geſchieht dieß aber wohl um uns zu verderben? Nein, ein ſo weiſer und gütiger Vater kann nie etwas zulaſſen, um ſeine Kinder zu verderben. Auch bey den härteſten Schickſalen hat er keine anderen, als gute liebevolle Abſichten. Er läßt uns ſchwere Leiden fühlen, um uns dadurch zu beſſern, zum Nachdenken zu bringen; er will uns dadurch reizen, daß wir überlegen, woher dieſe Leiden kommen, und Mittel ſuchen, ſie von uns zu entfernen. Thun wir dieſes nun, und bemühen uns, ſo viel wir können, unſere Leiden zu vermindern und von uns zu entfernen: ſo werden unſere Bemühungen von ihm gemeiniglich ſo geſegnet, daß ſie gelingen, und daß wir noch Hülfe ſchaffen da, wo keine mehr möglich zu ſeyn ſchien.

Wißt ihr dieß nicht alle aus Erfahrung? Iſt nicht Feuer und Ueberſchwemmung ſo gut ein Verhängniß Gottes als anſteckende Krankheiten? Wann wir aber bey ſolchen Unglücksfällen die Hände nicht in den Schooß legen, ſondern mit gemeinſchaftlichen Kräften arbeiten, um das Feuer zu löſchen, und unſer Eigenthum aus den Fluthen zu retten: ſo gelingt es uns faſt immer, und wir haben bald das Vergnügen zu ſehen, daß durch unſere Thätigkeit die Plage iſt gemindert worden. Warum wollten wir denn nur bey anſteckenden Krankheiten unthätig ſeyn, und ſorglos alles über uns ergehen laſſen? Sollten hier unſer Nachdenken, unſere Bemühungen ganz umſonſt ſeyn? Gewiß nicht. Wir können durch kluges Verhalten vieles beytragen, um den Fortgang ſolcher Krankheiten zu hemmen, unſer und der Unſrigen Leben in Sicherheit zu ſtellen; und die vorzüglichſte Urſache, warum dergleichen Krankheiten ſo weit um ſich greifen, und ſo große Verheerungen anrichten, iſt gemeiniglich die große Unwiſſenheit, Unthätigkeit und Sorgloſigkeiit, welche die Menſchen bey dieſer Gelegenheit beweiſen.

Wie wichtig das Leben eines Menſchen ſey, wißt ihr. Wie ſehr wir verbunden ſind, unſer und unſerers Nebenmenſchen Leben zu erhalten, iſt euch bekannt. Iſts nun nicht traurig, wenn man durch ſeine Unwiſſenheit und Sorgloſigkeit die Urſache von dem Tode vieler Menſchen wird? Ich will daher itzo zeigen, wie ſich der Chriſt bey anſteckenden Krankheiten zu verhalten habe.

Gott gebe, daß durch dieſe Betrachtung eure Einſichten mögen verbeſſert und vieler Menſchen Leben gerettet werden! Amen!

Text.

2 Buch Moſe 15, 26.

Wirſt du der Stimme des Herrn deines Gottes gehorchen, und thun, was Recht iſt vor ihm, und zu Ohren faſſen ſeine Gebote, und halten alle ſeine Geſetze: ſo will ich der Krankheiten keine auf dich legen, die ich auf Egypten geleget habe: denn ich bin der Herr dein Arzt.

Evangelium.

Luc. 17, 11 — 19.

Hauptſatz.

Ueber anſteckende Krankheiten.

1. Ihre Beſchaffenheit.

2. Wie man ſich dabey klüglich zu verhalten habe.

Erſter Theil.

Die Krankheiten der Menſchen ſind leider ſehr mannichfaltig, weil die Ausſchweifungen, die Thorheiten, die Fehler, die ſie in ihrer Lebensordnung begehen, ſehr verſchieden ſind. Denn bey weiten die mehreſten Krankheiten ziehen ſich die Menſchen ſelbſt zu, theils durch die Ausſchweifungen ihrer Begierden, theils dadurch, daß ſie gar nicht verſtehen, wie man ſeinen Körper behandeln, und gegen Krankheiten ſchützen müſſe. Wären die Menſchen mäßiger, enthaltſamer, ſanftmüthiger, verſtünden ſie alle, was ihrem Leibe gut und was ihm nicht gut ſey; ſo würden gewiß die mehreſten Krankheiten ganz verſchwinden.

Einige Krankheiten ſind nun ſo beſchaffen, daß ſie ſich leicht denen mittheilen, die ſich den Kranken nähern. Dergleichen Krankheit war der Auſſatz, welcher ehedem unter den Juden herrſchte, und ſo leicht und ſchnell um ſich griff, daß Moſes wegen dieſes Uebels beſondere Geſetze geben mußte, wodurch den Auſſätzigen aufgeleget wurde, ſich aus der menſchlichen Geſellſchaft zu entfernen. Als daher einmal zehen Auſſätzige bey Jeſu Hülfe ſuchten, ſo durften ſie ihm nicht nahe kommen; ſondern ſtunden von ferne.

So anſteckend war auch die Peſt, welche noch im vorigen Jahrhunderte große Verwüſtungen anrichtete, und noch itzo in den Ländern, deren

Einwohner nicht gut unterrichtet ſind, beſtändig fortwüthet.

Dergleichen Krankheiten giebt es auch noch heutiges Tages unter uns, z. E. die Ruhr, die Krätze, das Faulfieber, die Maſern und die Kinderblattern.

Dieſe brechen noch immer hier und da aus und richten vielen Jammer und Herzeleid an. Und woher kommt es? vorzüglich daher, weil man von ihnen falſche abergläubiſche Meynungen hat.

So glauben viele von den Kinderblattern und Maſern, daß ſie jeder Menſch nothwendig einmal in ſeinem Leben haben müſſe, und daß man alſo durch keine Klugheit ſich dagegen ſchützen könne. Dieß iſt aber ganz falſch. Es war eine Zeit, da dieſe ſchreckliche Krankheiten in ganz Europa ganz unbekannt waren. Erſt vor einigen hundert Jahren kamen ſie zu uns aus dem heiſſen Afrika. Es giebt noch itzo Völker, welche ſie nicht kennen; ja es giebt einige kleine Länder, wo man dieſe Krankheit durch kluge Vorſicht ganz verbannet hat. Wie kann man denn alſo glauben, daß nothwendig jeder Menſch einmal in ſeinem Leben die Kinderblattern haben müſſe?

Von andern Krankheiten glaubt man, daß ſie durch die Luft fortgepflanzt würden. Nun iſts zwar wahr, daß heftige Hitze, feuchte Luft, Kälte, die ſchnell auf Hitze folgt, verurſachen können, daß viele Menſchen zu gleicher Zeit einerley Krankheit bekommen; aber das iſt nicht wahr, daß die Krankheiten durch die Luft aus einem Hauſe in das andere gebracht wirden.

Ich will es euch erklären, wie es mit der Anſteckung zugehe. Jeder Kranke dunſtet aus; wenn man ihm nun zu nahe kommt, und die Ausdünſtungen deſſelben in ſich zieht: ſo kommen dieſelben in die Lunge und durch ſie in das Blut, und theilen uns alſo die Krankheit mit, an welcher er darnieder liegt. Ferner gehen von dem Kranken allerley Unreinigkeiten. Wenn dieſe nun auf unſere Haut kommen, ſo können ſie ebenfalls durch die Schweißlöcher in das Blut dringen, und uns anſtecken. Dieß gilt vorzüglich von den Kinderblattern, wenn ſie anfangen zu ſchwären. Da alsdann viel Unrath abgeht, ſo kann er leicht ſich in die Kleider derer anhängen, die dem Krankenbette nahe ſind, oder durch Verſendung von Wäſche, Kleidung und andern Sachen, die im Krankenzimmer waren, aus einem Hauſe in das andre, ja in die entfernteſten Länder gebracht werden. Daher kommt es auch, daß dieſe Krankheit, wann ſie einmal an einen Ort kommt, mit ſolcher Schnelligkeit um ſich greift.

Laßt uns nun ſehen, wie wir uns bey dergleichen anſteckenden Krankheiten klüglich zu verhalten haben.

Zweyter Theil.

Werden wir von einer Krankheit, vorzüglich von einer anſteckenden befallen: ſo haben wir als vernünftige Menſchen und Chriſten dreyerley

Pflichten zu beobachten: erſtlich gegen unſere Seele: zweytens gegen unſern Körper; drittens gegen unſere Nebenmenſchen.

Seele und Leib ſind, wie ihr ſelbſt wißt, ſehr genau mit einander verbunden. Wann der eine Theil leidet: ſo leidet auch der andere. Bey Krankheiten beſorgt man gemeiniglich nur die Cur des Leibes. Unſer Erlöſer, der den Menſchen durchaus kannte, handelte ganz anders, er ſuchte erſt die Seele zu beruhigen, ihr Glauben und Vertrauen zu Gott einzuflößen, dann heilete er auch den Leib. **Sey getroſt mein Sohn!** ſagte er zu jenem Gichtbrüchtigen: **deine Sünden ſind dir vergeben!**

Hier hat denn nun unſer Erlöſer wieder gezeigt, wie genau er den Menſchen kenne, und ihr thut ſehr wohl, wenn ihr ſeine Winke befolgt. So bald ihr merkt, daß eine ſchwere Krankheit euch angreiſe: ſo ſorget vor allen Dingen erſt für die Seele; denn dieſe iſt ja bey uns das vornehmſte, die den Leib regieret und in Thätigkeit ſetzet. Sucht ſie alſo zu ſtärken, und ihr rechten Muth zu verſchaffen. Ein Kranker, der Muth hat, geneſet leicht, ein verzagter iſt ſchon halb verlohren. Was kann uns aber mehr Muth geben, als ein herzliches Vertrauen zu Gott? Was kann in der Gefahr des Todes uns mehr aufheitern, als der freudige Glaube, daß Gott der Allgütige und Allmächtige für uns als Vater ſorge. Dieß herzliche, kindliche, Vertrauen ſucht euch alſo zu verſchaffen; ſtellt es euch recht lebhaft vor, daß ohne Gottes Willen euch keine Krankheit ſchaden kann; daß ſie ein Mittel iſt, euch in der Geduld zu üben; daß für Gottes Kinder auch der Tod nicht ſchrecklich ſey. Dann werdet ihr Muth bekommen, der auf euren Körper wirken, und denſelben neues Leben einflößen wird.

Wenn jemand unter den Juden vom Auſſatze ergriffen wurde: ſo mußte er, nach dem jüdiſchen Geſetze, ſich dem Prieſter zeigen: weil dieſe gelernet hatten, wie dieſe ekelhafte Krankheit zu heilen ſey. Viele Chriſten laſſen ſich in dieſem Stücke von den Juden übertreffen. Wenn ihnen eine Krankheit anwandelt: ſo achten ſie es nicht, laſſen ſie immer mehr überhand nehmen, ziehen niemanden zu Rathe, bis daß das Uebel ſo ſehr überhand genommen hat, daß niemand mehr retten kann. Das darf nicht ſeyn, lieben Freunde! Wenn ein Feuer zu brennen anfängt: ſo kann es mit einigen Eimern voll Waſſer gelöſcht werden; läßt man es aber überhand nehmen: ſo iſt gemeiniglich keine Rettung mehr möglich. So iſts auch mit den Krankheiten. Wenn man gleich in den erſten Stunden Hülfe ſucht: ſo können ſie oft mit ein Paar Löffel voll Arzeney gehoben werden. Verbreiten ſie ſich aber erſt durch das ganze Blut: ſo iſt die Hülfe äußerſt ſchwer, oft unmöglich. Sucht alſo Hülfe, ſo bald ihr euch nicht wohl befindet. Aber bey wem denn? Eure Vernunft ſagt es euch — bey verſtändigen Leuten, die die Arzeneykunſt erlernet, und von ihrer Geſchicklichkeit bey mehrern Kranken ſchon Proben gegeben haben. Folglich nicht bey Quackſalbern, nicht bey ſolchen, die durch abergläubiſche Mittel euch helfen wollen; ſondern bey einem geſchickten und redlichen Arzte, oder wenn ihr keinen geſchickten Arzt in der Nähe habt, auch wohl bey eurem Prediger, wenn er einer von denen iſt, die nicht nur der Seele, ſondern auch dem Körper zu helfen gelernet haben. Befolgt alsdann ſeinen Rath und Vorſchriften pünktlich, und laßt euch nicht durch eure Anverwandten bereden, neben ſeinen Arzeneyen noch etwas andres zu gebrauchen. Wie könnt ihr denn glauben, daß Gott euch helfen ſoll, wenn ihr unvernünftig handelt, wenn ihr bey Leuten Hülfe ſucht, die euch zu helfen doch nicht gelernet haben, oder wenn ihr den guten Rath nicht befolgt, den er euch durch einen redlichen Arzt geben läßt?

Habt ihr nun auf dieſe Art für Seele und Leib geſorget: ſo vergeßt die Pflichten nicht, die ihr eurem Nebenmenſchen ſchuldig ſeyd. Bedenkts, lieben Freunde, eure Ausdünſtung, alle eure Auswürfe ſind dann Gift, euer Odem iſt oft tödtlich. Entfernt euch doch alſo von andern Menſchen ſo viel als möglich und laßt euch nicht von den Juden beſchämen, die ſich aus der Geſellſchaft zurückzogen, ſo bald ſie an ſich Ausſatz bemerkten; geſtattet es nicht, daß eure Freunde ohne dringende Noth euch beſuchen, und ſich ſo der Gefahr ausſetzen durch euch angeſteckt, oder getödet zu werden, oder das Gift der Krankheit ihren Kindern und Hausgenoſſen mitzutheilen. Da aber doch einige Perſonen zu eurer Verpflegung nöthig ſind: ſo erkennet die Liebe derſelben, und ſehet euch ja vor, daß nicht etwa diejenigen, die euer Leben retten wollen, ihr eignes durch eure Ausdünſtungen einbüßen. Sorget daher dafür, daß die Fenſter eures Krankenzimmers oft geöffnet, und durch dieſelbe eure ſchädliche Ausdünſtungen entfernt werden. Laßt eure Wohnung fleißig mit Weineſſig oder Wachholderbeeren räuchern, damit dadurch die Luft gereiniget werde, nur glaubt nicht, daß Räuchern allein die Luft reinigen könne; erſpart ihnen, ſo viel ihr könnt, allen Ekel; denn wenn ihr dieß unterließet, und würdet nun wieder geſund, und erführet dann, daß die Perſon, die euch ſo liebreich verpflegete, und euer Leben rettete, durch eure Unvorſichtigkeit angeſteckt, ihrer Geſundheit beraubt, oder wohl gar ins Grab geſtreckt wurde; würde dieß euch nicht den bitterſten Gram verurſachen?

Alles dieß habt ihr nun auch zu beobachten, wenn ihr von der Krankheit, die eure Nachbaren plaget, noch nicht angeſteckt ſeyd.

Seyd nicht furchtſam: denn die Erfahrung lehret, daß die Furchtſamen am mehreſten der Anſteckung ausgeſetzet ſind. Sucht euch daher vor allen Dingen, recht im Vertrauen auf Gott zu ſtärken, und erwäget wohl, daß ihr unter ſeinen Augen wandelt, daß ohne ſeinem Willen euch kein Uebels begegnen kann, und daß dasjenige, was ſeine Güte euch wiederfahren läßt, zu eurem Beſten dienen müſſe. Hatte doch der Verfaſſer des 91. Pſalms ſchon das Vertrauen zu Gott: **ob tauſend fallen zu deiner Seiten und zehen tauſend zu deiner Rechten: ſo wird es doch dich nicht treffen**[*]) Wie viel mehr geziemet dieß Vertrauen Chriſten, die in der Schule Jeſu einen weit beſſern Unterricht genoſſen haben. Sorget dann auch für euren Körper: denn Gott ſchützt uns nicht durch Wunder; ſondern nur dann, wann wir die Mittel brauchen, die uns unſre Vernunft zeiget. Beſuchet alſo nicht ohne Noth ſolche Häuſer, wo eine anſteckende Krankheit herrſcht; nur alsdann tretet in dieſelben getroſt und ohne Furcht, wann die Pflicht es gebietet, wenn die Kranken eurer Hülfe bedürfen, und ihr aus beſondern Gründen verbunden ſeyd, ſie ihnen zu leiſten. Fragt einen erfahrnen Arzt um Rath, wie ihr euch gegen die Seuche ſchützen könnt; und, ſolltet ihr merken, daß ihr, bey aller Vorſicht, doch davon angegriffen würdet: ſo zaudert nicht lange; ſondern ſucht ſogleich euren Körper durch den Gebrauch der Arzenevmittel zu reinigen, die euch ein arzneyverſtändiger Mann vorſchlagen wird.

Möchten doch dieſe Rathſchläge, die uns die Vernunft, und durch dieſelbe Gott, ſaget, allenthalben befolget werden: ſo würden gewiß anſteckende Krankheiten weit weniger um ſich greifen, und das Leben und die Geſundheit von vielen tauſend Menſchen erhalten werden.

---

*) Pſ. 91, 7.

Beſchluß.

Ich kann dieſe Betrachtung nicht ſchließen, ohne euch auf einen großen Mangel aufmerkſam zu machen, der faſt noch allenthalben zu finden iſt. Allenthalben fehlet ein Haus, wohin man diejenigen bringen könnte, die von einer anſteckenden Krankheit befallen werden. Die Juden, unter denen die häßliche Krankheit, der Ausſatz herrſchte, entfernten jeden, bey dem er ſich zeigete, ſogleich von ſich und brachten ihn in ein beſonderes Haus. Bey uns hingegen liegen die Kranken unter den Geſunden, und diejenigen, deren Ausdünſtung Gift iſt, ächzen in der Mitte ihrer Familien.

Sollten wir denn nicht eben das möglich machen können, was ehedem den Juden möglich war? ſollte nicht in jeder Gemeinde ein Haus errichtet werden können, worin die Kranken, deren Krankheit anſteckend iſt, verpfleget würden, ohne daß man beſorgen dürfte, daß ſie ihre Seuche andern mittheilten? Nehmt es zu Herzen, lieben Freunde! die Sache iſt ſehr wichtig. Wohl der Gemeine, die ſo vernünftig iſt, darauf zu merken, die zur Erbauung eines ſolchen Hauſes Anſtalt macht, und willig ihren kranken Freund und Anverwandten dahin ſendet, ſo bald ſein Aufenthalt in der Geſellſchaft gefährlich wird; Gott wird ſie dafür belohnen, Krankheit und Tod wird bey ihr immer ſeltener werden.

Noch eins muß ich euch ſagen: Viele geſchickte und erfahrne Aerzte ſind darinne einig, daß die Kinderblattern und Maſern, die zeither ſo vieles Wehklagen verurſachten, ſo viele tauſend Eltern ihrer Kinder beraubten, oder ihre Bildung verunſtalteten, oder ihre Augen verderbeten, daß dieſe ſchrecklichen Krankheiten gar wohl ausgerottet werden können, wenn die Menſchen nur ernſtlich wollten; daß es grundfalſch ſey, daß jeder Menſch dieſe Krankheiten haben müſſe.

Verſchiedene weiſe und gute Menſchen arbeiten daran, die menſchliche Geſellſchaft von dieſem ſchrecklichen Uebel zu befreyen. Die Juden rotteten den Ausſatz aus, unſere Vorfahren verbannten die Peſt aus Europa; uns aber iſts vorbehalten, unſere Kinder von den Blattern und Maſern zu erlöſen. Merkt auf! Wenn ihr nun hören werdet, daß obrigkeitliche Verfügungen in dieſer Abſicht an euch ergehen ſollten: ſo denkt, daß dieß die Stimme Gottes ſey, die euch Erlöſung von einem Würgengel ankündigt, der hundertmal mehrere Menſchen erwürget hat, als der Würgengel in Egypten. Befolgt dieſe Stimme mit Freuden: ſo wird euch Gott dafür ſegnen, der Würgengel wird vor euren Häuſern vorüber gehen, die ſpäteſten Nachkommen werden diejenigen noch preiſen, die ihre Erretter waren, und es wird bey euch eintreffen, was Gott ehemals den Juden ſagen ließ: **Wirſt du der Stimme des Herrn deines Gottes gehorchen, und thun was Recht iſt vor ihm, und zu Ohren faſ-**

faſſen ſeine Gebote, und halten alle ſeine Geſetze: ſo will ich der Krankheit keine auf dich legen, die ich auf Egypten geleget habe: denn ich bin der Herr dein Arzt. Amen!

Fünf und funfzigſte Predigt.

Am funfzehnten Sonntage nach Trinitatis.

O Vater! welchem keiner gleicht,
An Liebe, wie an Stärke;
Kein Dank, kein Lobgeſang erreicht
Die Größe deiner Werke.
Du ſelbſt bedurfteſt ihrer nie
Unendlicher! du ließeſt ſie
Zu ihrem Heile werden;
Du aber ſättigeſt dich nun
Mit Wonne, allen wohlzuthun
Im Himmel und auf Erden. Amen!

Wir dürfen, m. L. nicht weit gehen, um uns zu überzeugen, daß die Welt ein Schauplatz der göttlichen Güte, und daß es Gottes Freude ſey, allen ſeinen Geſchöpfen wohlzuthun. Die erſte Pflanze, die wir ergreifen, belehrt uns davon: da ſie ſo ſchön gekleidet, mit ſo vielen Werkzeugen verſehen iſt, mit denen ſie ihre Nahrung in ſich ziehen kann, daß ſie ſich nothwendig nach ihrer Art wohl befinden muß. Wir dürfen nur auf das Betragen aller Thiere ſehen, ſo wird ihr Zwitſchern, Singen Hund üpfen uns belehren, daß es ihnen wohl ſey, daß alſo ein unſichtbares Weſen da ſeyn müſſe, das ſeine Freude im Wohlthun ſucht.

O möchten wir doch ſtets auf das, was um uns vorgeht, aufmerkſam ſeyn, wir würden gewiß allenthalben die überall wirkende Güte Gottes erkennen, uns unſers Lebens mehr freuen, beſſere Geſinnungen, und ein herzlicheres Vertrauen zu Gott bekommen.

Ich will euch daher, nach Anleitung unſeres Textes, zur Betrachtung der Natur, oder der Werke Gottes zu ermuntern ſuchen. Gott gebe, daß es auf euch guten Eindruck machen möge. Amen.

Text.

Matth. 6, 26—29.

Sehet die Vögel unter dem Himmel an! ſie ſäen nicht, ſie ernten nicht, ſie ſammlen nicht in die Scheunen, und euer himmliſcher Vater nähret ſie doch. Seyd ihr denn nicht viel mehr denn ſie? Wer iſt unter euch, der ſeiner Länge eine Elle zuſetzen möge, ob er gleich darum ſorget? Und warum ſorget ihr für die Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde an, wie ſie wachſen! ſie arbeiten nicht, auch ſpinnen ſie nicht. Ich ſage euch, daß auch Salomo, in aller ſeiner Herrlichkeit, nicht bekleidet geweſen iſt, als derſelben eins.

Evangelium.

Matth. 6, 24 — 34.

Hauptſatz.

Laßt uns mit Nachdenken die Natur betrachten: ſo werden wir Gott vertrauen lernen.

1. Wie wir mit Nachdenken die Natur betrachten müſſen.
2. Wie wir dadurch Gott vertrauen lernen.

Erſter Theil.

Sehet, ſagt Jeſus, die Vögel unter dem Himmel an, ſie ſäen nicht, ſie ernten nicht, ſie ſammlen nicht in die Scheunen, und euer himmliſche Vater nähret ſie doch. Schauet die Lilien auf dem Felde an, wie ſie wachſen: ſie arbeiten nicht, auch ſpinnen ſie nicht. Man ſollte meynen, dieſe Ermunterung wäre unnöthig — die Werke Gottes, die er durch die Kräfte der Natur hervorbringt, hätten an ſich ſo vielen Reiz, daß ſie aller Verſtändigen Augen auf ſich zögen. Aber leider geſchieht dieß äußerſt ſelten. Gleich wie manche Menſchen durch einen Saal gehen können, der mit den Gemählden der größten Meiſter behängt iſt, ohne daß ſie die Kunſt bemerken, die jeden Kenner in Erſtaunen ſetzt: ſo gehen auch die mehreſten Menſchen durch die Natur, ohne etwas Merkwürdiges zu ſehen, ohne die große Weisheit und Güte, die allenthalben ſichtbar iſt, zu entdecken.

Wie viele Menſchen betrachten eine große Wieſe, mit Millionen Pflanzen und Blumen bewachſen, und ſehen darauf nichts als Gras! Wie viele Menſchen wandeln im Schatten dichter Wälder, und ſehen darinne nichts, als Brennholz! — Wie vielen Menſchen ſchlagen die geflügelten Bewohner des Waldes entgegen, ohne daß ſie es bemerken! Vermuthlich weil der Trieb, die Natur zu beobachten, den Gott allen Menſchen eingepflanzt hat, in der Jugend, durch eine verkehrte Erziehung, bey ihnen erſtickt wurde.

Es iſt alſo wahrhaftig nöthig, daß man den Menſchen zurufe: ſehet an! ſehet an! thut die Augen auf! brauche euren Verſtand! ſehet an! Sehet an die Blumen! ſie haben die herrlichſten Farben! der ſchönſte Stoff verliert ſeinen Glanz, wenn er mit ihnen verglichen wird! Salomos Pracht will ſelbſt nichts ſagen gegen das prächtigere Gewand, in welches die Wieſen ſich kleiden. Sehet an! — jede Blume iſt eine Speiſekammer, aus welcher die Bienen und andere Inſecten ihre Nahrung holen. Sehet an! faſt jede Blume iſt ſo gebauet, daß ſie Saamen tragen und durch denſelben ſich vervielfältigen kann. Sehet an! jede Blume iſt ſo gebauet, daß ſie den Thau des Himmels und die Säfte der Erde in ſich ſaugen kann. Sehet an! jede Blume iſt eine kleine Maſchine, die auf das künſtlichſte eingerichtet iſt. Sehet an die Vögel des Himmels, wie ſie alle ſo vergnügt, wie ſie alle mit Wohnung, mit ſchöner und warmer Kleidung verſehen ſind!

wie jeder von ihnen die Werkzeuge habe, mit welchen er ſich ſeinen Unterhalt verſchaffen kann.

O möchte doch die weiſe Ermahnung: ſehet die Werke Gottes an, betrachtet ſie mit Aufmerkſamkeit, und mit Nachdenken, möchte ſie doch tief in unſre Seele dringen und bey allen Spaziergängen gegenwärtig ſeyn! O dann würde uns der Allgütige an allen Orten ſichtbar — dann würde unſere Seele ſtets zur Dankbarkeit gegen ihn geſtimmt ſeyn!

Zweyter Theil.

Dieſes Anſehen, dieſes Betrachten der Werke Gottes, ſoll nun vorzüglich in der Abſicht geſchehen, um uns in dem Vertrauen auf Gott zu beſtärken, oder uns feſt zu überzeugen, daß Gott für uns ſorge, und uns ganz gewiß geben werde, was wir zu unſerer Glückſeligkeit bedürfen. Denn wenn uns Jeſus geſagt hat, daß Gott die Vögel ernähre und die Blumen kleide: ſo zieht er hieraus die Folge: ſeyd ihr denn nicht vielmehr als ſie? ſollte er das nicht vielmehr an euch thun?

Der Beweiß iſt ſtark, unwiderleglich ſtark. Ihr ſeht, will unſer Erlöſer ſagen, mit euren eignen Augen, daß Gott die Vögel ernähre, daß er die Blumen kleide, ihr ſeyd vielmehr als ſie, könnt ihr alſo nicht mit Gewißheit erwarten, daß er eben dieſes an euch thun werde?

Dieß alles iſt unleugbar wahr. Gott ernährt die Vögel, das ſehen wir täglich. Laßt uns betrachten, welchen wir wollen, ſo leuchtet es uns in die Augen. Der vortreffliche Sänger des Frühlings z. E. die Nachtigall, wenn ſie ankommt, findet ihren Tiſch gedeckt, ſie erblickt von dem Baume, auf dem ſie ſich niederläßt, eine Menge Würmer und Inſecten, die ſie mit leichter Mühe fangen und genießen kann. Und ſo wie ſich ihre Bedürfniſſe vervielfältigen, wie ihre Familie ſich vergrößert, vermehrt ſich auch ihre Nahrung, es wird alles um ſie her belebt, ſo, daß ſie, faſt ohne alle Mühe, ihre Speiſe im Ueberfluß finden kann. Wer hat ſie nun ernährt? Sie ſelbſt gewiß nicht. Da ſie von dem Entſtehen der Würmer und Inſecten gar keine Vorſtellung hat, und alſo zu ihrer Vermehrung gar nichts beytragen kann. Wenn, ſo lange die Welt ſteht, wenn iſt es je erhört worden, daß eine Nachtigall einen Ameiſenhaufen angelegt und verpflegt habe, damit ſie hernach von demſelben ſich nähren könne? Oder haben es Menſchen gethan? dieß kann wohl nicht ſeyn, weil da die Nachtigallen am beſten fortkommen, wo die Menſchen ſich am wenigſten um ſie bekümmern. Alſo iſts wohl unleugbar, daß ein unſichtbares, höchſt gütiges Weſen dieß alles für ſie gethan habe.

So iſts auch mit den Gewächſen. Die Blumen, wie ſchön, wie mannichfaltig ſind ihre Farben! Sie ſind, wie Jeſus ſagt, ſchöner gekleidet, als Salomo in aller ſeiner Herrlichkeit. Denn die in Seide geſtickte Blume erreicht doch nie die Schönheit der Blume, die gewachſen iſt. Jene iſt doch nur Nachahmung, dieſe iſt Muſter. Jene bleibt, wie ſie iſt, dieſe wird mit jedem Tage vollkommner. Wenn jene verdirbt, ſo iſt ſie auf immer dahin. Wenn aber dieſe am Stocke verwelkt, ſo läßt ſie Saamen fallen, aus dem eine Menge andere ſich entwickeln. Und hat die Blume dieß alles gethàn? oder haben es Menſchen gethan? haben Blumen oder Menſchen die Theile in die Erde gelegt, die die Blumen nähren? Sind ſie es, die die Sonne mit jedes Tagesanbruch auf die Erde fallen laſſen? die die Wolken herbeyführen, und ihre Näſſe auf die Pflanzen herabtröpfeln? die den Thau entſtehen laſſen, der nach heißen Tagen die Pflanzen erquickt?

O du biſt es, das fühlen wir, das ſagt uns unſere Unwiſſenheit und unſer großes Unvermögen, du biſt es, du Sonnenſchöpfer, du Vater des Thaues und des Regens, du Beherrſcher der Winde, du Quelle alles Lebens, der die Blumen auf dem Felde nähret und kleidet; und eben dieß iſt die ſtärkſte Verſicherung, daß Gott alles dieſes auch an uns thun, auch uns nähren, auch uns kleiden, auch uns alles, alles geben werde, was wir zu unſrer Glückſeligkeit bedürfen.

Denn ſind wir nicht vielmehr, als ſie? ſind wir unter den ſichtbaren Werken Gottes nicht das Meiſterſtück?

Wo wächſt, wo lebt etwas auf dieſer Erde, das ſich mit uns vergleichen könne? So klein wir ſind, ſo ſehr wir unſre Schwachheit fühlen, wenn wir zu unſers Lebens Vater aufſehen; ſo groß ſind wir, ſo ſtark fühlen wir unſre Würde, wenn wir herab auf die Dinge blicken, die uns umgeben. Wir, wir ſind Herren der Erde. Wir vertilgen und vermehren die Thiere, wie es uns gefällt, wir ſchaffen Einöden in lachende Gefilde, Felſen in Gärten um, Wir allein bemerken den innern Bau der Pflanzen und Thiere, wir allein berechnen der Sternen Größe und ihren Lauf, wir allein erkennen den Allvater, verehren ihn und ſtreben darnach ihm näher zu kommen. Sind wie alſo nicht vielmehr als ſie? Sollte Gott, der ſo zärtlich für ſeine geringern Werke ſorgt, nicht eben dieſes, nicht ungleich mehr für uns thun? Gewiß, gewiß, du von dem wir entſprungen ſind, guter Vater! du biſt unſer lieber guter Verſorger, und wirſt gewiß es nie, nie uns an etwas mangeln laſſen, das wir zu unſrer Glückſeligkeit bedürfen. Das predigt uns alles, ſo bald wir durch deine Werkſtatt gehen.

Jeder Vogel, der durch die Sträuche ſchlüpft, jede Blume, die vor unſern Füßen duftet, ruft uns entgegen — merk auf o Menſch! merk auf und ſiehe, wie viel mein Schöpfer an mir gethan hat! wie er mich nähret! wie er mich kleidet! Biſt du nicht weit mehr als ich? ſollte er dieß nicht auch an dir thun?

Beſchluß.

So gewiß dieß nun alles iſt: ſo haben wir och kein Recht von dem Allgütigen zu erwarten, aß er ohne alle Mühe uns verſorgen, und dem nthätigen, trägen Müßiggänger, dem Zerſtöer ſeiner ſelbſt, den Seegen vom Himmel fallen laſſen werde. Sehet an die Blumen des Feldes, ſehet an die Vögel unter dem Himmel, ſie werden es euch lehren. Jedes muß ſeine Kräfte brauchen, und was viele Kräfte bekommen hat, muß viele Kräfte anwenden, wenn es beſtehen und ſich wohl befinden will. Die Pflanze muß die Säfte in ſich ſaugen, die ſie umgeben; der Vogel, der, außer dem Vermögen zu wachſen, noch weit mehrere Kräfte empfangen hat, muß ſeine Nahrung ſelbſt ſuchen. Die Nachtigall muß die Augen aufthun, ihre Nahrung ausſpüren, und, wo ſie ſie entdeckt, herbey holen. Bey allem Reichthume, der im Gottes Reiche ſichtbar iſt, würde ſie doch verhungern müſſen, wenn ſie ſtets unthätig auf dem Zweige ſitzen wollte. Sind wir nun nicht vielmehr als ſie? haben wir nicht ungleich mehrere Kräfte von unſerm Schöpfer empfangen?

Dieſer Verſtand, der in uns denkt, dieſe Kraft, die wir in allen Gliedern fühlen, dieſe Geſchicklichkeit unſerer Hände, die lehren uns, daß wir weit thätiger als Pflanzen und Thiere ſeyn müſſen, wenn wir die Güter bekommen wollen, die uns der Allgütige beſtimmt hat.

Sind wir vielmehr als ſie: ſo müſſen wir auch vielmehr thun als ſie. So müſſen wir unſern Verſtand üben, ſo müſſen wir unſere Arme, Füße und Hände brauchen lernen, und uns folglich zur Thätigkeit gewöhnen, ſo wie der Vogel den Gebrauch ſeiner Flügel und aller andern Glieder durch Uebung erlernen muß.

Sehet alſo an die Blumen des Feldes — ſehet an die Vögel des Himmels — ſie rufen euch zu! brauchet ihr Menſchen eure Kräfte, ſo wie wir die unſrigen gebrauchen, ſo wird auch Gott für euch ſorgen, ſo wie er für uns ſorgt.

O du, der du an allen Orten wirkeſt, an allen Orten deine Güte offenbareſt, öffne uns die Augen, daß wir an allen Orten dich erkennen, deine Gegenwart fühlen, und mit gerührtem Herzen dich preiſen mögen!

Der du dich aller deiner Werke erbarmeſt, unſer Vater! gieb uns doch Kraft, daß wir im Vertrauen auf dich fortleben, alle bange Sorgen verbannen, und durch unſere Freudigkeit unſere Brüder ermuntern mögen, durch Freudigkeit dich zu preiſen.

Der du uns und nach deinem Bilde ſchuffſt, unſer Vater, hilf, daß wir ſtets die Kräfte, die du uns ertheilteſt, wohl gebrauchen, und nach deinem Willen anwenden mögen. Amen!

Sechs und funfzigſte Predigt.

Am ſechszehnten Sonntage nach Trinitatis.

Gieb, daß ich nicht zaghaft werde,
Wann mein letzter Tag erſcheint;
Wann ich gehe von der Erde,
Und mein Freund nun um mich weint;
Lindre dann des Scheidens Pein,
Daß mein Tod mag lehrreich ſeyn.

Laß mich froh gen Himmel ſchaun,
Zu dir, Vater! voll Vertrauen. Amen!

Daß wir, m. L. nicht ewig hier zuſammen bleiben, daß einer nach dem andern von der Erde werde gerufen werden, das wiſſen wir alle. An welchem von uns aber die Reihe zuerſt kommen werde, das iſt uns ganz ungewiß. Der Herr über Leben und Tod hat, aus weiſen Abſichten, uns die Stunde verborgen, die zu unſerm Abſchiede beſtimmt iſt. Bald wird der Greis, bald das Kind abgerufen; bald wird der Sieche von den Banden befreyet, die ihn an ſeinen elenden Körper feſſelten, bald wird der Leib des Geſunden und Starken ins Grab geſtreckt. Derjenige, der einen ſo geſunden Leib hat, daß man meynen ſollte, er würde ein ſehr hohes Alter erreichen, wird oft durch einen plötzlichen Unglücksfall der Welt entriſſen.

Da wir nun, wenn wir eine weite Reiſe zu thun haben, uns dazu zubereiten, unſere Geſchäffte gehörig in Ordnung bringen und dafür ſorgen, daß ſie durch unſere Entfernung nicht unterbrochen werden; uns auch mit allem verſorgen, was wir zu unſrer Reiſe nöthig haben: ſo iſt es wohl noch nothwendiger, daß wir uns auf die Reiſe, die uns allen bevorſteht, auf die Reiſe in die Ewigkeit gehörig gefaßt machen.

Dieß will ich itzo weitläuftiger darthun. Gott gebe, daß durch dieſe Betrachtung bey uns allen viel Gutes gewirkt werden möge. Amen!

Text.

Syrach 18, 22.

Verzeuch nicht fromm zu werden, und harre nicht mit Beſſerung deines Lebens bis in den Tod.

Evangelium.

Luc. 7, 11 — 17.

Hauptſatz.

Die Pflicht des Chriſten auf ſeinen Abſchied von der Erde ſtets gefaßt zu ſeyn.

1. Wie?
2. Warum er dieß thun ſoll.

Erſter Theil.

Wenn wir uns zu unſerm Abſchiede von der Erde gefaßt machen wollen: ſo haben wir zweyerley zu beſorgen, daß nämlich unſer Abſchied weder uns noch den Unſrigen nachtheilig werde. Unſer Erdenleben iſt eine Vorbereitung zur Ewigkeit, iſt gleichſam eine Schule, wo wir das lernen und die Tugenden uns erwerben ſollen, die wir in unſerm künftigen Zuſtande werden nöthig haben. Wir wiſſen nicht, ob wir nicht vielleicht heute oder morgen aus der Schule werden abgerufen werden. Dieß iſt alles ganz gewiß. Was haben wir nun zu thun, wenn das Abrufen aus der Schule uns nicht nachtheilig werden ſoll? dieſes, daß wir in derſelben fein fleißig ſind, unſere Untugenden ablegen, die aufgetragenen Arbeiten gut ausrichten, damit wir wohl beſtehen, wenn wir über lang oder kurz von der Anwendung unſrer Schuljahre Rechenſchaft ablegen ſollen.

Laßt uns alſo wohl prüfen, was für Fehler und Unarten wir noch an uns haben, und uns ernſtlich bemühen, ſie mit Gottes Beyſtand abzulegen. Denn wir ſollen immer vollkommner werden, dieß iſt unſers Gottes Wille. Wenn wir nun unſere Untugenden, Zankſucht, Neid, Liebloſigkeit, Jachzorn, Geiz, Treuloſigkeit, Hochmuth, Unkeuſchheit oder Trägheit mit in die andere Welt nähmen: würden wir denn nicht zu den Geſchäfften, die uns Gott dort auftragen wird, untüchtig ſeyn? würde Gott nicht harte Mittel anwenden müſſen, um ſie uns abzugewöhnen?

Unſer Wandel ſey im Himmel. Laßt uns immer ſo leben und handeln, daß wir uns geſchickt machen, einſt Geſellſchafter der vollendeten Gerechten zu werden. Wünſchet ihr einſt Gott näher zu kommen: ſo nahet euch ſchon hier oft zu ihm, und verſchafft euch oft die Freude und Seligkeit, die das Herz empfindet, wenn es ſich betend zu ihm erhebt. Wollt ihr einſt mit eurem Erlöſer verbunden ſeyn: ſo ſucht euch die liebevolle Geſinnung zu erwerben, die er gegen das ganze menſchliche Geſchlecht blicken ließ, deſſen wahres Wohl er ſo herzlich und thätig ohne allen Eigennutz und Falſchheit ſuchte.

Wünſchet ihr, einſt Geſellſchafter der Engel zu werden: ſo bemühet euch, hier ſchon Engel zu ſeyn, eure ſinnlichen Begierden zu beherrſchen, das Wohl eurer Nebenmenſchen, beſonders derer, die eurer Aufſicht anvertrauet ſind, redlich zu beſorgen, und ihnen, wann ſie fehlen, wann ſie muthlos ſind, wann ſie ſich nicht zu rathen wiſſen, wann ſie in Noth ſtecken, als Engel beyzuſtehen. Ohne Zweifel habt ihr ein Verlangen, die großen Werke Gottes, die ſich in Sonne, Mond und Sternen befinden, zu betrachten. Damit ihr dieſer Freude würdig werdet: ſo gewöhnet euch dazu, die Werke Gottes auf Erden mit Aufmerkſamkeit anzuſehen, und nach dem Willen Jeſu, die Blumen auf dem Felde, die Vögel unter dem Himmel zu betrachten und daraus die Weisheit und Güte ihres Schöpfers kennen zu lernen.

Sorgt aber nicht bloß für euch, ſondern auch für die Eurigen; beſonders wenn ihr verheyrathet ſeyd, und mit Kindern geſegnet ſeyd, oder wenn ihr Anverwandte und Freunde habt, denen ihr euer Vermögen denkt zuzuwenden. Ihr wünſcht doch alle, daß die Perſonen, die euch vorzüglich werth ſind, nach eurem Abſchiede, eure Güter, ſie mögen nun groß oder klein ſeyn, beſitzen ſollen? Nun ſo bringt doch bald alles in Ordnung. Setzt doch, wenn ihr geſund, bey vollen Kräften ſeyd, euren letzten Willen auf. Glaubt ja nicht, als wenn man nun ſterben müßte, wenn man ſein Teſtament gemacht hat. Abraham machte ja auch ſein Teſtament und theilte ſein Gut unter ſeine Kinder, und lebete demohnerachtet noch verſchiedene Jahre. Ihr wißt ja ferner, daß man ein Teſtament umändern kann. Geſetzt alſo, daß ihr in der Folge es für nöthig hieltet, euern letzten Willen abzuändern; könnt ihr es denn nicht noch immer thun? Habt ihr da und dort etwas zu fordern: ſchreibt es ordentlich in ein beſonderes Buch auf! ſeyd ihr jemanden etwas ſchuldig, ſchreibt es auch ein, damit eure Erbnehmer es finden. Habt ihr jemanden etwas bezahlt: ſo laſſet es euch beſcheinigen, und hebt die Beſcheinigung, an einem beſondern Orte, ſorgfältig auf, damit eure Erbnehmer dasjenige, was ihr ihnen zugedacht habt, ohne Zank und Verdruß genießen können.

Noch vielmehr muß euch das geiſtliche Wohl eurer Anverwandten, vorzüglich eurer Kinder, an dem Herzen liegen. Waret ihr wirklich Chriſten, die ſich nach dem Sinne Jeſu zu bilden ſuchten: ſo ſorgtet ihr gewiß dafür redlich, unterrichtetet ſie, oder ließet ſie durch andere unterrichten; gewöhntet ſie zur Rechtſchaffenheit, Arbeitſamkeit, Mäßigkeit und Keuſchheit, entferntet ſie vom Umgange mit verführeriſchen Menſchen. Wenn ihr nun bedenkt, daß ihr vielleicht bald durch den Tod von ihnen getrennt werden könntet, daß ihr Lehrer, ihr Erzieher, ihr Vater ihnen könnte entriſſen werden: fällt euch dabey nichts ein? o gewiß es fällt euch ein, daß ihr einem andern den Auftrag geben müßt, nach eurer Abreiſe von der Erde, das Seelenwohl eurer Familie zu beſorgen. Sucht euch alſo unter euren Freunden denjenigen aus, den ihr für den rechtſchaffenſten haltet, und empfehlt ihm eure Anverwandten. Als Jeſus von der Erde Abſchied nehmen

men wollte, und ſeinen Freund Johannes und ſeine Mutter unter ſeinem Creutze erblickte: ſagte er zu dem erſtern, ſiehe daß iſt deine Mutter, und zur andern, ſiehe das iſt dein Sohn. So ſtellt auch den rechtſchaffenſten eurer Freunde eurer Familie vor und ſagt: ſiehe! das iſt deine Mutter! das ſind deine Geſchwiſter! das ſind deine Kinder! ſorge für ſie, wenn ich nicht mehr bey ihnen bin! Setzt es ſchriftlich auf, daß, nach eurem Ableben, dieſer euer Freund, der Verſorger und Rathgeber eurer Hinterlaſſenen ſeyn ſolle. So habt ihr eure Pflicht erfüllet. Ihr könnt nun, ſo bald es Gott verlangt, unbekümmert von der Welt abtreten, und von ihm erwarten, daß er für eure Familie beſorgen werde, was ihr nicht beſorgen konntet.

Zweyter Theil.

Wir haben hier, m. l. keine bleibende Stätte, ſondern ſind gleichſam in der Herberge, wo wir alle Augenblicke gewärtig ſeyn müſſen, daß wir Befehl zur Abreiſe erhalten. Keinen Tag ſind wir ganz vor dem Tode ſicher; auch in der blühendſten Jugend ſind wir ſterblich. Wird der Jüngling zu Nain, welcher die einzige Stütze ſeiner verwittweten Mutter war, wohl geglaubt haben, daß er ſo früh ſterben ſollte? wie ſchrecklich würde dann unſer Zuſtand ſeyn, wenn der Tod ſich näherte, und uns ganz unbereitet fände? Wenn unſer Herz ungebeſſert, unſer Verſtand ungeübt wäre, wenn wir unſere Geſchäffte nachläſſig verrichtet hätteten; wenn unſere Haushaltung in Unordnung wäre, und wir nun den Schritt in die andere Welt thun müßten, ohne etwas Gutes daſelbſt erwarten zu dürfen; müßten uns von den Unſrigen trennen, ohne für ihre Ruhe und Auskommen hinlänglich geſorget zu haben. Bedenkt ſelbſt, lieben Freunde! wie ſchwer, wie ängſtlich dann unſer Tod ſeyn würde!

Da denken aber manche, wenn der Tod ſich näherte: ſo wäre es noch Zeit genug, alles in Ordnung zu bringen. Wie unüberlegt, wie unausſprechlich leichtſinnig iſt dieß! Haben wir denn nicht Exempel genug von Menſchen, die auf der Stelle tod blieben, ohne daß ſie zuvor das Geringſte von ihrem Tode ahndeten? Und wer iſt denn uns Bürge dafür, daß uns nicht auch ſo eine Todesart von dem Herrn unſers Lebens beſtimmt ſey. Glücklich iſt der zu preiſen, der der Welt entriſſen wird, ohne des Todes Schmerzen zu fühlen, wenn er ſich hierauf gehörig gefaßt hatte; wehe aber dem, der unbereitet von den Seinigen getrennet, und ſeinem allwiſſenden Richter zugeführt wird! Geſetzt aber auch, daß der Tod, durch eine vorhergehende Krankheit, ſich gleichſam anmelden ließe: ſo ſind doch die Tage der Krankheit zu dem wichtigen Geſchäffte der Zubereitung zu unſerm Abſchiede ganz unſchicklich. Unſer leidender Körper bedarf dann Ruhe; wie unſchicklich iſt es, dieſelbe durch ein ſo wichtiges Geſchäffte zu unterbrechen; durch die Leiden des Körpers wird der mit ihm verbundene Geiſt angegriffen, oft ſo heftig angegriffen, daß er ſeines Verſtandes nicht mächtig iſt. Wird er in dieſer peinlichen Lage wohl vermögend ſeyn, ſo wichtige Angelegenheiten zu beſorgen? Und euch die Wahrheit nicht zu verheelen: ſo ſage ich es euch frey heraus, daß zu dieſer wichtigen Vorbereitung ſo vielerley gehöret, das in den letzten Lebensſtunden zu beſorgen viel zu ſpät iſt. Eine weitläuftige Haushaltung in Ordnung zu bringen, dazu gehören oft viele Monate; es iſt alſo unmöglich, dieß ſchwere Geſchäffte in den wenigen Tagen der Krankheit zu endigen. Noch weit weniger möglich iſt aber in ſo kurzer Zeit die Zubereitung unſers Geiſtes. Ihr glaubt zwar, daß, wenn ihr eure Beichte ablegtet, die Abſolution erhieltet, und das heilige Abendmahl genöſſet, daß ihr zur Reiſe in die Ewigkeit hinlänglich zubereitet wäret. Solltet ihr aber euch nicht irren? Bedenket es doch ſelbſt! hier iſt die Schule, wo wir uns die Tugenden, die Einſichten, die Erfahrungen erwerben ſollen, die wir in unſerm künftigen Zuſtande werden nöthig haben; wir ſollen hier gewiſſe Geſchäffte, die uns Gott anvertraute, gut ausrichten. Wenn wir hierinne nun nachläſſig geweſen ſind: wird wohl die Andacht, bey dem Abendmahle unſers Herrn, dieß alles wieder gut machen? Werden wir wohl dadurch die liebevolle Geſinnung, die Sanftmuth, die Demuth, die Herrſchaft über unſere Begierden, das Vertrauen zu Gott, wozu ſonſt eine vieljährige Uebung nöthig iſt, ſogleich bekommen? werden wir ſogleich die Einſichten und Erfahrungen erlanlangen, zu deren Erwerbung ein Fleiß und eine Aufmerkſamkeit von vielen Jahren erfordert wird? Werden dadurch die Geſchäffte vollendet werden, in deren Beſorgung wir ſaumſelig waren? Werden dadurch die Menſchen gebeſſert werden, denen man ein böſes Exempel gab, und die Kinder gut werden, die man durch ſeine Trägheit verwildern ließ. Wäre dieſes: ſo würde ohne Zweifel uns Jeſus dieſe Ceremonie, als das kürzeſte Mittel zur Seeligkeit zu gelangen, empfohlen haben. Dieß thut er aber nicht. Immer dringt er auf tägliche Beſſerung, auf Beherrſchung unſerer Begierden, auf Fleiß in guten Werken. **Verziehet alſo, ich bitte euch, verziehet nicht fromm zu werden, und ſparet eure Beſſerung nicht bis in den Tod.**

Die ſtete, tägliche, Zubereitung zu unſerm Abſchiede von der Erde wird uns reichlich belohnet werden. Der Tod, der leichtſinnigen Menſchen höchſt fürchterlich iſt, wird, wenn wir täglich an ihn denken, und uns auf ſeine Ankunft gefaßt halten, alles Schreckliche in unſern Augen verlieren, wird gleichſam unſer Freund werden, von dem wir Befreyung aus unſern Trübſalen und Beförderung zu einer höhern Seligkeit erwarten.

Am mehreſten werden wir uns belohnet fühlen, wann er ſich wirklich nähert. Die Thränen unſerer Angehörigen, die ſie bey unſerm Sterbebette fallen laſſen, werden uns nicht wehmüthig machen. Denn wir haben für ſie geſorgt, ſo gut wir konnten, und können nun von dem guten Vater, der uns unſer lebelang unzählige Proben ſeiner Liebe gegeben hat, erwarten, daß er ihr Wohl befördern werde, da ſeine Fügung es uns unmöglich macht, ferner für ſie zu ſorgen. Mit ſtiller Ruhe werden wir auf unſre Lebenstage zurückſehen können, und uns freuen des Guten, das wir in denſelben ſtifteten. Mit Paulus werden wir ſagen können: **ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe Glauben gehalten, ich habe den Lauf vollendet, hinfort iſt mir beygelegt die Krone der Gerechtigkeit** *). Ja mit unſerm Erlöſer werden wir ſagen können: **es iſt vollbracht!** Es iſt vollbracht das Werk, welches mir mein Gott hier zu treiben gab, ſein Segen wird auf meinen Arbeiten ruhen, daß ſie noch lange nach meinem Hingange von der Erde, der Nachkommenſchaft nützlich ſeyn werden.

Mit freudigem Vertrauen werden wir in die Arme unſers Vaters fallen, in deſſen Umgange wir hier viel ſelige Stunden genoſſen und deſſen Willen zu thun unſer tägliches Beſtreben war. **Vater! in deine Hände befehle ich meinen Geiſt!** Dieß kann der Chriſt ſeinem Erlöſer freudig nachſprechen, der nach ſeinem Exempel auf Gottes Wege wandelte.

Beſchluß.

Zum Beſchluß muß ich euch, m. L. noch etwas langen, zu deren Erwerbung ein Fleiß und eine Aufmerkſamkeit von vielen Jahren erfordert wird? Werden dadurch die Geſchäffte vollendet werden, in deren Beſorgung wir ſaumſelig waren? Werden dadurch die Menſchen gebeſſert werden, denen man ein böſes Exempel gab, und die Kinder gut werden, die man durch ſeine Trägheit verwildern ließ. Wäre dieſes: ſo würde ohne Zweifel uns Jeſus dieſe Ceremonie, als das kürzeſte Mittel zur Seeligkeit zu gelangen, empfohlen haben. Dieß thut er aber nicht. Immer dringt er auf tägliche Beſſerung, auf Beherrſchung unſerer Begierden, auf Fleiß in guten Werken. **Verziehet alſo, ich bitte euch, verziehet nicht fromm zu werden, und ſparet eure Beſſerung nicht bis in den Tod.**

---

*) 1 Tim. 4. 7.

Die ſtete, tägliche, Zubereitung zu unſerm Abſchiede von der Erde wird uns reichlich belohnet werden. Der Tod, der leichtſinnigen Menſchen höchſt fürchterlich iſt, wird, wenn wir täglich an ihn denken, und uns auf ſeine Ankunft gefaßt halten, alles Schreckliche in unſern Augen verlieren, wird gleichſam unſer Freund werden, von dem wir Befreyung aus unſern Trübſalen und Beförderung zu einer höhern Seligkeit erwarten.

Am mehreſten werden wir uns belohnet fühlen, wann er ſich wirklich nähert. Die Thränen unſerer Angehörigen, die ſie bey unſerm Sterbebette fallen laſſen, werden uns nicht wehmüthig machen. Denn wir haben für ſie geſorgt, ſo gut wir konnten, und können nun von dem guten Vater, der uns unſer lebelang unzähliche Proben ſeiner Liebe gegeben hat, erwarten, daß er ihr Wohl beförden werde, da ſeine Fügung es uns unmöglich macht, ferner für ſie zu ſorgen. Mit ſtiller Ruhe werden wir auf unſre Lebenstage zurückſehen können, und uns freuen des Guten, das wir in denſelben ſtifteten. Mit Paulus werden wir ſagen können: ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe Glauben gehalten, ich habe den Lauf vollendet, hinfort iſt mir beygelegt die Krone der Gerechtigkeit *). Ja mit unſerm Erlöſer werden wir ſagen können: es iſt vollbracht! Es iſt vollbracht das Werk, welches mir mein Gott hier zu treiben gab, ſein Segen wird auf meinen Arbeiten ruhen, daß ſie noch lange nach meinem Hingange von der Erde, der Nachkommenſchaft nützlich ſeyn werden.

Mit freudigem Vertrauen werden wir in die Arme unſers Vaters fallen, in deſſen Umgange wir hier viel ſelige Stunden genoſſen und deſſen Willen zu thun unſer tägliches Beſtreben war. Vater! in deine Hände befehle ich meinen Geiſt! Dieß kann der Chriſt ſeinem Erlöſer freudig nachſprechen, der nach ſeinem Exempel auf Gottes Wege wandelte.

Beſchluß.

Zum Beſchluß muß ich euch, m. L. noch etwas

---

*) 1 Tim. 4, 7.

was ſehr Wichtiges ſagen: Wenn man ſich ſtets zu ſeinem Abſchiede von der Erde gefaßt hält: ſo bekommt man die Belohnung dafür nicht bloß in der Stunde des Scheidens und in der Ewigkeit; ſondern auch ſchon in dieſem Leben. Wenn wir uns beſtreben, immer mehr zu lernen, immer weiſer zu werden: ſo lernen wir auch mehr, und werden weiſer. Das wird uns nicht nur in der Ewigkeit nützen; ſondern auch hier wird uns alles beſſer gelingen. Beherrſchen wir unſere Begierden: ſo bleiben wir frey von alle dem Jammer und Elende, in welche Menſchen gerathen, die ihren Lüſten den Zügel laſſen. Sind wir die Exempel unſerer Nebenmenſchen, helfen wir ihnen, wo wir können; arbeiten wir treu in unſerm Berufe: ſo werden wir bald die unausſprechliche Freude haben, viel Gutes zu überſehen, das durch uns geſtiftet wurde. Treiben wir unſere Geſchäfte immer ſo, als wenn wir morgen von der Erde gehen müßten: ſo wird in unſerm ganzen Hauſe mehr Ordnung ſeyn; und Ordnung zieht immer viel Segen nach ſich. Thut alſo heute ſo viel Gutes, als ihr könnt: denn ihr wißt nicht, ob ihr morgen noch hier ſeyd. Laßt uns wirken die Werke des, der uns auf die Erde geſetzt hat, weil es Tag iſt. Es kommt die Nacht, da niemand wirken kann. Amen.

Sieben und funfzigſte Predigt.

Am Michaelstage.

Gieb, daß mein Fleiß in dem Beruf,
Wozu mich auf der Erde
Dein weiſer Rath, mein Gott, erſchuf,
Mir eine Stufe werde,
Worauf ich, nach vollbrachter Zeit,
Zur höheren Geſchäftigkeit
Der ſelgen Geiſter ſteige. Amen!

Von alten Zeiten her war es die Gewohnheit, daß in dieſer Woche das Michaelisfeſt gefeyert, die Lehre von den Engeln erkläret, und Gott für die Wohlthaten geprieſen wurde, die er uns durch ſie zufließen läßt. Dieſes Feſt iſt nun in vielen Ländern aufgehoben, weil man einſahe, daß durch zu viele Feſte die Menſchen zum Müßiggange und zu Ausſchweifungen verleitet würden. Allein die Pflicht, bisweilen mit unſern Gedanken aufzuſteigen, über vollkommnere Weſen nachzudenken, Gott für ihr Daſeyn zu preiſen und daher Veranlaſſung zur Veredelung unſerer Geſinnungen zu nehmen, iſt uns geblieben. Und ich halte mich daher für verbunden, itzo eine Betrachtung über die Engel, oder über diejenigen Geſchöpfe Gottes anzuſtellen, die vollkommener, verſtändiger, thätiger, edeldenkender, als die Menſchen, und von ihrem

Schöpfer beſtimmt ſind, ſich der niedrigern Geſchöpfe anzunehmen, und ihr Wohl zu beſorgen.

Die erſte Frage, die uns hierbey einfallen muß, iſt dieſe: giebts denn wirklich Engel? Woher wiſſen wir es denn, da wir noch keinen geſehen haben?

Es giebt allerdings viele Dinge, die wir noch nicht ſahen, und von deren Daſeyn wir doch überzeugt ſind. Z. E. einen Kaiſer in China, den noch keiner von uns ſahe, eine Luft, die uns noch niemals ſichtbar wurde. Wir glauben das Daſeyn ſolcher von uns noch nicht geſehenen Dinge, theils weil es glaubwürdige Perſonen geſagt haben, theils, weil wir durch Nachdenken darauf geleitet werden.

So iſts auch mit dem Daſeyn der Engel. Jeſus, der uns ſo viel Wahres gelehret hat, bezeuget es, und redet davon, bey jeder Veranlaſſung, wie von einer ganz bekannten Sache. Von den Kindern z. E. ſpricht er: **ihre Engel ſehen allezeit das Angeſicht eures Vaters im Himmel.** Und wenn wir nur ein klein wenig über uns ſelbſt nachdenken, ſo kommen wir gleich auf die Engel. Iſts nicht wahr, unter allem, was wir ſehen können, iſt nichts ſo vollkommen als wir Menſchen? Alle Geſchöpfe, die um uns ſind, ſind uns unterworfen. Und gleichwohl, wenn wir anders uns ſelbſt kennen, müſſen wir geſtehen, daß wir noch lange nicht vollkommen ſind. Wir fehlen ja täglich, wir weichen ja immer von unſern Vorſätzen ab, wir können von dem, was wir uns vornehmen, immer das wenigſte zu Stande bringen — und müſſen bekennen, daß es noch Millionen Dinge gebe, deren Natur wir nicht kennen. Sollten wir nun das allervollkommenſte ſeyn, was der Allmächtige, Allweiſe gemacht hat? Sollte an uns ſeine Güte, Macht und Weisheit ſich erſchöpſt haben? So bald wir dieß denken: ſagt unſer Herz laut: Nein! nein! der Schöpfer Himmels und der Erden hat Weſen erſchaffen, die weit, weit vollkommener als alle Menſchen ſind.

So wenig wir auch von ihrer Natur wiſſen: ſo iſt uns doch dieſes von ihnen bekannt, daß ſie Schutzgeiſter ſind, deren Beſtimmung iſt, das Beſte ihrer Mitgeſchöpfe zu beſorgen. Welch ſeliges Geſchäfte, nach Anweiſung des Weltſchöpfers, das Wohl ſeiner Werke zu befördern, und ſo ſeine Dankbarkeit für das Daſeyn zu beweiſen, das man von ihm erhalten hat. Ich fühle die Größe dieſer Glückſeligkeit ſo lebhaft, daß ich nicht umhin kann, euch zu ermuntern: Laßt uns Engel ſeyn!

Gott, der uns und die Engel ſchuf, gebe dem Worte, das ich itzo reden werde, Nachdruck, daß dadurch viel Gutes gewirkt werden möge. Amen!

Text.

Ebr. 1, 14.

Sind die Engel nicht allzumal dienſtbare Geiſter, ausgeſandt zum Dienſt, um derer willen, die ererben ſollen die Seligkeit?

Evangelium.

Matth. 18, 1 — 11.

Hauptſatz.

Laßt uns Engel ſeyn.

1. Unſere eigene.
2. Unſerer Mitgeſchöpfe.

Erſter Theil.

Unſere eigene Engel laßt uns ſeyn! Der Glaube, daß höhere Geiſter über unſere Wohlfahrt wachen, iſt ſehr beruhigend, beſonders wenn wir in Verlegenheiten kommen, wo uns unſere Einſichten ganz verlaſſen, wo wir uns gar nicht mehr helfen können. Welcher Troſt iſt es für uns, zu wiſſen, daß Gott für uns ſorge, und die Beſorgung unſerer Wohlfahrt verſtändigen, ſtarken, liebreich geſinnten Weſen anvertrauet habe. Allein das darf uns nicht träge machen, es muß uns vielmehr ermuntern, ſo viel wir können, unſere eigene Engel zu ſeyn. Ein guter, verſtändiger Vater läßt ſeine Kinder nicht zu viel bedienen: weil er weiß, daß ſie durch beſtändige Bedienung ungeſchickt und träge werden würden. Er lehrt ſie vielmehr, ſich ſelbſt zu bedienen, nach und nach ſelbſt für ihr Beſtes zu ſorgen, und nur dann leiſtet er ihnen Hülfe, wann ihre Kräfte, ſich zu helfen, nicht mehr hinreichen. Wird das Muſter aller Väter nicht eben ſo handeln? Wird er wohl in Fällen, wo unſer Verſtand, unſere körperlichen Kräfte, und andere Menſchen, uns zu helfen, hinlänglich ſind, durch höhere Geiſter uns Beyſtand leiſten laſſen? Die Erfahrung mag den Ausſpruch thun. Unſere Kräfte ſind hinlänglich, unſere Gärten zu bearbeiten, zu bepflanzen, zu begießen, vom Unkraute zu reinigen. Wenn wir nun dieß vernachläſſigen, haben wir wohl je bemerkt, daß dieſe Geſchäffte durch höhere Weſen wären beſorgt werden? Dieſes und tauſend ähnliche Exempel beweiſen hinlänglich, daß es Gottes Wille ſey, daß jeder ſich bemühe, ſein eigener Engel zu ſeyn, ſein eigenes Wohl ſelbſt zu beſorgen, und daß wir dann nur auf höherer Weſen Beyſtand rechnen dürfen, wann wir uns ſelbſt zu helfen nicht mehr vermögend ſind. Drum laßt uns unſre eigne Engel ſeyn, in Bewahrung unſerer Unſchuld, unſerer Geſundheit, und unſerer äußerlichen Glückſeligkeit.

Wenn wir eine Sache vom größem Werthe beſitzen, iſts nicht wahr, ſo bewahren wir ſie ſorgfältig? wir mögen arbeiten, oder uns vergnügen, uns bewegen oder ruhen: ſo denken wir immer daran, damit ſie nicht etwa verderbt werde oder verlohren gehe. Giebts aber wohl ein größeres Kleinod, als die HerzensUnſchuld? Kann uns irgend etwas auf der Welt ein ſo reines, ein ſo dauerhaftes, ein ſo inniges Vergnügen ſchaffen, als das Bewußtſeyn, Recht gethan zu haben? das Bewußtſeyn, daß man auf den Beyfall des Allwiſſenden rechnen dürfe? Und dieſes Gut ſollten wir gering ſchätzen? ſollten nicht über daſſelbe wachen? ſollten nicht in der Einſamkeit, in Geſellſchaft, bey unſern Arbeiten und Vergnügungen daran denken, daß wir uns nicht verirren und etwa Schritte thun, die uns derſelben berauben?

Laßt uns Engel ſeyn in Beſchützung unſerer Geſundheit. Nach der Unſchuld des Herzens iſt ſie ja das größte Gut? Zu jedes Vergnügens Genuß ſind wir aufgelegt, zu jeder Arbeit fühlen wir Kraft und Munterkeit; in der Geſellſchaft, in welcher wir leben, Freude zu verbreiten, ſind wir aufgelegt, wenn wir das vortreffliche Gut der Geſundheit beſitzen. Wie nöthig iſts alſo darüber zu wachen, unter allen Wiſſenſchaften dieſe zuerſt zu erlernen, ſeinen Körper geſund zu erhalten, und ihm bey Anwandlung von Schwachheit und Schmerz Hülfe zu leiſten! Wie ſehr ſind wir verbunden, unter allen Uebungen vorzüglich dieſe zu treiben, die Heftigkeit der Begierden zu beherrſchen, die die Quelle ſo mancher körperlichen Leiden iſt!

Ja laßt uns auch Engel ſeyn, in Verbeſſerung unſeres äußerlichen Zuſtandes, und durch Nachdenken und Thätigkeit, alles, was um uns iſt, vollkommener zu machen ſuchen. Welch Vergnügen empfinden wir, wenn wir uns ein höheres Weſen denken, das in ſeinem Wirkungskreiſe alles verbeſſert, verſchönert, vollkommner macht, und ſich nach einer Reihe von Jahren alle des Schönen und Guten freuet, das es hervorgebracht hat! Warum handeln wir denn nicht eben ſo? Wie ſchön iſt die Welt! Wie ſehr würde ſie mit jedem Jahre an Schönheit wachſen, wenn wir alle uns beſtrebeten Engel zu ſeyn!

Zweyter Theil.

Wenn wir aber im Ernſt Engel ſeyn, immer ähnlicher werden wollen, jenen höhern Geiſtern, die ſo wirkſam, ſo beſorgt für ihrer Mitgeſchöpfe Wohl ſind: ſo folgt von ſelbſt, daß wir auch die Beſorgung der Wohlfahrt unſerer Mitgeſchöpfe zu unſerm Geſchäffte machen müſſen. Und wie ſchöne Gelegenheit hierzu bietet ſich nicht faſt alle Augenblicke dar, — z. E. eine welke Pflanze zu begießen, einen ſchwankenden Baum zu unterſtützen, ein leidendes Thier zu retten, einem andern ſein Leben zu verſüßen; und wie wohl befindet man ſich, wenn man das Wohl irgend eines Geſchöpfes, es ſey ſo gering es wolle, befördert. Vorzüglich aber laßt uns ſeyn die Engel unſrer Brüder, die uns im Vermögen, Kraft und Einſichten nachſtehen.

Es gilt auch in dieſem Falle, alles, was ihr wollet, daß euch geſchehen ſoll, das thut ihr andern auch. Wir wollen, wir wünſchen, daß höhere Geiſter, die uns an Einſichten und Kräften überlegen ſind, ſich unſrer annehmen. und uns beyſtehen. Dieß laßt uns auch thun, und immer mit dem Vorſatze unter unſern Nebenmenſchen wandeln, daß wir ihre Engel ſeyn wollen. Erblicken wir da und dort noch ſchädliche Unwiſſenheit, ſo laßt uns dieß als einen Wink anſehen, durch mündlichen und ſchriftlichen Unterricht, durch liebreiche Geſpräche und allerley andere Anſtalten dieſe Unwiſſenheit zu zerſtreuen und nützliche Kenntniſſe zu verbreiten. Treffen wir Menſchen an, die in Irrthümern, wie in der Nacht wandeln: ſo laßt uns überlegen, wie wir das Licht der Wahrheit anzünden und den Weg ſichtbar machen wollen, der zur Zufriedenheit führt. Finden wir hie und da Menſchen, die auf verderblichen Wegen wandeln, oder andere, die in Mißverſtändniſſen und Streitigkeiten leben: ſo ſey uns dieß immer ein Wink, ihnen beyzuſpringen, ſie zurechte zu weiſen, und Friede und Eintracht wieder herzuſtellen. Die Thräne der Wittwe, des Waiſen, das Seufzen der Verunglückten, des Kranken, des Armen, des kraftloſen Greiſes; immer ſey es uns eine Ermunterung uns als Engel zu zeigen. Vorzüglich erinnere uns der Anblick der Kinder an die heilige Pflicht, ihre Engel zu ſeyn. Wir haben mehr Kenntniſſe, einen reifern Verſtand, mehr körperliche Kraft, als ſie; ſie ſehen auf uns, ſie erwarten von uns Beyſtand, Belehrung, Hülfe, ſie bilden ſich nach uns, welche dringende Ermunterung, uns zu befleißigen, ihre Engel zu ſeyn, ſie in ihrer Schwachheit zu unterſtützen, ſie zu belehren und ihnen ein gutes Exempel zu geben!

Wohl uns, wenn wir dieſes thun, wenn wir ernſtlich darnach ſtreben, immer beſſer, vollkommner, freundſchaftlicher, den Engeln immer ähnlicher zu werden! dann werden wir auch an uns fühlen, daß wir in Kraft des Geiſtes und Leibes wachſen, daß wir mehr zu Stande bringen können, und die Zahl derer ſich vermehret, die uns ſegnen und uns ihr Heil verdanken. Dann wird un-

unſrere Glückſeligkeit auch immer ähnlicher der Seligkeit, die die Engel genießen, wann ſie alle das Gute überſehen, das ſie, nach ihres Schöpfers Willen, gewirket haben.

Beſchluß.

Ich wünſche, lieben Freunde! daß ihr die wichtige Lehre, die ich euch heute geben wollte, wohl möget gefaßt und verſtanden haben. Sie iſt dieſe: So viel an uns iſt, müſſen wir ſelbſt Engel ſeyn, unſere eigenen Engel und die Engel derer, deren Wohl uns anvertrauet iſt. Wir können nicht erwarten, daß Engel uns und die unſrigen da ſchützen werden, wo wir ſelbſt ſchützen können.

Wenn wir aber das Unſrige thun, unſer und der Unſrigen Wohl, nach unſerm beſten Vermögen beſorgen: ſo können wir auch hoffen, daß da, wo unſere Kräfte und Einſichten zu ſchwach ſind, zu helfen, der Vater aller Geiſter, dafür werde geſorgt haben, daß durch höhere Kräfte uns werde geholfen werden. Ja! merkt wohl auf! Wir können auch hoffen, daß, wenn wir hier uns als Engel betragen, wir auch einſt werden würdig ſeyn, in die Geſellſchaft der Engel aufgenommen zu werden. Dazu wolle uns allen Gott helfen. Amen!

Acht und funfzigſte Predigt.

Am ſiebenzehnten Sonntage nach Trinitatis.

Hilf Vater! daß, wie du, ich mich beſtrebe,
Was um mich webet, zu erfreun;
Auf jeden Gutes viel, ſo lang ich lebe,
Mit Liebe auszuſtreun! Amen!

Es iſt itzo mehr, als jemals, gewöhnlich, daß man über die Bedruckungen der Fürſten laute Klagen führet. Unterſucht man dieſe Klagen etwas genauer: ſo findet man, daß ein großer Theil davon ganz ungegründet iſt. Oft wenn Fürſten Verfügungen treffen, die zur Erhaltung der Ordnung und öffentlichen Ruhe ſchlechterdings nothwendig ſind: hält man dieſe für Bedrückung. Bisweilen ſind dieſe Klagen aber leider gegründet.

Nun ſollte man meynen, daß diejenigen, die gar keine Bedrückung leiden können, niemals ſich derſelben ſchuldig machen würden. Allein dieß trifft nicht immer ein. Oft findet man, daß diejenigen, die am lauteſten über Bedruckung klagen, ſelbſt ſehr hart und unbarmherzig ſind, und alles, was ihnen unterworfen iſt, ſchwer drücken. Haben ſie Geſinde, Tagelöhner, oder andere Menſchen, die für ſie arbeiten, und ihnen gewiſſermaßen unterworfen ſind: ſo laſſen ſie ihnen, bey jeder

der Gelegenheit, ihre Strenge fühlen, überladen ſie mit Arbeit, ſchmälern ihren Lohn, und reichen ihnen elende Nahrungsmittel. Haben ſie Kinder: ſo vernachläßigen ſie ihre Erziehung und laſſen ihnen oft ihren Zorn und Unwillen fühlen. Vorzüglich hart und grauſam ſind ſie gegen die Thiere. Wie oft laſſen ſie das Vieh, das ſie nähret und kleidet oder ihnen dient, Noth leiden, treiben es zu unmäßigen Arbeiten an, und ſchlagen und ſtoßen wüthend auf daſſelbe, wenn durch irgend etwas, woran oft das arme Vieh ganz unſchuldig iſt, ihr Zorn gereizt wird. Wie Raubthiere wandeln ſie in der Natur und tödten und zertreten jedes Thier, das das Unglück hat, in ihre Hände zu gerathen. Das iſt eine ſehr traurige Bemerkung. Es ſcheint, als wenn jeder Menſch der nicht gut unterrichtet und erzogen iſt, eine Neigung hätte, die Schwächern zu drücken und zu peinigen.

Iſt das wohl ſchicklich für ein Geſchöpf, das nach dem Bilde des wohlthätigen Gottes gemacht, das beſtimmt iſt, in dem Reiche ſeines Vaters Gutes zu thun, und Freude um ſich zu verbreiten?

O Kinder des Vaters, der ſich aller ſeiner Werke erbarmet, lernt, wie er, gütig ſeyn, und wendet eure Vernunft und Kräfte dazu an, daß ihr denjenigen Gutes thut, die unwiſſender und ſchwächer, als ihr, ſind. Daß ihrs gegen euern Nebenmenſchen zu thun verbunden ſeyd, iſt euch ſchon mehreremale geſagt worden. Itzo will ich nun zeigen, was für Pflichten ihr gegen die Thiere zu beobachten habt. Ich hoffe, daß ihr auf dieſen Vortrag deſto aufmerkſamer ſeyn werdet, da von dieſen Pflichten ſehr ſelten geredet wird, und wir doch zu denſelben ſchlechterdings verbunden ſind. Gott, der ſich aller ſeiner Werke erbarmet, flöße auch uns Erbarmung gegen ſie ein! Amen.

Text.

Sprüchw. Salom. 12, 10.

Der Gerechte erbarmet ſich ſeines Viehes; aber das Herz des Gottloſen iſt unbarmherzig.

Evangelium.

Luc. 14, 1 — 11.

Hauptſatz.

Ueber die Pflichten der Menſchen gegen die Thiere.

1. Wollen wir die Natur der Thiere betrachten.

2. Die Pflichten gegen ſie kennen lernen.

Erſter Theil.

Wenn wir die Thiere erſt recht kennen: ſo werden wir die Pflichten gegen ſie ſelbſt einſehen. Woher ſind denn die Thiere entſtanden? die Bibel verſichert, daß ſie Gott erſchaffen habe *). Und wenn es auch nicht in der Bibel ſtünde: ſo können wir doch durch unſer eigenes Nachdenken uns davon überzeugen. Man betrachte doch das geringſte von ihnen! iſt es denn nicht ſehr ordentlich

---

*) 1. Buch Moſ. 1.

lich gebauet? hat es nicht alle die Gliedmaaßen, die ihm nöthig ſind, um ſich zu nähren, zu vertheidigen, ſein Geſchlecht fortzupflanzen? Weiß nicht jedes die Nahrung zu finden, die ihm beſtimmt iſt? Wollte man ein Thier, das auf der Erde lebt, es ſey ſo groß oder ſo klein als es wolle, vom Kopfe an, bis zum Hintertheile zerſchneiden: ſo würde man finden, daß alle die äußerlichen Theile, die nur einmal da ſind, z. E. der Kopf, der Hals zerſchnitten würden; von den übrigen Theilen aber, die doppelt da ſind, z. E. die Augen, die Ohren, auf jede Hälfte eins käme. Das iſt nun gerade ſo mit dem menſchlichen Körper.

Können wir daraus nicht ſchließen, daß ſie beyde von einem Werkmeiſter herrühren? die Thiere alſo, ſie mögen ſo klein ſeyn als ſie wollen, ſind Gottes Werk.

Was nutzen die Thiere? durchaus jedes ſehr viel. Schlechterdings keins iſt umſonſt da. Jedes hat für das Ganze ſeinen Nutzen. Wozu die Thiere nützen, die ihr ernähret, das wißt ihr, denn ſonſt würdet ihr nicht ſo viele Mühe auf ihre Verpflegung verwenden. Glaubt aber ja nicht, als wenn die übrigen unnütze wären. Viele von ihnen dienen denen Thieren zur Nahrung, die ihr ſelbſt verzehret, z. E. den Fiſchen und Vögeln. Nutzen ſie alſo nicht uns ſelbſt? Aber gewiß hat jedes von ihnen noch vielerley andern Nutzen; jedes von ihnen hat ein Geſchäffte zu verrichten, wodurch das Beſte des Ganzen befördert wird.

Daß dieß wahr ſey, will ich euch mit einigen Exempeln von Thieren beweiſen, die euch vielleicht verächtlich ſind, die ihr vielleicht haſſet und verfolget. Da iſt z. E. der Sperling — dieſer hat von Gott den Auftrag erhalten, die Schmetterlinge, aus welchen die Raupen entſtehen, und die Käfer zu verzehren, damit ſie ſich nicht zu ſehr zum Schaden der Menſchen vermehren. Der Maulwurf und der Regenwurm haben das Amt, in der Erde Gänge zu machen, durch welche das Regenwaſſer eindringen und die Wurzeln befeuchten kann. Selbſt die Thiere, die den Körper des Menſchen nagen, ſind ſehr nützlich. Sie gewöhnen den Menſchen zu einer Tugend, die zur Erhaltung der Geſundheit ſchlechterdings nöthig iſt, beſſer, als ein Fürſt und alle Geſetze es thun können — ſie gewöhnen ihn zur Reinlichkeit. Wer die Reinlichkeit liebt, iſt von ihnen frey, ein unreinlicher Menſch wird durch ſie alle Augenblicke erinnert, ſich zu beſſern und reinlicher zu ſeyn. Von allen Thieren ihre Nutzbarkeit zu zeigen, kann ich nicht: theils weil ich nicht Zeit genug hierzu habe; theils weil man dieß von einem einzigen Manne nicht erwarten kann. Wenn ihr aber ſelbſt auf die Arbeiten der Thiere merken wollt: ſo werdet ihr gewiß noch vieles entdecken, das mir ſelbſt unbekannt iſt. Und wenn ihr es ſelbſt entdeckt: ſo werdet ihr euch darüber gewiß mehr freuen, als wenn ich es euch ſagete.

Endlich iſt es gewiß, daß auch jedes Thier Empfindung habe. Geht es ihm wohl, ſo freuet es ſich, und giebt ſeine Freude durch allerley Töne und Bewegungen zu erkennen. So ſprang der Hund des jungen Tobias und ſtellete ſich frölich, ſo bald er merkte, daß er dem Hauſe ſich nähere, in welchem er war erzogen worden*). Wie freuet ſich eine Henne, wann ſie die Jungen ausführet, die ſie ausbrütete!

Hingegen ſehen wir auch, wie ſehr das Thier leidet, wie ängſtlich es ſchreyet, oder, wenn es nicht ſchreyen kann, wie es ſich krümmet und windet, wenn man ihm Schmerz zufüget. Das kann jeder von euch täglich ſehen.

Ja alle diejenigen Thiere, die ihre Jungen ſelbſt erziehen, leiden auch, wann ihnen ihre Jungen geraubt werden. Wie blöckt, wie wimmert, wie girrt, wie wehrt ſich nach ſeinen Kräften, jedes Thier, dem man ſeine Jungen wegnimmt.

Nun, wenn dieß alles wahr iſt, wenn ihr dieß alles ſelbſt geſehen und erfahren habt, könnt ihr leicht begreifen, was für Pflichten der Menſch gegen die Thiere zu beobachten habe.

Zweyter Theil.

Sind die Thiere Gottes Werke, ſind ſie alle zu etwas nütze: ſo wäre es höchſt unrecht, wenn man ſie gering ſchätzen wollte. Nein, ſo oft wir ein Wild vor uns aufſpringen, einen Vogel fliegen, einen Fiſch ſchwimmen, einen Wurm im Staube kriechen ſehen: ſo laßt uns immer denken: auch du biſt meines Vaters Werk! auch du wirſt von ihm geliebt und verſorgt. Laßt uns, ſo oft wir können, ſie in der Nähe betrachten, und ihren Beſchäfftigungen zuſehen: ſo werden wir ungemein viel von ihnen lernen können. Wir werden immer mehrern Nutzen entdecken, den ſie ihren Mitgeſchöpfen verſchaffen, uns freuen, über die Geſchicklichkeit, die ſie bey Erbauung ihrer Wohnungen und Neſter, bey Aufſuchung ihrer Nahrung und Vertheidigung gegen ihre Feinde beweiſen. Wir werden zu Gott mehr Vertrauen bekommen, wenn wir ſehen, wie väterlich er für jedes ſeiner Werke, auch das geringſte derſelben, ſorgt; wie er für jedes eine eigene Nahrung verſchafft, und jedem die Gliedmaßen verliehen hat, mit welchen es dieſelbe bekommen kann. Daher werden wir in der Bibel oft ermuntert, die Thiere zu betrachten. Salomo verweiſet den Faulen zum Ameiſenhaufen, und ermahnet ihn, von demſelben Fleiß zu lernen *); und unſer Erlöſer verweiſet uns auf die Vögel des Himmels, um uns, durch Betrachtung derſelben, im Vertrauen zu Gott zu beſtärken **).

---

*) Tob. 11, 9.

Sind die Thiere Gottes Werk, ſind ſie alle nützlich, haben ſie alle Empfindung: ſo dürfen wir ſchlechterdings gar keins tödten, ohne dazu eine wichtige Urſache zu haben. Kann denn ein Kind den Vater lieb haben, wenn es ohne Ueberlegung zerbricht, zerreißt und zertritt, was ſein Vater gemacht hat? iſts nicht höchſt unüberlegt, wenn man, ohne Abſicht, Geſchöpfe mordet, von denen jedem der Schöpfer eine gewiſſe Arbeit anvertrauet hat, die für das Ganze nützlich iſt?

---

*) Spr. Sal. 6, 6.

**) Matth. 6, 26.

Freylich iſt der Menſch Herr der Erde, und folglich auch der Thiere, und hat ein Recht, ſie zu töden. Er muß ſich aber dieſes Rechts nicht bedienen, wie ein Barbar; ſondern wie ein weiſer gütiger Herr. Vernehmt alſo die Fälle, in welchen es erlaubt iſt ein Thier zu töden.

Erſtlich, wann uns ſein Tod nützlich, zweytens, wann uns ſein Leben ſchädlich iſt. Ihr könnt alſo mit gutem Gewiſſen diejenigen töden, deren Fleiſch ihr genießen, oder von welchen ihr ſonſt etwas zu eurem Nutzen anwenden könnet; ihr habt die Freyheit, die Zahl derer zu verringern, die eure Feld- oder Gartenfrüchte, oder ſonſt etwas von eurem Eigenthume beſchädigen. Iſt denn dieß aber auch erlaubt, wenn ihr ganz ohne Urſache, bloß zum Zeitvertreibe, jedes Thier, das das Unglück hat, in eure Hände zu fallen, erwürgt? jeden Wurm, jedes Inſect, das euch nahe kommt, zertretet? Wenn ihr, ohne Ueberlegung, jedes Vogelneſt, jeden Bau, der von andern Thieren aufgeführet wurde, zerſtöret? Handelt ihr denn da wohl als Kinder des Vaters, der ſich aller ſeiner Werke erbarmet? ſeyd ihr nicht Raubthieren ähnlich, die nur auf Mord und Verwüſtung ausgehen?

Hat jedes Thier Empfindung: ſo folgt hieraus nothwendig, daß wir ihm keinen unnöthigen Schmerz verurſachen dürfen. Tritt der Fall ein, daß wir es töden müſſen, ſo müſſen wir ſeinen Tod beſchleunigen, und die Quaal deſſelben abkürzen. Ein Menſch, der ſein Vergnügen an dem Leiden, Wimmern und den Zuckungen eines Thiers finden kann, muß gewiß ſehr böſe und grauſam ſeyn. Daher ſpricht Salomo: **Das Herz des Gottloſen iſt unbarmherzig.**

Wenn nun dieß alles von uns geſchieht: haben wir wohl unſere Pflichten gegen die Thiere ſchon erfüllt? Keineswegs, wir haben nur die Verſündigungen unterlaſſen, welche viele Menſchen gegen ſie zu begehen geneigt ſind. Wenn wir ähnlich ſeyn wollen unſerm himmliſchen Vater, der aller ſeiner Werke ſich erbarmet, und alles, was er gemacht hat, erfreuet: ſo müſſen wir auch den Verſtand, die Einſichten, die Kräfte, die er uns verlieh, dazu anwenden, daß wir die kurze Zeit, die die Thiere auf der Erde zu leben und zu wirken haben, ihnen recht angenehm zu machen ſuchen. Haben wir alſo ſelbſt Thiere, die wir zu unſerm Nutzen und Vergnügen halten: ſo müſſen wir uns ja erinnern, daß dieſe von Gott mit ihrer Wartung und Verpflegung an uns gewieſen ſind, dürfen ſie alſo nicht Noth leiden laſſen, nicht mit unmäßigen Arbeiten ihr kurzes Leben verbittern; ſondern müſſen als gute Herrſchaften, ihnen den Stand der Dienſtbarkeit, durch gute Verpflegung, recht angenehm zu machen ſuchen, und uns darüber freuen, wenn wir, durch Darreichung ihres Futters, ihnen Freude machen können. **Haſt du Vieh, ſo warte ſein!**

ſein! ſagt Syrach *). Wird es krank: ſo iſt es unſere Schuldigkeit, für die Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit zu ſorgen; denn wäre es frey: ſo würde es ſich ſelbſt zu helfen wiſſen, und durch Aufſuchung der Kräuter, die ihm ſein Schöpfer angewieſen hat, ſeine Geſundheit wieder herſtellen. Nun aber, da wir ihm ſeine Freyheit entzogen, und es in unſern Dienſt genommen haben: von wem ſoll es ſonſt Hülfe erwarten, als von uns? Verunglückt es: ſo iſt es unſere Pflicht, alle Mittel zu ſeiner Rettung anzuwenden. Dieß letztere thaten ſelbſt die Phariſäer, die doch ſonſt eben nicht ſehr gewiſſenhaft waren. Daher fragte ſie einſt Jeſus: **Welcher iſt unter euch, dem ſein Ochſe oder Eſel in den Brunnen fällt, und er ihn nicht alsbald heraus zeucht am Sabbathtage?** Wie geſagt, ſelbſt Phariſäer, ſelbſt Menſchen, die ſonſt eben nicht gut ſind, ſorgen in dieſem Stücke für das Vieh, das ihnen zugehöret, bloß aus Eigennutz.

Aber gehen uns denn dieſe Thiere, die nicht unſer eigen ſind, weiter gar nichts an? Allerdings gehen ſie uns viel an: denn ſie ſind unſers Gottes Werke, und, wenn wir gute Menſchen, wenn wir beſſer als die Phariſäer ſeyn wollen: ſo müſſen wir auch, mit einem liebevollen Herzen jedem leidenden Thiere zu helfen, und ſein Leben, wann es uns nicht geradezu ſchädlich iſt, zu retten ſuchen. Kann es uns unſere Liebe gleich nicht vergelten: ſo wird es uns doch Freude machen, wenn wir die Leiden eines unſchuldigen Geſchöpfs ſch[illegible]s gemindert haben. Daher war den Juden ſchon die Verordnung gegeben: **Wenn du deines Bruders Eſel, oder Ochſen ſieheſt fallen auf dem Wege: ſo ſollt du dich nicht von ihm entziehen; ſondern ſollt ihm helfen** *). Und das Geſetz, welches der Schöpfer in unſere Herzen geſchrieben hat, ſagt uns, daß wir dieß auch mit allen andern leidenden Thieren zu thun verbunden ſind.

---

*) Spr. 7, 24.

Beſchluß.

M. L. die Obrigkeit hat zwar keine Strafen für diejenigen beſtimmt, welche die Pflichten gegen die Thiere vernachläſſigen, keine Belohnungen für diejenigen, die ſie erfüllen. Da aber die Thiere Gottes Werke ſind, da es ſein Wille iſt, daß wir nicht als Tyrannen, ſondern als gütige Herren ſie behandeln, und für ihr Beſtes ſorgen ſollen: ſo könnt ihr gewiß glauben, daß unſer Verhalten gegen die Thiere nicht unbeſtraſt und nicht unbelohnt bleibe.

Dieß lehrt ja auch die tägliche Erfahrung. Wer vor den Thieren vorbey geht, ohne auf ſie und ihre Arbeiten Achtung zu geben, der bleibt unwiſſend und unbekannt mit der weiſen Haushaltung Gottes; je aufmerkſamer wir aber auf ſie ſind, deſto beſſer werden wir mit der Güte und Weisheit des Schöpfers bekannt, deſto mehrere Einſichten bekommen wir in das Innere ſeiner Haushaltung und werden im Vertrauen zu ihm geſtärkt. Wenn man ohne Ueberlegung die Thiere mordet: ſo wird ihre Zahl zu ſehr vermindert werden, und die Menſchen werden die Vortheile entbehren müſſen, die ſie ihnen verſchaffen ſollten. Dieß ſieht man leider in ſolchen Gegenden, wo das Leben der Thiere nicht geſchont wird. Da herrſcht in der Luft eine traurige Stille: weil die Vögel erwürgt ſind, welche die Menſchen, bey ihren Arbeiten, durch ihren Geſang aufheitern ſollten; da vermehren ſich Raupen und Käfer und verderben die Gewächſe: weil die Vögel faſt ganz vertilget ſind, denen Gott das Amt gab, dieſe Inſecten zu vermindern; da verliert ſich nach und nach das Wild und der Strom liefert wenig Fiſche mehr: weil man beyder Leben zu wenig geſchonet hat.

---

*) 5 Buch Moſe 22, 4.

Wer ein Thier martern kann, deſſen Herz wird hart und grauſam gegen ſeine Nebenmenmenſchen werden, und ſie werden ihn verachten und verabſcheuen.

Wer ſein Vieh nicht gehörig verpfleget, wer es Noth leiden läßt, es hart und grauſam behandelt, der wird von ihm auch wenig Nutzen ziehen, es wird nach und nach verderben und endlich gar kraftlos dahin fallen.

Wie geſegnet iſt hingegen derjenige, der die Thiere lieb hat, ihnen ihr Leben zu verſüßen, Schmerzen zu erſparen, und ihre Leiden zu mindern ſucht. Sein Vieh freuet ſich, ſo oft es ihn ſieht, und giebt ihm ſeine Freude auf mancherley Art zu erkennen, und er freuet ſich auch, ſo oft er ſeine Hand aufthun, und ihm ſein Futter reichen kann. Der Segen Gottes ruht auf ſeiner Viehzucht, es geräth und gedeyhet alles wohl, und bezahlt ihm die Mühe reichlich, die er auf ſeine Verpflegung verwendete. Nie rettet er einem Vogel, nie einem Wurme das Leben, ohne darüber ſich innig zu freuen, daß er eines der Werke Gottes gegen Zerſtörung geſchützet hat. Verſucht es doch nur ſelbſt, und rettet einem leidenden Thiere das Leben, damit ihr es ſelbſt fühlen möget, was für Vergnügen dieß mache.

So laßt uns alſo künftig, m. Lieben! mit Güte und Schonung unter den Werken unſers Vaters wandeln und mit Dank den verehren, der ſie gemacht hat, und für ſie alle ſorget: ſo werden unſere Geſinnungen immer liebevoller, unſere Herzen immer ruhiger und zufriedner werden, und wir werden mit Zuverſicht auf ſeinen Segen rechnen und in dem Falle, daß wir ſelbſt gedruckt werden, auf ſeine Hülfe hoffen können, wenn wir ſeine Geſchöpfe nicht ſeufzend gemacht haben. Amen!

Neun und funfzigſte Predigt.

Am achtzehnten Sonntage nach Trinitatis.

O heilige du ſelbſt, Herr! meiner Seelen-Triebe,
Durch reine Lieb zu dir, zu wahrer Menſchenliebe!
Wer nicht den Nächſten liebt, geht nicht im Himmel ein.
Laß dieſe Wahrheit, Gott! mir ſtets vor Augen ſeyn.
Amen!

Die vorzüglichſte Pflicht, die uns der Stifter unſrer Religion einſchärfte, iſt, nach der Liebe zu Gott, die Menſchenliebe. Du ſollſt, ſagte er, deinen Nächſten lieben als dich ſelbſt, und wenn wir ſelbſt nachdenken wollen: ſo werden wir überzeugt werden, daß wir uns alle bey Befolgung derſelben ſehr wohl befinden. Die Menſchenliebe macht ja die Erde zum Himmel; wo ſie ausgeübt wird, wo jeder es ſich zum Geſchäffte macht, dem andern gefällig zu ſeyn, Kränkungen ihm zu erſparen, ſeine Laſten zu mindern, ſein Vergnügen zu befördern! da werden alle Beſchwerden leicht, die Zahl der Kümmerniſſe mindert ſich, die Freuden vervielfältigen ſich; hingegen weicht die Freude und Zufriedenheit von jedem Platze, den die Menſchenliebe verlaſſen hat. Da quält einer den andern, arbeitet ihm entgegen, zerſtört, was er zu Stande gebracht hat. Die ſchrecklichen Auftritte, die ſich itzo in einigen entfernten Gegenden zutragen, wo Menſchenblut wie Waſſer vergoſſen wird, die Felder verwüſtet, die Dörfer angezündet werden, wodurch ſind ſie veranlaßt worden? alle aus Mangel an Menſchenliebe. Wie wichtig, wie heilig, muß uns alſo die Pflicht ſeyn, einander zu lieben, ſo wie Jeſus uns geliebet hat.

Wie können wir aber lieben, was in unſern Augen keinen Werth hat? was wir deßwegen gering ſchätzen?

Viele Menſchen haben, dieß iſt nicht zu leugnen, mancherley böſe Eigenſchaften an ſich, und thun auch viel Böſes. Was für böſe Menſchen waren z. E. die Phariſäer — und wie heilig wußten ſie ſich doch anzuſtellen! wie taub waren ſie gegen unſers Erlöſers Lehren, und wie undankbar gegen ſeine Liebe! Wenn wir nun immer nur an die Untugenden und Unarten der Menſchen denken, wie können wir ſie denn lieb gewinnen?

Es iſt daher ſehr nöthig, daß wir auch oft an das Gute denken, das ſie thun und an ſich haben, damit die Liebe zu ihnen bey uns genähret werde.

Wie wir dieß anzufangen haben, will ich itzo zeigen. Der Geiſt der Liebe leite bey dieſer Betrachtung meine Gedanken, damit dadurch in eurer aller Herzen die Menſchenliebe befördert werden möge. Amen!

Text.

Pſalm 115, 16.

Der Himmel allenthalben iſt des Herrn; aber die Erde hat er den Menſchenkindern gegeben.

Evangelium.

Matth. 22, 34 — 46.

Hauptſatz.

Worauf wir bey den Menſchen eigentlich merken müſſen, wenn wir Liebe zu ihnen nähren wollen.

1. Auf ihre vortrefflichen Eigenſchaften.
2. Auf das, was ſie zu Stande gebracht haben.

3. Auf das, was jeder von uns ihnen zu verdanken hat.

Erſter Theil.

Man handelt gewiß unrecht, wenn man die menſchliche Natur zu ſehr herabſetzt, ſie als ganz zerrüttet, zu allem Guten unvermögend vorſtellet. Dieß iſt nur bey ſehr wenigen wahr, die eine ſehr ſchlechte Erziehung genoſſen, und in ſehr böſer Geſellſchaft aufwuchſen. An ſich betrachtet iſt die menſchliche Natur noch immer vortrefflich, zeigt von der Güte und Weisheit ihres Urhebers und erfüllt uns mit Achtung und Liebe. Nach den Vorſtellungen des Chriſtenthums iſt an ihr das Bild Gottes ſichtbar, und der aufmerkſame, unpartheyiſche Beobachter entdeckt an ihr bald die Züge des allweiſen, allgütigen Weltſchöpfers. Ihre Seelenkräfte, ihre Geſinnung, ihre Kraft um ſich zu wirken, zeigen davon. Wo lebt auf Erden ein ſichtbares Geſchöpf, das eine ſolche Menge Kenntniſſe ſich erwerben könne als der Menſch! Wie ungeheuer groß iſt das Magazin von Kenntniſſen bey einem Menſchen, der von Jugend auf ſeine Zeit gut anwendete, beobachtete, nachdachte, auf den Vortrag der Lehrer aufmerkſam war, mit Achtſamkeit in Büchern las. Von den Begebenheiten der vorigen Zeiten, von der Verfaſſung der entfernteſten Länder, von der Natur der Dinge, die um ihn ſind, von Luft, Wärme und Kälte, vom Laufe der Himmelskörper hat er richtige Vorſtellungen. Wie weit erhebt ihn ſein Verſtand über die Thiere des Feldes!

des! Da dieſe nur den einzelnen Stein, die einzelne Pflanze, das einzelne Thier ſich vorſtellen können, ſo iſt dieſer vermögend, ſich dasjenige zu denken, was Stein, Pflanze, Thier, mit einander gemein haben, daß ſie z. E. alle Körper, alle entſtanden ſind, und einmal alle wieder vergehen werden; kann den Zuſammenhang der Dinge ſich denken, die Verbindung zwiſchen Urſache und Wirkung begreifen. Der einfältigſte Landmann, wann er Weizen ausſäet, denkt ſich dabey ſchon die künftige Ernte.

Kann es gleich nicht geleugnet werden, daß hier und da Menſchen gefunden werden, die durch eine böſe, ſchlechte Geſinnung ſich auszeichnen: ſo iſts doch eben ſo wahr, daß die menſchliche Natur, an ſich betrachtet, durch ihre Geſinnung weit über die thieriſche Natur erhaben werde.

Für wen ſorgt denn das Thier? bloß für ſich und ſeine hülfsbedürftigen Jungen, höchſtens für die Geſellſchaft, mit der es verbunden iſt: wie z. E. die Biene und die Ameiſe. Sonſt iſt es um alle übrige Thiere von ſeiner Gattung ganz unbekümmert, und lebt wohl gar mit ihnen in beſtändigem Streite. Wie weit edeler denkt der Menſch! Dieſer iſt fähig, an den Schickſalen der ganzen menſchlichen Geſellſchaft Theil zu nehmen. Wie freuet ſich ſein Herz, wenn er höret, daß da eine neue Entdeckung, dort eine nützliche Erfindung gemacht worden ſey! Und wie trauert er, wenn er Nachrichten erhält von Kränkungen, die da und dort ſolchen Menſchen zugefügt wurden,

den, mit welchen er in gar keiner nahen Verbindung ſteht! An dem Schickſale der Negerſclaven nimmt faſt ganz Europa Theil.

Wie thätig iſt er oft, das Schickſal ſeiner Brüder zu erleichtern, die ihm unbekannt ſind, und ihre Glückſeligkeit zu befördern! Jede Schule, die er eröffnet, jedes Arbeits-, jedes Krankenhaus, das er anleget, zeigt von der Güte ſeiner Geſinnung. Selten iſt ein Menſch ſo roh, ſo fühllos, daß ihn nicht der Anblick eines Leidenden rühren, und zum Mitleid bewegen ſollte.

Wo iſt das Thier, das ſo eine unermeßliche Kraft hätte, um ſich zu wirken, als der Menſch? Der Elephant, der Löwe, das Roß, alles was durch körperliche Stärke ſich auszeichnet, muß ihm unterthan ſeyn. Sein Verſtand, verbunden mit der Kraft ſeiner Hände und Sprachwerkzeuge, macht faſt alles möglich, was er ſich ernſtlich vornimmt.

Sollte eine ſolche Natur, die ſo viel, herrliche Vorzüge von ihrem Schöpfer erhalten hat, uns nicht achtungs- und liebenswürdig ſeyn?

Zweyter Theil.

Soll der Menſch uns achtungs und liebenswürdig werden: ſo müſſen wir ferner merken, auf das, was er gewirkt hat. Ich rede hier nicht von dem, was einzelne große Männer, durch ihre Thätigkeit wirkten: denn dadurch würde nur Achtung und Liebe gegen einige wenige entſtehen, ſondern von dem, was das Menſchengeſchlecht zu Stande gebracht hat.

Da die Erde entſtund, war ſie wüſte und leer *). Alles war wild und roh. Sie war ein undurchdringlicher Wald und Moraſt, den wilde reißende Thiere bewohnten, deren Raubgier zu entgehen ſich die faſt eben ſo wilden Menſchen in Felſenklüften und elenden Hütten verbargen. Ihre Kleidung beſtand aus Thierfellen **). Ihre Werkzeuge waren ihre Fäuſte, und Holz und Steine, ihre Nahrung Wurzeln, wilde Früchte und das Fleiſch der wilden Thiere, und ihre Geſchäffte — Morden und Rauben. Das iſt das Bild von unſerer Erde, ſo wie ſie in den älteſten Zeiten war.

Wäre es möglich, daß einer der erſten Bewohner wiederkommen ſollte, es würde ihm unmöglich ſeyn, ſie wieder zu finden, ſo ſehr hat ſich alles verändert und verſchönert. Die ungeheuern grauſenvollen Wälder ſind in anmuthige Spatziergänge verwandelt worden, auf denen man Stärkung für Seele und Leib erhalten kann. Die reißenden Thiere ſind da, wo die Menſchen ſich ausgebildet haben, nicht mehr. Moräſte ſind in lachende Gefilde umgeſchaffen, wo gezähmte Heerden ſich weiden. Alles iſt veredelt; die Metalle ſind aus den Eingeweiden der Erde hervorgeſucht, und in nützliche Werkzeuge verwandelt worden; die Erde trägt eine Menge nahrhafter nutzbarer Gewächſe, die Bäume liefern ſchmackhaftes Obſt. Wohin man ſieht, erblickt man die bequemſten Woh-

---

*) 1 Buch Moſe 1, 2. **) 1 Buch Moſe 1, 21.

Wohnungen, wo man gegen rauhe Witterung eine ruhige Freyſtadt findet; wohin man geht, bemerkt man eine Menge Werkzeuge und Maſchinen, durch welche die menſchliche Wirkſamkeit vergrößert wird.

Nichts hat ſich aber ſo ſehr veredelt, als der Menſch ſelbſt. Wie vollkommen ſind wir, in Vergleichung mit den erſten Bewohnern der Erde! wie vieles wiſſen wir, was ſie nicht wußten! Wie groß iſt unſere Wirkſamkeit! wie ſanft unſere Sitten! Wie leicht iſt es uns, immer mehr zu lernen und zu wirken, da unſere Vorfahren ſo viel uns vorgearbeitet und für uns geſammlet haben. Wenn wir in eine Bücherſammlung von mäßiger Größe treten: welch Magazin von Kenntniſſen finden wir da! faſt von allem, was der Menſch erkennen und wiſſen kann, finden wir Nachricht. Und von wem rührt dieß alles her? nächſt Gott, der den Menſchen ſchuf, und ihm die mannigfaltigſten Kräfte ertheilte, alles von dem Menſchen. Durch ihn wurde die Erde verſchönert, die Metalle und Pflanzen veredelt, die reißenden Thiere ausgerottet, um andern Platz zu machen, von denen der Menſch Vortheil ziehen konnte. Durch ihn wurde das Menſchengeſchlecht unterrichtet, aufgeklärt, veredelt. Menſchen, die wir nicht kennen, deren Namen wir nie nennen höreten, trugen dazu das Ihrige bey; und eine Bibliothek iſt die Frucht von dem Denken, Beobachten und Forſchen von Menſchen, aus den entfernteſten Zeitaltern und Ländern.

Daß dieß alles wahr ſey, lehret die Erfahrung. Alles Schöne und Vortrefliche, was die Erde nach ihrer erſten Bildung, erhalten hat, wirkte der Menſch. Und wie wenige bedenken es! diejenigen aber, die darüber nachdenken, müſſen nothwendig Achtung und Liebe empfinden, gegen diejenigen, durch welche alles dieſes gewirkt wurde, und Dank gegen den Menſchenvater, der durch Menſchen uns ſo viel Gutes zufließen ließ.

Dritter Theil.

Aber nichts kann wohl ſo ſehr unſere Achtung und Liebe gegen die Menſchen nähren, als das fleißige Andenken an das, was jeder von uns ihnen zu verdanken hat.

Es betrachte doch jeder ſich und ſeinen Zuſtand, ſeine innerlichen und äußerlichen Güter, und alles, deſſen er ſich freuet, und ſage, ob darunter wohl etwas ſey, das Gott ihm nicht durch Menſchen zufließen ließ! Haben wir einen geübten Verſtand, ſo ſcheint es freylich, als wenn wir dieſen uns ſelbſt zu verdanken hätten, und wahr iſt es, daß wir, ohne Nachdenken und Anſtrengung, denſelben nicht erlangen können. Wer ſetzte ihn aber zuerſt in Thätigkeit? wer reizte ihn zum Nachdenken, und gab ihm dazu Anleitung? waren es nicht Menſchen? Wir beſitzen vielleicht einen großen Umfang von Kenntniſſen, wir ſelbſt erwarben ſie uns, und ſammleten ſie ein. Wäre dieſes aber möglich geweſen, wenn uns nicht Menſchen den Schlüſſel zum großen Vorrathshauſe der menſchlichen Kenntniſſe geſchenkt hätten,

ten, indem ſie uns das Leſen, und das Verſtehen der menſchlichen Sprache lehreten? indem ſie uns Unterricht ertheileten? wenn ſie nicht ſo viel in Büchern zuſammen getragen hätten?

Das höchſte Gut, das wir beſitzen können, iſt die Tugend, die Gewohnheit, in jedem Falle, nach ſeinen beſten Einſichten zu handeln. Sie ſcheint unſer eigenes Werk zu ſeyn, und iſt es auch gewiſſermaßen. Denn nie wird man zum Beſitze dieſes vortrefflichen Guts gelangen, wenn man nicht ernſtlich darnach ringet. Würden wir aber wohl zum Beſitze deſſelben gekommen ſeyn, ohne menſchliche Beyhülfe? Waren es nicht Menſchen, die uns in der Jugend gewöhnten, unſere Begierden zu beherrſchen? die uns den Werth der Tugend in Erzählungen ſchilderten? die uns in der Folge immer erinnerten, warnten, ermunterten, belohnten, wenn wir gut waren, und uns beſtrafeten, wenn wir etwas Böſes thaten? bald mündlich, bald in Schriften unſere Wegweiſer waren?

Sind wir geſund, können wir uns unſers Daſeyns freuen, und durch unſern Körper ungehindert wirken: ſo iſt dieß uns eine beſtändige Erinnerung an das Gute, das die Menſchen an uns gethan haben. Hätte uns nicht menſchlicher Unterricht gezeigt, was gut und ſchädlich iſt, hätte er uns nicht gewarnt vor den Wegen, auf denen ſo viele ihre Geſundheit einbüßen, nicht die einfachen Mittel bekannt gemacht, durch deren Gebrauch wir uns gegen Schmerz und Krankheit ſchützen können — längſt würden wir das edle Gut der Geſundheit verſcherzt und eingebüßet haben.

So haben wir alſo kein Gut in und an uns, das wir nicht Menſchen verdanken müßten; keines, das wir uns ſelbſt verſchafft hätten, wenn uns nicht Menſchen dazu wären behülflich geweſen. Wie vielmehr müſſen wir nicht ihnen unſere äußerlichen Güter zuſchreiben! wann genoſſen wir ein Nahrungsmittel? wann legten wir ein Kleidungsſtück an? wann bewohnten wir ein Zimmer? wann bedienten wir uns eines Werkzeugs? wann laſen wir ein Buch, wozu nicht viele Menſchen beygetragen hätten? laßt uns das einfachſte nehmen, was wir haben, trockenes Brod: wie viele Menſchen mußten in Thätigkeit geſetzet werden, ehe wir es genießen konnten! der Ackermann, der die Erde bearbeitete, und alle, die ſeine Ackerwerkzeuge verfertigten; der Arbeiter, der das Getraide einerntete, und aus ſeinen Hülſen abſonderte; wieder andere, die es zermalmeten, wieder zuſammen ſetzten, und zu einem geſunden Nahrungsmittel bereiteten.

Wer kann dieß alles bedenken, ohne Achtung und Liebe gegen die Menſchheit zu empfinden, der wir dieß alles zu verdanken haben!

Beſchluß.

Freylich wird bey euch, lieben Freunde! oft der Fall eintreten, daß ihr von böſen Thaten der Menſchen höret, daß ihr ſelbſt durch ihre Falſchheit, Unfolgſamkeit, Trägheit und andere Unarten

ten ſehr beleidiget und darüber unwillig werdet. Dieſer Unwille kann euch nicht verdacht werden. Wenn wir uns an einen Stein ſtoßen: ſo verurſacht es Schmerz, und wir können es nicht verhindern; eben ſo wenig können wir es verhindern, daß die Unarten und Untugenden unſerer Nebenmenſchen uns nicht kränken, nicht wehe thun ſollten. Aber unſern Unwillen müſſen wir doch zu mäßigen ſuchen. Schwer iſt dieß freylich, das wißt ihr alle; möglich muß es aber doch ſeyn: weil unſer Erlöſer, der doch die Menſchen ſehr genau kannte, von uns verlangt hat, daß wir ſogar die Feinde lieben ſollen *). Laßt eurem Zorne nur nicht ſogleich freyen Lauf, überlegt alles wohl! Bedenkt, daß die Menſchen, die euch auf der einen Seite vielen Verdruß machen, doch auf der andern viel Gutes an ſich haben. Das muthwillige Kind hat gemeiniglich einen guten Verſtand, das trotzige iſt oft fleißig. Sucht das Gute auf, das jeder Menſch an ſich hat: ſo werdet ihr weniger unwillig über ſeine Unarten werden. Vor allen Dingen denkt aber fleißig daran, daß alles, auch die Tücken des boshafteſten Menſchen, unter der Regierung eines guten Gottes ſtehe, daß alſo unter ſeiner Regierung, auch der böſeſte Menſch, ohne daß er es weiß, ohne daß er es will, Euer Beſtes befördern muß: dann, werdet ihr im Stande ſeyn, euern Haß, auch gegen die böſeſten Menſchen, zu unterdrükken, mit Joſeph zu ſagen: ihr gedachtet es

---

*) Matth. 5, 44.

böſe mit mir zu machen; aber Gott gedachte es gut zu machen*); und mit unſerm Erlöſer: Vater, vergieb ihnen! denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun**).

Der Gott der Liebe, der gütig iſt über Undankbare und Boshafte, ſchenke euch allen dieſe liebevolle Geſinnung! Amen.

Sechzigſte Predigt.

Am neunzehnten Sonntage nach Trinitatis.

Herr! Laß mich allen böſen Lüſten
Mit Muth und Nachdruck widerſtehn;
Und ſtets dawider mich zu rüſten,
Auf dich, Allgegenwärt'ger! ſehn.
Denn, wer dich, Gott! vor Augen hat,
Flieht auch verborgne Miſſethat. Amen!

Meine Lieben! Gott hat faſt allen Menſchen eine ſtarke Neigung zu dem andern Geſchlechte, dem männlichen zu dem weiblichen, und dem weiblichen zu dem männlichen Geſchlechte eingepflanzt. Dabey hat er gewiß ſeine weiſen und wohlthätigen Abſichten gehabt. Die beyden Geſchlechter ſollten dadurch auf das innigſte verbunden werden. Jeder Mann ſollte ſich ein Weib ſuchen, mit welchem er ſich auf ſeine Lebenszeit ver-

---

*) 1 B. Moſe 50, 20. **) Luc. 23, 34.

verbände; er ſollte der Schutz und der Verſorger deſſelben werden, das Weib ſollte ſeine Haushaltung führen, ſie ſollten gemeinſchaftlich Kinder erzeugen und erziehen, gleichſam Eins werden, Arbeit und Vergnügen, Freude und Leid mit einander theilen.

O wie unausſprechlich glücklich leben die Menſchen, die ſo die Abſichten ihres Schöpfers erfüllen! Welche Freuden wohnen in den Hütten chriſtlicher Eheleute, die mit Treue bey einander arbeiten, mit einander ſich freuen, einander in der Noth beyſtehen, ihre Kinder gemeinſchaftlich erziehen. Jeder erworbene Groſchen, jede wohl gelungene Arbeit, jedes neugebohrne Kind, die erſten Schritte, die ein Kind thut, die erſten Worte, die es ſtammelt, jede Probe, die es in der Folge von ſeinem Fleiße, ſeiner Geſchicklichkeit und Rechtſchaffenheit giebt, verurſacht ein Vergnügen, dergleichen kein Reichthum geben kann.

Aber dieſer wohlthätige Trieb wird leider von vielen, beynahe kann ich ſagen von den mehreſten, Menſchen gar nicht in der gehörigen Ordnung befriedigt. Statt ſich durch denſelben zur Ehe leiten zu laſſen, erlauben ſie demſelben allerley unordentliche Ausſchweifungen, die man mit einem Worte **Unzucht** oder **Unkeuſchheit** zu nennen pflegt.

Daraus entſpringt ganz unbeſchreiblich vieler Jammer und Elend. Da giebts ſo viele Kinder, die wie Roſen blühen ſollten, und blaß und gelb einher ſchleichen, ſo viele Jünglinge und Jungfrauen, die in den Jahren der Fröhlichkeit ſtehen, auf deren Geſichtern der Gram abgebildet iſt, ſo viele Männer und Weiber, die alles haben, was ein vernünftiger Menſch begehren kann, und die doch äußerſt mißvergnügt leben. Woher nun alles dieſes Elend? Woher alle dieß Mißvergnügen unter der Regierung des allgütigen Gottes? Es entſpringt aus ſehr vielerley Quellen, davon ich euch bey andern Gelegenheiten ſchon verſchiedene genannt habe. Wenn ich aber als euer Freund mit euch handeln will: ſo kann ich nicht anders, ich muß euch auf die Hauptquelle des menſchlichen Elends aufmerkſam machen — das ſind die Sünden der Unkeuſchheit. Wenn hundert Menſchen mißvergnügt und elend ſind: ſo ſind es gewiß die Hälfte durch die Unkeuſchheit geworden.

Erwartet von mir nicht, daß ich euch die verſchiedenen Arten der Unkeuſchheit beſchreibe. Weder die Klugheit, noch die Schamhaftigkeit erlauben es. Genug, jede Befriedigung des Triebes zum andern Geſchlechte, der nicht mäßig in rechtmäßiger Verbindung mit einer Perſon des andern Geſchlechts geſchieht, iſt Unzucht, iſt Unkeuſchheit.

Durch dieſe Sünden wird die wohlthätige Abſicht Gottes, die freundſchaftliche Verbindung der beyden Geſchlechter, die Erzeugung und Erziehung der Kinder vereitelt — wundert euch alſo nicht, wenn der allgütige Freund der Menſchen auf dieſe Sünden ſchreckliche Strafen geſetzt hat.

Ich will euch als euer Freund darauf aufmerkſam machen, indem ich euch heute zeige die ſchrecklichen Folgen der Unkeuſchheit.

Unſer Vater! leite du ſelbſt meine Gedanken bey dieſer Betrachtung! ſchenke mir Zuhörer, die aufmerken, die das, was ich ſagen werde, zu Herzen nehmen, und durch Befolgung deſſelben glücklich werden. Amen!

Text.

1 Cor. 3, 16.

Wiſſet ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel ſeyd und daß der Geiſt Gottes in euch wohnet? So jemand den Tempel Gottes verderbet, den wird Gott verderben: denn der Tempel Gottes iſt heilig, der ſeyd ihr.

Evangelium.

Matth. 9, 1 — 8.

Hauptſatz.

Die ſchrecklichen Folgen der Unkeuſchheit.

1. Für den Geiſt.
2. Für den Leib.
3. Für den Zuſtand des Unkeuſchen.
4. Für ſeine Nebenmenſchen.

Erſter Theil.

Die Worte: Wiſſet ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel ſeyd, und der Geiſt Gottes in euch wohnet, ſind ſehr wichtig, und ich wünſche, daß ihr recht darüber nachdenken möget. Gottes Geiſt wohnt in uns, ſoll in uns, wie in einem Tempel verehret werden und durch uns wirken, wir ſollen zu immer mehrerer Vereinigung mit ihm gebracht werden. Dieß iſt die große Glückſeligkeit, die Gott uns zugedacht hat. Die Unkeuſchheit raubt ſie dem Menſchen. Eine unkeuſche Seele kann nicht mit Freudigkeit an Gott denken; weil das Andenken an den Allgegenwärtigen und Gerechten ſie in ihren unreinen Gedanken ſtöhren würde. Sie ſucht ſich alſo des Andenkens an ihn zu entſchlagen.

Bedenkt nun ſelbſt meine Lieben, was dieß für eine ſchreckliche Folge ſey. Es giebt ja für den Menſchen keine größere Freude, als das herzliche Andenken an ſeinen himmliſchen Vater. Nie iſt man vernünftiger, nie aufgelegter Gutes zu thun, als wenn man zu ihm gebetet hat. Ich hoffe, daß dieß viele von euch aus Erfahrung wiſſen. Dieſer Freude beraubt ſich nun der Unkeuſche. Statt an Gott zu denken, beſchäfftigt ſich ſeine Seele mit lauter unzüchtigen Vorſtellungen. Alles, was um ihn iſt, ladet zur Freude ihn ein — die Unkeuſchheit macht ihn aber dagegen unempfindlich; jeder Sonnenaufgang zeigt ihm die mannichfaltigen Schönheiten der Erde, faſt jeder Sonnenuntergang die Schönheiten des Himmels; er hat um ſich ſo manchen Freund, ſo manche Anverwandten, die ſeinen Umgang ſuchen, in dem er das Vergnügen der Freundſchafft genießen könnte. So lange aber ſeine Seele von der Unzucht beherrſchet wird, iſt er gegen dieß alles fühllos.

Für jeden ſeiner Lebenstage hat ihm ſein Schöpfer Geſchäffte angewieſen, durch deren Verrichtung er ſein eigenes und das Glück ſeiner Nebenmenſchen befördern ſollte. Statt nun ſeine Aufmerkſamkeit darauf zu richten, geht ſein ganzes Beſtreben nur dahin, ſeine unzüchtige Begierde zu befriedigen, und er vernachläßigt darüber ſeine Geſchäffte entweder ganz, oder verrichtet ſie ſehr ſchlecht. Das Weib des Potiphars, ſtatt ſich ihrer Haushaltung anzunehmen, ſann nur immer auf Mittel den Joſeph in ihr Netz zu locken. Ja wenn der Menſch ſo weit geht, daß er in der Unzucht unmäßig wird, und wie leicht kann er dahin gerathen! ſo werden ſeine Seelenkräfte, mit welchen er ungemein viel Gutes hätte wirken können, ſo geſchwächt, ſo abgeſtumpft, daß daraus oft völlige Dummheit entſteht.

Nun kommt aber noch die ſchrecklichſte Folge — beherzigt ſie wohl! Sobald ein Menſch den Weg der Unkeuſchheit betritt; ſo iſt er in Gefahr die größten Verbrechen zu begehen. Vielleicht habt ihr ſelbſt von Perſonen gehöret, die ehedem ſehr gut und rechtſchaffen waren, und die in der Folge von einer Sünde in die andere verfielen? wollt ihr euch genauer erkundigen, wie das zugegangen ſey? ſo werdet ihr faſt immer finden, daß die Unkeuſchheit ſie dazu verleitet habe.

Wie dieß zugehe! das will ich euch erklären. Die Unzucht iſt doch eine Sache, die keine Ehre bringt, deren ſich alſo jeder ſchämt, der nicht ganz ruchlos iſt. Sobald alſo der Menſch auf unzüchtigen Wegen geht, fängt er an, dieſelben vor den Augen der Welt zu verbergen, und auf allerley Vorwand zu denken, mit welchem er ſeine geheimen Gänge entſchuldigt, er fängt an zu lügen. Und die Lügen, merke wohl auf! die Lügen verunſtalten den menſchlichen Geiſt ganz. Wer aus Lügen ſich kein Gewiſſen macht, der iſt auch zu andern Sünden aufgelegt.

Wer der Unkeuſchheit ſich ergiebt, geräth oft in die Nothwendigkeit allerley neuen heimlichen Aufwand zu machen; da er ihn durch ſeinen Fleiß nicht verſchaffen kann: ſo wird er geneigt, allerley Betrügereyen und Diebſtähle zu begehen.

Nun kommt vielleicht der Fall, da ſeine Ausſchweifungen nicht länger verborgen bleiben können — er ſieht die Entdeckung derſelben vor Augen — ſeine Ehre, ſein ganzes irrdiſches Glück iſt dahin, wenn ans Licht kommt, was er in der Finſterniß that — nun iſt er im Stande der Verzweifelung, und aufgelegt die größten Verbrechen, Meineid — Mord zu begehen, damit ſeine Schande verborgen bleibe.

Sind euch nicht allen Exempel von ſolchen unglücklichen Perſonen bekannt, die ſonſt als gute, ehrliche, Leute bekannt waren, und die die Unzucht zum Betruge, zum Diebſtahle, zum Meineide, zum Morde verleitete?

Ihr könnt dieß alles an Davids Exempel ſehen. Dieſer Mann, der ſoviel Gutes an ſich hatte, daß er deßwegen ein Mann nach dem Herzen Gottes genannt wird, wie wurde er durch die

Unzucht verderbt! da er über ſeine Begierden nicht hinlänglich wachte: ſo ſank er ſo tief, daß er das Weib eines Mannes zur Treuloſigkeit verleitete, der in ſeinem Dienſte zu Felde lag, und für Davids Sicherheit und Ehre ſein Blut und Leben wagte; welcher abſcheulicher Undank! Die That war nun geſchehen. Er ſahe voraus, daß dieß in der Folge ſich von ſelbſt entdecken, das verführte Weib unglücklich werden, und er bey dem Volke ſein Anſehen verliehren würde. Um dieß zu verhüten, ließ er den Mann zurück berufen, und ſuchte ihn zu bereden, ſich ſeinem Weibe zu nähern, und ihn ſo zu täuſchen, damit er die Frucht der Unkeuſchheit für ſein eignes Kind halten möchte. Welche Betrügerey! Seine Abſicht ſchlug fehl, der Mann ließ ſich nicht bereden. Nun war er aufs Aeußerſte gebracht, und gab dem ehrlichen Manne einen Brief mit an Joab, in welchem er dieſem auftrug den unſchuldigen Mann auf einen Platz zu ſtellen, wo er durch der Feinde Schwerdt fallen mußte.

Wer entſetzt ſich nicht, wenn er dieſes lieſt? Wird wohl David ſonſt geglaubt haben, daß er ein ſolcher Böſewicht werden könne? die Unzucht hatte ihn dazu gemacht.

Und wie es mit der Zufriedenheit eines Unzüchtigen ſtehen mag, gebe ich euch ſelbſt zu überlegen. Wie iſts denn möglich, daß ein Menſch ſeines Lebens froh werden kann, der nicht an Gott denken mag, der in beſtändiger Furcht ſtehen muß, ſeine Ausſchweifungen möchten an den Tag kommen,

men, der ſich ſo vieler Bubenſtücke bewußt iſt. Leſt nur Davids Bußpſalmen: ſo werdet ihr ſehen, von was für Furcht und Angſt ein Unzüchtiger gepeinigt werde.

Zweyter Theil.

Gott hat uns mit einem Leibe bekleidet, davon jedes Glied ein Beweiß ſeiner Güte und Weisheit iſt. Hat derſelbe beſtändig die gehörige Geſundheit und Kraft: ſo können wir unſäglich vieles Vergnügen in demſelben genießen, und unſäglich viel durch ihn wirken und zu Stande bringen.

Iſt er aber auch krank und elend: ſo leiden wir auch unſäglich viel durch ihn; faſt alles, was uns Vergnügen machte, verurſacht uns nun Misvergnügen; das Licht macht dem kranken Auge Schmerzen, und die beſte Speiſe iſt bitter und eckelhaft, dem, deſſen Eingeweide verderbet ſind. Man kann in dieſem traurigen Zuſtande entweder gar nicht arbeiten, oder man arbeitet mit Verdruß und macht alles ſchlecht. Die gefährlichſte Feindin der menſchlichen Geſundheit iſt nun gewiß die Unzucht. Wer ſich derſelben ergiebt, ſtürzt ſich in die größte Gefahr, in die elendeſten Umſtände zu gerathen. Wie dieß zu gehe, will ich euch erklären.

Erſtlich kann der Menſch durch die Unzucht leicht ſo verderbet werden, daß er bis unter das Vieh herabſinkt; denn dieß mäßigt ſich doch in Befriedigung ſeiner natürlichen Triebe, aber der Unzüchtige weiß ſich oft darinne nicht zu mäßigen, ſchwächt ſo ſeine Kraft und zerſtöhrt den ſchönen und weislich eingerichteten Bau ſeines Körpers. Daraus entſpringen oft die ſchmerzhafteſten Krankheiten, Gicht, Lähmung, fallende Sucht, Schwind- und Waſſerſucht ſind, zwar nicht allemal, aber doch vielmals, die Folgen unzüchtiger Ausſchweifungen. Als unſer Erlöſer jenen Gichtbrüchtigen, der zu ihm gebracht wurde, heilete: ſo ſagte er erſt zu ihm: **Dir ſind deine Sünden vergeben.** Höchſt wahrſcheinlich hatte ſich alſo dieſer Elende ſeine Schmerzen durch vorhergehende Ausſchweifungen entweder der Unmäßigkeit oder Unkeuſchheit zugezogen.

Zweytens iſt es bekannt, daß viele Menſchen heimliche anſteckende abſcheuliche Krankheiten an ſich haben; der keuſche, vernünftige Menſch iſt daher in ſeinem Umgange mit andern äuſſerſt behutſam und vorſichtig und erhält ſo ſeinen Körper frey von den Seuchen, die im Finſtern ſchleichen.

Der Unzüchtige wird aber durch ſeine Begierden oft ſo betäubt und verwirret, daß er die nahe Gefahr ſeiner Geſundheit und ſeines Lebens nicht bemerkt; ſondern ſich blindlings in die genaueſte Vereinigung, mit unreinen durch Unzucht vergifteten Menſchen einläßt; und ſo das ſchleichende Gift in ſein eignes Blut bekommt, wie unbeſchreiblich elend iſt nun ein ſolcher Menſch! Wenn andere ruhen, ſo winſelt und wimmert er auf ſeinem Lager wegen der entſetzlichen Schmerzen, von welchen ſeine Glieder gefoltert werden; und hat noch überdieß die Pein, daß ſein Gewiſſen ihm vorwirſt, daß er dieſe Leiden ſich ſelbſt zugezogen habe. Keinem Arzte getrauet er ſich ſein Elend zu klagen; er braucht alſo ſelbſt allerley Mittel ſein Elend zu mindern, und vergrößert es immer mehr; dringt ihn endlich der unausſtehliche Schmerz bey einem Arzte Hülfe zu ſuchen; ſo iſt dieß oft zu ſpät, er muß ſich einer entſetzlich ſchmerzhaften Cur unterwerfen, und kann doch nie die Geſundheit und Kraft wieder erlangen, die er ehedem hatte. O wie viele tauſend tauſend Menſchen ſind durch dieß Laſter ſchon ſo zu Grunde gerichtet worden, daß ſie bey lebendigem Leibe verweſeten, daß ihnen unter unerträglichen Geſtank und Schmerz ein Glied nach dem andern abfaulete.

O Freunde! nehmt es doch ja zu Herzen! ſo ſchrecklich kann die Unzucht den Menſchen zu Grunde richten, der doch nach Gottes Bilde gemacht iſt!

Dritter Theil.

Durch den Zuſtand des Menſchen verſtehe ich die Umſtände, die Lage, worinne der Menſch lebt; dahin gehöret ſeine Einnahme, ſeine Haushaltung, ſeine Freyheit, ſeine Ehre und ſein Anſehen. Alles dieſes verſchafft ſich der Menſch ſelbſt, oder kann es wenigſtens durch ſein Betragen verbeſſern oder verſchlimmern. Wenn nun die Unkeuſchheit den Geiſt und Leib ſo ſehr zerrüttet: ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß auch der äußerliche Zuſtand dabey leiden muß. Wie kann man von einem Menſchen, deſſen Dichten und Trachten vorzüglich auf die Befriedigung ſeiner unkeuſchen Begierden gerichtet iſt, der dadurch wohl gar ſeinen Verſtand geſchwächet, und ſeinen Körper elend gemacht hat, erwarten, daß er viel für die Verbeſſerung ſeines Zuſtandes thun werde?

Ihr müßt nur wohl merken, daß die Unkeuſchheit bey verſchiedenen Menſchen ganz verſchiedene Folgen habe. Traurig ſind ſie aber allemal.

Wenn die Seele des Menſchen ſtets mit unreinen Bildern angefüllt iſt, wenn ſie ihre Gedanken vorzüglich darauf richtet, wie ſie ihre Begierden befriedige, oder begangene Ausſchweifungen vor der Welt verhelen will: ſo wird ſie wenig oder nicht an ihre Geſchäffte, an die Führung und Verbeſſerung ihrer Haushaltung denken; ihre Geſchäffte werden alſo in Unordnung, ihre Haushaltung in Verfall gerathen, und Armuth und Dürftigkeit wird oft die herbe Frucht ihrer Unkeuſchheit ſeyn. Hierzu kommt noch dieſes, daß bey einem unzüchtigen Leben faſt immer neue heimliche Ausgaben erfordert werden, die oft ſo dringend ſind, daß man wohl das Nothwendigſte verkaufen muß, um ſie aufzubringen. Was für Zerrüttungen in der Haushaltung müſſen daraus entſtehen, wenn man nicht nur die Verbeſſerung derſelben unterläßt; ſondern auch ſo manches Nothwendige, ſo manches Kleidungsſtück, ſo manches Hausgeräthe, ſo manches Handwerkszeug derſelben entziehen muß! Daher trifft es noch immer ein, was die Schrift ſagt: im Hauſe des Gottloſen iſt der Fluch des Herrn *).

---

*) Spr. Sal. 3, 33.

Wir wünſchen alle frey zu ſeyn, frey von Feſſeln, frey von läſtiger Bedruckung. Soll der Wunſch erfüllet werden: ſo iſt unſere erſte Pflicht, daß wir keuſch und züchtig leben. Merket nur auf das, was ich itzo ſagen will, und überlegt ſelbſt, ob es nicht wahr ſey! wer ſich mit einer Perſon in eine unzüchtige Verbindung einläßt, der begiebt ſich in ihre Feſſeln; ſein guter Ruf, ſeine Ehre, ſein Anſehn iſt nun in ihren Händen, und beſteht nur ſo lange, als ſie verſchwiegen iſt, geht aber verlohren: ſo bald ſie die Geheimniſſe der Finſterniß entdeckt. Menſchen, die in andern Stücken ſehr verſtändig und klug ſind, laſſen ſich durch die Unzucht oft ſo blenden, daß ſie ihre Ehre und guten Namen einer Perſon anvertrauen, welcher ſie einige Thaler anzuvertrauen, Bedenken getragen haben würden. Sie gerathen dadurch in eine Sclaverey, welche oft ſehr ſchrecklich iſt, da ſie insgeheim getrieben wird, und alſo weder Anverwandte noch Obrigkeit daraus erlöſen können. Um nicht verrathen zu werden, muß man nun einer ſolchen Perſon ganz zu Willen leben, muß ſich nach ihr in ſeinen Handlungen richten, muß ohne Widerrede die Zahlungen an ſie leiſten, die ſie fordert. So unwillig man auch darüber ſeyn, ſo ſehr man ſich weigern mag: ſo muß man doch der ſchrecklichen Drohung, das Geheimniß zu entdecken, nachgeben. O wie viele tauſend junge Leute beyderley Geſchlechts ſeufzen in dieſer Sclaverey, was für Beängſtigungen müſſen ſie ausſtehen!

zumal wenn ſich nun Gelegenheit zeigt in eine eheliche Verbindung zu treten, und ſie beſtändig beſorgen müſſen, daß die Perſon, mit welcher ſie in unzüchtiger Verbindung lebten, ſie verrathen, und ſo alle ihre guten Ausſichten mit einemmale vereiteln werde. Was für Seelenleiden muß ein Ehegatte wohl empfinden, der ſeinen Ehegenoſſen untreu wurde, und nun ſeine ganze eheliche Glückſeligkeit in die Hände einer unzüchtigen Perſon gelegt hat, in deren Gewalt er ſich nun befindet, und auf deren Verſchwiegenheit das ganze Glück ſeines Lebens beruht. Daher ſagt Syrach: **Fleuch die Buhlerin, daß du nicht in ihre Stricke falleſt**[*])! und man kann mit eben dieſem Rechte das weibliche Geſchlecht warnen: **fleuch den Unzüchtigen, daß du nicht in ſeine Stricke falleſt.**

Zu dem Glück unſers äußerlichen Zuſtandes gehöret ferner, daß man einen guten Namen, Würde und Anſehen unter den Menſchen habe, mit denen man verbunden iſt, oder die uns untergeben ſind, damit ſie zu uns Zutrauen haben, und das, was wir ſagen, auch gelten möge. Das alles geht aber gar oft bey unzüchtigen Perſonen verlohren. Das Bewußtſeyn ihrer heimlichen Sünden bringen ſie in jede Geſellſchaft mit, die Beſorgniß, daß man um ihre Geheimniſſe wiſſe, macht ſie ſchüchtern und furchtſam; ſo wie es von den Gottloſen heißt, daß er fliehe, ohne daß ihn jemand ſagt, ſo erſchrickt der Unzüchtige oft, über manchen Scherz, über manche Erzählung: weil er ſie für eine Anſpielung auf ſeine Ausſchweifungen hält. Und kommt ſeine Lebensart endlich an den Tag, welches faſt immer der Fall iſt: ſo iſt ſein Ruf, ſeine Würde, ſein Anſehen vielmals ganz verlohren. Er ſucht ein Amt und wird zurückgewieſen, er wünſcht eine Perſon des andern Geſchlechts, die die Freundin ſeines Lebens hätte werden können, zu ehelichen, und ſein Wunſch wird nicht erfüllet, und er ſieht ſich oft genöthigt, ſich mit einer Perſon zu verbinden, die er in ſeinem Herzen ſelbſt verachtet. Seine Ausſchweifungen gereichen ihm lebenslang zum Vorwurf. Wenn er auch Kinder, Geſinde bekommt und über andere geſetzt wird: ſo fehlt ihm die nöthige Achtung, und wenn er ums Recht reden will: ſo wird er an ſeine vorigen Sünden erinnert, und ſo zum Schweigen gebracht. Kein Geld, keine Macht, vermag das Anſehen wieder zu verſchaffen, das man durch Unzucht verſcherzt hat. So gehts nicht nur dem Tagelöhner, ſo gehts auch Königen und Fürſten.

---

*) Syrach 9, 3.

Was für ein angeſehener Mann war David ſo lange er als ein rechtſchaffener Mann, jede außereheliche Verbindung mit Perſonen des andern Geſchlechts vermied! was für Würde hatte er in ſeinem Hauſe! wie verehrte ihn ſein Volk! in welchem Anſehen ſtund er bey ſeinen Nachbaren! Wo war aber dieſe Würde, dieſes Anſehen, da er ſeines Nächſten Weib verführet hatte? es war wenigſtens auf lange Zeit verlehren. Von ſeinem Freunde Nathan mußte er ſich die bitterſten Vorwürfe machen laſſen, ſeine Kinder überließen ſich auch allen Ausſchweifungen, weil er bey ihnen kein Anſehen mehr hatte, und ſein, ſonſt getreues Volk empörete ſich gegen ihn *).

Dieſe Geſchichte iſt gewiß nicht ohne Urſache, iſt gewiß in der Abſicht aufgezeichnet worden, daß wir daraus lernen ſollen, wie ſehr viel der Menſch von ſeiner Würde und Anſehen verliehre, der durch die Unzucht ſich beherrſchen läßt.

Vierter Theil.

Ich komme noch auf eine ſehr ſchreckliche Folge, welche die Unkeuſchheit faſt immer zu haben pflegt. Seyd ja fein aufmerkſam: denn die Sache iſt ſehr wichtig. Der Unkeuſche ſtiftet auch viel Unglück in der menſchlichen Geſellſchaft.

Ich frage euch jetzo auf euer Gewiſſen, lieben Freunde! wollt ihr wohl den Vorwurf auf eurer Seele haben, daß ihr einen Menſchen unglücklich gemacht, ihm alle ſeine Lebensfreuden verbittert hättet? Eine ſolche Bosheit des Herzens traue ich keinem von euch zu. Wenn ihr aber durch unkeuſche Begierden euch beherrſchen laßt: ſo ſeyd ihr vielleicht, über lang oder kurz in dem Falle, daß einer oder mehrere Menſchen über euch ſeufzen. Die Perſon, die ihr zur Unkeuſchheit verleitet, verliehrt nun ihr gutes Gewiſſen, ihren frohen Sinn, wird ſchüchtern und ängſtlich; ihr habt ihr die Schamhaftigkeit geraubt, ſie wird

---

*) 2 Sam. 12, 17.

nun die Sünde, die ihr ſie lehrtet, mehrmals wiederholen, und — wenn ſie nun am Ende alle den Jammer empfinden müßte, welcher faſt immer aus der Unkeuſchheit zu entſpringen pflegt, wer iſt denn davon die erſte Urſache? diejenige Perſon, die ihre Schamhaftigkeit raubte. Indem ich dieſes rede, ſchleichen viele tauſend, tauſend Menſchen troſtlos umher, ſeufzen mehrere tauſende in den Lazarethen und unter den Händen der Aerzte, die alle durch die Unkeuſchheit unglücklich wurden. Ihr würdet ſie gewiß bedauern, wenn ihr ihren Jammer ſehen ſolltet. Wer hat ſie denn aber in dieß Unglück geſtürzt? diejenigen Perſonen, die ihnen ihre Unſchuld und Schamhaftigkeit raubten.

Die Familienfreuden, die zärtliche Liebe, welche Eheleute gegen einander tragen, die Freude, die ſie an ihren Kindern haben, ſind gewiß für uns die wünſchenswürdigſten Güter. Wer nur ein wenig Gefühl für das Gute hat, der freuet ſich, wenn er in ein Haus tritt, wo dieſe Freuden wohnen, wo zärtliche Liebe, Treue und Redlichkeit die Herzen der Eheleute verbinden, die faſt keinen andern Wunſch haben, als ihre Kinder recht glücklich zu ſehen. Und was für ein großes Verbrechen iſt es die Glückſeligkeit dieſer Menſchen zu zerſtören! Ein wirklich guter Menſch, wenn er bey Vernunft iſt, iſt dazu ſchlechterdings unfähig; unfähig iſt er den Saamen der Uneinigkeit zwiſchen ein Ehepaar zu ſtreuen, oder die ſüßen Erwartungen, die ſie von der Glückſeligkeit ihrer

Kinder hatten, zu vereiteln. Sobald aber unkeuſche Begierden anfangen den Menſchen zu beherrſchen: ſo iſt er dazu aufgelegt. Um ſie zu befriedigen, faßt er vielleicht den teufliſchen Entſchluß, einen dieſer Ehegatten zur Untreue zu verleiten, oder eines ſeiner Kinder auf die Bahn des Laſters zu verführen. Welch entſetzliches Verbrechen! ein Mordbrenner, der die Hütte des Armen anzündet, ſtiftet vielmals nicht ſo großes Unheil, als ein ſolcher Verbrecher. Wann ein Haus im Rauche aufgeht: ſo iſt dieß freylich für den Beſitzer ein ſehr wichtiger Verluſt; er kann aber doch erſetzt werden. Nachdenken, verdoppelter Fleiß und Sparſamkeit können bald das verbrannte Haus wieder hinſtellen. Wirds aber wohl möglich ſeyn das erloſchene Zutrauen zwiſchen Eheleuten wieder herzuſtellen? die Ehre dem entehrten Kinde wieder zu verſchaffen? Bedenkt ſelbſt, was für ein unglücklicher Mann Uria würde geweſen ſeyn, wenn er ſo lange gelebt hätte, daß er ſeines Weibes Untreue hätte erfahren können! wie viel Jakob leiden mußte, als er hörete, daß ſeine Tochter war geſchändet worden!

Das Thier liebt ſeine Nachkommenſchaft — noch vielmehr der Menſch. Nicht leicht wird einer ſo grauſam ſeyn, daß er ſeine eignen Kinder krank und elend machte. Aber die Unkeuſchheit kann den Verſtand ſo verwirren, daß ein ſonſt guter Menſch ſich oft zu ſo unbeſonnenen Schritten verleiten läßt, daß er ſeine Nachkommenſchaft unglücklich macht. Wie viele tauſend unglückliche Kinder, die in Unkeuſchheit erzeuget wurden, ſchleichen verlaſſen, hülflos, elend in der Welt umher, ohne ihren Vater, ohne oft ihre Mutter zu kennen. Ihre Eltern müſſen ſich ihrer ſchämen, und können gegen ſie die ſüße Pflicht der Erziehung nicht erfüllen. Wie grauſam!

Ja da die Unkeuſchheit gar vielmals die Kräfte des Menſchen erſchöpft, ihn ſiech und elend macht, oder ihm wohl gar die abſcheulichſten Krankheiten mittheilt: ſo überlegt ſelbſt, ob wohl aus einem ausgemergelten, ſiechen Körper geſunde, kraftvolle Kinder entſpringen können? Kann man auch Trauben leſen von den Diſteln? Daß ſo viel elende Kinder zur Welt gebracht werden, daran iſt gewiß in vielen Fällen die ehemalige Unkeuſchheit des Vaters, oder der Mutter, oder beyder zugleich Schuld. Wie kann denn nun wohl ein Menſch zufrieden leben, der ſein eignes Bild umherſchleichen ſieht, und bey Erblickung deſſelben ſich vorwerfen muß, daß es ſein Elend ihm zuzuſchreiben habe?

Da die Unkeuſchheit ſolche ſchreckliche Folgen nach ſich zieht: ſo müſſen wir ſie überhaupt als einen Krebsſchaden betrachten, der im verborgenen an der menſchlichen Glückſeligkeit nagt. Jede Perſon, welche der Unkeuſchheit ſich ergiebt, pflanzt den Krebsſchaden weiter fort. Merkt es wohl, lieben Freunde!

Ihr könnt nun auch die Worte der Schrift verſtehen: **Hurer und Ehebrecher wird Gott richten***). Um ihrentwillen thut er keine Zeichen

---

*) Ebr. 13, 4.

chen und Wunder; aber er hat eine ſolche Einrichtung in der Natur gemacht, daß ſie ſich immer ſelbſt beſtrafen müſſen.

Beſchluß.

Da es nun ſo unleugbar iſt, daß die Unkeuſchheit ſolche ſchreckliche Folgen habe: ſo bitte ich euch, bey eurem eignen Wohl — fliehet dieß Laſter, damit ihr den Strafen entgehen möget, die Gott, der Gerechte für daſſelbe beſtimmt hat. Seyd ihr bereits in dieſe Sünde gefallen: ſo kehret ſchnell von derſelben zurück; ſeyd ihr noch unſchuldig: ſo wachet über eure Unſchuld, wie über euren größten Schatz. Schwer iſt es, aber eben ſo gewiß iſt es auch möglich. Gott will es ja, daß wir keuſch und züchtig leben ſollen. Wird denn Gott wohl von dem Menſchen unmögliche Dinge verlangen? laßt euch die Sache nur ein Ernſt seyn! ſo wird es euch gewiß gelingen.

Statt daß ihr bey dem Erwachen euern ſündlichen Begierden nachhängt: ſo denkt lieber gleich an Gott! faßt einen bibliſchen Spruch, oder ſonſt einen guten Gedanken in eure Seele, und haltet ihn den ganzen Tag über recht feſt! leſet kein Buch, daß bey euch unkeuſche Gedanken erregt! ſeyd mäßig im Eſſen und Trinken, und arbeitet fleißig! fliehet den Umgang mit Menſchen, die über die Unkeuſchheit lachen und ſcherzen, oder euch wohl gar dazu zu verleiten ſuchen! ſuchet überhaupt durch einen ehrbaren Lebenswandel, gute Sitten, Gefälligkeit, Rechtſchaffenheit, Fleiß und Sparſamkeit euch den Weg zur ehelichen Verbinbindung mit einer Perſon, die ihr liebt, zu bahnen: ſo wird euch Gott gewiß vor der Unkeuſchheit und ihren ſchrecklichen Folgen bewahren: **Wenn ihr reines Herzens ſeyd: ſo werdet ihr Gott ſchauen,** und immer mehr erfahren, daß er euch zur Glückſeligkeit leite. Amen!

Ein und ſechzigſte Predigt.

Am zwanzigſten Sonntage nach Trinitatis.

Pflanz Redlichkeit in meine Bruſt,
Und laß mich, Herr! mit wahrer Luſt,
Der Liebe-Pflichten üben;
Ein Herz, das nur auf Unrecht denkt,
Wie kann das andre lieben! Amen!

Ein Hochzeichtfeſt iſt ein ſehr wichtiges Feſt: denn an demſelben werden zwey Perſonen beyderley Geſchlechts mit einander auf lebenslang verbunden, und ſo der Grund zu beyder Wohl oder Wehe gelegt. Da man immer das Beſte zu hoffen pflegt: ſo erwartet man von jeder ehelichen Verbindung, daß dadurch zwey Menſchen werden glücklich gemacht werden; deßwegen macht man es auch immer zu einem Freudenfeſte, und giebt dabey eine Mahlzeit, an welcher die Freunde und Anverwandten des Bräutigams und der Braut Theil nehmen.

Dieſe Gewohnheit iſt ſo untadelhaft, daß ſie auch unſer Erlöſer billigt. Er war nicht nur ſelbſt auf der Hochzeit zu Cana; ſondern er vergleicht auch die Anrichtung ſeines Reichs, oder die Anſtalten, die er zur Beförderung der menſchlichen Glückſeligkeit gemacht hatte, mit einer Hochzeit.

Gleichwohl lehrt die Erfahrung, daß nur ſehr wenige Menſchen durch ihr Hochzeitfeſt glücklich werden. Die mehreſten ſtürzen ſich dadurch auf ihr ganzes Leben in Sorge, Kummer, Gram und Verdruß, und viele leben ſo elend, daß ſie den Tag verwünſchen, da ſie mit ihrem Gatten verbunden wurden.

Woran mag das wohl liegen? Wenn man die Lebensart unglücklicher Eheleute beobachtet: ſo wird man immer finden, daß eins von ihnen, oder vielleicht beyde daran Urſache ſind.

Dieß iſt nun ſehr traurig. Was hilft denn nun Geld und Gut und Ehre und Ruhm, wenn wir mit der Perſon, an welche wir auf unſere Lebenszeit mit unauflöslichen Banden verknüpft ſind, in beſtändigem Misvergnügen leben?

Was man zu thun habe, um ſich zur Führung einer glücklichen Ehe vorzubereiten, habe ich euch bey einer andern Gelegenheit gezeiget; itzo will ich euch zeigen, was man zu thun habe, wenn man eine glückliche Ehe führen will.

Der du die Ehe ſtifteteſt, unſer aller Vater! ſegne meine Betrachtung, daß dadurch viel Gutes gewirket werden möge! Amen.

Text.

Eph. 5, 28.

Wer ſein Weib liebet, der liebet ſich ſelbſt.

Evan-

Evangelium.

Matth. 22, 1 — 14.

Paulus ſagt uns: wer ſein Weib liebt, der liebet ſich ſelbſt. Es iſt alſo wohl eben ſo wahr: eine Frau, die ihren Mann liebt, liebet ſich ſelbſt. In dieſen wenigen Worten iſt die ganze Weisheit enthalten, durch welche man eine glückliche Ehe führen kann — man muß gegenſeitige Liebe zu erhalten ſuchen.

Daher will ich Gelegenheit nehmen zu zeigen:

Hauptſatz.

Die Pflichten, welche Eheleute gegen einander zu beobachten haben, welche eine glückliche Ehe führen wollen.

1. Bemühe dich, die Liebe deines Ehegatten zu erhalten.
2. Bemühe dich, die Liebe gegen ihn zu nähren.

Erſter Theil.

Es iſt allemal unangenehm, wenn man mit Jemanden in Uneinigkeit und Zwietracht lebt; am unangenehmſten iſt es aber gewiß, wenn es mit derjenigen Perſon geſchieht, mit welcher wir in einem Hauſe leben, mit welcher wir auf lebenslang verbunden ſind. Den Beleidigungen anderer Menſchen kann man doch ausweichen; wenn aber diejenige Perſon gegen uns feindſelig iſt, die bey uns wohnt, mit uns an einem Tiſche ſpeiſt, mit uns arbeitet, mit welcher wir beſtändig ſprechen müſſen: ſo ſind wir ja beſtändig ihren Kränkungen ausgeſetzt. Wer alſo im Eheſtande lebt, der muß ſeine vorzüglichſte Sorge dahin richten, daß er ſeinem Ehegatten gefalle. Wie er dieß anzufangen habe, lehrt ja einem jeden ſeine eigene Vernunft, wenn er ſie nur brauchen will. Wir ſehen dieß ja an unverheyratheten Perſonen; wie ſinnreich, wie thätig ſind dieſe, um die Liebe der Perſon, die ſie zu ehelichen wünſchen, zu erlangen. Ließen ſie es ſich in der Folge eben ſo ſehr angelegen ſeyn, die Liebe dieſer Perſon, die ſie zu gewinnen wußten, zu erhalten: ſo würden ſie gewiß dazu mancherley Mittel erfinden. Freylich kann die Liebe in der Folge nicht ſo ſtark und feurig bleiben, als ſie es anfänglich war; es iſt dieß aber auch nicht nöthig; es iſt ſchon hinlänglich, wenn man eine herzliche Freundſchaft zu erhalten ſucht. Wünſcht man nun an ſeinem Ehegatten immer einen Freund zu haben, der uns liebt und ſchätzt: ſo muß man ſich auch immer ſo betragen, daß man der Liebe und Hochachtung werth iſt. Denn wie kann man denn von dem andern verlangen, daß er eine Perſon lieben ſoll, die der Liebe nicht werth iſt, und ſie hochſchätzen, wenn ſie Verachtung verdient?

Wodurch erwerben wir uns denn aber die Liebe und Achtung unſers Ehegatten? Ihr wißt es lieben Freunde, und es wird euch gewiß beyfallen, wenn ihr nur recht nachdenken wollt. Fleiß und Ordnung in den Geſchäfften, Sparſamkeit in den Ausgaben, Reinlichkeit der Kleidung und des Körpers, Treue und Rechtſchaffenheit, Freundlichkeit, Sanftmuth und Gefälligkeit im Umgange — iſts nicht wahr, dieß ſind die Eigenſchaften, wodurch euch andere werth werden? dieſe müßt ihr euch alſo zu erwerben ſuchen, wenn ihr andern, vorzüglich dem Nächſten, der täglich um euch iſt, der ein Zeuge aller eurer Handlungen iſt, wenn ihr eurem Ehegatten gefallen wollt. Eine Frau, die die Haushaltung vernachläſſigt, ein Mann, der in ſeinen Arbeiten verdroſſen und nachläſſig iſt, wie können denn dieſe von einander Liebe und Achtung erwarten? Verrichte doch jedes das Geſchäffte, das ihm zukommt, mit möglichſtem Fleiße und ſucht es immer beſſer zu machen, wird dieß nicht Liebe und Achtung erwerben? Sollte ein Weib nicht liebenswerth ſeyn, das im ganzen Hauſe Ordnung hält, das die kleinen Geſchäffte, um die ſich der Mann nicht bekümmern kann, mit möglichſter Genauigkeit beſorgt, ſein Geſinde zum Fleiße und zur Ordnung anhält, und dem Manne, wann er von ſeinen Arbeiten zurückkommt, geſunde, reinliche, wohlerzogene Kinder vorſtellen kann, die von der guten Aufſicht zeugen, die ihre Mutter über ſie geführet hat? Leſet doch ſelbſt die Beſchreibung eines ſolchen Weibes im letzten Kapitel der Sprüchwörter Salomons, und ſagt, ob ſolch ein Weib nicht liebenswerth ſey? So iſts ebenfalls mit dem Manne. Wenn dieſer die Geſchäffte ſeines Berufs mit unermüdetem Fleiße treibt; auf dem Wege des Fleißes ſeiner Familie Nahrung verſchafft: ſo wird er die Liebe und Achtung ſeiner Nachbaren ſich erwerben; ſollte er nicht auch auf die Liebe und Achtung ſeiner Gattin rechnen können, mit welcher er die Früchte ſeines Fleißes theilt? gewiß, wenn ſie ſelbſt vernünftig iſt, ſo wird ſie ihm dieſelbe nicht verſagen können.

Wollt ihr euch der Liebe und Achtung eures Ehegatten verſichern: ſo müßt ihr ferner eine weiſe Einrichtung mit euren Ausgaben treffen, Geiz und Verſchwendung meiden, und euch einer vernünftigen Sparſamkeit befleißigen. Ein Mann, der ſo filzig iſt, daß er über jeden Aufwand klagt, den er für ſeine Familie machen muß, der ſich weigert, ihr die nöthige Kleidung und Verpflegung zu verſchaffen; ein Weib, das durch Geiz ſich verleiten läßt, dem arbeitſamen Manne die nöthige Erquickung und Verpflegung zu verſagen, machen dieſe ſich nicht ſelbſt verhaßt und verächtlich? So iſts auch mit der Verſchwendung. Wenn ein Mann die Einnahme, von welcher ſeine Familie ſoll ernähret, ſeine Kinder ſollten erzogen werden, verſpielt, vertrinkt, verſchmauſet oder zu andern unnöthigen Ausgaben anwendet; wenn ein Weib das Geld, das es zur Führung der Haushaltung bekommt, für Putz und unnöthige Kleidung, oder für Leckerbiſſen ausgiebt, oder heimlichen Aufwand macht, von welchem der Mann nichts wiſſen darf: ſo ſagt ſelbſt, ob ein ſolches unüberlegtes Betragen nicht beſtändig Veranlaſſung zur Unzufriedenheit und zum Misvergnügen geben, und die gegenſeitige Liebe ſchwächen muß? Wie liebenswürdig ſind hingegen nicht Eheleute, welche alles, was ſie erwerben, als ein gemeinſchaftliches Gut betrachten, das dem ganzen Hauſe gehöret, unnöthigen Aufwand vermeiden, den nöthigen mit Vergnügen machen, und den Wohlſtand ihres Hauſes gemeinſchaftlich zu vergrößern ſuchen. Durch das gemeinſchaftliche Streben nach einerley Zweck, werden ihre Herzen immer genauer an einander gebunden, ſie werden einander immer werther, und eine reine dauerhafte Freundſchaft auf lebenslang gegründet.

Wenn junge Leute einander zu gefallen ſtreben, wenn eines die Liebe des andern zu erwerben ſucht: ſo iſt ihre erſte Sorge dieſe, daß ſie ſich der Reinlichkeit befleißigen; der Jüngling wäſcht ſich, kleidet ſich ordentlich, und ſucht von ſeinem Körper und ſeiner Kleidung alles wegzuſchaffen, was ihn mißfällig machen könnte, ſo oft er die von ihm geliebte Perſon beſuchen will. Eben dieß thut auch die Jungfrau, ſo oft ſie ſich ihrem Geliebten zeigt. Iſt denn dieß nicht wahr? ſagt euch alſo nicht euer eigen Herz, daß man ſich der Reinlichkeit befleißigen müſſe, wenn man gefallen, wenn man von einer Perſon des andern Geſchlechts geliebt werden will. Wenn aber junge Leute erſt durch das Band der Ehe mit einander verbunden ſind: ſo tragen ſie gemeiniglich gegen einander ſo wenig Achtung, daß ſie auf ihren Körper faſt gar nichts mehr achten, und ſich nicht ſcheuen, ſich einander mit Schmutz und Unſauberkeit an ihrem Leibe, an ihrer Kleidung, an ihrem Hausgeräthe zu zeigen. Und dieß iſt von den vielen Urſachen, warum die ſtärkſte Liebe im Eheſtande, in den erſten Wochen verlöſcht, eine der vorzüglichſten. Der Schmuz und die Unſauberkeit erregen Ekel und Unwillen, reizen aber nie zur Liebe. Deßwegen iſt es eine vorzügliche Pflicht für jede Perſon, die ſich der beſtändigen Liebe und Achtung ihres Ehegatten verſichern will, daß ſie ſich der Reinlichkeit befleißige, daß ſie ſtets auf ſich aufmerkſam ſey, daß ihr Leib, Kleidung und Hausgeräth ſauber ſey, und ſo ihrem Ehegatten zu erkennen gebe, daß ſie ihn nicht gering ſchätze, ſondern Achtung gegen ihn trage. Ueberhaupt muß man es in ſeinem ganzen Betragen dem andern Theil merken laſſen, daß man ſeine Liebe zu verdienen ſuche. Dazu iſt nun eben nicht nöthig, daß man ihm beſtändig Schmeicheleyen ſage. Dieß ſind Worte, an die der andere Theil ſich leicht ſo gewöhnt, daß er ſie nicht mehr achtet. Beſſer iſt es, wenn man ſich dem andern durch ſeine Handlungen gefällig zu machen ſucht.

Dazu gehört die ſtrengſte Rechtſchaffenheit, Treue und Wahrheitsliebe. Nie darf man einer Unwahrheit ſich ſchuldig machen. Nie darf man heimlich etwas thun, was man ſich nicht vor ſeinem Ehegatten zu verantworten getrauet. Vor allen Dingen muß man die Ermahnung des Apoſtels befolgen: die Ehe ſoll ehelich gehalten werden, und deßwegen alle unerlaubte Vertraulichkeit mit Perſonen des andern Geſchlechts, ja ſo-

ſogar allen Umgang vermeiden, der einen böſen Schein haben könnte. Denn, l. Fr. die Perſon, die uns lieber haben ſoll, als alle andere, und dieß wünſchen wir doch von unſerm Ehegatten, die muß ein unumſchränktes Zutrauen zu uns haben. Sobald man aber einmal einer vorſetzlichen Lüge ſich ſchuldig macht, ſo bald man den Verdacht der Untreue von ſich erregt: ſo iſt das Zutrauen verlohren, und wird ſelten, vielleicht niemals wieder erlangt. Wie iſts denn da möglich, daß eine Perſon uns lieben kann, die kein Zutrauen zu uns hat?

Wenn man endlich verlangt, daß der Ehegatte uns lieben ſoll, ſo verſteht es ſich ja von ſelbſt, daß man ihn zu überzeugen ſuchen muß, daß man ihn auch lieb habe. Dieß geſchieht aber nicht durch bloße Worte und Verſicherungen; ſondern durch Handlungen. Wenn man ehelich geworden iſt: ſo iſt man nicht mehr für ſich eine Perſon, ſondern man macht mit ſeinem Ehegatten eine Perſon aus, man iſt, wie die Schrift ſagt, ein Fleiſch mit ihm. Es geht alſo nun gar nicht mehr an, daß man alles nach ſeinem eigenen Sinne macht; ſondern man muß bey allem, was man thut, immer auf ſeinen Ehegatten Rückſicht nehmen, und ſich ſelbſt fragen: wird dieſer auch damit zufrieden ſeyn, und in allen unſchuldigen Dingen, die nicht gegen das Gewiſſen ſind, ſich nach ihm richten. Merkt man, daß er bisweilen gegen uns kaltſinnig und mit uns mißvergnügt zu ſeyn ſcheint; ſo darf man dabey ja nicht gleichgültig bleiben, denn daraus kann ein großes Unglück entſtehen.

So wie ein jeder kluger Hausvater jeden Feuerfunken, den er in der Nähe von brennbären Materialien erblickt, ſogleich austritt: weil er voraus ſieht, daß dadurch ſein ganzes Haus könnte eingeäſchert werden: ſo ſucht auch jeder vernünftige Ehegatte jeden Funken des Zwietrachts auszulöſchen: weil er voraus ſieht, daß die ganze Liebe der Perſon, mit welcher er auf die Zeit ſeines ganzen Lebens verbunden iſt, ihm könne entriſſen werden. Und wie ſoll er dieß anfangen? mit Schmeicheleyen? mit Verweiſen oder gar mit Drohungen? Dieß iſt ein ganz falſcher Weg. Man muß nun vor allen Dingen nachdenken, woher dieſer Kaltſinn, dieſe Unzufriedenheit entſtanden, ob man nicht vielleicht ſelbſt daran Urſache ſey? Hat man erſt den eigentlichen Grund entdeckt: ſo wird es auch leicht ſeyn, ihn weg zu ſchaffen. Liegt der Grund in uns, in wirklichen Fehlern, Unvorſichtigkeiten und Uebereilungen: ſo muß man ſich zu beſſern ſuchen; liegt er aber in unſerm Ehegatten, daß er etwa unſchickliche Dinge, z. E. Aufwand, der unſere Kräfte überſteigt, Einrichtungen in der Haushaltung verlangt, die wir für ſchädlich und nachtheilig halten: ſo müſſen wir ihn durch liebreiche Vorſtellungen davon abzubringen ſuchen.

Endlich, wenn wir uns der Liebe unſerer Ehegatten verſichern wollen, iſt es wohl billig, daß man ſein aufmerkſam darauf ſey, wodurch man ihm gefallen, womit man ihm Freude machen könne, und jede Gelegenheit benutzen, wo man ihn, ohne ſein Gewiſſen zu verletzen, bey ſeinen Arbeiten aufheitern kann.

Wer alle dieſe Winke befolgt, der hat gethan, was die Pflicht eines vernünftigen Menſchen und Chriſten iſt, der die Liebe ſeines Ehegatten zu beſitzen wünſcht. Sollte er demohnerachtet dieſelbe nicht erlangen: ſo weiß er doch wenigſtens, daß er dieß unangenehme Schickſal nicht verſchuldet habe, und kann ſich um deſto leichter beruhigen.

Zweyter Theil.

Die glücklichen Ehen ſind leider ſehr ſelten. Erkundigt man ſich nun bey denen, die eine unglückliche Ehe führen, woran denn dieſes eigentlich liege: ſo ſchiebt jeder Theil die Urſache des ehelichen Misvergnügens auf den andern. Woher dieß komme, läßt ſich leicht erklären. Der Menſch iſt immer geneigt, die Urſache von ſeinem Misvergnügen mehr außer ſich, in andern Menſchen, in den Umſtänden, unter welchen er lebt, als in ſich ſelbſt zu ſuchen. Die wahre Urſache iſt aber dieſe: weil kein Theil die Liebe des andern zu verdienen ſucht, kein Theil ſich bemühet, die Liebe gegen den andern zu nähren.

Von dieſem Punkte will ich nun noch etwas reden. Die mehreſten Eheleute leugnen es gar nicht, daß ſie ihren Ehegatten nicht lieb haben. Fragt man ſie nun um die Urſache: ſo wiſſen ſie eine Menge Fehler von demſelben zu erzählen, weswegen es unmöglich ſey, ihn zu lieben.

Wie dieß zugehe, das will ich euch erklären. Jeder Ehegatte iſt ein Menſch, und jeder Menſch hat ſeine Fehler. Da haben nun die mehreſten Eheleute die ſchlimme Gewohnheit an ſich, daß ſie nur immer an die Fehler ihres Ehegatten denken, ſeine guten Eigenſchaften vergeſſen, und nun glauben, daß es nicht möglich ſey, eine Perſon, die ſo viele Fehler hat, zu lieben.

Dieß darf doch aber nicht ſeyn. Eine Perſon, mit welcher man auf ſeine ganze Lebenszeit verbunden iſt, die man täglich um ſich ſieht, mit welcher man in der genaueſten Gemeinſchaft lebt, muß man doch lieben, wenn man mit ihr glücklich leben will; ſonſt wäre es beſſer, wenn man ganz von ihr getrennet wäre. Vernehmt alſo meinen Rath, wie man die Liebe gegen ſeinen Ehegatten nähren könne.

Erſtlich macht euch doch bekannt mit den guten Eigenſchaften, die er an ſich hat. Es iſt doch kein Menſch ſo ganz ſchlecht, der nicht etwas Gutes an ſich haben ſollte. Ihr hattet vielleicht unter vielen Perſonen des andern Geſchlechts die Auswahl, als ihr euch entſchloſſet, ehelich zu werden; warum wähltet ihr denn unter vielen andern gerade euren Ehegatten? Wenn ihr nicht ganz ohne Ueberlegung gehandelt habt: ſo müßt ihr doch gewiß mancherley Gutes an ihm bemerkt haben, das euch bewog, ihn allen andern vorzuziehen. Vielleicht hat er, bey ſeinem Leichtſinne, doch ein ſehr gutes Herz, bey ſeinem Eigenſinne und ſeiner Heftigkeit, iſt er vielleicht ſehr ordentlich und thätig. Statt nun immer an ſeine Fehler zu denken, und euch darüber zu entrüſten, ſo freuet euch vielmehr des Guten, das er an ſich hat. Pfleget die guten Eigenſchaften wie eine zarte Pflanze, damit ſie wachſen und gedeihen mögen. So oft er euch einen Beweiß ſeiner guten Geſinnung giebt: ſo ſeyd dagegen nicht gleichgültig, bemerkt es, bezeugt ihm eure Zufriedenheit, ermuntert ihn auf dieſem guten Wege zu beharren. Wenn die guten Pflanzen ſchnell wachſen: ſo unterdrücken ſie oft das Unkraut, das neben ihnen ſteht, und wenn der Menſch im Guten wächſt: ſo vermindern ſich ſeine Fehler. Wenn ihr dieß bey eurem Ehegatten thut: ſo wird er euch immer liebenswerther werden. Die Reize ſeines Körpers, die anfänglich ſo großen Eindruck auf euch machten, werden ſich zwar nach und nach verlieren, dagegen wird ſeine Seele immer mehr Liebenswürdigkeit bekommen, und daraus wird nach und nach eine Freundſchaft erwachſen, die bis an das Ende eures Erdenlebens dauert.

Ihr werdet freylich wahrnehmen, daß die Fehler eures Ehegenoſſen euch ſehr beunruhigen; daß ihr in Hitze gerathet, wenn er unvorſichtig handelt, unüberlegt ſpricht, nicht alles nach eurem Kopfe macht; daß ihr dann viele Tage hingehet und euch ärgert und demſelben nicht freundlich zuſprechen könnt. Dieß iſt aber eine üble Gewohnheit, die ihr euch abgewöhnen müßt. Dadurch ſchwächt ihr die Liebe gegen euren Ehegenoſgenoſſen, und wenn dieſe erſt geſchwächt iſt: ſo könnt ihr nicht mehr glücklich mit einander leben; ſondern werdet euch ſelbſt unter einander durch unaufhörliche Vorwürfe peinigen. Ich will euch daher einen guten Rath geben, bey deſſen Befolgung ihr euch gewiß wohl befinden werdet.

Wenn ihr merkt, daß die Fehler eures Ehegatten euch in Hitze bringen: ſo fahrt nur nicht gleich im Zorne gegen ihn heraus. **Des Menſchen Zorn thut nicht was für Gott angenehm iſt**; er verleitet euch zu harten, böſen Worten, die ihr hernach, wenn ihr wieder zu Verſtande kommt, ſelbſt bereuen müſſet. Dieſe harten Worte verwunden des andern Herz, und heilen nicht leicht wieder. Bey jedem neuen Verdruſſe, der ſich ereignet, brechen ſie gleichſam wieder auf, und verurſachen neue Schmerzen. Iſt denn das nun auch Liebe, wenn man der geliebten Perſon ſolche empfindliche, langwierige Schmerzen beybringt? und was das Schlimmſte iſt, durch Heftigkeit wird der andere nicht gebeſſert, ſondern erbittert, ſagt uns neue Beleidigungen, vertheidigt ſeine Fehler, und behält ſie oft, um Recht zu haben, vorſetzlich bey.

Statt alſo über euren Ehegatten unfreundlich herzufahren: ſo bemühet euch doch lieber, eure Hitze zu dämpfen. Denkt an Gott, den guten, lieben, langmüthigen Gott, der ſo viele Millionen fehlerhafte, zum Theil böſe und ruchloſe Menſchen, mit großer Langmuth trägt; denkt, daß ihr und eure Ehegatten ſeine Kinder ſeyd; daß dieſer gute, liebe, langmüthige Gott die Verordnung gemacht habe, daß ihr lebenslang bey einander bleiben ſollt, nicht um einander zu peinigen, ſondern um einander zu beſſern, und die Beſchwerlichkeiten des Lebens zu verſüßen. Denkt daran, daß ihr ſelbſt noch viele Fehler an euch habt, und daß es höchſt ungerecht ſey, wenn ein fehlerhafter Menſch durch die Fehler des andern ſich ſo ſehr aufbringen läßt.

Wenn denn nun die erſte Hitze vorüber gegangen iſt, wenn ihr fühlt, daß ihr nun wieder im Stande ſeyd, eine vernünftige Ueberlegung anzuſtellen: ſo denkt doch nach, ob denn die Worte und Handlungen eures Ehegatten, die euch ſo ſehr entrüſteten, wirklich ſo ſchlimm ſind, als ihr glaubtet; ob ihr nicht vielleicht dazu Veranlaſſung gegeben habt; ob nicht vielleicht gar das Unrecht auf eurer Seite ſey? Sollte das letztere ſeyn: ſo kann euch nicht anders gerathen werden, als — daß ihr euch beſſert, und auf eurer Hut ſeyd, daß ihr nicht ſogleich zornig werdet, wenn nicht alles nach eurem Sinne geht. Sollte aber der Fall dieſer ſeyn, daß euer Ehegatte wirklich gefehlt habe: ſo iſt dieß freylich nicht recht. Es iſt euch auch gar nicht zu verdenken, wenn ihr wünſcht, daß er ſich dieſen Fehler abgewöhnen möge. Nur müßt ihr es mit vieler Klugheit anfangen. Der Menſch hat nun einmal die Art an ſich, daß er ſich ſeine Fehler nicht gern vorrücken läßt. Es thut ihm wehe, ſo oft man ihn daran erinnert. Folglich gehört gewiß viele Behutſamkeit dazu, wenn man einen andern von ſeinen Fehlern abbringen will. Ehe ihr alſo Erinnerungen gebt: ſo denkt doch erſt nach, wie ihr die Sache recht klug anfangen wollt. Wenn ihr recht heiter ſeyd, wenn ihr eine Stunde findet, da ihr recht herzlich mit eurem Gefährten auf dieſes Lebens Wege ſprechen könnt: ſo benutzet ſie wohl. Stellt ihm recht freundlich vor, was für unangenehme Folgen es für eure Familie haben würde, wenn er dieſen Fehler beybehalten wollte; bittet ihn, daß er euch durch Ablegung deſſelben einen Beweiß ſeiner Liebe geben möge; lobt ſeine guten Eigenſchaften, und ſagt ihm: wer ſo viel Gutes an ſich hätte, dem würde es ſehr leicht ſeyn, dieſen Fehler abzulegen. Dadurch werdet ihr gewiß viel ausrichten. Wenn euer Ehegatte nicht durchaus verderbt iſt: ſo werdet ihr ihn dadurch gewinnen; wenigſtens werdet ihr durch Klugheit, Behutſamkeit, Freundlichkeit und Sanftmuth, gewiß mehr, als durch unüberlegte Hitze ausrichten.

Beſchluß.

Lieben Freunde! Wenn man im Eheſtande leben will: ſo muß man auch in demſelben glücklich leben; ſonſt iſt er eine der größten Plagen. Es iſt höchſt unangenehm, wenn man mit einem Menſchen in einem Wagen reiſen muß, mit dem man ſich nicht vertragen kann, mit dem man ſich bey jeder Veranlaſſung veruneinigt und zankt. Wäre es nicht beſſer, wenn man allein reiſte?

Unterdeſſen hat man doch in dieſem Falle immer die Hoffnung, daß die Reiſe bald zu Ende gehen werde.

Aber wenn man auf der Reiſe durch dieß leben einen beſtändigen Gefährden hat, mit welchem man in Uneinigkeit lebt, von welchem uns nichts trennen kann, als der Tod — wie ſchrecklich iſt dieß! Alſo, lieben Freunde! wenn ihr euch einmal im Eheſtande befindet: ſo dürft ihr auf nichts ſtärker denken, als, — wie ihr denſelben recht vergnügt führen, wie ihr alſo gegenſeitige Liebe unterhalten wollt: weil ohne dieſe keine Glückſeligkeit in der Ehe möglich iſt.

Die Fälle, welche im Eheſtande die gegenſeitige Liebe mindern, und das geſellſchaftliche Vergnügen ſtören können, ſind unzählig, ſo wie es unzählige Dinge giebt, an die man ſich ſtoßen, über welche man fallen kann. So wie es aber nicht nöthig iſt, daß man einem jungen Menſchen ſage, was er zu thun habe, wenn ein Stein oder ein Holz im Wege liegt, wenn der Weg gefroren, oder von einem Graben durchſchnitten iſt; ſo wie er bey dieſen und hundert andern Schwierigkeiten ſich helfen kann, wenn er nur gut gehen, laufen und ſpringen gelernt hat: ſo iſts auch nicht nöthig, Eheleuten Regeln zu geben, wie ſie ſich bey den unzähligen Verlegenheiten, in welche ſie im Eheſtande gerathen, zu betragen haben. Paulus ſagt alles in dieſen Worten: **ihr Männer liebet eure Weiber,** womit er gewiß auch ſagen will: **ihr Weiber liebt eure Männer.**

Wenn beyde Theile ſich recht angelegen ſeyn laſſen, einander recht herzlich zu lieben, und alles, was die Liebe ſchwächen könnte, wegzuräumen: ſo giebt es ſich mit allem Uebrigen von ſelbſt.

Nur noch einige allgemeine Regeln will ich euch zum Beſchluſſe geben,

Die erſte iſt dieſe: ſtehet doch nie von eurem Lager auf, ohne recht herzlich an Gott zu denken, und im Gebete die Pflichten zu überlegen, die ihr euren Nebenmenſchen, beſonders eurem Nächſten, eurem Ehegatten ſchuldig ſeyd. Wenn man mit Tagesanbruch ſeine Reiſe fortſetzen will: ſo muß man doch erſt überlegen, wohin der Weg gehen ſoll. Wenn man einen neuen Tag, mit ſeinem Nächſten, mit ſeinem Ehegatten anfängt, ſollte man nicht auch überlegen, wie man ſich gegen ihn zu verhalten habe? und dieß ſieht man gewiß nicht beſſer ein, als wenn man recht herzlich zu Gott betet.

Zweytens, lebt fein eingezogen, und hütet euch für öftern Umgange mit andern Menſchen. Ein Mann, der ſeine Pflichten gegen die Frau, eine Frau, die die Pflichten gegen ihren Mann erfüllen will; Eheleute, die leiſten wollen, was ſie ihren Kindern ſchuldig ſind, die haben ſo viel zu thun, daß ihnen wenig oder gar keine Zeit zu Beſuchen übrig bleibt. Wenn man Beſuche giebt oder annimmt, ſo richtet man gemeiniglich dabey ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf Fremde, und, da es unmöglich iſt, zu gleicher Zeit auf alles zu merken: ſo vergißt man dabey die Aufmerkſamkeit auf den Gatten und ſeine Kinder. Müſſen daraus nicht viele unangenehme Folgen entſpringen? Eheleute, die bey einander vergnügt leben wollen, müſſen alſo ſchlechterdings, ſo viel als möglich, **eingezogen** leben.

Man entbehrt dabey freylich vieles Vergnügen; aber dieſer kleine Verluſt wird tauſendfältig belohnt. Eine Geſellſchaft von hundert Perſonen, die zuſammenkommen, um luſtig zu ſeyn, oder ſich unter einander, auf mancherley Art, die Zeit zu vertreiben, macht doch gewiß nicht ſo vieles inniges herzliches Vergnügen, als der Händedruck, den man von ſeinem Ehegatten bekommt, wenn man ſein Tagewerk gut verrichtet hat. Muſik, Kegel- und Chartenſpiel erquickt das Herz gewiß nicht ſo innig, als ein Kreis von liebenden Kindern, die um uns ſitzen. Und wenn man nun alt und ſchwach wird, was für Freude iſts dann, wenn man an ſeinen Ehegatten einen Freund hat, der mit uns die Freuden und Leiden dieſes Lebens, die Beſchwerlichkeiten des Alters theilt, der uns, falls er uns überlebt, die Augen zudrükken wird, und an unſrer Seite zu ruhen wünſcht; wenn nun gute, wohlgerathene Kinder unſers Alters Stütze werden. Freunde! das iſt die höchſte Glückſeligkeit, die euch zu Theil werden kann. Führet euren Eheſtand als vernünftige Menſchen und als Chriſten! ſo wird ſie euch Gott gönnen. Ich wünſche ſie euch herzlich. Amen.

Zwey und ſechzigſte Predigt.

Am ein und zwanzigſten Sonntage nach Trinitatis.

Wie oft, o Gott! wann wir das Böſe dulden,
Erdulden wir nicht unſrer Thorheit Schulden,
Und nennen Lohn, den wir verdient bekommen,
Trübſal der Frommen.

Doch ſelbſt, o Gott! in Strafen unſrer Sünden,
Läßt du den Weg zu unſerm Heil uns finden,
Wenn wir ſie uns, die Miſſethat zu haſſen,
Erwecken laſſen.

Es iſt gar ſehr gewöhnlich, daß ihr, lieben Freunde! die Leiden, die euch treffen, ein Kreutz nennt; und wenn ihr in eurem Hauſe mancherley Trübſale ausſtehen müßt: ſo nennt ihr dieß ein Hauskreutz. Daran thut ihr nun nicht Recht. Denn woher kommt denn der Name Kreutz? von dem Kreutze, an welchem unſer Erlöſer, wegen des Guten, das er in der Welt geſtiftet hatte, ſein Leben beſchließen mußte. Kreutz iſt alſo eigentlich nichts anders, als Leiden, die man um ſeiner Rechtſchaffenheit, um ſeiner Berufstreue, um ſeines Eifers willen Gutes zu ſtiften, erdulden muß. Wenn nun dieſes iſt; wenn man von den Leiden, von welchen man betroffen wird, diejenigen abrechnet, die durch Unglücksfälle verurſacht werden, und diejenigen, die man durch unüberlegte Reden, unbedachtſame Handlungen, Uebereilung und Nachläſſigkeit, kurz durch ſeine eigene Schuld ſich zuzieht: ſo bleiben gewiß ſehr wenige übrig, welche den Namen des Kreutzes verdienen. Es giebt im Grunde alſo gar wenig Kreutz in der Welt. Jeder Leidende nennt ſich aber gern einen Kreutzträger, um das Anſehen zu haben, als wenn ſeine Leiden ein Merkmal ſeiner chriſtlichen Geſinnung wären, und um den Verdacht von ſich abzulehnen, als wenn er ſie ſelbſt verſchuldet hätte.

Da es nun aber einmal gewöhnlich iſt, daß man die häuslichen Leiden Hauskreutz nennt: ſo will ich dießmal dieſe Benennung beybehalten, und euch itzo zeigen, wie ſich der Chriſt bey dem Hauskreutze zu verhalten habe.

Gott, der da will, daß allen Menſchen geholfen werde, gebe, daß durch dieſe Betrachtung viel Gutes geſtiftet werden möge. Amen.

Text.

Eb. 12, 11.

Laſſet uns ablegen die Sünde, ſo uns immer anklebet und träge machet; und laſſet uns laufen, durch Geduld, in den Kampf, der uns verordnet iſt.

Evangelium.

Joh. 4, 47 — 54.

Hauptſatz.

Ueber die Pflichten des Chriſten, bey Hauskreutz oder bey häuslichen Leiden.

1. Nachdenken über den Urſprung deſſelben.

2. Ernſtliches Bemühen, daſſelbe zu mildern oder wegzuſchaffen.

3. Geduld.

Erſter Theil.

Jedes Leiden hat ſeine Urſache, die nicht eher weggeſchafft werden kann, bis wir ſie kennen. Es iſt alſo gewiß unſere Pflicht, daß wir von jedem häuslichen Leiden, das uns trifft, die erſte Urſache zu entdecken ſuchen. Bey dieſer Unterſuchung ſeyd ihr aber gewöhnlich zu einem ſehr großen Fehler geneigt, daß ihr nämlich die Urſache von euren Leiden allenthalben, nur nicht in euch ſucht. Bald ſchreibt ihr ſie den böſen Zeiten, bald böſen Menſchen, bald euren eignen Hausgenoſſen zu; daran thut ihr nun ſehr Unrecht. Wenn nun wirklich die Urſache von euren Leiden außer euch läge, was würde es euch helfen, wenn ihr ſie entdecktet? die Dinge, die außer uns ſind, können wir nicht ſo ändern, wie wir wollen. Sind böſe Zeiten unſerer Leiden Urſache, wer vermag ſie zu ändern? liegt die Schuld davon aber in andern Leuten: ſo wißt ihr ja ſelbſt, wie ſchwer es hält, ſie anders zu machen, als ſie ſind. Uns ſelbſt zu ändern, ſind wir aber im Stande, wenn wir nur ernſtlich wollen. Iſts denn nun nicht ſicherer, wenn wir bey allen unſern Leiden, die erſte Urſache in uns ſelbſt ſuchen? Gemeiniglich, obgleich nicht immer werden wir ſie denn da finden, wo wir ſie ſuchen. Um euch davon zu überzeugen, will ich euch einige Exempel aus der Bibel anführen, von Perſonen, die häusliche Leiden hatten,

ten, die man heutiges Tages Hauskreutz nennen würde, und die doch ſich dieß alles, aus Mangel an Ueberlegung und Ausſchweiſungen, ſelbſt zugezogen hatten.

Iſaac und Rebekka hatten z. E. das Hauskreutz, daß ihre beyden Kinder in beſtändiger Uneinigkeit lebten. Was war denn daran Urſache? die unüberlegte Liebe der Eltern. Iſaak begünſtigte den Eſau, Rebekka den Jakob. Die Rebekka handelte ſogar ſo unüberlegt, daß ſie den Jakob Anleitung gab den Vater zu betrügen. Iſts denn bey einer ſolchen Kinderzucht zu verwundern, wenn unter den Kindern Haß und Zwietracht entſpringt?

Jakob hatte den Verdruß, daß Joſeph von allen ſeinen Brüdern gehaßt wurde. Würde dieß geſchehen ſeyn, wenn er nicht immer dem Joſeph vor ſeinem Brüdern Vorzüge ertheilt hätte? Er erlebte das große Herzeleid, daß ſeine Tochter geſchändet wurde. Hätte er ſie zur Eingezogenheit gewöhnt: ſo würde dieß wohl unterblieben ſeyn.

Wie viele häusliche Leiden, die man itzo Hauskreutz nennen würde, hatte nicht David! Ein Sohn ſchändete ſeine Schweſter, des Davids Tochter, ein ander ermordete dieſen, und reizte in der Folge die Unterthanen zur Rebellion gegen den Vater. Welche ſchreckliche Leiden! Aber wann fiengen ſie an? gerade um die Zeit, da David das Weib eines ſeiner treuen Unterthanen zur Untreue gegen ihren Mann verleitete, und dieſen meuchelmörderiſcher Weiſe hatte hinrichten laſſen.

War er alſo nicht ſelbſt Urſache von ſeinem Hauskreuze. O möchtet ihr doch immer die erſte Urſache von euren häuslichen Leiden in euch ſelbſt ſuchen: ſo würdet ihr ſie gewiß, zwar nicht immer, aber doch mehrentheils, in euch finden. Der Grund von euren Krankheiten, liegt vielleicht in euren Ausſchweifungen und in eurer Unwiſſenheit die Geſundheit zu erhalten. Der Grund von den Krankheiten und den Unarten eurer Kinder iſt vielleicht darinne zu ſuchen, daß ihr nicht recht verſtundet, wie man Kinder erziehen müſſe; die Urſache von dem Ungehorſam und der Untreue eures Geſindes und der Beleidigungen, die euch zugefügt wurden, lag vielleicht darinne, daß ihr nicht recht verſtundet, wie man ſich gegen andere Menſchen betragen müſſe.

Gewiß iſt es der ſicherſte Weg die Urſachen ſeiner Leiden zu entdecken, wenn man ſie immer zuerſt in ſich ſelbſt ſucht.

Zweyter Theil.

Wer ſo glücklich iſt, die wahre Urſache ſeiner Leiden zu entdecken, dem wird es zwar nicht immer, aber doch mehrentheils gelingen, Mittel zu erfinden, dieſelben zu mindern, oder gar wegzuſchaffen. Man muß ſich die Sache nur einen rechten Ernſt ſeyn laſſen, man muß alles mit Ueberlegung und Nachdenken anfangen.

Finden wir den Grund davon in uns: ſo iſt dieß eine wichtige Entdeckung; freylich iſt ſie anfänglich ſchmerzhaft, weil unſere Selbſtliebe uns immer zu entſchuldigen, zu rechtfertigen, die

Schuld von unſern Trübſalen andern beyzumeſſen ſucht. Sind wir aber nicht ganz verblendet: ſo muß uns dieſe Entdeckung auch wieder Freude machen: weil es doch faſt immer leichter iſt ſich ſelbſt zu ändern, als die Menſchen und die Dinge, die um uns ſind anders zu machen.

Finden wir den Grund von unſern körperlichen Leiden in Fehlern unſrer Lebensart, daß wir z. E. in dem Genuß der Nahrungsmittel nicht mäßig, nicht vorſichtig genug ſind, oder daß wir uns nicht genug Bewegung machen, oder daß wir den Körper durch unnatürliche Wärme verzärteln: ſo dürfen wir uns nur die Mühe nicht verdrüßen laſſen, uns dieſe Fehler, wenn es uns auch noch ſo ſauer würde, abzugewöhnen, dann werden unſere Leiden ſich gewiß vermindern. Sind denn nicht euch allen Perſonen bekannt, die ſonſt ſehr ſchwächlich und kränklich waren, die aber in der Folge, da ſie beſſere Einſichten bekamen, und nach dieſen beſſern Einſichten handelten, geſund und ſtark wurden?

Werden wir überzeugt, daß die Schwächlichkeit und Kränklichkeit unſrer Hausgenoſſen daher rühre, weil wir nicht recht wiſſen, wie wir ihre Geſundheit pflegen und erhalten ſollen: ſo müſſen wir unſere Einſichten zu beſſern ſuchen, und lieber bey ſolchen Perſonen guten Rath holen, von welchen wir wiſſen, daß ſie uns an Einſichten übertreffen. So wendete ſich jener Königiſche, da ſein Sohn todtkrank war, und er ſich in der Angſt ſeiner Seele nicht zu rathen wußte, mit einem Herzen voll Vertrauen an Jeſum, und fand auch ſogleich Hülfe. Oft liegt der Grund von den Krankheiten, die in manchen Häuſern herrſchen, bloß in einer fehlerhaften Behandlung der Hausgenoſſen. Müſſen ſie denn alſo nicht aufhören: wenn wir zur Erkenntniß dieſer Fehler kommen, und ſie wegſchaffen?

Rühren die Nahrungsſorgen, die uns bisher beunruhigten, vielleicht von der Nachläſſigkeit, mit welcher wir unſere Geſchäffte treiben, oder von zu großem Aufwande her: ſo werden ſie gewiß aufhören, wenn wir nur Muth und Kraft genug haben, dieſe Fehler abzulegen. Machen unſere Hausgenoſſen uns vielen Verdruß, und wir entdecken, daß der Grund davon in uns ſelbſt liege: weil wir vielleicht nicht wachſam genug über ihr Betragen waren; oder ſie zu ſtrenge behandelten; oder ihnen zu viele Nachſicht bewieſen; oder zu mürriſch gegen ſie waren: ſo fehlt zur Wegſchaffung dieſes Uebels gewiß weiter nichts, als — unſere eigene Beſſerung. So bald wir Kraft genug beweiſen, die Fehler, die andere in ihren Pflichten nachläſſig, in ihrem Betragen gegen uns hämiſch und unfreundlich machten, abzulegen: ſo werden wir auch das Vergnügen haben, zu ſehen, daß dieſe beſſer werden.

Geſetzt aber, daß wir, auch bey der ſtrengſten Prüfung unſerer ſelbſt, uns nicht überzeugen könnten, daß die Urſache unſerer häuslichen Leiden in uns ſelbſt liege, daß ſie vielmehr von gewiſſen Umſtänden, von der Nachläſſigkeit und böſen Geſinnung unſerer Hausgenoſſen, oder anderer Menſchen herrühren: ſo dürfen wir den Muth doch nicht ſinken laſſen, ſondern müſſen immer überlegen, ob wir nicht ein erlaubtes Mittel finden können, die Umſtände, oder das Verhalten und die Geſinnung anderer Menſchen, abzuändern. Wer Gott vertrauet, und das Seinige redlich thut, um ſeinen Zuſtand zu verbeſſern, der wird gewiß nicht ganz umſonſt arbeiten; ſondern wahrnehmen, daß ſeine redlichen Bemühungen von Gott geſegnet werden, welcher will, **daß alle Menſchen zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, und, durch dieſe Erkenntniß, Hülfe erlangen ſollen.**

Dritter Theil.

Daß aber alles häusliche Leiden abgeändert werden könne, das iſt nicht wahr. Geſchehene Sachen können z. E. nicht ungeſchehen gemacht werden. Wenn der Tod einen geliebten Hausgenoſſen entriſſen hat, wer vermag ihn in dieß Erdenleben wieder zurück zu rufen? Wenn man durch jugendliche Ausſchweifungen innere Theile ſeines Körpers zerſtörete, wer vermag ſie wieder herzuſtellen? So giebt es gar viele unangenehme, ſchmerzhafte Lagen, aus welchen uns keine Klugheit, kein Nachdenken, keine Anſtrengung wenigſtens ſogleich retten kann. Da iſts nun unſere höchſte Pflicht, daß wir uns zur Geduld gewöhnen, uns ſo viel Stärke zu erwerben ſuchen, daß wir unſern Unwillen bey unſerm unangenehmen Schickſale mäßigen. Denn was richten wir denn mit der Ungeduld aus? Beſſer machen wir damit nichts, aber alles ſchlimmer, alle Leiden ſchmerzhafter. Geduld kann aber die ſchwereſten Leiden erträglich, ja ſie kann ſie uns wohlthätig machen, indem ſie dieſelben in heilſame Mittel verwandelt, unſere Seele zu beſſern.

Geduld lernen wir aber alsdann, wann wir oft und ernſtlich an Gott denken und uns recht lebhaft vorſtellen, daß ohne ſeinem Willen uns nichts begegnen könne, daß wir unter ſeinen Augen leiden, daß durch ſeine Vaterliebe auch die ſchwereſten Leiden zu unſerm Beſten dienen müſſen, daß auch verſchuldete Trübſale von ſeiner Weisheit und Vaterliebe zu Mitteln gebraucht werden, uns zu beſſern, unſerm innern Menſchen vollkommner zu machen. In den Stunden, wo wir uns dieß recht lebhaft vorſtellen, welch Kreuß iſt ſo ſchwer, welch Leiden ſo ſchmerzhaft, das wir nicht vermögend wären auszuhalten?

Laßt uns ferner oft daran denken, daß wir mit jeder Leidensſtunde, die wir überleben, um eine Stunde unſerer Erlöſung näher kommen, daß mit dem Ende unſers Erdenlebens alle unſere häuslichen Leiden aufhören werden, daß dann unſer rechtes Leben angehen wird, wo wir ohne Aufhören, von unſerm guten, weiſen, Verhalten die Früchte einernten werden. Wird uns dieß nicht immer neue Kraft geben, die ſchmerzhafteſten häuslichen Mühſeligkeiten mit Geduld zu überwinden? Wenn die Witterung noch ſo rauh, der Weg noch ſo mühſam iſt, ſchreitet der Wanderer

derer nicht immer getroſt fort, wenn ers erwäget daß er mit jedem Schritte der Herberge, wo e ruhen ſoll, näher komme?

Die Geduld wird ferner dadurch geſtärkt wenn man ſich dazu gewöhnet, das viele Gute das man genießt, aufzuſuchen. Es ſey die Lage in der man lebt, noch ſo traurig: ſo iſt darinn doch gewiß noch manches, das uns Freude macht dieß müſſen wir nur aufſuchen und uns bekann machen lernen: ſo wird der Anblick deſſelben gewiß den Kummer und Schmerz mindern, den uns andere unangenehme Vorfälle verurſachen Der fehlerhafteſte Menſch hat gewiß noch manches Gute an ſich. Laßt uns bey den Fehlern, di wir ihm nicht abgewöhnen können, uns beruhigen und uns dabey bemühen, das Gute zu benutzen das er noch an ſich hat. Kein Unglück iſt ſ groß, wie ihr ſelbſt zu ſagen pflegt, bey dem nicht wieder ein Glück wäre. Wollen wir nur immer an das Unglück denken: ſo wird es uns ſehr ſchwer werden, uns gegen die Ungeduld zu verwahren. Laßt uns doch lieber deſto öfterer an das Glück denken, das bey dem Unglück iſt, es ſey auch ſo klein als es wolle: ſo wird dieß unſerm Geiſte neue Stärkung geben.

Endlich wenn das häusliche Leiden ſo ſchmerzhaft wird, daß ihr euch nicht mehr faſſen könnet: ſo will ich euch noch einen guten Rath geben: ſucht Gelegenheit, wo ihr etwas Gutes thun, wo ihr einen Betrübten tröſten, einen Bekümmerten aufrichten, einen Verirrten zurecht weiſen könnet. Dieß wird euch ſo viele Freude machen, daß ihr gewiß, wenigſtens auf eine Zeitlang, eure Leiden vergeſſen werdet. Als unſers Erlöſers Leiden den höchſten Grad erreichet hatten: ſo ſtärkte er ſich damit, daß er für ſeine Mutter und ſeinen Freund Johannes, die beyde unter ſeinem Kreutze weinten; auf das liebreichſte ſorgte.

Beſchluß.

Kein Haus iſt ſo groß oder ſo klein, das nicht ſeine häuslichen Leiden hätte. Das kann nun einmal nicht anders ſeyn: theils weil wir noch lange nicht ſo gut ſind, als wir ſeyn ſollten; theils, weil wir hier für die Ewigkeit erzogen werden ſollen, und Leiden für uns immer die beſten Erziehungsmittel ſind. Klagen, Gram, Ungeduld helfen uns dabey gar nichts, machen unſere Trübſale nur noch unerträglicher.

Möchte uns doch das Gefühl unſerer Leiden ein ſteter Antrieb ſeyn, die Urſachen derſelben aufzuſuchen, und wegzuräumen. Möchten ſie uns doch dazu gewöhnen, daß wir unſern Unwillen mäßigten! Möchten ſie uns doch ein ſteter Reiz ſeyn, uns zu Gott, unſerm Vater zu erheben, uns mit ihm immer bekannter zu machen, das viele Gute, das er uns genießen läßt, aufzuſuchen, und Mitleiden und Hülfe unſerm leidenden Nebenmenſchen zu erzeigen: dann würde gewiß unſere Traurigkeit in Freude verkehrt werden, und wir würden mit dem Apoſtel, aus eigner Ueberzeugung ſagen können: **wir rühmen uns unſerer Trübſale: denn wir wiſſen, daß**

Trübſal bringt Geduld, Geduld aber bringt Erfahrung, Erfahrung aber bringt Hoffnung, Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden. Amen!

Drey und ſechzigſte Predigt.

Am zwey und zwanzigſten Sonntage nach Trinitatis.

Laß mich, mit brüderlicher Huld
Des Nächſten Fehler decken,
Durch Sanftmuth, Mitleid und Geduld,
Zur Beßrung ihn erwecken;
Und ſündiget er gegen mich,
So freue meine Seele ſich,
Ihm willig zu vergeben:
So werd ich dich Herr Jeſu Chriſt,
Der du die Liebe ſelber biſt,
Aufs würdigſte erheben. Amen.

Wenn wir beleidigt werden: ſo thut es uns wehe, und der Schmerz, der daraus entſpringt, reizt uns, dem andern wieder wehe zu thun. Menſchen nun, die ſich von ihren Empfindungen leiten laſſen, folgen blindlings dieſem Reize, und vergelten auf der Stelle das Böſe, was ſie erduldeten, wieder mit Böſem. Dieß ſehen wir an kleinen Kindern. Wenn dieſe zuſammen ſind, und eins nimmt dem andern etwas weg: ſo ſchlägt dieſes nach jenem, jenes ſchlägt wieder, und, wenn nicht bald ein Erwachſenes die ſtreitenden Partheyen aus einander reiſſet: ſteigt die Verbitterung immer höher. Woher kommt denn dieß? daher, weil es Kinder ſind, weil ſie ihren Verſtand noch nicht recht brauchen, noch nicht nachdenken können. Hätten ſie nachdenken gelernt: ſo würden ſie leicht voraus ſehen, daß durch den Schlag, den das eine Kind dem andern giebt, die empfangene Beleidigung nicht weggeſchafft werde, wohl aber ein neuer Schlag veranlaßt werde.

Möchte doch dieſe üble Gewohnheit mit den Kinderjahren verſchwinden, und Erwachſenen nicht die nämlichen Fehler begehen, die ſie an den Kindern beſtrafen. Dieß geſchieht aber nicht immer. Manche Menſchen bleiben in dieſem Stücke immer Kinder, und ſehen jede Beleidigung als eine Aufforderung an, ſich zu rächen.

Unſer Erlöſer, deſſen ſtetes Beſtreben dahin gieng, die Menſchen zu veredeln, und ſie aus Kindern zu Männern, und endlich zu Engeln zu machen, hat daher gegen dieſe üble Gewohnheit, bey jeder Gelegenheit geeiſert und ſeinen Nachfolgern Sanftmuth und Verſöhnlichkeit empfohlen. Das iſt nun, wie man ſagt, der menſchlichen Vernunft anſtößig. Es iſt aber nicht wahr. Der Vernunft iſt es nicht anſtößig, wohl aber den menſchlichen Begierden. Wenn die Vernunft recht darüber nachdenkt: ſo ſieht ſie gar wohl ein, daß es höchſt thöricht ſey, und daß man ſich ſelbſt ſchade, wenn man Beleidigungen zu rächen ſucht.

Dieß will ich itzo zeigen. Gott, der uns täglich viele Fehler verzeiht, gebe, daß ich recht nach ſeinem Sinn und Willen reden möge! Amen.

Text.

Matth. 6, 14.

So ihr den Menſchen ihre Fehler vergebet: ſo wird euch euer himmliſcher Vater auch vergeben.

Evangelium.

Matth. 18, 33 — 35.

Hauptſatz.

Die Pflicht des Chriſten, verſöhnlich zu ſeyn.

1. Wie?
2. Warum er es ſeyn ſoll?

Erſter Theil.

Die Worte: **verſöhnlich, Verſöhnlichkeit,** führen wir ſehr oft in dem Munde; ob aber auch alle, die dieſe Worte gebrauchen, dieſelben recht verſtehen, daran zweifle ich ſehr. Wenn zwey Perſonen, die mit einander in Feindſchaft lebten, einander die Hände geben: ſo ſagt man: ſie hätten ſich mit einander verſöhnet. Allein dieß geben der Hände, und alles andere, was dabey vorfallen mag, iſt nichts weiter, als das Zeichen der Verſöhnlichkeit. Die wahre Verſöhnlichkeit iſt ein Werk des Herzens. Wenn man von dem andern beleidigt wird: ſo thut es, wie ich bereits geſagt habe, wehe, man empfindet eine Neigung, die Beleidigung zu erwiedern. So lange man nun dieſe Neigung unterhält, und Gelegenheit ſucht, Böſes mit Böſem zu vergelten: ſo iſt man unverſöhnlich. Wenn man hingegen gegen dieſe Neigung kämpft, ſie zu unterdrücken ſucht, und da, wo man ſeinem Beleidiger ſchaden könnte, es nicht thut: ſo iſt man verſöhnlich.

Es gehört alſo dazu zweyerley, daß man gegen die Neigung ſich zu rächen kämpft, und dann, daß man auch wirklich die Rache unterläßt.

Ich ſage abſichtlich, daß man die Neigung zur Rache bekämpfen müſſe: weil es ſchwer, ja vielleicht ganz unmöglich iſt, ſie auszurotten. Werden wir es wohl je ſo weit bringen, daß uns Beleidigungen nicht ſchmerzen? daß nicht Unwille entſtünde gegen diejenigen, die uns den Schmerz zufügten? daß uns nie die Luſt anwandelte, ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten? Es iſt zur Verſöhnlichkeit ſchon hinlänglich, wenn man gegen ſeine rachgierige Neigung aus allen Kräften kämpft. Dieß iſt aber ſchlechterdings nöthig, wenn die Verſöhnlichkeit recht chriſtlicher Art ſeyn ſoll. Die äußerliche Freundlichkeit, die äußerlichen Zeichen der Sanftmuth, ſind bloße Heucheley, wenn das Herz daran keinen Antheil hat. Daher verlangt unſer Erlöſer von uns, **daß wir für diejenigen, die uns beleidigen und verfolgen, beten** *), vor Gott ihnen Gutes wünſchen ſollen, und macht hiermit die Verſöhnlichkeit zu einem Werke unſers Herzens.

---

*) Matth. 5, 44.

Iſt die Verſöhnung mit unſerm Gegner erſt im Herzen geſchehen: ſo wird es uns auch leicht ſeyn, Beweiſe davon in unſerm äußerlichen Verhalten zu geben.

Müſſen wir mit ihm umgehen: ſo iſt es unſere Pflicht, über uns zu wachen, daß wir nicht durch Unfreundlichkeit und mürriſches Weſen ihn noch mehr gegen uns aufbringen. Findet ſich Gelegenheit, wo wir ihm ſchaden, wo wir ihm einen böſen Namen machen, ſeine Fehler verbreiten, ſeine Handlungen verdächtig machen, ihm einen Theil ſeiner Nahrung entziehen könnten: ſo dürfen wir dieß nicht thun. Denn wie könnten wir denn glauben, daß wir verſöhnlich wären, wenn wir die Gelegenheit benutzten, wo wir unſerm Gegner könnten Böſes mit Böſem vergelten? zeigt ſich hingegen Gelegenheit, wo man ſeinem Gegner nützlich ſeyn kann: ſo muß man ſie ſogleich benutzen, und ſo denſelben überzeugen, daß man keinen Zorn im Herzen trage. Daher ermahnet uns Paulus: **Hungert deinen Feind: ſo ſpeiſe ihn; dürſtet ihn, ſo tränke ihn. Wenn du das thuſt, ſo wirſt du feurige Kohlen auf ſein Haupt ſammlen. Laß dich nicht das Böſe überwinden; ſondern überwinde das Böſe mit Gutem.** *)

Freylich tritt oft der Fall ein, wo uns unſer Gegner in die Nothwendigkeit ſetzt, uns zu vertheidigen. Haben wir aber erſt in unſern Herzen die Rachgier beſiegt, und ihm vergeben: ſo wird uns unſer Gewiſſen ſchon ſagen, wie weit wir als Chriſten die Selbſtvertheidigung treiben dürfen. Die weiſe Erinnerung Jeſu: **ihr ſollt nicht widerſtreben dem Uebel!** *) dürfen wir nie überſchreiten, und uns daher nicht vertheidigen gegen geringe Beleidigungen. Schimpft uns jemand: ſo ſchweigen wir; denn wer ſchimpft, beſchimpft ſich ja ſelbſt. Redet uns jemand Uebels nach: ſo iſt die beſte Vertheidigung wohl dieſe, daß man recht unſträflich wandele, und ſo die Verläumdung widerlege; thut uns jemand Unrecht: ſo kann man ſich am beſten dadurch vertheidigen, daß man durch Fleiß und Sparſamkeit das wieder zu erſetzen ſucht, was man durch Ungerechtigkeit verlohren hat; Sollte aber die Beleidignng ja ſo weit gehen, daß wir uns zu einer thätigen Vertheidigung für verbunden hielten: ſo bleibt uns doch kein anderer Weg offen, als — daß wir bey der Obrigkeit Schutz ſuchen.

---

*) Röm. 12, 20. 21.

Aber dieſer Geſuch darf nie weiter, als ſo weit gehen, daß ſie uns zu unſerm Rechte verhilft. Sobald wir um Beſtrafung nachſuchen: ſo rächen wir uns; denn iſts nicht im Grunde eins, ob ich jemanden ſelbſt Böſes zufüge oder ob ich andere dahin zu bringen ſuche, daß ſie es ihm zufügen?

Oft fordert man zum Zeichen der Verſöhnlichkeit auch dieſes, daß man dem, der uns die Hand bietet, und um Verzeihung bittet, ſogleich ſein ganzes Zutrauen wieder ſchenken ſoll. Allein dieß iſt offenbar zu viel gefordert: gegen den, der uns vorſetzlich beleidigt hat, muß man immer auf ſeiner Hut ſeyn. Wer ſich als einen falſchen, treuloſen Menſchen zeigte — wie kann der von uns verlangen, daß wir ſogleich, nachdem er uns um Verzeihung gebeten hat, ihn für treu und rechtſchaffen halten ſollen? Wie vieles Herzeleid haben ſich die Menſchen dadurch ſchon zugezogen, daß ſie zu ſchnell denen ihr Vertrauen wieder ſchenkten, die ihnen ihre Beleidigung abbaten. Wie übel wurde dieſe Gutmüthigkeit dem David belohnt. Er ſchenkte ſeinem böſen Sohn dem Abſalon, ſobald ihn dieſer um Verzeihung bat, ſein ganzes Zutrauen, und nahm ihn wieder in ſeine Familie auf. Und wie wurde es ihm belohnet? Der ungerathene Sohn ſtieß ihn vom Throne. Nur dann ſind wir verbunden dem Beleidiger unſer voriges Zutrauen wieder zu ſchenken, wann er uns hinlängliche Beweiſe einer aufrichtigen Reue gegeben, und durch erfolgte Beſſerung uns überzeuget hat, daß er unſer Zutrauen verdiene. Daher ſagt unſer Erlöſer, in dem bekannten Gleichniſſe vom Schuldknechte, daß ſein Herr ihm zwar die Schuld, da er ihn darum bat, erlaſſen; er gedenkt aber nichts davon, daß er ihm ſogleich anderes Geld vorgeſchoſſen habe. Und in einer andern Stelle giebt er uns die Erinnerung: So dein Bruder an dir ſündigt: ſo ſtrafe ihn, gieb ihm eine Erinnerung, und ſo er ſich beſſert, vergieb ihm! *)

---

*) Matth. 5, 39.

Zwey-

---

*) Luc. 17, 3.

Zweyter Theil.

Wenn wir über die weiſen Lehren nachdenken, die uns unſer Erlöſer gegeben hat: ſo finden wir ſchlechterdings allemal, daß ſie auf nichts anders, als auf unſer eignes Wohl abzwecken; daß wir unſer eignes Heyl, durch Befolgung derſelben befördern, und uns ſelbſt ſchaden, wenn wir davon abweichen. So iſts auch mit der Verſöhnlichkeit. Je gewiſſenhafter wir dieſe Pflicht erfüllen, deſto mehr gewinnt unſer innerlicher und äuſſerlicher Zuſtand.

Iſts nicht wahr, ſo lange wir über die Beleidigungen, die wir empfingen, nachdenken, und auf Mittel ſinnen uns zu rächen, werden wir nicht recht ruhig? wir können nicht an Gott denken, uns des vielen Guten das wir genießen, unſerer Familien, unſerer Güter, der ſchönen Natur, gar nicht recht freuen. Der Schlaf flieht unſere Augen, unſere Geſchäffte vernachläßigen wir: weil unſer ganzes Beſtreben dahin geht, uns zu rächen, und wir gemeiniglich für alles andere Luſt und Gefühl verliehren. Haben wir hingegen über unſere Rachgier geſiegt, Beleidigung verſchmerzt, und es ſo weit gebracht, daß wir unſerm Gegner Gutes gönnen und wünſchen können: dann befinden wir uns auch recht wohl, fühlen es bey uns ſelbſt, daß wir etwas Gutes gethan haben, denken gern wieder an Gott, rechnen wieder auf ſeinen Beyſtand und Seegen, betrachten mit Vergnügen ſeine Werke, und verrichten mit Freudigkeit unſere Geſchäffte.

Die Verſöhnlichkeit veredelt auch unſere Geſinnung, und macht uns ähnlich dem Vollkommenſten, unſerm langmüthigen, verſöhnlichen himmliſchen Vater. Denn dieſer kennt keine Rache, keinen Zorn, obgleich derſelbe ihm in einigen Stellen des alten Teſtaments, nach der Art, wie man ſich damals ausdrückte, beygelegt wird. Nach den Vorſtellungen, welche uns Jeſus und ſeine Apoſtel von ihm gegeben haben, iſt er die Liebe. *) Die Uebertreter ſeines Willens, die Verächter ſeiner Gebote, läßt er zwar die unangenehme Folgen ihrer Verirrungen fühlen, ſtraft ſie alſo wirklich; aber nicht um ſich zu rächen und ihnen zu ſchaden, ſondern — um ſie zu beſſern. Unſer Erlöſer ſagt daher, daß wir die Feinde lieben, oder gegen ſie verſöhnlich ſeyn ſollen, damit **wir Kinder wären unſers Vaters im Himmel.** **)

Wenn nun die Verſöhnlichkeit unſern innern Zuſtand ſo ſehr verbeſſert: ſo könnt ihr leicht denken, daß auch unſer äuſſerlicher Zuſtand ſehr viel dabey gewinnen müſſe. Denn unſer äußerlicher Zuſtand entſpringt faſt immer aus unſerm innerlichen.

Haben wir über unſere Rachgier geſiegt: ſo können wir nun freudig unſere Geſchäffte fortſetzen, und die Zeit und das Nachdenken, welches wir auf Zank und Streit hätten wenden müſſen, auf unſere Haushaltung und die Verbeſſerung derſelben wenden; ſieht unſer Feind, daß wir uns an ihm nicht rächen, ſo wird er gemeiniglich müde uns wehe zu thun, und oft gar zu unſerm Freunde gemacht. Wie hochſchätzten Jakobs Kinder ihren Bruder Joſeph, da er ihnen verziehen hatte!*) Und Simei, der den David auf ſeiner Flucht auf das gröblichſte beleidigte, da er ſeine Großmuth ſahe, wurde dadurch ſo gewonnen, daß er vor ihm auf die Knie fiel, und ihm ſeine Ergebenheit verſicherte.**) Saul, da er ſahe, daß David die Gelegenheit ihn zu tödten nicht benutzt hatte, erhob ſeine Stimme und weinete.***) Und ihr, die ihr dieß leſet, empfindet ihr nicht Liebe und Achtung gegen Perſonen die ſo edel handelten, daß ſie ihren Beleidigern Böſes mit Gutem vergalten? da fühlt ihr es ja ſelbſt, daß die Verſöhnlichkeit uns die Liebe und Achtung unſerer Nebenmenſchen erwerbe, daß wir dadurch ihr Zutraun erlangen. Werden wir alsdann nicht weit ungehinderter unſere Geſchäffte verrichten können, weit mehr Unterſtützung bey denſelben finden, wenn unſere Nebenmenſchen ein gutes Zutrauen zu uns haben? Es iſt daher eine ſehr wichtige Verheiſſung Jeſu, wenn er ſpricht: Die Sanftmüthigen werden das Erdreich beſitzen.****) Wie dieß zugehe könnt ihr leicht begreifen. Der Unverſöhnliche, der Rachgierige macht ſich immer mehrere Feinde, die ihn im Beſitze ſeines Eigenthums beunruhigen, und ihn wohl gar aus demſelben zu vertreiben ſuchen. Der Verſöhnliche hingegen entwaffnet durch ſein Betragen ſeine

---

*) Joh. 4, 16.

**) Matth. 5, 45.

Feinde

---

*) B. Moſ. 50, 18. **) 2 Sam. 19, 18:20.

) 1 Sam. 24, 17. *) Matth. 5, 5.

Feinde, und erwirbt ſich die Liebe und das Zutrauen ſeiner Nebenmenſchen. Wird er alſo nicht weit weniger im Beſitz ſeines Eigenthums beunruhigt werden?

Und wenn die Stunde erſcheint, da er alles, was er auf der Erde beſaß, verlaſſen muß: wie freudig kann er ſich von der Erde trennen, und der dunkeln Zukunft entgegen gehen, wann er ſich bewußt iſt, daß er keine Rache in ſeinem Herzen trage, daß er ſie zu unterdrücken und zu beſiegen ſich ſtets habe laſſen angelegen ſeyn. Welche Erquickung wird es ihm ſeyn, wann er ſich an Jeſu Verheiſſung erinnert: **ſo ihr den Menſchen ihre Fehler vergebet: ſo wird euch euer himmliſcher Vater auch vergeben,** und die Hoffnung mit ſich nehmen kann, daß ihn ſein gütiger Vater, dem er durch Verſöhnlichkeit ſuchte ähnlich zu werden, für ſein Kind erkenne, und ihm in einer beſſern Welt, ein beſtändiger Eigenthum anweiſen werde, als er hier hoffen konnte.

Beſchluß.

Daß es in gar vielen Fällen ſehr ſchwer ſey, der Begierde, ſeinem Feinde zu ſchaden, zu widerſtehen; daß es beſonders für gewiſſe Menſchen, die zum Zorne ſehr geneigt ſind, ſchwer ſey, weiß ich gar wohl. Allein es kann doch nicht anders ſeyn; wenn wir Ruhe für unſre Seele finden, wenn wir Gott ähnlich werden, wenn wir nicht von auſſen her in beſtändiger Unruhe leben, wenn wir an der künftigen Seligkeit Theil haben wollen: ſo müſſen wir uns der Verſöhnlichkeit befleißigen. Wenn wir uns die Sache nur einen rechten Ernſt ſeyn laſſen: ſo wird es uns gewiß möglich ſeyn. Denn Gott will ja haben, daß wir verſöhnlich ſeyn ſollen. Können wir wohl von Gott glauben, daß er von uns unmögliche Dinge verlangen werde?

Denkt nur oft über euch ſelbſt, und eure eignen Fehler nach! fehlet ihr nicht alle mannigfaltig? Wie könnt ihr euch denn nun ſo ſehr über die Fehler anderer entrüſten, wenn ihr ſelbſt davon nicht frey ſeyd? Ihr wendet freylich ein, mit Fehlern wolltet ihr gern Geduld haben; allein die Beleidigungen eurer Gegner rührten von wirklicher Bosheit her. Hierinne, lieben Freunde! irret ihr euch aber wohl ſehr oft. So hart wird gewiß keiner von euch behandelt, als unſer Erlöſer von ſeinen Feinden. Gleichwohl betete er: Vergieb ihnen Vater: denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun. So glaubte er alſo, daß die Erbitterung derſelben gegen ihn bloß aus Unwiſſenheit herrühre: weil man ihnen geſagt hatte, er ſey ein Verführer des Volks, ein Rebelle: ſo glaubten ſie verbunden zu ſeyn, ihm dafür alle Martern anzuthun. Wüßtet ihr immer, woher die Verbitterung eurer Gegner gegen euch rühre: ſo würdet ihr mehrentheils finden, daß ſie aus Unwiſſenheit entſtanden ſey, weil man ihnen von euch eine falſche Meynung beygebracht hat. So verfolgte Saul immer den David. Und warum denn? weil er glaubte, daß ihm dieſer nach dem Leben ſtehe. Iſts denn nun nicht leicht Vergehungen zu vergeben, ſo bald man überzeugt iſt, daß ſie aus Unwiſſenheit herrühren?

Vor allen Dingen nahet euch aber oft zu Gott! traget ihm im Gebete euren ganzen Seelenzuſtand vor, und bittet ihn, daß er euch ſtärken möge, daß ihr ſeinen Willen thun, und ihm immer ähnlicher werden könnet. Dann — dann werdet ihr gewiß Kraft empfangen, zu thun, was euch itzo unmöglich ſcheint. Gott gebe, daß ihr hiervon alle aus eigner Erfahrung überzeuget werden möget! Amen.

Vier und ſechzigſte Predigt.

Am drey und zwanzigſten Sonntage nach Trinitatis.

Erhalt uns, Herr! die Obrigkeit,
Die du uns gabſt auf Erden,
Mit Wohlſtand und mit Sicherheit
Durch ſie beglückt zu werden.
Verleih ihr Weisheit, Trieb und Kraft,
Was wahres Wohl dem Lande ſchafft,
Mit Sorgfalt wahrzunehmen

Wir ſind lieben Freunde! von unſerer Jugend an gelehret worden, der Obrigkeit zu gehorchen und unterthan zu ſeyn, und diejenigen, welche bisher dieſe Lehre befolgten, haben ſich gewiß dabey wohl befunden. Mußten wir an ſie verſchiedene Abgaben bezahlen, ſo konnten wir auch dabey die

Früchte unſers Fleißes in Ruhe genießen; ſchränkte ſie da und dort durch ihre Geſetze uns ein, ſo daß wir manches unterlaſſen mußten, was wir gern gethan hätten, ſo wurden wir dagegen auch durch die Geſetze gegen Beleidigungen und Gewaltthätigkeiten geſchützt; druckte uns da und dort eine ungerechte Obrigkeit, und wir ertrugen es mit Gelaſſenheit, und ſuchten durch Nachdenken und Fleiß unſere Umſtände zu verbeſſern: ſo konnten wir bald wieder erſetzen, was wir auf der einen Seite eingebüßet hatten.

Itzo aber fängt man da und dort an, die Unterthanen gegen die Obrigkeit mistrauiſch zu machen, und die Unterthanen zu reizen, ihren Verordnungen nicht mehr zu gehorchen, die nöthigen Abgaben nicht mehr zu zahlen, und ſo die Leichtgläubigen auf einen Weg zu verleiten, der ſie ſicherlich, über lang oder kurz, in unabſehliches Elend führt, und ſie unfähig macht, die Ruhe ferner zu genießen, welcher ſie ſich bisher erfreuten. Ich halte es alſo für höchſt nöthig, euch die Pflichten zu zeigen, und recht zu erklären, die wir der Obrigkeit ſchuldig ſind. Gott, welcher die Obrigkeit verordnet hat, gebe daß ich damit viel Gutes wirken möge. Amen.

Text.

Röm. 13, 7.

So gebet nun jederman, was ihr ſchuldig ſeyd: Schoß, dem der Schoß gebühret; Zoll, dem der Zoll gebühret; Furcht, dem die Furcht gebühret; Ehre, dem die Ehre gebühret.

Evangelium.

Math. 22. 15 — 22.

Hauptſatz.

Von den Pflichten der Unterthanen gegen die Obrigkeit.

1. Daß ſie ihre Anordnungen befolgen.
2. Die Abgaben, die ſie ihnen abfordert, treulich entrichten.

Erſter Theil.

Wenn ein Menſch in einem Lande ganz allein lebt: ſo kann er thun und vornehmen was er will, weil niemand da iſt, den er durch ſeine Handlungen beleidigen könnte. Handelt er unklug: ſo ſchadet er damit niemanden als ſich ſelbſt. Sobald aber mehrere Menſchen zuſammen wohnen: ſo geht dieß nicht mehr an; da muß man ſich ſchon in Acht nehmen, daß man durch ſeine Handlungen den andern, die neben uns wohnen, nicht ſchade. Da nun aber nicht alle Menſchen ſo vorſichtig ſind, daß ſie bey ihren Handlungen ſich in Acht nehmen, daß ſie andern nicht ſchaden, ſie nicht beleidigen: ſo würde bald unter den Menſchen Zank und Streit, wohl Mord und Todſchlag entſtehen, wenn nicht gewiſſe Verordnungen gemacht würden, welche beſtimmten, wie einer gegen den andern ſich zu verhalten habe. Die Stammeltern des Menſchengeſchlechts hatten anfänglich nur zwey Kinder; wie lange währete es aber: ſo wurden ſie uneinig, und einer ſchlug den andern todt. Daher finden wir, daß in jeder Geſellſchafft, die beſtehen ſoll, jemand da iſt, der Verordnungen macht, oder Geſetze giebt. In jedem Hauſe macht der Hausvater oder die Hausmutter Verordnungen, wie ſich die Kinder gegen einander zu verhalten, was jedes zu thun, was jedes Geſinde für ein Geſchäffte zu verrichten habe. In jeder Gemeine ſind Verordnungen da, wie man mit dem Feuer umgehen, wie es mit Austreibung des Viehes gehalten werden ſolle, was man in Anſehung der Grenzen oder der Grenzſteine zu beobachten habe.

Wie es nun im Kleinen iſt, ſo iſt es auch im Großen. Wenn kleine Geſellſchafften ohne Anrdnungen nicht beſtehen können, ſo können es noch weniger große, ſo können es noch weniger anze Länder und Reiche.

Wer dieſe Anordnungen zu machen habe, hrt die geſunde Vernunft. Im Hauſe nicht die inder ſondern die Eltern; nicht das Geſinde, ndern diejenigen, in deren Dienſten ſie ſtehen; n einem Lande nicht die Unterthanen, ſondern e Obrigkeit, welche Gewalt über ſie hat.

Wenn eine Anzahl Menſchen ſich in einem nde niederließen, das noch niemanden gehörte, hätten dieſe ein Recht ſelbſt zu beſtimn, wer ihre Obrigkeit ſeyn ſollte, und ihr rzuſchreiben, wie weit ihr Recht in Anſehung Geſetzgebung gehen dürfe. Wenn man aber einem Lande gebohren wird, oder in ein Land ht, wo bereits eine Obrigkeit regieret, da gehe dieß nicht mehr an, da muß man der Obrigkeit gehorchen, die nun einmal da iſt. Denkt nur ſelbſt darüber nach: ſo werdet ihr gewiß einſehen, daß es wahr iſt. Denn was für Unordnung, für Streit, für Blutvergießen würde daraus entſtehen, wenn die Unterthanen ſich das Recht anmaſen wollten, die Obrigkeiten nach ihrem Gefallen abzuändern. Es iſt daher gewiß eine ſehr weiſe Lehre des Chriſtenthums: **ſeyd unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat.**

Wenn nun jedes Land Geſetze nöthig hat, wenn Perſonen nöthig ſind, die ſie geben: ſo folgt ja von ſelbſt, daß wir verbunden ſind, ſie zu befolgen.

Wenn die Geſetze gut und weiſe ſind, und das Beſte des Landes zur Abſicht haben: ſo wird dieß nicht leicht jemand leugnen. Es kann ſeyn, daß ſie dir und mir nachtheilig ſind, daß du und ich mehr gewinnen würden, wenn wir in manchen Stücken mehr Freyheit hätten; da müſſen wir aber bedenken, daß man um des Ganzen willen, und um der Vortheile willen, die man in der Geſellſchafft genießt, ſich manche Einſchränkung gefallen laſſen müſſe. Wenn z. E. einer von uns in einem Wagen allein fährt, ſo kann er ſich breiten wie er will; fahren aber mehrere mit, die alle ihren Beytrag zum Fahrlohne geben: ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß man ſich einſchränken, und mit einem kleinern Platze vorlieb nehmen müſſe.

Da alle Obrigkeiten Menſchen ſind, und es des lieben Gottes Willen nun einmal ſo iſt, daß Menſchen nicht durch Engel, ſondern durch Menſchen, regieret werden ſollen und alle Menſchen fehlen: ſo kann es freylich nicht anders ſeyn, als daß hier und da Geſetze gegeben werden, die unweiſe und ſchädlich ſind. Was ſoll man da thun? denkt nur darüber nach, eure Vernunft wird es euch ſagen. Ihr müßt auf eine beſcheidene Art der Obrigkeit die Schädlichkeit dieſer Geſetze vorſtellen, und ſie um Abänderung derſelben bitten. Sollte dieß umſonſt ſeyn, welches freylich oft der Fall ſeyn mag: ſo bleibt euch weiter nichts übrig, als gehorchen. Wollt ihr öffentlich dagegen handeln: ſo wird man euch ſtrafen; wollt ihr es heimlich thun, ſo handelt ihr nicht rechtſchaffen: denn alle Unredlichkeit, aller Betrug iſt gegen die weiſen Lehren des Chriſtenthums. Sollten aber gar Verordnungen gemacht werden, die ihr mit gutem Gewiſſen nicht befolgen könnet: ſo haben euch ja die Apoſtel eine ſehr einfache, aber gewiß eben ſo weiſe Regel gegeben — **man muß Gott mehr gehorchen, denn dem Menſchen.** Wenn z. E. eine Obrigkeit ihre Gewalt ſo misbrauchen wollte, daß ſie euch verböte Bücher zu leſen, die euch verſtändiger und beſſer machen; oder wollte euch befehlen Meynungen zu glauben, die ihr nicht für wahr haltet: ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß ihr nicht gehorchen dürfet, daß ihr dagegen handeln könnet: weil Gott keiner Obrigkeit das Recht gegeben hat, über die Gewiſſen der Menſchen zu herrſchen. Ihr müßt aber auch ſtandhaft genug ſeyn die Verfolgungen auszuhalten, die euch alsdann leicht treffen könten. Einen ſolchen chriſtlichen Ungehorſam haben unſer Herr und Meiſter und ſeine Jünger, die ſo ſehr auf den Gehorſam gegen die Obrigkeit dringen, ſtets bewieſen. Und wer ſich Jeſu Jünger nennt, muß ſich auch in dieſem Falle als ſein Jünger zeigen.

Zweyter Theil.

Daß jedes Volk, welches beſtehen will, Abgaben entrichten müſſe, damit die Ausgaben, welche zum Beſten deſſelben müſſen gemacht werden, davon beſtritten werden können, leugnet wohl niemand. Und die Lehre Jeſu, welche immer die Ausſprüche einer wirklich geſunden Vernunft beſtätigt, ſagt ausdrücklich: **gebet Schoß, dem der Schoß gebühret, Zoll, dem der Zoll gebühret.** Bedenkt nun ſelbſt, wie ſehr derjenige ſündige, der durch allerley Ränke, die Abgaben, die er an die Obrigkeit entrichten muß, zu ſchmälern ſucht. Er übertritt doch gerade zu eine ganz deutliche Vorſchrift des Chriſtenthums, er betrügt er beſtiehlt die Geſellſchaft, zu welcher er gehöret.

Allein darüber klagt auch gewiß kein Vernünftiger, daß er Abgaben entrichten muß; darüber wird aber deſto mehr geſeufzt, daß die Abgaben oft zu drückend, daß ſie ungleich ausgetheilt ſind. Dieß ſind freylich Klagen, die man ohne gerührt zu werden, nicht anhören kann. Ich will euch daher als euer Freund, aufrichtig ſagen, was die

Religion, die uns allen ſo werth iſt, in ſolchen Fällen für Rath giebt.

Drücken uns die Abgaben: ſo dürfen wir uns doch nicht durch Ränke und Betrügereyen denſelben entziehen. Betrug iſt Betrug, er mag auch treffen wen er will. Und wie kann der Betrug und die Rechtſchaffenheit mit einander beſtehen! Bedenkt doch auch ſelbſt, wie ſehr ihr durch ſolche Unredlichkeit euch und andern ſchadet. Ihr müßt um eure Betrügerey zu verbergen, lügen — welcher Rechtſchaffene, welcher Chriſt wird denn aber lügen? Wie kann denn ein Lügner je ein freudiges Vertrauen zu dem Gotte der Wahrheit haben? Um eure Betrügerey zu verbergen, müßt ihr oft diejenigen, deren Pflicht es iſt, darüber zu wachen, daß die Abgaben ordentlich entrichtet werden, beſtechen, und ſie auch zu Betrügern machen. Stimmt denn dieß auch mit der Lehre Jeſu überein, der uns immer ermuntert, andere zu beſſern, und das Wehe über diejenigen ausruft, die andere verderben? Ihr kommt oft in die Nothwendigkeit euer Geſinde und eure Kinder zu Theilnehmern an euern Betrügereyen zu machen. Lehret ihr ſie alſo nicht den Betrug? und — wie könnt ihr glauben, daß ſie euch die gebührende Achtung erzeigen werden, wenn ſie euch als Betrüger haben kennen lernen? Bedenkt endlich noch dieſes, was für Furcht, was für Schrecken, was für Angſt, was für Todesangſt ihr ausſtehen müßt, wann ihr oft in die Gefahr gerathet, daß euer Vergehen entdeckt werde! was für Schande, was für

Strafe euch erwartet, wann die Entdeckung erfolgt: dann ſeht ihr gewiß ein, daß jeder ſich ſelbſt ſchade, welcher der Obrigkeit von ihren Abgaben, wann ſie auch noch ſo drückend wären, etwas zu entziehen ſucht. Der beſte Rath, den ich euch, als euer Freund, als Verehrer der Lehre Jeſu, in dieſem Falle geben kann iſt dieſer: ſucht durch Nachdenken, Verdoppelung eures Fleißes und Einſchränkung eurer Ausgaben dasjenige wieder zu erſetzen, was durch drückende Abgaben euch entzogen wurde. Freylich wird euch dieß ſauer ankommen, das weiß ich wohl. Aber ihr müßt auch nur bedenken, wie viel ihr dabey gewinnt. Das Nachdenken ſchärft euren Verſtand, und ein ſcharfer Verſtand iſt mehr werth als die größten Reichthümer; der Fleiß giebt euch mehr Kraft; die Einſchränkung eurer Ausgaben lehrt euch eure Begierden beherrſchen; kurz, ihr werdet dadurch gebeſſert, behaltet ein frohes Gewiſſen, erhaltet die Achtung und das Zutrauen eurer Nebenmenſchen, könnt jedem getroſt unter die Augen ſehen, könnt jedem von euren Handlungen Rechenſchaft geben; dieß ſind ja Güter, welche verdienen, daß man um ihretwillen alles hingäbe!

Geſetzt aber ihr glaubtet, die Abgaben wären ungleich ausgetheilt; ſie würden nicht gut verwendet — weſſen Schuld iſt dieſes? die Schuld der Obrigkeit. Dieſe hat ihren Richter ſo gut wie wir. Laſſet uns thun, was wir als vernünftige Menſchen, und als Chriſten zu thun haben, Gott wird uns dabey ſegnen; und die Handlungen der Obrigkeit dem zur Beurtheilung überlaſſen, der ſie verordnet hat.

Beſchluß.

Denkt nur, m. L. über das, was ihr itzo gehöret habt, recht nach: ſo werdet ihr gewiß ſelbſt einſehen, daß uns die Religion Jeſu, ſo wie in allen Fällen, alſo auch in Anſehung unſers Verhaltens gegen die Obrigkeit, die beſten Vorſchläge gebe, bey deren Befolgung wir uns gewiß ſehr wohl befinden werden. Es kann gar wohl ſeyn, daß hier und da die Obrigkeit ihre Gewalt mißbraucht, und durch ihr Betragen die Seufzer und Klagen der Unterthanen auf ſich ladet; ſo lange die obrigkeitlichen Perſonen Menſchen ſind, kann man von ihnen nicht erwarten, daß ſie vollkommen ſeyn, ganz weiſe, ganz gerecht regieren werden; was iſt denn in dieſem Falle vernünftiger, als daß wir durch beſcheidene Vorſtellungen, unſern Beſchwerden abzuhelfen ſuchen, mit Geduld ertragen, was wir nicht ändern können, und durch verdoppelten Fleiß, Nachdenken und Sparſamkeit, das erſetzen, was durch ſtrenge Regierung uns entzogen wird. Dann dient, nach der Verheißung der Schrift, alles, auch der Druck zu unſerm Beſten, macht uns weiſer, ſtärker, edelgeſinnter und bildet uns zu würdigen Bürgern des Himmels.

Glaubt alſo nicht der verführeriſchen Stimme der falſchen Propheten, welche euch Mißtrauen und Unzufriedenheit, ja Haß gegen eure

Obrigkeit einzuflößen, und euch zur Empörung gegen ſie zu reizen ſuchen. Der Weg, auf welchen ſie euch verleiten wollen, iſt der Weg zum Verderben. Der härteſte Druck, der euch treffen kann, iſt gar nichts gegen das unabſehliche Elend, gegen die entſetzlichen Greuel, die mit der Empörung verknüpfet ſind. Wie glücklich iſt itzo unſer deutſches Vaterland, das ſeiner Obrigkeit treu iſt, gegen das unglückliche Frankreich, das ſich gegen die Seinige empörte.

Sollte der Druck, unter welchem ihr ſeufzet, aber wirklich ſo ſtark ſeyn, daß ihr ihn nicht aushalten könntet, nun ſo ziehet in ein ander Land, das unter einer mildern und gerechtern Regierung ſteht.

Leite uns, Herr, durch deine Wahrheit, und lehre uns: denn du biſt der Gott, der uns hilft. Täglich harren wir dein. Amen.

Fünf und ſechzigſte Predigt.

Am vier und zwanzigſten Sonntage nach Trinitatis.

Wann hier von uns, die Gott vereint,
Der letzte auch hat ausgeweint:
Dann wird ein frohes Wiederſehn
Auf ewig unſer Glück erhöhn.

Herr unſrer Tage führe du
Uns alle dieſem Ziele zu,
Daß uns, bey ſtandhaft frommer Treu,
Des Lebens Ziel willkommen ſey.

Da ſind wir nun hier verſammelt, meine Lieben, um uns gemeinſchaftlich zu erbauen, gemeinſchaftlich

lich Gott zu verehren und zu preiſen, für das mannichfaltige Gute, das er uns erzeiget hat; gemeinſchaftlich etwas zu hören, das uns ermuntert, gut zu ſeyn, das uns zu unſern Arbeiten ſtärkt, das unſere Herzen beruhigt, uns herzliches Vertrauen zu Gott einflößt. Werden wir aber noch oft ſo zuſammen kommen? gewiß nicht gar oft; gewiß wird eines und das andere Mitglied unſerer gegenwärtigen Verſammlung bald vermißt und von dem Herrn unſers Lebens in eine andere Welt abgefordert werden. Denn denkt nur zurück an diejenigen, die vor einem oder mehrern Jahren hier ſaßen! vermißt ihr nicht manchen? iſt nicht mancher von euren ehemaligen Freunden und Bekannten, auch in die Ewigkeit voran gegangen? So wirds künftig auch ganz gewiß gehen; einer nach dem andern, wird, auf Gottes Wink, der Erde entrückt werden. Wen es von uns am erſten treffen werde: iſt allein Gott bekannt. Vielleicht trifft es dich, der du es am wenigſten vermutheſt, vielleicht diejenige Perſon, die dir unter allen Menſchen die liebſte iſt.

Laßt euch doch dieß ermuntern, daß ihr ja gegen einander recht redlich und liebreich handelt! ihr wißt ja nicht, wie lange wir hier beyſammen ſind, und es würde euch gewiß ſehr betrüben, wenn ihr bey dem Grabe, wo der Körper eines abgeſchiedenen Freundes verſenket wird, euch vorwerfen müßtet, daß ihr ihn in ſeinem Leben betrübt, und die Pflichten nicht erfüllet hättet, die ihr ihm ſchuldig waret. Lernt aber auch, was ihr als

Chriſten zu thun habt, wenn über lang oder kurz euer Freund, oder eure Freundin der Erde entriſſen werden ſollte. Ich will euch itzo dazu Anleitung geben. Gott ſtehe mir bey, daß ich nach ſeinem Willen reden möge! Amen.

Text.

Syr. 22, 11.

Man ſoll nicht ſo ſehr trauren über den Todten: denn er iſt zur Ruhe kommen.

Evangelium.

Matth. 9, 18 — 26.

Hauptſatz.

Ueber die Pflichten gegen die Verſtorbenen.

1. In Anſehung ihres abgelegten Leichnams.

2. In Anſehung der Trauer über ihre Trennung von uns.

Erſter Theil.

Nicht alle menſchliche Körper, welche todt ſcheinen, ſind wirklich todt; oft iſt die Seele noch in ihnen, aber die Körper ſind in einer ſolchen Erſchlaffung, daß ſie der Seele ihren Dienſt verſagen, daß ſie durch dieſelben nicht mehr ſehen, fühlen, hören, überhaupt nicht vernehmen kann, was um ſie herum vorgeht; daß ſie nicht vermögend iſt, die Glieder zu bewegen, und durch dieſelben etwas auszurichten. Daher werden ſie von den Umſtehenden oft für wirklich todt gehalten, da es doch leicht wäre, daß ſie, bey einer weiſen Behandlung, Leben und Bewegung wieder

der bekämen. Daß dieß wahr ſey, beſtätigen viele alte und neue Exempel. Die Tochter des Jairus befand ſich z. E. in einem ſolchen Zuſtande, daß ſie jedermann für todt hielt, nur Jeſus nicht, der weiter als gewöhnliche Menſchen ſehen konnte. Dieſer ſagte, ſo bald er ſie ſahe, **das Mägdlein iſt nicht todt, ſondern es ſchläft.** Ich weiß zwar wohl, daß die mehreſten Ausleger annehmen, dieſe Tochter des Jairus ſey wirklich todt geweſen, und von Jeſu, durch ein Wunder, lebendig gemacht worden. Allein wir müſſen doch hierin den Worten unſers Erlöſers mehr glauben, als denen, die ſie auslegten; und dieſer verſicherte ja, mit ganz klaren Worten, das Mägdlein iſt nicht todt. So war es auch mit dem Jüngling Eutychus, welcher im Schlafe einen ſo ſchlimmen Fall that, daß er von den Umſtehenden für todt gehalten wurde. Kaum ſahe ihn aber Paulus: ſo ſagte er: **machet kein Getümmel, denn ſeine Seele iſt in ihm** *). Die Iſraeliten wollten einmal eine Leiche begraben, bekamen aber während dem Leichenzuge die Nachricht, daß der Feind ins Land gefallen ſey, warfen vor Schrecken die Leiche in das Grab, wo die Gebeine des Propheten Eliſa lagen, und als ſie die Gebeine deſſelben berührete: ward ſie lebendig **). Damals wird man dieß freylich als ein Wunder angeſehen haben, das durch des Propheten Gebeine wäre bewirket worden; wäre aber dieſes geweſen: ſo würden gewiß in der Folge jede Familie, welcher der Tod den geliebten Vater oder die geliebte Mutter entriß, alle Eltern, denen der Tod das hoffnungsvolle Kind raubte, ihre Leichen in das Grab des Propheten Eliſa geworfen, und ſie ſo ins Leben zurück gerufen haben. Vielleicht mag dieß auch wohl ein paarmal geſchehen ſeyn. Da wir aber in der Folge gar nicht wieder leſen, daß eine einzige Leiche, durch die Berührung der Gebeine des Eliſa ſey lebendig gemacht worden: ſo iſt wohl nichts gewiſſer, als daß die vermeinte Leiche nicht wirklich tod war, ſondern nur in einer Ohnmacht lag, und durch die heftige Erſchütterung wieder zu ſich ſelbſt gebracht wurde. Dieß wird um ſo wahrſcheinlicher, da die Juden die Gewohnheit haben, ihre Leichen ſehr früh zu begraben. Und wie viele Beyſpiele von Menſchen haben wir in den neuern Zeiten, die man für tod hielt, und die doch wieder lebendig wurden; die man ſo gar begrub, und die im Grabe erwachten, und dann erſt ſterben mußten, weil ſie niemanden um Hülfe rufen konnten, und hernach, wenn man ſie ausgrub, auf dem Bauche liegend gefunden wurden. Wenns nicht wahr wäre, daß in den todſcheinenden Körpern ſich oft noch Leben befände, wozu hätten denn unſre Obrigkeiten den Befehl gegeben, alles mögliche zu verſuchen, um Erhenkte, Ertrunkene, Erfrorne, wieder lebendig zu machen? warum hätten wir ſo viele Exempel von dergleichen Perſonen, die wirklich lebendig gemacht wurden?

---

*) Ap. Geſchichte 20, 10.

**) 2 Buch der Kön. 13, 21.

Wenn ihr nun überzeuget ſeyd, daß nicht alle menſchlichen Körper tod ſind, welche tod ſcheinen: ſo wißt ihr auch die Pflichten, welche ihr gegen die Körper der Verſtorbenen zu beobachten habt. **Ihr dürft ſie nicht eher beerdigen, als bis ihr überzeuget ſeyd, daß ſie wirklich tod ſind.** Verſchiedene Obrigkeiten haben daher die löbliche Verordnung gemacht, daß die Leichen zweymal vier und zwanzig Stunden unbeerdigt bleiben ſollen, wenn nicht eintretende Fäulniß eine frühere Beerdigung nöthig macht. So viel ich weiß, hat aber noch keine Obrigkeit verboten, ſie ſpäter zu beerdigen. Es iſt euch alſo die Freyheit gelaſſen, die Leichen ſo lange aufzubewahren, bis die Zeichen des wirklichen Todes eingetreten ſind. Und welche ſind dieſe? nach der Verſicherung der beſten Aerzte, keine andern, als die Zeichen der wirklichen Verweſung, z. E. das Einfallen der Augen, der Leichengeruch und dergleichen. Wer noch einige Menſchenliebe bey ſich fühlt, wer ſich recht lebhaft die unausſprechliche Angſt denkt, die ein Menſch empfinden muß, der in der Erde wieder erwacht, den Vater, die Mutter, das Weib, das Kind, den Freund um Erbarmung ruft, und von niemanden gehöret wird, und nun erſt ſterben muß, der braucht gewiß alle mögliche Vorſicht, um ſich zu überzeugen, daß der Körper, deſſen Beerdigung er beſorgen ſoll, wirklich tod ſey, und fragt, wenn er es nicht beſtimmen kann, lieber einen verſtändigen Arzt um Rath. Freylich iſt es beſchwerlich, Leichen, wenn ſie auch von der geliebteſten Perſon wären, zumal wenn die Wohnung klein iſt, lange bey ſich zu behalten, Deßwegen ſucht man hier und da ſolche Einrichtungen zu treffen, daß man Leichenhäuſer errichtet, in welchen die Leichen ſo lange aufbewahret werden können, bis die ſichern Kennzeichen der Verweſung eingetreten ſind. Solltet ihr nun etwas dazu beytragen können, daß eine ſolche Anſtalt auch in euerm Orte eingeführet werde: ſo iſt dieß zu thun, eine Pflicht, die ihr euch, eurer lebenden Familie, und euern abgeſchiedenen Freunden ſchuldig ſeyd.

Zweyter Theil.

Wenn eine Perſon, die wir herzlich liebten, ſich von uns auf lange Zeit trennt, oder wohl gar in ein ſo entferntes Land zieht, daß wir wenig Hoffnung haben können, ſie jemals wieder zu ſehen: ſo geſchieht der Abſchied ſelten ohne Thränen. Und wenn wir gleich wiſſen, daß die Abreiſe der geliebten Perſon zu ihrem Glück nothwendig ſey, daß ſie in dem entfernten Lande zufriedner, als in dem unſrigen, leben werde: ſo ſind wir doch nicht vermögend, uns der Thränen zu enthalten. Wer will uns nun verdenken, wenn wir bey der Abreiſe des Vaters, der Mutter, des Ehegatten, des Kindes, des Freundes von der Erde in die Ewigkeit, aus welcher ſie zu uns auf die Erde nie wieder kommen werden, Thränen fließen laſſen? weinte doch Jeſus ſelbſt bey dem Grabe ſeines

Freundes, ſo daß die Umſtehenden ſagen mußten: ſiehe, wie hat er ihn ſo lieb gehabt! *) Laſſet uns alſo auch unſern Thränen, bey dem Tode geliebter Perſonen nicht wehren; ſie ſind ein Zeichen unſerer Liebe und Achtung, eine Art von Dank, den wir ihnen entrichten, für das Gute, das ſie uns erzeigten; ja die Thränen und das Klagen ſind eine Art von Erquickung, Erleichterung des Herzens, Milderung des Schmerzes, den uns die herbe Trennung verurſacht. Man fühlt es gemeiniglich, daß das Herz leichter und ruhiger geworden iſt, wenn man ſich recht ſatt geweint, und ſeinen Freunden erzählt hat, wie viel man an der abgeſchiedenen Perſon verlohren habe.

Wenn ihr nun aber durch Thränen und Klagen eurem Herzen hinlängliche Erleichterung geſchafft habt: dann iſts auch Zeit, daß ihr wieder Troſtgründe hervorſuchet, mit welchen ihr es beruhiget, und den Thränen und Klagen Einhalt thut, damit eure Traurigkeit nicht in Gram ausarte, und euch zur Unzufriedenheit und Verdroſſenheit verleite.

O wie viele herrliche Troſtgründe bietet uns, auch in dieſem Falle die Religion Jeſu an, und welche kräftige Beruhigung werden ſie dem leidenden Herzen geben, wenn ſie nur gehörig überdacht werden!

Warum wollen wir denn immer weinen und klagen über den Abſchied unſers Freundes? o

---

*) Joh. 11, 35. 36.

dem iſt gewiß ſehr wohl. Sein Tagewerk iſt nun geendigt, die Geſchäffte, die er hier übernehmen mußte, und die oft ſehr mühſam und beſchwerlich waren, ſind nun vollendet; an ſeinem Leibe fühlt er keine Schmerzen mehr, und ſein Geiſt iſt über alle Kränkungen, Verleumdungen und Läſterungen, die er hier bisweilen von den Menſchen dulden mußte, weit erhaben; hört nichts mehr vom Kriege, von Bedruckung, von andern Plagen, unter welchen oft das Menſchengeſchlecht ſeufzet; er iſt in den Händen ſeines Vaters, in welche Jeſus ſeinen ſcheidenden Geiſt befahl; und ſein Leib iſt nichts, als ein abgelegtes Kleid, welches keine Empfindung hat, und von der Auflöſung alſo gar nichts fühlt, welche im Grabe mit ihm vorgeht.

Oder wollen wir ſeine Trennung von uns beklagen: ſo iſts wahr, daß ſie ſchmerzhaft iſt, daß es wehe thut, ſeinen Umgang, ſeinen Rath, ſeinen Beyſtand entbehren zu müſſen — allein werden wir durch fortgeſetztes Klagen ihn wieder zurück bringen können? wer hat ihn denn uns entriſſen? ihr wißt es, es war der weiſe und gute Vater, ohne deſſen Willen Nichts in der Welt geſchehen kann, und der bey allen ſeinen Verhängniſſen nichts als unſer Beſtes zur Abſicht hat. Iſts denn alſo nicht Pflicht, uns in ſeinen Willen zu ergeben, durch Mäßigung unſerer Traurigkeit ihn zu preiſen? Als Hiob alle ſeine Kinder auf einen Tag, durch einen gewaltſamen Tod eingebüßt hatte: ſo ſagte er doch: **Der Herr hats gege-**

gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn ſey gelobet! *) Wie vielmehr ſind wir verbunden, unſere Traurigkeit bey dem Abſchiede unſerer Geliebten zu mäßigen, die wir noch weit ſtärkere Beruhigungsgründe von Jeſu erhalten haben, als Hiob ſie haben konnte!

Vielleicht quält uns die Beſorgniß, daß wir ohne ſie nun nicht würden beſtehen können, da ſie unſere Rathgeber, Stützen und Verſorger waren. Da bedenkt doch aber nur, daß alles Gute, das wir durch ſie erhielten, uns eigentlich Gott zufließen ließ. Iſt denn dieſer unſer Verſorger nicht noch da? die Mittelsperſonen, durch welche er uns bisher helfen ließ, hat er nur von uns entfernet; kann er nicht leicht an ihrer Statt uns mit andern in Verbindung ſetzen? Kann r nicht vielleicht um deßwillen ſie uns entzogen haben, damit wir nun ſelbſt unſere Kräfte und unſer Nachdenken deſto beſſer brauchen ſollten? Alle dieſe Troſtgründe, und noch viel mehrere, die in er Lehre Jeſu liegen, zu überdenken, und damit eine Traurigkeit und Gelaſſenheit, ſeine Ergeung in Gottes Willen zu zeigen, iſt heilige Pflicht des Chriſten.

Wenn der Menſch den Verluſt geliebter Peronen betrauert: ſo iſt er ſehr geneigt, ſeine raurigkeit auch durch äußerliche Zeichen auszurücken! In den ältern Zeiten zerriß man ſeine leider, zog ſchlechte Kleider an, beſtreuete das aupt mit Aſche; dieß alles koſtete wenig. Zu

---

*) Hiob 1, 21.

unſern Zeiten kleidet man ſich ſchwarz, und dieß koſtet vieles Geld. Da das Geld nun ein Mittel iſt, durch welches wir das, was wir bedürfen, uns verſchaffen, und andern viel Gutes thun können: ſo begreift ihr leicht, daß ein Chriſt gewiſſe Pflichten in Anſehung der äußerlichen Trauer zu beobachten habe. Im Grunde iſt Aufwand auf die Trauerkleider eine ganz vergebliche Sache. Hält man es für nöthig, ein äußerliches Zeichen zu tragen, wodurch man andern zu erkennen giebt, daß man trauere: ſo iſt ein ſchwarzes Band dazu hinlänglich. Wozu aber großer Aufwand? Wem nützt man damit? entzieht man das Geld, welches dieſer Aufwand erfordert, nicht der Haushaltung? ſeiner Familie? ſetzt man ſich nicht außer Stand im Nothfalle ſeinem Nebenmenſchen zu dienen? ſteckt man ſich nicht wohl gar in Schulden und Sorgen? Deßwegen haben ſich ſchon hier und da Familien mit einander vereinigt, um den großen Aufwand, den man auf die Trauer zu machen pflegt, einzuſtellen; und ihr thut wohl lieben Freunde, wenn ihr auch, ſo viel ihr könnt, das Eurige dazu beyzutragen ſucht, daß die Gewohnheit, wodurch die Leiden trauernder Familien nur noch mehr vergrößert werden, nach und nach abgeſchafft werde.

Was von den Trauerkleidern gilt, das gilt auch von dem Gepränge, welches man mit den Leichnamen zu treiben pflegt. Man glaubt den Abgeſchiedenen damit zu ehren — iſt denn dieß aber nicht eine ganz falſche Einbildung? ihr ſtaf-

firt

ziert den Leichnam mit theuern Kleidern aus, laßt ſein Haar kräuſeln — legt ihn in einen koſtbaren Sarg, aus deſſen Holz und Eiſenwerk für eine arme Familie ein nützliches Hausgeräthe hätte verfertiget werden können, bringt ihn mit großem Gepränge zum Grabe — laßt ihm einen koſtbaren Leichenſtein errichten — und, wenn ihr dieß alles gethan habt, iſt denn dadurch euer Freund wirklich geehrt? Habt ihr denn nun damit bewieſen, daß euer Freund, während ſeines Erdenlebens, ſeine Pflichten als Chriſt erfüllet habe? gar nicht. Dieſe Ehre wiederfährt dem Sünder, wie dem Gerechten, dem Thoren, wie dem Weiſen. Ihr habt weiter nichts bewieſen, als daß ihr Geld genug habt, alle dieſen Aufwand zu beſtreiten. Und wenn man den wahren Grund von dem Gepränge aufſuchen wollte, welches hier und da mit den Leichen getrieben wird: ſo würde man faſt immer finden, daß es mehr deßwegen geſchieht, um ſich ſelbſt, als um den Abgeſchiedenen zu ehren. Wollt ihr eure abgeſchiedenen Freunde wirklich ehren: ſo erzählet das Gute, das ſie in ihrem Erdenleben thaten, die Beweiſe, die ſie von ihrer Klugheit, ihrer Rechtſchaffenheit, ihrer Thätigkeit gaben, ſucht das Andenken davon in eurer Familie und bey der Nachwelt zu erhalten, das iſt die beſte Ehre, die ihr ihnen erzeigen könnet.

Da wir nun alle wünſchen, daß die Nachkommen mit Liebe und Achtung von uns ſprechen ſollen: ſo laßt uns, als Chriſten, treu und redlich gegen jeden handeln, die Geſchäfte unſers Berufs, die uns täglich zugetheilt werden, gewiſſenhaft ausrichten, den Unſrigen ein gutes Exempel geben, und keine Gelegenheit vorbey gehen, wo wir etwas Gutes ſtiften können. Laßt uns viel Gutes thun: ſo wird man viel Gutes von uns ſagen können.

Laß, unſrer Pflichten eingedenk,
Uns, Vater! handeln, wie du handelſt:
Dann mehrt des Guten Summe ſich,
Mit jedem Tage, das wir wirken.
Dann ſehen wir mit Freudigkeit,
Zurück auf unſer Erdenleben,
Wann deine Vaterliebe winkt
Zu dir, zu dir empor zu ſteigen.
Die Gruft, die unſern Leib umſchließt,
Netzt dankbar dann des Guten Thräne,
Der uns ſein Heil dankt, und dein Lohn
Erwartet uns vor deinem Throne. Amen!

Sechs und ſechzigſte Predigt.

Am fünf und zwanzigſten Sonntage nach Trinitatis.

Gieb Vater! uns in trüben Tagen
Nur ſtets den Sinn auf dich zu ſehn,
Und da, wo andre troſtlos zagen,
Mit Zuverſicht zu dir zu flehn,
Weil nie doch Menſchen Hülfe nützt,
Wann deine Rechte uns nicht ſchützt. Amen.

Wir ſind, meine Lieben! als Chriſten, verbunden, alle Menſchen zu lieben, und ihr Beſtes zu ſuchen,

ſuchen. Da aber unſere Kräfte und Einſichten dazu nicht hinreichen: ſo müſſen wir vorzüglich uns derer annehmen, mit welchen wir am nächſten verbunden ſind. Jeder Hausvater muß, vor allen Dingen, für ſeine Familie ſorgen, und die Glieder der Familie müſſen ſich eines des andern mehr, als anderer Menſchen, annehmen. So geht es immer weiter. Wir müſſen mehr für die Glieder der Gemeine, zu welcher wir gehören, mehr für das Land, das wir bewohnen, als für Fremde ſorgen. Dieß lehrt die geſunde Vernunft, welche uns ſagt, daß wir doch mehrere Verbindlichkeit ſchuldig ſind denen, mit welchen wir durch engere Bande verbunden ſind, als Fremden. Und unſer Erlöſer beſtätigt dieſe Forderung der geſunden Vernunft durch die weiſe Lehre, die er uns in den Worten [illegible]b, **du ſollſt deinen Nächſten**, das heiſt den, der dir der Nächſte iſt, **lieben als dich ſelbſt.**

Allein, ſo wie alles Gute gemißbraucht wird, ſo geſchieht es auch oft mit dieſer Lehre. Man ſorgt für ſeine Nächſten, aber — oft auf Unkoſten anderer. Um ſeiner Familie aufzuhelfen, ſucht man ſeinen Nachbar zu ſtürzen; um ſeiner Gemeine Vortheil zu verſchaffen, ſchadet man einer andern Gemeine; um ſeinem Vaterlande zu nützen, ſucht man die benachbarten Länder zu drücken.

O wie traurig iſt dieß! wie ſehr iſts zu beklagen, daß die Menſchen ſo ſelten einander lieben können, ohne andern zu ſchaden. Ich will euch alſo heute zeigen, wie man, als guter Menſch und als Chriſt, ſeinen Nächſten lieben müſſe, ohne damit andern, die uns nicht ſo nahe ſind, zu ſchaden. Beſonders will ich zeigen, wie die Liebe zum Vaterlande beſchaffen ſeyn müſſe, wenn ſie der Lehre unſers Erlöſers und der geſunden Vernunft gemäß ſeyn ſoll. Gott gebe, daß ich dadurch bey euch viel Gutes wirken möge! Amen.

Text.

Matth. 10, 5, 6.

Gehet nicht auf der Heiden-Straße, und ziehet nicht in der Samariter Städte; ſondern gehet hin zu den verlohrnen Schafen vom Hauſe Iſrael.

Evangelium.

Matth. 24, 15 — 28.

Hauptſatz.

Ueber die Liebe zum Vaterlande.

1. Ihre Beſchaffenheit.
2. Ihre Vortreflichkeit.

Erſter Theil.

Das Vaterland iſt zweyerley; erſtlich, das Land, wo man geboren und erzogen iſt; zweytens dasjenige, wo man wohnt, wo man das Bürgerrecht genießt. Bey den mehrſten Menſchen iſt dieß einerley; bey vielen aber, die das Land ihrer Väter verlaſſen und in ein fremdes ziehen, iſt es zweyerley. So war Joſephs eigentliches Vaterland Canaan; weil er da von ſeiner erſten Kindheit an erzogen wurde. Sein zweytes Vaterland war aber Egypten, wo er ſich verheyrathete, niederließ und das Bürgerrecht erhielt. Es iſt billig und natürlich, daß wir eine gewiſſe Vorliebe zu dem Lande behalten, wo wir gebohren und erzogen wurden, und unſere erſten Kenntniſſe uns erwarben, wo wir auch vielleicht noch Freunde und Anverwandten haben; nicht weniger, in vielen Fällen noch mehr, Liebe ſind wir dem Lande ſchuldig, zu deſſen Bewohnern wir nun gehören.

Die Liebe zum Vaterlande beſteht in einem herzlichen und thätigen Beſtreben, das Beſte des Vaterlandes zu ſuchen. Es kommt dabey auf zweyerley an: daß wir wiſſen, was das Beſte des Vaterlandes ſey? und wie wir es ſuchen ſollen?

Da gar wenige Menſchen ſind, welche wiſſen, was ihnen ſelbſt gut iſt: ſo dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn nur wenige gefunden werden, welche verſtehen, was dem Vaterlande gut ſey.

Da glaubt man z. E. es wäre gut, wenn man recht vieles Geld ins Land brächte. Allein dieß iſt ſelten gut, in den mehreſten Fällen iſt es höchſt ſchädlich. Geld, das wißt ihr ja, wenn ihr anders die Lehren des Chriſtenthums recht gefaßt und verſtanden habt, macht keinen Menſchen glückſelig, und eben ſo wenig ein Land. Fließt es zu ſchnell zu: ſo verderbt es die Menſchen faſt immer. Das lehrt ja die tägliche Erfahrung. So lange die Bewohner eines Landes bey Fleiß und Sparſamkeit ihr gutes Auskommen haben, ſind ſie insgemein mäßig, fleißig, keuſch, geſund und froh; ſo bald aber der Ueberfluß am Gelde zunimmt, und es ſehr leicht wird, daſſelbe zu gewinnen: ſo verliehrt ſich gemeiniglich dieß alles, die Menſchen werden hier und da nachläſſiger in ihren Arbeiten, wenden mehr auf Putz und Vergnügen als ihnen nöthig iſt, eſſen und trinken mehr als ihnen dienlich iſt, werden laſterhaft, ſchweifen aus, viele gerathen dadurch in Armuth und die mehreſten werden krank und elend. Das kann man oft an manchen Gemeinen ſehen, wann ſie einige Jahre nach einander gute Ernte, oder Gelegenheit haben, ihr Getraide recht gut zu verkaufen. Wie kann man denn nun ſagen, daß derjenige des Landes Beſte ſuche, der nur darauf denkt, mehr Geld in das Land zu bringen?

Andere meynen, ſie ſuchten des Landes Beſte, wenn ſie recht viele Menſchen in daſſelbe zögen. Dieß iſt auch nicht wahr. Es kommt bey der Glückſeligkeit eines Landes nicht darauf an, wie viele Menſchen darinne wohnen; ſondern wie gut ſie ſind. Ein einziger böſer Menſch kann in einem Lande vieles Unheil ſtiften, und viele Menſchen verderben.

Auch glauben viele, es gehöre zum Beſten des Landes, die Erweiterung ſeiner Gränzen. Da frage ich aber; werden wir denn dadurch glückſeliger? ihr müßt mir gewiß eingeſtehen, daß dieß der Fall nicht iſt. Man kann dieß ja im Kleinen ſehen. Ein Landmann, der wenige Aecker beſitzt, wenn er ſie gut bearbeitet, wie vergnügt lebt er! Sein Fleiß iſt hinlänglich ſein Land zu verbeſſern, ſeines Viehes ordentlich zu warten, und ſeine Haushaltung in der gehörigen Ordnung zu erhalten. So bald er aber auf viele Vergrößerung denkt,

denkt: ſo hört gemeiniglich ſeine Zufriedenheit auf. Er muß nun übermäßig arbeiten. Da er nun hundert Acker hat, ſo koſtet ihm jeder eben ſo viel Aufwand, als er koſtete, da er nur dreyßig Acker beſaß; gleichwohl trägt doch nicht jeder eben ſo viel ein, als ehemals; allenthalben geht ihm mehr zu Grunde als ſonſt. Wie es nun im kleinen iſt, mit einem Bauergute, ſo iſt es auch mit einem ganzen Lande.

Das Beſte des Landes beſteht gewiß darinne, daß die Menſchen verſtändiger und beſſer werden. Sobald dieſes geſchehen iſt: ſo folgt das übrige alles von ſelbſt. Dann öffnen ſie durch ihr Nachdenken und ihren Fleiß eine Quelle der Nahrung nach der andern, und das Geld vermehrt ſich. Die Vermehrung des Geldes, welche nach und nach durch Fleiß und Nachdenken erfolgt, wird unſchädlich. Verſtändige und gute Menſchen, wann ſie Geld in Händen haben, können damit ungemein viel Gutes ſtiften. Dann vermehren ſich auch die Menſchen, und zwar die guten Menſchen: weil ſie durch ihr vernünftiges gutes Leben in den Stand geſetzt werden, zur gehörigen Zeit zu heyrathen, geſunde Kinder zu erzeugen, und ihnen eine gute Erziehung zu geben. Fehlts ihnen an Platz: ſo wird ihnen ihr Nachdenken Mittel genug zeigen, ihre Gränzen auf eine erlaubte Art zu erweitern. Sie werden alsdann auch weit ruhiger und zufriedner bey einander leben, wenn ſie erſt verſtändiger und beſſer geworden ſind. Auf dieſe Art das Vaterland zu lieben, gab Jeſus ſeinen Jüngern Anweiſung. Er ſagte ihnen, daß, ehe ſie zu den Heyden und den Samaritern giengen, ſie erſt die verlohrnen Schafe vom Hauſe Iſrael, folglich ihre Landsleute beſuchen, und ſie belehren und beſſern ſollten.

O Freunde! wollt ihr alſo eure Liebe zum Vaterlande beweiſen: ſo thue jeder was er kann, um ſelbſt verſtändiger und beſſer zu werden und ſeine Kinder zu verſtändigen guten Menſchen zu erziehen. Eine verſtändige rechtſchaffene Familie iſt für das Vaterland gar ein großer Gewinn. Sie iſt eine nützliche Pflanze, die ihren Saamen weit und breit um ſich wirft. Sorgt ferner dafür, ſo viel ihr könnt, daß der Unterricht in Schulen verbeſſert, daß die Kinder, die ohne Erziehung aufwachſen, gut erzogen werden, daß jede wirklich gute Anſtalt befördert werde; daß kein böſer Menſch ſich einſchleiche; daß böſen, ſchädlichen, Gewohnheiten Einhalt geſchehe; daß kein Streit und Zwietracht entſtehe; tragt lieber kleine Laſten, als daß ihr Unruhen anfangen oder gar Fremde zu Schiedsrichtern eurer Streitigkeiten aufrufet. Sollte euer Vaterland das Unglück haben von auswärtigen Feinden angegriffen zu werden: ſo ſeyd ihm treu und vertheidigt es muthig. Denn wenn man ein wirklich guter Menſch iſt: ſo muß man nicht nur bey ſeinen Freunden halten, wann es ihnen wohlgeht; ſondern auch, wann ſie in Noth und Gefahr gerathen, und auch bereit ſeyn das Leben für die Brüder zu laſſen, ſo wie es Jeſus einſt für uns ließ.

Zwey-

Zweyter Theil.

Sein Vaterland zu lieben; dazu hat jeder Chriſt, ja jeder vernünftige Menſch, der nur etwas über ſich und ſeinen Zuſtand nachdenkt, die größte Verbindlichkeit. Dankbarkeit, Menſchenliebe und die Liebe zu uns ſelbſt verbinden uns dazu.

Wie viel Gutes haben wir im Vaterlande genoſſen und genießen es noch! In dem Lande, wo wir gezogen und gebohren wurden, wohnen die Perſonen, die in der Kindheit, da wir unwiſſend und ſchwach waren, uns gleichſam als Engel leiteten; die uns verpflegten, die uns lehrten reden, aufmerken, auf die Dinge, die um uns ſind, uns unſere erſten Kenntniſſe mittheilten, uns im Leſen und Schreiben unterrichteten, und ſo den erſten Grund zu allem, was wir wiſſen und vermögen, legten. Da wohnen diejenigen, in deren Geſellſchaft wir unſere Kinderjahre verlebten, mit denen wir ſo viele vergnügte Stunden hatten, und mit ihnen zum Theil eine herzliche Freundſchaftſchaft ſchloſſen. Da wohnen viele unſerer Anverwandten. Die erſte Pflicht eines guten Menſchen iſt gewiß dieſe, daß er dankbar ſey gegen diejenigen, von welchen er gutes genoß. Dringt ihn dieß nicht, das Beſte des Landes zu ſuchen, in welchem ſie wohnen? Denn wenn dieß Land leidet, wenn da Unwiſſenheit und Bosheit überhand nimmt: ſo müſſen ja nothwendig unſere Freunde mit leiden. In dem Lande, wo wir leben, wohnen die Menſchen, deren Fleiße und Arbeit heit wir faſt alles verdanken, was wir haben. Woher haben wir das Brod, das wir täglich genießen? die Kleider, die wir anziehen? das Haus, das wir bewohnen? die Werkzeuge, mit welchen wir arbeiten? Iſts nicht wahr, bey weiten den größern Theil haben wir aus dem Lande, in welchem wir wohnen? wem verdanken wir die Ruhe, die wir bey unſern Arbeiten, die Sicherheit, die wir im Beſitze unſers Eigenthums genießen? iſts nicht wahr, der Wachſamkeit der Obrigkeit unſers Landes? wie können wir denn nun dieß alles genießen, ohne dankbar zu ſeyn? und wie können wir unſere Dankbarkeit beſſer beweiſen als durch Liebe zum Vaterlande, oder dadurch, daß wir das Beſte des Landes ſuchen, in welchem wir alles dieß Gute genießen?

Wir ſollen alle Menſchen lieben, das wiſſen wir; daß wir aber nicht Einſichten und Kräfte genug haben, aller Wohl zu befördern; das iſt uns auch bekannt. Iſts denn alſo nicht unſere Pflicht vorzüglich für diejenigen zu ſorgen, mit welchen wir am genaueſten und engſten verbunden ſind, für unſere Mitbürger? Kennen wir denn die Leiden und Beſchwerden irgend eines Landes beſſer, als diejenigen, in welchem wir wohnen? Könen wir in irgend einem andern mehr durch unſern guten Rath, durch unſere Anſtalten, durch unſere Thätigkeit ausrichten; als in dieſem? Wenn Millionen Menſchen, die wir nicht kennen, für welche wir nichts thun können, ein unglückſeliges Leben führen: ſo kann uns dieß nicht zugerechnet werden; wenn aber diejenigen, die um uns wohnen, unglückſelig ſind, und wir waren dabey ganz unthätig: ſo haben wir es zu verantworten, weil wir ihre Leiden kannten, und gewiß vieles für ſie thun konnten, wenn wir nur unſer Nachdenken und unſere Kräfte hätten brauchen wollen.

Ja ich muß noch mehr ſagen. Wir ſind es uns ſelbſt ſchuldig, die Liebe zu uns ſelbſt, dringt uns, das Beſte des Vaterlandes, vorzüglich desjenigen, in welchem wir wohnen, zu ſuchen. Denn wenn nun Jammer und Elend allerley Art in demſelben überhand nimmt, müſſen denn wir und die Unſrigen nicht auch dabey leiden? Wenn Unverſtand und Laſter ſich im Vaterlande verbreiten, wie wollen wir es denn verhindern, daß das Uebel nicht auch in unſre Häuſer dringt? wenn die Nahrung des Landes verſchwindet, wovon werden wir denn leben? wenn es durch inn- oder ausländiſche Tyranney-unterdruckt wird, wie wollen wir uns denn dagegen ſchützen? wenn es durch auswärtige Feinde zerſtöret wird, werden wir denn nicht mit zerſtöret werden? wir hinterlaſſen vielleicht Kinder — o wie ſchwer wird nicht unſer Abſchied von der Erde ſeyn, wenn wir ſie in einem Lande hinterlaſſen müſſen, wo Unwiſſenheit, Laſter, Elend aller Art herrſchen, das wir ſorglos und unthätig anwachſen ließen! Es kann ſeyn, daß in dieſem Lande vieles iſt, das nicht gut iſt, vieles, darüber wir Urſache haben, Beſchwerden zu führen. Denn welches Land iſt davon frey! wollen wir aber deßwegen demſelben wohl unſere Liebe entziehen? ihm untreu werden? wohl gar bey Auswärtigen Abſtellung unſerer Beſchwerden ſuchen? dieß wäre der ſicherſte Weg, den Ruin des Vaterlandes, folglich auch den unſrigen zu befördern. Wenn wir die Geſchichte aller Länder durchgehen: ſo finden wir faſt durchgängig, daß ſie zu Grunde giengen, und in unausſprechliches Elend geriethen, ſo bald in denſelben die Vaterlandsliebe verloſch, und die Einwohner ſich, auf eine unerlaubte Art, an auswärtige Völker hiengen. Was war denn die Urſache, warum das jüdiſche Land ſo gänzlich verwüſtet wurde, daß da, wie es unſer Erlöſer voraus ſagte, ein Greuel der Verwüſtung, oder eine greuliche Verwüſtung entſtund? der Mangel an Vaterlandsliebe. Man ſuchte das Beſte des Landes nicht; man gab ſich keine Mühe, die Menſchen verſtändiger und beſſer zu machen. Denn wenn dieſes geſchehen wäre, woher wäre denn der ſchreckliche Unverſtand gekommen, welchen die mehreſten Juden zeigten, wann ihnen unſer Erlöſer die Lehren der Weisheit vortrug? woher die Bosheit, mit welcher ſie ihren größten Wohlthäter verfolgten, und am Ende hinrichteten? Es war bey ihnen eine beſtändige Uneinigkeit, ein beſtändiges Streben nach der Oberherrſchaft; keiner wollte von dem andern etwas dulden, keiner dem andern gehorchen. Dadurch wurde ihr Staat immer zerrütteter, immer kraftloſer, immer unvermögender, einem auswärtigen Feinde zu widerſtehen. Dazu kam noch dieſes, daß immer die eine Parthey, wenn ſie der andern nicht widerſtehen konnte, ſich an die Römer wandte, und bey ihnen

Hülfe ſuchte. Dieſe nahmen die Gelegenheit gerne an, ſich in die Angelegenheiten der Juden zu miſchen, und bekamen dadurch immer mehrere Herrſchaft über ſie, bis ſie endlich, durch die beſtändigen Uneinigkeiten und Widerſetzlichkeiten der Juden gereizt wurden, ihre Macht gegen ſie zu gebrauchen, und ihren Staat, der durch die Vaterlandsliebe noch lange hätte blühend erhalten werden können, gänzlich zu zerſtören.

Beſchluß.

Ich glaube wohl, noch einmal ſage ichs, daß mancher über Mängel, böſe Gewohnheiten, Bedrukkungen, die in ſeinem Vaterlande herrſchen, zu klagen Urſach hat. Welches Land iſt denn wohl davon frey? Laßt aber dieß eure Liebe zu demſelben nicht ſchwächen; ſondern erwäget vielmehr, das viele Gute, das ihr in demſelben genießt. Hütet euch vor der böſen Gewohnheit, alle dieſe Mängel, bloß in der Abſicht, um es verächtlich zu machen, aufzudecken. Denn wer das Vaterland beſchimpft, beſchimpft ja ſich ſelbſt, da er auch mit dazu gehöret; ahmet vielmehr den ältern und verſtändigern Söhnen des Noah nach, welche ihres Vaters Blöße bedeckten[*]). Ueberlegt lieber bey euch und mit euern Freunden, wie ihr etwas thun könnet, um den Beſchwerden, die ihr führet, auf eine erlaubte Art abzuhelfen; bedenkt, daß Verbeſſerungen nicht auf einmal können zu Stande gebracht werden, und daß man oft Jahre lang arbeiten und dulden muß, ehe man zu ſeinem Zweck kommt.

Seht ihr gar keine Möglichkeit dieſem und jenem Mangel abzuhelfen — o ſo duldet lieber, als daß ihr dem Vaterlande untreu werden, und etwa bey den Feinden deſſelben Hülfe ſuchen ſolltet. Denn dieß iſt immer der Weg zum Verderben, und bringt Jammer und Wehe über die Länder.

---

[*]) 1 B. Moſ. 9. 23.

Als in Abrahams Vaterlande der Götzendienſt und mit ihm die Laſter überhand nahmen: ſo erhielt er von Gott den Befehl: **gehe aus aus deinem Vaterlande!** Als ſeine Nachkommenſchaft in Egypten ſehr gedruckt wurde: ſo wurde ſie, da der Druck am höchſten geſtiegen war, aus demſelben geführet. So kann Gott, wenn das Verderben in eurem Vaterlande zu hoch ſteigen ſollte, auch euch und euern Familien leicht in beſſern, ruhigern Gegenden einen Wohnplatz anweiſen.

Aber welche Freude wird es auch für euch ſeyn, wenn euch manche gute Bemühung für das Vaterland gelingt; wenn ihr ſo glücklich ſeyd manchen eurer Mitbürger von ſeinen Irrthümern zu befreyen, manchen zu beſſern, manchem Misbrauch abzuhelfen, manches Gute zu Stande zu bringen! Im Alter werdet ihr noch mit Vergnügen daran denken, und eure Kinder werden es noch zu genieſſen haben. Geht ihr einſt in eine andere Welt über; ſo wird doch das Gute, das ihr ſtiftetet, bleiben, die Nachkommen werden davon ſprechen, und euern Nahmen mit Hochachtung nennen. Es wird da recht eintreffen, was die Schrift ſagt: **das Gedächtniß der Gerechten bleibt in Segen.** Amen.

Sieben und ſechzigſte Predigt.

Am ſechs und zwanzigſten Sonntage nach Trinitatis.

Der Freuden Füll iſt, Gott! bey dir:
Und in dem höhern Leben
Wird deine Huld daraus auch mir
Zu voller Gnüge geben;
Was mich mit reiner Luſt erfüllt,
Was meiner Seele Sehnſucht ſtillt,
Und ſich ohn Ende mehret. Amen!

Wann wir in ruhigen Stunden Muſe genug haben, unſern Gedanken nachzuhängen, ſo iſt uns gewiß keiner wichtiger und unterhaltender, als das Andenken an unſere Unſterblichkeit. Wie glücklich fühlt man ſich, wenn man bedenkt, daß man nicht bloß für dieſe Erde geſchaffen ſey, daß wenn die Freuden dieſer Erde genoſſen, ihre Leiden überwunden, ihre Geſchäffte geendigt ſind, wir noch in einer andern Welt fortdauern, neue Freuden genießen, neue Wunder kennen lernen, neue Geſchäffte übernehmen ſollen. Und wie ſtärkend ſind uns ſolche Gedanken! wir gehen nun mit Freuden an unſere Arbeit, wir beruhigen uns bey unſern Leiden und Kümmerniſſen. Möchten wir doch dieſe Gedanken recht oft und recht lange bey uns unterhalten: ſo würden wir gewiß weit beſſer und vergnügter werden. Die Urſache, warum dieß bey vielen Menſchen ſo ſelten geſchieht, iſt oft dieſe, daß ſie ſich von ihrem künftigen Zuſtande gar keine Vorſtellung machen können. Nun iſts freylich wahr, ganz deutlich können wir es uns nicht vorſtellen, wie es in der künftigen Welt ausſehen wird. Keiner iſt aus derſelben wieder zurückgekommen, und hat uns davon eine Beſchreibung gemacht; und unſer Erlöſer ſpricht davon nur dunkel und in Gleichniſſen. Vieles aber können wir doch mit größter Wahrſcheinlichkeit muthmaßen. Ich will euch itzo ſolche Muthmaßungen mittheilen.

Gott bewahre bey dieſem Geſchäffte meine Gedanken vor Verirrungen, und gebe, daß dadurch bey euch die Luſt, oft an die Ewigkeit zu denken, genähret werden möge. Amen!

Text.

Galat. 6, 7.

Was der Menſch ſäet, das wird er ernten.

Evangelium.

Matth. 25, 31 — 46.

Hauptſatz.

Ueber den künftigen Zuſtand der Menſchen.

1. Den Stand der Belohnung.
2. Den Stand der Strafe.

Erſter Theil.

Es iſt noch nicht erſchienen, was wir ſeyn werden*), folglich können wir uns auch nicht recht deutlich vorſtellen, wie unſer künftiger Zuſtand beſchaffen ſeyn werde. Vieles können wir aber doch wiſſen, oder wenigſtens mit großer Wahrſcheinlichkeit muthmaßen. Das wiſſen wir doch z. E. gewiß, daß wir dieſen groben Körper, mit welchem wir itzo bekleidet ſind, nicht mit in die Ewigkeit nehmen werden. Iſt nun dieſes: ſo werden alle die Schmerzen, und Leiden, die wir durch den Körper empfanden, wegfallen: ſo werden alle die Sorgen aufhören, die uns die Ernährung, Bekleidung und Verpflegung deſſelben verurſachte. Hier haben wir ſo viele Sorge und Mühe. Wenn wir aber unterſuchen, woher ſie kommen: ſo werden wir gewiß finden, daß die Erhaltung des Körpers ſie mehrentheils verurſache. Dieſe alle hören auf, wenn wir einen ſolchen groben Körper nicht mehr haben.

---

*) 1 Joh. 3, 2.

Wir unterlaſſen ferner täglich ſo viel Gutes, das wir zu thun uns doch feſte vornahmen; wir begehen ſo viele Thorheiten und Ausſchweifungen, die wir ſelbſt mißbilligen. Wenn wir nun ſo manches Gute unterlaſſen; ſo manche Thorheit begangen haben, dann grämen wir uns, und bereuen es. Worinne liegt denn hiervon der Grund? mehrentheils im Körper, deſſen Verdroſſenheit uns im Guten aufhält, deſſen Begierden uns, wider unſern Willen, oft mit ſich fortreiſſen. O wie vieler Gram und Reue wird alſo auf einmal wegfallen, wenn wir unſern Körper abgeleget haben!

Und wie viele Freuden werden wir dann genieſſen! Welche Freude verurſacht es uns, wann wir auf unſer voriges Leben zurückſehen, und überlegen können, wie vieles Vergnügen wir genoſſen, wie manche Leiden wir glücklich überwunden, wie manchen Fehler wir abgelegt, wie manches Gute wir geſtiftet, wie manche Beweiſe der göttlichen Verſehung wir erhalten haben. Was für Grund haben wir denn zu glauben, daß wir uns in dem künftigen Zuſtande des Vergangnen nicht wieder würden erinnern können? Wenn wir nun hier uns bemühen, recht gut zu handeln, wird es nicht für uns eine groſſe Seligkeit ſeyn, wenn wir an unſer Erdenleben zurückdenken, und ſehen können, was für einen glücklichen Ausgang die oft dunkeln Wege genommen haben, auf welche Gott uns leitete?

Hier macht es uns Freude, wenn wir eine Vergleichung anſtellen, zwiſchen dem, was wir ſonſt waren, und, was wir itzo ſind: wie viel wir itzo wiſſen, verſtehen, können, wie viele Fehler wir abgelegt haben, gegen ſonſt, da wir noch jung waren. Dort wird dieſe Freude ohne Zweifel größer ſeyn, wann wir nicht mehr, wie hier im Dunkeln wandeln, wann wir in neuen Gegenden neue Belehrungen erhalten, und alſo nothwendig an Einſichten und Beſſerung weit ſchneller wachſen, als es uns hier möglich war. Was für vergnügte Stunden hatten wir, wann wir den geſtirnten Himmel betrachteten, und überlegten, daß die leuchtenden Punkte, die wir an demſelben wahrnahmen, große Weltkörper wären, davon jeder ſeine Bewohner ~~hatte. Wir~~ ſehnten uns dann, daß wir möchten aufſteigen, und dieſe großen Werke Gottes in der Nähe betrachten können! Aber unſer ſchwerer Körper feſſelte uns an die Erde. Dieſen haben wir dann abgelegt. Iſt es denn nicht wahrſcheinlich, daß wir dann uns weit leichter und freyer werden bewegen, und von Gottes Reiche einen weit größern Kreis durchwandeln können? da bedenkt nun ſelbſt, was für mannigfaltige Freuden unſerer warten, wann wir immer neue, uns bisher noch unbekannte Werke Gottes entdecken werden. Hier wohnten wir unter Menſchen, wo Gute und Böſe unter einander vermiſcht waren, in deren Umgange wir zwar viele Freude genoſſen, aber auch viele Kränkungen erdulden mußten; dort wekden, nach der Verſicherung Jeſu, die Böſen von den Guten abgeſondert, die Guten genauer mit einander verbunden werden. Wie wohl wird uns dann ſeyn, wann wir niemanden mehr um uns haben, der unſere Freuden verbitterte! wann wir uns in Verbindung mit den beſten, reinſten, liebevollſten Perſonen befinden. Nach der Verſicherung Jeſu ſollen wir mit Abraham, Iſaak und Jakob in Verbindung kommen, und nicht nur mit dieſen, ſondern wahrſcheinlich mit allen guten Menſchen, welche vor uns lebten und nach uns leben werden.

Eine unſrer vorzüglichſten Erdenfreuden war dieſe, daß wir da und dort Gutes thun, und unſrer Nebenmenſchen Wohl beförden konnten. So wie wir hier wachſen, vergrößert ſich auch dieſes Vergnügen. In der Jugend können wir andern noch wenig nützen, weil es uns an Einſichten und Erfahrungen mangelt; aber wie weit mehreren Nutzen ſchafft ein Mann, der ſein voriges Leben gut anwendete, und ſich Erfahrung, Weisheit, Geſchicklichkeit erworben hat! iſt er nicht gleichſam der Engel ſeiner Familie, ſeiner Nachbaren, ſeiner Freunde? Könnt ihr nun wohl glauben, daß Gott, nachdem wir uns hier ausgebildet haben, und in jener Welt noch weiſer und vollkommener geworden ſind, uns dann werde in Unthätigkeit leben laſſen? Nein, Freunde! das iſt wohl ganz gewiß, daß er uns immer mehrere und wichtigere Geſchäffte anvertrauen werde, je weiſer und vollkommner wir werden, und unſere Freude und Seligkeit wird gewiß vorzüglich darinne beſtehen, daß wir durch Erfüllung des göttlichen Willens, und durch Sorge für die niedrigern Geſchöpfe, unſere Dankbarkeit gegen unſern höchſten Wohlthäter ausdrücken können.

Endlich verſichert uns die Schrift: daß wir Gott ſehen werden, wie er iſt*). Was dieß heiße, kann ich nicht recht deutlich erklären. Wer aber jemals recht gebetet, ſeine Gedanken recht zu Gott erhoben hat, der kann doch ſich einige Vorſtellungen davon machen. Iſts nicht wahr, in dem Augenblicke eines recht herzlichen Gebetes erkennen wir Gott weit deutlicher, fühlen ſeine Macht, Weisheit und Güte weit inniger, fühlen uns ungemein ſelig — die Welt, mit ihrer Luſt und Herrlichkeit verſchwindet gleichſam vor unſern Augen, und wir kennen kein größeres Glück, als dieſes — daß wir Ihm gefallen. Sehet, das iſt der Vorſchmack jenes Anſchauens. Je länger wir Gottes Führungen und Werke beobachten, deſto bekannter werden wir auch mit ihm werden, deſto öfterer und inniger uns ihm nähern, deſto ſeliger uns fühlen. Und dieſe Seligkeit wird vor aller Freude, die wir auf der Erde genießen, noch den großen Vorzug haben, daß ſie unvergänglich iſt. Welche auf den Geiſt ſäen, oder nach ihren beſten Einſichten handeln, die ſollen das ewige Leben ernten.

---

*) 1 Joh. 31, 3.

Ewig werden wir ja fortdauern, da wir von der Weisheit und Güte Gottes gar nicht vermuthen können, daß er uns, nachdem er uns durch mancherley Mittel gebeſſert und vollkommner gemacht hat, wieder vernichten werde. Ewig werden wir gut ſeyn; denn ſollte es wohl möglich ſeyn, daß eine Perſon, die mit Gottes Wegen recht bekannt geworden iſt; die unzähligemal erfahren hat, wie wohl man ſich befinde, wenn man immer recht thut, und den Willen Gottes erfüllet, daß dieſe Perſon den Weg wieder verlaſſen ſollte, auf dem ſie ſo lange ihre Seligkeit fand? iſt dieſes nicht möglich: ſo iſt auch nicht möglich, daß unſere Seligkeit aufhören könne. Seligkeit iſt die Belohnung unſerer Rechtſchaffenheit; ſo lange alſo dieſe dauert, wird auch jene währen.

Zweyter Theil.

Da aber nicht alle Menſchen gut ſind: da es viele böſe giebt, die nicht für ihre Beſſerung ſorgen, die nur nach ihren Lüſten handeln, und darüber die Pflichten vergeſſen, die ſie andern ſchuldig ſind, und um ihre Lüſte zu befriedigen, andere betrüben, drucken und kränken: ſo iſts gar nicht zu erwarten, daß alle Menſchen, nach ihrem Abſchiede von der Erde, gleiche Glückſeitgkeit genießen werden. Es wäre dieß gegen die Gerechtigkeit Gottes; ja ich ſage noch mehr, wenn Gott wirklich die böſen Menſchen ſelig machen wollte; ſo wäre dieß unmöglich; weil ein böſer Menſch, ſo lange er ſich nicht beſſert, gar nicht ſelig ſeyn kann. Daher ſagt uns unſere Vernunſt, daß es nach dem Abſchiede von der Erde, auch einen Zuſtand der Strafen gebe. Die Heyden haben dieß ſchon eingeſehen, und die Bibel lehrt es ganz deutlich. Wer auf das Fleiſch ſäet, ſagt ſie, oder wer von ſeinen Lüſten ſich leiten läſſet, der wird von dem Fleiſche das Verderben ernten. Und Jeſus ſagt ausdrücklich: die Gottloſen werden in die ewige Pein gehen. Worinne dieſe Pein beſtehen werde, können wir ebenfalls nicht recht deutlich einſehen. Zwar nennt ſie unſer Erlöſer ein Feuer; das iſt aber, wie jeder ſieht, eben ſowohl nur ein Gleichniß, als es ein Gleichniß iſt, wenn er ſagt, daß die Frommen einſt mit Abraham, Iſaak und Jakob, zu Tiſche ſitzen werden; durch dieſes Gleichniß will er anzeigen, daß die Frommen ſich ſehr wohl befinden, und durch jenes, daß die Böſen ſich ſehr übel befinden werden.

Worinne etwa ihre Leiden beſtehen werden, können wir mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit muthmaßen.

Das wiſſen wir z. E. mit Gewißheit, daß ſie die Erde verlaſſen, daß ſie ihren Körper und alles, was ihnen auf der Erde lieb war, nicht mitnehmen. Iſt das nicht ſchon Pein genug für ſie? Ihre ganze Glückſeligkeit ſuchten ſie ja in Verpflegung ihres Körpers — den haben ſie nicht mehr; oder im Beſitze irrdiſcher Güter — dieſe ſind für ſie auf ewig verſchwunden; oder darinne, daß ſie ſich über andere erheben konnten — dieß gilt nun auch nicht mehr: weil in der künftigen Welt jeder nach ſeinem innern Werthe, nach ſeiner Weisheit und Rechtſchaffenheit wird geſchätzt werden, die ihnen fehlten. Wie jämmerlich geberdet ſich ein geiziger Menſch, wann die Flamme ſein Haus in die Aſche gelegt hat, das er doch mit der Zeit wieder aufbauen zu können, hoffen darf. Schließet hieraus, welch unausſprechliche Leiden ein Menſch empfinden muß, der ſeine ganze Glückſeligkeit in Befriedigung ſeiner Lüſte und dem Genuß der Güter dieſer Erde ſuchte, wann er nun ſeinen ſinnlichen Körper, und die Güter dieſer Erde verlohren, auf ewig verlohren, und gar keine Hoffnung hat, ſie jemals wieder zu bekommen!

Ohne Zweifel wird der böſe Menſch ſich wieder an das Vergangene erinnern können; aber dieſe Erinnerung wird nur ſeine Pein vergrößern. Denn woran kann er ſich dann erinnern? an eine Menge Beweiſe der Güte Gottes, gegen die er undankbar war; an viele Winke und Erinnerungen, die er bekam, ſich zu beſſern, die er verſchmähete; an mannichfaltige Gelegenheit, Gutes zu thun, wovon er keinen Gebrauch machte, und endlich an vieles Böſe, das er auf der Erde ſtiftete, und das ſich nun immer weiter auf der Erde fortpflanzt, nachdem er ſie bereits verlaſſen hat. Was für unausſprechliche Leiden muß ihm dieſes verurſachen! Die Pein jenes reichen Mannes wurde dadurch vergrößert, daß er ſich erinnerte, wie er noch Brüder auf der Erde habe, die, vermuthlich durch ſein Exempel verderbt, ein eben ſo ſchändliches Leben führten, als er geführet hatte.

Nach der Verſicherung Jeſu werden die Böſen von den Guten geſchieden werden. ~~Und wie kann~~ dieß auch anders ſeyn? Wenn die Guten in ihrem künftigen Zuſtande ſollen belohnet werden: ſo müſſen die Böſen von ihnen getrennet ſeyn: weil dieſe alle ihre Freuden verbittern würden. Was für eine Hölle muß dieß ſeyn, wenn man unter lauter böſen Geiſtern leben muß?

Die Seligkeit, welche bey den Guten darin beſteht, daß ſie den Willen Gottes thun, und die ihnen aufgetragenen Geſchäfte verrichten, werden die Böſen nicht kennen: denn dieß macht ihnen ja keine Freude. Machte es ihnen Freude Gottes Willen zu thun: ſo dürften ſie ja nicht zu den Böſen, ſondern müßten zu den Guten gezählt werden. Da ſie in Beſorgung der kleinen Geſchäfte, die ihnen Gott auf der Erde anvertrauete, nicht treu waren, wie kann ihnen denn Gott wichtigere anvertrauen? wie kann denn dieſes ſeyn, da ſie ſich in dem Stande der Uebung und Vorbereitung hierzu weder die nöthige Weisheit noch Rechtſchaffenheit erworben haben? Sie werden alſo erfahren müſſen, daß die Guten ihrer ehemaligen Mitbürger auf Erden, in jener Welt immer höher ſteigen, immer mehrere Vorzüge erlangen, und ſie zurückgeſetzt werden. Wird dieß für ſie nicht eine neue Quelle der Leiden ſeyn?

Endlich ſind ja dieſe Elenden ganz unfähig, die Seligkeit zu ſchmecken, welche aus dem Anſchauen Gottes, oder aus dem nähern Umgange mit demſelben entſpringt. Nach dem Ausſpruche Jeſu werden nur diejenigen Gott ſchauen, die reines Herzens ſind! weil eine Seele, die nicht rein iſt, die keine redlichen

Ge

Geſinnungen gegen Gott und ihre Mitgeſchöpfe hegt, die ſich ihrer Tücke und Falſchheit bewußt iſt, ungern an Gott denkt, und ſich daher des Andenkens an Gott, ſo viel ſie kann, zu entſchlagen ſucht.

Daraus ſeht ihr alſo, m. L. daß böſe Menſchen, die nicht den Willen Gottes, ſondern ihre Lüſte ſich leiten laſſen, wenn Gott auch keine beſondere Qualen für ſie bereitete, doch durch ſich ſelbſt, in ihrem künftigen Zuſtande, höchſt elend ſeyn müſſen.

Und was hierbey das Schrecklichſte iſt: ſo ſoll dieß Elend, nach der Verſicherung Jeſu, ewig dauern. Nun iſts wahr, daß das Wort ewig in der Bibel auch oft eine lange Zeit bedeutet, wie z. E. in der Stelle, wo Gott ſagt, daß er mit Abrahams Nachkommen einen ewigen Bund mache; daß es alſo möglich iſt, daß es hier auch nur eine ſehr lange Zeit anzeige; allein wir wollen uns darüber in keine weitläuftige Unterſuchungen einlaſſen. So viel iſt gewiß, daß, ſo lange die Böſen ſich nicht beſſern, auch keine Seligkeit für ſie zu hoffen ſey; daß ihre Beſſerung ſehr ſchwer ſeyn werde, weil das Böſe ſchon zu tief bey ihnen eingewurzelt iſt; daß Gott nie aufhöret barmherzig zu ſeyn, und alſo ein Sünder, der ſich ernſtlich beſſert, Minderung ſeines Elends erwarten dürfe; daß aber, wenn ein Sünder ſich in der Ewigkeit noch beſſern ſollte, er nie die hohe Seeligkeit erlangen werde, welche ihm würde zu Theil geworden ſeyn, wenn er ſchon in dieſer Zeit der Vorbereitung ſich durch Gottes Willen hätte lenken laſſen: ſo wie ein Menſch, der erſt ſpät anfängt zu lernen, nie ſo weit kommt, als er würde gekommen ſeyn, wenn er in der Kindheit ſchon fleißig geweſen wäre.

Beſchluß.

Daß ihr meine Lieben alle wünſcht, künftig in den Stande der Belohnung verſetzt zu werden, das iſt wohl ganz gewiß. Von den Wünſchen der Menſchen werden freylich immer die wenigſten erfüllet; dieſer aber wird gewiß in Erfüllung gehn, wenn ihr nur recht ernſtlich darnach ſtrebet. Denn Gott will ja daß allen

Men

Menſchen, folglich auch euch geholfen werde. Ihr habt nicht nöthig zu fragen: was muß ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe? denn ihr wißt es alles ſchon. Ihr wißt, daß das Bekenntniß der chriſtlichen Religion uns kein Recht zum Himmel gebe; denn nach der Verſicherung Jeſu wird der Weltrichter alle Völker vor ſich verſammeln, ohne auf ihre Religion Rückſicht zu nehmen, und wird die Böſen von den Guten ſcheiden. Ihr wißt vielmehr, daß man ſich bemühen müſſe, nach den guten Lehren, die man bekommen hat, folglich ihr nach der Lehre Jeſu, ſein Thun und Laſſen einzurichten; daß ihr alſo eure Glückſeligkeit nicht auſſer euch, ſondern in euch, in Weisheit und Gerechtigkeit ſuchen, daß ihr euern Lüſten nicht gehorchen, ſondern ſie beherrſchen, daß ihr die Geſchäffte, die euch anvertraut ſind, treulich ausrichten, eurem Nebenmenſchen, wo ihr könnt nützen, und oft mit Gott eurem Vater und Freunde umgehen müſſet. Thut dieß: ſo werdet ihr leben, ewig glückſelig leben.

Hier ſchon wird eure Seligkeit anfangen. Hier ſchon werdet ihr in euch ſelbſten Freude über das Wachsthum im Guten, das ihr bey euch bemerkt, Freude über das Gelingen eurer Geſchäffte, Freude über das Gute, das ihr geſtiftet habt; Freude an Gottes Werken und an Gott ſelbſt empfinden. Dieſer Vorſchmack der Seligkeit, den ihr hier genießet, wird euch ein ſicheres Pfand ſeyn, daß ihr zu höherer Seligkeit beſtimmt ſeyd.

O denkt doch oft daran, und heitert euch damit auf bey euern Widerwärtigkeiten, und ſtärkt euch damit zu euern Geſchäfften!

Wenn ihr einen Gottesacker erblickt, ſo denkt daran, daß die Zeit heranrücke, wo auch ihr euern Leib ablegen werdet; wann des Alters Beſchwerden ſich einfinden: nehmt ſie als Vorboten eurer Erlöſung an; wann ihr die Sterne des Himmels ſehet: ſo betrachtet ſie als die Spitzen der Thürme des Vaterlands, das ihr nun bald bewohnen werdet. Freuet euch, daß eure Namen im Himmel angeſchrieben ſind. Amen.

Conrad Kiefer,

oder

15, T 1506

Anweiſung

zu einer vernünftigen

Erziehung der Kinder.

Ein Buch fürs Volk,

von

Chriſtian Gotthilf Salzmann.

Schnepfenthal
im Verlage der Buchhandlung der
Erziehungsanſtalt.
1796.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Vorbericht.

Vor einigen Jahren ſchrieb ich eine Anweiſung zu einer unvernünftigen Erziehung der Kinder, welche Beyfall fand, und, wie man mich verſichert, vielen Nutzen ſtiftete. Dieß hat mich bewogen, auch eine Anweiſung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder aufzuſetzen, von welcher ich wünſche, daß man ſie ebenfalls gern leſen, und daß Nutzen dadurch geſtiftet werden möge. Sie iſt bereits in dem Wochenblatte, welches ich unter dem Titel **der Bote aus Thüringen**, in der Abſicht herausgebe, meinen Mitmenſchen zu zeigen, wie ſie vernünftiger, beſſer und glückſeliger werden können ſtückweiſe abgedruckt.

Die Urtheile über dieſe Anweiſung ſind ſehr

verſchieden ausgefallen. Einige haben ſie für unvernünftig und dumm erkläret, andere haben mir dafür gedanket und mich verſichert, daß durch die Anwendung der hier gegebenen Regeln ihre Kinder ſehr gut geriethen. Welche von beyden Partheyen recht habe? mag der geneigte Leſer entſcheiden. Dieß kann ich aber verſichern, daß ich eine Familie kenne, in welcher die Kinder, wie mein Conrad Kiefer, erzogen, und bey dieſer Erziehungsweiſe durchaus geſund, klug, geſchickt, ehrlich, gegen vernünftige Erinnerungen folgſam, fleißig und thätig wurden.

Ich wünſche nichts mehr, als daß alle Leſer dieſes Buchs eben ſo viele Freude an ihren Kindern erleben mögen.

Schnepfenthal 1796.

C. G. Salzmann.

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

Ich bin kein vornehmer und auch kein reicher Mann; wenn mir aber mancher vornehme, reiche Herr, alle ſeine Titel, ſein Geld, ſeine Landgüter und ſeine Bedienten geben wollte: ich tauſchte, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin, nicht mit ihm. Und warum nicht? Meine Kinder ſind mir gut gerathen, und dieſe machen mir größere Freude, als ein vornehmer Stand und Reichthum machen kann. Sie ſind geſund, ehrlich, geſchickt, arbeitſam, und haben mich alle herzlich lieb. Durch ihren, meinen, und meiner Frauen Fleiß habe ich mir auch ein ziemliches Vermögen erworben. Wenn nun auf meine Kinder die Rede kommt: ſo ſprechen die Nachbaren in meinem Dorfe: das ſind keine Künſte, daß Kiefers Kinder ſo gut gerathen, der hat Geld genug, der kann etwas an ſie wenden, das muß unſer eins wohl bleiben laſſen. Darüber habe ich oft mit meiner Frau herzlich gelacht. Wenn ichs aber recht überlege: ſo ſollte man über ſolches Geſchwätz nicht lachen, ſondern die Leute, die es führen, bedauern. Meine Erziehung koſtet wenig Geld, und das mehreſte davon kann der ärmſte Mann nachthun.

Vor einiger Zeit ſtattete ich meinen älteſten Sohn, Conrad, aus. Daß er gut gerathen ſey, ſagte jedermann; warum er aber gut gerathen ſey? dieß ſchrieben viele meinem Vermögen zu.

Deßwegen entſchloß ich mich, die Art und Weiſe, wie ich meinen Conrad erzogen habe, aufzuſchreiben, und drucken zu laſſen, damit doch die Leute ſehen, daß es bey einer guten Erziehung gar nicht auf das Geld, ſondern auf ganz etwas anders ankomme, das vielen reichen Leuten fehlt, und das der Arme, ſo gut als der Reiche, haben kann.

Zweytes Kapitel.

Von allerley, was ſich vor Conrad Kiefers Geburt zugetragen hat.

Ein Kind iſt keine Kohlpflanze; aber in manchen Stücken hat es mit ihr doch Aehnlichkeit. Wenn ich gute Kohlpflanzen ziehen will: ſo gehört dazu guter Saame und gute Wartung. Fehlt eins von beyden: ſo wird nichts daraus. Säe ich Saamen, der von unvollkommenen Pflanzen genommen iſt: ſo bekomme ich zwar auch Pflänzchen; allein ich mag ſie nun düngen, gießen, pflegen und warten wie ich will: ſo bleiben es doch Knürpſe. Säe ich hingegen guten Saamen aus, und bekümmre mich um die Pflänzchen entweder gar nicht, oder behandle ſie unvernünftig: ſo wird wieder nichts daraus; entweder die Erdflöhe, oder die Raupen freſſen ſie ab, oder ſie verdorren und verknurpſen. Mit der Kinderzucht iſt es eben ſo. Wenn ich alſo ſagen ſoll, woher es komme, daß meine Kinder ſo gut gerathen: ſo muß ich etwas weit ausholen.

Ich hatte das große Glück, mein Leben von recht geſunden Eltern zu bekommen, und war auch geſund. Sie waren auch ſo vernünftig, daß ſie meine Geſundheit zu erhalten wußten. Mein Vater wußte mein Herz ſo zu gewinnen, daß ich ihm alles ſagte, und vor ihm kein Geheimniß hatte. Dadurch gelang es ihm, mich vor vielen heimlichen Sünden, die damals in der Schule im Schwange giengen, und gar viele meiner Schulcammeraden ſiech und elend machten, zu bewahren. Da ich größer wurde, gab er mir noch allerley andere Ermahnungen, wie ich mich z. E. gegen das weibliche Geſchlecht zu verhalten hätte. Dadurch hielt er mich von Ausſchweifungen ab, und ich wurde 24 Jahr alt, ohne daß ich durch lüderliches Leben meine Kräfte geſchwächt, oder meine Säfte verderbt hatte.

Da er nun einmal ſeinen Geburtstag feyern wollte, nahm er mich mit in unſer Wäldchen, wo wir ganz allein waren, und ſetzte ſich mit mir unter eine Eiche. Komm, ſagte er, ſetze dich mit mir unter dieſen Baum, der mir unter allen Bäumen, die auf der ganzen Erde ſind, der liebſte iſt. Weißt du wohl warum? Wie kann ich denn das wiſſen? Vater! antwortete ich.

Nun, ſo will ich dirs ſagen, fuhr er fort. Hier unter dieſem Baume gab mir deine Mutter ihr Jawort. Etlichemal hatte ich darum angehalten, aber immer hatte ſie mich zur Geduld verwieſen. Endlich gieng ich mit ihr einmal den dritten Pfingſtfeyertag ſpatzieren, kam bey dieſe Eiche, ſetzte mich mit ihr nieder, drückte ihre Hand, und fragte: ob ſie ſich denn gar nicht entſchließen könnte, die meinige zu werden? Sie wurde roth, wie Scharlach, wendete ihr Geſichte weg, hielt mir die rechte Hand hin, und ſagte — Ja!!

Lieber Sohn! was das für eine Freude für mich war, das kann ich dir nicht mit Worten ausdrücken. Ich ſchloß ſie in meine Arme, küßte ſie, und nun giengen wir geſchwind zu ihren und zu meinen Eltern, und ſagten ihnen, daß wir einander heyrathen wollten.

Daß du mir die Eiche nicht umhauen läßt! Das ſage ich dir. Daß du es deinen Kindern und Kindeskindern unterſagſt, daß du ſie, alle Jahre wenigſtens einmal, hierher führſt, und ihnen erzähleſt, wie ihr Stammvater von ihrer Stammmutter, hier das Jawort erhalten habe, damit ſie dieſen Baum recht lieb bekommen — das mußt du mir verſprechen.

Ich gab ihm die Hand darauf.

Dann rieb er ſich die Stirn, und fuhr fort: nun, lieber Sohn! muß ich dir noch etwas ſagen. Ich bin heute funfzig Jahre alt geworden, und wünſche, vor meinem Ende, noch Großvater zu werden. Haſt du nicht Luſt zu heyrathen?

Ich ſchlug die Augen nieder, und ſagte: warum denn nicht?

V. Haſt du vielleicht ſchon ein Mädchen in dein Herz geſchloſſen?

J. Ich?

V. Du.

J. Ein Mädchen?

V. Ja doch! ein Mädchen. Warum wirſt du roth? willſt du aufhören gegen deinen Vater aufrichtig zu ſeyn. Sag! haſt du ein Mädchen in dein Herz geſchloſſen?

J. Ach ja!

V. Und dieß Mädchen heißt?

J. Malchen! des Herrn Schulmeiſters Tochter.

V. So! So! und davon hat mir doch das Söhnchen noch kein Wort geſagt.

J. Du haſt mich ja noch nicht darum gefragt, lieber Vater!

V. Nun ich muß dir ſagen, daß du gut gewählet haſt. Das Mädchen iſt geſund, klug, geſchickt, rechtſchaffen. Haſt du denn aber das Mädchen auch recht lieb?

J. Vater! zu lieb! Tag und Nacht kommt es mir nicht aus den Gedanken. Seit der Zeit, daß ich es kennen lernte, mag ich kein andres Mädchen mehr anſehen.

V. Deſto beſſer! denn das muß ich dir ſagen, lieber Sohn! wenn Eheleute ſolche Kinder erzeugen wollen, wie du eins biſt: ſo müſſen ſie einander recht innig und herzlich lieb haben. Haben ſie einander nur deßwegen lieb, weil es ihre Schuldigkeit iſt: ſo erzeugen ſie nichts als Schlafmützen. Mit Schlafmützen müſſen iſt aber nichts anzufangen. Aber noch eins! weißt du denn, daß Malchen dich auch lieb hat?

J. Ich glaube es. Wenigſtens ſpricht ſie mir allemal gar freundlich zu, wenn ſie mir begegnet.

V. Wie wäre es, wenn ich heute den Herrn Schulmeiſter mit Malchen zu mir bäte?

Ich fiel dem Vater um den Hals, und ſagte: du biſt ein recht guter Vater!

Nun ſtunden wir auf, und giengen nach unſerm Hauſe zu.

Ehe wir aber hinkamen, verließ mich mein Vater, und gieng nach der Schule zu. Nach einer Stunde kam er wieder, und brachte den Herrn Schulmeiſter und Malchen mit.

Wie mir da zu Muthe war, das kann ich nicht beſchreiben. Wir ſetzten uns zu Tiſche, und meine Mutter, mit welcher mein Vater erſt vieles heimlich geſprochen hatte, wieß jedem Gaſte ſeinen Platz an, und — ſetzte Malchen neben mich. Ich zitterte am ganzen Leibe, da ich mich zu ihr ſetzte, und konnte faſt kein Wort vorbringen.

Nach Tiſche gieng mein Vater mit dem Herrn Schulmeiſter bey Seite, kam dann freundlich zurück, zog mich in eine Ecke, und lispelte mir ins Ohr: „lieber Sohn! deine Mutter und ich ſind es zufrieden, daß du Malchen heyratheſt. Ihr Vater hat auch ſeine Einwilligung dazu gegeben. Es fehlt alſo weiter nichts, als daß du von Malchen das Jawort erhältſt. Geh mit ihr ſpatzieren, ſetze dich auch mit ihr unter jene Eiche, die mir ſo lieb iſt, und ſieh, wie weit du es bringen kannſt.

Ich ließ mir es nicht zweymal ſagen; wir giengen alle mit einander ſpatzieren. Da wir an den Wald kamen, bat ich Malchen mit mir hineinzugehen, und ſetzte mich mit ihr unter meines Vaters Eiche.

Da ſaßen wir nun beyde, und ſahen gerade vor uns hin. Da ich nun wohl merkte, daß bey dem vor ſich hinſehen kein Jawort herauskommen würde: ſo fieng ich folgendes Geſpräch an: Es iſt heute ſchönes Wetter!

M. Vortrefflisches Wetter!

J. Es iſt mir nur lieb, daß heute gerade meines Vaters Geburtstag iſt.

M. Das iſt wahr!

J. Ich habe einen rechten guten Vater.

M. Einen recht guten Vater!

J. Er hat mir heute eine rechte Freude gemacht.

M. So?

J. Er erzählte mir heute, daß er unter dieſer Eiche von meiner Mutter das Jawort bekommen hätte.

M. Hier unter dieſer Eiche?

J. Unter dieſer Eiche. Da wünſchte er nun —

M.

M. Was denn?

J. Daß ich hier auch das Jawort bekommen möchte.

M. Von wem denn?

Ich ſchwieg — endlich reſolvirte ich mich kurz und gut, faßte Malchens Hand, drückte ſie, und liſpelte ihr in die Ohren: von Malchen! da gab nun ein Wort das andere, ich erhielt das Jawort, und nun ſprang ich mit Malchen zu ihrem Vater und zu meinen Eltern, und ſagte: ich habe das Jawort! da war Freude in allen Ecken. Wir giengen nach Hauſe, verzehrten mit einander einen Schinken, und mein Vater ließ ein Paar Bouteillen Wein dazu holen, trank auf des neuen Paares Geſundheit, und ſagte dazu: das heiße ich doch einen Geburtstag! Ich habe mir es in meinem Leben ſauer genug werden laſſen, und habe meine Kinder zur Aufrichtigkeit gewöhnt; heute bekomme ich den Lohn dafür. Mein Sohn hat gerade das Mädchen gewählt, das ſeine Eltern ihm zugedacht hatten. Nun will ich aber auch eine Hochzeit ausrichten, daß man im ganzen Lande davon reden ſoll.

Das thue er doch ja nicht! ſagte der Braut Vater. Wozu hilft der große Aufwand? es macht Koſten, und das neue Paar hat keinen Vortheil davon.

Da lachte mein Vater gar herzlich, und ſagte:

er verſteht mich nicht recht, Herr Schulmeiſter! Wenn ich auf meines Sohns Hochzeit viel verwendete: ſo thäte ich ja nichts beſonders. Das iſt ja im ganzen Lande gewöhnlich, daß man man auf die Hochzeiten ſo viel wendet, daß die neuen Eheleute, ein oder zwey Jahre, davon ihre Haushaltung hätten führen können. Das will ich nun nicht thun, ich will wenig oder gar keinen Aufwand machen. Das Brautpaar ſoll eine neue reinliche Kleidung bekommen, die es hernach des Sonntags anziehen kann, zur Hochzeit wollen wir niemanden bitten, als unſere nächſten Anverwandten, und der Schmaus ſoll ſo eingerichtet werden, daß wir uns alle ſatt eſſen, und ſich Niemand den Magen verderbe.

Das hielt er nun redlich. Nach vier Wochen richtete er meine Hochzeit aus. Wir hatten zwey Gerichte mehr, als gewöhnlich, ein Paar Flaſchen Wein, und waren dabey gar herzlich vergnügt.

Nach Tiſche nahm mich mein Vater auf die Seite, und ſagte: ſieh lieber Sohn, wie vergnügt wir ſind! wir haben uns alle ſatt gegeſſen und getrunken, aber doch mäßig. Nun wird uns morgen der Kopf nicht wehe thun, und das Eſſen wird uns wieder gut ſchmecken. Wie es mit dem Eſſen und Trinken iſt, ſo iſt es mit andern Sachen auch: man muß alles mäßig genießen, und nicht eher etwas genießen, bis man Appetit dazu hat; ſo bleibt man geſund und froh, und verderbt ſich den Appetit nicht. Verſtehſt du mich, lieber Sohn?

Recht gut! antwortete ich.

Nun, fuhr er fort, ſo thue denn auch immer darnach. Und nun möchte ich noch gerne ein Hochzeitſpäſchen machen. Du weißt, daß die Wittwe Schröterin, wegen eines Capitals iſt ausgeklagt, und genöthiget worden, die Kuh aus dem Stalle zu verkaufen. Unter der Zeit, daß wir hier luſtig und guter Dinge ſind, ſitzt die gute Frau zu Hauſe, und grämt ſich und ſorgt. Unſere ſchwarze Kuh wird künftige Woche kalben. Wie wäre es, wenn wir uns, wenn alles im Dorfe zu Bette iſt, in ihren Hof ſchlichen, und ihr die Kuh in den Stall bänden?

Ich war dazu ſogleich bereit, und wir führten unſer Späſchen glücklich aus, ohne daß Jemand etwas davon bemerkt hätte.

Den folgenden Morgen frühſtückten wir wieder zuſammen. Da wir beyeinander ſaßen, trat die Wittwe herein, und erzählte, mit großen Freuden, daß ſie heute eine trächtige Kuh im Stalle gefunden hätte.

Mein Vater gratulirte ihr dazu. Aber, Herr Kiefer! ſagte ſie, wie ſoll ich denn das verſtehen? die Kuh gehört ja ihm zu?

V. Warum denn nicht gar? ich bin heute in meinen Ställen geweſen, und habe geſehen, daß meine Kühe noch alle da ſind.

M. Es iſt aber ſeine Kuh, ich kenne ſie.

V. Sie irrt ſich, liebe Frau! kurz und gut ich habe meine Kühe noch alle. Geh ſie nach Hauſe, und warte ſie ihre Kuh gut, und denke, daß ſie ihr vom lieben Gott ſey beſcheeret worden.

Da brach die gute Frau in Thränen aus, drückte meines Vaters Hände, und ſagte: Herr Kiefer! ſeinen Kindern und Kindeskindern wird es der liebe Gott laſſen wohlgehen, und wird ſie in keiner Noth verlaſſen: weil er andern Leuten ſo gern aus der Noth hilft.

Mir wurde das Herz ſo weich, daß ich aus der Stube gehen mußte.

Dann giengen wir ſpatzieren, und mein Vater führte mich und meine junge Frau, wieder unter ſeine Eiche. Kinder! ſagte er, wie hat euch das Hochzeitſpäßchen gefallen?

Herr Vater! ſagte meine Frau, er iſt doch ein recht herzensguter Mann. Er hat der ganzen Geſellſchaft eine Freude gemacht; allen ſtunden ja die Freudenthränen in den Augen.

Das habe ich um euretwillen gethän, lieben Kinder! daß ihr ſehen ſollt, was für große Freude der Menſch ſich und andern machen kann, wenn er mit Vernunft ſein Vermögen anwendet. Hätte ich eine Hochzeit ausrichten wollen, wie ſie hier zu Lande gebräuchlich ſind: ſo hätte es mich 2—300 Thaler koſten können. Und wozu hätte es genutzt? Wir würden gewiß nicht ſo vergnügt geweſen ſeyn, als wir es geſtern waren, heute thäten uns die Köpfe weh, und wem hätte ich mit dem vielen Gelde etwas geholfen? Mein Hochzeitſpäschen koſtet mich etwa zwanzig Thaler, die ganze Geſellſchaft hat eine Freude darüber gehabt, und die gute Wittwe iſt aus ihrem Kummer geriſſen worden. Merkts lieben Kinder! und machts auch ſo: ſo werdet ihr in euerm Eheſtande immer Freude haben, und der liebe Gott wird es euch laſſen wohl gehen.

Da das Hochzeitfeſt geendigt war: fieng ich mit meiner jungen Frau, meine Haushaltung an, und lebte recht glücklich mit ihr. Gab es ja bisweilen einen Verſtoß: ſo zog ich meinen Vater zu Rathe, und der gab mir immer Vorſchläge, wie ich Zank und Verdruß vermeiden könnte.

Nach drey Monathen merkte ich, daß meine Frau in andern Umſtänden ſey. Ich ſprang zu meinen Eltern, verkündigte ihnen mit Freuden die Neuigkeit, und fragte, ob es nicht gut ſey, wenn ich einen Doctor rufen ließ, daß er meine Frau mit Arzeneyen verſorgte?

Da lachte meine Mutter herzlich, und ſagte: du redſt wie ein Kind. Geh! laß deine Frau zu mir kommen: ſo will ich ihr alles ſagen, wie ſie ſich zu verhalten hat.

Da nun meine Frau zu meiner Mutter kam, gab ſie ihr folgende Ermahnung: liebe Frau Tochter! ich freue mich über die gute Nachricht, die mir mein Sohn von ihr gebracht hat. Mache ſie ſich keinen Kummer! das Kindergebähren iſt bey weitem ſo fürchterlich nicht, als es manche Leute vorſtellen. Ich habe ſechs geſunde Kinder gebohren, und der liebe Gott hat mir immer glücklich durchgeholfen. Sie iſt eine junge, geſunde, rüſtige, Frau, mit ihr wirds auch gut gehen. Pülvre und quackſalbre ſie nur nicht an ſich. Hör ſie! Es werden — wenns erſt im Dorfe bekannt wird, alle Nachbarinnen und Muhmen kommen und Hausmittelchen rathen. Laſſe ſie es zu einem Ohre hinein, und zum andern hinausgehen, und brauche ſie nichts davon. Setze ſie in Gottes Nahmen ihre Geſchäffte fort. Je flinker eine Frau auf den Beinen iſt, deſto leichter wird ihre Geburtsſtunde. Nur hüte ſie ſich vor Springen, und daß ſie nicht ſchwere Laſten hebt oder trägt.

Was ſoll ich denn für Speiſen genießen? fragte meine Frau weiter.

Was ihr gut ſchmeckt, antwortete meine Mutter. Was freylich an ſich ſelbſt ungeſund iſt, das taugt auch nicht für eine Schwangere. Daher muß ſie ſich in Acht nehmen, daß ſie nicht zu viel ſcharfe und geſalzene Speiſen genießt. Die Schärfe geht in das Blut des Kindes, und daraus entſtehen hernach allerley ſchlimme Zufälle. Noch eins will ich ihr ſagen, Frau Tochter! das merke ſie wohl. Wenn ſie auf ſich Achtung geben will: ſo wird ſie merken, daß ſie itzo viel haſtiger iſt, als ſonſt, daß ſie ſich mehr ärgert, wenn etwas nicht nach ihrem Kopfe geht, daß ſie über jede Kleinigkeit erſchrickt, nach manchen Speiſen gewaltig lüſtern wird; zu anderer Zeit wird ſie das Köpfchen hängen und ſich mit vergeblichen Grillen ſchlagen. Da habe ichs nun in ſolchen Umſtänden ſo gehalten, daß ich alle Morgen einen guten Spruch oder einen guten Vers in die Gedanken gefaßt habe. Wenn mir hernach etwas vorkam, das mich angriff: ſo dachte ich immer an den guten Vers, und ſo gab ſich alles wieder. Wann wir Weiber ſchwanger ſind, ſo ſind wir allemal zärtlicher und empfindlicher, als ſonſt, wir müſſen uns alſo zu ſtärken ſuchen; und was ſtärkt beſſer als gute Gedanken?

Gut war es, daß meine Frau dieſe Lehren bekommen hatte: denn nun kamen eine Menge junge und alte Weiber, die Stunden lang mit ihr über Schwangerſchaft und Kindergebähren diſcurirten, und ſo vielerley Hausmittel anriethen, und von ſo vielerley unglücklichen Geburten redeten, daß meiner guten Frau angſt und bange wurde. Da erinnerte ich ſie aber allemal wieder an das, was die Schwiegermutter geſagt hatte, und ſie wurde bald wieder ruhig. Denn Verſtand hatte meine Frau. Wo dieſer fehlt, wo eine Frau, wie ein kleines Kind, alles glaubt und alles thut, was andere Weiber ihr vorſchwatzen, da iſt Hopfen und Malz verlohren.

Da die Zeit der Entbindung meiner Frau ſich näherte, meldete ſich bey ihr die Wehmutter unſers Orts, und bot ihr ihre Dienſte an. Meine Mutter ſagte aber, ſie habe ſchon eine andere gewählt, zu welcher ſie mehr Vertrauen hätte. Das verdroß dieſe, und ſie machte meiner Mutter deßwegen die bitterſten Vorwürfe. Iſt das auch erlaubt Frau Kiefern, ſagte ſie, daß ſie mich ſo zurückſetzen will? Habe ich mich nicht immer als eine ehrliche und brave Frau gehalten?

Meine Mutter war aber ganz kurz gebunden, und ſagte: daß ſie eine ehrliche und brave Frau iſt, das weiß ich wohl; aber zu einer guten Wehemutter gehört noch mehr, die muß auch von Grunde aus verſtehen, wie man eine gebährende Frau und ihre Frucht behandeln ſoll, daß nicht etwa das Kind verlohren geht, und die Mutter auf ihre ganze Lebenszeit zu Grunde gerichtet wird. Und auf dieſen Fall habe ich zu Frau Margrethen mehr Zutrauen.

So mußte ſie abziehen, und Frau Margrethe wurde angenommen. Dieſe war nun eine herzensgute Frau, und verſtund ihr Geſchäffte meiſterhaft. Sie ſprach meiner Frau immer Muth ein, erkundigte ſich nach allen ihren Umſtänden ſehr genau, und wenn ihr etwas vorkam, wo ſie nicht zu rathen wußte: ſo wendete ſie ſich an den Arzt, der in unſerm Lande, als Geburtshelfer, angeſtellt war, wo ſie allezeit guten Rath erhielt.

Den Tag zuvor, ehe meine Frau entbunden wurde, beſuchte mich mein Bruder, welcher ein Arzt iſt. Er gratulirte mir zu der Freude, die mir bevorſtund, und fragte: a propos Bruder! wirſt du deinem Kinde die Nabelſchnur verbinden laſſen?

J. Das verſteht ſich. Wenn ich die Nabelſchnure nicht verbinden ließ: ſo müßte es ſich ja todt bluten.

B. Ha! ha! läßt du denn deinen Kälbern und Lämmern auch die Nabelſchnur verbinden?

J. Wie kannſt denn du das glauben?

B. Bluten ſie ſich denn todt?

J. Niemals.

B. Da ſiehſt du ja, daß der liebe Gott es ſchon ſo eingerichtet hat, daß bey den neugebohrnen Jungen das Blut, das durch die Nabelſchnur abfließt, ſich von ſelbſt ſtillt. Abfließen muß es aber. Wenn der Abfluß durch das Verbinden gehindert wird: ſo tritt ja das Blut, das abfließen ſollte, in den Körper zurück. Der Abfluß ſoll eine Reinigung ſeyn. Durch das Verbinden hindern wir dieſe Reinigung — kann denn dieß geſund ſeyn?

J. Wie kommts denn aber, daß allen Kindern die Nabelſchnuren verbunden werden?

V. Wie kommts denn, daß viele Menſchen an den Blattern ſterben?

J. Wie kommſt du denn auf dieſe Frage?

V. Das will ich dir ſagen. Ich hörte einmal von meinem Lehrer, daß die Blattern durch das Blut welches aus der Nabelſchnur in den Körper des Kindes zurück träte, gefährlich gemacht würden. Nun fügte es ſich, daß ich kurz darauf zu einer Frau gerufen wurde, welche eine ſchwere Geburt hatte. Da das Kind von ihr war, wurde ſie ohnmächtig, die Wehmutter und ich bemühten uns ſie wieder herzuſtellen, und vergaſen in der Angſt, des Kindes Nabelſchnur zu verbinden. Da die Mutter wieder hergeſtellt war, dachte die Wehmutter erſt dran — die Nabelſchnur blutete nicht mehr, und nun nahm ſie die Verbindung vor. Ich gieng fort, und dachte, willſt doch ſehen, wie bey dieſem Kinde die Blattern kommen werden. Die Mutter bekam noch vier Kinder, und nun kamen die Blattern ins Haus. Alle fünf Kinder bekamen ſie, das leugne ich nicht. Das erſte hatte aber am ganzen Leibe kaum ſechzig, und befand ſich dabey ſo wohl, daß es wenig oder gar nicht im Bette lag. Die andern hingegen wurden damit ſo bedeckt, daß ihnen die Augen zuſchworen, und ich ſie nur mit genauer Noth retten konnte. Hum! dachte ich bey mir ſelbſt, das Ausbluten der Nabelſchnur muß doch ſeinen Nutzen haben. Von dieſer Zeit an habe ich alle Weiber, welche mich rufen lieſen,

ſen, um ihnen bey der Geburt beyzuſtehen, zu bereden geſucht, daß ſie ihren Kindern die Nabelſchnur nicht ſollten verbinden laſſen; aber bis itzo hat mir noch keine gefolget. Mein ehemaliger Lehrer hat aber bey achten den Verſuch gemacht: er ließ ihnen die Nabelſchnur erſt ausbluten, dann drehete er ſie ein Bischen um, und ließ eine Binde drüber binden. Es ſtarb keins davon, und ich glaube gewiß, daß, wenn ſie durch Blatterkranke ſollten angeſteckt werden, ſie doch weit weniger, als andere, werden auszuſtehen haben.

J. Nimm mir es nicht übel, lieber Bruder! dergleichen Verſuche hat der Herr Doctor Glaſer auch ſchon gemacht; die Folge aber hat bewieſen, daß ſie nichts geholfen haben. Die Kinder, an denen ſie gemacht wurden, haben die Blattern ſo gut bekommen, als andere; einige ſind auch davon geſtorben.

B. Das iſt mir wohl bekannt. Allein, der Herr Dr. Glaſer hat die Kinder anders behandelt, als ich will, daß ſie ſollen behandelt werden. Er hat die Nabelſchnur nicht langſam ſelbſt ausbluten, ſondern hat ſie ausſtreichen, mit Salz austreiben, und hernach verbinden laſſen. Genug ich ſage dir, lieber Bruder! nicht mehr, als ich gewiß weiß. Das weiß ich aber gewiß, daß, wenn junge Kinder ſo behandelt werden, wie ich dir geſagt habe, ſie nicht davon ſterben. Das weiß ich gewiß, daß ein Kind, dem man die Nabelſchnur ausbluten ließ, ungleich weniger Blattern bekommen habe, als ſeine Geſchwiſter, welchen die Nabelſchnuren, wie gewöhnlich, verbunden wurden. Und das glaube ich ganz gewiß, daß es nicht gut für die Kinder ſeyn kann, wenn das Blut, welches nach Gottes Ordnung abfließen ſollte, auf eine unnatürliche Art in den Leib wieder zurückgetrieben wird. Ich rathe dir alſo, lieber Bruder! daß du deines Kindes Nabelſchnur nicht verbinden läſſeſt. Willſt du es thun?

B. Für mich kann ich dieß nicht thun, ich will erſt mit meiner Frau davon reden.

Ich redete mit ihr davon, und auch mit der Wehemutter. Keine von Beyden hatte aber Ohren dazu, und ich konnte von Beyden nichts weiter erlangen, als — daß ſie mir verſprachen, die Nabelſchnur erſt recht ausbluten zu laſſen, ehe ſie dieſelbe verbänden.

Drittes Kapitel.

Von Conrad Kieſers Geburt und Beförderung zur heiligen Taufe.

Die Geburtsſtunde kam nun, und der liebe Gott half ſo glücklich, daß, nach einem trüben halben Stündchen, alles vorbey war, und mein lieber Conrad zur Welt kam. Was für Freude war das für mich und meine Frau, für meine Eltern, für meinen Schwiegervater! Da fühlte ich es recht, daß die Freuden rechtſchaffner Familien doch weit mehr werth ſind, als alle Freuden, die man mit vielem Gelde erkauft.

Meine Mutter fiel meiner Frau um den Hals, ließ ein Paar Thränen auf ſie fallen, und ſagte: ſeh ſie Frau Tochter, weil ſie guten Rath befolget, nicht gequackſalbert, ihre Geſchäffte, als eine gute Hausmutter, fleißig fortgetrieben hat: ſo hats ihr der liebe Gott auch in der Geburtsſtunde vergolten.

Nun folge ſie ferner, Frau Tochter! fuhr meine Mutter fort, trink ſie keinen Kaffee, keinen Wein, kein ſtark Bier — alle dieſe Getränke ſind Gift für eine Wöchnerin. Und keinen Brantewein! fuhr mein Bruder fort.

Zum Guckguck! ſagte meine Mutter, was denkſt du denn von meiner Schwiegertochter? ſie trinkt keinen Brantewein in geſunden Tagen, und wird es noch weniger im Wochenbette thun.

Ach ich weiß wohl, ſagte die Wehmutter, worauf der Herr Doctor zielt. Es giebt viele Wehmütter, die die alberne Gewohnheit haben, der Wöchnerinn, gleich nach der Geburt, ein Glas Brantewein zu reichen. So etwas, Herr Doctor! haben Sie von mir nicht zu beſorgen.

Deſto beſſer! antwortete mein Bruder; ich dachte aber eine gute Erinnerung könnte nichts ſchaden.

Nun

Nun nahm er mich bey Seite, und fragte mich, wenn wirſt du dein Kind taufen laſſen?

Doch morgen, antwortete ich.

Morgen ſchon? ich dächte du ließeſt die Taufe aufſchieben, bis deine Frau zur Kirche gieng. Es iſt doch gar zu fein und erbaulich, wenn eine Mutter das Kind, das ſie mit vielen Schmerzen zur Welt gebracht hat, ſelbſt dem lieben Gott gleichſam überbringen kann. Bey Beſorgung der Taufe und des damit verknüpften Schmauſes, wird oft die Hauptperſon, die Wöchnerinn, vernachläſſigt, und ich habe gar viele Exempel von Wöchnerinnen, die dafür mit dem Leben haben büßen müſſen. Du glaubſt aber vermuthlich, dein Kind ſey, ſo lange es nicht getauft iſt, in des Teufels Gewalt.

So einfältig bin ich nun wohl nicht, war meine Antwort, ich glaube aber nicht, daß es unſer Herr Pfarrer thun wird. Ich will es unterdeſſen verſuchen, wie weit ich es bey ihm bringen kann.

Ich gieng alſo zu ihm, und ſtellte ihm alle die Urſachen vor, warum ich glaubte, daß es gut ſey, wenn mein Kind erſt nach 4 Wochen getauft würde. Er hörte mir lächelnd zu, und gab mir zur Antwort: Recht mag er wohl haben, lieber Herr Kleſer, und wenn die Sache von mir abhienge: ſo wollte ich die Taufe gleich verſchieben. Allein dieß iſt, wie er wohl weiß, gegen unſre Kirchenordnung, und dieſe darf ich nicht überſchreiten.

So ließ ich mein Kind alſo den folgenden Tag taufen, aber ohne eine Mahlzeit zu geben. So habe ich es bey allen meinen folgenden Kindern gehalten, und anſtatt für Kochen und Braten und Backen zu ſorgen, ſorgte ich dafür, daß Mutter und Kind ihre ordentliche Verpflegung hatten.

Viertes Kapitel.

Von Conrad Kieſers erſter Verpflegung.

Meine Frau konnte ihr Kind ſtillen, ohne daß ſie an ihren Brüſten die Schmerzen ausgeſtanden hätte, die die mehreſten Wöchnerinnen plagen. Dieß hatte ſie auch meiner Mutter zu danken, die ihr, ein Vierteljahr vor ihrer Niederkunft, etliche Galläpfel gegeben hatte, die in der Mitte zerſchnitten, ausgehöhlet, und oben mit einem Löchelchen verſehen waren, und die ſie in Brantewein weichen, dann auf die Warzen binden, darauf, bis ſie ſie trocken waren, liegen laſſen, und dann wieder friſche darauf legen mußte. Dadurch waren die Warzen hervorgezogen und etwas feſt gemacht worden. Ein einzigesmal bekam ſie in der einen Bruſt eine Verhärtung; meine Mutter hälf ihr aber bald davon; ſie gab ihr nämlich ein Fell von einer weiſſen Wieſel, ich glaube von einer braunen hätte es die nämlichen Dienſte gethan, damit mußte ſie die Bruſt fleißig ſtreichen, und es darauf tragen. Durch dieß einfache Mittel wurde die Verhärtung in wenigen Tagen gehoben. Mein Bruder meynte, wer kein Wieſenfell hätte, könnte ſtatt deſſen ſich auch weichen Flachſes bedienen, der von Schäben hinlänglich gereinigt wäre.

Da mein Bruder von mir Abſchied nahm, fragte ich ihn noch, ob er mir nicht noch einige Vorſchläge thun könne, wie ich meinen Conrad erziehen ſollte? Die Verſchläge, antwortete er, welche ich dir thun kann, ſind kürzlich dieſe: vorzüglich folge nur immer der geſunden Vernunft, die wird dir ſchon ſagen, was du zu thun oder zu laſſen haſt; und geſetzt auch der Fall käme, daß du dir gar nicht zu rathen wüßteſt: ſo ſieh zweytens zu, wie es andere Leute machen, und — thue das Gegentheil davon, ſo wirds faſt immer gut gehen.

Das Gegentheil von dem, was andere ehrliche Leute thun, ſoll ich thun? du haſt dich gewiß verſprochen.

Gar nicht verſprochen, antwortete er; die mehreſten Eltern behandeln ihre Kinder ſo verkehrt, daß man gewiß ſicherer geht, wenn man das Gegentheil davon thut, als wenn man es ihnen nachthun wollte.

Recht mochte mein Bruder wohl haben. Denn wenn ichs erzählen werde, wie ich meinen Conrad behandelt habe: ſo wird man ſehen, daß ich faſt in allen

Stücken das Gegentheil von dem that, was in andern Häuſern gewöhnlich war.

Eine Mütze ließ ich ihm z. E. nachdem die erſten 4 Wochen vorbey waren, nicht auf den Kopf ſetzen, ſo ſehr auch meine Muhmen und Nachbarinnen darüber ſchrieen, und ſagten, daß ich das Kind mit der Hand todt ſchlüge. Je mehr man, ſagte mein Bruder, den Kopf an die friſche Luft gewöhnt, deſto weniger hat man von Kopfſchmerz, Zahnſchmerz, Ohrenzwang, Ausſchlag und dergleichen zu beſorgen. Wickeln ließ ich ihn auch nicht. Der arme Schelm, dachte ich, iſt im Mutterleibe lange genug zuſammengepreßt geweſen, nun, da ihm der liebe Gott glücklich herausgeholfen hat, ſoll er auch ſeine Freyheit haben. Deßwegen ließ ich ihm nur ein leinenes Tuch ganz locker um den Leib wickeln, Arme und Füße behielt er aber frey, und ſtrampelte damit nach Herzensluſt.

Meine Frau hatte ihm, in ihrer Schwangerſchaft, einige Paar Strümpfe geſtrickt, und lächelte gar herzlich, da ſie ihm das erſte Paar anzog. Gleich den andern Tag ſahe ich aber, daß ſie ihm nichts nütze wären; ſie waren durchaus benetzt. Sieh! liebe Frau! ſagte ich, wie naß dieſe Strümpfe ſind! das kann doch dem Kinde unmöglich gut ſeyn. Ich dächte du ließeſt die Strümpfe weg und ließeſt dem Kinde ſeine Füße wie ſie der liebe Gott erſchaffen hat, da blieben ſie doch fein trocken.

Meine Frau, die nun ihr Köpfchen auch hatte, ſo wie ich mir habe ſagen laſſen, daß es alle Weiber hätten, ſagte etwas hitzig: ſo? da ſollte ich 4 Wochen umſonſt an den Strümpfen geſtrickt haben? Ich will ſie ihm aus und ein Paar andere anziehen, damit iſts gut. Sie that es, kaum war ſie aber damit fertig, und hatte das Kind wieder an die Bruſt gelegt: ſo rauſchte Conrädchen, daß die Mutter ſelbſt durch und durch naß wurde. Sie biß die Zähne zuſammen, und wollte es verbergen, ich gieng aber auf das Bette los, und ſagte: aha! es iſt gewiß etwas paſſirt, gieb mir einmal Conrädchen! Ich unterſuchte ihn, und fand, daß die Strümpfe durchaus naß waren. Sogleich holte ich das dritte Paar bey, und ſie mußte es ihm anziehen. Nach etlichen Stunden unterſuchte ich Conrädchen wieder, und fand, daß die Strümpfe ſo naß wie zuvor waren. Da ließ ich ihm das vierte Paar anziehen, und freute mich recht ſehr darauf, daß die auch ſollten naß werden; weil ich wußte, daß meine Frau nicht mehrere als 4 geſtrickt hatte. Darauf gieng ich in die Ställe, und unterſuchte wie das Geſinde das Vieh beſorgt hatte, ließ mir die Milch, die gemolken worden war, bringen und meſſen, dann gieng ich geſchwinde zu Conrädchen, und unterſuchte ihn. Es war richtig, die Strümpfe waren wieder naß.

Die Strümpfe, ſagte ich, ſind wieder naß. Liebe Frau! Haſt du nicht ein Paar andere?

Ich hab keine mehr, gab ſie mir zur Antwort.

Nun ſagte ich, ſo muß das Kind doch ohne Strümpfe bleiben: denn dieſe naſſen Strümpfe kann ich ihm ohnmöglich laſſen.

So will ich, fuhr ſie fort, ihm noch zehn Paare ſtricken.

Ja! das iſt wohl ganz gut; aber die Strümpfe, die du ihm ſtricken willſt, ſind doch noch nicht da. Und kurz und gut! warum beſtehſt du denn nun ſchlechterdings darauf, daß das Kind Strümpfe tragen ſoll?

Fr. Weil alle Kinder Strümpfe tragen.

J. Und das ſagt die Frau Kiefern, die im ganzen Orte als eine verſtändige Frau bekannt iſt? da müſſen wir das Kind auch wickeln, weil alle Kinder in unſerm Orte gewickelt werden.

Fr. Das iſt eine ganz andere Sache.

J. Es iſt das nämliche. Sey ſo gut, liebe Frau, und ſage mir eine vernünftige Urſache, warum du dem Kinde die Strümpfe nicht wegnehmen willſt?

Fr. Weil es ohne Strümpfe die Füßchen erkältet.

J. So! Warum erkältet es denn die Händchen und das Näschen nicht? wollen wir ihm vielleicht auch Handſchuhe und einen Naſenſchuh machen laſſen?

Fr. Das hab ich doch mein Tage gehört, daß die Kiefer harte Köpfe haben. Nun wenn du darauf beſtehſt, und beſtehſt ſchlechterdings darauf, daß das

Kind keine Strümpfe haben ſoll: ſo magſt du deinen Willen haben, nimm ſie in Gottes Namen weg! aber — aber — wenn dem Kinde etwas zuſtößt: ſo haſt du es auf deinem Gewiſſen. Daß du es weißt!

J. Und das will ich von Herzen gerne auf mein Gewiſſen nehmen.

So waren alſo die Strümpfe glücklich weg, und mein Conrädchen hatte davon den Vortheil, daß ſeine Füße trocken blieben, und ſich an die freye Luft gewöhneten.

Mein Bruder hatte mir gerathen, ich ſollte das Kind alle Tage in kaltes Waſſer tauchen; ich muß aber geſtehen, daß ich mich dazu nicht entſchließen konnte. Das Kind, dachte ich, iſt vor ſeiner Geburt immer in der Wärme geweſen, wenn es nun ſo ſchleunig ins kalte Waſſer ſoll: ſo kann dieß unmöglich gut ſeyn. Ich ließ es alſo in den erſten Wochen mit laulichem Waſſer waſchen, und brachte es nach und nach ſo weit, daß es ganz im kalten Waſſer gewaſchen und gebadet wurde.

Wegen der Nahrungsmittel, die dem Kinde gereicht wurden, war ich mit meiner Frau vollkommen einerley Meynung, wozu meine Mutter vieles beygetragen hatte. Ehe noch Conrädchen auf die Welt kam, predigte ſie ihr immer vor, daß kleine Kinder ſchlechterdings keinen Mehlbrey bekommen dürften; das wäre viel zu ſchwer für ſie zu verdauen! ſie habe von vielen verſtändigen Leuten gehört, daß der Mehlbrey meiſtens dran Urſache ſey, daß die Kinder dicke Bäuche, krumme Beine und die böſe Krankheit bekämen, die man insgemein die Engliſche nennt. Die viele Butter, die man gewöhnlich in den Brey thäte, tauge auch nichts; ſie wäre den Erwachſenen nicht geſund, und noch weniger den Kindern; manche Leute glaubten ihren Kindern etwas zu Gute zu thun, wenn ſie ihnen den Brey ſo fett machten, daß er gleichſam in der Butter ſchwimme, ſie verderbten ihnen aber damit die Mägen; das geſundeſte Nahrungsmittel für ein junges Kind wäre ein dünner Brey, den man von geriebner Semmel und Milch, mit etwas Waſſer vermiſcht, gemacht und mit Zucker beſtreut hätte. Dieß hatte ſich meine Frau gemerkt, und präparirte alſo den Brey für das Kind gerade ſo, wie ihr meine Mutter gerathen hatte.

Ich kam einmal dazu, da ſie das Kind fütterte. Sie hatte einen Theelöffel, mit welchem ſie ihm die Nahrung einflößete. Die erſten 10 Löffel floſſen recht gut hinunter, dann hob es aber bey dem Kinde, und es wollte nichts mehr zu ſich nehmen; meine Frau wollte es aber erzwingen, und ſtrich dem Kinde immer wieder ein, was es von ſich gegeben hatte, und wenn ich etwas dagegen ſagte: ſo meynte ſie, das Kind habe erſt ein Paar Löffel voll zu ſich genommen, es müſſe doch ſeine gehörige Portion genießen. Da ich darauf ſagte: der Appetit des Kindes wäre das beſte Maaß, wornach man die Portion abmeſſen könnte: ſo gab ſie mir zur Antwort, ich verſtände es nicht. Das war nun etwas viel geſagt. Was ſollte ich aber thun? ich ſchlich mich zur Thüre hinaus, gieng in dem Garten und ſchnittelte die Bäume aus, bis ich merkte, daß das Blut ſich ein Bischen abgekühlt hatte; denn wirklich war es mir etwas warm im Kopfe geworden, als mir ſo geradezu geſagt wurde, daß ichs nicht verſtünde. Nach der Zeit brachte ich es aber doch durch gute Worte dahin, daß dem Kinde nichts mehr eingeſtrichen wurde, und daß es aufhörete zu eſſen, wann es keinen Appetit mehr hatte.

Bald hätte ich vergeſſen zu ſagen, wie das Bette des Kindes eingerichtet war. Seit Chriſti Geburt war gewiß ſo ein Bette nicht in unſern Ort gekommen.

Es war keine Wiege: weil mein Bruder behauptete, daß das Wiegen die Kinder nur ſchwindlich mache; ſie wären entweder zum Schlafe geneigt, oder nicht; wäre das erſtere, ſo ſchliefen ſie von ſelbſt ein, wäre das andere; ſo wäre es ihnen ſchädlich, ſie in den Schlaf zu bringen. Das Bette war ein länglichter Korb, den man bequem von einem Orte zum andern tragen konnte. In demſelben lag ein Kiſſen, das — mit Stroh, nebſt einem weichen Kopfkiſſen, das mit Pferdehaaren ausgeſtopft war, und darüber eine leichte leinene Decke, die mit Baumwolle durchnäht war. Auf dieſem wohlfeilen Lager ſchlief mein Conrädchen ſanft, und wann er erwachte: ſo konnte man ihn heraus nehmen, und mit ihm an die freye Luft gehen, ohne daß man beſorgen durfte, der Schweiß würde etwa durch die Luft zurückgetrieben werden. In dieſem Bette dunſtete er zwar aus, aber er ſchwitzte nicht.

Fünftes Kapitel.

Erſte Sorge für Conrad Kieſers Seele.

Da Conrädchen ohngefähr acht Wochen alt war, weinte er in ſeinem Bette, ich nahm ihn heraus, weil die Mutter nicht zugegen war, und dachte bey mir ſelbſt: du ſorgſt nun immer für den Körper des Kindes, für die Seele thuſt du gar nichts, die iſt doch das Vorzüglichſte an dem Menſchen. Wenn du doch nur wiſſen ſollteſt, was du mit dem Kinde anfiengeſt!

Da ich ſo dachte, was ich mit meinem Conrädchen anfangen ſollte, ſah ich das Kind wehmüthig an und ſagte: Conrädchen! warum ichs ſagte? weiß ich ſelbſt nicht. Und was geſchah? Conrädchen lachte. Tauſend Element! was hatte ich da für eine Freude! es fuhr mir durch alle meine Glieder. Conrädchen! ſagte ich, ich glaube du kennſt mich? kennſt Vater? der dich ſo lieb hat? Ja! hat dich lieb. Wenn du ein gutes Conrädchen biſt — bin auch ein guter Vater — rechter guter Vater.

Es gieng das Plappern fort. Je mehr ich plapperte, deſto mehr lachte das Kind, und bewegte Hände und Füße.

Von dieſer Stunde an gab ich mich mehr mit dem Kinde ab, plauderte ihm vor, ordentlich, wie wenn es mich verſtünde, und je mehr ich plauderte, deſto mehr lachte und ſtrampelte es.

Damals habe ich eine ganz beſondere Anmerkung gemacht, die ich doch mittheilen will. Es iſt bekannt, daß jedes Thier eine beſondere Stimme annimmt, wann es ſeine Jungen lockt, und daß die Jungen die Stimme kennen. Bey den Menſchen ſcheint es anders zu ſeyn. Ich habe Väter gekannt, die die Stimme nicht veränderten, ſie mochten zu dem Kinde ſagen: willſt du etwas zu trinken? oder zu dem Knechte: haſt du den Pferden Heu aufgeſteckt? Es iſt aber nicht wahr. Der Menſch hat, ſo gut als die Thiere, ſeine Vater- und Mutterſtimme, die den Kindern verſtändlich iſt. Er muß nur mit ſeiner ganzen Seele bey dem Kinde ſeyn, und es ſo herzlich lieb haben, wie das Schaaf das Lamm, und der alte Sperling die Jungen: ſo kommt dieſe Stimme gewiß zum Vorſcheine. Wenn man aber das Kind in den Arm nimmt, und hat die Gedanken wo anders, denkt etwa an den Klee, der gewendet werden, oder an die Intereſſe, die bezahlt werden muß: ſo kann die Natur dieſe Stimme freylich nicht hervorbringen. Daß es ſo ganz eigene Vater- und Muttertöne für die Kinder gebe, das habe ich bey dieſer Gelegenheit gelernt. So wie das Schaaf, wann es das erſtemal ein Lamm zur Welt bringt das Bä, welches dieſes ſchreyet, mit einem Baa beantwortet, das es in ſeinem ganzen Leben zuvor nicht geblöcket hat; ſo veränderte ſich auch mein ganzer Ton, und ich ſprach mit einer ganz ungewohnten Stimme, ſobald Conrädchen mich anlächelte, und ich mich darüber recht herzlich freuete.

Meine Frau wollte ſich oft krank lachen, wann ſie die Diſcurſe hörete, die wir mit einander führeten. Ich will doch zum Spas einmal einen herſetzen.

Kennſt du mich? bin dein Vater, haſt mich lieb? ja! lieb hat mich das Conrädchen, recht lieb — habe dich auch lieb, Ach! was das für eine Freude ſeyn wird, wenn wir einander erſt recht kennen lernen! da nehm ich das Conrädchen auf den Arm, auf den Arm nehm ichs — da gehn wir bey die Hüner — gluck! gluck! gluck! rufe ich — da kommen die Hüner alle alle miteinander. Da wirft Conrädchen das Brod hin — pick! pick! pick! da freſſen es die Hüner auf, und da kömmt hernach der Hahn — kickrickiki — ſo macht es der Hahn — da lacht hernach Conrädchen.

Wenn manche Gelehrte meine Diſcurſe mit angehört hätten: ſo würden ſie geglaubt haben, ich wäre nicht klug; was für närriſches Zeug, würden ſie geſagt haben, macht der Mann! das Kind verſteht ja von allem nichts, was er ihm vorplappert.

Allein ich bin kein Gelehrter, und habe daher meine ganz eigene Gedanken. Daß das Kind die Worte nicht verſtund, weiß ich wohl; aber es verſtund doch den Ton, es merkte doch, daß ich es gut mit ihm meynte, ſo wie das Lamm merkt, wann das Schaaf ruft: baa! Conrädchen lernte doch bald meine Stimme kennen, und bekam mich lieb. Wenn er nach der Zeit an der Mutter Bruſt lag, und es ſchmeckte ihm noch ſo gut, und ich trat in die Stube, und ſprach — gleich fuhr er von der Bruſt weg, ſahe ſich nach mir um und lächelte, legte ſich hernach wieder an die Bruſt, reichte mir die Hand und lächelte; ließ ich die Hand los, ſo drehte er ſich wieder nach mir um, lächelte und reichte mir ſie wieder. Gieng ich zur Thür hinaus: ſo ſahe er mir nach und weinete. Solche Auftritte ſind für einen Vater keine Kleinigkeiten.

Noch eins muß ich ſagen; wann Conrädchen bisweilen unleidig war: ſo nahm ſeine Mutter ein Band Schlüſſeln, klingelte ihm damit vor den Ohren, damit das Kind ſchweigen ſollte, und das Kind ſchwieg nicht. Das iſt, dachte ich, doch wohl die rechte Art nicht, wie man ein weinendes Kind beruhigen muß, und ich wurde darin beſtärkt, weil ich merkte, daß das Kind immer ſtärker ſchrie, je mehr ihm vorgeklingelt wurde. Ich ſagte es meiner Frau, nahm die

Schlüſſeln, klingelte ihr vor den Ohren, und fragte: wie gefällt dir dieſe Muſik?

Freylich ſagte ſie, gefällt ſie mir nicht, und ich ſehe wohl ein, daß ſie dem Kinde auch nicht gefallen kann. Nun ſag mir aber, was ich ſonſt mit dem Kinde vornehmen ſoll, wenn es ſo ſchreyt, wie itzo?

Da ſtunden nun, wie man hier zu Lande zu ſagen pflegt, die Ochſen am Berge, und ich wußte nicht, was ich antworten ſollte. Das war Waſſer auf meiner Frau ihre Mühle, ſie lachte laut auf, und ſagte: Ah! Herr Kiefer! du willſt ja immer ſo klug ſeyn, ſo ſag mir doch, was ich thun ſoll, um das Kind zum Schweigen zu bringen?

Es wurmte mich, und ich ſchlich mich zur Thüre hinaus. Nun hatte ich ſchon lange die Gewohnheit, daß ich, wann mich etwas wurmte, bey Seite gieng und etwas trallerte. Gemeiniglich trallerte ich die Melodie, nach welcher das Lied geſungen wird, es lebe Leopold der Deutſche Kaiſer, hoch, er lebe hoch! Ich fieng alſo wieder an zu trallern, und lehnte mich an einen Kirſchbaum. Auf einmal ſchoß mir der Gedanke durch den Kopf, daß Conrädchen dieß Trallern doch wohl lieber hören möchte, als das Klingeln mit den Schlüßeln. Was hatte ich zu thun? ich ſchlich mich wieder in meiner Frauen Stube — da ſchrie Conrädchen noch. Ich bat meine Frau mir das Kind zu geben, nahm es auf den Arm, und fieng an zu trallern. Sogleich ſchwieg das Kind. Ein Paarmal fieng es freylich wieder an zu weinen; da ich aber fort trallerte: ſo ſchwieg es ganz und lächelte am Ende, zuckte mit den Armen, und ſtrampelte mit den Füßen. Ha! ha! ha! lachte ich, gab das Kind der Mutter und ſagte: Frau Kieſern! wer zuletzt lacht, der lacht am Beſten!

Sie ſchlug mich auf die Schultern, und ſagte: geh nur! du mußt doch immer Recht haben. Von dieſer Zeit an lernte meine Frau das Trallern auch, und beruhigte das Kind, wann es ſchrie, mehrentheils. Mehrentheils ſage ich, denn immer half das Trallern freylich nicht.

So kam ſie einmal zu mir mit ihm in den Garten und ſagte: ſieh nur lieber Mann! wie ſich das Kind geberdet! ich habe ihm vorgeſungen, ich habe gethan was ich nur thun konnte — half alles nichts.

Sogleich nahm ich es auf den Arm, trallerte, und es half alles nichts.

Hier, ſagte ich, liebe Frau! hört meine Klugheit auf; wie wäre es, wenn du meine Mutter riefeſt? vielleicht weiß dieſe einen guten Rath zu geben.

Gut! antwortete ſie, und gieng fort. Kaum war ſie aber einige Schritte gegangen: ſo blieb ſie ſtehen, kehrete dann um und ſagte: ehe ich zu deiner Mutter gehe, will ich doch noch etwas verſuchen. Thue mir den Gefallen, und gehe mit mir auf die Stube, da will ich das Kind auskleiden, und unterſuchen, ob es nicht etwa etwas an ſich hat, das ihm Schmerzen macht.

Ich folgte ihr, und die Auskleidung wurde vorgenommen. So bald das Hemde ausgezogen war, ſchrie meine Frau: um Gottes Willen, Mann! ſieh einmal hier! da ſtack eine Stecknadel in des armen Kindes Rücken. Ich zog ſie heraus, das Kind wurde wieder angezogen, meine Frau trallerte ihm etwas vor, legte es dann an die Bruſt, und das Kind wurde ruhig.

Ich aber ſetzte mich auf einen Stuhl, und dachte nach. Endlich ſagte ich: liebe Frau! wir haben heute beyde viel gelitten, aber auch viel gelernt. Wenn ein ſo kleines Kind ſo ſehr ſchreyet, daß es durchaus durch nichts kann beruhigt werden: ſo muß es ſchlechterdings Schmerz haben. Wir Erwachſenen ſagen es mit ein Paar Worten, wann wir Schmerz fühlen: da aber ein ſo kleines Kind nicht ſprechen kann: ſo bleibt ihm weiter nichts übrig, als daß es ſchreyet und dadurch Hülfe ſucht. Da iſt nun unſere Pflicht zu unterſuchen, wo es dem Kinde fehle. Können wir es nicht finden: ſo müſſen wir die Zuflucht zu einem geſchickten Arzte nehmen.

Sechſtes Kapitel.

Guter Rath einer Frau Muhme, welcher aber nicht befolgt wird.

Einmal ſchrie Conrädchen wieder ſo ſehr, daß wir es nicht beruhigen konnten. Wir zogen es aus, fanden aber nichts an ihm. Es ſchrie immer fort. Da trat eine alte Muhme von meiner Frau in die Stube, und, wie ſie das Schreyen hörete, und unſere Aengſtlichkeit ſahe: ſagte ſie ſogleich, das Kind hat ſich gewiß wehe gethan; ich will ſogleich zur Wehemutter gehen, und ſie rufen. Dieſe leget dann das Kind auf den Bauch, zieht den rechten Fuß gegen die linke Hand, und den linken Fuß nach der rechten, beſtreicht alsdann mit beyden Daumen das Kind, vom Nabel bis zum Rückgrade, dreymal mit Altheefett, dann iſt alles gut. Sie gieng fort.

Da ſie aber fort war: legte ich den Kopf ein Paar Minuten in die Hand, und dachte nach. Dann ſagte ich zu meiner Frau: liebe Frau! wir ſind nun mit einander darüber einig geworden, daß wir mit Conrädchen keine Quackſalberey vornehmen wollten; dieß ſcheint mir aber wahre Quackſalberey zu ſeyn. Thue mir doch den Gefallen, und rufe meine Mutter! Vielleicht weiß dieſe einen guten Rath zu geben. Ich will unterdeſſen das Kind behalten. Du haſt Recht, lieber Mann! ſagte ſie und ſprang fort!

Bald war meine Mutter da, und, ſo wie ſie in die Stube trat, ſagte ſie: Narrenspoſſen mit dem Wehe thun der Kinder! Ich habe ſo viele Kinder gehabt, und es hat ſich keins wehe gethan. Anderer Weiber Kinder thaten ſich alle acht Tage wehe, wurden von der Wehemutter eingerichtet, und verſchiedene davon ſtarben. Mir hingegen ſtarb keins. Das Wehethun der Kinder iſt ein Schnickſchnack, den die Wehemütter erfunden haben, um ſich immer einen kleinen Verdienſt zu verſchaffen. Conrädchen hat wahrſcheinlich verſchlagene Winde. Statt ihn mit Althefett zu beſtreichen, beſtreicht euch lieber ſelbſt mit Geduld!

Sie nahm darauf das Kind auf den Arm, hob es in die Höhe, und trallerte ihm etwas vor. Das Kind ſchrie immer fort. Dieß ſchadet nichts, ſagte ſie, durch das Schreyen macht ſich das Kind eine Motion, und die Motion treibt die verſchlagenen Winde fort.

Es währete nicht lange, ſo traf meiner Mutter Rede ein, die verſchlagenen Winde giengen ab, und, da dieß geſchehen war: kam meiner Frauen Muhme mit der Wehemutter an, die aber ſogleich wieder fortgeſchickt wurde, nachdem ihr meine Mutter einige Groſchen für ihren Weg gegeben hatte.

Siebentes Kapitel.

Conrädchen bekommt ſeinen erſten Zahn.

Da Conrädchen beynahe ein halbes Jahr alt war, bemerkte ich, daß ihm immer viel Geifer aus dem Munde floß, und daß er immer eine Hand in dem Mund hatte, und daran kauete. Ich überlegte dieſen Umſtand mit meiner Frau, und wir waren beyde der Meynung, daß dieß daher rühre, weil bey dem Kinde die Zähne eintrâten. Wir zogen meine Mutter zu Rathe, und dieſe war mit uns gleicher Meynung. Am Zahnen ſterben viele Kinder, ſagte ſie; Gott ſey Lob und Dank! mir iſt keins daran geſtorben. Ich will es euch ſagen wie ich es gemacht habe. Sehet! ein Kind, das Zähne bekommen will, hat immer die Händchen in dem Munde. Dadurch zeigt es den Eltern an, daß es etwas verlangt, woran es kauen will, damit das Zahnfleiſch durchrieben werde; und die Zähne durchbrechen können. Da geben nun die mehreſten Mütter den Kindern Schlüſſel, Wolfszähne und dergleichen Sachen in die Hände, damit ſie daran kauen ſollen. Von allen dieſen Sachen bin ich keine Freundinn geweſen. Ich gab meinen Kindern, wann ſie zahnten, eine Brodrinde in die Hand, daran kaueten ſie, und es gieng alles gut!

Darauf nahm ſie mich bey der Hand, gieng mit mir bey Seite, und ſagte, mein lieber Sohn! eins muß ich dir ſagen — bey dem Eintreten der Zähne bekommen die Kinder bisweilen den Jammer, die Epilepſie, das böſe Weſen, oder wie man es zu nennen pflegt. Darüber darfſt du nun nicht erſchrecken. Es iſt wahr, es ſieht ſchrecklich aus; aber da dein Kind eine gute Natur hat: ſo hoffe ich, daß es dieß auch aushalten wird. Aengſtige dich nur nicht zu ſehr, wenn es etwa eintreten ſollte, und brauche keine Quackſalbereyen; ſondern laß der Natur ihren freyen Lauf! du haſt lieber Sohn! dieſen Zufall in deiner Jugend auch ein paarmal gehabt, und es hat dir nichts geſchadet. Sollte die Verzuckung zu lange anhalten: ſo zerquetſche eine Zwibel, und halte ſie dem Kinde unter die Naſe; da wird es Ruhe bekommen.

Das war für mich nun freylich keine angenehme Nachricht; unterdeſſen that ich, was meine Mutter mir gerathen hatte. Mein Kind bekam nun immer ein Schnittchen Brodsrinde in die Hände, daran es kauete und ſaugte. Es geiferte dazu ſo ſehr, daß ſeine Kleider immer naß waren, und ihm die Mutter drey bis viermal des Tages ein friſches Vortuch vorbinden mußte. Dabey war es ſehr unleidig, weinte oft, und das Trallern der Eltern wollte nicht immer helfen. Da ermunterten wir beyde einander zur Geduld, und ſagten: ſo ſauer ſind wir unſern Eltern auch geworden, und ſie haben mit uns Geduld gehabt, es iſt alſo wohl unſere Schuldigkeit, daß wir ein Gleiches mit unſerm Kinde thun.

Einmal flößte meine Frau dem Kinde ſeine Mittagsmahlzeit ein, da hörete ſie, daß der Löffel, als ſie ihn zurückzog, klapperte. Sie ſahe in dem Mund — da war ein Zahn durchgebrochen. - Mann! rief ſie mir zu: Weißt du etwas neues? Dein Conrädchen hat einen Zahn! Da war nun Freude in allen Ecken, und wir vergaßen alle den Kummer und die ſchlafloſen Nächte, die wir mit dem Kinde ausgeſtanden hatten.

So gehts immer mit der Erziehung der Kinder. Es giebt nicht immer Freude dabey; es kommen oft traurige und ängſtliche Tage; wann man aber nur nicht ungeduldig wird, und ſeine Schuldigkeit thut: ſo gehen ſie auch vorbey, und es kommen wieder Freuden, bey welchen wir alles ausgeſtandene Leid vergeſſen. Wir Eltern wenigſtens waren den Tag über ſo vergnügt, wie Kinder, wann ſie die Weyhnachtsbeſcheerung bekommen haben.

Die übrigen Vorderzähne kamen nach und nach, ohne viele Schmerzen, und ehe wir es uns verſahen, ſo hatte er den ganzen Mund voll.

Achtes Kapitel.

Conrädchen wird ſeines Vaters Lehrmeiſter.

Ich merkte nun zu meiner größten Freude, daß das Kind immer aufmerkſamer wurde, wann ich mit ihm redete, und dadurch lockte es mich an, recht viel mit ihm zu plaudern. Aber wovon? das war die Frage, die ich mir nicht beantworten konnte. Conrädchen lehrete es mich aber.

Dabey muß ich doch eine Anmerkung machen. Ohne Ruhm zu melden, ſo muß ich geſtehen, daß ich in dem Rufe ſtund, als wenn ich die Kinder gut zu erziehen verſtünde. Meine Kinder waren geſund, klug, geſchickt, ehrlich, folgten mir aufs Wort — Da fragten mich die Leute oft: Herr Kiefer ſag er mir nur, wo er gelernt hat, die Kinder ſo gut zu erziehen? Da antwortete ich immer: von meinen Kindern. Und dieß iſt gewiß wahr. Wenn man ſich der Kinder recht annimmt, und verſucht, was ihnen gut iſt, womit man ſie unterhalten, und lenken kann: ſo lernt ſich alles von ſelbſt. Davon will ich itzo ein Exempel geben.

Einmal mußte ich in den Pferdeſtall gehen, und, da ich das Kind eben auf dem Arme hatte: ſo nahm ich es mit. Tauſend! was machte es für Augen, als es die Pferde ſah. Da merkte ich ganz deutlich, daß das Kind darüber ſich freuete. Nun hatte ich genug — nun gieng der Discurs an. Siehſt du? ſagte ich, Conrädchen, da iſt das Pferd! ſieh was es für große Augen hat, wie es tappt! Ich ſtampfte dazu auf die Erde, damit das Kind auch wiſſen ſollte, was tappen wäre. Izt frißt es! horch wie es mit den Zähnen ſchnarpt! (dazu wieß ich auf meine Zähne). So unterhielt ich es wohl eine Viertelſtunde lang. Da ich aus dem Stalle gehen wollte, drehete es ſich wieder nach den Pferden um und ſtreckte die Arme darnach aus, und ich gieng wieder zurück, und fieng den Discurs von vorne an.

Da ich nun ſahe, was für Freude das Kind an den Thieren hatte: ſo ſtellte ich ihm alle Tage etlichemal welche vor. Bald gieng ich mit ihm in den Kuhſtall, bald zu den Hünern, bald ins Taubenhaus, bald zu den Schweinen, bald zu den Schaafen und machte es aufmerkſam auf die Bewegungen und Stimmen der Thiere. Fieng ich eine Maus, einen Maulwurf, einen Fiſch, Froſch, Käfer, oder Fliege: ſo wurde es allemal bey Conrädchen gebracht, und ich machte ihm die Erklärung darüber. Von dieſen Discurſen ſpürte ich bald gar großen Vortheil.

Erſtlich merkte ich, daß das Kind gewaltig klug wurde und auf alles Achtung gab, was um ihn herum vorgieng. Ich konnte es nicht beſſer ſehen, als wann bisweilen ein Paar gute Freundinnen von meiner

Frau ſie beſuchten, und ihre Kinder mitbrachten, die mit Conrädchen von gleichem Alter waren. Dieſen ſtanden die Augen gerade weg, und die Zungen hingen ihnen weit über die Lippen. Conrädchen giengen hingegen die Augen beſtändig im Kopfe herum, und er ſahe nach allem, was in der Stube vorgieng.

Zweytens bekam mich das Kind dadurch gewaltig lieb. So oft ich in die Stube trat: ſchob es alles zurück, was es vor ſich hatte, und ſtreckte die Arme nach mir aus. Nahm ich es auf den Arm, ſo wieß es auf die Thür, und gab mir zu verſtehen, daß es hinaus wolle. Wollen wir zur Kuh? fragte ich dann; da lachte es, und zappelte mit den Beinen.

Drittens hatte ich auch ein ſchön Mittel das Kind zu beruhigen, wann es bisweilen unruhig war. Andere Leute haben dazu freylich andere Mittel; einige haben Kinderklappern, mit denen ſie den Kindern vorklappern; andere brauchen die Ruthe; andere ſchmälen mit den Kindern, und ſchelten ſie. Alle dieſe Mittel mögen nun wohl ganz gut ſeyn; nur haben ſie den Fehler, daß — ſie nichts helfen. Wann Conrädchen bisweilen weinte: ſo machte ich es nun, da er verſtändiger war, ſo mit ihm: ich nahm etwa ein Stück Brod, ſchnitt es kleine und ſagte dazu: will denn Conrädchen mit zu den Hünern gehn? So bald ich das geſagt hatte, fieng das Weinen an ſich gemeiniglich in Lachen zu verwandeln, er ſtreckte die Arme nach mir aus, und wir fütterten dann die Hüner; oder ich hatte immer ein Thier in der Nähe, das ich ihm zeigte. Einmal war gar kein Auskommen mit ihm; da ſchlich ich mich ganz ſtille zur Thür hinaus, fieng einen Froſch, kam dann in die Stube, trallerte und ließ den Froſch auf die Erde hüpfen. Tauſend! was für Augen machte das Kind! das Weinen war, wie weggeblaſen, es ſtreckte die Hand nach mir aus, ich mußte es auf den Arm nehmen, und ihm die Erklärung von dem Froſche machen.

Einmal ſtund ich auch mit ihm bey dem Taubenhauſe und machte ihn aufmerkſam auf die Tauben, wie ſie in ihre Häuſerchen aus- und eingiengen, ruxten, ſich ſchnäbelten und dergleichen, und machte eine Erklärung darüber.

Ehe ich mich verſahe, rief jemand hinter mir: guten Morgen Herr Kieſer! da ich mich umdrehete, war es unſer Herr Pfarrer; nun das freut mich doch, ſagte er, daß ich einen ſo verſtändigen Vater hier antreffe.

Wie ſo? fragte ich. Denn ich wußte wirklich nicht, wie ich zu der Ehre kam, daß ich dieß Lob erhielt. Er ſagte mir darauf, daß ich auf dem rechten Wege wäre, wo man mit der Erziehung der Kinder den Anfang machen müſſe. Dieß gefiel mir ſo wohl, daß ich ihn nöthigte mit in die Stube zu gehen:

Da ſezte er ſich nun hin und hielt eine lange Predigt über die Erziehung der Kinder. Ich will doch etwas davon wieder erzählen, ſo gut als ich es mir gemerkt habe.

Faſt alle Eltern, ſagte er, haben den beſten Willen ihre Kinder gut zu erziehen, nur eins fehlt ihnen, ſie wiſſen nicht, wie ſie es anfangen ſollen. Das erſte was ſie ihnen lehren, iſt das große A.

Daß du lehren müßteſt! Giebt's denn ſonſt gar nichts wichtiges für das Kind zu lernen, als das große A? Weil nun das Kind vor dem vierten und fünften Jahre noch zu einfältig iſt, als daß es Buchſtaben lernen könnte, ſo lehren ſie ihm gar nichts. Und in den erſten fünf Lebensjahren muß doch das Kind am mehreſten lernen.

J. Das begreife ich doch nicht.

Pf. So will ich es ihm begreiflich machen.

Woher weiß er denn daß die Kühe Haare haben und keine Federn?

J. Weil ich es geſehen habe.

Pf. Woher weiß er denn aber, daß es ein Land giebt, welches Amerika heißt? hat er es denn auch geſehen?

J. Das wohl nicht, aber ich habe es gehört.

Pf. Ganz Recht. Alles was wir wiſſen, das haben wir durch unſere Sinne, das Gehör, oder das Geſicht, oder das Gefühl, oder den Geruch, oder den Geſchmack erfahren. Das erſte alſo, was man bey dem Unterrichte des Kindes zu thun hat, iſt dieſes — man muß ſeine Sinne üben. Und da das Gehör und das Geſicht ſeine vorzüglichſten Sinne ſind: ſo müſſen vorzüglich dieſe geübet werden. Kann er ſich denn vorſtellen, wie eine Pipa ausſieht?

J. Nein.

Pf. Kann er ſich denn aber vorſtellen, wie eine Kröte ausſieht?

J. Das wäre ja ſchlecht, wenn ich das nicht könnte.

Pf. Woher kömmt es denn aber, daß er ſich eine Kröte vorſtellen kann, und keine Pipa?

J. Ja! Kröten habe ich in meinem Leben genug geſehen, aber noch niemals eine Pipa.

Pf. Ganz recht! wenn ich nun aber ſage die Pipa iſt eine Amphibie, da kann er ſich doch wohl die Pipa vorſtellen?

J. Auch noch nicht.

Pf. So ſtelle er ſich doch einmal eine Pipa vor! wie glaubt er denn daß ſie ausſieht?

J. Eine Pipa? ich weiß nicht, wie ich ſie mir vorſtellen ſoll. Wenn ich Ihnen aber meine aufrichtige Meynung ſagen ſoll: ſo ſtelle ich ſie mir vor, wie eine Tobacksypfeiſe. Wann ich bisweilen ins Lüneburgiſche gieng, um Pferde zu handeln: ſo nannten die Bauern dort eine Tobackspfeiſe eine Pipe, das iſt ja kein großer Unterſchied.

Pf. Ha! ha, ha! Nun habe ich den Herrn Kiefer, wohin ich ihn haben will. Pipa iſt eine große Art von Kröten. Wenn er nun, da er ein ſo kluger Mann iſt, ſich bey Pipa ſo etwas ganz Falſches denkt; wie muß es nun den arwen unwiſſenden Kindern gehen, wann ſie erſt Worte lernen müſſen, ehe ſie die Sachen kennen, die dadurch angezeiget werden. Wenn die Kinder ſagen ſollten, was ſie ſich bey den Worten denken, die ſie lernen müſſen: ſo würde man finden, daß ſie ſich davon oft eben ſo wunderliche und unrichtige Vorſtellungen machen, wie er von der Pipa. Nein, erſt müſſen die Kinder Sachen kennen lernen, ehe man ſie Worte lehrt. Wenn ſie hernach die Worte hören: ſo ſtellen ſie ſich auch wieder die Sachen vor, die dadurch angezeigt werden. Wie kommt es denn aber, Herr Kiefer! daß er ſein Kind auf die Thiere aufmerkſam machte, und nicht auf die Staketen, auf die Holzart, den Wetzſtein, u. dgl.

K. Ich weiß nicht woher es kommt; das Kind hat über nichts ſo eine Freude, als über die Thiere.

Pf. Er hat ganz gut beobachtet, Herr Kiefer. Wenn ich die Sachen ausnehme, die es gerne ißt und trinkt: ſo hat es an nichts ſo eine Freude, als an Thieren, ſelbſt an Menſchen nicht. Wenn er es verſuchen will, und will in einen Arm ein Kind, und in den andern einen jungen Pudel, oder ein Lamm nehmen, und ſo zu ſeinem Conrädchen treten: ſo wette ich tauſend gegen eins, Conrädchen wird nicht nach dem Kinde, ſondern nach dem Pudel oder Lamme ſehen. Woher dieß komme, wollen wir itzo nicht unterſuchen. Wahr iſt es aber. Auf dieſe Art ſtößt uns ja der liebe Gott gleichſam mit der Naſe darauf, daß wir die Kinder vor allen Dingen auf die Thiere aufmerkſam machen ſollen.

Bisher war Conrädchen, das ich noch immer auf dem Schooſe hatte, ganz ruhig geweſen; auf einmal aber ſtreubte er ſich, wollte fort, zeigte mit der Hand nach dem Fenſter, und rief: hu! hu! hu!

Was hat denn das Kind vor? fragte der Herr Pfarrer.

Ich weiß es wohl, antwortete ich. Am Fenſter kriecht eine große Fliege, die ſoll ich dem Kinde zeigen, und ihm die Erklärung davon machen. Komm Conrädchen! wir wollen bey die Fliege; ſieh wie ſie da kriecht! (ich krabbelte dazu mit den Fingern auf ſeinen Händen) itzt fliegt ſie fort! ſiehſt du? immer fliegt ſie da herum — rur rur rur — ſo ſchnurrt die Fliege.

Vortrefflich! ſagte der Herr Pfarrer, da will ich hundert Kinder von dieſem Alter nehmen, die die Fliege alle nicht bemerkt hätten. Da ſieht er alſo, was es hilft, wenn man die Kinder früh mit den Thieren bekannt macht, ſie lernen ſehen und aufmerken. Wenn ſie hernach größer werden: ſo hat man nicht nöthig, alle Augenblicke zu ihnen zu ſagen: gieb doch Achtung! und bey jeder Sache, die ihnen vorkommt, ſie gleichſam mit der Naſe darauf zu ſtoßen. Sie geben von ſelbſt Achtung, bemerken alles, was um ſie iſt, und ſtellen ihre Betrachtungen darüber an.

Mit ſolchen Kindern läßt ſich auch eher etwas ſprechen. Die mehreſten Eltern wiſſen nicht, was ſie mit ihren Kindern, wenn ſie ſo alt, wie ſein Conrad ſind, anfangen ſollen: daher wird ihnen in ihrer Geſellſchaft die Zeit lang, ſie geben ihnen Klappern, Döcken und allerley andere Poſſen, daß ſie ſich damit die Zeit vertreiben ſollen. Hilft dieß nicht mehr: ſo ſuchen ſie ſie in den Schlaf zu bringen, und machen ihnen durch den unzeitigen Schlaf, den Kopf nur ſchwindlich. Wenn man dem Kinde aber oft Thiere zeigt, und ſich mit ihm darüber beſprochen hat: ſo kann man hernach auch ihm etwas von den Thieren erzählen. Das Kind wird zuhören, und wenigſtens das mehreſte davon verſtehen. Und weil nun das Kind etwas verſteht; ſo hat man es hernach gern um ſich.

Von dieſer Zeit an, gab ich mich nun noch mehr mit Conrädchen ab, und lernte von ihm immer mehr.

Neuntes Kapitel.

Conrad Kieſer ſtrebt nach dem Commando über ſeine Eltern, und wie es ihm gelungen iſt.

Weil Conrädchen nun ein gar zu freundliches, drollichtes, Kind war: ſo thaten wir ihm alles, was wir ihm an den Augen anſahen. Wenn er nach etwas reichte: ſo bekam er es gewiß; und wenn ihm auch bisweilen etwas abgeſchlagen wurde: ſo brauchte er nur zu ſchreyen, ſo erhielt er alles, was ich haben wollte.

Das iſt ja, dachte ich, die verkehrte Welt. Sonſt war es Mode, daß die Kinder den Eltern gehorchen mußten; itzo gehorchen die Eltern dem Kinde; wenn das Ding ſo fortgeht, und das Kind wird größer: ſo muß ihm ja alles zu Gebote ſtehen.

Ich wollte, daß alle Eltern auf die heftigen Begierden der Kinder frühzeitig Achtung gäben: ſo würden ſie gewiß beſſere Kinder bekommen. Hier verſehen ſie es aber gemeiniglich. Das Stammeln des kleinen Kindes iſt dem Vater und der Mutter etwas neues, es klingt ſo artig, und gefällt. So oft es ein neues Wort ſtammeln kann freuet man ſich und lacht darüber. Wenn es in ſeiner drollichten Sprache etwas verlangt: ſo kann man es ihm nicht abſchlagen. Spricht es auch etwas albernes: ſo wird es doch belacht; und verlangt es auch etwas unſchickliches, ſo ſchlägt man es ihm doch nicht ab. So werden die Kinder nach und nach dazu gewöhnt, daß ſie in allen Stücken ihren Willen haben wollen, und alle ihre Unarten gut geheiſſen werden. Werden ſie nun größer: ſo ſieht man ein, daß ſie ſich das alles abgewöhnen müſſen; es will aber nicht gehen. Die Eltern brauchen daher Zwangsmittel; das Kind wird darüber böſe und trotzt; die Liebe der Eltern nimmt ab, und, ehe man es ſich verſieht, ſo iſt Zank und Verdruß da, und man klagt über die Ungezogenheit der Kinder; bedenkt aber nicht, daß man durch ſeine Nachgiebigkeit ſie ſelbſt ungezogen gemacht habe.

Dieß alles ſahe ich nun ein; wie ich es aber ändern ſollte, das wußte ich nicht. Einmal lag eine Scheere auf dem Tiſche, das Kind reichte darnach und wollte ſie haben. Nein ſagte ich, Conrädchen, du mußt nicht in allen Stücken deinen Willen haben, du bekommſt die Scheere nicht!

So ſagte ich, und legte die Scheere etwas ſtark auf den Tiſch.

Was that Conrädchen? der ſchrie, wie wenn er am Spieſe ſtäcke. Mir lief auch die Galle über, ich gab dem Kinde ein Paar derbe Klapſe auf die Hände. Hatte das Kind nicht geſchrien, ſo ſchrie es es nun erſt, ſtrampelte mit den Füßen und zuckte mit den Händen, daß ich gar nicht wußte, was ich mit ihm anfangen ſollte. Gut war es mir, daß ſeine Mutter nicht da war, ſonſt hätte es vielleicht noch einen Streit gegeben, und ſie hätte wohl gar dem Kinde das Wort geredet.

Da ich nicht wußte, was ich thun ſollte, legte ich das Kind auf die Erde, ließ es ſchreyen und trat an das Fenſter. Da es ſich ſatt geſchrien hatte, nahm ich es auf, brachte es ſeiner Mutter und lief nun ins Feld um andere Gedanken zu bekommen.

Ich muß geſtehen, daß mir alle Glieder zitterten: theils weil das Kind mich dauerte, theils, weil ich auf mich ſelbſt böſe war, daß ich nicht verſtund, wie man über ein ſo kleines Kind Herr werden muß. In tiefen Gedanken gieng ich an meinen Weizenacker.

Da ich bald dabey war, ſahe ich ein Rebhuhn mit ſeinen Jungen. Sobald es mich erblickte, lief es in den Weizen, lockte — huſch da waren alle ſeine Jungen bey ihm, und kein einziges blieb zurück.

Hum! dachte ich bey mir ſelbſt, es iſt eine curioſe Welt. Das Rebhuhn, das keinen Verſtand hat, in keine Schule gegangen iſt, und nicht aus dem Katechismus iſt examiniret worden, das verſteht wie es ſeine Jungen regieren ſoll, und der Menſch, der ſo klug iſt, und ſo vieles lernt, hat nicht ſo viel Einſicht, daß er ſein Kind nach ſeinem Willen lenken könnte. Und es muß doch gehen! wenn dir der liebe Gott das Vermögen gegeben hat, ein Kind zu erzeugen, ſo hat er dir auch gewiß das Vermögen gegeben es zu erziehen.

Mit dieſen Gedanken gieng ich wieder nach Hauſe, und überlegte, ob ich nicht ein Mittel finden könnte, mein Kind auf andere Gedanken zu bringen, wenn es etwas verlangte, das ich ihm mit gutem Gewiſſen nicht geben könnte. Ich konnte aber immer nichts ausgrübeln.

Ich nahm Conrädchen wieder auf den Arm, kaum hatte ich ihn aber ein Paar Minuten gehabt: ſo wollte er wieder zur Mutter, und die Mutter konnte ihn doch nicht nehmen, weil ſie im Hauſe allerley Geſchäffte zu verrichten hatte. Da wurde mir angſt und bange: weil ich voraus ſahe, daß es wieder eben ſo ein Geſchrey, wie vorhin, geben würde. Zum

Glück trat mein Knecht und mit ihm mein Hund herein. Ich machte Conrädchen darauf aufmerkſam. Conrädchen ſahe nun nicht mehr auf die Mutter, ſondern auf den Spitz, und war zufrieden. Meiner Frau winkte ich unterdeſſen mit den Augen, daß ſie hinaus gehen gehen ſollte; ſie that es, und ſo war alles gut.

Aha! dachte ich, kannſt du Conrädchen ſo kriegen: ſo ſoll es künftig ſchon beſſer gehen.

Wirklich gieng es auch beſſer. Ich hielt nun immer etwas in Bereitſchaft, was das Kind gerne ſahe, z. B. ein Bild, oder ein Thier; wann es nun ſchlechterdings darauf beſtund, daß es etwas haben wollte, was ich ihm doch nicht geben konnte: ſo holte ich etwas bey, und zeigte es ihm. Da vergaß es dann das, was es haben wollte, und freuete ſich über das, was ich ihm zeigete.

So lernte ich die große Kunſt, die heftigen Begierden eines kleinen unverſtändigen Kindes zu brechen. Sie beſteht darinne, daß man ihm nur gleich etwas anders zeigt, was ihm Freude macht. Darüber vergißt es das, was es verlangte, und iſt zufrieden. [illegible]

Aber freylich iſts mit dem Zeigen allein nicht ausgerichtet. Man muß dabey Geberden machen, und eine Stimme annehmen, die das Kind glaubend machen, als wenn man ihm etwas recht wichtiges zeigen

gen wollte. Hätte ich nur geſagt: ſieh! da iſt der Spitz! ſo hätte das Kind vielleicht fort geſchrien. Ich machte es aber anders. Lachend ſagte ich: "J Spitz wo kommſt du denn her? willſt du denn Conrädchen beſuchen? ſieh! da iſt Conrädchen.„ Damit war es gut.

Zehntes Kapitel.

Von einem großen Schrecken, welches Conrädchen ſeinen Eltern einjagt.

Da Conrädchen ohngefähr drey Viertel Jahre alt war: fieng er einmal des Morgens an gar jämmerlich zu weinen. Ich nahm ihn auf und ſuchte ihn zu begütigen, trug ihn in den Pferdeſtall, ins Taubenhaus, brauchte alle meine Künſte, um ihn zum Lachen zu bringen, das war aber alles umſonſt. Das Kind weinte fort, die Backen glüheten ihm, der Geifer floß ihm aus dem Munde, es zuckte bisweilen mit den Armen, und ſteckte immer die Fäuſte in den Mund. Da merkte ich dann wohl, daß die Backenzähne durchbrechen wollten; was ich aber dabey thun ſollte, das wußte ich nicht. Ich überließ das Kind alſo der lieben Natur, und bat die Mutter nur, daß ſie mit ihm Geduld haben möchte, welches ſie auch redlich that.

Nachmittags legte ſie es aufs Bette, weil es ſchien, als wenn es ſchlummern wollte; kaum hatte es aber eine halbe Stunde gelegen: ſo kam die Mutter mit einem heftigen Geſchrey zu mir, und ſagte: Das Kind hat das böſe Weſen.

Daß ich darüber auch erſchrack, kann man leicht denken, nicht nur über das Kind, ſondern auch über die Mutter, die durch das Schrecken ſo angegriffen wurde, daß ich beſorgen mußte, ſie möchte eine Krankheit davon bekommen. Ich bat ſie alſo, zurück zu bleiben, gieng allein zu dem Kinde in die Kammer, und ſchloß die Thür hinter mir zu.

Da hatte ich freylich einen ſchrecklichen Anblick. Hände und Füße zuckten an dem Kinde, das ganze Geſicht wurde verzogen, und immer trat ihm der Schaum vor den Mund.

Nachdem ich den Jammer eine Viertel Stunde mit angeſehen hatte, hielt ich ihm eine zerquetſchte Zwiebel unter die Naſe, es wurde darauf ruhig, und nach etlichen Tagen waren ein Paar Backenzähne durchgebrochen.

Mir war aber doch nicht wohl dabey zu Muthe; es waren noch nicht alle Backenzähne da, und die Spitzzähne gar nicht. Was will das werden, dachte ich bey mir ſelbſt, wenn das Kind allemal ſo oft ein Zahn durchbrechen will, ſo viel ausſtehen ſoll! das kann doch dem Kopfe unmöglich gut ſeyn. Was hatte ich zu thun? ich reiſte zu meinem Bruder und bat ihn um ſeinen guten Rath. Dieſer gab mir nun ein Dutzend rothe Pülverchen, die er Verwahrungspulver nannte, wovon ich allemal eins in Milch rühren, und dem Kinde geben mußte, ſo oft ich merkte, daß dieſer ſchreckliche Anfall wieder auf dem Wege wäre.

Davon habe ich nun immer gute Wirkung verſpürt. Weder Conrädchen noch eins von meinen übrigen Kindern bekam das b'ſe Weſen wieder, ſeitdem ich dieß Pulver im Hauſe hatte. Schade! daß mein Bruder nicht geſagt hat, wovon es gemacht wird; ſonſt wollte ichs gerne hier mittheilen. In den Apotheken bekommt man es nicht, und ich wüßte keinen Ort, wo es zu haben wäre, auſſer bey dem Herrn Dr. Voguetz zu Waltershauſen, bey Gotha.

Eilftes Kapitel.

Conrädchen bekommt eine Weyhnachtsbeſcheerung, und ſein Vater macht ihm die Erklärung davon.

Kurz darauf fiel Weyhnachten, und es wurde für Conrädchen eine Weyhnachtsbeſcheerung zubereitet. Die Großmutter putzte für ihn ein Bäumchen, und die beyden Großväter, die Mutter und der Vater, jedes machte etwas für Conrädchen fertig, ohne daß eins dem andern ſagte, was es dem Kinde zugedacht hätte. Den Tag vor Weyhnachten Abends acht Uhr gieng die Beſcheerung vor ſich.

Da ſetzte nun die Großmutter ein Tannenbäumchen hin, woran Roſinen, Mandeln, Aepfel und Nüſſe hiengen, mein Vater brachte einen Schlitten, der ſo eingerichtet war, daß das Kind bequem darinne ſitzen konnte; mein Schwiegervater ſtellte einen Gänſelwagen und einen Laufzaum hin, die Mutter brachte einen leinenen Anzug, wozu ſie das Garn ſelbſt geſponnen hatte, und ich, ich legte ein Bilderbuch hin, in welchem Pferde, Kühe, Schaafe, Hirſche, Tauben, Hüner, Rebhühner u. d. g. abgebildet waren. Da nun alles fertig war, holte ich Conrädchen herbey, öffnete langſam die Thür, ließ ihn in das helle Zimmer ſehen, und dann traten die Alten um ihn, und zeigten ihm alle die Raritäten, die ſie für ihn angeſchafft hatten.

Und was that Conrädchen? der ſperrte die Augen weit auf, und ſahe alle dieſe Sachen an, wie man bey uns zu ſagen pflegt, wie die Kuh das neue Thor. Große Freude bezeigte er aber eben nicht darüber. Wie das zugieng, kann man leicht errathen. Es war da zu vielerley auf einmal, er konnte es nicht genau betrachten, und ſich alſo auch nicht darüber freuen. Die Alten ſuchten ihm zwar eine Erklärung darüber zu machen; eins rief, Conrädchen! ſieh einmal den ſchönen Schlitten! das andere: guck einmal! den ſchönen Gängelwagen; das dritte: haſt du denn keine Freude über das neue Kleidchen? das half aber alles nichts. Conrädchen war wie betäubt, und ſchien weder zu ſehen noch zu hören.

Nun, ſagte ich, haben die Alten ihre Luſt gehabt, das Kind hat an dem Spaſe weiter keine Freude, weil es noch nicht verſteht, wozu die Sachen gut ſind, ich dächte alſo, wir löſchten nun die Lichter aus, und brächten das Kind zur Ruhe.

Das geſchahe denn, und jedes wünſchte, daß Conrädchen noch recht viele Weyhnachten erleben möchte.

Den andern Tag zeigte ich ihm nun die Sachen einzeln, und erklärte ſie ihm, er hatte aber über nichts eine ſo große Freude, als über das, was er in den Mund ſtecken konnte, und — über das Bilderbuch. Da ich ihm das aufſchlug: da hätte man ſehen ſollen, wie er lachte und ſich freuete. Ich zeigte ihm nun jedes Bild einzeln, und erklärete es ihm, indem ich durch die Stimme, und durch Geberden, die Sachen recht begreiflich zu machen ſuchte.

Wills doch verſuchen, ob ich die Erklärungen recht begreiflich machen kann:

„Was iſt denn da? da ſind ja Täubchen! ſieh wie ſie da freſſen! pick! pick! (mit dem Finger auf den Tiſch pickend) da picken ſie die Gerſte auf. Da ſind wieder ein Paar Tauben! Rucku! Rucku! ſo machen es die Tauben. Und wer kömmt denn da? das iſt der Geyer. Der fliegt da oben herum — immer fliegt er da herum (die Hand in der Luft bewegend) da guckt er herunter auf die Täubchen, da ſind ſeine Krallen — da kömmt hernach der Geyer herunter mit den Krallen — Wup! da hat er ein Täubchen weg; hernach hackt er es mit dem Schnabel, und frißt es. (Als das Wort Wup! kam, umklammerte ich ſeine Hand mit meinen Fingern, und das Hacken des Geyers drückte ich dadurch aus, daß ich mit dem Finger auf des Kindes Hand hackte.)

Da war nun mein Conrädchen recht in ſeinem Elemente. Worüber ich mich aber am mehreſten wunderte, das war, daß das Kind die Bilder von allen den Thieren kannte, die es wirklich geſehen hatte. Und doch waren die Bilder ganz klein, und nicht einmal illuminirt.

Das ſah ich gleich itzo. Da ich ein Paar Bilder erklärt hatte, und ein friſches aufſchlug, erklärte ich es nicht; ſondern fragte gleich: wo iſt denn das Pferd? wo iſt denn der Hund? wo iſt denn aber die Kuh? und allemal wieß das Kind richtig mit dem Finger auf das Bild, wornach ich gefragt hatte.

Da ich nun etliche Bilder hinlänglich erkläret hatte: ſo machte ich auch eine Erklärung über den Laufzaum; aber nicht für Conrädchen, ſondern für mein Weibchen. Liebe Frau! ſagte ich, einen Gefallen thue mir: den Laufzaum ſchließ in deine Lade, und den Gängelwagen ſtell auf den Boden. Conrädchen wird dadurch nur verwöhnt. Wenn er anfängt zu laufen: ſo verläßt er ſich auf den Gängelwagen, und auf den Laufzaum, und — wenn er hernach ohne dieſe Sachen anfangen ſoll fortzuſchreiten: ſo muß er wieder von vorne anfangen, und wird alle Augenblicke einmal fallen. Unſer Spitz hat ja auch weder Gängelwagen noch Laufzaum gebraucht, und hat ſo hübſch laufen gelernt.

Fr. Das iſt auch was ganz anders. Spitz hat vier Beine, Conrädchen aber nur zwey.

J. Ja ſo! daran habe ich nicht gedacht. Aber weißt du was, liebe Frau! was wir thun wollen? Conrädchen ſoll erſt lernen auf allen vieren gehen, ehe er auf 2 Beinen geht.

Sie wollte noch etwas antworten; da trat aber zum Glück unſer Herr Pfarrer herein.

Kommen Sie doch, ſagte ich, Herr Pfarrer! wie gerufen. Da habe ich einen kleinen Streit mit meiner Frau. Dieſen kann kein Menſch beſſer entſcheiden, als Sie.

Ich trug ihm den Streit vor, und er gab mir in allen Stücken recht. Und nun, ſagte er noch zuletzt, muß ich noch das Wichtigſte hinzuſetzen. Hat ſie denn, Frau Kieſern, nicht viele Kinder mit krummen Beinen geſehen? Daran ſind gar vielmal die Gängelwagen und Laufzäume Schuld. Wie dieß zugehe, das will ich ihr erklären. Wenn ich einem Kinde ſeine Freyheit laſſe: ſo tritt es nicht eher auf, bis es Kräfte in den Knochen fühlt, und ſetzt ſich nieder, wenn es Müdigkeit verſpürt. Hingegen wenn man dieſes Zeug gebraucht: ſo ſtellt man das Kind oft hin, ehe es hinlängliche Kräfte hat, und zwingt es zum Stehen, wenn es gleich lieber ſitzen möchte. Dadurch werden die ſchwachen Glieder über Vermögen angeſtrengt, und verwachſen und werden krumm.

Was ſagt ſie denn dazu, Frau Kieſern?

Nichts! antwortete ſie, als daß ich dem Herrn Pfarrer, und meinem lieben Manne folgen will.

Zwölftes Kapitel.

Conrads Vater läßt ſich zu ihm herab.

Dazu hatte ich meine liebe Frau ſchon lange beredet, daß ſie Conrädchen oft auf die Erde ſetzte, und allerley Spielwerk, z. E. Bälle, Bilder, u. dgl. um ihn legte. Im Anfang fiel er bisweilen um; er fiel aber nicht hart, weil immer ein Mantel um ihn gebreitet war. Er wurde auch gleich wieder aufgerichtet: weil immer eins bey ihm ſeyn mußte, da ich glaubte, daß man ein ſo kleines Kind nie allein laſſen dürfe. Als er einigemal umgefallen war: lernte er nach nnd nach ſich ſelbſt wieder aufrichten. Bisweilen rollte ihm der Ball fort, oder er hatte das Spielwerk etwas weit von ſich geworfen. Dieß reizte ihn, fort zu kriechen, und die Sachen wieder bey ſich zu holen. Ich hatte meine herzliche Freude daran, wann ich ihn ſo kriechen ſahe.

Bey andern Vätern habe ich es geſehen, daß ſie das Kind bey der Hand nahmen, und es herum führten, damit es laufen lernen möchte.

Mir wollte es immer nicht recht gefallen, wenn ich ſahe, wie die Eltern ihre Kinder umher führeten, um ihnen das Gehen zu lernen. Wer führt denn die jungen Hunde? und doch lernen ſie laufen. Sollte denn der Menſch allein ſo ungeſchickt ſeyn, daß er das Gehen nicht von ſich ſelbſt lernen könnte? Ueberdieß iſt auch immer zu beſorgen, daß man ein Kind über ſeine Kräfte anſtrengt, wenn es umher geführt wird, ohne ſelbſt Luſt dazu zu bezeigen.

Ich ließ alſo mein Conrädchen immer kriechen, und es gefiel mir ſowohl, daß ich bisweilen, wann ich recht bey guter Laune war, ſelbſt mit ihm auf allen Vieren herum kroch. Das war Conrädchen eben recht, er lachte und kroch noch einmal ſo geſchwinde.

Unſer Herr Pfarrer kam einmal dazu, da wir ſo mit einander in der Stube herum krochen. Er lachte, und ſagte: nun das heiße ich doch, ſich zu *den Kindern herablaſſen!* Wer die Kinder gut erziehen will, der muß ſich nothwendig zu ihnen herablaſſen können, er mag ihnen das Gehen oder ſonſt etwas lehren wollen; dann bekommen die Kinder ihn lieb, freuen ſich wann er in die Stube tritt, und begreifen leicht ſeine Lehren. Will man ſich aber nicht zu dem Kinde herablaſſen; verlangt man von ihm, daß es gleichſam heraufſteigen ſoll: ſo bekommt es gegen uns eine Abneigung, lernt mit Verdruß und folglich ſehr langſam. Unſer Heyland ſagt: ſo *ihr nicht umkehret, und werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen.* Man könnte auch ſagen: ſo ihr nicht werdet wie die Kinder, ſo ihr nicht lernt euch zu ihnen herablaſſen: könnt ihr ſie auch nicht erziehen.

Dreyzehntes Kapitel.

Conrädchen lernt laufen und fühlt Regungen von der Erbſünde.

Da Conrädchen einige Wochen gekrochen war: bemühte er ſich an dem Fuße eines Stuhls aufzuſtehen, und es gelang ihm. Er gieng um denſelben herum, und freuete ſich darüber. Nach etlichen Wochen lernte er ſtehen ohne ſich anzuhalten, und, wann er das Gleichgewicht verlohr: ſo fiel er nicht hin, ſondern ſetzte ſich gleich auf den Hintern. Auf dieſe Art lernte er alle ſeine Glieder brauchen, und ſich wann er fallen wollte, ſo zu helfen, daß es ihm keinen Schaden that. Dieß war ihm in der Folge ſehr nützlich.

Einmal hatte ich einen recht vergnügten Tag. Ich ſaß an meinem Tiſche, ſchrieb auf, was ich die Woche über eingenommen und ausgegeben hatte — und Conrädchen kroch neben mir herum, und richtete ſich auch bisweilen auf. Auf einmal ſahe ich, daß er etliche Schritte fortgieng, ſich niederſetzte, wieder aufrichtete und fortgieng, und am Ende durch die ganze Stube lief. Geſchwind lief ich zu meiner Frau in die Küche, rief ſie herbey, und ſagte, daß ich ihr etwas

was zeigen wollte, wozu ſie aber kein Wort reden dürfe. Denn wenn ſie darüber viel geſchwatzt, oder gar laut gelacht hätte: ſo würde das Kind nur irre geworden ſeyn.

Da ſie nun in die Stube trat, und ſich ſtellete, als wenn ſie das Kind gar nicht bemerkte: ſo lief es hin und her, und die Alten freueten ſich darüber, wie die Sperlinge, wann ihre Jungen das erſtemal von einem Dache zum andern fliegen.

Von dieſer Zeit an wurde Conrädchen, von Tage zu Tage, im Laufen geſchickter, ſo daß er, als wir ſeinen erſten Geburtstag feyerten, ohne allen Anſtoß laufen konnte, und Fremde, die ihn ſahen, gar nicht glauben wollten, daß er erſt ein Jahr alt ſey. Meiner Muhme Chriſtine ihr Kind, ob es gleich zwey Jahre alt war, konnte ſo gut noch nicht gehen, immer wackelte es wie eine Ente, und ſtolperte über jedes Steinchen. Gleichwohl hatte es ſtundenlang im Gängelwagen gehen müſſen, und war lange am Laufzaume herumgeführet worden; wie geht denn dieß zu?

Einmal war die Muhme mit dem Kinde, Chriſtelchen hieß es, bey mir. Ich ſpielte nach meiner Art mit Conrädchen, ſetzte mich auf einen Stuhl, faßte mit meinen Händen die ſeinigen, ließ ihn auf meinen Fuß treten, hob ihn auf und nieder, und trallerte etwas dazu. Chriſtelchen gefiel dieß ſo wohl, daß es die Arme nach mir ausſtreckte, und mir dadurch zu verſtehen gab, daß es wünſche, auch auf meinen Fuß zu treten. Ich that es, ließ Conrädchen herabtreten, und Chriſtelchen hinauf ſteigen.

Dieß war Conrädchen aber gar nicht Recht; er ſchrie, daß er kirſchbraun wurde, faßte Chriſtelchens Kleider, und wollte es herabziehen. Dieß betrübte mich ſehr, und ich wußte gar nicht, wie ich mich dabey benehmen ſollte. In der Angſt lief ich in die andere Stube, ſetzte mich an den Tiſch, und legte den Kopf in die Hand.

Da haſt du nun, dachte ich bey mir ſelbſt, bisher an dem Conrädchen deine Freude gehabt: weil er ſo geſund und klug war. Was hilft denn dieß aber alles, wenn er neidiſch iſt, und ſich ärgert, wann ſeine Nebenmenſchen eine Freude haben? Auf dieſe Art wird er ja niemals froh. Was machſt du? ſchlägſt du ihn: ſo wird er dir gram; nimmſt du ſeines Schreyens ohngeachtet Chriſtelchen auf den Fuß: ſo wird er immer boshafter. Ich ſprang vom Stuhle auf, gieng in der Stube hin und her, und bekam endlich einen Einfall, der unter Brüdern tauſend Thaler werth iſt. Ich lief ſogleich in die vorige Stube wieder, und ſuchte ihn auszuführen.

Trallernd ſetzte ich mich auf den Stuhl, hob den Fuß auf und nieder, und Conrädchen kam ſo gleich, ſtellte ſich darauf, und Chriſtelchen ſahe dem Spiele betrübt zu.

Das arme Chriſtelchen! ſagte ich wehmüthig, das möchte auch gern mitſpielen. Conrädchen! willſt du Chriſtelchen nicht auch laſſen aufſteigen? Conrädchen ſtieg ab und Chriſtelchen ſtieg auf. Da ich ſie ein paarmal auf und nieder gehoben hatte, mußte ſie ab- und Conrädchen wieder aufſteigen. Ich hatte ihn aber kaum zweymal in die Höhe gehoben: ſo ſprang er herab, wies nach Chriſtelchen, dann auf meinen Fuß, und ſagte: Da! da! Sogleich ließ ich Chriſtelchen wieder auf, und bald herabſteigen. Conrädchen mußte wieder auf dem Fuß treten. So groß nun auch die Freude des Kindes bisher geweſen war, wann ich es ſo mit den Fuße auf und nieder hob: ſo freuete es ſich itzo doch noch mehr, wann es Chriſtelchen vergnügt ſahe. Er ſprang ſogleich wieder herunter, wieß auf den Fuß, ſagte da! und ich ließ Chriſtelchen wieder aufſteigen. So ſetzte ich das Spiel wohl eine halbe Stunde fort, und freuete mich gar herzlich, daß ich bey meinem Kinde den erſten Anfall vom Neide gedämpft hatte. Ich ließ von nun an Chriſtelchen täglich zu mir kommen, und mit Conrädchen ſpielen. Schrie dieſer nun bisweilen, wann dieſe etwas von ſeinem Spielwerk nahm: ſo ſagte ich allemal mit wehemüthiger Stimme: die arme Chriſtel! ſo ſchob Conrädchen ihr ſein Spielwerk, wo nicht allemal, aber doch mehrentheils hin.

Ueber dieſen Einfall freue ich mich itzo noch: weil ich gewiß weiß, daß ich dadurch meinen Conrad zu erſt gelehret habe, ſich über die Freude ſeines Nebenmenſchen zu freuen und daran Theil zu nehmen. Ich brachte ihn auf dieſem Wege immer weiter, und hatte gar vielmal die Freude zu ſehen, daß er ſein Frühſtück mit Chriſtelchen theilte, wann dieſe keins hatte, und ich zu ihr ſagte: armes Chriſtelchen! haſt du kein Frühſtück bekommen?

Aber freylich ſahe ich darauf, daß Chriſtelchen nichts unbilliges von ihm verlangte, und daß dieſe auch ihm bisweilen von ihrem Frühſtücke und ihrem Spielwerke etwas gab.

Da ich dieß einmal dem Herrn Pfarrer erzählte, war er vollkommen damit zufrieden, und ſagte: mein lieber Herr Kiefer! er hat ſeine Sachen gut gemacht. Hätte er ſein Söhnchen nicht bald curirt: ſo würde es ein neidiſches und boshaftes Kind geworden ſeyn, daß ihm vielen Verdruß gemacht hätte. Dann würde er über daſſelbe bittere Klagen geführet, und die Schuld von ſeinem Eigenſinne und ſeiner Unverträglichkeit wohl gar auf die Erbſünde geſchoben haben. Wäre dieß wohl recht geweſen? ſieht er nun nicht ein, daß der Grund von Conrädchens Starrſinne in ihm ſelbſt und ſeiner Unwiſſenheit, die Kinder ordentlich zu behandeln, hätte müſſen geſucht werden? Lieber Herr Kiefer! es giebt eine Erbſünde, eine Neigung zum Böſen und Abneigung vom Guten, die die Kinder von ihren Eltern bekommen; ſie wird ihnen aber nicht ſowohl angebohren, — als anerzogen.

Vierzehntes Kapitel.

Enthält einen Diſcurs zwiſchen Conrädchen und ſeinem Vater.

Conrädchen war nun ein und ein halbes Jahr alt, und war ſo geſund, ſo klug, konnte ſo gut laufen, daß jederman ſeine Freude an ihm ſahe. Nur mit dem Sprechen wollte es nicht recht fort. Er konnte noch gar nichts reden, auſſer daß er die Stimme der Thiere nachahmte. Mu! hieß bey ihm eine Kuh, Bá! ein Schaaf, hau! hau! ein Hund, Miau! eine Katze, kiki! ein Hahn, uku! eine Taube. Meine Frau war darüber bisweilen verdrießlich und ſagte, der Junge lernt doch in ſeinem Leben nicht reden; ich gab ihr aber immer zur Antwort: ſey du nur ruhig! er wird das Reden lernen, wie das Laufen. Wenn er erſt einmal anfängt, dann geht es deſto geſchwinder.

Einmal reiſte ich auf den Pferdemarkt nach Buttſtedt, um mir da ein Reutpferd zu kaufen, und blieb drey Tage aus. Da ich wieder zurück kam und in die Stube trat, hatte das Kind eine ſo herzliche Freude, daß es mir entgegen lief und rief Vate! Vate! Dieß ſollte Vater heißen. Die Alten freueten ſich darüber auch. Ich nahm ihn auf den Arm und küßte ihn, und die Mutter konnte des Herzens gar nicht ſatt werden. Von dieſer Stunde an, nannte er eine Sache nach der andern bey ihrem rechten Namen, aber freylich ein Bischen undeutlich. Bod hieß nach ſeiner Sprache Brod, Pitz, unſer Hund Spitz, Eſſe ein Meſſer, u. ſ. w. Das klang aber ſo ſchnurrig, daß ihn die Mutter faſt allemal durchherzte, ſo oft er ein neues Wort herausbrachte. Und die Wahrheit zu ſagen: ſo kriegte er von mir auch manchen Kuß.

Mir kam es immer vor, als wenn dieſes nicht recht wäre, und unſer Herr Pfarrer beſtärkte mich darinne. Da er einmal bey uns ſpeiſte, hatte meine Frau das Kind auf dem Schooſe, und lachte und küßte es allemal ſo oft es etwas ſtammelte. Frau Kiefern! Frau Kiefern! ſagte der Herr Pfarrer, das Ding geht nicht gut. Itzo wird alles bewundert, was das Kind ſpricht und thut, es wird deßwegen geſchmeichelt und geküßt. Dadurch wird das Kind gewöhnt, allemal Bewunderung und Schmeicheley zu erwarten, ſo oft es etwas gethan hat, und wenn das nun in der Folge nicht geſchieht, ſo wird es mürriſch und verdrießlich. Daher gebe ich allen Eltern den guten Rath, daß ſie ihren Kindern nicht zu viel ſchmeicheln und ſie nicht zu ſehr bewundern ſollen.

Von dieſer Zeit an hielten wir mit dem Herzen und Küſſen etwas an uns. Ganz unterblieb es aber freylich nicht.

Ich glaube auch nicht daß es nöthig iſt. Der Trieb der Eltern, ein Kind, wenn es gut und artig iſt, zu küſſen iſt ein natürlicher Trieb, der ſo wie alle

Naturtriebe unſchuldig iſt, und nur erſt dann Schaden thut, wann man ihn unmäßig befriedigt.

Ob nun ſchon Conrädchen nur einzelne Worte, und dieſe nur undeutlich ſprechen konnte, ſo daß ſie auſſer ſeinen Eltern, niemand verſtand: ſo konnte ich doch ſchon ein Geſpräch mit ihm führen und freuete mich herzlich darüber, wann ich merkte, daß er mich verſtand, und daß er mir ſeine Gedanken wieder ausdrücken konnte. Manche Leute lachten darüber, wenn ſie uns discuriren höreten, und ſagten das wäre Kinderey und Narrenspoſſen; ich habe aber doch erfahren, daß dieſe Discurſe ihren guten Nutzen hatten. Ich will nur ein Exempel davon erzählen.

Conrädchen hatte die Gewohnheit, daß er allemal einſchlief, wann er ſein Abendbrod genoſſen hatte. Nach meinen wenigen Einſichten glaubte ich, daß ich ihm dieß nicht wehren dürfte: weil es mir vorkam, als wenn die Natur itzo den Schlaf verlange. Ich ließ ihn alſo ſchlafen. Aber nun ereignete ſich oft der Umſtand, daß Conrädchen munter wurde, wann die Alten zu Bette gehen wollten, lärmte, tobte, aus dem Bette und wieder hinein ſtieg, ſo daß die Alten kein Auge zu thun konnten. Was wär da zu thun? Ich wußte es nicht, und meine Frau wußte es eben ſo wenig. Ich ſchwieg ganz ſtille und dachte nach, was bey der Sache zu thun wäre. Meine Frau brauchte aber die Mittelchen die bey Müttern gewöhnlich ſind, wenn ſie die Kinder einſchläfern wollen. Erſt nahm

Conrädchen in den Arm, ſchlug ihn ſanft mit der Hand, und ſagte Biſch! Biſch! — half nichts. Conrädchen ſuchte ſich aus der Mutter Armen heraus zu winden. und — da dieſe es nicht zuließ: ſo fieng er an zu ſchreyen. Da wurde die Mutter endlich ungeduldig, fuhr auf und ſagte: Conrad! leg dich hin und ſchlafe, oder ich glitſche dich durch!

Nun glaubte ich, daß es Zeit ſey dazwiſchen zu ſpringen. Ich ſtund alſo auf und ſagte: liebe Frau! wenn du einmal nicht einſchlafen könnteſt, wie würde es dir denn gefallen, wenn man dich durch glitſchen wollte? gieb mir das Kind her, ich will ſehen, was ich mit ihm anfange.

Da gab ſie es mir, und ich — ich wußte noch immer nicht, was ich mit ihm thun ſollte. Erſt wollte ich das Bilderbuch holen und es ihm erklären; hernach dachte ich aber auch; wenn du das einmal anfängſt: ſo will er allemal Bilder ſehen, wenn andere Leute ſchlafen wollen, auf dieſe Art kommſt du um deine Ruhe. Glücklicherweiſe fiel mir ein, was ich zu thun hatte. Conrädchen! ſagte ich, ſoll ich dir denn etwas erzählen? zähle, war ſeine Antwort. Nun ſo komm, fuhr ich fort, mit in mein Bette, da will ich dir etwas erzählen. Ich nahm ihn alſo mit in mein Bette, und fieng mit ihm folgendes Geſpräch an.

J. Itzo ſchläft alles, der Hahn ſchläft, die Hüner ſchlafen, die Tauben ſchlafen,

C. Weine.

J. Die Schweine ſchlafen, der Spitz ſchläft.

C. Mutte.

J. Die Mutter ſchläft auch, und nun ſchläft auch Conrädchen und der Vater. Aber morgen, da ſprech ich: Conrädchen! willſt du mit in den Hof gehn?

C. Of tehn.

J. Ja da gehn wir in den Hof, bey die Hüner

C. Täſe.

J. Da ſuchen wir Käfer und bringen ſie den —

C. Ahn.

J. Der Hahn, ja, der kommt dann, und macht es ſo: Gluck! Gluck! Gluck! da kommen die Hüner alle und freſſen die Käfer.

C. Taube.

J. Auch bey die Tauben wollen wir gehen.

C. Geſte.

J. Ja Gerſte wollen wir mit nehmen, in einem Körbchen, da wirſt ſie Conrädchen hin, und die Tauben kommen geflogen und freſſen die Gerſte.

C. Ucku!

J. Rucku! ſo machen es die Tauben.

C. Pitz!

J. Spitz! der wird eine Freude haben, wenn er uns ſieht, und wird ſpringen!

C. Hau! Hau!

J. Bellen wird er auch —

C. Boh.

J. Ja das verſteht ſich, ein Stück Brod ſollſt du ihm geben.

C. Mutte.

J. Die Mutter ſoll uns das Brod geben, und Conrädchen giebt das Brod dem Spitze, und Spitz hat eine Freude darüber und wedelt mit dem Schwanze.

So ſprach ich mit ihm, immer leiſer, immer leiſer, bis er mir nicht mehr antwortete, und ihm die Augen zufielen. Dann druckte ich noch einen Kuß auf ſeine rothen Backen, und wir ſchliefen beyde ruhig ein. So machte ich es allemal, wann er keine Luſt zum Schlafen hatte, und es gieng immer gut: da ſahe ich denn doch, daß es ſeinen Nutzen habe, wenn man mit kleinen Kindern discuriren lernt.

Wie gefällt dir meine Art Kinder einzuſchläfern? fragte ich meine Frau. Gut, gefällt ſie mir, war ihre Antwort, und ich danke dir dafür, daß du mir des Abends, wann ich ſchlafen will, Ruhe verſchafft haſt. Wenn du mir auch ein Mittel angäbeſt, wie ich das Kind dahin bringen könnte, daß es ſich ordentlich waſchen und baden ließe. Seit einigen Wochen habe ich recht meine Plage mit ihm. So oft ich mit dem kalten Waſſer komme, ſo ſchreyt er, wie ein Zahnbrecher.

Itzo, ſagte ich, liebe Frau! fällt mir nicht gleich etwas bey. Ich will der Sache aber weiter nachdenken, vielleicht habe ich wieder einen guten Einfall.

Funfzehntes Kapitel.

Vom guten Exempel.

Nach einigen Tagen hatte ich dieſen Einfall wirklich. Schon lange hatte ich die Gewohnheit, daß ich badete. Ich ließ nämlich wöchentlich ein paarmal vor Tiſche einen Kübel voll kaltes Waſſer auf meine Stube bringen, ſchloß die Thür zu, zog mich dann nackend aus, wuſch mit einem großen Schwamme, erſt den Kopf, dann das Genick und die Bruſt, endlich den ganzen Leib. Da ich nun das nächſtemal mich wieder badete: nahm ich mein Conrädchen dazu und ließ ihn zuſehen. Da ich fertig war, ſagte ich: nun habe ich mich gebadet! willſt du dich auch baden Conrädchen?

Bade war ſeine Antwort.

Gut! ſagte ich, Conrädchen ſoll ſich baden, zog ihn ſogleich aus, und wuſch ihn eben ſo wie ich mich gewaſchen hatte. Da die Operation vorbey war, zog ich ihn wieder an, nahm ihn auf den Arm und ſagte nun wollen wir auch zur Mutter gehen und wollen es ihr erzählen, daß wir uns gebadet haben.

Mutter! ſagte ich, da bring ich das Conrädchen, das hat ſich gebadet mit dem Vater.

Bade! Bade! ſagte er, und die Mutter umarmte ihn, und ſagte: haſt dich gebadet? das iſt brav!

Da ich mich das nächſtemal badete, ſagte ich, Conrädchen rådchen! wollen wir uns baden? ſogleich warf er ſein Spielwerk hin, ſtreckte die Arme nach mir aus, lachte, und ſagte Bade! Bade!

So giengen wir lachend zum Bade. Da es vorbey war, platſcherte er noch mit den Håndten im Waſſer, dann hob er das eine Bein über den Kübel, ſahe mich dazu ſchelmiſch an, und da ich dazu lächelte ſtieg er ins Waſſer, und platſcherte darinne nach Herzensluſt.

Da das Kind einmal am Baden Vergnügen gefunden hatte: ſo ſcheuete es das kalte Waſſer gar nicht mehr, und badete ſich, da es größer war, auch mit mir im Fluſſe. Dieſem fleißigen Baden ſchreibe ich es vorzüglich zu, daß er ſo geſund und ſtark geworden iſt: denn wenn der Menſch ſich fleißig mit kaltem Waſſer wäſcht und badet: ſo wird der Körper reinlicher erhalten, die Nerven werden geſtärkt, und wenn hernach der liebe Gott einmal mit einem tüchtigen Regenguſſe badet: ſo ſchadet es weiter nichts, da der Körper einmal dazu gewöhnet iſt.

Ich erzählte das Spåschen unſerm Herrn Pfarrer, und er ſagte, daß ich meine Sache gut gemacht hätte. Das Hauptwerk bey der Erziehung, ſetzte er noch hinzu, iſt, daß die Alten den Kindern vormachen, was ſie thun ſollen. Wer dieß recht verſteht, der kann aus den Kindern machen was er will. Das Exempel wirkt mehr, als alle Ermahnungen.

Das habe ich in der Folge gar vielmal erfahren.

Da z. E. Conrädchen 2 Jahr alt war, klagte er einmal über Kopfweh, und rieb ſich die Augen, die ausſahen, als wenn Wolken darinne wäre. Da nun in der Nachbarſchaft die Maſern graſſirten: ſo merkte ich gleich, daß er auch die Maſern bekommen würde. Ich ließ alſo einen Arzt kommen. Dieſer ſagte ebenfalls, daß die Maſern auf dem Wege wären: — ſprach mir aber Muth ein und ſagte: die Maſern ſind gar nicht gefährlich, wenn man die Kinder nur vor der friſchen Luft bewahrt. Die friſche Luft iſt eine herrliche Sache, nur nicht für Kinder, die die Maſern oder das Scharlachfieber haben. Dieſe müſſen, nicht nur ſo lange die Krankheit dauert, ſondern auch nachher, wenn ſie vorbey iſt, ſo lange bis ſie dreymal purgirt worden ſind, der friſchen Luft entzogen werden. Hierauf gab er uns noch verſchiedne Vorſchriften, die wir pünktlich befolgten. Dieß hatte ich von meinem lieben Vater gelernt, der mir immer zu ſagen pflegte: wenn mir oder den Meinigen etwas fehlt: ſo brauche ich entweder einen Arzt, oder ich brauche keinen; brauche ich keinen: ſo folge ich meinem eignen Kopfe; brauche ich aber einen, ſo richte ich mich ganz nach ſeinen Vorſchriften.

Conrädchen wurde bald wieder geſund und die Maſern trockneten ab. Nun ſchickte der Arzt ein Purgierpulver.

Ich rührte es nach ſeiner Vorſchrift in einen Löffel voll Waſſer, und wollte es nun Conrädchen eingeben.

geben. Da ich aber mit dem Löffel an den Mund kam, wendete er den Kopf weg und ſagte: nein! Ich gab ihm die beſten Worte; er aber ſagte immer nein! nein! Ich verſprach ihm das große Bilderbuch beyzuholen, und es ihm zu erklären, wenn er würde eingenommen haben, das half aber alles nichts. Ich wurde hitzig und wollte ihn mit Gewalt zwingen; zum Glück aber beſann ich mich eines beſſern. Wenn du nicht einnehmen willſt, ſagte ich: ſo laß es bleiben, und ſchüttete die Pürganz zum Fenſter hinaus.

Nun nahm ich meinen Hut und gieng nach dem Arzte, um eine andere Purganz zu holen, und ihn auch um Rath zu fragen, wie ich ſie dem Kinde am beſten beybringen könnte. Ehe ich aber noch an ſeine Thüre kam: fiel mir wieder ein, daß der Herr Pfarrer geſagt hatte, daß das Exempel bey Kindern mehr ausrichte, als alle Ermahnungen. Vielleicht, dachte ich bey mir ſelbſt, kannſt du auch itzo mit dem Exempel mehr, als mit Ermahnungen und Zwang ausrichten. Gedacht gethan!

Den andern Morgen ließ ich Chriſtelchen kommen, und verabredete mit meiner Frau, wie wir die Sache angreiffen wollten. — Es wurde eine Kanne voll Thee aufgetragen und ich ſagte, ſo daß es Conrädchen hörete: heute will ich einnehmen. Darauf goß ich etwas Waſſer in einen Löffel, rührete eine Meſſerſpitze voll klaren Zucker darunter, den ich zuvor in ein Papierchen gewickelt hatte, nahm es ein und trank eine Schale Thee darauf. Meine Frau that ein Gleiches. Nun kam die Reihe an Chriſtelchen, die ſchluckte auch friſch. Ehe ſie aber den Thee hinunter getrunken hatte, kam Conrädchen bey, und ſagte einnehme! Da bekam er denn ſeine Purganz, die er friſch verſchluckte, und ſich darüber freuete.

So habe ich durch Exempel noch manches andere bey ihm ausgerichtet. Er war ſchon achtzehn Monathe alt, und verrichtete ſeine Nothdurft noch immer da, wo er ſtund. Dieß war nun freylich etwas Verdrießliches. Oft, wann ich mit ſeiner Mutter frühſtückte, und er neben uns ſtund, entſtund ein ſo übler Geruch, daß uns aller Appetit vergieng. Meine Mutter, welcher er auch einmal ſo etwas unter die Naſe legte, wurde darüber ſo böſe, daß ſie ſagte: pfui! ſchäme dich du garſtiger Junge! kannſt du denn nicht auf das Stühlchen gehen? ja ſie hielt ſchon mit der Hand aus, um ihm ein Paar Klapſe zu geben. Da ich ihr aber mit den Augen winkte, that ſie es doch nicht. Das Kind weinte jämmerlich, und mich dauerte es. Ich hätte es gern vertheidigt, wenn mir mein Herz nicht geſagt hätte, daß es albern ſey, die Fehler eines Kindes in ſeiner Gegenwart zu vertheidigen.

Sobald aber meine Mutter herausgieng, folgte ich ihr nach, und ſagte, daß das Kind unſchuldig wäre: weil ich es ihm noch nicht verboten hätte ſeinen Unrath in die Stube fallen zu laſſen.

Aber, lieber Sohn! ſagte ſie, da ſollteſt du doch mehr Verſtand haben und dem Kinde —

Liebe Mutter antwortete ich, darinne laß mir nur meinen Willen. Wann das Kind erſt mehr zu Verſtand kommt, wird es ſich dieſen Fehler ſchon ſelbſt abgewöhnen.

Ey! ſagte ſie, du mußt ihm die Ruthe geben, da wird es ſich bald reinlicher halten.

Die Ruthe? aber liebe Mutter! warum ſoll ich denn das Kind ſchlagen? es thut ja nichts Böſes! es thut ja blos das, wozu es von der Natur getrieben wird.

Meine Mutter wollte weiter diſputiren, ich brach aber ab, und gieng mit ihr in den Kühſtall, wo eben ein junges Kalb angekommen war.

Unterdeſſen gieng es mir doch in dem Kopfe herum, ob nicht vielleicht die Mutter recht habe. Um zur Gewißheit zu kommen, gieng ich zum Herrn Pfarrer und trug ihm den Caſus vor.

Er lächelte und ſagte: ich freue mich lieber Herr Kiefer! daß er abermals auf rechtem Wege iſt. Ich halte auch nicht viel von Ruthe und Schlägen bey der Kinderzucht. Zwiſchen der Erziehung eines Jagdhundes und eines Kindes, ſoll und muß ein Unterſchied bleiben. Der Jagdhund wird durch Prügel gezogen, aber der Menſch durch Exempel, Liebe und vernünftige Vorſtellungen. Jeſus Syrach ſagt zwar: beuge

ihm

ihm den Hals weil er noch klein iſt; bläue ihm den Rücken, weil er noch jung iſt; Aber Syrach, den ich von ganzem Herzen hochſchätze, hat in den vorigen Zeiten gelebt, wo man über die Erziehung der Kinder noch nicht ſo nachgedacht hatte, als in unſern Tagen. Heutiges Tages wollen die neuern Erzieher wenig oder nichts mehr von Schlägen wiſſen. Wenn man nur nachdenkt, ſo findet man gewiß mancherley Mittel die Kinder dahin zu bringen, wohin man ſie haben will, ohne daß man ſie wie Hunde behandele. Nur Trotz und Hartnäckigkeit bey kleinen Kindern machen Schläge bisweilen nothwendig. Sieht man ſich dann genöthigt, dazu ſeine Zuflucht zu nehmen, ſo muß man recht derb zuſchlagen, damit es das Kind auch recht fühle. Wer auſſerdem immer zuſchlägt, der giebt dadurch zu erkennen, daß er nicht verſtehe, wie ein Kind behandelt werden müſſe. Es iſt wahr mit Schlägen kann man ein Kind viel weiter bringen, als mit Gelindigkeit. Nur ein Paarmal haue er ſeinen Conrad recht durch, was gilts in ein Paar Tagen wird er reinlich werden. Will ein Kind nicht lernen, nicht arbeiten, prügelt es nur recht durch, es wird bald ſich beſſer angreifen. Ich kann es daher gewiſſen Eltern und Schullehrern nicht ganz verdenken, wenn ſie ſoviel auf Schläge halten, und faſt nie unter den Kindern ſeyn können, ohne den Stock oder die Ruthe in den Händen zu haben.

Aber — aber — was ſie auf der einen Seite gut machen, verderben ſie auf der andern. Da ich noch Candidat war, informirte ich zwey Knaben, Martin und Melchior, die beyde, ich weiß nicht wovon, die Krätze bekamen. Der Vater nahm einen Arzt an, der ſie zur Geduld ermahnte, und ſie warnete, daß ſie ja keine Quackſalbereyen an ſich brauchten. Dann gab er ihnen Arzney. Sie brauchten ſie acht Tage — half nichts — noch acht Tage und es erfolgte keine Beſſerung. Der Doctor, ſagte die alte Magd, mag es beſſer lernen, wie man die Krätze curiren muß. Wenn die jungen Herrſchaften mir folgen wollten: ſo ſollten ſie in 24 Stunden die Plage los ſeyn. Ich warnte die Kinder, daß ſie ja von der Magd nichts nehmen ſollten. Martin folgte mir, Melchior aber beſtrich ſich mit einer Salbe, die ihm die Magd gegeben hatte, und war den andern Tag curirt. Aber — nun war ihm die Materie auf die Bruſt gefallen, und er wollte erſticken. Es iſt viel an ihm curirt worden, er hat ganze Bouteillen voll Arzney eingenommen, aber — immer hat er noch einen kurzen Athem, keucht wie eine fette Gans und ſchnappt nach Luft, wann er einen Berg ſteigen ſoll. Martin hingegen brauchte die vorgeſchriebene Arzeney. Sie wirkte langſam, aber gut. Nach einem Vierteljahre war er von der Krätze vollkommen wiederhergeſtellt.

Wie es nun mit der Krätze iſt, ſo iſt es auch mit den Fehlern der Kinder. Durch Schläge kann man ſie ſchnell vertreiben, aber — ſie ſetzen ſich aufs Herz. Die Kinder bekommen eine Abneigung gegen den Zuchtmeiſter, werden tückiſch, lernen lügen, ſich verſtellen u. d. gl. und ſolche innerliche Fehler ſind in meinen Augen weit gröſser und gefährlicher, als die äußerlichen. Wenn man bey ſeinem Kinde einmal die Liebe und das Zutrauen verlohren hat — dann iſts ſchon halb verdorben.

Ich gieng alſo nach Hauſe, und dachte über die Lection, die mir der Herr Pfarrer gegeben hatte, weiter nach.

Nach ein Paar Tagen fand ich auch das Mittel, Conrädchen zur Reinlichkeit zu bringen, darüber gar herzlich gelacht wurde. Ich ließ nämlich zwey Stühlchen machen und ſetzte ſie auf den Abtritt. Dann ließ ich einmal des Morgens, wo die Natur bey meinem Kinde ſich gewöhnlich reinigte, Chriſtelchen rufen, und richtete ſie ab. Meine Frau ſagte dann, Chriſtelchen! ich habe neue Stühlchen, willſt du dich denn darauf ſetzen? Ja, ſagte ſie. Meine Frau nahm ſie bey der Hand, und Conrädchen folgte ihr nach. Chriſtelchen ſetzte ſich ſogleich aufs Stühlchen und drückte, Conrädchen that es nach, und ſo war dießmal die Sache abgethan. Nun gab meine Frau ein Paar Tage ſich die Mühe, daß ſie ihn allemal auf das Stühlchen ſetzte, ſo oft ſie merkte, daß er es nöthig habe; ſie ſagte dazu: ſetz dich drauf Conrädchen! Chriſtelchen wird ſich auch bald darauf ſetzen. So gab ſich nach und nach alles von ſelbſt, ohne daß ich nöthig hatte, das Kind zu ſchlagen.

Sechzehntes Kapitel.

Conrädchen bekömmt die Ruthe.

Ich hatte mir feſt vorgenommen, ihn ganz ohne Schläge zu erziehen: dieß gieng aber nicht ſo, wie ich wünſchte. Bald kam ich in die Nothwendigkeit, einmal die Ruthe zu gebrauchen.

Der Caſus war folgender: Chriſtelchen beſuchte uns und brachte eine Puppe mit. Kaum hatte ſie Conrädchen geſehen: ſo wollte er ſie haben. Ich bat Chriſtelchen ſie ihm zu geben, und ſie that es. Da Conrädchen ſie einige Zeit gehabt hatte, wollte ſie Chriſtelchen wieder haben, und Conrädchen wollte es nicht thun. Was ſollte ich nun anfangen? Wenn ich ihm das Bilderbuch herbey geholt, und ihm dann geſagt hätte, er ſolle Chriſtelchen die Puppe geben: ſo würde er es ohne Widerrede gethan haben. Dieß fiel mir aber nicht ein; und wenn es mir auch eingefallen wäre: ſo weiß ich doch nicht, ob ich es würde gethan haben. Ich glaubte, es wäre doch nun Zeit, daß das Kind ſich gewöhnen müſſe, dem Vater aufs Wort zu gehorchen. Ich ſagte alſo: Conrädchen willſt du Chriſtelchen die Puppe nicht wieder geben?

Nein! ſagte er etwas heftig.

Aber die arme Chriſtel hat ja keine Puppe!

Nein! antwortete er wieder, weinte, drückte die Puppe feſt an ſich, und drehete mir den Rücken zu.

Da ſagte ich ihm dann im ernſthaften Tone: Conrädchen! du mußt die Puppe Chriſtelchen gleich wiedergeben, ich will es haben.

Und was that Conrädchen? Er warf die Puppe Chriſtelchen vor die Füße.

Gott! wie erſchrack ich darüber. Ich glaube, wenn mir die beſte Kuh im Stalle gefallen wäre, es hätte mir ſo ein Schrecken nicht verurſacht. Chriſtelchen wollte die Puppe aufheben; ich ließ es aber nicht zu. Conrädchen! ſagte ich, gleich heb die Puppe auf und gieb ſie Chriſtelchen.

Nein! Nein! ſchrie Conrädchen.

Da holete ich die Ruthe bey, die ich ſchon ſeit einer Woche gemacht hatte, zeigte ſie ihm und ſagte: heb die Puppe auf, oder ich haue dich mit der Ruthe. Aber das Kind beharrete auf ſeinem Kopfe, und ſchrie: Nein! nein!

Da hob ich denn die Ruthe in die Höhe und wollte ihn ſchlagen. Allein da entſtund ein neuer Auftritt. Die Mutter rief: lieber Mann! ich bitte dich um Gottes Willen —

Nun war ich zwiſchen zwey Feuern. Ich reſolvirte mich aber kurz und gut, nahm Puppe und Ruthe, und das Kind auf den Arm, ſprang zur Stube be hinaus, in eine andere Stube, ſchloß die Thür zu, daß die Mutter nicht nachkommen konnte, warf die Puppe auf die Erde und ſagte: heb die Puppe auf! oder ich ſchlage dich mit der Ruthe! Mein Conrad blieb aber bey ſeinem Nein.

Da gieng es nun Fick! fick! fick! Willſt du die Puppe aufheben? fragte ich.

Nein war ſeine Antwort.

Da bekam er die Ruthe noch viel derber, und nun ſagte ich wieder; gleich heb die Puppe auf!

Da hob er ſie endlich auf, ich nahm ihn bey der Hand, führete ihn in die andere Stube und ſagte, gieb die Puppe Chriſtelchen!

Er gab ſie ihr.

Nun lief er aber lautſchreyend zur Mutter, und wollte ſeinen Kopf in ihren Schooß legen. Dieſe hatte aber ſo viel Verſtand, daß ſie ihn zurückwies und ſagte: geh! biſt kein guter Conrad.

Freylich rollten ihr die Thränen über die Backen, da ſie es ſagte. Da ich es merkte, bat ich ſie, daß ſie zur Stube hinausgehen möchte. Da es geſchehen war, ſchrie Conrädchen etwa noch eine Viertelſtunde, dann wurde er ruhig.

Ich kann wohl ſagen, daß durch dieſen Auftritt mein Herz gewaltig angegriffen wurde: theils weil mich das Kind dauerte, theils weil ich mich über ſeine Hartnäckigkeit betrübte.

Bey Tiſche konnte ich nicht eſſen, ließ die Mahl‑

zeit ſtehen, und gieng zum Herrn Pfarrer, um mein Herz vor ihm auszuſchütten. Da kriegte ich nun wieder Troſt. Er hat Recht gethan, lieber Herr Kieſer! ſagte er zu mir. Wenn die Neſſel noch jung iſt: ſo kann man ſie leicht ausraufen; läßt man ſie aber lange ſtehen: ſo wachſen die Wurzeln, und, wenn man ſie hernach ausraufen will, ſo bleiben die Wurzeln ſtekken. Mit den Unarten der Kinder iſts eben ſo. Je länger man ihnen nachſieht, deſto ſchwerer ſind ſie hernach wegzubringen. Daß er den kleinen Starrkopf tüchtig durchgehauen hat, das war auch gut. Das wird er in einem halben Jahre nicht vergeſſen. Hätte er ihm aber nur ſanfte gehauen, ſo hätte es nicht nur dießmal nichts geholfen; ſondern er würde ihn nun immer haben ſchlagen müſſen, und der Junge würde ſich ſo an die Schläge gewöhnt haben, daß er ſich am Ende gar nichts mehr daraus gemacht hätte. Daher kommts, daß die Kinder ſich gemeiniglich ſo wenig aus den Schlägen der Mütter machen, weil dieſe den Muth nicht haben, derb zuzuſchlagen; das iſt auch die Urſache, warum es Kinder giebt, die ſo verſtockt ſind, daß man durch die ſtärkſten Prügel nichts mehr bey ihnen ausrichten kann.

Ich wills ihm einmal mit einem Exempelchen erläutern? Iſts nicht wahr, wenn er einen Löffel voll Rhabarber einnimmt, ſo muß er oft zu Stuhle gehen? Das kommt aber daher weil er ſie ſelten nimmt. Wollte er es proviren, und wollte täglich eine Meſſerſpitze voll nehmen, die zweyte Woche täglich 1 1/2 Messerſpitze, und ſo fortfahren und alle Wochen etwas zulegen, ſo würde er ſo hartleibig werden, daß er am Ende einen Eßlöffel voll verſchlucken könnte, ohne daß es etwas bey ihm wirkte. So iſts auch mit den Schlägen. Giebt man dem Kinde heute ein Kläpschen, und übermorgen ein Kläpschen, und ſchlägt immer ſtärker zu, ſo wird das Kind am Ende ſo hart, daß es ſich aus einer derben Portion Prügel ſo wenig macht, als vorhin aus einem Kläpschen. Da nun bey ſeinem Conrädchen die Hiebe noch im friſchen Andenken ſind: ſo rathe ich ihm, daß er dieſe Zeit benutze. Wann er nach Hauſe kommt, ſo commandire er ihn fein oft. Laſſe er ſich Stiefeln, Schuhe, die Tobackspfeiſe beyholen, und wieder wegtragen; laſſe er ihn die Steine im Hofe von einem Platze zum andern legen. Er wird alles thun und ſich ſo zum Gehorſam gewöhnen.

Ich commandirte nun das Kind, wie mir der Herr Pfarrer gerathen hatte, und es hatte ſeinen guten Nutzen. Wann ich ihm in Zukunft etwas befahl: ſo fiel es ihm gar nicht ein, ſich zu weigern; es glaubte es müſſe ſo ſeyn, daß es gehorche.

Siebenzehntes Kapitel.

Welches von Conrädchens Winterbeluſtigungen handelt.

Der Winter rückte herbey, und ich wußte oft nicht, was ich mit dem Kinde anfangen ſollte. Es immer in der Stube zu laſſen, das ſchickte ſich doch nicht: denn da würde es zu weichlich und zärtlich geworden ſeyn; und wenn ich es hinaus trug, und die Kälte kam ihm unter die Nägel: ſo heulte es. Da mußte ich nun auf mancherley Mittel ſinnen, um es an die kalte Luft zu gewöhnen. Einigemal des Tages gieng ich mit ihm zum Viehe, beſonders wann es gefüttert wurde. Da konnte es nun manches halbe Stündchen aushalten, und zu ſehen wie es fraß. Kam ihm die Kälte unter die Nägel: ſo machte es ein Jammermäulchen, ſah mich an und ſagte: Mute tehn, (ich will zur Mutter gehn). Da brachte ich ihn denn wieder in die Stube. Ferner holte ich den Schlitten herbey, den er am vorigen Weyhnachten geſchenkt bekommen hatte. Um ihn Luſt dazu zu machen, giengen wir an einem heitern Tage miteinander zu einem Platze, wo die Knaben auf dem Schlitten fuhren. Dieſe jauchzten und waren vergnügt, und das Kind hatte ſeine Freude daran.

Wollen wir, ſagte ich, nicht auch auf dem Schlitten fahren? er lachte und ſagte: litte fahren. Da holte ich denn den Schlitten, ſetzte ihn darauf, und fuhr ihn herum, bis er ſagte: Mutte tehn. In der Stube machte ich ihm allerley Beſchäftigungen, und ich merkte, daß er ſtille und froh war, ſo lange er etwas zu thun hatte, daß er aber eigenſinnig und unwillig wurde, ſobald er nicht wußte was er vornehmen ſollte. Ich glaube wer die Kunſt recht verſteht, ſeinen Kindern immer etwas zu thun zu geben, was ſich für ſie ſchickt, der wird wenig oder keinen Verdruß von ihnen haben. Ich will doch eines und das andere ſagen, was ich mit ihm vornahm. Ich erklärte ihm z. E. das Bilderbuch, das ich für ihn gekauft hatte. Wann ich dieß that, ſo war er am vergnügteſten. Es war aber nur dabey die Schwierigkeit, daß ich für mich nichts thun konnte, ſo lange ich das Bilderbuch erklärte. Was hatte ich alſo zu thun? Ich gab ihm das Buch ſelbſt zum anſehn. Damit richtete ich aber wenig aus. Erſtlich währte es nicht lange, ſo hatte er es zerriſſen, zweytens kam er alle Augenblicke zu der Perſon, die in der Stube war, und wollte Erklärungen haben. Wenn dieſe nun nicht Zeit hatte, ſo wurde er unwillig darüber.

Ich hatte einen andern Einfall. Conrädchen ſagte ich einmal, ſoll ich dir denn einen Spitz mahlen? da lachte er und ſagte: Pitz! Pitz! Ich nahm ihn alſo auf den Schoos, legte ein Stück Papier auf den Tiſch und machte mit Dinte ein Ding darauf, das wie ein Spitzhund ausſahe. Darüber war er auſſer ſich vor Freuden, und nahm, wie ich es vorausſahe, die Feder, kritzelte damit etwas auf das Papier und zeigte es allen, die in der Stube waren, und gab ihnen zu verſtehen, das wäre der Spitz.

Mit dieſem Späschen hatte ich mir aber eine gewaltige Ruthe auf den Rücken gebunden. Nun plagte er mich beſtändig um Feder und Dinte um einen Spitz zu mahlen; gab ich ſie ihm nicht, ſo weinte er; gab ich ſie ihm aber: ſo beſudelte er Hände und Kleider ſo ſehr mit Dinte, daß ich kein freundlich Geſichte von meiner Frau bekam. Da lernte ich denn mit Schaden, daß man einem Kinde kein Spiel lehren dürfe, das man ihm in der Folge nicht erlauben will.

Unterdeſſen machte ich meinen Fehler bald wieder gut, gab ihm einen dicken Bleyſtift und Papier, und ließ ihn nun Spitze mahlen, ſo viel er wollte.

Ein andermal kaufte ich ihm ein Kegelſpiel, das von die Kegel nur einen Finger hoch waren, und, da die hölzernen Kugeln zu viel Lärm in der Stube machten, ſo machte ihm meine Frau einen ledernen Ball, mit welchem er die Kegel umwerfen konnte. Mit dieſem Spiele konnte er ſich halbe Tagelang beſchäfftigen.

So verſchaffte ihm meine Frau eine Menge Spiele, mit welchen er ſich die Zeit vertreiben konnte, z. E. ein Steckenpferd und eine kleine Peitſche, einen kleinen Wagen, ſchnitzte ihm Böcke von Möhren u. ſ. w. Wenn ein Vater oder Mutter nur ein klein wenig nachdenken wollen: ſo wird ihnen gewiß noch mancherley beyfallen, womit ſie ein Kind beſchäftigen können.

Freylich ſind Kinder flüchtig, und bekommen ihre Spiele und Geſchäffte bald ſatt, werfen dann alles umher, werden verdrüßlich und weinen auch wohl; da darf man ihnen nun das alte Spielwerk, deſſen ſie überdrüßig wurden, nicht ſogleich wiedergeben, und ſie zu bereden ſuchen, es anzunehmen. Ein Paarmaal verſuchte ich es mit Conrädchen. Da ich aber ſahe, daß es nichts half: ſo ließ ich es bleiben, und holte ihm etwas anderes bey, worüber er eine Freude hatte.

Bisweilen half auch dieſes nichts. Er nahm z. E. den Ball, den ich ihm gab verdrüßlich in die Hand, warf ihn dann auf die Erde, rieb ſich die Augen und jähnte. Da merkte ich nun, daß er ſchläfrig war, und legte ihn auf ſein Bettchen. Bisweilen fügte es ſich aber auch, daß er ſich umherwarf und zu weinen anfieng. Was hatte ich da zu thun? Ich nahm ſein Steckenpferd, und ſagte: Conrädchen! das Steckenpferd ſchläfert, leg es ins Bette, und laß es ſchlafen! Da lächelte er, nahm es in den Arm, legte ſich mit ihm zu Bette und ſchlummerte ſo ein.

Dergleichen Späschen machte ich oft, beruhigte damit das Kind, und dachte wunder wie gut ich es gemacht hätte. Da beſuchte mich aber einmal meiner Schweſter Sohn, Herr Grill, und verdarb mir meine ganze Freude. Da ich das Späschen mit dem Stekkenpferde machte, klopfte er mich auf die Achſeln und ſagte: ey! ey! Herr Vetter! Sie machen ihre Sachen nicht gut. Ein Vater muß ſchlechterdings das völlige Zutrauen ſeines Kindes haben, und wenn er es haben will: ſo darf er ſchlechterdings keine Unwahrheit ſagen. Iſt denn das aber nicht Unwahrheit, wenn ſie ſagen, das Steckenpferd ſchläfert? Wenn nun das Kind zu Verſtande kommt, und ſieht, daß ſie es belogen haben, wie kann es denn Zutrauen zu ihnen behalten?

Da ſtund ich, ſperrte das Maul auf, und wußte nicht was ich antworten ſollte. Ich gieng zum Herrn Pfarrer und fragte ihn um ſeine Meynung. Dieſer lächelte, ſchüttelte den Kopf und ſagte: Herr Grill hat hören läuten, aber nicht zuſammen ſchlagen. (Er hat etwas gehöret, aber nicht recht verſtanden). Wahr iſts wohl, daß man gegen die Kinder immer die Wahrheit reden muß. Man muß doch aber bedenken, warum dieß geſchehen ſoll? Deßwegen, damit ſie das Zutrauen zu uns nicht verlieren ſollen. Deßwegen muß man ſchlechterdings zu einem Kinde, daß ſeinen Verſtand zu brauchen anfängt, die ſtrengſte Wahrheit reden, und ihm lieber gar nichts ſagen, wenn man Bedenken trägt, ihm die Wahrheit wiſſen zu laſſen. Wenn z. E. ein ſechsjähriges Kind, das einen Bruder oder Schweſter bekommen hat, mich fragte, woher iſt denn das kleine Kind gekommen? und ich trüge Bedenken ihm die Wahrheit zu ſagen: ſo würde ich doch lieber antworten: heute kann ich dir es nicht erklären, du ſollſt es aber bald erfahren; als daß ich dem Kinde ſagte: der Storch habe das Brüderchen oder Schweſterchen gebracht. Kleinen Kindern, die ihren Verſtand, wie ſein dritthalbjähriger Conrad, noch nicht brauchen können, darf man auch keine Unwahrheit ſagen, wodurch ſie in Schrecken und Furcht geſetzt werden; denn ſo etwas verliert ſich ſo leicht nicht wieder. Ich kann es daher ſchlechterdings nicht leiden, wenn man, um weinende Kinder zum Schweigen zu bringen, an die Thüre klopft, und ihnen ſagt: der ſchwarze Mann ſey drauſſen; oder wenn man dem Kinde, das eine Maus angreift, haſtig zuruft: greif ſie nicht an! ſie iſt giftig. Aber einem kleinen Kinde, das ſeinen Verſtand noch nicht brauchen kann, einmal eine Unwahrheit zu ſagen, die weder Schrecken noch Furcht erregt, um es zu beruhigen, halte ich für ganz unſchuldig. Er kann z. E. ſeinem Conrädchen getroſt ſagen, daß das Steckenpferd ſchläfrig ſey. Ehe er ſeinen Verſtand brauchen lernt, hat er es ſchon längſt vergeſſen.

Wenn man kleinen Kindern gar keine Unwahrheit ſagen wollte: ſo dürften ſie auch nicht ſpielen, ſo dürfte ſein Conrädchen auf ſeinem Steckenpferde nicht reuten, er dürfte ihm nichts zu freſſen vorlegen u. ſ. w., weil es nicht wahr iſt, daß das Steckenpferd fortgeht, und daß es Futter zu ſich nimmt.

Achtzehntes Kapitel.

Wie ſich Conrädchen in der lieben Natur herum tummelt.

Ob ich nun gleich den Winter hindurch das Kind beſchäfftigte; ſo gieng es doch im Frühlinge noch weit beſſer. Da war ich und ſeine Mutter faſt den ganzen Tag im Felde und Garten, und wir hatten das Kind um uns, ſo viel wir konnten. Da es auf die Natur war aufmerkſam gemacht worden: ſo hatte es Unterhaltung genug. Bald betrachtete es einen Raben, der ſein Grab! Grab! vom Baume herunter rief; bald ſahe es einer Biene zu, die ſich auf einer Blume wiegte, oder einem Schmetterlinge, der in der Luſt flatterte; bald verfolgte es einen Käfer oder Froſch.

Und wenn es ſo etwas bemerkt hatte: ſo rief es mich allemal mit vollem Halſe, und zeigte mir es.

Einmal wendete ich in ſeiner Gegenwart einen großen Stein um, und ſagte: gieb Achtung! wie jauchzte da Conrädchen, als er etliche Käfer, Ameiſen und Regenwürmer darunter erblickte! Von nun an gieng er vor keinem Steine vorbey, ohne ihn umzuwenden, und zu ſehen, was ſich darunter befände.

Aber bey dieſer Gelegenheit nahm er auch eine Gewohnheit an, die mir gar keine Freude machte —

er nahm die Käfer in die Hand, druckte ſie, ohne auf ihr Krabbeln zu achten, und warf ſie am Ende todt oder verſtümmelt auf die Erde. Da ich nun immer der Meynung geweſen bin, daß ein Kind kein Thier quälen dürfe, daß es vielmehr an der Verpflegung der Thiere lernen müſſe, ſeinen Mitgeſchöpfen Freude zu machen, damit es hernach geneigt ſey, auch ſeinem Nebenmenſchen Gutes zu thun: ſo gieng ich ganz verdrüßlich umher, und bedauerte es, daß ich dem Kinde das Umwälzen der Steine gelehrt, und ihm dadurch Veranlaſſung gegeben hatte, ſeine Mitgeſchöpfe zu mißhandeln. Ich ſagte zwar ein Päarmal: der arme Käfer! es thut ihm wehe — er ſchien es aber nicht zu verſtehen.

Da ich nun auch einmal mit Unwillen dem Umwälzen der Steine zu ſahe: fiel ihm einer auf die Finger; er weinte und ſagte: Mutte tehn. Aha dachte ich, nun weiß ich, wie man dir das Peinigen der Thiere abgewöhnen kann. Ich trug ihn zur Mutter, und, da er nach ein Paar Stunden wieder kam und einen Käfer erwiſchte: ſagte ich, Conrädchen! laß den Käfer laufen, er will zu ſeiner Mutter gehn. Da lachte er, ſetzte das arme Thier in Freyheit, ſahe zu wie es fort lief, und ſagte: Mutte tehn. Durch dieß Späschen rettete ich allen kleinen Thieren, die in ſeine Hände geriethen das Leben.

Gut war es, daß es Herr Grill nicht hörete, ſonſt würde er mir gewiß wieder Vorwürfe gemacht haben.

Wenn ich nun dem Kinde bisweilen zuſahe, wie herzlich vergnügt es in der Natur war, wie es ſich ſo artig die Zeit vertreiben konnte, wie es jauchzte, wann es etwas beſonders bemerkte, und wie geſund es dabey war: ſo dachte ich bey mir ſelbſt: ſind die großen Herren nicht Thoren, daß ſie große Städte anlegen, und die Menſchen ſo zuſammen pfropfen, daß ſie einander immer im Wege ſind, und ihre Kinder keine friſche Luft, keinen Tummelplatz haben können; daß ſie von der Natur ſo ganz abgeſchieden ſind. Wenn ein Mann einen Teich anlegte, wo ungeſundes Waſſer wäre, und Fiſche hinein ſetzte, die darinne ungeſund würden und verknurpſten: ſo würde man ſagen, daß er ſeine Sachen ſehr ſchlecht verſtünde. Wenn aber Menſchen zwiſchen die Mauern geſperrt werden, wo die wenigſten geſuud bleiben, und die wenigſten ein Plätzchen haben, wo die Kinder ſich freuen und mit der Natur bekannt machen könnten: ſo ſoll dieß Weisheit ſeyn.

Einmal war ich auch im Garten und legete Bohnen, da kam ein ſchweres Gewitter angezogen. Die Blitze ſchoſſen hin und her, und der Donner ließ ſich in einiger Entfernung hören. Da rief Conrädchen: Vate! Vate! Feue! Feue! (den R konnte er noch nicht ausſprechen) und lud mich ſo ein, ihn mit dem Donner bekannt zu machen, und ihn vor der Furcht vor Gewittern zu bewahren. Ich nahm ihn alſo bey der Hand, zeigte ihm die Blitze, und ſagte: ſieh! da blitzt es! und, wann es donnerte, ſagte ich: horch! da donnert es! da ſperrte er das Maul weit auf, und ſagte allemal: blitzt — donnet, ſo oft es blitzte und donnerte. Von den wohlthätigen Wirkungen des Gewitters ſagte ich ihm wenig. Warum? weil er doch nicht viel davon verſtanden hätte. Dem allen ohngeachtet lernte er doch in dieſer Viertelſtunde viel von mir. Weil ich bey Blitz und Donner keine Furcht blicken ließ: ſo fürchtete er ſich auch nicht, und ließ auch in der Folge nicht die geringſte Furcht vor dem Gewitter blicken.'

Der Herr Pfarrer ſagte, ich hätte es gut gemacht. Hätte ich ängſtlich gethan: ſo würde das Kind Furcht vor den Gewittern bekommen haben; und wenn dieſe einmal da wäre: ſo koſtete es viele Mühe ſie wieder wegzuſchaffen.

Neunzehntes Kapitel.

Conrädchen kommt mit einem Teufelsbraten und einem Engel in Geſellſchaft.

Bald darauf beſuchte mich mein Schwager, mit ſeinem Sohne, und ſah die Freude, die ich an dem Kinde hatte. Statt aber daß er ſich mit mir hätte freuen ſollen:

wurde er verdrüßlich, hieng den Kopf und ſahe zum Fenſter hinaus.

Warum, fragte ich, Herr Schwager; iſt er ſo verdrüßlich?

Sollte ich nicht verdrüßlich ſeyn? antwortete er. Ich ſehe da ein ſo liebes, geſundes, munteres, kluges Kind. Ich gönne es ihm herzlich. Aber — wenn ich nun daran denke, was ich für elende Kinder, für Ranken, für Teufelsbraten habe: ſo möchte ich vor Verdruß vergehen. Den Grindkopf werden ſie das ganze Jahr nicht los, eins iſt gewöhnlich immer krank; wenn es aufſteht und wieder geſund iſt, ſo legt ſich ein anderes. Es eckelt mich unter ſie zu treten: denn, wenn ich in die Stube komme: ſo iſt da nichts, als Schreyen und Zanken. Oft ſchlagen und raufen ſie ſich miteinander. Sage ich, daß mir eins dieß oder jenes herbey holen ſoll: ſo antwortet es gemeiniglich, ich mag nicht. Sind ſie auf dem Spielplatze und werden mich gewahr, ſo laufen ſie, wie wenn ihnen der Kopf brennte. Wahre Teufelsbraten ſind es. Ich weiß gar nicht, wie ich es bey dem lieben Gott verdienet habe, daß er mir ſolche ungezogene Ranken gegeben hat.

Ich dachte dabey mein Theil, und meynte, der liebe Herr Schwager möchte wohl ſelbſt daran Urſache ſeyn, daß er ſo kranke Kinder und ungezogene Ranken hätte. Unterdeſſen getraute ich mir doch nichts zu ſagen: weil ich beſorgete, er möchte es übel nehmen, ſchwieg alſo ſtille, ließ aber den Herrn Pfarrer auf den andern Tag bey mich zu Tiſche bitten.

Da wir unſern Braten verzehret hatten, lenkte ich das Geſpräch auf meines Schwagers Kinder, und dieſer ſtimmte die nämliche Klage an, die ich ſchon hatte hören müſſen. Der Herr Pfarrer hörte aufmerkſam zu, zuckte die Achſeln, und ſagte: das iſt traurig. Hernach lenkte er das Geſpräch auf den Türkenkrieg, der damals geführt wurde, und, da er damit fertig war, ſahe er nach dem Schranke, den ich mir vor einigen Wochen hatte verfertigen laſſen, bewunderte ihn, und fragte, wer ihn verfertigt hätte?

Ich nannte ihm den Meiſter. Nun, ſagte er, da trift es recht ein: das Werk lobet den Meiſter. Ich habe einmal einen Tiſchler gekannt, der klagte beſtändig über ſeine Arbeit. Wenn ich ſehe, ſagte er, was andere Tiſchler gemacht haben: ſo ärgere ich mich allemal. Da iſt alles ſo nett, ſo ſauber — wann ich meine Arbeit hingegen anſehe: ſo möchte ich ſie anſpeyen. Was hält er von dieſem Tiſchler Herr Ahorn? (ſo hieß mein Schwager!)

Wenn ich meine aufrichtige Meynung ſagen ſoll, antwortete mein Schwager; ſo hat der Tiſchler ſeine Profeſſion nicht verſtanden. Wenn mir ein Tiſchler ſelbſt ſagt, der Schrank, den ich verfertigt habe, der taugt nichts: ſo muß ich ja nothwendig denken, daß der Mann nicht verſteht, wie man einen guten Schrank machen muß.

Da

Da ſind wir einerley Meynung, ſagte der Herr Pfarrer. Nun kömmt es mir aber vor, als, wenn es mit den Kindern wäre wie mit den Schränken. Wenn mir ein Vater oder ein Schulmeiſter viel klagt, daß ſeine Kinder ungezogene Ranken wären: ſo denke ich allemal, daß er nicht verſtehe, wie man ein Kind erziehen müſſe. Ein Kind iſt freylich von Natur beſſer, als das andere; allein, ſo wie ein geſchickter Tiſchler auch das ſchlechteſte Bret noch zu etwas brauchen kann: ſo kann auch ein vernünftiger Vater und Schulmeiſter auch aus jedem Kinde noch etwas Gutes erziehen.

Es iſt wahr, daß bey der Erziehung der Kinder manches ſchwere Pünktchen vorkommt, bey dem auch der vernünftigſte Vater nicht gleich weis, was er zu thun oder zu laſſen hat. Da bekommt das eine Kind einen körperlichen Zufall, wovon man den Grund nicht ſogleich finden kann, ein anderes nimmt einen Fehler an, von dem man nicht weis, wo er herkommt. Wer ſichs nun commode machen will, der läßts halt gehen wie es geht, und ſchiebt die Schuld von allen Krankheiten und Fehlern der Kinder auf ſie ſelbſt und ſagt: dieß Kind iſt von Natur ſchwächlich, jenes iſt ein Teufelsbraten u. ſ. w. Wem aber die Erziehung ſeiner Kinder ein Ernſt iſt, der denkt ſo lange nach, bis er auf den wahren Grund gekommen iſt, und ein Mittel gefunden hat das Uebel wegzuſchaffen. Und dann gelingt es ihm faſt immer. Faſt immer ſage ich;

denn das iſt freylich nicht zu leugnen, daß manche Kinder ſchwächlich und kränklich gebohren werden, andere höchſt einfältig oder träge oder heftig ſind; ſo daß die größte Mühe, die man auf ſie wendet, weiter nichts, als Flickwerk iſt. Dieß ſind aber nur Ausnahmen. Die mehreſten Kinder werden doch geſund gebohren, und haben gute Anlagen.!

Ich gebe daher allen Eltern, die mir klagen, daß ihre Kinder krank oder böſe wären, den Rath, daß ſie ſogleich unterſuchen, ob ſie nicht etwas in der Erziehung verſehen haben. Diejenigen, die mir folgen, danken mir für meinen guten Rath; diejenigen aber, die die Schuld, warum die Kinder nicht gerathen, den Kindern beymeſſen, werden auch nichts Gutes aus ihnen ziehen. Wenn er mir nicht glauben will: ſo leſe er nur das Krebsbüchlein: da werden ihm die Augen bald aufgehen.

Da ich noch Candidat war, unterrichtete ich einige Knaben im Schreiben. Wann ich nun ihre Schriften durchſahe und ihnen die Nachläſſigkeiten zeigte, die ſie begangen hatten: ſo nahmen es die mehreſten mit Dank an, und ſuchten es in der künftigen Stunde beſſer zu machen; einer von ihnen, welcher Criſpin hieß, widerſprach mir aber allemal, und ſchob die Schuld von ſeinem ſchlechten Schreiben bald auf das Papier, bald auf die Dinte, oder auf die Feder, oder auf ſeinen Nachbar; kurz er ſchob die Schuld davon auf alles Mögliche, nur nicht auf ſich ſelbſt. Was geſchah? Alle meine Schüler lernten eine gute Hand ſchreiben, Criſpinen ausgenommen, der war ein Schmierer und blieb ein Schmierer.

So lernen diejenigen Eltern auch immer beſſer ihre Kinder erziehen, die fein beſcheiden gute Lehren annehmen, und den Grund von den Fehlern, die die Kinder angenommen haben, erſt in ſich ſuchen; andere hingegen, die die Schuld immer von ſich wegwälzen, werden nie etwas kluges erziehen.

Uebrigens bleibt es immer dabey, daß es uns überlegt iſt, über die Fehler und Unarten der Kinder Klage zu führen. Es iſt damit eben ſo, als wenn ein Tiſchler klagen wollte, daß ſeine Arbeit nichts tauge; ein Uhrmacher, daß ſeine Uhren nichts nutzten; und ein Gärtner, daß ſein Kohl, Sellerie, Rüben und Erbſen unſchmackhaft wären. Wenn verſtändige Leute ſo etwas hören: ſo kommen ſie allemal auf den Gedanken, daß diejenigen, die dieſe Klagen führen, ihr Geſchäffte nicht recht verſtehen.

Mein Schwager ſchwieg ſtille, und ſchlich ſich bald nach Hauſe. Ehe er noch gieng kam der Herr Vetter Schlüſſel, und hörte noch einen Theil von dem Geſpräche. Kaum war mein Schwager fort ſo ſagte er: ich bin gerade ihrer Meynung Herr Pfarrer! wenn Kinder nicht gerathen, ſo liegt die Schuld allemal an den Eltern oder Lehrern.

Allemal? Das will ich nun eben nicht ſagen, aber — faſt immer: meynte der Herr Pfarrer.

Ueber meine Kinder, fuhr der Herr Vetter fort, kann ich ganz und gar nicht klagen. Das ſind herrliche Kinder. Da iſt der Ferdinand, der hier ſitzt — wenn ſie hören ſollten, was das Kind alles kann, ſie würden erſtaunen. Den ganzen Tag ſitzt er hinter den Büchern und lieſt, und was er geleſen hat, behält er auch. Er ſpielt ſein Clavier, ſeine Violine — Hör einmal Ferdinand! laß doch einmal ſehen, was du gelernt haſt!

Nun gieng das Examen an, und wirklich wußte das Kind gewaltig viel. Unterdeſſen nun, daß der Herr Vetter examinirte, ſchnitt der Herr Pfarrer Würfel von Brod, gab ſie hernach Ferdinanden auf einen Teller und ſagte: nun mein lieber Ferdinand! du haſt genug geantwortet, da nimm den Teller mit Brode, und gieb es den Hünern. Ferdinand wurde roth wie Zinnober, guckte bald den Vater bald mich an, als wenn er ſich darüber beſchweren wollte, daß ihm der Herr Pfarrer ein ſo geringes Geſchäffte aufgetragen hätte. Da ich aber nichts dazu ſagte und der Herr Vetter Schlüſſel ſich nichts dazu zu ſagen getraute: ſo ſchlich er ſich ganz beſchämt zu den Hünern und — kam nicht wieder.

Dieß war es nun eigentlich, was der Herr Pfarrer haben wollte: denn kaum war Ferdinand zur Thür hinaus: ſo hob der Herr Pfarrer mit Herrn Schlüſſel folgendes Geſpräch an. Das muß ich ſagen, Herr Schlüſſel, ihr Kind weis viel für ſeine Jahre.

Schl. Viel! ſehr viel! alle Leute verwundern ſich darüber.

Pf. Wenn es aber noch mehr wüßte, büſete aber dabey ſeine Geſundheit ein, wäre ihnen das wohl lieb?!

Schl. Freylich möchte ich dieß nicht gern.

Pf. Ich glaube es wohl. Ein geſunder Bauer lebt glücklicher, als ein kranker Gelehrter, und nutzt gemeiniglich auch mehr, als jener. Es giebt aber eine doppelte Geſundheit, eine Geſundheit des Leibes und der Seele. Die Geſundheit der Seele iſt bey ihrem Kinde in großer Gefahr.

Schl. Wie ſo?

Pf. Ihr Kind iſt in Gefahr, ſtolz und hochmüthig zu werden. Stolz und Hochmuth ſind aber eine gar gefährliche eckelhafte Seelenkrankheit. Wie man ſich von einer Perſon zurückzieht, der es aus dem Halſe riecht, ſo entfernt man ſich von einem Menſchen, der vom Stolze und Hochmuth geplagt wird. Wie ſich ein kränklicher Menſch übel befindet, in jeder Geſellſchaft, und oft nach dem Genuſſe der unſchädlichſten Speiſen Magendrucken bekommt: ſo findet auch der Hochmüthige allenthalben Urſache mißvergnügt zu ſeyn. Wenn er in eine Geſellſchaft kommt: ſo will er, daß jedermann auf ihn ſehen, ihn bewundern und loben ſoll. Unterbleibt dieſes: ſo wird er verdrüßlich, ſchleicht ſich fort, geht nach Hauſe und ärgert ſich: woher kommt dieß? blos von ſeinem Hochmuth. Haben ſie nicht an ihrem Ferdinand ſchon ſo etwas gemerkt? Da ich auf ſein Examen nicht Achtung gab, und ihn nicht lobete, wurde er verdrüßlich: da ich ihm auftrug, die Hüner zu füttern, welches ſich gar wohl für einen ſo jungen Knaben ſchickt, ärgerte er ſich, und bleibt nun gar weg. Herr Schlüſſel! Herr Schlüſſel! es ſieht ſchon böſe mit ihrem Kinde aus!

Schl. Aber was ſoll ich denn thun? ſoll ich denn dem Knaben nichts lernen laſſen?

Pf. Mit dem Lernen iſt es, wie mit dem Eſſen. Eſſen muß der Menſch, wenn er leben, und lernen muß er, wenn er einmal geſchickt und thätig werden ſoll. Syrach ſpricht aber: viel haben ſich zu tode gefreſſen; und man könnte wohl auch ſagen, viele haben ſich zu Narren gelernt. Wenn ich nun einen Vater, der ein gefräßiges Kind hat, darauf aufmerkſam machen wollte, und er fragte mich: ſoll denn mein Kind gar nichts eſſen? ſo würde mir dieß eben ſo vorkommen, als ihre Frage: ſoll denn mein Kind gar nicht lernen? Lernen ſoll es, aber nur nicht übermäßig. Denn wenn es ſo übermäßig lernt, daß es den ganzen Tag nicht von den Büchern kommt: ſo muß es ja nothwendig bald ſo weit kommen, daß alle ſeine Kammeraden gegen daſſelbe ſehr unwiſſend ſind. Muß es alsdenn nicht glauben, es ſey weit mehr als ſie? muß es nicht hochmüthig werden? Wenn man nun noch überdieß den Hochmuth nährt, ſo wie ſie thun —

Schl. Ich? ich nährete des Kindes Hochmuth? Herr Pfarrer! wie wollen ſie mir denn dieß beweiſen?

Pf. Der Beweiß iſt ſehr leicht. Sie loben ja das Kind — Sie loben es ja in ſeiner Gegenwart. Heißt dieß nicht das Kind hochmüthig machen? Es hat ja ein Erwachſener Urſache auf ſeiner Huth zu seyn, daß er nicht hochmüthig werde, wenn er beſtändig gelobet und gerühmet wird, wie vielmehr ein unverſtändiges Kind.

Herr Schlüſſel ſchien an dieſem Geſpräche kein großes Vergnügen zu finden. Er entfernte ſich unter dem Vorwande, daß er vieles zu thun habe, und gieng mit ſeinem Ferdinand nach Hauſe. Nun redete der Herr Pfarrer noch vielerley über die Fehler, die in der Erziehung begangen werden. Einige Eltern, ſagte er, ſchimpfen und tadeln ihre Kinder beſtändig; ſagen, ſie wären Böſewichter, Dummköpfe. Wenn man nun einem Menſchen täglich vorſagt, daß er ein Böſewicht, ein Dummkopf ſey: ſo wird er es auch. Andere Eltern hingegen loben ihre Kinder immer, und ſetzen ihnen in die Köpfe, ſie wären klüger und beſſer, als andere. Wenn nun dieß oft geſchieht: ſo glauben es die Kinder, und werden hochmüthig. Die Mittelſtraße! die Mittelſtraße! Herr Kieſer, die iſt in allen Dingen die beſte, auch bey der Erziehung. Dieß merke er ſich wohl!

Ich machte nun die Anwendung von dem, was der Herr Pfarrer geſagt hatte, auf mich und mein Kind, und ſah ein, daß ich manchen Fehler auch begangen hatte, indem ich mein Conrädchen bey jeder Gelegenheit zeigte, und ſeine Künſte in anderer Leute Gegenwart machen ließ. Wahr iſts, ich lobte ihn deßwegen nicht, aber andere Leute lobten ihn doch, und küßten ihn wegen ſeiner artigen Einfälle und Antworten, und ich merkte allemal, daß er ſich etwas mehr, als ſonſt, herausnahm, wann ihm ſo war geſchmeichelt worden.

Zwanzigſtes Kapitel.

Worinne Rechenſchaft abgelegt wird, über das was Conrädchen bisher gelernt und was es nicht gelernt hat.

Bis in ſein viertes Jahr lehrete ich Conrädchen hauptſächlich viererley: aufmerken, gehorchen, ſich vertragen und ſeine Begierden mäßigen.

Das erſte geſchah dadurch, daß ich fortfuhr ihm allerley Thiere, Blumen und andere Merkwürdigkeiten der Natur, zu zeigen; das zweyte daß ich ihn, ſo oft er um mich war, beſtändig etwas nach meinem

Willen thun ließ; das dritte, indem ich bisweilen etliche Kinder zu ihm bat, und ſie mit ihm ſpielen ließ, wobey ich allemal zugegen war, und ſo oft ein Zank entſtund, genau unterſuchte, wer ihn angefangen habe, und den Zänker eine Zeit lang vom Spiele entfernte; das vierte lehrte ich ihm, indem ich ihm oft abſchlug, was er mit großer Heftigkeit verlangte. So hatte ich einmal Honig geſchnitten, und brachte eine große Schüſſel voll in die Stube. Honig! Honig! rief er freudig aus, Vater gieb mir Honig. ruckte den Stuhl an den Tiſch, ſetzte ſich, und erwartete nun, daß ich ihm ſogleich ein paar Semmeln mit Honig beſtreichen ſollte. Ich thats aber nicht, ſetzte das Honig vor ihm hin, und ſagte: itzo theile ich noch kein Honig aus; erſt wollen wir Erbſen in den Garten ſäen; dann, wann dieß geſchehen iſt, wollen wir eine Honigſemmel miteinander verzehren. Er ſah erſt mich, hernach das Honig an, dann gieng er mit mir in den Garten.

Da ich ſeinen vierten Geburtstag feyerte, ſchenkte ihm ſeine Frau Pathe ein ABCBuch, und ermahnte ihn, daß er fleißig daraus lernen ſollte. Mich aber fragte ſie, ob ich denn das Kind noch keine Sprüche und Verſe lernen ließ? es wüchſe doch nun heran, und man müſſe dafür ſorgen, das es im Chriſtenthume unterrichtet würde.

Was für Verſe und Sprüche, fragte ich, ſoll denn das Kind lernen?

Da giebts ja, gab die Frau Pathe zur Antwort, in unſerm Spruch- und Liederbuche Verſe und Sprüche genug. Z. E.

Chriſti Blut und Gerechtigkeit
Soll ſeyn mein Schmuck und Ehrenkleid,
Damit will ich vor Gott beſtehn,
Wann ich zum Himmel werd eingehn. Amen.

Es iſt ein hübſch Verschen ſagte ich; aber was ſoll denn mein Conrad damit machen? er verſteht ja faſt kein Wort davon. Er weis ja noch nicht einmal was ein Schmuck und ein Ehrenkleid iſt. Er iſt bisher immer in ſeinem Kittel gelaufen, ohne daß es mir oder ihm eingefallen wäre, an einen Schmuck und ein Ehrenkleid zu denken.

Sie. Da liegt ja nichts daran, ob es das Kind verſteht, oder obs es nicht verſteht; genug wenn das Kind das Verschen nur lernt.

Ich. Darinnen ſind wir nun verſchiedener Meynung, Frau Gevatterin! Unſer Herr Pfarrer meynte, es wäre mit dem lernen, wie mit dem eſſen. Ich laſſe meinem Kinde nichts eſſen, was es nicht verdauen kann: denn wozu nutzt es, wenn es der Magen nicht verdauen kann? man hat Exempel, daß man durch unverdauliche Speiſen den Magen verdorben hat. Wenn man etwas lernt, was man nicht verſteht: ſo nutzt es ebenfalls nicht nur nichts: ſondern es kann auch den Verſtand verwirren.

Sie. Aber man muß doch ſein Gewiſſen verwahren, und ſeine Kinder zu Chriſtenmenſchen erziehen.

Ich. Ey das verſteht ſich, und das ſoll auch geſchehen; muß man ſie denn aber deßwegen Verschen lernen laſſen, die ſie nicht verſtehen?

Sie. Ja was ſollen ſie denn ſonſt lernen?

Ich. Was für Verschen ließ denn unſer Heiland und ſeine Apoſtel die Kinder lernen?

Sie. Ey wer will das wiſſen.

Ich lenkte nun das Geſpräch auf die Butter, und fragte, wie viel ſie die Woche hindurch ſchlüge. Da nun das Buttermachen ihr Lieblingsgeſchäffte war: ſo erzählte ſie mir wohl eine Stunde lang von ihrem Buttermachen, und ich war froh, daß ich auf dieſe Art einem Religionsſtreite glücklich entgangen war.

Den folgenden Tag trug ich die Sache dem Herrn Pfarrer vor, der darüber gar herzlich lächelte. Was hat er denn, fragte er, ſein Kind bisher gelehrt?

Nichts weiter antwortete ich, als aufmerken, gehorchen, ſich vertragen, und ſeine Begierden brechen.

Das iſt ja ſchön, ſagte der Herr Pfarrer; auf dieſe Art iſt ja mit dem Religionsunterrichte der Anfang gemacht. Alles dieſes verlangt ja die Religion von uns; und es iſt ja beſſer wenn die Kinder *thun* was die Religion ſagt, als wenn ſie es blos *lernen mit dem Munde herſagen.*

Daß doch die Menſchen alles beſſer wiſſen und

BIBL. UNIVERS. LIPS.

alles beſſer machen wollen, als es unſer Heiland machte. Dieſer hat ſeine Zuhörer weder Sprüche noch Verschen lernen laſſen, ſondern hat ſie auf die Natur, auf die Vögel des Himmels, die Blumen auf dem Felde, Weinſtöcke, Feigenbäume gewieſen, und ihnen hernach Geſchichte erzählet: vom ungerechten Haushalter u. d. gl. Bisher hat er ſein Kind nach dem Sinne Jeſu unterrichtet, indem er es mit der Natur bekannt machte; nun fahre er auf dieſem Wege fort, und erzähl' er ihm bisweilen etwas Gutes.

Das wird er ſchon ſelbſt einſehen, was er ihm erzählen darf, und was er ihm nicht erzählen darf. Nichts von Geſpenſtern und Hexen, und dergleichen, nichts von Dingen, die es nicht verſtehen kann — nichts, was böſe Begierden bey ihm rege machen könnte; ſondern lauter ſolche Geſchichten, die ihm Luſt und Liebe zum Guten einflößen. Dieß alles muß ſtufenweiſe geſchehen. So wie Conrädchen erſt kriechen, dann gehen und endlich laufen und ſpringen, aber nicht erſt ſpringen und hernach kriechen lernte; ſo muß ihm auch erſt Luſt gemacht werden, das Gute zu thun, was in ſeinen ſchwachen Kräften ſteht. Ehe er ihm noch etwas vom Tode fürs Vaterland, von Treue in Verwaltung öffentlicher Gelder, von Vorbereitung zu einem ſeligen Ende ſagt: ſo muß er es lehren gegen ſeine Eltern folgſam und dankbar, gegen ſeine Geſpielen verträglich, gegen die Thiere barmherzig zu ſeyn, ſeinen Körper reinlich zu erhalten u. d. g.

Und ſo wie er, lieber Herr Kiefer, wann er ſein Conrädchen zu den Thieren führte, und ihm die Bilder erklärte, ſich ganz zu ihm herabließ, und das, was er ihm mit Worten nicht erklären konnte, durch die Stimme, und die Geberden auszudrücken ſuchte; ſo muß er es auch mit der Erzählung machen. Ich will doch einmal einen Verſuch in ſeiner Gegenwart mit meinem kleinen Fritz machen. Und nun rief er Fritzen, ſetzte ihn auf ſeinen Schoos, und hob folgende Erzählung an: Vater! ſagte einmal der kleine Philipp, es iſt dir gar zu ſchön drauſſen, der Guckguk ruft, der Finke ſingt, und alles, alles iſt voll Blumen! willſt du mich nicht laſſen in unſern Graſegarten gehen? Und mich auch lieber Vater! ſagte Wilhelm.

Und was wollt ihr denn da machen? fragte der Vater.

Wollen die Vögel ſingen hören, und Muſchelſchaalen im Sande ſuchen, ſagte Philipp.

Je ſo geht hin, gab der Vater zur Antwort. Ihr ſeyd heute gute Kinder geweſen, und guten Kindern gönne ich gern ein Vergnügen.

Wer war froher als Philipp und Wilhelm! ſie faßten einandrr bey den Händen, ſprangen zur Mutter, und riefen: Mutter! weißt du was Neues?

der Vater hat uns erlaubt in den Graſegarten zu gehen.

Ey wie ſchön wars da! Guckguck! Guckguck! rief der Guckguck. Ti ti ti ti ti ti ti ti tiria ſang der Finke; pink! pink! pink! pfiff eine Meiſe, die auf einem Weidenbaume herumhüpfte, und in dem Bache, der durch den Garten floß, ſpielten kleine Schmerrel.

Philipp ſetzte ſich am Bache nieder, und ſah den Fiſchchen zu, die darinnen ſpieleten; Wilhelm aber ſchlich am Zaune herum und ſuchte Raupen. Auf einmal ſtund er ſtille, ſperrte das Maul auf und machte große Augen — da war ein Neſt mit jungen Vögeln, die noch keine Federn, ſondern nur Stoppeln hatten. Die Mutter erſchrack, da ſie merkte, daß Wilhelm ihre Jungen entdeckt hatte, hüpfte ängſtlich von einem Aſte zum andern und rief: tiri! tiri! titi! als wenn ſie ſagen wollte; liebes Kind, thu doch meinen Jungen nichts zu leide, bitte! bitte! aber Wilhelm hörte nicht auf das Klagen des armen Vogels, er grif zu, nahm die Jungen mit dem Neſte hinweg, wickelte ſie in ſein Schnupftuch, ſprang fort und rief: Philipp! Philipp! he! da habe ich ein ganzes Neſt voll Vögel.

Was? rief Philipp, Vögel haſt du? und lief ihm entgegen, um ſie zu ſehen. Da machte Wilhelm ſein Schnupftuch auf und zeigte ſie ihm. Die armen Thiere — ſie riefen ängſtlich nach der Mutter, und ſperrten die Schnäbel auf, daß ſie ihnen etwas hinein ſtecken ſollte.

Philipp bedauerte die armen Thiere, und ſagte: ach! warum haſt du ſie nicht bey ihrer Mutter gelaſſen? Da kam die Mutter, ſetzte ſich auf einen Baum, und rief immer, tiri! tiri! Das jammerte den Philipp noch mehr; er lief zu ſeinem Vater und ſagte: Vater! ſieh nur, was der Wilhelm für böſe Streiche macht! da hat er ein ganzes Neſt voll junger Vögel ausgenommen; die Mutter rief immer tiri! tiri! und wollte ſie gerne wieder haben. Wenn du es gehört hätteſt, es hätte dich gewiß gejammert.

Wilhelm ſchlich ſich indeſſen mit ſeinen Vögeln fort, that ſie in einen Bauer, und fütterte ſie mit Semmel und Milch.

Sein Vater ließ ihn zu ſich kommen. Wilhelm! ſagte er, was höre ich von dir! nimmſt den armen Vögeln ihre Jungen weg, die ihre ganze Freude waren. Wie viel waren denn Junge in dem Neſte? Fünfe antwortete Wilhelm.

So ſeufzen alſo ſieben unſchuldige Thiere über dich. Die zwey alten, denen du ihre Freude geraubt haſt, und fünf junge, die du um ihre Eltern brachteſt. Wem haſt du denn heute Freude gemacht? Gehe fort böſes Kind! und komme heute nicht wieder auf meine Stube.

Wilhelm gieng fort und heulte jämmerlich. Den folgenden Morgen lief er geſchwind zu ſeinen Vögeln und wollte ſie füttern. Auf einmal fieng er aber wieherum an zu heulen, Hu! hu! hu! daß man es durchs ganze Haus hörete. Philipp kam herbey gelaufen, und fragte: was fehlt dir denn Wilhelm? Ach! ſagte er, meine Vögel ſind todt — alle alle — todt.,

Vor Jammer lief er zum Hauſe hinaus in den Graſegarten. Sobald ihn die alten Vögel erblickten, flogen ſie um ihn herum, und riefen: Tiri! tiri! tiri! als wenn ſie ihre Jungen zurückforderten. Da heulte er noch mehr, lief in das Haus zurück, begegnete ſeinem Vater, drückte ihm die Hand, und ſagte: lieber Vater! in meinem Leben will ich keine Vögel wieder aus dem Neſte holen: die Jungen ſind todt, und die Alten — rufen — immer — tiri! — tiri! — und wollen — ihre — Jungen — wieder — haben — und — ich — kann — ſie ihnen — doch — nicht — wieder geben — (Hiebey ſchluchzte der Herr Pfarrer immer, als wenn er weinte, und Fritz weinte im Ernſte dazu). Habe ich dirs nicht geſagt, antwortete der Vater, daß du ſieben unſchuldige Thiere über dich haſt ſeufzend gemacht? thue mir ſo etwas ja nicht wieder!

Lieber Vater! ſagte Wilhelm, glaub es mir! ich thue es in meinem Leben nicht wieder.

Er hielt Wort, und that es nicht wieder.

Nach ein Paar Tagen gieng Philipp in den Graſegarten, und fand — wie freuete er ſich! ein Neſt voll junge Neuntödter. Er ſchlug in die Hände, betrachtete ſie ein Paar Minuten — dann ſahe er die

Mutter, welche ängſtlich umher flog. Was that Philipp? er trat ſogleich etliche Schritte zurück. Da kam die Mutter und fütterte ihre Jungen, und Philipp hatte eine rechte Freude, als er es ſahe.

Nun ſchlich er ſich alle Tage in den Garten, und ſahe, wie die jungen Neuntödter gefüttert wurden.

Die folgende Woche kam er wieder in den Garten — da waren die Jungen ausgeflogen, und flatterten um ihre Eltern umher, die ſie von einem Zweige zum andern lockten. Tauſend! wie freuete er ſich da; geſchwind lief er zum Vater und ſagte: Vater ich will dir etwas Neues ſagen. Vor etlichen Tagen fand ich ein ganzes Neſt voll junge Neuntödter. Ich habe ſie aber nicht herausgenommen; ich habe nur zugeſehen, wie ſie von den Alten gefüttert wurden, nun ſind ſie ausgeflogen, und hüpfen um die Alten herum.

Da nahm der Vater den Philipp in ſeine Arme, gab ihm einen Kuß und ſagte, du biſt ein braver Junge, wirſt dich auch allemal freuen, wann du die jungen Neuntödter im Garten ſiehſt.

Nun ſag mir einmal Fritz! wer gefällt dir am beſten, Philipp oder Wilhelm?

Ach! der Philipp, ſagte Fritz, der war doch ein rechter guter Junge.

Mir gefällt er auch beſſer, ſagte der Herr Pfarrer, gab dem Fritz einen Kuß und ließ ihn gehen.

Dann ſagte er zu mir: die Kinder auf dieſe Art unterrichten heißt — ſie nach dem Sinne Jeſu unterrichten.

Ein-

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Unterricht nach dem Sinne Jeſu.

Ich merkte es mir. Der Herr Pfarrer borgte mir einige Bücher, in welchen Geſchichte für Kinder ſtunden. Aus dieſen ſuchte ich immer ſolche aus, die für meinen Conrad ſchicklich und verſtändlich waren. Wann ich nun bisweilen eine Viertelſtunde frey hatte: ſo nahm ich ihn auf den Schoos, und erzählte ſie ihm. Da hätte man nur ſehen ſollen, wie er aufpaßte, wie er mir gleichſam ein jedes Wort aus dem Munde zu nehmen ſuchte. Da ſahe ich recht deutlich, daß der Unterricht durch Erzählungen ſich am beſten für die Natur der Kinder ſchicke, und merkte auch, daß Conrädchen damit gebeſſert wurde.

Wann ich ihm ein Geſchichtchen von einem Kinde erzählet hatte, das den Armen mittheilte; ſo fragte ich, ob er nicht auch ein armes Kind kenne? ſogleich nannte er mir eins, nahm etwas von ſeinem kleinen Eigenthume und beſchenkte es damit. So konnte ich ihn bringen, wozu ich wollte, wenn ich ihm erſt eine Geſchichte von einem Kinde erzählte, welches eben das gethan, und ſich dabey wohl befunden hatte.

Wieviel man bey einem Kinde mit Erzählungen ausrichten kann, ſahe ich niemals deutlicher; als da mein Conrad die Blattern bekam. — Sie graſſirten dazumal im ganzen Orte, und die mehrſten Eltern hatten mit ihren Kindern die größte Mühe, zu verhindern, daß ſie ſich nicht kratzten. Einige bunden ihnen, um es zu verhindern, die Hände. Da nahmen denn die Kinder die gebundenen Hände und rieben ſich das Geſicht damit, daß es wie aufgeſchunden wurde. Da nun dieſe Kinder wieder geſund wurden: ſo waren ſie wegen der Nähte und Narben, die ſie im Geſichte hatten, ganz verſtellt. Conrädchen hingegen kratzte ſich nicht und bekam auch keine Narben. Und daran waren größtentheils meine Erzählungen Urſache. Ich machte nämlich ſelbſt ein Geſchichtchen von 2 Brüdern, davon der eine Franz, der andere Chriſtian hieß, die beyde die Blattern bekamen. Franz kratzte ſich und bekam ein häßliches zerfleiſchtes Geſicht, und eine ſchiefe Naſe. Chriſtian hingegen war geduldig und kratzte ſich nicht, und behielt ſein rundes Geſicht, ſeine glatte Haut und ſeine gerade Naſe. Ich machte die Erzählung recht rührend, und machte alle die Reden nach, die die Kinder geführet hatten. Z. E. „Da Franz ſich das erſtemal im Spiegel ſahe — wie erſchrack er da, über ſeine Häßlichkeit; er heulte, lief zum Vater und ſagte: Vater! Vater! kennſt du mich noch? ich ſehe ja ganz abſcheulich aus! das ganze Geſicht iſt mir ja verzogen. Vater! hilf mir doch! ach lieber Vater! hilf mir! hilf mir! ſchaff mir mein glattes Geſicht wieder!

Dem Vater liefen die Thränen über die Backen und er ſagte: ich wollte dir ja helfen, da ich dich ermahnte, du ſollteſt fein geduldig ſeyn und dich nicht kratzen. Du wollteſt mir aber nicht folgen, du kratzteſt dich. Nun kann ich dir nicht helfen.

Kann mir denn der Arzt nicht helfen? fragte Franz.

Auch dieſer nicht, antwortete der Vater.

Ach Vater! wenn du ihm aber funfzig Thaler gäbeſt! thue es doch lieber Vater! ich bitte dich, du haſt mich ja immer lieb gehabt.

Und wenn ich ihm mein ganzes Vermögen gäbe: ſo kann er dir nicht helfen.

Da ſchrie Franz jämmerlich: ach bin ich nicht ein Narr geweſen! durch eine ungeduldige Stunde habe ich mein Geſicht auf meine ganze Lebenszeit zu Grunde gerichtet."

Daß ich bey der Erzählung, da ich den Franz reden ließ, ſo ſprach, als wenn ich auch heulte, verſteht ſich von ſelbſt.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Von Blattern, Complimenten und andern Materien.

Da ich einmal von Blattern rede, ſo will ich doch ſagen, wie ich mein Kind, da es ſie hatte, behandelt habe.

Auf den Rath meines Bruders nahm ich, da mein Kind die Blattern bekam, einen Arzt an, und zwar einen ſolchen, der die Blattern nicht mit Hitze zu curiren ſuchte. —Dieſer gab dem Kinde ſogleich eine Purganz ein, und andere Medicin, die ich nicht beſchreiben will, weil mich ſonſt jemand unrecht verſtehen, und damit ſeinen Kindern Schaden thun könnte. So viel bemerke ich nur, daß ich dem Kinde nur eine leichte Decke geben, und keine große Hitze in der Stube machen durfte. Da die Augen, die Naſe und der Hals, bey den Blattern, der größten Gefahr ausgeſetzt ſind: ſo ſuchte ſie der Arzt durch folgende Mittel in Sicherheit zu ſtellen. Um den Hals und über die Augenbraunen band er ein Läppchen, in welches Compher genähet war und über die Naſe legte er ein Melilotenpflaſter, das ebenfalls mit Campher verſetzt war. So blieben dieſe Theile ganz von Blattern verſchonet. Auch that ich dieß noch: mit Einwilligung des Arztes ſchnitt ich die Blattern mit einem kleinen ſcharfen Scheerchen auf, ſobald ſie reif waren, damit der Eiter heraus fließen konnte. Freylich zuckte er allemal, ſo oft ich eine Blatter aufkniep; wenn ich aber ſagte, daß ſich der kleine Chriſtian auch die Blattern habe aufſchneiden laſſen: ſo hielt er geduldig ſtille. Schrie denn Chriſtian gar nicht? fragte er. Nein ſagte ich, er ſchrie nicht. Nun, ſagte er, da will ich auch nicht ſchreien.

So giengen die Blattern glücklich vorbey, und das Geſichte meines Kindes blieb ſo glatt, daß ihm kein Menſch anſieht, daß er die Blattern gehabt hat. Der Arzt gratulirte mir dazu, und ſagte, wenn alle Eltern ihre Kinder ſo behandelten: ſo würden wenige Blatterkinder ſterben. Wenn 100 Blatterkinder ſterben, ſo ſind darunter gewiß nur 10 durch die Blattern ſelbſt, die übrigen 90 aber durch die Unwiſſenheit der Eltern, auch wohl der Aerzte, hingerichtet worden. Wollte Gott, daß ſie einmal ganz ausgerottet würden!

Kurz darauf beſuchte mich meines Schwiegervaters Bruder, ein Herr Pfarrer, mit ſeinem kleinen Sohne, der gerade ſo alt wie mein Conrad war. Kaum hatte er mir ſein Compliment gemacht: ſo wandte er ſich an ſeinen Sohn, und ſagte: nun Gottfried! ſagſt du denn nichts? da machte Gottfried ein tiefes Compliment und ſagte: gehorſamer Diener, Herr Vetter! es iſt mir lieb ſie wohl zu ſehen, nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich Sie incommodire.

Närrchen, ſagte ich, die Complimente laß nur weg, dieſe ſind bey mir nicht mode. Willſt du ein Stückchen Kuchen haben?

Wenn ſie gehorſamſt befehlen, gab er zur Antwort.

Da ich ihm das Stückchen Kuchen gab: trat mein Conrad herein, und ſagte weder gehorſamer Diener, noch es mir lieb Sie wohl zu ſehn! — Vater!

ter! ſagte er, mich hungert, willſt du mir auch ein Stückchen Kuchen geben?

Der Herr Vetter und ich wir guckten einander an und — ſagten kein Wort. Im Herzen dachten wir aber beyde unſer Theil. Ich lachte heimlich über den kleinen Gottfried, der gewöhnt war, wie ein Staar, Worte herzuſagen, bey welchen er nichts dachte. Der Herr Vetter hingegen hielt ſich in ſeinem Herzen über die Unhöflichkeit des Conrads auf, der nicht einmal gehorſamer Diener ſagte.

Ich ließ die beyden Kinder ihren Kuchen verzehren, hernach gab ich ihnen ein kleines Kegelſpiel, mit dem ſie ſich die Zeit vertrieben, und ich ſprach mit dem Herrn Vetter vom Heringsfange. Gegen Abend ſchieden wir von einander.

Nach einigen Tagen ſprach ich den Herrn Pfarrer und fragte ihn, ob ihm Gottfrieds oder Conrads Aufführung beſſer gefiele?

Conrads Aufführung gefällt mir beſſer, gab er zur Antwort. So lange die Kinder noch ſo klein ſind, wie Gottfried und Conrad, muß man ſie der lieben Natur gemäß handeln laſſen, und darf ſie nicht zu Complimenten gewöhnen. Sie verſtehen davon doch nichts, und ich möchte gern, daß die Kinder nichts lernten, als — was ſie verſtehen. Nur darauf muß man ſehen, daß die Kinder nicht wirklich ungezogen werden. Wenn ſein Conrad z. E. geheult hätte, da er dem Gottfried ein Stück Kuchen gab, oder hätte es dem Gottfried gar aus der Hand geriſſen: ſo hätte er es nicht leiden dürfen, dieß wäre ungezogen geweſen. Wenn er aber ſagte, wie es ihm ums Herze war: Vater! mich hungert, gieb mir auch ein Stück Kuchen! ſo ſehe ich darinne nichts Unrechts.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Conrädchen fühlt eine ſonderbare Art von Hunger, und wie ihm dieſer iſt vertrieben worden.

Ich und meine Frau ſahen auch nichts Unrechts darinne, wann Conrädchen ſagte: mich hungert, und gaben ihm daher allemal, was wir eben bey der Hand hatten, ein Butter oder Honigbrod, Beere Obſt und d. gl. Kurz darauf ſahen wir darinne aber doch etwas Unrechts. Conrädchen hatte bisweilen übele Laune, und heulte, wann nicht alles nach ſeinem Kopfe gieng. Wann wir ihn nun fragten, was ihm fehle? ſo ſagte er immer: mich hungert. Da gaben wir ihm dann allemal etwas zu eſſen. Dieß hätten wir freylich nicht thun ſollen; weil es ein großer Fehler iſt, wenn man den Kindern giebt, was ſie mit Heulen verlangen. Genug aber wir begiengen dieſen Fehler, Conrädchen merkte es ſich, und, ſo oft der Eigenſinn ihn zum Heulen verleitete: ſo ſagte er — mich hungert.

Einmal ſchrie er auch wie ein Zahnbrecher; Conrad! fragte ich, warum heulſt du? mich hungert, war ſeine Antwort.

Ich war ſo unbeſonnen ihm einen Apfel zu geben, ob gleich erſt eine Stunde nach der Mittagsmahlzeit verſtrichen war. Was that mein Conrad? er ließ den Apfel liegen.

Nun erſt giengen mir die Augen auf, welche mir gar nicht hätten zufallen ſollen. Ich ſahe nun, daß wir durch unſere Willfährigkeit das Kind zum Lügen gewöhnten, ſprach über dieſen Punct mit meiner Frau und wir verſprachen einander, daß wir dem Kinde nie etwas zu eſſen geben wollten, wann es daſſelbe mit Heulen verlangte. Wir hielten es auch.

Um Conrädchen darauf vorzubereiten, erzählte ich ihm ein Geſchichtchen von Thöm'schen und Crömschen. Ein Vater, ſagte ich hatte zwey Söhne, davon hieß eins Thömschen und das andere Crömschen. Wann Thömschen etwas von dem Vater haben wollte: ſo heulte er gemeiniglich, und, wann ihn der Vater fragte, was ihm fehle: ſo ſagte er, mich hungert, oder mich durſtet, oder ich will in den Garten gehen. Verlangte aber Crömschen etwas: ſo heulte er nicht, ſondern ſprach, Vater gieb mir was zu eſſen, oder gieb mir etwas zu trinken, oder laß mich ein Bischen in den Garten gehen.

Welch Kind gefällt dir nun beſſer? Conrad! Crömschen! war ſeine Antwort.

Mir auch. Crömschen kriegte nun faſt immer, was er verlangte. Verlangte er etwas zu eſſen, oder, zu trinken: ſo hieß es gemeiniglich, da Crömschen haſt du etwas; wollte er in den Garten gehen, ſo erlaubte es ihm der Vater, wenn er nicht beſondere Urſachen hatte, es nicht zu erlauben.

Thömschen aber kriegte niemals, was er wollte, wenn er dazu heulte! Mich hungert! ſchrie er bisweilen; aber der Vater antwortete: ſo lange du heulſt bekommſt du nichts.

War denn dieß recht vom Vater?

Ja! antwortete Conrädchen, und wurde blutroth im Geſichte.

Ein Paar Tage darauf heulte er wieder und ſagte: mich hungert!

Du willſt, fragte ich, doch wohl nicht Thömschen werden?

Da ſahe er mich an, ſchluchzte, und ſagte: nein ich will kein Thömschen werden. Er gab ſich darauf Mühe das Heulen zu unterdrücken, und, da er ſahe, daß er damit niemals etwas ausrichtete, gewöhnte er es ſich am Ende gar ab.

Ich rathe daher allen Eltern, daß wenn ihre Kinder heulen, ſie ja nicht gerade zu glauben, daß die Urſache, die ſie vorgeben, allemal gegründet ſey. Sonſt können ſie, ohne es zu wiſſen, die Kinder zum Lügen gewöhnen.

Ich habe ein Kind gekannt, das bisweilen Bauchweh

weh hatte, und deßwegen von den Eltern bedauert wurde. Das merkte es ſich, und wann es hernach aus Trotz und Eigenſinn heulte, und die Eltern fragten, was ihm fehle? ſo ſagte es allemal: der Bauch thut mir weh.

Einem andern war der Großvater geſtorben, und es weinte um ihn. Das gefiel dann den Eltern, und ſie ſagten das Kind hat doch ſeinen Großvater recht lieb gehabt. So oft es nun in der Folge heulte, und die Eltern fragten warum es heule? ſo ſagte es immer ich heule um meinen lieben Großvater.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Von Zank und Streit.

Bis itzo hatte ich mit meiner lieben Frau noch keinen Zank und Streit gehabt; itzo aber fügte es ſich, daß wir beyde einmal hart an einander geriethen. Ich hatte den Waizen binden laſſen, und da ich ihn anſahe, war der Brand drinne. Darüber wurde ich argerlich. Da ich nach Hauſe kam, war das Mittageſſen noch nicht fertig; dieß brachte mich noch mehr in die Hitze. Meine Frau hatte unterdeſſen auch einen kleinen Streit mit der Magd gehabt, und war alſo auch nicht guter Laune. So ſetzten wir uns mit einander zu Tiſche.

Das iſt aber doch auch nicht erlaubt, ſagte ich, daß du für deinen Mann nicht beſſer ſorgeſt. Da habe ich nun den halben Tag gearbeitet, und es mir ſauer werden laſſen, und nun da ich nach Hauſe komme, und einen Biſſen eſſen will, finde ich nicht einmal einen Löffel voll Suppe.

Tauſend! was entſtund da für ein Lärmen! Es war wie wenn ich in ein Wespenneſt geſtöret hätte. Meine Frau ſchalt mich einen Tyrannen, der nichts darnach fragte, wenn ſie ſich auch zu tode arbeitete, der ſie wohl noch unter die Erde bringen würde. Dadurch wurde ich noch mehr zum Zorne gereizet, und ſchalt meine Frau auch und dieſe ſchalt wieder. Conrad hörte dieß alles mit an. Bisher hatte er bey ſeinen Eltern nichts als Liebe geſehen, itzo hörete er, wie ſie ſich ſchimpften und ſchalten. Er machte erſt ein Jammermaul, hernach fieng er laut an zu heulen. Wären wir nur ein Bischen bey Vernunft geweſen: ſo hätten wir ſogleich die Mäuler gehalten, ſobald wir ſahen, wie das Kind dadurch geärgert wurde.

So viel Nachdenken hatten wir aber bey unſerm Zanke nicht, daß wir, um des unſchuldigen Kindes willen, die Mäuler gehalten hätten. Wir wurden immer heftiger, und jedes gab ſich Mühe ſeine Unſchuld zu beweiſen, und dem andern Vorwürfe zu machen, damit das Kind mit ihm Mitleiden haben möchte. Endlich erhielt die Mutter den Sieg, ſie fieng an zu weinen, und ſagte: ich arme unglückliche Frau! wenn

ſich

ſich doch der liebe Gott über mich erbarmte, und nähme mich von der Erde weg! Conrad lief auf ſie zu, legte den Kopf in ihren Schoos, und ſchluchzte: Mutter! Mutter! liebe Mutter!

Da ergrief ich das Haſenpanier, lief was ich lauſen konnte, immer nach meinem Waizenacker zu. Als ich gegen Abend nach Hauſe kam, ſprung mir Conrad nicht entgegen, wie ſonſt ſeine Gewohnheit war; er wich mir vielmehr aus, und ſchmiegte ſich an ſeine Mutter an. Wie mich das ſchmerzte, kann ich nicht wohl beſchreiben. Ich verbiß den Schmerz aber, verzehrte mein Abendbrod in der Stille, ohne ein Wort zu ſagen: weil ich beſorgte, es möchte etwa wieder ſo ein Lärmen wie zu Mittage geben, und gieng ganz ruhig zu Bette.

Den folgenden Morgen konnte ich wieder ein vernünftiges Wort mit meiner Frau reden. Ich druckte ihr die Hand, und fieng mit ihr folgendes Geſpräch an: liebe Frau! wie biſt du zeither mit unſerm Conrad zufrieden geweſen?

Sie. Warum fragſt du das? Conrad iſt ein Herzens guter Junge. Wenn nur alle Leute ſo gut wären.

Ich. Wem haſt du es denn zu danken, daß er ſo ein Herzens guter Junge iſt?

S. Wem? je nun ich glaube er hat dir vieles zu verdanken.

I. Ich glaube es auch. Aber ſag mir einmal

mal liebe Frau! glaubſt du wohl daß der Conrad ferner ſo gut bleiben wird, wenn er ſeinen Vater nicht mehr lieb hat?

S. Wenns der Vater darnach macht, daß er ihn lieb haben kann: ſo wird er ihn immer lieb haben.

J. Das glaube ich nicht. Wenn der Vater auch der rechtſchaffenſte Mann iſt, und die Mutter ſagt er ſey ein Tyrann, ſo glaubt es das Kind, und wird dem Vater gram.

S. Wenn aber der Vater ein Tyrann iſt? (ſie lächelte als ſie das ſagte).

J. Ich wünſchte, daß alle Weiber ſolche Tyrannen haben mögen, wie du! Kurz und gut liebe Frau! wir haben beyde gefehlt. Wenn wir uns mehrmals in Gegenwart unſers Conrads ſo zanken: ſo wird nichts aus ihm, er bekömmt gegen uns beyde einen Abſcheu und gehorcht uns hernach nicht mehr. Ich dächte alſo wir zankten nicht wieder.

S. Ich will es gewiß nicht wieder thun.

J. Ich verſpreche dir es auch. Es kommt nun alles darauf an, daß wir es halten. Sollten wir es ja nicht halten können, ſollten wir uns ja bisweilen mit einander zanken müſſen: ſo dächte ich es wäre das Beſte, daß wir erſt den Conrad wegſchickten, damit dieſer es nur nicht höre, und uns gram werde.

Wir verſprachen es einander, und hielten es. Wann uns hernach bisweilen eine Luſt zum Zanken ankam: ſo ſchickten wir erſt den Conrad fort, und wenn er fort war: ſo beſonnen wir uns gemeiniglich eines andern, gaben einander die Hände und zankten nicht.

Wenn dieß doch alle Eltern ſo miteinander hielten, und ſich in ihrer Kinder Gegenwart nicht zankten! ſo würden dieſe gewiß weit beſſer gerathen. Ein Kind muß ja den Eltern glauben. Wenn nun die Mutter den Vater einen Tyrannen, und dieſer die Mutter eine ſchlechte Frau ſchilt: ſo glaubt das Kind entweder dem einen, oder dem andern, oder vielleicht beyden Theilen, und fängt an, entweder den einen oder den andern Theil, oder vielleicht beyde zu verachten.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Conrädchen geht zum Herrn Pfarrer in Unterricht, und was er da gelernt hat.

Mein Conrad wurde nun fünf Jahre alt und ich glaubte, daß es Zeit ſey, ihn in die Schule zu ſchikken. Meines Nachbars Sohn konnte ſchon buchſtabiren, und Conrad kannte den großen A noch nicht. Dieß war mir verdrüßlich.

Ich gieng alſo geſchwind zum Herrn Pfarrer und fragte ihn, ob er es nicht für gut hielt, daß ich meinen Sohn in die Schule ſchicke, damit er das A B C, das Buchſtabiren und leſen lerne?

Der Herr Pfarrer lächelte und ſagte: meine Kinder laſſe ich vor dem ſechſten Jahre noch nicht den groſſen A lernen. Kinder müſſen erſt gewöhnet werden aus der Natur ſich zu unterrichten, ehe man ihnen Bücher in die Hände giebt. Dieß geſchieht aber in den gewöhnlichen Schulen nicht, auch in der unſrigen nicht. Denn wollte ich die Kinder in der Schule mit der Natur bekannt machen laſſen, ehe ſie den Katechismus lernten: ſo würde man ausſprengen, ich wäre ein Naturaliſt. Ich gebe daher meinen Kindern den erſten Unterricht ſelbſt, und da ich einen Knaben habe, der mit ſeinem Conrad in einem Alter iſt, ſo wäre wohl das Beſte, wenn er ihn mir zum Unterricht ſchickte.

Ich nahm den Vorſchlag mit Freuden an, und der Unterricht gieng herrlich von ſtatten. Er war faſt ſo, wie er, nach Conſtants Beſchreibung, in America eingerichtet iſt. Alle Tage wurde etwas aus der Natur vorgezeiget, betrachtet und darüber geſprochen; bald ein Thier, bald eine Pflanze, bald ein Stein. Es währete nicht lange, ſo war um unſern ganzen Ort herum faſt keine Pflanze noch Thier, noch Stein, das Conrad nicht zu nennen, wovon er nicht etwas zu erzählen wußte. Dabey bekam er Augen wie ein Falke, und ſahe Dinge, die hundert Leute nicht bemerkten. Zur Abwechſelung gab der Herr Pfarrer

auch

auch Unterricht über Bilder, wodurch die Seele auch gar artig in Thätigkeit geſetzt wurde.

Ich will ihm doch zur Probe ſo eine Unterredung erzählen, die ich mit anhörete. Der Herr Pfarrer hatte ein Bild, das ein Feld vorſtellete, wo geerntet wurde.

Hierüber ſtellete er folgende Unterredung mit meinem Conrad an.

Pf. Was machen denn da die Leute?

C. Sie ſchneiden Roggen ab?

Pf. Da iſts alſo wohl Winter?

C. Warum denn nicht gar! Sommer iſt es.

Pf. Woran ſiehſt du es denn, daß es Sommer iſt?

C. Weil ſo langer Roggen hier ſteht, und die Bäume Laub haben.

Pf. Womit ſchneiden denn die Leute Roggen ab?

C. Mit der Sichel.

Pf. Aber warum geben ſie ſich denn mit dem Roggen ſoviel Mühe.

C. Das weiß ich! Sie machen Brod davon.

Pf. Nun wenn das iſt, ſo haben ſie wohl Urſache, daß ſie ſich darum ſo viele Mühe geben. Machen ſie denn aus den ganzen Halmen Brod?

C. Ha! Ha! Ha! aus den ganzen Halmen! Nur aus den Körnern machen ſie Brod, die hier oben in den Aehren ſind.

Pf. Wenn ſie weiter nichts brauchen als die Körner: ſo thäten ſie wohl beſſer, wenn ſie nur oben die Aehren abſchnitten. Das Bücken muß ihnen ja gewaltig ſauer werden.

C. Ja ſie brauchen auch das Stroh.

Pf. Wozu denn?

C. Zu vielerley; ſie geben es dem Vieh zu freſſen und ſtreuen damit.

Pf. Iſt denn auf allen Aeckern, die du hier ſiehſt Roggen?

C. Nein da ſind viele leere Aecker.

Pf. Woher kömmt es denn, daß nicht auf allen Aeckern Roggen wächſt?

C. Weil die Leute nicht auf alle Aecker Roggen geſäet haben.

Pf. Alſo muß man das, was auf einem Acker wachſen ſoll, erſt dahin ſäen?

C. Ey freylich!

Pf. Was ſiehſt du denn Conrad! hier auf dieſem Acker? iſt denn das auch Roggen?

C. Bey Leibe nicht! das ſind Diſteln.

Pf. Haben denn dieſe die Leute auch dahin geſäet?

C. Das glaube ich nicht.

Pf. Ja wie kommen ſie denn hieher?

C. Sie ſind von ſelbſt gewachſen.

Pf. Woraus wächſt denn der Roggen?

C. Aus Saamen.

Pf. Aber die Diſteln entſtehen wohl aus Steinchen oder Erde?

C. Das glaube ich nicht. Ich denke ſie entſtehen auch aus Saamen.

Ich denke auch, fuhr der Herr Pfarrer fort, daß die Diſteln aus Saamen entſtehen. Wie mag aber dieſer auf den Acker gekommen ſeyn?

C. Ich denke er iſt ausgefallen.

Pf. Dieß möchte wohl ſeyn. Und alſo iſt es doch falſch, das alles, was auf dem Acker wachſen ſoll, dahin müſſe geſäet werden?

So waren die Diſcurſe ohngefähr beſchaffen, die der Herr Pfarrer mit den Kindern anſtellte. Dieß ſind, ſagte er, die erſten Uebungen im Nachdenken. Dadurch werden die Kinder gewöhnet, von jedem Dinge die Abſicht und die Urſache aufzuſuchen, und dieſe Uebung hilft ihnen wenigſtens mehr, als wenn ich ſie mit der Kraft des heiligen Abendmahls und andern Sachen bekannt machen wollte, die ſie nicht verſtehen.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Conrädchen lernt auf eine curioſe Art leſen.

Nach einem Jahre fieng denn endlich der Herr Pfarrer an die Kinder zum Leſen vorzubereiten. Die Vorbereitung war aber curios. Die Kinder bekamen dabey weder ein Buch in die Hände, noch einen Buchſtaben zu ſehen. Der Herr Pfarrer machte es auf folgende Art. Er zeigte ihnen verſchiedene Dinge, und buchſtabirete ſie ihnen vor. Z. E. dieß iſt ein MANN Mann, dieß iſt eine FRAU Frau. Dieß iſt ein STEIN Stein; Hier iſt ein MES Meſ- SER ſer Meſſer. Nachdem er dieß ein Paar Wochen gethan hatte, nahm er eines ſeiner größern Kinder dazu, that verſchiedene Fragen an daſſelbe, und dieß mußte die Antworten buchſtabiren. z. E. Was iſt das? BROD Brod und das? GELD Geld.

Conrad und Fritz höreten dieß einige Tage mit an, hernach fiengen ſie von ſelbſt an, die Antworten zu buchſtabiren. Es währete nicht gar lange, ſo konnten die Kinder friſch weg buchſtabiren, und — kannten noch keinen Buchſtab. Dieß kam mir und allen Nachbaren ſonderbar vor. Ich konnte es daher nicht laſſen, ich gieng einmal zum Herrn Pfarrer, und ſagte ihm: wäre es denn aber nicht beſſer wenn die Kinder erſt die Buchſtaben kennen, hernach das Buchſtabiren lernten?

Der Herr Pfarrer lächelte und ſagte: wenn ich entſcheiden will, welche von zweyen Methoden die beſſere ſey: ſo ſehe ich immer auf den Erfolg den jede Methode hat. Diejenige Methode, die den beſten Erfolg hat, die iſt mir die beſte. Wenn z. E. darüber diſputiret wird, ob es beſſer ſey, den Hafer unterzupflügen, oder unter zu egen: ſo diſputire ich nicht ſonſondern wenn die Beſtellzeit iſt, gehe ich mit meinem Hans aufs Feld, und ſage ihm: Hans! auf dieſer Hälfte des Ackers pflüget den Hafer unter, auf der andern eget ihn unter; dann, wann die Ernte kommt, gehe ich hinaus und ſehe zu, welche von beyden Methoden, den Acker zu beſtellen, die beſſere ſey. Weiß er denn wohl woran ich es ſehe?

Doch wohl an den Früchten, antwortete ich. Diejenige Methode den Hafer zu beſtellen, die die mehreſten Garben und Körner liefert, iſt wohl die beſte.

Nun wollen wir einmal die Anwendung davon machen. Zeither iſt es gewöhnlich geweſen, daß die Kinder erſt die Buchſtaben, hernach das Buchſtabiren lernten, ich habe es umgekehrt. Nun ſage er mir einmal auf ſein gutes Gewiſſen, Herr Kieſer! haben denn unſere Kinder geſchwinder oder langſamer das Buchſtabiren gelernet, als andere, die nach der alten Methode unterrichtet wurden?

Freylich haben es unſere Kinder geſchwinder gelernt, als andere, antwortete ich. Sie können aber das A B C noch nicht. Nun fuhr der Herr Pfarrer fort, ſo ſollen ſie morgen das A B C zu erlernen anfangen.

Der Anfang wurde gemacht; wie wunderte ich mich aber, noch war kein Buch da. Statt des Buchs brachte der Herr Pfarrer lauter gedruckte Buchſtaben mit, die auf Pappe geleimt waren. Nun fragte er den Conrad: was iſt das? B R O D. Brod antwortete er. Gebt Achtung Kinder! fuhr er fort, bisher habt ihr mir die Buchſtaben genennt, aber ihr habt noch keinen geſehen. Itzo will ich euch dieſe Burſche kennen lehren. Seht hier iſt der B, hier der R, und da O und der D. Da ſtehen ſie hinter einander, wie die Soldaten. Wenn ich ſie nun zuſammen ausſprechen will, B. R. O. D. wie ſage ich denn? Brod antworteten die Kinder.

So machte er es noch mit einigen Worten. Hernach hob er die Buchſtaben, einen nach dem andern, in die Höhe, legte ſie dann auf den Tiſch und ſagte: das iſt A, das iſt X, das R. u. ſ. w. dieß that er einigemal Hernach ſagte er, nun wollen wir ein Späschen machen! lächelte, zog ganz langſam etwas aus der Taſche, machte die Kinder ſo neugierig, daß ſie um ihn herum traten, nach der Taſche ſich bückten, und, da das Herausziehen gar zu lange dauerte, endlich Gewalt brauchten, des Herrn Pfarrers Arm hielten, und das, worauf er ſie neugierig gemacht hatte, ihm aus der Hand riſſen. Es waren Bilderchen! ſie lachten darüber, und hüpften damit in der Stube herum. Der Herr Pfarrer lachte auch mit.

Ein anderer würde ſich dadurch für beleidigt gehalten und geglaubt haben, daß dieß Betragen der Kinder gegen ſeinen Reſpect ſey! würde ſie wohl ungezogene Ranken geſcholten, und, wenns ein rechter Altgläubiger geweſen wäre, ihnen durch ein Paar derbe Maulſchellen Mores gelehret haben. Aber, wie geſagt, unſer Herr Pfarrer lachte herzlich mit.

Da er ein Paar Minuten mit ihnen gelacht hatte, ſagte er: Wollt ihr denn die Bilderchen haben?

K. Ja! Ja!

Pf. Welches iſt euch denn lieber, wenn ihr ſie mir raubt, oder wenn ich ſie euch gebe?

K. Wenn du ſie uns giebſt.

Pf. Soll ich ſie euch ſchenken, oder wollen wir darum ſpielen?

K. O ja Vater! wir wollen darum ſpielen.

Nun da ſetzt euch denn hin, ich will euch das Spiel lehren. Gebt Achtung! Hier ſind die Buchſtaben alle! Einer um den andern ſucht den Buchſtaben heraus, den ich ſage; wer am Ende die mehreſten hat, der bekommt ein Bild.

Nun fieng er an: Conrad ſuche den R. Fritz den T! Conrad den C. Fritz den X! u. ſ. w. Itzo waren die Buchſtaben alle, Fritz hatte die mehreſten, und bekam ein Bild. Noch ein Paarmal wurde das Spiel gemacht, hernach fragte der Herr Pfarrer: wollen wir aufhören?

O nein, ſagten die Kinder, laß uns noch ein Paarmal ſpielen!

Nun wenn ihr wollt, ſagte er, aber itzo will ich ein anderes Spiel anfangen, das zum todt lachen iſt. Seht alle die Buchſtaben noch einmal durch; nun will ich mir einen um den andern in die Gedanken nehmen, wer ihn rathet, der nimmt ihn weg, und wer am Ende die mehreſten hat, der bekommt ein

Bild. Fritz du fängſt an zu rathen, dann räth Conrad, und ſo wechſelt ihr immer mit einander ab.

Fr. Iſts der K?

Pf. Nein.

C. Der N?

Pf. Nichts vom N.

Fr. Der Y?

Pf. Weiß nichts vom Y.

C. Der O?

Pf. Ja der O iſts, nimm ihn!

So wurde gerathen, bis die Buchſtaben alle waren, und die Kinder hatten auf dieſe Art das A B C beynahe zwanzigmal angeſagt, ohne daß ſie es wußten. Nach zwey Tagen konnten ſie es durchaus. Nun that der Herr Pfarrer weiter nichts, als daß er noch dieſe Uebung mit verſchiedenen Arten von Buchſtaben, groſſen, kleinen, lateiniſchen, geſchriebenen, anſtellete. Da nun die Kinder die Buchſtaben vollkommen kannten, das Buchſtabiren aus dem Kopfe ſchon gelernet hatten: ſo war es ihnen leicht nun aus dem Buche zu buchſtabiren. Und da das Leſen von ſelbſt erfolgt, wenn man erſt buchſtabiren gelernt hat: ſo gab es ſich auch mit dieſem bald.

Sobald die Kinder fertig leſen konnten, ließ mich der Herr Pfarrer einmal zu ſich rufen, die Kinder mußten mir vorleſen, dann fragte er mich, welche Methode, Kindern das Buchſtabiren und Leſen zu lehren gefällt ihm nun beſſer, Herr Kiefer! meine oder die alte? Ihre, Herr Pfarrer! antwortete ich. Wenn ich bedenke, was für Mühe bey der alten Methode der Lehrer hat, wie verdrüßlich dabey die Kinder werden, wie oft ſie ſich dabey müſſen anfahren laſſen, wie viele Zeit ſie damit zubringen: ſo kann mans ja mit Handen greifen, daß Ihre Methode den Vorzug hat.

Da wir noch darüber ſprachen, bekam der Herr Pfarrer einen Beſuch von einem benachbarten Herrn Geiſtlichen, der ſein Söhnchen bey ſich hatte, das mit unſern Kindern ohngefähr in gleichem Alter war.

Wie halten Sie es denn mit Ihren Kindern, Herr Confrater, fragte der Geiſtliche, Sie laſſen ſie doch nicht buchſtabiren?

Allerdings laſſe ich ſie buchſtabiren.

Das wundert mich. Sie ſind doch ſonſt ein ſehr aufgeklärter Mann; wie können ſie denn eine Gewohnheit beybehalten, die von allen neuern Erziehern verworfen wird?

Pf. Mein lieber Herr Confrater! Bey der Behandlung meiner Kinder kehre ich mich weder an die alten, noch an die neuen Erzieher; ſondern ich thue das, was ich, nach meinen Einſichten, für das beſte halte.

G. Wie können Sie denn das Buchſtabiren für etwas Gutes halten? bedenken ſie doch ſelbſt, wie lächerlich es iſt, wenn das Kind buchſtabiret. RO Ro SEN ſen Roſen WAS was Roſenwas SER ſer Roſenwaſſer. Iſt es denn nicht vernünftiger, wenn das

Kind angehalten wird, die Sylben gleich ganz nach einander herzuſagen, ohne die Sylben ſo vielmal zu wiederhohlen?

Pf. Ich bin, lieber Herr Confrater! kein Freund vom diſputiren. Ihr Söhnchen hat wohl das Leſen ohne Buchſtabiren gelernt?

S. Allerdings.

Das Kind, welches nicht buchſtabiren gelernt hatte, mußte leſen und las herzlich ſchlecht.

Nun mußte es abtreten, und Fritz wurde hereingerufen. Dieſer mußte die nämliche Stelle leſen — und las ſie weit beſſer und ſchneller.

Der Herr Pfarrer ſchickte ihn fort und fragte nun den Herrn Confrater, welcher von den beyden Knaben am beſten läſe? Ich muß es geſtehen, antwortete er. Ihr Fritz.

Ich glaube es auch, ſagte der Herr Pfarrer. Ich habe ſo viele Kinder gekannt, die das Leſen ohne buchſtabiren lernten, die immer ſchlecht laſen, und, wann ſie ſchrieben, die Wörter immer falſch abtheilten, z. E. Roſ en, Hon: ig. Hingegen Kinder, die erſt fertig buchſtabiren, dann leſen lernten, laſen immer gut, und theilten im Schreiben die Wörter richtig ab. Sehen Sie, Herr Confrater! dieß ſind die Gründe, warum ich das Buchſtabiren beybehalte.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Conrädchen bekommt, ſtatt des Katechismus, Tauben zu rupſen.

Daß mein Conrad geſchwind leſen gelernt hatte, wurde nun weit und breit bekannt. Kaum hätte es ſeine Frau Muhme gehört: ſo brachte ſie ihm einen recht hübſchen Katechismus, und ermahnete ihn, daß er darin recht fleißig leſen ſollte. Der Junge hatte eine gewaltige Freude darüber, ſchlug das Buch auf und las mit lauter Stimme: Welches iſt das ſechſte Gebot? du ſollſt nicht Ehebrechen.

Vater, ſagte er, wie macht mans denn, wenn man ehebricht?

Das weiß ich nicht, antwortete ich. Frage deine Frau Muhme.

Frau Muhme, ſagte er, weißt du es denn, wie mans macht, wenn man Ehe bricht?

Alle Dinge, antwortete ſie, zu wiſſen, biſt du noch viel zu jung.

Da gieng er zur Mutter, und bat dieſe ihm zu erklären, wie mans mache, wenn man ehebräche, wurde aber auch mit einer kurzen Antwort abgefertigt. Da fieng er an zu heulen, und ſagte: was hilft mir denn das Buch, wenn ichs nicht verſtehe? Wenn ich doch nur wiſſen ſollte, wie man ehebräche!

Da ſahe ich nun recht deutlich, daß der Katechismus ſich gar nicht zum Leſebuch für ſo zarte Kinder ſchicke. Ich hatte alſo weiter nichts zu thun, als ihm den Katechismus auf eine gute Art wieder aus den Händen zu bringen.

Meiner Frau hatte ich verſprochen, ihr einige Paar junge Tauben in die Küche zu liefern. Dieſen Umſtand benutzte ich, ziſchte Conraden in die Ohren: wollen wir denn junge Tauben ausnehmen? Ja Vater! antwortete Conrad freudig, warf den Katechismus auf den Tiſch, faßte mich bey der Hand, und gieng mit mir zum Taubenhauſe hin. Ehe ich aber noch dahin kam, lief ich wieder zurück zur Mutter, und ſagte ihr, ſie möchte geſchwind den Katechismus in ihren Schrank verbergen.

Dann gieng ich mit ihm ins Taubenhaus. Tauſend! was für Freude hatte der Junge, als er hineintrat, und hier eine Taube über den Eyern, da eine andere, die ihre Jungen fütterte, dort ein Paar flikke Tauben ſah. Ich nahm ein Paar junge Tauben aus dem Neſte, und ſagte zu ihm nicht: da Junge! nimm die Tauben und bring ſie deiner Mutter! ſondern ich ſagte ganz anders. Conrädchen, ſagte ich, willſt du denn dieſe Tauben deiner Mutter bringen? Ja! ja! ſagte er, nahm die Tauben freudig und lief damit fort.

Unter der Zeit, daß er die Tauben zur Mutter trägt, will ich doch eine Anmerkung machen. Ich habe bemerkt, daß der Menſch, er ſey groß oder klein, immer lieber ſeinen eigenen als eines andern Willen thut, und daß diejenigen immer am ſicherſten andere nach ihrem Willen lenken, die ihnen nicht geradezu befehlen, ſondern ſie dahin zu bringen ſuchen, daß ſie von ſich ſelbſt zu thun glauben, was man von ihnen verlangt.

Bey der Erziehung habe ich dieß gar deutlich geſehen. Commandirte ich das Conrädchen: ſo gehorchte es mir zwar, aber es war bey dem Gehorchen doch keine rechte Freudigkeit. Fragte ich ihn: willſt du dieß oder das thun? ſo antwortete er immer recht freudig: ja lieber Vater!

Itzo kam Conrad wieder und fragte: ſoll ich noch mehr Tauben zur Mutter tragen? Ja, ſagte ich, gab ihm noch 2 Paare, und ich nahm 2 Paare, und ſo giengen wir zur Mutter.

Dieſe nahm die Tauben, nachdem ſie ein Meſſer geſucht hatte, und gieng in die Küche, um ſie zu ſchlachten. Conrad lief ihr nach. Dieß gab mir einen Stich ans Herz. Es flog mir der Gedanke durch die Seele: ſollte der Knabe auch wohl grauſam werden, wenn er die unſchuldigen Tauben ſchlachten, und mit dem Tode ringen ſieht? genug ich konnte mich nicht entſchließen, ihn mit in die Küche gehen zu laſſen, ſondern ſuchte ſeine Wünſche wieder auf etwas anders zu lenken.

Nach einiger Zeit kam die Mutter wieder und fragte ihn: Conrädchen willſt du denn Tauben rupfen? Ja ſagte er, und lief geſchwinde zu dem Siebe, in welchem die abgeſchlachteten Tauben lagen. Während dem Rupfen that er verſchiedene Fragen an mich und ſeine Mutter, wegen der Tauben und ihrer Lebensart. Unter andern that er auch folgende verfängliche Frage an mich: iſt denn das Recht, daß du die Tauben todt machſt? ſie haben dir ja nichts gethan, und die alten Tauben betrüben ſich nun drüber daß ihre Jungen todt ſind.

Dieſe Frage machte mich ganz verwirrt, und ich wußte nicht, was ich drauf antworten ſollte. Deßwegen machte ich eine Entſchuldigung und gieng zur Stube hinaus. Der Herr Pfarrer hatte mir nämlich die Lehre gegeben, man ſolle lieber auf die Fragen eines Kindes gar nicht antworten, wenn man nicht gleich im Stande wäre, etwas Vernünftiges drauf zu antworten.

Ich war kaum ein Paar Minuten im Hofe geweſen; ſo fiel es mir ein, was ich zu antworten hatte, und ich gieng wieder in die Stube zurück.

Conrad, ſagte ich, weißt du denn was die Tauben freſſen?

C. O ja! ſie freſſen Gerſte, Hafer, Linſen, Waizen und Erbſen.

J. Und woher bekommen ſie denn dieß alles?

C. Sie holen es vom Felde.

J. Wie kommt denn dieß alles auf das Feld?

C. Es wächſt drauf.

J. Von ſich ſelbſt?

C. Nein die Bauern haben es darauf geſäet.

J. Alſo gehört die Gerſte, der Haſer, der Weizen, die Erbſen, welche die Tauben freſſen, eigentlich den Bauern. Da ſind die Tauben doch loſe Vögel, daß ſie wegfreſſen, was nicht ihnen, ſondern den Bauern gehört. Weißt du wie viele Junge gemeiniglich ein Paar Tauben ausbrühet.

C. Nein Vater! das weiß ich nicht.

J. So will ich dir es ſagen. Gemeiniglich brühet ein Paar alte Tauben jährlich 4 Paar Junge aus.

C. Jährlich?

J. Jährlich.

C. Ey das iſt viel!

J. Freylich iſt es viel. Wenn ich alſo alle dieſe Jungen leben laſſe: ſo habe ich künftiges Jahr, ſtatt 50 Paaren, die itzo bey mir fliegen, 260 Paare. Geſetzt auch daß 50 Paare davon ſterben, oder durch die Raubvögel gefreſſen werden: ſo bleiben doch gewiß 200 Paare übrig. Das folgende Jahr habe ich 600 Paare, und das nächſtfolgende Jahr 3200 Paare.

C. Ey Vater! wenn du 3200 Paar Tauben hätteſt!

J. Wenn nun aber dieſe 3200 Paar Tauben auf das Feld fielen, und bey andern Bauern vermehreten ſich die Tauben auch ſo ſehr: ſo fräßen ſie ja alles Getreide weg, was behielten denn die Menſchen?

C.

C. Aber Vater! eine Taube frißt ja nicht viel?

J. Freylich frißt ſie nicht viel, in einem Tage; aber das Jahr hindurch frißt ſie ziemlich viel. Und wieviel freſſen 3200 Paare! Siehſt du alſo lieber Conrad, warum ich die jungen Tauben ſchlachten laſſe. Entweder ich muß mein Getraide von den Tauben auffreſſen laſſen oder ich muß einen Theil davon ſchlachten und ſelbſt eſſen. Wenn ich dieſe Thierchen blos aus Muthwillen tödete, da wäre ich freylich ein grauſamer Mann; da ich ſie aber ſchlachten laſſe, damit ſie mir nicht ſchaden, und, weil ſie mir eine gute Mahlzeit geben: handele ich denn da noch unrecht?

C. Nein. Aber es thut doch den armen Tauben weh, wenn ſie geſchlachtet werden.

J. Freylich thut es ihnen wehe. Aber ſterben müſſen ſie doch. Sie mögen ſterben, wenn ſie wollen, ſo thut es ihnen wehe.

Nach der Zeit fragte ich den Herrn Pfarrer, ob ich recht daran gethan hätte, daß ich Conraden nicht erlaubte, bey dem Abſchlachten der Tauben zu ſeyn? und der Herr Pfarrer gab mir Recht.. So lange, ſagte er, ein Kind noch nicht belehret iſt, warum, und in welchen Fällen es erlaubt ſey, die Thiere zu töden, laſſe ich es nicht gern das Abſchlachten der Thiere mit anſehen. Entweder es thut das, wozu es ſein Herz treibt, es bedauert ſie, und dann bekommt es von denen, die ihr Blut vergießen, eine übie Meynung:

oder

oder es erſticket das Mitleiden, und wird dadurch hartherzig und grauſam. Wenn das Kind aber erſt Verſtand gnug hat, um einzuſehen, daß das tödten der Thiere, unter gewiſſen Umſtänden, nothwendig ſey: dann wird es ihm nicht leicht ſchaden, wenn es auch bisweilen die Todesangſt eines Thieres mit anſieht.

Auch das billigte er, daß ich Conraden den Katechismus aus den Händen geſpielet hatte, und gab mir dafür ein ander Buch, worinne ich ihn ſollte leſen laſſen. Darinne waren kurze Beſchreibungen von natürlichen Dingen, die das Kind mehrentheils ſchon geſehen hatte, z. E. von der Kuh, dem Pferde, den Hühnern, Tauben, Schwalben, Karpfen, Hechten, Fröſchen, Raupen, Regenwürmern u. d. g. Ferner enthielt es kleine Geſchichten von guten Kindern. In dieſem Buche, ſagte der Herr Pfarrer, wird der Knabe gern leſen; weil er alles, was er lieſt, verſteht.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Conrad wird zum Schreiben angeführt.

Itzo fieng der Herr Pfarrer an die Kinder dazu zu gewöhnen, ihre Gedanken ſchriftlich aufzuſetzen. Schreiben hatten ſie aber noch nicht gelernt. Den Tag vorher, ehe er die Uebung anfieng, that er mir es zu wiſſen. Ich mußte herzlich darüber lachen. Buchſtabiren hatte er ſie gelehret, ehe ſie einen Buchſtab kannten, nun ſollten ſie angeführet werden, ihre Gedanken ſchriftlich auszudrücken, ehe ſie einen Buchſtaben ſchreiben konnten. Unterdeſſen war ich doch curios zu ſehen, wie das Ding ablaufen würde. Ich gieng alſo zum Herrn Pfarrer; das Ding, worüber er dießmal Lection gab war — eine Laus. Mir war es lächerlich, daß er über ein ſo ekelhaftes Geſchöpf eine Lehrſtunde gab. Unterdeſſen wußte er doch alles ſo einzurichten, daß ich mit Vergnügen zuhörete, und manches noch lernte, was ich nicht gewußt hatte. Da der Unterricht vorbey war: fragte er die Kinder, wer will mir nun dictiren was ich über die Laus geſagt habe? Ich! antworteten beyde. Nun, ſagte er, beyde könnt ihr nicht dictiren. Einer darf nur dictiren. Der ſoll es thun, der mir ſagen kann, welches Thier mit der Schaflaus die größte Aehnlichkeit hat?

Die Kinder riethen hin und her, endlich rief Conrad aus: nun weiß ich es Herr Pfarrer! nun weiß ich es ganz gewiß — die Lämmerlaus.

Getroffen! ſagte der Herr Pfarrer. Conrad du dictirſt. Mach es hübſch, damit dein Vater Freude daran habe. Da dictirte denn Conrad etwas, welches der Herr Pfarrer nachſchrieb; zum Spas habe ich es aufbewahret, es lautete ſo:

Die Laus iſt ein Inſect ohne Flügel, hat ſechs Füße und einen Saugrüſſel, womit ſie Blut ſaugt.

Sie pflanzt ſich durch Eyer fort, welche Niſſe heißen, und an die Haare gelegt werden. Es giebt an dem Menſchen Kopfläuſe, und Kleiderläuſe. Andere Thiere haben auch Läuſe, z. E. die Gans, die Henne, die Kuh, das Schwein u. ſ. w. Wenn man keine Läuſe haben will, ſo muß man ſich fleißig waſchen, oft reine Wäſche anziehen, ſich fleißig kämmen, und mit unbedecktem Kopfe gehen.

Ich hatte eine herzliche Freude darüber.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Einführung eines neuen Cantors.

Kurz darauf bekam unſer Herr Cantor die Auszehrung. Da der Herr Pfarrer voraus ſahe, daß keine Rettung möglich ſey: ſo ſorgte er in der Stille für einen geſchickten Nachfolger. Er hatte den jungen Lindenbaum kennen lernen, und in ſein Herz geſchloſſen: weil er ſehr geſchickt war, und die Kinder ſehr gut zu behandeln wußte. Dieſen ſchlug er dem Edelmanne vor, und bat ihn, dieſen jungen Mann nach Rekahn zum Domherrn von Rochow zu ſchicken, um da in der vortreflichen Landſchule, welche der Domherr angelegt hat, zu lernen, wie die Kinder müſſen unterrichtet werden. Der Edelmann, der die Gemeine lieb hatte, that es ſehr gerne, und der junge Lindenbaum

baum wurde von dem Herrn von Rochow, ſowohl als auch von dem Herrn Pfarrer Rudolph und dem Herrn Cantor Bruns, ſehr gut aufgenommen, und mit der dortigen Lehrart bekannt gemacht.

Unterdeſſen ſtarb unſer Herr Cantor, Herr Lindenbaum wurde zurückberufen, und rückte in ſeine Stelle ein.

Als ihn der Herr Pfarrer in ſein neues Amt wieß, hielt er, in Gegenwart der Kirchenvorſteher, folgende Rede an ihn, die ich hier mittheilen will.

„Ich führe ſie heute, lieber Herr Cantor! in ein ſehr wichtiges Amt ein, daß zwar nicht viele Ehre vor der Welt, aber deſto mehr Ehre vor Gott hat. Sie bekommen das Amt, junge Menſchen zu geſunden, vernünftigen, frohen, rechtſchaffenen, thätigen Erdenbürgern zu erziehen. Es ſind nur Bauernkinder, die Sie erziehen ſollen; aber ſie ſind doch viel werth. Der Bauernſtand iſt einer der nützlichſten Stände, da er die übrigen ernähret, und wenn die Bauern aufgeklärt werden: ſo herrſcht Ueberfluß im ganzen Lande.

Ich wünſche nichts mehr, als daß Sie in ihrem neuen Amte mit recht vielem Segen arbeiten mögen. Dieſer wird ihnen gewiß nicht fehlen, wenn ſie immer freudig, im Vertrauen auf Gott, ihre Geſchäffte verrichten und über dieſelben recht nachdenken.

Man hat zeither immer geſagt, das Schulamt wäre ein ſehr ſchweres Amt, und es mag auch in vieten Köpfen wahr ſeyn. Wenn ich aber bisweilen geſehen habe, wie manche Herren Schullehrer ihr Amt führten: ſo habe ich oft gefunden, daß ſie es ſich ſelbſt ſchwer machten.

Ich halte es alſo für Pflicht, Sie auf die Fehler aufmerkſam zu machen, wodurch ſich die Schullehrer oft ihr Amt erſchweren.

Der erſte Fehler, den ſie begehen, iſt dieſer, daß ſie die Schuld, warum ihre Kinder nichts lernen, in der Dummheit der Kinder ſuchen. Nun iſts wahr, daß nicht alle Kinder gleiche Fähigkeiten haben. Wahr iſt es auch, daß gewöhnlich in einer Schule einer oder der andere ſich befindet, der wirklich dumm iſt; aber gewöhnlich liegt doch die Schuld, warum die Kinder nichts lernen, an dem Lehrer, ſo wie die Schuld, daß mancher Leute Aecker nichts tragen, an ihnen ſelbſt, aber nicht gerade zu an den Aeckern liegt.

Ich gebe ihnen alſo den guten, wohlgemeinten Rath, daß Sie, ſo oft die Kinder nicht ſo lernen, wie Sie wünſchen, die Schuld davon nicht den Kindern, ſondern ſich ſelbſt beymeſſen, und überlegen, wo Sie gefehlet haben, und wie Sie es künftig beſſer machen können. So oft Sie eine Lehrſtunde anfangen, muß ihre erſte Sorge ſeyn, den Kindern Luſt zum Lernen beyzubringen. So wenig das Eſſen etwas nützt, das man ohne Appetit genießt, ſo wenig nützt eine Lehrſtunde, der man ohne Luſt beywohnt. Wenn man mit verdrüßlicher Miene in die Schule kommt, und den Unterricht etwa folgendermaßen anfängt: Kinder! ſetzt euch und ſeyd ruhig; der erſte, der Unruhe anfängt, bekommt Schläge: kann dieß wohl den Kindern Luſt zum Lernen machen?

Ein vernünftiger Schullehrer fängt ſeinen Unterricht etwa mit folgender Anrede an: lieben Kinder! heute habe ich euch wieder viel Gutes zu ſagen; wenn ihr aufmerkſam ſeyd: ſo werdet ihr viel Nützliches lernen, Seyd fein ruhig, damit ich nicht verdrüßlich werde, und euch etwa was Unangenehmes ſage, der aufmerkſamſte ſoll einen beſondern Beweis meiner Liebe bekommen.

Während dem Vortrage muß man nie vergeſſen, daß man zu Kindern ſpreche, und ſich daher in Acht nehmen, daß man nicht zu ernſthaft werde, ſondern immer durch einen Scherz, durch eine Abänderung des Vortrags u. d. g. die Kinder wieder munter zu machen ſuchen. Ein Lehrer, der die Kunſt verſteht, ſeinen Schülern Luſt zum Lernen beyzubringen, wird gewiß immer mit Vergnügen unterrichten, und nicht leicht darüber klagen, daß ihm die Schularbeit zu ſauer werde.

Der zweyte Fehler, den die Schullehrer oft begehen, iſt dieſer: daß ſie die Schuld von dem Ungehorſame der Kinder gerade zu ihnen, und nicht auch ſich ſelbſt beymeſſen. Dadurch muß ihnen ihr Amt nothwendig beſchwerlich werden. Wie iſt es denn möglich, daß ein Lehrer mit Vergnügen in der Schule arbeiten kann, der ſeine Schüler für eine Rotte Böſewichter hält? Lieber Herr Cantor! glauben Sie mir, als einem Manne, der viele Kinder erzogen hat, die Kinder ſind von Natur keine Böſewichter, der Schöpfer hat ſie gut gemacht. Vieles, was den Anſchein von Ungehorſam, Starrſinn und Bosheit hat, iſt, wenn man es genauer unterſucht, weiter nichts, als Muthwille, und Flatterhaftigkeit, die der Jugend eigen ſind, und worüber ſich ein vernünftiger Lehrer nie ärgert. Wenn ſie aber wirklich ungehorſam und boshaft ſind: ſo muß man die Urſache davon immer in der Art ſuchen, wie ſie von den Erwachſenen behandelt werden. Daß die Kinder oft verdorben in die Schule gebracht werden, daß es alsdann dem Lehrer ſehr ſchwer fällt, ſolche Kinder zur Folgſamkeit zu bringen, daß dieſe durch ihre Halsſtarrigkeit oft machen, daß er ſein Amt mit Seufzen thut, und nicht mit Freuden, das iſt bekannt. Aber — gar vielmal ſind die Lehrer ſelbſt dran Urſache, wenn die Kinder ungehorſam und halsſtarrig ſind. Wenn die Befehle, die ſie geben, unüberlegt ſind: ſo ſtreubt ſich die menſchliche Natur dagegen, und der Menſch, er mag groß oder klein, alt oder jung ſeyn, weigert ſich, albernen Befehlen zu gehorchen. Daher kommt oft der Ungehorſam. So befahl einmal ein Schullehrer, die Kinder ſollten, wenn ſie aus der Schule giengen, niemals laufen, ſondern fein ſachte gehen. Was geſchah? die Kinder giengen ſachte, ſo lange ſie in der

Gaſſe waren, welche der Lehrer überſehen konnte; ſobald ſie aber um die Ecke waren, ſprangen ſie wie die Pferde, die den Zaum zerriſſen haben. Der gute Lehrer erfuhr es wieder, ärgerte ſich, und prügelte die Kinder zur Reihe durch. Dieß erbitterte die Kinder, ſie wurden dem Lehrer gram, ſprangen nach wie vor, und machten dem Lehrer recht verſetzlich Verdruß.

Darüber ärgerte ſich der gute Mann erſtaunlich, bekam ein Gallenfieber, und wäre bald geſtorben. Er erzählte mirs, und ſagte, daß in ſeinem Dorfe eine recht gottloſe, teufliſche Brut von Kindern wäre, und bedachte nicht, daß er ſelbſt, in den beſten Abſichten, ſie verderbt hatte.

Springen und Laufen iſt den Kindern natürlich, es ihnen geradezu verbieten iſt unnatürlich. Die Natur der Kinder empört ſich dagegen. Ferner war dieß unbedachtſam, daß der Schullehrer einen Befehl gab, über den er nicht halten konnte. Es war ja nicht möglich, daß er den Kindern nachgehen und ſehen konnte, wie ſie ſeinem Befehle nachkamen. Und drittens fehlte der gute Mann darinne, daß er die Kinder prügelte, deßwegen, daß ſie gethan hatten, was eigentlich gar nichts Unrechts war. *Das ſicherſte Mittel einen Menſchen verſtockt und boshaft zu machen, iſt — daß man ihm Unrecht thut.*

Lieber Herr Canter! der Menſch hat eine natürliche Abneigung, gegen alle Befehle und Vorſchriften. Da aber doch die Ordnung erfordert, daß er Befehle annehmen und befolgen muß: ſo muß man ſeine Befehle und Vorſchriften immer ſo einrichten, daß der, dem ſie gegeben werden, erſt von ihrer Güte überzeugt wird, und glaubt, als wenn er ſie freywillig befolge.

Wir müſſen einen Unterſchied machen, zwiſchen Befehlen, die für den gegenwärtigen Augenblick gegeben werden, und zwiſchen ſolchen, die auf eine lange Zeit gelten ſollen. Beyden muß man alles Rauhe zu benehmen ſuchen. Ein kluger Schulmann kann ſeine Befehle, für den gegenwärtigen Augenblick, gewöhnlich ſo einrichten, daß ſie gar nicht wie Befehle, ſondern wie eine Frage klingen. Er will z. E. daß ein Buch oder ſo etwas weggetragen werden ſoll: ſo kann er gerade zu ſagen: du Stephan, oder Heinrich, trage dieß Buch, da oder dorthin; und es iſt gut, wenn dieß auch bisweilen geſchieht. Gewöhnlich aber pflegt er zu ſagen: Kinder! wer will mir denn dieß Buch wegtragen? da ruft denn gemeiniglich die ganze Schule: ich! und er giebt es dem, der ſich bisher am beſten betrug, zum Beweiſe ſeiner Zufriedenheit. Dieſer ſpringt dann vor Freuden, und vollzieht den Befehl weit freudiger, als wenn ihm ſo ganz trocken wäre geſagt worden: trage das Buch weg.

Giebt er Verordnungen die auf einige Zeit gültig ſeyn ſollen: ſo hütet er ſich ſehr, gerade zu zu befehlen: er ſucht vielmehr erſt die Kinder zu überzeugen

gen, daß die Liebe zu ihnen, dieſe Verordnung nothwendig mache. Ich will Ihnen dieß mit einem Exempel erläutern. Geſetzt ein Lehrer wollte die Verordnung machen, daß die Kinder, ſo oft er in die Schule träte, vor ihm aufſtehen, und ihm ein Compliment machen ſollten: ſo könnte er dieß auf zweyerley Art thun, entweder daß er ſagte: "Kinder ich befehle euch hiermit, daß ihr hinführo allemal, ſo oft ich in die Schule trete, vor mir aufſtehet, und ein Compliment macht; richtet euch darnach, ich ſage es euch! ihr müßt wiſſen, daß ich euer Lehrer bin, und daß ihr meine Schüler ſeyd.„ Was meynen Sie lieber Herr Cantor! was dieſer Befehl wirken wird? ganz gewiß Abneigung gegen den Lehrer. Die Kinder werden ihn für einen hochmüthigen Mann halten, der dieſen Befehl nur gebe, um deſto mehr Ehre zu haben.

Es könnte dieſes aber auch auf folgende Art geſchehen: Der Lehrer hielt einmal eine freundliche Anrede an die Kinder und ſagte etwa folgendes: „Lieben Kinder! ich wünſche herzlich, daß alle Leute von euch eine recht gute Meynung haben ſollen. Ich möchte ſo gern, daß meine lieben Schüler den Ruhm hatten, daß ſie die beſten und artigſten in der ganzen Gegend wären. Ihr wünſcht es gewiß auch. Wie wäre es alſo, wenn wir uns mit einander in der Höflichkeit übten? Wenn ich hereinkomme, wünſche ich euch einen guten Morgen, oder einen guten Tag, und ihr ſeyd dann ſo höflich und ſteht auf, und macht mir ein

Compliment. Um meinetwillen habt ihr das nicht nöthig. Ich bleibe wer ich bin, ihr möget aufſtehen, oder ſitzen bleiben; es geſchieht dieß blos um euretwillen. Wenn ihr euch gewöhnt, gegen mich höflich zu ſeyn: ſo ſeyd ihr es auch gewiß gegen andere, und dieß wird euch bey ihnen beliebt machen, und euch Ehre bringen.“ Iſts nicht wahr, dieſe Verordnung werden die Kinder mit Vergnügen befolgen?

So muß es mit allen Verordnungen ſeyn. Nie darf man eine geben, ohne die Kinder erſt zu überzeugen, daß ſie ihr Beſtes zur Abſicht habe. Wenn dieſe Ueberzeugung erſt da iſt, dann erfolgt der Gehorſam von ſich ſelbſt.

Nur muß man ſich hüten, daß man nicht zu Unwahrheiten ſeine Zuflucht nehme, und den Kindern etwas glaubhaft zu machen ſucht, das nicht wahr iſt.

Wenn z. E. ein Lehrer die Schüler dadurch bewegen wollte, daß ſie in der Schule ſtille wären, daß er ihnen mit Gottes Strafen drohete, und ihnen ſeinen Zorn und ſeine Strafen recht fürchterlich beſchriebe: ſo ſpräche er nicht die Wahrheit. Wie kann man doch von dem Allgütigen glauben, daß er, wie ein böſer Schulmeiſter, ſich über den jugendlichen Muthwillen entrüſte, und deßwegen ſchwere Strafen verhänge! Ein vernünftiger Schullehrer hat immer wahre Gründe genug, wodurch er ſeine Schüler von der Güte ſeiner Verordnungen überzeugen kann.

Geſezt er wollte die Verordnung machen, daß die Kinder während dem Unterricht nicht plaudern ſollten, ſo würde er es folgendermaſen anfangen. Kinder! würde er ſagen, wißt ihr denn warum ihr in die Schule geht?

Ganz gewiß würden die Kinder antworten: daß wir etwas lernen wollen.

Nun, würde ein guter Lehrer fortfahren: ſo dürft ihr auch in der Schule nicht plaudern. Denn wer plaudert, der hört nicht zu, und wenn er nicht zuhört, ſo kann er auch das nicht lernen, was geſagt worden iſt. Und das habt ihr auch wohl gern, daß ich immer freundlich bin, und bisweilen ein Späschen mache. Das iſt euch auch wohl lieber, als wenn ich ungeduldig werde und euch harte Worte ſage. Nun wenn ihr das wollt, ſo dürft ihr ja nicht plaudern: denn dieß macht mich verdrüßlich und ungeduldig. Wenn ich aber immer ſtille und freundliche Schüler vor mir habe, ſo bin ich vergnügt und freundlich. Wenn wir alſo in der Schule etwas lernen und vergnügt bey einander ſeyn wollen, ſo müſſen wir nicht plaudern; ſondern wir müſſen ſtille und ruhig ſeyn. Ich habe euch lieb, Kinder! das wißt ihr; deßwegen muß ich die Verordnung machen: daß hinführo, wenn ich Unterricht ertheile, nicht geplaudert werde. Wer dem ohngeachtet plaudert, der ſtört unſere Freude, er verdient ausgeſchloſſen zu werden, und verdient allein auf jenem Bänkchen zu ſitzen.

Kurz das Geſchäffte des Schullehrers iſt nicht ſo wohl Befehlen und Verordnungen zu machen, als — die Kinder zu überzeugen, daß ſie dieß und jenes *um ihres eignen Beſten willen unterlaſſen müſſen.*

Dieſe Erziehungsart iſt dem Sinne Jeſu recht gemäß, welcher nicht durch Furcht und Drohungen; ſondern durch Ueberzeugung und Liebe die Menſchen dahin zu bringen ſuchte, daß ſie ſich nach ſeinem Willen richteten. Zu Moſes Zeiten mochte es angehen, daß man den Menſchen immer ſagte: du *ſollſt* dieß thun, du *ſollſt* jenes laſſen, und durch die ſchrecklichſten Drohungen die Menſchen zur Befolgung dieſer Geſetze zu bringen ſuchte: denn damals waren die Menſchen noch nicht hinlänglich aufgeklärt; allein ſeitdem Jeſus, der groſze Aufklärer, die Menſchen belehret, und ſie vom *Geſetze erlöſet hat,* ſchickt ſich dieſe Methode gar nicht mehr, am wenigſten für diejenigen, die dazu berufen ſind, das Evangelium oder die liebevolle Lehre Jeſu den Menſchen zu verkündigen.

Am wenigſten ſchickt ſich das beſtändige Befehlen und verordnen für die gegenwärtigen Zeiten, in welchen wir leben, wo jedermann für Freyheit ſpricht, wo man über jedes harte Geſetz laut ſchreyet. Wie? ſind denn die Kinder nicht ſo gut Menſchen, als wir? Sind wir denn ihnen nicht eben die Schonung ſchuldig, die wir von andern verlangen?

Noch eins muß ich Ihnen ſagen, lieber Herr Cantor! es betrifft die Strafen. *Strafe muß ſeyn!*

ſeyn! pflegt man zu ſagen, und es iſt freylich wahr. Da die Kinder noch viel zu leichtfertig ſind, als daß ſie die traurigen Folgen die künftig einmal Unfleiß, Unordnung, Unfolgſamkeit, Unredlichkeit, überhaupt jede Unart, für ſie haben werde, ſich vorſtellen, und ſich dadurch zur Beſſerung leiten laſſen ſollten: ſo muß man ihnen durch Strafen davon einen Vorſchmack geben. Aber, lieber Herr Cantor! zu dem Beſtrafen der Kinder, wenn es gute Wirkung thun ſoll, gehöret viel viel Klugheit.

Die Hauptregel bey der Beſtrafung iſt dieſe: daß man ſo ſtrafe, daß die Kinder darüber nicht böſe werden, daß ſie, nach erduldeter Strafe, ihren Lehrer nicht nur nicht weniger, ſondern vielleicht noch mehr lieben, als zuvor. Wer durch Strafen die Kinder erbittert, geſetzt auch, daß er ſie dadurch von ihren Fehlern abbrächte, ſtiftet bey ihnen mehr Schaden als Nutzen; er kommt mir vor, wie ein Arzt, der ſeinem Patienten ſo ſtarke Vomitive giebt, daß zwar dadurch der Magen von aller Unreinigkeit befreyet, aber die Adern auch zerſprengt werden, ſo daß er in der Folge Blut auswirft.

Ich will es ihnen ſagen, lieber Herr Cantor, wie man ſtrafen muß, daß die Kinder darüber nicht böſe werden.

1. Muß man ſich hüten, daß man nicht willkührlich ſtrafe, nicht gleich die erſte die beſte Strafe den Kindern zu erkenne, die der Zorn und die üble

Laune eingiebt. Willkührliche Strafen, erbittern allemal.

Wenn Sie es mir nicht glauben wollen, lieber Herr Cantor! ſo ſtellen Sie ſich vor, daß Sie in einem Lande lebten, wo willkührliche Strafen gewöhnlich wären; wo man Sie, wenn Sie dieſen oder jenen obrigkeitlichen Befehl nicht pünktlich befolgt hätten, ſogleich auf ein halbes Jahr vom Amte ſuspendirte, oder ihnen eine Geldſtrafe von 30 bis 40 Gülden zuerkennte: was würden Sie dazu ſagen? Würden Sie nicht über Ungerechtigkeit und Despotismus ſchreyen? und die Kinder, lieber Herr Cantor, haben ein eben ſo feines, oft ein noch weit feineres Gefühl als wir. Sie fühlen es tief, tief, tief fühlen ſie es, wenn ſie jeden Zorn, jede üble Laune des Lehrers entgelten müſſen. Laut dürfen ſie darüber freylich nicht ſchreyen, aber — ſie thun etwas, das noch weit ſchlimmer iſt, ſie klagen einander ihr Leid, bedauren einander, und vereinigten ſich gegen den Lehrer. Wenn Sie von Schulen hören, wo die Lehrer vorſetzlich von den Schülern gekränkt werden, ſo erkundigen Sie ſich nur, wie man dort die Kinder behandelt, und ſie werden gewiß finden, daß in ſolchen Schulen willkührliche Strafen gewöhnlich ſind. Sie klagen es ferner ihren Eltern. Dieſe werden dadurch auch aufgebracht, laſſen im Zorn manches heftige Wort gegen den Lehrer fahren, und ſo ſinkt ſein Anſehen bey den Kindern immer mehr.

2. Wenn die Kinder über die Strafen nicht böſe werden ſollen: ſo muß man es ſo weit zu bringen ſuchen, daß für jede Art von Unart, z. E. Unfolgſamkeit, Unfleiß, Plaudern, u. d. gl. eine gewiſſe Strafe feſtgeſetzt wird. Bey der Feſtſetzung muß man auch nicht geradezu verfahren, ſonſt werden die Strafen wieder willkührlich; ſondern man muß mit den Kindern gleichſam zu Rathe gehen. In dieſem Falle würde ein vernünftiger Lehrer, wenn er z. E. es abbringen wollte, daß kein Kind das andere ſchlüge, folgendermaſen anfangen. Er hält an ſeine Kinder eine herzliche Anrede. Kinder! ſagt er, ich habe euch alle herzlich lieb, das wißt ihr. Ihr ſeyd mir von euren lieben Eltern anvertrauet worden, das iſt euch bekannt. Nun ſtellt euch einmal vor, was für ein ſchrecklicher Anblick es für mich ſeyn würde, wenn einmal einer von euch das Unglück hätte, daß ihm ein Auge ausgeſchlagen, oder die Naſe zerſchlagen, oder ihm ein Loch in den Kopf geworfen würde. Ein ſolches Unglück muß ich zu verhüten ſuchen, wenn ich euer Freund ſeyn, wenn ich das Zutrauen eurer lieben Eltern ferner verdienen will. Ich darf es alſo nicht dulden, daß ein Kind das andere ſchlägt oder wirft. Oder glaubt ihr vielleicht, daß ihr euch beſſer dabey befinden würdet, wenn ihr einander ſchlagen, ſtoßen, raufen dürftet? Antwortet Kinder, aufrichtig!

Die Kinder antworten gewiß einſtimmig nein!

So ſeht ihr, daß derjenige beſtraft werden muß, der den andern ſtößt oder wirft. Ich ſetze alſo hiermit feſte, daß jeder, der den andern ſchlägt, ſtößt oder wirft, eine ganze Woche lang in der Stunde, in welcher es geſchehen iſt, nicht ſitzen, ſondern vor dem Tiſche ſtehen ſoll. Seyd ihr denn damit zufrieden? die Kinder werden gewiß antworten: ja! Geſetzt aber, daß nun auch ein unruhiger Kopf antwortete: nein! ſo könnte er bald eines beſſern belehrt werden, wenn man ihm ſagte: gut! wenn du dieß nicht zufrieden biſt, ſo ſoll dann jeder die Erlaubniß haben, dich zu ſchlagen, zu ſtoßen und zu werfen. Willſt du das wohl? Er wird antworten: nein, und der Lehrer kann erwiedern: nun ſo mußt du auch zugeſtehen, daß dieſe Strafe billig ſey.

Wenn nun die Schüler in eine gewiſſe Strafe eingewilligt haben: ſo kann man ſie vollziehen, ſo oft es nöthig iſt, man braucht ſie nur an ihre Einwilligung zu erinnern und ſie werden darüber gewiß nicht böſe werden.

Freylich weiß ich wohl, daß unerfahrne Schullehrer gegen meinen Rath einwenden werden: man dürfe den Kindern nicht zu viel einräumen, man müſſe ſich bey ihnen in Autorität ſetzen; allein das beſte Mittel ſich bey den Kindern in Autorität zu ſetzen, und ihnen nicht zu viel einzuräumen iſt zuverläſſig dieſes, daß man ſie mit Vernunft behandelt, und ihnen nicht eher eine Strafe zuerkennet, bis man ſie überzeugt hat, daß ſie dieſelbe verdient haben. Ich habe Lehrer gekannt, die ihre Schulkinder braun und blau prügelten, um gewiſſe Abſichten zu erreichen, und wieder andere, die ihre Schulkinder nach dieſer Methode behandelten, und mit ein Paar Worten ſogleich erreichten, was die andern mit allen ihren Prügeln nie, nie, nie erreichen konnten. Wer Menſchen regieren will, lieber Herr Cantor, er ſey Kaiſer, König oder Cantor, der muß durch Ueberzeugung ſie zu regieren wiſſen.

Noch eins muß ich Ihnen ſagen, lieber Herr Cantor! Es betrifft die Strafmittel. Das gewöhnliche Strafmittel in der Schule, iſt, wie Sie wiſſen, der Stock. Dieß iſt ein ſehr hartes Mittel, deſſen ſich gewöhnlich niemand bedienen ſollte, als diejenigen, die Hunde oder Pferde erziehen. Ein Menſchenerzieher muß darnach ſtreben, immer mehr Herr über ſeinen Zorn zu werden, und eben deßwegen muß er es zu vermeiden ſuchen, daß er die Kinder nicht ſchlage. Denn, wenn man auf ſich ſelbſt Achtung giebt: ſo wird man finden, daß man durch Schläge den Zorn noch mehr reizt. Wenn der erſte Schlag geſchehen iſt: ſo kocht das Blut noch heftiger, es folgen gewiß noch zehn andere Schläge, die immer ſtärker ausfallen. Iſt die Prügeley zu Ende, und das Blut abgekühlet: ſo ſieht man gewöhnlich ein, daß man zu hitzig geweſen ſey, und dem Kinde zu wehe gethan habe; man will die Sache wieder gut machen, überſieht ihm manchen Fehler, und vergiebt dadurch ſeinem eignen Anſehen

ſehr

ſehr vieles. Ferner werden die Kinder dadurch erbittert, bekommen gegen den Schläger Abneigung und verſchließen ihm ihr Herz.

Ich weiß es gar wohl, daß, ſo lange die Kinder noch in der Eltern Hauſe geſchlagen werden, ſie ſich auch ſchwerlich ohne Schläge in der Schule ziehen laſſen. Sie ſind, wie man zu ſagen pflegt, ſtöckiſch geworden, achten Vorſtellungen, freundſchaftliche Worte und Verweiſe wenig und folgen nur erſt dann dem Willen ihrer Vorgeſetzten, wann dieſer durch einige Hiebe ihnen ſeine Stärke hat fühlen laſſen. Unterdeſſen muß doch ein guter Schulmann darnach ſtreben, daß er die Schläge nach und nach aus ſeiner Schule wegſchaffe. Es iſt dieß zwar ſchwer, aber doch möglich, und ich habe ſelbſt zwey Schullehrer gekannt, die ſie ganz abgeſchafft hatten.

Dazu gehört aber ein recht guter Verſtand, eine recht heitere ruhige Seele, die ſich durch kleine unangenehme Vorfälle nicht leicht in Hitze bringen läßt.

Als ich den einen Schullehrer fragte: wie er es denn nur möglich gemacht habe, daß die Kinder ihm ohne Schläge gehorchten: ſo lächelte er und ſagte: ich ſuche meine Schüler durch mein ganzes Betragen zu überzeugen, daß ich es gut mit ihnen meyne, und zeige ihnen durch Exempel und Gleichniſſe, daß es ihr eigner Schade ſey, wenn ſie mir nicht gehorchen. Ferner mache ich zu einer Belohnung, daß der gefälligſte, der folgſamſte, der fleißigſte, in den Lehrſtunden

den andern vorgezogen wird; ich frage ihn am mehreſten, ich erlaube ihm ſeinen Aufſatz öffentlich vorleſen zu dürfen, ich laſſe ihm an die Tafel ſchreiben, was angeſchrieben werden muß. Dadurch bringe ich Eifer in die Kinder, daß jeder gern ſich auszeichnen, jeder gern vorgezogen ſeyn will. Wann dann einer bisweilen eine Strafe verwirkt hat: ſo ſetze ich ihn in der Lehrſtunde zurück, ich frage ihn nicht, ich laſſe ihn nichts vorleſen, ich thue, als wenn er nicht zugegen wäre. Dieß thut den Kindern gemeiniglich ſo wehe, daß die Geſtraften heiße Thränen vergießen; und findet ſich ja bisweilen einer, der durch ſolche gelinde Mittel ſich nicht wollte ziehen laſſen: ſo muß ich ihn freylich ſchlagen; ich mache aber zu der Execution eine ſo lange Vorbereitung, die ihm empfindlicher iſt, als die Schläge ſelbſt. Ich ſchlage ihn nicht in dem Augenblicke, da er die Strafe verdient hat; ſondern verſchiebe es bis zum folgenden, oder bis auf den dritten Tag. Davon habe ich zweyerley Vortheile: erſtlich kühlt ſich unterdeſſen mein Blut ab, und ich bekomme Ruhe zu überlegen, wie ich die Sache recht klug anfangen will; hernach fühlt auch der kleine Delinquent die Strafe zehnfach, nicht nur auf dem Rükken, ſondern auch durch beſtändiges Andenken an dieſelbe.

Kommt nun der Tag der Strafe, ſo halte ich, gleich nach dem Morgengebete eine wehmüthige Anrede, an ſämmtliche Kinder und ſage ihnen, daß ich heute einen ſehr traurigen Tag hätte, indem ich durch die Unfolgſamkeit eines meiner lieben Schüler in die Nothwendigkeit wäre verſetzt worden, ihn zu ſchlagen. Da fließen ſchon viele Thränen, nicht nur von dem, der gezüchtiget werden ſoll; ſondern auch von ſeinen Mitſchülern. Nach Endigung dieſes Vortrags laſſe ich die Kinder ſich niederſetzen, und fange meine Lection an. Erſt wann die Schule geendigt iſt, laſſe ich den kleinen Sünder hervortreten, kündige ihm ſein Urtheil an, und frage ihn, ob er wiſſe, womit er es verdient habe? Hat er dieſes gehörig beantwortet: ſo zähle ich ihm, in Gegenwart ſämmtlicher Schulkinder, ſeine Schläge zu, wende mich dann an die Zuſchauer und ſage, wie ich herzlich wünſche, daß dieß das letztemal geweſen ſeyn möge, da ich genöthigt geweſen wäre, ein Kind zu ſchlagen.

So ohngefähr, lieber Herr Cantor! müſſen Sie die Kinder behandeln. Dann wird Ihnen Ihr Amt aber auch nicht läſtig ſeyn; Sie werden es mit Freuden thun, und nicht mit Seufzen, Sie werden ſich freuen, wann die Schulſtunden angehen; ihre Schüler werden Sie, wie ihren Vater, lieben; Sie werden die große Freude haben zu ſehen, daß ihre Schüler immer mehr lernen, immer geſchickter und verſtändiger werden. Und was für eine Freude wird es für Sie ſeyn, wann Sie einſt ihre Schüler entlaſſen, wann dieſe nun rechtſchaffne, fleißige, glückliche Nachbaren werden; wann Sie ſich als den Mann anſehen können, der das ganze Dorf, durch Verbeſſerung ſeiner Schule, umgeſchaffen hat. So glücklich können Sie werden, wenn Sie nur ernſtlich wollen.

Nachdem dieſe Rede geendigt war, wurde der Herr Cantor den Kindern vorgeſtellt, ſie wurden zur Folgſamkeit gegen ihn, zum Fleiße und zur Aufmerkſamkeit ermahnet, und jedes mußte dem neuen Herrn Cantor die Hand darauf geben, daß es dieſe Ermahnung befolgen wollte.

Dreyßigſtes Kapitel.

Wie der Herr Cantor Lindenbaum ſein Amt angetreten hat.

Die folgende Woche fieng der Herr Cantor ſeinen Unterricht an, und machte ſeine Sachen ſo gut, daß jedermann ſeine Freude daran hatte.

Gleich in den erſten Lehrſtunde redete er ſeine Schüler folgendermaſen an: „Lieben Kinder, ich bin zu euch gerufen worden, daß ich euch zu vernünftigen und guten Menſchen erziehen ſoll. Das will ich nun gern thun. Damit iſts aber noch nicht ausgerichtet. Sehet lieben Kinder, zu einer guten Erziehung gehöret zweyerley, erſtlich eine Perſon, die erziehet, zweytens, Perſonen, die ſich erziehen laſſen. Ich will mir Mühe geben, euch gut zu erziehen; wollt ihr euch denn aber auch erziehen laſſen?“

Ja! ja! rieſen alle.

„Nun das iſt mir lieb, antwortete der Herr Cantor. Wenn ihr euch nun wollt erziehen laſſen: ſo müßt ihr mir auch folgen, thun, was ich haben will. Ich will euch auch ſagen, warum — deßwegen, weil ich weiß, was euch gut und was euch nicht gut iſt. Immer habe ich das nicht gewußt, denn ſonſt war ich eben ſo ein Kind, wie ihr itzo ſeyd. Da erinnere ich mich nun noch, wie unverſtändig ich damals war, wie wenig ich wußte, wie ich nicht begreifen konnte, wozu das Lernen und das Stillſitzen in der Schule nütze, und was es ſchade, wenn man mit ungewaſchenen Händen in die Schule komme. Da hatte ich aber einen verſtändigen Vater und einen verſtändigen Lehrer. Dieſe machten mir dieß alles begreiflich, und ich danke ihnen itzo noch dafür. Auch ihr werdet mir es einſt danken, lieben Kinder, wann ihr älter und verſtändiger ſeyd, das weis ich ganz gewiß.

Gewöhnlich werden die Kinder mit Schlägen gezogen. Ich muß euch aber ſagen, lieben Kinder! daß ich kein Freund von Schlägen bin, und daß ich die Kinder lieber mit Liebe erziehe. Wenn ihr es zufrieden wäret: ſo wollte ich die Schläge lieber gar weglaſſen, und euch mit Liebe erziehen. Seyd ihr es zufrieden?“

Ja! ja! rieſen alle.

„Das iſt wohl ganz gut, daß ihr ſo rufet, ich muß aber auch wiſſen, daß dieß euer aller Wille ſey. Vielleicht ſteckt doch einer oder der andere unter euch, der ein Freund von Schlägen iſt, und dieß muß ich doch wiſſen. Itzo ſtehet alle auf. Wer nun mit Schlägen will gezogen ſeyn, der bleibe ſtehen, wer aber mit Liebe ſich will ziehen laſſen, der ſetze ſich nieder."

Sie ſetzten ſich alle nieder, und wollten ſich vor Lachen ausſchütten, daß niemand ſtehen blieb.

Nun fuhr der Herr Cantor fort, „ich ſehe wohl, daß wir uns recht gut zuſammen ſchicken; ich ſchlage nicht gerne, und ihr laßt euch nicht gern ſchlagen. Wenn wir erſt einander beſſer kennen lernen, ſo werden wir wohl finden, daß wir uns in mehrerern Stükken gut zuſammen ſchicken. Ihr wollt z. E. keinen böſen Lehrer und ich bin kein böſer Lehrer; ihr ſeyd gerne vergnügt, und ich will, daß ihr immer vergnügt ſeyn ſollt.

Um nun aber wieder auf die Schläge zu kommen: ſo habt ihr mir zwar geſagt, daß ihr euch lieber mit Liebe, als mit Schlägen wollt ziehen laſſen. Es könnte aber auch ſeyn, daß einem und dem andern es gereute, daß er ſich nicht mehr mit Liebe wollte ziehen laſſen, und mir dadurch zu verſtehen gäbe, daß ich ihn ſchlagen ſollte. Dieſer ſoll nun ſeinen Willen auch haben; denn ich bin meinen Schülern in ſo vielen Stücken zu Willen, als es möglich iſt. Ich will daher dieſen Stock, der vor der Hand überflüſſig zu ſeyn ſcheint, noch nicht zerbrechen; ſondern ihn hier an dieſen Nagel hängen, für diejenigen, die ſich nicht mehr mit Liebe wollen ziehen laſſen.

Damit ich dieſe aber nicht mit andern verwechſele, ſo iſts wohl nöthig, daß ich ſie von andern abſondere, und ſie beſonders ſetze. Hier dieß Bänkchen ſoll für ſie beſtimmt ſeyn. Seyd ihr dieß zufrieden?"

Ja! riefen wieder alle.

Nun gut, fuhr der Herr Cantor fort, und damit wir es nicht vergeſſen: ſo will ich gleich mit Kreide über das Bänkchen ſchreiben:

Für Zöglinge des Stocks.

Die Kinder pisperten einander in die Ohren, willſt du auf dieß Bänkchen? und jeder antwortete: nein! nein! mag nicht auf dieß Bänkchen.

Durch dieſe Behandlung brachte es der Herr Cantor Lindenbaum ſo weit, daß die Schläge faſt ganz abgeſchafft wurden. Führte ſich ja ein Kind bisweilen ſo ſchlecht auf, daß er es ſchlagen mußte: ſo machte dieß ein ſolches Aufſehen im Dorfe, daß man eine Woche lang davon ſprach.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Conrad wird zur Schule geſchickt, und was er da gelernet hat.

Der Herr Pfarrer rieth mir nun, daß ich meinen Conrad auch in die Schule ſchicken ſollte. Ehe dieß aber geſchahe, mußte ich ihn darauf vorbereiten. Viele Eltern, ſagte er, ſchicken ihre Kinder in die Schule, ohne alle Vorbereitung, wie die Bauern ihre Kälber der auf die Weiſe. Wann ſie nun hineinkommen: ſo trifft es ſich wohl gerade, daß eine Execution vorfällt, und ein Paar Kinder durchgeprügelt werden. Was wird das Kind davon denken? es wird glauben, es werde deßwegen zur Schule geſchickt, daß es ſolle geſchlagen werden, und wird dagegen einen Widerwillen bekommen. Und wenn ein Kind mit Widerwillen zur Schule geht, was kann dabey Kluges heraus kommen?

Ich fieng daher die Zubereitung an, ſo wie mich der Herr Pfarrer gelehrt hatte. Da ich einmal vom Felde nach Hauſe kam, hüpfte mir Conrad entgegen, und brachte mir einen Teller voll Kirſchen, die ihm ſeine Mutter für mich gegeben hatte. Denn das hatten wir unter einander ausgemacht, daß, wenn eins von uns jemanden etwas geben oder ſchenken wollte, das ihm Freude machte, dieß allemal durch Conraden geſchehen mußte, damit er ſich nach und nach dazu gewöhnete, gegen andere Leute gefällig zu ſeyn, und ihnen Freude zu machen.

Ich lächelte, da er ſie mir brachte, und gab ihm dafür einen herzlichen Kuß!

Vater! ſagte er darauf; willſt du mir nicht etwas erzählen?

Dieſe Gelegenheit benutzte ich, meine Vorbereitung anzufangen.

So ſetze dich neben mich, ſagte ich, ich will dir etwas recht artiges erzählen.

„Es wohnten einmal in einem Dorfe zwey Brüder, der eine hieß Michel, der andere Bernhard. Es waren Brüder, ſie ſahen einander aber gar nicht ähnlich. Michel hatte eine gerade Naſe, und Bernhard eine krumme Naſe. Michel hatte weiße und Bernhard ſchwarze Haare. Michel ließ ſeine Kinder den ganzen Tag herum laufen, Bernhard ſchickte ſeine Kinder fleißig in die Schule; Michels Kinder, weil ſie gar niemanden bey ſich hatten, der ſie unterrichtete, wurden böſe Menſchen; wenn ſie jemanden tücken konnten, ſo thaten ſie es; alle Vogelneſter ſtörten ſie aus, ſtiegen in die Gärten, wo es reifes Obſt gab und ſtahlen es; hatte ihnen jemand etwas zu Leide gethan: ſo ſchlugen ſie ihm des Nachts die Fenſter ein. Deßwegen wurden ihnen alle Leute gram, und, wenn wo im Dorfe ein Schade war angerichtet worden: ſo ſagten alle Nachbaren: dieß haben gewiß Michels Kinder gethan. Dabey lernten ſie gar nichts. Der älteſte Sohn, Melchior hieß er, hatte ſchon einen Bart und konnte weder ſchreiben noch leſen, vom Rechnen verſtand er gar nichts.

Ganz andere Leute waren Bernhards Kinder. Da ſie fleißig in die Schule giengen: ſo hörten ſie da viel Gutes und wurden auch gut. Jeden, der ihnen begegnete, grüßten ſie, und, wenn ſie jemanden einen Gefallen thun konnten, ſo thaten ſie es. Deßwegen hatten ſie alle Leute lieb, und ſagten: das ſind doch recht artige Kinder. Dabey lernten ſie auch etwas

was, ſie lernten ſchreiben, rechnen und andere nützliche Sachen mehr.

Nach einiger Zeit ſtarben beyde Brüder. Da Bernhard merkte, daß er ſterben würde, ließ er die Kinder um ſein Bette kommen, und ſagte: lieben Kinder! ich werde euch nun bald verlaſſen müſſen: weil mich der liebe Gott zu ſich ruft. Ich hoffe aber doch, daß es euch wohl gehen ſoll. Ich habe euch fleißig zur Schule gehalten: da habt ihr gute Lehren bekommen, habt Leſen, Schreiben und Rechnen und andere nützliche Dinge gelernt — Da, denke ich, werdet ihr euch ſchon ſelbſt helfen können.

Die Kinder weinten, fielen ihrem Vater um den Hals und ſagten: tauſend Dank, lieber Vater! daß du uns zur Schule gehalten haſt; wir wollen gewiß nach den guten Lehren thun, die wir in der Schule bekommen haben.

Michels Kinder wurden alle unglücklich. Ihr Vater hatte ihnen nichts hinterlaſſen, gelernt hatten ſie nichts, arbeiten wollten ſie nicht. Da gieng der eine unter die Soldaten und wurde gehängt: weil er geſtohlen hatte. Der andere gieng unter eine Räuberbande, und wurde geköpft, und die Tochter legte ſich auf das Betteln und erfror einmal in der Chriſtnacht: weil ſie zu tief in den Schnee gerathen war.

Ganz anders gieng es Bernhards zweyen Söhnen. Ihr Vater hinterließ ihnen zwar auch wenig Vermögen; aber ſie befanden ſich doch wohl. Heinrich kam bey einem Edelmanne in Dienſte, und, weil er ehrlich war, und gut ſchreiben und rechnen konnte: ſo machte er ihn zu ſeinem Verwalter, und er wurde bey dieſem Amte ein reicher Mann; Franz wurde, da Recruten ausgehoben wurden, unter die Soldaten genommen, hielt ſich brav, und, weil er etwas gelernt hatte: ſo wurde er nach einigen Jahren Major.

Darüber hatte er eine Freude, und dachte, willſt einmal deinen Bruder Heinrich beſuchen.

Heinrich ſaß einmal eines Sonntags mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern bey Tiſche. Trapp! Trapp! Trapp! da kam jemand über den Hof geritten. Die Kinder fuhren an das Fenſter. Vater! ſagten ſie, da kommt dir ein vornehmer Herr, mit einem Treſſenhute.

Der Vater wollte ihm entgegen gehen. Ehe er aber einen andern Rock anzog, war der vornehme Herr ſchon auf der Stube. Die ganze Tiſchgeſellſchaft ſtund auf und machte ihm ihr Compliment. Heinrich aber fragte, mit wem er die Ehre hätte zu ſprechen?

Der vornehme Herr ſtund ein Paar Minuten ſtill, ſahe dem Heinrich lächelnd in die Augen; endlich ſagte er: je Bruder Heinrich, kennſt du denn deinen Bruder Franz nicht mehr? und nun fiel er ihm um den Hals, herzte ihn, und Mutter und Kinder freueten ſich.

Bruder Franz mußte ſich ſogleich zu Tiſche ſetzen und einen Haſenbraten mit verzehren helfen. Die beyden Brüder erzählten nun von den vorigen Zeiten, und wie gut ſie es itzo hätten. Endlich ſagte der Herr Major: das alles haben wir doch unſerm guten Vater zu danken. Hätte dieſer uns ſo wild aufwachſen laſſen, wie es ſein Bruder mit ſeinen Kindern machte: ſo würde aus uns beyden nichts geworden ſeyn; da er uns aber fleißig zur Schule angehalten hat: ſo haben wir etwas gelernt und ſind beyde zu Ehren und Brod gekommen.

Conrad hatte dieſer Erzählung ſo aufmerkſam zugehört, daß er vergeſſen hatte, ſeine Kirſchen zu eſſen.

Da ſie zu Ende war, fragte er: Vater! willſt du mich denn nicht auch in die Schule gehen laſſen?

Das war es nun eigentlich, was ich hören wollte. Wenn du mir verſprichſt, daß du fein fleißig ſeyn willſt, antwortete ich, ſo kann dazu Rath werden.

Er verſprach es mir.

Ich ließ ihm nun einen neuen Rock machen, kaufte ihm einen neuen Hut, den nächſten Montag ließ ich ein Paar Kuchen backen, bat ein Paar gute Freunde zuſammen, und da ſie zuſammen waren, ſagte ich, daß ich nun die Freude hätte, daß mein Conrad ein Schüler werden ſollte.

Die Geſellſchaft gratulirte mir dazu. Darauf nahm ich ihn bey der Hand, führte ihn in die Schule und hielt an meinen Schwiegervater ſowohl, als an dem Herrn Cantor, ein kleines Redchen, worinne ich ſie bat, ſich des kleinen Conrads anzunehmen.

Nun war niemand froher, als Conrad. Wann die Glocke ſchlug, die zur Schule rief: ſo konnte ihn niemand mehr aufhalten. Er ſprang nach der Schule zu.

Hier lernte er nun vors erſte ſchreiben und rechnen.

Bey dem Schreiben beobachtete der Herr Cantor den Vortheil, daß er ihm erſt die Grundzüge, hernach die leichten, dann die ſchweren Buchſtaben vorſchrieb. Da er dieſe ſchreiben konnte: ſchrieb er erſt leichte, dann ſchwere Worte vor. So gieng es immer weiter, bis er ihn dahin brachte, daß er ganze Zeilen ſchreiben konnte.

Im Rechnen hatte er auch eine beſondere Methode, die er in Rekahn gelernt hatte. Ehe er die Kinder noch Zahlen ſchreiben ließ, lehete er ſie erſt zählen. z. B. erſt mit 1. Eins, zwey, drey bis hundert; dann rückwärts von hundert bis eins.

Hierauf mußten ſie mit 2 zählen: 1 und 2 iſt 3 u. ſ. w. bis 100. Da ſie dieß konnten mußten ſie mit 2 rückwärts zählen von 100 bis 0. 2 von 100 macht 98, 2 von 98 macht 96 u. ſ. w.

So wurden ſie ferner angeführt mit 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, u. ſ. w. vor und rückwärts zu zählen.

Da ſie dieß kennten, mußten ſie nun die Zahlen ſchreiben lernen.

Nun gieng eine neue Uebung vor ſich. Der Herr Cantor zeigte ihnen einen Pfennig und einen Groſchen, und ſagte, wie viel Pfennige zu einem Groſchen gehörten; darauf fragte er, wie viel Pfennige gehen auf 2 Groſchen? wie viele auf 3? wie viele auf 4? wie viele auf 5? u. ſ. w.

Dann fragte er: wie viel ſind 77 Pfennige Groſchen? wie viel 107 u. d. gl.

Hatten ſie dieß hinlänglich begriffen: ſo wurden ſie geübt, die Groſchen zu Thalern, die Thaler zu Groſchen; die Groſchen zu Gulden und Gülden, und dieſe wieder zu Groſchen zu machen. Nun lehrte er ſie die Ducaten, die Louisd'Or, die Laubthaler, die Conventionsthaler kennen, machte ihnen den Unterſchied zwiſchen Courant- und Caſſengelde begreiflich. Dann fragte er: ein Kaufmann hat zu bezahlen 259 Laubthaler, wie viel macht dieß in Caſſen- wie viel in Courantgelde? ein anderer kauft ein Haus für 211 Louisd'or, wie viel macht dieß in Caſſengelde? wie viel in Courant? ferner fragte er: wenn ich 213 Rthlr. Courant in Conventionsthalern zahlen ſoll, wie viel Stück muß ich haben? ich bin 911 Rthlr. in Caſſengelde ſchuldig, und ſoll die Zahlung in Louisd'or leiſten; wie viele Stück muß ich haben?

Eben ſo lehrte er ſie die Gewichte und Gemäße kennen, und exercirte ſie ſo artig, daß ſie auf ein Haar zu ſagen wußten, wie viele Pfund 3266 Loth ausmachten, und wie viele Loth in 159 Pf. ſtäken. Da ſie alle dieſe Uebungen durchgemacht hatten: ſo konnten die Kinder rechnen. Sie hatten weder Papier, noch Dinte, noch Federn verbraucht, und konnten doch gut rechnen. Wenn ihnen der Herr Cantor ein Exempel aus der Regel de Tri, die ſie in ihrem Leben noch nicht hatten nennen hören, aufgab; ſo legten ſie die Finger an die Naſe, oder die Hand an die Stirn, und in wenigen Minuten war es ausgerechnet.

Der Herr Pfarrer war mit dieſen Uebungen ſehr zufrieden, und verſicherte, daß Kinder, die auf dieſe Art das Rechnen lernten, ſich in allen Fällen, wo etwas auszurechnen wäre, ſelbſt zu helfen wüßten; ja ſie würden dadurch ſo gewitzt, daß ſie hernach auch andere Sachen, die etwas ſchwer zu begreifen wären, leicht begreifen könnten. Wenn die Kinder aber bloß gewöhnt würden vorgeſchriebene Exempel zu rechnen: ſo hätte man oft Fälle, daß ſie die Regel de Tri, die Kettenregel und alle mögliche Regeln durchrechneten, und am Ende doch nicht im Stande wären, die leichteſten Aufgaben, die im gemeinen Leben vorkommen, auszurechnen.

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Herr Kirſchbaum wird Superintendent und was darauf erfolgt iſt.

Kurz darauf ſtarb unſer alter Herr Superintendent. Er war ein herzensguter Mann, und ein Freund von vielen Sachen, nur von Neuerungen war er kein Freund. Man laſſe es doch bey dem Alten! das war immer ſein Sprichwort. Schlug jemand eine Verbeſſerung vor: ſo nannte er ihn einen Neuling oder einen Neologen. Er würde es auch nicht zugegeben haben, daß Herr Lindenbaum wäre Cantor geworden, wenn er ſelbſt nicht ſchon ſeines Alters wegen ſehr ſchwach geweſen wäre.

An ſeine Statt wurde Herr Kirſchbaum Superintendent. Da er vorgeſtellt wurde, hielt er eine merkwürdige Rede an die Herren Prediger, über die Neuerungen. Zum Beſchluſſe ſagte er: meine Brüder! ich geſtehe ihnen, daß ich kein Freund von vielen Neuerungen bin. Man wirft oft das Alte das gut war, weg, und ſetzt an deſſen Stelle etwas anders, das zwar neu aber nicht ſo gut wie das alte iſt. Dieß kann ich nicht billigen. Von Verbeſſerungen bin ich aber ein großer Freund! Ich werde mir es nicht nur ein Ernſt ſeyn laſſen, in meinem Amte ſo viel ich kann, alles beſſer zu machen; ſondern ich werde auch gern jeden von Ihnen unterſtützen, der eine wirkliche Verbeſſerung in Vorſchlag bringt.

Dieß merkte ſich unſer Herr Pfarrer! Nach ein Paar Wochen überreichte er ſchon dem Herrn Superintendent Kirſchbaum einen Vorſchlag zur Verbeſſerung ſeiner Schule. Der Herr Superintendent nahm ihn an, verſprach, daß er ihn prüfen, und ihm nach vierzehn Tagen Antwort ſagen wollte.

Als der Herr Pfarrer nach vierzehn Tagen kam, um Antwort zu holen: reichte ihm der Herr Superintendent lächelnd die Hand, umarmte ihn, und ſagte: lieber Herr Pfarrer! Sie haben mir mit Ihrem Aufſatze eine wahre Freude gemacht. Was für ein rechtſchaffner Mann müſſen Sie doch ſeyn, da Ihnen das Wohl Ihrer Schule ſo ſehr am Herzen liegt! was für ein glücklicher Mann wäre ich, wenn alle meine untergebenen Herren Prediger ſo dächten, wie Sie. Was für ein Himmel würde die Erde werden, wenn jeder Menſch ſich Mühe gäbe, in ſeinem Fache alles beſſer zu machen! Fangen Sie in Gottes Namen an Ihre Verbeſſerungen auszuführen, ich will Sie dabey unterſtützen, ſo viel ich kann. Von einem ſo klugen Manne, wie Sie ſind, kann ich ſchon erwarten, daß er die Verbeſſerungen mit der gehörigen Klugheit anfangen werde. *Verbeſſerungen dürfen nicht aufgedrungen werden.* Gegen alles Aufdringen hat der Menſch einen natürlichen Widerwillen. Wenn man den Menſchen erſt überzeuget hat, daß eine neue Einrichtung eine wirkliche Verbeſſerung ſey: ſo befördert er ſie von ſelbſt.

Der Herr Pfarrer war mit dem Herrn Superintendenten vollkommen einerley Meynung. Als er den nächſten Sonntag ſeine Predigt geendigt hatte, bat er die Gemeine, daß ſie zuſammen bliebe; weil er ihr einen wichtigen Vortrag zu thun habe. Er ſtellte ihr dann vor, wie es ſeine, als eines evangeliſchen Lehrers, Schuldigkeit ſey, dafür zu ſorgen, daß ſeine liebe Gemeine nicht nur in jener, ſondern auch ſchon in dieſer Welt glücklich werde. Er ſey daher entſchloſſen, den bisherigen Unterricht in der Schule ganz zu verbeſſern, und den Kindern Anweiſung zu geben, wie ſie künftig glücklicher und und vergnügter leben, und ſich gegen die Hudeleyen, welchen die guten Bauersleute ausgeſetzt wären, ſichern könnten. Aber ohne Einwilligung ſeiner lieben Gemeine würde er keinen Schritt thun; Er wolle ihnen daher zwey Papiere vorlegen, über dem einen ſtünde: *Verbeſſerung*, über dem andern: *alte Art des Unterrichts*; wer nun die Verbeſſerung wünſchte, ſollte ſeinen Namen auf das erſte, und wer ſie nicht wünſchte, auf das zweyte Papier ſchreiben. Die Gemeine beſtund aus 50 Hausvätern, 48 ſchrieben ihren Namen auf das erſtere, 2 auf das andere Papier.

Der Herr Pfarrer ſahe die Papiere an, und ſagte: nun lieben Freunde! ich freue mich gar herzlich darüber, daß doch bey weiten der größere Theil die Verbeſſerung wünſcht. Ich will ſie alſo in Gottes Namen anfangen, und alles ſo gut machen, als es mir möglich iſt. Ich hoffe, ihr werdet mit mir zufrieden ſeyn. Was nun diejenigen betrifft, die ihre Kinder nach alter Art und Weiſe wollen unterrichtet wiſſen: ſo könnte ich freylich darauf beſtehen, daß es nach den mehreſten Stimmen gehen, und daß ſie alſo nachgeben müßten. Dieß will ich aber nicht thun. Ich will vielmehr es ſo einzurichten ſuchen, daß ihre Kinder nach der alten Art Unterricht erhalten können.

Nun überlegte er die Sache mit meinem Schwiegervater und dem Herrn Cantor Lindenbaum. Sie zuckten die Achſeln und ſagten: herzlich gern wollten ſie dem Herrn zu Willen ſeyn; da ſie aber nach der alten Art wären unterrichtet worden: ſo wäre es ihnen nicht möglich nach der neuern zu unterrichten. Mein Schwiegervater, der ein ſpaßhafter Mann war, ſagte: ein Schelm giebt mehr als er hat. Ich verſtehe die Sachen nicht, die die Kinder lernen ſollen, und kann ſie alſo ihnen auch nicht lehren.

Der Herr Pfarrer klopfte ihn aber auf die Achſeln und ſagte: mein lieber Herr Schulmeiſter! was der Menſch will, das kann er. Wenn Sie und der Herr Cantor nur den ernſtlichen Willen zur Verbeſſerung haben: ſo wird ſich das übrige alles von ſelbſt geben. Ich will ein Paar Wochen an Ihrer Statt den Unterricht ertheilen, und Sie mit den nöthigen

Büchern verſehen, aus welchen Sie lernen können, was Sie der Jugend vortragen ſollen.

Geſagt, gethan! In der folgenden Woche wurde die Verbeſſerung eingeführt. Da wurde zuerſt gelehrt Naturgeſchichte. Die Kinder wurden bekannt gemacht, mit den Thieren, Pflanzen, Steinen und Erdarten, die in ihrer Gegend waren. Alle Tage wurde ihnen ein Stück davon vorgezeigt, ſie mußten es genau betrachten, jedes mußte ſagen, was es daran bemerke, ſie mußten es mit andern Dingen vergleichen, und angeben, worinne es von ihnen unterſchieden ſey. Dann wurde ihnen noch verſchiedenes davon geſagt. Der Herr Pfarrer zeigte ihnen z. B. eine Maus und fragte ſie: was iſt das? eine Maus, riefen alle. Eine Maus? fragte der Herr Pfarrer. Ich glaube, es ſey eine Ente. Die Kinder lachten.

Da lacht ihr nun, ſagte der Herr Pfarrer zu den Kindern, woher wißt ihr es denn, daß es keine Ente ſey?

K. Je! das ſehen wir ja. Eine Maus ſieht ganz anders aus, als eine Ente.

Pf. Wo iſt denn der Unterſchied?

K. Eine Ente hat nur 2 Beine, aber eine Maus 4 Beine.

Pf. Franz! weißt du ſonſt keinen Unterſchied?

Fr. Die Ente hat einen Schnabel, die Maus nicht.

So wurde immer fort gefragt, und dann erzählt, was man von der Maus wußte. Jedes Kind ſchrieb dann zu Hauſe ſeine Bemerkungen nieder, und brachte ſie den folgenden Tag zur Durchſicht. Dadurch bekam denn der Lehrer Gelegenheit die Kinder in der Rechtſchreibung zu üben und ihnen den Nutzen von vielen Pflanzen, Steinen und Thieren zu zeigen, was von ſie ſonſt nichts würden erfahren haben.

Ferner legten auch etliche Nachbaren Geld zuſammen und kauften dafür Landcharten in die Schule. Dieſe wurden den Kindern erkläret, und ihnen die merkwürdigſten Städte, Flüſſe, Thiere, Gewächſe und Sitten jedes Landes geſagt.

Auch wurde ihnen die Geſchichte der Deutſchen und alles Merkwürdige, was ſich ſonſt in unſerm Vaterlande zugetragen hat, erzählet. Endlich wurde ihnen auch die Religion, nach einem gewiſſen Lehrbuche vorgetragen, und mit Hiſtorien und Exempeln erläutert, auch wurden hierzu ſchickliche Verschen dictirt, die ſie auswendig lernen mußten, darüber freueten ſich nun Jung und Alt. Die Kinder giengen noch einmal ſo gern in die Schule. Da ſie ſonſt immer begierig darauf gehofft hatten, daß es ſchlagen, und die Lehrſtunde geendigt ſeyn möchte: ſo waren ſie itzo gemeiniglich etwas unwillig, wann ſie ſchlagen hörten, und baten den Lehrer daß er doch nur noch ein Paar Minuten erzählen möchte.

Die Eltern freueten ſich darüber, daß ihre Kinder ſo viel lernten, davon ſie in ihrer Jugend nichts

gehört

nichts gehört hatten; und die Lehrer verſicherten, daß ihnen itzo die Schularbeit noch einmal ſo leicht als ſonſt würde. Mein alter Schwiegervater ſagte oft: ſonſt war die Schule ein rechter Nothſtall; jetzo bin ich nicht vergnügter, als wenn ich in der Schule bin, und meine lieben Kinder unterrichten kann.

Der Herr Pfarrer freuete ſich gewaltig darüber, daß ihm alles ſowohl gelungen war. Der Schulunterricht war nun durchaus verbeſſert, ohne daß die Gemeine darüber gemurrt oder geknurret, oder ihn bey dem Conſiſtorium verklagt hätte. Vielmehr hatte jedermann ſeine Freude daran. Selbſt die Nachbaren, die erſt durchaus darauf beſtunden, daß ihre Kinder nach der alten Methode ſollten unterrichtet werden, änderten ihre Meynung, und baten die Schullehrer, daß ſie ihre Kinder auch an der neuen Art des Unterrichts möchten Theil nehmen laſſen.

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Es wird Examen gehalten.

Da das erſte Examen gehalten wurde, waren nicht nur die Kirchenvorſteher, ſondern auch viele andere Männer aus der Gemeine dabey, und dankten dem Herrn Pfarrer für das viele Gute, daß er an ihrer Schule gethan hatte.

Der Herr Pfarrer dachte wohl: man muß das

Eiſen ſchmieden, wann es heiß iſt. Er hat alſo die Herren Schulinſpectoren zu ſich und dankte ihnen dafür, daß ſie das gute Werk hätten befördern wollen. Hernach ſagte er: bis itzo iſt alles nach Wunſche in unſerer Schule gegangen; eins fehlt aber nur noch — Dieß und die Leibesübungen. Der Menſch iſt ein curioſes Geſchöpf. Er beſteht, wie bekannt, aus Seele und Leib und kann eins ſo wenig entbehren als das andere.

Gleichwohl vergißt er bald das eine bald das andere. Bey ſeinen Arbeiten ſorgt er gemeiniglich nur für den Leib, für Erwerbung von Speiſe, Trank und Kleidung; und bey der Erziehung denkt er an nichts als an die Seele, und vergißt, daß er auch einen Leib hat. Daher kommts, daß noch immer ſo viele Krankheiten graſſiren, daß ſo wenige Menſchen ſich und andern in Lebensgefahren zu helfen wiſſen. Wir wollen dieß bey uns abändern, lieben Freunde! und bey unſrer Schuljugend auch für die Erziehung des Körpers ſorgen.

Alle waren begierig, was für Vorſchläge der Herr Pfarrer thun würde.

Wenn wir, fuhr er fort, den Kindern zuſehen, ſo bemerken wir, daß ſie ſelten langſam gehen. Gemeiniglich laufen und ſpringen ſie. Dieſen Trieb hat ihnen der Schöpfer eingepflanzt, damit ſie ſich die gehörige Bewegung verſchaffen, ihr Blut im Umlauf bringen, und alle Gelenke und Muskeln in Thätigkeit

ſetzen

ſehen ſollten. Dieſen Trieb ſollten wir begünſtigen und ihnen recht viele Gelegenheit zum Laufen und Springen verſchaffen. Dieß geſchieht aber gewöhnlich nicht. Gemeiniglich werden die Kinder ermahnt, fein bedächtig und langſam zu gehen, und ich habe ſelbſt einen funfzigjährigen Mann geſehen, der ſeinem kleinen zehnjährigen Knaben, als er auf einem Spatziergange, bald da bald dort hinlief, zurief: Martin! lauf doch nicht ſo! ſieh doch auf mich, und gehe auch ſo fein langſam.

So arbeiten die Menſchen der Natur entgegen, und erſticken die Triebe, die ſie von Gott bekommen haben.

Wir wollen dieß bey unſrer lieben Jugend nicht thun; ſondern ihr lieber Gelegenheit zum Laufen, Springen und andern Leibesbewegungen verſchaffen. Wenn ſie nichts dagegen haben: ſo will ich morgen, da eben Examenferien ſind, damit den Anfang machen.

Sie waren es alle wohl zufrieden. Da er alſo wieder in die Schule kam, ſagte er: lieben Kinder! ihr habt mir heute durch eure Antworten viel Freude gemacht; es iſt wohl billig, daß ich euch auch wieder eine Freude mache. Morgen Vormittags zehn Uhr, will ich eine Spielſtunde geben. Wer daran Theil nehmen will, der komme hinaus auf den Anger.

Das war eine Freude und ein Jubeln bey den Kindern.

Aber, ſetzte der Herr Pfarrer hinzu, vergeßt nicht, eure lieben Eltern um Erlaubniß zu bitten. Es kann ſeyn, daß morgen manches von euch Geſchäffte hat, oder daß die Eltern andere Urſachen haben, warum ſie ihren Kindern nicht erlauben können, an dieſer Freude Theil zu nehmen. Dieſe dürfen morgen nicht kommen: weil ihr wohl wißt, daß gute Kinder ſich nach dem Willen ihrer Eltern richten müſſen.

Den folgenden Tag kamen faſt alle Kinder. Zuerſt ſchlug der Herr Pfarrer vor, daß ſie ein Wettlaufen anſtellen ſollten. Er theilte ſie in vier Partheyen, und zwar ſo, daß in jeder Parthey ſolche kamen, von welchen er glaubte, daß ſie einander im Laufen ziemlich gleich wären. Dann wurde ein gewiſſer Baum zum Ziele beſtimmt, nach welchem ſie laufen ſollten. Die erſte Parthey mußte ſich dann in einer Linie ſtellen, der Herr Pfarrer trat an das Ziel und rief: eins! zwey! drey! dann liefen alle, die zur erſten Parthey gehörten, ſo geſchwind ſie laufen konnten, und der erſte, der zum Ziele kam, erhielt vom Herrn Pfarrer einen kleinen Eichen Zweig. So liefen auch hernach die übrigen Partheyen, eine nach der andern.

Vom Laufen gieng es zum Springen. Die Kinder ſtellten ſich in eine Reihe nach einander, und auf ein gegebenes Zeichen fiengen ſie an ſo zu ſpringen, wie wenn ſie über einen Graben ſetzen wollten. Wer am weiteſten ſpringen konnte, erhielt wieder eine Belohnung von Eichenlaube.

Dieſes waren die Uebungen dieſes Tages. Die Kinder waren damit ſo zufrieden, daß ſie den Herrn Pfarrer baten, er möchte ſie doch alle Tage ſpringen und laufen laſſen.

Vielleicht, ſagte er, kann dazu Rath werden, wenn ihr, verſteht ſich, ferner fleißig und aufmerkſam ſeyd.

Verſchiedene von den Eltern, die dabey ſtunden, hatten darüber auch einige Freude; etliche aber murrten und ſagten: Narrenſpiel will Raum haben; man darf den Teufel nicht an die Wand mahlen, er kommt ſo wohl; ich will wohl noch erleben, daß die Kinder Hals und Beine brechen. Ein alter ehrlicher Mann ſagte: was für Zeiten muß ich doch noch erleben! da ich in die Schule gieng, ſtund ein Buckel voll Schläge darauf, wenn die Kinder liefen und ſprangen, und nicht fein langſam giengen; jetzo halten ſie die Geiſtlichen und Schullehrer ſelbſt zu ſolchem Muthwillen an; das wird eine ſchöne Brut werden.

Der Herr Pfarrer, der es wohl gehört haben mochte, lächelte und ſtellte ſich, als wenn er nichts gehört hätte. Statt zu antworten, ſagte er: lieben Kinder! dieß Vergnügen ſoll euch bisweilen gemacht werden, damit ihr recht geſund, ſtark, und gelenk werdet, und euch helfen könnet, wann ihr etwa einmal in Gefahr kommen ſolltet. Es brechen das Jahr lang viele Leute die Arme und Beine, mit unter auch die

Hälſe, die immer ſachte giengen; vielleicht hätten die mehreſten ihre Arme, Beine und Hälſe behalten, wenn ſie in der Jugend zu Leibesübungen wären angehalten worden. Unterdeſſen, merkt es wohl, ihr Kinder! gezwungen wird niemand dazu.

Er drehete ſich darauf herum, und gieng mit den Herren Schullehrern und mit mir nach Hauſe.

Auf dem Wege ſprach er noch dieß und jenes, wie die Lehrer dieſe Uebungen einrichten ſollten; ſetzte aber immer dazu: gezwungen darf zu Leibesübungen niemand werden. Sobald Sie anfangen zu zwingen, ſo iſt kein Vergnügen mehr dabey, und ſie richten damit nichts als Verdruß an.

In der Folge wurden immer mehrere Uebungen eingeführt: z. E. es wurden zwey Stäbe ein Paar Schritte weit von einander hingeſtellt, in welche Löcher gebohrt waren; in zwey derſelben, davon immer eins ſo hoch von der Erde ſeyn mußte, als das andere, wurden Pflöckchen geſteckt, und auf dieſe eine Gärte gelegt. Ueber dieſe mußten nun die Kinder ſpringen. Stießen ſie etwa mit dem Fuße an die Gärte: ſo that es ihnen weiter keinen Schaden, denn die Gärte fiel herunter. Für diejenigen, die leicht darüber kamen, wurde die Gärte ein Loch höher gelegt, und wenn ſie auch darüber kommen konnten, noch immer ein Loch höher u. ſ. w.

Die Kinder bekamen darauf auch Springſtöcke, mit welchen ſie ſich in die Höhe heben, viel höher ſpringen, und über Graben ſetzen konnten; ſie lernten ferner auch klettern und an einem dicken Stricke hinauf ſteigen. Endlich wurden ſie auch im Schwimmen unterrichtet.

Binnen Jahr und Tag waren die mehreſten ſo geübt, daß die Nachbaren weit und breit herkamen, um den Spas mit anzuſehen.

Der, der ſeine Sachen am beſten machte, war immer mein Conrad. Faſt niemals kam er nach Hauſe, ohne ein Büſchelchen Eichenlaub vor der Bruſt zu haben.

Im Winter mußten dieſe Uebungen freylich eingeſtellt werden; dagegen wurde deſto mehr auf dem Schlitten gefahren und auf dem Eiſe gelaufen. Wenn dieß in einer Stunde geſchahe, die zu Leibesübungen beſtimmt war: ſo führete immer ein Lehrer darüber die Aufſicht, und Herr Lindenbaum fuhr und lief wohl ſelbſt mit. Es geſchahe dieß auf Anrathen des Herrn Pfarrers, welcher immer zu ſagen pflegte: ein Lehrer, der die Liebe und das Zutrauen der Kinder haben will, muß an ihrem Vergnügen ſo viel als möglich Theil nehmen.

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Conrädchen wird für einen Gott und Ehren vergeßnen Jungen und einen Galgenſtrick erkläret.

Conrad mochte ohngefähr zehn Jahr alt ſeyn, als einer von meinen Anverwandten Hochzeit hatte. Meine Frau und ich waren dazu eingeladen worden, und entſchloſſen uns dahin zu gehen. Conraden konnte ich nicht mitnehmen: weil unſere Hochzeiten leider noch ſo eingerichtet ſind, daß man mit gutem Gewiſſen die Kinder keinen Theil daran kann nehmen laſſen. Von allen Seiten ſteckt man ihnen Kuchen und anderes Eſſen zu, daß ſie ſich gemeiniglich die Mägen überladen und den folgenden Tag krank ſind; und die Tiſchgeſpräche und Späßchen, die dabey vorfallen, ſind gemeiniglich auch ſo beſchaffen, daß ſie für die Kinder nicht ſehr erbaulich ſind.

Da mein Schwager den Conrad immer zu ſich gebeten hatte: ſo erlaubte ich ihm, während der Hochzeit dort zu bleiben, und ich und meine Frau machten uns ein Paar Tage brav luſtig.

Sobald die Luſtbarkeit geendigt war: giengen wir wieder nach Hauſe, ſprachen auf dem Wege bey dem Schwager ein, und wollten Conraden mitnehmen. Da hatte ich aber einen lieblichen Auftritt, den ich in meinem Leben nicht vergeſſen werde.

Das erſte Wort, das mir mein Schwager, bey dem Eintritte in ſein Haus ſagte, war: Gott Lob und Dank, daß er wieder kömmt, Herr Schwager! und ſeinen Conrad wiederholt. — Das iſt ja ein Gott und Ehren vergeßner Junge, dergleichen ich in meinem Leben nicht geſehen habe; ich habe gedacht, wunder was für ein gutes Kind dieß wäre, und — iſt ſo ein Galgenſtrick. Meiner Seele! der Junge hat mir ſo vielen Verdruß gemacht, in den Paar Tagen, daß ich mich beynahe zu Tode geärgert habe.

Was? ſagte meine Frau, unſer Conrad wäre ein Gott und ehrvergeßner Junge? das kann er nicht reden als ein rechtſchaffner Mann, wir haben unſer Kind zu allem Guten erzogen, weiß ers?

Vater! ſchrie Conrad, glaubts nicht, daß ich ein böſer Junge bin, mein Vetter lügt.

Hört ihrs, ſagte der Schwager, was das für ein gottloſer Junge iſt? ſchilt er nicht ſeinen leiblichen Vetter einen Lügner?

Nun fehlte weiter nichts, als daß ich auch heraus polterte: ſo hätten wir einander bey den Köpfen gekriegt, und unſerm Kinde ein erbauliches Exempel gegeben.

Zum Glück faßte ich mich. Zuerſt ſagte ich zu Conraden; Kind, du gehſt gleich in den Garten und warteſt bis ich dich rufe; dann brachte ich meine Frau auch dahin, daß ſie einſtweilen in den Hof gieng. Nun faßte ich meinen Schwager bey der Hand, und ſagte: itzo ſind wir allein, lieber Herr Schwager! erzähle er mir doch nun kurz und gut, was mein Conrad gethan hat. Hat er gefehlet, ſo ſoll er geſtraft werden.

Das ſoll und muß er auch, und ich beſtehe darauf: denn er iſt ein gottloſer Junge.

Nun das habe ich ſchon gehört. Ich will aber wiſſen, worinn ſeine Gottloſigkeit beſtehe.

Schw. Ein gottloſer Junge iſt er. Hat dem Edelmanne ſeine Fenſter eingeworfen, hat den Junker geprügelt, daß ihm das Blut zu Maul und Naſe herauslief, hat mich einen Lügner geſcholten, hat mir das Meſſer vor die Füße geworfen.

J. Sonſt nichts?

Schw. Ich weiß nicht, was ich von ihm denken ſoll, Herr Schwager! iſt denn das nicht genug? Wenn ich ſo einen Jungen hätte: ſo raufte ich mir alle Haare aus dem Kopfe.

J. Und wenn die Haare nun heraus wären, wäre es denn nun beſſer? was mich betrifft, ſo werde ich mir deßwegen auch kein einziges Haar ausraufen, ſondern meinen Sohn mitnehmen, ihn verhören, und nach Befinden beſtrafen.

Nun nahm ich Abſchied, ließ meinen Conrad rufen, und gieng mit ihm und meiner Frau nach Hauſe.

Sobald wir auf dem Wege waren, mußte Conrad voraus laufen, und ich redete meiner Frau zu, daß ſie ganz ruhig ſeyn, und die ganze Sache mir und dem Herrn Pfarrer überlaſſen ſollte.

Sie hatte freylich, wie halt der Weiber Art iſt, noch vieles dagegen einzuwenden. Aber auf mein Zureden gab ſie doch nach, und ich brachte es dahin, daß ſie mit mir überlegte, wie wir das Obſt benutzen wollten, womit uns der liebe Gott dieß Jahr vorzüglich geſegnet hatte.

Da wir nach Hauſe kamen, ließ ich meine Frau vorausgehen, und bat ſie recht ſehr, daß ſie ja mit Conraden über den Vorfall nicht weiter ſprechen, ſondern alles mir überlaſſen ſollte. Ich ſchlich aber zum Herrn Pfarrer, erzählte ihm die ganze Sache, bat ihn um ſeinem guten Rath, und erhielt ihn.

Ich gieng nach Hauſe, ſetzte mich zu Tiſche, ſprach mit Conraden kein Wort, ſondern mit meiner Frau über die Kartoffeln, die wir den folgenden Tag wollten ausnehmen laſſen.

Conrad fragte mich: lieber Vater! willſt du mich nicht auch laſſen Kartoffeln ausnehmen?

Wenn du es verdienst haſt, gab ich ihm ganz kurz zur Antwort.

Dieß kränkte ihn ſo ſehr, daß ihm die Thränen über die Backen liefen. Er legte ſich darauf zurück und ſchlief ein.

Den folgenden Morgen ſtellte ich nun das Verhör an. Ich ſetzte mich in meinen Großvaterſtuhl, nahm eine ſehr ernſthafte Miene an, und ließ nun den Conrad herein kommen.

Conrad! ſagte ich, du biſt mir immer ein ſo guter Conrad geweſen, daß ich meine Freude an dir hatte. Nun biſt du kaum ein Paar Tage von mir weg geweſen: ſo muß ich hören, daß du ein Gott und Ehren vergeſſner Junge, ein Galgenſtrick geworden biſt.

Conrad ſchrie laut auf, und ſagte, Vater! lieber Vater! es iſt kein Wort wahr, ich bin noch dein lieber Conrad. Nun fiel er mir um den Hals, und machte meine Backen mit ſeinen Thränen ſo naß, daß ich beynahe mitgeweint hätte. Ich nahm mich aber zuſammen, riß ihn von meinem Halſe los und ſagte: auf Thränen und Lamentiren achte ich nicht, tritt hin und antworte. Aber das ſage ich dir, lüge nicht! mein Conrad hat nie gelogen. Dieß thun nur Gott und Ehrenvergeßne Kinder, und Galgenſtricke.

C. Vater! ich lüge nicht.

J. Gut! ſo antworte mir. Haſt du nicht dem Edelmanne die Fenſter eingeworfen?

C. Ja!

J. Hat dir denn der Edelmann etwas zu Leide gethan?

C. Nein.

J. Warum haſt du ihm denn die Fenſter eingeworfen?

C. Es ſaß ein Sperling über dem Fenſter.

J. Dißwegen haſt du ihm die Fenſter eingeworfen?

C. Ich wollte nach dem Sperlinge werfen, da flog der Stein in das Fenſter.

J. Warum warfſt du denn nach dem Sperlinge?

C. Er hatte etwas in dem Schnabel. Da wollte ich, daß er es ſollte fallen laſſen. Ich wollte gern ſehen, was es wäre.

J. Wie viele Fenſter haſt du denn eingeworfen?

C. Eine einzige Scheibe.

Biſt du denn, fragte ich den Conrad weiter, gleich zum Edelmanne gegangen, und haſt es ihm geſagt?

C. Nein!

J. Und warum denn nicht?

C. Ich fürchtete mich.

J. Das hätteſt du thun ſollen. Du hätteſt ſollen zum Edelmanne gehen und ſagen: gnädiger Herr! da wollte ich nach einem Sperlinge werfen, und der Stein flog in ihr Fenſter und zerſchlug eine Scheibe. Nehmen Sie es mir nicht übel! ich will es nicht wieder thun, ich will es meinem Vater ſagen, der wird die Scheibe bezahlen. Da würde dir der Edelmann geſagt haben; geh hin kleiner Schelm! und nimm dich ein anderesmal beſſer in Acht! Wenn du nach Sperlingen werfen willſt, ſo thue es, wann ſie auf Bäumen und nicht wann ſie an meinem Fenſter ſitzen. Hat denn dieß der Edelmann gethan?

C. Ach nein! er ließ meinem Vetter ſagen ich hätte die Fenſter eingeworfen

J. Da haſt du es. Hätteſt du dem Edelmanne gleich deinen Fehler geſtanden: ſo würde er dieß nicht gethan haben. Und was that denn dein Vetter, da er dieß hörete?

C. Er nahm einen Stock und gab mir fünf Hiebe.

J. Und was ſagteſt du dazu?

C. Ich ſchrie und ſagte: es wäre nicht wahr, daß ich dem Edelmanne die Fenſter eingeworfen hätte.

J. Die Fenſter hatteſt du freylich nicht eingeworfen, aber doch eine Scheibe. Dieß hätteſt du fein offenherzig ſagen ſollen. Aber da du nun ſagteſt: es wäre nicht wahr, was that denn dein Vetter?

C. Er nahm den Stock und ſagte: Du Galgenſtrick! Du willſt mich Lügen ſtrafen? Wart ich will dirs anſtreichen, und ſchlug mich noch ärger.

J. Dieß kommt alles daher: weil du deinen Fehler nicht gleich geſtanden haſt. Iſt's denn aber auch wahr, daß du den Junker geprügelt haſt?

C. Dieß iſt auch nicht wahr.

J. Conrad! Leugne mirs nicht ſo gerade zu, ſonſt könnteſt du ein Lügner werden, und ein Lügner iſt ein abſcheulicher Menſch. Etwas wahres muß doch dran ſeyn, ſonſt würde es dein Vetter nicht geſagt haben.

C. Ich habe ihm weiter nichts gethan; als ich habe ihm ein Paar Maulſchellen gegeben.

J. Und das heißt du nichts? Warum haſt du denn dieß gethan?

C. Ich will dir alles ſagen, lieber Vater! da ich den andern Tag hinter unſerm Garten war, kam der Junker gegangen, und fragte, haben die Schläge gut geſchmeckt? das verdroß mich, und ich ſagte: das iſt auch nicht erlaubt von deinem Vater, daß er mir vergebliche Schläge macht — er lachte höhniſch und ſagte: das müßte auch etwas ſeyn, wenn ſo ein Lumpenjunge wie du biſt, einmal durchgewichſt wird. Wer, fragte ich, iſt ein Lumpenjunge?

Du! antwortete er, und ſogleich griff er mir auch in die Haare, ſchüttelte mich durch und wollte nun fort ſpringen. Aber der arme Wicht war kaum fünf Schritte fort: ſo hatte ich ihn bey der Bruſt, druckte ihn an die Gartenmauer, und zählte ihm ein Paar Maulſchellen auf.

J. Wehrte er ſich denn nicht?

C. Nein er heulte.

J. Wars wohl recht daß du ihn ſchlugſt?

C. Nein.

J. Warum thatſt du es denn?

C. Er hatte mich ſo gewaltig böſe gemacht, daß ich mich gar nicht halten konnte.

J. Wenns nun der Edelmann geſehen hätte —

C. Er hatte es auch geſehen.

J. Hatte es geſehen? und was that er denn?

C. Er kam auf uns los, und —

J. Und prügelte dich durch?

C. Nein er fragte den Junker: haben die Mauls ſchellen gut geſchmeckt? und wollte noch etwas ſagen; aber ich lief wie wenn mir der Kopf brennte, und machte daß ich nach Hauſe kam.

J. Das war dein Glück, daß der Edelmann ſo gut war. Wäre er zornig geweſen: ſo hätteſt du wieder Schläge von ihm bekommen.

C. Ich bekam doch welche von meinem Vetter.

J. Wie machte er es denn?

C. Auf den Abend ſeß ich in allem Guten und aß meine Paar Birn. Da kam mein Vetter mit einem dicken Stock hinein, fuhr auf mich los und ſagte: 'Du Teufelsbraten! haſt du nicht den Junker geprügelt? und, ohne mich anzuhören, prügelte er mich wieder durch.'

J. Und was ſagteſt du denn dazu?

C. Ich wurde ſo böſe, das ich das Meſſer, das ich in der Hand hatte, auf die Erde warf.

J. Nun, da wurde wohl dein Vetter wieder gut?

C. Ach nein! nun wurde er noch böſer, und gab mir noch mehr Schläge.

J. Da haſt du alſo bey deinem Beſuche wenig Freude gehabt. Wer iſt denn nun an alle dieſem Verdruſſe Schuld?

C. Nein

C. Mein Vetter.

J. So? Und war doch ſo freundlich, da du zu ihm kameſt, und küßte dich, und brachte dir einen Honigfladen —

(Conrad hieng den Kopf.)

J. Woher kam es denn nun, daß dein Vetter hernach ganz anders gegen dich wurde, und dir, ſtatt Honigfladen, Schläge gab?

C. Weil ich dem Edelmanne eine Scheibe einwarf.

J. Das war die einzige Urſache nicht; ſondern weil du es verſchwiegeſt und nicht gleich zum Edelmanne, oder wenigſtens zum Vetter giengſt, und deinen Fehler geſtundſt. Daß ein Kind bisweilen etwas verſieht, verzeiht man gern; es darf aber ſein Verſehen nur nicht verſchweigen, oder gar leugnen, oder vertheidigen. Dieß iſt unverzeihlich, und ein Kind, das dieß thut, macht damit andere Leute böſe und zornig, und wenn ſie es hernach im Zorne hart behandeln: ſo muß es ſich dieß Böſe ſelbſt zuſchreiben.

C. Aber das war doch nicht recht, daß mein Vetter ſo ſchrecklich böſe war.

J. Und das war noch weniger recht, daß du ihn ſo böſe machteſt; du haſt nun gefühlt, wie es deuchtet, wenn man einem zornigen Manne in die Hände fällt. Merk es! und hüte dich, daß du durch deine Aufführung niemanden wieder zum Zorne reizeſt. Dein

Vetter hatte dich ſonſt ſo lieb, nun haſt du ſeine Liebe verlohren.

C. (Weinte).

J. Nun wird er dich nicht wieder zu ſich bitten — wird dich nicht wieder ſein liebes Conrädchen heiſſen.

C. Wenn er mich nur wieder lieb hätte!

J. Ich will dir einen guten Rath geben! ſchreib ihm einen Brief, und bitte es ihm ab, daß du ihn beleidigt haſt.

Conrad ſchrieb ein Brieſchen, ſo gut er es machen konnte, ich ſchickte es meinem Schwager, und dieſer, der nun auch wieder zum Gebrauch ſeiner Vernunft gekommen war, antwortete ihm, ſo wie ich es ihm vorgeſchrieben hatte. Damit war denn die Sache abgethan.

Ich erzählte dieß alles dem Herrn Pfarrer, der mir erſt die Rathſchläge dazu gegeben hatte, und dieſer ſprach darüber noch weitläuftig mit mir.

Da ſieht er, ſagte er, Herr Kieſer! woher die Bosheit der Kinder, über die ſo viel in der Welt geklagt wird, rühre — faſt immer von der Behandlung der Leute, die nicht mehr Kinder ſind. Leichtſinnig, unüberlegt, unordentlich, träge zu manchen Geſchäften, ſind die Kinder, boshaft ſind ſie aber nicht, wenn man ſie nur nicht boshaft macht. Wer alſo Kinder erziehen will, darf den Verdruß, den ſie ihm bisweilen verurſachen, nicht der Bosheit, ſondern immer dem Leichtſinne, der Trägheit und dergleichen jugendlichen Fehlern zuſchreiben, und muß den erſten Grund von dem begangenen Fehler genau unterſuchen. Wer dieß nicht thut, wer von jedem Kinde, das einen albernen Streich macht, ſagt, daß es aus Bosheit, daß es in der Abſicht dieß gethan habe, um andern Verdruß zu machen, der verderbt die Kinder, anſtatt, daß er ſie beſſern ſollte. Muß es nicht einem Kinde, das ſich keiner böſen Abſichten bewußt iſt, gewaltig verdrießen, wenn man ihm Bosheit Schuld giebt? und wenn man es nun ſo hart behandelt, als wenn es ein Böſewicht wäre, muß es dadurch nicht ſchrecklich erbittert werden? Und was thut alsdann ein Kind nicht, das erbittert iſt! Eine Schlafmütze läßt ſich vielleicht Unrecht thun; aber ein Kind, das Ehre liebt, dem die Liebe und das Zutrauen ſeiner Vorgeſetzten etwas werth ſind, wird dadurch allemal aufgebracht, wenn man es durchaus zu einem Böſewichte machen will. Daher kommt es, daß oft die beſten Köpfe die größten Böſewicht werden, wenn man ſie in der Jugend unvernünftig behandelt, und jeden Muthwillen, jede Unbeſonnenheit, die ſie begehen, zu einem Bubenſtücke machen will.

Daß er aber Conraden nicht geradezu recht gegeben hat, das hat er auch gut gemacht. Ich habe dergleichen Auftritte mehrere gehabt. Kinder kamen zu mir und verklagten den Schulmeiſter, daß er ſie zu hart behandelt hätte; ich fühlte, daß ſie Recht hatten, und der Schulmeiſter Unrecht, ließ es ihnen aber doch nicht merken; ſondern gab ihnen den Rath, ſie möchten ſich in Zukunft in Acht nehmen, daß ſie den Schulmeiſter nicht wieder in Zorn jagten; denn ſie hätten nun wohl gefühlt, wie nachtheilig es ihnen geweſen ſey, ihn in Zorn gebracht zu haben.

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Von Conrad Kieſers Zorn, und wie er ihn beherrſchen gelernt hat.

Dieſer Verdruß mit meinem Conrad war nun glücklich überſtanden. Es war aber nicht der letzte. Conrad hatte ein hitziges Temperament, und es vergieng faſt keine Woche, da er nicht mit ſeinen Schulkameraden eine Prügeley hatte. Wann ich ihn darüber vernahm und ihn fragte, warum er dieß gethan hätte; ſo ſagte er allemal, die, mit denen er ſich geſchlagen, hätten ihn geſchimpft.

Muß du denn deßwegen ſchlagen? fragte ich allemal. Weil ich aber nicht wußte, wie ich mich dabey benehmen ſollte: ſo ließ ich es dabey bewenden.

Dieſen Rath hatte mir der Herr Pfarrer gegeben. Herr Kieſer! ſagte er einmal zu mir, wenn ſein Conrad einmal einen albernen Streich machen ſollte, und er wüßte ſich auf keine ſchickliche Strafe zu beſinnen: ſo ſtrafe er ihn lieber gar nicht; ſondern laſſe er es damit ſo lange anſtehen, biß ihm eine ſchickliche Strafe einfällt. Beſſer iſt es, gar nicht zu ſtrafen, als eine Strafe zu wählen, die unſchicklich iſt.

Nach langem Hin und Herdenken fiel mir endlich ein, was ich zu thun hatte. Ich gieng einmal mit ihm ſpatzieren, und ſetzte mich mit ihm auf einem Platze hin, wo ich die Sonne konnte ſehen untergehn. Der Tag iſt nun wieder zu Ende, ſagte ich, da die Sonne uns verſchwunden war; der liebe Gott gebe doch allen Menſchen, die nun zu Bette gehen, eine recht gute Nacht! Er wird ſie ihnen geben: denn er iſt ein guter Gott.

Wenn ſich doch die Menſchen nur nicht ſelbſt böſe Nächte und böſe Tage machten! Was hilfts ihnen denn nun, zum Exempel, wenn ihnen der liebe Gott Eſſen und Trinken, Bette und Ruhe beſcheert, und ſie ſelbſt halten keine Ruhe, zanken und ſchlagen ſich. Lieber Gott! wie viele Menſchen werden, ſich itzo, da der liebe Gott zur Ruhe einladet, und ihnen gleichſam eine gute Nacht wünſcht, zanken und ſtreiten! Nun ſchwieg ich ein Paar Minuten.

Wenn die Menſchen doch nur recht klug wären, fuhr ich fort: ſo würde aller Zank und Streit unter ihnen aufhören. Daran fehlts aber immer. Ich war vor einiger Zeit in Naumburg, und ſahe da einen recht artigen Knaben über die Straße gehen. Ein Gaſſenjunge begegnete ihm, und der gute Knabe verſahe es und trat ihn auf den Fuß. Dummer Junge! ſagte dieſer, Hundejunge! lief ihm nach und gab ihm ſo viele abſcheuliche Namen, die ich gar nicht in meinen Mund nehmen mag. Verſchiedene Leute verſammleten ſich auf der Straße, hörten das Schimpfen, und alle wurden böſe auf einen von dieſen beyden Knaben. Kannſt du wohl rathen, auf welchen?

Auf den Gaſſenjungen, ſagte Conrad. Haſt recht antwortete ich, lieber Conrad! alle ſagten, das iſt ein abſcheulicher Junge. Es währete aber nicht lange: ſo gerieth der gute Knabe in die Hitze, drehete ſich um, und gab dem Gaſſenjungen ein Paar tüchtige Maulſchellen. Dieſer wehrte ſich, fiel ihm in die Haare, und pautz! da lagen ſie mit einander im Kothe, wälzten ſich drinne herum, die Leute liefen zuſammen und ſagten, dieß ſind ja ein Paar abſcheuliche Jungen! man riß ſie auseinander, einer war voll Koth wie der andere, einer hatte Haare gelaſſen, wie der andere, einer war beſchimpft wie der andere. Der gute Knabe wurde nun eben ſo wie jener wilde Junge angeſehen.

Du ſagſt immer, daß andere dich ſchimpften. Wenn du dazu ſchweigſt: ſo hält man dich für verſtändig, und den der dich ſchimpft, für unverſtändig. Wenn er ſagt du wäreſt dumm, wirſt du denn deßwegen dumm? gewiß nicht. Jener wird aber vor einen dummen Jungen gehalten. Er hat nicht dich, ſondern ſich ſelbſt geſchimpft. So bald du dich aber mit ihm ſchlägſt, hält man dich und ihn für einerley, beyde für ungezogene Jungen! Merk es Conrad!

Aber! ſagte Conrad, ich kann es nicht laſſen. Gut! ſagte ich, ſo wollen wir es miteinander ausmachen. Wer den andern beſchimpft, der ſoll geſchlagen werden. Wenn du alſo andere ſchlägſt: ſo beſchimpfſt du dich: denn alle Leute werden ſagen: Dieſer muß doch ein ſehr ungezogenes Kind ſeyn, weil er, wie ein Gaſſenjunge um ſich ſtößt und ſchlägt. Weißt du alſo was ich mit dir thun muß?

Conrad hieng den Kopf.

Du willſt, daß jeder, der dich ſchimpft, geſchlagen werde. Wenn du nun andere ſchlägſt: ſo ſchimpfſt du dich ſelbſt. Was muß ich alſo mit dir thun?

C. (murmelnd) mich ſchlagen.

J. Freylich muß ich dich ſchlagen. Willſt du das?

C. Nein! lieber Vater!

J. Ich glaube es wohl. Ich habe auch keine Luſt dich zu ſchlagen: weil ich dich lieb habe. Wenn du es aber ſelbſt ſo willſt: ſo muß ich es halt thun. Itzo gehe hin und hole mir von dieſem Haſelbuſche einen Stock, ſo dick, als etwa dein Daumen!

C. Ach lieber Vater! ſchlag mich nicht! in meinem Leben will ich keinen andern wieder ſchlagen.

J. Da iſts ja gut! Wenn du keinen andern wieder ſchlägſt: ſo darfſt du auch von mir keine Schläge beſorgen. Itzo geh gleich hin und hole den Stock!

Er gieng weinend fort, holete ihn, und gab ihn mir mit zitternden Händen. Ich band einen Bindfaden dran, und hieng ihn über die Thür.

Conrad gieng betrübt fort, und trauerte den ganzen folgenden Tag.

Gegen Abend fiel er mir um den Hals, weinte und ſagte: lieber Vater! In meinem Leben will ich niemanden wieder ſchlagen, thu mir nur auch den Gefallen und nimm den Stock da weg!

J. Den Stock kannſt du immer hier hängen laſſen. Wenn du andere nicht mehr ſchlägſt: ſo wirſt du dich nicht vor ihm zu fürchten brauchen.

C. Aber wenn nun andere Leute herein kommen, da ſehn ſie ja den Stock, und glauben, Conrad kriegte damit Schläge.

J. Nun wenn du das meyneſt: ſo will ich den Stock unter das Bette legen; aber — aber mach ja nicht, daß ich ihn wieder hervor holen muß.

So hatte ich nun Conraden ſo weit gebracht, daß er es ſich wirklich feſte vornahm, niemanden wieder zu ſchlagen. In der Folge hatte er wieder einigemal Händel. Da ich aber dem Herrn Cantor von dem, was ich ihm geſagt, Nachricht gegeben hatte: ſo erinnerte er ihn allemal: ſo oft er zornig wurde: Conrad! Conrad beſchimpfe dich nicht; du weißt was für eine Strafe dein Vater darauf geſetzt hat.

Dadurch gewöhnte er ſich nach und nach, über ſeinen Zorn Herr zu ſeyn. Das hilft ihm noch bis auf den heutigen Tag. Vielmals war der Fall, daß andere, die ihm die guten Umſtände in denen er ſich befand, nicht gönnten, ihn ſchimpften und ſchmähten; andere hetzten ihn auf und ſagten, dieß dürfe er nicht auf ſich ſitzen laſſen, er müſſe die Schimpfer und Schmäher verklagen, und ſich Abbitte und Ehrenerklärung thun laſſen. Da lachte er allemal und ſagte: das belohnte ſich auch wohl der Mühe, daß ich um ein Paar Worte willen Zank und Streit anfangen ſollte. Mögen doch andere mich einen Narren, oder Schelm oder was ſie wollen, ſchimpfen. Dieß ſchadet mir alles nichts, wenn ichs nur nicht bin.

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

Enthält eine ausführliche Nachricht, wie Conrad Kieſer Haushalten gelernt hat.

Kurz darauf gab es einen andern Verdruß. Wann er des Morgens in die Schule wollte gehen: ſo fehlte ihm bald ein Buch, bald ein Schreibebuch, bald eine Feder, bald das Dintefaß. Da wurde er allemal unwillig: denn wenn er in die Schule kam, und hatte nicht alles bey ſich: ſo wurde er als ein unordentlicher Schüler behandelt und beſtraft, und kam deßwegen betrübt nach Hauſe.

Da er mir es nun auch einmal klagte: gab ich ihm zur Antwort, da kann ich dir nicht helfen, liebes Kind! warum hebſt du deine Sachen nicht beſſer auf.

Was hilft mir denn das Aufheben, lieber Vater! antwortete er, wenn ſie nicht da bleiben, wohin ich ſie gelegt habe? So oft ich aus der Schule komme, lege ich alles dort auf die Bank; und wann ich wieder komme, da iſt alles wieder weg. Da nimmt bald mein kleiner Bruder, bald meine Schweſter etwas weg. Mannichmal beſchmieren ſie mir auch die Bücher. Sieh nur, was der kleine Rudolph, da herein gekritzelt hat! Hernach denkt der Herr Cantor ich hätte es gethan!

Da willſt du wohl gern ein Plätzchen haben, fragte ich, wozu andere Leute nicht kommen können? Er lächelte, ich aber machte die Kammerthür auf, zeigte ihm einen neuen Schrank, den ich für ihn hatte machen laſſen, und ſagte: hier lieber Conrad! haſt du ein Plätzchen, wohin du künftig deine Sachen legen kannſt. Hier iſt der Schlüſſel dazu. Wenn du den Schlüſſel in Acht nimmſt, und immer fein zuſchließeſt: ſo wird dir niemand etwas wegnehmen können.

Und der ſoll meine, der Schrank? fragte er mit blitzenden Augen?

Der ſoll deine, lieber Conrad, antwortete ich.

Wie ein Pfeil flog er zu ſeiner Mutter; Mutter rief er, der Vater hat mir einen Schrank geſchenkt, einen neuen! Komm her und ſieh ihn.

Die Mutter lächelte, ließ ſich den Schrank zeigen, und examinirte ihn, wie er nun ſeine Sachen darinne vertheilen wollte. Hier und da gab ſie ihm einen guten Rath. Nun wurde eine halbe Stunde dazu angewendet, alles was er hatte, aus den verſchiedenen Winkeln des Hauſes zuſammen zu ſuchen und in den Schrank zu ſetzen und zu legen.

Durch dieß Mittel ließ ichs ihn fühlen, wie wohl ſich der Menſch befindet, wann er ſeine Sachen fein in Ordnung hält; und damit er es nicht vergeſſen möchte: ſo nahm ich auch wohl die Sachen, die er nicht verſchloß, ſelbſt weg und ließ ſie ihn ein Paar Tage ſuchen.

Der Herr Pfarrer, dem ich dieß erzählete, hatte auch eine ſonderliche Freude darüber, und ſagte: Itzo hat ſein Conrad den Werth des Eigenthums ſchätzen lernen, dieß müſſen wir benutzen, und ihm Mittel an die Hand geben, wie er es erweitern und vergrößern kann; ſo kann er auf dieſem Wege ſich mancherley Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten verſchaffen, die ihm in der Folge ſehr nützlich ſind.

Es hat jeder Menſch ein Verlangen, etwas Eigenes zu beſitzen. Wenn dieß Verlangen auf eine vernünftige Art benutzt und jedem Gelegenheit an die Hand gegeben würde, ſein Eigenthum ſo zu vergrößſern, daß andern damit kein Schaden geſchahe: ſo würden die Menſchen gewiß weit geſchickter, beſſer und froher werden, als ſie itzo ſind. Das thut man

aber

aber nicht. Wann die Menſchen noch Kinder ſind: ſo wird ihnen alles geſchenkt. Dabey gewöhnen ſie ſich an die Trägheit und ans Wünſchen. Das Verlangen nach Eigenthum bleibt ihnen, aber ſie haben keine Luſt, es ſich durch Fleiß und Nachdenken zu erwerben. Als kleine Kinder beunruhigen ſie die Eltern immer mit Bitten um Geſchenke, und als große Kinder lamentiren ſie um Beſoldung, Penſionen, Gnadengelder, ſetzen in die Lotterie und ins Lotto, lernen Goldmachen und den Teufel citiren. Auf ſolche Albernheiten wird ein Menſch nie gerathen, der früh gelernt hat, daß die Kraft ſich Vermögen zu erwerben, nirgend ſicherer gefunden werde, als — in dem Menſchen ſelbſt.

Hat ſein Conrad nicht ſchon etwas geſchenkt bekommen?

Ja, antwortete ich, er hat wohl gegen 5 Thaler in ſeiner Sparbüchſe, die er nach und nach von ſeinen Anverwandten hat geſchenkt bekommen.

Gut! fuhr der Herr Pfarrer fort, das ſoll die Anlage zu ſeinem künftigen Vermögen werden. Wenn er dieſe gut anwendet: ſo kann er ſich nach und nach ein hübſches Sümmchen erwerben. Und das Sümmchen, das er ſich auf dieſe Art erwirbt, iſt das Wenigſte. Das Beſte, was er damit erlangt, ſind Fleiß, Uebung im Nachdenken, und eine ordentliche Einrichtung ſeiner Ausgaben.

Sollte aber, ſagte ich, das Kind auf dieſe Art nicht etwa eine Neigung zum Geize bekommen?

Dafür, antwortete der Herr Pfarrer, laſſe Er mich ſorgen.

Nun gab mir der Herr Pfarrer noch allerley Anſchläge, wie ich die Sache angreifen ſollte, und ich befolgte ſie.

Den folgenden Tag ſchnitt meine Frau Zwetſchen, um Muß daraus zu kochen, und Conrad half mit. Ich kam dazu, half auch ein Paar Zwetſchen zerſchneiden, und da ich den Eimer voll Kern ſahe, der hier ſtund: ſagte ich — in jedem dieſer Kernen ſteckt ein Baum. Schade! daß ſie nicht geſteckt werden! Was für eine Menge Zwetſchen könnten wir nach zwanzig Jahren ſchütteln laſſen.

Vater! ſagte Conrad, ich will ſie ſtecken.

Ich erlaubte es ihm, und verſprach ihm zugleich, daß alle Bäume, die er ziehen würde, ſein Eigenthum ſeyn, daß er ſie verkaufen, und das Geld davon in ſeine Sparbüchſe ſtecken ſollte. Darüber hatte er eine gewaltige Freude. Nur war noch die kleine Bedenklichkeit übrig, wohin er ſie ſtecken ſollte?

In meinen Gemüſegarten? den konnte ich nicht entbehren, weil ich das Gemüſe, das ich darinne zog, ſehr nöthig brauchte. In den Obſtgarten? der war bereits mit Bäumen beſetzt; aufs Feld? da würden ſie die Haſen abgefreſſen haben. Nachdem wir die Sache hin und her überlegt hatten, wurden wir endlich

lich eins, daß er unſerm Nachbar ſeinen Garten, den er Alters halber nicht mehr bearbeiten konnte, abpachten wollte.

Wir giengen zu ihm, und fragten ihn, ob er das zu Luſt habe? Er hatte ſie, und verlangte jährlich drey Gülden Pacht.

Conrad verſprach ſie ihm ſogleich.

Conrad, ſagte ich, übereile dich nicht! wenn du etwas verſprichſt: ſo mußt du es halten, und ich weiß nicht, ob du es kannſt. Gute Nacht, Herr Nachbar! ſagte ich, wir wollen miteinander die Sache überlegen, morgen wollen wir Antwort ſagen.

Auf dem Rückwege fragte ich ihn, woher er denn dieſe drey Gülden Pacht nehmen wolle?

Aus meiner Caſſe, war die Antwort, ich habe ja gegen 5 Thaler darinne.

Ich ſtellte ihm dagegen vor, daß dieß nur auf ein Jahr reiche, und für das zweyte ſchon nicht hinlänglich ſey. Er müſſe aber auf gar viele Jahre Pacht geben. In 10 Jahren betrüge dieß ſchon dreyßig Gülden. Woher er dieß nehmen wolle?

Er wendete dagegen ein, daß er unterdeſſen ſchon Geld genug aus ſeinen Bäumen löſen würde. Da ich ihm aber begreiflich machte, daß die Bäume verſchiedene Jahre wachſen müßten, ehe er einen einzigen verkaufen könnte: ſo war er ganz niedergeſchlagen, und wußte nichts mehr darauf zu antworten.

Ich überſchlug nun mit ihm, wie viel er, bey mäßigem Glücke, in zehn Jahren gewinnen könne, und, da wir fanden, daß dieſer Gewinn weit mehr als dreyßig Gülden betrug: ſo rieth ich ihm dazu, daß er den Garten pachten ſolle. Woher er aber jährlich drey Gülden nehmen wolle, das, ſagte ich, müßte er mir erſt zeigen. Denn, wenn der Tag käme, da der Pacht gefällig wäre: ſo müſſe er auch hingezählet werden.

Er dachte hin und her, endlich meynte er, das kürzeſte Mittel wäre ja wohl dieſes, daß ich ihm das Geld zum Pachte ſchenkte.

Conrad, ſagte ich, guck mir einmal in die Augen!

Er guckte mir getroſt in die Augen, und ich freuete mich darüber gar herzlich. So lange, ſagte der Herr Pfarrer einmal, die Kinder dem Vater in die Augen ſehen können, und, wenn ſie mit ihm ſprechen, die Augen nicht niederſchlagen, auch den Kopf, weder auf die rechte noch auf die linke Seite hangen laſſen, kann man immer ein gutes Zutrauen zu ihnen haben.

Da er mir ſo herzlich in die Augen ſahe, faßte ich ſeine Hand und fragte: Conrad, biſt du mein Sohn?

Ja, Vater! war ſeine Antwort.

Gut! antwortete ich, ſo beweiß es auch, daß du mein Sohn biſt, und machs eben ſo, wie es dein

Vater immer gemacht hat. Dein Vater hat niemals um Geſchenke gebettelt, und, wenn du mein Sohn biſt: ſo darfſt du es auch nicht thun. Der alten Chriſtine gebe ich wöchentlich ein Geſchenk: weil ſie blind; Hans Jürgen, weil er lahm iſt; Nachbar Melchiorn: weil er in der Schlacht bey Torgau den rechten Arm verlohren hat, und der Anne Grethe: weil ſie, wegen ihres hohen Alters, nicht mehr arbeiten kann. Warum ſoll ich dir denn aber Geſchenke geben? Deine Augen haſt du noch, deine Beine ſind geſund, beyde Arme kannſt du brauchen, zur Arbeit biſt du auch noch jung genug, warum verlangſt du denn, daß ich dir etwas ſchenken ſoll?

Ja Vater! das iſt wohl ganz gut, aber ich kann ja noch nichts verdienen.

J. Noch nichts verdienen? willſt du denn etwas verdienen?

C. O ja Vater!

J. Nun wenn du etwas verdienen willſt, ſo will ich dir etwas zu verdienen geben.

C. Und was denn?

J. Das wirſt du ſchon erfahren. Itzo will ich erſt einen Verſuch mit dir machen. Von heute an gebe ich dir das Amt die Eyer abzunehmen. Für jedes Schock Eyer, das du bringſt, gebe ich dir einen Groſchen, wenn du nun eine Woche in die andere gerechnet, mir wöchentlich ein Schock bringſt, wie viel bekömmſt du jährlich von mir?

C. Acht und vierzig Groſchen machen 2 Thaler, 52 Groſchen, 2 Thaler 4 Groſchen. Zwey Thaler vier Groſchen bekomme ich alſo für Eyer abnehmen.

J. Wofür bekommſt du 2 Thaler 4 gr?

C. Für Eyer abnehmen.

J. Merk's Conrad! Nicht dafür bekommſt du das Geld, daß die Hüner die Eyer legen; ſondern dafür, daß du ſie abnimmſt und mir bringſt. Was mußt du alſo thun, wenn du bey mir Geld verdienen willſt?

C. Ich muß Eyer abnehmen und ſie dir bringen.

J. Ganz recht! und wenn du nun jährlich das mit 2 rthl. 4 gr. verdienſt, wie viel macht denn dieß Gülden?

Gleich will ichs ſagen — — 2 Mfl. 10 gr.

J. Wie viel fehlt dir denn da noch an 3 Gülden?

C. Eilf Groſchen.

J. Nun dieſe wirſt du leicht auch noch verdienen können. Und wenn du nun das Geld zu deiner Baumſchule ſelbſt verdienet haſt, und die Bäume werden groß, und du kannſt ſie verkaufen, und das Geld dafür einſtreichen, das wird dir gewiß mehr Freude machen, als wenn ich dir das Geld dazu geſchenkt hätte.

Auf dieſe Art gelang es mir, meinem Sohne den Trieb beyzubringen, ſich durch ſeinen eignen Fleiß ein Eigenthum zu erwerben. Es gieng damit auch recht gut. Er war auf das Eyer abnehmen nun ſo erpicht, daß mir nicht leicht ein Ey verlohren gieng, und daß er mir den Groſchen, den ich ihm für jedes Schock gab, reichlich wieder bezahlte.

So wie er älter wurde, vertrauete ich ihm wichtigere Geſchäfte an, die ich ihm alle gut bezahlte. Dabey hatte ich viele wichtige Vortheile. Erſtlich gewöhnte ſich mein Conrad an die Arbeit, von der doch der Menſch eigentlich leben muß. Zweytens lernte er das Geld kennen, und mit dem Gelde ordentlich haushalten. Dieß iſt auch keine Kleinigkeit. Einmal iſt's doch ſo eingeführt, daß man Geld haben muß, wenn man in der Welt etwas anfangen will. Iſts denn alſo nicht gut, wenn die Kinder früh lernen mit Gelde umgehen? Wenn ſie nun immer unter der Vormundſchaft der Eltern ſtehen, und nicht eher Geld unter die Hände bekommen, als bis ſie ihre eigene Haushaltung anfangen: ſo darf man ſich auch nicht wundern, wenn ſie damit anfänglich lauter alberne Streiche anfangen, es entweder verſchwenden, oder im Schranke verſchimmeln laſſen. Drittens hatte ich nun auch Gelegenheit zu beobachten, ob mein Conrad auch ehrlich ſey oder nicht? ob er nicht etwa bisweilen krumme Wege einſchlüge, um Geld zu bekommen? denn wenn die Kinder keine Gelegenheit haben, ſich Geld zu erwerben, wie kann ich denn wiſſen, ob ſie bey Erwerbung deſſelben ehrlich ſind? Viertens hatte mein Sohn nun auch Gelegenheit, wohlthätig zu ſeyn, und bisweilen einen Armen aus ſeiner Caſſe zu erquicken. Es iſt lächerlich, wenn Kinder den Armen Gutes thun aus dem Beutel der Eltern. Da geben ja die Kinder nicht, ſondern die Eltern. Fünftens ſchaffte mir dieſe Einrichtung auch noch dieſen Vortheil, daß mein Sohn ſich nie dazu gewöhnte, den alten Vater um Geld zu plagen. Nach der Einrichtung, die in den mehreſten Häuſern gewöhnlich iſt, möchte es einem ehrlichen Manne grauen, Kinder zu erzeugen. So lange ſie kleine ſind, hat er von ihnen nichts als Mühe und Sorgen, und wenn ſie groß werden, und ihre eigne Haushaltung anfangen, da geht erſt die rechte Plage an. Statt daß ſie die alten Eltern nun unterſtützen ſollten, plagen ſie ſie beſtändig um Zuſchuß, und ſaugen beynahe ganz aus, was ihre grauen Eltern mit vieler Mühe erworben haben. Dieß that mein Conrad niemals. So bald er ſelbſt erwerben konnte: verlangte er von mir keinen Pfennig mehr geſchenkt, und hat itzo die Freude, daß er von ſeinem ſelbſt erworbenen Vermögen ſeine eigne Wirthſchaft anfangen kann. Dafür ſtehe ich, daß er nie um Zuſchuß mich plagen wird. Er hat ſich ſelbſt zu helfen gelernt, und hat zu viel Ehre im Leibe, als daß er dem alten Vater mit Klagen beſchwerlich fallen ſollte.

Ueber dieſen Punkt las mir einmal unſer Herr Pfarrer folgende Stelle aus dem Carlsberg vor.

„,,Wenn wir immer den Weg giengen, den uns die Natur zeigt: ſo müßte jedes Kind, wenigſtens vom achtzehnten oder zwanzigſten Jahre an, ſich ſelbſt ernähren, und der alte Vater könnte denn unter ihnen und ſeinen Enkeln ſitzen und ſich freuen, wie man ſich freuet in der Ernte. Und wenn er kraftlos würde, könnte er ſich auf ſeine Familie ſtützen. So aber, wenn ein ehrlicher Mann des Tages Laſt und Hitze getragen hat: ſo freſſen ihn ſeine Kinder auf, ſo wie es bey verſchiedenen wilden Nationen gewöhnlich iſt. Nur mit dem Unterſchiede, daß der Wilde ſeine Eltern erſt nach dem Tode, aber unſere cultivirte Jugend ihre Eltern, bey ihrem Leben, auffrißt."

Bald hätte ich vergeſſen einen ſechſten Hauptvortheil anzuführen, den mir dieſe Einrichtung verſchaffte. Das war dieſer, daß ich nun ein neues Mittel hatte, meinen Conrad zu beſtrafen, wenn er da oder dort zu nachläſſig war, oder einen Fehler begieng. Er mußte mir nämlich, nachdem das Vergehen klein oder groß war, ſechs Pfennige, einen Groſchen, auch wohl zwey oder vier Groſchen Strafe geben. So lange der Menſch noch jung iſt, bleibt er immer leichtſinnig und flatterhaft, und fügt dadurch den Erwachſenen manchen Schaden und Verdruß zu. Was ſoll man nun da anfangen? ſoll man da ſchweigen: ſo wird er immer nicht bedachtſamer; ſoll man ihm immer Verweiſe geben? ſo wird man leicht zu heftig und braucht härtere Worte, als man thun ſollte. Was für ein Lärmen entſteht in manchen Häuſern, wann ein Kind ein Glas zerbrochen, oder eine Fenſterſcheibe eingeſtoßen, oder einen Fleck in den neuen Rock gemacht hat. Durch dieſe ewigen Verweiſe und Vorwürfe werden nach und nach harthäutig, und gewöhnen ſich ſo daran, daß ſie ſich nichts mehr daraus machen. Oder ſoll man ſie gar ſchlagen? ſchlage wer da will, ich bin kein Freund davon. Meinen Hund und meine Fohlen ziehe ich mit Schlägen, der Menſch aber muß mit Vernunft gezogen werden, und ſelten, in ausserordentlichen Fällen, ſind Schläge erlaubt.

Kurz, ich machte es mit meinem Conrad ſo: wann er ein Geſchäfft vergeſſen, oder ſchlecht ausgerichtet hatte: ſo mußte er mir eine Geldſtrafe bezahlen. Dieß that ihm wehe, und er wurde dadurch nach und nach vorſichtiger und bedachtſamer gemacht. Würden aber dieſe Geldſtrafen wohl etwas geholfen haben, wenn ich ihm das Geld dazu geſchenkt hätte?

Sonſt hatte Conrad den garſtigen Fehler an ſich, daß er anderer Leute Eigenthum nicht ſchonte. Wann er Blumen ſuchte: trug er kein Bedenken durch die Wieſen und Saatfelder zu gehen, und Gras und Saat zu zertreten; Johannisbeeren, Kirſchen, Schoten u. dgl., wann ſie ihm aufſtießen, abzureißen, daraus machte er ſich auch eben kein groß Gewiſſen. Ich hatte ihm zwar ein Paar Geſchichtchen erzählt, in denen die Häßlichkeit dieſes Fehlers vorgeſtellt wurde, es half auch, aber bisweilen vergaß er ſich doch wieder und fiel in die alte Sünde zurück. Seitdem er aber eine Baumſchule hatte, und ihm durch muthwillige Kinder einige Bäumchen waren beſchädigt worden, und er nun gefühlt hatte, wie wehe es

thut,

thut, wann das Eigenthum beſchädigt wird, wurde er ganz anders, und nahm ſich gar ſehr in Acht, daß er niemanden Schaden zufügte.

Meine Freunde ſahen nun das viele Gute, das ich dadurch erlangte, daß Conrad Anleitung bekam, ſich durch ſeinen eignen Fleiß etwas zu erwerben, und wunderten ſich darüber. Manche hatten aber doch allerley Bedenklichkeiten. Vorzüglich war Herr Grill der Meynung, ich würde nichts Gutes aus ihm ziehen: weil er gewiß einmal ein alter Geizhals werden würde, da er in der Jugend ſchon das Geld ſo lieb hätte.

Ich kannte aber Conraden zu gut, als daß ich ſo etwas von ihm hätte beſorgen dürfen, und ließ es auch nicht daran fehlen, ihn zur Freygebigkeit zu locken. Wann in der Nachbarſchaft eine Feuersbrunſt war: ſo ſammelte der Herr Pfarrer gemeiniglich eine Collecte für die abgebrannten. Ich ließ dann auch einen Teller in meiner Familie herumgehen, darauf jedes legen konnte, ſo viel ihm beliebte. Conrad legte allemal ſeine vier bis acht Groſchen drauf, ohne daß ich ihn dazu aufforderte, oder ihm deßwegen ein beſonderes Lob ertheilte. Höchſtens ſagte ich etwa: ſiehſt du Conrad, wie hübſch es iſt, wenn man etwas ſelbſt verdienet? da hat man immer etwas, wovon man Nothleidende erquicken kann. Auch einem Tagelöhner, der in meinem Dienſte blind geworden war, und ein Paar andern gebrechlichen Leuten gab er bisweilen etwas aus ſeiner Caſſe.

Sieben und dreyßigſtes Kapitel.

Aus dieſem ergiebt es ſich, daß ein braver Bauer glücklicher lebt, und mehr Gutes ſtiftet, als ein ſchlechter Gelehrter.

Da ich nun ſahe, daß mein Sohn bey jeder Gelegenheit einen guten Kopf zeigte: ſo kam ich auf den Einfall, ich wollte ihn ſtudiren laſſen. Ich theilte ihn meiner lieben Frau mit, und dieſe freute ſich gar herzlich darüber. Dieß thue, ſagte ſie, lieber Mann! ich will daran wenden, was ich kann. Da haben wir hernach auch deſto gröſſere Freude. Denk einmal was es für eine Freude und Ehre für uns ſeyn würde, wann unſer Conrad einmal auf der Kanzel ſtünde und — predigte. Sie weinte vor Freuden, und wollte ſchon hinlaufen, und es dem Conrad ſagen. Dieß ließ ich aber doch nicht zu, ſondern bat meine Frau, ſie möchte es anſtehen laſſen, bis ich die Sache mit dem Herrn Pfarrer überlegt hätte.

Ich that es ſchon den nächſten Sonntag. Der Herr Pfarrer hörte mich an, und da ich ausgeredet hatte, ſagte er: es iſt gut, daß Eltern bey Zeiten drauf denken, was ihre Kinder einmal werden, und was für ein Geſchäffte ſie einmal treiben ſollen. Wenn ſie mich in dieſer Sache um Rath fragen: ſo gebe ich ihnen immer dieſe Regel: gebt genau Achtung, wozu eure Kinder vorzüglich Luſt und Geſchicklichkeit haben! und das laßt ſie lernen. Hat er denn dieß gethan, Herr Kieſer? Hat er denn nicht bemerkt, womit ſich ſein Sohn am liebſten beſchäfftigt? …

Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, war meine Antwort, ſo beſchäfftigt er ſich am liebſten mit der Oekonomie. Die Pferde zu füttern, Bäume zu pflanzen, zu pfropfen und zu oculiren, das iſt ſeine größte Luſt.

Pf. Und doch will er ihn laſſen ſtudiren?

I. Es iſt aber doch ſo hübſch, wenn man einen ſtudirten Sohn hat, der den Eltern im Alter Ehre und Freude macht.

Pf. Freylich iſt das hübſch. Macht denn aber ein rechtſchaffener, fleißiger, geſchickter Oekonom den Eltern nicht auch im Alter Ehre und Freude? Hat er denn ſeinem Vater nicht auch Ehre und Freude gemacht?

Ich wußte nichts drauf zu antworten, denn wahr war es, daß ich meinen Eltern Ehre und Freude gemacht hatte.

Und, fuhr der Herr Pfarrer fort, machen denn alle Studirte ihren Eltern Ehre und Freude? giebts ihrer

rer denn nicht genug, die ihnen Schande und Verdruß machen?

Auch dieß mußte ich zugeben.

Nun, ſagte der Herr Pfarrer weiter, wollen wir doch die Sache mit einander vernünftig überlegen. Wenn ſein Sohn bey der Oekonomie bleibt, ſo behält er ihn zu Hauſe, und kann ihn bey ſeinen Geſchäften nutzen; wenn er aber ſtudiren ſoll: ſo muß er ihn auswärts auf eine Schule, dann auf eine Univerſität thun. Zu Hauſe koſtet er ihm faſt gar nichts, auswärts aber ſchweres Geld. Zu Hauſe hat er ihn immer unter den Augen, kann ihn zurecht weiſen, wenn er bisweilen auf Abwege gerathen ſollte. Dieß letztere iſt nicht leicht zu beſorgen; weil er in der Eltern Hauſe lauter gute Exempel ſieht. Auswärts hingegen iſt es ganz anders. Auf Schulen und noch mehr auf Univerſitäten giebt es viele Verführung, und der Vater kann ihn dagegen nicht ſchützen: weil er nicht zugegen iſt. Mancher junge Menſch, der, als ein unſchuldiger Jüngling, auf die Univerſität geſchickt wurde, kam als ein Taugenichts zurück. Wenn ſein Conrad bey der Oekonomie aufwächſt: ſo hat er in ſeinem vier und zwanzigſten Jahre ſein gutes Auskommen, und kann heyrathen wenn er will. Iſt denn dieß auch ſo mit jungen Gelehrten? fallen denn dieſe, wenn ſie von der Univerſität zurückkehren, nicht oft den Eltern zur Laſt? müſſen ſie nicht um eine Verſorgung ſuppliciren, und oft zehen bis zwölf Jahre warten, ehe ſie

ſie erhalten? Und wenn denn endlich die Verſorgung kommt, ſo iſt ſie insgemein ſo elend, daß der Gelehrte dabey Hunger und Kummer leiden muß. Bleibt ſein Sohn in dem Stande ſeines Vaters: ſo braucht er nicht viel; er und ſeine Frau kleiden ſich, wie die Eltern ſchlecht und recht, behelfen ſich mit wohlfeilem Hausgeräthe, und ſind vergnügt, wann ſie täglich ihr Brod, Gemüſe und Fleiſch, und ein gutes Glas Bier haben, Wie viel braucht aber nicht der Gelehrte! er will ſich beſſer kleiden, beſſer eſſen und trinken, bequemer wohnen, als der Bauer! er will Geſellſchaften halten; er muß eine Bibliothek haben; Madame will in ihrer Kleidung den andern Frauenzimmern ihres Standes nicht nachſtehen — u. ſ. w. Daher findet man in dem Stande der Gelehrten den mehreſten Kummer.

Wenn alſo der Sohn des Bauers und Handwerksmans nicht einen ganz auſſerordentlich guten Kopf hat, wenn er nicht ungleich mehr Luſt zum Nachdenken, als zur Handarbeit, zeigt: ſo iſt und bleibt mein Rath dieſer: man laſſe ihn das Geſchäffte ſeines Vaters lernen.

Aber, ſagte ich, ein Gelehrter kann doch ſo viel Gutes ſtiften.

Wenn er, fuhr der Herr Pfarrer fort, fleißig und geſchickt iſt. Auſſerdem ſtiftet aber ein fleißiger vernünftiger Bauer gewiß ungleich mehr Nutzen, als ein *ungeſchickter* Gelehrter. Jener liefert doch

Ge

Getraide, Gemüſe, Fleiſch, Milch, Butter und Käſe. Was liefert denn aber dieſer? Nichts. Er verzehrt nur das, was andere geliefert haben.

Von dieſer Stunde an, beredete ich meine Frau, daß wir unſern Sohn nicht wollten ſtudiren laſſen.

Acht und dreyßigſtes Kapitel.

Wie Conrad Kieſer ſeiner Eltern Geburtstäge gefeyert hat.

Kurz darauf war mein Geburtstag. Da ich aufwachte, dankte ich dem lieben Gott, für alles Gute, das er mir bisher gethan hatte; und nahm mir vor, daß ich mein Lebelang als ein rechtſchaffener Mann meinen Beruf treiben, für meine Familie ſorgen, und, ſo viel als möglich, allen Menſchen nützlich ſeyn wollte.

Dann gieng ich in meine Stube — was für eine Freude hatte ich, als ich da hinein trat! Eine Schüſſel voll Honig ſtund da, und darneben lag ein Brief an mich. Die Hand die ihn geſchrieben hatte, erkannte ich ſogleich — es war meines Conrads Hand.

Ich erbrach den Brief und las:

Lieber, guter Vater!

Heute iſt dein Geburtstag! Ich freue mich darüber, daß du ihn erlebt haſt, und noch fein geſund biſt. Ich danke dir auch für alles Gute, das du mir erzeigt haſt, ſeitdem ich auf der Welt bin. Ach was biſt du für ein guter Vater! wenn doch alle Kinder ſo gute Väter hätten! daß ich ſo geſund und ſtark bin, das habe ich dir zu danken. Denn von meiner Geburt an haſt du mich hart gewöhnt, daß mir nicht leicht etwas ſchaden kann! du haſt mir die Thiere und Bäume kennen gelehrt, und mich hernach zum Herrn Pfarrer geſchickt, von dem ich noch mehr gelernt habe. Darüber freue ich mich allemal, wann ich durchs Feld gehe, und allenthalben Sachen finde, die mir bekannt ſind. Du haſt mir Leſen, Schreiben und Rechnen lehren laſſen, und die Geographie und Geſchichte und Religion. Du haſt mich nun dreyzehn Jahre genährt und gekleidet. Dir hab ichs zu danken, daß ich ein guter Menſch geworden bin: weil du mir immer gute Ermahnungen gabſt, und mir ſoviel Gutes erzählteſt. Dir habe ich es auch zu danken, daß ich eine Baumſchule, Bienenſtöcke, ein Paar Kälber, und ſo vieles Geld in meiner Caſſe habe. Lieber Vater! ich kann dir nicht vergelten, was du an mir gethan haſt. Nimm dieſe Schüſſel voll Honig als ein kleines Geſchenk an. Ich will dir aber noch mehr Freude machen, durch meine gute Aufführung. Was ich dir an den Augen anſehen kann, das will ich thun, darauf kannſt du dich verlaſſen. Und wenn du einmal ein alter Mann biſt und nicht mehr arbeiten kannſt: ſo will ich für dich arbeiten. Du haſt ja auch genug für mich gearbeitet, da ich noch klein war. Gott gebe, daß du recht alt werden magſt. Ich bin

Dein

guter Sohn

Conrad.

Die Thränen traten mir in die Augen, da ich den Brief las. Ich rief ſogleich meine Frau, und las ihr den Brief vor. Dieſe weinte das ganze Schnupftuch voll, und ſagte: haben wir nicht ein gutes Kind!

Nun ließ ich Conraden rufen. Conrad! ſagte ich, haſt du den Brief ſelbſt geſchrieben?

C. Ja Vater!

J. Biſt du von dir ſelbſt auf dieſen Einfall gekommen?

C. Nein Vater! Der Herr Pfarrer hat mir dazu gerathen.

J. Conrad! du haſt mir mit deinem Briefe viele Freude gemacht. Wenn du willſt, daß ich ein alter Vater werden ſoll: ſo ſey du ein guter Sohn! Wohlgerathene Kinder machen Freude, und verlängern das Leben. Die Bibel ſagt: Wohl dem, der Freude an ſeinen Kindern erlebet, der lebet er noch eins ſo lange. — Ich will ferner für dich als ein guter Vater ſorgen; darauf kannſt du dich verlaſſen.

Da meine Frau auch eine Geburtstagsfeyer veranſtaltet hatte: ſo ließ ich den Herrn Pfarrer dazu bitten. Da er kam, zog ich ihn ſogleich bey Seite, und dankte ihm für die Freude, die er mir durch Conrads Brief gemacht hatte.

Ich habe den Brief, ſagte er, nicht blos ſchreiben laſſen, um Herrn Kiefer damit Freude zu machen; ſondern auch deßwegen, daß Conrad Liebe und Dankbarkeit gegen ſeine guten Eltern bekommen möchte. Die Kinder genießen von guten Eltern ſo viel Gutes daß ſie vor Freude darüber weinen würden, wenn ſie es recht bedächten. Aber ſie denken gemeiniglich darüber nicht nach. Weil ſie es täglich, Jahr aus Jahr ein, genießen: ſo glauben ſie es müſſe ſo ſeyn. Benutzt man hingegen einen Geburtstag, oder das Ende eines Jahrs dazu, daß man die Kinder ermuntert, in einem Briefe den Eltern für das Gute, das ſie bisher von ihnen genoſſen haben zu danken, und ihnen ein bischen Anleitung giebt, darüber nachzudenken: ſo denken ſie wirklich nach, erſtaunen über das viele Gute, daß ſie genoſſen und es jammert ihnen, daß ſie es bisher nicht erkannt hatten.

Es iſt mit ſolchen Briefen beynahe wie mit dem Gebete. Der Menſch genießt vom lieben Gott täglich ſo viel Gutes, daß er Freudenthränen vergießen würde, wenn er es recht bedächte. Er bedenkt es aber nicht. Wer denkt denn daran, was es für eine große Wohlthat iſt, daß alles was um uns iſt, ſich in unſern Augen abbildet, und wir es ſo ſehen können. Wann wir aber beten, und dem lieben Gott gleichſam vorrechnen alle das Gute, das wir von ihm erhalten: ſo müſſen wir darüber nachdenken, bekommen Gott lieb, und fühlen gegen ihn Dankbarkeit.

Wir brachten den Tag ſehr vergnügt zu. Ich dachte aber immer bey mir ſelbſt, daß es wohl billig ſey, daß Conrad an ſeine Mutter auch ſo einen Brief ſchriebe: weil er gewiß nicht ſo geſund und gut würde geworden ſeyn, wenn er eine alberne Mutter gehabt hätte.

Da alſo meiner Frauen Geburtstag heran rückte, nahm ich Conraden vor, und ſagte: Conrad! an meinem Geburtstage haſt du mir einen ſo hübſchen Brief geſchrieben. In ein Paar Wochen iſt deiner lieben Mutter ihr Geburtstag. Willſt du ihr denn nicht auch ſo einen Brief ſchreiben? Glaubſt du denn nicht, daß ſie auch dir viel Gutes gethan hat und noch thut?

Nun gieng ich mit ihm alles durch, was ſeine Mutter von ſeiner Geburt an bis itzo für ihn gethan hatte. Er wurde weich und gieng fort.

Da der Geburtstag kam, erhielt die Mutter von ihm folgenden Brief:

Liebe gute Mutter!

Ich freue mich, daß du wieder einen Geburtstag erlebet haſt, und danke dir für alles Gute, das du mir bisher erzeigteſt. Ach wie viel haſt du an mir gethan! Du haſt mich an deinen Brüſten trinken laſſen. Weil du immer gut lebteſt, ſo bekam ich von dir geſunde Milch und geſundes Blut. Hätteſt du nicht gut gelebt, ſo hätteſt du keine gute Milch gehabt, und ich hätte kein geſundes Blut bekommen. Viele Nächte konnteſt du nicht ſchlafen: weil ich als ein kleines unverſtändiges Kind ſchrie und unruhig war. Da ich die Blattern hatte, biſt du Tag und Nacht nicht von meinem Bette gekommen. Ach liebe Mutter wie viele Mühe habe ich dir gemacht! Wann andere Weiber auf Hochzeiten und Kirmſen tanzten und ſprungen: ſo bliebſt du zu Hauſe und warteteſt mich. Du überließeſt mich nicht der Magd, du trugeſt und pflegteſt mich ſelbſt. Vielleicht wäre ich itzo ein Krüppel, wenn die Magd mich hätte fallen laſſen. Liebe Mutter! ich muß weinen wann ich bedenke was du für eine gute Mutter biſt. Und ich habe dir vielen Verdruß gemacht! vergieb es mir. ich will es nicht mehr thun. Noch itzo ſorgſt du für mich, giebſt mir zu Eſſen und zu Trinken, näheſt meine Hemden, und ſtrickſt meine Strümpfe, und ſorgſt, daß ich immer reinlich gekleidet bin. Nun, liebe Mutter! ſo lange ich lebe, will ichs nicht vergeſſen, was du an mir gethan haſt. Wenn ich dir einen Gefallen thun kann, ſo ſoll es gerne geſchehen. Vor dein Kammerfenſter habe ich zwey von meinen Kirſchbäumen pflanzen laſſen. Wann du ſie ſiehſt: ſo denke an

Deinen
guten
Conrad.

Da verſchiedene vornehme Familien in der Stadt Getraide, Obſt, Butter u. d. g. von mir bekommen: ſo habe ich oft Gelegenheit gehabt, es mit anzuſehen, wie die Kinder ihren Eltern zu ihren Geburtstagen und zum neuen Jahre gratulirten. Es nahm ſich recht artig aus. Die Kinder waren geputzt wie die Docken, und friſirt, und balſamirt, daß man ſie zehn Schritte weit roch. Ihre Wünſche waren auch weit künſtlicher geſetzt, und alles wie gedrechſelt: manche waren auch in Reime gefaßt. Aber ſo eine Freude richteten ſie nicht an, als meines Conrads Brief. Wenn ſie ihre Wünſche hergeſagt hatten: ſo lächelten gemeiniglich die Eltern, und klopften ſie auf die Achſel; da aber meine Frau Conrads Brief las, ſo ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen, und, da ſie mit leſen fertig war: fiel ſie ihm um den Hals, küßte ihn, und ſagte: haſt Recht lieber Conrad! ich habe an dir als eine rechtſchaffene Mutter gehandelt, und an dir gethan, was in meinen Kräften war; das weiß der liebe Gott! Ich will auch ferner als eine rechtſchaffene Mutter an dir handeln; Conrad darauf kannſt du dich verlaſſen. Haſt mir bisher viele Freude gemacht; mache ſie mir ferner. Hörſt du Conrad?

Conrad war ſehr gerührt und ich auch. Woher kam es aber, daß Conrads Brief mehr Eindruck machte als die gekünſtelten Wünſche vornehmer Kinder? Jene Wünſche ſchrieben ſich gemeiniglich von dem Herrn Informator her, dieſer Brief kam aber aus dem Herzen des Kindes. In jenen Wünſchen wurde vieles geſchwazt von Sachen, die gar nicht daher gehörten, z. E. von Roſen und Jesmin, Morgenthau, Myrthen und Lorbeern. Conrads Brief handelte aber von lauter geſchehenen Dingen, von Wohlthaten, die Conrad wirklich genoſſen hatte. Und dabey bleibts immer, was vom Herzen kommt, das geht wieder zu Herzen.

Die Leute haben ſich immer drüber gewundert, woher es doch käme, daß meine Kinder mich ſo gar herzlich lieb hätten. Die Urſachen davon waren mancherley, aber gewiß eine der vorzüglichſten Urſachen war dieſe, daß ſie bisweilen, beſonders am Ende eines jeden Jahres, und an den Geburtstägen ihrer Eltern Anleitung bekamen, über das Gute, das ſie von ihren Eltern genoſſen hatten, ſelbſt nachzudenken, und es in einem Briefe an die Eltern ſelbſt aufzuſuchen.

Manche Eltern wollen die Liebe dadurch erzwingen, daß ſie es den Kindern recht oft vorſagen, was ſie Gutes an ihnen thun. Dieß hilft aber wenig oder nichts. Es hörts kein Menſch gern, wann ihm die Wohlthaten vorgeworfen werden, die er genießt, und Kinder ſind auch Menſchen. Beſſer iſt es, wenn ſie Anleitung bekommen, über das empfangene Gute ſelbſt nachzudenken. Und da iſts wieder gut, wenn dieß nicht die Eltern ſelbſt thun, ſondern durch einen Freund thun laſſen; oder wenn wenigſtens die Mutter, bisweilen die Kinder drauf aufmerkſam macht, was ſie für einen guten Vater, und der Vater was ſie für eine gute Mutter haben. Dazu gehört denn aber freylich noch ein Pünctchen, das etwas wichtig iſt — der Vater und die Mutter müſſen auch wirklich recht gut ſeyn, damit man recht viel Gutes von ihnen ſagen kann. Denn wenn die Eltern ihre Schuldigkeit nicht thun, und man will ſie doch den Kindern als gute Eltern vorloben: ſo glauben es die Kinder nicht — und werden zu Heuchlern gemacht, die ſich ſtellen, als wenn ſie etwas glaubten, was ſie doch im Grunde nicht glauben.

Neun und dreyßigſtes Kapitel.

Conrad Kieſer genießt zum erſtenmale das heilige Abendmahl.

Nun kam Oſtern herbey, und ich entſchloß mich meinen Conrad mit zum heiligen Abendmahle gehen zu laſſen. Ich meldete es alſo dem Herrn Pfarrer, und fragte, ob er ihn hierzu für tüchtig hielte? ohne Bedenken, Herr Kieſer! gab er mir zur Antwort. Sein Sohn hat geſunden Menſchenverſtand, und hat gelernt, was er in der Schule lernen kann.

Er gieng nun alſo mit auf die Pfarre, und wurde noch mehr in der Religion unterrichtet. Einigemal wohnte ich dem Unterrichte bey, und freuete mich ſehr darüber. Der Herr Pfarrer gieng etwas von dem Unterrichte ab, der ſonſt gewöhnlich iſt; er hielt ſich nicht lange bey Geheimniſſen auf, aber deſto länger bey Sachen, die die Kinder verſtunden; er erklärte nicht weitläuftig die Wunder, die Jeſus gethan hat; aber deſto mehr die ſchönen Lehren, die er den Menſchen gab, und erläuterte alles mit Exempeln, und zeigte wie die Kinder dieſe Lehren in ihrem Stande benutzen, und was ſie für Vortheile davon haben könnten, und wie glücklich ſie leben würden, wenn ſie immer dieſe guten Lehren befolgten.

Da die Kinder öffentlich confirmirt wurden: hielt der Herr Pfarrer eine ſchöne Rede, bey welcher alle Leute Thränen vergoſſen. Ich habe ſie nicht mehr ganz im Kopfe, was ich aber draus gemerkt habe, will ich doch erzählen.

Er ſagte z. E. es wäre nicht genug zum Chriſten, daß er das Abendmahl genöſſe, das könnte ja auch der böſeſte Menſch thun. Man müſſe durch Befolgung der Lehre Jeſu beweiſen, daß man ſein Schüler ſey. Jeſus habe immer Liebe gepredigt; wenn man alſo ein Schüler Jeſu ſeyn wollte: ſo müſſe man auch durch ſeinen ganzen Lebenswandel Liebe beweiſen.

Zuerſt, ſagte der Herr Pfarrer, müſſe man ſich ſelbſt recht lieb haben, und an ſeiner Seele immer beſſern, daß dieſe immer rechtſchaffener, verſtändiger, zufriedner und thätiger würde; und ſeinen Leib, durch den die Seele wirkte, und den Paulus einen Tempel des heiligen Geiſtes nennte, hochſchätzen, ihn reinlich halten, und ſich hüten, daß man ihn durch Unmäßigkeit im Eſſen und Trinken und allerley Unkeuſchheit nicht ſchwäche und verderbe; ſo herzlich wie man ſich ſelbſt liebte, müſſe man nun auch den Nächſten, oder die Perſonen, die uns die nächſten wären, lieben, und daher ſeinen Eltern beyſtehen, und ihr Beſtes ſuchen, unter ſeinen Geſchwiſtern und Anverwandten Liebe und Einigkeit erhalten, das Beſte der Gemeine und des Landes zu dem man gehöre, befördern; fände ſich Gelegenheit andern etwas Gutes zu thun: ſo müſſe man es ja thun, ohne zu fragen, von was für einem Volke, oder von welcher Religion er ſey. So hätte es unſer Heyland auch gehalten: zuerſt hätte er für ſeine Nächſten, für ſeine Mutter, ſeine Jünger, ſeine Landsleute geſorgt; hernach hätte er aber auch an Samaritern und Heyden Gutes gethan. Er zeigte ihnen darauf wie glücklich ein Menſch lebe, der dieß alles befolgte, wie ruhig er in die vergangnen Tage ſehen, mit welcher Freudigkeit er an Gott und an die Zukunft denken könne. Darauf ſegnete er die Kinder ein, und bat den lieben Gott, daß er ſie immer auf guten Wegen erhalten möge.

Vierzigſtes Kapitel.

Conrad Kieſer zieht aus der Schule, lernt aber noch immer fort.

Nun nahm ich meinen Conrad aus der Schule. Damit er aber, wie man zu ſagen pflegt, nicht weggehen möge, wie der Ratz vom Taubenhauſe: ſo ſtellte ich erſt mit ihm eine Unterredung an, über alle das Gute, das ſeine Lehrer an ihm gethan hatten. Da er es recht begriffen hatte: fragte ich ihn, ob er nicht einen Brief an jeden ſchreiben, und ſich bey ihnen für alles Gute, das er von ihnen genoſſen hätte, bedanken wollte? Ja Vater! das will ich thun, war ſeine Antwort. Darauf ſetzte er ſich hin, ſchrieb, und brachte mir den folgenden Tag ein Paar Briefe, die ſo herzlich waren, als die, die er an ſeine Mutter und mich geſchrieben hatte.

Er trug ſie zu ihnen hin, und ich gab ihm für jeden Lehrer ein Geſchenk mit. Conrad! ſagte ich, da ich es ihm gab, eigentlich ſollteſt du deine lieben Lehrer beſchenken. Da du aber noch nicht viel zu verſchenken haſt: ſo thue ich es an deiner Statt. Wenn du größer wirſt: ſo hoffe ich, daß du ſelbſt dich gegen ſie dankbar beweiſen werdeſt. Ja Vater! ſagte er, das will ich gewiß thun.

Da er nun aus der Schule Abſchied genommen hatte: hielt ich ihm in Gegenwart ſeiner Mutter auch ein Redchen, welches folgendermaßen lautete.

Lieber Conrad! Du biſt nun ſo groß und verſtändig geworden, daß du aus der Schule haſt können genommen werden, darüber freuen wir Eltern uns gar herzlich. Sonſt warſt du nicht ſo groß und verſtändig, konnteſt dich nicht ſelbſt ernähren, und wir ernährten dich, wie es unſere Schuldigkeit war. Aber nun biſt du groß und verſtändig, und wirſt, wenn dich der liebe Gott geſund erhält, immer größer und ſtärker werden. Mit deinen Eltern iſt's nicht alſo, dieſe werden nach und nach alt, die Kräfte nehmen ab, und ſie werden nun bald gebückt gehen. (er weinte, da ich dieß ſagte.) Wäre es nun wohl recht und billig, wenn wir dich immerfort ernähren ſollten?

Nein Vater! ſagte er, das wäre nicht recht, das verlange ich nicht.

Ich weiß auch, fuhr ich fort, daß du dieß nicht verlangeſt. Arbeite du bey mir, und verrichte treu und redlich, was ich dir auftrage: ſo ſollſt du deine tägliche Koſt, und auch einen guten Lohn haben, davon du dir deine Kleider ſchaffen kannſt.

Damit war er gar wohl zufrieden, und lernte dabey gut wirthſchaften. Seine Baumſchule wuchs nach und nach heran, und er vergrößerte ſie indem er immer mehr anſäete. In der Folge löſete er alle Jahr 70 bis hundert Thaler daraus. Da wir eine gute

Weide haben: ſo kaufte er ſich jährlich ein Fohlen, zog es nach und nach groß, und profitirte auch dabey etwas. Auf dieſe Art koſtete er mir nichts mehr, ſammelte ſich eine hübſche Summe Geld, und — was das Beſte war, er wurde gewitzt, und — lernte Geld erwerben; da andere junge Leute gemeiniglich beſſer verſtehn, wie ſie das Geld verthun, als — wie ſie es erwerben ſollen.

Den nächſten Sonntag, nachdem mein Conrad aus der Schule gezogen war, beſuchte mich der Herr Pfarrer, und fragte mich, womit ich meinen Conrad beſchäfftigte? ich erzählte ihm die Einrichtung, die ich getroffen hatte, und er war damit recht wohl zufrieden. Die vorzüglichſte Sorge ſagte er, die man für junge Leute tragen muß, wie ſein Conrad iſt, iſt dieſe, daß man ſie hinlänglich beſchäfftigt; Müſſiggang lehret viel Böſes. Viel Böſes geſchieht in der Welt von jungen Leuten, die nichts wiſſen, womit ſie ſich beſchäfftigen ſollen. Hingegen lehret die Arbeitſamkeit auch viel Gutes, ſie macht den Menſchen klug, erfinderiſch, ſtark, lehrt ihm Geduld. Wer ſeine Kinder gehörig zu beſchäfftigen weiß, der erzieht ſie eben dadurch. Eins fehlt nur noch — daß der Conrad auch noch ferner einigen Unterricht bekomme.

Es iſt ein großer Fehler, fuhr er fort, den man faſt durchgängig bey allen Handwerksleuten und Bauern antrifft: daß ſie glauben, wenn ſie aus der Schule wären, ſo brauchten ſie nichts mehr zu lernen; und in der Schule lernen ſie doch gemeiniglich ſo wenig! ſo wenig! daher kommt die große Unwiſſenheit, die man gewöhnlich in dieſen Ständen findet. Dieſe große Unwiſſenheit iſt die Urſache, warum ſie ſich, in den mehreſten Fällen, weder zu rathen noch zu helfen wiſſen; daher rühren ihre Sorgen, ihre Armuth, die mehreſten ihrer Krankheiten; daher kommt es auch, daß ſie ſich da und dort ſo gewaltig müſſen drucken laſſen. Man ſorge, daß es helle in den Köpfen werde, ſo werden die Sorgen und die Armuth verſchwinden, die Krankheiten werden ſeltener werden, und die Bedruckungen aus der Mode kommen. Vor einiger Zeit wollte er, ſein Sohn ſollte gelehrt werden, und ich rieth ihm davon ab: aber das habe ich ihm nicht widerrathen, und werde es ihm nie widerrathen, daß er dafür ſorget, daß ſein Sohn ein kluger und verſtändiger Mann werde.

Deßwegen rathe ich ihm, daß er nach und nach eine kleine Sammlung von guten Büchern mache, damit ſie Conrad leſe, und daraus lerne, was er noch nicht weiß.

Es iſt mir zwar wohl bekannt, daß es viele Leute giebt, die der Meynung ſind, man dürfe den Bürger und Bauer nicht zu klug machen; ich weiß aber nicht, was ſie damit ſagen wollen. Klugheit iſt in allen Ständen eine gute Sache, und zu klug kann niemand werden. Je klüger der Menſch wird, deſto verträglicher wird er auch, deſto williger iſt er jede gute

Sache zu befördern. Wie viele Fürſten giebt es, die gern allerley gute Einrichtungen in ihrem Lande machen möchten, die es aber nicht durchſetzen können: weil die Unterthanen noch nicht klug gemacht, noch nicht durch gute Schriften aufgeklärt ſind. Ein kluger, aufgeklärter Bauer denkt über alles nach, ſucht ſeine Arbeiten immer beſſer zu machen, macht bisweilen eine neue Erfindung, verbeſſert ſeine Einnahme, erſinnt einen neuen Nahrungszweig nach dem andern, zahlt mehr an die Landesherrſchaft, erzieht ſeine Kinder vernünftiger. — Kurz es geht mit ihm in allen Stücken beſſer.

Verzeihen Sie mir! gab ich zur Antwort, eines und das andere muß ich Ihnen doch einwenden. Sie kennen ja den Nachbar Niklas, das iſt ja ein kluger Bauer —

Ey freylich fuhr der Herr Pfarrer fort, kenne ich ihn, und ich weis ſchon warum er ſich auf ſein Exempel beruft. Er ſcheint gewaltig klug und — macht doch alle ſeine Sachen verkehrt, — ſeine Aecker ſind die ſchlechteſten in der Flur, und ſeine Kinder die ungezogenſten im Dorfe; immer hat er Zank und Streit; aber eben das iſt ein Beweiß, daß er eigentlich nicht klug iſt. Was iſt ein kluger Mann? Der der klug handelt, der ſeine Sachen vernünftig einzurichten weis.

Nachbar Niklas weis viel, aber er iſt nicht klug. Es kann der Menſch gewaltig viel wiſſen, und doch in ſeinen Geſchäfften ſehr einfältig ſeyn. Woher kommts, daß Niklas ſo vieles weis, ſo klug ſpricht, und doch ſo einfältig handelt? Erſtlich daher, weil er über das, was er lieſt nicht gehörig nachdenkt. Ein Menſch der immer lieſt, und über das Geleſene nicht nachdenkt, nicht überlegt, ob es auch wahr ſey, der kömmt mir vor, wie ein Menſch der immer ißt, und das, was er genoſſen hat, nicht verdaut. Er kömmt immer nicht zu Kräften. Einen dicken Bauch kann er wohl bekommen, wenn mans aber unterſucht: ſo ſteckt in dem dicken Bauche vielleicht die Waſſerſucht. Und was lieſt denn Nachbar Niklas? Bücher die von allem möglichen handeln, nur von dem nicht, was zu ſeinen Geſchäfften gehört. Da lieſt er Romane, politiſche Schriften, u. dgl. Lernt er denn daraus, wie man das Kartoffelland zu rechte machen, ſeine Kinder erziehen, und ſeine Haushaltung verbeſſern muß?

Wenn er Zutrauen zu mir hat Herr Kiefer: ſo will ich die Bücher für den Conrad ausſuchen, und dafür ſorgen, daß gewiß keins drunter kommt durch welches er nicht klüger und beſſer gemacht wird.

Dieß that nun der Herr Pfarrer, und ſammelte für meinen Conrad ein kleines aber auserleſenes Bibliothekchen. Zuerſt kam hinein, ein Andachtsbuch, welches Morgen und Abendandachten enthielt, und eine chriſtliche Hauspoſtille. Er gab dieſe Bücher Conraden in meiner Gegenwart, und ſagte: dieß iſt Nahrung für die Seele. Wir nehmen täglich

Nahrung für den Körper zu uns und thun wohl dran. Denn wenn wir dem Körper nicht immer Nahrung reichten: ſo würde er bald kraftlos und zu ſeinen Geſchäfften untüchtig werden. Mit der Seele iſts eben ſo In dieſer müſſen täglich gute Gedanken und Vorſätze rege gemacht werden; ſonſt wird ſie bey ihren Arbeiten verdroſſen, mit ihrem Zuſtande unzufrieden, über ihren Nebenmenſchen mißvergnügt, läßt ſich durch böſe Exempel mit fortreiſſen, und — ſtatt der Vernunſt zu gehorchen, läßt ſie ſich durch ihre Lüſte leiten; was Recht und Unrecht iſt, lieber Conrad! das weis er: immer Recht zu thun, und das Unrecht zu laſſen, das hat er ſich vorgenommen. Aber — wenn er nicht immer ſeine Vorſätze erneuert: ſo vergißt er ſie nach und nach, und handelt am Ende eben ſo ohne Ueberlegung, wie die mehreſten Menſchen zu handeln pflegen.

Ferner gab er ihm verſchiedene gute ökonomiſche Bücher, aus denen er lernen konnte, wie man ſeinen Acker beſſer benutzen, allerley Klee und Grasarten und Küchengewächſe anbauen, die Rindvieh Schaaf- Schweine- Pferde und Bienenzucht verbeſſern, Hüner. Gänſe und Teuthüner mit Vortheil erziehen könne.

In dieſen Büchern, ſagte er, lieber Conrad ſteht viel, viel Gutes; und wenn er es recht verſteht und klug anwendet: ſo kann er einmal ein wohlhabender Mann werden. Aber — mit Vernunſt muß er alles thun, ſonſt kann er auch, bey alle ſeinem Leſen, ein armer Mann werden. Es ſteht gar vieles in Büchern, das nicht wahr iſt, und mancher ſchreibt von Flachs und Hopfenbau, der in ſeinem Leben weder Flachs noch Hopfen gebauet hat. Wenn er alſo etwas neues lieſt: ſo denke er darüber nach, obs wohl wahr ſeyn möchte, und — verſuche er es erſt im Kleinen, ſieht er, daß es im Kleinen gut thut: ſo kann er es nach und nach immer ins Größere treiben.

Endlich gab er ihm auch ein Paar Beſchreibungen von Reiſen in fremde Länder. In dieſen Büchern, ſagte er, kann er leſen damit er ſieht, wie es in andern Ländern hergehe, was für mancherley Geſchäffte und Lebensarten die Menſchen treiben, wie vielerley Mittel ſie haben ſich zu nähren. Dieß wird ihn klug machen, und von der Meynung, die viele Leute haben, abbringen, als wenn alles dumm wäre, was nicht ſo wie in ihrem Dorfe iſt, und als wenn alle Menſchen Böſewichter wären, die nicht glauben, was in ihrer Dorfkirche gelehret wird. Nun dafür hüte er ſich, lieber Conrad, daß er nicht etwa auf die Meynung verfällt, als wenn in andern Ländern das Paradies wäre und die goldene Zeit regiere. Viele Schriften haben es an der Art, daß, wenn ſie in einem Lande gut aufgenommen werden, ſie nun alles loben, was in dieſem Lande iſt. Da giebts, wie ſie ſagen, nirgends ſo gute, frohe und rechtſchaffene Leute, da iſt nirgends ſo gute Milch und Butter, Gemüſe und Obſt zu finden, als hier, da iſt nirgends ſo eine gelinde und weiſe Regierung; da bedauern ſie es, daß ſie nicht auch das Glück gehabt haben, in ſo einem irrdiſchen Paradieſe gebohren zu werden. Wie geſagt, wenn er ſo etwas lieſt: ſo darf er ſich dadurch nicht blenden laſſen. Es iſt freylich in einem Lande immer beſſer zu wohnen, als im andern; aber jedes Land hat auch ſeine Mängel und Unvollkommenheiten. Statt immer an die Glückſeligkeit entfernter Staaten und Völker zu denken, iſts vernünftiger, daß man auf dem Platze, wohin man von Gott geſtellt iſt, ſeine Schuldigkeit thut, und alles um ſich herum zu verbeſſern ſucht.

Ein und vierzigſtes Kapitel.

Conrad Kieſers Sonntagsfeyer.

Dieſe und noch einige andere Bücher gab er meinem Conrad, und er lernte vieles daraus, und wurde dadurch von vielem Böſen abgehalten. Sonntags, wann andere Burſche in der Schenke lagen, in der Charte ſpielten, ſich betranken, und allerley Muthwillen trieben, ſaß mein Conrad hinter den Büchern und lernte daraus mancherley, das ihm in ſeiner Haushaltung ſehr nützlich ſeyn wird.

Eins gefiel mir nur nicht — er wurde mir zu ſtille; und weil er faſt mit niemanden, als mit ſeinen Eltern, umgieng: ſo gieng er immer den Leuten aus dem Wege, und getrauete ſich nicht mit einem Fremden zu ſprechen.

„Dem Herrn Pfarrer, dem ich dieß ſagte, wollte es auch nicht gefallen. Dieß taugt nichts, ſagte er, wenn junge Leute, zu ſcheu ſind; ſie getrauen ſich nichts anzufangen, wozu ſie anderer Leute Hülfe nöthig haben, und unterlaſſen manches Gute, blos deßwegen, weil ſie darüber mit andern Leuten ſprechen müſſen. Wir müſſen dem Conrade Geſellſchaft verſchaffen.

Nach acht Tagen kam er wieder, und ſagte: Lieber Herr Kieſer, ich habe darüber nachgedacht, wie wir ſeinen Sohn in Geſellſchaft bringen wollen. Geſellſchaft zu finden iſt für einen jungen Menſchen etwas leichtes, er braucht nur in die Schenke zu gehen, da iſt ja immer Geſellſchaft zu finden; aber gute Geſellſchaft für ihn zu ſuchen, das hält ſchon etwas ſchwerer. Unterdeſſen glaube ich ſie gefunden zu haben. Der junge Martin, Claus und Haberſtroh, ſind die beſten Burſche in unſerm Dorfe. Wie wäre es, wenn wir die Veranſtaltung träfen, daß dieſe Leutchen bisweilen eine Zuſammenkunft hätten? Sie könnten ja mit einander etwas leſen, und darüber discuriren; wir könnten auch eine Kegelbahn errichten, wo ſie zur Abwechſelung mit einander Kegel ſchöben; bisweilen könnten ſie ja auch Reiſen in die benachbarten Dörfer machen, und ſich erkundigen, wie da der Acker gebauet, und die Viehzucht getrieben würde. Sie würden bey dieſer Gelegenheit immer etwas lernen; bald Fehler ſehen, vor welchen ſie ſich hüten müſſen, bald etwas Gutes, das ſie nachthun können.

Ich bot zu dieſen Vorſchlägen gleich die Hände. Die jungen Burſche kamen nun oft des Sonntags zuſammen, und laſen die Bücher, die Conrad in ſeiner Bibliothek hatte, und diſcurirten darüber. Zur Abwechſelung beſuchten ſie die Kegelbahn, die ich in meinem Hofe hatte anlegen laſſen. Die Väter waren dann gemeiniglich dabey, und nahmen an dem Vergnügen der jungen Leute Antheil. Dadurch bekamen die Söhne zu den Vätern Zutrauen, die Väter verjüngten ſich in der Geſellſchaft der jungen Leute, und hatten Gelegenheit ſie recht kennen zu lernen. Denn wenn man einen jungen Menſchen recht kennen lernen will: ſo darf man ihn nicht blos in der Kirche und bey Tiſche, ſondern man muß ihn auch beym Spiele beobachten. Dieß that ich nun und entdeckte bey Conrad manches, das mir nicht gefiel. Es iſt halt bey einem jungen Menſchen wie mit einem Krautlande. So wie da nicht lauter Kraut und Blaukohl, ſondern auch manches Unkraut wächſt: ſo kommt auch bey jungen Leuten nicht lauter Gutes, ſondern auch mancher Fehler auf. Aber ich erhalte doch mein Krautland rein, wenn ich oft darnach ſehe, und das Unkraut ausrotte, ſo lange es noch klein iſt. Und ſo kann man auch bey jungen Leuten die Fehler leicht wegbringen, wenn man ſie nur bey Zeiten entdeckt.

So bemerkte ich z. E. an meinem Conrad, daß er gern zankte. Einmal ſchob er alle neun Kegel auf einmal, der junge Haberſtroh wurde roth wie Scharlach, und ſagte: das iſt ja dumm.

Dumm? ſagte Conrad. Du magſt wohl ſelbſt dumm ſeyn. Darüber kam es zu einem heftigen Wortwechſel. Ich ſetzte mich in eine Ecke, und hörte zu, was es für einen Ausgang nehmen wollte. Da der Zank aber immer heftiger wurde: ſo nahm ich endlich das Wort und fragte: Conrad! war es denn wirklich etwas dummes, daß du alle neun Kegel auf einmal ſchoſſeſt?

Ich ſeh nichts dummes drinne, gab er zur Antwort.

Nun ſagte ich, wenn es nichts dummes iſt, wie könnte ich mich denn darüber ärgern, wenn ein anderer ſpräche, daß es etwas dummes wäre? Weißt du nicht mehr, was ich dir vom Schimpfen geſagt habe? daß derjenige, ſich ſelbſt ſchimpft, der andere ſchimpft? und kurz und gut: der klügſte von euch ſchweigt ſogleich ſtille!

Sie ſchwiegen beyde, und einer guckte in dieſen, der andere in einen andern Winkel.

Ich war aber damit nicht zufrieden; ſondern ſagte zur ganzen Geſellſchaft; ſind wir denn zuſammen gekommen, um uns zu vergnügen, oder um uns zu zanken? Um uns zu vergnügen! Darinne ſeyd ihr alſo einerley Meynung? Nun da dächte ich wir ſchickten die Zänker fort.

Beyde verſprachen, daß ſie nicht mehr zanken wollten, und die ganze Geſellſchaft bat für ſie. Da blieben ſie denn vor dießmal da; wir machten aber doch unter einander das Geſetz, daß künftig jeder, ſobald er anfienge zu zanken, nach Hauſe gehen ſollte. Wir haben aber niemals nöthig gehabt, jemanden nach Hauſe zu ſchicken.

Bisweilen reiſten dieſe jungen Leute nun auch in der Nachbarſchaft umher, und beſuchten die umliegenden Dörfer und Güter, gaben Achtung wie da und dort der Acker- und Gartenbau und die Viehzucht getrieben wurde, und jeder ſchrieb in ein beſonderes Buch, was er auf jeder Reiſe Neues und Merkwürdiges gelernt hatte.

Conrad kam niemals nach Hauſe, ohne klüger geworden zu ſeyn. Bald hatte er einen neuen Vortheil bey Trocknung des Klees, oder eine neue Art von Düngung, oder einen Vortheil bey Stellung des Pflugs gelernt; bald hatte er etwas bey der Rind- oder Schaafzucht bemerkt; bald neue Vortheile bey Anlegung der Baumſchulen und Küchengärten wahrgenommen. Wann nun die jungen Leute zuſammen kamen: ſo discurirten ſie über das, was ſie geſehen und bemerkt hatten, und überlegten mit einander, ob es wohl gut und werth ſey, daß man es nachthue. So wurden ſie immer klüger, und trieben ihre Wirthſchaft, wie vernünftige Menſchen, die über alles nachdenken, und alles beſſer zu machen ſuchen.

Die mehreſten Menſchen treiben ihre Wirthſchaft wie die Raben. Die Raben bauen ihre Neſter noch eben ſo, wie ihr Stammvater, den Noah aus dem Kaſten ließ, als das Gewäſſer der Sündfluth vorüber war. Und die mehreſten Bauern ackern noch ſo, und düngen noch ſo, und ziehen ihr Vieh noch ſo, wie ihre Großväter und Urgroßväter es machten. Deßwegen bringen ſie auch eben ſo wenig vor ſich, wie die Raben.

Mit Conraden ſoll es, wie ich hoffe, anders gehen: denn dieſer iſt auf alle Vortheile aufmerkſam und benutzt ſie.

Zwey und vierzigſtes Kapitel.

In dieſem Kapitel ſpinnt ſich etwas Wichtiges an.

Acht Jahre lebte er ſo bey mir fort, arbeitete drauf los, dachte nach, reiſte in der Nachbarſchaft umher, und machte mir durch ſein Betragen viele Freude.

Vor einem halben Jahre ohngefähr merkte ich, daß er vorzüglich gern nach Heideleben zu dem herrſchaftlichen Pachter reiſete, und dieß gemeiniglich ohne Begleitung. Ich fragte ihn, warum er denn ſo oſt nach Heldeleben gieng? Der Stallfütterung wegen, gab er mir zur Antwort; in der ganzen hieſigen Gegend verſteht niemand die Stallfütterung ſo gut, wie dieſer Pachter. Es iſt auch gar ein feiner gefälliger Mann.

Aha! dachte ich, dahinter ſteckt etwas. Es giebt noch mehrere Leute, die die Stallfütterung gut verſtehen — mag wohl in Heideleben noch etwas mehr als Stallfütterung ſeyn.

Alſo, fragte ich, iſt der Pachter ein guter Mann?

C. Ja Vater!

J. Wie viel hat er denn Kinder?

C. Fünf.

J. Wie alt iſt denn der älteſte Sohn?

C. Vier und zwanzig Jahre.

J. Und die älteſte Tochter?

C. Die älteſte Tochter? die älteſte?

J. Ja doch die älteſte.

C. Die wird wohl — ja — ja — ja ich glaube ſie wird achtzehn Jahr ſeyn. Er wurde blutroth, ſtammelte und ſchlug die Augen nieder, da er dieß ſagte:

Nun hatte ich genug. Conrad! ſagte ich, guck mir in die Augen.

Er verſuchte es, es wollte aber nicht gehen, und ſonſt ſahe er mir doch immer frey in die Augen.

Er verſuchte es, es wollte aber nicht gehen; und ſonſt ſahe er mir doch immer frey in die Augen.

Conrad! ſagte ich, iſts nicht wahr du gehſt nicht der Stallfütterung wegen, ſondern wegen der älteſten Tochter des Pachters, ſo oft nach Heideleben?

C. Ja Vater!

J. Du haſt ſie alſo wohl lieb?

C. Ja Vater!

J. Wie heiſt ſie denn?

C. Mariechen.

J. Alſo Mariechen! Sag mir einmal Conrad, glaubſt du denn, daß dir Mariechen auch gut iſt?

C. Ach ja! Wann ich komme: ſo trägt ſie alles bey, was ſie hat, und iſt mit mir ſo freundlich, ach gar zu freundlich.

J. Das iſt ja recht artig. Aber weißt du was Conrad! wir haben nun ſo lange als gute Freunde mit einander gelebt, ich habe es allezeit gut mit dir gemeint, das weißt du; du haſt mir auch immer gefolgt, wann ich dir einen guten Rath gab, und wann du mir folgteſt, ſo gieng alles gut. Ich dächte wir lebten ferner mit einander auf dieſen Fuß. Wenn dein Mariechen ein gutes rechtſchaffenes Mädchen iſt, das ſich für dich ſchickt, bey dem du glücklich leben kannſt: glaubſt du denn wohl, daß ich es dir verwehren werde, es zu heyrathen?

C. Nein Vater! das glaube ich nicht.

J. Wenn ich nun aber fände, daß Mariechen

kein

kein gutes Mädchen wäre, daß du nicht glücklich bey ihr leben könnteſt: wollteſt du es wohl gegen deines Vaters Willen und Rath zur Frau nehmen?

C. Vater! es iſt dir gewiß ein recht braves Mädchen. Wenn du es nur ſehen ſollteſt: ſo würde es dir gewiß gefallen.

J. Nun ich wills denn einmal ſehen.

C. Das thu doch ja lieber Vater! Künftigen Sonntag gehe mit mir hin nach Heideleben.

J. Dazu kann wohl Rath werden.

Ich gieng auch wirklich nach Heideleben, aber nicht den Sonntag: weil ich immer gehöret habe, wenn man wiſſen wollte: was an einem Mädchen wäre: ſo dürfe man es nicht des Sonntags beſuchen, ſich auch zuvor nicht anmelden laſſen: ſondern müſſe es bey ſeinen Arbeiten unvermuthet überſchleichen.

Dieß that ich alſo. Ich paßte einen Tag ab, an dem ihr Vater, wie ich gehöret hatte, in der Stadt war, ſchlich mich nach Heideleben, und kam ins Gutshaus, ohne daß mich jemand merkte.

Mariechen ſtund eben hinter dem Butterfaſſe, und machte Butter. Ich betrachtete ſie vom Kopf an bis auf die Füße, und ſie gefiel mir. Sie hatte ein geſundes friſches Geſicht, und war gut gewachſen. Geputzt war ſie nicht, das würde mir nicht gefallen haben; aber reinlich war ſie doch. Wäſche, Kleidung, Butterfaß, Buttergölte, alles war reinlich. Um den Kopf hatte ſie ein Tuch gebunden, vermuthlich deßwegen, daß keine Haare in das Butterfaß fallen ſollte, und vor den Leib eine weiſſe Schürze, um ihre Kleidung nicht zu beſchmutzen.

Ich ſtund ein Paar Minuten hinter ihr, ohne daß ſie mich bemerkte. Hernach grüßte ich ſie freundlich und fragte nach ihrem Vater.

Mein Vater, ſagte ſie! iſt in die Stadt gefahren.

Kommt er heute wieder? fragte ich.

Ach ja! ſagte ſie.

Je, nun, ſagte ich, da will ich warten bis er wieder kommt. Ich habe gehört, er habe ein Paar Fohlen ſtehen, da wollte ich ſehen, ob ich ſie nicht handeln könnte.

Das iſt Schade! ſagte ſie, daß mein Vater nicht da iſt; aber in der Stube hieß ſie mich nicht gehen, ſondern gieng hin und rufte ihre Mutter.

Auch das gefiel mir. Denn wenn die Mädchen gegen jeden Fremden gar zu freundlich ſind, und ihn ſogleich mit in die Stube nehmen: ſo will mirs nicht gefallen. Ein ehrliches unſchuldiges Mädchen iſt zwar nicht leuteſcheu, aber doch immer behutſam gegen Mannsperſonen.

Die Mutter kam und examinirte mich etwas genauer; ich ſagte ihr aber meinen wahren Namen nicht, damit ſie nicht merken ſollte, warum ich gekommen wäre, ſondern bat ſie mir die Fohlen zu zeigen. Sie führte mich in den Stall, wo ich auch alles in der beſten Ordnung antraf.

Hernach mußte ich mit in die Stube gehen und etwas von der friſchen Butter genieſſen, die Mariechen geſchlagen hatte. Sie ſchmeckte vortreflich.

Die Mutter hatte noch einen kleinen Jungen auf dem Arme, und da ſie abgerufen wurde: gab ſie ihn Mariechen.

Dieß war mir nun recht lieb: denn nun konnte ich auch ſehen wie Mariechen mit den Kindern umgieng. Daran war mir viel gelegen. Denn da ein Mädchen doch dazu beſtimmt iſt, Kinder zu bekommen und zu erziehen: ſo muß ſie auch verſtehen, wie man mit Kindern umgehen muß, wenn ſie den Namen eines braven Mädchens verdienen will.

Da ſie den kleinen Wilhelm auf den Arm bekam ſchrie er und bäumte ſich hinten hinaus. Mariechen wurde darüber nicht böſe, klingelte ihm auch nicht mit den Schlüſſeln vor, ſang auch nicht — Eie pompeie was raſſelt im Stroh: Mariechen lächelte vielmehr. Wilhelmchen! ſagte ſie, ich glaube du biſt böſe mit mir? willſt du denn nicht den Ripſel ſehen? gucke! da liegt der Ripſel unter dem Ofen. Ripſel! Ripſel! komm her bey Wilhelmchen. Da richtete ſich denn der graue Kater langſam auf, dehnte ſich, ſprang auf Mariechens Schoos und ſchnurrte.

Sieh, Wilhelmchen, ſagte Mariechen, da iſt der Ripſel; und Wilhelmchen machte große Augen, lächelte, ſah erſt Mariechen an, dann den Kater, und ſtreichelte ihn mit den Händen. Nun ſchwatzte ſie ihm noch verſchiedenes von dem Ripſel vor, und Wilhelmchen wurde ſo freundlich wie ein Engel. Das wird, dacht ich, einmal eine recht gute Mutter werden, und wählte ſie mir auch ſchon in Gedanken zu meiner Schwiegertochter.

Jetzo trat der Vater herein. Dieſer erkannte mich gleich, bot mir treuherzig die Hand, und ſagte: je das iſt ja Herr Kieſer! wie komme ich denn dazu, daß ich ihn bey mir ſehe?

Ich erzählte ihm darauf, daß ich gekommen wäre, um zu ſehen, ob ich ein Paar Fohlen von ihm erhandeln könnte. Dadurch entſtund ein Geſpräch, während deſſen ich Mariechen nicht aus den Augen ließ.

Dieſes da ſie den Namen Kieſer hörete, wurde feuerroth, ſchlug die Augen nieder, ſchielte noch einmal nach mir, dann drehete ſie ſich um, und ſtellte ſich ſo, daß ſie alle Worte hören konnte, die ich redete.

Da der Vater ſeine Forderung gethan hatte: ſagte ich, ich wollte die Sache mit meinem Sohne überlegen und ihm Antwort ſagen. Nun nahm ich Abſchied und Mariechen nickte mir noch ganz verſchämt zu.

Auf dem Rückwege ſprach ich bey einem guten Freunde ein, der dieſe Familie genau kannte, und ſuchte von ihm nähere Nachricht zu erhalten. Dieſer gab ihr das beſte Zeugniß. Vater und Mutter, ſagte er, ſind ſehr verſtändige, fleißige und rechtſchaffene Leute, die allenthalben ein gutes Lob haben. Sie waren, als ſie einander heyratheten, beyde arm; aber durch Nachdenken und Fleiß haben ſie ihre Umſtände ſo verbeſſert, daß ſie itzo unter die wohlhabenden Leute gezählt werden. Ihre Kinder haben ſie zu allem Guten erzogen und niemand kann ihnen etwas Uebels nachreden. Die älteſte Tochter beſonders iſt in der ganzen Nachbarſchaft als eine gute Haushälterin bekannt

Nun wußte ich was ich wiſſen wollte, und gieng mit dem Vorſatze nach Hauſe, Conraden meine Einwilligung zu geben, wenn er Mariechen heyrathen wollte.

Drey und vierzigſtes Kapitel.

Das Geſpinnſt entwickelt ſich, und es kommt eine Hochzeit heraus.

Da ich hinter die Gärten unſers Dorfs kam, ſah ich Conraden ſchon, der mir entgegen kam.

Wo biſt du denn geweſen, lieber Vater? fragte er mich.

Spatziren bin ich geweſen, war meine Antwort.

Du biſt gewiß in Heideleben geweſen, fuhr er fort, nicht wahr? Ja du lächelſt, biſt gewiß da geweſen. Iſts nicht wahr Mariechen iſt ein gutes Mädchen?

Das kann wohl ſeyn, ſagte ich, aber itzo wollen wir noch nicht weiter davon reden. Sobald ich die Sache mit deiner lieben Mutter überlegt habe: ſollſt du meine Meynung wiſſen.

Den folgenden Tag trug ich die Sache meiner Frau vor. Dieſe hatte aber keine große Freude darüber. Sie zog eine tiefe Runzel und ſagte: das hätte ich doch nicht von Conraden gedacht, daß er auf ſolche Wege gerathen würde.

J. Auf was denn für Wege?

Fr. Ja! daß er den jungen Mädchen nachliefe.

J. Er iſt ja nicht nach vielen, ſondern nach einem jungen Mädchen, nicht gelaufen, ſondern gegangen. Hat er denn vielleicht nach alten Weibern gehen ſollen?

F. Ach geh mir nur mit deinen Späschen! Er hätte ja noch warten können, es würde ſich doch wohl für ihn noch ein Mädchen gefunden haben, das beſſer geweſen wäre, als das Mariechen.

Kurz und gut es kam an den Tag, daß meine Frau ihm ſchon ein anderes Mädchen zugedacht hatte.

Dieß iſt ganz gut, ſagte ich zu ihr, ich weiß an dem Mädchen, das du für ihn gewählet haſt, gar keinen Tadel, und wenn Conrad heute zu mir käme, und ſagte, daß er ſie heyrathen wollte, ſo wollte ich meine Einwilligung dazu geben. Das thut er ja aber nicht. Seine Liebe iſt nun einmal auf das Mariechen gefallen. Wäre es nun ein leichtfertiges lüderliches Mädchen: ſo müßten wir freylich, als Eltern, ihm davon abrathen. Das iſt ſie zwar aber nicht; ſie hat ja allenthalben ein gutes Lob. Da dachte ich, wär halt das Vernünftigſte, daß wir unſere Einwilligung dazu gäben. Er nimmt eine Frau, nicht für mich und nicht für dich, ſondern für ſich ſelbſt. Iſts denn da nicht das Beſte, daß er ſeiner eignen Neigung folge? Im Eheſtande fallen, wie du wohl weißt, gar viele Verdrüßlichkeiten vor, die zu Zank und Streit können Gelegenheit geben. Wenn da die Liebe nicht die Herzen verbindet: ſo kann das größte Unheil daraus entſtehen. Hab ich dich nicht auch aus Liebe genommen? Glaubſt du wohl, daß ich mit einer andern Frau, die ich aus andern Abſichten geheyrathet hätte, ſo vergnügt, als mit dir, würde gelebt haben?

Dawider konnte ſie nun nichts einwenden, und gab ſogleich ihre Einwilligung.

Nun kriegte ich meinen Conrad vor. So haſt du alſo, fragte ich ihn, wirklich Luſt Mariechen zu heyrathen?

C. Wenn ich Mariechen nicht nehmen dürfte: ſo könnte ich auch kein andres Mädchen heyrathen, weil ich niemals wieder eins ſo lieb bekommen werde als ſie.

J. Haſt du denn auch ſchon daran gedacht, wovon du eine Frau ernähren willſt?

C. Du weißt ja, Vater! daß ich arbeiten gelernt habe, und gern arbeite; Mariechen iſt von ihren Eltern eben ſo zur Arbeit angehalten worden. Wie kannſt du denn fragen: wovon ich eine Frau ernähren wollte?

J. Wo wollt ihr denn wohnen?

C. Je nu daran habe ich auch ſchon gedacht. Wenn du es zufrieden biſt, ſo will ich Nachbar Bartels Haus kaufen.

J. Haſt du denn auch ſo viel Geld?

C. Nicht ſo viel. Ich dachte aber mein lieber Vater würde mir das übrige vorſchießen.

J. Das haſt du gedacht?

C. Ja Vater! das habe ich gedacht.

J. Da haſt du recht gedacht — Gott ſegne dich! und gebe daß du lange leben, und von deinem Fleiße dich nähren magſt.

Nun fiel er mir um den Hals, und ſagte, das habe ich wohl geglaubt, daß mein lieber Vater die Hand von mir nicht abziehen würde. Dürf ich nun um Märkchen anhalten?

Die Freude, antwortete ich, will ich mir ſelbſt machen. Künftigen Sonntag will ich wieder nach Heideleben gehen, und hören, wie es dort ſteht.

Ich gieng wirklich hin. Da ich kein Freund von vielen Weitläuftigkeiten bin: ſo machte ich meine Sachen ganz kurz.

Sobald ich den Vater allein ſprechen konnte, ſagte ich ihm: lieber Freund! mein Sohn hat ſeine Tochter lieb, und mögte ſie gern heyrathen. Sie iſt ein braves Mädchen, und mein Wunſch iſt, daß er ſie bekommen möchte. Will er ſie ihm denn wohl geben?

Je nu! antwortete er, ich werde mir doch wohl Bedenkzeit nehmen dürfen?

Warum denn dieß nicht! aber wozu iſt die Bedenkzeit nöthig? Er kennt ja meinen Sohn, der ſchon mehreremale hier geweſen iſt. Gefällt er ihm nicht?

Gefallen thut er mir wohl, ſagte er. Wie viel ſoll ich denn aber meiner Tochter mitgeben? Ich bin itzo nicht recht eingerichtet.

Mein Sohn, antwortete ich, verlangt ſeine Tochter, und weiter nichts. Sie bringt ein redliches Herz, einen geſunden Leib, Liebe zur Ordnung und Arbeit, und einen ehrlichen Namen mit, und wenn eine Braut das mitbringt: ſo kann der Bräutigam zufrieden ſeyn.

Er lächelte, gieng fort, und ſagte: er wollte es mit ſeiner Frau überlegen.

In einer halben Stunde war alles richtig. Vater, Mutter und Tochter gaben mir das Jawort, und im ganzen Hauſe war Freude und Leben.

Ich ſollte den ganzen Tag hier bleiben, aber mein Herz ließ es nicht zu, ich mußte eilen, und die frohe Nachricht meinem Conrad bringen. Dieſer wußte ſich vor Freuden nicht zu laſſen, und wäre gern den Augenblick nach Heideleben gelaufen, wenn ich es ihm erlaubt hätte.

Meine Frau und ich, wir freueten uns auch herzlich. Sieh! liebe Frau, ſagte ich zu ihr, nun ernten wir die Früchte von unſerer Erziehung ein! Wie mancher junge Burſch, der zehn mal mehr Geld hat, als Conrad, muß zwey bis drey Körbe eintragen, ehe er ein Mädchen bekommt. Conrad erhielt das Jawort in der nämlichen Stunde, in welcher ich drum anhielt. Er muß doch alſo ein braver Kerl geworden ſeyn, da rechtſchaffene Leute ihre Tochter ohne Bedenken ihm anvertrauen.

Den folgenden Tag ließ er ſich nicht länger halten, er gieng nach Heideleben und kam ſehr vergnügt zurück. Die nächſte Woche ließ ich die neuen Anverwandten zu mir bitten, und wir überlegten wie wir die Ausſtattung und Hochzeit einrichten wollten. Da freuete ich mich nun herzlich drüber, daß meines Sohns Schwiegereltern eben ſo dachten als wir. Wir wurden bald darüber eins, daß wir nichts für Putz ausgeben, keine groſſe Hochzeit ausrichten; ſondern die nächſten Anverwandten zum Hochzeitfeſte bitten, und das dadurch erſparte Geld lieber unſern Kindern in die Hände geben wollten, damit ſie ihre neue Wirtſchafft davon anfangen könnten.

Das habe ich doch nun erlebt, Gott ſey Lob und Dank. Ich habe die beſte Hoffnung, daß es meinem Sohne recht wohl geben werde. Er iſt geſund, ſtark, hat Verſtand, liebt die Arbeit, er wird alſo nicht leicht Nahrungsſorgen haben.

Unglück und Verdruß und Widerwärtigkeiten, werden ihm freylich noch genug bevorſtehen, das bleibt freylich nicht auſſen, dieß ſind die Mittel, deren ſich der liebe Gott bedient, um die Erziehung zu vollenden, die die Eltern angefangen hatten. Aber da er ein rechtſchaffener Mann iſt: ſo hoffe ich doch, daß er ſich nicht leicht Leiden durch ſeine eigne Schuld zuziehen wird. Er hat Vertrauen auf Gott gelernt, das wird ihn in den Stand ſetzen, ſich bey unverſchuldeten Trübſalen zu beruhigen, und aus denſelben zu retten.

Nun ſehen doch alle Nachbaren ein, wie gut es ſey, wenn man ſeinen Kindern eine vernünftige Erziehung giebt. Auch diejenigen ſehen es ein, die mich auslachten, wann ich mit Courädchen auf der Erde herumkroch.

Päd. 3496

Conrad Kiefers
ABC und Leſebüchlein

oder

Anweiſung

auf die natürlichſte Art
das leſen zu erlernen,

von

C. G. Salzmann.

BIBL.
UNIVERS.
HALIS.

C. R. Th. Jentzsch-Kämpfe.

Schnepfenthal,
Im Verlage der Buchhandlung der Erziehungsanſtalt.
1798.

Vorbericht.

Der erſte Unterricht im Leſen war bißher gewiß ein ſehr unangenehmes Geſchäffte, bey dem der Lehrer und die Kinder gar bald verdrüßlich wurden. Daß dieß wahr ſey, weis jeder, der ſich demſelben unterzogen hat, aus Erfahrung. Ich ſelbſt, ſo gern ich mich auch ſonſt mit den kleinſten Kindern unterhielt, hatte doch nie Geduld genug, um dieſen Unterricht ertheilen zu können.

Wie ſehr man dieß gefühlt habe, beweiſen auch die vielfältigen Bemühungen großer und kleiner Jugendlehrer, dieſen Unterricht zu erleichtern. Die Redlichkeit ihrer Abſichten iſt hiebey zwar nicht zu verkennen; doch muß ich geſtehen, daß ſie, nach meinen Einſichten, noch lange nicht alle Schwierigkeiten gehoben haben.

Es ſind nun ſiebenzehn Jahre verfloſſen, ſeitdem ich mich dem Unterrichte und der Erziehung der Kinder ganz widmete, und über beydes mancherley ſchrieb; und doch habe ich mich über den Unterricht im Leſen, dasjenige ausgenommen, was ich hierüber im Conrad Kiefer ſagte, noch nicht beſtimmt erklärt. Die Urſache meiner Zurückhaltung war ganz natürlich — ich wußte nichts beſſers anzugeben.

Itzo glaube ich aber doch, durch Nachdenken und durch angeſtellte Verſuche, das Mittel, den Unterricht im Leſen zu erleichtern, und in eine angenehme Unterhaltung für Kinder und ihre Lehrer umzuſchaffen, gefunden zu haben. Man verſuche es und urtheile dann!

In der feſten Ueberzeugung, daß ich vielen Eltern, Jugendlehrern und Kindern damit nützen würde, entſchloß ich mich, dieſes Buch zu ſchreiben, in dem Vorberichte die Vortheile, wie der Unterricht im Leſen kann erleichtert werden, und im Buche ſelbſt kurze Aufſätze, an denen die Kinder ſich zuerſt im Leſen üben könnten, mitzutheilen.

Hier ſind die Erleichterungsmittel des Unterrichts. Man merke auf!

1) Die einzelnen Buchſtaben, welche hier auf beſondern Blättern abgedruckt ſind, werden nicht an das Buch gebunden, ſondern jeder Buchſtab wird von dem Buchbinder abgeſchnitten, und einzeln auf ein eben ſo großes Stück Pappe geklebt.

2) Jede Art von Buchſtaben, z. E. deutſche Fractur, deutſche Anfangsbuchſtaben, lateiniſche Buchſtaben, wird in ein beſonderes Käſtchen gelegt.

3) Wenn nun der Unterricht anfangen ſoll, ſtellt man das Kind, oder beſſer die Kinder, an einen Tiſch, und legt die deutſchen Fracturbuchſtaben, in willkührlicher Ordnung, in ein Paar Reihen hin, und nennt den Namen eines jeden Buchſtaben, den man hinlegt.

4) Nun ſagt man: Heinrich! ſuch den b Guſtav! ſuch du den k u. ſ. w. Findet das Kind den Buchſtaben nicht, der ihm zu ſuchen aufgegeben wurde: ſo ſucht ihn das folgende. Jedes Kind behält die Buchſtaben, die es gefunden hat. Sind ſie alle gefunden: ſo werden die gefundenen Buchſtaben jedes Kindes durchgezählt, und dasjenige, das die meiſten fand, bekommt eine kleine Belohnung z. E. ein Bildchen, eine Haſelnuß u. dergl.

5) Iſt dieſe Uebung ein Paarmal gemacht worden: ſo wird eine andere angeſtellt. Die Buchſtaben werden wieder auf die vorige Art auf den Tiſch gelegt, und der Lehrer oder die Lehrerin nimmt einen Buchſtaben in die Gedanken, und läßt die Kinder nach einander rathen, welcher es ſey. Wer es erräth, nimmt den Buchſtaben heraus. Dieß wird fortgeſetzt, biſ alle Buchſtaben errathen ſind. Dann bekommt das Kind, das die mehreſten errieth, wieder eine kleine Belohnung.

Verſteht man wohl die Wichtigkeit dieſer Uebung? Durch dieſelbe wird das Kind gereitzt, mit Begierde manche Buchſtaben zehn bis zwölf, manche vier und zwanzigmal herzuſagen, ohne verdrüßlich zu werden. Uebrigens rathe ich doch, um Ermüdung zu vermeiden, daß man das Aufſuchen der Buchſtaben nur zweymal des Tags, und das Errathen nur einmal täglich vornehme. Gleichwohl getraue ich mir zu behaupten, daß, wenn dieſe Uebungen täglich fortgeſetzt werden, jedes Kind, das nicht dumm iſt, höchſtens in vierzehn Tagen alle deutſche Fracturbuchſtaben kennen müſſe.

6) Mit dieſen Uebungen zugleich, aber wo möglich in einer andern Stunde des Tages, nimmt man folgende Uebung vor. Man nimmt zu den Leſeſchülern noch ein andres Kind, das bereits leſen kann. Um recht deutlich zu ſeyn, will ich jedem dieſer Kinder einen Namen geben. Das Kind, das bereits leſen kann, heiße Fritz; die übrigen Franz, Karl, Chriſtian. Man läßt ſie ſich in eine Reihe ſtellen, und ſagt die Buchſtaben eines einſylbigen Worts her, das Fritz ausſprechen muß; dann ſage man auf eben dieſe Art zu jedem der übrigen Kinder die Buchſtaben eines Worts her, das aus eben dieſen Buchſtaben, mit Ausnahme eines einzigen, beſteht, und laſſe es daſſelbe ausſprechen. Z. E.

Fritz. l, a, u, s Laus.
Franz. m, a, u s Maus.
Karl. h, a, u, s Haus.
Chriſt. r, a, u, s raus.
Fritz. a, ch, s Achs.
Franz. w, a, ch, s Wachs.
Karl. l, a, ch, s Lachs.
Chriſt. d, a, ch, s Dachs.

Kann einer der Leſeſchüler ein Wort nicht ausſprechen; ſo ſpricht es, an ſeiner Statt, **Fritz** aus.

Man werde nicht verdrüßlich, wenn es mit dieſer Uebung in den erſten drey Tagen nicht recht gehen will; in der folgenden Woche geht es gewiß gut. Dabey gebe ich noch folgenden Rath. Man künſtele nicht! man gebe ſchlechterdings gar keine Regeln, das Kind verſteht ſie nicht; man nenne jeden Buchſtaben bey ſeinem wahren Namen, z. B. ſt nicht ſte ſondern **Eſte**; ſch nicht ſche ſondern **Eſceha** u. ſ. w. Man buchſtabire ferner jedes Wort, ſo wie es geſchrieben wird; die Kinder werden ſich in alles bald finden. Nur dieſes halte ich noch für gut, daß man ä, ö, ü nicht ae, oe, ue nenne, ſondern ſo wie ſie eigentlich ausgeſprochen werden müſſen.

Man nenne d, b, p, t nicht weich d, weich b, hart p, hart t; ſondern man ſpreche die zwey erſten Buchſtaben wirklich ſo weich, und die letzten ſo hart aus, daß ſie das Kind am Schalle von einander unterſcheiden kann. Dadurch wird den Kindern für die Zukunft die Rechtſchreibung ſehr erleichtert werden.

Dieß haben wir Oberſachſen, deren Ausſprache ſehr fehlerhaft iſt, und die gewöhnlich Meiſe und Mäuſe, küſſen und Kiſſen, heilen und heulen, ſprechen und ſprächen, tönen und dehnen, Baß und Paß, dir und Thier, in der Ausſprache faſt gar nicht von einander unterſcheiden, vorzüglich zu merken.

Daß von dieſen Buchſtabir-Uebungen ungewöhnliche Wirkungen zu erwarten ſind, kann man daraus ſchließen: weil die Kinder dabey nicht verdrüßlich werden; weil, indem ein Kind geübt wird, die übrigen daran Theil nehmen; und weil in der Zeit, in welcher ein Kind, nach der bisher gewöhnlichen Methode, *eine* Sylbe ausſpricht, bey dieſer Uebung wenigſtens zehn ausgeſprochen werden.

7) Wenn die Leſeſchüler nun in der Ausſprache der ihnen vorbuchſtabirten einſylbigen Wörter einige Fertigkeit erhalten haben: ſo nimmt man zur Abwechſelung folgende Uebung vor. Man ſucht aus den aufgelegten Buchſtaben einige heraus, und ſetzt mit denſelben einige ihnen bekannte einſylbige Wörter, z. E. *Ernſt*, *Franz*, *Spitz*, *Mops* zuſammen, und läßt ſie dieſelben ausſprechen. Dieſe Uebung wird ihnen gewiß mehr Vergnügen als Mühe machen.

8) Sobald man nun überzeugt iſt, daß die Kinder alle Sylben ausſprechen können, wenn ihnen die Buchſtaben, aus welchen ſie beſtehen, vorgeſagt werden: ſo gebe man ihnen dieß Buch in die Hand. Lehrer und Schüler werden auf eine angenehme Art überraſcht werden, wenn nun das Leſen von Kindern, die noch kein Buch in die Hand bekamen, faſt ohne Anſtoß geſchieht.

Was die zur Uebung im Leſen hier zuſammengetragenen Aufſätze ſelbſt betrifft: ſo zeichnen ſie ſich dadurch von andern bisher gewöhnlichen aus, daß die erſten aus lauter einſylbigen Wörtern beſtehen, die ſo zuſammengeſtellt ſind, daß ſie doch einen Sinn geben, der den Kindern verſtändlich und angenehm iſt, und daß alles nach der gewöhnlichen Rechtſchreibung geſchrieben iſt. Man ſollte freylich glauben, daß es den Kindern ſehr ſchwer fallen würde, wenn ſie z. E. **Er E Ha** ausſprechen ſollten **Reh**; allein man verſuche es nur, und übe die Kinder auf die vorhin beſchriebene Art, und man wird gewiß finden, daß dieſe Uebungen alle Schwierigkeiten gehoben haben. Ich weiß es aus Erfahrung.

Auf die Aufſätze, die aus lauter einſylbigen Wörtern beſtehen, folgen nun andere, in welche zweyſilbige Wörter eingeſchoben ſind. Dann andere, in welchen die letzten häufiger vorkommen; ferner ſolche, in denen dreyſilbige Wörter erſcheinen; endlich ſolche, mit vier- und mehrſilbigen Wörtern.

Bilder habe ich dem Buche vorzüglich deſswegen nicht beygefügt: weil ich gefunden habe, daſs dadurch die Aufmerkſamkeit der Kinder von den Wörtern abgezogen, und auf die Bilder gelenkt wird.

Sollte ich aber merken, daſs dieſs Buch Beyfall findet, ſo liefere ich ſie vielleicht nach, damit ſie die Kinder zur Belohnung, wenn ſie ein Stück gut geleſen haben, betrachten können, und füge eine Anweiſung hinzu, wie man durch Bilder die Kräfte der Kinder entwickeln kann.

Da ich übrigens von ganzem Herzen den Grundſatz unterſchreibe: Ehre dem die Ehre gebühret! ſo halte ich mich für verpflichtet zu geſtehen, daſs der einſichtsvolle Herr Johann Peter Hundeiker zu Groſsen-Laſſern durch die Winke, die er in ſeiner Privatfibel giebt, mir zur Ausbildung der hier vorgetragenen Methode ſehr nützlich geweſen iſt, und daſs ich mich ſeines Buchs, bey der Unterweiſung meiner Kinder, bisher mit Nutzen bedient habe.

Will man indeſſen ſein Buch mit dem meinigen vergleichen: ſo wird man die Gründe bald errathen, die mich bewogen, bey dem Daſeyn ſeiner ſehr ſchätzbaren Arbeit, mich einer ähnlichen zu unterziehen.

Schnepfenthal, im März 1798.

C. G. Salzmann.

I.

herr kurt ſprach zu dem fritz
ſpiel nicht mehr mit dem ſpitz
ſonſt beißt er dich,
dieß ſchmerzt denn dich.
nimm hin dieß buch
ſchlag auf und ſuch
dieß blatt und lies.
fritz ſprach dieß kann ich nicht.
du kannſt es nicht? ſprach
drauf herr kurt.
komm her und lies! es wird
ſchon gehn.

herr kurt! herr kurt! du
machſt mir ſpas,
nein, nein dieß kann ich nicht.
ſo ſprach
der fritz. doch griff er nach
dem buch
ſchlug auf und las. ſiehſt du?
es gieng!
drob freut er ſich ward roth
und las, ein wort, noch eins
und zwey und drey und neun,
gar viel las er.
ſiehſt du mein fritz ſprach
drauf herr kurt, ſiehſt du,
was du ſchon kannſt? bald
lieſt

lieſt du mehr, bald ſchreibſt du auch, ſo gut, wie ernſt dein freund, und franz und hans und wie mein kind!

Da war fritz froh, als herr kurt dieß ſprach. und was that herr kurt? er hob das buch mit der hand in die höh; und ſprach da nimm das buch, ich ſchenk es dir, trag es nach haus und lies oft drinn.

2.

herr marx und ſein kind.

marx.

du weinſt, mein kind?

kind.

ich muß ja wohl.

marx.

biſt du denn krank?

kind.

ich bin nicht krank.

marx.

was fehlt dir denn?

kind.

mein hund iſt todt!

marx.

dein hund? der mops?

kind.

ia wohl der mops. er hieß fix, und ich war ihm ſo gut. er war ſo treu und lief ſo fix, wie der wind, drum hieß ich ihn auch fix. ſtets war er um mich, und ſprang, wann ich ihm brod wies, und nahm das brod aus der hand. nun hab ich ihn nicht mehr. erſt fraß er nicht, dann wurd er krank, und nun iſt er gar todt. fix iſt todt! hu! hu! hu! hu! dort liegt er und regt ſich nicht.

marx.

dieß thut mir leid, mein kind! doch kennſt du wohl den mops, den dein freund ernſt hat?

kind.

den kenn ich wohl.

marz.

er ſchenkt ihn dir.

kind.

den mops?

marz.

den mops, den ſchenkt er dir. denk du an mich.

kind.

heiſt der mops nicht flink?

marz.

flink heiſt er, kind!

da ſchwieg das kind, trug den mops, der nun todt war, fort, und legt ihn in ein grab. da liegt er nun und fault. bey ihm wächſt ein buſch, von dem das kind oft die frucht pflückt, ſie ißt, und dann ſiets an ſix, den mops, denkt.

3.

der baum wächſt und blüht und trägt frucht.

das kind, das hier lieſt, ißt die frucht gern, denn ſie ſchmeckt ſüß.
der fiſch ſchwimmt; ſein fleiſch ſchmeckt gut.
der hecht iſt auch ein fiſch; wenn ihm ein fiſch zu nah kommt, ſo fängt und frißt er ihn.
der froſch quackt, der ſtorch ſucht ihn auf und frißt ihn.
die laus kriecht und beißt.
der floh hüpft und ſticht. man macht ihn todt, weil er uns ſaugt aus das blut.
der ochs ſtößt.
das pferd ſchlägt.
die ſau grunzt und haut um ſich.
der hahn kräht.
der ſpecht fliegt.
der fink ſingt.
die maus quickt.
der hund bellt und wacht vor der thür.
es giebt auch ein Thier, das ſchnurrt und kratzt; weißt du, wie es heißt?

und was thut denn das kind? das hüpft und ſpringt und ſpielt und lacht und weint, ißt gern brod und obſt und liebt die milch.

der rab iſt ſchwarz.

der fink iſt bunt.

der ſchwan iſt weiß.

die gans iſt bald weiß, bald bunt, bald grau.

der ſpecht iſt grün.

das ſchwein iſt weiß, oft auch bunt; auch ſah ich einſt ein ſchwein, das war ſo ſchwarz, wie ein rab.

die kuh iſt bald braun, bald roth, bald ſchwarz, bald weiß, bald gelb, bald blau, bald bunt.

mein hund iſt braun, ſein haar iſt kraus, ſein bart iſt lang, ſein ſchwanz iſt krumm.

wißt ihr wie er heißt? ſpür heißt er.

das blut iſt roth und fließt. wenn der ſtier todt iſt, ſo fließt ſein blut nicht mehr.

die milch iſt weiß. es iſt nicht gut, wenn die milch blau iſt.

4

karl.

karl gieng einſt an den teich; da ſchwamm ein kahn, und in dem kahn ſtund ein mann. deß freut ſich karl, lief fort, und dacht bey ſich ſelbſt: jetzt holſt du dir ein ding, das dein kahn ſeyn ſoll; drauf ſtellſt du dein pferd von bley, das ſchwimmt dann auf dem teich rum — das wird ein ſpas! jetzt kam er, und hielt in der hand das pferd von bley, nahm den ſtein, der vor ihm lag und breit war, ſtellt das pferd drauf und trug den ſtein hin auf den teich. au weh! au weh! freund karl! wo iſt dein kahn? wo iſt dein pferd? ſieh! pferd und kahn ſinkt in den teich.

dieß ſah der mann und lacht. herr karl, fragt er, was war denn das?

weis ſelbſt nicht, ſprach karl. dein kahn iſt groß, mein kahn war klein, und doch ſinkt dein kahn nicht, und mein kahn ſank.

das macht, ſprach der mann, weil dein kahn von ſtein war, und ſtein iſt ſchwer. ſuch dir ein bret, ein holz, die ſind leicht. ſetz ſie auf den teich und drauf ein pferd von bley, dann geht es gut, denk du an mich! dieß merkt ſich karl, fand bald ein bret, ſetzt drauf ein pferd von bley, auf dem ein mann von bley ſaß, und ließ das bret auf den teich. das war ein ſpas. nun ſchwamm das bret ſo gut, wie der kahn, auf dem der mann war.

jetzt fuhr der mann an das land, ſtieg aus, band den kahn an und gieng fort.

doch, eh er gieng, fragt er: wie ſieht es karl? willſt du nicht gehn mit mir?

nein! nein! ſprach karl, das thu ich nicht. laß mich nur hier, bis die nacht kommt.

dieß darf ich nicht, ſprach drauf der mann; du biſt noch klein. wie bald glitſcht ab dein fuß, du fällſt, ſinkſt in den teich, ſo wie dein kahn von ſtein und dein pferd. dann biſt du todt, und man legt dich in ein grab. komm! komm mit mir!

haſt recht mein freund! ſprach karl, ich geh mit dir. fährſt du einſt auf dem kahn, dann nimm mich mit, und laß mich ſehn, wie mein kahn ſchwimmt.

Nr. 5.

franz.

franz lief in das feld, und ſah da den baum, der vor der ſtadt ſteht, und auch den mann, der des baums herr iſt. mann! ſprach er zu ihm: hau doch den baum ab, weil er dürr iſt.

drauf ſprach der mann: dieß mag ich nicht thun, der baum iſt nicht dürr. wann erſt der lenz da iſt, dann komm und ſieh ihn an, mein kind! ſieh ihn auch an, wann es herbſt iſt, und ſprich dann, ob du noch glaubſt, daß der baum dürr ſey.

da gieng franz fort.

bald trat der lenz ein, und der ſchnee floß weg und auch das eis. da gieng franz hin und ſah den baum. ey wie freut er ſich! der baum war nicht mehr dürr, er war weiß. bald ward er grün. als nun der herbſt da war, ſah franz auch den baum und den herrn des baums, der brach die frucht des baums und gab ſie dem franz. ſie war gelb und roth, mehr lang als rund. wißt ihr wohl, wie die frucht hieß? birn hieß ſie. franz griff den ſtiel der birn an, that den mund auf und aß ſie. ſie war ſehr ſüß.

na! herr franz! ſprach der herr des baums, wie ſteht es? glaubſt du noch, daß der baum, der die birn trug, dürr ſey?

nein! nein! ſprach franz. nun glaub ich es nicht mehr; laß nur den baum ſtehn und hau ihn nicht um. wenn dann der herbſt kommt; ſo komm ich zu dir. und du? du weißt ja wohl, was ich will — die birn! die birn! die du mir gabſt, die fand ich gar zu ſüß und gut. noch denk ich dran, wann der herbſt kommt.

= 64

ernſt.

einſt ſaß ernſt vor der thür und ſah in den bach, der vor der thür hin fließt.

da kroch in dem bach ein thier; grau ſah es aus, und war mehr klein als groß. kaum ſah es ernſt, ſo zog er aus den rock, warf von ſich ſchuh und ſtrumpf, und ſtieg in den bach. er war nicht tief. dann bückt er ſich, griff mit der hand das thier an und hob es in die höh. wie freut er ſich! als er es in der hand ſah: he! rief er, guſt! franz! hans! karl! dolph! kommt her und ſeht, was da in der hand iſt.

ah! ſprach dolph, das iſt ein krebs! nimm dich in acht, daß er dich nicht kneipt!

da dolph noch ſo ſprach — au weh! da knipp der krebs ſchon den ernſt in die hand.

der ſprang und ſchrie: helft mir doch! der krebs kneipt mich! und doch ließ ihn der krebs nicht los.

jetzt kam die magd. was fehlt dir ernſt? fragt ſie.

ey ſieh doch her, ſprach ernſt, der krebs kneipt mich.

reich her die hand, ſprach drauf die magd, nahm weg den krebs, und warf ihn in den topf, warf ſalz drauf, und kocht ihn.

dann trug ſie ihn zum ernſt. er war nicht mehr grau, er war roth. da nahm ihn ernſt und ſprach: dank, dank dir! dann aß er ihn. herr hinz, ſein freund, ſah zu und ſprach: wie ſchmeckt der krebs?

ſehr gut! ſprach ernſt.

dieß iſt wohl ganz gut, ſprach herr hinz, daß dir der krebs gut ſchmeckt; mach nur auch, daß du was lernſt, freund ernſt!

§. 7.

vom kauz.

kennſt du, mein kind! den kauz? du

kennſt ihn nicht? nun ſo merk auf! der kauz, der iſt ein thier, nicht ganz ſo groß, wie der hahn, der hier vor uns ſteht. er iſt grau und gelb, ſein kopf iſt rund, ſo rund wie der kopf des thiers, das gern kratzt. wann der hahn wacht, ſo ſchläft der kauz, und wann der hahn ſchläft, ſo wacht der kauz. kaum iſt es nacht, ſo fliegt er aus, und ſucht ſich — weißt du wohl was? die maus ſucht er auf. wenn er die maus ſieht: ſo fliegt er ſchnell herab, fängt ſie, hackt und frißt ſie. wann er ſatt iſt, ſo fliegt er fort, ſetzt ſich in den baum, der hohl iſt. dann wacht der hahn auf und kräht, und weckt auch uns oft auf. was thut nun der kauz? der ſchläft wie ein ratz, bis es nacht wird. dann fliegt er aus, und treibt ſein ſpiel wie vor.

8.

frau ſpring und ihr kind.

frau ſpring.

ſiehſt du, mein kind! das thier, das dort hoch in der luft fliegt?

kind.

ja wohl, ſeh ich es. der bauch iſt weiß.

frau ſpring.

haſt recht. kennſt du dieß thier ſchon?

kind.

iſts nicht ein ſchwan?

frau ſpring.

du irrſt, mein kind! es iſt ja nicht ſo groß, wie ein ſchwan.

kind.

da iſt es wohl ein ſpecht?

frau ſpring.

wo denkſt du hin, mein kind! der bauch des ſpechts iſt ja nicht weiß. der ſpecht iſt auch viel zu klein.

kind.

da iſts, — nun treff ich es, gieb acht! es iſt ein ſtorch.

frau ſpring.

du haſt recht! es iſt ein ſtorch.

kind.

weißt du nicht, wo der ſtorch hin fliegt?

frau ſpring.

dort fliegt er hin, wo mein teich iſt, und wo es ſumpf giebt.

kind.

was macht da der ſtorch?

frau ſpring.

komm mit mir zu dem teich und zu dem ſumpf; da wirſt du ſehn was der ſtorch dort macht. ſiehſt du, wie er dort geht? wie lang ſein hals iſt?

kind.

o ja! jetzt bückt er den kopf und ſucht im ſumpf. was macht er da? er ſchnappt ja zu, und greift ein thier. wie heißt das thier?

frau ſpring.

es iſt das thier, das ſo quakt, wenn wir durch den wald gehn.

kind.

ich weiß es, es iſt ein froſch.

frau ſpring.

ganz recht! es iſt ein froſch. jetzt hackt ihn der ſtorch und beißt ihn todt. nun ſchluckt er ihn.

kind.

ſchlaf wohl herr ſtorch!

9.

veit und kunz.

veit.

komm mit mir, kunz! in den ſtall und ſieh das pferd, das da iſt. es iſt ſchwarz wie pech, groß und ſtark.

kunz.

iſt das pferd von holz? dann geh ich mit.

veit.

nein, es iſt nicht von holz, auch nicht von ſtein, noch von bley.

kunz.

auch nicht von zinn?

veit.

du machſt nur ſpas, mein freund! das pferd, das du ſehn ſollſt, lebt, und frißt gras, heu, brod, und was der knecht ihm ſonſt noch giebt.

kunz.

da geh ich nicht mit dir und mag das pferd nicht ſehn. ich bin noch zu klein; ein pferd, das lebt, iſt nicht für mich. für mich iſt nur ein pferd von holz. das ſchlägt mich nicht, und tritt mich nicht, und beißt mich nicht; es frißt nicht heu, noch gras, noch brod. es folgt mir, wann ich es will, und ſteht ſtill an dem platz, auf dem es ſtehn ſoll.

veit.

ſo komm doch mit, und ſich das pferd, es iſt ſehr ſchön, es iſt ein hengſt.

kunz.

nein! nein! ich geh nicht mit. bin ich erſt groß, bin ich erſt ſtark, dann werf ich weg das pferd von holz, und ſchaff mir an ein roß, das lebt und mich trägt. dann reut ich auch aus. jetzt bin ich noch zu klein.

da ließ veit den kunz ſtehn, gieng fort, nahm die hand voll heu, trat in den ſtall und hielt das heu dem hengſt hin.

doch der hengſt war ſehr wild. erſt ſtampft er, und ſah wild nach veit. dann ſchlug er aus und traf den veit mit dem huf an das knie. da lag nun veit und ſchrie. dieß hört der knecht, und ſprang zu ihm und zog ihn fort. auweh! ſchrie veit, mein knie thut weh. ſieh zu, ob es noch ganz iſt. da ſah der knecht zu. das knie war zwar noch ganz, doch war es blau und ſchwoll. haſt recht, freund kunz, ſprach veit, für uns iſt nicht ein pferd, das lebt, für uns ſchickt ſich nur ein pferd von holz.

10.

Klaus.

klaus gieng einſt in den hof, und ſah, daß ein mann ein ſchwein todt ſtach. das ſchwein ſchrie, und ſein blut floß in den topf, den die magd hin hielt. bald war das ſchwein todt und ſchrie nicht mehr. die magd nahm das blut, das in den topf floß, und trug es fort.

klaus ſah dieß nicht gern. mann! ſprach er, du biſt nicht gut, weil du das ſchwein todt ſtichſt. was that es dir?

es that mir nichts, ſprach drauf der mann. doch bald wirſt du ſelbſt ſehn, daß es gut war, daß ich das ſchwein todt ſtach.

das glaub ich nicht, rief klaus, lief fort und gieng in ſein haus. kurz drauf ſtand klaus vor der thür, und aß ein ſtück wurſt und brod.

ſchmeckt dir es gut? fragt ihn der mann, der mann, der das ſchwein todt ſtach. hans hieß er.

es ſchmeckt mir ſehr gut, ſprach klaus.

was ißt du denn? fragt hans.

du ſiehſt es ja, ſprach klaus, es iſt wurſt.

drob lacht herr hans und ſprach: weißt du wohl, daß die wurſt, die du ißt, von dem ſchwein iſt, das ich todt ſtach?

da ward klaus roth wie blut, und gieng fort.

hans gieng auch fort, und rief ihm nach:

klaus! klaus! ſag nicht mehr, ich ſey nicht gut. denn wenn dir die wurſt gut ſchmeckt: ſo muß auch ein mann da ſeyn, der die wurſt macht und der das ſchwein todt ſticht. wenn das ſchwein lebt, wenn der mann es nicht todt ſticht, und das blut des ſchweins nicht von ihm fließt: ſo haſt du auch nie wurſt.

11.

ſo gehts, wenn man lügt.

(Von Herrn Hundeiker.)

kind, was du ſprichſt, das ſey ſtets wahr;
ſonſt gehts nicht klug, das glaub, für wahr!
ein kind ſchrie oft: ein wolf! oh weh!
ein wolf! ein wolf! — o weh! o weh!
lief man nun hin: ſo war nichts da.
man hört und ſah nichts fern und nah.
einſt packt' hu! hu! — ein wolf das kind —
ein glück, daß wölf' bey uns nicht ſind!
da ſchrie es auf — kaum weiß ichs noch —

ja, laut ſchrie es: o helft mir doch!
man eilt nicht hin, weil es oft log,
ein wolf! rief, bis man zu ihm flog,
und dann doch nie ein wolf da war —
jetzt hieß es nun: es iſt nicht wahr!
drum würgts der wolf; das ſchrein half nicht.
das merk dir, kind, und lüg du nicht!
denn, wer oft lügt, dem glaubt man nicht,
und wenn er auch, was wahr iſt, ſpricht.

12.

ſo gehts in der welt.

(Von Herrn Hundeiker.)

guſt.

wie geht dirs, fritz, ſiehſt ja ſo blaß, ſo trüb aus? iſt dir nicht wohl?

fritz.

krank bin ich zwar nicht, doch iſt mir ſonſt gar nicht recht.

guſt

wie? der mai iſt ſo ſchön; rund um uns her iſt freud und luſt; du biſt nicht krank;

und doch biſt du nicht froh — das ſeh ich denn doch gar nicht ein.

fritz.

hör nur erſt, wie es mir geht, und dann ſag, ob ich wohl froh ſeyn kann.

karl gab mir, wie du weißt, ein glas, das ſo ſchön, ſo hübſch war; und mein nahm mit gold ſtand drin. ach, wie freut' ich mich, ſo oft ich das glas da ſtehn ſah, und nun gar, wenn ich bey tiſch draus trank! — dort ſtand es; dort in der eck auf dem tiſch — ach ja! da ſtand es! und nun — iſt es hin! — heut früh kam joſt mit dem ſpitz zu haus. kaum ſah mich ſpitz, da ſprang er auf mich zu; dann auf den ſtuhl und — auf den tiſch, auf dem mein glas ſtand, ſtieß dran und da lag es! — hier ein ſtück und dort ein ſtück! nun, guſt! was ſagſt du da zu? kann ich nun wohl jetzt froh ſeyn, und, wie du ſagſt, des mai's mich freun? und wenn karl kömmt, was ſagt *der*?

guſt.

haſt recht, fritz! der ſtreich war ſchlimm, ſehr ſchlimm für dich, da das glas dir ſo lieb war. und doch, was hilft es, daß du dich ſo ſehr grämſt, und auch die luſt weg wirfſt, die doch noch da iſt für dich? — hin iſt doch hin; ſpitz weiß nicht, was er that; das glas wird nicht ganz; und karl — o der iſt ja ſo gut, ſo ſanft, der wird nicht böſ' auf dich, wenn er nur hört, wie es dir gieng; ſo wird es ihm weh thun, das weiß ich, denn ich bin ſein freund. drum denk nur nicht: „karl iſt bös.“ wer weiß, ob ſich nicht bald was zeigt, das dir auch ſo lieb iſt, ganz ſo froh dich macht, als das glas, das nun doch nicht mehr da iſt.

13. 13

Von der Milch.

Ein Kind trank einſt Milch, und aß Brod zur Milch. Die Milch ſchmeckt ihm gut. Da fragt das Kind die Frau, die ihm die Milch gab: Frau! wo kommt die Milch her? Das iſt gut, ſprach die

Frau, daß du mich fragſt; wenn man fragt, ſo wird man klug. Wenn du mit mir gehn willſt: ſo ſollſt du bald ſehn, wo die Milch her kommt. Da gieng das Kind mit der Frau fort, und kam in den Stall, wo die Kuh ſtand. Sie war roth und ihr Kopf weiß. Sieh, ſprach die Frau, das iſt das Thier, das uns die Milch giebt.

Da ſchrie die Kuh mu! mu! A ha! ſprach die Frau, du merkſt es, daß ich da bin. Gleich gieng ſie fort, holt den Arm voll Gras und Klee, und warf es der Kuh vor. Da war die Kuh froh und fraß es. Drauf ſprach die Frau: ſchau mein Kind! am Bauch der Kuh iſt ein Sack, in dem iſt die Milch. Sie drückt an den Sack, da kam Milch raus.

Auch ſtand nächſt der Kuh ein Kalb. Was für ein Thier iſt dieß? fragt das Kind. Das iſt, ſprach die Frau, das Kind der Kuh.

Nun nahm die Frau das Kalb und bracht es zur Kuh, da ſog es an der Kuh, und zog den Schwanz hin und her.

Ey ey! ſprach das Kind, dieß ſah ich noch nie. Dank dir, Frau! daß du es mich ſehn ließſt.

14.

Der Bär.

Einſt kam ein Bär vor das Haus, in dem Karl war, und mit ihm ein Mann, der ſein Herr war, und noch ein Mann, der in der Hand ein Ding hielt, auf dem er pfiff. Karl ſah dieß und freut ſich drob, und rief laut: ein Bär! ein Bär! da kommt ein Bär! Da ſprang Ernſt und Fritz zu ihm, um den Bär auch zu ſehn. Er war groß und braun, ſein Schwanz ſehr kurz.

Nun pfiff der Mann, und der Bär ſtieg in die Höh. Der Herr des Bärs gab ihm den Stock, den er in der Hand hielt, und der Bär gieng mit dem Stock hin und her, dann ritt er drauf. Auch ſetzt ihm ſein Herr den Hut auf den Kopf. Auch ſchlug ihn ſein Herr, da brummt und knurrt er.

Karl trat nun zu dem Herrn des Bärs, und fragt ihn: Mein Freund! was frißt dein Bär? Was du ihm giebſt, ſprach er zu ihm. Bring ihm Brod, Fleiſch, auch wohl Birn, er frißt es dir.

Da lief Karl fort in den Saal, und nahm ein Stück Brod, das auf dem Tiſch lag, und lief zum Bär.

Herr Bär! ſprach er, haſt du wohl Luſt? und hielt ihm das Brod hin. Der Bär ſprach nichts, doch brummt er, und kam auf Karln los. Da warf ihm Karl das Brod hin.

Der Bär griff zu und fraß es auf. Dank dir, mein Sohn! ſprach der Herr des Bärs zu ihm, für das, was du dem Petz giebſt.

Nun that er den Hut ab und hielt ihn hin dem Ernſt und Fritz und Karl. Da warf ihm Karl ein Stück Geld in den Hut und ſprach: Hier Mann! hier iſt Geld für mich und Ernſt und Fritz.

Dank! Dank! ſprach drauf der Mann, und nahm den Bär und gieng mit ihm fort.

Da war Karl froh, daß der Bär da war. Ein Bär war ſonſt noch nie bey ihm.

15.

Das Kalb.

Franz ſtand einſt früh auf, wuſch ſich und zog ſich an. Dieß war dem Herrn

Horſt, der ſein Freund war, ſehr lieb. Glück auf, mein Franz, ſprach Herr Horſt, als er ihn ſah. Du ſtiegſt jetzt früh auf. Dieß iſt ſehr gut. Der Schlaf iſt nicht dein Herr, du biſt des Schlafs Herr. Guſt, dein Freund, ſchläft noch; der Schlaf iſt ſein Herr. Nun ſollſt du auch ein Thier ſehn, das dir Spas macht, und Guſt kann es nicht ſehn, weil er noch ſchläft. Komm mit mir!

Da gieng Franz mit Herrn Horſt fort, und kam zum Stall. Gleich that Herr Horſt die Thür auf, und Franz ſah da ein Thier ſtehn, das er hier noch nicht ſah. Was war dieß wohl? ein Hirſch? ein Reh? ein Bock? ein Luchs? ein Fuchs? ein Wolf? ein Hund? ein Schwein? ein Ratz? ein Storch? ein Kauz? ein Schwan? ein Hahn? ein Fiſch? ein Wurm?

Falſch! falſch! dieß war es nicht; es war ein Kalb; roth und weiß ſah es aus. Es ſtand bey der Kuh.

Das war ein Spas für Franz. Herr Horſt! ſprach er, wo kommt denn das Kalb her? was macht denn das Kalb bey der Kuh?

Herr Horſt ſah ihn an und fragt: weißt du noch nicht, wo das Kalb her kommt? es kommt von der Kuh. Es ſteht nun bey ihr, und ſaugt Milch. Siehſt du, wie es den Schwanz hin und her dreht. Dieß thut es, wenn ihm die Milch gut ſchmeckt.

Wie alt, ſprach Franz, iſt denn das Kalb. Es iſt, ſprach Herr Horſt, noch nicht ſo alt, als Ernſt.

Franz.

Und kann ſchon ſtehn? jetzt ſpringt es ja gar. Ernſt kann ja noch nicht ſtehn, wie geht dieß denn zu?

Herr Horſt.

Siehſt du nicht, daß das Kalb vier Beine, und Ernſt nur zwey hat? drum wird ihm das Stehn mehr leicht, als dem Ernſt.

Dank! ſprach nun Franz, dank dir Herr Horſt, daß du mir wießt das Kalb. Nun geh ich hin zum Guſt, und führ ihn auch hier her.

16.

Herr Herz und ſein Sohn Franz.

Herr Herz gieng in den Wald, und ſein Sohn Franz mit ihm. Franz! ſprach er, gieb auf alles Acht, was du ſehn wirſt. Es iſt hier auf der Welt alles gut und alles nützt. Dieß that nun Franz, und ſah da manches, das ihm Freude machte. Da war ein Baum, auf dem ein Vogel ſaß, der gar ſchön ſang. Auch ſah er einen Buſch, in dem ein Neſt war. Er ſah in das Neſt, und fand da ſechs kleine Eyer; er griff ſie aber nicht an. Auch fand er Blumen, riß ſie ab, und nahm ſie mit für die Mutter. Viele Beeren traf er auch an, die roth waren und ihm gut ſchmeckten. Auf einmal hielt er aber die Naſe zu. Was fehlt dir, Franz? fragte ihn der Vater.

Ey Vater! ſprach Franz, das ſtinkt doch gar zu ſehr. Was iſt denn das?

Geh mit mir, ſprach Herr Herz, zu dem Ort hin, von dem der Geruch kommt.

Franz gieng mit ihm. Er fand bald ein Reh, das, lag da und war todt. Was iſt das? fragte er.

Es iſt ein Aas, ſprach der Vater, von einem Reh.

Fi! ſprach der Sohn, das mag ich nicht ſehn.

Wenn ich es ſehn kann, fuhr Herr Herz fort, warum denn nicht auch du?

Da trat Franz bey, hielt die Naſe zu, und ſah da ſehr viel.

Auf dem Reh und an dem Reh kroch eine Menge Käfer und Maden; und da Herr Herz das Aas mit dem Stock fort ſtieß, quoll eine noch größre Zahl vor.

Franz that die Augen weit auf, da er dieß ſah, und rief: ah! die Menge Thiere!

Die ſind, ſprach Herr Herz, ſehr gut, und es nützt uns, daß ſie hier ſind. Sie freſſen das Aas auf, daß die Luft nicht faul wird, von dem Dunſt, der aus dem todten Reh ſteigt. Denn dein Mund zieht die Luft ein, und wenn ſie faul iſt, ſo ſchadet ſie dir. Jetzt geh fort, und zieh nicht mehr ein die Luft, die hier faul iſt.

Kurz drauf kam Franz mit dem Vater wieder zu dem Orte, wo erſt das Aas lag, und es war nicht mehr da. Nur Knochen ſah er noch.

Wo iſt, fragte er, das Aas hin?

Dieß iſt, ſprach der Vater, von den Thieren verzehrt, die du hier ſahſt, und nun ſtinkt es nicht mehr hier.

Auch die Thiere, die du hier ſahſt, ſind fort. Manche leben noch und ſind an einem andern Orte, wo ein Aas liegt, manche wurden das Futter der Vögel, die du hier ſingen hörſt. Sieh Franz! ſo nützt alles, was auf der Welt iſt.

27.

Herr Herbſt macht einen Spas.

Kinder! ſprach einſt Herr Herbſt zu ſeinen vier Kindern; (Karl, Bernhard, Lotte und Hannchen hießen ſie) wer von euch morgen früh ſechs Uhr aufſteht, ohne daß ich ihn wecke, dem mach ich einen Spas.

Und was für einen Spas? lieber Vater! fragte Lotte.

Steh du nur zur rechten Zeit auf, ohne daß ich dich wecke, dann erfährſt du den Spas, den ich euch zu machen denke, ſagte der Vater.

Ich ſtehe gewiß auf, vor ſechs Uhr, ohne daß du mich weckſt, ſagte Lotte.

Ich auch! ich auch! riefen alle.

Jetzt ſchlug die Glocke zehn; dieß war für ſie ein Zeichen zu Bette zu gehen. Jedes gab alſo dem Vater einen Kuß, und ſprach: gute Nacht lieber Vater! morgen ſteh ich gewiß, ohne daß du mich weckſt, vor ſechs Uhr auf. Nun gieng jedes Kind in ſein Bette, und jedes ſprach, ehe es einſchlief:

halb ſechs Uhr! halb ſechs Uhr! Bernhard nahm ſogar die Kreide, und ſchrieb über ſein Bette: halb ſechs Uhr ſteht Bernhard auf!

Da ſah man recht, daß der Menſch kann, was er will. Kaum hatte es ein Viertel auf ſechs geſchlagen: ſo waren alle Kinder munter. Jedes ſtand auf, zog ſich an, ſchlich ſich zur Kammer heraus, und jedes glaubte das erſte zu ſeyn.

Aber faſt zu gleicher Zeit kamen ſie alle auf dem Saale an. Guten Morgen! guten Morgen! riefen ſie eins dem andern zu. Da war Freude! Nun, ſagten ſie, wollen wir doch ſehn, was uns der Vater für einen Spas machen wird.

Sie giengen zum Vater. Ah! ſprach dieſer, wenn der Vater verſpricht einen Spas zu machen, dann können die Kinder früh aufſtehn. Nun, ich halte Wort. Erſt thut, was gute Kinder thun, wenn ſie aus dem Bette kommen.

Da kämmten ſie ſich, wuſchen ſich, und ſpülten den Mund mit friſchem Waſſer aus.

Nun traten ſie vor den Vater, und Hännchen fragte: machſt du nun den Spas?

Hier iſt der Spas! ſprach der Vater, und warf ſogleich jedem Kinde eine Kappe über den Kopf. Vor den Augen, der Naſe und dem Munde war ein Gitter von Draht und der ganze übrige Kopf war mit einem Tuche bedeckt.

Merkt ihr was? ſprach Bernhard zu den andern Kindern, der Vater ſchneidet gewiß Honig.

Richtig! ſagte der Vater, gefällt euch dieſer Spas?

O ja! o ja! riefen alle, und folgten dem Vater, der nun auch eine Kappe über den Kopf nahm, und jedem Kinde etwas zu tragen gab. Bernhard trug eine Pfanne voll Kohlen, die glühend waren; Karl ein Paar Büſchel Wermuth; von den Mädchen jedes ein langes Meſſer; der Vater ſelbſt trug eine Gölte, und die Mutter folgte mit einem Siebe und einem Paar Schüſſeln nach.

Jetzt kam der ganze Zug im Garten an, und nun gieng der Spas recht los. Der

Vater machte das Haus auf, in dem die Bienen waren, und trug jeden Stock von ſeinem Platze weg; dann nahm er ein Büſchel Wermuth, das er auf die Kohlen gelegt hatte, und ließ den Rauch davon in den Stock ziehn. Da zogen ſich die Bienen zurück, und der Vater ſchnitt nun erſt Wachs heraus, das er in das Sieb legte, dann auch große Stücke Honig. Das war eine Freude! Nun trug man das Honig in die Stube, die Kinder folgten, und die Mutter gieng fort und holte Semmeln, auf welche ſie Honig für die Kinder ſtreichen wollte. Auch der Vater gieng fort und ſagte: Kinder! nun mache ich noch einen Spas, ich laſſe für euch Honig auf Semmeln ſtreichen: aber naſche mir niemand!

Kein Kind naſchte, auſſer — Hannchen. Dieſe war lüſtern, ſchlich ſich an den Tiſch, nahm ein Stück Honig aus der Schüſſel und ſteckte es in den Mund. Auf einmal ſchrie ſie aber ſo ſchrecklich auf, daß es durch das ganze Haus ſchallte. Die Brüder und die Schweſter traten ängſtlich um ſie und fragten:

was fehlt dir Hannchen? Vater und Mutter liefen herbey, und fragten: was fehlt dir? Aber Hannchen ſperrte das Maul auf und ſchrie, als wenn ſie am Spieſe ſtäke. Die Mutter ſah in den Mund, und ſiehe da! ein Bienchen ſaß auf der Zunge, das im Honig geweſen war, und mit dem Stachel an Hannchens Zunge hieng. Die Mutter nahm zwar die Biene weg, aber die Zunge ſchwoll ſo ſtark auf, daß Hannchen den ganzen Tag keinen Biſſen eſſen konnte.

Die übrigen Kinder aßen aber ihre Semmeln mit Honig. Sie ſchmeckten ihnen ſehr gut, und Karl ſprach: der Spas, den uns der Vater gemacht hat, gefällt mir.

Lotte ſah durch das Fenſter, und ſah da Minchen, des Nachbars Tochter gehn.

Das arme Minchen! ſprach ſie; ihr Vater hat keine Bienen, kann ihr keinen Honig auf Semmeln ſtreichen. Liebe Mutter! willſt du Nachbars Minchen nicht auch ein Paar Semmeln mit Honig geben?

Das machſt du gut, mein Kind! ſprach die Mutter, gab ihr die Semmeln mit Honig, und

Lotte trug ſie zu Minchen. Was das Mädchen für eine Freude hatte! wie ſie Lottchen dankte! und nun ſchmeckte Lottchen ihr Honig noch einmal ſo gut.

18.

Herr Herbſt macht noch einen Spas.

Herr Herbſt hatte einen Teich, in welchem viele Karpfen und Schleien waren. Wenn er nun ſeinen Kindern eine Freude machen wollte: ſo gieng er mit ihnen zu dem Teich; jedes nahm ein Stück ſchwarzes Brod mit, und dann pflückten ſie davon, warfen es in das Waſſer, und die Fiſche ſchnappten es weg. Da ſaßen ſie nun oft eine Stunde lang und ſahen zu, wie die Fiſche auf und ab ſchwammen, die Käſer, die im Waſſer leben, hin und her fuhren, hier und da ein Froſch den Kopf aus dem Waſſer ſteckte und — huſch! — wieder hinunter war, wenn ihm ein Kind zu nahe kam.

Da wünſchten die Kinder nun oft: wenn ich nur einmal ſo ein Thier fangen und in der Nähe ſehn ſollte. Herr Herbſt ließ es aber nie zu, daß ein Kind darnach greifen durfte: War dieß wohl recht? ich glaube wohl. Ein Kind iſt kein Froſch und kein Fiſch, die im Waſſer leben. Wenn eins von ihnen in das Waſſer fiel: ſo war es aus mit ihm.

(Nun gebt Achtung! jetzt kommt der Spas.)

Einmal ſprach auch Herr Herbſt: wollen wir zum Teiche gehn? ja! ja! ſprachen alle, und zogen fröhlich mit ihm fort. Bernhard ſprang voraus und kam zuerſt bey dem Teiche an. Kaum war er da, ſo drehete er ſich um und rief den andern Kindern zu: Carl! Hanne! Lotte! der Vater macht einen Spas! kommt geſchwind herbey! Da lief alles, was laufen konnte. Tauſend! was war da! das Waſſer war aus dem Teiche abgelaſſen, und auf dem Boden wimmelte alles von großen und kleinen Thieren. Da zappelte ein großer Karpfe, hier ein Paar Schleien, die ſich in dem Schlamme einzuwühlen ſuchten. Schmerlen, Krebſe, Fröſche, Käfer, Larven, bedeckten den Boden des Teichs. Kurz der ganze Schlamm lebte.

»Da hätte man die Freude der Kinder ſehn ſollen! Eins rief: Vater! ſieh den ſchrecklich großen Froſch! Ein andres: Lotte! Lotte! komm geſchwind her und ſieh den Krebs! Hannchen rief: o wer holt mir den Käfer! Sieh Bernhard! dort nicht weit von dem Karpfen; er hat einen gelben Saum um die Flügel!

Endlich fieng Bernhard an und ſagte: ach lieber Vater! wenn du uns eine rechte Luſt machen willſt: ſo laß uns in den Teich gehn! und alle ſtimmten bey: lieber Vater! thu es doch! da wollen wir Fiſche, Krebſe, Fröſche fangen. Das ſoll eine rechte Luſt ſeyn!

Nun ſo geht denn hinein! ſprach der Vater; zieht aber erſt Schuhe und Strümpfe aus, legt die obern Kleider ab, in denen die Arme ſtecken, und ſtreift die Arme auf, daß ihr die Kleider nicht zu ſchmuzig macht. Dort ſtehen die Körbe, in welche die Fiſche kommen ſollen, hier ein Korb für die Krebſe, und da einige Töpfe, in welche ihr Fröſche, Larven, und was ſonſt noch im Schlamme lebt, werfen könnt. Was war dieß für eine Freude! Hundert und mehrmal zogen ſonſt die Kinder Schuh und Strümpfe aus, wenn ſie ins Bette giengen;

ſo hurtig wurden ſie aber nie fertig, als dießmal. Kaum hatte der Vater dieß geſagt: ſo war auch ſchon alles fertig, und ſprang in den Teich. Das war eine Luſt! So oft ein Kind einen Fiſch, Froſch, Krebs oder Larve fieng, jauchzte es und machte ſeinen Fang den übrigen kund.

Zwey Stunden lang erlaubte ihnen der Vater dieſe Luſt, dann klatſchte er in die Hände, und befahl, daß ſie nun aus dem Teiche kommen ſollten. So hurtig gieng es nicht heraus, als hinein. Jedes hatte noch etwas zu fangen. Eins rief: nur den Krebs noch! das andre: nur den Schmerl noch, lieber, guter Vater! aber der Vater ſagte: eins! zwey! drey! und dieß war das Zeichen, daß die Kinder ſogleich folgen mußten. Sie ſprangen alſo heraus. Aber — wie ſahen die Kinder aus! über und über waren ſie mit Schlamm bedeckt, und man konnte ſie weiter riechen als ſehen.

Dieß hatte die Mutter voraus geſehn, deßwegen hatte ſie andre Wäſche und Kleidung holen laſſen. Der Vater führte ſie nun alle zu einem Bache, wo ſie ihre Füße, Hände. Arme und das Geſicht waſchen mußten, Dann nahm jedes Kind ſeieine Wäſche und Kleidung, gieng in einen Buſch und zog ſie an. Jetzt waren ſie alle fertig.

Nun Kinder! ſprach der Vater, ihr fiengt heute viele Thiere, haben ſie euch Schaden gethan? Nein! ſagten alle.

Vater.

Glaubt ihr denn, daß ihnen in dieſen Körben und Töpfen wohl iſt?

Bernhard.

Dieß glaube ich nicht.

Vater.

Nun, da iſt es auch nicht recht, daß wir ſie lange leiden laſſen. Chriſtoph! (ſo hieß der Fiſcher, der das Waſſer aus dem Teiche ließ) bringt mir alle die Thiere her, welche die Kinder fiengen, daß ich über ſie Gericht halte. Ihr meine Kinder, Bernhard, Carl, Lotte und Hanne, und du gute Mutter! ſetzt euch alle um mich, und gebt Achtung, ob ich recht richte! Bernhard! wenn iſt es mir erlaubt, ein Thier zu tödten?

Bernhard.

Wenn es dir ſchadet.

Vater.

Da darf ich alſo die Kuh nicht tödten laſſen: denn dieſe ſchadet mir ja nicht.

Bernhard.

Ja die müſſen wir tödten laſſen, damit wir ihr Fleiſch eſſen können.

Vater.

Alſo darf ich ein Thier tödten, wenn es mir ſchadet, oder wenn ich ſein Fleiſch eſſen kann. Aber warum tödtet man denn den Wallfiſch? der ſchadet ja nicht und man ißt ihn auch nicht.

Bernhard.

Dieß iſt wohl wahr; aber man nutzt doch ſein Fett.

Lotte.

Und das Fiſchbein.

Vater.

Alſo haben wir zwey Fälle, in denen es recht iſt, Thiere zu tödten: wenn ſie uns im Leben ſchaden, und wenn ſie uns nützen, wenn ſie todt ſind. Nun laßt uns dieſe Thiere alle vor Gericht bringen, und ſehen, ob wir ein Recht haben, ſie zu tödten. Hier ſtehen erſtlich zwey Körbe voll Karpfen. Haben ſie uns Schaden gethan?

Alle.

Nein!

Vater.

Nützt es uns, wenn wir ſie tödten?

Bernhard.

Ich denke: ja! Wir können ſie eſſen und ihr Fleiſch ſchmeckt gut.

Vater.

So iſt es ja auch wohl mit den Schleien, den Schmerlen und den Krebſen. Mögt ihr ſie wohl eſſen?

Lotte.

Verſuch es nur, Mutter! und ſiehe welche; du ſollſt ſehn, daß ſie uns recht gut ſchmecken werden.

Vater.

Nun ſo ſollen ſie alle ſterben! Weil wir ſie aber doch nicht alle auf einmal eſſen können: ſo ſorgt dafür, Chriſtoph! daß ſie in den Kaſten, den ich für die Fiſche und Krebſe habe, gethan werden. Die Mutter wird ſchon drauf ſehen, daß ſie nicht Noth leiden und täglich ihr Futter haben. Nun kömmt die Reihe an die Herren Fröſche. Haben ſie uns Schaden gethan?

Alle.

Alle.

Nein! Nein!

Vater.

Nützt es uns, wenn wir ſie tödten? ſoll ſie euch die Mutter vielleicht braten?

Hannchen.

Fi! ich mag keinen Froſch eſſen. Willſt du Lotte?

Lotte.

Ich will andern die Fröſche laſſen. Ich lobe mir dafür Krebſe.

Vater.

Nun ſo mögen denn die Fröſche leben!

Eben ſo ſprach man auch die Larven und die Käfer frey vom Tode. Herr Herbſt nahm dann von jeder Art dieſer Thiere eins, zeigte es den Kindern, und ſagte ihnen, wie es lebe, ſich nähre, und was es nütze.

Da nun dieß vorbey war, ſprach der Vater: Nun, Kinder! weil uns denn alle dieſe Thiere durch ihr Leben nicht ſchaden, und durch ihren Tod nicht nützen: ſo gebt ihnen die Freyheit!

Ja! ja! riefen alle, das wollen wir thun!

Nun gieng es wieder nach dem Teiche zu, und alle Töpfe, in welchen dieſe Thiere waren, trugen ſie dahin und leerten ſie aus. Das war ein Spas über alle Spaſe! die Kinder freuten ſich alle, da ſie dieſe Thiere im Teiche herum kriechen und hüpfen ſahen.

Jetzt ſollte der Zug nach Hauſe gehen. Ehe der Vater aber fortgieng, fragte er den Bernhard: haben wir dieſe Thiere wohl in den Teich gethan, daß ſie ſterben, oder daß ſie leben ſollen?

Daß ſie leben ſollen! war Bernhards Antwort.

Nun, ſagte der Vater, ſo müſſen wir auch dafür ſorgen, daß ſie leben können. Er ließ darauf das Loch zu ſtopfen, durch welches das Waſſer abfloß, und bald fieng das Waſſer im Teiche wieder an zu ſteigen, und alle dieſe Thiere waren in dem Waſſer luſtig.

Nun gieng es nach Hauſe. Die Mutter, die voraus war, hatte eine gute Mahlzeit, unter andern auch eine Schüſſel voll Krebſe gekocht. Dieſe ſchmeckten den Kindern herrlich: weil ſie ſich zuvor ein Paar Stunden in freyer Luſt bewegt hatten.

Da ſie ſatt waren, ſagten ſie alle: wir danken dir, Vater! du haſt uns heute einen rechten Spas gemacht!

19.

Ernſt.

Einſt ſaſs Ernſt vor der Thür und ſah in den Bach, der vor der Thür hin flieſst. Da kroch in dem Bach ein Thier; grau ſah es aus, und war mehr klein als groſs. Kaum ſah es Ernſt, ſo zog er aus den Rock; warf von ſich Schuh und Strumpf, und ſtieg in den Bach. Er war nicht tief. Dann bückt er ſich, griff mit der Hand das Thier an und hob es in die Höh. Wie freut er ſich! als er es in der Hand ſah! he! rief er, Guſt! Franz! Hans! Karl! Dolph! kommt her und ſeht, was da in der Hand iſt.

Ah! ſprach Dolph, das iſt ein Krebs! nimm dich in Acht, daſs er dich nicht kneipt!

Da Dolph noch ſo ſprach — au weh! da knipp der Krebs ſchon den Ernſt in die Hand.

Der ſprang und ſchrie: helft mir doch! der Krebs kneipt mich! und doch lieſs ihn der Krebs nicht los.

Jetzt kam die Magd. Was fehlt dir Ernſt? fragte ſie.

„Ey ſieh doch her, ſprach Ernſt, der Krebs kneipt mich.

Reich her die Hand, ſprach drauf die Magd, nahm weg den Krebs, und warf ihn in den Topf, warf Salz drauf, und kocht ihn.

Dann trug ſie ihn zum Ernſt. Er war nicht mehr grau, er war roth. Da nahm ihn Ernſt und ſprach: dank, dank dir! dann aſs er ihn. Herr Hinz, ſein Freund, ſah zu und ſprach: wie ſchmeckt der Krebs?

Sehr gut! ſprach Ernſt.

Dieſs iſt wohl ganz gut, ſprach Herr Hinz, daſs dir der Krebs gut ſchmeckt; mach nur auch, daſs du was lernſt, Freund Ernſt!

20.

Frau Spring und ihr Kind.

Frau Spring.

Siehſt du, mein Kind! das Thier, das dort hoch in der Luft fliegt?

Kind.

Ja wohl ſeh ich es. Der Bauch iſt weiſs.

Frau Spring.

Haſt Recht. Kennſt du dieſs Thier ſchon?

Kind.

Iſts nicht ein Schwan?

Frau Spring.

Du irrſt, mein Kind! es iſt ja nicht ſo groſs, wie ein Schwan.

Kind.

Da iſt es wohl ein Specht?

Frau Spring.

Wo denkſt du hin, mein Kind! der Bauch des Spechts iſt ja nicht weiſs. Der Specht iſt auch viel zu klein.

Kind.

Da iſts — nun treff' ich es, gieb Acht! — es iſt ein Storch.

Frau Spring.

Du haſt Recht! es iſt ein Storch.

Kind.

Weiſst du nicht, wo der Storch hin fliegt?

Frau Spring.

Dort fliegt er hin, wo mein Teich iſt, und wo es Sumpf giebt.

Kind.

Was macht da der Storch?

Frau Spring.

Komm mit mir zu dem Teich und zu dem Sumpf; da wirſt du ſehn was der Storch dort macht. Siehſt du, wie er dort geht? wie lang ſein Hals iſt?

Kind.

O ja! jetzt bückt er den Kopf und ſucht im Sumpf. Was macht er da? er ſchnappt ja zu und greift ein Thier. Wie heiſst das Thier?

Frau Spring.

Es iſt das Thier, das ſo quakt, wenn wir durch den Wald gehn.

Kind.

Ich weiſs es, es iſt ein Froſch.

Frau Spring.

Ganz recht! es iſt ein Froſch. Jetzt hackt ihn der Storch und beiſst ihn todt. Nun ſchluckt er ihn.

Kind.

Schlaf wohl, Herr Storch!

21.

Geſpräch zwiſchen Heinrich und ſeinem Vater.

Darf ich heute mit dir in den Wald gehen? lieber Vater! fragte Heinrich.

Ja! ſagte der Vater, wenn du gut biſt.

Heinrich.

Was heißt denn das: gut ſeyn?

Vater.

Das weiſt du ſchon längſt. Denk nur nach!

Heinrich.

Ich weis es wirklich nicht.

Vater.

Wirklich nicht? du weiſt es gewiß, denk nur nach! was thut denn das gute Kind, wenn es des Morgens geweckt wird?

Heinrich.

Es ſteht auf.

Vater.

Was thut denn das Kind, das nicht gut iſt?

Heinrich.

Es bleibt liegen.

Vater.

Und wenn das gute Kind aus dem Bette iſt, was thut es dann?

Heinrich.

Es zieht ſich an, kämmt ſich und wäſcht ſich.

Vater.

Sonſt nichts?

Heinrich.

Es ſpült auch den Mund aus.

Vater.

Wenn nun aber das Kind nicht gut wäre, wa würde es denn da thun?

Heinrich.

Es zöge ſich nicht an, kämmte ſich nicht, wüſche ſich nicht, und ſpülte den Mund nicht aus.

Vater.

Wir wollen das gute Kind Fix und das Kind, das nicht gut iſt, Dix nennen. Wenn nun di Mutter das Frühſtück auf den Tiſch ſetzt, da ſo lange da ſtehen ſoll, bis der Vater kommt, wa thut Fix?

Hein

Heinrich.

Er wartet, bis der Vater kommt.

Vater.

Und was thut Dix?

Heinrich.

Er greift zu.

Vater.

Wie hält Fix ſeine Kleidung?

Heinrich.

Reinlich.

Vater.

Und Dix?

Heinrich.

Der begießt ſie mit Brühe und Suppe, beflekſt ſie mit Dinte und wiſcht die Finger dran ab, wenn ſie ſchmutzig ſind. Ich kenne ſo einen Dix.

Vater.

Sey du nur kein Dix! Wenn die Eltern den Kindern ſagen, daß ſie etwas thun ſollen, was thut Fix?

Heinrich.

Er thut, was ihm die Eltern heißen.

Vater.

Und Dix?

Heinrich.

Er thut es nicht.

Vater.

Wenn Fix und Dix ein Spiel ſpielen, was thut Dix?

Heinrich.

Dix? der zankt. Ach ich kenne den Herrn Dix gar gut.

Vater.

Und was thut Fix?

Heinrich.

Der zankt nicht.

Vater.

Wenn Fix und Dix die Taſchen voll Aepfel haben, und ſie ſehen ein armes Kind: was thut Fix?

Heinrich.

Er giebt dem armen Kinde ein Paar Aepfel.

Vater.

Und Dix?

Heinrich.

Der iſt die Aepfel alle ſelbſt, und giebt dem armen Kinde nichts.

Vater.

Wenn Fix das Neſt eines Vogels ſieht, was thut er?

Heinrich.

Er guckt hinein.

Vater.

Und wie macht es Dix, wenn er ein Neſt findet?

Heinrich.

Er nimmt die Eyer oder die Jungen heraus.

Vater.

Siehſt du, Heinrich! daß du es weiſt, was es heiſſe gut ſeyn? Wenn du nicht recht weiſt, ob du dieß oder jenes thun ſollſt: ſo frage dich nur ſelbſt, was würde itzo Fix thun? wie würde es Dix machen? Dann wirſt du immer wiſſen, was du thun mußt, wenn du gut ſeyn willſt.

Dieß merkte ſich Heinrich, und wann er nicht recht wußte, ob er dieß oder jenes thun ſolle, ſo fragte er ſich immer: was würde itzo Fix, was Dix thun? Da war er recht gut. Als nun der

Vater in den Wald gehen wollte, gieng er erſt zu ihm und ſagte: Biſt heute gut geweſen, Heinrich! komm mit mir in den Wald! Dieß war ihm ſehr lieb, und er nahm ſich vor, immer ein Fix und niemals ein Dix zu ſeyn.

22.

Wilhelms Geſpräch mit ſeiner Schweſter über die Eyer.

Chriſtel! was haſt du in deiner Schürze? ſo fragte Wilhelm ſeine Schweſter, als er ſie über den Hof gehen ſah.

Eyer! ſagte die Schweſter.

Wilhelm.

Was willſt du mit den Eyern thun?

Schweſter.

Ich will ſie unter eine Henne legen.

Wilhelm.

Und warum denn unter eine Henne legen?

Schweſter.

Daß junge Hühner aus den Eyern kommen.

Wilhelm.

Aus den Eyern? ſind denn junge Hühner in den Eyern? Geſtern aß ich ein Ey und ich habe keine junge Henne drinn geſehn.

Schweſter.

Das glaube ich wohl. Die Henne muß erſt lange auf den Eyern ſitzen, und ſie wärmen. Von der Wärme wachſen nun die jungen Hühner und kriechen dann aus den Eyern.

Wilhelm.

Chriſtel! du machſt mir gewiß einen Spas. Morgen will ich doch zur Henne gehn, und ſehen, ob junge Hühner da ſind.

Schweſter.

Nein! nein! Freund Wilhelm! dieß laß nur bleiben, morgen ſind noch keine jungen Hühner da. Drey Wochen muß erſt die Henne auf den Eyern ſitzen. Wann dieſe drey Wochen vorbey ſind, dann komm wieder, da will ich dir die jungen Hühner zeigen.

Wilhelm.

Drey Wochen? wie viel ſind denn dieß Tage?

Schweſter.

Ein und zwanzig Tage.

Wilhelm.

Das kann ich nicht merken.

Schweſter.

Nun, wenn du es nicht merken kannſt, ſo will ich es thun, und es dir ſagen, wenn die drey Wochen um ſind. Dann führe ich dich zum Neſte, und zeige dir das kleine Volk, das unter der Henne ſitzt.

Jetzt kamen ſie zur Henne, die auf dem Neſte ſaß. Dieſe machte ſich rauch, hackte um ſich, rief gluck! gluck! aber Chriſtel kehrte ſich nicht dran, warf ſie vom Neſte herab, und legte die Eyer hinein. Nun flog die Henne wieder auf das Neſt und nahm die Eyer unter ſich. Chriſtel nahm nun ihren Bruder bey der Hand und ſchloß die Thür zu.

Sie mochte wohl dem Wilhelm nicht trauen. Sie glaubte, er ſtöre die Henne auf dem Neſte, deßwegen ſchloß ſie die Thür zu, und nahm den Schlüſſel zu ſich.

Nun fragte Wilhelm alle Tage: ſind noch keine jungen Hühner da?

Geduld, Freund Wilhelm! ſagte Chriſtel immer. Wenn die Küchen da ſind, dann will ich dich ſchon rufen.

Endlich war der Tag da, nach dem ſich Wilhelm ſchon lange ſehnte. Chriſtel rief ihn und ſagte: Wilhelm! wollen wir zur Glucke gehn?

Ja! ja! ſprach Wilhelm, gewiß ſind Küchen da. Ich ſeh es dir an der Naſe an, du lächelſt immer. Biſt eine liebe, gute Schweſter!

Da ſie zum Neſte kamen, machte ſich die Henne wieder ſo rauch als ein Igel, und breitete die Flügel aus. Chriſtel kehrte ſich aber nicht daran, ſondern nahm die Henne herab.

Tauſend! was ſah da Wilhelm! das ganze Neſt lebte von Küchen, die ſich drückten, eins an das andre, und pipten.

Chriſtel nahm ſie in die Schürze, und Wilhelm folgte ihr hüpfend nach. Als ſie in die Stube kamen, ſetzte Chriſtel die Küchen auf die Erde, ſtreute ihnen Hirſen und Krumen von Brod hin. Das hackten ſie weg, und Wilhelm freute ſich gar herzlich, nahm auch ein Küchen, und drückte es an ſeinen Backen.

Nun trug Chriſtel die Küchen zu der alten Henne. Dieſe lockte ſie ſogleich, und die Küchen folgten ihr. Wann die alte Henne rief: Gluck! Gluck!

ſo liefen die Jungen alle herbey. Dieß gefiel dem Wilhelm recht wohl.

Itzo rief Wilhelms Mutter zum Fenſter heraus: Wilhelm, komm herein! und Wilhelm ſprach: ja! ja! aber er kam nicht.

Die Mutter rief noch einmal: Wilhelm! kommſt du denn bald?

Und Wilhelm ſprach: ja ich komme gleich. Aber er gieng nicht fort.

Da ſagte Chriſtel: gefällt es dir denn, daß die Küchen kommen, ſobald ihre Mutter ſie ruft?

Ey freylich! ſprach Wilhelm.

Und mir gefiel es auch, wenn Wilhelm käme, ſobald ihn ſeine Mutter ruft, ſagte Chriſtel.

Da ſchämte ſich Wilhelm, daß er nicht ſo folgſam war, wie die Küchen, ſagte kein Wort, und lief hin zu ſeiner Mutter.

23.

Die Kröte.

Frau Hedwig hörte einmal in ihrem Zimmer, daß ihre Kinder im Garten einen großen Lärm machten. Sie ſah zum Fenſter hinaus, und ſiehe da! die Kinder ſtanden alle in einem Kreiſe, warfen Steine auf einen Punkt, und riefen: immer zu! immer zu! ſie iſt bald todt.

Frau Hedwig, die doch wiſſen wollte, was ihre Kinder mit Steinen todt würfen, lief hurtig in den Garten herab, und fragte die Kinder: was thut ihr denn hier?

Alle riefen: Wir werfen eine Kröte todt.

Eine Kröte? fragte Frau Hedwig. Wollt ihr ſie denn eſſen?

Fi! ſagte Minchen, ich danke ſehr. Ich lobe mir eine Lerche für eine Kröte.

Da wollt ihr vermuthlich, fragte Frau Hedwig weiter, ihr Fell oder ihr Fett zu etwas nützen?

Ich wüßte nicht wozu, ſagte Minchen.

Da hat euch, fragte Frau Hedwig wieder, die Kröte vielleicht Schaden gethan?

Die Kinder merkten nun wohl, wo das Ding hinaus wollte, ſahen ſich an, und ſchwiegen ſtille. Endlich fieng Heinrich an und ſagte: Schaden hat uns die Kröte zwar nicht gethan, aber ſie nützt auch zu nichts, und iſt giftig.

Frau Hedwig.

Oho! Heinrich, du urtheilſt ſehr ſchnell. Weiſt du denn, wozu der Maulwurf nützt?

Heinrich.

Nein, das weis ich nicht.

Frau Hedwig.

Ich weis es aber. So nützt alles in der Welt, wenn du auch gleich nicht weiſt, wozu? Wenn man alſo nicht weis, wozu eine Sache nützt: ſo darf man nicht gleich ſagen, ſie nutzt zu nichts. Und woher weiſt du denn, daß die Kröte giftig iſt?

Heinrich.

Franz hat es geſagt.

Frau Hedwig.

Mußt du denn alles glauben, was Franz ſagt? Ich ſage dir, die Kröte iſt nicht giftig.

Da ſchämten ſich die Kinder, daß ſie das arme Thier, ganz ohne Noth, um ſein Leben gebracht hatten.

ten. Minchen ſagte: wir wollen nicht mehr werſen.

Nun, ſagte Frau Hedwig, iſt es zu ſpät. Das arme Thier muß ſterben. Sehet, wie es die Füße von ſich ſtreckt, wie die Därme aus dem Bauche hängen, wie das linke Auge vor dem Kopfe liegt! Minchen traten die Thränen in die Augen, und alle ſagten: liebe Mutter, vergieb uns! wir wollen nie wieder eine Kröte tödten!

Auch kein andres Thier, ſagte Frau Hedwig, dürft ihr tödten, das euch nichts ſchadet, und deſſen Tod euch nicht nützlich iſt.

24.

Herr Herbſt macht einen Spas.

Kinder! ſprach einſt Herr Herbſt zu ſeinen vier Kindern; (Karl, Bernhard, Lotte und Hannchen hieſsen ſie) wer von euch morgen früh ſechs Uhr aufſteht, ohne daſs ich ihn wekke, dem mach ich einen Spas.

Und was für einen Spas? lieber Vater! fragte Lotte.

Steh du nur zur rechten Zeit auf, ohne daſs ich dich wecke, dann erfährſt du den Spas, den ich euch zu machen denke, ſagte der Vater.

Ich ſtehe gewiſs auf, vor ſechs Uhr, ohne daſs du mich weckſt, ſagte Lotte.

Ich auch! ich auch! rieſen alle.

Jetzt ſchlug die Glocke zehn; dieſs war für ſie ein Zeichen zu Bette zu gehen. Jedes gab alſo dem Vater einen Kuſs, und ſprach: gute Nacht lieber Vater! morgen ſteh ich gewiſs, ohne daſs du mich weckſt, vor ſechs Uhr auf. Nun gieng jedes Kind in ſein Bette, und jedes ſprach, ehe es einſchlief: halb ſechs Uhr! halb ſechs Uhr! Bernhard nahm ſogar die Kreide, und ſchrieb über ſein Bette: halb ſechs Uhr ſteht Bernhard auf!

Da ſah man recht, daſs der Menſch kann, was er will. Kaum hatte es ein Viertel auf ſechs geſchlagen: ſo waren alle Kinder munter. Jedes ſtand auf, zog ſich an, ſchlich ſich zur Kammer heraus, und jedes glaubte das erſte zu ſeyn.

Aber faſt zu gleicher Zeit kamen ſie alle auf dem Saale an. Guten Morgen! guten Morgen! riefen ſie eins dem andern zu. Da war Freude! Nun, ſagten ſie, wollen wir doch ſehn, was uns der Vater für einen Spas machen wird.

Sie giengen zum Vater. Ah! ſprach dieſer, wenn der Vater verſpricht einen Spas zu machen, dann können die Kinder früh aufſtehn. Nun, ich halte Wort. Erſt thut, was gute Kinder thun, wenn ſie aus dem Bette kommen.

Da kämmten ſie ſich, wuſchen

ſich, und ſpülten den Mund mit friſchem Waſſer aus.

Nun traten ſie vor den Vater, und Hannchen fragte: machſt du nun den Spas?

Hier iſt der Spas! ſprach der Vater, und warf ſogleich jedem Kinde eine Kappe über den Kopf. Vor den Augen, der Naſe und dem Munde, war ein Gitter von Draht und der ganze übrige Kopf war mit einem Tuche bedeckt.

Merkt ihr was? ſprach Bernhard zu den andern Kindern, der Vater ſchneidet gewiſs Honig.

Richtig! ſagte der Vater, gefällt euch dieſer Spas?

O ja! o ja! riefen alle, und folgten dem Vater, der nun auch eine Kappe über den Kopf nahm, und jedem Kinde etwas zu tragen gab. Bernhard trug eine Pfanne voll Kohlen,

len, die glühend waren; Karl ein Paar Büſchel Wermuth; von den Mädchen jedes ein langes Meſſer; der Vater ſelbſt trug eine Gölte, und die Mutter folgte mit einem Siebe und einem Paar Schüſſeln nach.

Jetzt kam der ganze Zug im Garten an, und nun gieng der Spas recht los. Der Vater machte das Haus auf, in dem die Bienen waren, und trug jeden Stock von ſeinem Platze weg; dann nahm er ein Büſchel Wermuth, das er auf die Kohlen gelegt hatte, und lieſs den Rauch davon in den Stock ziehn. Da zogen ſich die Bienen zurück, und der Vater ſchnitt nun erſt Wachs heraus, das er in das Sieb legte, dann auch groſse Stücke Honig. Das war eine Freude! Nun trug man das Hohig in die Stube, die Kinder folgten, und die Mutter gieng fort und holte Semmeln, auf welche ſie Honig für die Kinder ſtreichen wollte. Auch der Vater gieng fort und ſagte: Kinder! nun mache ich noch einen Spas, ich laſſe für euch Honig auf Semmeln ſtreichen: aber naſche mir niemand!

Kein Kind naſchte, auſſer — Hannchen. Dieſe war lüſtern, ſchlich ſich an den Tiſch, nahm ein Stück Honig aus der Schüſſel und ſteckte es in den Mund. Auf einmal ſchrie ſie aber ſo ſchrecklich auf, daſs es durch das ganze Haus ſchallte. Die Brüder und die Schweſter traten ängſtlich um ſie und fragten: was fehlt dir Hannchen? Vater und Mutter liefen herbey, und fragten: was fehlt dir? Aber Hannchen ſperrte das Maul auf, und ſchrie, als wenn ſie am Spieſe ſtäcke. Die Mutter ſah in den Mund, und ſiehe da! ein Bienchen ſaſs auf der Zunge, das im Ho-

Honig geweſen war, und mit dem Stachel an Hannchens Zunge hieng. Die Mutter nahm zwar die Biene weg, aber die Zunge ſchwoll ſo ſtark auf, daſs Hannchen den ganzen Tag keinen Biſſen eſſen konnte.

Die übrigen Kinder aſsen aber ihre Semmeln mit Honig. Sie ſchmeckten ihnen ſehr gut, und Karl ſprach: der Spas, den uns der Vater gemacht hat, gefällt mir.

Lotte ſah durch das Fenſter, und ſah da Minchen, des Nachbars Tochter gehn.

Das arme Minchen! ſprach ſie, ihr Vater hat keine Bienen, kann ihr keinen Honig auf Semmeln ſtreichen. Liebe Mutter! willſt du Nachbars Minchen nicht auch ein Paar Semmeln mit Honig geben?

Das machſt du gut, mein Kind! ſprach die Mutter, gab ihr die Semmeln

meln mit Honig, und Lotte trug ſie zu Minchen. Was das Mädchen für eine Freude hatte! wie ſie Lottchen dankte! und nun ſchmeckte Lottchen ihr Honig noch einmal ſo gut.

25.

Herr Herbſt macht noch einen Spas.

Herr Herbſt hatte einen Teich, in welchem viele Karpfen und Schleien waren. Wenn er nun ſeinen Kindern eine Freude machen wollte: ſo gieng er mit ihnen zu dem Teich; jedes nahm ein Stück ſchwarzes Brod mit, und dann pflückten ſie davon, warfen es in das Waſſer, und die Fiſche ſchnappten es weg. Da ſaſsen ſie nun oft eine Stunde lang und ſahen zu, wie die Fiſche auf und ab ſchwammen, die Käfer, die im Waſſer leben, hin und her fuhren, hier und da ein Froſch den Kopf aus dem Waſſer ſteckte und – huſch! – wieder hinunter war, wenn ihm ein Kind zu nahe kam.

Da wünſchten die Kinder nun oft: wenn ich nur einmal ſo ein Thier fangen und in der Nähe ſehn ſollte! Herr Herbſt lieſs es aber nie zu, daſs ein Kind darnach greifen durfte. War dieſs wohl recht? ich glaube wohl. Ein Kind iſt kein Froſch und kein Fiſch, die im Waſſer leben. Wenn eins von ihnen in das Waſſer fiel, ſo war es aus mit ihm.

Nun gebt Achtung! jetzt kommt der Spas.

Einmal ſprach auch Herr Herbſt: wollen wir zum Teiche gehn? ja! ja! ſprachen alle, und zogen fröhlich mit ihm fort. Bernhard ſprang voraus und kam zuerſt bey dem Teiche an. Kaum war er da, ſo drehete er ſich um und rief den andern Kindern zu: Karl! Hanne! Lotte! der Vater macht einen Spas! kommt geſchwind herbey! Da lief alles, was laufen konnte. Tauſend! was war da! das Waſſer war aus dem Teiche abgelaſſen, und auf dem Boden wimmelte alles von groſsen und kleinen Thieren. Da zappelte ein groſser Karpfe, hier ein Paar Schleien, die ſich in dem Schlamme einzuwühlen ſuchten. Schmerlen, Krebſe, Fröſche, Käfer, Larven, bedeckten den Boden des Teichs. Kurz der ganze Schlamm lebte.

Da hätte man die Freude der Kinder ſehn ſollen! Eins rief: Vater! ſieh den ſchrecklich groſsen Froſch! Ein andres: Lotte! Lotte! komm ge-

geſchwind her und ſieh den Krebs Hannchen rief: o wer holt mir den Käfer! Sieh Bernhard! dort, nicht weit von dem Karpfen, er hat einen gelben Saum um die Flügel!

Endlich fieng Bernhard an und ſagte: ach lieber Vater! wenn du uns eine rechte Luſt machen willſt: ſo laſs uns in den Teich gehn! und alle ſtimmten bey: lieber Vater! thu es doch! da wollen wir Fiſche, Krebſe, Fröſche fangen. Das ſoll eine rechte Luſt ſeyn!

Nun ſo geht denn hinein! ſprach der Vater! zieht aber erſt Schuhe und Strümpfe aus, legt die obern Kleider ab, in denen die Arme ſtecken, und ſtreift die Arme auf, daſs ihr das Hemde nicht zu ſchmuzig macht. Dort ſtehen die Körbe, in welche die Fiſche kommen ſollen, hier ein Korb für die Krebſe, und da einige Töpfe, in welche ihr Fröſche, Larven, und was ſonſt noch im Schlamme lebt, werfen könnt. Was war dieſs für eine Freude! Hundert und mehrmal zogen ſonſt die Kinder Schuh und Strümpfe aus, wenn ſie ins Bette giengen: ſo hurtig wurden ſie aber nie fertig, als dieſsmal. Kaum hatte der Vater dieſs geſagt: ſo war auch ſchon alles fertig, und ſprang in den Teich. Das war eine Luſt! So oft ein Kind einen Fiſch, Froſch, Krebs oder Larve fieng, jauchzte es und machte ſeinen Fang den übrigen kund.

Zwey Stunden lang erlaubte ihnen der Vater dieſe Luſt, dann klatſchte er in die Hände, und befahl, daſs ſie nun aus dem Teiche kommen ſollten. So hurtig gieng es nicht heraus, als hinein. Jedes hatte noch etwas zu fangen. Eins rief: nur den

Krebs noch! das andre: nur den Schmerl noch, lieber, guter Vater! aber der Vater ſagte: eins! zwey! drey! und dieſs war das Zeichen, daſs die Kinder ſogleich folgen muſsten. Sie ſprangen alſo heraus. Aber — wie ſahen die Kinder aus! über und über waren ſie mit Schlamm bedeckt, und man konnte ſie weiter riechen als ſehen.

Dieſs hatte die Mutter voraus geſehn, deſswegen hatte ſie andre Wäſche und Kleidung holen laſſen. Der Vater führte ſie nun alle zu einem Bache, wo ſie ihre Füſse, Hände, Arme und das Geſicht waſchen muſsten. Dann nahm jedes Kind ſeine Wäſche und Kleidung, gieng in einen Buſch und zog ſie an. Jetzt waren ſie alle fertig.

Nun Kinder! ſprach der Vater, ihr fiengt heute viele Thiere, haben ſie euch Schaden gethan?

Nein! ſagten alle.

Vater.

Glaubt ihr denn, daſs ihnen in dieſen Körben und Töpfen wohl iſt?

Bernhard.

Dieſs glaube ich nicht.

Vater.

Nun, da iſt es auch nicht recht, daſs wir ſie lange leiden laſſen. Chriſtoph! (ſo hieſs der Fiſcher, der das Waſſer aus dem Teiche lieſs) bringt mir alle die Thiere her, welche die Kinder ſiengen, daſs ich über ſie Gericht halte. Ihr meine Kinder, Bernhard, Karl, Lotte und Hanne, und du gute Mutter! ſetzt euch alle um mich, und gebt Achtung, ob ich recht richte! Bernhard! wenn iſt es mir erlaubt, ein Thier zu tödten?

Bernhard.

Wenn es dir ſchadet.

Vater.

Da darf ich alſo die Kuh nicht tödten laſſen: denn dieſe ſchadet mir ja nicht.

Bernhard.

Ja die müſſen wir tödten laſſen, damit wir ihr Fleiſch eſſen können.

Vater.

Alſo darf ich ein Thier tödten, wenn es mir ſchadet, oder wenn ich ſein Fleiſch eſsen kann. Aber warum tödtet man denn den Wallfiſch? der ſchadet ja nicht und man iſst ihn auch nicht.

Bernhard.

Dieſs iſt wohl wahr; aber man nutzt doch ſein Fett.

Lotte.

Und das Fiſchbein.

Vater.

Alſo haben wir zwey Fälle, in denen es recht iſt, Thiere zu tödten: wenn ſie uns im Leben ſchaden, und wenn ſie uns nützen, wenn ſie todt ſind. Nun laſst uns dieſe Thiere alle vor Gericht bringen, und ſehen, ob wir ein Recht haben, ſie zu tödten. Hier ſtehen erſtlich zwey Körbe voll Karpfen. Haben ſie uns Schaden gethan?

Alle.

Nein!

Vater.

Nützt es uns, wenn wir ſie tödten?

Bernhard.

Ich denke: ja! Wir könnẽ ſie eſſen und ihr Fleiſch ſchmeckt gut.

Vater.

So iſt es ja auch wohl mit den Schleien, den Schmerlen und den Krebſen. Mögt ihr ſie wohl eſſen?

Lotte.

Verſuch es nur, Mutter! und ſiede welche; du ſollſt ſehn, daſs ſie uns recht gut ſchmecken werden.

Vater.

Nun ſo ſollen ſie alle ſterben! Weil wir ſie aber doch nicht alle auf einmal eſſen können: ſo ſorgt dafür, Chriſtoph! daſs ſie in den Kaſten, den ich für die Fiſche und Krebſe habe, gethan werden. Die Mutter wird ſchon drauf ſehen, daſs ſie nicht Noth leiden und täglich ihr Futter haben. Nun kömmt die Reihe an die Herren Fröſche. Haben ſie uns Schaden gethan?

Alle.

Nein! Nein!

Vater.

Nützt es uns, wenn wir ſie tödten? ſoll ſie euch die Mutter vielleicht braten?

Hannchen.

Fi! ich mag keinen Froſch eſſen. Willſt du Lotte?

Lotte.

Ich will andern die Fröſche laſſen. Ich lobe mir dafür Krebſe.

Vater.

Nun ſo mögen denn die Fröſche leben!

Eben ſo ſprach man auch die Larven und die Käfer frey vom Tode. Herr Herbſt nahm dann von jeder Art dieſer Thiere eins, zeigte es den Kindern, und ſagte ihnen, wie es lebe, ſich nähre, und was es nütze.

Da nun dieſs vorbey war, ſprach der Vater: Nun, Kinder! weil uns denn alle dieſe Thiere durch ihr Leben nicht ſchaden, und durch ihren Tod nicht nützen: ſo gebt ihnen die Freyheit!

Ja! ja! riefen alle, das wollen wir thun!

Nun gieng es wieder nach dem Teiche zu, und alle Töpfe, in welchen dieſe Thiere waren, trugen ſie dahin und leerten ſie aus. Das war ein Spas über alle Spaſe!

die Kinder freuten ſich alle, da ſie dieſe Thiere im Teiche herum kriechen und hüpfen ſahen.

Jetzt ſollte der Zug nach Hauſe gehen. Ehe der Vater aber fortgieng, fragte er den Bernhard: haben wir dieſe Thiere wohl in den Teich gethan, daſs ſie ſterben, oder daſs ſie leben ſollen?

Daſs ſie leben ſollen! war Bernhards Antwort.

Nun, ſagte der Vater, ſo müſſen wir auch dafür ſorgen, daſs ſie leben können. Er lieſs darauf das Loch zuſtopfen, durch welches das Waſſer abfloſs, und bald fieng das Waſſer im Teiche wieder an zu ſteigen, und alle dieſe Thiere waren in dem Waſſer luſtig.

Nun gieng es nach Hauſe. Die Mutter, die voraus war, hatte eine gute Mahlzeit, unter andern auch eine Schüſſel voll Krebſe gekocht. Dieſe ſchmeckten den Kindern herrlich: weil ſie ſich zuvor ein Paar Stunden in freyer Luſt bewegt hatten.

Da ſie ſatt waren, ſagten ſie alle: wir danken dir, Vater! du haſt uns heute einen rechten Spas gemacht!

26.

Der Maulwurf.

Guſtav hatte von ſeinem Vater einige Beete geſchenkt bekommen, auf welche er pflanzen konnte, was er wollte. Dieſe machten ihm viel Freude. Täglich war er ein Paar Stunden bey denſelben, bepflanzte, begoß, gätete ſie, und wenn er nicht wußte, was er an denſelben vornehmen ſollte: ſo ſaß er wenigſtens dabey, und freuete ſich über die Pflanzen, die drauf wuchſen. Dießmal hatte er ſie mit Erbſen, Bohnen, Gurken, Nelken, Levkojen und Aurikeln bepflanzt.

Nun bekam er aber in ſeinen kleinen Garten einen Gaſt, der ihm gar nicht angenehm war. Es war ein Maulwurf. Dieſer machte böſe Wirthſchaft; bald wühlte er die Erbſen, bald die Bohnen um, die Gurken ließ er gar nicht aufkommen. Dieß machte dem Guſtav vielen Verdruß.

Einmal kam er auch des Morgens, um ſeinen Garten zu beſehen — da — da hatte der Maulwurf ſeine letzten Gurken umgewühlt.

Da fieng er an bitterlich zu weinen. Sein Vater hörte es, ſprang herzu, und rief: was fehlt dir Guſtav?

Guſtav.

Ach! ſieh nur, Vater! was mir der böſe Maulwurf für Verdruß macht. Den ganzen Garten hat er durchwühlt. Auch die letzten Gurken, die ich noch hatte, hat er dieſe Nacht umgewühlt.

Vater.

Armer Guſtav! aber ſag mir nur: geht denn der Maulwurf weg, wenn du weinſt?

Guſtav.

Nein!

Vater.

Bekommſt du denn durch das Weinen deine Pflanzen wieder?

Guſtav.

Ach dieſe bekomm ich nicht wieder.

Vater.

Nun da hilft dir ja das Weinen zu nichts.

Guſtav.

Man kann aber doch das Weinen nicht laſſen.

Vater.

Wenn es aber zu nichts hilft: ſo wäre es doch wohl beſſer, wenn du nicht mehr weinteſt, und lieber nachdächteſt, wie du ihn bekämeſt.

Guſtav.

Wie ſoll ich denn das anfangen?

Vater.

Willſt du den Maulwurf haben?

Guſtav.

O ja, Vater!

Vater.

Gut! morgen, ehe du zu Tiſche gehſt, ſoll er in deiner Gewalt ſeyn.

Guſtav.

Das ſoll mir lieb ſeyn. Da ſoll er es fühlen, wenn ich ihn bekomme; das Herz aus dem Leibe reiß ich ihm.

Vater.

Das wollte mein guter Guſtav thun?

Guſtav.

Ja! der Kerl hat es ja verdient.

Vater.

Vater.

Er hätte es verdient, daß ihm das Herz aus dem Leibe geriſſen würde? ich glaube es nicht. Weißt du denn, warum er in deinem Garten wühlt?

Guſtav.

Das haſt du mir einmal geſagt. Er wühlt, weil er Würmer ſucht.

Vater.

Und deßwegen willſt du ihm das Herz aus dem Leibe reiſſen?

Guſtav.

Deßwegen nicht, ſondern weil er meine Gewächſe umwühlt.

Vater.

Meinſt du denn, daß er deine Gewächſe ſieht, wann er unter der Erde wühlt?

Guſtav.

Das glaube ich freylich nicht.

Vater.

Alſo darfſt du ihm deßwegen auch nicht das Herz aus dem Leibe reiſſen: weil er dir, ohne ſein Wiſſen, Schaden thut.

Guſtav.

Aber tödten darf ich ihn doch wohl?

Vater.

Ja das darfſt du. Der Menſch hat ein Recht, die Thiere zu tödten, die ihm Schaden thun.

Dabey blieb es nun, und Guſtav nahm ſich vor, daß er den Maulwurf nicht martern wolle, wenn er ihn in ſeine Gewalt bekäme.

Nach Tiſche gieng Guſtav mit ſeinem Vater auf das Feld. Sie ſuchten Blumen, um ſie zu Hauſe zu betrachten. Auf einmal rief Guſtav: ſieh da, Vater! und gleich ſprang er auch fort, haſchte mit der Hand nach etwas, fieng es und rief: He Vater! ich habe ihn!

Vater.

Was haſt du denn?

Guſtav.

Einen Maulwurf.

Vater.

Da biſt du ja ein ganzer Jäger.

Guſtav.

Aber, Vater! was iſt denn das? der Maulwurf hat ja nur zwey Beine.

Vater.

Nur zwey Beine? dieß kann ich nicht glauben. Zeig ihn her!

Guſtav.

Sieh nur! hier ſind die hintern Beine; aber wo ſind denn die vordern?

Vater.

Ah! das iſt doch abſcheulich! die vordern Füſe ſchnitt ihm ein dummer Menſch ab.

Guſtav.

Und warum denn?

Vater.

Vermuthlich weil er nicht wußte, daß der Maulwurf nur deßwegen wühle, um Würmer zu ſuchen, und glaubte, er thäte es, um die Wieſen zu verderben. Sieh nur, wie das arme Thier leidet! bedenke ſelbſt, Guſtav! wie dir zu Muthe ſeyn würde, wenn dir ein grauſamer Menſch die Hände abhiebe!

Guſtav.

Aber, Vater! was ſollen wir mit dem armen Thiere thun?

Vater.

Das Beſte iſt, daß wir die Qualen des armen Thieres endigen. Lege es auf die Erde.

Nun ſetzte der Vater den Abſatz ſeines Stiefels auf des Maulwurfs Kopf und zerquetſchte ihn. Und was that Guſtav? er fiel dem Vater um den Hals, weinte und ſagte: lieber Vater! niemals will ich ein Thier quälen.

Dieß hoffe ich auch von meinem lieben Guſtav, ſprach der Vater. Den folgenden Morgen gieng Guſtav wieder zu ſeinem Garten. Da kam ihm der Gärtner entgegen, hielt den Maulwurf in der Hand und ſagte: Hier, Guſtav! iſt der ſchlimme Gaſt, der deinen Garten durchwühlte. Ich habe ihn gefangen und todt gemacht; gemartert habe ich ihn aber nicht.

27.

Die Schlittenfahrt.

Als einmal des Morgens Ernſt, Sophie und Heinrich zum Fenſter hinaus ſahen, da war die ganze Flur mit Schnee bedeckt. Darüber freueten ſich die Knaben, ſchlugen in die Hände und ſagten: heute können wir auf dem Schlitten fahren, das wird eine rechte Luſt geben!

Wenn es der Vater erlaubt, ſagte Sophie.

Das verſteht ſich! ſprach Ernſt. Aber der Vater erlaubt es uns gewiß. Seyd nur alle recht gut, daß wir ihn nicht verdrüßlich machen.

Dieß thaten denn alle; wuſchen ſich, kämmten ſich, ſpülten ſich den Mund aus, wie gute Kinder zu thun pflegen. Sie zankten ſich auch nicht.

Nachdem ſie nun das Frühſtück genoſſen hatten, ſahen ſie einander immer an und lächelten.

Was habt ihr denn vor, fragte die Mutter, daß ihr einander ſo zulächelt?

Wir wollten heute gern auf dem Schlitten fahren, ſagte Ernſt.

Bittet den Vater drum! gab die Mutter zur Antwort.

Ich bitte ihn drum! ſagte Ernſt, und lief ſogleich zum Vater fort. Bald darauf kam er wieder zurück, und rief in die Stube: der Vater erlaubt es uns — Punct zehn Uhr geht es fort mit den Schlitten.

Darüber freuten ſich alle, und jedes lief fort, und machte ſeinen Schlitten zurechte. Dann giengen alle in die Lehrſtunden.

Kaum ſchlug es zehn, ſo ſprang jedes Kind nach ſeinem Schlitten, und lief nach der Thür zu. Heinrich war zuerſt vor der Thür, und als er vor die Thür kam, ſiehe! da ſtund jemand da, und hatte auch einen Schlitten. Wißt ihr wohl, wer es war? der Vater war es.

Fährſt du auch mit auf dem Schlitten? fragte Heinrich.

Das verſteht ſich! ſagte der Vater. Das war dem Heinrich eben recht! Er rief den andern Kindern zu: wißt ihr was Neues? der Vater fährt mit auf dem Schlitten!

Da riefen die übrigen Kinder auch: der Vater fährt mit auf dem Schlitten! der Vater fährt mit auf dem Schlitten.

Und nun nahm jedes ſeinen Schlitten und lief nach einem Hügel, von welchem ſie ſchon oft herab gefahren waren, ich glaube er hieß der Geiſenberg.

Jetzt waren ſie da. Ehe wir noch hinunter fahren, ſagte der Vater, müſſen wir etwas mit einander ausmachen. Es kann ſeyn, daß eins oder das andere vom Schlitten fällt, da darf nun niemand weinen.

Ich weine gewiß nicht! ſagte Heinrich. Ich auch nicht! ich auch nicht! ſagten die übrigen.

Nun gieng die Fahrt vor ſich. Schnell wie Pfeile, ſchoſſen ſie mit ihren Schlitten vom Geiſenberge herab, und, ſobald ſie herab waren, liefen ſie auch mit den Schlitten wieder hinauf.

Sechsmal gieng die Fahrt recht gut; als ſie aber das ſiebentemal herabfuhren, ſtieß des Vaters Schlitten an einen Stein und ſchlug um. Der Vater lag im Schnee.

Da erſchraken die Kinder, liefen zu ihm und fragten: es thut dir doch nichts weh, lieber Vater?

Ja wohl, ſagte er, thut mir etwas weh. In der linken Hand fühl' ich ſo großen Schmerz, daß ich faſt weinen möchte; weil wir es aber einander verſprochen haben, daß wir nicht weinen wollen: ſo weine ich nicht. Und nun nahm er ſeinen Schlitten und zog ihn wieder den Geiſenberg hinauf. Noch ein Paar mal fuhren ſie herab. Da ſchlug auch Ernſtens Schlitten um. Ernſt fiel auf den Kopf — es that ihm weh, und ſchon ſperrte er das Maul weit auf, um recht laut zu heulen. Da fiel ihm ein, was er dem Vater verſprochen hatte. Er that alſo das Maul wieder zu, verzog es ein wenig und wiſchte ganz ſtille die Thränen ab, die ihm über die Backen liefen.

Da ſie nun eine Stunde lang gefahren hatten, fiengs Sophie an herum zu trippeln, und ſagte: mich friert!

Mich auch! ſagten ihre Brüder.

Gut! ſagte der Vater, ſo wollen wir nach Hauſe gehen.

Auf dem Wege ſagte Ernſt: wenn ich nur meine Füße nicht erfroren habe!

Auf der Schlittenbahn, ſagte der Vater, haſt du ſie nicht erfroren, nimm dich nur in Acht, daß du ſie nicht in der Stube erfrierſt.

Wie kann ich ſie denn in der Stube erfrieren? fragte Ernſt. Und der Vater ſagte: wenn du aus der Kälte gleich an den heiſſen Ofen läufſt.

Dieß merkten ſich die Kinder, und als ſie in die Stube kamen, traten ſie nicht um den Ofen, ſondern an das Fenſter, da ſchadete ihnen die Schlittenfahrt nichts, und das Eſſen ſchmeckte ihnen recht gut. 31.

28.

Das Raupenneſt.

Da Henriettchen ihr Halstuch geſäumt hatte, zeigte ſie es der Mutter. Die Mutter ſah es an und ſagte: du haſt deine Sache gut gemacht; nun ſollſt du auch mit mir hinaus gehen auf das Feld.

Das war Henriettchen lieb, denn ſie war gern auf dem Felde. Da ſprang ſie herum, pflückte Blumen, ſah den Bienen zu, die in den Blumen arbeiteten, den Ameiſen, die von allen Seiten Lebensmittel zuſammen trugen, hörte zu, wann die Vögel ſangen, und freute ſich immer, wann ſie etwas ſah, das ſie in der Stube nicht zu ſehen bekam.

Itzo ſah ſie ſich auch allenthalben um, und ſuchte etwas Neues. Auf einmal blieb ſie ſtehen und rief: Mutter! Mutter! komm geſchwind her und ſieh, was da iſt!

Die Mutter kam, und ſieh! da war ein Neſſelbuſch, der ganz mit Raupen bedeckt war. Schwarz ſahen ſie aus, und ihr Rücken war ſtachlich, auch waren zwiſchen den Stacheln grüne Streifen.

Soll ich die Raupen todt treten? fragte Henriettchen.

Was freſſen ſie? fragte die Mutter.

Neſſeln freſſen ſie; ſagte Henriettchen.

Nun, fuhr die Mutter fort, wenn ſie Neſſeln freſſen, da thun ſie keinen Schaden, da dürfen wir ſie nicht todt treten. Wenn du freylich viele Raupen an deinem Kirſchbaume, oder an andern Obſtbäumen ſiehſt, da darfſt du ſie todt treten, denn dieſe ſchaden. Warum willſt du aber Raupen zertreten, die nur Neſſeln freſſen? Die Neſſeln brauchſt du ja zu nichts.

Ich will dir aber ſagen, wie du dir mit den Raupen Freude machen kannſt. Nimm ſie mit nach Hauſe, und füttre ſie.

Ey ja! ſagte Henriettchen, griff zu und wollte die Neſſel abreiſſen. Aber auf einmal zog ſie die Hand zurück, verzog das Maul und wollte weinen. Es brennt! ſagte ſie.

Freylich brennt die Neſſel, ſprach die Mutter. Mußt du denn aber deßwegen weinen? Kannſt du denn die Neſſel nicht abreiſſen, ohne daß ſie dich brennt?

Nein! ſagte Henriettchen, und die Thränen lieſen ihr über die Backen.

Da nahm die Mutter ein Schnupfstuch, wickelte es um Henriettchens Hand, und ließ ſie nun die Neſſel, auf der die Raupen ſaßen, abreiſſen. Da brannte ſie nicht.

Henriettchen trug nun die Neſſel mit den Raupen nach Hauſe. Die Mutter gab ihr ein großes Glas, und ſteckte die Raupen mit der Neſſel hinein, und band über das Glas ein Papier, damit die Raupen nicht heraus liefen. Da nun das Papier auf dem Glaſe war, fragte ſie: iſt nun alles gut?

Ja! ſagte Henriettchen.

Nein! ſagte die Mutter, es iſt noch nicht alles gut. Den Raupen fehlt die friſche Luft. Wenn ſie keine friſche Luft haben: ſo müſſen ſie ſterben.

Drauf nahm die Mutter eine Gabel, und ſtach viele Löcher in das Papier, daß friſche Luft in das Glas kommen konnte. Nun, ſagte ſie, iſt es gut.

Henriette ſah nun den Raupen zu, wie ſie ein Blatt nach dem andern abfraßen, und freute ſich drüber.

Den andern Tag verzehrte ſie ihr Frühſtück, eine Schaale voll Erdbeeren und ein Stück Brod.

Da alles aufgegeſſen war, ſagte die Mutter: du haſt von mir dein Frühſtück bekommen; haſt du denn aber deinen Raupen auch ihr Frühſtück gegeben?

O! ſagte Henriette, die Raupen haben noch das ganze Glas voll Neſſeln.

Sieh ſie an! ſagte die Mutter, du wirſt ſehen, daß die Neſſeln dürre ſind. Dürre Neſſeln können die armen Raupen nicht freſſen. Da du die Gäſte einmal angenommen haſt: ſo mußt du ihnen alle Tage, wann du dein Fruhſtück verzehrt haſt, friſche Neſſeln holen.

Dieß that nun Henriettchen, und wickelte allemal ein Schnupftuch um die Hände, wann ſie eine Neſſel abreiſſen wollte.

Fünf Tage hatte ſie nun die Raupen gefüttert, und ihnen zugeſehen, wie ſie ihr Futter verzehrten. Den ſechſten Tag wollte ſie ihnen auch Futter geben, aber — da ſie das Papier wegnehmen wollte, hatten ſich alle Raupen gehängt. Mit den Hinterfüßen hatten ſie ſich angehängt, einige an das Papier, andere an das Glas.

Geſchwind lief Henriette zur Mutter, nahm ſie bey der Hand, und zog ſie fort nach dem Glaſe, wo die Raupen ſich gehängt hatten. Was iſt denn das? fragte ſie, meine Raupen haben ſich ja alle gehängt!

Die Mutter lächelte, und ſagte: laß ſie nur in Ruhe, ſie werden dir noch manche Freude machen.

Henriette gehorchte, und machte ganz ſanft das Papier über das Glas.

Den folgenden Morgen lief ſie geſchwind wieder zu ihrem Glaſe. Da gab es wieder etwas Neues. Die Raupen waren alle weg, und es hiengen lauter Dingerchen da, die eine kleine Krone auf dem Kopfe, und ein Geſicht, wie eine Puppe hatten. Sie lebten und bewegten ſich hin und her.

Henriette machte große Augen, ſchlug die Hände zuſammen, und wußte gar nicht, was ſie ſagen ſollte. Endlich rief ſie: Mutter! Mutter! komm geſchwind her! was iſt denn das? meine Raupen ſind weg und hängen nun lauter ſolche Dingerchen da.

Die Mutter lächelte und ſagte: habe ich es dir nicht geſagt, daß dir die Raupen Freude machen würden? Sie haben ihre Häute abgelegt, die du hier hängen ſiehſt, und haben ſich verwandelt in Dinge, die man Puppen nennt.

Laß ſie nur alle in Ruhe hängen, und ſieh alle Tage nach dem Glaſe. Vielleicht erblickſt du bald einmal wieder etwas, das dir Freude macht.

Es traf richtig ein.

Nach einigen Wochen ſah Henriette auch einmal nach dem Glaſe, in dem die Raupen waren, und hüpfte vor Freuden, als ſie in das Glas geſehn hatte.

Mutter! rief ſie, komm geſchwind her, da iſt alles voll Schmetterlinge in dem Glaſe. Die Mutter ſah es, und da ſie beyde zuſahen, erblickten ſie ein neues Wunder. Ein Schmetterling, der in einer Puppe ſtak, drückte mit ſeinen Füßchen die Puppe von einander, und kroch heraus. Seine Flügel waren ganz klein und zuſammen gerollt, wie ein Stück Papier. Er lief aber geſchwind am Glaſe hinauf, hängte ſich an das Papier, ſeine Flügel wuchſen, und nach einer Viertelſtunde hiengen ſie vollkommen da.

So gieng es den ganzen Vormittag. Immer ein Schmetterling nach dem andern kroch aus ſeiner Puppe heraus. Nach Tiſche waren ſie alle ausgekrochen.

Nun, ſagte die Mutter, kannſt du dir noch eine Freude machen. Nimm das Glas, trage es in den Garten, mach es auf, und gieb den Schmetterlingen die Freyheit.

Dieß that Henriettchen, und freute ſich herzlich, da ſie ſah, wie die Schmetterlinge heraus flatterten und von einem Baume zum andern flogen. Wann ſie hernach im Garten herum gieng, und einen braunen Schmetterling mit ſchwarzen Flecken ſah, freute ſie ſich allemal. Biſt gewiß auch aus meinem Raupenglaſe! dachte ſie.

29.

Die beyden Rothkehlchen.

Einmal kam ein Knabe zu Ernſten und fragte ihn: ob er nicht Rothkehlchen kaufen wollte? Einen ganzen Bauer voll Rothkehlchen hatte er.

Ernſt hätte gern eins gekauft, aber — er wußte nicht, ob es der Vater erlaube? Er gieng alſo zum Vater und fragte ihn: ob er ein Rothkehlchen kaufen dürfe?

Wohin willſt du es thun? fragte der Vater.

„In deine Stube, ſagte Ernſt.

Nun gut! ſagte der Vater, kaufe dir ein Rothkehlchen, und thue es in meine Stube.

Da freute ſich Ernſt, gieng über ſeine Sparbüchſe, holte drey Pfennige, und kaufte ſich ein Rothkehlchen. Es war ein gar artiges Thier und hatte ſchwarze Beine.

Ernſt ſtreichelte es, küßte es und ſagte: du ſollſt es recht gut bey mir haben. Nun ließ er es in die Stube des Vaters fliegen.

Erſt war es etwas wild und flatterte an den Fenſtern herum. Bald aber wurde es bekannt und ſchnappte Fliegen weg. Dieß machte dem Ernſt viele Freude.

Wenn Ernſt bey Tiſche war: ſo nahm er allemal einen Biſſen von ſeinem Fleiſche, ſchnitt ihn klein, und legte ihn dem kleinen muntern Vogel hin. Das Rothkehlchen fraß es bald auf, befand ſich dabey wohl, und nach ein Paar Tagen fieng es ſogar an zu ſingen.

Dieß war dem Ernſt ſehr lieb, und er nannte das Rothkehlchen, Schätzchen.

Nun kam der Knabe wieder und fragte den Ernſt: ob er nicht noch ein Rothkehlchen kaufen wolle?

Ernſt lief geſchwinde zum Vater, und fragte: Darf ich für Schätzchen nicht ein Kammerädchen kaufen?

Ja! ſagte der Vater, ich erlaube es dir.

Da holte Ernſt wieder drey Pfennige aus ſeiner Sparbüchſe, und kaufte ſich noch ein Rothkehlchen. Er nannte es Mätzchen.

Nun trug er es in die Stube, und dachte: was für eine Freude wird Schätzchen haben, wenn es Mätzchen zu ſehen bekommt!

Aber Schätzchen war gar nicht gut und gefällig. Sobald Mätzchen in die Stube kam, flog es drauf los und biß es.

Mätzchen mußte ſich in einen Winkel verkriechen, und wenn es von dem Fleiſche etwas nehmen wollte, das Ernſt geſchnitten hatte, ſo kam Schätzchen allemal und biß es weg.

Ernſt jagte zwar oft Schätzchen fort, und warf das Fleiſch dem Mätzchen hin. Was half es aber? immer konnte er doch nicht in der Stube ſeyn, und wenn er nicht in der Stube war: ſo wurde das arme Mätzchen aus einer Ecke in die andre gejagt.

Da wurde Mätzchen traurig, machte ſich rauch, und nach ein Paar Tagen lag es todt auf der Erde.

Darüber war Ernſt ſehr betrübt, zeigte das todte Mätzchen dem Vater, und ſagte: ſieh nur, Vater! was Schätzchen für ein böſes Thier iſt! da hat es das arme Mätzchen ſo lange geplagt, bis es geſtorben iſt.

Gefällt dir das von Schätzchen? fragte der Vater.

Gar nicht! ſagte Ernſt. Das böſe Thier! es konnte ſich mit ſeinem Kammerädchen gar nicht vertragen.

Nun, ſagte der Vater, wir wollen es dem Schätzchen vergeben: denn es weis nicht, was es für Freude macht, ein gutes Kammerädchen zu haben. Es giebt aber Kinder, die eben nicht klüger ſind als Schätzchen, und ſich immer mit ihren kleinen Freunden zanken, und ihnen ihre Freude verderben. Merk es Ernſt!

Ich will es wohl merken, ſagte Ernſt, ich will lieber gegen meine Freunde gefällig ſeyn.

Und nun trug er das Mätzchen fort, und begrub es in ſeinem Garten unter einen Roſenbuſch.

30.

Der Geburtstag.

Für Marianchen war der liebſte Tag im ganzen Jahre der ſiebente März. Wißt ihr denn, warum? ich will es euch ſagen. Der ſiebente März war Marianens Geburtstag. Den ſiebenten März bekam ſie von ihren Eltern, Brüdern und Schweſtern, etwas geſchenkt.

Jetzt hatte ſie dieſen frohen Tag wieder erlebt. Vor Freude wachte ſie eine halbe Stunde früher als ſonſt auf, zog ſich geſchwind an, und trat ſehr freundlich in die Stube ihrer Mutter.

Die Mutter lächelte, da ſie Marianen ſah, und da Mariane die Mutter küſſen wollte, ſchlang dieſe den Arm um ſie, drückte ſie an ihre Bruſt, und Thränen liefen über ihre Backen.

Da traten auch Thränen in Marianens Augen.

Weißt du wohl, fragte die Mutter, was heute iſt?

Mein Geburtstag! antwortete Mariane.

Nun erzählte ihr die Mutter, wie klein ſie an ihrem erſten Geburtstage geweſen wäre, daß ſie noch nicht hätte gehen und ſprechen können, und wie ſie es ihren Eltern zu verdanken hätte, daß ſie jetzt ſo groß wäre, ſprechen und gehen, und mancherley thun könnte. Drauf ſagte ſie: geh hin, Mariane! und danke deinem Vater für das Gute, das er dir gethan hat.

Das will ich thun! ſagte ſie. Aber ehe ſie gieng, fiel ſie erſt der Mutter um den Hals, und ſagte: ich danke dir, liebe Mutter! für das Gute, das du mir gethan haſt!

Dann gieng ſie zum Vater und dankte ihm auch.

Bey Tiſche kamen nun allerley Geſchenke zum Vorſchein. Die Mutter gab Marianen ein neues Kleid von geſtreifter Leinwand; Schweſter Franziske brachte einen Kuchen, den ſie für Marianen hatte backen laſſen; Bruder Ernſt ein Bilderbuch, und Wilhelm und Lieschen allerley Spielwerk.

Nur der Vater ſchenkte nichts.

Mariane freute ſich über alle dieſe Geſchenke, und dankte dafür.

Daß aber der Vater nichts ſchenkte — das war ihr nicht lieb. Sie blickte ein Paarmal ihn freundlich an, aber der Vater gab doch nichts.

Nach Tiſche endlich nahm er Marianen bey der Hand, führte ſie in ſeinen Garten, zeigte ihr fünf Bäumchen, und ſagte: ſieh Mariane! dieſe Bäumchen habe ich heute für dich pflanzen laſſen. Sie gehören nun dir. Ich ſchenke ſie dir zu deinem Geburtstage.

Da dankte Mariane dem Vater für die Bäume.

Ich will euch aber nur ſagen, was Mariane dachte. Die dachte: der Vater hätte mir wohl etwas beſſeres ſchenken können. Was ſoll ich denn mit den dürren Bäumchen thun?

Da aber Mariane ſechsmal mit der Mutter in der Kirche geweſen war, hatte ſie doch mehr Freude an den Bäumen. Sie fiengen an zu blühen, und da Mariane noch dreymal den Sonntag erlebt hatte — trugen ſie Kirſchen.

Schade war es, daß die Kirſchen abfielen, ehe ſie reif wurden.

Da es aber Winter geweſen war, und die Bäume wieder geblühet hatten, blieben zwanzig Kirſchen an Marianens Bäumchen hängen und wurden reif.

Das war eine große Freude für Marianen. Sie pflückte ſie ab, aß acht davon und die andern ſchenkte ſie dem Vater, der Mutter, den Brüdern und den Schweſtern.

Die Bäume wurden immer größer, und Mariane wurde auch immer größer. Da nun Mariane groß war, und die Bäume auch groß waren, da pflückte ſie viele Körbe voll Kirſchen davon ab. Alle dieſe Kirſchen konnte ſie nicht eſſen. Sie theilte viele davon unter Kinder aus, die keine Kirſchbäume hatten.

31.

Herrmann.

Herrmann gieng einmal mit ſeinem Vater auf das Feld, und ſah da viele Kinder, die ſpielten mit dem Ball. Herrmann ſah zu, und das Spiel gefiel ihm.

Vater! ſprach er, ich möchte gern auch einen Ball haben.

Und was willſt du mit dem Ball machen? fragte der Vater.

Ich will damit ſpielen, ſagte Herrmann.

Der Vater gieng fort und ſagte nichts dazu.

Sie kamen bald nach Hauſe, der Tiſch wurde gedeckt, und Herrmann ſetzte ſich mit ſeinem Vater, ſeiner Mutter und ſeinen Schweſtern, zu Tiſche. Als er die Serviette von ſeinem Teller wegnahm, tauſend was lag da! ein Ball, ein recht bunter!

Herrmann hatte über den Ball eine große Freude, er zeigte ihn ſeinen Schweſtern, und ſagte: Caroline! Henriette! ſeht einmal den ſchönen Ball! den hat mir gewiß der liebe, gute, Vater hingelegt.

Der Vater lächelte, und Herrmann fiel ihm um den Hals und küßte ihn.

Nun, Herrmann! ſagte der Vater, haſt du einen Ball. Kannſt du aber auch damit ſpielen?

Ach, Vater! ſprach Herrmann, das kann ich recht gut! wenn ich nur auch ſo gut leſen könnte!

Nun wurde aufgetragen, Suppe, Fleiſch und Kohl. Herrmann hätte lieber Ball geſpielt als gegeſſen. Sobald aber die Mahlzeit verzehrt war, lief er in den Hof, warf ſeinen Ball gegen das Haus und fieng ihn mit der Hand.

Die Freude währte aber nicht gar lange, ſo gieng es: kling! kling! kling! Der Vater ſah geſchwind zum Fenſter hinaus, um zu erfahren, was es da gäbe. Da ſah er, daß Herrmann um die Ecke des Hauſes lief.

Herrmann! Herrmann! rief er, komm geſchwind her!

Herrmann kam ganz langſam geſchlichen, und hieng den Kopf.

Was haſt du gethan? fragte der Vater.

Ich habe mit dem Balle ein Fenſter eingeworfen! ſagte Herrmann.

Sagte ich es dir nicht, fuhr der Vater fort, daß du nicht mit dem Balle ſpielen könnteſt? Wenn man mit dem Balle anwerfen will, ſo muß man dazu einen Platz wählen, wo keine Fenſter ſind. Nun mußt du das Fenſter bezahlen. Es koſtet ſieben Groſchen. Geh hin und hole ſie aus deiner Caſſe!

Da gieng Herrmann betrübt hin zu ſeinem Schränkchen, und holte aus ſeiner Caſſe, in welcher zwanzig Groſchen waren, ſieben Groſchen heraus. Wißt ihr wohl, wie viel er übrig behielt?

Den folgenden Tag dachte er: heute willſt du es ſchon klüger machen, daß du kein Fenſter zerbrichſt. Er gieng alſo in des Vaters Stube, warf den Ball gegen eine Wand, wo kein Fenſter war, und fieng ihn mit der Hand auf.

Der Vater trat bald drauf in die Stube, runzelte die Stirn und ſagte: was machſt du denn da, Herrmann?

Ich ſpiele Ball, ſagte Herrmann.

Das ſehe ich wohl, ſagte der Vater. Wer hat dir denn aber geſagt, daß du dieß Spiel in der Stube vornehmen ſollſt? Siehſt du denn nicht, daß du die ganze Wand, an welche du den Ball warfſt, voll Flecken gemacht haſt? Siehſt du, daß du nicht mit dem Ball ſpielen kannſt? geſtern warfſt du mir ein Fenſter ein, heute verderbſt du mir die Stube. Gieb mir den Ball, ich will ihn behalten, bis du gelernt haſt, damit zu ſpielen.

Herrmann gab ihn zwar hin, aber Thränen ließen ihm aus den Augen, und er gieng hinaus und weinte.

Da hatte nun der arme Herrmann keinen Ball mehr.

Zwey Tage drauf kam zu ihm ſein Freund Wilhelm, und ſagte: du haſt ja einen Ball von deinem Vater bekommen. Geh heraus mit deinem Balle auf die Wieſe, da wollen wir recht ſpielen; Ernſt, Franz, Conrad, Guſtav, Jakob, Harald und Fritz ſind auch da.

Geſchwind lief Herrmann zum Vater, und bat: lieber, guter Vater! gieb mir doch den Ball, ich will mit Wilhelm, Ernſt, Franz, Conrad, Jakob, Harald und Fritz auf der Wieſe ſpielen. Da werfe ich kein Fenſter ein, und verderbe deine Stube nicht.

Der Vater gab ihm den Ball, und ſagte: hier iſt dein Ball, aber — ſobald die Glocke zwölf ſchlägt, mußt du wieder zurückkommen.

Das will ich gewiß thun! ſagte Herrmann, und ſprang nun vergnügt zu ſeinen Kammeraden.

Da wurde gelaufen, geſprungen, mit dem Ball geworfen und gefangen. Sobald es zwölf ſchlug, lief Herrmann zurück, und trof vom Schweiße.

Geſchwind gieng er zum Brunnen mit einem Glaſe, und wollte da trinken.

Halt! rief der Vater zum Fenſter heraus, was willſt du da thun? Du ſchwitzeſt ja; und willſt trinken? Erſt haſt du ein Fenſter mit deinem Balle zerbrochen; dann haſt du meine Stube beflecket, und nun willſt du gar dich ſelbſt ums Leben bringen. Ein kalter Trunk, den man in der Erhitzung genießt, kann uns Geſundheit und Leben rauben. Komm herein, und ſpare deinen Trunk, bis du dich abgekühlt haſt.

Du mußt weit aufmerkſamer ſeyn, wenn du lernen willſt, den Ball zu ſpielen.

32.

Die fremden Thiere.

Abends nach Tiſche ſetzte ſich Rudolph immer zu ſeinem Vater, und bat ihn, daß er ihm etwas erzählen möchte. Da erzählte er ihm oft von Thieren, die in Deutſchland nicht leben, vom Rhinoceros, vom Elephanten, Krokodil, Armadill, Ameiſenbär Waſchbär, Tiger, Panther, von der Hyäne, dem Hippopotamus oder dem Nilpferde, dem Ichnevmon, dem Stachelſchweine, der Klapperſchlange, dem Heyfiſche, Wallfiſche, Delphin, dem Oran-utang und Pavian, dem Zebra, dem Luchſe, Elenthiere, Rennthiere,

thiere, Eisbäre, Seehunde, bisweilen erzählte er auch von ausländiſchen Vögeln, von dem Kolibri, dem Kontur, den Papageyen, Indianiſchen Raben, und dem Vogel Straus.

Da hörte Rudolph immer begierig zu, und ſagte oft: wenn ich doch nur einmal ſolche Thiere ſollte zu ſehen bekommen!

Du biſt noch jung, ſagte dann der Vater, du kannſt noch viele von dieſen Thieren ſehen.

Einmal ſtand der Vater etwas früher, als gewöhnlich, auf, weckte ſeinen Sohn, und ſagte: Rudolph! hätteſt du wohl Luſt mit mir in die Stadt zu gehen?

In die Stadt? ſagte Rudolph, gerne! gerne! lieber Vater! ſprang aus dem Bette und zog ſich geſchwind an, dann gieng er mit dem Vater fort, immer nach der Stadt zu.

Auf dem Wege erzählte der Vater wieder von ausländiſchen Thieren, und Rudolph ſagte: wenn ich doch nur ein einzigesmal ſolche Thiere ſehen ſollte!

Der Vater antwortete nichts, ſondern gieng immer friſch nach der Stadt zu. Itzo kamen ſie in der Stadt an, giengen in den Gaſthof und verzehrten ihr Frühſtück.

Da das Frühſtück verzehrt war, ſagte der Vater: nun wollen wir auch ausgehen und uns ein wenig umſehen. Als ſie auf den Hof kamen, ſprach der Vater mit einem fremden Manne heimlich und drückte ihm Geld in die Hand.

Dieſer öffnete die Thür von einem Schuppen, der Vater nahm Rudolphen bey der Hand und führte ihn in den Schuppen.

Was war da! der ganze Schuppen war voll ausländiſcher Thiere.

Rudolph erſchrak, ſperrte die Augen weit auf, und ſchloß ſich an ſeinen Vater an.

Sieh! ſagte der Vater lächelnd, da ſind alle die fremden Thiere, von denen ich dir auf dem Wege erzählt habe. Laß ſie uns nun näher betrachten.

Da waren erſtlich zwey Elephanten, in Käſten eingeſchloſſen; dieſe ſteckten die Rüſſel durch die eiſernen Gitter, die vor den Käſten waren, und zogen ſie hin und her. Der Vater gab dem einen ein Stück Brod, er faßte es mit dem Rüſſel, brachte es zum Munde und verzehrte es. Drauf gab der

Vater auch Rudolphen ein Stück Brod, daß er es dem andern Elephanten hinreichen ſollte. Er zitterte vor Furcht, da er es ihm hinreichte: da es aber der Elephant zu ſich nahm, ohne ihm Leid zu thun, lachte er gar herzlich.

Nun kamen ſie zu einem andern Kaſten, da war ein Eisbär, der war nicht einen Augenblick ruhig; immer ſchlug er mit dem Kopfe hin und her.

In dem Kaſten, der neben ihm ſtund, lag ein großer Tiger. Dieſer war etwas faul, und ſtund nicht eher auf, bis ihm der Wärter einen Stoß gab.

Ein Paar Uhu ſaßen auch ganz träge da und regten ſich nicht.

Ein Stachelſchwein ſtund neben ihnen, das hatte, ſtatt der Haare, ſpitzige Stacheln, die es allemal in die Höhe kehrte, wann es böſe wurde. Rudolph konnte ſich an demſelben nicht ſatt ſehen. Da der Thierwärter ſah, daß Rudolph ſich ſo ſehr über dieß Thier verwunderte, ſchenkte er ihm eine Stachel, welche es verlohren hatte, worüber er ſich ſehr freute. Er hebt ſie noch jetzt in ſeinem Schranke auf, und zeigt ſie allen, die ihn beſuchen.

Der Waſchbär war das letzte Säugethier, das Rudolph betrachtete.

Noch weit mehr fremde Vögel waren da zu ſehen. Dieſe waren theils in Bauer eingeſperrt, theils an kleine Ketten geſchloſſen. Die Papageyen machten dem Rudolph beſonders viel Freude. Sie hatten ganz vortreffliche Farben, und ihr Schnabel war gar curios. In ganz Deutſchland giebt es keinen Vogel, der einen ſo ſonderbaren Schnabel hätte, wie die Papageyen und die Indianiſchen Raben.

Da Rudolph dieß alles geſehen hatte, gieng er mit ſeinem Vater wieder nach Hauſe, und dankte ihm ſehr dafür, daß er ihm dieſe Freude gemacht hatte.

Ende des erſten Theils.

Conrad Kiefers

ABC und Leſebüchlein

oder

Anweiſung

auf die natürlichſte Art

das Leſen zu erlernen.

von

C. G. Salzmann.

Zweyter Theil.

Schnepfenthal,
Im Verlage der Buchhandlung der Erziehungsanſtalt.
1800.

Vorrede.

Der erſte Theil von Conrad Kiefers A B C und Leſebüchlein iſt zwar nicht mit allgemeinem Beyfall aufgenommen worden; aber doch haben verſchiedene Eltern und Lehrer ihn mit Nutzen gebraucht. Da bey Ausfertigung deſſelben Kinder die Lehrmeiſter waren, da es alſo ganz ihrer Natur gemäß eingerichtet iſt: ſo iſt auch kein Zweifel, daß die Nutzbarkeit deſſelben immer mehr einleuchten werde, je mehr man davon Gebrauch macht.

Was nun dieſen zweyten Theil betrifft, ſo hat er zur Abſicht Kindern, die in dem erſten Theile fertig leſen gelernt haben, Gelegenheit zu verſchaffen, mit Ausdruck zu leſen. Dieß wird ihnen nicht ſchwer ſeyn, wenn ſie Empfindungen ausdrücken müſſen, die ihnen nicht fremd ſind, und wenn das zu leſende Stück mehr die Form einer Erzählung oder eines Geſprächs, als einer Rede hat. Deßwegen ſcheinen mir die angehängten 3 Geſpräche, die ganz in kindiſcher Denkungsart abgefaßt ſind, die zweckmäßigſten zu ſeyn. Vielleicht finden manche Beurtheiler ſie zu kindiſch — dieß iſt für ſie Lobſpruch: denn ſie ſollen kindiſch ſeyn.

Da ich aber nicht immer im Stande bin, mich in dieſen kindiſchen Ton herabzuſtimmen: ſo habe ich einige Fabeln zuſammengetragen, wobey ich freylich weiter kein Verdienſt habe, als die Auswahl.

Fabeln wählte ich blos deßwegen, weil die Kinder die in meiner ganzen Erziehungswiſſenſchaft meine Lehrmeiſter waren, mich lehrten, daß ſie die Fabeln gerne läſen, und, weil ich glaube, daß man, wenigſtens den erſten Leſeübungen, die möglichſte Annehmlichkeit geben müſſe. Die Beſorgniß daß Kinder durch Leſen der Fabeln auf irrige Vorſtellungen möchten geleitet werden, dieſe Beſorgniß, die ich ſelbſt, in einer meiner erſten Schriften, geäußert habe, iſt, wie mich ſpäterhin die Kinder gelehret haben, ganz ungegründet. Mehreremale, wann mir Kinder eine Fabel vorgeleſen hatten, fragte ich ſie, wo wohnen denn die Störche, Sperlinge, Mäuſe, Ziegen, die ſprechen können? ſie antworteten mir allemal: es iſt ja gar nicht wahr — es iſt ja nur eine Fabel. Nie fand ich ein Kind, daß die geringſte Neigung gezeigt hätte, der Fabel Glauben beyzumeſmeſſen. Nur dann könnte jene Beſorgniß einigen Grund haben, wenn man die Fabellehrerin der Sittlichkeit gebrauchte. Dieß geſchieht aber hier nicht. Die beygefügten Moralen ſind vielmehr immer, ſoviel als möglich weggelaſſen worden.

Da die wenigſten dieſer Fabeln eigentlich für Kinder geſchrieben wurden: ſo kommen freylich hier und da Ausdrücke vor, die ihnen unverſtändlich ſind. Dieſe können ja aber leicht durch den Lehrer erläutert werden.

C. G. Salzmann.

Der Zeiſig.

Ein Zeiſig wars und eine Nachtigall,
Die einſt zu gleicher Zeit vor Damons Fenſter
hiengen.
Die Nachtigall fieng an, ihr ſchönes Lied zu ſingen,
Und Damons kleinem Sohn gefiel der ſüße
Schall.
„Ach welcher ſingt von beyden doch ſo ſchön?
„Den Vogel möcht ich wirklich ſehn!
Der Vater macht ihm dieſe Freude,
Er nimmt die Vögel gleich herein.
Hier, ſpricht er, hier ſind alle beyde;
Doch welcher wird der ſchöne Sänger ſeyn?
Getrauſt du dich mir das zu ſagen?
Der Sohn läßt ſich nicht zweymal fragen,
Schnell weiſt er auf den Zeiſig hin;
Der, ſpricht er, muß es ſeyn, ſo wahr ich ehrlich
bin.
Wie ſchön und gelb iſt ſein Gefieder!

Drum ſingt er auch ſo ſchöne Lieder;
Dem andern ſieht mans gleich an ſeinen Federn
an,
Daß er nichts kluges ſingen kann.

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit ſein Brod ertanzen
müſſen,
Entrann, und wählte ſich den erſten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küſſen
Und brummten freudig durch den Wald.
Und wo ein Bär den andern ſah:
So hieß es: Petz iſt wieder da.
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden
Landen
Für Abendtheuer ausgeſtanden.
Was er geſehn, gehört, gethan!
Und fieng, da er vom Tanzen redte,
Als gieng er noch an ſeiner Kette,
Auf polniſch ſchön zu tanzen an.

Die Brüder, die ihn tanzen ſahn,
Bewunderten die Wendung ſeiner Glieder,
Und gleich verſuchten es die Brüder;
Allein

Allein anſtatt, wie er, zu gehn:
So konnten ſie kaum aufrecht ſtehn,
Und mancher fiel die Länge lang darnieder.
Um deſto mehr ließ ſich der Tänzer ſehn;
Doch ſeine Kunſt verdroß den ganzen Haufen.
Fort, ſchrieen alle, fort mit dir!
Du Narr, willſt klüger ſeyn als wir?
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

Das Füllen.

Ein Füllen, das die ſchwere Bürde
Des ſtolzen Reuters nie gefühlt,
Den blanken Zaum für eine Würde
Der zugerittnen Pferde hielt;
Dieß Füllen lief nach allen Pferden,
Worauf es einen Mann erblickt,
Und wünſchte bald ein Roß zu werden,
Das Sattel, Zaum und Reuter, ſchmückt.

Wie ſelten kennt die Ehrbegierde
Das Glück, das ſie zu wünſchen pflegt!
Das Reutzeug, die gewünſchte Zierde,
Wird dieſem Füllen aufgelegt.
Man führt es ſtreichelnd hin und wieder,

Daß es den Zwang gewohnen ſoll;
Stolz geht das Füllen auf und nieder,
Und ſtolz gefällt ſichs ſelber wohl.

Es kam mit prächtigen Geberden
Zurück in den verlaßnen Stand,
Und machte wiehernd allen Pferden
Sein neu erhaltens Glück bekannt
Ach! ſprach es zu dem nächſten Gaule,
Mich lobten alle, die mich ſahn;
Ein rother Zaum lief aus dem Maule
Die ſchwarzen Mähnen ſtolz hinan.

Allein wie giengs am andern Tage?
Das Füllen kam betrübt zurück,
Und ſchwitzend ſprach es: welche Plage
Iſt nicht mein eingebildet Glück!
Zwar dient der Zaum, mich aufzuputzen;
Doch darum ward er nicht gemacht.
Er iſt zu meines Reuters Nutzen
Und meiner Sklaverey erdacht.

Der Fuchs und die Elſter.

Zur Elſter ſprach der Fuchs: O! wenn ich fragen mag,

Was ſprichſt du doch den ganzen Tag!
Du ſprichſt wohl von beſondern Dingen?
Die Wahrheit, rief ſie, breit ich aus.
Was keines weiß heraus zu bringen,
Bring ich durch meinen Fleiß heraus,
Vom Adler bis zur Fledermaus.

Dürft ich, verſetzt der Fuchs, mit Bitten dich beſchweren:
So wünſcht ich mir, etwas von deiner Kunſt zu hören.
So, wie ein weiſer Arzt, der auf der Bühne ſteht,
Und ſeine Künſte rühmt, bald vor, bald rückwärts geht,
Sein ſeidnes Schnupftuch nimmt, ſich räuſpert, und dann ſpricht;
So lief die Elſter auch den Aſt bald auf, bald nieder,
Und ſtrich an einen Zweig den Schnabel hin und wieder,
Und macht ein ſehr gelehrt Geſicht.
Drauf fängt ſie ernſthaft an, und ſpricht:
Ich diene gern mit meinen Gaben,
Denn ich behalte nichts für mich.

Nicht wahr, Sie denken doch, daß ſie vier Füße haben?
Allein, Herr Fuchs, Sie irren ſich.
Nur zugehört Sie werdens finden,
Denn ich erweis es gleich mit Gründen.

Ihr Fuß bewegt ſich, wenn er geht,
Und er bewegt ſich nicht, ſo lang er ſtille ſteht;
Doch merken Sie, was ich itzt ſagen werde,
Denn dieſes iſt es noch nicht ganz.
So oft Ihr Fuß nur geht, ſo geht er auf der Erde.
Betrachten ſie nun Ihren Schwanz.
Sie ſehen, wenn Ihr Fuß ſich reget,
Daß auch Ihr Schwanz ſich mit bewegeт;
Jetzt iſt Ihr Fuß bald hier, bald dort,
Und ſo geht auch Ihr Schwanz mit auf der Erde fort,
So oft Sie nach den Hühnern reiſen.
Daraus zieh ich nunmehr den Schluß,
Ihr Schwanz, das ſey Ihr fünfter Fuß;
Und dieß, Herr Fuchs, war zu beweiſen.

Der Kukuk.

Der Kukuk ſprach mit einem Staar,

Der aus der Stadt entflohen war.
Was ſpricht man, fieng er an zu ſchreyen,
Was ſpricht man in der Stadt von unſern Melodeyen?
Was ſpricht man von der Nachtigall?
„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder.
Und von der Lerche? rief er wieder.
„Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall.
Und von der Amſel? fuhr er fort.
„Auch dieſe lobt man hier und dort.
Ich muß dich doch noch etwas fragen:
Was, rief er, ſpricht man denn von mir?
Das, ſprach der Staar, das weiß ich nicht zu ſagen;
Denn keine Seele redt von dir.
So will ich, fuhr er fort, mich an dem Undank rächen,
Und ewig von mir ſelber ſprechen.

Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,

Und jener hofft ſchon freudenvoll,
Daß ihn der andre leiten ſoll.

Dir, ſpricht der Lahme, beyzuſtehen?
Ich armer Mann kann ſelbſt nicht gehen;
Doch ſcheints, daß du zu einer Laſt
Noch ſehr geſunde Schultern haſt.

Entſchließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege ſagen:
So wird dein ſtarker Fuß mein Bein:
Mein helles Auge deines ſeyn.

Der Lahme hängt, mit ſeinen Krücken,
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt alſo dieſes Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

Der Hund.

Phylax, der ſo manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht,
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch ſein Bellen widerſtanden;
Philax, dem Lips Tullian,

Der doch gut zu ſtehlen wußte,
Selber zweymal weichen mußte,
Dieſen fiel ein Fieber an.

Alle Nachbarn gaben Rath.
Krumholzöl und Mithridat
Mußte ſich der Hund bequemen,
Wider Willen, einzunehmen.
Selbſt des Nachbar Gaſtwirths Müh,
Der vordem in fremden Landen,
Als ein Doctor, ausgeſtanden,
War vergebens bey dem Vieh.

Kaum erſcholl die ſchlimme Poſt,
Als von ihrer Mittagskoſt
Alle Brüder und Bekannten,
Phylax zu beſuchen, rannten.
Pantelon, ſein beſter Freund,
Leckt ihn an dem heiſſen Munde.
O! erſeufzt er, bittre Stunde!
O! wer hätte das gemeynt?

Ach! rief Phylax, Pantelon!
Iſts nicht wahr, ich ſterbe ſchon?
Hätt ich nur nichts eingenommen,

Wär ich wohl davon gekommen.
Sterb ich Aermſter ſo geſchwind:
O! ſo kannſt du ſicher ſchreyen,
Daß die vielen Arzeneyen
Meines Todes Quelle ſind.

Wie zufrieden ſchlief ich ein!
Sollt ich nur ſo manches Bein,
Das ich mir verſcharren müſſen,
Vor dem Tode noch genießen.
Dieſes macht mich kummervoll,
Daß ich dieſen Schatz vergeſſen,
Nicht vor meinem Ende freſſen,
Auch nicht mit mir nehmen ſoll.

Liebſt du mich, und biſt du treu,
O! ſo hole ſie herbey;
Eines wirſt du bey den Linden,
An dem Gartenthore finden;
Eines, lieber Pantelon,
Hab ich nur noch geſtern Morgen
In dem Winterreiß verborgen;
Aber friß mir nichts davon.

Pantelon war fortgerannt,

Brachte treulich, was er fand;
Phylax roch bey ſchwachem Muthe,
Noch den Dunſt von ſeinem Gute.
Endlich, da ſein Auge bricht,
Spricht er: Laß mir alles liegen!
Sterb ich, ſo ſollſt du es kriegen;
Aber, Bruder, eher nicht.

Sollt ich nur ſo glücklich ſeyn,
Und das ſchöne Schinkenbein,
Daß ich - - doch ich mags nicht ſagen,
Wo ich dieſes hingetragen.
Werd ich wiederum geſund;
Will ich dir bey meinem Leben
Auch die beſte Hälfte geben;
Ja du ſollſt - - Hier ſtarb der Hund.

Das Pferd und die Bremſe.

Ein Gaul, der Schmuck von weiſſen Pferden
Von Schenkeln leicht, ſchön von Geſtalt,
Und, wie ein Menſch, ſtolz in Geberden,
Trug ſeinen Herrn durch einen Wald;
Als mitten in dem ſtolzen Gange

Ihm eine Brems entgegen zog,
Und durſtig auf die naſſe Stange
An ſeinem blanken Zaume flog.
Sie leckte von dem weiſſen Schaume,
Der heeſicht am Gebiſſe floß.
Geſchmeiſſe ſprach das wilde Roß,
Du ſcheuſt dich nicht vor meinem Zaume?
Wo bleibt die Ehrfurcht gegen mich?
Wie? darfſt du wohl ein Pferd erbittern?
Ich ſchüttle nur: ſo mußt du zittern.
Es ſchüttelte; die Bremſe wich.

Allein, ſie ſuchte ſich zu rächen;
Sie flog ihm nach, um ihn zu ſtechen,
Und ſtach den Schimmel in das Maul
Das Pferd erſchrack, und blieb vor Schrecken
In Wurzeln mit dem Eiſen ſtecken,
Und brach ein Bein, hier lag der ſtolze Gaul.

Das Heupferd oder der Grashüpfer.

Ein Wagen Heu den Veltens Hand
Zu hoch gebäumt und ſchlecht beſpannt,

Konnt endlich von den matten Pferden
Nicht weiter fortgezogen werden.

Des Fuhrmanns Macht- und Sittenſpruch,
Ein zehnmal wiederholter Fluch,
War, eben wie der Peitſche Schlagen,
Zu ſchwach bey dieſem ſchweren Wagen.

Ein Heupferd, das bey der Gefahr
Zu oberſt auf dem Wiesbaum war,
Sprang drauf herab und ſprach mit Lachen:
Ich wills dem Viehe leichter machen.

Drauf ward der Wagen fortgerückt.
Ey rief das Heupferd ganz entzückt,
Du Fuhrmann wirſt an mich gedenken;
Fahr fort! den Danck will ich dir ſchenken.

Das Kartenhaus.

Das Kind greift nach den bunten Karten;
Ein Haus zu bauen fällt ihm ein.
Es baut und kann es kaum erwarten,
Bis dieſes Haus wird fertig ſeyn.

Nun ſteht der Bau. O welche Freude!
Doch ach! ein ungefehrer Stoß
Erſchüttert plötzlich das Gebäude,
Und alle Bänder reiſſen los.

Doch wer wird gleich den Muth verliehren?
Das Kind entſchließt ſich ſehnſuchtsvoll,
Ein neues Luſtſchloß aufzuführen,
Das dem zerſtörten gleichen ſoll.

Die Sehnſucht muß den Schmerz beſiegen;
Das erſte Haus ſteht wieder da.
Wie lebhaft war des Kinds Vergnügen,
Als es ſein Haus von neuem ſah!

Nun will ich mich wohl beſſer hüten,
Damit mein Haus nicht mehr zerbricht.
Tiſch! ruft das Kind, laß dir gebieten,
Und ſtehe feſt, und wackle nicht!

Das Haus bleibt unerſchüttert ſtehen,
Das Kind hört auf ſich zu erfreun;
Es wünſcht, es wieder neu zu ſehen,
Und reißt es bald mit Willen ein.

Die Biene und die Henne.

Nun Biene! ſprach die träge Henne,
Diß muß ich in der That geſtehn:
So lange Zeit, als ich dich kenne,
So ſeh ich dich auch müſſig gehn.
Du ſinnſt auf nichts, als dein Vergnügen;
Im Garten auf die Blumen fliegen,
Und ihren Blüten Saft entziehn,
Mag eben nicht ſo ſehr bemühn.
Bleib immer auf der Nelke ſitzen,
Dann fliege zu dem Roſenſtrauch.
Wär ich wie du, ich thät es auch.
Was brauchſt du andern viel zu nützen?
Genug, daß wir ſo manchen Morgen
Mit Eyern unſer Haus verſorgen

O! rief die Biene ſpotte nicht!
Du denkſt, weil ich bey meiner Pflicht
Nicht ſo, wie du bey deinem Eye,
Aus vollem Halſe zehnmal ſchreye:
So denckſt du wär ich ohne Fleiß.
Der Bienenſtock ſey mein Beweis,

Wer Kunſt und Arbeit beſſer kenne,
Ich, oder eine träge Henne?
Denn, wenn wir auf den Blumen liegen,
So ſind wir nicht auf uns bedacht;
Wir ſammeln Saft, der Honig macht,
Um fremde Zungen zu vergnügen.
Macht unſer Fleiß kein groß Geräuſch,
Und ſchreyen wir bey warmen Tagen,
Wenn wir den Saft in Zellen tragen
Uns nicht, wie du im Neſte, heiſch:
So präge es dir jezund ein:
Wir haſſen allen ſtolzen Schein;
Und wer uns kennen will, der muß in Roſt und Kuchen
Fleiß, Kunſt, und Ordnung unterſuchen.

Auch hat uns die Natur beſchenkt,
Und einen Stachel eingeſenkt,
Mit dem wir die beſtrafen ſollen,
Die was ſie ſelber nicht verſtehn,
Doch meiſtern und verachten wollen;
Drum, Henne, rath ich dir zu gehn

DER GRÜNE ESEL.

Neran, ein kluger Narr, färbt einen Eſel grün,
Am Leibe grün, roth an den Beinen,
Fängt an, mit ihm die Gaſſen durchzuziehn;
Er zieht und Jung und Alt erſcheinen.
Welch Wunder! rief die ganze Stadt,
Ein Eſel, zeiſiggrün! der rothe Füſse hat!
Das muſs die Chronik einſt den Enkeln noch erzählen,
Was es zu unſrer Zeit für Wunderdinge gab!
Die Gaſſen wimmelten von vielen hundert Seelen;
Man hebt die Fenster aus, man deckt die Dächer ab;
Denn alles will den grünen Eſel ſehn,
Und alle konnten doch nicht mit dem Eſel gehn.

Man lieſ die beyden erſten Tage
Dem Eſel mit Bewundrung nach.
Der Kranke ſelbſt vergaſs der Krankheit Plage,
Wenn man vom grünen Eſel ſprach.
Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
Sang keine Wärterinn mehr von dem ſchwarzen Schaf;
Vom grünen Eſel hört man ſingen,
Und ſo geräth das Kind in Schlaf.

Drey Tage waren kaum vergangen;
So war es um den Werth des armen Thiers geſchehn.
Das Volk bezeigte kein Verlangen,
Den grünen Eſel mehr zu ſehn.
Und ſo bewundernswerth er anfangs allen ſchien:
So dacht doch itzt kein Menſch mit einer Sylb an ihn.

DER ARME SCHIFFER.

Ein armer Schiffer ſtack in Schulden
Und klagte dem Philet ſein Leid.
Herr! ſprach er, leiht mir hundert Gulden;
Allein zu eurer Sicherheit
Hab ich kein ander Pfand, als meine Redlichkeit.
Indeſſen leiht mir aus Erbarmen
Die hundert Gulden auf ein Jahr.

Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zählt ihm das Geld mit Freuden dar.
Hier! ſpricht er, nimm es hin, und brauch es ohne Sorgen;
Ich freue mich, daſs ich dir dienen kann;
Du biſt ein ordentlicher Mann,
Dem muſs man ohne Handſchrift borgen.

Ein Jahr, und noch ein Jahr verſtreicht;
Kein Schiffer läſst ſich wieder ſehen.
Wie? ſollt er auch Phileten hintergehen,
Und ein Betrüger ſeyn? Vielleicht.

Doch nein! hier kömmt der Schiffer gleich.
Herr! ſängt er an, erfreuet euch!
Ich bin aus allen meinen Schulden;
Und ſeht hier ſind zweyhundert Gulden,
Die ich durch euer Geld gewann.
Ich bitt euch herzlich nehmt ſie an;
Ihr ſeyd ein gar zu wackrer Mann.

O! ſpricht Philet, ich kann mich nicht beſinnen,
Daſs ich dir jemals Geld geliehn,
Hier iſt mein Rechnungsbuch, ich wills zu Rathe ziehn;
Allein ich weiſs es ſchon, du ſteheſt nicht darinnen.

Der Schiffer ſieht ihn an, und ſchweigt betroffen ſtill,

Und kränkt ſich, daſs Philet das Geld nicht nehmen will.
Er läuft, und kommt mit voller Hand zurücke.
Hier, ſpricht er, iſt der Reſt von meinem ganzen Glücke,
Noch hundert Gulden! nehmt ſie hin,
Und laſst mir nur das Lob, daſs ich erkenntlich bin.
Ich bin vergnügt, ich habe keine Schulden;
Dieſs Glücke dank ich euch allein;
Und wollt Ihr ja recht gütig ſeyn:
So leiht mir wieder funfzig Gulden.

Hier, ſpricht Philet, hier iſt dein Geld!
Behalte deinen ganzen Seegen.
Ein Mann der Treu und Glauben hält,
Verdient ihn ſeiner Treue wegen.
Sey du mein Freund, das Geld iſt dein;
Es ſind nicht mehr, als hundert Gulden, mein,
Die ſollen deinen Kindern ſeyn.

DIE JUNGE ENTE.

Die Henne führt der Jungen Schaar,
Woruntet auch ein Entchen war,
Das ſie zugleich mit ausgebrütet.
Der Zug ſoll in den Garten gehn;
Die Alte giebts der Brut durch Locken zu verſtehn;
Und jedes folgt, ſo bald ſie nur gebietet,
Denn ſie gebot mit Zärtlichkeit.

Die Ente wackelt mit; allein nicht gar zu weit.
Sie ſieht den Teich, den ſie noch nicht geſehen
Sie läuſt hinein ſie badet ſich.
Wie, kleines Thier! Du ſchwimmſt? Wer lehrt es dich?
Wer hieſs dich in das Waſſer gehen?
Wirſt du ſo jung das Schwimmen ſchon verſtehen?

Die Henne läuft mit ſtrupſigtem Gefieder
Das Ufer zehnmal auf und nieder,
Und will ihr Kind aus der Gefahr befreyn;
Setzt zehnmal an, und fliegt doch nicht hinein;
Denn die Natur heiſst ſie das Waſſer ſcheun.
Doch nichts erſchreckt den Muth der Ente;
Sie ſchwimmt beherzt in ihrem Elemente,
Und fragt die Henne ganz erfreut,
Warum ſie denn ſo ängſtlich ſchreyt?

DIE BEYDEN SCHWALBEN.

Zwo Schwalben ſangen um die Wette,
Und ſangen mit dem gröſsten Fleiſs;
Doch wenn die eine ſchrie, daſs ſie den Vorzug hätte,
Gab doch die andre ſich den Preis.
Die Lerche kömmt. Sie ſoll den Streit entſcheiden;
Und beyde ſtimmen herzhaft an,

Nun hieſs es: ſprich, wer von uns beyden
Am meiſterlichsten ſingen kann?
Das weiſs ich nicht, ſprach ſie beſcheiden,
Und ſah ſie ganz mitleidig an,
Und wollte ſich nach ihrer Höhe ſchwingen.
Doch nein, ſie ſuchten ihr den Ausſpruch abzuzwingen.
So, ſprach ſie, will ichs denn geſtehn:
Die kann ſo gut, wie jene, ſingen;
Doch ſingt ſo lang ihr wollt, es ſingt doch keine ſchön.
Hört man das Lied geiſtreicher Nachtigallen:
So kann uns eures nicht gefallen.

DAS KUTSCHPFERD.

Ein Kutſchpferd ſah den Gaul den Pflug im Acker ziehn,
Und wieherte mit Stolz auf ihn.
Wenn, ſprach es, und fieng an die Schenkel ſchön zu heben,
Wenn kannſt du dir ein ſolches Anſehn geben?

Und wenn bewundert dich die Welt?
Schweig, rief der Gaul, und laſs mich ruhig pflügen.
Denn baute nicht mein Fleiſs das Feld,
Wo würdeſt du denn Haber kriegen,
Der deiner Schenkel Stolz erhält?

DER AFFE.

Ein Affe ſah ein Paar geſchickte Knaben
Im Bret einmal die Dame ziehn,
Und ſah auf jeden Platz, den ſie dem Steine gaben,
Mit einer Achtſamkeit, die ſtolz zu ſagen ſchien,
Als könnt er ſelbſt die Dame ziehn.
Er legte bald ſein Miſsvergnügen,
Bald ſeinen Beyfall an den Tag;
Er ſchüttelte den Kopf jetzt bey des einen Zügen,
Und billigte darauf des andern ſeinen Schlag.
Der eine, der gern ſiegen wollte,
Sann einmal lange nach, um recht geſchickt zu ziehn;

Der Affe ſtieſs darauf an ihn,
Und nickte daſs er machen ſollte.
Doch welchen Stein ſoll ich denn ziehn,
Wenn du's ſo gut verſtehſt? ſprach der erzürnte Knabe.
Den, jenen, oder dieſen da,
Auf welchem ich den Finger habe?
Der Affe lächelte, daſs er ſich fragen ſah,
Und ſprach zu jedem Stein mit einem Nicken: Ja,

DER BAUER UND SEIN SOHN.

Ein guter dummer Bauerknabe,
Den Junker Hans einſt mit auf Reiſen nahm,
Und der, Trotz ſeinem Herrn, mit einer guten Gabe,
Recht dreiſt zu lügen, wieder kam,
Gieng, kurz nach der vollbrachten Reiſe,
Mit ſeinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverſchämtſte Weiſe.
Zu ſeinem Unglück kam ein groſser Hund gerannt.
Ja, Vater, rief der unverſchämte Knabe,

Ihr mögt mirs glauben, oder nicht:
So ſag ichs euch und jedem ins Geſicht;
Daſs ich einſt einen Hund bey — Haag geſehen
habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich
fährt,
Der — Ja, ich bin nicht ehrenwerth,
Wenn er nicht gröſser war, als euer gröſstes
Pferd.

Das, ſprach der Vater, nimmt mich Wunder;
Wiewohl ein jeder Ort läſst Wunderdinge ſehn,
Wir zum Exempel, gehn jetzunder,
Und werden keine Stunde gehn:
So wirſt du eine Brücke ſehn,
(Wir müſſen ſelbſt darüber gehn,)
Die hat dir manchen ſchon betrogen;
(Denn überhaupt ſolls dort nicht gar zu richtig
ſeyn,)
Auf dieſer Brücke liegt ein Stein
An den ſtöſst man, wenn man denſelben Tag
gelogen,
Und fällt, und bricht ſogleich das Bein.

Der Bub erſchrack, ſo bald er dieſs vernommen.
Ach! ſprach er, lauſt doch nicht ſo ſehr!

Doch wieder auf den Hund zu kommen;
Wie groſs ſagt ich, daſs er geweſen wär?
Wie euer groſses Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, jetzt fällt mirs ein, war erſt ein halbes Jahr;
Allein das wollt ich wohl beſchwören,
Daſs er ſo groſs als mancher Ochſe war.

Sie giengen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen ſchlug das Herz. Wie konnt es anders ſeyn?
Denn Niemand bricht doch gern ein Bein.
Er ſah nunmehr die richteriſche Brücke,
Und fühlte ſchon den Beinbruch halb.
Ja Vater! fieng er an, der Hund, von dem ich redte,
War groſs, und wenn ich ihn auch was vergröſsert hätte:
So war er doch viel gröſser als ein Kalb.

Die Brücke kommt. Fritz; Fritz! wie wird dirs gehn!
Der Vater geht voraus; doch Fritz hält ihn geſchwind.
Ach Vater! ſpricht er, ſeyd kein Kind,
Uud glaubt, daſs ich dergleichen Hund geſehen.
Denn kurz und gut, eh wir darüber gehen:
Der Hund war nur ſo groſs, wie alle Hunde ſind.

Diſs

DIE ENTE.

Die Ente ſchwamm auf einer Pfütze,
Und ſah am Rand die Gänſe gehn,
Und konnt aus angebohrnem Witze
Der Spötterey unmöglich widerſtehn.
Sie hob den Hals empor, und lachte dreymal laut,
Und ſah um ſich, ſo wie ein Witzling ſchaut,
Der einen Einfall hat, und mit Geſchrey und Lachen,
So glücklich iſt, ihm Luft zu machen.

Die Ente lachte noch, und eine Gans blieb ſtehen.
Was, ſprach ſie, haſt du uns zu ſagen?
„Ach nichts! Ich hab euch zugeſehen,
„Ihr könnt vortrefflich auswärts gehn.
„Wie lange tanzt ihr ſchon? Das wollt ich „Euch nur fragen.“
Das ſprach die Gans will ich dir gerne ſagen;
Allein du muſst mit mir ſpatzieren gehn.

TILL.

TILL.

Till Eulenſpiegel zog einmal
Mit andern über Berg unb Thal.
So oft als ſie zu einem Berge kamen,
Gieng Till an ſeinem Wanderſtab
Den Berg ganz ſacht und ganz betrübt hinab;
Allein wenn ſie berganwärts ſtiegen,
War Eulenſpiegel voll Vergnügen.
Warum, fieng einer an, gehſt du bergan ſo froh?
Bergunter ſo betrübt? Ich bin, ſprach Till, nun ſo.
Wenn ich den Berg hinunter gehe:
So denk ich Narr ſchon an die Höhe,
Die folgen wird, und da vergeht mir denn der Scherz.
Allein, wenn ich berganwärts gehe:
So denk ich an das Thal, das folgt und faſt ein Herz.

DER KNABE UND DIE MÜCKEN.

Mein Vater geht ins Holz, wie ich gemerket habe:
So ſagte Fritz, ein kleiner muntrer Knabe,
Und hüpft, indem er dieſes ſprach,
Von ſeinem Jugendglück gerühret,
Von ſeinem Phylax angeführet,
Dem Vater ſchon von weitem nach.
Kaum trat er in den Buſch, als ihn hier eine Mücke,
Dort wieder eine Mücke ſtach.
Er ſchalt und lief ein gutes Stücke,
Dem böſen Schwarme zu entfliehn.
Allein je mehr er lief, je mehr verfolgt er ihn.
Gut, ſprach er, ſtecht nur immer kühn
Ich will es nicht umſonſt betheuren,
Ihr findet heut hier euer Grab.
Erbittert bricht er Ruthen ab,
Und kämpft mit ſeinen Ungeheuern;
Allein ſie fanden nicht ihr Grab;
Und ſtachen ſie zuvor aus bloſser Luſt zu ſtechen,
So ſtachen ſie nunmehr, um ſich zu rächen,

Verwundet im Geſicht, auf beyden Händen roth,
Eilt Fritz dem Vater zu, und klagt ihm ſeine Noth.
„O ſehn Sie nur, das nenn ich ſtechen!
„Ich habs bald ſo, bald ſo verſucht.
„Ich lief, ich ſchlug; und doch half weder Schlag noch Flucht.“
Fritz, hub der Vater an, du haſts nicht recht verſucht.
Geh ruhig fort, ſo kann ich dir verſprechen,
Sie werden weniger, als wenn du ſchlägſt, dich ſtechen.

DIE ELSTER UND DER SPERLING.

Ein Sperling ließs ſichs auf den Stöcken
Des Weinbergs ganz vortrefflich ſchmecken,
Und ſchluckte ſtill die beſten Beere ein.
Die Elſter ſahs mit ſcheelem Blicke,
Und wollte von des Sperlings Glücke
Nicht blos ein ferner Zeuge ſeyn,
Sie hüpfte zu den vollen Trauben.
„Wie? darf ich meinen Augen glauben?
„O welcher Vorrath! Ja gewiſs;
„So reif, Herr Sperling, und ſo ſüſs,

„(Denn ſie verſtehn ſich auf die Trauben,)
„War, was nun auch der Winzer ſpricht,
„Der Wein ſeit vielen Jahren nicht.„
Der Winzer hört der Elſter Lobgedicht,
Und zwingt die Gäſte fortzufliegen.
O! ſprach der Sperling welch Vergnügen
Entziehſt du mir, du Schwätzerin!
Willſt du die Frucht in Ruh genieſsen:
So muſs es nicht der ganze Weinberg wiſſen.
Siehſt du denn nicht, wie ſtill ich bin?
Drum ſchweig, und komm, den Berg noch einmal durchzuſtreifen.

Sie thut's, und friſst mit ihm ganz ſtill,
„Ein einzig Wort, Herr Spaz, ich kann es nicht begreifen,
„Warum mirs itzt nicht ſchmecken will;
„Die Trauben ſind ja reif. Doch ſtill;
„Der Winzer läſst ſich wieder hören.
„Drum weiſst du, was ich machen will,
„Ich nehme von den blauen Beeren
„Mir eine Traube mit, ſie ruhig zu verzehren,
„Komm mit mir unter jenen Baum.“
Sie nimmt die Traube mit; und kaum
Erreichte ſie den ſichern Baum,
So ſchrie ſie laut: O Sperling welche Freude!
Wie glücklich ſind wir alle beyde!

In Wahrheit, glücklich bis zum Neide.
So ſchrie ſie noch, als ſchon ein Schwarm von Elſtern kam,
Und das gepriesne Glück ihr nahm.

Der Affe.

Kaum hatte noch des Schneiders Hand
Ein buntes komiſches Gewand
Dem muntern Affen umgehangen:
So gab ſein Rock ihm das Verlangen,
Sich in dem Spiegel zu beſehn.
In Wahrheit, ſprach er, ich bin ſchön!
So viel ich mir geſchmeichelt habe,
So kann dem jungen Herrn der Rock nicht beſſer ſtehn.
Komm, rief er, kleiner Edelknabe!
Wir müſſen uns zugleich im Spiegel ſehn.
Er kam. Der Aff erſchrack, verzerrte das Geſicht,
Stieß an den Hut, und rückte die Perücke;
Und doch glich er dem Junker nicht!
Der Spiegel warf, was er empfieng, zurücke,
Ein närriſch haarichtes Geſicht
In einer ſtruppichten Perücke.

Der Junker lacht. Pfuy, hub der Aff erbittert an,
Pfuy, Spiegel, wie du lügſt! Was hab ich dir gethan?
Der Spiegel läuft drauf an von ſeinem Hauchen
Und zeigt itzt keinen Affen weiter.
Das dacht ich, rief er ſehr erfreut,
Die Schuld liegt nicht an meiner Häßlichkeit;
Nein, junger Herr, der Spiegel war nicht heiter!

Das Kind mit der Scheere.

Kind, hub die Mutter an, eins mußt du mir verſprechen;
Die Meſſer und die Gabeln ſtechen;
Drum rühre keins von beyden an.
„Allein die Scheere, ſollt ich glauben,
„Die könnten Sie mir wohl erlauben?“
Nichts weniger; was dich verletzen kann,
Sieh niemals als dein Spielwerk an.

Das Kind gehorcht; doch ein geheimer Trieb
Und das Verbot verſchönerten die Scheere.

Ja, ſpricht es zu ſich ſelbſt, wenn es die Gabel wäre,
Die hab ich lange nicht ſo lieb,
So ließ ich ſie mit Freuden liegen.
Allein die Scheer iſt mein Vergnügen,
Sie hat ein gar zu ſchönes Band.
Geſetzt, ich ritzte mich ein wenig in die Hand,
So hätte dieß nicht viel zu ſagen.
So klein ich bin, ſo hab ich ja Verſtand,
Und alſo werd ichs immer wagen,
Sobald die Mutter nur die Augen weggewandt.
Doch nein, weil Kinder folgen müſſen,
So wär es ja nicht recht gethan.
Nein, nein, ich ſehe dich bloß an;
O ſchöne Scheere, laß dich küſſen!
Ich rühre ja kein Meſſer an,
So werd ich doch — Schon griff es nach der Scheere.
Ja, wenn ich unvorſichtig wäre,
Da freylich ſchnitte mich die Scheere;
Allein ich bin ja ſchon mit ihr bekannt.
So ſprachs, und ſchnitt ſich in die Hand.
Die Mutter kam. O welche harte Lehre!
Ach, hub das Kind fußfällig an,
Es kränkt mich ſehr, daß ichs gethan.
Ich bitte Sie, zerbrechen Sie die Scheere,

Damit ich ſie nicht mehr begehre,
Und ohne Zwang gehorchen kann.

Die Affen und die Bären.

Die Affen baten einſt die Bären,
Sie möchten gnädigſt ſich bemühn,
Und ihnen doch die Kunſt erklären,
In der die Nation der Bären
Die ganze Welt des Walds zu übertreffen ſchien;
Die Kunſt, in der ſie noch ſo unerfahren wären,
Die Jungen groß und ſtarck zu ziehn.

Vielleicht, hob von den Affenmüttern
Die weiſeſte bedächtig an,
Vielleicht, ich ſag es voller Zittern,
Wächſt unſre Jugend blos darum ſo ſiech heran,
Weil wir ſie gar zu wenig füttern.
Vielleicht iſt auch der Mangel der Geduld,
Sie ſanft zu wiegen und zu tragen,
Vielleicht auch unſre Milch an ihren Fiebern ſchuld.
Vielleicht ſchwächt auch das Obſt den Magen.

Vielleicht iſt ſelbſt die Luft, die unſre Kinder trifft,
(Wer kann ſie vor der Luft bewahren?)
Ein Gift in ihren erſten Jahren;
Und dann auf Lebenszeit ein Gift.
Vielleicht iſt, ohne daß wirs denken,
Auch die Bewegung ihre Peſt.
Sie können ſich durch Springen und durch Schwencken
Oft etwas in der Bruſt verrencken,
Wie ſichs ſehr leicht begreifen läßt;
Denn unſre Nerven ſind nicht feſt.
Hier fängt ſie zärtlich an zu weinen,
Nimmt eins von ihren lieben Kleinen,
Das ſie ſo lang und herzlich an ſich drückt,
Bis ihr geliebtes Kind erſtickt.

Du, ſprach die Bärin kannſt noch fragen,
Warum ihr ſo beſtraft mit kranken Kindern ſeyd?
Nicht liegt's an Luft und Milch, und nicht an Obſt und Magen;
Ihr tödtet ſie durch eure Weichlichkeit,
Durch eure Liebe vor der Zeit.
Gebt Acht auf unſern jungen Haufen;
Wir nehmen ſie, ſobald ſie laufen,

Mit uns in Hitz und Froſt, durch Fluren und
durch Wald,
So werden ſie geſund und alt.

Der Hecht, und der Hay.

Ein Hecht regierte lange Zeit
In einem Waſſer weit und breit,
Und glaubte voller Stolz, nun ſey er
Der Fürſt und Herr im ganzen Weyher.
Was hindert mich denn, (fieng er an)
Daß ich im weiten Ocean
Nicht eben ſo gewaltſam wüte,
Nicht eben ſo als Herr gebiete,
Wie hier? Er ſagts, und ſchwimmt ſogleich
Hinab ins groſſe Waſſerreich.
Doch wie erſchrack er, da er nah
Des Meeres Ungeheuer ſah!
Ein Hay, der nicht ſobald vernommen,
Weswegen er hieher geſchwommen,
That ſeinen weiten Rachen auf,
Ergriff ihn, und verſchlang ihn drauf.

Der Pfau, und der Kranich.

Mit einem Kranich zankte ſich
Ein ſtolzer Pfau. Wie? (ſprach er) dich
Wirſt du doch nicht mit mir vergleichen?
Du mußt mir ja in allem weichen!
Sieh nur einmal! mein ſchönes Kleid
Iſt aller andern Vögel Neid;
Mein langer ſpiegelvoller Schwanz,
Und meines Halſes Wunderglanz,
Macht mich zu dieſes Hofes Zier.
Doch du, was haſt denn du an dir,
Das mir den Vorzug ſtreitig macht?
Du gehſt einher in Bauerntracht,
In einem alten grauen Kittel,
Haſt keinen Rang, und keinen Titel.
Der Kranich ſprach: drinn haſt du recht,
Mein Rang iſt klein, mein Rock iſt ſchlecht;
Doch hab ich wirklich gute Flügel,
Hoch über Land und Meer, und Hügel
Schwing ich mich auf, beſeh die Welt;
Und welches Land mir denn gefällt,
Nach dieſem ſteuert mein Gefieder;
Wenn ich es will, laß ich mich nieder,
Find aller Orten meinen Heerd,
Und eſſe, was mein Herz begehrt.

Da du hergegen ſtets im Wuſt
Auf deinem Miſte bleiben mußt,
Und, wenn du dich zum Flug ermannſt,
Kaum auf die Scheure fliegen kannſt.
Drum ſieh mich ſo gering nicht an,
Nicht immer macht das Kleid den Mann.

Der Knabe, und der Stieglitz.

Ein bunter Stieglitz ward gefangen,
Und einem Knaben auf Verlangen
Zu ſeinem Eigenthum geſchenkt,
Der ganz entzückt auf nichts mehr denkt,
Als ſeines Vogels recht zu pflegen.
Er ſucht daher ihm allerwegen
Sein liebſtes Futter, füllt ſein Glas
Des Tages oft mit friſchem Naß;
Vergoldet ihm ſein kleines Haus,
Und bringt ihm einen Diſtelſchmaus.
Der Stieglitz aber findet doch
Zuletzt ein unbemerktes Loch,
Aus welchem er gar bald entkam,
Und fröhlich ſeinen Abſchied nahm.
Der Knabe rief ihm freundlich zu:
Wohin du armer Vogel du?

Was hat dir denn bey mir gefehlt,
Daß ſich dein Flug das Weite wählt?
Hab ich nicht alles dir gegeben,
Wovon die Herrn Stieglitze leben?
War nicht dein Käfig ein Pallaſt,
Mit goldnen Dräthen eingefaßt?
Und ward dir nicht aus meiner Hand
Manch Stückchen Zucker zugewandt?
Komm wieder, bitt ich dich! herein!
Der Stieglitz gab zur Antwort: Nein!
Weg mit der goldnen Sklaverey!
Hier hab ich mehr, denn ich bin frey.

Der Jagdhund, und die Stadthunde.

Ein junger Jagdhund gieng zur Stadt.
Sobald er auf den Marktplatz trat,
Da kamen ſchon in großen Haufen
Die Stadthund' auf ihn zugelaufen.
Er nahm die Flucht; um deſtomehr
Ward er gejaget hin und her.
Zuletzt blieb er entſchloſſen ſtehn,
Und fletſchte grimmig ſeine Zähn'.
Als dieß die andern Hunde ſahn,
Fand keiner Luſt mehr, ſich zu nahn

Sie furchten ſich vor ſeinem Drohn,
Und jeder machte ſich davon.

Der Krammetsvogel, und die Schwalbe.

Zu ſeiner Mutter ſprach vergnügt
Ein Krammetsvogel: ſeht! wie fügt
Der Zufall es ſo wunderlich!
Ihr wißt, gar wenig reizet mich
Der Umgang unſerer Verwandtſchaft;
Ich lobe mir dafür Bekanntſchaft
Mit Fremden, die nicht zu gering;
Traun! das iſt ganz ein ander Ding!
Ich hatte Mutter, mich jetzt eben
Mit einer Schwalb ins Wort gegeben.
Ihr glaubt nicht, wie ſie ſchwatzen kann,
Man hört ſie mit Verwundrung an.
Wir haben uns auch feſt verpflichtet,
Und einen Freundſchaftsbund errichtet.
Ich ſoll zu ihrem Neſte kommen;
Und ſie hat auch ſich vorgenommen,
Recht oft uns, hier im Wald zu ſehn;
Sagt, Mutter! iſt das nicht recht ſchön?
Die Mutter ſprach: du biſt ein Thor,

Und nimmſt dir tolle Dinge vor.
Du biſt in friſcher Luft erzogen,
Im Walde ſtets herumgeflogen;
Wohnſt gern auf dem Wachholderſtrauch,
Und jene Schwalbe liebt den Rauch;
Du kannſt nicht Rauch noch Hitze leiden:
Ihr werdet bald von ſelbſt euch ſcheiden.

Die Wölfe und der Rabe.

Zween Wölfe, die ſehr hungrig waren
Begaben ſich mit viel Gefahren,
Zu einem Schafſtall. Jeder nahm
Sich nach Belieben da ſein Lamm,
Und eilten drauf zum Wald hinein,
Von niemand mehr geſtört zu ſeyn.
Ein Rabe ſahs von ungefehr;
Flog hurtig hinter ihnen her,
Und als ſie nun nach langem Schmachten,
Sich über ihre Beute machten;
Rief er von einem Baum herab:
Ihr Herrn, gebt mir doch auch was ab!
Ihr werdet mich doch nicht vergeſſen,
Und alles ſo allein hier freſſen?
Ich habe kühn und unverzagt
Mein Leben ja mit euch gewagt,

Drum gebt mir mein gebührend Stück,
Und weißt mich hungrig nicht zurück.
Ja, ſprach ein Wolf, du haſt geflogen,
Und biſt uns treulich nachgezogen;
Doch guter Freund, aus Eigennutz,
Und warlich nicht zu unſerm Schutz!

Die Schnecke, und die Fröſche.

Ein großer Hauſe Fröſche ſaß
An einem Teich, im grünen Graß;
Sie machten ſich mit Hüpfen, ſpringen,
Mit ſchwimmen, quacken, ſchreyen, ſingen,
Sehr luſtig. Eine Schnecke ſah
Sie voller Neid, und ſprach: Ja ja!
Das glaub ich wohl, ihr habt gut lachen,
Und könnt euch hier wohl luſtig machen!
Ihr habt vier ſchöne lange Beine,
Damit ſpringt ihr von Rain zu Raine;
Doch ich, ich unglückſelig Thier,
Ich kriecheſtets im Staube hier,
Und ſchleppe ſtets von Ort zu Ort
Mein Haus wie einen Buckel fort.
Indem ließ ſich der Storch hernieder;
Den Fröſchen bebten alle Glieder,

Er ſtach und fraß in ſie hinein,
Und ſchluckte hinter, groß und klein,
Ey (ſprach die Schnecke nun voll Muth,)
Ich ſeh, mein Buckel iſt ganz gut.
Den will ich künftig lieber tragen,
Als ſo mein Leben ſtets zu wagen.

Der wohlgezogene Hund.

Ein Herr hatt' einen ſchönen Hund,
Den liebt' er ſehr; aus ſeinem Mund
Gab er ihm manchen Leckerbiſſen,
Und ließ ſich oft gar von ihm küſſen.
Er war ſo folgſam auch, ſo zart,
Daß jedes Drohn ihm furchtbar ward.
Zugleich war auch ein Spitz im Haus,
Der lief gar öfters heimlich aus;
Kam voller Schmutz und Koth zurück,
Und machte ſonſt manch plumpes Stück.
Deßhalb ward er oft eingeriegelt
Beſchimpft, geſtoßen, und geprügelt.
So oft der fromme Hund dieß ſah,
War's, als ob es ihm ſelbſt geſchah.
Er lief, verkroch ſich, zitterte,
Als thäten ſchon die Schläg ihm weh.

Was bebſt du? (fieng ſein Herr einſt an,)
Hab ich dir jemals was gethan?
Ich habe dich ja nie geſchlagen!
Nein! (ſprach der Hund) das muß ich ſagen!
Doch fürcht ich eben jeden Schlag,
Weil ich nie einen haben mag.

Die beyden Elſtern.

Zwo Elſtern waren Nachbarinnen,
Kaum wurden ſie des Herbſtes innen:
So trugen ſie mit regem Fleiſſe
Sich auf den Winter ihre Speiſe
An guten Eicheln, braunen Nüſſen,
Und was ſonſt Elſtern haben müſſen,
Jedwed' in einen hohlen Baum,
Und gaben keiner Sorge Raum.
Der Winter kam vom hohen Brocken,
Das Haupt umringt mit Eis und Flocken;
Der freye Strom ward plötzlich hart,
Die ſterbende Natur erſtarrt.
Die Elſtern zehrten ohne Klagen
Vom Vorrath, den ſie eingetragen;
Doch flog die eine manchesmal
Beym erſten beſten Sonnenſtrahl

Hinaus ins Feld, und ſuchte ſich,
An Rain und Hügeln, kümmerlich,
Was noch zu eſſen dienlich war.
Die andre nahm dieß ſpöttiſch wahr
Und ſprach: fürwahr Frau Nachbarin!
Wie lange denkt ihr denn noch hin
Mit eurem Vorrath auszukommen?
Habt ihr die Lerche nicht vernommen,
Die munter ſchon im Saatfeld ſingt,
Und uns den Frühling wiederbringt?
Der Winter kann nicht länger währen,
Und ſicher könnet ihr verzehren,
Was hier ſchon aufgeſammelt iſt,
Und ſonſt verdirbt, und niemand frißt.
Lebt ſo wie ich in Freud und Scherz,
Denn neue Nahrung bringt der Merz.
Ja, (ſprach die andere darauf)
Dem Schein nach hört der Winter auf;
Doch, uns zum größten Ungemach,
Kommt oft ein ſpater Froſt noch nach.
Bleibt mir was übrig, nun wohlan'
Was ich nicht ſelbſt verzehren kann,
Wird unter dieſes Baumes Rinden,
Noch immer ſeinen Mann wohl finden.
Sie hatte Recht. Denn plötzlich kam,
Da ſchon der Lenz den Anfang nahm,

Ein neuer Winter. Tiefer Schnee
Bedeckte traurig Thal und Höh,
Und lag verſchiedne Wochen lang
Zu manches Thieres Untergang.
Kein Lenz erſchien, wie man gedacht.
Der Hunger kam mit ganzer Macht,
Und ihre Nachbarin erfriert,
Weil ſie nicht richtig calculirt.

DIE HUNDE MIT DER LÖWENHAUT.

Zween Hunde fanden in dem Wald
Ein Löwenfell, und fielen bald
Voll Neid und Rachſucht drüber her
Zerzauſtens und zerriſſens ſehr.
Dis ſah voll Zorn ein Wolf und ſprach:
Die Haut bedecket ihr mit Schmach;
Doch ſtäcke noch der Löwe drinn,
Wie hurtig würdet ihr entfliehn!

DER ESEL UND DER STIER.

Der Eſel gieng einſt auf der Weide
Mit einem Stier; da hörten beyde
Viel Lärm, als wie von einem Heer,
Und in den Dörfern rund umher
Zum Sturm mit allen Glocken läuten.
Was (ſprach Herr Heinz) mag das bedeuten?
Ach Freund! (erwiedert ihm der Stier,)
Ich zittre ſchon, der Feind iſt hier.
Laſs uns ſogleich von hinnen fliehn,
Bis daſs die Plündrer weiter ziehn;
Bekämen ſie uns hier zu faſsen,
Wir müſsten beyde Haare laſsen.
Der Eſel ſprach hierauf: Ey nun!
Willſt du entfliehn, das kannſt du thun.
Dir grauet, daſs du wirſt erſtochen,
Und ſie dich ſchlachten, ſchinden, kochen,
Von dieſem allem bin ich frey.
Mein Schickſal bleibt ſtets einerley,

Und ich muſs unter gleichen Plagen
Die Säcke doch zur Mühle tragen.

DER ADLER UND DER WIEDEHOPF.

Ein Adler, der mit groſsem Prachte
Dem ältſten Sohne Hochzeit machte
Lud alle Vögel ein zum Mahl.
Sie kamen auch in groſser Zahl,
Und nach ſehr freundlichem Empfang
Ward jeglichem ſein Sitz und Rang
Vom Adler ſelber zuerkannt.
Den Platz der Braut zur rechten Hand
Bekam zu aller Vögel Neid
Der Wiedehopf, dieweil ſein Kleid
Ins Auge fiel, und ſeinen Kopf
Ein hocherhabner Federſchopf
Wie eine Königskron umſchloſs,
Die Vögel, welche dies verdroſs,
Beſchwerten ſich, und ſagten laut:
Er ſitzt mit Unrecht bey der Braut.
Was hilft die Kron auf ſeinem Kopf,

Da er in ſeinem garſtgen Kropf
Die ekelhaftſte Nahrung ließt;
In jedem Koth, auf jedem Miſt
Herum ſich wälzt, aus Pfützen trinkt,
Und auf zehn Schritte weit ſchon ſtinkt,
So, ſprachen ſie, und voller Hohn
Gieng drauf der gröſste Theil davon.

DER LÖWE, DER STIER UND DER ZIEGENBOCK.

Ein ſtarker Stier, ſonſt unverzagt,
Ward von dem Löwen doch gejagt,
Und floh nach ſeinem Stalle zu.
Ein Ziegenbock ſtand da in Ruh,
Und hielt dem Stier ſogleich verwegen
Mit wildem Blick ſein Horn entgegen.
Der Ochſe wich in vollem Lauf
Den Hörnern aus, und ſprach darauf:
Ich fürchte mich, Freund, nicht vor dir;
Allein der Löw ist hinter mir.

DER BAUER MIT DEN BIRNEN.

Ein reicher Schultheiſs gieng von Haus
Gar früh zu einem Kirmeſsſchmaus,
Das Dorf lag weit von ſeinem Ort,
Indeſs lief er doch nüchtern fort;
Denn ſchon ſaſs er im Geist am Tiſch,
Bedekt mit Braten, Fleiſch, und Fisch.
Da, (dacht er) ſollſt du ſanſt doch ruhn,
Und dir was rechts zu gute thun.
Wer wollte nicht mit leerem Magen
Auf einen Schmaus zu hungern wagen?
So ſtrich er mit vergnügtem Sinn,
Durch Haide, Wald und Fluren hin.
Der Mittag nahte ſich nunmehr,
Und ſieh! ihm fällt von ungefähr,
Da ſchon die Sonne brennend ſticht,
Am Weg' ein Birnbaum ins Geſicht,
Den kürzlich brav der Wind durchrüttelt,
Und manche Birn herabgeſchüttelt.
Sie ſchienen reif und ſchön zu ſeyn,
Und luden unſern Wandrer ein,
Bey leerem Bauch, davon zu eſsen;
Allein er, ſtieſs ſie ganz vermeſsen

Mit ſeinen Füſsen fort, und ſprach:
Ich geh' ganz anderm Eſsen nach;
Ihr ſeyd mir ſonſt ein gut Gericht,
Doch meiner Treu! nur heute nicht!
Er eilte fort, und kam gar bald
An einen Strom, wo, durch Gewalt
Der Fluth, die Brücke weggeſchwommen;
Er konnte nicht darüber kommen,
Lief lang am Ufer auf und ab,
Bis er zuletzt ſich drein ergab,
Ungern den Weg zurücke nahm,
Und wieder zu dem Birnbaum kam,
Den er geſchmäht vor wenig Stunden,
Hätt er da nicht die Birn gefunden,
Die er getreten erſt mit Füſsen:
So hätt er halb verhungern müſsen.

DER LÖWE UND DER ESEL.

Gebeuget unter ſchwere Laſten,
Und mager von den vielen Faſten,
Gieng einſt ein Eſel über Feld.

Ihn ſah der Thiere Fürſt, der Held,
Der ſo gepriesne Löwe, gehn,
Und ſprach zu ihm mit bittrem Schmähn:
Weich aus, du niederträchtig Thier!
Man ſiehet ſeine Schand an dir:
Du ſchleppeſt, wie mans haben will,
Und ſchweigſt zu jeder Drohung ſtill!
Ruhm habt ihr noch allein von mir;
Ich bin des Thierreichs Schmuck und Zier,
Denn mich, und meine Tapferkeit,
Rühmt man auf Erden weit und breit.
Mit Demut hob der Esel an:
Und was hat Gutes ſie gethan,
Die ſo gerühmte Tapferkeit?
Den Wald verheert, das Vieh zerſtreut!
Ich nütze Menſchen ſpät und früh,
Und du, Herr Held! zerreiſſeſt ſie!

DIE ZIEGE, DAS LAMM, UND DAS SCHWEIN.

Ein Bauer fuhr zur Stadt, und nahm
Ein fettes Schwein, ein niedlich Lamm,

Und eine Zieg' auf ſeinen Wagen.
Die Ziege lag da, ohne Klagen,
Still wie das Lamm. Nur blos das Schwein
Fieng an aus vollem Hals zu ſchreyn,
Und tobte, raſt', und ſperrte ſich.
Pfuy! (ſprach der Bauer) ſchäme dich,
Du garſtig ungezognes Thier!
Sieh wie geduldig liegen hier
Die andern beyden! — Ey nun ja!
(Versetzt das Schwein.) Die Ziege da
Hat gute Milch; die läſst man leben,
So wie das Lamm, das Wolle geben,
Und ſich gefällig machen kann;
Allein wie ſchlimm bin ich nicht dran,
Da Alles beydes mir gebricht,
Nicht Milch hab ich, noch Wolle nicht;
Komm ich zur Stadt, ſo weiſs ich ſchon,
Der Tod iſt mein gewisser Lohn!

DIE MUECKE, UND DER STIER.

Mit lautem ſumſendem Gefieder
Lieſs, eine Mücke ſich hernieder
Auf einen Stier, und ſetzte ſich
Stolz auf ſein Horn, und ſprach: Drück ich
Zu ſehr dich auch, mein lieber Stier:
So bitt ich, ſage dreiſt es mir!
Wen hör ich hier als wie im Traum?
(Verſetzt der Stier.) Ich weiſs ja kaum,
So ſehr du auch dein Daſeyn nützeſt,
Auf welchem Horne du mir ſitzeſt.

DER JÄGER UND DIE WACHTEL.

Ein Jäger, der mit ſüſsen Griffen
Den Wachteln lange Zeit gepfiffen,
Fieng endlich eine. Guter Mann,
(Hub ſie vertraut zum Jäger an,)
Ich weiſs es wohl, an mir allein
Kann dir nicht viel gelegen ſeyn.
Doch willſt du mir das Leben ſchenken,
So wirſt du noch an mich gedenken!
Du ſollſt durch meine ſeltne Gaben
Traun! Wachteln gnug zu fangen haben!
Ich will ſie ſelbſt ins Netz dir führen,

Und du brauchst nur es zuzuſchnüren.
Ey, (ſprach der Jäger voller Hohn)
Weiſt du auch wohl der Falſchheit Lohn?
Da du ſelbſt Freunde willſt verrathen?
So will ich auch zuerſt dich braten.

DER KRANKE ESEL.

Ein alter Eſel lag ſehr krank
Im Stall auf einer harten Bank;
Der Stall war weislich zugemacht,
Und nur ein Loch drinn angebracht.
Da kamen Wölfe, Füchſe, Hunde,
Mit ſchon nach Fleiſch begiergem Munde,
Und ſprachen zu des Eſels Sohn
In ſüſsem freundſchaftlichem Ton:
Wie gehts dem alten Eſelmann?
Viel beſser (hub der Sohn drinn an)
Als wie die Herren wünſchen werden,
So freundlich ſie ſich auch geberden.

DER STAAR UND DIE HÄHNE.

In einem Hühnerbauer ſaſsen
Zween Hähne, die man mäſten laſsen;

Zu denen kam ein junger Staar,
Der von dem Koch gefangen war.
Die Hähne fielen auf ihn los,
Und rupften ihn mit manchem Stoſs.
Der Staar verkroch ſich; er war klein,
Und ſaſs im Winkel ſcheu, allein
Sie pflücken (dacht' er) dich mit Recht,
Denn du biſt nicht vom Hahngeſchlecht.
Doch bald drauf fiel der eine Hahn
Den andern ſelber grimmig an;
Da gieng es an ein Raufen, Beiſsen,
Es kam zuletzt zum Kammausreiſsen.
Ey ey! (gedachte drauf bey ſich
Der ſcheue Staar) nun tröſt ich mich!
Wie ſollt ich armer Fremdling klagen,
Da ſie ſich ſelber nicht vertragen?

DIE SPINNE, UND DIE SCHWALBE.

Die Spinne meynte, ganz allein
Das Recht zu haben, groſs und klein
Der armen Fliegen zu berücken;
Und ſah daher mit ſcheelen Blicken,
Daſs auch die Schwalbe Fliegen fieng
Wart, (dachte ſie) ich will das Ding
In kurzem dir zu wehren wiſsen

Du ſollſt mir dafür leiden müssen!
Sie war recht ſtolz auf ihre Künſte,
Indem ſie ein ſehr feſt Geſpinnſte
Queer über vor die Fenſter zog,
Durch welches oft die Schwalbe flog.
Allein die Schwalbe kam gar bald,
Fuhr durch das Fenſter mit Gewalt,
Riſs Spinn und Netz mit übers Dach;
Da ſchrie die Spinne: weh mir! Ach!
Ich denke Vögel umzubringen,
Und konnte Fliegen kaum bezwingen!

DER BÄR, UND DIE BIENEN.

Einſt ſchlich ein honigleckrer Bär
Um eine Bienenwohnung her,
Lautſummend fährt da aus dem Haus
Schnell eine Bien' auf ihn heraus,
Und ſticht ihn auf den Pelz. Voll Grimm
Faſst gleich der Bär mit Ungeſtüm
Den Bienenkorb, und ſtürzt ihn um,
Wühlt in dem Honigſeim herum,
Macht hundert junge Bienen todt,
Und brummt, und kratzt, und ſcharrt, und droht.
Als drauf die andern Bienen ſahn,

Was ihr ergrimmter Feind gethan:
Da ſiel die ganze Schaar auf ihn.
Er konnte nicht ſo ſchnell entfliehn,
Daſs ſie ihn nicht ereilet hätten,
Vor Angſt wuſst er ſich nicht zu retten;
Der ganze Rücken war ihm wund,
Er blutete an Aug und Mund,
Und ward an allen vieren lahm.
Als er drauf zu ſich ſelber kam,
Und ſich der Bienenſchwarm verlohr;
Sprach er mit Seufzen: o ich Thor!
Hätt' ich der Rache doch vergessen,
Den einen Stich in mich gefressen!
Nicht Einen Stich wollt' ich ertragen,
Nun muſs ich über tauſend klagen!

DIE REPUBLIK DER SPINNEN.

Dem Spinnenvolke ſiel es ein,
In Zukunſt ſicherer zu ſeyn,
Und nicht jedwedem zu vergönnen,
In ihrem Schloſs herum zu rennen.
Sie wohnten eben dazumal
In einem groſsen wüſten Saal,
Durch dessen offne Fenſterbogen
Stets Mücke, Schwalb, und Sperling ſlogen.

Wir wollen, (murreten die Spinnen)
Den Vortheil euch wohl abgewinnen;
Und zogen in die Läng und Queer
Viel Fäden vor den Fenſtern her
Doch Schwalb und Sperling kamen bald,
Und fuhren dreiſt, und mit Gewalt,
Durch dieſe leichten Spinneweben,
Und nur die Mücken blieben kleben.

DER HUND UND DER WOLF.

Vorm Gartenthore ſchlief ein Hund;
Dem naht ſich in der Abendſtund'
Ein Wolf, erwiſcht ihn bey dem Bein,
Und ſprach: du muſst mein Braten ſeyn!
Der Hund verſetzt aus Angst beherzt:
Mein wertheſter Herr Wolf, ihr ſcherzt!
Wie könntet ihr euch ſo vergeſſen,
Und mich höchſt magern Schlucker freſſen?
Geduldet euch noch kurze Zeit!
Denn (unter uns) mein Herr, der freyt,
Und da werd ich mit andern Gäſten
Gewiſslich mich nicht wenig mäſten.
Bin ich alsdann recht ſtark und feiſt:
So kommt hieher nur frey und dreiſt;
Ich werde gern mich euch ergeben,

Denn ich mag ſo nicht lange leben.
Der Wolf glaubt dieſem ſüſsen Wort,
Und eilet zu dem Walde fort.
Nach einem guten Vierteljahr
Stellt er des Nachts ſich wieder dar.
Der Hund war eben drinn im Haus.
Er rief ihm zu: Freund, komm heraus!
Und ist dein Wort bey dir in Ehren,
So komm, und laſs dich nun verzehren;
Du weiſst, daſs du vor wenig Wochen
Mir ſolches auf die Hand verſprochen.
Gleich komm ich! (ſprach der Hund hierauf,)
Und ſtürzte ſich mit wildem Lauf
Heraus auf ſeinen Feind; zerreiſst
Voll Muth ſein Fell, und würgt, und beiſst
So auf ihn los, daſs in der Flucht
Der Wolf ſehr eilig Rettung ſucht.
Im Fliehen rief der Hund ihm nach:
Ich halte, was ich dir verſprach!
Ich bin recht ſtark und feit geworden,
Um deſto beſſer dich zu morden.

DAS WIESEL UND DIE HÜHNER.

Nach Recht und Urtheil, mit dem Prügel,
Ward vor dem frohen Hausgeflügel
Ein Dieb und andrer Tullian,
Ein ſchlimmes Wieſel, abgethan.
Ein Hof voll Hühner ſah es leiden,
Und gackerte dabey vor Freuden,
Nur eine Henne blieb betrübt,
Und ſprach: man bricht des Räubers Glieder;
Allein die That iſt ſchon verübt,
Wer giebt mir meine Kinder wieder?

DER AFFE UND DER BÄR.

Ein Aff und Bär, zween nahe Vettern,
Gleich groſs, gleich näſchig, und gleich alt,
Auch gleich geſchickt im Steig' und Klettern
Durchſtrichen eifrig Feld und Wald
Um ihrer Magen Zorn zu ſtillen,
Der Bär gieng langſam, traurig, krumm,
Als wie ein Schuldner, und ſieng Grillen,
Der Affe ſah ſich munter um.
Der Hunger macht ihm leichte Glieder,
Ein Luftſprung koſtet ihm nicht viel,
Jetzt ſieht er auf, jetzt vor ſich nieder,
Ein Affe lebt und ſtirbt im Spiel.

Was nützen dieſe Fleiſchergänge?
Rief hier der Affe mit Verdruſs,
Wenn ich auf einen Baum mich ſchwänge,
Darauf ſich alles zeigen muſs,
So dürften wir nicht länger ſuchen.
Sofort bemerkt' er einen Baum,
Die treflichſte der hohen Buchen,
Er kroch hinauf, man ſah ihn kaum.
Drauf ſetzt er ſich, beroch das Wetter,
Guckt endlich wieder in den Wald;
O Vetter, ſchrie er, lieber Vetter,
Du biſt ja, wie ein Zwerg geſtalt.
Was iſt dir immer wiederfahren,
Du biſt noch einer Erbſe groſs,
Da wir ſonſt gleicher Länge waren.
O Vetterchen, dich hör ich blos,
Antwortete der Bär erbittert,
Und nun ward das Gezänke ſcharf,
Bis, da ſie endlich ausgewittert,
Der Affe ſich herunter warf.
Wie nun? rief Petz, ſobald er drunten;
Wie nun? verſetzt der Pavian,
Warſt du denn oben? und du unten?
Sie ſahen ſich verwundernd an.
Du biſt ein Bär; und du ein Affe,
Fiel Aff, und Bär einander ein,
Hier ist nichts, das uns Nutzen ſchaffe,
Die Buche muſs bezaubert ſeyn.

Der Löwe, und der Wolf.

Am Fuß der wüſten Parther Felder
Schlug König Löw und Meiſter Bär
Den Richtſtuhl auf: das Volk der Wälder
Stund nach der Ordnung um ſie her.
Die Kuh erſchien zuerſt und klagte
Der Thiere ſtrengem Oberhaupt,
Ihr Kind, das Kalb, hab, eh es tagte,
Ein unbekannter Dieb geraubt.
Der Löwe ſah umher, zu hören,
Wem ſonſt davon was wiſſend ſey.
Ich, ſprach der Wolf, kann heilig ſchwören,
Herr König, ich war nicht dabey
Und wer verklagt dich? ſprach der König;
Verläumder! fiel ihm jener ein,
Ich bin jetzt krank, und eſſe wenig,
Und kann es nicht geweſen ſeyn.
Schweig! rief der Löwe, das Gewiſſen
Läßt einen Buben nirgends ruhn,
Du haſt der Kuh ihr Kalb zerriſſen,
Der Bär ſoll dir desgleichen thun.
So ſtarb der Wolf, und wie man ſaget,
Verrieth ſein Bauch, was er gethan;
Wer ſich entſchuldigt eh' man klaget,
Der gibt ſich ſelbſt zum Thäter an.

Der Rieſe und der Zwerg.

Es traf auf ſeinem Gange
Ein Ries ein Zwerglein an,
Und ſprach: ich ſuchte lange,
So was für meinen Zahn.

Dieß iſt ein fetter Biſſen,
Der Luſt zum Trunk erweckt,
Und der, auf mein Gewiſſen!
Auch ohne Tunke ſchmeckt.

Herr! ſagte hier der Kleine,
Ich bin in deiner Hand,
Was hilfts mir, wenn ich weine
Wer thut dir Widerſtand?

Doch eh ich armer Knabe
Dein Abendeſſen ſey,
So ſtelle mir zur Gabe
Nur eine Bitte frey,

Und ſchwör, ſie zu erfüllen.
Er ſchwört, der Kleine ſpricht:
So höre meinen Willen,
Ich bitte, friß mich nicht.

Die Schlange.

In Afrika war eine Schlange,
Die alle Thier' ohn Urſach biß,
Und was ſie biß, das trieb's nicht lange,
Die Wunde ſchwoll, es ſtarb gewiß.

Dieß gieng ihr lange Zeit von ſtatten,
Bis, da ſie einſt im Graſe ſpielt,
Sie endlich ihren eignen Schatten
Für eine fremde Schlange hielt.

Da biß ſie, weil ſie es nicht wußte,
Mit einer ſolchen Wuth nach ſich,
Daß ſie davon ſelbſt ſterben mußte.
Daran, Verläumder, ſpiegle dich!

Die Katzen und der Hausherr.

Thier' und Menſchen ſchliefen feſte,
Selbſt der Hausprophete ſchwieg,
Als ein Schwarm geſchwänzter Gäſte
Von den nächſten Dächern ſtieg.

In dem Vorſaal eines Reichen
Stimmten ſie ihr Liedchen an,
So ein Lied, das Stein' erweichen,
Menſchen raſend machen kann.

Hinz, des Murners Schwiegervater
Schlug den Takt erbärmlich ſchön,
Und zween abgelebte Kater
Quälten ſich, ihm beyzuſtehn.

Endlich tanzen alle Katzen,
Poltern, lärmen, daß es kracht,
Ziſchen, heulen, ſprudeln, kratzen,
Bis der Herr im Haus erwacht.

Dieſer ſpringt mit einem Prügel
In dem finſtern Saal herum,
Schlägt um ſich, zerſtößt den Spiegel,
Wirft ein Dutzend Schaalen um;

Stolpert über einge Späne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr,
Und zerbricht zwo Reihen Zähne:
Blinder Eifer ſchadet nur.

Der Uhu und die Lerche.

Es ſaß ein Uhu lange Zeit
Im Schatten einer hohlen Eiche,
Der höchſten in dem deutſchen Reiche,
In einer öden Traurigkeit.

Hoch über ihm ließ ſorgenfrey
Sich eine muntre Lerche hören,

Und meldete der Sänger Chören,
Daß jetzt der Frühling nahe ſey.
Ihr Lied dringt aus den heitern Lüften
Ins grüne Thal, belebt die Triften,
Der Uhu horcht, und ächzt dabey,
Daß er nicht auch ſo frölich ſey.

Die Ungeduld ermuntert ihn,
Sich aus dem Neſte zu bemühen,
Die feige Lerche wollt' entfliehen,
Sie wollte noch, als er erſchien.
Doch war der armen Lerche bange,
So dauerte die Angſt nicht lange,
Als ſie zu ihrem Troſt vernahm,
Daß er in Friede zu ihr kam.

Es ſchien dem Uhu zweifelsfrey
Das Lerchenfleiſch noch nichts zu taugen,
Er ſchwur bey ſeinen großen Augen,
Daß er vorjetzt nicht hungrig ſey.
Die Neugier, ſprach er, dich zu fragen,
Hat mich an dieſen Ort getragen.
Bekenne, was die Urſach iſt,
Daß du beſtändig frölich biſt?

Monarch der Eulen! ſagte ſie,
Wer ſtets geſunde Tage zählet,
Und fliegen kann, wohin er wählet,
Wie kann der trauern? Fragſt du, wie?

Fiel ihr der Uhu in die Rede,
Du ſcheinſt ja ſonſt mir ziemlich blöde,
Gedenkſt du niemals an den Tod,
Noch was der Herbſt und Winter droht?
Ich denke, ſprach ſie, wohl daran,
Allein der Tod iſt unvermeidlich,
Die Herbſt- und Winternoth noch leidlich,
Und jetzt geht ja der Frühling an.
Ich leb indeſſen nach der Lehre,
Die ich von jenem Schäfer höre,
Der dort im grünen vor uns liegt:
Ein Weiſer ſey nie misvergnügt.
Geh nur, du kleine Närrin du!
Fiel der Beſcheid aus, das ſind Lehren,
Die für die Lerchen nur gehören!
Die Lerche flog dem Schäfer zu,
Und ſang ganz heimlich auf der Reiſe:
Wer frölich ſeyn will, der ſey weiſe.

Der Adler und der Schmetterling.

Ein Sonnenadler, den ſein Flug
Bis an die höchſten Sonnen trug,
Ward durch den Wald von tauſend Zungen

Als aller Vögel Fürſt beſungen.
Lob zeugt den Neid! Ein Schmetterling,
Ein kleines, aber ſtolzes, Ding
Vermaß ſich ohne Scheu, dem Adler gleich zu fliegen,
Wo nicht ihm annoch obzuſiegen.

Der Adler nahm den Wettſtreit an,
Als man ihm ſolches kund gethan,
Und ließ dem Molkendiebe ſagen,
Es morgen früh mit ihm zu wagen.
Der Adler war ſchon lange da,
Eh ſein Begleiter kam, der auf der kurzen Reiſe
Auf manches Blümchen flog, und da und dorthin ſah,
Nach aller Schmetterlinge Weiſe.
So kam er an, und gleich darauf
Erhob der Adler ſich zu den ſaphirnen Höhen;
Der kleine Harlekin rafft ſich nun gleichfalls auf,
Und läßt die bunten Flügel gehen.
Allein er war nicht weit, als ſchon ein Wirbel kam,
Der ihn vor aller Augen nahm,
Und rücklings mit herunter brachte;
Es war kein Vogel, der nicht lachte.

Der Hänfling.

Ein Hänfling, den der erſte Flug
Aus ſeiner Aeltern Neſte trug,
Hub an, die Wälder zu beſchauen,
Und kriegte Luſt, ſich anzubauen,
Ein edler Trieb: denn eigner Heerd
Iſt, ſagt das Sprichwort, Goldes werth.

Die ſtolze Glut der jungen Bruſt
Macht ihm zu einem Eichbaum Luſt.
Hier wohn' ich, ſprach er, wie ein König,
Dergleichen Neſter giebt es wenig.
Kaum ſtund das Neſt, ſo ward's verheert
Und durch den Donnerſtrahl verzehrt.

Es war ein Glück bey der Gefahr
Daß unſer Hänfling auswärts war,
Er kam, nachdem es ausgewittert,
Und fand die Eiche halb zerſplittert.
Da ſah er mit Beſtürzung ein,
Er könne hier nicht ſicher ſeyn.

Mit umgekehrtem Eigenſinn
Begab er ſich zur Erde hin,
Und baut in niedriges Geſträuche,
So ſcheu macht ihn der Fall der Eiche.
Doch Staub und Würmer zwangen ihn,
Zum andernmahl davon zu ziehn.

Da baut' er ſich das dritte Haus,
Und las ein dunckles Büſchgen aus,
Wo er den Wolken nicht ſo nahe,
Doch nicht die Erde vor ſich ſahe,
Ein Ort, der in der Ruhe liegt,
Da lebt er noch, und lebt vergnügt.

Der Hünerhund.

Des kranken Mopſes gutes Leben
Begehrt der neidiſche Bellin,
Bellin, vor dem die Haaſen beben,
Das Rebhuhn fällt, die Füchſe fliehn

Da ſieht man, wem das Glücke grünet,
Seht! ſpricht er, dieſen Broddieb an,
Zeit Lebens hat er nichts gethan,
Doch wird er wie ein Abt bedienet.

Das Brod vom ſchönſten Waizenkorne
Und Lerchenbrüſte nähren ihn;
Seht! wie ſich Herr und Frau bemühn,
Da iſt Mops hinten, Möpschen vorne.

Ich bin geſund. Was iſt mein Dank,
Wenn ich Feld, Buſch und Thal durchkrochen?
Des Tages Prügel, Abends Knochen,
Warum bin ich nicht gleichfalls krank?

Bellin ward krank und Mops geſund,
Sobald der Hausherr es vernommen,
So ließ er ſeinen Jäger kommen,
Und ſprach: erſchießt den Hühnerhund.

Der arme Hund erſchrack ſehr heftig,
Als er den Todesſpruch empfieng,
Und dieſer Schrecken war ſo kräftig,
Daß ihm ſein ganzes Weh vergieng.
Er ſäumte nicht, davon zu ſcheiden.

Der junge Kater.

Der Ausbund eines ſchönen Katers,
Den Muth und Alter mündig ſprach,
Bekam die Würde ſeines Vaters,
Und ſtellte Mäus' und Ratten nach,
Er folgte der gemeinen Weiſe;
Des Räubers Sohn wird gern ein Dieb,
Das Wölſchen fühlt des Wolfes Trieb,
Ein junger Kater wünſcht ſich Mäuſe.

Die dunkle Nacht bezog das Land,
Der Thau wuſch die beſtaubten Fluren
Als unſer Held noch keine Spuren
Des längſtgeſuchten Wildprets fand,
Das Warten löſchte ſacht und ſachte

Des Katers erſtes Feuer aus,
Er ſah und hörte keine Maus.
Ein Ding, das ihn verdrüßlich machte.

Er ſaß und putzte ſich das Kinn,
Da ſchlich ein Wieſel zu ihm hin,
Was ſuchſt du? ſprach der Kater leiſe:
Ich ſuche, war die Antwort, Mäuſe.
O weh! ſoll ich mein Bischen Brod,
Fieng Murner heimlich an zu heulen,
Mit einem ſchlimmen Wieſel theilen?
So leid ich endlich ſelber Noth.

Auf beſſre Kundſchaft ſich zu legen,
Kroch er bis an das Scheurendach,
Da flog ihm Jungfer-Eul' entgegen,
Schatz! fragt er, biſt du auch noch wach?
Ja, ſprach das ſchleyrlichte Geſichte,
Ich warte hier auf ein Gerichte,
Auf einen guten Abendſchmauß,
Auf was denn, Kind? auf eine Maus.

Die Antwort ärgerte den Kater,
Er ſteigt herab, ſieht auf den Miſt,
Da iſt ein Igel, der was frißt.
Viel Glück zur Mahlzeit, alter Vater!
Was ſchmeckt dir denn allhier ſo gut?
Ein Mäuschen, ſprach er, iſt mein Eſſen,
Ey, daß du müßteſt Kohlen freſſen,

Gedachte jener voller Wuth.

Hier, ſeufzt' er, iſt nichts mehr zu naſchen,
Fort, auf das Feld! vielleicht kann ich
Noch eine dicke Feldmaus haſchen,
Mit dieſer Hoffnung ſtärkt' er ſich.
Er kam auf's Feld, und traf im Gehen
Den Fuchs voll Zorn und Rachgier an,
Aus Neugier blieb der Kater ſtehen,
Und ſprach: „Wer hat dir was gethan?

O! ließ der Fuchs ſich fluchend hören,
Ich wußt' ein volles Mäuſeloch,
Und dachte dieſen Abend noch
Es mit Vergnügen auszuſtöhren;
Doch, als ich in dem Walde bin,
So geht der Schelm, der Sperber hin,
Und ſtiehlt, ſo geht mirs, das Geniſte,
Daß er davon zerberſten müſte!

So bald der Kater mit Verdruß
Des Fuchſes letzte Worte hörte,
So wandt' er traurig Kopf und Fuß,
Damit er ſtraks nach Hauſe kehrte.
Ach! ſprach er, wenn ſo viele ſind,
Die nach dem Mäuſefleiſche ſtreben,
Was hoff ich noch, ich armes Kind,
Von dieſem Handwerk auch zu leben?

Indem er alſo bey ſich dachte,

So fieng er eine Maus im Gehn,
Die ihn auf die Gedanken brachte,
Den Mäuſen dennoch nachzuſehn.

Der Eſel und die Dohle.

Ein Eſel mochte lüſtern ſeyn,
Und wollt' auf öffentlichen Gaſſen
Sein lieblich Stimmchen hören laſſen,
Er hub abſcheulich an, zu ſchreyn.
Die, ſo daſelbſt vorüber giengen,
Verwünſchten, ſchimpften ihn dafür.
Pfuy, ſagte man, das garſtige Thier,
Es brüllt, daß uns die Ohren klingen.
Nur eine Dohle ſaß dabey,
Die das ertödtende Geſchrey,
Das alle Welt mit Recht verfluchte,
Allein bewunderte, und nachzumachen ſuchte.

Das Krokodil und das Meerpferd.

Einſt lag ein Krokodil am Strande
Des Stroms geſtreckt, und dürrte ſich

Den feuchten Ränzen ſäuberlich
In der Aegypter tiefen Sande.
Ein armes Kind, das noch nicht viel
Von dieſem Ungeheuer wußte,
Kam aus Verſehn zum Krokodil.
Sofort war dieſer auf den Beinen,
Und biß ihm das Genick entzwey.
Doch glaubt ihr, daß es möglich ſey?
Der Krokodil fieng an zu weinen.

Ein Meerpferd, das ſeit langer Zeit,
Entfernt von aller Eitelkeit,
In ſeiner Höhle ruhig lebte,
Und ſich der Einſamkeit beſtrebte,
Kam gleich dazu, und ſah mit Luſt,
Wie dieſer Mörder ſich betrübte.

Ach dieſes hab ich längſt gewußt,
Daß dich der Himmel annoch liebte,
Hub dieſer Meerapoſtel an,
Mein Bruder, das iſt wohlgethan,
Bedaure du nur dein Verbrechen,
Und weine ferner Tag und Nacht,
Daß du dieß Kindlein umgebracht,
So wird die Vorſicht es nicht rächen.

Da wär ich ſo ein Thor, wie du,
Schrie ihm der neubekehrte zu,
Erſpahre künftig deine Lehren,

Der Junge macht mich noch nicht ſatt,
Weil er kein Fleiſch am Kopfe hat,
Das iſt die Urſach meiner Zähren.

Der Fuchs und das Eichhorn.

In ſichrer Höh gerader Eichen
Sah Reineke von ungefehr
Ein braunes Eichhorn hin und her
Ringfertig durch die Gipfel ſtreichen.
O mein Herr Vetter! rief der Dieb,
Es iſt mir ja von Herzen lieb,
Dich unverhofft hier zu begrüſſen,
Ich brenne ſeit geraumer Zeit
Für Sehnſucht und für Zärtlichkeit
So einen nahen Freund zu küſſen.

Das muß ich wohl mit Dank erkennen,
Verſetzt das Eichhorn, daß du mich
So heftig liebſt, ich bitte dich,
Kannſt du mir deinen Namen nennen?
Zu dienen, Eichhorn heißet er,
Dein Vater, tröſt ihn Jupiter,
Und meiner waren rechte Brüder,
Vollbürtge Brüder, und wir ſind

Im andern Grad geſippt, mein Kind!
O ſteige doch geſchwind hernieder.

So! ſind wir zwey ſo nahe Vettern,
Antwortete das Eichhorn drauf,
So werd ich, nimms nicht übel auf,
Annoch ein wenig höher klettern.
Denn meine Mutter lehrte mich,
Daß unter nahen Vettern ſich
Die Eintracht allzeit ſtärker nähre,
Je weiter hier auf dieſer Welt
Wo Mein und Dein uns Fallen ſtellt,
Der eine von dem andern wäre.

Der gute Fuchs gieng ſeine Straße,
Und dachte daß der Unterricht
Von ſeiner alten Muhme nicht
Auf all und jede Fälle paſſe,
Nur dieſes fiel, mit alle dem
Dem alten Heuchler unbequem,
Daß ſein Gewiſſen ihn belehrte,
Daß unter die, bey denen man
die Lehre wirklich brauchen kann,
Er und ſein Vetter auch gehörte.

DIE GEMSE. DIE ZIEGE.

Des Himmels Nachbarin, die Gemse, kletterte
Auf hohen Alpen. — Flüchtige:
Rief eine Ziege, warte doch:
So hoch komm ich doch auch wohl noch.
Sie wartet, und mit leichter Müh
Erreicht die Ziege ſie;
Und ſpricht: ſieh nun, bin ich nicht da?
Kann ich nicht klettern? Ja,
Du kannſt, antwortete die Gems, allein,
Nimm dich in acht, ſonſt brichſt du Hals und Bein;
Denn ſieh herauf!
Nach jener Höh, dem Himmel nah,
Da klettr' ich nun hinauf;
Und plötzlich raffte ſie ſich auf,
Erreichte bald
Den höchſten Gipfel, ſtand darauf
In kaum zu ſehender Geſtalt,
Und rief hierauf: Nun komm herauf!
Die Ziege ſchwindelte
Vor der zu ſteilen Höh.
Doch, dachte ſie, gewagt iſt halb gewonnen,
Komm ich auch allenfalls,
Wenn ich nicht weiter kann,
Nur halb hinan.

Kaum hatte ſie das kühne Werk begonnen,
So ſtürzte sie, und brach den Hals.

DIE ELSTER. DER UHU.

Die Elſter ſaſs auf einem hohen Baum,
Der manchem Wand'rer Schatten gab,
Und plauderte herab.

„Die Lerche, (ſprach ſie), ſingt ja kaum
„Ihr Tireli des Morgens nur dreymal,
„Hingegen ſingt die Nachtigall
„Zwar Tag und Nacht, und weiſs
„Nicht aufzuhören, ihren Fleiſs
„Bewundert man, allein
„Er ſollte dauerhafter ſeyn,
„Er währt ja nur vier Wochen!
„Ich plaudere Jahr aus, Jahr ein,
„Ach wie könnt ich ſo faul doch ſeyn“

Sie hatt' es noch nicht ausgeſprochen,
Da liſpelte ein ſpöttiſcher Uhu,
Der in des Baumes Bauche ſaſs,
(Ein Philoſoph, der alle Welt vergaſs)
Von unten auf ihr zu:

„Ach hielt die Elſter doch das Maul,
„Ach wäre ſie doch faul!“

DER WIEDEHOPF. DIE NACHTIGALL.

Ein Wiedehopf prieſs ſich
Und ſein gekröntes Haupt
Der Nachtigall. — Mein Weibchen, ſprach er, glaubt,
Du warſt recht häſslich gegen mich.

Das könnte ſeyn, erwiederte
Die Nachtigall, und flog auf eine Höh
Und ſang.
Und alle Wandrer blieben ſtehn,
Und ſagten; wie ſingt ſie ſo ſchön!
Ey, welch ein Klang!

Der Wiedehopf hört' es, flog hin und her,
Doch keiner ſprach: wie ſchön iſt er!
Denn für die kleine Philomele
War alles Ohr.
Man zieht gemeiniglich doch eine ſchöne Seele
Dem ſchönſten Körper vor.

DER

DER HUND. DER WOLF.

Ein armer magrer Wolf, der wenig Lämmer ſtahl,
Begegnete bergab, in einem engen Thal,
Dem fettesten und schönsten Hund,
Mit Namen Sigismund.

Ach, dacht er gleich, ach wär ich doch nun nicht,
So ganz entkräftet, ey wie ſchön wollt ich mich rächen
Für ſo manchen Biſs, von ſolchem Böſewicht.
Doch was er denkt, das wagt er nicht zu ſprechen.

So freundlich als wenn er
Kein Hundefeind geweſen wär,
Redt er ihn an:

„Mein ſchöner Herr!
„Gott grüsse ſie! Ey, wie geſund
„Sehn ſie mir aus, ſie wohlgepflegter,
„Sie ſchöner, groſser, lieber Hund!
„Was ſie so ſchön macht und ſo rund,
„Ach das kommt nicht in armer Wölfe Mund!
„Und wer ist ſchuld? (fragt Ritter Sigismund)
„Ihr armen Sclucker ihr!
„Daſs ihr ſo rund nicht ſeyd, als wir?

„Seyd ihr es denn nicht ſelbst? Warum behaltet ihr
„Den fürchterlichen öden Wald,
„Zu eurem Aufenthalt,
„Worin ihr euch ſo kümmerlich ernähren,
„Den ihr bey Nacht mit Angst durchtraben müſst.
„Euch einen Tag des Hungers zu erwehren?
„Und oft kommt es' daſs es nicht möglich ist.
„Was für ein beſser Loos, Herr Wolf! erwählten wir,
„Als wir den öden Wald verlieſsen?
„Der Menſch, man glaubt es nicht, iſt ein geſellig Thier,
„Er läſst uns ohne Neid, was er genieſst, genieſsen.
„Speiſst uns von ſeinem Tiſch, und wenn er Gäste hat,
„So macht er uns ſogar mit Leckerbiſsen ſatt.„

„Ey! (ſragt der Wolf mit ſpitzem Ohr),
„Was thut ihr ihm davor?
„Nichts, (ſagt der Hund), wir bellen nur ein wenig,
„Und haben unſer Fest,
„Sobald ein Bettler oder König
„Vor unſrer Thür ſich ſehen läſst,
„Dann schmeicheln wir dem Herrn und auch der Frau im Hause,

„Und täglich ſchmauſen wir dafür von ihrem Schmauſse.
„Kurz Freund! wir ſind getreue faule Diener.
„Dagegen nehmen wir mit Knochen junger Hühner
„Und zarter Tauben gern vorlieb. —

„Das thät ich auch (fiel ihm der Lämmerdieb
Schnell in das Wort), „ich bitte nimm mich mit!
Und plötzlich trabten ſie wie Brüder einen Schritt,
Nicht lange. Denn der Wolf, der ſo geſellig trabt,
Betrachtet ſeinen Freund, ſieht ſeinen Hals geſchabt,
Steht hurtig ſtill und fragt: „Ey was ist das
„Am Halse da? — „Nur eine Kleinigkeit;
„Mein Halsband war ein wenig nur zu enge,
„Nun hab ich eines, das ist weit.

„Ein Halsband? Ey ist denn dein Herr ſo ſtrenge?
„Legt er dich an? — Nicht allezeit,
„Zuweilen nur der kleinen Kinder wegen;
„Was ist daran gelegen?
„So viel, (ſagt Meiſter Wolf), daſs ich
„Nicht neidiſch bin auf dich.

„Die Freyheit ist ein viel zu edles Gut.
„Ich tauſche nicht, ein Schelm ist, der es thut,
„Freund lebe wohl! (Der Hund ſagt,“ Warte doch!
„Nein,“ ſagt der Wolf, lauft fort, und lauft wohl noch.

DER HIRSCH.
der ſich im Wasser ſieht.

Ein Hirsch bewunderte ſein prächtiges Geweih
Im Spiegel einer klaren Quelle.
„Wie schön steht es, sprach er, recht auf derſelben Stelle,
„Wo Königskronen ſtehn, und wie ſo stolz! ſo frey!
„Vollkommen ist mein ganzer Leib, allein
„Die Beine ſind es nicht, die ſollten ſtärker ſeyn.„

Indem er ſie beſieht, mit ernstlichem Geſicht,
Hört er im nahen Busch ein Jägerhorn erſchallen,
Merkt auf, ſieht eine Jagd von dem Gebirge fallen,
Erſchrickt und flieht davon. Nun aber hilft ihm nicht
Sein kronetragend Haupt dem nahen Tod entfliehn,

Nicht ſein vollkommner Leib, die Füſse retten ihn,
Sie reiſsen wie ein Pfeil die prächtige Geſtalt
Mit ſich durch flaches Feld und fliehen in den Wald.

Da aber halten ihn, im vogelſchnellen Lauf,
An ſtarken Zweigen oft die vierzeh'n Enden auf,
Er reiſst ſich loſs, er flucht darauf
Lobt ſeine Beine nun, und lernet noch im Fliehn,
„Das Nützliche dem Schönen vorzuziehn."

DIE GRILLE. DIE AMEISE.

Eine faule Grille ſang
Einen ganzen Sommer lang,
Und war immer ohne Sorgen
Für den andern Morgen.
Weil der Sommer Nahrung hat,
Wurde ſie auch täglich ſatt;
Aber als der Winter kam,
Der der Flur das Leben nahm,
Und nun alles öde ſtand,
Und kein Würmchen ſich mehr fand;
Sprach ſie zu der Nachbarin,
Zu der Ameis' „Ach ich bin
„Ja ſo hungrig, gieb mir doch
„Ein klein wenig nur zu leben!

„Deine Kammer hat ja noch
„So viel Vorrath, und ich will
„Alles ehrlich wiedergeben
„Mit den Zinſen im April.
„Schwesterchen (antwortet ihr
Die Ameise) „ſage mir
„Doch nur erſt, wie brachtest du
„Deine Zeit im Sommer zu?
„Sage mir, was thatest du?

„Was ich that? Du weist es wohl
„Ich die Freundin vom Apoll,
„Sang beſtändig, hast du mich
„Nicht gehöret; und konnt ich,
„Schwesterchen was bessers thun?
„Grillchen, nein? Doch tanze nun!

DER WOLF. DIE ZIEGE.

Auf einem Felſen ſteiler Höh,
Die weder Gras noch ſetten Klee
Den Hungrigen zur Speise gab,
Stand eine Ziege.

Komm herab,
Du kleine, ſchmale, niedliche!
Rief Räuber Wolf zu ihr hinauf:
Was ſtehst du doch da oben drauf?

Da triffſt du keinen guten Fraſs
Für deinen lieben Magen an;
Hier unten ſteht ja ſo viel Gras,
Daſs man ſich artig mäſten kann,
Auch ſtehn an kleinen Wasserfällen
Viel junge Bäumchen abzuſchälen,
So ſchön bequem, und ſind ſo süſs,
Wie Zuckerrohr, das ist gewiſs,
Herr Wolf, antwortete geſchwind,
Die kleine Ziege,
Ey sie sind
Fast allzugütig, geben ſie
Sich aber doch nur keine Müh
Um meinen Magen, denn ich bin
Nicht eben eine Fresserin,
Ich halt es mit geſunden Kräutern
Und mag, mit fettem Gras und Klee,
Nicht eben meinen Leib erweitern,
Ich klettre gern, Herr Wolf, Adieu!

LIED EJNES MÆDCHENS
AN
EIN ROTHKEHLCHEN.

So ſeh' ich euch denn all' entweichen
Ihr lieben kleinen Sänger, ihr!
Nur du, du zwitſcherst noch in den entlaubten Sträuchen,
Du Vögelchen, mit rothem Kehlchen, mir!

O!

O! fliehe jene rothen Beeren,
Die dir der wilde Knabe hängt;
Und könntest du dich ja des Hungers nicht erwehren,
So komm zu der, die gastfrey dich empfängt.

Komm du zu mir! du bist bescheiden,
Und wirst mir nicht beschwerlich ſeyn;
An meinem Tische ſollst du keinen Mangel leiden,
Mit voller Hand will ich dir Krümmchen ſtreun.

Du ſollst umher in Freyheit hüpfen,
Muthwillig nie gejagt von mir:
Frey durch das Labyrinth von Tisch und Stühlen ſchlüpfen.
Ein Tannenreis grün' auch im Winter dir!

So lang die ſinstern Tage währen,
Soll mich dein ſtilles Lied erfreun;
Und deine Munterkeit und Gnügſamkeit mich lehren,
Mit Wenigem, wie du, vergnügt zu ſeyn.

DER HENGST UND DIE WESPE.

Eine kleine Wespe ſtach
Einen Hengſt. Er ſchlug nach ihr,
Und die kleine Wespe ſprach:
Hengstchen ſchlag doch nicht nach mir.
Sieh ich ſitz an ſicherm Orte,
Hengstchen ſieh! du triſst mich nicht.

Hengstchen giebt ihr gute Worte;
Sanftmuth ſindet doch Gehör!
Sieh! nun stech ich dich nicht mehr;

DER KNABE UND SEIN VATER.

Ein Schüler aſs, wie viele Knaben,
Die Datteln für ſein Leben gern;
Und um des Guten viel zu haben,
So pflanzt' er einen Dattelkern
In ſeines Vaters Blumengarten.
Der Vater ſah ihm lächelnd zu
Und ſagte: Datteln pflanzest du?
O Kind! da muſst du lange warten!
Denn wisse dieſer edle Baum
Trägt oft nach zwanzig Jahren kaum
Die erste ſeiner ſüſsen Früchte.
Karl, der ſich deſſen nicht verſah,

Hielt ein und rümpfte das Geſichte.
Ey, ſprach er endlich zum Papa,
Das Warten ſoll mich nicht verdriessen;
Belohnt die Zeit nur meinen Fleiſs,
So kann ich ja dereinst als Greis,
Was jetzt der Knabe pflanzt, genieſsen.

DER DACHS UND DAS EICHHORN.

Der Dachs.

Wohin ſo eilig kleines Thier?
Komm doch einmal herein!

Das Eichhorn.

Was willst du denn von mir?

Der Dachs.

Ich ſeh' dir oft aus meiner Wohnung zu,
Und wundre mich wie unermüdet du
Von einem Zweig zum andern hüpfest,
Und durch die Nuſsgeſträuche ſchlüpfst,
Und wie du keine Ruh noch Rast
Vom Morgen bis zum Abend hast.
Wie kannst du das in aller Welt ertragen?
Und noch so munter ſeyn, und ſo geſchwind,
Als keine andre Thiere sind?
Und ich muſs mich mit meiner Trägheit plagen,

Das Eichhorn.

Mein lieber Dachs, das ist nicht ſchwer zu ſagen.
Wenn ihr ſtets ſo in euren Löchern laurt,
Als wäret ihr lebendig eingemaurt,
Und nur von eurem Fette zehrt,
Da ist es wohl nicht fragenswerth,
Warum ſogar das Gehen euch beſchwert,
Denn bey der übertriebnen Ruh'
Nimmt unsre Trägheit täglich zu!
Wer aber Fleiſs und Arbeit liebt,
Wird immermehr darin geübt.

DIE ZWEY HUNDE.

Ein Junker hielt ſich ein paar Hunde,
Es war ein Pudel und ſein Sohn.
Der junge, Namens Pantalon,
Vertrieb dem Herrchen manche Stunde.
Er konnte tanzen, Wache stehn,
Den Schubkarrn ziehn, ins Wasser gehn,
Und alles dieſes aus dem Grunde.
Der ſchlaue Fritz, des Jägers Kind,
War Lehrer unſers Hunds geweſen,
Und dieſer lernte ſo geſchwind
Als mancher Knabe kaum das Leſen.
Einst fiel dem kleinen Junker ein,
Es müsse noch viel leichter ſey,
Den alten Hund gelehrt zu machen. —

Den

Herr Schnurr war ſonst ein gutes Vieh,
Doch ſeine Herrſchaft zog ihn nie,
Zu ſolchen hochſtudirten Sachen;
Er konnte bloſs das Haus bewachen.
Der Knabe nimmt ihn vor der Hand
Allein der Hund fällt immer wieder
Auf ſeine Vorderfüsse nieder.
Man rufet den Professor Fritz,
Auch der erſchöpfet ſeinen Witz;
Umſonst, es will ihm nicht gelingen,
Den alten Schüler zu bezwingen.
Vielleicht, ſprach Fritze, hilft der Stock:
Er holt den Stock, man prügelt Schnurren;
Noch bleibt er ſteifer, als ein Bock;
Und endlich fängt er an zu murren.
Was wollt ihr, ſprach der arme Tropf,
Ihr werdet meinen grauen Kopf
Doch nimmermehr zum Doctor ſchlagen;
Geht, werdet durch mein Beyspiel klug,
Ihr Kinder lernet jetzt genug,
Ihr lernt nichts mehr in alten Tagen.

AESOP.

Aesop gieng einst nach einem Städtchen hin;
Ein Wand'rer kömmt und grüſset ihn,
Und frägt: wie lange, Freund! hab ich zu gehen
Bis zu dem Flecken dort, den wir von weitem ſehen?

Geh! ſpricht Aeſop, — das weiſs ich wohl,
Daſs, wenn ich weiter kommen ſoll,
Ich gehen muſs. Allein du ſollſt mir ſagen,
Wie lange — Geh! — Der Kerl iſt toll;
Ich werde nichts von ihm erfragen,
Brummt er, und geht. He! ruft Aeſop, ein Wort!
Zwey Stunden gehst du bis zum Flecken dort.
Der Wandrer bleibt betroffen stehen.
Ey, ruft er, und wie weiſst du's nun?
Und wie, verſetzt Aesop, konnt ich den Ausſpruch thun,
Bevor ich deinen Gang gesehen?

Der Hecht.

Durch eines Fiſchers Liſt berückt,
Ward in ſein Garn ein junger Hecht verſtrickt.
Das Sprichwort ſagt: Die Noth bricht Eiſen;
Der Kriegsgefangne nagt ſo lang,
Bis daß es ihm zuletzt gelang,
Sich aus den Banden loszureiſſen.
Itzt ſprach er bey ſich ſelbſt: Ey, ey
Ich dacht' es nicht, bey meiner Ehre,
Daß hier ein Netz verborgen wäre.
Je nun, ich bin ja wieder frey,
Kein Henker ſoll zum zweytenmal mich kriegen.
Doch ſtill! was ſeh ich dort vor jenem Boot
Im Waſſer hin und wieder fliegen?

Beym Element ein fetter Biſſen Brod!
Er ſchnappt ihn auf, und läßt, dem Netze kaum entgangen,
Sich nun durch einen Hamen fangen.

Der Eſel und die drey Brüder.

Ein armer Bauer wollte ſterben:
Drey Söhne ſtanden um ihn her.
Ach! meine Kinder, ſeufzet er,
Ich hinterlaß' euch nichts zu erben,
Als meinen Eſel, und mein ganzes Teſtament
Iſt dieß: beſitzt ihn unzertrennt;
Dem dien' er heute, jenem Morgen,
Und wer ihn braucht, mag ihn verſorgen.

Der Vater ſtirbt. Der Aeltſte muß
Den Eſel wohl am erſten haben.
Von Früh bis in die Nacht läßt er den Schimmel traben,
An Futter nichts, an Schlägen Ueberfluß.
Mein Bruder, denkt er, hat ihn morgen zu ernähren,
Heut kann er wohl die Koſt entbehren.

Der zweyte holt den matten Gaul,
Und überladet ihn mit Säcken:

Ha! ha! das Schmauſen macht dich faul;
Man wird dich mit dem Knittel wecken.
Der Eſel keucht mit dürrem Gaum,
Und ſchleppt ſich bis zum Stalle kaum.

Beym dritten Sohn die alte Plage.
Es giebt nicht lauter Feyertage;
Ein wenig Faſten iſt geſund.
Ich merke ſchon, du wirſt zu rund.

Der Eſel fällt vor Schwäche nieder,
Schnappt noch zum letztenmal, und regt ſich niemals wieder.
Nun theilt euch in die Haut, ihr Brüder!

Der Hirſch, der Haſe und der Eſel.

Ein Hirſch mit prächtigem Geweih,
Von achtzehn Enden, gieng ſpatzieren.
Ein Haſe lief vorbey,
Sah ihn und ſtutzte:
Starr auf allen Vieren
Steht er und gaft ihn an;
Macht Männchen, geht heran;
Und ſagt: ſieh mich doch an,
Ich bin ein kleiner Hirſch;
Denn ſpitz' ich meine Ohren,

So hab' ich ſolch Geweih, wie du.
Ein Eſel hörte zu
Und ſagte: Du haſt recht,
Wir ſind von einerley Geſchlecht,
Der Hirſch, und ich und du.
Der Hirſch that einen Seitenblick
Und gieng in dicken Wald zurück.

Der Goldfaſan.

Es war einſt eine Hungersnoth
Im Thierreich, alles ſchrie nach Brod;
Die Vögel fielen aus der Luft
Wie Mücken in die weite Gruſt.

Ein Goldfaſan ſchlich matt und ſchwer
Und ächzend durch den Hain daher;
Ihm ſah ein Specht von ferne zu
Und ſagte: Freund, was ächzeſt du?

An deiner Stelle hätt' ich bald
Den fettſten Tiſch im ganzen Wald;
Verkaufe nur dein reiches Kleid,
So haſt du Brod auf lange Zeit.

Dem Goldfaſan gefiel der Rath
Er ſetzte ſeinen ganzen Staat

Bey einem alten Hamſter ab,
Der ihm zehn Scheffel dafür gab.

Nun pflegt er ſich bey Fürſtenkoſt;
Doch plötzlich fiel ein Winterfroſt,
Und plötzlich war der arme Narr
Am nackten Leibe blau und ſtarr.

O wehe mir, ſprach er zum Specht,
Mein guter Freund, dein Rath war ſchlecht;
Ich weiß man ſtirbt aus Hungersnoth,
Doch wer erfriert, iſt gleichfalls todt.

Der Ziegenbock und der Wolf.

Ein junger Ziegenbock, mit ellenlangem Bart,
Und ſpitzem, feſtem Horn, ein Held! nach ſeiner Art,
Ein Eiſenfreſſer! ſtand auf einem hohen Dache,
Sich umzuſeh'n. Ein Wolf erſchien:
Der Ziegenbock, der Held ſah ihn,
Ward muthig, ſchäumte Rache!

Du Mörder du! du Dieb!
Komm mir nur nicht herauf, iſt dir dein Leben lieb!

Du biſt's, Tirann! du biſt's, — die Mutter weinet noch, —
Du biſt's, o Frevelthat!
Der mir mein Lamm geraubt, und aufgefreſſen hat!

Herr Bock, bemühen ſie ſich doch
Zu mir herunter! ſprach der Wolf.
Zwar haben Sie erhabnen Geiſt,
Und Luſt zu fechten, das beweiſt
Ihr langer Bart! und ihres Horns Geſtalt
Iſt fürchterlich, und ich bin alt;
Doch, ſolchen Schimpf zu rächen, wird man munter,
Und ſcheut nicht Bart, nicht Horn; Sie kommen nur herunter!

Was that der Bock, der Held? er ſchnob gerechten Zorn,
Und ſchüttelte den Bart; ſein Horn
Gebraucht er aber nicht; genug, er ließ es ſehn,
Und ſagte: Räuber! willſt du gehn?
Und was der Wolf? Herr Bock, ſprach er,
Ich rächte mich, und wären ſie ein Bär!
Was aber hindert meine Rache?
Sie nicht, das Dach! herunter von dem Dache!

Der Spatz und der Diſtelfink.

An einem Gibel, nah der Lücke,
Hieng ein durchbohrter Topf an einem Nagel feſt.
Ein Spatz erforſcht das Loch mit frohem Blicke,
Und wählt die Höhle für ſein Neſt.
Einſt, als er im bequemen Raume
Den Kopf aus ſeinem Fenſter ſtreckt,
Sieht er den Diſtelfink, der auf dem nahen Baume
Im offnen, ſchlichten Neſte heckt.
He! Nachbar, deine Brut mußt du wohl wenig lieben,
Ruft unſer Spatz dem Finken zu.
Welch eine Stelle wähleſt du
Für ſie? Wo iſt dein Witz geblieben?
Der kleinſte Wind, der durch die Blätter pfeift,
Der kleinſte Regen, der das offne Neſt beſtreift,
Macht ja die zarte Brut erliegen.
Und dann der Kater noch, der auf dem Hofe läuft!
Wie leicht iſt nicht ein Baum erſtiegen?
Dem allen ſetzeſt du die armen Kleinen aus.
Warum bezogſt du nicht, wie wir, ein ſichres Haus?
Ich ſchmeichle mir, ſo wohl als du, der Brut zu pflegen,

Verſetzt der Diſtelfink. Der Blätter dichtes Dach
Beſchützet ſie vor Wind und Regen,
Kein Kater ſetzet uns im hohen Laube nach.
Auch wag' ich gern ein kleines Ungemach,
Der Sicherheit und Freyheit wegen.
Trotz allem, was du vorgebracht,
Tauſch' ich doch nicht mit dir, und fliehe mit Bedacht
Das Haus, den Topf, was nur der Menſch gemacht.
Kaum hat der Fink das Wort geredet,
So ſieht er eine Hand, die nach dem Topfe ſtrebt,
Ihn ſachte von dem Nagel hebt,
Den Spatz ergreift, und ihm die Brut entwendet.

Der Schooshund.

Stets blieb der Schooshund, Milord, mager,
So ſehr das Fräulein ihn auch pflag,
So mühſam man ihm auch das Lager
Bepolſterte, auf dem er lag.
Er durfte mit zu Tiſche ſitzen,
Und mancher Stuhl war ihm zu hart;
Doch konnt' er niemals ſehn daß Spitzen,

Dem Haushund, Brod gegeben ward.
Erſchrecklich fieng er an zu knurren:
Zu Berge ſträubte ſich ſein Haar;
Er ließ nicht eher nach mit Murren,
Eh' Spitz nicht aus der Stube war;
Als ob dem Armen nichts gebühre.
Spitz trug das alles. Nur ein Wort,
Ein Wink nur nach der Stubenthüre,
Und Spitz, geht mir nichts dir nichts, fort.
Was hat nun der für ſeine Treue?
Sein Lager iſt kein weiches Bett;
Zufrieden liegt er auf der Streue,
Bewacht das Haus, wird dick und fett.
Trotz, daß ihn Leckerbiſſen nähren,
Iſt dennoch Mylords Lebenslauf
Sehr traurig; Neid und Mißgunſt zehren
Ihn bey lebend'gem Leibe auf.
Sein Blut fieng ſchäumend an zu kochen;
Er fuhr vom weichſten ſeidnen Schooß,
Erblickt er Spitzen bey dem Knochen.
Den er verſchmäht, auf Spitzen loß.
Umſonſt, daß ihn das Fräulein ſtreichelt,
Der Domeſtiken ganzes Chor
Ihm, um des Fräuleins willen, ſchmeichelt
Denn elend blieb er nach wie vor.
Was half ihm nun bey ſeinem Neide,
Sein Glück? Nie hat es ihn ergötzt;
Und ohne Ruh' und ohne Freude,

Starb er höchſt mißvergnügt zuletzt,
Daß er das Spitzen laſſen mußte
Was er, mit einem frölichen
Gemüth, nicht zu genieſſen wußte.
So lohnt der Neid den Neidenden!

Die jungen Katzen.

Heinrich.

Weißt du was Neues Wilhelm?

Wilhelm.

Und was denn?

Heinrich.

Rathe einmal!

Wilhelm.

Iſt es etwas Gutes, oder etwas Böſes?

Heinrich.

Etwas Gutes. Du wirſt gewiß eine Freude darüber haben.

Wilhelm.

Gewiß iſt unſer Vetter Kunze gekommen.

Heinrich.

Er iſt nicht gekommen.

Wilhelm.

Hat die Mutter etwa Kuchen gebacken?

Heinrich.

Die Mutter hat keinen Kuchen gebacken.

Wilhelm,

Nun da kann ich es auch nicht rathen. Sag es doch, was iſt es denn?

Heinrich.

Nun wenn du es nicht rathen kannſt: ſo will ich es dir nur ſagen: Ripſel unſere Katze hat ſechs junge bekommen, allerliebſte Thierchen. Sie liegen alle an Ripſel und ſaugen, und die alte hat ſie ſo lieb; immer ſchlingt ſie ihre Pfoten um ſie, leckt ſie und ſchnurrt dazu. Komm geſchwind und ſiehe ſie!

Wilhelm.

Was für eine Farbe haben ſie denn?

Heinrich.

Sie ſind alle grau, wie Ripſel.

Wilhelm.

Nun die muß ich doch ſehen. Das ſoll eine rechte Luſt werden. Wir wollen uns in die jungen Katzen theilen. Du ſollſt zwey nehmen, und ich zwey, und Wilhelmine zwey. Jedes ſoll ſeine zwey Katzen groß ziehen und ihnen Namen geben.

Heinrich.

Weißt du wie ich meine Katzen nennen will? Chriſtinchen und Sabinchen?

Wilhelm.

Ey warum denn nicht gar? das ſind ja Namen von Menſchen. Ich nenne meine Katze — nun es fällt mir kein Name bey — doch ja — ich nenne ſie Ripschen und Rapschen.

Wilhelmine.

Wilhelm! Heinrich! Helft mir! Chriſtine, die Magd, will die jungen Katzen erſäufen.

Heinrich.

Was? Die jungen Katzen erſäufen? Das ſoll ſie wohl bleiben laſſen.

Wilhelmine.

Sie hat ſie ſchon in der Schürze.

Heinrich.

Kommt alle mit! Wir wollen ſie ihr aus der Schürze reiſſen.

Mutter.

Kinder! was giebt's denn da?

Wilhelmine.

Hilf uns liebe Mutter! Chriſtine will unſere jungen Katzen erſäufen.

Mutter.

Alle Katzen ſoll ſie nicht erſäufen. Eine wollen wir behalten. Fünf aber ſoll ſie ins Waſſer tragen, das habe ich ihr befohlen.

Wilhelmine.

Das hätteſt du gethan, liebe Mutter? Ach du biſt ja immer ſo gut. Was haben dir denn die armen Katzen gethan, daß du ſie willſt erſaufen laſſen?

Mutter.

Sie haben mir nichts gethan. Laſſe ich denn nicht jährlich viele Tauben, Hüner, Enten und Gänſe abſchlachten? die haben mir ja auch nichts gethan.

Wilhelmine.

Ja die eſſen wir. Die jungen Katzen können wir aber nicht eſſen.

Mutter.

Es iſt mir lieb, lieben Kinder, daß ihr mit den jungen Katzen Mitleiden habt. Sie ſollen deßwegen heute nicht erſäufet werden. Wilhelmine lauf du geſchwinde zur Magd, und ſage ihr, daß ſie die Katzen nicht in das Waſſer, ſondern wieder zum Ripſel tragen ſolle.

Wilhelmine.

Ich danke, ich danke, liebe Mutter! Aber willſt du denn die armen Thiere morgen in das Waſſer tragen laſſen?

Mutter.

Das werde ich wohl thun.

Wilhelmine.

Ach! die armen Thiere.

Mutter.

Was ſoll ich denn aber mit den vielen Katzen thun?

Wilhelmine.

Du ſollſt gar keine Mühe mit den Katzen haben, liebe Mutter! ich und meine Brüder, wir wollen ſie füttern.

Mutter.

Womit denn?

Wilhelmine.

Mit Milch und Brod.

Mutter.

Mit Milch und Brod? Woher wollt ihr denn Milch und Brod bekommen?

Wilhelmine.

Das laſſen wir uns in der Küche geben.

Mutter.

In der Küche? Die Küche gehört ja mir. Da nehmt ihr ja meine Milch und mein Brod weg.

Wilhelmine.

Ach liebe Mutter! das Bischen Brod und Milch kannſt du ja wohl an die armen Katzen wenden.

Mutter.

Das kann ich wohl. Wozu nutzen mir denn aber die vielen Katzen?

Wilhelmine.

Sie fangen ja Mäuſe.

Mutter.

Die fangen ſie freylich. Aber wenn der alte Ripſel und eins von ſeinen Kindern fleißig ſind: ſo können ſie alle Mäuſe fangen, die ich im Hauſe habe. Was bleibt denn da für die übrigen Katzen? Wenn dieſe keine Mäuſe zu fangen haben: ſo fallen ſie in meine Speiſekammer ein, und ſtehlen Fleiſch, Braten, Würſte, alles, was ich darinnen habe.

Wilhelmine.

So erlaube mir doch, liebe Mutter! daß ich die armen Katzen verſchenken darf.

Mutter.

Gut! das will ich dir erlauben. Wenn ſich jemand findet, der ſie geſchenkt nehmen will, ſo will ich dir erlauben, ſie zu verſchenken.

Wilhelmine.

Ich danke, ich danke. Sorg du nur nicht liebe Mutter! es werden ſich Liebhaber und Liebhaberinnen genug finden. Erneſtine und Franz zwey. Ach! wenn ich erſt es bekannt mache, daß ich Katzen zu verſchenken habe, ſo werden ſich Hände genug dazu finden. Versprich uns nur liebe Mutter! daß du die Katzen nicht willſt erſäufen laſſen.

Mutter.

Keine ſoll erſäuft werden, die du verſchenken kannſt.

Wilhelmine.

Danke, danke.

Die Eidechſe.

An einem warmen Sommertage gieng die Mutter mit ihren Kindern auf das Feld. Karl und Karoline hießen die Kinder. Als ſie hinter den Garten ihres Vetters kamen, ſprang auf einmal Karoline auf die Mutter los, ſchlug ihren Arm um ſie und ſchrie; Mutter! Mutter! da iſt ein giftiges Thier!

Mutter.

Ein giftiges Thier? nun, das muß ich doch auch ſehen. In unſerm Lande ſind doch die giftigen Thiere ſehr ſelten.

Karoline.

Sieh Mutter! dort ſitzt es, Hu! Hu! Hu!

Mutter.

Dacht ich doch Wunder, was es wäre. Sieh doch her! es iſt ja eine Eidechſe.

Karoline.

Iſt denn dieſe nicht giftig?

Mutter.

Wo denkſt du hin? eine Eidechſe iſt nicht giftig

Karl.

Was giebts hier?

Mutter.

Stille! Stille! Da ſitzt eine Eidechſe.

Karl.

Ach! wart Mutter ich will geſchwinde fortlaufen und dort eine Ruthe abſchneiden, und ihr damit einen Hieb geben, daß ſie das Auſſehen vergeſſen ſoll.

Karoline.

Geſchwind laufe hin.

Mutter.

Ehe du fortläufſt Karl! ſo ſage mir erſt warum du die Eidechſe todt ſchlagen willſt?

Karl.

Weil ſie giftig iſt.

Mutter.

Giftig? Sieh hier habe ich das artige Thierchen in der Hand.

Karl.

Mutter! Mutter! was machſt du da, wenn das Thier dich biſſe —

Karoline.

O! wirf es hin, Mutter!

Mutter.

Warum ſoll ich denn das unſchuldige Thier hinwerfen? Seht doch Kinder wie artig es ausſieht, was es für allerliebſte Farbe hat!

Karl.

Iſt es denn aber wirklich nicht giftig?

Mutter.

Es iſt nicht giftig, das ſage ich euch. Glaubt ihr denn, daß ich ſo unverſtändig ſeyn und ein giftiges Thier angreifen würde? Komm Karl! und ſtreichle es mit dem Finger.

Karl.

Ach Mutter! das kann ich nicht.

Mutter.

Schäme dich Karl! und ſey nicht eine feige Memme. Komm ſtreichle die artige Eidechſe.

Karl.

Nun da will ich es thun, weil es die Mutter befiehlt. Es iſt doch wirklich ein artiges Thierchen.

Mutter.

Will es Karolinchen nicht auch ſtreicheln.

Karolinchen.

Was Karl kann, das kann Karoline auch. Du gutes Eidechschen du! du ſollſt nicht todtgeſchlagen werden.

Mutter.

Das gute Thier ſchadet ja gar niemanden. Es iſt uns vielmehr nützlich, weil es Fliegen Mücken und andere kleine Thiere wegfängt, die uns läſtig ſeyn würden, wenn ſie ſich zu ſtark vermehrten.

Karoline.

Mutter! gieb es mir in die Hand. Ich fürchte mich nun nicht mehr.

Mutter.

Das iſt brav! da haſt du die unſchuldige Eidechſe. Nimm ſie aber ja in acht, daß du ſie nicht drückeſt.

Karoline.

Sorge nicht liebe Mutter, ich will mich ſchon in Acht nehmen Komm her liebes Thierchen, Karoline thut dir nichts; Karoline iſt kein böſes Mädchen. — Wie ich dem Thierchen ſo gut bin; küſſen möchte ich es. Aber nicht wahr liebe Mutter, dieſe Eidechſe iſt wohl ein Männchen?

Mutter.

Warum glaubſt du denn das?

Karoline.

Weil ich keine Brüſte an ihr ſehe, daran ihre Jungen ſaugen könnten.

Mutter.

Die jungen Eidechſen ſaugen niemals an ihren Müttern. Die Mütter haben deßwegen auch keine Brüſte. Sie legen Eyer unter die Steine. Auf diese ſcheint die Sonne und brütet ſie aus. Wenn die jungen Eidechſen aus den Eyern gekrochen ſind: ſo ernähren ſie ſich ſelbſt und ſchnappen Mücken weg.

Karoline.

Das iſt doch artig. Darf ich die gute Eidechſe nun wieder in Freyheit laſſen?

Mutter.

Ich dächte, du thäteſt es.

Karoline.

Da laufe hin, du gutes Thierchen! Sieh nur Karl! wie es da läuft. Immer ſieht es ſich nach uns um. Daß du es nur nicht ſchlägeſt Karl! Hörſt du?

Karl.

Sey ruhig Karolinchen! ich werde dieſe Eidechſe nicht ſchlagen und in meinem Leben keiner andern Leides thun, ſeitdem die gute Mutter mir geſagt hat, daß die Eidechſen nicht giftig ſind.

Der Kiebitz.

Robert gieng mit ſeinen zwey Söhnen, Franz und Wilhelm ſehr oft auf das Feld. Die Kinder giengen gern mit ihm, weil es ihnen auf dem weiten Felde immer beſſer gefiel, als in der engen Stube. Jetzo rief Herr Robert ſeinen Kindern, die eben mit bleyernen Soldaten ſpielten, auch zu: Kinder wollen wir auf das Feld gehen?

Franz.

O ja Vater!

Wilhelm.

Ich bin auch dabey. Fort! fort! ihr Huſaren und Dragoner und Grenadiere! kriecht in eure Schachteln, jetzo geht es auf das Feld! Ihr lebt nicht; auf dem Felde ſehe ich aber immer etwas lebendiges.

Robert.

Nun ſo laßt uns gehen. Aber wo wollt ihr hin? In den Wald, oder auf den Abtsberg? oder in das Thal? oder —

Franz.

Ach Vater! laß uns nach dem Kumbacher Teiche gehen.

Wilhelm.

O ja lieber Vater! thu es.

Vater.

Und warum wollt ihr denn zum Kumbacher Teiche?

Wilhelm.

Es iſt ja dort ſo hübſch. Da ſchwimmen ſo viele wilde Enten, und fliegen ſo vielerley Vögel herum.

Robert.

Nun ſo laßt uns zum Kumbacher Teiche gehen.

Franz.

Das iſt herrlich.

Wilhelm.

Ey Vater da fliegt ſchon ein ſonderbarer Vogel. Wie heiſst er? Ey ſieh Franz! den habe ich in meinem Leben noch nicht geſehen.

Franz.

Den hätteſt du noch nicht geſehen? Vater hatte ja im vorigen Jahre einen auf dem Hofe. Weißt du nicht — —

Wilhelm.

Weis ich doch nicht, wo ich meine Gedanken habe, es iſt ja ein Storch.

Robert.

Der iſt es auch. Weißt du nicht mehr wie du ihn gefüttert haſt?

Wilhelm.

Ach ja! nun weiß ich es gar wohl.

Franz.

Und da fliegt ein Kibitz!

Wilhelme

Ey wirklich! hörſt du, Vater, wie er ruft? Kiebitz! Kiebitz!

Franz.

Warum fliegen denn die Kiebitze aber nur beym Kumbacher Teiche, und nicht auch bey uns? Um unſer Haus herum habe ich noch nie einen Kiebitz geſehen.

Robert.

Warum flogen denn die Tauben ſo häufig nach dem Acker, den ich geſtern mit Gerſte beſäen ließ?

Franz.

Sie ſuchten die Gerſte auf, die du auf den Acker hatteſt werfen laſſen.

Robert.

Fällt dir es denn nun noch nicht ein, warum die Kiebitze um den Kumbacher Teich herumfliegen?

Franz.

Sie ſuchen gewiß dort ihre Nahrung.

Robert.

Gerſte?

Franz.

Wenn ſie Gerſte ſuchten, ſo wären ſie ja mit den Tauben auf den Gerſtenacker geflogen. Gewiß ſuchen ſie Fiſche.

Robert.

Im Kumbacher Teiche giebt es nur große Karpſen, die ſie wohl nicht werden hinunter ſchlucken können. Giebt es denn bey dem Kumbacher Teiche ſonſt nichts als Fiſche? Sieh! itzt ſind wir bey dem Teiche. Siehſt du denn hier nichts als Fiſche?

Wilhelm.

Ey da wimmelt ja alles von kleinen Waſſerkäfern und Waſſerſpinnen.

Robert.

Und um den Teich herum gieb es viele Regenwürmer und mancherley Inſekten. Alle dieſe Thierchen freſſen die Kiebitze gern, und halten ſich deßwegen gern an Teichen und Seeen auf, wo ſie dieſe Thiere in Menge finden.

Wilhelm.

Thun denn die Kiebitze nicht auch Schaden?

Robert.

Davon weiß ich gar nichts. Sie ſind vielmehr ſehr nützlich, weil ſie vielerley Würmer und Inſekten verzehren, die Schaden thun würden, wenn ſie ſich zu ſtark vermehrten. Sie ſind auch deswegen ſehr nützlich: weil ſie den Menſchen

ſchen Freude machen. Iſts nicht wahr, wenn ihr einen Kiebitz laufen ſeht, ſo freuet ihr euch allemal.

Franz.

Allemal freue ich mich, und noch mehr, wenn ich ihn rufen höre: Kiebitz! Kiebitz!

Hans, ein Bauernknabe.

Kaufen die Herren nich Kiebitzeyer!

Wilhelm.

Was ſollen wir kaufen?

Hans.

Kiebitzeyer.

Wilhelm.

Woher haſt du ſie denn bekommen?

Hans.

Dort in dem Schilfe habe ich ſie gefunden.

Franz.

Ey zeige ſie mir doch einmal! die ſehen ja recht artig aus. Aber was ſollen wir denn mit den Kiebitzeyern thun?

Hans.

Eſſen. Die Kiebitzeyer ſchmecken gar herrlich.

Wilhelm.

Aber hör einmal, wie der Kiebitz hier ſchreyet: Kiebitz! Kiebitz! ganz gewiß ſchreyt er um die Eyer, die ihm ſind genommen worden.

Robert.

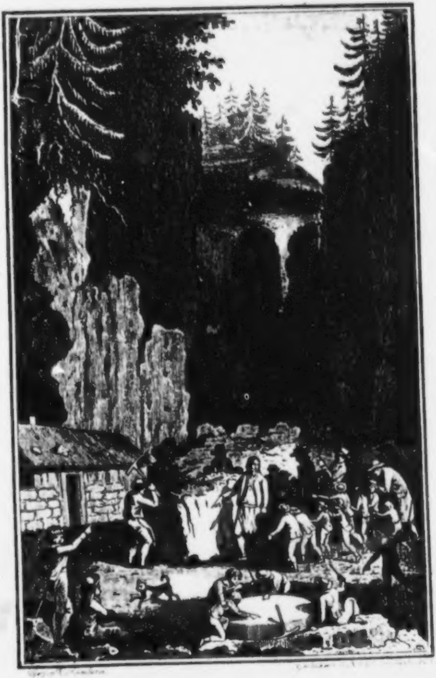
Freylich ſchreyt der arme Vogel nach den Eyern.

Wilhelm.

Fi! da mag ich keine haben. Das arme Thier dauert mich gar zu ſehr.

Robert.

Da thuſt du auch wohl daran. Um ein Paar Leckerbiſſen willen wird die Brut eines nützlichen Vogels zerſtört. Wer weis denn, auch, ob nicht ſchon junge Kiebitze in den Eyern ſind. Geh Hans! wir kaufen keine Kiebitzeyer. Ich wollte, daß ſie dir niemand abkaufte: ſo würdeſt du ein andermal die Neſter dieſer unſchädligen und nützlichen Thiere in Ruhe laſſen.



[illegible] [illegible]

Reiſen
der
Zöglinge zu Schnepfenthal.

Erſter Band.

von

C. G. Salzmann.

Mit einem Titelkupfer.

Schnepfenthal.
im Verlage der Buchhandlung der Erziehungsanſtalt.
1799.

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Vorrede.

Dieſe Reiſebeſchreibung hat keine andere Abſicht, als unter dem Gewande der Erzählung, der Jugend mancherley Gutes zu ſagen, und ſie ſo auf eine angenehme und nützliche Art zu unterhalten. Aus dieſem, und keinem andern, Geſichtspunkte bitte ich dieſelbe zu beurtheilen.

Reiſeanſtalten.

Daß ich mit meinen Pflegeſöhnen bisweilen eine kleine Reiſe zu machen pflege, wiſſen von meinen kleinen Leſern diejenigen, die die Reiſen der Salzmanniſchen Zöglinge geleſen haben.

Itzo hatte ich wieder eine beſchloſſen, konnte ſie aber nicht ſobald antreten, als ich wünſchte. Unterdeſſen machte ich dazu im Stillen Anſtalten.

Unter meinen Zöglingen ſind drey kleine Männerchen, die dazumal zuſammen nicht älter, als achtzehn Jahre waren. Dieſe hatten mich ſchon gar lange gebeten, daß ich ſie doch mit den Größern auch einmal möchte reiſen laſſen. Gern wollte ich ihren Wunſch erfüllen, nur beſorgte ich, ſie möchten nicht ſtark genug ſeyn, täglich einige Stunden zu marſchiren.

Deßwegen ſtellte ich ſie erſt auf die Probe, und marſchirte mit ihnen, unter dem Vorwande, ſie mit der umliegenden Gegend bekannt zu machen, wöchentlich ein Paarmal aus. Erſt gieng es eine halbe Stunde weit und wieder zurück, dann eine Stunde, dann eine und eine halbe Stunde, dann zwey Stunden und wieder zurück. Da wir einmal zwey Stunden weit gegangen waren, wurde der Himmel auf einmal trübe, es fieng an zu tröpfeln, und endlich regnete es ernſtlich. In dieſem Regen mußten wir nun zwey Stunden rückwärts gehen.

Nun wie ſteht es Kinder! fragte ich ſie, getrauet ihr euch wohl in dieſem Regen bis nach Schnepfenthal zu gehen, ohne zu weinen? Wenn ihr einmal mit den Größern eine Reiſe machen wollt: ſo müßt ihr euch aus dem Regen nichts machen. Wir wollen gewiß nicht weinen, ſagten ſie lächelnd, du ſollſt es ſehen.

Gut! ſagte ich, wir wollen es ſehen, nahm den Franz, den kleinſten unter ihnen, an die Hand, marſchirte mit ihm voraus, und die übrigen folgten mir nach. So kamen wir triefend nach Hauſe, wechſelten ſogleich die Kleider, und lachten gar herzlich, daß wir ſo ſtark waren, auch im Regenwetter zu reiſen.

Nun konnte ich mich darauf verlaſſen, daß die kleinen Männer ſtark genug wären, die beſchloſſene Reiſe mit zu machen.

Wenn ich aber mit einer ſo groſſen Geſellſchaft reiſen wollte: ſo war auch nöthig, daß ſie ſich an Ordnung und ſtrengen Gehorſam gewöhnte. Denn wenn jeder hätte hinlaufen wollen, wohin es ihm gefiel, wenn mancher auf dem Marſche zurück geblieben wäre, ſo hätte ſich ja dieſer und jener verirren, von mir verliehren und unglücklich ſeyn können. Und überhaupt muß in jeder Geſellſchaft Ordnung herrſchen und alles nach gewiſſen Regeln gehen, wenn man in derſelben ſich wohl befinden will: In einer Geſellſchaft, wo jeder Freyheit hat zu thun, was er will, mag ich nicht wohnen, nicht ſpeiſen und auch nicht reiſen.

Zur Ordnung im Hauſe waren meine Zöglinge ſchon ziemlich gewöhnt; aber auf der Reiſe mußte eine andere Ordnung beobachtet werden, und an dieſe mußten ſie ebenfalls gewöhnet werden.

Deßwegen führte ich bisweilen die ganze junge Geſellſchaft aus, ließ ſie immer zuvor ſich in eine Linie ſtellen, ernannte den Gottlieb, Fritz den Größern, Ernſt den großen und Carl den kleinen zu Officieren, übergab jedem eine Compagnie von 6 Perſonen, ließ jeden Officier die Namen der Zöglinge, die zu ſeiner Compagnie gehörten, aufſchreiben. Dann nennte ich einen Platz wo die kleine Armee ſich wieder ſtellen ſollte. Wann ich dann auf dem beſtimmten Platze ankam: ſo ſtund ich ſtille, rief laut: halt ſtellt euch! Jeder mußte ſich an dem, ihm angewieſenen Platze ſtellen, die Officiere mußten die Namen, die zu ihrer Compagnie gehöreten ableſen, jeder, deſſen Name verleſen wurde, mußte rufen, hier! und wer fehlte, erhielt, wenn er nachgeſchlichen kam, einen Verweis, mit Androhung einer Strafe, wenn er noch einmal fehlen würde.

Im Anfange wollte es nicht recht gehen, in der Folge gieng es beſſer, und am Ende recht gut.

Daß dieſe Uebungen ganz beſondere Abſichten haben müßten, wurde bald gemuthmaſet, und die Zöglinge gaben einander ihre Muthmaſſungen durch mancherley Mienen und Winke zu erkennen.

Nachdem nun dieſe Zubereitungen geendigt waren, ließ ich jedes Zöglings Hut über ſein Bette hängen. Kaum war dieß bemerkt worden: ſo erhob ſich ein allgemeiner Jubel durch das ganze

Haus. Einer rief dem andern zu: wißt ihr was Neues? Die Hüte hängen über den Betten. Nun wird marſchiret.

Warum, wird mancher meiner Leſer fragen, haben denn beide Zöglinge nicht immer ihre Hüte bey der Hand? ich will es euch ſagen. Gewöhnlich tragen wir weder Hut noch Mütze; bey Regen und bey Sonnenſchein, Froſt und Hitze, gehen wir mit unbedeckten Köpfen. Dabey befinden wir uns ſehr wohl, wiſſen von Ausſchlag und Kopfweh nichts, und von Schnupfen und Zahnſchmerz wenig. Daß wir immer ſo geſund ſind, und Krankheit unter uns faſt ganz unbekannt iſt, ſchreibe ich zum Theil dieſer Gewohnheit zu. Anfänglich machte dieß in der hieſigen Gegend großes Aufſehen, und viele Leute ſchrieen über die Härte, mit welcher man die jungen Schnepfenthäler behandelte, und weiſſagten, daß mancher hier ſein Grab finden würde. Da wir uns aber hieran nicht kehrten, kein Zögling ſtarb, alle munter und geſund blieben: ſo ſchwiegen ſie ſtille und — gewöhnten nach und nach ihren eignen Kindern die Kopfbedeckung ab. Itzo werdet ihr, in den benachbarten Städten Waltershauſen und Friedrichrobe, nur ſelten einen Knaben mit bedecktem Kopfe finden.

So viel kann ein gutes Exempel wirken! Merkt es meine Lieben! Ihr ſeyd noch jung, und noch nicht verſtändig und ſtark genug um euren Nebenmenſchen viel nützen zu können. Aber ein gutes Exempel könnt Ihr ihnen doch geben. Wenn ihr folgſam, reinlich, ordentlich, fleißig, verträglich, gefällig ſeyd: ſo gebt ihr euern jungen Freunden ein gutes Exempel, welches gewiß bey manchem viel Gutes ſtiften wird.

Nachdem die Hüte ausgetheilet waren, wurde für jede Compagnie ein Cofre gepackt, in welchen reine Wäſche und Oberröcke gelegt wurden. Auch wurde ein Fuhrmann beſtellt, der dieſe Cofres uns auf der Reiſe nachfahren ſollte.

Den Tag zuvor, ehe die Reiſe vor ſich gehen ſollte, ließ ich die ganze Reiſegeſellſchaft noch einmal in eine Linie ſtellen, und kündigte ihr, ohne Zurückhaltung an, daß wir morgen reiſen würden. Die Ankündigung wurde mit einem Freudengeſchrey aufgenommen. Dann nahm ich noch einige Promotionen vor. Carl, der große, wurde zum Feldarzte ernannt, und erhielt den Auftrag ſich aus unſrer Apotheke eine Schachtel voll getrocknete Fliederblumen geben zu laſſen, damit wir davon Thee machen könnten, für diejenigen, die auf der Reiſe unpaß würden. Fliederblumen ſtehen bey uns in gar großem Anſehen. Wenn ein Zögling ſich ſo erkältet hat, daß dadurch die Ausdünſtung iſt gehemmt worden, oder wenn jemand Unverdaulichkeit verſpürt: ſo geben wir ihm einen Fliederthee: und mehrentheils wird er dadurch wieder hergeſtellt.

Abraham wurde zum Zahlmeiſter ernannt, und ihm aufgetragen, daß er die Reiſecaſſe führen, Zahlung leiſten und darüber genaue Rechnung halten ſollte. Durch Anvertrauung dieſes Amtes ehrte ich ihn vor der ganzen Geſellſchaft. Wißt ihr wohl, wodurch er dieſe Ehre verdient hatte? Durch die Ordnung, die er bisher in Verwaltung ſeiner kleinen Caſſe bewieſen hatte.

Nun waren alſo alle Anſtalten zur Reiſe gemacht, und wir legten uns Abends alle in der Hoffnung nieder, daß wir den folgenden Tag die ſo lange gewünſchte und verſprochne Reiſe antreten würden.

Ein Paar ſtarke Striche durch die Rechnung.

Kaum graute der Tag, ſo war auch ſchon alles munter und freuete ſich, daß der Tag erſchienen, auf den ſo lange war gehoffet worden. Die Freude wurde aber ziemlich gemindert, als wir zum Fenſter hinaus ſahen. Der ganze Himmel, der noch den Abend zuvor heiter war, war nun mit Regenwolken bedeckt, die die Nacht hindurch ſich ſchon ergoſſen und den Weg ſchmutzig gemacht hatten. Auch heulte ein rauher Wind durch die Bäume. Da war nun guter Rath theuer. Ich überlegte hin und her, ob ich reiſen, oder bleiben ſollte. Ich, meine Gehülfen und die größern Zöglinge, würden die unfreundliche Witterung nicht geachtet, ſondern ſie als eine Nervenſtärkung betrachtet haben. Wie würde es aber mit den Kleinen gegangen ſeyn, die doch auch Theil an der Reiſe nehmen ſollten? Zwey Stunden hatten ſie zwar das Regenwetter ausgehalten, und freueten ſich darüber, als ſie zu Hauſe die nöthige Bequemlichkeit fanden. Würden ſie aber eben ſo fröhlich geweſen ſeyn, wenn ſie einen Tag, oder wohl gar ein Paar Tage im Regen hätten wandern müſſen? Wenn ihnen in den Gaſthöfen die Bequemlichkeit, die ſie bey uns haben, gefehlt hätte? Dieß war mir nicht wahrſcheinlich. Nachdem ich alſo alles hin und her überlegt hatte, entſchloß ich mich: wir wollen nicht reiſen.

Mit dieſem Entſchluſſe trat ich aus meinem Zimmer, und wurde ſogleich durch eine kleine Schaar umgeben, die mich fragte: Vater! reiſen wir?

Unter dieſen Umſtänden, ſagte ich, reiſen wir nicht. Sobald aber der Himmel ſich aufheitert, wird die Reiſe angetreten. Dieß iſt mein wohlüberlegter feſter Entſchluß, von dem ich mich nicht abbringen laſſe. Wenn ihr, lieben Kinder! mich nun lieb habt: ſo beunruhigt mich nicht weiter mit Bitten und Fragen.

Da ſchlichen ſie ſich fort, und beunruhigten mich nicht weiter. Erſt gegen 10 Uhr wurde es wieder unruhig im Hauſe. Der Himmel klärte ſich auf, die Freude der Zöglinge hierüber wurde laut, und wenn ich mich blicken ließ, rief man mir zu: Vater! ſieh einmal den ſchönen Himmel! nun reiſen wir doch wohl?

Nun reiſen wir, antwortete ich.

Wirklich machte ich auch die ernſtlichſten Anſtalten die Wünſche meiner Zöglinge zu befriedigen, und ließ dem Fuhrmanne ſagen, gleich nach der Mittagsmahlzeit vor dem Hauſe zu ſeyn, und die Coffres aufzuladen.

Die Mittagsmahlzeit war verzehrt, der Fuhrmann war da, die Coffres wurden herbey geſchafft, die ganze Reiſegeſellſchaft war marſchfertig, und bey uns allen war nichts gewiſſer, als daß wir in einer Viertelſtunde abreiſen würden.

Und doch reiſeten wir nicht ab.

Iſts möglich? werdet ihr fragen.

Ja wirklich war es möglich. Es iſt auf der Welt nun einmal ſo, daß man auf nichts mit Gewißheit rechnen kann. Auch die gewiſſeſten Erwartungen werden oft durch ganz unvermuthete Zufälle vereitelt. Es iſt daher ſehr gut, wenn man ſich ſchon in der Kindheit dazu gewöhnet, daß man nicht unwillig wird, wenn kleine Wünſche vereitelt werden, dann weiß man ſich auch zu beruhigen, wenn mit dem Fortgange der Zeit wichtigere Erwartungen fehl ſchlagen.

Aber warum, werdet ihr weiter fragen, reiſeſt du denn nicht? Du hatteſt es doch deinen Zöglingen verſprochen.

Ihr ſollt es gleich hören. Da wir mit dem Auſpacken beſchäfftigt waren kam ein Bedienter und ſagte: die beyden Herren von *B.* aus Hannover laſſen es melden, daß ſie mit ihrem jüngſten Bruder angekommen ſind, der als Zögling in Schnepfenthal bleiben ſoll.

Sie ſollen mir willkommen ſeyn! rief ich dem Bedienten zu, und den Zöglingen — nun reiſen wir nicht!

Ein trauriges oh! ertönte durch die Geſellſchaft. Vielleicht ruft auch mancher von Euch aus: Oh!

Ich will euch ſagen, wer die Herren von *B.* waren, und dann ſagt, ob ich recht gethan habe, daß ich zu Hauſe blieb. Die beyden Herren von *B.* waren ſonſt meine Zöglinge. Immer hatte ich ſie vorzüglich lieb, wegen ihres fleißigen und guten Verhaltens. Ich hatte mich oft nach ihnen erkundigt, und erfahren, daß ſie gute, muſterhafte Jünglinge wären. Lange hatte ich mich geſehnt, ſie einmal wieder in meine Arme ſchließen zu können; lange hatten ſie gewünſchet, Schnepfenthal einmal wieder zu beſuchen, wo ſie einige vergnügte Jahre verlebt hatten. Itzo waren ſie da. Sie waren da um ihren jüngſten Bruder mir anzuvertrauen. Sollte ich nun fortreiſen und ſie ſitzen laſſen? Nun, was meynt ihr?

Wie ſich meine Zöglinge betrugen, will ich euch ſagen. Anfänglich wurden ihre Geſichter etwas finſter. Ich rief aber aus; wenn nach einigen Jahren, mich Adolph, Sigismund oder Jean Jacques beſucht, ſoll ich dann wegreiſen, und ihn ſitzen laſſen? Sie lächelten und ſagten: nein!

Nun, fuhr ich fort, die Herren von *B.* ſind meine ehmaligen Zöglinge.

Damit war es gut. Ich eilte der herzlichſten Umarmung meiner herzlichgeliebten von *B.* entgegen, und da meine Zöglinge ſie ſahen, und ihr freundliches, offenes Benehmen bemerkten, und von den alten Geſchichten Schnepfenthals aus ihrem Munde ſo vieles erzählen höreten: ſo wurden ſie alle heiter, und entſchlugen ſich der Reiſegedanken.

Drey glückliche Tage verlebte ich in der Geſellſchaft der Herren von *B.*, dann trennten wir uns, ſie ließen mir ihren guten Bruder zum Unterpfande ihrer fortdauernden Liebe da, und ich ſchied mit dem Wunſche von ihnen, daß doch alle meine Zöglinge, wenn ich ſie einmal wieder ſähe, mir ſolche Freude machen möchten wie die Herren von P.

Da ſie fortfuhren, dachte ich bey mir ſelbſt: es wär doch gut, daß das Regenwetter meine Reiſe vereitelte. Hätte es nicht geregnet: ſo wäre ich fortgereiſet, und hätte dieſe vergnügte Tage entbehren müſſen. Auch euch, meine Lieben! wird in der Folge manches begegnen, das euch ſo unangenehm iſt, als mir dieß Regenwetter war. Wenn es aber vorüber iſt, ſo werdet ihr gewiß ſagen, es war doch gut daß es ſo kam.

Merkt euch dieſe Bemerkung von einem alten Manne, der ſchon viele Jahre durchlebt, manches widrige Schickſal erfahren, und hernach immer geſagt hat: es war doch gut daß es ſo kam.

Scandix.

Den achten October 1798 gieng endlich die Reiſe wirklich vor ſich. Den Tag zuvor hatte ich heimlich den Fuhrmann beſtellen laſſen, daß er bald früh da ſeyn, die Coffres aufladen, und fortſchicken ſollte. Auch hatte ich unſerm Schreibemeiſter, Hrn. Föſt, aufgetragen, vorauszugehen, und in — — für uns eine Mittagsmahlzeit zu beſtellen. Dieß alles ſollte ins Geheim geſchehen.

Aber wie ſchwer iſt es doch vor einer Geſellſchaft von vierzig neugierigen Leuten etwas geheim zu halten. Da der Fuhrmann mit ſeinem Pferde ankam, hörte ein Zögling das Trappeln des Pferdes, ſah zum Fenſter hinaus und bemerkte die Anſtalten, die zur Reiſe gemacht wurden. Er ſagte es ſeinem Bettnachbar, dieſer ſagte es dem ſeinigen, und ſo verbreitete ſich dieſe Nachricht, wie ein Lauffeuer durch alle Schlafſäle. Alles wurde munter, alles kleidete ſich an, und bald erblickte ich meine Zöglinge vor der Thür, ſahe wie ſie hüpften, ſich umarmten, und hörete, wie ſie ſich einander zuriefen: nun reiſt der Vater ganz gewiß!

Auch Scandix miſchte ſich in die fröhliche Geſellſchaft, und gab durch ſeine Freudensbezeugungen zu erkennen, daß er Luſt habe an der Reiſe Theil zu nehmen. Wollt ihr wiſſen wer dieſer Scandix iſt? Es iſt mein Hund, den vor einiger Zeit ein Freund mir ſchenkte, und der itzo zu meiner Leibwache dient, indem er neben mir ſchläft, und mich durch ſein Bellen ermuntert, ſobald er ein Geräuſch in der Nähe meines Schlafzimmers hört.

Gern hätte ich ihm und der ganzen Reiſegeſellſchaft die Freude gegönnt, an der Reiſe Theil zu nehmen. Ich hielt es aber nicht für gut, nahm ihn deßwegen unvermerkt, trug ihn in mein Zimmer und gab ihm Hausarreſt.

Itzo wurde gefrühſtückt, jeder Zögling verſah ſich mit einer Schreibetafel, um darinne einzutragen, was er auf der Reiſe bemerken würde, der Fuhrmann reiſete ab, Herr Föſt war bereits voraus gegangen, und nun ließ ich in unſern Häuſern, die kleinen Glocken ziehen, die daſelbſt angebracht ſind. Sobald ſie gezogen waren, ſtürzte eine fröhliche Schaar heraus und ſtellte ſich in einer Linie. Die vier Officiere traten vor dieſelbe und jeder las die Namen derer ab, die zu ſeiner Compagnie gehörten. Hier! Hier! Hier! rief jeder vergnügt aus, wenn ſein Name verleſen wurde.

Nun machte ich noch einige Reiſegeſetze bekannt. Wo geht die Reiſe hin? fragte dieſer und jener kleine Mann. Dieß werdet ihr, antwortete ich, bald erfahren. Itzo ſagte ich weiter nichts, als — vor [illegible] ſtellen, wie [illegible]

Hierauf ſagte ich: Marſch! wir kehrten uns noch einmal nach den zurückbleibenden um, die theils vor der Thür waren, theils zu den Fenſtern heraus ſahen, und rieſen ihnen ein herzliches Lebewohl zu. Nun gieng es luſtig fort. Die Caravane beſtund aus 4 Aufſehern, 4 Officieren, 36 andern Zöglingen und einem Fuhrmanne, folglich aus 45 Perſonen.

Als wir ohngefähr 100 Schritte gegangen ſeyn mochten, erhob ſich ein Jubelgeſchrey unter der Caravane. Scandix! da iſt Scandix! rieſen alle. Dieſer hatte Mittel gefunden, aus ſeinem Arreſte zu entſpringen und miſchte ſich unter die Reiſegeſellſchaft wie wenn er dazu gehörte. O! ſagte ich, fangt mir ihn doch wieder ein, und bringt ihn nach Hauſe.

Ob ich nun gleich meinen Zöglingen nachrühmen muß, daß ſie ſehr hurtig ſind, meine Wünſche zu befolgen: ſo ließ ſich dieſe Hurtigkeit itzt doch nicht merken. Vielmehr umgaben ſie mich, und baten: Vater! laß doch den Scandix mit! ſieh nur wie er ſich auf die Reiſe freut.

Da hätte ich nun ſagen können: den Augenblick fangt mir den Scandix ein und bringt ihn nach Hauſe; und mein Wille würde gewiß ſogleich ſeyn befolgt worden. Allein von ſolcher Strenge halte ich nicht viel. Wenn meine Zöglinge einen heftigen Wunſch haben, den ich nicht befriedigen kann: pflege ich ihnen immer die Gründe anzuführen, warum dieß nicht geſchehen könne. Dieß that ich auch hier. Lieben Kinder! ſagte ich, daß ich euch gern ein Vergnügen mache, das wißt ihr; daß ich gern euch zu Liebe den Scandix mitlaufen ließe, das könnt ihr mir glauben. Allein es geht nicht. Unſer guter Herzog hat den Befehl gegeben, daß jeder Hund ein Zeichen tragen ſoll. Dieſer Befehl iſt wohlgemeynt. Es ſoll dadurch verhütet werden, daß nicht herrenloſe Hunde umherlaufen, die leicht wüthend werden, und großes Unglück anrichten können. Da ich den Hund erſt ein Paar Tage habe: ſo iſt es vergeſſen worden für ihn ein Zeichen zu löſen. Wenn ich ihn nun öffentlich ohne Zeichen herum laufen ließe: ſo überträte ich ja den Herzoglichen Befehl. Wäre dieß wohl Recht? Ueberdieß iſt ja der Hund, wenn er ohne Zeichen herumläuft, vogelfrey. Jeder Abdecker, der ihn antrifft, hat das Recht ihn todt, zu ſchlagen, und jeder Jäger darf ihn todt ſchießen. Da kann der arme Hund um ſein Leben kommen, und ich muß überdieß noch Strafe geben. Bedenke einmal, was das für mich für eine Schande wäre wenn ich Strafe geben müßte, weil ich das Geſetz unſers lieben Herzogs übertreten hätte!

Es erfolgte ein tiefes Stillſchweigen. Carl der kleine unterbrach es aber. Weißt du was, Vater! ſagte er, ich will gleich in das Dorf laufen und ein Zeichen holen.

Da ſtund ich nun, und — war widerlegt.

Ey, ſagte ich, ſo lauf, komm aber bald wieder! Dieß verurſachte allgemeine Freude. Man drängte ſich um den Scandix, ſtreichelte ihn, und ſagte: ſey froh Scandix, du reiſeſt nun mit uns!

Bald war Carl wieder da, und das Zeichen, das er mitgebracht hatte, wurde dem Scandix umgebunden. Da hättet ihr nur die Capriolen ſehen ſollen, die das Thier machte, um das ungewohnte Halsgeſchmeide los zu werden. Ihr hättet gewiß gelacht, ſo wie wir alle lachten.

Bald darauf kamen wir zu einem Schäfer, der eben im Begriffe war ſeine Heerde aus ihrem Nachtquartiere zu entlaſſen. Kaum erblickte ſie Scandix: ſo rennte er unter ſie, bellte und

jagte

ſagte den armen Schaafen Furcht und Schrecken ein. Wir alle fühlten, wie unſchicklich dieß ſey, und alles, was rufen konnte, rief: Scandix! Scandix! da kam er zurück. Ich faßte ihn bey den Ohren und ſagte: was haben dir denn die unſchuldigen Schaafe gethan, daß du ſie erſchreckſt?

Wäre nun Scandix ein Menſch geweſen: ſo hätte ich es bey dieſem Verweiſe bewenden laſſen. Da er aber ein Thier iſt, das dergleichen Verweiſe nicht verſteht: ſo mußte ich etwas mehreres thun. Ich nahm alſo meinen Stock, und gab ihm einige derbe Hiebe. Er ſchlich ſich fort und zog den Schwanz ein. In der Folge kamen wir auf unſerer Reiſe noch zu verſchiedenen Heerden. Was that da Scandix? er zog den Schwanz ein, und ließ die Heerde ruhig ziehen. So viel hatten die Paar Hiebe gewirkt, die er von mir erhielt. Dagegen hatte er auch den Vortheil, daß er, wegen des Hetzens der Schaafe, nicht einen einzigen Schlag mehr von mir bekam. *)

---

*) Anmerk. In der Folge hat mir Scandix doch bewieſen, daß er ſich auch ohne Schläge ziehen laſſe. Ich muß euch dieſen Vorfall erzählen: weil er ſo gar ſonderbar iſt. Als ich den Scandix be-

Dabey hatte ich einen ſonderbaren Einfall. Wenn deine Zöglinge, dachte ich, doch auch ſo handelten wie Scandix und die Fehler, die ſie begehen, und

kam, nahm er von meinem Canapee Beſitz. Ich ließ es zu: weil ich den neuen Ankömmling nicht ſogleich ſtrenge behandeln wollte. Aber nun that er, als wenn das Canapee ihm zugehöre. Sobald er in die Stube trat, ſprang er auch drauf. Ob ich gleich ſahe daß dieß unſchicklich ſey, und verſchiedene meiner Hausgenoſſen mich deßwegen neckten: ſo war ich doch immer ſo ſchwach es zuzulaſſen: weil ich beſorgte ohne Schläge würde er es ſich nicht abgewöhnen, und ich von Schlägen kein Freund bin.

Endlich kam er auch, vom Schlamme beſudelt, und wollte in ſeine Reſidenz ſpringen. Da rief ich ihm etwas heftig zu: halt Scandix! Er ſetzte ſich, ſahe mir mit feſtem Blick in das Geſicht, als wenn er meine Befehle erwartete. Scandix! ſagte ich, mit ſtarker Stimme; auf dieſem Canapee darfſt du nicht mehr liegen. Hier auf der Erde iſt dein Platz. Wenn du noch ein einzigesmal auf das Canapee ſpringſt, ſo bekommſt du ſchreckliche Prügel.

Da zog er den Schwanz ein, legte ſich auf die Erde, und, könnt ihr's wohl glauben? nicht ein einzigesmal machte er wieder Miene das Canapee zu beſteigen.

Ein

und die du ihnen verweiſeſt, auch ſogleich ablegten: wie viel Verweiſe würden ſie ſich erſparen!

Ernſtrode.

Itzo kamen wir bey Ernſtrode an. Halt! rief ich, ſtellt euch! ſogleich ſtellte ſich die kleine

---

Ein Paar kleine Männer, die täglich auf meine Stube kamen, um von mir Unterricht zu erhalten hatten ſich auch angewöhnet, gleich, nachdem ſie mir ihr Compliment gemacht hatten, ſich auf das Canapee zum Scandir zu ſetzen und ihn zu liebkoſen. Sie beſchmuzten es oft mit ihren Stiefeln mehr als Scandir. Sie ſetzten ſich auch noch drauf nachdem Scandir dieſe Gewohnheit abgelegt hätte, ob ſie gleich von mir deßwegen immer Verweiſe bekamen. Endlich ſagte ich ihnen: da ich dem Scandir nur ein einzigesmal ſagte: du ſollſt dich nicht auf das Canapee legen: ſo folgte er mir. Euch habe ich es aber ſchon ſo vielmal geſagt —

Da ſchämten ſich die kleinen Männer, und ſetzen ſich von nun an auf die, ihnen angewieſenen Stühle.

Reiſegeſellſchaft in Linie. Einige wenige ausgenommen, die nachgeſchlichen kamen, und uns auf ſich warten ließen.

Ich verwieß es ihnen; aber — meine Verweiſe wirkten nicht bey allen ſo viel, als die Hiebe bey Scandix gewirkt hatten.

Vor Schönau, ſagte ich, ſtellen wir uns wieder. Vor Schönau? fragte einer den andern, wo wird da die Reiſe hingehen! Ich lächelte und — ſagte nichts: weil ich mir nun einmal vorgenommen hatte, meine Zöglinge durch einige unerwartete Freuden zu überraſchen.

Der Einzug in Ernſtrode wurde nun gehalten, und gieng durch einen engen Weg. Mit uns zog auch eine Kuh ein, die eine Bäuerin, die am Ende des Dorfs wohnte, ausgetrieben hatte, damit ſie zu der Heerde ſtoßen ſollte, die ſich in der Mitte des Dorfs verſammelte. Die vorderſten meiner Geſellſchaft begiengen die Unvorſichtigkeit die Kuh zurück zu jagen, die hinterſten wollten ſie nicht durch laſſen, die vorderſten jagten ſie wieder zurück, alles ſchrie, um die Kuh von ſich wegzuſcheuchen. Ueber dieſen Lärmen wurde das arme Thier, wie wüthend, rennte hin und her, und ich beſorgte alle Augenblicke, daß ein kleiner Schnepfenthäler würde niedergerennt werden.

Halt! rief ich, ſo laut, als meine Lunge es erlaubte, Halt! jeder klettert ſogleich an dem Rande hinauf. Sogleich kletterte alles den Rand hinauf und die Größern zogen die Kleinern nach ſich. So ſprang die Kuh fort, die leicht unſere ganze Reiſefreude durch Beſchädigung eines Zöglings hätte verbittern können. Und wer hätte denn dieſe Verbitterung verurſacht? die Kuh nicht, ſondern diejenigen, die ſo unbeſonnen waren ſie zurück zu jagen.

Ach die Unbeſonnenheit richtet viel Unglück in der Welt an. Man findet ſie nirgends häufiger, als bey jungen Leuten. Woher kommt dieß? ſie handeln immer geradezu, ohne zu überlegen, was ihre Handlungen für Folgen haben werden. Daher iſt es gut, wenn man ſeine Jugendjahre unter der Leitung vernünftiger Erwachſenen, die uns von unbeſonnenen Streichen abhalten, zubringen kann.

Als wir in das Dorf eintraten, zog zuerſt ein Mann mit einem langen grauen Barte, der zu einem Fenſter heraus ſahe, unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Einige Zöglinge ſtießen einander an und flüſterten ſich in die Ohren: ſeht da! ein Jude! Ich ſelbſt nahm die kleinern Zöglinge bey der Hand, und ſagte: wollt ihr einen Juden ſehen? Hier iſt einer. Mit gewaltig weiten Augen ſahen ſie nach ihm.

Unterdeſſen dachte ich bey mir ſelbſt: es wäre doch wohl ſicherer, wenn du dich erkundigteſt, ob dieſer Mann auch wirklich ein Jude ſey.

Sobald wir alſo einige Häuſer weiter gekommen waren, fragte ich einen Ernſtröder, wer denn der Mann ſey, der dort zum Fenſter heraus ſähe? er lächelte und ſagte, er iſt ein hieſiger Nachbar und iſt nicht recht richtig im Temperamente.

Da erfuhr ich alſo, daß dieſer Mann kein Jude ſey. Einmal hatte ich es aber doch geſagt, er ſey ein Jude, was ſollte ich nun thun? Meine Meynung vertheidigen? zu den Zöglingen ſagen, es iſt doch ein Jude? was will der einfältige Bauer davon wiſſen; ich muß es ja beſſer verſtehen? Dieß hätte ich freylich thun können. Dann würde ich mich aber gewiß vor den Zöglingen lächerlich gemacht haben. Ich that dieß alſo nicht, rief vielmehr die Zöglinge zuſammen, und ſagte, ich habe euch falſch berichtet, jener Mann iſt kein Jude. Er iſt etwas verwirrt im Kopfe deßwegen läßt er ſich den Bart wachſen.

So offenherzig pflege ich immer mit meinen Pflegeſöhnen umzugehen. Wenn ſie mich etwas fragen das ich nicht weis: ſo ſage ich es gerade heraus, das weis ich nicht; und wenn ich ihnen, aus Uebereilung etwas Unwahres geſagt habe: ſo rufe ich ſie zuſammen und ſage, da habe ich mich geirrt. Dafür haben ſie mich auch lieb, und ſind offenherzig gegen mich. Ach die Rechthaberey iſt ein häßlicher Fehler, vor dem ihr, lieben Kinder, euch ja hüten müßt. Sich irren iſt menſchlich, und kein vernünftiger Menſch darf ſich ſcheuen, zu geſtehen: ich habe mich geirrt. Aber ſeine Irrthümer vertheidigen, immer Recht haben wollen, das iſt albern. Wer dieß thut, macht ſich verächtlich und wird nicht geliebt.

Ich kann von dem Manne mit dem Barte nicht weggehen, ohne erſt noch eine Anmerkung zu machen. Wenn ich mich nun nicht genauer nach ihm erkundigt hätte: ſo würdet ihr vielleicht in dieſer Reiſebeſchreibung folgende Worte leſen: In Ernſtrode wohnen auch Juden.

Dieß wäre nun eben ſo lächerlich, als die Nachrichten, die manche Reiſende, die Schnepfenthal ſuchen, und ſich nicht nach dem, was ſie ſehen und hören, genau erkundigen, von uns drucken laſſen. Vor kurzem erſt las ich in einem Buche, daß die Schnepfenthäler Zöglinge: alle Tage erſt vier Stunden auf dem Acker und im Felde arbeiten müßten, ehe ſie Unterricht bekämen. Ich erzählte dieß meinen Zöglingen, und ſie lachten darüber eben ſo herzlich, als die Ernſtröder würden gelacht haben, wenn ich hätte drucken laſſen: in Ernſtrode wohnten auch Juden.

Itzo zogen wir nun weiter in das Dorf, das von beträchtlicher Größe iſt. Ganze Straßen waren neu aufgebauet, und die Häuſer waren mit neuen Ziegeln gedeckt. Da riefen die Zöglinge einander zu: ſeht! da ſind Schnepfenthäler Ziegeln! hier wieder! und waren ſie verſchiedener Meynung, ſo wendeten ſie ſich an mich, und fragten mich, wer von ihnen Recht hätte?

Bisher habt ihr nur von Schnepfenthäler Zöglingen gehört, itzo komme ich auch auf Schnepfenthäler Ziegeln zu reden.

Wir Schnepfenthäler ſind nämlich der Meynung, daß jeder Platz, er ſey ſo unfruchtbar als er wolle, etwas enthalte, wovon man Nutzen ziehen könne. Deßwegen unterſuchten wir auch den

Platz den wir bewohnen, und fanden, freylich weder Gold noch Silber, aber doch Sachen die Gold, und Silbers werth ſind. Wir fanden eine Menge Kalkſteine und vortrefflichen Thon. Deßwegen entſchloſſen wir uns, eine Kalk- und Ziegelbrennerey anzulegen. Dieſe iſt uns bis itzo ſehr nützlich geweſen. Wenn wir bauen wollten: ſo hatten wir Kalk und Ziegeln auf dem Platze, und brauchten ſie nicht weit herholen zu laſſen. Auch konnten wir mit dem Kalk Kleeäcker beſtreuen und ſie damit fruchtbarer machen, und da vor einigen Jahren ein großer Brand in Ernſtrode entſtund, und die armen Abgebrannten nicht im Stande waren, Ziegeln genug, zur Bedeckung ihrer Häuſer, herbey zu ſchaffen, konnten wir ihnen von unſerm Ziegelvorrath verkaufen, und hatten nun das Vergnügen zu ſehen, daß ein großer Theil der neuerbaueten Häuſer mit Schnepfenthäler Ziegeln bedeckt waren.

Erlaubt mir, meine kleinen Leſer! daß ich vor dieſen neuen Ziegeldächern ein Paar Augenblicke ſtehen bleibe, und ein kleines Redchen an euch halte:

Meine lieben kleinen Leſer!

Wo ihr einſt wohnen werdet, das weis ich nicht. Ihr möget aber wohnen wo ihr wollet: ſo wohnt ihr doch auf einem Platze. Dieſen Platz unterſucht nur recht genau. Gebt Achtung, auf das, was in dem Boden liegt, was darauf wächſt, was um ihn her zu finden iſt, was die Leute, die um euch wohnen, hervorbringen! ihr werdet gewiß etwas finden, das ihr benutzen könnt.

Nun wollen wir weiter reiſen. Ehe ich aber Ernſtrode verlaſſe, muß ich euch doch noch etwas erzählen. Kurz zuvor, ehe die Feuersbrunſt in Ernſtrode ausbrach, hatte ich meinen Zöglingen einen Ball oder einen Tanz versprochen. Alle hofften auf den Tag, da der Ball gegeben werden ſollte. Unterdeſſen brach die Feuersbrunſt in Ernſtrode aus. Ich ließ den Tag nach der unglücklichen Nacht, in der ein großer Theil dieſes Dorfs in die Aſche gelegt wurde, meine Zöglinge nach Ernſtrode gehen, ſie ſelbſt die rauchenden Aſchenhaufen ſehen, und das Jammern der Abgebrannten hören. Da ſie nun zurückkamen, hielt ich an ſie folgendes Redchen:

Lieben Kinder! ich habe euch verſprochen, euch einen Ball zu geben, und weil ich es verſprochen habe, muß ich es halten. Es ſcheint mir aber unſchicklich, daß wir tanzen, ſchmauſen und jubeln; unterdeſſen daß unſere abgebrannten Nachbaren weinen, hungern und nicht wiſſen, wo ſie ſchlafen ſollen. Was meynt ihr dazu, wenn wir uns dieß Vergnügen verſagten, und das Geld, welches der Ball würde gekoſtet haben, unſern abgebrannten Nachbaren ſchickten? Fordern thue ich dieß nicht von euch. Ich will aber einen Bogen Papier herum gehen laſſen, da ſteht auf der einen Seite das Wort Ball, auf der andern Ernſtrobe. Wer nun lieber tanzen will, der ſchreibt ſeinen Namen auf die erſte, und wer lieber die abgebrannten unterſtützen will, ſchreibt ſeinen Namen auf die zweyte Seite.

Da nun der Bogen zurückkam hatte ich das Vergnügen zu ſehen, daß ſämmtliche Zöglinge ihre Namen auf die zweyte Seite geſchrieben hatten.

Die Namen waren: Sem, Ham, Japhet, Simeon, Iſaſchar, Naphtali u. ſ. w. dieß ſind ja ſonderbare Namen, werdet ihr ſagen. Ja wohl ſind es ſonderbare Namen. Ich will es euch nur ſagen — ſie ſie ſind alle erdichtet. Ich ſage meinen Zöglingen oft, man dürfe das Gute, das man thut, nicht drucken laſſen, und will deßwegen gegen meine Vorſchrift nicht handeln, und ihre Namen bekannt machen. Vielleicht denkt ihr aber, du hätteſt lieber von der guten Handlung deiner Zöglinge ganz ſchweigen ſollen. Dieß hätte ich freylich thun können. Da ich aber für euch liebe jungen Leſer ſchreibe; ſo habe ich es drucken laſſen. Wenn ihr mich nicht recht verſteht, was ich damit ſagen will: ſo fragt eure lieben Eltern und Lehrer, dieſe werden es euch erklären. *)

Nach der Zeit ſind mehrere Orte in entfernten Gegenden abgebrannt, deren Bewohner ſo unglücklich waren, als die Bewohner von Ernſtrode, und meine Zöglinge haben nichts zu ihrer Unterſtützung gethan. Ich habe es ihnen auch nicht zugemuthet. Ich will euch ſagen warum. Der Armen und Unglücklichen ſind ſo viele auf der Welt, daß man nicht weis wo man mit Helfen und

Unter-

---

*) Anmerk. Da das Geld den Zöglingen war verſprochen worden: ſo war es ihr Eigenthum; Sie alſo, und nicht ich, waren die Geber. Ich glaube alſo nicht, daß jemand etwas Unſchickliches darinne finden werde, daß ich dieß hier abdrucken laſſe.

Unterſtützen den Anfang machen ſoll. Will man allen helfen, ſo kann man am Ende niemanden helfen, und leicht in ſolche Umſtände gerathen, daß man andere um Hülfe anſprechen muß. Deßwegen rathe ich meinen Freunden immer, daß ſie vorzüglich denen helfen ſollen, die ihnen die Nächſten ſind, ſo wie die Bibel ſagt: liebe deinen Nächſten als dich ſelbſt. Die Ernſtröder waren aber unſere Nächſten. Sie wohnen nicht nur nahe bey uns, ſondern ſie ſtehen auch mit uns in beſonderer Verbindung. Ein großer Theil von ihnen beſteht aus Fuhrleuten, die in die berühmteſten Handelsſtädte Deutſchlands z. E. Bremen, Lübeck, Hamburg, Frankfurt, Nürnberg, ja gar bis nach Amſterdam und Riga fahren. So manches Paquet gelangte ſchon an meine Zöglinge aus dem Vaterlande, das ihnen herzliche Freude machte. Fragte man, wer es gebracht habe? ſo hieß es insgemein, ein Fuhrmann von Ernſtrode. Unſere Butter, Eyer, Flügelwerk u. d. g. wird uns großentheils von den Ernſtrödern geliefert. Sollten ſie alſo nicht verdienen zu unſern Nächſten gerechnet zu werden?

Lieben Freunde! Es kann ſeyn, daß manchem von Euch vieles fehlet, was meine Zöglinge haben. Aber eins habt ihr doch gewiß mit ihnen gemein den Nächſten. Gehet alſo hin und thut deßgleichen.

Schönau nebſt Ausſichten in die Schüſſel.

Von Ernſtrode kamen wir nach Schönau, und ſtellten uns vor dem Dorfe erſt, ehe wir daſelbſt unſern Einzug hielten. Dieſes Dorf heißt Schönau vor dem Walde, zum Unterſchiede von einem andern, das eben dieſen Namen führt, und an der Eiſenacher Straße liegt. Es fließt durch daſſelbe ein Flüßchen, das vorzüglich die Aufmerkſamkeit der kleinſten meiner Zöglinge auf ſich zog. Sie wünſchten ſeinen Namen zu wiſſen, und ich rieth ihnen, ſich darnach bey einem Bauer zu erkundigen. Der eine von ihnen that es, und der Bauer hatte eine gewaltige Freude, daß er Gelegenheit hatte, den Kleinen zu belehren. Er ſagte ihm, es ſey die Leine, von welcher ihr ſchon manches wiſ-

ſen

Hämmern?" ſo muß ich doch noch ein Paar Worte davon reden.

Habt ihr in eurem Hauſe keine kupfernen Keſſel, Waſchbecken und andere kupferne Geſchirre? ihr habt ſie wirklich? nun ſo muß ich euch ſagen, daß ihr ſie nicht hättet, wenn es nicht Leute gäbe, die in Kupferhämmern arbeiteten. Solltet ihr alle die Menſchen kennen, die an dem Keſſel, in dem das Waſſer zur Reinigung eurer Wäſche gekocht wird, arbeiteten, ihr würdet erſtaunen.

Erſt ſtiegen die Bergleute tief in die Erde mit Lebensgefahr hinab, und holeten das Kupfererz heraus. Dann kam es auf die Hüttenwerke, wo es geröſtet und durch das heftigſte Feuer von den gröbſten Schlacken gereinigt wurde. Als dieſes geſchehen war, kam es auf die Kupferhämmer, wo man es wieder ſchmelzte, in Stücken ſchlug, und dieſe Stücke durch den Hammer immer weiter ausdehnen ließ. Nun bekam es der Kupferſchmied, der daraus Keſſel, Töpfe, Waſchbecken und andere Geſchirre verfertigte.

Nachdem wir nun alles beſehen, und dem Aufſeher des Kupferhammers für ſeine gefällige Aufnahme gedankt hatten, zogen wir weiter.

Da wir eben im Begriff waren zum Hofe hinaus zu gehen, riefen ein paar Zöglinge: sieh Vater! da sind Kirschen! Wirklich stund da ein Baum voll frischer Kirschen.

Kirschen im October! werdet ihr ausrufen. Den mehresten von euch wird dieß unglaublich scheinen. Ich kann euch aber versichern, daß ich schon mehrere mahle zu Ende des Octobers Freunde, die mich besuchten, mit einem Teller voll frischer Kirschen, die ich mitten aus dem Thüringerwalde erhielt, bewirthet habe.

Woher mag dieses wohl kommen, daß wir am Thüringer Walde so spät noch frische Kirschen haben? Denkt darüber nach, und wenn ihr es nicht herausbringen könnt: so werden es euch eure Eltern oder Lehrer sagen.

Luisenthal.

Wir waren nicht gar weit gegangen, so kamen wir zu einem Fuhrmanne, der einen Karren führſe, den ich weiß ſelbſt nicht mehr wem, bekannt war. Es iſt immer angenehm, in einer unbekannten Gegend einen Menſchen, er ſey wer er wolle, zu finden, der mit der Gegend bekannt iſt. Damit kann man eine Menge Dinge erfahren, die man gern wiſſen möchte, und lernt den Werth des Menſchen recht ſchätzen. Sobald ich ihn alſo ſahe, geſellte ich mich zu ihm, erkundigte mich bey ihm, verſicherte mich, nachdem ich ihm einen guten Tag gewünſchet hatte, ob ich auf dem rechten Wege ſey? Verſchiedene andere Fragen that ich noch an ihn, und ein Paar Zöglinge noch mehrere. Er war gegen uns ſehr artig, und beantwortete alle unſere Fragen mit der größten Gefälligkeit.

Itzo kam ihm aber ein anderer Fuhrmann entgegen, der ein alter Bekannter von ihm war, den er wahrſcheinlich lange nicht geſehen hatte. Sogleich war er, gegen alle unſere Fragen wie taub, lief dem alten Freund entgegen, drückte ihm treuherzig die Hand und ſagte — errothet einmal, was! Ihr könnt bis 1804 rathen und werdet es doch nicht treffen. Ich will euch alſo das Compliment nur ſagen, womit er ſeinen alten Bekannten empfieng: Je du Himmeltauſendſakermentiſcher Schinbänger! wie kommſt du denn hieher?

Meine Zöglinge ſtunden wie verſteinert über dieſes Compliment, das ſie in ihrem Leben noch nicht gehöret hatten; ich aber drehete mich um, verbarg das Geſicht unter das Schnupftuch, ſchneuzte mich, und ſuchte ſo das Lachen zu verbergen.

Vermuthlich werdet ihr wiſſen wollen, was ich von dieſem Complimente halte? ich will es euch ſagen. Es war der Ausdruck der herzlichſten Freude. Wenn mir oder einem von euch ein alter Bekannter unvermuthet begegnet wäre: ſo würden wir die Arme ausgeſtreckt, ihn an unſere Bruſt gedrückt, geküßt, und geſagt haben: Freund! wie freue ich mich, dich ſo unvermuthet hier zu finden!

Dieſer Mann wollte eben dieſes ſagen, weil er aber vermuthlich nicht gut war unterrichtet worden, ſo konnte er die rechten Worte nicht finden, bediente ſich daher der erſten, der beſten, die ihm in den Mund kamen, und ſagte: je du himmels tauſendſakkermentiſcher Schinbänger!

Wenn man mit den niedrigen Ständen, die uns unentbehrlich ſind, leben will: ſo muß man ſich ſchon gewöhnen, ſolche Ausdrücke zu dulden. Soll man ſie aber deßwegen nachahmen? Wollt ihr euch künftig den Freund, der euch unvermuthet beſuchet, einen Himmeltauſendſakkermentſchen Schindanger nennen? Ueberleget es einmal!

Ich habe verſchiedenemal Briefe von Handwerksleuten, die in der Jugend ſchlecht waren unterrichtet worden, unter folgender Aufſchrift erhalten: an den Heren Broveſſer auf der Viellantrobie zu Snöpvendal. Ich lächelte über dieſe Aufſchrift; verzieh ſie aber den Schreibern, und ließ bey ihnen ferner arbeiten, wenn ihre Arbeiten ſonſt gut waren.

Wenn ich nun aber dieſe Orthographie auch annehmen und mich ſchreiben wollte: Broveſſer auf der Viellantrobie zu Snöpvendal, was würdet ihr von mir denken? würdet ihr mich wohl noch für einen Mann halten, der die zur Erziehung nöthige Geſchicklichkeit beſäße?

So iſt es eben auch mit ſolchen groben Ausdrücken, die man gewöhnlich nur bey der niedrigſten Volksclaſſe zu hören pflegt. Man duldet ſie bey ſolchen Leuten, zumal wenn ſie treu und fleiſſig ſind. Aber Leute, die ſich nicht zu dieſer Menſchenclaſſe wollen gerechnet wiſſen, entehren ſich ſelbſt, wenn ſie ſolche Ausdrücke nachahmen. Es ſcheint dann als wenn ſie keine beſſern Sitten, als die Geringſten des Volks, hätten.

Nachdem wir uns von dieſem Manne getrennt und etwa noch eine Stunde durch eine Gegend gegangen waren, die ungemein anmuthig war, kamen wir nach einem Platz, deſſen Anblick für das Auge wenig Reize hatte. Die Hügel waren da umher ſchwarz, auf denen weder Gras noch Moos wuchs, die theils kohlſchwarz, theils braun, theils grau ausſahen. Es waren Hügel von Steinkohlen, Eiſenſteinen und Schlacken. Aus dieſer Beſchreibung werdet ihr nun wohl errathen können, daß wir uns bey einem Schmelzwerke befanden.

Die Eiſenhütte Louiſenthal, iſt von dem Herzoge zu Gotha Friedrich, dem dritten, angelegt, und ſeiner Gemahlin Louiſen zu Ehren ſo genennet worden.

Es liegt an dem Fuße eines hohen Berges, welcher der Kühberg heißt. Er iſt ein Theil der Gebirgskette, zu welcher auch unſer Inſelsberg gehört, der der Grenzſtein zwiſchen Oberſachſen und Franken iſt, und vor vielen andern Grenzſteinen den Vorzug hat, daß er nicht ſo leicht verrückt werden kann.

Meine ganze Geſellſchaft war begierig in das Haus einzudringen, wo dieſes Schmelzwerk war. Allein da ſich unter derſelben verſchiedene junge unerfahrne Leute hatte; ſo hielt ich es nicht für rathſam, daß der ganze Haufe in ein Haus eindrang, in welchem ſich ein fürchterliches Feuer befand, und ſo viele Sachen waren, an denen man ſich leicht die Finger verbrennen konnte.

Ich ließ alſo die Geſellſchaft in eine Reihe ſtellen, und machte die Verordnung, daß eine Compagnie nach der andern, unter Aufſicht eines Lehrers, hereintreten ſollte.

Zu welcher Compagnie kam denn Scandix? werdet ihr fragen. So viel ich mich erinnere zur erſten, indem Friedrich der zweyte, der zu derſelben gehörte, ihn auf ſeine Arme nahm.

Das erſte was uns in die Augen fiel, war ein kleiner Graben, der mit geſchmolzenem Eiſen angefüllt war. Schade! daß wir nicht einige Minuten früher kamen! wir würden dann haben ſehen können, wie ſich der feurige Strom in dieſen Graben ergoß.

Wenn ihr nun ein Paar Minuten aufmerkſam wollt: ſo will ich euch erklären, wie dieſer feurige Strom zu entſtehen pflegt.

Es iſt hier ein hoher Ofen gebauet, der aus dem unterſten Geſchoſſe des Hauſes bis in das zweyte geht. In dieſen werden Kohlen geſchüttet bis er voll iſt. Dann werden unten die Kohlen angezündet. Damit ſie aber nicht ſogleich zu lebhaft brennen: ſo wird die oberſte Oeffnung mit eiſernen Platten belegt und alle andere Oeffnungen werden ſorgfältig verklebt. So glühen die Kohlen wohl 10—14 Tage lang. Dann wird die oberſte Mündung geöffnet, und man läßt zwey große Blaſebälge, wie diejenigen, die wir im Kupferhammer ſahen, anfänglich ganz ſchwach in das Feuer blaſen. Sind die Kohlen etwas niedergebrannt, ſo gießt man von oben Eiſenſtein, und wieder friſche Kohlen hinein. Nach und nach läßt man die Blaſebälge immer ſtärker blaſen, und gießt immer wieder friſche Kohlen und Eiſenſteine nach, die man in beſondern Kaſten beyträgt. Der Aufſeher des hohen Ofens weiß recht gut, wie viele Kaſten voll Kohlen er zu einem Kaſten voll Eiſenſteinen muß ſchütten laſſen.

Merket nun der Aufſeher des hohen Ofens, daß das Eiſen flüßig geworden iſt: ſo durchſticht er den Lehmen, mit welchem das unterſte Loch verſtopft iſt, und nun ſtürzt der glühende Strom heraus in den Graben von dem ich vorhin redete. Das Loch wird nun wieder verſtopft, und auf dem flüßigen Eiſen entſteht eine Haut, wie auf der Milch, wenn ſie eine Nacht geſtanden hat, der Ram. Dieſe Haut wird mit einem eiſernen Haken abgezogen und heißt Schlacken.

Die Schlacken liegen nun um den Graben herum, und behalten ihre Hitze eine ziemliche Zeit. Wenn nun ein unerfahrner Zuſchauer ſo eine Schlacke aufheben wollte: ſo könnte er ſich die Finger ziemlich verbrennen. Deßwegen pflegten die Alten den Kindern die Lehre zu geben: in der Apotheke koſte nicht alles, und in der Schmiede (man könnte auch ſagen bey dem hohen Ofen) greif nicht alles an!

Iſt nun das Eiſen im Graben kalt geworden: ſo wird es heraus genommen und in Stücken geſchlagen. Dieſe Stücke heiſſen Gänſe. Ich habe manche fette Gans geſehen, keine weg aber ſo ſchwer, als ſo eine Gans die man aus dieſem Graben holete.

Das giebt ja meiner Treue ein Räthſel, das ihr euren Freunden, die dieſe Reiſebeſchreibung nicht geleſen haben, aufgeben könnt: wo giebt es die ſchwerſten Gänſe?

ſtalt zu beſehen, und von ihm gelernet haben: wie man Fremde behandeln müſſe.

Nun gieng es zum Veſperbrode das in einem herrlichen Speiſeſaale genoſſen wurde. Die gewölbte Decke war der Himmel, der Boden die Erde. Das Veſperprod beſtand — merkt auf! beſtand aus ein Paar großen Broden einigen Butterwecken, holländiſchem Käſe und Biere. Bey dieſer Gelegenheit wünſche ich allen meinen lieben Leſern und Leſerinnen eine geſegnete Mahlzeit, und daß ihnen allemal ihre Mahlzeiten ſo gut ſchmecken mögen, als uns dieß Veſperbrod ſchmeckte.

Nach eingenommenen Veſperbrode wurde wieder Muſterung gehalten, und zum Abmarſche commandiret.

Näherung zum Ziele unſerer erſten Tagreiſe.

Wir mußten nun einen Weg machen, der uns allen unbekannt war. Es war ſchon ſpät, die Dämmerung brach ein, und wir waren alſo in Gefahr uns zu verirren. Zum Glück trafen wir bald einen gothaiſchen Dragoner an, der die Grenze beritt, um ſie von verdächtigen Perſonen zu reinigen, und nach eben dem Orte ſeinen Weg nahm, nach dem wir gehen wollten. Dieſer Reiſegefährde verurſachte der ganzen Geſellſchaft große Freude, zumal da er ſo gefällig war, und ſich ſogleich erbot, nicht ſchneller zu reuten, als wir giengen. Nun waren wir doch gegen Verirrung geſichert.

Ich hatte dabey meine beſondern Gedanken. Das menſchliche Leben kommt mir immer wie ein Weg vor. Auch da wird es oft dunkel, man weiß bisweilen nicht ob man rechts oder links gehen, ob man dieß oder jenes thun ſoll. Man wird aber gewiß erfahren, daß man in der größten Verlegenheit

Vom hohen Ofen werden dieſe Gänſe weiter nach den Eiſenhämmern geſchafft, wo ſie zu Stäben verarbeitet werden, welche hernach die Schmiede, Schloſſer, Nagelſchmiede, Drathzieher, und andere die in Eiſen arbeiten, zu allerley nützlichen Werkzeugen mit vieler Mühe umformen.

Lieben Freunde! wie vielen Dank ſind wir unſern Mitmenſchen ſchuldig! wie viele Arme mußten arbeiten, ehe der Schlüſſel zu Stande kam, mit dem ihr euern Schrank aufſchließt, der Nagel, den ihr einſchlagt, der Hammer, mit dem ihr ihn eintreibt. Und in der Zeit, da ſo viel Menſchen für uns arbeiten, wollten wir nichts thun? immer nur eſſen und trinken und uns vergnügen, ohne drauf zu denken, wie wir auch etwas nützliches für andere Menſchen verrichteten? Da wären wir ja wirklich nicht beſſer, als Standix, der es mit anſehen konnte, wie ſauer es ſich die Menſchen bey dem hohen Ofen werden ließen, ohne daß es ihm einfiel, auch etwas für die Menſchen zu thun. Doch nein — wir wären ſchlechter als Standix, der doch wenigſtens ſeinen Herrn bewacht, wenn dieſer ſchläft.

Noch muß ich bemerken, daß das Feuer im hohen Ofen ununterbrochen Tag und Nacht, oft drey vierteljahre lang brennt, bis der Ofen ſchadhaft wird, und von neuen gebauet werden muß.

Da nun alle vier Compagnien den hohen Ofen hinlänglich beſehen hatten: ſo giengen wir nach dem Wirthshauſe, um da unſer Veſperbrod zu genießen. Wir konnten aber nicht ſogleich dazu kommen; weil der Herr Factor, der die Aufſicht über das Ganze führt, bey uns anfragen ließ, ob es uns nicht gefällig wäre, den vorhandenen Eiſenvorrath zu beſehen? Wir nahmen die Einladung ſogleich an, und fanden da einen großen Vorrath von Gänſen, und Stäben, die in den benachbarten Eiſenhämmern waren geſchmiedet worden. Der Herr Factor zeigte uns nicht nur alle dieſe Waaren, ſondern beantwortete auch hunderterley Fragen, die noch an ihn gethan wurden.

Wir nahmen darauf Abſchied von ihm und dankten ihm für die Gefälligkeit, die er uns erwieſen hatte. Ich hoffe, daß dieß Beyſpiel von Gefälligkeit auf meine Zöglinge einen guten Eindruck werde gemacht haben. Es gefiel ihnen gar wohl, da ſie durch dieſen gefälligen Mann herum geführt, und alle ihre Fragen von ihm beantwortet wurden.

Hoffentlich werden ſie an den Herrn Factor in Louiſenthal denken, wenn Fremde kommen unſere An-

ſtalt

heit oft Perſonen findet, die uns winken, wohin wir gehen ſollen. Wenn es nun erfahrne Leute ſind, auf die man ſich ſo ſicher verlaſſen kann, als wir auf dieſen Dragoner, der dieſen Weg vielleicht mehr als hundertmal gemacht hatte; dann müſſen wir aber auch dem Rathe einer ſolchen Perſon folgen: ſo wie wir dieſem Dragoner nachfolgten.

Verſchiedene Zöglinge ſchloſſen ſich an ihn und fragten, ob er den Feldzug gegen die Franzoſen mitgemacht hätte?

Das verſteht ſich! war ſeine Antwort.

Nun gieng das Fragen los, und der Dragoner ſowohl als meine Zöglinge befanden ſich ungemein wohl; Jener, weil er eine Geſellſchaft fand, die Luſt hatte ſeine Erzählungen anzuhören, und dieſe, weil ſie einen Mann gefunden hatte, der Luſt hatte ihnen recht viel zu erzählen, ſoviel als ſie nur hören wollten.

Die Frage: ſind ſie ſelbſt mit in Action geweſen? war ihm ein Wink ſeine ganze Kriegsgeſchichte vorzutragen. Er erzählte von den Gefahren und den Strapazen, die er ausgeſtanden, von den Franzoſen, (wo ich nicht irre waren es ihrer zehen) die er mit eigner Hand erlegt, von der Beute, die er gemacht hätte.

Von Zeit zu Zeit kam einer von der Geſellſchaft zu mir und hinterbrachte mir die Wundergeſchichten und verſicherte, daß er es unmöglich glauben könne! und ich ſagte ihm darauf, was ich für nöthig hielt.

Leute, die gereiſet, im Kriege geweſen ſind, oder ſich in Lagen befunden haben in die wenige andere Menſchen gerathen, haben immer das Schickſal, daß ſie von Neugierigen viel befraget werden, und kommen daher in Verſuchung den Neugierigen etwas aufzubinden. Sie müſſen ſich aber wohl in acht nehmen, daß ſie ſich dadurch nicht verleiten laſſen, in ihren Erzählungen von der Wahrheit abzuweichen. Sie finden bisweilen auch Zuhörer, die nicht leichtgläubig ſind und hernach über ihre Erzählungen lachen.

Die Dämmerung brach nun immer ſtärker ein und die Geſellſchaft ſchloß ſich enger zuſammen; die 3 kleinſten Pilgrime ſchmiegten ſich an größere an. Franz faßte die Hand ſeines Bruders Carl, dem ich überhaupt nachrühmen muß, daß er auf der ganzen Reiſe, wie ein Schutzengel, den Franz umſchwebte; Wilhelm hieng ſich an den Arm ſeines Vetters Thomas; und Ernſt faßte meine Hand, und ſagte: ich gehe mit dem Vater.

Selb

Selbſt auf den Scandix machte die Dämmerung großen Eindruck. Bisher war er immer da und dorthin gelaufen, hatte jede Fährte verfolgt, jeden friſchen Maulwurfshügel aufgeſcharret; itzo verließ er den geraden Weg nicht, entfernte ſich keine 20 Schritte von mir. Sobald er mich nicht mehr ſehen konnte lief er zurück und ſahe ob ich nachfolgte. Dieß machte meinen Zöglingen vieles Vergnügen. Sieh nur den Scandix! ſagten ſie immer, ſeitdem es dunkel iſt, getrauet er ſich nicht, von dir zu gehen.

So wandelten wir ſorgenfrey, in der Nacht, durch einen Wald. Ich fühlte itzo die großen Vorzüge unſers Landes ſo lebhaft, daß ich nicht ſchweigen konnte. Wie glücklich, ſagte ich zu denen, die zu nächſt bey mir waren! ſind wir in dem Lande, das wir bewohnen! da können wir ſorgenfrey, mitten im Walde, in der Nacht, unbewaffnet wandeln. Hier haben wir nicht zu beſorgen, daß aus einem Gebüſche eine Räuberbande aufſpringe, uns plündere, mißhandle oder tödte. Wie viele Länder giebt es wohl, wo man ſo unbeſorgt des Nachts im Walde wandeln kann! Gott ſegne unſern lieben Landesvater, der uns dieſe Si-

cher

ihrem Urtheile nicht zu ſchnell herausrücken, damit ſie nicht ihre Unwiſſenheit verrathen.

Die kleinſten hatten bisher alle dieſe Bilder ganz gleichgültig, ich möchte wohl ſagen, angegafft, ohne darüber etwas zu ſagen. Endlich bemerkte Ernſt der kleine ein Gemählde, auf dem zwey Kaninchen vorgeſtellt waren, die an einem Kohlkopfe nagten. Gleich heiterte ſich ſein Blick auf, und er rief ſeinen Cameraden zu: Franz! Wilhelm! ſeht einmal; da ſind Kaninchen!

Ey! ſagten dieſe lächelnd und unterhielten ſich mit einander über die Kaninchen. Dieß beſtärkte mich in der Meynung, die ich ſchon längſt gehabt habe, daß Kinder in ihren erſten Jahren auf nichts aufmerkſamer ſind, als auf Thiere. Habe ich wohl recht? Denkt einmal an eure erſte Kindheit zurück?

Ich erinnere mich, daß ich einmal in eine benachbarte Stadt reiſte, und ein vierjähriges Kind mitnahm. Ich führte es an der Hand durch alle Straſſen, und in alle Häuſer die ich beſuchte; machte es auch auf manche Merkwürdigkeiten aufmerkſam. Als es nun nach Hauſe kam, wurde es von ſeinen Geſchwiſtern befragt, was es in der Stadt alles geſehen, und was ihm am beſten gefallen hätte? Wißt ihr wohl was es war? ein Paar Sperlinge,

die

die ſich auf dem Dache miteinander gebiſſen hätten, und der Hund des Wirths.

Nun verließ ich eine Viertelſtunde die Geſellſchaft, und ſetzte mich vor die Thür, um da die vielerley Menſchen, aus allen Ständen, von welchen der Markt wimmelte, ihre Geſichter, ihre Geſpräche und ihre Handlungsart zu beobachten: weil ich immer ein Vergnügen darinnen finde, von ferne, ganz unbemerkt, den Handlungen der Menſchen zuzuſehen. Da lernt man ſie am beſten kennen. Wenn ſie es wiſſen, daß ſie bemerkt werden: ſo verſtellen ſie ſich gemeiniglich.

In meiner Abweſenheit hatten die Zöglinge ein großes Ebentheuer beſtanden. Da ich zu ihnen zurück kam, drängten ſie ſich um mich, und erzählten mir, vielleicht zwanzig auf einmal, ſo vielerley durch einander, daß ich daraus gar nicht klug werden konnte.

Ich mußte alſo Stillſchweigen gebieten, und nur einem einzigen auftragen, mir den Vorfall recht ordentlich und ausführlich vorzutragen.

Da erfuhr ich nun folgendes: Es ſey ein Mann da geweſen, der hätte erzählet: er ſey in Engliſchen Dienſten geweſen, und auf einem Engliſchen Schiffe nach Weſtindien gegangen;

die Franzoſen hätten ihr Schiff weggecapert, und ihn zum Sclaven gemacht. Damit ſie ihn wieder finden könnten, wenn er ihnen etwa entwiſchen ſollte, hätten ſie ihm auf beyde Arme Zeichen gebrennt. Dieſe Zeichen habe er gezeigt, auf dem einen Arme hätten der Baum des Erkenntniſſes des Guten und Böſen geſtanden, nebſt Adam, und Eva, auf dem andern ein Paar Sirenen. oder Figuren, davon der obere Theil eine Weibsperſon, der untere einen Fiſch vorſtellt. Dieſe Figuren hätten aus lauter ſchwarzen Punkten beſtanden, die dieſer Mann vermuthlich mit Nadeln habe ſtechen und Schießpulver oder Kohlenſtaub darein habe reiben laſſen, ſo wie die Südländer es zu machen pflegen.

Als nun dieſe Erzählung vollendet war: faßte ich meine Zöglinge ſcharf ins Auge, und fragte ſie glaubt ihr denn das alles? ſie lachten, und verſicherten, ſie glaubten es nicht. Nun ließ ich mir von den älteſten die Gründe anführen, warum ſie es nicht glaubten? und ſie führten ſolche an die ziemlich treffend waren: z. E. man habe doch nicht gehöret, daß die Franzoſen ihre Europäiſchen Gefangnen zu Sclaven machten; und wenn dieß auch wirklich geſchehen wäre: ſo würden ſie doch gewiß ihren Sclaven andere Zeichen einbrennen, als z. E. Adam und Eva.

Vermuthlich war dieſer Mann in Italien geweſen, wo in verſchiedenen Provinzen, z. E. in Neapel, es ſehr gewöhnlich iſt, daß man ſich tatuwiren läßt; und hatte dieſe ſchmerzhafte Operation auch an ſich verrichten laſſen, um, bey ſeinen Landsleuten, wenn er nach Deutſchland zurück käme, Aufſehen zu erregen. Itzo zeigte er die Figuren vielleicht vor, um von Neugierigen einige Kreuzer zu bekommen.

Wer irgend ein Geſchäffte recht gründlich erlernt hat und es redlich treibt, wird, ſo lange er geſund iſt, immer ſein gutes Auskommen finden, und nicht nöthig haben zu ſolchen elenden Erwerbungsmitteln ſeine Zuflucht zu nehmen.

Gern hätte ich vor Tiſche noch einen der merkwürdigſten Männer in Ohrdruf, den Herrn Kriegelſtein beſucht, und ihm für das viele Gute, das er ſtiftet, meinen Dank abgeſtattet; allein man verſicherte mich, er ſey itzo auf dem Rathhauſe, wo er als regierender Burgermeiſter ſein Amt verwalte.

Ob ich ihn gleich damals nicht ſprach: ſo muß ich euch doch etwas von ihm ſagen. Er iſt gar ein lieber Mann, der jede Gelegenheit benutzt um das menſchliche Elend zu mindern. Für viele arme verunglückte Menſchen ließ er ein Lied, nebſt Beſchreibung ihres traurigen Zuſtands, unentgeldlich drucken, gab es den Unglücklichen, die es dann verkauften, und ſich ſo Mittel verſchafften ihre kummervolle Lage zu verbeſſern.

Das vorzüglichſte ſeiner Bücher, das billig von jedermann geleſen werden ſollte, hat den Titel: vollſtändiges Syſtem der Feuerpolizeywiſſenſchaft, und enthält eine Menge vortrefliche Vorſchläge Feuersbrünſte, durch welche viele Millionen Menſchen, in einer unglücklichen Stunde ſind arm gemacht worden, zu verhüten, und, wenn ſie entſtehen, ſogleich zu dämpfen.

Es ſteht darinne auch etwas für euch, lieben Freunde, das ich doch abſchreiben will.

„Kinder ſollten nicht mit Feuer und Licht ſpielen, denſelben ſollen keine kleinen gemahlten Lichter und Wachsſtöcke zugelaſſen werden: weil ſie damit an brandgefährliche Oerter gehen können. Auch ſogar mit dem Spielzeuge, das man Kindern ſchenkt, gehe man behutſam zu Werke. Vexirgläſer u. d. gl. ihnen zu ſchenken, kann, aus der Möglichkeit eine Entzündung damit zu bewirken, bei denklich ſeyn. Kinder ſollen ſich gewöhnen in den Hof, auf den Abtritt und in das Beit ohne Licht zu gehen. Ihnen ſoll kein Schießgewehr, Feuerzeug, Lunte, Pulver, Schwamm, Schwefel, Brennſpiegel und Brennglas anvertrauet werden; ſollen nicht im Bette leſen; ſollen ihren Eltern und Lehrern im Vertrauen anzeigen, was andre Kinder Feuergefährliches thun: ſollen niemals mit Licht im Hauſe herumgehen, u. ſ. w."

Müßtet ihr nicht den Mann lieb haben, der ſo herzlich dafür ſorgt Unglück abzuwenden?

Anſtalten zum Abzuge aus Ohrdruf, und wirklicher Abzug.

Zur Fortſetzung unſerer Reiſe ſtärkten wir uns durch den Genuß einer Mahlzeit, die uns allen herrlich ſchmeckte, theils, weil ſie gut zubereitet war, theils auch weil wir uns eine gute Bewegung gemacht hatten.

Kaum war ſie geendigt: ſo ſprach ich mit unſerm gefälligen Herrn Wirth über den Weg, den wir noch nehmen wollten, und, nachdem ich hierüber hinlängliche Nachrichten eingezogen hatte, trug ich meinem Zahlmeiſter auf Zahlung zu leiſten, und ſich darüber quittiren zu laſſen, hierauf wurde zum Abmarſche commandirt, und er erfolgte wirklich, nachdem wir erſt für gute Bewirthung gedanket, und die Caravane ſich hatte muſtern laſſen.

Unſer Herr Quartiermeiſter war indeſſen ſchon eine Viertelſtunde, mit meinen Verhaltungsregeln, vorausgegangen.

Freylich war in Ohrdruf noch manches Merkwürdige zu beſehen, z. E. die berühmte Bleiche des Herrn Hänel, wo die leinenen Garne, ſo gut als in Schleſien, gebleichet werden; allein da ich mir vorgenommen hatte, dießmal andere Merkwürdigkeiten zu betrachten, und nur wenige Tage zu meiner Reiſe beſtimmt waren: ſo mußten wir dießmal abziehen, ohne unſere Wißbegierde befriedigen zu können.

Die vornehmſte Merkwürdigkeit, die uns auf dem Zuge durch die Vorſtadt noch aufſtieß, war die ſehr ſchön gebauete Michaeliskirche. Mir war ſie vorzüglich deßwegen merkwürdig, weil der erſte Grund dazu durch den heil. Bonifacius, den man insgemein den Apoſtel der Thüringer zu nennen pflegt, gelegt wurde, der zugleich ein Kloſter für Benedictiner hier ſtiftete, das aber, wahrſcheinlich ſchon zu Anfange des zehnten Jahrhunderts, durch die Ungarn, zerſtört wurde.

Ich betrachtete dieß Gebäude mit einer geheimen Hochachtung gegen den erſten Stifter, und mit dem Wunſche, daß es ihm in einer beſſern Welt recht wohl gehen möge.

Wirklich hat der heilige Bonifacius um uns Thüringer große Verdienſte. Da unſere Urgroßväter noch Barbaren waren, und nichts konnten als Krieg führen und wilde Thiere jagen, kam Bonifacius zu ihnen, predigte ihnen die chriſtliche Religion, bauete Kapellen, gewöhnte ſie, in denſelben Gott zu verehren, ſtiftete Klöſter, ſetzte Mönche hinein, die den Ackerbau trieben, und unſern Vorfahren auch Geſchmack an demſelben beybrachten. So wurden die alten Thüringer gewöhnt, einen Gott zu glauben, der das Gute belohne

lohne und das Böſe beſtrafe, ihre herumſchwärmende Lebensart abzuändern, ſich Häuſer zu bauen und mit Ackerbau zu beſchäfftigen.

Freylich mochten zu des heil. Bonifacius Zeiten die Thüringer noch ziemlich abergläubiſch, dumm und roh ſeyn; allein er legte doch den erſten Grund zu ihrer Verfeinerung. Sie mußten erſt Gott fürchten lernen, wenn ihre Nachkommen ihn lieben ſollten, ſie mußten erſt den Acker bauen, wenn ihre Nachkommen Künſte und Wiſſenſchafften treiben ſollten. So wie ich nun mit Recht noch der Perſon im Grabe danke, die mich das A B C lehrte, welches ich doch wiſſen muß, wenn ich die Reiſen der Schnepfenthäler Zöglinge ſchreiben will: ſo iſt es auch billig, daß wir uns dankbar erinnern des Mannes, der unſere Vorfahren zuerſt Glauben an Gott und Ackerbau lehrete.

Freylich haben wir, die wir ſchon an Gott glauben, ihn verehren, und den Acker noch beſſer zu bauen verſtehen, als der heil. Bonifacius mit allen ſeinen Mönchen, die Mönche nun nicht mehr nöthig. Es wird daher in allen Ländern gewöhnlich, daß man nach und nach die Klöſter aufhebt, und den Mönchen einen jährlichen Gehalt anweiſet. Dabey muß es aber auch ſein Bewenden haben. Die

Mönche beſchimpfen, verfolgen, hart behandeln, iſt Undank gegen die Verdienſte, die ſie um unſere Vorfahren hatten. Wenn der Sohn den alten Diener ſeines Vaters nicht mehr glaubt nöthig zu haben: ſo hat er ein Recht ihn aus ſeinen Dienſten zu entlaſſen; er iſt aber auch verbunden dafür zu ſorgen, daß er nicht Noth leide.

Wallfahrt nach einer Behauſung der Cyclopen.

Von Ohrdruf aus kamen wir durch ein ſehr anmuthiges Thal, durch welches ein kleiner Fluß nach der Stadt zu fließt, der die Ohr heißt. Vermuthlich hat Ohrdruf von ihm den Namen bekommen. Zu des heil. Bonifacius Zeiten that die Ohr weiter nichts als — daß ſie floß und Fiſche nährte In unſern Tagen hat man ſie beſſer benutzen gelernt. Sie muß verſchiedene Mühlen und Hammerwerke treiben.

Solche Vergleichungen unſerer Zeiten mit den vorigen mache ich gern, um meine Pflegeſöhne auf die Vorzüge unſerer Zeiten aufmerkſam zu machen. Wie klug ſind wir, wie viel mehr wiſſen, wie viel können, wie viel mehrere Bequemlichkeiten genießen wir, gegen unſere Vorfahren, die zu den Zeiten des heil. Bonifacius lebten! Wem haben wir denn dieß nun zu danken? den Vorfahren. Hätten dieſe nicht nachgedacht, gearbeitet und es ſich ſauer werden laſſen: ſo wären wir noch immer in dem rohen Zuſtande, in dem ſie waren. Wenn man ſie nun aber deßwegen, weil man mehr weis als ſie, verachten wollte, ſo wäre dieß Undank. So läßt mancher rechtſchaffene Vater, der aber in vielen Stücken unwiſſend iſt, es ſich ſehr angelegen ſeyn, ſeinen Sohn im Leſen, Schreiben und Rechnen, zu unterrichten, hält ihn zur Schule, ſchickt ihn auch wohl auf die Univerſität, und erhält ihn daſelbſt mit ſchweren Koſten. Wenn nun der Sohn von der Univerſität zurück kommt, und weis mehr als der Vater, wäre es wohl recht, wenn er ihn deßwegen verachten wollte? Der junge Herr hat ja alles, was er weis, dem Vater zu danken!

Da wir etwa eine Viertelſtunde längſt der Ohr hingegangen waren, erblickten wir ein Haus, aus welchem ſtarke Hammerſchläge uns entgegen ſchallten, und aus deſſen Eſſe Feuerfunken ſprüheten. Ey was iſt denn das? fragten mich die Zöglinge, die zu nächſt um mich waren. Eine Werkſtatt, ſagte ich, die die mehreſten von euch noch nicht geſehen haben, ein — Kupferhammer.

Sogleich erſcholl ein Freudengeſchrey durch die ganze kleine Geſellſchaft: ein Kupferhammer! ein Kupferhammer!

Da wir an der Thür angekommen waren, gieng ich voraus und bat mir von dem Manne, der die Aufſicht über dieſen Kupferhammer führt, die Erlaubniß aus, ihn beſehen zu dürfen.

Er nahm uns ſehr liebreich auf, und war ſo gefällig alle die Fragen, die wir an ihn thaten zu beantworten. Da er nur ein Auge hatte, und wir uns erkundigten, wie er um das andere gekommen ſey, erzählte er uns, daß ihm einmal ein Stück glühendes Kupfer in daſſelbe geſprungen wäre, wodurch eine ſo heftige Entzündung wäre verurſacht werden, daß ſie ihm ſein Auge geraubt hätte.

Bey dem Eintritte in dieſe Werkſtatt machten beſonders diejenigen meiner Zöglinge gewaltig grosſe Augen die noch kein Hammerwerk geſehen hatten.

Wenn ihr euch davon eine Vorſtellung machen wollt: ſo rathe ich euch, daß ihr in die Werkſtatt eines Schmiedes geht. In dieſer findet ihr eine Eſſe, in welcher das Eiſen glühend gemacht wird, einen Blaſebalg, der das Feuer in der Eſſe anbläſt, einen Ambos, auf welchem das glühende Eiſen gehämmert wird, einen großen Hammer mit welchem der Schmied es hämmert, und eine Zange, mit welcher er das glühende Eiſen angreift; weil es ſich nicht gut mit bloßen Händen angreifen läßt.

Dieß alles war hier auch, nur war alles viel größer. Der Blaſebalg z. E. der das Feuer in der Eſſe anbließ, war ſo ſchrecklich groß, daß ihn ein Menſch nicht regieren konnte. Er mußte durch ein großes Waſſerrad getrieben werden. In der Eſſe lag das Kupfer, welches durch das heftige Feuer glühend gemacht wurde. War es glühend genug ſo kam ein ſchrecklich großer Mann, und nahm es mit einer Zange, die unſer eins, der gewöhnlich die Feder in der Hand führt, kaum erheben kann, und legte es auf den Ambos. Auf dieſen fiel nun ein Hammer, der ſo groß war, daß ihn ſelbſt dieſer ſtarke Mann nicht würde haben erheben können. Er wurde ebenfalls durch ein

Waſſerrad gehoben, und fiel mit großem Krachen auf den Ambos nieder. Der ſtarke Mann that dabey weiter nichts, als daß er das Kupfer unter dem Hammer hin und her rückte, ſo daß dieſer es breit ſchlagen mußte.

Aller Augen waren auf dieſen ſtarken Mann gerichtet, der die große Zange mit eben der Leichtigkeit, wie ich die Papierſcheere, regierte. Er war um einen Kopf größer als ich.

Nu! werdet ihr ſagen, wie groß biſt du denn? ich will es euch ſagen. Ich bin kein großer aber auch kein kleiner Mann. Ich bin von mittlerer Statur. Dieſer Mann war alſo um einen Kopf größer, als ein Mann von mittlerer Statur. Seine Arme hatte er aufgeſtreift, und dieſe waren mit ſtarken Muskeln umgeben, wie, nach der Erzählung der alten Dichter die Cyclopen hatten.

Die alten Dichter erzählen nämlich, Vulkan habe das Amt, für den Gott Jupiter die Donnerkeile im Berge Aetna ſchmieden zu laſſen. Dieſe ließ er durch die Cyclopen, die uns als baumſtarke Kerls beſchrieben werden, verfertigen. Deßwegen nennte ich, zum Scherz, dieſen Kupferhammer eine Wohnung der Cyclopen.

Woher kam es nun, daß dieſer Mann uns alle ſo ſehr an Stärke übertraf? War er vielleicht ſo ſtark gebohren? von ſeiner Geburt und von ſeinen erſten Anlagen weis ich nichts. Wäre er aber auch ſtärker als andere Menſchen gebohren worden, und ſeine Eltern hätten ihn nicht in den Kupferhammer, ſondern in eine Zeichenſchule geſchickt: ſo glaube ich nicht, daß er durch Stärke der Arme ſich ſehr würde ausgezeichnet haben. Weil er aber bey der ſchweren Arbeit ſeine Arme immer anſtrengen mußte: ſo wurden ſie vorzüglich ſtark.

Mit andern Kräften iſt es eben ſo. Sollen ſie ſtark werden: ſo muß man ſie anſtrengen. Wollt ihr ſtarke Füße haben, — marſchirt fleißig. Wollt ihr ein gutes Gedächtniß haben — übt es durch lernen guter Sprüche, ſchwerer Nahmen, und Zahlen. Wollt ihr eure Vernunft ſtärken: ſo denkt über alles fein nach und ſtrengt den Kopf bey den Arbeiten an, die euch eure Lehrer aufgeben.

Unter der Zeit daß die mehreſten meiner Geſellſchaft ihre Augen auf die ſtarken Muskeln dieſes Mannes richteten, ſahe ich auch wo anders hin — nach ſeinem Geſichte. Ich bemerkte da keine

Spur

durch Krieg und andere Unglücksfälle, um alle Güter kommen, die eure lieben Eltern itzo beſitzen? Könnt ihr nicht einmal unter die Wilden gerathen? Wie gut wird es alsdann ſeyn, wenn ihr eine Handarbeit gelernt habt! Ich habe einen Mann gekannt, der in ſeinen jüngern Jahren nach Amerika gieng, und daſelbſt von den Wilden gefangen wurde. Schon hatten ſie beſchloſſen ihm das Fell über die Ohren zu ziehen; da rettete er ſein Leben mit ſeiner Handarbeit. Er hatte in ſeiner Jugend das Maurerhandwerk gelernt, führte in der Geſchwindigkeit einen Kochheerd auf, und machte ſich dadurch bey den Wilden ſo beliebt, daß ſie ihm nicht nur das Leben ſchenkten, ſondern auch einige Jahre recht gut hielten, bis er Gelegenheit hatte, wieder nach Europa zurück zu kehren.

Als wir nach Schönau kamen bemerkten wir eine große Menge Scheitholz, welches in Klaftern gelegt war, und ſchloſſen daraus, daß ſich viele der hieſigen Einwohner auch vom Holzhandel nährten.

Gleich bey unſerm Austritte aus Schönau, erblickten wir einen kleinen Wald, nach welchem uns unſer Weg hinführte, und uns alle Oerter verbarg die hinter demſelben lagen. Die älteſten meiner Zöglinge, die ſchon mehreremalen durch denſelben gegangen waren, merkten nun wohl, wohin die Reiſe gehen würde, und flüſterten es einander in die Ohren. Ich ließ ſie aber noch immer in der Ungewißheit.

Gleich bey dem Eintritte in den Wald begegnete uns ein Mann, der ehemals bey dem Gothaiſchen Regimente in Holland geſtanden hatte. Er erkundigte ſich ſogleich, ob wir nicht einen Holländer unter uns hätten? Ja! war die Antwort, und ſogleich riefen ſechs bis acht Stimmen: Jean Jaques! komm her, komm her, da iſt ein Landsmann von dir.

Was war da für Freude, bey dem Jean Jaques! Er ſprang ſogleich auf den Mann zu, und that eine Menge Fragen, wegen ſeines Vaterlandes an ihn. Allein er erhielt keine befriedigende Antwort von ihm: weil dieſer Mann gar nicht in ſein eigentliches Vaterland, welches Zeeland iſt, gekommen war, ſondern ſich nur in der Provinz Holland aufgehalten hatte. Unterdeſſen ſahe man doch aus der Begierde, mit welcher unſer Jean Jaques nach dem vermeyntlichen Landsmanne zulief, wie lieb ihm ſein Vaterland war. Ich habe dieß ſchon mehreremale bemerkt, daß denen, die weit von ihrem Vaterlande entfernt ſind, alles lieb

Spur von Unmuth und Verdruß, vielmehr ſolche Züge, die auf Ruhe und Zufriedenheit der Seele ſchließen ließen. Gleichwohl würden manche andere, wenn ſie an ſeiner Stelle geweſen wären, und vom Morgen bis zum Abend, von Anfange des Jahres bis zum Ende, immer einerley Arbeit treiben, immer mit der Zange das glühende Kupfer aus der Eſſe holen, auf den Ambos legen, und von da wieder in die Eſſe tragen müßten, ſehr unzufrieden ſeyn. Allein dieſer Mann ſchien zu glauben Gott habe ihn auf den Platz geſtellt wo er ſtehe, und ihm die Arbeiten, die er trieb, angewieſen, um dadurch ſeinen Beytrag zum allgemeinen Beſten zu geben.

Möchten doch alle Menſchen ſo denken, ſo würden ſie ihre Geſchäfte, die freylich immer mit Mühe verknüpft ſind, eben ſo zufrieden treiben, wie dieſer Mann das Hämmern des Kupfers.

Und nun könnte ich dieſen Kupferhammer verlaſſen, ohne etwas weiter davon zu ſagen. Verſchiedene Leſer würden damit zufrieden ſeyn. Da ich aber vermuthe, daß doch einige unter meinen Leſern und Leſerinnen ſind, die fragen werden: was nützt denn dieſer Mann mit ſeinen ewigen ſen werdet, wenn ihr die Reiſen der Salzmanniſchen Zöglinge geleſen habt.

Viele der hieſigen Einwohner nähren ſich vom Sieb- und Korbmachen, wovon ſie bisweilen eine große Menge vor unſern Häuſern zum Verkaufe ausſtellen.

Schon lange habe ich den Wunſch gehabt, einen Korbmacher aus Schönau zu bewegen, den hieſigen Zöglingen, die hierzu Luſt haben, das Korbmachen zu lehren. Es hat ſich aber immer nicht recht ſchicken wollen. Vielleicht mache ich es aber doch noch einmal möglich.

Ihr lacht vielleicht über dieſen Einfall. Ich finde ihn aber gar nicht lächerlich. Da jeder meiner Zöglinge zwey Hände, und an jeder fünf Finger hat: ſo möchte ich gern, daß jeder ſie recht brauchen lernte. Bis itzo arbeiteten ſie nur in Pappe, und drechſelten; lieber wäre es mir aber wenn ſie noch mehrere Handarbeiten lernten. Ein Menſch der Handarbeiten gelernt hat, iſt gewiß mehr werth, als ein anderer, der das zu nicht angeführt wurde. Wenn er in Noth und Gefahr kommt: ſo weis er ſich immer beſſer zu helfen. Und wer weis denn, was manchen von euch für ein Schickſal bevorſteht? Könnt ihr nicht iſt, was aus dem Vaterlande kommt, und daß ſie ſich über den Anblick eines Landsmanns oder einer Landsmännin, die ſie, ſo lange ſie zu Hauſe waren, gar nicht bemerkten, gar herzlich freuen konnten.

Sobald wir aus dem Walde getreten waren, wurde unſere Ausſicht erweitert, und wir ſahen ein artiges Städtchen vor uns liegen. Ah! rieſen die älteren meiner Zöglinge, das iſt Ohrdruf!

Ja ſagte ich, das iſt Ohrdruf, wo wir zu Mittage ſpeiſen, und ausruhen werden. Dieſe Nachricht war allen angenehm, vorzüglich aber den kleinern, die ſich ermüdeter als die größern fühlten.

Wir ſahen alſo Ohrdruf, waren aber noch nicht drinne. Ehe wir dahin kamen, zog ein hölzernes Denkmahl der vorigen Jahre, ein langer Pfahl, der am Wege ſtund, und ganz mit Moos bewachſen war, unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Die Zöglinge verſammelten ſich um denſelben, und wollten von mir wiſſen, was dieſer Pfahl bedeute.

Ich erzählte hierauf, wie ehedem auf dieſem Platze ein böſer Menſch einen reiſenden Handelsmann erſchlagen und geplündert hätte; wie er entdeckt, hingerichtet und ſein Körper auf das Rad, das ſonſt auf dieſem Pfahle war, gelegt worden wäre. Ich ſetzte noch einige Bemerkungen hinzu, z. E. daß dieſer Mörder vermuthlich ſeinen Eltern und Lehrern in der Jugend ungehorſam geweſen wäre, ſich an ein liederliches Leben gewöhnt, und ſich dadurch in eine kummervolle Lage verſetzt, die ihn am Ende zu dem entſetzlichen Entſchluſſe gebracht hätte, durch Mord und Straßenraub ſich zu helfen.

Da ich nun dieſe meine Rede vollendet hatte, gieng ich fort. Verſchiedene von der kleinen Geſellſchaft kamen nachgetrippelt und wollten auch wiſſen, was dieſer Pfahl bedeute. Allein es war mir nicht zuzumuthen, daß ich meine Rede noch einmal anfangen ſollte. Warum waren ſie zurückgeblieben? Sie mußten ſich alſo mit den abgebrochenen Nachrichten begnügen, die ihnen hierüber ihre übrigen Reiſegeſellſchafter gaben.

Bey dieſem Pfahle, an dem das ehedem dortauf befindliche Rad längſt verfallen, und der darauf gelegene Körper längſt verweſet, der ſelbſt mit Moos bewachſen war, und alſo über ein halbes Jahrhundert alt iſt, muß ich doch noch eine Bemerkung machen. Die Menſchen müſſen itzo noch beſſer ſeyn, als in den vorigen Zeiten. In meiner Jugend hörete ich beſtändig von Räuberbanden, großen Diebſtählen und Straßenräubereyen reden; und itzo iſt davon alles ſo ſtille. Es ſind nun faſt funfzehn Jahre verfloſſen, ſeitdem ich mich im Herzogthume Gotha am Fuße des Thüringer Waldes niedergelaſſen habe. Und in dieſer Zeit erinnere ich mich nicht von einem beträchtlichen Diebſtahle im ganzen Herzogthume etwas gehöret zu haben; auch iſt meines Wiſſens, in dieſen 15 Jahren nur eine einzige Mordthat vorgefallen. Sind alſo itzo die Menſchen nicht beſſer, als ſonſt?

So würde ich in meinen jüngern Jahren geurtheilt haben. Aber itzo, da ich älter bin, und mehr erfahren habe, urtheile ich doch etwas anders. Wenn nun wirklich im ganzen Herzogthume Gotha in 15 Jahren kein beträchtlicher Diebſtahl, und nur eine einzige Mordthat vorgefallen iſt, folgt denn daraus, daß die Menſchen beſſer geworden ſind? Iſt denn das Herzogthum Gotha Deutſchland? Iſt denn Deutſchland Europa? Iſt denn Europa die ganze Erde? Wenn nun die 50,000 Menſchen, die im Herzogthume Gotha wohnen, beſſer geworden ſind, folgt denn daraus daß die Menſchen überhaupt ſind beſſer geworden?

Im Herzogthume Gotha iſt es aber zuverläßig beſſer, als ſonſt. Wißt ihr warum? Wir haben eine weiſe Regierung; das Land iſt mit keinen drückenden Abgaben belaſtet, die oft den Menſchen zur Verzweiflung bringen. Es wird dafür geſorgt, daß das Volk nicht nur in der Jugend in den Schulen, ſondern auch, wenn es erwachſen iſt, in den Kirchen gut unterrichtet werde, und man iſt wachſam die öffentliche Ruhe und Sicherheit zu erhalten. Dieß mag wohl die vorzüglichſte Urſache ſeyn, warum bey uns ſo wenig von großen Verbrechen gehöret wird.

* * *

Herrenhof.

Itzo hielten wir unſern Einzug in Herrenhof, nachdem wir uns, wie gewöhnlich, erſt geſtellet hatten. Wir trafen da eine alte Bekannte an — die Apfelſtedt, die wir auf einer Reiſe, die wir kurz zuvor nach Georgenthal machten, hatten kennen lernen. Sie fließt von da durch Herrenhof, und ein Theil davon wird nach Gotha geleitet, und darauf der Stadt Holz zugeflößet.

Nicht weit von dem Dorfe fanden wir viele Menſchen, die mit der Kartoffelernte beſchäfftigt waren. Darüber freuete ſich meine kleine Geſellſchaft gar herzlich, und verſchiedene rieſen mir zu: ſieh Vater! da iſt Kartoffelfeſt!

Kartoffelfeſt. Dieß Wort wird wohl niemand verſtehen, wer nicht eine Zeitlang in Schnepfenthal gewohnet hat, ich muß es euch alſo erklären. Um meinen Pflegeſöhnen das Vergnügen des Landlebens recht ſchmecken zu laſſen, pflege ich jährlich einige Feſte zu feyern. Eines der liebſten iſt ihnen das Kartoffelfeſt, und wenn die Zeit herbey nahet, da es pfleget gefeyert zu werden, erinnern ſie mich immer, haben wir denn nicht bald das Kartoffelfeſt?

Es wird auf folgende Art begangen. Wenn die Kartoffeln ihre gehörige Reife erreicht haben, und es iſt ein recht heiterer Tag: ſo laſſe ich es bekannt machen, *heute haben wir Kartoffelfeſt.* Dieſe Nachricht verurſacht einen allgemeinen Jubel, und ich muß ſie immer ſo lange zurückhalten, bis das Feſt wirklich beginnt, weil die kleinen muntern Leute alle Aufmerkſamkeit auf ihre Lehrſtunden verliehren, wenn ſie wiſſen, daß das Kartoffelfeſt angehen ſoll.

Zehn Uhr Vormittags, bewaffnet ſich dann alles, mit Spaden, Schauffeln und Hacken, verſammelt ſich vor meinem Hauſe, und zieht, unter Rührung der Trommel, nach dem Acker zu, den ich mit Kartoffeln hatte bepflanzen laſſen. Hier ſtellen wir uns, theilen uns in Compagnien, wovon jeder Lehrer eine unter ſeine Aufſicht bekommt; jeder Compagnie wird ein Platz angewieſen, auf dem ſie ihre Ernte halten ſoll. Nun wird eingeſtochen und eingehauen. Der ganze Acker wimmelt von fröhlichen Menſchen, die einander mit Freudengeſchrey kund machen, wenn ſie eine recht reichlich tragende Kartoffelſtaude ausgehoben haben.

Wann die Zeit zur Mittagsmahlzeit nun herbey rückt: ſo wird ein großer Keſſel herbeygeſchafft, es wird ein Heerd von Steinen gebauet, der Keſſel mit Waſſer angefüllt, auf den Heerd geſetzt, Feuer darunter gemacht, und ein Korb voll rein abgewaſchener Kartoffeln hinein geſchüttet. Neben her werden auch Kartoffeln zum Braten in das Feuer gelegt.

Unter der Zeit nun, daß die Kartoffeln gekocht werden, kommen die Weiber und Mädchen angezogen, bringen Schinken, kalten Braten, Brod, Teller, Meſſer, Salz, Körbe voll Weinflaſchen u. d. gl. und machen Anſtalt zu einer Mahlzeit. Sobald alles fertig iſt, geht, auf ein gegebenes Zeichen, alles zu Tiſche, oder vielmehr zu Berge: denn unſer Tiſch und Stuhl iſt — der Geizenberg, der gleich hinter unſerm Kartoffel-Lande liegt. Da wird alles aufgetragen. Erſt die Kartoffeln, dann das übrige, was die Hausmutter beſorgt hat. Es wird dabey gewöhnlich das Kartoffellied vom Claudius: Schön röthlich die Kartoffeln ſind, geſungen, und jedes Glied der Geſellſchaft nimmt ſein mit Wein gefülltes Glas, und leert es aus, mit dem Ausrufe: zum Andenken des Engliſchen Admirals Drake, der die Kartoffeln nach Europa gebracht hat!

Den übrigen Theil des Tages, bis zur Abenddämmerung, verleben wir auf dem Geizenberge unter freundſchaftlichen Geſprächen und Scherzen, dann wird wieder nach Hauſe gegangen.

Bey dem letzten Kartoffelfeſte trat ich in einiger Entfernung von Geizenberge hin, um die Geſellſchaft zu überzählen, und brachte über 70 groſſe und kleine Perſonen zuſammen, die hier vergnügt bey einander lagen, und ſich ihres Daſeyns freuten. Es ſah recht artig aus — ich wünſche, Ihr hättet es geſehen!

Dieſer Wunſch kann nun nicht erfüllt werden. Daher thue ich einen andern, welcher folgendermaßen lautet: daß doch alle, die dieſes leſen, an den Freuden Geſchmack finden mögen, die man im Schooſe der Natur genießet. Sie ſind die wohlfeilſten, und ſtärken am beſten den Geiſt und Leib, laſſen auch keine Reue zurück. Verſchiedene meiner ehmaligen Zöglinge, nachdem ſie alle Arten von verkünſtelten rauſchenden Vergnügungen genoſſen hatten, haben mich wieder beſucht, und noch immer mit Entzücken von den einfachen ländlichen Vergnügungen geſprochen, die ſie ehedem in Schnepfenthal hatten.

Wieder auf die Kartoffeln zu kommen: ſo muß ich euch ſagen, daß ich etwa zehn Jahre alt war, als ich die erſte ſahe und zu eſſen bekam; als meine Eltern noch Kinder waren, ſo ſahen ſie noch gar keine, und itzo ſind ſie durch ganz Deutſchland im

Ueberfluſſe zu finden; die Millionen Mahlzeiten, die Menſchen und Vieh davon gehalten haben, wer mag ſie zählen! Und wem haben wir dieſes nützliche Gewächs zu danken? Dem Engliſchen Admiral Drake, der die erſten Kartoffeln aus Amerika nach England brachte, von wo ſie ſich faſt über ganz Europa verbreitet haben. Drake iſt längſt von der Erde abgegangen, noch immer ſpeiſen wir aber die Abkömmlinge der Kartoffeln, die er nach Europa brachte.

Aber nicht nur Kartoffeln breiten ſich ſo weit aus, ſondern auch andere Sachen, z. B. das Gute das der Menſch thut. Wenn z. E. ein junger Menſch in der Jugend recht fleißig iſt und ſich Mühe giebt recht gut zu ſeyn: ſo pflanzt ſich dieß fort, wie die Kartoffeln. Andere jungen Leute ſehen es und thun es nach. Sie werden zerſtreuet in der Welt umher, einer kommt nach Weſtphalen, der andere nach Schwaben, der dritte nach Polen, der vierte nach Amerika; und wohin ſie kommen verbreiten ſie das Gute, das ſie in der Jugend gelernt und ſich angewöhnt haben.

Nicht weit von dem Kartoffelfelde ſahen wir auch andere Aecker, die uns weniger Freude machten. Sie waren mit Kohl bepflanzet, der aber von Raupen ſo abgefreſſen war, daß man von ihm nichts mehr, als die Rippen der Blätter ſehen konnte. Ey, ſagte einer meiner kleinen Geſellſchafter: hier muß es ſchrecklich viele Raupen gegeben haben. Wohl wahr, ſagte ich, aber an andern Orten gab es eben ſo viele, und doch erntet man da alle Arten von Kohlgewächſen reichlich. Die Urſache davon iſt dieſe: weil man an andern Orten gleich anfänglich die Kohlſtauden einzeln durchſieht, die Eyer, welche die Schmetterlinge an die Blätter legten, zerdrückt, und die Raupen, die noch aufkommen, fleißig ablieſt.

Dieß thun aber manche Leute nicht. Wenn ſie auf ihren Kohlſtauden viele Raupen ſehen: ſo glauben ſie, ſie wären nicht zu tilgen, und geben ſich daher gar keine Mühe, ſie abzuleſen. Da freſſen ihnen denn die Raupen die Kohlſtauden ab, und es geht ihnen wie manchen Kindern, die auch, wenn ihnen etwas zu ſchwer zu lernen wird, gleich ſagen: das kann ich nicht lernen. Sie lernen es wirklich nicht. Je ſchwerer eine Sache iſt, deſto mehr Mühe muß man ſich geben, ſie zu Stande zu bringen, dann geht es gewiß gut.

Ohrdruf.

Jtzt waren wir bey Ohrdruf, einer Stadt, die den Fürſten von Hohenlohe gehöret. Das erſte, was an dem Thore unſere Aufmerkſamkeit auf ſich zog, war eine abſcheuliche Fratze, die über daſſelbe in Stein gehauen war, und ſtatt der Augen ein Paar ſo große Löcher hatte, daß man auf die Vermuthung kommen mußte, daß in den alten Zeiten kleine Kanonen durch dieſelben wären geſchoſſen worden. Alle lachten darüber, vorzüglich die kleinſten.

Was haltet ihr aber von dem Manne, der dieſe Fratze in Stein hauen ließ? Glaubt ihr wohl daß er einen guten Geſchmack hatte? Ihr glaubt es nicht? Ich glaube es auch nicht.

So glaube ich es auch nicht, daß die jungen Leute einen guten Geſchmack haben, die dergleichen Fratzen in ihre Schreibebücher mahlen. Aus einem Schreibebuche kann man den Beſitzer ſo ziemlich kennen lernen. Iſt es reinlich und ſauber, ſo iſt der Beſitzer gewiß ein ordentlicher und fleißiger Menſch; iſt es aber beſchmiert, beklext, mit

Fratzen bemahlt, ſo iſt es gewiß mit dem Beſitzer nicht richtig.

Nachdem dieſe Fratze war belacht worden, hielten wir unſern Einzug. Wir freueten uns alle über die geraden Straßen und die regelmäßige Bauart, die wir hier bemerkten, wodurch dieſe Stadt einen Vorzug vor vielen andern, weit größern, Städten erhält, wo alles der kreuz und der quer durcheinander gebauet iſt. Und wodurch hat Ohrdruf dieſen Vorzug erhalten? Durch verſchiedene große Feuersbrünſte, wovon die eine 1753 allein 275 Häuſer in die Aſche legte. Ach die Unglücklichen, die ſie betraf, mögen ſehr gejammert und getrauert haben, als ſie ihre Häuſer und Habe in glühende Aſche verwandelt ſahen. Sie ſuchten ſich aber zu helfen, ſtrengten ihre Kräfte an, um neue Häuſer zu erbauen, und es gelang ihnen, dieſelben weit ſchöner und regelmäßiger zu bauen, als ſie ehedem waren.

Das ehemalige Wehklagen hat nun ſchon lange aufgehört, aber die ſchönen regelmäßigen Gebäude ſtehen noch. So muß ſich in der Folge gemeiniglich das Trauern in Freude verwandeln, und aus dem Unglück etwas Gutes entſtehen. Wenn wir dieß doch immer bedächten!

Wir waren nicht gar lange gegangen: ſo wurde an dem Fenſter eines Hauſes eine rothe Uniform bemerkt. Da iſt, rief einer dem andern zu, gewiß ein Schnepfenthäler! Es war richtig. Es war unſer Ernſt der große, der mit Herrn Föſt voraus gegangen war, um für uns Quartier zu beſtellen. Sogleich wurden die Schritte verdoppelt, und nach ein Paar Minuten waren alle Fenſter des Hauſes mit rothen Uniformen beſetzt.

Das Haus, in welches wir uns einquartirten, heißt der ſteinerne Gaſthof. Ein freundlicher Wirth empfieng uns und führte uns in einen Saal und in ein großes Zimmer, wo man ſehr geſchäftig war, unſere Mittagsmahlzeit zu bereiten.

Da es ſich aber doch damit eine Zeitlang verzog: ſo betrachteten unterdeſſen die Zöglinge die Menge Bilder, die auf dem Saale aufgeſtellt waren, und machten darüber ihre Bemerkungen. Ich hörte einige Zeit denſelben zu und hatte Gelegenheit, die Einſichten und den Geſchmack eines jeden zu beobachten. Denn wenn man die Menſchen kennen lernen will, und kann ſie nicht handeln ſehen: ſo darf man nur Achtung geben, wie ſie urtheilen. Ich rathe daher jungen Leuten immer, daß ſie mit cherheit verſchafft, und gebe ihm eine recht ruhige Nacht!

Itzo waren wir am Ziele unſerer erſten Tagereiſe. Es war — Friedrichsanfang.

Friedrichsanfang.

Dieſen Namen werdet ihr wohl ſchwerlich auf euern Landcharten finden. Der ganze Ort beſteht blos aus der Wohnung des Herrn Oberförſters Walz, einem Gaſthofe, der ihm ebenfalls gehöret, und ein Paar Bauern-Häuſern.

Unterdeſſen fanden wir hier doch eine gute Aufnahme. Unſer Herr Föſt hatte bereits für uns Quartier beſtellt, und der Wirth nahm uns ſehr liebreich auf. Wir wurden eine Treppe hinauf in das zweyte Stockwerk geführt. Alles zog vergnügt herauf. Nur ich blieb an der Treppe etwas ängſtlich ſtehen: weil ich da etwas erblickte, was dem Leben meiner Pflegeſöhne gefährlich war.

Und was denn? werdet ihr fragen. Einen Räuber? Eine geladene Flinte? Keines von beyden. Einen Keller ſahe ich, der mit einer Fallthüre, nächſt an der Treppe, bedecket war. Dieſe Art von Kellern ſehe ich immer mit Unwillen: weil es gar zu leicht geſchehen kann, daß eine Perſon, die, wenn die Thüre offen ſteht, im Dunkeln dran hin geht, hinein ſtürzt und Hals und Beine bricht. Könnt ihr mir es denn nun verdenken, wenn ich, der ich das Leben von vierzig jungen Leuten auf meinem Gewiſſen hatte, von denen ich vorher wüßte, daß einer und der andere in den Hof gehen würde, bey dieſer verdächtigen Kellerthür etwas ängſtlich ſtehen blieb?

Ich that, was ich konnte, um Unglück zu verhüten, ich kündigte gleich bey meinem Eintritte in die Stube, die Gefahr an, in welcher ſich alle befinden, die nach dem Hofe gehen wollten, und machte die Verordnung, daß niemand ohne Licht hinunter gehen ſollte.

Es wurde nun Anſtalt zur Abendmahlzeit gemacht. Da aber noch einige Zeit hingieng, ehe ſie fertig war; ſo beſchäftigten ſich indeſſen verſchiedene meiner Zöglinge damit, daß ſie die Inſchriften laſen, die ſich auf den Schüſſeln und Gläſern befanden. Dieſe waren freylich mehrentheils ſo albern, daß ich es nicht der Mühe werth halte, ſie hier abdrucken zu laſſen.

Eine erhielt aber doch unſer aller Beyfall, das war die Inſchrift, die auf der Lehne jedes Stuhls ſtund, die vermuthlich der Wirth darauf hatte ſetzen laſſen. Sie hieß:

Friede ernährt
Unfriede verzehrt

Dieſe Inſchrift machte mir den Wirth noch lieber: weil ich daraus muthmaße, daß er ein Mann ſey der den Frieden liebe und mit dieſem Verschen ſeinen Gäſten eine Erinnerung geben wollte, daß ſie ſich nicht zanken ſollten. Den Töpfer hingegen, und den Glasfabrikanten, die dieſes alberne Zeug auf die Schüſſeln und Gläſer geſchrieben hatten, hielt ich für unverſtändige Leute. Ich glaube richtig geurtheilt zu haben. An der Kralle kann man, wie das Sprüchwort ſagt, den Löwen erkennen; und aus den Verschen, die man da und dort hinſchreibet, den Schreiber. Freylich geſchieht es wohl bisweilen, daß ein Narr etwas Kluges, und ein ſchlechter Menſch etwas Gutes hinſchreibt, das ſie in Büchern geleſen haben; allein wenn jemand etwas unkluges hinſchreibt, kann ich ihn wohl für klug? oder wenn er etwas unflätiges hinſchreibt, kann ich ihn wohl für einen ſittlichen Menſchen halten?

Das Eſſen wurde nun aufgetragen, und zwar ſo reichlich, daß wir, unſres Appetits ungeachtet, doch nicht im Stande waren alles aufzuzehren.

Unterdeſſen, daß wir unſere Mahlzeit verzehrten, hatte ſich Scandix unter den Tiſch geſtellt, und errinnerte durch ſein Scharren an den Knien, bald dieſen bald jenen, ihm einen Knochen zukommen zu laſſen. Er erhielt auch was er ſuchte. Seine Mahlzeit war aber nicht ſo ruhig, als die unſrige. Als er eben im Begriff war, ſich an einem Kalbsknochen zu laben, trat ein ſehr großer Hund des Wirths in die Stube, und wollte ihm mit Gewalt den Knochen entreiſſen. Dieſer wollte ihn nicht fahren laſſen, wurde deßwegen von ihm gebiſſen, wehrte ſich, und ſo entſtund ein ſolcher Lärmen unter dem Tiſche, der uns alle nöthigte, von unſern Stühlen aufzuſpringen. Scandix hatte die ganze Geſellſchaft auf ſeiner Seite, die dem großen Hunde Ruhe gebot, auch ihm wohl einen Stoß mit einem Stocke beybrachte. Das half aber alles nichts; zumal da man dem großen Hunde doch nicht recht zu ſelbe gehen konnte: weil man beſorgen mußte, er könnte in der Wuth ein Kind anfallen. Endlich kam der Wirth herein, ließ ſeinem Hunde ſeine Herrſchaft fühlen, und brachte ihn in Arreſt. Nun konnte Scandir ſeine Knochen in Ruhe verzehren.

So ein Zank, eines Knochens oder einer andern Kleinigkeit wegen, verzeiht man Hunden und andern Thieren. Was ſoll man aber dazu ſagen, wenn Menſchen ſich eben ſo betragen? wenn ſie ſich deßwegen zanken, weil einer bey Tiſche eher als der andere, oder ein größer Stück Kuchen oder Braten als der andere, bekommt? Man kann ſie für nichts anders als für ſehr unvernünftige Menſchen halten, die eben nicht mehr Vernunft, als Thiere haben. Gebt doch nur Achtung wie ſich erwachſene gute Menſchen betragen, wenn ſie mit einander ſpeiſen. Werden ſie ſich wohl um den Teller mit einander reiſſen? Nicht doch einer wird den andern bitten, zuerſt zu zu greifen; werden ſie ſich wohl um das beſte Stück zanken? gar nicht; einer wird den andern nöthigen das beſte Stück zu nehmen.

So ſpeiſen vernünftige Menſchen mit einander und befinden ſich dabey wohl, und man iſt gern in ihrer Geſellſchaft.

Wenn aber Scandir und der Wirthshund in Friedrichsanfang, und Menſchen, die ihnen ähnlich ſind, mit einander ihre Mahlzeit halten, da geht es ganz anders, da zankt und beißt man ſich, und die Anweſenden müſſen von ihren Stühlen aufſpringen, damit ſie nicht auch ins Handgemenge gerathen.

Bey dieſer Gelegenheit geht ein Wunſch durch meine Seele, den ihr wohl ſchwerlich rathen werdet. Ich wünſche nämlich Scandir möchte leſen können. Ich wollte denn dieſe Reiſebeſchreibung für ihn binden laſſen. Wenn er nun auf dieſe Stelle käme — was gilts? er biſſe ſich nie wieder um einen Knochen. Wenn ihm ein Grobian den Knochen abnähme, er ließe ihn fahren. Schade daß Scandir nicht leſen kann!

Nächtliche Auftritte.

Unſere Abendmahlzeit war nun verzehrt, und wir ſaßen da und ſahen einander an. Was

ſolle

ſollten wir thun? zum Spielen, und zum Arbeiten war hier weder Gelegenheit noch Platz. Wir erzählten alſo einander erſt allerley, und da wir auch deſſen müde wurden: ſo fiengen wir an zu ſingen. Einige Menſchen verſammelten ſich und hörten unſerm Geſange zu; ich glaube aber nicht, daß jemand daran wird Anſtoß genommen haben.

Der Geſang iſt eine gar hübſche Sache! man kann damit ſich manche vergnügte Stunde machen; und manche Geſellſchaft zur Fröhlichkeit ſtimmen.

Deßwegen ſchaffe ich meinen Zöglingen immer Gelegenheit ſich im Singen zu üben, und laſſe ihnen allerley gute Lieder in die Hand ſpielen. Dieſer Veranſtaltung verdankten wir itzo eine ſehr vergnügte Stunde.

Da dieſe verfloſſen war, entſchloſſen wir uns, uns zur Ruhe zu begeben. Betten waren hier nicht vorhanden, für ſo viele Perſonen; es wurde alſo eine Streu gemacht. Davor fürchten wir uns nicht: weil wir ſchon mehreremale darauf geſchlafen haben. Aber auch die Streue war nicht ſo recht wie wir wünſchten. Es wird hier wenig Stroh gebauet, und das Stroh wurde alſo ſehr ſparſam hingeſtreuet.

Itzo war es geſtreuet. Ehe wir uns aber darauf legen konnten mußte doch eine gewiſſe Ordnung gemacht werden. Ordnung, pflegt man zu ſagen, erhält die Welt. Die Wahrheit dieſes Sprüchworts fühlten wir itzo ſehr. Hätten wir uns unordentlich auf die Streue, jeder auf den Platz, der ihm zuerſt vorkam, hingeworfen: ſo würden wir gewiß des Nachts, und den folgenden Tag viele Unannehmlichkeiten gehabt haben.

Weil alſo Ordnung die Welt erhält, ſo theilte ſich die ganze Geſellſchaft in Compagnien. Jede Compagnie zog ihre Stiefeln aus, und ſetzte ſie an einen beſondern Ort. Wie hätten wir denn den andern Morgen die Stiefeln wieder herausfinden wollen, wenn wir ſie unordentlich durch einander geworfen hätten? Weiter ſchloß der Oberaufſeher jeder Compagnie ſeinen Cofre auf und theilte unter ſeine Compagnie die Oberröcke aus, damit jeder ſich damit zudecken könne. Jede Compagnie bekam dann ihren Platz auf der Streue angewieſen.

Da nun dieß alles geſchehen war nahm jeder ſeinen Platz auf der Streue ein; Scandix legte ſich neben mich. Einer rief dem andern zu: gute Nacht! Gute Nacht! rief dieſer und jener nach. Es wurde das gute Nacht ſoviel mal gerufen, ſen, daß wir im Grunde keine recht gute Nacht hatten. Durch das öftere Zurufen wurde der Schlaf bey vielen verſcheucht, und hernach da ſie den Schlaf ſuchten, konnten ſie ihn nicht finden, und es wurde von vielen ein Theil der Nacht ſchlaflos zugebracht.

Nachmitternacht trat Gottlieb an das Fenſter. Ey rief er aus da ſteht der Orion in ſeiner ganzen Pracht! dieß war ein Signal für alle Freunde der Aſtronomie, daß ſie die Streue verließen und an die Fenſter traten. Ich war auch unter ihnen. Da hatten wir freylich einen Anblick, den wir ſchon viele Monathe hatten entbehren müſſen, indem wir nur des Abends nach den Sternbildern zu ſehen pflegen. Der ganze Orion, der Stier, der große und kleine Hund, die bisher des Abends nicht ſichtbar waren, waren in der Zeit, daß wir auf der Streue lagen, aufgegangen. Dieſer Anblick gab uns eine ſehr angenehme Unterhaltung; wir ſuchten noch eines und das andere Sternbild auf, und theilten einander die Bemerkungen mit, die wir den Sommer hindurch über dieſelben gemacht hatten.

Wahrſcheinlich werden vielen meiner kleinen Leſer dieſe Sternbilder unbekannt ſeyn: dieſen will ich rathen, daß Sie ja die Gelegenheit ſuchen ſie kennen zu lernen. Die Kenntniß derſelben verurſacht ungemein viel Freude. Man freuet ſich ja ſchon, wenn man die vielen Sterne am Himmel ſieht, auch ohne ſie zu kennen; ſo wie man ſich über eine blumenreiche Wieſe freuet. Aber ſo, wie die blumenreiche Wieſe weit mehr Freude macht, wenn man die Blumen von einander unterſcheiden kann, und ihre Namen zu nennen weis, ſo freuet man ſich gewiß auch mehr über die Sterne, wenn man ſie von einander unterſcheiden kann, und ihre Namen kennt. Wann dann die Nacht alle Schönheiten der Natur unſern Augen verbirgt: ſo öffnet ſie uns die Ausſichten an dem Himmel. Auf Reiſen, in ſchlafloſen Nächten, wo alle Unterhaltung fehlt, kann man ſich mit Aufſuchung der Sternbilder beſchäftigen. Und es iſt eine ſo gar nützliche Beſchäftigung. Man kann da mit ſeinen eignen Augen, wie an einer Uhr, ſehen, wie die Zeit nach und nach fortrückt, wie eine Jahreszeit nach der andern ſich nähert und wieder entfernet; wenn man des Nachts ſich verirret, und gar nichts hat, wornach man ſich richten kann, und ſieht nur Sterne: ſo kann man gewiß ſeinen Weg finden. Bedenkt man ferner daß dieſe Sterne alle große Himmelskörper, größer als unſre Erde ſind, ſieht daß ſie alle nach einer ſo ſtrengen Ordnung erſcheinen und wieder verſchwinden, daß ein guter Sternſeher die Minute vorausſagen kann, wenn ein Stern auf- oder untergehen wird: ſo wird man recht überzeugt: daß ein Unſichtbarer da iſt, der die Welt regiert, und darauf ſieht, daß alles in gehöriger Ordnung gehe. Da freuen ſich denn alle die Sorge und Kummer haben, und denken derjenige, der alles ſo in der Ordnung erhält, der wird auch dafür ſorgen, daß es dir wohlgehe.

Nachdem wir nun unſere Augen an den ſchönen Sternbildern hinlänglich geweidet hatten: ſo legten wir uns wieder auf die Streue.

Aber nun hatte der Schlaf uns ganz verlaſſen, und ſtatt ſeiner fand ſich ein Gaſt ein, den wir in Schnepfenthal noch nie hatten kennen lernen — die Langeweile. Dieß iſt ein ſehr läſtiger Gaſt. Bey ihm ſcheint uns jede Viertelſtunde eine Stunde zu ſeyn, und man ſucht ängſtlich den erſten den beſten Zeitvertreib, um ihn nur los zu werden. Wir mußten ihn dießmal dulden, und hofften ſehnlich auf den Anbruch des Tages, der ihn, wie wir vermutheten, gewiß verſcheuchen würde.

Alles freuete ſich daher, als wir jemanden die Treppe herauf kommen höreten, der an das Schlaf-

zim

zimmer der Mägde pochte, und durch ſein Uf! Uf! Uf! das er laut ausrief, ſie zum Aufſtehen ermunterte.

Kaum waren dieſe aufgeſtanden: ſo verließen auch wir unſer Lager, beſtellten unſer Frühſtück, und giengen nach dem Brunnen, um, wie alle geſittete Menſchen, ehe ſie das Frühſtück genießen, zu thun pflegen, uns da zu waſchen, und den Mund auszuſpülen.

Abſchied von Friedrichsanfang.

Das Frühſtück wurde nun aufgetragen, die Coffres wurden gepackt und aufgeladen, die ſehr billige Rechnung bezahlt, und alles hatte das Anſehen, als wenn der Aufbruch ſogleich erfolgen ſollte.

Es fand ſich aber doch noch etwas, das denſelben eine halbe Stunde weiter hinaus ſchob. Dieß war die freundſchaftliche Einladung des Herrn Oberförſters Walz, ihn zu beſuchen.

Nachdem wir alſo von unſerm Wirthe Abſchied genommen, und ihm für freundſchaftliche Aufnahme gedankt hatten, legten wir bey dem Herrn Oberförſter unſern Beſuch ab. Wir wurden ſehr freundlich aufgenommen, und er war ſo gefällig, daß er uns, die er das erſtemal ſahe, ganz ungebeten, alle Fallen herbey trug, in welchen er Marder und Füchſe zu fangen pflegte. Er zeigte ſie uns nicht nur; ſondern ſtellte ſie auch auf, hielt einen Beſen darein, und gab den Fallen damit einen Stoß daß ſie zuſammen ſchlugen, und uns begreiflich machen mußten, wie Füchſe und Marder gefangen werden.

Bey Vorzeigung des Fuchseiſens erzählte er uns, wie im vorigen Winter in einem ſolchen Eiſen ein Wolf, der ſich auf dem Thüringer Walde verirrt hatte, ſey gefangen, und dann todt geſchoſſen worden.

Meine Zöglinge höreten dieſer Erzählung mit großer Aufmerkſamkeit zu; ich hatte aber dabey meine beſondern Betrachtungen. Wie glücklich ſind doch unſere Zeiten, dachte ich, gegen die Zeiten des heil. Bonifacius! Damals regierten noch Bäre, Wölfe und Luchſe im Thüringer Walde; damals konnte noch keine Erziehungsanſtalt in dieſer Gegend angelegt werden. Ich wenigſtens hätte ſie nicht dirigiren mögen: weil man niemals in den Wald hätte gehen können, ohne beſorgen zu müſſen, daß ein Zögling durch einen Wolf oder Bär fortgetragen würde. Itzo durchwandeln wir, ohne Furcht, den dickſten Wald und ſehn auſſer einigen Rehböcken, Haſen und Eichhörnchen keine wilden Thiere. Alle reiſſende Thiere ſind verjagt und ausgerottet. Verirrt ſich ja einmal ein ſolches Ungethüm zu uns, ſo iſt es gewiß in den erſten Tagen ſeines Aufenthalts erlegt.

Nun führte der gefällige Herr Oberförſter meinen Zöglingen auch ſeine Jagdhunde vor, nennte ſie alle bey Namen, und ſagte was jeder bey der Jagd für ein Amt habe. Dieß machte den Zöglingen vieles Vergnügen. Niemand war aber dabey vergnügter, als — Scandik. Dieſer machte mit allen dieſen Hunden Bekanntſchaft und vertrug ſich recht gut mit ihnen. Ob ſie ſich eben ſo gut würden vertragen haben, wenn ihnen ein Knochen wäre vorgeworfen worden, daran zweifle ich ſehr.

Da der Herr Oberförſter erfuhr, daß ſich in unſerer Geſellſchaft Freunde der Botanik befanden, ſo zeigte er ihnen auch ein Gewächs, das ſie noch nicht geſehen hatten und welches auch den wenigſten von euch bekannt ſeyn wird. Es heißt Rhus typhinum auf deutſch Hirſchkolbenbaum, vermuthlich deßwegen, weil ſeine Zweige ſo wollig, wie die jungen Geweihe der Hirſche, ſind. Ja, um die Gefälligkeit vollkommen zu machen, brach er auch einige Zweige ab und vertheilte ſie unter diejenigen, die ſie zu haben wünſchten, die ſie denn mit nach Hauſe nahmen, preßten, trockneten, und zum Andenken an Friedrichsanfang und den gefälligen Herrn Oberförſter Walz in ihre Kräuterſammlung legten.

Dieſes Gewächs ſtammt aus Nordamerika, iſt aber nach Europa verpflanzt worden. Dieß iſt nun einmal die Art der Europäer ſo, daß ſie alles, was in entfernten Erdtheilen wächſt, zuſammen ſchleppen, benutzen, und wo möglich in ihren Himmelsſtrich verpflanzen. Daher findet man itzo in Europa, vorzüglich auch in Deutſchland, eine Menge Gewächſe, die ſonſt ausländiſch waren und itzo einheimiſch geworden ſind. Warum thun dieß nicht auch die Cheroqueſen und Hottentoten? Sie ſind nicht ſo gut unterrichtet wie wir, wiſſen wenig oder nichts von dem, was über den Grenzen ihres Vaterlands vorgeht, und haben weder Luſt noch Geſchicklichkeit etwas anders anzubauen, als das, was ihnen beynahe von ſelbſt zuwächſt.

Die Vernunft iſt es die die Erde beherrſcht, und je mehr wir ſie ausbilden, deſto mehr Herrſchaft über dieſelbe können wir uns verſchaffen.

Wir dankten alle für die erwieſene Gefälligkeit, ſetzten unſere Reiſe weiter fort, und ſprachen auf dem Wege noch vieles von dem gefälligen Herrn Oberförſter Walz.

Betrachtung über das Thüringer Waldgebirge.

Wenn ich euch die Wahrheit ſagen ſoll: ſo hatte ich mir, da ich von Schnepfenthal ausgieng, vorgenommen, von Friedrichsanfang gerade nach Arnſtadt meinen Weg zu nehmen: da ich aber in Friedrichsanfang hörte, daß der Crauwinkler Steinbruch, in welchen die, durch halb Deutſchland berühmten, Mühlſteine gebrochen und gehauen werden, in der Nähe ſey, und man mich verſicherte, er wäre nur eine Stunde weit, und wenn man dahin wäre, ſey man Arnſtadt eine halbe Stunde näher gekommen; ſo entſchloß ich mich, den Weg dahin anzutreten. Um ſicherer zu gehen, nahm ich einen Boten mit.

Der Weg gieng an dem Thüringer Walde hin immer höher, und verſchaffte uns da Ausſichten, die ganz herrlich waren. Rechts erhob ſich ein Wald, der aus zahlloſen Tannen und Fichten beſtund, links erblickten wir einige Dörfer, unter welchen uns vorzüglich Crawinkel und Geſiel merkwürdig waren: weil ſie faſt von lauter Fuhrleuten bewohnt werden, die das, was in Thüringen wächſt und verfertigt wird, weit und breit verführen, und dagegen aus andern Ländern, was wir nicht haben, z. E. Kaffee, Zucker, Citronen, Wein u. dgl. herbeybringen. Vor uns ſahen wir wieder Gebirge die mit den Wolken zuſammen floſſen, unter welchen der Schneekopf hervorragte, der mit dem Brocken faſt gleiche Höhe hat. Vom Ackerbau ſahen wir aber ſehr wenig. Dagegen bemerkten wir, daß in die Fichten große Einſchnitte gemacht waren, um dadurch den Abfluß des Harzes zu befördern. Die Freyheit dieſe Einſchnitte machen, und das ausfließende Harz ſammlen zu dürfen, haben gewiſſe Leute gepachtet, die aus dem Harze das ſie einſammlen, Pech ſieden. Ferner fanden wir auch ein kleines Bergwerk, aus dem Eiſenſteine geholt wurden, die vermuthlich nach Louiſenthal geführt werden. Auch trafen wir hie und da grüne Plätze an, die zur Viehweide dieneten.

Von dieſer ganzen Gegend will ich euch nun ein doppeltes Gemählde liefern. Wählt euch daraus dasjenige, das euch am beſten gefällt.

Numero 1.

So wie man von Friedrichsanfang ausgeht, wird die Gegend immer wilder und trauriger. Ein düſterer Tannen- und Fichtenwald verſchließt die Ausſicht nach Mittag. Da wächſt kein Weinſtock, und ſelbſt das Gewächs, das wie Wein ausſieht, und doch nicht Wein iſt, das, nach des Herrn Claudius Verſicherung Thüringens Berge tragen ſollen, iſt hier nicht zu finden. Obſtbäume ſucht man hier umſonſt. Vom Ackerbau trifft man kaum eine Spur an. Gold, Silber, Kupfer ſind dieſem Gebirge unbekannt. Ein ärmlicher Eiſenſtein iſt alles was ſie liefern. Kurz — dieſe Gegend iſt äußerſt arm, und ihre Bewohner ſind zu bedauern.

Numero 2.

Die Gegend von Friedrichsanfang bis zum Crawinkler Steinbruch iſt vortreflich. Die Ausſicht die der Wanderer bekommt wenn er am Thüringer Walde hinauf klimt, iſt reizend. Das Gebirge enthält einen Schatz der unentbehrlichſten Bedürfniſſe der Menſchen. Der Wald liefert nicht nur für die Bewohner dieſer Gegend hinlängliches Brenn- und Bauholz, ſondern verſorgt auch damit einen großen Theil des flachen Landes. Aus dem Eingeweide der Berge holt man Eiſenſtein, aus welchem das, uns unentbehrliche, Eiſen geſchmolzen, und den Ländern zugeführt wird, die daran arm ſind. Die Waldung wird von den Bewohnern noch auf mancherley Art genuzt. Den Fichten- und Tannenſamen, ſammlen ſie ein, und verkaufen ihn auswärts, aus den Fichten gewinnen ſie Harz und ſieden daraus Pech. Und ſelbſt Weiber und Kinder wiſſen ſich durch Aufſuchung der Heidel- und Preißelbeeren, die hier im Ueberfluſſe wachſen, ihren Unterhalt zu verdienen. Die Viehweide iſt gut.

Zwar wird hier weder Gold noch Silber gefunden, aber doch iſt daran kein Mangel, und manche fleißige Bewohner dieſer Gegend haben davon mehr in ihren Beuteln, als viele Bewohner gold- und ſilberreicher Gegenden, die ſich dem Müßiggange ergeben. Ackerbau iſt hier wenig. Doch ſättigen ſich die Bewohner täglich mit Brod, oft auch mit Kuchen. Weinbau wird hier umſonſt geſucht; aber dagegen brauet man gute Biere, und diejenigen, die durch ihren Fleiß ſich ſo viel erwerben, daß ſie Wein bezahlen können, können alle Arten von Weinen bekommen, indem die hier herum wohnenden Fuhrleute ſie hinlänglich herbeyführen.

Wie weiſe iſt doch alles in der Welt geordnet! Hätten die hieſigen Einwohner alles, was ſie bedürfen: ſo würden ſie faul und übermüthig werden. Da ihnen aber vieles mangelt: ſo ſind ſie gedrungen zu arbeiten, und mit den Menſchen in Verbindung zu treten, die an Getraide, Wein, Gold und Silber einen Ueberfluß haben, und ihnen dagegen Bauholz, Pech, Eiſen u. dgl. zuführen.

Welch Gemählde gefällt euch nun am beſten? Ich hoffe das letztere.

Sehet ſo kann man alles von verſchiedenen Seiten betrachten. Man kann alles Unangenehme und Verdrüßliche, das ſich in einer Gegend, in einem Hauſe, in einer Geſellſchaft, befindet aufſuchen, und ſich darüber ärgern; man kann aber auch das Angenehme aufſuchen und ſich darüber freuen.

Ich wünſche lieben Freunde! daß ihr euch bald zu den letztern gewöhnen möget. Denn die Welt iſt wirklich gut und ſchön, und wenn uns manches darinnen nicht gefällt: ſo kommt es gemeiniglich daher, weil wir nicht wiſſen wozu es nützet.

Es wird z. E. manchem Reiſenden nicht gefallen, daß hier kein Getreide und gar kein Wein wächſt: dieß konnte ja aber nicht anders ſeyn, wenn hier Holz wachſen ſollte. Wenn alle Länder nichts als Getreide und Wein hervorbrächten, wobey ſollten wir denn unſere Speiſen bereiten? wobey uns wärmen? wovon unſere Häuſer bauen?

Während dieſer Betrachtungen gieng ich langſam fort, und ſtieß auf einen kleinen Trupp meiner Zöglinge, die hier zuſammen ſtunden, und alle auf einen Punkt ſahen.

Ich trat ſogleich unter ſie, um zu erfahren, was ſie betrachteten. Es war ein Salamander.

Salamander habe ich oft geſehen, und doch freuete ich mich, da ich die Art bemerkte, wie ſich meine Zöglinge dabey benahmen. Erſtlich warfen ſie ihn nicht mit Steinen todt, ſondern ließen ihn in ſeiner Freyheit wandeln. Zweytens fürchteten ſie ſich nicht vor ihm, einer der kleinſten, ich weiß nicht mehr gewiß, ob es Franz, Wilhelm oder Ernſt war, ſtreichelte ihn ſogar.

Da ſahe ich denn, daß ich an meinen lieben Pflegeſöhnen nicht umſonſt gearbeitet hatte.

In der Gegend, wo ich wohne, ich weis nicht ob es bey euch auch ſo iſt, herrſcht faſt durchgängig die Gewohnheit, daß man alle Amphibien, die man bekommen kann, ohne Barmherzigkeit tödtet. Daher findet man bey uns im Sommer allenthalben zerſchmetterte Fröſche und Kröten, verſtümmelte Eidechſen, Salamander, Ringelnattern, Blindſchleichen, u. dgl. Die hieſigen Landesbewohner ſind daran ſchon ſo gewöhnet, daß ſie nach dem erſten dem beſten Steine greifen, ſobald ſie eine Amphibie erblicken, um ſie demit zu tödten. Was haben denn nun dieſe armen Thiere gethan, daß ſie ſo unbarmherzig verfolgt werden? Ich weiß es nicht, dieß weiß ich aber, daß alles, was da iſt, ſeinen Nutzen fürs Ganze habe, daß die Amphibien eine Menge Inſekten verzehren, deren zu ſehr anwachſende Menge uns läſtig ſeyn würde, und daß diejenigen, die ſich in unſerer Gegend befinden, niemanden etwas ſchaden, die Kreuzotter ausgenommen. Der Biß derſelben iſt freylich gefährlich, und kann, wenn nicht ſchleunige Hülfe geſchieht, tödtlich werden. Dieſe zu tödten ſind wir alſo berechtigt. Warum denn aber die übrigen, die uns gar nicht ſchaden, vielmehr uns großen Nutzen verſchaffen?

Dieß ſage ich meinen Zöglingen oft, und ich freuete mich, daß ſie meine Lehre behalten hatten, und den unſchuldigen Salamander, die wenigen Tage, die er zu leben hat, in Ruhe genießen ließen.

Aber woher kommt es, daß ſo viele Leute die Amphibien ſo ſehr verfolgen? ſie glauben ſie wären giftig. Meine Zöglinge ſind aber eines beſſern belehrt. Sie greifen daher alle Amphibien an, die Schlangen ausgenommen. Ich habe ſie dafür gewarnet. Denn obgleich die Ringelnatter und die Blindſchleiche ebenfalls ganz unſchädlich ſind, und ohne Gefahr angegriffen werden können: ſo habe ich ſie doch vor dem Betaſten der Schlangen gewarnet, weil ſie, aus Verſehen, leicht einmal an eine Kreuzotter gerathen könnten. Oft ſahe ich daher mit Vergnügen, daß mir Zöglinge Eidechſen, Salamander u. dgl. brachten, ſie ſtreichelten, und ſagten: ſieh Vater! das allerliebſte Thierchen.

Bey dieſer Gelegenheit da einer meiner Zöglinge den Salamander ſtreichelte, hatte ich noch eine beſondere heimliche Freude. Ich freuete mich nämlich darüber, daß itzo gut erzogene Kinder faſt durchgängig klüger ſind, als die Kinder vor funfzig Jahren waren. Denn wenn ihr wiſſen ſolltet, was ich in dem Alter, in den itzo meine kleinſten Zöglinge ſtehen, von dem Salamander dachte, ihr lachtet mich gewiß aus.

Und was dachteſt du denn? werdet ihr fragen. Nun, wenn ihr es wiſſen wollt: ſo will ich es euch ſagen. Lacht euch einmal recht herzlich ſatt! Ich will auch mit lachen. Da ich ein Kind war, glaubte ich: der Salamander lebe im Feuer. Ich hatte einmal zu Weynachten ein Bilderbuch beſcheert bekommen, in dem ein Salamander abgebildet war, der im Feuer, wie der Froſch im Waſſer, herumkroch. Dabey ſtund die Erklärung: der Salamander lebt im Feuer. Deßwegen glaubte ich es gar lange. Habt ihr euch denn nun ſatt gelacht? Nun ſo wollen wir weiter gehen.

Der Weg dauerte viel länger, als wir uns vorgeſtellt hatten, und ich glaube gewiß, daß wir in der Zeit, die wir auf demſelben zubrachten, Arnſtadt hätten erreichen können, wenn wir gerade zugegangen wären.

Endlich erreichten wir das Ziel unſeres Weges, den Crawinkler Steinbruch.

Crawinkler Steinbruch.

Steinbrüche hatten wir freylich genug geſehen, aber der hieſige war uns deßwegen merkwürdig, weil er die Mühlſteine liefert, die nach einem großen Theile von Deutſchland verfahren werden. Sie beſtehen aus Porphyr, ſind deßwegen dauerhafter, als Sandſteine, und die Theilchen die durch den ſchnellen Umgang abgerieben werden und unter das Mehl kommen, verurſachen kein Knirſchen, welches man immer bey Brode bemerkt, wozu das Mehl unter Sandſteinen iſt gemahlen worden.

Auch befinden ſich in dem Porphyr viele Quarzkörner die hart und ſcharf ſind, und das aufgeſchüttete Getreide weit ſchneller zermalmen, als die Sandſteine: deßwegen werden ſie ſo ſehr geſchätzt, und dieß mit Recht. Lieferte dieſer Steinbruch Diamanten — was für Aufſehen würde er in Europa erregen. Und gleichwohl iſt im Grunde der Mühlſtein mehr werth, als der Diamant, ob dieſer gleich theurer, als ein Mühlſtein bezahlt wird. Jener glänzt, aber wozu nutzt er denn? Dieſer hingegen ſchafft großen Nutzen, weil er, wenn er auf den rechten Platz geſtellt wird, uns ein gutes ſchmackhaftes Mehl liefert.

Die Gegend, in welcher der Steinbruch ſich befand, war wirklich wild, alle Ausſichten waren durch einen dicken Wald verſchloſſen; aber die Leute, die wir hier antrafen, waren deſto freundlicher. Sie, die einen großen Theil ihrer Lebenszeit hier von menſchlicher Geſellſchaft entfernt leben, waren erſtaunt, als ſie eine ſo zahlreiche Geſellſchaft zu ſich herauf glimmen ſahen. Da wir ihnen die Abſicht unſers Beſuchs erklärten: freueten ſie ſich gar herzlich, gaben uns freundſchaftlich die Hände, und thaten alles, was ſie konnten, um uns alles ſehenswürdige zu zeigen. Gern hätten ſie ein Felſenſtück in unſerer Gegenwart losgebrochen, allein dieß war nicht möglich, weil dieß oft eine Arbeit von einigen Tagen iſt.

Aber ein Felſenſtück, das bereits da lag, fiengen ſie an ſogleich zu bearbeiten, und ihre Arbeit ſetzte uns alle in Erſtaunen, weil ſie, durch ſehr einfache Mittel groſſe Wirkungen hervorbrachten. Der Mann, welcher die Bearbeitung unternommen hatte, ergriff weiter nichts, als das Inſtrument, welches ihr bey jedem Maurer ſehen könnt, und das man eine Zweyſpitze nennt. Es iſt ein Hammer, der vorne und hinten ſpitzig iſt, und das Anſehen hat, als wenn er aus zwey Picken zuſammengeſetzt wäre.

Mit dieſer Zweyſpitze machte er auf dem Flecke, wo das Felſenſtücke auseinander gehen ſollte, eine gerade Linie, die den Weg anzeigte, den der Sprung nehmen ſollte. Dann pickte er in dieſe Linie verſchiedene Löcher. Als dieſe Löcher fertig waren wurden eiſerne Keile hinein geſteckt, und dann mit Hämmern darauf geſchlagen.

Ehe wir es uns verſahen — pautz da ſprang das große Felſenſtück auseinander.

Aber, nun dieſes abgeſprungene Felſenſtück zu einem runden Mühlſteine zu formen, ſchien weit ſchwieriger zu ſeyn. Gleichwohl zeigten ſie uns Mittel, die ſehr einfach waren, und mit denen ſie gleichwohl alle Schwierigkeiten überwanden. Erſtlich brachten ſie einen Cirkel. Vielleicht glaubt ihr daß dieß ein groſes ſehr theures Inſtrument geweſen ſey; allein darinne irret ihr euch. Es war weiter nichts, als eine Weidenruthe, die keine vier Pfennig werth war. Die Spitze daran war zurückgebogen, und gegen die Mitte der Ruthe angebunden. Sie war halb ſo lang als der Mühlſtein werden ſollte. Nun gebt Achtung! erſtlich ſuchten ſie einen Punkt, der der Mittelpunkt des Mühlſteins werden ſollte; auf dieſen hielten ſie nun das eine Ende der Ruthe, und drückten mit dem linken Daumen ſo feſt darauf, daß es ſich nicht verrücken konnte, dann hielten ſie ein Stück Kohle an das andere eingebogene Ende der Ruthe feſt an, und nun bewegten ſie die Kohle mit dem Ende der Ruthe, an welchem ſie lag, ſo lange fort, bis ſie wieder auf den Punkt kam, von dem ſie ausgefahren war. Als dieß geſchehen war: ſo ſtand ein Kreis beſchrieben da, der die Form zeigte, den der Mühlſtein bekommen ſollte. Nach dieſer Kreislinie wird nun der Stein auf eben die Art behauen, wie jeder andere Stein durch die Maurer behauen wird.

Wenn nun der Mühlſtein ſeine Form erhalten hat: ſo iſt er noch nicht fertig. Ihr wißt, daß jeder Mühlſtein in der Mitte ein viereckiges Loch hat. Dieß muß auch noch mit der Zweyſpitze eingehauen werden, und mag wohl die mehreſte Mühe machen. Oft wenn der Mühlſtein faſt ganz fertig iſt, bekommt er einen Sprung, und iſt dann ganz unbrauchbar.

Ich bezeugte meine Freude darüber, daß hier, durch ſehr einfache Mittel ſo groſſe Dinge möglich gemacht würden. Dieß gefiel dem Aufſeher, und er ſagte: ja, der Menſch kann gar vieles möglich machen, wenn er nur recht nachdenkt. Zur Losbrechung der groſſen Felſenſtücke haben wir auch weiter nichts, als Hebel und Winde.

Er beſchrieb mir die Art, wie ſie die ſchrecklich großen Felſenſtücke von dem Felſen losbrächen. Ich würde ſie euch auch beſchreiben, wenn ich nicht beſorgte, daß ihr mich vielleicht nicht verſtehen möchtet.

Das Losbrechen der Felſenſtücke, das Zerſpalten derſelben und das Formen der Mühlſteine ſind aber nicht alle die Arbeiten, mit denen ſich dieſe guten Leute hier beſchäftigen. Sie müſſen auch aufräumen. Denn da, bey dem Behauen der Mühlſteine, ſehr viele Stücken abſpringen: ſo würden ſie ſich bald vor Steinen nicht mehr regen können, wenn ſie dieſelben nicht immer wegräumten. Dieß thaten ſie aber ſo pünktlich, daß der Platz, auf dem ſie arbeiteten, ſo rein war, als wenn er gekehret wäre. Sobald ſie nämlich einen Vorrath von abgehauenen Steinen um ſich haben, laden ſie dieſelben in Schubkarren, und ſchütten ſie am Rande des Platzes, auf dem ſie arbeiten, den ſie die Halle nennen, aus, in die Tiefe. Dadurch wird dieſer Platz immer mehr vergrößert, und die daran liegende Tiefe ausgefüllt.

Mich dauerten nur die ſchönen feſten Steine, worunter ſehr viele von beträchtlicher Größe waren, von denen manches ſchöne ſteinerne Gebäude hätte können aufgeführet werden, die hier in die Tiefe geſtürzet wurden, wo ſie Niemanden etwas nutzen.

Ich fragte den Aufſeher, ob denn gar kein Mittel wäre, die Steine in Gegenden zu ſchaffen, wo es daran fehlete? Allein er verſicherte mich, daß in der Nähe Steine im Ueberfluſſe wären, und die Koſten höher kommen würden, als der Werth der

Steine betrüge, wenn man ſie in ferne Gegenden ſchaffen wollte.

Vielleicht hat künftig aber doch jemand einen glücklichen Einfall, wie man dieſen Steinſchatz benutzen kann.

Uebrigens wünſche ich, daß alle meine jungen Leſer und Leſerinnen an dem Exempel dieſer ordentlichen Leute lernen mögen, was das Aufräumen für eine herrliche Sache ſey. Durch das Aufräumen war dieſer Arbeitsplatz ſo ſauber geworden, daß man darauf hätte tanzen können. Hätte man das Aufräumen unterlaſſen: ſo würde er durch einen Steinhaufen ſeyn bedeckt geweſen.

So nöthig nun das Aufräumen im Steinbruche iſt, ſo nöthig iſt es auch in dem Zimmer, wo man ſich aufhält. Man braucht da beſtändig zu ſeinen Mahlzeiten, zum Spielen, zum Arbeiten, eine Menge Dinge. Wenn man dieſe nun nicht beſtändig wieder wegräumt: ſo entſteht dadurch bald eine Unordnung, die höchſt widerlich iſt. Da ſtehen Gläſer, dann Taſſen, Teller, daneben liegen Kämme, Schnupftücher, Papier, Scheeren, Ueberbleibſel von Speiſen, Bücher, Federn u. ſ. w. Wer mag dieß aushalten? wer kann wohl glauben, daß die Perſon, die dieſes Zimmer bewohnt, die Ordnung

nung liebe. Ein ordentlicher Menſch muß daher, ſo wie die Steinhauer im Crawinkler Steinbruche, täglich ein paarmal aufräumen, dann wird es auch jedem, der in ſein Zimmer tritt, daſelbſt ſo wohl gefallen, als uns auf dieſem Arbeitsplatze.

Da dieſe Leute bey ihren Arbeiten oft den Regengüſſen ausgeſetzt ſind: ſo hatten ſie ſich auch eine Hütte erbauet, in welche ſie, auf dieſen Fall ihre Zuflucht nehmen konnten. Ueber dieſelbe hatte ich eine innige Freude: weil ſie ganz in dem Geſchmacke der alten Zeiten erbauet war, wo Künſte und Wiſſenſchaften noch fehlten, und man ſehr wenige Bedürfniſſe hatte.

Die Baumaterialien waren alle von dem Platze genommen, auf dem ſie ſtund.

Die Steine, die von den behauenen Mühlſteinen abgeſprungen waren, hatte man zuſammengeleget, und daraus die Grundmauer verfertiget, auf dieſelbe einige Fichtenſtämme geſtellt, die durch Riegel mit einander verbunden waren. Auf dieſen ruhete das Gebälk, das man den Dachſtuhl zu nennen pflegt. Ohne Ziegeln, ohne Kalk, ohne Stroh, ohne Breter, welches alles hier fehlet, waren die Wände doch bekleidet, und das Dach doch bedeckt. Wißt ihr womit? mit den Schaalen der Fichtenſtämme die hier waren verbrauchet worden, die ſo künſtlich zuſammen gefügt waren, daß weder Wind noch Regen eindringen konnte. In der Hütte ſelbſt war ein ſehr einfaches Lager, um hier Mittagsruhe halten zu können. Es beſtund aus einem hölzernen Geſtelle, das mit Walzen aus zerſchnittenen Fichtenſtämmen beleget und mit Moos und gedürretem Graſe beſtreuet war. Hier ruheten dieſe arbeitſamen Leute, wahrſcheinlich ſanfter, als viele reiche Müßiggänger auf ihrem Sopha. Die Arbeitſamkeit macht das härteſte Lager weich.

Da ich meine Freude über dieſe einfache Bauart bezeugte, ſagte der Aufſeher: nun ſo kommen ſie mit, da muß ich ihnen doch noch unſere Schmiede zeigen.

Er führte mich darauf zu einer eben ſo einfach gebaueten Hütte, in welcher ſich ein kleiner Ambos und Blaſebalg, nebſt einer Eſſe, verſchiedenen Hämmern und Zangen befanden. Hier, ſagte er, beſſern wir unſere Werkzeuge aus, wenn ſie ſtumpf oder ſchadhaft geworden ſind.

Hätte ich meinem Herzen folgen dürfen; ſo wäre ich noch länger bey dieſen vernünftigen, braven und geſunden Leuten verweilet. Allein ich mußte dießmal dem Magen folgen, der mich in Namen der ganzen Wagengeſellſchaft, die um mich her verſammelt war, erinnerte, daß es Zeit ſey, einen Platz zu ſuchen, wo wir uns durch eine Mahlzeit ſtärken könnten.

Ich ſchied alſo mit meiner Reiſegeſellſchaft unter den herzlichſten Dankſagungen von dieſem gefälligen, arbeitſamen und zufriednen Völkchen.

Eine köſtliche Mittagsmahlzeit.

Es war über zwölf Uhr, da wir von hier giengen, und zwölf Uhr war, nach der Verabredung, die ich mit Herrn Föſt getroffen hatte, für uns die Mittagsmahlzeit in Arnſtadt bereitet. Gleichwohl war Arnſtadt noch 4 Stunden von dieſem Steinbruche entfernt. Da ich alſo die Unmöglichkeit einſahe, zu Mittage in Arnſtadt zu ſeyn, und ich aus verſchiedenen Aeußerungen meiner Pflegeſöhne ſchloß, daß ſie nicht Luſt hatten, den Genuß ihrer Mittagsmahlzeit bis zur Ankunft in Arnſtadt zu verſparen, nahm ich mir vor in dem erſten dem beſten Dorfe mich ein zu quartiren, und, was ich da fände gegen Bezahlung, in Requiſition zu ſetzen.

Unſer Weg gieng durch ein Thal, durch welches ein kleiner Bach floß, welcher die Gränze zwiſchen dem Gothaiſchen und Schwarzburgiſchen Gebiete beſtimmt. Dieß gab nun meinen Zöglingen zu mancherley Späſchen Anlaß. Bald rief der eine, ſehet alle her, was ich für ein Mann bin! itzo ſtehe ich im Gothaiſchen, nun koſtet es mich einen Sprung, gleich bin ich im Schwarzburgiſchen. Ein anderer ſtellete ſich mit dem einen Fuße ins Gothaiſche mit dem andern ins Schwarzburgiſche, und rief den übrigen zu, daß ſie den Rieſen bewundern ſollten, der mit dem einen Fuße im Herzogthum Gotha, mit dem andern im Fürſtenthume Schwarzburg ſtünde.

Auf den Wege fanden wir verſchiedene Mühlſteine, die unter der Arbeit verunglückt und nun mit Moos bewachſen waren. Auch ſahen wir die Art und Weiſe wie die ſchweren Mühlſteine vom Berge herunter geſchafft wurden.

Glaubt ja nicht daß dazu eine große Maſchine gebraucht wurde, oder vieles Zugvieh angeſpannet war. Ohne Maſchine, ohne Fuhrwerk, ohne Zugvieh, rolleten zwey Männer den Mühlſtein vor ſich hin.

Ich freuete mich darüber. Wer ſollte ſich nicht freuen, wenn man ſieht, wie die Menſchen, durch einfache Mittel große Dinge möglich machen. Von den Schildbürgern ſagt man, ſie hätten mit Lebensgefahr, und mit Hülfe vieler Menſchen, die Mühlſteine vom Berge herunter getragen. Dieſe Leute rollten ſie aber ohne große Anſtrengnng herab. Wer war nun wohl klüger? ich glaube dieſe Leute.

Wie es nun mit den Mühlſteinen iſt, ſo iſt es mit andern Sachen auch. Wer etwas durch einfache Mittel, ohne viele Koſten möglich machen kann, iſt gewiß klüger, als ein anderer, der mit ungeheuern Koſten eben dieſes möglich zu machen ſucht.

In der Hoffnung bald auf ein Dorf zu kommen, ſchritten wir tapfer drauf los, und kamen nun wirklich an menſchliche Wohnungen, die aber kein Dorf, ſondern nur ein Dörfchen ausmachten. Ihrer waren nicht mehr als ſieben. Das Dörfchen heißt Lütſche, und iſt an dem Abhange eines Berges erbauet, an dem der Bach vorbey fließt, der das Gothaiſche Land von dem Schwarzburgiſchen trennt. Die Lage iſt romantiſch, und es ſieht aus als wenn ſich hier einige Einſiedler angebauet hätten. Aber die Häuſer und die Kleidung ihrer Bewohner zeugten von groſer Dürftigkeit. Noch mehr, die Geſichter der Bewohner waren gar nicht ſo friſch und munter, wie wir ſie bey den Arbeitern im Steinbruche geſehen hatten. Alle waren bleich und ihre Miene war traurig und muthlos. Woran mag das liegen? Gewiß kann ich es nicht ſagen, denn ich hatte nicht Zeit ihre Wohnungen zu unterſuchen, und mich mit ihnen in ein weitläuftiges Geſpräch einzulaſſen. Ich kann alſo die Urſache ihres kümmerlichen Zuſtandes nur muthmaſen.

Die Lage des Orts kann es nicht ſeyn. Denn ob ihnen gleich Ackerbau gänzlich fehlt: ſo haben ſie doch Holz genug, welches ſie hier zuſammen tragen, und umſonſt haben können. Der Wald liefert eine Menge Beere, von denen ſie nicht nur ſelbſt viele Mahlzeiten halten, ſondern auch durch den Verkauf derſelben Geld löſen können; und in dem Walde giebt es immer Arbeit genug, die gut bezahlt wird, bey welcher man zwar keine Reichthümer erwerben, aber doch gegen Dürftigkeit ſich ſchützen kann.

Aber dieſe guten Leute ſchienen nicht angewieſen zu ſeyn, den Platz, den ſie bewohnten, gehörig zu benutzen, und ihren Zuſtand zu verbeſſern. Vielleicht wiſſen ſie auch nicht, wie man ſeinen Körper gehörig pflegen, ſeine Geſundheit erhalten, und bey zuſtoßenden Unpäslichkeiten ſich helfen ſoll. Vielleicht haben ſie die üble Gewohnheit, die man in Walddörfern häufig antrifft, daß ſie durch heiſſe Stuben ſich gütlich zu thun ſuchen, in denſelben waſchen, die Wäſche trocknen und ſchlafen. Bey einer ſolchen Lebensart müſſen nothwendig die Nerven ſchlaff, die Geſichtsfarbe bleich, die Säfte verderbet und der ganze Menſch muthlos werden. Vielleicht brauchen ſie auch, wenn ihnen eine Unpäslichkeit zuſtößt, verkehrte Mittel; ſuchen z. E. den Ausſchlag, den ſie bekommen, nicht durch innerliche blutreinigende Mittel zu heben, ſondern durch Salben zu vertreiben, und treiben ſo die Schärfe in das Blut zurück, wodurch oft die ſchrecklichſten Zufälle verurſacht werden.

Wißt ihr denn nun wohl warum ich dieß hier niederſchreibe? Es geſchieht um euret willen lieben Leſer! Wie lange wird es währen, ſo wird dieſer oder jener von euch ein Amt bekommen, durch welches er in Verbindung mit Menſchen geſetzt wird, deren Lage eben ſo traurig iſt, und die ſich weder zu rathen noch zu helfen wiſſen. Dann bedenket, daß es eure Pflicht ſey, euch dieſer Unglücklichen anzunehmen. Und wie? nicht blos durch Almoſen. Dieſe lindern die Dürftigkeit nur, aber heben ſie nicht, machen auch die Menſchen oft noch träger. Weit mehr könnt ihr für ſie thun, wenn ihr ſie ſelbſt vernünftiger und beſſer zu machen ſuchet, ihnen allerley nützliche Arbeiten verſchaffet, wodurch ſie ihr Einkommen vergrößern können, ſie ermuntert, dieſelben zu übernehmen, und ſie belehret, wie ſie ſich geſund erhalten, und, bey zuſtoßenden Krankheiten, durch einfache Mittel, ſich retten können; dann helfen ſie ſich ſelbſt. Ihr freuet euch ja, wenn ihr ein von der Sonnenhitze verwelkendes Blumenbeet begießet, und des Morgens ſehet, wie friſch die Blumen da ſtehen. Wie weit mehr werdet ihr euch freuen, wenn ihr einſt Familien ſehet, in die ihr, durch euren guten Rath und Zuſpruch neues Leben brachtet.

Daß wir uns hier nicht einquartirten, könnt ihr leicht denken. Die 7 Hüttchen würden ja uns nicht haben faſſen können. Zwar war das Thal geräumig genug um uns hier zu lagern, und in dem Bache war auch ſo viel Waſſer, daß wir es nicht würden ausgetrunken haben, aber woher die Mahlzeit? ich glaube, wenn die guten Leute uns ihren ganzen Brodvorrath, den ſie wahrſcheinlich groſchenweiſe bey den benachbarten Beckern holen, hätten beybringen wollen, er würde zu unſerer Sättigung nicht hinreichend geweſen ſeyn.

Wir giengen alſo weiter, und kamen nach Gräfenroda. Dieß iſt ein großes anſehnliches Dorf, deſſen Bewohner ſich größtentheils vom Handel nähren, indem ſie die Produkte des Thüringer Waldes auswärts führen, und dagegen ausländiſche Waaren herbeyſchaffen. Es fließt hier die Gera, welche aus den Bächen, die von dem Waldgebirge ſich ergießen, entſtanden iſt.

Die größte Merkwürdigkeit im ganzen Orte war für meine Geſellſchaft dießmal der Gaſthof. Daher fragte groß und klein, jeden der ihm begegnete, wo iſt denn der Gaſthof?

Warum uns der Gaſthof ſo merkwürdig war? könnet ihr leicht errathen, wenn ihr bedenket, daß es itzo ſchon 2 Uhr Nachmittags war, und daß wir, ſeit genoſſenem Frühſtück, faſt beſtändig marſchiret waren, ohne einen Biſſen zu genießen.

Ihr

Itzo waren wir in dem Gaſthofe, und meine erſte Frage, die ich an den Wirth that, werdet ihr wohl errathen können.

Nichts, antwortete er, habe ich, als Holländiſchen Käſe und Brod.

Recht gut! ſagte ich, bringe er es nur recht bald her. Da brachte er denn ein Brod und ein paar Teller voll Käſe. Das war aber weg, wie eine Gießkanne voll Waſſer, die man auf ein Land gießet, das vierzehn Tage von der Sonnenhitze iſt ausgetrocknet worden.

Meine Pflegeſöhne ſahen mich bedenklich an, und ich las aus ihren Blicken alles, was ſie ſagen wollten. Ich wurde alſo ihr Sprecher und ſagte, noch einmal ſo viel, Herr Wirth! bitten wir uns aus.

Er lachte und brachte uns bald noch ſtärkere Portionen als wir bekommen hatten.

Als wir dieſelben genoſſen, konnten meine Zöglinge gar nicht fertig werden den Käſe und das Brod zu loben. Das iſt herrlicher Käſe, ſagte der eine, das iſt ganz vortrefliches Brod, ſagte der andere, ſo delikaten Käſe habe ich in meinem Leben nicht gegeſſen ſagte der dritte.

Ich hörte die Lobſprüche alle mit an, und lachte in meinem Herzen herzlich darüber: weil ich wohl wußte, daß der Grund vom Gutſchmecken nicht im Käſe und Brod, ſondern in unſern Mägen lag, die durch den langen Marſch, und das lange Verſchieben der Mahlzeit ziemlich ausgeleeret waren.

Bey dieſer Gelegenheit will ich euch doch ein Recept mittheilen, wie ihr euch ganz delikate Gerichte bereiten könnt. Ihr findet es weder in einem Engliſchen, noch in einem Deutſchen, noch in einem Franzöſiſchen Kochbuche. Gleichwohl wollte ich um alles, was ihr wollet, wetten, daß, wenn ihr alle Kochbücher durchleſen wollt, ihr kein Recept zu einer ſo köſtlichen Mahlzeit findet werdet, als das Meinige iſt.

Hier iſt es:

1) Wenn du ſatt biſt, ſo höre auf zu eſſen,

2) Vor der Mahlzeit mache dir eine Bewegung in freyer Luft, entweder durch Gartenarbeit, oder durch einen Spaziergang.

3) Zwiſchen der Mahlzeit genieße nichts.

4) Setze bisweilen eine Mahlzeit aus.

Verſuchet einmal dieſes Recept und ſagt dann, ob ich nicht recht habe.

Wenn doch alle reichen Leute, die ſich bey ihren Mahlzeiten gütlich thun wollen, dieſes Recept wüßten: ſo könnten ſie alle das Geld, das ſie für ausländiſche Gewürze, Gefrornes, Würmer und Inſekten hingeben, erſparen. Wenn doch alle Kinder, denen das Eſſen nicht ſchmecken will, und die immer etwas daran zu tadeln finden, von dieſem Recepte Gebrauch machten, dann würden ſie gewiß mehr Vergnügen bey dem Genuſſe ihrer Mahlzeiten finden, und noch geſünder werden, als ſie es bisher waren.

Verzeihet einem alten Manne, daß er ſo redſelig iſt, und von einer ſo unbedeutenden Sache, wie ein Holländiſcher Käſe iſt, ſo lange plaudert. Ich kann es wirklich nicht laſſen, ich muß noch etwas darüber ſagen.

Ich glaube wie es mit den Mahlzeiten iſt, ſo iſt es mit andern Sachen auch. Sie wollen uns oft nicht gefallen, und wenn wir es recht unterſuchen wollten: ſo würden wir faſt immer finden, daß die Urſache davon nicht in den Sachen, ſondern in uns ſelbſt liege.

Dieſem gefällt das Wetter nicht, ein anderer klagt über die Gegend in der er wohnt, ein dritter über die Menſchen, mit denen er umgehen muß, ein vierter über die Regierung, einem fünften iſt die ganze Welt nicht recht. Ich glaube es iſt mit den mehreſten Menſchen, denen alles nicht recht iſt, wie mit Kindern, die vor der Mahlzeit ein Maas Kirſchen, oder ein Mandel Birnen, oder ein halbes Schock Pflaumen eſſen, und dann, wann ſie zu Tiſche kommen, das Eſſen tadeln.

Ihr klagt z. E. daß die Arbeiten, die euch aufgegeben werden, zu ſchwer wären; greift ſie nur friſch an, ſo werden ſie leichte. Ihr beſchweret euch, daß ihr zu wenig Zeit zu euren Arbeiten hättet; ſtehet etwas früher auf, und ſpielet weniger: ſo werdet ihr mehr Zeit gewinnen. Ihr ſeyd mit der Strenge eures Lehrers nicht zufrieden, ſuchet durch Fleiß, Folgſamkeit und Gefälligkeit euch ſeine Liebe und ſein Zutrauen zu erwerben; ſo wird die Strenge ſich mindern.

Und nun kein Wort mehr hiervon.

Wir bezahlten unſere Mahlzeit und ſetzten unſern Marſch weiter fort.

An-

Anſtalten zur Wiederherſtellung der Ordnung.

Als wir von Schnepfenthal ausgiengen, und ich commandirte: ſtellt euch! ſo ſtund augenblicklich jeder auf ſeinem Platze. Bey der nächſten Stellung kamen ſchon einige nachgetrippelt, bey der folgenden fehleten noch ein Paar mehr, und ſo nahm die Unordnung bey jeder Station zu.

Auch dießmal als die Reiſegeſellſchaft ſich wieder vor dem Hauſe ſtellen ſollte, mußte ich wohl fünf Minuten warten, ehe ſie zuſammen kam.

Darüber wurde ich nun, wie ihr leicht denken könnt. ziemlich verdrießlich. Der Anblick der Unordnung iſt immer etwas Unangenehmes, und mein Unmuth wurde dadurch vermehrt, daß ich, um die Ordnung zu erhalten, manchem Zöglinge einen harten Verweis geben mußte. Dieß macht wahrhaftig einem Pflegevater, der ſeine Pflegeſöhne liebt, keine Freude.

Ich ſann alſo auf ein Mittel dieſe Unannehmlichkeit mit einemmale wegzuſchaffen, und fand es.

Dieſe Nacht, ſagte ich, werden wir auf dieſen Marſch, in Arnſtadt, gut ſchlafen.

Und wo ſchlafen wir denn, fragte mich ein Zögling künftige Nacht?

In Schnepfenthal! war meine kurze Antwort.

Ah! ſagte er, du ſpaſeſt. Du haſt ja uns geſagt, wir ſollten auf dieſer Reiſe ſo viel ſehen. Heute haben wir nichts geſehen, als den Crawinkler Steinbruch, und morgen ſollen wir ſchon wieder nach Hauſe.

Lieber Freund! antwortete ich, wenn ich reiſe: ſo thue ich es um mich aufzuheitern, aber nicht um mich zu ärgern. Wie kann ich mich denn aber unter einer Geſellſchaft aufheitern, die die Ordnung vernachläſſigt. Wenn ich commandire, daß ihr euch ſtellen ſollt: ſo kommt einer heute, der andere morgen. So geht es heute ſchon. Sollten wir nun noch ein Paar Tage marſchiren, ſo würdet ihr am Ende gar nicht mehr auf das Commando hören.

Mein Friedrich ſchüttelte mit dem Kopfe, lief zu dem nächſten Trupp, ſprach etwas haſtig mit ihm, der Trupp zerſtreute ſich und ſprach wieder mit andern, und ſo verbreitete ſich das Geſpräch durch die ganze Reiſegeſellſchaft.

Was geſprochen wurde hörte ich nicht, ich wußte es aber doch, und erfuhr bald, daß ich mich nicht geirret hatte. Es kam nämlich eine Deputation an mich, und ſagte: aber, lieber Vater! wenn wir uns nun beſſern, und ſtellen uns allemal pünktlich: willſt du nicht alsdenn noch einen Tag mit uns reiſen?

Wir wollen ſehen, war meine Antwort.

Aber, fuhr die Deputation fort, wenn wir uns nun alle pünktlich ſtellen: ſo können wir doch den N. N. nicht zur Ordnung bringen. Dieſer fehlt allemal wenn wir uns ſtellen. Willſt du denn uns alle um des einzigen N. N. willen ſtrafen?

Nun iſt es wahr der N. N. den wir erſt vor ein paar Tagen bekommen hatten, machte die mehreſte Unordnung. Immer blieb er zurück. Da er die hieſige Gegend noch gar nicht kannte, ſo hatten wir zu befürchten, er möchte ſich einmal ganz von uns verliehren. Deßwegen mußten wir oft ſtehen bleiben, und warten, bis er bey kam.

Gut! ſagte ich, dieſer Unordnung will ich bald abhelfen. N. N. ſoll Arreſt haben! Alexander und Lorenz nehmt ihn zwiſchen euch, ſehet darauf, daß er mit euch gleichen Schritt halte, und gebt ſchlechterdings nicht zu, daß er zurück bleibe!

Auf dieſe Art war die Ordnung mit einemmale wieder hergeſtellt.

Wann ich an eine Station kam, und commandirte: ſtellt euch! wup! da ſtunden die 40 Zöglinge in einer geraden Linie, wie wenn ſie zuſammen geblaſen wären. N. N. bekam denn allemal eine friſche Bedeckung, und es gieng alles in der beſten Ordnung.

Reiſe durch eine anmuthige Gegend, die aber doch noch anmuthiger ſeyn könnte.

Der erſte Ort an den wir kamen, hieß Liebenſtein, und gehöret noch zum Herzogthume Gotha. Ehe wir ganz hinzu kamen, begegnete uns ein Mann, der uns ſehr freundlich grüßte und ſeine Bewunderung über die vielen jungen muntern Leute bezeugte.

Er war ſehr neugierig zu wiſſen, wer ſie wären? woher ſie kämen? wohin ſie giengen? warum ſie dieſe Reiſe unternommen hätten? und ich beantwortete alle ſeine Fragen, ſo gut ich konnte.

Ach! ſagte er, thun ſie mir den Gefallen und gehen zu unſerm gnädigen Herrn, der wird gewiß eine rechte Freude über die jungen Herren haben.

Ja ſagte ich, wenn es unſerer viere wären.

Es thut nichts! es thut nichts! er behält ſie gewiß alle zu Tiſche.

Nein! nein! ſagte ich, die Einquartirung wäre zu ſtark, empfahl mich ihm und gieng fort.

Unterdeſſen machte mir doch die herzliche Verſicherung dieſes Mannes von der Gaſtfreiheit dieſer adelichen Herrſchaft eine ſehr gute Meinung, und wenn meine Geſellſchaft nicht gar zu zahlreich geweſen wäre: ſo würde ich mir die Freyheit genommen haben, ihre Bekanntſchaft zu ſuchen.

Als wir durch das Dorf unſern Zug hielten, ſahen wir vor einem anſehnlichen Hauſe eine vornehme Familie ſtehen, welches wahrſcheinlich diejenige war, von welcher dieſer Mann geſprochen hatte, grüßeten ſie, und die mehreſten Zöglinge, mit einer gewiſſen Freundlichkeit und Hochachtung, aus der ich ſchloß, daß das Gute, was ſie von ihr gehöret hatten, auf ſie Eindruck gemacht habe.

Aller Augen waren nun auf ein altes Schloß gerichtet, welches auf einer Anhöhe lag, und von dem man Nachricht hat, daß es ſchon im vierzehnten Jahrhundert da geweſen iſt. Itzo war es unbewohnt, und wird wohl mit der Zeit das Schickſal der mehreſten alten Schlöſſer haben, die nach und nach zuſammenſtürzen. Vielleicht wendet aber auch, welches ſehr zu wünſchen iſt, die adeliche Herrſchaft etwas an, um es gegen Umſturz zu ſchützen, und ſo das Andenken an die vorigen Zeiten zu erhalten. Es iſt doch gar zu angenehm, und giebt zu mancherley Betrachtungen Anlaß, wenn man eine zeitlang in der gegenwärtigen Welt wandelt, und unvermuthet auf ein Ueberbleibſel von der Vorwelt ſtößet, das uns an die Geſchichte, und den Geſchmack der Vorfahren erinnert.

Neben dieſem alten Schloſſe war ein neues erbauet, das aber, wenn ich mich recht erinnere, aus einer unbekannten Urſache, auch nicht bewohnt wird.

Von den Einwohnern dieſes Orts ſprach ich, auſſer dem Manne, der mich bey den gnädigen Herrn zu Tiſche bat, nur noch einen, der zu ſeinem Fenſter herausſahe. Mit ſichtbarem Vergnügen ſahe er uns vorbeywandeln, und fragte endlich: wo geht denn die Reiſe hin?

Ich. Immer nach Arnſtadt zu.

Mann. Was wollen ſie denn da machen?

Ich. Die jungen Leute machen bisweilen ſolche Reiſen, damit ſie geſund bleiben, ſtark werden und ihnen das Eſſen beſſer ſchmeckt; auf dem Wege ſehen wir uns um, und unterſuchen und betrachten alles Merkwürdige, das wir finden.

Mann. Das iſt ja artig. Da werden ſie doch auch bey unſern Spring gehen?

Ich. Was iſt denn das der Spring?

Mann. Kennen ſie den nicht? das iſt ein Bach, der aus einem Berge kommt, und gleich Mühlen treibt.

Ich. Das iſt doch ſonderbar. Den Spring müſſen wir freylich ſehen. Wo finden wir ihn denn?

Mann. Sie dürfen nicht fort in der Landſtraße gehen, ſondern müſſen ſich linker Hand halten, und an dem Berge hin marſchiren, da können ſie ihn nicht verfehlen.

Ich dankte dieſem Manne gar herzlich, und verſicherte ihn, daß wir ſeinen Rath befolgen würden. Wie gefällt euch dieſer Mann? mir gefiel er ungemein wohl. Wem wollte ein Mann nicht gefallen, der ſo ganz unaufgefordert, ein Verlangen beweißt ſeinen Nebenmenſchen gefällig zu ſeyn, die er nicht einmal kennt.

Der Spring iſt ohne Zweifel die größte Merkwürdigkeit, die wir vom Crawinkler Steinbruche bis nach Arnſtadt, fanden. Hätte dieſer gefällige Mann uns dieſe Erinnerung nicht gegeben, wir wären wirklich vorbey gegangen, ohne ihn zu bemerken.

Nachdem wir eine Zeit lang, von der Landſtraße entfernt, an dem Berge hingegangen waren; ſo fanden wir den Spring wirklich. Es iſt ein ziemlich ſtarker Bach, der unten am Berge, aus einem durch die Natur gebildeten Gewölbe heraus fließt, und etwa hundert Schritte weit, von ſeinem Ausfluſſe, ſchon eine Mühle treibt.

Wir betrachteten ihn eine Zeit lang mit Vergnügen und Erſtaunen, beſonders da wir, nicht weit von ſeinem Urſprunge, Forellen, von beträchtlicher Größe, herumſchießen ſahen, die verſchiedene Zöglinge ſo lüſtern machten, daß ſie den Wunſch etwas laut werden ließen, ſie möchten in Arnſtadt Forellen eſſen.

Ich ſchrieb es mir, wie man zu ſagen pflegt, hinter die Ohren.

Daß wir dem guten Manne, der uns auf den Spring aufmerkſam machte, am Ausfluſſe des Springs ein kleines Lobredchen hielten, das könnt ihr leicht denken. Wünſchet ihr nun nicht alle an dieſes Mannes Stelle geweſen zu ſeyn, und ſo vielen Menſchen dieſe Freude gemacht zu haben? ich hoffe es. So ſeyd nur fein aufmerkſam auf die Fremden die ihr ſprecht, und die ſich nach dieſem und jenem erkundigen: ſo wird ſich die Gelegenheit ſchon finden ihnen Freude zu machen.

Wie geht nun das zu, fragten mich meine Zöglinge, daß ein ſo großer Bach in dem Berge entſtehen kann?

Ich weiß es ſelbſt nicht, antwortete ich. Auf dem Wege dachte ich aber darüber nach, und kam auf folgende Muthmaßung, die ich aber nicht für gewiß, ſondern bloß für Muthmaßung ausgebe.

Vielleicht dachte ich, verliert ſich irgendwo ein Bach, oder ein Theil deſſelben, in einen oder mehrere unterirrdiſchen Canäle, fließt unter der Erde fort, und kommt hier wieder zum Vorſcheine. Und wer gräbt dieſe Canäle? Ich glaube den Anfang das zu machen die Maulwürfe. Dieſe graben ſich, wie ihr wiſſen werdet, unterirrdiſche Gänge. Wenn nun in dieſelbe das Waſſer von einem Bache oder Fluſſe eindringt, ſo kann es dieſelben in der Folge leicht ſo erweitern, daß ein beträchtlicher Theil Waſſer dadurch eindringen kann.

So ſehe ich z. E. daß in meinem Garten bisweilen Quellen ſpringen, die ſonſt nie da waren. Unterſuche ich die Sache genauer: ſo finde ich daß ſie aus Maulwurfshügeln kommen, in welche das Waſſer des benachbarten Bachs eingedrungen iſt.

Ferner entſteht im Frühjahre auf der Wieſe hinter meinem Garten, durch das Schneewaſſer, welches ſich von den benachbarten Bergen ergießt, ein See, auf dem man mit Kähnen herumfahren könnte. Sobald der Zufluß des Waſſers aufhört: ſo verſchwindet der See in ein Paar Tagen, obgleich die Wieſe von allen Seiten mit hohen Rändern umgeben iſt. Wo iſt denn nun dieſer See hingekommen? Er iſt durch Maulwurfskanäle abgefloſſen?

Ich glaube alſo, daß der Spring einen ähnlichen Urſprung habe, ſo lange, bis — ich eines andern belehret werde.

Von Liebenſtein kamen wir nun auf Plauen, den erſten Schwarzburgiſchen Ort. Auch bey dieſem lag auf einer Anhöhe ein altes Schloß, welches die Ehrenburg genannt wird. Von dieſem Plauen wird der ganze Grund, der bis nach Arnſtadt geht, der Plauenſche, genannt und für eine der ſchönſten Gegenden Thüringens gehalten.

In der That hat er auch vielen Reiz. Zu beyden Seiten liegen Berge, der Grund ſelbſt iſt eine Wieſe, durch welche die Gera ſich ſchlängelt, an deren Ufern hier und da Erlen und Büſche mancherley Art wachſen. Drehet man ſich nun um und überſieht dieſen Grund: ſo erblickt man am Ende deſſelben die Ehrenburg, die der ganzen Gegend ein ſehr romantiſches Anſehen giebt.

Was ich aber dieſem anmuthigen Platze noch wünſche, das iſt — daß die auf beyden Seiten liegenden Berge beſſer angebauet wären. Sie ſtunden ſo ganz kahl da; nur einzelne Bäume und Büſche ſtunden da. Als ich nun bedachte, welche Menge Bäume hier wachſen, wie nützlich dieſelben, bey dem immer mehr einreiſſenden Holzmangel werden könnten; ſo konnte ich mich nicht enthalten, auszurufen: Wenn doch dieſe Berge meine wären!

Und was wollteſt du denn damit machen? fragten einige Zöglinge.

Das wollte ich eigentlich hören. Ich nahm von dieſer Frage Veranlaſſung, ihnen zu ſagen, daß ſchlechterdings jeder Boden, er möge Namen haben wie er wolle, durch Nachdenken, Fleiß und einigen Aufwand, ſo könne verbeſſert werden, daß er nützliche Gewächſe trage.

Es iſt wahr, wenn ich dieſen Wunſch in den Zeiten gethan hätte, die manche ſich gedichtet haben, wo die Wünſche der Menſchen, wie das Mährchen ſagte, oft ſogleich durch eine Fee befriedigt wurden; wann dann eine Fee geſagt hätte: da haſt du dieſe Berge! ſo würde ich in der erſten Woche nicht gewußt haben, was ich damit anfangen ſollte. Der Regen hatte die Erde ſo weggeſchwemmt, daß an den mehreſten Orten die Steine ganz nacket da ſtunden. Aber doch traue ich mir zu, daß ich Mittel gefunden hätte, nach und nach auf dieſen Bergen Waldung zu erzeugen. Warum hatte denn der Regen die Erde abgewaſchen? Weil keine Waldung da war. Wenn man denn nur erſt etwas

Mühe und Arbeit anwendete, um hier verſchiedene Holzarten anzuſäen, wenn man einige Vorkehrungen träfe, um es zu verhindern, daß der Regen die noch vorhandene Erde, nebſt dem Saamen, nicht wieder wegwaſchen könnte: ſo würde ſich bald wieder Erde erzeugen, indem das abgefallene Laub und die abfallenden Nadeln der Bäume, das Moos, das hier bald entſtehen, und dann wieder verweſen würde, alles in Erde würde verwandelt werden.

Ihr werdet vielleicht fragen, woher ich dieß wiſſe? Daher weil ich es geſehen habe. Manchen Wald ſah ich ſchon, der auf einem Felſen grünte. Ich unterſuchte den Boden, und fand kaum einen Schuh hohe Erde, und unter derſelben, nichts als Felſen. Unterſuchte ich die Erde ſelbſt: ſo fand ich ganz deutlich daß ſie aus verweſeten Gräſern, Mooſen, Blättern und Nadeln, entſtanden war.

Dieſe kahlen Berge werde ich nun wohl nie bekommen, und, ernſtlich davon zu reden, mag ſie auch nicht haben, weil mir doch die Zeit mangeln würde, ſie anzubauen; ich ſprach aber doch mit meinen Zöglingen darüber, und ſchrieb es auch für euch nieder, um ihnen und euch Luſt zu machen, dereinſt öde Plätze in fruchtbare Gefilde zu verwandeln. Man ſtiftet dadurch ungemein viel Gutes, indem man darauf mancherley Gewächſe bauen kann, die den Menſchen nützlich ſind, man hat da Gelegenheit manche arme Familie in Nahrung zu ſetzen, und wenn man nach einigen Jahren vorbey geht, und ſieht da, wo ſonſt kahles Feld oder Moraſt war, eine Menge nützliche Gewächſe grünen und blühen, dann macht es Freude — weit größere Freude, als der Anblick eines Gutes, das man, ohne Mühe durch Erbſchaft oder einen glücklichen Zufall, bekommen hat.

Wir näherten uns nun Arnſtadt immer mehr, und fanden da manche Pflanze, die in unſerer Gegend nicht wächſt: z. E. Solanum nigrum, Viburnum lantana, und eryngium campeſtre. So oft ein Zögling eine neue Pflanze entdeckte, machte er es der Geſellſchaft mit einem Jubelgeſchrey bekannt.

Aber unter allen Pflanzen, die meine Zöglinge bemerkten, gefiel ihnen doch keine beſſer, als vitis vinifera, (Weinſtock) mit welchen einige Berge bepflanzt waren. Einer nach dem andern rief mir zu, ſieh Vater! da iſt vitis vinifera!

Einige neckten mich auch, und verlangten von mir, ich ſollte ihnen in Arnſtadt eine botaniſche Vorleſung über vitis vinifera halten, und ſie vorzüglich mit der Frucht recht bekannt machen.

Ich ſchrieb es dahin, wohin ich die Forellen geſchrieben hatte, die wir im Spring bemerkten.

Als ich das Vergnügen der Kinder über die aufgefundenen Pflanzen bemerkte, empfand ich ſelbſt darüber eine innige Freude: weil ich itzo recht augenſcheinlich ſahe, daß es wahr ſey, was ich immer zu ſagen pflege, daß die Kenntniß der Pflanzen eine wahre Freudenquelle ſey. Geht man ſpazieren, ſo verſchafft die Betrachtung der Pflanzen eine ſehr angenehme Unterhaltung; iſt man auf Reiſen, und findet eine Pflanze, die man ſchon in ſeiner Gegend ſahe, ſo freuet man ſich, wie wenn man einen alten Bekannten anträfe; findet man hingegen neue Pflanzen: ſo iſt die Freude noch größer.

Deßwegen giebt man ſich in Schnepfenthal viele Mühe die Zöglinge die Pflanzen kennen zu lehren, und wir haben oft das Vergnügen, ſieben bis achtjährige Kinder bey uns zu haben, die faſt alle Pflanzen kennen, die in unſerer Gegend wachſen, und ſie mit dem Lateiniſchen Namen zu nennen wiſſen,

ſen, den ihnen der berühmte Schwede, Linné beygelegt hat.

Ihr werdet euch wundern warum meine Zöglinge Lateiniſche Namen lernen müſſen, die ſo ſonderbar klingen, und wie es ſcheint ſo ſchwer zu merken ſind. Ich habe aber dazu ſehr wichtige Urſachen.

Erſtlich habe ich unter meinen Zöglingen nicht bloß Deutſche, ſondern auch Ausländer. Wenn dieſe nun die Pflanzen mit Deutſchen Namen nennen lernten, und kämen nach Hauſe: ſo würde ihnen dieß wenig nützen, und ſie könnten ihren Landsleuten ihre erworbenen Kenntniſſe nicht wohl mittheilen.

Zweytens haben wir für die Pflanzen noch gar keine deutſchen Namen, die durch ganz Deutſchland eingeführt wären. Was man an einem Orte Tanne nennt, das nennt man an dem andern Fichte, und umgekehrt; Vaccinium vitis idaea heißt bey uns Preißelbeere, gehe ich einige Stunden weiter: ſo verſteht man mich nicht, wenn ich von Preißelbeeren rede, man nennt dieß Gewächs Mehlbeere, gehe ich noch weiter, ſo nennt man es Kronsbeere. So iſt es faſt mit allen Pflanzen.

Das

Daher iſt es nöthig, daß man gleich anfangs die lateiniſchen Namen der Pflanzen kennen lernt, die ihnen Linné beygelegt hat. Denn dieſer Mann, merkt auf! hat durch ſeinen unermüdeten Fleiß ſich ein ſolches Anſehn erworben, daß ſein Name durch alle Erdtheile bekannt geworden iſt, und daß man allenthalben, wo man Botanik ſtudirt, auch die Namen annimmt die Linné den Pflanzen beygelegt hat. Wenn alſo meine Zöglinge eryngium campestre kennen: ſo wird ſie, mögen ſie nach England, Holland, Schweiz, Dännemark, Pohlen, oder in ein anderes Land kommen, gewiß jeder Botaniker verſtehen, wenn ſie von eryngium campestre ſprechen.

Iſt dieß nicht ein großer Vortheil?

Aber, werdet ihr ſagen, die Namen ſind ja ſchwer zu merken.

So ſprechen gerade meine Zöglinge auch, wenn ſie zum erſtenmale Unterricht in der Pflanzenkunde bekommen. Haben ſie aber nur erſt ein paar Dutzend Namen gemerkt, ſo wird es ihnen auch nicht ſchwer die übrigen zu behalten. Haben ſie ein halbes Jahr dem Unterrichte aufmerkſam zugehört: ſo wundern ſie ſich am Ende ſelbſt, wie es ihnen möglich geweſen iſt, ſo viele Namen zu merken.

Sollte einigen meiner jungen Leſer bey dieſer Stelle die Luſt anwandeln, die Pflanzenkunde auch zu lernen, ſollten ſie die Gelegenheit dazu aufſuchen, und nach einiger Zeit die Freude haben, daß ſie jede Pflanze kennten und bey dem rechten Namen zu nennen wüßten: ſo würden ſie mir gewiß für den Wink danken, den ich ihnen hier gegeben habe.

Itzo ſahen wir Arnſtadt vor uns liegen, das Ziel unſerer heutigen Reiſe. Jung und alt freuete ſich über dieſen Anblick gar herzlich.

Eine ungewöhnlich große Henne.

Als wir dem Thore uns näherten, ſammelte ich die kleinſten meiner Zöglinge um mich, und ſagte: nun gebt Achtung! wenn ihr nach Arnſtadt kommen werdet: ſo will ich euch eine Henne zeigen, die größer iſt, als alle die Hennen, die ihr in eurem Leben geſehen habt.

Iſt es eine Truthenne? fragte Franz.

Ach ſie iſt weit größer als eine Truthenne.

Da iſt es gewiß ein Pfau, ſprach Ernſt.

Sie iſt weit größer als ein Pfau, war meine Antwort. Sie iſt weit größer als ich.

Ah! ſagte Wilhelm, der Vater macht gewiß einen Spas. So große Hennen giebt es gar nicht.

Unter dieſem Plaudern hielten wir unſern Einzug und ſtunden bald vor dem Gaſthofe, der die Henne heißt.

Sehet, Kinder! ſagte ich, das iſt die große Henne, von der ich euch erzählet habe.

Ein paar Klapſe, die ſie mir mit ihren kleinen Händen auf den Rücken gaben, beſtraften mich für meine Neckerey.

Es war gerade fünf Uhr Nachmittags, als wir von der großen Henne Beſitz nahmen, in welcher ſchon um zwölf Uhr für uns die Mittagsmahlzeit war beſtellt worden.

Die Urſache, warum ich gerade die Henne zu meinem Quartiere gewählt hatte, war theils der Herr Wirth, den ich bey einer andern Gelegenheit ſchon als einen ſehr rechtſchaffenen Mann hatte kennen lernen, theils die Frau Wirthin. Dieſe war, da ich noch in Erfurt, als Prediger ſtund, meine Schülerin geweſen. Seit achtzehn Jahren hatte ich ſie nicht geſehen. Da nun jeder Lehrer ſich freuet, wenn er, nach langer Zeit ſeine ehemaligen wohlgerathenen Schüler und Schülerinnen wieder findet: ſo war dieß ein Grund mehr, warum ich gerade in dieſem Gaſthofe einkehrte.

Wir fanden unſere Tafel gedeckt, und die Mahlzeit hätte ſogleich zugerichtet werden können. Aus guten Gründen hielt ich es aber doch für beſſer, ſie noch eine Stunde zu verſchieben.

Da wir uns zu Tiſche ſetzten, fanden wir, nebſt andern gut zubereiteten Gerichten die Forellen, die ich mir, bey dem Spring hinter die Ohren geſchrieben hatte. Sie fanden allgemeinen Beyfall.

Nach eingenommener Mahlzeit fanden ſich verſchiedene Perſonen ein, die unſere Bekanntſchaft ſuchten. Mit dieſen brachten wir unter mancherley Geſprächen, die Zeit angenehm bis 10 Uhr hin. Dann legten wir uns in der gewöhnlichen Ordnung zur Streue, wo uns der Schlaf, theils weil wir die vorige Nacht wenig ſchlieſen, theils weil wir faſt den ganzen Tag mit Marſchiren zugebracht hatten, doppelt ſüß war.

Morgenbeſchäftigungen.

Wahrſcheinlich war ich der erſte, der erwachte, aber gewiß nicht ſo heiter, als meine Pflegeſöhne. Dieſe hatten für nichts zu ſorgen, da ſie wußten, daß ſie heute, durch meine Fürſorge, alle ihre Bedürfniſſe finden würden, aber ich — welche Menge von Sorgen erwachten mit mir.

Ich gönnte ihnen, und euch allen, die ihr mit ihnen noch im ſorgenfreyen Alter, in der Jugend, ſtehet, die der Jugend eigene Sorgenfreyheit. Nur bitte ich fleißig daran zu denken, daß dieſe ſorgenfreye Zeit nicht immer fortdauern wird, daß die Zeit immer näher rückt, wo ihr für euch ſelbſt, und nicht nur für euch ſondern auch für andre werdet ſorgen müſſen. Suchet daher itzo durch Fleiß euch in den Stand zu ſetzen, daß ihr einſt euere, und andrer Verſorger werden könnet.

Es wäre unſchicklich euch mit alle den Sorgen bekannt zu machen, die itzo durch meinen Kopf giengen. Eine aber kann ich euch doch nicht vorenthalten. Es war dieſe, wie ich den heutigen Tag anwenden wollte. Vorgenommen hatte ich mir, auſſer Arnſtadt noch ein Paar andre merkwürdige Orte zu beſuchen; verſprochen hatte ich meiner Familie aber auch, daß ich dieſen Tag wieder zurück kommen wollte. Beydes wäre mir auch möglich geweſen, wenn der Beſuch des Crawinkler Steinbruchs nicht zu viele Zeit weggenommen hätte. Da ich dieſen nun aber einmal unternommen hatte: ſo fragte es ſich, was ſollte ich nun thun? Ich dachte nach, und hatte bald das Vergnügen, durch Nachdenken zu einem feſten Entſchluſſe zu kommen.

Worinne dieſer beſtanden habe, ſollt ihr gleich erfahren. Ich ſprang von meinem Lager auf, da noch alles in tiefer Ruhe lag, bat mir von meinem Wirthe Schreibematerialien und einen Boten aus, der einen Brief nach Schnepfenthal trüge.

Nun machte ich durch eine kleine Bewegung der in Tinte getunkten Feder auf dem Papiere, von der linken nach der rechten Hand, meiner lieben Frau bekannt, daß wir uns noch alle wohl befänden, daß aber unvorhergeſehene Hinderniſſe es uns unmöglich machten heute zurück zu kommen; ſie ſolle alſo unſers Auſſenbleibens wegen ſich keine Sorge machen. Hierauf wurde das Papier verſiegelt, und dem Boten gegeben.

Nun war ich beruhigt: weil ich wußte, daß unſer Auſſenbleiben, bey meiner zurückgelaſſenen Familie, keine Sorgen erregen würde.

Was für eine herrliche Sache iſt doch die Schreibekunſt! Durch einige Federſtriche kann man ſeinen entfernten Freunden und Bekannten ſeine Gedanken und Wünſche mittheilen und auch da wirken, wo man nicht zugegen iſt.

Den folgenden Tag erhielt ich Antwort, und die Verſicherung, daß alles in meinem Hauſe ſich noch wohl befinde, daß die Nachricht, es ſey ein Brief vom Vater da, einen Zuſammenlauf von Jungen und Alten verurſacht, und alle über unſer Wohlbefinden ſich gefreuet hätten. Dieß alles hatten einige Federſtriche gewirkt.

Nicht zu allen Zeiten konnten die Menſchen ſchreiben. Es war eine Zeit, da unſere unausgebildeten Vorfahren denjenigen für einen Hexenmeiſter würden gehalten haben, der, durch Federſtriche auf dem Papiere, mit abweſenden Perſonen ſich hätte unterreden wollen.

Ich bemerke dieß mit Fleiß, weil ich vermuthe, daß wenige von euch daran gedacht haben, was es für eine ſchätzbare Wohlthat ſey, daß wir ſchreiben, und uns durch dieſes Mittel mit Perſonen unterhalten können, die oft hundert Meilen von uns entfernt ſind.

Könnt ihr denn auch ſchreiben? ich ſehe wie mancher von euch bey dieſer Frage die Naſe rümpft, und ſie ein Bißchen übel nimmt. Nun ſo will ich denn weiter fragen: macht ihr denn von eurer Geſchicklichkeit auch einen guten Gebrauch? Wahrſcheinlich ſind manche von euch, ſo wie meine Zöglinge, weit von ihren Eltern und Freunden entfernt. Schreibt ihr ihnen denn auch fleißig? gebt ihr ihnen denn auch recht oft von eurem Befinden und euren Geſchäften Nachricht? Na? wie ſteht es? Wenn ihr es thut: gut, ſo werdet ihr ſchon oft erfahren haben, was für Freude ein einziger Brief anrichten kann. Seyd ihr aber im Briefſchreiſchreiben ſaumſelig! ſo ſagt mir nicht, daß ihr eure Eltern und Freunde lieb habt. Dieſe denken immer an euch, und wenn ſie eine Zeit lang von euch keine Nachricht haben, ſo ſind ſie beſorgt ihr möchtet krank, oder euch ein Unfall zugeſtoßen ſeyn. Vielleicht haben ſie deßwegen ſchlafloſe Nächte. Durch ein Paar Federſtriche könntet ihr ſie auf einmal aus ihren Sorgen reiſſen und ihnen Freude machen, wenn ihr dieß nun nicht thut — wie könnt ihr denn ſagen, daß ihr ſie lieb hättet?

Als mein Brief abgeſchickt war, wurde auch die übrige Geſellſchaft munter, und die noch nicht munter waren wurden ermuntert.

Die Herren Aufſeher theilten unter ſie weiſſe Wäſche aus, weil diejenige, die ſie in Schnepfenthal angelegt hatten, ziemlich ſchmutzig geworden war; und ſahen darauf, daß jeder an ſich die Reinigung vornahm, die kein geſitteter Menſch des Morgens zu unterlaſſen pflegt.

Unter der Zeit, daß dieß geſchahe, wurde durch unſere gute Frau Wirthin der Tiſch mit Frühſtück beſetzt.

Das Meinige hatte ich bereits genoſſen. Ich trug alſo die Aufſicht, über die Ordnung bey dem Genuſſe deſſelben, den Herren Aufſehern auf und entfernte mich, um eine gewiſſe heilige Pflicht zu erfüllen.

Erfüllung einer heiligen Pflicht.

Eine heilige Pflicht nenne ich eine ſolche, welcher alle übrigen Pflichten nachſtehen müſſen. Eine ſolche Pflicht hatte ich itzo zu erfüllen. Als Pflegevater einer ſo zahlreichen Familie hatte ich freylich eine Menge Pflichten auf mir. Zur Erfüllung derſelben hatte ich immer Gelegenheit. Itzo war ich aber in Arnſtadt, wo ein Mann lebt, dem ich den größten Dank ſchuldig bin; ich weis nicht ob ich dieſe Stadt ſo bald wieder beſuchen werde — folglich ſchien es mir heilige Pflicht, vor allen Dingen zu dieſem Manne zu eilen und ihm meinen Dank abzuſtatten.

Dieſer Mann iſt der würdige Herr Rector Lindner. Sonſt war er Conrector in Langenſalz.

Damals wohnte ich ein Paar Jahre in ſeinem Hauſe, ſpeiſete an ſeinem Tiſche, genoß ſeines Unterrichts, und bekam von ihm viele gute Lehren, die mir noch immer nützlich ſind. Kurz er iſt der Mann, dem ich meine erſte Bildung vorzüglich zu verdanken habe.

Urtheilet nun ſelbſt, ob es nicht für mich heilige Pflicht war, ihm meine Dankbarkeit zu bezeugen?

Als ich in ſein Zimmer trat, und ihm ſagte, daß ich ſein ehemaliger Schüler ſey, der gekommen wäre, um ihm zu danken für das viele Gute, das er ehedem bey ihm genoſſen hätte, erkannte er mich nicht: weil bereits achtzehen Jahre verfloſſen waren, ſeitdem wir einander nicht geſehen hatten.

Ich gab mich ihm zu erkennen, und dankte ihm, mit einer herzlichen Umarmung für alles Gute, daß er mir ehedem erzeigte. Er war bereits ein Greis von einigen ſiebenzig Jahren; aber noch bemerkte man an ihm keine Spur von Schwächlichkeit; ſein Blick war heiter, und auf dem Geſichte konnte man die innere Ruhe leſen, die ſeine Seele genoß.

Manches herbe Schickſal hatte ihn betroffen, ſeine Gattin hatte ihm der Tod entriſſen, und ihr war vor einigen Wochen ſein einziger Sohn, da er eben im Begriffe war, ſeine eigene Haushaltung anzufangen, nachgefolgt. Ein anderer würde, wegen ſolcher traurigen Schickſale, troſtlos geworden ſeyn; aber dieſer ehrwürdige Greis ſprach davon, wie von gleichgültigen Sachen, und betrachtete dieſe Unfälle, als Fügungen der Vorſehung, die doch gute Abſichten hätten.

Sehet, meine lieben jungen Freunde! ſo weit kann man es bringen, wenn man in der Jugend durch Ausſchweifungen ſeinen Körper nicht entkräftet, ſeine Begierden durch Vernunft beherrſchet, und zum Vertrauen auf Gott ſich gewöhnet. Man findet dann ſeine Seligkeit in Erfüllung ſeiner Pflichten, und bleibt gelaſſen auch bey den widrigſten Schickſalen.

Brantweinsbrennerey.

Als ich mich von dieſem würdigen Greiſe getrennt hatte, und nach der großen Henne zurück gieng, traf ich meinen Herrn Wirth an, der eben im Begriffe war in ein Haus zu gehen, das nahe bey seinem Gaſthofe war.

Er ſagte mir daß es ihm gehöre, und lud mich ein ihm zu folgen. Ich that es und ſahe mich bald in eine große Brantweinsbrennerey verſetzt.

Fi! wird mancher von euch ſagen, eine Brantweinsbrennerey! Der Brantwein iſt doch eine abſcheuliche Sache.

Urtheilet nicht zu voreilig, lieben Freunde! Für mich und euch iſt freylich der Brantwein eine abſcheuliche Sache. Ich ſitze viel und meine Arbeit beſteht mehrentheils im Denken. Wollte ich Brantwein trinken, ſo würde ich ſchläfrig, träge und zum Denken unfähig werden. Und Ihr — Ihr ſeyd noch jung, in euerm beſten Wachsthume, wolltet ihr Brantwein trinken: ſo würdet ihr klein bleiben, zuſammen ſchrumpfen, und mancherley ſchreckliche Zufälle aushalten müſſen.

Habt ihr wohl gehöret, daß manche Leute den jungen Hunden Brantwein einflößen, damit ſie klein bleiben ſollen? Daß dieſe armen Geſchöpfe hernach bald, unter den ſchrecklichſten Convulſionen, ſterben? Dieß zeigt ganz deutlich, daß dieſes ſtarke Getränke für junge Geſchöpfe ein Gift ſey.

Aber auſſer uns giebt es noch viele Millionen Menſchen, für welche der Brantwein ſehr gut iſt. Dahin gehören alle die Leute, die ſchwere körperliche Arbeiten treiben, z. E. Bauern, Fuhrleute und Matroſen. Dieſe befinden ſich wohl dabey, wenn ſie, ehe ſie an ihre Arbeiten gehen, erſt einen Schnaps zu ſich nehmen, ja ſie befinden ſich gewiß dabey beſſer, als wenn ſie Kaffee trinken, deſſen Zubereitung immer einen Theil der Zeit wegnimmt, die ſie zum arbeiten anwenden könnten. Und die Soldaten, die ſo oft die größten Beſchwerlichkeiten aushalten, in Sturm und Regen marſchiren müſſen, oft ganze Wochen zubringen, ohne eine ordentliche Mahlzeit zu haben, was bleibt ihnen zu ihrer Erquickung anders übrig, als ein Stück Brod und ein Glas Brantwein?

Ueberdieß iſt der Brantwein zu vielen andern Sachen nützlich; man braucht ihn zur Zubereitung von vielerley Arzeneyen, und wie wollten wir denn Amphibien, Würmer und verſchiedene andere Naturalien aufbewahren können, wenn wir keinen Brantwein hätten.

Alſo iſt der Brantwein an ſich eine nützliche Sache, und wir wollen deßwegen eine Brantweinsbrennerey nicht ſogleich als ein ſchädliches Unternehmen verſchreyen, weil der Brantwein oft gemißbraucht wird.

Da ich meine Pflegeſöhne gern auf alle Geſchäfte der Menſchen aufmerkſam mache: ſo ließ ich ſie auch herbey rufen, um mit mir die Brantweinbrennerey zu beſehen.

Ich will euch davon nur etwas weniges ſagen. Denn wozu wollte ich weitläuftig ſeyn? Itzo wird doch keines von euch eine Brantweinbrennerey anlegen, und wenn von den tauſend Kindern, die dieß leſen, einige einmal dieß thun wollten: ſo würden ſie am beſten es lernen können, wenn ſie ſelbſt eine wohleingerichtete Brantweinbrennerey beſuchten.

Man kann Brantwein aus verſchiedenen Sachen machen. Gewöhnlich nimmt man aber dazu geſchrotenen Roggen, zu dem man ein Theil geſchrotenes Gerſtenmalz thut. Dieſes ſchüttet man in einen Kübel, gießt Waſſer drüber und rührt es untereinander. Dieſe Maſſe nennt man die Meuſche. Zu dieſer thut man denn Hefen und läßt ſie eine Zeit lang ſtehen, bis ſie in Gährung geräth.

Dann ſchüttet man ſie in eine kupferne Blaſe. Dieſe wird mit einem kupfernen Deckel, der mit einer Röhre verſehen iſt, wohl verwahret. Wenn nun dieß geſchehen iſt: ſo wird unter die Blaſe Feuer gemacht. Dadurch werden die feinſten Theilchen der Meuſche in die Höhe getrieben, hängen ſich an dem Deckel an, und fließen durch die Röhre ab, die in verſchiedenen Krümmungen durch einen Kübel voll Waſſer geht, welcher das Kühlfaß heißt. An dem Ende der Röhre iſt ein Gefäß geſtellt, in welches der Brantwein tröpft.

Was aber durch dieſe Röhre anfänglich tröpft, iſt nur ein ſehr ſchwacher Brantwein. Wenn er ſeine gehörige Stärke erhalten ſoll, muß er noch einmal in die Blaſe geſchüttet werden, und der Spiritus, der heraus tröpft, auch noch einmal hinein gegoſſen, und das Beſte davon abgetrieben werden. Dieß iſt dann eigentlicher Brantwein.

Iſt nun der Brantwein abgetrieben; ſo bleibt, wie ihr leicht denken könnt, die ganze Maſſe geſchrotenes, und nunmehr abgekochtes, Getraide noch übrig. Sollte dieſes ungenutzt bleiben: ſo würden die Brantweinbrenner mit aller ihrer Arbeit nichts gewinnen. Das Geld, welches ſie aus dem Brantweine löſen, würde nicht hinreichen, um ihnen die Koſten zu erſetzen, die auf die Ankaufung des Getraides und Holzes, und die vielerley bey dieſem Geſchäfte nöthigen Gefäße müſſen verwendet werden.

den. Allein der Nutzen, den ſie von dem übriggebliebenen, das ſie Brantweinſpülig nennen, ziehen, iſt wahrſcheinlich weit größer, als der, den ihnen der Brantwein ſelbſt verſchaft.

Ich will euch doch zeigen, wie unſer Herr Mämpel, dieß iſt ſein Name, dieß alles ſo gut zu nutzen wußte.

Er hatte 2 Ställe voll Rindvieh; in dem einen ſtunden Ochſen, und in dem andern eine noch gröſſere Menge Kühe. Dieſe werden von dieſen Ueberbleibſeln gemäſtet, die durch Rinnen in die Gefäße geleitet werden, in welchen das Futter für dieſes Vieh zubereitet wird.

Die Menge Unrath, welche das Vieh fallenläßt, zu benutzen, treibt er ſtarken Ackerbau. Der Dung, den er auf den Acker führen läßt, verbeſſert ſie und verſchaffet ihm reiche Ernten. Die Milch, welche von den Kühen, während der Mäſtung genommen wird, braucht er in ſeiner weitläuftigen Wirthſchaft, und wenn das Vieh ausgemäſtet iſt, ſo verkauft er es mit Vortheil.

Sehet! ſo muß jede gute Haushaltung eingerichtet ſeyn; man muß alles, was in derſelben gebraucht wird, auf eine leichte Art ſich zu verſchaffen, und alles, was darinne abgeht, zu benutzen wiſſen. Wer dieß verſteht, kommt mit wenigem aus, und verbeſſert auch wohl ſeine Umſtände, wer es nicht verſteht, der verarmt auch bey einer großen Einnahme.

Da ich meine Zöglinge die fetten Ochſen bewundern ſahe, kam ich auf den Einfall, daß es wohl gut ſeyn möchte, wenn wir von Zeit zu Zeit einen davon in unſerer Küche hätten. Ich theilte meinen Einfall Herrn Mämpel mit, und er verſprach mir, ſo oft ich es verlangte, einen fetten Ochſen zu überſchicken.

Nun mußte aber noch um den Ochſen gehandelt werden. Wie ſollte ich dieß anfangen? ich hatte in meinem Leben noch keinen gehandelt, und würde mich gewiß ſehr lächerlich dabey benommen haben, wenn ich ihn auf die gewöhnliche Art hätte handeln wollen. Wißt ihr wohl was ich that? Herr Mämpel! ſagte ich, ſie ſind ein ehrlicher Mann, ſchicken ſie mir im November einen fetten Ochſen, und melden mir, was ihnen darauf iſt geboten worden; was ihnen andere geboten haben, das gebe ich ihnen. So war der Handel geſchloſſen. Seit dieſer Zeit haben wir, wenigſtens den Winter hindurch, ſein kräftiges Ochſenfleiſch auf unſe ſeter Tafel, und rühmen dabey oft die Gefälligkeit und Ehrlichkeit unſers Herrn Mämpel,

Wenn ihr aber, lieben Freunde! auf dieſe Art etwas handeln wollet, ſo müßt ihr euern Mann genau kennen, ſonſt möchtet ihr wohl ſehr betrogen werden. Verſteht man den Handel nicht, und weis nicht gewiß, daß man mit ſehr ehrlichen Leuten zu thun habe: ſo thut man beſſer, wenn man einen andern für ſich handeln läßt. Dieß ſage ich oft zu meinen Zöglingen. Diejenigen die mir folgen, befinden ſich wohl dabey; diejenigen aber, die bisweilen ſelbſt einen Handel abſchließen, werden gemeiniglich geprellt, — oder betrogen.

Eine merkwürdige Mühle.

Mühlen habt ihr wahrſcheinlich alle geſehen, aber eine ſo merkwürdige Mühle, wie wir in Arnſtadt ſahen, gewiß nicht.

Sobald wir die Brantweinbrenerey beſehen hatten, verfügten wir uns in dieſelbe. Bey dem Eintritte in den Hof zogen fünf bis ſechs Böcke von ganz vorzüglicher Größe, die hier vermuthlich von den abgehenden Körnern erhalten werden, die Aufmerkſamkeit der jüngern Zöglinge auf ſich. Ich glaube ſie hätten gerne die Mühle unbeſehen gelaſſen, wenn ſie nur bey den Böcken hätten bleiben dürfen. Wenigſtens, als ich der Geſellſchaft zurief, ſie ſollte mir in die Mühle folgen, giengen ſie ganz langſam, und das Geſicht war immer rückwärts nach den Böcken gerichtet.

Weil es nun aber nicht anders ſeyn konnte: ſo mußten ſie ſich von den Böcken trennen, und in die Mühle folgen.

Das war doch eine Mühle! bedenkt einmal, ſie hatte zwanzig Gänge, oder das ganze Mühlwerk beſtund aus zwanzig Mühlen, davon ſechzehn Mahlmühlen, und die übrigen viere Schneide- und Graupenmühlen waren; auf den Mahlmühlen wird Mehl verfertiget und Getraide geſchroten, auf den Schneidemühlen werden aus dicken Baumſtämmen Bretter geſchnitten, und auf den Graupenmühlen verwandelt man die Gerſte in Graupen.

Jeder dieſer Gänge hatte ſeinen eigenen Namen von einem Thiere. Einer hieß z. E. der Affe, der andere der Bock, der dritte das Cameel, und über jedem Gange war das Bild des Thiers, von dem er den Namen hatte, ganz ſauber in Holz geſchnitzt.

Durch dieſe Figuren wurden die kleinen Zöglinge für die Böcke, von denen ſie ſich hatten trennen müſſen, ziemlich ſchadlos gehalten. Verſtunden ſie nichts von der innern Einrichtung einer Mühle, ſo hatten ſie doch ihre Freude an den hölzernen Thieren, die hier vorgeſtellt waren.

Die mehreſten dieſer Mühlengänge waren in voller Thätigkeit, und es ſchien als wenn lauter Leben in ihnen wäre. Das Räderwerk gieng ordentlich herum, die Mühlſteine liefen mit unglaublicher Schnelligkeit, ſahe man in den Mühlkaſten, ſo waren die Beutel iſt beſtändiger Bewegung und vorne aus der Oeffnung ſprudelte die Kleie heraus. Nothwendig mußten wir neugierig werden, die Kraft kennen zu lernen, die alle dieſe Mühlengänge in Bewegung ſetzte. Wir giengen alſo aus der Mühle heraus, ſie zu ſehen. Wir ſahen ſie, und erſtaunten. Daß die Mühlengänge durch Waſſer in Bewegung geſetzt wurden, wußten wir vorher. Nach den großen Wirkungen, die wir in der Mühle ſahen, hätten wir glauben ſollen, daß ſie durch einen Strom, wie die Elbe, Donau, oder Weſer getrieben würde; aber wir fanden keinen Strom nicht einmal einen Fluß, wie die Fulde oder Werra, ein etwas großer Bach. Die Gera, die hier noch nicht ihre ganze Größe erreicht hatte, brachte alle dieſe Wirkungen hervor.

Wie iſt dieß möglich werdet ihr fragen. Ich will es euch erklären, ſo gut ich kann. Ihr aber müßt auch fein aufmerken.

Das Waſſer war in eine Rinne gefaßt, und unter der Rinne waren die Waſſerräder, die die Mühlengänge in Bewegung ſetzten. Ueber jedem Waſſerrade war ein Loch, durch welches das Waſſer fiel, welches das Rad treiben ſollte. Da war aber in der Rinne, durch verſchiedene Dämmungen mit Brettern, alles ſo artig eingerichtet, daß nicht mehr Waſſer durch das Loch fallen konnte, als nöthig war, um das darunter befindliche Rad in Bewegung zu ſetzen. Das übrige Waſſer floß vorbey, und fiel nach und nach in die übrigen Löcher. Ueber jedem Loche befand ſich ein Stöpſel, den man darauf ſtecken konnte, wenn das darunter befindliche Rad ſtill ſtehen ſollte.

Die Wahrheit zu ſagen, ſo war eigentlich nicht die Gera die Kraft, welche die zwanzig Mühlengänge in Bewegung ſetzte, ſondern die menſchliche

Vernunft, welche durch Nachdenken der kleinen Gera eine ſolche Leitung zu geben wußte, daß ſie ſo große Wirkungen hervorbringen konnte.

Ich ſtellte meinen Stab vor mich, ſtund einige Minuten ganz ſtille, und dachte bey mir ſelbſt, was kann doch der Menſch durch Nachdenken alles hervorbringen!

Ich habe Flüſſe geſehen, die viermal größer, als die Gera bey Arnſtadt, waren, und die höchſtens zehen Mühlgänge trieben.

Wie es mit dem Waſſer iſt, dachte ich bey mir ſelbſt, ſo iſt es auch mit dem Gelde. Mancher Menſch hat Tonnen Goldes einzunehmen, ein anderer nur wenige hundert Thaler. Wenn aber der letztere recht nachdenkt, und ſeine wenige Einnahme klüglich zu vertheilen weis, ſo kann er damit mehr ausrichten, als jener, der nicht nachdenken gelernt hat, mit ſeinen Tonnen Goldes.

Als ich wieder durch die Mühle zurück zog, wurde ich auf eine Thür aufmerkſam gemacht, die man von beyden Seiten öffnen konnte. Auf der rechten Seite war eine Klinke und auf der linken ebenfalls. Druckte man nun auf der Klinke rechter Hand: ſo that ſie ſich von dieſer Seite auf, und ſo öffnete ſie ſich auch auf der linken Seite, wenn man auf die Klinke drückte, die ſich an derſelben befand. Meine Zöglinge gaften dieſes Wunderwerk an, und konnten anfänglich gar nicht begreifen, wie es damit zugienge; bald aber kamen die größern hinter das Geheimniß.

Da ihr dieſe Thür nicht geſehen habt: ſo werdet ihr es wohl ſchwerlich errathen können. Ich will es euch alſo nur gerade herausſagen. Ihr müßt aber ein Paar Augenblicke Achtung geben, damit ihr mich recht verſtehet.

Die Thür hieng in einem Rahmen, an dem das Schloß und auch die Angeln, in denen ſie ſich bewegte, befeſtigt waren. Druckte man nun an die Klinke, die an dieſem Schloſſe war: ſo öffnete ſie ſich wie eine jede andere.

Nun hieng aber auch der Rahmen, in Thürangeln, die an der Seite angebracht waren, wo das Thürſchloß ſich befand, und hatte auch ein Schloß wo die Angeln der eigentlichen Thür waren. Drückte man nun an die Klinke dieſes Schloſſes, ſo öffnete ſich der Rahmen ſamt der Thür.

Habt ihr mich denn verſtanden? Wenn ihr es nicht verſtanden habt: ſo wendet euch an eure Eltern oder Lehrer, die es euch erklären werden.

Wir ſchieden nun von dem Herrn Pachter dieſer Mühle, und dankten ihm für die Gefälligkeit, mit welcher er uns empfangen, herumgeführt und unſre Fragen beantwortet hatte.

Ich und gewiß jeder Nachdenkende von unſerer Geſellſchaft verließen dieſe Mühle, mit inniger Hochachtung gegen den Verfertiger dieſes Meiſterwerks, der längſt von der Erde gegangen iſt, und noch immer durch ſeine Erfindung Gutes ſtiftet.

Er muß ganz vorzügliche Einſichten in die Mechanik, oder in die Kunſt Maſchinen zu verfertigen, gehabt haben. Wäre er ein Prediger, ein Mahler, ein Schneider geworden, ſo würde er wahrſcheinlich wenig geleiſtet haben.

So hat ein jeder Menſch von Natur einen Trieb und eine Anlage zu gewiſſen Geſchäften. Wenn doch jeder dieſe kennen lernte, und ſich den Geſchäfte widmete, wozu er vorzüglich Luſt und Anlagen bekommen hat, ſo würden die Menſchen zufriedener leben, und würden mehr zu Stande bringen, als wenn ſie Geſchäfte treiben, zu welchen ſie weder Luſt noch Geſchicklichkeit beſitzen.

Unter deſſen wünſchen doch die Arnſtädter daß nicht alle ihre Mühlen hier zuſammengepfrepft wären. Denn wenn es an Waſſer fehlt, ſo ſtehen viele Gänge ſtille, und ſie müſſen auswärts wählen. Und wenn ſie abbrennen ſollte — — .

Waiſenhaus.

Dieß Haus war mir vorzüglich merkwürdig, weil ich den Stifter deſſelben ſehr gut gekannt hatte. Es war der würdige Moſche, der erſt zu Erfurt Prediger an der Kirche war, an welche nach ihm mein Vater berufen wurde, dann als Superintendent in Arnſtadt, und zuletzt als Senior in Frankfurt am Mayn ſtund. Schon durch ſeinen Körperbau zeichnete er ſich aus. Gegen gewöhnliche Männer war er ein Rieſe. Ich erinnere mich ihn in meiner Jugend in einer Geſellſchaft von Freunden geſehen zu haben, die alle an ihn in die Höhe ſehen mußten, wenn ſie mit ihm ſprechen wollten. Als er die Geſellſchaft verlaſſen hatte, ſagte einer ſeiner Freunde ſcherzend: bin ich doch ſo froh, daß dieſer Mann fort iſt — nun ſind wir doch auch wieder Männer.

Das Merkwürdigſte bey ſeiner außerordentlichen Leibesgröße, war, daß auch alles übrige an ihm damit übereinſtimmte; ſein Geſicht war ebenfalls außerordentlich vollkommen, ſeine Arme, ſeine ne Fäuſte, ſeine Schenkel, ſtimmten mit der Länge des Körpers überein. Selbſt ſeine Stimme war eine Löwenſtimme.

Dieß bemerke ich nur im Vorbeygehen. Wüßte ich weiter nichts von ihm zu ſagen: ſo wäre es ſehr wenig. Seinen Körperbau hatte er ſich ja nicht gegeben, wahrſcheinlich hat es auch damals im Bauernſtande manchen Mann gegeben, der eben ſo groß war. Als Muſter kann ich euch dieſe körperliche Größe auch nicht vorſtellen. Denn wozu hülfe es? wenn nun auch manches Männchen, das dieſes lieſt, ſich vornähme, eben ſo groß, wie Moſche zu werden, was würde es helfen? Man kann wohl durch Mäßigkeit, und durch Vermeidung aller Ausſchweifungen es dahin bringen, daß man das Wachsthum nicht verhindere; aber es zu befördern, dazu giebt es kein Mittel. Wer zum kleinen Manne einmal beſtimmt iſt, der bleibt ein kleiner Mann, er mag ſich anſtellen wie er will.

Weit merkwürdiger iſt dieſer Mann wegen ſeines Geiſtes. In dieſer Rückſicht kann er euer Muſter ſeyn, und ihr könnt ihm ähnlich werden, wenn ihr ernſtlich wollt. Alle, die ihn kannten, rühmen ſeine Gefälligkeit gegen jedermann. An ſeinen Freunden hieng er mit ganzer Seele, und wer ſeine Freundſchaft einmal erlangt hatte, der behielt ſie immer. Dabey hatte er auch Kraft auszuführen, was er ſich einmal vorgenommen hatte. Zum Beweiſe führe ich dieß Waiſenhaus an. Als er nach Arnſtadt kam, fand er noch keine Anſtalt zur Erziehung und Verpflegung der Waiſen. Er hielt ſich für verbunden, dieſelbe zu ſtiften. Er ſetzte ſich vor, dieſelbe hinzuſtellen, dachte darüber nach und machte es möglich.

Er mußte ein Haus zur Wohnung für die Waiſen haben, Einnahme zu ihrer Verpflegung und zur Beſoldung derer, die ſie unterrichten und verpflegen ſollten, dazu war viel, viel Geld nöthig, aber er dachte nach — und ſchaffte es bey.

Durch Vorſtellung bey ſeinem Fürſten von der Nothwendigkeit eines Waiſenhauſes, erlangte er ſogleich Unterſtützung, indem dieſer die Verordnung machte, daß bey verſchiedenen Vorfällen, z. B. Erbſchaften, Kaufen, Tauſchungen u. dgl. kleine Abgaben zum Beſten des Wayſenhauſes entrichtet werden ſollten.

Dieß war aber eine Unterſtützung, die nicht ſehr beträchtlich war. Er forderte alſo das ganze Land auf, Beyträge zur Errichtung einer Anſtalt zu geben, in welcher ſeine Waiſen ſollten erzogen werden. Zu dieſer Aufforderung wählte er einen ſehr ſchicklichen Tag — das Dankfeſt, welches 1763 nach erlangtem Frieden, der auf den traurigen ſiebenjährigen Krieg folgte, gefeyert wurde. Damals freuete ſich jung und alt, daß es von der Plage des Krieges befreyet war. Als nun Moſche bekannt machte, der beſte Dank, den man Gott für den geſchenkten Frieden abſtatten könne, ſey die Unterſtützung der Armen und Waiſen, und vor die Kirchthüren Becken ſetzen ließ, in welcher jeder Dankbare ſeine Wohlthaten legen konnte, ſo beeiferte ſich jung und alt etwas zur Gründung einer ſo wohlthätigen Anſtalt beyzutragen. Vor den Kirchthüren in der Stadt kamen allein 471 Rthl. ein, welches, für eine ſo kleine Stadt, wie Arnſtadt iſt, gewiß als ein beträchtlicher Beytrag kann angeſehen werden.

Ferner ſchrieb er an ſeine auswärtigen Freunde, eröffnete ihnen ſein Vorhaben, und erhielt, vorzüglich aus Holland, der Schweiz und Lübeck beträchtliche Unterſtützung.

Kurz durch ſeine Klugheit, Beſtändigkeit und Thätigkeit brachte es der würdige Moſche dahin, daß den 29. April 1765 der Grundſtein zu dieſem Waiſenhauſe konnte gelegt werden. Und nun ſteht es da vollendet, hundert Fuß lang, mit noch einem Nebengebäude verſehen, in welchem einige arme Weiber unterhalten werden. Viele Waiſen, die ohne Erziehung würden aufgewachſen ſeyn, ſind in demſelben zu nützlichen Menſchen gebildet worden, und werden den Stifter deſſelben noch ſegnen. Möchte doch der Anblick dieſes Hauſes auf meine Zöglinge und die Beſchreibung deſſelben auf meine kleinen Leſer einen guten Eindruck gemacht und bey allen den Vorſatz erregt haben, daß ſie einſt auch auf dem Platze, wo ſie wirken werden, Gutes ſtiften, und keine Mühe ſcheuen wollen, das Geſchäffte treu und redlich auszurichten, das ihnen wird anvertrauet werden.

Bey dem Eintritte in das Haus fielen uns zuerſt die Waiſen, die hier erzogen werden, in die Augen. Ihr Aeußerliches ließ mich vermuthen, daß ſie eine gute Erziehung genießen müßten. Sie waren freundlicher, weniger ſcheu, und von einer blühendern Farbe, als gewöhnlich die Bewohner der Waiſenhäußer zu ſeyn pflegen. Ihre Arbeit beſtund im Baumwollen ſpinnen. Könnte man künftig die Waiſenhäuſer auf dem Lande anlegen, und die Kinder mit Feld- und Gartenbau beſchäftigen: ſo würden ſie ſich freylich dabey noch beſſer befinden.

Wäre ich allein geweſen: ſo hätte ich die Einrichtung der hieſigen Waiſenerziehung näher unterſucht. So aber mußte ich mich nach den Wünſchen der Geſellſchaft richten, um welcher Willen ich die Reiſe eigentlich unternommen hatte.

Wir ließen uns alſo zuerſt in ein Zimmer führen, wo man allerley Merkwürdigkeiten aufbewahret und den Fremden zeiget, die dann eine Gabe in die daſelbſt befindliche Büchſe legen, welche in die Caſſe des Waiſenhauſes fließet.

Den größern Theil des Zimmers nimmt eine Reihe, mit Glasfenſtern verſehener Schränke ein, in welchen mancherley Auftritte des menſchlichen Lebens durch Puppen vorgeſtellt werden, die etwa eine Hand hoch ſind. So waren z. B. da zu ſehen, eine Küche, eine Speiſekammer, eine Kirche, ein Masquenball; vielerley Werkſtätte der Handwerker und Künſtler, wobey ſich denn allemal die dazu gehörigen Perſonen, in vorhin beſchriebener Größe befanden.

Dieſe Sammlung nennt man in Arnſtadt *mon plaiſir.* Sie iſt von der ehemaligen Fürſtin zu Schwarzburg, Auguſten, Doretheen, angeleget und nach ihrem Tode dem Waiſenhauſe geſchenkt worden.

Wäre dieſe Sammlung in der Abſicht gemacht worden, um ſie einem Waiſenhauſe zu ſchenken: ſo würde man ſie wahrſcheinlich anders eingerichtet, und, ſtatt der vielen Puppen, die zu nichts nützen, lieber Modelle von den mancherley Werkzeugen, welche die Menſchen bey Verrichtung ihrer Geſchäffte gebrauchen, haben verfertigen laſſen. Dieß würde für das Waiſenhaus von großem Nutzen ſeyn, indem durch Vorzeigen derſelben, den Kindern die Technologie, oder Kenntniß der Künſte und Handwerker gelehret werden könnte.

Es befand ſich in dieſem Zimmer auch ein Kaſten, in welchem die ganze Leidensgeſchichte Jeſu in kleinen in Holz geſchnittenen Figuren vorgeſtellt wurde. Die Verfertigung derſelben mag wohl viele Mühe gekoſtet haben; unterdeſſen ſcheint es mir doch, als wenn ſie auf etwas nützlichers hätte verwendet werden können.

Eine kleine Sammlung von Naturalien zog beſonders die Aufmerkſamkeit meiner Zöglinge auf ſich; beſonders drängten ſie ſich um einen ganz kleinen Mohr, welcher in einem, mit Weingeiſt angefüllten, Glaſe aufbewahrt wurde.

Von hier giengen wir in die Kirche des Waiſenhauſes, welche ſehr einfach, ohne alle Verzierungen eingerichtet war.

Nur drey Bilder waren in derſelben aufgehängt, das erſte war ein Gemählde, auf welchem der kleine Moſes vorgeſtellt war, wie er von der Aegyptiſchen Königstochter einem Prieſter zur Erziehung übergeben wurde. Dieſes Gemählde kann auf die Waiſenkinder, wenn es ihnen gehörig erklärt wird, gute Eindrücke machen. Es kann ſie erinnern an die Dankbarkeit, die ſie denen ſchuldig ſind, die ſie aus ihrem hülfloſen Zuſtande wie ehemals die Aegyptiſche Königstochter den Moſes, herausgezogen, und ihnen eine gute Erziehung verſchafften. Es kann ſie aber auch lehren, daß aus manchem Kinde, das anfänglich ganz verlaſſen war, wenn es in der Folge gut erzogen wird, und ſich erziehen läßt, eine wichtige Perſon werden kann, die in der Welt Gutes ſtiftet.

Das zweyte Bild, war das Bruſtbild Jeſu, welches um deßwegen merkwürdig war: weil es, beſonders die Haupthaare, die Augenbraunen, und der Bart deſſelben aus Schrift beſtund, welche die ganze Leidensgeſchichte Jeſu enthielt. Wie viel Zeit und Mühe mag wohl das Schreiben dieſer

Schrift gekoſtet haben! und gleichwohl, wozu nützt ſie? Ich hatte keine Luſt mir mit Leſung derſelben die Augen zu verderben, und andere Leute werden dazu auch wohl nicht geneigt ſeyn. Ich dachte bey mir ſelbſt, der Erbauer der großen Arnſtädter Mühle hat doch mehr Gutes geſtiftet als der Verfertiger dieſes Bildes. Möchten wir doch unſern Fleiß nur auf ſolche Arbeiten verwenden, von welchen wir wüßten, daß ſie der Welt wirklich nützlich wären!

Das dritte Bild war das Bruſtbild des würdigen Moſche.

Itzo dankten wir unſerm Begleiter für die Gefälligkeit, mit welcher er uns herumgeführt und unterhalten hatte, und giengen nun weiter, um eine andere Merkwürdigkeit Arnſtadts zu beſehen; dieß war —

das fürſtliche Schloß.

Man klagt hier und da in Arnſtadt ſehr darüber, daß dieſes ſchöne Schloß unbewohnt ſtehe, und daß es dem Fürſten, der in Sondershauſen ſeinen Wohnſitz hat, nicht gefalle, hier ſeine Reſidenz aufzuſchlagen.

Dem erſten Anſcheine nach ſind dieſe Klagen ſehr gerecht; wenn man aber darüber nachdenkt, ſo findet man doch, daß ſie ungerecht ſind. Wenn ein Bürger mehrere Häuſer hat, wer will es ihm wehren, wenn er in dem wohnt, wo es ihm am beſten gefällt? wenn es nun dem Fürſten in Sondershauſen beſſer gefällt, warum will man es ihm denn verdenken, wenn er daſelbſt wohnet?

Aber Arnſtadt, ſagt man, würde noch weit blühender ſeyn, wenn ein Fürſt daſelbſt reſidirte. Auch hiergegen läßt ſich gar vieles einwenden. Geſetzt Arnſtadt gewönne dabey: würde Sondershauſen nicht deſto mehr verliehren? Ganz gewiß. Höchſt wahrſcheinlich leben dort ſehr viele Familien, die bloß von den Arbeiten, die ſie für den Hof verfertigen, und von den Beſoldungen, die ſie von ihm erhalten, ihren Unterhalt haben; würden dieſe nicht alle verarmen, wenn der Hof ſie verließe?

Und daß Arnſtadt dabey gewinnen würde, daran zweifle ich ſehr. Was fehlt denn Arnſtadt? es befindet ſich gewiß in einem blühenden Zuſtande und allenthalben, wohin man blickt, ſieht man Spuren der Wohlhabenheit. Und worauf gründet ſich ſein Wohlſtand? auf ſeine Lage und auf die Betriebſamkeit ſeiner Bürger.

Weil es zwiſchen dem holzreichen Thüringerwalde, und den getraidereichen Sächſiſchen und Erfurtiſchen Gefilden mitten inne lieget: ſo wird hier ein beträchtlicher Handel getrieben, den die Arnſtädter recht gut zu benutzen wiſſen. Die Waldbewohner bringen Bauholz hieher, und nehmen dagegen Getraide mit, und die Bewohner des Ackerlandes bringen hieher Getraide, und holen dagegen Bauholz. Dieſer ganze Handel geht durch die Hände der Arnſtädter Bürger, die das Bauholz ſowohl als das Getraide aufkaufen, und beydes hernach mit Gewinn wieder verkaufen. Ueberdieß iſt die Bierbrauerey, und die damit verknüpfte Viehmaſtung hier ſehr in Flor, und giebt Arnſtadt eine neue Nahrungsquelle. Auch die hieſigen Gerbereyen, vorzüglich die Weißgerbereyen, ſollen ſich in ſehr gutem Zuſtande befinden.

Bey dieſem thätigen Leben iſt man nicht ſehr geneigt, groſſen Aufwand zu machen, und befindet ſich dabey gewiß beſſer, als wenn man einen groſſen Theil ſeiner Einnahme auf Putz und Vergnügen wendet. Ob dieß nun alles ſo gut bleiben würde, wenn ein fürſtlicher Hof hieher käme? daran zweifle ich ſehr.

Man

Mancher, der vom Holzhandel und Bierbrauen ſein reichliches Auskommen hatte, ſchlecht und recht gekleidet gieng, und im Kreiſe ſeiner Familie und Anverwandten ſeine Aufheiterung ſuchte, würde nun eine vornehmere Rolle ſpielen wollen, Bedienungen und Titel vom Hofe ſuchen, den Holzhandel, das Bierbrauen liegen laſſen, dem kleinen traulichen Zirkel ſich entziehen, und in großen Geſellſchaften glänzen wollen u. ſ. w. u. ſ. w.

Bey der Ankunft vor dem Schloſſe wurde es uns ſogleich, auf Vorſprache meines würdigen Lehrers, **Lindner** geöffnet, und zwey Frauenzimmer, deren Name **Schöneweck** war, und die uns beſonders wegen der muſterhaften Erfüllung der Pflichten gegen ihre Frau Mutter gerühmt wurden, hatten die Gefälligkeit uns durch alle Zimmer des Schloſſes zu führen, und über alles, was wir hier ſahen, befriedigende Auskunft zu geben.

Eine große Anzahl von Zimmern enthielt Bildniſſe fürſtlicher Perſonen, ſowohl aus dem Schwarzburgiſchen Hauſe, als auch aus andern Häuſern. Unter andern bemerkten wir auch das Bildniß der berühmten Gräfin von Gleichen, die eine Türkin geweſen, mit dem Grafen von Gleichen, der in Türkiſcher Sclaverey ſich befand, entflohen ſeyn, und ihn der bereits eine Gemahlin hatte, geheyrathet haben ſoll. Die ganze Geſchichte wird aber itzo von vielen für eine Fabel gehalten, wie ich dieß im 6ten Theile der Reiſen der Salzmanniſchen Zöglinge gezeigt habe. Verſchiedene von meiner Geſellſchaft wollen auch das Bild des Mannes geſehen haben, der die vorhin beſchriebene Mühle 1572 erbauete, und der eigentlich von Geburt ein Schweizer war.

Ferner kamen wir in ein Zimmer, in dem ſich eine koſtbare Sammlung von Porcellan aus China, Japan, Holland und den vorzüglichſten Deutſchen Fabriken befand.

Hierauf kamen wir in eine kleine Kirche, in welcher ehemals eine reformirte Fürſtin ihren Gottesdienſt hielt, an welchem auch alle Reformirten, die in Erfurt und den umliegenden Gegenden wohnten, Antheilnahmen: welches ihnen daſelbſt nicht erlaubt war, nach ihrer Art Gott öffentlich zu verehren.

Vielleicht iſt die Zeit nahe, wo die Chriſten ſich weniger trennen, und in gemeinſchaftlichen Kirchen den gemeinſchaftlichen Vater verehren, und diejenigen, die, ihrer beſondern Meynungen wegen, daran keinen Antheil nehmen wollen, die Freyheit haben werden, nach ihren eignen Einſichten Gott zu verehren.

Zu

Zuletzt kamen wir in ein Zimmer, in welchem ſich die vortreflichſten Gemählde von den beſten Meiſtern befanden, deren Werth man auf 10000 Thaler ſchätzt. Vorzüglich zog ein Gemählde von Rubens unſere Aufmerkſamkeit auf ſich, das die Geſchichte vorſtellet, wie Eliſa eine untrinkbare Quelle trinkbar gemacht hat.

Als wir ganz in Betrachtung dieſer Gemählde vertiefet waren, wurden wir durch die Ankunft eines Mannes unterbrochen, der die Aufmerkſamkeit meiner ganzen Geſellſchaft auf ſich zog. Es war mein würdiger Lehrer Lindner, der gekommen war, um meine zahlreiche Geſellſchaft ſelbſt zu ſehen.

Nach dem, was ich ihr von ihm erzählt hatte, betrachtete ſie ihn mit geheimer Hochachtung.

Ich hatte das Vergnügen ihm fünf Söhne ſeiner ehemaligen Schüler vorſtellen zu können. Drey waren Söhne des verſtorbenen Herrn Profeſſor Ausfeld zu Jena, der mit mir zu gleicher Zeit in des Herrn Lindners Hauſe wohnte, und mit mir ſeinen Unterricht genoß; der älteſte davon lehrt bey meiner Erziehungsanſtalt die Mathematik; die zwey übrigen waren meine eignen Söhne. Sein Blick heiterte ſich auf, als er ſie ſahe, und er ertheilte ihnen und uns allen ſeinen Segen. Ich prieß den würdigen Greis glücklich, der das Gute, das er geſtiftet hatte, noch in der Nachwelt fortwachſen ſahe.

Aus dem Schloſſe giengen wir in den Schloßgarten, der klein war und ſich nicht in dem beſten Zuſtande befand. Unterdeſſen bemerkten meine Botaniker daſelbſt zwey Pflanzen, die wir bey uns nicht haben, *Veratrum nigrum* und *Paeonia officinalis*. Auch neben dem, vor dem Schloſſe befindlichen, Waſſerbehälter bemerkten ſie *Antirrhinum cymbalaria*.

Wir mußten uns nun trennen, und ſchieden von unſern Führerinnen mit dem herzlichſten Danke für die Gefälligkeit, mit welcher ſie uns alles Sehenswürdige gezeigt hatten und von unſerm würdigen Greiſe, mit den beſten Wünſchen für ein heitres und ruhiges Alter.

Abſchied von Arnſtadt.

Bey unſrer Zurückkunft in den Gaſthof fanden wir unſere Tafel gedeckt und bald mit einer guten Mahlzeit beſetzt. Zum Nachtiſche kamen auch die

Früchte von *vitis vinifera* die ich mir hinter die Ohren geſchrieben hatte. Sie waren von vorzüglicher Güte und vollkommen reif, und bewieſen, daß es auch in Thüringen Plätze giebt, wo guter Wein wächſt, wenn er nur gehörig gepfleget wird. Unter den Trauben befand ſich eine von vorzüglicher Größe, deren Beere ſo groß, wie eine Flintenkugel waren. Dieſe Traube zog vieler Augen auf ſich.

Die Traubenſchüſſel wurde mir zuerſt gereicht, ich ließ die große Traube liegen, und nahm eine kleine unanſehnliche, die aber von vortreflichem Geſchmacke war. Mein Herr Nachbar that deßgleichen. — Aber der junge Herr der zunächſt neben ihm ſaß, nahm die große, und freuete ſich gar innig, daß er einen ſo guten Griff gethan hatte. Die Freude war aber von kurzer Dauer. Da er die erſte Beere in den Mund ſteckte, zog er ihn gewaltig zuſammen, und gab zu erkennen, daß ſie von ſehr herbem Geſchmacke wäre. Wahrſcheinlich war es eine Ungriſche oder eine andere Traube, die ein vorzüglich heiſſes Clima haben muß, wenn ſie ihre Reife erhalten ſoll. Daß darüber ein Bischen gelacht wurde, könnt ihr leicht denken, und euch daraus die Lehre ziehen, daß der Schein erſt trügt, und daß nicht alles gut ſey, was gut ausſieht.

So bald die Mahlzeit verzehret war, machten wir zum Aufbruche Anſtalten. Herr Föſt gieng voraus um für uns Quartier zu beſtellen, mein kleiner Zahlmeiſter ließ ſich die Rechnung geben, und bezahlte, und wir alle dankten für die gute Bewirthung, die wir hier genoſſen hatten. Nun gieng der Zug fort, zum Thore hinaus.

Der erſte Ort, auf den wir kamen, war Ichtershauſen, welches wieder zum Herzogthum Gotha gehöret. Seine Lage iſt ungemein angenehm, theils wegen der herumliegenden Wieſen, und der vorbey fließenden Gera, theils wegen der Alleen, mit welchen es umpflanzt iſt. Ehedem war hier ein Kloſter; da man aber zu beſſern Einſichten kam und fand, daß die Bewohner deſſelben nicht ſo thätig für das allgemeine Beſte ſeyn könnten, als jeder Menſch ſeyn ſoll: ſo verabſchiedete man ſie. Itzo iſt in Ichtershauſen ein Amtmann und ein Herzogliches Schloß, auch wohnen daſelbſt verſchiedene Handwerker.

Nach dem Reiſeplane, den ich mir gemacht hatte, konnten wir dießmal Ichtershauſen nicht beſehen, wir giengen alſo vorbey, und ſahen bald den Ort liegen, wo wir ein Paar Stunden raſten ſollten. Wir marſchirten ſtark darauf los, und erreichten ihn bald, er heißt —

Molsdorf.

Dieſer Ort iſt vorzüglich merkwürdig, wegen des ſchönen Gartens, den ein gewiſſer berühmter Mann hier angelegt hat. Sein Name hieß ſonſt Gotter. Er war Secretair. Aber durch ſeine Klugheit brachte er es ſo weit, daß er in den Grafenſtand erhöhet und Graf Gotter wurde.

Da dieſer Garten die einzige Urſache war, warum ich Molsdorf beſuchte: ſo eilten wir ſogleich, dahin, um ihn zu beſehen. Als wir aber an die Thür kamen, ſahen wir daſelbſt eine Verordnung angeſchlagen, durch welche einem von unſerer Geſellſchaft der Eintritt verſagt wurde. Wißt ihr wer es war? Es war Scandix. Denn durch dieſe Verordnung wurde angedeutet, daß kein Hund mit in den Garten genommen werden ſollte. Die Billigkeit dieſer Verordnung leuchtete allen in die Augen, Scandix wurde auf der Stelle arretirt, und nach dem Gaſthofe bis zu unſrer Abreiſe in ſichere Verwahrung gebracht.

Bey dem Eintritte ſahe ich mit Vergnügen die Freude, welche vorzüglich diejenigen meiner Zöglinge über dieſen Garten empfanden, die ihn das erſtemal ſahen. Ich dachte dabey an die Empfindungen, die ich hatte, als ich das erſtemal in denſelben, als Kind, trat. Ich glaubte auf der Welt könnte es keinen anmuthigern Platz geben, und wenn man hernach vom Paradieſe ſprach: ſo dachte ich immer an den Garten in Molsdorf.

Er iſt nach alter franzöſiſcher Art angelegt, und beſteht aus ſchnurgeraden Gängen, an deren Seiten ſich Wände von künſtlich geſchnittenen Bäumen befinden. Zwiſchen denſelben befindet ſich Land, das theils als Gemüſegarten, theils als Baumſchule benutzt wird.

Eine ſolche Anlage will nun itzo nicht recht mehr gefallen: weil man es für unnatürlich hält, daß die Bäume ſo verſchnitten da ſtehen, und in ihrem freyen Wachsthume gehindert werden.

An dem einen Ende des Hauptgangs befindet ſich ein ſchön gebautes Schloß, das itzo, nebſt dem Garten, unſerm guten Landesvater gehöret, und das wir itzo, wegen Mangel an Zeit, nicht beſehen konnten; in der Mitte des Hauptgangs befindet ſich eine Bildſäule des Herkules, der eine Keule in die Höhe hebt, und damit nach einer vielköpfigen Schlange ſchlägt, die durch den einen Kopf einige Ellen hoch Waſſer ſprützt.

Wißt ihr denn, wie dieß zugehe? ich will es euch ſagen. Es befindet ſich auf einer Anhöhe ein Waſſerbehälter, das in demſelben befindliche Waſſer fließt durch Röhren, die in die Erde gelegt ſind, ab, und das Ende davon geht in dieſe ſteinerne Schlange. Da nun das Waſſer hoch fällt, und durch die Laſt des zufließenden gedruckt wird, ſo muß es wieder hoch, beynahe ſo hoch, als es gefallen iſt, ſpringen.

Am Ende des Hauptgangs befindet ſich wieder ein Springbrunnen, welcher die Geſtalt eines Hirſches hat. Hinter demſelben befindet ſich ein Gitter, durch welches man Ichtershauſen ſehen kann.

Steht man nun eben bey dem Schloſſe, und ſieht von da aus, durch den langen Gang die Springbrunnen, und hinter denſelben Ichtershauſen: ſo giebt dieß einen herrlichen Anblick.

Man will auch itzo die Springbrunnen nicht dulden, weil dieß, wie man ſagt, etwas unnatürliches wäre, indem man in der Natur nicht fände, daß das Waſſer ſo hoch ſpränge. Allein dieſer Meinung bin ich nicht. Macht es nicht jedem Freude,

wenn

wenn er einen Springbrunnen ſieht, der das Waſſer in eine beträchtliche Höhe treibt? Ich wenigſtens habe noch niemanden gefunden, dem ein ſolcher Anblick misfallen hätte. Daß es nichts ähnliches in der Natur gäbe, iſt auch nicht wahr. In Island giebt es ja Quellen, die das Waſſer höher treiben, als der größte Springbrunnen.

Ich dächte alſo, man ließe die Springbrunnen. Ich wenigſtens werde mich mit meinen Kindern allemal freuen, wenn ich einen antreffe.

Als wir in dieſem ſchönen Garten unſern Einzug hielten, ſahen wir vor dem Schloſſe eine Geſellſchaft ſitzen, die vermuthlich dieſen Platz gewählet hatte, um der herrlichen Ausſicht recht genießen zu können.

Kaum hatte dieſe uns erblickt: ſo kam einer davon auf uns zu, umarmte mich, und ich freuete mich nicht wenig, da ich mich ſo ganz unvermuthet in den Armen eines alten Freundes, des Herrn Profeſſor Bellermanns, befand.

Dieſer würdige Mann, welcher Director des Gymnaſiums zu Erfurt iſt, hat ſich nicht nur durch verſchiedene nützliche Schriften bekannt gemacht; ſondern ſtiftet auch vorzüglich dadurch Gutes, daß er das Gymnaſium, über welches er geſetzt iſt, mit warmen Eifer immer mehr zu verbeſſern ſucht. Die innere Einrichtung deſſelben nähert ſich immer mehr der Vollkommenheit; die Bibliothek und das Naturalienkabinet, welche er für daſſelbe ſtiftete, bekommen immer größern Zuwachs, und er wird ohne Zweifel die Freude haben, viele gute Menſchen aus ſeiner Schule ausgehen zu ſehen, die ihm ihre Bildung danken, und in der Ferne und Nähe Gutes ſtiften. Er führte mich zur Geſellſchaft, die aus lauter Erfurtiſchen Landsleuten beſtund, unter denen ſich auch ein Paar Geſchwiſter befanden, die ehemals die Schule beſuchten, die ſonſt unter meiner Aufſicht ſtund. Ihr Wiederſehen, ihr Wachsthum, ihre Ausbildung, die Erzählung von den vorigen Zeiten machten mir viele Freude. Ich nahm die Geſellſchaft mit zu der meinigen, die, nachdem ſie den Garten durchſtreifet, und die Merkwürdigkeiten deſſelben beſehen hatte, nun meinen Wink erwartete, um das Vesperbrod zu verzehren, das durch Herrn Föſt für ſie war beſtellet worden. Es wurde unter mancherley Geſprächen eingenommen.

So ſchien ſich heute alles zu meinem Vergnügen zu vereinigen — ein ſchöner heiterer Himmel — ein reizender Garten — eine zahlreiche, fröhliche Geſellſchaft, die ich immer als meine Familie zu betrachten pflege, und ein Kreis von alten Freunden.

Ich genoß dieß alles mit Dank, dachte aber auch dabey, daß einmal Tage kommen würden, an welchen ſich alles zu meinem Verdruſſe würde zu vereinigen ſcheinen.

Ich glaube, man thut wohl daran, wenn man ſo handelt. Wäre der nicht ein Thor, der wenn der Himmel recht heiter iſt, glaubte, daß er immer ſo bleiben, oder der, wenn der Nordwind die Flur mit Schnee und Eis bedeckt, beſorgen wollte, daß er nie aufhören würde zu blaſen? So thöricht wäre es auch, wenn man an vergnügten oder traurigen Tagen denken wollte, daß dieß immer ſo fortgehen würde.

Laßt uns an vergnügten Tagen denken, daß bald traurige folgen werden; ſo werden wir uns in unſerer Freude mäßigen; laßt uns an Tagen, wo unangenehme Schickſale uns treffen, daran denken, daß auch dieſe vorbey gehen, und wieder freudigere folgen werden: ſo werden wir uns beruhigen können.

Die Mahlzeit wurde an einem künſtlichen Waſſerfalle eingenommen, der den Augen und Ohren vieles Vergnügen verſchaffte. Als ich an demſelben hinaufſahe, erblickte ich ganz oben in einer Nieche eine Perſon, die ſich mit Zeichnen beſchäfftigte — es war unſer Adam.

Ich ſchickte ſogleich einen Zögling ab, der ſich erkundigen mußte, was er zeichne? Er kam bald mit der Nachricht zurück, daß er die ganze Geſellſchaft abzeichne, ſo wie er auch alle merkwürdige Auftritte unſrer Reiſe gezeichnet habe.

Gern hätte ich ſeine Zeichnungen in Kupfer ſtechen laſſen, und euch mitgetheilt; allein erſtlich koſten die Kupferſtiche viel Geld; hernach hatte ich auch noch verſchiedene andere Bedenklichkeiten dabey. Sollte er aber auf ſeine Zeichnungen, wozu er wirklich eine gute Anlage zu haben ſcheint, mehr Fleiß wenden: ſo könnt ihr vielleicht in einem andern Bändchen unſerer Reiſen etwas von ſeiner Arbeit zu ſehen bekommen.

Gern hätten wir hier länger verweilet, allein die immer tiefer ſinkende Sonne erinnerte uns, daß es Zeit ſey aufzubrechen. Wir trennten uns alſo. Meine Erfurtiſchen Freunde ſetzten ſich in Wagen und flogen nach Erfurt zu, und wir ſchickten uns an, nach Neudietendorf zu marſchiren.

Ehe der Marſch angetreten wurde, mußte erſt Scandix ſeines Arreſtes entlaſſen werden, der ſich darüber nicht wenig freuete; dann erkundigte ich mich bey unſerm Herrn Wirthe ſehr genau nach dem Wege. Dieß ſchien mir um ſo nöthiger, da die Dämmerung größer wurde.

Reiſe nach Neudietendorf.

Wir waren etwa eine kleine halbe Stunde gegangen, als die Dämmerung zur wirklichen Dunkelheit wurde, und wir uns an einem Scheidewege befanden.

Ich rieth den Weg rechter Hand einzuſchlagen; aber verſchiedene kleine Männer widerſprachen mir und ſagten: du irrſt dich gewiß Vater! wir haben es ganz eigentlich gehört, daß der Wirth ſagte, wir ſollten uns linker Hand halten.

Gut! ſagte ich, wer den Weg linker Hand für den rechten hält, der trete linker Hand, wer aber meiner Meynung iſt, der ſtelle ſich rechter Hand.

Wup! ſtund bey weiten der größere Theil der Geſellſchaft auf der linken Hand.

Nun ſagte ich, ſo ſollt ihr denn euern Willen haben, ich gehe mit euch. Daß mir aber niemand verdrießlich wird, wenn wir irre gehen.

Wir giengen weiter und erblickten endlich Häuſer. Da iſt, riefen einige, Neudietendorf. Ich ſchwieg ſtille, und dachte mein Theil: weil ich gewiß wußte, daß dieß nicht Neudietendorf ſeyn könne. Gleich vor dem Dorfe trafen wir einen Mann mit einem Schiebkarrn an, der ſogleich gefragt wurde, wie dieſer Ort hieße?

Kornhochheim! war ſeine Antwort.

Kornhochheim? fragten verſchiedene Zöglinge; ja Kornhochheim ſagte er noch einmal.

Ja, Kornhochheim ſagte ich auch, und ohne weiter ein Wort zu verlieren, erkundigte ich mich bey dem Manne genau nach dem Wege, der auf Neudietendorf führt, ließ dann mein Corps ſich ſtellen, und ertheilte die Verordnung, daß nun die Geſellſchaft ſich fein zuſammen halten ſolle, damit ich niemanden verlöhre.

Nun gieng der Zug weiter, und meine Augen giengen immer umher, um zu bemerken, ob auch meine Verordnung befolgt werde. Es währte nicht gar lange, ſo bemerkte ich einige Köpfchen, die ſich nach einer ganz falſchen Richtung bewegten.

Halt! rief ich, und ließ die Caravane ſogleich ſich ſtellen, und jedes Glied namentlich aufrufen.

Die kleinen Jrrläufer hatten meine Stimme gehört, und waren ſogleich in das Glied geſprungen. Jch that nicht, als ob ich ihre Entfernung bemerkt hätte. Eins aber that ich doch. Da alle waren aufgerufen worden und geantwortet hatten, ſetzte ich: einen habt ihr doch aufzurufen vergeſſen, und rief ſogleich: Scandix!

Scandix ſprang an mir in die Höhe, und verſicherte mich auf dieſe Art, daß er zugegen ſey.

Jch ſtreichelte ihn, und ſagte: biſt ein guter Scandix! du weißt wie leicht man ſich in der Dunkelheit verirren kann; deßwegen hälſt du dich fein zu der Geſellſchaft.

Was ich damit ſagen wollte? wurde allgemein verſtanden.

Wir kamen endlich alle glücklich in Neudietendorf an, und die kleine Verirrung vergrößerte unſer Vergnügen, über das gute Nachtquartier, das wir hier fanden.

Abendbeſchäftigungen.

Neudietendorf iſt eine Colonie der Brüdergemeine, die man insgemein auch Herrenhuter nennt. Es iſt dieß eine Geſellſchaft von Menſchen, die ſich vereinigt haben, um nach ihrer eignen Art Gott zu verehren. Sie hat ſich nicht nur durch Deutſchland, ſondern auch durch andere Europäiſche Reiche z. E. Holland, Dännemark, Rußland, ja ſogar bis nach Oſt- und Weſtindien verbreitet. Sie hat ſich das Lob erworben, daß ihre Mitglieder ſich vorzüglich durch Fleiß, Reinlichkeit, Gefälligkeit und Ordnung auszeichnen. Ihr Stifter war ein Graf Zinzendorf.

Zu der Colonie in Neudietendorf wurde der Grund 1742 gelegt. Da nun der Platz, wo ſie errichtet iſt, ehemals dem Grafen Gotter gehörte: ſo wird er oft auch Neugottern genannt.

Als wir in dem Gaſthofe angekommen waren, in welchem unſer Herr Föſt für uns Quartier beſtellt hatte, erfuhren wir, daß ein Bruder uns entgegen gegangen ſey, um uns zu empfangen, uns aber verfehlt habe, weil wir einen unrechten Weg gegangen waren. Welch eine Gefälligkeit! Sie machte auf uns alle großen Eindruck. Ferner ſagte man uns, daß itzo das Abendgebet angehen würden, wenn wir etwa demſelben beywohnen wollten. Aus gewiſſen Aeußerungen mußte ich muthmaßen, daß man es bis zu unſrer Ankunft verſchoben habe.

Wir eilten alſo um dahin zu kommen. Daß Scandix erſt wieder Hausarreſt bekam, könnt ihr leicht denken: weil ihr ſelbſt einſehen werdet, daß es höchſt unſchicklich ſey, Hunde auf Plätze zu laſſen, die der öffentlichen Gottesverehrung beſtimmt ſind, wo ſie auf allerley Art die Andacht der Verſammlung unterbrechen können.

Der Betſaal, in den wir geführet wurden, iſt wirklich ein Muſter von Betſaale. Es herrſcht da die höchſte Reinlichkeit; alles iſt weiß angeſtrichen, ohne weitere Verzierungen. Die Orgel iſt ſo gebauet, daß ſie der Organiſt im Rücken hat, und das Geſicht der Gemeine zukehret. Die Gemeine ſitzt unten in Stühlen, auf der einen Seite die Manns- auf der andern die Weibsperſonen.

Auf einem etwas erhabenen Platze ſitzt der Geiſtliche, der die Gottesverehrung leitet.

Diß iſt der Betſaal. Nicht minder ſchön iſt auch die ganze Einrichtung der Gottesverehrung. Mit der größten Stille, ohne alles Geräuſch, kommt jedes Glied der Gemeine und ſetzt ſich an ſeinen

Platz. Ob er jedem angewieſen ſey? oder ob ſich jedes an den zunächſt leeren Platz ſetze? weiß ich nicht. Ich vermuthe das letztere.

Nun wird die Orgel geſpielt; man hört da aber weder Menueten noch Polniſche oder Engliſche Tänze, dergleichen ich in manchen Kirchen gehört habe; ſondern eine ſanfte Melodie, die die Herzen zur Andacht ſtimmt. Dann fängt die Gemeine an zu ſingen, hierauf erhebt der Mann, der die Gottesverehrung leitet, ſeine Stimme und betet oder ſpricht etwas. Hierauf ſingt bald das Chor bald die Manns- bald die Weibsperſonen, bald die ganze Gemeine einen Vers.

Auch der Geſang iſt ſehr rührend. Da iſt kein unordentliches Geſchrey und Plärren, alles ſingt ſanft, gemäßigt, und niemand ſchreyt vor, oder nach, wenn die andern ſchreyen.

Als dieſe Andacht geendigt war, giengen alle Glieder der Gemeine ſo ſtille fort, als ſie gekommen waren, meine Geſellſchaft that ein Gleiches, und trat noch etwas leiſer auf, als ſie ſonſt zu thun pfleget.

Unſere Abſicht war, gleich nach unſerm Quartiere zu gehen; allein bey dem Ausgange aus dem Betſaale ſtellte ſich uns ein Mann entgegen, der uns nicht durchlaſſen wollte. Es war Herr Tobet, der hieſige Vorſteher, der auch dießmal die Gottesverehrung durch ſein Gebet und ſeine Anreden geleitet hatte. Er lud uns auf das freundſchaftlichſte ein, daß wir auf ſein Zimmer kommen ſollten, damit er unſere Bekanntſchaft machen könne. Wir wendeten ein, daß dieß unmöglich ſey, weil unſere Geſellſchaft ſo ſehr zahlreich wäre; allein es half nichts, er nöthigte uns ſo ſehr, daß wir wirklich nachgeben mußten.

Er ſtellte uns ſeine Familie vor, verſicherte uns, daß ſie unſere Geſellſchaft ſchätze, ließ ſich meine Söhne vorführen, erkundigte ſich bey verſchiedenen Zöglingen nach ihrem Vaterlande, und ließ in ſeinem ganzen Betragen ſo viel Offenheit, Freundlichkeit und Heiterkeit blicken, daß wir ihn alle lieb gewannen. Ohne Zweifel muß er ein Mann ſeyn, der in Erfüllung ſeiner Pflichten recht pünktlich iſt; ſonſt hätte er ſo heiter nicht ſeyn können. Nur das Bewußtſeyn, unſere Pflichten erfüllet zu haben, kann uns wahre Heiterkeit verſchaffen. Die Erinnerung an vernachläſſigte Pflichten macht den Menſchen immer trübſinnig. Wir ſchieden nun von ihm und ich ließ ihm den Wunſch zurück, daß Gottes Segen auf ſeiner Familie ruhen, und er das

Gute bey ihr reifen ſehen möge, das er in ihre Herzen ausgeſtreuet hat.

Bey unſrer Ankunft im Quartiere fanden wir unſere Mahlzeit bereitet, die wir unter mancherley Geſprächen verzehrten. Da unter meinen Zöglingen allerley Landsleute ſich befinden: ſo iſt es nicht ungewöhnlich, daß bey Tiſche verſchiedene Sprachen geſprochen werden. Dießmal wurde viel Däniſch geredet. Unſer Herr Wirth war ein Däne, freuete ſich nicht wenig, daß er unter meinen Zöglingen Landsleute fand, und unterhielt ſich mit ihnen in ſeiner Mutterſprache über allerley Sachen.

Nach genoſſener Mahlzeit fielen uns die Augen zu, und wir ſuchten daher unſer Lager auf, wo ein erquickender Schlummer ſich bald einfand. Als ich meinem Herrn Wirthe eine gute Nacht wünſchte, bat ich ihn zugleich, mich punct fünf Uhr zu wecken.

Einige Merkwürdigkeiten von Neudietendorf.

Da ich gewöhnlich früh aufzuſtehen pflege, ſo wachte ich auch dießmal vor fünf Uhr auf. Ich blieb aber doch liegen, um zu ſehen, ob mein Herr Wirth auch pünktlich wecken würde. Sobald die Glocke fünf ſchlug, hörte ich ihn über den Saal kommen, und Scandix, der bisher ruhig an meiner Seite gelegen hatte, empfieng ihn mit ſeinem Bellen. Gefällt euch dieſe Pünktlichkeit? Ohne Zweifel gefällt ſie euch. Die Pünktlichkeit, die Gewohnheit alles in der Minute zu thun, da man es thun muß, iſt eine herrliche Sache. Man erſparet ſich und andern damit vielen Verdruß. Heiterkeit und Ordnung wird dadurch in der Geſellſchaft erhalten. Hingegen kann auch ein einziger unpünktlicher Menſch über eine ganze Geſellſchaft Mißvergnügen verbreiten. Und was hat er davon? Er zieht ſich Verweiſe zu.

Meine Geſellſchaft wurde bald auch munter. Unter der Zeit, daß ſie ihr Frühſtück genoß, ſahe ich mich im Hauſe und Hofe um, und bemerkte da mancherley, das mir ſehr gefiel, z. E. in der Küche waren drey Bratröhren über einander angebracht, die alle von einem Feuer geheitzt wurden. In den zwey unterſten konnte man braten, die oberſte hatte Hitze genung, um wenigſtens die Speiſen warm zu erhalten. Ferner war auf dem Heerde ein langes, aber ſchmales Feuerloch, an dem zu gleicher Zeit, in verſchiedenen großen Töpfen gekocht wurde.

Solche Holzerſparungen ſollten allenthalben, beſonders, wo täglich viel gekocht und gebraten werden muß, nachgeahmt werden. Bey dem immer höher ſteigenden Preiſe des Holzes erſpart man hierdurch vieles Geld — und ſind wir nicht der menſchlichen Geſellſchaft ſchuldig, mit dem Holze ſparſam umzugehen? Können bey dem Holze, das man verſchwendet, ſich nicht viele arme Leute wärmen?

Im Hofe fand ich auch eine Einrichtung, die mir ſehr wohl gefiel. Es war da ein Brunnenſtock, aus dem ein helles Waſſer floß, welches zum Waſchen, Trinken, Tränken des Viehes, Zubereitung der Speiſen und dergleichen gebraucht wurde. Der Zufluß war aber ſo reichlich, daß es bey weitem nicht alle verbraucht werden konnte. In andern Haushaltungen würde man es unbenutzt ſeinen Weg haben fließen laſſen. Hier ſuchte man aber davon noch Vortheil zu ziehen. Man hatte nämlich neben dem Brunnenſtocke Fiſchbehälter angebracht, in welche das abfließende Waſſer fiel, in denen Karpfen und Forellen, wenn ich nicht irre, auch Aale erhalten wurden. Durch dieſe Erfindung wurde der Wirth in den Stand geſetzt ſeinen Gäſten, zu allen Zeiten, friſche Fiſche auf ihre Tafel zu liefern.

Itzo giengen wir aus um die Merkwürdigkeiten in Neudietendorf zu beſehen. Zuerſt kamen wir in das ſogenannte Brüderhaus, oder in das Haus, wo die unverheuratheten Mannsperſonen zuſammen wohnen, um hier durch Arbeiten, unter einer beſondern Aufſicht, ſich ihren Unterhalt zu erwerben. Der in der Küche befindliche Kochheerd zog zuerſt unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Es waren in demſelben Löcher gemauert, in welchen groſſe, mit Deckeln verſehene, eiſerne Töpfe hiengen, an die ein gemeinſchaftliches Feuer ſchlug. In einigen wurden die Speiſen gekocht, in andern Waſſer, zu allerley Abſichten gewärmet. Daß bey dieſer Einrichtung auch viel Holz erſpart wird, iſt augenſcheinlich. Warum die Töpfe gerade von Eiſen und nicht von Kupfer oder Thon waren, könnt ihr ſelbſt errathen.

Aus der Küche giengen wir eine Treppe hoch in die Werkſtube, wo zwey Reihen Weberſtühle an-

ge

gebracht waren, auf welchen verſchiedene Arten von leinenen und baumwollenen Zeugen verfertiget werden. Die Zeuge, die aus dieſer Fabrik kommen, werden ſehr gerühmt, theils wegen ihres guten Anſehens, theils wegen der innern Güte und Feſtigkeit, und man bezahlt dafür gern etwas mehr.

Von da kamen wir in ein Zimmer, wo ein großer Vorrath von Waaren, die die Brüder verfertigt hatten, lag. Es war da gar vieles, welches ich für mich und meine Familie hätte einkaufen können; allein da meine Reiſekaſſe ziemlich ausgeleeret war: ſo mußte ich mich nur auf Einkaufung einiger Kleinigkeiten einſchränken.

Es war auch hier ein beſonderer Betſaal, in welchem die ledigen Brüder ihre Morgen und Abendandacht halten.

Aus demſelben kamen wir in den Schlafſaal, der auch wieder viel Gutes hat. Dahin gehöret die große Reinlichkeit, die in demſelben herrſcht; die friſche Luft, die darinne iſt, und die durch die Zuglöcher, die ſich oben an der Decke befinden, erhalten wird, durch welche alle Ausdünſtungen abziehen. Möchten doch alle, die dieſen Schlafſaal betreten, lernen, daß Reinlichkeit und friſche Luft in einem Schlafzimmer unumgänglich nöthig ſey, wenn man ſeine Geſundheit erhalten will. Auch gefiel es mir wohl, daß die ganze Nacht ein Paar Brüder wachen, damit ſie ſogleich bey der Hand ſind, wenn einem Bruder eine Unpäßlichkeit zuſtoßen, oder irgend ein Unfall ſich zutragen ſollte. Wenn ich nicht irre, ſo iſt die Einrichtung ſo gemacht, daß zwey Brüder vor und zwey nach Mitternacht wachen.

Was mir aber in dieſem Schlafſaale nicht gefällt, das ſind die dicken Federbetten, die der Geſundheit ſehr nachtheilig ſind. Ich habe den Herren Vorſtehern ſchon ein Paarmal dieſe Bemerkung mitgetheilt, und ihnen gerathen die Unterbetten mit Strohſäcken und die Oberbetten mit leichten Decken zu vertauſchen; ſie haben aber immer eingewendet, daß es nicht angehe: weil die Betten den Brüdern gehöreten. Ich ſollte aber doch glauben, einer Geſellſchaft, die ſchon ſo vieles, was unmöglich ſchien, möglich gemacht hat, wäre auch dieß möglich, zumal, da die hier vorgeſchlagenen Betten ſicher weit wohlfeiler ſind, als die dicken Federbetten.

Es ſollte mich ſehr freuen, wenn ich durch dieſe Bemerkung einer Geſellſchaft, die ich, in verſchiedener Rückſicht, ſehr ſchätze, nützlich würde.

Wir giengen nun weiter und wurden in ein Zimmer geführt, wo ſich ein ziemlicher Vorrath von Fiſchbein befand, das hier geſpalten oder geriſſen wird. Meine Zöglinge erſtaunten ſehr als ſie die Baarten, oder das ungeſpaltene Fiſchbein erblickten, das, wie Ihr wohl ſchon wiſſen werdet, ſich an dem Gaumen des Wallfiſches befindet. So groß ſie ſich auch einen Wallfiſch mögen gedacht haben, ſo dachten ſie ſich ihn doch noch weit größer, da ſie dieſe Baarten ſahen. Bedenkt einmal ſelbſt jede iſt etwa eine Spanne dick, und manche 10 Ellen lang; und dieſer Baarten hat der Wallfiſch in ſeinem Mäulchen 500. Was das für ein Mäulchen ſeyn muß!

Auch giengen wir in das Schlachthaus, wo ich wieder etwas bemerkte, das mir Freude machte. Dieß war die Art, wie man hier die Ochſen zu ſchlachten pflegt. Gewöhnlich ſchlägt man ſie mit einem Beile vor den Kopf, und wenn der Metzger nicht recht gut trifft, muß er wohl fünf bis ſechsmal ſchlagen. So wird das arme Vieh gemartert, und, da es wegen dieſer Marter nothwendig wild werden muß: ſo ſind alle Menſchen, die ſich in ſeiner Nähe befinden, in Lebensgefahr. Hier iſt dieſen Martern vorgebeugt. In den ſteinernen Fußboden des Schlachthauſes iſt ein eiſerner Ring befeſtigt. Durch dieſen ſteckt man den Strick, der um die Hörner des Ochſen geſchlungen iſt, zieht damit ſeinen Kopf nieder, der Metzger ſetzt dann oben auf das Fleck, wo der Kopf an den Hals ſchließt, ein ſcharfes Inſtrument, und ſchlägt darauf mit aller Kraft. Durch dieſen Schlag wird der Kopf von dem letzten Halswirbel getrennt, das durch denſelben gehende Rückenmark wird durchſchnitten, und der Ochſe fällt todt nieder.

Da in Neubietendorf viel geſchlachtet wird: ſo hat man auch dafür geſorgt, daß das Talch des geſchlachten Viehes wohl benutzet werde, und deßwegen eine Seifenſiederey und Lichtgießerey angelegt.

Von der Seifenſiederey muß ich euch doch etwas ſagen, nicht um euch das Seifenſieden zu lehren, denn das lernt man gewiß bey dem Seifenſieder beſſer, als aus Büchern, ſondern um euch begreiflich zu machen, wie die Seife, die in allen Haushaltungen unentbehrlich iſt, verfertiget werde.

Man nimmt Holzaſche, die durch ein Sieb iſt gerüttelt, und ſo von Kohlen gereinigt worden, vermiſcht ſie mit ungelöſchtem Kalk, beſprengt beydes mit Waſſer, läßt dieſe Maſſe ein Paar Tage ſtehen, rührt ſie oft um, und beſprengt ſie immer wieder mit Waſſer. Dann wird dieſe Maſſe in ein Faß gethan, auf deſſen Boden Stroh iſt gelegt worden. Auf dieſes wird ſie feſt eingeſtampft. Hierauf wird ſiedendes Waſſer gegoſſen, welches durch die Aſche ſich zieht und durch den Boden, der verſchiedene Oeffnungen hat, in ein darunterſtehendes Gefäß fließt. Dieß abgefloſſene Waſſer heißt Lauge, und hat durch die Salze, die es aus der Aſche und dem Kalke mitgenommen hat, eine dunkelbraune Farbe bekommen. Dieſe Lauge muß noch ein Paarmal durch jene Maſſe, die man den Aeſcher nennt, laufen, bis ſie ſo ſtark wird, daß ein Ey darinne ſchwimmt.

Iſt die Lauge fertig, ſo gießt man ſie in einem Keſſel, thut geſchmolzenes Talch von Rindern oder Schaafen dazu. In Haushaltungen, wo man recht ſparſam iſt, ſammelt man auch die Knochen und Speckſchwarten, kocht ſie aus, und thut das Fett, das man daraus gewonnen hat, zu dem Talche. Dieſes kocht man dann durch einander, und thut dann Salz dazu. Erſt war die Seife ein blaſſer Schaum, wenn aber das Salz dazu gekommen iſt: ſo wird ſie wie ein Brey, und ſchwimmt auf der Lauge. Weil die Seife, während dem Kochen hoch ſteigt, ſo ſetzt der Seifenſieder, um das Ueberlaufen zu verhüten, auf den Keſſel ein genau darauf paſſendes Faß, ohne Boden, und verſtreicht den Abſtand des Keſſels vom Faſſe genau.

Hat die Seife die gehörige Dicke bekommen: ſo gießt der Seifenſieder ſie in die Formen. Dieſes ſind langviereckige Käſten, deren Boden durchlöchert iſt, und deren Seiten man abheben kann. Ueber dieſe Formen wird ein leinenes Tuch gebreitet, und in dieſes die Seife gegoſſen. Die Lauge, die ſich darunter noch befindet fließt durch das Tuch und die Löcher der Formen ab. Wann nun die Seife in den Formen 24 Stunden geſtanden hat: ſo werden die 4 Seiten der Formen weggenommen, und die Seife iſt fertig. Man ſchneidet dann den viereckichten Klumpen, vermittelſt eines ſtarken Zwirnfadens, in lange viereckichte Stücke und trocknet ſie an der Luft.

Gar vielmal werdet Ihr, meine Lieben, euch ſchon mit Seife gewaſchen, und geſehen haben, wie das leinene Zeug damit gewaſchen wurde. Habt ihr aber auch ſchon daran gedacht, wie viel Nachdenken, und wie viele Mühe es unſern Vorfahren mag gekoſtet haben, ehe ſie die erſte Seiſe zu Stande brachten?

Von der Lichtgießerey und Lichtzieherey kann ich euch nur wenig ſagen: weil es mir ſchwer wird, euch alles recht deutlich zu beſchreiben, und es euch ſchwer werden würde, alles recht zu verſtehen.

Man verfertigt die Lichter ebenfalls aus Talg. Am ſchicklichſten dazu iſt Schöpſen- Ziegen- und Bockstalg, welches aber mit etwas Rindstalg vermiſcht wird.

Man hat zweyerley Arten die Lichter zu verfertigen. Die erſte heißt das Lichtziehen, die andere das Lichtgießen. Wenn man Lichter ziehen will: ſo zieht man die baumwollene Dachte durch das geſchmolzene Talg, läßt ſie kalt werden, zieht ſie wieder durch, und wiederholt dieß ſo lange, bis ſie die gehörige Dicke bekommen haben. Gießt man ſie aber: ſo hat man blecherne oder gläſerne Formen durch deren Mitte das Dacht gezogen und dann das geſchmolzene Talg hinein gegoſſen wird.

Die Lichter, die in Neudietendorf verfertigt werden, ſind von vorzüglicher Güte. —

Wir wurden nun in das Schweſterhaus geführet, in welchem die unverheyratheten Weibsperſonen wohnen. Die Einrichtung iſt die nämliche wie in dem Brüderhauſe. Es iſt da eine Küche, ein Arbeitszimmer, ein Lager von den Waaren, die die Schweſtern verfertiget haben, ein Betſaal und ein Schlafſaal. Die Arbeiten, die hier verrichtet werden, ſind Stricken, Nähen, Haipeln, Baumwollenſpinnen, einige Schweſtern beſchäfftigen ſich ſogar mit Weben. Mit Vergnügen bemerkt man hier die allgemeine Thätigkeit; und die niedlichen Arbeiten, allerley Art, die hier verfertigt werden.

Da das weibliche Geſchlecht vorzüglich mit dazu beſtimmt iſt, daß es Ordnung und Reinlichkeit im Hauſe erhalte: ſo erfüllt es auch hier ſeine Beſtimmung ſo, daß man hier wirklich noch mehr Ordnung und Reinlichkeit, als im Brüderhauſe, antrifft.

Zuletzt beſuchten wir auch den Gottesacker, welcher ebenfalls ſehr muſterhaft eingerichtet iſt. Man bemerkt da keine Rangordnung. Alle Leichname ruhen hier in der Ordnung in welcher ſie abgelegt wurden. Der Reiche hat keinen prächtigern Grabſtein, als der Arme. Auf dem Grabe liegt ein platter Sandſtein, in dem der Name, die Herkunft, der Geburts- und Sterbetag der Perſon, deren Körper hier verweſet, eingegraben iſt.

Auch gefällt es mir, daß die Gräber nicht wieder geöffnet und andere Leichname hinein gelegt werden, wie dieß faſt allenthalben geſchieht. Ich habe mehrmal geſehen, daß am Rande eines Grabes, in welches ein Leichnam ſollte geſenket werden, vier bis fünf Todtenköpfe ſtanden, und Ribben, Arme und Schenkel herumlagen, die hernach mit fürchterlichem Gepolter auf den Sarg geworfen wurden.

Auf den erſten Oſtertag, bald früh, pflegt ſich die Gemeine auf dieſem Gottesacker zu verſammeln. Es werden einige Lieder geſungen, die an die Unſterblichkeit erinnern, und die Namen aller der Brüder und Schweſtern abgeleſen, die ſeit dem letzten Oſterfeſte von der Erde geſchieden ſind. Ich habe dieſer Feyerlichkeit ſelbſt einmal mit meinen Zöglingen beygewohnet, und muß geſtehen, daß ſie ſehr rührend war.

Da nichts gewiſſer iſt, als daß wir alle einer nach dem andern ſterben, das heißt. uns von der ſichtbaren Welt trennen, alles was wir unſer nennen verlaſſen, den Körper ablegen, und der Verweſung überlaſſen müſſen: ſo iſts gewiß gut, wenn man daran oft denkt, und in dieſer Abſicht, die Gräber ſeiner Vorfahren beſucht. Dieß macht

uns

uns klug, und reizt uns mehr für die Ausbildung unſers beſſern Theils, der ewig bleibt, als für die Pflege des Körpers, den wir einſt ablegen, und für die Vergrößerung unſerer irdiſchen Güter zu ſorgen, die wir alle zurücklaſſen müſſen.

Auf dem Rückwege giengen wir vor einem Zuckerbeckerladen vorbey. Verſchiedene meiner Zöglinge wünſchten ihn beſuchen zu dürfen. Ich geſtehe daß ein Zuckerbeckerladen gar nicht der Ort iſt, an welchem ich meine Pflegeſöhne gern ſehe. Die Waaren, die hier verfertigt werden, behagen wohl dem Gaumen aber nicht dem Magen und den Zähnen; der erſtere wird dadurch leicht verdorben, und die andern vor der Zeit abgenutzt. Ich habe faſt immer bemerkt, daß die Perſonen, die in ihren frühern Jahren die Vorderzähne verlohren, ſich an den Genuß der Gewürze und der Waaren des Zuckerbeckers gewöhnet hatten. Unterdeſſen, da ich ſelbſt dabey war, dachte ich — willſt einmal ſehen, wie ſich deine Zöglinge im Zuckerbeckerladen benehmen. Es wurde alſo hinein gegangen. Da ſtunden Gläſer voll gebrannter Mandeln, überzuckerten Kalmus, Macronen, Schokolatenguß, eingemachte Pommeranzenſchaale, Confekt — weis der Himmel wie dieſe Sachen alles hießen.

Nun will ich euch aufrichtig ſagen, wie ſich meine Pflegeſöhne dabey verhielten. Einige Minuten ſahen ſie die Gläſer an. Dann fragte mich der Zuckerbecker, der aus Göttingen gebürtig war, iſt denn unter dieſer Geſellſchaft kein Göttinger? Hier! antwortete William. Da freuete ſich der Mann, ſchüttelte ihm treuherzig die Hand, und gab ihm ein ganz Paquet von ſeiner Waare zum Geſchenke.

Die Zöglinge ſahen dieß einpacken, und da ich mich ſo ziemlich auf ihre Geſichter zu verſtehen glaube: ſo ſchien es mir als wenn hier und da ſich Lüſternheit blicken ließe. Anfänglich ſuchten ſie dieſelbe zu verbergen. Bald aber fragte einer, wie hoch kommt denn das Pfund von dieſer Waare? Da er den Preiß davon erfahren hatte, ließ er ſich etwa ein Achtelpfund zuwiegen. So wie nun, wenn der Damm einmal ein Loch bekommen hat, das Waſſer nach demſelben ſich drängt, und es immer gröſſer macht, ſo gieng es auch hier. Die Frage, wie hoch kommt das Pfund von dieſer Waare? und von dieſer? die Bitte, wiegen ſie mir davon 4 oder 8 Loth zu, hörte ich oft wiederholen. Ich ſahe ganz gelaſſen zu. Endlich ſagte ich — wenn alles kauft: ſo muß ich doch auch kaufen, und ließ mir drey Pfund theils gebrannte Mandeln, theils verſchiedene Arten von Confect zuwiegen.

Ich nahm alles unter dem linken Arm, und ſagte, nun iſt es Zeit fortzugehen.

Da es nun an ein Abziehen gieng, ſtellte ich mich an die Hausthür, zu welcher eine doppelte Treppe, eine rechter, die andere linker Hand führte. Ich wünſche, ſagte ich, lieben Kinder, daß ihr fein ordentlich herausgeht. Wer gekauft hat, geht rechter, wer nicht gekauft hat, linker Hand herunter.

Als nun alles herunter war, ſtieg ich auch linker Hand herab, theilte, was ich eingekauft hatte, unter diejenigen aus, die ſich nichts kauften, und ſagte: jenen darf ich nichts geben, weil ſie ſchon genug haben, und ihrer Geſundheit ſchaden würden, wenn ich ihnen noch mehr geben wollte.

Da wurden denn jene ein Bischen ausgelacht, und dieſe freueten ſich, daß ſie etwas bekamen, ohne daß es ihnen etwas koſtete. Daß ich nach der Zeit über dieſen Vorfall noch verſchiedenes werde geſprochen haben, könnt ihr leicht denken.

Ihr habt es nicht gehört, ich will euch alſo etwas davon niederſchreiben.

Wer gut werden, und in der Welt Gutes ſtiften will, der muß nothwendig erſt ſeine Begierden beherrſchen lernen. Wer ihnen nichts verſagen kann, der iſt ihr Sclave, der vielleicht viel guten Willen haben kann, aber, wegen ſeiner Sclaverey, wenig oder nichts thun kann. Er unterſtützte z. E. gern die Armen, aber wovon? alles was er einzunehmen hat bringen ihm ſeine Begierden ab.

Die Beherrſchung der Begierden muß aber früh gelernet werden. Je länger man ſeinen Begierden gehorchet hat, deſto ſchwerer wird es ſie zu beherrſchen, am Ende wird es ganz unmöglich.

Bey Kindern iſt die Lüſternheit vorzüglich ſtark. Wenn ſie alſo gut werden, und einſt Gutes ſtiften wollen; ſo müſſen ſie nothwendig mit Beherrſchung derſelben den Anfang machen und es ſo weit zu bringen ſuchen, daß ſie die leckerhafteſten Speiſen können ſtehen ſehen, ohne etwas davon zu verlangen. Ich wünſche daß alle, die dieſe Regel leſen, ſie befolgen mögen.

Rückreiſe nach Schnepfenthal.

Bis itzo hatten wir immer gutes Wetter gehabt, aber mit dem heutigen Morgen fieng der Himmel an trübe zu werden, und wir hatten einen baldigen Regen zu erwarten. Um dieſem nun, wo möglich zu entgehen, hatte ich nicht Luſt bis zu der gewöhnlichen Zeit der Mittagsmahlzeit zu warten, bewirthete deßwegen meine Geſellſchaft nur mit kalten Speiſen, und machte Anſtalten zum ſchleunigen Aufbruche.

Es gieng bey demſelben alles ſo, wie bey dem Aufbruche aus Arnſtadt, und ich habe daher nicht nöthig ihn noch einmal zu beſchreiben.

Der Rückweg wurde mit etwas ſchärfern Schritten angeſtellt, und wir nahmen uns vor, auf demſelben nicht ein einzigesmal einzukehren, damit wir nicht vom Regen übereilet würden. Zuerſt kamen wir auf Apfelſtedt, welches ſeinen Namen vermuthlich von der Apfelſtedt hat, die dabey hinfließt. Sie iſt gewöhnlich klein, wenn aber anhaltende Regengüſſe kommen: ſo ſchwillt ſie leicht ſo ſehr an, daß ſie einen großen Strich Landes unter Waſſer ſetzt. Wir konnten dieß ſchon aus der großen Fläche ſchließen die mit Kies und Kieſeln bedeckt war, welche ſie dahin geführt hatte.

Auf derſelben wuchs ſehr häufig *Chelidonium glaucium*, welches man in unſerer Flur gar nicht findet, und auf den daneben liegenden Aeckern *datura ſtrammonium* oder Stechapfel, eine ſehr giftige Pflanze, die bey uns äußerſt ſelten iſt. Die kleinen Botaniker nahmen davon einige Pflanzen mit.

Von hier kamen wir durch Wandersleben, von da nach Wechmar. Hier wäre ich gern eingekehret um da drey merkwürdige Männer zu beſuchen; den Herrn Pfarrer Meyer, welcher in der ganzen Gegend als ein großer Oekonom bekannt iſt; den Herrn Amtsactuarius Claus, der ſich um die daſige Gemeine ein großes Verdienſt dadurch erworben, daß er die Brache abgeſchafft, und dadurch den Wohlſtand der Gemeine ſehr befördert hatte. Die hieſigen Güter hatten ſonſt das Recht eine große Heerde Schafe zu halten. Damit nun dieſe Schaafe hinlängliche Nahrung fänden, mußte der dritte Acker des Ackerlandes immer unbeſäet bleiben, und ein großer Theil der Wieſen durfte nur einmal gemähet werden. Ueberdieß mußte von hundert Ackern Wieſen das Gras zu Heu gemacht werden, womit die Schaafe den Winter hindurch gefüttert wurden. Da brachte es denn dieſer brave Mann dahin, daß die Gemeine an die Güter jährlich ſo viel zahlte, als bisher die Schäferey eingetragen hatte. Dafür erhielt denn die Gemeine das Recht die 100 Acker Wieſen zu benutzen, ihre Wieſen zweymahl zu mähen und ihre Aecker zu beſäen wie es ihr ſelbſt gefiel. Man hat mich verſichert, daß ſie auf dem Lande, daß ſie ſonſt unbenutzt liegen laſſen mußte, für 900 Rthlr. Klee, Kohl, Kartoffeln u. d. gl. im erſten Jahr erbauet habe.

Ferner wohnt hier Herr Artmann, von dem wir unſere Violinen und Violoncells's erhalten; weil er ſie ſehr gut verfertigt. Da ich aber einmal verſprochen hatte, nicht einzukehren, ſo mußte ich Wort halten. Es gieng alſo vor Wechmar friſch vorbey.

Von hier gieng es auf Wandersleben, Einſelben und Leina. Hier fieng es ziemlich ernſtlich an zu regnen. Ich ließ daher mein kleines Heer ſich ſtellen, und hielt an daſſelbe folgendes Redchen: liebe Kinder wir haben nun dieſe Reiſe

ge

gemacht, und viele Freude genoſſen; immer iſt uns der Himmel günſtig geweſen; nun fängt es an zu regnen. Wäre es nun nicht kindiſch, wenn man alles genoſſene Gute vergeſſen, und über dieſe kleine Unannehmlichkeit verdrießlich werden wollte? Es wird doch wohl niemand verdrießlich werden? Nein! riefen alle.

Gut! ſagte ich, ich verlaſſe mich darauf. Laßt uns drauf losmarſchiren, ſo werden wir deſto weniger beregnet. Marſch!

Nun gieng es tapfer drauf los, die größern nahmen die Kleinern an die Hände, und wir kamen bald geſund und wohl durchnäßt in Schnepfenthal an.

Wir trafen alles geſund und froh an. Die Reiſegeſellſchaft, nachdem ſie ſich vor der Thür nochmals geſtellt hatte, zerſtreuete ſich nun. Ich lief nebſt meinen Kindern zu meiner Familie, die Zöglinge zu ihren Aufſehern, alle kleideten ſich um, und Scandix lief zu ſeinen Cammeraden Cnicus und Alſine, die ihn mit vielen Freudensbezeugungen empfiengen.

Da ich euch einmal mit dem Grandiß bekannt gemacht habe: ſo muß ich euch noch ſagen — er lebt, da ich dieſes ſchreibe, nicht mehr. Vor ein Paar Tagen wurde er krank, und konnte nicht gerettet werden. Er iſt auf dem Begräbnißplatze der Schnepfenthäler Hunde beerdigt worden, und hat das allgemeine Lob mitgenommen, daß er, als Hund, ſeine Schuldigkeit gethan habe.

Ende des erſten Bändchens.

Verzeichniſs einiger Verlagsbücher der Buchhandlung der Erziehungsanſtalt in Schnepfenthal.

Elements of morality, translated from the German of C. G. Salzmann by Mary Wollſtonecraft. 1796. 16 Gr.

Erzählungen für Kinder von Maria Wollſtonecraft. Aus dem Engliſchen. Mit einem Titelkupfer und Vignette. 8. 1795. 12 Gr.

Gutsmuths Gymnaſtik für die Jugend. Enthaltend eine practiſche Anweiſung zu Leibesübungen. Ein Beytrag zur nöthigen Verbeſſerung der körperlichen Erziehung. 8. 1793. auf Schweizer-Papier mit 11 Kupf. 3 Rthlr.

Gutsmuths Spiele zur Uebung und Erholung des Körpers und Geiſtes für die Jugend, ihre Erzieher und alle Freunde unſchuldiger Jugendfreuden. Geſammelt, praktiſch bearbeitet und beurtheilt. Mit einem Titelkupfer und 16 kleinen Riſſen. 8. 1796. 2te Auflage. 1 Rthlr. 16 Gr.

Die Heſperiden, ein Magazin für jugendliche Unterhaltung. 1ſtes — 3tes Stück. 12 Gr.

Leopold, J. L. G. Handbuch der geſammten Landwirthſchaft. Zuerſt das Buch vom Ackerbau. 1795. 18 Gr.

— Handbuch der geſamten Landwirthſchaft. Zweyter Theil. Das Buch von der Viehzucht. 1 Rthlr.

Papparbeiter, der, oder Anleitung in Pappe zu arbeiten. Vorzüglich Erziehern gewidmet von Bernhard Heinrich Blaſche, Lehrer an der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal. Mit Kupfern. 8. 16 Gr.

Rettung der Rechte des Weibes, mit Bemerkungen über politiſche und moraliſche Gegenſtände von M. Woliſtonecraft. Aus dem Engliſchen überſetzt. Mit einigen Anmerkungen und Vorrede von C. G. Salzmann. 1ſter und 2ter Band. à 16 Gr. 1 Rthlr. 8. Gr.

Salzmanns, C. G. Chriſtliche Hauspoſtille. 1ſter — 5ter Band. à 8 Gr. 1 Rthlr. 16 Gr.

Deſſelben Conrad Kieſer, oder Anweiſung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder. Ein Buch fürs Volk. 8. 1796. 12 Gr.

Salzmann, Conrad Kiefers A. B. C. und Leſebüchlein, oder Anweiſung auf die natürlichſte Art das Leſen zu erlernen. 6 Gr.

Deſſelben Himmel auf Erden zweyte verbeſſerte Auflage. 8. 16 Gr.

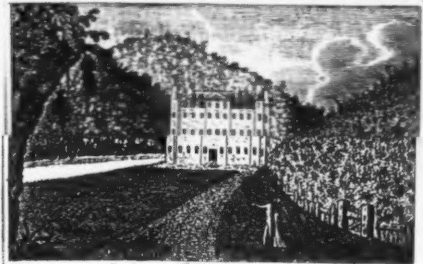
Deſſelben pädagogiſches Bedenken über eine Schrift des Herrn Hofrath Fauſt. 1 G. 6 Pf.

Deſſelben Revolutionsgeſpräche zwiſchen dem Boten, Wirth u. einem Werber. 8. 794. 4 Gr.

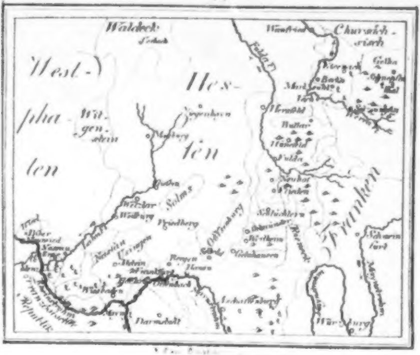
Scuderi, Maria Francesko, Vorſchläge zur Ausrottung der Kinderblattern und anderer anſteckender Seuchen. Aus dem Lateiniſchen überſetzt von Ch. Ludw. Lenz. Nebſt einer Vorrede von C. G. Salzmann. 8. 1794. 3 Gr.

Unterhaltungen eines Landſchullehrers mit ſeinen Kindern auf Spaziergängen und in der Schule über merkwürdige Wörter und Sachen aus der Natur und dem gemeinen Leben. Ein Buch für Eltern, Kinder und Schullehrer unter den Bürgern und Landleuten. 1ſtes und 2tes Bändchen. 8. 1794. broch. 14 Gr.

Derſelben 3tes Bändchen 1797



Zwischen Bad Ems und Dorf Ems.
(aus der Erinnerung gezeichnet.)



Waldeck
Corbach
West-
pha-
len
Wit-
gen-
stein
Hes-
sen
Ziegenhain
Marburg
Fulda Fl.
Wanfried
Chursach-
sen
Gotha
Eisenach
Hersfeld
Buttlar
Hünfeld
Fulda
Neuhof
Gießen
Solms
Wetzlar
Weilburg
Friedberg
Lahn Fl.
Nassau
Ems
Neuwied
Usingen
Homburg
Frankfurt
Offenbach
Hanau
Wiesbaden
Mainz
Darmstadt
Schlüchtern
Gelnhausen
Franken
Schweinfurt
Würzburg
Französische
Republik

[illegible]

Reiſen
der
Zöglinge zu Schnepfenthal.

Zweytes Bändchen,

von

J. W. Ausfeld,
Erzieher zu Schnepfenthal.

Mit einem Titelkupfer.

Schnepfenthal,
im Verlage der Buchhandl. der Erziehungsanſtalt
1803.

Reiſen

der

Zöglinge zu Schnepfenthal.

Zweytes Bändchen,

Enthält die Beſchreibung einer Reiſe nach Neuwied, nebſt umſtändlichen Nachrichten von den unlängſt daſelbſt aufgefundenen Römiſchen Alterthümern.

Vorerinnerung.

Den Zweck, welchen auch der Verfaſſer dieſes zweyten Bändchens, bey'm Niederſchreiben deſſelben vor Augen hatte: findet man ſchon in der Vorrede zum erſten Bändchen angegeben.

Veranlaſſung zur Reiſe. Vorbereitungen zu derſelben.

Unter den jungen Mitgliedern unſerer Erziehungsgeſellſchaft befanden ſich ſeit mehreren Jahren vier Geſchwiſter, zwey Knaben und zwey Mädchen; die uns von ihren lieben Eltern, deren Wohnort, Neuwied, damals durch anhaltende Kriegsunruhen ungemein litt, zur Erziehung waren übergeben worden. Der Eltern Wunſch war, daß ſie in unſern vom Schauplatze des Kriegs hinlänglich entfernten, friedlichen Fluren, die Freuden der Jugend ungeſtört genießen, und zugleich, durch den Rath und Unterricht erwachſener Freunde, ſich zu rechtſchaffenen und nützlichen Gliedern der Menſchenfamilie bilden möchten. Dieſe vier Geſchwiſter, ihre Vornahmen ſind Marc, Mariane, Judith und Peter, hatten erſt im vorigen Sommer die große Freude genoſſen, ihren geliebten Vater zu umarmen, und ein Paar ſelige Tage in ſeiner Geſellſchaft zu verleben; denn dieſer hatte ihren wiederholten ſchriftlichen Bitten, und dem Drange ſeines eigenen Herzens endlich nachgegeben, ſich von ſeinen mannigfaltigen Geſchäften auf kurze Zeit losgeriſſen, und war zu uns nach Schnepfenthal geeilt. Aber die theure Mutter, zwey jüngere Geſchwiſter, und einige liebe Verwandte ſahen ſie ſeit 8½ Jahren nicht; und ihre zwey jüngſten Geſchwiſter waren gar erſt nach ihrer Abreiſe von Neuwied geboren worden. Wie vielfältig waren alſo die Veranlaſſungen, welche in unſern vier Zöglingen ſchon ſeit geraumer Zeit den Wunſch rege machen, und ihn immer lebhafter werden laſſen muſten, nach langer Abweſenheit einmal wieder an den geliebten Aufenthaltsort der Ihrigen zurückzukehren. Ihr guter Vater ſicherte ihnen die Erfüllung dieſes Wunſches, ſchon bey ſeinem vorjährigen Beſuche, auf dieſes Jahr (1804) zu, und nahm auch wirklich im Früh-

Jahre mit dem Pflegevater ſeiner Kinder, unſerm Vater Salzmann, die ſchriftliche Verabredung, daß er dieſelben im Monat Junius zu ihm geleiten laſſen möge. Ich erhielt den Antrag die Begleitung zu übernehmen, und willigte in denſelben um ſo lieber, da die Umſtände es erlaubten, daß auch meine liebe Frau an dem Vergnügen der Reiſe Theil nehmen, und mich bey der Aufſicht über die vier jungen Reiſegefährten unterſtützen konnte.

Da Neuwied um 36 Teutſche Meilen von Schnepfenthal entfernt liegt, ſo würde eine Fußreiſe dahin, wenigſtens für Kinder von 9 und 11 Jahren, wie unſer Peter und unſre Judith waren, zu angreifend, und für ihre Begleiter zu langweilig geweſen ſeyn. Es wurde alſo in Gotha ein bedecktes Fuhrwerk für die ganze Reiſe gemiethet, und der vierte Junius vom Vater zur Abreiſe feſtgeſetzt. Die beyden Knaben überließen ſich, als ſie von den Anſtalten zur nah bevorſtehenden Abreiſe hörten, ganz der Freude; ſuchten unter ihren Habſeligkeiten einige kleine Geſchenke, die ſie ihren lieben jüngern Geſchwiſtern mitbringen wollten, zuſammen, übertrugen die Aemter, die ſie bey unſerer Geſellſchaft zu verwalten haben, einigen ihrer Mitſchüler, und machten verſchiedene andere Vorbereitungen zur Reiſe. In die Freude der Mädchen über das baldige Wiederſehn der Eltern und Verwandten hingegen, miſchte ſich ein Gefühl von Wehmuth, durch welches die Freude faſt gänzlich unterdrückt wurde. Es war ihnen nähmlich zugleich mit der beſtimmten Nachricht von der Reiſe in die Heimath, der Wunſch ihrer guten Eltern bekannt gemacht worden, daß ſie von Schnepfenthal jetzt auf immer Abſchied nehmen, und wieder ganz in den Schoos ihrer Familie zurückkehren ſollten. Findet ihr nun, lieben jungen Leſer, ihre der Freude beygemiſchten wehmüthigen Empfindungen nicht gerecht? Würdet ihr wohl Kinder lieb haben können, die, nachdem ſie mehrere Jahre in einem Hauſe ganz als Glieder der Familie gelebt, täglich Verpflegung, Aufmunterung zum Guten, Unterricht genoſſen, an allen Freuden der Familie Antheil genommen hätten, nun dieſes Haus verlaſſen, von dieſer Familie ſich auf immer trennen könnten, ohne dabey gerührt zu ſeyn?

Am Tage vor der Abreiſe wurden nun die nähern Vorbereitungen zu derſelben gemacht; alles was mitgenommen werden ſollte, wurde in Ein Zimmer zuſammengetragen, ein Paar Koffers herbeygebracht, eingepackt, u. ſ. w. Ich kann nicht unterlaſſen meinen jungen Leſern bey dieſer Gelegenheit ein Paar gute Vorſchläge zu thun, deren Befolgung ihnen, wenn ſie einmahl eine Reiſe unternehmen ſollten, gewiß manchen Verdruß erſparen wird. 1) Man verſchiebe die Vorbereitungen zur Reiſe ja nicht bis auf den letzten Tag: ſondern unterſuche, verſteht ſich, wenn man den Entſchluß zu reiſen ſo lange vorher faſſen konnte, wohl ſchon eine Woche vor der Abreiſe, ob auch alles was man auf der Reiſe nöthig hat, in brauchbarem Stande ſey, oder einer Ausbeſſerung bedürfe; die man dann ſogleich ſelbſt vornehmen oder durch Andere beſorgen laſſen muß. Und da die Abreiſe bey Perſonen die nur ſelten reiſen immer mit einer, durch die lebhafte Vorſtellung der mancherley Freuden die ſie auf der Reiſe zu genießen hoffen, und durch den Abſchied von den zurückbleibenden Freunden bewirkten, Unruhe des Geiſtes und Zerſtreuung begleitet zu ſeyn pflegt, bey der man leicht etwas von dem mitzunehmen verg ſſen könnte, was man auf der Reiſe nöthig hat: ſo mache man ſich 2) ſchon mehrere Tage vorher ein ſchriftliches Verzeichniß der mitzunehmenden Sachen, und leſe dieſes unmittelbar vor der Abreiſe noch ein Mahl durch, indem man zugleich unterſucht, ob man alles bey ſich oder im Wagen habe. 3) Auf einem andern Blatte wird bemerkt, welche Geſchäfte man vor der Reiſe zu Hauſe noch zu beſorgen, welche Aufträge man den Zurückbleibenden zu ertheilen habe: und am letzten Abend auch dieſer Zettel nochmals durchgegangen, um gewiß zu ſeyn, daß man alles beſorgt habe, und die Reiſe nun getroſt antreten könne. — Bey Befolgung dieſer Regeln wird man gewiß ſelten den Verdruß haben, auf der Reiſe etwas nöthiges zu vermiſſen, oder ſich zu beſinnen, daß man dieſe oder jene Anordnung zu Hauſe zu machen vergeſſen, und dadurch zu mancherley Unordnungen Veranlaſſung gegeben habe. Daß ſolche Vorwürfe die Annehmlichkeiten einer Reiſe ſehr verbittern können, wiſſen manche meiner Leſer vielleicht ſchon aus eigener Erfahrung.

Ab-

Abreiſe. Einige Zerſtreuungen nach dem Abſchiede. Der Inſelsberg. Ein Paar Irrthümer. Die Chauſſee. Das Thal vor Eiſenach.

Am Abend vor der Abreiſe lud der Vater die kleine Reiſegeſellſchaft noch zu einem Abſchiedseſſen auf ſeinem Zimmer ein; nach deſſen Genuß ſie ſich ihm, mit dem Vorſatze morgen früh halb fünf Uhr abzureiſen empfahl. Die beyden Mädchen drückte er mit beſonderer Herzlichkeit an ſeine Bruſt, und entließ ſie mit dem innigen Wunſche, daß ſie brave Jungfrauen werden, und dadurch ihren würdigen Eltern und ihm Freude machen möchten. Auch von der Mutter, ihrer Familie und unſern übrigen lieben Freunden nahmen wir Abſchied, und überließen uns dann der Ruhe.

Punct halb vier Uhr weckte mich der ſogenannte Wecker, der an meiner Wanduhr angebracht iſt, durch ſein Geklingel aus dem Schlafe. Die ganz einfache Einrichtung dieſer nützlichen Maſchine, müßt Ihr euch einmahl an einer Wanduhr zeigen und erklären laſſen, wenn ihr damit bekannt werden wollt; meine Beſchreibung allein würde Euch die Sache ſchwerlich ganz deutlich machen. Man kann Abends einen ſolchen Wecker durch gehörige Drehung einer kleinen Scheibe ſo ſtellen, daß zu einer beliebigen Zeit am Morgen der dadurch zuvor feſtgehaltene Klöppel einer kleinen Glocke losgelaſſen, und nun durch die Wirkung eines Gewichts oder einer Feder, zu wiederholten Mahlen gegen die Glocke geſchlagen wird. — Sogleich kleidete ich mich an, und machte auch meine Reiſegefährten munter. Halb fünf Uhr ſtanden wir alle reiſefertig da. Aber unſer Kutſcher, der ſchon geſtern Abend hier eingetroffen war, und im Gaſthofe des nahen Dörfchens Rödirchen übernachtet hatte, wollte mit ſeinen Pferden noch nicht erſcheinen. Marc eilte daher nach dem Wirthshauſe, um ſeine Ankunft zu beſchleunigen, und kam in kurzer Zeit mit ihm ſelbſt und den Pferden zurück. Der Kutſcher entſchuldigte ſich, als ich ihm einen kleinen Vorwurf wegen ſeines Zauderns machte, damit, daß unſre Uhr um eine Viertelſtunde zu früh gehe; und ich mußte dieſe Entſchuldigung ſchon gelten laſſen: da ich, wenn auch die Behauptung ungegründet geweſen wäre, dieß doch unſerm Kutſcher nicht ſo gleich würde haben beweiſen können. Wißt Ihr wohl, lieben Kinder, wie man, wenn anders die Sache dazu wichtig genug geweſen wäre, mit Gewißheit hätte beſtimmen können, ob unſere Uhr oder die des Kutſchers die Zeit richtig angebe? —

Bey uns hatte es nun ſchon fünf geſchlagen, und William, der das Trommel-Amt für die Zeit wo Marc, unſer Inſtituts-Tambour, abweſend wäre übernommen hatte, ermunterte eben Jung und Alt durch ſeinen Trommelſchlag aus dem Schlafe. Nach wenigen Minuten fing es, während wir noch mit Aufpacken beſchäftigt waren, vor unſern Wohngebäuden an lebendig zu werden, und als wir endlich gegen halb ſechs Uhr in den Wagen ſteigen wollten, hatte ſich ſchon ein Kreis von lieben Verwandten und Freunden um denſelben verſammelt, um uns noch ein Lebewohl zu ſagen. Wir umarmten unſre Lieben, und ſetzten uns ein. Von den Wangen der beyden Mädchen, rollte bey'm herben Abſchiede von Pflegeeltern, Erzieherinnen und Jugendfreundinnen manche Thräne der Wehmuth herab; und die erſten Minuten der Reiſe wurden mit ſtillem Nachdenken hingebracht. —

Bald aber zog ein für ſich unbedeutender Vorfall die Aufmerkſamkeit der jungen Reiſenden von der eben geſchehenen Trennung ab. Wie weiland *Scandix*, deſſen ſich mancher kleine Leſer aus dem erſten Bändchen der Reiſen der Zöglinge zu Schnepfenthal noch wohl erinnern wird, der abreiſenden Caravane von Erziehern und Zöglingen freudig gefolgt war,*) ſo trabte jetzt ſein Nachfolger *Cynoſurus* vor unſerm Wagen her, ohne ſich durch unſer Zurufen zum Umkehren bewegen zu laſſen. Ihm konnte es jedoch nicht, wie damals dem *Scandix*, geſtattet werden die Reiſe mitzumachen: ein nacheilender Bediente brachte ihn daher wieder zurück.

Gleich nachher flogen einige Tauben neben dem Wege auf. Wir bemerkten ſie alle: aber Keins von der Geſellſchaft wurde dadurch ſo in Freude verſetzt, als unſere *Judith*. Ach, die *engliſchen* Thierchen! rief ſie begeiſtert aus, und ſah den Täubchen nach, ſo weit ſie konnte. Warum gerade Judith beym Anblick derſelben ſo laute Freude äußerte, wollt Ihr wiſſen? ſo hört. Judith erhielt vor dem Jahre an ihrem Geburtstage von einem ihrer Lehrer ein Paar lebendige Tauben zum Angebinde, die ihr damahls unbeſchreibliche Freude verurſachten. Sie pflegte und wartete ihre Lieblinge gemeinſchaftlich mit ihren Mitſchülerinnen Johanna und Thusnelda, die ſpäterhin auch einige Tauben zum Geſchenk erhielten oder käuflich an ſich brachten; Von dem Stroh und Heu, das ſie in das Behältniß warfen, in welchem die Täubchen ihren Aufenthalt hatten, baueten ſich dieſe Neſter, legten Eyer hinein und brüteten dieſelben aus. Da hättet ihr nun die neue Freude ſehen ſollen, welche die drey muntern Mädchen hatten, als die erſten jungen Täubchen zum Vorſchein kamen! Aber nicht immer gieng es ihnen ſo zu Glück; auch manches Thränchen wurde wegen der Tauben vergoſſen. Bald ſetzte es blutige Kämpfe unter den ſonſt ſo friedlichen Thierchen; bald wurden Eyer aus dem Neſte geworfen, Junge von den großen Wanderratten die ſich bey uns eingeſiedelt haben umgebracht, auch wohl Alte durch einen plötzlichen Tod hingerafft. Doch all' dieſes Ungemach diente nur, die treuen Wärterinnen immer mehr an ihre Pfleglinge zu feſſeln. Wundert Ihr Euch, lieben Kinder wohl noch, daß gerade Judith, die eben von ihren Täubchen zärtlichen Abſchied genommen hatte, bey Erblickung der Feldtauben in eine ſo freudige Spannung verſetzt wurde?

---

*) S. Reiſen der Zöglinge zu Schnepfenthal, Bd. 1, Seite 16.

Jetzt fuhren wir durch das nahe Dörfchen Ibenhayn, wo uns unter andern Bekannten auch Frau Schmidt, eines Leinwebers Frau, die das Scheuern oder Waſchen der Fußböden in unſern Zimmern zu beſorgen hat, am Fenſter freundlich zunickte. Als wir ſchon hinter dem Dorfe waren, kam dieſe Frau uns eilig nachgeſprungen, und reichte einige ſchöne Nachtviolenſtengel (hesperis matronalis) mit dem Ausrufe „für Marianchen und Julchen!" in den Wagen. Beyde dankten ihr freundlich, und gaben ihr Wohlgefallen an der Gefälligkeit der Frau zu erkennen. Das erhaltene Geſchenk befeſtigten ſie hernach im Wagen; allein die durch das Fahren verurſachte Erſchütterung raubte ihm freylich gar bald ſeine anfängliche Schönheit. — Möchte doch dieſer geringfügige Vorfall die jungen

Leſer darauf aufmerkſam machen, daß nicht eben Reichthum oder Anſehn dazu nöthig ſey, wenn man andern ein Vergnügen machen, ſie in mißmuthigen Stunden aufheitern wolle. Eine Blume, ein vom Spaziergange mitgebrachtes Erdbeerſträußchen oder irgend eine ähnliche Kleinigkeit, die das gute Kind dem Vater, der Mutter überreicht, zuvorkommende Gefälligkeit die es denſelben beweiſt, ſind oft hinlänglich, die Falten von ihrer Stirne zu verſcheuchen, welche irgend ein unangenehmer Vorfall verurſacht hatte. Merkt es aber wohl, meine Lieben: nur das gute Kind, das den Eltern auch durch ſein übriges Betragen Freude macht, kann dieſe Pflicht gegen die Perſonen, denen es nächſt Gott das mehreſte zu verdanken hat, erfüllen!

Unter mancherley Geſprächen, die größtentheils das Ziel unſerer Reiſe, und die daſelbſt zu genieſſende Freude des Wiederſehens zum Gegenſtande hatten, waren wir an dem Städtchen Waltershauſen vorbeygefahren, das, wie unſer Schnepfenthal, dicht am Fuße des Thüringer Waldes eine recht angenehme Lage hat, und ſich mit dem gleich dahinter auf dem Burgberge ſtehenden Schloſſe Tenneberg, und den zu beyden Seiten am Berge hin zerſtreuten Gartenhäuschen gar nicht übel ausnimmt. Der erwähnte Burgberg, und der ihm gegenüber liegende Ziegenberg, riefen das Andenken an manchen angenehmen Spaziergang in die Seelen der jungen Reiſenden und ihrer Begleiter zurück, auf dem ſie dieſe vorzüglich pflanzenreichen Berge nach allen Richtungen durchkreuzt hatten, um verſchiedene in unſerer Gegend ſeltenere Pflanzen auszuſpähen, dann in den der Botanik gewidmeten Lehrſtunden zu betrachten, und getrocknet aufzubewahren. Bald darauf ſahen wir auch den hohen Inſelsberg, über alle ihn umgebenden Gebirge weit hervorragen, deſſen Anblick ähnliche Erinnerungen in uns bewirkte. Nur Mariane und Judith bedauerten, während ihres ganzen Aufenthalts in Schnepfenthal nicht Ein Mahl Gelegenheit gehabt zu haben, dieſen merkwürdigen Berg zu beſteigen. Einzelne Abtheilungen der männlichen Zöglinge machen öfters im Sommer mit ihren Aufſehern Wanderungen dahin. Um ihre Geſchäfte nicht dadurch zu verſäumen, benutzen ſie den Sonntag dazu. Ganz in der Frühe marſchiren ſie, das Frühſtück in der

Taſche, von Schnepfenthal ab. Etwa nach drey Stunden iſt der angenehme Weg, der durch lauter Wald, über einige Berge, und an dem Dorfe Tabarz vorbeyführt, zurückgelegt; und [illegible] ſie auf der Spitze des Berges, einem Platze der in einem Umkreiſe von fünf Meilen unter allen Standpuncten der höchſte iſt. Hier eröffnet ſich ihnen, wenn der Berg nicht etwa gerade in Wolken gehüllt iſt, die gewöhnlich kaum vierzig Schritte weit zu ſehn geſtatten, eine reizende Ausſicht: auf der einen Seite in das bis zum entfernten Horizonte fortlaufende Thüringer Waldgebirge; und auf der andern über die Vorderberge weg, in eine ziemlich ebene Landſchaft, in welcher man, außer einer großen Anzahl von Dorfſchaften, die Städte Gotha und Ohrdruff erblickt. Haben ſie dieſen ſchönen Anblick einige Zeit genoſſen, dabey geruht und das Frühſtück verzehrt: ſo zerſtreuen ſie ſich auf dem Berge, der oben nur mit niederm Geſträuch bewachſen iſt, und ſuchen die merkwürdigen Pflanzen auf, die er hervorbringt, um ſie mit nach Hauſe zu nehmen. Der Rückmarſch wird dann ſo eingerich- [illegible] tet, daß die Geſellſchaft zur Tiſchzeit wieder an Ort und Stelle eintrifft.

Als wir uns dem Dorfe Laucha näherten, erblickten wir am Ende des Thales, nach welchem unſer Weg hinführte, ein Bergſchloß, die Wartburg genannt. Es liegt dicht an der Stadt Eiſenach, und iſt jedem Verehrer des biedern Dr. Luther als ein Ort merkwürdig, wo derſelbe ſich eine geraume Zeit aufhielt, und an ſeiner Bibelüberſetzung arbeitete. Eine umſtändliche Beſchreibung dieſes Schloſſes iſt im 3ten Bande der Reiſen der Salzmanniſchen Zöglinge S. 220 gegeben, und eben daſelbſt auch erzählt worden, auf welche merkwürdige Veranlaſſung Luther dahin kam. — Vor Laucha ſahen wir einige Wagen uns entgegen kommen, die ſchwer mit Holz beladen zu ſeyn ſchienen. Als ſie aber an uns vorbey fuhren, wurden wir unſern Irrthum gewahr: die Wagen waren nicht mit Holz, ſondern mit Eichenrinde befrachtet. Ich fragte meine jungen Begleiter, wohin man dieſe Rinde wohl führen, und wozu man ſie gebrauchen würde; ſie beantworteten meine Fragen richtig: und das würdet ihr, meine jungen Leſer, doch wohl auch können? — Ein ähnlicher Irrthum fiel vor, als wir durch das nächſte Dorf Mechterſtedt fuhren. Ich hatte geſagt, daß wir hier auf die Chaussée kommen würden, die von Gotha nach Eiſenach führt: und alle erwarteten nun dieſelbe mit einiger Ungeduld. Mitten in einer Straße rief endlich eins von den Kindern: „Ah! jetzt kömmt ſie: ich ſehe ſchon einen Schlagbaum, da werden wir Chauſſeegeld bezahlen müſſen.“ Der vermeynte Schlagbaum kam, aber die Chauſſee kam noch nicht; und wißt Ihr, was das Kind für einen Schlagbaum angeſehen hatte? — einen Ziehbrunnen, von der Einrichtung, wie man ſie in mehrern Dörfern findet. Denjenigen unter Euch, die dieſe Einrichtung noch nicht kennen möchten, will ich ſie mit wenigen Worten beſchreiben.

Ein ziemlich langer Balken, iſt nicht gar weit von ſeinem dickern Ende durch eine eiſerne Axe ſo unterſtützt, daß er ſich um dieſelbe frey auf und nieder bewegen kann; bildet alſo, wenn Euch dieſer Ausdruck vielleicht ſchon bekannt iſt, einen doppelarmigen Hebel. Vom dünnern Ende hängt eine Stange herab, deren Länge mit der Tiefe des Brunnens übereinkommen muß; unten an dieſer Stange iſt ein Eimer befeſtigt.

Durch ein am dickern Ende feſtgemachtes Kloß, oder anderes Gewicht von der nöthigen Größe, wird dieſem Arme des Hebels das Uebergewicht verſchafft. Die Stange mit dem Eimer muß das [illegible] ab geſtoßen werden: dagegen läßt ſich aber auch hernach der mit Waſſer gefüllte Eimer deſto leichter wieder herauf heben; ſo daß Ein Menſch dieſe Arbeit bequem verrichten kann.

Ihr ſeht nun die Aehnlichkeit dieſer Vorrichtung mit einem Schlagbaume ein. — Wollt Ihr nicht verdrüßlich werden, ſo gebe ich Euch bey dieſer Gelegenheit noch eine Klugheitsregel. Jeder Menſch kann, am leichteſten auf Reiſen, in den Fall kommen, daß ihm etwas aufſtößt das er nicht kennt, das ihm aber Aehnlichkeit mit dieſer oder jener Sache zu haben ſcheint. Will er nun von fremden Perſonen darüber belehrt ſeyn, ſo frage er lieber gerade zu: Was iſt das? Frägt er hingegen: iſt das etwa dieß oder das? und nennt Etwas, das von dem Dinge, wenn gleich eine Aehnlichkeit im Aeußern Statt findet, doch himmelweit verſchieden iſt: ſo kann er leicht in die Verlegenheit kommen ausgelacht, oder doch zum Stadtgeſpräch zu werden. — So fragte zum Beyſpiel ein Fremder, der in unſer kleines Naturalienkabinet kam, und ein mit Wachs ausgeſpriztes Menſchenherz nebſt den angrenzenden Adern erblickte: „das iſt ja wohl ein Corallengewächs?“

Erſt als wir das Ende des Dorfs erreicht hatten, kamen wir auf die lang gewünſchte Chauſſee: wie wir auch mit verbundenen Augen hätten bemerken können. Denn 1) wurde der Wagen auf dem mit kleingeklopften Steinen beſtreuten Wege weit ſtärker erſchüttert als vorhin; und 2) ließ unſer Kutſcher die Pferde, die er bisher nicht hatte aus dem Schritt kommen laſſen, jetzt raſch traben. Das leztere war für die junge Geſellſchaft beſonders angenehm: und wäre es auf ſie angekommen, ſo hätten die armen Pferde unausgeſetzt traben müſſen. Ob ſie uns aber nach einer ſo heftigen Anſtrengung am erſten Tage der Reiſe, glücklich bis Neuwied gebracht haben würden? daran zweifele ich ſehr; und unſer Kutſcher, der wahrſcheinlich noch mehr als ich ſelbſt daran zweifeln mochte, und für ſeine Pferde gar beſorgt war, ließ ſie daher nur zuweilen laufen, wenn der Weg das Fortrollen des Wagens beſonders erleichterte.

Im nächſten Dorfe Sättelſtedt mu
ten wir die erſte Abgabe an die Regierung e
richten: einen Groſchen Brückengeld. „N
geht das fatale Chauſſeegeld-Bezahlen an; a
„Viertelſtunden werden wir wohl ſtill halten u
Geld geben müſſen;“ ſagte Mariane in einem etwas mißmuthigen Tone. Ich erinnerte ſie aber, wie unbillig ihre Beſchwerde ſey: da wir doch unſtreitig beträchtlichen Vortheil von der Chauſſee hätten, und, wenn anhaltendes Regenwetter einfallen, und die gewöhnlichen Wege verderben ſollte, in einem noch höhern Grade haben würden: da ferner die Anlage und Unterhaltung der Chauſſeen mit einem anſehnlichen Aufwande von Seiten der Regierung verknüpft wäre. Meine Vorſtellung fand Eingang: ſie äußerte in der Folge nur noch dann Unzufriedenheit, wenn wir Weggeld bezahlen mußten, und doch ſchlechten Weg gehabt hatten. Und hier konnte ich ihr freylich nicht ganz Unrecht geben; ſondern ſie etwa nur darauf aufmerkſam machen, daß der Weg ehemals vielleicht noch weit ſchlimmer geweſen ſey, und wenn man nicht daran gebeſſert hätte, es noch ſeyn würde.

Bey Sättelſtedt traten wir in das vorhin erwähnte Thal, an deſſen Ausgange Eiſenach liegt. Linker Hand erhoben ſich dicht am Wege Anhöhen, die zum Theil zu Ackerland benutzt, zum Theil mit Holzung bewachſen waren. Rechts lag erſt ein fruchtbarer Wieſengrund, durch welchen ein Bach, die Hörſel genannt, fortrauſchte; und jenſeit deſſelben erhob ſich der waldloſe, anſehnliche Hörſelsberg, der an dieſer Seite ſehr ſteil, und nur mit niedrigem Geſträuch bewachſen iſt. Bey Schnepfenthal können wir dieſen Berg, mit ſeinem ſcharf abgeſchnittenen, am Ende faſt hakenförmig gekrümmten Rücken, in einer Entfernung von 1½ Stunden liegen ſehen; er verſchönert die Ausſicht nach jener Gegend hin, von manchen Standpunkten aus ungemein. Zuweilen werden auch botaniſche Spaziergänge von unſern Zöglingen und ihren Aufſehern dahin gemacht.

Auch jetzt verwendeten beſonders Judith und Peter, ſo oft wir langſam fuhren, die Augen wenig von der Blumenreichen Wieſe, an welcher der Weg hinlief; um wo möglich eine ſeltene Pflanze zu entdecken. Die wilde Salbey (Salvia pratensis) blühete in dieſer Gegend ſo häufig, daß davon einzelne Stellen der Wieſe wie mit einem blauen Tuche bedeckt erſchienen. Bey dem Dorfe Eichenrode erblickten die ſpähenden Kleinen nicht weit vom Wege eine Pflanze, bey deren Entdeckung ſie ausriefen: „Ah Pulmonaria officinalis!“ Kaum hörte dieß Marc, der, weil er das Fahren nicht gut vertragen kann, den luftigſten Platz gewählt, ſich neben den Kutſcher auf den Bock geſetzt hatte: ſo ſprang er hinab, um ſeinen Geſchwiſtern die Pflanze abzureiſſen, die ihre Aufmerkſamkeit ſo ſehr auf ſich gezogen hatte. Allein ſobald er ihnen dieſelbe in den Wagen reichte, erkannten ſie beyde, daß ſie ſich getäuſcht hatten; es war Cynoglossum officinale; deſſen ſie ſich, da es auch bey Schnepfenthal wächſt, und überdieß einen unangenehmen Geruch hat, bald wieder entledigten.

Marc bewieß übrigens in ähnlichen Fällen eine gleiche Dienſtfertigkeit gegen ſeine Geſchwiſter. So oft ſie eine Pflanze entdeckten, die ſie zu haben wünſchten, war er gleich bereitwillig ihnen dieſelbe beyzuholen.

Vor Eiſenach fanden wir einen beträchtlichen Theil der Aecker, die wir überſehen konnten ken, mit allerhand Gemüſearten, als Erbſen, Bohnen, Salat, Kartoffeln u. dergl. bebauet. Dieſe Gewächſe waren hier ſchon um ein Merkliches weiter vorgerückt, als in dem Grabegarten hinter unſern Inſtitutsgebäuden, von welchem jeder Lehrer und Zögling einen Theil beſitzt und ſelbſt bearbeitet. Der Grund davon mag hauptſächlich in der verſchiedenen Lage beyder Ländereyen zu ſuchen ſeyn. Unſer Garten liegt auf einer Anhöhe, wo er von jeder kalten Luft getroffen, und durch den Wind leicht zu ſehr ausgetrocknet wird. Dieſe Aecker hingegen lagen in einem Thale, geſchützt gegen die rauhe Nordluft; und dabey den Wirkungen der Sonnenſtrahlen ſehr vortheilhaft ausgeſetzt. Während wir dieſe fleißig bearbeiteten Gemüſefelder mit Vergnügen betrachteten, waren wir unvermerkt bis an die erſten Gärten Eiſenachs vorgerückt.

Das Röſiſche Hölzchen. Berka. Unterſuchung der Vortheile des Transports zu Waſſer. Vach. Buttlar.

Da wir auf unſere Reiſe nur eine verhältnißmäßig kurze Zeit, von höchſtens vierzehn Tagen verwenden konnten: ſo mußten wir eilen das Ziel derſelben zu erreichen; und durften uns unterwegs nur ſoviel aufhalten, als die Zeit betrug, die wir ſelbſt, und mehr noch die Pferde die uns zogen, zum Genuß der Nahrung und zur Ruhe nöthig hatten. Es wurde daher beſchloſſen in Eiſenach nur eine halbe Stunde zu verweilen, und vor dem Mittagseſſen noch ein Paar Meilen zurückzulegen. Hier war dieſe nothwendige Eile weniger unangenehm: da die mehreſten von uns, Eiſenach von Schnepfenthal aus ſchon mehrmals beſucht, und ſich daſelbſt umgeſehen hatten.

Als wir durch die jenſeitige Vorſtadt fuhren, fielen uns an der Seite eines dicht neben der Stadt liegenden, waldigen Berges die niedlichen Anlagen ins Auge, welche in Eiſenach unter dem Nahmen, das Röſiſche Hölzchen, bekannt ſind. Dem Kaufmann Röſe in Eiſenach verdanken die Einwohner dieſer Stadt das Vergnügen, welches ein Spatziergang durch dieſen, jedermann offen ſtehenden Engliſchen Garten, ihnen gewähren muß. Er fieng, wie das bey jeder Unternehmung die gedeihen ſoll rathſam iſt, klein an; und erweiterte ſeine Anlagen nur allmähmählig von Jahr zu Jahr: ſo daß ſie jetzt ſchon einen anſehnlichen Umfang haben.

Die Natur iſt ihm dabey allerdings ſehr zu Hülfe gekommen. Der ſchöne waldige Berg, einige hübſche Felſenpartien, eine reizende Ausſicht: das alles paßte vortrefflich in ſeinen Plan. Die Kunſt brauchte nur hauptſächlich noch für die Bequemlichkeit des Luſtwandlers in dieſer anmuthigen Gegend zu ſorgen: und dieß geſchah durch Anlegung bequemer, mit Sand überſchütteter Wege, die Sicherheit gegen Schmutz und Näſſe gewähren; ſteinerner Stufen, die das Erſteigen des Bergs an abhängigen Stellen erleichtern; ſchattiger Ruhebänke, niedlicher Lauben mit Tiſchen und Bänken, und durch Erbauung mehrerer kleinen Gebäude, die für einen längern Aufenthalt in dieſem Garten die nöthige Bequemlichkeit darbieten. Außerdem machte der thätige Beſitzer noch beträchtliche Anpflanzungen von allerhand, zum Theil auch ausländiſchen Holzarten; und verſchönerte dadurch die angränzenden kahlen Hügel, die auf dieſe Weiſe mit ſeinem Garten in Verbindung gebracht wurden.

Sollten einige von Euch, meine jungen Freunde, einmahl bey angenehmer Jahreszeit und Witterung durch Eiſenach kommen, und nur eine Stunde daſelbſt verweilen können, ſo rathe ich Ihnen dieſes Röſiſche Hölzchen nicht unbeſucht zu laſſen; Sie können durch daſſelbe den Weg nach der ehrwürdigen Wartburg nehmen, an der kein Freund der Geſchichte und der ſchönen Natur ſo nahe vorbeyreiſen ſollte, ohne ſie, wenn es irgend die Umſtände erlauben, beſtiegen, die daſigen merkwürdigen Ueberreſte aus der Vorzeit betrachtet, und die ungemein ſchöne Ausſicht in die umliegende Gegend, genoſſen zu haben. Vielleicht daß bey Durchwandlung dieſes angenehmen Plätzchens in manchem Reiſenden der Wunſch entſteht, für das Vergnügen ſeiner Mitbürger auf eine ähnliche Weiſe zu ſorgen, wie Herr Röſe hier für die Aufheiterung der ſeinigen geſorgt hat. Gewiß wird ihm, wenn er dabey mit der nöthigen Klugheit zu Werke geht, ſein Unternehmen nicht gereuen; denn muß es nicht einen ſehr wohlthätigen Eindruck auf das Gemüth machen, wenn man ſich als den Freudengeber vieler Hunderte ſeiner Nebenmenſchen betrachten kann?

Aber Eins möchte ich einem ſolchen Unternehmer vor Allem rathen: er prüfe ſich ehe er zur Sache ſchreitet wohl, ob er auch in der Herrſchaft über ſich ſelbſt ſo weit gekommen ſey, daß er den Verdruß der mit einem ſolchen Unternehmen gewöhnlich verknüpft zu ſeyn pflegt, werde ertragen können, ohne Nachtheil an ſeiner Geſundheit befürchten zu dürfen, und ohne ſich dadurch in ſeinem Plane irre machen zu laſſen. Denn leider finden ſich, wie es ſcheint, an allen Orten, noch ſo gedankenloſe, unverſtändige Menſchen, die an dergleichen Anlagen ihren Muthwillen oft auf eine höchſt ärgerliche Weiſe auslaſſen. Nicht genug daß ſie ohne die nöthige Vorſicht, und ohne die ſchuldige Achtung gegen das Eigenthum Anderer, an einem ſolchen Orte wandeln; bald hier eine Pflanze durch ihren Fußtritt beſchädigen, bald dort ohne Erlaubniß Blumen oder Früchte abreiſſen: nein, ſie ſcheinen oft recht abſichtlich darauf auszugehn, den Eigenthümer zu kränken. Wie könnte man ſich ſonſt die Verſtümmelungen erklären, die man an der zur Zierde dienenden Bildhauerarbeit ſo oft mit Verdruß bemerkt; und die überall angeſchriebenen, zum Theil Beleidigungen gegen den Beſitzer der Anlagen enthaltenden Witzeleyen? — Auf ſolche Aeußerungen des

Leichtſinns und der Rohheit, mache ſich alſo der patriotiſche Anpflanzer eines, dem öffentlichen Gebrauche gewidmeten Gartens, ja bey Zeiten gefaßt, damit ſie ihn nicht ganz niederſchlagen, wenn ſie ſich zeigen ſollten. — Ihr aber, lieben jungen Freunde, nehmt daraus die wichtige Lehre: daß man ſich bey jedem, auch in der beſten Abſicht angefangenen Unternehmen in der Zeit darauf gefaßt machen müſſe, daß uns dabey manches Hinderniß aufſtoßen, manche unverdiente Kränkung treffen werde.

Hinter Eiſenach kamen wir in einen, faſt ganz von der lieben Natur geſchaffenen Park; da der Weg uns durch eine anmuthige Waldgegend führte, wo das Auge einer mannigfaltigen Abwechſelung genoß. Erſt kahle Berge mit Felſen und großen Steinbrüchen; dann bald dichte, bald lichte Eichen oder Buchenwaldung; hier und da ein Stück angebautes Feld, oder eine grasreiche Wieſe; dort einzelne, ſchöne Felſengruppen am Abhange ſteiler, mit Holz bewachſener Berge; hier eine junge Anpflanzung von allerhand Nadelholz, unter welchem der Lerchenbaum uns beſonders wohlgefiel. Und blickten wie durchs Thal zurück, ſo zeigte ſich am Anfange deſſelben die alte Wartburg wirder, die uns näher bey Eiſenach durch vorliegende Anhöhen verdeckt worden war. Der Anblick aller dieſer Schönheiten verſetzte uns in eine ſehr angenehme Stimmung; in welcher wir bis an den Fuß eines Berges gelangten, über den die Straße führt. Hier ſtiegen wir alle aus, und gingen zu Fuß den Berg hinan: um unſere Pferde nicht zu ſehr zu ermüden. In unſern Reiſekleidern, bey deren Wahl auch auf die Kühle der Morgen und Abende mit hatte Rückſicht genommen werden müſſen, marſchirte es ſich in der Mittagshitze nicht gar bequem bergauf. Doch empfanden wir, da unſere Aufmerkſamkeit, theils auf die angenehme Gegend in der wir uns befanden, theils auf die Pflanzen gerichtet war, an denen wir vorübergingen, die Unannehmlichkeiten des Marſches weniger, als es wohl ſonſt der Fall geweſen ſeyn möchte. Und als wir endlich die Höhe erreicht hatten, und uns nun wieder in den Wagen ſetzten, fühlten wir doppelt, wie viel Bequemlichkeit uns derſelbe auf der Reiſe gewähre.

Hinter dem Dorfe Oberell kamen wir durch eine ſandige Gegend, in welcher wir ein ſtrauchartiges Gewächs häufig fanden, das in der Nähe von Schnepfenthal nicht angetroffen wird: das ſogenannte Beſenkraut (Spartium Scoparium). Wir ſchnitten einige Zweige mit den gelben, ſchmetterlingsförmigen Blüthen ab, die Peter zum Trocknen zwiſchen weiches Papier legte, das er zu dieſer Abſicht zwiſchen zwey zuſammen gebundenen Pappen bey ſich führte. Das Gewicht zum Preſſen der Pflanzen gab er ſelbſt ab, indem er das Papier unter das Kiſſen ſeines Sitzes ſchob.

Die Pflanzen erhielten ſich, auf dieſe Weiſe behandelt, ziemlich gut, und Peter brachte deren eine ganze Anzahl glücklich mit nach Neuwied.

Etwa drey Stunden nach unſerer Abfahrt von Eiſenach, kamen wir in dem Eiſenachiſchen Marktflecken Berka an, wo Mittag gehalten wurde.

Die Zeit welche verſtrich ehe man ein einfaches Mittagseſſen für uns zugerichtet hatte, benutzten wir dazu, in unſern Schreibtafeln mit wenigen Worten anzumerken, was wir den Vormittag über Merkwürdiges geſehn hatten, durch welche Orte wir gefahren waren, und dergleichen: damit wir bey unſerer Rückkunſt den Unſern deſto umſtändlichere Nachricht von dem Verlaufe unſerer Reiſe zu geben im Stande wären. Ich rathe meinen jungen Leſern, auf ihren Reiſen daſſelbe zu thun. An Zeit dazu wird es ihnen gewiß nicht fehlen; und gerade die welche wir dazu anwendeten, bringt man ſonſt in den Gaſthöfen, mit ungeduldigem Warten auf die Mählzeit, oft ſehr mißlaunig zu.

Man ſieht und hört, ſchon auf einer Reiſe von ein Paar Wochen, bey einiger Aufmerkſamkeit auf die Gegenſtände von denen man umgeben iſt, ſo vielerley: daß es dem Gedächtniſſe ſehr ſchwer fallen würde, nichts davon wieder entwiſchen zu laſſen, wenn man nicht die edle Schreibkünſt zu Hülfe nähme. Und welche Freude muß es nicht im Alter machen, dergleichen Tagebücher, die man in der Jugend niederſchrieb, zu durchleſen; ſich dabey der mancherley Freuden lebhaft zu erinnern die man genoß, und der Freunde in deren Umgang man ſich einſt glücklich fühlte; und wahrzunehmen, wie man mit den Jahren ſeine Begriffe von ſo manchen Dingen berichtigt, und über dieſe oder jene

Sache ganz anders urtheilen gelernt habe, als man in der Jugend darüber urtheilte.

Wir ſelbſt wären nun gleich nach geendigter Mahlzeit, wieder bereit geweſen uns in den Wagen zu ſetzen, und unſere jungen Geſellſchafter erwarteten das Signal dazu wirklich mit einiger Ungeduld. Allein um unſern Pferden die nöthige Zeit, zum Genuß ihres Futters und zur Ruhe zu gönnen, mußten wir es uns ſchon gefallen laſſen, noch ein halbes Stündchen zu warten; und das thaten denn ſelbſt die Jüngern ohne zu murren, ſobald ich ſie an die guten Dienſte erinnert hatte, welche die Pferde auf der Reiſe uns leiſteten.

Gegen drey Uhr endlich wurde wieder aufgebrochen. Gleich hinter Berka kamen wir auf eine Anhöhe, von welcher wir rechter Hand hinab die Ausſicht in ein anmuthiges Thal hatten, durch welches ein kleiner Fluß, die Werra, in mancherley Krümmungen ſich hinwand. Dieſes Flüßchen, welches aus dem nördlichen Theile des Fränkiſchen Kreiſes kömmt, iſt für unſere Gegenden ungemein wichtig. Denn etwa drey Meilen von Berka, bey dem Heſſiſchen Städtchen Wanfried wird es ſchiffbar; und vereinigt ſich ſieben Meilen von da, bey der Hannöveriſchen Stadt Münden, mit der Fulda, einem ungefähr gleich großen Flüßchen, deſſen Bekanntſchaft zu machen wir auf unſerer Reiſe auch Gelegenheit fanden. Beyde bilden nun vereinigt einen Fluß von anſehnlicher Größe, die Weſer, welche wie Euch bekannt ſeyn wird, an der beträchtlichen Handelsſtadt Bremen vorbeyſtröhmt, und ſich nicht weit von da in die Nordſee ergießt.

Von Wanfried aus können alſo die Erzeugniſſe des Bodens und des menſchlichen Fleißes, welche wir aus unſerer Gegend nach Bremen verſenden, zu Waſſer bis dahin gelangen; und eben ſo erhalten wir auch unſere ausländiſchen Bedürfniſſe, über Bremen bis Wanfried zu Waſſer. Nur bis dahin brauchen wir alſo unſere zur Ausfuhr beſtimmten Waaren auf der Axe fortzuſchaffen, und nur von daher die uns nöthigen fremden Waaren auf der Axe abzuholen. Daß dieß ein großer Vortheil ſey, wißt Ihr, meine jungen Leſer, vom Hörenſagen; habt Ihr aber auch wohl über den Grund davon ſchon einmahl gehörig nachgedacht? Ich glaube es iſt nicht überflüſſig, wenn ich Euch ein Paar Worte darüber ſage.

Eine Laſt, die auf dem Erdboden ruht, und deren Gewicht alſo ganz vom Boden getragen wird, würde ſich unter folgenden zwey Bedingungen, durch eine ſehr geringe Kraft fortbewegen laſſen: 1) der Boden müßte vollkommen horizontal oder wagrecht ſeyn, wie die Oberfläche eines ſtillſtehenden Waſſers; dürfte keine Erhöhungen und Vertiefungen haben. 2) Es dürfte keine Reibung zwiſchen der Laſt und dem Boden über den ſie hinbewegt würde Statt finden.

Sobald nähmlich 1) ein ſchwerer Körper zu einer Anhöhe hinauf gezogen werden ſoll, muß die ziehende Kraft wirklich einen Theil ſeines Gewichts übernehmen: da die ſchiefe Fläche der Anhöhe nicht geſchickt iſt, denſelben vollkommen zu unterſtützen, und ihm dadurch gleichſam alles Gewicht zu rauben. Sobald 2) Reibung Statt findet, das heißt, ſobald die Oberfläche des Körpers ſowohl, als auch der Boden rauh ſind, und alſo die kleinen Erhabenheiten des einen in die Vertiefungen des andern eingreifen, wird die ziehende Kraft anſehnlich verſtärkt werden müſſen, um den dadurch entſtehenden beträchtlichen Widerſtand zu überwinden.

Die vorhin angegebenen zwey Bedingungen finden aber niemahls wirklich Statt. Die Wege auf denen wir Laſten fortbringen, müſſen oft über Anhöhen und Berge hinlaufen; und ſelbſt in ſogenannten ebnen Gegenden muß die Laſt, bald hier über einen Stein weg, bald dort aus einer kleinen Vertiefung heraus gehoben werden, in die ſie auf dem Wege geſunken war. Kurz es iſt mit dem Fortbewegen der Laſten auf dem Lande, immer noch faſt ein beſtändiges Heben derſelben verbunden. —

Die Reibung kann auch nie ganz weggeſchafft werden. Vermindert wird ihre Wirkung freylich außerordentlich dadurch, daß wir, ſtatt die Laſten unmittelbar über den Boden hingleiten zu laſſen, ſie auf Wagen packen, und nun fortrollen laſſen. Bey der rollenden Bewegung findet nähmlich weit geringere Reibung Statt; da der fortzubewegende Körper den Boden dabey nur in wenigen Puncten berührt: auch die kleinen Erhabenheiten aus den kleinen Vertiefungen, in die ſie eingegriffen hatten, durch das Umdrehen des Rades größtentheils von ſelbſt wieder heraus gehoben werden. Dennoch bleibt zwiſchen der Axe und der Nabe des Rades, noch eine beträchtliche Reibung, die durch das dazwiſchen gebrachte Wagentheer, oder Fett, nicht ganz verhindert werden kann. Auch reiben die Seiten der Räder ſich an den Wänden der Fuhrgeleiſe, beſonders in ſandigem Boden ſtark; und verurſachen dadurch beträchtlichen Aufenthalt. Durch die Chauſſeen, und mehr noch durch die aus gegoſſenem Eiſen verfertigten Rinnen, in welchen man nach einer neuerlich in England gemachten Erfindung, die Wagenräder fortrollen läßt, wird dem letztern Hinderniß mit dem beſten Erfolge vorgebeugt. —

Ihr ſeht nun alſo, welche Hinderniſſe das Fortbringen großer Laſten auf dem Lande ſo ſehr erſchweren. Laßt uns noch unterſuchen, in wie fern dieſelben bey dem Fortſchaffen zu Waſſer größtentheils wegfallen.

Die Laſt welche ſich auf einem Schiffe, in einem Nachen oder irgend einem ähnlichen Fahrzeuge befindet, wird nebſt dieſem, von dem Waſſer immer vollkommen unterſtützt: ſo daß die zum Fortbewegen derſelben beſtimmten Menſchen oder Thiere, nicht das Geringſte von ihrem

Gewichte zu tragen haben. Ferner braucht ſie nie, weder auf eine Anhöhe gezogen, noch über Steine oder andere Unebenheiten weggehoben zu werden. Und die Reibung welche bey der Bewegung des Schiffes durch das Waſſer Statt findet, iſt wegen des ſo ſehr geringen Zuſammenhanges der Waſſertheilchen mit einander, äußerſt unbeträchtlich.

Iſt alſo das beladene Fahrzeug einmahl in Bewegung, ſo brauchen die Menſchen oder Pferde, die am Ufer hingehen, und es vermittelſt eines oben am Maſtbaume befeſtigten Seiles ziehen, nur jene unbeträchtliche Reibung, und den Widerſtand zu überwinden, den das Waſſer ſelbſt dem darin ſich fortbewegenden Fahrzeuge verurſacht. Dieſer Widerſtand, der am beträchtlichſten iſt, wenn das Fahrzeug ſtrohmaufwärts (dem Strohme entgegen) gezogen werden muß, wird aber wieder dadurch ſehr vermindert, daß man ſolche Fahrzeuge nicht gar zu breit baut, damit ſie dem Waſſer keine große Fläche entgegenſtellen; und ihnen überdieß vorn eine keilförmige Geſtalt giebt, vermöge der ſie das Waſſer leichter durchſchneiden können.

Jetzt, lieben Kinder, muß es Euch, wenn Ihr das Vorhergehende mit Nachdenken durchgeleſen habt, wohl ganz einleuchtend ſeyn: daß weit weniger Kraft dazu erfordert werde, um dieſelbe Laſt zu Waſſer fortzuſchaffen, als nöthig wäre, ſie zu Lande fortzuſchaffen; und daß alſo das Verſenden zu Waſſer auch mit geringern Unkoſten verknüpft ſeyn müſſe, als das Verſenden zu Lande. — Ich erzähle nun weiter.

Im Hintergrunde des Thales, durch welches wir die Werra ſich winden ſahn, erblickten wir das Städtchen Gerſtungen, auf welches ich meine Begleiter aufmerkſam machte, da wir in unſerer Gegend von den Bewohnern dieſes Städtchens mit einer feinern Art von allerhand irdenem Geſchirr verſorgt werden. Nicht gar weit von der Anhöhe, auf welcher wir den angenehmen Seitenblick in jenes Thal gethan hatten, machte ein Gränzſtein mit dem Heſſiſchen Wappen es uns bemerklich, daß wir jetzt das Fürſtenthum Eiſenach verließen, und in die Landgrafſchaft Heſſen, zugleich alſo auch aus dem Oberſächſiſchen in den Oberrheiniſchen Kreis übergingen. Der Weg war in dieſer Gegend bis zu dem Heſſiſchen Städtchen Vach ziemlich ſchlecht, beſonders erſchwerte der viele Sand, der ſich hier findet, das Fortrollen des Wagens ungemein. Marc und ich ſuchten daher den Pferden ihre Arbeit wieder dadurch etwas zu erleichtern, daß wir eine Strecke Weges zu Fuß machten. Von den Sonnenſtrahlen wurden wir jetzt nicht mehr, wie bey unſerm vormittägigen Marſche getroffen; ein finſteres Gewölk, das ſich uns von der linken Seite her zu nahen ſchien, hielt dieſelben ab. Dagegen machten uns einige Regentropfen etwas bange, die wir für die Vorboten eines bald zu erwartenden Gewitterregens hielten. Doch das ſchwarze Gewölk zog ſeitwärts, die uns drohende Unannehmlichkeit verſchwand, und unſere vorige Helterkeit kehrte ganz wieder zurück.

So wie heute Morgen ein Theil der Wieſe am Hörſelsberge, uns wie mit einem blauen Tuche bedeckt erſchienen war, glaubten wir jetzt auf einer Wieſe, nicht weit von dem Dorfe Zell, mehrere Stellen von anſehnlichem Umfange mit Schnee bedeckt zu ſehn. Aus der Ferne konnten wir nicht mit Gewißheit beſtimmen, welche Pflanze dieſe Erſcheinung verurſache; ſobald wir aber näher kamen, fanden wir unſere

ſere Vermuthung beſtätigt, daß es das Wollgras (Eriphorum polystachium) ſeyn möge. Dieſe Grasart, die man auf den Thüringiſchen Waldwieſen, welche eine feuchte Lage haben, häufig antrifft, trägt eine blendend weiße, kurze Wolle, die mit den Haren der Seidenkaninchen mir bey'm Anfühlen die mehreſte Aehnlichkeit zu haben ſcheint. Man hat, wenn ich nicht irre, Verſuche gemacht, ſie mit Baumwolle vermiſcht zu verarbeiten; allein der Erfolg muß wohl nicht ganz nach Wunſche ausgefallen ſeyn, da man von einer Anwendung im Großen nichts hört.

Als wir uns Bach näherten, ſuchte ich unſern Kutſcher, der gern dieſen Ort ſchon zum Nachtquartiere gewählt hätte, zu bereden, daß er uns noch eine Meile weiter, bis in das Dorf Buttlar bringen möchte, wo wir, wie ich aus Erfahrung wußte, auch einen guten Gaſthof finden würden. Er gab meiner ruhigen Vorſtellung, daß wir noch vor acht Uhr dort eintreffen könnten, und daß alſo die Pferde, für die er mit Recht große Sorge trug, bis zum folgenden Morgen noch hinlängliche Zeit zur Ruhe haben würden, Gehör, und verſprach meinen

Wunſch zu erfüllen. Würde ich wohl durch rauhe Worte, durch ſpöttiſchen Tadel der Pferde oder der Langſamkeit ihres Führers, bey demſelben mehr ausgerichtet haben, und ſchneller zu meinem Zwecke gekommen ſeyn? —

Gleich vor Vach fuhren wir über die Werra, die wir vorhin nur aus der Ferne geſehn hatten. Der Ort ſelbſt machte auf uns eben keinen angenehmen Eindruck; beſonders mißfiel uns das Pflaſter, auf welchem wir in unſerm Wagen tüchtig zuſammengeſchüttelt wurden. Die Gegend durch welche der Weg jenſeits Vach uns anfangs führte, hatte wenig Anziehendes; wurde aber unterhaltender, als wir auf einer Anhöhe angelangt waren, wo wir in das Bisthum **Fulda** eintraten. Die Gebirge dieſes Landes lagen nun in der Nähe und Ferne vor uns; in einem Thale erblickten wir das Ziel unſerer heutigen Tagereiſe, das Dorf **Buttlar**, und neben demſelben erhob ſich ein kegelförmiger, größtentheils mit Wald bedeckter Berg, auf deſſen Gipfel eine Kapelle ſtand.

Die Chauſſee war zu beyden Seiten mit Obſtbäumen beſetzt, die aber in dieſer Gegend größtentheils einen traurigen Anblick gewährten.

Denn es waren nur wenige unter ihnen, die nicht faſt ganz blätterlos dageſtanden, und dem gänzlichen Vertrocknen nahe zu ſeyn geſchienen hätten. Den mehreſten Antheil an dieſer Zerſtöhrung, mochten wohl die Raupen gehabt haben; man ſchien aber auch auf ihre Verminderung nicht ernſtlich bedacht zu ſeyn: denn wir erblickten mehrmals ganze Neſter voll an den Bäumen, die leicht hätten vernichtet werden können.

In Buttlar, wo wir gegen 8 Uhr anlangten, fanden wir, wie wir es erwartet hatten, ein geräumiges, reinliches Quartier, und freundliche Wirthsleute. Vor dem Abendeſſen wurde wieder erſt die Geſchichte des Nachmittags kurz niedergeſchrieben, und dann eine von der untergehenden Sonne röthlich beleuchtete, einfache Landſchaft, mit Vergnügen durch die Fenſter betrachtet. Auch die vielen mit Gütern beladenen Fuhrmannskarren, welche vor dem Gaſthofe ſtanden, und an denen eben von den Eigenthümern und ihren Gehülfen allerhand Arbeiten vorgenommen wurden, gaben einigen Stoff zur Unterhaltung.

Bald nach dem Genuſſe eines gut zubereiteten Abendmahls überließen wir uns der Ruhe.

Wirkungen des Froſtes. Eine Uebereilung aus Gefälligkeit. Etwas Unglaubliches. Zwey Anblicke von verſchiedener Art. Ankunft in Fulda. Das Bonifaciusfeſt.

Am folgenden Morgen wurden wir gerade zu der Zeit, die wir am Abend vorher zum Verlaſſen des nächtlichen Lagers beſtimmt hatten, durch ein Gewitter geweckt. Die Blitze waren heftig, und der Donner folgte immer ſo ſchnell auf dieſelben, daß wir davon auf die geringe Entfernung der Gewitterwolken ſchließen konnten. Zugleich ergoß ſich ein reichlicher Regen, der für die durch anhaltende Dürrung leidenden Fluren ſehr wohlthätig war. Auch wir freuten uns deſſelben; obgleich eine anhaltende Dauer gewiß unangenehme Folgen für uns gehabt haben würde.

Als wir aber nach fünf Uhr Buttlar verließen, hatte der Regen ſchon faſt gänzlich wieder nachgelaſſen; und die durch denſelben verurſachte

Kühlung, machte auf uns einen gar angenehmen Eindruck. Der Himmel blieb den größten Theil des Vormittags über mit Wolken bedeckt, und wir genoſſen daher der labenden Kühlung um ſo länger. Einige unbedeutende Regenſchauer, die uns unterwegs überfielen, konnten uns unſere heitere Stimmung nicht rauben.

Schon geſtern hatten wir es bemerkt, und noch mehr fiel es uns heute auf, daß die Wälder durch welche wir fuhren, jetzt am Anfange des Sommers, ſchon ein ganz Herbſtliches Anſehn hatten. Der Froſt der in der Mitte des Mayes noch einfiel, hatte, unter manchen andern weit nachtheiligern, auch dieſe weniger ſchädliche Folge gehabt. Denn alle jungen Baumblätter, beſonders an den vorderſten Bäumen und auf der Seite des Waldes, die der kalten Luft am mehreſten ausgeſetzt geweſen war, hatten vom Froſte gelitten, waren abgeſtorben, und hatten dabey die grüne Farbe mit der braunen vertauſcht; die den Wäldern nun das herbſtliche Anſehn gab. — Wißt Ihr denn auch, lieben Kinder, wodurch eigentlich der Froſt den mehreſten Pflanzen ſo gefährlich wird? Ich will es Euch deutlich zu machen ſuchen.

Ihr habt vielleicht ſchon ſelbſt einmahl die Erfahrung gemacht, daß gläſerne oder andere zerbrechliche Gefäße ſpringen, wenn Waſſer bey anſehnlicher Kälte darin zu Eis wird. Am leichteſten geſchieht es, wenn die Gefäße ganz mit Waſſer angefüllt, und oben verſchloſſen ſind. Auch wißt Ihr, daß ein Stück Eis auf dem Waſſer ſchwimmt. Beyde Erfahrungen lehren, daß das Eis einen größern Raum einnehmen müſſe, als das Waſſer aus welchem es entſtanden iſt. Denn wie könnte es nach der erſten Erfahrung die Gefäße zerſprengen, in denen es entſteht, wenn nicht eine Ausdehnung in einen größern Raum mit ſeiner Entſtehung verbunden wäre? und wie könnte es auf dem Waſſer ſchwimmen, wenn es nicht, wie das Holz und wie alle Körper die im Waſſer nicht unterſinken, ein geringeres ſpecifiſches Gewicht als das Waſſer hätte: das heißt, wenn nicht ein Klumpen Eis mehr Raum einnähme, als ein Klumpen Waſſer der eben ſo viel wiegt.

Gefrieren nun die Säfte, welche ſich in den feinen Röhrchen der Blätter und Stengel der Pflanzen befinden, ſo geht, indem ſie zu Eis werden, gleichfalls eine Ausdehnung mit ihnen vor. Haben alſo die Röhrchen nicht genug Dehnbarkeit, ſo zerreiſſen ſie, und ſind dann nicht mehr geſchickt, dem Stengel oder dem Blatte, die ihnen nöthige Nahrung zuzuführen: daher dieſe nun abſterben. Ganz auf ähnliche Weiſe geht es mit dem Erfrieren der menſchlichen Glieder zu. Bisweilen ſind die Wirkungen der Ausdehnung des Eiſes bey ſeiner Entſtehung aber noch weit heftiger. Dicke Eichen, ja Felſen berſten beym Gefrieren der in ihren Zwiſchenräumen enthaltenen Feuchtigkeit, mit einem Knalle, der dem Donner einer Kanone gleicht.

In dem Fuldaiſchen Städtchen Hünefeld, welches wir nach neun Uhr erreichten, wurde eine halbe Stunde angehalten. Der größere Theil der Geſellſchaft blieb im Wagen ſitzen; Marc aber war von ſeinem Bocke herabgeſtiegen, und hatte ſich zunächſt mit einem Landmanne in ein Geſpräch eingelaſſen, der das Reitpferd eines im Gaſthofe eingekehrten Fremden hielt. Die Betrachtung des Pferdes, und die Beurtheilung ſeines Werthes machte ihm, als einem erklärten Freunde dieſer nützlichen Thiere, und wohlerfahrnem Reuter, vieles Vergnügen.

Als ich, nach dem Beſchluſſe ſeines Geſpräches, auf ein Paar Minuten die Aufmerkſamkeit von ihm verwendet hatte, kam er wieder an den Wagen, und theilte einige orangefarbene, einfache Roſen unter ſeine Geſchwiſter aus. Auf mein Befragen ſagte er mir: daß er dieſelben an der Auſſenſeite eines Gartenzauns, nicht weit von dem Platze wo wir hielten, abgepflückt habe. Ich blickte nach dem Garten hin, und ſah daß zwar der Zweig des Roſenſtrauchs, von welchem er die Roſen genommen hatte, über das Stacket herüberhing, der Strauch ſelbſt aber innerhalb des Gartens ſtand. So ſehr ich mich nun zeither über Marcs Bemühen, ſeinen Geſchwiſtern die in der Nähe unſers Weges, im Freyen wachſenden Blumen zu verſchaffen, die ihnen merkwürdig waren, gefreut hatte: ſo machte er mir doch dießmahl durch ſeine Gefälligkeit Verdruß. Er fühlte auch ſelbſt, ſobald ich ihn auf das Unſchickliche ſeiner Handlung aufmerkſam gemacht hatte, daß ich Urſache habe mit ihm unzufrieden zu ſeyn; und ſuchte den begangenen Fehler nicht zu entſchuldigen.

Lernt aus dieſem Vorfalle, lieben Kinder, wie ſehr man, bey dem Beſtreben ſich gegen andere

dere gefällig zu zeigen, Urſach habe, auf ſich recht aufmerkſam zu ſeyn; damit man nicht durch jenes Beſtreben verleitet werde, etwas Unrechtes zu thun. Der Trieb andern zu gefallen wird gar leicht in dem Menſchen ſo heftig, daß ſein ſonſt feines Gefühl für Recht und Unrecht dadurch auf einige Zeit betäubt werden kann. Wie mancher Jüngling mag ſich ſogar ſchon durch dieſen Trieb, unvermerkt von der Bahn der Tugend haben ableiten laſſen! Er kam in Verbindung mit andern jungen Leuten; hörte und ſah wie ſie ſo leichtſinnig ſprachen und handelten: wie ſie Handlungen für erlaubt, ja wohl gar lobenswürdig ausgaben, die ihm bisher verabſcheuungswürdig geweſen waren. Er wurde, nachdem er mit ihnen hinlänglich bekannt worden war, freundlich eingeladen, an ihren unerlaubten Handlungen mit Theil zu nehmen: und war ſchwach genug ihrer Einladung Gehör zu geben, um — ihnen nicht zu mißfallen.

Merkt es alſo wohl: es iſt recht gut und lobenswürdig, wenn man jede Gelegenheit ergreift, wo man gegen Andre gefällig ſeyn, ihre Wünſche erfüllen kann; aber! — nie darf dadurch eine andre Pflicht verletzt, nie ein Anderer in ſeinem Rechte gekränkt werden.

Nicht weit von Hünefeld kamen wir am Fuße eines Abhanges vorbey, der gewiß über hundert Fuß hoch, und ſo ſteil war, daß man Mühe haben würde an demſelben herab zu klettern. Gleichwohl trägt man ſich, wie ich auf einer frühern Reiſe gehört hatte, in dieſer Gegend mit der Sage, daß, ich weiß nicht mehr ob im dreiſſigjährigen oder im ſiebenjährigen Kriege ein vom Feinde verfolgter Reiter, zu Pferde von dieſem Abhange hinabgeſprengt, und ohne Schaden davon gekommen ſey. — Die Geſchichte klingt höchſt unwahrſcheinlich, und ich möchte ſie ſelbſt niemandem als Wahrheit aufdringen. Indeß pflege ich doch den Perſonen, die mir ſo etwas erzählen, das ich nach meiner Ueberzeugung nicht für wahr annehmen kann, beſonders wenn ſie älter ſind als ich, nie unbedingt zu widerſprechen; noch weniger aber mich über ihren Glauben luſtig zu machen. Dieſe Uebung der Beſcheidenheit im Urtheilen über die Meynungen Anderer, empfehle ich denn auch meinen jungen Leſern bey dieſer Veranlaſſung recht angelegentlich.

Zwiſchen dem Dorfe Marbach und der Stadt Fulda hatten wir einen beſonders angenehmen, und einen vorzüglich widrigen Anblick. Am Fuße einer waldigen Anhöhe, die einige von den Kindern mit mir zu Fuß beſtiegen, gingen wir an einer durch ein kleines Bächelchen gewäſſerten Wieſe hin, die mit den ſchönſten Vergißmeinnicht (myoſotis palustris) wie überſäet war. Judith, die ſich unter den Fußgängern befand, konnte unmöglich vorübergehn, ohne ſich, mit lauten Aeußerungen der Freude, einen Strauß von dieſen niedlichen Blümchen zu pflücken. Mit dieſem in der Hand, ſprang ſie dann eilig den Uebrigen nach. Und der widrige Anblick? — ein jenſeit des Holzes, auf der Höhe, nicht weit vom Wege abſtehende Rabenſtein, an welchem ein, durch die Wirkung der Sonne und Luft ganz ſchwarzbraun gefärbter, menſchlicher Leichnam hing.

Unſer Kutſcher ließ ſich mit einem, gerade neben dem Wagen reitenden Manne aus der hieſigen Gegend, über dieſen unangenehmen Gegenſtand in eine Unterredung ein. Der Verurtheilte war ein Spitzbube von Profeſſion geweſen; war ſchon vorher einmahl im Wirzburgiſchen

ſchen des Diebſtahls überwieſen, gebrandmarkt und aus dem Lande gejagt worden. Hier im Fuldaiſchen hatte er ſein Handwerk von neuem angefangen, und endlich dadurch das Leben verwirkt. In der Woche vor Oſtern war er gehenkt worden. Möge der Anblick ſeines von den Raben zerfleiſchten Körpers jeden Leichtſinnigen daran erinnern, daß gedankenloſe Unachtſamkeit auf ſeine Handlungen, den Menſchen erſt zur Gleichgültigkeit gegen geringere Vergehen, und durch dieſe endlich zu den gröbſten Pflichtverletzungen führen kann.

Noch eine kleine Anhöhe mußten wir hinan, da eröffnete ſich uns allmählig die Ausſicht in das ſchöne Thal, in welchem die Stadt Fulda liegt. Einige vorliegende Anhöhen verhindern es, daß man nicht ſogleich die ganze Stadt überſehen kann. Das Kloſter Marienberg fällt, etwas rechts vor der Stadt auf einer Anhöhe, zuerſt in die Augen. Eine ſchöne Allee führt von der Stadt nach dieſem Kloſter hin. So wie man ſich der Stadt mehr nähert, erblickt man nach und nach die anſehnliche Domkirche, das Schloß, und andere öffentliche Gebäude; bis man endlich das Ganze vor ſich ſieht, das keinen unangenehmen Eindruck macht.

Nur kurze Zeit konnten wir dieſe Ausſicht genießen: da rollten wir ſchon zum Thore hinein. Eine Kaſtanien-Allee führte uns bis an den geräumigen Domplatz, und vor demſelben vorbey. An den Eingängen des Doms ſahen wir einige Buden ſtehen, in welchen wahrſcheinlich geweihete Kiſchen, und bedruckte Zettel, zum Umhängen bey Krankheiten, oder ähnliche Handelsartikel für gläubige Käufer zum Verkauf ausgeſtellt waren; wie wir das vor 16 Jahren in Fulda geſehn hatten, als unſere damals nur erſt aus 13 Mitgliedern beſtehende Erziehungsgeſellſchaft, den Charfreytag daſelbſt zubrachte (ſiehe Reiſen d. Salzmanniſchen Zöglinge 4ter Theil S. 70.). Wir ſchloſſen aus dieſem Umſtande, aus der Verſammlung von Menſchen vor dem Dome, und der feſtlichen Kleidung der Perſonen die uns begegneten, daß heute ein Feyertag ſeyn müſſe, und nahmen uns vor, im Gaſthofe Erkundigung deshalb einzuziehn.

Auch vor dem Schloſſe fuhren wir vorbey. Es iſt von beträchtlicher Größe; ſo daß die Kinder äußerten: für einen einzelnen Herrn, ohne

Familie, ſey es wirklich zu groß. Das äußere Anſehn des Schloſſes iſt nicht vorzüglich ſchön, aber doch auch nicht unangenehm. Daſſelbe ließe ſich von den mehreſten Privat-Gebäuden in der Stadt ſagen, welche wir zu ſehn bekamen. Wir ſtiegen in demſelben Gaſthofe ab, in welchem unſere Geſellſchaft vor 16 Jahren einen Tag bewirthet worden war, nähmlich im Storche. Den damaligen Wirth, der ſie ſo vorzüglich freundlich aufgenommen, und ganz zu ihrer Zufriedenheit behandelt hatte, fanden wir aber nicht mehr. Er war vor einigen Jahren von der Erde gegangen, und ſeine Familie ſetzte nun die Wirthſchaft fort.

Ueber Tiſche erkundigten wir uns nach dem Zwecke des Feſtes, das man heute hier zu Lande feyerte; und hörten daß es dem Andenken des heiligen Bonifacius gewidmet, und ein großes Feſt für die Fuldaer ſey. Gewiß hat es auch dieſer eifrige Lehrer des Chriſtenthums unter den damals noch dem Heidenthume ergebenen Teutſchen, recht ſehr um die Bewohner des Bisthums Fulda verdient, daß ſie ſein Andenken ehren. Denn er war es, der im Jahre 744 das Kloſter Fulda an dem Platze ſtiftete, wo noch jetzt die Stadt Fulda ſteht. Er war ein Engländiſcher Geiſtlicher, und hieß eigentlich Winfried. Im Jahre 722 kam er nach Teutſchland, und unternahm es, die damahligen Bewohner des jetzigen Thüringen, Heſſen und Franken, von denen noch der größte Theil mit den Lehren des Chriſtenthums unbekannt war, zu demſelben zu bekehren.

Sobald es ihm gelungen war, dieſe Heyden einigermaßen gegen ihre bisherigen Vorſtellungen von dem höchſten Weſen mißtrauiſch, und zur Annahme der Chriſtlichen Lehre geneigt zu machen, fing er an Kirchen und Klöſter zu ſtiften. Die Lehrer welche er dabey anſtellte, ſollten nun das von ihm angefangene Werk fortſetzen; die neuen Chriſten noch beſſer unterrichten; mildere Sitten unter ihnen verbreiten; und ihnen mancherley nützliche Kenntniſſe beybringen. Unter andern war er denn wie geſagt, auch der Stifter des Kloſters Fulda, welches durch viele anſehnliche Geſchenke an Ländereyen, die es von den benachbarten Mächtigen erhielt, bald zu einem beträchtlichen Eigenthume gelangte. Die gute Anbauung ihrer Beſitzungen ließen ſich die Herren Mönche ſehr angelegen ſeyn, und zogen daher nach und nach immer mehr Gehülfen an ſich, denen ſie Wohnungen in der Nähe ihres Kloſters baueten. Dadurch wurde der Grund zur Stadt Fulda gelegt.

Der raſtloſe Bonifacius, deſſen Verdienſte ihr im erſten Bändchen dieſer Reiſen S. 56 ꝛc. ſchon umſtändlicher geſchildert findet, wurde endlich, nachdem er faſt vierzig Jahre hindurch für die Ausbreitung der Chriſtlichen Religion thätig geweſen war, im Jahr 755 von den Frieſen erſchlagen; einem Volke in dem nordweſtlichen Theile von Teutſchland, welches er eben auch vom Heydenthume abzubringen verſuchte. Nach ſeinem Tode wurde er, wegen ſeiner großen Verdienſte um die Verbreitung des Chriſtenthums unter den Heyden, welchem gefahrvollen Geſchäffte er endlich ſelbſt ſein Leben aufgeopfert hatte, von ſeinen Glaubensgenoſſen als ein Heiliger verehrt.

Man glaubte nähmlich daß ſolche Perſonen, die einen ausgezeichnet frommen Wandel geführt, und große Aufopferungen zum Beſten der Religion gemacht hätten, nach ihrem Tode bey Gott in beſonderm Anſehn ſtehn, und durch ihre Fürbitte viel über ihn vermögen würden. Um alſo ihre Gunſt zu erlangen, und ſich ihrer Fürſprache bey Gott zu verſichern, machte man ihre Verehrung ſelbſt zu einem Gegenſtande der Religion: weihete ihnen Kirchen und Capellen, ſtellte ihre Bildniſſe in denſelben auf, richtete Gebete an ſie, und beſtimmte gewiſſe Tage im Jahre beſonders zu ihrer Verehrung. So war nun gerade der heutige in den katholiſchen Ländern der Verehrung des heiligen Bonifacius gewidmet.

Beſuch in einem Nonnenkloſter. Geduldsübungen. Eine Bleiche. Ankunft in Schlüchtern.

Wir hatten nach dem Mittagseſſen noch eine halbe Stunde bis zur Abreiſe übrig. Dieſe benutzten wir dazu, ein nicht weit von unſerm Gaſthofe abgelegenes Nonnenkloſter zu beſuchen, in welches man, ohne höhere Erlaubniß dazu einholen zu müſſen, kommen kann. Eine bejahrte Kloſterjungfrau hatte die Güte, uns mit der Einrichtung deſſelben einigermaßen bekannt zu machen. Sie führte uns in eine Capelle, in welcher die Bewohnerinnen des Kloſters ihre täglichen Andachten verrichten. Dieſe beſtand blos aus einem kleinen Zimmer, in welchem ein Altar und Schranken für die Betenden angebracht waren. Wir fanden hier gerade eine Nonne, welche knieend die vorgeſchriebenen Gebete aus einem Buche leiſe ablas.

Unſern Kleinen zeigte die freundliche Führerin, deren Kloſternahme Aloyſia war, in einem an die Capelle ſtoßenden Cabinette einen Schrank voll ſchöngeputzter Puppen. Einige derſelben ſtellten Engel, andere Hirten, wieder andere die Weiſen aus dem Morgenlande vor, welche dem neugebohrnen Heylande Geſchenke darbrachten, u. ſ. w. Die ganze Sammlung wird am Weihnachtsfeſte zur Vorſtellung der Krippe gebraucht, wie es die Katholiken, bey denen dieſer Gebrauch üblich iſt, zu nennen pflegen; das heißt zur Vorſtellung der verſchiedenen merkwürdigen Auftritte, die ſich bald nach der Geburt Jeſu ereigneten.

Gegen das Coſtume, wie man es nennt, oder die den Zeiten, in welche jene Begebenheiten fallen, angemeſſene Kleidung der Perſonen, war bey dieſen Puppen ſehr geſündigt worden. Die Hirten, unter andern, hatten ziemlich das Anſehn von unſern Seiltänzern oder Laufern.

Während wir von da weiter gingen, hatte ich mich mit unſerer Begleiterin in ein Geſpräch eingelaſſen. Wir erfuhren dadurch, daß die daſſelbe bewohnenden Nonnen zu keinem beſtimmten Orden gehörten, ſondern unter dem Nahmen „Engliſche Fräulein“ bekannt wären; daß an mehreren Orten, z. B. in Maynz und in München, ſich gleichfalls Zweige ihrer Geſellſchaft aufhielten, und daſelbſt klöſterlich zuſammen wohnten; daß ſie alle unter einem gemeinſchaftlichen, weiblichen Oberhaupte ſtänden, welches in dem letztgenannten Orte wohne; Daß endlich der Hauptzweck ihrer Verbindung die Erziehung der weiblichen Jugend wäre.

Als unſere Führerin hörte, daß das Geſchäfft der Erziehung auch unſer Beruf ſey, lud ſie uns ein, ihre Schulſtube in Augenſchein zu nehmen. Wir folgten ihr durch den Garten; der mit allerhand Küchengewächſen gut bebaut war, in ein Seitengebäude. Das Lehrzimmer, in welches ſie uns hier führte, war geräumig, mußte aber auch gegen hundert

Schülerinnen zugleich faſſen. Eben ſo zahlreich ſind die übrigen Claſſen dieſer Kloſterſchule, da alle junge Mädchen in der Stadt hier in der Religion, im Leſen, Schreiben, Rechnen und in weiblichen Arbeiten unterrichtet werden. Sechs Nonnen theilen ſich in dieſes, gewiß mühevolle Geſchäfft. Etwas ſehr weſentliches vermißten wir in der Schulſtube: die friſche Luft; — doch vielleicht hatte man nur heute, wo wegen des Bonifaciusfeſts keine Schule gehalten wurde, unterlaſſen, für dieſe heilſame Gabe der Natur, durch Eröffnung der Fenſter gehörig zu ſorgen.

Jungfer Aloyſia begleitete uns nun zurück; wir ſchieden mit der Verſicherung unſerer Dankbarkeit von ihr, und eilten dem Storche wieder zu. Gleich darauf wurde die Reiſe weiter fortgeſetzt.

Der heutige Nachmittag war unſtreitig einer der beſchwerlichſten Theile unſerer Reiſe. Die durch das Gewitter und den Regen am Morgen bewirkte Abkühlung, war verſchwunden, ſo wie der Himmel gegen Mittag ſich aufgehellt hatte. Eine brennende Sonnenhitze war nun an ihre Stelle getreten, die bis zum

Abend anhielt. Am mehreſten hatten wir mit einer der quälendſten Empfindungen zu kämpfen, mit dem Durſte; der ſich bald nach unſerer Abreiſe von Fulda einſtellte, und ungemein heftig wurde. Ein Trunk, den wir uns bey der erſten Chauſſeegelds-Einnahme reichen ließen, half nur auf kurze Zeit. Wir waren daher genöthigt, uns an ein wirkſames Linderungs-Mittel unſerer unangenehmen Empfindung zu halten, welches zugleich ein untrügliches Univerſal-Mittel gegen alles andere Ungemach iſt; ich meyne die Geduld.

Diejenigen von uns, welche dieſe ſchätzbare Fertigkeit, den Unwillen bey widrigen Zufällen zu mäßigen, beſaßen und jetzt in Ausübung brachten, befanden ſich ganz erträglich. Sie zogen durch Betrachtung der wirklich ſchönen Gegend, in der wir uns befanden, der mit hunderterley Blumen geſchmückten Wieſen, oder der fruchtbaren und fleißig angebaueten Felder, durch welche wir fuhren, und durch mancherley Geſpräche ihre Aufmerkſamkeit nach und nach immer mehr von dem Uebel ab, mit welchem ſie kämpften. Der widrige Eindruck den daſſelbe auf ſie machte, wurde daher immer ſchwächer. Eines von unſerer Geſellſchaft aber, das die Anwendung jenes Mittels nicht in ſeiner Gewalt hatte, befand ſich den größten Theil dieſes Nachmittags hindurch ſehr übel; und hätte durch ſein oft wiederholtes Klagen leicht die ganze übrige Geſellſchaft in mißmuthige Stimmung verſetzen können.

Als der Durſt bey uns allen gerade einmahl recht heftig war, ſagte ich: „noch eine kleine Geduld! wir werden nun gleich an einen Brunnen mit gutem Trinkwaſſer kommen.“ — Die Kinder ſahn mich an, und ſchienen meine Verſicherung für einen Scherz zu halten, da noch kein Dorf in der Nähe zu ſehn war. Aber kaum waren wir noch ein Paar Hundert Schritte weit, einen Berg hinab gefahren, ſo erblickten wir rechts am Wege einige junge Lindenbäume, in deren Schatten eine ſteinerne Ruhebank, und vor derſelben ein Brunnen ſtand, aus welchem ſich ein klarer Waſſerſtrahl ergoß. Auf der geräumigen Bank ruhete gerade eine Geſellſchaft von Landleuten, die wahrſcheinlich von Fulda zurückkehren, und dort den feyerlichen Gottesdienſt in der Domkirche mit abgewartet haben mochten, den der Fürſtbiſchof am heutigen Feſttage zum Theile ſelbſt zu verwalten hat. Unſer Kutſcher hielt ſtill, wir ſtiegen ab, und erquickten uns durch einen kühlen Trunk.

Ich überdachte, während wir von da weiter fuhren, die Summe von angenehmen Empfindungen, welche derjenige, der dieſen Brunnen anlegen, und die beſchattenden Bäume um denſelben anpflanzen ließ, dadurch ſo vielen Tauſenden von Menſchen ſchon verurſacht haben mag. O, wenn doch recht viele Menſchen ihre Freude darin ſuchten, etwas zur Erleichterung, zur Erquickung und zur Aufheiterung ihrer Nebenmenſchen beyzutragen; nicht blos derer die durch Bande der Freundſchaft mit ihnen verbunden ſind, ſondern auch ſolcher, die ſie nicht kennen, von denen ſie weder thätigen noch mündlichen Dank für das ihnen erzeigte Gute erwarten können; — wie angenehm würde die Wirkung davon für beyde Theile ſeyn!

Noch ehe wir dieſen Labequell erreichten, hatten wir an einer rechts vom Wege abgelegenen, etwa um eine halbe Meile entfernten

Anhöhe, zwey Plätze bemerkt, die ganz weiß ausſahen, gerade als wenn ſie mit Schnee bedeckt wären. Weiße Blumen konnten wohl in einer ſo großen Entfernung die Täuſchung nicht veranlaſſen; wir ſtimmten daher Alle darin überein, daß es eine Bleiche ſeyn müſſe. Nur wunderten wir uns, daß man auf der nicht ganz unbeträchtlichen Anhöhe das zum Benetzen der zu bleichenden Leinwand erforderliche Waſſer in der nöthigen Menge vorfinde. Wahrſcheinlich muß eine ergiebige Quelle dort entſpringen. — Daß wir uns in unſerer Vermuthung nicht geirrt hätten, wurde uns übrigens dadurch ziemlich zur Gewißheit, daß wir bald nachher, in geringerer Entfernung vom Wege, ähnliche Bleichplätze deutlich wahrnahmen. Wir ſchloſſen daraus daß das Bleichen einen Nahrungszweig für die Bewohner der nächſten Ortſchaften ausmachen müſſe.

Ein Paar Worte über das Bleichen möchte ich Euch wohl bey dieſer Gelegenheit ſagen. Ihr wißt daß es der Zweck deſſelben iſt, die grauliche Farbe des leinenen Garns, oder der daraus ſchon gewebten Leinwand, in Weiß zu verwandeln. Das Mittel, deſſen man ſich zu dieſer Verwandlung bedient, iſt gewöhnlich das Sonnenlicht. So wie nähmlich die Farben der Bänder und Zeuge welche anhaltend von der Sonne beſchienen werden, wie man zu ſagen pflegt, verſchießen, das heißt nach und nach immer mehr von ihrer Lebhaftigkeit verlieren: eben ſo wird auch die graue Farbe, welche die aus dem Flachſe verfertigten Zeuge Anfangs haben, durch die anhaltende Wirkung des Sonnenlichts allmählich zerſtört, und das Zeug wird weiß. Das beſtändige Beſprengen der dem Sonnenſcheine ausgeſetzten Leinwand mit Waſſer iſt nöthig, um zu verhindern, daß die durch die Sonnenſtrahlen erregte Hitze, die Leinwand nicht mürbe, und alſo minder dauerhaft mache. Daß Eine Art von Waſſer zum Begießen der zu bleichenden Zeuge tauglicher iſt, als die andre, rührt von den erdigen und metalliſchen Theilen her, die einige Quellwaſſer bey ſich führen; die ſich dann in den Zeugen welche man oft damit begießt feſtſetzen, und denſelben nachtheilig werden.

Ein Franzöſiſcher Chemiker, nahmens Bertholet, hat in neuern Zeiten eine Bleichmethode bekannt gemacht, bey welcher Statt des Sonnenlichts ein künſtlich zubereitetes Waſſer zur Zerſtöhrung der grauen Farbe angewendet wird. Sie hat vor der gewöhnlichen Art den Vorzug, daß ſie zu jeder Jahreszeit angewendet werden kann, und ſchneller zum Ziele führt. Dagegen iſt ſie aber koſtbarer, und kann der Geſundheit der Perſonen leicht nachtheilig werden, die ſich damit beſchäfftigen.

Von dem Flecken Neuhof an bis gegen das heſſiſche Städtchen Schlüchtern hin, welches wir am Abend erreichten, hat die Gegend durch welche wir fuhren wenig Angenehmes; ſelbſt der Erdboden ſcheint unfruchtbar zu ſeyn, und ganze Strecken lagen unbebaut da, auf denen kaum das weidende Vieh etwas Futter fand. Eine Viertelmeile vor Schlüchtern aber fuhren wir zwiſchen zwey mit Laubholz bewachſenen Bergen, in ein ziemlich weites Thal hinab; und von da an machte uns der Anblick der uns umgebenden Gegenſtände wieder mehr Vergnügen. Bald freueten wir uns der majeſtätiſchen Eichen, die jetzt mit jungem Grün prangten; bald der ſchönen Obſtbäume die man längſt der Chauſſee angepflanzt hatte; bald der grünen Wieſe die durch das Thal fortlief, in welches wir nun getreten waren.

Nach ſieben Uhr kamen wir in Schlüchtern, unſerm heutigen Nachtquartiere an, welches in dem eben erwähnten Thale liegt. Nachdem wir heute ſchon eine ſtarke Geduldsprobe hatten beſtehn müſſen, gefiel es unſern Wirthsleuten, uns am Abend noch eine zweyte aufzuerlegen. Sie zauderten nähmlich mit der Zubereitung unſers Abendeſſens ſo ſehr, daß wir um neun Uhr uns noch immer mit der Hoffnung auf eine baldige Befriedigung unſers Appetits begnügen mußten. Ein ſchweres Gewitter hatte ſich indeß genahet; wir ſahen erſt nur den Schein der noch weit entfernten häufigen Blitze, nun aber wurde es finſtrer; ein heftiger Sturm erhob ſich, der Regen ſtürzte in großen Tropfen aus den Wolken herab, und wir vernahmen den Schall des Donners immer ſtärker. Ganz nah kam dieſes ſchwere Gewitter indeß nicht; und wir ließen uns daher von unſerer Mahlzeit, die wir nach langem Warten endlich erhalten hatten, nicht durch daſſelbe abhalten. Bald nachher überließen wir uns der Ruhe, die uns nach den Beſchwerden unſerer nachmittägigen Reiſe doppelt willkommen war.

Wirkungen des Gewitters. Eine Nachtigall. Gelnhauſen. Ein unangenehmer Auftritt. Sehnſucht nach Frankfurt.

Am dritten Tage unſerer Reiſe fanden wir die Luft früh, bey unſerer Abreiſe von Schlüchtern, durch das geſtrige Gewitter wieder ſehr abgekühlt. Allein dieß war nicht die einzige Wirkung deſſelben, die wir auf unſerer heutigen Reiſe wahrnahmen. Schon vor dem erſten Dorfe durch welches wir fuhren, ſahen wir in den Gärten mehrere, zum Theil mit jungen Früchten reichlich beladene Obſtbäume, vom Sturme umgeriſſen daliegen; und ſo in den Gärten aller der Orte, durch welche der Weg uns an dieſem Vormittage führte. Einige waren mit der Wurzel aus dem Boden geriſſen; bey andern war der Stamm zerbrochen; und von vielen hatte der Sturm ſtarke Aeſte abgeriſſen, und dieſelben oft eine ganze Strecke weit fortgeſchleudert.

Es war für den, der nichts dabey verloren hatte, ein trauriger Anblick; wie viel beunruhigender mußte er aber für diejenigen ſeyn, welche ihr Eigenthum, die ſorgſam gepflegten Obſtbäume, von denen ſie ſich noch manches Jahr reichliche Früchte verſprochen hatten, jetzt in einer Stunde ſo verwüſtet ſahen. Das heutige Pfingſtfeſt, das ſonſt eine vorzügliche Aufmunterung zur Freude für die Bürger und Landleute zu ſeyn pflegt, wurde für die Bewohner dieſer Gegend gewiß zu einem Tage der Trauer.

Nicht auf Alle wird indeß der Verluſt gleichen Eindruck gemacht haben. Für diejenigen, welche ihr Herz ganz an die ſichtbaren Güter gehängt hatten, die ſie beſaßen, und den Beſitz derſelben für ein Haupterforderniß zur Glückſeligkeit hielten, mußte derſelbe nothwendig weit empfindlicher ſeyn, als für Solche, die ſich zwar auch des Beſitzes äußerer Güter gefreuet, aber doch denſelben keinen zu großen Werth beygelegt, und vielmehr oft daran gedacht hatten, daß ſie vergänglich wären, und ihnen durch irgend einen Zufall leicht plötzlich entriſſen werden könnten.

Dieſen letztern ahmet doch ja nach, lieben Kinder, wenn Ihr zufrieden auf der Erde leben wollt. Ein Menſch der ſeine Glückſeeligkeit auf das Sichtbare gründet, ſchwebt ja beſtändig in der Gefahr unglückſeelig zu werden. Eine Feuersbrunſt, eine Ueberſchwemmung, die Ungerechtigkeit eines ſeiner Nebenmenſchen, der Tod, und viele andre Urſachen, können ihm ja täglich und ſtündlich das rauben, was ihm das Liebſte iſt, wovon er ſeine Zufriedenheit abhängig gemacht hat. Es giebt aber, wie Ihr wißt, andere Güter, die nicht der Vergänglichkeit unterworfen ſind, die ewig unſer Eigenthum bleiben. Tugend, oder die Fertigkeit immer ſo zu handeln, wie wir es für recht erkannt haben; Weisheit, oder das Vermögen immer die ſchicklichſten Mittel zur Erreichung unſerer Zwecke zu wählen; Freyheit von der Herrſchaft der ſinnlichen Begierden, die uns bey der Erfüllung unſerer Pflichten ſo oft hinderlich ſind; Kindliches Vertraun auf Gott, die feſte Ueberzeugung, daß alles was uns begegnet, unter ſeiner Leitung, zu unſerm Beſten dienen müſſe: dieß ſind Güter die uns in Fällen, wo aller Reichthum, alles Anſehn uns nicht helfen können, von unſchätzbarem borem Werthe ſeyn müſſen; die kein Zufall uns rauben kann. Wohl dem, der auf ihren Beſitz ſeine Glückſeeligkeit gründet!

Wir kamen dieſen Vormittag durch zwey Landſtädtchen; Steinau, das, ſo wie Schlüchtern, in einem abgeſonderten Stücke der Grafſchaft Hanau liegt, folglich unter Heſſen-Caſſeliſcher Regierung ſteht; und Salmünſter, welches wieder Fuldaiſch iſt. Jenſeits Salmünſter zählten Mariane und Judith während einer halben Stunde, in welcher wir jedoch auch einmahl eine Strecke durch Holzung kamen, nahe an zweyhundert vom Sturme umgeworfene Bäume, die ſie vom Wagen aus bemerken konnten. Als wir uns dem Churmannziſchen Dorfe Wirtheim näherten, entdeckten wir wieder neue Spuren von den Verwüſtungen, welche das geſtrige Gewitter über dieſe Gegenden gebracht hatte. Das ſchon in der Blüthe ſtehende Getreide war durch einen ſtarken Hagelſchlag größtentheils zu Grunde gerichtet worden. Auf den mehreſten Aeckern waren alle Halme geknickt, und die Aehren hingen zur Erde hinab: — ein Mitleid erregender Anblick.

Nicht weit von Wirtheim kamen wir wieder durch Waldung, und hier wartete unſer mitten unter den mancherley unangenehmen Empfindungen, auch eine angenehme. Eine Nachtigall ließ von einer ehrwürdigen Eiche herab ihre lieblichen Töne erſchallen. Diejenigen von uns, welche gerade zu Fuß gingen, und die mannigfaltige Muſik des geprieſenen Virtuoſen unter dem Vögelgeſchlechte am beſten vernehmen konnten, hielten eine Weile inne, und warteten ab bis derſelbe ſeinen Baum verließ, und einen andern zum Aufenthalte wählte.

Gewiß würden wenige Reiſende durch den Geſang des Vogels ſo angenehm überraſcht worden ſeyn, als wir Schnepfenthäler dadurch überraſcht wurden. Nicht als ob ich glaubte, daß viele keinen Sinn dafür gehabt haben möchten: ſondern, weil wir das mit dem Anhören deſſelben verbundene Vergnügen, jetzt eben zum erſten Mahle in dieſem Jahre genoſſen. Die Gegend um Schnepfenthal iſt nähmlich äußerſt arm an Nachtigallen, und es verſtreicht mancher Sommer, ohne daß wir eine derſelben ſchlagen hören. Der Grund von dieſer Armuth iſt hauptſächlich darin zu ſuchen, daß die Vorderberge

berge des Thüringer Waldes, an deſſen-Fuße wir wohnen, wenigſtens die uns zunächſt liegenden, faſt durchaus mit Nadelholz, mit Tannen, Fichten und Kiefern bewachſen ſind. Die Nachtigall liebt aber ſolche Holzung nicht zu ihrem Aufenthalte, ſondern bewohnt ausſchließlich die Laubwälder, mit denen wir in der Nähe nur ſparſam verſehn ſind. — Läßt ſich ja einmahl ein ſolcher Vogel in unſerer Gegend hören: ſo dauert es gar nicht lange, und er wird weggefangen. Denn viele von den Bewohnern der hieſigen Gegend, beſchäftigen ſich mit dem Vogelfange ſo leidenſchaftlich: daß ſie das Frühjahr hindurch manchen halben Tag demſelben aufopfern. Finken, Zeiſige, Nachtigallen, Hänflinge, Rothkehlchen, alle ſuchen ſie mit Leimruthen wegzufangen, und verkaufen ſie dann um ein Spottgeld, oder ſperren die armen Thierchen ſelbſt ein. — Ob es recht ſey, ſo viele unſchädliche Thiere, die andern Menſchen durch ihren Geſang Vergnügen machen, ihrer Freyheit, und damit des größten Theils ihres Lebensgenuſſes zu berauben; und beſonders dieß im Frühjahre zu thun, wo mit einem einzigen weggefangenen Vogel, iedesmahl eine ganze

Brut zerſtört wird: dieß zu beurtheilen, überlaſſe ich, Ihr jungen Leſer, Eurer eigenen Empfindung.

Im vorigen Sommer hatten wir ſeit mehreren Jahren zum erſten Mahle das Vergnügen, daß ein Paar dieſer Vögel ganz in der Nähe unſeres Wohnſitzes ſich ſeinen Aufenthalt wählte. Da wurde uns denn faſt jeden Morgen und jeden Abend das Vergnügen zu Theil, uns an dem ſchönen Geſange des Männchens zu ergötzen, dem wir bey der Stille der Nacht, ſelbſt an unſern Fenſtern zuhören konnten. Dieſes Jahr aber haben wir vergebens auf die Wiederkehr dieſer angenehmen Nachbarn gehofft.

Noch ehe wir die Stadt Gelnhauſen erreichten, fuhren wir über eine ſteinerne Brücke des kleinen Flüßchens, die Kinzig genannt; und kamen bald nachher zwiſchen die zur Stadt gehörigen Weinberge, die erſten die wir auf dieſer Reiſe zu ſehn bekamen. Leider konnten wir aber auch dieſe nicht ohne Betrübniß betrachten: da ſie vom Hagel ſehr übel waren mitgenommen worden. Die friſch hervorgewachſenen jungen Ranken waren größtentheils von demſelben abgeſchlagen oder umgeknickt worden; und der

Sturm hatte die Weinſtöcke, nebſt den Pfählen woran man ſie befeſtigt, in die größte Unordnung gebracht; auch wieder eine Anzahl ſchöner Obſtbäume niedergeriſſen oder abgebrochen, von denen mehrere reichliche Früchte verſprochen hatten.

Jetzt kamen wir an das Thor von Gelnhauſen. Ich machte meine Reiſegefährten auf den in Stein eingehauenen Reichsadler über demſelben aufmerkſam, indem ich ihnen zugleich erzählte daß die Stadt ehedem eine freye Reichsſtadt geweſen ſey; das heißt eine Stadt, die keinem Landesherrn unterworfen iſt, ſondern von ihrem eigenen Stadtrathe, einer Geſellſchaft von angeſehenen Männern, die ſelbſt Bürger der Stadt ſind, regiert wird, wie z. B. Hamburg, Bremen, Lübek und Frankfurt am Mayn. Seit geraumer Zeit aber habe der Landgraf von Heſſen-Caſſel auf den Beſitz derſelben Anſpruch gemacht, und übe die Rechte eines Oberherrn gegen die Stadt aus.

Als wir im Gaſthofe in das uns angewieſene Zimmer traten, fielen uns ſogleich die grünen Zweige einer Maye oder Birke in die Augen, welche zum Fenſter herein hingen. Dieß erinnerte uns daran, daß heute das Pfingſtfeſt gefeyert werde, und daß es auch in der hieſigen Gegend, ſo wie bey uns in Thüringen gebräuchlich ſeyn müſſe, daß die jungen Leute jedes Orts, in der Nacht vor dieſem Feſte, ſchlang gewachſene grüne Bäume aus dem nächſten Walde holen, ſie mit Blumenkränzen und farbigen Bändern verzieren, und vor öffentlichen Gebäuden, beſonders Gaſthöfen, aufpflanzen. Wo in der Nähe Mayen wachſen, wählt man dieſe dazu; in unſerer Gegend aber werden Fichten oder Tannen aus Mangel an gutgewachſenen, hohen Birken genommen. Dieſe ſogenannte Pfingſtmaye bleibt dann einige Wochen ſtehn, bis die jungen Burſche, welche ſie pflanzten, an einem ſchicklichen Tage, gewöhnlich am Johannistage, mit Muſik wieder gezogen kommen, und ſie umwerfen: wobey ſie denn von dem Hausherrn ein Geſchenk an Gelde erhalten, oder mit Speiſe und Trank bewirthet werden.

Ueber Tiſche klagte uns unſer Wirth den Schaden, den er durch das geſtrige Hagelwetter und den Sturm erlitten habe; nach ſeiner Schätzung ſollte ſich derſelbe auf mehrere hundert Gulden belaufen. Er beſchrieb die Heftigkeit des Ungewitters, und verſicherte, daß man noch heute ganz früh, Hagelkörner in den Straßen habe liegen ſehn. Während ſeiner Erzählung zeigten einige von den jungen Zuhörern, daß ſie in der Herrſchaft über ſich ſelbſt noch nicht gar weit gekommen wären. Sie fanden den etwas ſonderbar klingenden Ton des Erzählenden, und einige unpaſſende Ausdrücke die er wählte, lächerlich. Dieß konnte man ihnen nun eben nicht verdenken, wenn ſie nur ſich ernſtlich bemühet hätten, jede Aeußerung ihrer Empfindung zu unterdrücken, um den Mann ſelbſt und ihre übrigen Tiſchgenoſſen nicht dadurch in Verlegenheit zu ſetzen. Die hierzu allerdings erforderliche Kraft mußte ihnen aber entweder noch fehlen, oder ſie überlegten nicht, was für unangenehme Folgen ihre Handlung nach ſich ziehn könne. Kurz, erſt fing der eine während der Erzählung an zu lächeln, und ein andrer, der dadurch aus der Faſſung gebracht wurde, ſtimmte hernach auch mit ein. Glücklicher Weiſe ſchien unſer Wirth es nicht zu bemerken, oder doch nicht zu fühlen, daß ſeiner Erzählung dieß Lächeln gelte; wie kränkend würde ſonſt für ihn die Bemerkung geweſen ſeyn, daß Andre bey'm Anhören ſeiner Klagen lachen könnten.

Wollt Ihr, meine jungen Leſer, Euch und Andere nicht in ähnliche Verlegenheit bringen: ſo gewöhnt Euch ja frühzeitig dazu, daß Ihr theils die Schwächen und Mängel Eurer Nebenmenſchen mit Schonung beurtheilt, theils wenigſtens immer hinlängliche Gewalt über Euch habt, um das beleidigende Lächeln unterdrücken zu können, das Euch bey der Bemerkung ſolcher Mängel vielleicht anwandeln möchte.

Zwey Uhr Nachmittags wurde die Reiſe weiter fortgeſetzt. Schon beym Fahren durch die Straßen der Stadt konnten wir es bemerken, daß dieſelbe an der Seite eines Berges liege; und als wir uns eine Strecke von ihr entfernt hatten, und wieder zurückblickten, fiel uns dieſe Lage noch deutlicher ins Auge. Das Thal welches ſich um die Anhöhe herum zog, hatte mannigfaltige Abwechſelungen; ſo daß die Ausſicht in daſſelbe Vergnügen gewährte.

Unſer Kutſcher hatte ſich in Gelnhauſen erkundigt, wie weit wir noch bis Frankfurt am Mayn hätten, welches wir heute zu erreichen wünſchten; und gab uns nun die untröſtliche Verſicherung, daß wir es ſchwerlich er=

erreichen würden, da ein Marſch von 5 Meilen ſeinen Pferden für Einen Nachmittag zu viel werde: wir wollten daher in dem Flecken Dörnigheim, eine Meile von Frankfurt übernachten, wo wir, wie man ihn in Gelnhauſen verſichert habe, ein gutes Quartier finden würden.

Wir hörten dieſe Nachricht alle ungern; die Kinder, da ſie ſich nun einmahl ſichere Rechnung darauf gemacht hatten, das ſchöne Frankfurt noch heute zu ſehn, und da ein recht bequemes Nachtquartier zu finden; und wir Erwachſenen, theils aus demſelben Grunde, theils weil wir ſchon den heutigen Abend in der Geſellſchaft unſers lieben **Ritter**, eines ehemahligen Zöglings der Schnepfenthäler Erziehungsanſtalt, in Frankfurt vergnügt zuzubringen gehofft hatten. Indeß hielten wir es doch nicht für rathſam bey unſerm Kutſcher auf eine Aenderung ſeines Entſchluſſes zu dringen, und ergaben uns alſo darein, heute in Dörnigheim zu übernachten.

Freude an einem Füllen. Hanau. Dörnigheim. Genuß eines ſchönen Abends. Ein unerwartetes Nachtquartier.

Hinter Gelnhauſen konnten wir noch eine gute Strecke weit die nachtheiligen Wirkungen des geſtrigen Gewitters bemerken. Der Hagel ſchien dieſe Gegend weniger betroffen zu haben, als die zwiſchen Wirtheim und Gelnhauſen. Dagegen mußte hier der Regen heftiger geweſen ſeyn, denn ganze Strecken Sommerfeucht, waren durch das von der Höhe herabgefloſſene Waſſer mit Sand bedeckt worden; und der Weg auf dem wir fuhren, leider keine Chauſſee, ſtand noch immer hier und da voll Waſſer. Unſere Fahrt war daher auch größtentheils ſehr langweilig.

Nach einigen Stunden kamen wir in den Wald, in welchem ich als Kind, auf der Reiſe welche die Schnepfenthäler Erziehungsgeſellſchaft nach Frankfurt und Maynz machte, einen ſehr angenehmen Oſtermorgen genoſſen hatte (ſ. Reiſ. d. Salzm. Zögl. Bd. 4 S. 111). Ich rief das Andenken an jenen Morgen recht lebhaft in meine ne Seele zurück, und ſchilderte auch meiner Reiſegeſellſchaft die Annehmlichkeiten deſſelben, ſo gut ich konnte.

In dem anſehnlichen Gräflich Iſenburgiſchen Dorfe Selbold oder Langenſelbold, wurde nur eine Viertelſtunde angehalten, um den Pferden eine kleine Stärkung zukommen zu laſſen. Das dortige Schloß mit einem Garten, konnten wir daher nur im Vorbeyfahren von auſſen betrachten.

Nicht weit von Selbold fuhren wir an einer Weide vorüber, auf welcher eine beträchtliche Heerde von Kühen und Pferden weidete. Unter denſelben war auch eine Stute mit ihrem Füllen, einem gar niedlichen muntern Thierchen. Schon der Anblick deſſelben machte uns um ſo größere Freude, da in der Nähe von Schnepfenthal wenig Pferde gezogen werden, und wir alſo um ein junges Füllen zu ſehen, zwey Stunden weit nach Georgenthal gehn müſſen, wo eine Stuterey iſt. Noch intereſſanter wurde aber das artige Thierchen, beſonders unſerer jungen Geſellſchaft, durch die poſſirlichen Sprünge die es machte, während wir vorbey fuhren; gerade als wollte es ſich vor uns mit ſeiner Geſchickſchicklichkeit ſehen laſſen. Flink wie ein Reh, lief es wohl zehnmal in einem weiten Kreiſe um ſeine Mutter mit der größten Schnelligkeit herum; machte dazwiſchen oft hohe Sätze in die Luft, und ſchlug mit ſeinen gelenken Füßen hinten aus; blieb dann wohl einmahl plötzlich ein Paar Secunden ganz ohne Bewegung ſtehn; und begann nun ſeinen Umlauf mit einem hohen Sprunge aufs neue. Unſere Kleinen hätten dem Thiere gern eine Stunde lang zugeſehn, und ſelbſt wir mußten ſeine Geſchicklichkeit bewundern.

Gegen Hanau hin wird der Boden immer ſandiger; und die Chauſſee welche man durch das Iſenburgiſche hat, hört hier wieder auf. Am beſchwerlichſten wird der Weg in einem Kiefernwalde, kaum eine Viertelmeile vor Hanau; wo denn auch ein Theil der Geſellſchaft abſtieg, um den Pferden das Fortziehen des Wagens zu erleichtern, deſſen Räder tief in den Sand einſchnitten. Sobald wir aus dem Walde herauskamen, ſahen wir die Thürme von Hanau, und gelangten auf einem immer noch ſehr ſandigen Wege, bis in die Alleen welche die Stadt umgeben, in denen die Chauſſee zu unſerer Freude wieder ihren Anfang nahm.

Durch dieſe Alleen rollten wir raſch hin, ohne in die Stadt ſelbſt zu kommen, welche linker Hand liegen bleibt. Viele Einwohner der Stadt, die das ſehr angenehme Wetter zum Spatzierengehen, fahren und reiten eingeladen hatte, begegneten uns in der freundlichen Gegend, welche dieſelbe umgiebt. Die Kunſt hat der Natur zur Verſchönerung dieſer Gegend treulich die Hand geboten. Schattige Alleen von hohen Kaſtanienbäumen durchſchneiden dieſelbe nach verſchiedenen Richtungen; und linker Hand gewähret das unweit Hanau am Mayn liegende Luſtſchloß Philippsruhe, mit den umliegenden landgräflichen Gebäuden, dem Auge in der Entfernung einen ſchönen Anblick. Kurz wir fanden hier ſo viel Unterhaltung, daß wir am Ende der Alleen waren, ehe wir es uns verſahen. Mit ihnen endigte jedoch zu unſerer Freude die Chauſſee nicht, ſondern dieſe führt bis Frankfurt.

Immer noch wurde unterwegs bey unſern jungen Reiſenden von Zeit zu Zeit der Wunſch laut: „ach wenn wir doch heute Abend noch bis Frankfurt führen!“ bis wir endlich zu Dörnigheim hineinfuhren, wo dem Vorſchlage des

Kutſchers zufolge übernachtet werden ſollte. Gleich vorn im Dorfe ſtießen wir auf drey oder vier Gaſthöfe, die nah bey einander lagen. Unſer Kutſcher hatte den Nahmen des beſten hieſigen Gaſthofs, den man ihm in Gelnhauſen genannt hatte, wieder vergeſſen; und fragte daher einen Vorübergehenden, ſo laut daß man es vielleicht in jenen vier Gaſthöfen ſelbſt hören konnte: „welches iſt denn hier der beſte Gaſthof?“ „Sie ſind alle gut; Sie können hier logiren, können da logiren und dort logiren,“ war die Antwort des Mannes; und daß er eine ſolche unbeſtimmte Antwort, auf ſeine nicht mit der nöthigen Vorſicht angebrachte Frage erhalten würde, hätte ich unſerm Kutſcher vorher ſagen wollen. Unwillig fuhr er vor allen dieſen Gaſthöfen vorbey, noch durch eine Straße hindurch, und hielt endlich, ohne weiter zu fragen, vor einem andern Gaſthofe ſtill, der von auſſen ein ganz ordentliches Anſehn hatte.

Wir ſtiegen aus, und ich fragte die indeß herbeygekommene Frau Wirthin, ob ſie uns wohl über Nacht beherbergen könne? „Wenn Sie ein eigenes Zimmer verlangen, ſo kann ich ihnen heute nicht dienen, da die Zimmer ſchon beſetzt ſind;" war ihre Antwort, die der Kutſcher, dem viel daran gelegen zu ſeyn ſchien, heute nicht nach Frankfurt zu fahren, mit großem Verdruß vernahm. Da indeß die Wirthin und andere Perſonen verſicherten, daß wir heute hier ſchwerlich ein ordentliches Quartier bekommen würden: ſo entſchloß er ſich kurz und gut uns noch nach Frankfurt zu fahren. — Wie freundlich nickten die Kinder einander zu, als ſie dieſe Nachricht vernahmen, und ſich wieder in den Wagen ſetzten. Der Kutſcher trieb die Pferde an, und ließ ſie nun von Dörnigheim bis Frankfurt faſt unausgeſetzt traben: da ſie hingegen den ganzen Vor- und Nachmittag hindurch nicht aus dem Schritte gekommen waren.

Die ganze Reiſegeſellſchaft verließ Dörnigheim in einer ſehr heitern Stimmung; und das ungewöhnlich raſche Fahren gab den jungen Leutchen zu neuen Bemerkungen über das gewöhnliche, ihnen ſo unangenehme Langſamfahren des Kutſchers Veranlaſſung, die ſie ſich lächelnd zuflüſterten.

Wir waren kaum eine Viertelſtunde gefahren: da erblickten wir den Mayn zum erſten Mahle, den wir bisher zwiſchen ſeinen ziemlich hohen Ufern nicht hatten ſehn können. Er wurde mit einem allgemeinen Ausdruck der Freude von uns begrüßt; und Keines verwandte die Augen von demſelben, ſo lange er uns ſichtbar blieb. Für Reiſende die aus einem Orte kommen, der an einem gleich großen oder noch anſehnlicherm Fluſſe liegt, mag ſein Anblick freylich das Reizende nicht haben, das er für uns hatte. Da aber weit und breit um Schnepfenthal herum kein Fluß iſt, der mit dieſem in Vergleichung zu ſetzen wäre; ſo war der Anblick für uns, wo nicht neu, doch des ſeltenen Genuſſes wegen zehnfach angenehm.

So wie wir bald auf eine kleine Anhöhe, bald wieder in eine Tiefe kamen, konnten wir abwechſelnd, bald auf eine größere, bald auf eine kleinere Strecke den Strohm von unſerm Wagen aus überſehn: und oft verſchwand er uns wieder eine Zeit lang ganz. Wie ſanft glitt ſein Waſſer, in welchem das Blau des Himmels, und die von der Sonne beleuchteten einzelnen Wolken ſich abbildeten, zwiſchen dem niedern Geſträuch hin, das ſeine Ufer ſchmückte! kaum daß man die Bewegung deſſelben, und deren Richtung zu bemerken im Stande war.

Während ſo unſere Augen linker Hand ſehr angenehm beſchäftigt waren, wurde ſchon auf der entgegengeſetzten Abendſeite ein neues, anziehendes Schauſpiel für dieſelben vorbereitet. Die Sonne nahete ſich nach ihrer langen Tagereiſe dem Horizonte, der hier durch ein anſehnliches Gebirge gebildet wurde. Schon fielen ihre Strahlen ſo ſchief, daß der Schatten unſerer Pferde und unſers Wagens ſich bisweilen am jenſeitigen hohen Maynufer zeigte. Ein feurig erleuchtetes Gewölk zierte den übrigens ganz heitern Himmel an der Abendſeite; nur auf wenige Secunden konnte man die Augen nach dieſer Gegend hin richten: denn länger ertrugen ſie den noch mächtig hindurch wirkenden Strahlenglanz der Sonne nicht. Doch ſo wie dieſe ſich mehr und mehr, erſt hinter dem Gewölk, und endlich hinter dem Gebirge ſelbſt verbarg, nahm der blendende Schimmer nach und nach ab; wir konnten die von der untergegangenen Sonne noch trefflich beleuchteten Wolken nun anhaltender

der betrachten, und uns des herrlichen Schauſpiels lange noch freuen.

Dicht am jenſeitigen Maynufer hin, lag in der Gegend, in der wir uns jetzt befanden das anſehnliche Dorf Rumpenheim, deſſen zum Theil recht niedliche Wohngebäude und Luſthäuſer, wir über die ſchöne Waſſerfläche hinweg mit doppeltem Vergnügen betrachteten. Weiterhin bog ſich der Mayn mehr links von unſerer Straße ab, und wir mußten für heute von ihm Abſchied nehmen. Die Stadt Offenbach, am Mayn, konnten wir nur in der Entfernung wahrnehmen. Auch waren uns nun ſchon die Thürme von Frankfurt ſichtbar geworden; deren Erblickung neue Freude über die Geſellſchaft verbreitete. Bald kamen wir bey der fortdauernden Anſtrengung unſerer Pferde, der Stadt ſo nah, daß wir die ſchönen Gartenhäuſer, eine Lieblingsſache der begüterten Frankfurter, linker Hand am Mayn hin, in der Abenddämmerung noch aus der Ferne betrachten konnten.

Jetzt fuhren wir ſchon ſelbſt zwiſchen den fruchtbaren Gärten hin, welche die Stadt nach allen Seiten umgeben. Immer lebhafter wurde es durch die uns begegnenden zahlreichen Spatziergänger um unſern Wagen; und in den Gärten erblickten wir, von der Höhe unſers Wagens herab, auch hier und da Geſellſchaften, die den ſchönen Abend hier im Freyen genoſſen. Endlich fuhren wir in die Stadt ein, und gelangten durch einige minder bedeutende Straßen auf die anſehnlichſte Straße Frankfurts, auf die Zeyl. Der Gaſthof zum Römiſchen Kayſer, in welchem wir abzuſteigen wünſchten, liegt auf derſelben. So wie wir daſelbſt unſere Nahmen, und Schnepfenthal als unſern Wohnort genannt hatten, empfing uns Herr **Krug**, der Beſitzer dieſes angeſehenen Gaſthofs, mit vorzüglicher Herzlichkeit, und fragte uns ſogleich, was für Nachrichten wir ihm von ſeinem **Bernhard** mitbrächten, der in unſerer Erziehungsanſtalt ſeit drey Jahren erzogen und unterrichtet wird. Wir freueten uns, ihm erwünſchte Nachrichten von demſelben geben zu können; er verſprach dagegen, uns beym Abendeſſen gleichfalls eine angenehme Nachricht mitzutheilen, und ließ uns nun ein Paar Zimmer anweiſen, in denen wir uns bis dahin aufhalten, und dann übernachten ſollten.

Mein erſtes Geſchäfft war, unſerm Freunde **Ritter**, dem Erzieher der beyden Söhne des Herrn **Bethmann**-**Hollweg** unſere Ankunft durch einige Zeilen zu melden, und ihm zugleich ein Paar Briefe von Freunden in Schnepfenthal zuzuſchicken. Leider fand ſich aber meine Beſorgniß beſtätigt, daß er nicht in der Stadt ſeyn, ſondern ſich mit der Familie des Herrn **Hollwegs** auf dem Lande aufhalten möchte; und wir mußten daher das Vergnügen ihn zu ſehn und zu ſprechen, für die Rückreiſe aufſparen: da es unſer Vorſatz war, gleich morgen früh weiter zu reiſen. Einige andre kleine Arbeiten beſchäfftigten uns bis zur Abendmahlzeit, zu welcher, wie in Schnepfenthal, mit einer Glocke das Zeichen gegeben wurde.

Im Speiſezimmer theilte mir Herr **Krug** einen Brief des Herrn geheimen Raths **Bennett** mit, worin ihn derſelbe erſuchte, uns bey unſerer Durchreiſe, von der Anweſenheit ſeiner Gattinn in Wiesbaden zu benachrichtigen, und das Haus bezeichnete, in welchem wir ſie daſelbſt treffen würden. Herr **Krug** ertheilte mir zugleich die angenehme Verſicherung, daß die Straße welche man gewöhnlich wähle, um von Frankfurt nach Neuwied zu reiſen, durch Wiesbaden führe; und hatte die Güte uns die Nahmen der Ortſchaften aufzuſchreiben, durch welche wir bis dahin kommen würden. Die jungen Leutchen ſollten, nach Herrn Krugs Wunſche, nichts von der Freude erfahren, die ihnen am folgenden Tage bevorſtehe. Allein einige Worte, die mir derſelbe etwas zu laut zuflüſterte, verriethen ihnen die ganze Sache: beſonders da es ihnen ſchon bekannt war, daß ihre Frau Mutter dieſen Sommer ein Bad, zur Vollendung ihrer Wiederherſtellung von einer ſchweren Krankheit, an welcher ſie das Frühjahr hindurch litt, beſuchen wolle. Ein freudiges Lächeln kündigte dieſe angenehme Entdeckung auf ihren Geſichtern an; und aus den Antworten, welche ich ihnen auf ihre deshalb an mich ergehenden Fragen ertheilte, konnten ſie wohl ſchließen, daß dieſelbe gegründet ſey.

Während der Mahlzeit hatten wir auch das Vergnügen die Frau Mutter unſers Bernhard zu ſprechen; und auch hier waren dieſer, und die Perſonen mit denen er jezt in Verbindung ſteht, der Hauptgegenſtand des Geſprächs. Jede Nachricht welche wir vom

Bernhard zu geben wußten, und wäre ſie an und für ſich ſelbſt auch noch ſo unbedeutend geweſen, wurde von der liebenden Mutter mit der größten Theilnahme vernommen. Sorgfältig erkundigte ſie ſich nach Allem was ihn betraf. — O, möchten doch diejenigen unter meinen jungen Leſern, die vielleicht auch jetzt von ihren lieben Eltern entfernt leben, dieſe Stelle nicht ohne Rührung geleſen haben. Auch Ihre Eltern beſitzen ja nichts auf der Welt, das ihnen lieber wäre als ihre Kinder; und Sie ſind alſo das, worauf die Aufmerkſamkeit und die Sorgfalt derſelben immer vorzüglich gerichtet iſt. Werden alſo nicht auch Ihre rechtſchaffenen Eltern recht oft Nachricht von Ihnen zu erhalten wünſchen? wird nicht jede gute Nachricht denſelben die innigſte Freude verurſachen? Welche Aufforderung für jedes gutgeſinnte, nicht ganz leichtſinnige Kind, das von ſeinen Eltern getrennt lebt: recht oft dieſe ſeine größten irdiſchen Wohlthäter, durch Briefe von ſeinem Wohlbefinden, ſeinen Geſchäften, ſeinen Vergnügungen, und allen Veränderungen die mit ihm und ſeiner Lage vorgehn, zu benachrichtigen! —

Abreiſe von Frankfurt. Erinnerung auf der Zugbrücke. Höchſt. Aufforderungen zum Mißmuth und zur Freude. Ankunft in Wiesbaden.

Am folgenden Morgen brachen wir nicht ſo früh auf, als an den drey vorhergehenden Tagen unſerer Reiſe; theils weil ich auf Herrn **Krugs** Verſicherung daß wir, um Wiesbaden Mittags zu erreichen, gar keine Eile nöthig hätten, die Reiſegeſellſchaft einmahl wieder ein Stündchen länger hatte ruhen laſſen; theils weil freundſchaftliche Geſpräche mit Herrn und Frau **Krug** uns etwas länger beym Frühſtück zurückhielten, als wir ſonſt dabey verweilt haben würden. Erſt nach ſieben Uhr ſchieden wir von denſelben, und fuhren langſam die Zeyl hinab, an der ſogenannten Promenade, einem mit mehreren Reihen von Bäumen bepflanzten Platze, vorbey, und zum Bockenheimer Thore hinaus.

Als wir über die Zugbrücke fuhren, die hier über den Stadtgraben führt, machte ich meine Begleiter darauf aufmerkſam, daß die Stadt Frankfurt in dem letzten Kriege durch die Geiſtesgegenwart eines Oeſterreichiſchen Officiers einmahl vermittelſt dieſer Zugbrücke gegen einen Beſuch von einem Corps Franzöſiſcher Soldaten geſchützt worden ſey. Die Sache verhielt ſich ſo. Die Oeſterreichiſchen Vorpoſten waren durch die von Maynz hervorrückenden Franzoſen zurückgedrängt worden; und die leichte Cavallerie der letztern, folgte den erſtern ſo auf dem Fuße nach, daß ſie gewiß mit denſelben zugleich durch das Thor in die Stadt eingedrungen ſeyn würde, wenn nicht ein Oeſterreichiſcher Officier, der die nahe Gefahr vor Augen ſah, noch eben zur rechten Zeit beygeſprungen wäre, und die Zugbrücke ſchleunig aufgezogen hätte. Noch an demſelben Tage, kam der Courier mit der Nachricht an, daß ein Waffenſtillſtand zwiſchen den beyden Kriegführenden Partheyen geſchloſſen worden ſey. Hätten ſich nun die Franzöſiſchen Truppen Einmahl in der Stadt feſtgeſetzt, ſo würde man dieſe ungebetenen Gäſte die ganze Dauer des Waffenſtillſtands hindurch haben beherbergen müſſen; welches für die Bürgerſchaft ohne Zweifel eine koſtſpielige und läſtige Sache geweſen wäre. Dieſe bewieß daher auch dem Officier ihre Erkenntlichkeit für den ge-

geleiſteten wichtigen Dienſt, durch ein anſehnliches Geſchenk.

Dieß Beyſpiel mag Euch, lieben Leſer, aufs Neue bemerklich machen, wieviel die Gegenwart des Geiſtes bey drohenden Gefahren werth ſey. Laßt den Zaghaften, der ſchon durch den Anblick der Gefahr betäubt wird, in ſolche Umſtände gerathen, wo nur ein raſcher Entſchluß ihn oder andre retten kann: er wird, ſtatt zu handeln, wie eine Bildſäule leblos daſtehn, oder doch ganz verkehrte Mittel zur Rettung ergreifen. Derjenige hingegen, der bey hereinbrechender Gefahr die Gegenwart des Geiſtes behält, findet gewöhnlich noch zur rechten Zeit die ſchicklichſten Mittel; und kann er durch ſchleunige Anwendung derſelben das Unglück auch nicht immer, wie in dem eben erzählten Falle, gänzlich abwenden: ſo wird er doch gewiß allemahl im Stande ſeyn, es um ein Beträchtliches zu vermindern.

Aber, werdet Ihr vielleicht fragen, wie muß man es denn anfangen, um bey einem bevorſtehenden Unfall Gegenwart des Geiſtes zu behalten? Ich will Euch die hauptſächlichſten

ſten Puncte, auf welche man dabey Rückſicht zu nehmen hat, angeben.

1) Man ſuche, ſo weit dieß von uns abhängt, ſich einen geſunden und ſtarken Körper zu verſchaffen und zu erhalten, auf deſſen Kraft und Geſchicklichkeit man ſich in Gefahren verlaſſen kann. Man gewöhne alſo den Körper nicht nur frühzeitig daran, daß er Hitze und Kälte, und jede Art von Witterung vertrage; ſondern übe ihn auch abſichtlich in mancherley Bewegungen, zu denen Gewandtheit, Kraft, Genauigkeit und Unerſchrockenheit erforderlich ſind.

2) Man übe den Geiſt oft im Nachdenken: damit er eine Fertigkeit erlange, ſchnell die Mittel zu erfinden, welche in dieſem oder jenem Falle am ſicherſten zum Ziele führen.

3) Man lege auf alle vergänglichen, ſichtbaren Güter keinen zu hohen Werth: damit die Gefahr welche ſie uns alle, oder doch einen Theil derſelben zu rauben droht, uns nicht ganz aus der Faſſung bringe. Selbſt das Leben achte man nicht ſo hoch, daß man ſich ſcheute es irgend einer Gefahr auszuſetzen, wenn die Pflicht es gebietet.

4) Man befeſtige ſich im Vertrauen auf Gott; in der Ueberzeugung daß er Alles mit Weisheit und Güte leite; daß uns ſo lange wir unſre Pflicht erfüllen, nichts widerfahren könne, das nicht zur Beförderung unſers wahren Wohls gereiche. — O gewiß, wer ſich ſo vorbereitet hat, der wird auch bey der größten Gefahr, die er über ſich herein brechen ſieht, den Muth nicht ſinken laſſen, vollkommne Gegenwart des Geiſtes behalten, die ſchicklichſten Mittel mit der gehörigen Kraft anwenden, durch welche dieſelbe vielleicht noch entfernt, oder doch minder nachtheilig gemacht werden kann; und wenn es Gottes Wille iſt, daß ihm dieß nicht gelinge, ſo wird er auch das Unglück mit Geduld und vernünftiger Ergebung tragen.

Wir waren nun, daß ich wieder auf meine Erzählung zurückkomme, auf dem Wege der von Frankfurt nach Maynz führt; denn dieſer kommt, nach der von Herrn Krug uns vorgeſchriebenen Reiſeroute, bis zu dem Dorfe Weilbach mit dem Wege nach Wiesbaden überein. Da unſer Kutſcher, der ſchönen Chauſſee und des vollkommen ebnen Bodens ungeachtet, die

Tagereiſe ſehr langſam begann: ſo hatten wir hinlängliche Muße zur Muſterung der blühenden Pflanzen, die in den Getreidefeldern ſtanden, zwiſchen denen wir durchfuhren. Wir wurden mehrere gewahr, die man in unſerer Gegend nicht antrifft; keine war aber unter denſelben häufiger, als eine Art von Glockenblumen, die Campanula ſpeculum (Lin.); ein gar niedliches Blümchen, von welchem wir mehrere Exemplare, zwiſchen unſer Papier gepreßt, mitnahmen.

Als wir das Churmaynziſche Städtchen Höchſt ſchon dicht vor uns liegen ſahen, fuhren wir über die Nidda; ein Flüßchen, das ſich hier in den Mayn ergießt. Ein jetzt noch auf der Brücke ſtehender Schlagbaum erinnerte uns daran, daß dieſes Flüßchen während des langen Waffenſtillſtandes im Franzöſiſchen Kriege, einen Theil der Demarkationslinie ausmachte, die von den Truppen der beyden kriegführenden Mächte nicht überſchritten werden durfte. Bey Höchſt bekamen wir den ſchönen Mayn wieder zu ſehn, der dicht an der Stadt hinfließt. Auch fuhren wir an dem großen Schloſſe vorüber, welches der berühmte Tobaksfabrikant Bolognaro erbauet hat, der als Savoyarden-Knabe mit einem zum Tanzen abgerichteten Murmelthiere, oder, wie andere behaupten, als Schneidergeſell nach Frankfurt zur Meſſe kam; und als Beſitzer eines großen Vermögens ſtarb, das er durch ſeine, hier in Höchſt von ihm angelegte Fabrik erworben hatte. Nähere Nachrichten über das Leben dieſes merkwürdigen Mannes findet Ihr im 5ten Bande der Reiſen der Salzmanniſchen Zöglinge, S. 77.

Von Höchſt bis Weilbach hatte die Gegend wenig Reizendes. Nur das rechter Hand liegende Taunus-Gebirge, welches in der hieſigen Gegend ſchlechthin „die Höhe“ genannt wird, gewährte, von manchen Standpunkten aus betrachtet, in der Ferne einen unterhaltenden Anblick. In Weilbach verließen wir die Mannzer Straße, und fuhren rechts eine Anhöhe hinauf, von welcher wir ſchon eine weit angenehmere Ausſicht genoſſen. Unter andern erblickten wir in der Entfernung die Gebirge im Darmſtädtiſchen, an welchen die bekannte Bergſtraße hinläuft; und den höchſten unter den dortigen Bergen, den Meliboeus oder Malchesberg. Sie waren mir eine lebhaſte Erinnerung an die Freuden und Beſchwerden einer Reiſe, die ich vor zwey Jahren durch jene ſchönen Gegenden, bey ſehr heiſſer Witterung, zu Fuß machte.

Der nächſte Ort auf welchen wir kommen ſollten hieß Delkenheim. Wirklich kamen wir auf der Anhöhe ganz nah an einen Ort, von welchem wir vermutheten, daß es der genannte ſey. Vor demſelben begegnete uns eine Frauensperſon, welche der Kutſcher nach dem Wiesbader Wege fragte. Sie wies uns zu einer Hohle hinab, und wir ſchlugen, im Vertrauen auf ihre Ausſage, dieſen Weg ein. Zu beyden Seiten deſſelben ſtanden auf den Aeckern ſehr große Wallnuß-Bäume, und eben ſo große Aepfel- und Birnbäume; die ganze Gegend ſchien einen Ueberfluß von Obſt zu haben. Die Nußbäume gewährten indeß gerade jetzt größtentheils einen widrigen Anblick: da der ſpäte Froſt ſie getroffen, und ihre Blätter kohlſchwarz gefärbt hatte.

Der Weg der uns durch dieſe fruchtbare Gegend führte, wurde, je weiter wir kamen, einer Landſtraße immer unähnlicher; und wir würden gewiß von ſelbſt auf den Gedanken gekommen ſeyn, daß derſelbe nach einem ſo ſtark beſuchten Orte, wie Wiesbaden, nicht führen könne; wenn wir uns nicht auf die eingezogene Erkundigung verlaſſen hätten. Erſt als wir, nach einer halben Stunde, an das vor uns liegende Dorf kamen, und uns nach deſſen Nahmen erkundigten, wurden wir es gewahr, daß die Frau uns einen falſchen Weg gezeigt habe. Der Nahme Wallau ſtand nicht auf unſerer Reiſeroute; und als wir weiter fragten: ſagte man uns, daß wir allerdings von der Straße nach Wiesbaden abgekommen wären. Der Kutſcher, dem der Vorfall am unangenehmſten war, ſtieß in der Hitze einige Schmähworte gegen die Urheberinn deſſelben aus; obgleich dieſe ſchwerlich mit Vorſatz uns den Streich geſpielt haben mochte. Er ſelbſt hatte aber gewiß dadurch zu dem Mißverſtändniß Veranlaſſung gegeben, daß er der Frau das noch über eine Meile von da entfernte Wiesbaden, und nicht den nächſten Ort genannt hatte, auf den wir kommen mußten.

ten. Nach dieſem würde ſie uns den Weg wahrſcheinlich richtig haben angeben können.

Mir fiel bey dieſer Gelegenheit wieder der Wunſch ein, den ich ſchon oft hatte; daß doch die Regierung jeder Provinz dafür ſorgen möge, daß an alle Scheidewege ein Wegweiſer geſetzt werde. Die Koſten dieſer Einrichtung würden gewiß ſehr mäßig ſeyn, und doch gewährte ſie den durchreiſenden Fremden eine große Bequemlichkeit; beſonders wenn außer dem nächſten vielleicht unbedeutenden Orte nach welchem jeder Weg führt, auch die nächſte Stadt angegeben würde, die nach der Gegend hin liegt.

Wir ließen uns nun wieder auf den Weg nach Wiesbaden bringen; waren aber, da wir uns jetzt auf keiner ordentlichen Straße mehr befanden, noch einige Mahle genöthigt, uns nach dem rechten Wege zu erkundigen. Bey dem Dorfe **Erbenheim** endlich, eine Stunde von Wiesbaden, kamen wir wieder in die Frankfurter Straße. Noch ehe wir aber daſſelbe erreichten, eröffnete ſich uns eine ſchöne Ausſicht in die Ferne. — „Der Rhein! der Rhein! —

und dort Maynz!“ ſo erſcholl es plötzlich in unſerm Wagen, als wir den ſchönen Fluß in der Ferne blinken, und Maynz jenſeit deſſelben ziemlich deutlich liegen ſahen. Aller Augen waren nach der ſchönen Gegend hin gerichtet; jeder ſuchte den andern auf neu entdeckte Schönheiten derſelben aufmerkſam zu machen. In der Tiefe, bey Erbenheim, verlohren wir dieſe angenehme Ausſicht auf einige Zeit; auf einer Anhöhe jenſeit dieſes Dorfes aber erhielten wir ſie wieder; und da wir den Haupt-Gegenſtänden derſelben indeß um ein Beträchtliches näher gekommen waren, ſo konnten wir jetzt alles noch deutlicher unterſcheiden, als vorher. Sobald die Anhöhe völlig beſtiegen war, erblickten wir in einer geringen Entfernung, unten im Thale, die Naſſau-Uſingiſche Stadt Wiesbaden. Sie iſt rings umher mit Anhöhen umgeben; das höhere Gebirge zeigt ſich in der Entfernung von einer halben Meile; vom Rheine iſt ſie faſt eben ſo weit entfernt, und es führen einige Alleen dahin.

Lebhafter als bey der Ankuhft in irgend einer Stadt, äußerte ſich die Freude der jungen Geſellſchaft, bey der Ankunft in Wiesbaden.

Ihr wißt ja ſchon, lieben Leſer, welch ein froher Augenblick ihrer daſelbſt wartete. Ihre geliebte Mutter, von der ſie über drey Jahre getrennt lebten, ſollten ſie da wieder finden; ihren freundlichen Blick wieder ſehen, aus ihrem Munde den Ausdruck der herzlichſten, mütterlichen Liebe vernehmen, den ſie ſo lange Zeit hindurch nur ſchriftlich empfangen konnten. Ihre Sehnſucht ſtieg mit jeder Minute; forſchend waren ihre Augen nach den Schildern der vielen Gaſthöfe gerichtet, an denen wir vorüber fuhren: um einen ſchwarzen Adler auf einem derſelben zu finden; das Zeichen des Gaſthofs, den die gute Mutter bewohnte. Endlich bemerkte ich ein Frauenzimmer, das, ſo wie es unſern Wagen vom Fenſter aus erblickte, ſchnell zurückfuhr, und das Fenſter verließ. Gewiß war ſie das — dachte ich, und in dem Augenblicke hielt auch der Wagen vor der Thür des Hauſes. Die Kinder ſprangen vom Wagen; und als ich in das Vorhaus trat, fand ich ſie ſchon in den Armen der zärtlichen Mutter. Das Rührende dieſes Familienauftritts vermag ich Euch nicht lebhaft genug zu ſchildern. Gewiß auch Euerm Auge wäre eine theilnehmende Thräne entwiſcht, wäret ihr zugegen geweſen.

Wir folgten nun alle der Frau geheimen Räthin Bennett in ihr Wohnzimmer; wo die Kinder eine neue herzliche Freude beym Wiederſehn ihres jüngern Schweſterchens Lottchen genoſſen, welches die Mutter mit hierher genommen hatte. Frau Bennet erzählte uns nun die nähern Umſtände ihrer Ueberraſchung. Die Schnepfenthäler Uniform hatte ſie ſogleich aufmerkſam gemacht; dann hatte ſie ihre beyden ältern Kinder erkannt, und war nun ſchnell zu ihrem Empfang hinabgeeilt. Wir ſtatteten ihr dagegen einen kurzen Bericht von unſerer bisherigen Reiſe ab; und ſo verſtrich die Zeit unter freundſchaftlichen Geſprächen.

Die warmen Bäder in Wiesbaden. Ein vergnügter Taubſtummer. Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben.

Nachdem wir uns durch Speiſe und Trank erquickt hatten, wurde ein Spatziergang in den am Hauſe liegenden geräumigen Garten vorgenommen. Außer den ſchönen Weinſtöcken,

ſtöcken, von denen Laubengänge gebildet waren, und mehreren Gemüſearten, fanden ſich auch allerhand Blumen in demſelben. Die Kinder hatten von der Beſitzerinn des Gartens die Erlaubniß erhalten, einige davon abpflücken zu dürfen; und unſere kleinen Botaniker, **Peter** und **Judith**, benutzten dieſelbe recht eifrig, zur Vergrößerung ihrer Pflanzenſammlungen.

Für mich war das merkwürdigſte in dieſem Garten, eine der warmen Quellen, durch welche Wiesbaden als Bad berühmt iſt. Es ſind deren einige an verſchiedenen Orten der Stadt. Schon die alten Römer, welche bekanntlich ihre Herrſchaft bis in dieſe Gegend, und noch weiter nordwärts am Rheine hin ausdehnten, ſollen ſie gekannt und benutzt haben. Der Römiſche Schriftſteller Plinius erwähnt ihrer unter dem Nahmen Mattiaci fontes calidi: weil die Mattiaken zu jener Zeit die Gegend bewohnten, in welcher ſie ſich befinden.

Die Stelle wo das heiße Waſſer hier aus dem Erdboden hervorquoll, war mit einem ziemlich hohen Gemäuer umgeben. Zwiſchen dieſem

Gemäuer ſammelt ſich etwas Waſſer, und fließt von da durch verſchiedene Canäle in die Badſtuben ab. Aus den Oeffnungen, aus denen das Waſſer hervorſprudelte, ſtiegen zugleich häufige Blaſen empor; ob dieß Waſſer-Dämpfe ſeyn mochten, welche durch die große Hitze erzeugt wurden, oder ob irgend eine mephitiſche (zum Einathmen untaugliche) Luftart, mit dem Waſſer zugleich aus der Erde empor ſtieg: darüber hatte ich nicht Gelegenheit, mich zu belehren. Die Hitze des Waſſers iſt ſo anſehnlich, daß man, wie uns verſichert wurde, Geſlügel darin abbrühen, und Eyer darin ſieden kann. Ein Mann der einſt durch Unvorſichtigkeit hinein ſtürzte, bußte dabey ſein Leben ein. Die Oberfläche war mit einer dünnen Haut überzogen, und hatte rings herum am Gemäuer eine dunkelgelbe, wahrſcheinlich ſchwefelhaltige, Maſſe abgeſetzt. Ein warmer Dunſt ſtieg einem entgegen, wenn man den Kopf über das Gemäuer hinüber legte, und man empfand einen ganz eigenen Geruch.

Wir ſtanden eine ganze Weile, und ſahen der merkwürdigen Erſcheinung zu. Ueber den Grund derſelben ſind die Naturforſcher nicht einig.

nig. Viele glauben, daß die Erwärmung des Waſſers durch den Brand verſchiedener in der Erde enthaltener brennbarer Stoffe, als Steinkohlen oder Schwefel, verurſacht werde; Andere vermuthen, die Erhitzung werde durch Auflöſungen bewirkt, die in der Erde vorgehn; ſo wie z. B. bey der Auflöſung des ungelöſchten Kalks in Waſſer, eine anſehnliche Hitze entſteht.

Ich ließ mich hernach noch an den Ort führen, wo die Hauptquelle entſpringt. Es war mitten in der Stadt, auf einem kleinen mit Häuſern umgebenen Platze; und die Quelle war hier auf ähnliche Weiſe gefaßt, wie ich es bey der erſtern geſehn hatte. Gleich daneben ſteht das anſehnliche Hospital, in welchem arme Patienten, die ſich der hieſigen Bäder bedienen wollen, unentgeltliche Verpflegung und Unterhalt genießen.

Nach meiner Zurückkunft beſahn wir die Badſtuben, die ſich in einem zu unſerm Gaſthofe gehörigen Hintergebäude befanden. Nur mit dieſem einzigen Gaſthofe iſt auch die Erlaubniß verbunden, Badeanlagen machen zu dürfen; da übrigens durchgängig denen die Fremde beherbergen und bewirthen, das Anlegen der Bäder verſagt iſt· vermuthlich um mehreren Perſonen einen Theil des beträchtlichen Gewinnes zufließen zu laſſen, den die Bäder der Stadt verſchaffen. In Allem ſollen jetzt 24 Badhäuſer in der Stadt ſeyn.

In jeder der kleinen Badſtuben befand ſich eine ausgemauerte Vertiefung, in welche man auf ſteinernen Stufen ſo tief hinabſteigen kann, als man für gut findet. Dieſe Vertiefung wird, durch einen der oben erwähnten Canäle, Abends mit heiſſem Waſſer aus der Quelle gefüllt, welches die Nacht über ſtehn bleibt, und dann am folgenden Morgen erſt gebraucht wird. Sollte es zu kühl geworden ſeyn, ſo kann der Badende durch Oeffnung eines Hahns wieder heiſſes Waſſer hinzulaſſen. Auch können die Badeſtuben bey kühler Witterung geheitzt werden.

Als wir von da ins Zimmer zurückkehrten, fanden wir im Hauſe einen jungen Menſchen aus der Stadt, der taub und ſtumm war. Demungeachtet ſchien er jetzt, wo wir ihn zum erſten Mahle, und auch ſo oft wir ihn hernach wieder ſahn, immer recht vergnügt zu ſeyn. Die ſtete Aufmerkſamkeit auf das was um ihn her vorging, und sein natürlicher Scharfſinn, erſetzten ihm einen guten Theil des Verluſts, den er litt; und machten ihn für die menſchliche Geſellſchaft einigermaßen brauchbar. Er hielt ſich faſt den ganzen Tag über hier im Gaſthofe auf, nahm da die Gelegenheiten wahr, wo er den Fremden und ihren Bedienten beym Auf- und Abpacken, oder bey andern Veranlaſſungen behülflich ſeyn konnte, und verdiente ſich dadurch manches Trinkgeld.

Es war bewunderungswürdig wie leicht diejenigen, welche ſchon mehr Umgang mit demſelben gehabt hatten, ihm ihre Gedanken durch Geberden mittheilen konnten; und wie verſtändlich er ſich wieder Andern, auf demſelben Wege zu machen wußte. So ſah ich wie er den Auftrag, unſern Kutſcher aufzuſuchen und zu uns zu ſchicken, gleich aufs erſte Mahl verſtand, und augenblicklich vollzog. Die Leute im Hauſe ſchienen ihn wegen ſeiner muntern Laune, und luſtigen Einfälle ſehr wohl leiden zu können.

Abends ſahen wir noch durch das Fenſter einen ſehr unangenehmen Auftritt mit an. Es entſtand am Ende der Straße ein Getöſe von

Menſchen, das immer näher kam, und jedermann ans Fenſter lockte. Endlich bemerkten wir ein Paar Gerichtsdiener, die einen betrunkenen, hin und her taumelnden Menſchen halb führten und halb trugen. Da er ſich ihrer Leitung oft widerſetzte, ſo ſchlugen ſie von Zeit zu Zeit mit ihren Stöcken auf ihn ein. Ein großer Haufen neugieriger Menſchen folgte dieſer Gruppe nach, um den Abſcheu erregenden Anblick recht lange zu genießen. Wir hörten hernach, daß der Betrunkene an einem öffentlichen Orte Schlägerey angefangen habe, und deshalb von der Polizey ergriffen, und in Verwahrung gebracht worden ſey.

Da wir, nach dem Wunſche der Frau Bennett, auch noch den folgenden Tag in Wiesbaden verweilen ſollten: ſo hatte ich mir vorgenommen von da aus, in Geſellſchaft meiner Frau einen Beſuch in Maynz zu machen. Aber als wir am Morgen erwachten, und den ganzen Himmel mit dichtem Gewölk überzogen ſahen, aus welchem ſchon häufiger Regen herabfiel: da vergieng uns die Luſt zu dieſem ſonſt ſo einladenden Beſuche.

Einen Theil des Vormittags verwendeten wir darauf, unſern Lieben in Schnepfenthal ſchriftliche Nachricht von dem zu geben, was uns ſeit unſerer Trennung von ihnen begegnet war. Auch die Kinder ſchrieben zum Theil an ihren lieben Vater Salzmann, und an einige ihrer Freunde. Gegen zehn Uhr machten wir die angenehme Bemerkung, daß der Regen allmählig nachlaſſe, und das Gewölk ſich zertheile. Ein friſcher Wind der ſich nun erhob, vollendete die Umwandlung: und nach zehn Uhr ſchien bereits die Sonne. Ihr Anblick erweckte neue Hoffnung in uns, daß es uns noch möglich ſeyn werde, unſern ſchönen Plan auszuführen.

Zwölf Uhr gieng ich vor's Thor, um die Beſchaffenheit des Wegs nach Maynz zu unterſuchen. Peter war mein Begleiter. Wie freute ich mich, als ich fand, daß eine ſchöne Chauſſee von Wiesbaden nach Maynz führe, und daß der Wind ſchon binnen den wenigen Stunden die Wirkungen des Regens größtentheils wieder vernichtet habe. Mein Entſchluß war nun ſchnell gefaßt; ich eilte zurück und erzählte meiner Frau, wie ich den Weg gefunden habe, und auch ſie war nun ſogleich bereit mich nach Maynz zu begleiten.

Da wir beym Eintritte in die Franzöſiſche Republik nach einem Paſſe befragt zu werden vermuthen mußten, ſo erbaten wir uns einen ſolchen von dem hieſigen Beamten. Wir erhielten ihn ohne Umſtände gegen Vorzeigung des unſrigen; den wir in dieſem Falle deßwegen nicht würden haben brauchen können, weil darin bloß von einer Reiſe nach Neuwied die Rede war, und Maynz auſſerhalb der dahin führenden Straße liegt.

Ein Beſuch in Maynz.

Da nach Tiſche die Witterung unſerm Vorhaben immer noch günſtig war, ſo traten wir nach zwey Uhr unſern Marſch nach Maynz vergnügt an. Wind und Sonnenſchein hatten den Weg vollkommen wieder abgetrocknet; wir giengen auf demſelben mit der größten Bequemlichkeit, und ſuchten uns bey Zeit in einen etwas raſchen Schritt zu ſetzen, um in Maynz, welches eine ſtarke Meile von Wiesbaden entfernt liegt, deſto länger verweilen, und doch noch vor Einbruch der Nacht wieder in Wiesbaden eintreffen zu können.

Etwa eine halbe Stunde mußten wir, ohne eben eine unterhaltende Ausſicht vor uns zu haben, eine Anhöhe hinauf ſteigen. Mit Recht waren wir, ſchon während des Steigens, einer reichlichen Belohnung unſerer Mühe, bey Erreichung des Gipfels der Anhöhe, gewiß geweſen. Da lag nun die ganze vortreffliche Landſchaft, die wir ſchon geſtern Mittag vom Wagen aus mit Entzücken betrachtet hatten, wieder vor uns ausgebreitet. Zunächſt ſahen wir, daß die ſchöne Allee von großen Wallnußbäumen, die ſchon bey Wiesbaden anfängt, uns noch bis zum nächſten Dorfe Moßbach führe. Hinter dieſem, dicht am Rheine, lag das Dorf Biberich mit ſeinem fürſtlichen Schloſſe; welches ich als zehnjähriger Knabe, mit den übrigen damaligen Schnepfenthäler Zöglingen, von Maynz aus zu Waſſer beſucht hatte. Gern hätte ich dieſen Ort, der eine unvergleichlich ſchöne Lage hat, jetzt wieder beſucht, wenn nur die Zeit es erlaubt hätte.

Den Rhein konnten wir rechts und links, eine anſehnliche Strecke weit mit den Augen verfolgen, und ſahn ihn noch in weiter Ferne hier und da durch zurückgeworfene Sonnenſtrahlen glänzen. Rechts verlor er ſich in die anſehnlichen Gebirge, welche das unter dem Nahmen Rheingau bekannte Thal einſchließen. Linker Hand umſtrömte er mehrere mit Gras und Bäumen bewachſene Inſeln oder Auen, wie ſie hier genannt werden; beſpülte die Mauern der Stadt Maynz, und war uns noch weit über dieſelbe hinaus ſichtbar. Auch konnten wir hier ſchon die Schiffbrücke erkennen, welche bey Maynz über den Rhein führt.

Bald war Moßbach erreicht; und der Weg, der bisher gerade nach dem Rhein zu ging, wendete ſich nun auf Einmahl links, und führte uns längſt dem Rheine, in einer geringen Entfernung von demſelben, hin. Wir wandelten hier zwiſchen fruchtbaren Getreidefeldern, Obſt- und Gemüſegärten, und Weinbergen. Ein großes Stück Land fanden wir auch mit Johannisbeerſträuchen bepflanzt, die voll ſchöner Beeren hingen, welche vermuthlich auch zu Wein benutzt werden. Mehrere blühende Pflanzen, die wir am Wege wildwachſend ſtehen ſahn, und für ſolche erkannten, die in unſerer Gegend nicht gefunden werden, nahmen wir uns vor, erſt auf dem

Rückwege mitzunehmen, damit wir ſie deſto friſcher nach Wiesbaden bringen möchten.

Dem Städtchen Caſſel, welches Maynz gerade gegen über, am dieſſeitigen Rheinufer liegt, näherten wir uns nun immer mehr; und Maynz ſelbſt lag mit ſeinem anſehnlichen Schloſſe, ſeinen vielen Kirchen, großen, öffentlichen Gebäuden und Feſtungswerken jetzt ganz deutlich vor uns. Es war ein herrliches Vergnügen, das alles ſo über den breiten Waſſerſpiegel hin zu betrachten.

Hier und da wurden wir auf den Auen, und am Ufer hin, auch noch Ueberbleibſel von den Schanzen und Batterieen gewahr, welche bey der Belagerung von Maynz im Franzöſiſchen Kriege von den Belagerern waren aufgeworfen worden; um ſich darin gegen Ausfälle der Beſatzung zu vertheidigen, und die Stadt von da aus zu beſchießen. Dicht bey Caſſel konnten wir auch noch die von den Franzoſen damahls angelegten Verſchanzungen ſehr deutlich wahrnehmen. Unter andern war ein breiter und tiefer Graben, den ſie um die Stadt herum bis an den Rhein geführt, und dann mit Rheinwaſſer gefüllt hatten, noch vorhanden: nur hatte man die Verbindung deſſelben mit dem Rhein aufgehoben, ihn ausgetrocknet, und wieder zum Feldbau benutzt. In Maynz hörten wir: daß die Franzoſen es nicht leiden, daß irgend etwas von dieſen Feſtungswerken weiter abgetragen oder zugefüllt werde. Alles muß in dem Zuſtande bleiben, in dem es ſich jetzt befindet; ohne Zweifel damit ſie bey'm Ausbruche eines neuen Kriegs Caſſel ſogleich beſetzen, und als Feſtung benutzen können.

Jetzt waren wir durch Caſſel marſchirt, und näherten uns der dicht daneben anfangenden großen Schiffbrücke. Wenige Schritte vor derſelben ſtand eine Chur-Maynziſche Schildwache, und gleich vorn auf der Brücke war ſchon ein Franzöſiſcher Poſten. Ich betrat die Brücke in einer Art von Taumel, den die mannigfaltigen Gefühle, die dabey in meiner Seele rege wurden, verurſachen mochten. Es war das erſte Mahl daß ich den Teutſchen Boden verließ. Der Boden den ich nun betreten ſollte, war ein Theil des Teutſchen Vaterlandes geweſen, und demſelben durch einen Krieg entriſſen worden, der ſo tauſendfaches Elend über daſſelbe gebracht hatte. Zum erſten Mahle er-

erblickte ich hier einen Franzöſiſchen Soldaten; einen der Krieger, von denen ich ſeit zehn Jahren ſo viel las und hörte. Die Stadt Maynz lag dicht vor mir, in der ich als Knabe ein Paar frohe Tage zubrachte. Bald hier, bald dort erblickte ich einen Gegenſtand, deſſen Erinnerung die Zeit aus meiner Seele nicht zu verlöſchen vermocht hatte; und lebhafter als je, verſetzte ich mich in Gedanken in jene vergnügten Tage zurück. Auf beyden Seiten überſahen wir, ſo weit die Augen reichten die herrliche, breite Waſſerfläche des Rheins, die durch den heftigen Wind in eine wogende Bewegung verſetzt wurde. Unzählige größere und kleinere Flußſchiffe und Kähne lagen an der Stadt hin vor Anker; auf einigen derſelben wehete die dreyfarbige Flagge. Und wie mannigfaltig waren die übrigen Gegenſtände, welche an den Ufern hin, unſere Aufmerkſamkeit auf ſich zogen; beſonders wenn wir rechter Hand den Strom hinab blickten. — Ach wer dieſen unvergleichlichen Anblick zum erſten Mahle genießt, der muß dadurch in einen freudigen Taumel verſetzt werden; muß verlegen ſeyn, wohin er ſeine Augen

gen am längſten zu richten habe, um das Schöne deſſelben recht zu genießen.

Langſam, und von Zeit zu Zeit gleichſam unwillkührlich einhaltend, gingen wir über die, gegen achthundert Schritte lange Brücke hin. Mitten auf derſelben ſteht wieder eine Wache, und am Thore noch eine dritte. Da wir nicht reiſemäßig gekleidet waren, ſo wurden wir wahrſcheinlich auch nicht für Fremde erkannt, und weder nach einem Paſſe befragt, noch ſonſt angehalten. Auch gingen wir, ohne daß man uns mit Viſitation beunruhigt hätte, vor dem dicht am Thore, von Brettern neu aufgebauten Häuschen vorbey, in welchem die ſogenannten Douanen ſich aufhalten: eine Art von Soldaten, die an den Gränzen der Republik darüber wachen müſſen, daß keine verbotenen Waaren heimlich ins Land gebracht, und daß die Abgaben pünctlich entrichtet werden, welche die Regierung auf die Einfuhr der verſchiedenen erlaubten Handelsartikel gelegt hat. Dieß war uns ſehr angenehm, da wir in Wiesbaden gehört hatten, daß dieſe Douanen bey'm Viſitiren zuweilen auf eine ſehr unbeſcheidene Weiſe verführen.

Wir wendeten uns am Thore rechts, und ſpazierten hinter dem Schloſſe am Rhein hinunter, wo wir eine große Menge von Kanonenkugeln und Bomben aufgethürmt liegen ſahen. Durch das Schloßthor gelangten wir auf den ſchönen Schloßplatz, und von da in die ſchönſte Straße der Stadt — auf die Bleiche. Ueberall ſtießen wir auf Franzöſiſche Soldaten, die theils in den Straßen uns begegneten, theils hier und da vor den Thüren ſaßen. Einer derſelben, der unter dem Schloßthore, auf ſein Gewehr geſtützt, da ſtand, und mit halb lauter Stimme eine angeſchlagene Bekanntmachung ablas, machte ſeines wildkriegeriſchen Anſehns wegen beſondern Eindruck auf uns.

Wir eilten nun zur Erreichung des Hauptzwecks unſerer nachmittägigen Reiſe, einen Beſuch bey der Familie eines unſerer Zöglinge abzuſtatten. Deſſen Vater, Herr Kaufmann Mappes, war, wie wir ſchon wußten, verreiſt; recht freundſchaftlich wurden wir aber von Frau Mappes, ihrer Tochter Frau Dumont, und einem Hausfreunde und Handlungsgehülfen, Herrn Wiegand empfangen, deſſen Bekanntſchaft wir ſchon in Schnepfenthal gemacht hatten. Auch hier wurden die Nachrichten, die wir der zärtlichen Mutter von ihrem Conrad gaben, mit der innigſten Theilnahme vernommen. Sein Porträt fanden wir in der Stube, in welcher wir das Vergnügen hatten, ein Stündchen mit den lieben Freunden angenehm zu verplaudern.

Als ich den Wunſch äußerte noch einen andern Bekannten, auf einen Augenblick zu beſuchen, war Herr Wiegand ſo gefällig, ſich zu meinem Begleiter anzubieten. Ich folgte ihm durch verſchiedene Straßen der Stadt, welche, die vorhin genannte Bleiche ausgenommen, größtentheils eng' und gekrümmt ſind. An mehreren Orten machte er mich auf Trümmern von prächtigen Kirchen und Palläſten aufmerkſam, die durch das Bombardement größtentheils in Aſchenhaufen verwandelt, und noch nicht wieder aufgebauet worden waren. Mit der mehreſten Theilnahme betrachtete ich die Ruinen eines Pallaſtes, den ich bey meinem vorigen Beſuche der Stadt, in ſeiner ganzen Schönheit geſehn und bewundert hatte. Jetzt war er in einen Schutthaufen ſen verwandelt, und in den unterirdiſchen Gewölben deſſelben hatte die Beſatzung ein Magazin angelegt.

Da Herr Wiegand wußte, daß ſich die Perſon, welche ich zu ſprechen wünſchte, jetzt nicht zu Hauſe antreffen, ſondern in dem Gebäude finden würde, in welchem die ſämmtlichen Einkünfte geſammelt werden, welche die Regierung aus dem Departement des Donnersbergs zieht, deſſen Hauptſtadt Maynz iſt; ſo führte er mich dahin.

Am Eingange ſtand ein Franzöſiſcher Soldat als Schildwache, der mir meinen Stock abforderte. Herr Wiegand ſagte mir, es ſey ſo eingeführt, daß man alle Waffen, und alſo auch den Stock ablegen müſſe, wenn man ein Gebäude betrete, in welchem eine öffentliche Verwaltung ihre Sitzungen halte; und ich hatte ſchon gethan, was verlangt worden war. Da trat ein vorübergehender Maynzer Einwohner herzu, redete den Soldaten ziemlich heftig in Franzöſiſcher Sprache an, und machte ihm Vorwürfe darüber, daß er mir den Stock abgefordert habe: da doch nach den neuen Verhaltungsbefehlen, welche die Schildwachen

wachen erhalten hätten, ihm dieß Recht nicht mehr zukäme. Da der Soldat Einwendungen machte, ſo rief er noch eine Perſon als Zeugen herbey; und kurz, ſie ruheten nicht eher, bis ich meinen Stock wieder hatte, und ihn mit ins Haus nahm.

Die Freymüthigkeit des Mannes gefiel mir ſehr wohl; und war in dieſem Falle gewiß nicht übel angebracht. Denn obgleich es mir einerley geweſen wäre, ob ich mit oder ohne Stock das Haus betreten hätte: ſo könnten doch die Schildwachen, wenn man ihnen in ſolchen unwichtigen Dingen eigenmächtig zu handeln erlaubte, dann leicht auch größere Eingriffe in die Rechte des Bürgers oder des Fremden thun.

Auf dem Rückwege führte mich Herr Wiegand durch einige andre Straßen, und unter andern auch über einen Platz, auf welchem mehrere Palläſte ehemaliger Maynziſcher Großen ſtanden. Gegenwärtig dienten ſie zu Quartieren und Magazinen für die Franzöſiſchen Truppen. Eine lebhafte Erinnerung an den ſchnellen Wechſel des Glücks: an die Ungewißheit des Beſitzes aller ſichtbaren Güter.

Mancher von den ehemaligen Eigenthümern dieſer prächtigen Gebäude würde vor zehn Jahren denjenigen vielleicht laut verlacht haben, der auch nur von der Möglichkeit geredet hätte, daß ſein Pallaſt einſt in fremde Hände übergehn könne.

Noch ein Viertelſtündchen wurde in der Geſellſchaft der Frau Mappes und ihrer Familie vergnügt zugebracht; dann empfahlen wir uns, beſtiegen eine Chaiſe, welche die beſorgte Freundinn uns anzubieten die Güte gehabt hatte, und rollten durch die Straßen von Maynz der Rheinbrücke wieder zu. Am Anfange derſelben bemerkten wir, wie ſchon bey unſerer Ankunft, eine Verſammlung von Menſchen, welche als Zuſchauer um ein Tretrad herum ſtanden, das durch ein Paar darin gehende Männer in Bewegung geſetzt wurde. Wir erkundigten uns nach dem Zwecke der Umdrehung des Rades, und hörten daß man eben mit dem Einrammen großer Pfähle beſchäftigt ſey, die zu einer hier am Rheinufer zu machenden, neuen Anlage zum Beſten des Handels, erforderlich wären.

Habt Ihr, lieben Kinder, wohl ſelbſt ſchon einmahl ein ſolches Tretrad geſehn? Es hat ziemlich die Form eines oberſchlächtigen Waſſerrads; nur daß es etwas breiter iſt, und die Schaufeln am Umfange fehlen. Nun ſtellt ſich eine Perſon in das lothrecht ſtehende, um eine Axe bewegliche Rad, und ſchreitet, um dasſelbe in Bewegung zu ſetzen, immer vorwärts. Die Perſon kömmt nun zwar durch dieſes Vorwärtsſchreiten nicht von der Stelle, ſie tritt aber das Rad beſtändig mit einiger Gewalt unter ſich weg, und dieß dreht ſich, als wenn es vom Waſſer getrieben würde.

Auf einer unſerer kleinen Reiſen in die Gegend um Schnepfenthal, kamen wir einmahl in die Werkſtatt eines Schmids, der einen Pudel dazu abgerichtet hatte, daß er in einem kleinen Tretrade lief, und es dadurch in Bewegung ſetzte. Die Sache war nicht etwa bloßer Scherz, ſondern der Schmid hatte die Einrichtung getroffen, daß die großen Blaſebälge, durch welche das Kohlenfeuer in ſeiner Eſſe lebhaft erhalten wird, durch den Hund, vermittelſt des Tretrads, in ſteter Bewegung erhalten wurden.

Während wir nun langſam über die Brücke hinfuhren, genoſſen wir die vortreffliche Ausſicht nochmals, die uns vor wenigen Stunden ſo entzückt hatte. Jetzt bemerkten wir auch, etwas oberhalb der Brücke, die Mündung des Mayns, der hier vom Rheine aufgenommen wird. Und linker Hand zogen ein Paar Schiffmühlen unſere Aufmerkſamkeit auf ſich; Mühlen die auf einem kleinen Schiffe erbaut, und übrigens in der Hauptſache ganz wie die gewöhnlichen unterſchlächtigen Mühlen eingerichtet ſind. Dieſe Schiffmühlen legen ſich im Fluſſe vor Anker; das vorbeyſtröhmende Waſſer ſtößt gegen die untern Schaufeln des auſſen am Schiffe angebrachten Waſſerrades, und bringt die Mühle in Gang.

Raſch rollten wir jetzt durch Caſſel, und auf einem nähern Feldwege, zwiſchen den ſchönſten Weinfeldern hin, nach Moßbach zu. Wie ein Traum ſtand indeß der kurze, aber gewiß recht angenehme Beſuch in Maynz vor meiner Seele, und ich genoß in Gedanken noch ein Mahl, was ich ſo eben wirklich empfunden hatte. Eine Stunde nach unſerer Abreiſe von Maynz, waren wir ſchon wieder in den Mauern Wiesbadens.

Wir fanden hier die junge Geſellſchaft eben in Bereitſchaft auszugehn, um eine Marionetten-Comödie zu beſuchen; und wurden eingeladen, an der Luſtbarkeit mit Antheil zu nehmen. Ehe es aber noch zum Abmarſche kam, wurde überlegt, daß wir, um unſerm Vorſatze gemäß, am folgenden Morgen ganz früh abreiſen zu können, noch heut Abend alle unſere Kleidungsſtücke, die ausgepackt worden waren, und die übrigen Sachen in Ordnung bringen, und wieder einpacken müßten. Dazu gehörte Zeit; und da ſchon ſieben Uhr vorbey war, ſo hatten wir nur noch wenige Stunden des Tages vor uns. Hätten wir nun dieſe der Comödie gewidmet: ſo wären wir entweder genöthigt geweſen, einen Theil der nächtlichen Ruhe aufzuopfern, die uns allen jetzt auf der Reiſe doch beſonders nöthig war; oder wir hätten unſern Vorſatz unausgeführt laſſen, und ſpäter abreiſen müſſen. Beydes ſchien uns nicht räthlich; und Frau **Bennet** verſprach daher ihren Kindern, daß ſie ihnen ein andres Mahl den Spaß machen wolle.

Zu unſerer Freude betrugen ſich dieſe dabey ſehr verſtändig; billigten ſelbſt die Gründe, aus welchen das gehoffte Vergnügen ihnen dieß Mahl verſagt wurde, und legten ſogleich die Hand an das zu beſorgende Geſchäfft.

Nachdem daſſelbe vollendet war, wurde das Abendeſſen genoſſen, und dann noch ein halbes Stündchen der mündlichen Unterhaltung gewidmet; wo beſonders das, was Frau **Bennett** uns von den fürchterlichen Auftritten erzählte, von denen ſie, oft mit augenſcheinlicher Lebensgefahr, im Verlaufe des letztern Krieges ſelbſt Augenzeuge hatte ſeyn müſſen, viel Intereſſe für uns hatte.

Naſſau. Bad Ems. Etwas von den dortigen Bädern und Geſundbrunnen. Ein im Kriege zerſtörtes Schloß.

Am folgenden Morgen ſtiegen wir um ſechs Uhr in den Wagen, nachdem wir von der Frau geheimen Räthin **Bennet**, die das Bad noch einige Wochen zur Wiederherſtellung ihrer Geſundheit brauchen mußte, und uns daher nicht nach Neuwied begleiten konnte, te, Abſchied genommen hatten. Sobald wir ins Freye kamen, bemerkten wir, daß der Himmel mit düſtern Regenwolken ganz bedeckt ſey, und machten uns im Voraus auf einen etwas unfreundlichen Reiſetag gefaßt. Den Anfang des Waldgebirges, über welches der Weg uns heute führte, erreichten wir noch ehe der Regen kam.

Am Fuße des erſten Berges ſtieg ich ab; war aber noch gar nicht weit gegangen, als es ſchon anfing zu regnen. Bald wurde der Regen ſo heftig, daß ich mich, um nicht durchnäßt zu werden, wieder in den Wagen ſetzen mußte. Noch ehe wir die Höhe ganz erreicht hatten, klärte ſich der Himmel indeß wieder auf; und wir kamen gerade in dieſem günſtigen Zeitpuncte an eine Stelle, wo man durch ein Thal hin eine, zwar durch die Berge ſehr beſchränkte, aber doch recht artige Ausſicht, auf den in der Ferne fließenden Rhein hat; von dem wir hier bis zum folgenden Tage Abſchied nehmen mußten.

Die Gegend gewährte uns von hier an ſehr wenig Unterhaltung. Ringsumher erblickten wir, ſo oft der Weg einmahl aus dem dichtern Gehölz heraustrat, nichts als theils kahle, theils mit Waldung bedeckte Hügel; welche die Ausſicht ſehr einförmig machten. Dieß, und der kalte Wind der hier auf der Höhe uns durchwehete, wozu ſich bisweilen auch noch ein Regenſchauer geſellte, waren wohl die Gründe, warum die Reiſegeſellſchaft dieſen Vormittag in einer ziemlich gleichgültigen Stimmung hinbrachte. Jeder hüllte ſich, ſo gut er konnte, in ſeine Kleidung ein, um ſich gegen die Unannehmlichkeiten der rauhen Witterung zu ſchützen; wobey wir die Vorſorge unſers Vaters Salzmann prieſen, der uns im Augenblicke der Abreiſe von Schnepfenthal, noch ſelbſt einen dicken Mantel beytrug, und ihn, obgleich damahls kein Anſchein zu rauher Witterung vorhanden war, mitzunehmen rieth. Jetzt leiſtete derſelbe den Kleinen, die ſich damit bedeckten, die beſten Dienſte.

Zur Mittagszeit erreichten wir das Dorf Holzhauſen, welches auf der Höhe liegt, und ringsum mit Waldung umgeben iſt. Der Kutſcher ſpannte hier aus, und wir beſtellten uns im Wirthshauſe, das freylich von auſſen und von innen ein ziemlich ärmliches Anſehn

hatte,

hatte, etwas zu eſſen. Eine ganz gute Bierſuppe, etwas Schinken und Salat, das wir erhielten, waren indeß vollkommen hinreichend unſere Magen zufrieden zu ſtellen, die an keine Leckerbiſſen gewöhnt ſind.

Nachmittags wurde die Witterung freundlicher, und die Gegend durch welche wir kamen, angenehmer. Beydes trug viel zu unſerer Aufheiterung bey. Beſonders freueten wir uns alle über die ſchöne Lage des Fleckens Naſſau, den wir gegen fünf Uhr erreichten. Drey Thäler ſtoßen bey demſelben zuſammen; durch das eine derſelben kamen wir hinab, und erblickten, noch ehe wir vom Orte ſelbſt etwas gewahr wurden, die auf einem kegelförmigen, größtentheils mit Bäumen und Buſchwerk bewachſenen, Berge liegenden Ruinen der alten Burg Naſſau. Dieſe Burg wurde um das Jahr 1101 erbauet, und von den erſten Grafen von Naſſau bewohnt. Bald darauf öffnete ſich uns die Ausſicht in das weitere Thal; wir ſahen Naſſau unter uns liegen, und den Lahnfluß vor demſelben hinſtröhmen. Dieſer Anblick gewährte uns, nach der langen Fahrt durch eine wenig Abwechſelung gewährende Gegend, in der That viel Vergnügen.

Ueber die Lahn geht hier keine Brücke; wir mußten uns daher auf einer Fähre überſetzen laſſen, die, ſo wie wir uns dem Fluſſe naheten, vom jenſeitigen Ufer herüber kam. Dann gieng es durch Naſſau. Die alte Burg unterhielt uns noch eine ganze Strecke weit, indem ſie uns immer vor Augen blieb. Rechterhand auf einem Vorſprunge des Berges, deſſen Gipfel ſie einnimmt, ſieht man auch noch die Trümmern eines ähnlichen Gebäudes aus dem Gebüſch hervorragen.

Unſer Weg lief nun durch ein ziemlich ſchmales Thal, immer an der Lahn hin. Rechts hatten wir vortreffliche Weinberge, und links eine ziemlich hohe, mit Laubholz bewachſene Bergkette, die uns allen gar wohl gefiel. Mitunter wurde eine Strecke zu Fuß gegangen, und auf den an der Lahn hinliegenden gras- und blumenreichen Wieſen botaniſirt. Der ſchöne, heitere Abend, der auf dieſen, größtentheils ſtürmiſchen und regnichten Tag folgte, machte uns dieſen letzten Theil unſerer heutigen Tagereiſe vorzüglich angenehm. Nachdem wir noch durch den Flecken Dauſenau gefahren waren, langten wir, immer noch der Lahn folgend, um ſechs Uhr in unſerm Nachtquartier, dem Bad Ems an, deſſen Gebäude längſt der Lahn hin, in einem von hohen Bergen eingeſchloſſenen Thale, recht angenehm liegen.

Im Gaſthofe zur goldnen Traube, wo wir abſtiegen, wurde uns ein artiger Saal mit einem kleinen Altane zum Aufenthalte angewieſen, von welchem wir die gegenüberliegenden Berge, die größtentheils mit Waldung bedeckt waren, die vorüberfließende Lahn, eine am jenſeitigen Ufer ſtehende katholiſche Kapelle, und einen Theil der zu Ems gehörigen Gebäude, vortrefflich überſehen konnten. Indeß beſchloſſen wir, uns mit dem Betrachten der ſchönen Gegend von Einem Standpunkte aus nicht zu begnügen, ſondern den ſchönen Abend noch zu einem Spaziergange zu benutzen. Der Sohn unſers Wirths erboth ſich, uns die hieſigen Brunnen- und Badeanſtalten zu zeigen; und nach den dazu gehörigen Gebäuden richteten wir alſo unſern Marſch zuerſt.

Nachdem wir durch ein an der Lahn hin erbauetes, und mit einigen Gartenanlagen umgebenes Gebäude gegangen waren, in welchem ſich nur ein großer Geſellſchafts- und Tanzſaal für die Curgäſte, mit einigen Nebenzimmern befand, kamen wir an das dem Fürſten von Naſſau-Dietz zugehörige große Gebäude, in welchem eine der heilſamen Quellen entſpringt. Im Hintergrunde der im untern Stockwerke befindlichen, großen ſteinernen Halle, ſprudelt ſie aus einem, in Geſtalt eines natürlichen Felſens zugehauenen Steine hervor.

Das Waſſer iſt lauwarm, und wird von den in der Halle, oder bey angenehmer Witterung vor dem Gebäude im Freyen herumſpazierenden Curgäſten, des Morgens hier an der Quelle getrunken. Auch wir verſuchten es; allein es wollte keinem unter uns ſo gut ſchmecken, wie das ſüße Waſſer aus dem vor unſern Inſtitutsgebäuden in Schnepfenthal ſpringenden Brunnen.

In einiger Entfernung von dem dickhervorquellenden Hauptſtrahle, ſprang noch ein feiner Nebenſtrahl, etwas höher empor. Unſer Begleiter ſagte uns, daß dieſer zu Augenbädern benutzt werde: da man in manchen Krankheiten der Augen dieſes Waſſer vorzüglich wirkſam befunden habe.

Von da wurden wir in das Darmſtädtiſche Haus geführt: ein ähnliches, dem Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt zugehöriges Gebäude, der den Landesſtrich, in welchem Ems liegt, mit dem Fürſten von Naſſau gemeinſchaftlich regiert. Hier ſahn wir auſſer den, in der Hauptſache ganz ſo wie die Wiesbadenſchen eingerichteten Badſtuben, auch eine Maſchine, durch welche das Badwaſſer bis in das oberſte Stockwerk des Gebäudes gepumpt werden kann. Dieſe Einrichtung iſt zum Beſten ſolcher Patienten getroffen worden, die ein Zimmer der obern Stockwerke während der Curzeit bewohnen, und wegen zu groſſer Schwäche das Zimmer nicht verlaſſen können. Man pumpt ihnen das zum Baden nöthige Quellwaſſer in ihre Zimmer hinauf, wo ſie ſich deſſen mit aller Bequemlichkeit bedienen können.

Da das Gebäude über dreyßig Fuß hoch iſt: ſo würde es nicht möglich ſeyn, das Waſſer mit Hülfe einer einzigen Pumpröhre bis ganz hinauf zu treiben; ſondern es ſind deren einige übereinander, wovon jede nur etwa 15 bis 20 Fuß hoch ſteigt. Das durch die untere gehobene Waſſer, ſammelt ſich an deren obern Mündung in einem offenen Behälter: aus dieſem nimmt es die folgende Röhre auf, und führt es wieder in ein höher liegendes Behältniß, u. ſ. w. — Diejenigen unter meinen jungen Leſern, welche ſchon Unterricht in der Naturlehre genoſſen haben, werden ſich des Grundes wohl entſinnen, warum man das Waſſer durch ein ſolches Saugwerk nie höher als etwa 30 Fuß hoch heben könne. Sollten einige unter ihnen Vieths phyſikaliſchen Kinderfreund beſitzen: ſo rathe ich, im vierten Bändchen dieſer lehrreichen Jugendſchrift das dritte und vierte Kapitel nachzuleſen, in denen die Einrichtung der Pumpen beſchrieben, und auch der Grund der oben bemerkten Erſcheinung angegeben wird.

Auch den kalt aus der Erde hervorquellenden Sauerbrunnen, der in dem Erdgeſchoſſe dieſes Gebäudes entweder ſelbſt entſpringt, oder durch Röhren dahin geleitet worden iſt, beſuchten wir. Ein Paar Leute ſind hier faſt ununterbrochen, und zu manchen Zeiten ſelbſt die Nacht hindurch damit beſchäfftigt, ſteinerne Flaſchen oder Krüge, wie man ſie in der dortigen Gegend zu nennen pflegt, mit dieſem Sauerbrunnenwaſſer zu füllen, und dann ſogleich mit Korkſtöpſeln feſt zu verwahren. Ganze Schiffchen voll ſolcher gefüllter Flaſchen, gehn auf der Lahn von hier nach dem Rheine ab, und werden auf dieſem dann weiter verfahren. Die Flaſchen werden in mehrern umliegenden Dörfern aus einer beſondern Art von Thonerde verfertigt, und hieher geliefert.

Jetzt ſetzten wir unſern Spaziergang in dem Thale hin weiter fort, und erblickten gleich bey den letzten zum Bade Ems gehörigen Gebäuden, bey denen das Thal ſich etwas rechts wendet, in geringer Entfernung ein anſehnliches Schloß, das hier im Thale am Ufer der Lahn lag. Schon in der Ferne zeigten ſich die Spuren der Zerſtörung an demſelben, da alle Fenſter fehlten; und unſer Begleiter erzählte, während wir uns dem Schloſſe näherten, wie es mit ſeiner Verwüſtung zugegangen ſey.

Die Franzoſen kamen im letzten Kriege einmahl vom Niederrheine her in dieſe Gegend, und wollten bey Ems über die Lahn ſetzen, um dann weiter gegen den Oberrhein hin vorzudringen. Die Oeſterreicher hatten aber das gegenüberliegende Ufer beſetzt, und ſuchten ihnen den Uebergang zu verwehren. So ſtanden ſie unter beſtändigem Feuern aus dem kleinen Gewehr, einen ganzen Tag lang einander hier gegenüber, und die Franzoſen beſetzten bey dieſer Gelegenheit auch jenes Schloß, aus deſſen Fenſtern ſie auf die feindlichen Truppen jenſeits der Lahn ſchoſſen. Dieſe erwiederten das Feuer, und das Schloß wurde alſo theils durch die von auſſen her wirkenden Kugeln der Kaiſerlichen, theils durch die Raubſucht, den Muthwillen und den Holzmangel der darin hauſenden Franzoſen, in den Zuſtand verſetzt, in welchem wir es jetzt fanden.

Alles Holz und Eiſenwerk, das ohne all zu große Mühe vom Gebäude hatte getrennt werden können, war von den Franzoſen abgebrochen worden. Das Holz hatten ſie zu Brennholz benutzt, und das Eiſen an Juden verkauft. Da war keine Thür, keine Diele an den Fußböden der Zimmer, kein Fenſterrahmen, kein Treppengeländer im ganzen Hauſe mehr anzutreffen; ſelbſt die eiſernen Klammern waren an einigen Stellen aus dem Gemäuer geriſſen. Die Wände waren mit allerhand Fratzengeſichtern und Franzöſiſchen Inſchriften beſchmiert, die größtentheils von der Rohheit und Ungezogenheit der Zeichner und Schreiber zeugten. Unter andern ſah ich ein Paar Mahl mit großen Buchſtaben an die Wand geſchrieben: „merde pour les rois;" wovon man ſchon auf den Gehalt der übrigen Inſchriften ſchließen kann.

Wir durchliefen die Zimmer und Säle dieſes Schloſſes, das, wie uns die über dem Eingange in Stein gehauene Inſchrift belehrte, von einem Edelmanne am Anfange des vorigen Jahrhunderts war erbauet worden. In demſelben war freylich nichts, das uns hätte anziehn können, deſto ſchöner war aber die Ausſicht, die man durch die Fenſteröffnungen nach den verſchiedenen Seiten hin hatte. Das Schloß muß in dieſer Rückſicht ehemahls ein recht angenehmer Aufenthalt geweſen ſeyn.

Nachdem wir hier geſehen hatten, was zu ſehn war, ſchlichen wir noch eine Strecke weiter im Thale fort, und kamen an das anſehnliche Dorf Ems, das etwa eine Viertelſtunde Weges vom Bade entfernt liegt. Von da ſchlugen wir uns links wieder nach der Lahn zu, von welcher der Weg uns nach und nach etwas entfernt hatte. Dicht am Waſſer hin ließ es ſich nicht gut gehn, weil bey dem gerade ſehr niedigen Waſſerſtande, ein Theil des Flußbettes trocken war, deſſen Grund eine Schicht größerer und kleinerer Steine bedeckte, die das Waſſer losgewaſchen, und hieher geſchwemmt hatte; indeß wählten doch die jungen Leutchen dieſen rauhen Pfad. Marc ein beſonderer Freund der Mineralogie, richtete ſeine Aufmerkſamkeit hauptſächlich auf die Steine, über die er mühſam hinſchreiten mußte; konnte jedoch, aller Nachforſchungen ungeachtet, keinen ihm des Aufbewahrens werth ſcheinenden darunter auffinden. Mit der einbrechenden Dämmerung trafen wir wieder in unſerm Gaſthofe ein, wo eine ſchmackhafte Abendmahlzeit unſerer wartete.

Nach Tiſche gab es noch eine kleine Beſchäfftigung. Die Kinder hatten auf dem Spaziergange, in der Lahn gelbe Waſſerroſen (Nymphaea lutea) entdeckt, von denen ſie, da dieſe Blume in unſerer Gegend nicht angetroffen wird, einige Exemplare zu haben, und mitzunehmen wünſchten. Gleichwohl konnte Marc, der ſtarke Jagd auf dieſelben machte, nur Eine vom Ufer aus erreichen, da die mehreſten viel zu weit von demſelben, mitten im Waſſer ſtanden. Der Sohn unſers Wirths, der das Verlangen der jungen Pflanzenfreunde bemerkte, hatte alſo nach geendigtem Spaziergange einem Fiſcher den Auftrag ertheilt, uns gegen ein Trinkgeld einige von den Waſſerroſen, nebſt ihren breiten Blättern aus dem Waſſer zu holen. Dieß war geſchehn; wir erhielten ſie jetzt, vertheilten ſie unter die Sammelnden, und jeder preßte die ſeinigen zwiſchen Papier ein. Nachdem dieſes Geſchäfft beendigt, und die Geſchichte des heutigen Tages in unſere Reiſejournale mit wenigen Worten eingetragen worden war, überließen wir uns der Ruhe.

Die ſchönſte Ausſicht auf der ganzen Reiſe. Ehrenbreitſtein. Eine angenehme Ueberraſchung. Unſre Ankunft am Reiſeziele.

Durch einen ſanften Schlaf geſtärkt, ſtanden wir am Morgen des zehnten Junius, des erfreulichen Tages unſerer Ankunft am Reiſeziele, ſchon punkt fünf Uhr in unſern Reiſekleidern da; und erwarteten, mit dem Einpacken eines kleinen Frühſtücks beſchäfftigt, welches wir gewöhnlich erſt unterwegs zu uns nahmen, das Zeichen zum Aufbruche. Nach halb ſechs ſpannte der Kutſcher ein, und vergnügt traten wir den letzten Theil unſerer Hinreiſe an. Der heitere Himmel und die kühle Morgenluft kündigten uns einen ſchönen Sommertag an, und ſtimmten uns alle zur Freude.

Der Weg führte uns zuerſt wieder durch dieſelbe Gegend, die wir am Abend vorher auf dem angenehmen Spaziergange durchwandelt hatten; dann durch das Dorf Ems, und an den Fuß eines Bergs. Hier ſtieg die ganze Geſellſchaft ab, und folgte dem Wagen, den Berg hinauf, zu Fuß nach. Beym Gehen fand ſich mannigfaltige Unterhaltung. So wie wir uns ein klein wenig aus dem Thale empor gearbeitet hatten, genoſſen wir eine recht artige Ausſicht in daſſelbe. Ems lag zu unſern Füßen, ringsum von hohen Bergen eingeſchloſſen, zwiſchen denen die Lahn ſich hinwand; und das Schloß, in welchem wir geſtern herumgeſtiegen waren, nahm ſich im Hintergrunde der ſchönen Landſchaft gar nicht übel aus.

Zogen wir unſere Augen aus der Ferne in die Nähe zurück: ſo erblickten wir wieder andere Gegenſtände, die uns Vergnügen machten; Blumenarten die in unſerer Gegend ſeltener oder gar nicht angetroffen werden; und reiſe Erdbeeren, die hier und da an der Hecke hin wuchſen, mit welcher die an der Seite des Berges liegenden Gärten umgeben waren. Die ſcharfſichtige Judith fand die mehreſten, und theilte fleißig Geſchenke an ihre Reiſegefährten aus.

Weiter hinauf kamen wir, noch immer allmählig höher ſteigend, durch Holzung, und nun war unſere Ausſicht auf einige Zeit wieder ziemlich beſchränkt. Die Augen und der

Geiſt konnten hier gleichſam ausruhen, und ſich dadurch auf den ihnen kurz bevorſtehenden Zuſtand der äußerſten Thätigkeit vorbereiten. Aus dem Walde herauf vernahmen wir das Getöſe eines Hammerwerks; und ſchloſſen daraus, daß wahrſcheinlich Eiſen- oder Kupfergruben in der Nähe herum ſeyn möchten, deren Ausbeute auf dieſem Hammer verarbeitet werde. Unerwarteter als dieſes Getöſe war uns der Schall einer Trommel, den wir ebenfalls vom Walde her vernahmen. Marc behauptete: er müſſe über den Rhein herüberkommen; und ſtellte die Vermuthung auf, daß Franzöſiſche Soldaten bey Coblenz exercieren würden. Ob ſeine Meynung gegründet war, konnten wir nicht entſcheiden.

Wohl anderthalb Stunden brachten wir mit der Erſteigung des anſehnlichen Berges zu; und mehrere von unſern Fußgängern hatten ſich, da der Weg nur noch allmählig bergan lief, und hier und da etwas ſumpfig wurde, wieder in den Wagen begeben; ſo daß Marc und ich zuletzt nur noch allein übrig blieben. Endlich erreichten wir den Rücken des Gebirges: und — welch einen ſchönen Anblick hatten

ten wir nun vor uns! — Einen beträchtlichen Theil des weiten Thales, durch welches der Rhein hinſtröhmt, konnten wir von dieſem Standpunkte aus überſehen. Reizender noch, als alle die wir bisher auf unſerer Reiſe genoſſen hatten, fanden wir dieſe vortreffliche Ausſicht; die wir glücklicherweiſe gerade an einem der heiterſten Sommertage genießen konnten. Hört nur, lieben jungen Freunde, wie viel wir hier mit Einem Blicke überſahen.

Gleich am Fuße des Gebirges, auf deſſen Rücken wir jetzt ſtanden, lag auf einer felſichten Anhöhe die ehemahls wichtige Bergfeſtung **Ehrenbreitſtein.** Jetzt ſah man nur noch Ueberbleibſel von den Ringmauern der dazu gehörigen Gebäude; da die Franzoſen, welche am Ende des letzten Krieges Meiſter dieſer Teutſchen Feſtung waren, alle Werke derſelben mit Pulver in die Luft geſprengt, oder auf andere Weiſe zerſtört haben. Aber ſelbſt dieſe Ueberbleibſel hatten ein ehrwürdiges Anſehn; welches in meinen Augen ohne Zweifel noch durch die Erinnerung an die Tapferkeit erhöhet wurde, mit welcher die Feſtung von den Teutſchen Truppen, die, wo ich nicht irre, uns unter den Befehlen eines Trieriſchen Oberſten ſtanden, gegen den Angriff der Franzoſen im vorigen Kriege vertheidigt wurde. Nur der Hunger konnte die brave Beſatzung endlich zur Uebergabe nöthigen. Auf der nach dem Lande zugekehrten Seite läuft der Berg, auf dem die Feſtung liegt, ganz allmählig ab; gegen den Rhein hin aber, der am Fuße deſſelben vorbey ſtröhmt, ſcheint er ganz felſicht und ſehr ſteil zu ſeyn. Der Feſtung gerade gegenüber iſt die Mündung der Moſel, die ſich hier bey **Coblenz** mit dem Rheine vereinigt. Einen großen Theil dieſer jenſeit des Rheins liegenden Stadt konnten wir gleichfalls überſehen

Den Rhein, welcher der ganzen ſchönen Landſchaft eigentlich Leben gab, überſahen wir hier auf eine Strecke von mehreren Meilen. Mit einigen Biegungen durchſtröhmte er das lachende Thal, bildete verſchiedene lange anſehnliche Inſeln, auf deren einer ein Kloſter nebſt mehreren andern Gebäuden lag, und glänzte vom Wiederſcheine der Sonnenſtrahlen. Ein Paar Kähne, die gerade auf dem uns zunächſtliegenden Theile fuhren, machten uns den Anblick noch unterhaltender. Erſt nah am Horizonte verlor ſich der mächtige Fluß wieder zwiſchen den Gebirgen.

So weit als wir ihn überſehen konnten, lagen zu beyden Seiten an ſeinen Ufern hin mehrere Städte, Dörfer, Schlöſſer und Klöſter; deren Nahmen, in Ermangelung eines der Gegend kundigen Begleiters, uns leider theils ganz unbekannt blieben, theils nur mit Ungewißheit von uns errathen werden konnten. — Hätten wir Zeit gehabt einen halben, ja einen ganzen Tag auf dieſer Stelle zu verweilen: wir würden der unvergleichlichen Ausſicht gewiß nicht überdrüſſig geworden ſeyn, würden immer noch neue Schönheiten derſelben entdeckt haben.

Jetzt ging es bergab; und bald befanden wir uns im rothen Hahn, einem an der Seite des Berges liegenden Dörfchen, deſſen Gaſthof einen rothen Hahn im Schilde führt. Die Ausſicht verlor, ſo wie wir weiter hinab kamen, allmählich von ihrer Vortrefflichkeit; nur die Ruinen der Feſtung Ehrenbreitſtein, der wir ziemlich nah kamen, konnten wir jetzt noch deutlicher erkennen als zuvor. Zuletzt fuhren wir durch einen ſteilen

Hohlweg, der einer Verbeſſerung gar ſehr bedurft hätte, in das Dorf Maller hinab, und befanden uns bald nachher dicht am Rhein; von deſſen Ufern wir uns nun bis zur Ankunft in Neuwied nicht wieder beträchtlich entfernten. Nicht allein jener Hohlweg, ſondern überhaupt die Wege in dieſer Gegend waren die ſchlechteſten, die wir auf unſerer Reiſe gefunden hatten; man ſchien auf ihre Beſſerung gar nicht Bedacht genommen zu haben.

Vor dem Städtchen Vallendar, durch welches der Weg uns auch führte, ſahen wir einen großen Kahn, den eine am Ufer gehende Perſon, dem Ströhme entgegen nach Coblenz hinzog. Der Strick war, wie bey den großen Rheinſchiffen, oben an einer im Kahne aufgerichteten Stange befeſtigt. Ohne Zweifel kann eine Perſon auf dieſe Weiſe eine weit anſehnlichere Laſt fortbewegen, als mit Hülfe der auf dem Lande gebräuchlichen Schiebekarren. — Nah bey der Stadt lagen auch einige Schiffe vor Anker; und nicht weit davon fuhren wir an der langen Rheininſel mit dem Kloſter und Flecken vorbey, die wir ſchon von der Höhe herab bemerkt hatten.

Schöne Weinberge hatten wir hier im Thale zur Rechten, und fruchtbare Gärten und Aecker nahmen den Platz zwiſchen unſerm Wege und dem Rheinufer ein. Beyde zeugten von dem Fleiße den die Bewohner dieſer Gegend auf den Anbau des Bodens verwenden. — In Benndorf begegneten uns mehrere Wagen, die mit den unter dem Nahmen Coblenzer Waare auch in unſerer Gegend bekannten, dauerhaften irdenen Geſchirren beladen waren, welche man in mehreren in der hieſigen Gegend liegenden Ortſchaften in großer Menge verfertigt, und weit und breit verſendet.

Wir waren noch nicht weit über Engers den letzten Ort vor unſerm Reiſeziele, hinaus, als der Kutſcher uns auf zwey Reiter, einen Erwachſenen und einen Knaben, aufmerkſam machte, die uns entgegen kamen, und ſchon ziemlich nah waren. Da der Tag unſerer Ankunft in Neuwied von Wiesbaden aus dahin gemeldet worden war: ſo kamen wir gleich auf die Vermuthung, daß der kleine Reiter

Georg, der Bruder unſerer jungen Reiſenden ſeyn werde, von deſſen Fertigkeit im Reiten ſie uns unterwegs ſchon mehrmahls unterhalten hatten. Die Kinder richteten ihre Blicke unverwandt auf die nahenden Reiter, und „ach Georg! ach Herr Rath Droſten!“ ſo riefen ſie laut, als dieſelben uns ganz nah gekommen waren. Es wurde gehalten, und man bewillkommte ſich gegenſeitig vom Wagen und Pferde herab.

Herr Regierungsrath Droſten, ein Hausfreund der Bennettiſchen Familie, that den Vorſchlag: daß Georg ſich zu uns in den Wagen ſetzen, und Marc dagegen deſſen Pferd beſteigen möchte; welcher von beyden Theilen mit Vergnügen angenommen wurde. Georg kam in unſere Mitte; und ſeine Geſchwiſter wetteiferten, ihm ihre herzliche Liebe durch wiederhohlte Liebkoſungen zu erkennen zu geben. Marc ſchwang ſich auf den kleinen Polacken, und trabte friſch vor dem Wagen her.

Lebhafte Freude war nun auf allen Geſichtern zu leſen. Die Geſchwiſter thaten, ſobald die erſte Ueberraſchung vorbey war, hundert

dert Fragen an den lieben Bruder; ſie wollten gern, noch ehe ſie ihren ehemaligen Wohnplatz erreichten, von allen Veränderungen unterrichtet ſeyn, die daſelbſt während ihrer langen Abweſenheit vorgefallen, und ihnen noch nicht durch Briefe berichtet worden wären. Neuwied lag ſchon ganz deutlich vor uns; und Herr Regierungsrath Droſten zeigte uns das Haus des lieben Vaters unſererer Zöglinge, das ſich durch ſein ſauberes Aeußere ſchon in der Ferne vor den umſtehenden Gebäuden vortheilhaft auszeichnete. Die Kinder wurden, je näher wir kamen, mit der Gegend immer bekannter; jede Entdeckung eines neuen, ihnen im Gedächtniß gebliebenen Gegenſtandes, verurſächte einen lauten Ausdruck der Freude; und dieſe Ausdrücke folgten nun immer ſchneller auf einander.

Endlich waren wir an den erſten Häuſern der offenen Stadt, fuhren nur zwiſchen einigen derſelben durch, und hielten vor dem Hauſe des Herrn geheimen Raths Bennett. Das Hofthor öffnete ſich, und kaum waren wir im Hofe: da ſtand ſchon die gute Tante am Wagen und reichte den geliebten Kindern die Hand. Schnell waren dieſe vom Wagen herab, und in ihren Armen. Der Vater war vom Hauſe abweſend; und die beyden jüngſten Geſchwiſter waren im Hauſe zurückgeblieben; dem die ganze freudige Geſellſchaft nun zueilte.

Hier wurden ſogleich das liebe Reginchen und der kleine Karl herbeygeführt und getragen; den letztern ſahn die vier Geſchwiſter jetzt zum erſten Mahle; beyde wurden von ihnen mit brüderlichen und ſchweſterlichen Küſſen überhäuft. Die Kleinen waren, ſo viel ihnen auch Vater, Mutter und Tante zeither von der baldigen Ankunft des Marc, Peter der Mariane und Judith mochten erzählt, und ſo ſehr ſich auch, das vierjährige Reginchen wenigſtens, auf ihre Ankunft wirklich mochte gefreut haben, doch gegen die vielen fremden Geſichter die ſie auf einmahl vor ſich ſahn, anfangs etwas ſcheu. Allein es dauerte gar nicht lange, ſo erwiederten ſie die Liebkoſungen durch freundliches Lächeln, und Reginchen hüpfte voll Freude an der Hand ihrer Schweſtern herum.

George und Peter, die ganz von gleicher Größe, und auch den Jahren nach nicht ſehr verſchieden waren, kamen einander nicht von der Seite. Peter hatte gleich nach unſerer Ankunſt der Luſt nicht widerſtehn können, das Leibpferdchen ſeines Bruders auch einmahl zu verſuchen. Der Reitknecht hatte ihn hinauf gehoben, und das Pferd mit dem unerfahrnen Ritter ein Paar Mahl im Hofe herum geführt; welches ihm ein außerordentliches Vergnügen geweſen war.

Nach kurzem Verweilen im Hauſe, begab ſich die ganze Geſellſchaft, unter Anführung des Herrn Raths Droſten, in den an den Hof ſtoßenden Garten, der für die aus der Fremde zurück gekehrten jungen Leutchen ganz etwas neues war. Der Vater hatte ihn in ihrer Abweſenheit erſt angelegt, und doch war alles darin ſchon in der beſten Ordnung; ja die angepflanzten Bäumchen trugen zum Theil ſchon reifende Früchte. Der größte Theil des Gartens war dem Anbau nutzbarer Gewächſe gewidmet; nur ein kleinerer war mit Blumen bepflanzt, und in der Mitte deſſelben ſtanden auf einem Geſtell verſchiedene ausländiſche Gewächſe in Töpfen und Kübeln. Außer dieſen, war die Aufmerkſamkeit der Kinder hauptſächlich auf die Erdbeerſträuche gerichtet, mit denen man die Beete eingefaßt hatte. Sie hingen voll ſchöner, wohlſchmeckender Früchte, von denen ſie nach eingeholter Erlaubniß pflückten, ſchmauſten und den jüngern Geſchwiſtern mittheilten.

Indem die Kinder ſich ſo im Garten vergnügten, trat — der gute Vater herein, der ſo eben von ſeinem Geſchäftsgange zurückgekehrt war. Freudig ſprangen die im Garten zerſtreueten Knaben und Mädchen herzu, und umringten den geliebten Vater, der ſie alle umarmte, und ſeine innige Freude über ihre glückliche Ankunft laut zu erkennen gab. Sie mußten ihm nun etwas von ihrer Reiſe und von ihrem Beſuche bey der Mutter in Wiesbaden erzählen; und unter dieſen und mancherley andern freundſchaftlichen Geſprächen, verſtrichen die erſten Stunden unſers angenehmen Aufenthalts in dieſem uns ſo werthen Hauſe.

Ein angenehmer Spaziergang nach Rothhauſen.

Für den Nachmittag wurde ein Spaziergang nach Rothhauſen, einem in der Nähe der Stadt liegenden fürſtlichen Garten, in Vorſchlag gebracht, an welchem die ganze Familie Antheil nahm. Nur der kleine **Karl**, der im Gebrauch ſeiner Füße noch nicht die nöthige Fertigkeit erlangt hatte, blieb zu Hauſe; das muntre **Reginchen** hingegen hüpfte an der leitenden Hand der Tante, ſehr vergnügt dem ihr ſchon wohl bekannten Nothhauſen mit zu. Das Wetter war für unſern Spaziergang ungemein günſtig; nur verurſachten die bey dem heitern Himmel ſo ganz ungehindert auf uns herabſchießenden Sonnenſtrahlen, auf dem Hinwege einige Beſchwerden; die durch die Langſamkeit, welche wir bey'm Marſche beobachteten, dennoch nicht ganz vermieden werden konnten. Das arme **Reginchen**, welches die lebhafte Freude über die Ankunft der Geſchwiſter ſchon ziemlich abgeſpannt haben mochte, wurde daher bald ſo ermüdet, daß es faſt bey'm Gehen einſchlummerte, und von den Erwachſenen abwechſelnd auf dem Arm getragen werden mußte.

Nicht weit von Neuwied begegneten uns die Zöglinge eines daſigen Erziehungsinſtituts, mit einigen ihrer Lehrer und Aufſeher. Den

Director dieſer Anſtalt, Herrn Paſtor Schellenberg kennen zu lernen, zeigte ſich mir am folgenden Tage die Gelegenheit. Die Munterkeit der Knaben, und die Höflichkeit mit der ſie uns im Vorübergehn grüßten, nahm mich ſogleich für dieſelben ein; und ich glaube eben ſo muß es jedem Menſchen gehn: der Grad ſeiner vorläufigen Zuneigung oder Abneigung richtet ſich, bey'm erſten Anblick einer Perſon, nach dem was ihm von derſelben in die Augen fällt, nach dem Benehmen welches ſie gegen ihn beobachtet. Wie ſehr hat alſo, meine Lieben, derjenige Urſach auch auf ſein Aeußeres, und auf ſein Betragen gegen fremde Perſonen aufmerkſam zu ſeyn, dem es nicht gleichgültig iſt, welche Meynung andre Menſchen von ihm bekommen ſollen; und welcher vernünftige Menſch kann wohl dagegen gleichgültig ſeyn? Ihr ſeyd vielleicht durchaus redliche Menſchen, ſeyd fleißig und treu in Euern Berufsgeſchäften, habt Euch durch Euern Fleiß und Euer Nachdenken viele ſchätzbare Kenntniſſe erworben; ſo ſind dieß Eigenſchaften, die Euch wahren, innern Werth geben, und Euch die Achtung eines jeden rechtſchaffenen Menſchen ſichern, der

Gelegenheit hat, mit Euch näher bekannt zu werden. Könnt Ihr aber wohl erwarten daß jedermann von Euerm innern Werthe überzeugt ſey? und könnt Ihr Euch alſo wohl wundern, wenn fremde Perſonen bey ihrem erſten Urtheile über Euch, auf alle dieſe vortreflichen Eigenſchaften gar nicht Rückſicht nehmen? Eures übeln Anſtandes, Eurer Nachläſſigkeit im Anzuge, Eures Mangels an Höflichkeit und übrigem guten äußern Benehmen wegen, wohl hat eine Abneigung gegen Euch bekommen? —

Nur vor zwey ſchädlichen Irrthümern müßt Ihr Euch bey der Aufmerkſamkeit auf Euer äußeres Verhalten wohl hüten. 1) Darf Eure äußere Bildung nie der Hauptgegenſtand Eurer Bemühungen werden; denn ſo wenig als ein aus ſchlechten Materialien nachläſſig aufgebauetes Gebäude dadurch einen wahren Werth erhält, daß man deſſen Wände mit glatter Tünche bekleidet, und ihnen einen gefälligen Anſtrich giebt: eben ſo wenig können gute Haltung des Körpers, ſaubere Kleidung, Höflichkeit und Artigkeit im Umgange mit Andern, einem innerlich fehlerhaften Menſchen einen wahren Werth geben. 2) Soll das Beſtres ſtreben, Andern in einem wohlgefälligen Lichte zu erſcheinen, Euch nie zur Heucheley verleiten; Ihr ſollt nie anders reden als Ihr denkt; nie die Fehler andrer gut heißen, ihre Vergehungen zu rechtfertigen ſuchen, um Euch dadurch bey ihnen beliebt zu machen. Nein — die Wahrheit und ein gutes Gewiſſen müſſen Euch immer weit theurer bleiben, als der Beyfall der Menſchen!

Wir waren kaum eine Viertelſtunde gegangen, als wir ſchon an das anſehnliche Dorf Heddesdorf kamen, durch welches der Weg nach Rothhauſen fuhrt. Jenſeit deſſelben ging es durch ein von Anhöhen eingeſchloſſenes Thal, durch welches das Flüßchen Wied, in der dortigen Gegend gewöhnlich Wiedbach genannt, ſchnell hinſtrömt. So unanſehnlich daſſelbe auch bey der jetzigen trocknen Witterung war: ſo ſagte man uns doch, daß es nach heftigen Regengüſſen oder plötzlichem Thauwetter im Frühlinge, durch ſeine Ueberſchwemmungen oft größere Verwüſtungen anrichte, als der mächtige Rhein, in den es ſich nicht weit von da ergießt.

Die Bewohner der Gegend haben dieſen Wiedbach auf mancherley Weiſe zu ihrem Vortheil benutzt. So kamen wir nicht weit von Heddesdorf durch eine doppelte Reihe von Gebäuden, deren ſchwarzes Anſehn uns ſchon in der Ferne ihre Beſtimmung errathen ließ. Es war das Eiſenwerk Raſſelſtein, deſſen Eigenthümer in Neuwied wohnt. Der dazu gehörige hohe Ofen *) und das damit verbundene Schmelzwerk waren jetzt nicht im Gange; Ein Hammer aber ließ ſich eben hören, als wir vorbey gingen, und Herr geh. Rath Bennet verſprach, uns auf dem Rückwege zu demſelben zu führen.

Dem Eiſenwerke gegenüber lagen auch verſchiedene Mühlenwerke, an deren einem man eine Waſchmaſchine angebracht hatte, vermittelſt welcher ſchmutzige Wäſche ohne die Mitwirkung menſchlicher Kräfte gereinigt werden ſollte. Dieſe Art zu waſchen fand man aber, wie uns erzählt wurde, ſo wenig vortheilhaft, daß man zu der gewöhnlichen Art die Wäſche zu reinigen, bald wieder zurückkehrte.

Noch

---

*) Siehe 1tes. Bdchen S. 72.

Noch ein Paar hundert Schritte weiter, und wir ſtanden ſchon vor dem Rothhäuſer Garten; von welchem uns nur noch der Wiedbach trennte. Hol über! Hol über! wurde nun zu wiederholten Mahlen mit lauter Stimme gerufen, um dem zum Aufſeher über den Garten beſtellten Jäger unſern Wunſch, auf einem Nachen über den Bach geſetzt zu werden, dadurch zu erkennen zu geben: denn eine Brücke war nicht vorhanden. Es dauerte eine ganze Weile ehe er herbeykam: da, wie er ſagte, das Geräuſch welches die im Garten ſich fröhlich herumtummelnden Knaben, dieſelben welche uns vorhin begegnet waren, verurſachten, ihn verhindert hatte unſer Rufen zu hören. In zwey Abtheilungen machten wir nun die kurze Waſſerreiſe ohne widrigen Zufall; und ſogleich befanden wir uns auch in dem nach Engliſchem Geſchmack angelegten Garten.

Eine kleine Anhöhe auf welcher ein Luſthaus ſtand, wurde zum Ruheplatze auserſehn; die Geſellſchaft ließ ſich hier im Freyen nieder, und genoß die angenehme Ausſicht, theils auf die umher befindlichen Gartenanlagen, theils auf die den Garten umgebenden Anhöhen. An ei-

einer derſelben lag das Dorf Nieder-Biber, bey welchem man die Ueberreſte einer alt-Römiſchen Stadt und Feſtung, ganz flach unter der Erde entdeckt hat. Vor Kurzem wurde in verſchiedenen Zeitungen von dieſer Entdeckung, oder vielmehr von ſpätern auf jenem Platze angeſtellten Nachforſchungen geſprochen. Auch wir Schnepfenthäler hatten dieſe Nachricht damahls mit vieler Theilnahme geleſen; und einer meiner erſten Gedanken, bey der Aufforderung zur Reiſe nach Neuwied war: „da mußt du die in der dortigen Gegend entdeckten merkwürdigen Alterthümer vor allen Dingen in Augenſchein nehmen.“ Der Herr geh. Rath, dem ich dieſen Wunſch jetzt zu erkennen gab, verſprach, uns am folgenden Tage zur Erfüllung deſſelben behülflich zu ſeyn; und mit wie vieler Güte er dieß Verſprechen gehalten habe, ſollen meine jungen Leſer bald hören.

Die drey Knaben nahmen an der Ruhe, welche wir übrigen auf dieſem angenehmen Platze genoſſen, wenig Antheil: ſondern blieben noch eine ganze Weile, mit Georgs Schimmelchen beſchäfftigt, auf welchem Marc hieher geritten war. Jetzt hatte ſich Peter da-

darauf geſetzt, und Bruder Georg führte es auf und ab. Dem erſtern gefiel das Späßchen gar zu wohl; und ich glaube er wäre während unſers ganzen Aufenthalts in Nothhauſen nicht vom Pferde gekommen, wenn nicht der Vater daran erinnert hätte, daß dem armen Thiere, das heute ſchon ungewöhnlich viel Strapaze habe ertragen müſſen, nun wohl auch ein Ruheſtündchen mit Recht gebühre. Zugleich gaben einige Erfriſchungen die der Vater jetzt auftragen ließ, zu einer andern Unterhaltung Gelegenheit.

Nachdem dieſelben genoſſen waren, beſtiegen wir einen innerhalb des Gartens liegenden, mit Buſchholz bewachſenen Berg von mäßiger Höhe, um die ſchöne Ausſicht zu genießen, welche man von demſelben herab hat. Ein bequemer Fußweg führte uns allmählig den Berg hinan; und ſchon im Steigen wurde uns bisweilen durch die Zweige der Bäume und Sträuche hindurch, eine angenehme Ausſicht gegen das Gebirge hin verſtattet. Das uns ſo merkwürdig gewordene Nieder-Biber konnten wir unter andern jetzt auch deutlicher noch liegen ſehn, als unten im Garten. Jetzt führte der Weg uns auf ein Tempel ähnliches Gebäude zu; und ſo wie wir die Stufen desſelben erſtiegen hatten, eröffnete ſich uns eine reizende Ausſicht gegen den Rhein, und das dicht an demſelben liegende Neuwied hin. Wir genoſſen ſie eine ganze Weile, und machten einander auf die mancherley Schönheiten derſelben aufmerkſam; dann kehrten wir auf unſern Ruheplatz zurück, und pflogen bey'm Genuß einer Taſſe Thee freundſchaftliche Geſpräche.

Später hin miſchten ſich auch verſchiedene Bekannte der Bennettiſchen Familie mit in unſere Geſellſchaft, welche gleichfalls einen Spaziergang nach dieſem Garten gemacht hatten. Unter andern fügte es ſich für mich recht vortheilhaft, daß auch der Herr Ingenieur-Lieutenant Hoffmann, den die Leſer im Verfolg meiner Erzählung wegen ſeiner vorzüglichen Gefälligkeit noch ſchätzen lernen werden, gerade hieher gekommen war. Herr geh. Rath Bennet hatte die Güte, mich bey dieſer Gelegenheit mit demſelben bekannt zu machen. Geſehn hatte ich ihn vor mehreren Jahren ſchon in Schnepfenthal; wohin er mit drey Prinzen des Fürſten von Neuwied, deren Lehrer er war, auf einen Tag zum Beſuch kam.

Jetzt war mir dieſer Mann vorzüglich deßwegen merkwürdig, weil ihm die Fürſtin, die das dazu erforderliche Geld herhab, die Aufſicht über die Arbeiten bey Niederbiber übertragen hatte, deren Zweck die Unterſuchung der dort entdeckten ehrwürdigen Denkmahle des Alterthums war. Von ihm konnte ich alſo unſtreitig die ſicherſten und ausführlichſten Nachrichten in Betreff dieſer mir ſo merkwürdigen Sache erhalten. Was das Gedächtniß aus dem unterhaltenden Geſpräche mit dem Herrn Hoffmann mir aufbehalten hat, und was ich aus einer mir von ihm gütigſt mitgetheilten gedruckten Nachricht weiß, theile ich wohl am beſten den Leſern gleich hier mit, ehe ich noch von dem rede, was ich ſelbſt zu ſehn bekam.

Merkwürdige Ueberreſte aus dem Alterthume, in der Gegend von Neuwied.

Im Jahr 1791, wenn ich nicht irre, machte der Herr Ingenieur-Lieutenant Hoffmann

mann, in der Geſellſchaft des damahligen, nunmehr verſtorbenen Erbprinzen, einen Spazierritt in die Gegend um Neuwied. Sie kamen auch auf die hochliegende Fläche hinter dem Dorfe Niederbiber, und wurden daſelbſt, nicht weit vom Wege ab, mitten auf dem Felde einige Bauern gewahr, welche damit beſchäftigt waren, Steine aus der Erde zu brechen. Herr Hoffmann deſſen Aufmerkſamkeit dieſes Steinbrechen mitten auf dem Felde erregte, ritt mit dem jungen Prinzen näher, ſah den Arbeiten der Leute einige Zeit zu, und ließ ſich mit ihnen in ein Geſpräch ein.

Was er ſah und hörte, war: daß man auf dieſem Acker-Stücke faſt überall, in geringer Tiefe Mauerſteine antreffe; daß dieſelben gewöhnlich durch einen Mörtel feſt miteinander verbunden wären, und durch Menſchenhände zu dicken Mauern vereinigt zu ſeyn ſchienen; daß man beym Ausgraben derſelben oft auch Scherben von beſondern irdenen Gefäßen, auch wohl ganz alte Geldſtücken, und andere Kleinigkeiten von Metall finde. — Nun wußte Herr Hoffmann genug, um ſich einer

ner der angenehmſten Entdeckungen *) verſichert halten zu können. Er lud die Leute ein, ihm doch diejenigen von den hier gefundenen Sachen, die ſie zu Hauſe aufbewahrt haben möchten, in die Stadt zu bringen, wo er ſie ihnen abkaufen wolle; und verfolgte dann ſeinen Weg.

Bald nach ſeiner Rückkunft ſtattete er der Fürſtin, einer Dame, die nach dem einſtimmigen Urtheile der Perſonen, die ich darüber ſprechen hörte, von Seiten ihres Geiſtes und Herzens gleich verehrungswürdig iſt, von dem was er eben erfahren hatte Bericht ab. Auch ſie war ſogleich lebhaft für die Sache eingenommen, und verwilligte eine Summe Geldes, theils zur Entſchädigung der Eigenthümer des Grund-

---

*) Daß man ſchon vor der Zeit, in welche dieſe Entdeckung fällt, Spuren von dem Daſeyn der gleich zu beſchreibenden Ruinen gehabt haben müſſe, beweiſt die kurze Nachricht welche Büſching in ſeiner, im Jahre 1779 herausgekommenen Erdbeſchreibung, mit wenigen Worten davon gibt. Das Verdienſt die Unterſuchung derſelben wieder in Anregung gebracht, und mit vielem Eifer und der nöthigen Geſchicklichkeit geleitet zu haben, bleibt indeß immer dem Herrn Hoffmann.

Grundſtücks, auf welchem man die weitern Nachſuchungen vornehmen wollte; theils zur Bezahlung der dabey nöthigen Arbeitsleute. So bald als möglich nahmen die Arbeiten, unter der Leitung des Herrn Hoffmann, der indeß den ganzen Platz noch genauer unterſucht hatte, ihren Anfang. Die Fürſtin war oft bey denſelben zugegen; und die Prinzen legten, ſo wie mehrere Standesperſonen, ſelbſt mit Hand an; — kurz, die Nachforſchungen wurden mit dem größten Eifer, und der geſpannteſten Erwartung betrieben. Was man durch fortgeſetzte Thätigkeit, und wohl ganz beſonders durch die unermüdete Theilnahme und geſchickte Leitung des noch jetzt mit ganzer Seele für die Sache eingenommenen Herrn Hoffmann, nach und nach entdeckte, war Folgendes.

Eine fünf Fuß dicke ſehr feſte Mauer, die einen 840 Rheinländiſche Fuß langen, und 631 Fuß breiten Platz einſchließt, welcher die Form eines Rechtecks hat. An den vier Ecken war die Mauer abgerundet, und an jeder Ecke ſprang ein Thurm vor. Auch längſt der Mauer hin ſprangen, in gewiſſen Abſtänden von einander, mehrere Thürme vor. Sowohl von der Mauer als von den Thürmen, ſo wie überhaupt von allen den noch zu erwähnenden Gebäuden, die man unterſuchte, fand man weiter nichts, als die Theile derſelben, welche gleich bey ihrer Erbauung unter der Erde ihren Platz gefunden hatten; oder die ſogenannten Grundmauern. Man ſchloß daraus, daß jene Mauern und Gebäude, wahrſcheinlich in einem Kriege vom Feinde möchten geſchleift, das heißt bis auf den Grund niedergeriſſen worden ſeyn. Die Steine wurden vermuthlich ſpäterhin von dieſem Platze weggeführt, und an einem andern Orte zur Erbauung neuer Gebäude verwendet. Der beym Niederreiſſen entſtandene Schutt bedeckte die unter der Erde liegenden Theile der Gebäude, vermengte ſich mit dem übrigen Erdboden, und ſo wurde der Platz nach und nach wieder geſchickt den Samen aufzunehmen, und Feldfrüchte zu erzeugen.

Die ſtarke, den Platz umgebende Mauer mit den vorſpringenden Thürmen, machte es mehr als wahrſcheinlich, daß man die Trümmern einer Römiſchen Feſtung vor ſich habe. Daß die Römer ſie wirklich erbauet haben müßten, würden auch die Inſchriften welche man bey den fortgeſetzten Unterſuchungen entdeckte, und die Münzen die man fand, bewieſen haben: wenn nicht ſchon die Geſchichte dieſer Gegenden dieß hinlänglich beglaubigt hätte. Denn man weiß aus den alten Römiſchen Geſchichtsbüchern, unter andern aus der Beſchreibung, welche uns der berühmte Römiſche Feldherr und nachmahlige Kaiſer, Julius Cäſar, von ſeinen merkwürdigen Feldzügen gegen die Gallier und die Teutſchen Völkerſchaften, ſelbſt hinterlaſſen hat: daß die Römiſchen Heere dieſe Gegenden mehrmahls beſuchten, am Rheine hin viele Colonieen, und zur Vertheidigung derſelben gegen die, ihnen hartnäckigen Widerſtand leiſtenden Teutſchen, mehrere Feſtungen anlegten. Die Einrichtung dieſer Feſtungen wird aber gerade ſo von den Geſchichtſchreibern der damahligen Zeiten geſchildert, wie man ſie hier an den Trümmern fand.

Den von der ſtarken Vertheidigungsmauer eingeſchloſſenen Platz ſowohl, als auch die außerhalb derſelben liegenden Felder, fand man mit den Grundmauern anſehnlicher Gebäude angefüllt. Mehrere derſelben wurden näher unterſucht, unter denen ſich Eins auszeichnete; in welchem man auch beſonders viele Alterthümer entdeckte, die man im Schloſſe zu Neuwied in einem Cabinette aufſtellte. Wir bekamen ſie, wie Ihr bald hören ſollt, durch die Güte des Herrn Hoffmann auch zu ſehn. Im Sommer 1801, wo man die durch den Krieg und andere Hinderniſſe ins Stocken gerathene Unterſuchung dieſes merkwürdigen Platzes weiter fortſetzte, entdeckte man wieder ein öffentliches Gebäude, von welchem Herr Hoffmann vermuthet, daß es ein kleiner Tempel geweſen ſeyn möge.

Außer den bey Nieder-Biber aufgefundenen, ſehr merkwürdigen Ueberbleibſeln von den Arbeiten der Menſchen, welche vor 1800 und mehr Jahren dieſe Gegend bewohnten: muß ich noch einiger andern erwähnen, die man hier im Umkreiſe von einer halben Meile zuſammen gehäuft findet. Dahin gehören die Ruinen einer zweyten Stadt, welche man auf den Feldern, nahe bey dem ſchon erwähnten

Heddesdorf, wieder ganz flach unter der Erde, antrifft. Herr Hoffmann vermuthet daß ſie urſprünglich von den Ubiern, einem der cultivirteſten von den damahligen Teutſchen Völkerſtämmen, erbauet, ſpäterhin aber auch von Römiſchen Coloniſten bewohnt worden; und daß es eben die Stadt ſey, welche in den alten Geſchichtſchreibern unter dem Nahmen Geſonia vorkomme.

Eine andere Merkwürdigkeit dieſer Gegend ſind die Ueberreſte von Römiſchen Landſtraßen, welche man unter der Erde aufgefunden hat. Eine derſelben läuft vom Rheine aus nach Heddesdorf zu, und ging wahrſcheinlich nach der alten Stadt Geſonia, und von da vielleicht weiter nach der Feſtung hinter Nieder=Biber. Hätten die Römer ihre Landſtraßen nicht beſſer angelegt, als man noch jetzt viele unſerer Teutſchen Landſtraßen findet: ſo würden gewiß die Spuren von denſelben nach 1800 Jahren nicht mehr zu entdecken ſeyn. So aber beſtanden ſie, wie ein bey'm Baue einer Kirche in Neuwied, zehn Fuß tief unter der Erde gefundenes, und unterſuchtes Stück von einer ſolchen Straſſe zeigte, aus einem dreyfach übereinander liegenden feſten Steinpflaſter. Die oberſten Steine hatten alle eine keilförmige Geſtalt, und waren mit der Spitze oder Schärfe unterwärts gekehrt: ſo daß eine darüber wegbewegte Laſt ſie immer noch feſter in einander treiben mußte.

Das eben erwähnte Stück war noch in anderer Rückſicht merkwürdig. Man fand es nähmlich in einer geringen Entfernung von 30 bis 40 Schritten vom Rheine, und doch in einer Tiefe von zehn Fuß. Daraus ſcheint offenbar zu folgen, daß die Oberfläche des Rheinſtrohms vor 1800 Jahren um ein Beträchtliches tiefer gelegen haben müſſe als jetzt. Die Erhöhung ſeiner Ufer und ſeines Flußbettes bewirkte er unſtreitig ſelbſt, durch die Erde welche er mit ſich führte und hier abſetzte.

Auf dem Gebirge, hinter der etwa eine halbe Meile von Neuwied entfernten Abtey Rommersdorf, finden ſich die Trümmern noch einer andern, runden Schanze, die 500 Schritte im Umfange hat. Von dieſer Schanze an kann man einen tiefen Graben, der in jener Gegend der Heydengraben genannt wird, eine anſehnliche Strecke weit über den höchſten Bergrücken verfolgen. Dieſen Graben hält man für einen Theil der militäriſchen Linie, welche der Römiſche Feldherr Druſus gegen die häufigen Anfälle der Teutſchen ziehen ließ. Sie machte die erſte Römiſche Gränze in Teutſchland aus, und man findet längſt dem ganzen Rheinſtrohme noch hin und wieder in den Wäldern und auf dem Rücken der Gebirge, deutliche Spuren von derſelben.

Endlich verdienen noch die Ueberreſte einer von den Römern erbaueten, ſteinernen Rheinbrücke eine Erwähnung. Der obere Theil des noch vorhandenen ſehr feſten Mauerwerks, befindet ſich am rechten Ufer, in einem Weinberge bey dem Flecken Engers. Der untere Theil zeigt ſich nur beym niedrigſten Waſſerſtande, im Bette des Rheins. Herr Hoffmann hält es für wahrſcheinlich, daß ſie vom Römer Druſus erbauet worden ſey, als dieſer im 9ten Jahre vor Chriſti Geburt, das Römiſche Heer mit Hülfe dreyer Brücken, bey Weſel, bey Bonn und bey Geſonia über den Rhein gehen ließ, und es gegen die Teutſchen führte.

Rückkehr nach Neuwied. Beſuch in einem Eiſenhammerwerk. Die zwey neuentdeckten Planeten.

Der Abend war nun da; Kühle und Dämmerung, die allmählich eintraten, erinnerten uns auf den Rückweg bedacht zu ſeyn. Da aber das Bedürfniß der Ruhe, und die angenehme und belehrende Unterhaltung, die wir hier im Kreiſe unſerer gütigen Freunde genoſſen, uns den größten Theil unſers Aufenthalts in Rothhauſen über, an das obenerwähnte Ruheplätzchen gefeſſelt hatten: ſo wurde noch ein kurzer Spaziergang durch den Garten vorgeſchlagen, um uns auch einige andere Anlagen deſſelben zu zeigen.

Aus dem Gebüſch an welchem der Weg uns hinführte, tönte der liebliche Geſang der Nachtigallen uns entgegen, die ſich hier ſehr zahlreich aufzuhalten ſchienen. Bey einer Schaukel wurde auf das Bitten der Kinder ein wenig Halt gemacht, und jedes derſelben ein Paar Mahl hin und her geſchaukelt. — Obgleich die Anlagen, welche wir nur flüchtig durcheilten, nicht gut unterhalten waren: ſo ſo gefiel es uns, da wir mehr auf die Natur als auf die Kunſt Rückſicht nahmen, doch hier recht wohl; und der Nachmittag den wir in Rothhauſen zubrachten, gehört zu den angenehmſten unter den auf der Reiſe verlebten.

Am Ende unſers Spaziergangs durch den Garten, ſtanden wir wieder vor dem Wiedbach, wurden glücklich von unſerm vorigen Bootsmanne übergeſetzt, und traten den Rückweg vergnügt an. Im Vorbeygehn führte uns Herr geh. Rath Bennett, ſeinem Verſprechen gemäß, in das Eiſenhammerwerk, wo, wie wir ſchon von fern vernahmen, noch immer fleißig gearbeitet wurde. Bald nach unſerm Eintritte zogen die Arbeiter einen durch und durch glühenden Eiſenklumpen, mit Hülfe großer Zangen, aus dem heftigen Kohlenfeuer der Eſſe hervor, das durch das immerwährende Blaſen zweyer vom Waſſer getriebenen Blaſebälge lebhaft erhalten wurde. Schnell legten ſie ihn auf einen Amboß, unter den großen Hammer; ſetzten durch den Zug an einer Stange das Räderwerk in ſtärkere Bewegung: indem ſie dadurch die Lage eines Bretts in der Waſſerrinne ſo veränderten, daß nun mehr Waſſer auf das oberſchlächtige Rad fallen mußte; und zogen den Pflock weg, der den Hammer vorher am Niederfallen verhindert hatte. Dieſer fiel nun durch ſein eigenes Gewicht nieder, und wurde durch die Daumen einer ſich ſchnell umdrehenden Welle immer wieder gehoben: ſo daß er fortdauernd auf den unter ihm liegenden glühenden Eiſenklumpen ſchlug, und denſelben dadurch ausdehnte. Die Arbeiter gaben dem Eiſen mit ihren Zangen immer die vortheilhafteſte Lage, damit nach und nach eine Stange daraus gebildet werde, die dann der Schmid, oder ein anderer Handwerker weiter verarbeiten könne. Etwa nach fünf Minuten war das Eiſen nicht mehr glühend genug, um ſich durch den Hammer gehörig ausdehnen zu laſſen. Dieſer wurde alſo in ſeiner Bewegung aufgehalten, und jenes wieder in das Feuer, zwiſchen die glühenden Kohlen gelegt, um da zur weitern Bearbeitung geſchickt gemacht zu werden.

Wir ſetzten unſern Weg jetzt weiter fort, und ſprachen noch eine Weile über die Mühſamkeit der Arbeiten, die wir eben mit angeſehn hatten. Sich an einem heißen Sommertage, wie der heutige geweſen war, anhaltend vor einem ſo heftigen Glühfeuer aufzuhalten, deſſen Wirkung ein nicht daran Gewöhnter, in einer Entfernung von mehreren Schritten kaum einige Minuten zu ertragen vermag; dabey noch die ſchweren Zangen mit den großen Stücken glühenden Eiſens zu handhaben, und bald aus dem Feuer unter den Amboß, bald von da wieder ins Feuer zu tragen: iſt das nicht ein äußerſt beſchwerliches Geſchäft, dem ſich gewiß keiner von Euch, meine jungen Leſer, gern widmen möchte?

Und gleichwohl, wie wichtig, wie unentbehrlich iſt es nicht für die menſchliche Geſellſchaft? Ihr mögt von dem, was ihr dem menſchlichen Fleiße verdankt, betrachten, welches Stück Ihr wollt: ſo werdet Ihr finden, daß bearbeitetes Eiſen nöthig war, um es zu verfertigen. Zu dem Buche, in welchem Ihr jetzt leſet, zum Beyſpiel, gehört Papier, welches aus leinenen Lumpen verfertigt wurde; mußte nicht der Acker auf welchem der Flachs dazu wuchs, durch eiſerne Inſtrumente bearbeitet werden? von Eiſen waren die Zinken der Hechel, durch welche der rohe Flachs gezogen

gen werden mußte; auch mehrere Theile des Spinnrad's und des Weberſtuhls, auf welchen er zu Garn und Leinwand umgeformt wurde, ſind von Eiſen. Die Lumpen kamen nun in die Hände des Papiermüllers, der ſie mit Hülfe eiſerner Inſtrumente klein ſchnitt, und mit Waſſer vermengt in einen feinen Brey verwandelte; und daraus die einzelnen Bogen vermittelſt eines mit Eiſendraht durchflochtenen Rahmens bildete. Nun überlegt ferner wie unentbehrlich das Eiſen in der Buchdruckerey war, in der das Buch gedruckt wurde; in der Werkſtatt, wo die dazu nöthigen Lettern gegoſſen wurden; in der Oelmühle, die das zur Buchdruckerſchwärze nöthige Oel lieferte; in der Tiſchlerwerkſtatt — doch ich müßte Euch am Ende alle Arten menſchlicher Beſchäftigungen aufzählen, wenn ich dieſen Faden noch weiter verfolgen wollte.

Lernt lieben Freunde, aus dieſer kurzen Betrachtung den großen Werth der niedern Stände noch mehr ſchätzen! Müßten wir nicht tauſend Bequemlichkeiten des Lebens, unzähliche Mittel zu unſerer Belehrung, zu unſerer Ausbildung entbehren, wenn nicht Menſchen da wären, die ſich den beſchwerlichen, ja oft mit großer Gefahr verbundenen Geſchäften unterzögen, ohne welche wir jene Vortheile nicht erhalten könnten? — Und wir ſollten dieſe Menſchen, unſere Wohlthäter, gering ſchätzen? ſollten in dem Wahne ſtehn, daß wir ihnen die Pflichten nicht ſchuldig wären, die wir gegen die Perſonen von höherm Stande zu erfüllen haben? — nein, das wäre ja vernünftiger Menſchen ganz unwürdig. Laßt uns vielmehr keine Gelegenheit verſäumen, ſie bey ihrem mühevollen Beruf durch freundliche Begegnung, Unterſtützung, guten Rath aufzuheitern; laßt uns ihnen den verdienten Lohn ihrer Arbeit nicht aus Kargheit ſchmälern; laßt ihnen kein kränkendes Mißtrauen blicken, ſo lange Ihr keine ſichern Beweiſe gegen ihre Rechtſchaffenheit habt; und wenn Ihr mancherley Mängel an ihnen entdecken ſolltet, ſo beurtheilt dieſelben mit Schonung: und bedenkt daß ſie in der Jugend nicht die gute Gelegenheit hatten ſich auszubilden, wie Ihr ſie genießt.

Noch ehe wir Neuwied erreichten, war die ſchöne Sommernacht faſt gänzlich eingetreten, und die Sterne zeigten ſich ſchon am heitern Himmelsgewölbe. Drey Planeten erblickten wir nah am weſtlichen Horizonte; die hellglänzende Venus, den Jupiter und den Saturn; und unter den Fixſternen der erſten Größe, konnten wir auch ſchon dieſen und jenen alten Bekannten *) erkennen.

Unſer Geſpräch wurde bey dieſer angenehmen Veranlaſſung, auf manche Gegenſtände der Sternkunde gelenkt; unter andern auch auf die kürzlich gemachte wichtige Entdeckung zweyer Planeten, die man bisher wegen ihrer außerordentlich geringen Größe, alles ſeit Jahrhunderten auf die Beobachtung der Geſtirne verwandten Fleißes ungeachtet, noch nicht bemerkt hatte. Piazzi, Director der Sternwarte in Palermo, und Dr. Olbers, ein Arzt zu Bremen, der den größten Theil der Zeit welche ſeine Berufsgeſchäfte ihm übrig laſſen, auf Aſtronomie verwendet, und ſchon viel in dieſer Wiſſenſchaft geleiſtet hat: waren die Männer, welche jene beyden Sternchen, mit Hülfe vortrefflicher Fernröhre, zuerſt für be-

---

*) Siehe 1s Bändchen S. 89.

bewegliche Himmelskörper erkannten. Daß ſie keine Cometen, ſondern wirklich Planeten ſeyen, haben fernere fleißige Beobachtungen und Berechnungen dargethan; ja man weiß nun ſchon, daß ſie beyde ihren Umlauf um die Sonne zwiſchen den Planeten Mars und Jupiter verrichten, und dazu eine faſt gleiche Zeit nähmlich der Piazzi'ſche 4 Jahre, 7 Monate u. 10 Tage, und der Olbersiſche 4 Jahre 8 Monate und 3 Tage gebrauchen. Jenem hat man den Nahmen Ceres, und dieſem den Nahmen Pallas gegeben. Mit bloßen Augen iſt keiner von beyden erkennbar; ja die geſchickteſten Aſtronomen haben viele Mühe gehabt, ſie mit Hülfe ſehr vollkommener Sehröhre am Himmel aufzufinden.

Erſt gegen zehn Uhr waren wir wieder in Neuwied, wo ein ſchmackhaftes Abendeſſen unſrer ſchon wartete; welches unter mancherley Geſprächen vergnügt eingenommen wurde.

Die Sammlung von Alterthümern im Schloſſe zu Neuwied.

Der folgende Tag war für uns unſtreitig der belehrendſte und unterhaltendſte von allen, die, wir der Reiſe widmeten. Der Wunſch, die bey Neuwied ausgegrabenen, merkwürdigen Denkmahle des Alterthums ſelbſt in Augenſchein zu nehmen, der uns die ganze Hinreiſe über beſchäfftigt hatte, und oft der Gegenſtand unſerer Unterhaltung geweſen war: wurde an dieſem Tage ſo vollkommen befriedigt, als unſer kurzer Aufenthalt in dieſer Gegend es nur erlaubte. Die Güte, mit welcher der Herr geh. Rath Bennet und der Herr Ingenieurlieutenant Hoffmann uns zur Befriedigung dieſes Wunſches behülflich waren, wird bey uns gewiß ſtets in lebhaftem Andenken bleiben.

Zehn Uhr Vormittags gingen wir in Geſellſchaft des erſtern, und des Herrn Regierungsraths Droſten in das fürſtliche Schloß. Der Weg dahin führte uns durch die Stadt, deren Inneres wir jetzt zum erſten Mahle ſahen. Alle Straßen derſelben ſind vollkommen gerade, und ſehr breit; die Hauptſtraßen laufen nach dem Rheine hin, der ganz dicht an der Stadt vorbeyſtröhmt. Mauern und Thore hat die Stadt, wie ich ſchon erwähnte, gar nicht. Steht man in einer der Hauptſtraßen: ſo blickt man nach beyden Seiten hin ins Freye.

Auf der einen Seite kann man die Schiffe auf dem Rheine vorbey fahren ſehn; und auf der andern hat man gerade die Ausſicht nach dem hochliegenden Luſtſchloſſe Montrepos, das etwa um eine halbe Meile von Neuwied entfernt iſt.

Die Häuſer der Stadt ſind nichts weniger, als von gleicher Höhe und übrigen Beſchaffenheit; wie ich, nach dem Bilde das ich mir in Gedanken von Neuwied gemacht hatte, erwartete: ſondern da jeder Eigenthümer, oder deſſen Vorfahre, aus eigenen Mitteln, und alſo auch nach eigener Willkühr bauete: ſo trifft man hohe und niedrige, breite und ſchmale Häuſer neben einander an, deren äußere Verzierung gleichfalls größtentheils ſehr verſchieden iſt. Die ganze Stadt bildet ein rechtwinkliches Viereck, und wird noch jährlich durch den Anbau neuer Häuſer vergrößert.

Im Schloſſe wurden wir vom Herrn Lieutenant Hoffmann, der daſelbſt ſeine Wohnung hat, ſehr gütig empfangen, und ſogleich in das Zimmer geführt, in welchem die bey Niederbiber ausgegrabenen, und ſonſt im Neuwiediſchen zufällig aufgefundenen Alterthümer aufbewahrt werden. In einem kleinen Vorzimmer befanden ſich die ſchriftlichen Nachrichten von dem, was ſich aus der bisherigen Unterſuchung jener merkwürdigen Ueberreſte aus der Vorzeit ergeben hat; nebſt den dazu gehörigen ſaubern Zeichnungen und Riſſen. Unter den letztern waren mir beſonders merkwürdig: 1) ein Grundriß von der ganzen Gegend um Neuwied, auf welchem hauptſächlich die Stellen bemerkt waren, wo ſich die verſchiedenen Ueberbleibſel von alten Städten, Feſtungen, Gebäuden, Brücken u. ſ. w. befinden; 2) ein andrer, der die Ruinen des hinter Niederbiber entdeckten, Römiſchen Caſtells darſtellte: und noch ein dritter, der die Einrichtung des vor elf Jahren ausgegrabenen öffentlichen Gebäudes zeigte, das zu warmen Bädern, einem Hauptbedürfniß der Römer, beſtimmt war. Dieſe Riſſe, verbunden mit der belehrenden Erklärung derſelben, die Herr Hoffmann uns gab, verſchaften uns einen Ueberblick über das Ganze, der uns hernach bey der Betrachtung der einzelnen Theile ſehr nützlich wurde.

Jetzt traten wir in das Cabinet ſelbſt — und wie gern möchte ich Euch, meine jungen

Freunde, jetzt auch perſönlich wieder dahin begleiten können, um Zeuge von dem Vergnügen zu ſeyn, das Ihr beym Anblick und der aufmerkſamern Betrachtung dieſer merkwürdigen Gegenſtände äußern würdet — um Euch das vor Augen ſtellen zu können, was ich jetzt bloß mit Worten beſchreiben kann.

Zuerſt betrachteten wir die größern Stücke, die ſich auſſerhalb der Schränke befanden. Da ſtand unter andern ein ganzer Pfeiler, der aus breiten Backſteinen (Ziegelſteinen) zuſammengeſetzt, und gerade ſo wie er hier ſtand, in dem Innern des oben erwähnten Römiſchen Badehauſes aufgefunden worden war. Der oberſte und der unterſte Stein waren etwas größer als die übrigen, ſo daß ſie vor dieſen ein Wenig vorſprangen; alle aber waren ſo vortrefflich erhalten, daß man ſie für Backſteine hätte ausgeben können, die in dieſem Jahre erſt gebrannt worden wären.

Auf jeden dieſer Steine hatte man bey der Verfertigung aus weicher Thonerde, einen Stempel gedrückt, der bey einigen rund, bey andern viereckig war. Man konnte auf den mehreſten folgende Inſchrift ſehr deutlich erkennen: COHIIIIVIND., das heißt ohne Zweifel Cohors IIII Vindelicorum. Dieſe Inſchrift gibt über das Alter des Gebäudes, und wahrſcheinlich auch des ganzen Caſtells, in deſſen Ringmauern es ſich befindet, Aufſchluß.

Ohne Zweifel war nähmlich jene Cohors quarta Vindelicorum, das heißt: das vierte Regiment der Vindelicier, bey dem Bau des Badehauſes angeſtellt, und unter andern auch zur Verfertigung der dazu nöthigen Backſteine gebraucht worden; wie dieß bey den Römiſchen Soldaten ſehr häufig geſchah.

Die Vindelicier waren die Bewohner desjenigen Theils von dem jetzigen Schwaben und Bayern, der zwiſchen dem Inn, Lech und der Donau liegt, und ihre Hauptſtadt ſtand da, wo das heutige Augsburg (Augusta Vindelicorum) ſteht. Des Römiſchen Kaiſers Auguſt Söhne, Tiberius und Druſus, eroberten dieſen Landesſtrich im 14ten Jahre vor Chriſti Geburt. Alle jungen Leute wurden zu Römiſchen Soldaten angeworben, in Cohorten oder Regimenter abgetheilt, und nach dem Rheine geſchickt, um da

Kriegsdienſte zu thun. In das Caſtell bey Niederbiber kam, wie die obige Inſchrift beweiſt, die vierte Cohorte zu ſtehn. Der Bau des Badhauſes fällt alſo etwa in eines der letzten zehn Jahre vor Chriſti Geburt, und deſſen noch vorhandene Grundmauern haben ein Alter von mehr als 18 Jahrhunderten.

Wir fanden im Cabinete ferner: einige große Stücke von einem eigenen, verhärteten Guſſe, mit welchem die Mauern des erwähnten Gebäudes, beſonders die gewölbten Deckmauern der unterirdiſchen Behältniſſe und Canäle, ſehr dick bekleidet geweſen waren. Dem Anſcheine nach beſtand derſelbe blos aus kleingeklopften Ziegelſteinen und Kalk; von den erſtern waren Stückchen von der Größe einer Wallnuß darunter. Man fand dieſen Guß bey der Unterſuchung der Ruinen ſo hart, daß es Mühe koſtete mit ſpitzen eiſernen Inſtrumenten durchzudringen. Eine bloß aus demſelben beſtehende Decke trug, wie ein Verſuch wirklich lehrte; ein ſchweres Pferd mit dem Reiter. An der innern Wand der Seitenmauern war dieſer grobe Guß wieder mit einem weit feinern überzogen, der faſt aus lauter Kalk zu beſtehn ſchien. Auch von dieſem fanden wir hier Proben.

Die irdenen Gefäße, welche man in den unterirdiſchen Behältniſſen zum Theil noch ganz unverſehrt gefunden, und hier aufgeſtellt hatte, waren theils von grauer, theils von blaßröthlicher, theils von braunrother Farbe. Die letztern waren die feinſten. Zwar konnte man keine Glaſur an denſelben wahrnehmen, aber ſie waren inwendig und auswendig ſo fein abgeſchliffen und polirt, daß man die Glaſur ſchlechterdings nicht vermißte. An der untern Seite des Bodens ſah man gewöhnlich ganz kleine Stückchen eines weißen Steins, etwa von der Größe der Hirſenkörner, ein wenig hervorſtehn, die abſichtlich in die Maſſe, als ſie noch weich war, eingedrückt worden zu ſeyn ſchienen. Herr Hoffmann ſagte uns, es wären Quarzkörner, und vermuthete, daß man ſie zur Vermehrung der Feſtigkeit angebracht habe.

Die Erdart, aus welcher dieſe ſaubern Geſchirre wahrſcheinlich verfertigt worden ſind, findet man noch jetzt in der dortigen Gegend. Da ſie ſo allgemeinen Beyfall fanden, ſo gab ſich ein geſchickter Töpfer in Neuwied alle Mühe, um ähnliche Gefäße daraus zu verfertigen; es iſt ihm aber nicht gelungen. — Die Form der Gefäße welche wir hier aufbewahrt fanden, war ſehr verſchieden. Theils waren es flachere und tiefere Näpfe, theils Krüge, von denen ſich einer durch beſondere Größe auszeichnete, theils allerhand Töpfchen, theils Lampen. Wahrſcheinlich ſind die großen Krüge in den warmen Bädern, bey denen ſie gefunden wurden, zum Beyſchaffen und Aufbewahren des Badewaſſers gebraucht worden.

Aus gemeiner Ziegelſtein-Maſſe verfertigte Theile der Circulirröhren, durch welche beym Heizen des Badehauſes die Wärme in dem ganzen, großen Raume gleichförmig verbreitet worden war, ſahen wir hier ebenfalls.

An Stücken, die aus einem, dem Meſſing ähnlichen Metall verfertigt waren, zeigte uns Herr **Hoffmann**: mehrere Armringe, die von den Kriegern als Zierrath am Arme getragen wurden; ein ſehr zierlich aus Blech gearbeitetes Bruſtſchild, das ohne Zweifel auch zur Verzierung einer kriegeriſchen Rüſtung gedient hat; mehrere große Nadeln, welche die

Römiſchen Frauenzimmer zur Befeſtigung ihres Putzes, und beſonders an ihrem Haarſchmuck gebraucht haben mögen; eine kleine Glocke; und ein ganz flaches, blechernes Geſchirr, das vielleicht als Präſentirteller gedient hatte.

Außer den metallenen Nadeln war auch noch eine ganze Sammlung von ähnlichen, aus Horn und aus Bein verfertigten Nadeln vorhanden. Sie hatten ziemlich die Länge eines Fingers, und die Knöpfe derſelben kamen an Größe etwa einer großen Erbſe bey.

Das eiſerne Geräth hatte, wie zu erwarten war, vom Roſte ſehr gelitten; der während der langen Zeit ganze Stücke des Metalls verzehrt, und die Form der daraus verfertigten Sachen dadurch verderbt hatte. Ein Römiſches Schwert, das hier aufbewahrt wurde, war ganz gerade, und nicht gar lang. Beſonders merkwürdig war unter dem aufgefundenen Eiſenwerk eine, der äußern Form nach unſern großen Thürſchlöſſern ähnliche Vorrichtung, deren innere Theile aber leider durch den Roſt auch ſo verunſtaltet waren, daß man über ihre wahre Beſchaffenheit und Zuſammenſetzung nichts Gewiſſes ausmachen konnte. Eiſerne Federn ſchienen indeß, wie in unſern Schlöſſern, dabey angebracht zu ſeyn; und mir kam es daher, nach der freylich nur flüchtigen Betrachtung des merkwürdigen Stücks, ſehr wahrſcheinlich vor, daß es wirklich ein altes Schloß ſeyn müſſe.

Alte Schlüſſel, theils von Eiſen theils von zuſammengeſetztem Metall verfertigt, waren gleichfalls vorhanden. Unter den letztern zeichnete ſich ein niedliches Schlüſſelchen aus, das vermuthlich zu einer Schatulle, oder einem Behältniß worin andre dem Beſitzer ſehr werthe Gegenſtände verwahrt lagen, gehört haben muß. Denn es war ſo eingerichtet, daß der Beſitzer es ganz bequem immer als Ring am Finger bey ſich tragen konnte.

Auch Proben von den Glasarbeiten der alten Römer bekamen wir in dieſer, die mannigfaltigſte Unterhaltung gewährenden Sammlung zu ſehn. Ein rundes gläſernes Näpfchen war beſonders gut erhalten. Den ganzen Umfang der Mündung umgab ein, mit dem übrigen zuſammenhängendes Röhrchen von Glas, deſſen Mündungen nah an einander lagen: ſo daß ein Faden oder ein Draht hatte durchgezogen

zogen werden können. Das Gefäßchen hatte wie Herr Hoffmann uns ſagte, zur Aufbewahrung des Oels gedient, womit ſich die Römer nach dem Baden allemahl zu ſalben pflegten. — Auch war eine ziemlich ſtarke Glasſcheibe noch faſt ganz unverſehrt, die nach der Vermuthung unſers gütigen Führers, den Römiſchen Damen bey'm Wiederanlegen ihrer Kleidung nach dem Bade, als Spiegel gedient haben ſoll. — Die Glasſtücke waren übrigens alle, wenigſtens auf der einen Seite, mit einem Farben ſpielenden Häutchen überzogen, welches ihnen viel von ihrer Durchſichtigkeit benahm: ſo wie wir an unſern der Witterung eine Reihe von Jahren hindurch ausgeſetzt geweſenen Fenſterſcheiben etwas ganz ähnliches, nur in geringerm Maße bemerken.

Mit beſonderer Aufmerkſamkeit betrachteten wir ein Stück von einer Wachstafel; deren die Römer ſich bedienten, um mit Hülfe metallener Griffel darauf zu ſchreiben. Wahrſcheinlich gebrauchten ſie dieſelben nur, etwa wie wir unſere Schiefertafeln, zu ſolchen Schreibereyen, die bloß eine kurze Zeit erhalten werden ſollten. Sie konnten dann die ins

Wachs gegrabene Schrift leicht wieder vertilgen, und etwas andres auf die Tafel schreiben. Auch ein dazu gehöriger Griffel befand ſich im Cabinette; auf der einen Seite, die zum Schreiben gedient hatte, war er zugeſpitzt; auf der andern, welche bey'm Vertilgen der Schrift, und um die Oberfläche des Wachſes wieder eben zu machen, gebraucht worden war, lief er in eine etwa einen Zoll breite Schärfe aus.

Das merkwürdigſte Stück des Cabinets war wohl eine kleine, ungefähr 1½ Fuß hohe Bildſäule von Bronze, einer aus Kupfer und Zinn zuſammengeſetzten Metallmiſchung, aus der noch heut zu Tage Bildſäulen verfertigt werden. Es iſt eine männliche Figur mit einer Mauerkrone auf dem Kopfe, die nach dem Urtheile ſachkundiger Perſonen den Genius oder Schutzgeiſt der Stadt vorſtellt. Sie ruht auf einem verhältnißmäßig hohen, viereckigen Fußgeſtell, an welchem ſich eine ſehr wohl lesbare Lateiniſche Inſchrift befindet. Aus derſelben ergibt ſich, daß dieſe Bildſäule am 23. September des Jahres 246 nach Chriſti Geburt, unter der Regierung des Kaiſers Philippus aufgeſtellt worden ſey. Die Veranlaſſung zu ihrer Errichtung läßt ſich aus der Umſchrift nicht mit Gewißheit beſtimmen. Man glaubt daß ſie einigen Kriegern zu Ehren ſey verfertigt worden, die ſich bey irgend einer Gelegenheit beſonders hervorgethan haben mögen.

Die kleine, ganz unbeſchädigt erhaltene Bildſäule, wurde in dem ausgemauerten Canale gefunden, welcher das Waſſer aus dem Badehauſe leitete. Dieſer Canal war überhaupt der ergiebigſte Fundort, für die nach Alterthümern ſo eifrig ſuchende Geſellſchaft. Vermuthlich hatten die Perſonen, welchen das Bad zur Aufſicht übergeben war, und vielleicht auch andre Einwohner der Stadt, einen Theil ihrer Habſeligkeiten darin verſteckt, als der Feind herannahete, der die Feſtung hernach eroberte; und, wie die Trümmern und die vielen Menſchenknochen beweiſen, die man an der Stelle unter der Erde findet, ſie, nachdem er die Beſatzung und vielleicht auch die Einwohner ſelbſt umgebracht hatte, dem Boden gleich machte.

Daß dieſe Eroberung und Zertrümmerung des Caſtells hinter Niederbiber, ſich um das Jahr 260 zugetragen haben müſſe, ſchloß Herr Hoffmann aus den Münzen, die man unter den Trümmern der Gebäude geſammelt hat. Die neueſten derſelben waren nähmlich unter dem Kaiſer Gallienus geprägt worden, der um jene Zeit in Rom regierte. Hätten die Stadt und Feſtung noch länger geſtanden: ſo würde man ſehr wahrſcheinlich auch Münzen gefunden haben, die unter der Regierung der Nachfolger deſſelben geprägt worden wären.

Nachdem wir der Betrachtung dieſer zum Cabinete gehörigen Münzſammlung noch eine kurze Zeit gewidmet hatten, mußten wir aufbrechen: um nicht die Zeit zu verſäumen, welche Hr. geh. Rath Bennet zum Beſuche der merkwürdigen Stelle ſelbſt, beſtimmt hatte, an welcher der größte Theil der Gegenſtände war ausgegraben worden, die wir ſo eben mit ſo vielem Vergnügen in Augenſchein genommen hatten. Ein Wagen ſtand ſchon in Bereitſchaft, um die Geſellſchaft ſchneller und bequemer dahin zu bringen; Herr Lieutenant

Hoffmann hatte die Güte ſich auch mit einzuſetzen, und nun rollten wir ſchnell durch die Straße hin, dem freyen Felde zu.

Die Ruinen der Römiſchen Feſtung und Stadt, bey Niederbiber.

Bald war das nahe Heddesdorf erreicht, und Herr Hoffmann, in deſſen Hände Herr Bennett das Commando niedergelegt hatte, ließ nun einen rechts die Anhöhe hinauf führenden Weg einſchlagen. Dieſer führte uns zu einer nah am Wege, mitten zwiſchen Feldern liegenden, großen Grube, die wenigſtens einige hundert Schritte im Umfang, und in der Mitte eine Tiefe von zwanzig und mehr Fuß haben mußte. An der einen Seite ſah man ganz deutlich die Auffahrt, oder den Weg der aus der Grube herausführte, und minder ſteil war, als die übrigen Seitenwände derſelben. Herr Hoffmann erzählte uns, während wir dieſelbe vom Wagen aus betrachteten, daß man in der umliegenden Gegend noch mehrere ähnlich geſtaltete Gruben finde. Er vermuthet, daß die Römer aus ihnen die Materialien zum Bau der zunächſt gelegenen Feſtungen, Städte und Straßen genommen haben; konnte uns aber, aus Mangel an darüber angeſtellten Unterſuchungen, nicht angeben, was für Materialien dieſe Gruben eigentlich geliefert hätten.

Wir fuhren weiter, kamen an dem Garten in Rothhauſen vorbey, wo wir den geſtrigen Nachmittag ſo angenehm zugebracht hatten, erreichten dann bald das Dorf Niederbiber, und hielten auf der Anhöhe hinter dem Dorfe, auf welcher die oft erwähnten Ruinen einer alten Römiſchen Feſtung und Stadt entdeckt wurden.

Wäre ich allein hieher gekommen: gewiß ich würde, unter den Umſtänden wie ſie jetzt waren, vergeblich nach den Spuren von jenen Ruinen geſucht haben. Rechts und links vom Wege waren Getreidefelder, mit hohen Halmen bedeckt, die die ganze Fläche einzunehmen ſchienen. Wie gut war es alſo, daß wir einen, der Lage der jetzt noch ſichtbaren Grundmauern des Römiſchen Bades, und der übrigen merkwürdigen Stellen völlig kundigen, und dabey ſo überaus gefälligen Mann zum Begleiter hatten. Wir folgten ihm in einer Ackerfurche hin durch das Getreide, bis zu einem gewiſſen Standpuncte, auf welchem er uns den Lauf der ſtarken Vertheidigungsmauer, welche die Feſtung umgab, ganz deutlich bemerkbar machte, ohne daß auch nur Ein Stein von derſelben zu ſehn geweſen wäre. Hört nur durch welchen eigenen Umſtand ihm dieß möglich wurde.

Die oberſten Steine der noch vorhandenen Grundmauer liegen ſo wenig tief unter der Oberfläche des Ackers, daß die Wurzeln der über der Mauer hin ſtehenden Getreideſtengel dieſelben erreichen. Da ſie nun aus den Steinen der Mauer begreiflich keine Nahrung ziehn können: ſo müſſen ſie in ihrem Wachsthume gegen die zu beyden Seiten der Mauer hin, und ſonſt auf dem Acker herumſtehenden Getreidepflanzen zurückbleiben. Man bemerkt alſo, indem man über die durch die Spitzen der Aehren gleichſam gebildete Fläche wegſieht, durch das ganze Getreideſtück hin eine in gerader Linie fortlaufende Vertiefung, welche die Richtung der Mauer angiebt. Auf ähnliche Weiſe zeichnen ſich wieder die Plätze aus, unter denen die Grundmauern der längſt der

Vertheidigungs-Mauer befindlich geweſenen Thürme liegen.

Nachdem wir auf dieſe Weiſe eine richtige Vorſtellung von der Lage der Feſtung erhalten hatten, führte uns Herr Hoffmann, wieder durch das Getreide, zu den noch jetzt von Erde entblößt daſtehenden Grundmauern des Römiſchen Badehauſes. Von allem Mauerwerk das hier unterſucht, und zu dieſer Abſicht von dem Schutt befreyt worden iſt, unter welchem es ſeit anderthalb Jahrtauſenden begraben lag, iſt dieſes das einzige jetzt noch ſichtbare. Alles übrige hat man, nachdem die innerhalb deſſelben gefundenen Alterthümer in Verwahrung genommen, und die Form und Eintheilung der Gebäude durch Grundriſſe dem Gedächtniſſe erhalten worden waren, wieder mit der weggenommenen Erde überſchütten müſſen: weil die von der Fürſtin ausgeſetzte Summe nicht hinreichte, um die Eigenthümer der Grundſtücke für den Verluſt gehörig zu entſchädigen, den ſie ſonſt erlitten haben würden.

Die Grundmauern, die wir jetzt vor uns ſahen, hatten ſich die achtzehn Jahrhunderte hindurch ſo gut erhalten, daß man ſich die ganze Einrichtung des untern Theils dieſes Badehauſes, bey deren Betrachtung noch ſehr gut vorſtellen konnte. An manchen Stellen waren die innern Wände noch ſo gleich, als wären die Mauern vor wenigen Tagen von geſchickten Arbeitern aufgeführt worden. Und gewiß würde, wie auch Herr Hoffmann es bey'm Ausgraben fand, dieß faſt durchgängig ſo geweſen ſeyn, wenn nicht hier und da Steine von den Einwohnern der benachbarten Ortſchaften losgebrochen, und zu neuen Gebäuden verwendet worden wären. Hiergegen ſind indeß jetzt ernſthafte Maßregeln ergriffen worden.

Unverwandt waren unſre Blicke, ſo lange wir hier verweilen konnten, auf dieſe merkwürdigen Ueberreſte aus der entfernteren Vorzeit gerichtet. Es waren die erſten von der Art, die wir zu ſehn bekamen. Die Mauern, welche den ganzen Raum, den das untere Gebäude in ſich faßte, in drey Abtheilungen theilten; die Thüren, welche aus der einen Abtheilung in die andere führten; die Niſchen, deren einige in den Seitenwänden angebracht waren; der Canal der das bey'm Baden gebrauchte

Waſſer abgeleitet hatte: von dem allen waren noch die deutlichſten Spuren ſichtbar.

Ich pflege von allen Orten, die mir beſonders merkwürdig ſind, wenn ich ſie beſuche, ein kleines Andenken mitzunehmen; ſey es ein Stein, eine Pflanze oder eine ähnliche daſelbſt befindliche Kleinigkeit. Zu Hauſe bemerke ich, wenn das Andenken den Ort nicht ſelbſt ſchon unverkennbar bezeichnet, auf einem daran befeſtigten Zettel, woher es rührt. Die Wiedererblickung dieſer Kleinigkeiten ruft bisweilen das Andenken an die Stellen lebhafter in mein Gedächtniß zurück, an denen ich einſt eine beſonders angenehme Stunde, oder eine längere Zeit vergnügt zubrachte.

Unmöglich hätte ich alſo auch dieſen mir ſo merkwürdigen Platz verlaſſen können, ohne ein ähnliches Andenken mit zu nehmen. Wegen der Wahl war ich hier nicht verlegen: denn zu meinem großen Vergnügen erblickte ich, zwiſchen den herumliegenden Steinen und dem weggeräumten Schutte, noch mehrere kleine Bruchſtücke von alten Römiſchen Gefäßen. Dieſe, nebſt einigen Proben von den Ziegelſteinen und dem Kalkguſſe, wurden geſammelt und ſorgfältig aufbewahrt. Leider war es mir nicht vergönnt, länger als etwa eine Viertelſtunde hier zu verweilen; ſonſt würde ich wahrſcheinlich noch größere und beſſer erhaltene Stücke aufgefunden haben. Allein es war ſchon Ein Uhr, und die Geſellſchaft eilte daher der Stadt wieder zu.

Im Scheiden warf ich noch einen Blick auf die Lage der alten Feſtung gegen die umliegenden Anhöhen; und bemerkte, daß ſie gerade an einem, vom Gebirge nach dem Rheine hin ſanft herablaufenden Thale angelegt worden ſey; durch welches ein Teutſches Kriegsheer vielleicht am bequemſten gegen die längſt dem Rheine hin liegenden Colonien hätte vom Gebirge her vordringen können.

Unſere Geſpräche auf dem Rückwege betrafen größtentheils noch den Gegenſtand, von dem wir uns eben getrennt hatten; und gingen in den allgemeinen Wunſch über: daß die weitere Unterſuchung des merkwürdigen Bodens, von dem bis jetzt erſt ein gar kleiner Theil gehörig durchſucht worden iſt, doch ſobald als möglich vorgenommen werden möchte. Wieviel Merkwürdiges mag wohl noch in demſelben verborgen liegen; da die Ausbeute der bisherigen, in Rückſicht auf das was noch zu thun übrig bleibt immer nur noch geringen, Arbeiten ſchon ſo ergiebig, und ſo reichlich belohnend war.

Herr **Hoffmann** erzählte uns bey dieſer Gelegenheit, daß es ſchon einmahl ernſtlich beſchloſſen geweſen ſey, den ganzen Platz auf welchem Stadt und Feſtung einſt ſtanden, aufgraben und durchſuchen zu laſſen; äußerte aber zugleich ſeine große Freude darüber, daß es damahls nicht geſchehn, und zwar auf eine beſondere Weiſe verhindert worden ſey. Die Sache verhielt ſich ſo.

Im vorigen Kriege kam, während die Franzoſen Neuwied beſetzt hielten, auch ein Franzöſiſcher Ingenieur-Oberſtlieutenant dahin ins Quartier. Er hörte von den merkwürdigen Alterthümern, die man bey Niederbiber ausgegraben habe, ſah das Cabinet im Schloſſe: und ſo entſtand in ihm der Vorſatz, die Nachforſchungen fortzuſetzen, und womöglich den ganzen Platz durchſuchen zu laſſen. Ihm ſtand dabey nicht der zehnte Theil der Schwierigkeiten im Wege, welche die Fürſtin ſelbſt zu überwinden gehabt haben würde, um dieß Vorhaben auszuführen. Unter ſeinem Commando ſtanden einige Compagnieen Sapeurs (Schanzgräber); dieſe wollte er dort anſtellen, und um die Arbeit ſchneller zu fördern, noch ein Paar hundert Bauern aus den umliegenden Dorfſchaften dazu aufbieten laſſen. Nach Kriegsgebrauch hätte er weder dieſen einen Heller für ihre Bemühung gezahlt, noch wäre an eine Entſchädigung der Eigenthümer des Feldes zu denken geweſen, welches durch die Ausführung des Unternehmens wenigſtens auf einige Zeit würde unbrauchbar geworden ſeyn.

Und die äußerſt merkwürdigen Alterthümer welche man, wenn das Unternehmen wäre ausgeführt worden, ſehr wahrſcheinlich aufgefunden und geſammelt haben würde; wo wären ſie hingekommen? — gewiß nach Paris; und Neuwied, das doch das nächſte Recht auf dieſelben hat, wäre auf immer darum geweſen.

Den folgenden Tag hatte der Oberſt-Lieutenant ſchon zur Ausführung ſeines Vorhabens beſtimmt: als er — wie ſonderbar mußte te ſich das fügen — von Paris aus den Befehl erhielt, ſchleunig nach Aegypten abzugehn, wo damahls ein Franzöſiſches Heer gegen die Türken und Engländer focht. Nun konnte er freylich an die Alterthümer bey Niederbiber nicht mehr denken; und bloß dieſem Zufall haben die Neuwieder es zu verdanken, daß ihnen die Hoffnung geblieben iſt, jene Merkwürdigkeiten einſt noch einmahl in ihrer Stadt, oder doch in deren Nähe aufbewahrt zu ſehn.

Ein Beſuch in der vereinigten evangeliſchen Brüdergemeine, und ein Spaziergang am Rheinſtrohme.

Als die Geſellſchaft noch beym Mittagseſſen verſammelt war, erſcholl auf einmahl im Hauſe die Nachricht, Herr **Ceane** ſey angekommen. Da verließen die Kinder eiligſt ihre Plätze, und flogen hinaus, dem lieben Verwandten entgegen. Er hatte wenige Tage vor unſerer Ankunft eine kleine Geſchäftsreiſe in die Nachbarſchaft angetreten, von der er jetzt zurückkehrte. Auf beyden Seiten war, auch bey dieſer neuen Bewillkommung die Freude des glücklichen Wiederſehens groß. Von den Kindern umgeben, trat Herr Ceane in das Zimmer, ſetzte ſich nach gegenſeitiger freundſchaftlicher Begrüßung in unſere Mitte, und ſtattete von dem Verlaufe ſeiner Reiſe Bericht ab.

Der Nachmittag wurde ſo der Ruhe und freundſchaftlichen Unterhaltungen gewidmet. Gegen Abend hatte Herr geh. Rath Bennet die Güte, uns einen Theil der Stadt zu zeigen, den wir noch nicht geſehen hatten; denjenigen nähmlich, welchen eine Colonie der Brüdergemeine erbaut hat, und bewohnt. Er zeichnet ſich durch eine gleichförmigere gefällige Bauart aus, die man auch in den übrigen Colonien dieſer Gemeine findet; z. B. in dem nicht weit von Schnepfenthal entfernten Neudietendorf, das die Leſer aus dem erſten Bändchen dieſer Reiſen kennen werden. In demſelben Bändchen finden ſich auch Nachrichten, welche die Brüdergemeine überhaupt betreffen; deren Wiederhohlung hier überflüſſig wäre.

Schon in beträchtlicher Entfernung von einem, in dieſem Theile der Stadt liegenden Hauſe, tönte uns aus demſelben ein heftiges

Geräuſch entgegen, das uns eine Fabrik für Blechwaaren in demſelben vermuthen ließ. Herr Bennett ſagte, daß hier das berühmte Neuwieder Kochgeſchirr, aus ſtark überzinntem Eiſenblech verfertigt werde; von welchem man, unter andern auch nach Leipzig, jährlich eine beträchtliche Menge verſende.

Wir traten in das Haus, und wurden von dem gefälligen Aufſeher über die Fabrik zuerſt in die Niederlage geführt. Hier ſahen wir eine ſehr zahlreiche und mannigfaltige Sammlung von Gefäßen aller Art. Kochtöpfe, Keſſel, Kaffee- und Theekannen, Pfannen, Tiegel, und viele andere Küchengeräthe von der verſchiedenſten Größe. Das Material zu denſelben war durchaus daſſelbe, nähmlich gut überzinntes ſtarkes Eiſenblech. Das Aeußere dieſer Geſchirre fiel ſehr gut ins Auge, und Herr Bennett ſprach aus Erfahrung, auch von der innern Güte und der Brauchbarkeit derſelben ſehr vortheilhaft. Es ſoll lange dauern ehe der Zinnüberzug von den Gefäßen, die zum Kochen gebraucht, und wie die irdenen unmittelbar über das Feuer geſetzt werden, verſchwindet; und dann kann man ſie, wenn man in der Nähe wohnt, immer wieder in die Fabrik geben, und friſch verzinnen laſſen.

Aus der Niederlage gingen wir durch das Vorhaus, in welchem eben einige große Fäſſer voll ſolcher Waare gepackt ſtanden, die nach Hamburg abgehn ſollten; und kamen dann in das Zimmer, wo die Gefäße aus rohem Eiſenblech gebildet wurden. Ein Dutzend oder noch mehr Arbeiter waren hier in Thätigkeit; und da der Hammer das Inſtrument war, welches dabey am häufigſten gebraucht wurde: ſo konnte man vor dem entſetzlichen Geräuſch, das mit der Arbeit verknüpft war, ſchlechterdings nicht verſtehen, was ein nahe ſtehender laut ſprach. Bloß durch dieſes Hämmern erhalten die, vorher mit der Blechſcheere zugeſchnittenen Gefäße, oder die einzelnen Theile derſelben, die hernach zu einem Ganzen verbunden werden, ihre gehörige Form. Wir verließen, nach kurzem Verweilen, dieſes Zimmer, und gingen noch durch einige andre Werkſtätte, in welchen die Gefäße weiter bearbeitet wurden.

In der einen waren ein Paar Schloſſer geſchäftig, die eiſernen Füße, Henkel und Handgriffe zu ſchmieden, welche an einige der hier verfertigten Gefäße kommen. In einer andern ſahen wir einen großen Keſſel voll geſchmolzenes Zinn, in welchem die Geſchirre überzinnt wurden. In einer dritten beſchäftigten ſich einige Perſonen damit die überzinnten Gefäße auszuputzen, um ihnen ein gefälligeres Anſehn zu geben. So gingen, wie es in einer Fabrik ſeyn muß, die zu verfertigenden Stücke aus einer Hand in die andre; jeder beſorgte nur einen Theil der Arbeiten, die zu ihrer Vollendung nöthig waren.

Wißt Ihr auch wohl, meine jungen Leſer, welcher Vortheil aus dieſer Einrichtung, ſowohl für die Beſchaffenheit der gelieferten Arbeiten, als auch für den Beutel des Eigenthümers der Fabrik entſpringt? ein wenig Nachdenken wird es Euch gewiß lehren.

Jetzt empfahlen wir uns dankend dem Aufſeher, der uns durch alle dieſe Werkſtätte geführt hatte; verließen das Fabrikgebäude, und begaben uns in das Brüderhaus,*) um das daſelbſt einen Sohn des Herrn Krug in Frankfurt a. M. aufzuſuchen, der hier erzogen wird. Es iſt nähmlich mit dem hieſigen Bruderhauſe auch eine Lehr- und Erziehungsanſtalt verbunden, in welche nicht bloß Kinder aus der Brüdergemeine, ſondern auch auswärtige aufgenommen werden.

---

*) Siehe 1s Bändchen S. 200.

Wir fanden ihn auf der Stube ſeines Aufſehers, in der Geſellſchaft von elf andern Knaben ſeines Alters, und gaben ihm von ſeinen lieben Eltern, die wir erſt vor wenigen Tagen in Frankfurt geſprochen hatten, ſo wie von ſeinem Bruder in Schnepfenthal Nachricht. — Nachdem ich auch mit ſeinem Herrn Aufſeher einige Worte gewechſelt, und beſonders mich nach verſchiedenen Einrichtungen in der Erziehungsanſtalt erkundigt hatte, entfernten wir uns wieder.

Der Rückweg wurde längſt dem Rheine hin, an den äuſerſten Gebäuden der Stadt vorbey genommen. Hier bey Neuwied hat dieſer Fluß die anſehnliche Breite von vierzehnhundert Fuß. Am jenſeitigen Ufer liegt, ſchief der Stadt gegenüber, der ſogenannte Weiße-Thurm, der während des letzten

Krieges mehrmahls in den Zeitungen genannt wurde: weil die Franzoſen daſelbſt Batterieen errichtet hatten, und unter deren Schutz über den Rhein gegangen waren. Neben dieſem Weißen-Thurme liegt, gleichfalls dicht am Rheine, ein Dorf, das man, ſo viel ich weiß, mit unter jenem Nahmen begreift. Den Thurm halten einige für ein Werk der Römer: allein Kenner verſichern, daß weder der dazu gebrauchte Mörtel, noch die Wahl der Steine noch die Bauart ſelbſt mit dieſer Meinung übereinſtimmen; und behaupten daß er in ſpätern Zeiten, etwa im elften Jahrhundert erbaut worden ſeyn müſſe.

Noch erblickten wir jenſeit des Rheins, nicht gar weit vom Weißen-Thurme, einige nah aneinander liegende, kahle Berge, von mäßiger Höhe. Auf dieſe machten uns unſere lieben Begleiter aufmerkſam, und erzählten uns, daß ſie zu den Zeiten des Julius Cäſar Vulkane geweſen wären, deren dieſer Schriftſteller ſelbſt Erwähnung thue.

Das dieſſeitige Ufer des Rheins war, längſt der ganzen Stadt hin, mit größern und kleinern Fahrzeugen beſetzt, die hier vor Anker fer lagen. Ein Preußiſches Schiff, deſſen Verdeck vermuthlich ausgebeſſert werden ſollte, war ganz unbedeckt: ſo daß wir die innere Einrichtung deſſelben, bequem vom Lande aus wahrnehmen konnten. Auf dem Kochheerde war gerade Feuer, deſſen Duldung in dieſem ganz aus Holz erbaueten Gebäude, uns recht gefährlich vorkam.

Das Schloß, in welchem wir am Morgen ſo viel Merkwürdiges geſehn hatten, fiel uns jetzt noch ein Mahl in die Augen. Es liegt an der nordweſtlichen Seite der Stadt, ganz nah am Rheine, jedoch um ein Beträchtliches höher: ſo daß Ueberſchwemmungen ihm nicht leicht nachtheilig werden können. Vom Schloßplatze aus, der längſt dem Fluſſe hin mit ſchattigen Bäumen beſetzt iſt, genießt man, ſo wie aus den nach der Rheinſeite hinliegenden Zimmern des Schloſſes, eine vortreffliche Ausſicht auf den Strohm, und die jenſeits liegende Landſchaft.

Sobald wir von dieſem unterhaltenden Spaziergange zurückgekehrt waren, wurde der noch übrige Theil des Abends, von meiner

Frau und mir auf die nöthigen Anſtalten zu unſerer Abreiſe von Neuwied verwendet, die wir auf den folgenden Morgen feſtgeſetzt hatten. Nach der Abendmahlzeit machten wir noch die angenehme Bekanntſchaft des Herrn Paſtors Schellenberg, deſſen Erziehungsanſtalt ich ſchon erwähnte. Er ſtattete einen Beſuch im Bennettiſchen Hauſe ab, und verweilte einige Zeit in unſerm Cirkel; während welcher ich mich mit ihm über ſeine und unſere Anſtalt freundſchaftlich unterhielt.

Abreiſe von Neuwied. Naſſau. Kemel.

Der Morgen des folgenden Tages erſchien; nach fünf Uhr waren alle Vorbereitungen zu der Abreiſe ſchon gemacht, und wir widmeten die Zeit, welche bis zum Vorfahren des Wagens verſtrich, noch der Unterhaltung mit den Perſonen, in deren Umgange wir, während der kurzen Zeit unſers Aufenthalts in Neuwied, ſo manche Freude genoſſen hatten. Endlich erinnerte uns das Raſſeln des ankommenden Reiſewagens, daß die Zeit zum Abſchiede da ſey; wir drückten die Empfindungen

gen unſers Herzens durch Worte aus, und ſchieden gerührt von den Perſonen, deren Andenken uns immer werth bleiben wird.

Nach wenigen Minuten befanden wir uns ſchon im freyen Felde. Ein nächtliches Gewitter hatte die Luft merklich abgekühlt, und der damit verbundene Regen den trocknen Erdboden befeuchtet. Beydes verurſachte uns eine angenehme Empfindung. Wir unterhielten uns bald in Gedanken bald mündlich, mit der Rückerinnerung an das, was wir auf unſerer kleinen Reiſe, deren Beendigung wir nun ſchon wieder zueilten, bisher geſehn, gehört, genoſſen hatten. Oft waren auch Schnepfenthal, unſere dort zurückgelaſſenen Lieben, und unſere nun immer näher rückende Ankunft daſelbſt, der Gegenſtand unſers Geſprächs; oder wir beſchäftigten uns mit Planen zu dem und jenem, was wir auf der Rückreiſe noch auszuführen gedachten; beſonders zu der beſten Anwendung des Tages, den wir zu unſerm Aufenthalte in Frankfurt beſtimmt hatten. So kamen wir unvermerkt durch einige, ſchon von der Hinreiſe her bekannte Orte, und rückten jenſeits Vallendar dem Platze immer näher, wo wir uns vom Rheine trennen ſollten; dem ſich unſer Weg, wie wir wußten, nirgends wieder ſo näherte, wie hier.

Auf ihn, den durch die anmuthigſten Gegenden hinſtrömenden, Gränzfluß unſers Teutſchen Vaterlandes, war nun alſo unſere Aufmerkſamkeit noch ganz gerichtet. Bald nach dieſer bald nach jener Seite hin, verfolgten unſere Augen ſeine ſchimmernde Oberfläche: und nie konnten wir uns ſatt ſehn. In geringer Entfernung erblickten wir den Felſen, der die Ruinen der Bergfeſtung Ehrenbreitſtein trägt; und noch etwas weiter den Strohm hinauf, konnten wir die Schiffbrücke erkennen, die bey Coblenz über den Rhein führt. — Endlich bog ſich unſer Weg mit einemmahl rechts, und wir mußten dem Rheine das letzte Lebewohl zurufen.

Etwa nach drey Viertelſtunden erreichten wir die Höhe, von welcher wir vor einigen Tagen eine ſo reizende Ausſicht genoſſen hatten. Auch jetzt verſtattete uns die angenehme Witterung dieſen herrlichen Genuß wieder. Was ihm an Reiz der Neuheit dießmahl abgieng, wurde durch die nähere Bekanntſchaft erſetzt, die wir indeß mit einem großen Theile der Gegenſtände gemacht hatten, welche von dieſem erhabenen Standpunkte aus, unſern Augen ſich darboten. Selbſt Neuwied erblickten wir in der Ferne noch ein Mahl recht deutlich. Bis der Wald und dann die Anhöhe ſelbſt, von der wir nun wieder allmählig hinabfuhren, die ſchöne Landſchaft vor unſern Augen verbargen, hatten wir dieſelbe unverwandt darauf gerichtet.

Das angenehme Thal welches von Ems nach Naſſau führt, erreichten und durchfuhren wir, ohne daß uns etwas begegnet wäre, das eine Erwähnung verdiente. In Naſſau wo wir die Mittagsmahlzeit einnahmen, fanden wir recht freundliche, gutmüthige Wirthsleute; beſonders ſprach die Wirthin, ſchon ein ziemlich altes Mütterchen, nachdem wir nur einige Worte mit ihr gewechſelt hatten, ſo, offenherzig mit uns, als wenn wir alte Bekannte von ihr wären. Unter den Eigenheiten der hieſigen Mundart, in welcher ſich die gute Frau mit uns unterhielt, fiel uns beſonders die auf, daß, wie in der plattteutſchen Mundart, das f im pf nicht ausgeſprochen wird. Immer ſagte ſie Pingſten ſtatt Pfingſten; Perd ſtatt Pferd u. ſ. w.

Das Stübchen, in welchem wir unſere einfache Mahlzeit verzehrten, hatte eine angenehme Lage. Sah man aus dem Fenſter, ſo hatte man die Ausſicht auf die vorüberfließende Lahn, über die wir hier wieder mit der Fähre geſetzt worden waren; und auf dem gegenüberliegenden Berge erblickte man die ſchönen Trümmern der alten Burg Naſſau, die ſchon auf der Hinreiſe einen ſo angenehmen Eindruck auf uns gemacht hatten. Der Verſuch einen Theil dieſer ſchönen Landſchaft nach der Natur zu zeichnen, gewährte mir einen Theil der Zeit unſers hieſigen Aufenthalts hindurch, eine angenehme Unterhaltung.

Für einen Reiſenden müßte es immer eine recht wünſchenswerthe Fertigkeit ſeyn, wenn er von den ſchönen Ausſichten, oder den merkwürdigen Gegenſtänden gleich eine richtige Zeichnung entwerfen könnte, die ihm während ſeiner Reiſe und beſonders an ſolchen Orten aufſtießen, an denen er, ohne da weitere Geſchäffte zu haben, eine Paar Stunden ſich aufzuhalten genöthigt wäre. Wie angenehm würde es für ihn ſeyn, wenn er ſeine Zeichnungen hernach zu Hauſe weiter ausführen, ſein Zimmer damit verzieren, und ſich zuweilen bey'm Anblick derſelben des Vergnügens der Reiſe recht lebhaft wieder erinnern könnte. — Habt Ihr alſo, lieben Kinder, jetzt Gelegenheit das Zeichnen zu erlernen: ſo rathe ich Euch, ſie auch in dieſer Rückſicht wohl zu benutzen. Gewiß werdet Ihr für die Mühe, welche der Anfang in dieſer Kunſt Euch verurſacht, für den Verdruß den Ihr empfindet, wenn die erſten Verſuche nicht gelingen wollen, einſt auf mannigfaltige Weiſe entſchädigt werden.

Ehe wir wieder abreiſten, bathen wir unſere freundliche Wirthinn, daß ſie uns einen Topf käuflich überlaſſen, und etwas feuchten Sand hinein thun möchte. Als wir ihr die unterwegs geſammelten Pflanzen zeigten, die wir gerne darin friſch erhalten wollten, lachte ſie laut auf, und konnte ſich nicht genug wundern, daß wir ſo ſchlechte Blumen, die man ja hier herum auf allen Wieſen und Aeckern finde, ſo mühſam aufbewahren wollten. Sie brachte indeß den verlangten Topf; zugleich aber auch eine ganze Hand voll Federnelken, Roſen und einige andre Blumen, die ſie in ihrem Garten für uns gepflückt hatte. „Da, ſagte ſie, bringe ich Ihnen beſſere Blumen, wenn Sie doch einmahl aus unſerer Gegend Blumen mitnehmen wollen.“ Wir dankten ihr für ihr gutgemeintes Geſchenk, und, obgleich wir in der That weniger Werth darauf legten, als auf unſere ſchlechten Blumen, ſo bewahrten wir es doch der Geberinn zu Gefallen, wenigſtens ſo lange ſorgfältig auf, bis es andern, für uns merkwürdigern Pflanzen Platz machen mußte.

Nicht weit von Naſſau, das wir halb drey Uhr verließen, führte uns der Weg an einem tiefen Abgrunde vorbey, in welchem Waldung mit Wieſen abwechſelte. Das Hinabſchauen gewährte uns eine angenehme Unterhaltung; um welche uns, als wir vor einigen Tagen daran vorüber gefahren waren, die unfreundliche Witterung gebracht hatte. Denn um uns gegen dieſelbe zu ſchützen, hatten wir die am Wagen befindlichen Leder vorziehen, und uns dadurch die freye Ausſicht benehmen müſſen.

Dieſe kurze Unterhaltung war aber auch faſt die einzige, die auf dem Wege von Naſſau bis zu unſerm heutigen Nachtquartiere, dem anſehnlichen Heſſiſchen Dorfe Kemel, ſich uns von auſſen her darbot. Wir blieben immer mit Wald umgeben, der unſere Ausſicht ſehr beſchränkte; und der Boden war ſo arm an Gewächſen, daß nur ſehr ſelten einmahl eine blühende Pflanze unſere Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Mit dem Quartiere und der Bewirthung die wir im Stern zu Kemel fanden, hatten wir hingegen alle Urſach zufrieden zu ſeyn.

Wiesbaden. Mittagsaufenthalt in Delkenheim. Ein Abenteuer. Ankunft in Frankfurt.

Am folgenden Morgen machten wir uns bey guter Zeit auf den Weg; der uns bald wieder durch eine unterhaltendere Gegend führte. Denn ſo wie wir uns dem Ausgange des Waldgebirges näherten, durch welches die Straße vom rothen Hahn bey Coblenz an, bis Wiesbaden ununterbrochen fortläuft, öffnete ſich uns auch wieder von Zeit zu Zeit ein Blick in das ſchöne Rheinthal hinab. Schon lag die herrliche Gegend von Maynz, nebſt dieſer anſehnlichen Stadt wieder vor unſern Augen; ſchnell ging es nun den Berg hinab, noch eine Strecke durch das Thal fort, und dann zu Wiesbaden hinein.

Es war noch zu früh, und Frankfurt, das wir am Abend zu erreichen gedachten, war noch zu weit entfernt, als daß wir hier ſchon hätten Mittag machen können. Wir beſchloſſen daher, nur eine Viertelſtunde vor dem ſchwarzen Adler zu halten, um daſelbſt einen Beſuch bey der Frau geheimen Räthinn Bennet abzuſtatten, und derſelben von ihrer lieben Familie Nachricht zu geben. Allein da ſie eben ins Bad gegangen war, als wir ankamen: ſo mußten wir auf dieſes Vergnügen Verzicht thun, und dem Bedienten, den wir antrafen, unſere Aufträge ertheilen.

Bald war nun die Höhe vor Erbenheim wieder erreicht, von welcher wir Maynz und den Rhein zuerſt erblickt hatten, und alſo auch jetzt wieder zum letzten Mahle erblickten. Daß wir die ſchöne Gegend ſo lange als möglich, mit unverwandtem Blicke werden betrachtet haben, könnt Ihr leicht vermuthen: da Ihr aus meiner bisherigen Erzählung ſchon wiſſet, wie viel jede angenehme Ausſicht uns werth war, und mit welchem Vergnügen wir beſonders den herrlichen Rheinſtrohm betrachteten.

Nachdem wir zwiſchen Erbenheim und dem Heſſen-Darmſtädtiſchen Flecken Delkenheim, von der brennenden Sonnenhitze noch viel zu leiden gehabt hatten, kamen wir an dem letztern Orte an, wo wir einige Stunden zu ruhen beſchloſſen. In dem Wirthshauſe fanden wir es zwar nicht ſo bequem, wie in den Gaſthöfen einer Stadt, aber doch ziemlich ordentlich und reinlich. Das Mittagseſſen war ganz einfach, ſchmeckte uns jedoch, ſo wie ein Glas Aepfelwein, das wir uns reichen ließen, recht gut. Kurz wir waren mit unſern Wirthsleuten zufrieden, und befanden uns die Zeit unſers Aufenthalts über wohl. Nicht ſo unſer Kutſcher. Obgleich er mit uns in derſelben Stube war, und dieſelben Speiſen erhielt, von denen wir erhalten hatten: ſo war er doch höchſt unzufrieden mit der hieſigen Wirthſchaft, und brach, ſo oft er mit uns allein war, in Klagen und Schmähungen aus.

Wir konnten uns, da er bisher nie Ungenügſamkeit hatte blicken laſſen, den Grund ſeiner jetzigen Unzufriedenheit nicht eher erklären, bis er uns ſelbſt eröffnete: daß er, nachdem wir ſchon hier eingekehrt geweſen wären, von einem andern Kutſcher erfahren hätte, ein zweyter hieſiger Gaſthof ſey beſſer als der unſrige. Nun merkten wir wohl; daß die lebhafte Vorſtellung von den Vorzügen des Aufenthalts in jenem Gaſthofe, ihm den Aufenthalt in dieſem verleide; und der Grund ſey, warum er hier Alles ſo ſchlecht finde.

Vielen Menſchen, lieben Kinder, geht es ihr ganzes Leben hindurch ſo, wie es unſerm Kutſcher hier in Delkenheim ging. Sie haben eine Wohnung, die ſie gegen die Unfreundlichkeit der Witterung ſicher ſtellt; Kleidung die ihren Körper bedeckt und warm erhält; Nahrungsmittel, von denen ſie ſich ſättigen, mit denen ſie ſich erquicken können; genießen auch wohl noch viele Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens, die nicht wahres Bedürfniß für ſie ſind: und doch leben ſie unzufrieden; klagen und murren über die Einrichtung in der Welt. Und woher rührt ihre Unzufriedendenheit? Einzig daher, daß ſie die Lage Anderer, die eine geräumigere, bequemere Wohnung, mehrerley und ſchönere Kleidung, köſtliche Speiſen als ſie haben, für weit glücklicher halten, als die ihrige; darüber alles Gute vergeſſen, was ihnen zu Theil worden iſt; und nur immer nach dem Beſſern ſich ängſtlich ſehnen, das ſie doch nicht erlangen können.

Wollt Ihr Euch, meine Lieben, nicht auch das Leben auf dieſe Weiſe verbittern, o ſo ſorgt dafür, daß eine ſolche Denkungsart nie bey Euch herrſchend werde. Ueberlegt doch nur, daß die Menſchen, deren Lage Euch überwiegende Vorzüge vor der Eurigen zu haben ſcheint, weil Ihr nur auf dieſe Vorzüge Rückſicht nehmt, dagegen auch gar manches Unangenehme erdulden müſſen, wovon Ihr in Eurer Lage nichts wiſſet. Die Aengſtlichkeit, zum Beyſpiel, womit ſie ihre Reichthümer gegen die Nachſtellungen ſchlechter Menſchen bewahren müſſen; die Zudringlichkeit ſolcher Perſonen, die ſich, aus Liebe zu ihrem Vermögen, ihre Freunde nennen; die körperlichen Schmerzen, welche der häufige Genuß zuſammengeſetzter und ſtark gewürzter Speiſen oft zur Folge hat: das alles ſind ja drückende Leiden, von denen der minder begüterte nichts empfindet. —

Und dann — wer war es denn, auf deſſen Veranſtaltung, nach deſſen Willen Ihr in die Lage kam't, in der Ihr Euch befindet; mit den Perſonen in Verbindung geſetzt wurdet, unter denen Ihr lebt; die Arbeiten übernehmen müßt, die Euch vielleicht drückend ſcheinen? waren es etwa Menſchen, die Euch dadurch wehe thun wollten; war es der Zufall? — o nein, lieben Freunde, nicht Menſchen, nicht der Zufall, leiten die Schickſale der Menſchen; ein allweiſes, allgütiges Weſen wacht über dieſelben, wacht auch über die Eurigen; und wir ſollten noch zweifeln können, ob auch das was uns widerfährt, für uns wirklich allemahl zuträglich, wirklich ein Beförderungsmittel unſerer Glückſeeligkeit ſey? —

Unſer Kutſcher hatte ſich in Delkenheim einen Weg angeben laſſen, der näher ſeyn ſollte als der, auf welchem wir das vorige Mahl von Frankfurt hieher gekommen waren. Bis zum nächſten Dorfe Diedenbergen, und noch eine Strecke weiter, trafen wir denſelben glücklich. Nun aber kamen wir an einen Scheideweg, bey dem wir ungewiß waren, wohin wir fahren müßten. Von einem Wegweiſer war leider nichts zu ſehn, der uns ſchnell aus der Verlegenheit hätte reiſſen können; Leute, die wir hätten um Rath fragen können waren auch nicht in der Gegend: und ſo mußten wir alſo nach eigenem Gutdünken wählen.

Etwa eine Viertelſtunde waren wir auf dem gewählten Wege gefahren, als uns nicht weit von einem Orte, den wir für das Dorf Kriftel hielten, durch welches die uns angewieſene Straße gehn ſollte, ein Trupp Landleute begegnete; welche, wie uns die Geſangbücher und Roſenkränze vermuthen ließen, die ſie in der Hand trugen, in dem Orte zur Kirche geweſen waren. Wir frugen ſie nach dem Nahmen deſſelben, und ſie antworteten: „Hoſem", das heißt nach der hieſigen Ausſprache Hofheim; ſagten uns auch, auf unſer weiteres Befragen, daß wir vom rechten Wege nach Höchſt abgekommen wären, und zeigten uns, wie wir nun fahren müßten, um am eheſten dahin zu gelangen.

Der Kutſcher fand indeß, in ſeinem Unwillen über unſer Irrefahren, nicht für gut, ihrem Rathe zu folgen: ſondern bog bey'm erſten Wege der kam, rechts ein; und ſo erreichten wir zwar allerdings die Straße die wir verlaſſen hatten am ſchnellſten wieder: machten aber gewiß dabey unſern Umweg noch größer. Wir kamen nun auch, welches nach der Verſicherung der befragten Landleute nicht nöthig geweſen wäre, noch durch das Dorf Kriftel.

Vor demſelben ſtand am Wege eine kleine Kapelle, deren Beſtimmung wir bald Gelegenheit erhielten zu erfahren. Denn als wir uns dem Dorfe näherten, vernahmen wir ſchon in einiger Entfernung ein lautes Singen, und den Klang der Glocken. Wir fuhren in das Dorf, und befanden uns ſogleich am Eingange zweyer Straßen. In der einen ſahn wir eine Proceſſion daher ziehn, welche die Schulkinder eröffneten, denen einer oder mehrere Geiſtliche, und viele Einwohner des Dorfes folgten. Einige derſelben trugen Heiligenbilder und Kreuze. Unſer Kutſcher, der von den Gebräuchen der Katholiken keine Kenntniß hat, hielt, wie er uns hernach verſicherte, dieſe Proceſſion für einen Leichenzug, und verhielt ſich dabey etwa ſo, wie er ſich in proteſtantiſchen Ländern verhalten haben würde, wenn er einem ſolchen Zuge begegnet wäre.

Er hielt nähmlich, da er nicht wußte, durch welche der beyden Straßen der Weg nach Höchſt führe, ſtill; und erkundigte ſich, welches nun freylich wohl ſelbſt bey einem proteſtantiſchen Leichenzuge unſchicklich geweſen wäre, bey dem als Landmann gekleideten Anführer der Schulkinder, nach dem rechten Wege. Statt auf ſeine Frage zu antworten, ging dieſer haſtig ein Paar Schritte auf den Kutſcher zu, und ſchrie ihm ziemlich unvernehmlich entgegen: „Hut ab!“ Da der Kutſcher ihn, ſo wie ich ſelbſt, auf das erſte Mahl nicht verſtand, wiederholte er, mit geballter Fauſt drohend, noch ein Mahl ſein „Hut ab!“ Nun verſtand ich ihn, zog eilig ſelbſt meinen Hut ab, und ermahnte den Kutſcher, der immer noch nicht wußte, wie er daran wäre, ſchnell ein Gleiches zu thun. Er that es; der Drohende rief ihm darauf noch mit heftiger Stimme zu: „ſieht er denn nicht, was er vor ſich hat?“ und führte dann ſeinen Zug weiter, zum Thore hinaus.

Die Bewohner der zunächſt ſtehenden Häuſer, waren indeß durch den entſtandenen Lerm ans Fenſter gelockt worden, zeigten dem Kutſcher die rechte Straße an, und ermahnten ihn nur ſchnell fortzufahren; welches er denn auch that.

Wir waren froh, daß die Sache noch glücklicher Weiſe ohne Thätlichkeiten abgelaufen war, die zuverläſſig erfolgt wären, wenn ich nicht noch zur rechten Zeit die Worte: „Hut ab!“ verſtanden hätte. Ich beſann mich nähmlich; ſobald ich die heftigen Drohungen des Mannes ſah, daß die Katholiken, wenn ſie öffentliche Proceſſionen anſtellen, ſelbſt von den vorübergehenden Proteſtanten die Entblößung des Haupts ſtreng fordern; und nun erſt wurde mir das Betragen deſſelben erklärbar.

Im Dorfe erkundigten wir uns nach dem Zwecke der Proceſſion; und hörten daß ſie dem Heiligen Vitus zu Ehren angeſtellt worden ſey, dem die vor dem Dorfe ſtehende Kapelle gewidmet wäre, und deſſen Nahmenstag in dieſe Woche falle. — Der Kutſcher konnte den Vorfall nicht ſo bald wieder vergeſſen, und äußerte, ſobald wir uns wieder im Freyen befanden, ſeine Meynung darüber in ſehr kräftigen Ausdrücken.

Wir eilten nun weiter, kamen ohne weitern Unfall glücklich nach Höchſt, und trafen bald nach fünf Uhr ſchon in Frankfurt ein; wo wir von Herrn Krug und ſeiner Gattinn abermahls recht freundſchaftlich empfangen wurden. Eine ihrer erſten Fragen war, ob wir ihren Sohn in Neuwied geſehn hätten: und ſie freuten ſich nicht wenig, als wir dieſes bejaheten, und ihnen erzählten, wie wir den Kleinen gefunden hätten.

Ein Theil des Plans, den wir uns für die Anwendung der Zeit, die wir in Frankfurt zubringen würden, unterwegs entworfen hatten, ſcheiterte gleich anfänglich. Wir hatten nähmlich dieſen Abend zum Beſuch des Schauſpiels beſtimmt, und uns ſchon auf das Vergnügen gefreut, das wir da genießen würden; mußten aber gleich bey unſerer Ankunft vernehmen: daß heute wegen des Trinitatisfeſts kein Schauſpiel gegeben werde. Nicht beſſer ging es mit dem zweyten Theile unſers Plans. Dieſer betraf unſern Freund Ritter, den wir ſchon bey der vorigen Durchreiſe zu ſehn und zu ſprechen vergebens gewünſcht hatten. Ich begab mich bald nach unſerer Ankunft in das Hollwegiſche Haus, in welchem er als Erzieher angeſtellt iſt, um ihn daſelbſt aufzuſuchen. Leider hörte ich aber, daß er ſich mit der Familie noch auf dem Lande befinde, und erſt morgen früh acht Uhr in die Stadt, dann aber auch gewiß ſogleich zu uns kommen werde.

Wir unterhielten uns nun, nachdem wir die Geſchichte des Tages kurz aufgemerkt hatten, einige Zeit mit dem Betrachten des Volksgetümmels, das in der ſchönen Hauptſtraße fortdauernd herrſchte, auf die wir die Ausſicht genoſſen. Für uns Schnepfenthäler hatte dieſer Anblick viel Neues, und gab uns zu manchen Bemerkungen Veranlaſſung. Späterhin erhielten wir auf unſerm Zimmer einen angenehmen Beſuch von Frau Krug, mit der wir uns bis zum Abendeſſen freundſchaftlich unterhielten.

Die Ausſicht vom Pfarrthurme. Eine große Electriſirmaſchine. Ein botaniſcher Garten.

Schon hatte es am andern Morgen acht geſchlagen, und noch immer wollte unſer Freund in der Straße, die wir ſeit einer Viertelſtunde nach ihm durchſpäheten, ſich nicht entdecken laſſen. Endlich eilte ich, da die Zeit uns koſtbar war, dem Hauſe ſeines Prinzipals nochmahls zu. Da erfuhr ich denn den Grund ſeines Auſſenbleibens; einer der ihm zur Erziehung anvertraueten Knaben, mit denen er vom Lande hatte herein kommen wollen, war von einer Unpäßlichkeit befallen worden: und dieß hatte ihn beſtimmt, auch ſelbſt weg zu bleiben. Man hatte indeß bereits die Güte gehabt, ihn von unſerer Ankunft benachrichtigen zu laſſen, und verſicherte uns, daß er zehn Uhr unfehlbar in der Stadt eintreffen, und uns aufſuchen würde.

So gern wir nun auch Alles, was wir in Frankfurt zu ſehn gedachten, in der Geſellſchaft des Herrn Ritter beſucht hätten: ſo wäre uns doch zu viele Zeit unbenutzt verſtrichen,

chen, wenn wir ſeine Ankunft im Römiſchen Kaiſer ruhig hätten abwarten wollen. Wir beſchloſſen alſo, die Zeit welche bis dahin noch verfließen würde, zur Beſteigung des höchſten Thurmes der Stadt, des ſogenannten Pfarrthurms anzuwenden.

In Begleitung eines Führers gelangten wir bis zum Eingange deſſelben. Er ſtößt unmittelbar an die katholiſche Domkirche, in welcher die Kaiſerkrönung vorgenommen wird; und gehört doch, ich weiß nicht nach welchem alten Vertrage, den Lutheranern zu. Da wir hörten, daß eben im Dohme Meſſe geleſen wurde, ſo gingen wir auf eine kurze Zeit hinein, ſahen uns darin um, und hörten die lateiniſchen Gebete der Domherren mit an. Nur ſelten konnte ich ein Wort von dem, was ſie zwar mit lauter, aber doch unvernehmlicher Stimme, und dabey ſehr geſchwind ablaſen, verſtehn; und den ſämmtlichen andächtigen Zuhörern mochte es wohl nicht beſſer gehn. Dieſe ſchienen ſich übrigens auch nicht weiter um das was laut vorgeleſen oder geſungen wurde, zu bekümmern; ſondern jeder derſelben las ſelbſt die vorgeſchriebenen Gebete, in knieender Stellung aus ſeinem Gebetbüchlein leiſe ab.

Jetzt traten wir unſre Reiſe auf den hohen Thurm muthig an; und fanden dieſelbe an manchen Stellen, wo die Stufen der ſteinernen Wendeltreppe hoch waren, Finſterniß uns nach allen Seiten umgab, und der Raum eng war, in der That ziemlich mühſam. Eine gute Weile mußten wir ſteigen, bis wir einen ins Freye hinausgebaueten Altan erreichten, auf dem wir ſchon beträchtlich über die höchſten Gebäude der Stadt erhaben waren. Hier ruheten wir einige Zeit aus, und weideten unſere Augen an der ſchönen Ausſicht, die ſich nach dieſer Seite hin uns darbot. Dann ſtiegen wir weiter, und erreichten endlich zu unſerer Freude das Ziel unſers beſchwerlichen Marſches: die Wohnung des Thürmers.

Hier läuft ein unbedeckter Gang, der mit einer ſteinernen Bruſtwehr verſehen iſt, rings um den Thurm herum; ſo daß man von demſelben die Ausſicht nach allen Himmelsgegenden genießt. Die anſehnliche Stadt und die umliegende Gegend, lagen hier wie auf einem Grundriſſe vor uns; und wir hätten uns von der Größe, der Bauart und Lage der erſtern, auf keine Weiſe in ſo kurzer Zeit einen richtigern Begriff verſchaffen können, als dadurch, daß wir ſie von dieſem Standpunkte aus betrachteten.

Am längſten verweilten wir bey dem Anblick des Theils der Stadt, an welchem der Mayn vorbeyſtröhmt, der ſie von dem Städtchen Sachſenhauſen trennt. Wir konnten dieſen Fluß auf beyden Seiten eine ziemliche Strecke weit mit unſern Augen verfolgen. Viele Dörfer, Meyerhöfe und Luſthäuſer, verſchönerten ſeine Ufer hier und da; und nahe bey der Stadt war er mit einer Menge von Schiffchen und Kähnen bedeckt, auf denen hin und wieder Menſchen ſich mit Ein- oder Auspacken beſchäfftigten. Die ſteinerne Brücke welche nach Sachſenhauſen hinüber führt, wurde nicht leer von Fahrenden, Reitenden und Fußgängern, die theils der Stadt zuſtröhmten, theils ſie wieder verließen.

Jenſeits Sachſenhauſen zog ſich der große Frankfurter Wald an einer Anhöhe hin, aus welchem die Darmſtädter Warte hervorragte, die auf der Gränze des Stadtgebiets, an der nach Darmſtadt führenden Landſtraße liegt. Sie war mir eine lebhafte Erinnerung an eine Reiſe nach Schwaben, die mich vor einigen Jahren an derſelben vorbeyführte. Dort ſchied ich von meinem Freunde Ritter, der mich von Frankfurt aus bis dahin begleitet hatte.

Wendeten wir uns nun rechts, und gingen ein Paar Schritte weiter, ſo hatten wir die Gegend vor uns, aus welcher wir eben zurückgekehrt waren. Höchſt ſahen wir deutlich liegen; die Thürme von Maynz aber, die man bey recht heller Witterung auch erkennen kann, waren heute nicht ſichtbar. Das Taunus-Gebirge, dem wir geſtern bey Hofheim ziemlich nah gekommen waren, gränzte rechterhand an die Ebne, durch welche der Mayn dem Rheine zueilt. Gingen wir noch weiter, ſo blickten wir nach der Friedberger Straße hin, und ſahen den Hanauiſchen Flecken Bergen auf der Anhöhe liegen, bey welchem im ſiebenjährigen Kriege eine Schlacht zwiſchen den Hannoveranern nebſt ihren Bundesgenoſſen, und den Franzoſen vorfiel. Auch die Thürme der Stadt Hanau ſelbſt, konnten wir, noch weiter rechts, deutlich erkennen; und kamen ſo bey unſerer Muſterung der Gegend wieder auf den Mayn zurück, von welchem wir ausgegangen waren.

Unter uns hatten wir die Stadt, mit ihren größtentheils engen Straßen vor Augen, in denen die unruhig durcheinander laufenden Menſchen, ſich faſt wie die Ameiſen in einem Ameiſenhauſen ausnahmen. Unter den Gebäuden ragte die neue Hauptkirche mächtig hervor, deren Erbauung ſchon vor dem Franzöſiſchen Kriege angefangen, durch dieſen aber unterbrochen wurde; und nun noch immer nicht vollendet iſt. Die äußern Mauern, die ganz von Quaderſteinen aufgeführt wurden, ſind, ſo wie das Kuppeldach vollendet. Gewiß wird dieſes rieſenmäßige Gebäude einſt nach ſeiner Vollendung, der Stadt zur großen Zierde gereichen.

Auch das große Frankfurter Rathhaus, der Römer genannt, zeichnete ſich aus. Vor demſelben war eben ein ungewöhnlicher Zuſammenfluß von Menſchen, die den berühmten Räuberanführer Schinderhannes vorbeyführen ſehn wollten, den man am Tage vorher nebſt ei-

einigen ſeiner Helfershelfer hier eingebracht, und auf die Hauptwache geſetzt hatte. —

Zehn Uhr rückte nun näher, wo wir Herrn **Ritter** erwarteten; wir ſtiegen alſo, nachdem wir die ſchöne Ausſicht über eine halbe Stunde genoſſen, und uns mit der Gegend recht bekannt gemacht hatten, von unſerer Höhe wieder in die Mitte der übrigen Erdenbürger hinab, und eilten dem Römiſchen Kaiſer zu. Etwa eine Viertelſtunde mußten wir noch daſelbſt hoffend zubringen: da wurde ich den Erwarteten ſchon in einiger Entfernung, in dem Getümmel das den ganzen Tag über auf der Straße herrſchte, gewahr; und eilte ihm, ſobald er ins Haus getreten war, entgegen. Wir freuten uns alle herzlich, einander hier in Frankfurt einmahl wieder zu ſehn, und verplauderten ein halbes Stündchen recht vergnügt zuſammen. Dann verabredeten wir die Eintheilung der noch übrigen Tageszeit, und traten unter Herrn **Ritter's** Leitung ſogleich unſern Weg an, um vor dem Mittagseſſen noch dieß und jenes zu ſehn.

Er führte uns zuerſt zu einem ſeiner Bekannten, dem Herrn **Häniſch**, der die Erziehung der Kinder des Herrn Kaufmanns Gontard beſorgt. Der geſchickte Mann findet ſo viel Geſchmack an mechaniſchen Arbeiten aller Art, und iſt zugleich ein ſo großer Freund der Naturlehre; daß er ſeine Nebenſtunden größtentheils auf die Verfertigung ſolcher Inſtrumente und Maſchinen verwendet, die zu einem phyſikaliſchen Apparate gehören; das heißt deren man ſich bedient, theils um Andere, bey'm Unterrichte in der Phyſik oder Naturlehre, von dem Daſeyn und den ſchon bekannten Wirkungen gewiſſer Kräfte in der Natur zu überzeugen; theils durch zweckmäßige Verſuche, die man mit Hülfe dieſer Inſtrumente oder Maſchinen anſtellt, neue Entdeckungen über die Wirkungsart der Naturkräfte zu machen.

Vorzüglich vollkommen ſind die Electriſirmaſchinen, die er verfertigt; von denen wir in Schnepfenthal ſchon eine geſehn, und ihre Wirkung bewundert hatten, die einer unſerer Mitarbeiter beſitzt. Jetzt gerade hatte Herr Häniſch wieder eine ſolche Maſchine erbaut, die alle bisher von ihm verfertigten, an Vollkommenheit übertreffen ſollte: und dieſe zu beſehn, war die Hauptabſicht unſers Beſuchs bey dem geſchickten Erbauer derſelben. Wir wurden gütig aufgenommen; konnten aber leider die Maſchine nicht in ihrer ganzen Vollſtändigkeit ſehn: da dieſelbe wieder auseinander genommen, und einer der Hauptheile aus dem Hauſe gegeben worden war, um noch eine Veränderung daran vornehmen zu laſſen. Die große Glasſcheibe, welche wenn ich nicht irre über vier Fuß im Durchmeſſer hatte, wurde indeß aufgeſtellt, und wir konnten aus den anſehnlichen electriſchen Funken, die ſie gab, wenn ſie bey'm Umdrehen zwiſchen den angebrachten Lederkiſſen gerieben wurde, auf die große Wirkung ſchließen, die ſie, wenn der noch fehlende große Conductor da geweſen wäre, hätte thun müſſen.

Nachdem wir uns hierauf noch einen Augenblick in der Werkſtatt des Herrn Häniſch umgeſehn, und ihm für ſeine gefällige Aufnahme gedankt hatten, gingen wir weiter. Der botaniſche Garten der Senkenbergiſchen Stiftung war jetzt unſer Ziel. Dieſe Stiftung rührt von einem wohlhabenden und wohlthätigen Frankfurter Arzte her, welcher im Jahre 1763 den Grund dazu legte.

Der Zweck derſelben iſt: armen, kranken Perſonen unentgeltliche mediciniſche Pflege, und jungen Aerzten Gelegenheit zu verſchaffen, ſich weiter auszubilden. Sie begreift zur Erreichung dieſer zwiefachen Abſicht in ſich: ein Hospital, in welchem eine beträchtliche Anzahl von Kranken, unentgeltlich verpflegt und curirt wird; ein anatomiſches Theater, auf welchem die Leichname verſtorbener Kranken, von dem bey der Stiftung angeſtellten Arzte, in Gegenwart junger Aerzte oder Wundärzte ſecirt werden, um die Kenntniß der Letztern vom innern Bau des menſchlichen Körpers, zu erweitern, und ſie auf die Urſachen der Krankheiten und Todesfälle aufmerkſam zu machen; ferner ein chemiſches Laboratorium, oder ein mit den Oefen und andern Vorrichtungen, welche bey Verfertigung mancher Arzneymittel gebraucht werden, verſehenes, gegen Feuersgefahr hinlänglich geſchütztes Zimmer; eine Bibliothek, ein Naturalienkabinet und einen botaniſchen Garten.

Wir ſchränkten uns bey dem Beſuche dieſer wohlthätigen Stiftung, jetzt bloß auf den letztern ein: da die Zeit zu kurz war, um auch von dem übrigen etwas zu ſehn. Man findet hier, wie in jedem botaniſchen Garten, ſolche Gewächſe angepflanzt, die in der Gegend nicht wild angetroffen, auch nicht häufig gebaut werden. Diejenigen welche das Clima vertragen können, werden im Freyen gezogen; die übrigen, nur in heiſſen Ländern gedeihenden, hingegen, müſſen in Gewächshäuſern erhalten werden, die man den Sommer hindurch von den durch die großen Glasfenſter einfallenden Sonnenſtrahlen, und im Winter durch fortwährend unterhaltenes Ofenfeuer, ſtark erwärmen läßt.

Daß wir hier viele Gewächſe angetroffen haben werden, die wir nicht kannten, weil wir ſie noch nie, oder doch nur ſehr ſelten ſahen, könnt Ihr denken. An unſerm Herrn Ritter, der als ein Freund der Botanik, und der Naturgeſchichte überhaupt, ziemlich oft in dieſen Garten kömmt, hatten wir aber einen Begleiter, der uns in den mehreſten Fällen belehren konnte. Wo auch er ungewiß war, wurde ein Gärtner zu Rathe gezogen, der eben im Garten Geſchäffte hatte. Beſonders merkwürdig waren uns unter den im Gewächshauſe aufbewahrten Pflanzen: das Zuckerrohr, die Dattelpalme, die Sagopalme, der Drachenblut-Baum, das Bambusrohr; und am ſchönſten fiel die Blüthe von Vinca rosea, einem ſtrauchartigen Gewächſe, in die Augen. Im Freyen ſtand ein ſchöner, blühender Oelbaum, von welchem wir einige kleine Zweige durch den Gärtner erhielten. Auch die niedliche Mooßroſe feſſelte hier unſere Aufmerkſamkeit einige Minuten.

Mit dem Wunſche, dieſen reichhaltigen Garten, ſo wie unſer Ritter, öfters beſuchen zu können, verließen wir denſelben; nachdem wir noch das Grabmahl des verdienten Stifters, *) deſſen Gebeine hier in der Mitte ſeiner nützlichen Anlagen ruhen, mit Theilnahme betrachtet hatten.

Jetzt

---

*) In den „Denkwürdigkeiten aus dem „Leben ausgezeichneter Deutſchen „des achtzehnten Jahrhunderts. „Schnepfenthal, in der Buchhandlung der Erziehungsanſtalt. 1802." findet man auch Nachrichten von dem Leben und den Verdienſten Senkenberg's aufgezeichnet.

Jetzt wurde noch ein Beſuch bey dem Herrn Kammerherrn von Malapert abgeſtattet, deſſen zwey jüngern Söhne in unſerer Anſtalt erzogen werden. Ihn und ſeine beyden Töchter hatten wir das Vergnügen ein halbes Stündchen zu ſprechen, ihnen von dem Befinden der beyden jungen Leute Nachricht zu geben, und einige Briefe von denſelben zu überreichen; worauf wir uns empfahlen, und in das Bethmann-Hollwegiſche Haus eilten, wohin wir zum Mittagseſſen eingeladen waren.

Herr Ritter empfing uns, und führte uns ſogleich in das Speiſezimmer, wo wir von Herrn Hollweg freundſchaftlich aufgenommen wurden. Ueber Tiſche waren unſer Schnepfenthal und ſeine Bewohner, größtentheils der Gegenſtand der Unterhaltung; an welcher keiner innigern Antheil nahm, als unſer Freund Ritter, der noch immer die ſtärkſte Anhänglichkeit an den Ort beſitzt, an welchem er eine ganze Reihe ſeiner Jugendjahre verlebte.

Ein neuer Nutzen der Handarbeiten. Etwas für junge Pflanzenſammler. Die Maynbrücke. Die Judengaſſe.

Gleich nach aufgehobner Tafel begab ſich Herr **Hollweg** wieder an ſeine Geſchäffte, und wir folgten unſerm Freunde auf ſein Zimmer, um uns da noch ein Stündchen mit ihm zu unterhalten. Bald wurde unſre Geſellſchaft um eine Perſon vergrößert, indem Herr **Stein**, Erzieher, der Kinder des Herrn Kaufmanns **Thurneiſen**, durch Herrn **Ritter** von unſerer Ankunft benachrichtigt, ins Zimmer trat. Auch er war, jedoch ſchon als Erwachſener, eine Zeitlang unſer Schnepfenthäler Mitbürger geweſen, und wir freueten uns gegenſeitig, einander hier wieder zu ſehn.

Von zwey Gegenſtänden, die mir in dem Zimmer meines Freundes dießmahl beſonders merkwürdig waren, muß ich Euch doch noch ein Paar Worte ſagen. Er zeigte uns ſeine anſehnliche Mineralienſammlung, die er zum großen Theile durch eigene Aufmerkſamkeit auf die Gegenſtände der Natur, die ihn bey ſeinen öfftern Spaziergängen umgaben, zuſammengebracht hat. Jedes Foſſil, oder doch wenigſtens die kleinern und merkwürdigern Stücke unter denſelben, bewahrte er in einem beſondern, aus Pappe verfertigten und mit Papier überzogenen Käſtchen auf; um es bequemer, und ohne es unmittelbar berühren zu müſſen, aus der Sammlung nehmen und vorzeigen zu können. Ich fragte ihn, wo er denn die vielen Pappkäſtchen dazu herbekommen habe; und er antwortete mir: daß er ſie, in der Zeit der Wiedergeneſung von einem Scharlachfieber, das ihn unlängſt ſo wie ſeine Zöglinge auf das Krankenbett warf, ſelbſt verfertigt hätte. Jede den Geiſt und die Augen anſtrengende Beſchäfftigung ſey ihm vom Arzte damahls unterſagt worden: und da habe er denn zu allerhand Handarbeiten ſeine Zuflucht genommen, um ſich gegen die Langeweile zu ſchützen.

Habt Ihr alſo meine jungen Leſer, vielleicht auch jetzt Gelegenheit dieſe oder jene Handarbeit zu erlernen: o ſo laßt dieſelbe doch ja nicht ungenutzt vorbeyſtreichen, ſondern ſucht Euch durch fleiſſige Uebung, eine hinlängliche Fertigkeit darin zu erwerben. Durch das angeführte kann es als eine Vorſtadt von Frankfurt anſehn, da es bloß durch den Mayn davon getrennt wird. Es hat zum Theil anſehnliche Gebäude, unter denen ſich das ſogenannte Teutſche Haus auszeichnet; ein großes Schloß, das längſt dem Fluſſe hinliegt, und ehemahls vom Churfürſten von Cöln bewohnt worden iſt, ſo oft derſelbe ſich in Frankfurt aufhielt.

Jetzt traten wir auf die von Stein erbauete Brücke, die, wie wir ſchon am Morgen vom Thurme herab bemerkt hatten, von ab- und zuſtröhmenden Menſchen nicht leer wird. In der Mitte ſind auf beyden Seiten ein Paar Altane mit ſteinernen Bänken angebracht, von denen man die Ausſicht am ungeſtöhrteſten genießen kann. Wir ſtanden hier eine ganze Weile ſtill, und überſahn die mit Gebäuden beſäeten Ufer des Fluſſes, zwiſchen denen derſelbe ruhig ſich fortwälzte.

Ein Schiff war eben im Begriff nach Hanau abzugehn; es mußte alſo, weil Hanau weiter den Mayn hinauf liegt, durch Pferde in Bewegung geſetzt werden. Da innerhalb der Stadt kein Weg dicht am Ufer hinläuft, auf welchem die Pferde gehn könnten, ſo mußten ſie anfangs eine ganze Strecke weit im Waſſer marſchiren; bis ſie aus der Stadt waren, und nun auf den ſogenannten Leinpfad kamen, der längſt allen ſolchen Flüſſen, ſo weit ſie ſchiffbar ſind, fortläuft. Ein Paar Pferde waren hinlänglich, das Schiff nebſt ſeiner Ladung mit ziemlicher Schnelligkeit fortzuziehn. Hätte man dieſelbe auf Wagen packen und zu Lande fortbringen wollen: ſo wären vielleicht 50 Pferde dazu erforderlich geweſen.

Unſer Rückweg führte uns durch zwey Straßen von ſehr verſchiedener Beſchaffenheit. Die erſte, nicht weit von den Ufern des Mayns entfernte, beſtand aus lauter neuaufgeführten Gebäuden, und hatte die gehörige Breite: ſo daß man mit Vergnügen durch dieſelbe gehn konnte. Die andere hingegen, die Judengaſſe, war ſo eng, daß zwey Wagen nicht wohl einander darin hätten ausweichen können; die Gebäude waren zum Theil baufällig, alle hatten wenigſtens ein ſehr widriges Aeußere; und ein unangenehmer Geruch herrſchte durch die ganze Straße. Ehemahls waren alle Frankfurter Juden, deren Anzahl beträchtlich iſt, gezwungen in dieſer Straße zu wohnen, und wurden

den ſogar, vermittelſt der an beyden Eingängen angebrachten hohen Thore, zu gewiſſen Zeiten in dieſelbe eingeſperrt. Jetzt aber denkt man vernünftiger, und hat die Lage dieſer Leute bey weitem erträglicher gemacht.

Bey der Beſchießung der Stadt von den Franzoſen, während des letzten Krieges, gerieth ein Theil dieſer Judengaſſe in Flammen, und brannte nieder. Man könnte dieſe Begebenheit eben ſo wohl ein Glück, als ein Unglück nennen: denn da die Juden, deren Wohnungen bey dieſer Gelegenheit zu Grunde gegangen waren, Erlaubniß erhielten, ſich an einem andern, freyer liegenden Orte wieder anzubauen: ſo wurde ihre äußere Lage dadurch unſtreitig anſehnlich verbeſſert. Viele der neuen Gebäude in der Straße, durch die wir vorher gegangen waren, werden ſeitdem von Juden bewohnt, die ſie wahrſcheinlich auch ſelbſt haben erbauen laſſen.

Eine Spazierfahrt in die Gegend um Frankfurt.

Nach vier Uhr trafen wir wieder im Römiſchen Kaiſer ein: da Frau Krug uns für dieſe Zeit zu einer Spazierfahrt in die umliegende Gegend einzuladen die Güte gehabt hatte. In ihrer, und in der Geſellſchaft ihrer Schweſter, der Frau Gebhardt, ſetzten wir uns in den Wagen, und rollten dem Allerheiligen-Thore zu. Hier wurde der Weg nach dem Röder Berg eingeſchlagen, einer Anhöhe auf der nordweſtlichen Seite der Stadt, von beträchtlichem Umfange, die viele nützliche und ſchöne Gartenanlagen hat. Schon vom Thore an fuhren wir beſtändig zwiſchen Gärten und Weinbergen durch, deren Anblick ungemeines Vergnügen gewährte. Denn alles war mit ſo viel Fleiß und Genauigkeit zurecht gemacht, jedes Plätzchen ſo vortheilhaft benutzt; und die angenehmen Wirkungen des fruchtbaren Frühlings und Frühſommers waren überall ſo ſichtbar: daß gewiß kein fühlender Menſch, ohne freudige Empfindung hier hätte weilen können.

So wie wir nach und nach höher kamen, eröffnete und verſchönerte ſich auch die Ausſicht in die Ferne mehr und mehr. Den ganzen anmuthigen Grund, durch welchen der Mayn ſich der Stadt Frankfurt nähert, konnten wir von dieſem erhabenen Standpunkte aus überſehn. An den jenſeitigen Ufern des Strohms erblickten wir zunächſt das Dorf Oberrad, in und bey welchem verſchiedene Frankfurter Familien, Landhäuſer beſitzen, die ſie den Sommer hindurch bewohnen; vor dem Dorfe, dicht am Mayne, die Gerbermühle, ganz in einen Erlen- und Weidenhayn gehüllt; und eine Strecke weiter Strohm aufwärts die Gräflich Yſenburgiſche Stadt Offenbach, mit ihren längſt dem Mayn hinſtehenden, anſehnlichen Gebäuden. Ganz in der Ferne zeigten ſich die Gebirge in der Gegend von Aſchaffenburg, aus denen der Mayn in dieſe weite Ebne hervorſträhmt.

Als wir noch eine Strecke weiter gefahren waren, bekamen wir auch den Flecken Bergen, den wir ſchon am Morgen vom Thurme aus bemerkt hatten, jetzt näher zu ſehn; und das Dorf Bornheim, welches ſo wie Oberrad zum Frankfurter Stadtgebiete gehört, blieb uns nicht gar weit rechts liegen. Frau Krug erzählte uns, während wir an der großen Wieſe vor dem Dorfe, der ſogenannten Pfingſtweide vorbeyfuhren, von einem Volksfeſte, das jährlich an einem der Pfingſtfeyertage hier gefeyert würde. Zunächſt gehe es nur die Bornheimer

Gemeine an, die ſich zum Tanze hier auf der Wieſe mit Muſik einfände: allein die Bewohner der Stadt aus allen Ständen, nähmen allemahl in zahlloſer Menge auch Antheil an demſelben. Ganze Familien gingen oder führen heraus, ſpazierten auf der ſchönen Wieſe, die dann allemahl von Menſchen wimmele, herum, ſähen den Luſtbarkeiten der Landleute zu, lagerten ſich dann im Schatten der Bäume, welche den Platz umgeben, und genöſſen die mitgenommenen kalten Speiſen hier im Freyen.

Nicht weit von da kamen wir an einem andern Platze vorbey, der minder angenehme Erinnerungen veranlaßte. Er war von den Franzöſiſchen Truppen, während ſie Frankfurt beſetzt hielten, als Begräbnißplatz benutzt worden; und rief ſo das Andenken an die vielfältigen Unruhen und Unannehmlichkeiten zurück, welche die Einwohner Frankfurts, und mit ihnen die Einwohner vieler hundert andern Orte, in jenen Zeiten erdulden mußten. — Wir Schnepfenthäler prieſen uns dabey glücklich, daß wir nichts von dieſer Art Kriegsungemach hätten erfahren müſſen; ſondern, während viel tauſend Menſchen in ihren Geſchäfften, auf längere oder kürzere Zeit unterbrochen, und dabey noch auf mancherley Weiſe geängſtigt, oder eines Theils ihres Eigenthums unrechtmäßiger Weiſe beraubt worden wären, ruhig in unſerm Wirkungskreiſe hätten fortarbeiten können, ohne irgend eine Gewaltthätigkeit befürchten zu dürfen.

Wir hatten uns während dieſer Geſpräche und ſtillen Betrachtungen wieder der Stadt mehr genähert; fuhren nun noch an einer Menge ſchöner Gärten vorüber, in denen faſt eben ſo viele, zum Theil mit großem Koſtenaufwande, und mit Geſchmack erbaute, anſehnliche Landhäuſer ſtanden; und fuhren dann durch daſſelbe Thor wieder in die Stadt, durch welches die Heſſiſchen Truppen bey der Einnahme derſelben, am Anfange des Franzöſiſchen Krieges, mit vielem Muthe eingedrungen waren. Im Vorüberfahren fiel uns das Denkmahl in die Augen, welches der damahlige König von Preuſſen, der bey der Einnahme mit zugegen war, den tapfern Heſſen hatte errichten laſſen. Es iſt eine ſtarke viereckige Säule von Sandſtein, auf welcher ein Schild, ein Helm, ein Schwerdt und ein Widderkopf ruhen, die aus Metall gegoſſen ſind. An der Seite befinden ſich einige Inſchriften, die den Zweck dieſes Denkmahls andeuten; unter andern auch die Nahmen aller Heſſiſchen Officiers und Gemeinen, die bey jener Gelegenheit ihr Leben einbüßten. An ihrer Spitze ſteht der Prinz Karl von Heſſen Philippsthal, der gerade auf der Stelle wo die Säule errichtet worden iſt, durch eine feindliche Musketenkugel tödtlich verwundet wurde.

Indem wir durch die Stadt fuhren, hatten wir noch einen recht ſonderbaren Anblick, den ein Frankfurter Leichenwagen uns gewährte. Stellt Euch ein etwa 16 Fuß hohes Gerüſt, von verhältnißmäßiger Länge und Breite vor, das über und über mit ſchwarzem Zeuge überzogen, und oben mit einigen weißen Federbüſchen verziert iſt, auf ſchwarz angeſtrichenen Rädern ruht, und von zwey wieder am ganzen Leibe, (den Kopf nicht ausgenommen,) mit ſchwarzem Tuche bekleideten Pferden gezogen wird, welche ein ebenfalls in ſchwarze Kleidung gehüllter Kutſcher führt: ſo habt Ihr einen deutlichen Begriff von dieſem Frankfurter Leichenwagen; deſſen Anblick wahrlich nicht dazu beyträgt, den Menſchen die Ablegung ihrer irdiſchen Hülle, unter einem freundlichen, beruhigenden Bilde darzuſtellen.

Kaum waren wir eine Viertelſtunde von dieſer angenehmen Spazierfahrt zurückgekehrt: ſo war auch unſer lieber Ritter ſchon wieder da, um uns in das Schauſpielhaus zu begleiten. Man gab ein Stück des allgemein beliebten Schauſpieldichters v. Kotzebue, „Sohn der Wahrheit" betitelt. Viele einzelne Stellen deſſelben, machten einen ſehr angenehmen Eindruck auf uns; und ſo wurden wir hier einige Stunden recht gut unterhalten.

Nun begleitete unſer Freund uns wieder bis an unſer Quartier, und hier ſchieden wir von einander: weil er noch heute Abend auf das Land zu ſeinen Zöglingen zurückkehren wollte, und wir morgen in aller Frühe von Frankfurt abzureiſen gedachten. — Den übrigen Theil des Abends brachten wir in der Geſellſchaft des Herrn Krug und ſeiner Familie vergnügt zu; und trafen dann noch die nöthigen Vorkehrungen zu der bevorſtehenden Abreiſe.

Rückreiſe von Frankfurt nach Schnepfenthal.

Obgleich wir am andern Morgen ſchon vor fünf Uhr uns in den Wagen ſetzten, ſo hatten wir doch das Vergnügen, unſern lieben Herrn Wirth noch ein Mahl zu ſprechen, und ihm für alle bewieſene Güte unſern Dank zu verſichern. Langſam fuhren wir dann durch die Straßen der Stadt, und entfernten uns eben ſo langſam von derſelben: indem unſer Kutſcher die ganz richtige Regel befolgte, daß man die Pferde am Anfange einer etwas ſtarken Tagereiſe nicht übertreiben dürfe, wenn ſie am Nachmittag und Abend noch die nöthige Munterkeit und Kraft, zur Erreichung des vorgeſetzten Ziels haben ſollen. — Macht einer von Euch, Ihr jungen Leſer, vielleicht einmahl eine Reiſe zu Fuß: ſo rathe ich ihm, dieſelbe Regel auch auf ſich ſelbſt anzuwenden; des Morgens in gemäßigtem Schritt auszugehn, und denſelben, wenn es zur Vollendung der Tagereiſe nöthig iſt, nur allmählig zu verſtärken. Wer durch anfängliches Laufen, oder auch nur übermäßig ſchnelles Gehn, die während der nächtlichen Ruhe geſammelten Kräfte verſchwenden wollte, würde bald ermatten; und das beſtimmte Nachtquartier entweder gar nicht, oder doch aufs Aeußerſte abgemattet, erreichen.

Mehrmahls blickten wir noch auf die große Stadt, und dabey zugleich in Gedanken auf den ganzen, jenſeit derſelben liegenden Haupttheil unſerer, nun ihrem Ende nahenden angenehmen Reiſe zurück. Maynz, Neuwied, Wiesbaden, Frankfurt ſelbſt, und das an jedem dieſer Orte genoſſene Vergnügen, die herzliche Aufnahme, die wir an jedem derſelben gefunden hatten, ſchwebte unſerm Gedächtniſſe jetzt lebhafter vor. Und dann wären unſere Gedanken wieder unvermuthet in Schnepfenthal, bey unſern dort zurückgelaſſenen Lieben; denen wir ſchon in Gedanken die Schickſale unſerer kleinen Reiſe erzählten.

Wir vergaßen indeß über dem Vergangenen und Zukünftigen auch das Gegenwärtige nicht; freueten uns noch zum letzten Mahle des ſchönen Maynſtrohms, als wir wieder auf die Stelle kamen, wo ſeine erſte Erblickung einen ſo freudigen Eindruck auf uns gemacht hatte; und betrachteten ein großes Holzfloß mit Aufmerkmerkſamkeit, das eben auf demſelben vorüber fuhr. Sowohl Bau- als Brennholz verfährt man auf dieſe Weiſe den Mayn und Rhein hinab. Die langen Bäume, die vermuthlich mit eiſernen Klammern, oder auf eine andere Weiſe feſt mit einander verbunden werden, machen die Grundlage einer ſolchen ſchwimmenden Inſel aus. Darauf wird nun, theils noch mehr Bauholz, theils auch kleingeſchnittenes Brennholz in gehöriger Ordnung aufgeſchichtet und befeſtigt; dann eine kleine Hütte von Brettern errichtet, in welcher die wenigen Perſonen die zur Leitung des Floßes, und zur Beſchleunigung ſeiner Bewegung vermittelſt langer Ruderſtangen, erforderlich ſind, ſich und ihre Sachen gegen die unfreundliche Witterung ſchützen, und des Nachts ruhen können; und nun geht die, oft ſehr weite Reiſe, z. B. nach Holland, wo an Holz Mangel iſt, vor ſich.

Dörnigheim wurde nun wieder erreicht, und dabey an den Zufall mit Vergnügen zurückgedacht, der uns auf der Hinreiſe noch ſo unerwartet von hier nach Frankfurt in's bequemere Nachtquartier brachte, nachdem wir ſchon ausgeſtiegen waren, um hier zu übernachten.

Aehnliche Erinnerungen an verſchiedene kleine Abenteuer der Hinreiſe, veranlaßte die Wiedererblickung noch manches andern Plätzchens; wodurch die Rückreiſe, die begreiflich jener allemahl an lebhaftem Vergnügen nachſtehn muß, doch noch manchen Reiz mehr für uns erhielt.

In Gelnhauſen trafen wir zu Mittag ein, und ſpeiſten daſelbſt in Geſellſchaft eines Kaufmanns aus einer anſehnlichen Stadt, die ehemahls zu Teutſchland gehörte, in dem Lüneviller Frieden aber, nebſt dem ganzen jenſeit des Rheins liegenden Theile des Teutſchen Reiches, an die Franzöſiſche Republik abgetreten worden iſt. Er ſchien ein gebildeter, wahrheitsliebender Mann zu ſeyn. Unſer Tiſchgeſpräch betraf hauptſächlich die jetzige Lage der aus Teutſchen Unterthanen zu Franzöſiſchen Bürgern gewordenen Bewohner des linken Rheinufers. — Gar wohl ſchien er mit dieſer Veränderung nicht zufrieden zu ſeyn; und bewies, daß wenigſtens die Einwohner der Städte, beträchtlich dabey gelitten hätten: indem ihre Abgaben um ein Merkliches erhöhet worden wären, und ſie ſich, beſonders in Rückſicht des Handels, gar manche Einſchränkung gefallen laſſen müßten, von der ſie ehedem nichts gewußt hätten.

Ein Uhr ſaßen wir ſchon wieder im Reiſewagen, und eilten unſerm Nachtquartiere Schlüchtern zu. Bey Wirtheim, wo wir auf der Hinreiſe, gerade am Morgen nach der für dieſe Gegend ſo traurigen Gewitternacht eingetroffen waren, bemerkten wir jetzt: daß die Bewohner des Dorfs einen großen Theil ihres noch ganz unreifen Getreides, wegen des vom Hagel daran verurſachten Schadens, hatten abmähen laſſen; vermuthlich um es wenigſtens noch als Viehfutter benutzen zu können. — Eine traurige Erndte für die armen Leute! —

Wir trafen in der Gegend, durch welche wir dieſen Nachmittag fuhren, wieder, ſo wie ſchon das vorige Mahl, viel einzeln weidendes Vieh, etwa nur 3 bis 5 Stück zuſammen, nebſt einem Hüter an, der oft ein ſtarker, arbeitstüchtiger Mann war. Ich glaubte anfangs man halte hier auf den Dörfern gar keine Hirten, ſo daß jeder genöthigt ſey, ſein Vieh ſelbſt auf die Weide zu treiben. Als ich mich aber erkundigte, erfuhr ich: daß dem nicht ſo ſey, ſondern daß nur viele Leute das letztere für vortheilhafter hielten, als das Vieh dem Hirten zu übergeben. Ob ſie recht haben mögen, kann ich nicht entſcheiden; doch ſcheint es mir, als ob dieſes Geſchäfft, wenn es von ſolchen Perſonen beſorgt wird, die hernach wieder mühſame, und viele Anſtrengung erfordernde Arbeiten übernehmen ſollen, leicht einen nachtheiligen Einfluß auf ihre Thätigkeit haben könne.

In Schlüchtern fanden wir im Stern eine gute Abendmahlzeit, und eine leidliche Ruheſtätte; die wir indeß ſchon früh vier Uhr wieder verließen, um unſere Reiſe bey guter Zeit fortzuſetzen. Auch heute war die Witterung uns ſehr günſtig; mehr kühl als heiß. An dem Theile der Chauſſee, welcher, nicht weit von der Quelle, deren Waſſer uns auf der Hinreiſe ſo erquickt hatte, den Berg hinanführt, fanden wir eine ganze Anzahl von Arbeitsleuten in Thätigkeit. Der größte Theil derſelben war mit dem Zerklopfen der großen Steine beſchäfftigt, die zur Ausbeſſerung der Chauſſee beſtimmt ſind. Sie bedienten ſich dazu eiſerner Hämmer, die ein Gewicht von vier bis ſechs Pfunden haben mochten, und mit einem langen, etwas biegſamen, hölzernen Stiele verſehen wa-

waren. Damit die Steine bey'm Zerſchlagen nicht zerſtreuet würden, wurden ſie vorher in viereckige Käſten von eichenen Bohlen geworfen, die jedoch keinen Boden hatten, der ſonſt wahrſcheinlich am erſten Tage des Gebrauchs zu Grunde gehn möchte. Mit dieſen kleingeklopften Steinen wird nun die Chauſſee überſchüttet, und durch das öftere Darüberfahren werden ſie nach und nach ſo feſt zuſammen, und in die Grundlage hineingedrückt, daß nun eine harte Oberfläche entſteht, auf der die Räder leicht fortrollen.

Mehrmahls hatten wir ſchon an der Seite der Chauſſee, aus belaubten Baumzweigen dicht geflochtene Wände liegen ſehn. Jene Steinklopfer bedienen ſich derſelben, um ſich bey ihrer Arbeit gegen die unmittelbare Wirkung der Sonnenſtrahlen zu ſchützen. Sie ſtellen ſie, mit Hülfe einer Stütze, neben ſich, an der Seite auf, wo die Sonne ſteht: und halten die Strahlen dadurch ab, welche ſonſt auf ſie ſelbſt fallen, und ihnen läſtig ſeyn würden. — Für diejenigen, unter meinen jungen Leſern, die ſchon einige Kenntniſſe in der Mineralogie erlangt haben, bemerke ich bey dieſer Gelegenheit

heit noch, daß die Chauſſee durch das ganze Fuldaiſche aus der ſchwarzgraulichen Steinart verfertigt werde, die ihnen unter dem Nahmen Baſalt ſchon bekannt ſeyn wird. Sie iſt zu dieſer Abſicht vorzüglich tauglich; und es mag darin einer der Gründe liegen, warum man hier im Fuldaiſchen eine beſonders vortreffliche Chauſſee antrifft.

Jetzt erreichten wir die Höhe vor Fulda, und genoſſen wieder die reizende Ausſicht auf dieſe Stadt, und die umliegende, anmuthige Gegend. Eben als wir aus dem Holze herausfuhren, bemerkten wir, nicht weit vom Wege ab, eine große gelbe Blume. Ich holte ſie herbey; und da fanden wir daß es eine alte Bekannte, die Arnica montana ſey, die auf unſerm Inſelsberge ſo häufig wächſt. Die Aerzte laſſen ſie einſammeln, trocknen die Blumen, und verordnen ſolchen Perſonen, deren Körper durch einen heftigen Fall erſchüttert worden iſt, einen daraus gekochten Thee.

Vor dem Gaſthofe, in welchem wir in Fulda abgetreten waren, wurde, während wir auf unſere Mittagsmahlzeit warteten, ein großer Fuhrmannskarren beladen, deſſen Fährer

rer unſere Landsleute waren. Wir ſahen vom Fenſter aus ihrer Arbeit mit Vergnügen zu, da ſie bey derſelben mit vieler Genauigkeit zu Werke gingen. Weil nähmlich der Karren nur auf zwey Rädern ruht: ſo muß er ſo gepackt werden, daß weder vorn noch hinten ein verhältnißmäßig zu großer Theil der Laſt zu liegen komme. Läge vorn zu viel, ſo hätte das Stellpferd eine übermäßige Laſt zu tragen, und würde daher nicht im Stande ſeyn dieſelbe zugleich auch fortziehn zu helfen. Wäre aber die Laſt hinten zu groß, ſo würde der Karren wo nicht gleich, doch wenigſtens ſobald es zu einer Anhöhe hinaufginge, hinten niederſinken, und das Stellpferd aufwärts ziehn. Während des Packens unterſuchte alſo der Fuhrmann immer von Zeit zu Zeit, wie ſtark der Druck auf beyden Seiten der Axe ſey; und fand er ihn auf der einen Seite zu groß: ſo brachte er entweder einen Theil der Ladung von dieſer auf die andere Seite; oder er rückte wenigſtens einen Theil der auf dieſer Seite liegenden Laſt, der Axe näher, um dadurch den Druck zu vermindern.

In Hünefeld mußten wir Nachmittags wieder eine halbe Stunde anhalten, weil der Kutſcher unterwegs bemerkt hatte, daß theils an den Hufeiſen der Pferde, theils auch an dem Wagen etwas ſchadhaft geworden wäre. Ein herbeygerufener Schmid beſſerte beyde Schäden in kurzer Zeit wieder aus. Damit er zu dem letztern kommen könne, mußte der Wagen auf der einen Seite etwas gehoben, und dann ein Rad abgenommen werden. Wir erboten uns daher auszuſteigen, damit dieß leichter geſchehen könne; allein der Kutſcher erklärte es für unnöthig, holte eine hinlänglich ſtarke Stange, nebſt einer Stütze bey, brauchte dieſe erſtere als Hebebaum, und hob ſo mit leichter Mühe uns und den Wagen, den er dann mit Hülfe der Stütze in der gehörigen Lage erhielt. — So kann der Menſch durch den Gebrauch ſeiner Vernunft, dieſer vornehmſten Gabe des Schöpfers, Dinge ausrichten, zu denen die körperlichen Kräfte deſſelben allein, auf keine Weiſe hinreichend ſeyn würden.

Abends ſechs Uhr ſchon, trafen wir in Buttlar, in unſerm alten Quartiere ein, wo es uns wieder eben ſo gut gefiel, wie das vorige Mahl. So wohl es uns aber auch hier ging, und auf unſerer ganzen Reiſe gegangen war: ſo hatte doch der Gedanke für uns etwas Angenehmes, daß dieß die letzte Nacht wäre, die wir in der Entfernung von unſerm Wohnorte zubringen müßten. Gewiß war die uns bey der Rückkehr bevorſtehende Freude des Wiederſehns unſerer lieben Verwandten, nicht der einzige Grund, der uns jenen Gedanken ſo angenehm machte: ſondern die Sehnſucht nach unſerer gewöhnlichen Lebensordnung, nach den beſtimmten, die Zeit gehörig ausfüllenden Geſchäfften, an denen es uns in unſerer Lage nicht fehlt, mochten wohl das mehreſte dazu beytragen. So wie man gewöhnlich die Wohlthaten die man täglich genießt, nur dann erſt recht ſchätzen, und ſich in dem Genuß derſelben glücklich fühlen lernt, wenn man ſie auf einige Zeit entbehren muß: ſo wurde uns auch der große Werth eines geſchäfftvollen Lebens jetzt recht fühlbar, da wir einige Wochen aus unſern gewöhnlichen Geſchäfften herausgeriſſen worden waren.

Fröhlicher noch als bisher gewöhnlich, traten wir daher am andern Morgen ſchon um vier Uhr den letzten Theil unſerer Reiſe an. Alle Anzeigen eines ſchönen Sommertages waren vorhanden; der Himmel war heiter; häufiger Thau bedeckte die niedern Gewächſe; und die Luft war ſo kühl, daß wir uns gut verwahren mußten, um uns gegen unangenehme Empfindungen ſicher zu ſtellen.

Von dem Dorfe Zell an, ſchlugen wir einen, von unſerm vorigen verſchiedenen Weg nach Eiſenach ein; der zwar wegen einiger Berge, und des vielen Sandes den man antrifft, beſchwerlicher: dagegen aber auch wenigſtens eine halbe Meile näher iſt. Dieſer führte uns noch eine gute Strecke an der Werra hin, über welche wir bey Bach wieder gefahren waren. Ein ähnliches Holzfloß, nur kleiner, wie das welches wir ehegeſtern unweit Frankfurt auf dem Mayne geſehn hatten, begegnete uns hier auf dieſem Flüßchen. Ein Förſter aus der Gegend, mit dem ich eben eine Strecke zu Fuß wanderte, ſagte mir auf mein Befragen, daß dieſes Holz aus dem

Meinungiſchen komme, und bis Hannöveriſch-Münden von den Leuten die es jetzt führten gebracht, dort aber an andere Holzhändler verkauft, und oft von da auf der Weſer noch weiter verfahren werde.

Allmählig fing es nun an wärmer zu werden, und die Wärme wurde gegen acht Uhr ſchon zu einer drückenden Hitze. Am fühlbarſten wurde uns dieſelbe, als wir eines ſteilen Berges wegen, den Wagen verlaſſen, und den Berg zu Fuß erſteigen mußten. Bey dieſer Gelegenheit verſahn wir uns mit einer ganzen Anzahl Exemplare von Spartium scoparium, welches wir in dieſer Gegend wieder häufig antrafen. Wir ſteckten ſie in unſern Naſſauer Topf, um ſie in dem feuchten Sande bis zu unſerer Ankunft in Schnepfenthal, wo dieſe ſtrauchartige Pflanze nicht wächſt, friſch zu erhalten, und ſie dem Vater für ſeine morgende botaniſche Lehrſtunde mitzubringen.

Während unſers Steigens, blickten wir mehrmals in die Gegend zurück, aus der wir kamen; theils um durch die von dorther wehende kühlere Luft, einige Milderung unſerer durch die Hitze verurſachten unangenehmen Empfindung zu erlangen; theils um die Ausſicht auf die zunächſt liegenden Berge und Thäler, von denen wir jetzt ringsumher eingeſchloſſen waren, zu genießen.

So bald wir uns aus dieſer ſandigen Gegend herausgearbeitet hatten, und nun wieder auf eine gute Chauſſee kamen: ſetzte unſer Kutſcher, dem die Annäherung des Ziels unſerer Rückreiſe wohl mehr Muth geben mochte, ſeine Pferde in Trab; und ſo rollten wir ſchnell durch die anmuthige Waldgegend hin. Nach neun Uhr kamen wir ſchon in dem Eiſenachiſchen Flecken Markſuhl an; wo den Pferden bloß ein kleines Futter vorgelegt, und dann weiter, der Stadt Eiſenach zugeeilt wurde. Auf dem Wege dahin traf der Kutſcher unerwartet einen Verwandten an, der im Begriff war als Gerbergeſell in die Fremde zu gehn. Beyde ſchienen ſich recht herzlich über dieſen Zufall zu freuen, und nahmen bey der Trennung freundlichen Abſchied von einander.

Bald nachher kam unſer Weg mit dem Wege wieder zuſammen, der von Berka nach Eiſenach führt; ſchnell fuhren wir durch das ſchöne Thal, das ich auf der Hinreiſe mit einem

Engliſchen Park verglich, und hielten, noch ehe die Mittagsſtunde ſchlug, vor dem Anker in Eiſenach. Der Himmel hatte ſich indeß ſtark umwölkt; und wir hatten kaum unſer Quartier erreicht, als ein wohlthätiger Regen ſich zu ergießen anfing. Jedermann freuete ſich über denſelben: da die Fluren und Gärten ſchon längſt deſſen bedurft hatten; und auch wir ſtimmten in dieſe Freude um ſo lieber ein, da er uns, ſo nah am Reiſeziele, doch kein bedeutendes Hinderniß mehr in den Weg legen konnte.

Wirklich mußten wir gegen drey Uhr von Eiſenach abreiſen, ohne daß der Regen ganz nachgelaſſen hätte. Allein die kleine Unbequemlichkeit, die er uns verurſachte, war keineswegs im Stande, die angenehmen Empfindungen auch nur zum Theil zu unterdrücken, welche die nah bevorſtehende Freude des Wiederſehns, in uns ſchon jetzt bewirkte.

Als wir uns dem Dorfe Mechterſtedt wieder näherten, da erblickten wir ſeitwärts, in einer Entfernung von drey Viertelmeilen, unſer Schnepfenthal. Seine Erſcheinung gab unſerer Freude neuen Schwung; ſehnſuchtsvoll

voll waren unſere Blicke auf daſſelbe geheftet. — Jetzt bogen wir von der Chauſſee ab, dem geliebten Wohnplatze zu: erreichten Lauſcha — Waltershauſen — Ibenhayn; und kaum waren wir hinter dieſem Dorfe vorgetreten, ſo daß unſere Lieben in Schnepfenthal den Wagen bemerken konnten: als wir ſie ſchon von der Anhöhe, die wir bewohnen, herab, und uns zueilen ſahen. — Nun konnten wir auch nicht länger im Wagen ausdauern; mit Einem Sprunge waren wir von demſelben hinab, und flogen den Geliebten entgegen. — Vater, Mutter, Schweſtern, Brüder, Tante, alle bewillkommten uns hier im Freyen, und herzlich war die Freude auf beyden Seiten, da wir uns ſo geſund und vergnügt wieder fanden.

Der ganze Zug nahete nun, unter vorläufigen Erzählungen von den vielen Annehmlichkeiten unſerer Reiſe, langſam den Wohngebäuden; wo wir von den übrigen Mitgliedern unſerer Geſellſchaft ebenfalls aufs freundſchaftlichſte empfangen wurden.

Verzeichniß der Verlagsbücher der Buchhandlung der Erziehungsanſtalt in Schnepfenthal.

Beutler, J. H. Ch., Sittenlehren und Klugheitsregeln in Verſen, für Schullehrer zum Vorſchreiben und für Kinder zum Lernen. 8. 4te Auflage. 1802. 8 Pf.
(Wer 1 Thlr. baar einſendet, erhält 50 Ex.)

Der Bote aus Thüringen mit Zeitungsnachrichten die Jahrgänge 1788 — 1801 compl. jeder Jahrgang 18 Gr.

Derſelbe ohne Zeitungsnachrichten der Jahrg. 16 Gr.

Derſelbe 1802 compl. 18 Gr.

Derſelbe o. Z. 16 Gr.
(Mit dieſem Jahrgange iſt die in den Jahrg. 1795, 1796, 1800 und 1801 enthaltene Geſchichte der Deutſchen geſchloſſen.)

Denkſchrift auf Maria Wollſtonecraft Godwin, die Vertheidigerinn der Rechte des Weibes; von William Godwin. Aus dem Engl. überſetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet. Nebſt dem Bildniſſe der Verſtorbenen. 8. 1799. 12 Gr.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Teutſchen des achtzehnten Jahrhunderts. gr. 8. 1802:
auf Schweizer Papier 2 Thlr. 12 Gr.
auf Druckpapier 2 Thlr.

Elements of morality, translated from the German of C. G. Salzmann by M. Wollstonecraft 1796. 16 Gr.

Erzählungen für Kinder von Maria Wollſtonecraft. Aus dem Engliſchen. Mit einem Titelkupfer und einer Vignette. 8 1795. 12 Gr.

Gesangbuch für die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 1801. 16 Gr.

GutsMuths Gymnastik für die Jugend. Enthaltend eine practische Anweisung zu Leibesübungen. Ein Beytrag zur nöthigen Verbesserung der körperlichen Erziehung 8 1793. auf Schweizer Papier mit 11 Kupfern. 3 Thlr.

GutsMuths Spiele zur Uebung und Erholung des Körpers und Geistes; für die Jugend, ihre Erzieher und alle Freunde unschuldiger Jugendfreuden. Gesammelt, practisch bearbeitet und beurtheilet. Mit einem Titelkupfer und 16 kleinen Rissen. 8. 1802. 2te Auflage. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Hesperiden, ein Magazin für jugendliche Unterhaltung 1s bis 7s Stück. Jedes 12 Gr.

Leopold, J. L. G., Handbuch der geſammten Landwirthſchaft. Zuerſt das Buch vom Ackerbau. 8. 1795. 18 Gr.

Deſſelben Buches 2r Theil. Das Buch von der Viehzucht. 1 Thlr.

Der Papparbeiter, oder Anleitung in Pappe zu arbeiten, vorzüglich Erziehern gewidmet von B. H. Blaſche, Lehrer an der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal; mit Kupfern. 2te mit Anmerkungen und Zuſätzen vermehrte Ausgabe. 1r und 2r Theil. 18 Gr.

Deſſelben Buchs 3r Theil. 6 Gr.

Zur

Zuſätze und Anmerkungen deſſelben zur Ergänzung des 1ſten und 2ten Theils der 1ſten Auflage. 2 Gr.

Rettung der Rechte des Weibes mit Bemerkungen über politische und moralische Gegenstände von M. Wollstonecraft. Aus dem Englischen übersetzt mit einigen Anmerkungen und Vorrede von C. G. Salzmann. nebst dem Bildnisse der Verf 1 Thlr 8 Gr.

Der zweite Band beſonders mit dem Bildniß der Verfaſſerin 16 Gr.

Das Bildniß der Wollſtonecraft beſonders 4 Gr.

Salzmann's, C. G., chriſtliche Hauspoſtille 1r — 5r Bd à 8 Gr. 1 Thlr 16 Gr.

— — Conrad Kiefer, oder Anweiſung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder. Ein Buch für's Volk 8 1796. 12 Gr.

— — Himmel auf Erden auf Schreibpapier mit einem Titelkupfer. 8. 1 Thlr.

Daſſelbe auf Druckpapier 16 Gr.

— — Conrad Kiefers A B C und Leſebüchlein, oder Anweiſung auf die natürlichſte Art das Leſen zu erlernen. 1r und 2r Bd. à 6 Gr. 12 Gr.

— — pädagogiſches Bedenken über eine Schrift des Herrn Hofrath Fauſt. 1 Gr. 6 Pf.

— — Revolutionsgeſpräche zwiſchen dem Boten, Wirth und einem Weber 8. 1794. 4 Gr.

— — Taſchenbuch zur Beförderung der Vaterlandsliebe. 1802. 1 Thlr. 4 Gr.

— — Reiſen der Zöglinge zu Schnepfenthal. 1r Bd. Mit einem Kupfer. 8. 1799. 12 Gr.

Salzmann's erſter Unterricht in der Sittenlehre für Kinder von 8 — 10 Jahren. 1803. 8. 18 Gr.

Von demſelben die Franzöſiſche Ueberſetzung. 18 Gr.

— — Konrad Kiefers Bilderbüchlein. 1803.

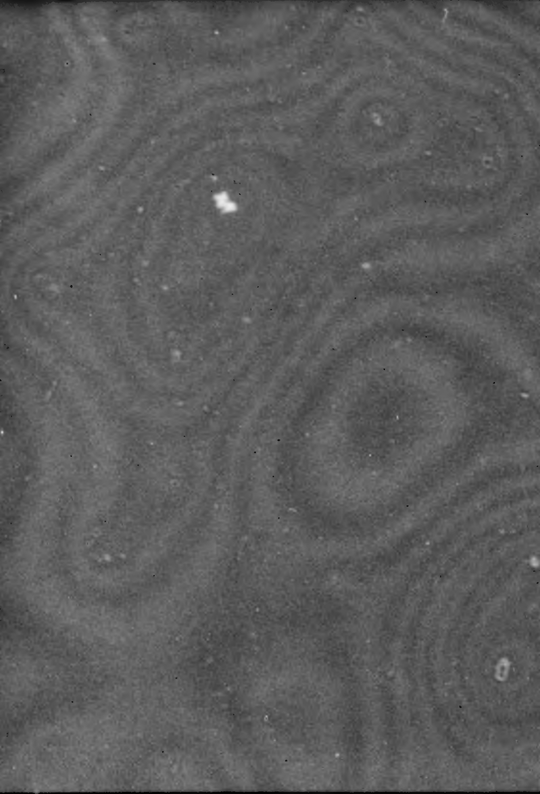
Scudery, Maria Franzesko, Vorſchläge zur Ausrottung der Kinderblattern und anderer anſteckender Seuchen. Aus dem Lateiniſchen überſetzt von Chr. Ludw. Lenz. Nebſt einer Vorrede von C. G. Salzmann. 8. 1794. 3 Gr.

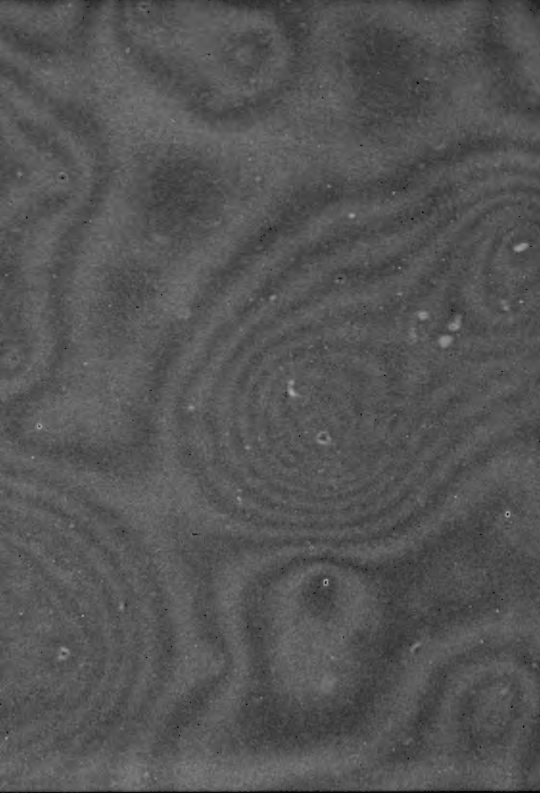
Unterhaltungen eines Landſchullehrers mit ſeinen Kindern über merkwürdige Wörter und Sachen aus der Natur und dem gemeinen Leben. Ein Buch für Eltern, Kinder und Schullehrer unter den Bürgern u. Landleuten. 1r — 2r Heft, jeder [illegible] 6 Gr.

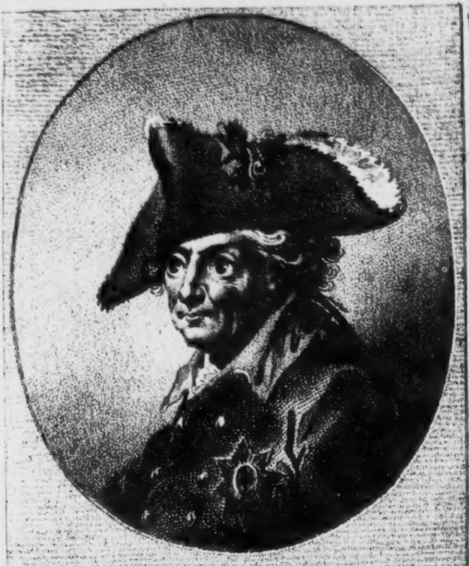
Daſſelbe 3r Heft. [illegible] Gr.

Daſſelbe 4r Heft. 6 Gr.

Wadſtröm, C. B. über die Gründung der Kolonien zu Sierra Leona und Boulama. Aus dem Franz. überſetzt. 1799. 8. 6 Gr.







FRIEDRICH der GROSSE
Koenig in Preuſſen

Taſchenbuch

zur

Beförderung der Vaterlandsliebe.

Auf das Jahr 1801.

Schnepfenthal,
im Verlage der Buchhandlung der Erziehungsanſtalt.
1801.

G.H. BIBL. Z. WEIMAR.

—Erſcheinung der Planeten.

Uranus ♅

Uranus hält ſich im ſüdlichen Flügel der Jungfrau in der Nähe des mittlern der darinne befindlichen 3 Sterne 3ter Größe (γ) auf; bis zum Junius iſt er rückläufig von 1° 56′ ♎ bis 27° 45′ ♍ dann wird er rechtläufig und gehet bis zu 6° 31′ ♎ wo er am Ende des Jahres ſtehet.

Er gehet auf den 1 Jan. 11 U. 19 M. Abends, den 1 Febr. 9 U. 6 M. A. den 1 Mart. 7 U. 12 M. A. den 20 kommt er mit der ☉ in Gegenſchein und bleibt die ganze Nacht ſichtbar. Er geht nun unter den 1 April 5 U. 24 M. Morgens, den 1 May 3 U. 32 M. M. den 1 Jun. 1 U. 29 M. M. den 1 Jul. 11 U. 22 M. Ab. den 1 Aug. 9 U. 19 M. A. den 1 Sept. 7 U. 25 M. A. den 24ſten kommt er mit der ☉ in Conjunction und wird einige Zeit unſichtbar. Nun geht er auf den 1 October 5 U. 46 M. M. den 1 November 3 U. 59 M. M. den 1 December 2 U. 4 M. M.

Saturn ♄

Saturn hält ſich in der Gegend der Bruſt und Vordertatzen vom Geſtirn des Löwen, wo er ſich vom Sterne Regulus erſt rechts bis auf etwa 10 Grad entfernt, da er bis zum 19 April von 21° 19′ bis 17° 8′ ♌ rückläufig iſt, dann eben ſo weit links, indem er bis zu Ende des Jahres rechtläufig von 17° 8′ ♌ bis 7° 28′ ♍ fortgehet. Er gehet auf den 1 Jan. 7 U. 26 M. A. den 1 Febr. 4 U. 57 M. A. den 9 kommt er mit der ☉ in Gegenſchein und iſt die ganze Nacht ſichtbar. Nun geht er unter den

1 März 6 U. 3 M. Morg. den 1 April 4 U. 7 M. M. den 1 May 2 U. 16 M. M. den 1 Jun. 0 U. 17 M. M. den 1 Jul. 10 U. 14 M. A. den 1 Aug. 8 U. 17 M. A. den 21 kommt er mit der ☉ in Conjunction und wird unſichtbar. Dann geht er auf den 1 Sept. 4 U. 7 M. Morg. den 1 October 2 U. 39 M. M. den 1 Novemb. 1 U. 2 M. M. den 1 Dec. 11 U. 3 M. Abends.

Jupiter ♃

Jupiter hält ſich im Geſtirn des Krebſes und des Löwens auf, wo er erſt von 1° 44′ ♌ (der Gegend des ſüdlichen Eſels) bis zu 24° 24′ ♋ rückläufig, dann von da vom 19 März bis zu Ende des Jahres rechtläufig durch das Sternbild des Krebſes bis 5° 42′ ♍ (in die Mitte des Löwens) gehet. Er gehet den 1 Jan. auf 5 U. 23 M. Abends, kommt den 19 mit der ☉ in Gegenſchein und bleibt die ganze Nacht am Himmel, dann geht er unter den 1 Febr. 6 U. 36 M. Morg. den 1 März 5 U. M. den 1 April 3 U. 4 M. M. den 1 May 1 U. 20 M. M. den 1 Jun. 11 U. 28 M. Ab. den 1 Jul. 9 U. 38 M. A. den 1 Aug. 7 U. 49 M. A. den 8 kommt er mit der ☉ in Conjunction und wird unſichtbar. Nun gehet er auf den 1 Sept. 3 U. 22 M. M. den 1 October 2 U. 8 M. M. den 1 November 0 U. 43 M. M. den 1 Dec. 10 U. 53 M. Abends.

Mars ♂

Mars ſtehet zu Anfange des Jahres im 11° 58′ ♉ (im hintern Theil des Widders) und gehet von da mit ziemlich gleichförmiger Bewegung immer rechtläufig durch die Sternbilder des Stiers, der Zwillinge, des Krebſes, des Löwen, der Jungfrau, Waage und Scorpions bis 14° 10′ ♐ (nahe beym

rech

rechten ~~oder~~ öſtlichen Fuße des Schlangenträgers) fort. Er gehet unter den 1 Jan. 3 U. 17 M. Morg. den 1 Febr. 2 U. 6 M. M. den 1 März 1 U. 34 M. M. den 1 April 1 U. 7 M. M. den 1 May 0 U. 32 M. M. den 1 Jun. 11 U. 26 M. Ab. den 1 Jul. 10 U. 4 M. A. den 1 Auguſt 8 U 34 M Ab. den 1 Sept. 7 U. 9 M. A. den 1 October 5 U. 50 M. A. den 23 kommt er mit der ☉ in Conjunction und wird unſichtbar. Dann geht er auf den 1 Nov. 6 U. 53 M. M. den 1 Dec. 6 U. 52 M. Morgens.

Venus ♀

Venus ſtehet zu Anfange des Jahres als Abendſtern in 17° 6′ ♒ (am Schwanze des Steinbocks) gehet von da rechtläufig bis 12° 56′ ♊ (mitten zwiſchen den Hörnern des Stiers) dann vom 7 May rückläufig bis 26° 38′ ♉ (gerade unter dem Siebengeſtirn) nun vom 19 Jun. bis zu Ende des Jahrs wieder rechtläufig bis 13° 24′ ♐ (durch den Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Waage, Scorpion, bis gegen den rechten oder öſtlichen Fuß des Schlangenträgers). Sie geht unter den 1 Jan. 6 U. 49 M. Abends, den 1 Febr. 8 U. 18 M. A. den 1 März 9 U. 39 M. A. den 1 April 10 U. 58 M. A. den 1 May 10 U. 31 M. A. den 26 kommt ſie in die untere Conjunktion mit der ☉ und wird nun unſichtbar, dann Morgenſtern. Sie gehet auf den 1ſten Jul. 1 U. 38 M. M. den 1 Auguſt 0 U. 46 M. M. den 1 Sept. 1 U. 4 M. M. den 1 Oct. 2 U. 21 M. M. den 1 Nov. 3 U. 56. M. M. den 1 Decemb. 5 U. 27 M. M.

Merkurius ☿

Merkur ſteht den 1 Januar bey 18° 4′ ♐ (beym rechten Fuße des Schlangenträgers) geht rechtläufig bis den 19 März bis 14° 13′ ♈ (zum Bande der Fiſche durch das Sternbild des Schützen, Steinbocks, Waſſermanns und Fiſche) dann bis den 13 April rückläufig bis 2° 16′ ♈ (unterm Schwanze des ſüdlichen Fiſches) hierauf bis den 22 Jul. rechtläufig bis 20° 49′ ♌ (durch das Sternbild der Fiſche, Widders, Stiers, Zwillinge bis zur vordern Tatze des Löwen) dann wieder bis den 16 Auguſt rückl. bis 8° 55′ ♌ (etwas über den ſüdlichen Eſel im Krebſe hinaus), nun rechtläufig bis den 13 November bis 10° 41′ ♐ (durch Löwen, Jungfrau, Waage und Scorpion) wieder rückl. bis 4 December bis 24° 36′ ♏ (am Ende der ſüdlichen Wagſchale) endlich bis zu Ende des Jahrs rechtl. bis 19° 17′ ♐ (am rechten Fuße des Schlangenträgers). Er geht auf den 1 Jan. 6 U. 16 M. Morg. den 1 Febr. 7 U. 17 M. M. den 15 kommt er in die obere Conjunction mit der ☉, und geht nun unter den 1 März 6 U. 19 M. Ab. kommt den 30 in die untere ☌ mit der ☉ geht nun auf den 1 April 5 U. 4 M. M. den 1 May 4 U. 1 M. M. den 1 Jun. 3 U. 30 M. M. kommt den 3 in die obere ☌ mit der ☉ geht unter den 1 Jul. 9 U. 32 M. A. den 1 Auguſt 7 U. 20 M. A. kommt den 6 in untere ☌ mit der ☉ geht auf den 1 Sept. 3 U. 32 M. M. kommt den 18 in die obere ☌ mit der ☉ geht unter den 1 Oct. 5 U. 52 M. A. den 1 Nov. 5 U. 5 M. A. kommt den 25 in die untere ☌ mit der ☉ und geht den 1 Dec. auf 6 U. 31 M. Morgens.

Finſterniſſe des Jahrs 1801.

In dieſem Jahre ſind 4 Sonnen- und 2 Mondfinſterniſſe zu erwarten. Die erſte iſt eine kleine nur im ſüdlich-aethiopiſchen Ocean ſichtbare ☉ Finſterniß den 14 März Nachmittags, deren Anfang um 3 U. 25 M. 36 S. das Ende um 5 U. 11 M. 10 S. iſt.

Die 2te iſt eine, bey uns zum Theile ſichtbare, totale Mondfinſterniß den 30 März Vormittags. Der Anfang iſt 4 U. 11 M. 48 S. der totalen Verfinſterung 5 U. 12 M. 21 S. dann geht der Mond 5 U. 41 M. unter und ereignet ſich das Mittel und Ende der Finſterniß unterm Horizonte.

Die 3te iſt eine bey uns zum Theile ſichtbare ☉finſterniß den 13 April Vormittags, deren Anfang 3 U. 53 M. Das Mittel 4 U. 43 M. unterm Horizonte ſich begiebt, 5 U. 15 M. geht die Sonne noch verfinſtert auf, und 5 U. 31 M. iſt das Ende der ganzen Finſterniß, deren Größe 4 Zoll 27 M. an der Nordſeite der ☉ beträgt.

Die 4te iſt eine kleine nur im äuſſerſten nordöſtlichen Aſien und nördlichen Amerika ſichtbare ☉finſterniß den 8 Sept. Morgens, von 6 U. 19 M. 11 S. bis 6 U. 57 M. 40 S.

Die 5te iſt eine totale Mondfinſterniß, den 22 Sept. Morgens von 6 U. 20 M. 1 S. bis 9 U. 38 M. 9 S. welche aber, da dieſe Zeit über der Mond bey uns unterm Horizonte iſt, für uns ganz unſichtbar, dagegen in Amerika ganz ſichtbar ſeyn wird.

Die 6te iſt eine kleine, in den ſüdlichen Gegenden des ſtillen Meeres bloß ſichtbare ☉finſterniß den 7 October Nachmittags von 7 U. 8 M. 21 S. bis 10 U. 2 M.

Zeichen und Abkürzungen.

☉	Sonne	♂	Mars	●	Neumond
☿	Merkur	♃	Jupiter	☽	erſtes Viertel
♀	Venus	♄	Saturn	🌕	Vollmond
☾	Mond	⛢	Uranus	☾	letztes Viertel

☊ aufſteigender Knoten, d. i. Punkt, wo der Mond durch den Aequator gegen den Nordpol hinauf gehet.

☋ abſteigender Knoten, d. i. Punkt, wo er dadurch nach dem Südpol hinunter gehet.

☌ Conjunction, wenn 2 Himmelskörper an einem Orte des Himmels beyſammen ſtehen; wenn einer von beyden der Mond iſt, iſt dieſes Zeichen weggelaſſen worden.

☍ Oppoſition oder Gegenſchein, wenn 2 Himmelskörper einander am Himmel gerade gegenüber ſtehen.

□ Quadratur oder Geviertſchein, wenn 2 Himmelskörper um den 4ten Theil des Himmels von einander ſtehen.

Zeichen des Thierkreiſes.

0	♈	Widder	6	♎	Wage
1	♉	Stier	7	♏	Scorpion
2	♊	Zwillinge	8	♐	Schütze
3	♋	Krebs	9	♑	Steinbock
4	♌	Löwe	10	♒	Waſſermann
5	♍	Jungfrau	11	♓	Fiſche

M. Morgends
V. Vormittags
A. Aufgang
U. Uhr; M. Minuten;
N. Nördlich S. Südlich

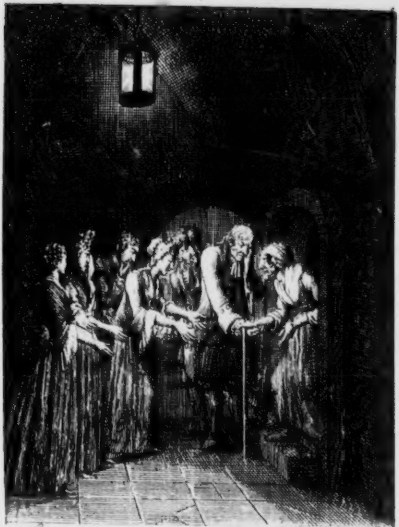
A. Abends
N. Nachmittags
U. Untergang
S. Secunden

Zeit- und Feſtrechnung auf das Jahr 1801.

Im Gregorianiſchen oder neuen Calender.		Im Julianiſchen oder alten Calender.
die Güldene Zahl	16	16
die Epacten	XV	XXVI
der Sonnencircul	18	18
der Römerzinszahl	4	4
der Sonntagsbuchſt	D	F
Faſtnacht d. 17 Febr.		den 5 Febr.
Oſterſonntag d. 5 April		— 24 März
Pfingſtſonntag 24 May		— 12 May
1 Adv. Sonnt. 29 Nov.		— 1 Dec.

Die

die 4 Quatember		
Reminiſcere	26 Febr.	— 14 Febr.
Trinitatis	27 May	— 15 May
Crucis	16 Sept.	— 18 Sept.
Luciae	16 Dec.	— 18 Dec.



Thomaſius ſichert die Matronen gegen den Scheiterhauffen

Jänner hat 31 Tage; die Tage nehmen zu um 1 Stunde, 12 Min.

1 Neujahrstag. 4 Sonnt. n. d. N. J. 6 Epiphanias. 11 erſt. Sonnt. nach Epiph. 17 Antonius. 18 zwent. S. n. Epiph. 20 Fab. Sebaſt. 25 dritter S. n. Epiph. Pauli Bekehr.

		Himmelsbegebenheiten.	Verdienſtvolle Teutſche des 18ten Jahrhunderts.	ſichtb. Auf- od. Untrg. d. Mondes.
1	♃		Georg 2. König in England.	4 U. 30 M. N A
2	♀	☾ ♃	Emmerich Joſeph Churf. z. Maynz.	6 4
3	♄	☾ ♄	Maximilian Joſeph Churf. zu Bayern	7 18
4	☉		Mar. Ther. t. Kaiſ.	8 33
5	☾		Friederich 2. Kön. in Preuſſen.	9 47
6	♂	☾ ♅. ☾ ☋	Joſeph 2. t. Kaiſer	11 0
7	☿		Leopold 2. t. Kaiſer	11 58
8	♃	☾ 1 U. 57 M. Morg.	Franz Ludw. Biſch. zu Würzburg	0 18 V.
9	♀		Katharina 2. Rſſ. K.	1 39
10	♄		Juliane W. L. Fürſt. zu Schaumb. Lip.	3 5
11	☉		S. Frhr. v. Cocceji	4 36
12	☾	☾ in der Erdnähe	Graf Münnich	6 3
13	♂	☾ ♀	Th. Frhr. v. Fritſch	7 18
14	☿	● 5 U. 18 M. Ab.	E. A. v. Studnitz.	8 16
15	♃		C. A. Frhr..v. Zedlitz	4 58 N. U.

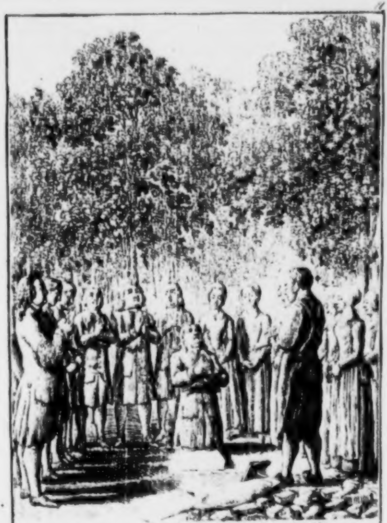
		Himmelsbegebenheiten.	Verdienſtvolle Teutſche des 18ten Jahrhunderts.	ſichtb. Auf- od. Untrg. d. Mondes.		
16	♀		Wenzel Ant. Gr. v. Kaunitz Rittberg	6	31	
17	♄	☾ ♀	Andr. Pet. Gr. v. Bernſtorf.	7	38	
18	☉	(Ab. ☾ ☊	Ew. Fr. Graf von Herzberg.	9	22	
19	☾	☍ ♃ ☉ 10 U.	C. G. v. Gutſchmid	10	39	
20	♂	☉ in ♒ 11 U. (34 M. Mrg.	C. W. Reichsgr. v. Finkenſtein.	11	53	
21	☿	☽ 6 U. 15 M. (Ab.	Ludw. Wilh. Markgr. v. Baden	11	56	
22	♃		Fürſt Leopold von Deſſau.	1	5	V.
23	♀	☿ in der ☉ (ferne. ☾ ♂	Curt Chph. Graf v. Schwerin	2	22	
24	♄		Hans Carl v. Winterfeld	3	35	
25	☉		L. J. M. Reichsgraf v. Daun	4	44	
26	☾	☾ in der Erd- (ferne	Fried. Wilh. Frhr. v. Seydlitz.	5	47	
27	♂		Hans Joachim von Ziethen.	6	39	
28	☿		Pr. Ferdinand von Braunſchweig.	7	21	
29	♃	(Ab. ☾ ♃ ● 11 U. 7 M.	Gr. Wurmſer.	7	51	
30	♀	☾ ♄	Joh. Jac. Scheuchzer.	4	58	N. A
31	♄		Ph. L. St. Müller	6	15	

Februar hat 28 Tage. Die Tage nehmen zu um 1 St. 44 Min.

1 Septuageſimä. 2 Lichtmeß. 6 Dorothea. 8 Sexageſimä. 14 Valentin. 15 Eſtomihi. 17 Faſtnacht. 18 Aſchermittwoch. 22 Invocavit. Petri Stuhlfeyer. 24 Apoſt. Mathias. 26 Quatember.

		Himmelsbegebenheiten.	Verdienſtvolle Teutſche des 18ten Jahrhunderts.	ſichtbar. Aufg. od. Untrg. d. Mondes.		
1	☉		Fr. W. v. Gleichen gen. Rußwerm.	7 U 8	29 M. 43	M. A
2	☾	☾ ☋	N. Gottfr. Leske.	10	2	
3	♂	☾ ♂	Gottfr. Reyger.	11	22	
4	☿		Jak. Ch. Schäfer.	11	55	
5	♃	☾ 0 U. 47 M. Ab.	Joh. Reinh. Forſter.	0	43	
6	♀		J. Leonh. Friſch.	2	9	M.
7	♄		Geo. W. Stöller.			
8	☉		A. J. Röſel v. Roſenhof.	3	34	
9	☾	☍ ♄ ☉. ☾ in Erdnähe	Jak. Theod. Klein.	4	54	
10	♂		F. H. W. Martini.	5	59	
11	☿		Otho Fr. Müller.	6	46	
12	♃	☾ ☿	C. Juſt Jablonsky.	7	13	
13	♀	● 4 U. 16 M. Morg.	Ch. F. K. Kleemann	5	20	N. U
14	♄		J. A. Eph. Götze.	6	47	
15	☉	obere ☌ ☿ ☉. ☾ ☊	Mark Elieſ. Bloch.	8	8	
16	☾	☾ ♀	A. A. Rivin.	9	26	
17	♂		J. C. Burbaum.	10	43	

		Himmelsbegebenheiten.	Verdienſtvolle Teutſche des 18ten Jahrhunderts.	ſichtbar. Auf- od. Untrg. d. Mondes.		
18	☿		J. J. Dillen.	11	54	
19	♃	□ ♂ ☉. ☉ in ♓ 2 U. 19 M. Morg.	J. D. Leers.	0	2	M.
20	♀	☽ 1 U. 48 M. Ab. ☾ ♂	J. A. Pollich.	1	18	
21	♄		J. G. Gleditſch.	2	30	
22	☉		Joh. Jak. Planer.	3	38	
23	☾	☾ in der Erdferne	J. Gärtner.	4	34	
24	♂		Fr. Ehrhard.	5	20	
25	☿		J. Hedwig.	5	53	
26	♃		D. J. Fr. Henkel.	6	19	
27	♀	☾ ♄	Rud. Aug. Vogel.	6	38	
28	♄	● 3 U 59 M. Ab.	J. Gottl. Lehmann.	5	15	N.A



Zinzendorf legt den Grundstein zu dem Gemeinhauſe in Herrnhut.

März hat 31 Tage, die Tage nehmen zu um 2 St. 2 M.

1 Reminiſcere. 8 Oculi. 12 Gregorius. 15 Lätare. 17 Gertrud. 19 Joſeph. 22 Judica. 25 Mar. Verkündigung. 29 Palmarum.

		Himmelsbegebenheiten.	Verdienſtvolle Teutſche des 18ten Jahrhunderts.	ſichtbar. Auf- od. Untrg. d. Mondes.
1	☉		Fr. Chr. Leſſer.	6U.33M.N.A
2	☾	☾ ☋. ☾ ⛢.	Joh. Jak. Ferber.	7 51
3	♂		Ign. Edl. v. Born.	9 11
4	☿		Frz. v. Beroldingen.	10 34
5	♃		Ch. Ehreg. Gellert.	11 53
6	♀		Joh. Fr. Mende.	11 59
7	♄	☾ 8U.36M.Ab.	Ot. v. Münchhauſen	1 23 U.
8	☉	☿ in ☉ Nähe	Chr. Reichard.	2 46
9	☾	☾ in d. Erdn.	v. Brenkenhof.	3 53
10	♂		Ph. Ernſt Lüders.	4 44
11	☿		J. Ch. Schubart v. Kleefeld.	
12	♃		J. Fr. Mayer.	5 20
13	♀	(Ab.	Joh. G. Stumpf.	5 46
14	♄	● 4U. 15 M. unſ. ☉ finſt.	Ge. A. Hamberger.	6 3 6 18
15	☉	☾ ☊	J. Heinr. Winkler.	7 8N.U
16	☾	☾ ☿. ♀ in ☉ (Nähe	Joh. Chr. Polyk. Erxleben.	8 28
17	♂		Samuel Ch. Hollmann.	9 48

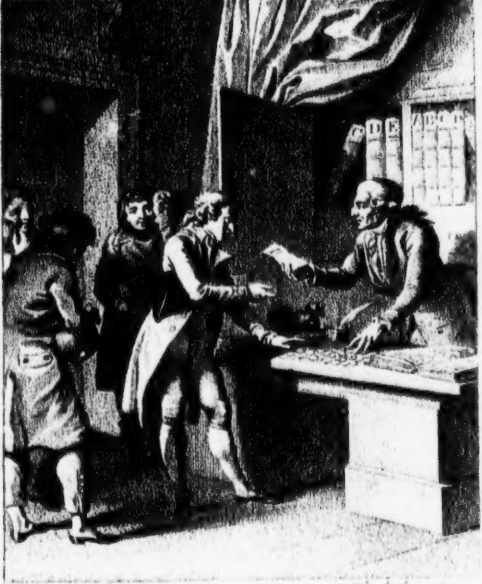
		Himmelsbegebenheiten.	Verdienſtvolle Teutſche des 18ten Jahrhunderts.	ſichtbar. Auf- od. Untrg. d. Mondes.	
18	☿	☾ ☿	J. E. Fr. Gebler.	11	7
19	♃		G. Chr. Lichtenberg	11	51
20	♀	☍ ⛢ ☉	Geo. Ernſt Stahl.	0	20 V.
21	♄	☉ in ♈ 2 U. 41 M. M. Frühl. Anf. ☾ ♂	Joh. Conr. Dippel.	1	29
22	☉	☽ 10 U. 6 M. Mrg. ☾ in d. Erdferne.	Kaspar Neumann.	2	33
23	☾		Sam. Theod. Eller.	3	22
24	♂	☾ ♃	Heinr. Pott.	4	1
25	☿		J. F. Cartheuſer.	4	30
26	♃	☾ ♄	An. Siegm. Markgraf.	4	50
27	♀		K. W. Scheele.	5	7
28	♄		Fr. Al. K. Green.	5	19
29	☉	☾ ⛢. ☉ in mittl. Entf. v. der Erde.	J. Ch. Wiegleb.	5	31
30	☾	● 6 U. 13 M. M. ☾ ☊. unt. ☌ ♀ ☉ (ſicht. tot. ☾ finſt.)	Leonh. Ch. Sturm.	6	59 M. A.
31	♂		Ch. Aug. Hauſen.	8	23

April hat 30 Tage. Die Tage nehmen zu um 1 St. 50 M.

2 Gründonnerſtag. 3 Charfreytag. 4 Ambroſius. 5 Oſterſonnt. 12 Quaſimodog. 19 Miſericordias Dom. 23 Georgius. 25 Evangel. Mark. 26 Jubilate.

		Himmelsbegebenheiten.	Verdienſtvolle Teutſche des 18ten Jahrhunderts.	ſichtbar. Auf- od. Untrg. d. Mondes.	
1	☿		Joh. Fr. Penther.	9 U.	31 M. N. M.
2	♃		Bernh. Wiedeburg.	11	21
3	♀		Joh. Heinr. Lambert.	11	49
4	♄	☾ in d. Erdnähe.	Leonh. Euler.	0	43 M.
5	☉		Wencesl. Joh. Guſt. Karſten.	1	57
6	☾	☾ 3 U. 20 M. A.	Abr. Gotth. Käſtner.	2	53
7	♂		Joh. Georg Büſch.	3	34
8	☿		Chriſtfried Kirch.	3	59
9	♃		Joh. Ph. v. Wurzelbau.	4	17
10	♀		J. Friedr. Weidler.	4	31
11	♄	☾ ☿. ☾ in ☊	Joh. Tob. Mayer.	4	46
12	☉		Gottfr. Heinſius.	4	57
13	☾	● 3 U. 13 M. Merg. ſichtb.	Jo. Andr. v. Segner.	7	32 NU
14	♂	☉finſterniß.	Lamp. Heinr. Röhl.	8	52
15	☿	□ ♃ ☉ öſtlich	Placidus Fixlmiller.	10	9
16	♃		Engelbr. Kämpfer.	11	24
17	♀		Jo. Bapt. Homann.	11	48

		Himmelsbegebenheiten.	Verdienſtvolle Teutſche des 18ten Jahrhunderts.	ſichtbar. Auf- od. Untrg. d. Mondes.
18	♄	☾☌♂. ☾ in d. Erdferne.	Joh. Hübner.	0 U. 27 M. V. U
19	☉		Joh. Ge. Keyßler.	1 23
20	☾	☉ im ♉ 3 U. 20 M. A. ☾ ♃	Joh. Georg Hager	2 6
21	♂	☽ 5 U. 21 M. A	Ant. Fr. Büſching.	2 38
22	☿		Ge. Forſter.	3 1
23	♃		Joh. Chph. Gatterer.	3 20
24	♀		Gottfr. Wilh. v. Leibnitz.	3 33
25	♄	☾ ♅. ☾ in ☋	Chriſtian Thomaſius	3 45
26	☉		Chriſtian Wolf.	3 57
27	☾		Al. G. Baumgarten.	4 9
28	♂	● 3 U. 24 M. A	Thomas Abt.	7 31 N. A
29	☿		Herrm. Sam. Reimarus.	9 2
30	♃		Chr. Aug. Cruſius.	10 32



J. H. Ramberg del.

Die Saechſiſchen Steuerſcheine werden,
gegen baar Geld mit 5. p C Gewinn verkauft.

May hat 31 Tage. Die Tage nehmen zu um 1 St. 26 Min. vom 17ten an dauert die Dämmerung die ganze Nacht.

1 Phil. Jak. Walburgis. 3 Cantate. † Erfindung. 10 Rogate. 14 Himmelfahrt Chriſti. 17 Exaudi. 24 Pfingſtſonntag. 25 Urbanus. 27 Quatember. 31 Trinitatis.

		Himmelsbegebenheiten.	Verdienſtvolle Teutſche des 18ten Jahrhunderts.	ſichtbar. Auf- od. Untrg. d. Mondes.	
1	♀	.	Ge. Fr. Mayer.	11 U	48 M. NA
2	♄		Jo. Ge. Sulzer.	11	52
3	☉	☾ in Erdnähe	Moſ. Mendelsſohn.	0	36 M.
4	☽		Jo. Ge. Darjes.	1	41
5	♂	☾ 9 U. 16 M. M	Ch. C. Lr. Hirſchfeld.	2	17
6	☿		Chriſtian Garve.	2	33
7	♃		Aug. Herrm. Franke.	2	45
8	♀	□ ♄ ☉ öſtlich	Jo. Ad. Steinmetz.	2	59
9	♄	☾ in ☊	Ph. Jul. Lieberkühn.	3	11
10	☉		J. Ign. v. Felbiger.	3	22
11	☽		Joh. Peter Miller.	3	37
12	♂	● 7 U. 3 M. A.	Joh. Friedr. Hähn.	3	52
13	☿		Sam. Heinike.	9	12 N. U
14	♃		J. Brnh. Baſedow.	10	19
15	♀		Joh. Stuve.	11	18
16	♄	☾ in d. Erdf.	C. Gottf. Neuendorf.	11	48
17	☉	☾ ☿	Mart. Ehlers.	0	6 M.
18	☽	☾ ♃	Joh. Gottf. Geißler.	0	42
19	♂	☾ ♄	J. H. L. Meierotto.	1	7
20	☿	☽ 10 U. 27 M. A	N. Hier. Gundling.	1	26

		Himmelsbegebenheiten.	Verdienſtvolle Teutſche des 18ten Jahrhunderts.	ſichtbar. Auf- od. Untrg. d. Mondes.	
21	♃	☉ in ♊ 3 U. 20 M. Ab.	Joh. Jak. Mascov.	1	40 V.U
22	♀		Heinr. Gr. v. Bünau.	1	52
23	♄	☾ im ☊. ☾ ♁	Gottfr. Achenwall.	2	4
24	☉		Fr. Dom. Häberlin.	2	16
25	☾		Mich. Ign. Schmidt.	2	30
26	♂	untere ☌ ♀ ☉	Juſtus Möſer.	2	45
27	☿		Chr. Gottl. Jöcher.	3	5
28	♃	● 1 U. 56 M. M.	Chr. Gottl. Buder.	9	27 N.A
29	♀		Jacob Brucker.	10	40
30	♄	☌ ☿ ♀. ☾ in der Erdnähe.	Joh. Ge. Schelhorn.	11	33
31	☉		G. Chrph. Hamberger.	11	52

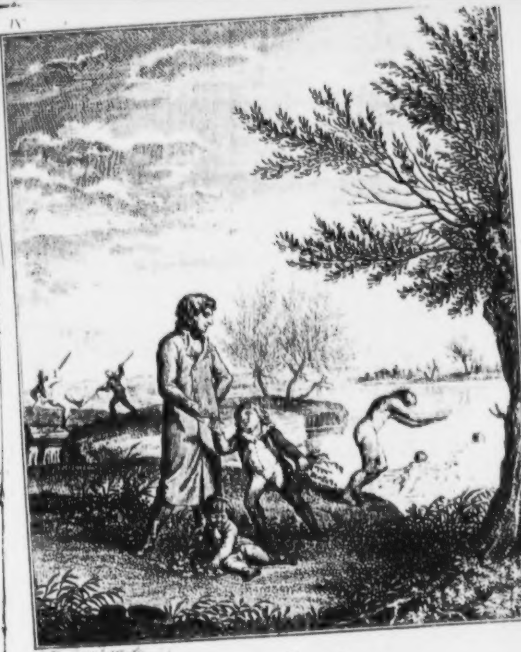
Junius hat 30 Tage, die Tage nehmen bis zum 20ſten zu 20 Min., darauf ab 4 Min. Die Dämmerung dauert die ganze Nacht.

4 Frohnleichnam. 7. 1 nach Trinit. 8 Medardus. 14 2 nach Trinit. 15 Veit. 21 3 nach Trinit. 24 Johannes der Täufer. 28 4 nach Trinit. 29 Petr. und Paul.

		Himmelsbegebenheiten.	Verdienſtvolle Teutſche des 18ten Jahrhunderts.	ſichtbar. Auf- od. Untrg. d. Mondes.	
1	☾		Gottfr. Arnold.	0U. 10M. V A	
2	♂		E. Sal. Cyprian.	0	36
3	☿	☾ 4U. 2M. Ab.	Val. Ernſt Löſcher.	0	53
4	♃	obere ☌ ♀ ☉ ☾ im ☊. ♀ in ☉nähe.	J. Lor. v. Mosheim.	1	5
5	♀		Joh. Georg Walch.	1	18
6	♄		Chr. W. Fr. Walch.	1	29
7	☉		J. Chrph. Gottſched.	1	41
8	☾		J. Jak. Breitinger.	1	53
9	♂	☌ ♃ ♂	Joh. Jak. Bodmer.	2	12
10	☿		Friedr. Karl Fulda.	2	37
11	♃	● 9U 25M. M	Karl Ph. Moritz.	9	7N.U
12	♀		S. J. E. Stoſch.	9	56
13	♄	☾ in d. Erdf.	Jo. Alb. Fabricius.	10	35
14	☉	☾ ♃ ☌	Jo. M. Heuſinger.	11	4
15	☾		Matth. Geßner.	11	24
16	♂	☾ ♄	J. Jak. Reiske.	11	40
17	☿		Chr. Tob. Damm.	11	54

		Himmelsbegebenheiten.	Verdienſtvolle Teutſche des 18ten Jahrhunderts.	ſichtbar. Auf- od. Untrg. d. Mondes.	
18	♃		Joh. Aug. Erneſti.	11	59 N. U
19	♀	☽ 0 U. 27 M. A □ ♅ ☉ öſtl. ♂ in ☉ ferne.	Friedr. Wolfg. Reiz.	0	6 M.
20	♄	☾ in ♉	Dav. Ruhnken.	0	18
21	☉		Joh. Friedr. Fiſcher.	0	31
22	☾	☉ in ♋ 0 U. 34 M. Morg. Som. Anf.	Joh. Milius. Jo. And. Lampe.	0	45
23	♂			1	2
24	☿		Jo. Lor. Schmidt.	1	26
25	♃		Jo. Albr. Bengel.	2	3
26	♀	● 8 U. 47 M. M	J. Jak. Wetſtein	9	16 N. A
27	♄	☾ in d. Erdn.	J. Gottl. Carpzov.	9	59
28	☉		Joh. Benj. Koppe.	10	29
29	☾		J. Sal. Semler.	10	50
30	♂		Jo. Dav. Michaelis.	11	32

IX



Verbeſserte Erziehung

Julius hat 31 Tage, die Tage nehmen ab um 1 St. 2 Min. bis zum 25ſten dauert die Dämmerung die ganze Nacht.

---

2 Mar. Heimſuchung. 5 5 nach Trinit. 12 6 nach Trinit. 13 Margaretha. 15 Apoſteltheilung. 19 7 nach Trinit. 22 Mar. Magdalena. 25 Jacobus. 26 Anna, 8 nach Trinit.

		Himmelsbegebenheiten.	Verdienſtvolle Teutſche des 18ten Jahrhunderts.	ſichtbar. Aufg. od. Untrg. d. Mondes.		
1	☿	☾ in ☊ ⊙ in Erdferne.	K. Friedr. Bahrdt. S. Fr. N. Morus.	11 U	17	M. NM
2	♃			11	29	
3	♀	☾ oll. 44 M. M	Ph. Jak. Spener. Nik. Ludw. Gr. v. Zinzendorf.	11	40	
4	♄	☌ ☿ ♃		11	52	
5	⊙		J. B. Ziegenbalg.	0	3	V.
6	☾	♀ in d. ⊙fer.	Jul. Guſt. Alberti.	0	9	
7	♂	☾ ♀	Chriſtph. Ch. Sturm.	0	37	
8	☿		Ge. Jo. Zollikofer.	0	47	
9	♃		Jo. Andr. Cramer.	1	44	
10	♀	☾ in d. Erdf.	Jo. Fr. Wilh. Jeruſalem.	2	35	
11	♄	● oll 14 M. M	Martin Crugot.	9	3	N. U
12	⊙	☾ ♃	Fr. German. Lüdke.	9	26	
13	☾	☾ ♄ ♂ ☿	A. G. Spangenberg.	9	43	
14	♂		Bened. Stattler.	9	57	
15	☿		Gottfried Leß.	10	7	
16	♃	☾ in ☋. ☾ ☍	Joh. Fr. Buddeus.	10	9	
17	♀		Sam. Werenfels.	10	29	

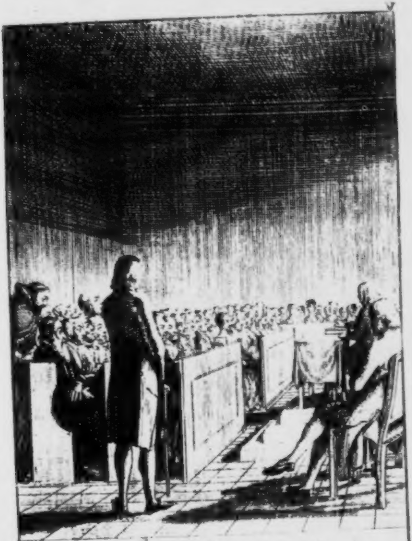
		Himmelsbegebenheiten.	Verdienſtvolle Teutſche des 18ten Jahrhunderts.	ſichtbar. Auf- od. Untrg. d. Mondes.	
18	♄	☽ 11 U. 52 M. A. ☿ in ☉ fr.	S. J. Baumgarten.	10	42 N. U
19	☉		Chrſtph. M. Pfaff.	10	57
20	☾		Chr. A. Heumann.	11	18
21	♂		J. Gottl. Töllner.	11	47
22	☿		Joh. Fr. Gruner.	0	12 V.
23	♃	☉ in ♍ 11 U. 21 M. Morg.	G. Traug. Zachariä. E. Jak. Danovius.	0	34
24	♀	☾ in d. Erdn.		1	38
25	♄	● 3 U. 17 M. A.	Ferd. Sterzinger.	8	23 N. A
26	☉		J. N. v. Hontheim.	8	48
27	☾		J. Chr. Döderlein.	9	6
28	♂	☾ in ☊	Ildeph. Schwarz.	9	20
29	☿		Burkh. G. Struve.	9	32
30	♃		J. Gttl. Heineccius	9	44
31	♀		Balth. Wernher.	9	56

Auguſt hat 31 Tage, die Tage nehmen ab um 1 St. 48 M.

1 Petr. Kettenfeyer. 2. 9 nach Trin. 6 Verkl. Chriſti. 9. 10 nach Trin. 10 Laurentius. 15 Mar. Himmelfarth. 16. 11 nach Trin. 20 Bernhard. 23. 12 nach Trin. 24 Bartholomäus. 29 Joh. Enthauptung. 30. 13 nach Trin.

		Himmelsbegebenheiten.	Verdienſtvolle Teutſche des 18ten Jahrhunderts.	ſichtbar. Aufg. od. Untrg. d. Mondes.	
1	♄	☾ 0 U. 14 M. M	J. P. v. Ludwig.	10 U	13 M. N A
2	☉		J. Henn. Böhmer.	10	34
3	☾		Auguſtin v. Leyſer.	11	2
4	♂		Ge. Chr. Gebauer.	11	39
5	☿	☽ ♀	Friedr. Eſ. Puffendorf.	0	12
6	♃	untere ☌ ☿ ☉	Joh. Jak. Moſer.	0	25 M.
7	♀	☾ in d. Erdf.	Ge. Ludw. Böhmer.	1	22
8	♄	☌ ♃ ☉	Friedr. Hoffmann.	2	32
9	☉	● 3 U 25 M. M	P. Gottl. Werlhof.	3	44
10	☾	☾ ☾ ♃ ☾ ♀	Albr. v. Haller.	8	6 M. U
11	♂	☾ ☌ 8 U 15 M A	J. Gottf. Brendel.	8	17
12	☿	☾ in ☊	Marim. Stoll.	8	28
13	♃	☾ ♅	Johann Kämpf.	8	38
14	♀		J. G. v. Zimmermann.	8	50
15	♄		Joh. Aug. Unzer.	9	4
16	☉		Chrſtph. Girtanner.	9	21
17	☾	☽ 8 U 38 M. M	Chr. Gottl. Selle.	9	48
18	♂		Lorenz Beger.	10	27

		Himmelsbegebenheiten.	Verdienſtvolle Teutſche des 18ten Jahrhunderts.	ſichtbar. Auf- od. Untrg. d. Mondes.	
19	☿		Ezech. Spanheim.	11U	21M.Nu
20	♃		Chr. Sigism. Liebe.	0	11 V.
21	♀	☌ ♄ ☉. ☾ in d. Erdnähe.	Joh. Dav. Köhler.	0	36
22	♄		Erasmus Frölich	2	4
23	☉	☉ in ♍ 5 U. 43 M. Ab. ● 10 U. 48 M. A.	Phil. v. Stoſch.	7	12N.A
24	☾	☾ im ♌	Joh. Friedr. Chriſt.	7	27
25	♂		Joh. Winkelmann.	7	41
26	☿		Phil. Dan. Lippert.	7	56
27	♃		Joſeph Eckhel.	8	11
28	♀		Barth. H. Brokes.	8	25
29	♄		Fried. v. Hagedorn.	8	42
30	☉		Chr. Ew. v. Kleiſt.	9	6
31	☾	☾ 2 U. 56 M. ☿ in der ☉ nähe.	Chriſtian Fürchtegott Gellert.	9	41



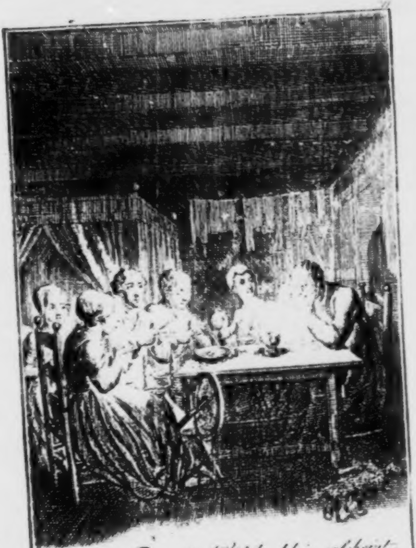
Teutsche Glaubenseinigkeit

September hat 30 Tage, die Tage nehmen ab um 1 St. 54 M.

1 Aegidius. 6. 14 nach Trin. 8 Mar. Geburt. 13. 15 nach Trin. 14 † Erhöhung. 16 Quatember. 20. 16 nach Trin. 21 Apoſt. Matthäus. 24 Joh. Empfängniß. 27. 17 nach Trin. 29 Michael.

		Himmelsbegebenheiten.	Verdienſtvolle Teutſche des 18ten Jahrhunderts.	ſichtb. Auf- od. Untrg. d. Mondes.	
1	♂		Gottl. W. Rabener.	voll	23 M. NA
2	☿		L. Chr. Hnr. Hölty.	11	22
3	♃		Gotth. Eph. Leſſing.	0	10 V.
4	♀	☾ ♀. ☾ in der Erdferne.	Joh. C. A. Muſäus	0	27
5	♄	☌ ☿ ♄	Salomo Geſner.	1	38
6	☉	☾ ♃	Gottfr. A. Bürger.	2	52
7	☾	☾ ♄	Joh: Pet. Uz.	4	6
8	♂	☾ im ♍ ● 6 U. 32 M. M. unſichtb. ☉ finſt.	Theodor Gottlieb v. Hippel.	6	44 N. U
9	☿	☾ ☌ ♂	Joh. Fr. Jünger.	6	55
10	♃		Fr. Wilh. Gotter.	7	6
11	♀		C. Wilh. Ramler.	7	21
12	♄		Jo. Chr. Fr. Schulz.	7	33
13	☉		Michael Denis.	8	1
14	☾		Joh. Seb. Bach.	8	34
15	♂	☽ 3 U. 42 M. A	Ge. Fr. Händel.	9	21
16	☿	☾ in d. Erdn.	C. Heinr. Graun.	10	30
17	♃		Joh. Matheſon.	11	50

		Himmelsbegebenheiten.	Verdienſtvolle Teutſche des 18ten Jahrhunderts.	ſichtbar. Auf- od. Untrg. d. Mondes.	
16	☿		J. Jak. Thurneiſen,	0 U.	6 M. V.
17	♄		Mart. Bernigeroth.	0	35
18	☉		Ge. Kilian.	2	5
19	☽	☾ in ♌	Joh. Jak. Heyd.	3	31
20	♂		Jak. Sandrart.	4	54
21	☿	● 8 U. 19 M. A.	J. J. Sedelmeyer.	4	51 N. A.
22	♃		J. M. Bernigeroth.	5	6
23	♀	☉ in ♏ 10 U. 9 M. A. ☌ ♂ ☉	Joh. El. Ridinger. Jh. Mart. Preisler.	5	27
24	♄		♋	5	55
25	☉		Ge. Fr. Schmidt.	6	32
26	☽	♀ in d. ☉ näh.	Chriſtoph Dorſch.	7	15
27	♂		Joh. Rud. Ochs.	8	16
28	☿	☾ 4 U. 48 M. A.	Joh. Ant. Pickler.	9	24
29	♃		Joh. Lor. Natter.	10	35
30	♀		Jac. Abramſon.	11	46
31	♄	☌ ♀ ⛢. ☾ ♃	Joh. Bernh. Fiſcher v. Erlachen.	0.	3 V.



Das Noth und Hülfsbüchlein erscheint.

		Himmelsbegebenheiten.	Verdienſtvolle Teutſche des 18ten Jahrhunderts.	ſichtbar. Auf- od. Untrg. d. Mondes.	
18	♀	obere ☌ ☿ ☉	Ge. Ph. Telemann.	0 U.	7 M. U.
19	♄		J. Ph. Kirnberger.	1	18
20	☉		Joh. Ad. Haſſe.	2	49
21	☾	☾ in ♌	Chriſtph v. Gluck.	4	19
22	♂	● 8 U. 18 M. M. unſichtb. tot. ☾ finſtern.	C. Ph. Em. Bach.	5	47
23	☿	☉ in ♎ 2 U. 10 Min. Ab. Herbſtes Anf. ☌ ♀ ♂	Wolfg. G. Mozard.	6	22 N. A.
24	♃	☌ ⛢ ☉	Georg Benda.	6	36
25	♀		K. v. Dittersdorf.	6	54
26	♄		Conr. Ackermann.	7	17
27	☉		Hnr. Gottfr. Koch.	7	47
28	☾		Conr. Eckhof.	8	28
29	♂	☾ 8 U. 43 M. A. ☌ ♀ ♃. ☌ ☿ ♂	Karl Friedr. Abt.	9	20
30	☿		Felicitas Abt.	10	23

October hat 31 Tage, die Tage nehmen ab um 1 St. 58 Min.

4 Franciscus 18 nach Trin. 11. 19 nach Trin. 16 Gallus. 18 Evangel. Lukas 20 nach Trin. 21 Urſula. 25 21 nach Trin. 28 Simon Judas.

		Himmelsbegebenheiten.	Verdienſtvolle. Teutſche des 18ten Jahrhunderts.	ſichtbar. Auf- od. Untrg. d. Mondes.	
1	♃	☾ in d. Erdf.	Eſt. Charl. Brandes.	11	33 N. M
2	♀	⊙ in d. mittl. Entf. v. d. Erde.	Joh. Fr. Reinecke.	0	7 V.
3	♄		Sph. Fr. Seylerin.	0	43
4	⊙	☾ ♃ ♀. ☾ ♄ 3 U. 13 M. Ab. ♂ ♀ ♄	Sophia Charlotte Ackermann.	1	58
5	☾	☾ in ☋	Joh. Mich. Böck.	3	13
6	♂		Guſt. Fr. W. Großmann.	4	28
7	☿	● Voll. 1 M. A. ☾ ☊ unſichtb. ⊙ finſterniß.	Joh. Chſt. Brandes. Phil. Roos.	5	44
8	♃	☾ ♀ ♂		5	36 N. U.
9	♀		P. v. Bemmel.	5	52
10	♄		Joh. Kupetzky.	6	13
11	⊙		Chr. Ge. Schütz.	6	44
12	☾		Ferd. Kobell.	7	27
13	♂		Ch. W. E. Dieterich.	8	27
14	☿	☽ Voll. 7 M. A	Ant. Raph. Mengs.	9	43
15	♃	☾ in d. Erdn.	Joh. Ge. Tiſchbein.	11	12

November hat 30 Tage, die Tage nehmen ab um 1 St. 28 Min.

1 Allerheiligen 22 nach Trin. 2 Aller Seelen. 8. 23 nach Trin. 10 Martin Luther. 11 Martin Biſchof. 15. 24 nach Trin. 19 Eliſabeth. 21 Mar. Opferung. 22. 25 n. Trin. 23 Clemens. 25 Katharina. 29. 1 Adventsſonntag. 30 Andreas Ap.

		Himmelsbegebenheiten.	Verdienſtvolle Teutſche des 18ten Jahrhunderts.	ſichtbar. Auf- od. Untrg. d. Mondes.	
1	☉	☾ ♄ 3 U. 6 M. Morg.	Hans Ge. v. Knobelsdorf.	0 U.	85 M. V. A
2	☾	☾ im ☋	Joh. Gttfr. Büring.	2	13
3	♂	☾ ♄ . ☌ ♀	Ernſt Ge. Sonnin.	3	27
4	☿		Friedr. W. Frhr. v. Erdmannsdorf.	4	44
5	♃		And. v. Schlüter.	6	3
6	♀	● voll. 17 M. M. ☾ ♂.	Ge. Gottf. Weyhenmeyer.	4	19 N. U
7	♄		Balth. Permoſer.	4	47
8	☉	☾ ☿	Ge. Raph. Donner.	5	26
9	☾		Alexand. v. Papenhoven.	6	21
10	♂		Lamb. Adam.	7	36
11	☿	☾ in d. Erdn.	Joh. Aug. Nahl.	8	57
12	♃		Al. Trippel.	10	24
13	♀	☽ 5 U. 7 M. M.	Joh. Hnr. Gottl. v. Juſti.	11	44
14	♄		Dn. Gttf. Schreber.	0	2 M.

		Himmelsbegebenheiten.	Verdienſtvolle Teutſche des 18ten Jahrhunderts.	ſichtbar. Auf- od. Untrg. d. Mondes.	
15	☉	☾ in ☊	Jak. Sig. v. Waiz.	1U.	17M.V.U
16	☾		Hans Dietrich v. Zanthier.	2	36
17	♂		Joh. Carl Gottfr. Jacobsſon.	3	58
18	☿		Joh. Fr. Stahl.	5	18
19	♃		Adrian Andr. Pfannenſchmidt.	6	37
20	♀	● roll. 58M. Morg.	Ge. Chr. v. Oeder. Joh. Fr. Trier.	3	49N.A
21	♄			4	24
22	☉	☉ in ♐ 6U.26 M. A.	Joh. Fr. Bötticher.	5	5
23	☾		Carl Hild. v. Canſtein.	6	1
24	♂		Jobſt v. Overbeck.	7	5
25	☿	untere ☌ ☿ ☉	Joh. Anderſon.	8	14
26	♃	□ ♃ ☉ weſtl.	Peter Carpſer.	9	25
27	♀	☿ i. d. ☉ näh.	J. H. Callenberg.	10	38
28	♄	☾ 1U.37M A. ☾ ♃ 11U. 58 M. M. ☾ ♄	Ebrh. Dv. Hauber.	11	50
29	☉	☾ im ☋. □ ♄ ☉ weſtl.	Joh. Gottf. Groß.	0	1 V.
30	☾		Joh. Klefecker.	0	58

December hat 31 Tage, die Tage nehmen ab bis zum 20 um 20 M. dann wieder zu um 4 Min.

4 Barbara. 6 Nikolaus 2 Adventsſ. 8 Mar. Empf. 13 Lucia 3 Adventsſ. 16 Quatember. 20 4 Adventsſ. 21 Apoſt. Thomas. 25 Weihnachten. 26 Stephanus. 27 Evang. Johannes Sonnt. nach Weihn. 28 Unſchuld. Kinder Tag.

		Himmelsbegebenheiten.	Verdienſtvolle Teutſche des 18ten Jahrhunderts.	ſichtbar. Auf- od. Untrg. d. Mondes.	
1	♂	☾⛢	v. Senkenberg.	2U.15.M.VM	
2	☿		Helfr. Pet. Sturz.	3	30
3	♃	☾♀	Joh. Ad. Kerſting.	4	53
4	♀	☾♂.☾☿	Anſelm Franz Frhr. v. Benzel.	6	18
5	♄	● 10U10M.A	Nic. Gottl. Lütkens.	7	43
6	☉		Joh. Fr. Glaſer.	3	56N.U
7	☾		Ph. Matth. Hahn.	5	9
8	♂	☾ in d. Erdn.	Sigm. Gr. v. Heimhauſen.	6	32
9	☿		Jacob Reineggs.	8	1
10	♃		Mart. Abt. Gerbert.	9	31
11	♀		Pet. Haſenklever.	10	57
12	♄	☾ im ☊ ☾ 1U. 48M. A.	Dav. Klaus.	0	0
13	☉		Joh. Joach. Chriſtoph Bode.	0	16V.

		Himmelsbegebenheiten.	Verdienſtvolle Teutſche des 18ten Jahrhunderts.	ſichtbar. Auf. od. Untrg. d. Mondes.	
14	☾		Jak. Mauvillon.	1U.37	M.V.U
15	♂		Joh. Gottl. Immanuel Breitkopf.	2	55
16	☿			4	15
17	♃		Nic. Matſen. Ge. Schatz.	5	33
18	♀		Joſeph Ant. Steph. v. Riegger.	6	47
19	♄		Ad. Franz Fr. Lud. Frhr. v. Knigge.	7	55
20	☉	● 3U 57M. M	Jak. Joh. v. Külmer.	3	42 N.A
21	☾		Ignaz Reder.	4	42
22	♂	☉ in ♑ 6U 50 M. M. Winters Anfang.	Johanne Catharina Schulz, geborne Bröme. Joh. Ge. Krünitz.	5	47
23	☿	☾ in d. Erdf.		6	58
24	♃			8	12
25	♀	☾ ♃	K. Andr. v. Meyer.	9	23
26	♄	☾ im ☋. ☾ ♄ ☌ ♀ ♂	K. Chr. Hnr. Roſt. Ge. Hnr. Siveking.	10	34
27	☉	□ ♅ ☉ weſtl.	Joh. Ge. Schloſſer.	11	46
28	☾	☾ 9U.12M. M	Wilh. Haas.	11	58
29	♂		Joh. Hnr. Pollich.	1	16 V.
30	☿		J. Ph. Graumann.	2	14
31	♃	☉ in d. Erdn.	Gottl. Nath. Fiſcher.	3	34

Erklärung der Kupfer.

Thomaſius ſichert die Matronen gegen den Scheiterhauſen.

Es thut ungemein wohl, wenn man auf der Anhöhe, die man mit Mühe und Anſtrengung erklimmte, ein Paar Augenblicke verweilet, und in das Thal zurückblickt, von dem man ausgegangen iſt. Laßt uns auch von der Höhe, zu welcher wir am Ende des achtzehnten Jahrhunderts empor geſtiegen ſind, auf den Anfang deſſelben zurückſehen. Da erblicken wir unter unſern Füßen eine dicke Wolke, die die erſten Jahre deſſelben umhüllt. Es iſt der dicke Aberglaube, in dem unſere Vorfahren wandelten. Da war der Glaube an unſichtbare Weſen, welche willkührlich ſich in die Wirkungen der Natur miſchten, ſie nach ihrem Wohlgefallen beförderten oder verhinderten, Seele, Leib und Gut, der Menſchen in ihrer Gewalt hatten, faſt allgemein. Allenthalben ließen ſich Geiſter ſehen, die die Menſchen erſchreckten, plagten, oder ihnen unterirdiſche Schätze anboten; in den Kinderſtuben, in den Viehſtällen ſah man Jammer und Leiden, die durch den böſen Feind, mittelſt ſeiner Leibdiener, der Zauberer, angerichtet wurden; hier und da niſtete ſich der Teufel in einen Menſchen ein, marterte und plagte ihn und misbrauchte ſeine Zunge zu Läſterungen und ſchändlichen Reden. Allenthalben ſchlichen Greiſe und Matronen, die durch das mit dem Teufel geſchloſſene Bündniß furchtbar waren, und überall dampften Scheiterhaufen, die ſolche Unholde verbrannt hatten. In welcher ängſtlichen Lage mußten damals unſere Vorfahren ſich befinden! Mit welchem Grauſen mußte die Ankunft jeder Nacht verknüpft ſeyn, wenn man in dem Wahne ſtand, daß mit ihr die Wirkſamkeit der Geiſter anfange! Wie mußten die Freuden des Mondenſcheins vergället werden, wann er allenthalben bleiche geiſtige Geſtalten zeigte! wie allmächtig wurden die Betrüger, wann ſie unter der

Larve der Geiſter im Hauſe wirken, und durch Winſeln und Poltern den Hausherrn in ſeinem Zimmer zurückhalten konnten! Wie beklommen mußte das Herz der Eltern ſeyn, wann ſie ihre Kinder leiden ſahen, dieſe Leiden, die vielleicht von einigen Würmern, oder Verſtopfungen im Gekröſe herrührten, als Wirkungen des Teufels betrachteten, und kein Mittel kannten gegen einen ſo mächtigen Feind etwas auszurichten, als Räuchern und Beten! wann dieſe Mittel unwirkſam waren, und ihre Lieblinge dahin ſtarben, nicht, weil Gott ſie von der Erde rufte, ſondern, weil der Teufel ſie nicht darauf dulden wollte! Wie beklagenswürdig war die Lage der Greiſe und Matronen, die ihre Kräfte bey Erziehung und Verſorgung ihrer Familie zugeſetzt hatten, nun die Bürde des Alters fühlten, mit gebogenen Rücken und triefenden Augen, auf einen Stab ſich ſtützten, und von der jungen Welt zu erwarten berechtigt waren, daß ſie ihnen die verdiente Pflege angedeihen laſſe, ſtatt Pflege, Verwünſchungen und Beſchimpfungen erhielten, als Zauberer verſchrien, in finſtere Löcher geworfen und endlich den Flammen Preis gegeben wurden! Wie ſchwarz müßte uns die ganze Welt erſcheinen, wenn wir uns noch in dieſer Finſterniß befänden!

Aber Gottlob! wir ſind daraus erlöſet, wir wandeln im Lichte und ſehen die Wolke des Aberglaubens unter unſern Füßen. Die Geſpenſter ſind entflohen aus allen Gegenden, wohin das Licht gedrungen iſt. Spuckt es auch bisweilen da und dort noch in einem alten Schloſſe oder in einer Bauernhütte: ſo wird doch gleich auf den Geiſt allgemeine Jagd gemacht, wie auf einen Wolf oder Luchs, der ſich bisweilen im Thüringer Walde zeigt, und man ruhet nicht eher, bis man ihm auf die Spur gekommen iſt, und ihn zur Ruhe gebracht hat. Die Schröpfer und Caglioſtro können nur kurze Zeit ihr Weſen treiben, dann werden ſie entlarvt und dem öffentlichen Spotte Preis gegeben.

Noch werden unſere Kinder krank, und in unſern Viehſtällen zeigen ſich unangenehme Vorfälle; aber wir finden bald den Grund dieſer Unannehmlichkeiten, und Männer, die ſich der Arzneykunſt widmeten, heben ihn faſt immer durch den Gebrauch ganz natürlicher Mittel.

In welchem aufgeklärten Lande findet man noch einen Beſeſſenen? Sollte man ja einmal in einem finſtern Winkel einen Menſchen entdecken, in dem man einen Teufel vermuthete: ſo wird dieſer doch bald durch Hülfe des Arztes oder des Zuchtmeiſters verſcheuchet.

Wir werden, ſind wir ſonſt rechtliche Leute, mit Ehren alt, und können dem hohen Alter ruhig entgegen ſehen, ohne beſorgen zu dürfen, daß es uns je zum Vorwurfe, zur Schande, oder zum Verbrechen werde angerechnet werden.

Das Kupfer, auf welches ſich dieſe Erklärung bezieht, ſtellt eine Matrone vor, die in den Zeiten lebte, da Tag und Nacht ſich ſchieden. Als Zauberin wurde ſie angeklagt, aus dem Kreiſe ihrer Kinder geriſſen, in einen finſtern Kerker geworfen, wo ſie einen qualvollen Tod erwartete. Aber während ihrer Gefangenſchaft brach die Morgenröthe an; man kam zu der Ueberzeugung, daß Zauberey ein Hirngeſpinnſte ſey, ſetzte ſie in Freyheit, und übergab ſie ihrer Familie, die in Thränen zerfließt, über das Glück ihre würdige Mutter und Großmutter wieder umarmen zu können.

Und wer hat dieſe dicke Wolke zerſtreuet? wer das Licht hervorgebracht? wer Geſpenſter und Zauberer verſcheucht? wer Greiſen und Matronen gegen den Scheiterhaufen Sicherheit verſchafft? ein Teutſcher, Chriſtian Thomaſius, der zu Anfange dieſes Jahrhunderts lebte, und durch ſeine Schriften bewies, daß Geſpenſter und Zauberey Hirngeſpinnſte wären.

Zwar iſt es nicht zu läugnen, daß das Licht noch nicht in alle Winkel Teutſchlands gedrungen iſt; daß vorzüglich die niedrigen Stände noch hier und da in ägyptiſcher Finſterniß wandeln; daß hier und da noch Geſpenſter, Zauberer und Menſchen gefunden werden, die in der Finſterniß ihr Weſen treiben, und davon ihren Vortheil zu ziehen wiſſen; allein das raſtloſe Beſtreben unſerer Volksſchriftſteller, auch zu den niedrigſten Hütten dem Lichte Zugang zu verſchaffen, alles, was im Finſtern geſchieht aufzuſpüren, und zur öffentlichen Unterſuchung aufzuſtellen, läßt uns mit Gewißheit erwarten, daß, nach wenigen Jahrzehenden, durch ganz Teutſchland der helle Tag anbrechen werde.

Gründung des Gemeinhauſes in Herrenhut.

Den 12. May 1724 wurde der Grundſtein zum Gemeinhauſe in Herrenhut gelegt. Graf Zinzendorf hielt dabey eine Rede, durch welche die Anweſenden ſehr gerührt wurden. Hierauf kniete der Baron Friedrich von Watteville auf den Grundſtein und hielt ein Gebet, welches ebenfalls große Rührung verurſachte. Mit Legung dieſes Grundſteins wurde auch eine Geſellſchafft gegründet, die in ihrer Art die einzige iſt, und die unſerm Vaterlande wahre Ehre macht.

Ihre erſten Glieder waren Mähriſche Brüder, welche durch die Unduldſamkeit waren genöthiget werden, ihr Vaterland zu verlaſſen. Bald darauf bekam ſie Zuwachs von vielen andern Teutſchen Provinzen durch Leute, denen der Weltlauf nicht gefiel, und die in der Meynung ſtanden, daß ſie in Verbindung mit guten Seelen zufriedener leben und ſich mehr vervollkommnen könnten.

Dieſe Geſellſchaft breitete ſich mit bewundernswürdiger Schnelligkeit aus, ſchickte ihre Brüder an alle Ende der Erde, um ihre Lehre zu predigen, und Gemeinen zu ſtiften, und dieß mit ſo gutem Erfolge, daß ſie jetzo nicht nur in verſchiedenen Provinzen Teutſchlands, ſondern auch in Dännemark, Grönland, Holland, England, Rußland, Nordamerika, Oſt- und und Weſtindien, ihre Gemeinen hat.

Die Glieder dieſer Geſellſchaft ſtehen in der Meynung, daß ſie nicht von Menſchen, ſondern von dem Heylande Jeſu Chriſto ſelbſt, regieret werde, der ihr ſeinen Willen durchs Loos zu erkennen gebe; Er ſey der Bräutigam, und jede glaubige Seele ſeine Braut. Sich ihm ganz hinzugeben, alle ihre Neigungen ihm aufzuopfern, halten ſie für Pflicht. Nach ſeinem Willen heurathen ſie und entſagen dem Eheſtande. Nach ſeinem Willen gehen ſie nach Grönland und von da nach Sarepta, und befinden ſich dabey wohl.

Welche Unvernunft! höre ich fragen, kann dieſe unſerm Vaterlande wohl Ehre bringen?

Dieſe Frage wollte ich nur hören, um darauf antworten zu können. Wahr iſt es, daß die Brüder oft gegen die Vernunft eifern, und verlangen, daß man ſie unter den Gehorſam des Glaubens zwingen müſſe; unterdeſſen handeln ſie doch mehrentheils ſehr vernünftig. Ihr ganzer Plan iſt tief durchdacht, das Aeußerliche ihrer Gottesverehrung, die Einrichtung ihrer Gebäude, ihre Fabriken, ihre Waaren, ihre Ordnungsliebe und Reinlichkeit, ſelbſt ihre Gottesäcker zeugen von Anwendung der Vernunft.

Hingegen gibt es auch viele Menſchen, die von nichts als Vernunft ſprechen, und doch in ihren Handlungen wenig Vernunft zeigen, ſo daß man beynahe auf die Gedanken kommen muß, ſie hätten ſich mit den Brüdern in die Vernunft getheilt, den Brüdern die Sache gelaſſen, und für ſich das Wort behalten.

Freylich iſt der Glaube der Brüder nicht Jedermanns Ding, ſo wie die geläuterten Religionsbegriffe, die ſich in unſerem Vaterlande verbreitet haben, nicht nach dem Geſchmacke der Brüder ſeyn werden. So verſchieden die menſchlichen Augen ſind, ſo verſchieden ſind die Menſchen in ihrer Art zu denken. Nicht für alle Augen paßt eine Brille, wenn ſie auch noch ſo ſchön geſchliſſen iſt. Wir würden den für verrückt halten, der ſeine Staarenbrille allen ſeinen Mitbürgern aufdringen, und ſie der Blindheit beſchuldigen wollte, wenn ſie verſicherten, daß ſie dadurch gar nichts ſehen könnten. Und wenn dieſe deßwegen behaupten wollten, die Brille tauge nichts, weil ſie davon keinen Gebrauch machen könnten, ſo würden ſie auch irren. Handeln wir aber vernünftiger, wenn wir jedermann unſere Religionsbegriffe aufdringen und denen Vernunft und Sittlichkeit abſprechen wollen, die ſie nicht annehmlich finden? Ich ſage noch mehr: wenn du einem Manne, der Jahre lang durch ſeine Brille las und ſich dabey wohl befand, dieſelbe zertreten, und die deinige, die für ihn nicht paßt, aufſetzen wollteſt, wäreſt du nicht grauſam? Der arme Mann hätte nun ſeine Brille eingebüßt, die deinige könnte er nicht brauchen, er könnte nicht mehr leſen.

So hängt die Sittlichkeit eines jeden Menſchen von gewiſſen Vorſtellungen ab, bey dem einen von dem Glauben an Gott, bey dem andern von dem Glauben an den Gekreuzigten, bey dem dritten von den

Begriffen, die er von der himmliſchen Seligkeit, bey dem vierten von den Vorſtellungen, die er von der Verdammniß hat, bey dem fünften von einem Poſtulate der reinen Vernunft.

Seyd duldſam Menſchen! gegen einander; achtet die Vorſtellungsart eures Bruders, ſo verſchieden ſie auch von der eurigen ſeyn mag, wie die Brille des Nachbars, durch die er gut leſen kann. Wenn ihr ihn davon abbringt, wenn ihr ihn überzeugt habt, daß er irre, ſo habt ihr den Pfeiler umgeriſſen, auf den ſeine Sittlichkeit gegründet war. Wahrſcheinlich iſt dieſe nun verloren, weil er eure Vorſtellungsart nicht annehmen und nicht vermögend ſeyn wird, ſeine ſittlichen Grundſätze an dieſelbe zu knüpfen.

Wenn ein Glied der Brüdergemeine ſich zum Richter unſerer Handlungen aufwerfen, unſern Tugenden allen Werth abſprechen, ſie für glänzende Sünden erklären wollte, weil ſie nicht aus dem Glauben an den Gekreuzigten entſprängen, wäre dieß nicht äußerſt unduldſam? Fürwahr höchſt unduldſam!

Wenn du nun aber die Handlungen deiner Brüder auf ähnliche Art beurtheileſt, und ihren Tugenden

den allen Werth abſprichſt, weil ſie nicht aus dem nämlichen Princip entſpringen, nach welchem du handelſt, biſt du denn nur um einen Grad duldſamer, als ein ſolcher Herrenhuter?

Sage nicht, ich bin von der Wahrheit meiner Vorſtellungen ſo innig überzeugt, daß ich einen unwiderſtehlichen Drang fühle, ſie allen Menſchen mitzutheilen. Dieſe innige Ueberzeugung und dieſen unwiderſtehlichen Drang fühlt jeder Schwärmer. Der wahre Weiſe iſt ſich bewußt, daß der Weg zur Wahrheit durch die Labyrinthe der Irrthümer führe, und iſt deßwegen nie ſo ſtolz zu glauben, daß er denſelben ganz entronnen ſey. Er hält ſich deßwegen zwar für verbunden, das, was er für Wahrheit hält, vorzutragen; er thut es aber mit Beſcheidenheit, und ſchonet des Bruders, der, ſeiner Meynung nach, ſich noch im Irrthume befindet.

Ohne mich zum Lobredner dieſer Geſellſchaft aufzuwerfen, ohne die Vorwürfe, die ihr von Zeit zu Zeit, oft mit Recht, gemacht wurden, zu widerlegen, kann ich doch nicht umhin zu bemerken, daß ſie viel Gutes geſtiftet hat.

Wie viele, die in den, in der Welt herrſchenden, Ton nicht einſtimmen wollten, fanden hier eine Freyſtatt, wo ſie nach ihren religiöſen und ſittlichen Meynungen ungeſtört handeln konnten! Viele rohe Menſchen wurden durch ſie von ihren Ausſchweifungen abgebracht.

Die Meynung, daß die Geſellſchaft durch den Heyland regiert werde, bringt wenigſtens den größern Theil der Geſellſchaft dahin, daß er ſich dem Heylande ganz hingibt, ſeine Sinnlichkeit beherrſcht, ſeine Gedanken von allen Dingen abzieht, und blos auf ſein angewieſenes Tagewerk richtet, dadurch ſeiner Arbeit eine vorzügliche Güte verſchafft, und dabey einen hohen Grad von Zufriedenheit genießt.

Dieß alles reimt ſich freylich nicht mit den Begriffen von Freyheit und Menſchenrechten, die neuerlich in Umlauf gekommen ſind. Was folgt denn aber daraus? Weiter gar nichts, als daß dieſe Begriffe einer ſcharfen Prüfung noch bedürfen, ehe man ſie als unleugbare Wahrheiten allgemein verbreiten will. Hier iſt eine Geſellſchaft, die denſelben gerade entgegen handelt, und ſich dabey durch Sittlichkeit, Fleiß und Zufriedenheit auszeichnet. Kann man vielleicht eine andere nennen, deren Heil durch jene Begriffe gegründet wurde?

Auf St. Croix verrichtet der Negerſclave, durch die Brüder belehret, ſeine Dienſte gewiſſenhaft und treu, trägt die Mühſeligkeiten ſeines Standes, die Härte, mit der er behandelt wird, mit einem gewiſſen Edelmuthe, und flößt dadurch oft ſeinem hartherzigen Herrn menſchliche Gefühle ein; wandelt ruhig den oft ſauren Lebensweg, in der Hoffnung, daß er nach einem beſſern Lande führe, wo ein jeder empfangen ſoll, nachdem er gehandelt hat bey Leibes Leben.

Sehet von St. Croix weg nach St. Domingo, wo die neuen Begriffe von Freyheit und Menſchenrechten gepredigt wurden, was iſt hier gewirkt worden? Tiger haben ſich von ihren Ketten losgeriſſen, und das unglückliche Land mit 100,000 ſchreibe hunderttauſend Leichen bedeckt.

Die Sächſiſchen Steuerſcheine werden, gegen baares Geld, mit 3 pro Cent Gewinn verkauft.

Daß Länder in Schulden gerathen, iſt nichts ungewöhnliches, und kann nicht immer verhütet werden. Wenn man auch die Staatseinkünfte nicht unordentlich verwaltet; ſo können doch Krieg, feindliche Brandſchatzungen und dergl. dieſes und jenes Land in die Nothwendigkeit ſetzen, Geld aufzunehmen. Es kann dieſes ihm ſo wenig zum Vorwurfe gereichen, als einer Familie, die durch Unglücksfälle genöthigt wird dieſen Schritt zu thun. Es kommt alles darauf an, wie ſich ein Land, das mit Schulden belaſtet iſt, dabey benimmt; ob es auf Ränke ſinnt, ſeine Gläubiger zu hintergehen, oder auf Mittel ſeine Schulden zu bezahlen. Jenes bringt Schande, dieſes Ehre.

Die Teutſchen Völker ſind auch von Zeit zu Zeit mit Schulden belaſtet geweſen; kann man ihnen aber wohl den Ruhm verſagen, daß ſie ernſtliche Anſtalten machten, ihre Schulden zu bezahlen? Unter vielen andern Beyſpielen, die hier angeführt werden könnten, nenne ich nur Churſachſen. Dieſes Land war durch verſchiedene Urſachen, vorzüglich aber durch den ſiebenjährigen Krieg, ſo tief in Schulden gerathen, daß es, nach dem Abſchluſſe des Hubertsburger Friedens, 29,420,268 Thaler zu bezahlen hatte. Welche ungeheure Summe für ein ſo kleines Land!

Und welchen Entſchluß faßten die Sachſen bey dieſer unangenehmen Lage? Es waren hunderterley Entſchließungen möglich, durch die ſie ihre Verlegenheit endigen konnten, aber der Entſchluß, den ſie faßten, war ächt teutſch. Sie wollten bezahlen. Mit Genehmigung des Churfürſten Friedrich Chriſtian, übernahm die Landſchaft, dieſe ganze Schuldenlaſt, und leiſtete dafür Gewährung, ſo daß jeder Glaubiger, ſowohl wegen Abführung des Capitals als der Zinſen, ſicher ſeyn konnte.

Die Landſchaft machte darauf Anſtalten, daß von den ſicherſten Landeseinkünften jährlich elf Tonnen Goldes zur Abführung der Zinſen und allmählicher Abzahlung der Schulden angewendet wurden. Dadurch erhielten die Schuldſcheine, die man Steuerſcheine nennt, und die man ſonſt, mit vielem Verluſte, verkaufte, einen ſo großen Werth, daß ſie nicht nur dem baaren Gelde gleich ſtehen, ſondern oft gegen baares Geld geſucht und mit einem Gewinn von 3 vom Hundert verwechſelt werden.

Mit der Bezahlung wird ununterbrochen fortgefahren, und in jeder Leipziger Meſſe wird eine Anzahl Schuldſcheine, die durch das Loos gezogen wird, eingelöſet.

So iſt nun bereits bey weitem der größere Theil dieſer ungeheuren Schuld abgetragen, und ſie wird, wenn Churſachſen nicht in neue Kriege verwickelt wird, in wenigen Jahren ganz abgezahlt ſeyn! Welche Ehre!

Es iſt wahr, daß einzelne Familien daran unſchuldig ſind, wenn ihr Land in Schulden geräth, und ſie nicht bezahlt; aber ein Theil der Schande fällt doch immer auf ſie. Sollten ſie nicht auch an der Ehre Theil nehmen, die aus der Bezahlung der Schulden entſpringt? Sollte nicht jeder Teutſche ſtolz darauf ſeyn, daß er zu einem Volke gehört, das ſeine Schulden bezahlt?

Verbeſſerte Erziehung.

Daß die Teutſchen, in der zweyten Hälfte des achtzehenten Jahrhunderts, ſich große Verdienſte um die Erziehung erworben haben, erkennen die Ausländer, und machen von ihren Erziehungsſchriften Gebrauch. Die Teutſchen ſelbſt ſchätzen aber zum Theil die Bemühungen ihrer Landsleute, der Jugend eine zweckmäßige Erziehung zu verſchaffen, geringe und ſuchen ſie verdächtig zu machen. Bald werden ſie für bloße Spielereyen erklärt, wodurch die Jugend gegen alle anſtrengende Arbeiten abgeneigt gemacht würde; bald erwartet man davon einen völligen Rückfall in die alte Barbarey; bald beſorgt man die Jugend würde dadurch von der Unterwerfung unter ihre Vorgeſetzten entwöhnt; bald beſchuldigt man die teutſchen Erzieher, daß ſie Beförderer der Empörungsſucht wären.

Ich halte es für überflüßig auf alle dieſe Bedenklichkeiten und Beſchuldigungen, die größtentheils aus Unbekanntſchaft mit der verbeſſerten Erziehung herrühren, zu antworten. Lieber will ich hier eine kurze Ueberſicht von dem, was die Teutſchen Erzieher wirklich geleiſtet haben, geben, und dadurch den unbefangnen Leſer in den Stand ſetzen, ihre Verdienſte gehörig zu würdigen.

In den Gegenden Teutſchlands, wo die Grundſätze der verbeſſerten Erziehung bekannt ſind und befolget werden, ſind die Kinder befreyet von den Windeln, in welche man ſie ſonſt, gleich bey ihrer Ankunft, zu ſchnüren pflegte; die Wiegen ſind abgeſchafft, Laufzäume und Bänder und Wägen, wodurch die Kinder verhindert wurden, ihre eignen Kräfte zu gebrauchen, ſind nicht mehr; die Kinder kriechen auf allen Vieren, bis ſie Kräfte genug fühlen, ſich empor zu richten, und mit ihren Füßen die erſten Schritte zu thun; die Bettwärmer und Federbetten ſind verbannt, durch Waſchen mit kaltem Waſſer werden die Nerven der Kinder geſtärkt, alle warmen Kopfdecken, die Schärfe und Unreinigkeit erzeugten, ſind abgeſchafft, die Haarkräusler ſind aus den Kinderſtuben verwieſen; mit unbedeckten Köpfen, mit freyfliegenden Haaren, gehen teutſche Knaben und Mädchen.

Ihre Kleidung iſt natürlich, und die Schnürbrüſte haben, nachdem ihre Schädlichkeit iſt erwieſen worden, den Abſchied bekommen. Statt der warmen, entnervenden und erhitzenden Getränke, die man ſonſt den Kindern reichte, erhalten ſie die einfachen Geſchenke, die ihnen die Natur aus den Gärten und Viehſtällen liefert.

Ueberhaupt wird der Körper, durch den wir unſere erſten Begriffe bekommen und durch den wir wirken, der uns alſo äuſerſt wichtig iſt, und ſonſt faſt ganz vernachläſſigt wurde, jetzo bey den Kindern mehr ausgebildet. Sie werden im Laufen, Springen, Wandeln auf ſchmalen Flächen, Schwimmen u. dgl. geübt, und erwerben ſich dadurch mehr Kraft und Behendigkeit, ſich aus den ihnen bevorſtehenden Gefahren zu retten. Gutsmuths claſſiſches Buch über die Gymnaſtik hat hierzu viel beygetragen. Die fürchterlichen Geheimniſſe, die die Kinder ſonſt unter ſich hatten, bey denen ihre jugendliche Kraft dahin welkte, und der Grund zu einem freudenloſen Leben gelegt wurde, ſind aufgedeckt, und Eltern und Erziehern ſind die Mittel bekannt gemacht, wodurch ſie das giftige Inſect, das ſonſt an der Wurzel der Menſchheit nagte, abhalten können.

Daher hat ſich in den Gegenden, wo die Grundſätze der verbeſſerten Erziehung befolgt werden, die Sterblichkeit der Kinder um ein merkliches gemindert, und ich glaube nicht zu viel zu ſagen, wenn ich behaupte, daß Teutſchland jährlich einige hundert Kinder behält, die, hätten die neuern Erzieher nicht gethan, ein Raub des Todes würden geworden ſeyn.

Der Unterricht der Kinder, welcher ehedem blos in Mittheilung von Kenntniſſen beſtund, iſt durch die neuern Erzieher mehr in eine Uebung und Ausbildung der Kräfte, in der Ordnung in welcher ſie ſich ſelbſt entwickeln, verwandelt worden. Man ſucht erſt das Empfindungsvermögen und den Verſtand zu bilden, ehe man die Vernunft, die in den erſten Lebensjahren noch ſchlummert, zu wecken ſich bemüht. Daher iſt, beſonders ſeitdem Bechſtein geſchrieben hat, die Grundlage des erſten Unterrichts, die Bekanntmachung mit den Werken der Natur, die man nicht durch Bücher, ſondern durch Vorlegung dieſer Werke ſelbſt, zu bewirken ſucht. Indem das Kind das vorgelegte Thier, oder Mineral oder Kraut betrachtet, ſeine Theile und Eigenſchaften, die Merkmale, wodurch es ſich von andern unterſcheidet, aufſucht, dann ſeine Augen davon wegwendet, und ſich Mühe giebt, es vollſtändig zu beſchreiben, ſo werden alle ſeine Seelenkräfte, die bisher von der Natur entwickelt wurden, auf eine angenehme und nützliche Art geübt. Vorzüglich hat man in den letzten Jahren die Bemerkung gemacht, daß die Pflanzenkunde die Kinder am nützlichſten beſchäftige; daß ſie, bey Aufſuchung der Pflanzen auf alles, was um ſie herum iſt, aufmerkſam zu ſeyn ſich gewöhnen, bey Entdeckung der oft beynahe unmerklichen Unterſcheidungszeichen, ihr Auge und ihr Unterſcheidungsvermögen, und durch Erlernung der vielerley und oft ſchweren Linneiſchen Namen ihr Gedächtniß üben.

Bey Unterweiſung in den Sprachen werden anfänglich noch keine Regeln gelehrt, die mehrentheils, wegen ihrer Allgemeinheit, nur durch die Vernunft gefaßt werden, ſondern man ſucht durch Leſen leichter Bücher, und Sprechen über bekannte

Sachen die Kinder zu gewöhnen, die zu erlernenden Sprachen zu verſtehen.

Aus dem Religionsunterrichte werden die Lehren, wodurch ſich die verſchiedenen Parteyen von einander unterſcheiden, und die mehrentheils ſchwer zu verſtehen, und noch ſchwerer zu glauben ſind, ganz weggelaſſen; man ſucht anfänglich blos durch Erzählungen das ſittliche Gefühl zu wecken, und die Seele für die erhabenen Grundſätze, die ſie künftig annehmen ſoll, empfänglich zu machen.

Die jedem Menſchen, und vorzüglich der Jugend, ſo nothwendigen Vergnügungen erfanden die Kinder ſonſt ſelbſt, fielen deßwegen oft auf ſolche, die ihnen ſelbſt oder andern nachtheilig wurden, trieben ſie oft heimlich, und ſprangen erſchrocken auseinander, wann ſie dabey von ihren Aufſehern betroffen wurden. Wie mancher Leſer wird ſich nicht an die Züchtigungen erinnern, die er erhielt, wann er in ſeiner Kindheit auf dem Eiſe, bey dem Baden, oder einem mit vieler Bewegung verknüpften Spiele, ertappt wurde. Jetzo ſind die Erzieher die thätigſten Beförderer des jugendlichen Vergnügens; ſie erfinden neue Arten von

Spielen, von Beluſtigungen, die immer auf Uebung der Kräfte Beziehung haben, und nehmen daran Theil. Sonſt waren die Kinder auf dem Spiel- und Beluſtigungsplatze allein, oder der Aufſeher beobachtete ſie mit finſterer Mine; jetzo ſieht man die Lehrer mit ihren Schülern, die Erzieher mit ihren Zöglingen, die Väter mit ihren Kindern, baden, auf dem Eiſe laufen, auf dem Schlitten fahren, den Ball ſchlagen, Wettläufe anſtellen u. d. g.

Man ſucht die Kinder nicht blos zu ſich herauf zu ziehen, ſondern man läßt ſich auch zu ihnen herab. Man verlangt nicht, daß ein Kind geſetzt, wie ein Mann, handeln, ſoll, ſondern man läßt, wie Campe ſagt, Kinder Kinder ſeyn, und iſt, in ihrer Geſellſchaft, ſelbſt Kind. Dadurch iſt die Scheidewand, die ſonſt die Kinder von ihren Erziehern trennte, niedergeriſſen, und das Zutrauen, welches ſonſt die männlichen und weiblichen Bedienten beſaßen, ſchenken itzo die Kinder den Perſonen, die darauf den nächſten Anſpruch haben.

Vorzüglich wichtig iſt es auch, daß man es ſich immer mehr angelegen ſeyn läßt, den Kindern Geſchmack an Handarbeiten beyzubringen. Man führt ſie nicht nur in die Werkſtätte, und zeigt ihnen, wie und wovon die mannichfaltigen Bedürfniſſe des menſchlichen Lebens verfertigt werden, und lehrt ſie ſo den menſchlichen Fleiß ſchätzen, vor dem man ehedem fühllos vorbey gieng, ſondern man ſchafft ihnen auch Gelegenheit ſelbſt zuarbeiten, giebt ihnen Gartenbeete, Anleitung in Pappe, Holz, Horn, Wachs, Metall zu arbeiten, und verſieht ſie mit den dazu nöthigen Werkzeugen.

Leute, die die Kinder durchaus kennen, haben die Bemerkung gemacht, daß kein Kind von Natur bösartig ſey, und die mehreſten unbeſonnenen Handlungen der Kinder aus dem Thätigkeitstriebe entſpringen, den ſie, auf eine nützliche Art zu befriedigen, ſelten Gelegenheit haben. Wem es alſo gelingt ſeinen Kindern Geſchmack an Handarbeiten beyzubringen, dem iſt die Erziehung ſchon halb gelungen, indem nun alles Böſe unterbleibt, das der Müſſiggang gelehret haben würde. Und iſt ein Menſch, der ſeine Hände zu gebrauchen weiß, nicht weit mehr werth als ein andrer, bey dem die mannichfaltigen

Kräfte, die in ſeinen Händen liegen, nie entwickelt wurden? iſt jener nicht weit vermögender, in den mehreſten Fällen, wo durch eine kleine Handarbeit, eine Verlegenheit kann geendigt werden, ſich ſelbſt zu helfen? iſt er nicht weit unabhängiger? Kann er nicht weit beſſer die Handarbeiten die künftig andere für ihn verrichten, beurtheilen?

So wie die Vernunft bey Kindern ihr Daſeyn zu äuſſern anfängt, ſchafft man ihr auch Gelegenheit ſich auszubilden. Dahin zweckt der ganze verbeſſerte Unterricht ab; er iſt nicht mehr trockner Vortrag, bey dem der Knabe nichts weiter zu thun hat, als — zu hören und zu merken; ſondern er iſt Unterredung. Man trägt Sätze vor, läßt ſie ſich erklären, Beweiſe davon geben, macht Einwendungen dagegen, läßt ſie ſich beantworten, verlangt von jeder Sache eine vollſtändige Beſchreibung, verwirft ſie, wenn ſie auch auf andere Dinge paßt, oder nicht auf alle Sachen dieſer Art angewendet werden kann. So weiß ein, in den Grundſätzen der verbeſſerten Erziehung eingeweiheter, Lehrer den Unterricht in Sprachen, der Geſchichte, der Sittenlehre, der Religion zu Uebungsmitteln der Vernunft zu machen.

Die ganze Behandlungsart der Jugend iſt itzo der menſchlichen Natur mehr angemeſſen. Stock und Ruthe, die vorzüglichſten Erziehungsmittel, deren man ſich in den erſten zwey Drittheilen des Jahrhunderts bediente, ſind da, wo die verbeſſerte Erziehung Eingang gefunden hat, faſt ganz verſchwunden. Nur bey ganz kleinen Kindern, die nur ſinnlicher Vorſtellungen fähig ſind, nur in niedrigen Schulen, wo ſich eine ganz ungebildete Jugend verſammelt, wird im Nothfall Gebrauch davon gemacht. Sonſt beſtreben ſich die beſſern Lehrer und Erzieher mehr das herzliche Vertrauen ihrer Schüler und Zöglinge zu erlangen, wollen mehr von ihnen geliebet, als gefürchtet ſeyn. Oft geben ſie ihnen die Gründe von ihren Vorſchriften an, und zeigen ihnen, daß ſie zu ihrem und dem allgemeinen Beſten ſchlechterdings nöthig ſind, und machen es ihnen klar, wie unſchicklich es wäre, das Gegentheil zu verordnen. Immer aber ſuchen ſie ſich zu überzeugen, daß der Jugend ein Führer nöthig, daß ſie verbunden ſey ihm zu gehorchen, und daß man den rechtſchaffnen Jugendführer daran erkenne, daß er ſtreng darüber halte, daß ſeine Vorſchriften befolgt werden.

Durch dieß einfache Erziehungsmittel haben ſich die Lehrer und Erzieher der Jugend ein Anſehn verſchafft, welches man in den erſten zwey Dritttheilen des Jahrhunderts durch Stock und Ruthenſchläge nie zu erlangen vermochte. Man findet hier und da Vorſteher von höhern Schulen, Erziehungsanſtalten, ſelbſt Lehrer von Dorfſchulen, die durch einen Blick, einen Wink, einen Scherz, eine Erinnerung, ihre ganze junge Geſellſchaft lenken.

Es iſt überhaupt unleugbar, daß die teutſche Jugend, die nach den Grundſätzen der verbeſſerten Erziehung erzogen wurde, weit beſſer ſey, als ſie ehemahls war. Unbeſonnenheit, Muthwillen, Uebereilungen findet man noch allenthalben bey Kindern, und wird ſie finden, ſo lange die Natur kein Wunderwerk thut, und die Kinder mit ausgebildeter Vernunft auftreten läßt. Aber wirkliche Bosheit, vorſetzliche Beleidigungen der Aufſeher werden immer ſeltner. Es zeigt ſich allenthalben, wo man vernünftig erzieht, mehr Offenheit, Liebe, Zutrauen, Anhänglichkeit an die Vorgeſetzten. Schreiber dieſes hat nun ſechzehn Jahre erzogen, in den letzten Jahren immer gegen funfzig junge Leute, und kann ſich nicht erinnern, daß er jemahls durch einen vorſetzlich ſey beleidigt worden. Seines gleichen giebt es gewiß viele in Teutſchland.

Und nun ihr Herren! die ihr ſelbſt nichts thut und nichts leiſtet, aber alles tadelt, was andere gethan und geleiſtet haben, wenn es euch einfallen ſollte, eine Beurtheilung der Erziehung zu ſchreiben; ſo habe ich euch Stoff dazu gegeben. Zeigt uns in einer verſtändlichen Sprache, daß es z. E. beſſer ſey, die Kinder zu wickeln, als nicht zu wickeln, ihnen ſtatt Milch und Obſt, Caffee und Wein zu geben, ſtatt Naturgeſchichte transſcendentale Wiſſenſchaften, ſtatt Sittenlehre Dogmatik zu lehren, eher die Vernunft, als das Empfindungsvermögen zu üben, u. d. g. u. d. g. Könnt ihr dieß zeigen, ſo werdet ihr euch Ruhm erwerben. Schafft ihr euch aber ein eignes Gebilde und ziehet dagegen zu Felde, ſchnitzt ihr euch einen Leiſten, dem ihr die Grundſätze der verbeſſerten Erziehung anpaſſen, und ihren Werth danach beurtheilen wollt; ſucht ihr die Fehltritte auf, die dieſer und jener Erzieher gethan hat, und ſchafft ſie zu allgemeinen Fehlern der verbeſſerten Erziehung um: ſo thut es! aber— Ruhm iſt bey dieſer Handlungsweiſe nicht zu erwerben.

Teutſche Glaubensvereinigung

Das Volk aus aller Welt Zungen verſammelt haſt in Einigkeit des Glaubens.

So ſangen wir ſonſt zum Anfange unſerer Gottesverehrungen, und höreten hernach vielleicht eine Controverspredigt, gegen die Irrglaubigen und Ketzer, mit an, die uns auf eine ſehr unangenehme Art erinnerte, daß wir nicht in Glaubenseinigkeit, ſondern noch immer in Glaubensuneinigkeit lebten.

Unterdeſſen drückte doch dieſer Geſang den Wunſch nach Glaubens Einigkeit aus. Er war auch bey vielen nicht blos Wunſch, er war Eifer, oft Feuer-Eifer. Jede Religionspartey beſtrebte ſich ihre Glaubensartikel zu verbreiten, zu beweiſen, ſie als die einzigen Stützen der Religion, Tugend und Glückſeligkeit in dieſer und in der künftigen Welt vorzuſtellen, den Ungrund, die Gefährlichkeit der entgegenſtehenden Meynungen darzuthun, um dadurch die Andersdenkenden zu bewegen, ihren Irrthümern zu entſagen, und ſich zu dem allein ſeligmachenden Glauben zu bekennen. Fruchtete dieß alles nichts: ſo griff man oft zu kräftigern Mitteln — Druck, Ausſchließung von öffentlichen Aemtern, Verſchließung der Tempel, Gefängniß, Lebensſtrafen, waren die Einladungen, wodurch man die Andersdenkenden nöthigte herein zu kommen.

Sonſt ſtund man in dem Wahne, dieſe Art der Einladung wäre das ausſchließliche Eigenthum des Chriſtenthums; allein dem Franzöſiſchen Directorium war es vorbehalten, uns aus dieſem Irrthume, wie aus vielen andern, die als ächte Wahrheiten ſonſt im Umlaufe waren, zu reiſſen. Dieſe Regierung, die ſich vom Chriſtenthume, vielleicht von noch mehr, losgeſagt hatte, erlaubte ſich gegen diejenigen, die ihren Meynungen nicht beyſtimmen konnten, wenigſtens alles das, was Papſt Gregorius der ſiebente gegen die Ketzer gethan hatte. Ich will itzo nichts von der Sittlichkeit dieſer Verfahrungsart ſagen, nur dieſes bemerke ich, daß ſie höchſt unſchicklich ſey.

Bey den verſchiedenen Anlagen, mit welchen verſchiedene Menſchen auf die Welt treten, bey der

Verſchiedenheit ihrer Erziehung, ihres Unterrichts, ihrer Leſerey, ihres Umgangs, iſt es ſchlechterdings nothwendig, daß ſie über viele Dinge, beſonders über ſolche, die, wie die Glaubensartikel, ganz auſſer unſerem Geſichtskreiſe liegen, und mehr ein Gegenſtand des Glaubens, als der Unterſuchung, ſind, verſchiedener Meynung ſeyn müſſen. Will man ihnen dieſe Meynungen benehmen: ſo entſteht Widerſpruch, folglich Streit; will man ſie mit Gewalt davon abbringen: ſo werden ſie ihnen recht heilig, und ſie fühlen Beruf zum Märtyrerthume; artet die Gewalt in Grauſamkeit aus: ſo ſchafft ſie oft eine Vendée. So haben alle ehemaligen Bemühungen Glaubenseinigkeit zu befördern ihres Zwecks verfehlt, haben Glaubensuneinigkeit, Glaubensſtreit, Glaubenskriege erzeugt.

Die Teutſchen arbeiteten ſich endlich zu dem Gipfel empor, auf dem ſie den Irrgang, in dem man ſich bisher herumgetrieben hatte, überſehen konnten, und den einzigen wahren Weg, zu der, ſeit Jahrhunderten gewünſchten, Glaubenseinigkeit entdeckten. Sie verminderten immer mehr die Zahl der Glaubensartikel, und ſetzten ſie am Ende auf einige wenige herab, die ſich jeder anzunehmen geneigt fühlt. Glaube an Gott, an Vorſehung, an Unſterblichkeit, welcher, wenn er anders lebendig iſt, hinreicht, den Menſchen zur Erfüllung ſeiner Pflichten zu ſtärken, zu veredeln, bey allen Widerwärtigkeiten zu beruhigen, war faſt alles, was ſie in ihren mündlichen und ſchriftlichen Religionsvorträgen empfahlen. Im übrigen ließen ſie jedem die Freyheit, ſonſt noch zu glauben, was ihm wahr ſchien.

Nach dieſem Grundſatze wurde in dem größten Theile Teutſchlands, in allen Religionspartheyen, gearbeitet. Jede beeiferte ſich der andern in Verminderung der Glaubensartikel den Rang abzugewinnen.

So näherten ſich Partheyen, die zu Anfange des Jahrhunderts ein Verdienſt darinne ſuchten, wenn ſie einander einen böſen Namen machen, und recht wehe thun konnten, gegen das Ende deſſelben einander immer mehr; jede ließ aus ihren mündlichen und ſchriftlichen Vorträgen alles weg, was der andern kränkend war, und was nicht weggelaſſen werden konnte, wurde ſo allgemein ausgedrückt, daß es jeder annehmlich war. Jeſum nannte man z. E. nicht mehr den ewigen Sohn Gottes, den Menſch gewordenen Gott, ſondern den groſſen, den göttlichen Lehrer der Menſchen, und öffnete ſo allen Chriſten, vom Herrenhuter bis zum Socinianer, ja ſo gar Naturaliſten und gebildeten Juden, den Zutritt zu ſeiner Lehre. Scenen, wie bey dem Brunnen zu Sichar, wo eine Samariterin ſich weigerte Jeſu Waſſer zu ſchöpfen, weil er ein Jude war, wurden immer ſeltner. Nicht nur die Brunnen, auch die Tempel, die Schulen, die Erbauungsſchriften, ſtunden jedem offen. Gruppen, wie hier eine abgebildet iſt, wo der Jude, der Katholik, der Proteſtant, der Herrenhuter ſich an einerley Vortrage erbauen, wenn ſie gleich nicht ſehr gewöhnlich ſind, können doch in Teutſchland bisweilen geſehen werden.

Erlauben es auch die Verhältniſſe nicht immer, daß die Glieder verſchiedener Religionspartheyen gemeinſchaftlich Gott öffentlich verehren, ſo ſind doch die Schulen nicht ſelten, wo ihre Kinder gemeinſchaftlichen Unterricht genieſſen.

Und

Und ſind nicht teutſche Erbauungsbücher vorhanden, aus welchen der Katholik wie der Proteſtant, der Jude wie der Chriſt, für ihren Geiſt Nahrung ſuchen? Die geſegneten Folgen davon ſind unerkennbar. Die Teutſchen Katholiken genießen zum theil eines Lichts, deſſen ſich ihre Glaubensbrüder ſonſt nirgends erfreuen können. Wo iſt auſſer Teutſchland das katholiſche Land auf dieſem Erdballe zu finden, wo die Religion ſo wäre geläutert worden, als in unſerm Salzburg, in unſerm Böhmen, in unſerm Wirzburg? Aberglauben und Gottesleugnung wohnen in den katholiſchen Ländern auſſer Teutſchland gemeiniglich nebeneinander.

Sogar gebildete Juden äuſſerten vor kurzem den Wunſch, ſich näher an die Chriſten anſchließen zu können.

O fühle deinen Werth, edles teutſches Volk! tritt kühn jedem andern unter die Augen; du wirſt auf keines ſtoßen, das zur Gründung eines ewigen Religionsfriedens mehr gethan hätte, als du.

Möchteſt du doch auf dem ehrenvollen Wege, den du betreten haſt, männlich fortſchreiten. Möchten nie Leute unter dir aufſtehen, die durch Erfindung neuer Schiboleths, den Geiſt der Duldung, der bisher über dir waltete, verſcheuchten!

Das

Das Noth- und Hülfsbüchlein erſcheint.

Die Erſcheinung des Noth- und Hülfsbüchleins iſt zu merkwürdig und zu wohlthätig, als daß man bey dem Rückblicke auf das verfloſſene Jahrhundert ſie nicht bemerken, und in einen Taſchenbuche zur Beförderung der Liebe zum Teutſchen Vaterlande ihrer nicht Erwähnung thun ſollte. Das Noth- und Hülfsbüchlein ſelbſt, der Eifer, mit welchem man es zu verbreiten ſuchte, die Verbreitung verſchiedener anderer Volksſchriften, z. E. der Fauſtiſchen und Schleziſchen, beweiſen, daß in unſerm Vaterlande die niedrigen Stände geſchätzt und einer höhern Veredelung fähig gehalten werden, daß man ihre Veredelung wünſche und zu befördern ſuche.

Durch dieß Büchlein wurde dem im Dunkeln wandelnden Volke ein wohlthätiges Licht angezündet, das den Aberglauben mit allen ſeinen Schreckbildern verſcheuchte, das die bisher oft verkannten Reitze einer eingeſchränkten Lage ſichtbar machte, die Mittel entdeckte, die mit derſelben verknüpften Leiden zu mindern, die Lebensgenüſſe zu vervielfältigen, und ſich bey unabänderlichen Unannehmlichkeiten zu beruhigen.

Die Erſcheinung dieſes Büchleins grenzte nahe an die Periode, wo Aufklärung anfieng verdächtig zu werden, und die höhern Stände zum Theil Neigung zeigten, der Verbreitung derſelben Hinderniſſe zu ſetzen. Gleichwohl wurde dieß Büchlein unglaublich weit und ſchnell verbreitet. Ich glaube nicht, daß in den letzten zwey Jahrzehenden irgend ein Buch ſo viele tauſendmal abgedruckt wurde, als das Noth und Hülfsbüchlein.

Und durch wen wurde dieſe ſtarke Verbreitung befördert? vorzüglich durch die höhern Stände. Das Lichtlein, das durch dieſes Buch angezündet wurde, war ihnen nicht furchtbar, es war keine ſprühende Pechfackel, die die Schlöſſer des Adels und die Thronen der Fürſten anzuzünden drohete.

O ihr, die ihr ſo viel von Aufklärung und Veredelung der Menſchheit ſprecht, möchtet ihr doch über die Grundſätze, nach welchen der Verfaſſer des Noth- und Hülfsbüchleins handelte, nachdenken, und — ſie be-

befolgen! wißt ihr denn nicht daß der Menſch in jeder Lage, auf dem Throne ſowohl als in der niedrigſten Hütte, ſeine Würde als Menſch behaupten, ſeine Pflichten erfüllen, und folglich einen höhen Grad von Glückſeligkeit genießen kann? dieſen Grundſatz prediget; lehret, wie man ſich ſeine Laſten erleichtern und ſich über unabänderliche harte Schickſale erheben könne, ſo werdet ihr die Wohlthäter und Engel der niedrigen Stände ſeyn.

Wozu denn aber das beſtändige Predigen von gleichen Rechten und Freyheiten der Menſchen? Freylich haben wir gleiche Rechte und Freyheiten uns auszubilden und auf der Vervollkommnungs-Leiter immer höher zu ſteigen; aber die gleichen Rechte und Freyheiten der Menſchen in Anſehung des Beſitzes und Genuſſes der Sinnenwelt ſitzen nur im menſchlichen Gehirne, in der wirklichen Welt waren ſie nie, und werden nie ſeyn. Nicht im Stande der Natur. Die Naturmenſchen werden eben ſo wohl als andere mit ungleichen Anlagen gebohren. Der Mann von Kopf und Kraft wird immer dem einfältigen und trägen überlegen ſeyn, ſich bald ein größeres Eigenthum

thum verſchaffen, und nicht zugeben, daß dieſer mit ihm gleiche Rechte und Freyheiten habe. Noch weniger können gleiche Rechte und Freyheiten in der bürgerlichen Verfaſſung ſtatt finden, wo die Güter und die darauf haftenden Gerechtſame und Laſten von den Eltern auf die Kinder erben.

Doch geſetzt, daß hier und da, welches freylich oft der Fall ſeyn mag, den niedrigen Ständen ihre, ihnen wirklich zuſtehenden, Rechte auf eine ungerechte Art entriſſen würden, ſo ſcheint es doch unſchicklich zu ſeyn, ihnen die Ungerechtigkeit, die ſie drückt, zu lebhaft auszumahlen.

Was wird man denn damit ausrichten? Die erſte nothwendige Wirkung wird ſeyn — allgemeine Unzufriedenheit. Der Bauer, der ſonſt geduldig an ſein ſchweres Tagewerk gieng, und in dem Glauben, daß es ihm von Gott angewieſen ſey, Aufheiterung und Stärkung fand, wird nun murren, ſein Schickſal verwünſchen und ſeinem Treiber fluchen. Seine Lebensfreuden ſind verleidet — vom Wege der Veredelung, auf dem er ſich befand, geht er rückwärts, wird tückiſch und boshaft.

Doch vielleicht erweckt ihr in ihm den Trieb ſich gegen ſeine Oberherren aufzulehnen — deſto ſchlimmer. Niemand, der die Geſetze der Sittlichkeit ehrt, kann Auflehnung der Untergebnen gegen ihre Vorgeſetzten bewirken wollen. Wer dieſes thut, gleicht dem Bären in der Fabel, der, um die Fliege, die auf ſeines ſchlafenden Freundes Stirne ſaß, zu tödten, mit einem großen Steine Fliege und Stirn zerſchmetterte. Der ſich auflehnende Theil ſiegt oder wird beſiegt. Im letztern Falle, welcher der gewöhnlichſte iſt, wie traurig iſt ſein Loos! Der Verführte, der ſeine Freyheit nicht wollte einſchränken laſſen, verliehrt ſie nun ganz; das Eigenthum, das mit ſchweren Laſten belegt wurde, die er nicht dulden wollte, wird ihm entriſſen. Doch geſetzt, der ſich empörende Theil ſiegt; dann Wehe dem Lande, das ihm als Sieger huldigen muß! der Tiger hat nun ſeine Kette zerriſſen. — Woher rührt denn der Druck, unter dem ſo manches Land ſeufzte? Nicht von dem Namen, den die Obern führen, — was thut der Name zur Sache? — ſondern daher, daß verſchiedene Obere ihre Vernunft nicht ausgebildet haben, und die Geſetze der

Sittlichkeit nicht kennen und ehren. Erwartet ihr vielleicht, daß die niedern Stände ihre Vernunſt mehr ausgebildet haben, und die Geſetze der Sittlichkeit höher ſchätzen werden? Wenn dieſes wäre, ſo würden ſie ſich nicht empören. Wer dieß bezweifelt, der gehe über den Rhein, und betrachte die Vernunſt, die dort wirkt, die Gerechtigkeit, die dort wohnt, die Sittlichkeit, die dort regiert, wo die Empörung geſiegt hat, laſſe ſich aber nicht durch reizende und falſche, oder doch einſeitige, Schilderungen aus der Ferne blenden.

Wollt ihr aber ja Menſchenrechte predigen, ſo prediget ſie denen, die dieſelben ihren Brüdern auf eine ungerechte Art entreiſſen; ſagt ihnen mit der, dem Weiſen eigenen, Beſcheidenheit und Freymüthigkeit, wie unſittlich ihr Betragen ſey, oder, welches vielleicht noch mehr wirken wird, wie viel ſie in jeder Rückſicht durch Ablegung ihrer Härte gewinnen würden.

So handelte der Verfaſſer des Noth- und Hülfsbüchleins! Dieſe Grundſätze befolgten, bis auf einen gewiſſen Zeitpunkt, die Teutſchen Beförderer der

Aufklärung, ſo predigte auch der alte Paulus. Erſt ermahnte er die Knechte zum Dulden und zum Gehorſam, dann wendete er ſich an die Herren und ſagte: „laſſet euer Dräuen, und wiſſet, daß ihr auch einen Herrn im Himmel habt, und iſt bey ihm kein Anſehn der Perſon.“

Bruchſtücke.

Wie kommt der Empörungsgeiſt am Ende des achtzehnten Jahrhunderts nach Teutſchland?

Hang zur Empörung liegt ſonſt nicht in der Gemüthsart des Teutſchen. Er iſt ſeiner Obrigkeit treu, trägt die Laſten, die ſie ihm auflegt, und, wann ſie ihm zu ſchwer werden, ſo wandert er lieber aus, als daß er ſich empören ſollte. Daher findet man in der Geſchichte der Teutſchen ungleich weniger Beyſpiele von Empörung, als in der Geſchichte anderer Völker.

Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts iſt ein anderer Geiſt in ihn gefahren. Er hört von dem Aufſtande ſeiner Nachbaren, der Franzoſen, zu dem ſie, durch das Zuſammentreffen von hunderterley Umſtänden, an denen ſie unſchuldig waren, gedrungen wurden und von allen daraus entſprungenen Unmenſchlichkeiten, giebt demſelben lauten Beyfall, vertheidigt alle Grauſamkeiten, die daraus ſich entwickelten, und äußert oft laut den Wunſch, daß die freyen Franzoſen auch zu ihm kommen, und ihm das auferlegte Joch abnehmen möchten.

Doch hat dieſer Geiſt nicht das ganze teutſche Volk beſeſſen. Ein anderer Theil iſt noch der altteutſchen Denkungsart treu, und ſieht Empörung als das ſchrecklichſte Schickſal an, das ſein Vaterland treffen kann. Entweder ſeufzet er im Stillen und ſieht mit banger Ahndung dem Ausbruche des im Verborgenen glimmenden Feuers entgegen, oder wird laut und ſucht durch Strafpredigten die Empörungsſüchtigen zu bekehren, oder, wenn er Gewalt hat, durch harte Mittel die Empörer in ihre Grenzen zurückzuweiſen.

Und doch wird mit dieſem allen wenig oder nichts gewirkt. Was ſoll denn das Seufzen helfen? man kann dadurch die Empörung eben ſo wenig zurückhalten, als den angeſchwollenen Strom, der den Damm durchbrechen will. Man ſeufze nicht! man handle!

Auch Strafpredigten, Ermahnungen, Vorſtellungen richten nur ſehr wenig aus. Wer einmal von der Empörungsſucht befallen iſt, iſt gemeiniglich gegen alle Vorſtellungen ganz fühllos.

Gewaltſame Mittel machen das Uebel noch ſchlimmer; der Empörungsſüchtige wünſcht ſie oft, um einen Vorwand zu finden, mit dem er ſeine niederträchtigen Unternehmungen beſchönigen kann.

Man betrachte die Empörungsſucht als eine Krankheit; und behandle ſie als ſolche. Will man die Krankheit heben, ſo darf man nicht klagen, nicht predigen, nicht gewaltſame Mittel brauchen, ſondern muß vor allen Dingen die Urſachen derſelben aufſuchen. Sind dieſe gefunden, ſo entdeckt ſich auch leicht ein einfaches Mittel ſie zu heben.

Die Empörungsſucht hat mit der fallenden Sucht dieſe Aehnlichkeit, daß beyde aus ſehr mannichfaltigen Urſachen entſpringen. Ein allgemeines Mittel für ſie zu empfehlen würde alſo fruchtlos ſeyn.

Die gewöhnliche Urſache der Empörungsſucht iſt der Druck; wenn man dem Unterthan nach und nach alle ſeine Rechte und Freyheiten entwindet, wenn man durch argliſtige Plane es ſo weit bringt, daß ſein Theil die Arbeit und Mühe, die Erndte hingegen das Theil der höhern Stände iſt; wenn man ihn nicht nach Geſetzen, ſondern nach Willkühr behandelt; wenn er von dem Gelingen der Empörung alles erwarten darf, und bey dem Mislingen derſelben nichts zu verliehren hat, als ein mühſeliges Leben: dann tritt die Empörungsſucht ein, und bricht bey der geringfügigſten Veranlaſſung aus.

Dieß war der Fall mit dem Franzöſiſchen Volke. Die geſetzloſe Art, wie es behandelt wurde, die drückenden Auflagen, die es oft nöthigten, ſeine nothwendigſten Bedürfniſſe zu veräuſſern, der vernunftloſe Religionszwang, unter dem es ſeufzte, ſind zu bekannte Sachen, als daß ich ſie hier weitläufig wiederholen ſollte. Genug, die Bürde, welche das Volk niederbeugte, wurde unerträglich. Der menſchenfreundliche König ſuchte ſie zu erleichtern; aber es war zu ſpät, das zur Verzweiflung gebrachte Volk wollte von keiner allmähligen Erleichterung etwas wiſſen, es wollte die Bürde ganz los ſeyn — es empörte ſich.

Iſt unſer Vaterland wohl in der nämlichen Lage? bey den vielen Herren, denen es gehorchet, bey den mancherley Formen, nach denen es regiert wird, iſt es ſchwer auf dieſe Frage eine allgemeine Antwort zu geben. Freylich mag man in unſerm Vaterlande wohl Provinzen finden, wo der Wille des Oberhauptes die Stelle des Geſetzes vertritt, wo man den bürgerlichen Stand als Laſtthier betrachtet, deſſen Beſtimmung ſey, die Bequemlichkeit der höhern Stände zu befördern, und dem man nicht mehr zuzugeſtehen brauche, als nöthig iſt, es gegen den Hungertod zu ſchützen. Allein dieß iſt doch gewiß bey weitem der kleinere Theil. Der größere Theil weiß von keinem Drucke. Die mehreſten teutſchen Fürſten wetteifern mit einander, den Wohlſtand ihrer Unterthanen zu befördern, durch Verbeſſerung der Schulen, durch Vertheilung zweckmäßiger Schriften, mehr Licht unter ſie zu bringen; viele teutſche Länder haben Landſtände, die jede Aeußerung willkührlicher Gewalt vereiteln; niemand wird verdammt, ohne gehöret und nach Geſetzen, durch Rechtsgelehrte, gerichtet zu seyn; die Abgaben ſind mehrentheils mäßig, die Religionsfreyheit iſt nicht beſchränkt; die Fehler der Regierung dürfen öffentlich, freymüthig gerüget

rüget werden. Iſt eine ſolche Behandlungsart des Volks wohl Druck?

Freylich wird man wohl in ganz Teutſchland kein Ländchen finden, wo alles ſo gienge wie es gehen ſoll; wo keine unweiſe Verordnung gegeben würde, wo man über die pünktliche Befolgung weiſer Verordnungen ſtrenge hielte, wo keine Unterobrigkeiten die guten Abſichten des Oberhauptes vereitelten, wo die Abgaben nach Gerechtigkeit vertheilet wären, wo die öffentlichen Aemter nach Verdienſt ausgetheilet würden. Dieß iſt aber nicht Druck, dieß iſt Unvollkommenheit, die man in allen Zeitaltern, in allen Ländern, bey allen Regierungsformen, gefunden hat und noch findet; die man in Frankreich ſelbſt dann finden wird, wenn es ihm gelingen ſollte, ſich zu einem freyen Staate zu bilden; und die immer bleiben wird, ſo lange die Ausbildung der Vernunft nicht allgemein wird. Und haben wir wohl Grund dieſes zu hoffen?

Druck iſt alſo gewiß nur bey äuſſerſt wenigen Teutſchen die Urſache der Empörungsſucht.

Da es aber nun gewiß iſt, daß Druck gewöhnlich die Mutter der Empörung iſt: ſo haben die Oberhäupter des Volks die höchſte Urſache, ſich aller Bedrückungen zu enthalten, und diejenigen, die nach und nach vielleicht vom Vater, Groß- und Urgroßvater her, ſich einſchlichen, in der Stille wegzuſchaffen, und ihrer Regierung immer mehr Vollkommenheit zu geben.

Unſere Zeiten ſind die vorigen nicht mehr! das teutſche Volk hat beſſere Einſichten, als ſeine Großväter; alle Unvollkommenheiten, die ſonſt im Dunkeln nicht bemerkt wurden, hat jetzo das Licht ihrer Einſichten ſichtbar gemacht. Sie zu entſchuldigen, zu beſchönigen, mit Gewalt zu vertheidigen, iſt umſonſt. Sie, ſo viel als möglich iſt, wegzuſchaffen, ehe es das Volk fordert, iſt das Vernünftigſte, was man thun kann.

Die Teutſchen pflegen ihre Oberhäupter gern Landesväter zu nennen. Fürwahr ein ſchöner ehrwürdiger Name! O ihr, die ihr von Gott Ländern vorgeſetzt wurdet, ſeyd ihre Väter! und ihr werdet zur Dämpfung der Empörungsſucht viel gethan haben. Viel — aber noch nicht alles. Was thun aber Väter, wenn ſie ſich des Gehorſams ihrer Kinder verſichern wollen? ſie behandeln ſie nicht nach Willkühr, nicht nach Leidenſchaft, dieß macht die Kinder tückiſch und boshaft, ſie behandeln ſie nach Gerechtigkeit, und fordern von ihnen nichts, als — was ſie von ihnen, nach den Ausſprüchen der geſunden Vernunft, zu fordern berechtigt ſind.

Mangel an Religion ſieht man auch als eine Urſache der Empörungsſucht unter den Teutſchen an.

Wahr iſt es, daß ein Menſch, der Religion hat, ſie nicht blos bekennt, ſondern ſie wirklich hat, und einen Gott glaubt, der alles mit Weisheit und Güte regiert, der die Verfügung traf, daß jener befehlen, dieſer gehorchen mußte; daß ein Menſch der überzeugt iſt: wo Obrigkeit iſt, die iſt von Gott geordnet, ſich nicht empören kann. Mangelt denn aber den Teutſchen am Ende des achtzehenten Jahrhunderts wirklich die Religion? Seit einiger Zeit fängt man an, ſich darüber zu ſtreiten. Der Streit kann leicht entſchieden werden. Will man behaupten, daß allen Teutſchen Religion mangle, ſo iſt dieß offenbar falſch. Schreiber dieſes iſt auch ein Teutſcher, und iſt ſich bewußt, daß er Religion habe. Seines gleichen gibts gewiß tauſende.

Klagt man aber darüber, daß die Religion in Teutſchland abnehme, ſo iſt die Klage gegründet.

Man rechnete ſonſt zur Religion mancherley Sätze, deren Ungrund man itzo einſieht, eine Menge Gebräuche, deren Zweckloſigkeit nun einleuchtet. Den Ungrund jener Sätze und die Zweckloſigkeit dieſer Gebräuche darzuthun, bemüheten ſich nun verſchiedene Schriftſteller, nicht immer mit der nöthigen Behutſamkeit. Jene Sätze und dieſe Gebräuche waren aber in den Augen des großen Haufens weſentliche Stücke der Religion, die ſie bisher bekannten. Da man ihnen nun jene geraubt hat: ſo haben ſie aller Religion entſagt. Der zu ſchnelle Uebergang aus dem dunkeln Kerker in das Sonnenlicht verurſacht oft Erblindung, und ein Menſch, der eine Menge Dinge glaubte, die nicht wahr waren, glaubt, wenn er ſeine Irrthümer zu raſch einſieht, gewöhnlich gar nichts mehr, iſt ein Gottesläugner. Daher verſichert man, daß es Länder gebe, deren Einwohner entweder höchſt abergläubiſch, oder Gottesläugner wären.

Dieſe Gottesläugner ſind nun freylich nicht allemahl von Empörungsſucht angeſteckt; Eigennutz, Beherzigung ihres Privat-Vortheils, Feigheit, Mangel an Theilnahme, kann ſie davon abhalten; ſie gleichen aber doch immer einer Pulvertonne, der nur der Funke fehlt, um ſie zu zerſprengen. Es braucht nur ein Zeitpunkt einzutreten, der der Empörung günſtig iſt, wo große Vortheile daraus zu entſpringen ſcheinen: ſo ſind ſie die erſten, die daran Theil nehmen.

Wenn nun aber Religion ein ſicheres Verwahrungsmittel gegen Empörung iſt: ſo muß jeder Redliche, der Empörung als das ſchrecklichſte Uebel verabſcheut, ſich verbunden fühlen, die Religion in der Würde und dem Anſehen, die ſie verdient, zu erhalten.

Die Oberhäupter können dabey faſt nichts thun, als daß ſie ſelbſt die Religion ehren, und die Religions-Lehranſtalten mit einſichtsvollen, redlichen, Männern zu beſetzen ſuchen. Hochachtung gegen die Religion zu verbreiten, iſt vorzüglich das Werk der Schriftſteller und Volkslehrer.

Es kann ſeyn, daß ihr Eifer, dem Volke Irrthümer und Vorurtheile zu benehmen, redlich iſt; da aber die Irrthümer und Vorurtheile ſehr genau in einander und mit der Wahrheit verſchlungen ſind: ſo rauben ſie dem Volke mehrentheils auch die Wahrheit, indem ſie ihm die Irrthümer entreiſſen. Es kann ſeyn, daß ſie es gut meynen, wenn ſie ſich bemühen, die Grundloſigkeit dieſes und jenes Beweiſes für das Daſeyn Gottes darzuthun. Da nun aber der Glaube an Gott bey vielen an dieſe Beweiſe geknüpft iſt, und ſie einen andern Beweis zu faſſen nicht fähig ſind: ſo rauben ſie ihnen, mit den Beweiſen für das Daſeyn der Gottheit, auch den Glauben an dieſelbe. Es kann ſeyn, daß ſie gute Abſichten haben, wenn ſie ihre Zeitgenoſſen vom Glauben an die Offenbarung abzubringen, und ſie lediglich an die Vernunft, als die Stimme Gottes in ihnen, zu weiſen ſuchen; ſie bedenken aber nicht, daß bey weitem der größere Theil der Menſchen noch gar keine Vernunft habe, daß das, was man Vernunft nennt, bey ihnen blos unentwickelter Keim ſey. Wenn er alſo durch die Offenbarung ſich nicht mehr leiten läßt, und die gebildete Vernunft ihm fehlt, wem wird er folgen? ſeinen Leidenſchaften. Die ſchwache unausgebildete Vernunft wird dabey weiter nichts thun, als — die Rechtmäßigkeit der Forderungen der Leidenſchaften zu vertheidigen, ſo wie gewiſſe feile Schriftſteller immer ihre Federn in Bereitſchaft halten, um die Räubereyen und Eroberungen ihrer Vorgeſetzten mit Gründen zu unterſtützen.

So lange noch nicht eine allgemeine Ausbildung der Vernunft da iſt, (und wenn wird dieſe kommen?) müſſen die Menſchen unter der Vormundſchaft bleiben, und durch Anſehen ſich leiten laſſen; ſo wie es gut iſt, wenn man dem Blinden einen redlichen Begleiter mit guten Augen zugeſellet.

Wenn es dem Schriftſteller und Religionslehrer mit der Religion nicht ein Scherz, wenn es ihm wirklich Ernſt iſt, dieſelbe zu verbreiten, ſo reiſſe er nicht mehr ein, ſondern baue! Das Einreiſſen iſt ja ohnedieß nur das Geſchäfte des Handlangers, das Aufbauen das Werk des Meiſters. Wer ſich alſo nicht zum Handlanger erniedrigen will, der baue! Fällt das Gebäude gut aus: ſo wird es Beyfall finden, man wird es in Beſitz nehmen, und das alte morſche Gebäude zuſammen ſtürzen laſſen.

Ohne Bild zu reden. Glaubſt du Schriftſteller oder Volkslehrer, daß deine Religionsbegriffe gereinigter als die gewöhnlichen ſind: ſo trage ſie vor, mache ſie annehmlich, verbreite ſie nach deinen Kräften, aber laß die Religion deiner Mitbürger unangetaſtet! Mag ſie doch gröſtentheils irrig und mit Aberglauben vermiſcht ſeyn — laß ſie unangetaſtet! Sind deine Religionsbegriffe wahr: ſo werden ſie gewiß nach und nach Eingang finden, und diejenigen, die ſie annehmen, werden ihren Irrthümern von ſelbſt entſagen, ohne daß du nöthig habeſt, ſie zu beſtreiten und lächerlich zu machen.

Glaubſt du das Daſeyn der Gottheit, das noch kein vernünftiger Menſch bezweifelte, mit gründlichern Beweiſen, als denen, die bisher üblich waren, darthun zu können, ſo trage ſie vor, entwickle ſie, preiſe ſie an, ſo gut du kannſt; aber laß alle andere, auf welche deine Mitbürger ihren Glauben an die Gottheit gründen, in ihren Würden. Sind deine Beweiſe wirklich das, wofür du ſie ausgiebſt: ſo werden ſie gewiß Beyfall finden, die vorigen werden nach und nach veraltern, und Leute, die deine Beweiſe nicht faſſen können, werden ſich mit den Beweiſen, an die ſie gewöhnt ſind, beruhigen. Sey kein Marktſchreyer und ſchlage die Verdienſte anderer Aerzte nicht nieder, um deiner neuerfundenen Latwerge Abgang zu verſchaffen! Meinſt du der Offenbarung entbehren, und mit den Ausſprüchen deiner Vernunft auskommen zu können: ſo folge deinen Einſichten; widerſtehe dem Drange nicht, deine Einſichten auch andern mitzutheilen, ermahne ſie ihre Vernunft auszubilden, auf ſie bey allen ihren Handlungen Rückſicht zu nehmen, und in ihren Ausſprüchen die Stimme Gottes zu verehren; aber mache die Offenbarung nicht verdächtig, die immer Bedürfniß für diejenigen bleiben wird, die der practiſchen Vernunft die nöthige Ausbildung nicht geben können. Bedenke, daß du mit dir ſelbſt im Widerſpruche biſt, wenn du deine Vernunft als Gottes Stimme betrachteſt, und die Verfaſſer der heiligen Bücher tadelſt, wenn ſie von ſich eben dieß, obgleich mit andern, ihrem Zeitalter eigenthümlichen, Ausdrücken ſagen.

Ich komme noch auf ein Paar andere Urſachen der Empörungsſucht der Teutſchen, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, zu reden, die weit ſtärker, als die beyden vorhergehenden, wirken, und bisher noch nicht genug beherzigt werden zu ſeyn ſcheinen.

Die eine iſt die große Armuth der Teutſchen. Sie iſt faſt in allen Ständen ſichtbar. Man iſt nicht mehr im Stande, mit ſeiner Einnahme ſeine Ausgaben zu beſtreiten, man macht Schulden, man geräth in drückende Sorgen, man wird endlich zur Verzweiflung gebracht. Und was iſt ſo ſchändlich, das dem Verzweifelnden nicht möglich wäre?

Zu ſchwach über ſich ſelbſt nachzudenken, die wahre Urſache ſeines Elends in ſich ſelbſt zu ſuchen und wegzuſchaffen, ſucht man ſie immer auſſer ſich. Zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ſchob man ſie auf den Teufel, am Ende deſſelben auf die Regierung. Iſt es bey einer ſolchen Lage und Stimmung wohl zu verwundern, wenn man den Sturz der Regierung und die Umkehrung aller bürgerlichen Ordnung wünſcht, und ſie zu befördern ſucht?

Und woher rühren dieſe bittere Armuth, dieſe nagenden Sorgen, dieſer, oft an Verzweiflung gränzende, Gram? fängt die Natur etwa an zu altern? vermindern ſich etwa ihre Kräfte, die unſern Vorfahren alle ihre Bedürfniſſe im Ueberfluſſe lieferten? Sie ergießt ihr Füllhorn weit reichlicher, ſeitdem die Landwirthſchaft ſo ſehr verbeſſert worden iſt. Oder hat der Krieg etwa unſere Vorrathskammern geleert? Dieß iſt wenigſtens in dem größern Theile des nördlichen Teutſchlands der Fall nicht. Oder werden die Früchte unſers Fleißes uns durch übermäßige Auflagen entzogen? dieß mag in einigen Winkeln Teutſchlands, die kleinen Tyrannen unterworfen zu ſeyn das Unglück haben, wohl geſchehen; aber die Abgaben des größern Theils ſind gewiß mäßig, zumal wenn ſie mit denen verglichen werden, die den benachbarten Ländern auferlegt ſind.

Der wahre Grund unſerer ſchimpflichen Dürftigkeit iſt die immer höher ſteigende Verſchwendung, die man mit dem unteutſchen Namen Luxus zu benennen

nen pflegt. Die Bedürfniſſe ſind am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ſo ſehr vervielfältigt, daß die mehreſten Hausväter zur Führung ihrer Haushaltungen wenigſtens viermal mehr nöthig haben, als ihre Großväter. Der Großvater begnügte ſich z. E. mit 2 Wohnzimmern, davon das eine ihm und ſeiner Familie, das andere dem Geſinde beſtimmt war; ein drittes war das Geſellſchaftszimmer, in welchem die Freunde des Hauſes bisweilen ihre Zuſammenkünfte hielten. Der Enkel verlangt ein Zimmer für ſich, ein zweytes für ſeine Frau, ein drittes für die Kinder, ein viertes für das Geſinde, ein fünftes zum Empfange der Freunde des Hauſes. Alle dieſe Zimmer müſſen mit Geräthſchaften verſehen ſeyn, die ungleich koſtbarer und weniger dauerhaft ſind, als diejenigen, die zu Anfange des Jahrhunderts gewöhnlich waren. Der Enkel des Mannes, der, bey dem Beſitze eines anſehnlichen Vermögens, demüthig durch die Straßen, ohne Bedienten, gieng, fährt jetzo ſtolz in ſeinem, mit 100 Carolins bezahlten, und mit Bedienten beſetzten, Wagen.

Man will behaupten, wir wendeten weniger auf unſere Mahlzeiten und Kleider, als unſere Vorfahren. Es kann ſeyn; allein unſere Vorfahren ſchmaußten ſelten, das Leben vieler ihrer Nachkommen iſt beynahe ein täglicher Schmaus.

Ihre Kleidung hatte innern Werth, machte einen Theil ihres Reichthums aus, der oft bis in das dritte Glied forterbte; die unſrige iſt dem Wechſel der Mode unterworfen, und wird, wenn dieſe ſie nicht mehr zu tragen erlaubt, in den Winkel geworfen. Wer wollte wohl in unſern Tagen es wagen, bey ſeiner ſilbernen Hochzeit, in dem Kleide zu erſcheinen, in welchem er ſeine Braut zum Altare führete?

Die verderblichſte unter allen Arten der Verſchwendung iſt aber gewiß die Zeitverſchwendung. Sonſt glaubte man die Zeit ſey zur Arbeit, und zum Erwerben beſtimmt, erlaubte ſich nur ſelten Tage der Erholung und des Vergnügens; itzo iſt der größere Theil unſerer Zeitgenoſſen vom Hange zum Vergnügen und zu Luſtbarkeiten, wie von einer anſteckenden Krankheit, ergriffen. Wenigſtens die Hälfte der

Lebenszeit wird am Spieltiſche, im Schauſpielhauſe, im Tanzſaale, in Thee- Punſch- oder Kaffeegeſellſchaften zugebracht, den übrigen Theil wendet man bloß deßwegen zur Arbeit an, um die Mittel, den Hang zum Vergnügen befriedigen zu können, zu erwerben. Was kann die Befriedigung dieſes Hangs anders hervorbringen, als Armuth? Wie viel Arbeit erfordert ſie! welche Unordnung bringt ſie in die Haushaltung! wie trocknet ſie jede Nahrungsquelle aus, die die Arbeitſamkeit zu öffnen pflegt! Freylich trifft man allenthalben Anſtalten an, die Dürftigkeit zu mindern, und neue Nahrungsquellen zu öffnen; man begünſtigt den Handel, errichtet Fabriken, beſtimmt Preiſe für den Anbau des Klees, Anpflanzung der Fruchtbäume, Urbarmachung des wüſten Landes; man ſucht reiche Familien ins Land zu ziehen — man thue aber noch mehr, es wird weiter nichts ſeyn, als Eingießen in ein bodenloſes Gefäß, und nichts mehr wirken als der Genuß nahrhafter Speiſen dem Unglücklichen, deſſen Lunge in Fäulniß übergegangen iſt.

Willſt du, mein Vaterland! geneſen, willſt du zu deiner alten Wohlhabenheit, deinem, dir ſonſt eigenem Biederſinne, und deiner Treue gegen deine Obrigkeit wieder gelangen! ſo ſteure der Verſchwendung des Geldes und der Zeit.

Steure — doch was helfen alle dieſe allgemeinen Ausrufungen an das Vaterland? das Vaterland hört ſie nicht, und keiner von denen, die ſie vernehmen, glaubt, daß ſie ihn angiengen: weil keiner das Vaterland ausmacht.

Beſſer iſt es wohl, daß es jedem geſagt werde, was er für ſein Theil zu thun habe, um der markausſaugenden Verſchwendung zu ſteuern.

Die Regierung und die Regierten müſſen einander freundſchaftlich die Hände, zur Vertilgung dieſes Ungeheuers, bieten.

Die Regierung kann Geſetze geben, Kleiderordnungen und Verordnungen machen, wie es bey geſellſchaftlichen Mahlzeiten, Bällen, in Schauſpielhäuſern gehalten werden ſoll; ſie kann Auflagen auf gewiſſe Arten der Verſchwendung machen. Dieß muß ſie wohl thun können: weil ſie es hier und da wirklich thut.

Wird aber dabey wohl der beabſichtigte Zweck erreicht? daran zweifle ich ſehr.

Das Volk ſieht jede neue Verordnung als Einſchränkung ſeiner Freyheit an, und hat, in gewiſſen Fällen, Recht. Durch dieſe Meynung entſteht Unwille, Verbitterung, die Liebe zur Regierung wird geſchwächt, man ſucht allerley Auswege, die Verordnung zu umgehen, und findet bald Mittel den Buchſtaben der Verordnung zu befolgen, und die gewohnte Verſchwendung doch unter einer andern Geſtalt fortzuſetzen.

In tauſend Fällen iſt es wirkſamer, wenn die Regierung handelt, als wenn ſie befiehlt. Auch in dieſem Falle wird ſie ihren Zweck ſicherer durch Handeln, als durch Befehlen, erreichen. Bildet ſich das Volk nicht immer nach dem Beyſpiele der Regierung? Finden ſich nicht in der Geſchichte Beyſpiele von Völkern, die ſonſt die Verſchwendung nicht kannten, und ſie von einer verſchwenderiſchen Regierung lernten? Wenn alſo die Regierung ſich durch weiſe Verwaltung ihrer Ausgaben auszeichnete, würde nicht wenigſtens ein großer Theil des Volks ihr nachahmen?

Freylich hat jede Regierung einen Hang ſich einen gewiſſen Glanz in den Augen des Volks zu verſchaffen. Es giebt aber zweyerley Arten von Glanz, der eine blendet, der andere verbreitet ein wohlthätiges Licht. Sicher iſt die letzte mehr zu empfehlen als die erſte. Die Menge von Bedienten, Reut- und Kutſchpferden, die Pracht der Schlöſſer und Zimmer, die koſtſpieligen Luſtbarkeiten u. d. g. blenden; Gecken gaffen ſie an, erſtaunen darüber und preiſen ſie. Die Vernünftigern, die ſich nicht blenden laſſen, denken darüber ganz anders.

Wenn aber eine Regierung Landſtraßen verbeſſert, Flüſſe ſchiffbar macht, Canäle anlegt, Verſorgungsanſtalten ſtiftet, die Schulen verbeſſert und andere Anſtalten trifft, wodurch das allgemeine Wohl, folglich auch ihr eigenes, befördert wird: ſo erwirbt ſie ſich einen wohlthätigen Glanz, der ſein Licht bis in ferne Länder, ja bis auf die Nachwelt verbreitet, und der gewiß auch dieſe Wirkung hat, daß er das Volk reitzt, auf eine ähnliche Art ſich auszuzeichnen und ſein Geld anzuwenden.

Die Regierung, ich verſtehe dadurch alle regierenden Perſonen, vom Fürſten bis zum Rathsherrn, kann der Verſchwendung ferner ſteuern, indem ſie die Verſchwender, die ihr nicht ganz unentbehrlich ſind, bey jeder Gelegenheit zurückſetzt und andere, die den Fleiß, die Häuslichkeit und Sparſamkeit lieben, vorzieht. Der Handwerksmann, der durch Kleidung, Hausgeräthe und einen mit Leckereyen beſetzten Tiſch, ſich auszuzeichnen ſuchet, ſollte von allen Arbeiten, die die Regierung bezahlt, ausgeſchloſſen ſeyn, und ſie ſollten einem andern übergeben werden, der durch gute Arbeit und vernünftige Einrichtung ſeiner Haushaltung die Aufmerkſamkeit anderer auf ſich zu ziehen weiß. Dem Zeit- und Geldverſchwender ſollte der Zutritt zu öffentlichen Aemtern verſagt ſeyn, und einem andern, der mit ſeinem Gelde und mit ſeiner Zeit ſparſam umgeht, falls er dazu die nöthige Geſchicklichkeit beſitzt, ſollten ſie zuerkannt werden.

Die Regierung ſollte es den Gedankenloſen, die durch allerley Prunk ſich hervorzuthun ſuchen, bey jeder Gelegenheit fühlen laſſen, daß ſie ſie verachte, und andern, die innern Werth haben, zu erkennen geben, daß ſie ſie ſchätze. Sie ſollte endlich nicht ſelbſt, um einer kleinen Vermehrung ihrer Einkünfte willen, die Gelegenheiten und Anlagen zur Zeit und Geldverſchwendung begünſtigen und vermehren.

Dieſe Art zu handeln würde gewiß wirkſamer ſeyn, als alle Verordnungen und Befehle. Um des Wohlſtands willen macht man größern Aufwand, als die Einnahme erlaubt; um des Wohlſtands willen beſetzt man die Tiſche, wo einfache Koſt ſtehen ſollte, mit Leckerbiſſen; um des Wohlſtands willen läßt man ſeine Geſchäffte liegen, übergiebt die Kinder dem Geſinde und ſucht Geſellſchaften; um des Wohlſtands willen macht man Schulden. Wenn nun aber die Regierung dahin arbeitete, daß dieſe Art zu handeln als Uebelſtand betrachtet würde; würde man dann nicht anfangen ſich derſelben zu ſchämen?

Unterdeſſen lehrt die Erfahrung, daß vieles Gute bloß deßwegen unterbleibt: weil man es von der Regierung erwartet, und ſich nicht Kräfte genug zutrauet, daſſelbe ohne höhern Beyſtand ſelbſt zu bewirwirken. Geſetzt nun, daß man das Schickſal hätte, unter einer Regierung zu leben, die ſelbſt verſchwendete, von welcher die Verſchwendung ſich bis in die niedrigen Claſſen verbreitete, von welcher man alſo nicht erwarten dürfte, daß ſie der Verſchwendung Einhalt thun werde: was ſoll man dann thun? Soll man ſich und die Seinigen durch den Strom fortreiſſen laſſen? Ich glaube man kann ſich, wenn man nur Muth genug hat, auch ohne Beyſtand der Regierung, nach einer Anhöhe hinarbeiten, die der Strom nicht erreichen kann. Man ſey nur ſtark und halte darauf, daß wenigſtens in der eigenen Familie die Lebensart nicht nach der herrſchenden Gewohnheit eingerichtet werde. Es wird darüber geſpottet, man wird deßwegen als Sonderling verſchrieen werden — man achte es nicht, man gehe ſeinen Weg mit feſtem Schritte fort, und man wird gewiß in der Folge finden, daß man beſteht, wenn die Spötter zu Grunde gehen; und am Ende doch noch den Beyfall der Vernünftigen erhalten.

Freylich fällt es dem einzelnen Manne ſchwer, ſich allein über die Vorurtheile hinauszuſetzen, ſich allein den Spöttereyen der übrigen Mitbürgerſchaft Preis zu geben: ſollte aber in einer Stadt die Gedankenloſigkeit wohl ſo hoch geſtiegen ſeyn, daß nur ein Vernünftiger, wie in Sodom und Gomorra nur ein Gerechter, darinne zu finden wäre? Kann man nicht als bekannt vorausſetzen, daß mehrere darinne ſind, die die Zerrüttung beſeufzen, welche Geld- und Zeitverſchwendung in ihren Haushaltungen anrichten? die mit Schaudern an den Abgrund denken, zu dem ſie durch die Verſchwendung getrieben werden, und ſchmachtend ſich nach einem Rettungsmittel umſehen? Wie? wenn man dieſe aufſuchete, und ſich mit ihnen, zu einer gewiſſen Abſonderung, zur Losſagung von gewiſſen verderblichen Gewohnheiten, zur Befolgung gewiſſer Grundſätze verbände? Wenn mehrere Familien ſich darüber vereinigten, daß ſie ſich einfach kleiden, eine einfache Tafel führen, ihren Umgang auf einen kleinen Kreis einſchränken wollten? — was würden dieſe nicht wirken können! Der Spott, der den einzelnen Mann beynahe niederdrückt, wird kaum empfunden, wenn ihn eine Geſellſchaft aushält,

hält; und der ungebahnte Weg, der höchſt mühſam iſt, wenn man ihn einſam wandeln muß, wird anmuthig, wenn man in guter Geſellſchaft iſt. Iſt durch eine ſolche Verbindung nicht ſchon in mehrern teutſchen Städten die koſtſpielige Trauerkleidung abgeſchafft worden? Warum ſollten durch dieſe Mittel nicht auch andere verderbliche Gewohnheiten verdrängt werden können?

Dieß ſind einige Urſachen, aus denen es ſich erklären läßt, warum der Teutſche, der ſonſt immer das Lob der Treue und Anhänglichkeit gegen ſeine Vorgeſetzten hatte, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ſo große Neigung zur Empörung blicken läßt.

Sie ſind es aber noch nicht alle. Ich komme noch auf eine andere zu reden, die wirkſamer als alle vorhergehenden iſt, und bisher faſt gar nicht beherzigt wurde. Es hätten die Ruſſen und Polen, und noch manche andere Völker ſich empören können, ohne daß es den Teutſchen eingefallen wäre ihr Beyſpiel nachzuahmen; da aber die Franzoſen gegen ihren Beherrſcher ſich auflehnen, ihn entthronen und ihre Staatsverfaſfaſſung umformen: ſo werden die Nachbaren von ihrem Empörungsgeiſte wie von einer peſtartigen Krankheit angeſteckt.

Der Teutſche, der vor vielen andern Völkern den großen Vorzug hat, daß er von eitelm Nationalſtolze frey iſt, die Verdienſte anderer Völker zu ſchätzen weiß, ihre Erfindungen und Schriften gehörig würdigt und benutzt, und deßwegen in verſchiedenen Rückſichten ſchneller fortſchreitet, als andere Völker, die, durch einen lächerlichen Dünkel geblendet, alles verachten, und auf Ausländer eben ſo verächtlich, wie ſonſt Griechen und Römer auf ſogenannte Barbaren, herabſehen; dieſer Teutſche vergißt ſeine Würde, erniedrigt ſich bis zum Affen, ſobald er von franzöſiſchen Erfindungen, Sitten und Gewohnheiten höret. Alles, was die Franzoſen thun, findet er vortrefflich, nicht deßwegen, weil es wirklich vortrefflich, ſondern weil es Franzöſiſch iſt. Deßwegen ordneten zeither die Franzöſiſchen Putzmacherinnen den Kopfputz der Teutſchen Weiber und Mädchen, und hatten Einfluß auf den Beutel der Teutſchen Männer. Deßwegen predigt man itzo Freyheit und Gleichheit, weil ſie von Franzoſen geprediget werden; und wenn mancher Mann mit glühendem Eifer die Ausgeburten der Franzöſiſchen Machthaber auf Teutſchen Boden zu verpflanzen ſucht: ſo geſchieht es aus dem nämlichen Grunde, aus dem ſeine Frau ſich entſchloß ihre Haarlocken, die bisher um ihren Buſen wallten, abzuſchneiden, und eine Perruque aufzuſetzen.

Woher rührt denn aber dieſe Affenliebe der Teutſchen zu allem, was Franzöſiſch iſt?

Der Grund davon liegt theils in den Franzoſen, theils in den Teutſchen.

In den Franzoſen, und zwar in ihrer ganz eigenen Gabe, andere für ſich einzunehmen. Ihre Gefälligkeit, Munterkeit, ihre Fertigkeit ſich an jeden anzuſchmiegen, jedem etwas Verbindliches zu ſagen, für jede nichtswürdige und ſchändliche Sache einen Namen zu finden, der der erſtern einen gewiſſen Glanz giebt, und die Abneigung gegen die letztern mindert, machen ſie allgemein beliebt, und verleiten andere leicht alles, was ſie ſagen und thun, gut zu finden und nachzuahmen.

Aber auch in den Teutſchen.

Hier komme ich auf einen Punkt zu reden, der manchen Ständen misfällig ſeyn wird. Mag es ſeyn! Ich ſchreibe nicht um zu gefallen, ſondern um Wahrheit zu verbreiten, die ſchlechterdings beherzigt werden muß, wenn Teutſchland gerettet, wenn es vor der Auflöſung und Unterjochung, von welcher es bedrohet wird, geſchützet werden ſoll.

Man hat bisher den Mittelſtand im Verdachte gehabt, daß er es vorzüglich ſey, der den franzöſiſchen Empörungsgeiſt auf Teutſchen Boden zu verpflanzen ſuche, und thut ihm nicht ganz Unrecht.

Aber der erſte Grund, warum der Mittelſtand ſo viele Anhänglichkeit an die Franzoſen zeigt, liegt in den höhern Ständen.

Fürſten! Grafen! Reichsfreyherrn! Adeliche! was für eine Sprache redetet ihr denn bisher in euern Familien und Cirkeln? — Teutſch? nicht doch — Franzöſiſch. Die Sprache des Volks, das euch ergeben ſeyn, das für euch ſein Blut und Leben aufopfern, das euch gegen die Franzoſen ſchützen ſoll, war euch zu rauh; die Franzöſiſche Sprache hatte in euern Ohren weit mehr Wohlklang

klang. Von wem ließt ihr denn euern Putz, euer Hausgeräthe verfertigen? von den Franzoſen. Die teutſchen Arbeiten ſchienen euch zu plump, in den Arbeiten der Franzoſen fandet ihr weit mehr Geſchmack. Verſchiedene wichtige Aemter, auf welche die Teutſchen das erſte Recht hatten, gabt ihr den Franzoſen. Wißt ihr denn aber nicht, daß die niedrigen Stände ſich nach den höhern bilden? Könnt ihr es denn Ihnen ſo ſehr zum Vorwurfe machen, wenn auch ſie, in dem, was Franzöſiſch iſt, mehr Geſchmack, als in dem, was Teutſch iſt, finden? Wenn ſie alle Schritte, die bisher die Franzoſen thaten, vor denen euch zum Theil die Haut ſchauderte, groß und nachahmungswürdig finden, und alle Anſtalten, die ihr zur Rettung des Vaterlands trefft, höhniſch tadeln? wenn ſie Franzoſen vergöttern, die ſich an die Spitze eines zuſammengerafften Heeres ſtellen, um ihr Vaterland zu vertheidigen, und den Teutſchen Mann, der für ſein Weib, ſeine Kinder, ſein Eigenthum, ſeine Religion fechtend, dem Feinde entgegen geht, als einen Schwärmer betrachten? Wenn ſie die Franzöſiſchen

Krieger eine Heldenſchaar und die Teutſchen einen Haufen elender Söldner nennen? Wenn ſie ihre Staatsverfaſſung als altväteriſch und närriſch verſchreyen, und die Einrichtung des franzöſiſchen Staates als muſterhaft anpreiſen? Fürwahr ihr könnt es nicht. Ihr habt den Ton angegeben, warum wollt ihr es denn übel nehmen, wenn die niedern Stände in den von euch angegebenen Ton einſtimmen?

Und wer ſind denn die erſten Erzieher und Erzieherinnen eurer Kinder? iſt es nicht wahr, mehrentheils Franzoſen und Franzöſinnen? ſchätzt ihr euch nicht glücklich, wenn ihr euern Söhnen einen Mann zum Geſellſchafter geben könnt, der die ächte Franzöſiche Ausſprache hat? ſeht ihr eine Franzöſiſche Gouvernante nicht als das vorzüglichſte Bedürfniß für eure Töchter an? Als wenn eine ächt Franzöſiſche Ausſprache das letzte Ziel wäre, wohin eure Teutſchen Kinder müßten geleitet werden! Wie? kann man nicht vortreflich Franzöſiſch ſprechen, und doch eine ſchlechte Geſinnung haben? Wie? wenn nun dieſe Geſinnung euren Kindern mitgetheilt, wenn ihre Sitten verderbt, wenn dadurch die Ehre und Ru-

Ruhe eurer Familie geſtöret würden? habt ihr davon nicht bereits traurige Erfahrungen gemacht?

Doch dieſe äußerſt wichtige Bedenklichkeit will ich mit Stillſchweigen übergehen. Ich will annehmen, die franzöſiſchen Erzieher und Erzieherinnen eurer Kinder wären ſämmtlich gute, ſittliche Menſchen, die die Erziehungskunſt verſtänden, und ausübten: ſo ſind ſie doch ſämmtlich — Franzoſen. Sie haben folglich ſämmtlich den — Fehler? nicht doch, die Tugend, wodurch ſie ſo manche Teutſche beſchämen, daß ſie mit ganzem Herzen an ihrem Vaterlande hängen. Es kann alſo nicht anders ſeyn, als daß ſie bey jeder Gelegenheit, die Sitten, die Gewohnheiten, die Natur und Kunſt ihres Vaterlandes loben, und alles, was Teutſch iſt, wenn ſie auch zu fein ſind, als daß ſie es wirklich ſagen ſollten, mit Mienen und Achſelzucken herabwürdigen, und ſo euren Kindern, wenn ſie es auch nicht immer zur Abſicht haben, eine Vorliebe zu Frankreich und eine Abneigung gegen das Teutſche Vaterland einflößen.

Wünſcht ihr nun wirklich, daß Teutſchland zu einer franzöſiſchen Provinz umgeformt werden ſoll, daß ihr eurer Würden und Güter beraubt werdet, daß unſre Sitten und Religion abgeſchafft, unſre Handlungsweiſe in Paris beſtimmt werden, die Früchte des Teutſchen Fleißes nach Paris fließen ſollen: ſo gehet auf dem betretenen Pfade fort, verbannet die Sprache eurer Vorfahren aus euern Familien und geſellſchaftlichen Kreiſen, ſprecht mit euren Kindern und Freunden Franzöſiſch; verachtet die Arbeiten der Landsleute und wendet die Einkünfte eurer Teutſchen Güter, und die Abgaben. eurer Teutſchen Unterthanen den Franzoſen zu, laßt euern und eurer Kinder Anzug nicht durch die Teutſche geſunde Vernunft, ſondern durch Pariſer Putzmacherinnen beſtimmen; ſchätzt teutſche Erzieher gering, und laßt die Denkungsart eurer Kinder durch Franzoſen und Franzöſinnen lenken. Auf dieſem Wege werdet ihr bald und ſicher zu euerm Ziele gelangen. Die Anhänglichkeit an Frankreich wird allgemein werden; man wird die Ankunft der franzöſiſchen Heere nicht erwarten, man wird ſie einladen, und, wenn ſie ſich unſern Gränzen nähern: ſo wird man, ſtatt gegen ſie zu fechten, ihnen die Thore öffnen, und jeder wird es ſich zum Verdienſte anrechnen, wenn er ihnen den Weg zu euern Schlöſſern und Schatzkammern zeigen kann.

Wünſcht ihr dieß aber nicht, ſehet ihr es als das größte Unglück an, von einem fremden Volke abhängig zu ſeyn; wollt ihr daß Teutſchland ferner frey, unabhängig ſeyn, einen ehrenvollen Platz in der Reihe gebildeter Staaten einnehmen, daß die Teutſchen bey ihren Sitten und Eigenthume bleiben ſollen, nun ſo ſeyd auch Teutſche; fühlt was es ſagen will, zu einem Volke zu gehören, das ſich ſchon lange durch tiefes Nachdenken, Erfindungsgeiſt, Tapferkeit und Treue auszeichnete, das die Stammmutter aller gebildeten Völker Europens iſt, — denn ſind nicht auch die Franzoſen Abkömmlinge von uns? — aus deſſen Blute faſt alle Europäiſchen Herrſcher abſtammen; zu einem Volke, aus deſſen Blute Guttenberg, Luther und Friederich der einzige entſprungen ſind! Sprecht Teutſch mit eurer Familie und euern Freunden! ſchätzt Teutſche Kunſt und Teutſchen Fleiß, ſucht beyde zu belohnen und zu erwecken, und laßt die Gelder, die ihr beſitzet, wieder in die Hände des Volks zurückfließen, dem ihr ſie zu verdanken habt! Laßt eure Teutſchen Söhne und Töchter durch Teutſche erziehen, denen ſelbſt Ausländer den Ruhm nicht ſtreitig machen, daß ſie in der Erziehungskunſt Meiſter ſind. Benützet das wirkliche Gute, das euch die Franzoſen lehrten, und mindert ſolche Laſten des Volks, durch die es wirklich niedergebeugt wird: und die Herzen des Volks werden ſich zu euch wenden. Von euern Schlöſſern aus wird ſich die Liebe, die Achtung für das Teutſche Vaterland, für Teutſches Verdienſt, für Teutſche Sitten, verbreiten. Die von Schlafſucht befallene Vaterlandsliebe wird erwachen, ſich ermannen, ihre Kräfte fühlen, das Teutſche Volk und ſeine Krieger beleben — welches Volk wird dann es wagen können in die Grenzen eines Landes zu dringen, das von der Vaterlandsliebe beſchirmt wird?

Verzeihet einem alten Teutſchen Manne, daß er ſo Teutſch ſpricht, und euch Dinge ſagt, die euch vielleicht noch nie zu Ohren kamen. Was er ſagt, iſt Wahrheit, ſie laut zu ſagen hielt er für Pflicht; ſie zu beherzigen iſt nun euere Sache. Ihr fürchtet alle das ſchreckliche Unglück, einem fremden Volke zinsbar zu werden, ihr macht zu Abwendung deſſelben die wirkſamſten Anſtalten; erlaubet mir aber es laut zu ſagen, daß ſie alle umſonſt ſind, daß Wälle und Schanzen, Geſchütz und Gewehr, Subſidiengelder, Coalitionen, Landſtürme, daß dieſe alle zu ſchwach ſind, das bevorſtehende Verderben abzuwenden: ſo lange die Vaterlandsliebe in Teutſchland nicht geweckt wird, und die Vertheidigung der Teutſchen Freyheit übernimmt.

Woher kommt der große Unwille der Bürgerlichen gegen den Adel?

Höchſt ungern laſſe ich mich auf die Beantwortung dieſer Frage ein, wodurch wenigſtens eine von beyden Partheyen beleidigt wird, da ich nicht geneigt bin, irgend jemanden zu beleidigen. Gleichwohl muß ich ſie beantworten, da ſie in einem Buche, das der Beförderung der Vaterlandsliebe geweyhet iſt, mit Stillſchweigen nicht übergangen werden kann. Denn wenn wir auf die erſten Quellen des Mangels an Vaterlandsliebe bey den Teutſchen zurückgehen, finden wir ſie nicht großentheils in dem faſt allgemeinen Unwillen der Bürgerlichen gegen den Adel? Glaubt nicht ein großer Theil der Bürgerlichen, daß nur dann erſt dem Vaterlande könne geholfen werden, wenn kein Adel mehr wäre? und muß ihm bey dieſem Glauben nicht ſein Vaterland, wo der Adel noch ſo zahlreich iſt, mißfallen? Hernach habe ich noch einen andern Grund, mich auf die Beantwortung dieſer Frage einzulaſſen. Es iſt dieſer, weil wenig Teutſche Männer ſich in einer

Lage befinden, in welcher ſie ſo ganz unpartheyiſch, wie ich, die Sache beurtheilen können.

Um die Leſer hiervon zu überzeugen, muß ich ſie erſt mit mir näher bekannt machen. Ich bin nicht von Adel, habe auch weder Wunſch noch Hoffnung jemals in den Adelſtand erhoben zu werden.

Vorliebe für den Adel kann mein Urtheil alſo nicht leiten.

Aber es hat mich auch, welches ich als ehrlicher Mann verſichern kann, nie ein Adelicher gedrückt, es iſt mir nie ein Adelicher vorgezogen worden, und kann mir nie einer vorgezogen werden. Da ich auf alle öffentlichen Aemter Verzicht gethan habe, und zufrieden bin, wenn ich in meinem kleinen Wirkungskreiſe Gutes ſtifte, wie kann mir da ein Adelicher vorgezogen werden? Mir kann es gleich viel gelten, ob meine Vorgeſetzten von adelicher oder von bürgerlicher Herkunft ſind, wenn ſie ſich nur immer durch Rechtſchaffenheit auszeichnen. Unwille gegen den Adel leitet mein Urtheil alſo nicht. Nicht die Abſicht irgend einer Parthey zu Gunſten oder zum Nachtheil zu reden, ſondern reine Vaterlandsliebe bewegt mich, die Frage, woher der Unwille der Bürgerlichen gegen den Adel rühre? zu beantworten.

Iſts vielleicht der Reichthum des Adels, der den Bürgerlichen gegen ihn einnimmt? ſo iſt dieſer Unwille höchſt ungerecht. Es giebt auch Reichthum im bürgerlichen Stande, ſo wie ſich auch unter dem Adel arme Familien befinden. Sollte alſo der Beſitz des Reichthums eines Standes den Unwillen des Aermern verdienen: ſo müßte der Unwille den bürgerlichen Stand wie den Adel treffen. Das ſcheele Aufſehen nach den Reichen iſt Wirkung des Neides, deſſen ſich jeder Rechtſchaffene ſchämen ſollte. Dünkt euch Reichthum ein wünſchenswerthes Gut zu ſeyn: ſo beneidet niemanden deßwegen, weil es doch zu nichts hilft, ſondern gebt euch lieber Mühe, ihn auf rechtlichen Wegen zu erwerben.

Oder ſind es vielleicht die Stammbäume, die Wappen der Adelichen? ſo iſt der Unwille hierüber wieder äußerſt unſittlich. Seine Geſchlechtsfolge ein Paar hundert Jahr hindurch führen, und ein Wappen haben können, das an einen berühmten Vorfahren,

ren, oder ein Gut, das er beſaß, erinnert, macht doch allemal Freude. Gewährt es nicht auch dem Bürgerlichen manches Vergnügen, wenn er ſeiner Familie von den Eltern, Großeltern und Urgroßeltern erzählen kann? Entſteht nicht oft auch in ihm der Wunſch, weiter in die Vorzeit einzudringen, und ſeinen Stammbaum bis in das graue Alterthum führen zu können? Dieß Glück wird ihm ſelten zu Theil; der Adel genießt es öfterer in einem größern Maaße, da der Adel weit ſorgfältiger ſein Geſchlechtsregiſter aufbewahret hat, als der bürgerliche Stand.

So iſt es nun einmal. Der Bürgerliche entbehrt gemeiniglich dieſe Art des Vergnügens, welche das Theil vieler Adelichen iſt. Was iſt nun dabey zu thun? der rechtſchaffene Mann gönnt dem Adelichen dieſe Freude, und wenn dieſer darauf ſtolz ſeyn ſollte, ſo — lächelt er. Sich darüber entrüſten, oder wohl gar dem Adel ſeine Urkunden rauben und ſeine Wappen zerſchlagen, iſt Barbarey, deren kein rechtlicher Teutſcher fähig ſeyn ſollte.

Oder ſinds vielleicht die Titel, die ſich der Adel beyleget? die Gnaden, die Excellenzen, mit denen er ſich benennen läßt? Freylich findet man dieſe, den Teutſchen vorzüglich eigene, Titelſucht unſchicklich und lächerlich, und, bey aller meiner Vaterlandsliebe, muß ich doch geſtehen, daß die Franzoſen, die von keinen Titeln etwas wiſſen, uns in dieſem Stücke beſchämen."

Allein iſt denn die Titelſucht etwa bloß dem Adel eigen? findet man ſie nicht eben ſo gut bey den Bürgerlichen? Ja wenn der bürgerliche Stand durchaus ſo viel Vernunft und Selbſtändigkeit hätte, daß er auf alle Titel Verzicht thäte, dann könnte er — und was denn? über die Titelſucht des Adels ſich entrüſten? dadurch würde er ihn nur glauben machen, daß die Titel wirklich einen Werth hätten; nein dann könnte er — über die noch fortdauernde Titelſucht des Adels lächeln.

Das Vernünftigſte, was alle Teutſchen Männer, ſie mögen von adelicher oder bürgerlicher Herkunft ſeyn, in dieſer Rückſicht thun könnten, wäre, daß ſie fortführen, ſo wie einige es bisher thaten, allen Titeln zu entſagen. Dann würden die Titel lächerlich werden, und die Lächerlichkeit der Titelſucht würde nur einzelne Perſonen, nicht mehr das Teutſche Volk treffen, und es in den Augen der Franzoſen herabſetzen.

Iſts aber vielleicht die Rangſucht des Adels, die allen Bürgerlichen den Zutritt zu ſeinen Zuſammenkünften verſagt, wodurch die Bürgerlichen gegen den Adel aufgebracht werden? Freylich iſt es kränkend, wenn Menſchen, die mit andern aus einerley Stoff gebauet ſind, ſich als Weſen höherer Art betrachten. Ich ſehe aber nicht ein, warum man ſich darüber entrüſten will. Ich kenne nur ein ſehr einfaches, aber ſicher wirkendes Mittel einem ſolchen Betragen das Kränkende zu benehmen. Es iſt dieſes: man dränge ſich nicht zu den adlichen Zirkeln, man meide ſie, man ſey ſich ſelbſt genug, dann kann man nicht zurückgewieſen werden.

Aber die Ungerechtigkeiten und Bedrückungen, die ſich hier und da der Adel zu Schulden kommen läßt, müſſen doch den bürgerlichen Stand gegen den Adel äußerſt aufbringen?

Daß hier und da der Adel ſich Ungerechtigkeiten und Bedrückungen zu Schulden kommen laſſe, kann nicht geleugnet werden, und daß hierdurch Unwille und Verbitterung bewirkt werden müſſe, iſt natürlich. Allein woher rühren dieſe Bedrückungen und Ungerechtigkeiten? Von dem Adelſtande der Bedrükker? welcher Vernünftige kann dieß glauben? Aus der Unvernunft dieſer Perſonen entſpringen ſie. Wollten wir auf unteutſche Art allen Adel verjagen oder tödten, und lauter Bürgerliche zu unſern Vorgeſetzten wählen: ſo würden die Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, wenn ſie ſich auch nicht vergrößerten, doch gewiß nicht mindern. Die Meynung, daß dann lauter aufgeklärte, Gerechtigkeit liebende, Männer das Wohl des Volks beſorgen würden, iſt ein ſüßer Traum, der verſchwindet, ſo bald man ihm Wirklichkeit geben will. Wer waren denn die Henkersknechte, die, vor einigen Jahren, die empörenden Auftritte in dem unglücklichen Frankreich veranſtalteten, und mehr Bedrückungen, Ungerechtigkeiten und Grauſamkeiten in wenigen Monaten verübten, als ſich der ganze Teutſche Adel in drey Jahrhunderten zu Schulden kommen ließ? keine Adliche, lauter Bürgerliche.

Man ſey alſo nicht ungerecht! man lege nicht Thorheiten, Fehler und Unſittlichkeiten, die der Adel mit dem bürgerlichen Stande gemein hat, jenem ausſchließend bey und werde deßhalb gegen ihn unwillig!

Aber, wird man antworten, wenn wir uns nun auch bey dem allen beruhigen wollten, iſt es nicht unerträglich, daß der Adel ausſchließungsweiſe das Recht zu den erſten Aemtern im Staate und bey dem Kriegsheere hat? daß der Bürgerliche, auch bey den vorzüglichſten Anlagen und Geſchicklichkeiten, bey dem größten Dienſteifer, ihm nachſtehen muß?

Was ſoll ich hierzu ſagen? kann es geleugnet werden, daß die erſten und einträglichſten Aemter immer ausſchließungsweiſe dem Adel ertheilt werden? oder ſollen die wenigen Ausnahmen von der Regel, die hier und da Statt finden, vielleicht jene Klage widerlegen? Beweiſen nicht eben dieſe Ausnahmen, daß die Erhebung des Adels zu den erſten Aemtern Regel iſt? Oder verlangt man, daß der Bürgerliche ſich dabey beruhigen ſoll? Für den einzelnen Mann, der in der bedrängten Lage iſt, daß er für einen andern, den er überſehen kann, arbeiten, und ihm den Lohn ſeiner Arbeit überlaſſen muß, iſt es freylich das Vernünftigſte, was er thun kann.

Wenn die Lage zu drückend wird: ſo kann der Mann vom Kopf und Kraft noch immer Auswege finden, ſich derſelben auf eine rechtliche Art zu entziehen.

Kann aber der Adel, kann das Vaterland ſich dabey beruhigen? dieß iſt eine ganz andere Frage.

Der Adel, wenigſtens derjenige Adel, der, außer ſeinen Ahnen, Gütern und Wappen, auch ſelbſt erworbene Vorzüge beſitzt, ſeine Vernunft und ſein Herz gebildet hat, kann nicht ruhig dabey ſeyn, wenn geſchickten, rechtſchaffenen, treuen Bürgern der Zutritt zu den erſten Aemtern verſagt, und andere weniger geſchickte, rechtſchaffene und treue, darum, weil ſie adlich ſind, ihnen vorgezogen werden. Iſt denn dieß nicht unrecht? Wenn man ſein Kind oder ſeinen Anverwandten zu einer Stelle befördert, die einem andern, wegen ſeiner geleiſteten treuen Dienſte, und den dabey erworbenen Einſichten und Geſchicklichkeiten, gebührt, raubt man denn da nicht einem

nem andern das Seinige? Sonſt glaubte man vielleicht, es müſſe ſo ſeyn, allein itzo ſieht jedermann das Unſittliche eines ſolchen Raubes ein; wie kann man ſich dabey beruhigen?

Und iſt es denn etwa ſo eine glückliche Lage, der Vorgeſetzte von Männern zu ſeyn, von denen man überſehen wird? die alles beſſer wiſſen, beſſer können?

Wie kann ſich ferner das Vaterland dabey beruhigen? dieſem muß doch daran gelegen ſeyn, daß ſo viel als möglich, die weiſeſten und rechtſchaffenſten zu den erſten Aemtern erhoben werden; daß das Staatsruder in die Hände des Mannes komme, der zur Führung deſſelben die nöthige Weisheit und Kraft hat; daß die Aufſicht über das Forſtweſen derjenige bekomme, der ſich dazu die vorzüglichſten Einſichten erwarb; daß man im Kriege das Wohl des Vaterlandes, das Blut und Leben der Unterthanen ſolchen Perſonen anvertraue, die dazu die nöthigen Erfahrungen, den nöthigen Muth und die nöthige Klugheit beſitzen; daß überhaupt bey Beſetzung der Aemter gefragt werde, wer biſt Du? und nicht, wer iſt dein Vater?

Geſchieht dieß nicht: ſo müſſen nothwendig viele Aemter ſchlecht verwaltet werden und ein unermeßlicher Schade daraus für das Vaterland entſtehen. Zur Rettung des Vaterlandes, zur Beſiegung eines furchtbaren Feindes iſt oft nur Ein Kopf nöthig; wodurch erhielt Frankreich am Ende des Jahrhunderts ſeine ſo furchtbare, das Teutſche Vaterland ſo niederbeugende Größe? von ſeinen 25 Millionen Menſchen? die hatte es immer und mußte doch eine Zeitlang den Teutſchen weichen; nein, von einem Kopfe rühret Frankreichs furchtbare Größe her.

Wenn nun dieſer eine Kopf, anſtatt an die Spitze des Heeres geſtellt zu werden, deßwegen, weil er bürgerlich iſt, die Flinte tragen muß, kann da das Vaterland gerettet werden?

Dem Vaterlande muß unendlich viel daran gelegen ſeyn, daß die beſten Köpfe in ſein Intereſſe gezogen werden, und an der mühſamen Lenkung des Volks Theil nehmen. Wird dieſes aber wohl geſchehen, wenn nur die Geburt das Recht zu gewiſſen Aemtern giebt? Daß es unter dem Adel vortreffliche Köpfe giebt, welcher Vernünftige wird dieß leugnen? Man ſieht ja in vielen Teutſchen Ländern Adeliche von ausgezeichneten Einſichten die erſten Stellen im Staate bekleiden; aber im bürgerlichen Stande muß es noch mehr gute Köpfe geben, deßwegen, weil er zahlreicher iſt. Wenn nun dieſe immer zurückgeſetzt werden: ſo entſteht eine Oppoſitionsparthey, die, anſtatt den Zügel halten zu helfen, immer darauf ſinnt, wie ſie ihn abſtreifen will. Was für den Körper des Menſchen ein Krebsſchade iſt, das iſt dieſe Verſtimmung für den Staatskörper. Wenn dieſe Uebel nicht ſchleunig gehoben werden: ſo welken beyde Körper dem Untergange entgegen.

Daß ſich über dieſen Punkt noch vieles, ſehr vieles ſagen ließe, begreift jeder denkende Leſer; ich breche aber demohngeachtet ab. Für den Weiſen habe ich genug geſagt. Er verſteht meine Winke und denkt darüber nach. Der Unweiſe aber, dem Vorurtheile, ſtatt Grundſätze, dienen, wird doch nicht ungeändert werden, wenn man auch für ihn ein ganzes Buch ſchriebe.

Um beſſerer Ueberſicht willen faſſe ich alles kurz zuſammen. Wenn das Vaterland gerettet werden ſoll: ſo müſſen Adel und Bürgerſtand in möglichſter Eintracht leben. Die Zwietracht zerſtört alles. Soll dieſe Eintracht hergeſtellt werden: ſo muß der Bürgerſtand alle niedrige Eiferſucht auf Vortheile ablegen, die der Adel nun einmal hat, und die man ihm, ohne ungerecht zu ſeyn, nicht entreiſſen kann; er muß ferner Thorheiten und Ungerechtigkeiten, die einige Adeliche zeigen, und die ſie mit verſchiedenen Bürgerlichen gemein haben, nicht ausſchließungsweiſe dem ganzen Adel zur Laſt legen. Hingegen muß auch der rechtſchaffene, einſichtsvolle, thätige Bürgerliche die Hoffnung haben, durch Dienſteifer ſich den Weg zu den erſten Aemtern im Staate bahnen zu können.

Wie dieſe Einrichtung zu treffen ſey, kann und mag ich nicht beſtimmen; nur dieß bemerke ich, ſie muß ungefordert und nach und nach geſchehen.

Wenn ſich nun ein Teutſcher Staat fände, der dieſe Vorſchläge beherzigte und befolgte: ſo dürfte man deßwegen doch nicht erwarten, daß nun alle öffentlichen Aemter mit den rechtſchaffenſten und weiſeſten Männern würden beſetzt werden. Der Bürgerliche iſt ſo gut Menſch, als der Adeliche, und wenn er mehr Einfluß auf die Beſetzung öffentlicher Aemter bekommt, ſo wird er ſeine Verwandten und Freunde eben ſo begünſtigen, als es bisher oft Adeliche thaten. Beſſer wird es aber dann in vieler Rückſicht gewiß werden. Der Unwille der Bürgerlichen gegen den Adel wird ſich nach und nach verliehren, und viele gute Köpfe, die bisher an Arbeiten geſchmiedet lebten, die ihrer Kräfte unwürdig waren, und deßwegen immer unwillig der Regierung entgegen arbeiteten, werden nun die Stufen erſteigen, für die ſie beſtimmt ſind, und — den Zügel führen helfen. So könnte denn nach und nach mehrere Gleichheit eingeführet werden, ohne einen Tropfen Blut dabey zu vergießen.

Verbeſſerung und Umwälzung.

Verbeſſerung und Umwälzung werden oft für gleichbedeutende Namen gehalten, bezeichnen aber ganz verſchiedene Sachen. Es iſt nöthig dieß zu bemerken, weil ſie ſonſt leicht mit einander verwechſelt werden, und die Verwechſelung dem Staate gemeiniglich ſo nachtheilig iſt, als die Verwechſelung der Arzneygläſer dem Kranken.

Fürſt Adelbert arbeitet jeder Verbeſſerung ſeines Staates entgegen: weil er ſie für Umwälzung hält; und Hofrath Deneb erregt eine Umwälzung, da er doch eine Verbeſſerung ſucht.

Was Verbeſſerung eigentlich ſey, lehrt ſchon der Name. Die Verbeſſerung führt etwas Beſſeres ein, und verdrängt dadurch das alte Fehlerhafte. Die Umwälzung aber zerſchlägt und zertrümmert das Alte, unbeſorgt, wo etwas Beſſeres herkommen ſoll.

Die Verbeſſerung iſt ein Werk des ſtillen Nachdenkens, die Umwälzung ein Werk der Argliſt und der Wuth. Jene iſt eine Tochter der Weisheit, dieſe hat die Leidenſchaft zu ihrer Mutter. Die Feder und die

Druk-

Druckerpreſſe ſind die Werkzeuge, deren ſich die Weisheit bedient, um ihrer Tochter den Eingang in die Welt zu verſchaffen; Umwälzung hingegen wird durch Dolch, Pike und Geſchütz, befördert.

Die Verbeſſerung wächſt langſam empor, gleich der Kreuzkirche zu Dresden; die Umwälzung hingegen, iſt ſie einmahl zu Kraft gekommen, wirkt ſchnell, wie das Erdbeben in Calabrien. Die Wirkungen der erſten ſind wohlthätig, die Wirkungen der letzten ſind wie die des Erdbebens in Calabrien.

Verbeſſerung muß jeder weiſe und rechtſchaffene Mann zu befördern ſuchen; Umwälzung kann kein Weiſer und Rechtſchaffner vorſetzlich herbeyführen. Ich ſage vorſetzlich herbeyführen. Zufällig kann auch der Weiſeſte und Edelſte in dieſelbe verwickelt werden. War dieß nicht das Schickſal vieler weiſen und edeldenkenden Franzoſen?

Meine Einſichten ſind zu eingeſchränkt, als daß ich beſtimmen könnte, welches Volk am mehreſten für Verbeſſerung gethan habe. Daß aber das Teutſche Volk zu allen Zeiten, und beſonders im geendigten Jahrhunderte, viel verbeſſert habe, und in Anſehung dieſes Punkts keinem andern Volke nachſtehe, wer kann dieß läugnen? War es nicht ein Teutſcher, der im ſechzehnten Jahrhunderte eine Verbeſſerung zu Stande brachte, die ſich über ganz Europa verbreitete, und deren wohlthätige Wirkungen noch itzo empfunden werden?

Und wieviel haben die Teutſchen in dem geendigten Jahrhunderte gebeſſert! Wie rein iſt die Religion, die ſie lehren! wie ſehr iſt ihre Erziehung vervollkommnet! welche Fortſchritte haben ſie in der Landwirthſchaft gemacht! wie muſterhaft ſind ihre Armenverſorgungsanſtalten, vorzüglich in Hamburg! in wie vielen Teutſchen Ländern iſt die Leibeigenſchaft aufgehoben! wie landesväterlich ſind die Preuſſiſche, Churſächſiſche, Gothaiſche, Braunſchweigiſche und viele andre Regierungen! das Preuſſiſche Geſetzbuch, iſt es nicht eine Ehre für Teutſchland?

Freilich ſind wir noch lange nicht was wir ſeyn ſollten, und ſeyn könnten. Kein Teutſcher Staat iſt von Gebrechen frey. Keiner, deſſen Geſetze keiner Verbeſſerung fähig wären; keiner, deſſen Geſetze durch Unterbeamten nicht gemißbraucht würden, u. ſ. w. Aber, wo iſt denn das Volk zu finden, deſſen Staatsverfaſſung weniger mangelhaft wäre?

Ihr Teutſchen Männer, deren Buſen durch Eifer für das Gute gewärmt wird, verhehlet einander dieſe Mängel nicht, beſchönigt ſie nicht, beherziget ſie, und wendet eure Vernunft an, um Mittel zu finden, ſie nach und nach wegzuräumen. Bedient euch der Freyheit, die ein großer Theil des Vaterlandes genießt, freymüthig zu dem Teutſchen Volke ſprechen zu können, und tragt eure Vorſchläge zur Verbeſſerung mit Beſcheidenheit und Nachdruck vor. Zündet aber das fehlerhafte Gebäude nicht an, damit die Flamme nicht die danebenſtehenden bequemen und dauerhaften Wohnungen zugleich in die Aſche lege, und euch in die Nothwendigkeit ſetze, für eure Familien Erdhütten aufzuwerfen. Beſſert es aus, wenn es Ausbeſſerung verdient, und, iſt es derſelben nicht werth, ſo laſſet es ſtehen, und führet ein vollkommneres auf.

So werdet ihr, zwar mit langſamen, aber doch mit ſichern und feſten, Schritten euch immer mehr dem Ziele nähern, welches alle gebildete Völker zu erreichen wünſchen.

Luiſe und Friederike.

Thusnelde hatte zwey Töchter, Luiſen und Friederiken, die von ganz verſchiedener Sinnesart waren. Luiſe war äußerſt lebhaft, faßte ſchnell, und hatte einen Witz, der gefiel und Bewunderung erregte. Durch ihren ſchlanken Wuchs und ihre ſchwarzen Augen nahm ſie jeden ein, der ſie ſahe. Man gab ihr aber ſchuld, daß ſie zu leichtfertig ſey und oft ohne Ueberlegung handele.

Friederike faßte etwas langſam, was ſie aber einmal gefaßt hatte, das behielt ſie, und überdachte es. Ihr Witz war nicht glänzend; ſie war wohlgebildet aber nicht ſchön, und ihr blaues ſchmachtendes Auge machte nur auf wenige Eindruck. Uebrigens war ſie in ihren Handlungen bedachtſam, und ſuchte ſich durch Rechtſchaffenheit auszuzeichnen.

Ich nenne Luiſen zuerſt, ob ſie gleich jünger als ihre Schweſter war: weil ſie faſt immer ihrer Schweſter den Rang ablief. Schon im funfzehnten Jahre heyrathete ſie, ihre Schweſter bekam erſt im zwanzigſten Jahre einen Mann.

Gleich in den erſten Wochen ihrer Ehe fühlte ſie bey ſich die Wirkung der ehelichen Liebe, und machte ſogleich ihre Endeckung allen bekannt, mit denen ſie in einigem Verhältniſſe ſtund, ſo daß in allen Geſellſchaften, einige Zeit, der vorzüglichſte Gegenſtand der Unterhaltung Luiſens Schwangerſchaft war.

Friederike hatte ſchon zwey Monathe eher bey ſich gefühlt, was ihre Schweſter von ſich bekannt machte; ſie ſuchte es aber zu verbergen, und, auſſer ihrem Manne, wußte niemand etwas davon. Fragte man ſie ſcherzend, ob ſie nicht bald Mutter werden würde? ſo erröthete ſie, und ſagte — damit hat es noch Zeit. Luiſe folgte ihrem Hange zum Vergnügen, und zu Luſtbarkeiten, ohne auf das, was ſie unter ihrem Herzen trug, Rückſicht zu nehmen; ſie tanzte, walzete, ritt aus, ſprengte oft, mit ihrem aufgelaufenen Leibe, durch die Straßen, und lachte laut auf, wenn man ſie erinnerte, auf die Umſtände, in denen ſie ſich befände, Rückſicht zu nehmen. Dabey war ſie heftig, und ließ durch die geringſte Unannehmlichkeit, die in ihrem Hauſe vorfiel, ſich oft ſo in Zorn bringen, daß ihr alle Glieder zitterten, und ſie ſich die heftigſten Schmähungen erlaubte.

Der Erfolg davon war eine zu frühe Niederkunft. Schon im achten Monathe wurde ſie von Geburtsſchmerzen überfallen. Sie waren ſehr heftig, ſie aber war noch heftiger, und ſchrie ſo ſtark, daß die ganze Straße durch ihr Geſchrey beunruhigt wurde, und die ganze Stadt von ihrer Entbindung ſprach. Am Ende brachte ſie einen Schwächling zur Welt, nachdem ſie einen ſehr ſtarken Blutverluſt erlitten hatte, der ihr eine ſtarke Ohnmacht zuzog.

Durch mancherley Künſteleyen, die vielen Aufwand erforderten, und Luiſens Vermögen erſchöpften, wurde der kleine Franz erhalten.

Ganz anders betrug ſich Friederike. Ohne Geräuſch war ſie thätig in ihrem Hausweſen, machte faſt täglich einen Spaziergang in die freye Natur, entſagte aber allen Luſtbarkeiten, die das Geblüt in Bewegung ſetzen, und ſuchte ſich in der Gedult und Sanftmuth zu üben.

Endlich brachte ſie die Frucht zur Welt, die ſie neun Monathe unter ihrem Herzen getragen hatte.

Die Entbindung war in 17 1/2 Minuten, ohne große Anſtrengung und Schmerzen, geſchehen, weil das Knäblein reif war und Kraft hatte, ſich ſelbſt zu helfen.

Es war ein geſundes, kraftvolles, wohlgebildetes Knäblein, bey deſſen Anblick Friederike Freudenthränen weinte. Sie nährte es zärtlich an ihren Brüſten, die mit Nahrungsſafte überflüßig angefüllet waren.

Sie ſelbſt blieb munter, behielt ihre blühende Geſichtsfarbe, und konnte in der vierten Woche nach ihrer Niederkunft ſich in Geſellſchaft zeigen, ohne ein anderes Zeichen ihrer Niederkunft an ſich zu haben, als den kleinen kraftvollen Herrmann, den ſie auf ihren Armen trug.

Herrmann wuchs und ward ſtark am Geiſt und Leibe, wurde die Freude, Ehre und Stütze ſeiner Mutter, und verrichtete viel Großes und Rühmliches, welches man in dem Taſchenbuche zur Beförderung der Vaterlandsliebe, für das Jahr 1901, wird aufgezeichnet leſen können.

Luiſens Schikſal war weit trauriger. Von dem Verluſte an Blut und Kräften, den ſie bey ih-

ihrer zu frühen Entbindung erlitten hatte, konnte ſie ſich nie ganz wieder erholen. Zwar ſuchte ſie ſich durch Schminke und Anſätze von Baumwolle und Pappe ein jugendliches Anſehn zugeben, und hatte es wirklich, ſo lange man ſie in der Ferne von hinten ſahe; näherte man ſich ihr aber, und blickte ihr in die Augen, ſo verrieth ihr matter Blick, ihr kraftloſer Anſtand, und noch mehreres ihre Schwäche.

Nach zehen kummervollen Jahren, die ſie auf die theure Pflege ihrer unzeitigen Geburt gewendet hatte, ſtarb dieſe doch dahin. Alle Aufopferungen von Blut, Kraft und Geld, waren umſonſt gemacht.

Thusnelde ließ Thränen der bitterſten Wehmuth auf den Leichnam ihres Enkels fallen. Ach Luiſe! ſeufzete ſie, was für eine glückliche Mutter hätteſt du werden können, wenn du mit mehr Ueberlegung gehandelt hätteſt! *Kinder zu empfangen iſt keine Kunſt, aber ſie zu gebähren und zu erziehen, das iſt eine.*

Empfehlung der Naturgeſchichte.

Das geendigte Jahrhundert hat vor ſeinen Vorgängern, unter vielen Vorzügen, auch dieſen, daß die Beobachtung der Natur, während deſſelben, weit ausgebreiteter, als jemals, war. Sonſt waren immer nur wenige, die ſich um die Natur bekümmerten, die übrigen richteten ihre Aufmerkſamkeit blos auf ihre Geſchäffte, oder gruben ſich in Bücher ein, oder ſuchten die Geheimniſſe der Gottheit zu erforſchen, oder beſchäfftigten ſich mit allgemeinen abgezogenen Begriffen.

Seit dem Linne' die Welt belehret und faſt alle Naturerzeugniſſe benennet und in Claſſen geordnet hat, iſt die Beobachtung der Natur weit ausgebreiteter, und ſeit einigen Jahren wird es immer gewöhnlicher, die Naturgeſchichte in Teutſchen Schulen zu lehren.

Dadurch hat Teutſchland ungemein viel gewonnen, es hat die Reichthümer kennen lernen, die die Natur in ihrem Schooße enthält, hat ſich mit den Geſetzen, nach welchen ſie wirkt, bekannter gemacht, und wird noch mehr gewinnen, wenn ſeine Burger fortfahren, ihre Aufmerkſamkeit auf die Natur zu richten. Der Landmann, der Handwerker, der Kaufmann, jeder wird Vortheil davon ziehen. Dieß alles auseinander zu ſetzen, iſt hier der Ort nicht.

Um aber doch ein Exempel zugeben: ſo bemerke ich nur, wieviel der Staatsmann bey Beobachtung der Natur gewinnen würde. Wenn er ihre unabanderlichen Geſetze kennte; ſo würde er ſie ehren, bey Entwerfung ſeiner Plane darauf Rückſicht nehmen, und dann immer auf eine glückliche Ausführung derſelben rechnen können. Iſt er hingegen mit den Naturgeſetzen unbekannt: ſo iſt er in ſteter Gefahr, ihnen entgegen zu handeln, und ſo ſich ſelbſt entgegen zu arbeiten, indem die Natur ihre Rechte behauptet und ihre Geſetze nicht verletzen läßt.

So iſt es z. B. Naturgeſetz, daß jedes lebende Weſen nur Einen Kopf haben muß, der ſeine Maſchine lenken ſoll. Zwar wird hier und da ein Thier mit zwey Köpfen gebildet, aber dieß iſt Abweichung von der Natur, Mißgeburt, die ihr Daſeyn nicht behaupten kann, und daher nach ein Paar Stunden wieder dahin ſtirbt. Der Staat iſt ein beſeelter Körper, deſſen Glieder zu einem Zwecke verbunden ſind. Sollte er wohl ſein Daſeyn lange behaupten können, wenn er mehr als Einen Kopf hat?

Ferner iſt es Naturgeſetz: alles, was groß werden ſoll, muß erſt klein ſeyn. Der fünfhundertjährige Eichenbaum, der itzo ſeinen Schatten weit wirft, und einem Eichenwalde ſein Daſeyn gab, war ſonſt Keim, der in der Erde ſich entwickelte, erſt als Sprößling hervorgieng, dann zum ſchwachen Reiſe, ferner zum Bäumchen, endlich zum Baume wurde. So war auch der Elephant und jedes andere Thier anfänglich klein. Nichts von dem, was die Natur hervorbringt, ſtellt ſie ſogleich in ſeiner Größe dar. Nur ihre Zerſtörungen, ihre Erdbeben, ihre Stürme, ihre Wolkenbrüche ſind ſogleich groß, ſobald wir ſie bemerken. Wenn Staatsmänner, bey Entwerfung und Ausführung ihrer Plane, dieſes Geſetz ſtets vor Augen hätten; ſo würden ſie ſich gewiß davon einen beſſern Erfolg, als den gewöhnlichen, verſprechen können. Die Vernachläſſigung dieſes Geſetzes ſcheint mir eine vorzügliche Urſache zu ſeyn, warum ſo mancher durchdachte, wohlthätige, Plan ſcheitert.

So mancher Staatsmann, der vom Eifer, ſein Land zu heben, getrieben wird, läßt ſich dadurch verleiten, ſogleich das Ganze zu verbeſſern, ſogleich Geſetze fürs Ganze zu geben, eine gute Einrichtung für das Ganze zu machen — und es mislingt faſt immer. Große Geldſummen werden angewendet, große Kräfte in Thätigkeit geſetzt, die hernach, wenn der Zweck nicht erreicht wird, verlohren ſind. Durch ſolche mislungene Unternehmungen wird ſo mancher abgeſchreckt, kleinmüthig, mistrauiſch und abgeneigt gemacht, ferner etwas für die Verbeſſerung des Staats zu thun.

Wie konnte dieß aber anders kommen? er vernachläſſigte ein Naturgeſetz. Statt daß er ſeinen Plan hätte klein anfangen, und dann nach und nach immer ins Größere treiben ſollen, wollte er, mit einemmale etwas Großes hinſtellen.

Wenn eine neue Einrichtung gederhen ſoll: ſo iſt es unumgänglich nöthig, daß die Menſchen, für die ſie gemacht wird, dafür Sinn haben, ſich von ihrer

Güte überzeugen, und ſie deßwegen mit Vergnügen zu befördern ſuchen. Iſt dieß nicht: ſo kann man beynahe mit Gewißheit vorausſagen, daß die neue Einrichtung entweder gar nicht zu Stande kommen, oder bald wieder in Vergeſſenheit gerathen werde. Die Leute, die über Befolgung und Erhaltung derſelben wachen ſollten, haben dazu weder die nöthige Luſt, noch Geſchicklichkeit, und andere, die ſich danach richten ſollten, arbeiten ihr, zwar nicht öffentlich, aber doch heimlich, entgegen, legen ſo viele Hinderniſſe in den Weg, ſuchen ſo viele Ausflüchte, um ſich ihr zu entziehen, daß ſie nach und nach wieder verſchwindet, ſo wie die Bäumchen wieder verwelken, die man an die Landſtraße pflanzet, wenn die daran gränzenden Ackerbeſitzer, in der Meynung, daß die Baumwurzeln ihren Aeckern die Nahrung entzögen, ſie im Vorbeygehen in die Höhe ziehen, oder Einſchnitte in die Stämmchen machen.

Wie kann man aber glauben, daß ein ganzer Staat, zumal, wenn er aus Leuten zuſammengeſetzt iſt, die in Anſehung ihrer Bildung, Sprache, Sitten, Religion, äußerſt verſchieden ſind, ſogleich die

Güte einer Einrichtung, die für ihn gemacht wird, begreifen werde?

Es treten ferner bey Ausführung eines jeden Planes ſo viel Schwierigkeiten ein, die oft der klügſte Kopf nicht vorausſehen kann. Iſt nun der Plan groß angefangen und wird vereitelt: ſo geht eine Menge Geld, Zeit und Kraft verlohren, und — man verliehrt das Zutrauen des Volks.

Iſts alſo nicht beſſer, wenn man die Natur nachahmt und jeden Entwurf, den man ins Große treiben will, ganz klein anfängt? Man ſuche einige Leute, die dafür Sinn haben, man theile ihnen ſeinen Plan im Stillen mit, man ermuntere ſie an demſelben Theil zu nehmen, man unterſtütze ſie dabey! Zeigt nun die Erfahrung daß man ſich geirret habe, daß der entworfene Plan Hirngeſpinnſt ſey, das dahin welkt, ſobald es aus dem Gehirne in die freye Luft kommt: ſo iſt die Sache bald abgethan; man zieht ſich, ohne vieles Geräuſch, mit einem kleinen Verluſt an Zeit, Geld und Kraft, zurück, und hat dabey noch immer den Gewinn, daß man vor größerm Schaden gewarnet iſt. Gelingt hingegen die

Unternehmung, ſo zieht ſie bald die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich, wird anfänglich nach der, den Menſchen eigenen Art, getadelt, nach und nach aber auch gelobt; einer nach dem andern wird von ihrer Güte überzeugt, und geneigt gemacht, ſie zu begünſtigen. Hier und da äußert man den Wunſch, daß dieſe Einrichtung weiter verbreitet werde, und befördert ſie mit Vergnügen, ſobald dazu Gelegenheit gegeben wird.

Willſt du z. E. die Schulen verbeſſern: ſo mache dir einen Entwurf über das, was ſoll gelehrt werden, über Lehrart, über Behandlungsart der Schüler, aber hüte dich ihn ſogleich zum Landesgeſetz zu erheben, und zu fordern, daß alle Schulen darnach eingerichtet werden ſollen. Die Schullehrer, die nun einmal an die alte Lehrart gewöhnt, zum Theil bey derſelben grau geworden ſind, werden deinen Plan nicht gut finden, ſie werden ihn tadeln und andere dagegen einzunehmen ſuchen; und wenn du ſie auch zwingen kannſt, ſich demſelben zu unterwerfen: ſo wird es doch mit Widerwillen geſchehen, und, da es ihnen an der zur Ausführung nöthigen

Geſchicklichkeit, fehlt, ſo wird alles ſchlecht gehen. und du wirſt dich in deinen Erwartungen getäuſcht finden.

Suche dir lieber den Schulmann heraus, der bisher unzufrieden mit dem bisherigen Schulplane war, und Verbeſſerung deſſelben wünſchte, mache ihn zu deinem Vertrauten und Rathgeber; haſt du ihn für deinen Plan eingenommen, ſo ermuntere ihn zur Ausführung und gieb ihm dazu die nöthige Unterſtützung. Gelingt es ihm ſeine Schule zu einer höhern Stufe der Vollkommenheit zu bringen: ſo wird ſie bald Beyfall finden, beſucht und geprüft werden; der Wunſch ähnliche Schulen zu haben, wird hier und da laut werden; und dann biſt du im Stande deine Verbeſſerung immer weiter zu verbreiten.

Willſt du in deinem Lande die Leibeigenſchaft aufheben: ſo fahre nur nicht gerade zu und kündige allen Leibeigenen die Freyheit an. Dieſes mehrentheils träge, an Druck gewöhnte, Geſchlecht, das von ſeinen Treibern weiter nichts als Vermehrung ſeiner Bürden erwartet, wird deine Güte nicht zu ſchätzen wiſſen, dir nicht dafür danken, mit Mistrauen und

Unwillen ſie annehmen, ſeine Freyheit misbrauchen und durch Ausſchweifungen und Trägheit ſich noch elender machen, als es vorher war.

Mache dich vielmehr zuvor mit deinen Leibeigenen, ihrer Haushaltung, Denk- und Lebensart bekannt; ſuche den Vernünftigſten unter ihnen herauszufinden, und bey ihm den Wunſch nach Freyheit zu erregen. Ertheile ſie ihm dann, und gieb ihm Anleitung ſeine Wirthſchaft zu verbeſſern. Wenn dann dieſer, wie nicht zu zweifeln iſt, in Kurzem ſich in gutem Wohlſtande befindet, ſo wird er vielleicht anfänglich von ſeinen ehemaligen Mitgenoſſen beneidet, getückt, verfolget werden; aber gewiß werden mehrere von ihnen nach und nach zu beſſern Einſichten kommen, und dich bitten, ihnen gleiche Wohlthat angedeyhen zu laſſen. Dann iſt es Zeit ihre Bitten zu erfüllen, und dir die göttliche Freude zu machen, einen Theil deiner Brüder von ſchimpflicher Knechtſchaft zu befreyen und ihnen zum Genuſſe der Menſchenrechte zu helfen.

So handle, wenn du das Forſtweſen, die Landwirthſchaft, die Staatseinkünfte, die öffentliche Gottesverehrung verbeſſern willſt. Deine Unternehmung wird freylich ſehr langſam gedeyhen, wie das Wachsthum des Eichenbaums; dann wird ſie aber auch die Dauer des Eichenbaums haben, und noch beſtehen, wenn hundert und mehrere, die gleichſam im Treibhauſe erzogen wurden, in ihr Nichts zurückgekehrt ſind.

Die Einrichtung unſerer Staaten hat gewiß noch große Mängel, deren Aufzählung ich für zweckwidrig halte, ſo lange ich nicht im Stande bin, wirkſame Mittel zu ihrer Abänderung vorzuſchlagen. Man hat ſchon in mehrern Büchern die Meynung geäußert, daß wir mit unſern Einſichten um hundert Jahre weiter wären, als unſere Staatsverfaſſung, und ich glaube, daß man nicht ganz unrecht hat. Verſchiedene feurige Köpfe wünſchen daher eine gänzliche Umänderung der Staaten; diejenigen hingegen, die den Staat lenken, ſuchen ſie zu verhindern. Daraus entſteht gegenſeitiger Unwille und Verbitterung.

Beyde Theile ſind zu entſchuldigen; die Feuerköpfe, weil ſie die Mängel des Staats lebhaft fühlen, und ihnen nicht anders, als durch gänzliche Umänderung des Staats abzuhelfen wiſſen. Jene hingegen ebenfalls, weil ſie vorher ſehen, daß eine gänzliche Umänderung ſogleich nicht möglich iſt, und nichts anders als eine gänzliche Zerrüttung zur Folge haben würde. Sie würden aber wohl thun, wenn ſie die Abſtellung gewiſſer Misbräuche im Kleinen verſuchten, und, wenn der Verſuch gelänge, ſie nach und nach ins Große trieben.

Und wenn nun Leute, die beſſere Einſichten, als der große Haufe, haben, ſich zu Befolgung gewiſſer Grundſätze, für welche dieſer keinen Sinn hat, verbinden wollten: ſo ſollte man ihnen nicht hinderlich ſeyn, ſie vielmehr unterſtützen, und die Einrichtung, die ſie ſich geben, öffentlich beſtätigen. Hier und da ſieht man freylich dergleichen Verbindungen ungern, und beſorgt, daß daraus ein Staat im Staate entſtehen möge; wenn dergleichen Verbindungen aber nicht insgeheim geſchehen, wenn ſie die Grundſätze, die ſie zur Richtſchnur ihrer Handlungen machen, dem Staate vorlegen, und dieſer ſich überzeugen kann, daß ſie dem Ganzen nicht nachtheilig ſind; wenn ſolche Verbindungen gleich andern Staatsbürgern ihren Beytrag zu den Staatseinkünften geben: ſo iſt dieſe Furcht wohl gänzlich ungegründet.

Der Staat würde vielmehr dabey ungemein gewinnen. Iſt er zu ſchwach, alle Misbräuche und Mängel wegzuräumen: ſo würde er doch das Vergnügen haben, zu ſehen, daß ein Theil ſeiner Mitglieder ſich davon befreyete. Was er durch Geſetze nicht auszurichten vermag, das würde er nach und nach durch Aufſtellung ſolcher Beyſpiele bewirken, die gewiß nicht ohne Nachahmung bleiben würden.

Ueber einen Schatz, den die Teutſchen noch heben können.

In allen Teutſchen Staaten ſieht man noch Kinder herum laufen, die ohne Unterricht, ohne Erziehung, ohne die nöthige Leibespflege aufwachſen, und den Gemeinheiten äußerſt läſtig ſind, theils wegen der unangenehmen Eindrücke, die ihr Anblick macht, theils wegen der unaufhörlichen Unterſtützungen, die ſie verlangen, theils weil man beynahe mit Gewißheit voraus ſagen kann, daß ſie einſt die Geſellſchaft der Bettler und Diebe vergrößern werden. Kinder dieſer Art ſind weniger als nichts werth; da jede Gemeinheit es als ein Unglück anſieht, wenn ihr ein ſolches Kind zufällt. Würde ſie wohl eben ſo unzufrieden ſeyn, wenn ihr ein junges Rind oder Pferd zugeführt würde?

Zu eben dieſer Zeit, da nun der Ueberfluß ſolcher Menſchen läſtig, oft drückend iſt, klagt man durch ganz Teutſchland, in Städten über Mangel an Dienſtboten, und auf dem Lande über Mangel an Leuten, die den Feldbeſitzern bey ihren Arbeiten den nöthigen Beyſtand leiſten ſollten, ſo daß man in Sorgen iſt, die Teutſche Landwirthſchaft möchte, aus Mangel an Geſinde und Tagelöhnern, ihrem Verfalle nahe ſeyn.

Beyden Klagen mit einenmale abzuhelfen, ſollte man Anſtalten treffen, jene armen, verlaßnen Kinder, zu guten Tagelöhnern und Dienſtboten zu bilden, ſo würden die Straßen von jungen Bettlern gereinigt, und die Landwirthe mit guten Arbeiten verſorgt.

Der Vorſchlag klingt ohne Zweifel gut und annehmlich, es kommt alles darauf an, ob er ausführbar ſey. Ehe ich dieß zeige, muß ich erſt noch einige Bemerkungen über die bisher gewöhnliche Erziehungsart armer, verlaßner Kinder, niederſchreiben.

Sie war mehrentheils unzweckmäßig und zu koſtſpielig.

Unzweckmäßig; denn wo ſind die Wayſenhäuſer angelegt? in Städten, wo die Luft ungeſund, die Sitten verderbt und die Lebensmittel theuer ſind. Daß die Kinder, die von hier ausgiengen, ſelten die, für die Geſellſchaft nöthige, Bildung erhielten, iſt bekannt; aber das iſt noch nicht genug gerügt worden, daß dieſe Kinder gar nicht für das Land taugen, daß ſie deßwegen in den Städten vertheilt werden, wo ſie die Volksmenge, die ohnedieß ſchon läſtig iſt, noch mehr vergrößern. Und wieviel Aufwand wird zur Unterhaltung der Wayſenhäuſer erfordert! wie viele milde Stiftungen, Collecten und Betteleyen, ſind nöthig um 50 bis 60 arme Kinder täglich zu füttern und zu verpflegen! Daß dieß wahr ſey, hat man hier und da eingeſehen, und deßwegen angefangen ſolche arme Kinder auf dem Lande in Bauernhäuſer zu vertheilen, wo ſie, gegen ein gewiſſes Koſtgeld, verpfleget, erzogen und zum Feldbau angeführet werden. Dieß iſt beſonders in den Gothaiſchen und Weimariſchen Landen, mit gutem Erfolge, geſchehen.

Allein, vorausgeſetzt, daß man ſo glücklich iſt, ſolche Verlaßne immer in die Hände gewiſſenhafter Leute zubringen: ſo iſt dieſe Erziehungsart doch immer noch ſehr koſtſpielig. Man kann dieß daher ſchließen, weil man, auch bey dem beſten Willen, ſolche Kinder zu nützlichen Staatsbürgern zu bilden, doch nicht vermögend iſt, die Straßen ganz davon zu reinigen, und ihnen allen dieſe Erziehung zu geben.

Wie wäre es denn aber, wenn man es ſo einrichten könnte, daß die Erziehung dieſer Kinder gar nichts mehr koſtete, daß ſie ſogar Erwerbungsmittel würde? daß durch dieſe Erziehung die Kinder zu guten Tagelöhnern und Dienſtboten gebildet würden? Nun dann hätten wir ohne Zweifel viel gewonnen. Die Straßen würden von dieſen unglücklichen Geſchöpfen geſäubert, die unaufhörlichen Bitten um Almoſen fielen weg, der Staat erhielte eine Pflanzſchule von nützlichen Bürgern — Teutſchland hätte einen Schatz gefunden.

Ich halte eine ſolche Einrichtung nicht für unmöglich, und ich hoffe, jeder wird mir beyſtimmen, der meine Vorſchläge überlegen und prüfen will.

Eine Anlage muß freylich erſt da ſeyn, in welcher die Erziehung vorgenommen werden ſoll. Dieſe beſteht in einem geräumigen Landhauſe, nebſt Wirthſchaftsgebäuden, einem Baumgarten und einem Stück Lande von etwa zehen Morgen. Dieſes alles koſtet freylich eine ziemliche Summe, die aber ungemein

mein leicht zuſammen zu bringen ſeyn würde, wenn man ſich überzeugen könnte, daß die Vortheile daraus entſpringen müßten, die ich davon erwarte.

Zu dieſer Anlage gehört denn nun, und dieß iſt das wichtigſte, ein Mann, der durchaus rechtſchaffen iſt, die Landwirthſchaft und die damit verknüpften Handarbeiten verſteht, ein Kinderfreund iſt, und ſie vernünftig zu behandeln weiß, der endlich für die ganze Unternehmung Sinn hat, und ſich dazu berufen fühlt. Dieſer Mann iſt, wie geſagt, das wichtigſte. Wo dieſer fehlt, ſind alle Anlagen, alle Unterſtüzzungen, alle Vorſchriften, nichts, ſie ſind eine Uhr ohne Feder. Dieſer Mann iſt in einem Lande vielleicht nur einmal da; da iſt er aber gewiß. Wahrſcheinlich befindet er ſich in dem ehrwürdigen Stande der Schullehrer. Rufet ihn nicht auf! Verſprecht ihm keine Belohnungen! wenn er von dieſem Plane und der gewünſchten Ausführung deſſelben hört: ſo erwacht er ſelbſt, und kommt und bietet ſeine Dienſte an, ſo wie der junge Schwimmvogel, der mit hünerartigen Geſchöpfen aufwuchs, ſobald er den

Teich erblickt, von ſeiner Geſellſchaft ſich trennt und zu demſelben mit Macht gezogen wird.

Dieſem Manne nun, mit einer Frau, die mit ihm gleich denkt, wird dieſe Anſtalt, zur freyen Benutzung übergeben. Die dazu nöthigen Geräthe, Werkzeuge und Hausthiere, falls er ſie ſich ſelbſt anzuſchaffen nicht vermögend iſt, bekommt er als einen Vorſchuß.

Er bekommt anfänglich einige zehen bis zwölfjährige, Kinder mit deren Hülfe er ſeinen Garten und ſein Feld bearbeitet, und ſein Vieh beſorgt. Dieſe tragen die Futtergräſer ein, die er angeſäet hat, verſorgen damit das Vieh, trocknen ſie für den Winter, bearbeiten das Land und bepflanzen es mit Gemüſe, vielleicht auch mit Roggen und Weizen, wenn die Erfahrung es beſtätiget, daß dieſe Getraidearten beynahe tauſendfältig tragen, wenn man die Saamenkörner einzeln ſteckt, die davon entſtehenden Pflanzen zertheilt und wieder ein Paarmal verpflanzt.

Auf dieſe Art erzeugen dieſe Kinder mit Hülfe der Pflegeeltern ihre tägliche Koſt ſelbſt. Denn wenn ſie Brod, Gemüſe, Obſt, Milch, Butter, Käſe und geſundes Waſſer, bisweilen etwas Fleiſch aus den Viehſtällen oder von der Federviehzucht haben, bedürfen ſie mehr? Sicherlich nicht. Wenn die Koſt ſonſt gut zubereitet iſt, ſo werden ſie dabey geſund, groß und ſtark werden. Wird doch ſogar von einigen Aerzten behauptet, daß das Fleiſcheſſen der Geſundheit der Kinder nachtheilig ſey.

Freylich erfordert ihre Verpflegung außer der Koſt noch mehreres, das zum Theil ohne baares Geld gar nicht angeſchafft werden kann; allein auch hieran wird es nicht fehlen. Zuerſt muß man nur möglichſt ſparſam ſeyn, und die Bedürfniſſe der Kinder ſoviel einſchränken, als ihrer Geſundheit unbeſchadet geſchehen kann, ſo vermeidet man mancherley Aufwand, den man nur mit vieler Mühe würde aufbringen können, und — giebt den Kindern eine zweckmäßige Erziehung. Sie ſind für den niedrigſten Stand beſtimmt, und werden ſich in demſelben immer beſſer befinden, je weniger Bedürfniſſe ſie haben.

Dieſe Kinder bedürfen der Federbetten nicht; ein Strohſack iſt ihr Lager, auf dem ſie unter einer mit Wolle durchnähten Decke ruhen. Der Aufwand für

Hüte und Mützen fällt weg, ſie gehen Jahr aus Jahr ein mit unbedecktem Haupte. Man ſchreye nicht über Härte! dieſe Behandlung der Kinder iſt die natürlichſte, und iſt bereits in verſchiedene vornehme Häuſer, die durch die Grundſätze der verbeſſerten Erziehung erleuchtet ſind, eingeführt. Auch Strümpfe und Schuhe haben ſie, wenigſtens in der wärmern Jahreszeit, nicht nöthig. Das Exempel von Millionen Teutſchen Bauernkindern, die dieſe Bedürfniſſe nicht haben, und ſich dabey wohl befinden, beweiſet, daß auch dieſe Kinder, ihrer Geſundheit unbeſchadet, dieſelben entbehren können.

Der Artikel für Arzeneyen, der in den Wayſenhausrechnungen gemeiniglich ſehr ſtark iſt, wird hier auch ſehr ſchwach ſeyn. Kinder, die der Natur gemäß erzogen werden, wie dieß der Mann, den ich hier vorausſetze, thun wird, werden ſelten krank; die kleinen Unpäßlichkeiten, von denen ſie bisweilen befallen werden, hebt man durch einfache Mittel, die der Pflegevater theils den Sommer hindurch ſelbſt einſammelt, theils für wenige Groſchen aus der Apotheke kommen läßt.

Die Kleidungsſtücke der Kinder beſtehen, nach Fauſts Vorſchlage, mehrentheils aus Linnen, wozu das Garn von den Kindern den Winter hindurch ſelbſt kann geſponnen werden.

Demohnerachtet werden noch mancherley Ausgaben nöthig ſeyn, zu denen baares Geld ſchlechterdings nöthig iſt. Um die Herbeyſchaffung deſſelben bin ich unbekümmert; dieß iſt die Sache des Mannes, der für dieſe Unternehmung Sinn hat. Er kann nachdenken, er hat eine Anzahl Menſchenhände, die er nach ſeinem Willen brauchen darf, und ein anſehnliches Stück Land, von dem er den möglichſten Nutzen zu ziehen weiß — Wie kann es ihm da an Gelde fehlen? Geld iſt bey wichtigen Unternehmungen für den denkenden, geſchickten, thätigen Mann, immer das unbedeutendſte. Gebt ihm Freyheit zu wirken, räumt ihm einen Wirkungskreis ein, in dem niemand ihn ſtören darf, und er wird gewiß immer ſo viel Geld aufzubringen wiſſen, als er zu Ausführung ſeiner Plane nöthig hat. Er wird z. B. ſeine Kinder in den Stunden, da ſie nicht mit Ackerbau und Spinnen beſchäftigt ſind, Körbe flechten, knöppeln, ſtricken laſſen, wird eine Baumſchule, ein Bienenhaus anlegen, Seidenhaſen ziehen u. d. gl. und ſich dadurch mancherley Nahrungsquellen öffnen, davon freylich jede einzelne ſich nur ſchwach ergießt, die aber doch, wenn ſie zuſammen geleitet werden, hinlänglich ſind, gegen Mangel zu ſchützen.

Da ich den Kindern ſo viele Handarbeiten gebe, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß zu ihrem Unterrichte wenige Zeit übrig bleibt. Zwey Stunden täglicher Unterricht, den der Pflegevater, falls er nicht vermögend iſt ihn allein zu geben, mit dem benachbarten Schullehrer, gegen billige Belohnung, theilen kann, iſt zur Ausbildung dieſer Kinder hinlänglich. Sie ſind für den niedrigſten Stand beſtimmt, wo ſie eine Menge Dinge werden entbehren müſſen, die andere genießen. Eine ausgebreitete Kenntniß von den mancherley Zuſtänden, Sitten und Gewerben der Menſchen, von den mannichfaltigen Naturproducten, würde nur Begierden in ihnen erzeugen, die ſie nicht würden befriedigen können, und ſie mit ihrer eingeſchränkten Lage unzufrieden machen. Man lehre ſie ſchreiben, leſen und rechnen, man mache ſie bekannt mit der Natur und ihren Wirkungen, die in ihrer Nähe geſchehen, und bringe ihnen vorzüglich geläuterte Religionsbegriffe bey; dieß iſt für ihre Ausbildung hinlänglich. Erfüllet überdieß der Mann, den ich bey dieſer ganzen Unternehmung vorausſetze, ſeine Pflicht: ſo ſind alle ihre Arbeiten für ſie unterrichtend. Sie lernen dabey das Land bauen, mancherley Pflanzen ziehen, das Vieh warten und pflegen, Bäume veredeln, erwerben ſich, da ihre Geſchäfte nicht, wie in den gewöhnlichen Wayſenhäuſern, blos auf das Spinnrad eingeſchränkt, ſondern äußerſt mannichfaltig ſind, eine Menge Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten, womit ſie einſt der Geſellſchaft werden nützen und ihr eignes Wohl gründen können.

Man denke ſich dagegen andere Kinder, die täglich 4 Stunden hinter den Katechismen und 6 Stunden hinter den Spinnrädern ſitzen, werden ſie ſich wohl mit dieſen in irgend einer Rückſicht meſſen können? werden ſie vernünftiger? beſſer? geſchickter? für die Geſellſchaft nutzbarer ſeyn? Ich habe keinen Grund es zu glauben.

Auf den Religionsunterricht muß vorzüglicher Fleiß verwendet werden. Man entferne von demſelben alle Lehren, die ſchwer zu verſtehen und ſchwer zu glauben ſind, die ſtatt Veredelung nur Unduldſamkeit gegen Andersdenkende erzeugen; man ſuche dieſe Verlaßnen vielmehr mit dem ächten Geiſte des Chriſtenthums bekannt zu machen, der dem Menſchen einen ſo hohen Grad der Veredelung verſchafft, daß er immer mehr ſieht auf das Unſichtbare als auf das Sichtbare, die Vollbringung des göttlichen Willens als ſein vorzüglichſtes Geſchäffte betrachtet, die ſichtbare Welt mit ihren Freuden und Leiden als Uebungsmittel ſeiner geiſtigen Fähigkeiten anſieht, allenthalben weiſe Anordnungen der höchſten Güte erblickt, und ſich daher in jeder Lage beruhiget, ſeine Würde, als Bild des unſichtbaren Vaters, fühlt, und ſeinen Weg mit der freudigen Ueberzeugung wandelt, daß er, durch Vollbringung ſeiner Pflichten, ihm immer näher komme.

Die ſittliche Erziehung dieſer Kinder, kann wenn ihr Pflegevater der Mann iſt, den ich mir denke, nicht ſchwer ſeyn. Sie haben keine Stunde des eigentlichen Müßigangs; alle Verirrungen, die Folgen deſſelben zu ſeyn pflegen, müſſen folglich wegfallen. Durch die Belehrung, die ſie erhalten, ſind ſie überzeugt, daß ihre Lage gut, daß die Leitung eines verſtändigen Führers für ſie Bedürfniß, daß die Befolgung ſeiner Winke für ſie Pflicht ſey. Er wird ſie alſo mit Worten zu lenken, und wenn dieſe bey manchen nicht wirkſam genug ſeyn ſollten, bald durch kleine Belohnungen zu ermuntern, bald durch Verſagung ihrer Wünſche ihnen die Folgen ihrer Pflichtvergeſſenheit fühlbar zu machen wiſſen.

Man wird es ſonderbar finden, das ich nur von einem Manne rede, der die vielen verlaßnen Kinder bilden, und Teutſchland mit guten Tagelöhnern und Dienſtboten verſehen ſoll. Es kann dieß aber anfänglich nicht anders ſeyn. Der Plan den ich hier entwerfe, iſt ſo idealiſch, die Ausführung deſſelben mit ſo vielen Schwierigkeiten verknüpft, daß man Urſache hat, ſich zu freuen, wenn man nur einen Mann findet, der ſich berufen fühlt, den erſten Verſuch damit zu machen. Iſt aber einmal die Bahn gebrochen, der erſte Verſuch damit gemacht und gelunlungen: ſo kann ein ſolches Erziehungshaus, wie die Muſterſchule zu Rekahn, eine Pflanzſchule werden, wo mehrere ſich bilden können.

Wollte man ſogleich mehrern Männern den Auftrag geben, nach dieſem Plane zu arbeiten: ſo würde die Unternehmung eben ſo, wie alle Anſtalten, die man ſogleich ins Große treibt, ſcheitern.

Eben deßwegen rede ich auch nur von einigen Kindern, mit welchen der geſuchte Mann ſeine Anſtalt eröffnet. Iſt die Sache einmal in Gang gebracht: ſo werden nach und nach mehrere von acht bis zehn Jahren angenommen. Jüngere anzunehmen iſt nicht zu rathen: weil dieſe zu viele Pflege erfordern, und zur Erhaltung des Ganzen durch ihre Händearbeit noch gar nichts beytragen können.

Bey dieſem Geſchäffte würde nun der Pflegevater, mit ſeiner Familie, ſein tägliches Brod, im eigentlichen Verſtande, das heißt, ſeine Bekoſtigung finden. Da er aber noch mehrere Bedürfniſſe hat: ſo iſt es billig, daß er auch einen Gehalt bekomme, von dem er ſich dieſelben anſchaffen kann.

Hier iſt er! die Kinder ſind ſein Eigenthum. Sobald ſie gehörig ausgebildet ſind: ſo überläßt er die Mägdchen etwa im 15ten, die Knaben im 17ten, Jahre, denen, die einen guten Dienſtboten oder Tagelöhner ſuchen, gegen eine Bezahlung von 100 bis 150 Thalern. Dafür müſſen dieſe gehalten ſeyn, ihrer Herrſchaft 10 Jahre zu dienen, ohne von ihr etwas anders, als Koſt und Kleidung zu verlangen.

An Abnehmern dieſer Waare wird es nicht fehlen. Wer wollte nicht gern dieſe Summe für eine Perſon zahlen, die zu ihrem Dienſte die nöthige Geſchicklichkeit beſitzt, auf deren Dienſtleiſtung man 10 Jahre rechnen kann, die an geringe Koſt gewöhnt iſt, von ihrer Herrſchaft weder Kaffee verlangt, noch in Anſehung der Koſt Vorſchriften macht, und nicht berechtigt iſt, ſie beſtändig um Erhöhung des Lohns zu plagen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe ganze Sache Staatsſache ſeyn, daß der Staat ſie beſtätigen, leiten, für ſolche Perſonen und ihre Herrſchaften eigene Geſetze entwerfen, und darüber wachen muß, daß ſie von ihren Herrſchaften nicht gemißhandelt werden.

Aber, ſchreyet man, auf dieſe Art führt man ja die Leibeigenſchaft wieder ein; man behandelt die Menſchen nicht als Perſonen, ſondern als Sache. Dieß alles kümmert mich nicht. Man unterſuche unpartheyiſch, ob die Sache gut ſey und laſſe ſich durch keinen Namen irre machen.

Erſtlich wird durch dieſe Einrichtung der Pfleger dieſer Kinder gedrungen, auf ihre Bildung die möglichſte Sorgfalt zu wenden. Gerathen ſie, ſo kann er, wenn er etwa 30 erzieht, immer auf eine jährliche Einnahme von wenigſtens 600 Rthlr. rechnen, die er, bey freyer Beköſtigung und Wohnung, hat; misrathen ſie, werden bösartig, oder ungeſchickt oder gebrechlich: ſo wird man dieſe Waare entweder gar nicht verlangen, oder um einen niedrigen Preis annehmen.

Zweytens gewinnen dieſe Kinder auf jeden Fall. Wer waren ſie, ehe ſie in das Erziehungshaus kamen? Verlaßne, die ohne Pflege, ohne Unterricht, ohne Erziehung aufwuchſen, die in Gefahr waren durch die erſte Krankheit, die ihnen zuſtieß, ins Grab geſtreckt zu werden, die auf dem Wege waren entweder Böſewichte, oder wenigſtens unnütze Glieder des Staats zu werden. Und was ſind ſie, wenn ſie aus dem Erziehungshauſe kommen? geſunde, geſchickte, ſittlichgute, arbeitſame Menſchen, die ihrer Beſtimmung, als Menſchen, gemäß leben. Es iſt wahr ſie dienen 10 Jahre ohne Belohnung an Gelde. Aber ſie haben doch Wohnung, Kleidung, geſunde Koſt, und wenn ſie ſich gut verhalten, ſo werden ſie am Ende ihrer Dienſtzeit geſucht, gut belohnet und bald in den Stand geſetzt werden, ihre eigne Haushaltungen anzufangen.

Drittens der Gewinn, der dem Staate dadurch zufließen würde, wenn dieſe Einrichtung allgemein zu Stande käme, iſt nicht zu berechnen. Erſtlich würde er von dem Schwarme hülfloſer, unterſtützungsbedürftiger, unnützer, ſchädlicher Menſchen, die in ſeinem Eingeweide wühlen, mit einemmale befreyet; zweytens hätte er Pflanzſchulen der nützlichſten Bürger, die an Sparſamkeit gewöhnet, durch Fleiß ſich immer mehr heben und zum Stande der Wohlhabenheit

heit empor arbeiten, die die ſicherſten Stützen der Landwirthſchaft ſeyn würden. Solchen Zuwachs bedarf Teutſchland itzo mehr als jemals. Das jetzige ausgeartete Geſchlecht, das ſo unzählige Bedürfniſſe hat, und immer mehrere bekommt, verſchafft durch ſeine Fortpflanzung keinen Gewinn. Viele verzehren bloß, und bringen nichts hervor, und andere, die hervorbringen, zehren ihre Produkte wieder auf, oder zehren vielleicht mehr auf, als ſie hervorbringen. Was ſoll am Ende daraus werden? Man ſchaffe arbeitſame Leute herbey, die an Ertragung mannigfaltiger Beſchwerden gewöhnt ſind, wenige Bedürfniſſe haben, und durch ihre Sparſamkeit und ihren Erwerbungsfleiß ein gutes Beyſpiel geben; ſie werden dem Staate ſicher mehr nützen, als Familien, die man um ihres Reichthums willen in das Land zieht, die zwar viel Geld in Umlauf bringen, aber die nothwendigſten Bedürfniſſe vertheuern, den arbeitſamen Bürger in die Nothwendigkeit ſetzen, ſie entbehren zu müſſen, und durch ihre Verſchwendung und Sittenloſigkeit eine Familie nach der andern anſtecken.

Dieſer Plan, den ich hier dem Teutſchen Volke zur Beherzigung vorlege, iſt bey weitem noch nicht ausgearbeitet genug, und deßwegen noch einer Menge von Einwürfen und Bedenklichkeiten ausgeſetzt. Ich fühle aber keine Luſt auf die Ausarbeitung mehr Zeit zu wenden die vielen Zweifel und Bedenklichkeiten gegen denſelben anzuführen, und zu beantworten. Der Hauptgedanke iſt dieſer:

Die armen verlaßnen Kinder müſſen auf das Land in Erziehungshäuſer gebracht, daſelbſt mit Feld- und Gartenbau, Viehzucht und Handarbeiten, wodurch ſie ſich ihren Unterhalt erwerben, beſchäfftigt, zur Sittlichkeit, vorzüglich zur Arbeitſamkeit und Sparſamkeit, Ertragung der Dürftigkeit und mancherley Beſchwerden gewöhnt werden. Sie ſind Eigenthum ihres Pflegers, und werden, gegen Bezahlung, an Herrſchaften, unter der Bedingung, überlaſſen, daß ſie ihnen 10 Jahre dienen, ohne von ihnen etwas anderes, als Koſt und Kleidung zu verlangen.

Findet dieſer Gedanke Beyfall, kann man ſich von ſeiner Wichtigkeit und Nutzbarkeit überzeugen: ſo wird es ungemein leicht ſeyn, ihn mehr zu entwickeln, ihm Ausführbarkeit zu geben, und die entgegen ſtehenden Schwierigkeiten wegzuräumen. Hält man ihm aber für Hirngeſpinſte: wozu ſoll ich ihn weiter entwickeln, und die Zweifel, die man dagegen erregen könnte, beantworten? Meine Zeit iſt mir koſtbar.

Monarchie oder Republik?

Wenn mich die Vorſehung dazu beſtimmt hätte, eine Colonie nach Afrika oder Neuſeeland zu führen, um daſelbſt einen neuen Staat zu gründen, und, nachdem wir das Land urbar gemacht und Wohnungen erbauet hätten, die Frage entſtünde: welche Regierungsform wollen wir unſerm neuen Staate geben? ſo würde ich laut rufen: eine monarchiſche!

Dann würde ich meinen Wunſch mit folgenden Gründen unterſtützen:

„Sehet, lieben Freunde! alle beſeelten Körper haben nur einen Kopf. Dadurch hat uns die Natur einen Wink gegeben, daß auch jeder Staatskörper nur ein Oberhaupt haben müſſe. Die Erfahrung beſtätigt es auch, daß der Staatskörper, der einen Kopf hat, ſich dabey wohl befinde. Wenn dieſer Kopf Rechtſchaffenheit und Weisheit beſitzt, ſo bringt er in einem Jahre mehr Gutes zu Stande, als ein vielköpfiger Staat in einem halben Jahrhunderte.

Wenn jener ſpricht, ſo geſchieht es; wenn aber dieſer ſpricht: ſo zankt er, und, ehe nur ein feſter Entſchluß gefaßt wird: ſo verſtreichen gemeiniglich Jahre. Denn wenn auch wirklich die weiſeſten Köpfe das Staatsruder zu führen bekämen, welches wohl noch nie geſchehen iſt, und auch nie geſchehen wird: ſo hat doch jeder ſeine eigne Meynung, die er geltend zu machen ſucht. Vielleicht glaubt ihr, daß, durch Gründung der Freyſtaaten, ein ewiger Friede gegründet würde; ich glaube es nicht. Was war Rom? Karthago? Athen? Sparta? einige immer, andere bisweilen, Freyſtaaten. Lebten dieſe nicht immer im Kriege? wir ſahen, als wir noch in Europa waren, einen neuen Freyſtaat ſich bilden. War dieſer vielleicht friedfertiger? Freylich wenn ein unweiſer, böſer Menſch die höchſte Gewalt im Staate bekommt, ſo kann er eben ſo viel Böſes, als der Weiſe und Rechtſchaffene Gutes, ſtiften; er iſt aber doch ſterblich und hat oft einen Nachfolger, der durch die Fehltritte des Vorgängers gereitzt, das wieder gut zu machen ſucht, was jener böſe machte. Wenn aber im Freyſtaate einmal ein fehlerhaftes Syſtem angenommen iſt: ſo kann es ein Jahrhundert dauern. Könnte man Freyſtaaten nennen, wo das Gute eben ſo ſchnell als unter der Regierung eines einzigen Oberhaupts gewirket würde: ſo würde man vielleicht, bey genauerer Unterſuchung, finden, daß unter den regierenden Gliedern ſich Ein Kopf durch ſeine Ueberlegenheit auszeichnete, und die Alleinherrſchaft führte."

So würde ich ſprechen, wenn, bey Gründung eines neuen Staats, die Frage aufgeworfen würde, welche Form man ihm geben wolle? Allein in Staaten, die bereits gebildet ſind, ſollte von dieſer Sache gar nicht die Rede ſeyn. Iſt dein Staat frey: ſo ſuche ſeine Freyheit zu behaupten; iſt er aber einem Oberhaupte unterworfen: ſo ſey der monarchiſchen Verfaſſung treu!

Geſetzt du wäreſt auch überzeugt, daß bey einer veränderten Regierungsform, der Staat gewinnen würde: ſo erlaubt dir die Pflicht doch nicht, die Umänderung derſelben herbey zu führen. Wenn du auch den Glauben nicht haſt, daß jede Obrigkeit von Gott geordnet iſt: ſo muß doch das unermeßmeßliche Elend, das immer die Abänderungen der Regierungsform begleitet, und das du hernach, wenn die Umänderung einmal begonnen hat, nicht mehr zu verhindern vermagſt, dich abſchrecken, eine dir gut ſcheinende Sache durch ſolche grauſame Mittel zu befördern.

Eine Bemerkung füge ich nur noch hinzu, die mir gegründet zu ſeyn ſcheint. Es dünkt mir leichter, einen Freyſtaat in einen monarchiſchen, als dieſen in einen Freyſtaat zu verwandeln. Wenn Einer die höchſte Macht an ſich zu bringen ſucht: ſo fallen immer nur wenige Köpfe, und wenn er die gehörige Klugheit beſitzt: ſo fällt gar keiner. Ein Paar Beyſpiele aus der Geſchichte unſerer Tage, die jedem Leſer beyfallen werden, beſtätigen dieß.

Aber wer kann die Köpfe berechnen, die dann fallen werden, wenn ein monarchiſcher Staat ſich zum Freyſtaate bilden will? Ich will itzo gar nicht an die Jammerſcenen erinnern, die man in Frankreich ſah, als es ſein Oberhaupt entthronte — die Natur einer ſolchen Staatsumänderung läßt nichts anders als ſchreckliche Auftritte erwarten. Denn wenn der eine entthront iſt: ſo erwacht die Herrſchbegierde in tauſenden, wovon jeder ein Recht zu haben glaubt, an der Regierung Theil zu nehmen, wovon alſo jeder in Kampf mit dem geräth, der ihm dieſes Recht ſtreitig macht. Dieß iſt die Quelle der blutigen Ströme, die dann gemeiniglich fließen, wann der Oberherr ſeiner Herrſchaft beraubt wird.

Preßfreyheit!

Preßfreyheit iſt das Loosungswort unſerer Zeit. Alles, was drucken läßt, fordert ſie laut, und wenn ein Cenſor einmal eine zum Drucke beſtimmte Stelle durchſtreicht, oder einer Handſchrift den Druck verſagt: ſo ſchreyet man laut über Bedrückung und Eingriffe in die Rechte der Menſchheit.

Während dieſes Geſchreys macht ſich Frankreich frey und prediget laut die Rechte der Menſchen. Wie ſteht es da mit der Preßfreyheit? wer nicht nach dem Sinne der Regierung drucket, kommt unter die Guillotine, oder wird nach Cayenne geſchafft, oder die Preſſe, die die misfällige Schrift zum Druck beförderte, wird wenigſtens verſiegelt.

Daraus ſieht man, daß die Freyſtaaten die uneingeſchränkte Preßheit ſo wenig dulden wollen, als ſolche, die durch einen Alleinherrſcher regieret werden.

Wie weit die Gränzen der Preßfreyheit gehen ſollen, — denn eine ganz uneingeſchränkte Preßfreyheit fordert wohl kein Weiſer, — iſt noch nicht beſtimmt, und die Beſtimmung derſelben iſt äußerſt ſchwierig. Noch manch Jahrzehend wird vorbey gehen, ehe darüber etwas allgemein geltendes feſtgeſetzt werden kann.

Unterdeſſen werfe ich hier einige Gedanken hin, die vielleicht bey der Gränzbeſtimmung von einigem Nutzen ſeyn können.

Zuerſt fragt es ſich, wer ſoll denn das Recht haben drucken zu laſſen? ſollen denn in Anſehung des Druckens durchgängig gleiche Rechte und Freyheiten gelten? Soll denn der Jüngling mit einem Garve und Büſch gleichen Rang haben? Hieran iſt, wann von Preßfreyheit die Rede war, ſo viel ich weiß, noch nicht gedacht worden. Und es ſollte billig geſchehen. Sobald jemand als Schriftſteller auftritt: ſo ſpricht er öffentlich zum Volke und ſucht es zu belehren oder zu unterhalten. Soll denn hierzu jeder das Recht haben? — Und warum nicht? wird man fragen. Deßwegen antworte ich, weil es, wenn es auch weiter keinen Schaden thäte, doch ſicher dieſe unangenehme Folge hat, daß, durch die vielen Stimmen, die wenigen Männer, die zur Schriftſtellerey wirklich berurufen ſind, überſchrien werden, oder, daß unter der Menge von Schriften, die in jeder Meſſe erſcheinen, die wirklich guten und gründlichen kaum bemerkt werden.

Aber es hat ja jeder bey dem Leſen freye Wahl, ſagt man weiter; wenn er das ſchlechtere wählt, ſo iſt es ſeine eigene Schuld.

Dieß iſt freylich wahr. Aber wenn man gut wählen will: ſo muß man eine gebildete Vernunft haben. Iſt dieſe wohl bey dem großen Haufen zu finden? Warum erlaubt man denn bloß dem Arzte Arzeneyen auszugeben, und nicht auch dem Hirten und Scharfrichter? es hat ja jeder Kranke ſeine freye Wahl, und, wenn er das Schlechtere wählt: ſo iſt es ſeine eigne Schuld.

Könnte es der Staat dahin bringen, daß nur diejenigen drucken laſſen dürften, die ſich die Geſchicklichkeit erworben hätten, andere zu belehren, oder auf eine angenehme und nützliche Art zu unterhalten: ſo wäre ſchon viel gewonnen; die Zahl der Schriftſteller würde wenigſtens um zwey Drittheile vermin-

dert,

dert, und eine Menge unreife ſchriftſtelleriſche Auswüchſe würden in ihrer Geburt erſtickt.

Dieß auszuführen iſt ſchwer, ja beynahe unmöglich. Wer ſoll den Maaßſtab angeben, wornach man die Fähigkeit zur Schriftſtellerey beſtimmen könnte? und welche Verbitterung wird es verurſachen, wenn ſo vielen, die ſich zur Schriftſtellerey berufen glauben, die Geſchicklichkeit dazu abgeſprochen wird? Wie wäre es, wenn der Staat ein Geſetz machte, daß niemand ſich anmaaßen ſolle, als Schriftſteller aufzutreten, ehe er das dreyßigſte Jahr zurückgelegt hätte?

Dadurch wäre ſogleich der Maaßſtab beſtimmt, wonach ganz genau die Fähigkeit zur Schriftſtellerey beurtheilt werden könnte. Es könnte dann auch niemand mit Recht über Zurückſetzung klagen. Die Freyheit drucken zu laſſen, bliebe ja jedem unbenommen; nur müßte er es mit Ausübung derſelben anſtehen laſſen, bis er das dreyßigſte Jahr zurückgelegt hätte.

Was ſoll aber dieß Geſetz, wird man fragen, bewirken? Sehr viel Gutes. Bey den mehreſten Menſchen

ſchen reift die Vernunft erſt im dreyßigſten Jahre, und kann dann erſt ihre Rechte behaupten, weil die Lebhaftigkeit der Leidenſchaften abzunehmen anfängt. Man kann alſo gewiß erwarten, daß, wenn alle Schriftſteller das dreyßigſte Jahr zurückgelegt haben müſſen, weit mehr Vernünftiges gedruckt wird, und eine Menge rohe unreife Meynungen nicht verbreitet werden.

Wie kann aber, fragt man weiter, der Staat es verhindern, daß niemand vor dem dreyßigſten Jahre drucken laſſe? kann er denn das Alter der Schriftſteller erfahren, die ihren Schriften ihren Namen nicht vorſetzen?

Er kann es allerdings verhindern, wenn er den Befehl giebt, daß kein Drucker ein Buch drucken dürfe, deſſen Verfaſſer ſich nicht genannt hat. Dieſer Befehl iſt gewiß nicht hart; der Mann, der eine gerechte Sache hat, wird ſich nicht ſcheuen, ſich als Verfaſſer ſeiner Schriften zu nennen, und der Staat verliert gewiß nichts dabey, wenn jungen Leuten, oder ſolchen, die, weil ſie Arges thun, das Licht ſcheuen, die Erlaubniß öffentlich zu reden, verſagt wird.

Nun, ſagt man, ſo laſſen die Jünglinge ihre Schriften, ungenannt, auswärts drucken. Dieß mögen ſie thun. Der Staat hat ſeine Pflicht gethan. Er hat doch immer dieß gewirkt, daß Schriften, deren Verfaſſer ſich nicht nennen, den Verdacht gegen ſich haben, daß ſie von Unmündigen herrühren, und alſo weniger Aufmerkſamkeit erregen.

Zweytens fragt es ſich: was ſoll denn nicht gedruckt werden? Bisher war es Geſetz: nichts was gegen Religion und Staat iſt. Ich aber trage darauf an, daß der Staat vorzüglich dahin ſehe, daß nichts gedruckt werde, was — gegen die Sittlichkeit iſt. Keine Schriften, die der Wolluſt das Wort reden, die Reize derſelben ausmahlen, die Schädlichkeit derſelben ins Dunkle ſtellen, Keuſchheit, häusliche Glückſeligkeit lächerlich machen, ſollten in einem gebildeten Staate gedruckt werden. Der Staat hat die Pflicht auf ſich uns bey unſerm Eigenthume zu ſchützen. Unſer theuerſtes Eigenthum ſind unſere Kinder. Dieſe ſind aber mehrentheils unwiederbringlich verlohren, wenn ihnen wollüſtige Schriften in die Hände fallen; die Einbildungskraft wird dadurch erhitzt, die thieriſche Begierde geſtärkt, die noch unausgebildete Vernunft in Feſſeln gelegt; was für traurige, alles Familienglück zerſtörende, Verwirrungen können daraus entſtehen!

Ihr Häupter des Staats, ihr wollt es verhüten, daß nichts gegen die Religion und den Staat geſchrieben werde? Erlaubt mir euch zu ſagen, daß beyden nichts gefährlicher ſey — als Schriften, die der Wolluſt das Wort reden. Wie kann ein Herz für wahre Religion empfänglich ſeyn, das von Wolluſt glüht? deſſen Seligkeit Befriedigung ſeiner Lüſte iſt? wie kann es die Lehren der höhern Weisheit faſſen, wenn es durch die Sinnlichkeit gefeſſelt iſt?

Und was hat denn der Staat eigentlich von Schriften zu fürchten? Iſts nicht wahr, daß ſein Anſehn gemindert, daß die Herzen der Staatsbürger zur Treuloſigkeit verleitet und zur Vertheidigung muthlos gemacht werden?

Alles dieſes wird am ſicherſten durch wollüſtige Schriften befördert. Verliehrt denn der Staat nicht ſein Anſehn, wenn die Glieder deſſelben ſich verleiten laſſen, die Geſetze zu überſchreiten, die er zur

Aufrechthaltung der Sittlichkeit gegeben hat? kann der Staat auf die Treue ſolcher Glieder rechnen, die gegen ihre eigenen Familien treulos ſind? Sind Weichlinge, durch Wolluſt entnervte und geſchwächte Perſonen, wohl diejenigen, von denen er erwarten darf, daß ſie Muth und Kräfte beſitzen werden, die Gefahren zu bekämpfen, die ihm den Umſturz drohen?

Iſt dieß nun ſo wahr, wie mir es ſcheint, ſo glaube ich, daß der Staat auch verpflichtet ſey, die Büchersammlungen, die zum Verleihen beſtimmt ſind, unter ſeine Aufſicht zu nehmen und jedem ſittenverderblichen Buche den Umlauf zu verſagen. Stehen doch die Apotheken unter Aufſicht des Staats, warum nicht auch die Leihbibliotheken? Durch Verbreitung verdorbener Arzeneyen geräth das Leben, durch den Umlauf ſittenverderblicher Bücher die Sittlichkeit der Staatsbürger in Gefahr. Iſt denn die letzte nicht wenigſtens eben ſo viel werth als das erſte?

Drittens fragt es ſich, wer ſoll die Aufſicht über die Preſſen und Leihbibliotheken führen? Ich glaube Männer, die ſchon mehrere Jahre durch Verwaltung öffentlicher Aemter hinlängliche Beweiſe von ihrer Rechtſchaffenheit ihren hellen Einſichten und ihrer reifen Beurtheilungskraft gegeben haben. Wenn ſolche Männer in jedem Staate die Grenzen der Preßfreyheit beſtimmen: ſo wird gegen ihr Geſchäffte wohl wenig Erhebliches eingewendet werden können.

Aber leider iſt wenig Grund zu hoffen da, daß dieß immer geſchehen werde. Von jeher ſind immer die beſten Einrichtungen durch unwiſſende, gewiſſenloſe, leidenſchaftliche Menſchen gemißbraucht und zur Erreichung eigennütziger Zwecke angewendet worden. Dieß wird auch wohl oft der Fall bey denen ſeyn, denen die Aufſicht über die Buchdruckereyen und Leihbibliotheken anvertrauet wird. Manches unſchädliche, nützliche, Buch wird durch ſie unterdrückt werden.

Wahrſcheinlich iſt die Furcht vor ſolchem Zwange, ſolchen Ungerechtigkeiten, die vorzüglichſte Urſache, warum ſo viele Zeitgenoſſen eine unumſchränkte Preßfreyheit verlangen, und von gar keiner Aufſicht über die Preſſen etwas wiſſen wollen.

Ich kann ihren Wünſchen aber nicht beyſtimmen. Es iſt kein Amt im Staate, das nicht bisweilen durch unwürdige Menſchen verwaltet würde; wollen wir deßwegen alle Aemter abſchaffen? Es iſt keine Einrichtung im Staate, die nicht bisweilen gemißbraucht würde; ſoll denn deßwegen der Staat gar keine Einrichtungen mehr machen?

Ich habe aber nicht Luſt deßwegen mit jemanden zu ſtreiten. Was ich geſchrieben habe, iſt meine Ueberzeugung, und nach dieſer glaube ich, daß der Staat, der über die Sicherheit des Eigenthums wacht, auch die Sittlichkeit ſeiner Glieder zu ſichern verbunden ſey, und glaube, daß dieß nicht geſchehen könne, wenn er jedem Unmündigen erlaubt, die Auswüchſe ſeiner erhitzten Einbildungskraft im Staate zu verbreiten.

Die große Nation.

Der Begriff von Größe hat ſo etwas Anziehendes, daß jedermann gern groß ſeyn möchte. Kein Wunder daß auch Völkerſchaften ſich ſo gern den Beynamen groß beylegen. Möchten ſie ſich doch auch beſtreben ihn zu verdienen!

Wir würden es ſehr lächerlich finden, wenn ein Zwerg auf die Zehen treten, die Arme in die Seite ſtellen, und die umſtehenden fragen wollte, bin ich nicht groß? Iſt es aber nicht eben ſo lächerlich, wenn ein Volk ſich groß nennt, das, ſo wenig als ein Zwerg, auf Größe Anſpruch machen kann?

Wodurch erwirbt ſich denn aber ein Volk den Beynamen des großen? Ich glaube auf keinem andern Wege, als auf dem, auf welchem der einzelne Mann ſich deſſelben würdig macht.

Nehmen wir dieſen Grundſatz an: ſo wird es leicht zu entſcheiden ſeyn, welches Volk eigentlich den Beynamen des großen verdiene.

Es giebt Männer, die ſechs Schuh hoch, von breiten Schultern und ſtarkem Knochenbau ſind. Wir nennen ſie groß im phyſiſchen Sinne. So iſt ein Volk phyſiſch groß, das ſeine Staatsbürger nach Millionen berechnet. Welcher Völkerſtamm verdient wohl dieſen Beynamen, in dieſem Sinne, mit mehrern Rechte als der Sineſiſche?

Es giebt eine andere Größe, die ich mit keinem andern Namen bezeichnen kann, als mit dem — Renommiſtengröße. Sie beſteht in einer, durch das Gefühl der Muskelkraft, und durch Behendigkeit, erworbenen Fertigkeit andern Schrecken einzujagen, ſie anzugreifen und — zu beſiegen. In dieſer Rückſicht war der, von Zachariä beſungene, Raufbold ein großer Mann.

Am Ende dieſes Jahrhunderts, da die Vernunft eine größere Stufe von Bildung erreicht hat, werden die Raufbolde verachtet. Der Renommiſt, der dem friedlich wandelnden Jünglinge einen Rippenſtoß giebt, ihn zwingt, den Degen zu ziehen, und ihn niederſtößt, iſt ein Gegenſtand des allgemeinen Abſcheues.

Zu Anfange des Jahrhunderts mochten Völker ſich groß nennen, die über den ſchwächern Nachbar herfielen und ihn unterjochten. Am Ende des Jahrhunderts urtheilen wir anders. Ein Volk, das ſeine Kräfte zur Unterjochung der Nachbaren anwendet, ſetzt ſich der öffentlichen Verachtung aus, verdient den Namen des großen nicht. Wenn ein Volk aus dieſem Grunde ſich groß nennt: ſo wird man immer an das Claudiusſche Lied erinnert: War einſt ein Rieſe Goliath ꝛc.

Damit ſoll aber die Größe eines Volks nicht abgeleugnet werden, das ſich dem feindlichen Nachbar, der ungereizt ſeine Grenzen angreift, männlich entgegen ſtellt, und Gut und Blut aufopfert, um ſeine Freyheit zu vertheidigen. Schade nur, daß in den mehreſten Fällen es ſo ſchwer zu beſtimmen iſt, welchem Volke man dieſe Größe beylegen ſoll: da bekanntlich alle kriegführende Völker ſich rühmen, daß ſie zur Vertheidigung des Vaterlands die Waffen ergriffen hätten. Unterdeſſen beweiſen ſie eben dadurch, daß ſie ſelbſt fühlen, wie ſchändlich es ſey, den Nachbar anzugreifen, um ihn zu unterjochen.

Noch eine andere Größe möchte ich die Geſchäftsgröße nennen. Sie beſteht in Geiſteskräften, die zu einem gewiſſen Geſchäft vorzüglich ausgebildet ſind. Männer, die ſich dieſe Art von Größe erworben haben, ſind in Anſehung ihres Geſchäftes groß. So haben wir große Regenten, große Krieger, große Gelehrte, große Mahler, große Künſtler, große Dichter, große Kaufleute. Wenn ſie aber ſonſt keine Größe als dieſe, haben, ſo darf man ſie deßwegen doch noch nicht große Männer nennen. Ausbildungen dieſer Art geſchehen gemeiniglich einſeitig. Je mehr Fleiß man anwendet, gewiſſe Kräfte zu erhöhen, deſtomehr werden die andern vernachläſſiget. Der größte Muſiker, der größte Gelehrte iſt oft ein Kind, wann er auſſer ſeinem Wirkungskreiſe ſich befindet.

Wenden wir dieß auf die Völker an: ſo haben wir Völker, die groß ſind, in Anſehung der Handlung, oder der Mahlerey, oder der Kriegswiſſenſchaft, oder der Schiffahrt u. ſ. w. deßwegen haben ſie aber noch nicht ein Recht, ſich große Völker zu nennen.

Das, was den Menſchen zum Menſchen macht, iſt die Sittlichkeit oder die durch Uebung erworbene Fertigkeit, ſeine Handlungen nach dem Sittengeſetze einzurichten, das ihm, wie man ſonſt glaubte, Gott gab, oder, wie man ſich itzo ausdrückt, die Vernunft ſich ſelbſt giebt. Je heller der Menſch ſeine Pflichten erkennt, je treuer er ihnen nachkommt, je mehr Kraft er beſitzt, die dagegen ſtrebende Sinnlichkeit in Gehorſam zu halten, die Vortheile, die er durch Verletzung der Pflicht erwerben könnte, zu verachten, alles der Pflicht aufzuopfern, deſto größer iſt er.

Hier ſind einige Züge aus dem Charakter eines ſolchen ſittlich großen Mannes, den ich Teutſchmann nennen will. Von Jugend auf zeigte er einen großen Hang zur Landwirthſchaft, und ſein Vater, der die Meynung hatte, der Menſch wirke bey dem Geſchäffte am mehreſten, wozu er die mehreſte Neigung habe, erlaubte ihm ſich derſelben zu widmen. Er lernte ſie gründlich und bildete ſich wirklich zu einem geſchickten Landwirthe, aber, welches noch mehr iſt, auch zu einem rechtſchaffenen Manne. Ueberhaupt hatte er einen ganz eigenen Geſichtspunkt, aus dem er ſein Geſchäffte anſahe; er betrachtete es als eine Uebung der Sittlichkeit. In Verbindung mit verſchiedenen rohen und unverträglichen Menſchen, übte er ſich ſeines Zorns Meiſter zu werden; einige wollüſtige Dirnen, die neben ihm arbeiteten, betrachtete er als eine Gelegenheit ſich in Zähmung ſeiner Sinnlichkeit zu üben. Verſchiedene Veranlaſſungen ſich unerlaubte Vortheile zumachen, ſah er als eben ſo viele Aufforderungen an, ſich der ſtrengſten Rechtſchaffenheit zu befleißigen. Immer gab er ſich Mühe nahrungsloſen. Familien Arbeit, und durch dieſelbe Brod zu verſchaffen. So wurde er ſeiner Begierden Herr und vermögend die Größe zu erreichen, die man in der Folge immer an ihm bewunderte.

Herr von Rand lernte ihn kennen und machte ihn zum Verwalter ſeines Guts. Er ſtund ſeinem Amte ſo gut, ſo treu vor, daß ſein Gut ſich ſichtbarlich vergrößerte und ſeine Einkünfte ſich vermehrten. Dieß befeſtigte ihn immer mehr in der Gunſt ſeines Herrn. Aber er war nicht nur rechtſchaffen, ſondern auch ſchön und hatte ſich durch ſeine ne jugendliche Mäßigkeit und Enthaltſamkeit, eine blühende Geſichtsfarbe, und ein kraftvolles Anſehn erworben. Dieß hatte ihm die Neigung der Tochter ſeines Herrn, des Fräulein, Adelheid zugezogen.

Sie gab ſich wenig Mühe dieſelbe zu verbergen, war oft um ihn, ſprach vertraulich, ſchoß Blicke auf ihn, die die ſprechendſten Dollmetſcher ihrer Empfindungen waren.

Auch Teutſchmanns Sinnlichkeit erwachte; denn Adelheid war reizend; er war aber ſtark genug ſeine Sinnlichkeit zu beherrſchen, da Adelheids Stand ihm nicht die entfernteſte Hoffnung gab, ſich mit ihr, ſeiner Sittlichkeit unbeſchadet, vereinigen zu können.

Bald leuchtete ihm aber ein Strahl von Hoffnung entgegen. Er mußte, am Ende des Jahrs, dem Herrn von Rand Rechnung ablegen. Sie wurde richtig befunden, und ihm deßwegen viel Schmeichelhaftes geſagt. Am Ende fügte Herr von Rand hinzu: wollte Gott, daß ich einmal einen Schwiegerſohn bekäme, der Ihre Rechtſchaffenheit und Geſchicklichkeit beſäße; und ſah dabey Teutſchmannen bedeutend an. Dieſer wurde verlegen, ſchlug die Augen nie-

der

der, und ſtammelte endlich — der wird Ew. Gnaden nicht fehlen, da es hier und da junge Adeliche giebt, die ſich eifrig auf die Landwirthſchaft legten, und denen man das Lob der Rechtſchaffenheit nicht abſprechen kann. Es kann ſeyn, erwiederte Herr von Rand, unterdeſſen mache ich aus Adel nicht viel, und wenn ja Adel ſeyn ſoll, ſo iſts immer leichter einen Adelsbrief, als Geſchicklichkeit und Rechtſchaffenheit, ſich zu erwerben.

Dieß war deutlich genug geſprochen. Teutſchmann verſtund es, wurde roth, zupfte an ſeinem Ermel und ſagte nichts.

Um ſeine Verlegenheit nicht zu vergrößern, entließ ihn der gnädige Herr und befahl, daß er morgen ihm einen Anſchlag, wegen Erbauung einer neuen Scheuer, machen ſollte.

Er trat ab, und dachte weder an neue Scheuer noch an Bauanſchlag; ſondern an das große Glück, das ihm itzo mit ziemlich deutlichen Worten war angeboten worden. Ein ſchönes, reizendes Weib, nach deſſen Beſitze ſeine Sinnlichkeit ſtrebte, ein anſehnliches Landgut nebſt dem Adelsbriefe, dieß alles ſollte te er haben, wenn er ſich nur entſchließen konnte, es anzunehmen. Der Entſchluß würde ihm nicht ſchwer geworden ſeyn, wenn er ſich nicht zum unverbrüchlichen Geſetze gemacht hätte, nie in dem Zeitpunkte, wo die Begierden lebhaft ſind, einen Entſchluß zu faſſen.

Er wartete alſo eine Stunde ab, da ſeine Vernunft wieder ihre Stelle behauptete, und dachte nach. Er entkleidete nun ſein künftiges Weib von allen körperlichen Reizen, vom Landgute und Adelsbriefe und ließ ihren Charakter ſo ganz nackend da ſtehen, dachte ſie ſich als ſeine vertrauteſte Freundin, als Mutter und Erzieherin ſeiner Kinder, und nun war mit einemmale alles verſchwunden, was ihn hätte beſtimmen können, ſich um ihre Hand zu bewerben. Er erblickte ein eiteles, ſelbſtſüchtiges Weib, ohne Bildung, das blos für ſich lebte, von weiblicher Beſtimmung keinen Begriff und für Erziehung keinen Sinn hatte. Sogleich war ſein Entſchluß gefaßt, er entſagte männlich dem Gegenſtande ſeiner Neigung, dem Landgute und Adelsbriefe, und bat, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, um ſeinen Abſchied. Er mußte ſich nun ſehr einſchränken, befand ſich aber dabey wohl: weil er überzeugt war, daß er nach Vernunft gehandelt habe.

Nach der Zeit heyrathete er Eleonoren, ein Mädchen von ſeinem Stande, nicht häßlich, aber auch nicht vorzüglich ſchön, das ihm ein paar hundert Thaler zubrachte. Die Urſache, warum er gerade dieſe wählte, war, weil er ſich für überzeugt hielt, daß ſie die beſten Anlagen hätte, eine gute Gattin Mutter und Erzieherin zu werden.

Er hatte ſich nicht geirret. Er wurde ein glücklicher Gatte und Vater.

Bey der Pachtung eines Gutes, brachte er es durch Nachdenken, Fleiß und gute Haushaltung, ſo weit, daß er ſelbſt ein anſehnliches Gut, unter der Bedingung kaufen konnte, das Kaufgeld in gewiſſen Tagezeiten zu bezahlen. Sobald er ſein neues Gut in Beſitz genommen hatte, dachte er auf Verbeſſerung. Wieſen, Gärten, Artland, Viehzucht, alles wurde verbeſſert, was gute Landwirthe zu verbeſſern pflegen. Er verbeſſerte aber noch mehr, er verbeſſerte auch ſeine Unterthanen. Dieſe waren ein verworfeſener Schlag Menſchen, arm, unwiſſend, roh, faul, tückiſch —'Sie ſind, dachte er, die deinigen, auf dem ganzen Erdboden iſt niemand, an den ſie gewieſen wären, als du — du haſt die Pflicht auf dir, für ihre Verbeſſerung zu ſorgen.

Er dachte über die Urſachen ihrer Verdorbenheit und ihres kümmerlichen Zuſtandes nach, entdeckte ſie und ſchaffte ſie weg. Den Schullehrer, der ein guter, vernünftiger Mann war, aber, wegen ſeiner elenden Beſoldung, ſich genöthiget ſah, ſeinen Unterhalt mit Schuhflicken zu verdienen, ſchickte er auf ein Vierteljahr nach Rekahn, um da in der, durch den Domherrn von Rochow geſtifteten, Schule von dem Pfarrer Rudolph und Cantor Bruns zu lernen, wie man Kinder behandeln und unterrichten müſſe. Um ihn aus der traurigen Nothwendigkeit, Schuh flicken zu müſſen, zu reiſſen, und ihn in den Stand zu ſetzen, ganz für ſeine Schule leben zu können, entſchloß er ſich ihm eine anſehnliche Zulage zu machen. Aber woher das Geld? Dieſe Frage, die immer aufgeworfen wird, wenn eine gute Anſtalt zu Stande kommen ſoll, und die mehrentheils unbeantwortet bleibt, beantwortete er ſich gleich. Du willſt, ſagte er, auf die vier Kutſchpferde Verzicht thun, die ſich der vorige Gutsbeſitzer hielt, und das Geld, das ihre Unterhaltung erfoderte, der Beſoldung des Schullehrers widmen.

Zu den nicht unbeträchtlichen Einkünften des Guts gehörten auch die Beſetzung der Pfarrſtelle, die Branntweinsſchenke, die Frohndienſte und die Triftgerechtigkeit.

Kaum hatte Teutſchmann bemerkt, daß dieſe Einkünfte Haupturſachen der Verdorbenheit und des elenden Zuſtandes ſeiner Unterthanen wären: ſo entſagte er ihnen. Der alte Pfarrer ſtarb, gerade als der Schulmeiſter Hildebrand von Rekahn zurück kam. Da bisher die Pfarrſtelle an den Meiſtbietenden war verkauft worden: ſo meldeten ſich 12 Candidaten, die darauf boten; das höchſte Gebot war 100 Louisd'or. Auf alle dieſe Meiſtbietenden nahm Teutſchmann keine Rückſicht, ſondern berief zu dieſer Stelle den Herrn Rübſamen, der, als Subſtitut auf einem kleinen Dorfe, ſich um die Schule und Gemeine Verdienſte erworben hatte, ohne von ihm einen Pfennig an-

anzunehmen. Dieſer Herr Pfarrer Rübſamen machte unter andern guten Einrichtungen auch dieſe, daß er, den fleißigſten Schulkindern zur Belohnung ein gutes Volksbuch gab, welches hernach von Haus zu Haus gieng, und geleſen wurde.

Die Branntweinſchenke, in welcher guter Branntewein und untrinkbares Bier verkaufet wurde, die jährlich funfzig Thaler Pacht einbrachte und auſſerdem noch den Vortheil verſchaffte, daß ein Theil des Branntweins, der auf den Gute gebrannt wurde, ſogleich abgeſetzt werden konnte, änderte er ganz um. Den bisherigen Wirth entließ er, und gab ihm, da ſeine Pachtzeit noch nicht zu Ende war, eine Schadloshaltung von achtzig Thalern. Dagegen ſetzte er einen Mann dahin, der ein vortreffliches Bier brauete, und ſich verbindlich machen mußte, daß er keine Branntweinsgäſte ſetzen wollte.

Da er bemerkte, daß die Frohndienſte ihm wenig nützten, indem alle Arbeit, die als Frohne geſchah, ſchlecht verrichtet wurde, die Bauern aber dabey viel verlohren, theils an Zeit, die ſie zur Verbeſſerung ihrer eignen Haushaltung anwenden konnten, theils an Sittlichkeit, indem die Frohndienſte ſie zu allerley Tücken und Treuloſigkeit verleiteten: ſo entſchloß er ſich, ſogleich ſie abzuſchaffen. Wenige Wochen, nachdem er das Gut in Beſitz genommen hatte, ließ er ſeine Bauern zuſammen kommen, hielt eine rührende Rede an ſie, ſprach davon, daß da Gott ſie mit ihm verbunden hätte, er ſich verpflichtet halte, als Vater an ihnen zu handeln; er wolle ihnen itzo den erſten Beweis davon dadurch geben, daß er ſie von allen Frohndienſten befreyete, wenn ſie ſich nur dazu verſtehen wollten, ihn durch eine kleine Abgabe ſchadlos zu halten.

Nun ſchwieg er und erwartete, daß ſeine Rede mit einem lauten Jubelgeſchrey werde aufgenommen worden.

Statt des Jubelgeſchreyes erfolgte aber erſt ein tiefes Stillſchweigen, dann ein dumpfes Murmeln. Endlich trat ein Bauer, im Namen der andern, auf und bat ſich bis zum Sonntage Bedenkzeit aus. Der Sonntag erſchien, und Teutſchmann erhielt die Antwort, die Gemeine danke ihm für ſeinen guten Willen, ſie wolle aber ihre Frohndienſte beybehalten.

Dieſe Leute glaubten an gar vielerley, an Teufel, Geſpenſter, Hexen, Ewigkeit der Höllenſtrafen und dergleichen, nur an die Tugend glaubten ſie nicht, am wenigſten an die Tugend der Gutsbeſitzer. Daran waren die vorigen Gutsbeſitzer ſelbſt Schuld geweſen, indem ſie dieſelben auf mancherley Art getäuſchet, und, unter dem Scheine der Gnadensbezeigungen, ihnen eine Laſt nach der andern aufgebürdet hatten. Deßwegen hielten ſie dieſe neue Gnade Teutſchmanns für nichts anders als eine Falle, die ihnen geleget würde.

Nun, wenn ihr denn nicht frey ſeyn wollt, antwortete Teutſchmann, ſo bleibt Sklaven.

Aber er dachte nicht ſo. Er glaubte vielmehr, da er mehr Einſichten als dieſe unwiſſenden Leute hatte, daß er verbunden ſey, mit ihnen Geduld zu haben, und ſie zu beſſern Einſichten zu bringen.

Er trug daher dem Pfarrer auf, denjenigen Bauer, den er für den vernünftigſten hielt, zu bereden, daß er ihn um Befreyung von Frohndienſten bäte. Es geſchah; Nachbar Klaus bat demüthig um Befreyung von Frohndienſten und erhielt ſie, unter den Bedingungen, die Teutſchmann feſtgeſetzt hatte.

Nachbar Klaus ſtund ſich dabey ſehr gut. Er wurde nun in ſeinem Ackerbaue nicht mehr gehindert, und konnte zur rechten Zeit pflügen, ſäen, den Waizen und das Heu einführen, wann ſeine Mitnachbaren frohnen, und den Waizen auswachſen, das Heu verfaulen laſſen mußten. Die übrigen Nachbaren wünſchten ſich eben ſo gut zu ſtehen, baten um Befreyung von Frohndienſten und erhielten ſie.

Auf eine ähnliche Art wußte Teutſchmann ſeine Unterthanen auch dahin zu bringen, daß ſie ihm die Triftgerechtigkeit abpachteten, und ſo ſich die Freyheit erwarben, von ihren Aeckern und Wieſen den möglichſten Vortheil zu ziehen.

So ſchuf Teutſchmann binnen zwanzig Jahren ſein ganzes Dorf um. Von jenen rohen unwiſſenden, abergläubiſchen, elenden Leuten, die er beym Antritte des Guts fand, war jetzo kaum noch eine Spur vorhanden.; er wandelte in einem Kreiſe von gebildeten, rechtſchaffenen, fleißigen, wohlhabenbenden Bauern, wie ein Vater unter ſeinen Kindern.

Unterdeſſen war er auch nicht minder thätig, ſein Landgut zu verbeſſern, und er ſah davon den beſten Erfolg. Vorzüglich ließ er ſich angelegen ſeyn, in den beſtimmten Tagezeiten die Kaufſumme abzuzahlen, die er noch ſchuldig war.

Um dieſes bewerkſtelligen zu können, mußte er einmal ſeinen ganzen Getraidevorrath an den Juden Israel verhandeln. Der Kaufvertrag wurde den 15ten May geſchloſſen, und Israel verſprach den 15ten Jun. Zahlung zu leiſten. Unterdeſſen kam eine ſtarke Ausfuhr auf der Weſer nach Bremen, und das Getraide ſtieg um die Hälfte höher, als Teutſchmann es verhandelt hatte. Der 15te Jun. erſchien, aber der Jude nicht: weil ein fürchterliches Gewitter und eine darauf folgende Ueberſchwemmung es dem Juden unmöglich machten, zu erſcheinen.

Ich gratulire Ihnen Herr Teutſchmann zu dem Gewitter, ſagte der Gerichtshalter, als er Abends mit ihm ſpeiſte; der Jude hat ſein Wort nicht gehalten, Sie ſind alſo an ihr Verſprechen auch nicht gebunden. Der Kaufvertrag iſt aufgelöſt, und ſie gewinnen dabey wenigſtens 1500 Thaler.

Wenn mich aber der Jude verklagt, fragte Teutſchmann, werde ich auch Recht behalten?

Dafür bürge ich, verſetzte der Gerichtshalter, mit meiner Ehre: zumal da ihr Gegner ein Jude iſt.

So, fuhr Teutſchmann fort; aber ich muß Ihnen ſagen, Herr Gerichtshalter! daß, wenn nun alle Gerichtshöfe das Brechen des Kaufvertrags gut hießen, doch der Richter in mir es nicht billigen kann. Zwar hat der Jude ſein Wort nicht gehalten, aber bloß deßwegen: weil das Gewitter und Austreten der Flüſſe es ihm unmöglich machten.

Den 17ten Jun. erſt erſchien Israel. Stammelnd ſuchte er, bey ſeinem Eintritte, ſein Auſſenbleiben zu entſchuldigen, und ſeine Verwirrung zeigte deutlich, daß er nichts anders erwartete, als daß der Kaufvertrag würde aufgehoben werden. Er wollte auch ſchon von Schadloshaltung zu ſprechen anfangen; allein Teutſchmann fiel ihm ins Wort und fragte: haben Sie das Geld bey ſich?

Das habe ich wohl, war ſeine Antwort.

Nun ſo zählen Sie auf.

Er zählete auf, Teutſchmann ſtrich das Geld ein, und Israel ließ das Getraide abfahren.

Da er ohngefähr zwey Drittheile der Kaufſumme bezahlt hatte, wurde das Gut, das zunächſt an dem Seinigen lag, feil geboten. Er konnte es um einen ſehr billigen Preis haben, er wünſchte es zu beſitzen, ſeine Freunde riethen ihm, es zu kaufen; er hatte ſich das Zutrauen aller, die ihn kannten in einem ſo hohen Maaße erworben, daß es ihm ſehr leicht war, die Kaufſumme vorgeſchoſſen zu bekommen, aber er kaufte es nicht. Ich will, ſagte er, keine Schulden haben, und ehe ich mein gegenwärtiges Gut nicht vollkommen verbeſſert habe, kaufe ich kein anderes.

Vielleicht hätte er es aber doch gekauft, wenn er gewußt hätte, was für einen Nachbar er bekommen würde. Es war der Herr von Sirius, ein äuſſerſt hochmüthiger und unverträglicher Mann, der ſich gegen Teutſchmann alles glaubte erlauben zu dürfen, weil dieſer unadelich war. Auf Teutſchmanns Grund und Boden jagen, über ſeine Wieſen fahren zu dürfen, hielt er nicht für unſchicklich. Ein Stück Wald, das zu Teutſchmanns Gute ſeit dem dreyßigjährigen Kriege gehöret hatte, ſuchte er ſich zuzueignen, ließ Holz darinne fällen, und drohete mit Proceß, wenn er es ſich nicht gefallen laſſen wollte. Teutſchmann ließ ſich durch alle dieſe Neckereyen nicht aus ſeiner Gleichmüthigkeit bringen, und wollte ſich nicht eher zu einem Rechtsſtreite verſtehen, bis alle Vorſtellungen würden vergebens geweſen ſeyn.

Sie waren leider vergebens. Teutſchmann ſah ſich in die unangenehme Nothwendigkeit verſetzt den Herrn von Sirius zu verklagen. Ehe aber die Klageſchrift noch abgieng, ſchlug der Wetterſtrahl in das Gutshaus des Herrn von Sirius. Sogleich ließ Teutſchmann ſeine Feuerſprütze vorrücken, die Pferde anſpannen, ſetzte ſich ſelbſt zu Pferde, und eilte um ſeines Gegners Haus zu retten.

Dieſer war ganz auſſer Faſſung, und konnte nichts thun, als die Hände ringen. Teutſchmann nahm ſogleich die Oberaufſicht über die Löſchungsgeſchäffte, vermochte durch Verſprechungen einige beherzte Leute, das Dach aufzudecken, wies jeder Feuerſprütze ihre Stelle an, ſchickte ſeine treueſten Leute in das Haus, ließ die beſten Sachen ausräumen, und an einen ſichern Ort bringen, den er ſelbſt bewachte. Nach einer Stunde war das Feuer gelöſchet. Teutſchmann ſtellete ſeinem Gegner die geretteten Sachen zu und zog mit ſeiner Feuerſpritze ab, ohne Dank zu erwarten.

War Teutſchmann nicht ein ſittlich großer Mann? Und warum denn? Weil er groß ſprach? nein, weil er groß handelte: weil er Stärke genug hatte, nach den Grundſätzen, die er als wahr und gut erkannt hatte, zu handeln, auch wenn er Neigung und Reizung hatte, denſelben untreu zu werden.

Männer, wie er, ſind ſelten, und eben deßwegen ſcheinen ſie um deſto größer, ſo wie ein Mann von gewöhnlicher Größe ein Rieſe zu ſeyn ſcheint, wenn er von lauter Kindern umgeben iſt. Vielleicht giebt es ſeines Gleichen unter jedem, einigermaßen gebildeten, Volke, bey dem einem mehrere, bey dem andern weniger. Ein Volk, das aus lauter ſolchen Männern beſtand, war noch nie da, wird wahrſcheinlich auch nie kommen. Ein Volk, das viele ſolche große Männer aufzeigen kann, könnte man, im Verhältniß gegen andere Völker, groß nennen. Da es aber ſchwer, faſt unmöglich iſt, zu beſtimmen, wie viel große Männer ein jedes Volk beſitze: ſo bleibt kein anderer Maaßſtab für die Größe deſſelben, als die öffentlichen Handlungen ſeiner Stellvertreter. Dieſe, ſie mögen Könige, Fürſten, Direktoren oder Conſuln heißen, ſtellen ihr Volk vor, handeln im Namen deſſelben, ihre Handlungen müſſen alſo als Handlungen des Volks angeſehen werden.

Dasjenige Volk verdient alſo den Namen des großen, deſſen Stellvertreter ſittlich-groß handeln, in ihren öffentlichen Handlungen ſich nicht durch Leidenſchaften, ſondern durch richtige Grundſätze leiten laſſen, und ſelbſt dann denſelben treu bleiben, wann Verletzung derſelben ihrem Volke ſcheinbaren Vortheil bringen könnte.

Teutſchmann genoß die Achtung und beynahe das unumſchränkte Zutrauen aller, die ihn kannten; ſelbſt von Sirius ward gedrungen, ihn zu ſchätzen, ſeine Unterthanen liebten ihn als Vater, ſein Landgut würde immer blühender, immer einträglicher, und ſeine Schulden wurden bezahlet. Würde das Volk, deſſen Stellvertreter eben ſo groß handelten, ſich nicht eben ſo gegen andere Völker heben?

Wenn Sittlichkeit der letzte Zweck wäre, nach welchem ſie ſtrebten, wenn ſie alle Verbindungen mieden, allen Einkünften entſagten, die derſelben nachtheilig wären, wenn ſie ihre Verträge pünktlich erfülleten, auch dann, wann ihr Vortheil dabey litte, nicht auf Vergrößerung, ſondern auf Verbeſſerung ihrer Staaten dächten, den Feind nicht durch Rache ſondern durch Großmuth zu beſiegen ſuchten — welche ehrwürdige Stelle würde ein ſolches Volk behaupten! Welchen hohen Grad von Glückſeligkeit würden die Glieder deſſelben genießen! Mit welcher Ehrfurcht würden andere Völker zu ihm aufſehen! Es würde nicht Länder, aber Herzen erobern.

Aber gewöhnlich haben die Stellvertreter der Völker ganz andere Zwecke als Beförderung der Sittlichkeit. Vergrößerung der Einkünfte, die, der Ordnung nach, ein Mittel zur Erreichung höherer Zwecke ſeyn ſollte, iſt bey ihnen letzter Zweck, zu deſſen Erreichung ſie jedes Mittels ſich bedienen. Sie nennen ſie Wohl des Staates und die Kunſt dieſes Wohl des Staates zu befördern, heißt Politik.

So manche Handlung, die man für unſittlich, ungerecht, abſcheulich erklären würde, wenn ſie ein Hausvater begienge, wird als weiſe und groß angeſtaunt, wenn die Stellvertreter des Volks dieſelbe ſich erlauben.

Würde man z. E. einen Hauswirth nicht geradezu für einen ſchlechten Menſchen erklären, der für nichts Sinn hätte, als — für Gelderwerb? der ſich jede Ungerechtigkeit erlaubte, öffentliche Caſſen betröge, ſeinen Dienſtleuten harte Arbeiten auflegte, und ihren Lohn ſchmälerte, durch übertriebnen Wucher die Habe der Armen an ſich zöge, um zu ſeinem Zwecke zu kommen? würden wir es nicht für Thorheit halten, wenn ein Landwirth nur auf Vergrößerung, nicht auf Verbeſſerung ſeines Gutes dächte? würden wir den für einen rechtſchaffnen Mann halten, der einen Wald oder eine Wieſe dem Nachbar zu entreiſſen ſuchte, aus dem Grunde, weil dadurch ſein Gut arrondirt würde? der einen Vertrag nach dem andern ſchlöſſe, aber ihn nicht länger hielte, als er dabey ſeinen Vortheil fände, dann aber, wann er ihm nachtheilig wäre, unter allerley argliſtigen Ausflüchten ihn bräche? halten wir es wohl für edel, wenn ein Privatmann mit den Zähnen knirſcht, und mit geballter Fauſt dem Nachbar, der ihn beleidigte, Rache droht? Erlauben ſich aber nicht dieß alles manche Stellvertreter der Völker, ohne daß man es unbillig findet?

Beyſpiele hiervon anzuführen würde mir leicht ſeyn; ich halte es aber für überflüßig, da ich glaube, daß ſie jedem von ſelbſt beyfallen werden, der mit der Geſchichte des geendigten Jahrhunderts nicht ganz unbekannt iſt.

Beſtimmen wir die Größe der Völker nach dieſem, wie ich glaube, ſehr richtigen Maasſtabe: ſo müſſen wir freylich geſtehen, daß das Volk noch nicht da ſey, das durch ſeine Handlungsart ſich das Recht erworben hätte ſich die große Nation zu nennen, oder vielmehr nennen zu laſſen. Zur Größe gehört ja auch, daß man ſich nicht ſelbſt rühme.

Unterdeſſen ſieht man doch, hier und da, mit Vergnügen das Beſtreben ſo manches Volks ſich der wahren Größe immer mehr zu nähern, oder ſich wenigſtens den Schein derſelben zu geben, und eben dadurch das Bekenntniß abzulegen, daß es ihren Werth anerkennet.

Teuſchland iſt in Anſehung des Beſtrebens nach wahrer Größe gewiß nicht zurückgeblieben. Freylich iſt es ſchwer über daſſelbe ein allgemeines Urtheil zu fällen, da es in ſo verſchiedene Staaten getheilet iſt, die in Anſehung ihrer Einſichten und ihrer Denkungsart ſehr verſchieden ſind, aber doch iſt, beſonders in der letzten Hälfte des Jahrhunderts, bey demſelben faſt durchaus ein Eifer Sittlichkeit zu befördern ſichtbar geweſen. Davon zeugen unter andern die Verbeſſerungen der Schulen, die Bemühungen das Volk durch Schriften aufzuklären; die Menge von Schriften, die den höhern Ständen den Werth der Sittlichkeit vorſtellen.

Der Herausgeber des Taſchenbuchs auf das Jahr 1901. wird davon hoffentlich weit mehr ſagen können.

Ueber göttliche Offenbahrung.

Von jeher wurden die Völker durch Glauben an göttliche Offenbahrung geleitet, gut oder ſchlecht, nachdem die Offenbahrung beſchaffen war. Jetzo wird darauf hin gearbeitet, die Teutſchen von dieſem Glauben abzubringen, und ſie an die Ausſprüche ihrer eignen Vernunft zu verweiſen. Dieſe Unternehmung iſt auf jeden Fall bedenklich und läßt die unangenehmſten Folgen vermuthen. Wie? wenn nun der größere Theil, ſo wie es mir ſcheint, noch gar nicht eine ſo ausgebildete Vernunft hätte, daß er ihren Vorſchriften trauen dürfte? wenn Glaube an Offenbahrung bey ihm dieſe Stelle bisher vertreten hätte; würde es für ſeine Sittlichkeit und Zufriedenheit nicht höchſt nachtheilige Folgen haben, wenn man ihm dieſen Stellvertreter entriſſe, und ihn ganz ohne einen ſichern Führer ließe?

Dieß bewog mich, in das Taſchenbuch, welches der Beförderung der Vaterlandsliebe gewidmet iſt, dieſen Aufſatz aufzunehmen. Sollte es mir gelingen, den Begriff von Offenbahrung mehr zu berichtigen, und den Glauben an dieſelbe zu erhalten: ſo würde ich, dünkt mir, dem Vaterlande einen nicht geringen Dienſt erwieſen haben.

Was iſt göttliche Offenbahrung? Mittheilung der Wahrheit durch Wirkung Gottes auf den Geiſt des Menſchen. Iſt dieſe Einwirkung möglich? ſtimmt ſie mit den Eigenſchaften des höchſten Weſens überein? Auf dieſe Unterſuchung kann ich mich nicht einlaſſen. Wir kennen uns ſelbſt zu wenig, das Weſen der Gottheit iſt uns ſo verborgen, daß ich es für ſehr voreilig halte, zu entſcheiden, was dem Unbekannten möglich oder nicht möglich, ſeinen Eigenſchaften gemäs oder nicht gemäs ſey.

Die Erfahrung ſcheint mir, bey jeder Unterſuchung, die ſicherſte Führerin zu ſeyn; und das hat in meinen Augen Gewißheit, was prüfende Menſchen durch Erfahrung wahrgenommen haben. Laßt uns auch bey dieſer Unterſuchung von der Erfahrung ausgehen.

Die Erfahrung lehrt, daß der Menſch ganz unwillkührlich bisweilen in einen Zuſtand geräth, in welchem alle ſeine Seelenkräfte ungewöhnlich erhöhet ſind. Er verſteht itzo mit einemmale, was ihm ſonſt unbegreiflich war, findet Mittel zu ſeiner Rettung, an die er ſonſt nie dachte, ſelbſt das Dunkel, welches ihm die Zukunft deckte, enthüllt ſich zum Theil ſeinem Blicke; er fühlt in ſich Kraft, mit welcher er glaubt alles ausrichten zu können, und möglich zu machen, was er bisher ſelbſt für unmöglich hielt. Gemeiniglich geräth er in dieſen Zuſtand, wann ſchwere Leiden ihn niederbeugten, wann freſſender Kummer an ſeinem Herzen nagte, und er dann lebhaft an Gott denkt. Einſamkeit und Stille der Nacht begünſtigen dieſen Zuſtand.

Da es nun ſcheint, daß in dieſem Zuſtande eine ganz andere Kraft wirke, als die, die uns eigen iſt: ſo glaubte man ehemals, in ſolchem Zuſtande, Gottes Stimme vernommen und ſeiner Einwirkung genoſſen zu haben.

Aus dieſem Zuſtande laſſen ſich faſt alle Stimmen und Erſcheinungen Gottes erklären, die die Perſonen höreten und genoſſen, deren Geſchichte uns in unſern heiligen Büchern aufbewahret iſt. Mehrentheils vernahmen ſie die Stimme des unſichtbaren Vaters wann ſie von heftigem Kummer und ſchrecklichen Beſorgniſſen geängſtigt wurden, und Einſamkeit und nächtliche Stille ſie für dieſelbe empfänglich machten.

So können wir uns den Befehl Gottes erklären, den Moſes in der Wüſte erhielt, ſein Volk vom Drucke der Egypter zu befreyen. Der heftige Schmerz, den er empfand, wann er an die ſchimpfliche Erniedrigung, an die entehrende Knechtſchaft dachte, in der ſeine Brüder ſeufzeten, ſpornte ihn an, auf Mittel zu denken ſie aus derſelben zu befreyen. Er dachte an Gott, bey dem kein Ding unmöglich iſt. Seine Seelenkräfte wurden dadurch ungewöhnlich erhöhet, die Stille der Wüſte, in welcher er ſich aufhielt, begünſtigte ihre Wirkſamkeit. Alle die Schwierigkeiten, die bey dieſer großen Unternehmung zu überwinden waren, die Macht der Egypter, die Muthloſigkeit ſeines Volks, der Mangel an Zutrauen zu ihm, als einem Manne ohne Beredſamkeit, ohne äuſſerliche Würde, ohne Reichthum, ohne Waffen, lagen da vor ſeinem Blicke, er überſah ſie alle, fühlte Kraft, fand Mittel jede derſelben wegzuräumen, der Entſchluß der Erretter ſeines Volks zu werden, kam bey ihm zur Reife, er glaubte den göttlichen Befehl, ſein Volk von ſeiner entehrenden Dienſtbarkeit zu befreyen, zu vernehmen.

Denken wir uns die Menſchen, die mit Gott ſprachen, in dieſem Zuſtande: ſo werden uns ſehr viele dunkle Stellen der Bibel z. E. das dritte Kapitel des zweyten Buchs Moſe erklärbar.

Dieſer Zuſtand war nicht blos den Morgenländern in den älteſten Zeiten eigen, jeder Menſch, der Geiſtesſtärke hat, kein Sclave ſeiner Lüſte iſt, wird, bey dem Drucke ſchwerer Leiden, wenn er ſich eine alleslenkende Vorſehung lebhaft denkt, in denſelben gerathen. Der Feige erſchrickt, klagt, ringt die Hände, verzweifelt am Tage der Trübſal, wann ſeine gewiſſeſten Erwartungen vereitelt werden, wann er von ſeinen Freunden ſich verlaſſen ſieht, die Zukunft wie eine fürchterliche Gewitterwolke ſich ihm entgegen rollt, und er keinen Weg mehr entdeckt, ihr auszuweichen;

aber der kraftvolle Menſch wird dadurch noch mehr zur Wirkſamkeit gereizet, ſeine Seelenkräfte werden erhöhet, ſein Blick wird geſchärft, ſein Geſichtskreis erweitert, der Weg zu ſeiner Rettung wird ihm enthüllt.

Nur iſt man itzo nicht mehr, ſo wie ehemals, geneigt, die hellen Einſichten, die weitſehenden Blicke, die feſten Entſchließungen, die ſich in dieſem Zuſtande äußern, der Einwirkung Gottes zuzuſchreiben, ſondern alles aus natürlichen Urſachen zu erklären.

Freylich wird nicht leicht eine Veränderung im menſchlichen Geiſte vorgehen, die ſich nicht aus natürlichen Urſachen erklären ließe. Wird doch die körperliche Kraft, durch den Anblick der nahen Gefahr, bis zum unglaublichen erhöhet, ſo daß man Laſten fortträgt, die man im ruhigen Zuſtande kaum von der Stelle bewegen kann, und der Sanftmüthige wie ein Löwe kämpft, wann er ſein Kind in Todesgefahr erblickt; warum ſollte nicht auch das Gefühl der Leiden und der Anblick der Gefahr, die Seelenkräfte ungewöhnlich erhöhen können? Fangen dieſe an zu wirken, wann Nacht und Stille alle äußerliche

Störung entfernen, wird das Denken an einen gewiſſen Gegenſtand ſo lebhaft, daß die Aufmerkſamkeit auf äußerliche Gegenſtände ſich ganz verliehrt, und die äußerlichen Eindrücke nicht mehr bemerkt werden: ſo muß nothwendig der Geiſt Kräfte fühlen, oder Einſichten bekommen, die ihm in ſeinem gewöhnlichen Zuſtande ganz fremd ſind.

So wahr dieß alles iſt: ſo folgt doch daraus nicht, daß man die Einſichten, die man in dieſem Zuſtande erhält, die Entſchließungen, die man in demſelben faßt, nicht als von Gott mitgetheilt anſehen dürfe. Iſt denn unſre Vernunft nicht Gottes Geſchenk? Muß man alſo nicht alle Einſichten und Entſchließungen, die bey ihr in einem Zuſtande entſtehen, wo ſie frey wirken kann, als von Gott mitgetheilt annehmen? Muß man, ſo lange man eine alles lenkende Vorſehung glaubt, nicht geſtehen, daß die Urſachen der ungewöhnlichen Erhöhung der Seelenkräfte durch ſie herbeygeführt wurden? So kommen wir am Ende immer wieder auf eine Stimme Gottes in uns, die der Prophet dem höchſten Weſen unmittelbar zuſchreibt, der Verehrer der

Vernunft hingegen, als Wirkungen Gottes durch die Vernunft anſieht. Der Quaker und der Naturaliſt, die ſich als Gegenfüßler betrachten, ſind im Grunde beynahe einerley Meynung. Statt ſich zu ſtreiten, über die Art und Weiſe, wie Gott in ihnen wirkt, ſollten ſie lieber auf ſeine Stimme hören und ſeinen Willen befolgen. Dieſer mag glauben, daß Gott mittelbar auf ihn wirke, aber er kann doch auch nicht die Unmöglichkeit einer unmittelbaren Einwirkung Gottes auf den menſchlichen Geiſt darthun.

Es giebt alſo wirklich Offenbahrungen. Gott bedient ſich dazu natürlicher Urſachen. Die eigentliche Natur der Offenbahrung liegt demohngeachtet auſſer dem menſchlichen Geſichtskreiſe, indem es nicht kann beſtimmt werden, ob die ungewöhnlichen Veränderungen im menſchlichen Geiſte durch die von natürlichen Urſachen erhöheten Seelenkräfte hervorgebracht, oder ob dieſe erhöheten Kräfte zu einer göttlichen Einwirkung empfänglich gemacht werden.

Es iſt höchſt glaublich, daß die Bibel göttliche Offenbahrungen enthalte.

Das Merkmal derſelben? iſt die Wahrheit und

Sittlichkeit der Grundſätze, die ſie mittheilen, zumal, wenn ſie mit den herrſchenden Meynungen des damaligen Volks und Zeitalters im Widerſpruche ſtehen.

Eben deßwegen kann man auch nicht alles, was die Bibel enthält, als göttliche Offenbahrung annehmen.

Es iſt glaublich, daß in den heiligen Büchern anderer Völker, die die Bibel nicht annehmen, ſich ebenfalls göttliche Offenbahrungen befinden. Nicht alle in den heiligen Büchern enthaltene, geoffenbahrten Grundſätze haben für alle Völker und Zeitalter Verbindlichkeit; einige bezogen ſich nur auf die eigenthümliche Lage, Denkungsart und Bedürfniſſe, eines gewiſſen Volks und Zeitalters, und ſind alſo verbraucht, wenn dieſe abgeändert ſind. Dahin gehören die mehreſten Moſaiſchen Geſetze.

Daraus, daß ein Grundſatz nicht allgemeine Verbindlichkeit hat, folgt aber noch nicht, daß er nicht geoffenbahret ſey.

Obgleich es kein ſicheres Merkmahl der Offenbahrung giebt, als Wahrheit und Sittlichkeit der geoffenfenbahrten Grundſätze: ſo giebt es doch Völker und Zeitalter, die nicht vermögend ſind, die ihnen mitgetheilten Grundſätze nach dieſem Merkmahle zu prüfen.

Bey ſolchen Völkern und in ſolchen Zeitaltern, ſahen ſich alſo Männer, die ihr Volk und ihr Zeitalter zu einer höhern Stufe der Bildung leiten wollten, genöthigt, die Göttlichkeit ihrer Vorſchriften durch Wunder zu beſtätigen, oder Handlungen zu verrichten, deren Urſachen dem damaligen Volke und Zeitalter verborgen waren.

Iſt nun wohl göttliche Offenbahrung für den Menſchen Bedürfniß!

Nein! antwortet man.

Aber wer ſoll ſeine Handlungen leiten? wer ihn zu ſeinen Pflichten ſtärken? wer ihn bey widrigen Schickſalen beruhigen?

Die Vernunft.

Weſſen Vernunft?

Die eigene Vernunft.

Dieß iſt es nun, was mir nicht einleuchten will. Die eigene, (ſubjective) Vernunft, in ihrem gewöhnlichen Zuſtande, ſcheint mir gar nicht dazu geeignet zu ſeyn, den Menſchen ſicher zu leiten, hinlänglich zu ſtärken und zu beruhigen. Bey den ſtarken Eindrücken, die die äußerlichen Dinge auf ſie machen, bey den beſtändigen Reizungen der Begierden, bey den mancherley Zuſtänden des Körpers iſt es ihr nicht möglich, die Wahrheit ganz rein zu ſehen, und derſelben gemäß zu handeln. Im Feinde den Bruder zu erblicken, der auf unſre Liebe Anſpruch hat; in der Verwirrung der Weltbegebenheiten Plan zu ſehen, drückende Leiden für Wohlthat zu halten, bey einer wollüſtigen Stimmung die ſchöne Verführerin als ſeine gefährlichſte Feindin zu betrachten, die Laſt der Geſchäffte für Uebungemittel zu halten, dieß iſt nicht das Werk der gewöhnlichen Vernunft. Sie hält den Feind für einen böſen Menſchen, der gedemüthigt werden müſſe, klagt bey ſcheinbaren Verwirrungen und drückenden Leiden über das viele Uebel in der Welt, betrachtet die Befriedigung wellüſtiger Wünſche als Bedürfniß, und wünſcht der Arbeit ſich entziehen zu können.

Nach dieſen irrigen Vorſtellungen richtet ſie ihre Entſchließungen und Handlungen ein. Fühlt nicht jeder Leſer, der hiervon die Anwendung auf ſich ſelbſt macht, dieſe Behauptungen gegründet? und dieſe Vernunft, die von den Dingen ſo ganz falſch urtheilt, ſollte unſere Führerin ſeyn? ſollte uns Muth und Kraft zur Erfüllung unſerer Pflichten geben können? und uns Stärke bey unſern Widerwärtigkeiten verſchaffen?

Nein, ſie muß in einem erhöhetem Zuſtande ſich befinden, wo die Begierden ruhen, wo nichts Aeußerliches auf ſie wirkt, wo ſie bey Gott zu ſeyn glaubt, wo ihr die Erde als Punkt, das Jahrhundert als Minute erſcheint, wo ſie ihre Unſterblichkeit fühlt, wenn ſie richtig urtheilen, feſte Grundſätze erzeugen, Kraft zu ihren Pflichten, Heiterkeit bey Widerwärtigkeiten erhalten ſoll. Die Grundſätze, die die Vernunft in dieſem Zuſtande hervorbringt, müſſen den Menſchen leiten, ſtärken, beruhigen.

Sollten denn aber wohl alle Menſchen zu einer ſolchen Erhöhung ihrer Vernunft gelangen? Könnte dieſes erwieſen werden: ſo möchte man ſie immerhin an ihre eigene Vernunft, oder an die Grundſätze weiſen, die ihnen ihre Vernunft, im erhöheten Zuſtanſtande dictirte. Dieß wird aber wohl niemand beweiſen können noch beweiſen wollen. Es iſt vielmehr wahrſcheinlich, daß nur der kleinere Theil dieſer Erhöhung fähig iſt. Woran ſoll ſich alſo der größere halten? An die Ausſprüche einer fremden Vernunft, die dieſe in einem erhöheten Zuſtande dictirte, der durch göttliche Fügung herbey geführt wurde, und in welchem, nach vieler Meynung, Gott auf ſie wirkte, folglich an — Offenbahrung.

Dieſe Ausſprüche muß die eigne Vernunft prüfen, wenn ſie von der Wahrheit derſelben überzeugt iſt, annehmen, und ſich gewöhnen denſelben gemäß zu denken und zu handeln.

Wo iſt nun dieſe Offenbahrung?

Sie iſt, wie ich ſchon bemerkt habe, ſehr ausgebreitet, man findet ſie in den Büchern der Weiſen, man findet ſie auch in der Bibel.

Unterdeſſen iſt es doch wohl ſicherer, die Menſchen vorzüglich an die Bibel zu verweiſen; dieß Buch genießt nun einmal eine allgemeine Achtung, und iſt

ſo

ſo viele Jahrhunderte als göttlich angenommen worden. Es iſt nicht möglich irgend einem andern Buche ein ſo allgemeines Anſehen zu verſchaffen. Und können andere Schriften uns wohl Grundſätze aufſtellen, die für die Veredlung des Erdenbürgers wirkſamer wären, als diejenigen, die das neue Teſtament enthält? Kann uns irgend etwas unſere Würde fühlbarer machen, als die Vorſtellung, daß wir Gottes Kinder ſind und ſein Bild an uns tragen, daß wir unſterblich ſind? Giebt es einen ſtärkern Antrieb zur Erfüllung der Pflicht, als der Glaube, daß dieſe Gottes Wille ſey, daß wir unter den Augen des Vaters handeln, der ins Verborgene ſieht? Kann der Menſch eine höhere Würde erlangen, als wenn er, nach der Anweiſung des neuen Teſtaments nicht nach dem Fleiſche, ſondern nach dem Geiſte lebet? nicht ſieht auf das Sichtbare, ſondern auf das Unſichtbare? Kann uns irgend ein Grundſatz mehr im Leiden ſtärken, als die Verſicherung der Bibel, daß wir hier Gäſte ſind, deren Vaterland im Himmel iſt? daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Beſten dienen? Warum will man alſo das Anſehen der Bibel herabſetzen, da die Grundſätze derſelben dem Menſchen die höchſte Veredlung ſchaffen können?

Was dagegen eingewendet werden kann, weiß ich; allein wenn man auf die Winke merkt, die ich vorhin gegeben habe: ſo wird man dieſen Einwendungen hinlänglich begegnen können.

Will man noch einwenden, daß ſich aus der Bibel alles beweiſen laſſe, und daß es keine Thorheit und kein Verbrechen gebe, die man nicht mit bibliſchen Stellen vertheidigt hätte: ſo frage ich, wer hat denn dieſes gethan? Iſts nicht wahr, die ſubjective Vernunft? dieſe kann aber auch ohne Bibel jede Thorheit, jedes Verbrechen, vertheidigen. Im erſtern Falle exegeſirt, in andern demonſtrirt ſie. Es läßt ſich aus der Bibel alles beweiſen; es läßt ſich aber auch alles demonſtriren. Es läßt ſich auch demonſtriren, daß keine Welt da iſt. Wollte man die Bibel deßwegen verwerfen, weil großer Misbrauch mit derſelben getrieben worden iſt; ſo müßte man auch die Stimme der Vernunft nicht hören, weil ſie viel Unvernünftiges demonſtriret hat.

Alfreds Trennung von ſeinem Sohne.

Hier, mein lieber Sohn! iſt der Platz, wo wir uns trennen müſſen. Lebe wohl und bleib der Tugend treu! Bisher habe ich immer an dir als Vater gehandelt und werde es ferner thun. Das glaubſt du doch?

S. Und warum ſollte ich dir es nicht glauben? du haſt mir ja von deiner Vaterliebe Beweiſe genug gegeben.

A. Aber du haſt mich ja noch nie geſehen; nur die Hülle, die mich umgiebt, und durch welche ich wirkte, war dir ſichtbar.

S. Aber dieſe Wirkungen, die ich empfand, waren doch Wirkungen der Vaterliebe; wenn dieſe da ſind, wie könnte ich an der Vaterliebe, wie an dem Daſeyn des Vaters zweifeln?

A. Ich weiß nicht, ob ich dich nicht itzo zum letztenmale umarme.

S. O Vater! mache mich nicht traurig.

A. Ich ſage es dir nicht, um dich traurig zu machen. Lange wird mein Aufenthalt auf der Erde aber doch nicht dauern. Ich muß dich daran erinnern, damit du auf die Trennung gefaßt biſt. Wiſſe alſo, daß ich nur Mittelsperſon war, durch welche dir ein höherer Vater ſeine Vaterliebe zufließen ließ. Ich war die Mittelsperſon, durch die du dein Daſeyn erhielteſt; aber der geheimnißvolle Bau deines Körpers; dein Vermögen zu denken, zu handeln, das Gute zu wollen, iſt nicht mein Werk. Ich gab dir eine gute Erziehung: weil ich glaubte, daß dieß der Wille deſſen ſey, der dich mir ſchenkte. Wenn ich alſo nicht mehr bey dir bin; ſo weißt du doch, an wen du dich halten ſollſt.

S. Beſter Vater! bleibe noch lange bey mir!

A. Ich bleibe ſo lange bey dir, als es mir dein rechter Vater erlaubt. Wenn dieſer aber mich abruft, dann muß ich folgen, und du weißt an wen du dich zu halten haſt.

S. Aber wie ſoll ich ihn finden?

A. Wie mich.

S. Wie dich? wie kann ich das? dich ſehe ich, ich weiß den Platz, wo ich dich finden kann —

A. Du ſiehſt mich nicht deutlicher, als du deinen wahren Vater ſehen kannſt. Mich umhüllt dieſer Körper, jenen die Natur; mich lerneteſt du aus meinen Wirkungen kennen; beobachte die Wirkungen der Natur: ſo wirſt du mit jenem auch bekannt werden. Du weißt, wo du mich finden kannſt — Weißt du nicht, wo du deinen rechten Vater ſuchen ſollſt? Er iſt allenthalben, und läßt ſich allenthalben finden, wo du ihn ſucheſt.

S. Wie ſoll ich ihn denn aber ſuchen?

A. Die Frage kommt doch vom Herzen?

S. Wie kannſt du daran zweifeln, beſter Vater!

A. Wohlan, ſo merke auf! ich will dich lehren, wie du deinen wahren Vater finden kannſt! Zuerſt ſey immer reines Herzens! Erlaube dir keine Falſchheit, laß keine unedle Neigung bey dir herrſchend werden! Handle immer ſo, daß du dir von deinen geheimſten Handlungen Rechenſchaft geben kannſt; ſo handle, daß, wenn Gott dir erſchiene, du getroſt vor ihn treten und ſagen könnteſt: durchſchaue, Vater, mein Herz! du wirſt es unvollkommen, fehlerhaft finden, aber du wirſt auch wahrnehmen, daß ich ohne falſch, daß ich rechtſchaffen bin, und meiner Fehler loszuwerden mich beſtrebe.

Biſt du erſt reines Herzens, dann wird es dir Freude machen, wenn du daran denkſt, daß du einen Zeugen deiner geheimſten Handlungen haſt. Du wirſt ihn ſuchen, wie mich, wann du einen Tag lang recht gut geweſen wareſt. Du wirſt gern an ihn denken und dich mit ihm unterhalten. Du wirſt ihn ſchauen, ſo wie ein Geiſt geſchauet werden kann, und alſo die Seligkeit genießen, die denen beſtimmt iſt, die reines Herzens ſind.

Du haſt doch von Wirkungen der Natur gehört? gewöhne dich, ſie als Wirkungen deines Vaters zu betrachten. Wann du dein Tagewerk geendigt haſt, und Erholung ſuchſt — ſuche ſie nicht immer in Geſellſchaft, niemals am Spieltiſche, mehrentheils in der Natur! Verweile bey jedem Gegenſtande, der deine Aufmerkſamkeit auf ſich zieht; es ſey der Sonnen-Untergang oder der Mondes-Aufgang; die Thätigkeit eines Ameiſenhaufens, oder einer Spinne.

Allenthalben wirſt du Abſichten, und gut gewählte Mittel ſie zu erreichen, bemerken, und oft mit ſüßer Rührung den erſten Urheber dieſer weiſen Einrichtung denken.

S. Ich danke Vater für deinen Rath. Schon habe ich ſo etwas empfunden, als ich einmal Sohntags einige Stunden lang die Arbeiten der Ameiſen beobachtete.

A. Dieß iſt mir lieb. Aber noch eins muß ich dir ſagen. Du biſt mein guter Sohn. Immer biſt du es aber nicht geweſen. Ich weiß daß dein Herz bisweilen mehr, das Vergnügen, und leichtſinnige Geſpielen, als meine Vorſchriften und mich liebte.

S. O verzeihe mir Vater, du weißt ja, daß ich mich gebeſſert habe:

A. Daß weiß ich. Was that ich denn damals, wann du mich und meine Vorſchriften vergeſſen hatteſt? ja —

S. Du giengſt mir nach, ließeſt mich die traurigen Folgen meiner Verirrung fühlen, und druckteſt mich dann an deine Bruſt, wann ich meine Fehler bereuete!

A. Ganz recht. Sohn! Sohn! du wirſt auch deinen wahren Vater bisweilen verlaſſen. Die Sinnenwelt wird bisweilen ſo ſtark auf dich wirken, daß du den vergißt, der unter ihrer Hülle verborgen iſt. Aber er wird dir nachgehen. Schwere Trübſale werden dich treffen. Wann nun der Tag der Trübſale beginnt, wann das dir entriſſen wird, an dem dein Herz hieng, wann alles kommt, was du fürchteteſt, wann du deinem beſten Freunde in die Arme eileſt, um Troſt zu ſuchen, und er ſich kalt zurückzieht; wann du dann von allen Menſchen und von dir ſelbſt verlaſſen biſt, ſo ganz einſam da ſteheſt: dann wende dich an deinen Vater! denke an das, was er an dir gethan hat, an ſeine Güte, an ſeine Macht, die alles ändern kann, — denke dich, als ſein Kind, als Unſterblichen, dann wirſt du fühlen, daß du Gott nahe biſt. Du wirſt auf einem höhern Standorte dich befinden, wo du einen weit größern Theil von Raum und Zeit überſehen kannſt. Der Erdball mit ſeinen Freuden und Leiden wird dir als Punkt, das Jahrtauſend als Minute erſcheinen. Deine fürchterlichſten Leiden werden deinen Augen entſchwinden, wann du dich als Unſterblichen denkſt. Allenthalben wirſt du Ordnung und Zuſammenhang erblicken und alles Uebel wird ſich aus deinem Geſichtskreiſe verlieren. Man hat die Ehre Gottes bey der Zulaſſung des phyſiſchen und moraliſchen Uebels zu retten geſucht — für dich iſt dann dieſe Rettung nicht nöthig. In der ſeligen Stunde, da du bey dem Vater biſt, und das Ganze überſiehſt, erblickſt du kein Uebel mehr, nichts als Wirkungen der Weisheit und Vaterliebe wirſt du ſehen. Es iſt gar nichts Böſes in der Welt, nichts was dem großen Plane des Weltſchöpfers und Weltregierers entgegen wirkte. Wenn wir Böſes bemerken: ſo kommt dieß bloß daher, weil wir die Weltbegebenheiten nach unſern Empfindungen beurtheilen, und das für böſe halten, was uns unangenehme Empfindungen macht, wie ein Kind, das über Strenge klagt, wann es der Vater nöthigt, die warme Stube zu verlaſſen, und mit ihm in Schneegeſtöber zu wandeln; oder weil wir die Dinge an ſich und nicht in Verbindung mit ihren Wirkungen betrachten: ſo wie der Unverſtändige den Wundarzt für grauſam hält, der fühllos gegen das Wimmern des Kranken, ihm das vom Brande getödtete Glied abnimmt.

Noch mehr! in der Stunde des innigen Umgangs mit Gott wirſt du alle deine Kräfte erhöhet fühlen. Alles Dunkel, das auf deiner Seele lag, wird ſich verlieren, helles Licht wird dir aufgehen. Am Rande der Verzweiflung, wo du vorhin nichts als einen fürchterlichen Abgrund erblickteſt, wirſt du nun Wege finden, die von demſelben ableiten, und Heldenmuth fühlen, dieſelben zu betreten.

Nun wirſt du anfangen zu handeln, durch Gottes Kraft geſtärkt. Die Stürme der Widerwärtigkeiten werden auf dich eindringen, du ſtehſt da, wie auf einem Felſen; die Wellen, die dich zu bedecken drohten, ſcheitern an ihm, und werden am Ende ruhig. Du wirkſt, und alles muß dir weichen, du gelangſt zu dem Zwecke, für welchen zu arbeiten, nach deiner Ueberzeugung, dir Gott den Auftrag gab, und machſt Dinge möglich, die alle, welche Gott nicht kennen, für unmöglich hielten. Alle Dinge ſind möglich, dem der glaubt. Haſt du erſt ſolche Erfahrungen gemacht, dann wirſt du dich von Gott nicht trennen können.

Kurz lieber Sohn! wenn du deinen rechten Vater kennen lernen willſt: ſo laß dich nicht durch ſpitzfindige Beweiſe zu ihm leiten; du haſt ja mich, ſeinen Stellvertreter, ohne ſie kennen lernen, warum nicht auch ihn? Daß er da iſt, das lehrt dich, was du willſt, Ameiſenhaufe, Bienenſtock, der Baum, das Moos, dein Körper, die Sonne, der Mond, kurz alles, was du nur mit Nachdenken betrachteſt, allenthalben ſiehſt du Spuren der Weisheit — folglich Beweiſe vom Daſeyn eines weiſen Urhebers. Das begreift jeder Bauer, ohne Philoſophie. Mein Daſeyn hat noch kein Philoſoph bewieſen, würdeſt du den nicht für einen Thoren halten, der mein Daſeyn leugnen wollte? Wozu ſoll man denn Gottes Daſeyn beweiſen, gegen deſſen Wirkungskreis der Meinige, der Wirkungskreis eines Infuſionsthierchens iſt? Daß aber der Weltſchöpfer dein Vater iſt, das lehrt dich die Philoſophie noch weniger. Sey reines Herzens! Nimm auf ihn in deinen Handlungen Rückſicht, und erhebe dich zu ihm am Tage der Trübſal —

dann — wird er ſich dir offenbahren. Itzo lieber Sohn trenne ich mich von dir. Nimm von mir dieſen Abſchiedskuß; vielleicht den letzten — ich empfehle dich nun in die Obhut deines wahren Vaters.

Nachrede.

Eigentlich iſt mein Beruf nicht, Taſchenbücher zu ſchreiben, ſo wenig als ich berufen bin Feuer zu löſchen. Wenn aber meines Nachbars Haus in Flammen ſteht, die mein und meiner Mitnachbaren Häuſer zu ergreifen drohen: ſo fühle ich mich doch gedrungen, mich eine Zeitlang meinen Berufsgeſchäfften zu entreiſſen, und meinen Eimer mit Waſſer beyzutragen. Kann ich gleich nicht erwarten, daß durch das Ausgießen meines Waſſereimers die Flamme werde getilgt werden; ſo darf ich doch hoffen, daß durch mein Beyſpiel mehrere gereizt werden, ihre Werkſtätte und Schreibpulte zu verlaſſen, und an der Löſchung Theil zu nehmen, ſo daß durch vereinigte Kräfte dem weitern Ausbreiten der Flamme Einhalt geſchehen wird.

Was ich damit ſagen will, verſteht jeder; und dieß mag mir zur Entſchuldigung, wegen Ausfertigung dieſes Buchs dienen.

Es war mein ernſter Wille, in den gelieferten Aufſätzen der Wahrheit treu zu bleiben, und mit meinem Wiſſen bin ich davon nicht abgegangen. Es mußte mir dieß leichter als vielen andern Schriftſtellern ſeyn, da ich bey den jetzigen Weltbegebenheiten keine Rolle ſpiele, ſondern bloß als Zuſchauer dabey ſtehe.

Wäre etwas, das meine Urtheile zur Partheylichkeit hätte neigen können: ſo wäre es meine glückliche Lage. Als Unterthan eines Fürſten, der, im eigentlichen Sinne des Wortes, der Vater ſeines Landes iſt, als Mitglied eines Staats, wo man die vollkommenſte Sicherheit des Eigenthums und einen ſehr hohen Grad *vernünftiger* Freyheit genießt, wo man die verhaßten Auflagen und Beſchränkungen der Freyheit nicht kennt, die die Unterthanen ſo leicht gegen die Obrigkeit erbittern; wo wir faſt alles haben, was die Völker durch den Freyheitskampf zu erringen ſuchen und nie erringen werden; in einer ſolchen Lage muß ich es freylich ſehr ſtark fühlen, wie widerſinnig und unſittlich es ſey, wenn man Umänderung der Regierungsform wünſcht und jene Ruhe, Sicherheit, Freyheit, die man wirklich hat, aufopfern will, um ein Gebilde zu erhalten, das, wie ein Irrlicht, immer weiter flieht, je ängſtlicher man ihm nachläuft, und am Ende zu grundloſen Moräſten leitet, aus welchen, iſt man einmal darein verſunken, keine Rettung mehr iſt. Dieß Gefühl konnte mich vielleicht verleiten hier und da von Teutſchlands Verfaſſung zu günſtig zu urtheilen.

Doch der Druck, unter dem manche Teutſche Provinzen ſeufzen mögen, ſey ſo hart als er wolle; ſo berechtigt er doch Niemanden ſeinem Vaterlande untreu zu werden, und die Parthey der Feinde deſſelben zu nehmen. Vaterlandsliebe muß jedem rechtſchaffenen Manne heilige Pflicht ſeyn. Sie war es den Griechen und Römern und wir leſen die Namen eines Ariſtides und Camillus, die großmüthig lieber alles duldeten und aufopferten, ehe ſie etwas gegen ihr undankbares Vaterland unternommen hätten, mit Hochachtung. Itzo kehrt man es um und nennt die Treuloſen, die ihr Vaterland dem Feinde verrathen — Patrioten; welche Verwirrung der Begriffe!

griffe! Was für Zutrauen kann man zu Leuten haben, die die heiligſte Pflicht, die Pflicht gegen das Vaterland verletzen! und wie verächtlich muß man in den Augen jenes Volks werden, das auf Vaterlandsliebe mit Recht einen ſo hohen Werth ſetzt, wenn man ſich als einen ſolchen zeigt, der für dieſe erhabene Tugend kein Gefühl hat; doch der Teutſche, ſagt man, hat kein Vaterland. Ich geſtehe, daß ich dieſen Modeſpruch unſerer Zeit nicht verſtehe. Nur der Bettler, der hinter dem Zaune ſein Daſeyn empfieng, ohne Pflege, ohne Unterricht, ohne Erziehung aufwuchs, kein Eigenthum, als ſeine Lumpen, beſitzt, nur dieſer kann ſagen, ich habe kein Vaterland.

Können dieſe Worte aber wohl einen Sinn haben, wenn man ſie aus dem Munde eines Mannes hört, der Pflege, Unterricht und Erziehung genoß, der Eltern und Anverwandte hat, Eigenthum beſitzt und bey demſelben geſchützt wird?

Nachricht.

Da die mehreſten Leſer dieſes Taſchenbuchs wünſchen werden, von den merkwürdigen Teutſchen des achtzehnten Jahrhunderts, deren Namen ſie im Kalender fanden, nähere Nachrichten zu haben: ſo iſt ein Paar Männern, die mit der Geſchichte der neuern Zeit bekannt ſind, der Auftrag geſchehen, dieſen Wunſch zu erfüllen. Gegen Michaelis alſo wird ein Buch, zum Andenken verdienſtvoller Teutſchen des achtzehnten Jahrhunderts in der hieſigen Buchhandlung erſcheinen. In demſelben wird nicht nur von den Lebensumſtänden einer jeden Perſon, die im Kalender genannt iſt, Nachricht ertheilt, ſondern auch angeführt, wodurch ſie merkwürdig geworden iſt und ſich Verdienſte erworben hat; man hoft damit zu bewirken, daß bey dem gebildeten teutſchen Publikum das Andenken ſeiner verdienſtvollen Landesleute, wenigſtens auf einige Zeit erhalten wird. Das Buch wird ohngefähr zwey Alphabet ſtark werden.

Erſter Unterricht
in der
Sittenlehre
/15 für [illegible]
Kinder
von acht bis zehn Jahren.

Von

C. G. Salzmann.

Schnepfenthal
in der Buchhandlung der Erziehungs-Anſtalt
1 8 0 3.
(Preis 18 Gr. Sächſ.)

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Vorbericht.

Der Zweck dieſes Buchs iſt aus dem Titel zu erſehen. Wenn die Kleinen, für welche es beſtimmt iſt, an Leſung deſſelben Vergnügen finden, wenn ſie dadurch zur Kenntniß der ihnen obliegenden Pflichten gebracht, und zu Erfüllung derſelben geneigt gemacht werden: ſo iſt dieſer Zweck erreicht.

Würde ihnen nun dieß Buch, wie ein anderes, das bloß zur Unterhaltung beſtimmt iſt, in die Hände gegeben: ſo würde es ſchwerlich die erwünſchte Wirkung thun. In der erſten Woche würde es begierig geleſen werden, die kleinen Leſer würden daran Vergnügen finden, und von dem guten Herrn Amtmann, Herrn Ehrenfried, Frau Hedwig, Herrn Tillmann, Dreyfuß u. d. g. viel zu erzählen wiſſen: aber die nächſten Wochen? da würde ihnen das Buch ſchon weniger lieb ſeyn; in den folgenden Wochen würden ſie es zu den Büchern ſtellen, die von ihnen mehrere Mahle geleſen wurden, und nun als verbraucht angeſehen werden. Und die Lehren, die in die Erzählungen gehüllt ſind? würden von ihnen wenig oder gar nicht bemerkt werden, und daher wenig Wirkung thun.

Daher wünſche ich, daß dieß Buch unter dem Beſchluſſe der Aeltern, oder des Lehrers bleibe; daß es täglich herbeygehohlt, ein Stück davon von den Kindern vorgeleſen, und darüber mit ihnen eine Unterredung angeſtellt werde. Dadurch wird das Vergnügen, welches das Leſen gewährt, verlängert, das Urtheil über die geſchilderten Handlungen und vorgetragenen Grundſätze den Kindern entdeckt, da, wo es nöthig iſt, berichtigt, und auf dieſe Art täglich zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung, der Erwachſenen mit den Kindern, Gelegenheit gegeben, welches für beyde ſehr wichtig iſt.

Schnepfenthal im April 1803.

C. G. Salzmann.

Erſter Abſchnitt.

Herr Ehrenfried wurde von allen, die ihn kannten, geliebt und geſchätzt. Er meinte es mit allen Menſchen gut, kränkte niemanden, und freute ſich gar herzlich wann er Gelegenheit fand jemanden gefällig zu ſeyn. Wollten die Nachbaren ſich zanken: ſo ermahnte er ſie zum Frieden; fing ein junger Mann ſeine Haushaltung an: ſo gab er ihm guten Rath wie er ſie einrichten ſollte; wurde jemand krank: ſo ſchickte er ihm Erquickung; fand er Arme, die ſich nicht nähren konnten: ſo verſchaffte er ihnen Arbeit. Wer wollte einen ſolchen Mann nicht lieben und hochſchätzen?

Früh ſtand er auf, und brachte den größten Theil des Tages mit Arbeit zu. War dieſe geendigt: ſo ging er des Abends in ſeine Familienſtube, um da ſich aufzuheitern. Da kam denn ſeine liebe Frau, Hedwig hieß ſie, ihm mit freundlichen Blicken entgegen, ſtellte ihm ſeine Kinder, Heinrich, Julie und Karl vor, und hielt ihm den lächelnden Säugling Conrad entgegen. Die ältern Kinder umarmten dann den guten Vater und zogen ihn zu ſich an den Tiſch, den die liebe Mutter zwar mit wenigen aber mit geſunden und wohlſchmeckenden Speiſen beſetzt hatte. Waren dieſe verzehrt: ſo mußte denn der liebe Vater immer etwas erzählen. Die Kinder ſchmiegten ſich an ihn, und hörten begierig zu, bis das Zufallen der Augenlieder ſie erinnerte, daß es Zeit ſey, ſich der Ruhe zu überlaſſen.

Einſt hatte Herr Ehrenfried ihnen auch etwas von ſeinen Großältern erzählt, und ſie dann zur Ruhe gebracht. Noch ein Mahl ſah er nach ihnen, ehe er ſich ſelbſt niederlegte. Da lagen ſie alle im ſüßen Schlafe mit rothen Backen, und ruhiger Miene. Geſchwind lief er zu Hedwig, und rief ſie, daß ſie ihre Kinder ſehen ſollte. O ſieh, ſprach er, gute Mutter: deine lieben Kinder! wie ſie ſo ſanft ruhen! wie geſund ihr Schlaf iſt! wie viele tauſend Kinder werden ſich jezo unruhig umherwerfen und nicht einſchlaſen können! wie viele werden ſich winden vor Schmerzen, und deine Kinder ſchlafen ſo ruhig! Dieß haben ſie dir zu danken, ſagte Hedwig. Und dir, gute Mutter! ſagte Ehrenfried.

Ruhet immer ſo ſanft, ſagten beyde, und überließen ſich dann ſelbſt der Ruhe.

Aber ach! lange hatten ſie nicht geruhet: ſo wurden ſie beyde aufgeſchreckt. Was war dieß? fragte Hedwig ängſtlich. Puff! da geſchah wieder ein Kanonenſchuß. Zugleich wurde auch auf den Thürmen geſtürmt. Es iſt Feuer! rief Ehrenfried.

Feuer! ſchrie Hedwig, beyde ſprangen ſogleich aus ihren Betten, und warfen ſich in die Kleider.

Hedwig zog den Vorhang des Fenſters zurück, da ſah ſie eines der nächſten Häuſer in hellen Flammen ſtehen.

Sie ſchrie laut auf: wir ſind verloren! und alle ihre Glieder zitterten. Auch Ehrenfried war erſchrocken.

Bald aber faßte er ſich, ergriff die Hand ſeines Weibes und ſagte: Hedwig! willſt du mich hören?

Ach ja! ach ja! antwortete ſie.

Wir ſind verloren! fuhr er fort, wenn wir uns vom Schrecken überwältigen laſſen. Wir werden dann alles verkehrt anfangen, alles den Flammen überlaſſen. Wenn wir aber ruhig nachdenken, was wir zu thun haben: ſo werden wir vieles, vielleicht alles retten können. Willſt du dieß thun? willſt du ruhig ſeyn?

So viel ich kann, ſagte Hedwig.

Gut! fuhr Ehrenfried fort, ſo überlege: was iſt dir unter allen deinen Sachen das liebſte?

Meine Kinder! ſagte ſie.

So gehe hin, ſprach Ehrenfried, und wecke ſie! aber ja fein ſanft! erſchrecke ſie nicht durch Geſchrey und Klagen; ſie könnten von großem Schrecken eine Krankheit bekommen.

Da faßte ſich denn Hedwig, weckte ſanft ihre Kinder, und ermahnte ſie, ſich anzuziehen. Es brenne in der Stadt, ſagte ſie, und es wäre doch gut wenn man in ſolchen Fällen munter wäre.

Herr Ehrenfried dachte indeſſen auch nach, was er am erſten retten müſſe, ſuchte ſein Geld zuſammen, und ſchüttete es in einen großen Beutel. Dann nahm er ſeine Papiere, und legte ſie in eine Kiſte. Als er noch damit beſchäftiget war, hörte er unten im Hauſe einen Lärmen.

Was gibts? rief er zur Thür hinaus. Es ſind Leute da, antwortete eine männliche Stimme, denen ſie Gutes gethan haben, dieſe Leute wollen Ihnen in der Noth beyſtehen. Wir wollen retten was wir können! retten wollen wir, riefen viele.

Gut! ich danke! ich danke! war Ehrenfrieds Antwort. Ehe ihr aber noch rettet: ſo ſeyd fein ruhig, und denket nach, wie ihr retten wollt. Meiſter Kilian! ihm gebe ich das Zimmer Nummer 1. räume er es fein ordentlich aus; Meiſter Sempronius ſorgt für dieſes Zimmer No. 2. Meiſter Herrmann läßt No. 3. ausräumen, und Gevatter Balthaſer thut mir die Gefälligkeit und geht auf den Anger, und bewacht die Sachen, die dorthin geſchafft werden ſollen.

Die Kinder packten auch ein, Karl sein Kegelſpiel und Damenbret, Heinrich ſeine Bücher und ſeinen Farbenkaſten, und Julie alle das kleine Küchengeräthe, das ihr die Großmutter am verfloſſenen Weihnachten geſchenkt hatte.

Kaum waren ſie mit Einpacken fertig: ſo trat haſtig eine Frau ins Zimmer, und legte alles bedachtſam in einen Tragekorb.

Wo will ſie mit dieſen Sachen hin? fragte Hedwig.

Auf den Anger will ich es fragen, wohin die übrigen Sachen geſchafft werden.

Sie iſt doch, ſagte Hedwig, eine recht gefällige Frau.

Gefällig? fuhr die Frau fort, gefällig? ich thue ja nur meine Schuldigkeit. Haben Sie mir, da ich vor drey Jahren am Tode lag, nicht das Leben gerettet? Haben Sie nicht mich und meine Kinder mit Eſſen und Trinken verſorgt? Haben Sie nicht die Arzeneyen bezahlt, die ich bekam? Einer ſolchen Frau muß man durchs Feuer laufen.

Mit dieſen Worten nahm ſie ihren Korb und ging fort.

Herr Ehrenfried ging auch fort, um zu ſehen ob das Feuer ſich nähere, damit er ſeine Lieben retten könne, ehe das Haus von der Flamme ergriffen würde.

Unterdeſſen war Hedwig mit ihren Kindern in großer Bangigkeit. Vielleicht, dachte ſie, habe ich mit meinen Kindern das letzte Mahl in dieſem Hauſe geſchlafen, wo ich ſo viele vergnügte Tage hatte. Die Thränen rollten ihr über die Backen, die ſie gern vor ihren Kindern verborgen hätte, aber doch nicht verbergen konnte.

Hundert Fragen thaten die Kinder wohl an ſie. Wo werden wir wohnen, wenn unſer Haus abbrennt? Wo wollen wir kochen? Wo bekommt denn der Vater ein anderes Waarenlager her? u. dgl. Am Ende fingen ſie alle an bitterlich zu weinen. Da — da trat der Vater herein. Beruhigt euch, lieben Kinder! ſagte er, wir ſind gerettet. Das Feuer iſt glücklich gelöſcht. Wir behalten unſer Haus, unſere Küche, Schlafzimmer, Stallung und Garten — alles behalten wir. Alles? fragten alle.

Alles! war des Vaters Antwort. Und wißt ihr wohl, fuhr er fort, wem wir dieſe Rettung zu danken haben? Hier dieſem braven Manne!

Hier ſtellte er ſeiner Familie einen Mann vor, deſſen Kleider von Waſſer durchnäßt waren, und deſſen Glieder vor Kälte ſtarrten.

Dieß iſt der Herr Amtmann Siegfried! ſagte er. Hätte dieſer wackre Mann nicht gethan: ſo ſtünde jetzo unſer Haus in Flammen, und wir müßten flüchten, wohin wir könnten. Der hat aber vor den Riß geſtanden, das Haus, das zunächſt an das brennende Haus gränzte, ließ er niederreiſſen, und half ſelbſt mit. Zehn Feuerſpritzen ließ er herbeyführen, ermunterte die Leute Waſſer herbey zu tragen, regierte ſelbſt bisweilen den Schlauch einer Spritze; verſprach — Ach ich bitte Sie, ſagte der Amtmann, ſchweigen Sie doch und machen Sie nicht ſo viel Aufhebens davon, daß ich gethan habe, was jeder rechtſchaffene Mann zur Zeit der Noth thun muß.

So will ich ſchweigen, ſagte Herr Ehrenfried, aber meine liebe Frau, ſchaffe nur gleich Kleider herbey, daß dieſer wackre Mann ſich umkleiden kann.

Hedwig ſprang ſogleich auf um ſie zu ſuchen, der Amtmann hielt ſie aber bey der Hand und ſagte: bleiben Sie! bleiben Sie! ich werde mich nicht umkleiden.

Nicht umkleiden? fragte Hedwig. Sie können ja das kalte Fieber bekommen, wenn

Sie in dieſer naſſen Kleidung bleiben. Da lachte der Amtmann und ſagte: tauſend andere würden das Fieber, oder wohl gar den Tod davon haben, wenn ſie in dieſer naſſen Kleidung blieben. Mir ſchadet ſie nicht. Ich kenne meinen Körper, und weiß, was er aushalten kann. Soll ich ja um etwas bitten, ſo iſt es, daß Sie mir warmes Bier machen laſſen.

Wie ein Pfeil ſchoß Hedwig nach der Küche, Julie folgte ihr. Die Magd bekam die nöthigen Aufträge. Sogleich loderte die Flamme auf dem Heerde unter einem Topfe mit Bier, zu welchem Milch und Eyer gethan wurden. Nach einer Viertelſtunde ſtand das warme Bier da. Der Amtmann genoß es, und verſicherte daß es ihm beſſer ſchmecke als vornehmen Leuten, die nichts gearbeitet hätten, ihre Leckerbiſſen.

Unterdeſſen ſtanden die Kinder alle um dieſen wackern Mann, und betrachteten ihn vom Kopfe bis auf die Füße. Heinrich war ſo dreiſt, daß er ſeine Hand faßte und ihn fragte: aber woher kommt es denn, lieber Herr Amtmann! daß Ihnen die naſſe Kleidung nichts ſchadet?

Das will ich dir ſagen, lieber Kleiner! antwortete der Amtmann, von meiner Kindheit an habe ich meinen Körper abgehärtet. Da ich ſo ein kleiner Burſche war, wie du, da wußte ich nichts von Federbetten. Ein Strohſack war mein Unterbette. Mit einer leichten, mit Wolle durchnähten Decke bedeckte ich mich. Mein Vater führte mich täglich aus, es mochte ſchneyen oder regnen, frieren oder die Sonne ſcheinen. Des Morgens, wann andere Kindec Kaffee ſchlürften, bekam ich ein Butterbrot oder ein Glas Milch. Sieh! lieber Kleiner! dadurch iſt mein Körper feſt geworden und kann Strapatzen aushalten. Hätte ich mich nicht ſo abgehärtet: ſo könnte ich jetzo von der Erkältung eine Krankheit bekommen. Ein weichlicher Mann, deſſen Körper nicht abgehärtet iſt, der iſt nur ein halber Mann.

Gute Nacht! lieben Leute, jung und alt, ſchlaft alle wohl, und erholet euch von

Eurem Schrecken! Ich danke für das warme Bier!

Herr Ehrenfried gab ſich viele Mühe ihn zu bereden, daß er in ſeinem Hauſe ſchliefe; es half aber nichts, der wackre Mann drückte ihm die Hand und eilte nach Hauſe.

Jetzo ging Ehrenfrieds erſte Sorge dahin, daß er die Sachen, die man aus dem Hauſe geſchafft hatte, wieder hereinbrächte, dann führte er ſeine Kinde wieder zur Ruhe, und überließ ſich ſelbſt noch ein Paar Stunden dem Schlafe.

Zweyter Abſchnitt.

Kaum war Heinrich den andern Morgen aufgeſtanden, ſo gieng er zum Vater und ſagte: Vater ich habe eine Bitte an dich, du darfſt ſie mir aber nicht abſchlagen.

V. Wie heißt deine Bitte?

H. Laß mir einen Strohſack machen, daß ich darauf ſchlafe.

V. Wie kommſt du denn auf dieſe Einfälle?

H. Ich möchte gern nicht ein halber Mann ſeyn, ſondern ein ganzer Mann werden, wie der Herr Amtmann.

V. Und warum denn dieß?

H. Daß ich den Leuten auch beyſtehen kann, und ſie retten, wenn ſie in Gefahr ſind.

V. Gieb mir die Hand, Heinrich, du biſt ein wackrer Burſche. Du ſollſt nicht nur einen Strohſack haben; ſondern ich will dir auch noch mehr Gelegenheit dich abzuhärten verſchaffen, als du bisher hatteſt.

Kaum hatte Heinrich dieſe Verſicherung von ſeinem Vater bekommen: ſo lief er fort zu ſeinen Geſchwiſtern und ſagte: Karl! Julie! wißt ihr etwas Neues? der Vater läßt mir einen Strohſack machen.

Sogleich gingen Karl und Julie auch zum Vater, und baten ihn er möchte ihnen auch Strohſäcke machen laſſen, und der Vater verſprach, daß er es thun wolle. Darüber freueten ſich die Kinder herzlich.

Auf dieſe Freude folgten aber mancherley Unannehmlichkeiten, die die ganze Familie mißvergnügt machten. Heinrich und Karl ſollten nun zur Schule gehen, und konnten ihre Hüte nicht finden. Sie fanden ſie endlich, nachdem Vater und Mutter ihnen hatten ſuchen helfen, nach einer halben Stunde; aber nun kamen ſie zu ſpät in die Schule und mußten Verweiſe erwarten.

Herr Ehrenfried ging zu ſeinem Schreibeſchranke, um da zu arbeiten, da fehlte aber faſt alles, was er zu ſeiner Arbeit nöthig hatte; die Briefe, die er beantworten ſollte, waren nicht da, und die Bücher, in welche er verſchiedenes einzutragen hatte, konnte er nicht finden. Es kamen Leute, welche die Rechnungen bezahlt haben wollten, die ſie ihm geſtern überbracht hatten, und dieſe waren verlegt. Statt zu arbeiten, mußte der liebe Mann ſuchen, und, da der Vormittag vorbey war, hatte er zwar viel geſucht, aber nichts gearbeitet.

Seiner lieben Frau gieng es nicht beſſer. Auch ſie mußte die Zeit mit Suchen zubringen. Da z. E. der Tiſch gedeckt werden ſollte, waren die Servietten verlegt, die Teller waren nicht da, und die ſilbernen Löſſel fehlten. Nach vielem Suchen fand ſich zwar alles wieder, aber das Suchen hatte doch ſo viele Zeit weggenommen, daß man eine halbe Stunde ſpäter als gewöhnlich ſpeiſen mußte.

Jetzo wurde das Zeichen gegeben, daß die Familie zur Mahlzeit kommen ſollte. Sie kam, aber gar nicht ſo heiter, wie ſie ſonſt zu ſeyn pflegte. Die Kinder waren mürriſch, die Mutter machte ein finſteres Geſicht, und Herr Ehrenfried hatte auf ſeiner Stirne, bis zur Naſenwurzel, eine tiefe Runzel. Die Leutchen, die ſonſt ſo freundlich und geſprächig waren, wann ſie zu Tiſche kamen, ſaßen jetzt ganz ſtumm da, und die Suppe wurde verzehrt ohne daß man ein Wort ſprach.

Endlich unterbrach Herr Ehrenfried das Stillſchweigen und ſagte: ſo einen unangenehmen Vormittag, wie heute, habe ich lange nicht gehabt. Alle meine Sachen ſind in Unordnung, nichts iſt an dem Platze für den es beſtimmt iſt. Ich wollte arbeiten und habe die Zeit mit Suchen zubringen müſſen.

Wenn ich viele ſolche Vormittage, wie heute haben ſollte, ſagte Hedwig! ſo hielte ich es nicht lange aus. Meine gute Laune hat mich ganz verlaſſen. Was ich nur haben wollte, das mußte ich ſuchen.

Die Kinder ſtimmten in die Klage ein und ſagten, daß ſie gar nicht wüßten, wo ihre Bücher und ihr Spielzeug wären.

Nun, ſagte Herr Ehrenfried, die Klagen helfen alle zu Nichts. Wenn wir wieder vergnügt zuſammen leben wollen: ſo müſſen wir halt unſere Sachen wieder in Ordnung bringen, und jeder Sache einen beſtimmten Platz anweiſen, wo wir ſie finden können, ſo oft wir ſie nöthig haben.

Ich dächte, es wäre gut wenn wir heute gar nichts thäten, als daß wir die Sachen, die in der vorigen Nacht unordentlich unter einander geworfen wurden, wieder an die gehörigen Plätze brächten.

Gerne Gerne, ſagte Hedwig, will ich mithelfen, weil ich nicht froh werde, ſo lange ich Unordnung um mich ſehe.

Sobald der Tiſch abgeräumt war, wurde Anſtalt gemacht, alles wieder in Ordnung zu bringen. Herr Ehrenfried nahm zu ſeinem Gehülfen Heinrichen, Julie mußte der Mutter beyſtehen, und Karl, weil er noch zu klein war, als daß er etwas hätte helfen können, wurde in die Schule geſchickt.

Ehe Hedwig noch ihr Geſchäfte anfing, hielt ſie erſt eine kleine Anrede an ihre Tochter. Julie! ſagte ſie, du haſt heute geſehen, was die Unordnung für eine ſchlimme Sache iſt. Man wird dabey nicht froh. Man bringt nichts zu Stande. Wenn man arbeiten will, ſo fehlt es bald an dieſem, bald an jenem, und die Zeit, in welcher man arbeiten könnte, muß man mit Suchen zubringen. Willſt du alſo deines Lebens froh werden, ſo gewöhne dich zur Ordnung. Wenn du etwas neues bekommſt, ſo überlege allemal, was es für einen Platz haben ſoll. Haſt du es gebraucht, ſo lege es oder ſtelle es wieder dahin. Dann kannſt du es, ſo oft du es brauchſt, im Dunkeln finden.

Jetzt gib Achtung wie man ſeine Sachen ordnen muß! Hier dieſer Schrank iſt zum Tiſchzeuge, dieſer zur Leibwäſche, dieſer zu Kleidungsſtücken, dieſer zu Porzellan und Silberwerk beſtimmt. Damit du es merken kannſt, ſo will ich an jeden einen Zettel ſtecken, auf welchen geſchrieben iſt, was in den Schrank kommen ſoll. Hier ſtecken die Zettel. Tiſchzeug, Leibwäſche, Kleidungsſtücke, Porzellan und Silberwerk. Nun wollen wir anfangen, die Kiſten auszupacken. So oft du etwas herausholſt, ſo lege es vor den Schrank, für welchen es gehört. Findeſt du etwas, das für keinen von dieſen Schränken paßt, ſo ſtelle es in dieſen Winkel.

Jetzt nahm das Auspacken ſeinen Anfang, und Julie freuete ſich nicht wenig, daß ſie für jede Sache den beſtimmten Platz zu finden wußte. Hedwig freuete ſich auch daß ſie ihre Sachen wieder gehörig ordnen konnte.

Am Ende gab es aber doch wieder einen Verdruß. In der einen Kiſte fand Hedwig ihre beſten Meißner Taſſen in Stücken gebrochen: weil man in der Verwirrung ein Dutzend zinnerne Teller dazu gepackt hatte. Sieh! ſagte ſie, liebe Julie! was bey der Unordnung herauskommt. Dieſe Taſſen hätte ich mein Lebelang haben können, wenn ſie immer an dem Platze geweſen wären, der für ſie beſtimmt iſt. Da ſie aber an den unrechten Platz, zu den zinnernen Tellern gepackt wurden: ſo ſind ſie auf ein Mahl zu Grunde gerichtet. Du glaubſt nicht was die Unordnung für Schaden thut. Die Kleider werden beſchmutzt, die Wäſche befleckt, das Porzellan zerbrochen, alles wird verderbt, wenn man es an Oerter legt und ſtellt, wohin es nicht gehört.

Gegen ſechs Uhr Abends hatte Hedwig die Freude alle ihre Sachen wieder in Ordnung zu ſehen.

Herr Ehrenfried hatte auf ſeiner Schreibſtube die alte Ordnung wieder hergeſtellt.

Deſſen ungeachtet kam er nicht ſo heiter zu Tiſche, wie er ſonſt gewohnt war. Er hatte eine Runzel auf ſeiner Stirn; Hedwig ſtrich ihm die Stirn und ſagte: was ſoll dieſe böſe Runzel hier lieber Mann? Freueſt du dich denn nicht, daß wir noch hier in unſerm Hauſe zuſammen ſeyn können? daß deine lieben Kinder alle noch geſund ſind? Biſt doch nicht böſe auf mich, lieber Vater? fragte Karl.

Lieben Kinder! antwortete Ehrenfried, ich bin auf niemanden von euch böſe. Ich freue mich herzlich, daß wir jetzo wieder ruhig beyſammen ſeyn können, daß alles wieder in Ordnung iſt. Woher aber dieſe Runzel kommt? kann ich euch nicht ſa-

ſagen. Vielleicht kommt ſie daher: weil ich dieſe Nacht nicht ausgeſchlafen habe.

So wurde die Abendmahlzeit eingenommen ohne daß man viel ſprach: den Kindern fielen, weil ſie die vorige Nacht im Schlafe waren geſtört worden, die Augen zu, und die Erzählungen blieben dießmal weg: weil Herr Ehrenfried keine Luſt hatte zu ſprechen, und die Kinder keine Luſt zeigten etwas zu hören.

Alles ging bald zur Ruhe, und ſuchte den Schlaf, der ſich auch bald einfand: weil alle ſehr ermüdet waren.

Dritter Abſchnitt.

Heinrich erwachte den folgenden Tag zuerſt, und ſuchte in der Kammer, die ihm ſein Vater eingeräumt hatte, auch mehr Ordnung einzuführen. Er überſah alle die Sachen, die ihm gehörten, und beſtimmte einen Platz für Bücher, einen andern für Schreibematerialien, einen dritten für Bilder, einen vierten für Kleidungsſtücke, einen fünften für Spielwerk und einen ſechſten für allerley. Nun ſieng er an jede Sache an den Platz zu bringen, den er ihr beſtimmt hatte. Dann kehrte er die Stube aus, und ſchaffte alle Papiere, Späne u. d. g. was unordentlich umhergelegen hatte, weg. Hierauf rief er ſeinen Vater, und bath ihn, mit in ſeine Kammer zu kommen. Er kam und ſeine Stirn wurde auf ein Mahl heiter, da er die Ordnung ſah, in welche Heinrich alle ſeine Sachen gelegt hatte. Er klopfte ihm die Backen, und ſagte: iſt deine Kammer nicht noch ein Mahl ſo ſchön als ſonſt? und befindeſt du dich in derſelben nicht viel beſſer? Halte nun auch ferner auf Ordnung und lege jede Sache, die du gebraucht haſt, wieder auf den für ſie beſtimmten Ort. Dieß iſt der beſte Putz, den du deinem Zimmer geben kannſt. Ordnung putzt beſſer als Tapeten, Gemählde und Geräthe von Mahagonyholz. Julie wurde auch herbey gerufen, und die Ordnung gefiel ihr ſo wohl, daß ſie dieſelbe ſogleich auch in ihrem Schranke einzuführen ſuchte.

Da aber Herr Ehrenfried wieder aus Heinrichs Kammer kam: ſo zeigte ſich auch die Runzel wieder auf ſeiner Stirn. Hedwig wurde darüber ängſtlich und bath ihn, daß er ihr doch ſagen möchte, warum er ſo verdrüßlich ſey?

Du kannſt mir, war ſeine Antwort, doch nicht helfen.

H. Das kannſt du nicht wiſſen. Geſetzt aber, ich könnte dir nicht helfen: ſo darfſt du doch vor mir, als deiner vertrauteſten Freundin, kein Geheimniß haben.

E. Aber ich mache dich verdrüßlich, wenn ich es dir ſage.

H. Glaubſt du denn, daß ich weniger verdrüßlich bin, wenn du es mir nicht ſagſt?

E. Wenn du es nun wiſſen willſt, ſo darf ich es dir freylich nicht verſchweigen. Den Tag vorher, ehe die Feuersbrunſt ausbrach, hatte ich drey hundert Dukaten zuſammen gepackt, um ſie auf die Poſt zu geben. Dieſe ſind nun verloren gegangen.

H. Haſt du denn alles recht durchſucht?

E. Alles.

H. Nun ſo wollen wir es in das Wochenblatt ſetzen laſſen. Vielleicht iſt der Finder ſo ehrlich, uns das verlorne Geld wieder zu bringen.

E. Glaubſt du? Ich zweiſle daran. Ach die Ehrlichkeit iſt jetzo ſo ſelten. Es gibt ſo wenige Leute, die von den Sachen, die andern gehören, wenn ſie in ihre Gewalt kommen, ſich nichts zueigneten. Die mehreſten ziehen des andern Eigenthum an ſich, wenn ſie glauben, daß es nicht werde entdeckt werden.

H. Es kommt auf einen Verſuch an. Ehrliche Leute ſind freylich ſelten, bisweilen findet man aber doch welche. Herr Ehrenfried befolgte den Rath ſeiner lieben Frau, und ließ in das Wochenblatt drucken: „bey dem letzten Brande iſt ein Paket mit drey hundert Dukaten verloren gegangen. Der ehrliche Finder wird gebethen, ſie dem Kaufmann Ehrenfried wieder zuzuſtellen."

Drey Tage waren verſtrichen, ohne daß jemand kam, der dieß Geld wieder gebracht hätte. Frau Hedwig wurde deswegen ſehr unmuthig, und auch die Kinder wurden verdrüßlich, da ſie hörten, daß der Vater drey hundert Dukaten verloren hatte. Denk nur drey hundert Dukaten hat der Vater verloren, ſagte Heinrich zu Julien, das iſt hundert Mahl mehr, als ich in meiner Sparbüchſe habe.

Da der Vater des Abends zu Tiſche kam, war die erſte Frage, die die Kinder thaten, dieſe: Haſt du dein Geld noch nicht wieder, lieber Vater?

Nein! antwortete dieſer.

Hedwig, die wohl wußte, was dieſer Verluſt ihr und ihrem lieben Manne für Sorgen machen würde, trocknete einige Thränen von ihren Augen. Kaum bemerkten es die Kinder, ſo wurden ſie wehmüthig und fingen alle an zu weinen.

Da ſprach Herr Ehrenfried: lieben Kinder! drey hundert Dukaten habe ich verloren, dieß iſt freylich viel; iſt aber das, was ich nicht verloren habe, nicht noch weit mehr? Habe ich nicht mein Haus und Hof und mein ganzes übriges Vermögen noch? Habe ich nicht meine liebe Frau und meine lieben Kinder noch? Habe ich nicht meine Ehrlichkeit noch? Laßt die drey hundert Dukaten fahren, die ich durch Fleiß wieder erwerben kann. Wir wollen uns nicht grämen über das, was verloren iſt, ſondern uns freuen über das, was wir nicht verloren haben. Von nun an darf von dieſen drey hundert Dukaten nicht mehr geſprochen werden.

Er lenkte darauf das Geſpräch auf den wackern Amtmann, und machte den Kindern Hoffnung, daß er ſie ein Mahl mit zu ihm nehmen wollte. Nach Tiſche ſetzte er ſich in den Lehnſtuhl, und erzählte den Kindern etwas von Grönland und von der Lebensart der Grönländer, dann begaben ſich alle vergnügt

gnügt zur Ruhe, und ſtanden den andern Tag eben ſo vergnügt wieder auf.

Vierter Abſchnitt.

Schon machte ſich der Herr Ehrenfried bereit zu Tiſche zu gehen, als jemand an ſein Zimmer klopfte.

Herein! rief er: da trat ein junger Mann ganz ſchüchtern herein. Haben Sie, fragte er, nicht drey hundert Dukaten verloren?

E. Allerdings. Und Sie? Sie haben ſie vielleicht gefunden?

M. Geld habe ich gefunden; ob es aber Ihnen gehört? das weis ich nicht. Können Sie mir nicht ſagen, wie ihr Geld eingepackt war?

E. Es war in Leinen genähet. Darauf ſtand H. M. S. Hamburg.

M.

M. Ich freue mich, daß ich es Ihnen einhändigen kann.

Hier legte er das Packet auf den Tiſch, welches Herr Ehrenfried ſogleich für das ſeinige erkannte.

E. Ich freue mich ſehr, daß ich mein Geld wieder habe, aber noch weit mehr, daß ich einen ehrlichen Mann habe kennen lernen.

M. Würde ich nicht ein ſehr niederträchtiger Mann geweſen ſeyn, wenn ich das Geld hätte behalten wollen?

E. Womit kann ich Sie belohnen?

M. Ich bin dadurch hinlänglich belohnt, daß ich weiß, ich habe meine Schuldigkeit gethan.

E. Darin haben Sie Recht. Sie haben ſich ſelbſt belohnt: weil Sie wiſſen daß Sie ein ehrlicher Mann ſind. Dieß muß Ihnen lieber ſeyn als eine Tonne Goldes. Belohnen will ich Sie alſo nicht. Aber meine Schuldigkeit iſt dankbar zu ſeyn. Wie iſt ihr Nahme?

M. Friedrich Tillmann.

E. Friedrich Tillman; und was für ein Geſchäfte treiben Sie?

M. Keins. Ich wünſche aber Erzieher zu werden.

E. Mit welchen Wiſſenſchaften haben Sie ſich denn bisher beſchäftigt?

M. Mit Naturgeſchichte, vorzüglich mit Kräuterkunde, Erdbeſchreibung, Geſchichte, der deutſchen, lateiniſchen und franzöſiſchen Sprache.

E. Haben Sie ſchon Kinder erzogen?

M. Noch nicht. Ich lebte bisher in Göttingen und unterrichtete zu meiner Uebung die Kinder meines Hauswirths.

E. Hatten die Kinder Sie lieb?

M. Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll: ſo weinten ſie, als ich Göttingen verließ, und begleiteten mich eine Meile weit zu Fuße.

E. Schön! Aber wie kommt es, daß Sie noch nicht als Erzieher angeſtellt ſind?

M. In hieſiger Stadt findet man nicht leicht Gelegenheit, als Erzieher angeſtellt zu werden, und auswärts will ich nicht gehen.

E. Und warum nicht?

M. Ich habe eine alte Mutter, die ihr ganzes Vermögen an mich gewendet hat, die ich alſo nicht verlaſſen kann, wenn ich mich gegen ſie dankbar beweiſen will.

Jetzt trat Julie herein, und bath den Vater, daß er zu Tiſche kommen möchte.

Wollen Sie nicht mit mir ſpeiſen, lieber Herr Tillmann? fragte Ehrenfried.

M. Gern wollte ich Ihre Einladung annehmen; aber meine alte Mutter —

E. Dieſer will ich es ſogleich ſagen laſſen, daß Sie bey mir ſpeiſen.

So faßte denn Herr Ehrenfried Tillmanns Hand, führte ihn in das Speiſezimmer, ſtellte ihn ſeiner Familie vor, und ſagte: Hier liebe Frau! bringe ich einen Gaſt mit. Er heißt Herr Friedrich Tillmann, iſt der Sohn einer alten Mutter, hat meine drey hundert Dukaten gefunden, und ſie ſo eben wieder gebracht.

Wirklich? ſagte Hedwig, nun da freue ich mich doch, daß ich mich nicht geirret habe. Ich ſagte es meinem lieben Manne gleich, daß es noch ehrliche Leute gäbe, ob ſie gleich ſelten wären.

Vater hat ſeine dreyhundert Dukaten wieder? ach das iſt ſchön! ſagte Heinrich. Und Sie haben ſie ihm wieder gebracht, Herr Tillmann? ich habe Sie recht lieb.

Und ich auch, ſagte Julie.

Man ſetzte ſich nun zu Tiſche. Herr Ehrenfried ſprach viel mit Herrn Tillmann, und je mehr er mit ihm ſprach, deſto lieber gewann er ihn. Er war wirklich nicht nur ein ehrlicher, ſondern auch ein ſehr vernünftiger und geſchickter Mann.

Nach Tiſche nahm Herr Tillmann Abſchied und Herr Ehrenfried ſagte ihm, bey dem Abſchiede, indem er ihm herzlich die Hand druckte: Mein lieber Herr Tillmann! belohnen kann ich Ihre Ehrlichkeit nicht, da Sie ſich ſelbſt belohnt haben; aber dankbar muß ich gegen Sie ſeyn, dieß iſt meine Schuldigkeit.

Herr Tillmann wollte dagegen vieles einwenden, aber Herr Ehrenfried machte ihm eine Verbeugung, und entfernte ſich mit den Worten: ich bin Ihr Schuldner.

Nun ſprach Herr Ehrenfried mit ſeiner lieben Frau noch verſchiedenes, das die Kinder nicht hören durften. Vielleicht läßt es ſich in der Folge errathen, wovon er eigentlich geſprochen habe.

Als des Abends, nach der Mahlzeit, die Kinder, wie gewöhnlich, den Vater bathen, daß er ihnen etwas erzählen möchte: ſo erzählte er ihnen dieß Mahl etwas von einem Knaben, der in Gefahr war ſeine Augen zu verlieren. Schon, ſagte er, war über beyde Augen ein Häutchen ſo weit gewachſen, daß er die Buchſtaben in ſeinen Büchern nicht mehr erkennen konnte, kaum konnte er noch ſeine Aeltern ſehen, da bath er den Vater: lieber Vater! noch Ein Mahl führe mich auf den Hügel, wo wir bisweilen den Mond aufgehen ſahen. Da will ich noch Ein Mahl ſehen die Bäume, unter denen ich ſonſt ſaß, und von ihnen Abſchied nehmen auf ewig; denn nach ein Paar Wochen werde ich nichts mehr ſehen, ach Gott! — nichts mehr! —

Vor Schluchzen konnte er kaum die letzten Worte vorbringen.

Dem Vater wurden die Augen auch naß, und er führte ſeinen Sohn nach dem Hügel, den er noch Ein Mahl zu ſehen wünſchte.

Kaum hatte er ſich niedergeſetzt, ſo fing er an laut zu weinen und ſagte: nun werde ich euch nicht wieder ſehen, ihr guten Bäume, nie werde ich wieder den Mond aufgehen ſehen.

Und warum nicht? fragte eine unbekannte Stimme.

Der Knabe erſchrak, hob ſeine dunkeln Augen auf und ſah eine unbekannte Geſtalt vor ſich ſtehen.

Ich werde den Mond nicht wieder ſehen, ſagte der Knabe, weil ich in etlichen Tagen blind ſeyn werde.

Blind? ſagte der Unbekannte, das wäre traurig. Tritt herzu, mein Sohn, und zeig mir deine Augen.

Er beſah darauf die Augen des Knaben, erkundigte ſich ſorgfältig nach ſeiner Wohnung, klopfte ihn auf die Achſeln und ſagte: weine nicht, lieber Kleiner! vielleicht wirſt du nicht blind.

Nicht blind? fragte der Knabe.

Aber der Unbekannte antwortete nicht, ſondern entfernte ſich, nachdem er dem Vater und Sohn eine gute Nacht gewünſcht hatte.

Beyde gingen nun nach Hauſe, und waren begierig zu wiſſen, wer der Unbekannte geweſen ſey.

Sie erfuhren es bald. Den andern Tag, da ſie noch ihr Frühſtück verzehrten, trat der Herr Doctor Wunibald in die Stube, und ſagte zum Vater: Meiſter Wilhelm! wenn Er mir ſeinen Sohn anvertrauen, und mir in allen Stücken folgen will: ſo kann ich ſeine Augen vielleicht erhalten.

Ach wenn Sie dieſe Barmherzigkeit uns erzeigen wollten; antwortete er, ſo ſollten Sie gewiß ſehen, daß wir Ihnen in allen Stücken folgen würden.

Der Herr Doctor ſtrich ihm dann etwas in die Augen, ließ ihm Arzney zurück, die er täglich einnehmen, und verordnete, wie er ſich in Anſehung der Speiſen und ſeiner ganzen Lebensart verhalten ſollte.

Alles wurde pünktlich befolgt, täglich wiederhohlte der liebe Arzt ſeinen Beſuch, und nach vier Wochen waren des Knaben Augen vollkommen wieder hergeſtellt. Was Vater und Sohn darüber für eine Freude empfanden, das läßt ſich nicht beſchreiben.

Als der Arzt das letzte Mahl kam: ſo bath ihn Meiſter Wilhelm, zu ſagen, wieviel er ihm für ſeine Bemühung zu zahlen habe.

Der gute Arzt antwortete aber: mein lieber Meiſter! wenn Er ein reicher Mann wäre: ſo würde ich kein Bedenken tragen, mir meine Bemühung bezahlen zu laſſen. Ich ſehe aber daß er arm iſt: deßwegen verlange ich gar nichts. Die Freude daß ich die Augen des guten Knaben gerettet habe, iſt mir Bezahlung genug. Lebt wohl, lieben Leute. Vergeſſet es nicht wie wohl man ſich befindet, wenn man aus dem Elende gerettet wird, und denkt daran, wenn ihr

auch

auch einen Unglücklichen findet. Rettet ihn, wenn es in euerm Vermögen ſtehet.

Mit dieſen Worten verließ ſie der Arzt. Sie ſtanden beyde erſtaunt da.

Endlich ſagte der Sohn: Vater! das können wir nicht ſo hingehen laſſen, der gute Doctor hat mir ſo viel Gutes gethan, ich muß dankbar ſeyn.

Darin haſt du Recht, Gabriel! antwortete Meiſter Wilhelm. Ein jeder guter Menſch muß gegen diejenigen, die ihm Gutes erzeigt haben, dankbar ſeyn. Es fragt ſich nur, wie wir unſere Dankbarkeit beweiſen wollen?

Weißt du was, Vater? ſagte Gabriel, ich will zum Doctor laufen, und ihn bitten, daß er mich zu ſeinem Bedienten annimmt. Biſt du es zufrieden?

Ich habe nichts dagegen, war des Vaters Antwort.

So ſuchte denn Gabriel ſeinen Wohlthäter auf. Ach lieber, lieber Herr Doctor! ſagte er, da er ihn fand, Sie haben mir viel Gutes gethan, ach viel Gutes, Sie haben mir meine Augen erhalten! wollen Sie mir nicht noch Einen Gefallen thun?

D. Welchen?

G. Sie müſſen mir erſt verſprechen, daß Sie es thun wollen.

D. Das kann ich nicht. Du mußt mir erſt ſagen, worin der Gefallen beſtehen ſoll.

G. Nun ſo will ich es Ihnen ſagen. Sie müſſen mir erlauben, daß ich Sie bediene.

D. Lieber Knabe! wozu dieß? ich habe ſchon einen Bedienten.

Allein daran kehrte ſich Gabriel nicht. Täglich kam er zwey Mahl zum Doctor, putzte ſeine Schuhe, kehrte ſein Zimmer, trug die Briefe und Zeitungen weg, und verrichtete noch andere kleine Dienſte. Der Arzt wollte ihn dafür bezahlen; er nahm aber ſchlechterdings nichts an. Sie haben mich ſchon bezahlt, ſagte er immer, weil Sie mir meine Augen erhalten haben.

Hier ſchloß Herr Ehrenfried.

Ich bin doch dem Gabriel recht gut, ſagte Julie.

Warum? fragte Herr Ehrenfried.

J. Weil er ſo dankbar war.

E. Wofür denn?

J. Für ſeine Augen, die ihm der gute Doctor erhalten hatte.

E. Braucht man ſonſt für nichts dankbar zu ſeyn, als für die Erhaltung der Augen?

J. Für alles Gute, das andere an uns thun.

E. Ich glaube auch; vielleicht kennſt du auch Perſonen, die uns Gutes thaten.

J. Ach ja, der Herr Amtmann Siegfried, der unſer Haus erhalten hat.

Und Herr Tillmann, ſagte Heinrich, der dir deine drey hundert Dukaten wieder brachte, die Du verloren hatteſt.

Ihr habt Recht. Ich will nun auch wirklich darauf denken, wie ich gegen beyde meine Dankbarkeit beweiſe.

Jetzo küſſet mich, lieben Kinder, und begebt euch zur Ruhe.

Fünfter Abſchnitt.

Herr Ehrenfried ſtand den folgenden Morgen etwas früher, als gewöhnlich, auf, ging zu Heinrichs Bette, oder vielmehr Strohſacke, und rief: Heinrich! willſt du mit zum Herrn Amtmann Siegfried?

Heinrich rieb ſich die Augen, und fragte: Was?

E. Ob du mit zum Herrn Amtmann Siegfried willſt?

H. Jetzt gleich?

E. Jetzt gleich!

H. Ja, Vater! ich will mich den Augenblick anziehen. Darf Julie auch mit?

E. Wenn ſie will.

Darauf ging der Vater auch zu Julien und lud ſie zur Reiſe ein, die darüber eine große Freude hatte.

In einer halben Stunde waren beyde Kinder reiſefertig, ſtanden am Fenſter, und ziſchten einander etwas in die Ohren.

Was habt ihr Kinder unter einander? fragte der Vater; darf ich es nicht wiſſen?

O ja! ſagte Heinrich, wir ſprechen von dem Schneegeſtöber, das draußen iſt. Ich fürchte es nicht, ich freue mich darauf, denn da kann ich mich recht abhärten. Aber wie wird Julie fortkommen?

— Ich? ſagte Julie. Sehet einmahl den Heinrich, der will mehr ſeyn, als ich. Was Heinrich kann, das kann ich auch. Lieber Vater! du nimmſt mich doch mit?

Wenn Du willſt, war des Vaters Antwort, ſo komm; aber —

J. Nun was denn?

V. Aber —

J. Was willſt du denn mit dem Aber?

V. Aber, wer ſich abhärten will, der darf nicht weinen, wenn die Luft ihm etwas rauh unter die Naſe geht.

J. Julie weint nicht, Vater! verlaß dich darauf! Julie will auch ſtark werden.

Da gingen ſie denn alle drey fort, nachdem jedes der guten Mutter einen herzlichen Kuß gegeben hatte.

Hu! hu! hu! ſagte Julie, da ihr die Schneeflocken in das Geſicht flogen — das iſt ſchön! das macht ſtark! Sie ſchritten tapfer darauf los. Da ſie aber eine Stunde gegangen waren, kamen ſie auf eine Anhöhe, wo es mit dem Wetter etwas arg wurde. Sie gingen jetzo gerade nach Norden zu, woher der kalte Wind kam, der ihnen die kleinen Eiskörner ſo in das Geſicht trieb, daß ſie kaum aus den Augen ſehen konnten.

Schön! rief Heinrich, prächtig! jetzt werden wir ſtark; ſtark werden wir, ſagte Julie.

Ja, ſprach Herr Ehrenfried, wenn man ſich abhärten will: ſo muß man ſich gewöhnen, ſolche Witterung auszuhalten.

So ſchritten ſie vergnügt fort, und ehe ſie ſich es verſahen, ſo legte ſich der Wind, das Schneegeſtöber hörte auf, und die Sonne erwärmte ſie wieder mit ihren Strahlen.

Was wollen wir aber, lieber Vater! fragte Heinrich, bey dem Herrn Amtmann thun?

V. Ihm danken.

H. Das dachte ich wohl. Aber wie wollen wir ihm danken?

V. Erſtlich wollen wir ihm herzlich die Hand drücken, und ihm ſagen, daß wir die Wohlthat erkennen, die er uns erwieſen hat; hernach wollen wir aufmerkſam ſeyn, ob wir nicht Gelegenheit finden ihm wieder nützlich zu ſeyn.

H. Willſt du etwa, lieber Vater! daß ich ihm dienen ſoll, wie Gabriel dem Arzte, der ſeine Augen erhielt?

V. Das geht nicht, liebes Kind. Der Herr Amtmann wohnt zu weit von uns. Wenn du ihm dienen wollteſt, müßteſt du zu ihm ziehen, und dieß kann ich aus vielerley Urſachen nicht zugeben. Laß du mich nur ſorgen; wenn ich merke, wie wir ihm gefällig ſeyn können: ſo will ich es dich ſchon wiſſen laſſen.

Vater! rief Julie, dort ſehe ich einen Thurm, iſt das etwa Freyhauſen, wo der Herr Amtmann wohnt?

Es iſt Freyhauſen, antwortete der Vater.

Freyhauſen? ſagte Heinrich; nun da wollen wir auch recht tapfer darauf losſchreiten, daß wir bald zu dem guten Amtmanne kommen. Sie kamen auch bald in Freyhauſen an, ſprangen dem Herrn Amtmanne, ſobald ſie ihn erblickten, entgegen, drückten ihm die Hände, und ſagten: lieber Herr Amtmann! Sie ſind ein gar zu guter Mann, Sie haben unſer Haus gerettet; wir danken Ihnen nochmahls für Ihre Liebe.

Auch ich bin gekommen, ſagte Herr Ehrenfried, Ihnen würdiger Mann! für den Beyſtand zu danken, den Sie uns in der Noth leiſteten.

Der Amtmann umarmte ihn, und ſagte: machen Sie nicht zu viel Aufhebens davon, daß ich meine Schuldigkeit gethan habe.

Es wurde darauf Frühſtück aufgetragen, welches den Kindern vortrefflich ſchmeckte; theils weil ſie eine gute Bewegung gehabt, theils weil ſie zu Hauſe noch nicht gefrühſtückt hatten.

Nachdem ſie daſſelbe eingenommen hatten, trat Julie ans Fenſter, ſah hinaus auf den Hof, und rief ſogleich: Vater! Heinrich! kommt einmahl und ſehet die *ſchönen Kühe, die hier auf dem Hofe gehen.*

Die ſind auch ſchön, ſagte Herr Ehrenfried, als er ſie erblickte; ſo reinliche, gut genährte, Kühe habe ich lange nicht geſehen.

Iſt's Ihnen etwa gefällig, fragte der Amtmann, ſie näher zu betrachten?

O ja, Vater! ſagten die Kinder, gehe mit uns hinunter.

Der Vater ging mit, ohne ſich weiter bitten zu laſſen.

Ey! ſagte Herr Ehrenfried, als er auf den Hof kam, Sie müſſen ein guter Hausvater ſeyn: weil Ihr Vieh ſich bey Ihnen ſo wohl befindet.

A. Ich glaube es iſt meine Schuldigkeit, für das Vieh, das mir gehört, Sorge zu tragen. Wäre es in der Freyheit, wie die Hirſche: ſo könnte es ſich ſelbſt helfen und Nahrung ſuchen; aber es hat ſeine

Freyheit verloren, ich habe es in einen Hof, in enge Ställe eingeſperrt, ich habe es mehrentheils anbinden laſſen. Das arme Vieh kann ſich alſo nun nicht mehr ſelbſt helfen; wäre ich denn nicht ein ſchlechter Menſch, wenn ich mich ſeiner nicht annehmen, und ihm ſeinen Zuſtand ſo angenehm als möglich machen wollte?

Ich ſehe alſo darauf, daß das Vieh immer zur beſtimmten Zeit ſein Futter bekomme, und damit ich es nicht vergeſſe, ſo genieße ich ſelten eine Mahlzeit, ohne nachgeſehn zu haben, ob auch das Vieh verſorget ſey.

Das iſt ein recht guter Mann, ſagte Heinrich zu ſeiner Schweſter.

Ich ſehe aber nicht nur drauf, fuhr er fort, daß das Vieh ordentlich, ſondern auch daß es gut gefüttert werde; deßwegen halte ich lieber etwas weniger Vieh, damit es nicht zu kärglich braucht gefüttert zu werden. Mein Vorfahre hielt funfzehn

Kühe, Sie ſehen ich habe nur zehn. Aber Sie ſehen auch an keiner Kuh eine Rippe.

Und dieſe Kühe geben vielleicht eben ſo viele Milch, als die funfzehn des Vorfahren, ſagte Herr Ehrenfried.

A. Mehr Milch. Herr Ehrenfried! ſo wahr ich vor ihnen ſtehe, weit mehr Milch.

E. Und was mir an dieſen Kühen beſonders noch gefällt, das iſt, daß ſie alle ſo reinlich ſind und ſo glatt. — —

A. Reinlichkeit iſt dem Viehe ſo nöthig, als dem Menſchen. Iſt es in der Freyheit: ſo hilft es ſich ſelbſt. Betrachten Sie den Hirſch, den Rehbock, ja betrachten Sie die Ratte, den Hamſter, den Maulwurf! ſind ſie nicht alle reinlich? ſo reinlich kann ſich mein Vieh nicht halten, weil ich es eingeſperrt und angebunden habe. Es iſt ja alſo meine Schuldigkeit, daß ich ſelbſt für ſeine Reinlichkeit ſorge. Ich will die Schande nicht haben, daß ein Hamſter oder eine Ratte reinlicher ſind, als das Vieh, das unter meiner Aufſicht ſteht. Iſt es ihnen gefällig meinen Kuhſtall zu ſehen?

E. Recht gern! Julie! Heinrich! kommt mit zum Kuhſtalle!

A. Sehen Sie, das iſt meine Kuhſtube, wie ich ſie insgemein zu nennen pflege!

E. Da ſieht es auch wirklich reinlicher aus, als in mancher Leute Stube.

A. Meine Mägde ſind auch dazu angewieſen, auf Reinlichkeit in meiner Kuhſtube zu halten. Täglich zwey Mahl müſſen ſie den Unrath hinaus ſchaffen, die Krippen auswaſchen, und friſche Luft hereinlaſſen; außerdem müſſen ſie auch das Vieh ſtriegeln und bürſten. Wollen Sie etwa auch meine Pferde ſehen?

E. Es wird mir Vergnügen machen.

A. Hier, (indem er eine andere Stallthür öffnete,) hier ſind meine vier Rappen, die meinen Acker bearbeiten, mein Getreide und Futter für mein Vieh herbeyführen, und mich ſelbſt fahren müſſen. (Die Rappen wieherten, als ſie ihren Herrn erblickten und er gieng hinzu und klopfte jedem ſanft die Backen.) Dieſen guten Thieren bin ich noch mehr ſchuldig, daß ich ſie gut verpflege, weil ſie ſo viel für mich arbeiten.

E. Uebermäßige Arbeiten werden Sie ihnen auch nicht auflegen?

A. Behüte Gott! ich werde ja das nicht thun. Nein, jeden Tag wird ihnen ein Stück Arbeit angewieſen und wenn dieß vollbracht iſt: ſo haben ſie Ruhe, und dürfen keinen Zug mehr thun, wenn ſie mir auch viel Geld damit verdienen könnten.

Jetzt gingen ſie über den Hof zurück, und Ehrenfrieds Kinder freuten ſich über das vielerley Geflügel, das ſich auf demſelben befand. Kaum bemerkte es der Amtmann, ſo ſagte er: ich glaube es würde den kleinen Leuten Freude machen, wenn ſie meinem Hausgeflügel ſein Mittagseſſen geben könnten.

O ja, Herr Amtmann! ſagte Julie, erlauben Sie es mir!

Darf ich auch? fragte Heinrich.

Ich will euch beyden dieſe Freude machen, ſagte der Herr Amtmann, lief nach einem Stalle zu, und kam mit einem Korbe voll Gerſte zurück, den er vor den Kindern niederſetzte. Dann zog er an einem Glöckchen, welches über der Hausthür hing. Tauſend, was gab es da für einen Aufſtand! aus allen Ecken und Winkeln des Hofs ſtrömte Geflügel herbey. Hier kam ein ſchöner Haushahn, der durch ſeine lockende Stimme allen Hühnern des Hofs kund that, daß jetzt der Tiſch für ſie gedeckt ſey; dort kam ein Zug Enten gewatſchelt, der durch ſein Gaken zu verſtehen zu geben ſchien, daß es ihm leid ſey, daß er nicht hurtiger laufen könne. Ehe er noch den Futterplatz erreichen konnte: ſo war dieſer ſchon durch einen Schwarm Tauben eingenommen, welcher bey dem Klange des Glöckchens aus ſeinem Hauſe herab geſtürzet war. Ein ſchwerfälliger Puter führte ſeine beyden Hühner herbey. Dieſer kam aber am ſchlimmſten weg, weil das fleiſcherne Gewächs, welches ihm über dem Schnabel hing, ihm immer im Wege war, wann er nach den Körnern hackte. Jetzt zielte er z. E. nach einem rechten dicken Gerſtenkorne — pick, da traf er mit dem Schnabel, ſtatt des Gerſtenkorns, das fleiſcherne Gewächs. Darüber wurde er ſo böſe, daß ſich der ganze Kopf blau verfärbte.

Heinrich wollte ſich deßwegen vor Lachen ausſchütten, aber Julie hatte Mitleiden mit ihm, und gab ihm ein Paar Hände voll Gerſte beſonders, damit er auf Ein Mahl Picken mehrere Körner zugleich faſſen konnte.

Schön! ſagte der Amtmann, und kniff Julien in die Backen.

Jetzt kamen auch Sperlinge und Emmerlinge herbey geflogen, um an dem großen Schmauſe Theil zu nehmen. Heinrich wurde darüber unwillig und ſcheuchte ſie weg.

A. Wozu dieß, kleiner Mann?

H. Daß ſie den Hünern, Tauben und Enten ihr Futter nicht freſſen.

A. Ey die Paar Körner, die dieſe Thierchen freſſen, wird mein Geflügel nicht miſſen. Ueberdieß habe ich ſchon auf dieſen

Zuſpruch mitgerechnet, und thue deßhalb zu jeder Mahlzeit noch ein halbes Nöſel Gerſte.

H. Wozu nützen Ihnen aber dieſe Gäſte?

A. Sie nützen mir allerdings. Sie reinigen, den Frühling hindurch, meine Bäume von Raupen. Und geſetzt, ſie nutzten mir auch gar nichts, ſo müſſen ſie doch Futter haben, wenn ſie leben ſollen. Darf ich denn ſonſt niemanden Futter geben, als denen, die mir nützen?

Julie zog Heinrichen bey Seite, und ziſchte ihm in die Ohren: Du! wenn der Herr Amtmann ſonſt niemanden füttern wollte, als die, die ihm nützen; ſo hätte er uns kein Frühſtück reichen dürfen: denn wozu nützen wir ihm denn?

Sind Sie nicht ein glücklicher Mann, ſagte Herr Ehrenfried, daß Sie ſo vielen lebendigen Weſen Freude machen können!

Es macht mir wirklich Freude, antwortete der Herr Amtmann, daß ich mit ſo wenigen Koſten ſo viele Thiere ſättigen kann. Ich kann es aber auch ſchlechterdings nicht leiden, wenn man ein Thier, es ſey ſo gering als es wolle, darben läßt. Deßwegen dulde ich es durchaus nicht, daß ſich mein Sohn Vögel halte. Sehen Sie den leeren Käfich, der dort über dem Fenſter hängt? Dieſer hängt da, um ihn zu erinnern, daß er keinen Vogel ins Haus bringen darf. Ich habe es überhaupt nicht gern, daß man Vögel ihrer Freyheit beraubt und ſie einkerkert. Was haben denn dieſe Vögel verſchuldet, daß man ſie auf ihre ganze Lebenszeit einſperrt? Wenn man ſie aber gar Noth leiden läßt: ſo iſt es ganz unverantwortlich.

Da brachte mir vorige Woche mein Stephan einen Finken mit nach Hauſe, und bath mich ihm zu erlauben, daß er ihn in ein Bauer ſperren dürfe. Ich erlaubte es ihm. Kaum hatte er ihn aber vier Tage gehabt, ſo hatte der leichtfertige Menſch vergeſſen ihn zu tränken, und das arme Thier ſtarb eines elenden Todes. Seit dieſer Zeit hängt nun jener Käfich dort.

Nachdem der Herr Amtmann ſeinen ganzen Viehſtand gezeiget hatte, bath er Herrn Ehrenfried, ihm mit ſeinen Kindern in das Speiſezimmer zu folgen. Hier fanden ſie den Tiſch gedeckt, und mit wenigen, aber gut zubereiteten Speiſen beſetzt. Ein Schreiber und eine Haushälterin, nebſt Stephan, des Amtmanns Sohne, fanden ſich bey Tiſche ein.

Sechster Abſchnitt.

Nach Tiſche trug der Herr Amtmann ſeinem Sohne auf, daß er ſeine kleinen Gäſte in den Garten zum Teiche führen, und mit ihnen die Karpfen füttern ſollte. Sie folgten ihm mit Freuden.

Herr Ehrenfried mußte aber bey dem Herrn Amtmanne im Zimmer bleiben.

Sind Sie, ſagte Herr Ehrenfried, nicht ein glücklicher Mann! Sie leben hier in der freyen Natur, können ſäen und pflanzen, wie Sie nur wollen, haben ſo viele Thiere um ſich, denen Sie ein angenehmes Leben verſchaffen, und die Ihnen von allen Seiten her ihre Dankbarkeit beweiſen.

A. Urtheilen Sie nicht zu voreilig, lieber Herr Ehrenfried! Sie ſehen nur meine Freuden, aber —

E. Aber Ihre Leiden nicht? ich glaube gern daß Sie auch Leiden haben. Welcher Menſch iſt davon frey?

A. Aber das Leiden das ich habe, greift mich zu ſehr, ach gar zu ſehr an.

E. Vielleicht kann es weggeſchafft werden.

A. Vielleicht; vielleicht aber auch nicht. Meine Pferde, meine Kühe, mein Federvieh, Alles hat ihnen gefallen? Iſt's nicht wahr?

E. Alles hat mir ganz außerordentlich gefallen.

A. Und mein Sohn?

E. Ihr Sohn?

A. Ja! ja! mein Sohn, mein Stephan, der mit uns zu Tiſche ſaß.

E. Ich habe ihn nur kurze Zeit geſehen, und kann nicht über ihn urtheilen.

A. Oder wollen mich mit Ihrem Urtheile nicht kränken. Ach mein Sohn! mein Stephan! er war ſonſt ſo gut! ſo gefällig, ſo fleißig, ſo ordentlich, und nun — ach ich kann's nicht ſagen — nun iſt er ein fauler, liederlicher Junge.

E. Aber wie geht denn das zu, daß er auf Ein Mahl ſo ſchlecht geworden iſt?

A. Wie? Wie? ach! (hier fiel der Mann Herrn Ehrenfried um den Hals, ſchluchzte und ſagte) mein Stephan hat ſeine Mutter verloren.

E. Dieß war freylich für Sie und ihn ein großer Verluſt. Ich habe immer gehöret, daß ſie eine vortreffliche Frau war.

A. Ach eine vortreffliche Frau! eine vortreffliche Mutter. Da konnte ich unbeſorgt an meine Arbeiten, in die Gerichtsſtube, auf meine Aecker, in meine Viehſtälle gehen. Mein Stephan war unter guter Aufſicht. Wenn ich nicht da war: ſo ſorgte die gute Mutter nicht nur für ſeine Verpflegung und Reinigung, ſondern ſie hielt ihn auch zur Ordnung und zur Arbeit an, gab ihm gute Lehren und verſchaffte ihm immer Gelegenheit, mir und andern Leuten Freude zu machen. Wann ich von meinen Arbeiten zurückkam: ſo lief er mir entgegen, nahm mir den Hut und Stock ab, führte mich zur Mutter (hier floſſen ihm die Thränen über die Backen, er mußte die Augen trocknen, und ein Paar Minuten mit Sprechen inne halten) hohlte mir dann ſein Schreibebuch, und ſagte: ſieh Vater! das habe ich geſchrieben. Biſt Du mit mir zufrieden?

Jetzt, wann ich meinen Geſchäften nachgehe, iſt er ohne Aufſicht, läuft umher, und balgt ſich mit den Gaſſenjungen herum. Komme ich nach Hauſe: ſo geht er mir aus dem Wege und verſteckt ſich.

E. Ich bedauere Sie herzlich. Von dieſer Seite bin ich freylich weit glücklicher. Meine Kinder haben ihre gute Mutter noch; auch bin ich ſo glücklich geweſen einen guten, geſchickten und rechtſchaffenen Mann zu finden,

den, der mir verſprochen hat, meine Kinder zu unterrichten und zu erziehen. Dieſe wiſſen noch nichts davon, und werden ſich ungemein freuen, wenn ſie ihn morgen bey mir finden werden.

A. Sie, lieber Freund! ſind ein glücklicher Mann.

E. Wie wäre es, wenn ich mein Glück mit ihnen theilte?

A. Wie ſo?

E. Wenn ſie mir Ihren Stephan anvertraueten — meine liebe Frau würde ſeine Mutter, ich ſein Vater, und mein Hauslehrer unterrichtete ihn mit meinen Kindern gemeinſchaftlich.

A. Das wollten Sie?

E. Das will ich; und verſichere Ihnen zugleich, daß ich deßwegen herausgekommen bin, um Ihnen dieſen Antrag zu thun: weil ich hörte, daß Sie, Ihres lieben Sohnes wegen, in Verlegenheit wären.

A. Wenn Ihnen der Junge nur nicht zu viele Mühe macht!

E. Mühe? Hatten Sie nicht auch Mühe, da Sie mein Haus retteten?

A. Dieß war eine Mühe von einer Stunde.

E. Die mich aber von unſäglichem Kummer befreyet hat, der mich würde gedrückt haben, wenn ich ein neues Haus hätte bauen müſſen.

A. Aber mein Sohn wird Ihnen viele Jahre Mühe machen.

E. Was iſt die kleine Mühe gegen den Kummer, den Sie mir erſpart haben? Kurz wenn Sie Zutrauen zu mir haben: ſo geben Sie mir Ihren lieben Sohn gleich mit. Ich werde ihn wie meinen eignen Sohn behandeln.

Nachdem der Herr Amtmann noch verſchiedene Einwendungen gemacht hatte: entſchloß er ſich endlich ſeinen Sohn, dem Herrn Ehrenfried anzuvertrauen.

Jetzt kam dieſer mit Heinrichen und Julien in das Zimmer getreten. Die beyden letzten erzählten, was für Freude ſie bey der Karpfenfütterung gehabt hätten.

Ich warf zuerſt Brot in den Teich, ſagte Julchen, — und da kamen wohl hundert Karpfen in die Höhe, ſagte Heinrich, und die ſchnappten alle nach dem Brote, fuhr Julchen fort. Das war eine Herzensluſt, ſagten beyde.

Stephan trat aber an das Fenſter, und ſagte nichts dazu.

Hätteſt du wohl, fragte ihn ſein Vater, Luſt, mit dieſen lieben Kleinen in die Stadt zu ziehen?

Stephan ſteckte den Finger in den Mund, und antwortete nichts.

So antworte doch! fuhr der Vater fort, ſieh, du armer Stephan, du haſt keine Mutter mehr, dieſe lieben Kinder haben aber eine. Dieſe will nun deine Mutter ſeyn, und für dich ſorgen, wie ſonſt deine gute Mutter für dich ſorgte. Willſt du nicht mit?

Stephan ſchüttelte mit dem Kopfe.

Ich verdenke dir es nicht, guter Stephan, ſagte Herr Ehrenfried, daß du dich nicht von deinem Vater trennen willſt; aber du kommſt ja nicht weit von ihm. Nur drey

Stunden weit von hier wohnen wir. Wenn wir dann bisweilen zuſammen ſitzen: ſo geht es trapp! trapp! trapp; du läufſt nach dem Fenſter und ſiehſt, was das iſt. Mein Vater! Mein Vater! rufſt du dann, läufſt ihm entgegen und fällſt ihm um den Hals — denk einmahl, was das für eine Freude ſeyn wird! Ein andermahl nehmen wir unſere Stäbe und beſuchen deinen Vater. Da gibt es wieder Freude. Willſt du denn nicht mit uns?

Stephan ſchüttelte mit dem Kopfe.

Nun weißt du was, lieber Stephan, ſagte Herr Ehrenfried weiter, wenn du nicht zu uns ziehen willſt, ſo gehe wenigſtens auf ein Paar Tage mit uns, und verſuche, ob es dir bey uns gefällt — Gefällt es dir nicht: ſo will ich dich ſelbſt wieder zurück zu deinem guten Vater bringen; Willſt du?

Er ſchüttelte wieder mit dem Kopfe.

So komm doch mit, ſagte Heinrich, ſieh dein lieber Vater will es ja haben. Gehorchſt du denn dem Vater nicht? und mein

Vater will dich ſo gern haben. Es iſt dir ein recht guter Vater. Komm! Hier faßte er ihn bey der Hand und wollte ihn mit ſich fortziehn. Stephan aber ſträubte ſich und ſchrie — ich will nicht — ich gehe durchaus nicht mit, — Und da Heinrich ſeine Hand doch nicht los ließ: ſo kratzte er ihn, daß das Blut an Heinrichs Hand herablief.

Da ließ ihn Heinrich los, und wandte ſich wehmüthig zu ſeinem Vater.

Der gute Amtmann ſchämte ſich, daß er ſo einen unartigen Sohn hatte, und ſagte zu Herrn Ehrenfried: laſſen Sie dieſen ungezogenen Knaben, er iſt ihrer Güte nicht werth.

Herr Ehrenfried ſprach alsdann noch etwas heimlich mit dem Amtmanne, dann nahm er mit ſeinen Kindern Abſchied, und ging nach dem Hofe zu.

Siehe! da ſtand eine Kutſche, an welche ein Paar pechſchwarze Rappen geſpannt waren. Wozu denn dieß? fragte Herr Ehrenfried.

A. Sie, mein herzlich geliebter Freund! nebſt ihren lieben Kindern nach Hauſe zu fahren.

E. Aber wir wollen nicht fahren, wir wollen gehen.

A. Warum denn gehen?

E. Damit wir uns abhärten. Heinrich! willſt du lieber gehen oder fahren?

H. Ich gehe. Herr Amtmann! ich habe es meinem Vater verſprochen, daß ich mich abhärten will, damit ich einmahl auch ein ſo braver Mann werde wie Sie. Da muß ich Wort halten.

E. Und Du, Julchen?

Julchen ſchien doch mehr Luſt zu haben, in der Kutſche zu fahren. Sie hing den Kopf auf die Seite, lächelte, faßte ſich aber doch und ſagte: was Heinrich kann, das kann ich auch.

E. Da hören Sie es lieber Freund! Sie haben erſt durch ihr Exempel meinen Kindern Luſt beygebracht, ſich abzuhärten; wollen Sie ihnen nun wohl dieſelbe wieder benehmen?

A.

A. Nein, das will ich nicht. Gehen Sie in Gottes Nahmen. Nächſtens beſuche ich Sie.

So ſchieden Sie denn von einander, und Herr Ehrenfried ging mit ſeiner Familie friſch nach Hauſe zu. Die Witterung war nicht mehr ſo rauh, wie bey dem Ausgange, der Wind hatte ſich gelegt, das Schneegeſtöber war längſt vorbey, nur war der Weg noch etwas ſchmutzig, und dieß machte, daß ſie im Gehen etwas aufgehalten wurden.

Um die Zeit zu verkürzen, erzählte der Vater vielerley von dem lieben Herrn Amtmanne, bey dem ſie geweſen waren; wie fleißig er ſey, wie ordentlich er alles in ſeinem Hauſe eingerichtet habe, wie gern er allen Leuten helfe —

Wenn aber der Herr Amtmann ſo gut iſt, fragte Heinrich, wie kommt es denn, daß ſein Sohn ſich ſo unartig beträgt?

E. Er iſt noch nicht gewöhnt gut zu ſeyn.

H. Warum iſt er denn aber nicht dazu gewöhnt?

E. Weil niemand da iſt, der ihn dazu gewöhnen könnte. Seine gute Mutter iſt geſtorben; ſein lieber Vater hat ſo ſehr viele Geſchäfte, daß er ſich wenig um ihn bekümmern kann; keinen Hauslehrer hat er, und der Schullehrer iſt ein alter Mann, der nicht mehr geſchickt iſt, Kinder zu erziehen. Ach, lieben Kinder! wenn die Kinder nicht immer unter der Aufſicht guter Aeltern und Lehrer ſind, ſo nehmen ſie gar zu leicht ſchlimme Gewohnheiten an, werden faul, unreinlich, unfolgſam, ungefällig.

Ich habe, wie ihr wohl wißt, auch viele Geſchäfte und kann nicht ſo aufmerkſam auf euch ſeyn, wie ich gern wollte. O wie gut iſt es daher für euch und mich, daß ihr eine ſo liebe, treue Mutter habt! —

Und einen ſo rechtſchaffenen Vater —

So rief eine Stimme aus einem Buſche, der am Wege ſtand, und ſogleich war auch die Perſon da, von welcher die Stimme kam, und umarmte den Vater und die Kinder! Es war die gute Mutter, von welcher eben jetzt war geſprochen worden, und die aus Verlangen ſie wieder zu ſehen, ihnen eine Viertelſtunde weit entgegen gegangen war.

Das war eine herzliche Freude! Die Mutter erzählte was zu Hauſe vorgefallen war, die Kinder rühmten alles das Gute, das ſie bey dem Herrn Amtmann genoſſen, und alles das Schöne, das ſie bey ihm geſehen hatten, und während dieſer Geſpräche kamen ſie unvermerkt in ihrem Hauſe an, wo ſie eine gute Mahlzeit bereitet fanden. Sie ſchmeckte ihnen herrlich, und bald darauf erquickte ſie ein ſüßer Schlaf auf ihren Strohſäcken.

Siebenter Abſchnitt.

Die folgenden Tage wurde noch vieles von dem guten Herrn Amtmann und ſeinem un-

unartigen Sohne geſprochen. Ich wollte den Stephan zu mir nehmen, ſprach Herr Ehrenfried, ihn erziehen und mich damit dankbar gegen ſeinen lieben Vater beweiſen. Er konnte es aber nicht begreifen, wie gut ich es mit ihm meynte. Ihr, lieben Kinder, werdet ſchon beſſer einſehen, wie viel eine gute Erziehung werth ſey! Schade! daß meine Geſchäfte mir nicht erlauben ſtets um euch zu ſeyn.

Nun, antwortete Julchen, da iſt doch die liebe Mutter bey uns.

Immer auch nicht, fuhr Herr Ehrenfried fort. Es kommen oft Stunden, da weder der Vater noch die Mutter bey euch ſeyn kann. Dieß thut uns gar wehe. Wie leicht wäre es geſchehen, daß ihr eben ſolche Unarten euch angewöhntet, wie Stephan. Wünſchet ihr wohl dieß?

Ach nein! nein! ſagten beyde, wir wollen gewiß deine guten Kinder bleiben.

Dieß wünſche ich auch, und damit ihr meine guten Kinder bleiben möget: ſo habe ich einen Freund gebeten, daß er zu mir [illegible] ziehen, euch unter ſeine Aufſicht nehmen, und unterrichten ſoll.

Einen Freund, fragte Heinrich, der uns unter ſeine Aufſicht nehmen und unterrichten ſoll? Wer iſt dieſer Freund?

Kenne ich ihn? fragte Julchen.

Jetzt öffnete ſich die Thür, und ein junger Mann trat herein. Hier iſt der Freund, dem ich euch anvertrauen will, ſagte Herr Ehrenfried. Kennt ihr ihn?

Ach! das iſt ja unſer lieber Herr Tillmann! ſagten die Kinder, der unſerm lieben Vater ſeine drey hundert Dukaten wieder gebracht hat.

E. Da habt ihr nun die ſchönſte Gelegenheit, gegen ihn dankbar zu ſeyn. Täglich ſeyd ihr um ihn, täglich könnt ihr ihm durch Folgſamkeit und Gefälligkeit eure Dankbarkeit beweiſen.

H. Das will ich gewiß thun, lieber Herr Tillmann.

J. Und ich werde nicht zurück bleiben.

E. Die Dukaten, die er mir wieder geſchafft hat, ſind zwar etwas werth. Weit mehr werth wird aber ſeine Aufſicht ſeyn und das Gute, das er euch lehren wird.

Nun, lieben Kinder! ſagte Herr Tillmann, euer Vater hat eine ſehr gute Meynung von mir. Lernt mich aber ſelbſt erſt kennen, und gebt Achtung, ob ich euer redlicher Freund bin! Findet ihr, daß ich es redlich mit euch meyne, und euch recht herzlich liebe: nun ſo hoffe ich gewiß, daß ihr mich wieder lieben werdet. Jetzt wollen wir mit einander in die obere Stube gehen, die mir euer guter Vater eingeräumt hat, damit wir mit einander bekannter werden.

Achter Abſchnitt.

Nun Julchen! ſagte Herr Tillmann, als ſie in ſeiner Stube waren, du biſt ja mit deinem Bruder in Freyhayſen geweſen; willſt du mir nicht deine Reiſe erzählen?

Gern Herr Tillmann, ſagte ſie, und erzählte darauf ausführlich, was auf der Reiſe vorgefallen war, und was ſie bey dem Herrn Amtmanne geſehen und gehöret hatten.

Warum gingt ihr denn aber eben nach Freyhauſen? fragte Herr Tillmann.

J. Um dem lieben Herrn Amtmann zu danken, daß er uns unſer Haus gerettet hat.

T. Das iſt ſchön! Ein guter Menſch muß vor allen Dingen dankbar ſeyn gegen diejenigen, die ihm Gutes gethan haben, und wer undankbar iſt, darf ſich nicht zu den guten Menſchen rechnen. Kennt ihr denn aber außer dem Herrn Amtmanne niemanden, der euch Gutes gethan hat?

J. Sie! lieber Herr Tillmann.

T. Ich? Ihr kennt mich ja erſt ſeit wenigen Tagen. Was kann ich euch in dieſer Zeit wohl Gutes gethan haben?

H. Ja Sie haben —

T. Sie haben unſerm Vater ſeine drey hundert Dukaten wieder gebracht, nicht ſo?

lieben Kinder! wenn ihr mich ein biſchen lieb habt, ſo darf hiervon nie wieder die Rede ſeyn. Kennt ihr denn ſonſt gar niemanden, der euch Gutes gethan hat?

H. Der gute Vater und die liebe Mutter.

T. Ey, das wollte ich meynen. Ich glaube gern, daß es gar viele Leute gibt, die euch Gutes thaten, aber gewiß niemand ſo viel, als der liebe Vater, und die gute Mutter. Sehet nur euren kleinen Bruder, den Conrad an! was für ein ſchwaches Geſchöpf iſt er! Er kann ſich weder Eſſen noch Trinken verſchaffen, kann nicht ſich helfen, wann er krank iſt, kann ſich nicht vertheidigen, wann ein Hund oder ein anderes Thier ihn beiſſen will; für alles dieß ſorgen ſeine lieben Aeltern. Was ſie jetzt an ihm thun, thaten ſie ſonſt auch an euch. Denn ſonſt waret ihr eben ſo klein und noch kleiner, als jetzt Conrad iſt. Ihr habt mir ſo viel von Stephans Unarten erzählt; wißt ihr wohl, woher dieſe kommen?

J. Weil ihm ſeine Mutter geſtorben iſt.

T. Allerdings. Wenn er nur auch keinen Vater mehr hätte: ſo würde er noch unartiger ſeyn. Bedenkt ſelbſt, was für elende und unartige Kinder ihr jetzt ſeyn würdet, wenn Vater und Mutter ſich nicht um euch bekümmern wollten, oder nicht mehr lebten; wenn niemand wäre, der für eure Nahrung, Kleidung, Geſundheit und Erziehung ſorgte! Begreift ihr es denn nun, daß ihr euern lieben Aeltern Dankbarkeit ſchuldig ſeyd?

H. Ey freylich! aber wie ſollen wir denn dankbar ſeyn?

T. Wie? das wird euch ſelbſt beyfallen, wenn ihr nur immer daran denkt, wie viel Gutes ihr von euern lieben Aeltern empfangen habt und noch empfangt. Bisweilen will ich euch ſelbſt Gelegenheit dazu verſchaffen.

O verſchaffen Sie uns dieſe Gelegenheit ſogleich, lieber Herr Tillmann! ſagten beyde.

Nun, fuhr Herr Tillmann fort, ſo will ich euch einen guten Rath geben: gehet täglich einige Mahl zu euern lieben Aeltern, und fragt ſie, ob ihr nicht etwas für ſie thun könntet. Da wird ſich immer Gelegenheit finden, ihnen dankbar zu ſeyn.

Dieß wollen wir wirklich thun, ſagten beyde, und liefen, ſobald ſie von Herrn Tillmann waren entlaſſen worden, ſogleich, Heinrich zum Vater, und Julie zur Mutter.

Du kannſt mir, ſagte die Mutter zu Julien, eine große Gefälligkeit erzeigen, wenn du bey dem Conrad bleibſt, und ihn unterhältſt, bis ich wieder komme.

Mit Freuden übernahm Julie dieſen Auftrag. Die Mutter ſetzte den Conrad auf die Erde; kaum aber war ſie zur Thür hinaus: ſo fing Conrad jämmerlich an zu ſchreyen und ſtreckte die kleinen Arme nach der Mutter aus. Julie wollte ihn zum Schweigen bringen; ſey ſtille, lieber Conrad! ſagte ſie; bald kommt die Mutter wieder, nimmt dich auf den Schoos, gibt dir Zwieback und Milch. — Aber Conrädchen hörte nicht zu, und ſchrie daß es braun im Geſichte wurde. Es konnte ja auch nicht anders

ders ſeyn: weil Conrad noch ſo klein war, daß er von allen Reden ſeiner lieben Schweſter kein Wort verſtand. Julie, die dieß nicht bedachte, wollte ungeduldig werden; zum Glück fiel ihr aber noch ein, daß ſie ſonſt, als ſie noch klein war, eben ſo geſchrieen, und ihre gute Mutter doch mit ihr Geduld gehabt habe. Dafür, dachte ſie, mußt du jetzt dankbar ſeyn.

Sie beruhigte ſich alſo und überlegte, wie ſie den Bruder Conrad zum Schweigen bringen wolle. Da fiel ihr Rumex, des Vaters Hund, in die Augen, der ausgeſtreckt in der Stube lag und der Ruhe pflegte. Halt, dachte ſie, der ſoll mir gute Dienſte thun. Rumex! rief ſie, komm her zum Conrad! Rumex richtete den Kopf in die Höhe, zeigte aber keine Luſt aufzuſtehen. Julie rief ſtärker: Rumex, komm ſogleich her! Da richtete er ſich endlich auf, wedelte mit dem Schwanze und trat vor den Conrad.

Dieſer machte große Augen und hörte auf zu ſchreyen.

— Munter, ſagte Julie, tanz' ein Mahl, daß es Conrädchen ſieht! Da richtete er ſich empor, trat auf die Hinterpfoten und tänzte. Julie tanzte mit, und trillerte ein Liedchen dazu. Da lachte Conrad und drückte ſeine Freude durch Stimme und Geberden aus.

Das haſt du gut gemacht, liebe Julie, ſagte die Mutter, die eben jetzt in das Zimmer trat. Du haſt mir, und Conraden eine große Gefälligkeit erzeigt.

Wirklich? antwortete Julie; wenn ich doch der lieben Mutter, die mir ſo viel Gutes gethan hat, immer gefällig ſeyn könnte!

Heinrich war indeſſen auch zu ſeinem Vater gegangen, um ſich zu erkundigen, ob er ihm nicht gefällig ſeyn könnte.

Dieß kannſt du allerdings, ſagte der Vater, wenn du mir den Brief, den ich jetzt ſchreiben will, ſogleich auf die Poſt trägſt.

Bis der Brief fertig wurde, mußte er auf des Vaters Stube warten; dann erhielt er ihn mit dem Auftrage, ſich ja nicht aufzuhalten, damit nicht etwa die Poſt abginge, ehe der Brief ankäme.

Freudig nahm er den Brief und flog damit zur Thüre hinaus. Als er um die Ecke ſeines Hauſes kam, ſtieß er auf einen großen Trupp Leute. Was gibt's hier? fragte er. Da reiten zwey Koſaken, mit großen Bärten, erhielt er zur Antwort.

Koſaken? ſagte er, die habe ich in meinem Leben noch nicht geſehen. Schon ſchloß er ſich an den Trupp an, um mit zu ziehen und die Koſaken recht genau zu betrachten. Da fiel ihm ein, daß er die Poſt verſäumen könnte, wenn er ſeine Neugier befriedigen wollte. Er ließ alſo die Koſaken reiten, und eilte nach der Poſt zu. Sehr gut war es, daß er geeilt hatte. Wäre er einige Minuten ſpäter gekommen: ſo würde das Felleiſen, in welches man die Briefe legt, geſchloſſen geweſen ſeyn, und man hätte des Vaters Brief nicht angenommen.

Jetzt lief er ſo geſchwind er nur konnte, um die Koſaken einzuhohlen; aber weg waren ſie. Dieß dauerte ihn zwar; bald aber faßte er ſich, und dachte: es iſt beſſer, daß du die Koſaken nicht geſehen haſt, als daß du des guten Vaters Auftrag ſchlecht beſorget hätteſt.

Haſt du die Koſaken geſehen? fragte ihn Herr Tillmann, als er in das Haus trat.

Von ferne, war ſeine Antwort. Ich konnte mich aber bey ihnen nicht aufhalten, weil ſonſt die Poſt würde abgegangen ſeyn, auf welche ich einen Brief vom Vater zu tragen hatte.

T. Gib mir die Hand, Heinrich! du haſt gezeigt, daß es dir ein Ernſt mit der Dankbarkeit iſt. Denn, wenn man dankbar ſeyn will, muß man auch, ſeinen Wohlthätern zu Liebe, manches Angenehme entbehren können.

Dieſer Tag endigte ſich ſehr vergnügt. Die Aeltern freueten ſich, daß ſie ſo dankbare Kinder hatten, Herr Tillmann war vergnügt darüber, daß ſeine Zöglinge ſeinen Rath befolgt hatten, und die Kinder befanden ſich ungemein wohl, wann ſie daran dachten, daß ſie gegen ihre lieben Aeltern dankbar geweſen waren.

Herrn Tillmann war aber noch eine beſondere Freude zugedacht. Als er in das Speiſezimmer trat, fand er da noch einen Gaſt, den er gar nicht erwartet hatte; es war — ſeine alte Mutter. Du hier? fragte er voll Verwunderung.

M. Ey ja wohl bin ich hier! Herr Ehrenfried hat mich einladen laſſen.

T. Der liebe Mann!

M. Ja wohl iſt er ein lieber Mann. Du weißt noch nicht alles, was er für mich gethan hat. Ich bin den ganzen halben Tag ſchon hier geweſen.

T. Da hat er dich wohl mit Speiſe und Trank erquicken laſſen?

M. Er hat weit mehr gethan. Die gute Frau Hedwig erkundigte ſich ſehr genau nach meinen Umſtänden, auch mußte ich ihr meine Wohnung von innen und außen beſchreiben, und da ſie erfahren hatte, daß ich am andern Ende der Stadt in einer engen Gaſſe wohnete, blickte ſie mich freundlich an, und ſagte: da wäre es Ihnen wohl lieb, wenn Sie dem guten Sohne näher wären? Da ich dieß nicht läugnen konnte, fuhr ſie fort: mein Mann hat in der nächſten Straße noch ein kleines Haus, wo Sie ſehr bequem wohnen, und den lieben Sohn täglich ſehen können. Er läßt Sie bitten daſſelbe zu beziehen. Wollen Sie ſeine Bitte erfüllen?

Ach! ſagte ich, das wäre eine große Wohlthat für mich alte Frau, wenn ich meinem Sohne ſo nahe wäre! aber was ſoll ich denn Miethzins geben? Davon wollte ſie aber gar nichts hören, und meynte ihr Haus ſtände ja ohne dieß leer, und es geſchähe ihrem Manne eine Gefälligkeit damit, wenn es bewohnt würde.

Sie wollte eben weiter reden, als Herr Ehrenfried ſelbſt herein trat. Der gerührte Killmann eilte auf ihn los, faßte ſeine Hand und wollte etwas ſagen. Herr Ehrenfried ließ ihn aber nicht zum Worte kommen, und ſagte: kein Wort weiter, lieber Freund! Sie haben meine Kinder Dankbarkeit gelehrt — ſoll denn der Vater weniger dankbar ſeyn? Ich wußte keine andere Art, meine Dankbarkeit auszudrücken, als daß ich Ihre gute Mutter in Ihre Nähe brachte. Habe ich Ihnen damit Freude gemacht: ſo bin ich zufrieden.

So mußte denn Herr Tillmann ſchweigen, und konnte bloß durch einen Händedruck ſeine Rührung zu verſtehen geben, wie ſehr er Herrn Ehrenfrieds Güte ſchätze.

Neunter Abſchnitt.

Des Nachts wurde Frau Hedwig aus ihrem Schlafe aufgeſchreckt. Sie hörte Julien weinen, und lief deßwegen geſchwind zu ihrem Bette. Da lag die gute Julie, naß von Thränen, ſchluchzend, und rief immer, Mutter! Mutter! beſte Mutter!

Die Mutter ſchüttelte ſie, und fragte: was fehlt dir denn Julie?

Da richtete ſie ſich empor, ſperrte die Augen weit auf, und ſah die Mutter ſtarr an: dann ſchrie ſie: biſt du es Mutter?

M. Du ſiehſt es ja, daß ich es bin.

J. Lebſt du noch?

M. Mädchen, du träumſt. Du ſiehſt ja, daß ich noch lebe.

Da fiel ihr Julie um den Hals, ſchluchzete und ſagte, beſte Mutter: ich dachte du wäreſt geſtorben. Da ſie ſich einigermaßen gefaßt hatte, fuhr ſie fort: mir träumte liebe Mutter, Du wäreſt todt; ſie hatten dich in einen Sarg gelegt, und dir ein weißes Kleid angezogen mit ſchwarzen Schleifen: um den Sarg brannten Wachslichter. Hernach deckten ſie den Sarg zu, legten ein ſchwarzes Tuch drauf und trugen ihn fort. Ach! das jammerte mich. Da tragen ſie, dachte ich, die liebe Mutter, die dir ſo viel Gutes gethan hat! Du biſt nicht dankbar genug gegen ſie geweſen; nun haſt du ſie nicht mehr, und kannſt ihr nicht mehr danken. Da rief ich: Mutter! beſte Mutter! O wie froh bin ich, daß ich Dich noch habe, liebe Mutter! Nun will ich auch recht dankbar gegen Dich ſeyn.

Die Mutter küſste Julien, und bath ſie, nun ruhig zu ſeyn. Dann legte ſie ſich wieder nieder, Julie that es auch, und fiel in einen ſanften Schlaf, der bis zum Anbruch des Tages dauerte.

Sie erzählte dann den Traum ihrem Bruder und Herrn Tillmann, und dieſer rieth beyden, ſie möchten gegen ihre Wohlthäter dankbar ſeyn, ſo lange ſie ſie hätten: weil ein kleiner Zufall ihnen den Tod zuziehen könnte, und es ſehr ſchmerze, wenn man Wohlthäter begraben müſſe, gegen die man nicht dankbar genug geweſen wäre.

Hier traten beyden Kindern die Thränen in die Augen, und ſie gaben einander die Hände darauf, daß ſie, bey jeder Gelegenheit, ihren lieben Aeltern ihre Dankbarkeit beweiſen wollten.

Sie hielten auch ihr Wort, und befanden ſich ungemein wohl dabey. Sonſt mußten ihnen die Aeltern immer befehlen, was ſie thun ſollten, jetzt aber warteten ſie nicht die Befehle der Aeltern ab, ſondern kamen ihnen immer durch ihre Gefälligkeit zuvor.

Am Abende jedes Tages erzählte gemeiniglich Ein Kind dem andern, wodurch es ſeinen Aeltern ſeine Dankbarkeit bewieſen hätte, und beyde freueten ſich darüber.

Zehnter Abſchnitt.

Herr Tillmann gab ihnen immer neue Gelegenheit, ihre Dankbarkeit gegen die guten Aeltern zu beweiſen. Als er einmahl mit ihnen ſpatzieren ging, blieb Julchen zurück. Julchen! rief er, wo bleibſt du denn ſo lange? Da kam ſie auſſer Athem, und zeigte eine Hand voll Veilchen. Die habe ich, ſagte ſie, für meine gute Mutter gepflückt. Sie wird ſich freuen, wenn ich ſie ihr bringe.

Das wird ſie, fuhr Herr Tillmann fort. Ach das war auch meine größte Freude, da ich noch in euerm Alter war, lieben Kinder, wenn ich meinen Aeltern etwas bringen konnte, das ihnen angenehm war. Deßwegen

wegen liebte ich mein Gärtchen ſo ſehr. Den ganzen Frühling und Sommer arbeitete ich darin, grub es um, beſäete, bepflanzte, begoß es, raufte das Unkraut daraus. Wann ich dann meiner guten Mutter einen Korb voll Salat, oder Bohnen bringen, wann ich meinem lieben Vater einen Teller voll Radieschen, die er ſehr liebte, auf den Tiſch ſchieben oder Rosmarin, Thymian und Blumen abſchneiden, und ihnen daraus Sträußchen winden konnte — ihr könnt nicht glauben lieben Kinder, was dieß meinen lieben Aeltern, und mir für Freude machte, noch größere Freude, als dir deine Veilchen; denn was ich brachte, das hatte ich ſelbſt hervorgebracht, das hatte mir Mühe gekoſtet.

Woher bekamen Sie denn Ihren Garten? fragte Heinrich.

Von meinem Vater, antwortete Herr Tillmann.

Weißt du, Julie, fuhr Heinrich fort, was ich thun will? Ich will den Vater bitten, daß er mir auch einen Garten gibt.

Julie verſicherte, daß ſie es auch thun würde, und Herr Tillmann verſprach, daß er ihnen bey der Bearbeitung des Gartens beyſtehen wolle.

Nun wurden allerley Anſchläge gemacht, was ſie in ihre Gärten ſäen und pflanzen wollten. Ich ſäe Gurken, die ißt die Mutter ſo gern, und Salat und Radieschen, die dem Vater ſo lieb ſind, ſagte Heinrich; Julie aber meynte, ſie wolle lieber Blumen, Thymian, Lavendel und Rosmarin ziehen, und Sträuße daraus für den Vater und die Mutter winden.

Das ſoll mir lieb ſeyn, ſagte jemand hinter ihnen.

Sie dreheten ſich um — ach! da war der liebe Vater ſelbſt da. Heinrich faßte ſeine linke und Julie ſeine rechte Hand, und beyde bathen: lieber Vater, gib uns doch einen Garten!

V. Was wollt ihr denn damit thun?

H. Ich will ihn beſäen.

V. Womit denn?

H. Mit allerley, mit Gurken, mit Salat und dergleichen.

V. Wenn willſt du denn die Gurken ſäen?

H. Morgen.

V. Morgen? wenn ſie aufgehen, ſo kommt dann ein Froſt und ſie erfrieren.

H. Ach! lieber Vater! Gib mir und Julien nur einen Garten: wir wollen ihn gewiß gut bearbeiten. Was wir nicht wiſſen, das weiß der liebe Herr Tillmann; und dieſer hat uns verſprochen, daß er uns bey der Gartenarbeit beyſtehen will.

Herr Tillmann verſicherte, daß er es mit Vergnügen thun wolle.

Nun, ſagte Herr Ehrenfried, an einem Garten ſoll es euch nicht fehlen, wenn ihr ihn nur bearbeiten wollet. Ich bin jetzt gerade auf dem Wege nach meinem Garten, da kann ich euch ja ein Stück davon anweiſen.

Schön! ſchön! riefen die Kinder, das ſoll eine rechte Luſt werden, und hüpften neben dem guten Vater nach dem Garten zu.

Als ſie da angekommen waren, ging Herr Ehrenfried ein paar Mahl im Garten auf und ab, dann ſtand er ſtille, und ſagte: hier lieben Kinder! dieſer Platz von der Mauer bis zu dieſem Wege ſoll von nun an euer ſeyn.

Ich danke guter Vater, ſagten beyde, und küßten ihn.

Noch größere Freude hatten ſie, da ihnen der gute Vater aus ſeiner Taſche allerley Sämereyen hohlete, und ſie damit beſchenkte.

Welche von dieſen Sämereyen kann ich denn zuerſt ausſäen, lieber Herr Tillmann? fragte Heinrich, und erhielt zur Antwort, Möhren und Salat.

Geſchwind' ergriff er den Möhrenſamen und wollte ihn ausſäen.

So geſchwind geht es nicht, lieber Heinrich! ſagte Herr Tillmann. Erſt müſſen wir das Land umgraben, die Erdſchollen mit dem Rechen klein machen, und es in Beete abtheilen. Für die Julie möchte dieſe Arbeit wohl zu ſchwer ſeyn. Ich erbiete

biete mich alſo, daß ich ſie übernehmen will. Soll ich auch für dich graben?

Heinrich, ſtatt zu antworten, ſprang fort und hohlte zwey Grabſcheite herbey, die an der Mauer lehnten. Eins gab er Herrn Tillmann, mit dem andern fing er ſelbſt an zu arbeiten. Er benahm ſich aber dabey ſo ungeſchickt, daß Herr Ehrenfried und Herr Tillmann darüber lachen mußten. Herr Tillmann ergriff nun das Grabſcheit, grub, und zeigte ihm die Vortheile, die er bey dem Graben zu beobachten hätte; Heinrich nahm das Grabſcheit wieder, faßte und führete es ſo, wie er es von ſeinem Lehrer ſah, und nun ging es ſchon beſſer. Der Vater ſah zu, aber nicht lange; dann zog er ſeinen Rock aus, nahm einen Rechen, riß damit die Erdſchollen auseinander und machte das Land eben.

Eine Viertelſtunde mochte wohl die Arbeit gedauert haben, da ſtellte Heinrich ſein Werkzeug in die Erde und ſagte: ach! ich hätte nicht geglaubt, daß das Graben eine ſo ſauere Arbeit wäre. Ich kann nun wirklich

lich nicht mehr. Die Arme thun mir wehe, ich ſchwitze am ganzen Leibe, und hier in der Hand — was iſt denn dieß? da iſt ja Blut!

Weiter nichts iſt es, ſagte der Vater, als eine Blutblaſe. Solche Blaſen zeigen ſich insgemein in Händen, die nicht an die Arbeit gewöhnt ſind, und deſwegen eine weiche Haut haben, wenn ſie einmahl nur etwas ſchwere Arbeit verrichten. Iſt die Haut aber, nach und nach durch die Arbeit, härter geworden: ſo fallen die Blutblaſen weg.

Jetzt haſt du genug gearbeitet, lieber Sohn! Laß uns nun zu Hauſe gehen. Wenn du dieſe Arbeit täglich fortſetzeſt: ſo wird ſie dir immer leichter werden. Dann wirſt du auch mehr Kraft in deine Arme bekommen und ſtark werden. Weißt du noch was du dir vor einiger Zeit vornahmſt? Daß du ſtark werden wollteſt, damit du einmahl deinem Nebenmenſchen in der Noth beyſtehen könnteſt? Grabe fleißig, hacke oft und treibe die übrigen Arbeiten, die mit dem Gartenbau verknüpft ſind; dann wirſt du gewiß Kraft bekommen, in der Noth deine Nebenmenſchen zu retten. Ach der Gartenbau iſt ſo angenehm, ſo gut zur Erhaltung der Geſundheit, und Stärkung des Leibes, daß ich wünſche, alle Kinder möchten ſich, damit beſchäftigen. Freylich können es nicht alle, weil gar viele keine Hand breit Erde beſitzen, die ſie bearbeiten könnten, bey manchen auch andere Hinderniſſe eintreten. So habe ich zwar einen Garten, aber ich bin mit Geſchäften ſo überladen, daß ich euch zum Gartenbau nicht anführen kann. Kinder aber, die einen Garten, und einen ſo guten Aufſeher, wie ihr, haben, der ihnen zum Gartenbaue Anleitung gibt, die müſſen fleißig im Garten arbeiten. Ich freue mich daher herzlich, daß ihr Luſt dazu zeiget, und Ihnen, lieber Herr Tillmann, danke ich ſehr, daß ſie meine Kinder dazu anführen wollen.

Den folgenden Tag fand ſich Heinrich wieder bey der Gartenarbeit ein, und verſicherte, daß ſie ihm ſchon etwas leichter ſey. In der Folge wurde ſie ihm noch leichter, und er wurde weit ſtärker als die Kinder des Herrn Schreuming, die neben ihm wohnten.

Sobald der Garten umgegraben war, theilte ihn Herr Tillmann in Beete ab, gab jedem Kinde einige, und nun fingen ſie an dieſelben zu beſäen. Als ſie den folgenden Tag in den Garten kamen, ſprangen ſie nach ihren Beeten, um zu ſehen, ob der ausgeſäete Same aufgegangen ſey. Sie bemerkten aber nichts davon. So ſahen ſie täglich darnach, ohne etwas Aufgegangenes zu bemerken. Endlich als ſie einmahl nach einem eingefallenen Regenwetter wiederkamen, rief Julie: Heinrich, komm geſchwind her! mein Salatſamen iſt aufgegangen. Meiner auch, rief Heinrich.

Das war eine Freude, wie ſie lange keine empfunden hatten. Bald war der Salat ſo groß, daß ſie ein Körbchen voll ausſtechen konnten. Sie ſchlichen ſich damit in die Küche, ließen ihn heimlich zubereiten und bey der Mahlzeit auf den Tiſch ſetzen.

Gar Salat? ſagte die Mutter. Die Freundlichkeit der Kinder und ihr heimliches Fliſtern ließen ihr bald merken, wem ſie ihn zu verdanken hätte. Vater und Mutter, auch der kleine Carl verſuchten ihn und verſicherten, daß er ſehr gut ſey. Heinrich ſagte, in ſeinem Leben habe ihm noch kein Salat ſo gut geſchmeckt, als dieſer, den er ſelbſt gezogen hätte.

So verſchaffte den Kleinen ihr Garten den ganzen Sommer hindurch Freude. Bald ging etwas auf, das ſie geſäet hatten, bald konnten ſie etwas ernten, und auf den Tiſch liefern. Ein Mahl zeigten ſich Blüthen, ein anderes Mahl konnte Julchen einen Strauß für die gute Mutter abſchneiden, und ſie dankten ſehr oft ihrem lieben Lehrer dafür, daß er ihnen die Gelegenheit gezeigt hätte, ſich und andern ſo viele Freude zu machen.

Eilfter Abſchnitt.

Ein Mahl ging Herr Tillmann aus, um mit ſeinen Zöglingen Pflanzen einzutragen. Dieß geſchah täglich, nicht bloß um daran zu riechen und Sträuße daraus zu machen, ſondern um die Kinder die Nahmen der Pflanzen zu lehren, und ihnen zu zeigen, wodurch man Eine Pflanzenart von der andern unterſcheiden könne. Die Kinder waren dabey immer ſehr vergnügt, und wenn eins eine neue Blume fand, ſo freuete es ſich mehr als ein leckerhaftes Kind, wenn es von ſeiner Großmutter ein Stück Torte geſchenkt bekommt.

Dießmahl wurden ſie aber in ihrem Pflanzenſuchen unterbrochen, und zwar durch eine Kutſche, welche auf ſie zu gerollt kam. Sie verließen den Acker, auf dem ſie Pflanzen eingeſammelt hatten, und liefen nach der Straße zu, um zu ſehen, wer in der Kutſche wäre. Sie kam immer näher, immer näher. Heinrich ſagte: vielleicht ſitzt gar der gute Herr Amtmann Siegfried darin.

Er iſts! rief Julie aus, er iſts wirklich! Herr Tillmann! Kommen Sie geſchwind her! da kömmt der gute Herr Amtmann Siegfried!

Julie hatte recht geſehen. Es war wirklich der Herr Amtmann, nebſt ſeinem Sohne Stephan. Sobald der Herr Amtmann die Geſellſchaft erblickte, ließ er den Kutſcher halten, öffnete den Schlag, und wollte die Kinder einladen, ſich zu ihm zu ſetzen. Ehe er aber ſeine Einladung anbringen konnte, waren ſie ſchon zu ihm hineingehüpft und drückten ihm die Hände.

Wer iſt der Herr, fragte der Amtmann, der bey euch iſt, lieben Kinder?

Unſer lieber Lehrer Herr Tillmann, antwortete Julchen.

Der muß ſich auch zu uns ſetzen, ſagte der Herr Amtmann, ſprang aus der Kutſche, und ſtieg nicht eher wieder herein, bis Herr Tillmann ſich eingeſetzt hatte. Freylich war der Raum etwas enge für fünf

Perſonen; da aber der Herr Amtmann Julchen auf den Schooß nahm, ſo hatten doch alle Platz.

Nun trabten die Pferde fort, und brachten bald die Geſellſchaft vor Herrn Ehrenfrieds Haus. Hier freuete ſich Alles, die Angekommenen und diejenigen die ſie empfingen. Selbſt Stephan lächelte bisweilen.

Julchen war aber ausgelaſſen vor Freuden, und ſo laut, daß die Erwachſenen kaum mit einander ſprechen konnten. Da der Herr Amtmann ſie nach dem Nahmen der Pflanzen, die ſie in ihrer Schürze trug, gefragt, und ſie deßwegen gelobt hatte, daß ſie ſie alle zu benennen wußte: ſo wollte ſie ihre Gelehrſamkeit recht zeigen, ſchoß wie ein Pfeil die Treppe hinunter, hohlte eine Hand voll Blumen aus ihrem Garten, zeigte ſie dem lieben Gaſte und ſagte: ſehen Sie, Herr Amtmann! Hier iſt Viola odorata; Hier Hesperis matronalis! Hier —

Die Mutter wurde darüber unwillig, zog ſie bey Seite, und ſagte: Kind! mäßige

ßige dich doch in deiner Freude! Wenn du dich ſo unmäßig freueſt: ſo handelſt du ja ganz unvernünftig. Du biſt ja ſo laut, daß der Vater kein Wort mit dem Herrn Amtmanne ſprechen kann. Und wie du prahlſt mit den botaniſchen Nahmen, die dich Herr Tillmann gelehrt hat. Schickt ſich eine ſolche Prahlerey wohl für ein ſittſames Mädchen? Geſetzt, Stephan hätte Herrn Tillmann zum Lehrer bekommen, und du nicht, und Stephan wollte nun mit dem, was er von ſeinem Lehrer gelernt hätte, in deiner Gegenwart ſo prahlen, würde dich dieß nicht kränken? So beträgt ſich ja meine Julie ſonſt nicht. Daran iſt aber bloß deine unmäßige Freude Schuld. Mäßige dich alſo, Kind!

Die Mutter ging dann wieder zur Geſellſchaft, Julie folgte ihr nach, und war jetzt wirklich nicht mehr ſo laut. Aber ihre Freude konnte ſie doch noch nicht ganz mäßigen. Da der Herr Amtmann von einem Bilderbuche ſprach, das er für die Kinder mitgebracht, und in ſeinem Wagen liegen ge-

gelaſſen hätte: ſo rief ſie gleich: ein Bilderbuch? Für uns? Hörſt du Heinrich? Der gute Herr Amtmann hat uns ein Bilderbuch mit gebracht. Darf ich es hohlen? und, ohne die Antwort abzuwarten, ſprang ſie zur Thür hinaus. — Kaum war ſie aber fort: pautz! Da hörte man einen Lärmen auf dem Vorſaale, als wenn ein Dutzend Taſſen zerſchlagen würden.

Die ganze Geſellſchaft erſchrak darüber, Hedwig eilete nach der Thür zu, und öffnete ſie. Da hatte ſie einen ſehr unangenehmen Anblick, die Scherben von acht Theetaſſen, der Theekanne, Milchkanne, und Zuckerbüchſe, alles lag auf der Erde und ein Bächlein von Milch mit Thee vermiſcht, floß zwiſchen denſelben hin. Die Magd ſtand erſchrocken dabey, und Julie erwartete zitternd, mit einem jammervollen Blicke, die Vorwürfe der Mutter.

Was gibt's denn hier? fragte die Mutter. — Liebe Mutter! ſagte Julie mit verzogenem Munde und naſſen Augen — ich will es nie wieder thun.

Ich will aber wiſſen, was es hier gibt! fuhr die Mutter fort.

Julie konnte nur weinen, die Magd mußte ſtatt ihrer antworten. Denken Sie nur, ſagte ſie, Frau Ehrenfried! wie es mir geht; da bringe ich den Thee, wie Sie mir befohlen hatten, und ehe ich mich verſehe, kommt Jungfer Julie auf mich ſo ſtark zugerennt, und ſtößt mich ſo heftig, daß mir das Theezeug alles aus der Hand fällt. Auf mich dürfen Sie wirklich nicht böſe ſeyn, ich bin ganz unſchuldig.

Und was ſagte Hedwig dazu? ſchlug ſie Julien hinter die Ohren? ſchalt ſie die Magd? Keines von beyden. Sie hatte ſich gewöhnt ihren Unwillen zu mäßigen. Ganz gelaſſen ging ſie zu dem Porzellanſchranke, gab der Magd anderes Theezeug, mit dem Auftrage, ſogleich andern Thee zu machen, dann wendete ſie ſich an Julien. Julie! ſagte ſie, ich habe es dir vorhin geſagt, daß du dich in deiner Freude mäßigen ſollſt. Denn wer ſich in der Freude nicht zu mäßigen weiß, der denkt nicht mehr über ſeine Handlungen nach und begeht eine Unbeſonnenheit nach der andern. Du haſt mir nicht gefolgt, nun ſiehſt du, was du damit ausgerichtet haſt. Jetzt lies gleich die Scherben auf, und wiſche mit einem alten Lappen den Thee und die Milch auf. Die Magd iſt nicht deßwegen hier, daß ſie — Liebe Mutter vergib mir nur! ſagte Julie, ich will gern —

Hedwig ging wieder zur Geſellſchaft ohne ſie anzuhören, und Julie that ſogleich was ihr die Mutter befohlen hatte. Julie erhielt nun zwar weiter keine Vorwürfe von der Mutter, allein ihre Freude war nun für den ganzen Tag dahin. Da die ganze Geſellſchaft fröhlich war, ſo ſaß ſie immer betrübt da. Sie hatte es auch Urſache. Vor kurzem erſt hatte ſie ſich vorgenommen, der guten Mutter recht viele Freude zu machen, nun hatte ſie ihr durch ihre ausgelaſſene Freude ein Schrecken verurſacht, und ſie um ihr Porzellan gebracht.

Zwölfter Abſchnitt.

Nach Tiſche wurde ein allgemeiner Spaziergang in des Herrn Ehrenfried Garten gemacht, wo Stephan, der bisher immer ganz ſtille geweſen war, anfing aufzuleben, und ſich mit Heinrich über den ſchönen Garten zu freuen.

Sein Vater führte ihn darauf bey Seite und fragte ihn: wie gefällt es dir hier, Stephan?

St. Gut, Vater!

V. Möchteſt du wohl hier bleiben?

St. Nein, Vater!

V. Willſt du nicht wenigſtens einige Wochen, bey dieſem lieben Heinrich, ſeinen vortrefflichen Aeltern, und dem braven Herrn Tillmann bleiben? Wenn es dir dann nicht gefällt, ſo kann ich dich ja immer wieder zurück nehmen.

St. Ich bleibe nicht hier.

V. Wenn ich es aber haben will?

St. Ich bleibe nicht hier.

Jetzt kam Herr Ehrenfried gegangen und der Herr Amtmann brach das Geſpräch ſogleich ab: weil er ſich ſchämte einen ſo unartigen Sohn zu haben.

Gegen Abend wurde des Herrn Amtmanns Wagen vor die Thür gerückt. Stephan beſah ihn von hinten und von vorne, und, da er den Koffer nicht mehr ſahe, der erſt drauf gebunden war: ſo fragte er den Kutſcher: wo iſt denn der Koffer?

Der bleibt hier, junger Herr, antwortete Chriſtoph. Da merkte Stephan, daß ſein Vater beſchloſſen hätte, daß er auch hier bleiben ſollte. Was that er? geſchwind ſetzte er ſich in den Wagen. Sein Vater nahm indeſſen von der Geſellſchaft Abſchied, zu welcher er einen vergnügten Tag zugebracht hatte. Dann fragte er: wo ſein Stephan ſey? und da es niemand wußte: ſo, ſagte er, er wird bey Seite gegangen ſeyn; deſto beſſer für uns beyde; ſo erſpare ich ihm und mir den Schmerz der Trennung. Küſſen Sie ihn, lieber Herr Ehrenfried!

in meinem Nahmen, und ſagen ihm, ich würde ihn bald beſuchen. Nun drückte er Herrn Ehrenfried nochmahls die Hand, und ſtieg in den Wagen ein.

Ganz kam er aber nicht hinein, denn, da er den einen Fuß hinein geſetzt hatte: ſo erblickte er ſeinen Stephan, der ſich ganz in die Ecke gedrückt hatte.

Erſchrocken trat er zurück, und ſagte: Stephan iſt in dem Wagen. Was iſt hier zu thun?

Hier zu thun? ſagte Herr Tillmann, dafür laſſen Sie mich ſorgen. Er trat alſo vor den Wagen, und ſagte: lieber Stephan! hat dir dein guter Vater nicht geſagt, daß du bey uns bleiben ſollſt?

Ich will aber nicht, antwortete Stephan.

Du willſt nicht? fuhr Herr Tillmann fort, du willſt dem guten Vater nicht gehorchen? Wenn du nicht willſt, ſo mußt du. Ohne weitern Wortwechſel faßte er ihn mit beyden Händen unter die Arme, trug ihn aus dem Wagen, und immer nach dem Hauſe zu. Stephan fing ein ſo ſchreckliches Geſchrey an, daß alle Nachbarn die Köpfe aus den Fenſtern ſteckten, um zu ſehen, was ſich für ein Unglück zugetragen hätte.

Der gute Herr Amtmann wollte wieder zurück gehen, um den Stephan zu beruhigen. Herr Ehrenfried ließ es aber nicht zu. Bey dieſem Kinde, ſagte er, iſt alles Zureden umſonſt. Das muß ganz anders behandelt werden. Ueberlaſſen Sie es nur dem Herrn Tillmann, der wird es ſchon zu behandeln wiſſen. So ſtieg denn der Herr Amtmann mit ſehr ſchwerem Herzen in den Wagen und fuhr ab.

Herr Tillmann trug indeſſen den Stephan in ſein Zimmer. Kaum hatte er ihn daſelbſt losgelaſſen: ſo ſchoß er, wie ein wildes Thier, nach der Thür zu, um davon zu laufen. Aber Herr Tillmann, der dieß vorher merkte, hatte ſie verſchloſſen. Da brüllte er, und trat mit den Füßen vor die Thür.

Stephan! ſagte Herr Tillmann, willſt du mich anhören?

Nein, ich will nicht, antwortete er, ich will zu meinem Vater, und ſtampfte dazu auf die Erde.

Gut! ſagte Herr Tillmann, wenn du mich nicht anhören willſt: ſo ſpreche ich kein Wort mehr mit dir, ſetzte ſich auf den Stuhl und las in einem Buche.

Da wurde Stephan immer wüthender, ſchrie ſo ſtark er konnte, und ſtampfte die Erde, ſo daß das ganze Haus dadurch beunruhigt wurde. Herr Tillmann las aber fort, ohne ſich daran zu kehren.

Herr Ehrenfried, der mit ſeinem Sohne vor der Thür ſtand, und hörte wie abſcheulich ſich Stephan betrug, drückte dem Heinrich, der ganz ängſtlich war, die Hand, und ſagte: ſieh, mein Sohn, wie abſcheulich der Zorn iſt. Er macht den Menſchen zu einem unvernünftigen Thiere.

Endlich war Stephan durch das heftige Schreyen ſo entkräftet, daß er nicht mehr ſchreyen konnte, und, da er ſah, daß er mit ſeinem Zorne doch nichts ausrichtete: ſo ſetzte er ſich auf einen Stuhl und ſchlief ein.

Damit er nicht herunter fiel, ſo ſetzte Herr Tillmann zwey Stühle auf die Seite. Da die Stunde zum Schlafengehen kam: ſo zog er ihn aus und legte ihn zu Bette. Stephan bemerkte es nicht, ſo feſt ſchlief er.

Da er den andern Morgen wieder erwachte: ſo nahm ihn Herr Tillmann mit auf ſein Zimmer und redete ihn ſehr ernſtlich an. Stephan, ſagte er, dein guter Vater hat dich zu uns gebracht, damit du hier erzogen werden ſollſt: weil er dich, wegen ſeiner vielen Geſchäfte, nicht ſelbſt erziehen kann, und du ein roher und böſer Menſch werden würdeſt, wenn du ohne Erziehung aufwüchſeſt. Ob du hier bleiben willſt oder nicht? darum wirſt du nicht gefragt. Du biſt ein Kind, und dein Vater iſt dein Vater. Ein Kind muß thun, was der Vater haben will. Ein Kind, das dem Vater nicht gehorchet, das iſt ein Lotterbube. Biſt du denn ein Lotterbube?

Stephan machte bey dieſer Rede große Augen und ſagte: nein, ich bin kein Lotterbube.

Ich glaube es auch, fuhr Herr Tillmann fort. Du bleibſt alſo bey uns. Biſt du nun ein guter Stephan, folgſt meinen Vorſchriften, verträgſt dich mit Heinrichen und Julien, und gibſt dir Mühe etwas zu lernen: ſo bin ich dein Freund, darauf kannſt du dich verlaſſen. Ich werde dir immer guten Rath geben, und mich freuen, wenn ich dir Vergnügen machen kann. Heinrich und Julie werden dich wie ihren Bruder lieben, und ihre guten Aeltern werden dich wie ihr eignes Kind behandeln. Biſt du aber widerſpänſtig, zänkiſch und ungezogen: ſo will ich dir zeigen, wie ein ungezognes Kind behandelt werden muß. Bisher warſt du immer bey dem Bedienten und dem Kutſcher, und hudelteſt dieſe Leute, wie es dir ſelbſt gefiel. Ich bin aber kein Bedienter, kein Kutſcher, ich bin Lehrer und Erzieher der Ehrenfriedſchen Kinder, mir darfſt du ſo nicht kommen.

So nachdrücklich war mit Stephan noch nicht geſprochen worden. Er weinte bittere Thränen, gab Herrn Tillmann die Hand und ſagte; ſeyn Sie nicht böſe auf mich, lieber Herr Tillmann, ich will gewiß recht gut ſeyn.

Halte Wort, antwortete Herr Tillmann, und gab ihm einen Kuß.

Nun trug er dem Stephan auf, ſich zu waſchen, zu kämmen und den Mund auszuſpülen, wie es einem guten Kinde zukäme, und ging indeſſen mit Heinrich und Julien in ein beſonderes Zimmer. Vor einigen Tagen, ſprach er, ſagtet ihr mir, lieben Kinder, daß ihr gegen den Herrn Amtmann Siegfried recht dankbar ſeyn wolltet; erinnert ihr euch noch?

H. Recht gut.

T. Auch wofür ihr dankbar ſeyn wolltet?

H. Dafür, daß er unſer Haus gerettet hat.

T. Dieß dürft ihr nie vergeſſen. Womit wollt ihr ihm aber eure Dankbarkeit beweiſen?

H. Wir wollen gefällig gegen ihn ſeyn.

T. Womit denn?

J. Ich will ihm ein Paar Strümpfe ſtricken.

T. Dieß iſt recht gut, er wird eine Freude darüber haben, das iſt wahr. Nützen wirſt du ihm aber nicht damit. Denn für einen Gulden kauft er ſich auch ein Paar Strümpfe. Und was iſt ein Gulden für den reichen Herrn Amtmann? Stricke alſo deine Strümpfe immerhin, liebes Julchen, du wirſt deinem Wohlthäter Freude damit machen. Ich will euch aber eine Gelegenheit zeigen, wie ihr ihm einen recht wichtigen Dienſt erzeigen könnt. Das liebſte, was er hat, iſt — weißt du wohl was? Julchen!

J. Stephan.

T. Du haſt es getroffen. Einem jeden guten Vater ſind, unter allen ſeinen

Gütern ſeine Kinder das Liebſte. Nichts wünſcht alſo der Herr Amtmann mehr, als daß ſein Sohn ein guter Menſch werden möge. Deßwegen hat er ihn zu uns gethan, weil ſeine vielen Arbeiten ihm nicht erlauben ihn ſelbſt zu erziehen. Wenn nun der Stephan bey uns alle ſeine Unarten ablegte, und gefällig, folgſam, fleißig würde, das müßte wohl für ſeinen Vater eine große Freude ſeyn?

H. Das wollte ich meynen. Aber —

T. Nu? Was willſt du denn mit deinem Aber ſagen?

H. Aber ich glaube nicht, daß er gut wird. Er iſt ja gar zu ungezogen.

T. Das kommt vorzüglich auf euch an, lieben Kinder! Er wird gewiß ſeine Unarten ablegen, er wird gewiß ein guter Menſch werden, wenn ihr ihn mit erziehen wollt.

H. Wir? wie könnten wir das?

T. Ich will es euch ſagen. Ihr müßt ihm immer ein gutes Beyſpiel geben, ſelbſt immer euch ſo betragen, wie ihr wollt, daß Stephan ſich betragen ſoll, und — mit ſeinen Fehlern Geduld haben. Wollt ihr dieß wohl thun?

Beyde. Gewiß lieber Herr Tillmann.

T. Nun ſo geht hin, und bietet ihm recht freundlich einen guten Morgen.

„Guten Morgen lieber Stephan! Du bleibſt ja bey uns. Das iſt ſchön! da wollen wir recht vergnügt mit einander ſeyn.“ So ſagte Heinrich zu ihm. Julie that ein gleiches, und Stephan gab ihnen treuherzig die Hand.

Das Frühſtück wurde nun vergnügt verzehrt, und dann die Lehrſtunden beſucht, in welchen Stephan ſich auch gut betrug.

Dreyzehnter Abſchnitt.

Nach geendigten Lehrſtunden nahm Herr Tillmann Julchen beſonders vor. Julchen, ſagte er, wie ſteht es mit dem Theezeuge, das du geſtern zerbrochen haſt?

Julchen weinte und wollte ſich weitläuftig entſchuldigen.

Entſchuldige dich nicht, liebes Kind! antwortete Herr Tillmann. Daß du es nicht vorſetzlich zerbrochen haſt, weiß ich, daß du aber durch deinen Leichtſinn dieſen Schaden angerichtet haſt, kanſt du nicht läugnen. Jetzt iſt nur die Frage wer das zerbrochene Porzellan bezahlen ſoll. Die Magd? (Julchen ſchluchzte) von dieſer kann man es nicht verlangen, denn dieſe iſt ja ganz unſchuldig. Die Mutter? (Julchen ſchluchzte noch heftiger) dieſe iſt noch weniger an dem Zerbrechen Schuld. Wer ſoll es alſo bezahlen? was meynſt du?

Ich, lieber Herr Tillmann! antwortete ſie.

Du haſt recht, liebes Kind! *Wer dem andern Schaden zufügt, der muß den Schaden, ſo gut er kann, erſetzen.* Er mag den Schaden mit Vorſatz, aus Leichtſinn, oder aus Verſehen, angerichtet haben. Das hilft nichts, er muß ihn erſetzen.

Wenn ich nur ſo viel Geld habe, daß ich das Porzellan bezahlen kann! ſagte Julchen.

Wir wollen ſehen, antwortete Herr Tillmann. Jetzt gehe nur hin und bringe herbey was du haſt, dann wollen wir zuſammen in den Laden wandern, und dafür Porzellan einkaufen.

Da brachte denn Julchen ihr Beutelchen, in welchem ſich die zwey Ungriſchen Dukaten, die ſie von ihrer Frau Pathe bekommen, und ein Paar Laubthaler, die ſie, für allerley kleine Arbeiten, von der Mutter erhalten hatte, befanden.

Im Laden wurden nun wieder alle die Stücke gekauft, die Julchen zerbrochen hatte, und die von eben der Güte und von eben dem Muſter, wie die zerbrochnen, waren. Julchen mußte bezahlen, und bekam, von ihrer ganzen Baarſchaft, nichts wieder, als einen halben Laubthaler, und einige Groſchen. Das ſchmerzte nun freylich. Julchen beruhigte ſich aber doch, und dachte bey ſich ſelbſt, es iſt beſſer, daß du, wegen deines Leichtſinns büßeſt, als daß die gute unſchuldige Mutter Schaden hat.

Jetzt mußte ein Knabe das Porzellan in einem Korbe nachtragen und Herr Tillmann eilte mit Julchen, um es der Mutter einzuhändigen.

Als ſie aber vor Herrn Ehrenfrieds Hauſe ankamen, gab es noch einen kleinen Aufenthalt. Herrn Tillmanns Mutter ſtand da mit einem Körbchen voll Erdbeeren. Hier ſagte ſie, lieber Sohn, bringe ich dir ein Paar Erdbeeren, die ich heute für dich im Walde geſucht habe. Ich bin nun alt, und kann nichts mehr für dich thun. Erdbeeren kann ich aber noch ſuchen, und die ich gefunden habe, bringe ich dir.

Gute Mutter! antwortete der gute Sohn, warum machſt du dir ſolche Mühe? du haſt mir ja in meinem Leben Gutes genug gethan; jetzt iſt die Reihe an mir, daß ich dir Gutes thue.

Nun das haſt du ſchon gethan, und wirſt es auch künftig thun. Jetzt nimm nur die Erdbeeren.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Herr Tillmann nahm ſie an, ſetzte ſie, nachdem die Mutter fortgegangen war, geſchwind in ſeine Stube, und eilte wieder zu Julchen, um, mit ihr, das Porzellan der Mutter übergeben zu können.

Hier, ſagte Julchen, liebe Mutter! bring ich dir andres Porzellan, ſtatt deſſen, das ich zerbrochen habe. Vergib mir nur meinen Leichtſinn! künftig will ich mich gewiß beſſern.

Die Mutter nahm es an. Ja Julie, ſagte ſie, die Beſſerung iſt das Beſte, was du mir geloben kannſt. Dieſe wird dir und mir vielen Verdruß erſparen. Ein herzlicher Kuß, den die Mutter ihr gab, verſicherte ſie, daß alles vergeben ſey.

Vierzehnter Abſchnitt.

Mit leichtem Herzen ging ſie nun auf Herrn Tillmanns Stube; dieſer folgte ihr, nachdem er ſich erſt vier Theeſchalen hatte geben laſſen. In dieſe, dachte er, willſt du die Erdbeeren vertheilen, die dir die gute Mutter gebracht hat, und ſie mit deinen lieben Zöglingen verzehren.

Dieſe Bemühung war aber unnöthig; denn da er auf die Stube kam, ſo waren ſie bereits verzehrt, und er fand nichts als den leeren Korb.

Julie! ſagte er, weißt du nicht, wer die Erdbeeren genommen hat, die in dieſem Korbe waren?

Sind ſie nicht mehr da? antwortete ſie. Ich weiß nicht, wer ſie genommen hat, weil ich eben jetzt in die Stube getreten bin.

So rufe deinen Bruder! ſagte Herr Tillmann, der bey deinem Vater ſeyn wird!

Heinrich kam, und da er von Herrn Tillmann befragt wurde, wer die Erdbeeren genommen habe? verſicherte er, er ſey gar nicht auf die Stube gekommen.

So rufe den Stephan bey, ſagte Herr Tillmann. Stephan! rufte er im Hauſe, Stephan! rufte er im Hofe, Stephan rufte te er im Garten, und kein Stephan antwortete. Herr Tillmann ſuchte ſelbſt allenthalben nach ihm, aber er fand ihn nicht. Erſt da das Zeichen zur Mittagsmahlzeit gegeben wurde, kam er zum Vorſchein.

Wo biſt du denn geweſen? fragte ihn Herr Tillmann.

Ich war, antwortete er, ein wenig — und nun murmelte er ſo undeutlich, daß Herr Tillmann kein Wort verſtehen konnte.

So ſprich doch deutlich; ſagte Herr Tillmann, wo warſt du denn?

Er murmelte aber eben ſo undeutlich. Herr Tillmann merkte etwas, und Heinrich und Julie merkten auch etwas, und gaben es einander durch Mienen zu verſtehen. Herr Tillmann ſtellte ſich aber, als wenn er nichts merkte, und unterſuchte die Sache vor der Hand nicht weiter, um das Vergnügen der Tiſch-Geſellſchaft nicht zu ſtören.

Sie ſetzte ſich. Jedes nahm ſeine Serviette ruhig vom Teller, nur mit Jullien ging eine Veränderung vor, als ſie die Serviette weggenommen hatte. Sie wurde blutroth, ſah vor ſich nieder auf den Schooß, dann fielen einige Thränen aus den Augen, und ſie mußte am Ende das Schnupftuch vor das Geſichte halten, um ihren Thränen freyen Lauf laſſen zu können.

Was muß es hier geben? dachte jedes; nur wenige konnten es errathen.

Julie fand nämlich, als ſie die Serviette wegnahm, auf ihrem Teller einen Brief, auf welchem ſtand: An Julien. Dieſe Aufſchrift machte, daß ſie roth wurde. Sie nahm den Brief weg, und fühlte daß er ſchwer war; dieß vermehrte ihre Röthe noch mehr. Sie öffnete ihn, fand darin zwey Ungariſche Ducaten, und las dabey folgende Zeilen:

Liebe Tochter!

Wenn ich mit dir ſtrenge verfahren will: ſo kann ich freylich von dir verlangen, daß du das zerbrochne Porzellan ganz bezahleſt. Denn wer hat es zerbrochen als du? Da ich aber ſehe, daß du deinen Leichtſinn bereueſt: ſo will ich gelinde mit dir verfahren, und dir von dem Gelde, das du für das Porzellan ausgelegt haſt, 2 Ducaten zurück geben. Nur das Silbergeld, das du haſt ausgeben müſſen, ſollſt du einbüßen. Ich wünſche nichts mehr, als daß dieſe Einbuße dich vorſichtiger machen möge. Dann wirſt du dir und andern Leuten vielen Verdruß erſparen. Ich bin

Deine
dich herzlich liebende Mutter
Hedwig.

Dieſe Zeilen waren es, die ihr Thränen auspreßten.

Sobald die Mahlzeit geendigt war, flog ſie in die Arme ihrer Mutter, dankte für ihre Güte, und verſprach künftig vorſichtiger zu ſeyn. Die Mutter nahm ſie mit auf ihre Stube; Heinrich ging zum Vater, und Stephan — der wollte ſogleich entwiſchen und in den Hof gehen.

Herr Tillmann ließ es aber nicht zu. Wohin? Stephan! ſagte er. Du gehſt ſogleich mit mir auf meine Stube.

Als er auf der Stube war, ſah er ganz verwirrt aus, und richtete die Augen bald in dieſen bald in jenen Winkel, bald nach der Decke. Stephan! ſagte Herr Tillmann, warum biſt du ſo verwirrt?

St. Ich? ich bin nicht verwirrt.

T. Sage mir, biſt du ein Lügner, oder liebſt du die Wahrheit?

St. Ich bin gewiß kein Lügner.

T. Gut! Wenn du alſo kein Lügner biſt: ſo beantworte mir ganz beſtimmt die Frage, die ich jetzt an dich thun will. Aber lüge nicht. Wiſſe! daß du es mit einem Erzieher zu thun haſt, den kein Lügner hintergehen kann. Haſt du nicht die Erdbeeren gegeſſen, die in dieſem Korbe waren?

St. (ſenkte den Kopf gegen die Erde.)

T. Das iſt keine Antwort. Haſt du die Erdbeeren gegeſſen, oder haſt du ſie nicht gegeſſen?

St. Ich habe ſie gegeſſen.

T. Dieß habe ich wohl gewußt. Ich wollte aber, daß du es mir ſelbſt geſtehen ſollteſt. Es iſt gut, daß du es mir geſtanden haſt. Da ſehe ich doch, daß du kein Lügner biſt. Sage mir aber nur, was dich bewogen hat, meine Erdbeeren zu eſſen?

St. Mich hungerte gar ſchrecklich.

T. Haſt du deßwegen ein Recht eines andern Erdbeere zu eſſen? Wenn das gelten ſoll: ſo kann ja jeder Bettler, wenn ihn hungert, das Brot oder den Kuchen von dem Beckerladen nehmen. Das darf er aber nicht. Wer dem andern Brot oder Kuchen wegnimmt, der wird als ein Dieb behandelt. Du kannſt aber eigentlich ſo ſehr hungrig nicht geweſen ſeyn: weil du erſt vor ein Paar Stunden gefrühſtückt haſt. Du warſt nur lüſtern. Du haſt nicht gelernt, deine Lüſternheit zu mäßigen. Dieß verleitete dich, meine Erdbeeren wegzunehmen.

St. Ich will es nicht wieder thun, lieber Herr Tillmann!

T. Geſagt iſt dieß leicht — ob du es aber halten wirſt? Dieß iſt eine andere Frage. Stephan! Stephan! Wenn du deine Lüſternheit nicht mäßigen lernſt:

ſo wirſt du erſt leckerhaft, dann naſchhaft, und am Ende ein ſchlechter Menſch werden. Deine Lüſternheit wird dich verleiten, daß du die gewöhnlichen Nahrungsmittel nicht mehr gut genug findeſt, du wirſt zugreifen, wo du etwas ſiehſt, wonach dich gelüſtet, und am Ende allerley ſchlechte Streiche machen um deine Naſchhaſtigkeit beſriedigen zu können.

Jetzt bleib hier, und denke ſelbſt nach über das, was du gethan haſt.

Herr Tillmann verließ ihn nun und ſuchte ſeine übrigen Zöglinge auf.

Kaum ſah ihn Heinrich: ſo fragte er: iſts nicht wahr, Stephan hat ihre Erdbeeren gegeſſen?

Julie kam dazu, und that eben dieſe Frage an ihn.

Lieben Kinder! ſagte er, ich muß es leider geſtehen, daß Stephan dieſe Beeren verzehrt hat; unterdeſſen war er ſo aufrichtig, daß er es mir ſogleich geſtand. Wie ich ihn deßwegen behandeln werde, das weiß ich. Es fragt ſich nur, wie ihr euch dabey zu benehmen habt.

Das iſt abſcheulich! ſagte Heinrich. Wir dürfen gar nicht mehr mit ihm umgehen.

Aber dadurch, fuhr Herr Tillmann fort, würde er nicht gebeſſert. Beſſern, beſſern müſſen wir den Sohn unſers Freundes. Deßwegen müſſen wir Mitleiden mit ihm haben. Warum iſt er ſo naſchhaft? weil er ſeine gute Mutter zu früh verlor, und ſein Vater ſich nicht viel um ihn bekümmern konnte. Verdient er deßwegen nicht Mitleiden? Alſo lieben Kinder! bitte ich euch, verachtet ihn nicht dieſes Fehltritts wegen, werft ihm denſelben nicht vor, ſo hoffe ich denn, daß wir ihn nach und nach werden beſſern können. Die Kinder verſprachen ihm, daß ſie es thun wollten.

Stephan hatte unterdeſſen über ſeine Naſchhaftigkeit nachgedacht, und, da ihm eingefallen war, daß Julie das Porzellan, welches ſie zerbrochen hatte, bezahlen mußte: ſo dachte er: du wirſt die Erdbeeren, ten dann mein Haus an. Da raffte ich etliche Kleidungsſtücke zuſammen, die ich bekommen konnte, lief dann fort, und war froh, daß ich mein Leben davon bringen konnte. Sehen ſie, gnädiger Herr! ſo bin ich in dieß Elend gekommen. So? ſagte mein Freund, zog ſeinen Beutel und gab ihm — einen Pfennig.

Der Bettler ſah ihn an und ſagte: lieber Gott! gnädiger Herr! Sie ſcheinen mir nicht zu glauben. Sehen Sie hier iſt mein Paß.

Und wenn du mir zehn Päſſe zeigſt, fuhr mein Freund etwas heftig auf, ſo glaube ich dir doch nicht. Du biſt ein Lügner. Biſt du nicht aus Meiſſen gebürtig? heißt du nicht Zilky?

Das war ein ſchreckliches Wort für den Bettler, er wurde blaß, und fragte ganz erſchrocken: Sie kennen mich alſo?

Allerdings, antwortete mein Freund, kenne ich dich und deine Familie. Noch kanſt du einen Gulden bekommen, wenn du mir deine Geſchichte recht aufrichtig erzählſt.

So muß ich wohl, fuhr der Bettler fort, weinte und ſagte: ach die Franzoſen haben mich nicht geplündert, Unglück hat mich nicht betroffen, Krankheit hat mich nicht zurückgebracht! ich ſelbſt, ich ſelbſt bin an meinem Unglücke Schuld.

Meine Mutter, (hier fing er laut an zu weinen) meine Mutter hinterließ mir ein Vermögen von 6000 Thalern, wovon ich recht gut leben konnte, wenn ich dabey arbeitete und ſparſam war. Aber ach! ſtatt zu arbeiten, dachte ich nur immer darauf, wie ich etwas leckerhaftes zu eſſen und zu trinken bekommen wollte. Fleiſch, Gemüſe, Bier, das war mir alles nicht gut genug, ich kaufte faſt lauter ausländiſche Speiſen und Getränke, und wenn ſie noch ſo theuer waren. So wurde mein Vermögen nach und nach alle, ich machte Schulden, die Schuldherren wollten bezahlt ſeyn, und, da ich ſie nicht bezahlen konnte: ſo griffen ſie zu, und nahmen mir Haus, Hof und alles weg, was ich hatte. Einige Zeit unterhielten mich meine Verwandten, am Ende wurden ſie deſſen überdrüßig gaben mir nichts mehr, ich ging fort, und wurde ein Bettler. Wenn das meine ſelige Mutter wiſſen ſollte!

Fr. Bis hieher haſt du die Wahrheit geredet. Nun will ich noch einige Fragen an dich thun, die mußt du mir aber eben ſo aufrichtig beantworten. Da du 2000 Thaler von deinem Vermögen durchgebracht hatteſt, dachteſt du denn nicht daran, daß die übrigen 4000 Thaler auch bald würden verzehret ſeyn, wenn du deine Leckerhaſtigkeit dir nicht abgewöhnteſt?

B. Tauſendmahl dachte ich daran, und nahm mir vor, mir dieſe Unart abzugewöhnen. Aber ach! nun war es zu ſpät. Wenn friſche Auſtern, Bricken, Sardellen oder dergleichen theure Sachen angekommen waren: ſo mußte ich ſie haben.

Fr. Sage mir aber nur, wie du dir dieſe Leckerhaſtigkeit angewöhnt haſt?

B. Dieß iſt in meiner Kindheit geſchehen. So oft ich Erdbeeren, Kirſchen, Gebacknes, Confect, Chokolade oder dergleichen ſah, ſo lief ich zur Mutter und forderte es. Dieſe war ſo ſchwach, daß ſie es mir nicht abſchlagen konnte. Dadurch wurde ich ſo verwöhnt, daß es mir nicht möglich war, mir eine Speiſe oder ein Getränk zu verſagen, wonach ich Ein Mahl Appetit bekommen hatte.

Fr. Nun will ich aber noch Eine Frage an dich thun. Wenn du nun einmahl ſo verwöhnt wareſt, warum arbeiteteſt du denn nicht um ſo viel zu verdienen, daß du davon hätteſt ſchmauſen können?

B. Ach! gnädiger Herr! man ſieht wohl, daß Sie immer mäßig gelebt haben, und nicht wiſſen, wie die Leckerhaftigkeit die Leute zu Grunde richtet. Ein voller Bauch ſtudiert nicht gern. Dieß erfuhr ich in meiner Jugend. Mein Bauch wurde nicht leer von Erdbeeren, Kirſchen, Mandeln, Roſinen, Gebacknem und dergleichen. Wann ich nun mit dem vollen Bauche in die Lehrſtunden kam: ſo ſchlief ich bald ein, und wenn ich die Arbeit verfertigen ſollte, die mir mein Lehrer aufgetragen hatte: ſo ſchlief ich wieder ein. So gewöhnte ich mich an die Faulheit. Dieſe iſt nun ſo tief bey mir eingewurzelt, daß mir alle Arbeit zuwider iſt.

Fr. Hier, Zilky! haſt du einen Laubthaler, ſtatt des verſprochenen Guldens. Kaufe dir dafür ein Paar Schuhe! Wenn du deine Leckerhaftigkeit ablegen, und dich zur Arbeitſamkeit gewöhnen kannſt: ſo thue ich noch mehr für dich, und — entreiſſe dich vielleicht dem ſchimpflichen Zuſtande, in dem du dich jetzt befindeſt.

B. Gott vergelte es ihnen; Nun will ich mir gewiß ein Paar Schuhe kaufen, und ein ordentlicher Menſch werden.

Fr. Wir wollen ſehen.

Vergnügt lief er mit ſeinem Laubthaler fort. Ich drückte meinem Freunde die Hand, und bath ihn, daß er doch ja dieſen armen Menſchen zu retten ſuchen möchte.

Dieß wird mir leicht ſeyn, ſagte er, wenn er ſich anders will retten laſſen, da ich ſeine Familie gut kenne. Aber ſolche Leute, die von Kindheit an leckerhaft und naſchhaft waren, ſind ſelten zu retten. Glauben Sie mir! er kauft ſich keine Schuhe. Im nächſten Wirthshauſe verzehrt er ſeinen Laubthaler. Laſſen Sie uns ihm nachgehen! Sie werden gewiß finden, daß ich Recht habe.

Wir gingen ihm wirklich langſam nach, bis zu dem Städtchen, zu welchem der Weg führte. Nun wollen wir, ſagte mein Freund, im ſchwarzen Raben einkehren, da werden wir ihn gewiß finden.

Er hatte es getroffen. Als wir in die Stube traten, ſaß Zilky am Tiſche, hatte eben ein Gericht Fiſche verzehrt, und war im Begriffe einen Haſenbraten anzuſchneiden, der vor ihm ſtand. Neben ſich hatte er eine Flaſche Wein, die auch ſchon halb ausgeleert war. Da er uns ſah, ſtand er auf und ſtotterte etwas zu ſeiner Entſchuldigung her; mein Freund hörte ihn aber nicht an, ſondern ſagte: an dir iſt Hopfen und Malz verloren.

Sie mögen wohl Recht haben, antwortete er. Unarten, die man in der Jugend annimmt, laſſen ſich ſchwerlich im Alter abgewöhnen. Ich bin ein unglücklicher Menſch, der nicht zu retten iſt. Keine Wohnung, kein Bette, keinen Freund habe ich mehr. Sollte mich einmahl eine Krankheit überfallen: ſo muß ich hinter dem Zaune ſterben. Er hatte Recht. Denn kaum war ein Jahr verfloſſen, ſo gerieth er des Nachts in eine Schneegrube, und wurde den folgenden Tag todt gefunden.

Die Kinder waren durch dieſe Erzählung ſehr gerührt, und ſchwiegen ein Paar Minuten lang. Hernach fragte Julie: wie muß man es denn aber machen, lieber Herr Tillmann, daß man nicht ſo leckerhaft und naſchhaft wird? — Geht dir die Frage von Herzen, liebe Julie? fragte Herr Tillmann.

Gewiß, gewiß! antwortete ſie. Das iſt ja abſcheulich, wenn man über ſeine Leckerhaftigkeit nicht Herr werden kann.

Ich kann dir wohl, ſagte Herr Tillmann weiter, einen guten Rath geben, wie du es anfangen mußt, daß du nie leckerhaft und naſchhaft wirſt, aber der gute Rath hilft nichts, wenn er nicht befolgt wird.

Wir befolgen ihn gewiß, lieber Herr Tillmann! ſagten alle Kinder, auch Stephan ſagte es, und die Thränen ſtanden ihm in den Augen, als er es ſagte.

Den folgenden Tag verſammelten ſich die Kinder um ihn, und bathen, daß er ihnen doch den guten Rath geben möchte, den er ihnen geſtern verſprochen hätte. Zugleich trat auch ein Mädchen herein, die ihm wieder einen Teller voll Erdbeeren von ſeiner guten Mutter brachte. Er ſah die Kinder freundlich an und fragte: wollt ihr wohl meine Gäſte ſeyn? Wirklich? Nun ſo gehe hin, Julchen, und hohle drey Taſſen. Sie brachte ſie und Herr Tillmann gab jedem eine Taſſe voll Erdbeeren, ohne etwas für ſich zu behalten. Sie ſchmeckten ſo vortrefflich, daß die Kleinen, vor lauter Gutſchmecken, beynahe nicht wieder an den guten Rath gedacht hätten, den ihnen Herr Tillmann geben wollte. Zum Glücke dachte Heinrich noch daran. Herr Tillmann, Herr Tillmann! ſagte er, vergeſſen Sie den guten Rath nicht, den Sie uns geben wollten.

T. Ich habe ihn euch ſchon gegeben.

H. Den guten Rath? ich habe ihn nicht gehört.

T. Haſt du ihn gehört, Julie?

J. Gewiß nicht.

H. Und du, Stephan?

St. Ich auch nicht.

T. Je nun, wenn ihr ihn nicht gehört habt, ſo habt ihr ihn doch geſehen.

H. Wie verſtehen Sie das?

T. Gebt Achtung! ich will es euch erklären. Erdbeeren eſſe ich ganz vorzüglich gern. Das weiß meine liebe Mutter, deßwegen verſieht ſie mich von Zeit zu Zeit damit. Aber eben deßwegen, weil ich ſie ſo vorzüglich gern eſſe: ſo ſchiebe ich ſie bisweilen zurück und eſſe ſie nicht. Denn wenn ich alle Mahl Erdbeeren eſſen wollte, ſo oft ich ſie haben könnte: ſo würde die Begierde danach ſo ſtark werden, daß ich alle Mahl zugreifen müßte, wenn ich Erdbeeren ſähe, auch dann, wenn ſie mir nicht gehörten. So müßt ihr es auch machen, lieben Kinder! verſteht ihr mich?

Recht gut! ſagte Stephan. So bald ich wieder Erdbeeren bekomme: ſo will ich ſie nicht eſſen.

Du haſt mich nicht verſtanden, lieber Stephan, antwortete Herr Tillmann. Nicht nur Erdbeeren ſchmecken gut, es giebt noch hunderterley Speiſen, die auch gut ſchmecken. Von dieſen muß man ſich bald dieſe, bald jene verſagen. Dadurch wird man Herr über ſeine Lüſternheit, und iſt nicht mehr in Gefahr leckerhaſt und naſchhaft zu werden.

Das iſt nicht ſchwer, ſagte Julchen: das iſt ja nur ein Spaß, ſagte Heinrich; das kann ich gewiß auch, ſagte Stephan; wir werden es ſehen, ſagte Herr Tillmann.

Er ſah es wirklich des Abends bey Tiſche ſchon.

Es wurde Julchens Leibgericht aufgetragen — gebackne Fiſche. Sie machte groſe Augen, da ſie ſie ſahe, nahm den Teller an, der ihr gegeben wurde, ergriff ſchon die Gabel um ſie einem gebacknen Fiſche in das Genick zu ſtoßen — da fiel ihr des Herrn Tillmann guter Rath ein, ſie legte die Gabel nieder, und ſchob den Teller zurück.

Herr Tillmann bemerkte es mit Vergnügen, die Mutter bemerkte es auch; da ſie aber nicht wußte, was dieß bedeuten ſolle: ſo fragte ſie ängſtlich: Julie! warum ißt du nicht? du biſt doch nicht krank?

Ich bin nicht krank, antwortete Julie, aber ich will heute keine Fiſche eſſen.

Die Mutter ſchwieg und beſorgte, Julie wäre unartig geweſen, und Herr Tillmann habe ihr deßwegen unterſagt zu Abend zu eſſen. Sobald alſo die Mahlzeit geendigt war, fragte ſie Herrn Tillmann, ob er nicht wiſſe, warum Julie keine Fiſche gegeſſen hätte?

Er erklärte es ihr, und ſie freute ſich herzlich darüber.

Die übrigen Kinder verſuchten es auch, und ſchoben von Zeit zu Zeit ein Gericht zurück, wozu ſie vorzüglich Appetit hatten. Sie verſicherten es mehrmahl, daß ihnen dieß gar nicht ſchwer ſey. Das hätte ich nie geglaubt, ſagte Stephan zu ihm, daß ich etwas zurückſchieben könnte, was ich ſehr gern eſſe. Sonſt mußte ich von allem haben, was ich vor mir ſahe, wann ich ſtarken Appetit dazu hatte. Jetzt da ich es verſucht habe mir manches zu verſagen, finde ich daß es ſehr leicht iſt. Sie können mir jetzt vorſetzen, was Sie wollen, ich kann mir alles verſagen.

Tillmann umarmte die Kinder, und ſagte: nun ſeyd ihr noch Ein Mahl ſo viel werth, nun ſeyd ihr wirklich Menſchen. Ein Thier fährt zu, ſo bald es eine Speiſe ſieht, nach der ihm gelüſtet, aber ein Menſch kann ſie ſehen, ohne ſie zu berühren.

Funfzehnter Abſchnitt.

Ich muß euch noch mehr ſagen, fuhr Herr Tillmann fort. Wer ſeinen Begierden nichts verſagen kann, der verzehrt gewöhnlich alles ſelbſt, und behält nichts übrig wovon er Arme erquicken kann. Wer aber ſeine Begierden zu mäßigen weiß: der hat immer etwas, wovon er Nothleidende unterſtützen kann. Davon will ich euch eine Geſchichte erzählen.

Der junge Ahorn war der Sohn reicher Aeltern, die ihm jährlich viel Geld auf die Univerſität ſchickten, um ihn da zu unterhalten. Dieß wendete er nun alles zu ſeinem Vergnügen an; genoß drey bis vier Gerichte bey Tiſche, ſtellte Gaſtmahle an, und machte einen ſo ſtarken Aufwand daß die beträchtlichen Summen, die er von den Aeltern erhielt, immer nicht zureichen wollten. Oft bathen Arme, daß er ihnen etwas zur Minderung ihrer Sorgen geben möchte. Aber er wies ſie immer zurück und ſagte: jetzt bin ich nicht bey Gelde. Recht hatte er, denn alles ſein Geld ging für Leckereyen und andere Dinge hin, die er ſich zu ſeinem Vergnügen kaufte.

Einmahl ging er auch in den Gaſthof, um da ſeine Mittagsmahlzeit zu halten. Eine gute Suppe, Rindfleiſch, Fiſch, Rehbraten, Gebacknes und ein Röſel Rheinwein wurden von ihm beſtellt. Die Suppe wurde jetzt aufgetragen; zugleich kam aber auch die Poſt an und mit ihr ein Reiſender, der von Kälte erſtarrt war, und ſich zitternd in einen Winkel der Stube ſetzte.

Was wollen Sie eſſen? fragte ihn der Hausknecht.

Ich? antwortete er, ich bitte nur um ein klein Brötchen und ein Glas Waſſer. Ich habe noch 20 Meilen zu reiſen, ehe ich zu meinen Aeltern komme, und mein Reiſegeld nimmt ab.

Ahorn hatte den Löffel in der Hand, um damit in die Schüſſel zu fahren. Aber der Anblick des zitternden Reiſenden machte ihn ſo mitleidig daß er augenblicklich den Löffel niederlegte. Wie? dachte er, du willſt hier ſchmauſen, und dieſer gute Menſch, der faſt erfroren iſt, ſoll Brod und Waſſer genießen? die Augen wurden ihm naß, da er dieß dachte. Er trat ans Fenſter und trocknete ſie. Dann war ſein Entſchluß gefaßt. Er ging zum Reiſenden, faßte ihn bey der Hand, und ſagte: lieber Freund! bey der kalten Witterung in der Sie reiſen, brauchen ſie eine gute Mahlzeit nöthiger als ich. Erzeigen Sie mir die Gefälligkeit, und genießen die Mahlzeit, die ich für mich beſtellt habe.

Der beſcheidene Reiſende weigerte ſich zwar anfänglich; da ihn aber Ahorn nochmahls bath, daß er doch ſich an den Tiſch ſetzen möchte: ſo that er es. Ahorn blickte noch Ein Mahl nach ihm, und ſahe, daß ihm die Suppe ganz vortrefflich ſchmeckte. Dann ging er fort, bezahlte ſeine Mahlzeit dem Wirthe, und trug ihm auf, dem Fremden alles zu geben, was er für ſich beſtellt habe.

Als er nach Hauſe kam, verzehrte er ein Brötchen, das er auf dem Wege gekauft hatte, und lief dabey unruhig in der Stube auf und ab. Ahorn! Ahorn! ſagte er bey ſich ſelbſt, Ahorn, du biſt zeither kein guter Menſch geweſen, du haſt dein Geld bisher alles zu deinem Vergnügen angewendet und den Armen nichts davon gegeben. Wieviele hätteſt du erquicken, wie manchem das Leben retten können, wenn du weniger auf deine Mahlzeiten und dein Vergnügen gewendet hätteſt. So ſoll's künftig nicht mehr gehen. Nein! Nein, es muß anders werden.

Hierauf lief er nach ſeinem Pulte, ſchloß es auf, hohlte einige Geldſtücke heraus und lief wieder nach dem Gaſthofe zu: um den Reiſenden aufzuſuchen. Es war gut, daß er jetzt kam; denn, wenn er eine Viertelſtunde ſpäter gekommen wäre: ſo würde der Reiſende mit der Poſt wieder abgegangen geweſen ſeyn, nach welcher er eben jetzt gehen wollte.

Sobald er Ahornen erblickte, lief er ihm entgegen, und ſagte: tauſend Dank!

Sie irren ſich, lieber Freund! antwortete dieſer; deßwegen komme ich nicht, um von Ihnen Dank zu hohlen — Ihr Reiſegeld nimmt ab — erzeigen Sie mir den Gefallen, und nehmen dieſen Beytrag zu ihren Reiſekoſten an. Mit dieſen Worten drückte er ihm die Geldſtücke in die Hand — dieß iſt zu viel! rief der Reiſende, aber — ehe er weiter reden konnte, war Ahorn ſchon in die nächſte Gaſſe entwiſcht.

Da ſtand der Reiſende mit naſſen Augen. Nun ſehe ich doch, dachte er, daß es noch gute Menſchen in der Welt gibt. Dieſer gute Mann hat mich gerettet. Kaum hatte ich noch etliche Gulden in meinem Beutel — es war nicht möglich, daß ich damit nach Hauſe kommen konnte, wenn ich auch den ganzen Weg zu Fuße gemacht hätte, ſo reichte mein Geld doch nicht hin, um das Fuhrgeld für meine Kiſte zu bezahlen. Nun bin ich doch aus allen Sorgen, und kann vergnügt, zu meinem Vater und zu meiner Mutter reiſen. Wie werden dieſe ſich freuen, wenn ich ihnen von dieſem guten Manne erzähle!

Nun ſtieg er auf, der Poſtknecht ſtieß in das Horn, und fuhr unter Ahorns Fenſter hin.

Als dieſer das Poſthorn hörete, lauſchte er durch das Fenſter, und ſah wie der Reiſende ſich bald die Augen trocknete, bald die Hände faltete, bald gen Himmel blickte.

Ach! ſagte er, viel Freude habe ich genoſſen in meinem Leben, das iſt wahr, ich habe geſchmaußt, getanzt, bin in die Schauſpiele gegangen, aber ſo eine Freude wie ich jetzt habe, da ich weiß, daß ein Menſch durch mich erquickt, erfreut — gerettet worden iſt — ſo eine hatte ich nie.

Es muß anders mit mir werden, fürwahr es muß anders mit mir werden.

Es wurde wirklich anders. Sein Tiſch hatte ihm bisher wöchentlich vier Thaler und der Wein zwey Thaler und ſechs Groſchen zuſammen ſechs Thaler und ſechs Groſchen ge-

gekoſtet. Nun ſpeiſete er in einem andern Gaſthofe, wo er wöchentlich nur Einen Thaler bezahlte. Wein trank er nicht täglich. Dadurch bekam er wöchentlich einen beträchtlichen Ueberſchuß. Dieſen legte er alle Sonnabende in ein Käſtchen. Wenn er nun da und dort einen Nothleidenden bemerkte: ſo nahm er aus dieſem Käſtchen etwas Geld und unterſtützte ihn davon. Ich kann euch nicht ſagen, wieviel Gutes er damit ſtiftete.

Nur Ein Exempel will ich anführen. Den nächſten Sommer lagen eine Menge Menſchen an der Ruhr darnieder. Viele ſtarben daran. Da ſeine Wohnung nicht weit vom Gottesacker war: ſo ſah er täglich drey bis vier Leichen dahin tragen. Woran ſind dieſe geſtorben? fragte er ſeinen Wirth. An der Ruhr, erhielt er zur Antwort.

Einmahl ging er ſpazieren, begegnete Herrn Marcell, der ein Arzt war, ſprach mit ihm, und, während des Geſpräches, trug man wieder die Leiche eines Kindes vorbey.

Woran iſt dieß Kind geſtorben, Herr Doctor? fragte er.

An der Ruhr, antwortete dieſer.

Aber, Herr Doctor! fragte er weiter, warum laſſen Sie denn ſo viele Leute an der Ruhr ſterben?

Dieß iſt, antwortete er, meine Schuld nicht. Ich beſuche alle Kranken, zu denen ich gerufen werde, und gebe ihnen guten Rath: aber Arzneyen kann ich für ſie nicht bezahlen, und auch die Speiſen nicht, die ich ihnen verordne. Was hilft's ihnen nun, wenn ich ihnen Arzneyen und gewiſſe Speiſen vorſchreibe, und ſie haben kein Geld um dieſelben zu bezahlen? Von zehn Ruhrkranken, die jetzt ſterben, ſterben wenigſtens acht aus Armuth.

Aus Armuth? fragte Ahorn, ging ein Paar Minuten ſtillſchweigend fort; dann ſagte er: aus Armuth ſterben die Leute an der Ruhr? Herr Doctor, erzeigen Sie mir den Gefallen, und verſorgen jeden Armen, der an der Ruhr danieder liegt und Ihre Hülfe ſucht, mit Arzneyen und Nahrungsmitteln. Machen Sie mir dann die Rechnung, ich bezahle ſie. Iſt mein Geld alle, ſo kann ich freylich nichts mehr thun.

Der Doctor that es, und rettete zwölf armen Leuten das Leben.

Wann dann der Doctor mit Ahornen ſpatzieren ging: ſo zeigte er ihm bald da bald dort einen Greis oder ein Kind und ſagte: den haben Sie auch gerettet.

Die Kinder waren durch dieſe Geſchichte ſehr gerührt, und jedes nahm ſich vor, ſich künftig da und dort etwas zu verſagen, um davon Arme unterſtützen zu können.

Die Gelegenheit dazu zeigte ſich ſchon den andern Tag. Sie gingen mit ihrem Lehrer nach Herrn Ehrenfrieds Garten. Da begegnete ihnen eine Frau mit vortrefflichen Herzkirſchen. Dürfen wir welche kaufen? fragten ſie.

Warum nicht? ſagte der Lehrer. Er ließ ſich darauf von der Frau vier Nöſel in ein Körbchen meſſen, und ſagte, ſie ſollte das Körbchen nach einer Viertelſtunde im Garten abhohlen.

Es wurde nun etwas hurtiger gegangen, weil man bald in den Garten kommen wollte, um die Kirſchen zu genieſsen.

Da die Gartenthür geöffnet wurde, fanden ſie hier die arme Gertrud, mit ihren vier Kindern, die ihr Frühſtück verzehrten, welches in trocknem Brote beſtand, das ſie in einen Topf mit Waſſer tunkten.

Guten Morgen, Frau Gertrud! ſagte Herr Tillmann. Iſt ſie noch traurig wegen des Todes ihres Mannes?

G. Ich werde wohl mein Leben lang trauern müſſen. Nun habe ich keinen Verſorger, nun haben die armen Kinder keinen Vater mehr. Es iſt nur gut, daß der liebe Herr Ehrenfried ſich meiner erbarmet, und mir Arbeit in ſeinem Garten gegeben hat. Da kann ich doch etwas mit meinen Kindern verdienen.

T. Arbeiten denn die Kinder auch ſchon?

G. So viel ſie können. Gottfried hat Pflanzen geſteckt, Marie hat ſie begoſſen, Wilhelm rauſt Unkraut aus und die kleine

Sabine fährt es in einem Schubkärrchen weg.

T. Das iſt ſchön. Was wird ſie denn mit ihren Kindern zu Mittage eſſen?

G. Was wir zum Frühſtück haben; Waſſer und Brot. Wenn ich dieſen Abend nach Hauſe komme: ſo will ich ihnen eine Milchſuppe kochen.

T. Lebe ſie wohl, liebe Frau! mit ihren Kindern, und gewöhne ſie ſie zur Arbeit, ſo wird ſie keine Noth leiden.

So ging Herr Tillmann fort, die Kinder drängten ſich um ihn. Herr Tillmann, darf ich? erlauben Sie Herr Tillmann? o ich bitte laſſen Sie mich!

Ich weiß nicht, was ihr haben wollt. Spreche doch eins auf Ein Mahl. Was willſt du Heinrich?

Ich will, antwortete dieſer, meine Kirſchen der armen Frau geben.

Ich auch! ich auch! ſagten die beyden übrigen.

Ich auch, ſagte Herr Tillmann. Du,

Stephan! trage ſie ihr hin, und ſage: hier ſchickt jemand etwas für ihre Kinder.

Ach die guten Leutchen! ſagte die Frau; und die Kinder ſprangen um die Mutter vergnügt herum und ließen ſich die Kirſchen in ihre Hüte und Schürzen geben.

Stephan flog fort zur Geſellſchaft, und erzählte, was für Freude er mit den Kirſchen angerichtet habe.

Sechzehnter Abſchnitt.

Nun führten ihn Heinrich und Julie zu ihren Beeten, und zeigten ihm die mancherley Gewächſe, die ſie darauf geſäet und gepflanzet hatten. Heinrich ſchnitt einen Teller voll Kreſſe ab, um ſie auf den Tiſch zu liefern, und Julie Lavendel und Thymian, deren Geruch die Mutter vorzüglich liebte. Blumen konnte ſie noch nicht abſchneiden; weil ſie noch keine hatte.

Stephan ſah mit Vergnügen zu, hohlte ſein Meſſer heraus, um auch etwas abzuſchneiden — da fiel ihm erſt ein, daß er kein Land hatte, von dem er etwas abſchneiden konnte. Verdrießlich ſteckte er es wieder ein, ſchlich ſich von der Geſellſchaft weg, trat in einen Winkel und weinte.

Julie bemerkte es und machte Herrn Tillmann darauf aufmerkſam.

Fehlt dir etwas? fragte dieſer. Stephan kehrte ihm aber den Rücken zu, und antwortete nichts. Julie und Heinrich traten auch zu ihm und fragten ihn, erhielten aber auch keine Antwort. Ja, da Heinrich den Arm um ſeinen Hals ſchlang, und von ihm wiſſen wollte, was ihm fehle? war er ſo unartig, daß er ihn von ſich ſtieß.

T. O laßt ihn Kinder! laßt ihn! Er trotzt. Er will etwas haben, und um es zu erlangen, weint er, murrt, brummt und ſtößt um ſich und erwartet von uns, daß wir ihm viel gute Worte geben, und ihn bitten ſollen, daß er doch ſage, was er verlange.

Aber er irrt ſich. Den Trotzkopf laſſe ich gehen bis er ausgetrotzt hat.

Julie flüſterte Herrn Tillmann in die Ohren: er will gewiß auch gern ein Stück Land haben. Aber Herr Tillmann hob den rechten Zeigefinger in die Höhe, und gebot ihr dadurch Stillſchweigen.

Wer von mir etwas verlangt, fuhr er fort, der muß es mir anzeigen und mich darum bitten. Durch Trotz erlangt niemand etwas von mir. Jetzt kommt gleich mit mir und laßt den Trotzkopf ſtehen. Wir gehen nach Hauſe. Wann ihm der Hunger in den Magen kommt, dann wird er uns ſchon nachfolgen.

Er nahm wirklich den Stock um abzugehn. Julie folgte ihm, Heinrich ſprang aber doch noch Ein Mahl zu Stephan, und ſagte: Stephan! ſey klug und gehe gleich zu Herrn Tillmann, und ſage ihm was dir fehlt. Er ſpaßt wirklich nicht und läßt dich ſtehen und wenn du drey Tage hier ſtehen ſollteſt.

Da merkte Stephan doch, daß es Ernſt ſey, und daß es hier ganz anders gehe als in ſeines Vaters Hauſe, wo er, wann der Vater nicht zu Hauſe war, durch ſein Trotzen von dem Geſinde alles erlangte, was er nur wollte. Er trocknete alſo ſeine Augen mit dem Schnupftuche, lief ſeinem Aufſeher nach, faßte ſeine Hand und ſagte: lieber Herr Tillmann! wollen Sie mir denn nicht auch ein klein Stück Land geben, das ich bearbeiten kann?

Das willſt du alſo? warum haſt du es denn nicht ſogleich geſagt? Merke es Stephan ja! wenn du etwas verlangſt, ſo trotze nicht. Durch Trotz erlangſt du ſchlechterdings in unſerm ganzen Hauſe nichts. Jetzt, da du nicht mehr trotzeſt, will ich überlegen, ob dein Wunſch erfüllt werden kann.

Nun ging er mit den Kindern im Garten auf und ab, und ſah ſich nach allen Seiten um, um ein Stück Land zu finden, das er dem Stephan geben könnte. Da war aber nirgends etwas. Dieß alles, ſagte er, gehört dem Vater und iſt ſchon beſäet und bepflanzt. Dieß gehört dem Heinrich und jenes Julien. Doch hier ſehe ich noch einen Platz, der wüſt und mit Unkraut und Steinen beſchüttet iſt. Dieſen gibt dir der Vater gewiß, wenn du ihn darum bitteſt. Haſt du aber wohl Muth genug den Unrath, der darauf liegt, wegzuſchaffen, und den Platz zu bearbeiten?

Stephan kratzte ſich in dem Kopfe, und ſagte: dieß wäre ein ſchweres Stück Arbeit. Ich will der armen Frau dort vier Groſchen geben, da reinigt ſie gewiß in einem halben Tage das ganze Fleck.

Dieß kannſt du freylich, antwortete Herr Tillmann; wirſt du aber, wann du von deinen Beeten ernteſt, eben ſo viele Freude haben, als Heinrich, der das Seinige ſelbſt bearbeitete?

Freylich nicht, ſagte Stephan: wohlan! ich will es verſuchen, hohlte eine Karre, und ſchaffte damit einen Theil des Unraths weg, mit dem der Platz, den er bekommen ſollte, überſchüttet war. Heinrich half ihm treulich mit und nach einer Viertelſtunde hatte er die Freude zu ſehn, daß ſchon ein ziemliches Stück geebnet war.

Herr Tillmann ſagte ihm: wenn du dieſe Arbeit täglich fortſetzeſt, und beſtändig biſt; ſo wirſt du bald die Freude haben zu ſehen, daß durch deinen Fleiß ein wüſtes Stück Land in ein fruchtbares Beet umgeſchaffen worden iſt.

Stephan befolgte dieſen Rath und, nachdem er zwölf Tage eine halbe Stunde täglich ſich mit dieſer Arbeit beſchäftigt hatte, war er der Beſitzer von drey Beeten, die mit Bohnen beſäet waren. Da er die letzte Bohne gelegt hatte, umarmte er ſeinen Aufſeher und ſagte: ich danke für ihren guten Rath; nun ſehe ich, daß man durch Beſtändigkeit die ſchwerſten Dinge möglich machen kann.

Siebzehnter Abſchnitt.

Bey dem Zurückgehen aus dem Garten ſtießen ſie wieder auf die Frau, deren Kindern ſie die Kirſchen gegeben hatten, und die ihnen freundlich zunickte.

Ihr habt, ſagte Herr Tillmann, eure Sachen gut gemacht, lieben Kinder, daß ihr dieſen Kindern eure Kirſchen gabt. Wenn ihr die Kirſchen ſelbſt gegeſſen hättet: ſo wäre nun das Vergnügen, das ihr dabey genoſſen, vorbey; da ihr aber Arme damit erquicktet, ſo werdet ihr euch lange darüber freuen, wenn ihr euch daran erinnert.

Von dieſer Zeit an verging keine Woche, wo nicht bald dieſes, bald jenes Kind, ſich eine Speiſe verſagt hätte, nach welcher es großen Appetit hatte.

Wurden ihnen Kirſchen, Aprikoſen, Pflaumen, Backwerk, u. d. g. zum Verkauf angebothen, ſo kauften ſie zwar bisweilen von ihrem Taſchengelde etwas davon, aber gar vielmahl kauften ſie nichts, und legten dann das erſparte Geld in ein beſonderes Käſtchen zurück.

Wenn nun Herr Tillmann eine arme Perſon fand, die ein Kleidungsſtück, Nahrungsmittel oder Arzney bedurfte: ſo fragte te er bey den Kindern an: ob Vorrath in ihrer Armenkaſſe wäre? Da ſich nun in derſelben faſt immer etwas befand; ſo konnte auch immer den Armen geholfen werden. Mancher Kranke wurde durch ſie erquickt, mit Arzneyen verſorgt, und vom Tode errettet, manches arme Kind bekleideten ſie, manchen armen Reiſenden unterſtützten ſie, daß er ſeinen Weg weiter fortſetzen konnte.

Achtzehnter Abſchnitt.

Einmahl gingen ſie auch am Ufer des Fluſſes unter den Weidenbäumen ſpazieren: die kleine Kunigunde, welcher ſie die Woche zuvor ein Paar Schulbücher gekauft hatten, ging vor ihnen her. Kaum wurden ſie von ihr bemerkt: ſo ſtieg das dankbare Mädchen das Ufer hinab, um für ſie einige Vergißmeinnichtchen zu pflücken. Sie ſahen ihr mit Vergnügen zu. Aber — indem ſich das gute Mädchen zu ſehr vorwärts bückte, um ein recht ſchönes Vergißmeinnicht zu hohlen, verlor ſie das Gleichgewicht und ſtürzte in den Fluß. Alle kletterten das Ufer hinab, um ſie zu retten. Allein es war zu ſpät — der Fluß riß ſie mit ſich fort. Sie konnten weiter nichts thun, als ſchreyen, und dieß thaten ſie, ſoviel ihre Kräfte vermochten. Hülfe! Hülfe! Hülfe! ſchrieen alle. Auf dieß Geſchrey kamen eine Menge Leute herbey; aber niemand hatte den Muth, dem Mädchen beyzuſpringen.

Da ſah Stephan einen Soldaten kommen. Wie ein Pfeil ſchoß er auf ihn los und ſchrie: Mann! hilf! ein Mädchen ins Waſſer — gefallen — 2 Ducaten ſollſt du haben! Wo? — Wo? — rief der entſchloſſene Soldat. Man zeigte ihm die Stelle. Sogleich warf er ſeinen Rock ab, wup! da ſtürzte er ſich ins Waſſer, und — nach 2 Minuten brachte er das Mädchen hervor und trug es ans Ufer. Da jauchzten alle Anweſende und ſagten: das iſt ein braver Mann!

Aber — die Freude minderte ſich, als man das Mädchen ſah, es — lebte nicht mehr. Das Jauchzen verlor ſich, und viele fingen an zu weinen.

Was hilft das Weinen? ſagte Herr Tillmann, nahm das Mädchen dem Soldaten ab, trug es in das nächſte Haus, ſchickte Heinrichen nach einem Arzte, und legte das Mädchen auf ein Bett. Der Arzt kam, und das Mädchen wurde, nach Verlauf einer Viertelſtunde, ins Leben zurückgebracht. Welche Freude! die Aeltern des Kindes, die indeſſen herbey gekommen waren, zerfloſſen faſt in Thränen, und den Tillmanniſchen Zöglingen wurden auch die Augen naß.

Sie übergaben das Kind ſeinen Aeltern und wollten nun fortgehn. Da bemerkte Herr Tillmann den braven Soldaten.

Haſt du, fragte er den Stephan, dem braven Soldaten ſeine zwey Ducaten gegeben?

Ach, lieber Herr Tillmann! verzeihen Sie, ich habe keine zwey Ducaten, in der Angſt —

Was man nicht halten kann, ſagte Herr Tillmann, darf man eigentlich nicht verſprechen. Dießmahl haſt du aber Recht gethan: weil du das Leben eines Kindes gerettet haſt und ohne Zweifel nun darauf denken wirſt, die verſprochnen zwey Ducaten herbey zu ſchaffen.

Mein Vater — ſagte Stephan —

Aber Herr Tillmann ließ ihn nicht ausreden, zog ſeinen Beutel, und gab dem wackern Soldaten ſeine zwey Ducaten.

Er nahm ſie an und ſagte: ich danke Ihnen dafür, lieber Herr! tauſend Mahl. Es macht mir ſo viele Freude, das liebe Kind gerettet zu haben, daß ich gern die zwey Ducaten nicht haben möchte. Aber, lieber Herr! ich habe eine Frau und drey lebendige Kinder. Dieſe können nicht viel verdienen, und von meinem geringen Solde kann ich ſie auch nicht erhalten.

T. O nehme Er dieſe Kleinigkeit an, Er hat ſie verdient. Er ſcheint ein guter Schwimmer zu ſeyn.

S. Das muß ich freylich ſeyn; wie hätte ich mich ſonſt ins Waſſer ſtürzen und das Kind hervorhohlen können?

T. Es iſt mir ſehr lieb, daß wir einen ſo wackern Mann gerade antrafen. Wir konnten nichts thun als ſchreyen, und alle Leute, die auf unſer Geſchrey herbey liefen konnten auch nichts weiter thun; ja ich glaube, wenn die halbe Stadt herzu gelaufen wäre, ſo würde ſie nur gewimmert und die Hände gerungen haben. Nur Er konnte retten. Dieß muß Ihm doch wirklich Freude machen.

S. Ey das wollte ich meynen.

T. Wo hat er denn das Schwimmen gelernt?

S. Lieber Herr! Ich bin von Geburt ein Hallenſer. In meiner Jugend ging ich oft mit Halloren-Kindern um, die, wie Sie wohl wiſſen werden, alle ſchwimmen können, wie die Enten; von dieſen habe ich das Schwimmen gelernt.

T. Daran hat Er wohl gethan. Wie iſt ſein Nahme?

S. Chriſtian Dreyfuß.

T. Und wohnt?

S. In der kleinen Kaſerne, links von der hohen Batterie.

T. Nun lebe Er wohl, lieber Freund! und halte Er mit ſeiner Familie eine vergnügte Mahlzeit.

Tillmann ging nun mit ſeinen Zöglingen nach Hauſe. Alle ſchritten etwas ſchneller als ſonſt; weil jedes gern zuerſt die vorgefallene Neuigkeit bekannt machen wollte. Als ſie noch ein Paar Schritte von Herrn Ehrenfrieds Hauſe waren — wup — da that Stephan ein Paar Sätze, und war zuerſt in der Hausthür, wo Frau Ehrenfried ſtand.

Frau Ehrenfried! rief er —

Ich weiß alles, antwortete dieſe, was du mir ſagen willſt, guter Stephan! indem ſie ihn umarmte; nun biſt du mir noch Ein Mahl ſo lieb: weil du dir ſo viele Mühe gegeben haſt, die gute Kunigunde zu retten.

Die ganze Geſellſchafft ging nun in das Speiſezimmer, wo die Mittagsmahlzeit ſchon bereitet war. Hier wurde, wie man leicht denken kann, von nichts geſprochen, als von dem Unglücke, das doch einen ſo glücklichen Ausgang nahm.

Aber, fragte Julchen, wer bezahlt denn die zwey Ducaten, die Herr Tillmann dem Soldaten gegeben hat?

Stephan. Ich will meinem Vater ſchreiben, der bezahlt ſie gewiß.

Julchen. Das glaube ich wohl. Ich dächte aber doch es wäre beſſer, wenn wir alle etwas dazu gäben. Meynſt du nicht, Heinrich?

H. Ich dächte es auch. Wenn wir aus unſern Caſſen zuſammenlegen, und bisweilen uns etwas verſagen, was wir gern hätten: ſo ſind die zwey Dukaten bald zuſammengebracht.

Es macht mir viele Freude, lieben Kinder! ſagte Frau Ehrenfried, daß ihr ſo gern andern Gutes thut. Wenn nun aber während der Zeit, daß ihr für die 2 Ducaten zuſammenſpart, jemand kommt, der eurer Hülfe bedarf: ſo könnt ihr ihm ja nicht helfen. Beſſer iſt es alſo wohl, daß ihr mir dießmahl die Freude überlaſſet, die 2 Dukaten zu bezahlen, damit es euch nicht fehle, wenn jemand eure Hülfe nöthig hat. Hier, lieber Herr Tillmann! ſind die zwey Dukaten, die Sie ausgelegt haben! Ich danke Ihnen für den gütigen Vorſchuß.

So? ſagte Herr Ehrenfried, ſo will Frau Hedwig allein die Freude haben, den wackern Soldaten zu belohnen? Nein! das kann nicht ſeyn. Hier! Herr Tillmann! ſind noch 2 Dukaten, dieſe ſtellen ſie dem Chriſtian Dreyfuß noch zu und ſagen ihm, ſie kämen von einem guten Freunde; meinen Nahmen dürfen ſie aber nicht nennen.

H. Ich wollte, daß ich auch ſchwimmen könnte.

St. Ich wirklich auch.

T. Und warum?

H. Daß ich die Leute retten könnte, die ins Waſſer fallen.

T. Dieß wäre freylich ſehr gut. Es wäre auch um Euretwillen gut, lieben Kinder! damit ihr euch ſelbſt helfen könntet, wenn ihr einmahl das Unglück haben ſolltet ins Waſſer zu fallen.

St. Können Sie denn ſchwimmen?

T. Leider! nicht.

H. Ja wer ſoll es uns denn da lehren? Vater kann auch nicht ſchwimmen.

T. Wenn ihr Luſt habt das Schwimmen zu erlernen, und der Vater erlaubt es: ſo wollen wir bald einen Lehrmeiſter finden.

E. Ob ich es erlaube? daran dürfen Sie nicht zweifeln. Ich habe das Schwimmen freylich nicht gelernt, weil ich damahls, als ich ein Knabe war, niemanden ſchwimmen ſah. Lieb wäre es mir aber, wenn ich es könnte. Da ich nun ſchon zu alt bin, um es zu erlernen: ſo wünſche ich wenigſtens, daß es meine Söhne erlernen möchten!

T. Sie ſollen es erlernen, darauf gebe ich ihnen mein Wort.

Nun ſchlich er weg, und kam bald mit der Nachricht zurück: dieſen Nachmittag wird der Herr Profeſſor der Schwimmkunſt ankommen.

Ich weiß, ſagte Stephan, wer es iſt; ſoll ich rathen?

Ich weiß es auch, ſagte Heinrich. Sein Nahme iſt ein zweyſylbiges Wort. Die erſte Sylbe iſt der Nahme einer Zahl, die andere iſt ein Glied des menſchlichen Körpers, und das Ganze iſt — ein Küchengeräthe.

Dreyfuß meynte der Herr Heinrich; auf den wollte ich auch rathen, ſagte Stephan.

Herr Tillmann lächelte, und ſagte: jetzt wollte er ſeine Lehrſtunde geben; gegen Abend würde es ſich ausweiſen, ob ſie recht gerathen hätten.

Neunzehnter Abſchnitt.

Sie hatten es wirklich getroffen. Gegen Abend kam Dreyfuß, und Herr Tillmann nebſt Heinrich und Stephan gingen mit ihm nach einem Platze, wo man, wie Dreyfuß verſicherte, ohne Gefahr baden könne.

Sogleich wollten die Kinder ihre Kleider abwerfen und ins Waſſer gehen.

Uebereilt euch nicht, lieben Kinder! ſagte Herr Tillmann; ſogleich laſſe ich euch nicht ins Waſſer. Erſt will ich das Schwimmen lernen, hernach kommt es auch an euch.

Dreyfuß nahm alſo Herrn Tillmann bey der Hand, ſtürzte ſich mit ihm ins Waſſer, und zeigte ihm die Vortheile, die man bey dem Schwimmen beobachten muß.

Die folgenden Tage kam Dreyfuß immer gegen Abend wieder, und Herr Tillmann begriff ſeinen Unterricht ſo gut, daß er ſchon nach acht Tagen recht artig ſchwimmen konnte.

Nun kam die Reihe an Stephan und Heinrich. Dieſe begriffen das Schwimmen noch eher: weil ſie noch jung waren. In der erſten Jugend lernt man vieles weit leichter als in höhern Jahren.

Nach wenigen Wochen war das Schwimmen für die kleine Geſellſchaft die größte Luſt. Sie tauchten ſich unter, wie die Enten, kamen nach einer Minute an einem andern Orte wieder hervor, ſchwammen bald auf dem Rücken, bald auf der Seite, bald auf dem Bauche, ein Mahl nackend, das andere Mahl in Kleidern. Nun, ſagte Heinrich, fürchte ich kein Waſſer mehr. Sollte ich einmahl hinein fallen: ſo will ich mich gewiß mit Schwimmen retten. Ja ich getraue mir auch ein Kind herauszuziehn.

Bald wurde es in der ganzen Stadt bekannt, was Tillmanns Zöglinge für vortreffliche Schwimmer wären. Andere Kinder kamen und ſahen ihnen bey ihren Schwimmübungen zu, liefen dann zu ihren Aeltern und bathen, ſie auch das Schwimmen lehren zu laſſen. Mehrere Aeltern erfüllten die Wünſche ihrer Kinder, und Dreyfuß wurde ihr Lehrer.

Zwanzigſter Abſchnitt.

Da die Tillmanniſchen Zöglinge im Schwimmen geſchickt genug waren: ſo glaubte Herr Ehrenfried, daß Dreyfuß zu ihrem Unterrichte nicht mehr nöthig ſey, und gab Herrn Tillmann das rückſtändige Lehrgeld um es ihm zuzuſtellen. Zugleich ſagte er auch, wenn es Herr Tillmann für gut hielte: ſo möchte er ihm zum Abſchiede im Gartenhauſe noch ein Abendeſſen geben. Herr Tillmann billigte es. Da alſo Dreyfuß zum letzten Mahle Schwimmunterricht gegeben hatte: ſo nahmen ſie ihn mit ins Gartenhaus, wo ſie kalte Küche und Wein vorfanden, die Herr Ehrenfried dahin geſchickt hatte.

Herr Tillmann legte jedem ſein Theil vor. Kaum hatten ſie aber angebiſſen: ſo pochte jemand ſehr heftig an die Thür.

Dreyfuß öffnete ſie. Da trat eine Magd herein, die ganz außer Athem fragte: iſt

Herr — Tillmann hier? geſchwind — geſchwind, Herr Tillmann, kommen Sie! Ihre Mutter will ſterben.

Meine Mutter? ſagte er, nahm Hut und Stock, und ſagte: Kinder, ich muß euch verlaſſen — ich komme bald wieder.

Die Kinder wurden ſehr betrübt über die traurige Nachricht, und Heinrich konnte ſich kaum der Thränen enthalten, weil er die Frau Tillmann, wegen ihrer Gefälligkeit und Rechtſchaffenheit, ſehr geliebt hatte. Geben Sie ſich zufrieden, lieben Kinder! ſagte Dreyfuß. Wir müſſen alle ſterben. Frau Tillmann iſt eine alte Frau, und hat ihre Kinder verſorgt, da kann ſie ja wohl abkommen. Ich habe es aber doch gleich gedacht, daß es in dieſen Tagen etwas zu begraben geben würde. Vergangenen Dienſtag Abends ſtand ich Schildwache, da hat der Kauz geſchrien, daß mir alle Haare zu Berge ſtanden.

Muß denn da jemand ſterben, wenn der Kauz ſchreyt? fragte Heinrich.

Allemahl; ſagte Dreyfuß.

„Jawohl, Heinrich! ſagte Stephan, muß allemahl eins ſterben, wenn der Kauz ſchreyt. Das hat mir unſer Knechtl gar vielmahl geſagt.

Das iſt es noch nicht alles, fuhr Dreyfuß fort, da ich geſtern Abend vor dem Kirchhofe vorbey ging: ſo war doch ein Rumoren im Bahrenhauſe, als wenn das Oberſte zu unterſt ſollte gekehrt werden. Ja, lieben Kinder! von ſolchen Sachen erfahren Sie nichts. Wenn es Nacht iſt, da liegen Sie in Ihren Betten und ſchlafen, aber der Soldat, der vor und nach Mitternacht auf ſeinem Poſten ſtehen muß, der weiß davon etwas zu ſagen.

Als ich im letzten Kriege mit am Rheinſtrome ſtand, da habe ich Dinge gehört und geſehn, davor mir jetzt noch die Haut ſchauert. Wenn ich da ſo ganz allein im Felde auf einem Hügel die Wache hatte: hu! da kam der wilde Jäger über mir her in der Luft gezogen. Das war ein Blaſen, und ein Bellen und ein Sauſen, wie wenn die Hölle mit ihrem Heere gezogen käme. Einmahl ſtand ich auch bey Mondſcheine, nicht weit von einem Kloſter, Wache. Sie mögen mir glauben oder nicht, ſo iſt es doch wahr, da kam ein Reiter ohne Kopf, und ritt auf der Wieſe immer im Kreiſe herum, bis die Glocke zwölf ſchlug, da verſchwand er. Was wird, dachte ich bey mir ſelbſt, das einmahl bedeuten! Den folgenden Tag erfuhr ich es leider. Ehe noch der Himmel graute, piff! paff! da fielen ſchon Schüſſe in der Entfernung, der Generalmarſch wurde geſchlagen, unſere Armee mußte ausrücken, und, wie ſie ausgerückt war, ſo rückten auch die Feinde ſchon an, und es entſtand ein Gemetzel, an das ich noch jetzt nicht ohne Grauſen denken kann. Gegen Mittag zogen ſich die Feinde zurück und die ganze Wieſe war mit Leichen bedeckt. Da gab es Reiter genug ohne Köpfe.

So erzählte Dreyfuß noch eine Menge Geſchichten, von Geſpenſtern und Erſcheinungen, und die Kinder hörten mit aufgeſperrten Mäulern zu. Ja er würde noch länger erzählt haben, wenn die Glocke nicht zehn geſchlagen hätte.

Lieben Kinder! ſagte er, nun iſt es doch wohl Zeit, daß ich Sie nach Hauſe bringe; denn nach elf Uhr iſt es nicht mehr geheuer, da hat der Satan ſein Spiel. Die Kinder folgten ihm zitternd, und eines faßte dieſe, das andere die andere Schleppe an, und fuhren ängſtlich zuſammen, ſo oft ihnen etwas Ungewöhnliches begegnete. Als ſie an das Ende der Vorſtadt kamen, hörte Heinrich eine Katze miauen. Was iſt das? Dreyfuß! fragte er ängſtlich.

St, St! ſagte dieſer, und ſprach weiter kein Wort.

Endlich kamen ſie glücklich nach Hauſe! ohne daß ſie ein ſchwarzer Mann oder eine weiße Frau beunruhigt hätte. Herr Tillmann war noch nicht zu Hauſe. Sie erzählten Herrn Ehrenfried die Urſache warum er ſie verlaſſen habe, wünſchten eine geruhige Nacht, eilten in ihre Betten, und krochen unter die Decke bis über die Ohren, damit ſie nur nicht möchten elf ſchlagen hören.

Den folgenden Morgen erſt kam Tillmann zurück. Seine Augen waren vom Weinen aufgeſchwollen. Julie lief ihm entgegen. Wie befindet ſich Ihre gute Mutter? fragte ſie.

Sehr wohl, antwortete Tillmann, ſie hat alle Leiden überſtanden, ſie iſt — geſtorben. Sie hat nichts verloren, aber ich — ich — ach ich habe viel verloren! ach es war eine gar gute Muter!

Die Wehmuth verhinderte ihn mehr zu ſagen, und Julie beklagte ſeinen Verluſt mit Thränen.

Herr Tillmann bath dann Herrn Ehrenfried um Erlaubniß, bis nach Beerdigung ſeiner Mutter zu Hauſe bleiben zu dürfen, weil er noch allerley in Ordnung zu bringen hätte, lief zu Heinrich und Stephan, drückte ſie an ſeine Bruſt, und entfernte ſich.

Die Kinder blieben dieß Mahl unter Herrn Ehrenfrieds Aufſicht, und beſchäftigten

ten ſich mit den Arbeiten, die ihnen ihr Lehrer aufgegeben hatte.

Gern hätten ſie die Wundergeſchichten erzählt, die ſie von Dreyfuß gehört hatten; allein es fehlte dazu an Gelegenheit. Den Vormittag waren Herr Ehrenfried und ſeine Frau zu ſehr beſchäftigt, und zum Mittagseſſen kamen Fremde, die bis nach zehn Uhr dablieben. Die Kinder mußten alſo zu Bette gehen, ohne ihre Wundergeſchichten anbringen zu können.

Kaum hatten ſie aber das Licht ausgelöſcht, ſo ſtürzten ſie wieder zur Thür hinaus, die Treppe herunter, an Herrn Ehrenfrieds Schlafkammer, der eben im Begriffe war ſich zur Ruhe zu legen. Er erſchrack, und fragte: was gibt's denn?

Ach lieber Vater! ſagte Heinrich, wir können unmöglich in unſerer Schlafkammer bleiben.

E. Und warum denn nicht?

H. Ein Geſpenſt! ein Geſpenſt!

E. Ein Geſpenſt? ich glaube du träumſt.

H. Ach lieber Vater! ich träume nicht. Stephan hat es auch geſehen.

H. Was hat er denn geſehen?

Ein Geſpenſt — Herrn Tillmanns Mutter.

E. Die gute Frau! die wird nicht wieder kommen. Gleich geht mit mir in eure Schlafkammer!

H. Ach! lieber Vater! ich gehe nicht mit.

Ich auch nicht, ſagte Stephan.

Ihr ſollt aber, antwortete Herr Ehrenfried. Vor mir verſchwinden alle Geſpenſter. Folgt mir!

Sie folgten ihm, zitterten aber am ganzen Leibe.

Nun, ſagte er, wo iſt denn die Frau Tillmann?

Sie iſt verſchwunden, antwortete Stephan, aber wir bleiben hier nicht. Sobald Sie fort ſind, kommt ſie wieder.

Herr Ehrenfried löſchte darauf das Licht aus, und es blieb kein Licht übrig, als das Licht, das der Mond durch die Fenſter warf.

Auf Ein Mahl fuhren die Kinder zuſammen und ſagten: dort! dort in der Ecke! Wirklich war dort eine weiße Figur.

Herr Ehrenfried ging darauf los, ſagte: guten Abend, Frau Tillmann! griff zu und hob die Frau Tillmann in die Höhe.

Da iſt die Frau Tillmann, fuhr er fort, greift gleich zu und faßt ſie an!

Schüchtern griffen ſie zu, und fanden, daß die Frau Tillmann weiter nichts war, als ein Hemd, das Herr Tillmann bey ſeinem Weggehen an den Stuhl gehängt hatte.

Ich weiß nicht, fuhr er fort, woher es kommt, daß ihr jetzt auf Ein Mahl Geſpenſter ſehet. Mein Heinrich fürchtete ſich ja ſonſt nie. Leget euch gleich in eure Betten!

Gern, lieber Herr Ehrenfried, ſagte Stephan, aber ſie müſſen bey uns bleiben.

Gut! antwortete er, und blieb wirklich, bis er merkte, daß Sie eingeſchlafen waren.

Den folgenden Morgen ließ Herr Ehrenfried die kleinen Geiſterſeher auf ſein Zimmer

mer kommen, und beſprach ſich mit ihnen über den geſtrigen Vorfall. Woher kommt es nur, Heinrich! fragte er, daß du auf Ein Mahl ſo furchtſam geworden biſt?

Ach, ſagte er, Dreyfuß hat uns ſo viele Geſpenſtergeſchichten erzählt, daß ich mich gar nicht mehr getraue, wenn es Nacht iſt, vor die Thür zu gehn. Und nun erzählte er weitläuftig alles, was er von Dreyfuß gehört hatte.

E. Haſt du denn alles geglaubt?

H. Warum ſollte ich es denn nicht glauben? Herr Tillmann hat mir ja immer geſagt, Dreyfuß wäre gar ein guter, ehrlicher Mann.

St. Ja, unſer Knecht war auch ein ehrlicher Mann, und der erzählte eben ſolche Geſchichten.

E. Und ihr ſeyd auch ehrliche Leute, und erzähltet geſtern auch, ihr hättet die Frau Tillmann geſehn, und es war doch nicht wahr. Nu! wie geht denn das zu?

St. Wir hatten nicht recht geſehn.

E. Und ihr ſahet deßwegen nicht recht: weil ihr furchtſam waret. Der Furchtſame ſieht allenthalben Gefahr, wo keine iſt.

H. Aber Dreyfuß iſt doch nicht furchtſam, er ſprang ja gleich ins Waſſer, und hohlte Kunigunden heraus.

E. Das glaube ich wohl. Ich glaube, daß er ſich vor den Feinden auch nicht gefürchtet hat. Aber vor den Geſpenſtern fürchtet er ſich, darum ſieht er welche. Alles, was du mir erzählt haſt, geht ganz natürlich zu. Daß ein Kauz ſchrie iſt ja nichts wunderbares. Der Rabe ſchreyt, und die Dohle, und jeder andere Vogel; warum denn nicht auch der Kauz? daß alle Mahl jemand ſtirbt, wenn der Kauz ſchreyt, iſt auch natürlich. Es ſterben ja Jahr aus Jahr ein Menſchen, folglich muß ja auch jemand ſterben wenn der Kauz geſchrieen hat. Wenn du ſpazieren gehſt, ſo beobachte die Rothkehlchen. Hörſt du eins ſingen: ſo merke auf: binnen etlichen Tagen ſtirbt gewiß ein Menſch. Daraus folgt ja aber noch nicht, daß ſein Singen den Tod dieſes Menſchen bedeutet habe.

H. Aber der wilde Jäger?

E. Den kannſt du auch hören, vorzüglich im Herbſte. Dieß ſind Scharen von Kranichen oder wilden Gänſen, die hoch in der Luft fliegen. Weil es Nacht iſt: ſo kann man ſie nicht ſehen, ihr Geſchrey höret man aber deſto deutlicher. Weil nun furchtſame Leute ſo viele Stimmen hören, ohne etwas zu ſehen, das dieſe Stimmen von ſich gibt: ſo glauben ſie es wären Geiſter.

H. Aber das Raſſeln und Poltern im Bahrenhauſe?

E. Es raſſelt und poltert ja des Nachts bald da, bald dort. — Unterſucht man woher es komme: ſo findet man immer etwas Lebendiges. Es können ja Marder, Iltiſſe oder Katzen ſich in die Bahrenhäuſer ſchleichen, und daſelbſt poltern, und, da immer Leute ſterben: ſo werden auch welche ſterben, wenn es im Bahrenhauſe gepoltert hat.

H. Kannſt du mir aber wohl auch ſagen, lieber Vater, wer der Reiter ohne Kopf geweſen iſt?

E. Ein lebendiger Reiter. Vielleicht einer von den Feinden, der ſich vermummt hatte, damit die deutſche Schildwache ſich vor ihm fürchten ſolle, und der auf der Wieſe herum ritt, um recht zu unterſuchen, wo die Deutſchen am beſten angegriffen werden könnten. Sehet, ſo iſt es mit allen Geſpenſtergeſchichten. Wenn man ſie genau unterſucht: ſo findet man immer daß alles ganz natürlich zugeht. Glaubt mir, lieben Kinder! es gibt gar keine Geſpenſter.

H. Aber woher weißt du denn das, lieber Vater?

E. Das will ich dir ſagen. Ich und alle Leute, die keine Geſpenſter glauben, ſehen nie welche, und andere, die leichtgläubig und furchtſam ſind, ſehen ſie an allen Ecken ſtehen. Wenn ihr lieben Kinder! eure lächerliche Furchtſamkeit nicht ablegt, ſo werdet ihr immer Geſpenſtererſcheinungen haben. Jeden hohlen Baum, jede ſchwarze Katze, jeden unbekannten Menſchen, jedes Gepolter, das ihr des Nachts hört, werdet ihr für Geſpenſter halten. Sobald ihr aber wieder vernünftig werdet, und alles, was euch verdächtig iſt, genauer unterſucht: ſo werden alle Geſpenſter auf immer vor euch verſchwinden.

So bald als Herr Tillmann wieder ins Haus kam, ſetzte er dieſe Unterredung über die Geſpenſter fort, und heilete ſeine Zöglinge gänzlich von der Geſpenſterfurcht. Um ſie auf die Probe zu ſtellen, ſchickte er, bald dieſen, bald jenen im Dunkeln weg, um ihm etwas zu hohlen, und ſie kamen immer wieder, ohne ſich vor etwas gefürchtet zu haben.

Ein und zwanzigſter Abſchnitt.

Jetzt da er ſich von der Traurigkeit über den Verluſt ſeiner guten Mutter etwas erhohlet hatte, fing er auch ſeine Lehrſtunden wieder an, und ging deßwegen mit ſeinen Zöglingen aus, um blühende Pflanzen einzutragen.

Sie brachten einen großen Vorrath davon nach Hauſe, und legten ſie auf den Tiſch. Herr Tillmann nahm eine Pflanze heraus, welche Chenopodium bonus Henricus, auf Deutſch guter Heinrich hieß, zeigte den Kindern die Beſchaffenheit ihres Stengels, die Form ihrer Blätter, den Stand ihrer Blüthen, die Zahl ihrer Staubfäden und ihre Nutzbarkeit; aber dieß Mahl hatte er an ihnen nicht viel Freude. Sonſt waren ſie immer ſtill und aufmerkſam, dieß Mahl flüſterten und lachten ſie unaufhörlich. Sobald er ſagte: die Pflanze hieße guter Heinrich, ſo ſahen Julie und Stephan Heinrichen an und lachten. Das iſt dein Bruder! ſagte Stephan zu Heinrichen; künftig ſagte Julie, ſollſt du Chenopodium bonus Henricus heißen. Ein Mahl rief auch Julie: Chenopodium bonus Henricus! gib mir einmahl die Pflanze her, die vor dir liegt. Dieß wollte Heinrich nicht leiden, und ſagte: Herr Tillmann! meine Schweſter heißt mich chenopodium bonus Henricus.

Mit euch, Kinder! ſagte Herr Tillmann, iſt heute nichts anzufangen. Ihr ſeyd nicht aufmerkſam, darum werdet ihr auch nichts lernen. Stephan! wie heißt die Pflanze, über die du ſo viel lachſt?

St. Wie mein Nachbar; guter Heinrich (alle lachten).

T. Ich will aber den lateiniſchen Nahmen wiſſen.

St. Bonus Henricus.

T. Dieß iſt nur halb getroffen. Es ging erſt noch ein anderer lateiniſcher Nahme voraus.

St. Den will ich gewiß auch treffen. Laſſen Sie mich nur beſinnen. Es war ſo etwas von podium dabey — jetzt weiß ich es — polypodium.

T. Falſch! Julie, ſage du es!

— J. Chenopodium bonus Henricus, (indem ſie ihren Bruder ſanft am Ohre zupfte.)

St. Das iſt aber auch ein gar ſonderbarer Nahme, den kann ich gewiß nicht merken.

T. Du biſt ein ſonderbarer Menſch; du richteſt deine Gedanken nicht auf das, was ich ſage, ſondern flatterſt damit umher, darum kannſt du dieſen Nahmen nicht merken. Nun nahm Herr Tillmann von den eingetragenen Pflanzen eine nach der andern, legte ſie in einer Reihe auf eine lange Tafel und nannte dabey ihre Nahmen. Bey dieſem Hernennen wurde wieder viel gelacht.

Hierauf fragte er die Kinder wieder durch, wie die hingelegten Pflanzen hießen? Da wußten ſie aber faſt gar nichts. Herr Tillmann wurde darüber verdrießlich, nahm die Pflanzen zuſammen, und warf ſie zum Fenſter hinaus. Darauf ſagte er, morgen bringe mir ein jedes einen Aufſatz über das, was ich von chenopodium bonus Henricus geſagt habe! Ich verſpreche mir aber nicht viel: denn ihr ſeyd nicht aufmerkſam geweſen.

Den folgenden Tag brachten ſie ihre Aufſätze: Sie fielen gerade ſo aus, wie es Herr Tillmann voraus geſagt hatte. Julie und Stephan hatten die Pflanze ganz falſch beſchrieben. Julie ſagte in ihrem Aufſatze, die Pflanze ſey giftig, und Stephan hatte ſogar geſchrieben genebodium ponus henricus, obgleich Herr Tillmann dieſen Nahmen den Tag vorher an die Tafel geſchrieben hatte. Heinrichs Aufſatz war etwas beſſer gerathen; aber doch war er nicht ſo gut wie ſonſt.

Herr Tillmann gab ihnen ihre Aufſätze zurück. Sonſt ſagte er, war es meine größte Freude, meiner lieben Zöglinge Aufſätze durchzuſehen. Ihr beſchriebt alles genau ſo, wie ich es euch geſagt und gezeigt hatte, und ich durfte nur wenige Fehler verbeſſern. Jetzt habt ihr faſt alles falſch aufgeſchrieben. Aber woher kommt es? Sonſt waret ihr aufmerkſam, ihr dachtet an nichts anders

ders, als an das was ich ſagte; geſtern dachtet ihr aber nicht an das was ich ſagte, ſondern eure Gedanken flatterten umher. Wenn ihr ſo fortfahret, werdet ihr nichts lernen. Wenn man bey Tiſche iſt: ſo muß man das Maul aufthun und ſeinen Theil von den aufgetragenen Speiſen genießen; ſonſt bleibt man hungrig, wenn auch der ganze Tiſch voll Speiſen ſtände: und wenn man in der Lehrſtunde iſt, ſo muß man auf das merken, was der Lehrer ſagt; ſonſt bleibt man unwiſſend, wenn auch der Lehrer noch ſo viel Gutes ſagte.

Die Kinder ſahen ein, daß Herr Tillmann Recht habe, nahmen ſich vor, künftig aufmerkſamer zu ſeyn, und hielten es auch.

Schon in der nachmittägigen Lehrſtunde zeigten ſie, daß es ihnen ein Ernſt ſey, künftig beſſer aufzumerken. Herr Tillmann ſtellte die Charte von Afrika vor ſie hin, nannte ihnen alle die Meere, mit welchen es umgeben iſt, alle Hauptſtröme, alle Länder, die darin liegen. Dann zeigte er mit einem

nem Stäbchen auf alle die Dinge, die er genannt hatte, und die Kinder mußten den Nahmen davon nennen. Nachdem dieſes ein Paar Mahl geſchehen war, ſagte er: nun Kinder! will ich ſehen wer von euch am aufmerkſamſten geweſen iſt. Sehet die Charte noch einmahl recht genau an!

Sie thaten es.

Wer von euch, fuhr er fort, getrauet ſich nun wohl alle dieſe Meere, Länder, Ströme, der Ordnung nach herzuſagen?

Ich, ich, riefen alle, lieber Herr Tillmann, ich kann es gewiß.

Darauf fing Julie an, dann fuhr Heinrich, und endlich Stephan fort. Es ging recht gut, nur Stephan ſtockte ein Paar Mahl.

Zwey und zwanzigſter Abſchnitt.

Nun wollen wir, ſagte Herr Tillmann, noch eine andere Uebung vornehmen. Ich will die Charte umwenden, werdet ihr mir denn da auch die Meere, Länder, und Ströme von Aſien wieder der Ordnung nach herſagen können?

Die Kinder verſicherten, daß ſie es könnten. Darauf mußte Heinrich einen Verſuch machen — es ging vortrefflich.

Julie folgte ihm nach. Es ging auch gut. Nur fehlte ſie darin, daß ſie das rothe Meer mit dem Perſiſchen Meerbuſen verwechſelte.

Stephan machte es auch ziemlich gut, und ob er gleich mehrmahls fehlte; ſo war Herr Tillmann doch mit ihm zufrieden, da er wußte, daß er ſeine Kräfte weniger, als die Uebrigen geübt hatte. Ihr ſehet jetzt, lieben Kinder, wie gut es ſey, wenn man aufmerkſam iſt. Da merkt man was man geſehen oder gehört hat, und die Einbildungskraft kann es ſich dann der Ordnung nach wieder vorſtellen.

Was iſt denn das die Einbildungskraft? fragte Julie.

Das iſt, ſagte Herr Tillmann, eben die Kraft, die ihr jetzt geübt habt, das Vermögen, ſich die Sachen, die man empfunden hat, wieder vorzuſtellen.

Kannſt du dir, Stephan, deinen Vater wohl vorſtellen?

O ja! antwortete Stephan. Er iſt ſo groß, wie Sie, hat blaue Augen, eine gebogene Naſe, gelbliches Haar, und trägt gewöhnlich einen grauen Rock.

Du haſt ihn gut beſchrieben. Es war dir gewiß, als wenn du deinen Vater vor dir ſtehen ſäheſt. Wenn wir nun fein aufmerkſam ſind auf das, was wir ſehen und hören, und üben uns, uns dieſe Dinge wieder vorzuſtellen: ſo wird es uns immer leichter das, was wir geſehen und gehört haben, andern zu beſchreiben. Wenn ich wüßte, daß es euch Freude machte: ſo hätte ich wohl Luſt einmahl mit euch eine kleine Reiſe zu machen, damit ihr mir hernach beſchreiben könntet, was ihr dabey bemerkt habt.

Ach, lieber Herr Tillmann! ſagten die Knaben, thun ſie es doch ja.

Julie hing den Kopf und fragte: werden Sie mich auch mitnehmen?

Wenn es die Aeltern erlauben, war Herrn Tillmanns Antwort.

Die Aeltern erlaubten es wirklich. Den folgenden Morgen wurde die Reiſe ſchon angetreten, und ſie kamen des Abends vergnügt zurück.

Den folgenden Tag trug Herr Tillmann den Kindern auf niederzuſchreiben, was ſie bemerkt hatten. Heinrich lieferte folgende Reiſebeſchreibung.

„Den erſten Auguſt machte Herr Till„mann mit mir, meiner Schweſter und un„ſerm Freunde Stephan eine kleine Reiſe „nach Rosmannshauſen. Unſer Hund Ru„mex lief auch mit. Da wir in das Brach„feld kamen, ſahe Rumex einen Haſen und „verfolgte ihn. Herr Tillmann pfiff, aber „Rumex hörte nicht darauf. Da er wieder „kam, gab ihm Herr Tillmann ein Paar „Hiebe mit dem Stocke. Julie fand hier

„Solanum nigrum. Darüber freueten „wir uns, weil wir es noch nicht geſehen „hatten. Bey Finkenleben kam ein Poſt„knecht geritten, welcher auf dem Poſt„horne das Liedchen blies: Freut euch des „Lebens! es klang recht artig. Wir bothen „ihm einen guten Morgen. Durch Fin„kenleben fließt ein kleiner Bach, in wel„chem viele Schmerlen ſind. Die Häu„ſer ſind hier alle mit Stroh gedeckt. „Auf dem Kirchthurme iſt ein Hahn von „Blech, welcher ſich umdreht, wann der „Wind geht. Man nennt ihn einen Wet„terhahn. Vor dem Pfarrhauſe ſaß eine „ſchwarze Katze. Rumex wollte ſie anpacken. „Sie ſtellte ſich aber auf ihre Hinterfüße „und hieb den Rumex ſo mit ihren Kral„len, daß er den Schwanz einzog, heulte „und davon lief. Hinter einer Scheuer fand „Stephan eine Pflanze die graulich ausſah, „und eine ſchwarzgelbe Blüthe hatte. Wir er„fuhren von Herrn Tillmann, daß ſie hyoſcy„amus niger oder Bilſenkraut heiße; u. ſ. w.“

Herr Tillmann lobte Heinrichs Aufſatz,

und verſicherte, ſeine Einbildungskraft habe ihm ſehr ordentlich und treu die Dinge wieder vorgeſtellt, wie er ſie empfunden gehabt hätte.

Stephan und Julie hatten weniger bemerkt, und das bemerkte etwas unordentlich erzählt. Julie wollte den Auftritt mit Rumex in Korbleben geſehen haben, und Stephan ſagte, in Finkenleben wären ihm viele hundert Bauern begegnet.

Was ihr da geſchrieben habt, bemerkte der Lehrer, iſt nicht wahr. Gewöhnet euch doch alſo ja, auf alles was ihr ſehet, höret und empfindet, recht zu merken, damit ihr es euch recht ordentlich wieder vorſtellen könnet, ſonſt werdet ihr Lügner, ohne daß ihr es ſeyn wollt.

Herr Tillmann fragte die Kinder nun wieder nach den Nahmen der Länder, Ströme und Meere, die er ihnen, bey Erklärung der Charte von Aſien, genannt hatte, und ſie wußten noch ſehr wenig davon. Man konnte es ihnen an ihren Mienen anſeſehen, daß ſie darüber ſehr verdrießlich waren.

Herr Tillmann ſchwieg ein Paar Augenblicke, dann hohlte er ein kleines Sieb herbey, und ſagte Julien, ſie möchte es voll Waſſer hohlen.

Das Sieb voll Waſſer? ſagte Julie. Wie kann ich denn das? und wenn ich noch ſo viel Waſſer hinein gieße: ſo läuft doch alles wieder heraus.

Da geht es dir, ſagte Herr Tillmann, wie mir mit euern Köpfen. Ich habe euch vor ein Paar Tagen ſo viele Nahmen gelehrt, und da ich wieder danach frage: ſo habt ihr ſo wenig davon in den Köpfen, als Julie Waſſer im Siebe haben würde, wenn ſie welches damit geſchöpft hätte. Wenn ihr das, was ihr in den Lehrſtunden gehört habt, behalten wollt, ſo müßt ihr es auswendig lernen. Dadurch wird euer Gedächtniß geübt, und es wird euch hernach immer leichter, das was ihr gelernt habt, zu behalten.

Er ließ ſie daher alle die Nahmen, die er von Aſien ihnen geſagt hatte, niederſchreiben, ſie auswendig lernen, und den folgenden Tag wieder herſagen. So ließ er ſie täglich, und in der Folge immer mehr, auswendig lernen. Anfänglich wurde es ihnen ſchwer, nach und nach aber immer leichter. Wenn ſie dann in der Folge recht gut wußten, was ſie einige Tage zuvor gelernt hatten: ſo freueten ſie ſich, und ſagten, nun haben wir doch keine Siebköpfe mehr.

Julie merkte auch recht gut, bisweilen noch beſſer als Stephan, ob ſie gleich, ſeit einiger Zeit immer in den Lehrſtunden ſtrickte. Herr Tillmann merkte, daß hinter dem Stricken etwas ſtecken müſſe. Warum, fragte er ſie einmahl, warum ſtrickſt du, denn jetzt immer ſo fleißig?

Julie lächelte, und hing den Kopf auf eine Seite:

T. Darf ich es denn nicht wiſſen?

J. Ich ſage es nicht gern.

T. Ich ſehe keinen Grund, warum du es nicht ſagen willſt. Hat denn der Vater oder die Mutter verboten, es mir zu ſagen?

J. Nein. Ihnen will ich es wohl ſagen, aber die Burſche da ſollen es nicht wiſſen.

Sie zog alſo Herrn Tillmann auf die Seite, und ziſchelte ihm in die Ohren: ich ſtricke einen Beutel für meinen Vater, zu ſeinem Geburtstage, der künftige Woche iſt.

T. Das machſt du gut. Warum ſoll ich denn aber dem Heinrich und dem Stephan es nicht ſagen?

J. Ach die können nicht ſchweigen!

T. Heinrich! Stephan! hört einmahl was Julie ſagte; ihr könntet nicht ſchweigen.

St. Ich? Ich kann gewiß ſchweigen!

H. Von mir ſoll kein Menſch etwas erfahren.

T. Nun das glaube ich auch. Denn wenn ihr nicht verſchwiegen wäret; ſo wäret ihr keine guten Kinder. Wenn ich dem Stephan oder Heinrich meine Uhr aufzuheben geben wollte, und er wollte ſo leichtſinnig damit umgehen, daß er ſie verlöre, ſo ſieht jeder, daß das nicht Recht wäre: eben ſo unrecht iſt es aber auch, wenn jemand ein Geheimniß ausplaudert, das ihm von einem andern anvertrauet wurde. Glaubſt du das Heinrich?

H. Das glaube ich gewiß.

T. Wenn dir alſo jemand im Vertrauen ſagte, daß er deinem Nachbar die Fenſter einwerfen wolle: ſo mußt du es verſchweigen?

H. Nein, das thäte ich doch wirklich nicht.

T. Warum denn nicht?

H. Das wäre doch ein Schade für meinen Nachbar, wenn ihm die Fenſter eingeworfen würden.

T. Wenn uns alſo jemand ein Geheimniß anvertrauet, das einem andern ſchadet: ſo dürfen wir es nicht verſchweigen. Da kommt es nun alſo darauf an, ob das Geheimniß, das Julie weiß, irgend jemanden nachtheilig ſey. Was meynſt du Julie?

J. Sie wiſſen ja ſelbſt, daß es niemanden ſchadet.

T. Da dächte ich, du thäteſt wohl, wenn du es dieſen Burſchen ſagteſt.

Da entdeckte es denn Julie dem Stephan und Heinrich, nachdem ſie ihr verſprochen hatten, daß ſie es nicht ausplaudern wollten.

Nun entſtand aber auch in beyden der Wunſch, dem guten Vater auch etwas zu ſchenken: ſie entdeckten ihn Herrn Tillmann, und dieſer fand ihn billig. Was ſie ihm aber ſchenken wollten, darüber waren ſie nicht einig. Endlich fiel Heinrich darauf ihm ein Stockband zu ſchenken, und Stephan wollte ihm ein Uhrband geben.

Schön! ſagte Herr Tillmann, habt ihr dieſe Bänder aber ſelbſt verfertigt?

Da ſie die Achſeln zuckten, und eingeſtanden, daß ſie ſie kaufen wollten; ſo ſchüttelte Herr Tillmann den Kopf und ſagte: wenn ihr die Bänder nicht ſelbſt gemacht habt, ſo laßt nur euer Schenken ſeyn. Was für Freude wird dieß dem Vater wohl machen, wenn ihr ihm dieſe Kleinigkeiten kaufen wollt? Der Vater hat ja ſo viel Geld, daß er ſie leicht ſelbſt kaufen kann. Wenn ſie aber von euch ſelbſt wären verfertigt worden, da wäre es eine andere Sache. Da ſähe der Vater doch daraus, daß ihr etwas gelernt hättet. Denn Kinder können ihren Aeltern mit nichts mehr Freude machen, als wenn ſie ihnen zeigen, daß ſie immer beſſer werden und immer mehr lernen.

Da wurden die Knaben traurig, und Heinrich ſagte endlich etwas unwillig: da können wir ja dem guten Vater gar nichts zeigen; denn wir haben ja nichts gelernt! —

Nichts gelernt? fragte Herr Tillmann, nichts gelernt? Und ich war euer Lehrer — ihr habt alſo bey mir nichts gelernt? da wäre ja wohl das Beſte, daß ich euch verließe.

Ey ſo meyne ich es nicht. Wir haben nichts verfertigen lernen, das wir dem Vater geben könnten, ſagte Heinrich.

Ich habe ja nicht geſagt, fuhr Herr Tillmann fort, daß die Kinder den Aeltern immer etwas ſchenken müſſen, wenn ſie ihnen Freude machen wollen, ſondern daß ſie ihnen zeigen ſollen, daß ſie beſſer geworden

den ſind, und mehr gelernt haben. Wenn ihr alſo wirklich etwas bey mir gelernt habt, ſo zeiget es dem Vater an ſeinem Geburtstage!

Wie ſollen wir dieß anfangen? fragte Stephan.

Dieß will ich euch ſchon ſagen, antwortete Herr Tillmann.

Drey und zwanzigſter Abſchnitt.

Er ſagte es ihnen auch wirklich, und die Kinder arbeiteten unverdroſſen, um dem guten Vater, der ihnen den lieben Herrn Tillmann zum Lehrer und Aufſeher gegeben hatte, Freude zu machen.

Der Geburtstag war nun da, und wurde ohne Gepränge, aber herzlich gefeyert. Als der Vater aus ſeinem Schlafzimmer trat, brachte ihm Hedwig den Kaffee und zugleich recht ſauber geſchriebene Briefe von Julien, Heinrich, Stephan. Herr Ehrenfried öffnete, und las ſie, und ein Paar Thränen lieſen ihm, während des Leſens über die Backen. Stephans Brief lautete folgendermaßen.

Lieber Vater!

Ja, du biſt mein Vater. Denn du läßt mich ja erziehen. Ich war ſonſt ein ſehr wilder Knabe, und hatte ſehr wenig gelernt. Du haſt mich wie dein Kind behandelt, haſt mich belehren und erziehen laſſen. Nun weiß ich vieles, was ich ſonſt nicht wußte, und bin nicht mehr ſo ſchlimm wie ſonſt. Lieber Vater! ich will gewiß immer beſſer werden, und mehr lernen, damit ich dir Freude mache. Lebe recht lange und vergnügt. Wenn es neun geſchlagen hat: ſo komm doch auf Herrn Tillmanns Stube, und höre was wir gelernt haben. Ich bin

dein

dankbarer Sohn

Stephan.

Da es drey Viertel auf neun geſchlagen hatte, machte Herr Ehrenfried wirklich

Anſtalt, mit ſeiner Frau auf Herrn Tillmanns Stube zu gehen. Sie wurden aber doch etwas aufgehalten, durch einen unerwarteten Beſuch, der ſo eben in das Zimmer trat. Es war Stephans Vater. Nachdem er Herrn Ehrenfried umarmt und ihm zu ſeinem Geburtstage Glück gewünſcht hatte, fragte er ſogleich: wo iſt mein Sohn?

Sie ſollen ihn ſehen, antwortete Herr Ehrenfried, nahm ihn bey der Hand und führte ihn nach Herrn Tillmanns Zimmer.

Da ſaßen die drey Kinder an einem Tiſche: Herr Tillmann ging Herrn Ehrenfried entgegen, um ihm etwas zu ſagen; er wurde aber unterbrochen. Sobald Stephan ſeinen Vater erblickte, flog er ihm entgegen, fiel ihm um den Hals, weinte, und ſagte: lieber, guter Vater!

Erſt nach einigen Minuten konnte Herr Tillmann ſagen, was er ſagen wollte. Er drückte Herrn Ehrenfrieds Hand und ſagte: guter Vater! Ihre lieben Kinder haben lange überlegt, womit ſie Ihnen an Ihrem heutigen Geburtstage Freude machen wollten; endlich dachten ſie, der gute Vater wird ſich über nichts mehr freuen, als wenn wir ihm zeigen, was wir gelernt haben. Ich bitte alſo mir zu erlauben, daß ich in Ihrer Gegenwart eine Prüfung mit den lieben Kindern anſtelle.

Das wird mir viele Freude machen, ſagte Herr Ehrenfried.

Und nun bath er Herrn Ehrenfried, ihm von den merkwürdigen Thieren, die es in der dortigen Gegend gab, eins zu nennen. Er nannte den Storch.

Darauf mußte ihn Julie vom Schnabel an bis auf die Fußzehen beſchreiben; Stephan mußte ihn mit einer Eidechſe vergleichen, und zeigen, worin beyde Thiere einander ähnlich, und worin ſie einander unähnlich wären; endlich mußte Heinrich ſeine Nahrungsmittel, ſeine Lebensart, und den Nutzen erzählen, den er den Menſchen verſchafft.

Frau Ehrenfried nannte hierauf eine Forelle, und der Herr Amtmann einen

Rehbock, welche die Kinder eben ſo gut beſchrieben.

Als dieſe Prüfung vorbey war, brachte Stephan einen ganzen Arm voll Pflanzen herbey, welche den Tag zuvor waren eingeſammelt worden. Herr Tillmann hielt eine Pflanze nach der andern in die Höhe, und die Kinder nannten den lateiniſchen Nahmen derſelben, und ſuchten auch bisweilen die Merkmahle auf, wodurch ſie eine Pflanze von der andern unterſcheiden konnten.

Hierauf wurde die Charte von Amerika herbeygebracht. Heinrich drehte ſich um, und nannte die Länder, die darin liegen, nach der Reihe her, Julie nannte alle merkwürdige Flüſſe und Stephan alle große Städte dieſes Erdtheils. Sie erzählten auch viel von den Thieren die hier leben, den Pflanzen die hier wachſen, den Metallen, die in der Erde gefunden werden, und was die Einwohner alles verfertigen können.

Nun wurden auch Rechenübungen angeſtellt, und die Schreibebücher vorgezeigt. Die Aeltern der Kinder ſahen mit Vergnügen, daß ſie fleißig geweſen waren, und weit mehr wußten, als vor einem halben Jahre.

Herr Ehrenfried glaubte, daß nun das ganze Examen vorbey wäre; allein Herr Tillmann bath ihn, ſeinen Kindern zu erlauben, daß ſie nun auch examiniren dürften. Kaum hatte er es geſagt: ſo war Julie zur Thür hinaus geſchlüpft, und brachte ihren Bruder Karl herein. Nun, ſagte ſie, Karlchen, zeig einmahl dem lieben Vater, was du gelernt haſt. Da nahm er Conrad Kiefers A B C und Leſebuch, das er unter dem Arme hatte, und las:

Herr Curt ſprach zu dem Fritz:

Spiel nicht mehr mit dem Spitz u. ſ. w.

Die Aeltern verwunderten ſich und fragten, wer hat dich denn leſen gelehrt?

Da, ſagte er, indem er auf Julien wies, da ſteht meine Lehrmeiſterinn.

Wirklich hatte ſie ihm, unter Herrn Tillmanns Aufſicht, das Leſen beygebracht.

Kaum war dieſe Prüfung zu Ende: ſo faßte ihn Heinrich bey der Hand, und führte ihn zu einem Tiſche, wohin er vierzig verſchiedene Pflanzen gelegt hatte. Er hob eine nach der andern in die Höhe, und ließ ſich ihren Nahmen ſagen, und er wußte ſie alle richtig zu nennen. Nun nannte Heinrich die Nahmen, und Carl mußte die Pflanzen dazu ſuchen, und er fand ſie.

Ihr habt mir durch euren Fleiß ein ſchönes Geburtstagsgeſchenk gemacht, lieben Kinder! ſagte Herr Ehrenfried. Für einen rechtſchaffenen Vater gibt es keine größere Freude, als zu ſehen, daß ſeine Kinder wohl gerathen. Und wem habe ich dieſes zu verdanken? Ihnen, lieber Herr Tillmann! Bey dieſen Worten umarmte er ihn.

Und ich — ſagte der Herr Amtmann zu ihm, ich weiß nicht Worte zu finden, um Ihnen meine Dankbarkeit auszudrücken

cken. Sie bekamen meinen Sohn als einen rohen unwiſſenden Menſchen, und unter Ihrer Aufſicht iſt er gut und fleißig geworden.

Sie beſchämen mich durch Ihr Lob, ſagte Herr Tillmann: Sie beyde übergaben mir ihr Beſtes, was ſie hatten; mußte ich dieß Anvertraute nicht ſorgfältig in Acht nehmen, wenn ich ein rechtſchaffener Mann ſeyn wollte? Mit dieſen Worten entfernte er ſich.

Die Kinder wollten ihm folgen, der Herr Amtmann hielt ſie aber zurück, und ſagte: wißt ihr denn, lieben Kinder, wem ihr alles, was ihr in dieſem halben Jahre lerntet, zu verdanken habt?

Dem lieben Herrn Tillmann, antworteten alle.

Vergeßt es nicht, lieben Kinder! fuhr er fort. Was er an euch thut, könnt ihr ihm nie vergelten. Thut alſo, was ihr könnt, und ſucht ihm durch Fleiß und Folgſamkeit ſeine Geſchäfte zu erleichtern.

Vier und zwanzigſter Abſchnitt.

Hedwig entfernte ſich indeſſen, ging in die Küche und ſahe zu, ob die Verordnungen die ſie, wegen der Mahlzeit, gemacht hatte, gehörig wären befolgt worden. Sie fand alles wie ſie es wünſchte. Der Tiſch war gedeckt, und, weil es des Vaters Geburtstag war, weit reichlicher beſetzt als ſonſt. Da ſtanden Torten und Kuchen, und eingemachte Früchte. Bald darauf kam auch eine Paſtete, zweyerley Braten, Fiſch, Wein u. d. g.

Es erſchienen nun auch verſchiedene Freunde, und Anverwandte des Herrn Ehrenfried, und zuletzt Herr Ehrenfried ſelbſt, nebſt der Geſellſchaft, die an der Prüfung Theil genommen hatte. Man ſetzte ſich und war ſehr vergnügt. Herr Ehrenfried erzählte alles das Gute, das ihm bisher zu Theil geworden war, die

Unglücksfälle, die er erlebt hatte, und wie doch alles noch recht gut abgegangen wäre. Am längſten hielt er ſich bey der großen Gefahr auf, in welcher ſein Haus, bey der letzten Feuersbrunſt ſich befunden hätte, und wie es durch des Herrn Amtmanns Thätigkeit wäre gerettet worden.

Gegen das Ende der Mahlzeit wurden auch Geſundheiten getrunken. Frau Ehrenfried ſtand auf, nahm das Glas in die Hand und ſagte: Es lebe mein rechtſchaffener Mann: möge er bis in das ſpäteſte Alter thätig ſeyn, und an ſeinen Kindern Freude ſehen!

So brachte jeder Gaſt einen Wunſch für Herrn Ehrenfrieds Wohlſeyn aus, und ſo oft einer ausgebracht wurde, trank man ein wenig Wein dazu.

Unter der Zeit nun, daß alles ſo vergnügt war, vergaß man auf die Kinder ſo aufmerkſam, wie ſonſt, zu ſeyn. Die Kinder vergaßen vor lauter Fröhlichkeit auch manches, was ſie ſich ſonſt vorgenommen hatten und aßen von jedem Gerichte, das aufgetragen wurde. Julchen beſonders aß wohl noch Ein Mahl ſo viel als ſie ſonſt zu eſſen pflegte. Hätte Sie es doch nicht gethan!

Gegen Abend klagte ſie über Bauchweh, und bath die Mutter, ihr zu erlauben, daß ſie etwas früher zu Bette gehen dürfe. Es wurde ihr erlaubt.

Während des Ausziehens empfand ſie einen ſo heftigen Froſt, daß ihr die Zähne klapperten. Sie eilte daher, daß ſie in das Bett kam, zog die Decke über ſich, und glaubte, es würde nun beſſer werden. Es wurde aber nicht beſſer. Einige Stunden warf ſie ſich unruhig umher und krümmte ſich vor Schmerzen.

Endlich da der Wächter unter dem Fenſter rief: die Glocke hat eins geſchlagen, mußte ſie aus dem Bette ſpringen, und es erfolgte ein heftiges Erbrechen.

Die gute Mutter, die, wegen der Beſorgung der Küche, einen ſehr ſauern Tag gehabt hatte, und jetzt in einem ſanften Schlafe lag, wurde durch das Geräuſch erweckt und ſtand auf, um der Tochter Hülfe zu leiſten, warf einen Mantel um, weckte die Magd aus dem Schlafe, den ſie, nach einem ſehr ſauern Tage genoß, und ließ Thee machen, den ſie nun der kranken Julie einflößte. Zwey Uhr war alles vorbey. Jedes kroch in ſein Bett und ſchlief ſanft bis an den Morgen.

Dieſer Morgen aber war gar nicht ſo angenehm, wie ſonſt. Julie klagte über heftiges Kopfweh. In Heinrichs und Stephans Köpfen war es auch etwas wüſte, weil auch ſie etwas mehr als ſonſt genoſſen hatten. Da ſie alſo in Herrn Tillmanns Lehrſtunde kamen, waren ſie alle verdrüßlich. Herr Tillmann that verſchiedene Fragen an ſie, über das, was ſie vor ein Paar Tagen gelernt hatten. Sie gaben aber lauter unſchickliche Antworten: weil es ihnen ſehr ſchwer würde ſich zu beſinnen. Wie kommt es, fragtete Herr Tillmann, daß ihr heute alle ſo ſchläfrig, und unmuthig ſeyd?

Ich weiß es ſelbſt nicht, antwortete Stephan. Ich habe unruhig geſchlafen, und das Frühſtück hat mir auch nicht geſchmeckt.

Ich will es euch ſagen lieben Kinder! es kommt von der geſtrigen Mahlzeit. Es waren da mehrere Gerichte als ſonſt, ſie waren ſtärker gewürzt, als gewöhnlich, dieß verleitete euch, daß ihr mehr als ſonſt genoſſet. Dadurch habt ihr den Magen verdorben, und euer Blut iſt zu ſehr erhitzt worden. Ich will euch darüber keine Vorwürfe weiter machen. Merkt es aber, was für traurige Folgen die **Unmäßigkeit** hat. Sie macht den Menſchen kränklich, verdrießlich, und zur Arbeit ungeſchickt. Wer geſund bleiben, vergnügt leben, und zur Arbeit aufgelegt bleiben will; der muß ſchlechterdings mäßig ſeyn.

Jetzt kommt lieben Kinder, und laßt uns ins Freye gehen. Denn lernen thut ihr heute doch nichts; der heutige Tag iſt für euch ſo gut, als verloren.

Sie folgten ihm traurig. Als ſie vor die Stadt kamen, ſetzten ſie ſich auf einen Hügel, von dem ſie die Ausſicht auf einen Wieſengrund hatten, durch den ſich ein Bach ſchlängelte, an deſſen Ufern Erlen und Weiden ſtanden. An der Seite waren verſchiedene Gartenhäuſer erbauet, in denen ſich die Bürger zu vergnügen pflegten, wann ſie ſich von ihren Arbeiten erhohlen wollten. Dasjenige, welches ihnen zunächſt lag, war vorzüglich ſchön.

Wißt ihr, lieben Kinder! fragte Herr Tillmann, wem dieſes Gartenhaus gehöret?

Ich weiß es, antwortete Heinrich, es gehört unſerm Nachbar, Herrn Hildebrand.

Ganz recht! ſagte Herr Tillmann. Immer hat es ihm aber nicht gehört. Sein voriger Beſitzer hieß Herr Schiffer.

Von dieſem muß ich euch doch etwas erzählen. Sonſt war er nicht begütert. Er hatte als Stadtſchreiber gerade ſo viele Einnahme, daß er ſich und ſeine Familie davon ſättigen, kleiden, ſeine Zimmer heizen, und die nöthigſten Ausgaben beſtreiten konnte. Im übrigen befand er ſich ſehr wohl. Von Krankheit wußte er nichts, und wann er ſeine Arbeit geendigt hatte, und des Abends mit ſeiner Familie auf dieſem Hügel ein Butterbrot genoß: ſo war er vergnügter als kein König iſt. Dabey ſtiftete er viel Gutes. Wenn Leute mit einander uneinig wurden, und einen Streit anfangen wollten: ſo verſöhnte er ſie wieder mit einander; traf er eine Familie an, die keine Nahrung hatte: ſo ging er zu den Reichern und verſchaffte ihnen Arbeit; ſah er ein Kind, das nicht erzogen wurde: ſo ruhete er nicht eher, bis er es in ein Haus gebracht hatte, wo es eine gute Erziehung genoß. Daß er ſeine eigenen Kinder gut erzog, könnt ihr leicht denken.

Dieſer Herr Schiffer ging nun einmahl, nachdem er von dieſem Hügel den Untergang der Sonne betrachtet hatte, ſehr vergnügt nach Hauſe. Ach, ſo vergnügt wurde er nie wieder! Mit dieſem Tage endigte ſich ſein ganzes Wohlſeyn.

Da er den andern Tag erwachte und im Begriffe war, an ſeine Arbeit zu gehen: ſo kam ein Poſtknecht und brachte ihm einen Brief. Er öffnete ihn — er war von Amſterdam, und meldete, daß ſein Bruder in Oſtindien geſtorben ſey, und ihm ein Vermögen von 20000 Dukaten hinterlaſſen habe.

War denn dieſes ein Unglück? fragte Stephan; für Herrn Schiffer wenigſtens war es ein Unglück, antwortete Herr Tillmann. Gleich den folgenden Tag bath er eine Geſellſchaft von Freunden zuſammen, gab ihnen einen Schmaus, und genoß ſo viel, daß er den folgenden Tag heftiges Kopfweh hatte und zu allen Geſchäften untüchtig war.

Als er die 20000 Dukaten erhalten hatte: ſo änderte er ſeine ganze Lebensart. Er wendete weit mehr Geld auf ſeine Mahlzeiten, aß mehr und trank mehr, als ſonſt. Dabey verlor er alle Luſt zur Arbeit, gab ſein Amt auf und nahm ſich keines Menſchen mehr an: weil ihm dieß zu viel Mühe machte. Auch war er immer unmuthig und mürriſch, weil er bey dem unmäßigen Genuſſe ſich immer übel befand. Am Ende bekam er die Gicht, welche ihn fünf Jahre peinigte, bis er an derſelben ſtarb. Einige Tage vor ſeinem Tode wankte er noch mit vieler Mühe auf dieſen Hügel, ſah die Sonne untergehen, und weinte. Ach! ſagte er, was für ein ganz anderer Mann war ich vor einigen Jahren, da ich noch mäßig war. Wie vielen Leuten half ich! wie geſund, wie froh war ich! Jetzt iſt Eſſen und Trinken mein wichtigſtes Geſchäft — niemanden nütze ich mehr — immer bin ich krank — immer verdrießlich. Verwünſcht ſey die Unmäßigkeit! Zitternd ging er an ſeinem Stabe nach Hauſe und ſtarb nach wenigen Tagen. Dieſer Garten, den er angelegt, dieß Gartenhaus, das er erbauet hatte, alles was man in ſeinem Hauſe fand, wurde verkauft, um die Schulden zu bezahlen, die ihm ſeine Unmäßigkeit zugezogen hatte.

Die Kinder merkten alle, warum ihnen Herr Tillmann dieſe Geſchichte erzählt habe, und nahmen ſich vor, daß ſie künftig ſich hüthen wollten, mehr zu genießen, als ihnen dienlich wäre.

Fünf und zwanzigſter Abſchnitt.

Nun wurde wieder nach Hauſe gegangen. Auf dem Rückwege trug ſich aber etwas zu, das die ganze Geſellſchaft, die ſchon verdrießlich war, noch verdrießlicher machte. Herr Tillmann war mit Heinrich und Julien etwas vorausgegangen, und Stephan war zurückgeblieben, um ein Paar Käfer zu betrachten, die es ſich ſehr ſauer werden ließen, ein Klümpchen Schafmiſt fortzurollen. Auf Ein Mahl hörte Herr Tillmann einen heftigen Zank, von dem er weiter nichts verſtand, als — dummer Junge! dummer Junge! du biſt ein dummer Junge!

Als er ſich umdrehete, ſah er Stephanen in einem ſehr heftigen Streite mit zwey

Gaſſenbuben. Was gibts hier? rief er. Sogleich liefen die Gaſſenbuben fort, Stephan kam mit ſtarken Schritten auf Herrn Tillmann zu und glühte vor Zorn.

Was fehlt dir? fragte Herr Tillmann.

St. Können Sie ſich vorſtellen! da kamen ein Paar zerlumpte Buben und ſchimpften mich einen dummen Jungen.

T. Und was thateſt Du?

St. Ich ſchimpfte wieder.

T. So! thaten denn die Buben Recht daran, daß ſie dich ſchimpften?

St. Wie können Sie denn noch fragen? das war ja abſcheulich.

T. Und doch ſchimpfteſt du auch und handelteſt eben ſo abſcheulich.

St. Sie haben mich ja aber zuerſt geſchimpft; darf ich denn das leiden?

Jetzt kam Stephans Vater gegangen; Herr Tillmann geboth dem Stephan zu ſchweigen, und wendete ſich an ſeinen Vater. Herr Amtmann, ſagte er, ich weiß es, daß oft Leute zu Ihnen kommen, die ſich ſtreiten,

ten, und von Ihnen verlangen, daß Sie entſcheiden ſollen, welche von beyden Partheyen Recht habe. Ich will Ihnen auch einen ſolchen Streit vortragen und bitte um ihre Entſcheidung. Ein Knabe ging ſpazieren, da begegneten ihm zwey andere die ſchimpften ihn und ſagten: du biſt ein dummer Junge. Was halten Sie von dieſen Knaben? Ich bedauere, antwortete er, den Geſchimpften, und verachte die Buben, die ihn einen dummen Jungen ſchalten. So werden alle vernünftige Leute urtheilen. Wenn ein Menſch ſo roh iſt, daß er den andern ſchimpft, ſo beſchimpft er ſich ſelbſt; denn er zeigt ja allen, die es hören, daß er ein roher unſittlicher Menſch ſey. Der andere wird dadurch nicht beſchimpft. Er bleibt ja immer wer er iſt. Ich bin, wie Sie ſehen, gerade gewachſen; wenn nun jemand mich ſchimpfte: Krüppel! ſo würde ich dazu lachen. Ich bleibe ja immer gerade, wenn ich auch tauſend Mahl ein Krüppel geſcholten würde. Wenn nun ein Knabe vernünftig iſt, was ſchadet es ihm denn, wenn ein roher Menſch ihn einen dummen Jungen nennt?

Wenn nun aber, fuhr Herr Tillmann fort, der geſchimpfte Knabe wieder ſchimpft? wie denn da?

Da halte ich ihn, antwortete der Herr Amtmann, für eben ſo ſchlecht, als den andern. So handle ich in meinem Amte alle Mahl: Erfahre ich, daß ein Bauer den andern geſchimpft hat: ſo beſtrafe ich ihn. Höre ich aber, daß der andere wieder geſchimpft hat: ſo beſtrafe ich beyde. So einen Fall hatte ich vorige Woche. Da verklagte ein gewiſſer Bauer Namens Scholl, ſeinen Nachbar Bärenführer, daß er ihn einen Spitzbuben geſchimpft hätte. Ich ließ Bärenführern fordern, er konnte es nicht leugnen, er verſicherte aber Scholl habe ihn auch einen Spitzbuben geſchimpft. Da ſtrafte ich beyde. Scholl entſchuldigte ſich freylich, und ſagte: jener hat ja zuerſt geſchimpft; er ſchalt mich einen Spitzbuben. Soll ich denn das leiden? wenn ich ein ehrlicher Mann bin, ſoll ich mich denn einen

Spitzbuben ſchelten laſſen? Es half aber keine Gegenrede; ich ſtrafte ihn. Wenn du, Scholl! ſagte ich, ein ehrlicher Mann biſt, wirſt du denn dadurch zum Spitzbuben wenn dich ein anderer einen Spitzbuben nennt? Du biſt weiß — iſts nicht wahr? Geſetzt ich ſagte du wäreſt ein Mohr, wirſt du denn deßwegen ein Mohr? Du ſprichſt zwar, du dürfteſt ſo etwas nicht leiden. Wenn du es aber ſchlechterdings nicht leiden willſt: ſo kannſt du ja deſswegen bey mir Klage führen, und ich werde dir Recht ſchaffen. Bekommſt du denn aber dadurch Recht, daß du wieder ſchimpfſt? Wenn nun die Leute geglaubt hätten, du wäreſt ein Spitzbube, weil Bärenführer dich ſo geſcholten hat; was werden ſie denn glauben, wenn du ihn auch einen Spitzbuben ſchimpfſt? Sie werden euch beyde für Spitzbuben halten.

Stephan, der dieß alles mit anhörete, hing den Kopf und ſagte kein Wort mehr. Herr Tillmann aber, der den Herrn Amtmann durch Erzählung des unangenehmen

Vorfalls nicht betrüben wollte, lenkte das Geſpräch auf andere Dinge.

Als ſie wieder zurück kamen, fanden ſie den Tiſch gedeckt, und kaum war die Suppe gegeſſen worden: ſo kam auch der Bediente des Herrn Amtmanns und meldete ihm, daß ſein Wagen angeſpannt ſey.

Er genoß noch einige Biſſen, dann ſtand er auf und nahm von der Geſellſchaft Abſchied.. Alle bathen ihn, daß er doch noch eine halbe Stunde verziehen möchte. Ich kann nicht länger bleiben, antwortete er, ich habe nothwendige Geſchäfte. Aber auf eine halbe Stunde wird es ja nicht ankommen, ſagte Frau Ehrenfried.

Er lächelte aber, und ſagte: können Sie wohl im Ernſte verlangen, daß mein Kutſcher Kilian eine halbe Stunde ſich von der Sonne brennen, und meine Pferde ſich von den Bremen ſtechen laſſen ſollen, damit ich etwas länger in ſo guter Geſellſchaft mich vergnügen könne? Iſt mein Kutſcher nicht auch ein Menſch? wäre es wohl Recht, wenn ich meinen Pferden, die das ganze

Jahr für mich arbeiten müſſen, ganz ohne Noth Schmerzen machen wollte?

O gehen Sie! gehen Sie! ſagte Frau Ehrenfried. Das ſey ferne von mir, daß ich Sie verleiten ſollte, gegen ihren Kutſcher und ihre Pferde unbarmherzig zu ſeyn.

Nun umarmte der Herr Amtmann alle, ſchwang ſich in ſeinen Wagen und fuhr fort.

Die Kinder hätten es gern geſehen, wenn er noch ein Paar Tage da geblieben wäre, und waren daher betrübt, als ſie ihn fortfahren ſahen. Der betrübtſte unter ihnen war Stephan. Dieß konnte man ihm auch nicht verdenken. Wenn ein Kind ſeinen Vater liebt, kann es wohl gleichgültig bleiben, wenn es ſich von ihm trennen muß?

Herr Tillmann bemerkte es. Ihr ſeyd betrübt, Kinder! ſagte er, kommt zu mir auf meine Stube, ich will euch etwas erzählen, damit die traurigen Gedanken vergehen.

Sie folgten ihm, und er fing folgende Erzählung an:

In einem Thüringiſchen Dorfe wohnte ein Prediger Nahmens Sandberg. Rechtſchaffen und fleißig war er, und ſagte den Bauern alle Sonntage viel Gutes, deßwegen liebten ihn die Bauern des Dorfs wie ihren Vater. Er hatte aber von ſeinem Amte ſo wenige Einnahme, daß er davon für ſich und ſeine Familie kaum die nothwendigſten Nahrungsmittel und Kleidungsſtücke anſchaffen konnte. Man hörte ihn aber nie klagen. — Wenn er den Tag über ſeine Geſchäfte beſorgt hatte, und ſich zu ſeiner Frau und zu ſeinen Kindern ſetzte: ſo war er vergnügter, als viele, die Braten gegeſſen, und Wein getrunken hatten. Aber auch dieſes Vergnügen dauerte nicht immer. Amalie, ſeine liebe Frau, ſtarb, und hinterließ ihm zwey Söhne, Emmerich und Joſeph, für die er nun ganz allein ſorgen mußte. Darüber grämte er ſich ſehr, und kaum hatte er drey Monathe die Trennung von ſeiner Amalie betrauert: ſo wurde er ſelbſt krank und ſtarb. Wenige Stunden vor ſeinem Tode ließ er ſeine Kinder vor ſein Bett kommen. Kinder! ſagte er, ich fühle es daß ich ſterben werde. Lebt wohl. Thut immer Recht und lernt von andern Unrecht ertragen; ſo wird es euch wohl gehen. Da waren nun Emmerich und Joſeph vater- und mutterloſe Waiſen, und hatten niemanden, der für ihren Unterhalt ſorgte.

Da ſie den Leichnam des guten Vaters hatten in das Grab ſenken ſehen: kehreten ſie laut weinend in ihre Wohnung zurück.

Was werden wir nun anfangen? ſagte Emmerich, beſter Bruder! Keinen Vater, keine Mutter haben wir mehr.

Wenn wir doch nur älter wären und uns ſelbſt erhalten könnten! antwortete Joſeph.

Da wurde etwas ſtark an die Stubenthür gepocht. Herein! rief Joſeph.

Die Thür öffnete ſich — Mein Emmerich! mein Joſeph! wurde zur Thür herein gerufen, und ſogleich traten zwey Männer herein, die ſie in ihre Arme ſchloſſen, küßten und mit ihnen ſo weinten, daß ihnen die Backen von ihren Thränen naß wurden.

Es waren die Brüder ihres Vaters.

Da ihnen die Kinder ſchluchzend ſagten:

nun haben wir keinen Vater und keine Mutter mehr: ſo ſagte jeder zu dem Kinde, das er in ſeinen Armen hielt, ich will dein Vater ſeyn, meine Frau ſoll deine Mutter ſeyn.

Sie blieben nun ein Paar Tage bey den Kindern, brachten die Sachen in Ordnung, welche ihnen ihre Aeltern hinterlaſſen hatten, und nahmen ſie dann mit ſich nach Hauſe. Emmerich kam zu Herrn Friedrich und Joſeph zu Herrn Eberhard Sandberg.

Nachdem ſie einige Tage zu Hauſe zugebracht hatten, wurden ſie in die Stadtſchule geſchickt. Sie traten in dieſelbe ein, hingen traurig die Köpfe, und erwarteten nun, daß die Schüler ſich ihrer annehmen und gefällig gegen ſie ſeyn würden. Wie ſehr irrten ſie ſich aber! dieſe Schüler waren mehrentheils nicht gut. Keiner kam den neuen Ankömmlingen entgegen, keiner wies ihnen den Platz an, wo ſie ſitzen ſollten. Sie ſteckten vielmehr die Köpfe zuſammen, pisperten und lachten. Der Lehrer trat jetzt herein, ſtellte ſie den übrigen Schülern vor, ermahnte ſie, gegen ſie liebreich und gefällig zu ſeyn, und wies jedem den Platz an, wo er künftig ſitzen ſollte. Die Anrede des Lehrers machte, daß das Lachen aufhörte. Sobald Emmerich und Joſeph aber anfingen zu leſen, ſo ging das Pispern und Lachen von neuem los. Beyde hatten in ihrer Ausſprache einen Fehler. Emmerich konnte den Buchſtaben R nicht ausſprechen und Joſeph ſtotterte. Als nun Emmerich leſen mußte: Der Regenwurm kriecht auf der Erde — ſo klang es freylich etwas ſonderbar; noch ſonderbarer aber als Joſeph las: De de de der Re Re Re Regenwurm. Die muthwilligen Schüler ſahen und ſtieſſen einander an und ziſchelten einander in die Ohren. So bald nun der Lehrer ſich entfernt hatte, mußten ſich die Fremdlinge von den ungezognen Schülern öffentlich verſpotten laſſen. Da bath einer den Emmerich, das Wort Regenwurm noch Ein Mahl auszuſprechen, und, da er es that: ſo ſchlugen die übrigen ein lautes Gelächter auf; dort ſtotterten einige de de de der Re Re Re

Regenwurm, und es erfolgte wieder ein lautes Gelächter. Emmerich wurde darüber ſehr zornig und ſchlug den einen Buben, der ihn am mehreſten neckte, ſo heftig in das Geſicht, daß ihm das Blut aus der Naſe lief. Da fielen die übrigen über ihn her, ſchlugen ihn und zogen ihn bey den Haaren umher. Zum Glück kam ein guter Bürger, der ſich des Emmerich annahm, und ihn aus den Händen dieſer Buben befreyete. Ja er ging noch weiter, er verklagte ſie bey dem Rektor, und bath ihn, ſie wegen ihrer Ungezogenheit abzuſtrafen.

Dieß geſchah den folgenden Tag auch wirklich. Da aber faſt die ganze Schule gegen Emmerich aufſtand und ihn verklagte, daß er einen Schüler blutig geſchlagen habe: ſo bekam er einen ſtarken Verweis, und der Rektor drohete, daß er ihn weit ſtärker ſtrafen würde, wenn ſo etwas noch Ein Mahl vorfiele.

So etwas fiel aber nicht noch Ein Mahl, ſondern mehrere Mahle vor. Die Schüler wa-

waren wegen der Strafe, die ſie hatten dulden müſſen, auf Emmerich ſehr böſe geworden und plagten ihn noch weit mehr. Dieſer wehrte ſich, ſchimpfte, ſchlug und warf auch wohl mit Steinen. So verging kein Tag, an dem er nicht Verdruß und Schlägerey gehabt hätte. Von ſeinen Lehrern bekam er mehrere Mahle empfindliche Strafen; und ſie verachteten ihn als einen unverträglichen, zankſüchtigen Menſchen.

Ganz anders betrug ſich Joſeph. Daß er wegen ſeines Stotterns öffentlich verlacht wurde, das kränkte ihn freylich, und man will ſogar gemerkt haben, daß ihm einige Thränen über die Backen rollten, die er unter dem Schnupftuche, das er vor das Geſicht hielt, zu verbergen ſuchte. Als er nach Hauſe kam, ſetzte er ſich in einen Winkel, und ließ ſeinen Thränen freyen Lauf.

Warum weinſt du, Joſeph? fragte ihn ſein Vetter, als er es bemerkte. Joſeph erzählte ihm ſchluchzend den ganzen Vorfall. Ich will dir, fuhr ſein Vetter fort, einen guten Rath geben, wie du es anfangen mußt, daß dir das ſchändliche Betragen deiner Mitſchüler nicht nur nichts ſchade, ſondern ſogar nützlich werde. Gib Achtung! Sie verſpotten dich wegen deines Stotterns? Gewöhne dir das Stottern ab!

J. Das kann ich nicht.

V. Das kannſt du allerdings, wenn du dir nur ernſtlich Mühe gibſt. Stottere ich denn? und doch ſtotterte ich auch, als ich in deinen Jahren war.

J. Wenn ich mir nun das Stottern abgewöhnt habe, werden mich dann die Schüler gar nicht mehr hudeln?

V. Das will ich nicht ſagen. Wahrſcheinlich werden ſie dann dich wegen anderer Gewohnheiten lächerlich zu machen ſuchen. Sind dieß nun Fehler: ſo lege ſie auch ab; ſind's aber keine Fehler: ſo achte nicht darauf.

J. Wenn ſie mich aber ſchimpfen?

V. So mußt du denken, daß ſie ſich ſelbſt ſchimpfen, und du doch bleibſt, wer du biſt.

Dieß iſt mein guter Rath, den ich dir, lieber Joſeph, gebe. Was mußt du thun, wenn er dir etwas helfen ſoll?

J. Ich muß ihn befolgen.

V. Ganz recht! Es iſt mit dem guten Rathe, wie mit einer Arzney. Wenn dieſe etwas helfen ſoll: ſo muß man ſie einnehmen, und wenn jener uns nützen ſoll: ſo muß man ihn befolgen.

Joſeph befolgte den guten Rath wirklich. Er las ſeinem Vetter täglich eine halbe Stunde aus einem Buche recht langſam und deutlich vor. Er ſprach äußerſt wenig, aber das Wenige, was er ſprach, ſagte er recht deutlich und bedachtſam. Was geſchah? In vier Wochen hatte er ſich das Stottern abgewöhnt; und freuete ſich innig darüber.

Er war nun nicht mehr ſo böſe auf ſeine Mitſchüler. Hätten ſie mich wegen meines Stotterns nicht ſo ſehr gekränkt, dachte er, ich ſtotterte noch immer. Da er ſich ſehr hütete, irgend einen zu beleidigen, gegen jeden vielmehr gefällig war: ſo wurde er auch von ihnen weniger beleidiget. Ganz blieben die Beleidigungen freylich nicht weg. Viele dieſer jungen Leute hatten ſich das Necken, Zanken, Schimpfen ſo angewöhnt, daß ſie es nun nicht mehr laſſen konnten.

Joſeph gab ſich aber viele Mühe ſeinen Zorn zu unterdrücken, ſo oft ſie ihm Beleidigungen zufügten. So ſtieß er einmahl, aus Verſehen, ſeines Nachbars Dintenfaß um. Wüthend fuhr dieſer auf und ſagte: du Schwein — was haſt du gemacht?

Es iſt aus Verſehen geſchehen, ſagte Joſeph, hohlte ſogleich Papier, wiſchte die Dinte weg, füllte das Dintenfaß wieder mit Dinte an, und bath ihn — nimm es ja nicht übel!

Du biſt doch ein altes Schwein! ſagte dieſer wieder.

Ich verſichere dir nochmahls, erwiederte Joſeph, daß ich aus Verſehen das Dintenfaß umgeſtoßen habe.

Der böſe Menſch ſagte aber nochmahls: du biſt doch eine alte Sau, und ſtieß den betrübten Joſeph mit dem Fuße.

Was gibts hier? fragte der Rektor, der dieß bemerkte.

Da fuhr der böſe Schüler auf und ſagte: ſehen Sie nur Herr Rektor! was der Joſeph für ein altes Schwein iſt, da hat er die Dinte umgegoſſen und den ganzen Tiſch beſchmutzt.

Hans, ein Schüler der gegenüber ſaß, konnte dazu nicht ſchweigen. Herr Rektor! ſagte er, ich will Ihnen alles ſagen, wie es geweſen iſt. Joſeph hat das Dintenfaß wirklich umgeſtoßen; er that es aber aus Verſehen, er hat ſeinen Nachbar um Verzeihung gebethen, hat das Dintenfleck abgewiſcht, hat das Dintenfaß wieder mit Dinte gefüllt, und dieſer ſchimpft ihn immer noch ein altes Schwein, und tritt nach ihm.

Nun Stephan! fragte Herr Tillmann, wenn du Rektor geweſen wäreſt, welchen hätteſt du denn für den Vernünftigſten gehalten?

Den Joſeph, ſagte Stephan.

Merk' es lieber Freund! fuhr Herr Tillmann fort, und wache ja über dich, damit der Zorn dich niemahls verleite unvernünftig zu handeln, und dich in den Augen vernünftiger Menſchen verächtlich zu machen.

Die Kinder hatten den verträglichen Joſeph alle lieb gewonnen, und waren mit Emmerich unzufrieden. Jedes wollte gern das Lob haben, eben ſo verträglich wie Joſeph zu ſeyn; daher kam es daß einige Wochen lang gar kein Streit unter ihnen vorfiel, weil jedes ſich hütete das andere zu beleidigen. Bey den Spielen fiel freylich manches vor, was Zank hätte veranlaſſen können, wenn jedes hätte aufſahren und ſchimpfen und drohen wollen. So trat ein Mahl Heinrich Julien aus Verſehen ſo ſtark auf den Fuß, daß dieſe vor

Schmerz ſich zuſammen krümmte; Stephan warf bey dem Ballſpiele den Ball nach Heinrich, und traf das Auge, welches ihm ſo ſchmerzte, daß er es mit einem Schnupftuche zubinden mußte. Aber niemand zankte deßwegen. Heinrich bath Julien, und Stephan bath Heinrichen ſogleich um Verzeihung, und weder Julie noch Heinrich machten wegen des Schmerzes, den ſie fühlten, den andern Vorwürfe. Sie waren auch ſo fleißig, ordentlich und folgſam, daß Herr Ehrenfried kein Bedenken trug, ihnen eine kleine Reiſe zu erlauben, ſobald als ſich dazu eine Veranlaſſung fände. Dieſe fand ſich bald.

Sechs und zwanzigſter Abſchnitt.

Als die Familie einmahl bey Tiſche ſaß, trat der Bediente herein, und ſagte: wiſſen Sie ſchon, Herr Ehrenfried, daß künftitigen Montag 2000 Ruſſen auf der Landſtraße vorbeyziehen werden?

Ruſſen? ſagte Heinrich. Ach, Vater, laß uns doch nach der Landſtraße gehen, daß wir die Ruſſen ſehen! Wer weiß ob jemahls wieder Ruſſen in unſere Gegend kommen werden? So wie Heinrich bathen auch die übrigen Kinder.

Herr Ehrenfried überlegte es, und ſein Entſchluß fiel ſo aus, wie ihn die Kinder wünſchten. Da der Montag kam, ließ er ſeinen Wagen anſpannen und ſetzte ſich, nebſt ſeiner Frau und Julien, hinein; Herr Tillmann aber ging mit Heinrich und Stephan zu Fuße.

Die Begierde Ruſſen zu ſehen machte, daß ſie ſehr hurtig drauf los ſchritten. Wären ſie in dieſem Schritte fortgegangen; ſo hätten ſie ihren Weg vielleicht in einer Stunde geendigt. In der Vorſtadt gab es aber einen Aufenthalt. Sie hörten da ein wildes Geſchrey, und als ſie ſich ihm näherten, fanden ſie, daß es von einem Haufen Kinder herrührte, unter den ſich auch mehrere Erwachſene gemiſcht hatten. Ha! Ha! Ha! ertönte es von neuem. Herr General! riefen einige! Ihro Erzellenz! riefen andere, und alle ſchlugen ein lautes Gelächter auf.

Was gibt es denn hier? fragte Herr Tillmann.

Ach ſehen Sie nur! ſagten ein Paar Knaben, da iſt der General Souwarow!

Als er näher hinzutrat, ſah er einen Mann, der den Hut mit Flederwiſchen beſetzt, und ihn tief in die Augen gedrückt hatte. An der Seite trug er einen alten verroſteten Degen, und auf der Bruſt einige Kreuze, die aus blechernen Löffelſtielen verfertigt waren. Jetzt hob er ſeinen Stab in die Höhe, und rief: Hört, ihr Hunde! bald will ich euch mores lehren. In einer Stunde, da iſt meine Armee da — hundert tauſend Mann, ſo wahr ich Suwarow heiſſe, da geht es Pif! paf! puf! dà will ich euch mit meinen Kanonen etwas vororgeln, daß euch Hören und Sehen vergehen ſoll.

Der ganze Hauſe brach wieder in ein lautes Gelächter aus, einer ſtieß, der andere raufte ihn, und jede Neckerey wurde von den übrigen laut belacht. Nur Herr Tillmann betrachtete den unglücklichen Mann mit Mitleiden. Seine Zöglinge ſahen auf ihn, und da ſie ſein Mitleiden bemerkten: ſo wurden ſie ſtille und lachten nicht mehr.

Er ging darauf in ein Haus, kam bald zurück, faßte den Unglücklichen, der allenthalben von dem Schlamme beſchmutzt war, mit dem ihn die muthwilligen Knaben beworfen hatten, bey der Hand, und ſagte: treten Sie hier in das Haus, Herr General, und erwarten da die Ankunft Ihrer Truppen.

Dieſer zog unwillig die Hand zurück, und wollte mit dem Stocke nach ihm ſchlagen; als aber Herr Tillmann ſagte, er ſey ein Ruſſiſcher Geſandter: ſo wurde er freundlich und folgte ihm. Herr Tillmann ſchloß darauf die Hausthür zu, und der muthwillige Hauſe zerſtreuete ſich.

Sind meine Truppen weit von hier? fragte der Unglückliche.

Ungefähr eine halbe Meile, war Herrn Tillmanns Antwort.

Darauf fing er an, Herrn Tillmann weitläuftig zu erzählen, wie viele Schlachten er gewonnen, wie viele Türken er erschlagen, wie er alle diese Orden, die er auf der Bruſt hatte, erworben hätte.

Herr Tillmann gab ſich viele Mühe ihn zu überzeugen, daß er ſich dieß alles einbilde; es war aber alles vergeblich. Der Mann ſchwor, er ſey der General Souwarow, und verſicherte, er wolle heute noch alle, die daran zweifelten, ſeine ſchwere Hand fühlen laſſen.

Da drehete ſich Herr Tillmann um und ſagte zu ſeinen Zöglingen: der arme Mann! ſchwerlich wird ihm können geholfen werden.

Jetzt kam die Bürgerwache nebſt ein Paar Sänftenträgern, die ihn nöthigten, ſich in eine Sänfte zu ſetzen. Anfänglich wollte er nicht; da man ihm aber verſicherte, te, daß der Ruſſiſche Staab ihn erwarte, und es doch unſchicklich ſey, daß ein General zu Fuße gehe: ſo gab er endlich nach.

Man trug ihn nun fort ins Irrenhaus, damit er gegen die Mißhandlungen des Pöbels geſichert wäre, und man verſuchen könnte, ob es nicht möglich ſey, ihm den Gebrauch ſeiner Vernunft wieder zu verſchaffen.

Nun, lieben Freunde! ſagte Herr Tillmann zu ſeinen Zöglingen, laßt uns eilen, ſonſt möchten wir über den eingebildeten Ruſſiſchen General die wirklichen Ruſſen verfehlen.

Es wurde nun friſch fortgeſchritten, und der Hauswirth zu dem er den Verirrten geführt hatte, ſchloß ſich an die Geſellſchaft an.

Wer iſt denn, fragte Heinrich, dieſer Mann, der ſich einbildet, er ſey Souwarow?

Ach ein armer unglücklicher Mann! antwörtete der Hauswirth. Er iſt eigentlich ein Kaufmann, der aber immer viel Stolz beſaß, und mehr als andere Leute ſeyn wollte. Um geſchwind recht reich zu werden, ließ er eine ungeheuere Menge Kaffee und Zucker von Hamburg kommen, und glaubte daß er ſeine Waaren ſogleich verkaufen und recht viel dabey gewinnen würde. Er irrte ſich aber. Der Preiß von Zucker und Kaffee fiel ſo ſtark, daß er kaum halb ſo viel dafür erhielt, als er bezahlen mußte. Nun drangen die Kaufleute darauf, daß er das Geld für die erhaltenen Waaren einſchicken ſollte. Da er es nicht konnte, wurden alle ſeine Waaren, ſein Haus und Hausgeräthe verkauft, und er behielt nichts, als einige Kleidungsſtücke für ſich und ſeine Familie übrig. Seine Frau betrübte ſich darüber ſo ſehr, daß ſie nach wenigen Wochen ſtarb.

Da ſaß nun der arme bekümmerte Mann, ohne Vermögen, ohne Frau, ohne Hausmutter, mit drey kleinen unerzogenen Kindern, die immer um Brot winmerten. Eins war ihm aber doch noch übrig geblieben — ſeine Vernunft. Wenn er dieſe doch nur angewendet, wenn er nur recht nachgedacht hätte: ſo würde er ſich noch haben retten können. Denn dabey bleibe ich, wenn der Menſch nur recht nachdenkt, ſo kann er ſich aus der größten Noth helfen. Ach aber ſein letztes, was er noch hatte — ſeine Vernunſt verlor er auch.

Statt daß er hätte überlegen ſollen, wie er wieder einen kleinen Handel anfangen, und damit ſich und ſeine Kinder erretten könnte, ließ er den Muth ſinken und glaubte, ihm könne nicht mehr geholfen werden.

Seit einigen Tagen ſchlich er, mit geſenktem Kopfe an dem Ufer des Fluſſes herum, und geſtern brach ſein Tiefſinn in wirkliche Narrheit aus, und er bildete ſich ein, er ſey der General Souwarow.

Der arme unglückliche Mann! Vernunſt verloren — alles verloren. Nun kann er nicht mehr nachdenken, nun kann er ſeine Umſtände nicht mehr verbeſſern, nun haben ſeine Kinder ihren Vater und Verſorger verloren.

Heinrichen liefen, während dieſer Erzählung, ein Paar Thränen über die Backen.

Und gleichwohl, ſagte Herr Tillmann, gibt es Leute, die ſolche Unglückliche verſpotten können.

Leider! antwortete ſein Begleiter. Wenn jemand beſtohlen wird, wenn ihm ſein Haus abbrennt, wenn er einen Arm oder ein Bein zerbricht, wenn ihm ein Kind ſtirbt: ſo finden ſich allenthalben Leute, die ihn bedauern — wenn ihm aber das größte Unglück begegnet, das man ſich denken kann; wenn er den Gebrauch ſeiner Vernunft verliert: ſo tritt man hin und lacht, und ſucht ihn wohl noch närriſcher zu machen. Die Ordenskreuze von Blech, die dieſer arme Mann auf der Bruſt trug, hat ihm ein Student gegeben, und ihm dabey geſagt, daß ſie ein Geſchenk vom Ruſſiſchen Kaiſer wären. Dadurch iſt der Mann in ſeinem Wahne, er ſey der General Souwarow, noch mehr beſtärkt worden.

Meine Kinder werden hoffentlich nie ſo unvernünftig und lieblos ſich betragen: weil ich ihnen, ſo oft ſie einen Menſchen ſehen, der närriſch geworden iſt, ſage, wie unglücklich und bedauernswerth er ſey.

Und meine Zöglinge? fragte Herr Tillmann, indem er einen Blick auf Heinrich und Stephan warf.

Sie ſchloſſen ſich an ihn und ſagten; gewiß! gewiß werden wir nie einen ſolchen Unglücklichen verſpotten.

Sieben und zwanzigſter Abſchnitt.

Während dieſes Geſprächs kam die Geſellſchafft der Landſtraße, auf welcher die Ruſſen vorbeyziehen ſollten, immer näher. Die Augen aller waren dahin gerichtet, als auf Ein Mahl Stephan rief: Herr Tillmann dort ziehen die Ruſſen! ſehen Sie?

Wahrhaftig das ſind die Ruſſen! ſagte Heinrich — und, alle ſchritten nun hurtig drauf los.

Bald darauf ſahen ſie aber, daß ſie ſich getäuſcht hatten. Ein Reiter von den vermeynten Ruſſen ſprengte auf ſie los, und fragte auf gut Deutſch die Kleinen, ob ſie nicht Luſt hätten Dienſte zu nehmen? Die Deutſche Jugend hätte ſich verbunden den Ruſſen entgegen zu ziehen, und ſie gefangen zu nehmen.

Die Kleinen ſahen den Reiter lächelnd, vom Kopfe bis auf die Füße, an und wußten nicht was ſie antworten ſollten. Den Hut hatte er auf ein Ohr geſetzt, wie Reiter zu thun pflegen; im Uebrigen aber war doch noch zwiſchen ihm und einem eigentlichen Reiter einiger Unterſchied. Sein Pferd z. E. war weiter nichts als ein Stecken und ſein Säbel ſah dem Pferde ſo ähnlich, wie ein Ey dem andern.

Wie ſtark iſt denn euer Heer? fragte Herr Tillmann.

Ueber hundert Mann, war ſeine Antwort. Nun, ſagte Herr Tillmann, ich will ſelbſt kommen und das Heer in Augenſchein nehmen. Wenn ich dann ſehe, daß ihr gute Mannszucht haltet: ſo will ich meinen Zöglingen erlauben bey euch Dienſte zu nehmen.

Jetzt waren ſie bey dem Heere angekommen. Ein luſtiger Knabe, Nahmens Ehrenſchwerd, hatte den Einfall gehabt, alle Knaben, die gekommen waren die Ruſſen zu ſehen, anzuwerben. Einem Theile hatte er Stecken untergezogen, und ſie zu Reitern erklärt; andere hatte er zu Fußgängern angenommen, und jene mit Säbeln, dieſe aber mit Flinten und Säbeln bewaffnet, die in dem nächſten Walde waren abgeſchnitten worden. Der Hut eines jeden war mit einem Zweige geſchmückt.

Jetzt wurde das Heer geübt. Bald mußte es 4 Mann hoch marſchiren, bald rief der kleine General halt! halb rechts ſchwenket euch! und ſie ſtanden alle in einer geraden Linie. Vorwärts hieß es nun!

und die Linie bewegte ſich fort. Dann wurde kommandirt: Feuer! und alle feuerten ab, aber nur mit dem Munde, indem ſie mit Einer Stimme rieſen: pauf!

Mehrere hundert Erwachſene waren zugegen, die mit Vergnügen dieſen kriegeriſchen Uebungen zuſahen. Auch Heinrich und Stephan hatten ihre Freude daran, und bathen ihren Erzieher ihnen doch zu erlauben an dieſen Uebungen Theil zu nehmen.

Herr Tillmann war auch nicht abgeneigt ihnen dieſe Erlaubniß zu ertheilen. Allein ein unvermutheter Angriff, den dieſe junge Mannſchaft aushalten mußte, hielt ihn davon ab.

Wurden ſie vielleicht von den Ruſſen überfallen?

Dieß nicht. Drey Deutſche mit knotigen Stöcken bewaffnet, ein benachbarter Gutsbeſitzer mit ſeinen zwey Knechten, waren es, die auf dieß furchtbare Heer einen Angriff machten.

Ihr Jungens! ſagte der Gutsbeſitzer, wenn ihr euch eine Luſt machen wollt, ſo thut es, aber nicht auf anderer Leute Unkoſten. Wer hat euch geheißen in mein Buchenwäldchen einzufallen, und junge Buchen abzuſchneiden? Mehr als 200 Buchen habt ihr ja abgeſchnitten, und meine ganze Anpflanzung zu Grunde gerichtet. Ihr wollt Vaterlandsvertheidiger ſeyn? ſchöne Vertheidiger! die beym erſten Ausrücken mehr Schaden thun, als der Feind kaum würde gethan haben. Ich will mich aber ſchon bezahlt machen. Peter! Jürge! zugegriffen!

Sogleich griffen die beyden Knechte zu, jeder faßte ein Paar Knaben und zog ſie mit ſich fort.

Dieſe ſchrieen um Hülfe, und das ganze Heer ſtreckte das Gewehr, indem es ſeine Waffen und Pferde von ſich warf und ſich zerſtreuete.

Ihr ſollt mir meine Waldung, die ihr mir zu Grunde gerichtet habt, ſagte **Helm**, der Gutsbeſitzer, bezahlen, darauf beſtehe ich.

Die Knaben heulten jämmerlich; mehrere Zuſchauer bathen für ſie; es half aber nichts.

Wir ſind es ja nicht allein geweſen, die die Buchen abſchnitten, ſagte der eine, die andern haben auch mit geholfen.

Gut! ſagte Helm, nennet mir ſie, ſo ſollen ſie auch mit bezahlen.

So wurden die Gefangenen immer weiter nach dem Gutshauſe fortgeſchleppt, wo ſie eingeſperrt werden ſollten, als zu ihrer großen Freude ein Reiter zu ihrer Befreyung herbeyſprengte.

Es war des Generals Ehrenſchwerd Vater.

Was thun Sie hier Herr Helm? fragte er

H. Ich habe da ein Paar Buben aufgegriffen, die mein Buchenwäldchen zu Grunde gerichtet haben, und die es nun bezahlen ſollen.

E. Wie hoch ſchätzen ſie denn ihren Schaden?

H. Der kann gar nicht berechnet werden.

E. Ich ſollte aber doch meynen, daß

Sie dieß könnten. Wieviel Bäumchen ſind ihnen denn abgeſchnitten worden?

H. Weit über zweyhundert.

E. Und wie viel iſt jedes werth?

H. Das iſt eine ſonderbare Frage. Wenn es abgeſchnitten iſt: ſo gibt mir niemand 6 Pfennige vor. Hebe ich es aber mit der Wurzel aus: ſo koſtet es wenigſtens einen Groſchen. Dafür ſind mir aber die Stämmchen gar nicht feil. Wenn ſie ſtehen blieben ſo wurden ſie alle Jahre höher und ſtärker, nach vierzig Jahren gab jeder Baum eine Klaſter Holz. Rechnen Sie nun einmahl was zweyhundert Klaſtern hartes Holz werth ſind.

E. Ja wenn Sie ſo rechnen wollen.

H. So rechne ich aber. Dieß iſts aber noch nicht alles. Ich bringe auch das Aergerniß mit in Anſchlag, das mir der Muthwille dieſer Knaben verurſacht hat. Herr! der ganze Platz, den Sie dort ſehen, war ſonſt wüſte, ich habe ihn umreiſſen laſſen, mit meinen eigenen Händen habe ich die Buchecken drauf ausgeſtreuet. Als ſie aufgin gingen: ſo freuete ich mich, wie meine Kinder am Weihnachtsabend. Wollte ich mir Sonntags ein Vergnügen machen: ſo ging ich mit meiner Frau und meinen Kindern hierher, und wir erzählten einander, wie es ſo ſchön ſeyn würde, wenn dieſe Bäume einmahl groß wären, und wir uns in ihren Schatten lagern könnten, und wie viele Klaftern Holz einmahl daraus würden geſchlagen werden können. Wenn unſere Nachkommen einmahl Holzmangel drückt: ſagte ich oft, ſo werden viele Familien aus dieſem Wäldchen ihre Feuerung ziehen können. Um dieſe Freude nun haben mich dieſe Buben gebracht. Der ganze Platz, wo ſie gehauſet haben, iſt verwüſtet.

E. Sie können ihn ja aber wieder beſäen.

H. Freylich kann ich dieß. Wird aber der Saame wieder eben ſo gut aufgehen? und wenn er aufgeht, muß ich nicht zehen Jahre warten, ehe die Reiſer wieder ſo groß werden, als dieſe Stämmchen waren? und wer iſt mir denn gut dafür daß nicht einmahl

mahl wieder ein Heer muthwilliger Buben einfällt, und ſie zu Grunde richtet?

E. Mein lieber Herr Helm! Ihr Schade kann Ihnen nicht ſo empfindlich ſeyn als er mir iſt. Ich habe auch Baumpflanzungen, und weiß, wie wehe es mir thut, wenn mir ein Stämmchen verderbet wird. Bedenken Sie aber, es ſind Kinder die dieſen Schaden angerichtet haben.

H. Da muß man ſie für ihre Unbeſonnenheit beſtrafen, damit ſie für die Zukunft bedachtſamer werden.

E. Und wenn ſie nun darauf beſtünden, daß ihnen für ihren Schaden einige hundert Thaler gezahlt würden, wer müßte denn die Zahlung leiſten?

H. Verſteht ſich, die Aeltern.

E. Und dieſe haben Ihnen den Schaden doch nicht zugefügt. Laſſen Sie uns die Sache in Güte beylegen. Ich bin der Vater des Knaben, der das Soldatenſpiel angefangen hat. Ich will daher für alle Knaben bezahlen, und biete Ihnen hiermit zehen Thaler an. Wollen Sie dieſelben annehmen?

H. Für Sie iſt das zu viel: denn Sie ſind an der ganzen Sache unſchuldig. Zur Erſetzung meines Schadens iſt es aber zu wenig. Doch da Sie ein ſo guter friedliebender Mann ſind: ſo will ich das Geld annehmen. Nur bitte ich mir aus, daß Sie dafür ſorgen, daß die Kinder für ihre Unbeſonnenheit abgeſtraft werden, und daß man ihnen ſage, wie lange ein Baum wachſen muß, ehe er ſeine Größe erreicht, wie vielen Nutzen er ſchafft, und was für Schaden derjenige thut, der einen jungen Baum verderbt. Sie können nicht glauben, was für Verdruß mir durch die unbeſonnene Jugend in meinen Baumpflanzungen zugezogen wird. Faſt allemahl wenn ich ſie beſuche, finde ich Stämmchen die verderbt ſind. Sehen Sie mein Herr! rechter Hand jenen Hügel, der mit Bäumen bepflanzet iſt? und vor ſich dieſe zwey Reihen Bäume an der Landſtraße? Dieſe habe ich alle pflanzen laſſen. Meinen Kindern, wenn ſie an Kirſchen oder anderm Obſte ſich laben: ſage ich oft, ſchmeckt es euch? Dieſe Früchte hättet ihr nicht, wenn andere Leute nicht Bäume gepflanzt hätten. Seyd alſo dankbar, und ſorgt mit dafür daß wir auch Bäume pflanzen, damit die Nachkommen, an ihren Früchten ſich laben können. So ſpreche ich auch zu ihnen, wenn ſie im Winter ſich der Stubenwärme freuen, oder in der Küche zuſehen; wie ihre Speiſen am Feuer zubereitet werden; dieſe Feuerung hätten wir nicht, ſage ich bisweilen, wenn unſere Vorfahren nicht für Holzanpflanzungen und Erhaltung derſelben geſorgt hätten. Wir brennen jährlich ſo vieles Holz weg, laßt uns dafür ſorgen, daß wieder anderes angepflanzt werde!

Solche Ermahnungen ſind bey meinen Kindern nicht umſonſt geweſen. Vorſetzlich beſchädigt hat gewiß noch keins ein Stämmchen; aber gepflanzt haben ſie mehrere Hunderte. Sehen ſie dort jene Reihe Pappeln hinter meiner Scheuer? die hat mein Karl gepflanzt, und jene Weidenpflanpflanzung? die hat mein Wilhelm angelegt. Wenn Sie zu mir kommen ſollten: ſo würden Sie gewiß ihre Freude haben, an meinen Baumſchulen. Viele tauſend Stämmchen ſtehen darin. Die ſind alle durch meine Familie gepflanzet. Von allem Obſte das wir eſſen, ſammeln wir die Kerne, und ſäen ſie aus. Sind die Reiſer, die daraus gekommen ſind, herangewachſen: ſo verpflanzen und impfen oder pfropfen wir ſie.

Hier ſagte er ſeinen Knechten etwas in das Ohr, die ſich ſogleich entfernten.

Herr Ehrenſchwerd bezahlte dann die verſprochenen zehen Thaler, und verſicherte, er wolle es dahin zu bringen ſuchen, daß weder ſein Sohn noch die andern Knaben, die er kenne, wieder einen jungen Baum beſchädigen ſollten

Er wollte ſich nun entfernen, Herr Helm hielt ihn aber auf, bis die Knechte zurückkamen und ein Paar Körbe voll Pflaumen brachten.

Hier meine Herren! ſagte Herr Helm, haben Sie etwas aus meinen Pflanzungen.

Greifen Sie zu und genießen Sie! Alle griffen zu, und lobten den vortrefflichen Geſchmack der Pflaumen; Auch Herrn Helms Gefangene mußten einige Pflaumen nehmen. Sie thaten es mit zitternden Händen. Als die Pflaumen genoſſen waren, bemerkte Herr Helm, daß jedes Kind ein Papier aus der Taſche zog und die Pflaumenkerne einwickelte.

Schön! ſagte er. Fahret ſo fort lieben Kinder die Kerne zu ſammeln um Bäume zu pflanzen: ſo werdet ihr die Bäume lieb gewinnen, und keinem wird es wieder einfallen ein Bäumchen zu verletzen.

Heinrich und Stephan haben von dieſer Zeit an immer die Kerne von den Baumfrüchten, die ſie aßen, geſammelt und ausgeſäet. Fehlte es ihnen dazu an Platze: ſo überſchickten ſie dieſelben dem guten Herrn Helm.

Acht und zwanzigſter Abſchnitt.

Jetzt hörte man rufen: die Ruſſen kommen.

Die ganze Geſellſchaft eilte nach der Landſtraße zu, um dieſe Fremdlinge zu ſehen.

Drey tauſend Mann waren es, die in der größten Ordnung und Stille mit hurtigen Schritten über die Straße zogen. Manche hatten ein furchtbares Anſehen. Alle aber waren gegen die Umſtehenden, beſonders gegen die Kinder, freundlich, und mancher Schnurrbart druckte, im Vorbeygehen, einem nahe ſtehenden Kinde die Hand, und both ihm, auf Ruſſiſch, einen guten Tag. Auch dem Stephan nickte ein alter Graukopf, der von einem Säbelhiebe eine Narbe über den rechten Backen hatte, freundlich zu und that auf Ruſſiſch eine Frage an ihn, die dieſer aber nicht beantworten konnte.

Nach

Nachdem ſie mit Bewunderung, über die Stille und Ordnung, welche dieſe Leute beobachteten, dem Zuge einige Minuten zugeſehen hatten; gab der Ruſſiſche General Befehl halt zu machen, und alle ſtanden ſogleich ſtille, kein einziger ging weiter, und lagerten ſich um auszuruhen. Da hatten die Kinder nun recht Zeit dieſe Leute, die man ihnen ſo ſchrecklich beſchrieben hatte, in der Nähe zu betrachten.

Die Zeit der Ruhe wendeten ſie an, um eine kleine Mahlzeit zu genießen, die wenig Zubereitung koſtete. Jeder hohlte ein Stück ſchwarzes Brot aus ſeinem Ranzen, das er ſich gut ſchmecken ließ. Darauf kamen einige Unterofficiere mit Brantweinsflaſchen, und Gläſern, gaben jedem Soldaten ein Glas voll Brantwein, das er hinunter ſchluckte, wie wenn es Waſſer wäre.

Heinrich ſah ihnen mit Verwunderung zu.

He! rief ihm ein Ruſſe zu, der eben ſein Glas bekommen hatte: Musje! will ſie nicht ſauf ein Schnaps?

Ich danke, ich danke, ſagte dieſer und wendete ſich zu Herrn Tillmann. Wie iſt es nur möglich ſagte er, daß dieſe Leute ſo viel Brantwein trinken können? Unſer Kutſcher gab mir einmahl ein Paar Tropfen zu koſten, der brannte ja wie Feuer. Wenn ich ſo ein Glas voll austrinken ſollte, ich glaube ich müßte ſterben.

Das könnte wohl ſeyn, antwortete Herr Tillman, du biſt aber auch kein Soldat und kein Ruſſe. Für manche Leute iſt der Brantwein ſehr gut, z. E. für Bauern, Soldaten, Matroſen, Reiſende, die in rauher feuchter Luft ſich aufhalten müſſen, dieſen ſchadet er nicht nur nichts, ſondern, er bekömmt ihnen auch wohl. Vorzüglich ſind die Ruſſen gewöhnt viel Brantwein zu trinken. Wer aber wenig Bewegung hat, der darf keinen Brantwein trinken, ſonſt wird er davon faul, dumm und kann leicht in eine auszehrende Krankheit verfallen. Am wenigſten dürfen Kinder dieß Getränk genießen. Für dieſe iſt er Gift, und man hat bemerkt, daß Kinder, die Brantwein tranken, das

Wachsthum verloren und immer klein und unanſehnlich blieben.

Der gute Appetit, mit welchem die Ruſſen ihre Mahlzeit verzehrten, erinnerte Frau Ehrenfried, auch auf die Bewirthung ihrer Geſellſchaft zu denken. Sie ließ daher ein Tiſchtuch auf den Raſen ausbreiten, und mit den Speiſen beſetzen, die ſie mitgenommen hatte, und die in kaltem Braten, Gebackenem und Pflaumen beſtanden. Auch dieſes wurde mit vielem Appetit verzehrt, und es war zweifelhaft, ob es den Ruſſen oder der Ehrenfriedſchen Geſellſchaft beſſer ſchmecke. Nur Herr Eberreis, ein Verwandter des Herrn Ehrenfried, der aus dem nahe liegenden Städtchen gekommen war, die Ruſſen zu ſehen, wollte keinen Theil an der Mahlzeit nehmen, ob er gleich von Frau Ehrenfried ſehr dazu genöthigt wurde.

Von allen dieſen Speiſen, ſagte er, kann mein Magen nichts vertragen. Ein Paar Löffel voll Suppe, ein junges Huhn, oder ein Täubchen, oder ein Stück mürbe gebratenes Wildbret, das iſt alles was ich genießen kann. Ich kann gar nicht begreifen, wie das Volk hier, die Ruſſen, ſo große Stücken ſchwarzes Brot verſchlucken kann. Sterben müßte ich wenn ich nur zwey Loth davon zu mir nehmen wollte.

Wenn du, Herr Bruder! ſagte Herr Ehrenfried, heute ſo weit gegangen wärſt, wie die Ruſſen: ſo würdeſt du auch mehr Appetit haben, und vielleicht ein Stück Ruſſiſches Brot gut finden.

So weit zu gehen, antwortete Herr Eberreis, erlauben mir meine Kräfte nicht. Ich habe gar ſchwache Füße.

Dieß kömmt daher, fuhr Herr Ehrenfried fort: weil du deine Kräfte nicht übeſt. Du haſt von deinem Vetter viel Geld geerbt, und biſt reich geworden. Seit dieſer Zeit wurdeſt du auch bequem. Du ſcheueteſt den Regen und die rauhe Witterung, und gingſt nicht eher vor die Thür, bis das Wetter recht milde war, und auch dann getraueteſt du dir nicht weiter zu gehen, als bis hier an den Dohlenlenhügel. Dadurch iſt dein Körper ſchwach geworden, und alles, das Arbeiten, das Gehen, und ſelbſt das Eſſen und Verdauen kommt dir ſauer an. Ich habe oft gedacht, daß es beſſer für dich geweſen wäre, wenn du arm bliebeſt. Vor zwanzig Jahren, da du noch zwey bis drey Stunden weit laufen mußteſt, um einige Gulden zu verdienen, da warſt du geſund und ſtark, Eſſen und Trinken ſchmeckte dir. Nun da du reich biſt, biſt du kränklich und ſchwach, und Speiſen, die dir ſonſt ſo herrlich ſchmeckten, betrachteſt du mit Eckel.

Herr Eberreis wollte noch allerley dagegen einwenden, allein ein Zug Wagen, der jetzt ankam, machte die ganze Geſellſchaft ſo neugierig, daß niemand mehr auf ihn merkte. Die mehreſten liefen hin um zu ſehen, was es hier gäbe, und fanden, daß ſämmtliche Wagen mit kranken Ruſſen beladen waren. Einige ſchliefen, andere lagen ganz ruhig, viele aber wimmerten, vor Schmerzen, die ſie empfanden.

Vorzüglich kläglich ſtellte ſich ein Kranker an, der, wie man nachher erfuhr, Torenskoy hieß. Ein ruſſiſcher Officier, nebſt ſeinem zehnjährigen Sohne, der den Vater mit in den Krieg begleitet hatte, beſtieg den Wagen, auf dem er lag, und unterhielt ſich mit ihm. Ob ſie gleich Ruſſiſch ſprachen, welches weder Herr Ehrenfried, noch Herr Tillmann, verſtand, ſo merkte man doch, daß ſie ihn herzlich bedauerten.

Auf ein Mahl ſprang der junge Ruſſe vom Wagen und rief, hat niemand etwas zu trinken?

Sogleich lief Heinrich zu ſeiner Mutter und kam mit einem Glaſe voll Wein zurück, das er dem jungen Ruſſen, welcher Wernikow hieß, reichte.

Nicht Wein, ſagte dieſer, der darf nicht trinken Wein, er will Waſſer.

Wie ein Pfeil flog Stephan fort, und brachte ein Glas voll Waſſer.

Wernikow dankte dafür höflich, und gab es dem Kranken.

Jetzt ſtiegen Vater und Sohn wieder vom Wagen herab, und der erſte blickte gen Himmel und ſeufzte.

Herr Ehrenfried näherte ſich ihm, und fragte: ſprechen Sie Deutſch?

O ja! antwortete dieſer, ich bin ſelbſt ein halber Deutſcher. Meine Mutter iſt aus Sachſen gebürtig.

E. Was fehlt denn dieſem Kranken, deſſen Sie ſich ſo liebreich annehmen?

W. Der arme Menſch hat die Gicht und muß ſchreckliche Schmerzen ausſtehen. Wenn ich ihm doch nur helfen könnte! Ich ſorge für alle Soldaten, die unter meiner Aufſicht ſtehen, und das iſt meine Schuldigkeit. Dieſer aber liegt mir vorzüglich am Herzen: denn er iſt mein Leibeigener. Ein freyer Menſch, wenn er in Noth kommt, kann ſich da und dorthin wenden, um Hülfe zu ſuchen; an wen ſoll ſich denn aber der arme Leibeigene halten? dieſer iſt ja an ſeinen Herrn gleichſam gebunden. Wenn ihn alſo dieſer verläßt, ſo iſt er ganz verlaſſen.

E. Sie denken ſehr edel.

W. Nicht edel, mein Herr! ich thue gar nichts Auſſerordentliches, nichts thue ich, als was jeder rechtſchaffene Mann thun muß. Was halten Sie denn von einem Menſchen, der ſein Zugvieh Noth leiden läßt? für einen ſchlechten Menſchen halten Sie ihn? Bey Gott! ich wäre noch ſchlechter, wenn ich mich meines Leibeigenen in der Noth nicht annehmen wollte. Er iſt ja doch mehr als ein Zugvieh, er iſt ein Menſch, wie ich. Was kann er denn dazu, daß er leibeigen iſt? Wäre ſein Vater ein Edelmann geweſen, und mein Vater ein Leibeigener: ſo wäre ich vielleicht ſein Unterthan. Schade! daß ich für ihn nicht viel mehr thun kann als ihn bedauern. Denn auf der Reiſe bin ich nicht im Stande, ihm die nöthige Verpflegung zu verſchaffen. Und die Reiſe dauert noch ſo lange — 200 Meilen müſſen wir noch machen, ehe ich auf mein Landgut komme. Das hält der Menſch nicht aus. Ich bringe ihn nicht bis an die Pohlniſche Grenze. O du armer Torenskoy!

Herr Helm, der dem guten Officier mit Verwunderung zugehört hatte, ergriff treuherzig ſeine Hand, und ſagte: wenn Sie Zutrauen zu mir haben, ſo will ich ihn mit auf mein Gut nehmen, das dort linker Hand liegt, und ihn ſo lange verpflegen, bis er wieder hergeſtellt iſt, und Ihnen folgen kann.

Das wollen Sie? fragte der Officier, wollen meinen Torenskoy verpflegen? O Sie ſind ein guter Mann! Die Koſten will ich gern tragen.

Wie wird's aber, fragte Herr Tillmann, mit der Rückreiſe ſtehen? wird Torenskoy auch wohl Luſt haben in die Leibeigenſchaft zurückzukehren?

Dafür laſſen Sie mich ſorgen, war ſeine Antwort. Torenskoy folgt mir bis nach Neuſeeland. In der Schlacht, in welcher wir beyde gefangen wurden, ſtürzte ich ſchwer verwundet, mit dem Pferde, und würde zertreten worden ſeyn, wenn

Torenskoy ſich meiner nicht angenommen hätte. Er ſprang aber herzu, nahm mich auf den Rücken, und trug mich aus dem Schlachtgetümmel auf einen ſichern Platz. Nein Torenskoy verläßt mich nicht, dafür ſtehe ich Ihnen.

Auf Herrn Helms Verordnung kam nun ein Karren mit Stroh und Betten herbey, auf welchen der Kranke gelegt und nach Helms Landgute abgeführt wurde.

Wernikow, Vater und Sohn nahmen von ihm wehmüthig, wie von einem Freunde, Abſchied, und Herr Helm erhielt vom Vater einen Beutel mit Geld. Dieß nehmen Sie an, lieber Freund! ſagte er und bezahlen davon, was zu ſeiner Verpflegung nöthig iſt. Das Uebrige geben Sie dem Torenskoy, wenn er wieder hergeſtellt iſt zu ſeiner Rückreiſe. Stirbt er — wie würde er mich dauern! ſtirbt er, je nun ſo nehmen ſie das übrige Geld, und ſchenken es einem andern Kranken, dem es an Pflege gebricht.

Durch die gute Pflege, die der Kranke in Herrn Helms Hauſe erhielt, wurde er bald wieder hergeſtellt; und kaum fühlte er ſich geſund: ſo ſagte er: nun kann ſich Torenskoy marſchir, nun geht ſich Torenskoy zu ſein Herr — iſt ſich gut Herr, ſehr gut Herr. Herr Helm gab ihm hierauf Geld zur Rückreiſe, er drückte ſeinen Wohlthäter dankbar die Hand und reiſte ab. Nach einem halben Jahre meldete Herr Wernikow, daß ſein Leibeigener glücklich wieder angekommen ſey, und ſich ſehr gefreuet habe, daß er ſeinen Herrn wieder gefunden hätte.

Um nun wieder auf die Ruſſen zu kommen: ſo erhielten ſie gleich, nachdem Torenskoy war abgeführt worden, Befehl zum Aufbruche, die Kranken wurden ihnen nachgeführt und die Menge von Zuſchauern zerſtreuete ſich. Nach einer Stunde war der Platz, auf welchem viele tauſend Menſchen verſammelt geweſen waren, wieder ganz leer.

Neun und zwanzigſter Abſchnitt.

Die Geſellſchaft, die zu Herrn Ehrenfried gehörte, ging auch zurück; Herr Ehrenfried ſelbſt, nebſt ſeiner Frau, Julien und den kleinen Kindern kamen, weil ſie im Wagen fuhren, ſehr bald zu Hauſe an; Herr Tillmann mit ſeinen Zöglingen, etwas langſamer. Zum Theil kam dieß daher: weil ſie auf dem Wege etwas aufgehalten wurden. Da ſie nähmlich noch eine halbe Stunde von der Stadt waren hörten ſie eine Frau ſehr jämmerlich weinen. Sie gingen ſogleich zu ihr, und Herr Tillmann fragte ſie: warum ſie denn weine?

Ach! ſagte ſie, lieber Herr! ſehen Sie nur wie es mir geht. Da habe ich den Acker Weitzen, das iſt mein ganzer Reichthum — Heute früh ſtand er wie ein Wald — das Herz im Leibe lachte mir, wenn ich ihn ſah — ich rechnete, daß ich einige dreißig Thaler daraus löſen wollte — davon dachte ich, kannſt du dir etwas Holz auf den Winter kaufen, und deine Tochter Hanne davon kleiden laſſen — nun ſehen Sie nur, wie der Acker ausſieht — wie wenn die Schweine drinne gewühlt hätten. Da iſt das gottloſe Volk den Ruſſen nachgelaufen, und, anſtatt daß es hätte ſollen im Wege bleiben, da iſt es durch meinen Acker gegangen. Freylich geht der Weg in die Krümme; um nun ein Paar hundert Schritte zu erſparen, um die die Landſtraße länger iſt, ſo iſt das unverſtändige Volk durch meinen Acker gegangen, geritten und gefahren, und hat meinen Weitzen mit einander in den Erdboden hinein getreten. Sollte man meinen, daß ein Menſch ſo lieblos gegen ſeinen Nebenmenſchen ſeyn könnte?

Herr Tillmann hörte dieſe Erzählung mit großem Unwillen an. Das ſind, ſagte er, Leute geweſen, die nur an ſich und nicht an andere denken; die nur ihr Vergnügen ſuchen, und ſich nichts daraus machen, wenn ihre Nebenmenſchen dadurch gekränkt und zu Grunde gerichtet werden ſollten. Wenn ich nur einen von dieſen unverſtändigen ſelbſtſüchtigen Menſchen kennen ſollte —

Einen kann ich Ihnen nennen, ſagte ſein Begleiter. Dieß iſt der Kutſcher Kilian, den habe ich ſelbſt mit einer Kutſche voll Leute durch den Weitzenacker fahren ſehen.

Schon gut! antwortete Herr Tillmann. Gehe ſie ruhig nach Hauſe, liebe Frau. Ich hoffe, ihr Schade ſoll bald erſetzt werden.

Ach, wer wollte mir den erſetzen? ſagte ſie.

Ohne zu antworten ging Herr Tillmann mit der Geſellſchaft fort.

Sie kamen alle ziemlich müde an, und kaum hatte Stephan den letzten Biſſen genoſſen: ſo fielen ihm auch die Augen zu, und er ließ den Kopf ſinken.

Die Kinder, ſagte Herr Tillmann, ſind ſehr müde, wie Sie ſehen, Herr Ehrenfried! und wenn Sie mir erlauben: ſo will ich ſie ei-

eine halbe Stunde eher, als gewöhnlich, zu Bette bringen. Aber bey Tiſche zu ſchlafen iſt doch unſchicklich. Stephan! Stephan!

Stephan ermunterte ſich mit vieler Mühe.

Stephan! gehe doch in den Hof und hohle mir aus dem Holzſtalle ein klein Stück Holz, daß ich mir einen Zahnſtocher daraus ſchnitzen kann.

Einen Zahnſtocher? antwortete Stephan, halb ſchlaftrunken. An dem Zahnſtocher wird Ihnen nicht viel gelegen ſeyn, Sie wollen nur daß ich nicht ſchlafen ſoll. So wankte er zur Stube hinaus.

Nach einigen Minuten kam er, ganz auſſer Athem wieder und ſagte: Ein Dieb! ein Dieb!

Kind! ſagte Herr Ehrenfried, du träumſt.

Ich träume gewiß nicht, antwortete er. Ich ging in den Holzſtall, und fühlte herum etwas Holz zu finden, da ergriff ich eine Menſchenhand. Wer da? fragte ich.

Da brummte jemand etwas, das ich nicht verſtand.

Herr Ehrenfried und Herr Tillmann ſahen einander an, und letzterer ſagte: das Ding iſt mir doch bedenklich: ich gehe hin, und ſehe was es da gibt. Ich gehe mit ſagte Herr Ehrenfried. Ich auch, ich auch, riefen die Kinder. Nein! antwortete Herr Ehrenfried; ihr bleibt hier. Den Bedienten will ich aber doch mit nehmen.

Der Bediente wurde gerufen, ſie nahmen eine Laterne, jeder bewaffnete ſich mit einem Stocke, und ſo zogen ſie nach dem Holzſtalle zu.

Bald kamen ſie zurück, und ſtellten den vermeinten Dieb der Geſellſchaft vor. Es war ein Ruſſe, mit einem großen Schnurrbarte, den die Geſellſchaft mit Erſtaunen anſah.

Verſtehſt du Deutſch? fragte ihn Herr Ehrenfried.

R. Nit viel.

E. Was willſt du hier?

R. Ick deſertirt bin.

E. Das iſt nicht gut. Ein braver Mann darf nicht deſertiren.

R. Ick bin enn brav Mann. Ick bin geweſt in der Schlacht; ick hab geſchoſſen und gehauen die Feind. Is mein Herr nit brav Mann — is mein Herr die Teufel. Das flucht mich, das ſchlägt mich, wie Hund ſchlägt es mich. Und hat ſich das Herr zwey kleine Bube — das iſt ſich auch zwey Teufel, fluch mich, ſchläg mich. Ick bin nit Hund, ick laß mich nit ſchlage, ick gehe nit nach Haus.

E. Aber wenn dich die Ruſſen bekommen, ſo ſchießen ſie dich ja todt.

R. Schieß mich todt! ſchieß mich todt, ick will nit Prügel, ick nit bin Hund.

Herr Ehrenfried hatte Mitleiden mit ihm, gab ihm ein Stück Brot, und ließ ihm ein Lager von Stroh im Holzſtalle zubereiten.

Durch dieſen unerwarteten Auftritt war alles munter gemacht worden, und es wurde darüber ſo viel geſprochen, daß man eine Stunde ſpäter zu Bette ging, als man ſich vorgenommen hatte.

Ich verdenke es dieſem armen Menſchen wirklich nicht, ſagte Herr Tillmann, daß er nicht wieder in ſein Vaterland zurück will. Denn welcher Menſch wird ſich wohl ganz ohne Urſache ſchlagen, und ſelbſt von Knaben mißhandeln laſſen?

Sollte das denn aber auch wahr ſeyn? fragte Heinrich. Ich kann doch wirklich nicht glauben, daß ein Menſch ſo böſe ſeyn könnte, daß er ohne Urſache ſeinen Mitmenſchen prügeln und mißhandeln könnte.

Solche böſe Menſchen, fuhr Herr Tillmann fort, gibt es aber wirklich bisweilen. Ich bin ſelbſt in einem Hauſe einmahl geweſen, wo die Knaben ſo ungezogen waren, daß ſie dem Leibeigenen aus bloßem Muthwillen ein Glas Waſſer ins Geſichte ſchütteten, oder die Meſſer nach ihm warfen, wann ſie nicht ganz rein geputzt waren.

Und ich bin einmahl in einem Hauſe geweſen, ſagte Frau Ehrenfried, wo das Geſinde, welches nicht leibeigen war, von den

Kindern eben ſo behandelt wurde. Dumme Gans — grober Eſel — das waren die gewöhnlichen Nahmen, die ſie ihm gaben.

Das Geſinde, ſagte Herr Ehrenfried, mag leibeigen oder nicht leibeigen ſeyn, ſo iſt es allemahl unrecht und ſchändlich, wenn man es kränkt. Ein guter Menſch kränkt gar niemanden, am wenigſten ſein Geſinde, dem er ſo vieles zu verdanken hat. Uebernimmt es nicht die beſchwerlichſten Arbeiten? müßten wir unſere Schuhe und Stiefeln nicht ſelbſt putzen? unſere Zimmer ſelbſt reinigen? unſere Wäſche ſelbſt waſchen, und unſere Speiſen ſelbſt zubereiten, wenn wir das Geſinde nicht hätten? So oft mir mein Johann meine geputzten Stiefeln hinſetzt: ſo blicke ich ihn freundlich an, und danke ihm in meinem Herzen, für die Mühe, die er für mich übernommen hat. Kinder, die alſo das Geſinde lieblos behandeln können, die ſind gewiß ſchlecht unterrichtet, und ſchlecht erzogen.

Herr Tillmann winkte nun ſeinen Pflegeſöhnen, daß ſie ihm in das Schlafzimmer folgen ſollten. Auf der Treppe begegnete ihnen Johann, mit den geputzten Stiefeln, die er vor ihre Betten ſetzen wollte. Gute Nacht, lieber Johann! ſagte Heinrich, und Stephan ſagte eben ſo. Gute Nacht hatten ſie ihm zwar immer gewünſcht; aber lieber Johann wurde er heute das erſte Mahl genannt. Tillmanns Zöglinge hatten zwar nie das Geſinde ſchlecht behandelt; aber von nun an wurden ſie noch aufmerkſamer, auf die vielen Dienſte, die es ihnen leiſtete und betrugen ſich gegen daſſelbe noch freundlicher.

Dreyßigſter Abſchnitt.

Kaum war Stephan den folgenden Tag aufgewacht, ſo rief er: Heinrich! was wird unſer Ruſſe machen?

Ich möchte es auch wiſſen, antwortete Heinrich. Komm her, wir wollen hinunter zu ihm gehen.

Herr Tillmann ließ es aber nicht zu, und meynte, es wäre hierzu noch Zeit genug, wenn ſie ſich erſt gekämmt und gewaſchen hätten. Sobald dieß aber geſchehen war, ruheten ſie nicht eher, als bis er es ihnen erlaubt hatte. Er ſelbſt ging mit ihnen.

Auf der Treppe merkte er, daß ſie mit einander pisperten. Als er fragte: ob er nicht auch wiſſen dürfe, was ſie ſo heimlich ſprächen? geſtand ihm Stephan, er hätte ſich vorgenommen, dem Ruſſen einen Schnaps zu kaufen, wenn es ihm Herr Tillmann erlauben würde.

So kaufe ihn denn, bekam er zur Antwort, aber nicht mehr als ein halb Nöſel. Hörſt du?

Sogleich ſprang Stephan in den nächſten Kramladen und kam bald mit einem halben Nöſel Brantwein zurück. Heinrich hatte ſich indeſſen in die Küche geſchlichen, und ein groß Stück Brot geholt. Mit dieſem

ſem Frühſtücke gingen ſie zu ihrem Gaſte, der eben von ſeiner Streu aufgeſtanden war.

Guten Morgen, Herr Ruſſe! ſagte Stephan, willſt du Schnaps?

Ah! Schnaps, antwortete er, iſt Schnaps gut.

Stephan gab ihm das Brantweinglas, und Heinrich gab ihm das Brot hin.

Ah! ſagte er: iſt ſich gut Musje, ſehr gut Musje. Bey mir iſt nicht gut Musje, hat mir einmahl garſtig Sach unter die Schnaps gethan. Das iſt Teufelsmusje.

Nun verzehrte er ſein Frühſtück mit vielem Appetite, und die Kinder freueten ſich, daß es ihm ſo gut ſchmeckte. Als er es verzehrt hatte, fragte er Herrn Tillmann: Herr! hab ſich nichts zu arbeiten? ick kann nicht faullenzen; ick muß arbeiten.

Ich bin nicht Herr im Hauſe, ſagte Herr Tillmann; ich will es aber dem Herrn ſagen. So verließen ſie den Ruſſen und gingen zu Herrn Ehrenfried.

Sind Sie ſchon bey dem Ruſſen geweſen? rief ihnen Herr Ehrenfried entgegen. Sagen Sie, Herr Tillmann, was fange ich mit dem Menſchen an? freylich iſt er ein Fremder, er iſt nicht mit mir verwandt, kein Landsmann, nicht einmahl ein Deutſcher —

Aber doch ein Menſch, fiel ihm Herr Tillmann ins Wort.

Ey das weiß ich wohl, fuhr Herr Ehrenfried fort, und noch dazu ein Menſch, der in Noth iſt. Den darf ich nicht verſtoßen. Er hat ſeine Zuflucht in mein Haus genommen; fürwahr, ich darf ihn nicht verſtoßen. Wenn ich in Rußland wäre, wäre von allen verlaſſen, könnte nicht Ruſſiſch ſprechen, und flüchtete mich in das Haus eines Ruſſen: was wünſchte ich daß er thäte? ſag' Heinrich!

Daß er dich gut aufnähme, lieber Vater, und für dich ſorgte, daß du keine Noth litteſt.

So muß ich wahrhaftig dieß auch gegen den Ruſſen thun. Es wäre nicht recht wenn ich von andern mehr verlangte, als ich ſelbſt thäte. Ich muß mich des Menſchen annehmen. Aber was ſoll ich mit ihm anfangen? ihn bloß füttern? das wäre nicht gut. Da würde der Menſch ein Faullenzer. Ich muß ihn arbeiten laſſen und Arbeit habe ich nicht für ihn. Er kann vermuthlich nichts thun, als graben, hacken, Holz ſpalten, und dergleichen grobe Arbeit verrichten. Zu dieſen Arbeiten habe ich aber ſchon Leute genug.

Weißt du was, Herr Ehrenfried, ſagte Stephan, laß ihn zu meinem Vater bringen. Dieſer braucht ſehr viele Leute, ſeine Gärten und Aecker zu bearbeiten. Dieſer wird ihn gern annehmen.

Dieſen Einfall fanden alle gut. Man ließ den Ruſſen herauf kommen. Er machte ein tiefes Compliment, und wollte Herrn Ehrenfrieds Hand küſſen.

Willſt du arbeiten? fragte ihn dieſer.

R. Ik arbeiten will? viel arbeiten will.

E. Nun ſo wollen wir dich zu einem guten Manne bringen, der dir viel Arbeit geben wird.

R. Gut! viel Arbeit! viel Arbeit!

Stephan bath dann um Erlaubniß, den Ruſſen zu ſeinem Vater begleiten zu dürfen. Heinrich wollte auch mit gehen und Herr Tillmann ſagte, wenn es ihm Herr Ehrenfried erlaube: ſo wolle er auch an der Begleitung Theil nehmen.

Herr Ehrenfried gab ſeine Einwilligung dazu, doch ſollte die Abreiſe noch ein Paar Tage verſchoben werden.

Und warum ſollen wir denn nicht heute abreiſen? fragte Stephan.

E. Weil ich es nicht haben will.

St. Warum willſt du es denn nicht haben?

E. Das brauche ich dir nicht zu ſagen. Ein Kind muß ſeinen Vorgeſetzten gehorchen, weil ſie älter und verſtändiger ſind; muß ihre Verordnungen befolgen, wenn es auch nicht weiß, warum ſie dieſelben gegeben haben.

St. So laß uns doch heute reiſen, ich möchte gern zu meinem Vater.

Herr Ehrenfried wandte ſich um, ohne weiter etwas darauf zu antworten, und ſprach noch einige Minuten ſehr freundlich mit dem Ruſſen.

Da trat Frau Ehrenfried zu ihm, und ſagte ihm etwas leiſe ins Ohr. Auf Ein Mahl runzelte ſich ſeine Stirne, die vorige Freundlichkeit verließ ihn, und ſagte ſehr ernſthaft zum Ruſſen: jetzt gehe er wieder hinunter in den Holzſtall. Darauf wendete er ſich an ſeine Frau und ſagte: ich kann es unmöglich glauben.

H. Du kannſt dich drauf verlaſſen. Stelle dir nur vor, geſtern hat die Magd die Hemden in den Holzſtall gehängt um ſie zu trocknen; auf den Abend hat ſich der Kerl hineingeſchlichen, und heute ſind ſie weg. Wer ſoll ſie ſonſt genommen haben, als der? es iſt ja ſonſt niemand in den Stall gekommen.

E. Es iſt allerdings viel Schein da; aber man pflegt zu ſagen — der Schein trügt. Um eines bloßen Verdachtes willen darf man niemanden verdammen.

Sie können es gewiß glauben, Herr Ehrenfried, ſagte die Magd, die eben herein trat, ich habe die Hemden ſelbſt hingehängt, nun ſind ſie weg. Der Menſch verdient nichts beſſeres, als daß ſie ihn ſogleich aus dem Hauſe ſtoßen.

Und wem gehörten denn die Hemden? fragte Herr Ehrenfried.

Dem Bedienten, antwortete die Magd.

Herr Ehrenfried befahl hierauf, daß der Bediente ſogleich ſollte herein gerufen werden. Als er kam, fragte ihn Herr Ehrenfried: ob es wahr ſey, daß ſeine Hemden geſtern aus dem Holzſtalle wären geſtohlen worden?

Er lachte und ſagte: mir iſt nichts geſtohlen worden. Da ich hörte, daß der Ruſſe ſich im Holzſtalle einquartiret habe, ſo beſorgte ich, er möchte etwa Appetit zu den Hemden bekommen und nahm ſie weg.

Nu? ſagte Herr Ehrenfried zur Magd, ſoll ich den Ruſſen deßwegen aus dem Hauſe ſtoßen, weil der Bediente die Hemden weg gethan hat? die Magd ſchämte ſich und ſchlich ſich fort.

Merkt Kinder! fuhr Herr Ehrenfried fort, dieſen Vorfall! Es kann oft ein unſchuldiger Menſch in den Verdacht kommen, daß er etwas Böſes gethan habe. Man muß ſich alſo wohl hüten, daß man ihn deßwegen nicht ſogleich für ſchuldig erkläre, ſonſt kann man höchſt unrecht thun. So etwas iſt mir ſelbſt begegnet. In meiner Jugend hatte ich einen Freund, Schröder hieß er. Wir liebten einander wie Brüder, und waren täglich bey einander. Auf Ein Mahl hörte er aber auf, mich zu lieben. Er kam nicht mehr zu mir. Ich ging zu ihm, er wies mich aber ab und ſagte: er könne mich nicht ſprechen. Traurig ging ich fort. Den folgenden Tag begegnete er mir, ich faßte ihn bey der Hand und fragte: Schröder! liebſt du mich nicht mehr? er zog unwillig ſeine Hand zurück, und ſagte:

geh! einen ſo ſchlechten Menſchen kann ich nicht lieben.

Ich? ein ſchlechter Menſch! fragte ich, wie willſt du das beweiſen? aber er ging fort, ohne mir zu antworten.

Ich grämte mich darüber ſehr. Nach vier Wochen ungefähr kam er auf meine Stube, weinete, fiel mir um den Hals und ſagte: vergib mir! ich habe dir Unrecht gethan. Ich hatte einen gar ſchlimmen Verdacht auf dich geworfen. Mein Vater hatte mir eine ſchöne Brieftaſche gekauft. Du beſuchteſt mich, und da du fort gegangen wareſt, war auch die Brieftaſche weg. Den folgenden Tag ging ich zu dir, und ſah bey dir eine Brieftaſche liegen, die gerade ſo ausſah, wie die meinige. Da glaubte ich, du hätteſt ſie mir genommen. Heute aber, da meine Stube geſcheuert, und mein Schrank abgerückt wurde, lag meine Brieftaſche da.

Seit dieſer Zeit bin ich ſehr behutſam, wenn gegen jemanden ein Verdacht entſteht. Ich unterſuche die Sache genau, und halte ihn nicht eher für ſchuldig, bis ich wirklich gefunden habe, daß er das Unrecht gethan hat, weßwegen er im Verdachte iſt.

Herr Tillmann winkte, und die Kinder folgten ihm in die Lehrſtunde.

Ein und dreyßigſter Abſchnitt.

Unterdeſſen ging Herr Ehrenfried aus, um der armen Frau, deren Weitzenacker zertreten worden war, Recht zu ſchaffen. Er zeigte die Sache dem Bürgemeiſter an, und ſagte, daß man den Kutſcher Kilian geſehen habe, wie er durch dieſen Acker gefahren ſey. Der Kutſcher wurde gerufen und, da er das Unrecht, das er der Frau zugefügt, eingeſtanden hatte: ſo ſagte ihm der Bürgemeiſter, er müſſe den Schaden erſetzen, den er durch ſeine Unbeſonnenheit angerichtet hätte.

Wie käme ich denn dazu? ſagte er; ich bin ja nicht der einzige, der durch den Acker gefahren iſt.

So nenne mir noch andere, ſagte der Bürgemeiſter.

Er nannte ihm noch drey; dieſe wurden auch herbey gerufen und dieſe nannten wieder vier andere. So ſetzte der Bürgemeiſter die Unterſuchung fort, bis er dreyßig entdeckt hatte. Damit war er aber noch nicht zufrieden. Ich will, ſagte er, nun auch wiſſen, wer zuerſt einen Weg durch den Acker gemacht hat.

Nachdem er einige Stunden mit der Unterſuchung zugebracht hatte, brachte er heraus, daß der Sohn des Kaufmanns Rinr zuerſt durch den Acker geritten ſey.

Hierauf wurden ein Paar rechtſchaffene und verſtändige Männer nach dem Acker geſchickt, die ihn beſehen, und ſchätzen mußten, wieviel der Weitzen werth ſey, welcher der armen Frau war verderbt worden. Sie ſchätzten ihn auf dreyßig Thaler.

Nun mußten alle dieſe Unbeſonnenen zuſammen kommen, und der Bürgemeiſter kündigte ihnen an, daß ſie nicht nur den zugefügten Schaden bezahlen, ſondern auch, wegen ihrer Unbeſonnenheit, fünf Thaler Strafe erlegen müßten. Er beſtimmte darauf, wieviel jeder dazu beytragen ſollte. Der Reiter mußte mehr geben, als der Fußgänger, und wer gefahren war, mehr als ein Reiter.

Als er an den jungen Rinx kam, ſagte er: Sie zahlen ſo viel als fünf Reiter.

Wie ſo? fragte dieſer.

Deßwegen, war die Antwort; weil Sie zuerſt durch den Acker geritten ſind. Hätten Sie nicht einen Weg dadurch gemacht: ſo wäre vielleicht niemanden eingefallen, von der Landſtraße abzuweichen. Da Sie aber ein ſo ſchlechtes Beyſpiel gegeben hatten: ſo folgten andere nach. Wenn ich nach der Strenge verfahren wollte, ſo müßten Sie den Schaden allein tragen, weil Sie der ſind, der durch ſein ſchlechtes Beyſpiel alle andere zu der begangenen Unbeſonnenheit verleitet hat. Merken Sie es ſich, Herr Rinz! und hüten ſich künftig, andern ein böſes Beyſpiel zu geben. Sie ſehen jetzt ſelbſt, was für Schaden ein böſes Beyſpiel thut. Es iſt wie die Krätze, die Peſt, oder eine andere anſteckende Krankheit; es ſteckt gemeiniglich alle an, die ihm nahe kommen. Nun wurde die Frau herbey gerufen, deren Weizenacker war zertreten worden, und ihr das Geld zugeſtellt, welches dieſe Leute hatten bezahlen müſſen. Sie nahm es an, und dankte dem wackern Bürgemeiſter mit Thränen, daß er ihr zur Erſetzung ihres Schadens verholfen hatte.

Zwey und dreyßigſter Abſchnitt.

Während der Zeit, daß dieſes vorging, machte Herr Tillmann, mit ſeinen Zöglingen, ſeinen gewöhnlichen Spaziergang. Da ſie vor das Thor gekommen waren, ſagte er zu Stephan: Stephan, du wareſt heute in den Lehrſtunden der aufmerkſamſte, dafür ſollſt du auch die Erlaubniß haben zu beſtimmen, wohin wir unſern Weg nehmen wollen.

Nach dem groſſen Teiche, ſagte er.

Sogleich ſchwenkte ſich die Geſellſchaft nach der linken Hand, und kam bald zu einem Teiche, der wirklich ſehr anmuthig ausſah. Das Ufer war mit Erlen bewachſen, der Teich war hell wie ein Spiegel, ſo daß man alle Bäume und Sträuche, die am Ufer ſtanden, in demſelben erblicken konnte. Ganze Scharen von Karpfen zogen in demſelben umher, und in der Luft ſchwebten Mewen und Kiebitze. Die Geſellſchaft betrachtete dieß alles mit Vergnügen, und Stephan erhielt das Lob, daß er den Spaziergang gut gewählet habe.

Doch dieß Vergnügen wurde bald unterbrochen, durch einen heftigen Schrey, den ein Menſch hinter ihnen that. Sie erſchraken, ſprangen auf und ſahen ſich um — da erblickten ſie den Unglücklichen, der dieſen

ſen Schrey gethan hatte. Es war ein Ruſſiſcher Soldat, den zwey andere gebunden an einem Stricke führten. Von Zeit zu Zeit ſchlugen ſie auf ihn mit Stöcken. So oft er geſchlagen wurde, krümmte er ſich und ſchrie laut auf.

Herr Tillmann redete ſie an, und fragte ſie, warum ſie dieſen Menſchen ſo ſchlügen?

Is ſich Hund, ſagte der eine, is ſich deſertirt. Aber, kommſt du ins Quartier puf! puf! da ſchießt man dich todt wie Hund. Wup! da ſchlug er ihn noch ein Paar Mahl, daß er heftig aufſchrie.

Da Herr Tillmann ihm doch nicht helfen konnte: ſo winkte er ſeinen Kindern, daß ſie mit ihm zurückgehen ſollten. Sie folgten ihm mit ſchnellen Schritten, und ſahen ſich noch verſchiedene Mahl nach dem Unglücklichen um.

Stephan faßte zitternd Herrn Tillmanns Hand und ſagte leiſe, als wenn er ſich fürchtete, daß es die Ruſſen hören möchten: das iſt doch gut, daß wir heute unſern Ruſſen nicht zu meinem Vater geführt haben.

Ja wohl iſt es gut, antwortete Herr Tillmann und ſchritt fort, ohne weiter davon zu ſprechen.

Die Kinder ſprachen auch nichts, und ſahen ſich nach allen Gegenden um, als wenn ſie beſorgten, daß irgendwo noch ein Ruſſe verſteckt ſeyn, und ſie hören möchte.

Bey Tiſche waren ſie aber deſto geſprächiger, und Stephan erzählte ſehr umſtändlich, wie hart der gefangene Ruſſe von ſeinen Kameraden wäre behandelt worden. Julchen beklagte den Elenden, der nun bald würde erſchoſſen werden.

Weißt du nun Stephan, fragte Herr Ehrenfried, warum ich unſern Ruſſen heute nicht habe mit euch gehen laſſen? Ich konnte leicht glauben, daß Ruſſen zurückbleiben, und ihre entwichenen Landsleute aufſuchen würden. Wenn ſie ihn nun bey euch angetroffen hätten — würden ſie ihn nicht eben ſo gemißhandelt haben? würde er nicht auch erſchoſſen werden?

Stephan fiel ihm um den Hals. Ich danke dir, lieber Herr Ehrenfried, ſagte er, daß du meinen Willen nicht gethan haſt. Ich will dir künftig auch immer gern gehorchen, auch wenn ich nicht weiß, warum du willſt, daß ich dir gehorchen ſoll.

Erſt in der folgenden Woche ließ Herr Ehrenfried den Ruſſen zu dem Herrn Amtmanne abführen. Herr Tillmann, Heinrich und Stephan waren ſeine Begleiter. Da der Ruſſe auf ſeinen Märſchen ſich einen ſtarken ſchnellen Schritt angewöhnt hatte; ſo ſchritt er auch jetzt ſo ſtark darauf los, daß ihm die Kinder kaum folgen konnten. Schon erblickten ſie den Thurm von Freyhauſen, wo Stephans Vater wohnte, und Stephan ſchwenkte den Hut vor Freuden, daß er ſeinem Vater ſo nahe war.

Drey und dreyßigſter Abſchnitt.

Unvermuthet gab es aber einen Aufenthalt. Unter einem alten Birnbaume lehnete ein Mann, mit einem Reiſebündel auf dem Rücken.

Guten Tag, meine Herren! ſagte er, als ſie zu ihm kamen, ſagen Sie mir doch, ob ich auf dem rechten Wege nach Hildmannshauſen bin!

Nein, mein Freund! antwortete Herr Tillmann, Sie ſind viel zu weit linker Hand gekommen. Gehen Sie auf dieſem Wege fort, dann kommt ein Weg der rechts geht, auf dieſen ſchlagen Sie ſich. Wenn Sie nun ein Stück gegangen ſind: ſo kommt ein Fußſteig der wieder rechts läuft; auf dieſem gehen Sie fort, dann kommt ein ſteinernes Kreutz —

Ach lieber Herr! ſagte der Reiſende, das kann ich nicht merken. Ich will halt den erſten Weg gehen, der rechts abläuft, dann werde ich ja etwa wieder einen guten Menſchen finden, der mir weiter forthilft. Wenn ich nur nicht wieder einem ſolchen in die Hände falle, wie der Bube war, der mich hierher gewieſen hat. Er zeigte mir gerade den Weg, auf dem ich jetzt bin, und ſagte, wenn ich darauf fortginge, ſo käme ich in einer Stunde nach Hildmannshauſen. Nun bin ich über zwey Stunden gegangen, immer fort gegangen auf dem Wege, den er mir zeigte, und muß nun hören, daß ich irre gegangen bin. Ich bin ein Fremder, aus Oſtfriesland gebürtig, bin hierher in meinem Leben nicht gekommen, und will meinen Sohn beſuchen, der ſich in Hildmannshauſen niedergelaſſen hat, und den ich in zehn Jahren nicht geſehen habe. Ich gedachte dieſen Mittag bey ihm zu ſeyn; dieſer Bube hat mich aber um meine Freude gebracht. Gibts nicht böſe Menſchen in der Welt! Leben Sie wohl, ich danke für Ihre Zurechtweiſung.

Darf ich wohl mit dieſem Manne gehen, und ihn bis an das ſteinerne Kreutz bringen? fragte Stephan. Ich weiß den Weg recht gut.

Ich bin es zufrieden, ſagte Herr Tillmann; dann kömmſt du ja aber zu ſpät zu deinem Vater.

Aber dieſer Mann kommt auch dann deſto eher zu ſeinem Sohne, ſagte Stephan, und ging mit ihm fort. Es ging etwas langſam: weil der Reiſende ſchon alt und von der langen Reiſe ziemlich ermüdet war. Aber Stephan richtete ſich nach ihm, und ging auch langſam, bis ſie das ſteinerne Kreutz erreicht hatten.

Hier, ſagte er, lieber Mann! können Sie nun nicht mehr fehlen. Dieſer Weg rechts geht gerade nach Hildmannshauſen zu.

Ich danke, ich danke dir, lieber gefälliger Knabe, für deine Begleitung, ſagte der Alte. Du haſt einem ehrlichen alten Manne heute einen wichtigen Dienſt geleiſtet. Fahre fort, gegen deine Nebenmenmenſchen ſo gut und dienſtfertig zu ſeyn, ſo wirſt du einmahl ein braver Mann werden, der vielen Leuten beyſteht und Hülfe leiſtet. Er drückte ihm die Hand noch Ein Mahl recht herzlich, und ſetzte ſeinen Stab nun weiter fort. Kaum war er aber ein Paar Schritte gegangen, ſo kam Stephan wieder zurück und ſagte: da kommt der Schulmeiſter von Hildmanshauſen! der kann mit Ihnen bis zum Hauſe ihres Sohnes gehen.

Der Schulmeiſter? wer? der Schulmeiſter? fragte der Reiſende.

Jetzt ſtand der Schulmeiſter ſchon vor ihm.

Sie ſind, der Herr Schulmeiſter von Hildmannshauſen, ſagte er, wollen Sie mir nicht die Gefälligkeit erzeigen, und mich mit dahin nehmen; ich wollte dort meinen Sohn beſuchen. Die Thränen lieſen ihm über die Backen, als er dieß ſagte.

Der Schulmeiſter ſtand erſtaunt vor ihm, betrachtete ihn vom Kopfe bis auf die Füße dann rief er aus: mein Vater! biſt du es? und fiel ihm ſchluchzend um den Hals.

Beſter Sohn! ſagte der Alte, nun will ich gern ſterben, da ich dich noch Ein Mahl geſehen habe. Ach die Freude, dich ſo bald zu ſehen, habe ich dieſem kleinen Manne zu danken. So einen gefälligen Knaben. —

Stephan lief, ſo geſchwind er laufen konnte, um ſein Lob nicht zu hören. Bald hatte er ſeine Reiſegeſellſchaft eingeholt, die ſo gefällig geweſen war, bis auf ſeine Zurückkunft zu warten. Als er ihr den Auftritt mit dem Reiſenden und ſeinem Sohne erzählte; ſo freuete ſich Herr Tillmann ſowohl als Heinrich darüber, und alle kamen vor dem Amtshauſe zu Freyhauſen an, ehe Stephan ſeine Erzählung ganz geendigt hatte.

Jetzt konnte er nicht weiter erzählen, ſondern bath Herrn Tillmann, ihm zu erlauben, daß er ſich zuerſt in das Haus ſchleichen dürfe, um ſeinen Vater zu überraſchen.

So ſchleich denn! erhielt er zur Antwort.

Vier und dreyßigſter Abſchnitt.

Da ſchlich er ganz leiſe, bis an des Vaters Stubenthür, drehete ſie ſanft auf, und ſtürzte ſich dann hinein, um den guten Vater zu umarmen. Da war aber kein Vater. Statt ſeiner trat ein Bedienter zur andern Thür herein, und verſicherte, der Herr Amtmann ſey vor einer halben Stunde weggeritten. Darüber war er unwillig, und als ſeine Reiſegefährten ankamen, ſagte er ſehr verdrieſslich, das iſt recht dumm, daß mein Vater weg geritten iſt.

Dumm? fragte Herr Tillmann. Glaubſt du denn wirklich, daß dein Vater dumme Streiche macht?

St. Das wohl nicht. Es iſt aber doch albern, daß mein Vater gerade jetzt wegreiten muß, da ich ihn beſuchen will.

T. Ich ſehe darin nichts albernes. Dein Vater wußte ja nicht, daß du kommen würdeſt. Geſetzt aber er hätte es gewußt, und hätte nöthiger Geſchäfte wegen eine Reiſe thun müſſen: hätteſt du wohl von ihm verlangen wollen, daß er um deinetwillen zu Hauſe bleiben ſolle?

Jetzt trat ein Bote herein, der ſogleich fragte: iſt der Herr Amtmann nicht zu Hauſe?

Der Bediente verſicherte, er ſey verreiſet und werde erſt nach zwey Tagen wiederkommen.

Nicht zu Hauſe! ſagte der Bote, Hum! hum! und bin ſechs Stunden weit gegangen, um ihn anzutreffen. Je nun, man muß ſich halt in der Welt allerley gefallen laſſen. Wäre ich Herr von der Welt: ſo machte ich alles nach meinem Kopfe, ſo aber bin ich nur ein Bote, und muß mir daher manches gefallen laſſen, das nicht nach meinem Kopfe iſt.

Herr Tillmann brachte ihm einen Stuhl, um ſich ſetzen zu können, und der Bediente trug ihm ein Butterbrot, nebſt einem Glaſe Bier auf, das er ſich wohl ſchmecken ließ.

Er iſt wohl, ſagte Herr Tillmann, daran gewöhnt, daß es nicht immer nach ſeinem Kopfe geht?

Das wollte ich meynen, fuhr der Bote fort. Viel Mahl gehe ich aus bey hellem Sonnenſcheine, kaum bin ich aber ein Paar Stunden gegangen: ſo umzieht ſich der Himmel, es fängt an zu regnen und ich werde eingeweicht, daß ich keinen trocknen Faden an mir behalte: deßwegen habe ich noch niemahls ein ſauer Geſicht gemacht. Es muß auch ſeyn, denke ich. Wenn es regnet: ſo wird das Feld begoſſen, daß Gras und Getreide wachſen kann. Wenn ich nun das Brot eſſe, das vom Regen gewachſen iſt, warum ſollte ich mich denn nicht auch vom Regen etwas baden laſſen? Bisweilen freue ich mich auf das Wirthshaus, wo ich mein Nachtquartier nehmen will; wie viel Mahl iſt mir meine Freude aber zu Waſſer geworden! Noch voriges Frühjahr kam ich in ein Wirthshaus, ganz mit Schnee bedeckt, und ſo müde, daß ich meine Füße kaum fortſchleppen konnte. Da dachte ich willſt du es dir recht wohl ſeyn laſſen. Eine warme Stube — ein gut Stück Brot — ein Krug Bier — das wird dir wohl behagen, und der Schlaf — wie ſüße wird er ſeyn!

Du lieber Himmel! wie hatte ich mich geirrt! Da ich in die Stube trat, ſo war ſie voll Rauch, drey kranke Kinder lagen drinne, das Brot war verſchimmelt, und das Bier ſauer.

Da wird er doch wohl ſeyn unwillig geworden? fragte Herr Tillmann.

Was hätte es denn geholfen? antwortete der Bote. Das Bier und das Brot wären dadurch nicht beſſer, die Kinder nicht geſund geworden, und der Rauch würde nicht gewichen ſeyn. Man muß halt die Feſte ſeyern wie ſie fallen. Ich nahm mein Stück Brot, ſchnitt den Schimmel herunter, tunkte es in das ſaure Bier, und ſchluckte es hinunter. Da die Mahlzeit vorbey war, legte ich mich auf die Bank, weil ſonſt kein Platz in der Stube war, und wollte nun ſchlafen. Aber auch das konnte ich nicht. Wenn ich einmahl die Augen zugethan hatte: ſo wurde ich durch das Geſchrey der Kinder wieder aufgeweckt. So ging es die ganze Nacht hindurch. Ich lag indeſſen ſtille, knurrte nicht und murrte nicht. Sobald der Tag grauete, bezahlte ich meinen Wirth, nahm mein Reiſebündel und ſetzte meinen Stab weiter. Gegen zehn Uhr ſchon kam ich in einem andern Wirthshauſe an, wo ich eine gute Suppe, ein Stück Rindfleiſch, gut Brot und Bier und eine warme Stube fand. Da ſchmeckte es mir deſto beſſer. Nach Tiſche legte ich mich auf die Bank, ſchlief ein Paar Stunden, und da ich aufwachte, war ich munter und vergaß alles, was ich in der vorigen Nacht hatte ausſtehen müſſen. So halte ich es immer. Da ich nicht Herr der Welt, ſondern nur ein Bote bin: ſo begreiſe ich wohl, daß es albern wäre, wenn ich verlangen wollte, daß alles in der Welt nach meinem Kopfe gehen ſollte. Ich laſſe mir alles gefallen wie es kömmt, bin zufrieden, und wenn es bisweilen gar zu bunt durch einander hergeht: ſo denke ich, es wird auch vorbey gehen; und es geht auch alles vorbey, wie ein Regenguß.

Stephan ſchämte ſich, daß er über eine Kleinigkeit, die nicht nach ſeinem Kopfe gegangen war, hatte ſo böſe werden können, da dieſer arme Mann, bey weit größern Unbequemlichkeiten, immer ſo zufrieden geweſen war. Er wollte es ſich aber nicht merken laſſen, wendete ſich nach dem Fenſter zu und haſchte nach einer Schmeißfliege die am Fenſter herumflatterte.

Der Bote bemerkte es und fragte: was will der junge Herr mit der Schmeißfliege thun?

St. Mit der Schmeißfliege? weiter gar nichts, als ihr den Kopf abreiſſen.

B. Der Schmeißfliege den Kopf abreiſſen? was will er denn mit der Schmeißfliege thun, wenn der Kopf abgeriſſen iſt?

St. Das iſt ja eine ſonderbare Frage; ich will ſie auf die Erde werfen.

B. Ich dachte, der junge Herr wollte ſie eſſen. Wenn ſie nun der junge Herr nicht eſſen will: ſo hat ſie vielleicht etwas verbrochen: denn den Kopf abreiſſen, das iſt doch keine Kleinigkeit. Ein Kopf, wenn er ein Mahl weg iſt, wächſt nicht wieder wie die Krebsſcheeren.

St. Ich kann aber die Schmeißfliegen nicht leiden.

B. Wenn es weiter nichts iſt: ſo will ich den jungen Herrn bald von der Schmeißfliege befreyen. Er öffnete das Fenſter, und ließ ſie hinaus fliegen. Nehmen Sie es mir nicht übel, indem er ſich zu Herrn Tillmann wendete, daß ich ſo gerade von der Leber rede! ich kann es nicht leiden, wenn man bloß zum Zeitvertreibe, ohne alle Urſache, einem Thiere das Leben nimmt. Es hat ja ohne dieß nur kurze

Zeit zu leben; warum will man denn ihm ohne Urſache, dieſe kurze Zeit noch mehr abkürzen? Jedes Thier hat ja auch ſeinen Nutzen. Wenn es nun getödtet wird, ſo fällt dieſer Nutzen weg.

St. Haben denn die Schmeißfliegen auch ihren Nutzen?

Stephan! Stephan! ſagte Herr Tillmann, dieſe Frage hätte ich von dir nicht erwartet. Du weißt ja längſt, wie nützlich die Fliegen ſind.

B. Ey das wollte ich meynen, daß dieſe Thierchen nützlich ſind. Ich habe dieß zwar nicht in der Schule gelernt, aber auf meinen Reiſen habe ich darüber meine Betrachtungen gehabt. Da ſah ich bald einen todten Hund oder Katze, bald ein todtes Pferd oder Rind, an der Straße liegen, die einen abſcheulichen Geſtank von ſich gaben, und ganz von Maden wimmelten. Kam ich nach etlichen Tagen wieder an dieſen Platz: ſo war das Aas durch die Maden aufgezehrt, und aller Geſtank war verſchwunden. Da dachte ich bey mir ſelbſt:

eine Schmeißfliege iſt doch ein nützliches Thier: weil ſie Maden an die todten Körper legt und ſie ſo wegſchaffen hilft. Dieſe Schmeißfliege, die ich in Freyheit geſetzt habe, wird auch noch ein Paar Dutzend Maden legen, aus welchen neue Schmeißfliegen entſtehen. Und wenn die Schmeißfliege ihre Dienſte verrichtet hat: ſo wird ein Vogel ſie wegſchnappen, und eine gute Mahlzeit davon machen. Iſt denn dieß nicht beſſer, als wenn wir ihr den Kopf abgeriſſen und ſie auf die Erde geworfen hätten?

Verzeihen Sie mir mein Geſpräch! ich muß nun eilen, daß ich weiter komme: weil ich noch ſechs Stunden zu gehen habe.

Nun nahm er ſeinen Stab und empfahl ſich der Geſellſchaft. Herr Tillmann ließ ihn aber nicht ſogleich gehen, ſondern druckte ihm die Hand, und verſicherte ihm, daß er ſich freue, einen ſo vernünftigen Mann kennen gelernt zu haben.

Fünf und dreyßigſter Abſchnitt.

Er würde noch mehr mit ihm geſprochen haben, wenn nicht ein Wagen, mit vier Pferden beſpannt, angefahren wäre. Ein ſehr vornehmer Herr, mit einem Sterne auf der Bruſt, wurde von 2 Bedienten aus demſelben gehoben. Er trat ſogleich in die Stube und fragte: wo iſt der Amtmann?

Der Herr Amtmann, ſagte Herr Tillmann, iſt verreiſet.

H. Verreiſet? wenn wird er wieder kommen?

T. Wie ich höre, nach zwey Tagen.

H. So wollte ich, daß das Wetter drein ſchlüge! Warum reiſt denn der Amtmann gerade heute, da ich ihn beſuche?

T. Er wird einen ſo vornehmen Beſuch nicht erwartet haben.

Er knirſchte mit den Zähnen, nagte an den Nägeln und ſah zum Fenſter hinaus. Herr Tillmann ſetzte ſich unterdeſſen an den

Tiſch, ſchrieb einen kurzen Brief an den Herrn Amtmann, ſiegelte ihn zu und gab ihn dem Bedienten in die Hände. Darauf winkte er ſeiner Reiſegeſellſchaft, machte dem vornehmen Herrn eine Verbeugung und entfernte ſich. Auch dem Ruſſen gab er zu verſtehen, daß er ihm folgen ſolle.

Sie gingen wohl eine Viertelſtunde weit ohne ein Wort zu ſprechen, weil ſie durch das ungeſtüme Betragen des vornehmen Herrn alle gleichſam betäubt worden waren. Endlich unterbrach Herr Tillmann das Stillſchweigen und fragte: Stephan! welcher gefiel dir denn am Beſten, der vornehme Herr oder der Bote?

St. Verſteht ſich, der Bote.

T. Und wenn es ein Mahl wieder nicht nach deinem Kopfe gehen ſollte, wem willſt du es denn nachthun, dem vornehmen Herrn oder dem Boten?

S. Dem Boten.

T. Lernt hieraus, lieben Kinder! daß man die Menſchen nicht nach ihren Kleidern und ihrem Stande beurtheilen muß. In ei-

einem groben Kittel findet man oft einen ſehr vernünſtigen und guten Menſchen. Freylich muß man vornehmen Leuten, wenn ſie auch nicht vernünſtig und nicht gut wären, die Höflichkeit erweiſen, die einmahl gewöhnlich iſt, wenn man nicht vielen Verdruß ſich zuziehen will. Aber — deßwegen darf man die Leute von niedrigem Stande nicht verachten.

St. Aber der Bote ſprach doch ſo ſchnurrig und hatte auch gar keinen hübſchen Anſtand

T. Findeſt du denn das ſonderbar? der Bote ſpricht wie ſein Vater ſprach, und du, wie dein Vater ſpricht; er hat den Anſtand, den er an ſeinem Vater geſehen hat, und du haſt den Anſtand, den du von deinem Vater gelernt haſt. Ein ſchlecht geprägtes Goldſtück iſt mir immer lieber als ein zierlich geprägter Kreuzer.

Ich will euch doch hiervon eine Geſchichte erzählen. Nicht weit von hier lebte ein gewiſſer Herr von Weißenfeld, der einen Sohn hatte, welcher Franz von Weißenfeld hieß. Er nahm für ihn einen Erzieher an, der ihn unterrichten, und gewöhnen ſollte, Recht zu thun und Unrecht zu laſſen. Hier hatte er nun die ſchönſte Gelegenheit viel Nützliches zu lernen, und die Unarten, die er angenommen hatte, abzulegen. Da ihm aber alberne Leute in den Kopf geſetzt hatten, er habe einen reichen Vater und werde ſelbſt einmahl ein reicher Herr werden: ſo war er ſo einfältig zu glauben, er brauche nichts zu lernen, und ein Mann wie ſein Erzieher, der eines armen Schulmeiſters Sohn war, und mit ungepudertem Haar und in einem ſchlechten Rocke ging, habe ihm nichts zu befehlen. Er ſah ſogar bisweilen höhniſch auf des Erziehers leinene Strümpfe herab, wann er in ſeinen ſeidenen Strümpfen neben ihm ſaß.

Beſſer benutzte dieſe Gelegenheit Nikolaus Blumenkohl, deſſen Vater bey dem Herrn von Weitzenfeld als Kutſcher Dienſte that. Er kam oft zu Herrn Schröder, ſo hieß Franzens Erzieher, und bath ihn, daß er ihm etwas vorſchreiben möchte, damit er gut ſchreiben lernte. Herr Schröder that es mit Vergnügen. Er gab ihm auch Unterweiſung im Rechnen, und erzählte ihm bisweilen eine Geſchichte von guten oder böſen Kindern, die Nikolaus begierig anhörte, und ſich Mühe gab ein recht guter Menſch zu werden. Nach zwey Jahren ſchrieb er wirklich eine ſchöne Hand, und rechnete alles aus, was man ihm nur vorlegte. Franz lernte aber nichts, und war ſo ſtolz und wild, daß es Herr Schröder nicht länger mehr aushalten konnte, ſondern Herrn von Weitzenfeld bath, ihm ſeinen Abſchied zu geben, den er auch erhielt.

Er ging ab, ohne daß ihm Franz für den von ihm genoſſenen Unterricht gedankt hätte. Deſto mehr Dank erhielt er von Nikolas. Er vergoß die bitterſten Thränen, begleitete ihn eine Stunde weit, und drang Herrn Schröder ein Paar leinene Strümpfe auf, die er für ihn geſtrickt hatte. Sie ſind nicht viel werth, ſagte er, aber etwas muß ich Ihnen doch geben, damit Sie ſehen, daß ich dankbar bin.

Kurz darauf ſtarb der Herr von Weißenfeld, vermuthlich aus Verdruß, den ihm die Ungezogenheiten ſeines Sohnes verurſachten. Dieſer erbte nun ſeines Vaters Güter, die ihm jährlich fünf tauſend Thaler eintrugen.

Da er das Rechnen nicht gelernt hatte: ſo rechnete er auch nicht, und gab immer aus, immer aus, ohne zu überlegen ob ſeine Einnahme auch zu dieſen Ausgaben hinreiche. Da er nichts Nützliches gelernt hatte, ſo wußte er auch nicht wie er die Zeit nützlich anwenden ſollte. Daher war Schmauſen, Spielen und Jagen ſein einziges Geſchäfte. Die fünf tauſend Thaler, die er einzunehmen hatte, waren in dem erſten halben Jahre verzehrt, das Geld, welches er für das andere halbe Jahr nöthig hatte, mußte er borgen; und da er dieſe Lebensart immer ſo fortſetzte, ſo gerieth er in Schulden.

Nun wollte er ſparen. Statt aber weniger auf Spiel und Schmauſereyen zu verwenden, ſchmälerte er den Lohn ſeiner

Bedienten und wies ungeſtüm alle Armen ab, die bey ihm Hülfe ſuchten.

Unterdeſſen arbeitete Niklas Blumenkohl unverdroſſen, verdiente ſich durch ſeine Arbeit täglich etwas Geld, davon er nur einen Theil ausgab, und einen andern zurücklegte. Da er berechnet hatte, daß ſeine Einnahme nicht hinreichen würde, wenn er täglich Fleiſch eſſen wollte: ſo nahm er die Woche hindurch mit einer Mehlſuppe und etwas Brot vorlieb, und erlaubte ſich nur des Sonntags ein Gericht Fleiſch. Von dem erſparten Gelde kaufte er ſich Flachs, Garn u. d. g. ein, wann ſie wohlfeil waren, und verkaufte ſie wieder wann der Preis davon ſtieg. Dadurch gewann er nach und nach ſo viel, daß er ſich ein kleines Haus kaufen und eine Frau nehmen konnte. Weil er ein ſehr verſtändiger und rechtſchaffener Mann war: ſo kamen alle ſeine Nachbarn zu ihm, und bathen ihn um Rath, wann ſie krank waren, oder in einer andern Noth ſich befanden,

fanden, und der Rath, den er ihnen gab, half faſt immer, wann ſie ihn befolgten.

Aeußerlich mußte man freylich vor dem Herrn von Weitzenfeld ſich beugen, weil er ein vornehmer Mann war, im Herzen aber ſchätzten alle den Nikolaus Blumenkohl höher, die ihn und jenen kannten.

So bekam Herr von Weitzenfeld einmahl Beſuch von einem Anverwandten, der einige Tage bey ihm verweilte. Hier wurde er krank, und ſeine Krankheit wurde ſo gefährlich, daß ihm der Arzt ſagte, er hätte kaum noch vier und zwanzig Stunden zu leben.

Vier und zwanzig Stunden nur? ſagte er, das iſt wenig. Es iſt mir aber lieb, daß Sie es mir geſagt haben, damit ich verordnen kann, wie es nach meinem Tode ſoll gehalten werden. Wollen Sie nicht die Güte haben, und den Nikolaus Blumenkohl zu mir kommen laſſen?

Der Arzt verſicherte, daß er es thun würde, und, nach einer Viertelſtunde war Blumenkohl da.

Lieber Blumenkohl! ſagte der Fremde, ich muß ſterben; mein Arzt hat es mir verſichert. Nun habe ich hier bey mir einen Beutel mit 150 Ducaten, und hier Caſſenſcheine über 2000 Ducaten. Ich wünſche, daß meine Frau beydes in ihre Hände bekäme. Will er mir nicht die Gefälligkeit erzeigen, und beydes zu ſich nehmen, und meiner Frau nach meinem Tode überbringen?

Das will ich wohl, antwortete Blumenkohl, warum übergeben Sie aber die Sache nicht lieber Ihrem Herrn Vetter?

Lieber Blumenkohl! ſagte der Kranke, die Sache iſt zu wichtig. Ich kann ſie keinem andern anvertrauen, als einem Manne, der durchaus rechtſchaffen iſt, und auf deſſen Klugheit ich mich verlaſſen kann. Nun weiß er genug.

Blumenkohl nahm die Sachen an, verſprach, daß er alles auf das Beſte beſorgen wolle, und ging fort.

Nach ein Paar Minuten war er aber ſchon wieder da, und ſagte: verzeihen Sie mir, daß ich noch einMahl komme. Es iſt ganz gut, daß Sie mich für einen ehrlichen Mann halten, Ihre Frau kennt mich aber nicht. Woher weiß denn dieſe nun, daß Sie mir nicht mehr übergeben haben, als ich ihr überbringe: ſie könnte ja den Verdacht bekommen, daß ich ein Paar Caſſenſcheine und ein zwanzig Stück Ducaten unterſchlagen hätte. Wollen Sie nicht die Güte haben und den Beutel und die Caſſenſcheine verſiegeln?

Er hat Recht, antwortete der Kranke, unternahm die Verſiegelung, und ſagte: da beweiſt er mir von neuem, daß er ein Mann iſt, auf deſſen Einſichten ich mich verlaſſen kann.

Der Kranke ſtarb, und Blumenkohl, ſobald er davon Nachricht hatte, machte ſich auf den Weg und überbrachte der Wittwe des Verſtorbenen, was ihm ihr Mann übergeben hatte. Ob ſie es eben ſo richtig würde empfangen haben, wenn es dem vornehmen, ſchön gekleideten Herrn von Weißenfeld

feld wäre übergeben worden? daran zweifle ich ſehr.

So könnte ich euch noch viele Geſchichten von geringen, ſchlecht gekleideten Leuten erzählen, die weit verſtändiger und rechtſchaffener waren, als viele vornehme und reichgekleidete Perſonen. Freylich ſtecken auch bisweilen unverſtändige und unehrliche Leute in ſchlechten Kleidern; aber dabey bleibt es doch, daß man die Leute nicht nach ihren Kleidern beurtheilen, keinen blos wegen ſeiner ſchönen Kleidung hochſchätzen, aber auch keinen wegen ſeiner geringen Kleider verachten darf.

Sechs und dreyßigſter Abſchnitt.

Herr Tillmann würde hiervon noch weiter geſprochen haben, wenn er nicht durch ein düſteres Murmeln, das man in der Entfernung hörte, wäre unterbrochen worden.

Er ſah ſich um — ſiehe! da kam eine ſchwarze Gewitterwolke hinter ihm her gezogen. Es erhob ſich ein Wind, die Wolke rückte ſehr ſchnell herbey, und, ehe er noch recht überlegen konnte, was er thun wollte, fielen ſchon einzelne Tropfen auf ihn.

Laſſen Sie uns laufen, Herr Tillmann! ſagte Stephan, daß wir nach Hauſe kommen, und nicht naß werden.

Nicht laufen! erhielt er zur Antwort; wenn wir laufen: ſo erhitzen wir uns, dunſten ſtark aus, und kommen in Gefahr, vom Wetterſtrahle getroffen zu werden.

So wollen wir unter dieſen Baum treten, damit wir nur nicht zu ſtark beregnet werden; ſagte Heinrich. Aber Herr Tillmann antwortete nichts, ſondern ging fort. Kaum war er hundert Schritte gegangen: ſo geſchah ein ſo ſtarker Schlag, daß die ganze Geſellſchaft zuſammen fuhr, und ſich umſah. Da loderte eine helle Flamme aus dem Birnbaume, unter den Heinrich ſo gern getreten wäre. Was iſt denn das? fragte er.

Der Wetterſtrahl hat dieſen Baum getroffen, erhielt er zur Antwort, wären wir nun darunter getreten: ſo lägen wir vielleicht alle dort und wären todt.

Da ſchmiegten ſich die Kinder an ihren guten Lehrer an, und ſchritten mit ihm fort, ohne weiter ein Wort zu ſagen. Sie ſagten auch kein Wort, da er aus der Straße wich, und linker Hand auf einem Fußſteige fortging. Bald entdeckten ſie aber die Urſache, warum er den Weg verlaſſen hatte. Ein einzelner Bauernhof lag da, auf welchen nun los geſchritten wurde. Kaum hatten ſie ihn erreicht: ſo fiel ein ſo ſtarker Platzregen, daß das Waſſer wie ein Bach durch den Weg hinlief.

Als ſie in dem Bauernhofe angekommen waren, bathen ſie den Bewohner, daß er ihnen erlauben möchte, ſo lange bey ihm zu bleiben, bis der Regen und das Gewitter vorüber wären. Es wurde ihnen erlaubt, und Kilian Sturmhut, ſo hieß der Eigenthümer des Hauſes, öffnete die Stubenthür, und ließ ſie in die Stube treten. Kaum wa-

waren ſie aber hineingetreten: ſo wünſchte ein jedes in ſeinem Herzen, drey Stunden weit entfernt zu ſeyn. So einen abſcheulichen Geſtank, wie in dieſer Stube war, hatten ſie noch nicht gerochen, und eine ſolche Unreinlichkeit, wie ſie hier fanden, war ihnen noch nicht vorgekommen. Vom Boden der Stube ſah man nichts, denn er war mit Schmutz bedeckt, die Hände der Frau und der Kinder hatten die Farbe des Bodens, die Geſichter und Hälſe waren unreinlich; überdieß bemerkte Herr Tillmann auch daß die Köpfe der Kinder einen eckelhaften Ausſchlag hatten, und ihre Hände krätzig waren. Er murrete zwar darüber nicht, aber er glaubte doch dieſen unglücklichen Leuten eine gute Lehre geben zu müſſen, und ſagte zur Frau: Ihr Leute kommt mir vor, als wenn ihr nicht geſund wäret.

Fr. Ach lieber Herr! das ſind wir auch nicht. So lange ich meinen Mann habe, hat uns bald dieß bald jenes gefehlt; und da nun auch Kinder dazu gekommen ſind: ſo reiſſen die Krankheiten gar nicht ab.

T. Woher kommt denn dieß?

Fr. Ja woher ſoll es kommen? von der Armuth kommt es. Ja wenn wir reiche Leute wären, und hätten Gebratenes und Geſottenes alle Tage zu eſſen, daß wir Mark in die Knochen bekämen: ſo wollten wir eben ſo geſund ſeyn, wie Sie und die jungen Herren da.

T. Ach liebe Frau! vom Gebratenen und Geſottenen wird man nicht geſund. Ich kenne gar viele Leute, die beydes haben, und doch nicht geſund werden. Habt ihr denn auch kein Waſſer?

Fr. Daran haben wir keinen Mangel. Drauſſen fließt es ja vor unſerer Thür hin.

T. Wenn ihr nun ſo viel Waſſer habt, warum benutzt ihr es denn nicht? warum ſcheuert ihr denn nicht die Stube? warum waſcht ihr denn nicht fleißig eure Kinder und ihre Hemden?

Fr. Waſchen? Woher wollte ich denn dazu die Zeit nehmen? Ich muß den ganzen Tag arbeiten um das liebe Brot zu bekommen. Zum Waſchen bleibt mir keine Zeit übrig. Die reichen Herren haben gut reden. Die haben nichts zu thun, und können alſo den ganzen Tag an ſich waſchen und putzen.

T. Würde ſie denn aber nicht weit mehr arbeiten können, wenn ſie mit ihren Kindern immer geſund wäre?

Fr. Das wohl.

T. Nun ſo wende ſie doch alle Tage einige Zeit auf das Waſchen. Waſche ſie ſich fleißig und ihre Stube und ihre Kinder und ihre Kleidungsſtücke: ſo werdet ihr bald geſund werden. Denn glaubt mir — eure Krankheiten rühren bloß von der Unreinlichkeit her. Und wie oft öffnet ihr denn die Stubenfenſter?

Fr. Das iſt ja eine wunderliche Frage. Gar nicht. Die Fenſter ſind ja deßwegen da, daß keine Luft in die Stube gehen ſoll — warum ſoll ich ſie denn aufmachen?

T. Daß friſche Luft hereinkömmt. Der Menſch gehört in die friſche Luft, wie der Fiſch in das friſche Waſſer. Wenn der Behälter, in welchem der Fiſch ſteht, nicht immer Zufluß von friſchem Waſſer hat, ſo wird der Fiſch nach und nach matt, und ſteht am Ende ab; und wenn man in das Wohnzimmer der Menſchen nicht von Zeit zu Zeit friſche Luft bringt: ſo werden ſie krank und ſterben am Ende.

Fr. Ey ein Menſch iſt doch kein Fiſch.

T. Das weiß ich wohl. Ich ſehe aber, liebe Frau, daß ich ſie von ihrer Unreinlichkeit nicht abbringen werde, ich kann ihr alſo auch nicht helfen, wenn ſie ihr Lebelang mit ihren Kindern krank bleibt. Hier hat ſie einen halben Gulden! und ihr, meine lieben Zöglinge, folgt mir, damit wir nicht auch krank werden, wenn wir länger hier bleiben.

Die Kinder folgten und auch der Ruſſe. Pr! Pr! Pr! ſprach dieſer, als er vor die Thür kam, das war Stall für die Schwein!

Der Regen hatte noch nicht aufgehört. Aber Herr Tillmann kehrte ſich nicht daran, ſondern ſchritt mit ſeiner Geſellſchaft immer drauf los, und kam mit dem Eintritte der Nacht ganz durchnäßt in Herrn Ehrenfrieds Hauſe an.

Sieben und dreyßigſter Abſchnitt.

Als ſie vor die Hausthür kamen, zog ſich ein Köpfchen zum Fenſter hinein und rief in die Stube: ſie kommen! ſie kommen! Auf ein Mahl war ein Aufſtand durch das ganze Haus. Man hörte ein Mahl über das andre Mahl rufen: ſie kommen! ſie kommen! Es wurde zur Treppe herunter gelaufen — die Thür that ſich auf, und die ganze Ehrenfriedſche Familie ſtand da und empfing die Reiſenden. Ihr guten Leute! ſagte Frau Hedwig, ihr habt mich recht gedauert, da das ſchwere Gewitter kam, und ich vermuthen konnte daß ihr auf dem Wege wäret. Ihr ſeyd ja durchaus naß geworden.

Schadet nichts, antwortete Heinrich. Wir haben uns ein bischen abgehärtet.

So kommt nur geſchwind herein, ſagte die beſorgte Mutter, und wechſelt die Kleider; oben wird ein jeder trockne Wäſche und Kleidung finden.

Heinrich wollte davon gar nichts hören, und meynte, der Herr Amtmann habe ja die Kleider auch nicht gewechſelt als er das Feuer gelöſcht hätte. Die Mutter ſah Herrn Tillmann bedenklich an, und erwartete, daß er darüber ſeine Meinung ſagen ſollte. Er that folgenden Ausſpruch: lieben Kinder! Da der Herr Amtmann das Feuer gelöſcht hatte, ſetzte er ſich auf ſein Pferd und trabte friſch nach Hauſe. Durch das Traben erwärmte er ſich, und da er nach Hauſe kam, wechſelte er gewiß die Wäſche und legte ſich in ſein Bett. Mit uns iſt es aber etwas anderes. Wir ſetzen uns nicht auf die Pferde, ſondern auf die Stühle, und auf den Stühlen können wir uns nicht erwärmen. Ich dächte alſo, wir nähmen das Anerbieten der lieben Mutter an, und wechſelten die Kleider.

Da gab denn Heinrich nach, und er, nebſt Stephan, folgte Herrn Tillmann in das Zimmer nach, wo die liebe Mutter Wäſche und Kleidung für ſie hingelegt hatte.

Als ſie die Treppe hinauf gingen, rief Frau Hedwig nach: was ſoll ich denn mit dem Ruſſen anfangen? für dieſen habe ich nicht geſorgt: weil ich glaubte, er würde in Freyhauſen bleiben.

Mit dem Ruſſen? antwortete Herr Tillmann. Dieſer iſt ſchon gewöhnt in naſſen Kleidern zu ſchlafen. Wenn Sie etwas thun wollen: ſo geben Sie ihm ein Stück Brot und einen guten Schnaps: ſo wird er ſich wohl befinden.

Der Ruſſe lächelte, als er das Wort Schnaps hörte, und ſagte: ja Schnaps! Schnaps!

Frau Hedwig befahl der Magd, daß ſie das Verlangte herbeybringen ſollte, und dieſe kam dann mit einem Stück Brot und einem halben Nöſel Branntwein zurück. Der Ruſſe verzehrte beydes mit vielem Appetite, und verfügte ſich dann in ſein altes Quartier, wo er bald in einen tiefen Schlaf verfiel, von dem er den folgenden Tag geſund und friſch erwachte.

Statt des Schnapſes hatte Frau Hedwig für die übrigen Reiſenden eine gute Bierſuppe bereiten laſſen, die ſie ebenfalls mit vielem Appetite zu ſich nahmen.

Sobald Stephan ſeinen Teller geleert hatte, öffnete er den Mund und ſagte: ſo eine Schweinerey, wie in der Stube des Kilian Sturmhut war, habe ich doch in meinem Leben nicht geſehen.

Herr Tillmann meinte aber, die Erzählung von dieſer Unreinlichkeit ſchicke ſich gar nicht zur Abendmahlzeit, er möchte ſie bis zu einer andern Zeit verſparen.

Er ſchwieg alſo bis die Mahlzeit genoſſen war. Dann konnte aber weder er noch Heinrich länger an ſich halten, und fingen an die Unreinlichkeit des Sturmhutiſchen

Hauſes, und den Ekel, den ſie dabey empfunden hatten, um die Wette zu ſchildern.

Ich habe, ſagte Herr Ehrenfried, dergleichen unreinliche Leute mehr gekannt. Man findet ſie nicht bloß unter den niedrigen, ſondern auch in den höhern Ständen. Daß manche Leute ſagen: ihre Unreinlichkeit käme von der Armuth, das iſt nicht wahr. Waſſer koſtet kein Geld, und mit Waſſer kann man vielen Schmutz wegwaſchen; daß man ſich und ſeine Kleidung ſauber hält, das koſtet auch kein Geld. Ich habe daher gar manche arme Familie gekannt, die ſich ſehr reinlich hielt. —

Der gute Bote, ſagte Stephan, den wir bey meinem Vater fanden, war auch recht reinlich.

Hingegen, fuhr Herr Ehrenfried fort, bin ich auch in gar manches Haus gekommen, wo reiche Leute wohnten, und wo doch alles ſo unreinlich war, daß ich keinen Biſſen ohne Ekel genießen konnte.

Es kommt alles auf die erſte Erziehung an, fuhr Frau Ehrenfried fort. Wenn die

Kinder in der Jugend ſich gewöhnen, ſich ihre Kleider und Sachen zu beſchmutzen, wenn ſie ſich nicht gewöhnen ihre Sachen zu ſchonen, und ſo weichlich ſind, daß ſie das friſche Waſſer ſcheuen: ſo ſind ſie unreinlich und bleiben unreinlich die Unreinlichkeit wird ihnen zur zweyten Natur.

So ein Kind habe ich ehedem gekannt, ſagte Herr Tillmann. Wenn es des Morgens ſchneeweiße Wäſche, und ganz neue Kleider angelegt hatte: ſo war doch den Nachmittag ſchon alles verunreinigt. Und die Unreinlichkeit iſt doch eine abſcheuliche Gewohnheit. Eine Menge Krankheiten kommen bloß davon her.

Ja wohl! ja wohl! ſagte Frau Hedwig, die ausgeſchlagenen Köpfe, der Ausſchlag an den Händen kommt mehrentheils von der Unreinlichkeit.

Und der unreinliche Menſch entehrt ſich ja ſelbſt, und ſetzt ſich unter das Vieh herab. Denn die Thiere, wenn ſie ſich frey bewegen können, putzen und lecken beſtändig an ſich und ſind daher immer reinlich; aber ein unreinlicher Menſch — fi! wie widrig iſt er! ſein Anblick iſt ekelhaft, ſein Hauch, ſeine Ausdünſtung geben einen ſo abſcheulichen Geruch von ſich, daß man ihn fliehen muß, und anrühren kann man unreinliche Menſchen gar nicht ohne Gefahr, vom Ausſchlage an Händen oder am Kopfe angeſteckt zu werden.

Jetzt kam Rumex, legte ſeine Pfoten auf Juliens Schoos, und gab durch das Wedeln ſeines Schwanzes zu erkennen, daß er auch etwas von der Mahlzeit haben möchte. Julie, die den Rumex vorzüglich liebte, ſuchte ſogleich die Ueberbleibſel der Mahlzeit zuſammen, legte ſie für den geliebten Hund auf einen Teller, und ſagte: komm, mein lieber Rumex! du biſt doch ein reinliches Thier, dich kann man doch ohne Ekel bey ſich haben. Hierauf ſtreichelte ſie ihn, druckte ſeinen Kopf an ihre Backe, und gab ihm dann das Gericht, das ſie für ihn bereitet hatte.

Die kleinen Sturmhüte, ſagte Stephan, hätte ich doch wirklich nicht ſo an mich drücken können, und wenn mir jemand, wer weiß wie viel, hätte geben wollen.

Ich auch nicht, ſagte Heinrich. Ich wollte lieber bey Hunden und Katzen liegen, als bey einem Sturmhute.

Ich bin auch der Meinung, ſagte Herr Tillmann, zündete den Wachsſtock an, und gab ſeinen Zöglingen einen Wink, ihm in das Schlafzimmer zu folgen.

Acht und dreyßigſter Abſchnitt.

Wegen Mangel an Reinlichkeit hatte Herr Tillmann nicht Urſache, ſich über ſeine Zöglinge zu beklagen. Den folgenden Tag waren ſie aber noch weit eifriger, ſich zu waſchen, zu kämmen, und auf ihre Kleidung aufmerkſam zu ſeyn, als ſie ſonſt zu thun pflegten. Ich mag, ſagte Heinrich, als er ſich den Mund ausſpülte, kein Sturmhut werden; ich wahrhaftig auch nicht, ſagte Stephan; und Julie wird auch keine Sturmhutin, darauf könnt ihr euch verlaſſen! ſo rief Julie zum Fenſter heraus.

Als ſie um den Brunnen ſich mit Waſchen beſchäftigten, trat auch der Ruſſe herzu, um an der Wäſche Theil zu nehmen. Denn ſo ſchlecht er auch gekleidet war: ſo mußte man ihm doch das Zeugniß geben, daß er ſich ſehr reinlich hielt.

Wollen mir, ſagte er, nicht geben zu ſchaffen die junge Herrn? Kann nicht faullenzen.

Wenn mein Vater nach Hauſe kömmt, antwortete Stephan: ſo ſollſt du genug zu ſchaffen bekommen, Graben, Hacken, Dreſchen —

Der Ruſſe lächelte, und ſagte: will heute ſchaffen.

Die Knaben lächelten auch, ließen ihn ſtehen, und liefen wieder in Herrn Tillmanns Zimmer. Kaum waren ſie aber da:

ſo pochte auch der Ruſſe an, und hatte ein Körbchen in der Hand, das er im Hauſe hatte ſtehen ſehen. Will ſie mir, ſagte er, nicht laſſe ſchaffe dieß Ding?

Ein Körbchen? fragte Herr Tillmann, kannſt du Körbchen flechten?

Kann Körbchen flechten, gut Körbchen flechten, war ſeine Antwort.

Da klopfte ihn Herr Tillmann auf die Achſeln und ſagte: ſollſt Körbchen flechten.

Lange ſchon hatte er eine Handarbeit gewünſcht, mit welcher Heinrich und Stephan ſich in den Winterabenden beſchäftigen könnten, und, da er glaubte, daß ihm der Ruſſe hierzu eine gute Gelegenheit geben würde, ſo lief er geſchwind zu Herrn Ehrenfried und fragte ihn, ob er ihm wohl erlauben wolle, bey dem Ruſſen Unterricht im Korbmachen zu nehmen, damit er hernach ſeinen Zöglingen dazu Anweiſung geben könnte.

Herr Ehrenfried druckte ihm die Hand, und ſagte: ich erlaube es Ihnen nicht nur, ſonſondern danke Ihnen auch dafür. Ach Handarbeit! Handarbeit! die ſollten billig alle Knaben treiben. Sie werden dadurch gegen den Müſſiggang verwahrt, ſie bekommen Geſchicklichkeit in die Hände, und wiſſen ſich hernach in jeder Verlegenheit zu helfen. Da ich jung war, hatte man freylich dieſe Meinung nicht, da glaubte man, Handarbeit gehöre nur für die Kinder armer Leute. Deßwegen wurde ich zu gar keiner Handarbeit angeführt. Jetzt fühle ich es, wie nachtheilig es mir iſt. Bey dem geringſten Vorfalle, wo eine geſchickte Hand nöthig iſt, weiß ich mir nicht zu helfen, ſondern muß den Bedienten rufen. Habe ich keinen Bedienten bey mir, ſo ſtehe ich da, und weiß nicht, was ich thun ſoll. Noch vorige Woche ging es mir ſo. Da ritt ich nach Empeshauſen; auf dem Rückwege zerriß meinem Pferde der Bauchriemen, ich mußte, weil der Sattel herunterfiel, abſteigen: Johann! rief ich, aber Johann war zu Hauſe und konnte mich nicht hören.

Da ſtand ich mit meinem Pferde, wir ſahen beyde den Sattel an, aber eines konnte ſo wenig helfen, als das andere. Ich mußte alſo den Sattel wieder auf das Pferd legen, und, ſo wahr ich ehrlich bin, neben dem Pferde hergehen, bis ich zu einem Schafknechte kam, der mich ſogleich aus meiner Verlegenheit riß. Nun bin ich zu alt, um Handarbeit zu erlernen.

Ich aber nicht, antwortete Herr Tillmann, darum danke ich Ihnen, daß Sie mich die Gelegenheit, von dem Ruſſen Anleitung zur Handarbeit zu erhalten, wollen benutzen laſſen. Sobald ich hierin einige Geſchicklichkeit erhalten habe, will ich ſie auch ihren Kindern mittheilen; das verſpreche ich Ihnen. Sobald alſo die Lehrſtunden geendigt waren, ging er mit dem neuen Korbmacher aus, und bemühete ſich, ihm die, zum Korbflechten nöthigen, Werkzeuge und Materialien zu verſchaffen, und war darin ſo glücklich, daß ſchon am dritten Tage dieß Geſchäfte angefangen werden konnte, worüber

BIBL. UNIVERS. LIPS.

über Herr Tillmann, nebſt ſeinen Zöglingen, ſich innig freute.

Neun und dreyßigſter Abſchnitt.

Beynahe wäre ihnen aber dieſe Freude wieder geraubt worden. Denn da der Ruſſiſche Korbmacher etwa eine Stunde gearbeitet hatte: ſo wurde Herr Tillmann auf des Herrn Ehrenfried Zimmer gerufen.

Das war gut! ſagte er, daß Sie bey ihrem letzten Beſuche den Amtmann nicht antrafen. Dieſer ſchreibt mir: der Bote, der in ſeiner Abweſenheit angekommen wäre, hätte ihm von der Regierung den Befehl gebracht, alle Ruſſiſche Ausreiſſer, die ſich in ſeinem Amte einfänden, ſogleich in Verhaft zu nehmen, und in die Hauptſtadt zu liefern. Wäre er alſo zu Hauſe geweſen: ſo hätte er nothwendig den Ruſſen, der zu ihm ſeine Zuflucht genommen hatte, als

Gefangnen behandeln müſſen. Ja er räth mir, meinen Gaſt ſogleich fortzuſchaffen: weil wahrſcheinlich auch von unſerer Regierung ein ſolcher Befehl würde gegeben werden.

Herr Tillmann ſtand wie verſteinert da. Auf dieſe Art, ſagte er, wäre ja mein ganzer Plan geſcheitert. Wenn ich auch dieß verſchmerzen wollte: ſo dauert mich der arme Menſch, der wahrſcheinlich ſeinen Landsleuten in die Hände fallen, und erſchoſſen werden, oder wenigſtens eine harte Leibesſtrafe bekommen wird. Ich will über die Sache nachdenken, und Ihnen bey Tiſche Antwort ſagen.

Nun ging er wieder in die Korbmacherwerkſtatt, ſah noch eine halbe Stunde dem Korbflechten zu, dann verfügte er ſich mit ſeinen Zöglingen auf ſein Zimmer.

Dieſe ſetzten ſich an den Tiſch, um die Arbeiten, die er ihnen aufgegeben hatte, zu verfertigen. Er aber ging in der Stube haſtig auf und ab, rieb ſich die Stirn und ſtand dann wieder ſtille, den rechten Zeigefinger auf die Naſe legend. Endlich wurde er heiter, ſagte für ſich leiſe: es geht! und ſetzte ſich zu den Kindern.

Dieſe waren neugierig zu erfahren, warum ſich ihr Lehrer ſo ſonderbar betrage, und Stephan fragte wirklich: was fehlt Ihnen denn, Herr Tillmann?

Weißt du noch, fragte dieſer, was du ſagteſt, da du, bey deinem letzten Beſuche, deinen Vater nicht zu Hauſe fandeſt? (Er ſchlug die Augen nieder) Du ſagteſt: es wäre etwas Dummes — nun will ich dir ſagen daß es gar nichts Dummes, daß es etwas ſehr Gutes war. Der Bote, mit dem wir damahls ſprachen, hatte einen Befehl von der Regierung an deinen Vater, daß er alle Ruſſiſche Ausreiſſer, die er in ſeinem Amte anträfe, in Verhaft nehmen ſolle. Wäre er alſo zugegen geweſen, ſo hätte er dieſen Befehl vollziehen müſſen, und, wer weiß, welch trauriges Schickſal dieſen armen Menſchen, der in der Angſt ſeine Zuflucht zu uns nahm, dann betroffen hätte. Iſts möglich? fragte Stephan erſchrocken. Es iſt nicht nur möglich, antwortete Herr Tillmann; ſondern es iſt wirklich wahr. Ich habe den Brief ſelbſt geleſen, in welchem dein Vater dieß Herrn Ehrenfried meldet. Merkt es, lieben Kinder! Unangenehme Zufälle ſind freylich nicht angenehm, und wenn ſie kommen, ſo entſteht allemahl einiger Unwille. Daß du deinen guten Vater nicht zu Hauſe fandeſt, konnte dir alſo freylich nicht ſo lieb ſeyn, als wenn du ihn hätteſt umarmen können. Aber man muß doch ſeinen Unwillen mäßigen: denn — durch Unwillen machen wir die Sachen doch nicht anders, und — in der Folge ſehen wir oft ein, daß die unangenehmſten Vorfälle uns ſehr gut waren. Denkt daran, wenn euch künftig etwas Widriges begegnet. Aber — ſagte Heinrich —

Alle Aber will ich verbitten, antwortete Herr Tillmann, jetzt arbeitet. Ich weiß, daß ihr ſagen wollt: wird der Ruſſe bey uns ſicher ſeyn? Indem ich hier in der Stube auf und abging, überlegte ich: wie ich den armen Menſchen retten wollte — nun habe ich durch Nachdenken ein Mittel zu ſeiner Rettung gefunden. Wir werden unſern Gaſt behalten, und niemand wird ihm ein Haar krümmen.

Herrlich! ſagte Heinrich, und nun fuhren ſie in ihren Arbeiten fort.

Vierzigſter Abſchnitt.

Bey Tiſche ſprach Herr Tillmann etwas leiſe mit dem Vater und erregte dadurch die Neugier der kleinen Familie. Sie that verſchiedene Fragen, um den Inhalt des Geſprächs zu erfahren; Herr Ehrenfried antwortete aber, er könne ihre Neugierde dießmahl nicht befriedigen. Es wäre überhaupt gut, wenn Kinder ihre Neugierde mäßigen lernten, weil die Alten bisweilen dieſes und jenes den Kindern verſchweigen müßten, damit ſie es nicht ausplauderten. Ich plaudere es gewiß nicht aus, ſagte Julie. Stephan und Heinrich verſicherten eben dieſes. Gut! ſagte Herr Ehrenfried, wenn ihr ſo verſchwiegen ſeyd: ſo will ich euch das Geheimniß offenbaren. Er nahm darauf ein Kind nach dem andern, ging mit ihm in die Kammer und befriedigte ſeine Neugier. Lächelnd trat ein jedes wieder heraus und legte die Hand auf den Mund, zum Zeichen, daß es zu ſchweigen wiſſe.

Den folgenden Tag war der Ruſſe verſchwunden, und die ganze folgende Woche war er nicht mehr zu ſehen. Das Geſinde forſchte einigemahl an Stephan und Heinrich, ob ſie nicht wüßten, wo der Ruſſe geblieben ſey? Sie erhielten aber allemahl zur Antwort, wenn ſie es wiſſen wollten: ſo müßten ſie ſich deßwegen an den Vater wenden.

Den vierten Tag nach der Entfernung des Ruſſen begegnete Stephan der Magd. Der Ruſſe, ſagte ſie, wird ſich doch recht hübſch ausnehmen, wenn er in der neuen Uniform wieder kommt.

In was für Uniform? fragte Stephan.

In der Uniform unſerer Stadtſoldaten. Ha! ha! ha! Mein lieber Stephan, thun Sie nur nicht ſo geheimnißvoll. Ich weiß alles. Jetzt lernt der Ruſſe bey den Stadtſoldaten das Exercieren; weil ihn Herr Tillmann hat anwerben laſſen; dann kommt er alle Woche drey Tage zu uns, und lehrt Herrn Tillmann das Korbmachen — ha! ha! ha!

Stephan lief erſchrocken zu Herrn Ehrenfried, und ſagte: die Magd weiß das ganze Geheimniß mit dem Ruſſen.

Die Magd weiß es? fragte Herr Ehrenfried, ſo muß es doch eins von euch ausgeplaudert haben.

Ich gewiß nicht, ſagte Stephan.

Wir wollen ſehen, antwortete Herr Ehrenfried. Die Magd wurde darauf herbeygerufen, und ernſtlich befragt, woher ſie es wiſſe, daß der Ruſſe ſich bey dem Stadtregimente habe anwerben laſſen, und daß er Herrn Tillmann ferner Unterricht im Korbflechten geben werde? Sie ſchlug die Augen nieder, und ſagte: ſie könne ſich nicht erinnern,

nern, von wem ſie es erfahren habe. Da aber Herr Ehrenfried in ſie drang: ſo geſtand ſie — Jungfer Julchen habe es ihr anvertraut.

Arme Julie! hätteſt du doch geſchwiegen! Nun mußteſt du von Heinrich und Stephan wegen deiner Plauderey manche Neckereyen dulden, und wenn Vater und Mutter etwas heimlich ſprachen, mußteſt du dich entfernen! Erſt nach drey Monathen, da ſie glaubten, daß du dir deine Schwatzhaftigkeit abgewöhnt hätteſt, wurde es dir erlaubt, bey den geheimen Unterhaltungen der Aeltern zugegen zu ſeyn!

Acht Tage, nachdem der Ruſſe ſich entfernt hatte, trat er wieder in das Ehrenfriedſche Haus in der Uniform des Stadtregiments.

Weil nähmlich Herr Tillmann merkte, daß der Ruſſe im Ehrenfriedſchen Hauſe nicht ſicher ſey: ſo hatte er ihn beredet, ſich unter die Stadtſoldaten anwerben zu laſſen. Dieß hatte er gethan und zugleich verſprochen, an den Tagen, wo er keine Wache hätte, den Unterricht im Korbflechten fortzuſetzen.

Herr Tillmann war ſein fleißiger Schüler, und brachte es in kurzer Zeit ſo weit, daß er ein recht niedliches Körbchen verfertigen konnte, welches Julchen zum Geſchenk erhielt.

Nun legten auch Heinrich und Stephan Hand an das Werk. Anfänglich wollte es ihnen damit nicht recht gelingen; da ſie aber Geduld und Beſtändigkeit bewieſen: ſo ging es doch alle Tage beſſer.

Ein und vierzigſter Abſchnitt.

Oft wurden ſie, während der Arbeit, von Julchen beſchlichen, die ihnen zuſah und ihre Geſchicklichkeit lobte und bewunderte. Einmahl brachte ſie ſogar drey Geſellſchafterinnen mit, die bey ihr zum Beſuche waren. Minchen, Friederikchen und Philippinchen hieſſen ſie. Auch dieſe bewunderten die kleinen Korbmacher, und verſicherten, daß ſie es nicht für möglich gehalten hätten, daß Kinder ſolche Arbeiten machen könnten, wenn ſie nicht ſelbſt Augenzeugen davon geweſen wären.

Nun ihr Herren Korbmacher! ſagte Julchen, weil ihr ſo fleißig geweſen ſeyd: ſo iſt es billig, daß ihr ein wenig ausruht. Ich lade euch alſo ein, daß ihr mit auf der Mutter Zimmer kommt und an unſerer Geſellſchaft Theil nehmt.

Dürfen wir? fragten ſie Herrn Tillmann.

Ihr dürft, antwortete dieſer, und ich werde bald ſelbſt nachkommen, und an eurem Vergnügen Theil nehmen.

Da ſie auf der Mutter Zimmer kamen, fanden ſie einen Tiſch, der mit Früchten und Backwerk beſetzt war. Sie genoſſen es gemeinſchaftlich.

Stephan führte ſich aber dabey nicht ganz gut auf. Dieß konnte man ſchon aus der Runzel ſehen, die ſich auf Hedwigs

Stirne zeigte, ſo oft ſie ihn anſah. Er ſchien es aber gar nicht zu bemerken. Immer ſah er nach Philippinen, lachte, flüſterte dann Heinrichen etwas in die Ohren, der dann auch mit lachte, aber ihm zu verſtehen gab, daß er ſchweigen ſollte. Er kehrte ſich aber nicht daran, und reizte dadurch Heinrichen, daß er, wider ſeinen Willen, mit lachen mußte.

Die gute Philippine wurde dadurch ſo beſchämt, daß ſie aufſtand, und ans Fenſter trat. Julie wollte ſogar bemerkt haben, daß ſie mit dem Schnupftuche die Augen wiſchte.

Was fehlt dir? fragte Julie.

Statt zu antworten, nahm ſie Julien bey der Hand, und ging mit ihr zur Stube hinaus. Hier ließ ſie ihren Thränen freyen Lauf. Da ſie Julie nochmahls bath, ſie möchte ihr doch ſagen warum ſie weine? ſo antwortete ſie: haſt du denn gar nichts gemerkt? haſt du denn nicht geſehen, wie Stephan lachte? wie er dem Heinrich in die Oh-

Ohren flüſterte? Merkſt du denn nicht, daß er ſich über mich luſtig macht? Ich weiß, daß ich nicht ſchön bin, ich weiß daß ich ſchiele, daß ich ſchief gewachſen bin, daß ich krumme Schenkel habe. Was kann ich denn aber dazu, daß ich in der Kindheit bin verwahrloſet worden? Es iſt Unglück genug für mich, daß ich nicht beſſer gebaut bin, ſoll ich mich denn deßwegen auch noch verſpotten laſſen?

Gute Philippine! ſagte Julie mitleidig und küßte ſie! Weine nicht! komm mit zur Geſellſchaft, ich will es meiner Mutter ſagen.

Sage ihr nichts — antwortete dieſe, ich will mich ſchon zu faſſen ſuchen.

Da ſie wieder in die Stube traten, fanden ſie die Mutter und Heinrichen nicht mehr. Erſt nach vier Minuten kamen ſie aus der Kammer getreten, und Frau Hedwig hielt ein Briefchen in der Hand, welches Stephan zu Herrn Tillmann tragen mußte. Er wurde blutroth als er es nahm, und ſchien den Inhalt davon zu merken.

Herr Tillmann las es durch, ſahe dann Stephanen bedenklich an und fragte: alſo haſt du die gute Philippine verſpottet, und haſt ihr einen Spottnahmen gegeben?

Stephan ſchlug die Augen nieder und beſah die Nägel an ſeinen Fingern.

T. Warum haſt du ſie denn eigentlich verſpottet?

St. Sie ſieht doch gar zu häßlich aus.

T. Deßwegen? Ein armer Mann, der in zerlumpten Kleidern vor dich tritt, und um ein Almoſen bittet, ſieht auch nicht ſchön aus. Könnte ich dich wohl für gut halten, wenn du ihn, wegen ſeiner zerrißnen Kleider verſpotten wollteſt?

St. Nein.

T. Und der Mann mit zerrißnen Kleidern hat doch noch Hoffnung, daß ſeine Umſtände ſich ändern, und er beſſere Kleider kaufen kann; aber die gute Philippine wird ihren gebrechlichen Körper mit ins Grab nehmen. Jener Arme iſt vielleicht ſelbſt Urſache an ſeinem Elende; aber Philippine, die arme Philippine! die iſt als ein kleines Kind, ich weiß nicht wodurch, gebrechlich geworden. Sie iſt ganz unſchuldig an ihrer Häßlichkeit. Wie muß es ſie kränken, wenn ſie ſieht wie ſchlecht ihr Körper gebaut iſt! und wenn ſie ſich deßwegen noch muß verſpotten laſſen! Die Mutter ſchreibt mir, ſie habe über die Kränkung, die du ihr zugefügt hatteſt, Thränen vergoſſen.

St. Lieber! guter! Herr Tillmann! ſagen Sie ja nichts mehr! ich will es nimmermehr wieder thun.

T. Wenn du nur Wort hältſt? Wer Arme ihrer Armuth wegen verſpottet, der handelt ſchlecht; aber der gewiß noch ſchlechter, der ſich über die Gebrechlichkeit ſeiner Mitmenſchen luſtig macht.

St. Ich halte gewiß Wort, Herr Tillmann!

T. Ich glaube es dir. Du warſt ſonſt immer ſo gut — Aber jetzt darfſt du nicht wieder zur Geſellſchaft gehen, damit die gute Philippine, wenn ſie dich ſieht, nicht wieder an die Kränkung erinnert werde, die du ihr zugefügt haſt.

Stephan trocknete ſich die Augen, und ſetzte ſich nieder, um etwas zu ſchreiben. Kaum hatte er aber ein Paar Zeilen geſchrieben: ſo lief er wieder zu Herrn Tillmann, und ſagte: es reuet mich gar zu ſehr, daß ich die gute Philippine ſo ſehr gekränkt habe; wenn ich doch nimmermehr ſo unüberlegt gehandelt hätte! O laſſen Sie mich wieder zur Geſellſchaft gehen, daß ich meinen Fehler wieder gut machen kann.

Gut! ſagte Herr Tillmann, ich will mit dir gehen, und ſehen, wie du deine Sachen machen wirſt.

Als er wieder zur Geſellſchaft kam, ſah er Philippinen immer wehmüthig an. Sie ließ ihr Meſſer fallen — ſogleich hob er es auf, gab es ihr, druckte ihr die Hand, und ſah ſie mit naſſen Augen an. Jetzt nahm er eine Birn, ſchälte ſie, legte ſie auf einen Teller, und überreichte ſie ihr. Philippine nahm ſie an und dankte ihm freundlich.

Dieß war ihm aber noch nicht genug. Er ſah bald da, bald dorthin, um etwas zu finden, wodurch er dem gekränkten Mädchen ſeine Reue bezeigen könnte. Sie trat ans Fenſter, und ſogleich flog Stephan zu ihr, druckte ihr die Hand und ſagte: biſt doch nicht böſe auf mich, liebe Philippine?

Philippine ſah ihm in die Augen, merkte, daß ſie naß waren, druckte ihm die Hand und ſagte: nein, lieber Stephan! ich bin nicht böſe auf dich.

Da freuete ſich Stephan, und ſagte: wollen wir nicht ein Spiel anfangen?

Zwey und vierzigſter Abſchnitt.

Julie, die Stephans Reue bemerkt hatte, antwortete ſogleich — ja ein Spiel! ein Spiel! Auch die übrigen Kinder ſtimmten bey.

Aber was für eins? fragte Philippine.

Dafür wollen wir unſern lieben Herrn Tillmann ſorgen laſſen, antwortete Heinrich.

Herr Tillmann ſchlug das Pantomimenſpiel vor, und erklärte, wie es geſpielt werden müſſe. Eines von euch, lieben Kinder, ſagte er, geht hinaus. Wenn es abgetreten iſt: ſo beſtimmen wir, was es thun ſoll. Dann tritt es herein, und geht hin und her, macht allerley Bewegungen, und ich ſitze am Claviere, und fange an leiſe zu ſpielen, ſo bald es etwas thut, das der Handlung, die man ihm beſtimmt hat, ähnlich iſt; thut es aber etwas, das von der beſtimmten Handlung abweicht; ſo höre ich auf zu ſpielen; trifft es die beſtimmte Handlung: ſo ſpiele ich: Freut euch des Lebens.

Das iſt mein Leibſpiel! ſagte Stephan, Heinrich und Julie ſtimmten ihm bey, und auch die Gäſte verſicherten, daß ihnen dieß Spiel gefiele.

O laſſen Sie mich zuerſt hinaus gehen, lieber Herr Tillmann! ſagte Friederike.

Warum denn du zuerſt? fragte Minchen; ich dächte wir looſeten, wer zuerſt hinausgehen ſollte, ſagte Julie.

Heinrich aber meynte, wenn Friederike ſo große Luſt hätte, zuerſt hinaus zu gehen: ſo könnte man ihr ja dieß Vergnügen gönnen.

Die übrigen ſtimmten bey, und Friederike trat ab.

Nun wurde überlegt, was Friederike thun ſollte. Eines ſchlug dieß, das andere jenes vor. Während der Berathſchlagung ſah Stephan nach der Thür, und bemerkte daß ſie geöffnet war und Friederike das Ohr an die Oeffnung hielt, um der Berathſchlagung zuzuhören.

Ah! ſagte er, dieß gehört nicht mit zum Spiele, ging zur Thüre, und hielt ſie feſt zu.

Um Weitläuftigkeiten zu vermeiden, ſagte Herr Tillmann, ſchlage ich vor, daß eines von den Kindern um das andere beſtimme, was das Abweſende thun ſoll. Philippinchen! machen Sie den Anfang, und be-

beſtimmen ganz leiſe, was Friederikchen, bey ihrem Eintritte in das Zimmer vornehmen ſoll.

Sie ſoll, ſagte Philippine, der lieben Frau Ehrenfried einen Kuß geben.

Sogleich öffnete Stephan die Thür, und rief: herein!

Friederike kam herein, trat vor den Spiegel, ſpielte mit ihren Locken, machte eine Verbeugung, ſchneuzte ſich, ging zu Stephan, Minchen, Julien: das Clavier ſchwieg immer. Jetzt näherte ſie ſich der Frau Ehrenfried, und das Clavier ließ ſich leiſe hören; ſie both ihr eine Birn, und die Töne des Claviers wurden ſchwächer. Da wendete ſie ſich zu Philippinen, und das Clavier verſtummte.

Das iſt ja ein einfältiges Spiel! ſagte ſie, das mag ich nicht mitſpielen, kehrte der Geſellſchaft den Rücken zu, und trat an das Fenſter.

Es iſt ſo einfältig nicht, als Sie glauben, antwortete Herr Tillmann. Schlagen Sie ein anderes Spiel vor! Sie werden finden, daß es Ihnen eben nicht mehr Vergnügen machen wird, als dieß, das wir eben angefangen haben. –

Da wendete ſie ſich um und ſagte: o ſpielen Sie Lotto! dieß iſt ein herrliches Spiel! Gut, antwortete Herr Tillmann, Sie ſollen Ihren Willen haben. Julchen gehe hin, und hohle dein Lottoſpiel!

Julchen gehorchte, aber man merkte an ihrem Geſichte, daß ſie es nicht recht gern that. Auch alle Geſichter der Kleinen wurden unfreundlicher als vorher.

Jetzt kam Julie mit ihrem Lottoſpiele zurück.

Was ſoll die Marke gelten? fragte Friederike.

Einen Heller, antwortete Herr Tillmann.

Um einen Heller, ſagte Friederike, ſpielen ja die Bettelleute. Wenigſtens drey Pfennige muß die Marke koſten.

Herr Tillmann ſtellte ſich aber, als wenn er es nicht bemerkte, ließ anfangen zu ſpielen, und — Friederike bekam das große Loos.

Das iſt ein herrliches Spiel! ſagte ſie.

Es wurde noch ein Mahl geſpielt, und Friederike bekam nichts. Noch ein Mahl wurde geſpielt, und Friederike bekam wieder nichts.

Da wurde ſie unwillig, und ſagte — ich ſpiele nicht mehr. Wiſſen Sie kein anderes Spiel vorzuſchlagen, Herr Tillmann?

Ich weiß noch vielerley Spiele, antwortete er, aber eins, in dem alles nach Ihrem Willen gehen ſoll, kenne ich nicht. Er winkte hierauf den Knaben, und ſie folgten ihm.

Auch die Mädchen waren verſtimmt. Minchen und Philippinchen ſagten, es wäre nun Zeit nach Hauſe zu gehen, und Friederikchen ging mit ihnen, und beklagte ſich auf dem Wege, daß man im Ehrenfriedſchen Hauſe ſchlechte Unterhaltung fände.

Ein Weilchen hörte Philippine zu, da Friederike aber gar nicht aufhörte, über die Ehrenfriedſche Familie Beſchwerde zu führen: ſo wurde Philippine unwillig, faßte Friederikens Hand, und ſagte: Du thuſt ſehr unrecht, wenn du dich über dieſe guten Leute beklagſt. Haben ſie nicht alles gethan, um uns Vergnügen zu machen? nahmen ſie uns nicht freundlich auf? Haſt du an den Erfriſchungen etwas auszuſetzen, die ſie uns gaben? ſorgten ſie nicht durch Spiele für unſere Unterhaltung? Aber dein Eigenſinn, deine Unverträglichkeit, haben dir und uns alles Vergnügen geraubt. Du wollteſt, daß alles nach deinem Kopfe gehen ſollte; was haſt du für ein Recht dieß zu verlangen? Friederike! antworte! Biſt du mehr als wir? Wenn du willſt daß alles nach deinem Willen gehen ſoll: ſo mußt du auf deiner Stube bleiben. Da kannſt du mit deinem Nährahmen, deinem Strickbeutel, deinen Büchern machen was du willſt. Gehſt du aber in Geſellſchaft: ſo mußt du dich nach andern richten, und bey dem Spiele dir die Ordnung gefallen laſſen, die dabey gewöhnlich iſt. Thuſt du das nicht: ſo beleidigſt du andere, machſt dich verhaßt, und biſt eine Friedens- und Freudenſtörerin. Deines Eigenſinns, deiner Unverträglichkeit wegen kam heute kein Spiel zu Stande, und wenn wir nicht alle ſo nachgebend geweſen wären: ſo würde der größte Zank entſtanden ſeyn.

Friederike wurde blaß vor Zorn, öffnete den Mund und ſagte: was willſt du, krumbeinigte — aber Phillippine wendete ſich um, faßte Minchen bey der Hand, ging mit ihr in eine Seitenſtraße, und ließ das unverträgliche Mädchen ſtehen.

Drey und vierzigſter Abſchnitt.

Auch auf Herrn Tillmanns Stube wurde viel über Friederikens Eigenſinn und Unverträglichkeit geſprochen. Er ſelbſt ſagte weiter nichts dazu, als daß er ſeine Zöglinge ermahnte, ſie möchten an dem Exempel dieſes unglücklichen Mädchens lernen, wie häßlich der Eigenſinn und die Unverträglichkeit ſey, und — das arme Mädchen bedauern: denn wenn es dieſen Fehler nicht ablegte, ſo würde es nie vergnügt werden, und immer das geſellſchaftliche Vergnügen ſtören.

Laßt uns lieber, fuhr er fort, ins Freye gehen, und Pflanzen zur morgenden Lehrſtunde eintragen, damit wir uns wieder aufheitern.

Die Kinder nahmen dieſe Einladung mit Vergnügen an, und bathen ihn, er möchte doch einmahl mit ihnen nach dem Rehberge gehen, wo ſie immer die mehreſten Pflanzen fänden. Der Vorſchlag wurde genehmigt, und wirklich waren ſie dießmahl im Kräuterfinden vorzüglich glücklich. Kaum hatten ſie eine Viertelſtunde geſucht, ſo waren ihre Kräuterſäcke beynahe gefüllt.

Jetzt erblickte Heinrich eine ſehr ſeltene Pflanze auf einer Felſenklippe. Die Be-

Begierde ſie zu haben reitzte ihn, die Klippe zu erſteigen, er erſtieg ſie wirklich, und — bekam die Pflanze. Wer war froher als er! Geſchwind wollte er nun zu Herrn Tillmann laufen und ihm ſeinen Fund zeigen. Aber ach! er war nicht vorſichtig genug. Im Laufen blieb er mit dem rechten Fuße an einer Wurzel hängen, fiel, und ſo unglücklich, daß er die heftigſten Schmerzen empfand und einen lauten Schrey that.

Sein Lehrer lief herbey, und, da er ihn liegen ſah, redete er ihm zu, und ſagte: ſo ſtehe doch auf, Heinrich! Wer wird ſich denn ſo kindiſch betragen? durch Weinen machſt du die Sache doch nicht anders. Ach, wimmerte Heinrich, ich kann — Herr Tillmann, ich kann nicht aufſtehen.

Da ging denn Herr Tillmann zu ihm, griff ihm unter die Arme, hob ihn in die Höhe, und ermahnte ihn aufzutreten. Er verſuchte es, ſtürtzte aber in ſeines Lehrers Arme, und ſagte: ich — ich kann nicht.

Dieſer legte ihn ſanft auf die Erde, und unterſuchte das Bein, wo er ſo großen Schmerz empfand. Da er es unterſucht hatte wurde er blaß, wendete ſein Geſicht weg, faltete ſeine Hände. Dann faßte er ſich, und wendete ſich zu Heinrichen, Heinrich! ſagte er, jezt zeige mir, daß du ein gut erzogener Knabe biſt! Dein Bein iſt zerbrochen. Wirſt du nun geduldig ſeyn, deine Schmerzen ſtandhaft aushalten, nicht weinen, noch murren; ſo wirſt du nach etlichen Wochen ſo geſund und gerade ſeyn wie ich, und mit uns wieder laufen und ſpringen können. Biſt du aber ungeduldig, und machſt durch dein Murren deinen Wärter verdrüßlich, ſo bekommſt du ein krummes Bein, und bleibſt auf deine ganze Lebenszeit ein Krüppel.

Ach! ſagte er, lieber, guter Herr Tillmann, ich will recht geduldig ſeyn; Helfen Sie mir nur.

Ich will dir helfen — erhielt er zur Antwort. Dann legte Herr Tillmann die Hand an die Stirn, lehnte ſich an eine

Buche, und — dachte nach. Nach einigen Minuten faßte er Stephans Hand, der mit naſſen Augen bey ſeinem Freunde ſtand, und ſagte: Stephan, ich kann deinen unglücklichen Freund unmöglich verlaſſen. Du mußt für ihn gehen und Hülfe ſchaffen. Merk auf! jetzt läufſt du nach der Stadt, in die Hirſchſtraße zu dem Wundarzte Bemmel. Weißt du wo er wohnt?

St. Ich weiß es.

T. Auf dem Wege ſagſt du niemanden, der dir begegnet, etwas von dem was vorgefallen iſt, damit das Gerücht davon nicht in das Ehrenfriedſche Haus komme. Verſtehſt du mich?

St. Ich verſtehe alles.

T. Aber zum Wundarzte ſagſt du: Heinrich hätte das Bein zerbrochen, und ich ließ ihn bitten, er möchte ſo geſchwind als möglich kommen, und alles mitbringen, was nöthig wäre, um ihn nach Hauſe zu ſchaffen.

St. Ich will gewiß alles gut ausrichten. Ehe er aber ging, fiel er noch Heinririchen um den Hals, benetzte ihn mit Thränen, und ſagte, ſey geduldig, lieber Heinrich: damit dein Fuß bald wieder geheilt werde. Nun ſchoß er, ſchnell wie ein Reh, fort.

Herr Tillmann ſtreichelte dem Heinrich die Backen und ermahnte ihn nochmahls zur Geduld. Aber er ſelbſt litt unausſprechlich. Unter einer Stunde, dachte er, kann der Wundarzt nicht hier ſeyn. Wie lang wird mir, und dem armen Heinrich dieſe Stunde werden! und wenn nun der Wundarzt nicht zu Hauſe iſt: da kann die Nacht einbrechen, ehe der Unglückliche verbunden wird. Da er ſo bekümmert ſaß, ſchlug er die Augen auf, und ſahe Stephan zurück kommen. Unwillig ſprang er auf und fragte was willſt du denn?

Dieſer war aber ganz auſſer Athem und ſagte: da — da — iſt Herr — Bemmel. Wirklich war er da. Er war auch auf dem Berge geweſen, und hatte Kräuter geſucht, und glücklicher Weiſe hatte Stephan ihn gefunden.

Herr Tillmann faltete die Hände und ſagte: da trifft es recht ein; wenn die Noth am größten iſt, da iſt die Hülfe am nächſten. Dann ging er Herrn Bemmel entgegen, druckte ihm die Hand und ſagte: helfen Sie lieber Mann!

Herr Bemmel unterſuchte das Bein, und da er fand, daß es wirklich zerbrochen ſey, ſagte er: ich will gleich helfen. Hier unten am Fuße des Bergs hat Herr Franzfeld einen Garten dahin will ich laufen, ehe die Taglöhner Feyerabend machen, und daſelbſt hohlen, was wir nöthig haben. Herr Franzfeld iſt ein guter Mann, und wird es mir nicht übel nehmen, wenn ich in der Noth, ohne ſeine Erlaubniß, mich ſeiner Leute und Sachen bediene.

Nach einer Viertelſtunde war er ſchon wieder da, und brachte vier ſtarke Männer mit, die zwey Stangen und ein Bett trugen. Auf das Bett wurde Heinrich ganz ſanft gelegt, dann ſteckten die Männer die Stangen unter das Bett, auf jede Seite traten zwey, jeder faßte das eine En-

Ende einer Stange an, und ſo hoben ſie das Bett auf, u. trugen darauf Heinrichen fort.

Als ſie ſich dem Stadtthore näherten, ſagte Herr Tillmann: jetzt will ich voraus laufen, und die lieben Aeltern vorbereiten, damit ſie nicht zu ſehr erſchrecken, wenn ſie dieſen traurigen Aufzug ſo unvermuthet ſehen.

Unterdeſſen ging der Zug langſam fort, und wurde als er bey dem Ehrenfriedſchen Hauſe ankam, von Herrn Ehrenfried empfangen, der ihn in der Thür erwartete. Getroſt! mein Heinrich! ſagte er. Siehe wir thun alle, was wir können, um dir zu helfen. Unſere Hülfe würde aber umſonſt ſeyn, wenn du kindiſch klagen, und nicht geduldig ſeyn wollteſt.

Ich will gewiß geduldig ſeyn, gab er wimmernd zur Antwort. Nun wurde er auf das Lager gelegt, welches für ihn war bereitet worden, und, kaum war dieß geſchehen: ſo war auch Stephan da, der vorausgelaufen war, und aus dem Bemmelſchen Hauſe das nöthige Bindzeug geholt hatte.

Jetzt, lieber Kleiner! ſagte Herr Bemmel, faſſen Sie ein Herz, und betragen ſich geduldig. Ich muß nun ihr Bein einrichten halten Sie nun ſtille: ſo iſt in etlichen Minuten der größte Schmerz überwunden, und Sie bekommen bald wieder ein gerades Bein. Halten Sie aber nicht ſtille: ſo wird ihr Bein krumm, und es kann Ihnen hernach kein Menſch helfen.

Jetzt ging die Einrichtung vor ſich. Zwey Männer zogen ſo lange an dem Beine, bis die zerbrochenen Stücke genau an einander paßten. Dieß verurſachte die heftigſten Schmerzen, Heinrich biß die Zähne zuſammen, ein Paar Thränen liefen über ſeine Backen, aber er gab keinen Laut von ſich. Nun wurde die Verbindung vorgenommen, und da ſie geendigt war, verſicherte Heinrich, daß er nun faſt gar keinen Schmerz mehr empfände.

Sie haben ſich gut gehalten, lieber Kleiner! ſagte Herr Bemmel. Ich habe mehr als hundert Arm- und Beinbrüche ſchon geheilt, aber ich kann mich nicht erinnern, daß ein Patient ſo ruhig geweſen wäre, wie der liebe Heinrich. Manche ſchrieen, daß man es über drey Häuſer weg hören konnte, andere ſtampften mit dem geſunden Fuße, ſchlugen um ſich, und ſtießen die Leute weg, die ihnen helfen wollten. Wozu diente es aber? zu gar nichts. Die Einrichtung mußte doch vor ſich gehen, Schaden that es aber vielen. Wegen ihres unbändigen Betragens verlor ich meine Faſſung, und konnte auf die Einrichtung die nöthige Aufmerkſamkeit nicht wenden. Wenn ich nun den Verband das erſte Mahl aufmachte: ſo war das Bein oder der Arm oft krumm, und ich mußte die Einrichtung noch einmahl vornehmen. Verſchiedene, die ſich dieß nicht gefallen laſſen wollten, behielten ihre krummen Glieder, und wurden dadurch außer Stand geſetzt, ihren Nebenmenſchen ſo zu nützen, wie ſie ſonſt hätten thun können.

Aber, lieber Kleiner! mit der Geduld, die Sie jetzt ein Viertelſtündchen bewieſen ha-

haben, iſt es noch nicht ausgerichtet. Sie müſſen, wenn Sie Ihr geſundes, gerades Bein wieder haben wollen, ſechs Wochen ſtille liegen, damit der Bruch wieder verwachſen kann. Wollen Sie dieß thun?

Gewiß! war ſeine Antwort.

Vier und vierzigſter Abſchnitt.

Er hat auch Wort gehalten. Die erſte Nacht bekam er freylich ein ſehr heftiges Fieber, daß er ſich ſeiner nicht mehr bewußt war, und ſich deßwegen einige Mahl im Schlafe umherwerfen wollte, welches jedoch durch Herrn Tillmann, der bey ihm wachte, verhütet wurde. Aber in der Folge war er deſto gelaſſener. Die ganze Familie bemühete ſich deßwegen, ſeinen Zuſtand erträglicher zu machen.

Herr Tillmann hielt die Lehrſtunden in ſeinem Zimmer, und ließ ihn an dem Unterricht terrichte Theil nehmen. Waren dieſe geendigt: ſo ſpielte man bald mit ihm auf dem Damenbrete, bald wurde ihm etwas vorgeleſen, bald erzählte ihm der Vater etwas. Bey allem dem äuſerte er doch einige Mahl den Wunſch: wenn ich doch nur etwas vorzunehmen wüßte! Man machte einen Verſuch, ihn mit Korbmacherarbeit zu beſchäftigen; es wollte aber nicht recht gehen, weil dadurch ſein Bein in ſeiner ruhigen Lage würde geſtört worden ſeyn. Da kam die Mutter auf den Einfall, ihn das Stricken mit der Filetnadel zu lehren, und es gelang ihr. Er verfertigte einige ſeidene Beutel: den erſten bekam die Mutter, den zweyten der Vater, den dritten der liebe Herr Bemmel. Auch an dem vierten, den er für ſeinen guten Lehrer beſtimmt hatte, fing er an zu ſtricken. Ehe er ihn aber noch zur Hälfte geendigt hatte, war ſein Bein geheilt.

Anfänglich mußte er freylich an der Krücke gehen, nach und nach ging es aber immer beſſer, und am Ende des Septemders konnte er an dem Arme der lieben Mutter den erſten Gang in den Garten thun.

Dieß war ein feſtlicher Tag für die ganze Familie. Sie begleiteten ihn in den Garten, wo die Mutter eine kleine Mahlzeit veranſtaltet hatte.

O! ſagte er, wie froh bin ich daß ich dieß überſtanden habe! o wie ſchön iſt es hier im Garten! wohl hundert Mahl war ich hier, aber nie gefiel es mir ſo wohl als jetzt.

Das glaube ich dir wohl, ſagte Herr Ehrenfried, das Gute, das man täglich hat, ſchätzt man am Ende gering; wenn man es aber eine Zeit lang entbehren muß: ſo wird es uns recht werth. Deine Leiden haben alſo für dich, mein lieber Heinrich, gewiß ihhen großen Nutzen gehabt. Alle Freuden, die du bisher entbehren mußteſt, wirſt du höher ſchätzen als ſonſt. Dieß iſt aber noch nicht alles. Du haſt lernen leiden, und deinen Unwillen bey dem Leiden mäßigen. Wie gut wird dieß für dich ſeyn, wenn du künftig leiden wirſt. Und leiden wirſt du noch viel. Der Sommer iſt nie ohne Gewitter, und das menſchliche Leben nie ohne Leiden.

Nachdem die Geſellſchaft einige Stunden vergnügt verlebt hatte, verfügte ſie ſich nach Hauſe.

Auf dem Wege begegnete ihr Herr Bemmel, der ſehr eilfertig war.

Wohin ſo eilig, Herr Bemmel? fragte Herr Ehrenfried.

Zu dem armen Taglöhner Friedling. Sein kleiner Sohn hat auch das Bein zerbrochen, und ich ſoll es ihm verbinden.

Alle bedauerten den Kleinen, aber niemand mehr, als Heinrich. Der arme Knabe! ſagte er. Willſt du mir nicht erlauben, lieber Vater! daß ich zu ihm gehen darf. Ich könnte ihm doch zureden, daß er geduldig wäre.

Gehe hin, ſagte der Vater, ich will dich begleiten.

Als ſie vor dem Hauſe des Unglücklichen ankamen, hörten ſie ſchon ein jämmerliches Schreyen, und, bey dem Eintritte in die

Stube, ſahen ſie, daß der Knabe ſich ganz unbändig betrug. So oft Herr Bemmel an den Bruch fühlte, ſchrie er von neuem und zog das Bein zurück. Alles Zureden des Herrn Bemmel war umſonſt.

Da trat Heinrich zu ihm, faßte ſeine Hand und ſagte: weißt du ſchon, Melchior, daß ich auch das Bein zerbrochen habe?

Der Knabe ſah ihn ſtarr an.

Aber, fuhr Heinrich fort, der gute Herr Bemmel hat es mir ſo gut geheilt, daß ich heute wieder in den Garten gehen konnte. Ich heulte aber auch nicht, da er es mir einrichtete, hielt ſtille und biß die Zähne zuſammen. Es dauerte ein Paar Minuten; ſo war der Schmerz vorbey. Nun ſieh einmahl, was für ein geſundes gerades Bein ich habe.

M. Ich wollte ja gern ſtille halten, wenn es doch nur nicht ſo ſchrecklich wehe thäte.

H. Wenn du aber ſtille hältſt: ſo hört das Wehethun bald auf.

M. Nun da will ich ſtille halten.

H. Du darfſt aber auch nicht ſchreyen, ſondern mußt die Zähne recht zuſammen beiſſen. Melchior befolgte Heinrichs guten Rath, und die Einrichtung ging glücklich von ſtatten.

Bey dem Abſchiede druckte Herr Ehrenfried dem bekümmerten Vater noch etwas in die Hand, und ſorgte von nun an immer dafür, daß der arme Melchior die nöthige Pflege hatte.

Heinrich beſuchte ihn mehrere Mahle, ermahnte ihn zur Geduld und hatte nach einigen Wochen die Freude zu ſehen, daß auch Melchior wieder ausgehen konnte.

Er meldete es ſeinem Vater mit Vergnügen. Der Vater druckte ihn an ſeine Bruſt und ſagte: ſein gerades Bein hat Melchior zum Theil dir zu danken, lieber Sohn. Würdeſt du ihm aber wohl ſolchen Muth haben einſprechen können, und ſo herzliches Mitleiden mit ihm gehabt haben, wenn dir nicht zuvor eben ſo ein Unglück begegnet wäre?

Er fiel ihm um den Hals, weinte und ſagte: gewiß nicht, lieber Vater!

Ende.

Verzeichniß der Verlagsbücher der Buchhandlung der Erziehungsanſtalt in Schnepfenthal.

Beutler, J. H. Ch., Sittenlehren und Klugheitsregeln in Verſen, für Schullehrer zum Vorſchreiben und für Kinder zum Lernen. 8. 4te Auflage. 1802. 8 Pf. oder 3 Kr.
(Wer 1 Thlr. baar einſendet, erhält 50 Ex.)

Der Bote aus Thüringen mit Zeitungsnachrichten die Jahrgänge 1788 — 1801 compl. jeder Jahrgang 18 Gr. oder 1 Fl. 18 Kr.

Derſelbe ohne Zeitungsnachrichten der Jahrg. 16 Gr. oder 1 Fl. 10 Kr.

Derſelbe 1802 compl. 18 Gr. oder 1 Fl. 18 Kr.

Derſelbe o. Z. 16 Gr. oder 1 Fl. 10 Kr.
(Mit dieſem Jahrgange iſt die in den Jahrg. 1795, 1796, 1800 und 1801 enthaltene Geſchichte der Deutſchen geſchloſſen.)

Derſelbe 1803 von C. G. Salzmann mit Zeitungsnachrichten 1 rthl. oder 1 Fl. 45 Kr.

Derſelbe o. Z. 20 Gr. oder 1 Fl. 27 Kr.

Denkſchrift auf Maria Wollſtonecraft Godwin, die Vertheidigerinn der Rechte des Weibes; von William Godwin. Aus dem Engl. überſetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet. Nebſt dem Bildniſſe der Verſtorbenen. 8. 1799. 12 Gr. oder 52 Kr.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Teutſchen des achtzehnten Jahrhunderts. gr. 8. 1802:
auf Schweizer Papier 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl 20 Kr.
auf Druckpapier 2 Thlr. oder 3 Fl. 30 Kr.

Elements of morality, translated from the German of C. G. Salzmann by M. Wollstonecraft 1796. 16 Gr. oder 1 Fl. 10 Kr.

Erzählungen für Kinder von Maria Wollſtonecraft. Aus dem Engliſchen. Mit einem Titelkupfer und einer Vignette. 8. 1795. 12 Gr. oder 52 Kr.

Gesangbuch für die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 1801. 16 Gr. oder 1 Fl. 10 Kr.

GutsMuths Gymnastik für die Jugend. Enthaltend eine practische Anweisung zu Leibesübungen. Ein Beytrag zur nöthigen Verbesserung der körperlichen Erziehung 8. 1793. auf Schweizer Papier mit 11 Kupfern. 3 Thlr. oder 5 Fl. 15 Kr.

GutsMuths Spiele zur Uebung und Erholung des Körpers und Geistes; für die Jugend, ihre Erzieher und alle Freunde unschuldiger Jugendfreuden. Gesammelt, practisch bearbeitet und beurtheilet. Mit einem Titelkupfer und 16 kleinen Rissen. 8. 1802. 3te Auflage. 1 Thlr. 16 Gr. oder 2 Fl. 54 Kr.

Die Heſperiden, ein Magazin für jugendliche Unterhaltung 1s bis 7s Stück. Jedes 12 Gr. oder 52 Kr.

Leopold, J. L. G., Handbuch der geſammten Landwirthſchaft. Zuerſt das Buch vom Ackerbau. 8. 1795. 18 Gr. oder 1 Fl. 18 Kr.

Deſſelben Buches 2r Theil. Das Buch von der Viehzucht. 1 Thlr. oder 1 Fl. 45 Kr.

Der Papparbeiter, oder Anleitung in Pappe zu arbeiten, vorzüglich Erziehern gewidmet von B. H. **Blaſche**, Lehrer an der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal; mit Kupfern. 2te mit Anmerkungen und Zuſätzen vermehrte Ausgabe. 1r und 2r Theil. 18 Gr. oder 1 Fl. 18 Kr.

Deſſelben Buchs 3r Theil. 6 Gr. oder 26 Kr.

Zuſätze und Anmerkungen deſſelben zur Ergänzung des 1ſten und 2ten Theils der 1ſten Auflage. 2 Gr. oder 9 Kr.

Rettung der Rechte des Weibes mit Bemerkungen über politische und moralische Gegenstände von M. Wollstonecraft. Aus dem Englischen übersetzt mit einigen Anmerkungen und Vorrede von C. G Salzmann. Nebst dem Bildnisse der Verf. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 20 Kr.

Der zweite Band beſonders mit dem Bildniß der Verfaſſerin 16 Gr. oder 1 Fl. 10 Kr.

Das Bildniß der **Wollſtonecraft** beſonders 4 Gr. oder 18 Kr.

Reiſen der Zöglinge zu Schnepfenthal 2r. B. von J. W. **Ausfeld**, mit Titelkupfer und Vignette 1803. Schreibp. 1 Rthl. oder 1 Fl. 45 Kr.

Druckpap. 18 Gr. oder 1 Fl. 18 Kr.

Salzmann's, C. G., chriſtliche Hauspoſtille 1r — 5r Bd. à 8 Gr. 1 Thlr. 16 Gr. oder 2 Fl. 54 Kr.

— — Conrad Kieſer, oder Anweiſung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder. Ein Buch für's Volk. 8. 1796. 12 Gr. oder 52 Kr.

— — Himmel auf Erden. Auf Schreibp. mit einem Titelkupfer. 8. 1 Thlr. oder 1 Fl. 44 Kr.

Daſſelbe auf Druckpapier 16 Gr. oder 1 Fl. 10 Kr.

— — Conrad Kieſers A B C und Leſebüchlein, oder Anweiſung auf die natürlichſte Art das Leſen zu erlernen. 1r und 2r Bd. à 6 Gr. 12 Gr. oder 52 Kr.

— — pädagogiſches Bedenken über eine Schrift des Herrn Hofrath Fauſt. 1 Gr. 6 Pf. oder 7 Kr.

— — Revolutionsgeſpräche zwiſchen dem Boten, Wirth und einem Weber. 8. 1794. 4 Gr. oder 18 Kr.

— — Taſchenbuch zur Beförderung der Vaterlandsliebe. 1802. 1 Thlr. 4 Gr. oder 2 Fl.

— — Reiſen der Zöglinge zu Schnepfenthal. 1r Bd. Mit einem Kupfer. 8. 1799 12 Gr. oder 52 Kr.

— — Konrad Kieſers Bilderbüchlein. 1803. 1 Rthl. 12 Gr. oder 1 Fl. 3 Kr.

— — erſter Unterricht in der Sittenlehre für Kinder von 8 — 10 Jahren. 1803. 8. 18 Gr. oder 1 Fl. 18 Kr.

Von demſelben die Franzöſiſche Ueberſetzung: 18 Gr. oder 1 Fl. 18 Kr.

Scudery, Maria Franzesko, Vorſchläge zur Ausrottung der Kinderblattern und anderer anſteckender Seuchen. Aus dem Lateiniſchen überſetzt von Chr. Ludw. Lenz. Nebſt einer Vorrede von C G Salzmann. 8. 1794. 3 Gr. oder 13 Kr.

Unterhaltungen eines Landſchullehrers mit ſeinen Kindern über merkwürdige Wörter und Sachen aus der Natur und dem gemeinen Leben. Ein Buch für Eltern, Kinder und Schullehrer unter den Bürgern u Landleuten. 1r — 2r Heft, jeder 6 Gr. oder 26 Kr.

Daſſelbe 3r Heft. 5 Gr. oder 22 Kr.

Daſſelbe 4r Heft. 6 Gr. oder 26 Kr.

Wadſtröm, C B. über die Gründung der Kolonien zu Sierra Leona und Boulama. Aus dem Franz. überſetzt. 1799. 8. 6 Gr. oder 26 Kr.

Bescheidenheit und Vertheidigung. 1.
Unordnung . . . 2.
Ehrlichkeit . 3.
Dankbar. — 4. 8. 9.
Pflichten gegen die Thiere 5.
Gute Eltern. . 6. 23.
Folgsam und gefällig. 7.
Mache andern Freude 10. 11.
Gutes Beispiel 12.
Schaden ersetzen. 13.
Lüsternheit — 14.
Für andern Gutes 15. 17.
Trotzet nicht beständig. 16.
Schwimmen lernen — 18.
Jugend immer leichter 19.
Gespenster — 20.
Aufmerksamkeit 21.
Besser werden — 22.

Heinrich Gottſchalk
in
# ſeiner Familie,
oder
# erſter Religionsunterricht

99. 1518

für

Kinder von 10 bis 12 Jahren,

von

C. G. Salzmann.

Schnepfenthal
in der Buchhandlung der Erziehungsanſtalt.
1804.

Vorbericht.

Dieſer iſt für Lehrer und Lehrerinnen beſtimmt, und ſteht doch in einem Buche, das in die Hände der Kinder kommt. Ich darf alſo nur einſylbig ſprechen, in der Hoffnung, daß man die fehlenden Sylben hinzuſetzen werde.

Das Buch bleibt unter dem Beſchluſſe des Lehrers oder der Lehrerinn, und die Schüler und Schülerinnen bekommen es, nur während der Lehrſtunde, in die Hände. Dieſe leſen ein Stück nach dem andern vor, jene beſprechen ſich mit ihnen darüber. Sie ſuchen ihre Schüler und Schülerinnen durch Aufſtellung mehrerer Exempel zu überzeugen, daß alles, was gewirkt wird, durch unſichtbare Kräfte gewirkt werde, und daß alles Sichtbare bloß Wirkung des Unſichtbaren ſey. Aus dieſer Ueberzeugung geht dann leicht der Glaube hervor, daß alle Wirkungen durch eine weiſe und gütige Grundurſache geleitet werden.

Bey Ausarbeitung dieſes Lehrbuchs habe ich auf die im Schwange gehenden Meinungen nicht Rückſicht genommen; ſondern bin immer ganz meiner eigenen Ueberzeugung gefolgt. Nie haben Autoritäten auf meine Schriften Einfluß gehabt.

Da man mich nun im achtzehenten Jahrhunderte immer ruhig meinen Weg hat gehen laſſen, ſo erwarte ich dieß noch weit mehr im neunzehnten, das ſich vorzüglich der Humanität rühmt. Meine Ueberzeugungen werden übrigens, wie ſich von ſelbſt verſteht, niemanden aufgedrungen. Diejenigen, die ſie nicht annehmlich finden, laſſen ſie ungebraucht, und ſo iſt alles abgethan.

Schnepfenthal im Wonnemonde 1804.

C. G. Salzmann.

Erſter Abſchnitt.

Der Herbſt war nun da. In Gärten und Feldern ſah man allenthalben Menſchen, die ſich damit beſchäftigten, die Früchte von dem einzuernten, was ſie den Frühling und Sommer hindurch geſäet und gepflanzet hatten. Tauſend Kinder konnten an dieſem Vergnügen keinen Theil nehmen: entweder weil ſie keinen Fuß breit Land hatten, den ſie hätten bearbeiten können, oder weil ihnen der Freund fehlte, der ihnen gezeigt hätte, wie man die Erde bearbeiten, beſäen und bepflanzen muß. Herrn Tillmanns Zöglinge hatten beydes. Der gute Vater hatte jedem einige Beete zur Benutzung übergegeben, und Herr Tillmann hatte ſie gelehrt, wie ſie dieſelben bearbeiten müßten. Folglich hatten ſie auch nun die Freude — ernten zu können.

An einem heitern Herbſttage, da ſie in den Lehrſtunden ſich durch ihre Aufmerkſamkeit und ihr gutes Betragen die Zufriedenheit ihres Lehrers erworben hätten, ſagte dieſer: Kinder, wollen wir nicht unſer Erntefeſt halten?

Was für ein Erntefeſt? fragte Heinrich.

Ihr habt doch, antwortete dieſer, dieſen Sommer über geſäet und gepflanzet.

O ja! riefen alle, nun wollen wir ernten.

Sogleich ergriff Herr Tillmann ſeinen Hut und Stock, und Julie, nebſt Heinrichen und Stephan, ſchloſſen ſich an ihn, und gingen nach dem Garten zu.

Da gab es nun zwar nicht viel, aber doch mancherley zu ernten. Da wurden reiſe Bohnen und Erbſen gepflückt, kleine Gurken zum Einmachen in Eſſig abgenommen, ein Beet voll Möhren ausgehoben, und einige Kürbiſſe abgeſchnitten, die Stephan gepflanzt hatte. Die Kinder waren dabey vergnügter, als mancher Reiche, der die Früchte von einigen Hufen einzuernten hat.

Ihre Freude wurde noch mehr vergrößert, da ſie den Vater und die Mutter in den Garten eintreten ſahen, denen eine Frau folgte, die einen Korb mit Lebensmitteln trug. Glück zu! Glück zu! ihr kleinen Gärtner, ſagte der Vater, iſt die Ernte ergiebig?

Recht gut! riefen alle, o komm nur her, und ſieh, was wir da alles geerntet haben. Und nun wurden beyde Aeltern herbeygezogen, und ihnen der ganze geerntete Vorrath gezeigt. Alles wurde betrachtet, aber vorzüglich zog ein großer Kürbis von Stephans Beete, des Vaters Aufmerkſamkeit auf ſich. Er ließ ihn wägen und man fand, daß er fünf und zwanzig Pfund ſchwer war.

Herr Tillmann verſicherte, er erinnere ſich nicht, einen Kürbis von dieſer Schwere geſehen zu haben, und Stephan war wirklich ein wenig ſtolz darauf, daß eine ſo große Frucht auf ſeinem Beete gewachſen war.

Nun wurde noch hin und her überlegt, wozu man alles, was eingeerntet worden war, nutzen, und womit man künftiges Frühjahr die Beete bepflanzen wolle. Unterdeſſen bereitete die Mutter eine kleine Mahlzeit, welche von der Geſellſchafft vergnügt genoſſen wurde.

Nach Tiſche wurde noch ein kleiner Spaziergang in das Feld angeſtellt, wo man ſich gemeinſchaftlich freuete über die Thätigkeit, mit welcher man allenthalben die Früchte der Erde einſammeln ſah.

Herr Tillmann machte ſeine Kleinen auf eine Gärtnerinn aufmerkſam, die auch Kürbiſſe einerntete. Stephan ſprang zu ihr, und kam bald mit der Verſicherung zurück, daß die Gärtnerinn — keinen einzigen gezogen hätte, der ſich mit dem ſeinigen meſſen dürfe.

Nun, ſagte Herr Tillmann: ſo wollen wir denn zurückgehen, und dieſen Rieſen etwas näher betrachten. Die ganze Geſellſchaft folgte ihm in das Gartenhaus, wo ſie ſich um einen Tiſch ſetzte, auf welchen der Kürbis geſtellt wurde.

Wer hat, fragte Herr Tillmann, dieſen Kürbis hervorgebracht?

Ich, ſagte Stephan, mit großer Freude.

T. Da biſt du ja ein gewaltiger Menſch. Wenn du ſolche Dinge kannſt: ſo kannſt du ja wohl auch noch mehr. Sieh! hier habe ich ein Paar Bleykugeln bey mir, die kannſt du künftiges Jahr pflanzen, und ein Gewächs daraus ziehen, das wieder Bleykugeln trägt; dieſe kannſt du hernach an die Schützengeſellſchaft verkaufen, und Geld daraus löſen.

St. Ach das geht ja nicht.

T. Warum denn nicht?

St. Die Bleykugeln ſind ja gegoſſen.

T. Was ſchadet denn dieß? warum ſollten denn die Kugeln nicht aufgehen, die von Bley gegoſſen ſind?

Heinrich. Ich weiß es Herr Tillmann! in den Kugeln iſt kein Keim.

T. Der iſt freylich nicht drin. Iſt aber im Kürbiskerne ein Keim?

H. O ja! wenn ich nur einen Kürbiskern hätte: ſo wollte ich Ihnen den Keim gleich zeigen.

T. Hier! Heinrich, iſt ein Kürbiskern.

H. Da will ich den Keim ſogleich finden. Hier iſt er! ſehen Sie.

T. Ganz richtig! dieſer Keim enthält die ganze Kürbispflanze, mit allen ihren Ranken, Blättern, Blüthen und Früchten. Haſt du den Keim hineingelegt, Stephan?

St. Nein.

T. Wenn du nun künftiges Jahr wieder Kürbiskerne ſäen willſt, woher wirſt du ſie bekommen?

St. Daran ſoll es mir nicht fehlen; ich brauche ja nur dieſen Kürbis aufzuſchneiden, da werden gewiß eine Menge Kerne darin ſeyn.

T.

T. Glaubſt du auch wohl, daß in den Kernen Keime ſind?

St. Gewiß!

T. Haſt du ſie hineingelegt?

St. Das wiſſen Sie ja ſchon, daß ich dieß nicht kann.

T. Woher kommt es denn aber wohl, daß dieſer Kürbiskeim ſo erſtaunlich groß geworden iſt, ſo lange Ranken, ſo viele und große Blätter, ſo viele Blüthen und dieſe ſchwere Frucht bekommen hat?

St. Das weiß ich wohl; ich habe das Land gut gedüngt, und die Kürbispflanze fleißig begoſſen.

T. Wenn du durch Düngen und Begießen die Pflanzen ſo groß machen kannſt: ſo erzeige mir doch den Gefallen und pflanze dieſes mein ſpaniſches Rohr auf einen gut gedüngten Boden, und begieße es fleißig, ſo wirſt du ohne Zweifel einen großen Baum daraus ziehen. —

St. Wie kann ich denn das? das Spaniſche Rohr hat ja keine Wurzeln.

T. Und die Kürbispflanze hatte Wurzeln. Haſt du ſie ihr gegeben?

St. Auch nicht, ſie ſind von ſelbſt gewachſen.

T. Das iſt doch artig, daß ſolche Wurzeln von ſelbſt wachſen, die aus lauter kleinen Röhrchen beſtehen, die die Säfte der Erde in ſich ſaugen und damit die Pflanze nähren. Ich ſehe, daß dieſe Kürbispflanze auch große Blätter hat; ſind dieſe wohl umſonſt da? oder haben ſie ihren Nutzen?

Julie. Ich weiß es, Herr Tillmann! Sie haben es uns ein Mahl geſagt. Jedes Blatt iſt ein Löffel, in dem der Thau und Regen aufgefangen wird. Die Tropfen ziehen ſich dann alle in den Rinnen, die auf dem Blatte ſind, nach dem Blattſtiele zu, dringen in den Stengel ein, und nähren die Pflanze.

T. Du haſt es gut gemerkt, Julie. Jedes dieſer Blätter iſt künſtlicher gearbeitet, als der zierlichſte ſilberne Löffel. Wie ſind denn dieſe Blätter an die Pflanze gekommen?

J. Sie ſind daran gewachſen.

T. Das iſt doch wirklich artig, daß an der Pflanze alles gewachſen iſt, was ſie zu ihrer Erhaltung und Vergrößerung nöthig hatte. Mit den Blättern hat ſie Thau und Regen aufgefangen; haſt du, lieber Stephan, den Regen und Thau darauf fallen laſſen?

St. Wie könnte ich denn das?

T. Wenn du deine Kürbiskerne in einen dunkeln Keller geſteckt hätteſt; glaubſt du wohl, daß eine ſo ſchöne Pflanze, und eine ſo große Frucht daraus würde gekommen ſeyn?

St. Nein, das glaube ich nicht. Mein Vater hatte ein Mahl Kartoffeln in ſeinem Keller liegen, die keimten zwar, und trieben lange Stengel, aber Blätter bekamen ſie nicht, und verwelkten bald wieder.

T. Woher kam dieß wohl?

St. Es konnte weder Thau noch Regen darauf fallen.

H. Und die Sonne nicht darauf ſcheinen.

T.

T. Ganz recht. Ohne das Licht und die Wärme der Sonne können die Pflanzen nicht gedeihen.

Du ſiehſt alſo, lieber Stephan, daß du eigentlich nicht ſagen kannſt, du habeſt dieſen Kürbis hervorgebracht. Denn den Keim haſt du nicht in den Kern gelegt, die Wurzeln und Blätter, durch die die Pflanze Nahrung in ſich ſog, haſt du ihr nicht gegeben, Thau und Regen haſt du nicht auf ſie fallen laſſen und die Sonne hat darauf, ohne dein Zuthun, geſchienen. Durch dein Pflanzen, Düngen und Begießen, biſt du zu dem Entſtehen dieſes Kürbiſſes nur behülflich geweſen.

Zweyter Abſchnitt

Hier brach Herr Tillmann ab, und es war gut daß er abbrach; weil die Ankunft eines gewiſſen Mannes die Kinder ſo zerſtreuſtreute, daß ſie wenig mehr auf ihres Lehrers Unterredung würden gemerkt haben. Es war ein Bote von Stephans Vater, der Herrn Ehrenfried einen Brief überreichte.

Was mag wohl in dem Briefe ſtehen? flüſterte ein Kind dem andern in die Ohren, und ihre Neugierde wurde noch größer, als Herr Ehrenfried, während des Durchleſens, einige Mahl nach den Kindern blickte und lächelte.

Wie befindet ſich mein Vater? fragte Stephan.

Sehr wohl, antwortete Herr Ehrenfried, Er läßt dich grüßen.

Weiter wurde aber von dem Inhalte des Briefs nichts mitgetheilt. Herr Ehrenfried ſteckte ihn ein, und ſagte dem Boten, er möchte dem Herrn Amtmann ſagen: es würde alles beſorgt werden.

Nun hatte die Feyer des Erntefeſts ein Ende, und die Geſellſchaft ging vergnügt nach Hauſe.

Während dem Gehen bemerkten die Kinder, daß Herr Ehrenfried, erſt mit ſeiner

ner Frau, dann mit Herrn Tillmann heimlich ſprach, und machten darüber verſchiedene Muthmaſſungen. Stephan meynte: ſein Vater habe ſie zu ſich einladen laſſen. Heinrich und Julie hatten wieder andere Vermuthungen.

Wer es getroffen habe? das wurde erſt den folgenden Tag entſchieden, und da zeigte es ſich, daß Stephan wirklich Recht hatte. Es wurde eine Reiſe zu dem Herrn Amtmann Siegfried veranſtaltet. Herr Ehrenfried, und ſeine Frau fuhren in einem Wagen, und Herr Tillmann, nebſt ſeinen Zöglingen, ging zu Fuße.

Als ſie bey ihrer Ankunft etwas gefrühſtückt hatten: ſo lud der gefällige Wirth die ganze Geſellſchaft zu einem kleinen ländlichen Feſte ein, das er für ſie veranſtaltet hatte. Sie folgte ihm, und kam bald zu einem Teiche, aus dem das Waſſer abgelaſſen war. Kaum erblickten ihn die Kinder: ſo erhoben ſie ein Freudengeſchrey. Heinrich rief: Herr Amtmann, ſehen Sie einmahl den ſchrecklich groſſen Krebs, der da kriecht! da iſt noch einer! da noch einer! da eine ganze Menge! ſchrie Stephan, und Julie zog ihre Mutter herbey, um ihr die Menge Karpfen zu zeigen, von welcher das zurückgebliebene Waſſer wimmelte.

Darf ich in den Teich waten, ſagte ſie, und die Krebſe, die da herum kriechen, zuſammentragen? O erlauben Sie mir es auch, bathen die andern Kinder.

Was mich betrifft, ſagte der Herr Amtmann, ſo habe ich nichts dagegen, lieben Kinder! erſt müßt ihr euch aber an die Perſonen wenden, die jetzt eure Verpflegung und Erziehung beſorgen und ihre Einwilligung zu erhalten ſuchen. O ja! ſagten ſie bittend, indem ſie ſich nach Herrn Tillmann und ihren Aeltern und Pflegeältern wendeten, Sie erlauben es gewiß. Was mich betrifft, ſagte Frau Ehrenfried, ſo kann ich es Julien nicht erlauben, ſie würde ihre Kleider zu ſehr beſchmutzen. Wenn ſie die Körbe voll Krebſe, die die Knaben eingeſammelt ha-

haben, ihnen abnehmen will, ſo habe ich nichts dagegen.

Dieß iſt meine Meynung auch, ſagte Herr Ehrenfried. Ihr Knaben aber könnt in den Teich gehen; nur, legt erſt eure Kleider ab, und zieht Stiefeln und Strümpfe aus. — Er hatte noch nicht recht ausgeredet: ſo war auch ſchon alles ausgezogen und abgelegt, die Knaben waren im Teiche, ſammelten, unter lautem Jubel die Krebſe ein, ſchrien bisweilen ein wenig, wann ſie von ihnen gekneipt wurden, und brachten ein Körbchen voll nach dem andern getragen, das ihnen Julie abnahm, und in einen großen Korb ausſchüttete.

Da keine Krebſe mehr zu finden waren: ſo wurde das noch übrige Waſſer abgelaſſen, und die Fiſche ſchoſſen mit demſelben in einen Graben heraus, in welchem ein Hamen aufgeſtellt war, um zu verhindern, daß ſie nicht fortſchwimmen konnten.

Hier konnten die Knaben nun mit leichter Mühe die Karpſen fangen, und in die

Fiſchkörbe tragen, die in der Nähe ſtanden, welches ſie auch mit vielem Vergnügen thaten.

Die Alten ſahen dieſem Vergnügen ihrer Kinder mit vieler Freude zu. Auf einmahl entfernte ſich aber der Herr Amtmann, ſprang in ein Gebüſch, kam mit einer Flinte zurück — legte an — puf! da ſchoß er los. Die Kinder fuhren zuſammen, ſahen in die Höhe um zu erfahren, was der Schuß bedeuten ſolle — da — ſtürzte ein Fiſchreiher vor ihnen nieder, der, nachdem er noch ein Paar Mahl mit den Flügeln geſchlagen hatte, ſogleich verſchied.

Dir habe ich lange nach geſtellt, ſagte der Herr Amtmann, indem er ihn bey dem Schnabel faßte und in die Höhe hob, nun habe ich dich doch. Nun ſollſt du mir keine Fiſche mehr hohlen.

Die Kinder liefen von den Fiſchen weg, betrachteten den Fiſchreiher, und bewunderten ſeinen langen Hals und Schnabel, und die langen nackten Beine.

Ey, Herr Tillmann! ſagte Stephan, das gäbe etwas in die Lehrſtunde. Sie haben uns noch keinen Fiſchreiher vorgezeigt. Vater! darf ich ihn mitnehmen, daß uns Herr Tillmann eine Lehrſtunde darüber geben kann?

Ja, antwortete der Herr Amtmann. Nun war die Fiſcherey zu Ende, und die Kinder bekamen Befehl, ſich zu waſchen und wieder anzukleiden.

Unterdeſſen wurde auf einer Anhöhe ein Tiſchtuch ausgebreitet und mit kalten Speiſen und Früchten beſetzt.

Die Geſellſchafft verfügte ſich auf des Herrn Amtmanns Einladung dahin, und verzehrte vergnügt die zubereitete Mahlzeit.

Herr Ehrenfried freuete ſich beſonders über das ſchöne geräumige Speiſezimmer, in welchem ſie ſich befanden, und machte die Geſellſchaft darauf aufmerkſam. Er nahm ein Glas Wein und trank es auf die Geſundheit ſeines Fürſten. Möge dieſer gute Herr, ſagte er, eine eben ſo vergnügte Mahlzeit, wie wir hier, halten. Sein Speiſezimmer iſt prächtig, das iſt wahr, das unſrige hat aber doch den Vorzug. Was für eine große gewölbte Decke haben wir! wie ſchön iſt ſie bemahlt, mit Gewölk, das alle Augenblicke eine andere Geſtalt annimmt! Unſer Tiſch iſt ſo geräumig, daß noch 200 Perſonen daran ſitzen können; und wie prächtig iſt unſer Speiſezimmer nicht ausgeſchmückt! Wahr iſt es die Wände des fürſtlichen Speiſezimmers ſind mit Gemählden von ſchönen Landſchaften geziert; aber alles iſt leblos, in unſerer Landſchaft hingegen iſt lauter Leben. Die Wipfel des Wäldchens ſind in beſtändiger Bewegung, und machen uns durch ihr Rauſchen eine angenehme Tafelmuſik. Die Spechte, die Meiſen, die Droſſeln, die Holztauben, die wir darauf ſehen, fliegen von einem Baume zum andern und laſſen von Zeit zu Zeit ihre Stimme hören. Seht Kinder! da kommt ein Reh aus dem Wäldchen getreten.

O! riefen die Kinder, das niedliche Thierchen!

Ja wohl, fuhr der Herr Amtmann fort, ein niedliches Thierchen. Auf den gemahlten Landſchaften trifft man zwar zuweilen auch Rehe an, aber ſie ſtehen vom Morgen bis zum Abend immer auf einerley Platze. Dieſes aber bewegt ſich fort. Jetzt kommt es langſam getreten, nun weidet es auf der Wieſe, nun ſieht es ſich um, ob ihm etwa nachgeſtellt werde — Ach! nun bemerkt es uns, ſehet, wie es ſpringt! nun iſt es wieder in das Gebüſch.

Da rieſelt der Bach vom Felſen herunter, ſchlägt kleine Wellen, ſchäumt, und ſtimmt durch ſein Murmeln in unſre Tafelmuſik ein. Und wie ſchön iſt die Ausſicht dort ins Thal! Die Bauern und Bäuerinnen, die ſich dort mit Trocknen des Grummets beſchäftigen, ſind in ſteter Thätigkeit; jene Heerde Kühe und dieſe Heerde Schafe ſind alle belebt — die lieblichen Töne ihrer Glocken, und der Schäfer, der dort auf einer Birkenrinde bläſt — vereinigen ſich mit dem Murmeln des Bachs, dem Geräuſche der Bäume und den Stimmen der Vögel.

O wie ſchön iſt es hier! ſagte Julie, indem ſie ihrer Mutter zärtlich um den Hals fiel. Die ganze Geſellſchaft ſtimmte Julien bey, und würde gern länger, auf dieſem reizenden Platze, verweilet haben; allein die Ankunft des Ehrenfriedſchen Wagens erinnerte ſie, daß es nun Zeit ſey, ihn zu verlaſſen. Herr Ehrenfried nebſt ſeiner Frau, ließen ſich durch das Zureden des Herrn Amtmanns nicht länger zurückhalten, ſie ſtiegen vielmehr ein, nachdem ſie ihrem guten Wirthe, für die liebreiche Aufnahme, herzlich gedankt hatten. Ehe ſie abfuhren, brachte ihnen Stephan noch den Fiſchreiher, den ſein Vater geſchoſſen hatte, und bath Frau Ehrenfried ihn mitzunehmen.

Nun fuhr der Wagen ab, und Herr Tillmann folgte bald mit ſeinen Zöglingen nach. Die Geſpräche über das Vergnügen, das ſie den Tag über genoſſen hatten, verkürzte ihren Weg, und nachdem ſie, bey ihrer Zuhauſekunft, eine mäßige Abendmahlzeit genoſſen hatten, bezogen ſie die Schlafzimmer, wo ihnen die Ermüdung einen ſüßen Schlaf verſchaffte.

Dritter Abſchnitt.

Das erſte Wort, das Stephan bey ſeinem Erwachen ſagte, war: Heute giebt es eine hübſche Lehrſtunde! da haben wir den Fiſchreiher! iſts nicht wahr, Herr Tillmann?

Wir wollen ſehen, antwortete er, diejenige Lehrſtunde iſt die hübſcheſte, in der meine Schüler am aufmerkſamſten ſind.

Ehe aber die Lehrſtunde anging, kam ein Mann mit einem ſchwer beladenen Korbe, der einen großen Strich durch Stephans Rechnung machte. Als er ihn abſetzte, ſagte er: Hier ſchickt der Herr

Amtmann Siegfried etwas für die lieben Kinder in die Lehrſtunde.

Sogleich ſprangen alle neugierig herbey um zu ſehen, was in dem Korbe wäre. Da fand es ſich nun, daß der untere Theil mit Krebſen angefüllt war, und oben die größten Karpfen lagen, die den Tag zuvor waren gefangen worden.

Das iſt ſchön! ſagte Herr Tillmann, da haben wir reichlichen Vorrath für die heutige Lehrſtunde. Der Fiſchreiher mag bis morgen nachſtehen.

Aber, ſagte Stephan, über den Krebs und Karpfen haben wir ja ſchon eine Lehrſtunde gehabt. Thut nichts, antwortete Herr Tillmann, ich kann noch mancherley darüber ſagen.

Wirklich ſagte er noch mancherley, woran die Kinder vorher noch nicht gedacht hatten.

Zuerſt brachte er einen außerordentlich großen Krebs hervor. Den habe ich gefangen, ſagte Heinrich.

Gut! antwortete Herr Tillmann, ſo will ich auch mit dir darüber ſprechen. War dieſer Krebs immer ſo groß?

H. Gewiß nicht. Er war erſt ganz klein.

T. Ganz richtig! aber woher iſt er denn gekommen?

H. Aus dem Eye.

T. Wie kam er denn in das Ey?

H. Das weiß ich nicht.

T. Und als er aus dem Eye gekrochen war, wer ernährte ihn denn?

H. Seine Mutter.

T. Du denkſt, alle Mütter ſorgten ſo für ihre Kinder wie deine gute Mutter. Da irrſt du dich. Wenn die Krebsmutter ihre Kinder, die aus den Eyern unter ihrem Schwanze gekrochen ſind, abgelegt hat, ſo kriecht ſie fort und bekümmert ſich weiter nicht um ſie.

H. Müſſen denn die Jungen nicht ſterben?

T. Sie ſterben nicht, denn ſie befinden ſich immer auf einem Platze, wo für ſie überflüſſige Nahrung iſt, die ihnen von ſelbſt in den Mund kommt. Hat wohl Stephans Vater dafür geſorgt, daß dieſer Krebs, da er noch klein war, ſeine Nahrung bekäme! was meynſt du, Stephan?

St. Davon habe ich nichts gehört. Die großen Karpfen haben wir wohl bisweilen gefüttert, aber um die Krebſe hat ſich mein Vater nie bekümmert!

T. Wenn ſich dein Vater, dem der Teich gehöret, nicht darum bekümmert hat, ſo wird es auch wohl ſonſt niemand gethan haben. Gleichwohl hat dieſer Krebs ſeine Nahrung gefunden — ſonderbar.

Aber, Heinrich, wovon iſt denn der Krebs ſo groß geworden?

H. Von der Nahrung, die er zu ſich nahm.

T. Wenn du nun eben dieſe Nahrung, oder andere Nahrungsmittel, täglich in das Nadelbüchschen ſteckſt, das du von deiner Mutter zu deinem Geburtstage bekommen haſt, wird es denn auch wachſen?

Alle lachten.

T. Wie geht denn das zu, daß der Krebs gewachſen iſt?

H. Ja, der Krebs iſt lebendig.

T. Lebendig. Dieß iſt wohl wahr, daraus begreiſe ich aber nicht wie er von den Nahrungsmitteln, die er zu ſich nimmt, wachſen kann. Ich will es dir ſagen. Er hat einen Magen, in den die Nahrungsmittel gehen. Dieſer zerreibt dieſelben, und zieht die Säfte heraus, die zur Nahrung des Krebſes am ſchicklichſten ſind. Wie iſt denn der Magen in den Krebs gekommen?

H. Er iſt darin gewachſen.

T. So! womit iſt denn der Krebs bekleidet?

H. Mit einer Schale.

T. Wenn er aber wächſt und das Kleid wird ihm zu enge, wer macht ihm denn ein neues?

H. Ich weiß es. Es wächſt ihm ein neues, und das alte legt er ab. Sie haben mir ein Mahl einen Krebs gezeigt, der das alte Kleid abgelegt hatte, und mit einem

nem zarten Häutchen überzogen war. Sie ſagten damahls ein ſolcher Krebs hieße ein Butterkrebs.'

Ganz recht! es iſt doch artig, daß alles an den Krebſen wächſt, was ſie nöthig haben. Wie nennt man denn die langen Fäden, die vorn an dem Kopfe des Krebſes ſind?

H. Fühlhörner.

T. Wozu hat er ſie denn?

H. Ich weiß es. Sie ſagten ein Mahl, die Inſekten hätten wenig oder gar kein Gehör, deßwegen hätten ſie Fühlhörner, damit ſie fühlen könnten, was andere Thiere hören.

T. Das iſt gut, daß ihm dieſe Fühlhörner gewachſen ſind, ſonſt möchte es ihm übel gehen, da ihm das Gehör mangelt. Wozu aber dieſe Scheren?

H. Daß er damit kneipe. Mich hat dieſer Burſche tüchtig gekneipt.

T. Wenn nun der Teich aber nicht wäre abgelaſſen worden, und der Krebs hätte in demſelben leben und ſterben müſſen, ſo hätte er ja damit niemanden kneipen können.

nen. Wozu hätten ihm denn die Scheren genützt?

H. Greift er denn etwa damit ſeine Nahrung an?

T. Das thut er allerdings. Sie vertreten bey ihm die Stelle der Hände — wohl ihm, daß ſie ihm gewachſen ſind! Nun wollen wir einmahl dieſen Karpfen vornehmen.

Julie ißt die Fiſche ſo gern, die ſoll einige Fragen beantworten. Woher iſt dieſer Karpfe gekommen?

J. Aus dem Eye.

T. Als er aus dem Eye kam, war er denn gleich ſo groß, als er jetzt iſt?

J. Ach nein! er war ganz klein. Ich habe ein Mahl junge Kärpfchen geſehen, die kaum ſo lang waren, als der Nagel auf meinem Daumen.

T. Wovon iſt er denn ſo groß geworden?

J. Von der Nahrung.

T. Wer hat ihm denn dieſe Nahrung gegeben?

J. Die Mutter? das darf ich wohl nicht ſagen, denn die Karpfenmutter bekümmert ſich wohl ſo wenig um ihre Kinder, als die Krebsmutter. Füttert vielleicht dein Vater die jungen Karpfen, Stephan?

St. Die großen füttert er wohl, aber um die kleinen bekümmert er ſich nicht.

T. Das glaube ich auch. Da ſie aus den Eyern kamen, war ſo überflüſſige Nahrung für ſie da, daß, wenn ſie ihren kleinen Mund öffneten, ihnen dieſelbe von ſelbſt zufloß. Aber wozu mögen ihm wohl die Schuppen gewachſen ſeyn?

J. Je! die Schuppen ſind ſein Kleid. Sie ſagten uns ja ein Mahl die Säugethiere wären mit Haaren, die Vögel mit Federn und die Fiſche mit Schuppen bedeckt.

T. Das iſt gut, daß allen dieſen Thierarten die Kleider gewachſen ſind. Aber dieſe Floßen, ſind denn dieſe umſonſt da?

J. Damit muß er ſich wohl bewegen.

T. Dazu dienen ſie ihm allerdings, und diejenigen, die die Fiſche genau beobachtet haben, haben bemerkt, daß jede Floße ihnen einen beſondern Dienſt leiſte. Mit den Bruſtfloßen heben ſie ſich in die Höhe, mit den Bauchfloſſen bewegen ſie ſich in die Tiefe, und mit den Schwanzfloßen bewegen ſie ſich gerade aus, und mit der Rücken- und Sterzenfloße bewegen ſie ihren Körper von einer Seite zur andern. So findet ihr, lieben Kinder, durchaus an jedem Thiere, daß kein Theilchen umſonſt da iſt, daß es ſeine Abſichten hat, und dem Thiere ſo unentbehrlich iſt, wie dem Menſchen die Hände.

J. Aber dieſe Fädchen, die der Karpfe am Munde hat, ſind doch wohl nur zum Spaße da, weil ſie ſo artig ausſehen?

T. Ich glaube nicht. Man vermuthet, daß die Fiſche darin ein ſehr feines Gefühl haben, und daß ſie ihnen ſo nützlich ſind, wie den Krebſen die Fühlhörner. Wenn ihr größer werdet und die Karpfen genau beobachten wollet: ſo werdet ihr gewiß bemerken, daß ſie dieſelben nicht entbehren können. Weißt du wohl wie viele Eyer ein Fiſch leget?

J. Ey wer will das wiſſen. Meine Mutter hat bisweilen Fiſche geſotten, die einen ganzen Teller voll Eyer in ſich hatten.

T. Man hat ſich die Mühe gegeben ſie zu zählen, und gefunden, daß ſie viele tauſend Eyer in ſich haben. Schade, daß andere Thiere, z. E. die Rehe ſich nicht eben ſo ſtark vermehren! Wenn z. E. jedes Reh einge tauſend Junge zur Welt brächte, da wimmelte das ganze Feld von Rehen.

St. Ey wirklich!

J. Aber wovon wollten wir denn leben? die Rehe fräßen uns ja Roggen, Waizen, Kohl und alles ab, was wir nöthig haben.

T. Das iſt freylich wahr. Wenn irgend ein Säugethier oder Vogel ſich ſo ſtark vermehrte wie die Karpfen, ſo würden ſie uns und andern Thieren alle Nahrung wegnehmen. Bey den Karpfen iſt es aber etwas anders, die leben vom Schlamme und von verweſten Körpern, die niemanden etwas nützen. Sie finden alſo überflüſſige Nahrung, und fallen, indem ſie dieſelbe verzehren, niemanden beſchwerlich.

St. Aber wenn ſich die Karpfen ſo erſtaunlich vermehren: ſo, dächte ich, müßten ja in kurzer Zeit alle Teiche und Flüſſe davon wimmeln.

T. Das ſollte man freylich meynen. Sie dienen aber ſehr vielen Thieren zur Nahrung. Die Krebſe z. E. verzehren manches Kärpfchen, wenn es noch ganz klein iſt.

H. Und die Forelle und der Hecht.

J. Und der Burſch, den wir morgen in der Lehrſtunde haben werden.

T. Und die Julie.

J. Und der Herr Tillmann.

T. Es iſt alſo ſehr gut! daß ſich die Karpfen und andere Fiſche ſo ſehr ſtark vermehren: weil ſonſt viele andere Thiere, die ſich von ihnen nähren, gar nicht leben könnten, und der Menſch manche ſchmackhafte Mahlzeit entbehren müßte.

J. Das iſt doch wirklich artig.

T. Ja wohl iſt es artig.

Vierter Abſchnitt

Die Kinder hatten ſich lange auf keine Lehrſtunde ſo ſehr gefreut, als auf diejenige, die den folgenden Tag ſollte gegeben werden, in welcher ſie den Fiſchreiher betrachten wollten.

Als ihn Herr Tillmann herbeybrachte, ſo ſchlugen ſie alle vor Freuden in die Hände. Ich verdenke es euch nicht, lieben Kinder, ſagte er, wenn ihr euch über dieſes Thier ſo ſehr freut, denn es iſt wirklich ein ſehr ſchöner Vogel. Wenn man ihn beſonders am Rande der Teiche herumſpatzieren ſieht: ſo kann man ihn nicht anders, als mit Vergnügen, betrachten. Heinrich wie viel Füße hat er?

H. Zwey.

T. Wie viel Augen?

H. Zwey.

T. Wie viel Köpfe?

H. Einen.

T. Wie viel Schnäbel?

H. Einen.

T. Wie viel Schwänze?

H. Einen. Aber warum fragen Sie mich denn dieß alles? Das iſt ja gar leicht zu beantworten.

T. Ich wollte euch, lieben Kinder, nur auf etwas durch dieſe Fragen aufmerkſam machen. Sehet alles, was der Reiher zwey Mahl hat, das ſteht auf ſeinen zwey Seiten, und was er nur Ein Mahl hat, das ſteht in der Mitte. Wenn ich alſo den Reiher, von der Spitze des Schnabels an, bis zum Schwanze, von einander ſchneiden wollte, ſo würden gerade zwey Hälften herauskommen. Auf der einen Hälfte würde man alles ſehen, was ſich auch auf der andern befindet. So iſts mit allen Thieren, die auf der Erde und in den Flüſſen wohnen, einige Schalthiere ausgenommen; ſo war es mit dem Krebſe und mit dem Karpfen.

H. Wahrhaftig! daran habe ich noch gar nicht gedacht.

T. Sieh nur die Dinge recht genau an: ſo wirſt du an ihnen gar vieles bemerken, woran du ſonſt nicht gedacht haſt. Weißt du auch woher der Fiſchreiher gekommen iſt?

H. Aus dem Eye.

T. Wie kam er denn in das Ey?

H. Er iſt darin gewachſen.

T. Wo wurde das Ey hingelegt?

H. In das Neſt.

T. Wer bauete denn das Neſt?

H. Die alten Reiher.

T. Wohin?

H. Vermuthlich in das Schilf, damit die Jungen gleich ihre Nahrung hätten.

T. Gefehlt! die Reiher bauen ihre Neſter auf hohe Bäume.

H. Woher bekommen denn da ihre Jungen Nahrung?

T. Ja das iſt wieder artig. Die alten Reiher fangen Fiſchchen, verſchlucken ſie, und geben ſie alsdann, wenn ſie in das Neſt kommen, wieder von ſich um ihre Jungen damit zu füttern. So machen es alle Reiher. Alle tragen ihren Jungen Fiſchchen zu.

Wenn ſie für ihre Jungen nicht beſſer ſorgen wollten, als die Krebſe und Karpfen: ſo würden ſie alle verhungern müſſen.

J. Man ſollte nicht meynen, daß es möglich wäre.

St. So machten es meines Vaters Tauben auch. Die fraßen die Kröpfe voll, ſteckten alsdann ihre Schnäbel in die Schnäbel der Jungen, und gaben das von ſich, was ſie in ihren Kröpfen hatten.

T. Die Nahrung der Reiher kennſt du nun ſchon, Heinrich?

H. O ja! Das ſind Fiſche.

T. Nun wirſt du mir auch einige Fragen beantworten können. Wozu hat der Reiher dieſen langen Schnabel, und den langen Hals?

H. Daß er damit tief in das Waſſer fahren, und ſeine Nahrung hervorhohlen kann.

T. Und dieſe langen Füße?

H. Daß er damit in das Waſſer waten kann.

T. Dieß thut er auch wirklich; er geht in das Waſſer hinein, ſteht dann ſtille, und läßt ſeinen Koth fallen. Die Fiſche ſchwimmen nun herbey um den Koth zu genießen. Da kann er dann mit ſeinem langen Schnabel ſo viele herausholen, als ihm gefällt. Sieh aber die gewaltig großen Flügel. Wozu mag er dieſe wohl haben?

H. Doch wohl, daß er damit in die Höhe fliegen kann, wo er ſein Neſt hat.

T. Wie wäre es, wenn ich dir dieſe Flügel an die Arme bände? da könnteſt du ja wohl auch fliegen?

J. Ey das müßte ſich recht artig ausnehmen!

H. Ich glaube doch nicht, daß es gehen würde, ich bin ja zu ſchwer.

T. Ich glaube es auch. Fühl einmahl, wie leicht dieſer Vogel, wie klein ſein Körper iſt! wie wenig Fleiſch er an ſeinen Gliedern hat. Der Reiher hat es alſo recht gut gehabt. Da er noch klein war, trugen ihm die Alten Nahrung zu; dann wuchſen ihm große Flügel, mit denen er umher fliegen,

gen, lange Beine, und ein langer Schnabel, mit denen er in das Waſſer gehen, und Fiſche hohlen konnte. Als er in das Waſſer kam, fand er ſeinen Tiſch gedeckt. Es wimmelte da von Fiſchen, die ſich um ihn verſammelten, und von ihm ſich fangen ließen.

H. Das iſt doch wirklich ſonderbar!

Jetzt ſchloß Herr Tillmann ſeine Lehrſtunde und die Kinder riethen hin und her, was er ihnen wohl den folgenden Tag zeigen würde.

Fünfter Abſchnitt.

Jedes Kind hatte auf etwas anders gerathen, aber keines hatte es getroffen. Herr Tillmann brachte etwas mit in die Lehrſtunde, das in einer Schachtel verſchloſſen war, und hielt die Schachtel jedem Kinde an das Ohr. Sie hörten daß etwas darin pickte, konnten aber nicht errathen was es wäre.

Endlich ſagte Julie: das pikt gerade ſo wie eine Taſchenuhr.

Getroffen! ſagte Herr Tillmann, öffnete die Schachtel, und hohlte ſeine Taſchenuhr heraus.

J. Wollen ſie uns darüber eine Lehrſtunde geben?

T. Allerdings. Man kann über jede Sache Lehrſtunden geben. Sehet hier iſt das Zifferblatt, auf welches Zahlen geſchrieben ſind. An denſelben beweget ſich langſam der Zeiger hin; weiſt du wohl warum?

J. Um zu zeigen, welche Zeit es iſt.

T. Wie kommt es denn aber, daß der Zeiger ſich bewegt?

J. Das kommt von den Rädern, die inwendig in der Uhr ſind.

T. Darin magſt du wohl Recht haben. Sieh! (indem er die Uhr öffnete,) wie hier alles in Bewegung iſt! und wovon werden denn die Räder bewegt?

J. Ich weiß es. Von einer Stahlfeder.

T. Warum ſind denn aber die Räder und die Stahlſeder in dieß Gehäuſe verſchloſſen?

J. Daß nichts an die Räder ſtoße.

T. Aber wozu dieß Glas über dem Zifferblatte?

J. Ja wenn kein Glas drauf wäre, ſo könnte ja leicht der Zeiger an etwas ſtoßen, und dann ſtände er ſtille.

T. Aber das Glas iſt ſo zerbrechlich; wäre es nicht beſſer, wenn das Zifferblatt mit Blech bedeckt wäre?

J. Da könnte man ja nicht ſehen, welche Zeit es wäre.

T. Du haſt vollkommen Recht. Es iſt doch wirklich artig, daß an der Uhr alles vereinigt iſt, was ſie haben muß, um uns die Stunden zu zeigen, und daß alles ſo ordentlich daran gewachſen iſt.

Alle lachten. Das alles iſt ja, ſagte Julie, nicht daran gewachſen, das hat der Uhrmacher dran gemacht.

T. Das ſagſt du: weil du ſchon gehört haſt, daß die Uhren vom Uhrmacher verfertigt werden. Aber wenn du noch nie von einem Uhrmacher etwas gehört hätteſt, ſäheſt jetzt das erſte Mahl ſo eine Uhr, da würdeſt du doch wohl glauben, daß die Räder darin gewachſen wären?

J. Nein, das glaubte ich auch nicht. Es iſt ja alles ſo künſtlich daran.

T. Wenn ich dir aber ſagte, die Uhr wäre von einem Affen gemacht?

J. Da würde ich es auch nicht glauben. Wer ſo etwas machen will, der muß doch Verſtand haben.

T. Kennſt du denn den Mann, der dieſe Uhr gemacht hat?

J. Nein, den kenne ich nicht. Weil aber alles ſo künſtlich daran eingerichtet iſt, ſo glaube ich doch, daß ſie von jemanden muß ſeyn gemacht worden, der Verſtand hat.

T. Glaubt ihr dieß alle, lieben Kinder?

Alle. Ja, das glauben wir.

T. Und wenn jemand euch bereden wollte, das Zifferblatt, das Räderwerk, der Zeiger, die Stahlfeder hätten ſich ſelbſt zuſammengeſetzt, was würdet ihr von ihm glauben?

J. Daß er uns äffen wolle.

L. Ich meyne auch ſo. Nun gebt wohl Achtung; lieben Kinder. Ich will euch etwas ſehr wichtiges ſagen. Ihr glaubt alle, daß die Uhr nicht von ſelbſt entſtanden ſey, weil ſie ſo künſtlich gebauet, und kein Theil derſelben ohne Abſicht da iſt, ſondern jeder da ſeyn muß, wenn ſie eine Uhr ſeyn, und die Stunden zeigen ſoll. So iſt es aber mit allem, was um uns wächſt und lebt. Die Kürbispflanze z. E. hat Wurzeln, um die Säfte der Erde in ſich zu ziehen, Blätter, mit denen ſie Thau und Regen auffängt, Ranken, in denen die Säfte der Erde, der Thau und Regen, zur Nahrung für ſie, verarbeitet werden. Der Krebs hat zu ſeiner Bedeckung eine Schale, Füße um ſich bewegen, Scheren um ſeine Nahrung faſſen, Fühlhörner um fühlen zu können, was um ihn herum vorgeht. Der Karpfe hat zu ſeiner Bedeckung Schuppen, Floßen, mit denen er allerley Bewegungen machen, bald vorwärts, bald in die Höhe, bald in die Tiefe ſich bewegen kann. Der Reiher hat einen ſolchen Schnabel, und ſolche Füße, wie er haben muß, wenn er ſeine Nahrung finden ſoll; ſein Körper iſt ſo gebaut, und er hat ſolche Flügel, daß er ſich empor zu ſeinem Neſte ſchwingen, und von einem Teiche zum andern fliegen kann. Alle Thiere, die in der Nähe des Menſchen leben, ſind ſo regelmäßig gebauet, wie ein Haus, das ein geſchickter Baumeiſter aufführte, alle ſo regelmäßig, daß, wenn man ſie mitten von einander theilte, auf jeden Theil ſoviel, als auf den andern, kommen würde. — Ich ſage noch mehr. Jede Pflanze, jedes Thier iſt weit künſtlicher gebauet, als meine Uhr. Gebt Achtung! Vor fünf Jahren kaufte mir meine ſelige Mutter dieſe Uhr zu meinem Geburtstage, und ſie iſt noch eben ſo groß, als ſie damahls war. Wenn ich ſie noch zwanzig Jahre haben ſollte: ſo wird ſie nicht größer werden. Die Pflanzen hingegen und die Thiere wachſen. Ihr habt dieß an Stephans Kürbispflanze geſehen, und an dem Krebſe, dem Karpfen und dem Fiſchreiher, von welchen ihr mir ſelbſt ſagtet, daß ſie ſonſt ſehr klein geweſen wären. Nie wird eine Uhr eine junge zur Welt bringen; aber die Pflanzen und Säugethiere pflanzen ſich fort.

Wenn ihr nun gewiß glaubt, daß meine Uhr nicht von ſich ſelbſt entſtanden iſt, daß ſie von jemanden, der Verſtand hat, verfertiget worden ſeyn muß: ſo könnt ihr noch weniger glauben, daß alle die Pflanzen und Thiere, mit denen wir umgeben ſind, von ſich ſelbſt ſollten entſtanden ſeyn. Ich muß euch noch mehr ſagen. Die ganze Natur iſt ſo eingerichtet, daß ſie für die Pflanzen und Thiere ſo genau paßt, wie mein Uhrſchlüſſel zu meiner Uhr. Die Kürbispflanze hat Blätter — was würden ſie ihr helfen, wenn kein Thau und Regen fiele, die ſie auffangen könnten? Wurzeln — ſie würden ihr nichts nützen, wenn die Erde nicht auch Säfte enthielte, die ſie in ſich ziehen könnten. Was nützten dem Krebſe die Scheren, wenn er nicht auch Nahrung um ſich fände, die er damit faſſen kann? was dem Karpfen die Floßen, wenn es kein Waſſer gäbe, um ſich darin zu bewegen? würde er nicht bald verſchmachten müſſen, wenn ihm die Nahrung nicht in den Mund flöſſe?

Vorige Woche beſahen wir die Mühle, die in unſerer Vorſtadt iſt, und bewunderten die ſchnelle Bewegung des Mühlſteins, wodurch der Weitzen zu Mehl zermalmet wurde. Ich zeigte euch das Kammrad und den Trilling, und machte euch darauf aufmerkſam, wie eins in das andere griff. Geſetzt die Mühle ſtände aber, mit allen ihren Rädern und Mühlſteinen, oben auf dem Gipfel unſers Eichenberges, würde ſie noch die Wirkung thun können, die ihr an ihr bewundertet? was meynſt du, Heinrich?

H. Ich glaube ſie würde ſtille ſtehen: weil dort oben kein Waſſer iſt, das das Waſſerrad treiben kann.

T. Und wenn die Fiſchreiher noch längere Schnäbel, Hälſe und Beine hätten, mit denen ſie ins Waſſer gingen —

was hülfe ihnen dieſes, wenn es im Waſſer nicht von kleinen Fiſchen wimmelte, die ſie mit ihren langen Schnäbeln fangen könnten? Sie würden bald verhungern müſſen. Die langen Flügel würden ihnen unnütz ſeyn, wenn die Luft, in der ſie fliegen, nicht ſo dünn wäre, daß ſie dieſelbe leicht durchſchneiden könnten. Und was ſollten die armen jungen Reiher, wann ſie aus den Eyern gekrochen ſind, oben in ihren hohen Neſtern anfangen, wenn die Alten ſich um ſie eben nicht mehr bekümmerten, als die Krebſe und die Karpfen um ihre Jungen. Ihr bemerkt, daß Millionen Thiere, wenn ſie auf die Welt kommen, gar keine Aeltern vorfinden, z. E. die mehreſten Inſekten, und Fiſche; ſie verderben aber doch nicht: weil der Platz auf dem ſie entſtehen, ihnen ſo reichliche Nahrung darbietet, daß ſie nur den Mund aufthun dürfen, um ſie zu genießen. Bey andern aber, denen bey ihrem Entſtehen die Nahrung fehlt, iſt dadurch geſorgt, daß die Alten ſie zärtlich lieben und ihnen hinlängliche Nahrung verſchafſchaffen. Nun ſag', Julie! kann dieß alles wohl von ſelbſt entſtanden ſeyn?

J. Das iſt wohl unmöglich. Wer ſoll es denn aber gemacht haben?

T. Vielleicht ein Menſch.

J. Das kann ja auch nicht ſeyn. Welcher Menſch ſollte wohl ſo viel Verſtand haben, daß er dieß alles hervorbringen könnte?

T. Schlechterdings kein Menſch, auch der weiſeſte und mächtigſte nicht, vermag Regen und Thau hervorzubringen, oder in einen Kürbiskern einen Kürbiskeim zu legen. Haſt du nun wohl etwas verſtändigeres und vollkommneres als den Menſchen geſehen?

J. Nein, das habe ich nicht geſehen.

T. Ich auch nicht. Es muß alſo ein unſichtbares Weſen da ſeyn, das verſtändiger und vollkommner, als alle Menſchen iſt, und das dieß alles hervorgebracht hat.

J. Wie kann es denn aber da ſeyn, wenn wir es nicht ſehen?

T. Lieben Kinder! Es ſind gar viele Dinge da, die ihr nicht ſehet. Wer hat ge-

geſtern in Juliens Schlafkammer das Fenſter zerſchlagen?

J. Der Wind.

T. Den haben wir beyde nicht geſehen, und glauben doch, daß ein Wind da iſt. Gebt Achtung auf das, was ich euch jetzt zeigen will! Hier habe ich einen Magnet, ich lege dieſen kleinen Schlüſſel auf den Tiſch; bringe demſelben den Magnet nahe — was iſt geſchehen?

J. Der Schlüſſel hat ſich an den Magnet gehängt.

T. Nun will ich den Magnet wegnehmen, und meinen Finger über den Schlüſſel halten, hängt er ſich auch an?

J. Nein.

T. Was iſt alſo die Urſache, daß der Schlüſſel ſich an den Magnet anhängt?

J. Der Magnet.

T. Der Magnet ſelbſt kann es nicht ſeyn, denn ich habe den Schlüſſel damit nicht berührt. Sondern es muß etwas um den Magnet herum ſeyn, das den Schlüſſel an ſich zieht.

J. Ich ſehe nichts.

T. Ich auch nicht. Da muß es aber ſeyn: weil der Schlüſſel dadurch angezogen wird. Warum glaubſt du alſo, daß es einen Wind und eine magnetiſche Kraft gibt?

J. Weil ich ihre Wirkungen ſehe.

T. Weil ihr nun alſo ſehet, daß jede Pflanze und jedes Thier ſo gebauet iſt, daß es alles hat, was es zu ſeinem Fortkommen bedarf, und daß die ganze Natur ſo eingerichtet iſt, daß dadurch das Fortkommen derſelben befördert wird; weil ihr auch bemerket, daß die Pflanzen und Thiere ſo eingerichtet ſind, daß ſie wachſen und ſich fortpflanzen können: ſo müßt ihr auch glauben, daß ein verſtändiges Weſen da ſeyn müſſe, das dieß alles hervorgebracht hat, wenn ihr es auch gleich nicht ſehet.

Und dieß verſtändige Weſen, das alles, was da iſt, hervorgebracht hat, nennen wir Gott!

H.

H. Gott! der muß gewaltig viel Verſtand haben. Aber wo iſt denn eigentlich Gott?

L. Davon ſprechen wir, lieben Kinder, ein andermahl. Jetzt iſt die Lehrſtunde geendigt.

Sechſter Abſchnitt.

Die Kinder waren äußerſt begierig, mehr von Gott zu erfahren; gleichwohl konnte es ihnen den nächſten Tag nicht ſogleich geſagt werden: denn auf dieſen Tag fiel ein Feſt, das für die ganze Familie äußerſt wichtig war, der Geburtstag der guten Mutter.

Alle Lehrſtunden wurden dießmahl ausgeſetzt, weil die Kinder ſo ſehr beſchäftigt waren, die Geſchenke zu Stande zu bringen, die ſie der guten Mutter beſtimmt hatten. Die Knaben arbeiteten noch an den

Körben, die ſie geflochten, und Julie, an dem ſeidenen Beutel, den ſie zu ſtricken angefangen hatte. Damit wurden ſie nun freylich bald fertig: weil ſie ſchon ſeit ein Paar Wochen ſich damit beſchäftigt hatten. Aber nun ſetzte ſich noch jedes hin und ſchrieb einen Brief, in welchem es der guten Mutter für alle bisher bewieſene Liebe, für die mütterliche Pflege und für die gegebenen guten Lehren dankte. Jedes Kind erinnerte ſich hierbey an eine beſondere Wohlthat, die es von ihr erhalten hatte.

Stephan war ſehr gerührt, als er bedachte, daß er, als ein Fremder, von Frau Ehrenfried wie ihr eigner Sohn behandelt wurde; Heinrichen floſſen die Thränen über die Backen, als er in ſeinem Briefe auf die Zärtlichkeit zu reden kam, mit welcher er damals von ihr war verpfleget worden, als er an ſeinem Beinbruche darnieder lag; und Julie dankte beſonders für die Güte, mit welcher ſie von ihr zur Ordnung war geführt, und von ihrem Leichtſinne abgebracht worden.

Gegen Abend verſammleten ſich verſchiedene Freunde und Freundinnen, in einem dazu beſtimmten Zimmer. Auch der Herr Amtmann Siegfried hatte ſich hinein geſchlichen, ohne daß es ſein Sohn bemerkt hatte.

Als alle zuſammen waren, die zu dieſem Feſte von Herrn Ehrenfried Einladung bekommen hatten, trat er ſelbſt, mit ſeiner lieben Gattin am Arme, herein, und ſtellte ſie der Geſellſchaft vor. Alle traten um ſie, wünſchten ihr Glück zu dem erlebten frohen Tage, und daß ſie ihn noch vielmahl erleben, und viel Freude an ihren lieben Kindern ſehen möchte.

Nun traten die Kinder herein, nachdem der Herr Amtmann Siegfried in ein Nebenzimmer gegangen war, und überreichten ihre Geſchenke und Briefe. Frau Ehrenfried nahm lächelnd die Geſchenke an, las dann die Briefe, ihre Augen wurden während des Leſens naß, dann umarmte ſie die Kinder und ſagte: Dank für eure Liebe! wenn ihr ferner mir durch euern Fleiß und euer Betragen Freude macht: ſo werdet ihr viel zur Verlängerung meines Lebens beytragen.

Herr Ehrenfried trat nun herzu, druckte ihr die Hand und ſagte: Dank auch dir, meine liebe, würdige Frau, für die Treue, mit welcher du mir bisher beygeſtanden, und unſere Kinder erzogen haſt. Aber alle deine Kinder machen dir ein Geſchenk, und ich —

Deine Liebe, mein Beſter, ſagte Frau Ehrenfried, indem ſie ihrem Manne um den Hals fiel, geht mir über alle Geſchenke.

Meine Liebe, ſagte er, haſt du alle Tage, aber an Deinem Geburtstage — ſollte doch billig —

Jetzt ſchlich er ſich zur Thür hinaus. Frau Ehrenfried zog die Kinder an ſich und beſprach ſich mit ihnen über den Inhalt ihrer Briefe. Da that ſich die Thür wieder auf und Herr Ehrenfried trat herein mit einem alten eisgrauen Manne.

Kaum erblickte ihn Hedwig: ſo ſprang ſie auf — mein Vater! mein Vater! rief ſie und nun lag ſie an ſeinem Halſe, und zerfloß faſt in Thränen.

Die Kinder traten auch herzu, küßten ſeine Hände und ſagten: guter! lieber Großvater!

Ein größere Freude konnte mir doch, ſagte Frau Ehrenfried, mein Mann an meinem heutigen Geburtstage nicht machen, als damit, daß er dich mir zuführte, du lieber, guter Vater! du bleibſt doch wohl ein Paar Wochen bey mir?

Wenn du mich haben willſt, liebe Tochter! ſo bleibe ich bey dir, ſo lange ich lebe.

T. Iſt's möglich?

V. Es iſt möglich, hier dieſer Mann, indem er auf Herrn Ehrenfried wies, der ſchon ſo vieles durchgeſetzt hat, was andere für unmöglich hielten, hat auch dieß möglich zu machen gewußt. Dieſen ganzen Sommer hat er mit mir über dieſe Sache

Briefe gewechſelt, und mir in ſeinem letzten Briefe verſichert, die Zimmer wären fertig, die ich beziehen ſollte, ich möchte meine Reiſe nur ſo einrichten, daß ich gerade auf deinen Geburtstag einträfe.

T. So haſt du, lieber Mann! deßwegen dieſe Zimmer einrichten laſſen, daß ſie mein Vater beziehen ſollte? Dank! Dank! für deine Liebe. Nun, beſter Vater! nun habe ich doch Gelegenheit, dir meine Dankbarkeit zu beweiſen, für alles Gute, das du mir gethan haſt.

V. Gute Tochter! ich danke dem guten Gott, der mich, von meiner Wiege an, bis hierher väterlich leitete, für dieſen neuen Beweis ſeiner Liebe, daß ich mein Leben in meiner Familie beſchließen kann.

T. Noch nicht beſchließen, lieber Vater! Erſt mußt du noch recht viele Jahre bey uns leben, ehe von der Beſchließung deines Lebens die Rede ſeyn kann.

V. Das kömmt auf dich nicht an, liebe Tochter! und auch auf mich nicht, das beruht alles auf Gottes Fügung. Will dieſer mein Leben noch einige Jahre friſten: ſo nehme ich es mit Dank an; will er mich aber zu ſich nehmen: ſo bin ich dazu täglich bereit — ſein Wille geſchehe!

Jung und Alt drängte ſich um den ehrwürdigen Alten, und hörte aufmerkſam ſeinen Reden zu. Zwar gab es eine kleine Störung, da der Herr Amtmann Siegfried wieder ins Zimmer trat. Sein Sohn umarmte ihn freudig, auch die Ehrenfriedſchen Kinder thaten es; aber bald verſammelten ſie ſich wieder um den guten Großvater, und ſchmiegten ſich an ihn. Auch bey Tiſche wünſchten ſie bey ihm zu ſitzen, und ihr Vater erlaubte es. Frau Ehrenfried war ſo voll Freude über die Ankunft ihres Vaters, daß ſie ſich faſt ganz allein mit ihm beſchäftigte, und ihren Mann bath, daß er dießmahl für die Bewirthung der Geſellſchaft allein ſorgen möchte. Von jedem Gerichte, das auf den Tiſch kam, legte ſie ihm zuerſt vor. Aber der gute Herr Heinrich Gottſchalk, dieß war ſein Nahme, genoß nur wenig. Ein wenig Suppe, Fiſch und Wildbret, nebſt einem Glaſe Wein, war alles, was er annahm. Alle übrigen Gerichte ſchob er zurück. Mein Körper hat nicht lange mehr zu leben, ſagte er, und braucht nur wenige Nahrung.

Gegen das Ende der Mahlzeit wurde ein Lied herumgegeben, das auf dieſen frohen Tag war verfertigt worden. Heinrich, der ſich bisher fleißig im Clavierſpielen geübt hatte, trat an den Flügel, um zu dem Geſange zu ſpielen, und Herr Gottſchalk hohlte ſeine Brille heraus, um das Lied leſen und an dem Geſange Theil nehmen zu können.

Und du brauchſt eine Brille? fragte Frau Ehrenfried.

Schon ſeit fünf Jahren, antwortete der Vater. Die Zeiten ſind nicht mehr, liebe Hedwig, da ich noch meine fünf Meilen den Tag machte, und Abends, bey Lichte, noch die kleinſte Schrift las. Wenn man alt wird, ſtirbt man nach und nach der Welt ab.

Jetzt begann der Geſang, an dem die ganze Geſellſchaft herzlichen Theil nahm.

Sobald er beendigt war, druckte Herr Gottſchalk ſeiner Tochter die Hand, und ſagte: liebe Hedwig! jetzt thue ich die erſte Bitte an dich — bring mich zu Bette! Ich bin müde von der Reiſe, und habe mich überdieß ſchon ſeit mehreren Jahren gewöhnt, punct zehn Uhr zur Ruhe zu gehen.

Sogleich ſchlich ſich die Tochter mit ihrem guten Vater fort, auch die übrige Geſellſchaft trennte ſich bald, und der Herr Amtmann reiſete auch noch denſelben Abend nach Hauſe.

Siebenter Abſchnitt.

Kaum hatte Herr Gottſchalk den folgenden Morgen ſein Frühſtück eingenommen: ſo erkundigte er ſich nach dem Unterrichte, den ſeine Enkel genöſſen, und beſuchte die Lehrſtunden, die ihnen Herr Tillmann gab. Er freuete ſich ſehr über die guten Fortſchritte, die ſie gemacht hatten, am mehreſten aber, als Herr Tillmann wiederhohlte, was er ihnen vom Kürbiſſe, dem Krebſe, dem Karpfen und dem Reiher geſagt hatte, und die Kinder ſehr fertig jede Frage zu beantworten wußten, und aus dem weiſen Baue, und der weiſen Einrichtung dieſer Dinge bewieſen, daß ein verſtändiges Weſen da ſeyn müſſe, das ſie alle gemacht habe.

Als die Lehrſtunde geendigt war, druckte er herzlich Herrn Tillmanns Hand, und ſagte: ich danke Ihnen, lieber Mann! daß Sie dieſe Kinder mit Gott bekannt gemacht haben. Das iſt bey weitem das wichtigſte, was die Kinder lernen können. Es iſt gut, wenn ſie Sprachen erlernen, ſich mit Pflanzen und Thieren, der Erdbeſchreibung und Geſchichte bekannt machen; weit wichtiger als alles dieſes iſt es aber — mit Gott bekannt zu werden. Es iſt ja ſchlechterdings nichts auf der Welt, worauf man ſich ſicher verlaſſen kann — als Gott. Jetzt, lieben

Kinder! verlaßt ihr euch auf Vater und Mutter — wenn ihr ſonſt niemanden hättet, auf den ihr euch verlaſſen könntet: ſo wäret ihr ſchlecht berathen. Wie lange wird es währen, ſo ſterben ſie. Davon kann niemand beſſer ſprechen, als ein alter Mann, wie ich bin. Sehet meine Aeltern hat mir der Tod ſchon längſt entriſſen, alle meine Jugendfreunde ſind von der Erde abgegangen, zwey Söhne, die die Stütze meines Alters ſeyn ſollten, ſind nicht mehr, meine gute Frau, an deren Hand ich zum Grabe zu gehen gedachte, habe ich voriges Jahr auch durch den Tod eingebüßt; die ganze Welt macht mir wenig Freude mehr: weil ich ſie nicht mehr genießen kann. Nahrungsmittel darf ich nur ſehr wenig zu mir nehmen, die Spaziergänge, in denen ich ſonſt Erhohlung ſuchte, werden mir beſchwerlich, da die Kräfte meiner Füße immer mehr abnehmen, von den Schönheiten der Flur bemerke ich nur wenig, da meine Augen immer trüber werden. Aber doch bin ich zufrieden und ruhig; denn wenn ich auch alles verliere, re, ſo bleibt mir doch einer, auf den ich mich gewiß verlaſſen kann, das iſt Gott — mein himmliſcher Vater.

Die Kinder hörten mit Erſtaunen zu, und bathen Herrn Tillmann, daß er ihnen doch ja noch mehr von Gott ſagen möchte.

Das kann vielleicht heute noch geſchehen, gab er zur Antwort. Wirklich geſchah es auch noch.

Gegen Abend erbath er ſich von Herrn Ehrenfried die Erlaubniß, mit ſeinen Zöglingen das Abendbrot im Garten verzehren zu dürfen, und erhielt ſie.

Sobald es verzehrt war, trat er mit den Kindern an das Fenſter, wo ihnen ſogleich die unzähligen Sterne in die Augen fielen, mit denen der Himmel bedeckt war.

Und gleichwohl, ſagte Herr Tillmann, ſind noch weit mehrere Sterne da, als wir ſehen. Bemerkt ihr nicht jenen breiten, weißen Streif, der über den Himmel geht? Dieſer heißt die Milchſtraße. Betrachtet man dieſelbe durch ein gutes Fernrohr: ſo ſieht man, daß ſie aus lauter Sternen beſteht, und ſo entdeckt man am ganzen Himmel Sterne, die dem bloſen Auge unſichtbar ſind, ſobald man dahin mit einem guten Sehrohre ſieht.

Auf dieſe Art, ſagte Julie, müſſen dieſe Sterne erſtaunlich klein ſeyn.

Erſtaunlich groß, ſagte Herr Tillmann. Die Urſache, warum ſie uns ſo klein ſcheinen, iſt ihre große Entfernung. Wenn ihr ein Paar Meilen weit von einer Stadt entfernt ſeyd, iſt's nicht wahr, da ſcheinen die Thürme euch auch klein zu ſeyn?

J. Woher weiß man denn aber, daß die Sterne ſo weit entfernt ſind?

T. Das will ich dir gleich ſagen. Sehet ihr hier den ſchönen hellen Stern, der uns gerade über ſteht?

O ja! ſagten alle.

T. Die Sternſeher nennen ihn Capella. Nun gebt wohl Achtung! ſeht ihr ihn noch?

J. Nein — er iſt hinter eine Wolke gekommen.

T. Was iſt nun wohl höher? die Wolke oder Capella?

J. Doch wohl Capella.

T. Ey das wollte ich meynen. Denn wenn die Wolke höher wäre, ſo könnte ſie auch den Stern nicht bedecken. Die Sterne ſind alſo gewiß weiter von uns entfernt, als die Wolken. Sie ſtehen auch höher als der Mond: denn wenn dieſer bisweilen vor einem Sterne vorbey geht, ſo ſieht man den Stern auch nicht mehr.

Jetzt ſchwieg Herr Tillmann, ſah nach ſeiner Uhr, und, nachdem er ein Paar Minuten ſeine Augen auf das Zifferblatt gerichtet hatte, ſteckte er ſie wieder ein, führte die Kinder wieder an das Fenſter, und ſagte: nun Kinder ſeht einmahl nach der Gegend des Himmels hin, nach welcher ich mit dem Finger zeige. Gebt genau Achtung! Jetzt werdet ihr etwas ſehen.

Ach! riefen alle, der ſchöne Stern!

T. Er heißt Fomahan.

J. Woher wiſſen Sie denn, daß dieſer Stern gerade jetzt auf dieſem Platze aufgehen werde?

T. Das will ich euch morgen ſagen. Jetzt wird die Luft zu kühl, und es iſt Zeit, daß wir uns nach Hauſe verfügen.

Auf dem Wege wurde von nichts als von Sternen geſprochen. Herr Tillmann mußte den Kindern diejenigen nennen, die beſonders in die Augen fielen, und mehrere Fragen beantworten, die ſie deshalb an ihn thaten. Auch aus ihren Schlafzimmer betrachteten die Knaben noch ein Mahl den geſtirnten Himmel, und würden ihn noch länger betrachtet haben, wenn ihnen ihr Lehrer nicht gerathen hätte, ſich zur Ruhe zu begeben.

Achter Abſchnitt.

Heute gibt's eine herrliche Lehrſtunde, ſagte Stephan, als er aus dem Bette ſtieg. Ich freue mich auch darauf, ſagte Heinrich. So bald die Glocke ſchlug, waren ſie alle auf dem Lehrzimmer verſammelt, und fanden da auch Herrn Gottſchalk, der ſich von Herrn Tillmann die Erlaubniß erbath, dem Unterrichte beywohnen zu dürfen.

Ihr habt, fing Herr Tillmann an, bisher mehrere Mahl den geſtirnten Himmel betrachtet; künftig aber werdet ihr ihn hoffentlich mit ganz andern Augen anſehen.

Geſtern ſahet ihr eine ſo große Menge Sterne, und ich verſicherte euch, daß eine noch größere Menge vorhanden ſey, die man mit bloßen Augen nicht ſehen kann. Ich behauptete, daß ſie ungeheuer groß wären; wißt ihr noch warum?

J. Ich weiß es; weil ſie ſehr weit entfernt ſind, und doch geſehen werden können.

T. Woher wiſſen wir denn aber, daß ſie ſehr weit entfernt ſind?

J. Weil die Wolken ſie bedecken, und auch bisweilen der Mond vor einen und den andern tritt.

T. Richtig! die Sternſeher können ſogar berechnen, wie weit jeder Himmelskörper von uns entfernt iſt. Wie ſie dieß anfangen, kann ich euch nicht begreiflich machen. Durch ihre Berechnung haben ſie aber gefunden, daß derjenige Himmelskörper, der unſerer Erde am nächſten iſt, doch 52000 Meilen von derſelben entfernt ſey, und die Sonne 21 Millionen Meilen. Dieſe ungeheure Weite könnt ihr euch gewiß nicht denken. Man hat daher, um dieſe Weite einigermaßen begreiflich zu machen, berechnet, wie lange eine, aus einer Kanone abgeſchoſſene Kugel, fliegen müſſe, ehe ſie von einem Himmelskörper zum andern käme. Da hat man denn gefunden, daß, wenn ſie von der Erde nach dem Monde geſchoſſen würde, ſie erſt in 23 Tagen im Monde, und wenn ſie nach der Sonne geſchoſſen würde, erſt in 25 Jahren daſelbſt ankäme.

St. In 25 Jahren? das iſt ja ungeheuer. Hat man es denn wirklich ein Mahl verſucht, und eine Kanonenkugel in die Sonne geſchoſſen?

T. Kind! das iſt ja nicht möglich. Wenn die Kugel einige Minuten geflogen iſt: ſo fällt ſie zu Boden. Man will damit nur ſagen, wenn es möglich wäre nach der Sonne eine Kanonenkugel zu ſchießen, und ſie flöge immer ſo geſchwind, wie ſie auf der Erde zu thun pflegt, ſo müßte ſie doch zu ihrem Fluge 25 Jahre nöthig haben, ehe ſie die Sonne erreichte. Nun bedenkt ſelbſt wie groß die Körper ſeyn müſſen, die man in einer ſo ungeheuern Entfernung doch noch ſehen kann.

Jetzt wollen wir einmahl in unſern Gedanken auf unſern Rehberg ſteigen, von dem wir eine Ebene überſehen können, in welcher fünf und zwanzig Dörfer liegen. Wenn du dieſelben nun erblickſt, Heinrich, glaubſt du wohl, das ſie von ſich ſelbſt entſtanden ſind?

H. Da müßte ich träumen, wenn ich ſo etwas glauben wollte. Ich glaube vielmehr, daß ſie von Menſchen ſind erbauet worden.

T. Wenn du nun aber die vielen ungeheuer großen Himmelskörper ſiehſt, was fällt dir denn da ein?

H. Daß ſie auch nicht von ſelbſt entſtanden ſind. Menſchen können ſie aber freylich auch nicht gemacht haben; denn wie wollten denn dieſe dahin kommen?

T. Es muß alſo gewiß ein höheres Weſen da ſeyn, das ſie hervorgebracht hat. Ich muß euch noch mehr ſagen. Man theilt die Himmelskörper in zwey Claſſen. Einige ſtehn immer ſtille, andere bewegen ſich von einem Orte zum andern. Jene nennt man Fixſterne. So zeigte ich euch geſtern einen Stern, der durch eine Wolke be-

bedeckt wurde. Wiſst ihr ihn noch zu nennen?

J. Ich weiß es, er heißt Capella.

L. Von dieſer Capella ſteht linker Hand, ſchief herunter, ein anderer heller Stern. Neben der Capella rechter Hand ſtehn drey kleine Sternchen. Alle dieſe Sterne machen einen Theil eines großen Geſtirns aus, das man den Fuhrmann nennt. Nun ſeht dieſen Abend wieder nach Capella, ſeht nach ihr nach vier Wochen, ſeht nach ihr nach ſechs Monathen, niemals wird ſie dem Sterne zur linken oder denen zur rechten näher gekommen ſeyn. Was für ein Stern iſt alſo Capella?

Alle. Ein Firſtern.

Dieſe Capella und alle die tauſend andern Firſterne ſchweben in freyer Luft. Wie wäre denn dieß möglich, wenn nicht eine unſichtbare Kraft da wäre, die ſie ſo zuſammen hielte, daß jeder an ſeinem Platze bleiben muß?

Nun gibt es aber andere, die nie ſtille ſtehn, ſondern ſich immer bewegen. Von einigen iſt die Ordnung, in welcher ſie ſich bewegen, nicht genau bekannt, dieſe nennt man Cometen, von andern iſt ſie aber bekannt, und man nennt ſie Planeten. Bisher zählte man ſechs Hauptplaneten: Merkur, Venus, die Erde, Mars, Jupiter und Saturn. In den neuern Zeiten hat man aber noch drey andere durch Fernröhre entdeckt, von denen ich weiter nichts ſagen will: weil ihr ſie doch am Himmel nicht werdet finden können.

H. Iſt denn der Mond nicht auch ein Planet?

T. Er iſt es allerdings; aber kein Hauptplanet ſondern ein Nebenplanet. Nebenplaneten nennt man ſolche, die ſich um einen andern Planeten bewegen. So bewegt ſich der Mond um die Erde, und ſo hat auch der Planet Jupiter ſeine Monden.

H. Aber der Stern, den Sie uns geſtern zeigten, iſt doch wohl auch ein Planet? Er ging ja auf, und ſtieg immer höher.

T. Das hat dir nur ſo geſchienen. Unſere Erde dreht ſich nähmlich alle 24 Stunden ein Mahl um ſich ſelbſt herum, deßwegen wird uns ein Stern nach dem andern ſichtbar, und es kommt uns vor, als wenn ſie aufgingen. Wenn du z. E. alle Abende nach Fomahand ſiehſt: ſo wirſt du nie finden, daß er ſeine Stelle gegen andere verändert. Deßwegen zählen wir ihn zu den Firſternen. Mit den Planeten, z. E. der Venus, iſt es aber ganz anders; dieſe iſt heute einem Sterne nahe, in der künftigen Woche iſt ſie weit von demſelben entfernt.

H. Woher wußten Sie denn aber, daß Fomahand gerade um dieſe Zeit, an der Stelle, die Sie uns zeigten, aufgehen werde?

T. Sieh auf meine Uhr! wo ſteht der Minutenzeiger?

H. Auf 40 Minuten nach acht Uhr!

T. Kannſt du mir wohl ſagen, wo er nach einer Stunde ſtehen wird?

H. Auf 40 Minuten nach neun Uhr.

T. Weiſst du aber wohl, wo er morgen um dieſe Zeit ſtehen wird?

H. Morgen um dieſe Zeit?

J. Ich weiß es Herr Tillmann! wieder auf 40 Minuten nach acht Uhr.

T. Woher wißt ihr denn das?

H. Weil die Uhr ſo eingerichtet iſt, daß der Zeiger ſich ſo herum drehen muß.

T. Ganz recht, die Uhr iſt ſo eingerichtet, daß der Minutenzeiger ſich alle Stunden, und der Stundenzeiger alle 24 Stunden um den Stift, an welchen er befeſtigt iſt, ein Mahl herum bewegen muß. So wie meine Uhr iſt auch das ganze Weltgebäude eingerichtet. Alles, was ſich darin bewegt, bewegt ſich nach einer gewiſſen Ordnung. Daher können Menſchen, die die Sterne fleißig beobachten, die Minute voraus ſagen, wann jeder Stern aufgehen, und auf welchem Platze jeder Planet täglich zu ſehen ſeyn wird.

Wieder auf meine Uhr zu kommen, wenn du nun ſiehſt, daß ſie ſo eingerichtet iſt, daß der Minutenzeiger immer wieder auf der

Zahl ſteht, wo er vor einer Stunde war: glaubſt du, daß dieſe Einrichtung von ſelbſt entſtanden ſey?

St. Das wäre ja lächerlich. Es muß ein verſtändiger Mann die Uhr gemacht haben.

T. Kannſt du nun wohl glauben, wenn du die ordentliche, beſtimmte Bewegung im Weltgebäude bemerkſt, daß dieſes von ſelbſt entſtanden ſey?

St. Das kann ich nicht glauben.

T. Ich auch nicht. Es muß ein großer Herr da ſeyn, der dieß alles gemacht hat. Denn das mußt du wohl einſehen, Julie! daß meine Uhr gegen das Weltgebäude eine unbedeutende Kleinigkeit iſt?

J. Ey ja wohl! das Weltgebäude iſt ſo erſtaunlich groß.

T. Freylich! ſtatt der kleinen Zähne, die an den Rädern meiner Uhr ſtehen, ſiehſt du hier Weltkörper. Ich will dir aber noch etwas ſagen, das eben ſo merkwürdig iſt. Von meiner Uhr kannſt du ſagen, wo der Stunden- oder Minutenzeiger morgen ſtehen wird; wer aber den Himmel fleißig beobachtet hat, kann mehrere Jahrhunderte vorherſagen, wo jeden Tag jeder Stern wird zu ſehen ſeyn. Meine Uhr ſtockt bisweilen, und in der vortrefflichſten Uhr reiben ſich die Räder nach und nach ab, und müſſen durch andere erſetzt werden. Die Weltenuhr aber iſt nun ſchon mehrere Jahrtauſende in Bewegung, und — nie ſtockt ſie — nie hat man bemerkt, daß ſich etwas daran abgenutzt habe.

Die Kinder ſchwiegen voll Verwunderung ſtill.

Gewöhnt euch alſo, lieben Kinder! allenthalben an Gott zu denken, und bey jeder Naturbegebenheit, die eure Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, zu denken: Hier wirket Gott.

Neunter Abſchnitt.

Bey dem nächſten Spaziergange, den die Kinder mit Herrn Tillmann machten, betrachteten ſie die Natur mit ganz andern Augen, als ſie bisher gethan hatten. Zwar waren ſie immer auf die Pflanzen und Thiere aufmerkſam geweſen, aber jetzt dachten ſie bey allem, was ihnen aufſtieß, an Gott. Bey der großen Linde in der Vorſtadt, vor welcher ſie wohl hundert Mahl mochten vorbeygegangen ſeyn, blieb Julie gedankenvoll ſtehen.

Was denkſt du? fragte Herr Tillmann.

J. Ich habe meine Betrachtung über dieſe Linde. Dieſe war ſonſt in ein ganz kleines Nüßchen eingeſchloſſen, und iſt aus demſelben hervorgekommen, und ſo ungeheuer groß geworden. Wie viel Säfte mag dieſe wohl in ſich geſogen, wie viel Thau und Regen aufgefangen haben!

T. Und wie weiſe muß wohl ihr innerer Bau eingerichtet ſeyn, daß ſie alle dieſe Säfte in Holz verwandelt hat.

J. Wirkt Gott hier auch?

T. Wer ſonſt als er? Gewirkt wird hier, das ſiehſt du daraus, daß dieſe Linde aus einem kleinen unmerklichen Keime, zu einem ſo ungeheuer großen Baume aufgewachſen iſt. Den, der hier wirkt, ſehen wir nicht; es muß aber ein ſehr verſtändiges Weſen ſeyn, weil an dieſem Baume alles ſo weislich eingerichtet iſt.

So wurde Herr Tillmann mehrere Mahle, z. E. als ſie an den Fluß kamen, als ſie Fiſche darin bemerkten, Enten darauf ſchwimmen ſahen, gefragt: wirkt Gott hier auch? und immer gab er die Antwort: hier iſt er auch wirkſam.

Unter dieſen Geſprächen kamen ſie bey der Papiermühle an, und Herr Tillmann entſchloß ſich, hier einen Vorrath Papier einzukaufen; weil die Kinder das ihrige beynahe verbraucht hatten.

Mit ihnen kamen auch ein Paar alte

Weiber, deren Schiebekarren mit Säcken voll Lumpen beladen waren. Sie ſchütteten dieſelben aus, und Julchen wandte ihr Antlitz davon weg, weil ſie wegen des Schmutzes, der daran klebte, ganz abſcheulich ausſahen.

Ein alter Mann ſaß in einer Ecke vor einem großen Haufen Lumpen, und ſchied ſie von einander; er warf die groben, die feinen und noch feinern auf verſchiedene Haufen. Auf der andern Seite bemerkten ſie einen Knaben, der die Lumpen zerhackte, wieder einen jungen Mann, der ſie unter die Stampfen brachte. Als ſie weiter gingen, trafen ſie ein Paar andere Männer an, die die zerſtoßenen und zu einem Teige verarbeiteten Lumpen mit Formen ſchöpften, und Bogen Papier daraus machten, von denen ſie jeden zwiſchen zwey Tücher legten. Als dieß Geſchäft einige Zeit gedauert hatte, wurde an einer Glocke gezogen, und ſo gleich kamen von allen Enden Leute herbey gelaufen, die ſich an eine große Preſſe ſtellten und die friſchverfertigten Bogen preßten. Unter dieſen war auch der Herr der Papiermühle, der die Geſellſchaft mit in ſeine Stube nahm, und fragte, womit er ihnen dienen könne?

Wir möchten, ſagte Herr Tillmann, gern etwas Papier einkaufen.

Sogleich legte er ihnen verſchiedene Papierſorten vor, und Herr Tillmann wählete ſich einige Buch Concept- Mittel- und Briefpapier, die er unter die Kinder vertheilte, um ſie nach Hauſe zu tragen.

Als das Papier bezahlt war, nahmen ſie Abſchied und gingen zurück.

Auf dem Wege bezeugten die Knaben ihre Verwunderung, über die gute Einrichtung, die ſie in der Papiermühle bemerkt hatten, und über die Ordnung und Thätigkeit, die allenthalben ſichtbar waren. Julie aber ſpuckte aus und ſagte: Fi! ich habe einen ſolchen Ekel an den abſcheulichen Lumpen bekommen, daß ich Anwandelung von Erbrechen verſpürte.

T. Und gleichwohl iſt das Briefpapier, das du unter deinem Arme trägſt, aus ſo abſcheulichen Lumpen verfertigt worden.

J. Iſt dieß möglich?

T. Ja es iſt allerdings möglich: weil es wirklich geſchieht.

Jetzt kam die Geſellſchaft an eine kleine Anhöhe, welche ſie mit ihrem Lehrer beſtieg. Da trat er hin, und rief aus: höret, Kinder! und merket wohl auf das, was ich jetzt ſagen will. Alles, was ihr hier in der Papiermühle geſehen habt, das thut der große Werkmeiſter der Natur im Großen.

Der Papiermüller läßt die ekelhafteſten Lumpen einſammeln, die niemanden mehr nützen, und ſie ſo verarbeiten, daß daraus allerley Arten ſauberes Papier entſtehen.

So handelt Gott im Großen. Alles Ekelhafte, allen Unrath von Menſchen und Thieren, alle Aeſer, läßt er durch die Naturkräfte verarbeiten und hundert tauſend ſehr nutzbare Dinge daraus verfertigen.

Dieß anmuthige Fichtenwäldchen, an dem wir jetzt ſtehen, zieht einen Theil ſeiner Nahrung aus den vermoderten Pflanzen und Thieren; das Getreide, aus denen wir unſer

Brot bereiten, entſtand aus der Verweſung. Was hatteſt du in den Boden gethan, Stephan! auf welchem deine Kürbispflanze wuchs?

St. Miſt.

T. Der war ſo ekelhaft anzuſehen, als die Lumpen in der Papiermühle, und gleichwohl diente er dem ſchönen großen Kürbiſſe, den wir alle bewunderten, zur Nahrung. Die Krebſe, die Karpfen, die wir vor einigen Tagen verzehrten, und die uns ſo gut ſchmeckten, nähreten ſich von lauter ekelhaften Dingen. So weiſe hat der Werkmeiſter der Natur alles eingerichtet, daß nichts umkommt, daß alles, was ſtirbt, verdorrt, verweſet, wieder für das Ganze verarbeitet wird. Ihr ſahet in der Papiermühle ſo viele Leute geſchäftig, jedes arbeitete, um durch ſeine Arbeit ſein Brot zu verdienen, der Werkmeiſter aber benutzte ihre Arbeiten zur Verfertigung des Papiers.

Jene alten Weiber, die die Lumpen in die Mühle brachten, und die Leute, die ſie von einander ſchieden und zerhackten, ſind daben unentbehrlich. Hätten die alten Weiber, die mit uns in die Mühle zogen, nicht die Lumpen in den Winkeln und Ecken und von den Schutthaufen zuſammen geſucht: ſo hätte das feine Papier, das du, Julie, trägſt, nicht verfertigt werden können.

So iſt's in der großen Werkſtatt der Natur, die von Gott regieret wird, ebenfalls. Ihr ſeht da unzählige Thiere in beſtändiger Bewegung und Thätigkeit. Was thun ſie? ſie ſuchen ihre Nahrung. Aber der große Werkmeiſter leitet ihre Geſchäftigkeit ſo, daß jedes damit dem Ganzen nützen muß.

Sehet ihr dort die Kohlmeiſe an dem Stamme auf und nieder laufen? Was thut ſie? ſie ſucht die Eyer und Puppen der Inſekten auf, um ſie zu verzehren. Warum fliegt dort der Rabe herum? um Aas zu finden, und ſich daran zu ſättigen; und dort der Mauſefalke? er macht Jagd auf Mäuſe, um eine gute Abendmahlzeit zu halten. Warum ſind auf der vor uns liegenden Wieſe ſo viele Hügel aufgeworfen?

Weil die darunter wohnenden Maulwürfe daſelbſt Regenwürmer ſuchen. Warum geht jene Heerde Schafe auf der Wieſe herum? um ihr Futter zu ſuchen. Aber der große Werkmeiſter benutzt die Arbeiten aller dieſer Thiere für das Ganze. Die Meiſe muß die Menge der Inſekten mindern, der Mauſefalke dafür ſorgen, daß die Feldmäuſe nicht überhand nehmen, der Rabe hat den Auftrag die Erde vom Aaſe zu reinigen, der Maulwurf muß die Erde locker erhalten, damit das Regenwaſſer in dieſelbe eindringen kann, und die Schafe müſſen ſich nähren, daß ſie fett werden und Wolle tragen, damit wir mit ihrem Fleiſche uns ſättigen und in die Wolle uns kleiden können.

Die Kinder freueten ſich über alles, was ihnen von Gott geſagt worden war, und erzählten es, als ſie nach Hauſe kamen, Herrn Gottſchalk wieder. Dieſer ſprach noch lange mit ihnen, über die weiſen Anſtalten, die Gott in der Natur gemacht hat, und ſagte ihnen; daß kein Thier, keine Pflanze umſonſt da ſey, daß jedes für das

Ganze Nutzen ſchaffe, daß alle Verrichtungen in der Natur nach ſeinem Willen geſchehen, daß folglich die Welt von ihm regieret werde.

Zehnter Abſchnitt.

Als die Kinder den folgenden Tag ſich bey dem Frühſtück verſammelten, ſprachen ſie von nichts als von Gott, und brachten noch verſchiedene Zweifel gegen das vor, was ihnen ihr Lehrer von ihm geſagt hatte. Da ſie ſich dieſelben nicht löſen konnten, ſo nahmen ſie ſich vor ſie Herrn Tillmann in der Lehrſtunde vorzutragen.

Julie rückte zuerſt mit ihrem Zweifel hervor, und ſagte: wie iſt es denn möglich, daß Gott dieß alles wirken, daß er die Sterne regieren, und auch für die Meiſen und Maulwürfe Sorge tragen kann?

T. Lieben Kinder! wie Gott im Himmel und auf Erden, in der Sonne und im Mooſe wirket, das kann kein Menſch vollkommen begreifen; wenn ihr aber aufmerkt: ſo will ich euch wenigſtens einigermaßen begreiflich machen, wie es möglich ſey, daß Gott ſo vieles wirken kann. Wollt ihr aufmerkſam ſeyn?

Alle. Gewiß.

T. Nun ſo gebt Achtung! Ihr ſehet in der Natur alles in Bewegung und Thätigkeit. Dieß alles wird gewirkt durch Kräfte, die wir nicht ſehen können.

St. O!

T. Sage du immerhin O! es iſt doch wahr. Die Papiermühle z. E., die wir geſtern beſuchten, wurde durch eine unſichtbare Kraft in Bewegung geſetzt.

J. Herr Tillmann, Sie ſpaßen, ich habe es ja ſelbſt geſehen, daß die Mühle durch das Waſſer getrieben wurde.

T. So ſchien es dir. Die Erde hat eine Kraft die Körper an ſich zu ziehen. Wenn ich z. E. einen Stein in die Höhe werfe, ſo fällt er gleich wieder nieder: weil ihn die Erde an ſich zieht. So zieht ſie auch das Waſſer an ſich, und daher kommt es, daß das Waſſer, wenn es auf das Mühlrad fällt, auf daſſelbe druckt und es ſo in Bewegung ſetzt. Und dieſe Kraft hat noch niemand geſehen — ſie iſt unſichtbar. Als ich vorhin ſagte, daß alles in der Natur durch unſichtbare Kräfte gewirkt werde, ſo ſprach Stephan: o! du wollteſt es alſo nicht glauben. Nun ſo nenne mir doch eine ſichtbare Kraft, die etwas wirkte.

St. Das kann ich wohl. Sie ſelbſt, Herr Tillmann, unterrichten uns ja, und Sie ſind doch ſichtbar.

T. Falſch! ich bin nicht ſichtbar.

J. Ha! hà! ha! wir ſehen Sie ja alle, wie können Sie denn unſichtbar ſeyn?

T. Ihr ſehet nur meinen Körper. Mich ſelbſt oder meine Seele ſieht niemand. Dieſe Seele ſetzt die Zunge, die Arme und die Hände in Bewegung. Sobald der Menſch ſtirbt, oder ſeine Seele vom Körper weicht: ſo wirkt der Körper nichts mehr. Dieß ſah ich an meiner verſtorbenen Mutter. Noch den Tag vor ihrem Tode ſtrickte ſie an ein Paar Strümpfen, die ſie für mich beſtimmt hatte. Sobald ſie aber todt war: ſo hatte das Stricken und die ganze Wirkſamkeit des Körpers ein Ende. Der ganze Körper wurde hart und ſteif.

Die Kinder nannten noch verſchiedene ſichtbare Dinge, die ihnen zu wirken ſchienen, aber Herr Tillmann zeigte ihnen von jedem, daß es durch eine unſichtbare Kraft in Bewegung geſetzt werde, und daß das Sichtbare nur das Werkzeug ſey, durch welches das Unſichtbare wirke. Nun Kinder, fuhr er fort, ſtellt euch vor, daß Gott alle die unſichtbaren Kräfte, die durch die ganze Natur wirken, kenne und nach ſeinem Willen regiere: ſo könnt ihr einigermaßen begreifen, wie es möglich iſt, daß er ſo erſtaunlich viel wirken kann.

H. Aber wo wohnt denn der liebe Gott?

T. Wo wirkt denn der liebe Gott?

H. Wie es ſcheint, allenthalben.

T. Allerdings! folglich iſt er auch allenthalben in ſeinen Wirkungen zugegen.

H. Das iſt ja unmöglich.

T. Unmöglich? du ſiehſt ja bey den Menſchen etwas Aehnliches. Denk nur wieder an die Papiermühle! da ſaheſt du alte Weiber, die Lumpen herbeyführten, Leute, die ſie von einander ſchieden und zerhackten, andere die ſich mit Verfertigung und Preſſung des Papiers beſchäftigten, eine Menge Stampfen und mehrere Räder, die alle in Thätigkeit waren. Wer wirkte denn dieß alles?

H. Der Herr der Papiermühle.

T. Allerdings; Dieſer wirkte durch die ganze Mühle, alles mußte ſeinen Willen thun. Wenn nun ein ſo ſchwacher Menſch durch die ganze Mühle wirken kann: iſt es nicht auch möglich, daß der Herr der Natur, der alle ihre Kräfte in ſeiner Gewalt hat, durch die ganze Natur zu wirken vermag?

H. Jetzt begreife ich es ſchon beſſer. Ganz will es mir aber doch noch nicht in den Kopf.

T. Das glaube ich wohl. Das kommt daher: weil die Wirkungen Gottes ſo erſtaunlich mannigfaltig ſind, daß kein Menſch —

Jetzt ſprangen alle Kinder von ihren Stühlen auf, und Herr Tillmann blieb auch nicht ſitzen, um zu ſehen, woher das Geſchrey käme, das unter dem Fenſter entſtand. Als ſie zum Fenſter hinausſahen, bemerkten ſie ein Paar Furhrleute mit ſchwer beladenen Frachtwagen, die gegen einander gekommen waren, und ſich nun zankten, und ſchon die Peitſchenſtiele in die Höhe gerichtet hatten, um auf einander loszuſchlagen: weil keiner ſeinen Wagen zurückſchieben wollte. Zum Glück trat Herr Ehrenfried heraus, und brachte es durch ſein Zureden dahin, daß Melchior, als der jüngſte unter den beyden Fuhrleuten, ſeine Pferde ab, und an das Hintertheil des Wagens ſpqnnte, und ſo der Wagen zurück gezogen wurde. Ueber dieſer Unterbrechung war die Zeit verfloſſen, daß, als Herr Tillmann nach ſeiner

Uhr ſah, er bemerkte, daß ihm nur noch einige Minuten zum Unterrichte übrig wären.

Er bedachte ſich einen Augenblick, dann ſagte er zu Heinrich: geh doch zu deinem Vater und bitte ihn, daß er einen Augenblick zu uns herauf komme.

Der Vater erſchien ſogleich, und Herr Tillmann bath ihn, er möchte doch die Güte haben und ein Paar Fragen beantworten, die er gern für ſeine Schüler benutzen wollte.

V. Mit Vergnügen.

T. Womit ſind denn die Frachtwagen beladen, die unter unſerm Fenſter halten?

V. Der eine mit Baumwolle, der andere mit leinenem Garn.

T. Woher haben ſie denn dieſe Waaren erhalten?

V. Die Baumwolle von Trieſt, und das Garn von Hildesheim.

T. Wie iſt dieß möglich?

V. An beyden Orten habe ich Freunde, die meine Aufträge beſorgen, und dieſe Waaren für mich eingekauft haben.

T. Ihr ſeht alſo lieben Kinder! daß der liebe Vater in Trieſt und Hildesheim wirken kann: weil daſelbſt Perſonen ſind, die ſeine Aufträge beſorgen. Wenn ihr nun bedenkt, daß dem Herrn der Natur alle Kräfte auf der Erde und in allen Sternen unterthan ſind: ſo könnt ihr, wenigſtens einigermaßen begreifen, wie er allenthalben wirken kann.

Elfter Abſchnitt.

In der nächſten Lehrſtunde ſagte Julchen: dieſe Nacht konnte ich nicht recht ruhig ſchlafen, weil ich mich fürchtete. Ich dachte immer daran, daß der liebe Gott in der Kammer wirke, und daß er mich in einem Augenblicke tödten könnte.. Da wurde mir es ſo grauerlich, daß ich mich vor Angſt gar nicht zu laſſen wußte.

T. Das kommt daher: weil du den lieben Gott noch nicht recht kennſt. Leute, die Gott beſſer haben kennen lernen, die freuen ſich allemahl, wenn ſie daran denken: Gott iſt bey mir. Wenn ſie in Noth gerathen, und es ihnen Angſt wird: ſo bekommen ſie wieder Muth, ſobald ſie bedenken: Gott iſt bey mir.

Ihr habt nun gehört, daß Gott ſehr verſtändig und mächtig ſey. Wüßten wir weiter nichts von ihm: ſo müßte er uns freylich ſehr furchtbar ſeyn. Allein wenn wir auf alles merken, was er wirkt: ſo können wir nicht anders glauben, als daß er ſehr gütig und liebevoll ſey. Denn alles was er wirkt, das zielt ja auf das Beſte ſeiner Geſchöpfe ab. Wozu hat die Sonne ihre Strahlen? um den Bewohnern der Erde zu leuchten, ſie zu erwärmen, und ihr Wachsthum zu befördern. Wozu leuchtet der Mond? um den Menſchen auf ihren Reiſen zu nützen: Wozu hat der Kürbiß Blätter und Wurzeln? um Nahrung einſaugen zu können.

Warum bekam der Karpfen Floßen, der Krebs Scheren und Füße? daß ſie ſich im Waſſer bewegen, und ihre Nahrung ſuchen könnten. Warum entſtanden ſie im Waſſer? weil es daſelbſt für ſie überflüßige Nahrung giebt. Iſt nicht auch der ganze Reiher ſo gebaut, daß er ſeine Nahrung aufſuchen, und ſie ſeinen Jungen zubringen kann?

Wer ſolche weiſe Einrichtungen gemacht hat, die augenſcheinlich darauf abzielen, daß recht viele Geſchöpfe in einem angenehmen Zuſtande ſich befinden ſollen — der muß doch wirklich eine recht gute, liebevolle Geſinnung haben.

St. Aber die Fiſche, die der Fiſchreiher wegſchnappt, mögen ſich doch wohl nicht in einem angenehmen Zuſtande befinden.

T. Das freut mich, Stephan! daß du mir deine Meynung ſo frey heraus ſagſt. Du giebſt mir dadurch Veranlaſſung, euch die Zweifel zu benehmen, die euch gegen die

Güte Gottes auſſtoßen könnten. Wenn ich dieß aber thun ſoll: ſo müßt ihr recht aufmerkſam ſeyn.

Wenn ein Kind einen Vater hat, der ihm bey jeder Gelegenheit zeigt, daß er es lieb habe: ſo muß es auch glauben, daß er es gut meyne, wenn er auch bisweilen etwas verfügt, das ihm hart ſcheint. Z. E. Es war ein Mahl ein Knabe, der aus dem väterlichen Hauſe entfernt, und in ein anderes Haus gebracht wurde, um daſelbſt erzogen zu werden.

St. O! Herr Tillmann!

T. Da ſtampfte er mit den Füßen, und ſtellte ſich ſehr unbändig. Warum that er dieß?

St. Weil er glaubte, daß der Vater es böſe mit ihm meyne.

T. Und nach einem halben Jahre?

St. Küßte er dem Vater dafür die Hand, daß er ihn in ein ſo gutes Haus gebracht hatte.

T. Wenn nun die Fälle oft vorkommen, daß den Kindern die Fügungen ihres guten

Vaters hart ſcheinen: ſo dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn bey der weitläuftigen Regierung Gottes manches vorkommt, das uns hart ſcheint. Wenn wir die gute Abſicht davon auch nicht errathen können: ſo müſſen wir doch glauben, daß es damit gut gemeynt ſey: weil wir aus allen andern Einrichtungen deſſelben ſehen, daß er es mit allen ſeinen Geſchöpfen gut meynt.

Unterdeſſen können wir doch, in gar vielen Fällen, wo Gott harte Verfügungen zu treffen ſcheint, die guten Abſichten finden, die er dabey hat. So iſts mit dem Verzehren der Fiſche durch den Fiſchreiher. Achtung!

Du glaubſt, Stephan! ſie befänden ſich in keiner angenehmen Lage, wenn ſie durch den Fiſchreiher verzehrt werden. Ich glaube es auch. Iſt ihre Lage aber angenehmer, wann unſere Köchin ihnen die Kehle aufſchneidet und den Bauch aufſchlitzt?

St. Ich glaube, da müſſen ſie noch mehr ausſtehen.

T. Mir ſcheint es auch ſo. Wenn nun Gott den Fiſchen dieſe unangenehme Lage erſparen wollte: ſo durfte er keinen Fiſchreiher, keinen Fiſchaar, keine Fiſchotter, kein anderes Thier ſchaffen, das ſich von Fiſchen nährt, und den Menſchen müßte er es unterſagen, daß ſie keine Fiſche tödten ſollten. Das wäre wohl recht gut für die Fiſche geweſen?

St. Für die Fiſche wäre es allerdings gut geweſen.

T. Das glaubſt du? Nun denk' einmahl, daß jeder weibliche Karpfen in deines Vaters Teiche nur 6000 Karpfen hervorbringt, im folgenden Jahre wieder 6000. Laß nun 50 weibliche Karpfen darin ſeyn: ſo haſt du in 2 Jahren 600000 Karpfen.

St. Die gingen ja nicht alle in den Teich.

T. Und nun laß unter den 600000 Karpfen 300 tauſend Weibchen wieder jedes 6000 Junge erzeugen —

St. Ach hören Sie auf! da kann ich nicht nachrechnen.

T. Was ſoll denn da aus den Karpfen werden?

St. Da muß mein Vater noch einen Teich graben laſſen.

T. Und dieſer wird bald wieder angefüllt ſeyn. Er wird alſo noch 2 dann 10 dann noch mehrere graben laſſen müſſen, bis ſein ganzes Landgut zu Teichen wird. Das wird dein Vater aber wohl bleiben laſſen. Dieſer iſt ein guter Wirth. Wenn er die Karpfen nicht eſſen darf, wenn ſie ihm alſo keinen Nutzen bringen: ſo wird er ſich wohl hüten, für ſie Teiche graben zu laſſen. Was wird dann aus den Karpfen werden?

St. Die werden verhungern müſſen.

T. Iſt es denn alſo nicht beſſer, daß Fiſchreiher, Fiſchaaren, Fiſchottern, und viele andere Thiere da ſind, die ſich von Fiſchen nähren, und daß die Menſchen auch ſie verzehren? So dauert ihr Tod nur ein Paar Minuten, der mehrere Monathe ſie quälen würde, wenn ſie verhungern müßten.

J. Ich weiß doch, wie es der liebe Gott hätte machen müſſen, daß die Karpfen gar nicht in dieſe unangenehme Lage kämen. Er hätte die Einrichtung ſo machen ſollen, daß jede Karpfe nur 2 Junge zur Welt brächte.

T. Dann lebten da, wo mehrere Karpfen ſich vergnügen, etwa 50, und es gäbe keinen Fiſchreiher, keinen Fiſchaar, keine Fiſchotter, auf keines Menſchen Tiſch käme ein Fiſch. Bey der Einrichtung, wie ſie jetzt iſt, leben Millionen Karpfen, eine Menge Fiſchreiher, Fiſchaaren, Fiſchottern, und andere Thiere, die ſich von den Fiſchen nähren, die Menſchen haben ein Nahrungsmittel mehr — welches iſt denn beſſer?

J. Freylich ſehe ich nun, daß die Einrichtung die der liebe Gott gemacht hat, beſſer iſt.

T. Merkt es, lieben Kinder! Wenn ihr da und dort in der Natur eine Einrichtung ſeht, die euch für manche Geſchöpfe hart ſcheint: ſo zweifelt deßwegen nur nicht an Gottes Güte. Denkt darüber recht nach: ſo werdet ihr am Ende immer einſehen, daß es Gott damit gut gemeynt habe.

Zwölfter Abſchnitt.

Herr Gottſchalk, der dem Unterrichte mit beygewohnt hatte, blieb auf der Stube bis die Kinder abgegangen waren, dann näherte er ſich Herrn Tillmann, und ſagte: ich danke Ihnen nochmahls, daß ſie meine Enkel mit Gott bekannt machen. Aber nun erlauben Sie mir eine Bitte: laſſen Sie mich dieſen Unterricht fortſetzen. Ich bin ein alter Mann, der durch Arbeit ſeiner Familie nicht mehr nützen kann; aber ich kenne Gott, bin mit ihm bekannt, wie mit meinem Vater, — da könnte ich nun meinen Nachkommen nützlich werden, wenn ich ſie mit dem Gott bekannt machte, der nun ſiebenzig Jahre lang für mich als ein liebreicher Vater geſorgt hat.

Herr Tillmann verſicherte, daß er hierzu bereit wäre; nur bath er ſich die Erlaubniß aus, daß er dem Unterrichte mit beywohnen

nen dürfen, welches ihm auch Herr Gottſchalk zugeſtand.

Da alſo die Kinder in die nächſte Lehrſtunde kamen, fanden ſie Herrn Tillman nicht ſogleich, wohl aber Herrn Gottſchalk, der ſeinen Platz eingenommen hatte. Sie ſahen einander lächelnd an, und Julie ſagte, ich glaube gar, der Großvater will uns heute Lehrſtunde geben.

Er lächelte und ſagte: wenn ihr ihm zuhören wollt, ſo iſt er dazu bereit.

Sogleich rückten ſie Stühle herbey, ſetzten ſich neben ihn, und bathen, daß er ſeinen Unterricht anfangen möchte.

G. Nun wenn ihr denn zuhören wollt: ſo will ich euch noch etwas von Gott erzählen. Ich kenne ihn gut, glaubt es mir. Siebenzig Jahre bin ich nun alt, ſiebenzig Jahre hat Gott für mich geſorgt, und wird auch ferner für mich ſorgen von Ewigkeit zu Ewigkeit. Das weiß ich gewiß. Ihr glaubt es alſo, daß ein Gott iſt, ein verſtändiges, gütiges Weſen, das die Welt und die ganze Einrichtung gemacht hat, die wir in der Natur ſehen?

Alle. Ja das glauben wir.

G. In meiner Jugend lebte ich in einem Lande, das von einem recht weiſen und guten Fürſten regieret wurde. Ich hatte ihn lieb, weil ich allenthalben ſehr gute Anſtalten ſah, die er zum Beſten ſeiner Unterthanen gemacht hatte. Einſt kam dieſer gute Fürſt in die Stadt, wo ich erzogen wurde, und alle Leute drängten ſich hinzu um ihn zu ſehen. Unter dieſen hinzudrängenden Leuten war ich nicht der letzte. Ich arbeitete mich durch die Volksmenge ſo glücklich durch, daß ich gerade vor ihn zu ſtehen kam. Kaum bemerkte er mich: ſo ſprach er etwas mit dem Manne, der zunächſt bey ihm ſtand, dann reichte er mir die Hand und fragte: wie geht es, Heinrich Gottſchalk? biſt du auch fleißig? Ich erſchrack und fragte: kennen Sie mich denn, lieber Fürſt? Ich werde dich ja kennen, antwortete er, und habe auch deinen rechtſchaffnen Vater gekannt. Sey fleißig und betrage dich gut, damit ich Freude an dir habe. Nun ließ er meine Hand los, nachdem er ſie herzlich gedrückt hatte.

Ich zog mich ſchüchtern zurück und ſuchte meinen Lehrer auf. Als ich ihn fand, fragte ich ihn, ob er nicht wiſſe, woher mich der Fürſt kenne?

Der Fürſt, ſagte er, hat deinen rechtſchaffnen Vater gekannt, und auch dich, da du noch ein Kind wareſt. Als dein Vater ſtarb, hat er dich in die Anſtalt gebracht, in welcher du dich jetzt befindeſt. Die ganze Verpflegung, Erziehung und den Unterricht, den du bisher genoſſen haſt, verdankeſt du dieſem guten Fürſten.

Ich erſtaunte, drängte mich wieder durch die Menge durch, um meinem lieben Fürſten die Hände küſſen zu können, aber ich fand ihn nicht mehr. Von dieſer Zeit an, da ich wußte, daß er mich kenne, und für mich ſorge, nannte ich ihn meinen Fürſten, und liebte ihn weit inniger als ſonſt.

Es iſt mit Gott bey nahe eben ſo, wie mit dieſem meinen Fürſten. Bisher habt ihr die weiſen Einrichtungen bewundert, die

Gott durch die ganze Natur gemacht hat. Wenn nun dieſer Gott unter euch träte, und redete euch nahmentlich an: meine Julie! mein Heinrich! mein Stephan! wie würdet ihr erſtaunen, daß der große Weltregierer euch kenne; und wenn euch jemand ſagte, daß ihr alles Gute, das ihr bisher genoſſet, ihm zu danken habt, daß er euer Gott ſey, wie lieb würdet ihr ihn gewinnen!

Daß nun Gott erſcheinen, und euch anreden ſollte, dürft ihr nicht erwarten; daß ihr ihm aber alles Gute, was ihr bisher genoſſet, ihm zu danken habt, daß er euer Gott, euer Vater ſey, das will ich euch zeigen, wenn ihr aufmerkſam ſeyn wollt.

Ich bin gewiß aufmerkſam, lieber Großvater! ſagte Julie. Ich auch, ich auch, ſagten die andern.

G. Julie! da du auf der Welt ankamſt, warſt du denn ſchon ſo groß, als du jetzt biſt?

J. Gewiß nicht. Ich war wohl eben ſo klein, als mein kleiner Bruder war, da er getauft wurde.

G.

G. Wovon biſt du denn nun ſo groß geworden?

J. Von den Nahrungsmitteln, die ich genoſſen habe.

G. Woher haſt du ſie denn bekommen?

J. Von meinen Aeltern.

G. Ganz recht. Da du auf die Welt kamſt, reichte dir meine Tochter, deine Mutter, ihre Bruſt, und du ſogſt aus derſelben deine erſte Nahrung. Dein guter Vater beſorgte das übrige. Dieſe guten Aeltern haſt du dir nun, wie du wohl weißt, nicht gegeben, es iſt auch ſchlechterdings kein Menſch da, von dem du ſagen könnteſt, daß er dir deine Aeltern gegeben habe. Da ſie dir aber doch gegeben worden ſind: ſo kannſt du dieſe Gabe niemanden, als dem großen Weltregierer zuſchreiben, der alle Einrichtungen in der ganzen Natur gemacht hat. Unterdeſſen, daß du an der Mutter Bruſt ſogſt, bekamſt du nach und nach Zähne. Die Mutter entzog dir nun die Bruſt, und du konnteſt nun Brot, Zwieback, Gemüſe und Fleiſch kauen. Dieſe Zähne gabſt du dir nicht, liebe Julie, deine Aeltern auch nicht. Sie wuchſen ohne dein Wiſſen und Zuthun. Von den mancherley Nahrungsmitteln nun, die du zu dir genommen haſt, von dem Brote, Zwieback, Kuchen, Gemüſe, Fleiſch und Fiſchen, die du aßeſt, biſt du gewachſen. Davon ſind deine Haare, deine Arme und Hände, deine Schenkel und Füße genährt worden. Wie ging es denn nun zu, daß aus dieſen mancherley Sachen, Fleiſch, Knochen, Haare u. d. gl. verfertigt wurden?

J. Das weiß ich nicht.

G. Und deine Aeltern haben ſich auch nicht darum bekümmert. Dieſe thaten weiter nichts, als daß ſie dir täglich die gewöhnlichen Mahlzeiten reichten. Wenn du dieſe Mahlzeiten genoſſeſt; ſo gingen ſie durch die Speiſeröhre in den Magen. Hier wurden ſie zerrieben, und durch einen ſcharfen Saft, der ſich im Magen befindet, mürbe gemacht. Von da gingen ſie in die Gedärme, wo verſchiedene Drüschen angebracht ſind, die das Beſte von den Nahrungsmitteln ausſaugen, und es durch verſchiedene Wege allen Theilen des Körpers zur Nahrung zuführen. Haſt du dieß ſchon gewußt?

J. Jetzt höre ich es zum erſten Mahle.

G. Und gleichwohl ſind, ſeit deiner Geburt, dieſe Arbeiten in deinem Körper unaufhörlich fortgegangen. Muß alſo nicht eine unſichtbare, verſtändige Urſache da ſeyn, die dieſe weiſe Einrichtung gemacht hat? Weſſen Gott und Vater iſt nun dieſe verſtändige Urſache, die dich nährte und pflegte?

J. Mein Gott und mein Vater.

G. Was Julien geſchehen iſt, das geſchah euch allen, lieben Kinder! folglich kann jedes von euch zu dem Weltregierer ſagen: mein Gott! und mein Vater!

Dreyzehnter Abſchnitt.

Die nächſte Lehrſtunde konnte Herr Gottſchalk ſeinen Unterricht nicht ſogleich anfangen

gen, weil Heinrich ſehr eifrig damit beſchäftigt war, eine Pflanze für ſeine Kräuterſammlung einzulegen. Da er ihn nicht gern in ſeinem Eifer ſtören wollte, und doch auch nicht Luſt hatte länger auf ihn zu warten: ſo nahm er von ſeiner Pflanzenſammlung Gelegenheit, ſeinen Unterricht anzufangen.

Wie heißt denn die Pflanze, die du jetzt einlegen willſt?

H. Colchicum autumnale, auf deutſch — Zeitloſe.

G. Woher weißt du denn das?

H. Herr Tillmann hat es mir geſagt.

G. Woher weißt du denn, daß er es geſagt hat?

H. Ich habe es ja gehöret.

G. Wenn du dich aber umdreheſt: ſo kannſt du mir dieſe Pflanze wohl nicht genau beſchreiben.

H. Ich will es verſuchen — die Zeitloſe hat keine Blätter, keinen Stengel, die Blumenkrone iſt ſechs Mahl eingeſchnitten, und hat ſechs Staubfäden.

G. Da weiſst du ja mehr als ich. Aber woher weiſst du denn dieß alles?

H. Ich habe ja die Blume geſehen.

G. Es iſt mir lieb, daß du dieß alles weiſst. Laß deine Kräuterſammlung nur liegen, bis nach geendigter Lehrſtunde, und ſey aufmerkſam, auf das, was ich jetzt ſagen will. Da ihr, lieben Kinder! auf der Welt ankamt, wußtet ihr noch nichts von colchicum autumnale. Nach der Zeit habt ihr es geſehen und habt ſeinen Nahmen nennen hören; nun kennt ihr es. Von der ganzen übrigen Welt wußtet ihr ſo wenig, als von colchicum autumnale; ihr waret ganz unwiſſend. Wie erſtaunlich viel wißt ihr jetzt! Ihr kennt eine Menge Pflanzen und Thiere, wißt mir zu erzählen von Europa, Aſien, Africa, America und Südindien. Wenn ihr nun nachdenken wollt, woher ihr dieß alles erhalten habt, ſo werdet ihr finden, daß dieß immer durch die fünf Sinne, das Geſicht, das Gehör, das Gefühl, den Geſchmack und den Geruch geſchehen ſey. Durch welchen Sinn

Stephan, haſt du wohl das mehreſte gelernt?

St. Durch das Geſicht und das Gehör.

T. Dieß ſind die zwey vorzüglichſten Sinne. Stelle dir vor, daß du ohne ſie wäreſt gebohren worden: ſo wäreſt du weiter nichts als ein unbehülflicher Fleiſchklumpen, der weder von colchicum autumnale, noch von ſonſt etwas wüßte. Julie!

J. Was willſt du, lieber Großvater?

G. Du haſt es alſo gehört, da ich deinen Nahmen ausſprach. Weißt du es, wie es mit dem Hören zugeht?

J. Das weiß ich nicht, lieber Großvater!

G. Ich glaube es wohl! recht deutlich kann es dir niemand machen, etwas davon will ich dir aber ſagen. Wenn ich ſage: Julie, ſo verurſacht meine Stimme eine Bewegung in der Luft, wie ein Stein im Waſſer, wenn er darein geworfen wird; dieſe Bewegung geht nun fort, bis ſie zu deinen Ohren kommt. Dann wird die Bewegung der Luft durch die Ohren aufgefangen, dringt von da in den Kopf, wo ein Fellchen, wie eine Trommel ausgeſpannt iſt, hinter welchem verſchiedene kleine Knöchelchen angebracht ſind, durch deren Hülfe ſich der Schall bis zu dem Gehirne fortpflanzt. Ich will noch ein Mahl ein Wort recht deutlich ausſprechen — Gottſchalk! wie viel Mahl haſt du dieß Wort gehöret, Stephan?

St. Ein Mahl.

G. Und gleichwohl haſt du es mit zwey Ohren gehöret. Wie dieß zugehe, kann niemand recht erklären.

Jetzt komm, Heinrich, und tritt vor mich! Sieh mir in die Augen! was ſiehſt du in meinen Augen?

H. Mich ſelbſt.

G. Wie viel Mahl?

H. Zwey Mahl.

G. Und ich ſehe in deinen Augen deinen Großvater auch zwey Mahl. Wir ſehen alſo, indem die Bilder der Dinge, die um uns ſind, in unſere Augen fallen. Doppelt fallen ſie hinein und gleichwohl ſehen wir ſie nicht doppelt. Und wenn ich jetzt auf einem Berge ſtehe, um den zehntauſend Menſchen ſich verſammelt haben und nach mir ſehen: ſo iſt mein

Bild in jedem der zwanzig tauſend Augen, die nach mir gerichtet ſind.

Jetzt nimm die Feder, tauche ſie in das Dintenfaß, ſchreib auf das Papier, das vor dir liegt: Heinrich.

Haſt du es gethan?

H. Hier!

G. Du haſt es gut geſchrieben. Wie geht denn das zu, daß du dieß ſchreiben konnteſt?

H. Das weiß ich ſelbſt nicht.

G. Ich glaube es wohl. Es iſt unbegreiflich, wie es zugeht, daß der Menſch ſeine Glieder bewegen kann, wie er will: wenn jetzt tauſend Soldaten vor mir ſtünden, und ich wäre ihr General, und rief: ſchlagt an! Feuer! auf einmahl würden alle tauſend Mann losfeuern.

Da ich noch jung war, beſuchte ich fleißig ein Haus, in welchem todte Leichname zergliedert wurden. Ich erſtaunte über den künſtlichen Bau derſelben. Der Lehrer, der ſie zergliederte, zeigte mir Muskeln, die an jedem Gliede angebracht waren, und ſagte, daß durch das Zuſammenziehen und Ausdehnen der Muskeln die Glieder in Bewegung geſetzt würden. Als ich ihn aber fragte, wie es denn zuginge, daß der Menſch, durch ſeinen Willen, die Muskeln ausdehnen und zuſammenziehen könnte: ſo zuckte er die Achſeln, und ſagte, das wiſſe er nicht. Und wenn wir den gelehrteſten Männern dieſe Frage vorlegen wollten: ſo würden ſie alle mit einem Achſelzucken antworten müſſen.

Nun gebt Achtung! Ihr wißt erſtaunlich viel, was ihr alles nicht wußtet, da ihr gebohren wurdet. Dieß alles habt ihr durch eure Sinne, vorzüglich durch das Geſicht und durch das Gehör erfahren; ihr habt auch, ſeit dem ihr auf der Erde ſeyd, eure Glieder auf mancherley Art bewegt, ſeyd gelaufen, geſprungen, habt geſchwommen, geſchrieben, Körbe gemacht, auf dem Clavier geſpielt; gleichwohl kann keiner von euch mir recht ſagen, wie es mit dieſem allen zugehe: eure Aeltern begreifen es auch nicht recht. Könnt ihr alſo den Bau eurer Augen und Oh-

Ohren, und die Kraft eure Glieder bloß durch euern Willen zu bewegen jemanden anders zuſchreiben, als Gott, der verſtändigen Urſache, die alle die weiſen Einrichtungen gemacht hat, die wir durch die ganze Natur ſehen?

Folglich kann jeder von euch zu ihm ſagen: er iſt mein Gott und mein Vater.

Mit dieſen Worten, die auf alle Kinder einen tiefen Eindruck machten, wurden ſie entlaſſen.

Vierzehnter Abſchnitt.

Frau Ehrenfried bath den folgenden Tag ihren Vater, daß er bey ihr frühſtücken möchte, und er fand auf ihrer Stube auch Julien, nebſt ihrem Lieblinge, Rumer. Unterdeſſen, daß ſich der Vater mit ſeiner Tochter beſprach, unterhielt ſich dieſe mit ihrem Hunde.

Als die Zeit kam, in die Lehrſtunde zu gehn, wollte dieſer ſie begleiten. Sie wollte ihn zurück jagen; aber Herr Gottſchalk bath, ſie möchte ihm erlauben, daß er ſie dießmahl begleiten dürfte.

Nun fragte Herr Gottſchalk die Kinder, aus was für Gründen jeder von ihnen Gott ſeinen Gott und ſeinen Vater nennen könne? und, als ſie darauf gut geantwortet hatten, ſagte er: alles was ihr mir nannter, hat Rumex auch von Gott bekommen. Rufe ihn, Julie!

Sie that es, und ſogleich kam Rumer zu ihr, legte die Pfoten auf ihren Schooß und ſah ſie an.

Da ſehet ihr alſo, Kinder! fuhr Herr Gottſchalk fort, daß Rumex alles kann was ihr könnt, und wovon wir geſtern geſprochen haben. Er hörte, ſobald ſie ihn rief, er ſieht ſie, denn ſeine Augen ſind nach ihr gerichtet, er kann auch durch ſeinen Willen ſeine Gliedmaßen bewegen: denn ſobald er gerufen wurde, ſprang er auf, legte ſeine Pfoten auf ihren Schooß, und wedelt noch jetzt mit dem Schwanze um damit ſeine Freude auszudrücken.

: Jetzt wollen wir ſehen, ob ihr von Gott nicht mehr erhalten habt, als Rumer? Julie ſtreichelt jetzt mit ihren Händen des Hundes Pfoten. Bemerkſt du nicht einen Vorzug, den du vor ihm haſt?

J. Ey freylich! ich habe Hände, und Rumer nur Pfoten.

G. Und dieß iſt ein unſchätzbarer Vorzug. Denkt einmahl hierüber recht nach. Rumer kann mit ſeinen Pfoten nichts thun, als laufen und kratzen. Nun ſag einmahl, was du mit deinen Händen thun kannſt.

J. Ich kann ſtricken, nähen, ſchreiben, zeichnen, auf dem Claviere ſpielen.

G. Dieß alles könnteſt du nicht, wenn du, ſtatt der Hände, Pfoten bekommen hätteſt. Sehet euch um in dieſem Zimmer! alles, was ihr hier erblicket, wurde durch Menſchenhände gemacht. Dieß Haus, dieſe Stube, dieſe Vorhänge, dieſe Fenſter, dieſer Tiſch, dieſer Schrank, dieſes Dintefaß, dieſe Streubüchſe, dieſe Schreibfeder, dort das Schloß an der

Thür, iſt alles das Werk der menſchlichen Hände. Dieß alles müßten wir entbehren, wenn wir, ſtatt der Hände, Pfoten bekommen hätten.

Wie alt iſt Rumex?

J. Das weiß ich nicht.

G. Ich will es dir ſagen, er iſt jetzt acht Jahr alt. Ich weiß es genau, weil ich ihn deiner Mutter ſchenkte, als ſie mich vor acht Jahren beſuchte. Und du?

J. Ich bin zehn Jahr alt.

G. Julie iſt alſo zwey Jahr älter, als Rumex. Was meynſt du aber Stephan? Wer von beyden hat mehr gelernt?

St. Julie.

G. Wenn aber Rumex zwey Jahr älter wäre als Julie, würde er denn da mehr gelernt haben als ſie?

St. Das glaube ich nicht.

G. Ich auch nicht. Das iſt ein neuer Vorzug, den der Menſch vor den Thieren hat, daß er immer mehr lernen kann, das Thier aber immer nicht weiter kömmt, immer da ſtehen bleibt, wo es iſt. Ich habe ge-

gehört, daß Rumer euch oft begleitet hat, wann ihr Pflanzen ſuchtet. Hat er ſie kennen lernen?

St. Bewahre! der gab auf die Pflanzen nicht Achtung, der ging nur den Mäuſen und Maulwürfen nach. Aber mein Vater hatte doch einen Pudel, der viele Künſte konnte. Er ſtand Schildwache, machte Purzelbäume, und ſuchte, was verlohren war.

G. Bekam er nicht Junge?

St. Ey wohl! vier herrliche junge Pudel. Drey davon verſchenkte mein Vater, und einen behielt er ſelbſt.

G. Und dieſen lehrte wohl die Mutter die Künſte, die ſie ſelbſt gelernt hatte?

St. Warum denn nicht gar? da er vier Wochen an ihr geſogen hatte: ſo bekümmerte ſie ſich nicht mehr um ihn.

G. So iſt es mit den Thieren. Wenn auch eins mit vieler Mühe durch die Menſchen ſo weit gebracht wird, daß es einige Künſte lernt, ſo kann es dieſelben doch nicht andern mittheilen. Wenn es alſo ſtirbt, ſo iſt ſeine Kunſt verlohren, und die andern

Thiere werden nicht klüger. Daher kommt es, daß die Schwalben und Raben ihre Neſter noch eben ſo bauen, und die Bienen ihre Zellen auch eben ſo verfertigen, wie ſie vor zweytauſend Jahren zu thun pflegten. Die Menſchen hingegen — wie weit ſind ſie gekommen! Sonſt wohnten ſie in Höhlen, jetzt in bequemen Häuſern. In den alten Zeiten glaubten ſie am Ende der Welt zu ſeyn, wenn ſie an das Ufer des Meeres kamen; jetzt ſchiffen ſie darüber. Sonſt mußten ſie ſich vor den Wölfen und Bären fürchten; jetzt ſind dieſe in den mehreſten Gegenden ausgerottet. Ehedem mußten ſie alle Arbeit ſelbſt thun; jetzt haben ſie allenthalben Maſchinen, z. E. Mühlen, die für ſie die ſchwerſten Arbeiten verrichten müſſen. Gewiß, wenn einer von unſern Stammvätern, deſſen Kleid eine Bärenhaut, deſſen Wohnung eine Hütte von Raſen war, wieder kommen und ſehen ſollte, was wir alles wiſſen und können, er würde nicht glauben, daß wir ſeine Kinder wären, er würde uns für Zauberer halten.

Und woher mag es denn wohl kommen, daß wir immer mehr lernen können, und daß dieß bey den Thieren unmöglich iſt?

H. Ich glaube, weil wir nachdenken können.

G. Ganz recht. Dieß Vermögen nachzudenken, nennen wir die Vernunft; durch das Nachdenken erfinden wir immer mehr. So ſah z. E. ein Menſch, daß durch das Reiben harter Körper Feuer entſtand: nun dachte er darüber nach, und erfand nach und nach mehrere Mittel, ſo oft er wollte, Feuer hervorzubringen. Unſere Hunde und Katzen ſehen täglich, wie wir Feuer anzünden, gleichwohl fiel es noch keinem ein, es uns nachzuthun. Auf der ganzen Erde iſt ſchlechterdings kein Thier zu finden, das das Feuer zu benutzen wüßte.

Der Menſch fühlte, wie wehe der Rauch ſeinen Augen that, wann er in ſeiner Hütte Feuer anzündete; er bemerkte aber, daß der Rauch immer aufwärts ſtieg, dachte darüber nach, und erfand Schlöte, durch welche er den Rauch nöthigte, aus ſeiner Wohnung

nung empor zu ſteigen. Er ſah, daß die Pflanzen aus dem Samen kamen, dachte darüber nach, und lernte nun auf ſeinen Aeckern und in ſeinen Gärten allerley nützliche Pflanzen hervorzubringen. Ich kenne kein einziges Thier, das ſäet und pflanzet. Kennſt du eins, Stephan?

St Gewiß nicht.

G. Die Vernunft alſo, die uns Gott gegeben hat, iſt es, durch welche wir immer mehr lernen, immer mehr erfinden, immer mehr möglich machen können.

Denkt darüber weiter nach, lieben Kinder! Gott hat euch Hände und Vernunft gegeben, und euch dadurch in den Stand geſetzt, daß ihr immer höher über die Thiere ſteigen könnt. Ihr wißt, er iſt euer Gott und euer Vater.

Funfzehnter Abſchnitt.

Sobald Herr Gottſchalk in die nächſte Lehrſtunde kam, that er an Heinrichen die Frage: weißt du noch, was für Vorzüge dir Gott vor den Thieren gegeben hat?

H. O ja! die Hände und die Vernunft.

G. Wer hat dich darauf aufmerkſam gemacht?

H. Du lieber Großvater!

G. Wie habe ich denn dieß angefangen?

H. Du haſt es uns geſagt.

G. Geſagt! geſagt! Kinder, da hat mich Heinrich wieder auf einen neuen Vorzug aufmerkſam gemacht, den der Menſch vor den Thieren hat — er kann ſagen, was er denkt, er kann ſprechen. Dieß kann kein Thier. Sehr viele geben zwar gewiſſe Töne von ſich, aber damit drücken ſie nur ihre gegenwärtigen Empfindungen und Begierden, Freude oder Traurigkeit, ihre Furcht, ihren

Zorn, ihre Liebe und Verlangen aus. Eine zuſammenhängende Erzählung von dem, was ein Thier geſehen oder gehöret hat, oder thun will, kann es nicht zu Stande bringen.

Wie mir Herr Tillmann geſagt hat, ſo habt ihr Kinder im vorigen Sommer eine kleine Reiſe gemacht, an welcher auch Rumer Theil nahm. Ihr konntet den folgenden Tag wieder erzählen, was ihr alles geſehen und gehöret hattet. Konnte dieß wohl Rumer auch thun?

St. Davon habe ich nichts bemerkt. Aber ein Pachter in unſerer Nachbarſchaft hatte doch einen Kolkraben, der auch ſprechen konnte.

G. Und was denn?

St. Gehorſamer Diener! Spitzbube! Hundsfott!

G. Und was denn ſonſt noch?

St. Sonſt habe ich nichts von ihm gehöret.

G. Und wenn du ihn gefragt hätteſt: iſt dein Herr zu Hauſe? was würde er dir denn wohl geantwortet haben.

St. Ich glaube, gehorſamer Diener.

G. Ich glaube es auch. Ich weiß wohl, daß man einige Arten von Vögeln abrichten kann, daß ſie einige Wörter ausſprechen; ſie wiſſen aber nicht was ſie bedeuten, ſie denken ſich nichts dabey. Aber der Menſch druckt durch die Sprache ſeine Gedanken aus. Wenn man nun bedenkt, wie viel Worte der Menſch ausſprechen kann: ſo muß man darüber erſtaunen. Bedenkt nur, wie viel tauſend Worte eure Mutterſprache enthält — dieſe alle könnt ihr ausſprechen. Mancher Menſch kann, neben ſeiner Mutterſprache, noch vier bis fünf andere reden. Wie viel tauſend Wörter kann dieſer ausſprechen! Dieß alles geſchieht mit unſerer Zunge, der Gurgel, dem Zäpfchen, das an dem Eingange der Gurgel ſich befindet, dem Gaumen und den Zähnen. Nun begreift ihr leicht; wie es zugeht, daß die Menſchen ſo große Fortſchritte gemacht haben, und warum die Thiere ihnen nicht nachſchreiten können. Sie lehren einander was ſie gelernt haben. Die Aeltern ſagen den Kindern

dern was ſie wiſſen, die Lehrer den Schülern, die Meiſter den Lehrlingen. Dieſe jungen Leute wachſen heran, lernen durch eignes Nachdenken noch mehr dazu, das ſie nun auch wieder den jungen Menſchen ſagen. So vermehren ſich die Kenntniſſe der Menſchen von Jahr zu Jahr.

Weißt du, Julie, wie viel Erdtheile ſind?

J. Fünf.

G. Da ich ſo alt war, wie du, kannte ich nur vier. Heinrich haſt du gehört wie viele Hauptplaneten da ſind, die ſich um die Sonne bewegen?

H. Neun.

G. Alſo drey mehr, als ich in meiner Jugend kannte. Sonſt beſchrieb man Reiſen zu Waſſer und zu Lande, bald wird man auch Luftreiſen beſchreiben können.

Stephan! fällt Dir bey Beſchreibung der Luftreiſen nicht noch etwas ein, welches viel dazu beyträgt, daß die Menſchen immer mehr lernen?

St. Sie können auch ſchreiben.

G. Kinder! dieß iſt unbeſchreiblich wichtig.

Euch ſcheint es freylich nicht wichtig: weil ihr von Jugend auf geſehen habt, daß eure Aeltern, und andere Leute ſchrieben, und ihr ſelbſt frühzeitig im Schreiben Unterricht bekamet. Laßt aber einmahl einen Neuholländer kommen, der noch nie Schreiben ſah! wie wird der den Kopf ſchütteln, wann er ſieht, wie mein Schwiegerſohn durch einige Federſtriche, ſeinen Freunden in Trieſt und Hildesheim, Hamburg und Lübeck, meldet, was ſie für ihn thun ſollen! Wie würde er das Maul aufſperren, wenn er Papier ſähe, auf welchem Leute, die vor tauſend und mehrern Jahren lebten, ihre Gedanken ausdrückten. Würde er nicht alles für Zauberey halten?

Vor fünfhundert Jahren konnten die Menſchen ſprechen und ſchreiben; gleichwohl war der größte Haufe, noch erſtaunlich unwiſſend. In unſern Tagen haben ſich die menſchlichen Kenntniſſe durch alle Stände ſo verbreitet, daß gewiß die Bauern in unſerer Gegend mehr wiſſen und verſtehen, als vor 500 Jahren die mehreſten Edelleute. Wie geht denn das zu?

H. Sie haben Schulen.

G. Dieß iſt wahr. Woraus lernen ſie denn in den Schulen?

H. Aus Büchern.

G. Sind denn dieſe Bücher geſchrieben?

H. Nein — gedruckt — nun weiß ich es warum die Menſchen mehr lernen als ſonſt. Sie haben die Buchdruckerkunſt erfunden.

G. Wieder eine ſehr wichtige Erfindung. Das Schreiben iſt ſehr mühſam. In den Zeiten alſo, da man die Bücher noch abſchrieb, gab es ſehr wenige Bücher, und ſie kamen in ſehr weniger Menſchen Hände. Jezt da man drucken kann, vervielfältigt man die Bücher mit unglaublicher Geſchwindigkeit. Nun kann jeder Menſch aus Büchern lernen, wenn er will, was die Menſchen vor mehrern hundert und tauſend Jahren gedacht und erfunden haben. Ja wenn ein Menſch in England, Frankreich, Dännemark, Schweden und Rußland, kurz, in einem Lande wo gedruckt wird, etwas Neues erfindet: ſo erfahren es in kurzer Zeit alle Nationen, die Gedrucktes leſen können. Unſter terdeſſen erfährt Rumex nichts von allem was ausländiſche Hunde thun, und was die Hunde vornahmen, die vor ihm lebten.

Wer iſt alſo wohl mehr, du oder Rumex?

St. Das wäre mir nicht lieb, wenn ich nicht mehr wäre als Rumex.

G. Kannſt du mir nun alles zuſammen ſagen, warum du mehr biſt als Rumex und jedes andere Thier?

St. Weil ich Hände habe, und Vernunft, und kann ſprechen und ſchreiben, und alle Tage mehr lernen.

G. Von wem haſt du nun dieß alles?

St. Doch von Gott.

G. Von niemanden anders, als von Gott; wir ſelbſt haben uns dieſe Fähigkeiten nicht gegeben, und kein anderer Menſch konnte ſie uns verſchaffen. Der gute Gott, der für die Kürbispflanze, und den Krebs, den Karpfen und Fiſchreiher, und alles andere was da iſt, ſo liebreich ſorgte, daß er ihnen alles gab, was ſie bedurften, ſchenkte uns auch dieſe großen Vorzüge, durch welche

che wir über alle Thiere erhoben werden. O Gott, (indem er die Hände faltete und gen Himmel ſah) du biſt unſer Gott — unſer Vater!

Sechzehnter Abſchnitt.

Ich muß euch doch, ſagte Herr Gottſchalk, als er in die nächſte Lehrſtunde kam, bisweilen etwas aus meiner Lebensgeſchichte erzählen, wenn ihr es gern hört.

O ja, lieber Großvater, das thue doch ja, ſagten Heinrich und Julie, indem ſie ſich an ihn ſchmiegten, und Stephan ſtimmte ihnen bey.

Da ich noch etwas kleiner war als ihr: ſo war ich ganz anders, als ich jetzt bin. Wenn ich da in die Lehrſtunde gehen ſollte, und roch daß etwas in der Küche gebacken wurde, oder ſah einen Korb mit Obſt ſtehen, ſo wurde ich durch den Geruch nach der Küche und durch den Anblick des Obſtes zum Obſtkorbe von der Lehrſtunde weggezogen. Ich weiß nicht ob es euch ſonſt auch ſo gegangen iſt.

Die Kinder ſahen einander an und wurden roth.

Wann es Tag wurde und ich ſollte aufſtehen, ſo konnte ich nicht, es war mir, wie wenn ich an das warme Bett gefeſſelt wäre. Sollte ich etwas ſchreiben, und ich ſah einen Ball liegen, oder bleyerne Soldaten ſtehen: ſo ging ich vom Schreibetiſche weg und ſpielte mit dem Balle oder mit den bleyernen Soldaten.

Dieß iſt nun jetzt mit mir ganz anders. Wenn ich jetzt mir vorgenommen habe, wohin zu gehen: ſo mögen zu beyden Seiten des Weges Kuchen und Paſteten, Pfirſchen und Kirſchen, Erdbeeren und Maulbeeren ſtehen, ich kehre mich nicht daran, ſondern ziehe meinen Weg fort. Sobald es des Morgens fünf ſchlägt: ſo wird es mir ſo leicht, aus dem warmen Bette zu ſteigen, als jetzt vom Stuhle aufzuſtehen. Wenn ich mir vorgenommen habe etwas zu ſchreiben: ſo kehre ich mich nicht daran, wenn ihr auch noch ſo ſchöne Sachen ins Zimmer brächtet, ich ſehe ſie nicht eher an, bis ich mit dem Schreiben fertig bin. Bisweilen nehme ich mir vor, daß ich nicht eſſen will — dann mögt ihr die herrlichſten Gerichte auf den Tiſch bringen, ich werde gewiß nichts davon genieſſen. Was meynſt du nun Julie! bin ich jetzt nicht mehr werth als ſonſt?

J. O gewiß! wir haben auch —

Heinrich drohete ihr mit dem Finger, deßwegen ſchwieg ſie, und ſagte nichts von dem, was ſie noch auf dem Herzen hatte.

Alſo habt ihr auch? fuhr Herr Gottſchalk fort, ihr habt euch auch bemühet, eure Eßbegierde und andere Begierden zu beſiegen? Dieß höre ich gern. Herr Tillmann hat mir etwas davon geſagt. Dieß bringt mich auf einen neuen Vorzug, den Gott den Menſchen vor den Thieren ertheilt hat.

Der kleine Menſch iſt in ſeinen erſten Lebensjahren beynahe nur durch die äußerliche

che Geſtalt von den jungen Thieren unterſchieden. Beyde werden durch ihre Begierden nach dem hingezogen, was ihnen angenehm iſt. Das Kind greift nach allem, was glänzt und was gut ſchmeckt, ohne zu überlegen, ob es ihm nicht etwa ſchädlich ſey, und ſo handelt auch das Thier. Das Thier handelt ſein Lebtage ſo. Die Droſſel fliegt nach den rothen Beeren, ohne auf die Schlinge zu ſehen die daneben hängt; die Maus frißt jede Speiſe, die ihr vorkommt, ohne zu bedenken, daß ſie vielleicht vergiftet iſt; der hungrige Hund ſchnappt nach dem Braten, den er ſtehen ſieht, wenn er ihm auch nicht gehöret.

J. Das thut mein Rumer gewiß nicht. Der kann die beſten Speiſen ſtehen ſehen, ohne ſie anzurühren. Nur das nimmt er, was ihm angeboten wird.

G. Ich glaube es wohl. Ehe er dieß aber lernte, hat er gewiß viele Prügel bekommen. So handeln die mehreſten Thiere. Wenn ihnen der Genuß gewiſſer Dinge durch unangenehme Empfindungen iſt verbittert worden: ſo fürchten ſie dieſe unangenehmen Empfindungen, und werden für die Zukunft vorſichtiger. So läßt die Nachtigall, die ein Mahl auf der Leimruthe klebte, ſich nicht wieder berücken.

Aber der Menſch kann es nach und nach ſo weit bringen, daß er ſich manchen Genuß verſagt, nicht deßwegen, weil man ihn wegen deſſelben geſchlagen oder auf eine andere unannehmliche Art behandelt hat, ſondern weil es ſein Wille iſt. So kenne ich ein Mädchen, das gern gebackne Fiſche ißt, (Julie wurde roth) man hat es deßwegen nie geſchlagen, ſie ſind ihm nie übel bekommen; gleichwohl kann es, ſo oft es will, dieſes Leibgericht, wann es auf den Tiſch kommt, zurückſchieben und ſtehen laſſen.

Dieſe Kraft des Menſchen das zu thun, was er will, ohne ſich an ſeine Begierden oder an die Dinge, die um ihn ſind, zu kehren, nennen wir Freyheit.

H. Sind denn alle Menſchen frey?

G. Die Anlage dazu wird jedem angebohren.

H. Was iſt denn das: Anlage?

G. Wenn es einem Menſchen möglich iſt, etwas zu erlernen: ſo ſagt man, daß er dazu Anlage habe.

So bringt der Menſch eine Zunge, einen gewölbten Gaumen, ein Zäpfchen mit auf die Welt, — in der Folge wachſen ihm auch Zähne. Dadurch wird es ihm möglich ſprechen zu lernen: er hat die Anlage zum Sprechen. Verſtehſt du nun was Anlage iſt?

H. Ja nun verſteh ich es.

G. So iſt es auch jedem Menſchen möglich, frey zu werden, er hat die Anlage zur Freyheit. Die Freyheit ſelbſt muß er ſich aber nach und nach erwerben. Er muß ſich gewöhnen, jeden Augenblick zu thun, was er für gut hält, ohne ſich durch die äußerlichen Umſtände, oder durch ſeine Begierden davon abbringen zu laſſen. Dieß thun viele Menſchen nicht, daher werden ſie nie frey, können nicht thun was ſie wollen, ſonſondern müſſen immer thun, wozu ſie durch die äußerlichen Umſtände beſtimmt, und durch ihre Begierden getrieben werden.

Solche Leute habe ich manche gekannt, die viel guten Willen hatten, aber nicht im Stande waren, ihren guten Willen auszuführen. Ein gewiſſer Ehrenpreiß hatte wenig Einnahme, und mußte deßwegen ſeinen Aufwand ſehr einſchränken, wenn er auskommen wollte. Er verſprach mir wohl hundert Mahl, daß er es thun wollte, aber er war nicht frey, er war nicht im Stande Wort zu halten. Ging er vor einem Gaſthofe vorbey, aus dem ihm der Geruch von leckerhaften Speiſen entgegen dampfte: ſo konnte er nicht widerſtehen, der Dampf zog ihn in den Gaſthof, ſo wie die Vogelsbeere die Droſſel in die Schlinge. Ein Mahl bekam er einen Brief von einem Freunde, der ihn dringend bath, daß er ihn beſuchen möchte, weil er gefährlich krank ſey. Er machte ſich ſogleich reiſefertig. Eben da er im Begriffe war zu gehen, kam ein anderer Freund und lud ihn ein zu einem

Kartenſpiele. Ich kann nicht, antwortete er: weil ich zu einem kranken Freunde bin gerufen worden. Da ihm jener aber vorſtellete, daß morgen auch noch ein Tag ſey, an dem er den Kranken beſuchen könnte: ſo ließ er ſich, durch das Kartenſpiel, von ſeinem kranken Freunde wegziehen, der, unter der Zeit, daß Ehrenpreiß die Karten miſchte, ohne Beyſtand und Troſt, dahin ſtarb.

St. Ey das war ein abſcheulicher Menſch.

G. Er wurde bloß dadurch abſcheulich, daß er nicht ſtark genug war, das Gute zu thun, das er gern wollte, daß er nicht frey war!

Gibt man ſich aber von Jugend auf Mühe frey zu werden: ſo kann man nach und nach ſich immer mehr Freyheit erwerben.

Solche freye Menſchen habe ich mehrere gekannt. Ich will euch nur Einen nennen, er hieß Conſtantin. Ein Mahl wurde er mit mir zu meines Vetters Geburtstage eingeladen, und wir fanden uns beyde ein. Die Tafel war mit den beſten Speiſen be-

beſetzt, die Geſellſchaft beſtand aus lauter guten fröhlichen Menſchen, und für den Abend war ein Tanz angeordnet. Conſtantin tanzte gern. Kaum hatte er aber die Suppe genoſſen: ſo erhielt er einen Brief. Er las ihn, ſteckte ihn gelaſſen ein, und machte Anſtalt in der Stille ſich zu entfernen. Mein Vetter nöthigte ihn zu bleiben, mehrere von der Geſellſchaft traten um ihn, faßten ſeine Hand, und bathen daß er bleiben möchte. Er lächelte aber und ſagte: ich habe einen Brief erhalten, den ich ſogleich beantworten muß. Man ſagte der Brief könne ja morgen beantwortet werden.

Statt zu antworten, verneigte er ſich. Das finde ich aber doch ſehr ſonderbar, das iſt doch wahrer Eigenſinn, ſagte ein Frauenzimmer. Er ſtellete ſich als wenn er es nicht höre, und ging fort.

Mein Vetter begleitete ihn bis an die Thür. Da er ſie öffnete, blies ihm ein ſchrecklich kalter Wind entgegen, der ihm die Augen voll Schneegeſtöber führete.

So verziehen Sie, ſagte mein Vetter, doch nur noch eine Stunde, bis das ſchreckliche Wetter ſich gelegt hat! Statt der Antwort, drückte er ihm die Hand und ging fort.

Nun ſetzte er ſich an ſein Schreibepult und ſchrieb, unterdeſſen daß die Geſellſchaft, die er verlaſſen hatte, ſchmauſete. Der Brief war ſehr wichtig, und er mußte bis ſpät in die Nacht hinein ſchreiben. Der Schlaf meldete ſich bey ihm, ein Paar Mahl fielen ihm die Augen zu: er kehrte ſich aber nicht daran, ſtand auf und trat an das Fenſter, bis er wieder munter wurde.

Jetzt ſchlug die Glocke eins, da er eben den Brief geſiegelt hatte, und er ging nun nach der Schlafkammer, um von ſeinem geendigten Geſchäfte zu ruhen.

Da ſchoß ein Bedienter ſchnell vor ihm vorbey.

Was gibt's hier? fragte er.

Ein großes Unglück! erhielt er zur Antwort, der Herr will ſterben.

Statt ins Schlafzimmer ſich zu begeben, ging er nach dem Zimmer des Kranken. Er fand ihn in großer Gefahr, weil er keine Luſt bekommen konnte, und es ſchien, als wenn er erſticken wollte. Er ſetzte ſich zu ihm und faßte ſeine Hand.

Was fehlt Ihnen? fragte er.

Mit ſchwacher Stimme ſagte der Kranke: Thee!

Sogleich lief er nach der Küche und verordnete daß ein Thee gemacht würde. Dieſen reichte er dem Kranken ſelbſt, und verließ ihn nicht eher, bis er ſah, daß der Kranke ſich beſſerte, und der herbeygerufene Arzt verſicherte, daß er nun außer Gefahr ſey.

Jetzt erſt, da die Glocke drey ſchlug, beſtieg er ſein Lager, und überließ ſich dem Schlafe bis ſechs Uhr.

Da wurde er geweckt. Gern hätte er noch drey Stunden geſchlafen, ſo müde war er; er kehrte ſich aber nicht daran, ſondern ſtand auf. Nicht lange war er aufgeſtanden, ſo trat ein Kaufmann in ſein Zimmer.

Sie könnten mir, ſagte dieſer, eine große Gefälligkeit erzeigen, um die ich Sie inſtändig bitte.

C. Welche?

K. Ich habe an ein Haus in Hamburg geſchrieben, und es erſucht, mir für 4000 Thaler Waaren zu überſchicken, damit ich meine Handlung deſto lebhafter treiben kann. Da ich weiß, daß Sie mit dieſem Hauſe in Verbindung ſtehen: ſo wird man vermuthlich bey Ihnen anfragen, ob man mir auch ſo viel anvertrauen dürfe? Sie werden doch ſo gefällig ſeyn, und bezeugen, daß man dieß ohne Bedenken thun könne?

C. Nein, das kann ich nicht.

K. Warum denn nicht?

C. Weil ich weiß, daß Ihre Umſtände ſo zerrüttet ſind, daß Sie nächſtens werden aufhören müſſen zu zahlen.

K. Freund! nehmen Sie dieſe 20 Louisd'or an, und glauben mir, daß meine Umſtände ſo zerrüttet nicht ſind, als Sie denken!

C. Beleidigen Sie mich nicht! Sie

können mir 200 Louisd'or bieten, und mich doch nicht bewegen etwas zu ſchreiben, das gegen die Wahrheit iſt.

K. Herr! der vierte Theil der Waaren ſoll Ihnen geſchenkt ſeyn, wenn Sie mir dieſelben durch ein gutes Zeugniß verſchaffen wollen.

C. Arm bin ich, und werde künftigen Monath meine eigene Handlung anfangen. In dieſem Falle könnten Waaren für 1000 Rthlr. die ich auf mein Lager bekäme, mir ſehr nützlich ſeyn.

K. Alſo bedenken Sie ſich nicht lange, und laſſen die ſchöne Gelegenheit Ihr Glück zu machen, nicht ungenutzt vorbeygehen.

C. Aber, wenn Sie mir alle dieſe Waaren ſchenken wollten: ſo würde ich doch nichts gegen die Wahrheit ſchreiben.

Der Kaufmann ging betrübt fort, und Conſtantin nahm den Brief, den er in der Nacht geſchrieben, und worin er das Hamburgiſche Haus vor dieſem Manne gewarnet hatte, und trug ihn auf die Poſt. Wie gefällt dir dieſer Conſtantin, Stephan?

St. Ey das war ein vortrefflicher Mann!

G. Und ſolche Leute könnt ihr alle werden, wenn ihr jetzt euch ſchon übet immer das zu thun, was ihr euch vorgenommen habt, und euch weder durch eure Begierden, noch durch jede Unannehmlichkeit oder Annehmlichkeit davon abbringen laſſet. Daß ihr es könnt, habt ihr ſchon bisweilen bewieſen. Fahrt nur ſo fort: ſo werdet ihr immer freyer, immer unabhängiger werden von euern Begierden, und den Dingen, die um euch ſind.

Und dieſes große Geſchenk, die Anlage zur Freyheit, hat uns Gott gegeben — Er iſt alſo gewiß der Gott und Vater eines jeden von uns.

Siebenzehnter Abſchnitt.

Zuletzt ſagte ich euch, lieben Kinder, ſo fuhr in der folgenden Lehrſtunde, Herr

Gottſchalk fort, daß Gott der Vater eines jeden von uns ſey, und das iſt er gewiß. Je mehr wir darauf merken, wie er uns behandelt, deſto mehr Beweiſe von ſeiner Vaterliebe bekommen wir. Denn weißt du wohl, Julie, was dein Vater an dir thut?

J. Er ernährt mich.

G. Eigentlich ernährt dich Gott: weil er dir dieſen guten Vater gegeben hat. Was thut dein Vater ferner an dir?

J. Er ſchafft mir Kleidung. Auch dieſe kömmt von Gott. Haſt du deinem Vater ſonſt nichts zu danken?

H. Ich weiß es, er erzieht uns.

G. Und dieß iſt das Wichtigſte. Wenn ihr täglich auf das beſte gefüttert und gekleidet würdet, und der liebe Vater ſorgte nicht dafür, daß ihr unterrichtet und zum Guten gewöhnt würdet, was würde euch alles Uebrige helfen? Ihr würdet unwiſſende, böſe Menſchen werden.

Gott erzieht uns auch, nicht nur ſo lange wir Kinder ſind, nein, ſo lange wir le-

leben. Der alte Heinrich Gottſchalk ſteht auch noch unter ſeiner Zucht.

St. Wie macht denn das Gott?

G. Er ſchafft uns immer Gelegenheit zu lernen und uns zum Guten zu gewöhnen. Freylich thut er nicht immer unſern Willen, er läßt uns oft Schickſale treffen, die uns äußerſt unangenehm ſind; wenn wir aber nur nicht kleinmüthig werden, nachdenken, was wir thun und laſſen müſſen, und das thun und laſſen, wozu wir uns für verbunden halten: dann finden wir immer, daß auch das widrigſte Schickſal für uns ſehr gut war.

Solche junge Leute, wie ihr ſeyd, wiſſen davon noch nicht viel zu ſagen; wer aber ſo lange gelebt hat, wie ich, der hat Gott als einen recht guten Vater kennen lernen.

Meine Mutter verlohr ich, da ich zehen Jahr alt war. Mein guter Vater betrübte ſich darüber ſo ſehr, daß er ihr bald nachfolgte. Ich war ein vater- und mutterloſer Waiſe. Wie traurig ich war, wie viele

Thränen ich vergoß, als ich meines Vaters Leichnam in das Grab ſenken ſah — das kann ich euch nicht beſchreiben. Meine Aeltern waren aus dem Elſaß gebürtig, und hatten ſich in Niederſachſen niedergelaſſen, folglich hatte ich in der Nähe keinen Anverwandten, und die entfernten waren mir unbekannt. Meines Vaters Hauswirth nahm mich einſtweilen zu ſich, bis er Nachricht aus dem Elſaß erhalten hätte, ob meine Anverwandten noch am Leben wären.

Als ich, den dritten Tag nach meines Vaters Beerdigung, ganz troſtlos bey meiner Hauswirthin ſaß, faßte dieſe meine Hand und ſagte: weine nicht mein Kind! du haſt zwar deinen leiblichen Vater verlohren; aber du haſt einen unſichtbaren Vater, das iſt Gott — der wird dich gewiß nicht verlaſſen, wenn du immer ein gutes Kind bleibſt, und dich hüteſt, daß du nichts Böſes thuſt.

Zwar hatte ich ſchon viel von Gott gehört; aber, wie leichtſinnige Kinder zu thun pflegen, nicht viel darauf geachtet. Jetzt aber machte das, was mir dieſe gute Frau von Gott ſagte, ſo ſtarken Eindruck auf mich, daß ich meine Hände faltete, und in die Worte ausbrach: mein lieber Gott! ich verſpreche dir, daß ich ein recht gutes Kind ſeyn, und mich hüten will, daß ich nichts böſes thue. Verlaß mich nur nicht und ſey mein Vater!

Sehet ihr daß meines Vaters Tod mir ſchon nützlich wurde? ich wurde dadurch zu Gott gezogen, und lernte meine Wohlfahrt von ihm erwarten. Ach Kinder! wenn man Vater und Mutter und Freund und alles, was uns ſonſt lieb iſt, einbüßen muß, und wird dadurch nur mit Gott bekannt: ſo iſt es allemahl Gewinn.

Als wir den folgenden Tag uns zu Tiſche ſetzen wollten, trat ein Poſtknecht in die Stube, der meinem Wohlthäter einen Brief überbrachte. Während er denſelben las, ſah er immer auf mich, und, als er ihn geleſen hatte, legte er ihn auf den Tiſch, und ſagte: „nun habe ich einen neuen Beweis, daß Gott mit ſeiner Hülfe am nächſten iſt, wann wir uns in der größten Noth befinden: dieſer Brief betrifft dich, lieber Heinrich! Ein unbekannter Wohlthäter will dich in der Anſtalt des Herrn Federweiß erziehen laſſen. Morgen ſchon ſollſt du zu ihm abreiſen.

Meine Wäſche und Kleidung wurden zuſammengepackt, und den folgenden Tag kam ein junger Mann gefahren, der mich in ſeinen Wagen nahm und zu Herrn Federweiß führte.

Noch immer nenne ich dieſen Nahmen mit Dankbarkeit, denn er war gar ein verſtändiger und rechtſchaffner Mann. Sobald der Wagen vor ſeiner Thür ankam, hob er mich heraus, ſchloß mich in ſeine Arme und ſagte: „lieber Heinrich! du haſt Vater und Mutter verloren, aber beruhige dich! Gott hat für dich geſorgt, und dich zu mir geführt. Ich werde für dich alles thun, was dein Vater für dich hätte thun können. Nur mußt du mir auch, wie deinem Vater, dein Zutrauen ſchenken, und meine Verordnungen befolgen.“

Das werde ich gewiß thun, antwortete ich, unter Vergießung vieler Thränen.

Als er mich zum erſten Mahle in die Lehrſtunde führte, faßte er mich bey der Hand und ſagte: nun liebes Kind! du biſt nun in ein fremdes Haus gekommen, wo dir alles neu ſeyn, und du oft nicht gleich wiſſen wirſt, wie du dich zu verhalten haſt. Ich ſelbſt bin nicht immer zugegen, daß du mich um Rath fragen könnteſt. Da rathe ich dir, frage dich ſelbſt um Rath. Denke nur immer recht nach, was du thun mußt, wenn du mit dir ſelbſt zufrieden ſeyn willſt, und ich gleichfalls mit dir zufrieden ſeyn ſoll. Du bekommſt z. E. Lehrſtunden, was mußt du darin thun?

J. Aufmerken.

F. Wenn dir Arbeit aufgetragen wird?

J. So muß ich ſie verrichten.

F. Flüchtig oder mit Nachdenken?

J. Mit Nachdenken.

F. Wenn dir deine Vorgeſetzten etwas befehlen?

J. So muß ich es thun.

F. Wie mußt du dich gegen deine Mitſchüler betragen?

J. Gefällig.

F. Wenn du etwas Böſes von ihnen ſiehſt?

J. So darf ich es nicht nachthun.

Sieh! fuhr Herr Federweiß fort, du weißt recht gut, was du zu thun haſt; handle nach deinen Einſichten: ſo wird es dir bey uns wohl gehen, und, wenn dir auch manche Widerwärtigkeit begegnet: ſo wird ſie doch immer zu deinem Beſten dienen müſſen.

In der Anſtalt des Herrn Federweiß war ich nun ſehr fleißig, fleißiger, als ich es bey meinem Vater war. Bey dieſem verließ ich mich immer auf ihn, aber nun konnte ich mich, wie mir Herr Federweiß oft ſagte, auf niemanden verlaſſen, als auf Gott und auf mich. Dieß trieb mich an recht fleißig zu ſeyn, damit ich ein Mahl im Stande ſeyn möchte, mich redlich zu nähren. Da nun in dieſer Anſtalt alles gelehrt wurde, was ein junger Menſch in der Jugend lernen muß, wenn er ſich zu den Geſchäften, die ihm für die Zukunft beſtimmt ſind, gehörig vorbereiten will: ſo lernte ich hier viel, weit mehr, als bey meinem guten Vater. Denn dieſer war mit Geſchäften ſo überladen, daß er ſich wenig um mich bekümmern konnte, und ſein Einkommen war ſo gering, daß er nicht im Stande war, für mich die nöthigen Lehrer zu halten. So muß alles Unglück, unter Gottes Leitung, zum Beſten dienen, wenn wir nur immer Recht thun.

Fällt denn einem von Euch etwa auch ein Unglück ein, das ihr erlebt habt?

J. O ja, das Feuer, das in unſerer Nachbarſchaft war.

G. Wer löſchte es denn vorzüglich?

J. Hier, Stephans Vater.

G. Dieſer wurde bey dieſer Gelegenheit deinem Vater bekannt; und was war die Folge davon?

J. Daß Stephan zu uns gebracht wurde.

G. Lerntet ihr denn bey dieſer Gelegenheit ſonſt niemanden kennen?

H. O ja! den lieben Herrn Tillmann, der meines Vaters Ducaten gefunden hatte, und ſie ihm zurückbrachte.

G. Da habt ihr ja das Exempel, wie Gott das Unglück zum Beſten derer wendet, die ſich bemühen, immer Recht zu thun. Da das Feuer in die Höhe loderte: ſo glaubtet ihr, nun wäre alles verloren — und ſiehe da, das Feuer führte euch einen ſo lieben, rechtſchaffnen Lehrer, euerm Vater, in dem Herrn Amtmanne Siegfried, einen neuen Freund zu, und dir, Stephan, verſchaffte er dadurch Gelegenheit in dieß Haus zu kommen, wo du ſo gut unterrichtet und erzogen wirſt. Das Feuer ſelbſt wurde aber bald gelöſcht. Der Gott, der es entſtehen ließ, hatte auch ſchon Anſtalten gemacht, um zu verhindern, daß es nicht zu weit um ſich greiſe. Das geſchieht immer, daß bey jedem Unglücke, das Gott über uns verhängt, auch die Mittel in der Nähe ſind, wodurch wir uns helfen, oder unſere Noth

wenig-

wenigſtens mindern können. Weißt du noch Heinrich, wie dir zu Muthe war, da du das Bein zerbrachſt?

H. Ey wohl! das that ſchrecklich weh.

G. Noch weher würde es dir gethan haben, wenn du allein geweſen wäreſt: und hätteſt nicht verbunden werden können. So aber —

H. Ja, da war Herr Tillmann bey mir, der ſetzte ſich zu mir und tröſtete mich, und der gute Stephan lief ſogleich nach Herrn Bemmel —

G. Und Herr Bemmel?

H. Der war gleich in der Nähe, und ſorgte, daß ich nach Hauſe konnte getragen werden.

G. Und da du nach Hauſe kamſt, wurdeſt du ſo gut und liebreich gepflegt. Der nun alles ſo wunderbar fügt, daß uns immer Gelegenheit gegeben wird zu lernen und uns zum Guten zu gewöhnen, der uns deßwegen oft Unglück zuſchickt, aber doch immer auch Mittel, uns aus der Noth zu retten, und ſie zu mildern, ſollte dieſer nicht unſer Vater ſeyn?

Achtzehnter Abſchnitt.

Wirſt du uns heute wieder etwas erzählen, lieber Großvater? fragte Heinrich den folgenden Tag.

Ich werde etwas erzählen, antwortete der Großvater, weil ich merke, daß ihr es gern höret.

Da ich ſechs Jahre in der guten Anſtalt verlebt hatte, in die mich der Tod meines guten Vaters trieb, kam die Nachricht, daß der liebe Fürſt, der mich bisher in derſelben unterhalten hatte, geſtorben wäre. Ich erſchrack, da es mir Herr Federweiß bekannt machte und ſagte: was will aus mir werden? wer wird nun für mich ſorgen?

Der bis jetzt für dich geſorgt hat, ſagte Herr Federweiß. Der Fürſt war nur die Mittelsperſon, durch welche er dir ſo viel Gutes zufließen ließ.

J. Aber —

T. Kein Aber, mein lieber Heinrich. Es wird alles gut gehen. Der Tod deines guten Fürſten wird für dich ſo wohlthätig ſeyn, als der Tod deines Vaters geweſen iſt. Vor der Hand bleibſt du bey mir.

J. Aber —

T. Vor der Hand, ſage ich, bleibſt du bey mir, und biſt ſo fleißig, ſo folgſam und ſo gut, wie du immer wareſt, ſo wird dir Gott bald den Platz zeigen, den er dir beſtimmt hat.

J. Einige Monathe blieb ich noch bey Herrn Federweiß, aber immer war ich traurig: weil ich wußte, daß er mich unterhielt, und ich doch nicht im Stande war, ſeine Liebe zu vergelten. Nichts konnte mich beruhigen, als die Hoffnung, daß Gott ferner für mich ſorgen würde, wie er bisher gethan hatte.

Ich hatte nicht vergeblich gehofft. Als ich ein Mahl mit ſchwerem Herzen aufgeſtanden war, ließ ſich ein Edelmann melden, der unſere Anſtalt beſehen wollte. Er unterſuchte alles genau, vorzüglich aber die Bücher, in welchen ſich die Ausarbeitungen der Zöglinge befanden. Die Meinigen gefielen ihm vorzüglich: weil ich wirklich viel Mühe darauf gewendet hatte. Wer iſt der junge Mann, fragte er, der dieſe Aufſätze gemacht hat?

Herr Federweiß zeigte auf mich, und der Edelmann ſagte ſo viel zu meinem Lobe, daß ich mich ſchämte, und aus der Stube abtrat.

Bald darauf ſuchte Herr Federweiß mich auf und meldete mir, daß mich Herr von Tſchrink zu ſich nehmen wolle, wenn ich Luſt hätte, bey ihm die Landwirthſchaft zu erlernen; er wäre als ein durchaus rechtſchaffner und edeldenkender Mann bekannt.

Wenn mir's aber bey ihm nicht gefallen ſollte? fragte ich.

So kannſt du dich wieder von ihm trennen, war die Antwort. Dieß wird aber ſo leicht nicht geſchehen. Der Mann denkt zu edel, als daß er dich mit etwas kränken ſollte, und du biſt zu vernünftig und gut, als daß du ihn beleidigen, oder ihm durch irgend etwas Veranlaſſung geben ſollteſt, über dich gerechte Klage zu führen.

So entſchloß ich mich denn mit ihm zu gehen, ſuchte meine Habſeligkeiten zuſammen, und reiſete dieſen Tag noch ab.

Ich fand an Herrn von Tſchrink einen zweyten Vater, der es ſich ſehr angelegen ſeyn ließ, mich mit allen Kentniſſen und Geſchäften eines guten Landwirths bekannt zu machen, und ich war ſehr gerührt durch die Güte Gottes, die mich zu dieſem edeln Manne geführt hatte.

Sein Zutrauen zu mir wuchs, je länger ich bey ihm war, er gab mir Aufſicht über ſeine Leute, ich mußte ſeine Rechnung führen, viele ſeiner Briefe ſchreiben, und ſehr oft ſeine Geldangelegenheiten in der Stadt beſorgen.

Dadurch bekam ich ein ſo großes Anſehen, daß faſt alle Leute, in der ganzen Gegend, die etwas bey Herrn von Tſchrink zu ſuchen hatten, ſich an mich wendeten.

Aber, Kinder! nichts iſt ſchwerer zu ertragen für den Menſchen, als die guten Tage. Der ſonſt ſo gefällige, beſcheidene Heinrich wurde, da er Herr Secretär Gottſchalk hieß, hochmüthig. Ich erinnere mich leider, daß ich manche Armen, die um mein Fürwort mich bathen, ſehr hart anließ, und daß ich deſto gefälliger war gegen Leute, die mich zu ihren Schmauſereyen zogen, und meinem Hochmuthe ſchmeichelten, wenn ich auch gleich wußte, daß ihre Geſuche oft unbillig und ungerecht waren. Gott, den hatte ich, ſo zu ſagen, verlaſſen, denn ich dachte wenig oder gar nicht mehr an ihn; vergaß, daß ich mein ganzes Glück ſeiner väterlichen Fügung zu danken habe, und ſchrieb es meiner eignen Klugheit zu. Kurz, ich war auf dem Wege ein böſer Menſch zu werden.

Gott wußte mich aber ſchon zu ziehen. Als ich ein Mahl einen armen Bauer eine

Stunde, bey ſtrenger Kälte, auf mich hatte warten laſſen, weil ich erſt meinen Kaffee ſchlurfen wollte: trat mein Herr mit einer Heſtigkeit in das Zimmer, dergleichen ich noch nicht an ihm bemerkt hatte, und über die ich mich ſehr entſetzte.

Was ſoll das ſeyn? Gottſchalk! ſagte er: da bekomme ich von einem Kaufmanne in N. einen Wechſel, den ich geſchrieben haben ſoll, und der nun die hundert Carolinen, die ich darauf erhalten haben ſoll, zurückverlangt: weil ihn der Kaufmann, auf den er wäre geſtellt geweſen, zurückgeſchickt hätte, ohne ihn zu bezahlen.

Das iſt ja ein ſehr unangenehmer Zufall, ſagte ich.

Ey freylich ein unangenehmer Zufall, fuhr er fort, und ſehen Sie nur einmahl, iſt das nicht meine Hand? Wer hat denn das geſchrieben? Ich nicht. Gnädiger Herr! ich will doch nicht hoffen — ſagte ich; er drehete ſich aber um und ging fort ohne mich anzuhören.

Da ſtand ich nun, wie ein armer Sünder, und wußte nicht was ich anfangen ſollte. Der Wechſel war wirklich ſo geſchrieben, wie mein Herr zu ſchreiben pflegte, er war nicht von ihm; wie konnte er alſo anders, als glauben, daß ich ihn verfertigt hätte, da ich mir (weil ich oft in ſeinem Nahmen ſchreiben mußte) viel Mühe gegeben hatte, ſeine Hand nachzuahmen. Troſtlos warf ich mich auf einen Stuhl und ſeufzete: **Gott du kenneſt meine Unſchuld!**

Aber nun fiel mir ein, daß ich ſo lange nicht an Gott gedacht hatte. Ich Undankbarer! ſagte ich — ſo viel Gutes hat mir Gott ſeit meinem Hierſeyn täglich erzeiget, und ich — vergaß ihn. Jetzt erſt erinnere ich mich ſeiner, da ich niemanden mehr habe, an den ich mich halten kann. Dieſer Gedanke peinigte mich noch mehr. Nach einer ſchrecklichen Nacht, in der ich kein Auge ſchließen konnte, ſchrieb ich meinem Herrn und bath ihn, die Sache auf das ſtrengſte zu unterſuchen, damit meine Unſchuld an den Tag käme, und der Schurke entdeckt würde, der den Wechſel geſchrieben hätte.

Nachmittags kam er ſelbſt zu mir, und ſagte mit bitterer Miene: ſehen Sie, daß ich die Sache unterſucht habe? hier iſt der Brief, auf welchen der Kaufmann den Wechſel bezahlt hat: haben Sie ihn nicht geſchrieben?

Bey Gott! ſagte ich, ich habe ihn nicht geſchrieben.

Das iſt leicht geſagt, erhielt ich zur Antwort, aber nicht bewieſen. Es iſt mir leid, daß ein junger Mann, der ſo viel von ſich hoffen ließ, auf ſolche Abwege geräth.

Ich betheuerte höchlich, daß ich weder Brief noch Wechſel geſchrieben hätte, und brachte ihn endlich dahin daß er ſagte: deſto beſſer für Sie, wenn Sie unſchuldig ſind.

Aber doch hatte ich ſein Zutrauen verloren, welches ich ganz deutlich aus dem Kaltſinne merkte, mit dem er mich behandelte, und daraus ſehen konnte, daß er mir meine Geſchäfte faſt alle abnahm. Dieß kränkte mich ſo empfindlich, daß ich es nicht länger aushalten konnte, ſondern ihn bath, mir meine Entlaſſung zu ertheilen, die ich auch ſogleich erhielt.

Neunzehnter Abſchnitt.

H. O erzähle uns doch weiter, wie es Dir gegangen iſt, lieber Großvater! da du von dem Edelmanne weg wareſt.

G. Ehe ich fort ging, wollte ich erſt meine alter Bekannten beſuchen, von ihnen Abſchied nehmen, und ihnen auch zugleich mein Leid klagen. Bey dieſen war aber wenig Troſt zu hohlen. Der eine ließ mir ſagen, er wäre nicht zu Hauſe, der andere nahm, als er mich von weiten ſah, ſeinen Stock und ging aus, ein dritter war ganz kalt gegen mich. Das ſchmerzte mich ſo ſehr, daß ich mich der Thränen nicht enthalten konnte.

Ich wankte fort, und ſetzte mich, da ich das Schloß meines Herrn aus den Augen verloren hatte, unter einen Baum. Da traf mich der alte Kutſcher meines Herrn an und fragte mich, wie ich hierher käme? Da erzählte ich ihm, wie es mir gegangen ſey, und er war der einzige Menſch, der mit mir Mitleiden hatte.

Den ſchlechten Streich, ſagte er, können Sie nicht gemacht haben, dazu kenne ich Sie zu gut — Seit dem Sie in unſerm Hauſe waren, habe ich nie geſehen, daß Sie jemanden Unrecht gethan hätten. Zuletzt trugen Sie freylich die Naſe ein bischen hoch.

Ich druckte ihm herzlich die Hand, und ſagte ihm, wie herzlich ich mich freue, daß doch noch Ein Menſch ſey, der mich für unſchuldig halte.

Und wenn dieſer auch nicht da wäre, ſagte er, ſo iſt doch da einer, (indem er gen Himmel zeigte) der alles weiß. An dieſen müſſen Sie ſich halten, der wird Sie gewiß nicht verlaſſen. Ich habe in meinem

Leben, lieber Herr! auch gar viele Drangſale ausſtehen, und gar vieles Unrecht dulden müſſen. Dieß iſt für mich ſehr gut geweſen. Denn durch die Noth wurde ich zu Gott getrieben, ſuchte bey ihm Hülfe, fand ſie, und wurde ſo mit ihm bekannt. Wäre mir immer alles nach Wunſch gegangen, ſo würde ich Gott vergeſſen haben, und gewiß nicht ſo gut geworden ſeyn, als ich jetzt bin. Machen Sie es auch ſo, Herr Gottſchalk: ſo werden Sie gewiß bey dieſer Drangſal gewinnen, und am Ende Gott dafür danken — daß er ſie Ihnen zugeſchickt hat.

Mit dieſen Worten verließ er mich. Ich dachte nun über meinen Zuſtand recht nach, und ſah ein, daß der Kutſcher recht hatte. Ich habe, dachte ich bey mir ſelbſt, freylich viel verloren, meine Verſorgung, meinen Gönner, meine Freunde, meinen guten Nahmen— alles habe ich verloren; aber ich habe dich, mein Gott und Vater, von dem ich mich entfernt hatte, wieder gefunden. Habe ich nicht mehr gefunden, als ich verloren habe? Du wirſt mein Verſorger, mein Gönner, mein Freund ſeyn, und bey Dir, der du alles weißt, bey Dir habe ich meinen guten Nahmen noch.

So fühlte ich mich denn wieder ſtark, und ſetzte meinen Weg fort — zu wem? könnt ihr leicht errathen.

St. Gewiß zu Herrn Federweiß.

G. Ja, zu dieſem ging ich. Er nahm mich wie ein Vater auf, tröſtete mich, und da wir überlegten, wohin ich mich nun wenden ſollte, zeigte er mir einen Brief, den er aus meinem Vaterlande erhalten hatte, in welchem ihm gemeldet wurde, daß ich noch einen Vaters Bruder in Barcellona hätte. Zu dieſem entſchloß ich mich zu reiſen, und Herr Federweiß gab ſeine Einwilligung dazu.

Ich reiſete alſo, mit einem Hamburgiſchen Schiffe, das nach Barcellona fuhr, dahin ab — die Fahrt ging ſchnell, und bald verlor ich mein Deutſches Vaterland, und dann das ganze feſte Land aus den Augen, und befand mich auf offener See, wo ich nichts, als über mir den Himmel und um mich herum das Meer erblickte. Da ich mich unter lauter fremden Leuten befand, und bedachte, über was für Abgründen ich ſchwebte, von denen ich nur durch den Schiffsboden getrennt wurde: ſo kann ich nicht leugnen, daß mir ſehr bange wurde; wann ich aber an Gott dachte, wann ich mir vorſtellte, daß der Herr des Himmels und der Erde bey mir ſey, der den Sturm und die Meereswellen regiert, daß er mich kenne, daß er für mich ſorge: ſo wurde mir das Herz wieder leicht.

So ſchwammen wir fort, ohne daß etwas Widriges uns begegnet wäre; kaum aber waren wir in das Mittelländiſche Meer gekommen: ſo erblickten wir in der Ferne ein Schiff, das auf uns zuſegelte. Ein Seeräuber! ſchrie unſer Capitain, ſtrengt euch an, Kinder! daß wir ihm entfliehen! Wir thaten unſer möglichſtes, aber es war alles umſonſt. Er hohlte uns ein, und da wir zu ſchwach waren, ihm zu widerſtehen: ſo mußten wir uns ihm ergeben.

Alle meine Geſellſchafter ſtanden da, blaß wie die Leichen, als ſie ein Schiff voll wilde Menſchen, mit gezuckten Säbeln und fürchterlichem Gebrülle, ſich ihrem Schiffe nähern ſahen. Auch mir bebten meine Glieder. Sobald ich aber dachte: Gott iſt bey dir — dieſe wilden Menſchen ſtehen unter ihm, ſie dürfen dir nicht mehr Leid zufügen, als er ihnen erlaubt: ſo wurde mir doch das Herz beruhigt. Ich will euch, lieben Kinder! nicht mit einer weitläuftigen Erzählung aller Mißhandlungen, die ich ausſtehen mußte, aufhalten. Ich würde euch damit nur traurig machen. Genug, nachdem ich meiner Kleider, Wäſche und meines Geldes war beraubt worden: ſo wurde ich nach Algier geſchleppt, und bekam mein Nachtquartier in einem finſtern Kerker auf faulem Stroh.

In dieſer fürchterlichen Lage fing ich an zu bethen. Zuvor muß ich euch aber erſt ſagen, was das heiße Bethen. Bethen heißt ſeine Gedanken von der Welt abziehen, ſie auf Gott richten, und ihm vortragen was das Herz empfindet. Wer recht bethen kann, der iſt, ſo zu ſagen, allmächtig; keine Noth, keine Gefahr, kann ihn muthlos machen, er kann die ſchwerſten Geſchäfte übernehmen, und vieles thun, was andern, die nicht bethen können, unmöglich ſcheint. Der Glaube, daß Gott bey ihm ſey und für ihn ſorge, gibt ſeinem Herzen Freudigkeit, und das Vertrauen auf ſeinen Beyſtand macht ihn ſtark.

Ich bethete alſo in meinem finſtern Kerker, ohngefähr folgender Maßen. „Von der ganzen Welt bin ich verlaſſen; aber Gott! Du biſt bey mir; Du haſt mich hierher geführet; Du meynſt es gut mit mir; Du haſt zu meinem Beſten mich hierher gebracht. Ohne Deinen Willen kann mir nichts begegnen, und was Du mir zuſchickſt, das wird für mich gut ſeyn. Ich will immer Recht thun: ſo wirſt Du mich nicht verlaſſen.„

Je lebhafter ich dieß alles dachte, deſto mehr verlor ſich meine Betrübniß und meine Angſt, ich wurde ruhig und am Ende empfand ich wirklich Freude, bey der ſich meine Augen ſchloſſen, und ein ſüßer Schlaf ſich einfand.

Sobald ich die Augen wieder öffnete, waren meine Gedanken bey Gott. Ein ſchwerer Tag dachte ich, wartet auf mich; aber Du haſt ihn mir gegeben, mein Gott, als deine Gabe will ich alle Mißhandlungen annehmen, die mich heute treffen.

Indem ich dieß dachte öffnete ſich die Thür, und eine fürchterliche Stimme brüllte in den Kerker und rief uns heraus.

Wir krochen heraus, erhielten harten Zwieback und Waſſer zum Frühſtück, wurden dann auf den Markt geführt und zum Verkaufe ausgeſtellt. Alle meine Kameraden zitterten vor dem harten Schickſale, das ihnen bevorſtand; ich war aber ganz ruhig, und dachte: du biſt in Gottes Hand; Er wird dich in das Haus führen, das für dich am ſchicklichſten iſt.

Da ich jung und ſtark und wohlgebildet war: ſo forderte der Sclavenhändler für mich ſo viel, daß verſchiedene, die mich kaufen wollten, dadurch abgeſchreckt wurden.

Endlich kam ein Mann, der mich kaufte, und dem Auſſeher über ſeine Sclaven übergab. Dieſer führte mich zu einem großen Haufen Steine, die ich nach dem Platze führen ſollte, wo ein Gebäude aufgeführet wurde. Ich ſtrengte alle meine Kräfte an, um ſie wegzübringen, und, wenn es mir ſauer wurde: ſo dachte ich, Gott hat dir dieſe Arbeit angewieſen, und dann that ich ſie mit Freuden.

Einige Tage mußte ich mit dieſer ſchweren Arbeit zubringen. Da ich nun an ſo ſehr ſchwere Arbeit nicht gewöhnet war, und dabey eine höchſt elende Koſt bekam: ſo ſpürte ich eine große Abnahme meiner Kräfte, und vermuthete, daß ich mein Leben bald beſchließen würde.

Ich grämte mich aber nicht darüber. Da ich ein Mahl ganz kraftlos auf mein Lager fiel: ſo bethete ich: „mein Vater! wie es ſcheint, ſo ſoll ich unter der Laſt, die du mir aufgelegt haſt, mein Leben beſchließen — du, Vater, haſt mir ja das Leben gegeben, du haſt alſo auch das Recht mir es wieder zu nehmen — dein Wille geſchehe!

Zwanzigſter Abſchnitt.

Sehnſuchtsvoll erwarteten die Kinder die nächſte Lehrſtunde, um zu erfahren, wie es Herrn Gottſchalk in ſeiner Sclaverey weiter gegangen ſey.

Ich war alſo bereit, fuhr er fort, mein Leben zubeſchließen; aber mein himmliſcher Vater wollte es mir noch länger ſchenken. Als ich den nächſten Tag mit zitternden Händen meine Karre nahm, kam mein Herr gegangen, und ließ mich durch ſeinen Dollmetſcher fragen, ob ich nichts gelernt hätte?

Ich antwortete: ich verſtände den Gartenbau ſehr gut, und wenn er mir ſeinen Garten anvertrauen wollte, ſo würde ich ihn gewiß ſo bearbeiten, daß er ſeine Freude daran ſehen würde.

Darauf ließ er einen großen Beutel herbeyhohlen, der vermuthlich in einem Europäiſchen Schiffe war gefunden worden, öffnete ihn, zeigte mir eine Menge Paquete mit Gartenſämereyen und fragte, ob ich ſie kenne, und ihren Anbau verſtehe? Da ich dieß bejahete: ſo wurde er freundlich, nahm mich mit in ſeinen Garten, und zeigte mir den Platz, den ich bearbeiten ſollte.

Kurz darauf wurde mir ein Topf voll Reiß und Rindfleiſch gebracht. Welche Freude — welche Erquickung für mich! ich nahm es an, als von Gott gegeben, und während des Genuſſes blickte ich dankbar gen Himmel und dachte: du willſt mich noch länger erhalten, mein Vater — deßwegen ſchickſt du mir dieſe Erquickung zu!

Ich überlegte auch, was ich in meiner jetzigen Lage zu thun hätte, wenn ich ein guter Menſch ſeyn wollte, und entſchloß mich, daß ich alle Arbeiten treu und redlich verrichten, und mir Mühe geben wollte die Gunſt meines Herrn zu erwerben.

Dieß that ich auch. Ich ging friſch an meine Gartenarbeit, theilte den mir angewieſenen Platz ordentlich in Beete ab, beſäete ſie, und hatte in kurzer Zeit das Vergnügen zu ſehen, daß die mehreſten Sämereyen aufgingen.

Sobald die Gartenkreſſe abgeſchnitten werden konnte, füllte ich ein Körbchen damit an, gab es dem zehnjährigen Ismael, dem Sohne meines Herrn, um es ſeinem Vater zu bringen.

Dieſer ließ mich fragen, was er damit thun ſollte? ich bath ihn, mir zu erlauben, daß ich ſie zubereiten dürfte — er genoß ſie und fand ſie ſehr ſchmackhaft. Hiermit und durch die andern Gemüße, die ich von Zeit zu Zeit auf ſeinen Tiſch lieferte, erwarb ich ſeine ganze Gunſt. Er ließ mir beſſere Koſt, als den andern Sclaven, reichen, gab mir mehr Freyheit, und entfernte meinen bisherigen Aufſeher, der ein ſehr harter und unfreundlicher Mann war.

Jetzt lebte ich ſo glücklich, als es in der Sclaverey nur möglich iſt; beynahe hätte ich mich aber zu einer That verleiten laſſen, die mich um mein ganzes Glück würde gebracht haben.

Als ich ein Mahl über die Straße ging, um einen Auftrag meines Herrn zu beſorgen, begegnete mir einer von meinen ehemahligen Schiffskameraden, und fragte: haſt du Luſt frey zu werden?

Dieß wohl, antwortete ich; aber wie ſoll ich dieß anfangen?

Er ſagte mir darauf, daß ſich im Hafen ein Boot befände, das nur von zwey Mohren bewacht würde, die man leicht ins Waſſer werfen könnte; ihrer ſechs hätten ſich vereinigt, daß ſie ſich dieſes Boots bemächtigen und mit demſelben entwiſchen wollten; wenn ich mich mit ihnen verbinden wollte: ſo wollten ſie mich mitnehmen. Lebensmittel und Waffen hätten ſie ſich zu ihrer Reiſe ſchon zuſammengebracht.

Er wußte mir das Elend der Sclaverey, und die Freude bey der Rückkehr ins Vaterland ſo lebhaft vorzuſtellen, daß ich wirklich Luſt bekam, an ihrer Verbindung Theil zu nehmen und ihm verſprach, den nächſten Morgen Antwort zu ſagen.

Als ich des Abends auf mein Lager kam, konnte ich kein Auge zuthun, ſo unruhig war ich. Hätte ich gebethet, Gott für das Gute, das er mir bisher erzeigt hatte, gedankt, und ihm verſprochen, daß ich immer Recht thun, und niemahls etwas unternehmen wollte, was unrecht wäre: ſo würde ich bald eingeſehen haben, daß es Undank wäre, wenn ich meinen Herrn, der mir ſo viel Gutes gethan hatte, heimlich verlaſſen, meine Freyheit mit dem Tode von ein Paar unſchuldigen Menſchen erkaufen wollte, und daß ich auf Gottes Beyſtand nicht rechnen dürfe, wenn ich durch unerlaubte Mittel mir zu helfen ſuchte. Aber meine Seele war ſo unruhig, daß ſie nicht bethen konnte. Ich entſchloß mich vielmehr zur Flucht, machte des Morgens, unter einem nichtigen Vorwande, einen Weg in die Stadt, um meinen ehemahligen Schiffskameraden aufzuſuchen, und ihm meinen Entſchluß mitzutheilen.

Aber Gott iſt ein guter Vater, und warnt die Menſchen, wenn ſie ſich vornehmen, etwas Böſes zu thun. Wenn doch die Menſchen nur immer auf ſeine väterlichen Warnungen merken wollten!

Hört Kinder! wie ich von Gott gewarnt wurde; nicht durch eine Stimme vom Himmel, aber doch ſo vernehmlich, daß ich die Stimme meines himmliſchen Vaters nicht verkennen konnte.

Da ich über die Straße ging, kam mir ein junger Mann entgegen, deſſen Geſicht mir ſehr bekannt war. Ich ſah ihn genau an und erkannte ihn. Sind Sie, fragte ich ihn, nicht Herr Irland?

I. Das wohl; aber woher kennſt du mich?

G. Aus der Erziehungsanſtalt des Herrn Federweiß.

J. Aus dieſer? und — mein Gott! biſt du nicht Heinrich Gottſchalk?

G. Ey freylich — ſonſt Ihr Stubengeſellſchafter — jetzt Sclave in Algier.

Er fiel mir um den Hals und weinte, fragte wo ich wohne, und verſicherte, daß er nicht eher ruhen wolle, bis er mir die Freyheit verſchafft habe; er ſey Secretär bey dem Däniſchen Conſul, und durch dieſen könne ich, ſo oft ich wollte, Briefe in mein Vaterland bringen.

Verſteht ihr nun, lieben Kinder, was es heißt, Gott warnt uns? Er gibt uns auf allerley Art zu verſtehen, daß das, was wir thun wollen, unrecht ſey. War es denn nicht eben ſo gut, als wenn Gott mir hätte ſagen laſſen: Heinrich Gottſchalk! ſuche deine Freyheit nicht auf eine unerlaubte Art, durch Untreue gegen deinen Herrn, und durch Ermordung unſchuldiger Menſchen; du wirſt bald deine Freyheit durch erlaubte Mittel erhalten. Ich verſtand die göttliche Warnung, nahm mir auf der Stelle vor, daß ich nicht entfliehen wollte, und ſuchte nun meinen Schiffskameraden auf, um ihn auch zu warnen.

Ich fand ihn und bemühete mich ihn zu bereden, ſeinen Vorſatz zu entfliehen aufzugeben, verſprach ihm auch, daß ich, ſobald ich ſelbſt frey wäre, dafür ſorgen wollte, daß er und alle ſeine Kameraden die Freyheit erhalten ſollten.

Dieſer Menſch wurde nun auch von Gott gewarnt; er folgte aber der Warnung nicht, ſondern blieb bey ſeinem Entſchluſſe, zu entfliehen.

Den folgenden Tag hörte ich, daß einige Sclaven hätten entfliehen wollen, aber wieder eingebracht worden wären.

Sie wurden alle ſo ſchrecklich gepeitſcht, daß mein, von Gott durch mich gewarnter, Schiffskamerad unter den Schlägen ſeinen Geiſt aufgab.

Kinder! merket es wohl! man wird euch oft bereden wollen, Unrecht zuthun; Gott wird euch aber warnen, bald durch euer eignes Herz, bald durch andere Menſchen, bald auf eine andere Art.

Hütet euch ja, daß ihr gegen die Warnung des guten Vaters nicht unfolgſam ſeyd!

Ein und zwanzigſter Abſchnitt.

Nach einigen Tagen beſuchte mein Freund Irland meinen Herrn, erkundigte ſich wie er mit mir zufrieden wäre, und da dieſer mir ein gutes Lob ertheilte: ſo bath er, mir zu erlauben, daß ich bisweilen zu ihm kommen und mit ihm ſpeiſen dürfe.

Er erhielt dieſe Erlaubniß ſogleich. Nun war meine Lage wieder um ein merkliches gebeſſert. Wöchentlich ein Mahl konnte ich mich an einer guten Mahlzeit und einem Glaſe Wein laben; was mir aber noch weit wichtiger war, ich konnte auch den Umgang eines Freundes genießen, mit dem ich mich über die vorigen Zeiten beſprach, und von dem Glück der Freyheit, auf das ich hoffte, mich unterhielt. Ich ging alsdann alle-

Mahl freudiger an meine Arbeit, und ließ es mir einen rechten Ernſt ſeyn alle aufgetragene Arbeit auf das Beſte zu verrichten. Dadurch erwarb ich mir immer mehr die Liebe und das Zutrauen meines Herrn, und er geſtand mir ſo viele Freyheiten zu, daß ich es kaum noch merkte daß ich ſein Sclave war.

Unterdeſſen ſchrieb ich an Herrn Federweiß, machte ihm eine Beſchreibung von meiner Lage, und bath ihn: wo möglich, dafür zu ſorgen, daß ich losgekauft würde.

Es verging wohl ein halbes Jahr ehe ich Antwort erhielt. Während dieſer Zeit fuhr ich fort, meinem Herrn treu und redlich zu dienen, und mein Vertrauen auf Gott zu ſetzen. So oft ich mich zur Ruhe legte, ſo oft ich von meinem Lager aufſtand, waren meine Gedanken bey ihm, und ich unterhielt mich mit ihm durchs Gebeth. O! mein Vater! ſagte ich oft, wie freue ich mich, daß ich dich habe kennen lernen, und weiß, daß du bey mir biſt. Nun thue ich alle Arbeit mit Freuden, und dulde willig die

Unannehmlichkeiten meiner Lage: weil ich glaube, daß du mir dieſe Arbeit aufgelegt, daß du in dieſe Lage mich verſetzet haſt. Willſt du mich in mein Vaterland wieder zurück bringen, ſo iſt dir es ſo leicht — ſo haſt du tauſend Mittel zu meiner Befreyung. Ich will dann meine Freyheit, mit Dank, als ein Geſchenk aus deiner Hand, annehmen; ſiehſt du aber, daß es für mich beſſer iſt, Sclave zu bleiben: ſo will ich auch, bis an das Ende meiner Tage, treulich in dieſem Stande der Dienſtbarkeit ausharren, und mich mit dem Glauben tröſten, daß ich ſtets unter den Augen meines Vaters wandele.

Als ich nun ein Mahl, vom Schweiße bedeckt, ein Stück Land umgrub, ſah ich meinen Freund Irland durch den Garten kommen. Er ging ſchneller, und war freundlicher, als gewöhnlich. Du biſt frey, ſagte er, indem er mir um den Hals fiel, du biſt frey, mein guter Gottſchalk! Eben komme ich von deinem Herrn, von dem ich deine Freyheit erkauft habe.

Und wer, fragte ich, iſt der Menſchenfreund, der ſich meiner erbarmt und mich losgekauft hat?

Das wirſt du, erhielt ich zur Antwort, erfahren, wann du in dein Vaterland zurück kommſt.

Ich kann euch, lieben Kinder! nicht recht beſchreiben wie mir bey dieſer Nachricht zu Muthe war. So innig freuete ich mich nicht, als ihr wohl glauben werdet; vielmehr wurde ich wehmüthig, da ich bedachte, daß ich nun meinen Herrn verlaſſen ſollte, den ich, wie meinen Vater, liebgewonnen hatte. Die Thränen traten mir in die Augen, als ich von ihm Abſchied nahm, und die ſeinigen blieben auch nicht trocken. Sein zehnjähriger Sohn Ismael, dem ich bisweilen Drachen, Käſtchen von Pappe und dergleichen gemacht, und der mich deßwegen beſonders liebgewonnen hatte, umfaßte meine Kniee, weinete, und bath, daß ich ihn nicht verlaſſen möchte.

Der Vater druckte mir die Hand, und ſagte: Gottſchalk! ich laſſe dich ungern von mir. So einen treuen Diener, wie du wareſt, bekomme ich nie wieder. Aber du haſt dein Vaterland — von dieſem will ich dich nicht zurückhalten. Lebe glücklich! Nimm dieſe Taſſe, aus der ich bisher Kaffee trank, mir zum Andenken mit. Erinnere dich dabey meiner, und vergiß nicht, daß Obeidey in Algier dein Freund iſt.

Nun lebte ich noch einige Tage, bey meinem Freunde, in Algier in Freyheit, und benutzte ſie dazu, daß ich die Sclaven beſuchte, und ſie ermahnte, daß ſie ihren Herren treu dienen, mit Geduld alle Beſchwerlichkeiten ertragen, fleißig bethen und ihr Vertrauen auf Gott ſetzen ſollten, der ſie in dieſe traurige Lage verſetzt habe, um ſie zum Guten zu erziehen, und mit ſich bekannt zu machen, der ihnen auch gewiß zur Freyheit wieder helfen werde, ſobald er wiſſe, daß ſie ihnen zuträglich ſey.

Leider fand ich bey vielen kein Gehör. Sie hatten ſo wenig über Gott nachgedacht, und konnten ſo wenig begreifen, daß der gute Vater auch durch Feſſeln und Sclaverey die Menſchen zu ſich zu ziehen ſuche, daß ſie mich mit Unwillen zurückwieſen.

Einige aber höreten mich an, dankten mir für den Troſt, den ich ihnen mitgetheilt hatte, und verſprachen, daß ſie meine Ermahnungen befolgen wollten.

Bey meiner Abreiſe erhielt ich noch eine Menge Briefe von den Unglücklichen, um ſie in ihrem Vaterlande zu beſtellen.

Der Tag zu meiner Abreiſe erſchien nun. Ich wurde mit den nöthigen Kleidungsſtücken und Lebensmitteln verſehen, die mir mein unbekannter Wohlthäter hatte beſorgen laſſen. Freund Irland begleitete mich bis an den Bord eines Däniſchen Schiffs, welches ich beſtieg, nachdem ich unter tauſend Thränen ihm herzlich gedankt hatte, für die Liebe, die er mir in meinem Sclavenſtande bewies.

Bald hätte ich vergeſſen euch zu ſagen, daß ich, bey der Abreiſe, auch die Sclavenkleider mitnahm, die ich bisher getragen hatte, und die ich noch immer zum Andenken aufhebe.

Die Kinder zeigten ein Verlangen, ſie zu ſehen, und Herr Gottſchalk hohlete ſie herbey.

Ach du armer Großvater! ſagte Julie, dieſe Lumpen haſt du getragen?

Ja, fuhr der Großvater fort, dieſe Lumpen habe ich getragen, und freue mich daß ich ſie getragen habe: weil ich in denſelben ein guter Menſch geworden bin. An jedem Neujahrstage, an jedem meiner Geburtstage, hohle ich ſie herbey, und danke meinem himmliſchen Vater dafür, daß er mich durch die Trübſal zum Guten erzogen hat.

Zwey und zwanzigſter Abſchnitt.

Als das Schiff vom Ufer abſtieß, ſo fuhr Herr Gottſchalk fort, trat ich auf das Verdeck, richtete meine Augen nach Algier zu und betrachtete es ſo lange, bis die Dunkelheit eintrat.

Algier! Algier! dachte ich bey mir ſelbſt, du ſollſt mir unvergeßlich ſeyn. Meine Glieder zitterten, als ich dich das erſte Mahl erblickte, und wenn es mir möglich geweſen wäre zu entfliehen: ſo hätte ich es gewiß gethan. Aber Gott hatte mir die Flucht unmöglich gemacht, und ich wurde, durch rohe Menſchen, dorthin geſchleppt und zum Sclaven gemacht. Aber wie wohlthätig war dieß harte Schickſal für mich! Hier lernte ich Gott recht kennen, an den ich ſonſt nur flüchtig, ſelten ernſtlich genug dachte. Hier habe ich meinen Körper abgehärtet, der nun ſtark genug iſt, alle Beſchwerlichkeiten auszuhalten, die mir in dieſem Leben noch bevorſtehen. Hier habe ich gelernt, geduldig das größte Ungemach zu ertragen, und ohne Murren auch harte Befehle meiner Vorgeſetzten zu vollziehen. Algier! du wareſt die hohe Schule, in die mich mein Gott führte, um mich hier zu einem guten, thätigen Menſchen zu bilden.

Vergeßt nicht, guten Kinder! was euch jetzt der alte Gottſchalk geſagt hat. Daß ihr nach Algier ſolltet geführt werden, iſt nicht wahrſcheinlich; aber ſehr harte Schickſale werden euch alle treffen; ihr werdet bisweilen in Lagen kommen, wo es ſcheint als wenn ihr von der ganzen Welt verlaſſen wäret. Dann denket an den alten Gottſchalk, murret nicht, werdet nicht kleinmüthig! Bedenkt, daß euer hartes Schickſal eine Fügung Gottes ſey, wodurch er euch mit ſich bekannt machen, und zum Guten erziehen will. Haltet euch an ihn, im Gebethe! thut auch in der Trübſal immer was Recht iſt! und laßt euch ja nicht die Furcht, die Angſt, oder den Schmerz zu einer Handlung verleiten, die ihr für unrecht haltet. Dann werdet ihr gewiß erfahren, daß euer hartes Schickſal für euch ſo wohlthätig war, wie dem alten Gottſchalk ſeine Sclaverey in Algier.

Als ich mich zur Ruhe legte, dachte ich wieder an Gott, und entſchloß mich, daß ich das Gute, was er mir erzeigt hatte, mein Lebelang nicht vergeſſen, ſondern ihm ſtets dankbar ſeyn wolle. Wie dankt man aber wohl Gott? Was meynſt du wohl, Stephan? Wie dankſt du denn deinem Vater?

St. Wenn ich fleißig bin, und mich gut betrage.

G. Iſt denn dieß Dankbarkeit gegen deinen Vater?

St. Ja! deßwegen hat er mich in dieß Haus gebracht daß ich fleißig ſeyn, und mich zu einem guten Betragen gewöhnen ſoll.

G. Alſo dankſt du dem Vater, wenn du ſeinen Willen thuſt. So iſt es auch mit unſerer Dankbarkeit gegen unſern unſichtbaren Vater: wir können ſie nicht beſſer beweiſen, als dadurch, daß wir ſeinen Willen thun.

J. Wer ſag' uns denn aber, daß wir Gottes Willen thun ſollen?

G. Das weiß Stephan wohl. Wer ſagt dir denn, daß es deines Vaters Wille ſey, daß du fleißig ſeyſt und dich gut betrageſt?

St. Das ſehe ich ja ſelbſt ein; denn wenn mich mein Vater deßwegen hierher gethan hat, daß ich etwas lernen ſoll: ſo muß er ja auch wollen, daß ich fleißig ſey, und mich zu einem guten Betragen gewöhne.

G. Auf eben dieſe Art erfahren wir auch Gottes Willen. Jetzt gebt ſein Achtung, lieben Kinder: ſo werdet ihr bald begreifen, wie dieß möglich iſt. Haſt du, Stephan, wohl immer Luſt fleißig zu ſeyn?

St. Nicht immer. Oft habe ich größere Luſt zum Spielen.

G. Mir iſt geſagt worden, daß du Ein Mahl dich mit ein Paar Gaſſenbuben gezankt und ſie geſchimpfet habeſt: warum thatſt du denn das?

St. Sie ſchimpften mich zuerſt.

G. Thuſt du denn deines Vaters Willen, wenn du in der Stunde, wo du fleißig ſeyn ſollſt, ſpielſt, oder wenn du dich mit andern zankſt und ſie ſchimpfeſt?

St. Ach nein! dieß will mein Vater nicht haben.

G. Sehet, lieben Kinder! ſo iſt es auch in Anſehung des göttlichen Willens. Wenn wir ohne Ueberlegung thun, wozu wir Luſt, und unterlaſſen, wozu wir keine Luſt haben; wenn wir ohne Ueberlegung nachthun, was wir von andern ſehen und hören: ſo thun wir Gottes Willen nicht. Wenn wir aber bey allen unſern Handlungen überlegen, was Gott wolle, was wir thun ſollen: ſo erfahren wir es gewiß.

Es gefiel Gott nicht, mit uns zu ſprechen, und alle Augenblicke uns zuzurufen: dieß ſollſt du thun, jenes ſollſt du unterlaſſen; er gab uns aber die Vernunft, die uns ſeinen Willen bekannt machen ſollte. Wenn wir dieſe nun anwenden, und über alle unſere Handlungen nachdenken: ſo erfahren wir ſeinen Willen gewiß.

Solltet ihr mich noch nicht recht verſtanden haben: ſo will ich es euch in der Folge durch mancherley Exempel deutlicher machen.

Drey und zwanzigſter Abſchnitt.

Den folgenden Morgen ſah ich die Sonne aufgehen, es ſchien als wenn ſie aus dem Meere hervorginge. Der Anblick war prächtig, ich faltete mit Ehrfurcht meine Hände, und dachte dabey, wie ihr leicht vermuthen könnt, an den guten und weiſen Schöpfer, der die Sonne gemacht hat, und durch dieſelbe ſo unermeßlich viel Gutes auf der Erde und in allen Planeten bewirkt, die ſich um die Sonne bewegen. Die See lag vor mir, wie ein großer heller Spiegel; hier und da ſprangen Fiſche in die Höhe, als wenn ſie die aufgehende Sonne begrüßen wollten, in den Lüften wiegeten ſich eine Menge Seevögel, und hier und da ſah ich Schiffe ſchwimmen, durch welche die Europäer die Verbindung mit entfernten Erdtheilen unterhielten. Dieſe ſchöne Ausſicht machte mir ungemein viel Freude, und ich dachte bey mir ſelbſt: dieſe Freude müßteſt du entbehren, wenn dir Gott keine Augen gegeben hätte; du würdeſt dann da ſtehen, am hellen Tage, von lauter Nacht umgeben. Dabey ſah ich auf meine Hände, wie künſtlich ſie gebauet waren; dachte ferner, über die weiſe Einrichtung meines Körpers nach, und was für ein unſchätzbares Geſchenk Gottes er ſey. Wenn du nun auch einſiehſt, Heinrich! daß dein Leib ein unſchätzbares Geſchenk Gottes ſey: wird dir wohl beyfallen, was du mit demſelben thun mußt?

H. Ich muß ihn hochſchätzen.

G. Ja wohl, mußt du ihn hochſchätzen. Wenn ich dir ein Mahl eine ſchöne Uhr ſchenkte, und du wollteſt ſie ſorglos umherwerfen, daß ſie zerbrochen und untauglich würde: ſo könnteſt du gewiß nicht ſagen, daß du damit deines Großvaters Willen erfüllet hätteſt. Zum Herumwerfen wäre ja eine bleyerne Uhr, dergleichen die Kinder auf den Jahrmärkten für einige Pfennige zu kaufen pflegen, gut genug geweſen.

Was würde ich wohl ſonſt wollen, daß du mit der Uhr thun ſollteſt?

H. Sie in Acht nehmen.

G. Da thäteſt du wohl am Beſten, wenn du ſie in deinen Schrank verſchlöſſeſt. Glaubſt du wohl, daß ich dir deßwegen eine Uhr geben würde, damit du ſie einſchließen könnteſt?

H. Wenn du mir nur eine gäbeſt, ſo wüßte ich wohl, was ich damit thun wollte. Ich ließe mir von Herrn Tillmann zeigen, wie man ſie aufziehen müſſe, dann zöge ich ſie alle Tage auf, damit ſie mir immer zeigte, welche Zeit es wäre; thäte ich dann deinen Willen?

G. Allerdings. So thun wir auch in Anſehung unſers Leibes Gottes Willen, wenn wir ihn in Acht nehmen, ihn vor Beſchädigung bewahren, und in den Stand ſetzen, daß er die Geſchäfte verrichten kann, für welche ihn der Schöpfer beſtimmte.

Ich nahm mir jetzt alſo auch vor, daß ich auf dieſe Art mein Lebelang meinem Gott meine Dankbarkeit beweiſen wollte, für das ſchöne Geſchenk, das er mir mit meinem Leibe gemacht hatte. Ich fühlte Hunger, und ſah dieß als eine Erinnerung Gottes an: meinem Leibe die nöthige Nahrung zu geben.

Da mich nun mein Freund Irland, bey meiner Abreiſe, mit einigen Tafeln Chocolade und Zwiebak beſchenkt hatte: ſo bereitete ich davon mein Frühſtück. Der Genuß deſſelben erquickte mich ungemein. Wie gut, dachte ich, hat doch der Vater der Menſchen für die Erhaltung des menſchlichen Leibes geſorgt. So oft er Nahrung nöthig hat, empfindet er Hunger und Durſt, und treibt dadurch die Menſchen an, ſie ihm zu verſchaffen. Hätte Gott nicht dieſe weiſe Einrichtung gemacht, daß die Menſchen durch Hunger und Durſt gezwungen würden, Nahrung zu ſuchen: ſo würden gewiß viele träge Leute ihren Leib vergeſſen, und ihn verderben laſſen. Und der Genuß der Nahrungsmittel iſt ſo angenehm — wieder eine Ermunterung mehr für den Menſchen, ſeinen Leib zu nähren.

Wäre der Genuß der Nahrung ſo mühſam, wie das Weben eines Stücks Leinewand, oder das Umgraben eines Stücks Garten: ſo würden wieder viele ſaumſelige Leute dieſe Mühe ſcheuen, und ihren Leib vernachläſſigen.

Weil aber der Genuß der Nahrungsmittel ſo angenehm iſt: ſo werden die Menſchen dadurch gar oft verleitet, daß ſie durch den Genuß ihren Leib zerſtören. Manche genießen zu viel — ſie ſind unmäßig, und richten dadurch ihren Leib zu Grunde. Ihr habt ohne Zweifel von manchen Krankheiten gehöret, von welchen manche Menſchen geplagt werden, z. E. Gicht, Schwindſucht, Waſſerſucht u. dergl. Ach dieſe ſind, ſehr oft, eine Folge der Unmäßigkeit. Gott hat den Leib des Menſchen nicht zur Krankheit, ſondern zur Geſundheit beſtimmt: wenn aber die Menſchen ohne Ueberlegung unmäßig genießen: ſo zerſtören ſie ſelbſt ihre Geſundheit.

Andere zerſtören ſie dadurch, daß ſie alles genießen, was ihnen gut ſchmeckt, ohne zu überlegen, ob es dem Leibe auch dienlich ſey. Zuckerwerk z. E. ſchmeckt ſüß; wenn ihr euch nun dadurch verleiten laſſen wolltet, von demſelben viel zu genießen: ſo würdet ihr bald davon Bauchgrimmen und andere übele Zufälle bekommen.

Ueberhaupt, lieben Freunde! dürft ihr ja mit eurem Leibe nicht alles thun, was ihm angenehme Empfindungen verurſacht, ſondern immer nur das, wovon ihr wißt, daß es ihm zuträglich ſey. In meiner Jugend kannte ich einen Knaben, der ein Jucken an ſeinem Schenkel empfand. Er kratzte ihn, und, da dieſes Kratzen ihm angenehme Empfindungen verurſachte: ſo trieb er es ſo lange an, bis der Schenkel ſich entzündete. Wäre er nicht zur rechten Zeit in die Hände eines guten Arztes gefallen: ſo hätte ihm der Schenkel müſſen abgenommen werden. Ich lernte einen Mann kennen, deſſen Ohren ſo zu Grunde gerichtet waren, daß er äußerſt ſchwer hörete. Wie ſind Sie, fragte ich ihn, zu dieſem Uebel gekommen? Meine jugendliche Unbeſonnenheit, antwortete er, hat meine Ohren faſt ganz unbrauchbar gemacht. Da ich ein Knabe war, bemerkte ich einen Kitzel, wann ich mir, vermittelſt eines Ohrlöffels, die Ohren reinigte. Deßwegen that ich es ſehr oft, und je öfter ich es that, deſto ſtärker wurde der Reiz, dadurch wurden die Ohren verletzt, ſie fingen an zu ſchwären, und die Folge davon iſt, daß ich jetzt ſehr ſchwer höre, und nur ein halber Mann bin, indem ich an der menſchlichen Geſellſchaft ſehr wenig Theil nehmen kann.

Vier und zwanzigſter Abſchnitt.

Bey dem Anfange der nächſten Lehrſtunde, richtete Herr Gottſchalk ſeine Rede vorzüglich an Heinrich, und ſagte: du wünſcheſt alſo, wie es ſcheint, von mir eine Uhr zu er-

erhalten. Geſetzt ſie wäre ſo eingerichtet, daß ſie nur die Stunden zeigte, könnte aber durch gute Abwartung ſo weit gebracht werden, daß ſie erſt Minuten, dann die Monathstage, endlich ſogar, durch den Schlag eines Glöckchens, die Zeit anzeigte, was müßteſt du denn da mit der Uhr thun, wenn du dich für dieſelbe gegen mich dankbar beweiſen wollteſt?

H. Iſt es denn möglich, daß man durch gute Abwartung eine Uhr ſo weit bringen kann?

G. Dieß will ich nun eben nicht ſagen. Geſetzt aber es wäre möglich, was müßteſt du denn da thun?

H. Da müßte ich ſie recht gut abwarten, damit ſie immer vollkommner würde.

G. Dieß wäre allerdings deine Schuldigkeit. Bey einer Uhr wird dieß nun wohl nicht leicht möglich ſeyn. Wenn der Meiſter ſie einmahl ſo eingerichtet hat, daß ſie nur die Stunden anzeigen ſoll: ſo wird ſie, auch bey der beſten Abwartung, nie ſo weit kommen, daß ſie auch die Minuten und Mo-

Monathstage anzeigte, oder gar zu einem Schlagwerk würde. Ganz anders iſt es aber mit dem menſchlichen Leibe. Dieſer iſt ſo vortrefflich eingerichtet, daß man ihn, durch vernünftige Behandlung, unglaublich weit bringen und ihm immer mehr Vollkommenheit verſchaffen kann. Wie viel hat nicht ſchon der Leib eines jeden von euch gewonnen! In den erſten Monathen ſeines Lebens vermochte er noch nicht, ſich von einer Stelle zur andern zu bewegen. Man mußte ihn forttragen, wie eine Pflanze, die in einem Blumenaſche ſteht. Als er mehr Kräfte bekam, fing er an zu kriechen, in der Folge richtete er ſich auf und lernte gehen. Hernach lernte er ſogar laufen und ſpringen. Vermuthlich habt ihr in den letztern Jahren gelernt noch mehr mit euern Leibern zu verrichten.

Jul. O ja, ich kann ſchreiben, ſtricken, nähen.

H. Ich kann auf dem Clavier ſpielen.

St. Körbe können wir auch flechten; und ſchwimmen.

G. Da ſehet ihr ja alſo, daß der Leib, wenn man ihn gut zu behandeln weiß, immer vollkommner gemacht werden kann. Was müſſen wir alſo wohl mit dem Leibe thun, wenn wir uns gegen Gott dafür dankbar beweiſen wollen? was meynſt du Heinrich?

H. Wir müſſen ihn immer vollkommner zu machen ſuchen.

G. Allerdings. Dadurch beweiſen wir am beſten, daß wir dieſes vortreffliche Geſchenk Gottes hochſchätzen. Ueberhaupt wiſſen wir, daß wir unſern Dank gegen Gott nicht beſſer, als dadurch beweiſen können, daß wir ſeinen Willen thun; wenn wir aber Gottes Willen thun wollen: ſo haben wir dazu immer den Körper nöthig; wenn dieſer nun ſchwach und ungeſchickt iſt: ſo werden wir in gar vielen Fällen das nicht thun können, was wir als Gottes Willen erkannt haben.

Wollt ihr nun wiſſen, was für Vollkommenheiten ihr, nach Gottes Willen, eurem Leibe geben ſollt, was müßt ihr denn thun?

J. Nachdenken.

G. Ganz recht. Ihr dürft weder vom alten Gottſchalk, noch von ſonſt jemanden euch alles ſagen laſſen, was ihr mit dem Leibe zu thun habt; denn dieſe ſind nicht immer bey euch, ihr habt ja ſelbſt Vernunft — braucht ſie nur, ſo wird ſie euch immer ſagen was ihr zu thun habt.

Unterdeſſen will ich euch doch eine kleine Anleitung geben, wie man über den Leib und ſeine Beſtimmung nachdenken kann.

Der Fiſch iſt beſtimmt im Waſſer zu leben, und der Menſch?

St. Auf der Erde.

G. Allerdings. Weil er aber Füße hat, mit denen er ſich bewegen kann: ſo iſt er wohl nicht dazu beſtimmt, daß er, wie eine Auſter, immer auf Einem Platze bleiben ſoll, ſondern er ſoll ſich von einem Orte, zum andern bewegen. Er muß ſich alſo oft in freyer Luft aufhalten. In dieſer freyen Luft gehen nun beſtändig Veränderungen vor, bald regnet, bald ſchneyet, bald friert, bald thauet es; bald brennt die Sonne, bald ſtürmt ein rauher Wind. Dieß können nun nicht alle Leute vertragen. Sobald ſie ſich einer rauhen Witterung ausſetzen, werden ſie krank. Dieſe ſind übel dran: weil ſie ſehr oft, wegen Schwächlichkeiten des Leibes, unvermögend ſind, Gottes Willen zu thun. Einem andern hingegen ſchadet keine Witterung. Wenn er es für ſeine Schuldigkeit hält, eine Reiſe zu machen, ſo macht er ſie ohne ſich an die Witterung zu kehren.

St. O das kann mein Vater recht gut; der reiſt, es mag frieren oder regnen, oder ſtürmen. Ihm ſchadet nichts.

G. Da iſt dein Vater viel werth. Wie hat er das angefangen, daß ſein Leib ſo ſtark wurde?

St. Er hat ſich von Kindheit an abgehärtet.

G. Wünſcheſt du nun, daß dein Leib auch ſo ſtark werden möge, wie der Leib deines Vaters?

St. Ey das verſteht ſich.

G. Was mußt du nun alſo thun?

St. Ich muß ihn abhärten.

G. Dieß iſt alſo Gottes Wille. Weil dir deine Vernunft ſagt, daß du dieß thun mußt: ſo kannſt du ſicher glauben, daß dieß Gottes Wille ſey. Ihr müßt alſo, um euern Leib abzuhärten, oder, welches einerley iſt, ihn zu ſtärken, euch täglich einige Zeit in freyer Luft bewegen, und euch durch unfreundliche, unangenehme Witterung nicht davon abhalten laſſen; ihr müßt eure Aeltern darum bitten, daß ſie euch erlauben, bisweilen Fußreiſen zu machen, ihr müßt euch gewöhnen auf Stroh unter einer leichten Bedeckung zu ſchlafen.

Hier erzählten die Kinder mit vielem Vergnügen, daß ſie dieß alles ſchon gethan hätten. Ich weiß es, antwortete Herr Gottſchalk, nur dürft ihr nicht glauben, als wenn das, was ihr gethan habt, ſchon hinlänglich wäre — Nein ihr müßt dieſe Uebung, ſo lange ihr lebt, fortſetzen, ſonſt, wenn ihr anfangen wolltet, euch der freyen Luft zu entziehen, ſo würdet ihr bald wieder ſchwächlich werden. Wenn du, Heinrich! z. E. eine Pflanze hätteſt, die einige Wochen im Freyen geſtanden hätte, und du wollteſt ſie nun wieder einige Wochen in die Stube ſetzen, was würde daraus werden, wenn du ſie wieder an die Luft brächteſt?

H. Sie würde verwelken.

G. Dieß würde gewiß geſchehen. So iſt es gerade auch mit dem menſchlichen Leibe; wenn dieſer auch iſt abgehärtet worden, und man ſetzt dieſe Stärkung nicht fort, entzieht ihn eine Zeit lang der ſtärkenden Luft: ſo wird er bald ſchwächlich, weichlich und kann eine unfreundliche Witterung nicht mehr vertragen.

Sehet, lieben Kinder! auf dieſe Art lehrte mich Herr Federweiß, in meiner Jugend, meinen Leib ſtärken, und dieſer Stärkung habe ich es zu danken, daß ich die Beſchwerlichkeiten der Seereiſe und die drückenden Unannehmlichkeiten der Sklaverey, die manchem weichlich erzogenen, jungen Manne das Leben koſteten, aushalten konnte, und daß ich in der folgenden Zeit niemahls durch Schwächlichkeit in meinen Geſchäften gehindert wurde.

Fünf und zwanzigſter Abſchnitt.

Meine Rückreiſe ging glücklich von ſtatten, und ich war ſehr vergnügt, wann ich das Meer betrachtete, und über das viele Gute nachdachte, das der Weltregierer den Bewohnern der Erde dadurch zufließen läßt. Hier, dachte ich, kommen alle Bäche, Flüſſe und Ströme der Erde zuſammen, und das iſt ſehr gut. Denn wenn keine ſo große Tiefe wäre, in die ſich die fließenden Gewäſſer ſtürzen könnten: ſo würden ſie ſtille ſtehen müſſen, und die Erde würde mit Sümpfen und Moräſten bedeckt ſeyn, die ſie zum Anbaue unfähig, und für die Menſchen zu einem ungeſunden Aufenthalte, machen würden. Und wie viele tauſend Millionen Geſchöpfe, die auf der Erde nicht leben können, finden da ihren Aufenthalt, in dem ſie leben, ſich nähren, und ihres Daſeyns ſich freuen. Sonſt unterbrach freylich das Meer die Verbindung der Menſchen unter einander; aber, ſeitdem ſie die Schifffahrt erfunden haben, bedienen ſie ſich des Meeres zu einem Mittel, die Verbindung mit den entfernteſten Völkern zu unterhalten, da man, wie bekannt, auf dem Meere weit ſchneller, als zu Lande, reiſen kann.

Die übrige Geſellſchaft wurde nach und nach verdrießlich und klagte über lange Weile; aber die Betrachtung der Werke Gottes heiterte mich immer auf.

Ich wollte, lieben Freunde! daß ihr dieß fein merktet. Ihr werdet künftig oft mit mir in ähnliche Lagen kommen, da ihr nicht wißt, was ihr vornehmen ſollt, da ihr gar keine, oder wenigſtens keine Geſellſchaft habt, die euch angenehm iſt: Gott und ſeine Werke findet ihr aber allenthalben. Betrachtet ſie recht, und ſehet wie Gott alles, alles, höchſt weiſe und gut eingerichtet hat, ſo werdet ihr euch dadurch manche ſelige Stunde verſchaffen.

Nur bisweilen wurde ich traurig, wann ich bedachte, wohin meine Reiſe mich führe.

re. Nach Dännemark — wo ich keinen Bekannten hatte, an den ich mich wenden konnte; wo für mich gar keine Ausſichten zur Anſtellung in einem Amte waren; und ich wollte ſo gern nach Barcellona, wo ich bey einem Anverwandten, Arbeit und Brot zu erwarten hatte. So führt uns aber Gott gewöhnlich. Wenn wir nach Barcellona wollen, bringt er uns nach Copenhagen, verſetzt uns in ganz andere Lagen, als wir wünſchen. Darüber werden die Menſchen gewöhnlich unwillig, murren und klagen. Wenn ihr künftig unzufriedene Menſchen findet, ſo erkundigt euch nur, warum ſie ſo unzufrieden ſind, ihr werdet faſt immer finden, daß ihre Unzufriedenheit daher rühre, weil es nicht ſo geht, wie ſie wünſchen.

Dank ſey meinem Glauben an Gott und ſeine Regierung! bey mir durfte eine ſolche Unzufriedenheit, ſeitdem ich Gott näher hatte kennen lernen, nie aufkommen.

Als ich einmahl eine Anwandlung davon verſpürte, wendete ich mich mit Gebeth an

Gott. O du weiſer Weltregierer! dachte ich, du machſt alles ſo weiſe und gut und, wenn ich die Welt regieren ſollte — wie verkehrt würde dann alles gehen! Darum will ich auch nie erwarten, daß alles nach meinem Sinne gehe, ſondern will mich beruhigen, wenn deine Fügungen auch oft nicht mit meinen Wünſchen übereinſtimmen ſollten, und zu dir das Vertrauen haben, daß du dabey weiſe und gute Abſichten habeſt.

Bey ſolchen Betrachtungen verſchwand meine Traurigkeit, und ich freuete mich darüber, daß ich von Barcellona weg, nach Copenhagen geführt wurde: weil ich überzeugt war, Gott führe mich, zu meinem Beſten, dahin.

Wir langten glücklich in Copenhagen an, und ich ſtieg aus, ohne in dem erſten Augenblicke zu wiſſen, wohin ich mich wenden ſollte. Ich erfuhr es aber gleich. Ein Bedienter kam auf uns los, und fragte: kommen Sie von Algier?

Da wir es bejaheten, fragte er weiter: iſt nicht einer unter ihnen, der Heinrich Gottſchalk heißt?

Hier iſt er, ſagte ich.

So kommen Sie geſchwind mit mir, fuhr er fort. Einer Ihrer Freunde wünſcht Sie zu ſprechen. Wo ſind ihre Effecten?

Meine Effecten, ſagte ich, habe ich hier unter dem Arme.

Er riß ſie mit freundlichem Ungeſtüm weg, trug ſie fort und ich folgte ihm.

Als ich an das Wirthshaus kam, nach welchem er mich geführt hatte, öffnete er die Thür eines Zimmers und ſagte: belieben Sie herein zu gehen. Ich ging hinein und fand das Zimmer leer. Bald aber kam herein getreten — wißt ihr wohl Wer?

J. Gewiß Herr Federweiß.

G. Der war es nicht, ſondern der Herr — von Tſchrink.

J. O!

G. Er fiel mir um den Hals, weinte und ſagte: wie freue ich mich, daß ich Sie, mein guter Gottſchalk! wieder habe. Ich ha-

habe Ihnen Unrecht gethan — vergeben Sie mir! Der Schurke iſt entdeckt, der den falſchen Wechſel gemacht hatte.

G. Gott ſey gelobt! ſagte ich, der meine Unſchuld an den Tag gebracht hat. Nun kann ich mit Freudigkeit in mein Vaterland zurückkehren. Wer iſt aber der Wohlthäter, der mich aus der Sclaverey erlöſet hat? Gewiß Sie, gnädiger Herr!

v. T. Kein Wort hiervon! Geſetzt ich hätte Sie auch losgekauft: ſo habe ich weiter nichts gethan, als was meine Schuldigkeit war. Ich bin ja der Urheber ihres Unglücks. Durch meinen unzeitigen Argwohn habe ich Sie gekränkt, um ihre Ehre gebracht, Sie genöthigt zur See zu gehen, wo Sie in Sclaverey geriethen. Wüßten Sie lieber Mann, wie viel ich Ihretwegen gelitten habe! Sobald Ihre Unſchuld entdeckt war, hatte ich keine frohe Stunde mehr. Ich gab mir viele Mühe, den Ort Ihres Aufenthalts auszukundſchaften; aber nicht eher gelang es mir, bis Sie ſelbſt an Ihren Freund Federweiß ſchrieben. Und nun, lieber Gottſchalk! können Sie mir vergeben?

G. Ich habe Ihnen längſt vergeben, gnädiger Herr! weil ich wußte, daß Sie bloß aus Irrthum mir Unrecht gethan hatten, und ich den ganzen Vorfall als eine gütige Schickung Gottes anſah.

v. T. Können Sie ſich entſchließen, Ihre vorige Stelle wieder bey mir anzutreten?

G. Mit vielem Vergnügen.

v. T. Die Hand drauf, lieber Mann! Sie ſollen nun ſehen, daß ich mir alle Mühe geben will, das Unrecht, das ich Ihnen zufügte, wieder gut zu machen.

Herr von Tſchrink wurde nun täglich von verſchiedenen Vornehmen zu Tiſche eingeladen, und gebethen ſeinen Algierer mit zu bringen: denn jedermann war neugierig, mich zu ſehen, und von meinem Schickſale erzählen zu hören. Da wurde nun immer geſchmaußt. Ich genoß da viel gewürzte Speiſen, Backwerk, fremde Weine u. d. g. welches mir freylich wohl behagte. Als ich aber am dritten Tage aufſtand, und mich mit meinen Gedanken zu Gott erheben wollte, um ihm zu danken, für die neuen Beweiſe ſeiner Liebe, die er mir gegeben hatte, merkte ich, daß es nicht ganz richtig mit mir war. Der Kopf war mir ſchwer, es koſtete mir viele Mühe, etwas zuſammenhängendes zu denken, alle meine Glieder ſchienen mir ungewöhnlich ſchwer, und ich war ſo träge, daß ich auf einen Lehnſtuhl fiel, und wohl eine halbe Stunde vor mich hin ſah, ohne etwas Vernünftiges denken zu können. Gottſchalk! Gottſchalk! ſagte ich zu mir ſelbſt — das Ding geht nicht gut, du gibſt deinem Leibe zu viel Nahrung. Du genießeſt nicht mehr die einfachen Nahrungsmittel, an die du von Jugend auf gewöhnet wurdeſt, ſondern künſtlich zuſammengeſetzte, ſtark gewürzte Speiſen, hitzige Weine. Dabey befindeſt du dich nicht wohl, kannſt nicht recht nachdenken — wirſt träge. Wahrhaftig, wenn du ſo fortlebſt, kannſt du Gottes Willen nicht thun. So kann, ſo darf es nicht fortgehen.

Herr von Tſchrink trat herein, und ſagte, daß wir auf heute wieder zu Tiſche geladen wären.

Die Antwort war gleich fertig. Gnädiger Herr! ſagte ich, ich muß um Verzeihung bitten, daß ich dieß Mahl die Einladung nicht annehmen kann: weil ich mich nicht recht wohl befinde.

Er nahm meine Entſchuldigung an, und bald darauf brachte mir ein Bedienter mein Frühſtück. Ich frühſtücke heute nicht, ſagte ich zu ihm, und ließ ihn das Frühſtück wieder zurück nehmen.

Da die Tiſchzeit kam, machte ich einen etwas ſtarken Spaziergang, von dem ich nicht eher wieder zurückkehrte, bis der Abend einbrach. Da empfand ich aber einen ſtarken Hunger, und eilte um nach dem Wirthshauſe zu kommen, und daſelbſt meine Abendmahlzeit zu genießen.

Sie war ſehr einfach, aber — wie erquickend ſie war — wie herrlich ſie ſchmeckte — davon habt ihr Kinder gar keine Vorſtellung. So gut hatte es mir in Copenhagen, an den reich beſetzten Tafeln, noch nie geſchmeckt. Dabey war mir der Kopf wieder leicht, mein alter Frohſinn fand ſich wieder ein, und ich fühlte mich zur Arbeit aufgelegt.

Gewiß, dachte ich, iſt es Gottes Wille, daß du leckerhafte Speiſen nicht zu deiner gewöhnlichen Koſt machen, daß du vielmehr bisweilen faſten ſollſt: weil du bey jenen ſo mißmuthig, ſo abgeneigt wirſt, Gottes Willen zu thun, und bey dem Faſten hingegen ſo froh, ſo aufgelegt zur Arbeit wirſt. Ich nahm mir alſo feſt vor, von Zeit zu Zeit ein Mahl zu faſten, und habe es bis jetzt gehalten.

Ich rathe euch, Kinder, daß ihr dieß auch thut; auch dann, wann ihr aus der Aeltern Hauſe entfernt werdet, eure einfache Koſt beybehaltet, und bisweilen eine Mahlzeit ausſetzet.

Die gekünſtelten Nahrungsmittel haben für den Gaumen zu viel Reiz, der uns leicht verleitet, davon zu viel zu genießen, ſie ſind der Geſundheit nachtheilig, und der öftere

Genuß derſelben macht den Menſchen ungeſchickt ſeine Schuldigkeit zu thun.

Der menſchliche Leib kommt mir vor wie ein Pferd; wenn dieſes zu gut genähret wird, ſo gehorcht es dem Reiter nicht mehr, und wirft ihn oft ab.

Das Faſten hingegen, wenn es bisweilen geſchieht, erhält den Leib geſund, würzt unſere Speiſen, und macht uns zum Nachdenken und zur Arbeit aufgelegt. Es iſt alſo gewiß Gottes Wille, daß wir bisweilen faſten ſollen.

Bey dieſen Worten nickte Heinrich Julien zu; dieſe antwortete ihm wieder mit einem Kopfnicken, und Stephan zeigte auf ſeinen Magen, legte beyde Hände drauf, und verſicherte durch ſeine Geberden, daß er auch dabey ſey.

Sechs und zwanzigſter Abſchnitt.

Was die Kinder unter einander vorhatten, das offenbarte ſich bey der Mittagsmahlzeit. Ein jedes wendete ſeinen Teller um, und nahm von den Speiſen, die ihm angeboten wurden, nichts an.

Frau Ehrenfried bezeigte darüber, gegen ihren Vater, ihr Befremden. Dieſer antwortete aber: ſey du, liebe Tochter! um deine guten Kinder unbekümmert. Sie beweiſen, daß ſie meinen heutigen Vortrag verſtanden haben.

Nun, fragte Herr Gottſchalk, in der nächſten Lehrſtunde, wie iſt euch das geſtrige Faſten bekommen?

St. Herrlich!

J. Im Anfange wurde es mir freylich ſauer, aber hernach ging es immer beſſer.

St. Und die Abendmahlzeit — Herr Gottſchalk, Sie haben Recht, ſeitdem ich den Herrn Ehrenfried bin, hat mir noch keine Mahlzeit ſo gut geſchmeckt.

H. Und ich ſchlief ſo ruhig — ach lange war mir der Schlaf nicht ſo ſüß — da ich aufwachte, fühlte ich mich ſo leicht — ich arbeitete mit Luſt, und in der lateiniſchen Lehrſtunde, die uns Herr Tillmann gab, verſtand ich alles weit beſſer, als ſonſt.

G. Gewiß iſt es Gottes Wille, daß wir bisweilen faſten ſollen.

Von der Abendmahlzeit, die mir in Copenhagen ſo gut ſchmeckte, muß ich euch doch noch etwas erzählen.

Da ich ſie verzehrte, traten zwey Deutſche in die Stube, die, ſobald ſie erfuhren, daß ich in Algier Sclave geweſen war, ſich zu mir ſetzten und mit mir in ein Geſpräch einließen. Der eine hatte eine ſehr kreiſchende, unangenehme Stimme, und eine ſehr undeutliche Ausſprache, ſo daß ich Mühe hatte ihn zu verſtehen, und mehrere Mahle, wann er etwas geſagt hatte, fragen mußte: wie meynen Sie?

Der andere hingegen ſprach ſehr deutlich, und man hörete ihn mit Vergnügen. Dadurch zog er mich an ſich; ich hörete mehr auf dieſen als auf jenen, und kehrete ihm endlich, ohne es ſelbſt zu bemerken, den Rücken zu. Dieß ſchien ihn zu verdrießen, er ſtand auf und ging zu der Geſellſchaft, welche ſich nach und nach eingefunden hatte; aber auch hier fand er wenig Gehör, und einer nach dem andern von der Geſellſchaft, wendete ſich zu einem jungen Manne, der ſeine Meynung über die, in den Zeitungen gemeldeten, neueſten Vorfälle ſagte.

Der Mann dauerte mich. Da ich in mein Schlafzimmer kam, überlegte ich, woher es doch wohl kommen möchte, daß man ihm, ſo wenig Gehör gab? und ich konnte davon keinen andern Grund als dieſen finden: weil er eine ſo ſchlechte Ausſprache hatte, und es ſo unangenehm war ihm zuzuhören. Dieſer Mann, dachte ich, wird wenig in der Welt ausrichten; bey allem, was er vornimmt, wird ſeine ſchlechte Ausſprache ihm hinderlich ſeyn. Geſetzt er ſollte Kinder unterrichten: ſo würden dieſe ihn nicht gern hören, auf ſeinen Unterricht nicht merken, ſeine Ermahnungen würden wenig Eindruck machen, und am Ende würden die jungen Leute ſeine ſchlechte Ausſprache auch annehmen. Geſetzt er wollte unter ein Paar Perſonen, die ſich veruneinigt hätten, Frieden ſtiften: ſo würden ſie ihn nicht anhören.

Und woher kam dieſe ſchlechte Ausſprache? ohne Zweifel daher: weil er in der Jugend ſich nicht die gehörige Mühe gegeben hatte, ſeine Sprachwerkzeuge zu üben, und recht deutlich zu leſen und zu ſprechen.

Ach, wer ſeine Sprachwerkzeuge recht zu gebrauchen weiß, der kann unglaublich viel ausrichten. Wann er in Geſellſchaft iſt, und fängt an zu ſprechen: ſo hört man ihm zu, und die Geſellſchaft wird durch ihn unterhalten. Befiehlt er etwas: ſo machen ein Paar Worte mehr Eindruck, als eine ganze Rede, die undeutlich ausgegeſprochen wird; bittet er um etwas, ſo iſt es nicht leicht, es ihm abzuſchlagen. Ich habe einen Arzt gekannt, der vorzüglich deutlich ſprach und deßwegen ein halber Wunderthäter war. Wann er in ein Krankenzimmer trat, wo alles betrübt und kleinmüthig war, und er fing an zu reden: ſo faßte alles Muth, und der Kranke fühlte ſich ſchon halb wieder geſund, ehe er noch von ſeinen Arzneyen genommen hatte.

Da nun Gott die Sprachwerkzeuge nicht zum Zierath, ſondern deßwegen gegeben hat, daß wir damit viel wirken ſollen, was iſt wohl ſein Wille?

St. Daß wir ſie üben und damit recht deutlich ſprechen ſollen.

G. Merkt es wohl, lieben Kinder, und hütet euch ja, daß ihr nicht eine fehlerhafte Ausſprache annehmt. Gebt euch Mühe, bey dem Leſen und Reden, alle Buchſtaben recht deutlich auszuſprechen, damit ihr hernach deſto geſchickter ſeyd, den Willen eures himmliſchen Vaters zu vollbringen.

gen. Dieſem himmliſchen Vater empfahl ich mich, als ich mich zur Ruhe legte, und ſchlief ſanfter und ruhiger, als jemahls, ſeit dem ich in Copenhagen war. Und da ich erwachte — da war ich ſo heiter, ſo aufgelegt zur Arbeit, daß ich noch mehr überzeugt wurde, es ſey nöthig von Zeit zu Zeit einmahl zu faſten.

Da ich keine beſtimmten Geſchäfte hatte: ſo ging ich zum Herrn von Tſchrink, und fragte, ob er keine Geſchäfte für mich habe?

Geſchäfte genug, war ſeine Antwort; hier liegt ein ganzer Stoß Briefe, die beantwortet werden müſſen. Ich habe mit ein Paar Worten unter jeden die Antwort geſchrieben, thun Sie ſo wohl, und fertigen ſie aus.

Er legte mir hierauf die Briefe, einen nach dem andern, vor, und kam am Ende an einen, der noch nicht erbrochen war, und den er mit Unwillen zurück warf.

J. Wollen Sie dieſen nicht erbrechen?

v. T. Nein.

J. Aber wenn er etwas von Wichtigkeit enthielte?

v. T. So mag ich ihn doch nicht leſen. Er iſt vom Kaufmann Weber, und mit dieſem will ich gar nichts mehr zu thun haben. Wer mit mir Briefe wechſeln will, der muß ſchreiben können, dieß kann dieſer Menſch aber nicht. Wenn ich ſeinen Brief öffne: ſo ſieht er aus, als wenn ihn mein Truthahn gekratzet hätte. Ich bringe gewöhnlich eine Stunde damit zu, um zu enträthſeln, was er eigentlich von mir will. Wozu habe ich denn dieß nöthig? Meine Stunden ſind mir zu koſtbar, als daß ich ſie mit ſolchen Briefen verderben ſollte. Nehmen Sie ihn mit, und ſehen zu, ob Sie ihn leſen können. Wenn Sie mich aber von dem Briefwechſel mit ihm, auf eine gute Art, befreyen könnten, ſo erzeigten ſie mir eine wahre Gefälligkeit.

Ich nahm den Brief mit mir, erbrach ihn, und brachte mit vieler Mühe heraus, daß der Verfaſſer eine Lieferung von Weizen und Rübſamen für einen ſehr guten Preis verlangte.

Ich ſagte dieß meinem Herrn wieder, allein er antwortete: ich will mit dieſem Manne keine Geſchäfte machen. Es iſt wahr, die Bedingungen, die er mir anbietet, ſind vortheilhaft, aber ſeine elenden Briefe verurſachen mir unangenehme Stunden. Schreiben Sie ihm, daß die Umſtände nicht erlaubten, mich mit ihm in Handelsverkehr einzulaſſen.

Wer gute Briefe ſchreiben kann, lieben Kinder, der kann damit weit und breit wirken; wie ihr dieß an meinem Herrn Schwiegerſohne ſehen könnt; wer aber ſchlecht ſchreibt, der erregt gegen ſich Unwillen, man ſcheuet die Verbindung mit ihm, und er kann weit weniger ausrichten, als wenn er eine gute Hand hätte ſchreiben lernen.

Was iſt alſo wohl Gottes Wille, in Anſehung unſerer Hände?

J. Daß wir damit ſollen gut ſchreiben lernen.

Ueberhaupt, wenn ich meine Hände anſehe, und bedenke, wie vielerley Bewegungen ich damit vornehmen, was ich alles damit wirken kann: ſo werde ich immer mehr überzeugt, daß ſie mir Gott nicht deßwegen gegeben habe, daß ich ſie müßig in den Schooß lege, ſondern daß es Gottes Wille ſey, ſie auf allerley Art zu üben, und recht vielerley Geſchicklichkeiten ihnen zu verſchaffen: denn warum hätte er ſie ſo künſtlich gebauet? O wie wichtig war es mir, in Algier, daß ich meine Hände brauchen gelernt hatte! wie ſehr wurde mir meine Sclaverey dadurch erleichtert, daß ich den Garten bearbeiten konnte! und was für Freude machte ich dem kleinen Jsmael durch den Drachen, und andere Spielereien, die ich für ihn verfertigte!

Gehet hin, lieben Kinder, und befolget was ich euch geſagt habe; fahret fort, eure Hände an mancherley Handarbeiten zu üben, damit ihr immer mehr Geſchicklichkeit in dieſelben bekommt, und im Stande ſeyd, die göttlichen Aufträge, die ihr einſt bekommen werdet, durch dieſelben zu vollziehen.

Sieben und zwanzigſter Abſchnitt.

Herr von Tſchrink meldete mir, daß er nebſt mir zu einer Mahlzeit eingeladen ſey. Ich bath ihn aber, mir zu erlauben, daß ich zu Hauſe bliebe, um die Briefe, die er mir gegeben hatte, ausführlich beantworten zu können.

Er erlaubte es mir. Nachdem ich einen Theil derſelben beantwortet, und eine mäßige Mahlzeit genoſſen hatte; ging ich wieder aus, um mich eine oder ein Paar Stunden in freyer Luft zu bewegen. Da ich aber den Fuß vor die Thür geſetzt hatte, ſtieß mir ein Kaufmann, Nahmens Martin, auf, den ich vor ein Paar Tagen in einer Geſellſchaft hatte kennen lernen. Wohin denken Sie zu gehen, Herr Gottſchalk? fragte er.

G. Ich gehe nur aus, um mich ein wenig in freyer Luft zu bewegen.

M. Und ich komme, Sie zu beſuchen. Doch laſſen Sie ſich nicht abhalten! Wenn Sie mir erlauben, ſo nehme ich an Ihrem Spaziergange Theil. Was ich mit Ihnen abzuhandeln habe, kann im Freyen ſo gut, als auf der Stube, geſchehen. Ich habe Sie lieb gewonnen, Herr Gottſchalk! und nach dem, was mir der Herr von Tſchrink von Ihnen geſagt hat, ein unumſchränktes Vertrauen zu Ihnen gefaßt.

G. Ich wünſche, daß ich es verdienen möge.

M. Wir wollen nun gleich zur Sache kommen. Ich glaube im Stande zu ſeyn, Ihr Glück auf Ihre ganze Lebenszeit zu machen.

G. Wie ſo?

M. Ich habe eine Zucker- und Kaffeepflanzung in Weſtindien, die beträchtlich iſt. Vor einigen Tagen erhalte ich einen Brief, in dem mir gemeldet wird, daß mein bisheriger Aufſeher über dieſelbe mit

Tode abgegangen ſey. Können Sie ſich entſchließen dieſe Stelle anzunehmen?

G. Ich glaube nicht, daß ich hierzu die nöthigen Kenntniſſe beſitze.

M. Ein Mann von Kopf kann ſich dieſelben leicht erwerben. Ueberdieß habe ich einen Freund in der Nähe meiner Pflanzung, an den ich Sie empfehlen, und der Ihnen gern jederzeit mit ſeinem Rathe dienen würde. Die Stelle iſt ſehr einträglich. Ich zahle Ihnen einen Jahrgehalt von 1500 Thalern; dabey haben Sie die Freyheit, ſelbſt Handlung zu treiben, und können ſich, auf dieſem Wege, in kurzer Zeit ein anſehnliches Vermögen erwerben. Mein bisheriger Aufſeher, der doch nicht der ordentlichſte Wirth war, hinterläßt ein Vermögen von 30000 Thaler. Bey einer ordentlichen Lebensart würde es Ihnen leicht ſeyn, eine Tonne Goldes zu erwerben. Mein Vermögen, das nicht unbeträchtlich iſt, erwarb ich auch in Weſtindien. Was ſagen Sie dazu? ſind Sie geneigt dieſe Stelle anzunehmen?

G. Dieß iſt ein ſehr wichtiger Schritt, den ich ohne reifliche Ueberlegung nicht thun darf. Erlauben Sie mir, daß ich darüber nachdenken darf: ſo will ich Ihnen morgen Antwort ſagen.

Hierauf ſchilderte er mir den Aufenthalt in Weſtindien ſo reizend, und nennte mir ſo viele Mittel, durch welche man dort in kurzer Zeit Reichthum erwerben könnte, daß ich davon ganz bezaubert wurde.

Ich ſchied von ihm, mit dem Verſprechen, daß ich ihm den folgenden Tag eine beſtimmte Antwort geben wollte. Als ich nach Hauſe kam, war ich ſo unruhig, als ich lange nicht geweſen war. Was ſollſt du thun? dachte ich bey mir ſelbſt. So viel Geld zu gewinnen — in kurzer Zeit — das iſt keine Kleinigkeit. Damit kannſt du eine Haushaltung anfangen, viele Menſchen unterſtützen, und aus ihren kummervollen Lagen heraus reiſſen. Auf der andern Seite iſt alles ungewiß — die Gefahren zur See ſind ſo groß und mannigfaltig, die

Luft und Lebensart in Weſtindien iſt der Geſundheit der Europäer höchſt nachtheilig.

So wankte ich hin und her, bald wollte ich reiſen, bald im Vaterlande bleiben, und konnte immer zu keinem feſten Entſchluſſe kommen. Was mußte ich nun wohl thun?

H. Du mußteſt nachdenken.

G. Und was mußte ich durch Nachdenken zu erfahren ſuchen?

H. Was Gottes Wille ſey.

G. Ganz recht. Aber ſehet, lieben Kinder, wenn man nachdenken, und durch Nachdenken Gottes Willen erfahren will: ſo muß die Seele recht ruhig ſeyn; keine heftige Begierde darf ſie beherrſchen. Sonſt iſt die Vernunft nicht im Stande frey nachzudenken, und man iſt in Gefahr dem Triebe der Begierde zu folgen. In dieſem ruhigen Zuſtande befand ſich meine Seele nun nicht. Die Begierde nach der Tonne Goldes war ſo ſtark, daß ich zu keiner ruhigen Ueberlegung kommen konnte.

Ich ging alſo unentſchloſſen zu Bette, empfahl meine Seele und ihr Wohl meinem unſichtbaren Vater, und hoffte, daß ich bey meinem Erwachen ruhiger ſeyn würde.

Wirklich war ich es. Ich dachte ſogleich an Gott, der die menſchlichen Schickſale lenkt und uns immer zu erkennen gibt, was wir thun und laſſen ſollen. Dein Wille, dachte ich, mein Gott, geſchehe! Aber was iſt, dachte ich weiter, nun Gottes Wille? Willſt du den erfahren: ſo darfſt du gar nicht auf den Gewinn ſehen, den du erlangen kannſt, auch nicht auf die Gefahren, denen du dich unterziehen mußt, ſondern — auf das, was du zu thun ſchuldig biſt.

Was biſt du nun zu thun ſchuldig? Sobald ich mir dieſe Frage vorlegte, wurde es ſogleich helle in meiner Seele. Herr Martin, dachte ich, mag ein guter ehrlicher Mann ſeyn, aber du biſt ihm weiter keine Verbindlichkeit ſchuldig. Herr von Tſchrink hingegen hat dich, als einen Verlaſſenen, in ſeinen Dienſt genommen, hat dich verſorgt, und dir Gelegenheit geſchafft, viel zu erlernen; er kaufte dich los, aus der Sklaverey, und du versprachſt ihm, wieder in ſeine Dienſte zu treten. Gingſt du nun nach Weſtindien: ſo könnteſt du dich gegen ihn nicht dankbar beweiſen. Der Entſchluß iſt gefaßt — Heinrich Gottſchalk geht nicht nach Weſtindien, und wenn er da ſelbſt eine Million erwerben könnte. Es gehe mir nun wie es wolle — ich werde mich darüber nicht grämen, denn ich weiß, daß ich Gottes Willen gethan habe.

Ich habe euch dieß alles ſo weitläuftig erzählet, um euch, lieben Kinder! zu zeigen, wie man es anfangen müſſe, wenn man Gottes Willen erfahren will. Wenn ihr aufmerkſam geweſen ſeyd, werdet ihr mich hoffentlich verſtanden haben.

Mit leichtem Herzen trat ich nun ans Fenſter, überſah das Gewühl von Menſchen das ſich auf der Straße herumtrieb, und wünſchte: o möchtet ihr doch alle, alle, die ihr, mit mancherley Entſchlüſſen und Vorſätzen, da herum wandelt, euers Vaters Willen zu erfahren ſuchen, und ihn als gute

Kinder befolgen: ſo würdet ihr alle ſo ruhig werden, wie ich es bin.

Der Eintritt des Herrn von Tſchrink in mein Zimmer hinderte mich, dieſe Betrachtung fortzuſetzen.

Machen Sie Anſtalt, lieber Gottſchalk! ſagte er, zur Abreiſe. Morgen muß ſie vor ſich gehen. So lange ich in dieſer groſſen Stadt lebe, höret das Schmauſen nicht auf. Dieß iſt meiner Seele und meinem Leibe verderblich. Ich habe meinen Magen verderbt, mein ganzer Leib iſt träge, und meine Seele ſo unmuthig, daß ich mit Ihnen zanken möchte, wenn ich es nicht für unrecht hielt. Alſo packen ſie ein, daß wir morgen abreiſen, und zu unſerer einfachen Koſt zurückkehren können.

Ich befolgte ſeinen Auftrag ſogleich, ging aber doch erſt noch zu Herrrn Martin, und theilte ihm meinen gefaßten Entſchluß mit. Er erſtaunte darüber, und ſagte: junger Mann! bedenken Sie was Sie thun; ſtoßen Sie nicht ein Glück von ſich, das Ihnen vielleicht nie wieder angebothen wird.

G. Ich kenne kein Glück, als dieſes, Gottes Willen zu thun.

M. Darin mögen Sie wohl ganz Recht haben. Müſſen Sie es denn aber nicht als Gottes Willen anſehen, daß Sie nach Weſtindien gehen ſollen, da er Ihnen dort ſo ſchöne Ausſichten zeigt?

G. Gottes Wille iſt, daß ich auf dem Platze, auf dem er mich anſtellte, meine Schuldigkeit thun ſoll, und meine Schuldigkeit iſt, gegen meinen Wohlthäter, den Herrn von Tſchrink, der mich aus der Sklaverey befreyete, dankbar zu ſeyn, und ihm mein Wort, das ich ihm gab, zu halten.

M. Ein Mann, wie Sie, iſt mir noch nicht vorgekommen. Gehen Sie, bleiben Sie bey Ihrem Glauben, und halten ſich verſichert, daß Sie meine ganze Hochachtung haben.

Den ganzen übrigen Tag brachte ich mit dem Einpacken der Papiere, Kleidungsſtücke und übrigen Sachen, meines Herrn zu, ſo daß wir mit dem Anbruche des folgenden Tages unſere Abreiſe antreten konnten.

Mit leichtem und frohem Herzen reiſte ich ab, weil ich wußte, daß ich Gottes Willen gethan hatte und mich unter ſeinem Schutze befand. Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich die ganze Reiſe beſchreiben wollte. Sie ging glücklich von Statten, und wir kamen auf des Herrn von Tſchrink Landgute an, ohne daß uns ein Unglück begegnet wäre.

Als ich die erſte Nacht daſelbſt ruhig geſchlafen hatte, überlegte ich des Morgens, wie gut es geweſen ſey, daß ich nicht meiner Geldbegierde, ſondern meiner Vernunft gefolgt hatte. Ach! dachte ich, die Vernunft, die Vernunft, iſt die Führerinn, die dir Gott gegeben hat; durch dieſe zeigt er dir ſeinen Willen, dieſer mußt du gehorchen. Denn Gottes Wille iſt es gewiß, daß du deine Vernunft bey allem, was du thuſt, brauchen, und darüber wachen ſollſt, daß ſie nicht durch heftige Begierden im Nachdenken geſtöhrt werde.

Ich fing ſogleich an, meine Vernunft zu gebrauchen, und überlegte, was ich nun auf dem Platze, auf den mich Gott geſtellt hatte, zu thun hätte. Da ſah ich gleich ein, ich müſſe gegen den Herrn von Tſchrink, meinen Wohlthäter, dankbar ſeyn, und meine Dankbarkeit dadurch beweiſen, daß ich die Geſchäfte, die er mir auftragen würde, recht gut und pünktlich ausrichtete.

Mit dem Vorſatze es zu thun, ging ich zu ihm und bath, daß er mir nun meine Geſchäfte anweiſen möchte.

Eben, ſagte er, wollte ich Sie rufen laſſen, um mich mit Ihnen über dieſe Sache zu beſprechen. Lieber Gottſchalk! ich habe mir vorgenommen, verſchiedene Reiſen zu thun, die es mir unmöglich machen; mich um meine Angelegenheiten ſelbſt zu bekümmern. Ich übergebe Ihnen alſo alles. Sie übernehmen die Aufſicht über das ſämmtliche Geſinde und alle Leute, die für mich arbeiten; halten ſie dazu an, daß ſie das Vieh gehörig abwarten, das Feld und die Gärten gut bearbeiten, alle Früchte zur rechten Zeit einernten; Sie nehmen meine Gelder in Verwahrung, treiben die Zinſen, die ich von meinen Gütern und Capitalien einzunehmen habe, ein; verkaufen den Ueberfluß der eingeernteten Früchte, führen über alles genaue Rechnung, und legen mir dieſelbe am Ende eines jeden Jahres ab.

G. Das iſt viel, gnädiger Herr! Ich will gern alles thun, was ſie mir befehlen, wenn nur meine Kräfte dazu hinreichen.

v. T. Sie werden gewiß dazu hinreichen. Sie müſſen nur bedenken, daß die Kräfte, während der Arbeit, wachſen. Je ordentlicher und pünktlicher man ſeine Geſchäfte beſorgt, deſto mehr lernt man dabey, deſto mehr Einſichten und Geſchicklichkeiten erwirbt man ſich. Der Gehalt, den ich Ihnen geben kann, iſt zwar nicht ſehr groß; bey freyer Wohnung, Koſt, Licht und Heitzung, gebe ich Ihnen noch jährlich 400 Thaler; wenn Sie aber ihre Geſchäfte immer recht gut beſorgen: ſo werden Sie ſich ſelbſt einen Schatz erwerben, der Ihnen für keine Tonne-Goldes feil iſt; Sie werden immer verſtändiger, geſchickter und tüchtiger werden, und einmahl viel in der Welt wirken können.

Ich verneigte mich, und verſprach, mein Möglichſtes zu thun, um ihm durch meinen Dienſt meine Dankbarkeit zu beweiſen.

Acht und zwanzigſter Abſchnitt.

Nachdem Herr von Tſchrink mich mit allen ſeinen Gütern und ſeinen Einkommen hinlänglich bekannt gemacht hatte; ließ er alle ſein Geſinde und Dienſtleute herbeyrufen, und hielt ſie an, mir durch einen Handſchlag zu verſprechen, daß ſie mir, wie ihm ſelbſt, gehorchen wollten. Dann nahm er von mir Abſchied und trat eine Reiſe in die Schweiz an.

Mit naſſen Augen ſah ich ihm nach, und war ſehr traurig. Ich ging auf mein Zimmer, wurde aber immer wehmüthiger, wann ich an die vielen Geſchäfte dachte, die nun durch mich ſollten beſorgt werden. Freylich hatte ich ſie mehrentheils ſchon beſorgt, da ich das erſte Mahl bey Herrn von Tſchrink war; damahls geſchah aber alles unter ſeinen Augen; und wenn ich nicht wußte, was ich thun ſollte, ließ ich mir von ihm Verhaltungsbefehle geben. Jetzt aber war es ganz anders; da hatte ich keinen Herrn von Tſchrink bey mir, den ich um Rath hätte fragen können. Es waren ja wohl noch ein Gerichtshalter und ein Schreiber da, die mir in vielen Stücken hätten rathen können; dieſe hatten mir es aber ſchon ziemlich deutlich merken laſſen, daß ſie auf mich neidiſch waren, weil ſie die Stelle, die ich bekommen hatte, lieber ſelbſt gehabt hätten; dieſe wünſchten, daß ich meine Geſchäfte ſchlecht ausrichten möchte, damit ſie mich ſtürzen könnten.

So ſaß ich wohl eine Stunde lang, grämte mich und that nichts. Der Oberknecht trat in die Stube und fragte, was heute die Pferde thun ſollten?

Ich ſah ihn an, und ſagte: laß ſie die Arbeit thun, die du für die nöthigſte hältſt. Mit dieſem Beſcheide ging er fort.

Nun kam der Gerichtshalter, und fragte, ob er den Bauer Claus nicht ſolle citiren laſſen, der über dem Holzdiebſtahle wäre ergriffen worden?

Wir wollen es, gab ich zur Antwort, bis zum nächſten Gerichtstage Anſtand haben laſſen.

Er ging ab, und lächelte ſpöttiſch.

Kaum war er abgetreten, ſo kam der Bote, der wöchentlich zwey Mahl nach der Stadt zu gehen pflegte, und fragte, ob die Briefe fertig wären, die ich ihm hätte mitgeben wollen?

Sie ſind nicht fertig, ſagte ich unwillig, fragt auf den Freytag wieder nach.

Ach, lieben Kinder! dieß war ein ſchrecklicher Vormittag für mich: nichts konnte ich thun, und was ich that, machte ich verkehrt.

Da nahm ich endlich meinen Stab, um das Freye zu ſuchen. Als ich über den Hof ging, fand ich, daß die Pferde noch alle in den Ställen waren. Ich rief den Oberknecht, und fragte, warum er die Pferde nicht beſchäftige?

Er lachte und ſagte, Sie haben mir ja nichts aufgetragen.

Ich ging fort, und eilte um von dem Hofe zu kommen, damit ich nicht noch mehr Unordnung bemerkte, und nicht durch noch mehrere Fragen beunruhigt würde.

Auf dem Felde ſah ich allenthalben Leute, die ſich mit dem Ackerbau beſchäftigten, und mir von allen Seiten freundlich zunickten; ich floh ſie aber, damit ſie nicht von mir Verhaltungsbefehle verlangen möchten, und ging mit ſtarken Schritten, nach dem Walde zu.

Hier ſetzte ich mich in einem Thale nieder, wo alles ſtille war, und ich nichts hörete, als das Rieſeln eines Bachs, der vor meinen Füßen dahin floß, und bisweilen das Schreyen eines Holzhehers.

Ich ſah dem Bache zu, der klar wie ein Kryſtall ſich über Kieſelſteine hinwälzte, und dachte einige Minuten — nichts.

Hernach fielen mir wieder traurige Gedanken ein. Da ſitzeſt du nun — dachte ich, verlaßner Gottſchalk! und haſt ſchlechterdings Niemanden, an den du dich halten, bey dem du guten Rath ſuchen könnteſt. Was will das werden? du wirſt unterliegen, und durch ſchlechte Verwaltung deiner Geſchäfte dir Schimpf und Schande zuziehen. Wie wäre es, wenn du ſogleich ein Pferd ſatteln ließeſt, deinem Herrn nachritteſt und ihn bäthſt, dir deine Geſchäfte wieder abzunehmen? Wirklich war ich ſchon halb und halb dazu entſchloſſen, als ich ein Geräuſch hinter mir hörete.

Ich wandte mich um und erblickte eine arme Frau mit einem Bündel dürren Holze, die mühſam den Berg herunter kam. Ich wollte ihr ausweichen, denn ich war ſo mißmuthig, daß ich gar keinen Menſchen ſehen, noch ſprechen mochte. Das Weib grüßete mich aber ſo freundlich, daß ich genöhtigt wurde freundlich zu danken.

Wo wollt ihr hin? fragte ich.

W. Immer nach Hauſe zu meinen Kindern. Ich habe etwas dürres Holz zuſammen geleſen, daß ich ihnen bisweilen eine Suppe dabey kochen kann. Ich denke ich will eine Woche damit reichen.

G. Es iſt euch wohl ziemlich ſauer geworden?

W. Ja wohl! ja wohl! Sonſt that es mein Mann, aber, da ihn der liebe Gott zu ſich genommen hat: ſo muß ich es halt ſelbſt thun. (Die Thränen floſſen ihr dabey über die Backen).

G. Alſo iſt euer Mann geſtorben?

W. Ja wohl! Himmelfahrt wird es ein Jahr, daß ſie ihn begruben. Ich dachte ich müßte in den Erdboden hineinkriechen, vor Jammer. Drey lebendige Kinder hinterließ er mir und kein Brot. Aber mein Schwager nahm ſich meiner an, und ſprach mir Troſt zu. Der liebe Gott, ſagte er, hat dir ja deine Kinder gegeben, und ihren Vater zu ſich genommen. Da muß er doch wohl wiſſen, daß du im Stande biſt ſie zu ernähren und zu erziehen. Höre nur auf dich zu grämen, denn es hilft dir zu nichts. Gehe hin an deine Arbeit, und überlege nur jeden Tag, was du als eine rechtſchaffene Mutter zu thun haſt: ſo wird gewiß alles gut gehen, und der liebe Gott wird dich nicht verlaſſen. Das habe ich nun gethan. Ich habe mich der traurigen Gedanken zu entſchlagen geſucht, habe die Arbeit friſch angegriffen, und wenn mannichmahl Noth eintrat: habe ich den Kopf angeſtrengt und ein Bischen nachgedacht, da hat mir der liebe Gott immer Mittel und Wege gezeigt, wie ich mir helfen konnte. Sehen Sie, lieber Herr! ſo iſt denn ein Monath nach dem andern hingegangen, und ich habe mein Haushältchen, auch ohne Mann, fortgeführt. Wenn der Menſch das Seinige thut, ſo ſegnet ihn auch der liebe Gott!

Nachdem ich mir ihren Nahmen und ihre Wohnung hatte ſagen laſſen, ermahnte ich ſie, immer ſo zu handeln: ſo würde ihr

Gott gewiß auch beyſtehen, daß ſie ihre Kinder ernähren und erziehen könnte.

Da ſie fortging, ſah ich ihr nach und dachte; ſo muß denn ein armes, ungebildetes Weib dem Gottſchalk, der ſich ſo klug dünkt, ſagen, was er zu thun hat! Ja! ja! ſie hat wohl Recht! mit Traurigkeit und Grämen richtet man nichts aus. Wenn Gott dem Menſchen ſchwere Arbeit auflegt, ſo muß er wohl auch wiſſen, daß er Kraft habe, ſie zu verrichten, und wenn er ſich bisweilen nicht zu helfen weiß: ſo muß er den Kopf anſtrengen und nachdenken, da zeigt Gott immer Mittel und Wege, ſich aus ſeiner Verlegenheit zu retten. Das haſt du alles gewußt, Gottſchalk! aber deine Traurigkeit, die machte dich zum Nachdenken ungeſchickt; und warum trauerſt du? wegen der Abreiſe des Herrn von Tſchrink. Das iſt Gottes Fügung, der wohl wiſſen muß, daſt ſie für dich gut iſt. Es iſt unrecht, wenn du dich darüber betrübeſt, daß Gott dich unter ſolche Umſtände verſetzet, wo du nachdenken und deine Kräfte brauchen mußt.

Fort mit der Traurigkeit! ſagte ich, nahm meinen Stab, ging nach Hauſe und überlegte ſchon auf dem Wege, wie ich meine Geſchäfte einrichten wollte.

Sobald ich auf mein Zimmer kam, ſchrieb ich mir alle die Geſchäfte auf, die ich zu verrichten hatte, und beſtimmte für jedes ſeine Stunde. Ich ſchrieb auch die Nahmen der Leute auf, die unter meiner Aufſicht ſtanden, und dachte nach, womit ich ſie den folgenden Tag beſchäftigen wolle, und ſiehe da — es ging alles recht gut.

Sobald ich den andern Tag aufgeſtanden war, trat immer eines von meinen Leuten, nach dem andern, in die Stube, und fragte, was es heute arbeiten ſolle? Auch der Oberknecht trat herein und fragte etwas ſpöttiſch, ob ich heute auch nichts für ihn zu thun hätte? Da ich aber den Tag zuvor nachgedacht hatte: ſo war ich auf alles vorbereitet, und konnte jedem ſeine Arbeit anweiſen.

Nun kam es an meine eigenen Arbeiten. Da ich ſie aber gut geordnet, und jeder eine be-

beſtimmte Stunde angewieſen hatte: ſo ging es damit auch ſehr gut, und ich konnte am Abende mich freuen, daß den Tag über meine Geſchäfte wohl beſorgt waren.

Neun und zwanzigſter Abſchnitt.

So gut es dieſen Tag ging, ſo ging es alle Tage: weil ich alle Tage über meine Geſchäfte gehörig nachdachte und ſie freudig übernahm, und ich merkte ganz deutlich, daß durch die Uebung mir das Nachdenken und meine Geſchäfte immer leichter wurden. Merkt es euch, lieben Kinder! Wenn euch ein Geſchäft etwas ſchwer wird: ſo ſchiebt es nicht gleich zurück, und ſaget — das kann ich nicht. Denket nur recht darüber nach und ſcheuet keine Mühe, ſo wird es euch gewiß damit gelingen.

Da ich ein Paar Wochen ſo gearbeitet hatte, machte ich einen Spaziergang ins

Freye. Ach wie fühlte ich mich da ſo glücklich, als ich über den Gutshof und durch das Feld ging. Auf dem Hofe ſtanden eine Menge gutgepflegte Rinder, die da ihr Futter verzehreten, die Hügel waren mit den Schafen meines Herrn bedeckt, und auf dem Felde, ſo weit ich ſehen konnte, erblickte ich Leute, die nach meinen Vorſchriften den Acker bearbeiteten, und aus meiner Hand ihren Lohn empfingen.

Wie hat dich, dachte ich, Gott erhöht! Aus einem Sclaven hat er dich zum Aufſeher über ſo viele vernünftige und vernunftloſe Weſen gemacht. Mein Herz wurde warm, und ich empfand ein ſehnliches Verlangen, meinem Wohlthäter meine Dankbarkeit zu beweiſen.

Zwar hatte ich ihm ſchon dadurch gedankt, daß ich meinen Leib und meine Seele nach ſeinem Willen zu gebrauchen, und ihre Kräfte zu üben und die Geſchäfte des Herrn von Tſchrink, meines Wohlthäters, zu beſorgen ſuchte; mir ſchien es aber doch, als wenn dieß noch nicht hinlänglänglich wäre, und daß ich meine Dankbarkeit, auch durch Fürſorge für andere Menſchen beweiſen müſſe. Ich ſchlich gedankenvoll nach dem Platze, wo mich das arme Weib fand, und mir Troſt zuſprach, und da ich ein Buch zum Leſen zu mir geſteckt hatte: ſo hohlte ich es hervor und las darin.

Es enthielt eine Beſchreibung von dem ſchrecklichen Schickſale der armen Negerſclaven, die aus ihrem Vaterlande, von ihren Familien, weggeführt, auf den Schiffen unmenſchlich behandelt, wie das Vieh verkauft, mit den härteſten Arbeiten belegt, und wegen kleiner Verſehen gepeitſchet, oder wohl gar getödtet würden. Der Verfaſſer ereiferte ſich darüber und ſagte: ſind ſie nicht auch Menſchen? ſind ſie nicht Gottes Kinder? ſind ſie nicht unſre Brüder? wie können wir denn ſo undankbar gegen Gott, ſo grauſam gegen unſere Brüder ſeyn, daß wir die Liebe, die wir ihnen ſchuldig ſind, ſo ganz erkalten laſſen?

Hier ſteckte ich mein Büchlein ein, und wurde wehmüthig. Da ich ſelbſt Sclave geweſen war: ſo fühlte ich es nun lebhafter, wie dieſen Elenden zu Muthe ſeyn müſſe, die weit härter behandelt werden, als ich war behandelt worden. Und ſie ſind Gottes Kinder — meine Brüder — es iſt alſo deine Schuldigkeit dich ihrer anzunehmen, und zu überlegen, ob du nicht zur Verbeſſerung ihres Schickſals etwas beytragen kannſt. Dieß war freylich eine ſchwere Sache; aber wenn ich mir vorſtellte, was für ein gutes Werk ich ſtiftete, wenn ich ſo viele tauſend Menſchen von ihrem Elende befreyte, und in den Stand ſetzte ihr eigenes Feld zu bauen, ihre eigene Haushaltung zu führen, ihre Kinder ſelbſt zu erziehen: ſo wurde die Begierde, dieſen Unglücklichen zu helfen, bey mir ſo lebhaft, daß ich alles Uebrige darüber vergaß.

Auf dem Rückwege begegnete mir das arme Weib, mit dem ich im Walde zuſammen gekommen war, Schmidtin hieß ſie;

ſie grüßete mich freundlich, und wollte mir wieder etwas von ihrer Haushaltung erzählen; weil ich aber zu ſehr mit den Negerſclaven beſchäftigt war: ſo hatte ich keine Zeit ſie anzuhören.

Auch meine Geſchäfte, die ich für heute noch zu beſorgen hatte, verrichtete ich nicht mit dem gehörigen Fleiße. Den nächſten Morgen empfand ich ſchon die Folgen davon. Da meine Dienſtleute zu mir kamen, und meine Aufträge wiſſen wollten, war ich nicht gehörig vorbereitet, und ſagte ihnen was mir zuerſt einfiel. Einige Tage brachte ich höchſt mißvergnügt zu. Das Nachdenken über die Verbeſſerung des Schickſals der Negerſclaven griff mich ſo ſehr an, und nahm mir ſo viele Zeit weg, daß mir meine gewöhnlichen Geſchäfte äußerſt läſtig wurden, und ich ſie entweder ganz liegen ließ, oder ſehr nachläſſig beſorgte. Daraus entſprang nichts als Unordnung, und die Unordnung machte mich mißvergnügt.

Nach etlichen Tagen kam der Bote zurück, den ich nach der Stadt geſchickt hatte, und bath mich, ich möchte doch dem Schreiner ſeine Rechnung bezahlen; der arme Mann hätte 4 Kinder, und die Frau wäre ihm krank geworden. Zugleich brachte er mir einen Brief vom Glaſer, in welchem er mich an die Bezahlung der Arbeit, die er gefertigt hatte, erinnerte.

Dieß gab mir einen Stich durchs Herz. Traurig ſagte ich dem Boten, ſobald er nach der Stadt ginge, wollte ich ihm das Geld mit geben. Damit ich es nicht wieder vergeſſen möchte, ſo zählte ich es für beyde Handwerksleute ab, und packte es ein.

Was ſoll aber das am Ende werden? ſagte ich zu mir ſelbſt. Du ſorgſt für die Negerſclaven, und vergißt darüber für die Menſchen zu ſorgen, mit denen dich Gott verbunden hat. Sollte dieß Gottes Wille ſeyn? gewiß nicht. Hätte dich Gott nach Surinam geführt, und dich zum Aufſeher über die Schwarzen gemacht, dann wäre es eine andere Sache geweſen, dann hätteſt du für ſie Sorge tragen müſſen; ſo aber, da er dich in Verbindung mit vielen deiner weiſſen

Brüder geſetzt hat: ſo iſt es deine Schuldigkeit für dieſe zu ſorgen, und die Sorge für die Schwarzen andern zu überlaſſen, die Gott mit ihnen verbunden hat.

Ihr werdet euch wundern, lieben Kinder, wie es mir möglich war, daß ich auf eine ſolche Thorheit gerieth, da ich mir doch ſo ernſtlich vorgenommen hatte, immer recht vernünftig zu handeln, und da mir doch meine Vernunft ſagen mußte, daß ich erſt für diejenigen ſorgen müſſe, die mir Gutes gethan hätten, oder die für mich arbeiteten, in meiner Nähe wohnten, und daß die Sorge für ſie mir ſo viele Zeit wegnähme, daß es mir unmöglich ſey, für Fremde, die ich nicht kannte, etwas zu thun. Ich habe euch dieß aber aus guten Abſichten erzählt, um euch vor einem Fehler zu warnen, den ſelbſt Menſchen, die ſonſt vernünftig handeln, nur gar zu oft begehen. Sie beklagen das Schickſal ſolcher Perſonen, die weit von ihnen entfernt ſind, entrüſten ſich über diejenigen, die über ſie geſetzt ſind, und ſagen auch wohl, wenn ſie an ihrer Stelle wären:

ren: ſo ſollte alles beſſer gehen. Unterdeſſen vergeſſen ſie die Perſonen, die zunächſt um ſie ſind, und die auf ihre Liebe und ihre Fürſorge den nächſten Anſpruch haben, und thun wenig oder nichts für ſie.

Merkt es wohl, lieben Kinder, was ich jetzt ſagen will. Alle Menſchen, weiſſe und ſchwarze, Chriſten und Muhammedaner, ſind Gottes Kinder, ſind unſere Brüder. Aus Liebe zum Vater müſſen wir auch ſeine Kinder lieben, und geneigt ſeyn, aller Wohl zu beſorgen. Da es aber ſchlechterdings nicht möglich iſt, daß wir allen Gutes thun könnten: ſo müſſen wir unſere Liebe denen beweiſen, die uns die Nächſten ſind, ſonſt können wir leicht auf die Thorheit gerathen, daß wir, aus Liebe zum Menſchengeſchlechte, die Liebe gegen die Menſchen vernachläſſigen.

Wer ſind denn deine Nächſten, Julie?

J. Meine Aeltern, du lieber Großvater, die jungen Herren hier—

G. Sonſt Niemand?

J. Das Geſinde.

G. Allerdings. Sonſt gar Niemand?

J. Herrn Tillmann nicht zu vergeſſen. Iſt die arme Kunigunde auch meine Nächſte?

G. Ey das verſteht ſich. Sie hat ja zu dir ihre Zuflucht genommen. Ueberhaupt iſt jeder Menſch dein Nächſter, der dir nahe iſt, und dem du im Stande biſt nützlich zu werden.

Mit dieſer Bemerkung ſchloß Herr Gottſchalk dießmahl ſeinen Unterricht.

Dreyßigſter Abſchnitt.

Den folgenden Tag ſetzte er ihn fort. Ich hatte alſo, ſagte er, das Schickſal meiner ſchwarzen Brüder ihrem und meinem Vater empfohlen, und dachte deſto ernſtlicher nach, was ich für die Weiſſen, mit welchen mich Gott in engere Verbindung geſetzt hatte, zu thun hätte. Da fielen mir nun ſo viele Leute ein, die auf meine Liebe ein vorzügzügliches Recht hatten und ſo vieles, was ich für ſie zu thun hätte, daß es mir ſchien, als wenn meine Kräfte dazu kaum hinreichen würden. Ich wollte gern allen auf einmahl nützlich werden, aber ich merkte bald, daß dieß ſogleich nicht ging. Deßwegen nahm ich einen nach dem andern vor, und überlegte, was ich für ihn thun könnte.

Da fiel mir nun gleich die arme Schmidtin ein, die meine Nächſte war, da ſie in meines Herrn Dorfe wohnte, und ſie mich mit ihrer kummervollen Lage bekannt gemacht hatte. Dieſer, dachte ich, willſt du zuerſt helfen. Aber, wie? dieß war eine andere Frage. Im erſten Augenblicke fiel mir ein, ich wollte ihr, von meinem Gehalte, jährlich 60 — 80 Rthlr. zukommen laſſen — bald dachte ich aber, wenn ich an dieſe ſo viel wendete: ſo bliebe mir wenig oder nichts übrig, um andern beyzuſtehen. Indem ich hierüber nachdachte, trat der alte Kutſcher, den mein Herr, ſeines Alters wegen, zu Hauſe gelaſſen hatte, in das Zimmer.

Kennt er, fragte ich ihn, die arme Schmidtin?

K. Ich werde ſie ja kennen, ihr Mann hat immer bey uns auf dem Hofe gearbeitet.

G. Was iſt es für eine Frau?

K. Jetzt iſt ſie eine ganz ordentliche Frau. Sonſt war ſie es freylich nicht. So lange der Mann lebte, war ſie etwas leichtſinnig, hatte nicht viel Luſt zur Arbeit, und, wenn der Mann ſeinen Wochenlohn nach Hauſe brachte, ſo verzehrte ſie ihn mehrentheils in der erſten Hälfte der Woche, und in der andern hungerte ſie mit den Kindern. Aber ſeitdem ſie den Verſorger verloren hat, nimmt ſie ſich zuſammen, greift die Arbeit friſch an, und macht mit dem, was ſie verdient, eine ordentliche Eintheilung.

G. Die Frau verdient doch alſo, daß man ſie unterſtützt?

K. Das verdient ſie allerdings. Aber lieber Herr Gottſchalk! nur nicht mit Geſchenken, ſonſt — denken Sie an mich! verläßt ſie ſich darauf, und wird wieder faul und unordentlich. Die beſte Unterſtützung, die Sie ihr geben können, iſt Arbeit.

G. Was für Arbeit?

K. Für Leute, die Luſt zur Arbeit haben, gibt es immer etwas zu thun. Da haben Sie ja den großen Küchengarten, da iſt immer etwas zu pflanzen, zu jäten, zu begießen. Das ſind lauter Arbeiten, die die Frau verrichten kann. Die Kinder können ihr darin beyſtehen. Wollen Sie noch mehr für ſie thun: ſo geben ſie ihr ein Paar Groſchen mehr als gewöhnlich. Aber — um des Himmels willen ſchenken Sie ihr nichts; nicht einen Pfennig; ich ſage es Ihnen. Denn wenn ſie nur die geringſte Hoffnung zu Geſchenken hat: ſo hängt ſie die Arbeit an den Nagel, und legt ſich auf das Betteln.

G. Ich danke Ihm, lieber Alter! für

Seinen Rath, ich finde ihn ſehr gut, und will ihn gewiß befolgen.

Er, lächelte und ſagte: das iſt mir lieb. Ein einfältiger Mann hat ja auch bisweilen einen klugen Einfall, zumahl wenn er ſchon ein Weilchen in der Welt gelebt hat.

Da er ſchon halb zur Thür hinaus war, kam er wieder zurück und ſagte: noch Eins Herr Gottſchalk! Sie werden doch die Frau unter Aufſicht geben? Der Gärtner muß bevollmächtigt werden, darauf zu ſehen, daß ſie zur gehörigen Zeit zur Arbeit kömmt, nicht zu früh Feyerabend macht, und, während der Arbeitsſtunden, die Hände nicht in den Schooß legt. Thun Sie dieß nicht: ſo ſtiften ſie wieder nichts Gutes. Sie wird den Sonnabend zwar pünktlich kommen um das Geld zu hohlen, aber die Woche über wird es mit der Pünktlichkeit und dem Fleiße nicht viel zu ſagen haben; ſie wird ſich wieder auf die faule Seite legen.

Auch dieß verſprach ich zu befolgen, ging ſogleich zum Gärtner, theilte ihm meinen Entſchluß mit, und dieſer verſprach auch, über die Schmidtin die Aufſicht zu übernehmen.

Aber das ſage ich Ihnen, lieber Herr Gottſchalk! ſetzte er hinzu die Arbeiten muß die Frau friſch angreifen, und wenn ſie ihre Kinder mit bringt, ſo müſſen dieſe auch arbeiten, ſonſt ſcheide ich von der Sache. Ich laſſe mir's vom Morgen bis zum Abend ſauer werden, und verlange, daß andere Leute, die neben mir ſind, es auch thun. Faullenzer kann ich nicht neben mir leiden, gegen dieſe habe ich einen natürlichen Abſcheu.

Da ſind wir einerley Meynung, ſagte ich, ging fort und ließ die Schmidtin zu mir rufen.

Nachdem ich mich nach ihren Umſtänden genau erkundigt und ſie wieder ſehr geklagt hatte, daß es ihr ſo kümmerlich gehe, fragte ich ſie, wie viel ſie täglich verdiene?

Vier Groſchen, antwortete ſie, lieber Herr!

Dieß iſt freylich wenig, fuhr ich fort. Ich will euch künftig täglich Arbeit in unſerm Küchengarten geben, und für jeden

Tag fünf Groſchen Lohn bezahlen. Wenn eure Kinder an der Arbeit Theil nehmen, ſo ſollen auch ſie ein Paar Groſchen bekommen.

Sie dankte mir dafür mit Thränen.

Aber, ſetzte ich hinzu, fleißig müßt ihr ſeyn, der Gärtner wird über eure Arbeit Aufſicht führen. Seyd ihr unfleißig: ſo ziehe ich von euerm Lohne wieder etwas ab, und, wenn dieſes nichts hilft, ſo verliert ihr die Arbeit ganz.

Sie verſicherte mich, daß ich über ſie gewiß keine Klage zu führen haben würde.

So hatte ich alſo das Vergnügen, durch dieſe Einrichtung, die dürftige Familie aus ihren Sorgen geriſſen zu haben.

Merkt euch dieß, lieben Kinder! viele Menſchen kennen kein anderes Mittel ihren dürftigen Nebenmenſchen zu unterſtützen, als — Geſchenke. Dieß iſt nicht immer gut. Die Dürftigen werden dadurch ſehr oft verleitet, daß ſie, ſtatt der Arbeit, Geſchenke ſuchen, und ſich an das Betteln gewöhnen. Daher kömmt es, daß in Städten, wo reichliche Almoſen gegeben werden, ſich die Zahl der Armen und Bettler immer vergrößert. Die beſte Hülfe, die man den Armen geben kann, iſt Arbeit. Dadurch werden ſie in den Stand geſetzt, ſich ſelbſt zu nähren, und werden vor dem ſchimpflichen Bettelſtabe bewahrt. Wenn man aber ſeinem Nebenmenſchen Arbeit verſchaffen will, ſo muß man freylich den Kopf ein wenig anſtrengen und nachdenken. Dieß iſt etwas mühſam. Um dieſe Mühe ſich zu erſparen, geben Leute, die immer Geld im Beutel haben, lieber einige Groſchen oder Gulden hin. Dieß taugt aber, wie geſagt, nichts, lieben Kinder. Menſchenliebe muß jeder, der ein Menſch iſt, er ſey reich oder arm, ausüben. Was ſollte nun der Arme thun, der ſelbſt nichts übrig hat, wenn man ſeine Menſchenliebe durch nichts anders, als Geſchenke, beweiſen könnte? Zur Arbeit kann auch der Unbegüterte ſeinen Nebenmenſchen verhelfen. Iſt er nicht im Stande, ſie ihm ſelbſt zu geben, ſo kann er ihn doch andern empfehlen. Ihr habt ja das Exempel an meinem alten Kutſcher, der, durch ſeine Empfehlung, eine ganze Familie in Nahrung ſetzte.

Dürfen wir denn aber, fragte Julie, gar keinem Armen etwas ſchenken?

G. Dieß habe ich nicht geſagt. In der nächſten Stunde will ich über dieſen Punkt ausführlicher ſprechen.

Ein und dreyßigſter Abſchnitt.

Julie wollte gern wiſſen, ob man den Armen gar nichts ſchenken dürfe? ſo fuhr Herr Gottſchalk in der nächſten Lehrſtunde fort. Allerdings muß man dieß bisweilen thun, wenn ihnen z. E. ein Unglück zuſtößt, und vorzüglich in dem Falle, wenn ſie nicht im Stande ſind zu arbeiten. Der Leute, die zur Arbeit unfähig ſind, gibt es viele, z. E. Kranke, Gebrechliche, Kinder, oder Alte, die zur Arbeit keine Kräfte mehr haben.

So ging ich nach einiger Zeit in den Küchengarten, um zu ſehen, wie die Schmidin ihre Geſchäfte verrichte; ſie war aber nicht zugegen. Da ich mich bey dem Gärtner nach ihr erkundigte, ſagte er, ſie ſey ſchon den Tag vorher nicht gekommen, und hätte ihm vor einer Stunde wiſſen laſſen, daß ſie krank wäre.

Die arme Frau! ſagte ich, und ging weiter, nach einem Beete voll Blumenkohl, der eine ungewöhnliche Größe hatte. Ich freuete mich darüber, und trug dem Gärtner auf, mir einige Stauden davon zu ſchicken, damit ich ſie zu Mittage genießen könnte.

Er ſchnitt ſie ſogleich ab und ſagte: den Blumenkohl haben wir doch der Schmidin zu danken. — Sie hat das Land dazu gegraben, gedüngt und bepflanzt, und ihre Kinder haben es begoſſen und vom Unkraute gereinigt.

Die arme Frau! ſagte ich noch Ein Mahl, ſorgt denn auch Jemand für ſie?

Wer ſollte denn ſorgen? gab der Gärtner zur Antwort; ſie hat lauter arme Anververwandte, die mit ihrer eigenen Erhaltung ſo viel zu thun haben, daß ſie ſich wenig um andere bekümmern können.

So mußt du, dachte ich, dich um ſie bekümmern, denn ſie iſt in deinen Dienſten, und Gott hat ſie an dich gewieſen. Statt alſo nach Hauſe zu gehen und zu verordnen, wie der Blumenkohl ſolle bereitet werden, ging ich nach dem Hauſe der Schmidin.

Es iſt gut, lieben Kinder! wenn man bisweilen die Hütten der Armen und Nothleidenden beſucht, damit man ſelbſt ſehe, wie traurig oft ihre Lage iſt, und wie man ihnen am beſten helfen könne.

Freylich hat man da manchen Anblick, der unangenehm und ekelhaft iſt, aber man kann dann auch beſſer Hülfe leiſten, als wenn man ſich auf die Nachrichten verläßt, die uns Andere davon geben.

Bey dem Eintritte in das Stübchen, in welchem die Elende lag, kam mir ein höchſt unangenehmer Geruch entgegen, der mich beynahe bewogen hätte, wieder umzukehren. Wäre dieß wohl Recht geweſen, wenn ich, um mir eine unangenehme Empfindung zu erſparen, meinen armen Nebenmenſchen in ſeiner Noth verlaſſen hätte? Ich überwand alſo meinen Widerwillen, trat hinein und fand da mehr, als ich zu finden vermuthet hatte, nicht nur die Schmidin, die auf einem ſehr elenden Lager lag; ſondern auch ihre Kinder, die hinter Spinnrädern ſaßen, um mit Spinnen einige Pfennige zu erwerben, und überdieß einen alten eisgrauen Mann, der keinen Zahn mehr im Munde hatte, und deſſen Gerippe nur mit Haut und Adern überzogen war.

Wie geht's, Schmidin? fragte ich ſie. Schlecht! war ihre Antwort. Wenn ſie es auch nicht geſagt hätte, ſo konnte ich es ihr anſehen, daß ſie ſich ſchlecht befinden müſſe. Sie lag in einer großen Hitze, das Geſicht war aufgedunſen, die Lippen ſchwarz, ſie athmete ſehr geſchwind und ängſtlich.

Was braucht ihr für einen Arzt?

Der Herr iſt unſer Arzt, ſagte der Alte, wir ſind zu arm, als daß wir den Arzt bezahlen könnten.

G. Und wer ſeyd ihr?

A. Ich bin der alte Bernold, der Vater der Schmidin.

G. Wie alt ſeyd ihr?

A. Fünf und achtzig Jahr.

G. Da wird euch die Arbeit auch ſauer werden.

A. Ach lieber Herr! ich kann eigentlich gar nicht mehr arbeiten. Es iſt kein Mark mehr in den Knochen; ſchwere Arbeiten kann ich gar nicht mehr thun — ein bischen Spinnen, das iſt alles was ich noch verrichten kann. Aber auch damit will es nicht recht mehr gehen. Die Glieder zittern mir zu ſehr, und an der rechten Hand fehlen mir zwey Finger, die mir im ſiebenjährigen Kriege ein Croat abgehauen hat.

G. Wo ſchlafen denn dieſe Kinder?

A. Wo ſollten ſie ſchlafen? bey der Mutter; ſie hat nur ein Bette im Hauſe.

G. Aber doch wohl noch eine Kammer?

A. Hier neben der Stube iſt noch ein Kämmerchen.

Ich ſah hinein und fand, daß da das Behältniß von allen den Sachen war, die dieſe arme Frau hatte.

Nachdem ich ein Paar Minuten überlegt hatte, was hier zu thun wäre, wendete ich mich zu dem alten Bernold und ſagte: Lieber Mann! hier dieſe Kranke iſt eure Tochter und dieſe Kinder ſind eure Enkel; dieſe hat Gott an euch gewieſen, daß ihr ihnen beyſtehen ſollt. Bleibt bey eurer Tochter, wartet und pfleget ſie, und ſehet auf die Kinder, daß ſie fleißig ſind, und ſich reinlich halten. Thut ihr eure Schuldigkeit: ſo wird Gott für das Uebrige ſorgen, darauf könnt ihr euch verlaſſen. Nach ein Paar Stunden ſoll eure Noth ziemlich gemindert ſeyn.

A. Gott vergelte es Ihnen, lieber Herr! Wenn meine Tochter nur ein einziges Gläschen Wein zur Labung haben ſollte!

G. Was ihr gut iſt, ſoll alles beſorgt werden. Lebt wohl! ſeyd geduldig, und vertrauet Gott!

Hier war alſo der Fall, wo die Armen mit Geſchenken mußten unterſtützt werden: weil ſie nicht vermögend waren, durch Arbeit ſich etwas zu erwerben. Aber was ſollte ich ſchenken? das mußte ich erſt überlegen.

Glaubt mir lieben Kinder! es iſt nicht genug, daß man die Verlaßnen, die nicht arbeiten können, beſchenkt; ſondern man muß überlegen, was man ihnen ſchenken will. Geſchenke, die ohne Ueberlegung gegeben werden, ſchaden oft mehr als ſie nützen.

Hätte ich z. E. dieſen armen Leuten bloß eine Schüſſel voll Eſſen geſchickt: ſo würden es ſich der Alte und die Kinder zwar haben gut ſchmecken läſſen; aber die Kranke würde davon nichts haben genießen können, und wenn ſie es gethan hätte, ſo würde es ihr geſchadet haben. Hätte ich ihnen wollen einige Ducaten geben: ſo würden dieſe einfälfältigen Leute nicht gewußt haben, wozu ſie dieſelben hätten anwenden ſollen. Der Alte z. E. würde ſogleich Wein für ſeine Tochter gekauft haben, und damit hätte er ſie können ums Leben bringen.

Ich überlegte alſo, was ich dieſen Leuten ſchenken wollte, und da ich dieß gethan hatte, ſchritt ich ſogleich zur Sache.

Zuerſt ließ ich einen Arzt rufen, empfahl ihm die Kranke, bath ihn, ſie täglich zu beſuchen, mit den nöthigen Arzneyen zu verſorgen, und die Nahrungsmittel und Erquickungen zu beſtimmen, die ihr ſollten gereicht werden, verſprach ihm auch, daß alles richtig ſolle bezahlt werden. Dann ließ ich meinen alten Kutſcher kommen, ſchilderte ihm die Noth dieſer alten Leute, und bath ihn, mir beyzuſtehen, um ſie zu retten.

Er verſprach ſein Möglichſtes zu thun, und fing ſogleich an meine Aufträge zu beſorgen. Er ging ſelbſt in die Hütte der Elenden, räumte die Kammer auf, und beſorgte in derſelben ein Lager für die Kinder, damit ſie nicht angeſteckt würden, wann ſie bey ihrer Mutter lägen. Ferner ließ er das Bett des alten Bernold herbeyhohlen, damit er des Nachts darin ruhen könne. Hierauf ſchickte ich für den Alten und die Kinder einen Topf voll Gemüſe und ließ ihm ſagen, er ſolle den älteſten Knaben täglich in meine Küche ſchicken, und daſelbſt für ſich und ſeine Enkel die Mittagsmahlzeit abhohlen laſſen. Der Kranken ließ ich ein Paar Citronen und das Uebrige zukommen, was ihr der Arzt verordnet hatte.

Da ich des Abends auf mein Lager kam, machte es mir viel Freude, daß ich den Tag über ſo viel Gutes gethan und die Leiden von vier Perſonen, durch meine Fürſorge, gemindert hatte. So wohl würde ich mich nicht befunden haben, wenn ich mich um die Negerſclaven und nicht um dieſe, mit mir ſo nahe verbundenen, Leute, bekümmert hätte. Weder dieſen noch jenen würde ich etwas genützt haben.

Auch die folgenden Tage ſetzte ich meine Sorge für dieſe arme Familie fort.

Aber, lieben Kinder! nicht immer gelingt uns das Gute ganz, das wir thun wollen. Das darf uns aber davon nicht abhalten. Wir müſſen immer thun, was wir für unſere Schuldigkeit, für Gottes Willen halten, und ihm überlaſſen, ob er es uns damit wolle gelingen laſſen oder nicht.

Ich freuete mich voraus darauf, daß die kranke Schmidin, durch meine Fürſorge wieder geneſen, an ihre Arbeit gehen und die Sorge für ihre Kinder übernehmen ſollte.

Der Arzt mußte daher täglich zu mir kommen und mir von ihrem Befinden Nachricht geben. Anfänglich lauteten dieſe Nachrichten ganz angenehm, hernach waren ſie aber nicht mehr ſo gut, und am neunten Tage kam er ſehr traurig und ſagte: Ich kann Ihnen heute nicht viel Angenehmes erzählen, unſere Kranke iſt heute, in meiner Gegenwart, verſchieden.

Dieß betrübte mich freylich ſehr; ich beruhigte mich aber damit, daß ich doch gegen ſie meine Schuldigkeit gethan hatte.

Würde ich mir nicht die bitterſten Vorwürfe haben machen müſſen, wenn ich ſie ohne Wartung und Pflege hätte ſterben laſſen? würde ich nicht haben glauben müſſen, daß ich, durch meine Sorgloſigkeit, die Urſache ihres Todes geweſen wäre?

Die Verſtorbene, fuhr der Arzt fort, hat mir aufgetragen, Ihnen noch recht herzlich zu danken, für die Barmherzigkeit, die Sie ihr erzeigt hätten, und daß ſie Ihnen, weil Sie ein ſo guter Herr wären, ihre ganze Verlaſſenſchaft vermache.

St. Oh! ich dachte ſie wäre ſo arm geweſen.

G. Freylich war ſie es; ſie hatte aber doch einige Koſtbarkeiten, die ſie mir vermachte, dieſe waren — ihr alter Vater und ihre Kinder.

(Stephan ſchüttelte den Kopf.)

G. Ja lieber Stephan! wenn eine reiche Frau mich zum Erben ihres Vermögens eingeſetzt hätte: ſo würdeſt du es für ein großes Glück halten. In den erſten Augenblicken dachte ich auch, ſo wie du: lieber wäre es dir, wenn du einige tauſend Thaler ererbet hätteſt. Da ich aber die Sache recht überlegte: ſo freuete ich mich doch innig über dieſe Erbſchaft. Wenn du viel Geld geerbet hätteſt, dachte ich, was wollteſt du damit thun? dich beſſer kleiden? eine beſſere Tafel führen? das wäre doch fürwahr nicht gut; nur dann würde geerbtes Geld dir nützlich ſeyn, wenn du es anwendeteſt, um damit Gutes zu ſtiften. Und wird dir nicht durch dieſe Erbſchaft hierzu die beſte Gelegenheit gegeben? Wenn du für den Alten, und für die verlaßnen Kinder, redlich ſorgeſt, wirſt du damit nicht ſehr viel Gutes ſtiften?

Ich nahm alſo die Erbſchaft, die mir Gott beſcheret hatte, mit Dank an, und machte gleich den folgenden Tag Anſtalt, ſie in Beſitz zu nehmen.

Zwey und dreyßigſter Abſchnitt.

Die Beſitznahme geſchah folgendermaßen: Zuerſt ging ich in das Trauerhaus, wo ich mit einem ſo wehmüthigen Jammergeſchrey empfangen wurde, daß ich mich ſelbſt kaum der Thränen enthalten konnte. Ich faßte mich aber, und ſagte: Beruhiget euch lieben Leute! der Trauerfall, der euch betroffen hat, iſt nach Gottes Willen erfolgt. Er meynt es mit den Menſchen immer gut; und hat gewiß auch hierbey, in Anſehung eurer, gute Abſichten. Thut nur immer Recht, ſo wird er euch gewiß nicht verlaſſen. Da die Verſtorbene euch mir anvertrauet hat: ſo werde ich gewiß für euch redlich ſorgen.

Der Alte dankte mir herzlich und ich ſorgte ſogleich dafür, daß ihm und ſeinen Enkeln für dieſen Tag die nöthigen Nahrungsmittel gereicht wurden.

Dieß hätte ich täglich thun können, der Alte würde dabey ſich wohl befunden haben, und die Kinder würden genährt und groß geworden ſeyn.

Aber — lieben Kinder! das vorzüglichſte am Menſchen iſt, wie ihr wohl wißt, die Seele. Will man alſo an ſeinem Nebenmenſchen Menſchenliebe ausüben, ſo muß man vorzüglich für ſeine Seele ſorgen, daß ſie verſtändig und gut werde; ſonſt ſorgt man nur halb für ihn und ſtiftet in vielen Fällen mehr Schaden als Nutzen. Dieß würde bey den Schmidiſchen Kindern geſchehen ſeyn, wenn ich für ſie nichts gethan, als ſie gefüttert hätte; ſie würden dabey unwiſſend und ungeſchickt geblieben, und faul geworden ſeyn. So würde ich durch meine Wohlthätigkeit ein Paar Leute erzogen haben, die in der Zukunft der Gemeine zur Laſt gefallen wären.

Da nun der alte Kutſcher bisweilen gute Einfälle hatte: ſo ließ ich ihn zu mir rufen, um mit ihm zu überlegen, was ich mit den Kindern thun ſollte.

Alter! ſagte ich, hat er gehört, was für eine Erbſchaft ich gethan habe?

K. Ich werde ja. Wenn eine reiche Wittwe Sie zum Erben eingeſetzt hätte: ſo würde Ihnen die Erbſchaft vielleicht mehr Freude gemacht haben; ich denke aber, wenn Sie den armen Leuten, die Ihnen der liebe Gott zugeführt hat, Gutes thun, und Gott ſeinen Segen dazu gibt: ſo wird es Ihnen in der Folge mehr Freude machen, als geerbtes Gut. Von meinem ſeligen Vater erbte ich zwanzig Gülden, das iſt meine einzige Erbſchaft, die ich Zeit meines Lebens gethan habe. Wenn ich aber durch die Flur gehe, und ſehe da ſo manchen Menſchen, dem ich nützlich geweſen bin: ſo freue ich mich alle Mahl von Grund meines Herzens; und manchmahl ſchleicht einer mit traurigem Geſichte neben mir hin, der viel geerbt hat.

G. Ich bin auch ſeiner Meynung. Aber was fange ich nur mit den Kindern an, die ich geerbt habe?

K. Vor allen Dingen ſorgen Sie dafür, Herr Gottſchalk, daß ſie unter gute Zucht kommen, daß ſie zur Ordnung, zum Gehorſam und zum Fleiße angehalten, und mit Gott bekannt gemacht werden.

G. Das will ich gerne thun; wenn ich aber nur Jemanden wüßte, dem ich ſie anvertrauen könnte.

K. Ich habe ſchon drüber nachgedacht, und da iſt mir der Michael Weinſtock und ſeine Frau beygefallen; das ſind feine, ſtille, arbeitſame Leute, die kein Kind haben.

G. Was werde ich ihnen aber zahlen müſſen?

K. Sie werden ſich mit einem Wenigen genügen laſſen. Und wiſſen Sie denn ſchon, daß ein Capital von dem Großvater unſers Herrn von Tſchrink da iſt, von deſſen Zinſen arme Kinder in der Gemeine erzogen werden ſollen?

G. Daran habe ich wirklich nicht gedacht. Gut! daß er mich daran erinnert. Jetzt gehe er gleich zu Michael Weinſtock und ſeiner Frau, und trage er ihnen die Kinder an. Sind ſie geneigt dieſelben anzunehmen: ſo bringe er ſie zu mir.

Gegen Abend kamen ſie. Ich wurde mit ihnen bald wegen des Koſtgelds einig, das ich ihnen geben ſollte. Dieß Geld, ſagte ich, ſoll euch alle Monathe richtig ausgezahlt werden; aber, lieben Leute! thut auch eure Schuldigkeit gegen die Kinder. Sehet, Gott hat ihnen den Vater und die Mutter genommen, und übergibt ſie nun euch! dieß iſt eben ſo viel, als wenn der liebe Gott zu euch ſagte: hier Michael Weinſtock, hier Weinſtockin! übergebe ich euch dieſe verlaſſene Kinder, daß ihr Vater- und Mutterſtelle bey ihnen vertreten ſollet; ihr müßt ſie nun wie eure eigene Kinder behandeln. Dieß vergeßt ja nicht, daß ſie euch von Gott anvertrauet ſind. Sorget alſo dafür, daß ſie täglich geſättigt, gekleidet und reinlich gehalten werden, wartet und pfleget ſie in Krankheiten, vergeßt aber nicht, daß die Seele der Kinder die Hauptſache iſt, und haltet ſie deßwegen an, daß ſie fleißig die Schule beſuchen, immer die Wahrheit reden, niemanden beleidigen, niemanden betrügen, fleißig arbeiten, damit, wann ſie einmahl groß werden, ſie im Stande ſind, ſich redlich zu nähren, und ihren Nebenmenſchen nützlich zu werden.

Die guten Leute weinten, verſprachen für die Kinder, wie für ihre eigenen, Sorge zu tragen, und gaben mir die Hände drauf.

Nun ging ich mit ihnen zu den Kindern. Kinder! ſagte ich, ihr habt nun keinen Vater und keine Mutter mehr. Aber Gott ſchickt euch dieſe guten Leute zu, die wie Vater und Mutter für euch ſorgen wollen. Nun iſt es aber eure Schuldigkeit, daß ihr ihnen gehorchet, und alles thut, was ſie euch befehlen. Da ſie viele Mühe mit euch haben werden: ſo müßt ihr auch dafür dankbar ſeyn, und euch immer ſo betragen, wie ihr wißt, daß ſie es gern haben. Die Kinder mußten ihren neuen Pflegeältern mit einem Handſchlage verſprechen, daß ſie es thun wollten. Dieſe nahmen die wenigen Kleidungsſtücke der Kinder zu ſich und führten ſie mit ſich fort.

Der alte Bernold weinte, und ſahe mich wehmüthig an. Ich verſtand, was er ſagen wollte, und kam ſeiner Bitte zuvor. Für euch, guter Alter! ſagte ich, iſt auch geſorgt. Ihr kommt täglich zu Mittage auf das Gutshaus, da werdet ihr in der Geſindeſtube immer eine gute Mittagsmahlzeit finden, die euch ſättigen wird. Verrichtet ferner noch die wenige Arbeit, die ihr thun könnet: ſo werdet ihr von euerm Verdienſte das wenige, das ihr noch nöthig habt, euch leicht verſchaffen können.

Er fing an mir zu danken — ich ließ ihn aber nicht zum Worte kommen, ſondern ſagte: nicht mir ſondern Gott danket, der mir den Auftrag gab, für euch zu ſorgen.

Ich ging fort, und dankte Gott auch in meinem Herzen, daß er mir Gelegenheit gegeben hatte, ſo viel Gutes zu ſtiften.

Da ich nach Hauſe kam, ließ ich meinen alten Kutſcher rufen, um mit ihm die Freude zu theilen, die mir Gott beſcheert hatte.

Drey und dreyßigſter Abſchnitt.

Nachdem wir einige Zeit mit einander geplaudert, und einander verſichert hatten, daß es für den Menſchen eine der größten Freuden ſey, wenn er ſeinen Nebenmenſchen Gutes thun könne, fragte ich, ob es im Dorfe etwa noch mehrere Nothleidende gäbe? Nothleidende, antwortete er, die Hülle und die Fülle, Sie müßten aber einen großen Beutel haben, wenn Sie dieſen allen helfen wollten.

G. Wenn ſie aber wirklich in Noth ſind: ſo iſt es doch meine Schuldigkeit ihnen zu helfen. Was für Noth drückt ſie denn?

K. Armuth und Krankheit. Da gibt es ſo viele Häuſer, wo die Krankheit gar nicht aufhöret; wenn eins aufgeſtanden iſt, ſo legt ſich das andere. Viele Nachbaren haben die Sonne mehr im Hauſe, als das liebe Brot. Den Leuten iſt aber nicht zu helfen. Der gnädige Herr hat ſchon ſo viel für die Gemeine gethan, es iſt aber weder weiſſer noch ſchwärzer geworden. Die Leute ſind ſelbſt an ihrer Noth Urſache.

G. Wie ſo?

K. Davon ließe ſich viel reden. Die wenigſten wiſſen wie ſie ſich geſund erhalten ſollen. Sie ſind höchſt unreinlich. Es ekelt einem nur, wenn man in die Stube kommt oder ihre Kleider, Geſichte und Hände, anſieht. Dabey tragen ſie große Pelzmützen, wodurch der Kopf immer im Schweiße erhalten, und die Unreinlichkeit vermehret wird. Wie kann der Menſch, der immer im Schmutze bis über die Ohren ſteckt, geſund bleiben? Wenn ſie ſich nun nicht wohl befinden: ſo brauchen ſie lauter verkehrte Mittel, wodurch ſie Uebel ärger machen.

Die Balſamträger, die Jahr aus Jahr ein herum ziehen, das ſind ihre Aerzte. Von dieſen kaufen ſie, und nehmen es ein. Das ſind noch die Vernünftigſten, die das thun. Es gibt aber auch noch Familien hier, die glauben, wann ſie Schmerz im Bauche oder in Gliedern fühlen, ſie wären behext, und machen ſo albernes Zeug, daß man ſich ſchämen muß davon zu reden.

G. Woher kömmt denn aber die große Armuth?

K. Davon kommt ſie: weil die Leute keine Haushaltung zu führen, und keinen Ackerbau zu treiben verſtehen. Wenn ſie ein Paar Thaler einnehmen, ſtatt daß ſie davon etwas in die Haushaltung oder auf die Verbeſſerung des Ackers wenden ſollten: ſo verzehren ſie es ſogleich. Wenn nun ein Stück Vieh oder ein Ackergeräth ſoll gekauft werden, ſo haben ſie keinen Heller in den Händen, und müſſen borgen, das geborgte Geld müſſen ſie verzinſen, Holz können ſie nicht kaufen, deßwegen heitzen ſie mit Stroh ein, und kochen auch bey Stroh. Das fehlt hernach bey der Düngung; für das Vieh haben ſie kein Futter, und können alſo nur wenig halten; und wenn ſie ein Pferd brauchen: ſo kaufen ſie gemeiniglich ein altes Thier, für ein Paar Ducaten, das kein Mark in den Knochen hat, und alſo nicht im Stande iſt das Land ordentlich zu bearbeiten. Wie kann es da anders kommen, als daß ſie immer mehr verarmen?

G. So muß man dieſe Leute belehren.

K. Mit der Belehrung iſt es gar eine feine Sache. Wenn ſie aber etwas helfen ſoll; ſo müſſen die Leute auch darnach thun. Das geſchieht aber bey unſern Leuten nicht. Der Herr von Tſchrink und unſer Herr Pfarrer haben ſchon genug belehrt; da hat man aber ſo viele Einwendungen dagegen gemacht, daß die guten Herren am Ende des Belehrens ſatt wurden. Verſuchen Sie es nur einmahl und belehren Sie einen —

G. Das werde ich verſuchen.

K. Ich wünſche Glück dazu.

Mit dieſen Worten verließ er mich. Seine Erzählungen hatten mich traurig gemacht.

macht. Ich trat an das Fenſter, aus welchem ich auf das Feld ſehen konnte, wo eben der Mond aufging.

Das Aufgehen des Mondes iſt ſo angenehm, daß es nicht leicht ein Menſch ſehen wird, ohne darüber Freude zu empfinden. Selbſt Kinder, wann ſie den Aufgang des Mondes erblicken, rufen einander zu: ſehet hier den ſchönen Mond!

Auch ich empfand bey dem Aufgange deſſelben Vergnügen, und, da ich gewohnt war bey jeder Naturbegebenheit an Gott zu denken: ſo wurden auch jetzt meine Gedanken auf ihn geleitet.

Wie er ſo gütig iſt, dachte ich bey mir ſelbſt, allen Erdbewohnern, auf welche jetzt der Schein des Mondes fällt, leuchtet er damit; leuchtet damit ſo manchem Reiſenden, und bewahret ihn vor Verirrung; leuchtet auch damit Menſchen, die nicht an ihn denken, ihm nicht danken. So mußt du auch handeln, Gutes thun, wo du kannſt, auch Menſchen, die gegen dich nicht dankbar ſind.

Nun fielen mir wieder die Armen und Kranken in meiner Gemeine ein. Für dieſe, dachte ich, mußt du gewiß ſorgen. Herr von Tſchrink iſt ja ihr Oberherr, und du biſt ſein Stellvertreter. Aber wie für ſie ſorgen? wie ihnen helfen? Ich ſann hin und her, und fand kein ſchicklicheres Mittel als — die Belehrung.

Ach die Belehrung, die Belehrung iſt das beſte Mittel ſeinem leidenden Nebenmenſchen zu helfen. Sie iſt in den mehreſten Fällen weit mehr werth, als alle Unterſtützung. Denn wenn die Menſchen, durch Belehrung, erſt verſtändiger und beſſer geworden ſind: ſo können ſie ſich in den mehreſten Fällen ſelbſt helfen, und bedürfen fremder Hülfe nicht.

Ich legte mich alſo mit dem Vorſatze nieder, um die Belehrung bey dieſen Unglücklichen noch ein Mahl zu verſuchen.

Sobald die Geſchäfte des nächſten Vormittags geendigt waren: ſo nahm ich meinen Stab und durchwandelte die Flur, um Menſchen zu finden, die ich belehren könnte.

Gar weit war ich nicht gegangen: ſo ſtieß ich auf einen Elenden, deſſen Anblick mich ſehr wehmüthig machte. Er ſelbſt war bleich, mit alten zerrißnen Lumpen bedeckt, ſein Pferd war blind, kraftlos, und ſo dürre, daß man ſeine Ribben zählen konnte. Der Acker war mit Diſteln und Brombeerſträuchen bedeckt, und des Weizens den er darauf erntete, war ſehr wenig, er hatte kurze Halmen, und kleine Aehren.

Ey! Ey! Nachbar Chriſtian! ſagte ich, ſeine Ernte iſt auch gar ſchlecht.

Chr. Ja wohl! wie es halt bey armen Leuten zu gehen pflegt.

G. Woher kommt denn dieß aber?

Chr. Wir haben ein ſchlechtes Jahr. Der Regen hat gefehlt.

G. Der Regen hat auch auf den Gutsäckern gefehlt; gleichwohl iſt die Ernte auf jedem Acker weit ergiebiger.

Chr. Das glaube ich! Wenn ich des

Herrn von Tſchrink ſein Geld hätte: ſo ſollte meine Ernte auch ergiebiger ſeyn.

Ich zeigte ihm, daß es bey Verbeſſerung des Feldes nicht ſo wohl auf Geld, als vielmehr auf Fleiß und eine gute Einrichtung, ankäme; ich machte ihn auch aufmerkſam auf ſeine Schwächlichkeit, zeigte ihm die Urſache davon; gab ihm verſchiedene Anſchläge, wie er ſeine Geſundheit und ſeine Haushaltung verbeſſern, und ſich geſund erhalten könne. Er wendete aber gegen alles etwas ein, und war am Ende ſo unhöflich, daß er ſagte: das verſtehen Sie nicht.

Ich ließ ihn alſo hülflos ſtehen, und wendete mich zu einem andern, der, nicht weit davon, ſich mit Feldarbeit beſchäftigte. Bey dieſem fand ich nicht mehr Eingang, und er ſagte endlich, wenn er ein Paar hundert Thaler in den Händen hätte: ſo ſollte bald alles beſſer gehen.

Dieſe Paar hundert Thaler hatte ich nun nicht, und wenn ich ſie gehabt hätte: ſo würde ich doch Bedenken getragen haben,

ben, ſie ihm anzuvertrauen. Denn wozu nützt das Geld einem Menſchen, der unwiſſend iſt, und keine Belehrung annimmt! Er wird davon immer einen verkehrten Gebrauch machen.

Ich ließ ihn alſo auch ſtehen, und ging traurig zurück. Doch gab ich noch nicht alle Hoffnung auf, und beſchloß weiter nachzudenken, ob ich nicht ein Mittel finden könnte dieſen Leuten zu helfen. Denn, lieben Kinder! wenn es uns ein rechter Ernſt iſt, andern zu helfen: ſo darf man nicht gleich die Hoffnung aufgeben, wenn es damit nicht augenblicklich gelingt.

Herr Gottſchalk! rief jemand hinter mir; ich ſah mich um, es war Michael Weinſtock.

Wollen Sie denn, ſagte er, ſich nicht ein wenig hierher bemühen, und ſehen, wie ſich ihre Pflegekinder befinden?

Ich folgte ihm nnd fand ſie auf einem Acker, wo ſie ihren Pflegeältern, bey Zuſammenbringung des Getreides, behülflich waren. Der Anblick machte mir Freude, und ich ließ mich mit dieſen guten Leuten in ein weitläuftiges Geſpräch über ihre Wirthſchaft und über ihre Geſundheitspflege ein. Da fand ich nun freylich, daß ſie auch in vielen Stücken noch ſehr unwiſſend waren, und ganz falſche Meynungen hatten. Sie hatten z. E. auch ein Gläschen voll Arzeney, das ſie von einem Balſamträger gekauft hatten, und wovon ſie einnahmen, wenn ihnen etwas fehlte, aber doch merkte ich, daß ſie aufmerkten, wann ich ihnen eine gute Lehre gab.

Bey dieſen Leuten, dachte ich, wirſt du etwas ausrichten. Dieſe willſt du belehren. Wenn es dann mit ihnen beſſer geht: ſo werden vielleicht andere Nachbaren dadurch zum Nachdenken gebracht, und laſſen ſich, durch ihr Beyſpiel belehren.

Ich ſuchte dieſe Familie alſo alle Woche ein Paar Mahl auf, und belehrte ſie. Zuerſt zeigte ich, wie ſie ſich und die ihnen an-

anvertrauten Kinder, geſund erhalten, und ſich helfen könnten, wann ihnen eine Unpäßlichkeit zuſtieße. Da kam es mir wohl zu ſtatten, daß ich bey Herrn Federweiß war erzogen worden Dieſer liebe Mann gab uns ſo gute Lehren, in Anſehung der Geſundheitspflege, daß ein Kranker in ſeinem Hauſe ſo ſelten war, wie ein weiſſer Sperling. Stieß ja einem von uns eine kleine Unpäßlichkeit zu: ſo hatte er immer einige ganz einfache Mittel bey der Hand, mit denen er ihm ſogleich half. Dieſe Mittel ſchaffte ich mir auch an, und ermahnte den Michael Weinſtock, daß er, ſo oft er, oder jemand von den Seinigen, ſich nicht wohl befände, ſogleich zu mir kommen und Hülfe ſuchen ſollte. Wollt ihr mir denn aber auch folgen? fragte ich.

Von Herzen gern; antwortete er.

Nun, fuhr ich fort, ſo bringt mir denn, zum Beweiſe Eurer Folgſamkeit, das Arzneyglas, das ihr von dem Balſamträger gekauft habt.

Er brachte es; und ich warf es, vor ſeinen Augen, zum Fenſter hinaus.

Nun gab ich ihm auch Anleitung, wie er ſeinen Ackerbau, ſeine Viehzucht und ganze Haushaltung, verbeſſern könne, und that ihm, im Stillen, wenn es nöthig war, einen kleinen Vorſchuß.

Da ich z. E. bemerkte, daß der erſte Grund von ſeiner armſeligen Erute und ſchlechten Viehzucht darin lag, daß er das Stroh, welches er zu Fütterung des Viehs und Düngung des Landes benutzen ſollte, verbrennte; ſo rieth ich ihm, ſich künftig mit Holze zu verſehen.

Das geht bey mir nicht, antwortete er. Mein Pferd hat kein Mark in den Knochen. Mit dieſem kann ich keine Holzfuhren thun. Und woher ſollte ich armer Mann das Geld zum Holze nehmen?

Ich ließ ihm alſo Holz herbey fahren, und mir das Geld dafür nach und nach zurückzahlen.

Da mir dieſe Familie nun in allen Stücken folgte: ſo hatte ich die Freude zu ſehen, daß ihre Umſtände ſich von Tage zu Tage beſſerten.

Weinſtocks ganzes Haus wurde geſund, jung und alt bekam eine blühende Geſichtsfarbe, die Aecker wurden fruchtbarer, die Ernte ergiebiger, auf dem Hofe gingen gut gefütterte Rinder, und ſprangen Schaafe und Lämmer, ſein Pflug wurde von einem raſchen Braunen gezogen, und die alte Scheuer, die ſonſt immer mit dem Umſturz drohete, wurde niedergeriſſen, und eine neue aufgebauet.

Im ganzen Dorfe ſprach man von Weinſtocks Wohlſtande, und woher derſelbe wohl kommen möchte: einer rieth da, der andere dorthin. Einige Nachbarn — ſolltet ihrs wohl glauben? — waren der Meynung, der Drache ſchleppe ihm alles zu, was er nöthig hätte.

J. Der Drache? was iſt denn das?

G. Ich will es dir ſagen. Bisweilen ſieht man des Nachts eine feurige Kugel durch die Luft fliegen, die einen langen Schweif hat. Von dieſer glauben nun einfältige Leute, es wäre ein Drache, der den Nachbaren, die es mit ihm hielten, Butter, Mehl, Speck, Eyer, Geld und alles, was ſie nöthig hätten, zuſchleppe. Warum wirſt du roth, Stephan?

St. Unſer Knecht hat mir viel von dieſem Drachen erzählt.

G. Und du haſt es geglaubt?

St. Ey freylich.

G. Da biſt du im Irrthume geweſen. Der ſogenannte feurige Drache iſt weiter nichts, als ein Klumpen Dünſte, die ſich in der Luft entzünden, und mit großer Schnelligkeit durch dieſelbe fliegen.

Einige Nachbaren waren aber doch verſtändiger. Sie beſuchten Weinſtocken, beſprachen ſich mit ihm, thaten es ihm nach, und, wann ich dann ſahe, daß ſie verſtändiger geworden waren, und ihre Sachen gut machten: ſo unterſtützte ich ſie auch.

So hatte ich nach einigen Jahren die Freude zu ſehen, daß die Krankheiten, und die bittere Armuth aus den mehreſten Hütten gewichen waren; daß die bleiche Farbe, die Lumpen, die ſo viele Einwohner entſtellt hatten, die blinden, abgemergelten Pferde, die vielen wüſten, unangebaueten Aecker faſt ganz verſchwanden, und allenthalben Geſundheit und Wohlſtand ſichtbar war. Würde ich dieß wohl haben mit Gelde möglich machen können? Gewiß nicht. So wichtig, lieben Kinder! iſt es alſo, ſeine irrenden, unwiſſenden Mitmenſchen zu belehren. Wenn man aber freylich andere belehren will: ſo muß man?

J. Selbſt belehret ſeyn.

G. Freylich! denn wie kann der andere belehren, der ſelbſt nichts weiß, oder der ſich ſelbſt im Irrthume befindet. Dieſer ſtiftet oft mehr Schaden als Nutzen. Könnt ihr euch vielleicht auf Jemanden beſinnen, der euch auch belehren wollte, und durch ſeine Belehrung euch ſchadete?

Alle. O ja Dreyfuß. Der belehrte uns von Geſpenſtern.

G. (Lächelnd) Und wozu, Stephan! nützte dieſe Belehrung?

St. Daß wir furchtſame Haſen wurden, und uns nicht getraueten im Dunkeln vor die Thür zu gehen.

G. Und wenn dieſe Belehrung fortgedauert hätte, ſo würde euch der ganze Kopf mit Geſpenſtern angefüllet worden ſeyn, und ihr würdet allenthalben welche geſehen und gehöret haben, und gleichwohl hätte es der gute Dreyfuß mit ſeiner Belehrung herzlich gut gemeynt.

Seht alſo Kinder! wie nöthig es iſt, daß man immer auf gute Lehre merket, und durch eigenes Nachdenken immer mehr zu lernen ſuchet. Denn wenn man in Unwiſſenheit und Irrthume aufwächſt: ſo iſt man hernach in vielen Fällen nicht im Stande, wenn man auch gern wollte, Gutes zu thun und ſeinem leidenden Nebenmenſchen beyzuſtehen.

Vier und dreißigſter Abſchnitt.

So verfloſſen mir, auf des Herrn von Tſchrink Landgute, einige Jahre ſehr angenehm. Freylich hatte ich viele Arbeit, aber der Glaube, daß Gott ſie mir aufgetragen habe, machte ſie mir angenehm. Kam mir auch gleich bisweilen ein Geſchäfte vor, das mir verdrießlich war: ſo griff ich es doch friſch an, weil ich es für Gottes Willen hielt, daß ich es thün ſolle, und ich glaubte, ein gutes Kind müſſe nicht nur angenehme Aufträge des Vaters, ſondern auch ſolche ausrichten, die ihm unangenehm ſind.

Das Unangenehmſte war mir immer die Eintreibung der Abgaben und Zinſen, die mein Herr von ſeinen Unterthanen zu fordern hatte. Wenn ich aber bedachte; es iſt Gottes Wille, daß du dieß thuſt, weil du dadurch deinem Herrn zu ſeinem Eigenthume verhilfſt, und ſeine Unterthanen zur Thätigkeit und Ordnung gewöhneſt: ſo wurde es mir doch auch erleichtert.

Um die Unterthanen an Ordnung zu gewöhnen hatte ich ihnen bekannt machen laſſen, daß den erſten November alles müſſe bezahlet ſeyn, was jeder an den Herrn von Tſchrink zu entrichten hätte, und daß ich die Saumſeligen verklagen, und mit Hülfe der Gerichte, zur Abtragung ihrer Schuldigkeit, zwingen würde.

Der erſte November erſchien, und meine Stube wurde den ganzen Vormittag nicht leer von Menſchen, die mir Geld zahlten. Da ich ziemlich viel ſchon eingeſtrichen hatte, trat auch Balthaſar Kiebitz herein, der von zweyhundert Thalern, die ihm Herr von Tſchrink, zur Ankaufung eines Wohnhauſes, vorgeſchoſſen hatte, ſechs Thaler Zins entrichten mußte. Als er in die Stube getreten war, blieb er an der Thür ſtehen.

Immer näher, Nachbar Kiebitz! ſagte ich, zahlet eure ſechs Thaler auf!

K. Das iſt eine Kunſt Geld aufzuzahlen, wenn man keins hat.

G. Ihr habt kein Geld? ſo muß ich euch in Klage nehmen.

K. Sie werden ja mit einem armen Manne Geduld haben. Künftiges Jahr will ich alles bezahlen.

G. Das iſt eine leere Ausflucht. Wenn ihr jetzt nicht ſechs Thaler bezahlen könnt, woher wollt ihr denn künftiges Jahr zwölf Thaler nehmen?

Ihr habt ja lange genug vorher gewußt, daß den erſten November der Zahlungstag wäre, warum habt ihr euch denn nicht darauf eingerichtet?

K. Das habe ich gethan; aber in der Haberernte fiel mir mein Pferd. Der Acker mußte doch beſtellt werden — da mußte ich alle meine Pfennige zuſammen ſuchen und ein anderes Pferd kaufen. Nun iſt mir der Beutel ausgeleeret, und ich bin ſchlechterdings nicht im Stande Zahlung zu leiſten.

G.

G. Das iſt nicht gut. Wenn der Beutel ausgeleert war: ſo ſolltet ihr euch anſtrengen, um durch Fleiß und Sparſamkeit wieder etwas hinein zu bringen. Kurz und gut, ich kann darauf keine Rückſicht nehmen. Wenn ihr heute eure ſechs Thaler nicht bringt: ſo muß ich euch in Klage nehmen, und euer Pferd, vielleicht auch den Pflug dazu, verkaufen laſſen.

K. Das muß ich mir gefallen laſſen. Ich ſage es Ihnen aber, wenn ſie ſo ſtrenge mit mir verfahren: ſo richten ſie mich zu Grunde, und ich werde künftig gar nichts mehr zahlen können. Setzen Sie ſich doch ein Mahl an meine Stelle; denken Sie, Sie wären Balthaſar Kiebitz, Ihnen wäre das Pferd gefallen, Sie hätten alle Ihr Geld hingeben müſſen, um ein anderes zu kaufen, und ich wäre Herr Gottſchalk und wollte Ihnen nun Pferd und Pflug wegnehmen laſſen, wenn Sie mir ſechs Thaler, die Sie mir ſchuldig wären, nicht bezahlen könnten? Wie würde Ihnen denn dieß gefallen? Ich muß ihnen ſagen, daß ich ſo hart nicht mit Ihnen verfahren würde, wenn Sie Balthaſar Kiebitz wären und ich wäre Herr Gottſchalk.

Dieſe Worte gingen mir durchs Herz. Ich ſah dem Manne in die Augen, ſie ſtanden voll Thränen.

Sogleich, ſagte ich, kann ich die Sache nicht ausmachen. Dieſen Nachmittag kommt wieder, da ſollt ihr euren Beſcheid haben.

Er ging fort, und ich ließ, um Zeit zum Nachdenken zu bekommen, den übrigen Leuten, die noch vor der Thür ſtanden, ſagen, ſie möchten jetzt nach Hauſe gehen und den folgenden Tag wieder kommen. Nun nahm ich meinen Stab, ging ins Feld, ſetzte mich an einen einſamen Ort und dachte nach, was ich wohl, wenn ich Balthaſer Kiebitz wäre, thun, und von Heinrich Gottſchalk erwarten würde. Ich würde, ſagte ich zu mir ſelbſt, dann mein möglichſtes thun, um meine Schuld abzutragen. Wenn aber ein Unglück mich träfe, und ich wäre ſchlechterdings nicht im Stande Zahlung zu leiſten: dann — ja dann, würde ich von Heinrich Gottſchalken allerdings erwarten, daß er mit mir Geduld hätte.

Du willſt alſo unterſuchen, ob Kiebitz auch das gethan, was du an ſeiner Stelle würdeſt gethan haben; iſt dieß geſchehen: ſo müßt du freylich auch das thun, was du, wenn du Kiebitz wäreſt, von Gottſchalken würdeſt erwartet haben.

Ich ging alſo fort, ſuchte den alten Kutſcher auf, und erkundigte mich bey ihm, was für ein Mann Balthaſer Kiebitz wäre?

K. Ein fleißiger ordentlicher Mann, dem man nichts Schlimmes nachreden kann.

G. Wie kommt es denn aber, daß er nicht bezahlt?

K. Es iſt dem armen Manne dieſen Herbſt ein Pferd gefallen. Dadurch iſt er zurückgekommen. Wenn nur ſein Bruder Dietrich ſo gut wäre! das iſt aber ein liederlicher Zeiſig. Wenn er einen

Thaler erworben hat: ſo geht er ins Branntweinhaus, und arbeitet nicht eher wieder, bis der Thaler durch die Gurgel gejagt iſt.

Ich ſah alſo wohl ein, daß ich mit Kiebitzen Geduld haben müſſe, weil ich eben dieß würde verlangt haben, wenn ich an ſeiner Stelle geweſen wäre. Nur hatte ich noch die Bedenklichkeit, ob ich dieß wohl thun dürfe, da das Geld, das Kiebitz mir zahlen ſollte, nicht mir, ſondern dem Herrn von Tſchrink gehöre, und dieſer mir die Erlaubniß nicht ausdrücklich ertheilt hatte, mit denen, die nicht zahlen könnten, Geduld zu haben.

Bald fiel mir aber ein Mittel ein, wie ich gegen Kiebitzen meine Schuldigkeit erfüllen könnte, ohne gegen des Herrn von Tſchrink Willen zu handeln.

Wie ich dieß anfing? ſollt ihr gleich hören.

Als Kiebitz wieder zu mir kam, ſagte ich: lieber Kiebitz! das Geld, das ihr an mich zu zahlen habt, gehöret nicht mir, ſondern meinem Herrn, der mir keine Vollmacht ertheilt hat, mit denen, die nicht zahlen können, Geduld zu haben. Weil ich aber weiß, daß ihr, ohne eure Schuld, zurückgekommen ſeyd: ſo will ich für euch bezahlen. Hier habt ihr den Schein über die Zahlung des Geldes. Ihr ſeyd dieſe ſechs Thaler nun mir, nicht meinem Herrn ſchuldig.

Er druckte mir dankbar die Hand, und verſicherte mich, daß er mich ehrlich bezahlen wolle.

Den folgenden Morgen kamen die übrigen Schuldner meines Herrn, und leiſteten alle Zahlung, bis auf Dietrich Kiebitzen.

Dieſer ſagte, es ſey ihm unmöglich die drey Thaler, die er mir zu entrichten hätte, abzuzahlen, ich müſſe mit ihm Geduld haben.

G. Das kann ich nicht. Wenn ihr mir das Geld heute nicht herbeyſchafft: ſo nehme ich euch morgen in Klage.

D. Sie werden doch das an einem armen Manne nicht thun?

G. Das werde ich allerdings thun; warum habt ihr denn nicht die wenigen Thaler zuſammenzubringen geſucht, um Zahlung leiſten zu können?

D. Das hätte ich gern gethan; wir haben heuer aber ein ſo ſchweres Jahr gehabt —

G. Ich weiß von keinem ſchweren Jahre. Die ganze Gemeine hat eben dieß Jahr gehabt, das Dietrich Kiebitz hatte, und doch haben mich alle bezahlt. Morgen werdet ihr in Klage genommen.

D. Setzen Sie ſich doch aber an meine Stelle! Wenn Sie Dietrich Kibitz wären, Sie könnten nicht bezahlen, und man wollte Sie deßwegen gleich in Klage nehmen, wie würde Ihnen denn das deuchten?

G. Ey wenn ich Dietrich Kibitz wäre: ſo würde ich mein Geld nicht in Brantewein vertrinken, ſondern es zuſammenhalten, damit ich davon Heinrich Gottſchalken bezahlen könnte.

Er wollte noch weiter reden; ich hörete ihn aber nicht an, sondern verklagte und zwang ihn, die drey Thaler, die er dem Herrn von Tschrink schuldig war, zu entrichten.

Ich habe euch, lieben Kinder! dieß absichtlich so umständlich erzählt, damit ihr lernen sollt, wie ihr erfahren könnt, wie ihr euch in jedem Falle gegen euren Nebenmenschen zu verhalten habt.

Hast du mich verstanden, Julie?

J. Ich glaube wohl. Ich muß mich immer an die Stelle des andern setzen.

Wenn du also in Herrn Tillmanns Lehrstunde kömmst, und du willst wissen, wie du dich gegen ihn zu verhalten hast, was mußt du denn thun?

Ich muß mich in Gedanken an Herrn Tillmanns Stelle setzen.

G. Wenn du nun Herr Tillmann wärest, was würdest du denn von deinen Schülern verlangen?

J. Daß sie ruhig und aufmerksam wären.

G.

G. Was muß alſo Julie thun?

J. Auch ſtille und aufmerkſam ſeyn.

G. Wenn aber eine Bettlerin verlangte, du ſollteſt dein Kleid ausziehen und ihr geben?

J. Ich weiß nicht, was ich thun ſollte.

G. Setze dich an ihre Stelle. Wenn du arm wäreſt, würdeſt du wohl ſo unbeſcheiden ſeyn, und von jemanden verlangen, daß er ſein Kleid ausziehen und dir geben ſolle?

J. Das würde ich gewiß nicht verlangen.

G. So haſt du alſo auch nicht nöthig dein Kleid auszuziehen und der Bettlerin zu geben.

Fünf und dreyßigſter Abſchnitt.

Das Ende des fünften Jahres meines neuen Amts nahte nun herbey, und ich brachte meine Rechnung in Ordnung, um ſie dem

Herrn von Tſchrink ablegen zu können. An der Rechnung, die man am Ende des Jahrs über ſeine Einnahme und Ausgabe verfertigt, kann man immer merken, ob man in ſeinen Geſchäften ordentlich oder unordentlich geweſen ſey. War man unordentlich, ſo iſt dieß ein ſehr ſchweres Stück Arbeit. Man rechnet und rechnet, und zerbricht ſich den Kopf faſt, und doch will die Rechnung immer nicht zutreffen. Immer iſt die Einnahme von der Ausgabe ſehr verſchieden. Dieß kömmt daher: weil man beydes nicht ordentlich aufgeſchrieben hat.

Ohne daß ich mich rühmen will: ſo kann ich euch, lieben Kinder! doch verſichern, daß meine Rechnung mir ſehr leicht würde, und daß meine Ausgabe mit der Einnahme, bis auf einen Gulden eintraf, den ich aus meinem Beutel erſetzte. Ob ſie ſo richtig würde geweſen ſeyn, wenn ich fortgefahren hätte, mich mit Befreyung der Negerſclaven zu beſchäftigen? Das glaube ich ſchwerlich. Hätte ich nun mit meiner Rechnung nicht beſtehen können: ſo würde ich, bey aller meiner Ehrlichkeit, doch bey dem Herrn von Tſchrink in den Verdacht gekommen ſeyn, als wenn ich ein unredlicher Mann wäre. Das Schickſal haben insgemein unordentliche Leute, wenn ſie für andere Geld einzunehmen haben; wenn ſie auch gleich davon nichts unterſchlagen, ſo können ſie doch nicht beweiſen, wofür ſie das eingenommene Geld ausgegeben haben, und werden deßwegen für Betrüger gehalten, und gezwungen das Fehlende zu erſetzen. Da ſchreyen ſie denn über Ungerechtigkeit; betheuern ihre Unſchuld und bedenken nicht, daß die Schuld von ihrem Elende wirklich an ihnen liege; zwar nicht an Mangel der Ehrlichkeit, aber doch an Mangel der Ordnung. Es iſt daher gut, wenn Kinder ſich ſchon gewöhnen, ihre kleinen Einnahmen und Ausgaben aufzuſchreiben, und darüber, am Ende eines jeden Monaths eine Rechnung zu verfertigen.

Die Kinder gaben einander durch Kopfnicken zu verſtehen, daß ſie künftig dieß auch thun wollten, und Herr Gottſchalk machte jedem zu dieſer Abſicht ein Büchelchen, und zeigte, wie daſſelbe eingerichtet werden müſſe.

Ich packte nun, ſo fuhr Herr Gottſchalk fort, meine Rechnung zuſammen, ſchickte ſie Herrn von Tſchrink zu, und erkundigte mich bey ihm, was ich mit den 4000 Thalern thun ſolle, die ich Ueberſchuß hatte.

Am letzten Tage des Jahrs ging ich in Gedanken meine Lebensgeſchichte durch, und freuete mich ſehr darüber. Viel Gutes hatte Gott an mir gethan, und ich fand daß ich ſeine Wohlthaten doch nicht als ein Undankbarer genoſſen, ſondern mich bemühet hatte gegen ihn dankbar zu ſeyn. Ich freuete mich auch im Stillen, über das viele Gute, das ich geſtiftet hatte, daß viele Leute um mich lebten, denen ich nützlich geweſen war, und daß ich ſelbſt beſſer gelernt hatte, mancherley Geſchäfte gut auszurichten. Zwar ich geſtehe es, viele Nachläſſigkeiten und Fehler fielen mir ein, die ich mir hatte zu Schulden kommen laſſen; aber ich hatte doch die Hoffnung, daß es künftig, wenn ich ſtets auf mich aufmerkſam wäre, noch beſſer gehen werde.

Nach einiger Zeit erhielt ich einen Brief vom Herrn von Tſchrink, in welchem er mir ſeine Zufriedenheit mit meiner Rechnung bezeugte, und mir auftrug, mit dem übrigen Gelde nach Leipzig zu reiſen, und dafür Steuerſcheine einzukaufen.

Ich machte mich alſo ſogleich auf, ſetzte mich auf die Poſt und fuhr ab. Den erſten Tag fuhr ich ganz allein, und die Zeit würde mir lang geworden ſeyn, wenn ich mich nicht durch Betrachtung über Gott und ſeine weiſen Einrichtungen unterhalten hätte, wovon ich allenthalben Spuren, beſonders in den Anſtalten fand, die er gemacht hatte, daß die Vögel, auch bey dem tiefen Schnee, der gefallen war, doch noch Nahrung fanden.

Den zweyten Tag meiner Reiſe bekam ich einen Geſellſchafter, mit dem ich mich aber auch nicht unterhalten konnte. Es war ein Polniſcher Jude. Er konnte nicht Deutſch und ich nicht Polniſch, folglich konnten wir auch nicht mit einander ſprechen.

Was ſind Sie, fragte ich ihn, für ein Landsmann?

Nit verſtehen, war ſeine Antwort.

Aus Polen?

Aus Polen. Dieß war alles was ich aus ihm bringen konnte.

Er ſchien arm zu ſeyn: weil er zu ſeiner Unterhaltung nichts bey ſich hatte, als ein Stück ſchwarzes Brot, welches er verzehrte, als ich im nächſten Wirthshauſe meine Mittagsmahlzeit einnahm.

Als wir uns wieder aufſetzten, bekamen wir einen Poſtknecht, der ſich ſogleich ein Glas Brantewein einſchenken ließ, und es austrank. Bey unſerer Ankunft in dem nächſten Dorfe, hielt er wieder an, und trank ein Glas Brantwein aus.

Schwager! ſagte ich, trink du nicht zu viel, daß du deine Vernunſt nicht ertränkſt! du biſt jetzt unſer Führer, wir haben dir unſer Leben anvertrauet — wenn deine Vernunft ertränkt iſt: ſo wirſt du uns ſchlecht führen.

Er lachte aber und ſagte: meine Vernunft iſt an den Brantwein gewöhnt.

Bey dem nächſten Wirthshauſe trank er wieder.

Ich machte ihm deßwegen Vorwürfe, er kehrte ſich aber nicht daran, hieb auf die Pferde, und nöthigte ſie, daß ſie in vollem Trabe laufen mußten.

Als wir einen ſteilen Weg herabfuhren, rief ich ihm zu: halt! ich muß abſteigen; er ſtellte ſich aber, als wenn er es nicht hörte. Es währete nicht lange: ſo fing der Wagen an ſchief zu gehen, mein Schreyen half nichts, der Poſtknecht fuhr immer drauf los, — der Wagen ſchlug um. Ich kam ziemlich glücklich davon, indem mir der Fall weiter nichts ſchadete, als — daß ich die linke Hand ein wenig verſtauchte. Mein armer Reiſegefährte war aber deſto unglücklicher. Der Wagen war auf ſeinen Schenkel gefallen. Als wir ihn in die Höhe gehoben hatten, und ich dem Juden aufhelfen ſen wollte, war er nicht im Stande aufzutreten, ſchrie heftig, und, da ich ſeinen Schenkel unterſuchte, fand ich — daß er zerbrochen war.

Siehſt du, ſagte ich dem Poſtknechte, was du mit deinem Brantweintrinken angerichtet haſt? Lauf ſogleich in das nächſte Dorf und hohle Hülfe.

P. Das belohnte ſich wohl der Mühe, daß ich um des Kerls willen laufen ſollte. Es iſt ja nur ein Jude.

G. Iſt er nicht ein Menſch wie du? iſt er nicht dein Nächſter? biſt du nicht von ihm bezahlt worden?

P. Fürs Fahren hat er mich bezahlt, aber nicht für das Herumlaufen. Wir wollen ihn wieder auf den Wagen ſetzen.

G. Er kann aber nicht ſitzen, und würde die Schmerzen nicht aushalten, die ihm das Fahren verurſacht. Wenn du nicht laufen willſt: ſo will ich laufen.

E. Darauf kann ich nicht warten. Setze ſich der Herr auf, oder ich fahre fort.

Kaum hatte er es geſagt: ſo fuhr er wirklich fort.

Da ſtand ich nun bey dem armen Manne, der mich mit wehmüthigem Blicke um Erbarmung bath.

Guter Mann! dachte ich — du haſt vielleicht einen Vater — eine Frau — Brüder — dieſe ſind alle fern von dir, kennen deine Noth nicht, und können dir nicht helfen. Jener hartherzige Menſch hat dich verlaſſen. Unter den tauſend Millionen Menſchen, die auf der Erde wohnen, iſt dir jetzt keiner ſo nahe, als ich. Gott hat dich an mich gewieſen, daß ich dich retten ſoll. Ich verſtehe deinen Wink, mein Gott! und will ihn befolgen. Dieſer Menſch iſt mir zwar fremd, aber er iſt dein Kind, mein Bruder. Und wenn ich den Schenkel zerbrochen hätte, und er wäre geſund geblieben, würde ich nicht auch von ihm erwartet haben, daß er ſich meiner annähme?

Ich druckte ihm alſo brüderlich die Hand und gab ihm durch Mienen zu verſtehen, daß ich Hülfe ſuchen wollte.

Aber wo? das wußte ich ſelbſt nicht, da ich nirgends eine menſchliche Wohnung erblickte.

Ich ſtieg daher auf eine Anhöhe, und ſah, zu meiner großen Freude, im Thale ein einzelnes Landgut liegen, das, wie ich hernach hörete, Ludwigsthal hieß. Ich lief darauf los, und ging ins Haus, wo mir ein junges, wohlgebildetes, Frauenzimmer entgegen kam.

Kann ich, fragte ich ſogleich, nicht den Herrn vom Hauſe zu ſprechen bekommen?

Fr. Mein Vater iſt in der Stube, ich will ihn ſogleich rufen

Der Vater, welcher Hildebrand hieß, kam heraus, und fragte: wer ſind Sie, mein Herr?

G. Ich bin ein Reiſender, der gekommen iſt, Sie um Hülfe zu bitten. Ich fahre, nebſt noch einem Reiſegefährten, auf der Poſt, unſer Poſtknecht iſt betrunken, und wirft den Poſtwagen hier hinter Ihrem Landgute um. Mein Reiſegefährte zerbricht einen Schenkel, ich bitte den Poſtknecht fortzulaufen und Hülfe zu ſuchen — er thut es nicht; ich bitte ihn ſo lange zu warten, bis ich ſelbſt Hülfe geſchafft hätte; aber der harte Menſch iſt unerbittlich und fährt fort. Da liegt nun der arme Menſch drauſſen im Schnee mit ſeinem zerbrochenen Schenkel —

H. Es iſt in der Nähe niemand, der ihm helfen könnte, als ich — Gott hat ihn an mich gewieſen, ich werde —

G. Aber er iſt ein Jude —

H. Ein Kind Gottes.

G. Und iſt arm —

H. Ich bin aber von Gott mit Gütern geſegnet. Chriſtoph! (ſeinen Knecht rufend) drauſſen liegt ein Reiſender, der das Bein zerbrochen hat, nimm eine Trage, lege Stroh darauf, nimm Wilhelmen dazu und tragt ihn herein. Du, liebe Tochter, ſag der Magd, daß ſie ſogleich die Stube rechter Hand heitzet, und ein Bette hineinſchafft, und dem Taglöhner Abendſtern, daß er unverzüglich nach der Stadt laufe, und den Wundarzt rufe.

Sogleich flog alles um die Befehle des lieben Vaters auszurichten.

Sie, mein Herr! fuhr Herr Hildebrand fort, kommen mit mir in die Stube.

G. Das darf ich nicht, ich muß meinem Reiſegefährten beyſtehen.

H. Sie haben Recht. Sie ſind jetzt ſein Nächſter. Wenn er herein geſchafft iſt: ſo freuen Sie ſich ihrer guten That, und wir ſprechen dann weiter mit einander.

Ich ging alſo mit den Knechten, die mit ihrer Trage bald da waren, fort, und legte meinen armen Reiſegefährten darauf, der Thränen vergoß, und mir herzlich die Hand drückte. Er wurde darauf auf das für ihn bereitete Bette gelegt, da der Wundarzt herbeykam, verbunden, und ein Knecht des Hauſes erhielt den Auftrag, Tag und Nacht bey ihm zu bleiben, und ihn, nach der Vorſchrift des Wundarztes zu behandeln.

Da alles dieß geſchehen war, nöthigte mich Herr Hildebrand, mit in ſein Zimmer zu gehen, und, weil es ſchon ſpät war, bey ihm zu übernachten.

Ich nahm ſein gütiges Anerbieten ohne Weigerung an.

Hier hatte ich nun, nach einem ſehr traurigen Tage, einen recht vergnügten Abend. Ich befand mich im Kreiſe einer liebenswürdigen vortrefflichen Familie, die mich ſchien lieb gewonnen zu haben: weil ich meine Schuldigkeit an dem armen Juden gethan hatte.

Als die Tiſchzeit kam, ſagte die Hausfrau, der älteſten Tochter, Sophien, ein Paar Worte ins Ohr. Dieſe gab ihrer Schweſter einen Wink, beyde flogen ſogleich fort, kamen bald mit dem nöthigen Tiſchzeuge zurück, deckten den Tiſch, beſetzten ihn mit einfachen Speiſen, und die beyden Brüder legten Meſſer und Gabeln auf.

Die Ordnung, die Reinlichkeit, die Pünctlichkeit, die Liebe, die Gefälligkeit und Folgſamkeit, die in dieſer Familie herrſchten, machten ſie mir ſehr werth.

Während der Mahlzeit ſprach Herr Hildebrand ſehr viel von ſeiner Landwirthſchaft, und wie ihn Gott, bey Fleiße, Nachdenken

ken und Sparſamkeit, geſegnet habe. Ich hörete ihm zu und lernete vieles von ihm, das mir in der Folge ſehr nützlich war. Ich erzählte ihm darauf von den Einrichtungen, die ich getroffen hatte.

Nach Tiſche kam ich auf meine Lebensgeſchichte und meine Sclaverey in Algier zu ſprechen. Da wurde alles aufmerkſam. Ich mußte mich in einen Lehnſtuhl ſetzen, jung und alt rückte Stühle herbey, faßte alle meine Worte auf, und that eine Menge Fragen an mich.

So plauderten wir bis um Mitternacht. Dann wendete ſich Herr Hildebrand zu ſeinen Kindern und ſagte: ſehet, Kinder, in der Geſchichte dieſes lieben Mannes, die Beſtätigung von dem, was ich euch ſchon oft geſagt habe: Wenn der Menſch ſeine Vernunft braucht, und jeden Augenblick thut, was Gottes Wille, oder ſeine Schuldigkeit iſt: ſo geht er auf Gottes Wegen, die zwar oft rauh und beſchwerlich ſind, die ihn aber am Ende immer in die Lage bringen, die für ihn die beſte iſt. Lange bin ich nicht mehr bey euch. Handelt immer nach ſeinem Willen, ſo wird es euch wohlgehen, und ihr werdet auf ſeinen Beyſtand rechnen können.

Jetzt wünſchten wir einander eine angenehme Ruhe, und jedes verfügte ſich in ſein Schlafzimmer.

Sechs und dreyßigſter Abſchnitt.

Des Morgens ſtand ich früh auf, und ging ſogleich zu dem armen Juden, um mich zu erkundigen, wie er die Nächt zugebracht hätte. Sein Wärter ſagte, daß ſie unruhig geweſen wäre. Da dieß der Wundarzt vorher geſagt, und zugleich verſichert hatte, daß dieß nicht viel zu bedeuten habe: ſo beruhigte ich mich, und gab ihm durch Mienen zu verſtehen, daß er ſich ruhig und geduldig verhalten ſolle, welches er mir auch mit einem Handſchlage verſprach.

Nun empfahl ich mich dieſer vortrefflichen Familie, und wollte nach der nächſten Poſtſtation gehen. Als ich aber auf den Hof kam, ſtand ein angeſpannter Wagen da, in welchen ich mich, aller Weigerung ungeachtet, ſetzen mußte.

Als ich auf der nächſten Station angekommen war, gab ich dem Kutſcher, der mich gefahren hatte, ein Trinkgeld, und trug ihm auf, ſeiner Herrſchaft in meinem Nahmen nochmahls für das Gute zu danken, das ich bey ihr genoſſen hätte.

Zugleich fragte ich ihn auch, wie es ihm in Ludwigsthal gefiele?

Wem ſollte es da nicht gefallen, gab er mir zur Antwort, bey einer ſo guten Herrſchaft? Die Arbeit wird uns freylich nicht geſchenkt. Früh müſſen wir heraus, und ſpät erſt dürfen wir zu Bette gehen, den Tag über darf niemand von Herrn Hildebrands Leuten die Hände in den Schooß legen. Es thut aber jedes doch ſeine Arbeit gern: weil wir immer ſo viel Aufmunterung bekommen. Oft wenn ich pflüge, und mir der Schweiß über die Backen läuft, kommt Herr Hildebrand zu mir und ſagt: na! Fritz biſt du fleißig? wie du dich jetzt gewöhnſt, ſo biſt du einmahl künftig. Greifſt du jetzt die Arbeit friſch an: ſo wird ſie dir leicht werden, wenn du einmahl deine eigne Haushaltung bekommſt.

Dabey gibt er uns auch einen guten Lohn, und legt jedem ſeiner Knechte und Mägde, für jedes Jahr, das es treu bey ihm dient, etwas zu, und giebt ihm Anleitung, wie es etwas für die Zukunft ſparen kann. Will ein Knecht oder eine Magd heyrathen: ſo iſt er dazu behülflich, und richtet ſeine Hochzeit aus. So wohnen in den Dörfern da herum drey Männer und drey Weiber, die alle auf dem Hofe gedient haben, und in guten Umſtänden ſind.

Ich ſagte ihm, daß ich mich ſehr gefreut hätte über die Liebe, die die Familie dem armen Juden bewieſe.

Ja, gab er mir zu Antwort, das iſt ihre Art nicht anders. Alle Arme und Nothleidende nehmen nach Ludwigsthal ihre Zuflucht

flucht, und den mehreſten wird geholfen Faullenzer und liederliche Leute werden freylich abgewieſen.

Ich erkundigte mich auch nach der Familie des Herrn Hildebrand, und hörete auch von dieſer viel Gutes.

Nun ging ich nach dem Poſthauſe, um mit dem Poſtwagen nach Leipzig zu gehen; dieſer war aber ſchon abgegangen. Ich verlangte Extrapoſt, erhielt aber zur Antwort, daß ich nicht eher, als Nachmittags, Pferde bekommen könnte.

Dieß war mir unangenehm, und ich merkte, daß ich unwillig und geneigt wurde, mich zu ärgern und die Menſchen, die mir begegneten, unfreundlich zu behandeln. Wirklich warf ich auch einem Armen, der mich um ein Almoſen anſprach, daſſelbe etwas unfreundlich hin.

Da ich es gethan hatte, erſchrak ich vor mir ſelbſt und dachte: iſt das auch Recht, daß du unſchuldige Menſchen deinen Unwillen fühlen läßt? daß du unwillig wirſt über ein Schickſal, das du nicht ändern kannſt? Und wenn alle menſchlichen Schickſale Gottes Fügungen ſind, mußt du nicht auch dieſe Verzögerung deiner Abreiſe als Gottes Fügung betrachten, bey welcher er gewiß gute Abſichten hat?"

Ich ſchämte mich vor mir ſelbſt, und rief den Bettler zurück, um, ſoviel als möglich, die Unfreundlichkeit, mit welcher ich ihm begegnet war, wieder gut zu machen.

Wie kommt es, fragte ich ihn, daß ein ſo junger Menſch, wie du biſt, bettelt? kannſt du nicht arbeiten?

B. Nein, lieber Herr, das kann ich nicht. Ich habe keine andere Arbeit gelernt, als wollenes Zeug zu weben, und dieſe Arbeit liegt in unſerer ganzen Gegend: weil die Wolle theuer, und unſere Waare wohlfeil iſt. Seit Jahr und Tag habe ich ſehr kümmerlich gelebt, und, um nicht betteln zu dürfen, habe ich mit meiner Frau, die niedrigſten Arbeiten, wo wir nur welche haben konnten, verrichtet, um nur täglich ein Paar Groſchen zu verdienen. Da dieſe zu unſerer Erhaltung nicht hinreichten: ſo haben wir nach und nach unſer Zinn, unſere Wäſche, und Kleidung verkauft; nun iſt alles fort; und ſeit zwey Tagen iſt mir auch die Frau krank geworden. Seit zwey Tagen muß ich betteln.

G. Woher biſt du gebürtig?

B. Hier aus dem Orte.

G. Iſt das alles, was du geſagt haſt, auch wahr?

B. (mit naſſen Augen) Lieber Herr! ich ſchäme mich als Bettler vor ihnen zu ſtehen. Weit mehr würde ich mich aber ſchämen, ein Lügner zu ſeyn. Gott Lob! ſo weit bin ich noch nicht geſunken.

G. Kann ich deine Frau nicht ſehen?

B. Warum denn das nicht? bemühen Sie ſich nur mit in das enge Gäßchen, das da vor uns liegt.

Ich ging mit, und fand alles ſo, wie er es mir beſchrieben hatte — eine kranke Frau, drey halb nackte Kinder — und einen leeren Weberſtuhl.

Wehmüthig trat ich ans Fenſter, und dachte: dieſen Mann hat dir Gott zugeführet, daß du ihn retten ſollſt. Vielleicht mußteſt du deßwegen hier aufgehalten werden.

G. Jetzt rufe ſogleich einen Arzt!

B. Einen Arzt? wovon ſoll ich ihn denn bezahlen?

G. Rufe einen Arzt! für das Uebrige laß mich ſorgen.

Sobald der Mann fort war, wendete ich mich zur Frau, und ermahnte ſie, daß ſie den Muth nicht ſinken laſſen, ſondern ihr Vertrauen auf Gott ſetzen ſolle.

Fr. Das thue ich, lieber Herr! mein Vater und meine Mutter haben mich von Jugend auf mit Gott bekannt gemacht. Wenn ich dieſen nicht hätte, womit wollte ich mich denn tröſten? ich hätte ja bey der großen Noth, in der wir uns ſeit zwey Jahren befunden haben, verzweifeln müſſen. Heute — (laut weinend) — heute hätte ich beynahe mein Vertrauen auf Gott fahren laſſen — mein Mann mußte betteln — ach die Schande! da ſchickt Sie der liebe Gott zu mir.

G. Wir haben ein Sprichwort: wann die Noth am größten iſt, ſo iſt die Hülfe am nächſten. Gott hat ſie vermuthlich in dieſe Noth gerathen laſſen, um ſie mit ſich bekannt zu machen; iſt die Noth vorbey, und ſie hat Gott, als ihren Vater und Helfer, durch die Erfahrung kennen lernen: ſo wird ſie ihm für dieſe Noth noch danken.

Jetzt kam der Mann mit dem Arzte zurück. Dieſer erkundigte ſich nach allen Umſtänden der Frau genau, donn wandte er ſich an mich und ſagte: eine gute Rindfleiſchſuppe wäre für dieſe Frau und ihre ganze Familie die beſte Arzney. Die armen Leute haben nun ſo lange faſt nichts, als Waſſer und Brot, genoſſen, und auch das letzte haben ſie nicht immer genug gehabt; Holz hatten ſie auch nicht, um die Stube heitzen zu können. Wie kann es anders kommen, als daß ſie nach und nach alle Kräfte verlieren, und bettlägerig werden?

Nun, ſagte ich, wenn weiter nichts fehlt: ſo wollen wir bald helfen. Hier, lieber Mann, iſt etwas Geld, davon kaufe er Rindfleiſch und Reiß, und genieße er es heute mit ſeiner Familie — es iſt ſoviel, daß er auch etwas Holz, und auf einige Wochen kräftige Nahrungsmittel davon kaufen kann. Hier brachen Mann und Weib und Kinder in lautes Weinen aus, das mich ſo angriff, daß ich die Thür ſuchen mußte, um nicht auch mit zu weinen.

Der Arzt folgte mir. Als wir etliche Schritte vom Hauſe entfernt waren, fragte ich ihn nach dem Lebenswandel dieſer Leute.

Es ſind, antwortete er, ehrliche, fleißige Leute, die ſich immer gut genährt haben; aber für die Wollenweber ſind in dieſer Gegend die Zeiten ſo nahrlos, daß ſie faſt alle Bettler werden.

Gut! fuhr ich fort: ſo ſagen Sie dem Manne, daß er nachdenken ſolle, ob er nicht eine andere Arbeit erfinden könne, die ihn nährete. Auf der Rückreiſe wollte ich mich wieder nach ihm erkundigen. Zugleich

gleich ſagte ich ihm auch die Verlegenheit, in welcher ich mich befände, da ich kein Fuhrwerk bekommen könnte.

Ich habe ſelbſt, ſagte er, ein Fuhrwerk, das Ihnen zu Dienſte ſteht. Ich zahlte ihm ſogleich was er verlangte, er ließ anſpannen, ich ſetzte mich auf und fuhr fort.

Auf dem Wege freuete ich mich herzlich über das Gute, das ich geſtiftet, und wozu mir Gott dadurch Gelegenheit verſchafft hatte, daß er der Fortſetzung meiner Reiſe Hinderniſſe in den Weg legte.

Da wir nahe bey Leipzig waren, drehete ſich mein Kutſcher nach mir um und ſagte: wenn Sie am Thore gefragt werden, ob das Fuhrwerk Ihnen gehöre? ſo ſprechen Sie nur ja!

G. Wie kann ich denn dieß ſagen? es gehört mir ja nicht.

K. Warum denn nicht? Sie haben es ja gemiethet.

G. Dieß wohl; aber es iſt ja doch nicht mein Eigenthum. Und warum ſoll ich denn eine Lüge ſagen?

K. Ja! wenn Sie nicht ſagen, daß das Fuhrwerk Ihr Eigenthum wäre: ſo müſſen Sie Stationsgeld auf der Poſt bezahlen.

G. Da muß doch wohl die Poſt ein Recht haben das Stationsgeld von mir zu fordern. Soll ich ſie vielleicht darum betrügen?

K. Ha! das ſchadet der Poſt nichts, die hat Geld genug.

G. Wenn die Poſt aber dir gehörete, würdeſt du auch wohl wünſchen, daß die Reiſenden dich um das Stationsgeld betrögen?

K. Da müßte ich es mir halt auch gefallen laſſen.

G. Das will ich nicht wiſſen. Ich will wiſſen, ob du wünſcheſt, daß du um das Stationsgeld betrogen würdeſt, wenn die Poſt dir gehörete?

Er ſchwieg ſtille. Und wenn du auf der Poſt reiſen wollteſt, und fragteſt den Poſtmeiſter, wieviel du für die Meile zahlen müßteſt, und er forderte, ſtatt zehn Groſchen, zwölf?

K. Da wäre er ein Schurke.

G. Wäre ich es denn weniger, wenn ich ihn, durch eine Lüge, um das Stationsgeld brächte?

Statt zu antworten, fragte er einen Mann, der uns begegnete, ob die Brücke rechter Hand fertig wäre?

Ja, ſagte dieſer, du kannſt ohne Bedenken hinfahren; ſie iſt ſchon ſeit acht Tagen fertig.

G. Wenn nun die Brücke nicht fertig wäre, und der Mann hätte dich belogen, wie würde dir dieß gefallen?

K. Da wäre der Kerl ein Spitzbube.

G. Du ſiehſt alſo gar wohl ein, daß der Menſch ſich ſelbſt entehrt, wenn er die Wahrheit nicht redet. Indem ich hierüber noch weiter ſprach, kamen wir im Thore an, wo ich das Stationsgeld, das mir abgefordert wurde, ſogleich entrichtete. Bey dem Abſteigen im Gaſthofe zahlete ich dem Kutſcher ſein

Trinkgeld und ſagte: wenn du einmahl von deiner Herrſchaft kommſt, und wieder Dienſte ſuchſt: ſo kannſt du zu mir kommen; aber — in meine Dienſte nehme ich dich nicht.

K. Nicht?

G. Nimmermehr.

K. Warum denn nicht? habe ich Sie nicht gut gefahren? ſind meine Pferde nicht gut gefüttert?

G. Das wohl; aber du liebſt die Wahrheit nicht, und Leuten, die die Wahrheit nicht lieben, iſt nicht zu trauen.

Er brummte und ging fort.

Merkt es, lieben Kinder! ihr verachtet gewiß jeden, der die Wahrheit nicht redet, ihr werdet euch hüten ihm etwas anzuvertrauen. Wenn du alſo, Stephan! dich in deinen und anderer Augen nicht ſelbſt entehren willſt, was mußt du thun?

St. Die Wahrheit reden.

Sieben und dreyßigſter Abſchnitt.

Den folgenden Tag ſetzte ich mein Geld gegen Steuerſcheine um, und ging auf den Abend in das Concert, wo vielleicht niemand die Anmuth der Muſik ſo lebhaft fühlte, als ich, da ich ſchon in mehreren Jahren in keinem Concerte geweſen war. So lange die Muſik dauerte, war ich, wie man zu ſagen pflegt, ganz Ohr; indem ich mich um weiter gar nichts bekümmerte, als — um die Muſik. Da ſie aber aufhörete, und die Anweſenden ſich mit einander freundſchaftlich unterredeten, hatte ich Zeit mit meinen Augen die vielen fremden Geſichter zu beobachten, die hier verſammelt waren.

Unter andern bemerkte ich einen Mann, der mir ſehr bekannt vorkam; ich hörete ihn ſprechen, beobachtete ſeine Stellung, und wurde bald überzeugt, daß er ein alter Freund ſey,' der mit mir ehedem bey Herrn Federweiß erzogen wurde.

Ich trat alſo zu ihm und ſagte: Um Vergebung ſind Sie nicht Herr Friedrich Reichmann? Der bin ich, erhielt ich zur Antwort, woher bin ich Ihnen denn bekannt?

G. Aus der Erziehungsanſtalt des Herrn Federweiß.

R. Und Sie? Sie ſind, wenn ich mich nicht ganz irre, mein Jugendfreund, Heinrich Gottſchalk.

G. Der bin ich.

R. Der mit mir ſo fleißig Franzöſiſche Bücher las?

G. Und der mit Ihnen Pflanzenſammlungen machte.

Da war nun auf beyden Seiten große Freude, und ich mußte ihm verſprechen, daß ich den folgenden ganzen Tag in ſeiner Geſellſchaft zubringen wollte.

Kaum war ich den andern Tag aufgeſtanden: ſo kam er auch ſchon zu mir und lud mich zu einem Spaziergange ein, auf welchem er mich mit allen Merkwürdigkeiten der Stadt bekannt machte.

Auf den Abend mußte ich bey ihm ſpeiſen, und fand eine große Anzahl von Freunden und Freundinnen, die er eingeladen hatte, um an der Freude, ſeinen Freund Gottſchalk wieder gefunden zu haben, Theil zu nehmen.

Wir waren alle ſehr vergnügt, und um das geſellſchaftliche Vergnügen noch mehr zu erhöhen, wurden gegen das Ende der Mahlzeit verſchiedene Lieder geſungen.

In einem derſelben kam ein Vers vor, der folgendermaßen lautete:

Die Pflicht gebeut, das Wohlergehn
Des Nächſten nicht zu neiden.
Man ſoll, wenn andre muthlos ſtehn,
Sie ſpeiſen, tränken, kleiden.
Der wahre Menſch ſucht ihre Pein
Durch Troſt und Hülfe zu zerſtreun;
Wir wollen Menſchen ſeyn!

Bey dieſen Worten fiel mir der arme Weber mit ſeiner Familie ein, und, ſobald das Lied geſchloſſen war, wendete ich mich an meinen Freund, und ſtellte ihm die Noth deſſelben vor. Dieſer druckte mir die

Hand, und ſagte: ich kann dieſen glücklichen Tag, da ich meinen Jugendfreund wieder an meiner Seite ſehe, nicht beſſer feyern, als wenn ich zur Rettung dieſer armen Familie etwas beytrage. Ueberlaſſen Sie mir die Sache.

Hierauf redete er die Geſellſchaft an, ſchilderte ihr ſehr lebhaft die traurige Lage dieſer Weberfamilie, und bath, ihm zu erlauben, daß er für ſie einen Teller umgehen laſſen dürfe.

Sein Vorſchlag wurde allgemein gebilligt. Er nahm alſo einen Teller, bedeckte ihn mit einer Serviette, und ließ ihn von Hand zu Hand gehen. Jeder Gaſt ſteckte ſeine Hand unter die Serviette, und brachte ſeine Gabe. Man übergab mir hernach den Teller und ich wurde ſehr gerührt, da ich die Serviette wegnahm, und ſah was für ein anſehnliches Geſchenk ich für die Unglücklichen erhielt. Ich dankte in ihrem Nahmen der Geſellſchaft und verſprach, daß ich von ihrer Freygebigkeit den beſten Gebrauch machen wollte.

Nun trennte ſich die Geſellſchaft, und ich trennte mich auch von meinem Freunde, mit herzlichem Danke für die Beweiſe von ſeiner fortdauernden Freundſchaft, die er mir gegeben hatte.

Als ich den folgenden Tag auf dem Poſtwagen ſaß, dachte ich darüber nach, was für ein großes Gut ein wahrer Freund ſey! wie ſicher man auf ſeinen Beyſtand, in jeder Noth, rechnen, wie viel man, mit ſeiner Hülfe ausrichten könne, was dem unmöglich iſt, der keinen Freund hat! Zwey Mahl hatte ich dieß ſchon erfahren. Ein Mahl in Algier, wo mein Freund Irland die Mittelsperſon war, durch die ich aus der Sclaverey errettet wurde, und nun wieder in Leipzig, da ich mit meines Freundes Reichmann Hülfe in den Stand geſetzt wurde, eine ehrliche Familie von ihren Kummer zu befreyen. Die dauerhafteſten Freundſchaften werden gemeiniglich in der Jugend geſchloſſen.

Wenn ihr alſo, lieben Freunde! ein recht gutes Kind kennen lernt: ſo ſuchet euch durch Gefälligkeit ſeine Freundſchaft zu erwerben. Habt ihr ſie erhalten: ſo ſucht euch Eures Freundes durch Gefälligkeit und rechtſchaffnes Betragen immer würdiger zu machen. Bald werdet ihr erfahren, was für ein wichtiges Gut ihr euch erworben habt. Jedes Vergnügen werdet ihr doppelt ſchmecken, wenn ihr es mit einem Freunde genießen könnet; jede Arbeit wird euch leichter werden, wenn Ihr einen Freund an der Seite habt, der euch dabey unterſtützet; jedes Leiden wird durch den Troſt und guten Rath des Freundes ſich mildern. Werdet ihr dann ein Mahl groß, und Gott gibt euch wichtige Aufträge, ſo werdet ihr oft durch den Beyſtand des Jugendfreundes in den Stand geſetzt werden, ſie gut auszurichten.

Als die Lehrſtunde zu Ende war, umarmte Stephan Heinrichen, und ſagte: ſey mein Freund, ich will immer der deinige ſeyn.

Beyde gaben einander die Hände darauf, daß ſie immer Freunde ſeyn wollten, und ha-

haben auch ihr Wort gehalten. Freylich trat bisweilen der Fall ein, daß ſie ſich entzweyeten, beſonders weil Stephan einen hitzigen Kopf hatte, und leicht in Zorn gerathen konnte, wann er ſich für beleidigt hielt; wenn dann aber einer den andern fragte: alſo willſt du mich nicht mehr zum Freunde haben? ſo beſannen ſie ſich bald anders, und ſöhnten ſich wieder mit einander aus.

Acht und dreyßigſter Abſchnitt.

Sobald ich, auf der nächſten Station, vom Poſtwagen abgeſtiegen war: ſo könnt ihr leicht denken, wohin ich ging — zu dem armen Weber, deſſen Nahme Zirkel war. Als ich mich ſeinem Hauſe näherte, erblickte mich ſein kleiner Sohn, der vor der Thür ſtand, ſprang ſogleich ins Haus und rief ſo laut, daß ich es hören konnte: Vater! der fremde Herr kommt!

Sogleich kam der Vater heraus, machte mir eine freundliche Verbeugung, und ich fragte: wie geht es jetzt, Meiſter Zirkel?

Gott ſey gelobt, etwas beſſer!

Er öffnete zugleich die Stubenthür, und ich ſah ſeine Frau außer dem Bette, die ſich, nebſt ihren Kindern, damit beſchäftigte, daß ſie leinenes Garn wickelten.

Ich freue mich, ſagte ich, ſie wieder außer dem Bette zu ſehen.

Da fing die ganz Familie an zu weinen und mir zu danken.

Deßwegen, ſagte ich, bin ich nicht gekommen, lieben Leute! daß ihr mir danken ſollt. Die Abſicht meines Beſuchs iſt, von euch zu erfahren, wie euch weiter kann geholfen werden. Hat er, Meiſter Zirkel! vielleicht ſich auf eine Arbeit beſonnen, die ihn beſſer nährt, als ſein Wollenweben?

Z. Ja, lieber Herr! ich habe mir vorgenommen, Leinwand zu weben. Mein

Gevatter, der ein Leineweber iſt, gibt mir dazu Anweiſung. Es iſt ja freylich auch ein geringer Verdienſt dabey, zumahl wenn man für die Kaufleute arbeiten muß, die nicht viel für die Arbeit geben, weil ſie auch ihren Vortheil davon haben wollen; es iſt aber doch beſſer etwas weniges, als gar nichts.

G. Warum arbeitet er denn aber für die Kaufleute?

Z. Die Noth, lieber Herr! dringt mich dazu. Wenn man keinen Pfennig in den Händen hat, um Garn einzukaufen: ſo muß man dem lieben Gott danken, wenn man nur welches von dem Kaufmanne bekömmt.

G. Nun da kann ich vielleicht auch helfen. Hier! indem ich ihm die Geldſtücke vorzählte, die ich in Leipzig erhalten hatte, und die 76 Rthlr. 8 Gr. betrugen, hier iſt Geld wofür er ſich Garn einkaufen, und ſo ſeine Umſtände verbeſſern kann.

Die ganze Familie fing an laut zu weinen, und mir zu danken, die Frau nannte mich ihren Erretter, ihren Engel —

Danket nicht mir, lieben Leute, ſagte ich, ſondern danket Gott, der euch gerettet, und mich nur zur Mittelsperſon gebraucht hat, euch aus eurer Noth zu reiſſen. Der beſte Dank, den ihr Gott beweiſen könnt, iſt dieſer, daß ihr nun fein nachdenket, wie ihr dieß Geld, das euch Gott beſcheret hat, recht gut anwenden wollt. Dann wird euch Gott ſegnen und gute Nahrung ſchenken. Wenn ihr freylich das Geld verſchwenden wolltet —

Nein, fiel mir die Frau in die Rede, deßwegen können Sie ohne Sorgen ſeyn. Mein Mann und ich haben, ſeitdem wir zuſammen ſind, jeden Pfennig zu Rathe gehalten.

Nun, antwortete ich, ſo haltet fein Wort! Sollte ich ein Mahl wieder hier durchreiſen: ſo werde ich mich ſorgfältig nach euch erkundigen, und mich nicht wenig freuen, wenn ich euch in guten Umſtänden finde.

Mit dieſen Worten entfernte ich mich, und fuhr auf Ludwigsthal zu, um mich nach dem Befinden des Polniſchen Juden zu erkundigen. Die Hildebrandſche Familie nahm mich mit der ihr eigenen Freundlichkeit und Gefälligkeit auf, führte mich zu dem Patienten, und verſicherte, daß der Wundarzt die größte Hoffnung habe, daß die Heilung ihm gelingen werde.

Man nöthigte mich, einen Tag hier zu bleiben, und mir war es lieb, daß man mich nöthigte: weil es mir in dem Kreiſe dieſer guten Leute außerordentlich wohl gefiel.

Bey Tiſche unterhielt ich mich vorzüglich mit der Frau Hildebrandin: weil ich glaubte, daß ich von ihr noch manches lernen könne, wie man eine Wirthſchaft gut einrichten müſſe. Wirklich lernte ich auch vieles. Unter andern fragte ich, wieviel ſie jedem ihrer Dienſtboten Lohn gäbe?

Sie bekommen, erhielt ich zur Antwort, nicht alle gleich viel. Im erſten Dienſtjahre erhalten ſie wenig. Hernach, wenn ſie in ihrem Dienſte treu ſind, bekommen ſie alle Jahre *eine Zulage*, an Gelde und an Leinwand. Wenn ſie nun gut wirthſchaften: ſo können ſie ſich leicht einen großen Vorrath von Leinwand ſammeln, der ihnen hernach, wann ſie ihre eigene Haushaltung anfangen, gute Dienſte thut.

G. Und woher bekommen Sie Ihre Leinewand?

Fr. H. Von Handelsleuten, die im Lande herumgehen, und ſie mir zum Verkaufe anbieten.

Da erzählte ich nun die Geſchichte des Webers Zirkel, und fragte, ob ſie nicht geneigt wäre, ihre Leinwand künftig von ihm zu beziehen?

Gern! antwortete ſie. Wenn ſeine Arbeit gut iſt, ſo wird es mir Freude ſeyn, eine rechtſchaffene Familie in Nahrung zu ſetzen.

Heute, ſagte die älteſte Tochter, geht ein Bote nach dem Orte, wo der Weber wohnt. Willſt du vielleicht, liebe Mutter, daß ich dem Weber ſchreiben, und eine Beſtellung bey ihm machen ſoll?

Das thue! erhielt ſie zur Antwort. Lege eine Probe bey, nach welcher er arbeiten ſoll, und beſtelle vor der Hand nur dreyßig Ellen. Iſt ſeine Arbeit gut: ſo kann ich in der Folge immer mehr von ihm nehmen. Dieſe Vorſicht werden Sie mir, lieber Herr Gottſchalk! ſchon verzeihen. Wenn Meiſter Zirkel ein geſchickter und ehrlicher Mann iſt: ſo kann ſie ihm nichts ſchaden; wäre es aber nicht —

G. So ſollte es mir Leid thun, Ihnen denſelben empfohlen zu haben, und es wäre dann ſeine eigene Schuld, wenn die Nahrung, die man ihm zudachte, ihm entzogen würde.

Nach der Zeit habe ich aber gehört, daß Meiſter Zirkel wirklich ein ehrlicher und geſchickter Mann war, durch dieſe vortreffliche

Familie in gute Nahrung geſetzt und in der Folge ein wohlhabender Mann wurde.

Den nächſten Morgen war es mir ſehr ſchwer, mich von dieſem Hauſe zu trennen. Ich bath Herrn Hildebrand mir zu erlauben, ihm den Aufwand zu erſetzen, den ihm die Verpflegung des Juden verurſacht hatte; aber mit vieler Mühe konnte ich ihn bereden, daß er mir nur die Bezahlung des Wundarztes zugeſtand.

Herr Hildebrand ließ mich wieder durch ſeinen Wagen weiter bringen, und ich ſtieg in denſelben, nachdem ich der ganzen Familie dankbar die Hände gedruckt hatte.

Auf der ganzen Rückreiſe hatte ich meine Betrachtungen über die neuen Beweiſe, die ich von Gottes Vorſehung erhalten hatte, die die menſchlichen Schickſale lenkt, und das Wohl derer bewirkt, die darauf aufmerkſam ſind.

Daß der Poſtwagen umſchlug und mein Reiſegefährte das Bein zerbrach, war mir freylich äußerſt unangenehm; aber hätte ich meine Reiſe ununterbrochen fortgeſetzt: ſo hätte ich Ludwigsthal und die vortreffliche Familie, die dort wohnte, nicht kennen lernen.

H. Aber der arme Jude. —

G. Dem war ſein hartes Schickſal gewiß auch ſehr gut. Wenn er gehörig darüber nachdachte: ſo wird auch er dadurch mit Gott bekannter geworden ſeyn, und Beweiſe genug von der über ihn waltenden Vorſehung erhalten haben.

Hätte ich auf der nächſten Station vor Leipzig ſogleich Poſtpferde erhalten: ſo blieb mir die Zirkelſche Familie unbekannt, und ich konnte alſo nichts für ihre Rettung thun.

Vergeßt es nicht, lieben Kinder! Wenn euch künftig widrige Schickſale treffen: ſo werdet darüber nicht unwillig, und denkt daran, daß ſie Fügungen eines weiſen und guten Gottes ſind, wodurch gewiß etwas Gutes bewirkt wird.

Nun wurde ich mit Beſorgung verſchiedener Angelegenheiten meines Herrn noch ein Paar Wochen auf der Reiſe aufgehalten.

Neun und dreyßigſter Abſchnitt.

Bey meiner Zurückkunſt auf dem von Tſchrinkſchen Gute fand ich vieles, was mir gar nicht angenehm war. Der beſte Gaul war gefallen, unter meinen Dienſtleuten war Uneinigkeit eingeriſſen, und die Geſchäfte hatten ſich, während meiner Abweſenheit, ſo gehäuft, daß ich nicht wußte, wie ich mich durcharbeiten ſollte. Den ganzen erſten Tag wurden mir faſt lauter unangenehme Nachrichten zu Ohren gebracht. Mein Blut kam in Wallung, ich fühlte einen Trieb, alle meine Leute auszuſchelten, ja ich griff ſogar nach dem Stocke, um den Knecht, der den gefallenen Gaul zu beſorgen gehabt hatte, durchzuprügeln.

In dieſer Abſicht ging ich die Treppe hinab um ihn aufzuſuchen, fühlte aber, daß mir vor Aergerniß alle Glieder zitterten. Da fiel es mir noch zur rechten

Zeit ein, daß ich jeßt meiner Vernunſt gar nicht mächtig wäre, und alſo nichts Vernünſtiges vornehmen könne.

Statt alſo zum Knechte zu gehen, lief ich hinaus ins Freye, trat auf eine Anhöhe, athmete tief, ſah gen Himmel und rief: Gott!

Sobald mir der Gedanke: Gott, wieder in die Seele kam, fing es an darin etwas ruhig zu werden und ich wurde wieder vermögend, nachzudenken.

Woher, dachte ich, iſt aller dieſer Verdruß entſtanden?

Durch deine Reiſe.

Und was bewog dich zu reiſen?

Der Befehl deines Herrn, den dir Gott vorgeſetzt hat. Deine Reiſe war keine Luſtreiſe, es war eine Pflichtreiſe, die du unternahmſt, weil ſie dir von Gott, durch deinen Herrn, aufgetragen wurde. Du biſt alſo auf Gottes Wege gegangen, und die Widerwärtigkeiten, die dich auf denſelben trafen, ſind Gottes Fügungen. Sie ſind gut! ſie ſind gut! und wenn du recht nachdenkſt: ſo wird dir Gott gewiß Mittel zeigen, alles wieder in Ordnung zu bringen.

Ja wohl waren ſie gut, weil ſie mich auf meine Schwachheit recht aufmerkſam machten. Den Tag zuvor glaubte ich über alle meine Begierden Herr zu ſeyn; aber jetzt da mir auf einmahl ſo viel Unangenehmes zugleich hinterbracht wurde, gerieth ich in einen ſo ſtarken Zorn, daß ich einen meiner Nebenmenſchen prügeln wollte. Hätte ich dieß gethan — wie verhaßt, wie verächtlich würde ich mich gemacht, wie vielen Verdruß mir zugezogen, wie bitter würde ich es bereuet haben!

Vergeßt dieß nicht, meine Lieben! daß der Heinrich Gottſchalk, der es ſich ſo ſehr angelegen ſeyn ließ, immer recht vernünftig zu handeln, doch einmahl in Gefahr war, ſich durch den Zorn zu einer unvernünftigen Handlung verleiten zu laſſen. Trauet euch deßwegen ja nicht zu viel zu, und ſeyd gegen eure Begierden ſtets auf eurer Huth!

Da ich nun erſt meiner Vernunft wieder mächtig war und nachdenken konnte, fand ich auch bald die Mittel, mir aus der Verwirrung, in der ich mich befand, zu helfen.

Zuerſt ließ ich meinen geheimen Rath, den alten Kutſcher, kommen, und fragte ihn, wie es komme, daß in meiner Abweſenheit der ſchöne Gaul gefallen wäre?

Dazu, antwortete er, kann niemand etwas, lieber Herr Gottſchalk. Sobald der Gaul krank wurde, zeigte es mir der Knecht an. Wir ließen den geſchickteſten Hufſchmid aus der Stadt kommen, er gab ihm Arzney; es half aber nichts, der Gaul fiel. Ich ließ ihn aufſchneiden, und da zeigte es ſich, daß er einen Fehler an der Lunge hatte, den er vielleicht bekam, ehe ihn der Herr von Tſchrink kaufte.

Wie ſchämte ich mich da vor mir ſelbſt, daß ich den Vorſatz gehabt hatte, einen unſchuldigen Menſchen zu mißhandeln!

Hierauf ließ ich alle die Leute, die ſich mit einander gezankt hatten, vorkommen, verhörte einen nach den andern, half den Unſchuldigen zu ihren Rechten, gab den Schuldigen die nöthigen Verweiſe, und drohte ihnen, ſie zu entfernen, wenn ſie ſich künftig wieder ſo unbeſonnen betragen würden. So wurde in ein Paar Stunden, durch meine Sanftmuth und mein Nachdenken, im ganzen Hauſe die vorige Ruhe wieder hergeſtellt, die gewiß noch mehr würde ſeyn geſtört worden, wenn ich im Zorne hätte handeln wollen.

Nun hatte ich noch etwas abzuthun, was mir vorzüglich unangenehm war. Auch über den alten Bernold war Klage gekommen, daß er mit der Speiſe, die ihm täglich gereicht würde, unzufrieden wäre, und ſie tadle.

Ich ließ die Frau zu mir kommen, die von mir angewieſen war ſie ihm zu geben. Warum, fragte ich, bekommt der alte Bernold keine guten Speiſen mehr?

Fr. Herr Gottſchalk! der Mann iſt nicht werth, daß Sie ihm noch einen Biſſen Brot geben. Er bekommt alle Tage aus dem nämlichen Topfe und aus der nämlichen Schüſſel, aus welcher alle Dienſtboten bekommen. Dieſe, die ihr Brot verdienen, ſind immer mit dem zufrieden, was ihnen aufgetragen wird; und der Bettelkerl, der das Gnadenbrot bekommt, hat immer an dem Eſſen etwas zu tadeln.

G. Ich werde bald erfahren, wer von euch beyden Unrecht oder Recht habe.

Der alte Kutſcher erhielt nun von mir den geheimen Auftrag, zu Mittage genau Achtung zu geben, ob Bernold wirklich mit dem Geſinde einerley Eſſen bekäme?

Er kam bald mit der Verſicherung zurück, daß dieß geſchehen wäre, daß Bernold aber nur ein Paar Biſſen genoſſen, und das Uebrige mit Unwillen zurückgeſchoben hätte.

Dieß verdroß mich freylich, und, wenn ich meinem Unwillen hätte folgen wollen: ſo würde Bernold ſogleich fortgejagt worden ſeyn. Allein, lieben Kinder! wer die Menſchenliebe ausüben will, der muß mit den Schwachheiten ſeiner Nebenmenſchen Geduld haben können. Der Geſunde muß mit dem Kranken, der Verſtändige mit dem Unverſtändigen, die Jugend mit den Schwachheiten des Alters Geduld haben. Nachdem ich dieß recht bedacht, und allen Unwillen gegen den armen Greis aus meinem Herzen entfernt hatte, wurde Bernold gerufen.

G. Und die Koſt, die ihr hier erhaltet, ſchmeckt euch nicht?

B. Es iſt böſes Volk — es gibt mir immer was kein Menſch eſſen will.

G. Heute hat es auch nicht geſchmeckt?

B. Es ſchmeckte wie Galle. Kaum habe ich ein Paar Biſſen davon hinunter bringen können. Geſtern mußte ich alles wieder von mir geben.

G. Die Urſache davon liegt entweder in der Zubereitung der Speiſen, oder in eurem alten ſchwachen Magen. Die Speiſen werden gut zubereitet, darauf könnt ihr euch verlaſſen; aber euer alter Magen kann ſie nicht mehr verdauen, deßwegen ſchmecken ſie euch nicht mehr. Was können denn nun meine Leute dazu, daß euer alter Magen ſeine Dienſte nicht mehr thun will? Jetzt geht nach Hauſe! Künftig ſoll für euch immer eine weiche Speiſe, die für euren ſchwachen Magen ſich ſchicke, zubereitet werden.

Wirklich gab' ich dazu die nöthigen Verordnungen, und erquickte ſo den Alten bis an ſeinen Tod, der nach ein Paar Monathen erfolgte.

Nun mußte ich noch einhohlen, was ich, während meiner Abweſenheit, in meinen Geſchäften verſäumt hatte. Dazu reichte meine Zeit nicht hin. Unterdeſſen, daß ich einen Theil der zuſammengekommenen Geſchäfte beſeitigte, häuften ſich wieder neue an. Nach einer monathlichen Arbeit ſahe ich, daß ich immer nicht viel weiter gekommen war.

Was war hier zu thun? Da ich ſahe, daß der Tag nicht zureichend war, die alte Ordnung in meinen Geſchäften wieder herzuſtellen: ſo entſchloß ich mich einen Theil der Nacht dazu anzuwenden. Ich arbeitete alſo bis nach Mitternacht. Freylich fühlte ich, daß ich dadurch ſehr entkräftet wurde. Gott hat den Tag zur Arbeit, die Nacht zur Ruhe beſtimmt. Wenn man von dieſer

ſer Ordnung abweicht, ſo hat es für die Geſundheit gewöhnlich nachtheilige Folgen. Allein da ich einſahe, daß es doch Gottes Wille ſey, meine Geſchäfte wieder in Ordnung zu bringen: ſo glaubte ich, daß ich verbunden wäre, demſelben auch etwas von meinen Kräften aufzuopfern.

Denn, lieben Kinder, ob wir gleich verbunden ſind, unſere Geſundheit und unſer Leben ſo lange als möglich zu erhalten, um immer im Stande zu ſeyn, die göttlichen Aufträge auszurichten: ſo treten doch bisweilen Fälle ein, da wir beydes, bey Vollbringung des Göttlichen Willens, in Gefahr ſetzen, ja wohl gar aufopfern müſſen. Sollten wir dieß nicht gern thun? Geſundheit und Leben ſind ja Geſchenke unſers guten Vaters; ſollten wir ſie nicht gern hingeben, ſobald er ſie zurückfordert?

Da ich ohngefähr eine Woche lang einen Theil der Nächte zu meinen Arbeiten angewendet hatte, waren ſie glücklich geendigt. Freylich hatte ich dabey viel an meinen Kräften und meiner Munterkeit verloren; da ich nun aber alles wieder in der gehörigen Ordnung ſah, und mit weniger Anſtrengung arbeiten konnte: ſo fühlte ich mich doch, ungefähr nach einem Monathe, vollkommen wieder hergeſtellt.

Vierzigſter Abſchnitt.

Wenn einige Wochen hinter einander die Sonne geſchienen hat: ſo kann man ſicher darauf rechnen, daß bald Gewitter, oder wenigſtens ſtarke Regengüſſe, kommen werden. Dieſe Einrichtung iſt gut: denn dadurch werden die ſchmachtenden Pflanzen erquickt, und ihr Wachsthum befördert.

Und wenn es uns Menſchen eine Zeit lang nach Wunſche gegangen iſt: ſo kann man immer erwarten, daß ein widriges Schickſal eintreten werde. Dieſe Einrichtung iſt auch gut: denn dadurch werden wir aus unſerer Bequemlichkeit geweckt, und gereitzt nachzudenken und thätiger zu ſeyn.

Dieß erfuhr ich nun. Da mir einige Jahre lang alles nach Wunſche gegangen war, traf mich ein Schickſal, das mich ganz zu ſtürzen drohte.

Als ich ein Mahl des Morgens aufſtand, und auf den Hof ſah, bemerkte ich den Gerichtshalter, der mit einem Fremden am Arme auf und ab ging. Ich erkundigte mich bey meinen Leuten, ob ſie nicht wüßten, wer der Fremde wäre? Sie wußten mir aber nichts zu ſagen, als daß er bey dem Gerichtshalter ſich aufhalte.

Nach zwey Tagen löſete ſich das Räthſel. Der Gerichtshalter trat mit dem Fremden auf mein Zimmer. Herr Gottſchalk! ſagte dieſer zu mir, ich kündige Ihnen hiermit an, daß ich der Bruder des bisherigen Beſitzers dieſes Guts bin, daß dieſer geſtorben iſt, und daß ich, als der nächſte Erbe deſſelben, gekommen bin vom Gute Beſitz zu nehmen.

G. Herr von Tſchrink iſt todt?

Fr. Leider iſt er todt! Vor allen Dingen wird es nun nöthig ſeyn, daß ich Ihre ſämmtlichen Papiere verſiegeln laſſe, um zu unterſuchen, was für einen Gebrauch Sie von dem unumſchränkten Vertrauen gemacht haben, das Ihnen mein Bruder ſchenkte.

G. Ich hoffe einen ſolchen Gebrauch, wie ich ihn meinem Wohlthäter ſchuldig war.

Fr. Das wird ſich zeigen. Wenn Sie ein ehrlicher Mann ſind: ſo muß es Ihnen lieb ſeyn, daß ich ſo ſtrenge verfahre. Dadurch gebe ich Ihnen Gelegenheit, Ihre Ehrlichkeit zu zeigen. Herr Gerichtshalter! Sie fangen die Verſiegelung ſogleich an.

Wirklich fing die Verſiegelung ſogleich an; alles, was ich unter meinen Händen gehabt hatte, meine Wäſche und Kleidung ausgenommen, wurde unter Siegel gelegt.

Dieſe Art mich zu behandeln, brachte mich außer aller Faſſung, und ich ſtand eine geraume Zeit ſprachlos da. Nach und nach fand ſich das klare Bewußtſeyn wieder; ich dachte: du biſt ein ehrlicher Mann — Gott kennt deine Rechtſchaffenheit — Er hat dieß Schickſal über dich verhängt — es wird zu deinem Beſten dienen.

Herr von Tſchrink! ſagte ich: Gnade verlange ich von Ihnen nicht! nur Gerechtigkeit — ſtrenge Gerechtigkeit, und dieſe können und dürfen Sie mir nicht verſagen.

Herr Gottſchalk! ſagte der Gerichtshalter, ſeyn Sie nicht naſeweis, und enthalten Sie ſich, in Gegenwart des gnädigen Herrn, beleidigender Reden!

Gerechtigkeit zu erwarten, antwortete ich, kann keinen rechtſchaffenen Mann beleidigen.

Und nun nahm ich meinen Stock, und wankte über den Hof nach dem Felde zu, um zu überlegen, was ich thun ſollte. Aber mein Gemüth war ſo unruhig, daß ich nicht vermögend war, nachzudenken.

Da traf ich Michael Weinſtocken an, der mit ſeinen Pflegekindern ſeinen Acker bearbeitete und mich freundlich grüßete.

Das muß Ihnen doch Freude machen, wenn Sie uns ſehen, ſagte er; daß dieſer Acker ſo fruchtbar iſt, daß dieſe Kinder ſo wohl gerathen ſind, daß ich ſelbſt geſund und kummerfrey bin, dieß alles haben wir doch Ihnen zu verdanken.

Ich freue mich wirklich darüber, antwortete ich, und wendete mich mit naſſen Augen von ihm weg. Wirklich fühlte ich mich auch durch dieſen Anblick geſtärkt. So, dachte ich, habe ich gehandelt; immer habe ich mich bemühet, zu thun was meine Schuldigkeit iſt, habe jedem Menſchen, den Gott an mich wies, geholfen, ſoviel ich konnte — das haſt du, mein unſichtbarer Vater! geſehen, — du kannſt mich alſo nicht ſinken laſſen.

Dieſe Hoffnung richtete mich auf, und ich erwartete von Gott, daß er mir einen Weg zeigen würde, mir aus der Verlegenheit, in die er mich hate gerathen laſſen, zu helfen.

Ich wollte wieder nach Hauſe gehen, aber da fiel mir ein, daß ich hier überflüßig wäre: weil ich mich mit nichts beſchäftigen konnte, da mir meine Papiere verſiegelt waren, und ich über meine Leute nichts mehr zu ſagen hatte. Ich blieb alſo unter freyem Himmel, betrachtete die Thätigkeit der Menſchen und Thiere, und, da die Sonne untergegangen war, die Pracht des geſtirnten Himmels. Allenthalben ſah ich Beweiſe von dem Daſeyn, der Liebe und der Weisheit, meines Vaters, dem ich bisher vertrauet, und deſſen Willen zu thun ich mich redlich bemühet hatte. Im Vertrauen auf ihn ging ich, in der Dunkelheit, nach meinem Bette und überließ mich dem Schlafe, der für mich ſehr ſtärkend war.

Sobald ich von demſelben erwachte, ſtand ich auf, trat ans Fenſter, und bath Gott, daß er mich vor Verirrung bewahren möge.

Nun frühſtückte ich, und begab mich wieder ins Freye, um durch Nachdenken zu erfahren, was Gottes Wille ſey. Du mußt, dachte ich, Herrn von Tſchrink zu überzeugen ſuchen, daß du ein rechtſchaffener Mann biſt. Das kannſt du, wenn du ihm deine Papiere vorlegſt. Aber er hat ſie dir entzogen, du mußt, vor allen Dingen, dir deine Papiere wieder zu verſchaffen ſuchen.

In dieſer Abſicht ſchritt ich getroſt nach dem Gutshauſe zu, ging gerade zum Herrn von Tſchrink und ſagte: gnädiger Herr! Sie können nicht glauben, was es für einen rechtſchaffenen Mann für eine peinliche Lage iſt, wenn er den Verdacht gegen ſich hat, daß er unredlich gehandelt habe. Wenn ſie mir erlauben, daß ich Ihnen meine Papiere vorlegen darf: ſo wird es mir ſehr leicht ſeyn, Sie von meiner Rechtſchaffenheit zu überzeugen. Ich bitte alſo unterthänig, daß Sie doch die Gnade haben, die Entſiegelung meiner Papiere bald vorzunehmen.

v. T. Sie iſt bereits geſchehen.

G. Wie? ohne mich?

v. T. Ohne Sie. Trauen Sie mir nicht ſo viel Gerechtigkeit zu, daß ich, auch ohne Ihre Gegenwart, thun werde was Recht iſt? Ich muß Ihnen aber ſagen, daß, bey der Durchſicht Ihrer Papiere, der Verdacht ſich vergrößert hat, daß

Sie an meinem Bruder nicht redlich gehandelt haben. Die Klugheit gebietet mir alſo, Sie ſo lange, bis Ihre Sache ausgemacht iſt, in ſichere Verwahrung zu nehmen.

Sogleich zog er an der Schelle, und Dietrich Kiebitz, nebſt einem andern Bauer, der auf mich böſe war, weil ich ein Mahl ſeine unbilligen Forderungen nicht erfüllet hatte, traten mit großen Prügeln herein.

Dieſen Herrn, ſagte Herr von Tſchrink, führt auf ſein Zimmer und bewacht ihn genau. Hört ihr's?

So wurde ich abgeführt, und mein Zimmer, auf dem ich ſo viele ſelige Stunden gehabt hatte, wurde in mein Gefängniß verwandelt.

J. Du armer Großvater!

So arm war ich nicht, als ihr glaubt. Ich hatte zwey gute Geſellſchafter bey mir — Gott und mein gutes Gewiſſen. Dieſe ſprachen mir immer Muth ein. Immer war es, als wenn ich jemanden ſagen hörete: Gottſchalk! laß den Muth nicht ſinken!

ken! du biſt ein rechtſchaffener Mann! es wird alles gut gehen. Die Demüthigung, die du jetzt duldeſt, wird gewiß zu deinem Beſten dienen.

Sie diente wirklich zu meinem Beſten.

Ein und vierzigſter Abſchnitt.

Am dritten Tage meiner Gefangenſchaft pochte jemand an meine Thür, öffnete ſie auch ſogleich und — da ſtand Herr Hildebrand! Guter Gottſchalk! ſagte er, fiel mir um den Hals, und netzte meine Backen mit ſeinen Thränen. Es wird alles gut gehen, fuhr er fort, verlaſſen Sie ſich auf mich. Ich kam Sie zu beſuchen, wurde aber nicht zu Ihnen gelaſſen: weil man mir ſagte: Sie wären im Arreſte, und dürften Niemanden ſprechen. Warum? fragte ich. Weil er Gelder unterſchlagen hat, erhielt ich zur Antwort.

Ich ging im Dorfe umher, erkundigte mich da und dort, bey den Bauern, die ich antraf, nach der Urſache Ihrer Einſperrung. Alle beklagten Sie; aber keiner konnte mir den eigentlichen Grund angeben, warum Sie ſo hart behandelt würden. Endlich traf ich einen alten Mann an, dieſer ſagte: der Gerichtshalter iſt des Herrn Gottſchalks Todfeind. Lange hat er ihn zu ſtürzen geſucht — nun iſts ihm gelungen. Der neue Gutsbeſitzer iſt ſein Univerſitätsfreund, dieſen hat er gegen Herrn Gottſchalk eingenommen, und ſich aller ſeiner Papiere bemächtigt. Nun kann er mit dem ehrlichen Manne machen was er will.

Sobald ich dieß hörete, ging ich züm Herrn von Tſchrink, und ſagte ihm, was ihm zu ſagen war. Nun wird hoffentlich die Sache anders gehen. Jetzt folgen Sie mir auf ſein Zimmer.

Da ich heraus kam, waren meine Wächter ſchon entfernt. Alſo, fragte Herr von Tſchrink, glauben Sie Ihre Rechtſchaffenheit beweiſen zu können, wenn Sie Ihre Papiere in den Händen haben?

G. Ganz gewiß.

v. T. Sie ſollen ſie gleich haben.

Noch Eins! ſagte Herr Hildebrand, die Papiere ſind durch die Hände ſeines Feindes gegangen. Er kann davon mancherley unterſchlagen haben. Wenn Ew. Gnaden die Gerechtigkeit lieben; wenn Sie nicht bey dem Landesherrn Verantwortung ſich zuziehen wollen, ſo müſſen Sie nothwendig auf der Stelle des Gerichtshalters Schränke und Zimmer verſiegeln.

v. T. Das geht nicht.

H. Das muß gehen. Wenn nun der Feind des Herrn Gottſchalk die Papiere unterſchlagen hätte, die ſeine Rechtſchaffenheit bewieſen, womit ſoll er ſie denn darthun? Setzen Sie ihn dadurch nicht in die Nothwendigkeit, bey dem Landesherrn Hülfe zu ſuchen? Herr Gottſchalk! Sie nehmen Ihre Papiere nicht eher an, bis alles bey dem Gerichtshalter verſiegelt iſt.

v. T. Nun gut! Folgen Sie mir.

So gingen wir in das Haus des Gerichtshalters, dem Herr von Tſchrink ſogleich das Siegel abforderte, und ihm ſagte, daß er, um ſich gegen Verantwortung zu ſchützen, nothwendig ſeine Sachen auch verſiegeln müſſe.

Der Menſch erblaßte, gab mit zitternden Händen das Siegel hin, und bath Herrn von Tſchrink, ihm zu erlauben, daß er noch ein Paar Briefe aus ſeinem Schranke nehmen dürfe, die heute nothwendig müßten beantwortet werden.

Das können Sie, ſagte Herr von Tſchrink.

Das können Sie nicht, ſagte Herr Hildebrand etwas heftig, trat vor den Schrank, und bath Herrn von Tſchrink, dieſen zuerſt zu verſiegeln.

Herr von Tſchrink ging etwas verdrießlich fort, aber Herr Hildebrand hielt ihn bey der Hand, und bath ihn die Verſiegelung zu vollenden, und er mußte nachgeben.

Den folgenden Tag wurde die Entſiegelung in Gegenwart des Gerichtshalters

ters vorgenommen, und meine Papiere wurden mir ausgeliefert.

Da fing ich nun an, meinem neuen Herrn die Rechnung vorzulegen, nebſt den Briefen des verſtorbenen Herrn von Tſchrink, in welchen er mir die Aufträge zu verſchiedenen Ausgaben gab, die ich gemacht hatte, nebſt den Quittungen, über die von mir bezahlten Gelder. Es fand ſich aber bald, daß verſchiedene Briefe und Quittungen fehlten. Unter andern war der Brief nicht da, in welchem mir aufgetragen wurde, in Leipzig Steuerſcheine zu kaufen, und die Steuerſcheine waren auch nicht zu finden.

Wo ſind dieſe Papiere? fragte Herr von Tſchrink etwas heftig.

Das muß der Herr Gerichtshalter wohl wiſſen, gab ich zur Antwort.

Wenn es gefällig iſt, ſagte Herr Hildebrand: ſo wollen wir des Herrn Gerichtshalters Schreibeſchrank entſiegeln. Vielleicht haben ſie ſich dahin verloren.

Die Entſiegelung wurde vorgenommen und die fehlenden Papiere wurden wirklich in zwey verborgenen Schubladen gefunden.

Herr von Tſchrink gerieth bey dem Anblicke derſelben in den heftigſten Zorn, faßte den Elenden bey der Bruſt und ſagte: Nichtswürdiger! iſt das der Lohn des Zutrauens, das ich dir geſchenkt habe? ja er würde ihn geſchlagen haben, wenn ihn Herr Hildebrand nicht davon abgehalten hätte.

Der Elende fiel ihm zu Füßen, umarmte ſeine Knie, und bath: Erbarmung! Gnade! ich habe eine Frau und fünf Kinder.

Ich konnte den Anblick nicht aushalten, ſondern trat ans Fenſter. Kinder! wenn ihr dieſen Menſchen in dieſer Stellung geſehen hättet, ihr würdet euch entſetzt haben. Da konnte man recht ſehen wie verächtlich der Menſch wird, der Gottes Weg verläßt, nicht nach ſeinem Willen

len handelt, ſondern ſeinen eigenen Begierden gehorcht.

Herr von Tſchrink wandte ſich unwillig von ihm, und befahl, daß man ihn bewachen ſollte.

Den übrigen Theil des Tages wendete Herr von Tſchrink dazu an, daß er mit mir meine ſämmtlichen Rechnungen auf das Genaueſte durchging. Da das Geſchäfte geendigt war, druckte er mir die Hand und ſagte: Herr Gottſchalk! ich finde, daß ſie ein ſehr rechtſchaffner Mann ſind. Vergeben Sie mir, daß ich den Verläumdungen, die dieſer ſchändliche Menſch gegen Sie anbrachte, Gehör gab. Beſtimmen Sie nun die Strafe, die ich ihm zuerkennen ſoll.

G. Iſt er nicht ſchon geſtraft genug? Sind die Vorwürfe ſeines Gewiſſens, und die Verachtung, die er ſich zugezogen hat, für ihn nicht die empfindlichſten Strafen?

v. T. Aber er hat Sie doch beleidigt, und Sie müſſen Genugthuung haben.

G.

G. Dieſe haben Sie mir bereits gegeben, indem Sie meine Unſchuld anerkannt haben.

v. T. So muß ich ihn doch aus meinen Dienſten jagen. Wie kann ich einem ſolchen Schurken meine Geſchäfte noch ferner anvertrauen?

G. Dawider kann ich freylich nichts einwenden. Aber ſeine fünf Kinder!

v. T. Die mögen mit ihrem verworfnen Vater ſein Schickſal theilen.

G. Sie ſind aber doch unſchuldig.

v. T. Das mögen Sie wohl ſeyn. Was können wir aber weiter für ſie thun, als ſie bedauren?

G. Sie erziehen.

v. T. (mir voll Erſtaunen in die Augen ſehend) Mann! wie iſts möglich, daß Sie Ihren bitterſten Feind ſo behandeln können, daß Sie nicht nur ſich nicht an ihm rächen, ſondern ihm ſo gar Gutes thun wollen?

G. Wie wäre es möglich, mich an dem zu rächen, der mein Wohlthäter iſt? Wie leicht iſt es dem Gutes zu thun, der mir zuerſt Gutes erzeigte?

v. T. Wie? Der Gerichtshalter Nachtrabe Ihr Wohlthäter?

G. Das iſt er, gnädiger Herr! Es iſt ein Gott, der die Welt regieret, und die Schickſale der Menſchen lenkt.

v. T. Das glaube ich von ganzem Herzen; was wollen Sie aber damit ſagen?

G. Dieſer Gott leitet nicht nur den Donner und Blitz, ſondern auch die Handlungen der Menſchen. Unter ſeiner Regierung müſſen denen, die Recht thun, und ſeinen Willen befolgen, alle Dinge, auch die böſen Anſchläge der Feinde, zum Beſten dienen. Sie ſchenken mir, gnädiger Herr, Ihr Zutrauen, das mir ungemein ſchätzbar iſt; würde ich daſſelbe in ſo hohem Grade erhalten haben, wenn meines Feindes Verläumdungen Sie nicht bewogen hätten, meine Rechnungen recht genau durchzugehen? Würde alle das Gute, das meine Freunde von mir ſagen konnten, Sie auf mich ſo aufmerkſam gemacht haben, als die Verläumdungen meines Feindes?

Er ſtand gerührt auf, und ſagte: ich habe heute von Ihnen viel gelernt. Aber wie wollen wir es möglich machen, daß die Kinder erzogen werden?

Das wollen wir überlegen, antwortete ich.

Nach einer Ueberlegung von einigen Tagen, wurde alles in Ordnung gebracht. Der Gerichtshalter wurde ſeines Dienſtes entſetzt, mußte ſich entfernen, und ſeine Kinder zurücklaſſen.

Der Prediger des Orts nahm ſie zu ſich und beſorgte ihre Pflege und Erziehung. Da die Schmidiſchen Kinder nun erwachſen waren, ſo wurde das Geld, das bisher für ſie war bezahlt worden, dem Prediger beſtimmt, und da dieß nicht hinreichte: ſo verwilligte Herr von Tſchrink dazu einen jährlichen Zuſchuß. Daß ich auch dazu einen jährlichen Beytrag gab, hielt ich für meine Schuldigkeit.

Zwey und vierzigſter Abſchnitt.

Nachdem nun alles in Ordnung gebracht war, reiſte Herr Hildebrand wieder ab, nachdem er mich auf das herzlichſte von ſeiner Freundſchaft verſichert hatte, und Herr von Tſchrink machte auch Anſtalten zu ſeiner Abreiſe. Ehe dieſe aber erfolgte, ließ er mich zu ſich kommen und ſagte: lieber Gottſchalk, ich habe, wie Sie wiſſen, meine Güter in Pohlen. Das Gut, das ich von meinem Bruder geerbt habe, iſt mir zu entfernt. Wenn ich es gut verkaufte, ſo könnte ich vielleicht für das Kaufgeld, in meiner Nachbarſchaft, wo die Güter wohlfeil ſind, ein anderes bekommen, das noch ein Mahl ſo groß wäre. Ich gebe Ihnen alſo Vollmacht, dieſes Gut zum Verkaufe auszubiethen, und mir von Zeit zu Zeit Nachricht zu geben, wie viel darauf gebothen wird; ſo will ich Ihnen dann melden, wenn Sie es losſchlagen ſollen.

Ich verſprach ſeinen Auftrag zu befolgen, und er reiſte ab.

Kaum war es bekannt geworden, daß das Gut ſolle verkauft werden: ſo kamen mehrere Unterthanen zu mir, und bathen mich, daß ich es doch an mich kaufen möchte, damit ich das Gute, was ich angefangen hätte, fortſetzen könnte. Beſonders ſetzte mir der alte Kutſcher ſehr ſtark zu. Sie haben, ſagte er, in unſerer Gemeine ſo viel Gutes geſtiftet — wenn nun das Gut Einen andern Herrn bekommt, der unverſtändig und leichtſinnig iſt: ſo kann er in einem Jahre alles wieder niederreiſſen, was Sie in vielen Jahren aufgebaut haben. Wollen Sie dieß auf ihr Gewiſſen nehmen?

Dieſe Bitten brachten mich wirklich auf die Gedanken, daß ich das Gut an mich kaufen wollte. Da ich aber dazu kein Geld hatte: ſo wurde ich darüber ziemlich unruhig.

Doch mein Glaube an Gott ließ mich auch dießmahl nicht ſinken. Du willſt, dachte ich, nur recht nachdenken, ob es Gottes

Wille ſey, daß du dieſen Kauf eingehen ſollſt. Iſt es Gottes Wille — nun ſo kannſt du getroſt dazu Anſtalten machen; iſt es Gottes Wille nicht: ſo willſt du dich der ganzen Sache entſchlagen: weil ſie gewiß nicht gut für dich geweſen wäre.

Gebt Achtung! Kinder! wie ich dieß angefangen habe. Ich war überzeugt, daß Gott mich auf den Platz geſtellt hatte, wo ich war, und daß ich das Gute, das ich hier ſtiftete, nach ſeinem Willen gethan hatte. Ich durfte alſo von hier nicht weggehen, bis Gott ſolche Umſtände eintreten ließ, die mich dazu nöthigten. Dieſe waren noch nicht da. Vor der Hand mußte ich alſo bleiben.

Nun dachte ich weiter, wenn es Gottes Wille iſt, daß du Beſitzer des Guts werden ſollſt: ſo muß er dir auch Mittel zeigen, das zum Ankauf nöthige Geld aufzubringen. Dieſe Mittel zu finden, dachte ich hin und her. Endlich fiel mir ein, was ich thun wollte.

Da auf das Gut 40000 Thaler waren gebothen worden, und in vier Wochen ſich niemand fand, der mehr biethen wollte, meldete ich es an den Herrn von Tſchrink, und ſchrieb ihm zugleich, daß ich 100 Rthlr. mehr geben wollte, unter der Bedingung, daß ich das Kaufgeld nach und nach abzahlte, und das Rückſtändige verzinſete; ich ſchlug ihm auch vor, wenn er ein anderes Gut kaufe wolle, ſo könne er das dazu nöthige Geld auf ſeine Güter aufnehmen, und es von den Zinſen verzinſen, die ich ihm zahlen müßte. Um ihm die nöthige Sicherheit zu verſchaffen, wollte ich ihm einen Schuldbrief geben, in dem ich ihn als Eigenthümer ſeines Guts anerkennete, bis ich es ganz bezahlet hätte.

Da ich dieſen Brief geſchrieben hatte, war mir das Herz leicht, indem ich überzeugt war, daß wenn Herr von Tſchrink meinen Vorſchlag annähme, es Gottes Wille ſey den Kauf zu wagen, und wenn das Gegentheil geſchähe, Gott für mich einen andern Platz beſtimmt habe.

Nach vier Wochen erhielt ich die Antwort, in welcher Herr von Tſchrink meinen Vorſchlag annahm, und mir verſicherte, daß es ihm ſehr lieb ſey, eine Gelegenheit gefunden zu haben, mir nützlich zu ſeyn.

Nun wurden die zum Ankauf nöthigen Schriften ausgefertigt, und ich war nun Beſitzer des Guts Wilhelmsrode, das ich bisher für den verſtorbenen Herrn von Tſchrink verwaltet hatte.

Die Freude, die meine neuen Unterthanen darüber bewieſen, war groß und rührete mich ſehr.

Aber etwas Schweres hatte ich unternommen. Ich hatte zwar ein Gut, aber auch 40000 Thaler Schulden, von denen ich jährlich 1600 Thaler Zinſen bezahlen mußte. Doch der Glaube, daß Gott mir dieß Gut übergeben habe, ließ mich hoffen, daß er mir auch bey Nachdenken und Fleiße Mittel zeigen werde, meine Schuld abzutragen.

Drey und vierzigſter Abſchnitt.

Sobald ich im Beſitz des Guts war, dachte ich darauf, eine liebe Frau zu bekommen, die die weiblichen Geſchäfte, die bey Verwaltung eines Guts von großer Wichtigkeit ſind, übernähme.

Jul. Großväterchen! Großväterchen! ich wollte wohl rathen, wer die liebe Frau war, die du ſuchteſt.

G. So? wen meynſt du?

J. Gewiß die Sophie, die Tochter des Herrn Hildebrand. Meine Mutter hat mir geſagt, daß ihre Mutter Sophie geheiſſen habe.

G. Wir wollen ſehen, ob du recht gerathen habeſt. Nachdem ich hin und her geſonnen hatte, welches Frauenzimmer ſich wohl für mich am beſten ſchicke, fand ich kein anderes, als eben die Sophie Hildebrand, von der ich bereits geſprochen habe. Um zu erfahren, ob ſie mir von Gott beſtimmt

ſtimmt ſey, ſetzte ich mich auf die Poſt, und fuhr nach Ludwigsthal, wo ich wieder ſehr freundſchaftlich aufgenommen wurde.

Ich erzählte dem Herrn Hildebrand, wie ich das Gut an mich gekauft hätte.

Sie haben zwar viel gewagt, ſagte er, wenn Sie aber, im Vertrauen auf Gott, nachdenken, Ihre Haushaltung immer mehr zu verbeſſern, und fleißig und ſparſam zu ſeyn fortfahren: ſo zweifle ich nicht, daß alles gut gehen werde. Ich wünſche nur daß ſie eine gute Hauswirthin finden mögen!

Hier faßte ich ſeine Hand und ſagte: Dieſe möchte ich von niemanden lieber empfangen, als von Ihnen. Ihre Sophie —

H. Meine Tochter?

G. Ihre gute Tochter Sophie. Dieſe iſt das einzige Frauenzimmer, das ich zu beſitzen wünſche.

H. Es haben ſich ſchon verſchiedene reiche und vornehme Perſonen um ihre Hand beworben; Sie ſind nicht reich, aber Sie haben Glauben an Gott, und bemühen ſich Ihr Leben nach ſeinem Willen einzurichten;

Sie haben ihre Vernunft ausgebildet und ihre Begierden beherrſchen lernen; Sie handeln rechtſchaffen gegen Ihre Nebenmenſchen; Sie ſind alſo reicher, als alle, die ſich um meine Tochter beworben haben. Ich würde mich freuen, wenn ich Sie zum Schwiegerſohne bekäme. Aber meine Tochter — dieſe muß freye Wahl haben. Wollen Sie es, ſo will ich mit ihr ſprechen, um ihre Neigung zu erfahren.

G. O thun Sie es! das höchſte Glück, das ich mir wünſchen kann, iſt — der Beſitz ihrer liebenswürdigen Tochter.

H. So begeben Sie ſich in meinen Garten, damit ich mit meiner Frau und Tochter allein ſprechen kann.

Ich ging ab, und war ziemlich unruhig. Sophien liebte ich unausſprechlich, und hatte ſie ſchon lieb gewonnen, da ich ſie das erſte Mahl zu ſprechen Gelegenheit hatte. Zeigte ſie keine Neigung zu mir: ſo hielt ich mich für verloren. Es kam mir vor, als wenn es nicht möglich wäre, ohne ſie zu leben.

Aber auch in dieſem ängſtlichen Schweben, zwiſchen Furcht und Hoffnung, ſtärkte mich mein Glaube an Gott. Geſetzt, dachte ich, ſie zeigte keine Neigung zu dir, ſie ſchlüge deine Hand aus — nun ſo wäre ja dieß ein Zeichen, daß ſie Gott nicht für dich beſtimmt habe; und deßwegen wollteſt du dich grämen?

Durch ſolche Betrachtungen gelang es mir, mich ſo zu beruhigen, daß ich die ſchönen Anlagen des Gartens betrachten, und mich mit dem Gärtner über den Anbau verſchiedener Gewächſe beſprechen konnte.

Nachdem ich etwa eine und eine halbe Stunde ſo zugebracht hatte, ſahe ich Sophien, von ihren Aeltern geleitet, zur Gartenthür herein kommen. Wie freudig ſchlug mir das Herz! ich eilte ihnen entgegen. Herr Hildebrand fiel mir weinend um den Hals, und ſagte: empfangen Sie aus meiner und meiner lieben Frauen Händen, das — was unter allen unſern Gütern uns das Schätzbarſte iſt — unſere gute Tochter.

Sophie gab mir zitternd ihre Hand,

und verſicherte mich, daß ſie mich, gleich bey dem erſten Anblicke, lieb gewonnen habe, und ein herzlicher Kuß, den ich auf ihre Lippen druckte, verſicherte ſie von meiner Liebe.

Nachdem, ich einige ſehr vergnügte Tage in Ludwigsthal zugebracht hatte, eilte ich nach meinem Gute zurück, und machte zum Empfange meiner lieben Braut die nöthigen Einrichtungen.

Drey Wochen darauf kam ſie ſelbſt, in Begleitung ihrer guten Aeltern, und wurde meine liebe Frau, in deren Geſellſchaft ich fünf und dreyßig Jahre vergnügt verlebt habe.

Und warum waren dieſe Jahre ſo vergnügt? vielleicht weil alles nach meinen Wünſchen ging? Nein lieben Kinder! ſo war es nicht. Wir ſind nicht die Weltregierer, wir können unſere Schickſale nicht ſo anordnen, wie wir wünſchen; es iſt ein höherer Geiſt, der unſere Schickſale lenkt, und uns nicht immer gibt, was wir wünſchen, ſondern das, was uns gut iſt. Es iſt daher eines jeden Menſchen Leben mit vielen Widerwärtigkeiten durchwebt. Auch ich habe viele harte Schickſale erlebt, Viehſterben, Hagelſchlag, einen vieljährigen Krieg, in welchem ich zwey Mahl rein ausgeplündert wurde. Faſt alle meine Kinder, meine beſten Freunde, habe ich begraben müſſen. Aber der Glaube an Gott, und die Aufmerkſamkeit ſeinen Willen zu thun — dieſe waren es, die mir das Leben ſo angenehm machten.

Meine Frau und ich haben es ſich ſehr ſauer werden laſſen müſſen; aber der Glaube: Gott hat uns hier angeſtellt, und unſere Arbeiten uns aufgetragen, machte, daß wir alles willig und freudig thaten und vieles möglich machten, was uns ohne dieſem Glauben nicht möglich geweſen wäre. Traf uns ein ſchmerzhafter Schlag: ſo wurden wir darüber nicht muthlos; Gott, ſagten wir zu einander, hat es gethan. Immer fanden wir in der Folge, daß die Widerwärtigkeiten uns ſehr wohlthätig waren. Kamen wir bisweilen in Verlegenheit, wo wir gar nicht wußten, was wir thun oder laſſen ſollten: ſo ſagte ich immer, liebe Sophie, laß uns nur nachdenken, was Gottes Wille iſt, und wenn wir dieſen thaten, ſo ging alles gut. Hatten wir bisweilen trübe Ausſichten in die Zukunft, ſo ängſtigten wir uns deßwegen nicht; Gott, ſagten wir zu einander, regieret die Welt und der wird alles gut machen.

Da wir alle unſere Unterthanen, als von Gott uns anvertrauet, betrachteten, und jeden Unglücklichen, der in unſerer Nähe war, anſahen, wie wenn er von Gott an uns gewieſen ſey: ſo hatten wir ſtets Antrieb viel Gutes zu thun, und Gott hat unſere guten Handlungen ſo geſegnet, daß viele Menſchen leben, die uns ihr Glück und ihre Zufriedenheit danken.

Nun habe ich beynahe alles verloren, was mir auf Erden lieb war. Meine guten Schwiegerältern ſind nicht mehr, alle meine Kinder, die Hedwig ausgenommen, habe ich begraben müſſen, meine Sophie, (hier brachen ihm Thränen aus den Augen) hat Gott zu ſich genommen, mein Landgut, deſſen Ankauf und Einrichtung mir ſo viele Anſtrengung gekoſtet hatte, habe ich verkaufen müſſen, weil ich, wegen meines hohen Alters, es nicht mehr gut verwalten konnte — und doch beruhige ich mich dabey und habe noch viele frohe Stunden. Denn ob mir gleich dieß alles ſehr lieb war: ſo hatte ich doch an nichts mein Herz ſo gehängt, daß ich davon meine Zufriedenheit erwartet hätte. Gott iſt der Einzige, auf den ich mein Vertrauen ſetze, und der bleibt mir, wenn ich auch alles, was mir vom Irdiſchen noch übrig iſt, verlieren ſollte.

Hier ſchloß Herr Gottſchalk ſeinen Vortrag und verließ die Kinder, die durch das, was ſie gehört hatten, ſehr gerührt waren.

Vier und vierzigſter Abſchnitt.

In die nächſte Lehrſtunde kam Julie mit naſſen Augen. Herr Gottſchalk bemerkte es ſo-

ſogleich und fragte: ich glaube gar, Julie, du haſt geweint?

Da fing ſie an laut zu ſchluchzen. Herr Gottſchalk fragte verſchiedene Mahl, warum ſie weine? aber ſie konnte vor Schluchzen kein Wort hervorbringen. Endlich ſagte ſie mit gebrochenen Worten: ich denke du ſtirbſt uns bald, lieber Großvater, weil du uns von ſo vielen Leuten erzählt haſt, die geſtorben ſind, und du ſchon ſo alt biſt.

Ich, ſagte Herr Gottſchalk, werde nie ſterben.

Das wäre ſehr gut, lieber Großvater, antwortete Heinrich, aber —

Aber, fuhr Herr Gottſchalk fort, weil alle Menſchen ſterben müſſen: ſo glaubſt du, an mich würde auch ein Mahl die Reihe kommen. Dieß wird freylich geſchehen, daß mein Leib ein Mahl in den Sarg gelegt, und beerdigt wird; ich ſelbſt aber, oder mein Geiſt, bin unſterblich. So iſt es auch mit andern Menſchen. Nur ihr Leib ſtirbt, ihr Geiſt dauert fort. Ihr habt ja Raupen gezogen. Iſts nicht wahr, wann gewiſſe

Raupen ihre Größe erreicht hatten, ſo ſchrumpften ſie zuſammen, und krochen in die Erde. Nach einiger Zeit kam ein ſchöner Schmetterling hervor, der weit vollkommner, als die Raupe, war. Dieſe konnte nur langſam von einer Pflanze zur andern kriechen. Der Schmetterling erhob ſich aber in die Luft, und flog, mit größter Behendigkeit, von einer Blume zur andern. So iſts mit uns Menſchen auch. Wann der Tod kömmt: ſo wird der Leib kraftlos, er ſtirbt und wird dann in die Erde gelegt. Der Geiſt ſchwingt ſich aber empor, und iſt weit freyer, als er damahls war, da er in der Hülle des ſchweren Leibes wandelte.

Ihr werdet denken: woher weißt du denn das? ich will es euch ſagen. Wenn ihr euch mit den Thieren vergleichen wollt: ſo werdet ihr bald einſehen, daß ihr eine ganz andere Natur habt, als ſie. Bricht z. E. die Nacht ein: ſo legen ſich alle Thiere ſchlafen, oder diejenigen, die wachen, gehen nur ihrer Nahrung nach; keines aber ſieht nach den Sternen. Geſetzt auch, daß zufälliger Weiſe eins dahin ſähe: ſo erblickt es doch weiter nichts, als kleine lichte Puncte.

Der Menſch hingegen richtet ſeine Augen gern nach dem geſtirnten Himmel, denkt über die lichten Puncte, die er da erblickt, nach, wird bald überzeugt, daß es ungeheuer große Weltkörper ſind, und der Wunſch regt ſich in ihm, dieſelben ein Mahl näher kennen zu lernen. Das macht uns ſchon Hoffnung, daß wir dazu beſtimmt ſind, uns ein Mahl zu ihnen zu erheben. Denn wie können wir glauben, daß uns der gute Gott dieſe Herrlichkeit zeigen, den Wunſch ſie näher zu betrachten in uns erregen, und denſelben nie erfüllen ſollte?

Ihr wißt ferner, daß jedes Thier, wann es eine Zeitlang gelebt hat, ſo vollkommen iſt, als es werden kann. Aber ſo iſts nicht mit dem Menſchen; nie wird er auf der Erde ſo vollkommen, als er ſeyn könnte. Ich bin nun ein ſo alter Mann und habe von Jugend auf mich beſtrebt etwas nützliches zu lernen. Aber ausgelernt habe ich noch lange nicht. Täglich lerne ich mehr; und wenn ich noch zwanzig Jahre leben ſollte, würde ich immer noch mehr lernen. Und gleichwohl, wenn ich von der Erde gehe, werde ich doch nur wie ein kleines Kind ſeyn, das noch unendlich viel nicht weiß, was es wiſſen könnte. Ich habe mir nun ſo viele Mühe gegeben, ein recht guter Menſch zu werden, und doch bin ich noch nicht ſo gut als ich wünſche und ſeyn ſollte. Bald vernachläſſige ich dieſes, bald jenes, bald begehe ich dieſen, bald jenen Fehler. So habe ich geſtern noch eine Schwachheit begangen, deren ich mich wirklich ſchäme. Ich erhielt einen Brief mit der Nachricht, daß ich acht hundert Thaler bey einem Kaufmanne verloren hätte, der aufgehört hat zu zahlen.

J. Du armer Großvater!

G. So dachte ich auch, als ich die Nachricht bekam — ich armer Mann! betrübte mich darüber, ward unmuthig, und da deine gute Mutter mich küſſen wollte, zum guten Morgen, erwiederte ich ihren Kuß nur ganz kalt, ſo daß die gute Frau erſchrak und dachte ich wäre unwillig auf ſie. War das nicht eine große Schwachheit? Wenn du kleine Julie mich deßwegen einen armen Großvater nennſt, weil ich acht hundert Thaler eingebüßet habe, ſo iſt dir es zu verzeihen; aber ich alter Mann, der ich an Geld nie mein Herz gehängt habe, der ich weiß, daß mein Reichthum in mir iſt, in meiner Rechtſchaffenheit, in meinem Vertrauen auf Gott, in meinem guten Gewiſſen beſtehe, ich hätte mich dieſes Verluſtes wegen nicht für arm halten, und da ich weiß, daß dieſer Verluſt eine wohlthätige Fügung Gottes iſt, ſo hätte ich mich darüber nicht betrüben, noch weniger meine Tochter deßwegen kalt empfangen ſollen. Aber ſo ſind wir Menſchen, bey aller unſerer Anſtrengung, werden wir doch nicht ſo gut, als wir ſeyn ſollten, und zu ſeyn wünſchen. Wir verlaſſen die Erde, ohne daß unſer Geiſt die Größe erreicht hat, für welche er beſtimmt iſt. Läßt uns dieß nicht hoffen, daß der Vater aller Geiſter uns für eine andere Gegend beſtimmt habe, wo wir auslernen, wo wir die Vollkommenheit erreichen ſollen, nach welcher wir hier vergeblich ſtrebten?

Alles dieß gibt uns Hoffnung, daß wir unſterblich ſind, aber freylich keine Gewißheit. Ich will euch jetzt aber lehren, wie ihr Gewißheit bekommen könnt, daß der Tod, der euern Leib zerſtört, euerm Geiſte nicht ſchaden werde. Seyd aufmerkſam!

Alle. Wir wollen gewiß aufmerkſam ſeyn.

G. Nun ſo höret zu! Macht euch immer bekannter mit Gott! Gewöhnt euch alle eure Schickſale als ſeine Fügungen anzuſehen, und bey allem, was ihr thut, auf ſeinen Willen, den ihr, in jedem Falle, durch Nachdenken erfahren könnt, Rückſicht zu nehmen. So werdet ihr gewiß, ſo gut wie ich, erfahren, daß ihr ſtets unter göttlicher Aufſicht und Leitung ſteht; daß ihr immer gewarnt werdet, wann ihr im Begriffe ſeyd, etwas Böſes zu thun, daß in jeder Trübſal, die euch trifft, auch für die nöthige Stärkung und den nöthigen Troſt geſorgt iſt; und daß die härteſten Schickſale, die euch treffen, wenn ihr nur darauf merken wollt, immer für euch in der Folge wohlthätig ſind.

Heinr. Aber, lieber Großvater! darf ich etwas ſagen?

G. Das verſteht ſich.

H. Da iſt unſer ehemahliger Nachbar, Herr Reiſenbeil.

G. Nu?

H. Der iſt aus einem reichen ein armer Mann geworden. Seine Kinder ſind alle unglücklich und elend. Der eine iſt gemeiner Soldat, der andere —

G. Genug! was willſt du damit ſagen?

H. Ich kann nicht begreifen, wie die Schickſale dieſes Mannes für ihn wohlthätig ſind.

G. Lieber Heinrich! ich habe nicht geſagt, daß ihr auf die Schickſale des Nachbars, ſondern daß ihr auf eure eigenen

nen merken ſollt. Den Nachbar kennt ihr nicht, ihr wißt nicht ob er redlich oder unredlich ſey, ob er bey ſeinen Handlungen auf Gottes Willen, oder ſeine Begierden, Rückſicht nehme. Euch ſelbſt aber kennet ihr, und wißt, wenn euch bisweilen manches harte Schickſal begegnet, ob ihr euch daſſelbe ſelbſt zugezogen habt, oder ob es euch ohne eure Schuld trifft. Wenn ihr nun ſo einige Jahre die Erfahrungen werdet gemacht haben, daß alle widrige Schickſale für euch wohlthätig ſind, ſo werdet ihr kein Unglück mehr fürchten, bey jedem unangenehmen Schickſale werdet ihr auf einen angenehmen Erfolg rechnen; wie werdet ihr dann glauben können, daß der Tod euch nachtheilig ſeyn, daß er euch tödten, daß er euch vernichten werde? So etwas zu beſorgen wird euch unmöglich ſeyn. Wer ſein Lebelang erfahren hat, daß alle unangenehme Schickſale einen guten Erfolg hatten, der weiß es gewiß, daß der

Tod für ihn wohlthätig, daß er der Uebergang zum Leben ſey.

Ich, für meine Perſon, hoffe es nicht, glaube es nicht, ich weiß es gewiß. Wann über lang oder kurz der Bote Gottes, der Tod, von der Erde mich abruft: ſo werdet ihr ſehen, daß ich ihm mit eben der Ruhe folge, als wenn ich zu einem Freudenmahle eingeladen wäre.

Es traf wirklich ein. Als nach acht Jahren Herr Gottſchalk des Todes Ankunft merkte, ließ er ſeine Familie zuſammenberufen, und ſagte mit der größten Ruhe: Der Gott, der mich hier zum Guten erzog, ruft mich zu ſich, um mir die Geſchäfte zu übergeben, für welche er mich erzogen hat. Dank! Dank! dir mein Vater, daß du mich mit dir bekannt gemacht haſt. Habt, meine Lieben! Gott ſtets vor Augen und im Herzen: ſo werdet ihr — ſo ruhig die Erde verlaſſen können — als —

Hier verließ ihn die Sprache, er ſtammelte und — verſchied.

Viele Thränen floſſen bey ſeinem Grabe, und das Vertrauen auf Gott, und den Eifer ſeinen Willen zu thun, hinterließ er, als Erbtheil, ſeinen Nachkommen.

Ende.

Verzeichniß einiger Verlagsbücher der Buchhandlung der Erziehungsanſtalt in Schnepfenthal.

Ein vollſtändiges Verzeichniß unſers Verlags, wird in allen Buchhandlungen gratis ausgegeben.

Ausfeld, J. W. Lehrer der Mathematik in Schnepfenthal, Anweiſung zur gehörigen Berichtigung der Uhren nach einer Sonnenuhr oder einer Mittagslinie; und zum leichten Auffinden der letztern. Zunächſt für alle Aufſeher der Thurmuhren beſtimmt, die mit der Zeitgleichung noch nicht bekannt ſind. 8. 1804. geheftet 3 Gr.

Blaſche, B. H. Mitarbeiter an der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal, Grundſätze der Jugendbildung zur Induſtrie, als Gegenſtand der allgemeinen Menſchenbildung bearbeitet in praktiſchen Vorſchlägen für Erzieher, Schullehrer und überhaupt für alle Beförderer des Schul- und Erziehungsweſens. 8. 1804. 14 Gr.

Der Bote aus Thüringen mit Zeitungsnachrichten die Jahrgänge 1788 — 1802 compl. jeder Jahrgang 18 Gr. Ohne Zeitungsnachrichten 16 Gr., mit Zeitungsnachrichten 1803 v. C G Salzmann 1 rthl. Ohne Z. 20 Gr.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Teutſchen des achtzehnten Jahrhunderts. gr. 8. 1802:

auf Schweizer Papier 2 Thlr. 12 Gr.
auf Druckpapier 2 Thlr.

Gesangbuch für die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 1801. 16 Gr.

Glatz, Vater Traumann. Ein Leſebuch, zunächſt für Bürgerſchulen; auch beym Privat-Unterrichte brauchbar. Seitenſtück zu Thiemens Gutmann. 8. 1803. (in Commiſſion.) 18 Gr.

Leopold, J. L. G., Handbuch der geſammten Landwirthſchaft. Zuerſt das Buch vom Ackerbau. 8. 1795. 18 Gr.

Deſſelben Buches 2r Theil. Das Buch von der Viehzucht. 1 Thlr.

Reiſen der Zöglinge zu Schnepfenthal 1r B. von C. G. Salzmann. Mit einem Kupfer. 8. 1799. 12 Gr.

— — 2r Bd. von J. W. Ausfeld, mit Titelkupfer und Vignette 8 1803.
Schreibp. 1 Rthl.
Druckpap. 18 Gr.

Salzmann's, C. G., chriſtliche Hauspoſtille 1r — 5r Bd. welche 67 Predigten enthalten à 8 Gr. 1 Thlr. 16 Gr.

— — Conrad Kiefer, oder Anweiſung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder. Ein Buch für's Volk. 8 1796. 12 Gr.

— — Himmel auf Erden. Auf Schreibp. mit einem Titelkupfer. 8. 1 Thlr.

Daſſelbe auf Druckpapier 16 Gr.

— — C. G. Conrad Kiefers ABC und Leſebüchlein, oder Anweiſung auf die natürlichſte Art das Leſen zu erlernen. 1r und 2r Bd. à 6 Gr. 12 Gr.

Salzmanns Taſchenbuch zur Beförderung der Vaterlandsliebe. 1802. 1 Thlr. 4 Gr.

Salzmanns C. G. Konrad Kiefers Bilderbüchlein, enthält in 18, unter der Aufſicht des Herrn Prof. Müller in Stuttgart ſauber gearbeiteten Kupfern die Abbildung der vorzüglichſten Geſchichten die in Conr. Kiefers ABC und Leſebüchlein Theil 1 erzählt werden 1803. 1 Rthl. 12 Gr.

— — 2tes Heft 1804. enthält 18 gleichfalls unter der Aufſicht des Herrn Prof. Müller in Stuttgart gearbeitete Kupfer zum 2ten Theil von Conr. Kiefers ABC und Leſebüchlein.

Salzmanns C. G. erſter Unterricht in der Sittenlehre für Kinder von 8 — 10 Jahren. 1803. 8. 18 Gr. 18 Gr.

Von demſelben die Franzöſiſche Ueberſetzung. 18 Gr.

— — Heinrich Gottſchalk in ſeiner Familie oder erſter Religionsunterricht für Kinder von 10 — 12 Jahren. 8. 1804. 18 Gr.

Unterhaltungen eines Landſchullehrers mit ſeinen Kindern, über merkwürdige Wörter und Sachen aus der Natur und dem gemeinen Leben. Ein Buch für Eltern, Kinder und Schullehrer unter den Bürgern u. Landleuten. 1r — 2r. Heft, jeder 6 Gr.

Daſſelbe 3r Heft. 5 Gr.

Daſſelbe 4r Heft. 6 Gr.

[illegible] 6

Ausführliche Erzählung
wie
Ernſt Haberfeld
aus
einem Bauer ein Freyherr
geworden iſt.

Von

C. G. Salzmann.

Schnepfenthal
in der Buchhandlung der Erziehungsanſtalt.
1805.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Vorbericht.

Die irdiſchen Güter ſind, wie wir alle wiſſen, ſehr ungleich unter die Menſchen vertheilt; einer hat faſt alles, der andere nichts bekommen. Der eine beſitzt ſo viel Land, daß er es nicht überſehen kann, und wenn er auch ſein Lebelang darinne umher reiſete; der andere hat nicht ſo viel, daß er die Peterſilie darauf erzeugen könnte, die er in ſeine Suppe braucht. Der eine wirft mit Diamanten um ſich, als wenn es Kieſelſteine wären; der andere trägt ſeine ganze Baarſchaft in einem ledernen Beutelchen bey ſich. Einer hat Millionen gehorſame und unterthänige Diener, die alle bereit ſind ſeine Befehle zu vollziehen, der andere hat nichts zu befehlen, muß immer nur gehorchen.

Dieß iſt nun nicht abzuändern. Wer dieſe ungleiche Vertheilung gemacht hat, das wiſſen wir. Es iſt der Allmächtige — Wer vermag etwas gegen ihn?

Er hat es aber damit nicht böſe gemeynt, ſondern handelt gegen alle ſeine Kinder als Vater, keins behandelt er ſtiefväterlich. Der Arme, der eine Heerde Gänſe commandirt, iſt ſo gut ſein Kind, als ein anderer, der an der Spitze von 150000 Soldaten ſteht. Er ſorgt für einen wie für den andern, er hört das Gebeth des einen, ſo gut wie das Gebeth des andern.

Warum er aber dem einen faſt alles, dem andern faſt nichts gegeben hat, dazu muß er wohl ſeine guten Urſachen haben, die wir freylich nicht recht wiſſen.

Nur das wiſſen wir, daß Geld und Gut eigentlich niemanden glückſelich mache; und daß man die Zufriedenheit, eben ſo, und noch weit mehr, in den Lehmenhütten, als in großen Palläſten finde.

Ich habe einmahl in der Zeitung geleſen, daß ein gewiſſer Engländer, ich glaube Clive hieß er, ſich ſo viel Reichthum erworben hatte, daß ſeine Frau, als ſie einmahl zum Tanze ging, für zwey Millionen Pfund Sterlings, Diamanten anlegen konnte; und jedes Pfund Sterlings macht vier Laubthaler, folglich ſind 2 Millionen Pfund Sterlings acht Millionen oder 8000,000 Laubthaler. Bedenkt einmahl, was für ein Haufen Geld das ſeyn muß! So viel Geld hat noch keiner von uns zuſammen geſehen. Wenn nun Geld und Gut den Menſchen glückſelich machte, ſo müßte Herr Clive wohl der glückſelichſte Menſch unter der Sonne geweſen ſeyn. Er war es aber nicht. Wißt ihr was er am Ende that? Er ſchoß ſich eine Piſtolenkugel durch den Kopf.

Es gibt aber viele tauſend Menſchen, die nicht einen einzigen Diamant beſitzen, die nur einen guten Feuerſtein in der Taſche haben, um Feuer anſchlagen zu können, wann ſie eine Pfeife Tobak rauchen wollen. Das Pfeifchen ſchmeckt ihnen aber ſo gut, und ſie befinden ſich dabey ſo wohl, daß es ihnen noch nicht im Traume eingefallen iſt, ſich eine Kugel vor den Kopf zu ſchießen. Seht ihr alſo daß Geld und Gut niemanden glückſelich macht?

So ungleich nun Geld und Gut unter die Menſchen vertheilt ſind, ſo groſſe Gleichheit iſt in Vertheilung anderer Güter beobachtet worden; z. E. in Vertheilung der Köpfe. Jeder, der Sohn des Gänſehirtens, ſowohl als der Sohn des Selbſtbeherrſchers aller Reuſſen, hat nur einen Kopf bekommen. Und ein Kopf, das iſt doch meiner

Treue keine Kleinigkeit. Wenn einem meiner Leſer, der Herr Clive, die 8000,000 Laubthaler, die der Schmuck ſeiner Frau koſtete, für ſeinen Kopf hätte geben wollen, würde er ihn wohl hingegeben haben? Ich glaube nicht. Denn ohne Kopf iſt man ein armer Mann, wenn man auch bis an den Hals in Diamanten ſäße.

So viel iſt ein Kopf werth, wenn man auch weiter nichts damit anzufangen weiß, als daß man den Hut darauf ſetzt. Weiß man aber das, was im Kopfe ſteckt, recht zu gebrauchen: ſo iſt er noch weit mehr werth. Dann kann man ſich alles verſchaffen, was man bedarf, kann die ganze Welt als ſein Eigenthum anſehen, und lächeln über alle, die reich und mächtig ſind, und das, was im Kopfe ſteckt, nicht zu gebrauchen wiſſen.

Um nun zu zeigen, wie man ſeinen Kopf brauchen kann, und wie viel man auszurichten vermag, wenn man ihn recht zu brauchen weiß, gebrauchte ich meinen eignen Kopf, ſetzte mich hin, und ſchrieb die Geſchichte Ernſt Haberfelds, der, durch den guten Gebrauch, den er von ſeinem Kopfe machte, aus einem Bauer ein Freyherr wurde. Wer einen Kopf hat, der leſe ſie!

Schnepfenthal im Frühlinge, da ich eben bey guter Laune war 1805.

Chriſtian Gotthilf Salzmann.

Wie Haberfeld ausgewandert, und was ihm auf ſeiner Wanderſchaft aufgeſtoßen iſt.

Unſer Amtsſchreiber, der viel Zeitungen las, hatte mir ſo vieles von der Freyheit und Glückſeligkeit, die in Frankreich wäre, vorgeſagt, daß ich große Luſt hatte, aus einem Deutſchen Unterthan ein Franzöſiſcher Bürger zu werden. Nur wußte ich nicht, wie ichs anfangen ſollte. Nach meinem Geburtsorte, Hillenhauſen, wollten die Franzoſen nicht kommen und zu ihnen zu gehen hatte ich nicht Muth genug. Ich that alſo weiter nichts, als daß ich den Franzoſen das Wort redte, und meinen Nachbaren immer vorpredigte wie glücklich ein freyer Bürger gegen uns arme Unterthanen wäre.

Vielleicht wäre ich immer zu Hauſe geblieben, vielleicht wäre auch die Freyheitsliebe nach und nach wieder verraucht; aber unſer Amtmann brachte mich dahin, daß ich mich wirklich entſchloß, nach dem freyen Frankreich zu wandern.

Wir waren zur Frohne gebothen, ich kam eine Viertelſtunde zu ſpät, der Amtmann fuhr mich an, und hieß mich einen faulen Eſel. Dieß verdroß mich ſo ſehr, daß ich des Nachts meine Wäſche, und meine dreyßig Gulden, die ich mir erſpart hatte, zuſammen packte, und in Gottes Nahmen nach Frankreich zu reiſte.

Da ich vor Augsburg kam, fand ich einen jungen Mann unter einem Baume liegend, der ſo blaß ausſah, wie eine Leiche. Was fehlt ihm Landsmann? fragte ich. Er war aber ſo ſchwach, daß er nicht reden konnte, ſondern immer nach dem Munde wieß. Ich wußte nicht was das bedeuten ſollte, machte ihm alſo den Mund auf, ſah hinein, bemerkte aber nichts beſonders. Er wieß wieder nach dem Munde und fing an zu kauen. Da fiel mir ein, daß die Reiſenden bisweilen den Heißhunger bekämen, der ſie ſo kraftlos machte, daß ſie nicht von der Stelle könnten. Vielleicht, dachte ich, hat dieſer Mann auch den Heißhunger, hohlte mein Stück Brot heraus, das ich in der Taſche hatte, und gab es ihm. Er verzehrte es, und wurde dadurch ſo geſtärkt, daß er mir die Hand biethen und aufſtehen konnte.

Wo geht ſein Weg hin? fragte ich. Thue er mir den Gefallen, ſagte er, und nehme er mich mit dahin, wohin er geht. Ich bin ſo kraftlos, daß ich nicht allein gehen kann. Da nahm ich ihn an den Arm, und führte ihn bis zum nächſten Dorfe. Auf dem Wege war ich ſo froh, als ich lange Zeit nicht geweſen war. Der Reiſende ſah mich ein Paar mahl an und ſagte: Er iſt mein Engel, den der liebe Gott mir zugeſchickt hat, mich zu retten. Wer wollte ſich nicht freuen, wenn er ein Engel ſeyn kann?

Sobald wir im Wirthshauſe angekommen waren, ließ ich eine Portion Sauerkraut und Bratwurſt auftragen, die wir mit einander verzehrten. Hernach tranken wir auch ein Paar Kannen Bier. Da mein Reiſegefährte den erſten Trunk gethan hatte, ſagte er, nun ſo gut hat es mir in langen Zeiten nicht geſchmeckt, als dießmahl. Wie wird es aber mit der Zahlung ſtehen? ich habe keinen Pfennig bey mir.

Nun antwortete ich, wenn er keinen Pfennig hat, ſo habe ich ihn. Er hat ja geſagt, ich wäre ſein Engel. Engel nehmen für die Gefälligkeiten, die ſie den Menſchen erzeigen keine Bezahlung an.

Da drückte er mir die Hand. Noch immer thut mir dieſer Händedruck wohl, und ſagte: Gott vergelte es ihm!

Wie iſt ſein Nahme? fragte ich.

Martin, war ſeine Antwort.

Da entſtand nun zwiſchen mir, Ernſt Haberfeld und Martin folgendes Geſpräch.

H. Wo kommt er her?

M. Aus Frankreich.

H. Aus Frankreich?

M. Gerades Weges aus Frankreich.

H. Das iſt mir ja ſo lieb, als wenn ich hundert Thaler gefunden hätte.

M. Wie ſo?

H. Weil ich auch nach Frankreich will.

M. Warum denn das?

H. Ich will Franzöſiſcher Bürger werden.

M. Franzöſiſcher Bürger will er alſo werden? was glaubt er denn damit zu gewinnen.

H. Die Freyheit.

M. Hum! Hum! wovon will er denn frey werden?

H. Von Abgaben.

M. Da irrt er gewaltig, wenn er glaubt daß die Franzoſen von Abgaben frey wären.

H. Ich habe aber doch gehört daß der Zehnte bey ihnen abgeſchafft wäre.

M. Ganz richtig, ſie geben dafür den Fünften.

H. Das wäre ja noch einmahl ſo viel als der Zehnte.

M. Das verſteht ſich. Ich will nicht ſagen, daß man ihnen gerade zu den Fünften abfordere, aber ſie müſſen doch weit mehr bezahlen, als ſonſt bezahlt wurde. Ein Franzöſiſcher Bürger aus Coblenz hat mich verſichert, daß er ſonſt, da er noch Unterthan war, 60 Gulden jährlich bezahlt hätte, und nun, da er Franzöſiſcher Bürger wäre, müſſe er 200 Gulden bezahlen.

H. Das iſt freylich viel. Aber die Franzoſen frohnen doch nicht mehr.

M. Ganz richtig. Das Wort Frohnen iſt bey ihnen abgeſchafft; aber ſie müſſen ſich doch aufbieten laſſen zum Dienſte fürs Vaterland. Hat er nicht geleſen, daß ſie einmahl in Maſſe aufſtehen und ins Feld rücken mußten?

H. Dieß iſt nur der Anfang, künftig wird es ſchon beſſer werden.

M. Wills Gott! Ich glaube es nicht. Die Menſchen, die mächtiger ſind als andere, haben es nicht ſehr an der Gewohnheit Abgaben und Dienſte, die einmahl eingeführt ſind, wieder abzunehmen.

H. Aber die Franzoſen ſind doch Bürger und wir ſind Unterthanen.

M. Will er mir nicht einige Geldſtücke zeigen, die er in ſeinem Beutel hat?

H. Hier.

M. Wie nennt er denn die kleinen Silberſtücke, die er hier hat?

H. Dreyer.

M. Gut! nun reiſe er einmahl nach Frankfurt am Main, da nennt man ſie Kreuzer. Sind ſie denn aber deßwegen mehr als Dreyer?

H. Freylich nicht. Aber was will er denn damit ſagen?

M. Es iſt halt ſo ein Gleichniß. Jetzt iſt er Unterthan; reiſt er nach Frankreich, lebt da eine Zeitlang und heyrathet eine Franzöſin: ſo wird er Bürger. Iſt er aber dann mehr als jetzt? ſo wenig, als der Kreuzer mehr iſt als der Dreyer. Der Deutſche Unterthan muß Abgaben entrichten, der Franzöſiſche Bürger auch; Jener muß Dienſte thun, dieſer auch. Der ganze Unterſchied iſt der, daß der Deutſche Unterthan mehr Freyheit hat, als der Franzöſiſche Bürger.

H. Herr! ſchwatze er mir nicht zu viel!

M. Ich ſchwatze nicht zu viel. Bey wem hat er denn um Erlaubniß zu verreiſen gebethen, da er von Hauſe gegangen iſt?

H. Bey Niemanden.

M. In Frankreich darf niemand über den Rhein gehen, ohne einen Paß zu löſen. Wieviel Geld hat er mitgenommen, als er von Hauſe ging?

H. Dreyßig Gülden.

M. Er hätte auch dreyhundert mitnehmen können, ohne daß man darnach gefragt hätte. In Frankreich geht das nicht ſo. Als ich über den Rhein fahren wollte, hatte ich hundert Carolins bey mir, die mir ein Mädchen vermachte, mit dem ich mich verlobt hatte. Ich wurde viſitirt, und die Carolins wurden mir geradezu weggenommen. Durch vieles Bitten bekam ich vier Laubthaler zurück. Davon habe ich gezehrt, bis ich nach Augsburg

burg kam, da ging der letzte Pfennig fort; und weil ich mich ſcheuete, jemanden um etwas anzuſprechen, ſo wurde ich vom Heißhunger überfallen, daran ich vermuthlich geſtorben wäre, wenn er mich nicht gerettet hätte. Er hat mich gerettet, ich rette ihn wieder — folge er mir — gehe er nicht nach Frankreich.

H. Wenn ſich die Sache ſo verhält: ſo müßte ich ja ein Narr ſeyn, wenn ich dahin gehen wollte.

Tiſchreden.

Da hat er recht, ſagte ein alter Graukopf, der bey einer Pfeife Toback unſerm Geſpräche zugehört hatte. Die Menſchen wollen alle frey ſeyn, und das iſt recht gut, ſie wiſſen aber nur nicht, wie ſie die Sache angreifen müſſen. Da wollen ſie frey werden von Abgaben. Das iſt ja albern. In jedem Lande, es mag von einem Könige, einem Fürſten, einem Konſul oder von einem Regenten mit einem andern Nahmen, regiert werden, müſſen Abgaben ſeyn. Sie wollen von Dienſten frey ſeyn, das iſt auch lächerlich; wer in einem Lande lebt, und darinne geſchützt wird, der muß auch für das allgemeine Beſte Dienſte verrichten. Es gibt eine ganz andere Freyheit, die ganz ſicher und weit mehr werth iſt. Die wenigſten kennen ſie, und diejenigen,

gen, die ſie kennen, haben nicht Luſt den Weg zu betreten, auf welchem man zu ihr kommt.

Der Graukopf machte mich neugierig und es entſtand zwiſchen ihm und mir folgendes Geſpräch.

H. Wollen Sie nicht ſo gut ſeyn, und mir den Weg zeigen, der zur Freyheit führt?

G. Das will ich wohl, wenn ich nur verſtanden werde.

H. Der Herr Pfarrer, der mich confirmirte, ſagte, ich wäre nicht auf den Kopf gefallen.

G. Wir wollen es verſuchen. Weiß er denn wo man die Freyheit ſuchen muß?

H. Bisher ſuchte ich ſie in Frankreich, dieſer gute Freund aber hat mich auf andere Gedanken gebracht.

G. Die Freyheit iſt weder in Frankreich noch in Deutſchland, weder in Rußland noch in der Türkey, ſie iſt auf der ganzen Erde nicht, und iſt doch allenthalben. Nachdem man es nimmt.

H. Ich verſtehe Sie nicht lieber Herr.

G. Da will ich mich deutlicher erklären. Wer frey zu ſeyn verſteht, der kann es allenthalben ſeyn, und wer es nicht verſteht, der wird in ſeinem Leben nicht frey, wenn er auch alle Edelleute, Grafen, Fürſten, Conſuls, oder wie ſie ſonſt heißen mögen, die andere regieren, zum Guckguck jagte.

H. Alſo könnte ich auch in meinem Dorfe, wo ich frohnen muß, frey ſeyn?

G. Ey das verſteht ſich.

Jetzt deckte der Wirth den Tiſch für den Graukopf, er ſetzte ſich um zu ſpeiſen.

Ich wünſche Ihnen geſegnete Mahlzeit, ſagte ich. Aber, ehe Sie ſpeiſen, ſo bitte ich, daß Sie mir doch nur ſagen, wie ich frey werden kann.

G. Es gibt gar ſchwere Frohndienſte, die drückender ſind als die Frohnen, die die Edelleute, oder wohl gar der Großſultan, auflegen. Von dieſen muß ſich der Menſch frey zu machen ſuchen. Iſt er davon frey: ſo iſt kein Menſch in der Welt im Stande ihn zu ſeinem Sclaven zu machen.

H. Welches ſind denn dieſe Frohndienſte?

G. Die Frohndienſte, die man ſeinen Begierden leiſtet, die Begierde nach Geld, nach Ehre, nach gewiſſen Speiſen und Getränken, u. ſ. w.

H. Glauben Sie denn daß es möglich iſt, dieſe Begierden los zu werden.

G. Das glaube ich nicht. Aber man kann ſie beherrſchen. Ich habe z. E. ein wildes Reitpferd, das ſeinen Reiter abwirft, wenn er nicht ſattelfeſt iſt. Das gebe ich deßwegen nicht weg, ſondern ich bändige es lieber, da iſt es mir ſehr nütze. So muß der Menſch es auch mit ſeinen Begierden machen, er darf ſich nicht von ihnen beherrſchen laſſen.

Während dieſes Geſprächs verzehrte er ſeine

Suppe, und der Wirth trug ihm ein Stück Haſenbraten auf.

Ey! ſagte der Graukopf, da kommt ja mein Leibgericht, das ſoll mir vortrefflich ſchmecken. Er ſtach mit der Gabel hinein, ſetzte das Meſſer an, ehe er aber hineinſchnitt, ſah er mich bedenklich an, und ſagte: nun Landsmann! was meynt er? ſoll ich zuſchneiden?

H. Ich ſehe nicht, warum Sie es nicht thun wollten.

G. Ich wills aber nicht thun. Um ihm zu zeigen, was es heiße, ſich ſelbſt beherrſchen, will ich keinen Haſenbraten eſſen. Hier Landsmann nehme er ihn!

H. Das wäre aber ſehr unhöflich, wenn ich Ihnen Ihren Braten wegeſſen wollte.

G. Wenn er ihn nicht ißt, ſo bleibt er ſtehen.

H. Nun, wenn Sie es ſo wollen: ſo will ich ihn halt annehmen. Ich hohlte hierauf mein Meſſer heraus, ſetzte es an, ehe ich aber zuſchnitt, ſah ich dem Graukopf ins Geſicht, und ſagte: Herr! ich habe gewaltigen Appetit nach dem Haſenbraten, damit Sie aber ſehen; daß ich mich auch beherrſchen kann: ſo will ich ihn auch nicht eſſen. Hier Kamerad nehme er ihn!

Ich danke, ſagte dieſer. Damit ihr Herren aber ſehet, daß ich mich auch beherrſchen kann: ſo will ich ihn auch nicht ſogleich eſſen, ſondern einswickeln, und zu mir ſtecken, damit ich dieſen Abend etwas zu eſſen habe.

Der Graukopf lachte, und ſagte, das habt ihr gut gemacht. Ihr ſeht alſo, daß es möglich iſt, ſeine Begierden zu beherrſchen, wenn man nur will.

Aber erlauben Sie mir, fuhr ich fort, ich dächte Haſenbraten zu eſſen wäre etwas unſchuldiges.

G. Nicht ſo unſchuldig als er denkt. Wenn ich Haſenbraten mir auftragen laſſe, eſſe ihn, und bezahle ihn nicht, iſt denn das etwas unſchuldiges? oder wenn ich das Geld, das ich zum Winterholze nöhig habe, nehme, und kaufe dafür Haſenbraten, iſt denn das etwas unſchuldiges?

H. Das wohl nicht; aber ihr Haſenbraten war ja bezahlt.

G. Bezahlt noch nicht, aber ich habe das Geld dazu im Beutel. Wenn ich aber meine Begierde nach Braten nicht mäßigen lerne: ſo kann ſie mich auch verleiten Braten zu eſſen, wenn ich ihn nicht bazahlen kann.

Aha ſprechen wir einander hier Meiſter Rollfuß? woher kommt er?

Immer von Augsburg, antwortete ein ſchlecht gekleideter Mann, der eben in die Stube getreten war. Er ſtand da, wie wenn ihm die Hühner das Brot genommen hätten, zitterte am ganzen Leibe und getrauete ſich nicht, dem Graukopf unter die

Augen zu ſehen. Endlich ſchlich er ſich wieder zur Thür hinaus.

Mit dem wars gewiß nicht richtig, ſagte ich.

G. Ganz richtig nicht. Der könnte jetzt auch ein anderer Mann ſeyn, könnte jedem getroſt unter die Augen ſehen, wenn er ſeine Begierde nach gutem Eſſen und Trinken hätte mäßigen können. Da ſein Vater ſtarb erbte er doch fünfhundert Thaler. Seine Freunde riethen ihm, daß er ſie in ſeine Haushaltung verwenden ſollte, aber er verwendete ſie in die Küche. Da war auf dem Markte und in der Fleiſchbank nichts ſo theuer, das er nicht kaufte. Kaum war ein Jahr vorbey: ſo war ſein väterliches Erbgut durch die Gurgel gejagt. Nun kam er zu mir, und bath mich um Gottes Willen, daß ich ihm 50 Thaler borgen ſollte, damit er Wolle einkaufen könnte. Ich ließ mich erbitten, und gab ſie ihm, nachdem er mir einen Schein darüber gegeben und verſprochen hatte, daß er mich nach dreyviertel Jahren als ein redlicher Mann bezahlen wollte. Von mir ging er vor der Fleiſchbank vorbey, und ſahe da eine fette Schweinskeule hängen. Sogleich fragte er, was ſie koſte? Der Metzger ſagte ihm, er könne ſie nicht verkaufen, weil er ſie mir verſprochen hätte.

Der kann, antwortete er, Schweinskeulen alle Tage eſſen, ich gebe vier Groſchen mehr. Und ſo kaufte er denn von dem Gelde, das ich ihm geborgt hatte, meine Schweinskeule weg. So lebte er fort, und da die dreyviertel Jahre um waren, konnte er mich nicht bezahlen. Iſt ſo ein Menſch wohl frey? frohnt er nicht ſeiner Eßbegierde? muß er mir nicht allenthalben aus dem Wege gehen? kann ich ihn nicht hinſetzen laſſen, ſo bald es mir gefällt? Setzt ſo einen Menſchen nach Paris oder London; nennt ihn Bürger oder Unterthan, er wird in ſeinem Leben nicht frey, er bleibt immer ein Sclave.

Hier ſah er nach ſeiner Uhr, und machte ſich zur Abreiſe fertig. Da ihm der Wirth ſein Pferd vorgeführt hatte, bath er meinen Kameraden, daß er es in die Tränke reiten möchte. Kaum hatte ſich dieſer aber aufgeſetzt: ſo bäumte ſich der Braune in die Höhe, ſteckte den Kopf zwiſchen die Beine und ſchlug hinten aus, ſo daß mein Kamerad ſich nur mit genauer Noth am Sattelknopfe erhalten konnte. Der Graukopf fiel dann dem Pferde ſogleich in den Zügel, ließ meinen Kameraden abſteigen, und ſagte: ein Menſch, der ſich nicht ſelbſt beherrſchen kann, iſt wie ein Reiter, der ſein Pferd nicht zu bändigen weiß.

Wo geht die Reiſe hin? wurde einmahl ein Reiter gefragt, mit dem das Pferd durchgegangen war. Wo Gott und mein Pferd hin will, antwortete er. So geht es auch Leuten, die ihre Begierden nicht beherrſchen können. Sie thun nicht das, was ſie ſich vorgenommen haben, ſondern wozu ſie durch ihre Begierden getrieben werden.

Er druckte dann meinem Kameraden einen Laubthaler in die Hand, ſchwang ſich auf das Pferd, gallopirte zum Dorfe hinaus und kam dann im Trabe zurück. Seht ihr, ſagte er, wie mir mein Brauner gehorcht? Gebt Achtung! jetzt will ich ihn noch auf eine andere Art dran kriegen. Er zog den Zügel an, ſetzte ihm den einen Sporn in die Seite, und der Braune kehrte darauf ſeinen Kopf gegen das Wirthshaus, ſchnaubte, und ſchritt ſeitwärts vor demſelben auf und ab.

Wer ſeine Begierden ſo dreſſiren kann, ſagte er endlich, wie ich meinen Braunen, der iſt frey, er mag in Paris oder Konſtantinopel wohnen; und wer dieß nicht kann, der iſt nirgends frey.

Hierauf ſchwenkte er ſeinen Hut, ſetzte den Arm in die Seite, und gallopirte wieder zum Dorfe hinaus.

Ich ſtand da wie verplüſt, und wußte nicht ob ich mich mehr wundern ſollte über den ſchönen Reiter, oder über die vernünftigen Worte, die er mir geſagt hatte.

Ich ging wieder in die Stube, überlegte wie hübſch es wäre, wenn man ſeine Begierden ſo zügeln könnte, wie der Graukopf ſeinen Braunen, und wie ich es anfangen müßte, wenn ich es auch ſo weit bringen wollte. Der Graukopf, dachte ich bey mir ſelbſt, würde nimmermehr ſeinen Braunen ſo bändigen können, wenn er ihn nicht beſtändig herumgetummelt hätte. Du mußt es halt mit deinen Begierden eben ſo machen.

Haberfeld verſucht ſich etwas.

Während dieſer Meditationen fielen mir die Augen zu: denn ich war von meiner Reiſe, die nun ſechs Tage gedauert hatte, ziemlich müde. Da ich ſie wieder aufſchlug, fiel mir ein was ich vorher gedacht hatte. Wenn du, ſprach ich zu mir ſelbſt, deiner Begierden Herr werden willſt: ſo mußt du auch die Schlafbegierde zu beherrſchen wiſſen; ſonſt geht das Ding meiner Treue nicht. Geſetzt du hätteſt dir eine Arbeit vorgenommen, und die Augen fielen dir zu, und könnteſt über die Schläfrigkeit nicht Herr werden, ſo wärſt du ja nicht frey, der Schlaf hätte dich gebunden, und du könnteſt nicht thun was du wollteſt. Was hatte ich zu thun? ich nahm meinen Hut und Stock, bezahlte meine Zeche, nahm von meinem Kameraden Abſchied und ging fort.

Sauer kam es mir an, ich kann es nicht leugnen, die Dämmerung brach auch ein; ich kehrte mich aber nicht daran, und nahm mir vor, noch drey Stunden weit zu gehen, um meine Schläfrigkeit einmahl herum zu tummeln.

Es ging vortrefflich; da ich ins Freye kam, verlohr ſich meine Schläfrigkeit, ich ſchritt friſch drauf los, und freuete mich nicht wenig, daß mir der erſte Kampf mit meinen Begierden ſo gut gelungen war. Gegen zehn Uhr kam ich in Herrenrode an. Da ich in die Wirthsſtube trat: machte man die Streue für ein Paar Reiſende. Ich bath, für mich auch ein Plätzchen zu machen: zuvor aber mir ein Stück Brot und eine Kanne Bier zu geben.

Indem ich es genoß, fragte ich die Reiſenden wohin ihr Weg ginge? Nach Rittersleben war ihre Antwort. Da gehe ich auch hin, ſagte ich, und wir wurden miteinander einig, die Reiſe zuſammen zu machen, und den andern Tag punkt fünfe fort zu gehen.

Nun wurde zur Streue hingegangen. Wie iſts doch, dachte ich, ſo ſüß ſich ſelbſt beherrſchen zu können! und über dieſen Gedanken fiel ich in einen ſanften Schlaf, der ſo lange dauerte, bis die Wanduhr des Wirths viere ſchug.

Meine Kameraden ſchliefen noch wie die Rätze und ich wollte ſie nicht wecken: weil es noch nicht fünf Uhr war. Nach einer halben Stunde ſtand ich endlich auf, weckte ſie, und ſagte, es wäre bald fünf Uhr, ſie müßten aufſtehen, wenn wir zur beſtimmten Stunde fort wollten. Da wandten ſie ſich auf der Streue, wie die Gefangenen an der Kette. Endlich ermunterten ſie ſich doch und ſtanden auf. Wo iſt der Kaffee? war ihre erſte Frage. Da ſie keinen fanden: liefen ſie in die Küche, und, da hier weder Feuer noch Rauch war: ſo riefen ſie nach der Wirthin.

Mir kam auch die Luſt zum Kaffee an, und ich hatte es ſchon auf der Zunge: mache ſie für mich auch eine Portion, als mirs zum Glücke noch einfiel, daß ich mir vorgenommen hatte, fünf Uhr fort zu gehen, und daß mir dieß nicht möglich wäre, wenn ich mich durch die Luſt zum Kaffee zurück halten ließ, daß ich folglich auch über die Kaffeebegierde Herr werden müßte, wenn ich frey werden wollte. Unterdeſſen alſo, daß dieſe mit der Wirthin zankten, daß ſie ſo lange geſchlafen hätte, und der Dampf von gebranntem Kaffee ſie ſo an das Wirthshaus feſſelte, daß es ihnen nicht möglich war von der Stelle zu gehen, bezahlte ich, was ich verzehrt hatte, und ging, ſobald es fünf ſchlug, fort, ohne einen Biſſen zu genießen.

Jetzt verſtand ich recht, was der Graukopf mit ſeiner Freyheit hatte ſagen wollen. Du biſt frey dachte ich, und kannſt fünf Uhr fortgehen, ſo wie du es dir vorgenommen haſt. Jene ſind aber nicht frey. Sie möchten auch gerne mitgehen; ſie können aber nicht, weil die Luſt zum Kaffee ſie gefeſſelt hat. Gegen neun Uhr kam ich in Rittersleben an, und ging dann ſogleich weiter, nachdem ich mein Frühſtück genoſſen hatte.

Haberfeld findet etwas.

Mein Weg führte mich durch einen Wald. Kaum war ich hineingetreten; ſo hörte ich das Wimmern eines kleinen Kindes, und, da ich einige Schritte weiter gethan hatte, fand ich das arme Würmchen, das in ein Paar alte Lumpen gewickelt, und an den Weg gelegt war. Schon hatte ich die Hand ausgeſtreckt und wollte es aufheben, um es nach Rittersleben zu tragen; da fiel mir ein, was werden die Leute dazu ſagen wenn du mit dem Kinde angezogen kömmſt? werden ſie nicht ſprechen, das Kind wäre dein Kind? werden ſie es dir nicht zurückgeben, und von dir verlangen, daß du es ernähren ſollſt? Ich ließ das Kind alſo liegen, und ſetzte meinen Weg langſam fort. Dabey fiel mir aber doch ein, obs wohl Recht ſey, daß ich das Kind liegen ließe? Recht iſts, dachte ich bey mir ſelbſt, auf keinen Fall, wenn du des armen Wurms dich nicht annimmſt. Du haſt ihn doch gefunden — du biſt ſein Nächſter — weil du zunächſt bey ihm biſt — ſtirbt es: ſo hat es niemand, außer ſeiner Rabenmutter, auf ſeinem Gewiſſen als — du! Und warum willſt du es nicht aufnehmen? aus Furcht vor dem Urtheile der Leute — aus Furcht was werden die Leute dazu ſagen! aus falſcher Schamhaftigkeit. He! Haberfeld! ſiehts ſo mit dir aus? du glaubſt du wäreſt frey, weil du einmahl über den Schlaf Herr geworden biſt, und dir den

Kaffee verſagt haſt; aber nun, da ein armes, von ſeiner Mutter und von aller Welt, verlaſſenes Kind vor dir wimmert und um Hülfe bittet, ſtehſt du da wie ein Gefangener, und kannſt nicht helfen: weil die Furcht vor dem Urtheile der Leute dich zurückhält. Wa! Wa! Wa! Haberfeld iſt frey — Haberfeld iſt auch Herr über die falſche Schamhaftigkeit. Ich ging alſo getroſt wieder zurück, nahm das Kind in den Arm, und marſchirte damit in Gottes Nahmen auf das Dorf los. Da ich bald an das Dorf kam, ſchlug das Kind ſeine blauen Aeugelchen auf, und das Herz wurde mir dabey weich. Wenn du, dachte ich bey mir ſelbſt, am Leben bleibſt, und einmahl ein guter Menſch wirſt: ſo haſt du es meiner Freyheit zu danken. Wäre ich nicht frey: ſo hätte ich dich nicht retten können.

Als ich ins Dorf kam, fragte ich ſogleich nach dem Herrn Schulzen, trug das Kind zu ihm, und ſagte, Hier! Herr Schulze! bringe ich ihm ein Kind, das ich in der hieſigen Flur gefunden habe.

Ein Kind gefunden? fuhr mich der Schulze an, das mögt ihr wohl ſelbſt hingelegt haben. Da müßte die Gemeinde viel Geld haben, wenn ſie jedes Landſtreichers Kind ernähren wollte. Lauft mit eurem Hurkinde, ſo weit euch eure Beine tragen, oder ich zeige es ſogleich bey einem hochlöblichen Amte an, und laſſe euch durch den Landknecht über die Grenze bringen.

Da ſtand ich nun mit dem armen Wurme, wie Butter an der Sonne, und wußte nicht was ich thun oder laſſen ſollte. Du willſt dachte ich endlich, fortgehen, und das Kind wieder hinlegen, wo du es gefunden haſt; mag es ihm doch in Gottes Nahmen gehen wie es will, haſt du doch deine Schuldigkeit gethan. Stirbt es: ſo mag es der Schulze verantworten.

Wirklich war ich ſchon ein Fleck zum Dorfe hinaus gegangen, um das Kind an den Weg zu legen, und dann fortzulaufen, ſo weit mich meine Beine trügen. Da fing der arme Wurm wieder an zu weinen, und machte mir das Herz weich. Wenn du, dachte ich, das Kind wieder hinlegſt: ſo muß es ſterben, daß iſt ſo gewiß, als zwey mahl zwey vier iſt. Und warum willſt du es hinlegen? Dein Herz, ſpricht nimm dich des Kindes an. Du haſt aber keine Courage — du fürchteſt dich — Haberfeld! Haberfeld! es iſt mit dir noch nicht richtig unter der Mütze — du biſt noch nicht frey. Was hatte ich zu thun? ich ging wieder nach dem Dorfe zu, und fragte wo der Herr Pfarrer wohne?

Ein kleiner Junge zeigte mir den Weg zum Pfarrerhauſe, nachdem ich ihm zwey Dreyer verſprechen hatte.

Da ich zum Pfarrerhauſe kam, trat eben der Herr Pfarrer heraus, und wollte ausgehen. Ein alter eisgrauer Mann war er, dem aber die Ehrlichkeit aus den Augen ſah. Herr Pfarrer! ſagte ich, ich bin ein Reiſender, finde nicht weit vom Dorfe ein kleines Kind am Wege — wenn Sie es gefunden hätten, was würden ſie gethan haben?

Pf. Da braucht er nicht lange zu fragen, ich hätte es aufgehoben.

H. Das glaube ich gerne. Sehen Sie! das habe ich auch gethan, habe das arme Kind zu dem Herrn Schulzen getragen, und es ihm übergeben wollen; dieſer hat mich aber angefahren und geſagt, ich ſollte mit dem Hurkinde laufen ſo weit mich meine Beine trügen. Ich ging fort und war ſchon im Begriffe es wieder in den Weg zu legen, aber mein Gewiſſen ließ es nicht zu. Nun rathen Sie mir, was ich mit dem Kinde anfangen ſoll.

Pf. Wenn er es beweiſen kann, daß er es wirklich gefunden hat: ſo weiß ich ſchon was er zu thun hat. Aber man wird doch immer den Verdacht gegen ihn haben, daß er es ſelbſt hingelegt habe.

H. Ey das habe ich wohl gewußt, aber ich dachte bey mir ſelbſt, ich wäre ein ſchlechter Kerl, wenn ich, aus Furcht vor dem Urtheile der Menſchen, das arme Kind verlaſſen wollte.

Pf. Das hat er wirklich gedacht?

H. Das habe ich gedacht. Beweiſen kann ich es freylich nicht, denn ich habe keinen Zeugen, als Gott und mein Gewiſſen.

Pf. Wohl ihm, wenn er vor dieſen Zeugen

beſtehen kann. Jetzt gehe er mit dem Kinde in die Stube, ich will den Herrn Schulzen rufen laſſen.

Der Schulze kam bald, hatte aber ein ſchrecklich loſes Maul. Herr Pfarrer! ſagte er, wenn Sie das Kind aufnehmen: ſo müſſen Sie es ernähren, ſo wahr ich Schwalbe heiße. Die Gemeinde hat kein Geld dazu anderer Leute Hurkinder zu ernähren.

Nun ſagte der Herr Pfarrer, mit dem Ernähren wird es ſich wohl geben. Jetzt thut jedes, was ſeine Schuldigkeit iſt. Ich nehme mich des armen Kindes an, und der Herr Schulze geht ſogleich in das Amt und meldet es, daß ein Kind in unſerer Flur wäre gefunden worden.

Der Herr Schulze brummte und ging fort. Bald darauf trat eine Frau herein, die der Herr Pfarrer im Stillen hatte herbeyrufen laſſen. Willkommen Frau Rübſamen! ſagte er, als ſie hereintrat, hat ſie ſich bald beruhigt, wegen ihres lieben Kindes, das geſtern geſtorben iſt?

Statt der Antwort fing ſie laut an zu heulen.

Ich habe ihr geſtern ſchon geſagt, Frau Rübſamen, fuhr der Herr Pfarrer fort, daß die Fügungen Gottes immer gut wären, wenn ſie uns auch noch ſo wehe thäten, daß auch bey dieſem ſchmerzlichen Todesfalle Gott ſeine weiſen Abſichten habe, wenn wir ſie auch gleich nicht ſogleich einſähen. Jetzt offenbahrt es ſich ſchon, warum der liebe Gott ihr Kind zu ſich genommen hat. Sie ſoll die Mutter eines andern armen verlaſſenen Kindes werden, das heute in unſerer Flur iſt gefunden worden. Will ſie das wohl thun?

Jetzt fing das Kind an zu ſchreyen. Hört ſie fuhr der Herr Pfarrer fort, wie das Kind weint und ſie bittet, daß ſie ſich ſeiner erbarmen ſoll? Die Frau beſann ſich ein Paar Augenblicke, dann ſtand ſie auf, ſah das Kind an und rief! ach du lieber Gott! das iſt doch mein ſeliges Chriſtöphelchen wie es leibt und lebt, nahm das Kind auf, druckte es an ihre Backen, und fuhr fort: ach du liebes Chriſtöphelchen! ich will deine Mutter ſeyn, darauf kannſt du dich verlaſſen, machte alsdann ihre Bruſt auf, und gab dem Kinde zu trinken. Herr Pfarrer! ſagte ſie, ich nehme das Kind an, aber Sie müſſen mir verſprechen, daß Sie es Chriſtöphelchen nennen wollen, wann es getauft wird.

Der Herr Pfarrer verſprach es ihr, ſie ging mit dem Kinde fort, und ich nahm meinen Hut und Stock um auch meine Heimreiſe fortzuſetzen.

Der Her Pfarrer lächelte aber und ſagte: nein lieber Freund! ſogleich darf er nicht fort; er muß ſich erſt von einem wohllöblichen Amte vernehmen laſſen, und darthun, daß er das Kind nicht ſelbſt hingelegt habe.

Ich wollte dagegen allerley einwenden; er aber hob die Hand in die Höhe und ſprach: es hilft nichts, lieber Haberfeld! er muß ſich verhören laſſen. Drauf brachte er ein Butterbrot und ſtopfte mir den Mund damit.

Nicht lange darauf kam der Herr Schulze zurück und brachte Befehl vom Amte, daß das Kind zwar einſtweilen von der Gemeine ernährt, der Mann aber, der es überbracht hätte, ſo lange in Verhaft genommen werden ſollte, bis man von ihm, aus ſeinem Geburtsorte, nähere Nachricht eingezogen habe.

Wer ſoll das Hurkind nehmen? fragte der Schulze. Das müſſen Sie behalten Herr Pfarrer, denn ich nehme es nicht zu mir, ſo wahr ich Schwalbe heiße.

Da der Herr Pfarrer verſicherte, daß dieß für ihn ſich gar nicht ſchicke, weil er keine Frau hätte; So! fuhr der Schulze fort — nun gut ſo will ich es zur Hirtenfrau thun, die hat eine ſchwarze Hippel *) an der kann ſie es trinken laſſen. Wo iſt der Balg?

Ich habe keinen Balg bekommen, antwortete der Herr Pfarrer, mir iſt ein verlaſſenes Kind überliefert worden, das ſo gut ein Menſch iſt, als Er Herr Schulze, und ich. Es iſt in guten Händen, ich habe es der Frau Rübſamen übergeben, die mir verſprochen hat, es zu erziehen.

Sch. Wer hat Ihnen geheiſſen, daß Sie das thun ſollen?

---

*) Anmerk. So nennt man in Thüringen eine Ziege.

Pf. Die Pflicht. Es iſt in unſerer Flur gefunden worden, wer ſoll denn für daſſelbe ſorgen? wenn wir es nicht thun: ſo muß ja das Kind ſterben.

Sch. Deſto beſſer: ſo brauchen wir es nicht zu ernähren.

Pf. So denkt der Herr Schulze, ſo denke ich aber nicht. In meinem Katechismus ſteht: du ſollſt nicht tödten. Wenn wir aber von dem armen Kinde die Hand abziehen, und es ſterben laſſen, tödten wir es denn da nicht? und kurz und gut Herr Schulze, Er iſt mein Vorgeſetzter nicht. Was ich gethan habe will ich vor meiner Obrigkeit ſchon verantworten.

Sch. So komm (indem er ſich zu mir wendete) du Landſtreicher! und geh mit in das Loch, wohin du gehörſt.

Pf. Geh er getroſt lieber Haberfeld! Wenn ſein Gewiſſen rein iſt: ſo hat er nichts zu fürchten. Morgen gehe ich ſelbſt zu dem Herrn Amtmanne und ſpreche mit ihm.

Haberfeld verliert ſeine Freyheit und bleibt doch frey.

Ich folgte alſo dem Herrn Schulzen, und fand vor der Hausthüre vier junge Burſche, mit Prügeln bewaffnet, die mich in Empfang nahmen, und nach dem Amte zuführten.

Da wir an das nächſte Dorf kamen: ſo ſagte der eine, Hans Knackwurſt hieß er: höre Landsmann! wir müſſen deinetwegen den ſauern Weg machen, du ſollteſt billig uns einen Schnaps einſchenken laſſen.

Ich gab meine Einwilligung und ließ jedem ein Gläßchen Brantwein einſchenken. Da ich meinen Beutel herauszog und ſie ſahen, daß ich ein Dutzend Laubthaler bey mir hätte: ſo ſagte Knackwurſt: Hör Bruder Herz! du haſt Geld. Das wird dir im Amte doch abgenommen. Gib uns doch noch etwas zum Beſten! Laß uns heute einmahl recht ſatt Branntwein trinken.

Meinetwegen ſagte ich, trinkt ſo viel ihr wollt.

He! rief Knackwurſt, Herr Wirth bringe er uns zwey Nöſel Brantwein, Bruder Herz der bezahlt alles.

Der Wirth ließ es ſich nicht zweymahl ſagen, brachte eine Flaſche Brantwein, und meine Wächter tranken tüchtig darauf los.

Ich trank nicht mit, ſondern ließ mir ein Maas Bier einſchenken.

Unſer Haberfeld ſoll leben! ſagte Knackwurſt. Hoch! riefen die andern, und ſtießen mit den Gläſern an.

Und ſein klein Söhnchen! ſagte Chriſtoph Merrettig.

Die Geſundheit Brüderchen mußt du mit trinken; denn ſieh, du magſt dich auch anſtellen, Brüderchen, wie du willſt: ſo iſt das Söhnchen doch von dir. Komm, trink mit, du ſollſt mich auch zu Gevatter bitten. Mich auch! mich auch! riefen die übrigen; und brachten mir ein Glas Brantwein, mit den Worten: proſt Herr Gevatter! ich nahm das Glas an, ſetzte es an die Lippen, trank aber nicht davon.

Sie bemerkten es auch nicht: weil ſie ſchon halb berauſcht waren. Unterdeſſen tranken ſie doch friſch drauf los, bis die Flaſche ausgeleert war, dann legten ſie ſich mit den Köpfen auf den Tiſch, und ſchliefen wie die Rätze.

Und ich? ich ſtand da wie ein Freyherr. Haſt Recht alter Graukopf, dachte ich, wer ſeine Begierden beherrſchen kann, der iſt frey. Jetzt bin ich ein Gefangener; aber weil ich der Luſt zum Brantweintrinken widerſtanden habe: ſo bin ich frey und kann hingehen wohin ich will. Du willſt auch zeigen, daß du frey biſt, und gehen kannſt wohin du willſt.

Iſt es noch weit nach dem Amte? fragte ich den Wirth.

Noch zwey Stunden, ſagte er, und nannte mir auch die Dörfer, über die man gehen müßte. Ich bezahlte dann, den Brantwein, den ich hatte trinken ſehen, und, ſobald der Wirth ſich entfernt hatte, machte ich mich auf die Strümpfe und lief fort. Wißt ihr wohin? Immer nach dem Amte zu.

Als ich ankam, ließ ich dem Herrn Amtmanne durch ſeinen Bedienten ſagen, der Mann wäre da, der bey Rittersleben das Kind gefunden hätte. Er kam bald mit der Antwort zurück: ich ſollte ein wenig warten. Ich wartete alſo, und da ich gewartet hatte: ſo kam — der Landknecht, faßte mich bey dem Ermel, führte mich ins Gefängniß, ſchmiß die Thür zu und verriegelte ſie.

Leugnen kann ich es nicht, daß es mir eiskalt über die Haut lief, da ich in das Loch trat, in welches das Tageslicht nur durch ein dunkles Fenſterchen fiel, das mit eiſernen Stäben verwahrt war. Wer weiß, dachte ich, wie viele Spitzbuben, ſchon hier verwahrt wurden — du wirſt auch hierher gebracht, wie ein Spitzbube, und biſt doch ſo ein ehrlicher Kerl! unterdeſſen biſt du doch frey. Es iſt ja dein eigener Wille, daß du hierher gingſt.

So lange es Tag war, vertrieb ich mir die Zeit mit Betrachtung der Figuren, und der Verschen, die die Gefangenen an die Wand gemahlt und geſchrieben hatten; da es aber dunkel wurde, fiel auch dieſer Zeitvertreib weg, und ich verlor meine gute Laune ganz. Da hörte ich an den Schlöſſern raſſeln, die Thür that ſich auf und der Landknecht trat mit einer Laterne herein.

So einen närriſchen Kerl, wie du biſt, ſagte er, habe ich doch in meinem Leben nicht geſehen. Eben jetzt hat der Schulze von Rittersleben berichtet, daß du entſprungen biſt: warum gingſt du denn nicht ſo weit dich deine Beine trugen? Jetzt ſollſt du gleich zum Herrn Amtmann kommen: weil er das Wunderthier heute noch ſehen will.

Unverhofftes Wiederſehen.

Da ich in der Herrn Amtmanns Stube trat, wurde ich auf einmahl wieder lebendig. Er ſaß auf ſeinem Großvaterſtuhle und ſchmauchte ſeine Pfeife Taback. Die Tabackspfeife, ſah gerade ſo aus, wie die Pfeife des Graukopfs, der Rock ſah ſo aus, wie der Rock des Graukopfs und der Kopf der aus dem Rocke herausguckte, ſah dem Graukopfe ſo ähnlich, wie ein Ey dem andern. Kurz — es war der Graukopf ſelbſt.

Der, dachte ich bey mir ſelbſt, wird dir den Kopf nicht abreiſſen.

Wie heißt du? fragte er mich.

Ernſt Haberfeld, war meine Antwort.

Wo kommſt du her? fragte er weiter.

Von der Reiſe nach Frankreich, antwortete ich.

Von der Reiſe nach Frankreich? ſagte er, ſtand auf und betrachtete mich. Biſt du nicht der Mann, mit dem ich geſtern das Geſpräch über die Freyheit hielt?

Ich verſicherte ihn, daß ich es wäre. Nun mußte ich ihm alles erzählen, was mir ſeit unſerer Trennung begegnet war, was für Mühe ich mir gegeben hätte, frey zu werden, wie ich zu dem Kinde gekommen wäre, was ich für Geſpräche mit dem Herrn Schulzen und dem Herrn Pfarrer gehalten hätte, und was zwiſchen mir und den Wächtern vorgefallen war.

Da ich mit meiner Erzählung fertig war: ſchüttelte der Herr Amtmann meine Hand und ſagte: Haberfeld! du biſt ein ehrlicher Mann. Ich kann nicht glauben, daß du das Kind, das du gebracht haſt, ſelbſt ausſetzteſt. Der Ordnung wegen muß ich dich noch hier behalten, bis ein Zeugniß von deinem Wohnorte eingegangen iſt; aber in das Gefängniß ſollſt du nicht wieder kommen.

Jetzt klingelte er, und der Bediente trat herein. Höre! Friedrich! ſagte er, dieſer Mann iſt ſo ehrlich, wie ich und du, nimm ihn mit in deine Stube, laß ihn mit dir eſſen, und mache ihm ein Bette in der Kammer zu rechte.

Ich dankte dem Herrn Amtmanne für ſeine Güte, ließ mir mein Eſſen und Trinken gut ſchmecken, legte mich bald zu Bette und ſchlief ſo ſanft, daß, da mir die Augen zufallen wollten, ich wünſchte, daß alle gute Menſchen einen ſo ſanften Schlaf haben möchten. Schade daß er nicht lange dauerte!

Zwey Stunden ohngefähr mochte ich geſchlafen haben: ſo gings pauf! ich fuhr auf, ſprang nach dem Fenſter, ſah hinaus — pank! da wurde wieder eine Kanone losgeſchoſſen die nicht weit von meiner Schlafkammer ſtand. Was gibt es denn? rief ich zum Fenſter hinaus. Es iſt ein ſchreckliches Feuer, erhielt ich zur Antwort.

Was hatte ich zu thun? ich warf mich in die Kleider, und lief vor auf den Platz, wo der größte Lärm war. Es wurde eine Feuerſpritze hervorgerückt, Pferde angeſpannt, und eine halbe Mandel Leute ſprangen auf die Spritze, zu denen ich mich auch geſellte. Nun wurde fort gallopirt nach dem Dorfe zu, wo das Feuer war.

Da wir das erſte Dorf erreicht hatten, kam auch der Herr Amtmann auf ſeinem Braunen zu uns. Gebt genau Achtung! ſagte er, und thut, aufs Wort, alles was ich euch heiſſe: ſo wollen wir bald Hülfe ſchaffen.

Bey unſerer Ankunft im Dorfe war ein gar jämmerliches Wehklagen. Ach du lieber Herr Jeſus! ach das Gott erbarme! da iſt keine Rettung! ſo riefen die Leute durch einander.

Der Herr Amtmann lachte, und ſagte, die Leute wollen vermuthlich das Feuer mit Thränen löſchen.

Sobald ſie aber den Herrn Amtmann ſahen, ſo ſchrie alles, was ſchreien konnte, der Herr Amtmann Specht kommt! der Herr Amtmann Specht kommt! Nun gehts gut! nun iſt uns geholfen!

Platz gemacht! rief dieſer und alles machte Platz. Er beſah nun erſt genau, was es mit dem Feuer für eine Bewandniß hatte, dann, wie der Blitz, war er vom Pferde, befahl ſeinem Friedrich, daß er es zu dem Herrn Pfarrer bringen ſollte ſprang auf die Spritze, befahl Waſſer herbeyzubringen, nahm den Schlauch in die Hand und ſagte: nun in Gottesnahmen! arbeitet fleißig ihr Leute!

Ich pumpte was ich nur vermochte, ſah aber immer nach dem Feuer hin, in welches der Amtmann ſpritzte.

So etwas habe ich in meinem Leben nicht geſehen. Wohin er ſpritzte, da war auch das Feuer wie weggeblaſen. Nach einer Viertelſtunde, ſo wahr ich Haberfeld heiße, war alles gelöſcht, bis auf die Häuſer, die nicht mehr zu retten waren. Der Amtmann befahl ſogleich daß alle Spritzen ſie umringen und drein ſpritzen ſollten, und nach einer Stunde war das ganze Feuer nieder.

Der kann mehr als Broteſſen, ſagte ein Bürger, der neben mir ſtand.

Ey das wollte ich meynen, ſagte ein anderer, von rechten Dingen geht das nicht zu, dabey bleibe ich. Er kann das Feuer verſprechen. Sahet ihr nicht, wie er erſt um das Feuer herumritt und murmelte?

Ich würde ihrem Geſpräch noch länger zugehört haben, wenn es nicht einen neuen Auftritt gegeben hätte. Der Mann, deſſen Haus war gerettet worden, kam heraus, ſchüttelte des Amtmanns Hand, und ſagte: Gott im Himmel vergelte es Ihnen, was Sie an mir gethan haben. Wären Sie nicht gekommen: ſo wäre ich jetzt ein armer Mann. Wollen Sie mir denn nicht erlauben, daß ich Ihnen, und Ihren Leuten etwas zu eſſen, und einen Schnaps anbieten darf?

Wir nehmen es mit Dank an, antwortete der Amtmann.

Sogleich war die Tochter des Mannes mit einer Schüſſel voll Kuchen da, die ſie dem Herrn Amtmanne und ſeinen Löſchkameraden anboth. Sie war ganz leicht angekleidet, die Haube ſtand auf einem Ohre die Augen waren roth geweint, aber doch gefiel ſie mir ſo wohl, daß ich auf ſie mehr als auf den Kuchen ſah. Auch da ſie unter die andern Kuchen austheilte, ſah ich ihr nach und bemerkte ihren Vater nicht, der neben mir ſtand, und einen Schnaps mir vorhielt, bis er mich anſtieß und ſagte: will er denn nicht auch einen Schnaps haben?

Da griff ich denn zu, aber ſo ungeſchickt, daß ich das Glas fallen ließ. Obs daher kam, daß mir die Hände verkrummt waren, oder aus einer andern Urſache, das weiß ich nicht. Genug der Mann war ſo gefällig, daß er mir ein anderes Glas einſchenkte. Ich dankte ihm höflich und wollt te mit ihm ein Geſpräch über ſeine Haushaltung anfangen. Ehe ich aber recht dazu kommen konnte: ſo kommandirte der Herr Amtmann zum Abmarſche, und ich mußte mit der Spritze wieder zurückfahren. Es war um fünfe da wir wieder zurück kamen. Ich warf mich auf das Bette, und wollte ſchlafen, konnte aber nicht.

Gegen acht Uhr ließ mich der Herr Amtmann zu ſich kommen, erkundigte ſich genau nach meinem Vor- und Zunahmen, meinem Geburtsorte, meinem Geburtsjahre und nach der Urſache, warum ich von Hauſe gegangen wäre, ſchrieb alles genau auf, und ſagte mir, daß er nun an meine Obrigkeit ſchreiben und ſich erkundigen würde, ob ſich alles ſo verhielte, wie ich es ausgeſagt hätte. Ich war es wohl zufrieden, bath ihn aber doch, daß er nichts davon melden ſollte, daß ich nach Frankreich hätte gehen wollen. Dieß iſt, antwortete er, zur Sache nicht nöthig, ich werde alſo davon kein Wort ſchreiben. Jetzt fuhr er fort, kannſt du in meinen Garten gehen, und da etwas arbeiten, wenn dir die Zeit zu lang wird.

Das will ich, war meine Antwort, gern thun, ich kann nichts weniger ausſtehen, als den Müſſiggang.

Haberfeld lernt hexen.

Ehe ich aber fortgehe: ſo habe ich noch eine Bitte auf dem Herzen. Wollen Sie mir die wohl gewähren?

A. Das iſt doch eine ſonderbare Frage. Du könnteſt ja wohl gar von mir bitten, daß ich dich ſollte fortgehen laſſen. Sag an was du von mir verlangſt, hernach will ich überlegen, ob ich es thun kann.

H. Thun Sie mir doch die Gefälligkeit und ſagen Sie mir, wie Sie es nur machten, daß Sie das Feuer ſo geſchwind löſchten.

A. Fragſt du das im Ernſte?

H. Ich werde es ja nicht im Spaße fragen.

A. Nun ſo muß ich dir ſagen, daß du in der ganzen Gegend der erſte biſt, der mich drum fragt. Alle Leute halten mich für einen Hexenmeiſter, der durch Zauberey das Feuer löſche. Denn wahr iſt es, ſobald ich komme: ſo iſt die Feuersbrunſt ſo gut als gelöſcht. Weil nun die Leute glauben, daß ich ihnen das Hexengeheimniß doch nicht offenbahren würde: ſo fällt es keinem ein, mich darum zu fragen. Da du mich aber darum gefragt haſt: ſo will ich dir die ganze Hexerey entdecken. Gib Achtung! wenn du mich recht verſtehſt: ſo wirſt du, ſo gut als ich, das Feuer löſchen können, ohne daß du nöthig haſt, dich dem Teufel zu ergeben. Wenn du einen Diſtelbuſch ausrotten willſt, was mußt du denn wegſchaffen?

H. Die Wurzel.

A. Warum denn die Wurzel? Wäre es denn

nicht eben ſo gut, wenn du die Blumen und die Aeſte abſchnitteſt?

H. Ich glaube nicht: denn wenn die Wurzel ſtehen bleibt: ſo ſchlägt ſie wieder aus. und nach etlichen Wochen ſteht ein neuer Diſtelbuſch da.

A. Da haſt du Recht! Aber ſieh! mit dem Feuer iſts eben ſo, das hat auch ſeine Wurzel. Dieſe Wurzel iſt das verkohlte Holz, aus dieſem zieht die Flamme beſtändig ihre Nahrung. Wenn du alſo das Feuer löſchen willſt, wo mußt du denn anfangen?

H. Doch wohl bey dem verkohlten Holze.

A. Ey das verſteht ſich. Das thun aber unſere Leute nicht, dieſe ſpritzen immer in die Flamme, und jemehr ſie ſpritzen, deſto heftiger wird ſie. Das Waſſer ſelbſt, wenn es nicht in großer Menge in die Flamme gegoſſen wird, iſt ſo gut wie Oehl, und nährt die Flamme; eine andere Nahrung gibt das verkohlte Holz. Gelingt es ihnen endlich durch unmäßiges Einſpritzen die Flamme an der einen Stelle zu löſchen: ſo bricht ſie, ehe ſie es ſich verſehen, an einer andern Stelle wieder aus, weil das verkohlte Holz ihr immer neue Nahrung gibt, und die Leute wiſſen immer nicht, wie es zugehe.

Nun ſieh wie ich die Sache anfing. Ich unterſuchte erſt, wo das Feuer an den zwey Häuſern, die zuletzt abgebrannt waren, ſeinen Anfang genommen hatte. Es war die Eckſeite des erſten Hauſes, die ſchon verkohlt war. Auf dieſe richtete ich mein Spritzenrohr, begoß ſie langſam von oben bis unten hinaus, und in ein Paar Minuten war ſie gelöſcht. Nun folgte ich dem Feuer nach, auf dem Wege, den es genommen hatte, löſchte eine Säule, einen Riegel nach dem andern, und merkte ſchon, daß die Flamme immer ſchwächer wurde. Endlich verlöſchte ſie ganz, ehe ich noch mit meinem Spritzenrohre an die Stelle kam, wo ſie am ſtärkſten gelodert hatte. –

Nun befahl ich auch die Häuſer zu löſchen die ſchon verloren waren. Denn da begehen unſere Leute einen andern Fehler. Um die Häuſer, die niedergebrannt ſind, bekümmern ſie ſich nicht mehr, die, denken ſie, ſind doch nicht zu retten, und überlegen nicht, daß, ſo lange das verkohlte Holz nicht gelöſcht wird, immer eine Feuerwurzel da iſt, die, ehe ſie es ſich verſehen, in neue Flammen ausbricht. Sieh das iſt meine Hexerey. Wenn die Leute dieß begriffen, und bey jeder Feuersbrunſt nur gleich die Stelle löſchten, wo das Feuer angefangen hat, und immer mit ihren Spritzen den Weg verfolgten, den das Feuer genommen hat: ſo müßten beſondere Umſtände eintreten, wenn nicht alles in einer halben Stunde könnte abgemacht werden.

H. Ich danke Ihnen recht vielmahl, lieber Herr Amtmann, für dieſe gute Lehre. Wenn ich wieder nach Hauſe komme; ſo will ich ſie gewiß befolgen. Nun habe ich aber noch eine Bitte an Sie.

A. Sag an!

H. Wollen Sie mir denn nicht erlauben, daß ich wieder nach dem Orte gehen darf, wo es dieſe Nacht brannte?

A. Was willſt du denn da thun?

H. Ich möchte gern den guten Leuten mit aufräumen helfen.

A. Dafür iſt ſchon geſorgt. Ich habe dreyßig Bauernburſche dahin geſchickt, die dieſe Sache betreiben.

H. Ich möchte aber doch gar zu gern auch dabey ſeyn.

A. Ich ſage dir aber daß es nicht nöthig iſt. Ueberdieß biſt du ja ein Arreſtant. Es kömmt mir beynahe vor, als wenn du mir aus dem Garne gehen wollteſt.

H. Aber lieber Herr Amtmann —

A. Aber lieber Herr Haberfeld! wenn dir die Zeit zu lange wird: ſo geh in meinen Garten und räume das Unkraut aus dem Wege weg.

Haberfelden will nichts mehr ſchmecken.

So mußte ich alſo abziehn.

Als ich nach dem Garten ging begegnete mir der gute Herr Pfarrer, der ſo liebreich für die Verpflegung des ausgeſetzten Kindes geſorgt hatte.

Guten Morgen Haberfeld! ſagte er, und er geht ſo frey herum?

H. Ja! Herr Pfarrer! und daß ich frey bin das habe ich dem Herrn Amtmann Specht zu danken.

Pf. Der hat ihn aus dem Arreſte gelaſſen? ach das habe ich wohl vorausgeſehen. Er iſt gar ein guter Herr.

H. Das iſt er auch. Er hat mich nicht nur aus dem Gefängniß befreyet, ſondern hat mich auch auf meine ganze Lebenszeit frey gemacht. Herr Pfarrer! wer ſeine Begierden beherrſchen kann, der iſt frey. Habe ich Recht oder Unrecht?

Pf. Er hat vollkommen Recht.

H. Und dieß hat mich der Herr Amtmann gelehrt. Ich habe meine Schläfrigkeit beſiegt, ich habe meine Begierden nach Kaffee beherrſcht, die Furcht vor dem Urtheile der Menſchen habe ich bezwungen, das Glas Branntwein, daß ich ſchon an den Lippen hatte, habe ich von mir geſtoßen.

Pf. Alles ſchön! glaubt er aber daß er deßwegen frey ſey?

H. Ey das wollte ich meynen.

Pf. Haberfeld! Haberfeld! Haberfeld! traue er ſich nicht zu viel zu! Sieht er die weißen Haare, die ich unter dem Hute habe? da ſie noch braun waren, rang ich ſchon nach Freyheit, und rang, und rang, bis mein Kopf ſchneeweiß wurde. Ich habe nicht umſonſt gerungen; der Weißkopf iſt weit freyer, als der Braunkopf. Wenn ich aber ſagen ſollte, daß ich ganz frey wäre: ſo müßte ich es lügen. So lange wir in dieſem Körper ſtecken, haben wir auch Begierden, und wenn wir ſie neun und neunzigmahl beſiegt haben: ſo regen ſie ſich das hundertemahl doch wieder, und man iſt in Gefahr von ihnen überwunden zu werden.

H. Ich will mich ſchon hüten, daß ich nicht überwunden werde.

Pf. Nun da muß er ſehr auf ſeiner Huth ſeyn. Wo geht er jetzt hin?

H. In des Herrn Amtmanns Garten, um da zu arbeiten, wozu ich freylich keine große Luſt habe.

Pf. Keine Luſt? das wundert mich. Der Herr Amtmann hat ihm doch ſo viel Gutes gethan, daß es ſeine Schuldigkeit iſt, ihm ſo viel Dienſte, als möglich, zu leiſten.

H. Ich wollte aber gern den Leuten, bey denen dieſe Nacht das Feuer war, aufräumen helfen, und der Herr Amtman der will es durchaus nicht zulaſſen.

Pf. Was muß er denn da thun?

H. Freylich muß ich gehorchen.

Pf. Ey das wollte ich meynen. Der Herr Amtmann iſt ja jetzt ſein Vorgeſetzter, und verlangt nichts unbilliges von ihm. Warum will er denn aber dorthin, um aufräumen zu helfen?

H. Ich war mit bey dem Feuerlöſchen, und der

Mann, deſſen Haus wir retteten, war ein gar guter gefälliger Mann. Er gab jedem, der an der Spritze gearbeitet hatte, ein Stück Kuchen und einen Schnaps.

Pf. Zieht ihn vielleicht der Kuchen und der Schnaps nach Ilſenhayn?

H. Da kennen Sie mich noch ſchlecht, Herr Pfarrer, wenn Sie meynen, daß ich auf ſo etwas erſeſſen wäre. Nein der Mann, der ſo gefällig gegen uns war, gefiel mir ſo wohl, daß ich ihn möchte näher kennen lernen.

Pf. Das kann er ja auf der Rückreiſe. Hat der Mann Familie?

H. Familie? das — das weiß ich nicht ſo recht. Ich ſah nur eine Tochter, die unter uns den Kuchen vertheilte.

Pf. Alſo eine Tochter! die war wohl noch klein?

H. Ach nein, ſie mochte wohl achtzehn bis zwanzig Jahr alt ſeyn.

Pf. Dieſe wünſcht er wohl nicht näher kennen zu lernen.

H. (ſchlug die Augen nieder)

Pf. Hab ichs getroffen lieber Haberfeld? es iſt ihm weder an dem Aufräumen, noch an dem gefälligen Vater — etwas gelegen — er will die Tochter beſuchen. Der freye Haberfeld iſt an Ilſenhayn wie mit Ketten gebunden. Er ſieht ein, daß es ſeine

Schuldigkeit iſt ſeinem Wohlthäter zu dienen; Er kann aber nicht: weil ſeine Begierde ihn wo anders hin zieht. Ich will doch ſehen, wie er ſich dabey benehmen wird.

H. Der Herr Pfarrer verließ mich nun und ging zu dem Herrn Amtmann; ich aber nahm meine Schaufel und Hacke, und machte mich an die Arbeit, die mir im Garten angewieſen ward. —

Wenn ich aber ſagen ſollte, daß mir die Arbeit geſchmeckt hätte: ſo müßte ich es lügen. Ohne Ruhm zu melden: ſo habe ich von meiner Kindheit an gern gearbeitet. Mein Vater, tröſte ihn Gott, hielt ſeine Kinder immer zur Arbeit an. Kinder! ſagte er oft zu uns, das Eſſen ſchmeckt euch gut, und das iſt mir lieb. Ich zahle immer das Geld lieber dem Metzger und Becker, als dem Doctor, Apotheker und Barbierer. Jetzt bekommt ihr das Eſſen von mir. Wenn ich aber nicht mehr bey euch bin: ſo werdet ihr auch noch eſſen wollen. Wo ſoll dann das Eſſen herkommen? Wollt ihr etwa gutherzige Leute darum anſprechen? Da würde ich mich im Grabe umwenden, wenn ihr eurem Vater ſolche Schande machtet. Von der Arbeit müßt ihr leben, und wenn ihr das wollt: ſo müßt ihr euch als Kinder dazu gewöhnen. Greift alſo die Arbeit friſch an: ſo werdet ihr geſund und ſtark werden, euer gutes Auskommen finden und nicht nöthig haben, andern Leuten gute Worte zu geben. Wann ihr dann zu Bette geht: ſo wird euch der Schlaf ſüß ſeyn, weil ihr wißt daß ihr euer Brot nicht mit Sünden, als Faullenzer und Tagediebe, gegeſſen, ſondern es verdient habt.

So ſprach mein Vater und er ſprach nicht umſonſt — ich bekam die Arbeit lieb, und nichts war mir unerträglicher, als der Müſſiggang.

Nun konnte ich gar nicht begreifen, woher es kam, daß ich jetzt gar keine Luſt mehr zur Arbeit verſpürte. Wann ich eine halbe Mandel mahl gehackt hatte: ſo ſtand ich ſtille, lehnte mich auf die Hacke und träumte. Wovon? wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, von dem Mädchen, das ich in Jlſens Hayn geſehen hatte. Kam ich zu Tiſche: ſo ſchmeckte mir das Eſſen nicht, weil ich wußte, daß ich es nicht verdient hatte, und ſtieg ich in das Bette: ſo konnte ich nicht ruhig ſchlafen: So ein Leben wünſche ich meinem Feinde nicht. Ich war bisweilen ſo ärgerlich, daß ich mir alle Haare aus dem Kopfe hätte raufen mögen. Du haſt recht, Herr Pfarrer, dachte ich, da du ſagteſt, daß man deßwegen noch nicht frey ſey, wenn man ein Paarmahl ſeine Begierden beſiegt hat.

Ein Briefwechſel, nebſt dem, was darauf erfolgt iſt.

Endlich da ich zu gar keiner Ruhe mehr kommen konnte, ſchrieb ich an den Herrn Pfarrer folgenden Brief:

Lieber Herr Pfarrer!

Sie haben ganz Recht, wenn Sie ſagten, daß man deßwegen noch nicht frey ſey, wenn man ſeine Begierden ein Paarmahl beſiegt hat. Ich bin gar ein armer unglücklicher Sclave. Die Liebe zu dem Mädchen, das ich in Ilſenhaun ſah, hat mich gefeſſelt. Tag und Nacht habe ich keine Ruhe. Rathen Sie mir doch, was ich thun ſoll! die Liebe iſt doch etwas Unſchuldiges. Soll ich denn auch eine unſchuldige Begierde beherrſchen? das wäre doch wirklich zu hart. Ich bin

Ihr

gehorſamer Diener Ernſt Haberfeld.

Gleich den folgenden Tag erhielt ich von dem guten Herrn Pfarrer folgende Antwort.

Lieber Haberfeld!

Er ſieht nun wohl ein, daß es mit Erlangung der Freyheit eine ſo leichte Sache nicht ſey, als er ſich vorgeſtellt hat. Man muß ſein Lebelang kämpfen, wenn man ſie erhalten will. Wenn ich ihm die Wahrheit ſagen ſoll: ſo kann man ohne Religion nicht frey werden. In meiner Bibel ſteht: die Wahrheit wird euch frey machen. Man muß den feſten Glauben haben, daß alles unter Gottes Leitung ſtehe, und dieſer uns alles gebe was uns wirklich gut iſt. Wenn er den Glauben an dieſe Wahrheit hat: ſo iſt er gleich frey. Denn nun weiß er gewiß, daß er das Mädchen, das er liebt, bekömmt, wenn es ihm von Gott beſtimmt iſt. Iſts ihm von Gott nicht beſtimmt: ſo rauft er ſich deßwegen kein einziges Haar aus dem Kopfe, ſondern denkt, das iſt gut daß du es nicht bekameſt, weil es Gottes Wille nicht war. Nun wird er fragen: woher weiß ich denn, ob mir das Mädchen von Gott beſtimmt iſt?

Ich will es ihm ſagen, wie er es erfahren kann. Zuerſt muß er wohl überlegen, ob er auch im Stande iſt, ſeine künftige Frau und Kinder zu ernähren. Wäre dieß nicht: ſo muß er ſich der Heyrathsgedanken auf der Stelle entſchlagen. Denn Gottes Wille iſt, daß ein Mann ſeine Frau und Kinder ernähren ſoll. Wäre er aber im Stande dieß zu thun: nun ſo geht er auf ſeiner Rückreiſe über Ilſenhayn, und erkundigt ſich vor allen Dingen, ob das Mädchen noch frey und nicht etwa einem andern verſprochen iſt. Wäre dieſes: ſo kann ſie ihm wieder nicht von Gott beſtimmt ſeyn. Denn dieſer ſagt: du ſollſt nicht begehren deines nächſten Haus, Knecht, Magd, Vieh, oder alles was ſein iſt. Zu dem allen, was ſein iſt, gehört auch die Braut eines andern.

Wäre ſie aber frey: nun ſo muß er ſich erſt nach ihrem Lebenswandel erkundigen. Sollte er erfahren, daß ſie eine ausſchweifende Dirne, oder eine unordentliche Haushälterin ſey: ſo kann er doch nicht glauben, daß es Gottes Wille ſey, ſich mit einer Perſon zu verbinden von der ihm ſeine Vernunft ſagt, daß ſie ihn unglücklich machen würde. Fändr ſichs aber, daß dieſe Perſon unbeſcholten wäre: nun ſo mache er ſich mit ihrem Vater und ihr bekannt, bewerbe ſich um ihre Hand, und, wenn er ſie erhält, ſo nehme er ſie an, als von Gott gegeben.

Seh er, lieber Haberfeld! ſo handelt der vernünftige Menſch in ſolchen Fällen. Wer aber ſeiner Lüſte Sclave iſt, der fährt gerade, ohne Ueberlegung, zu, wenn er in ein Mädchen verliebt wird, ſucht es zu bekommen, es koſte was es wolle, und wenn es nicht geht: ſo will er ſich alle Haare aus dem Kopfe raufen, oder noch etwas ärgeres vornehmen.

Jetzt hat er weiter nichts zu thun, als daß er, ſobald er dieſen Brief geleſen hat, ſeine Hacke nimmt, in des Herrn Amtmanns Garten geht, drauf los hackt, was das Zeug hält, und dabey immer denkt: *was dir gut iſt, wird dir der liebe Gott geben.* Dieß iſt mein wohlgemeynter Rath. Wenn er ihm etwas helfen ſoll: ſo muß er ihn befolgen.

Ich bin, mit aufrichtiger Geſinnung

Sein

Carl Goldammer Pf.

Ich ſtand wie betäubt, da ich dieſen Brief geleſen hatte, fühlte aber doch, daß der Herr Pfarrer recht habe.

Friſch gewagt iſt halb gewonnen, ſagte ich, nahm meine Hacke, ging in den Garten und ſteckte mir ein Stück Weg ab, das viermahl ſo lang war, als ich ſonſt in einem halben Tage zu hacken pflegte. Dieß dachte ich, muß heute fertig werden, es koſte was es wolle. Nun hackte ich immer drauf los und dachte: „was gut iſt wird dir der liebe Gott geben.

Da die Glocke ſieben ſchlug, hatte ich noch ein klein Stückchen von dem abgeſteckten Wege zu bearbeiten. Ich ſtrengte mich noch mehr an, und in einer Viertelſtunde war alles umgehackt, was ich mir vorgenommen hatte.

Punctum! ſagte ich, als ich den letzten Hieb gethan hatte, nahm meine Hacke auf die Schulter und ging fort.

Haberfelds Unterredung mit dem Herrn Amtmanne und Abſchied von ihm.

Bravo! rief eine Stimme vom Himmel.

Ich erſchrak, ſah in die Höhe und erblickte den Herrn Amtmann, der oben aus ſeinem Fenſter herausſah.

Komm ein Bischen auf meine Stube, ſagte er.

Ich ging hinauf.

Haberfeld! ſagte er, du biſt ein Menſch, aus dem ich nicht klug werden kann. Da ich dich kennen lernte, hielt ich dich für einen ſehr fleißigen Burſchen; da ich dich aber an die Arbeit ſtellte: ſo betrugſt du dich wie ein wahrer Tagedieb. Heute iſt auf einmahl ein anderer Geiſt in dich gefahren. Ich habe deiner Arbeit zugeſehen, und mich über deinen Fleiß gefreut. Wie geht das zu? ſag an!

Herr Amtmann, antwortete ich, Sie haben mir ſo viel Gutes gethan, daß ich Ihnen unmöglich etwas verſchweigen kann. Und nun erzählte ich ihm die ganze Geſchichte haarklein, wie ſie an ſich ſelbſt war.

Er hörte mir ſehr aufmerkſam zu, und da ich ausgeredet hatte fragte er: biſt du nun fertig?

Haberfeld! fuhr er fort, ſey auf deiner Huth! Niemahls iſt der Menſch in größerer Gefahr ein Narr zu werden und alberne Streiche zu machen, als wann er verliebt iſt. Wirſt du wohl den guten Rath befolgen, den dir der Pfarrer gegeben hat?

Von Herzen gern, antwortete ich.

Da thuſt du wohl dran, fuhr der Herr Amtmann fort. Dieſer alte Pfarrer iſt gar ein vernünftiger Mann. Ich habe ihm auch viel zu danken. Wenn es dir ein Ernſt iſt frey zu werden, wenn du nicht, wie ein armer Sünder, in den Feſſeln deiner Begierden gehen willſt, wenn du Luſt haſt deines Lebens froh und ein freyer Mann zu ſeyn, und es treten bisweilen Fälle ein, wo du dir weder zu rathen noch zu helfen weißt, ſo ſchreib nur an den Pfarrer Goldammer und frage ihn um

Rath, du wirſt gewiß finden, daß er dir immer gut räth.

Nun ging ich zu Tiſche und das Eſſen ſchmeckte mir herrlich: weil ich ſo gut gearbeitet hatte. Da ich ins Bette kam, fielen mir auch die Augen gleich zu, und da ich aufwachte, war ich wie neu gebohren. Freylich war ich mit den Gedanken bald wieder in Ilſenhayn, aber ich nahm mich zuſammen, ſprang heraus, dachte: was dir gut iſt, wird dir Gott geben, und ſo ging es friſch an mein Tagewerk!

So ging es die ganze Zeit, die ich bey dem Herrn Amtmann zubrachte. Endlich kam die Nachricht aus meinem Geburtsorte an.

Es wurde darinne gemeldet, daß ich mich ſehr verdächtig gemacht hätte: weil ich heimlich aus dem Lande gegangen wäre, daß mir aber, wegen eines unerlaubten Umgangs mit Weibsperſonen, nichts könne zur Laſt gelegt werden. Da nun der Herr Amtmann Specht wußte, warum ich aus meinem Geburtsorte gegangen war: ſo trug er kein Bedenken, mich meiner Gefangenſchaft zu entlaſſen.

Er ließ mich alſo auf ſein Zimmer rufen und ſagte: Haberfeld! ich habe nichts Schlimmes aus deinem Geburtsorte gehört; es iſt alſo kein Grund vorhanden, warum ich glauben ſollte, daß du das Kind, welches du dem Herrn Pfarrer Goldammer brachteſt, ſelbſt ausgeſetzt hätteſt. Du biſt folglich frey und kannſt hingehen wohin du willſt. Vergiß es aber nicht, daß es eine Freyheit gibt, die weit mehr werth iſt, als die Freyheit vom Gefängniſſe; und daß man in Kutſchen fahren, von Dienſten, Abgaben, und manchem andern, was die Menſchen drückt, frey, und doch ein elender Sclave ſeyn kann, wenn man nähmlich nicht im Stande iſt, ſeine Begierden zu beherrſchen. Erinnerſt du dich noch, wie du mich zum erſtenmahl ſaheſt? wie ich da den Haſenbraten zurück ſchob, um dir zu zeigen, was Freyheit ſey? das war nur ſo ein Exempelchen. Es gibt Begierden zu beſiegen, die noch etwas ſtärker ſind, als die nach Haſenbraten. Z. E. die Luſt nach einem hübſchen Mädchen. Nimms zu Herzen Haberfeld! Es ſcheint, daß etwas Gutes in dir ſteckt: deßwegen ſpreche ich mit dir ſo lange von dieſer Sache. Denke über alles fein nach, und thue nichts, was du für Unrecht hältſt, wenn deine Begierden auch noch ſo ſehr darnach ſtrebten. Thue recht und kehre dich an keine Einwendungen, die dir deine Begierden machen: ſo wirſt du ein freyer Mann werden, der thun kann was er will, das heißt, was er für Recht und Gut hält.

Ich druckte dem lieben Manne die Hand, küßte ſie, und fing an wie ein Kind zu weinen. Vor Jammer konnte ich nichts antworten als — leben Sie wohl Herr Amtmann! Gott vergelte es Ihnen, was Sie an mir gethan haben!

Nun nahm ich meinen Ranzen und Stab und ging fort. Wohin? das läßt ſich leicht rathen — Immer nach Jlſenhayn zu. Was dir gut iſt, dachte ich, wird dir Gott geben. So dachte ich und nahm mir vor, daß ich ganz ruhig, nach den Vorſchriften des Herrn Pfarrers, handeln, und mich erkundigen wolle, ob mir das Mädchen vom lieben Gott beſtimmt ſey oder nicht.

Haberfeld entdeckt daß es mit ihm noch nicht richtig iſt.

Aber Leute, glaubt mir! auf niemanden hat der Menſch mehr Urſache mistrauiſch zu ſeyn, als — auf ſich ſelbſt. In dem Augenblicke, da man ſich vornimmt vernünftig zu handeln, wird man oft von der Begierde überſchlichen, die uns von dem guten Vorſatze abzubringen ſucht. — So ging es mir. Statt daß ich nun hätte überlegen ſollen, wie ich Nachricht von dem Mädchen einziehen wollte, dachte ich nur dran, wie es ſo hübſch ſeyn werde, wenn es meine Frau wäre, u. ſ. w. Darüber hatte ich eine ſolche Freude, daß ich immer drauf los ging, und es gar nicht für möglich hielt, daß ich das Mädchen nicht bekommen könnte.

Jetzt ſah ich nun Jlſenhayn, die Brandſtätte und das Haus, das ich hatte löſchen helfen; wie ſchlug mir das Herz! Ich ſchritt nun ſtärker drauf los; und nahm mir vor, ſollte man meynen, daß es möglich wäre, ſogleich in dieſes Haus einzutreten, und um das Mädchen anzuhalten.

Da ich das Dorf erreicht hatte, ſah ich ein verliebtes Päärchen, das ſich umſchlungen hatte, und nach einem Wäldchen zuging. Die Neugier trieb mich ihm nachzugehen. Ich holte es bald ein: weil es ſehr langſam ging, nahm meinen Hut von dem Kopfe, um ihm einen guten Tag zu bieten, und drehete zugleich den Kopf um, um ihm recht in die Augen zu ſehen; und, da ich hingeſehen hatte, blieb ich ſtehen — wie eine Bildſäule. Das Mädchen, das der Burſch ſo herzlich in den Arm geſchloſſen hatte, war das nämliche, in das ich verliebt war.

Wie mir eigentlich zu Muthe war, kann ich wirklich nicht recht ſagen: weil mir Hören und Sehen verging. Erſt nach ein Paar Minuten, da das Päärchen ſchon weit von mir weg war, kam ich zu mir ſelbſt, und ſah, daß ich noch immer da ſtand, und den Hut in der Hand hielt. Was mich am mehrſten ärgerte, war, daß ſich die Verliebten mehreremahle nach mir umſahen, einander anſtießen und lachten.

Ich machte alſo daß ich fortkam, und ging durch einen andern Weg immer nach dem Dorfe zu, und da ich angekommen war, war ich da. Was ich aber da machen wollte, wußte ich ſelbſt nicht. Ich ging an den Brandſtätten hin und her, beſah ſie, ſchielte auch nach dem Hauſe hin, das ich hatte löſchen helfen. Ich ſah den Mann herauskommen, den ich zu meinem Schwiegervater auserſehen hatte, drehete mich um, und um ihm aus den Augen zu kommen, fragte ich einen Burſchen, der neben mir ſtand, wo die Schenke wäre? und ging nach derſelben zu.

Als ich da ankam, war die ganze Stube voll junge Burſche, die von weiter nichts ſprachen, als von dem letzten Feuer. Ich ließ mir eine Kanne Bier einſchenken, und ſetzte mich neben den Burſchen, der der geſprächigſte war. Er redete auch viel von einem gewiſſen Hellinger und ſagte: der arme Teufel dauert mich doch wirklich. Bey dem heißt es auch, euere Freudentage ſollen in Trauertage verwandelt werden.

Wer iſt, fragte ich, der junge Hellinger?

B. Es iſt der Burſch, in deſſen Hauſe das Feuer ausgekommen iſt. Das iſt ganz niedergebrannt und er hat faſt gar nichts gerettet. Ein Glück iſts noch, daß ſeines Schwiegervaters Haus gerettet wurde. Mit dieſem ſtand es doch wirklich auch wie man eine Hand umwendet. Kam der Herr Amtmann Specht nicht mit ſeiner Spritze, ſo wahr ich ehrlich bin, es wäre jetzt auch ein Aſchenhaufen.

J. Wie heißt denn dieſer Schwiegervater?

B. Michael Kornland. Heute iſt ſeine Tochter das zweytemahl mit Hellingern aufgebothen worden, über acht Tage haben ſie Hochzeit.

J. Hochzeit! Er geht auch wohl zur Hochzeit?

B. Vor vierzehn Tagen glaubte ich es! aber nun iſt an kein Hochzeitgehen zu denken. Wie ich höre ſoll gar nichts ausgerichtet werden. Es iſt dieſen Leuten auch nicht zu verdenken. Den Bräutigam hat das Feuer zum armen Manne gemacht, und der Schwiegervater hat zwar das Haus noch gerettet, aber —

J. Nu? was denn?

B. Die Leute reden gar curios. Er hat gewiß alle ſein Geld, und ſeiner Frauen Mahlſchatz, in eine lederne Katze geſteckt, und die ſoll ihm, während des Tumultes ſeyn geſtohlen worden.

Ich würde noch weiter mit dieſem Burſchen geſprochen haben, wenn nicht ein anderer in die Stube getreten wäre. Da er herein trat, war ich auf einmahl, wie wenn ich auf das Maul geſchlagen wäre. Es war Hellinger. Er ging ein Paarmahl auf und ab, ſah ſich um, und, da er mich erblickte, blieb er vor mir ſtehen, und ſah mich ſtarr an.

Ich war nicht im Stande ihn auch anzuſehen, ſtand auf, ſah zum Fenſter hinaus, und dachte bey mir ſelbſt: ich wollte daß du wäreſt wo der Pfeffer wächſt.

Lange hatte ich nicht hinaus geſehen: ſo klopfte mir jemand auf die Schulter. Ich ſah mich um — es war Heilinger. Unwillig fragte ich: was will er von mir?

H. Nu! Nu! nur nicht ſo böſe; ich will nichts als Liebes und Gutes.

J. Was denn? mach er es kurz!

H. Iſt er nicht einer von den Leuten, die bey dem letzten Feuer das Haus retten halfen, wo das Feuer wendete?

J. Kann wohl ſeyn. Aber warum fragt er darnach?

H. Die Tochter vom Hauſe —

J. Die Tochter vom Hauſe? was iſts mit der Tochter vom Hauſe? die iſt ſeine Braut?

H. Das iſt ſie. Ich wollte aber nur ſagen, daß die Tochter vom Hauſe zugeſehen hat, wie ſauer er ſichs werden ließ, um ihr Hüttchen zu retten.

J. Und was ſagte ſie dazu?

H. Weiter gar nichts. Da er uns aber heute begegnete: ſo erkannte ſie ihn, und ſagte ihrem Vater: einer von den braven Leuten habe ihr begegnet, durch die ihr Haus wäre gerettet worden.

J. Weiter nichts?

H. Weiter gar nichts. Aber mein Schwiegervater trug mir auf, daß ich ihn aufſuchen und einladen ſollte, daß er dieſen Abend zu ihm kommen und einen Schinken mit ihm verzehren möchte.

J. Sag er ſeinem Schwiegervater, ich ließe ihm geſegnete Mahlzeit wünſchen. Kommen kann ich aber nicht: weil ich Schneiden im Leibe habe.

Nun drehete ich mich trotzig um, und ſah wieder zum Fenſter hinaus

Hellinger murmelte etwas und ging fort.

Ich aber ärgerte mich: daß ich hätte platzen mögen. Gut war es, daß Hellinger ſo ſehr freundlich war. Hätte er mir ein unbeſcheidenes Wort geſagt: ſo wäre ich im Stande geweſen, ihn hinter die Ohren zu ſchlagen. Den ganzen Abend ſaß ich da, und ſah aus, wie ein Topf voll Mäuſe, daß auch alle Bauern die Köpfe zuſammenſteckten, mich anſahen, und murmelten.

Zehn Uhr gingen ſie auseinander. Ich ließ mir ſogleich eine Streu machen, und legte mich nieder. Wer aber nicht ſchlafen kannte, das war Ernſt Haberfeld. Da alles dunkel und ſtille um mich war: ſo hatte ich rechte Muße über meine dumme Aufführung nachzudenken. Nun ärgerte ich mich nicht mehr über Hellingern, ſondern über mich ſelbſt. Was hat er dir gethan? dachte ich. Gar nichts. Heyrathet ein Mädchen, zu dem du gar kein Recht haſt — war ſo freundlich gegen dich — und du ſo märriſch — und dem ehrlichen Schwiegervater, der dich ſo freundlich zu ſich einladen ließ, ließeſt du eine ſo höhniſche Antwort ſagen.

Ich warf mich von einer Seite auf die andere, wollte ſchlafen, konnte aber nicht. Da ſtand ich auf, und ſah zum Fenſter hinaus. Der Himmel war wie mit Sternen beſäet. Gegen mir über ſtand der Orion und der Stier, die ich aus den Sterncharten zum Boten aus Thüringen hatte kennen lernen. Wenn ein Menſch des Nachts Grillen im Kopfe hat, vor denen er nicht ſchlafen kann, ſo rathe ich ihm daß er nach den Sternen ſehe. Da wird er gewiß bald beruhigt werden

Mir wenigſtens ging es ſo. Da ich die Menge Sterne recht anſahe, und bedachte, daß jeder ein großer Weltkörper ſey, daß ſie alle nach einer gewiſſen Ordnung bey einander ſtänden, und keiner jemahls an den andern ſtieße, da fiel mir der liebe Gott ein, der dieß alles gemacht hat, und von dem lieben Gott kam ich mit meinen Gedanken auf den Brief des Herrn Pfarrer Goldammer. Was mir gut iſt, lieber Gott! dachte ich, das wirſt du mir geben, gewiß geben. Das Mädchen, das ich ſo gern gehabt hätte, gabſt du mir nicht. Gewiß wäre es mir nicht gut geweſen, wenn ich es bekommen hätte. Nun bin ich darüber böſe geworden, und habe gezürnet gegen den Menſchen, dem du ſie gegeben haſt. Ich einfältiger Tropf! mit wem hab ich denn gezürnt? mit dir! lieber Gott!

Von Stund an wurde ich ruhiger, ich wurde frey, ich nahm mir feſt vor meine Begierde zu beherrſchen, das Mädchen zu vergeſſen, und, mit Tagesanbruch von Jlſenhayn wegzugehen.

Mit dieſen Gedanken legte ich mich auf die Streue, und ſchlief gegen Morgen ruhig ein, als ein freyer Menſch, nachdem ich mich einige Stunden, als ein armer Sclave, gequält hatte.

Wie der Teufel in Haberfelden gefahren iſt.

Den andern Morgen nahm ich meinen Stab und zog weiter. Mein Weg führte mich über ein Brückchen, das über einen Bach gelegt war. An dieſem Bache war ein Wäldchen, das mir gar zu wohl gefiel. Jch ſetzte mich alſo unter eine Eiche und dachte noch einmahl über alles nach, was bisher mit mir vorgefallen war. Ueber dieſem Nachdenken fielen mir die Augen zu. Ein Wunder war dieß nicht: die vorige Nacht hatte ich wenig geſchlafen, und durch den Verdruß und Aerger, mit dem ich mich geſchlagen hatte, war ich ſo abgemattet worden, als wenn ich eine weite Reiſe gethan hätte. Was hatte ich alſo zu thun? ich legte meinen Ranzen auf die Erde, meinen Kopf darauf, und ſchlief wohl ein Paar Stunden lang. Vielleicht hätte ich noch länger geſchlafen, wenn nicht ein vorbeyreitender Poſtknecht, durch ſein Blaſen, mich aufgeweckt hätte.

Ich ſtand alſo auf. Weil ich aber einen ſtarken Durſt fühlte: ſo nahm ich meinen Hut und ſchöpfte damit aus dem Bache, der ſo helle wie ein Cryſtall floß, einen Labetrunk. —

Er ſchmeckte mir herrlicher, als manchem Reichen ſein Rheinwein. Noch einmahl bückte ich mich um zu ſchöpfen, da ſah ich im Waſſer ein lang Ding liegen, das ich im Anfange für eine Wurzel hielt; da ich es aber genauer betrachtete: ſo bemerkte ich, daß ſich am Ende etwas Breites befand, das ſich hin und her bewegte. Die Neugierde trieb mich zu unterſuchen, was es wäre, ich fuhr alſo mit meinem Stocke darunter, um es in die Höhe zu heben. Da fand ich, daß es ſo ſchwer war wie Bley.

Hum! dachte ich, du mußt doch ſehen was das iſt.

Ich zog meinen Rock aus, ſtreifte den Arm auf, griff in das Waſſer und hohlte das Ding heraus. Da war es, meiner Treue, eine Geldkatze, die ganz vollgeſtopft war. Siehe! dachte ich, das iſt die Geldkatze, die Michael Kornlanden iſt verloren gegangen.

Ohne erſt den Rock anzuziehen, nahm ich den Rock, die Katze und meinen Ranzen, und lief damit in das Wäldchen. Da ich damit in einen dicken Buſch kam, wo ich glaubte, daß niemand mich ſehen könnte, breitete ich meinen Rock aus und ſchüttete das Geld drauf.

Es waren lauter Laubthaler. Da ich noch etwas ſchweres in der Katze, fühlte ſchüttelte ich noch einmahl. Da fiel noch ein großer lederner Beutel heraus, der mit lauter ſächſiſchen doppelten Friedrichsd'oren und einigen geränderten doppelten Dukaten angefüllt war. Soviel Geld hatte ich in meinem Leben nicht zuſammen geſehen.

Vor Alters glaubte man, daß der Teufel bisweilen die Menſchen verführe, und ihnen böſe Gedanken eingäbe. Jetzt begreiſe ich es, wie die Leute auf dieſe Meynung gekommen waren. Vor einer Viertelſtunde war ich ſo gut, ſo unſchuldig, hatte mir ſo viel Gutes vorgenommen — jetzt, da ich das viele Geld erblickte, war es, wie wenn ein böſer Geiſt in mich führe. Die Begierde das Geld zu behalten erwachte. Du kannſt es wohl behalten, dachte ich bey mir ſelbſt: Es weiß ja niemand, daß du es gefunden haſt. Freylich wird es Kornlanden ſchmerzen, wenn er das Geld nicht wieder bekommt — wie müßte er aber thun, wenn du das Geld nicht gefunden hätteſt? fand es ein anderer, ſo brachte er es ihm doch auch nicht wieder.

Kommſt du, dachte ich, als ich die gefundene Geldkatze betrachtete, mit dieſem Gelde zu Hauſe an: ſo kaufſt du dir nach und nach ein Gütchen zuſammen, und haſt unter den Mädchen das Ausleſen.

Ich machte alſo den Ranzen auf, und ſteckte das Geld hinein. Die Geldbegierde hatte mich beſiegt.

ſiegt. Ganz niedergeworfen hatte ſie mich aber noch nicht. Es regte ſich in mir etwas — es war als wenn ich in mir eine Stimme hörete, die ſagte: du biſt ein ſchlechter Kerl — du biſt ein Dieb.

Darüber fing ich an am ganzen Leibe zu zittern, wie wenn ich das Fieber hätte. Ich ging mit meinem geſtohlnen Gute fort, aber die Angſt griff mich ſo ſtark an, daß ich den Durchfall bekam, und mich vier bis fünfmahl hinter einen Buſch niederſetzen mußte.

Da ich das letztemahl hinter dem Buſche hervorkam, hörte ich jemanden hinter mir rufen: he! he!

Da wurde mir, wie wenn mich der Donner rührte. Ich ſah mich um — da kam ein Menſch auf mich zugelaufen.

Was gibts? fragte ich.

Kann er mir nicht ſagen, antwortete er, ob ich auf dem rechten Wege nach Heinrichsrode bin?

Ich bin, ſagte ich, hier ſelbſt fremd, und weiß weder Weg noch Steg.

Da ging er vor mir vorbey.

Ich aber ſtand ſtille, und zitterte, daß ich mich kaum auf den Beinen halten konnte. Ich mußte wieder hinter einen Buſch kriechen, und fühlte fürchterliches Leibſchneiden.

Wie

Wie der Teufel aus Haberfelden gefahren und der gute Geiſt über ihn gekommen iſt.

Ach Gott! ach Gott! dachte ich, was für ein glücklicher Menſch war ich vor einer halben Stunde, da ich mich noch frey fühlte; jetzt, da die Geldbegierde mich gefeſſelt hat, ſteh ich da, wie ein armer Sünder unter dem Galgen. Was hilfts dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an ſeiner Seele! Wie kannſt du froh werden, ſo lange du geſtohlnes Gut haſt; wie kannſt du Gott deinen Vater nennen, wenn du ein ſo böſer Menſch biſt! womit willſt du dich beruhigen, wenn dich einmahl der liebe Gott auf das Krankenlager legt, oder ein anderes Hauskreuz dir zuſchickt, und dein Gewiſſen ſagt dir: das haſt du an Kornlanden verdient! Nein! Nein! Haberfeld ſoll nicht ein elender Sklave bleiben — Haberfeld ſoll frey werden.

Nun richtete ich meine Augen gen Himmel. Gott! ſagte ich, der du meine Schandthat geſehen haſt, dir verſpreche ich heilig: Kornland ſoll ſein Geld wieder haben.

Sobald ich dieſen Vorſatz gefaßt hatte, war es, wie wenn ein Centnerſtein von meinem Herzen gefallen wäre. Ich wurde wieder ruhig; das Zittern aber und das Bauchweh hörte noch nicht ganz auf.

Ich ſchlich alſo wieder nach der Schenke zu und ließ mir von den Fliederblumen, die ich immer bey mir zu führen pflege, einen Fliederthee machen.

Sobald ich dieſen im Leibe hatte, wurde ich erwärmt, und befand mich wieder recht wohl. Nun ergriff ich meinen Stab und ging getroſt nach Kornlands Hauſe zu.

In der Thür ſtand die Tochter. Da ich ſie fragte, ob der Vater zu Hauſe wäre? ſo ſagte ſie: ach! das iſt ja der gute Mann, der uns unſer Haus hat retten helfen, warum iſt er denn nicht geſtern gekommen, da ihn mein Bräutigam zu Tiſche bath? und, ohne meine Antwort abzuwarten, führte ſie mich zu ihrem Vater. Vater! ſagte ſie, da bringe ich den guten Mann, der es ſich ſo ſauer werden ließ das Feuer zu löſchen. Willkommen! Willkommen! ſagte der ehrliche Kornland, drückte meine Hand herzlich, und ließ mich niederſetzen. Ich danke nochmahls für den Beyſtand, den er mir geleiſtet hat. Kam ſeine Spritze nicht: ſo war mein Haus verloren.

J. Danke er nicht! ich habe gethan was Chriſtenpflicht war. Hätte mein Haus gebrannt, und er wäre da geweſen: ſo hätte er gewiß auch treulich mit löſchen helfen.

K. Das hätte ich gewiß gethan.

Jetzt kam der Bäutigam hereingetreten. Willkommen Herr Trotzkopf, ſagte er, indem er mir die Hand gab; warum ging er denn geſtern nicht mit mir?

Mir war, antwortete ich, gar nicht wohl.

Da nun eben die Braut mit einer Schüſſel voll Reisbrey hereintrat: ſo fragte er nicht weiter nach, und bath, mich mit zu Tiſche zu ſetzen.

Ich that es, nachdem ich zuvor meinen Ranzen hinter den Ofen geſtellt hatte.

Bey Tiſche wurde viel von der Feuersbrunſt geſprochen, und Hellinger klagte, daß er auch faſt gar nichts gerettet hätte.

Laß deine Grillen fahren! ſagte die Braut, indem ſie den Arm um ſeinen Hals ſchlang! biſt du doch nicht mit verbrannt. Mir iſts gewiſſermaſſen lieb, daß dir das Haus verbrannt iſt, da ſiehſt du doch, daß ich nicht das Haus, ſondern den Mann, geheyrathet habe.

Sehet einmahl an das Mädchen! fuhr Hellinger fort, das freut ſich, daß ich abgebrannt bin; nun will ich dir ſagen, daß es mir auch lieb iſt, daß du um dein Geld gekommen biſt. Da ſiehſt du doch, daß ich nicht zu den Freyern gehöre, bey denen es heißt! Geld! Mädchen ich habe dich lieb!

So iſts ſchön lieben Kinder! ſagte der alte Kernlayd, ſo denkt immer! Haus und Hof, Geld und Gut, macht keinen Menſchen glücklich. Es ſind vergängliche Sachen, die man in einer unglücklichen Nacht verlieren kann. Wenn ihr einander herzlich lieb habt, Gott fürchtet und recht thut, fleißig arbeitet, und das Eurige zu Rathe haltet: ſo werdet ihr miteinander vergnügt leben, und der liebe Gott wird euch ſegnen. Hatte ich doch auch nichts, da ich meine ſelige Frau heyrathete; und nun befinde ich mich in ſo guten Umſtänden. Mein Biſchen ſauer erworbenes Geld iſt freylich fort, ich denke aber: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Nahme des Herrn ſey gelobet! damit iſt es gut.

Haberfeld wird zum Engel.

Unter der Zeit, daß er ſo ſprach, ſchlich ich mich nach meinem Ranzen, hohlte die Geldkatze heraus, hielt ſie hinter mich auf den Rücken und ſagte: wenn er aber ſein Biſchen ſauer erwerbenes Geld wieder bekäme, ſo würde er doch auch wohl nicht böſe?

Das werde ich wohl nicht wieder bekommen, ſagte er —

Jetzt hielt ich die Katze in die Höhe, und fragte: kennt er das?

Um Gotteswillen! Vater! ſchrie die Tochter, eure Geldkatze.

Iſt ſie es? fragte ich.

Ja ſie iſt es, ſagte Kornland. In dem Riemen iſt mein Nahme genäht M. K.

Der Nahme ſtand wirklich drinne.

Da ſtand ich nun wie ein Engel Gottes, und fühlte eine ſo innige Freude, daß mir die Thränen über die Backen liefen. Ihr guten, lieben, ehrlichen Leute! ſagte ich, nehmt hin was euch gehöret. Ich freue mich herzlich, daß ich euch zu euerm verlohrnen Gute wieder helfen kann. Gott ſegne euch, und laſſe es euch allen wohl gehen!

Nun traten ſie alle um mich und wollten wiſſen, wie ich zu der Geldkatze gekommen wäre.

Da erzählte ich ihnen alles umſtändlich, nur davon ſagte ich nichts, daß ich das Geld hätte behalten wollen.

Da möchte ich aber nur wiſſen, ſagte Kornland, wie das Geld in den Bach gekommen wäre?

Hellinger hielt die Hand an die Stirn, dachte nach, denn ſagte er: nun weiß ich es. Wir packten das Geld in ſein Bette, lieber Schwiegervater! ich trug das Bette fort, wadete durch den Bach, weil die ganze Brücke voll Leute war, da muß es heraus und ins Waſſer gefallen ſeyn.

So iſts gewiß, ſagte Kornland. Aber eine Liebe iſt der andern werth. Er iſt ſo ehrlich geweſen und hat uns das Geld wiedergebracht, hat uns aus unſern Sorgen geriſſen — wir wollen mit einander theilen. Das Gold will ich herausnehmen, die Laubthaler aber, und die Geldkatze, die nimmt er, und behält ſie mir zum Andenken.

J. Alle die Laubthaler?

K. Alle.

J. Gut! ich will ſie annehmen, wenn er mir verſpricht, daß er mir erlaubt, mit dem Gelde zu machen was ich will.

K. Wenn ich ihm das Geld gebe: ſo verſteht es ſich ja von ſelbſt, daß er ein Recht hat, damit zu thun was er will.

J. Die Hand drauf!

K. Hier iſt meine Hand!

J. Gut! ſo nehme ich das Geld, und gebe es dem Brautpaare zum Hochzeitgeſchenke. (indem ich dieß ſagte ſchüttete ich es der Braut in den Schoos) Die Katze behalte ich zum Andenken.

K. So habe ich es nicht gemeynt. Ein Wort ſo gut als zehen — ich laſſe ihn nicht zur Stube hinaus, er muß erſt die Laubthaler mitnehmen.

J. Ein ehrlicher Mann hält ſein Wort. Er hat mir verſprochen mir zu erlauben, daß ich mit dem Gelde thun kann was ich will — nun darf er ſein Wort nicht zurücknehmen.

K. Nun ſo ein Mann iſt mir doch in meinem Leben nicht vorgekommen. Wie iſt denn ſein Nahme?

J. Mein Nahme? (Hier ſetzte ich mich auf einen Stuhl, hielt die Hand an die Stirne, und dachte: jetzt ſticht dich der Kitzel, daß du willſt gelobt und geprieſen werden. Wenn du auch dieſen Kitzel beſiegen könnteſt, da wäreſt du recht frey. Gedacht gethan! ich ſtand auf, hing meinen Ranzen über, nahm meinen Hut und Stock und ſagte:)

Mein Nahme thut nichts zur Sache. Lebt alle recht wohl.

Sie ſprangen auf um mich zu halten, aber ich hatte ſchon die Thür in der Hand und ſprang fort, immer zum Dorfe hinaus.

Da ich ein Fleck hinaus war, hörte ich jemanden hinter mir rufen: He!

Ich drehete mich um und ſah die Braut hinter mich herlaufen.

Weil es die Braut war, ſo blieb ich doch ſtehen.

Herr Eigenſinn! ſagte ſie, als ſie zu mir kam: in unſerm Dorfe haben wir das Sprüchwort: einer Braut darf man nichts abſchlagen. Verſpreche er mir, daß er mir auch nicht abſchlagen will, was ich von ihm verlange.

Ehe ich noch verſprechen konnte, druckte ſie mir einen Doppeldukaten in die Hand und ſagte: den muß er von mir zum Andenken annehmen, hör er! Es iſt ein Stück von meiner Mutter Mahlſchatz. Wenn er einmahl heyrathet: ſo knüpfe er ihn ſeiner Braut um den Hals. Wenn dann einmahl ein Hauskreutz kommt: ſo ſeh er an den doppelten Dukaten, und denke: einen ſo ehrlichen Mann wie du biſt, den verläßt der liebe Gott nicht.

Ich nahm den Doppeldukaten an, drückte ihr die Hand, ſah ihr noch einmahl in die Augen, fiel ihr um den Hals, und lief dann fort, was ich laufen konnte.

Mein Weg führte mich auf eine kleine Anhöhe, von welcher ich Ilſenhayn und die ganze umliegende Gegend überſehen konnte. Da trat ich hin um mich noch einmahl recht innig über den Sieg, den ich über meine Begierden erhalten hatte, zu freuen.

Was für ein unglücklicher elender Menſch war ich, dachte ich bey mir ſelbſt, da ich noch meine Begierden mich beherrſchen ließ. Wie ich mich noch geſtern Abend auf der Streue krümmte, da mich noch der Verdruß plagte, daß ich einem andern das Mädchen überlaſſen mußte, das nicht für mich beſtimmt war, da mich der Neid marterte; Wie ich zitterte und bebte, als ein armer Sünder, da die Geldbegierde ſich meiner bemächtigte und mich verleitet hatte, einem ehrlichen Manne ſein Eigenthum zu entwenden! und wie wohl mir jetzt iſt, wie innig ich mich jetzt freue, was für ein wackrer Kerl ich jetzt bin, da ich meine teufliſche Begierde beſiegt habe. Alles lacht mich an! allen Leuten kann ich in die Augen ſehen! und an dich o Gott! kann ich ohne Furcht gedenken. Nun will ich auch mein Lebelang auf meiner Huth ſeyn, daß ich nicht wieder ein Sclave meiner Begierden werde! und dieſen Doppeldukaten, will ich ſo lange ich lebe aufheben, und, ſo oft einmahl eine Luſt bey mir entſteht, etwas zu thun, das gegen mein Gewiſſen iſt, ſo will ich dieſen Doppeldukaten anſehen, und mich erinnern, was für eine ſelige Stunde ich genoß, da ich meine Begierde beſiegt hatte. Es lebe die Freyheit! (indem ich den Hut ſchwenkte) und der Herr Amtmann Specht, und der Herr Pfarrer Soldammer, die ſie mich gelehrt haben.

Mit dieſen Gedanken ging ich fort. Alles was mir begegnete, das bekam von mir einen guten Tag gewünſcht. Manche redete ich an und fragte ſie; wohin ihr Weg ginge? Standen ſie mir zu Worte; ſo ließ ich mich mit ihnen in ein Geſpräch ein. Ein einärmiger Preußiſcher Soldat, der in der Belagerung von Maynz ſeinen Arm verlohren hatte, bekam von mir einen halben Gulden, und ich war ſo ſelig, daß ich die ganze Welt hätte mögen an mein Herz drücken, wenn es mir nur möglich geweſen wäre.

Haberfeld bekommt unverhofften Beſuch.

In dem Dorfe Robertshauſen nahm ich mein Nachtquartier. Weil ich in meinem Herzen einen Feſttag hatte: ſo dachte ich, ich müßte auch etwas höher leben, als an den gewöhnlichen Tagen, und fragte die Wirthin was ich zu eſſen bekommen könnte? Sie nannte mir unter andern auch Salzhecht.

Her damit! ſagte ich, verzehrte ihn, und da ich meine Kanne Bier ausgetrunken hatte, forderte ich eine Streue.

Die wollte ich ihm gern geben, ſagte die Wirthin, es fehlt mir aber dazu weiter nichts als

Stroh. Wir wohnen hier im Walde, wo wenig oder kein Getraide gebauet wird. Er muß dieſe Nacht mit der Bank vorlieb nehmen.

Gut, ſagte ich, ich habe ein weich Unterbette und ein warm Oberbette, in dem werde ich ſanfter ſchlafen, als manche Leute auf Flaumenfedern.

Wo hat er denn, fragte die Wirthin, ſein Bett? ich ſehe ja nichts?

Ich habe es inwendig, ſagte ich, es iſt ein gutes Gewiſſen.

Die Wirthin guckte mich an, ſchien nicht zu verſtehen, was ich damit ſagen wollte, und wünſchte mir eine gute Nacht.

Ich nahm aber meinen Ranzen, legte meinen Kopf darauf und mich daneben. Die Augen fielen mir bald zu, ich ſchlief ſanft, bis ohngefähr 12 Uhr. Da hörte ich ein Geräuſch vor der Stubenthür. Bald that ſie ſich auf, es kam Licht herein, und eine männliche Stimme ſprach ſehr laut: du Sünder kommſt herein, und ihr andern haltet Wache vor der Thüre!

An der Stimme erkannte ich gleich den Herrn Amtmann Specht, und nahm mir vor mauſeſtille zu ſeyn, um zu hören, was da vorgehen würde.

Roßkopf! ſagte der Herr Amtmann, jetzt habe ich dich. Du biſt ein Mordbrenner, das weiß ich ſo gewiß, als der Himmel über mir iſt, du haſt Hellingers Haus angeſteckt. Geſteh es den Augenblick oder ich werde Mittel bräuchen dich zum Geſtändniſſe zu bringen, die dir nicht gefallen werden. — Nun was wirds? willſt du es laſſen drauf ankommen, daß ich dir Zeugen vorführe?

R. Herr Amtmann!

A. Nu?

R. Um Gottes Willen Herr Amtmann!

A. Nicht lange Federleſens gemacht! Haſt du nicht Hellingers Haus angeſteckt? —

R. Nein.

A. Kerl! du willſt leugnen? den Augenblick laſſe ich dich kreutzweis ſchließen und prügeln.

R. Das Haus habe ich nicht angeſteckt, aber die Scheuer.

A. Das kommt auf eins hinaus. Es iſt ein großes Glück für dich, daß du es freywillig geſtehſt, das wird deine Strafe ſehr mildern. Nun ſag mir aber, um Gotteswillen, wie du auf den teufliſchen Entſchluß gekommen biſt? Sonſt warſt du immer ſo ein ehrlicher wackrer Burſch. Chriſtoph Roßkopf! Häuſer hätte ich auf dich gebauet.

R. Wollen Sie mich hören Herr Amtmann?

A. Deßwegen bin ich ja da.

R. Nun ſo will ich Ihnen alles harklein erzählen. Ich hatte mich in Kornlands Chriſtinchen verliebt. Ich gab mir alle Mühe ſie zur Frau zu bekommen. Es war aber alles umſonſt, ſie gab mir den Korb.

A.

A. Nu? iſt denn das ſo ein großes Unglück? Hat denn Kornlands Chriſtinchen nicht ein Recht einen Mann zu wählen, der ihr am beſten gefällt?

R. Freylich wohl. Wenn ich meiner Vernunft mächtig geweſen wäre: ſo hätte ich mich darein ergeben. Aber die Bosheit ſtieg mir ſo ſehr in den Kopf, daß ich ſchon mit dem Gedanken umging, Kornlanden das Haus über dem Kopfe anzuſtecken. Mit dieſen Gedanken ging ich in die Kirche. Der Herr Pfarrer hielt eine Predigt, in welcher er etlichemahl den Spruch anführte: biſt du nicht fromm! ſo ruhet die Sünde vor der Thür. Aber laß du ihr nicht ihren Willen; ſondern herrſche über ſie. Die Worte fielen mir aufs Herz, und ich gelobte es dem lieben Gott an, daß ich mich nicht rächen wollte. Ach wenn ich doch Wort gehalten hätte! Nach vier Wochen hörte ich aber, daß Hellinger mein Chriſtinchen bekäme; da wußte ich mich vor Bosheit gar nicht zu laſſen.

A. Auf wen warſt du denn eigentlich böſe?

R. Auf Hellingern!

A. Was hatte er dir den eigentlich gethan?

R. (heulend) Nichts hatte er mir gethan. Jetzt ſeh ich es wohl ein. Damahls war ich aber wie ein raſender Menſch. Ich paßte ihm einmahl auf und wollte ihn mit einer Piſtole erſchießen. Der Schuß verſagte mir aber. Da ſchlich ich mich halt in ſeine Scheuer und ſteckte ſie an.

A. Das wird eine Freude für dich gweſen ſeyn, da du ſein Hab und Gut auflodern ſaheſt.

N. Lieber Herr Amtmann! ich bitte ſie um Gotteswillen, ſpotten Sie meiner nicht! Sobald ich Feuer jo! rufen hörte: ſo wußte ich auf keiner Stelle zu bleiben. Ich lief ins Feld, wie ein toller Hund, habe von der Zeit an keine ruhige Stunde gehabt, und konnte keinem Menſchen unter die Augen ſehen.

A. Das habe ich wohl gehört, und eben das durch haſt du dich verrathen. Du armer unglücklicher Reßkopf! hätteſt du doch deine Bosheit zu beherrſchen gewußt!

N. Die Sache iſt nun geſchehen. Nun habe ich noch eine Bitte an Sie, lieber, guter Herr Amtmann!

A. Was willſt du denn?

N. Laſſen Sie mich nur nicht lange ſitzen! Machen Sie, daß mir mein Recht angethan wird! Ich bin nichts mehr auf der Welt nütze. Laſſen Sie mir den Kopf vor die Füße legen, damit iſt es gut. Nur laſſen Sie mich nicht verbrennen! das Verbrennen ſoll gar zu weh thun.

A. Ich fälle dein Urtheil nicht. Was ich thun kann, um deine Strafe zu mildern, das ſoll geſchehen. Du, bereue deine Sünde und bitte

Gott um Vergebung! Ich muß nun thun, was meine Pflicht iſt. Neuntödter! (ſo hieß der Amtsknecht) herein!

(Jetzt trat Neuntödter herein.)

Bindet dem Roßkopf die Hände auf den Rücken, und bringt ihn, unter der Begleitung der Wache, ins Gefängniß. Ich werde bald nachkommen.

So wurde denn Roßkopf abgeführt. Der Herr Amtmann, welcher glaubte, daß er allein in der Stube ſey, ging darinne auf und ab und fing an mit ſich ſelbſt zu reden. Gott! ſagte er, was iſt doch der Menſch! der vernünftigſte iſt in Gefahr ein Narr, ein Böſewicht, zu werden, wenn er nicht ſtets über ſich wacht, und ſeine Begierden zu beherrſchen weiß. Was der Roßkopf für ein hübſcher, ſtiller, fleißiger Menſch war! Kein Spieler, kein Trinker war er; ſeinen Acker pflügte er ſo gut, daß man ihn für den beſten Ackermann im ganzen Dorfe hielt. Nun hat er ſich die Rachgier überwältigen laſſen, und iſt ein Mordbrenner geworden. Unglücklicher Roßkopf!

Jetzt richtete ich mich langſam hinter dem Tiſche in die Höhe. Der Herr Amtmann erſchrak, und fragte heftig: Wer da?

J. Kennen Sie mich denn nicht mehr, Herr Amtmann?

A. Das iſt doch alle mein Tage Haberfeld! Wo kommſt du denn her?

J. Immer von Ilſenhayn.

Da wirſt du wohl gehört haben, daß dein Chriſtinchen eine Braut iſt.

J. Ja das habe ich gehört Herr Amtmann, habe auch Chriſtinchen, ihren Bräutigam und Vater geſprochen.

A. Iſt dir der Narr auch etwa in den Kopf gefahren, wie Roßkopfen?

J. Ja Herr Amtmann! er iſt mir hineingefahren, ich will es nicht läugnen; ſechzehn Stunden lang bin ich mit nichts, als abſcheulichen Gedanken, umgegangen. Aber Dank ſey Ihnen und dem Herrn Pfarrer Goldammer für das Gute, das Sie mich lehrten! ich habe den Sieg davon getragen und bin nun wieder frey.

A. Danke Gott, daß du den Sieg davon getragen haſt! und lerne an Roßkopfs Exempel, wie tief der Menſch ſinken kann, wenn er nicht immer über ſeine Begierden wacht. Etwas gutes ſteckt in dir. Das habe ich gleich bemerkt, da du das Haſenbratens Exempelchen ſo gut begriffſt. Aber traue dir nicht zu viel zu.

J. Dafür ſorgen Sie nicht, Herr Amtmann! die Erfahrung hat mich ſchon gelehrt, daß ich ein armer Sünder bin. Ich werde niemanden weniger trauen, als mir ſelbſt.

A. Da thuſt du auch wohl dran. Wenn du auf dieſem Wege fortgehſt, ſo wirſt du gewiß immer freyer werden, viel Gutes in der Welt ſtiften, keinen Menſchen fürchten dürfen und deines Lebens froh werden. Ich werde mich oft nach dir erkundigen, Haberfeld! und mich freuen, wenn ich höre, daß du deinem Vorſatze treu geweſen biſt. Jetzt ſchlaf wohl. (indem er mir die Hand drückte, die ich herzlich küßte.)

Sein Wunſch war herzlich gut gemeynt; er traf aber nicht ein. Die ganze übrige Nacht brachte ich ſchlaflos zu. Der Auftritt mit Roßkopfen war mir noch immer ſo lebhaft in den Gedanken, daß, wann ich die Augen zuſchloß, Roßkopf ſogleich vor mir ſtand. Dann fuhr ich auf, legte mich auf die andere Seite, that die Augen zu und fuhr wieder zuſammen. So ging es die ganze Nacht hindurch.

Sobald der Tag grauete ſtand ich auf, wohl war mir aber nicht. Weil ich immer ſo unruhig geſchlafen, und mich immer umhergeworfen hatte, ſo thaten mir die Rippen im Leibe weh, auch war es im Leibe nicht ganz richtig. Willſt dir bald helfen, dachte ich, ging zu meinem Ranzen, um ein Paar Fliederblumen heraus zu hohlen. Da waren aber keine Fliederblumen zu hören noch zu ſehen. Die hatte ich im Wirthshauſe zu Ilſenhayn liegen laſſen.

Fliederthee.

Sobald die Wirthin aufgeſtanden war, bath ich ſie, mir einen Fliederthee zu machen. Fliederthee? fragte ſie, was iſt denn das?

Da ſagte ich ihr denn, wie man den Fliederthee mache: daß man ein Paar Fliederblumen nehme, heiß Waſſer darauf gieße und es mit den Blumen ein Paar Minuten auf Kohlen ſtehen laſſe.

Sind die Fliederblumen, fuhr die Wirthin fort, nicht von den Büſchen, die in den Zäunen, und hinter den Häuſern wachſen?

Davon ſind ſie, ſagte ich.

Die Wirthin ging, und kam, nach einer Viertelſtunde, mit einer Theekanne wieder. ſetzte ſie auf den Tiſch und ſagte: da hät er ſeinen Fliederthee.

Ich ſchenkte ſogleich eine Taſſe ein, kaum hatte ich aber einen Schluck davon gethan, ſo wurde mir davon ſo übel, daß ich an das Fenſter laufen, und alles aus dem Leibe brechen mußte.

Zum Guckguck Frau Wirthin! ſagte ich, was für Zeug hat ſie mir da gebracht? was hat ſie denn in die Kanne gethan?

Fliederblumen, antwörtete ſie, wie er ſie beſtellt hat. Eben jetzt habe ich ſie von dem Buſche abgeſchnitten.

Sie mußte mir den Buſch zeigen; da war es türkiſcher Hollunder, oder blaue Blüthe.

Ich fragte alſo, was ich zu bezahlen hätte, bezahlte, und ſetzte meinen Stab weiter nach dem Städtchen zu, das eine halbe Stunde entfernt war, und deſſen Nahme ich vergeſſen habe.

Da ging ich ſogleich in die Apotheke zum goldnen Löwen, ließ mir eine Portion Fliederblumen geben, und mir in dem nächſten Gaſthofe einen Thee davon machen.

Unter der Zeit, daß der Thee gemacht wurde, las ich das Papier, in das die Fliederblumen gewickelt waren, und fand, daß es mehr werth war, als die Fliederblumen ſelbſt.

Es ſtanden folgende Verſe darauf:

Laß auch die Pflicht,
Dich ſelber zu beſiegen,
Die ſchwerſte ſeyn!
Sie iſts! doch welch Vergnügen
Wird ſie nach der Vollbringung nicht!
Welch Glück! zu ſich
Mit Wahrheit ſagen können:
Ich fühlt in mir des Böſen Luſt entbrennen;
Doch, Dank ſey Gott! ich ſchützte mich.
Und welch Gericht!
Selbſt zu ſich ſagen müſſen:
Ich konnte mir den Weg zum Fall verſchließen;
Und doch verſchloß ich mir ihn nicht.

Was kann im Glück
Den Werth des Glücks erhöhen?
Ein ruhig Herz verſüßt im Wohlergehen
Dir jeden frohen Augenblick.
Was kann im Schmerz
Den Schmerz der Leiden ſtillen;
Im ſchwerſten Kreuz mit Freuden dich erfüllen?
Ein in dem Herrn zufriednes Herz.
Was gibt dir Muth,
Die Güter zu verachten,
Wornach mit Angſt die niedern Seelen trachten?
Ein ruhig Herz, dieß größre Gut.
Was iſt der Spott,
Den ein Gerechter leidet?
Sein wahrer Ruhm! Denn wer das Böſe meidet,
Das Gute thut hat Ruhm bey Gott.
Im Herzen rein,
Hinauf gen Himmel ſchauen,
Und ſagen: Gott! du Gott, biſt mein Vertrauen!
Welch Glück, o Menſch, kann größer ſeyn?
Sieh! alles weicht,
Bald wirſt du ſterben müſſen;
Was wird alsdann dir deinen Tod verſüßen?
Ein gut Gewiſſen macht ihn leicht.
Heil dir, o Chriſt!
Der dieſe Ruh empfindet,
Und der ſein Glück auf das Bewußtſeyn gründet,
Daß nichts verdammliches an ihm iſt.

Laß Erd und Welt,
So kann der Fromme ſprechen,
Laß unter mir den Bau der Erde brechen!
Gott iſt es deſſen Hand mich hält.

Iſt es doch, dachte ich bey mir ſelbſt, als wenn das Lied auf dich gemacht wäre; das will ich durchleſen, wenn einmahl wieder eine Begierde über die Vernunft hinaus will. Es wird hoffentlich ſo gute Dienſte thun, als ein niederſchlagend Pulver. Ich hohlte darauf meinen Doppeldukaten heraus und wickelte ihn hinein.

Wie Haberfeld ſeine Begierden dreſſirt.

Der Fliederthee that mir gute Dienſte, und ich konnte nun friſch drauf los gehen. Auf dem Wege dachte ich nach über die Schickſale, die ich bisher gehabt hatte, und dachte unter andern auch an den Herrn Amtmann Specht, wie er ſeinen Braunen ſo hübſch zu dreſſiren wußte. Da fiel mir ein, daß es wohl gut wäre, wenn ich meine Begierden einmahl auch wieder ein Bischen dreſſirte, damit ſie zum Gehorſam gewöhnt würden. Ich nahm mir alſo vor dießmahl, es möchte auch koſten was es wollte, in einem Futter bis nach Achtheilingen zu gehen, das noch acht Stunden weit entfernt war. Die erſten ſieben Stunden ging es ganz gut; da ich aber ohngefähr noch eine Stunde zu gehen hatte, wurde ich immer matter, und bis kam einen ſo ſchrecklichen Hunger, daß ich hätte Leute angehen mögen.

Ein Stück Brot führte ich bey mir. Seit dem ich den Kameraden gefunden habe, der vom Heißhunger ſterben wollte, gehe ich niemahls ohne Brot aus. Ein Paarmahl hohlte ich es heraus, und wollte anbeiſſen, ſteckte es aber immer wieder ein. Du willſt doch, dachte ich bey mir ſelbſt, ſehen ob es nicht möglich iſt, daß du über den Hunger Herr werden kannſt. Ich wurde es wirklich. Die Hoffnung bald eine volle Schüſſel in Achtheilingen zu finden ſtärkte mich, daß ich friſch drauf los ſchreiten konnte.

Nach meiner Rechnung hatte ich, nach einer halben Stunde, die volle Schüſſel vor mir. Ich hatte mich aber gewaltig verrechnet. Da ich in das Buſchholz kam, das vor dem Dorfe liegt, hörte ich eine menſchliche Stimme im Buſche. Ich ſtand ſtille und ſpitzte die Ohren. Ach Gott! ach Gott! hörte ich.

Ich horchte weiter — nun tauſend gute Nacht! der ganzen Welt — vernahm ich.

Da ſchlich ich mich herbey, und ſah einen jungen Burſchen, der einen Strick an einen Aſt knüpfte, und eben im Begriffe war, die Schlinge, die er daran gemacht hatte, um den Hals zu legen! Halt! ſagte ich, was gibts da? ſprang hinzu und faßte ihn bey dem Arme.

B. Was will er von mir?

J. Ich will wiſſen was er da machen will.

B. Henken will ich mich. Was geht ihn das an?

J. Es geht mich allerdings an. Er iſt ein Menſch, und ich bin ein Menſch. Ein Menſch muß den andern retten, wann er in Todesgefahr iſt.

B. Gehe er nur ſeiner Wege!

J. Das will ich; aber den Strick muß ich haben. Sogleich hohlete ich mein Meſſer heraus, ſchnitt den Strick ab und ſteckte ihn ein.

B. Nun ſo geh er nur fort. Den Fluß, der dort fließt, kann er doch nicht mit nehmen. Der Fluß iſt ſo gut als ein Strick.

Da ſtand ich nun und wußte nicht, was ich thun ſollte. Der Hunger, der mich plagte, ſagte: mach daß du zur vollen Schüſſel nach Acktheiſingen kommſt — aber das Gewiſſen rief mir zu: verlaß den armen Menſchen nicht, der von aller Welt verlaſſen iſt.

Laß auch die Pflicht,
Dich ſelber zu beſiegen,
Die ſchwerſte ſeyn! Sie iſts; doch welch Vergnügen
Wird ſie nach der Vollbringung nicht!

Zufälliger Weiſe griff ich in meine Taſche, und fühlte den Doppeldukaten. Dieß gab der Sache den Ausſchlag. Ich entſchloß mich, es koſte was es wolle, den armen Menſchen zu retten.

Ich faßte alſo den Burſchen bey der Hand, und fragte: warum will er ſich denn eigentlich henken?

B. Weil ich nicht mehr leben will.

J. Und warum will er denn nicht mehr leben? Er iſt doch gut gekleidet, und ſcheint keine Noth zu leiden.

B. Mit der Noth hat es gute Wege. Ich habe alle Tage mein Eſſen, Trinken und meine Kleidung.

J. Und will ſich doch henken? Geſund ſieht er ja auch aus? Bisweilen nehmen ſich Leute das Leben, weil ſie am Krebſe oder andern Leibesſchäden zu viel leiden müſſen. Dieß iſt ja, ſo viel ich ſehe, bey ihm auch der Fall nicht.

B. Auswendig habe ich keinen Krebs, aber inwendig ſitzt er am Herzen, und frißt, hu! und frißt daß ich auf keiner Stelle zu bleiben weiß.

J. Was frißt denn eigentlich?

B. Geh er nur fort! ich ſage es ihm nicht.

J. Und warum denn nicht? Ich frage darnach nicht aus Neugier; ich möchte es nur wiſſen um ihm einen guten Rath zu geben.

B. Das kann er nicht und das kann kein Menſch nicht — ich bin verloren — ein Strick oder ein tiefes Waſſer iſt für mich das beſte.

J. Weiß er was, ſage er mir was ihm am Herzen frißt; kann ich ihm dann nicht rathen: ſo iſt es ja noch immer Zeit ſich zu henken, oder ins Waſſer zu ſpringen. Es muß ja gerade heute nicht ſeyn, morgen iſt ja auch noch ein Tag.

B. Nun wenn er es wiſſen will, und wills wiſſen: ſo will ich es ihm ſagen. Ich hatte mich in ein Mädchen verliebt.

J. Das war bey mir auch der Fall.

B. Und konnte es nicht kriegen.

J. Und will ſich deßwegen henken? Ich habe mein Mädchen auch nicht kriegen können, und mich deßwegen doch nicht gehenkt und will mich auch nicht henken.

B. Laß er mich nur ausreden! das Schlimmſte kömmt noch. Da mein Vater es ſchlechterdings nicht zugeben wollte, daß ich es heyrathete, weil er ein reicher Mann iſt, und das Mädchen keine dreyßig Gülden im Vermögen hatte: ſo verſührte ich es.

J. Das war nun freylich nicht recht.

B. Freilich war es nicht recht. Jetzt ſeh ich es gar gut ein, damahls hatte die Wolluſt aber mich ſo bethört, daß ich meiner Vernunſt nicht mächtig war. Das Mädchen wurde ſchwanger, es bath mich um Gottes Willen, daß ich es heirathen ſollte. Ich bath meinen Vater um ſeine Einwilligung, der fuhr mich an und ſagte, wenn du das Bettelmenſch nimmſt: ſo mache ich dich erblos, und du darfſt nicht über meine Thürſchwelle kommen.

Da ich es dem Mädchen ſagte: ſo traten ihm die Thränen in die Augen, und es antwortete: ſieh

Jeremies! du haſt mich um meine Ehre gebracht — Ehre verloren alles verloren. Wenn du mir meine Ehre nicht wieder gibſt: ſo geh ich ins tiefſte Waſſer.

Ich werde nicht denken, daß es Ernſt iſt, ich hing den Kopf, ſchlich nach Hauſe — aber den andern Tag war meine Roſine über alle Berge.

Drey Wochen bin ich ihr nun nachgegangen, habe allenthalben Nachfrage gethan — keine Spur von ihr finden können. Seh er! ſo ein armer Sünder bin ich. Ein unſchuldiges ehrliches Mädchen habe ich um ſeine Ehre, das Mädchen und mein Kind ums Leben gebracht. (heftig) Laß er mich! geb er mir den Strick oder laſſe er mich ins Waſſer ſpringen.

J. Dazu iſt es ja morgen noch Zeit. Erſt wollen wir noch unterſuchen, ob denn ſein Mädchen und ſein Kind wirklich todt ſind. Wenn ſie nun noch lebten —

B. Ach wenn das Gott wollte!

J. Und er hätte ſich erſäuft, und erführe es hernach daß ſie noch beyde lebten, und von ihm verlaſſen wären, und verzweifeln müßten, würde er ſich dann nicht gern noch einmahl erſäufen wenns möglich wäre?

B. Wenn ſie noch lebten: ſo müßte ich ja etwas von ihnen hören.

J. Vielleicht kann ich ihm etwas davon

ſagen. Vor etlichen Wochen fand ich ein kleines Kind an der Landſtraße.

V. Um Gottes Willen!

J. Es war in ein Paar alte Lumpen gewickelt, die von einem Weiberhemde zu ſeyn ſchienen. In dem einen waren die Buchſtaben genähet N. M.

V. N. M.? Das iſt ja der Nahme meines Mädchens — das iſt mein Kind. Wo iſt es? ich muß mich des Kindes annehmen.

J. Wenn er ſich nun das Leben genommen hätte: ſo könnte er ſich des Kindes nicht mehr annehmen. Jetzt thue er mir den einzigen Gefallen, und gehe mit nach Achtheilingen. Mich hungert wie ein Wolf. Wenn wir im Wirthshauſe ſind: ſo will ich ihm alles erzählen.

Er ging mit. Wir ließen uns eine Schüſſel voll Milchſuppe machen, und aßen etwas Butterbrot hinter drein. Sprechen konnten wir aber nicht miteinander: weil die ganze Stube voll Fuhrleute war. Ich verſprach ihm alſo, daß ich den andern Tag ein Stück Weges mit ihm gehen, und alles, was ich von dem Kinde wüßte, erzählen wollte.

Dann legten wir uns auf die Streu. Wie ſüß war der Schlaf! wie froh war ich, da ich den andern Tag erwachte, und zurückdachte, daß ich einem Menſchen, vielleicht dreyen, das Leben gerettet hatte, welches nicht geſchehen wäre, wenn ich mich durch den Hunger von dieſem armen Menſchen ab, und zur vollen Schüſſel hätte ziehen laſſen.

Mein Kamerad ſchlief noch, als ich erwachte. Sein Schlaf war aber nicht ſo ſüß, als der meinige, geweſen, er fuhr oft zuſammen, und ich hörte, daß er einigemahl ganz leiſe ſprach: Roſine! Roſine!

Ich weckte ihn auf. Wir ließen uns ein Frühſtück geben, und gingen nun weiter.

Unverhoftes Wiederſehen.

Als wir durchs Dorf gingen kam ein Bauer mit ſeinen Ackerpferden aus ſeinem Hofe, und, nachdem er ſie an den Pflug geſpannt hatte, rief er noch einmahl in den Hof hinein: Roſine! daß du das Kalb nicht vergißt! ſteck ihm einen Arm voll Grummet auf! aber recht trockenes!

Gut! antwortete eine weibliche Stimme, es ſoll alles beſorgt werden.

Mein Kamerad ſtand wie verſteinert da, zupfte mich bey dem Rocke und ſagte: ſollte das meine Roſine ſeyn? ihre Stimme war es. Ich muß hinein und muß ſie ſehen.

Thue er es nicht, ſagte ich, es gibt ein Aufſehen unter den Leuten, wenn ihr zuſammen kommt; daraus könnte euch mancherley Verdruß zuwachſen. Weiß er was! ich will hineingehen, und die Roſine bereden, daß ſie aus dem Hofe heraus komme. Da kann er gleich ſehen, ob es die rechte Roſine iſt. Aber das ſage ich ihm: Hier muß er ſtehen bleiben, und darf nicht von der Stelle weichen, ſonſt geht alles verkehrt.

Ich ging nun hinein in den Hof und ſah da ein Mädchen mit einem Milcheimer in den Kuhſtall gehen. Ich ging ihr nach, both ihr einen guten Morgen, und fragte wohin ich gehen müßte, wenn ich nach Ilſenhayn wollte?

Ich bin, ſagte ſie, hier ſelbſt fremd, und weiß weder Weg noch Steg.

Weiß ſie denn auch nicht, fragte ich, wohin ich gehen muß, wenn ich nach dem Hölzchen will, das hinter dem Dorfe liegen ſoll?

Da geht er, antwortete ſie, vor der Schenke vorbey, immer zum Dorfe hinaus.

Ja, fuhr ich fort, wenn ich wüßte, wo die Schenke wäre! Thue ſie mir doch den Gefallen, und komme ſie mit heraus, und zeige mir wohin ich gehen muß, wenn ich vor der Schenke vorbey kommen will.

Da ſetzte ſie ihren Milcheimer hin, kam heraus und zeigte mir die Gegend, in welcher die Schenke lag.

Ich dankte, fragte aber zugleich, ob ſie den Burſchen nicht kenne, der dort ſtünde?

Ach Gott in deine Hände! ſagte ſie, das iſt alle mein Tage mein Jeremies.

St! ſagte ich, kein Wort weiter geſprochen! damit niemand etwas merke! Ihr Jeremies hat alles liebes und gutes mit ihr vor. Wenn ſie ihn ſprechen will: ſo komme ſie heute Vormittag noch ins Hölzchen, da wollen wir auf ſie warten, und ich hoffe daß alles gut gehen wird.

Die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen, ſie wollte noch viel reden — kein Wort! ſagte ich, laſſe ſie keiner lebendigen Seele etwas merken! Komme ſie nur ins Hölzchen, da kann ſie frey von der Leber reden.

Nun ſprang ich zu Jeremieſen, faßte ihn bey der Hand, zog ihn fort, und ſagte: fort mit ins Hölzchen! dahin kömmt ſeine Roſine. Er drehete ſich noch ein Paarmahl nach ihr um, nickte ihr zu, und ſie that ein gleiches.

Wir gingen in das Hölzchen, und ich führte Jeremieſen auf den Platz, wo er ſich den Tag zuvor hatte henken wollen. Nu! ſagte ich, wenn er ſich nun geſtern die Kehle zugeſchnürt hätte, wäre nach Achtheilingen geſchleiſt worden, ſeine Roſine hätte ihn geſehen — wie denn da?

J. Ach lieber Mann! in meinem Leben kann ich es ihm nicht verdanken —

H. Deßwegen ſage ich es gar nicht, daß er mir danken ſoll. Ich thue es nur deßwegen, daß er es recht einſehen ſoll, was für einen dummen Streich er geſtern machen wollte.

J. Ach ich ſehe es mehr als zu gut ein. Man ſollte gar nicht meynen, daß es möglich wäre, daß ein vernünftiger Menſch ſolche dumme Streiche machen könnte.

H. Ich will es ihm erklären. Jeder vernünftige Menſch hat Begierden. Wenn er dieſe nicht ſo zu lenken weiß, wie ein guter Reiter ſein Reitpferd: ſo bekommen die Begierden die Oberhand, ſie machen ihn zu ihrem Sclaven, und verleiten ihn, daß er lauter dumme Streiche macht.

J. Ich verſtehe ihn nicht recht.

H. Wenn er mich nicht recht verſteht: ſo denke er doch nur zurück über das, was er gethan hat. Erſt verführte er die gute Roſine, und brachte ſie um ihre Ehre, war das nicht ein dummer Streich?

J. Ein erz dummer Streich?

H. Woher kommt es denn aber, daß der vernünftige Jeremies ſo einen dummen Streich machte?

J. Ich war dem Mädchen ſo gewaltig gut.

H. So? Wenn man alſo einem Mädchen gut iſt: ſo muß man es um ſeine Ehre bringen? Ich will es ihm wohl beſſer ſagen: ſeine Wolluſt bethörte ihn, und weil er ſich keine Mühe gab, über ſie Herr zu werden: ſo machte ſie ihn zu ihrem Sclaven.

Da nun der dumme Streich geſchehen war, ſein Mädchen entwich, und er glaubte es wäre ins tiefſte Waſſer gegangen: ſo trat die Verzweiflung ein, ſtatt daß er hätte nachdenken ſollen, wie er das Geſchehene wollte gut machen: ſo ließ er ſich durch die Verzweiflung fortreiſſen, und griff zum Stricke.

So ſprachen wir noch eines und das andere, und ich brachte zu meiner großen Freude den Jeremies ſo weit, daß er mir verſprach, er wolle künftig auf ſeiner Huth ſeyn, daß ſeine Begierden ihn nicht mehr am Narrenſeile herumführten.

Recht vom Herzen mochte es ihm aber wohl nicht gehen: denn, indem er es verſprach, hatte die Begierde nach ſeiner Roſine ſich ſeiner ganz bemächtigt, und immer richtete er den Kopf nach Achtheilingen hin.

Jetzt ſah er ſeine Roſine. Wie ein Pfeil ſchoß er fort, fiel ihr um den Hals und heulte und herzte ſie, und konnte ſich von ihr gar nicht wieder los machen.

Ich bekam es am Ende ſatt, trat herbey und ſagte: was ſoll das werden Jeremies? Eben jetzt hat er mir verſprochen, daß er ſeine Begierden beherrſchen will, nun geht er wieder in ihren Stricken. Er läßt ſich die Freude beherrſchen und macht wieder einen dummen Streich; tritt da auf öffentlicher Straße hin und dahlt mit ſeiner Roſine. Wenn nun jemand aus dem Dorfe kommt, und ſieht den Auftritt, ſo geht, denk er an mich, alles ſchief.

Komm er doch mit ſeiner Roſine hierher in den Buſch, und überlege mit mir, wie das Geſchehene wieder gut gemacht werden kann.

Er folgte mir, und wir ſetzten uns miteinander im Buſche nieder.

Vor allen Dingen ſprach er, ſag mir, wo mein Kind iſt!

R. Ach ſprich doch jetzt von ſolchen Sachen nicht, wir ſind ja nicht alleine.

J. Vor dieſem Burſchen darfſt du dich nicht ſcheuen. Der weiß um alles.

R. Um alles?

J. Um alles. Das iſt kein Menſch, das iſt ein Engel. Wenn dieſer nicht gethan hätte: ſo hätteſt du mich zwar wieder geſehen, aber nicht lebendig. Sag alſo, wo iſt mein Kind?

R. Ich kann es nicht ſagen.

J. Du mußt es ſagen, ich laſſe dich nicht eher von der Stelle.

R. Ich habe es (indem ſie die Schürze vor das Geſicht hielt) an den Weg gelegt.

J. Wo?

R. Bey Rittersleben.

Da kann ſie, ſagte ich, nur ganz ruhig ſeyn; ich habe ihr Kind gefunden, nach Rittersleben gebracht, und kann ſie verſichern, daß es von einer guten und rechtſchaffenen Frau erzogen wird.

R. Ach du lieber Gott! iſt das wahr?

H. Das iſt ſo wahr, als ich neben ihr ſitze.

R.

R. Kann ich es denn nicht wieder bekommen?

H. Warum denn das nicht? Wenn ſie es nur wieder haben will.

J. Was ſollen wir denn aber mit dem Kinde machen?

H. Es ernähren und erziehen.

J. Das geht nicht, da kämen wir in Schimpf und Schande.

Eine Copulation.

Ich ſtand auf, legte meinen Kopf an eine Aepe und dachte nach. Dann richtete ich mich auf und fragte: Jeremies will er Roſinen haben?

J. Ja.

H. Roſine will ſie Jeremieſen haben?

R. Wenn er mich will, von Herzen gern.

H. Nun hört an lieben Leute! wenn ihr beyde noch rein wäret: ſo hätte eure Verheirathung weiter nicht viel Schwierigkeit; da ihr euch aber durch eure Begierden habt verleiten laſſen, einen albernen Streich zu machen: ſo iſt guter Rath theuer. Unterdeſſen will ich euch einen Rath geben, ſo gut ich kann. Wollt ihr ihn denn befolgen?

J. Von Herzen gern.

R. Ich auch.

H. Nun ſo hört mich an! Roſine geht ſogleich wieder in ihre Dienſte, und läßt ſich gegen niemanden etwas merken. Binnen hier und vier

Wochen hoffe ich ihr ihren Jeremies und ihr Kind zu verſchaffen.

R. Ach das kann ich nicht. Ich kann meinen Jeremies nicht verlaſſen.

H. Nicht verlaſſen? So verlaſſe ich euch und ſcheide von der ganzen Sache.

J. Ach thue er es nicht! verlaſſe er uns nicht!

H. So muß Roſine ſogleich gehen: weil ich noch gar wichtige Sachen mit Jeremieſen abzumachen habe.

J. So geh doch nur Roſine! der Burſch meint es ja gar zu gut mit uns.

Roſine ging endlich, nachdem ſie noch ein Langes und ein Breites mit ihrem Jeremies geplaudert hatte. Sobald ſie fort war, faßte ich Jeremieſen bey der Hand, und ſagte: lieber Jeremies, ſeine Sache iſt verzweifelt verwickelt. Auf dem Entſchluſſe den er jetzt faßt, beruht ſein, ſeines Mädchens und ſeines Kindes Wohl. Ich kann ihm keinen beſſern Rath geben, als daß er mit mir nach Rittersleben geht. Da wohnt gar ein verſtändiger rechtſchaffener und frommer Pfarrer, Goldammer heißt er. Dieſem will ich die ganze Sache vortragen, und der wird gewiß ihm den beſten Rath geben.

Jeremies folgte mir, und ich ging mit ihm wieder auf Rittersleben zu.

Unſer Weg führte uns nach Ilſenhayn. Mir wurde warm ums Herze, da ich den Ort ſah, und zu-

zurückdachte an alles, was darinne vorgefallen war. Hätte ich meinen Begierden folgen wollen: ſo wäre ich durch das Dorf gegangen, und hätte Kornlanden und ſeiner Tochter noch einmahl zugeſprochen. Meine Vernunft ſagte aber: thue es nicht! was hilft es dir, wenn du noch einmahl ein Mädchen ſiehſt, das du doch vergeſſen mußt? und was wird der alte Kornland denken, wenn du ſo bald wieder kommſt? wird er nicht glauben, du kämſt in der Abſicht, daß er dir noch einmahl für das gefundene Geld danken ſolle? Ich folgte der Vernunft, ging hinter dem Dorfe weg, druckte den Hut in die Augen, ſah gerade vor mich hin, both niemanden, der mir begegnete, einen guten Tag und lief, wie wenn mir der Kopf brennte, damit mich nur niemand erkennen möchte.

Da wir in Ritteesleben ankamen, bath ich Jeremieſen um alles, daß er ja gegen niemanden etwas von ſeiner Geſchichte ſolle merken laſſen, dann ging ich ſogleich zu dem Herrn Pfarrer.

Haberfeld freut ſich ſeiner Siege.

Was der Mann für eine Freude hatte, da er mich wieder ſah, das kann ich mit Worten nicht beſchreiben.

Ey! willkommen lieber Haberfeld! ſagte er, druckte mir die Hand, führte mich in ſeine Stube, und fuhr fort: wie habe ich mich gefreuet über das viele Gute, das ich von ihm gehört habe!

J. Wie ſo?

Pf. Daß er ſeine Liebe zu der Kornlandin ſo glücklich beſiegt hat.

J. Das habe ich Ihnen zu danken, und dem guten Herrn Amtman Specht.

Pf. Und ſich ſelbſt. Denn wenn nichts Gutes in ihm ſteckte: ſo würde er unſern guten Rath nicht befolgt, und er würde ihm alſo nichts geholfen haben. Lieber Haberfeld! Gar vielmahl habe ich von der Freyheit des Menſchen geprebigt, und die Mittel angegeben, wie ein jeder frey werden kann, wenn er nur ernſtlich will. Ich habe aber nicht gemerkt, daß es viel gefruchtet hat. Die mehreſten konnten mich nicht verſtehen.

Was mir aber noch mehr Freude machte, das war die Geſchichte mit der Geldkatze.

J. Mit was für einer Geldkatze?

Pf. Ach verſtelle er ſich nur nicht! Ich weiß alles. Der junge Burſch, der mit des Herrn Amtmanns Specht Spritze nach Ilſenhayn kam, Kornlands Haus rettete, der der Jungfer Kornlandin Bräutigam nicht anſehen wollte, hernach Kornlands Geldkatze fand, ſie ihm wieder zuſtellte, die Laubthaler, die man ihm geben wollte, in der Braut Schoos ſchüttete, und nicht einmahl ſeinen Nahmen

nannt

nannte — wer kann das anders geweſen ſeyn, als mein lieber guter Haberfeld!

(Ich ſchlug die Augen nieder)

Nun ſieht er lieber Haberfeld! was der Menſch vermag, wenn er nur ſeine Kräfte braucht. Ueber alle ſeine Begierden kann er Herr, auch im Bauernkittel frey werden. Und wenn er frey iſt — wie viel iſt er dann werth! Ein Engel iſt er, der allenthalben Gutes thut, der wirklich ſchon auf Erden ſelig iſt. Guter Haberfeld! (indem er mir die Hand druckte) verlaſſe er ja den guten Weg nicht auf dem er ſich jetzt befindet.

J. Ich verlaſſe ihn gewiß nicht. Sollten ja einmahl meine Begierden mich ein Fleck irre führen: ſo werde ich doch gewiß bald wieder auf den Weg treten, auf dem ich himmliſche Seligkeit gefunden habe.

Pf. Aber warum iſt er jetzt hier?

J. Sie werden ſich gewiß freuen, wenn ich es Ihnen erzähle. Ich fand auf meiner Reiſe einen unglücklichen Menſchen, der ſich das Leben nehmen wollte, und brachte ihn davon ab. Da ich ſchrecklichen Hunger im Leibe fühlte, ſo wollte mich der Hunger von dieſem Menſchen ab, nach der Schüſſel ziehen. Es gelang mir aber, über den Hunger Herr zu werden. Ich ließ mich mit dem Menſchen in ein Geſpräch ein, und — da ich ein Weilchen mit ihm geſprochen hatte, zeigte es ſich, daß er der Vater zu dem Kinde war, das ich gefunden habe.

Kurz darauf fand ich auch die Mutter.

Pf. Wollen denn die Aeltern ſich ihres Kindes annehmen?

H. Ey das verſteht ſich. Der Vater wollte ſich ja henken: weil er ſich wegen ſeines Kindes, das er für todt hielt, ſo grämte. Nun wollten wir nur von Ihnen einen guten Rath hören, wie ſich die Leute eigentlich bey der Sache benehmen ſollten. Der arme Menſch hätte die Mutter des Kindes gern geheirathet, aber ſein Vater will es nicht zugeben. Der iſt ein reicher Mann, und das Mädchen iſt eines armen Tagelöhners Tochter.

Pf. Kann ich den Menſchen nicht zu ſprechen bekommen?

J. Ach ja! Er iſt im Wirthshauſe.

Pf. So laſſe er ihn doch gleich herbeykommen.

Ich lief hin und brachte ihn bald zurück.

Ein guter Rath.

Er will alſo, lieber Freund! ſagte der Herr Pfarrer, von mir einen guten Rath haben.

Jerem. Ja deßwegen bin ich zu Ihnen gekommen. Ich habe gehört daß Sie ein ſo guter und kluger Mann ſind. Wie es mit mir ſteht, das wird Ihnen alles Haberfeld geſagt haben.

Pf. Etwas, aber nicht alles. Das Mädchen, mit dem er zu vertraut gelebt hat, war wohl eine liederliche Weibsperſon?

J. Wo denken Sie hin Herr Pfarrer? das ordentlichſte und ſtillſte Mädchen im Dorfe war es, dem ſeine Feinde nichts übles nachreden konnten.

Pf. Und er hat es verführt?

J. Herr Pfarrer! ich ſtehe hier unter Gottes Augen — was ſoll ich leugnen — ja ich habe es verführt.

Pf. Nun da kann ich ihm nur zweyerley rathen. Erſtlich, er läßt das Mädchen ſitzen, und, wenn es ihn verklagt, und ihn als Vater zum Kinde angibt: ſo ſchwört er es ab.

J. Das können Sie mir rathen Herr Pfarrer?

Pf. Wenn ſein Vater es nicht zugeben will, daß er ſie heirathet, wenn er ihn erblos macht, im Fall daß er ſie heirathet, wie kann er da anders als ſich los ſchwören? da bleibt er doch bey ſeinem Vermögen, und wird einmahl ein reicher Mann.

J. Schade vor allen Reichthum, wenn ich kein gutes Gewiſſen habe. Herr Pfarrer ich habe noch keinen falſchen Eid gethan, ich habe nur das Mädchen und mein Kind unglücklich gemacht, und doch, ſo wahr Gott über mir lebt, habe ich ſeit der Zeit keine frohe Stunde gehabt. Was half mir denn mein Reichthum? Weder Eſſen noch Trinken ſchmeckte mir. Alle Sonntage hatte ich meinen Braten, bald Schöpſen, bald Schweinebraten, wie es die

Jahreszeit mit ſich brachte — mir half es nichts — der Biſſen ſtarb mir auf der Zunge. Am Johannistage ließ mir mein Vater einen ſchönen rothen Bruſtlatz machen, mit ſilbernen Knöpfen, ſo groß wie die wälſchen Nüſſe — ich warf ihn in eine Ecke, und habe ihn noch nicht an den Leib gebracht. Was hilft dir, dachte ich, der Bruſtlatz, und wenn er ſilberne Knöpfe hätte ſo groß wie die Gänſeeyer — wenn es unter dem Bruſtlatze nicht richtig iſt; wenn es hier auf der linken Seite ſo wühlt und pocht, und das Gewiſſen immer ſpricht: du biſt ein ſchlechter Kerl! Mein Vater hat einen Taglöhner, einen creuzbraven Kerl, Hans Michel heißt er. Wann ich den ſein Stück Käſe und Brot eſſen ſah — wann ich ſah wie gut es ihm ſchmeckte, wie froh er dabey war — ach wie vielmahl habe ich mich da an ſeine Stelle gewünſcht! wenn ich nun gar einen falſchen Eid ſchwören ſollte — Herr Pfarrer ich bitte Sie um Gottes willen, was würde denn da aus mir werden? ich müßte ja ins tiefſte Waſſer gehen.

Pf. Recht hat er. Und wenn er ſeines Vaters ganzen Reichthum bekäme, und noch dazu eine ganze Stube voll Preuſſiſche Doppel Louisd'or und hätte ein böſes Gewiſſen: ſo hülfe ihm dieß alles nichts. Und wenn er hundert Stuben voll Gold hätte, ſo hülfe ihm dieß wieder nichts. Die Gewiſſensbiſſe können durch die Reichthümer der ganzen Welt nicht geheilt werden.

Ich ſehe doch nun, daß noch ein gutes Haar an ihm iſt, und habe ihm dieſen Rath bloß um deßwillen gegeben, um zu hören, was er dazu ſagen würde. Da er ihn nicht angenommen hat: ſo gebe ich ihm einen andern: heirathe er das Mädchen!

J. Das will ich ja herzlich gern, wenn doch nur mein Vater ſeine Einwilligung dazu gäbe!

Pf. Die hätte er erhalten können, wenn er frey, wenn er Herr über ſeine Begierden geweſen wäre. Hätte er mit dem Mädchen einen züchtigen Umgang gehabt, hätte es zur Geduld und zum Fleiſſe ermahnet, und ſeinem Vater von Zeit zu Zeit ein gutes Wort gegeben, oder einen guten Freund für ſich ſprechen laſſen: ſo würde gewiß am Ende ſein Vater ſeine Beyſtimmung gegeben haben. Da er aber ſeinen Begierden folgte: ſo hat er alles verderbt. Sobald der Menſch in den Stricken ſeiner Begierden, oder, wie man ſonſt zu ſagen pflegte, in des Teufels Stricken geht: ſo macht er lauter alberne Streiche.

J. Das hat mir Haberfeld ſchon geſagt.

Pf. Jetzt wird es weit ſchweerer halten des Vaters Einwilligung zu bekommen. Denn viel Ehre iſt freylich nicht dabey, wenn man eine geſchwächte Perſon in die Familie bringt.

J. Was ſoll ich denn da thun?

Pf. Den Vater nochmahls um ſeine Einwilligung bitten.

J. Wenn er ſie mir aber nicht gibt?

Pf. Er hat noch einen Vater, der ihm bleibt, wenn ſein leiblicher Vater lange unter der Erde liegt. Stelle er ſich vor, daß dieſer Vater jetzt vor ihm ſtände. Frage er ihn: lieber Vater! ich habe ein unſchuldiges Mädchen verführt, und es um ſeine Ehre gebracht; was ſoll ich nun thun? ſoll ich es verlaſſen oder ſoll ich es heirathen? was meynt er wohl, daß dieſer Vater antworten wird?

J. Er wird doch haben wollen, daß ich ſie heirathe.

Pf. Ich glaube es auch. Wenn er nun weiß was des himmliſchen Vaters Wille iſt, was muß er thun?

J. Ich muß ihm gehorchen.

Wenn aber nun der leibliche Vater nicht haben wollte, daß er dem himmliſchen Vater gehorche, wie denn da?

J. Ich muß ihm doch gehorchen.

Pf. Wenn ihn aber der leibliche Vater deßwegen enterben wollte.

J. Das wäre freylich hart.

Pf. Hart hin, hart her, ich will wiſſen ob er deßwegen dem himmliſchen Vater nicht gehorchen darf, wenn ihn der leibliche Vater deßhalb erblos machen will.

J. Ich glaube ich muß dem himmliſchen Vater doch gehorchen.

Pf. Aber wovon will er mit Frau und Kindern leben?

J. Von der Arbeit. Das wird aber freylich ein ſauer Stückchen Brot ſeyn.

Pf. Sauer und ſüß, wie er will; ſauer, wenn er dabey immer an den Schöpſen- und Schweinsbraten denkt, den er in des Vaters Hauſe gegeſſen hat; ſüß, wenn er bedenkt, daß er deßwegen ſo ſparſam lebt, daß er die Pflichten gegen ſeine Frau und Kinder erfüllt. Nun ſage er, was will er thun?

J. Wie geſagt — heirathen will ich meine Roſine gern, wenn mich nur mein Vater deßwegen nicht erblos macht.

Pf. Da kömmt er mir vor wie ein gewiſſer junger Burſch, den ich in meiner Jugend kennen lernte: der wollte gern ſchwimmen lernen, aber ins Waſſer wollte er nicht gehen. Funfzigmahl ging er wohl ans Waſſer; ſobald er aber ans Ufer kam ſtand er ſtille, beſann ſich, ging wieder zurück und ſagte: ſchwimmen möchte ich wohl lernen, wenn ich nur nicht ins Waſſer gehen dürfte. So macht er es auch. Roſinen will er wohl heirathen, aber die Unannehmlichkeiten will er nicht übernehmen, die mit dieſer Heirath verknüpft ſind. Jener Burſch lernte in ſeinem Leben nicht ſchwimmen, und er — wenn er von ſeiner Liebe zum Gelde ſich nicht los macht, wird eben ſo wenig ſeine Roſine heirathen.

Da ſehe ich aber die Frau kommen, die ſein Kind verpflegt. Setze er ſich hin und überlege er, was er thun will. Ich habe mit dieſer Frau etwas Nothwendiges zu reden.

Jetzt trat ſie herein, und hatte Chriſtöphelchen im Mantel.

Wie gehts liebe Frau! ſagte der Herr Pfarrer, thut ſie auch noch ihre Pflicht, gegen das arme verlaſſene Kind, das ihr der liebe Gott zugeführt hat?

Ich werde ja, antwortete ſie. Ich müßte ja eine ſchlechte Frau ſeyn, wenn ich mich des armen Würmchens nicht annehmen wollte. Du gutes Chriſtöphelchen! du kannſt auch ſagen: mein Vater und meine Mutter verlaſſen mich, aber der Herr nimmt mich auf. Du haſt einen Rabenvater und eine Rabenmutter, die haben dich verlaſſen; aber der liebe Gott hat dich aufgenommen, und dich zu mir geführt.

Jeremies fing an am ganzen Leibe zu zittern und ſagte: Herr Pfarrer kann ich denn nicht mit Ihnen noch ein Paar Wörtchen in einer andern Stube ſprechen?

O ja! antwortete dieſer, ging mit ihm in die obere Stube, und ich folgte ihm nach. Da heulte er die heißeſten Thränen, und ſagte: Herr Pfarrer! mein Entſchluß iſt gefaßt — ich heirathe meine Roſine -- ich nehme mein Kind an, und ſollte ich bey Waſſer und Brot leben. Gott bewahre mich! die Nachrede will ich nicht haben, daß ich ein Rabenvater wäre. Hier haben Sie meine Hand drauf!

Der Herr Pfarrer nahm ſie an, und ſagte; nun Gott ſtärke ihn, daß er bey ſeinem Entſchluſſe bleibt, und ſich durch keine Geldliebe, durch keine falſche Schamhaftigkeit, davon abwendig machen läßt.

Darauf fragte er ihn nach ſeinem Wohnorte, ſchrieb einen Brief, gab ihn Jeremieſen und ſagte: dieſen Brief trage er zu dem Herrn Amtmann Specht.

J. Wo wohnt dieſer?

Pf. Es ſteht darauf: in Trautleben. Der Herr Amtmann wird für ihn als Vater ſorgen, und ihm Arbeit verſchaffen. Sey er fleißig und treu! das Uebrige will ich beſorgen. Haberfeld bleibt unterdeſſen bey mir.

Nun ſchrieb der Herr Pfarrer einen Brief an Jeremieſens Vater, Valentin Leder in Baumhauſen, ſchickte mich damit ab, und ſagte mir, wie ich meine Sachen machen ſollte.

Ueber die Mittel ohne Arbeit reich zu werden.

Ich nahm mein Nachtquartier wieder in Achtshellingen, wo ich einen Gerbersgeſellen antraf, mit dem ich bald Bekanntſchaft machte.

Ich ließ mir ein Stück friſche Wurſt geben und verzehrte es, der Gerbersgeſelle ſah zu, wie es mir ſo gut ſchmeckte; er ſelbſt ließ ſich aber nichts geben. Nu? fragte ich, will er denn heute nicht eſſen?

G. Mir fehlts am Beſten.

J. So? iſt er denn krank?

G. Das wohl nicht, aber mein Beutel hat die Schwindſucht.

J. Das iſt noch kein großes Unglück. Beſſer iſt es der Beutel hat die Schwindſucht, als daß ſie die Lunge hat. Die Schwindſucht des Beutels kann doch leicht gehoben werden.

G. Das iſt meine Meynung auch. Heute über acht Tage ſitze ich vielleicht bey Fiſch und Braten, und einer Flaſche Rheinwein, und laſſe jeden mit eſſen, der dazu Appetit hat.

J. Da thut er nicht übel dran. Aber woher ſoll denn ſein Beutel auf einmahl ſo gut genähret werden? Hat er vielleicht einen reichen Vater?

G. Gehabt, aber nicht mehr. Der wird heute Abend auch nicht wiſſen, was er eſſen ſoll.

J. Iſt er vielleicht abgebrannt?

G. Das nicht.

J. Oder im Kriege ausgeplündert worden?

J. Auch nicht. Er hat ſein Haab und Gut in das Lotto geſetzt. So hab ich es auch gemacht. Nun hungern wir beyde, aber, wie ich glaube zum letzten mahle. Morgen wird das Lotto gezogen. Wir haben beyde auf eine Quaterne geſetzt, und die muß morgen herauskommen, es koſte was es wolle.

J. Wenn ſie herauskommen muß: ſo habe ich weiter nichts dagegen. Woher weiß er denn aber, daß ſie herauskommen muß?

G. Ja wenn ſie nicht herauskäme: ſo müßte ich ja wahrhaftig mit meinem Vater, als Bettler, zum Lande hinausgehen.

J. Nu! da würde er gute Geſellſchaft finden! Mir iſt geſagt worden, daß jetzt gar viele hübſche Leute, die ſonſt in den beſten Umſtänden waren, als Bettler herumzögen, weil ſie ihr Haab und Gut im Lotto verſpielt hätten. Die hofften alle auch auf Quaternen.

G. Mit mir iſt es aber doch eine ganz andere Sache. Ehe wir aber weiter reden: ſo thue er mir doch den Gefallen, und laſſe er mir auch ein Stück friſche Wurſt und Brot geben. Mich hungert wie ein Wolf. Heute den ganzen Tag habe ich noch keinen Biſſen über meine Zunge gebracht. Gewinne ich die Quaterne: ſo will ich es ihm hundertfältig bezahlen.

J. Was nun die Quaterne betrifft: ſo ſage ich ihm aufrichtig, daß ich ihm dafür nicht bloß Stückchen Wurſtſchale gebe. Weil ich aber ſehe, daß er in Noth iſt: ſo will ich ihm doch ein Abendeſſen reichen laſſen.

Ich beſtellte es für ihn, und er fiel darüber ſo begierig her, als wenn er den Teller auch mit eſſen wollte.

Da er es aufgezehrt hatte: ſo fragte ich ihn, warum er denn glaube; daß es mit ihm eine ganz andere Sache ſey, als mit den vielen tauſend Leuten, die das Lotto an den Bettelſtab gebracht hat. Das will ich ihm ſagen, war ſeine Antwort.

Als ich das letztemahl ins Lotto ſetzen wollte, ſo bath ich den lieben Gott gar zu herzlich, er möchte mir doch die Nummern bekannt machen, die bey der nächſten Ziehung des Lottos herauskommen würden.

Der liebe Gott hat mein Gebeth auch erhöret. Da ich eingeſchlafen war, träumte mir, ich wäre in einem ſchönen Garten, ſo ſchön wie der Garten zu Wörlitz bey Deſſau, und ſtand vor einem Schloſſe, das ſo ſchön war, wie das des Fürſten von Deſſau, und über der Thüre des Schloſſes ſtanden die Zahlen 1, 6, 8, 9.

Da ich aufwachte, dankte ich dem lieben Gott für die Offenbahrung, ſagte ſie meinem Vater, und wir nahmen uns vor die Zahlen 1, 6, 8, 9, zu

bei

beſetzen. Da wir aber kein Geld hatten: ſo verkaufte mein Vater die Hälfte von ſeinen Hemden.

J. Wieviel betrug dieſe Hälfte?

G. Eins. Und ich verkaufte meine Sonntagshoſen, und nun ſetzten wir das Geld, das wir daraus löſeten, ins Lotto.

Ein junger hübſchgekleideter Fremder, der unſer Geſpräch mit angehört hatte, fiel dem Gerber in die Rede und ſagte: ich wette mit ihm, daß dieſe Quaterne eben ſo wenig herauskommen wird, als alle die er bisher beſetzt hatte. Ach die Wuth ins Lotto zu ſetzen, die macht mehr Leute unglücklich, als Feuers- und Waſſersnoth. Wenn die Menſchen ihre Vernunft brauchen lernten: ſo würde niemand ins Lotto ſetzen. Aber ſie brauchen ihre Vernunft nicht, ſie laſſen ſich ihre Begierde, ohne Arbeit reich zu werden, blenden, und dieſe verleitet ſie als Narren zu handeln, und ihr Geld, das ſie haben, in einen Strudel zu werfen, wo es für ſie auf immer verlohren iſt, in der Hoffnung, dafür große Geldſummen zu erhalten. Und wenn ſie gleich einen ihrer Spielkameraden, nach dem andern, mit dem Bettelſtabe fortgehen ſehen, ſo werden ſie doch nicht klüger.

Ich habe hier ein Paar Blätter bey mir, die ich drucken laſſen, und darinne den Leuten zeigen will, was es mit dem Lotto eigentlich für eine Bewandniß habe. Ich will ſie euch doch vorleſen. Sie haben den Titel:

Gemeinnützige Lotto - Tabelle für den Bürger und Bauersmann.

In Frag und Antwort.

Frage

Was iſt einem Lottoſpieler am nöthigſten zu wiſſen?

Antw.

Die wahre Beſchaffenheit des Lotto.

Frage

Warum?

Antw.

Weil der ein thörichter Menſch iſt, der einen Handel treibt um Geld zu verdienen, ohne ihn zu kennen.

Frage

Macht die Lottodirektion die wahre Beſchaffenheit des Lotto bekannt?

Antw.

Nein. Weil keiner, der das Lotto genau kennt, leicht drinn ſpielt.

Frage

Wie viel gewinnt ſie am ſimplen Auszug?

Antw.

Am ſimplen Auszug gewinnt ſie 16 pro Cent und am beſtimmten Auszug 22.

Frage

Wie viel pro Cent gewinnt das Lotto an der Ambe?

Antw.

An der Ambe gewinnt es 32 pro Cent.

Frage

Wie viel gewinnt es an der Terne?

Antw.

54 pro Cent.

Frage

Wie viel gewinnt es an der Quaterne?

Antw.

An der Quaterne gewinnt das Lotto am 100 gerade 88.

Frage

Wer im Lotto ſpielt, was thut der?

Antw.

Der treibt einen Handel in dem er mit 16 pro Cent Verluſt handelt, wenn er den ſimplen Auszug ſpielt. — Beſetzt er die Ambe ſo handelt er mit 32 p. C. Verluſt, — beſetzt er die Terne, ſo handelt er mit 54 p. C. Verluſt. — Beſetzt er die Quaterne ſo handelt er mit 88 p. C. Verluſt.

Frage

Wie wahrſcheinlich iſt es, daß einer eine Ambe gewinnt?

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Antw.

Das iſt eben ſo als wenn unter 400 Nummern 399 Nieten ſind und 1 Treffer.

Frage

Wie wahrſcheinlich iſt es daß einer eine Terne gewinnt?

Antw.

Bey der Terne ſind 11000 Nieten möglich und nur ein Treffer.

Frage

Wie wahrſcheinlich iſt es aber daß man eine Quaterne gewinnt?

Antw.

Wer auf eine Quaterne ſpielt, der ſucht einen Nadelknopf in einem Fuder Heu. Oder mit andern Worten er muß eine ſchwarze Erbſe mit verbundenen Augen ſuchen unter 9 Scheffel weißen. — Denn bey der Quaterne ſind 2 Millionen und 540,000 Nieten gegen einen Treffer.

Frage

Wo findet man dieſe Rechnung?

Antw.

In dem Buche welches heißt: *Der aufrichtige Lottoſpieler.* Dieſes Buch koſtet nur wenige Kreuzer, und iſt bey allen Buchhändlern zu haben, vorzüglich aber bey Hrn. Mallinkrodt in

Dortmund und in der Buchhandlung der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal.

Frage.

Stehen da auch noch mehr Sachen drinn, die dem Lottoſpieler zu wiſſen nöthig ſind?

Antw.

O Ja. Es ſteht z. B. drinn: wie lange die Nummern oft ausbleiben.

Frage.

Wie lange bleiben ſie denn oft aus?

Antw.

Numero 1 blieb im Mannheimer Lotto einmal 81 mal drinn. Nr. 2 blieb einmal 71 mal drinn. Nr. 3 blieb einmal 62 mal drinn. Nr. 4 blieb 63 mal drinn. Nr. 6 blieb 113 mal drinn. Nr. 7 blieb gerade 100 mal drinn. Nr. 9 blieb 91 mal drinn. Nr. 11 blieb 96 mal drinn; u. ſ. w.

Frage.

Wie kann man im Lotto ſpielen, ohne zu verlieren?

Antw.

Man muß auf den ſimplen Auszug ſetzen, klein anfangen und immer erhöhen bis die Nummer kommt.

Frage.

Muß man aber auch zu dieſem Erhöhen viel Geld vorräthig haben?

Antw.

Ja wohl. In dem aufrichtigen Lottoſpieler iſt eine Erhöhungstabelle, aus der man ſehen kann, daß wenn man mit einem Kreuzer anfängt, man 28 Gulden haben muß wenn die Nummer 70 mal drinn bleibt.

Frage.

Wenn ſie aber 75 mal drinn bleibt?

Antw.

So muß man 40 Gulden vorräthig haben, um das Nachſetzen aushalten zu können.

Frage

Wenn ſie aber 80 mal hinter einander drinn bleibt?

Antw.

So muß man in allem 75 Gulden einſetzen.

Frage

Wenn ſie aber 85 mal drinn bleibt?

Antw.

So muß man in allem 81 Gulden einſetzen.

Frage

Wenn ſie aber 90 mal hintereinander drinn bleibt?

Antw.

So muß man 115 Gulden vorräthig haben, um das Erhöhen aushalten zu können.

Frage

Wie viel gewinnt man aber denn auch endlich?

Antw.

Man gewinnt all ſein eingeſetztes Geld wieder und noch 14 Kreuzer dazu.

Frage

Kann man es nicht ſo klug anfangen, daß, wenn man mehrere Jahre ſpielt, man am Ende doch noch etwas gewonnen hat?

Antw.

Die Einrichtung des Lotto iſt ſo gemacht, daß das nicht möglich iſt. Wenn aber auch einer ſo viel Geld vorräthig da liegen hat, daß er das Erhöhen aushalten kann, ſo gewinnt er doch nie ordentliche Procente mit ſeinem Capital; denn was ſind 14 Kreuzer für Zinſen von einem Capital von 115 Gulden?

Frage

Wenn aber nun jemand auf ſeine Träume acht gibt, und das Traumbuch fleißig gebraucht?

Antw.

So iſt er entweder ein Narr, oder er wird doch einer. In einem Traumbuch ſteht zum Beyſpiel: Wenn man im Traume die Fröſche quäken hört, ſo bedeutet das Nr. 90. In einem andern ſteht: wenn man die Fröſche quäken hört, ſo bedeutet es Nr. 23. In einem dritten Traumbuche ſteht: wenn man die Fröſche quäken hört, ſo bedeutet das Nr. 57. Wer hat nun Recht?

Frag

Frage

Das weis ich nicht. — Geht es aber bey dem Ziehen des Lotto immer ehrlich her?

Antw.

Das weis ich nicht. Aber das weis ich, daß ſie leicht machen können, daß gewiſſe Nummern nicht kommen — obſchon das Rad von Glas iſt, und dem Waiſenknaben die Augen verbunden ſind.

Frage

Was ſind die Collekteurs für Leute?

Antw.

Was das für Herren ſind, davon findet man eine ſchöne Beſchreibung in einem kleinen Buche, welches heißt: Das neue Lottobüchlein von Schmitchen. Es enthält die ſchauerliche Geſchichte von einem unglücklichen Lottoſpieler, der aus Verzweifelung von Frau und Kindern weg ging, und ſich ins Waſſer ſtürzte. — Sein Schwager, der auch im Lotto ſpielte, wurde nachher enthauptet, weil er einen Juden ermordet hatte.

Frage

Was müßten denn die Collekteurs thun, wenn ſie brave und ehrliche Leute ſeyn wollten?

Antw.

Sie müßten dem, der das Lotto nicht kennt, es erklären, was es für eine Bewandniß damit hat. — Wer dann noch ſpielen wollte, der könnte es thun.

Frage

Wie iſt es denn mit den Zahlenlotterien beſchaffen?

Antw.

Die ſind ehrlicher wie das Lotto, weil ſie immer nur 10 pro Cent Vortheil nehmen.

Frage

Warum ſind ſie denn in Claſſen eingetheilt?

Antw.

Damit man nicht ſo leicht die wahre Einrichtung derſelben merke. Sie denken im trüben iſt gut Fiſchen. — Durch die Einrichtung mit Claſſen, haben ſie den Vortheil, daß in 19,000 Nummern 143,000 Nieten ſind.

Frage

Wie iſt das möglich?

Antw.

19000 Nummern ſind in 7 Claſſen ſo viel als 133,000 Nummern in einer Claſſe. Da nur in allen 10000 Gewinne ſind, ſo kommt gegen 1 Treffer 11 Verlierer. Da aber unter 16000 Looſen 10000 gewinnen, ſo glaubt man gewöhnlich daß mehrere Gewinner wären.

Frage

Wer hat die Lotterie erfunden?

Antw.

Ein kluger Mann in Genua, der gerne reich werden wollte aber nicht gerne arbeitete.

Während dem Leſen kratzte ſich der Gerber verſchiedenemahl in dem Kopfe, und da der Fremde fertig war, ſagte er: ja wenn ich das vor fünf Jahren gewußt hätte: ſo wollte ich jetzt ein anderer Mann ſeyn — nun aber bin ich verloren. Alle mein Geld iſt fort, meine Uhr, die ſilbernen Knöpfe an meinem Bruſtlatze, meine Wäſche, meine beſten Kleidungsſtücke, alles hat der Henker geholt. Was ſoll ich anfangen? Betteln? das läßt meine Ehre nicht zu. Soldat werden?

Halt! fiel ihm der Fremde ins Wort, zwiſchen Betteln und Soldatwerden gibt es noch ein Mittelding, das heißt, — arbeiten. Treibe er ſeine Profeſſion, die ihren Mann gut ernähret, und arbeite er, was ſeine Kräfte vermögen!

G. Wenn ich doch nur nicht ſo ſehr von Kleidern herunter wäre! Sollte denn gar keine Hoffnung da ſeyn, daß ich die Quaterne gewönne?

Fr. Gar keine! das ſage ich ihm als ein ehrlicher Mann. Daß er glaubt die 4 Zahlen, die er im Traume geſehn hat, wären die 4 Nummern, die bey der nächſten Ziehung des Lotto herauskommen würden, und daß der liebe Gott ſie ihm offenbahret habe, das iſt wahre Narrheit. Wie kann er denn glauben, daß der liebe Gott, der die Einrichtung gemacht hat, daß jeder Menſch im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brot eſſen ſoll, ein Wunder thun werde, um einen Menſchen ohne Arbeit reich zu machen? Vergeſſe er ſeine Quaterne und gehe in Gottes Nahmen nach der nächſten Stadt um Arbeit zu ſuchen!

Der Gerber verſprach es zu thun, die Streue wurde gemacht, ich dehnte mich und dachte: dieſe Nacht willſt du auch recht gut ſchlafen.

Haberfeld kämpft, aber nicht ganz glücklich.

Ehe ich mich aber hinlegte, fuhr mir noch ein anderer Gedanke durch den Kopf. Wie wäre es dachte ich, wenn du einmahl deine Schlafluſt ein Bischen herumtummelteſt, und dieſe Nacht mit Wachen zubrächteſt? Ich that es wirklich, ob es mir gleich ſehr ſauer ankam. Da ich aber merkte, daß mir in der Stube Zeit und Weile lang werden würde: ſo entſchloß ich mich ins Freye zu gehen, und bezahlte zuvor, was ich verzehret hatte. Es war Mondſchein und der Himmel klar und helle; Alles war ruhig und ſtille nur das Rauſchen eines Fluſſes konnte ich hören, und mit unter ein kleines Geräuſch in den Büſchen, das durch den Luftzug verurſacht wurde.

Wie wohl mir da war, das kann ich keinem Menſchen beſchreiben. Da konnte ich meinen Gedanken recht nachhängen, und kein böſer Gedanke kam mir in die Seele. Es war, als wenn ich dem lieben Gotte näher wäre, als ſonſt, und alle das Rauſchen und Wehen kam mir wie ſeine Stimme vor. Da nahm ich es mir nochmahls recht ernſtlich vor, daß ich mir Mühe geben wollte, ein guter Menſch zu werden, und mich von den Feſſeln meiner Begierden frey zu machen.

Mit dieſem Vorſatze ging ich immer weiter ohne ſelbſt zu wiſſen wohin? Auf einmahl ſahe ich aber etwas, das mich neugierig machte. Ich ging darauf los, und je näher ich kam, deſto mehr ſchien es mir ein offener Sarg zu ſeyn.

Särge habe ich in meinem Leben genug geſehen, ohne mich zu fürchten; aber dießmahl, da ich den offenen Sarg, bey der Nacht, auf freyem Felde erblickte, lief es mir doch, was ſoll ich es läugnen? eiskalt über die Haut. Ich ſtand ſtille — gehſt du? oder gehſt du nicht? dachte ich bey mir ſelbſt. Endlich fiel mir ein, daß ich doch nicht recht frey wäre, wenn ich mich durch die Furcht vor einem Sarge zurückhalten ließe. Ich ſchlich alſo näher, und ſah nun recht deutlich, daß es ein offener Sarg war, neben dem der Deckel lag. Da ich noch ein Paar Schritte näher kam, ſah ich ſogar, daß eine Leiche drinne lag. Wer da? rief ich.

Sobald ich gerufen hatte, wer da? richtete ſich die Leiche im Sarge auf, und antwortete: gut! gut! ich komme gleich.

Nun hatte ich es vollkommen ſatt. Ich machte links um, die Vernunft verließ mich, und die Furcht packte mich, ſo zu ſagen, bey den Haaren, und riß mich mit ſich fort. Ach Leute! was für unbeſonnene Streiche macht doch der Menſch, wenn er ſich von der Furcht überwältigen läßt. Warum lief ich denn? wie ich glaubte, vor einem Geſpenſte. War es wirklich ein Geſpenſt — was würde mir mein Laufen geholfen haben? denn, wie man ſagt, ſo fliegen ja die Geſpenſter ſo geſchwind, wie die Fledermäuſe, und es iſt den Menſchen, mit ſeinem ſchweren Körper, unmöglich ihnen zu entkommen. So viele Beſinnung hatte ich aber nicht. Ich lief immer drauf los wie wenn mir der Kopf brennte; der Angſtſchweiß lief mir über den ganzen Leib. Da ich immer ein Geräuſch hinter mir hörte: ſo glaubte ich es wäre der Geiſt, und machte daher Sätze wie ein Haaſe, wann ihm der Hund auf dem Nacken ſitzt.

Eine Viertelſtunde mochte ich wohl ſo gelaufen ſeyn, da war es, wie wenn mich etwas an der Schleppe hielt, Herr Jeſu! rief ich, nahm meine letzten Kräfte zuſammen, that noch einen Satz und — patſch! da ſtak ich in einem Sumpfe bis unter die Arme.

Nun verging mir das Laufen. Ich mußte ſtille ſtehen, und gelaſſen abwarten, bis es dem Geiſte gefiele, mir den Kopf umzudrehen. Wirklich ſchien er auch Anſtalten dazu zu machen: weil etwas über meinem Kopfe hin und her fuhr. Da es aber immer nicht zum Kopfumdrehen kam, und die Zeit mir zu lang wurde: ſo griff ich endlich über mich, und bekam einen Buſch in die Hand. Nun faßte ich Muth und ſah mich um. Da ſah ich nun weit und breit nichts, das einem Geſpenſte ähnlich geſehen hätte; wohl aber bemerkte ich hinter mir einen Erlenbuſch. Der war mein Schutzengel. Ich ſuchte mich wieder heraus zu arbeiten, es war aber alles umſonſt, ich ſteckte zu tief im Schlamme. Da nahm ich endlich meine Zuflucht zu dieſem Erlenbuſche, bog, vermittelſt meines Stocks, ein Paar Stämmchen nieder, faßte ſie mit beyden Händen feſte an, und zog mich dann aus dem Schlamme heraus.

Da ſtand ich nun, zitterte am ganzen Leibe, wie ein naſſer Hund, und wußte nicht, ob ich rechts oder links, vor oder rückwärts gehen ſollte.

Zum Glück hörte ich ein Nachtwächterhorn verſchiedenemahl, ging dem Schalle nach, und ſah nun bald im Grunde ein Dorf vor mir liegen. Ich ging drauf los, begegnete dem Nachtwächter, und bath ihn, mir das Wirthshaus zu zeigen, welches er auch gern that.

Im Wirthshauſe war, wie man leicht denken kann, alles zu Bette, und ich mußte lange pochen, ehe ſich ein Fenſter aufthat und ein Kopf herausguckte. Wer iſt denn da? fragte dieſer.

Ein Reiſender antwortete ich, der ſich verirret hat. Thue er mir doch ja den Gefallen und laſſe er mich ein. Er brummte, machte das Fenſter zu, machte mir aber endlich doch auf, nachdem ich wohl noch eine Viertelſtunde hatte warten müſſen.

Kann er denn nicht am Tage kommen? fragte er.

Mir wäre es auch lieber, antwortete ich, wenn ich am Tage hätte kommen können. Aber ich hatte mich verirrt, und bin in den Schlamm gerathen, ſehe er nur, wie ich zugerichtet bin. Gebe er mir doch ja ein Bette, in das ich kriechen, und meine naſſen Kleider trocken werden laſſen kann.

Anfangs hatte er keine Ohren dazu; da ich aber verſicherte, daß ich alles bezahlen wollte, und ihm ein Paar Laubthaler zeigte; ſo muß ich geſtehen, daß er ſehr gefällig war, und mir ein Bett anwieß.

Ich kroch hinein, nachdem ich meine ſchlammigte Kleidung abgelegt hatte. Aber erſt mit Tagesanbruch ſchlummerte ich ein Bischen ein: weil mir der Sarg mit dem Dinge, das aus dem Sarge ſtieg, gar nicht aus dem Kopfe wollte.

Haberfeld ſchämt ſich.

Als ich aufgeſtanden war und in die Stube trat, fand ich da verſchiedne Brantweinsgäſte, die von nichts ſprachen, als von einer alten Frau, die den Tag zuvor hatte begraben werden ſollen, und nicht begraben werden konnte: weil der Sarg, in den hen wen ſie legen wollte, nicht angekommen war. Ich möchte doch wiſſen, ſagte der eine, wo der Klaus hingekommen wäre, ob ihn der Henker geholt hat, oder ob ihn die Wolken aufgezogen haben. Früh 5 Uhr iſt er doch fort nach der Stadt gegangen.

Und ich, fuhr der andere fort, bin ja in der Stadt geweſen und habe den Sarg ſtehen ſehen vor des Schreiners, Meiſter Steins, Thür. Es ſtand darauf:

Chriſtus iſt mein Leben
Sterben iſt mein Gewinn

und da ich mich erkundigte, wohin der Sarg kommen ſollte: ſo ſagte er ja expres er käme nach Herrnwinkel.

Zwölf Uhr ließ ich mir im grauen Schwane eine Wurſt braten, und ging dann nach Hauſe. Wenn ich nun auch glauben wollte, daß Klauſen ein Unglück zugeſtoßen wäre: ſo hätte ich ihn doch auf dem Wege finden müſſen.

Ich ſpitzte die Ohren gewaltig, da ich die Sarggeſchichte hörte, und immer wollte ich mit der Geſchichte herausrücken, die mir die vorige Nacht begegnet war: aber ich dachte auch: wozu hilft es? ſie lachen dich doch nur aus.

Da die Geſellſchaft noch ein Weilchen hin und her geſprochen, und ſich die Köpfe beynahe darüber zerbrochen hatte, was wohl aus dem Klauſe geworden wäre, trat Klaus ſelbſt herein.

Guten Morgen ſagte er verdrießlich.

Guten Morgen! ſagte einer von der Geſellſchaft, Nahmens Gerſtenkorn, wo hat dich denn der Henker gehabt, daß du ſo ſpät wieder kömmſt?

K. Laß mich mit Frieden! ich weiß es ſelbſt nicht.

G. Damit kommſt du nun nicht los, du mußt uns ſagen, wo du geweſen biſt. He!

K. Wenn ihr es ja wiſſen wollt: ſo will ich es euch ſagen. Auf dem Wege begegnete mir mein Schwager Hans Nikel, der eben mit einer Ladung Gütern von Bremen kam. Er fuhr bey dem nächſten Wirthshauſe an, ließ ſeinen Pferden Futter geben, und mir einen Schnaps einſchenken.

G. Nun merke ichs. Da haſt du dir die Naſe begoſſen. Ich kenne dich ſchon, wenn du beym Schnapſe ſitzeſt, ſo ſitzeſt du wie angepicht und vergißt die ganze Welt. Weiter in den Text!

K. Der Schnaps ſchmeckte mir gut, und wie es halt zu gehen pflegt, ich ließ mir ein Glas nach dem andern einſchenken. Da ich aufſtand ging die ganze Stube mit mir herum. Ich machte mich aber doch mit meinem Sarge auf den Weg. Ehe ich mich aber verſah, war ich aus dem Wege heraus, und wußte nicht mehr, ob ich rechts oder links, vor oder rückwärts gehen ſollte. Die Nacht fiel ein. Weil ich nun gar nicht mehr wußte wo ich war: ſo legte ich mich auf die Erde, um da die Nacht zu verſchlafen. Da war es aber verzweifelt naß. Das Ding, dachte ich, geht nicht gut, wenn du auf der naſſen Erde liegen bleibſt: ſo kannſt du ein Fieberchen aufleſen. Was hatte ich alſo zu thun? ich machte den Sarg auf, und legte mich hinein.

Ha! ha! ha! ha! ha! fing die ganze Geſellſchaft an, aus vollem Halſe zu lachen.

Nun, dachte ich, iſt es Zeit zu gehen, ehe Klaus es verräth, daß einer vor ihm gelaufen iſt, und du auch ausgelacht wirſt. Ich bezahlte alſo meinen Wirth, und machte mich, ſo geſchwind ich konnte, aus dem Staube.

Vom Soldatenleben.

Da ich ins Freye kam, war meine erſte Sorge, welchen Weg ich gehen müßte. Ich fragte alſo den erſten Bauer, der mir begegnete, wo geht der Weg hin nach — nach — kann ich mich doch nicht beſinnen, wie das Neſt heißt.

Ich griff in die Taſche, um auf dem Briefe nachzuſehen, den mir der Herr Pfarrer Goldammer an Jeremieſens Vater gegeben hatte; aber o weh! da war die ganze Taſche voll Schlamm. Ich hohlte eine Hand voll heraus, um den Brief darinne zu ſuchen, fand ihn auch wirklich, aber er war in den Schlamm gerührt und weich wie Schlippermilch. Ich nahm die Stückchen Papier zuſammen, und gab mir alle mögliche Mühe den Nahmen des Orts herauszubringen, wo Jeremiaſſens Vater wohnte, es war aber alles umſonſt.

Da ſtand ich nun mit der Hand voll Schlamm und Brief, wie das Kind bey der Butter, und wußte nicht was ich beginnen ſollte. Der Bauer lachte aus vollem Halſe, und ſagte: wenn er mir das Dorf nicht ſagen kann, in das er will: ſo kann ich ihm auch den Weg dahin nicht angeben. Er ließ mich alſo ſtehen, und ging fort.

Was ich aber anfangen ſollte, das wußte ich nicht. Zuerſt machte ich meine Taſchen link und ſchüttelte den Schlamm und die Briefſtückchen heraus, wuſch mich am nächſten Bache, und dachte nun nach, ob ich mich nicht wieder auf den Nahmen beſinnen könnte, der auf dem Briefe geſtanden hatte. Nachdem ich hin und her geſonnen hatte, fiel mir ein daß etwas von Baum dabey war. Baum — Baumkeſſel — das wars nicht, Baumberg — auch nicht. Jetzt kam ein Soldat gegangen, den redete ich an und ſagte: guter Freund! kann er mir denn nicht ſagen, ob hier herum ein Dorf liegt, das ſich mit Baum anfängt?

Ja ja, ſagte er, zwey Stunden von hier liegt ein Dorf das heißt Baumleben.

J.

J. Ganz recht! Baumleben. Wo muß ich denn hingehen, wenn ich auf Baumleben will?

S. Da gehe er nur mit mir, ich gehe auch über Baumleben.

J. Das iſt mir ja recht lieb. Geht er noch weiter als Baumleben?

S. Ja ich gehe nach der Stadt zur Revue.

J. Da möchte ich ſein Kamerad nicht ſeyn.

S. Warum nicht?

J. Gehe er mir mit ſeinem Soldatenleben. Ich habe mein Tage gehört, der Soldat wäre der ärgſte Sclave.

S. Nachdem mans nimmt. Ich habe Soldaten gekannt, die Sclaven waren aber auch ſolche, die frey waren. Zu den freyen gehöre ich. Der Menſch kann in jedem Stande frey ſeyn, wenn er nur will.

J. Wie verſteht er das?

S. Wer ſich ſelbſt beherrſchen kann, der iſt frey, er mag Soldat oder Bauer, Kayſer oder Taglöhner ſeyn.

Ich ſtand ſtille, guckte den Soldaten an, wie die Kuh das neue Thor, und fragte: wo hat er denn das gelernt?

S. In der Schule, von meinem Schmuleiſter Goldemmer.

J. Goldammer? ich kenne einen Pfarrer der hat eben dieſen Nahmen.

S. Ganz recht! das iſt der Bruder meines Schulmeiſters.

J. Da ſind wir ja Schulkameraden. Mich hat der gute Herr Pfarrer Goldammer eben das gelehrt. Und ſeit dem ich das gelernt habe, iſt mir ſo zu Muthe, wie wenn die ganze Welt mein wäre.

S. Da hat er Recht. Und wenn mir heute jemand ſo viel Geld bieten wollte, als die Krone England ſchuldig iſt, und ich ſollte dabey ein Sclave meiner Begierden werden, bey meiner Ehre! ich nähme es nicht an.

J. Ich gewiß auch nicht. Aber ich ſehe wohl, daß ich bey ihm noch in die Schule gehen muß. Mache er mir es doch begreiflich, wie ein Soldat frey ſeyn kann. Der hat ja ſchlechterdings keinen eignen Willen. Er muß ja immer nur thun, was ſein Officier verlangt. Jetzt hat er z. E. Befehl bekommen, daß er zur Revue ſoll, da muß er fort, ohne Widerrede. Bekommt er Ordre ins Feld zu ziehen: ſo muß er wieder fort, und wenn ihm befohlen wird einen Berg zu erſteigen, der mit Kanonen beſpickt iſt, wo er ſeinen Tod vor Augen ſieht, da darf er ſich nicht weigern zu gehen.

S. Alles wahr. Sag er mir doch aber, warum er glaubt, daß ich nicht frey wäre?

J. Das lehrt ja die geſunde Vernunft. Weil er nicht ſeinen eignen Willen thun darf, ſondern immer nur den Willen ſeiner Officiere thun muß.

S.

S. Da ſteckt eben der Knoten. Ich kann ihn verſichern, daß ich nicht den Willen meiner Officiere, ſondern immer meinen eignen thue.

J. Ich verſtehe kein Wort.

S. Nun da will ich es ihm erklären, ſo wie es mir der Schulmeiſter Goldammer erklärt hat. Ich habe einen Vater, der iſt ein Unterthan meines Landesherrn, ich bin alſo zum Unterthanen dieſes Landesherrn gebohren. Mein Landesherr hat die Verordnung gemacht, daß jeder junge Bauernburſch Soldatendienſte thun muß, ſobald er dazu aufgefordert wird. Bey der letzten Ausnahme kam die Reihe an mich. Das war ein Herzeleid über alle Herzeleide. Meine Mutter rang faſt das Baſt von den Händen, mein Vater heulte, meine Schweſtern heulten, und zur Geſellſchaft heulte ich auch mit. Meine Schweſter rieth mir ich ſollte austreten, meine Mutter war auch der Meynung. mein Vater ſagte, mach was du willſt, aber ſag uns nur nichts davon.

Da wir nun ſo bey einander ſaßen und heulten: trat der Herr Schulmeiſter Goldammer in die Stube, und, ohne viel zu reden, nahm er mich bey der Hand und ſagte: Melchior komm er mit mir in den Garten; ich habe ein Paar Wörtchen mit ihm zu ſprechen. Da wir in dem Garten waren, ſpann ſich zwiſchen dem Herrn Schulmeiſter und mir folgendes Geſpräch an.

Sch. Er hat ja rothe Augen, ich glaube gar er hat geweint. Und was fehlt ihm?

M. Sie werden es lange wiſſen — ich ſoll ja Soldat werden. Darüber betrübe ich mich, daß mir das Herz im Leibe zerſpringen möchte.

Sch. So! iſt die Betrübniß Vernunft, oder iſt ſie eine Begierde?

M. Eine Begierde?

Sch. Jetzt nehme er ſich zuſammen Melchior, und beantworte er mir ganz offenherzig eine Frage. Wornach handelt der freye Menſch, nach Vernunft oder nach Begierden?

M. Nach Vernunft.

Sch. Ich ſollte es auch meynen. Mein Melchior iſt zeither immer ſo frey geweſen, hat ſo manchen ſchönen Sieg über ſeine Begierden davon getragen, und nun — wollte er ſich in die Stricke der Begierden geben?

M. Nein Herr Schulmeiſter! das iſt meine Meynung nicht!

Sch. Ich glaube es auch nicht.

Hohle er ſein Schnupftuch heraus, trockne er ſeine Thränen ab, und überlege mit mir, was die Vernunft ſagt. Warum ſoll er denn Soldat werden?

M. Weil es mein Landesherr verlangt.

Sch. Warum iſt denn dieſer ſein Landesherr?

M.

M. Weil ich in ſeinem Lande gebohren bin, und wohne.

Sch. Warum iſt er denn in dieſem und keinem andern Lande gebohren?

M. Weil mein Vater und meine Mutter drinne wohnen.

Sch. Wer hat ihm denn ſeinen Vater und ſeine Mutter gegeben?

M. Wer anders, als der liebe Gott.

Sch. Ganz recht. Es gibt noch hunderttauſend Väter in andern Landen, die ſeine Väter werden konnten, und wenn einer von ihnen ſein Vater geworden wäre, ſo wäre er frey geweſen vom Soldatenſtande. Da aber unter den hunderttauſend Männern, die ſeine Väter werden konnten, ihm der liebe Gott gerade den Kilian Bruſtfleck zum Vater gab, und ihn in einem Lande ließ gebohren werden, wo nun einmahl die Einrichtung iſt, daß jeder junge Burſch, ſobald er dazu aufgefordert wird, Soldat werden muß, ſo war es ſo gut als wenn der liebe Gott zu ihm ſagte: Melchior! du ſollſt Soldat werden. Sieht er das ein?

M. Ich ſehe es recht gut ein.

Sch. Nun wenn er es einſieht, ſo ſage er mir, was iſt ſeine Pflicht?

M. Ich ſehe es wohl ein, ich muß dem lieben Gott gehorchen und Soldat werden.

Sch. Nun, wenn er das thut aus inniger

Ueberzeugung: ſo iſt er ein freyer Mann! Er kann jetzt austreten, und ſich dem Soldatenſtande entziehen, iſts nicht wahr?

M. Freylich! Ihnen kann ich es auch im Vertrauen ſagen, daß meine Leute es haben wollen.

Sch. Wenn er ſich alſo entſchließt, aus freyem Willen, Soldat zu werden, weil es ſeine Pflicht iſt, ſo iſt er frey, weil er ſeinen eignen Willen thut. Jeder Menſch, der ſeinen eignen Willen, thut, und ſich freywillig einem andern unterwirft, weil er glaubt, daß dieß ſeine Pflicht ſey, der iſt frey. Geh er alſo in Gottes Nahmen, wohin Gott und ſeine Pflicht ihn rufen. Wenn er das Exercieren lernen, wenn er ſchultern, wenn er Schildwache ſtehen, wenn er ſich bisweilen hart behandeln laſſen, wenn er in den Tod gehen muß: ſo denke er nur daran, jetzt thue ich meine Pflicht; ſo wird alles gut gehen.

Dieſen guten Rath des Herrn Schulmeiſter Goldammer habe ich nun befolgt, und mich immer dabey wohl befunden. Ich habe meinen Vorgeſetzten immer gehorcht. Kam es mir bisweilen hart an: ſo tröſtete ich mich damit: du thuſt deine Pflicht; du folgſt deinem eignen Willen und biſt alſo frey. Damit war es gut. Die mehreſten meiner Kameraden müſſen ſich dieß alles auch gefallen laſſen, aber ſie thun es aus Zwang, mit Widerwillen. Wann ſie marſchieren müſſen: ſo thun ſie es nicht, weil es ihr Wille iſt, ſondern weil es ihnen von andern iſt befohlen worden. Weil ſie alſo ihren eignen Willen nicht thun dürfen, ſondern immer anderer Leute Befehle vollziehen müſſen: ſo ſind ſie freylich Sclaven. Dieß iſt aber ihre eigne Schuld.

Ich weiß nicht ob er mich verſtanden hat.

J. Ich habe ihn recht gut verſtanden. Eine Bedenklichkeit habe ich aber noch. Man hat mir immer geſagt, daß unter den Soldaten ein gottheilloſes Leben wäre, und daß da alle Schande und Laſter im Schwange gingen.

S. Ich will ihm darauf dienen. Leute die alle Schande und Laſter treiben, gibt es in allen Ständen. Daß aber bey den Soldaten mehr Schande und Laſter im Schwange gehen, als in andern Ständen, will ich nicht leugnen. Es kommen da eine Menge Leute zuſammen, die Soldaten wurden, weil ſie, wegen ihrer Ausſchweifungen, in ihrem vorigen Stande, nicht mehr fortkommen konnten. Dieſe ſetzen nun ihre liederliche Lebensart fort, und ſtecken auch andere an: weil andere durch ihr böſes Exempel verderbt werden. Was ſchadet dieß aber dem freyen Manne?

Ich habe unter den Soldaten viel Böſes geſehen, das iſt wahr, und habe oft ſtarke Luſt gehabt, daran Theil zu nehmen, das leugne ich nicht.

Immer habe ich aber meine böſen Lüſte zu beherrſchen gewußt, ſo wie es mich Herr Goldammer gelehret hatte, da bin ich immer frey geblieben. Habe ich mich ein einziges mahl betrunken, bin ich nicht ſo rein und unſchuldig, als ich damahls war, da ich die Montur anzog: ſo ſoll mein Nahme ein Schelm ſeyn.

J. Das freut mich. Da habe ich doch einmahl wieder einen freyen Mann kennen lernen. Heutiges Tages ſind die freyen Leute ſo ſelten, wie die weißen Sperlinge. Wenn mir aber bey den Soldaten alles gefiele: ſo kann ich doch nicht leugnen, daß die Prügel, die bey ihnen ſo gewöhnlich ſind, mir gar nicht behagen wollen.

S. Prügel ſchmecken freylich nicht gut. Wenn man die Sache aber bey Lichte beſieht: ſo liegt der Grund von den Prügelſuppen nicht ſowohl in denen, die ſie geben, als in denen, die ſie bekommen.

Da die mehreſten Soldaten Sklaven ihrer Lüſte ſind: ſo werden ſie auch als Sklaven behandelt. Weil ſie mit Widerwillen die Muſkete in die Hand nehmen, ſo iſt es ihnen auch kein Ernſt mit derſelben gut exercieren zu lernen. Da machen ſie alles verkehrt, und ziehen ſich dadurch einen Hieb nach dem andern zu. Dabey ſind ſie oft ſtöckiſch, bringen den Officier in Zorn, und da ſetzt es freylich bald da bald dort etwas ab. Führen ſie nun überdieß ein liederliches Leben: ſo machen ſie ſich verächtlich, und ein Menſch, der ſich ſelbſt verächtlich macht, darf ſich nicht wundern, wenn er verächtlich behandelt wird.

J. Das iſt alles recht gut. Sage er mir aber auf ſein gutes Gewiſſen, ob er nie, unverdienter Weiſe, einen Schlag bekommen hat.

S. Es könnte ja wohl ſeyn. Da ich ein kleiner Junge war habe ich mir auch einmahl ein Loch in den Kopf gefallen. Seh er! hier über dem rechten Auge habe ich noch die Narbe davon.

J. Ich ſehe ſie recht gut. Wie paßt ſich aber das Loch im Kopfe zu den Prügeln?

S. Recht gut. Ein Loch in den Kopf zu fallen thut weh, und Prügel auch. Der Unterſchied iſt nur der, wenn ich ein Loch in den Kopf falle, ſo ſchlage ich ſelbſt an den Stein, und wenn ich Prügel bekomme, ſo ſchlägt der Stock auf mich. Es kommt alles auf eins hinaus. Man iſt in keinem Stande dafür ſicher, daß man nicht einmahl etwas abbekömmt.

J. Spricht er im Ernſte oder im Spas?

S. Ich dächte wir ſprächen von der Sache gar nicht mehr. Genug ich bin Soldat: weil mich der liebe Gott dazu beſtimmt hat, und gehorche aus eignem Willen meinen Vorgeſetzten, weil ich glaube, daß es meine Schuldigkeit iſt. Dabey befinde ich mich wohl, und weiß, daß ich ein rechtſchaffner

Mann bin. Sollte ich nun, bey aller meiner Rechtſchaffenheit, und allem meinem Dienſteifer, doch geſchlagen werden: ſo rauſe ich mir deßwegen kein Haar aus dem Kopfe. Der Schmerz, den mein Rücken dabey fühlt, will ſo viel nicht ſagen, und die Schande — wen trifft ſie denn? den der unſchuldig geſchlagen wird? oder den der einen unſchuldigen Mann ſchlägt?

J. Ich verſteh ihn vollkommen. Aber ich muß geſtehen daß ein guter Magen dazu gehört, unverdiente Schläge zu verdauen.

S. Mein Magen war ſonſt auch ſo ſchwach, aber der Herr Schulmeiſter Goldammer hat ihn geſtärkt.

J. Womit denn?

S. Ich will ihm alles erzählen. Im Anfange meines Dienſtes hatte ich einen ſchrecklich böſen Korporal, Sackermenter hieß er. Dieſer hatte eine Frau, die noch weit ſchimmer war als er. Wann ihm dieſe nun den Kopf recht warm gemacht hatte: ſo ließ er ſeine Bosheit an den Soldaten aus. Da ſah er allemahl ſo bleich wie friſcher Käſe aus, und dann ſchlug er um ſich wie ein wüthender Menſch, bald auf den Rücken, bald an die Schienbeine. Einmahl ſtand ich auch unter dem Gewehre, ſo gerade und ſteif, die Naſe auf den Flügelmann gerichtet, wie es mir war gelehrt worden; auf einmahl kam Sackermenter, ſtieß mich mit dem Stocke vor das Kinn ſo heftig, daß ich von meinen Sinnen nichts wußte. Ich nahm mich aber zuſammen, und ſtand gerade wie eine Mauer.

Ich ärgerte mich aber doch ſo ſchrecklich, daß es kein Wunder geweſen wäre, wenn ich das Gallenfieber bekommen hätte. Alle Mühe, die ich mir gab, über das Aergerniß Herr zu werden, war umſonſt.

Nachdem wohl hunderterley Gedanken durch meinen Kopf gegangen waren, entſchloß ich mich zum Herrn Schulmeiſter Goldammer zu gehen, und mir ſeinen Rath zu erbitten.

Da ich dieß, ohne Urlaub zu haben, nicht thun durfte: ſo ging ich erſt zu dem Herrn Hauptmanne, und bath ihn, mir zu erlauben, daß ich meine Aeltern auf acht Tage beſuchen dürfe.

Bruſtfleck! ſagte der Hauptmann, es iſt die Zeit jetzt gar nicht Urlaub zu geben, und drehete ſich nach dem Fenſter zu. Bald drehete er ſich aber wieder um, und ſagte: Bruſtfleck! ich ſehe meine Freude an dir. Du biſt der ordentlichſte, der folgſamſte von meiner ganzen Compagnie, es iſt noch keine Klage über dich gekommen. Bleib ſo gut wie du biſt, und laß dich nicht verführen! deßwegen nun, weil du ſo ein gar braver Burſche biſt, ſo erlaube ich dir deine Aeltern beſuchen zu dürfen. Aber heute haben wir Donnerſtag, heute über acht Tage mußt du wieder im Gliede ſtehen.

Sie können ſich drauf verlaſſen, Herr Hauptmann

mann! ſagte ich, Sie können ſich auch drauf verlaſſen, daß ich immer ein braver Burſche bleiben werde. Ich habe meine Schuldigkeit immer gethan ohne drauf zu rechnen, daß es jemand bemerken würde. Nun aber werde ich ſie mit noch mehrerer Freudigkeit thun, da ich weiß, daß der Herr Hauptmann auf mich ein Auge haben.

So ging ich fort, und kaum hatte ich bey meiner Mutter ein Butterbrot verzehrt: ſo flog ich zu meinem Herrn Schulmeiſter Goldammer.

Vom Stein der Weiſen.

Woher des Landes? fragte der Herr Schulmeiſter, da ich zu ihm kam.

Immer aus der Stadt antwortete ich, und nun erzählte ich ihm das Aergerniß, daß mir der Corporal Sackermenter verurſachte, und daß es mir nicht möglich ſey, über dieß Aergerniß Herr zu werden.

Nicht möglich? fragte er, und er hat doch ſchon ſo vieles möglich gemacht. Ein Menſch dem es ſein Ernſt iſt frey zu werden, muß ſchlechterdings **alle** ſeine Begierden und Gemüthsbewegungen beherrſchen können. Darauf legte er den Kopf in die Hand, dachte ein Paar Minuten nach, ſtand dann auf, hohlte ſeine Bibel herbey, und ſchlug den Spruch auf: 1 Kor. 3, 21. **Es iſt alles Euer.**

Hier, ſagte er, iſt ein Mittelchen, das ihn ſtärken wird.

J. Es iſt alles euer, das verſteh ich nicht.

Sch. Lieber Melchior! es ſtehen Sprüche in der Bibel, die man niemanden recht deutlich machen kann, und wenn man Bücher darüber ſchriebe. Wenn aber ein Menſch, der geſunde Vernunft und ein reines Herz hat, darüber nachdenkt: ſo wird ihm bald alles deutlich. Er hat beydes.

J. Ich verſtehe kein Wort. Alſo iſt auch alles meine?

Sch. Das verſteht ſich.

J. Auch ihr Haus? und ihr Garten?

Sch. Alles, alles, was er ſieht, und was er ſehen wird. Wer über ſich ſelbſt nicht Herr iſt, der iſt Sclave von allem, was um ihn iſt; aber der freye Menſch, der ſich ſelbſt beherrſchen kann, dem gehört die ganze Welt.

J. Das wäre viel.

Sch. Freylich iſt es viel: aber es iſt wahr. Jetzt gehe er nur hin, und denke über die Worte: es iſt alles Euer ſein nach! wenn er ſie nun durch Nachdenken verſtehen lernt: ſo wird es ihm mehr Freude machen, als wenn ich ſie ihm weitläuftig erklären wollte.

Da ich nun vom Herrn Schulmeiſter meine Abfertigung erhalten hatte: ſo glaubte ich zu Hauſe nichts mehr nütze zu ſeyn, und trat alſo den folgenden Tag meine Rückreiſe an. Ich war aber weit verdrießlicher bey der Rückreiſe, als bey der Herreiſe, und, die Wahrheit zu reden, ich war tückiſch. Ich merkte wohl, was ſo unter den Worten: es iſt alles Euer, ſtecken möchte, ich wollte es aber nicht merken, und machte mir eine Freude daraus, in meinem Herzen darüber zu ſpotten. Ich ging vor vielen Gärten, Aeckern und Wieſen, vorbey, und dachte bey mir ſelbſt: von dem allen gehört nichts dir. Der Spruch 1 Kor. 3, 21. iſt vermuthlich verdruckt, er ſollte heißen: Nichts iſt euer. Endlich kam ich zu einem Baume mit Holzbirnen, den der Wind durchſchüttelt hatte. Hier, ſagte ich, Melchior iſt dein Eigenthum! von dieſen Holzbirnen kannſt du nehmen, ſo viele du willſt; Hier kannſt du ſagen: es iſt alles euer. Ich las alſo die Holzbirnen auf, füllte meine Taſchen damit an, und nahm mir vor, ſie zum Commisbrote zu eſſen, wenn ſie mürbe geworden wären.

Darauf ſetzte ich mich verdrießlich unter dem Holzbirnbaume hin, und, da ich vor mich hinſah, bemerkte ich einen Baum mit Honigbirnen, ſo gelb wie Wachs, der mir gegenüber in einem Garten ſtand. Hier, dachte ich, darfſt du ſchon nicht ſagen: es iſt alles euer, denn, wenn du dieſen Baum ſchütteln wollteſt, ſo würde es dir übel bekommen.

Bald darauf kam eine Kutſche gerollt, die mit vier muthigen Apfelſchimmeln beſpannt war, und in der eine ſchöne junge Frau ſaß.

Auch dieſes alles iſt nicht deine, Melchior! ſagte ich zu mir ſelbſt.

Unterdeſſen ſah ich der Kutſche nach und hatte meine Gedanken drüber, wie raſch die Pferde dahin trabeten, und wie hurtig die Kutſche dahin rollte. Nach etlichen Minuten konnte ich davon nichts mehr ſehen, als den Staub, den ſie erregt hatte. Curios! dachte ich bey mir ſelbſt, iſt es doch auf alle Fälle, daß der Menſch ſo viele Dinge möglich machen kann. So ein einziger Apfelſchimmel hat mehr Stärke in den Knochen, wie der ſtärkſte Menſch; gleichwohl lenkt ein einziger Kerl ihrer viere, wie er nur ſelbſt will. Und die Kutſche — wie ſchnell ſie läuft — wie viel Kunſt dazu erfordert wird, alle das Riemen- und Eiſen- und Räderwerk zuſammen zu ſetzen! Vor zehn Jahren, wenn ſie hierher gefahren wäre, würde ihr das ſchnelle Fahren aber doch vergangen ſeyn. Da war hier ein ewiges Dreckloch, in dem Roß und Mann hätte umkommen mögen! Jetzt iſt hier Chauſſee — der Weg iſt hier ſo glatt wie in der Stube. Das haben auch Menſchen zu Stande gebracht! und zu den Menſchen gehörſt du auch Melchior!

Hier erhob ich mich, und trug die Naſe weit höher, als da ich mich niederſetzte. Noch einmahl ſchielte ich nach dem Honigbirnbaume, und der Gedanke ſchoß mir durch den Kopf: auch du ſtündeſt nicht hier, wenn die Menſchen nicht gethan hätten.

Von Haus aus warſt du wohl nichts als ein Holzbirnbaum. Menſchen haben dich gepfropft, und das hin gebracht, daß du Honigbirnen tragen mußt: Bey meiner Treue! es iſt doch eine hübſche Sache ein Menſch zu ſeyn.

Mit dieſen Gedanken ging ich fort und war ſo ſelig, daß ich den Corporal Sackermenter und alles vergaß, was mich verdrießlich gemacht hatte.

Ich dachte nun wieder an den Spruch, es iſt alles Euer, den mir der Herr Schulmeiſter mit auf den Weg gegeben hatte, und — auf einmahl wurde es helle in meinem Kopfe. Jetzt, dachte ich, haſt du es weg, was es heißen ſoll, es iſt alles euer. Meine iſt, was ich benutzen kann, und kann ich nicht alles benutzen? kann ich nicht über alles meine Betrachtung anſtellen? kann ich nicht von allem was lernen? Ja! ja! ſo wird es ſeyn. Die Kutſche mit den vier Apfelſchimmeln habe ich benutzt, und auch den Honigbirnbaum und habe daran gelernt, wie wunderbare Dinge der Menſch möglich machen kann. Unterdeſſen hatte ich doch noch allerley Zweifel dagegen, und kehrte deßwegen wieder um, um nocheinmahl mit dem Herrn Schulmeiſter Goldammer ausführlich über die Sache ſprechen zu können.

Da ich mich umdrehete, kam ein Handwerksburſch mir entgegen, der keine Naſe mehr hatte. Wo hat er, fragte ich ihn, ſeine Naſe gelaſſen?

Hat er, antwortete er, etwas darnach zu fragen?

Freylich, ſagte ich, habe ich eigentlich nichts darnach zu fragen, und wenn ich gewußt hätte, daß er es übel nehmen würde: ſo hätte ich es auch unterlaſſen, halte er mir meine Neugierde zu Gute.

Er ſah mir in die Augen — dann fuhr er fort — ich will ihm ſagen, wo meine Naſe geblieben iſt. Da ich in die Fremde ging, war meine Naſe ſo gerade als die Seinige. Meine Mutter gab mir die Worte mit auf den Weg: Dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigeſt, noch thuſt wider Gottes Geboth.

Aber ich vergaß ſie bald, gerieth in liederliche Geſellſchaft, und, ſtatt der guten Lehre zu folgen, ließ ich mich durch meine böſen Lüſte verleiten, mich mit einem liederlichen Weibsbilde einzulaſſen. Den andern Tag wurde ich krank, ſtand Höllenpein aus, ſchämte mich es jemanden zu entdecken — endlich da ich es nicht länger aushalten konnte, ſagte ich es meinem Meiſter. Dieſer ließ mich ins Lazareth bringen; da lag ich ſechs Wochen unter ſo ſchrecklichen Schmerzen, daß ich ſie meinem ärgſten Feinde nicht wünſche. Am Ende wurde ich zwar wieder geſund, aber die Naſe mußte ich im Stiche laſſen. Merke er es Kamerad, und ſey er auf ſeiner Huth, daß ihn ſeine Lüſte nicht auch ins Unglück bringen.

Mir lief es bey dieſer Erzählung eiskalt über die Haut, und ich nahm mir nochmahls ernſtlich vor, daß ich immer gegen meine Begierden auf meiner Huth ſeyn wolle. Dem armen Menſchen dankte ich für die Warnung, die er mir gegeben hatte; in meinem Herzen dachte ich aber: du biſt auch mein — von dir habe ich auch etwas gelernt.

Fortſetzung.

Jetzt ging ich nun mit ſtarken Schritten zurück, um meinen guten Herrn Schulmeiſter aufzuſuchen. Ich traf ihn in ſeinem Bienenhauſe an. Als er mich erblickte, kam er mir entgegen und fragte: woher des Landes, mein lieber Melchior? Ich dachte er wollte in die Stadt gehen.

M. Dahin will ich auch gehen. Auf dem Wege ging mir aber der Morgenſtern in meinem Kopfe auf, und ich glaubte die Worte: es iſt alles Euer, recht gut zu verſtehen. Da kehrete ich um, um den Herrn Schulmeiſter zu fragen, ob ich ſie auch recht verſtanden hätte.

Sch. Wie hat er ſie denn verſtanden?

M. Da erzählte ich ihm dann, was mir bey der Kutſche mit den Apfelſchimmeln, dem Honigbirnbaume, und dem Menſchen ohne Naſe, in die Gedanken gekommen war. Meine Meynung von den Worten: es iſt alles Euer, iſt dieſe: ihr könnt über alles nachdenken und von allem etwas lernen.

Sch. (Indem er mir die Hand ſchüttelte) er hat den rechten Glauben. Die ganze Welt gehört dem guten vernünftigen Menſchen, der ſich zu beherrſchen weiß, weil er alles zu ſeinem Beſten anwenden, und vorzüglich, weil er über alles nachdenken, und von allem etwas lernen kann.

M. Ich muß Ihnen aber doch noch einige Bedenklichkeiten ſagen, die ich bey der Sache habe.

Sch. Heraus damit!

M. Wenn die Frau, die in der Kutſche mit den Apfelſchimmeln ſaß, ſagte: das iſt alles mein — ſo iſt es doch eine ganz andre Sache, als wenn ein armer Muſketier es ſagt. Jene kann die Apfelſchimmel anſpannen laſſen, wann ſie will, und in der Kutſche fahren wohin ſie will, und ich —

Sch. Kann das nicht. Das iſt wohl wahr. Damit er ſich dieß erklären könne, ſo will ich ihm eine kleine Geſchichte erzählen. Da ich noch jung war, diente ich bey dem Herrn von Kreuzſchnabel. Das war ein gewaltig reicher Herr, und gab alle Jahre viel Geld aus. Beſonders wendete er viel auf Bücher. Alle Meſſen, die Gott ließ werden, kaufte er die beſten neueſten Bücher, die ihm ſein Schreiber empfahl. Dann mußte ich ſie zum Buchbinder tragen und ſie in Engliſche Bände binden laſſen. Wer dieſe Bücher aber nicht las, das war der Herr von Kreuzſchnabel. Der Schreiber hingegen und ich, wir laſen fleißig drinne. Der Schreiber las am mehreſten in Engliſchen und Franzöſiſchen, und ich in den Deutſchen Büchern. Ich kann ihm nicht ſagen, wie viel ich daraus gelernt habe. Was ich von der Naturgeſchichte, der Geſchichte, der Erdbeſchreibung weiß, das habe ich meiſtens aus den Büchern des Herrn von Kreuzſchnabel gelernt. Beſonders freue ich mich noch immer über das viele Gute, das ich aus Zollikofers Predigten von der Würde des Menſchen gelernt habe. Der liebe Gott vergelte es dem guten Zollikofer in der Ewigkeit!

Nun ſag er einmahl, wer hatte denn den mehreſten Nutzen von dieſer Büchersammlung, der Herr von Kreuzſchnabel oder ich?

M. Verſteht ſich, Sie

Sch. Ich glaube es auch. Unterdeſſen konnte ich ſie ja doch nicht ſo ganz behandeln wie der Herr von Kreuzſchnabel. Dieſer konnte die Bücher verſchenken, verkaufen, zerreiſſen, verbrennen, wie er ſelbſt wollte. Dieß durfte ich nicht.

M Sie konnten aber doch viel draus lernen.

Sch. Merke er es ſich alſo. Wenn ich ihm die Sache noch deutlicher machen wollte; ſo könnt ich wohl noch etwas ſagen, ich weiß aber nicht, ob er mich verſtehen wird.

M. Verſuchen Sie es nur: ich will ſchon Achtung geben.

Sch. Nun ſo gebe er Achtung! Ein jeder

Menſch beſteht eigentlich aus zweyerley Menſchen, dem innern und dem äußerlichen Menſchen. Der innere Menſch iſt der Geiſt, und der äußerliche Menſch iſt alles, was nicht Geiſt iſt. Welcher iſt denn der vorzüglichſte?

M. Wie ich glaube der innere.

Sch. Ey das verſteht ſich. Der äußerliche Menſch iſt nur die Haut, mit welcher der innere überzogen iſt, und die er einmahl eben ſo ablegt, wie die Haut, in welcher er in ſeiner Mutter Leibe lag. Wenn nun ein Menſch ein Recht hat die Sache mit ſeinem äußerlichen Menſchen zu benutzen, ſo iſt ſie in dem Verſtande ſein Eigenthum, wie die Kutſche mit den Apfelſchimmeln der jungen Frau, der Honigbirnbaum ſeinem Beſitzer, und die Büchersammlung dem Herrn von Kreuzſchnabel gehörte. Dieſe konnten mit ihrem Eigenthume machen, was ſie wollten; die Dame konnte in der Kutſche fahren, ſie verkaufen, verbrennen, wie ſie wollte; der Beſitzer des Birnbaums konnte die Birnen ſchütteln und eſſen u. ſ. w. So haben die reichſten Leute das mehreſte Eigenthum, weil ſie das mehreſte mit ihrem äußerlichen Menſchen benutzen können. Man kann die Dinge aber auch mit dem innern Menſchen benutzen, über alles nachdenken, von allem etwas lernen, alles zu ſeinem Vortheile anwenden. Dieß iſt nur die Sache des Verſtändigen, guten, freyen Menſchen. Der hat ein Recht mit ſeinem innern Menſchen die ganze Welt zu benutzen, folglich iſt auch die ganze Welt ſein Eigenthum. Hat er mich verſtanden?

M. Wie ich glaube.

Sch. Nun ſo geh er hin, und denke der Sache weiter nach.

Ich dankte dem Herrn Schulmeiſter für die gute Lehre, die er mir gegeben hatte, und ging den folgenden Tag zu meinem Regimente zurück.

Als ein armer Musketier, mit ſechs Pfennigen, und einem halben Schock Holzbirnen in der Taſche, war ich gekommen und reich ging ich wieder zurück, reicher als ein König: denn die ganze Welt gehörte mir. Ueber alles, was mir begegnete, über alles, was ich auf dem Wege fand, ſtellte ich meine Betrachtungen an, freuete mich darüber und dachte: du biſt auch mein.

Den Tag nach meiner Zurückkunft ſtand ich wieder im Gliede. Der Herr Hauptmann von Auerhahn, der mir den Urlaub gegeben hatte, ging vor dem Gliede auf und ab: guten Morgen Burſche! ſagte er, noch alle geſund? nehmt euch heute fein zuſammen, daß bey dem Exercieren kein Bock paſſirt, und wir gute Freunde bleiben. Das wird für mich und euch eine große Freude ſeyn. Da er mich ſah, lächelte er und fragte: nu Bruſtfleck! hat dir deine Mutter die Butter dicke aufs Brot geſtrichen?

Nicht gar dicke, Herr Hauptmann! war meine Antwort.

So ſprach er mit mehreren freundlich und leutſelig.

Du biſt auch mein, Herr Hauptmann von Auerhahn! dachte ich bey mir ſelbſt, von dir will ich lernen, wie ein Menſch mit den Menſchen, die ihm untergeben ſind, umgehen muß; und wenn mich der liebe Gott einmahl in beßre Umſtände verſetzt und mir Geſinde und Tagelöhner gibt: ſo will ich ſie eben ſo gut behandeln, wie du deine Leute behandelſt.

Die nächſte Woche gab es aber einen andern Auftritt. Der Corporal Sackermenter hatte einmahl den Wurm im Kopfe, ehe ich mich verſah, ſo ſtieß er mich mit der Fauſt vor die Bruſt, und da der Stoß ſo ſtark war, daß ich ein Paar Schuhe aus dem Gliede kam: ſo zählte er mir einige Hiebe auf, daß ich mich zuſammen bog wie ein Sprenkel. Vor Aergerniß hätte ich platzen mögen. Da mir aber gleich wieder die Worte einfielen, *es iſt alles Euer*: ſo faßte ich mich, und dachte, Sakkermenter! du biſt auch mein. Von dir will ich lernen Unrecht leiden, will lernen meine Schuldigkeit thun, wenn ich auch mit Undank belohnet werde.

So habe ich mein Soldatenleben bis jetzt vergnügt zugebracht, und habe vieles, vieles gelernt, das ich ſonſt nicht wußte und nicht konnte. Ich kann hungern, kann durſten, kann auf Bretern ſchlafen, kann vor der Garküche ſtehen, Schweinebraten und Bratwurſt riechen, und trocken Brot dazu eſſen.

J. Das ſind nun freylich lauter Künſte, aus denen man heutiges Tages nicht viel macht.

M. Sie ſind doch aber gewiß viel werth, und wenn mir der liebe Gott einmahl meine eigne Haushaltung beſcheert, ſo ſollen ſie mir gewiß gute Dienſte thun.

Jetzt kamen wir vor Baumleben an, und tranken im Wirthshauſe eine Kanne Bier miteinander. Möchten wir, ſagte ich, doch länger bey einander, bleiben können, ich wollte noch vieles von ihm lernen.

M. Je nun, weiß er was, gehe er mit mir, und werde Soldat, da können wir lange bey einander bleiben. Mein Hauptmann wird gewiß eine Freude haben, wenn ich ihm einen ſo hübſchen Recruten zuführe.

J. Ich danke gehorſamſt. Wenn es mein Beruf wäre, Soldat zu werden: ſo wollte ich ſeines Herrn Schulmeiſters Rath gern befolgen. So aber, da dieß mein Beruf nicht iſt: ſo glaube ich doch, es iſt beſſer ich bleibe wer ich bin.

M. Recht mag er wohl haben. Lebe er wohl, und, wenn er zu dem Herrn Pfarrer Goldammer kömmt: ſo grüße er ihn ſchöne von dem Musketier Melchior Bruſtfleck. Er kennt mich recht gut.

Haberfeld findet Jeremieſens Schweſter.

Nun war meine erſte Sorge, Jeremieſens Vater auszukundſchaften. Ich fragte alſo den Wirth, ob nicht vor einiger Zeit ein junger Burſch von hier gegangen wäre, der mit dem Vornahmen Jeremies hieße?

Ja wohl! ja wohl, erhielt ich zur Antwort, und weiß kein Menſch wohin er gekommen iſt. Der Vater hat ihn in den Zeitungen ausrufen laſſen, aber man hat nichts von ihm geſehen noch gehört.

Ich ſpreche, und bleibe dabey, entweder er iſt unter die Soldaten gegangen, oder er hat ſich ein Leid angethan.

J. Er iſt nicht unter die Soldaten gegangen, und hat ſich auch kein Leid angethan.

W. Weiß er denn das?

J. Ich werde es ja wiſſen. Er iſt geſund und es geht ihm wohl.

W. Wo iſt er denn?

J. Das darf ich noch nicht ſagen. Wenn ich aber zu ſeinem Vater komme: ſo will ich ihm alles erzählen.

W. Das thue er doch ja. Der arme Mann will ſich alle Haare aus dem Kopfe raufen. Gleich gegen über, wo die Trommeltauben auf dem Dache ſitzen, wohnet er.

Ich ging alſo hinüber. Da ich in den Hof trat, fand ich ein artiges ſchlankes Mädchen, das Flachs blauete. Iſt ſie, fragte ich, die Tochter vom Hauſe?

M. Ja wohl! zu wen will er denn?

J. Ich möchte gern mit ihrem Vater ſprechen.

M. Da muß er in ein Paar Stunden wieder kommen.

Da hatte ich alſo meine Abfertigung und konnte gehen wohin ich wollte; das Mädchen gefiel mir aber ſo wohl, daß ich gern noch länger bey ihr geblieben wäre.

Ich fragte ſie alſo, hat ſie nicht noch einen Bruder?

M. Gehabt aber nicht mehr. Der iſt in alle Welt gegangen, und läßt nichts mehr von ſich hören noch ſehen.

J. Und der Bruder heißt Jeremies?

M. Jeremies? Ja wohl heißt er ſo. Hat er ihn etwa geſehen?

J. Geſehen und geſprochen.

M. Meinen Bruder Jeremies?

J. Ihren Bruder Jeremies.

M. Wo iſt er denn?

J. Das darf ich noch nicht ſagen.

M. Warum läuft er denn aber in der Irre

herum? Will er denn gar nicht wieder nach Hauſe kommen? Denkt er denn gar nicht dran, daß er in Baumleben einen Vater und eine Schweſter hat? (Hier liefen ihr die Thränen über die Backen.)

J. Ach der gute Jeremies wäre gern wieder hier; er fürchtet ſich aber vor ſeinem Vater.

M. Wenn er weiter keinen Kummer hat: ſo kann er heute noch kommen. Mein Vater hat alles vergeſſen und vergeben.

Bleibe er doch da! ich will gleich meinen Vater rufen, er iſt nicht weit von hier im Felde.

Es währete nicht lange, ſo war der Vater da, drückte mir die Hand und ſagte: er weiß alſo wo mein Jeremies iſt?

J. Ja das weiß ich, er iſt in Rittersleben.

V. Will er denn nicht wieder zu mir kommen?

J. Er will nicht nur wieder kommen, ſondern will auch jemanden mit bringen.

V. Ach ich weiß wohl wen — eine Frau. In Gottes Nahmen! freylich wäre es mir lieber geweſen, wenn er ein Mädchen genommen hätte, die ein Paar Acker Land mit brächte — was kann ich aber machen? Ehe ich meinen Jeremies verliere, ſo will ich ihn lieber heirathen laſſen, wen er will, und wenn es des Schützens Tochter wäre.

J. Nun ſo gebe er mir nur ein Paar Zeilen mit an den Herrn Pfarrer Goldammer, und melde ihm, daß er ſeine Einwilligung zur Heirath ſeines Sohns gebe, ſo iſt alles gut, und ſein Sohn Jeremies wird in ein Paar Tagen hier ſeyn.

W. Von Herzen gerne. Kathrine! geh hin, hohle dem Burſchen eine Wurſt und einen Krug Bier, ich will mich indeſſen hinſetzen und ſchreiben.

Der Vater ging und die Tochter auch, die letzte kam bald darauf wieder, und brachte mir nicht nur eine Wurſt und einen Krug Bier, ſondern auch ein Stück Kalbesbraten, welches ich mir wohl ſchmecken ließ.

Das wird, ſagte ſie, eine rechte Freude ſeyn, wenn ich meinen Bruder wieder ſehe. Ich habe mir um ihn bald die Augen aus dem Kopfe geweint. Ich weiß auch gar nicht wie mein Vater iſt; er hätte ja meinen Bruder können nehmen laſſen, wen er wollte: ſo hätten wir das Herzeleid nicht gehabt. Er iſt nun ein ſo herzensguter Mann — wenn er doch nur ſeine Kinder nicht zwingen wollte, zu nehmen wen er will. —

J. Will er ſie denn vielleicht auch zu einer Heirath zwingen?

K. Hum!

J. Wen ſoll ſie denn heirathen?

K. Des Schulzens Sohn. Freylich hat er zehn Acker ins Feld, was hilft mir denn aber das alles, wenn ich ihn nicht leiden kann?

J. Und ſie hat vielleicht einen andern —

Jetzt trat der Vater herein. Hier! lieber Freund! ſagte er, iſt ein Brief an den Herrn Pfarrer Goldammer, mit 4 Carolins, für meinen Sohn, und hier ſind auch vier Laubthaler für ſeinen Weg. Nun thue er mir den Gefallen, und gehe ſogleich wieder fort. Ich habe keine ruhige Stunde bis ich meinen Sohn wieder ſehe.

Freylich wäre es mir aus verſchiedenen Urſachen lieber geweſen, wenn ich hätte da bleiben können; da der Vater aber darauf beſtand, daß ich gehen ſollte, ſo that ich es, und nahm auch die Laubthaler an, die er mir ſchenkte, die ich freylich ſehr gut brauchen konnte, — da es mit meinem Gelde ziemlich auf die Neige ging.

Lebe er wohl, lieber Freund! ſagte ich, da ich fortging, bald komme ich mit ſeinem Sohne zurück. Auch von der Tochter nahm ich Abſchied, wie ich glaube noch freundlicher, als vom Vater.

Im Herzen war es mir aber doch lächerlich, daß mir der Mann das Geld anvertraute. Er hatte ja nicht einmahl gefragt, wie ich heiße? Ich konnte ja ein Schelm ſeyn, und mit dem Gelde davon gehen. Wenn der Mann nicht eine ſo gewaltige Freude gehabt hätte: ſo würde er ſchon vorſichtiger gehandelt haben.

Da fiel mir Melchior Bruſtflecks Sprüchelchen wieder ein: es iſt alles Euer. Dieſer Vorfall, dachte ich, iſt auch mein. Der ſoll mich lehren, daß man auch ſeine Freude muß beherrſchen lernen, wenn man nicht alberne Streiche machen will.

Ein nächtlicher Beſuch.

Mit dieſen Gedanken ging ich fort, bis die Nacht einfiel. Da kehrte ich in dem Dorfe ein, das ich vor mir liegen ſah, ließ mir, nachdem ich meinen Paß, den mir der Herr Amtmann Specht gab, vorgezeigt hatte, ein Nachtbrot geben, und legte mich dann auf die Streue, weil weiter keine Gäſte da waren. Der Wirth wünſchte mir eine gute Nacht, nahm ſein Licht und ging fort. Kaum war er zur Thür hinaus: ſo hörte ich, daß er mit einem Fremden einen Streit bekam. Alles konnte ich nicht verſtehen, ſoviel vernahm ich aber doch, daß der Fremde gerne Herberge haben, und der Wirth ihn nicht aufnehmen wollte. Wenn er mich nicht herbergen will, und will mich nicht herbergen, ſagte der Fremde: ſo gebe er mir wenigſtens — für Geld und gute Worte, einen Krug Bier, und ein Stück Brot, daß ich nur nicht verhungere.

Das ſoll er haben, und nun that ſich die Thür auf, und ein Soldat trat herein.

Bald darauf kam auch der Wirth, und brachte was der Soldat verlangte.

„Alſo, fragte der Soldat, will er mir wirklich kein Nachtquartier geben? Ich habe heute ſechs

Meilen gemacht, und bin ſo müde, daß ich über meine Beine wegfallen möchte.

W. Ein Wort ſo gut als zehn — er kriegt kein Quartier. Ohne Paß darf ich niemanden herbergen — das iſt herrſchaftlicher Befehl. Warum macht er denn ſo alberne Streiche und reiſt ohne Paß?

S. Lieber Gott! er ſieht ja, daß ich ein Deſerteur bin. Wer ſoll denn dem armen Deſerteur einen Paß geben?

W. Das weiß ich nicht. Aber kurz und gut ohne Paß herberge ich niemanden.

Der Deſerteur that einen tiefen Seufzer, ſetzte ſich hin, und verzehrte, was ihm war aufgetragen worden.

Ich ſah ihm von meiner Streue zu, und, je länger ich ihn anſah, deſto bekannter kam er mir vor. Mit Verlaub, ſagte ich zu ihm, iſt er nicht einmahl in Frankreich geweſen?

S. Es könnte wohl ſeyn. Wie kömmt er denn auf dieſe Frage?

H. Es iſt mir als wenn ich ihn ſchon einmahl geſehen hätte.

S. Wo denn da?

H. Wurde er nicht auf dem Rückwege vom Heißhunger befallen?

S. Ja wohl! und wäre vielleicht geblieben auf der Stelle, wenn nicht ein guter Menſch mein

Schutzengel geweſen wäre, und mir ein Stück Brot gereicht hätte. Der liebe Gott gebe ihm dafür eine gute Nacht!

H. Und auch dem ehrlichen Graukopfe, der ihm ein Stück Haſenbraten und einen Laubthaler gab!

Das iſt ja curios! daß er um alles weiß, ſagte der Deſerteur, nahm das Licht und leuchtete mich an.

D. Ey guten Abend! Landsmann! treffen wir einander hier an? Er iſt doch alle mein Tage der gute Freund, der mich vom Heißhunger rettete. (Ich reichte ihm die Hand) ach wenn er mich nur jetzt auch retten könnte: ich bin ſo ſchrecklich müde, daß ich keine 50 Schritte weit gehen kann. Wenn mich nun der Wirth hinaus ſchmeißt: ſo muß ich unter freyem Himmel liegen bleiben.

H. Wir wollen ſehen. Erſt ſage er mir aber nur, wie er unter die Soldaten gekommen iſt?

D. Die Deſperation hat mich darunter gebracht.

H. Die Deſperation? Beſinnt er ſich nicht mehr auf die Reden, die der Graukopf führte? Daß ein Menſch, der frey ſeyn wollte, alle ſeine Begierden beherrſchen müſſe, wie er ſeinen Braunen? Warum ſuchte er denn nicht auch über die Deſperation Herr zu werden?

D. Das hätte ich freylich thun ſollen, aber ich war zu ſchwach dazu. Der Laubthaler, den ich von dem guten Graukopfe bekam, war bald aufgezehrt. Nun war ich wieder ohne Geld, und hatte noch einige Tagereiſen, bis zu meiner Heimath, nach der ich mich herzlich ſehnte. Anſprechen wollte ich niemanden um etwas. In der Verzweifelung ſetzte ich mich am Wege hin, und wußte nicht was ich anfangen ſollte.

H. Konnte er denn nicht nachdenken?

D. Nein das konnte ich nicht, denn ich habe es in meinem Leben nicht gelernt. Wann ich in Noth komme, und weiß mir nicht zu helfen: ſo ſetze ich mich hin und hänge den Kopf. Aber weiter kann ich mit dem Kopfe nichts thun, als daß ich ihn hängen laſſe.

H. Etwas kann er doch noch damit thun, er kann ja den Hut darauf ſetzen. Wie ging es denn aber weiter?

D. Da ich da ſaß, kam ein Werber, blieb vor mir ſtehen, und mochte wohl merken, wo es mir fehlte. Hat er, fragte er mich, nicht Luſt Soldat zu werden? Ich ſah ihn traurig an, und antwortete nichts. Er hielt mir drey neue Ungariſche Ducaten vor und ſagte: die ſind ſeine, wenn er mit mir geht.

Ich ſah ſie an, bedachte mich ein Paar Minuten, dann ſtand ich auf, und ſagte: in Gottes Nahmen! gebe er mir die Ducaten, und nehme er mich zu ſeinem Rekruten. So führte er mich denn mit ſich fort.

H. Nach ſeiner Heimath?

D. Wo denkt er denn hin? Zwölf Meilen rückwärts führte er mich.

H. Das hätte er können vorausſehen. Da ſieht er aber, lieber Freund! auf was für Thorheiten der Menſch verfällt, wenn er ſeine Vernunft nicht braucht. Hätte er mit ſeiner Vernunft nachgedacht: ſo würde ſie ihm wohl ein Mittel gezeigt haben, wie er hätte zu den Seinigen kommen können. Da er es aber nicht that: ſo wurde er von den Seinigen weggeriſſen. Wie kommt es denn aber, daß er nicht Soldat geblieben iſt?

D. Die Sehnſucht nach meinem Vater ließ es nicht zu. Ich hörte, daß ich in der nächſten Woche mit meinem Regimente nach Italien gehen ſollte. Gott erbarme dich! dachte ich bey mir ſelbſt, wenn du einmahl in Italien biſt, ſo kommſt du im Leben nicht wieder heraus, und kriegſt deinen Vater nicht wieder zu ſehen. Ich paßte alſo die Gelegenheit ab, wo ich durchgehen konnte, und bin, Gott ſey Lob und Dank! glücklich entkommen.

H. Da hat ihn die Sehnſucht wieder verleitet einen tollen Streich zu machen.

D. Wie denn ſo?

H. Ja wenn man ihn nun erwiſcht hätte—

D.

D. Da würde es freylich mein Rücken haben entgelten müſſen.

H. Und das wäre die Strafe dafür geweſen, daß er ſeiner Sehnſucht ganz ohne Ueberlegung folgte.

H. Hat er denn zur Fahne geſchworen?

D. Das verſteht ſich.

H. Und hat ſeinen Eid gebrochen?

D. Lieber Gott! das nimmt man bey den Soldaten nicht ſo genau.

H. Auch nicht gut! ein Soldat, ob er gleich etwas anders ausſieht, als andere Leute, iſt und bleibt doch ein Menſch. Und wer ein Menſch iſt, muß halten, was er verſprochen hat, am wenigſten darf er ſeinen Eid brechen. Hat er denn die Ducaten, die er zum Handgelde bekam, wieder zurück gezahlt?

D. Zwey davon waren verzehrt, und einen brauchte ich zum Reiſegelde.

H. Und die Montur?

D. Die habe ich mitgenommen.

H. Was hält er denn von einem Menſchen, der einen falſchen Eid ſchwört, 3 Ducaten und einen ganzen Anzug ſtiehlt?

D. Ach ſchweige er mir, mit ſeiner Bußpredigt! wenn alle Soldaten ſo denken wollten, wer ſollte denn deſertiren?

H. Keiner. Das iſt aber das Unglück, daß die mehreſten Soldaten denken, wenn ſie in der Montur ſtecken, ſo hätten ſie ein Recht, alles zu thun, was ſich andre ehrliche Leute zur Schande anrechnen. Aber nun zur Sache zu kommen, ſage er mir einmahl auf ſein gutes Gewiſſen, hat er denn ſchon mehrere falſche Eide gethan?

D. Behüte Gott! wie kann er denn ſo etwas von mir denken?

H. Hat er denn ſchon geſtohlen?

D. Ich weiß nicht wofür er mich anſieht. Ich habe mein Lebelang auf meinen ehrlichen Nahmen gehalten, und kein Menſch kann mir nachreden, daß ich ihm einen Heller veruntreuet habe.

H. Ich glaube es. Weil er aber durch die Sehnſucht nach der Heimath ſich hat hinreiſſen laſſen, und ſich keine Mühe gegeben ſie zu beherrſchen: ſo iſt er dadurch verleitet worden, etwas zu thun, das er ſonſt für die größte Schande würde gehalten haben.

D. Die Sache iſt nun einmahl geſchehen. Jetzt thue er mir nur den Gefallen —

Der Wirth, der eben herein trat, unterbrach unſer Geſpräch. Nu! Herr Deſerteur, ſagte er, ſeine Rechnung beträgt 18 Pfennige. Wie ſteht es mit der Bezahlung?

D. Hier iſt ſie.

W. Gut! nun mache er ſich nur auf die Strümpfe! denn ein Wort ſo gut als zehn, herbergen kann ich ihn nicht.

H. Herr Wirth! das iſt recht gut, daß er über herrſchaftliche Befehle hält; aber bey dem armen Menſchen muß er doch eine Ausnahme machen. Er ſieht, es iſt finſtere Nacht, der Menſch iſt ſo von Kräften, daß er nicht weiter kommen kann, wenn er nun unter freyem Himmel bleibt: ſo kann er den Tod davon tragen. Wer hat es denn hernach auf ſeinem Gewiſſen?

W. Ich wollte ihn ja gerne behalten, wenn ich doch nur keinen Verdruß davon bekäme.

H. Den ſoll er gewiß nicht bekommen. Ich kenne dieſen Menſchen, und ich ſteh ihm dafür, daß er weiter nichts iſt, als ein Deſerteur. Morgen wenn der Tag grauet, wollen wir uns auf das Gleiß machen.

W. Nun da mag es denn ſeyn. Hier iſt noch ein Plätzchen auf der Streue, da mag ſich der Deſerteur hinlegen.

Er legte ſich hin, der Wirth ging ab und wir ſchliefen noch ein Paar Stunden recht ruhig, und würden noch länger geſchlafen haben, wenn nicht, mit Tagesanbruch, der Wirth in die Stube getreten wäre, und gerufen hätte: auf ihr Herren! macht daß ihr fortkommt, es wird Tag.

Wir ſprangen auf, der Deſerteur ließ ſich ein Stück Brot und einen Schnaps geben, und ich? hatte auch Appetit darnach, aber um mich wieder ein Bischen in der Selbſtbeherrſchung zu üben, genoß ich dießmahl nichts und reiſete nüchtern mit meinen Kameraden ab.

Eine merkwürdige Entdeckung.

Als ich vor das Dorf kam, ſchlug ich den nächſten Weg ein, der nach Rittersleben führt. Der Deſerteur fragte mich, wo will er denn hin?

H. Immer nach Rittersleben zu.

D. Da muß ich halt Abſchied von ihm nehmen, und machen, daß ich zu meinem Vater komme.

H. Wo wohnt denn ſein Vater?

D. In Baumleben.

H. In Baumleben? Er heißt Martin, nicht wahr?

D. Das iſt mein Nahme.

H. Der Vor- oder Zunahme?

D. Zunahme. Mein ganzer Nahme iſt Hans Jeremias Martin. Zu Hauſe riefen ſie mich immer Jeremies.

H. Da ſtehen mir die Gedanken ſtille. Warum iſt er denn aber nur von Hauſe weggegangen?

D. Gegen ihn kann ich es ja wohl ſagen. Da es bey uns Kirmſe war, ſah ich ein Mädchen, das etliche Stunden weit von uns zu Hauſe war, tanzte mit ihm — es gefiel mir — ich wurde verliebt und wollte es heirathen. Da aber mein Vater ſeine Einwilligung nicht dazu geben wollte: ſo

warwurde ich verdrießlich, und ging fort in die weite Welt hinein.

H. So! ſo! Jeremies Martin, (Ich griff in die Taſche, nach dem Briefe mit Gelde, ſann hin und her was ich thun ſollte, endlich wurde ich mit mir eins und ſagte) nun weiß er was Herr Jeremies Martin! ich begleite ihn.

D. Deſto beſſer! der liebe Gott gebe nur daß mich mein Vater gut aufnimmt.

H. Das will ich wohl möglich machen, ich kenne ſeinen Vater.

D. Den kennt er?

H. Den kenne ich.

D. Iſt er noch geſund?

H. Geſund und wohl und ſeine Schweſter auch. Ich will ihm zu einer guten Aufnahme helfen. Aber eins muß er mir verſprechen.

D. Was denn?

H. Daß er die 3 Ducaten Handgeld, und die Kleidungsſtücke, die er vom Regimente hat, zurückſchickt und um Vergebung bittet.

D. Wie käme ich denn dazu? Das iſt ja bey den Deſerteuren gar nicht gewöhnlich.

H. Das weiß ich wohl. Aber ein rechtſchaffner Mann thut nicht das, was gewöhnlich iſt, denn zu gewiſſen Zeiten iſt auch das Huren, das Ehebrechen, das Stehlen gewöhnlich, ſondern er thut was recht iſt. Rechnet er ſich denn auch zu den rechtſchaffnen Leuten?

D. Ey das wollte ich meynen.

H. Nun ſo gebe er mir die Hand darauf, daß er alles zurückſchicken will. Sonſt mache ich linksum, und er mag ſehen, wie er mit ſeinem Vater zurechte kommt.

D. Hier iſt meine Hand.

H. Top! nun iſt er mir noch einmahl ſo lieb. Hätte er die Sachen, die er mitgenommen hat, behalten wollen: ſo hätte ich nichts von ihm gehalten. Denn ich denke ſo: entweder es iſt Recht eines andern Sache zu unterſchlagen, oder es iſt nicht recht. Iſts Recht — nun wohlan; ſo greiſe jeder zu, wo er etwas bekommen kann; ſo iſt es auch dem Bürger und Bauer erlaubt zu behalten, was ihm andere anvertrauet haben, wenn er nur ſicher iſt, daß er nicht bey dem Felle genommen werden wird. So kann ich auch die vier Carolins unterſchlagen, die ich hier in der Taſche habe, und die mir ein Mann anvertrauet hat, der nicht weiß wie ich heiße und woher ich bin. Iſts aber unrecht: ſo darf es auch der Soldat nicht thun.

Ihr Soldaten haltet ſo viel auf Ehre —

D. Das iſt nun wahr. Ich habe mehrmahls unter den Soldaten ſagen hören: der Soldat hat nichts als ſeine Ehre, die muß ihm lieber ſeyn als ſein Leben.

H. Nun da darf er ſich auch nicht Dinge erlauben, die den Menſchen ſchänden.

Unter ſolchen Geſprächen kamen wir in Baumleben an. Ich rieth Jeremieſen, daß er hinter ſeines Vaters Garten ſtehen bleiben ſollte, bis ich ihn rief, und nun ging ich hin und pochte an der Thür ſeines Vaters an. Die Tochter guckte zum Fenſter heraus, und, da ſie mich ſah, machte ſie es geſchwind zu und öffnete mir die Thür.

Und er iſt ſchon wieder da? ſagte ſie.

H. Wie ſie ſieht. Iſt der Vater nicht zu Hauſe?

T. Er iſt oben auf dem Boden und ſteckt Hafer ein. Wo hat er denn aber meinen Bruder?

H. Er iſt nicht weit von hier.

T. Ach er ſpaßt, wo will er denn herkommen? Er kann noch nicht in Rittersleben geweſen ſeyn.

H. Mag ich doch in Rittersleben geweſen ſeyn oder nicht. Ich dächte ſie wäre zufrieden —

J. Kathrine biſt du es denn? Du herzensliebe Schweſter? So ſchrie mein Jeremies, der es nicht abwarten konnte, bis er von mir herbeygerufen wurde — fiel ſeiner Schweſter um den Hals — weinte wie ein Kind und ſeine Schweſter weinte nicht weniger.

Der Vater, der das Geſchrey gehöret hatte guckte zum Bodenloche heraus, und da er ſah, daß ſeine Tochter von einem Soldaten geherzt wurde, kam er mit einem Knittel heruntergeſprungen, ſtieß den Soldaten zurück, und ſagte: zum Henker was ſoll das ſeyn! in meinem Hauſe leide ich eine ſolche Wirthſchaft nicht.

T. So laßt ihn doch Vater —

V. Was? Ich ſoll das zulaſſen?

T. Darf ich denn meinem Bruder keinen Schmatz geben?

V. Dein Bruder? Du Jeremies?

Vater vergebt mir! ſagte Jeremies, indem er dem Vater um den Hals fiel. Ich komme wieder wie der verlohrne Sohn, und ſpreche: Vater ich habe geſündigt im Himmel und vor dir — verſtoßt euern verlohrnen Sohn nicht.

V. Mein Jeremies! ich verſtoße dich nicht. Aber nun haſt du Montour? biſt Soldat?

J. Geweſen, aber nicht mehr.

V. Haſt du denn deinen Abſchied?

D. Den habe ich nicht.

V. Und biſt auch nicht mehr Soldat? Da biſt du alſo ein Deſerteur? Ach Jeremies! Jeremies! erſt haſt du mir ſo vielen Verdruß gemacht, nun machſt du mir auch Schande!

D. Laßt es doch gut ſeyn lieber Vater! ich will nun ein ganz anderer Kerl werden, und euch ſo viele Freude machen, als ich euch bisher Verdruß machte.

V. Biſt du denn getraut? Haſt du denn einen

Trauſchein? Oder haſt du etwa auch geheirathet ohne dich trauen zu laſſen?

D. Mit wem hätte ich mich denn ſollen trauen laſſen?

V. Stell dich doch nicht ſo wunderlich an! mit der Weizenſtrohin aus Dingersleben. Ich habe dem Burſchen, der hier ſteht, 4 Carolins zur Trauung geben müſſen, und für ſeine Mühe habe ich ihm auch ſo viel gegeben, daß er zufrieden ſeyn kann.

D. Ich habe keinen Heller bekommen.

V. Nun? (indem er mich zornig anſah), was ſind denn das für Streiche?

Hier, ſagte ich, lieber Mann! iſt ein Brief an den Herrn Pfarrer Goldammer mit den vier Carolins und die Laubthaler, die er mir gegeben hat, die ich nun nicht annehmen kann, weil ich nicht zum Herrn Pfarrer Goldammer gekommen bin. Wäre ich der ſchlechte Kerl, für den er mich hält: ſo wäre ich ja mit dem Gelde fortgegangen.

Ich weiß nicht, fuhr Jeremieſens Vater fort, ob ich verrathen oder verkauft bin. Warum hat er mir denn aber geſagt, daß ſich mein Sohn wollte trauen laſſen?

Da erzählte ich ihm denn ausführlich, wie es mir gegangen war, daß ich einen ganz andern Jeremies gemeynt hätte, der ſich wirklich wollte trauen laſſen, und die Einwilligung ſeines Vaters ſuchte, und daß ich der Meynung geweſen wäre, er ſey der Vater dieſes Jeremieſens.

Da beruhigte ſich der Vater, und ließ uns in die Stube gehen.

Vom verlohrnen Sohne und ſeiner Schweſter.

Der Vater des verlohrnen Sohns, ſagte der alte Martin, ließ ein Kalb ſchlachten, da er ihn wieder gefunden hatte, das kann ich nun freylich nicht: denn meine Kühe haben noch nicht gekalbt; was du aber haſt Kathrine! das trage auf, ich will deine Baſe Anne Lieſe, und Jeremieſens Pathen dazu bitten, und wir wollen heute einen vergnügten Tag haben. Soll ich denn Schulzens Micheln auch dazu bitten? He?

K. Soll ich denn auch einen vergnügten Tag haben?

V. Das verſteht ſich.

K. Nun ſo laßt Mickeln weg! denn das ſage ich euch, wenn ihr den bringt: ſo verderbt ihr mir die ganze Freude.

V. Du biſt eine alberne Käthe. Ich dächte 10 Acker ins Feld —

K. Mag er doch hundert Acker ins Feld haben. Soll ich denn die Aecker heirathen? Wenn ich einmahl heirathe: ſo nehme ich einen Mann.

V. Den ſollſt du ja auch nehmen, und die Aecker oben drein.

K. Da muß mir der Mann aber auch gefallen.

V. Sag mir aber nur, was du an Micheln auszuſetzen haſt?

K. Soll ich denn den Gickelhahn kochen, den ich geſtern abgeſchnitten habe?

V. Meinetwegen! und den Hecht ſiede auch, der im Brunnentroge ſteht.

K. Alles will ich machen ſo gut ich kann, nur laßt mir Micheln weg!

V. Gib dich nur zufrieden! du ſollſt deinen Willen haben.

Er ging nun fort um die Gäſte zu bitten, die Tochter ging in die Küche, und ich blieb mit Jeremies dem zweyten alleine. Ganz gewiß, ſagte ich, hat ſeine Schweſter ſchon einen andern in ihr Herz geſchloſſen.

Es iſt möglich erhielt ich zur Antwort, aber gewiß weiß ich es nicht: weil ich ſchon ſo lange vom Hauſe weg bin.

Ich hatte noch eine und die andere Frage auf dem Herzen, aber ich getrauete mich doch nicht ſie vorzubringen, und lenkte das Geſpräch auf etwas anders. Da möchte ich aber doch wiſſen, ſagte ich, wo der Jeremies wohnt, den ich ſuche. Gibt es denn hier herum gar keinen Ort mehr, der ſich mit Baum anfängt?

J. Daß ich nicht wüßt. Doch — halt! jetzt fällt es mir ein, fünf Stunden von hier liegt ein Dorf, das heißt Baumhauſen.

H. Ganz recht! Baumhauſen. Das iſt das Dorf, wo der Jeremies her iſt, den ich ſuche. Da will ich doch gleich hin, und will meine Commiſſion ausrichten.

J. Er wird doch erſt ein Paar Biſſen mit uns eſſen?

H. Gut das will ich thun.

Nun erzählten wir einander umſtändlich was uns auf unſern Reiſen begegnet war. Unterdeſſen kam der Vater mit ſeinen Gäſten zurück, und die Tochter deckte den Tiſch.

Unter der Zeit, daß die Gäſte mit Jeremieſen plauderten, zog ich den Vater bey Seite, und ſagte ihm, ſein Sohn habe mir verſprechen müſſen, daß er das Handgeld, die Montur, und alles was er vom Regimente habe, zurück ſchicken wolle.

So iſts Recht, ſo gefällt mirs, gab er mir zur Antwort. Er ſoll nicht nur dieß thun, ſondern ich werde ihm auch den Abſchied kaufen. Ich bin ein ehrlicher Mann und will daß mein Sohn es auch ſeyn ſoll.

Jetzt ging er mit Jeremieſen ab, und bald kam dieſer als Bauersburſche getreten. Alles, was an den Soldaten erinnern konnte, hatte er abgelegt, ſelbſt den Zopf hatte er abgeſchnitten; und dagegen ſeine Bauernkleider angezogen.

Der ganze Tag wurde vergnügt zugebracht und es gefiel mir ſo wohl, daß ich mich bereden ließ die Nacht da zu bleiben.

Auch den andern Tag ſollte ich bleiben. Es wurde mir wirklich ſchwer Abſchied zu nehmen, zumahl da Jeremieſens Schweſter mich bey der Hand faßte, und ſagte: je ſo bleibe er doch! Er hat es ja mit meinem Bruder ſo gut gemeynt.

Es lief mir brühwarm über die Haut da ſie mich ſo bey der Hand hielt, ich drückte ſie, und ſagte, ich bliebe ja gern ganz und gar da, wenn ich nur wüßte, daß man mich gern ſähe.

Sie wurde roth, riß die Hand los, und ſagte, wer wird ihn denn nicht gerne ſehen.

Dieß Wort machte einen gewaltigen Eindruck auf mich. Ich beſann mich, was ich darauf ſagen wollte, ehe ich mich aber beſonnen hatte, war ſie zur Thüre hinaus. Erſt ſah ſie ſich noch einmahl nach mir um und lächelte. Ich ſtand da wie eine Bildſäule und hätte vielleicht noch eine Stunde da geſtanden, wenn Jeremies mich nicht bey dem Arme geſchüttelt und geſagt hätte. ſo bleibe er doch da! wir ſehen ihn ja alle gerne.

Da ſchlug ich die Augen auf, ſah Jeremieſen an, und ſagte: Jeremies! ich habe ihm ſo manchen Gefallen gethan, jetzt iſt die Reihe an ihm, daß er mir einen thut.

J. Von Herzen gerne. Braucht er etwa Geld?

H. Das wohl nicht.

J. Nu ſo rede er doch von der Leber! womit kann ich ihm denn dienen?

H. Thue er mir doch den Gefallen, und frage ſeine Schweſter, ob ſie nicht ſchon einen andern in ihr Herz geſchloſſen hat.

J. So! So! das muß wohl ſeinen Grund und ſeine Urſache haben, warum er es wiſſen will.

H. Die muß es freylich haben. Thue er mir nur den Gefallen —

J. Ein Wort ſo gut als zehen. Ich gehe gleich und bringe mein Wort an.

H. Nur nicht mehr als ich geſagt habe.

J. Nicht mehr.

Es währete nicht lange, ſo kam er zurück und ſagte: Meine Schweſter hat noch keinen andern in ihr Herz geſchloſſen. Soll ich etwa noch eine Frage an ſie thun?

Schon hatte ich die Antwort auf der Zunge, daß er fragen ſollte, ob ſie mich haben wolle? da fiel mir ein: Haberfeld du biſt ein Narr; deine Begierde läuft einmahl mit der Vernunft davon. Du willſt um ein Mädchen anhalten, das du noch nicht kennſt, mit dem du kaum eine halbe Mandel Worte geſprochen haſt — deine Commiſſion vom Herrn Pfarrer Goldammer — kurz ſagte ich Herr Jeremies! ich muß fort. Die andere Frage wollen wir verſparen bis ich wieder komme.

Ich nahm alſo meinen Stock, druckte Jeremieſen die Hand, und ſagte: lebe er wohl bis auf Wiederſehn!

Da ich es geſagt hatte, war mir das Herz leicht und ich dachte bey mir ſelbſt: nun biſt du frey Haberfeld!

Als ich aber ſo dachte, trat Jeremieſens Schweſter herein. Was ſoll denn das werden? ſagte ſie, ich glaube er will fort? Es muß ihm doch gar nicht in Baumleben gefallen.

Weg war meine Freyheit. Ich ſtand wieder da wie angepflöckt, und konnte nicht von der Stelle.

Es gefällt mir an keinem Orte in der Welt beſſer, als in Baumleben, ſagte ich.

Schw. Wirklich? Und will doch fort?

H. Ich denke nur ich werde nicht gern geſehen.

Schw. Wenn wir ihn nicht gerne ſähen, ſo ließen wir ihn ja gehen.

H. Je nun, ſagte ich, wenn ich nicht beſchwerlich bin: ſo will ich noch einen halben Tag da bleiben.

So iſts recht, ſagte ſie, indem ſie mir den Stock abnahm, vielleicht gibt er auch noch ein Paar Tage zu.

H. Wenns auf mich ankäme, ſo gäbe ich meine ganze Lebenszeit zu.

Schw. Das wäre viel. Wir wollen ſehen ob er nach acht Tagen auch ſo ſpricht.

H. Es kömmt nur alles darauf an, ob ich in Baumleben gern geſehen werde.

Schw. Nicht wahr Jeremies du ſiehſt ihn gerne?

J. Daran wird ihm ſo viel nicht gelegen ſeyn. Es kömmt nur darauf an ob gewiſſe andere Leute —

Iſts nicht wahr Vater, ſagte ſie zu ihrem Vater, der eben herein trat, ihr ſeht den Burſchen da gerne?

Dem Vater kam dieſe Frage ganz querfeld ein. Er mochte wohl mit ſeinem Sohne allerhand zu ſprechen haben, und mit ihm allein ſeyn wollen. Deßwegen mochte er auch wohl wünſchen, daß ich mich wieder auf den Weg machen möchte. Er ſagte alſo: warum ſollte ich ihn denn nicht gerne ſehen? Da ich ihm aber ins Geſicht ſah, ſo merkte ich, daß es ihm nicht von Herzen ging. Er runzelte die Stirn gewaltig, ſah die Tochter an und ſagte: ich weiß nicht, warum du hier immer bey deinem Bruder klebſt? Du kannſt ihn ja noch genug ſprechen, und drauſſen bleibt in der Küche alles ſtehen und liegen.

Die Tochter verſtand was der Vater ſagen wollte, und ging hinaus. Und ich? Ich ſaß da wie auf Kohlen.

Jeremies! ſagte der Vater, komm mit mir

heraus, wir müſſen noch ein Paar Worte miteinander reden.

Da war ich nun alleine, und —, hätte vor Verdruß vergehen mögen.

Haberfeld! dachte ich, mit deiner Freyheit iſts noch nicht weit her. Deine Vernunft ſagte, du ſollteſt fortgehen, und gleichwohl kannſt du es nicht. Und warum denn nicht? Weil ein Mädchen freundlich mit dir gethan hat. Deßwegen vergißt du alles, was dir der Herr Pfarrer Goldammer aufgetragen hat, und läßt Jeremieſen den erſten ſitzen. Du thuſt mit der Tochter ſchön, ohne dem Vater etwas davon zu ſagen; willſt in dem Hauſe des ehrlichen Mannes eine Verplemperey anfangen, davon er nichts wiſſen ſoll. Pfui! ſchäme dich Haberfeld! deine Begierden führen dich am Narrenſeile herum. Sey ſtark!

Sogleich ſprang ich auf, nahm Hut und Stock, ging in die Küche, druckte der Tochter die Hand und ſagte, ohne ihr ins Geſicht zu ſehen; lebe ſie wohl, Kathrinchen! ich habe ſehr nothwendige Geſchäfte, deßwegen muß ich fort. Bleibe ſie mir ein Bischen gut, ſo komme ich bald wieder. Wo iſt der Vater?

Sie hielt meine Hand feſte, und ſagte, ich glaube gar er iſt böſe — ich ſchlug die Augen auf, und ſah, daß ihr die Thränen in den Augen ſtanden — geſchwind ſah ich weg, zählte die Löffel, die in der Küche aufgeſteckt waren, es waren ihrer ſiebenzehn, und fragte noch einmahl heftig: wo iſt der Vater?

Er iſt auf dem Boden, erhielt ich zur Antwort.

So rufe ſie ihn doch geſchwind, ſagte ich, indem ich die Hand losriß —

Sie übereilte ſich nicht, und ſagte, ich dächte aber doch —

Ich antwortete nicht, und damit ich ihr nicht wieder in die Augen ſehen durfte, denn vor ihren Augen fürchtete ich mich gewaltig, weil ich beſorgte, ſie möchten mich wieder zurückhalten, ſo ſchlug ich die meinigen nieder, und ſchrieb mit meinem Stokke in den Staub auf dem Boden: Goldammer.

Da ging ſie endlich fort, und kam mit dem Vater und Bruder zurück.

Er will ſich nicht länger halten laſſen? ſagte der Vater.

H. Ich habe nothwendige Geſchäfte, die unterbleiben, wenn ich mich hier länger aufhalte. Und was ſoll ich hier thun? Müſſiggehen habe ich nicht gelernt.

B. Ich auch nicht. Wenn er nun des Glaubens iſt: ſo will ich ihn nicht länger aufhalten. Ehe er aber geht: ſo thue er mir den Gefallen, und gehe noch einen Augenblick mit in die Stube.

H.

H. Ich habe keine Zeit.

W. Er geht mit in die Stube, und du Katthrine gehſt hin, und hohlſt eine Knackwurſt.

H. Ich danke für alles, ich habe ſchon recht viel genoſſen.

W. Nun was er jetzt nicht genießen kann, das wird auf dem Wege gut ſchmecken. (Indem er mich bey der Hand zog) ſperre er ſich nicht lange — er kommt mit herein.

H. Halte er mich aber ja nicht lange auf.

W. Das will ich nicht. Ich halte auf Ordnung, und bin der Mann gar nicht, der andere Leute von ihrer Ordnung abbringen will. Setze er ſich lieber Haberfeld! er gefällt mir.

H. Wirklich?

W. Mein Sohn hat mir geſagt, was er an ihm gethan, und was er ihm für gute Lehren gegeben hat. Das vergelte ihm der liebe Gott! mein Sohn iſt ein ehrlicher Kerl, das iſt wahr, ich habe ihn zu allem Guten erzogen. Aber ein Leichtfuß iſt er auch, und hat in ſeinem Leben viele alberne Streiche gemacht. Wenns ihm nachgegangen wäre: ſo hätte er Montur und Handgeld, und alles, was er vom Regimente hatte, behalten. So etwas hat er von mir nicht gelernt. Und kurz und gut (jetzt ſchloß er ein Schränkchen auf, das in der Wand war, und hohlte Geld heraus) hier ſind die vier Laubthaler, die ich ihm zugedacht hatte.

H. Die kann ich aber nicht annehmen! weil ich ſie nicht verdient habe.

B. Er hat ſie zehnfach verdient, und — will er denn wieder bey mir einſprechen?

H. Wenn es mir erlaubt iſt.

B. Nun ſo muß er die vier Laubthaler annehmen; ſonſt — mache ich ihm die Thüre vor der Naſe zu. Stolze Leute kann ich nicht leiden.

H. Wenns ſo iſt: ſo muß ich das Geſchenk wohl annehmen.

B. Und hier die Knackwurſt mit auf den Weg, die Kathrinchen eben gebracht hatte.

Ich nahm ſie auch an, drückte allen die Hand, und lief nun, wie wenn mir der Kopf brennte.

Ohngefähr eine Stunde mochte ich ſo gelaufen ſeyn, da kam ich bey ein Chauſſeehäuschen, das am Wege ſtand. Hier ſetzte ich mich nieder und freuete mich herzlich, daß ich als ein freyer Menſch von Baumleben gegangen war. — Wenn du jetzt noch dort ſäßeſt, dachte ich — wie würdeſt du den Kopf hängen — jetzt iſt dirs ſo leicht ums Herz —

Laß auch die Pflicht,
Dich ſelber zu beſiegen,
Die ſchwerſte ſeyn, ſie iſts — doch welch Vergnügen
Schafft ſie nach der Vollbringung nicht!

Unterdeſſen dachte ich auch ein Bischen über Kathrinchen nach. Sollte ſie dir, meynte ich, nicht vom lieben Gott beſtimmt ſeyn? Gut biſt du ihr, das kannſt du nicht leugnen. Einen andern hat ſie nicht in ihr Herz geſchloſſen, das weißt du. Gram iſt ſie dir auch nicht, das konnteſt du ihr an den Augen anſehen. Ihr Lebenswandel? den kennſt du freylich nicht. Sie machte ja aber ihre Sachen recht ordentlich, und muß einen guten Ruf haben; weil ſich des Schulzens Sohn um ſie bewirbt. Der Vater gab dir ja am Ende auch ein gut Lob —

Je nun! kömmt Zeit, kömmt Rath. Erſt will ich meine Commiſſion für den Herrn Pfarrer Goldammer ausrichten. Dann — dann will ich die Sache etwas ernſtlicher angreifen.

So dachte ich und wollte weiter gehn.

Da ich in der Ferne vier Reiter hertraben ſah, ſo trieb mich die Neugier doch, zu warten bis ſie ankamen. Weil ſie warten mußten, bis der Schlagbaum aufgezogen wurde: ſo hatte ich Zeit ſie recht anzuſehen. Ich kannte nur einen davon, der war der Sohn meines gnädigen Herrn. Ich hatte ihn gut gekannt, da er noch bey ſeinem Vater war, und hatte auch bisweilen mit ihm den Ball geſpielt. Gibſt du dich zu erkennen, oder gibſt du dich nicht zu erkennen? dachte ich — endlich beſchloß ich bey mir ſelbſt — du gibſt dich nicht zu erkennen. Der Herr iſt nun ſehr vornehm geworden, und möchte ſich deiner ſchämen, zumahl da Fremde dabey ſind. Ich ließ ſie alſo vorbeyreiten, gab mich nicht zu erkennen, und ſetzte meinen Weg nun weiter fort.

Trau! Schau! wem!

Vor dem nächſten Dorfe ſtieß wieder ein Reiter auf mich, deſſen Pferd vom Schweiße troff. Wo kommt er her, guter Freund? fragte er.

H. Immer von Baumleben.

R. Iſt ihm keine Weibsperſon begegnet?

H. Wohl eine halbe Mandel.

R. Hat er keine geſehen mit einem Tragekorbe voll Wäſche und Kleidern? mit einem grünen Friesrocke?

H. Die habe ich nicht geſehen.

R. Nun ſo weiß ich nicht ob der Teufel das Menſch gehohlt hat, oder ob es ſich unſichtbar machen kann. Nun kann ich nicht weiter, mein Pferd hält es nicht länger aus — ich muß ins Wirthshaus und ihm ein Futter geben laſſen.

Sogleich machte er linksum.

Mußt doch ſehen, dachte ich, was das für eine Bewandniß hat, und ging auch nach dem Wirthshauſe zu.

Da ich mir eine Kanne Bier hatte einſchenken laſſen, trat der Reiter auch herein, warf den Hut und die Peitſche auf den Tiſch und ſagte — die Canaille!

Ich ließ ihn erſt ein Bischen verſchnauden, hernach fragte ich, darf ich denn nicht wiſſen, was es mit der Canaille für eine Bewandniß hat?

N. Man ſpricht nicht gerne davon.

H. Es muß aber doch eine bekannte Sache ſeyn, weil er der Canaille öffentlich nachgeritten iſt.

N. Stelle er ſich um Gotteswillen vor, wie ein ehrlicher Mann mit ſeinem guten Willen ins Unglück kommen kann. Vierzehn Tage vor Oſtern kommt ein Mädchen, hübſch angezogen, mit einem artigen Lärvchen, zu mir, heult die bitterſten Thränen, gibt vor ſie wäre hübſcher Leute Kind, ihre Aeltern hätten 50000 Gulden im Vermögen gehabt, wären von den Franzoſen rein ausgeplündert und verjagt worden, und — (jetzt fing ſie ſo erbärmlich an zu heulen, daß es mir durch Mark und Bein ging.) nun irre ich als eine vater- und mutterloſe Waiſe in der Welt herum.

Ich zog meinen Beutel und gab ihr ein Kopfſtück.

Gott vergelte es! ſagte ſie; das iſt mir vor meiner Wiege nicht vorgeſungen worden, daß ich Almoſen nehmen ſollte. Wenn ich doch nur einmahl wieder ein Plätzchen fände, wo ich mich ehrlich nähren könnte, ich wollte arbeiten, daß mir das Blut unter den Nägeln hervorſpritzen ſollte. Ich kann alles was man von mir verlangt, ich kann nähen, ſtricken, kochen, eine Haushaltung führen.

Wer mich aufnehmen wollte, würde gewiß mit mir zufrieden ſeyn.

Nun war ich Wittwer und brauchte eine gute Haushälterin — was hatte ich zu thun? ich nahm ſie zu meiner Haushälterin an.

H. Nehme er es mir nicht übel, da hat er einen albernen Streich gemacht. Wer wird denn eine unbekannte Perſon von der Straße in ſein Haus nehmen? wer wird ihr denn ſeine ganze Wirthſchaft anvertrauen?

N. Er hat gut reden. Sonſt dachte ich auch ſo. Aber jetzt war mir das Herz ſo weich, daß ich mich durch das Mitleiden verleiten ließ, den albernen Streich zu machen. In den erſten Wochen ließ ſie ſich recht gut an, und beſorgte ihre Sachen ſo, daß ich meine Freude daran hatte. Ich vertrauete ihr Küche, Keller, Wäſche, Summa Summarum alles an! Nun merkte ich aber, daß ſie immer zuthätiger wurde, und mir beſtändig um den Schnabel herum ging. Am freundlichſten war ſie, wann ich zu Bette ging, und hatte immer etwas in meiner Schlafkammer zu ſuchen.

Ich nahm mich zuſammen, ſo viel ich konnte, und, da ich mit meiner Frauen Schweſter verſprochen war: ſo machte ich Anſtalt zur Hochzeit, damit nicht etwa etwas paſſiren möchte.

Vorigen Sonntag wurde ich nun das zweytemahl aufgeboten, und brachte den ganzen Tag bey

mei

meiner Braut zu, ſpät kam ich nach Hauſe, und ſchlief bis mir die Sonne ins Bette ſchien. Nun ſtand ich auf, ging in die Stube — die war nicht ausgekehrt, der Tiſch war nicht abgewiſcht und alles war in Unordnung. Luiſe rief ich in die Küche — Luiſe rief ich in den Hof — Luiſe rief ich auf den Boden — da war keine Luiſe zu hören noch zu ſehen. Ich trat die Thür an ihrer Schlafkammer auf — das Bette war in der Ordnung und man konnte daran ſehen, daß ſie nicht drinne geſchlafen hatte.

Nun wurde mir warm vor dem Kopfe. Ich ging in die Küche, die war ausgeräumt. Alle mein Zinn war fort. Ich ging über meinen Wäſchkaſten — der war leer. Als ich in die Stube kam, ſtand auch mein Wandſchränkchen offen und 10 Luisd'or, 39 Laubthaler und ein Beutel voll Preußiſche Sechſer waren fort. Nun weiß er alles. Drey Tage bin ich nun herum geritten, um die Canaille aufzuſuchen; aber umſonſt. Vermuthlich hat ſie ihre Helfer gehabt: denn unmöglich hat ſie das Zinn und die Wäſche allein fortbringen können.

H. Es iſt ein ſchlimmer Umſtand. Danke er aber Gott, daß er ſich zuſammen genommen hat, wann ſie in ſeine Schlafkammer kam. Wenn er fleißig iſt, und ſeine neue Frau das Ihrige zu Rathe hält: ſo kann er ſich in etlichen Jahren, alles wieder erwerben was er verloren hat. Wenn er ſich aber nicht zuſammen genommen hätte, ſo wäre er Zeit ſeines Lebens ein geſchlagner Mann. Wie iſt ſein Nahme?

N. Nikolaus Helmer.

H. Und wohnt?

N. In Heilmannshauſen.

H. Iſt ſein Zinn und ſeine Wäſche nicht gezeichnet?

N. Auf jedem Stücke ſtehen die Buchſtaben N. H.

H. Gut! ich reiſe in der Welt herum, und will nachſpüren, ob ich etwas von ſeinen Sachen auftreiben kann.

Ich nahm nun Abſchied von ihm, und wünſchte daß er bald zu ſeinen Sachen wieder kommen möchte. Der arme Mann dauerte mich in der Seele; ich dachte aber bey mir ſelbſt: Nikolaus Helmer! du biſt auch mein. Du haſt mich gelehrt, daß man auch über ſein Mitleiden Herr ſeyn muß, wenn man nicht zu albernen Streichen verleitet werden will. Denn auf alle Fälle iſt es doch ein alberner Streich, eine ganz fremde, unbekannte, Perſon in ſein Haus aufzunehmen, und ihr alles unter die Hände zu geben. Du willſt dich alſo hüten, daß du dich durch die Thränen und das Lamentiren nicht ſo gleich weich machen läßt, ſondern immer erſt überlegen, ob die Perſon, die bey dir Hülfe ſucht, die Hülfe auch verdienet, und dich wohl hüten, daß du ihr nicht gleich alles anvertrauest.

Syrach 25, 22. 23.

Mit dieſen Gedanken ſchlenderte ich fort bis nach Baumhauſen. Es war ein hübſcher Ort, und die Wirthſchaft im Wirthshauſe mußte nicht übel ſeyn: weil ich ſah, daß ſehr viel Zuſpruch da war. Hätte ich meinem Appetite folgen wollen: ſo wäre ich gleich hinein gegangen, und hätte mir eine gute Mahlzeit beſtellt; meine Vernunft ſagte mir aber, es ſey doch wohl beſſer, erſt Jeremieſens Vater aufzuſuchen, und meine Sache mit ihm abzumachen. Ich fragte alſo die erſte Bauersfrau, die mir begegnete, ob hier nicht ein Burſche wohne, der mit dem Vornahmen Jeremies hieße?

Fr. Jeremies Leder?

H. Ganz recht — Jeremies Leder.

Fr. Der Galgenſtrick iſt davon gegangen und hat ein Mensch mit genommen.

H. Kann ſie mir nicht ſagen, wo Jeremieſens Vater wohnt?

Fr. Das werde ich ihm ja ſagen können, Valentin Leder iſt ja mein Nachbar. Komme er mit mir, ich will ihn zu ihm führen.

Ich folgte ihr, und fand Valentin Leder eben in einem Wortwechſel mit ſeiner Frau. Weil ich müde war, ſo ſetzte ich mich vor der Thür nieder, um abzuwarten, wo das doch hinaus wollte. Der Streit wurde aber immer heftiger und es wurde am Ende ſo arg, daß Valentin Leder einen Stock hohlte, um ſich damit zu helfen: weil er mit dem Maule gegen ſeine Frau nicht aufkommen konnte. Dieſe aber ſprang ins Haus, ſchlug die Thür zu und ſchalt zum Fenſter heraus. Du Lumpenhund! ſagte ſie, du willſt dich noch mauſig machen? weißt du nicht, daß das Haus mir gehört?

Da, dachte ich, iſt es nicht gut ſeyn, und wollte ſchon wieder fortgehen, aber Valentin Leder entdeckte mich, und fragte: was hat er hier vor meiner Thüre zu thun?

H. Ich wollte nur ein Paar Worte mit ihm ſprechen.

V. Was für ein Paar Worte? Mache er es kurz, ich habe nicht lange Zeit zu reden.

H. Ich wollte ihm nur einen Gruß von ſeinem Sohne Jeremies bringen.

V. Wenn es weiter nichts iſt: ſo kann er nur gleich reiſen. Ich will von meinem Jeremieſen nichts wiſſen noch hören.

H. Es iſt aber doch ſein Sohn —

V. Geweſen aber nicht mehr, und ich ſage es ihm, reiſe er gleich, oder, indem er den Stock in die Höhe hob, ich weiſe ihm die Thür.

H. Das iſt nun eben nicht nöthig. Schlafe er wohl!

So ein Schandbalg iſt mein Mann, rief mir die Frau nach, ſeinen eigenen Sohn, ſein Fleiſch und Blut verſtößt er.

Da ich es aber nicht für rathſam hielt, mich mit ihr weiter darauf einzulaſſen: ſo ſetzte ich meinen Stab weiter und ging nach dem Wirthshauſe zu.

Eine ewige Freundſchaft wird durch ein Paar Hunde zerriſſen.

Hier traf ich viele Gäſte an, unter andern auch die vier Reiter, die ich bey dem Chauſſehäuschen geſehen hatte. Dieſe hatten ſich Gebratenes und Geſottenes und auch Wein beſtellt; ich aber genoß nur einen Hering, nebſt einer Kanne Bier, welches mir auch gar herrlich ſchmeckte: weil ich wußte, daß ich mich als ein freyer Menſch zu Tiſche ſetzte.

Die Gäſte verlohren ſich nach und nach bis auf die vier Reiter, die recht luſtig wurden und anfingen zu ſingen.

Unter andern ſangen ſie auch:

Bruder! auf dein Wohlergehen
Sey dir dieſes Glas gebracht!
Unſre Freundſchaft ſoll beſtehen
Bis der Tod ein Ende macht.
Alle, die hier ſeyn,
Sollen Zeugen ſeyn
Zeugen unſrer Freundſchaft ſeyn.

Unterdeſſen, daß die Herren Freundſchaft mit einander ſchloſſen, veruneinigten ſich ihre Hunde über einen Bratenknochen, der unter den Tiſch war geworfen worden. Der Lärm wurde ſo arg, daß die ganze Geſellſchaft aufſprang. Einer davon nahm ſeine Peitſche, ſchlug unter die Hunde, und gab dem Hunde des Herrn von Rothkopf, dieß war der Sohn meines gnädigen Herrn, einen ſo derben Hieb, daß er jämmerlich winzelte, und nach der Stubenthür kroch.

Sein Herr gerieth darüber in die Hitze, und ſagte: wer meinen Hund ſchlägt, der hat es mit mir zu thun, und — wup! da hatte der Schläger ein Paar Ohrfeigen weg. Er zog den Degen, Herr von Rothkopf lief auch nach dem ſeinigen — die andern ſprangen aber dazwiſchen, riſſen ſie auseinander und ſagten: daraus wird nichts Brüder! Morgen iſt auch noch ein Tag, da geht ihr miteinander aufs Feld, und macht eure Sachen aus. Damit beruhigten ſie ſich denn, nachdem ſie noch eine halbe Stunde mit einander geſtritten hatten, welcher von beyden dem andern den erſten Stoß thun müßte.

So wurde die Freundſchaft, die nur der Tod endigen ſollte, durch ein Paar Hunde zerriſſen.

Sie legten ſich am Ende auf die Streue, die ihnen in der Oberſtube war zurechte gemacht worden, und ich bekam mein Lager in der untern Stube angewieſen, konnte aber ſehr wenig ſchlafen: weil mir der Herr von Rothkopf nicht aus den Gedanken kam, und ich immer darüber nachdachte, ob ich nicht ein Mittel finden könnte, ihn von ſeinem Vorſatze, ſich zu ſchlagen, abzubringen. Endlich fiel mir etwas ein, was ich zu verſuchen mir vornahm.

Haberfeld ſpricht wie ein Philoſoph.

Sobald ich alſo die Herren ſprechen hörte, ging ich in den Hof, und paßte dem Herrn von Rothkopf auf.

Er kam an den Brunnen um ſich zu waſchen: Junker Claß! rief ich.

Er verwunderte ſich, ſeinen Vornahmen nennen zu hören, und ſah ſich um.

Da ging ich auf ihn los, und fragte ihn: kennen Sie mich denn nicht mehr?

Cl. Je guten Morgen! Ernſt Haberfeld! wo kommſt du denn her?

H. Ich bin halt auf Reiſen, und freue mich den Junker Claß geſund und wohl zu ſehen.

Cl. Komm doch mit herein, ich will dir einen Schnaps einſchenken laſſen.

H. Des Schnapſes wegen komme ich gar nicht. Ich habe etwas Wichtiges mit Ihnen zu reden. Kommen Sie doch ein Bischen mit in den Garten.

Cl. Nun? was haſt du denn?

H. Ich habe geſtern die Händel mit angeſehen, die Sie mit Ihrem Kameraden hatten, und wollte Sie inſtändig bitten, daß Sie ſich doch nicht ſchlagen möchten. Wie bald wäre es geſchehen, daß Sie den Herrn todt ſtächen, da hätten Sie hernach unſchuldiges Blut auf Ihrer Seele, und Zeit Ihres Lebens ein böſes Gewiſſen. Sie können ja auch wohl ſelbſt todt geſtochen werden — ſtellen Sie ſich um Gotteswillen vor, was für ein Herzeleid dieſes für Ihren Herrn Vater wäre. Sie ſind ja der einzige Sohn.

Cl. Du biſt doch noch immer der alte ehrliche Ernſt, der du warſt, da wir miteinander den Ball ſchlugen. Aber lieber Ernſt — das geht nicht. Ich habe den Herrn von Blutfink geſchlagen, und muß ihm alſo Satisfaktion geben.

H. Das ſollen Sie ja auch thun, aber nur nicht mit dem Degen.

Cl. Vielleicht mit Piſtolen? das iſt noch ſchlimmer.

H. Auch nicht mit Piſtolen. Meine Meynung wäre dieſe, Sie gingen zu dem Herrn von Blutfink, gäben ihm die Hand und ſagten: Lieber Bruder! ich habe dich geſtern geſchlagen, das thut mir Leid. Bedenke daß du mich in die Hitze gejagt haſt, da du meinen Hund ſchlugſt, und daß ich ein Glas Wein zu viel getrunken hatte. Vergib es mir! und laß uns wieder gute Freunde ſeyn!

Cl. Lieber Ernſt! wo denkſt du denn hin? was würden denn die Leute dazu ſagen? würden ſie mich nicht für eine feige Memme halten?

H. Ich habe immer gehört, ein vernünftiger Menſch müſſe ſich nicht nach dem richten, was die Leute ſagen, ſondern nach dem, was ſeine Vernunft ſagt.

Cl. Du ſprichſt ja wie ein Philoſoph.

H. Spotten Sie nicht! ich habe mich nie für einen Philoſophen ausgegeben, und bin damit zufrieden, daß mir der liebe Gott geſunde Vernunft gegeben hat. Erlauben Sie mir eine Frage! Haben Sie denn Recht gethan oder Unrecht, da Sie Ihrem Freunde eine Ohrfeige gaben?

Cl. Unrecht!

H. Nun das freut mich doch, daß ſie dieß einſehen. Was verlangt denn nun die Vernunft? daß man ſein Unrecht vertheidigen ſoll?

Cl. Nein.

H. Wenn Sie ſich aber ſchlagen, ſo vertheidigen Sie ja Ihr Unrecht. Wäre es nicht vernünftiger, wenn Sie es geſtänden?

Cl. Das mag wohl unter Bauern angehen, lieber Ernſt, aber bey Leuten von Stande iſt es anders.

H. Auf dieſe Art müßte man ſich ja etwas drauf einbilden, ein Bauer zu ſeyn. Aber, lieber Junker! jetzt iſt es nicht Zeit zu ſpaßen! wir müſſen ernſtlich von der Sache reden. Die Leute von Stande haben ſowohl Vernunft, als die Bauern, und wenn ſie

nicht

nicht nach Vernunft handeln, ſo handeln ſie unvernünftig, und das kann niemals gelingen.

Er ſchlug die Hand an die Stirn, ging auf und ab, dann ſagte er, ich will es verſuchen; aber du wirſt ſehen es geht nicht.

Jetzt kam der Herr von Blutfink auf den Hof. Junker Clas ging auf ihn los, faßte ſeine Hand und ſagte: Bruder! ich habe dich geſtern geſchlagen, das thut mir Leid. Bedenke, daß du mich erſt in die Hitze jagteſt, da du meinen Hund ſchlugſt, und daß ich viel Wein getrunken hatte. Ich muß dir Satisfaktion geben, das weiß ich. Beſtehſt du darauf, daß ich mich mit dir ſchlagen ſoll: ſo bin ich dazu bereit. Ich dächte aber doch es wäre vernünftiger und für dich eine beſſere Satisfaktion, wenn ich mein Unrecht geſtände und dich um Verzeihung bäthe.

Herr von Blutfink wurde durch dieſe ehrliche Erklärung gerührt, er drückte Junker Claſens Hand feſt, richtete die Augen gen Himmel und ſagte: Bruder! du magſt Recht haben. Käme es blos auf mich an: ſo wäre unſre Sache ſogleich abgethan; aber du weißt, daß andere dabey waren — dieſe müſſen auch zu Rathe gezogen werden. Er rief ſie alſo herunter, und trug ihnen den Caſus vor. Seyd ihr Narren? ſagte der Herr von Schwernöther; wenn ihr euch nicht ſchlagt, ſo iſt ja eure Ehre auf immer verloren. Dich, Rothkopf! wird man für eine feige Memme halten, und mit dir, Blutfink! wird kein ehrlicher

Kerl wieder ein Glas Wein trinken, da du eine Ohrfeige auf dir ſitzen haſt.

Nun wenn es nicht anders ſeyn ſoll, ſagte der Herr von Blutſink: ſo komm heraus Rothkopf, und gib mir eine Satisfaktion, wie ſie unter Leuten von unſerm Stande gewöhnlich iſt. Das beſte iſt, wir thun die Sache gleich ab, daß wir hernach als gute Freunde wieder mit einander leben können.

Alle waren es zufrieden, ließen ihre Pferde ſatteln, bezahlten ihre Zeche und ritten fort.

Ich bezahlte auch, was ich verzehrt hatte und lief ihnen nach.

Krieg und Blutvergießen.

Auf der nächſten Wieſe wurde halt gemacht, die Pferde wurden angebunden, und die Streiter zogen ihre Degen und ſtachen auf einander los. Man konnte es beyden anſehen, daß keiner Luſt hatte, dem andern etwas zu Leide zu thun. Jeder fiel auf den andern ſo aus, daß ihn der Degen nicht ganz erreichte. Da wurde mir das Herz leicht, und ich dachte, nun wird es doch ohne Blutvergießen abgehen. Aber ehe ich mich verſah, erreichte Junker Claſens Degenſpitze Blutſinks Arm und verwundete ihn. Dieſer gerieth darüber in Zorn, und ſagte: iſt das der Dank für meine Schonung? Sogleich wurde es Ernſt. Er ſtieß auf Junker Claſen wüthend los, dieſer feyerte auch nicht, Blutſink bekam

kam noch einen Stich in den Arm, da biß er die Zähne zuſammen, that einen Ausfall, und — Junker Clas ſtürzte zuſammen, von einem Stiche, den er in die linke Bruſt bekommen hatte.

Da ſtanden die ſämmtlichen Herren, wie arme Sünder. Ich ſprang herzu, und nahm den Junker Clas in meine Arme. Sorge für ihn, und laß ihn verbinden! ſagte Herr von Blutfink, ſchwang ſich auf ſein Pferd und ritt fort. Die übrigen Herren folgten ihm.

Herr von Rothkopf verdrehete die Augen, ſeufzte, gab mir ſeine Uhr und ſeinen Geldbeutel, und ſagte: meinem Vater! Hernach nahm er von ſeiner Bruſt das Bild von einem ſchönen Mädchen, gab es mir auch und ſagte: Fräulein Mittelburg in Geißheim.

Mir zitterten alle Glieder, und ich wußte nicht, ob ich bleiben oder nach einem Arzte laufen ſollte. Zum Glück ſah ich einen Bauer gehen. Heda! ſchrie ich, was ich ſchreyen konnte; er kam herbeygelaufen. Geſchwind! ſagte ich, lauft zum Schulzen und ſagt, er ſolle gleich Hülfe ſchaffen, hier wäre jemand erſtochen worden.

Er lief fort.

Herr von Rothkopf wurde immer ſchwächer, druckte meine Hand feſter und ſagte: — Guter — Haberfeld — wenn ich dir doch — gefolgt hätte — mein armer Vater! meine gute Braut!

Ich konnte nichts thun, als weinen.

Unterdeſſen kam der Schulze, mit einigen Bauern. Nu? ſagte er was gibts denn da?

Das ſoll der Herr Schulze, antwortete ich, alles erfahren, nur bitte ich ihn um Gotteswillen, ſchaffe er ſogleich Hülfe! laſſe er den jungen Mann gleich in ein Bette ſchaffen, und einen Arzt rufen. Es ſoll alles bezahlt werden. Nur bedenke er ſich nicht lange. Wenn der Herr, ohne Hülfe ſtirbt: ſo hat er es zu verantworten.

Nicklas! ſagte er, zu dem einen Bauer, lauf du gleich hin und nimm meinen Backtrog, leg ein Bette hinein und trage es, mit meinem Sohne her. Du Martin! lauf zum Doctor Wurzel! und ſag, daß er den Augenblick kommen ſolle.

Die Leute mit dem Backtroge kamen bald zurück und wir trugen den guten Junker Clas fort.

Auf dem Wege ſchickte der Schulze noch einen Boten nach dem Herrn Amtmanne. Dieſer war bald da, weil er nur eine Viertelſtunde vom Orte wohnte. Er examinirte den Herrn von Rothkopf ſehr genau, nach ſeinem Vor- und Zunahmen, Wohnorte, Alter, wegen der Schlägerey. Da dieſem aber das Sprechen ſehr ſauer wurde: ſo antwortete ich ſtatt ſeiner, und der gnädige Herr mußte nur durch Kopfnicken zu verſtehen geben, daß ich die Wahrheit ſagte.

Am Ende fragte der Herr Amtmann auch ob

er nicht Geld, eine Uhr, oder andere Koſtbarkeiten bey ſich habe?

Er wieß mit dem Finger auf mich.

So? ſagte der Herr Amtmann, das muß er herausgeben.

Der gnädige Herr, antwortete ich, hat es mir anvertrauet, daß ich es zu ſeiner Braut und zu ſeinem Vater tragen ſoll.

Iſt dieß wahr? Sagte der Herr Amtmann.

Ach Gott! ja! ja! antwortete Junker Clas, faltete die Hände — verdrehete die Augen und verſchied.

Ich fiel über ihn her — weinte — ſchüttelte ihn — der Schulze hohlte Eſſig bey, hielt ihm ihn unter die Naſe — es half aber alles nichts. Junker Clas war todt und blieb todt.

Ich rang die Hände. O guter Junker Clas! ſagte ich — warſt ein Freyherr, und doch nicht frey. Wäreſt du ſtark genug geweſen, nach deiner Vernunft zu handeln — jetzt lebteſt du noch.

Jetzt kam der Arzt an, unterſuchte die Wunde und ſagte — hier iſt alle Hülfe aus.

Nun ſagte, der Herr Amtmann, ſchreiten Sie nur gleich zur Section!

Der Herr Doctor meynte aber, das könnte erſt Nachmittags geſchehen: weil er ſeine Inſtrumente nicht bey ſich hätte.

Auf die Art, ſagte ich, lieber Herr Amtmann bin ich nun hier nichts mehr nütze. Wenn ſie es erlauben, ſo will ich gleich fortlaufen, und dem Herrn von Rothkopf Nachricht von dem Unglücksfalle ſeines Sohnes geben.

Er erlaubte es mir zwar, erſt mußte ich aber alles vorzeigen, was ich von dem Herrn von Rothkopf erhalten hatte. Er ſchrieb es genau auf, und ich mußte meinen Nahmen unter die Specifikation ſchreiben.

Nun ging ich fort, und kam den andern Tag nach Geißheim.

Fräulein Mittelburg.

Da ich auf den Geißheimiſchen Hof kam war eine Kutſche angeſpannt. Wo geht die Reiſe hin? fragte ich den Kutſcher.

Immer nach Hillenhauſen, antwortete er. Das gnädige Fräulein will ihren Bräutigam beſuchen.

Was thuſt du? dachte ich, gehſt du zu ihr oder nicht? du willſt dir, entſchloß ich mich, ein Herz faſſen, und zu ihr gehen. Ich ließ ihr alſo ſagen, es wäre ein Unterthan des Herrn von Rothkopf da, der ſie gerne ſprechen wollte.

Sie ließ mich herein kommen, und ſtand eben vor dem Spiegel um ihre Haarlocken in Ordnung zu bringen.

Jetzt drehete ſie ſich nach mir um und fragte: er iſt alſo ein Unterthan von meinem Bräutigam?

H. Ja gnädiges Fräulein, er läßt Sie herzlich grüßen.

Fr. Wenn iſt er denn bey ſeinem Vater angekommen?

H. Er iſt noch nicht angekommen, ich habe ihn in Baumhauſen verlaſſen. Er wird auch nicht kommen.

Fr. Wie ſo?

H. Gnädiges Fräulein! der Menſch denkts, und Gott lenkts. Der macht alles gut, wenn er es auch nicht immer macht, wie wir wollen.

Fr. Das weiß ich wohl. Aber was gibts? Iſt er krank?

H. Er war ſehr ſchlecht, da ich ihn verließ.

Fr. Schlecht? So will ich gleich zu ihm fahren.

H. Thun Sie es nicht gnädiges Fräulein! er hat mir, (indem ich ihr Bild herauszog) dieß für Sie gegeben, und läßt Ihnen wohl zu leben wünſchen.

Fr. Das hat ihm mein Clas gegeben? Liebt er mich nicht mehr?

H. Gar zu herzlich hat er Sie geliebt — nun konnte ich nicht weiter, ich mußte das Schnupftuch heraushohlen, und weinen. Da ich die Augen getrocknet hatte, und weiter reden wollte, faßte ſie mich bey der Bruſt und ſchrie: Menſch was gibts hier? Rede!

Jezt

Jetzt trat die Mutter herein, fuhr zwiſchen uns beyde, und fragte: was iſt das? was will der Menſch von dir? Das Fräulein wurde blaß, wie eine Leiche, hielt der Mutter ihr Bild hin und — ſank in Ohnmacht.

Die Mutter zog an einer Glocke, ſogleich kam eine Kammerjungfer herbey, die Spiritus herbeyhohlen mußte, den man dem Fräulein unter die Naſe hielt und an die Schläfe ſtrich.

Ich ſtand da wie auf Kohlen, und wußte nicht ob ich bleiben oder gehen ſollte. Nach vielem Reiben und Anſtreichen ſchlug das Fräulein endlich die Augen auf und rief ganz leiſe: Clas biſt du nicht da?

Sey ruhig meine Tochter, ſagte die beängſtigte Mutter, dein Clas wird bald kommen.

Fr. Wirklich wird er bald kommen? Heute noch?

M. Das könnte wohl ſeyn.

Fr. So muß ich hinaus ihm entgegen.

M. Ich bitte dich Tochter ſey ruhig! du biſt jetzt ſchwach.

Jetzt ſchoß ihr ein Strom von Thränen aus den Augen — ſie legte ſich auf die Seite, drehete uns den Rücken zu und weinte. Die Mutter winkte mir, und ich mußte mit ihr in ein Nebenzimmer treten. Was gibts hier? fragte ſie, wie iſt er zu dem Bildniſſe meiner Tochter gekommen?

Da erzählte ich ihr die ganze traurige Geſchichte vom Anfange bis zu Ende.

Sehen Sie, ſagte ich zuletzt, gnädige Frau! ſo hängt die Sache zuſammen. Jetzt bin ich nun doch hier nichts mehr nütze. Erlauben Sie mir alſo, daß ich fortgehen und meinen Auftrag bey dem Herrn von Rothkopf ausrichten darf.

Hat er es denn meiner Tochter ſchon geſagt, daß ihr Bräutigam todt iſt.

Ihre Tochter weiß alles, ſchrie ſie, indem ſie die Thür aufriß, an welcher ſie gehorcht hatte, und nun der Mutter um den Hals fiel.

Ich konnte nun gehen aber ich ging doch nicht: weil ich glaubte dem Fräulein noch ein Paar Worte ans Herz legen zu müſſen.

Da alſo Mutter und Tochter noch eine Weile geweint hatten, zupfte ich das Fräulein am Aermel und ſagte: gnädiges Fräulein! wollen Sie mich hören? ich habe Ihnen noch etwas von Ihrem Bräutigam zu ſagen.

Fr. Nun? was? ſagte er, daß er mich noch lieb hätte?

H. Jawohl, ſagte er es; meine gute Braut, ſagte er, indem er mir Ihr Bild in die Hände gab.

Fr. Das haſt du geſagt, mein Clas? Im Tode — haſt du noch an mich gedacht? Ach ja Clas! du hatteſt mich ſo lieb — warſt mir treu!

H. Das war aber noch nicht alles, was er mir ſagte; er druckte mir auch die Hand und ſagte:

te: guter Haberfeld! wenn ich dir doch gefolgt hätte!

Fr. Und was hatteſt du ihm gerathen?

H. Er ſollte nicht der Meynung der Leute, ſondern ſeiner Vernunft folgen, und ſich nicht ſchlagen. Hätte er ſeiner Vernunft gefolgt, ſo lebte er noch, und alle das Herzeleid wäre nicht.

Fr. Biſt ein guter Menſch, indem ſie mir die Hand drückte, hab Dank!

H. Nun habe ich auch noch eine Bitte an Sie, gnädiges Fräulein! eben die Bitte, die ich an Ihren ſeligen Bräutigam that — folgen Sie Ihrer Vernunft!

Fr. Wie ſo? Was ſoll ich thun?

H. Sehen Sie, gnädiges Fräulein! der liebe Bräutigam lebt nun einmahl nicht mehr, und Sie können ihn nicht wieder bekommen.

Fr. Nicht wieder bekommen! indem ſie die Hände über den Kopf zuſammenſchlug, leider wahr!

H. Wozu hilft es nun, wenn Sie ſich ſo ſehr grämen?

Fr. Nicht grämen? Wenn man alles verloren hat?

H. Ja wenn Sie es nur dadurch wieder bekämen. Und Sie haben noch nicht alles verloren. Da iſt ja Ihre Frau Mutter.

Fr. Was hilft mir die Mutter ohne Clas?

H. Und haben das ſchöne Schloß.

Fr. Schade für alle Schlöſſer, wenn ich meinen Clas nicht habe.

H. Aber bedenken Sie doch nur, daß Sie ihr Leben abkürzen, wenn Sie ſich die Sache zu ſehr zu Gemüthe ziehen.

Fr. Das Leben abkürzen! ſchön! nun will ich es mir erſt recht zu Gemüthe ziehen, will weinen bis die Augen kein Waſſer mehr geben. Laß mich Mutter! tröſte mich nicht! Haberfeld geh mir aus den Augen! ich will mir das Leben abkürzen, damit ich deſto eher zu meinem Clas komme. Ha! dort oben, da iſt kein Blutfink mehr, der mir meinen Clas rauben kann.

H. Und Sie wollen Ihre Frau Mutter verlaſſen? Da hätte ſie ja gar keine Stütze mehr.

Fr. O ſchweig mit deinem Geſchwätze, ohne Claſen kann ich niemanden unterſtützen.

H. Wiſſen Sie denn aber nicht, daß es Gottes Wille geweſen iſt, daß ihr Bräutigam ſterben ſollte?

Fr. Deſto ſchlimmer!

H. Macht denn der liebe Gott nicht alles gut?

Fr. Nein, er macht nicht alles gut. Er konnte mir mein Schloß, mein Vermögen, mein Leben — alles rauben — aber mein Liebſtes mir zu nehmen — ach Gott hat mich nicht mehr lieb, ach er hat mich verlaſſen.

Geh er nur Haberfeld! ſagte die Mutter. Er ſieht, daß er durch ſein Geſchwätz meine Tochter immer trauriger macht.

H. So will ich denn gehen, und wünſche herzlich, daß es bey Ihnen nicht auch einmahl heißen mag: Haberfeld! wenn ich dir doch gefolgt hätte.

So ging ich ſchwermüthig fort, und dachte bey mir ſelbſt — was ſind wir Menſchen doch für armſelige Geſchöpfe, wenn wir nicht über uns Herr ſind. Das gnädige Fräulein hat nun alles was ſich ſonſt der Menſch zu wünſchen pflegt, Geld und Gut, Schloß, Kutſche, Pferde und Bedienten; ein Bräutigam wird ihr nicht fehlen — was hilft ihr aber das alles, wenn ſie ihre Traurigkeit nicht mäßigen kann? ſie kann den Tod davon haben. Gott! ſteh mir bey, daß ich meine Freyheit behalte, ſo will ich alles Uebrige entbehren.

Vaterleiden.

Ich eilte nun, um nach Hillenhauſen zu kommen, und den Herrn von Rothkopf zu ſprechen.

Da ich im Schloſſe ankam fand ich da eine große Geſellſchaft, und hörte von den Bedienten, daß man den jungen Herrn von Rothkopf mit ſeiner Braut erwarte.

Ich bath einen Bedienten mich bey dem gnädigen Herrn anzumelden: weil ich ihm etwas wichtiges zu ſagen hätte. Er that es, und ich wurde ſogleich auf ſein Zimmer gerufen.

Wo kommſt du denn her, Haberfeld, fragte er mich, biſt du von deinem Freyheitsſchwindel curirt?

H. Vollkommen! gnädiger Herr. Ich habe eine ganz andere Freyheit kennen lernen, als die, die ich bisher ſuchte. Ich werde Ihr gehorſamſter Unterthan, und doch frey ſeyn.

R. Wie verſteheſt du das?

H. Ich ſtrebe darnach, von der Herrſchaft der Begierden frey zu werden.

R. Schön! wer hat dich das gelehrt?

H. Ein gewiſſer Herr Amtmann Specht, und ein Herr Pfarrer Goldammer.

R. Das müſſen verſtändige Leute ſeyn. Ohne dieſe Freyheit iſt niemand frey, und wenn er auch gleich Freyherr, ſo wie ich, hieße. Glaube mir Haberfeld! darauf daß ich Freyherr heiße, war ich nie ſtolz, aber daß ich meine Begierden zu beherrſchen gelernt habe, deſſen freue ich mich.

H. Das iſt mir lieb. Denn freylich haben große Herren eben ſowohl harte Schickſale, als Unterthanen; und dann iſt es ſehr gut wenn ſie Herren über ihren Gram und über ihre Traurigkeit ſind. Ihr Herr Sohn läßt Ihnen ſagen, daß er heute nicht kommen würde.

R. Nicht kommen? und warum nicht?

H. Er hat ein Duell gehabt.

R. Mit wem?

H. Mit dem Herrn von Blutfink.

R. Gott! was muß ich hören! Haberfeld! du ſiehſt verwirrt aus — ſprich frey heraus! wie ſteht es mit meinem Sohne?

H. Wenn Sie ſo befehlen, ſo ſage ich es frey heraus — zeigen Sie gnädiger Herr! daß Sie Herr ſind über Ihren Gram und über Ihre Traurigkeit! Ihr Sohn lebt nicht mehr, er iſt in meinen Armen verſchieden — hier iſt ſein Geldbeutel und ſeine Uhr, die er mir gab, daß ich Ihnen dieſelben einhändigen ſollte.

R. (In den Lehnſtuhl ſinkend) der Schlag iſt doch zu hart für mich — mein Sohn — mein einziger Erbe!

H. Sollte es denn nicht möglich ſeyn, daß Sie über dieſe Traurigkeit Herr werden könnten?

R. (Mit ſchwacher Stimme) o ja; jetzt iſt meine Vernunft noch betäubt.

Nach etlichen Minuten ſtand Herr von Rothkopf auf, trat ans Fenſter, ging ein Paar mahl durch die Stube, dann ſagte er: bald habe ich überwunden, und wenn ich dieſen Sturz überwunden habe, dann wird mich kein Unglück mehr niederwerfen können, denn es gibt ja für mich kein Unglück mehr. Meine Güter hatte ich für meinen Sohn beſtimmt, da mir dieſen nun Gott genommen hat, ſo können mir alle meine Güter durch Feuer oder Schwert verwüſtet werden, ich würde mich darüber nicht grämen, über lang oder kurz muß ich ſie doch verlaſſen — und ſo iſt mir doch der Tod meines Sohns nützlich, weil er mein Herz, das doch noch ſtark an der Welt hing, ganz von ihr losreißt. Er fragte mich nun nach verſchiedenen Umſtänden, dann klingelte er dem Bedienten, ließ die Kutſche anſpannen, und ſchrieb einen Brief an ſeine Gäſte, worinnen er ihnen ſein Schickſal meldete, und ſie bath, ohne ihm zu ſpeiſen. Ehe er noch abreiſete nahm er ſeines Sohns Geldbeutel und ſagte: behalte ihn, meinem Sohne zum Andenken!

Den kann ich nicht annehmen, gnädiger Herr, ſagte ich, Sie ſind jetzt beſtürzt, morgen könnte Sie es reuen.

Wenn du das meynſt; ſo ſollſt du den Beutel nach etlichen Wochen haben. Er iſt dir beſtimmt.

Nun reiſten wir beyde ab, der Herr von Rothkopf in der Kutſche, und ich zu Fuße; jener nach Baumhauſen, um die Leiche ſeines Sohns zu ſehen und für ihre Beerdigung zu ſorgen, und ich zu meiner Schweſter, die ich, ſeit meiner Abreiſe von Hauſe, nicht geſehen hatte. Im Grunde gingen wir aber einen Weg — nach der Freyheit zu.

Ein Beytrag zum Krebsbüchlein.

Da ich bey meiner Schweſter ankam, hatte ſie eine herzliche Freude. Sie fiel mir um den Hals, nahm mich mit in die Stube, und fragte, ob ich etwas eſſen wollte?

Wenn du etwas bey der Hand haſt, ſagte ich, ſo nehme ich es mit an: denn leugnen kann ich es nicht, mein Magen knurrt ziemlich.

Sonſt, ſagte ſie, aßt du ſo gern Zwiebelkuchen, ich habe gerade noch ein Stückchen übrig, das will ich dir ſogleich hohlen.

Der ſoll mir herrlich ſchmecken, antwortete ich. Ich will auch Zwiebelkuchen, ſchrie die kleine Tochter Sabina.

Ja doch! ja doch! ſagte die Mutter.

Sabinchen hing ſich an ihren Rock und folgte ihr nach da ſie fortging, um den Zwiebelkuchen zu hohlen.

Jetzt kam der Zwiebelkuchen, und zugleich Sabinchen, das ſchrie, als wenn es am Spieße ſtäcke.

M. Stille Sabinchen! ſagte die Mutter.

S. Ich will Zwiebelkuchen.

M. Da mein Töchterchen! da haſt du ein Aepfelchen.

S. Ich will kein Aepfelchen, indem ſie das Aepfelchen in die Stube warf, ich will Zwiebelkuchen.

Da die Mutter hierauf nicht ſogleich antwortete, ſo ballte ſie ihre kleinen Fäuſte und ſchlug damit auf die Mutter los.

Ich ſtand da wie verſteinert, und wartete wo das Ding hinaus wollte. Bald ſah ich es. Die Mutter nahm ängſtlich ein Meſſer, ſchnitt von dem Zwiebelkuchen, den ſie für mich hingeſetzt hatte, ein Stück ab, gab es Sabinchen, und ſagte: na? iſt es denn ſo recht?

Indem ſie ſich ſo mit Sabinchen beſchäftigte, trat ihr zehnjähriges Söhnchen, mein Pathchen Stephan herein, ſchnupperte, und, da es den Zwiebelkuchen roch, ſchlich es ſich an den Tiſch, nahm das ganze übrige Stück weg und fing an es zu verzehren.

Sobald die Mutter Sabinchen beſänftigt und ihr das Maul geſtopft hatte, wendete ſie ſich zu mir und ſagte: nun lieber Bruder, thu mir den Gefallen und iß! laß dich nicht nöthigen!

Was ſoll ich denn eſſen? fragte ich; den Teller? den kann mein Magen nicht verdauen.

Meine Schweſter ſah nach dem Teller, und, da ſie den Kuchen nicht mehr auf dem Teller ſondern in den Händen ihres Söhnchens ſah, lachte ſie laut auf, und ſagte: je du Galgenſtrick! ich glaube gar du haſt den Zwiebelkuchen weggenommen. Weißt du denn nicht, daß ich ihn für deinen Pathen hingeſetzt habe? Der Pathe aber, ſtatt zu antworten, biß in ſeinen Zwiebelkuchen und ging zur Thüre hinaus. Sabinchen folgte ihm nach. Haſt du denn nicht Appetit, fragte meine Schweſter, ein Stückchen Wurſt zu eſſen?

J. Mir iſt über dem Auftritte aller Appetit vergangen.

Schw. Wie denn ſo?

J. Und du fragſt noch? Siehſt du denn nicht wie ungezogen deine Kinder ſind? Wie unbändig die Sabine ſchrie, da ſie nicht gleich Zwiebelkuchen bekam.

Schw. Die kleine Kracke hungerte, ſie hat zu Mittag nicht viel gegeſſen.

J. So konnte ſie dich ja bitten, daß du ihr etwas gäbeſt. Wenn aber der Hunger bey ihr ſo groß geweſen wäre, ſo hätte ſie ja den Apfel eſſen können, den du ihr gabſt.

Schw. Ach das iſt gar eine liſtige Kracke. Sie ſah, daß der Apfel ein faul Fleck hatte, deßwegen warf ſie ihn in die Stube. Das Mädchen iſt gar geſcheut.

J. So? Wenn ſie das faule Fleck nicht eſſen wollte, ſo konnte ſie dich ja bitten, daß du es herausſchnitteſt.

Schw. Mit Kindern darf man es ſo genau nicht nehmen.

J. Auch nicht damit, daß ſie dich mit Fäuſten ſchlug?

Schw. Das war ſo böſe nicht gemeynt. Ehe eine halbe Stunde vergeht, ſo iſt alles vorbey, und es iſt das beſte Mädchen von der Welt.

J. Gott im Himmel behüte mich vor ſo einem Mädchen! und was ſagſt du denn dazu, daß mir dein Stephan meinen Kuchen vom Teller nahm?

Schw. Wie konnte er denn wiſſen daß er dir gehöre?

J. Und wenn er es auch nicht gewußt hätte, ſo iſt es doch ſehr ungezogen, wenn ein Kind das aufgetragene Eſſen vom Tiſche wegnimmt, ohne ſich von der Mutter oder vom Vater, die Erlaubniß dazu zu erbitten.

Schw. Verſtand kömmt nicht vor den Jahren. Wenn die Kinder erſt älter ſind, dann gibt ſich alles von ſelbſt.

J. Das glaub du nicht liebe Schweſter. Wenn du deine Kinder nicht regieren kannſt, wenn ſie klein ſind, was will es werden, wenn ſie groß werden? Ich ſorge, ich ſorge, das Sabinchen, das dich jetzt mit Fäuſten ſchlägt, wird dich einmahl, wenn es eine Sabine iſt, mit Füßen treten.

Schw. So ſchlimm wird es denn doch nicht werden.

J. So ſchlimm wird es allerdings werden. Die Kinder müſſen früh gewöhnt werden, ihre Begierden zu beherrſchen; ſie müſſen wenn das Eſſen vorgelegt wird, warten lernen, bis die Erwachſenen

der

bekommen haben; wenn ſie etwas mit Ungeſtüm oder Schreyen verlangen: ſo darf man es ihnen durchaus nicht geben. Da lernen ſie nach und nach ihre Begierden beherrſchen. Thut man dieß aber nicht: ſo werden die Begierden immer ſtärker und ſie können darüber hernach nicht Herr werden. Du kennſt ja den Vetter Kilian, der ſein ganzes Vermögen durch die Gurgel gejagt hat, und den Kutſcher auf dem Hofe, der mit aller Welt in Zank und Streit lebt — ſind das nicht ſchändliche und unglückliche Menſchen? Hätte man in der Jugend ſie beſſer gezogen, und gewöhnt ihre Begierden zu beherrſchen: ſo würden ſie jetzt andere Leute ſeyn.

Schw. Du ſprichſt wie du es verſtehſt. Wenn du wüßteſt wie ſauer einer Mutter die Kinder geworden wären — hu! hu! (hier heulte ſie heiſſe Thränen).

J. Daß dir deine Kinder ſauer geworden ſind, glaub ich, und daß du ſie lieb haſt, das iſt billig. Aber, liebe Schweſter, die Liebe zu den Kindern iſt eine Begierde, die mußt du beherrſchen lernen, ſonſt machſt du lauter albernes Zeug.

Schw. Immer beſſer!

J. Ich kann dir nicht helfen, ich muß es dir ſagen wie es mir ums Herz iſt. Die Liebe zu deinen Kindern iſt bey dir ſo ſtark, daß du nicht im Stande biſt ihnen etwas abzuſchlagen. Alles was ſie verlangen, das thuſt du. Du biſt nicht im

Stande ihnen ein hartes Wort zu ſagen. Sobald ſie etwas mit Schreyen oder Trotzen fordern: ſo gibſt du es ihnen.

Schw. Biſt du denn bald fertig?

J. Bald. Ich will dir nur noch ſagen, daß du lauter albernes Zeug machſt, weil du deine Liebe zu den Kindern nicht beherrſchen kannſt.

Schw. Ich will nichts mehr hören.

J. Ein Paar Worte mußt du noch hören. Vom Anfange der Welt her war es doch Mode, daß die Mutter befahl und die Kinder gehorchten. Die Liebe zu deinen Kindern verleitet dich, daß du gehorchſt, und dir von den Kindern befehlen läßt. Sonſt wenn die Kinder ungezogen waren, und durch keine Worte ſich lenken ließen: ſe gab ihnen die Mutter die Ruthe. Aus Liebe zu den Kindern läßt du dich aber von ihnen ſchlagen. Da du die Liebe zu den Kindern nicht beherrſchen kannſt, ſo biſt du auch nicht im Stande über die Kinder zu herrſchen.

Sie ging zur Thür hinaus und ſchlug ſie etwas unſanft zu. Bald darauf kam ſie mit einer Wurſt zurück. Die Kinder kamen aber auch mit, warfen ihren Zwiebelkuchen hin, und ſchrien Wurſt! Mutter gib mir Wurſt!

Da iſt, dachte ich, nicht gut ſeyn. Ich ging fort in den Garten, und, da ich an den Bäumen viele Raupenneſter wahrnahm, ſo vertrieb ich mir die Zeit damit, daß ich ſie abmachte.

Da ich ohngefähr eine halbe Mandel Bäume gereinigt hatte, kam mein Schwager in den Garten getreten, hatte eine herzliche Freude, als er mich da antraf/ und nöthigte mich mit in die Stube zu gehen.

Ich that es, und war begierig zu ſehen, wie ſich die Kinder, in Gegenwart des Vaters, benehmen würden. Die waren aber verſchwunden. Da ich, auſſer meinem Frühſtücke, noch keinen Biſſen gegeſſen hatte: ſo kann ich nicht leugnen, daß mir der Hunger ſtark zuſetzte. Ich ließ mir aber nichts merken, und übte mich über den Hunger Herr zu werden.

Da das Abends Eſſen aufgetragen wurde, fanden ſich meiner Schweſter ihre Pflänzchen auch wieder ein, und ſahen auf den Tiſch, was da paſſirt ꝛc. Kaum hatten wir uns geſetzt: ſo fragte Stephan: Vater! kriege ich auch etwas? Wart Junge! antwortete dieſer, bis die Großen haben. Du weißt, daß du nicht eher etwas bekömmſt, bis deine Mutter und ich ihr Theil haben. Da ſchwieg er ſtille, ſchielte nach ſeiner Mutter, dieſe aber ſchlug die Augen nieder und wurde blutroth.

Bey Tiſche waren die Kinder ganz ruhig, und ich ſahe ganz deutlich, daß die Schuld von ihrer Ungezogenheit blos darinne lag, daß die Mutter ihre blinde Liebe zu den Kindern nicht beherrſchen konnte.

Des Morgens ging mein Schwager auf den Handel aus: denn er war ein Viehhändler. So bald er den Rücken gewendet hatte, fingen die Kinder wieder an ihre Mutter zu turbiren.

Teufeleyen.

Da ich nun mit ihr keinen Streit haben wollte: ſo wanderte ich im Dorfe umher und beſuchte meine guten Freunde. Sie befanden ſich alle wohl, bis auf einen alten Schulkameraden, Heinrich Ziemer. Da ich von Hauſe ging, war er ſo gerade wie eine Erle, jetzt ging er gekrümmt am Stabe, und klagte, daß er Reiſſen in allen Gliedern hätte.

J. Das iſt doch ein Herzeleid! ein Mann in ſeinen beſten Jahren. Wovon haſt du denn das bekommen?

Z. Ach! woher ſoll ich es bekommen haben! ich weiß von nichts. Es haben mirs böſe Leute angethan.

J. So? Haben ſie dich geprügelt?

Z. Dafür werden ſie ſich wohl hüten.

J. Oder haben ſie dir vielleicht Gift gegeben?

Z. Das ich nicht wüßte.

J. Was haben ſie dir denn ſonſt gethan?

Z. Wer kann dieß wiſſen. Genug von rechten Dingen geht es nicht zu.

J. Alſo biſt du wohl gar behext?

Z. Leider Gottes!

J. Kannſt du denn der Hexe nicht auf die Spur kommen?

Z. Auf der Spur bin ich ihr lange geweſen. Was hilft es mir aber? Drüben guckt ſie zum Fenſter heraus, die alte Urſel Blandine. Die kam vergangenes Oſtern in mein Haus, wollte eine Miſtgabel von mir borgen, und ich Narr gab ſie ihr auch. Seit der Zeit — o weh! o weh! da fähret es mir einmahl in die Hüfte. Daran iſt niemand Schuld, als die Canaille. So oft ſie am Fenſter guckt, ſo oft ſie vor dem Hauſe vorbey geht, weiß ich auf keiner Stelle zu bleiben.

J. Haſt du denn nichts dagegen gebraucht?

Z. Ich werde ja. Meine Frau iſt bey zwey Scharfrichtern geweſen. Sie waren beyde der Meynung, daß ich behext wäre. Der eine gab mir Teufelsdreck und Teufelsabbiß, nebſt etlichen andern Kräutern. Mit dieſen mußte ich mich allemahl, zwiſchen elf und zwölf Uhr, im Nahmen der heiligen Dreyfaltigkeit räuchern. Es half aber nichts.

J. Wie ich wohl ſehe. Und der andere Scharfrichter?

Z. Der gab mir ein klein Brieſchen, das mußte ich in einen Löffel voll Jungferhonig thun und verſchlucken.

J. Und half auch nichts?

Z. Auch nichts. Jetzt brauche ich nun den Hirten in Burgheim, der hat mir etwas um den Hals gehängt, das ich aber niemanden ſehen laſſen darf.

J. Hilft es denn auch nicht?

Z. Jetzt läßt es ſich davon nicht reden, ich hab es erſt acht Tage um den Hals. Man muß halt das Beſte hoffen.

J. Haſt du denn aber nicht einen ordentlichen Doctor zu Rathe gezogen?

Z. Geh nur mit deinen Doctern. Die haben alle keine Religion; keinen Teufel, keine Hexe, kein Geſpenſt glauben ſie. Frag einmahl meine Frau, was der Seelebiſche Doctor geſagt hat, da ſie es ihm klagte, daß ich behext wäre? Einen Buckel hat er ſich wollen lachen, und hat geſagt: wir wären nicht geſcheut. Was will mir ſo ein Mann helfen, der ſich über ſolche Sachen todt lachen will?

J. Ueber deine Krankheit wird er nicht gelacht haben, ſondern über die Hexengeſchichte. Nimm mir es nicht übel Bruder! das iſt allerdings eine Sache, bey der es ſchwer iſt das Lachen zu verbeiſſen. Wenn du mich nicht ſo gewaltig gedauert hätteſt, ich hätte ſelbſt gerade aus lachen müſſen.

Z. So biſt du auch von der Art? Hätte ich das gewußt: ſo hätte ich dir nichts geſagt. Ich will nur ſehen, was aus der Welt noch werden will. Nichts will man mehr glauben — keinen Gott, keinen —

J. O ho! Bruder, nur nicht ſo ſcharf um dich gehauen! ich habe gar einen ſtarken Glauben an Gott, vielleicht einen ſtärkern als du. Glaubteſt du einen Gott, wie könnteſt du dir in den Kopf ſetzen, daß der liebe Gott zugäbe, daß du durch böſe Menſchen ſo ſehr an deinem Leibe geplagt würdeſt? Aber dein lieber Gott iſt der Teufel und ſeine Engel und ſeine Hexen und ſeine Hexenmeiſter. Die haben in deinem Kopfe ihr Spiel.

Z. Hab nur nicht ſo ein loſes Maul! der Glaube wird dir ſchon noch in die Hände kommen.

J. Wenn du das meynſt; ſo bring mich doch von meinem Unglauben ab! ſage mir doch einmahl was iſt denn eine Hexe eigentlich?

Z. Was wird ſie denn ſeyn? Den alten Weibern, die rothe Augen haben, denen gibt man mein Tage nichts Gutes ſchuld.

J. Das iſt doch curios, wenn deine Frau noch ein dreißig Jahre lebt, ſo iſt ſie auch eine alte Frau; an rothen Augen wird es ihr nicht fehlen; dann iſt ſie alſo auch eine Hexe?

Z. Ey meine Frau iſt gar eine ehrliche Frau.

J. Auch wenn ſie alt wird und rothe Augen bekömmt?

Z. Ey das wollte ich meynen.

J. Da ſiehſt du alſo, daß nicht alle Weiber mit rothen Augen Hexen ſind.

Z. Aber mit der Urſel Blandine iſt es nicht richtig; dieſer haben die Leute immer nichts Gutes nachgeredet.

J. Mußt du denn alles glauben was die Leute reden? Ich habe die Frau immer als eine ehrliche Frau gekannt. So lange ihr Mann lebte, hat ſie ſeine Wirthſchaft immer ordentlich geführt, ihre drey Kinder zur Kirche und Schule gehalten, und zu allem Guten erzogen. Da ihr Mann ſtarb hielt ſie ihre Kinder zur Arbeit an, und nährte ſich ehrlich. Ihre drey Kinder ſind nun verſorgt, haſt du an ihnen wohl etwas auszuſetzen?

Z. Ey die Kinder ſind gut.

J. Sonſt heißt es aber, der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Nimm es mir nicht übel, Bruder! wenn ſie eine ſo böſe Frau wäre: ſo würde ſie ihre Kinder nicht ſo gut erzogen haben. Und nun, da ſie der Gemeine zwey rechtſchaffene Nachbaren, und eine gute Hausfrau erzogen hat, wollt ihr ſie zur Dankbarkeit, da ſie alt und baufällig wird, zur Hexe machen? Ihr ſeyd ſaubere Leute! bey euch möchte es einem ehrlichen Menſchen grauen, alt zu werden.

Z. Meine Frau bleibt nun einmahl dabey, daß ſie eine Hexe wäre.

J. Die mag ſehen wie ſie es verantwortet. Ich will aber von dir wiſſen, was denn eigentlich eine Hexe ſey? darauf haſt du mir noch nicht geantwortet.

Z. Wie ich gehört habe, ſoll eine Hexe mit dem Teufel ein Bündniß gemacht haben.

J. Das iſt ja ſchrecklich. Und worinne beſteht das Bündniß?

Z. Der Teufel verſpricht der Hexe, daß er ihr eine gewiſſe Zeit dienen will, und ſie verſpricht ihm dagegen, daß ſie hernach mit Leib und Seele ſein ſeyn will.

J. Hör einmahl, Bruder! wenn man ſich dem Teufel mit Leib und Seele verſpricht: ſo verlangt man doch wohl auch wichtige Dienſte vom Teufel dafür. Leib und Seele ſind keine Kleinigkeiten, das iſt ja nicht mehr als alles. Siehſt du denn nun, daß der Teufel der guten Urſel Blandine beſondere Dienſte leiſtet? Ich dächte, wenn ſie den Teufel zum Bedienten hätte: ſo ließe ſie ſich vor allen Dingen von ihm ihre rothen Augen curiren und ließe ſich Mark in die Knochen bringen, daß ſie nicht ſo am Stabe herum ſchleichen dürfte. Hätte ſie den Teufel zum Diener: ſo ließe ſie ſich Geld herbey ſchaffen; du ſiehſt aber daß es ihr ſehr ſpärlich geht. Sie hat ja wohl zur Noth ihr Stückchen Brot; ſie muß es aber ſehr eintheilen, wenn ſie auskommen will. Und wenn ihre Kinder ihr nicht immer unter die Arme griffen: ſo würde ſie oft ſchmale Bischen eſſen müſſen.

Wie kannſt du denn ſo dummes Zeug glauben, daß ſie für Nichts Leib und Seele hingegeben hätte?

Z. Was thun böſe Leute nicht! ſie wird ſich ja wohl dem Teufel ergeben haben, um von ihm zu lernen andere Leute zu behexen.

J. Narrenspoſſen! Wenn ein böſer Menſch andern ſchaden will: ſo hat er ja dazu Mittel genug, ohne daß er nöthig hat, ſich dem Teufel zu ergeben. Und ſag mir einmahl, wer war denn dabey, da ſie ſich dem Teufel ergab?

Z. Hum! zu ſo einer ſchändlichen Handlung wird man keine Zeugen nehmen.

J. Nun wenn niemand da iſt, der die Teufelsergebung bezeugen kann, wie kannſt du denn ſo einfältig ſeyn, und ſolch Zeug glauben?

Z. Man hat doch aber der Exempel ſo viele.

J. Und mit allen den Exempeln wird es, wenn man die Sache genauer unterſucht, eben ſo eine Verwandniß haben, wie mit Urſel Blandinen.

Haberfeld fängt an die heilige Schrift zu erklären.

Z. Es ſteht ja aber in der Bibel von der Hexe zu Endor.

J. Da war ich wie aufs Maul geſchlagen, und wußte nicht was ich antworten ſollte. Ich hätte, wer weiß viel, drum gegeben, wenn der Herr Pfarrer Goldammer hier geweſen wäre, daß ich ihn um Rath hätte fragen können. Da er aber nicht da war, ſo ſuchte ich mir zu helfen, ſo gut ich konnte. Gib mir einmahl deine Bibel! ſagte ich, wir wollen die Geſchichte ſelbſt durchgehen.

Z. Oben auf dem Kannrücke, ſteht ſie, hohls ſie herunter, ich ſelbſt kann nicht hinaufreichen.

J. Nun will ich ſuchen, ob ich die Geſchichte nicht finden kann. Hier iſt ſie, Sam. 28. ich las ſie ihm vor.

Z. Da haſt du es — willſt du nun noch die Hexen leugnen? ſteht nicht von ihnen in der Bibel? iſt die Bibel nicht Gottes Wort?

J. Da ſteht ja freylich, daß Saul dieſe Frau für eine Hexe gehalten hat, ſo wie du Urſel Blandinen für eine hältſt; folgt denn daraus, daß es eine geweſen ſey?

Z. Sie brachte ja den Samuel aus dem Grabe wieder hervor? glaubſt du denn, daß dieß ohne Hexerey möglich ſey?

J. Das muß anders zu verſtehen ſeyn, ich ſetze meinen Kopf zum Pfande. So lange ich einen Gott glaube, kann ich nicht glauben, daß er einem Menſchen, oder einem böſen Geiſte erlauben ſollte, die Todten zu beunruhigen. Samuel war ein rechtſchaffener Mann, und ſtarb ohne Zweifel in dem Glauben, daß er nun von ſeinen Geſchäften ruhen wollte. Nun ſollte der liebe Gott einem alten Weibe erlaubt haben, ihn in ſeiner Ruhe zu ſtören? das glaube wer will, ich glaube es nicht.

Z. Es ſteht ja aber doch in der Bibel.

J. (Nachdem ich die Geſchichte noch einmal mit Bedacht durchgeleſen hatte) Was ſteht denn da? daß Saul den Samuel geſehen habe? kein Wort davon. Er fragte ja was ſieheſt du? und nun erzählte die Frau das, was ſie zu ſehen vorgab, und belog den abergläubiſchen Mann.

Z. Wenn aber Samuel nicht da war, wie konnte ihn denn Saul reden hören? wie konnte er denn mit ihm ſprechen?

J. Wenn das Weib einmahl auf Betrügerey ausging: ſo war es ihr ja leicht dem abergläubiſchen Könige etwas vor zu gaukeln. Sie konnte ja jemanden verſteckt haben, der in Samuels Nahmen ihm ſagen mußte, was er wiſſen ſollte.

Z. Wenn nur nicht alles aufs Haar eingetroffen wäre, was er ihm vorher geſagt hatte.

J. Was denn?

Z. Daß David an ſeine Statt würde König werden.

J. Das voraus zu ſagen, war keine Kunſt. Das hätte ich auch vorher ſagen wollen, ohne mich dem Teufel mit Leib und Seele zu ergeben. David war ja ſchon zum Könige geſalbet, und jedermann wußte es, daß er König werden würde.

Z. Sie ſagte es ja aber auch voraus, daß die

Iſraeliten würden geſchlagen werden, und daß Saul mit ſeinen Söhnen, den folgenden Tag bey Samuel ſeyn würde.

J. Auch dieß konnte man, ohne Hexerey, vorausſagen. Sauls Leute waren ſchon ſo im Gedränge, daß er ſchlechterdings keinen Rath mehr zu ſchaffen wußte, ſondern ihn bey einer alten Frau ſuchte; da mußte es doch wirklich ſchlimm ſeyn, und es war nichts anders als eine völlige Niederlage zu erwarten. Hernach traf es bey dem Saul auch ein: *Wie der Menſch glaubt, ſo geſchieht ihm.* Weil Saul glaubte, daß er den Samuel geſprochen, und daß dieſer ihm ſeinen Untergang vorher geſagt hätte: ſo gab er ſich auch keine Mühe mehr, ſich zu wehren. Statt daß er das Schwerd hätte ſollen in die Hand nehmen, ſich an die Spitze ſeiner Leute ſtellen und ſie ermuntern, in den Feind einzuhauen: ſo nahm er das Schwerd und ſtieß es ſich durchs Herz. Es ging dem Könige Saul gerade wie Heinrich Ziemern. Weil Saul glaubte, es wäre für ihn keine Rettung möglich: ſo machte er auch keine Anſtalten zur Rettung, und es erfolgte auch keine; und weil Heinrich Ziemer glaubt, es könne ihm kein Doctor helfen: ſo braucht er auch keinen, folglich kann ihm auch keiner helfen.

Ziemer machte ein Jammermaul, ſah mich an und fragte: glaubſt du denn wirklich, daß mir der Doctor helfen kann?

J. Wenn noch Hülfe möglich iſt, ſo kannſt du ſie von ihm immer eher, als vom Scharfrichter oder Hirten erwarten, und daß du es weißt ich gehe auf der Stelle nach Seeleben und hohle den Doctor.

Z. Um Gotteswillen nicht! Meine Frau kratzte ihm die Augen aus wenn er über die Schwelle käme. Wenn du etwas thun willſt: ſo hohle mir Arzney aber — meine Frau darf es nicht erfahren.

Haberfelds Geſpräch mit dem Seelebiſchen Doctor, nebſt dem, was darauf erfolgt iſt.

Da ging ich halt zu dem Doctor, und erzählte ihm die Umſtände Ziemers. Sobald ich den Namen Ziemer nannte: ſo antwortete er, bleibe er mir mit den Leuten vom Leibe!

J. Aber Herr Doctor!

D. Ein Wort ſo gut als zehn, ich will von Ziemern nichts wiſſen noch hören. Dieß Volk ſteckt im Aberglauben bis über die Ohren; durch ſeinen Aberglauben hat Ziemer ſchon ſeinen kleinen Jungen ums Leben gebracht; durch ſeinen Aberglauben iſt er krumm und lahm geworden, und durch ihren Aberglauben werden Herr Ziemer und die Frau Ziemern ſich ſelbſt noch auf den Gottesacker bringen. Denk er an mich! wem nicht zu rathen iſt, dem iſt nicht zu helfen.

J. Aber lieber Herr Doctor! es ſind doch auch Menſchen, und ich kann ſie verſichern, ich habe dem Ziemer den Aberglauben ziemlich aus dem Kopfe geredet.

D. Da müßte er eine gewaltige Beredſamkeit haben. Und warum ſchickt er denn erſt jetzt an mich, da er Scharfrichter, Hirten und allen Henker gebraucht hat? nun da der Karren in Dreck geſchoben iſt, ſoll ihn der Doctor wieder herausziehen.

J. So thun Sie doch nur die Barmherzigkeit und ſagen Sie mir, wovon der Menſch ſo elend geworden iſt.

Das könnte ja Zimer ſelbſt an ſeinen fünf Fingern abzählen, wenn ihm der Aberglaube nicht das Gehirn verrückt hätte. An der letzten Oſtermeſſe war er mit ſeinem Geſchirr in Leipzig. Auf dem Rückwege fiel ein ſtarker Regen ein, und er wurde ſo naß, daß er keinen trocknen Faden am Leibe hatte. Mit dieſen naſſen Kleidern legte er ſich auf die Streue, und da er nach Hauſe kam riß es ihn in allen Gliedern. Wenn er nun gleich zu mir gekommen wäre, und hätte mich um Rath gefragt, ſo hätte ich ihn für ein Paar Kopfſtücke curiren können; da ſetzte ſich aber der Narr in den Kopf er wäre behext, und brauchte den Scharfrichter.

J. Das iſt ja wohl alles wahr, aber deßwegen ſollten Sie auf den armen Schelm nicht böſe ſeyn. Es iſt ja Unglücks genug für ihn: daß ihm der Aberglaube in ſeinen Stricken hat. Sie ſollten ihn bedauern. Und da er doch nun zur Erkenntniß gekommen iſt; ſo erbarmen Sie ſich doch nur über ihn, und geben mir für ihn ein Gläschen Arzney mit! ich will ſie ſogleich bezahlen.

D. Ey was bezahlen! Meynt er denn, daß ich ein Marktſchreyer bin, der Arzney ausgibt, um Bezahlung zu erhalten? Wenn ich Arzney gebe: ſo will ich den Leuten auch helfen, und wenn ich Ziemern nicht ſelbſt ſehe und ſpreche: ſo weiß ich auch nicht recht wo es ihm fehlt, und kann ihm alſo auch keine Hülfe ſchaffen. Morgen gegen elf Uhr will ich ihn beſuchen.

J. Ich will Sie nicht gern bemühen.

D. Nicht bemühen? dafür iſt ja der Doctor da, daß er ſich zu den Kranken bemühen muß. Ich merke aber ſchon woran es liegt; Ziemern werden die Paar Groſchen dauern, die er mir für meinen Weg bezahlen muß.

J. Das iſt nun der Fall nicht bey Ziemern. Der gäbe gern ſeinen letzten Heller hin, wenn ihm nur geholfen würde. Aber ſeine Frau, die iſt ein Bischen wunderlich. Wie halt die Weiber manchmahl ſind

D. Nu?

J. Wenn ich Ihnen die reine Wahrheit ſagen ſoll, ſo iſt ſie noch immer der Meynung —

D. Daß ihr Mann behext wäre? Da haben

wir

wie es ja. Gehe er nur in Gottesnahmen hin, ich will von Ziemern nichts wiſſen. Wenn ich ihm auch gleich Arzney gebe: ſo beredet ihn die Frau doch, daß er den Hirten oder den Scharfrichter daneben brauchen muß. Wird es nun ſchlimmer mit ihm, ſo ſchiebt man die Schuld auf mich: wird ihm aber geholfen, ſo muß es der Hirte oder der Scharfrichter gethan haben. Vergeſſe er meine Rede nicht! dieſe Leute bringen ſich, durch ihren Aberglauben noch beyde auf den Gottesacker!

Da hatte ich alſo meinen Beſcheid, hing den Kopf und ging fort. Auf dem Wege dachte ich noch recht darüber nach, wie unglücklich der Menſch iſt, der ſich vom Aberglauben nicht frey machen kann. Wann ihm ein Unglück zuſtößt, ſo bekümmert er ſich nicht um die natürlichen Urſachen, ſondern denkt es gehe nicht von rechten Dingen zu. Statt natürliche Mittel zu brauchen, nimmt er ſeine Zuflucht zu einfältigen oder betrügeriſchen Leuten, von denen er glaubt, ſie könnten mehr als Brot eſſen. Dieſe bringen ihn ums Geld und laſſen ihn verderben. Der Ziemer war nun ſo geſund, hat ſein gutes Auskommen, eine junge Frau, und hatte einen Jungen der ausſah, wie der Vollmond. Aber ſein Aberglaube bringt ihn um alles. So ging es dem Könige Saul, ſo ging es andern Königen und Fürſten auch, die vom Aberglauben nicht frey waren. Kein Menſch hatte ihnen zu befehlen;

aber durch den Aberglauben führten ſie alte Weiber und Betrüger am Narrenſeile herum.

Die Nacht brach ein, und da es auch zu regnen anfing, und die Luſt nach Hauſe zu gehen nicht groß bey mir war: ſo kehrte ich wieder nach Syrsleben um, und blieb im Gaſthofe.

Hier überlegte ich nun was ich weiter zu thun hätte. Gern wäre ich ſogleich zum Herrn Pfarrer Goldemmer zurückgekehrt, und hätte ihm von meinen Unterhandlungen mit Jeremiſens Vater Rapport abgeſtattet; da ich aber gehört hatte, daß des Herrn von Rothkopf Leichenbegängniß in der Kürze ſeyn ſollte: ſo wollte ich erſt dieſes abwarten. Doch um Jeremiſen und dem Herrn Pfarrer nicht zu lange in Ungewißheit zu laſſen: ſo ſchrieb ich an dieſen einen Brief und meldete ihm alles, was vorgefallen war. Dieſen Brief trug ich den folgenden Tag auf die Poſt, und ging wieder nach meiner Heimath zu.

Da ich vor Ziemers Haus kam, wollte ich hinein gehen und ihm ſagen, was für einen Beſcheid ich bekommen hätte. Da war aber alles feſt zugerammelt. Die Thür war mit Kreuzern und allerhand unbekannten Figuren bemahlet, und um das ganze Haus war ein wunderlicher Geruch, wie wenn etwas auf die Kohlen wäre geworfen worden:

Da iſt es, dachte ich, nicht richtig; da wird

es

gewiß einmahl eine Hexenbeſchwörung vorgenommen. Wenn du nun anpochſt: ſo glaubt das Volk am Ende du wäreſt ſelbſt ein Hexenmeiſter, den es durch ſeinen Hokus Pokus herbeycitiret hätte. Ich machte alſo links um, überließ den unglücklichen Ziemer ſeinem Schickſale, und ging nach meiner Schweſter Hauſe zu.

Da ich anpochte, guckte mein Schwager zum Fenſter heraus, und das war mir herzlich lieb: weil ich hoffen durfte, daß die Kinder, in ſeiner Gegenwart, ruhiger ſeyn würden. Die erſte Frage, die ich an ihn that, war, ob er nichts von dem Leichenbegängniß des Herrn von Rothkopf gehört hätte.

Der gnädige Herr, antwortete mein Schwager, hat die Verordnung gemacht, daß die Leiche ganz in der Stille, des Nachts in das Erbbegräbniß ſolle geſetzt werden; dem Herrn Pfarrer hat er aber aufgetragen, auf den Sonntag eine Predigt zu halten, zum Andenken des Verſtorbenen.

Dieſe Predigt, dachte ich, mußt du noch abwarten.

Da der Sonntag kam, wurde die Kirche ſo voll, daß kein Apfel zur Erde kommen konnte. Nicht nur die ganze Gemeine war zugegen; ſondern von den benachbarten Dörfern waren viele Leute herbeygekommen, ſo daß ich mit genauer Noth einen Platz bekommen konnte.

Nachdem ein Paar Sterbelieder waren geſungen

wor

worden, trat der Herr Pfarrer auf die Canzel, und alles war ſo ſtille, daß man, wie man zu ſagen pflegt, eine Maus hätte huſten hören können.

Ich hatte Bleyſtift und Papier bey mir, um die Predigt nachſchreiben zu können. Da der Herr Pfarrer ſehr langſam ſprach, und ich nicht weit von der Canzel ſaß, ſo gelang es mir auch, daß ich wenigſtens einen großen Theil davon aufſchreiben konnte; ſie lautet folgendermaßen:

Predigt, welche der Herr Pfarrer Stoſſel gehalten hat, als der Herr von Rothkopf war erſtochen worden.

Wenn wir ſehen, wie es in der Welt zugeht: ſo ſtehen uns oft die Gedanken ſtille, und wir wiſſen nicht was wir ſagen ſollen. Kömmt einmahl ein ſchöner Sommertag, da man ſeines Lebens froh wird, ſo währet die Freude nicht lange; ehe man es ſich verſieht: ſo wird der Himmel mit ſchwarzen Wolken überzogen, es fängt an zu donnern, und oft wird in einer unglücklichen Viertelſtunde ein ganzer Strich Landes verhagelt, oder ein Theil eines Dorfes geht im Rauche auf. Der Krieg hört faſt gar nicht auf. Wenn es an einem Ende Ruhe wird: ſo geht es am andern wieder los. Und was im Kriege für Jammer und Herzeleid iſt, das kann ich euch mit Worten nicht beſchreiben. Kömmt es am Ende zum Frieden von auſſen her, ſo geht der Krieg inwendig in Dörfern und Häuſern los. Da entſteht Zank, da ſpinnen ſich Proceſſe an, da ſchlagen ſich die Eheleute, da machen die Kinder den Aeltern das Leben ſchwer.

Wie viel Unglück habe ich alter Mann in dieſer Gemeine ſchon erlebt! Kaum hatte ich mein Amt angetreten: ſo brach der ſiebenjährige Krieg aus. Ihr alten Grauköpfe, erinnert euch noch, wie es uns damahls ging! Ein Durchmarſch nach dem andern kam. Wann die Nachbaren an den Acker ziehen wollten, ſo mußten ſie ihre Pferde zur Vorſpanne hergeben; hatten wir mit vieler Mühe eingeerntet: ſo kamen die Soldaten, und zehreten es auf, und wenn ſie es nicht alle aufzehreten ſo ſchrieben ſie Lieferungen aus. Wir mußten Contributionen auf Contributionen geben, und die Gemeine kam dadurch in Schulden, an denen wir noch bis auf den heutigen Tag zu bezahlen haben.

Da hieß es recht:

Es wird veracht't
Und nicht betracht't
Was Recht und Redlich wäre.

Die Soldaten führten oft ein ſchändliches Leben, daß die ganze Gemeine geärgert wurde. Wie viele Weiber, wie viele Jungfern verloren damahls ihr gutes Gewiſſen und ihre Ehre, und was für ſchändliche Krankheiten, die unſere Väter und Großväter nicht kannten, ließen die Soldaten zurück

rück! Am Ende kamen die Croaten, plünderten uns rein aus und prügelten den alten Schulzen Heynemann ſo unbarmherzig, daß er den Tag darauf ſtarb.

Nun wurde es zwar Friede, und die Nachbaren fingen an ſich wieder zu erhohlen — da kam Anno 70 im März der tiefe Schnee, der die Saat von unſern Feldern wegfraß. Damahls ernteten wir den Saamen nicht wieder ein. Statt daß wir ſonſt verkauften, mußten wir ſelbſt unſer Brot und unſern Saamen kaufen — Ach das war ein ſchweres Jahr! Damahls iſt manche rechtſchaffene Familie verarmt, und viele haben Schulden gemacht die ſie noch jetzt drücken. Anno achtzig hatten wir den ſchweeren Wetterſchlag, da unſere ganze Flur, die damahls ſo ſchön ſtand, daß wir uns alle darüber freueten, in einer Viertelſtunde durch den Hagel niedergeſchlagen wurde. Was war das für ein Jammer und Wehklagen! Sommer und Winterfeld — alles war niedergeſchmiſſen: Hätte damahls der gnädige Herr ſich unſerer nicht angenommen: ſo hätte mancher mit dem Bettelſtabe müſſen davon gehen.

Anno 85 kam im Hirtenhauſe Feuer aus, der Sturm der damahls war, trieb das Feuer immer weiter, und das halbe Dorf, mit Kirche und Schule, ging im Rauche auf. Noch iſt nicht alles aufgebauet, und wird auch ſobald nicht aufgebauet werden

den. Im Unterdorfe liegt noch immer ein Platz wüſte, der ſonſt bewohnt war.

Darauf kam das Viehſterben, und leerete uns in ein Paar Monathen alle unſere Ställe aus.

Endlich brach der franzöſiſche Krieg aus. Gott ſey Lob und Dank! er kam nicht bis zu uns; aber wir mußten doch Leute dazu ſtellen. Zwölf junge Burſche mußten die Sichel mit dem Schwerte vertauſchen. Zehn davon ſind nicht wieder gekommen, und Gott weiß, wo ſie begraben liegen; und von den zweyen die zurückgekehret ſind iſt einer ſo zu Schande gehauen, daß er keine Arbeit mehr thun kann.

Und wie viel anderes Unglück hat ſich in dieſer Zeit zugetragen. Wie mancher rechtſchaffene Vater, wie manche gute Mutter, wurde in ihren beſten Jahren durch den Tod abgefordert, und ließen ihre Kinder als Wayſen zurück! wie mancher gute Sohn, wie mache brave Tochter, auf die die Aeltern ihre ganze Hoffnung geſetzt hatten ſtarb dahin! Vorige Woche hatten wir ein ſo trauriges Exempel! ihr wißt es alle — was ich meyne. Der junge Herr von Rothkopf, der ſo gut und brav war, den wir alle ſo lieb hatten, der künftige Woche Hochzeit machen wollte, wurde erſtochen. Statt des Hochzeitbettes, das er zu beſteigen dachte, mußte er ins Erbbegräbniß wandern. Unſer lieber gnädiger Herr, der uns ſo viel Gutes gethan hat, verlor ſeinen einzigen Sohn. Die Familie, die nun 500 Jahre unſer Dorf regieret hat, und in welcher ſo mancher guter Herr war, iſt mit ihm ausgeſtorben, und unſere arme Gemeine wird bald unter fremde Herrſchaft kommen.

Was ſollen wir nun hierzu ſagen? ſcheint es nicht als wenn kein Recht mehr im Lande wäre? hat es nicht das Anſehen, als wenn der liebe Gott nichts mehr nach uns fragte, und alles drauf und drein gehen ließe, ohne ſich drum zu bekümmern? So ſcheint es wirklich. Aber der Apoſtel Paulus gibt uns über das alles Aufſchluß. Ich will euch ſeine Worte vorleſen, gebt fein Achtung! Zuvor aber betet ein andächtiges Vater Unſer.

Text

2. Kor. 4. 17, 18.

Unſere Trübſal, die zeitlich und leicht iſt, ſchafft eine ewige und über alle Maaßen wichtige Herrlichkeit, uns, die wir nicht ſehen auf das Sichtbare, ſondern auf das Unſichtbare. Denn was ſichtbar iſt, das iſt zeitlich, was aber unſichtbar iſt, das iſt ewig.

Die Worte, die ich jetzt verleſen habe, meine andächtigen Zuhörer! ſind viel werth. Sie haben ſchon manchen frommen Chriſten geſtärkt, und manchen, der in ſeinem Glauben irre war, wieder auf den rechten Weg gebracht. Ich will ſie euch erklären ſo gut ich kann. Wenn ihr Achtung geben wollt: ſo denke ich, daß ihr ſie gut verſtehen werdet. Wollen wir ſie recht verſtehen, ſo müſſen wir wiſſen:

Erſtlich, was ſichtbar und was unſichtbar iſt.

Zweytens, was es heiße auf das Sichtbare und Unſichtbare ſehen.

Drittens, was es uns für einen Vortheil bringe, wenn wir auf das Unſichtbare ſehen.

Erſter Theil.

Sichtbar iſt alles, was wir ſehen, und mit unſern fünf Sinnen empfinden können.

Sichtbar iſt alſo, die Canzel, auf der ich ſtehe, die Kirche in der ich predige, die Kleider die wir anhaben, die Häuſer die wir bewohnen, unſer Geld, unſer Vieh, unſer Acker; unſere Leiber; ſichtbar ſind Sonne, Mond und Sterne.

Alles dieß Sichtbare iſt nun zeitlich. Das heißt: es dauert eine Zeit lang, hernach iſt es nicht mehr. Daß dieß wahr ſey könnt ihr leicht begreifen. Habt ihr nicht auf die Wolken Achtung gegeben, die bisweilen am Himmel herum ziehen? Gewiß habt ihr es gethan. Da werdet ihr nun bemerkt haben, daß ſie alle Augenblicke ihre Geſtalt verändern, von einem Orte zum andern ziehen, und am Ende ganz verſchwinden. Wenn ſie eine Zeitlang ihr Spiel getrieben haben: ſo ſind ſie wie weggeblaſen, und der Himmel iſt ſo helle wie ein Cryſtall.

So iſt es mit allem, was ſichtbar iſt, es währt eine Weile, hernach iſt es verſchwunden. Wo iſt die Canzel und die Kirche, die ſonſt hier ſtanden? Wo ſind die vielen Häuſer, die unſere Vorfahren erbaueten? Sie ſind weg. Das Feuer hat ſie verzehret. Dieſer Canzel und dieſer Kirche und allen neuen Häuſern wird es eben nicht beſſer gehen. Es wird eine Zeit kommen, da ſie nicht mehr ſind. Wenn der liebe Gott ſie auch vor Feuer bewahren ſollte, ſo werden ſie doch nach und nach ſo baufällig werden, daß ſie die Nachkommen ſelbſt einreiſſen müſſen. Zeitlich ſind unſere Kleider. Manches von euch denkt wunder was es hat, wenn es einen ſcharlachnen Latz, ein ſeiden Halstuch, oder eine ſchöne Mütze trägt; es iſt aber alles zeitlich. Es trägt ſich nach und nach ab, zerreißt, wird geſtohlen, oder von Würmern gefreſſen. Wo ſind denn die ſchönen Lätze, und Halstücher, und Mützen und alle der Plunder, mit dem ſich eure Großältern putzten? in dem ſie ſich trauen ließen, und an dieſer heiligen Stätte erſchienen? Es iſt alles fort. Und wenn ja da und dort etwas davon übrig geblieben wäre! ſo iſt es doch gewiß in ſo übeln Umſtänden, daß ihr euch nicht mehr damit putzen möget. Allen euern Kleidern wird es eben nicht beſſer gehen.

Das Geld — es iſt auch zeitlich. Wie vieles iſt im letzten Brande zuſammen geſchmolzen! und wenn es auch nicht immer zuſammen ſchmilzt, ſo iſt es doch dem Diebſtahle, den Proceſſen, der Plünderung und hunderttauſend Unglücksfällen, unterworfen. Als ich mein Amt antrat, fand ich hier etliche Familien, die viel Geld hatten! Jetzt iſt es zerſtoben und zerflogen, und ihre Nachkommen haben nichts mehr davon. Glaubt ihr denn, daß es mit dem Gelde, das ihr jetzt habt, anders gehen werde? gewiß nicht. Salomon war ein ſo reicher Mann, daß ſich keiner von uns mit ihm vergleichen darf. Die Schrift ſagt: er habe ſo viel Gold und Silber, wie Steine auf der Gaſſe, beſeſſen. Aber ſchon bey ſeinem Sohne Rehabeam zerſtob des Vaters Reichthum. Siſak, ein König in Aegypten, zog herauf und nahm die Schätze, die Salomo erworben hatte, mit einander weg, und Rehabeam mußte, ſtatt der goldenen Schilde, die ſein Vater gehabt hatte, ſich eherne machen laſſen.

Daß unſer Vieh vergänglich ſey, haben wir bey dem letzten Viehſterben geſehen. Am Weynachtsfeſte waren unſere Ställe davon voll, wie ſah es aber um Michael aus? Da waren ſie alle ausgeleeret. Unſere Aecker ſcheinen zwar nicht zeitlich zu ſeyn; ſie ſind noch da, wie ſie zur Zeit der Reformation waren. Es ſcheint aber nur ſo. Es wird auch einmahl eine Zeit kommen, da ſie nicht mehr ſind, da Erdbeben, Ueberſchwemmungen oder anderes Unglück, ſie verwüſten werden. Und wenn das auch nicht ſogleich geſchähe, ſo werden ſie doch für uns eitel ſeyn, und uns, durch mancherley Zufälle entzogen werden. Wenn ihr mir nicht glauben wollt: ſo erkundigt euch nur, wem die Aecker ſonſt gehöreten, die ihr jetzt beſitzt. Ihr werdet gewiß erfahren, daß ſie ſonſt ganz andere Beſitzer hatten. So wird es mit euern Aeckern auch gehen. Heute gehören ſie noch euch. Wer weiß wer ſie nach zehn Jahren beſitzen wird.

Unſere Leiber ſind zeitlich. Jetzt haben wir ſie — wie lange wird es währen: ſo liegen ſie auf dem Kirchhofe und vermodern. Davon kann ich ein Wörtchen ſagen. Ich kann mich noch gar wohl beſinnen, auf die Leute, die vor mir ſaßen, als ich meine Anzugs-Predigt hielt. Rechter Hand im Herrſchaftsſtuhle, ſaß der Herr Bernt von Rothkopf, mit der gnädigen Frau, linker Hand der Schulze Heynemann, vor mir der Schulmeiſter Hildebrand, in den Weiberſtühlen, ſaßen Weiber und Jungfrauen, die ausſahen, wie die blühenden Roſen. Wo ſind dieſe nun alle? wo die ganze Reihe Männer und Burſche die hier oben, und die Weiber und Jungfern die unten ſaßen? Mit genauer Noth bringe ich ihrer noch zwölfe zuſammen. Die andern verfaulen alle auf dem Kirchhofe, und wenn wir ein Begräbniß haben, ſehe ich manchen Todtenkopf am Grabe, ohne Naſe, hingeſetzt, der, ſo lange er eine Naſe hatte, ſie gewaltig hoch trug. Wirds denn am Ende mit uns anders gehen? Wenn man nach funfzig Jahren nach mir oder nach euch, die ihr mich höret, fragen wird: ſo werden die mehreſten weg ſeyn. Man wird ſie auf dem Kirchhofe ſuchen müſſen, da die Grabſchrift: hier ruhet in Gott der Wohlſelige, von ihnen Nachricht geben wird. Vielleicht iſt aber nicht einmahl die Grabſchrift mehr vorhanden. Denn von gar vielen Leuten, die bey meiner Anzugspredigt hier waren, iſt nicht einmahl mehr eine Grabſchrift da.

Sonne Mond und Sterne ſind ſehr alt, das iſt wahr. Aber zeitlich ſind ſie auch. Das ſagt die Bibel: Himmel und Erde vergehen. Einmahl werden ſie auch nicht mehr ſeyn.

Nun wollen wir auch noch das Unſichtbare betrachten.

Unſichtbar iſt alles, was wir nicht ſehen, und mit unſern fünf Sinnen nicht empfinden können.

Unſichtbar bin alſo ich, euer Pfarrer Droſſel. Ihr werdet mir das zwar nicht zugeben wollen, und werdet ſagen: ihr könnet mich ja ſehen. Ihr irret euch aber, meine andächtigen Zuhörer. Was ihr von mir ſehet, das bin ich nicht, das iſt nur mein Leib, in dem ich wohne, mit dem ich überkleidet bin. Vermittelſt dieſes Leibes predige ich zu euch, bewege die Lippen, die Zunge, die Hände: ſo wie unſer Herr Schulmeiſter, ehe ich mit meinem Leibe zu predigen anfing, auf ſeiner Orgel das Lied ſpielte: Herzlich lieb hab ich dich o Herr. Werdet ihr nun wohl glauben, daß unſere Orgel der Herr Schulmeiſter wäre? das glaubt gewiß keiner von euch. Eben ſo wenig könnt ihr glauben, daß der Körper, den ihr hier auf der Kanzel ſich bewegen ſeht, und den ihr ſprechen höret, der Pfarrer Droſſel wäre. Sobald der Herr Schulmeiſter von der Orgel weg geht, iſt ſie ſtille, und ſobald ich meinen Körper verlaſſe, ſteht er auch ſtille. Er ſieht nicht mehr, hört nicht mehr, ſpricht und bewegt ſich nicht mehr. Ich bin alſo wirklich unſichtbar. Und ſo iſts mit euch allen. Ihr ſelbſt ſeyd unſichtbar. Eure Leiber ſehe ich zwar, ihr ſelbſt aber ſeyd meinen Augen verborgen.

Unſichtbar iſt nun alles was zu uns ſelbſt gehöret. Die Frömmigkeit, die dieſer und jener beſitzt, die Rechtſchaffenheit, die Kraft ſeine Begierden zu beherrſchen, ſieht niemand.

Unſichtbar iſt auch der liebe Gott. Wir ſehen zwar ſeine Werke, die Sonne, den Mond, die Sterne, die Erde, die Thiere, die Pflanzen und alles, was er gemacht hat, er ſelbſt aber iſt unſern Augen verborgen. Und da der liebe Gott ſo gewaltig viel ſichtbare Dinge gemacht hat: ſo könnt ihr leicht glauben, daß noch unbeſchreiblich viele unſichtbare von ihm ſind erſchaffen worden, die wir nicht kennen.

Alles dieß Unſichtbare iſt nun ewig, oder es nimmt kein Ende. Vom lieben Gott ſagt die Bibel: Du haſt vorhin die Erde gegründet, und die Himmel ſind deiner Hände Werk.

Sie werden vergehen; aber du bleibeſt; ſie werden alle veralten, wie ein Gewand, ſie werden verwandelt, wie ein Kleid, wenn du ſie verwandeln wirſt. Du aber bleibeſt wie du biſt, und deine Jahre nehmen kein Ende. Pſalm. 102 26 — 28.

Die Welt iſt ſchon vielmahl ausgeſtorben, es ſind Berge verſunken und Seen ausgetrocknet, und ſo viel mächtige Reiche ſind zu Grunde gegangen; der liebe Gott iſt aber noch immer da. Denn wenn er nicht da wäre, wer ſollte denn dafür ſorgen, daß die Sonne und der Mond und alle Sterne immer zur rechten Zeit aufgingen? Und wenn einmahl die Sonne und der Mond und die Sterne nicht mehr ſeyn werden; dann wird er noch da ſeyn. Er bleibet wie er iſt, und ſeine Jahre nehmen kein Ende. Mit uns wird es eben ſo ſeyn. Unſere Jahre nehmen kein Ende. Das iſt nun der dritte Prieſterrock, den ich mir in meinem Amte habe machen laſſen, die vorigen ſind zerriſſen und unter die Lumpen geworfen worden. Ich aber bin noch da. Was iſt mein Leib anders als ein Rock? Ich werde ihn auch einmahl ausziehen, und er wird vermodern, wie mein Prieſterrock. Ich aber werde bleiben.

So wie es mit mir iſt und den Prieſterröcken die ich abgelegt habe, ſo iſt es mit euch allen: wenn alle eure Leiber auf dem Kirchhofe verweſen, ſo werdet doch ihr noch da ſeyn.

Die Rechtſchaffenen unter euch, die nach dem Reich Gottes und ſeiner Gerechtigkeit zuerſt trachten; die über ihre Handlungen nachdachten und immer verſtändiger und beſſer wurden, die werden dieſen Schmuck in die Ewigkeit mitnehmen. Das ſind die Schätze, wo die Diebe nicht nachgraben, und die der Roſt und die Motten nicht verzehren.

Ich habe einmahl von einem alten Weltweiſen geleſen, der zwar ein Heyde, aber ſonſt ein ſehr verſtändiger Mann war. Dieſer ging zu Schiffe, und litt, wie das bey Seefahrern bisweilen der Fall iſt, Schiffbruch. Doch war er und noch etliche andere ſo glücklich, daß ſie auf Bretern ihr Leben retteten und glücklich ans Land kamen. Da hätte man aber das Heulen und Schreyen ſeiner Schiffsgeſellſchaft hören ſollen. Alle Haare wollten ſie ſich aus dem Kopfe raufen, und ſchrieen immer: wir ſind unglücklich! wir haben alles verloren! Der Weltweiſe raufte aber ſich die Haare nicht aus dem Kopfe, ſchrie auch nicht; der war ganz ruhig und ſagte: ich habe meinen ganzen Reichthum bey mir. Damit meynte er die Weisheit, die er durch Nachdenken ſich erworben hatte! Ein Mahl kömmt auch die Zeit, da wir alle Schiffbruch leiden, da der Tod unſer Schiff zerſchmettert. Da wird nun alles verloren gehen — die Aecker, die Wieſen, die ſchönen Gärten, das Rind- und Schafvieh, die Pferde, die ſchönen Kleider, der Leib ſelbſt, und wenn er noch ſo ſchön und wohlgebauet wäre, wird uns entriſſen werden. Wie wird es dann ſtehen um diejenigen, die ſonſt nichts hatten, als das Sichtbare? Werden ſie nicht auch klagen müſſen, daß ſie alles verloren haben? Aber der fromme Chriſt, wird dann, wie jener alte Weltweiſe, ſagen können: ich habe alles bey mir; meine Rechtſchaffenheit, meine Menſchenliebe, meine Wohlthätigkeit, meine Mäßigkeit, meine Keuſchheit, mein Vertrauen auf Gott, alles habe ich bey mir.

Der liebe Gott gebe, daß, wann einmahl das Schifflein des Lebens ſcheitert, wir alle mögen ſagen können: ich habe alles bey mir.

Zweyter Theil.

Nun höret einmahl zu, was das heiße, auf das Sichtbare und auf das Unſichtbare ſehen. Es heißt erſtlich ſchlechthin Sehen. Wer auf das Sichtbare ſieht, der richtet nur ſeine Augen darauf, und was ſieht er denn? Nichts als Tod und Verweſung. Die vollen Scheunen, die wir bisweilen haben, die ſchönen Kleider in die ihr euch putzt, die vielen Gerichte, die ihr bey euern Hochzeiten und Kindtaufen auftragt, wenn ihr euch einige Zeit darauf darnach umſeht, wo iſt es? Alles iſt weg, das mehreſte liegt in der Miſtgrube; das übrige fault an einem andern Orte. Wenn ihr am Menſchen blos aufs Sichtbare ſeht: ſo iſts eben nicht beſſer, Mann, Frau, Kind, Vater,

ter, Mutter, eins nach dem andern ſteht auf der Bahre und wird ins Grab geſenkt. Alſo wenn wir blos aufs Sichtbare ſehen, ſo ſehen wir nichts als Tod und Verweſung. Ja wenn ich euch die Wahrheit ſagen ſoll: ſo iſt die Rinde, die unſere Erde umgibt, nichts als Verweſung. Wenn ihr den Boden eurer Aecker und Gärten genau unterſuchen wolltet, und genau unterſuchen könntet: ſo würdet ihr finden, daß er aus lauter verweſten Körpern beſtünde. Ein großer Theil davon wurde uns vom Thüringer-Walde zugeführt, und beſteht aus Felſen, die durch die Länge der Zeit verwittern, der andere beſteht aus verfaultem Stroh und andern Pflanzen, und Holze und verweſtem Fleiſche und Knochen der Thiere. Wenn ihr eine Hand voll Erde nehmt — was habt ihr? vermoderte Körper.

Das Unſichtbare können wir nun freylich mit unſern leiblichen Augen nicht ſehen, aber doch mit den Augen des Geiſtes, mit dem Auge des Glaubens, wir können daran denken.

Wer auf das Unſichtbare ſieht, der denkt immer dran, daß ein Gott da iſt, deſſen Jahre kein Ende nehmen, der bey allem, was in der Natur geſchieht, bey allem Sterben, Verwelken, Verdorren, Verweſen die Hand mit im Spiele hat; der liebe Gott, zu dem man doch das Zutrauen haben kann, daß er nicht um nichts und wieder nichts immer wieder zerſtören ſolle, was er gemacht hat, daß er vielmehr dabey gewiß ſeine guten Abſichten habe.

Wer auf das Unſichtbare ſieht, der denkt auch oft an ſeine Seele, die immer bleibt, wenn auch alles um ihr nach und nach verwelkt, verdorrt, ſtirbt und verfault, und die immer dabey etwas lernen kann. Es fällt mir dabey mein ſeliger Vater ein. Dieſer kaufte mir, da ich noch ein Kind war, allerley Spielereyen, Bälle, Kegel, bleyerne Soldaten, Bilder und Farben, um ſie zu bemahlen. Wo iſt denn alles hin? ich kann es ſelbſt nicht ſagen. Es iſt alles weg und verfault. Ich ſelbſt aber, das heißt meine Seele, hat viel dabey gewonnen. Ich habe bey den Spielereyen manches gelernt, was ich nicht würde gelernt haben, wenn ich nicht geſpielt, und immer auf einem Flecke geſeſſen hätte. So macht es der liebe Gott mit uns auch, er gibt uns allerley Spielereyen, dem einen Goldſtücke, dem andern Pfennige, einem Paſteten, dem andern Kartoffeln, dieſem ſeidene Kleider, dem andern einen groben Kittel. Nach und nach verſtiebt alles, wie meine Bälle und Kegel verſtoben ſind, aber wir haben bey dieſen Spielereyen viel gelernt. Wenn wir nur immer auf das Unſichtbare ſehen, und darüber nachdenken, ſo lernen wir unter andern, daß alles Sichtbare, eins wie das andere, Fürſtenhut und Hirtenſtab, Diamant und Kieſelſteine, weiter nichts iſt, als — Spielwerk.

Sehen, das bedeutet hier aber noch etwas anders. Es heißt auch ſo viel als nach etwas trachten. In dieſem Verſtande braucht ihr ja das Wort ſehen beſtändig: Wenn die jungen Burſche heirathen: ſo ſagt ihr von dem einen er hat aufs Geld geſehen, von dem andern, er hat nicht aufs Geld geſehen. Was heißt das? es heißt jener hat bey ſeiner Verheirathung nach Geld getrachtet, dieſer aber nicht.

Wer nun bloß auf das Sichtbare ſieht, der trachtet und ſtrebt darnach mit ſeiner ganzen Seele. Wenn er arbeitet, und es ſich bey der Arbeit ſauer werden läßt: ſo thut er es blos um etwas Sichtbares dabey zu gewinnen — Geld zu erwerben und von dem Gelde ſich Kleider, oder Aecker, oder etwas Gutes zu eſſen und zu trinken zu kaufen; und wenn nichts Sichtbares zu gewinnen iſt, wenn für die Kirche, Schule, Wittben und Waiſen was zu thun iſt, das nicht gleich baar bezahlt wird: ſo läßt er die Flügel ſinken, und ſucht ſich, unter allerley kahlen Entſchuldigungen, von der Arbeit los zu machen.

Solche Leute, wenn ſie etwas thun ſollen, fragen ſie nicht: iſt es recht? ſondern nur — was wird mir dafür? wird es ihnen gut bezahlt, ſo thun ſie es, ohne ſich drum zu bekümmern, ob es recht oder unrecht ſey. So ein Menſch war des Königs David geheimer Rath Ahitophel. So lange ſein Herr mächtig und angeſehen war, diente er ihm treu; ſobald dieſer aber ſein Anſehen verlor, und es ſchien als wenn ſein Sohn Abſalom König werden würde, hing er ſich an dieſen, und wurde an ſeinem Herrn zum Verräther.

So machen es aber nicht die Leute, die auf das Unſichtbare ſehen. Dieſer ihr Dichten und Trachten geht immer dahin, daß ſie dem lieben Gotte gefallen wollen. Sie arbeiten: weil ſie wiſſen daß es der liebe Gott haben will. Sie arbeiten zwar auch, wenn ſie etwas mit ihrer Arbeit zu gewinnen wiſſen; der Unterſchied aber iſt nur der: daß ſie auch dann arbeiten, wann nichts damit gewonnen wird, und ſie doch einſehen, daß dieß ihre Schuldigkeit iſt. Wann die Wittben und Waiſen Beyſtand nöthig haben, wann ein Feuer in der Nachbarſchaft zu löſchen iſt: ſo ſind ſie gleich bey der Hand und thun ihre Schuldigkeit, ohne zu fragen was wird mir dafür? Wann ſie das Sichtbare genießen, wann ſie mit Speiſe und Trank ſich erquicken, ſo denken ſie immer an den Unſichtbaren, und hüten ſich, daß ſie in der Fröhlichkeit nicht ſein Gebot verletzen.

Sie ſehen aber nicht nur auf den unſichtbaren Gott, ſondern auch auf ihre Seele. Sie ſind der Meynung, unter allem, was ſie beſäßen, wäre die Seele das Vorzüglichſte.

Hierinne mögen ſie nicht unrecht haben.

Ich erinnere mich in meiner Jugend ein Buch geleſen zu haben, darinne ſtand: das vorzüglichſte am Menſchen wäre der Rock, darauf folge der Leib, und dann die Seele; dieſe wäre der Anhang vom Körper, aus welcher man nicht viel zu machen hätte. Könnt ihr das wohl glauben? gewiß nicht. Gleichwohl handeln viele Menſchen ſo, als wenn ſie dieß glaubten. Ihre größte Sorge geht dahin, daß ſie immer einen hübſchen Rock, und andere gute Kleidungsſtücke haben. Dieſe laſſen ſie nicht etwa nach dem Leibe machen, ſondern ſie preſſen oft den Leib hinein, und zwingen ihn, daß er ſich nach der Kleidung richten muß. Iſt bey dieſen Leuten nicht das Wichtigſte der Rock? hernach ſorgen ſie für den Leib, daß dieſer nur immer gut gewartet und gepfleget werde. Um die Seele bekümmern ſie ſich wenig oder gar nicht. Erſt dann, wann ſie ausfahren will, fällt es ihnen ein, daß ſie für dieſe auch etwas zu thun haben. Da muß dann der Geiſtliche bey, muß mit ihnen bethen, und ihnen das heil. Abendmahl reichen. Damit glauben ſie für ihre Seele hinlänglich geſorgt zu haben.

So handeln die nicht, die auf das Unſichtbare ſehen. Bey denen iſt die Seele immer die Hauptſache. Wann ſie arbeiten, ſo denken ſie dabey fein nach, damit die Seele verſtändiger werde; ſind ſie in munterer Geſellſchaft, ſo geben ſie auf ſich Achtung, daß ſie nichts thun noch reden, wodurch ſie ihrer Seele ſchaden, und ſich ein böſes Gewiſſen zuziehen könnten; ſind ſie in der Einſamkeit, ſo hängen ſie nicht jeden Gedanken nach, die ihnen in den Kopf kommen, ſondern ſie unterhalten nur gute Gedanken; und wann die Trübſale einbrechen, wann Haus und Hof, Acker, Vieh, Weib und Kinder in Gefahr gerathen: ſo denken ſie nur immer darauf, daß ſie ihre Seele retten; daß ſie den Muth nicht ſinken laſſen, daß ſie in der Angſt nicht ſchlechte Streiche machen, ſondern ſich in der Geduld und Standhaftigkeit üben.

Auf das Sichtbare und Unſichtbare ſehen, das heißt auch davon ſein Glück erwarten. Wer auf das Sichtbare ſieht, der erwartet von dem Sichtbaren ſein Glück. Wann er heirathen will, ſo denkt er nicht, hat das Mädchen Verſtand? iſt es rechtſchaffen? iſt es gottesfürchtig? ſondern wie viel gibt ihr der Vater mit an Gelde? wie viele Aecker ins Feld bekommt ſie ein Mahl mit?

Er will ſeine Kinder einmahl glücklich machen; aber womit? mit dem Sichtbaren. Er ſcharrt zuſammen ſo viel er nur kann, kauft Acker auf Acker, und glaubt er habe für ſeine Kinder recht gut geſorgt, wenn er ihnen recht viel Vermögen hinterläßt.

So macht es der nicht, der auf das Unſichtbare ſieht. Der erwartet ſein Glück, ſein Heil und Troſt, alles vom Unſichtbaren. Der liebe Gott, ein guter Verſtand und Frömmigkeit, die ſind es, worauf er ſich verläßt. Sein Wahlſpruch iſt — Was Gott thut das iſt wohlgethan. Der hat ſchon ſo lange gut Haus gehalten, und es gut mit mir gemacht; er wird es auch ferner gut mit mir machen; und er hat den Glauben, daß ihn Gott nicht verlaſſen werde, ſo lange er ſein Nachdenken braucht, fleißig arbeitet, und recht thut; Wann er heirathen will: ſo ſieht er ſich nach einer verſtändigen und tugendhaften Perſon um, die am Unſichtbaren reich iſt, und fragt nicht darnach wieviel ſie an ſichtbaren Gütern mit bekommt. Dieſe, denkt er, wollen wir uns ſchon verſchaffen, wenn wir unſer Nachdenken brauchen, fleißig arbeiten, und unſer Vertrauen auf Gott ſetzen. Er ſorgt für ſeine Kinder, aber immer vorzüglich daß ſie reich werden am Unſichtbaren; daß ſie etwas lernen, verſtändig, fromm und tugendhaft werden. Mit dem Uebrigen denkt er, wird es ſich ſchon geben, wenn meine Kinder nur immer Gott fürchten und Recht thun.

Dritter Theil.

Nun wollen wir noch unterſuchen, was es uns für Vortheil bringe, wenn wir auf das Unſichtbare ſehen.

Es ſchaffet, wie unſer Text ſagt, eine ewige und über alle Maaßen wichtige Herrlichkeit. Dieß ſind wenige Worte, aber ſie haben viel Gewicht.

Wenn ein Menſch reich, vornehm und vor der Welt geehrt iſt, wenn er viele Bedienten hat, in einem großen Hauſe wohnt, und auf Gold und Silber ſpeiſt, ſo ſchreibt man ihm eine große Herrlichkeit zu. Dieſe Herrlichkeit wird nur wenigen zu Theil, und dieß iſt eben kein großes Unglück, da ſie doch nur von kurzer Dauer iſt.

Die Herrlichkeit, die denen zu Theil wird, die auf das Unſichtbare ſehen, fällt nicht ſo ſehr in die Augen, denn ſie iſt inwendig im Menſchen; aber ſie iſt weit wichtiger, als alle äußerliche Herrlichkeit. Sie macht, daß der Menſch ſelbſt viel werth wird.

Sie beſteht in Verſtand und Weisheit. Wer nur immer auf das Unſichtbare ſieht, bleibt von alle den Thorheiten und Unbeſonnenheiten und ſchlechten Handlungen frey, zu denen ſich Menſchen, durch das Sichtbare verleiten laſſen. Er thut alles mit Bedacht und Ueberlegung, ſo wie er weiß, daß es der liebe Gott haben will und daher macht er alles gut. Alles was er macht, das geräth wohl.

Die Herrlichkeit deſſen, der auf das Unſichtbare ſieht, beſteht in ſeiner Rechtſchaffenheit. Was ihm aufgetragen iſt, das richtet er redlich aus, was ihm anvertrauet wird, das bewahrt er treulich, und läßt um keinen Preis ſich verleiten, unredlich zu handeln. Daß ein ſolcher Menſch viel werth ſey, das wißt ihr alle. Wir wollen ein Mahl den Fall ſetzen, der leicht möglich iſt, daß einer von euch ſtürbe, und ſtänden etliche unerzogene Kinder um ſein Bette und weinten, und das Herz würde ihm ſchwer, und er wünſchte, daß die armen Kinder nach ſeinem Tode in gute Hände kämen, wem wird er ſie denn anvertrauen? dem Reichſten im Dorfe, der die mehreſten Aecker hat? oder der Frau, die das mehreſte Gold auf der Mütze trägt? das thut er gewiß nicht — er läßt vielmehr den rechtſchaffenſten Mann im Dorfe zu ſich kommen und ſagt: Nachbar! ich übergebe Dir meine Kinder — ſorge dafür, daß ſie gut gepflegt und erzogen werden. Und wenn dann dieſer ehrliche Nachbar ihm nun die Hand gibt, und verſpricht, daß er für ſeine Kinder ſorgen will: ſo wird er ruhig, und ſtirbt ohne Kummer.

Seine Herrlichkeit beſteht in Gemeinnützigkeit. Er ſorgt nicht bloß für ſich, ſondern auch für andere. Er hilft und ſteht bey, wo er kann, ohne daß es ihm vergolten wird, wenn er auch Schaden und Verluſt dabey haben ſollte. Wem fällt hierbey nicht unſer ſeliger Kircheninſpector Brauer ein, den wir voriges Jahr begruben! wie viel Gutes hat er nicht an der Kirche, Gemeine und an uns allen gethan! Ihr trocknet die Augen, da ich dieß ſage? die Thränen die ihr jetzt abtrocknet, die beweiſen, daß ich recht habe. Zwölf Vormundſchaften hat dieſer ehrliche

Mann, mit der größten Gewiſſenhaftigkeit, geführt; hat dafür geſorgt, daß in unſerer Gemeine keiner betteln durfte. Ihm haben wir es zu verdanken, daß die Schulmeiſterbeſoldung iſt verbeſſert worden, daß das Spritzenhaus da ſteht, und die Straße nach der Stadt, wo ſonſt Roß und Mann hätte umkommen mögen, ſo ſchön verbeſſert, und an der Seite mit Kirſchbäumen beſetzt iſt. Woher aber kam es, daß der Kircheninſpector Brauer dieß alles thun konnte? Daher kam es, weil der ehrliche Mann mehr auf das Unſichtbare, als auf das Sichtbare ſah. Hätte er auf das Sichtbare geſehen: ſo würde er alle dieſe Arbeiten und Bemühungen, die er für das gemeine Beſte unternahm, und für die er keinen rothen Heller bekam, haben bleiben laſſen, und ſeine Zeit angewendet haben, um Geld zu verdienen; und ſo wären vielleicht 12 Familien um ihr Vermögen gekommen; ſo mußten die Armen, die jetzt ihre Verſorgung haben, mit dem Bettelſtabe im Lande herum ziehn, ſo mußte unſer Herr Schulmeiſter, bey ſeiner ſauern Arbeit, Hunger leiden, wir hätten kein Spritzenhaus, und, wenn ihr eure Frucht zum Markte fahren wolltet, müßtet ihr eure Ochſen und Pferde zu Grunde richten.

Die Herrlichkeit deſſen, der auf das Unſichtbare ſieht, beſteht endlich in Glückſeligkeit, die auch inwendig ihren Sitz hat. Weil er einen gnädigen

Gott

Gott, ein gutes Gewiſſen und den Glauben hat, daß alles von Gott komme: ſo iſt er immer mit ſeinem Zuſtande zufrieden. Wenn auch ſein Hüttchen klein, ſein Rock von grobem Tuche gemacht iſt, und nur ſelten Fleiſch auf ſeinen Tiſch kommt: ſo iſt er doch mit dem allen zufrieden, und denkt, wenn der liebe Gott wüßte, daß dir etwas Mehreres gut wäre; ſo würde er dir es wohl gegeben haben.

Wenn ein Gewitter aufſteigt, und ſein Hüttchen und ſeine Ernte in Gefahr iſt, und andere, die auf das Sichtbare ſehen, vor Angſt in den Erdboden kriechen möchten: ſo iſt er ganz ruhig. Denn er ſieht auf das Unſichtbare — und denkt, es ſteht alles in Gottes Hand; er wirds wohl machen.

Und wann das Sichtbare ihm entriſſen wird, wann das Hüttchen verbrennt, die Ernte verhagelt wird, das Vieh fällt, ſein beſter Freund begraben wird: ſo verzweifelt er nicht, wie Leute zu thun pflegen, die nichts haben, als das Sichtbare: ſondern er bleibt gelaſſen: weil er niemals auf das Sichtbare, ſondern auf das Unſichtbare auf den lieben Gott ſeinen eigenen Verſtand und ſeine Rechtſchaffenheit ſeine Hoffnung geſetzt hat, die ihm kein Blitz und kein Hagel und kein Tod rauben kann.

Daher iſt ſeine Herrlichkeit auch ewig. Wann alle ſichtbare Herrlichkeit verſchwindet, und er ſelbſt im Tode alles zurück laſſen muß, ſo bleibt ihm doch ſeine innere Herrlichkeit.

Beſchluß.

Nun will ich die Anwendung noch auf unſern Herrn von Rothkopf machen. Dieſen hat der liebe Gott ſehr mit ſichtbaren Gütern geſegnet. Er hat faſt alles, was ſein Herz nur wünſchen kann — Ein Schloß, deſſen ſich kein Fürſt ſchämen darf, Aecker und Gärten, Bediente, Kutſche, Pferde, ſchön geputzte Zimmer, mehr Geld, als er verzehren kann, und Unterthanen, die ihn in Ehren halten, ihn lieb und werth haben. Aber alles dieß Sichtbare iſt ihm nun auf einmahl ſo gut als entriſſen. Seine ſichtbare Herrlichkeit iſt mit ſeinem Sohne ins Erbbegräbniß geſenkt worden. Denn der liebe hoffnungsvolle Sohn, der kein Kind betrübt hat, der war das Band, das ihn noch an das Sichtbare knüpfte; von dieſem dachte er, wie der Erzvater Lamech von ſeinem Sohne Noah ſagte: der wird mich tröſten in meiner Mühe und Arbeit auf Erden; der wird meinen Nahmen auf die Nachwelt fortpflanzen. Alle dieſe ſchönen Hoffnungen liegen im Erbbegräbniſſe und vermodern. Wenn nun unſer gnädiger Herr blos auf das Sichtbare ſähe — womit wollte er ſich beruhigen?

Das wird er aber thun: denn er ſieht auf das Unſichtbare. Ich bin kein Schmeichler, das wißt ihr alle. Ich habe nicht gelernt viele Complimente zu machen; aber was wahr iſt, das kann ich wohl ſagen und ich brauche es ja nicht einmahl zu ſagen; Ihr wißt es ja alle ſelbſt, daß unſer gnädiger Herr ein frommer, gottesfürchtiger Herr iſt. Seine Unterthanen hat er immer wie ſeine Kinder geliebt, und nie gedruckt.

Was ehemahls Samuel zum Volke Iſrael ſagte: antwortet wider mich, ob ich jemands Ochſen oder Eſel genommen habe? ob ich jemand habe Gewalt oder Unrecht gethan? ob ich von jemands Hand ein Geſchenk genommen habe, und mir die Augen blenden laſſen? das könnte der gnädige Herr auch zu euch ſagen. Und ihr würdet eben ſo, wie das Volk Iſrael, antworten müſſen: du haſt uns keine Gewalt noch Unrecht gethan, und von niemands Hand etwas genommen. Er hat uns allen vielmehr Gutes gethan; in allem Unglücke uns unterſtützt, und keinen wirklich Armen und Nothleidenden ohne Hülfe und Troſt von ſich gelaſſen. Ich könnte noch gar vieles ſagen, was im Verborgenen geſchehen iſt, wenn ich ihn nicht kennte, wenn ich nicht wüßte daß er wünſcht, daß ſeine Allmoſen verborgen bleiben.

Aus allem was euch von ihm bekannt iſt, könnt ihr wohl merken, daß er ein Herr iſt, der auf das Unſichtbare ſieht, der einen unſichtbaren Gott glaubt, der alles in der Welt lenkt und regiert, und deſſen Willen zu thun ſein ſtetes Beſtreben war. Nun, dieß wird ihn auch tröſten und beruhigen. Denn wer hat denn ihm ſeinen

hoffe

hoffnungsvollen Sohn entriſſen? Gott hat es gethan. Zwar wiſſen wir alle, daß der hoffnungsvolle Sohn durch eine böſe Hand iſt ermordet worden; würde dieß aber geſchehen ſeyn, wenn es nicht Gottes Wille geweſen wäre? Kein Sperling fällt von dem Dache, ohne eures Vaters Willen. Wie kann man denn glauben, daß ein ſo guter junger Mann, die einzige Stütze eines frommen Vaters, ohne Gottes Willen, fallen ſollte?

Damit wird ſich nun der gnädige Herr tröſten, und gewiß glauben, daß der liebe Gott, der ſo lange alles, alles gut gemacht hat, auch bey dem herben Kelche, den er ihm jetzt zu trinken gibt, ſeine weiſen und guten Abſichten habe. Und wir, meine andächtigen Zuhörer, wollen uns damit auch tröſten. Amen.

Haberfeld macht ſich reiſefertig.

Die Predigt, machte auf alle, die in der Kirche waren, großen Eindruck, und ich habe hernach von manchem gehöret, der ſein Herz ganz an das Zeitliche gehängt hatte, daß er auf beſſere Gedanken war gebracht worden. Auch ich war dadurch in der Meynung beſtärkt, daß das Zeitliche nicht verdiene, daß man ſein Herz daran hänge, und daß es für einen verſtändigen Menſchen etwas beſſers gebe, wornach er ſtreben müſſe.

Den folgenden Tag machte ich Anſtalt, zu dem

Herrn Pfarrer Goldammer zurück zu gehen, und ihm Nachricht zu geben, wie ich ſeinen Auftrag ausgerichtet hätte.

Nur eins hielt mich zurück, daß ich nicht ſo geſchwinde ging, als ich mir vorgenommen hatte, das war — der Herr von Rothkopf. Die Höflichkeit erforderte es doch, daß ich zu ihm ging und von ihm Abſchied nahm. Aber da er mir geſagt hatte, daß er mir den Geldbeutel ſeines Sohns geben wollte, ſo ſchämte ich mich hinzugehen, weil ich glaubte, der gnädige Herr möchte denken, ich käme des Geldbeutels wegen. Mein Herz ſagte mir, daß ich dem jungen Herrn blos deßwegen beygeſtanden hätte: weil ich glaubte, daß es meine Schuldigkeit wäre, und nun wenn ich hingegangen wäre, hätte ich mir das Anſehen gegeben, als wenn ich ſo ein ſchlechter Menſch wäre, der um Geld zu gewinnen, das alles gethan hätte.

Was ſollte ich thun? Der Fall war wirklich etwas kitzlich. Hätte ich meinen Schwager oder meine Schweſter wollen um Rath fragen: ſo ſah ich voraus, daß ſie mir würden geſagt haben: ſey kein Narr! und weiſe das Waſſer nicht von der Mühle! geh du in Gottes Nahmen hin. Ich nahm alſo meinen Schnappſack, nahm von meinem Schwager und von meiner Schweſter Abſchied, und ging fort, ohne recht zu wiſſen, ob ich vor dem Schloſſe vorbey, oder hinauf gehen ſollte.

Vor der Thür erfuhr ich aber ſogleich, was ich zu thun hätte. Ein Bedienter vom Schloſſe kam auf mich los und ſagte: Haberfeld! er ſoll ſogleich zum gnädigen Herrn kommen.

Da war es, wie wenn mir ein Stein vom Herzen fiele. Ich folgte dem Bedienten, und ſo bald ich in das Zimmer des gnädigen Herrn getreten war, kam er mir, mit dem Geldbeutel entgegen, und ſagte: Haberfeld! du weißt, was ich dir verſprochen habe, dieſen Beutel meines Sohns habe ich dir zugedacht. Nimm ihn mir zum Andenken an!

H. Aber gnädiger Herr!

v. N. Nu?

H. Es möchte das Anſehen haben, als wenn ich meine Schuldigkeit an dem ſeligen Junker gethan hätte, um —

v. N. Um den Beutel zu bekommen? Du haſt ihn ja mir ehrlich überliefert. Sey kein Kind! und nimm ihn an. Du biſt ein ehrlicher Burſche. Du haſt meinem Sohne gut gerathen. Wollte Gott er hätte dir gefolgt, ſo — (hier liefen ihm die Thränen über die Backen und ſeine Hände zitterten). Ach Gott! fuhr er fort wie ſchwach ich bin! ich bin bisher über alle meine Begierden Herr geworden, aber dieſen Gram zu beſiegen, koſtet mir viel, ſehr viel. Dieſen Nachmittag reiſe ich in die Schweiz, um mich zu zerſtreuen. Vielleicht ſiehſt du mich heute zum letzten Mahle. Leb wohl! handle immer rechtſchaffen, und hänge dein Herz an nichts — an nichts, als an Gott — ſonſt iſt alles eitel.

Hier druckte er mir den Beutel in die Hand, ging in das Nebenzimmer, und ließ mir kaum ſo viel Zeit, daß ich ihm nachrufen konnte: ich danke gnädiger Herr!

Der dauerte mich gewaltig. Gern hätte ich ihm einen Troſt zugeſprochen, aber dazu war ich zu ſcheu. Und was hätte ich ihm denn ſagen wollen, das er nicht wußte? Ich ging alſo wehmüthig fort, und wünſchte ihm in meinem Herzen, daß er bald über ſeinen Gram Herr werden möchte.

Wie ich in der Folge hörete, ſo iſt er es auch wirklich geworden. Nachdem er ſich ein Jahr lang in der Schweiz aufgehalten, die dortigen hohen Berge beſtiegen hatte, und mit vielen guten Menſchen umgegangen war: ſo kam er wieder zurück, war beruhigt, lebt noch bis auf den heutigen Tag, und ſucht ſein Vergnügen darinne, daß er Gutes thut. Wenn bisweilen der Gram ſich wieder bey ihm regen will: ſo nimmt er ſeinen Stock, geht aus und ſucht ſo lange bis er einen Menſchen findet, der ſeinen Beyſtand nöthig hat. Dem hilft er, und wird darüber ſo vergnügt, daß er ſeinen Gram vergißt.

Ich habe mich darüber herzlich gefreuet, und an ſeinem Exempel gelernt, daß der Menſch doch über alles Herr werden kann, wenn er nur ernſtlich will, und ſein Nachdenken braucht.

Wie Haberfeld über einen Räuber Herr geworden iſt.

Um nun wieder auf mich zu kommen: ſo ging ich meinen Weg fort. Da ich in den nächſten Wald kam, fiel mir mein Beutel ein. Mußt doch ſehen, dachte ich, was drinne iſt, hohlte ihn heraus und ſchüttete ihn in meinen Hut aus. Da waren lauter ſchöne ungriſche Ducaten drinne, mit dem Kopfe vom Kaiſer Joſeph.

Ich zählte ſie, und fand, daß ihrer 51 waren. Ich muß geſtehen, daß ich mich wie ein Kind darüber freute, und auf allerley fiel, was ich damit anfangen wollte.

Die Freude dauerte aber nicht lange. Da ich die Augen aufſchlug, ſah ich einen Kerl auf mich los kommen, der ausſah wie ein ungehängter Spitzbube.

Es lief mir eiskalt über die Haut. Meine Ducaten waren geſchwind in den Beutel — ich nahm mich zuſammen, dachte bey mir ſelbſt, Haberfeld! nimm dich zuſammen. Wenn du das Schrekken läßt über dich Herr werden, ſo biſt du verloren.

Im erſten Schrecken wollte ich aufſpringen und davon laufen, aber, da ich mich gefaßt hatte, blieb ich ſitzen, weil ich gleich einſah, daß mir das Laufen nichts helfen würde.

Jetzt ſtand der Kerl vor mir, und ſagte: will er mir nicht einen Zehrpfennig mittheilen?

J. Ich bin ſelbſt ein armer Reiſender, und brauche die paar Pfennige, die ich bey mir habe, zu meinem eigenen Fortkommen.

Mit dieſen Worten griff ich in die Taſche und hohlte für ihn einen Pfennig heraus.

K. Haſt du nicht eben jetzt einen ganzen Beutel voll Geld eingeſteckt? und kurz und gut, indem er den Prügel in die Höhe hob, wenn dir dein Leben lieb iſt, ſo gib den Beutel heraus!

J. Den kann ich dir wohl geben, wenn es der zufrieden iſt, der dort ſteht.

Erſchrocken ſah ſich der Kerl nach dem Orte um, auf den ich mit dem Finger gewieſen hatte, und ich ſagte heftig: Niklas, ſo mach doch und komm herbey!

Tauſend! wie zog der Kerl aus, da ich das ſagte. Ich ſtand auf, ging nach dem Platze zu, nach dem ich gewieſen hatte, ſprach heftig, als wenn jemand vor mir ſtände und wieß mit dem Stocke nach dem Kerl, der ſich noch ein Paar mahl umſah, dann aber immer ſtärker lief, da ich mich ſtellete, als wenn jemand bey mir wäre.

Sobald ich ihn aus den Augen verloren hatte, wünſchte ich ihm in Gedanken eine glückliche Reiſe, und ſchritt nun auch etwas ſtärker drauf los um aus dem Walde zu kommen.

Wie froh war ich, als ich heraus war, und meine Haut und meinen Beutel davon getragen hatte! Um beydes hätte ich kommen können, wenn ich mich von der Furcht und vom Schrecken hätte überwältigen laſſen.

Ich steckte den Beutel aber doch etwas tiefer, und nahm mir vor, mich nicht wieder auf dem freyem Felde hinzuſetzen, und ihn durch zu zählen.

Haberfeld wird ein Junker.

Ich kam nun bald wieder in die Geißheimer Flur und ſah das Fräulein Mittelburg ganz tiefſinnig unter den Erlen auf und nieder gehen.

Sobald ſie mich erblickte, lief ſie, ſo geſchwind wie eine Wieſel, auf mich los, fiel mir um den Hals, herzte mich, weinte, daß mir die Backen naß wurden, und ſagte: ſo hab ich dich denn wieder — Guter! wenn du wüßteſt wie viel ich um deinetwillen gelitten hätte — ach!

Ich wußte gar nicht, wie ich zu der Ehre kam, daß ich von einem ſo ſchönen Fräulein geküßt wurde, und wollte mich aus ihren Armen loswinden; aber es ging nicht, ſie hatte mich zu feſte umſchlungen.

So begreifen Sie ſich doch, gnädiges Fräulein! ſagte ich.

Fr. Böſewicht! haſt du mich nicht lange genug gepeinigt? Willſt du mein zerfleiſchtes Herz ganz zerquetſchen? Warum ſtellſt du dich ſo fremde? Warum nennſt du mich gnädiges Fräulein? Bin ich denn nicht mehr deine Amalie?

H. Sie irren ſich, gnädiges Fräulein!

Fr. Ich! irren? Was denn irren? Bin ich nicht Amalie? Bin ich nicht die Deinige?

H. Sie werden wohl glauben ich wäre Ihr Bruder?

Fr. Ha! Bruder! (indem ſie mir ſtark in die Augen ſah) biſt du nicht mein Clas?

H. (Mir wurde es grün und gelb vor den Augen, da ſie das ſagte, und ich merkte wohl wo es ihr fehlte). Ich bin nicht Ihr Clas, ich bin Ernſt Haberfeld.

Fr. Wie er ſich verſtellen kann! aber ich merke wohl du biſt ein Treuloſer! du verſchmähſt deine Amalie, die ſich dir ganz ergeben hatte. Erſt ſchickſt du mein Bild zurück, nun ſtößt du mich ſelbſt von dir. Aber ich werde mich nicht fortſtoßen laſſen, ich werde dich an eine Kette anſchließen, Treuloſer! und dich mit Vorwürfen ſo lange peinigen, bis —

Da ich nun ſah, daß ich mit vernünftigen Vorſtellungen nichts ausrichten konnte: ſo griff ich die Sache von einer andern Seite an, ſah ihr in die Augen und ſagte: meine Amalie!

Fr. Mein Clas! aber du betrügſt mich nur du nennſt mich nur ſo: weil du nicht an die Kette willſt.

H. Verkennſt du mich denn?

Fr. Ach wenn du mich nur nicht verkennteſt!

H. Ich habe dich nur auf die Probe ſtellen wollen: nun ſeh ich doch, daß du noch meine Amalie biſt.

Fr. (Mir wieder um den Hals fallend) — die bin ich ewig.

H. So komm und laß uns zu deiner Frau Mutter gehen!

Fr. (Indem ſie ihren Arm um den meinigen ſchlang) ha! wie ſie ſich freuen wird die Gute, die ſich um dich die Augen roth weinte.

So zogen wir denn mit einander durch die Flur und das Dorf, und jung und alt zog uns nach und wunderte ſich über die Vertraulichkeit in welcher das gnädige Fräulein mit einem armen Bauersburſchen ſtand.

Als wir auf dem Schloßhofe ankamen, lief ſogleich ein Bedienter ins Schloß, und meldete uns an. Die gnädige Frau kam ganz erſchrocken herunter, und fragte, was gibts denn da?

Hier! liebe Mutter! ſagte das Fräulein, hier habe ich meinen Clas wieder, er hat mich nur auf die Probe ſtellen wollen.

Ich nahm meinen Hut ab, machte einen Kratzfuß und zuckte mit den Achſeln.

Fr. Komm nur! komm nur mit herauf! was bedenkſt du dich?

H. Ich habe dich nun zu deiner Mutter gebracht. Nun will ich nur noch etwas beſorgen, hernach komm ich gleich wieder.

Fr. Mich verlaſſen? (Indem ſie mich wieder umhalſete).

H. (Mich loswindend) ſo laß mich doch nur auf eine halbe Stunde!

Und hiermit that ich einen Satz, und ſprang fort. Da ſchrie das Fräulein, wie wenn es am Spieſe ſtäke, riß die Haube vom Kopfe, raufte ſich die Haare aus, und ſagte, daß es ſich ein Leid anthun wollte.

Ich kehrete mich aber nicht dran, ſondern ging meines Weges fort.

Bald aber kam ein Bedienter nach und ſagte mir, die gnädige Frau ließ mich um Gottes Willen bitten, ich möchte nur zurück kommen, und mich ſtellen, als wenn ich der ſelige Junker wäre.

Wenn ich weiß, daß es die gnädige Frau nicht ungnädig nimmt, ſagte ich, ſo will ich es wohl thun.

Ich ging alſo mit zurück, und traf das Fräulein in einem fürchterlichen Zuſtande an. Unterdeſſen faßte ich ein Herz, nahm ſie bey der Hand und ſagte: hier bin ich wieder, meine Amalie! meine Geſchäfte ſind alle beſorgt. Nun kann ich immer bey dir bleiben.

Fr. Ewig?

H. Ewig!

Fr. Schön! vortreflich! läßt du dich dieſen Abend mit mir trauen?

H. Wenn ich doch ſchon getrauet wäre!

Da ſchlang ſie ſich um mich, führete mich die Schloßtreppe hinauf, und ſetzte mich aufs Canapee und ſich darneben.

So viel ſüßes iſt mir in meinem Leben nicht vorgeſagt worden, als ſie mir verſagte.

Die gnädige Frau trippelte indeſſen auf und ab, rang und wand die Hände, und piſperte mit den Bedienten. Da es dunkel ward, trat ein Doctor ins Zimmer, gratulirte dem Fräulein dazu, daß es ſeinen Bräutigam wieder gefunden hätte, und dem Herrn Bräutigam gratulirte er auch.

Nun wurde der Tiſch gedeckt, Eſſen aufgetragen, Braut und Bräutigam, nebſt der gnädigen Frau, ſetzten ſich, und auch der Doctor, nachdem er ſich erſt ein Biſchen entfernt hatte.

Wir hatten nicht lange gegeſſen, ſo kam der Bediente hereingetreten und hatte vier Gläſer Wein auf einem Teller. Der Doctor nahm ihm den Teller ab, und ſetzte jedem das Glas Wein hin, das er haben ſollte. Nun brachte er die Geſundheit aus: es lebe Braut und Bräutigam! und ſtieß mit ſeinem Glaſe eines jeden Glas an. Er trank ſeins aus, ich trank aber ganz jüngferlich.

Ey ſagte der Doctor! was ſoll denn das ſeyn?

Warum trinken Sie Ihr Glas nicht aus Herr Bräutigam? gewiß lieben Sie Ihre Braut nicht herzlich.

Ey was das betrift: ſo will ich meiner Braut zu Ehren wohl einen halben Eymer austrinken —

Und ich einen ganzen, mein'm Glas zu Ehren, ſagte das Fräulein.

Wup! hatten wir beyde unſere Gläſer ausgeleeret und ich ſah bald, was das Ausleeren bedeuten ſolle. Das Fräulein, das bisher immer geplaudert hatte, wurde immer ſtiller, am Ende ſprach es gar nicht mehr, die Augen fielen ihm zu, — es entſchlief.

Nun iſts gut ſagte der Doctor, jetzt haben die gnädige Frau die Gnade, das Fräulein auskleiden, ins Bette bringen, und jemanden bey ihm wachen zu laſſen.

Das Fräulein wurde fortgeſchaft.

Und ich, Herr Doctor! ſagte ich, kann doch wohl nun fortgehen?

Nein, lieber Haberfeld! erhielt ich zur Antwort, er ſchläft heute auf dem Schloſſe. Wir wollen ſehen wie das Fräulein ſich benehmen wird, wenn es aufwacht. Ich hoffe es ſoll die albernen Gedanken vergeſſen haben. Wäre dieß aber nicht, verlangte es wieder nach ihm: ſo müßte er ſich doch gefallen laſſen, noch ein Paar Tage hier zu bleiben.

Aber meine Geſchäfte — ſagte ich —

Die werden ja nicht, ſo dringend ſeyn, antwortete der Doctor.

H. Sie ſind allerdings dringend. Ich habe mich um des ſeligen Junkers willen ſchon ſo lange in dieſer Gegend aufgehalten.

D. Nun ſo kann er um des ſeligen Junkers Braut willen noch ein Paar Tage zugeben.

H. Wenn ich nur wüßte, daß ich etwas Gutes damit ausrichtete.

D. Wir wollen es hoffen.

Haberfeld ſchläft erſt wie ein Fürſt, dann wie ein Bauer.

So mußte ich mir denn gefallen laſſen, mich in mein Schlafzimmer zu begeben. Da fand ich nun ein Bett, in dergleichen ich in meinem Leben nicht geſchlafen hatte. Es war, wie es mir ſchien, mit lauter Flaumfedern ausgeſtopft. Da willſt du, dachte ich bey mir ſelbſt, auch ſchlafen wie ein Fürſt.

Wenn aber die Fürſten nicht ſanfter ſchlafen, als ich, ſo habe ich, meiner Treue! nicht-Luſt mit ihnen zu tauſchen. Sobald ich ins Bette kam, wurde mir ſo heiß, daß ich nicht einſchlafen konnte. Ich warf mich hin und her, ſchlummerte ein wenig, wachte aber immer bald wieder auf. Wie oft wünſchte ich, daß ich mir von der gnädigen Frau eine Streu, auf der ich ſonſt ſo ſanft ſchlief, ausgebeten hätte.

Gegen Morgen fiel ich endlich in einen ſanften Schlaf. Aber auch dieſer dauerte nicht lange. Man pochte heftig an die Thür, und rief: Haberfeld! er ſoll geſchwinde zum gnädigen Fräulein kommen!

Ich lag in einem ſo heftigen Schweiße, daß kein trockner Faden an mir war. Gern hätte ich ein anderes Hemde angezogen, wenn ich nur eins gehabt hätte.

Ich mußte alſo, ſo naß wie eine gebadete Maus, mich in meine Kleider werfen, und über Hals und Kopf mich dem gnädigen Fräulein zeigen.

Es war ein fürchterlicher Anblick. Die Haare loderten umher, zwey Bediente mußten an ihr halten. Sobald ſie mich erblickte, ſchrie ſie: Verräther! Warum haſt du mich verlaſſen?

Da ich mich aber zu ihr ſetzte, ihr die Hände ſtrich, und verſicherte, daß ich nun immer bey ihr bliebe, wurde ſie wieder ruhig.

Ich wurde aber deſto unruhiger. Den Narren vorzuſtellen, bekam ich nach und nach ſatt, und weil ich in dem kalten Hemde ſtack: ſo überfiel mich ein ſo ſtarker Froſt, daß mir die Zähne klapperten. Ich bath den Bedienten, mir etwas warmes Bier zu bringen, und, da ich es zu mir genommen hatte, wurde es mir etwas beſſer.

Aber nun mußte ich den ganzen Tag neben der Unglücklichen ſitzen, und das alberne Zeug mit anhören, daß ſie mir vorſchwatzte. Mir war es, wie wenn ich auf Kohlen ſäße. Ob ich gleich Gebratenes und Geſottenes im Ueberfluß hatte: ſo genoß ich doch

wei

wenig, und hätte lieber mit Käſe und Brot verlich genommen, wenn ich nur in Freyheit geweſen wäre.

Bey dem Abendeſſen wurde endlich dem Fräulein wieder ein Schlaftrunk beygebracht, und ich erhielt die Erlaubniß, mich zur Ruhe zu begeben.

Ehe ich ging, ſagte ich zu dem Herrn Doctor, nun habe ich noch ein Paar herzliche Bitten an Sie.

D. Die heiſſen?

H. Daß Sie mir einen Strohſack, und eine leichte Decke verſchaffen. Ich bin nicht gewohnt, in ſo einem weichen Bette zu ſchlafen.

D. Das ſoll er haben. Weiter!

H. Und daß Sie mir erlauben, morgen in der Stille fort zureiſen — Sie ſehen ſelbſt, es wird mit dem gnädigen Fräulein weder weißer noch ſchwärzer.

D. Lieber Haberfeld! unſer Fürſt hat ein Haus erbauen laſſen, wohin die Perſonen gebracht werden, die das Unglück hatten, ihren Verſtand zu verlieren. Dahin wird auch das Fräulein morgen geſchafft. Wollen wir ſie ohne ihn fort bringen: ſo wird ſie ganz raſend, und wir müſſen ſie binden. Das gibt einen Spektakel in der ganzen Gegend. Die gnädige Frau läßt ihn alſo bitten, daß, er aus Liebe zum ſeligen Junker, das Fräulein begleite. Ich werde an der Begleitung Theil nehmen. Für das Uebrige laſſe er mich ſorgen. Wenn er zwey Tage daſelbſt ausgehalten, ſo kann er gehen wohin er will.

So wenig ich auch hierzu Luſt hatte: ſo mußte ich doch nachgeben, da es aus Liebe zum ſeligen Junker geſchehen ſollte.

Ich legte mich alſo auf meinen Strohſack, und ſchlief wie ein Bauer. Des Morgens mußte ich mich bald früh mit dem Fräulein und dem Herrn Doctor in eine Kutſche ſetzen, um, wie der Herr Doctor ſagte, nach dem Schloſſe zu fahren, das ich die vorige Woche gekauft hätte. Auf dem Wege litt ich ſehr vom Huſten und Schnupfen, die ich dem Federbette zu ſchrieb, unter welchem ich geſchlafen, und in dem ich ſo übermäßig geſchwitzt hatte.

Das Fräulein ſprach ſo vernünftig, daß man an ihr gar keinen Wahnſinn merkte, wenn ſie mich nicht immer ihren Bräutigam, ihren Clas, ihr zweytes Leben genannt hätte.

Haberfeld kömmt ins Irrenhaus.

Als wir bey dem Irrenhauſe ankamen, ſprang ſie vergnügt aus der Kutſche, ſchlang ſich um meinen Arm, und hüpfte mit mir in das Schloß hinein, der Doctor lief voraus, und öffnete das Zimmer, das für die Unglückliche beſtimmt war.

Sie runzelte die Stirn ziemlich, als ſie hinein trat.

Iſt dieß das Zimmer, ſagte ſie, das ich bewohnen ſoll?

Nur auf einige Zeit, bis ich die übrigen Zimmer eingerichtet habe, antwortete ich. Aber eben

deß

deßwegen, muß ich dich bitten — liebe Amalie, mir zu erlauben, daß ich dich bisweilen verlaſſen darf.

Bald darauf kam der Doctor, welcher die Unglücklichen, die ſich in dieſem Hauſe befinden, beſorgen muß. Dieſer entfernte ſich mit dem andern Doctor, und beſprach ſich mit ihm. Unter der Zeit wurde der Tiſch gedeckt, und eine gute Mahlzeit aufgetragen, die ich mit Amalien verzehrte.

Den ganzen Tag mußte ich bey ihr aushalten. Auf den Abend wurde mir bänglich, weil ich nicht wußte, wie ich von ihr los kommen ſollte. Der Doctor mochte aber wohl ſchon dafür geſorgt haben; denn da ſie das Glas Wein, das ihr der Doctor, bey dem Abendeſſen, vorſetzte, ausgeleert hatte, legte ſie ihren Kopf auf meine Schulter und — ſchlief ein. Der Doctor ließ darauf gleich ein Paar Mägde kommen, die ſie auskleiden und in ihr Bett bringen mußten.

Mir wieß der Doctor auch ein Schlafzimmer an. Da ich hinein ging, fragte ich: wie ſteht es denn, lieber Herr Doctor! darf ich denn übermorgen wieder fort?

D. (Die Achſeln zuckend) freylich entlaſſe ich ihn ungern, da es ihm aber mein College verſprochen hat: ſo muß Wort gehalten werden. Ich werde ihn alſo nicht länger aufhalten.

H. Nun noch eins Herr Doctor! Sie ſehen ſelbſt, was ich mir alles gefallen laſſen muß. Dafür müſſen Sie mir auch wieder eine Gefälligkeit erzeigen, und mich im Hauſe herum führen, und mit den Leuten bekannt machen, die hier eingeſperrt ſind.

D. Das ſoll geſchehen. Morgen neun Uhr will ich ihn abhohlen. Thue er mir nur den Gefallen und gehe er wieder zum Fräulein, ſo bald er gerufen wird.

Nun legte ich mich nieder, und ſchlief ein, nachdem ich wohl eine Stunde gehuſtet hatte.

Es wurde Tag, ich ſtand auf, kleidete mich an, und wunderte mich, daß ich noch nicht gerufen wurde. Vermuthlich hatte die Reiſe das Fräulein ſo ermüdet, daß es dieß Mahl länger, als gewöhnlich ſchlief.

Nach ſieben Uhr wurde ich gerufen. Sie war ruhiger als den Tag zuvor. Ich mußte mit ihr frühſtücken, und neun Uhr, trat der Doctor herein, erkundigte ſich nach ihrem Befinden, und ſagte, daß die Arbeitsleute mich ſprechen wollten, die das Viſiten Zimmer zu rechte machten. Sie ließ mich gehen, nachdem ich ihr verſprochen hatte, bald wieder zu kommen. Der Doctor folgte bald nach, nachdem er dem Fräulein ein Buch gegeben hatte, in welchem es unterdeſſen, bis ich wieder käme, leſen ſollte.

Thun Sie mir nur die einzige Gefälligkeit, ſagte ich, lieber Herr Doctor! und erklären Sie mir, wie es zugeht, daß ſo viele vernünftige Menſchen ihre Vernunft verlieren, und Narren werden.

Er ſah mich an, und antwortete, wenn er Achtung geben will: ſo will ich es ihm erklären.

H. Ich gebe gewiß Achtung, und möchte gar zu gern etwas lernen.

D. Einige Menſchen werden verrückt, weil ſie einen Fehler im Gehirn haben. Deren ſind aber nur wenige. Die mehreſten aber verlieren ihre Vernunft: weil ſie nicht Herren über ihre Gedanken ſind. Sie hängen ihr Herz an eine gewiſſe Sache, haben ſie Tag und Nacht in Gedanken, ſtellen ſie ſich ſo lebhaft vor, als wenn ſie wirklich da wäre, wenn das nun eine Zeit lang gedauert hat, ſo kommt es mit ihnen oft ſo weit, daß ſie glauben, die Sache die ſie im Kopfe haben, wäre wirklich ſo da wie ſie ſich dieſelbe vorſtellen. Sobald dieß geſchieht — ſo iſt die Narrheit eingetreten. So iſt es dem guten Fräulein gegangen. Es hatte ſein Herz an den Junker Clas gehängt. Er brachte die Nachricht daß dieſer wäre erſtochen worden. Das mußte freylich ſehr unangenehm ſeyn. Statt daß es ſich hätte Mühe geben ſollen, den Gram zu beſiegen, auf die Vorſtellungen ſeiner Freunde hören, und bedenken, daß dieß Unglück Gottes Schickung ſey, der es immer mit den Menſchen gut macht; ſo wollte es von dem allen nichts hören, dachte an nichts, als an den Junker Clas, und ſo kam es mit ihm bald ſo weit, daß es den ſeligen Junker zu ſehen glaubte. Es ſprach mit ihm. Jedes Papierchen, das es fand hob es auf, druckte es an ſeine Bruſt, ſagte, es wäre ein Brief vom Junker Clas, und las den Brief der Mutter vor. Da war die Narrheit ſchon da. Da ſie ihn erblickte: ſo brach die Narrheit völlig aus; weil es glaubte in ihm den Bräutigam zu ſehn.

Nun will ich ihn nach und nach mit den Verrückten bekannt machen, die hier eingeſchloſſen ſind. Hier in dieſem Quartiere befinden ſich Unglückliche, die die Religion zu Narren gemacht hat.

H. Die Religion? Wie iſt das möglich?

D. Die eigentliche Religion wird niemanden verrücken. Dieſe beſteht darinne, daß man Gott, als ſeinen Vater, durch ein frommes Leben zu ehren ſucht. Es gibt aber Leute, die gewiſſe unbegreifliche Punkte in der Bibel begreifen wollen, und über dieſe Punkte immer grübeln. Dieſe ſind in großer Gefahr überzuſchnappen. Hier will ich ihm ein Zimmer öffnen, in dem ein Menſch ſitzt, der glaubt, er wäre Gottes Sohn.

Als ſich die Thür aufthat, ſah ich einen Menſchen auf einem Stuhl ſitzen, der ſich von Goldpapier einen Kranz um den Kopf gemacht hatte, dergleichen den Heiligen um die Köpfe pflegt gemacht zu werden; in ſeiner Hand hielt er ein Stäbchen, das vermuthlich ein Zepter vorſtellen ſollte. Sobald er uns erblickte, rief er uns entgegen: gehet hin von mir ihr

Ver

Verfluchten in das ewige Feuer, das bereitet iſt dem Teufel und ſeinen Engeln.

Wir traten zurück und der Doctor verſchloß die Thür.

Da die folgende Thür geöffnet wurde: kam der Menſch, der im Zimmer ſaß mir gleich entgegen, und fragte: biſt du bey meinem Nachbar geweſen? Da ich dieß bejahte: ſo lachte er laut auf und ſagte: der Kerl glaubt er wäre Gottes Sohn. Wenn er Gottes Sohn wäre, ſo müßte ich ja auch etwas von ihm wiſſen, denn ich bin, (indem er ſehr ernſthaft wurde) ich bin Gott der Vater.

Das Zimmer wurde ſogleich verſchloſſen, und ein anderes geöffnet, in welchem wir eine Weibsperſon ſahen, die ihren Tiſch wie einen Altar eingerichtet, ihren Kaffeetopf und ihre Mahlzeit vom vorigen Tage darauf geſetzt hatte, vor demſelben kniete, und unaufhörlich ſagte:

Du willſt ein Opfer haben
Hier bring ich meine Gaben.

Dieſe Perſon, ſagte der Doctor, nachdem er die Thür verſchloſſen hatte, glaubt, die Religion beſtehe in Opfern. Alle Nahrungsmittel, die ihr gereicht werden, ſetzt ſie auf ihren Altar, will ſie dem lieben Gott opfern, und genießt nicht eher etwas davon, bis ſie Hunger und Durſt dazu treiben. Wir müſſen genau auf ſie ſehen, daß ſie kein Feuer oder Feuerzeug bekömmt, weil ſie darauf beſteht, daß ſie ihr Opfer anzünden will. Sie hat, da ſie noch in Freyheit war, um ein Haar ihr eignes Haus angeſteckt.

Nun kömmt ein anderes Quartier, in dem die Hochmuthsnarren eingeſperrt ſind. Dieſe Leute, ſtatt zu arbeiten, haben nur immer nachgedacht, was es für eine hübſche Sache wäre, wenn ſie große Herren und berühmte Leute wären, und haben ſich mit dieſen Gedanken ſo lange geſchlagen, bis ſie glaubten, das wirklich zu ſeyn, was ſie zu ſeyn wünſchten.

Hier iſt die Reſidenz des Perſiſchen Königs Xerxes. Bey Eröffnung der Thür, erblickte ich einen langen Kerl, der im Zimmer auf und nieder ging, mit den Händen focht, bisweilen mit dem Fuße ſtampfte, und da er uns gewahr wurde, auf uns zu ging und ſagte: zum Teufel! ſind denn meine Leute noch nicht angekommen?

Ich habe, ſagte der Doctor, noch niemanden geſehen, gab mir durch ein Zupfen am Rocke zu verſtehen, daß ich mich entfernen ſollte, und ſchloß die Thür zu.

Von hier kamen wir zu einem Menſchen, der ſich einbildete, er wäre ein Graf, und ſich auf die Bruſt einen Stern von Goldpapier geheftet hatte.

Neben ihm ſaß ein Gelehrter, der ſich über und über mit Münzen behängt hatte, von welchen, er vorgab, daß er ſie vom Kaiſer von Rußland, dem Könige von Preuſſen, dem deutſchen Kaiſer und andern großen Herrn geſchenkt bekommen hätte. ſein ganzer Tiſch war mit gelehrten Zeitungen bedeckt, und eine davon hatte er auf die Bruſt geknüpft. Sobald er mich erblickte, knüpfte er ſie ab, gab mir ſie in die Hände, zeigte mit dem Finger auf eine Stelle, die er mit Bleyſtift unterſtrichen hatte, und ſagte: leſen Sie!

Ich las: „der Herr Magiſter Dompfaffe hat von Ihro Majeſtät der Kaiſerin von Rußland, für ſeine eingeſendete Schrift, über die Verbeſſerung der Schulen, eine goldene Medaille, funfzig Rubel am Werthe, erhalten“.

H. Und dieſer Herr Magiſter Dompfaffe ſind wohl Sie?

D. Das wollte ich meynen. Sehen Sie! hier iſt die Medaille, die das Erſtaunen von ganz Europa erregt hat. Eine Medaille von der Kaiſerin aller Reuſſen, in deren Reich man Europa viermahl ſetzen könnte, das iſt keine Kleinigkeit. Nach der Zeit haben die Fürſten Europas ſich beeifert, mich mit Ehrensbezeugungen zu überhäufen. Hier auf der rechten Seite trage ich die Medaillen, die ich von deutſchen Fürſten erhielt, und auf der linken die Medaillen, die ich aus Italien bekam. Der halbe Mond, den ich an der Stirne habe, iſt von Sr. Majeſtät dem Türkiſchen Kaiſer. Vom Kaiſer in Japan wird nächſtens auch etwas wichtiges eintreffen, worüber meine Feinde Maul und Naſe aufſperren werden.

Wie kömmt es denn aber, Herr Magiſter! fragte der Doctor, daß die Zeitungen von allen dieſen Ehrensbezeugungen nichts melden?

M. Die Zeitungsſchreiber ſind Spitzbuben, die ärgern ſich über die Ehrensbezeugungen, die ich von den Großen der Erde genieße, deßwegen melden ſie nichts davon. Aber die Nachwelt! die Nachwelt, die wird richten.

Der Doctor machte ihm eine Verbeugung, und wir entfernten uns.

Aber fragte ich, als die Thür verſchloſſen war, hat denn der Magiſter wirklich die Medaille von der Ruſſiſchen Kaiſerin bekommen, wovon in der Zeitung ſtand?

D. Die hat er allerdings bekommen. Denn die Schrift, die er überſchickte, war ſehr gut ausgearbeitet, und überhaupt war der Magiſter Dompfaffe ein ſehr geſchickter Mann, von dem man ſich viel verſprach. Aber die Medaille, die er aus Rußland erhielt, machte ihn zum Narren. Er dachte nun an nichts, als an die Medaille, glaubte daß ganz Europa davon ſpräche, und ſetzte ſich in den Kopf, daß alle gekrönte Häupter an weiter nichts dächten, als an den Herrn Magiſter Dompfaffe. Darüber iſt er zum Narren geworden.

In dieſem Quartiere ſitzen die Argwöhniſchen. Hier z. B. indem er die Thür öffnete.

Ich erblickte eine Figur in Weiberkleidern, die blos aus Haut und Knochen beſtand. Auf ihrem Tiſche ſtand noch die Suppe, die ſie zum Frühſtück bekommen hatte. Habt ihr denn, fragte der Doctor, einmahl wieder nicht gegeſſen?

Sie ſchüttelte mit dem Kopfe, und ſagte: Gift!

Die Unglückliche, fuhr der Doctor fort, iſt auf die ganze Welt mißtrauiſch, und genießt keinen Biſſen eher, bis der bitterſte Hunger ſie dazu nöthigt, weil ſie glaubt: daß man unter alle ihre Speiſen Gift miſche.

Jetzt kam der Geiſtliche, um alle dieſe armen Leute zu beſuchen und zu belehren. Der Doctor ſagte, daß er dabey ſeyn müſſe, und ſich alſo mit mir nicht weiter unterhalten könne. Er zeigte alſo nur noch auf das Quartier, in welchem ſich die Wohnung des Fräuleins befand. Hier, ſagte er, iſt das Quartier für die Verliebten. Das iſt immer am ſtärkſten beſetzt.

Da der Geiſtliche hörete, wer ich war, und daß das Fräulein ein Auge auf mich geworfen hätte: ſo mußte ich ihm alles, was mit dem Fräulein vorgefallen war, weitläuftig erzählen.

Er ſeufzte und ſagte: da haben wir wieder ein Exempel, daß auch der vernünftigſte Menſch, wenn er nicht ſtets über ſeine Gedanken und Begierden wachet, vor Wahnſinn nicht ſicher ſey. Wenn die Menſchen Vertrauen auf Gott hätten, an nichts in der Welt ihr Herz hingen, als an ihn, und mehr darnach ſtrebten, auf dem Platze, wo Gott ſie angeſtellt hat, ihre Schuldigkeit zu thun, als nach Ehre, Reichthum und dem Beſitze einer gewiſſen Perſon: ſo würde der Wahnſinn immer ſeltener, und jedermann würde mit ſeinem Zuſtande zufriedner werden.

Seltner, allerdings, antwortete der Doctor, ganz würde er aber doch nicht aufhören, weil manche Leute Fehler im Gehirne oder in den Eingeweiden haben, die es beynahe unmöglich machen, daß ſie bey Vernunft bleiben können. Erinnern Sie ſich noch des armen Blochers, der vor einem Vierteljahre in der Raſerey ſtarb? Da ich ſeinen Kopf öffnete, fand ich in dem Gehirn einen Wurm, wie einen Pfeifenſtiel ſo dick. Wenn dieſer im Gehirne wühlete, wie war es da möglich, daß der arme Menſch bey Vernunft bleiben konnte? Leute die viel, und zuſammengebückt ſitzen, ſind auch in großer Gefahr überzuſchnappen. Es entſtehen daraus Stockungen im Blute und den Eingeweiden, die ſolche Beängſtigungen verurſachen, daß dadurch leicht der Gebrauch der Vernunft verloren gehen kann. Solchen Leuten habe ich oft dadurch geholfen, daß ich ſie dazu anhielt, ſich täglich in freyer Luft zu bewegen.

Jetzt ließen mich der geiſtliche und leibliche Arzt allein ſtehen, und ich hatte Zeit über das, was ich geſehen und gehöret hatte, nachzudenken. Ich war ſehr traurig, wann ich den betrübten Zuſtand der vielen, hier eingeſperrten Leute überlegte und bedachte, was der Menſch, bey aller ſeiner Vernunft, doch für ein armes Geſchöpf ſey, das ſo leicht um dieſelbe kommen, und dann unverſtändiger, als ein Thier, werden kann. Unterdeſſen, dachte ich, es iſt alles mein; auch dieß Narrenhaus iſt mein. Ich habe hier viel gelernt. Nun und nimmermehr will ich einen Wahnſinnigen, wenn er auch noch ſo närriſches Zeug machen ſollte, verſpotten. Er iſt ein Unglücklicher, und den Unglücklichen zu verſpotten iſt abſcheulich.

Ich will auch immer gute Gedanken in meine Seele faſſen, aller ängſtlichen Grillen mich entſchlagen, meine Schuldigkeit ferner thun, wie es einem ehrlichen Manne zukommt, und an nichts in der Welt, an kein Geld, keinen Freund, kein Mädchen, mein Herz hängen: ſo werde ich hoffentlich meine geſunde Vernunft behalten, und vom Wahnſinn frey bleiben, ſo wie ich mich von andern Dingen auch frey gemacht habe.

Den übrigen Theil des Tages mußte ich in Geſellſchaft des Fräuleins zubringen, und, nach der Verordnung des Doctors, mit ihm einen Spaziergang ins Feld machen.

Haberfeld macht mit dem Fräulein Mittelburg einen Spatziergang.

Als wir in einen Wald kamen, ſchien es, als wenn es ſeine Vernunſt wieder erhielte. Es blieb einmahl ſtehen, beſah mich vom Kopf an bis auf die Füße und fragte bedenklich: du biſt doch wohl wirklich mein Clas?

Dieſe Frage kam mir ſo unerwartet, daß ich nicht wußte was ich darauf antworten ſollte.

Wie kommſt du, fragte ich, zu dieſer Frage?

Fr. Ich weiß nicht, wie mir iſt, du ſiehſt doch ganz anders aus, als ſonſt.

J. Du haſt mich ja ſelbſt mehrmahls verſichert, daß ich dein Bräutigam ſey.

Fr. Das wohl — aber was für einen albernen Rock haſt du an?

J. Geſtern gefiel ich dir noch in dieſem Rocke.

Fr. Hum! dieſen Rock hatteſt du geſtern auch an?

J. Das verſteht ſich.

Jetzt faßte ich des Fräuleins Hand, und führte es wieder zurück, um ſogleich dem Doctor von dieſem Umſtande Nachricht zu geben, damit er ihn vielleicht benutzen, und die Kranke von ihrem Irrthume befreyen könnte. Kaum war ich aber eine Mandel Schritte gegangen, ſo kam der alte Wahnſinn wieder, ſie fiel mir um den Hals, druckte mich heftig an ihre Bruſt, und ſagte: du biſt doch mein Clas.

Mir wurde Angſt und bange, da mich das Fräulein wieder ſeinen guten Clas nannte, und ich eilte, daß ich wieder in ihr Zimmer kam. Da war ich aber auch nicht viel gebeſſert, ich durfte nicht von ihrer Seite, und ſie ſagte mir ſo viel Süßes vor, daß ich muß blutroth geworden ſeyn.

Gegen neun Uhr erſt riß ich mich von ihr los, ging in mein Schlafzimmer, und nahm mir vor, den folgenden Tag, mit dem Frühſten mich auf den Weg zu machen.

Haberfelds Abreiſe aus dem Irrenhauſe.

Wirklich war ich auf den Beinen, ſobald der Tag grauete, und lief fort, ohne etwas zu genießen: weil ich beſorgte, das Fräulein möchte aufwachen, und mich wieder zu ſich einladen laſſen.

Wie es ſich den andern Tag, da ich nicht zu ihm kam, begonnen habe, davon iſt mir nichts bekannt geworden. So viel nur weiß ich, daß weder geiſtliche noch leibliche Mittel etwas halfen, ihm ſeine Vernunft wieder zu verſchaffen, und daß es ein Paar Jahre darnach vor Gram ſtarb. Man wollte ſogar ſagen, daß es ſich mit dem Halstuche erdroſſelt hätte.

Da ich in Geißheim ankam, wußte ich ſelbſt nicht was ich thun ſollte. Gehſt du nicht zur gnädigen Frau, dachte ich, und bringſt ihr keine Nachricht, wie es mit ihrer Tochter ſteht: ſo wird es dir als Unhöflichkeit ausgelegt; gehſt du aber hin, ſo hat es das Anſehen, als wenn du ein Geſchenk haben wolleſt. Nachdem ich die Sache hin und her überlegt hatte, fand ich einen Mittelweg. Ich ging in den Schloßgarten, und ſuchte den Gärtner auf, den ich als einen feinen Mann hatte kennen lernen. Dieſem trug ich auf, der gnädigen Frau zu ſagen, wie es mit ihrer Tochter ſtehe, und mich zur Gnade zu empfehlen.

Will er, fragte er mich, nicht ſelbſt zur gnädigen Frau gehen?

Nein! ſagte ich. Ich kann mich nicht lange aufhalten, und aufrichtig zu reden, ſo geh ich nicht gern zu vornehmen Leuten, wenn mein Beruf mich nicht dahin treibt.

Nun, ſagte der Gärtner, ſo bleibe er wenigſtens bey mir, und genieße ein Frühſtück.

Da mir der Magen ziemlich krumm hing, ſo ließ ich es mir nicht zweymahl ſagen. Er führte mich ſogleich in eine Laube, wo ein Tiſchchen ſtand, das von ſeiner Tochter ſo reichlich beſetzt wurde, daß noch vier Perſonen ſich davon hätten ſatt eſſen können.

Kaum hatten wir uns geſetzt, ſo kam ein armer Mann, mit zitternden Händen an einem Stade geſchlichen, nahm den Hut ab und ſah den Gärtner an.

Dieſer gab ihm ſogleich ein Butterbrot, eine halbe Wurſt, und überdieß noch einen Gulden. Ich zog meinen Beutel auch, und gab ihm vier Groſchen.

Da er ſich entfernt hatte, fragte ich, wer iſt dieſer arme Mann?

Der Gärtner ſtellte ſich als wenn er es nicht hörete, und fragte, wohin meine Reiſe ging?

Vors erſte, ſagte ich, nach Baumhauſen. Aber nun ſage er mir doch auch, wer dieſer arme Mann iſt?

G. Man ſpricht nicht gern davon — es iſt mein Bruder.

H. Iſts möglich? Wodurch iſt er denn in ſo klägliche Umſtände gekommen?

G. Durch den Reichthum.

H. Das verſtehe ich nicht.

G. Ich will es ihm erklären. Reichthum iſt gar eine feine Sache, wenn er Leuten in die Hände fällt, die Vernunft haben, und ihre Begierden beherrſchen können. Man kann damit viele Freude ſich machen, die andere Leute, die immer mit Kummer und Sorgen kämpfen, entbehren müſſen, man kann damit auch vielen andern Leuten nützlich werden.

Solchen Leuten aber, die nicht Herr über ihre Begierden ſind, iſt der Reichthum ſo viel nütze, als einem Kinde ein ſpitziges Hölzchen. So ein Mann iſt mein Bruder.

H. Wie iſt er denn aber zu dem großen Reichthume gekommen?

G. Recht weiß ich es ſelbſt nicht. In ſeiner Jugend hatte er zu allem mehr Luſt, als zur Arbeit, und ging deßwegen zu Waſſer nach Oſtindien: weil er glaubte, daß dort den Leuten die gebratenen Tauben ins Maul flögen. Was er in Oſtindien begonnen hat, das habe ich von ihm nie erfahren können. Genug, nachdem er eine Mandel Jahre weggeweſen war, kam er als ein reicher Mann wieder, der, wie man bey uns zu ſagen pflegt, Geld hatte wie Schlamm.

Ich rieth ihm, er ſollte ſein Geld anlegen, und ſich ein Gütchen kaufen.

Ein Gütchen? ſagte er; was ſollte ich damit thun? Da müßte ich es verwalten, und mich in neue Sorgen ſtecken. Das laſſe ich wohl bleiben. Ich habe mir es ſauer genug in der Welt müſſen werden laſſen, nun will ich mir auch einen guten Tag machen.

Dieſer gute Tag beſtand nun darinne, daß er nichts that, des Morgens bis um neun Uhr im Bette blieb, den Tag über gut aß und trank und mit liederlichen Weibsbildern ſich abgab.

Da er dieſe Wirthſchaft ein zehn Jahre getrieben hatte, ſo war das Geld alle, und es war ihm nichts mehr übrig, als ein ſiecher elender Körper, und gänzliches Unvermögen etwas nützliches zu arbeiten. Sein Elend iſt alſo blos eine Folge von ſeinem Reichthume. Wäre er immer arm geweſen: ſo würde ihn der Hunger zur Arbeit gezwungen und die Dürftigkeit vor Unmäßigkeit und Ausſchweifungen bewahret haben.

H. Nun wird er ihn wohl ernähren müſſen?

G. Das kann er leicht denken.

H. Sind denn aber ſonſt keine Verwandten da, die ſich ſeiner annehmen könnten?

G. Dieſe ſind wohl da. Aber die mehreſten haben ſelbſt nichts übrig, und mein zweyter Bruder iſt zwar ſehr reich, aber er leidet die bitterſte Noth.

H. Den wird wohl der Geiz plagen?

G. Dieſer plagt ihn allerdings. Er ging auch zu Waſſer, aber nach Weſtindien, und kam von da auch als ein reicher Mann zurück. Er brachte aber eine böſe Wurzel mit — den Geiz. Dieſer beſitzt den armen Mann, wie ſonſt der leidige Teufel die Menſchen beſeſſen haben ſoll. Vom Morgen bis zum Abend zählt er Geld, borgt auf Pfänder gegen acht Procent, liegt bey ſeinem Gelde wie ein Kettenhund, traut ſich nicht von ihm zu entfernen, aus Furcht er möchte beſtohlen werden, und wenn alle arme Tagelöhner ruhig ſchlafen: ſo ſchleicht er im Hauſe herum und unterſucht, ob die Thüren auch wohl verſchloſſen ſind.

Dabey getrauet er ſich keinen Groſchen auszugeben. Seit er aus Weſtindien gekommen iſt, hat er ſich noch keinen neuen Faden geſchafft, und flickt Rock und Hoſen ſelbſt. Kochen thut er nur Sonntags, und Bier trinkt er nicht eher, als bis er zu mir kommt. Da trinkt er ſo viel, daß er auf zwey Tage ſatt hat. Daß ein ſolcher Menſch, der nicht im Stande iſt, an ſich ſelbſt etwas zu wenden, auch den Armen nichts geben werde, kann er leicht denken.

Indem wir ſo mit einander ſprachen, erblickte ich am Ende des Gartens einen Menſchen, in Bettlerkleidern, der in einer Ecke herum ſuchte. Was macht denn dieſer dort? Fragte ich.

G. Das iſt eben dieſer reiche Bruder. Ich habe heute von etlichen Beeten die Krautsſtrunke ausraufen, und dort zuſammenſchütten laſſen, da wird er nun die Beſten herausſuchen, und ſich daraus eine Mahlzeit bereiten.

H. O laſſe er ihn doch herbey kommen.

G. Das kann ich wohl. He! Bruder Franz! Willſt du nicht mit mir frühſtücken?

Wenn du es mir erlaubſt, war ſeine Antwort.

Nun kam er herbey und verſchlang faſt alles, was noch auf dem Tiſche war, mit ſolcher Begierde, als wenn er in zwey Tagen nichts zu eſſen bekommen hätte. Am Ende nahm er die noch übrige

Wurſt, lobte ſie, daß ſie ſo vortreflich wäre, und bath um die Erlaubniß, ſie zu ſich ſtecken zu dürfen, die er auch ohne Weigerung erhielt.

Als er fort war, ſprachen wir noch ein langes und breites über die beyden Brüder, und ich ſagte, wenn der Reiche nicht geſund wäre, ſo würde ich mir nicht zu ſagen getrauen, welcher von den beyden Brüdern der elendeſte ſey.

Mit der Geſundheit, ſagte der Gärtner, wird es auch nicht lange währen. Da ihm ſein Geiz nicht erlaubt, ſeinem Leibe die nöthige Nahrung, Wartung und Pflege zu geben: ſo wird er von Tage zu Tage kraftloſer und baufälliger. Sah er nicht, wie er ſo gebückt ſchlich, wie ihm die Arme und Schenkel zitterten? Gleichwohl iſt er ſechs Jahre jünger als ich. Nun ſehe er dagegen mich an! Bin ich gegen ihn nicht ein Jüngling?

Er wollte weiter reden, aber ich konnte ihn nicht länger anhören: weil ich gern noch dieſen Tag nach Baumhauſen wollte. Er redete mir zwar zu, daß ich der gnädigen Frau meine Aufwartung machen ſollte, ich ließ mich aber nicht halten, und ging mit frohem Herzen fort: weil ich wußte, daß ich, durch meine ſchleunige Abreiſe, den Verdacht von mir entfernt hatte, als wenn ich, um Gewinſtes willen, mich zum Bräutigam des gnädigen Fräuleins hätte machen laſſen.

Abendgeſpräche.

In Baumhauſen kam ich ziemlich müde an, und würde mich, nach genoſſener Mahlzeit, ſogleich zur Ruhe gelegt haben, wenn nicht ein Geſpräch von ein Paar Fremden, davon der eine Rothwurſt, und der andere Leberwurſt hieß, mich noch einige Zeit munter erhalten hätte.

Sag mir nur um des Himmels Willen, fragte Leberwurſt, wie es zu geht, daß es in deinem Lande jetzt ſo ſchlecht ſteht? Sonſt, wann ich durchreiſte, glaubte ich im gelobten Lande zu ſeyn. Die Aecker ſtanden ſo voll Getraide, daß mir das Herz im Leibe lachte, Handel und Wandel blühete, in jedem Wochenblatte wurden Capitale zum Verleihen ausgebothen. Jetzt! Du barmherziger Gott! Da guckt ja der Hunger aus allen Ecken heraus. Auf den mehreſten Aeckern kann man die Halmen zählen, bey den Ackerpferden ſtehen die Hüften heraus, daß man den Huth daran hängen könnte. Die Leute haben weder Muth noch Blut, ſie ſchleichen umher, wie wenn ihnen die Hühner das Brot genommen hätten. Wie geht denn das zu?

R. Am Boden liegt es nicht, der iſt noch der nämliche, wie vor zwanzig Jahren, und an den Leuten liegt es auch nicht.

L. Woran denn ſonſt?

R. Ich hatte einen Bruder, der war ſonſt ſo geſund und ſtark, daß man ſeine Freude an ihm ſahe. Sein Nachbar, ein Barbierer, bath ihn zu Gevatter, und beredete ihn, daß er fleißig ſchröpfen ſollte, um geſund zu bleiben. Er folgte, und ſchröpfte, und ließ ſich alle Wochen ein Paarmahl Schröpfköpfe am ganzen Leibe ſetzen. Nun ſchleicht er an den Wänden herum, wie ein Geſpenſt, und iſt ſo gelb wie eine Citrone, wie geht denn das zu?

L. Daran iſt wahrſcheinlich das viele Schröpfen Schuld.

R. das mag wohl ſeyn. Und das Schröpfen! Das Schröpfen! Das hat auch unſer Land ſo herunter gebracht.

L. Wer hat denn das Land ſo geſchröpft?

R. Der Herr, der ſeit zehn Jahren das Land an ſich gebracht hat. Dieſer hat allenthalben ſo viele Schröpfköpfe angeſetzt, daß ſie Mark und Blut ausſaugen.

L. Wie heißen denn die Schröpfköpfe?

R. Die haben ſo vielerley Nahmen, daß ein gutes Gedächtniß dazu gehört, wenn man ſie alle behalten will. Der Hauptſchröpfkopf ſind die unermeßlichen Abgaben, die er eingeführt hat. Auf die Grundſtücke müſſen wir fünfmahl mehr zahlen, als unſere Vorfahren. Dabey iſt es aber nicht geblieben. Von allem was wir erzeugen, kaufen, verkaufen, eſſen und trinken, müſſen wir abgeben. Zeither ſchafften wir uns noch eine Hülfe, durch die

Baumpflanzungen und Bienenzucht; dieß Jahr ſind auch Abgaben darauf gelegt worden. Von jedem Obſtbaume muß jährlich ein Groſchen, von jedem Bienenſtocke müſſen vier Groſchen entrichtet werden. Nun gibt es, wie bekannt, Jahre, da die Obſtbäume und die Bienen gar nichts eintragen; die Abgaben müſſen wir aber doch entrichten.

Ein anderer Schröpfkopf ſind die Frohndienſte, die neuerlich ſind eingeführt worden. Wann der Unterthan ſein Land bearbeiten, ſein Heu oder ſeinen Waizen einführen will: ſo wird er zu Baufuhren gebothen. Unterdeſſen wird der Acker hart, das Heu verdirbt, und der Waizen wächſt aus. Der dritte Schröpfkopf iſt das Lotto, das vor kurzem aufgekommen iſt Dieß macht die Unterthanen vollends zu Bettlern.

Man macht den Leuten das Maul wäßrig mit Ternen und Quaternen, womit ſie ohne Mühe mehrere tauſend Thaler bekommen könnten. Da ſie ſehen, daß ſie mit ihrem Fleiße nichts vor ſich bringen können: ſo wollen ſie ſich mit dem Lottoſpiele helfen.

L. Das iſt der Weg zum Zuchthauſe.

R. Das iſt er wirklich. Nun ſcharrt das unverſtändige Volk alle Sechſer und Groſchen zuſammen, die es aufbringen kann, und trägt es in das Lotto. Wenn nun zu Verbeſſerung des Ackers, der Viehzucht, zur Ausbeſſerung der Häuſer u. d. gl. ei eine Ausgabe ſoll gemacht werden: ſo hat es keinen Heller Geld in den Händen. Daher verwildert das Land, die Viehzucht wird immer ſchlechter, die Häuſer fallen nach und nach ein, und die Kleider zerreiſſen, ſo daß man allenthalben Leute mit Lumpen bekleidet gehen ſieht.

L. Nun begreife ich alles. Aber ich habe doch immer gehört, daß zum Schröpfen immer zwey Leute gehören, einer, der die Schröpfköpfe anſetzte, und ein anderer, der ſie ſich anſetzen ließe.

R. Ich verſtehe was du damit ſagen willſt. Du meynſt, wir hätten uns die Schröpfköpfe nicht ſollen anſetzen laſſen, hätten deßwegen Vorſtellungen thun, und wenn dieſes nichts geholfen hätte, uns an das Kammergericht wenden ſollen.

L. So meyne ich es.

R. Dazu gehören aber wieder zweyerley Leute, ſolche, denen die Vorſtellung gethan wird, und wieder andere, die ſie thun. Die letzten fehlen uns.

H. Sonſt war der Rath der Reichsſtadt, welcher das Ländchen gehörte, die höchſte Obrigkeit; konnte denn dieſer nicht das Maul aufthun? hatte er denn Brey im Maule?

R. Allerdings, jedem Rathsherrn wurde ein tüchtiger Löffel voll Brey ins Maul geſtrichen.

L. Wie verſtehſt du das?

R. Das will ich dir ſagen. Unſer neuer Herr iſt ein Spitzkopf. Da er das Ländchen bekam:

ſo machte er ſich ſogleich mit den Rathsherren bekannt, und merkte bald, von was für einer Begierde jeder beherrſcht würde. Bey dieſer griff er jeden an, und brachte ſie dahin, daß keiner das Maul aufthat, wann er dem Volke neue Laſten aufbürdete.

L. Da bin ich doch curios zu wiſſen, wie er das angefangen hat.

R. Das will ich dir ſagen. Zuerſt ſuchte er den Rathsmeiſter auf ſeine Seite zu bringen. Dieſer hatte die hübſchen Mädchen gern, und mit einem hübſchen Mädchen hätte man ihn durch die halbe Welt locken können.

Der neue Herr hatte ein bildſchönes Kammermädchen, auf welches der Rathsmeiſter Jagd machte. Kaum bemerkte es der Herr, ſo ſchanzte er es ihm zu, und inſtruirte es, wie es den Rathsmeiſter behandeln ſollte. Dieß Mädchen warf ihm bald den Kappzaum über, und dreſſirte ihn ſo, wie es der Herr haben wollte. Wenn nun eine neue Laſt ſollte aufgelegt werden, und er dagegen ſprechen wollte: ſo ſtrich ihm das Mädchen den Bart, und brachte ihn dahin, daß er zu allem Ja ſagte, und die ungerechteſten Verordnungen befördern half.

Der ältere Bürgermeiſter murrete darüber, und ſagte es wäre ſchändlich, daß ein Mann, in deſſen Hand das Wohl der Stadt und des Landes gelegt wäre, ſeine Pflicht ſo ſchlecht erfülle. Mich ſoll der Herr nicht fangen, und wenn er mir die größte Schönheit in Europa zuſchanzen wollte.

Aber der gute Mann hatte einen andern Götzen, dem er diente, dieß war die Geldbegierde. Der Herr hatte es gemerkt, bath ihn zur Tafel, und bey dem Abſchiede druckte er ihm, zum Beweiſe ſeiner Gnade, zwanzig Stück neugeprägte Louisd'or in die Hände. Nun war er gleich umgeſtimmt und verſicherte, daß er dieſe Gnade nie vergeſſen, und dem gnädigen Herrn in allem zu Willen ſeyn wollte. Da ihm nun der Herr ſogar verſprach, daß er von alle dem, was er vom Lande erpreßte, ſeinen Antheil haben ſollte: ſo konnte der Herr, auch bey den größten Ungerechtigkeiten, ſich auf ſeinen Beyſtand ſicher verlaſſen. Dieſer Mann iſt nun der ärgſte Blutigel. Er läßt es nicht dabey bewenden, daß er die Ungerechtigkeiten ſeines Herrn befördert; ſondern er erſinnt ſelbſt immer neue Mittel das Land auszuſaugen. Das verfluchte Lotto: das iſt durch ihn eingeführt worden. Er bekommt aber auch von dem eingehenden Gewinnne ſeine Procente.

Den jüngern Bürgermeiſter konnte man nun weder beſchuldigen, daß er die Mädchen lieb gehabt, noch ſein Herz an das Geld gehängt hätte. Er war zufrieden, wenn er nur immer etwas Gutes zu eſſen und zu trinken hatte. Tractirte man ihn, oder ſchickte man ihm einen Rehrücken und etliche Flaſchen Wein: ſo war er der gefälligſte

Mann von der Welt, und diente von Herzen gern, nicht nur in gerechten, ſondern auch in ungerechten Sachen.

Dieſer Rathsherr wurde bald auch zahm gemacht. Wann der Herr etwas Ungerechtes verordnen wollte: ſo zog er ihn zur Tafel, fütterte ihn mit Torte und Paſteten, und tränkte ihn aus ſeinem Weinkeller, ſchickte ihm auch wohl Sardellen, Auſtern, Wildbret, alten Rhein- oder Mallagawein zu. Dadurch wurde er ſo gut dreſſirt, daß er jetzt einer ſeiner unterthänigſten Diener iſt. Sobald der Herr mit einem neuen Einfalle herausrückt: ſo macht er einen Scharfuß und ſpricht: Ew. haben nur zu befehlen.

Nun war noch der Stadtkämmerer übrig, der für des Landes Beſte ſprach. Wirklich ſetzte er ſich einigemahl gegen unrechte Forderungen, die an das Land gemacht wurden. Mehreremahle ſagte er: und wenn alle meine Collegen zu Landesverräthern werden: ſo werde ich es doch nicht. Ehe will ich mir den Kopf vor die Füße legen laſſen, ehe, mit meiner Einwilligung, dem Lande neue Laſten aufgelegt werden ſollen.

Nun iſt ihm zwar der Kopf nicht vor die Füße gelegt worden; aber doch gibt er zur Auflegung neuer Laſten ſeine Einwilligung, und hilft die Leute mit unterdrücken, die ſie ſich nicht auflegen laſſen wollen.

L.

L. Wie iſt denn dieſer gefangen worden?

N. Durch den Hochmuth. Sein Herr merkte bald, daß ſeine Vaterlandsliebe, ſein Eifer für des Landes Beſte, bloß vom Hochmuth herrühre, und daß er bloß deßwegen ſo laut ſpreche, daß er das durch ein großes Anſehen ſich erwerben wolle. Was hatte der Herr zu thun? Er ließ ihn zu ſich kommen, lobte ſeinen Eifer und ſagte, daß ein ſo edel denkender Mann verdiene ein Edelmann zu ſeyn. Wenn er den Eifer, den er zeither fürs Land gezeigt hätte, ihm widmen wolle: ſo wäre es ihm etwas leichtes, ihm einen Adelsbrief bey dem Kaiſer auszuwirken.

Sogleich fuhr ein anderer Geiſt in dieſen Mann, So laut er bisher für das Land geſprochen hatte, ſo laut ſprach er nun für die Ungerechtigkeiten ſeines Herrn, und ſchalt alle diejenigen Rebellen und Ruheſtörer, die ſich dieſelben nicht wollten gefallen laſſen.

Kein Menſch konnte erklären, woher dieſe Veränderung gekommen wäre, bis er es bekannt machte, daß er in den Adelſtand erhoben, und aus dem Herrn Stadtkämmerer Dintenfaß ein Herr von Dintenfaß geworden ſey.

Siehſt du! ſo iſt unſer Land an den Bettelſtab gekommen. Da unſre Obrigkeit ſich von ihren Begierden beherrſchen ließ: ſo war ſie unfähig zu regieren, und ließ ſich alle Laſten aufbürden, die man ihr aufbürden wollte.

Ein Fremder, der einmahl durch unſer Land reiſte, ſagte: wer ſeiner Begierden Sclave iſt, kann nie frey werden, er muß ſich immer dem Drucke anderer unterwerfen.

Und nun Alter! iſt meine Pfeiſe und meine Erzählung aus; ich dächte wir gingen zu Bette.

Sie gingen, und ich auch, jene ins Bette und ich auf die Streue.

Hier konnte ich nicht gleich einſchlafen: weil die Erzählung des Herrn Rothwurſt mich zu ſehr beunruhigte. Daß die Leute, die ſich von ihren Begierden beherrſchen laſſen, ſelbſt höchſt unglücklich ſind, hatte ich zwar ſchon gewußt; aber noch niemahls hatte ich es ſo recht bedacht, wie unglücklich ſie andere machten, als jetzt, da ich die Erzählung des Rothwurſt mit angehört hatte.

Familiengeſpräche.

Den folgenden Tag ging ich noch einmahl zu Jeremieſens Vater. Er war freundlicher, als das letztemahl. Sobald er mich ſahe, fragte er mich. Wie gehts meinem Sohne?

H. Nicht zum Beſten!

V. Wie ſo?

H. Wie kann es denn einem Sohne wohlgehen, der dem Vater nicht unter die Augen kommen darf?

V. Ich habe ihn nicht verſtoßen; er iſt ſelbſt von mir gegangen. Mein Haus ſteht ihm offen, ſobald er kommt.

H. Auch mit der Frau?

V. Auch mit einer Frau. Nur die Roſine darf er mir nicht über die Schwelle bringen, von dieſer will ich nichts wiſſen noch hören.

H. Es kann ihr aber doch im ganzen Dorfe niemand etwas Uebels nachreden.

V. Und wenn auch; ſo iſt ſie doch ein nackendes Mädchen, das keine zehn Gülden mitbringt.

H. Je nun, ſo bekommt ſein Sohn deſto mehr mit.

V. So? So ſoll ich mein Vermögen mit einem nackenden Mädchen theilen?

H. Ich habe das Mädchen geſehen, es war nicht nackend, ſondern hübſch gekleidet. Woher hat es denn dieſe Kleider bekommen?

V. Das hat es mir nicht auf die Naſe gebunden.

H. So will ich es ihm drauf binden. Durch ſeinen Fleiß hat es ſich gekleidet, und durch Ordnung und Reinlichkeit ſeine Kleidung erhalten. Ein Mädchen das fleißig, reinlich und ordentlich iſt, nehme er es mir nicht übel! das iſt nicht nackend. Ich habe manches Mädchen gekannt, das viel Geld und viele Kleider von den Aeltern bekam, das aber durch ſeine Nachläſſigkeit und Liederlichkeit alles verlor und am Ende halb nackend gehen mußte. Dieß iſt der Fall nicht bey Mädchen, die Fleiß, Ordnung und Reinlichkeit lieben. Können ſie auch kein Gold und Silber auf den Mützen tragen: ſo iſt doch ihr Anzug immer ganz und reinlich.

V. Es gibt der Mädchen noch genug im Dorfe, die auch fleißig, ordentlich und reinlich ſind; warum will er denn eben auf der Roſine beſtehen?

H. Weil er nun einmahl ſie liebt, und ihr ſein Wort gegeben hat. Wenn er wüßte wie weit es mit ſeinem Sohne gekommen wäre: ſo würde er ſich nicht einen Augenblick beſinnen, ihm zu ſeiner Heirath ſeine Einwilligung zu geben.

V. Wie weit iſt es denn mit ihm gekommen?

H. So weit, daß er ſich henken wollte.

V. Reitet ihn denn der Guckguck? Henken wollte er ſich? Wenn der Spitzbube mir die Schande machte, in ſeinem Leben dürfte er mir nicht wieder vor die Augen kommen.

H. Das würde er auch wohl nicht thun, wenn er ſich einmahl gehenkt hätte.

V. Woher weiß er denn aber, daß er ſich henken wollte?

H. Daher weiß ich es, weil ich es, mit dieſen beyden Augen geſehen habe. Hätte mich der liebe Gott nicht herbey geführet, da er ſich eben die

Schlinge um den Hals werfen wollte, hätte ich ihm den Strick nicht aus der Hand geriſſen, und ihn von der ſchändlichen That abgehalten: ſo wäre er jetzt geſtorben, begraben, wahrſcheinlich auch niedergefahren zur Höllen.

V. Je daß Gott im Himmel erbarme! Was für eine Schande wäre das für meine Familie! Ich danke ihm tauſendmahl, daß er ſich meines Jeremieſens angenommen, und ihn zurück gehalten hat, daß er nicht dem Teufel in den Rachen gefahren iſt.

H. Ich habe weiter nichts gethan, als was Chriſtenpflicht iſt. Aber da ſieht er, was dabey herauskömmt, wenn ein Vater gar zu ſtrenge gegen ſeine Kinder iſt. Wäre Roſine ein ſchlechtes liederliches Weibsbild: ſo hätte er freylich Recht, wenn er darauf beſtände, daß ſie ſein Jeremies nicht nehmen dürfe. Da ſie aber bey Jung und Alt ein gutes Lob hat, und er keinen Fehler an ihr weiß, als daß ſie arm iſt: ſo kann er es vor Gott nicht verantworten, daß er zu dieſer Heirath ſeine Einwilligung nicht geben will. Wenn es nun künftig in ſeiner Haushaltung rückwärts geht, wenn Gottes Segen von ihm weicht: ſo kann er nur immer denken, das habe ich an meinem Sohne Jeremies verdient.

V. Ach! wenn es nun nicht anders ſeyn kann: ſo will ich die Sache mit meiner Frau überlegen.

H. Ehe er die Ueberlegung anfängt: ſo muß ich ihm noch etwas ſagen.

V. Was denn da?

H. Er iſt auch ſchon Großvater.

V. Ich? Großvater? Vor tauſend Guckguck wie käme ich denn dazu? Ich will doch nicht hoffen daß ſich Jeremies den Henker hat reiten laſſen, daß er —

H. Ob ihn der Henker geritten hat oder nicht, das weiß ich nicht. Das aber weiß ich, daß Roſine ein Kind von ihm hat, einen recht artigen Jungen, der in der heiligen Taufe, den Nahmen Chriſtöphelchen bekommen hat.

V. Nein das iſt zu arg!

H. Freylich iſt es zu arg, und ich kann es gar nicht billigen. Was iſt aber bey der Sache zu thun, da ſie nun einmahl geſchehen iſt?

V. Das iſt eine ewige Schande für meine Familie.

H. Ehre iſt freylich nicht dabey. Da nun aber die Sache einmahl geſchehen iſt: ſo fragt es ſich, ob es größere Schande ſey das unſchuldige Kind zu verſtoßen, oder es zu ernähren und zu erziehen.

V. Ey was da, ich erziehe kein Hurkind.

H. Das ſoll er ja auch nicht. Er ſoll nur das arme Kind durch ſeine Aeltern erziehen laſſen.

V. Daraus wird nichts.

H. Nur nicht zu hitzig. Wer iſt denn daran

Schuld, daß der alberne Streich paſſirt iſt? Hat ihn ſein Sohn nicht hundertmahl gebethen, daß er ihm erlauben möchte, die Roſine zu heirathen? Hätte er ihm die Erlaubniß ertheilt: ſo wäre er jetzt Großvater in Zucht und Ehren; ſo aber da er ein Herz hatte wie ein Stein, und ſich durch nichts erweichen ließ —

V. Ein Wort ſo gut als zehn — daraus wird nichts. Was würden die Leute dazu ſagen?

H. Ey! was Leute hin, was Leute her! Ein rechtſchaffner Mann fragt nicht wenn er etwas thun will: was werden die Leute dazu ſagen; ſondern, was wird mein Gewiſſen dazu ſagen? Wenn die Leute eine zeitlang geſagt haben, ſo hören ſie auf; aber das Gewiſſen — das ſpricht immer fort. Es kommt auch einmahl die Zeit, da man nichts von alle dem hören wird, was die Leute ſagen, wo aber das Gewiſſen laut ſpricht.

V. Wo denn?

H. Auf dem Todenbette, Herr Leder! Herr Leder! Denke er einmahl daran, wie ihm zu Muthe ſeyn wird, wenn es einmahl an ein Scheiden geht, und wenn ſein Gewiſſen ihm ſagt, daß er ein ſo unſchuldiges Kind, das doch auch ſein Fleiſch und Blut iſt, das er hätte erhalten können, hat verderben laſſen! Denke er einmahl daran, was er antworten will, wenn der liebe Gott ihn fragen wird: wie haſt du denn deine Pflichten gegen das

Kind deines Sohnes erfüllt? Wenn das Kind ihm wohl gar unter die Augen geſtellt würde?

B. Er hätte einen guten Pfarrer abgegeben.

H. Um dieß einzuſehen braucht man eben kein Pfarrer zu ſeyn. Das lehrt ja die geſunde Vernunft, daß man ein unſchuldiges Kind, wegen der Fehler ſeiner Aeltern, nicht verſtoßen darf, und daß der, der ſo etwas thut, ſich vor Gott und ſeinem Gewiſſen ſchwere Verantwortung zu zieht.

B. Und wenn ich meinen Sohn mit ſamt ſeiner Hure und ſeinem Kinde aufnehmen wollte: ſo weiß ich ſchon, meine Frau gibt ihre Einwilligung nicht dazu.

H. Wer iſt denn Herr im Hauſe?

B. Wer?

H. Ja doch wer?

B. Je nun ich! Aber wie es halt ſo iſt, ohne meiner Frau ihrer Einwilligung darf ich nichts thun.

H. Daß ein vernünftiger Mann ſich nach den Willen ſeiner Frau richtet, das iſt nicht mehr als billig; wenn aber der Mann etwas thun will, was er für ſeine Pflicht und Schuldigkeit hält, und die Frau will es nicht zugeben: ſo muß er ſich herausſetzen, und ſein Recht als Mann, zu behaupten wiſſen.

B. Seit wie lange hat er denn eine Frau?

H. Ich bin noch unverheirathet.

V. Das merke ich wohl. Er kennt alſo die Weiber noch nicht, und ſpricht wie der Blinde von der Farbe. Er wird wohl hören, wie ſich meine Frau geberden wird, wenn ich ihr die Sache vortrage.

Jetzt rief er zur Thür hinaus, daß ſeine Frau hereinkommen möchte. Sie kam.

Chriſtine! ſagte er, hier iſt ein Fremder, der uns von unſerm Jeremies Nachricht bringt.

Fr. Von Jeremieſen? Es iſt einmahl Zeit, daß er wieder etwas von ſich hören läßt. Wo hält ſich denn der Strauchdieb auf?

H. Das weiß ich ſelbſt nicht recht, er hat mir nur aufgetragen, ſeinen Vater und ſeine Mutter zu grüßen, und mich zu erkundigen, ob er wieder kommen dürfe?

Fr. Das iſt ja eine närriſche Frage. Haben wir ihn doch nicht gehen heißen. Sag er ihm er könne morgen wieder kommen, es ſollte alles vergeſſen und vergeben ſeyn.

H. Das iſt brav. Da werde ich große Freude anrichten, wenn ich ihm dieß ſage; denn ſie kann gar nicht glauben, wie lieb er ſeinen Vater und ſeine Mutter hat.

Fr. Er hat es auch Urſache; wir haben Gutes genug an ihm gethan.

H. Das erkennt er auch. Es iſt nur noch ſo ein kleiner Umſtand dabey —

Fr. Was denn für ein Umſtand? Der Umſtand heißt doch nicht Roſine?

H. Gerade ſo heißt er.

Fr. Sag er nur, wenn er von dem Bettelmenſche nicht ließe, ſo ſollte er mir nicht über die Schwelle kommen: er ſolle hingehen wo der Pfeffer wächſt.

H. Das wäre ſehr weit. Da müßte er ja über das Waſſer, und wie leicht könnte er da erſaufen.

Fr. Wenn er es nicht beſſer haben will, ſo kann ich ihm nicht helfen.

V. Aber liebe Frau! Laß uns doch die Sache vernünftig überlegen — es iſt doch unſer Fleiſch und Blut, und die Roſine iſt immer ſo ein gutes Mädchen geweſen, daß ſie im ganzen Dorfe ein gutes Lob hatte.

Fr. Ein gutes Lob das iſt auch etwas Rechtes. Vom guten Lobe kann er keinen Waſſerbrey kochen.

V. Wenn auch das Mädchen arm iſt — je nu ſo haben wir ja noch ſo viel —

Fr. Wir? Thu nur nicht ſo batzig, und ſprich wir! was haſt du denn? gewiß die drey Viertel Acker hinter dem Galgenberge? das iſt dein Reichthum, den du mit gebracht haſt. Das Uebrige gehört alles mir. Ich habe dich zum Manne gemacht, und daß du es weißt, du haſt in ſolche Sachen gar nicht zu reden. Das iſt meine Sache.

V. Liebe Frau es iſt eine Gewiſſensſache.

Fr. Gut! überlaſſe die Sache meinem Gewiſſen! mein Gewiſſen ſagt mir aber, daß ich mein Erbtheil erhalten muß, und es nicht mit Bettelleuten theilen darf.

V. Frau! ich ſage dir es, es iſt eine Gewiſſensſache. Jeremies hat der Roſine die Ehe verſprochen, und er ſoll und muß ſein Wort halten. Ich gebe meine Einwilligung dazu, und du — wenn du es nicht thuſt: ſo werde ich mein Recht brauchen, das mir als Mann zukömmt.

F. Guckt einmahl an den Valentin Leder da? was ſich dieſer auf eimahl für eine Gurke herausnimmt: Du willſt dein Recht brauchen? Was denn für eins? du haſt ja gar kein Recht. Haus, Hof und Acker alles gehört ja mir. Wenn du noch einmahl ſolche dumme Reden führſt: ſo werde ich mein Recht brauchen, weiſt du es? zur Thüre werde ich dich hinausſchmeißen! da kannſt du mit deinem Jeremiſe gehen, ſo weit euch eure Beine tragen. Ich möchte nur wiſſen wer dir ſo dummes Zeug in den Kopf geſetzt hätte. Ganz gewiß der Burſch da. Hör er, wenn er hier weiter nichts thun will: ſo kann er reiſen. Und gleich treff er das Loch, oder ich will ihm zeigen, mit wem er es zu thun hat.

Wenn die Sache ſich ſo verhält antwortete ich, ſo habe ich freylich weiter hier nichts zu thun. Ich habe es mit ihr und ihrem Sohne gut gemeynt, und bin deßwegen hierher gegangen. Wenn ſie nun ſchlechterdings keinen guten Rath annehmen will: ſo ſcheide ich von der Sache. Lebe ſie wohl!

So ging ich denn fort, und Jeremieſens Vater ſchlich mit. Als er vor die Thür kam ſagte er mir: ich muß ihm doch das Geleite geben.

H. Das iſt mir lieb. Aber Herr Leder! Herr Leder! wie es mir ſcheint: ſo hat ſeine Frau die Hoſen an.

V. Leider Gottes!

H. Warum hat er ſie ihr denn aber gegeben?

V. Der Henker hätte ſie behalten mögen, bey einem ſolchen Teufel von Weibe.

H. Es haben ja andere Männer auch Weiber, die auch eben nicht zu den guten Engeln gehören, und doch thun müſſen, was die Männer haben wollen. Wie es mir ſcheint, ſo hat er ſeine Frau blos um des Geldes wegen genommen.

V. Leider! (ſich am Kopfe kratzend) hätte ich das Mädchen genommen, das ich lieb hatte — jetzt wollte ich ein anderer Mann ſeyn. Freylich konnten ihr die Aeltern nicht mehr als funfzig Gülden mitgeben, und deßwegen beredeten mich meine Aeltern, daß ich die Chriſtine nehmen mußte. Bey dem Clärchen würde ich aber auch keine Noth gelitten haben, und ich wäre doch jetzt Herr im Hauſe.

H. Aber um des Himmels Willen! da er nun aus Erfahrung weiß, was dabey herauskommt, wenn man bey der Heirath blos auf das Geld ſieht, wie kann er denn ſeinem Sohne die Einwilligung verſagen, wenn er nach ſeiner Neigung heirathen will?

W. Habe ich es ihm doch geſagt, daß von meiner Seite ihm kein Hinderniß gemacht werden ſoll; aber meine Frau — die werde ich nimmer mehr dazu bringen, daß ſie ihre Einwilligung gibt.

H. Gut! Herr Leder! ich halte ihn bey ſeinem Worte! Ich verlange weiter keine Einwilligung als die Seinige. Gebe er mir ſie ſchriftlich: ſo iſt die Sache abgethan. Sein Sohn läßt ſich dann mit ſeinem Mädchen copuliren, und bleibt auswärts, ohne ihm mit ſeiner Frau und ſeinem Kinde beſchwerlich zu fallen.

W. Das iſt wohl alles gut, aber wie kann ich denn etwas ſchriftliches von mir geben? Ich habe ja weder Feder, noch Dinte, noch Papier.

H. Da haben es andere Leute. Hat er hier nicht einen guten Freund, bey dem er den Aufſatz machen kann?

W. Den hätte ich ja wohl. Ich könnte zu meinem Gevatter den Schulmeiſter gehen.

H. So laß er uns gehen!

Wir gingen wirklich, und Leder gab es ſchriftlich von ſich, daß er zu der ehelichen Verbindung ſeines Sohnes, mit Roſinen, ſeine Einwilligung gebe.

ke. Mit dieſer Einwilligung ging ich fort. Weil ich mich aber, wegen diſer Geſchichte, lange aufgehalten hatte: ſo kam ich etwas ſpät in Baumleben an.

Eine Spielgeſellſchaft.

Eigentlich hätte ich hier nicht brauchen anzukommen, ich hätte Baumleben rechts liegen laſſen und dieſen Tag noch eine halbe Stunde weiter gehen können. Es war aber, wie wenn mich etwas dahin zöge, und ich ließ mich ziehen.

Da es aber ſchon ſpät war, ſo ließ ich mich nicht weiter ziehen, ſondern kehrte im Wirthshauſe ein.

Hier ſaß eine Geſellſchaft Fremder um den Tiſch herum. Ich bot ihnen einen guten Abend; ſie hörten aber nicht. Da ſie nicht mit einander ſprachen: ſo glaubte ich, ſie wären taub, und ließ ſie ſitzen.

Bisweilen hörte ich aber doch einen Fluch. Einer rief Sackerment! der andere ſchwere Noth! der dritte ins Teufelsnahmen! bisweilen ſtampfte einer mit dem Fuße.

Der Wirth kam und fragte ſie: meine Herrn! iſt es gefällig zu ſpeiſen? Keine Antwort. Er fragte noch einmahl — ſcher er ſich zum Teufel! das war die ganze Antwort, die er erhielt.

Eine artige junge Frau ſaß in der Ecke und trockncte die Augen, ſah immer ängſtlich nach der

Ge=

Geſellſchaft hin, und trat endlich hinter den einen Mann, klopfte ihn ſanft auf die Schultern und ſagte: lieber Mann! gehen wir nicht bald? Du weißt ja, daß ich zu Hauſe ein kleines Kind habe.

Sackerment! ſagte er, laß mich mit Frieden! wenn du nicht warten willſt: ſo ſchier dich zum Teufel!

Die Frau ſchrie laut auf und ging zur Thüre hinaus.

Die Weiber Thränen müſſen eine beſondere Kraft haben. Sie machten mir das Herz ſo weich, daß ich mich nicht länger halten konnte, und ihr nachgehen mußte.

Als ich ins Haus kam, hatte ſie ſich in einen Winkel gelehnt und rang die Hände.

Ich trat zu ihr, und fragte, liebe Frau! was fehlt Ihnen denn?

Fr. Ach das Unglück!

H. Ich habe wohl geſehen, daß Sie Ihren Mann riefen, um mit Ihnen nach Hauſe zu gehen, und daß dieſer Sie heftig anfuhr. Was thut er denn nur mit den andern, die bey ihm am Tiſche ſitzen?

Fr. Er ſpielt!

H. Sonſt ſpielt man, um ſich ein Vergnügen zu machen. Dieſe Leute ſind ja aber alle ſo verwirrt, als wenn ſie ein böſer Geiſt beſäße.

Fr. Der beſitzt ſie auch. Das verfluchte Pha raoſpiel, das wird ſie wohl noch alle an den Bettelſtab bringen.

H. Das Spiel kenne ich nicht.

Fr. Deſto beſſer für ihn! Der liebe Gott behüte ihn, daß er es in ſeinem Leben nicht kennen lerne.

H. Iſt es denn ſo gar ſchlimm?

Fr. So ſchlimm, daß wenn ich einen Feind hätte, und ihm Böſes wünſchen wollte, ich ihm nichts ſchlimmeres zu wünſchen wüßte, als daß er ein Pharaoſpieler werden möchte.

H. Vermuthlich werden die Spieler ſich von der Spielſucht beherrſchen laſſen.

Fr. Ey freylich. Mein Mann iſt ſo vernünftig — hat mich ſo lieb — hat ſeine Kinder ſo lieb; wenn aber der Spielgeiſt in ihn fährt, ſo iſt er, wie wenn er den Verſtand verlohren hätte, läßt Frau und Kinder ſitzen und geht dem Spiele nach. Oft habe ich es verſucht, habe ihm den Arm um den Hals gelegt, habe ihm ſeine Kinder vorgeführt, die ihn bitten mußten, daß er doch bey ihnen bleiben und ihnen etwas erzählen ſollte. Das hilft alles nichts, er nimmt ſeinen Hut und Stock geht fort und läßt uns ſitzen.

H. Vermuthlich wird er gewinnen, und ſich durch den Gewinſt blenden laſſen.

Fr. Gewinnen? Ja wenn er ein Betrüger wäre. Die Betrüger gewinnen in dieſem Spiele immer; den ehrlichen wird das Geld abgenommen.

H. Er ſpielt doch wohl nicht hoch?

Fr. So hoch, daß er mich und meine armen Kinder an den Bettelſtab bringt. (bitterlich weinend) Unſer Brot iſt uns ſpärlich zugemeſſen, wenn er aber mit mir fleißig arbeitete, und ſein Geld zu Rathe hielte: ſo würden wir doch unſer gutes Auskommen haben, aber ſo — ach Gott erbarme dich! heute hat er ſeinen monathlichen Gehalt bekommen. Vierzig Thaler! davon ſollte er mit Frau und Kindern einen Monath leben. Was hat er gethan? er iſt hierher zum Spiele gegangen. Da ſpielt er ſo lange, bis der letzte Heller fort iſt, und hernach müſſen wir am Kummertuche nagen und Schulden machen. Ach Gott bin ich nicht eine unglückliche Frau!

H. Hilft denn aber gar kein Zureden?

Fr. Nichts hilft es. Mache ich ihm Vorwürfe: ſo ſpricht er gleich, wenn ich das Maul nicht hielte: ſo thäte er ſich ein Leid an. Der Pfarrer, ſein Bruder, ſein leiblicher Vater haben ihm zugeredet, und ihn um Gotteswillen gebethen, daß er ſich und ſeine Familie nicht ſo muthwillig ins Unglück ſtürze. Er hat wie ein Kind geweint, er hat Beſſerung verſprochen; die Spielſucht beſitzt ihn aber ſo ſehr, daß er kein Wort halten kann. Keinen elendern Menſchen kann es auf der Welt geben, als einen Spieler; und wenn ich wüßte, daß mein Nickias ein Spieler würde, lieber wollte ich, daß man ihn morgen begrübe. Kein Spieler kann ſagen, ſo reich bin ich, dieſen Garten, dieß Haus beſitze ich: denn vor Schlafengehen iſt ihm vielleicht alles im Spiele abgenommen worden. Es iſt Schande, wenn eine Frau ſo ſchlecht von ihrem Manne ſpricht. Was hilfts denn aber wenn ich ſchweige? Ich ſage ja doch nichts, was nicht Stadt und Land ſchon weiß.

H. So gehen Sie doch in die Stube, und ſtellen ſich gegen ihn über; vielleicht kommt er wieder zur Vernunft, wenn er ſie erblickt.

Sie ging, ſtellte ſich gegen den Mann über, trocknete die Augen und ich ſah von der Seite zu, wie er ſich dabey benehmen würde. Er biß die Zähne zuſammen, als er ſie wahrnahm, hohlte ſeine Uhr heraus, zeigte ſie dem Spieler, und fragte, wie hoch er ſie annehmen wolle?

Für vier und zwanzig Thaler, antwortete er.

Mann! ſchrie die Frau!

Halt das Maul! antwortete der Mann, ſetzte die Uhr auf ein Chartenblatt, der Spieler ſchlug die Charten um — weg war die Uhr.

Mir ging die ganze Sache weiter nichts an, aber ich kann doch verſichern, daß ich darüber ſo erſchrack, daß mir alle Glieder zitterten.

Gehſt du nun mit nach Hauſe? fragte die Frau.

Ja! antwortete der Mann, knirſchend mit den Zähnen, nun gehe ich.

Er ging wirklich, und ich ſchlich nach um zu ſehen, wie er ſich gegen die unglückliche Frau benehmen würde. Ein Fleckchen ging er, ohne ein Wort zu wechſeln. Dann ſagte er; ich bin ein unglücklicher Mann — ich bin der elendeſte Menſch, den Gottes Erdboden trägt — ich habe dich — ich habe meine Kinder unglücklich gemacht. Ich wollte daß der Blitz mich in den Erdboden hineinſchlüge! Sagſt du mir nur ein einzig böſes Wort: ſo kann ich es nicht aushalten — morgen haſt du mich nicht mehr. Du kannſt es halten wie du willſt.

Die Frau that nichts, als daß ſie weinte, und ich kehrte wieder um, nach dem Wirthshauſe zurück.

Bey meiner Zurückkunft war die ganze Spielgeſellſchaft im Begriffe fortzugehen, die mehreſten hingen die Mäuler und kratzten ſich hinter den Ohren. Einer nur ſtrich ſich den Bart, lächelte ſchadenfroh, hatte die Hand in der Taſche und rührete in dem Gelde herum, das er den übrigen abgenommen hatte.

Die werden auch keine angenehme Ruhe dieſe Nacht haben, ſagte ich zu dem Wirthe.

W. Ach ja wohl! ſie ſind aber ſelbſt Schuld daran. Warum hören ſie nicht auf vernünftiger Leute Rath und Warnung — Wem nicht zu rathen iſt, dem iſt auch nicht zu helfen. Ich habe das verfluchte Spielweſen ſo ſatt, daß ich Willens bin, künftiges Jahr meine Wirthſchaft aufzugeben. Denn ob ich gleich keinem zum Spiele rathe, ob ich gleich dieſen und jenen bey Gelegenheit davor warne: ſo heißt es doch am Ende, wenn dieſe Leute an den Bettelſtab kommen, ſie wären bey mir zu Bettlern geworden, und dieſe Nachrede will ich nicht haben.

H. Wann ſie aber an den Bettelſtab ſind, dann wird ihnen, wie ich denke, das Spielen ſchon vergehen.

W. Das Spiel hört deßwegen nicht auf. Es iſt mit der Spielſucht, wie mit der Krätze. Eine ſteckt an, wie die andere. Ehe einer von der Krätze curirt wird: ſo ſind zehn andere durch ihn angeſteckt. Und ehe einer ſich zum Bettler ſpielt: ſo ſind zehn andere von der Spielſuch ergrieffen worden; Glaubt er denn wohl lieber Freund! daß unſere Bauern ſchon anfangen Pharao zu ſpielen?

H. Noch beſſer!

W. So iſt es aber. Da iſt unſers Schulzen Sohn, der ſpielt ſchon wie ein Cavalier. Geſtern hat er, ſo wahr ich ehrlich bin, funfzehn Laubthaler verſpielt.

Da er des Schulzens Sohn nannte: ſo gab es mir einen Stich durchs Herz. Ich fuhr alſo fort und ſagte: wenn dieſer einmahl eine Frau bekömmt

kömmt, ſo wird es ihr auch wohl nicht beſſer gehen, wie der Frau des Mannes, der hier ſeine Uhr verſpielt hat.

W. Eben nicht beſſer. Das Hemde vom Leibe verſpielt der Himmelſappermenter.

H. Es iſt nur gut, daß er jetzt ſpielt, da werden ſich hoffentlich die Mädchen ſchon vor ihm hüten.

W. Hum! das iſt noch die Frage. Und wenn auch die Mädchen ſich vor ihm hüteten: ſo ſind doch mannichmahl die Väter ſo einfältig, daß ſie ihre Töchter zu bereden ſuchen, ihn zu nehmen.

H. Das wäre ärger, als arg. Ich ſollte meynen ein Vater müßte doch mehr Einſicht haben als die Tochter.

W. Das ſollte man freylich meynen. Aber der Schulze iſt ein reicher Mann —

H. Und wenn er eine Tonne Goldes hat, kann dieſe das Söhnchen nicht in einem Jahre verſpielen?

W. Das wollte ich meynen. Sie glauben aber es wäre ein Jugendfehler, wenn der Verſtand erſt käme, ſo würde es ſich damit ſchon geben.

H. Wenn man nur nicht ſo viel Exempel hätte, daß dieſer Jugendfehler mit den Jahren immer tiefer einwurzelte. Wie es aber ſcheint: ſo bewirbt ſich des Schulzens Sohn ſchon um ein Mädchen.

W. Freylich; und gerade um das Mädchen,

das die Krone vom Dorfe iſt, ſo fleißig, ſo ordentlich, ſeine Feinde können ihm nichts Böſes nachreden.

Mir wurde bey dieſen Reden etwas warm ums Herze, ich ſah gerade vor mich hin, und wußte eigentlich nicht, was ich dazu ſagen ſollte. Endlich ſagte ich doch etwas. Aber Herr Wirth! ſagte ich, da wäre es doch ſeine Schuldigkeit, daß er den Vater des Mädchens warnte.

W. Hum! die Sache geht mich weiter nichts an. Was ſoll ich mir denn die Finger verbrennen? Wenn ich dem Vater etwas ſagte: ſo erführe es vielleicht der Schulze.

H. Wenn er es auch erführe: ſo würde er ihm den Kopf deßwegen nicht abreiſſen. Das Mädchen will ihn alſo nicht haben?

W. Daran iſt nicht zu denken. Die wehrt ſich gegen ihn mit Händen und Füßen. Was hilft mir ſein Geld, ſpricht es, wenn er es verſpielt?

H. Hat ſie denn ſonſt keinen Freyer?

W. Wer will ſich denn um ein Mädchen bewerben, um welches des reichen Schulzens Sohn freyet. Wenn ſie dieſem den Korb erſt gäbe, dann würden ſich Leute genug finden, die um ſie anhielten; und, unter uns geſagt! ich glaube mein Sohn wäre der erſte, der um ſie anhielte.

H. So! So! Aber Herr Wirth! wir machen die Sache doch nicht aus, ich dächte er wäre ſo gut, und machte mir jetzt meine Streu. Ich bin gewaltig müde.

W. Die ſoll er gleich haben.

Sie war bald gemacht, ich warf mich darauf, ſchloß meine Augen zu, und ſchlief — nicht ein. Der Abend dachte ich bey mir ſelbſt, den du heute verlebt haſt, Haberfeld! der iſt auch dein. Du haſt heute viel gelernt, du biſt mit einem neuen Tyrannen der Menſchen, mit der Spielſucht bekannt geworden, und haſt von deinem Kathrinchen nähere Nachricht bekommen,

Ueber dieſe Materie dachte ich die halbe Nacht nach, Kathrinchen, dachte ich, iſt gewiß für dich beſtimmt. Du biſt ihr gut, das ſagt dir dein Herz; ſie iſt dir auch nicht gram, das kannſt du in ihren Augen leſen; ein braves Mädchen iſt ſie, das haſt du heute vom Wirthe gehört, frey iſt ſie auch noch. Du willſt alſo morgen, in Gottes Nahmen, bey ihrem Vater um ſie anhalten. Gibt er ſie dir; nun ſo kannſt du ſie annehmen, als wenn ſie dir der liebe Gott gegeben hätte.

Haberfeld geht auf die Heirath.

Des Morgens alſo machte ich mich auf, und ging zu Nachbar Martin, Kathrinchens Vater. Ey willkommen, ſagte er, Nachbar Haberfeld! wie iſt es denn zeither gegangen?

H. Wie es ſo zu gehn pflegt in der Welt, bald nach meinem Kopfe, bald nicht nach meinem Kopfe.

M. Das iſt halt nicht anders. Wir können nicht alle Tage Sonnenſchein haben, wir müſſen uns auch die ſtürmiſchen und Regentage gefallen laſſen.

H. Nehme er mir nur nicht übel, daß ich ſchon wieder da bin. Da ich Baumleben liegen ſah, ſo war es, als wenn mich etwas anzöge. Ich konnte unmöglich vorbey gehen.

M. Mach er doch keine Umſtände! Es ſoll mir allemahl lieb ſeyn, wenn er zu mir kömmt. Ich habe Ihn als einen rechtſchaffnen Burſchen kennen lernen.

H. Nun, ohne Ruhm zu melden, der bin ich auch. Geld und Gut habe ich nicht, aber ein ehrliches Gemüth und Luſt zur Arbeit, die laß ich mir nicht ſtreitig machen.

M. Das iſt das Beſte.

H. Nach meiner Meynung auch. Alle Leute denken aber doch nicht ſo. Wenn ich z. E. auf die Heirath gehen wollte: ſo würde ich gleich gefragt werden, wie viel Vermögen ich beſäße? ſagte ich nun: einen Acker ins Feld, ein ehrliches Herz und Hände, die die Arbeit friſch angreifen; ſo würde ich wohl von manchem Hauſe abgewieſen werden und meinen Stab weiter ſetzen müſſen.

M. Ja wenn man heirathen will: ſo iſt dieß freylich eine ganz andere Sache. Man muß doch etwas haben, wovon man Frau und Kinder ernähren kann.

H. Das muß man freylich haben. Aber ein ehrlich Herz, Hände, die die Arbeit nicht ſcheuen, und ein Kopf der nachdenken kann, der mir, Gott Lob! auch nicht fehlt, ſind denn die nicht hinlänglich Frau und Kinder zu ernähren?

M. Beſſer iſts doch, wenn man auch ein zehn Acker ins Feld hat.

H. Alſo wenn ich zu ihm käme, und um ſeine Tochter anhielte: ſo würde ich auch wohl —

Jetzt trat die Tochter herein, und unterbrach uns in unſerm Geſpräche. Ey guten Morgen! ſagte ſie, als ſie mich ſah, Nachbar Haberfeld! woher des Landes? willkommen auch (indem ſie mir die Hand gab).

Ich hielt die Hand feſte, druckte ſie herzlich und ſah lächelnd nach dem Vater hin. Kathrinchen wurde blutroth, ſchlug die Augen nieder, zog die Hand nicht zurück, ſondern gab mir ein Paar Handdrücke.

Nachbar Martin machte ein ernſtliches Geſichte, und ſagte: Kathrine geh doch hin, und hohle für unſern Gaſt ein Butterbrot und einen Schnaps.

Sie lief fort. Nachbar Martin trat an das Fenſter, und ich ſtand da, und wußte nicht was ich ſagen ſollte.

Endlich fing Nachbar Martin an, indem er ſich immer nach dem Fenſter zu hielt; Haberfeld! Haberfeld! das hat gewiß ſeine guten Urſachen, warum er wieder zu mir gekommen iſt.

H. Die hat es freylich.

M. Mir gilt der Beſuch gewiß nicht.

H. Warum denn nicht? Ich bin gekommen um Nachbar Martin, ſeinen Sohn und ſeine Tochter zu ſehen.

M. Die letzte wird wohl die Hauptſache ſeyn.

H. Und wenn auch — wäre es denn Sünde?

M. Sünde wohl nicht, aber —

H. Was denn nun? kann er es denn einem ehrlichen Burſchen verdenken, wenn er ein ſo hübſches braves Mädchen, wie ſeine Tochter iſt, ſieht, ſich in ſie verliebt, und wünſcht ſie zur Frau zu haben?

M. Das habe ich wohl gemerkt. Hum! Hum! Wäre er vor einem Vierteljahre gekommen: ſo hätte vielleicht Rath dazu werden können; aber nun habe ich ſie ſchon einem andern zugedacht.

H. Vielleicht des Schulzens Sohne?

M. Ganz Recht! des Schulzens Sohne. Er iſt auch ein ehrlicher Burſch, hat auch Hände die die Arbeit friſch angreifen, dabey aber hat er auch ein hübſches Vermögen. Sein Vater iſt Schulze, und wenn der Vater ſtirbt: ſo wird kein anderer Schulze, als er.

H. Will ihn denn ſeine Tochter haben?

M. (Die Tochter trat herein, ohne daß es der Vater merkte) Das wird ſich ſchon geben. Jetzt ſperrt ſie ſich freylich ein Bischen; wenn ſie aber erſt ein Paarmahl bey ihm geweſen iſt, hat die ſchönen Gärten und Aecker, und das Zinn und Kupferwerk geſehen, das er hat: ſo wird es ſich ſchon geben.

T. Es gibt ſich gewiß nicht Vater! und wenn er in Golde ſtäke bis über die Ohren; Sehet Vater in meinem Leben war ich euch nicht ungehorſam — aber einen Mann laſſe ich mir nicht aufdringen.

M. Du Kröte! mußt du gerade dazu kommen, wenn ich hier ein Paar Worte mit dieſem Burſchen reden will? Wenn ich nur wüßte was du gegen des Schulzens Sohn hätteſt.

T. Ey ich habe nichts gegen ihn, aber zum Manne mag ich ihn nicht haben —, den Erz aller Welt Kartenſpieler.

M. Ganz gewiß haſt du ſchon einen andern in dein Herz geſchloſſen.

T. Vater! ſchwatzt doch nicht ſolche Sachen in Gegenwart des Burſchen da.

Mit dieſen Worten ging ſie fort.

H. Aber lieber Mann! ſag er mir nur, wie ein vernünftiger Mann ſo handeln kann. Die Tochter nimmt ja einen Mann für ſich und nicht für den Vater, und muß den Mann auch behalten, wann der Vater nicht mehr da iſt.

M. Nun wenn ſie nicht will, ſo mag ſie es laſſen, zwingen will ich ſie nicht.

H. Das iſt brav. Aber wenn ich nun um ihre Hand bey ihm anhielte?

M. Weiß er denn, daß das Mädchen ihn haben will?

H. Nachbar Martin! ich bin ein ehrlicher Mann. Ich denke, wenn man die Tochter haben will; ſo muß man erſt mit dem Vater darüber ſprechen. Ich kanns nicht leiden, wenn die Kinder wider ihren Willen zu heirathen gezwungen werden; aber ich halte es für eben ſo Unrecht, wenn die Aeltern Schwiegerſöhne oder Schwiegertöchter annehmen müſſen, die ſie nicht leiden können. Ich habe, ſo wahr ich vor ihm ſtehe, mit ſeiner Tochter über dieſe Sache noch kein Wort gewechſelt.

M. Kein Wort gewechſelt?

H. Kein Wort gewechſelt.

M. Kann ich mich gewiß darauf verlaſſen?

H. So wahr ich ein ehrlicher Kerl bin.

M. Da hat er wieder bey mir einen Stein ins Bret gekriegt. Wenn ich ihm ſagen ſoll wie es mir ums Herz iſt: ſo habe ich ihn lieb bekommen. Sein ganzes Betragen hat mir gefallen. Wenn meine Tochter ihn haben will: ſo habe ich nichts dagegen.

H. Ich danke ihm tauſendmahl. Er ſoll gewiß ſehen, daß er einen rechtſchaffenen Schwiegerſohn

ſohn an mir haben wird, bey dem ſeine Tochter beſſere Tage bekommt, als bey des Schulzens Sohne.

M. Hum! Ein Scrupel kommt mir doch noch in den Kopf.

H. Der heißt?

M. Daß ich ihn doch nicht recht kenne. Er iſt ein Fremder — ich weiß ſeine Herkunft, ſeinen vorigen Lebenswandel nicht — kann er mir wohl zumuthen, daß ich meine Tochter einem ganz unbekannten Menſchen gebe?

G. Behüte Gott! das will ich ihm nicht zumuthen. Ich bin von Hillenhauſen gebürtig. Hier kann er ſich nach meinen Umſtänden und meinem Lebenswandel erkundigen. Ehe verlange ich ſeine Tochter nicht, bis er gute Zeugniſſe aus meinem Geburtsorte bekommen hat.

M. Dabey mag es alſo vor der Hand bleiben.

H. Ich dächte aber doch, er fragte die Tochter, ob ſie mich haben wolle. Sie iſt doch die Hauptperſon. Iſt ſie mir nicht abgeneigt: ſo verlange ich keine Hochzeit, kein Verlöbniß, kein Jawort, ſondern wandre fort nach Mittersleben, wo ich mancherley zu beſorgen habe. Er erkundigt ſich indeſſen nach meiner vorigen Aufführung, hernach komme ich wieder, und wir bringen das Uebrige in Ordnung.

Er ging nach der Thür und rief ſeine Tochter herein. Alſo fragte er; willſt du wirklich des Schulzens Sohn nicht haben?

T. Nun und nimmermehr.

V. Gut! du ſollſt deinen Willen haben. Ich thue dieſe Frage niemahls wieder an dich, darauf kannſt du dich verlaſſen. Aber wenn ich dich nun fragte, ob du Ernſt Haberfelden haben wollteſt? wie denn da?

T. Ernſt Haberfelden? Ich weiß ja nicht, ob er mich haben will.

H. (Ihre Hand faſſend) Kathrinchen! ich habe ſie gleich, da ich ſie das erſtemahl ſahe, in mein Herz geſchloſſen, und verlange nnd begehre keine andere als Sie. Die Frage iſt alſo nicht, ob ich Sie will — Die Frage iſt ob?

T. Ich weiß ja nicht was mein Vater dazu ſagt.

V. Wenn du ihn willſt: ſo habe ich nichts dagegen.

T. Ich weiß ja gar nicht, wie ich dazu komme. Ich muß doch Bedenkzeit haben.

Die ſoll ſie auch haben, mache ſie mir die Zeit nur nicht zu lange.

Sie wandt ſich aus meiner Hand los und lief zur Thüre hinaus.

Jetzt kam ihr Bruder Jeremies herein, der ſich auch herzlich freuete, als er mich wieder ſah, und noch mehr, da ihm der Vater ſagte, daß ich um ſeine Schweſter angehalten hätte.

Ich mußte nun frühſtücken, aber kaum hatte ich ein Paar Biſſen genoſſen: ſo war ich ſatt. Man nöthigte mich — aber es war mir nicht möglich noch mehr zu genießen: weil die Ungewißheit, in der ich ſchwebte, mich ganz confus gemacht hatte.

Ich ſchlich mich fort, ſuchte Kathrinchen auf, fand ſie in der Küche, und fragte noch einmahl, ob ſie mich wohl leiden könnte?

T. Wenn ich ihn nicht leiden könnte: ſo hätte ich ihn ja nicht ſo ſehr gebethen bey uns zu bleiben.

H. Hat Sie mich denn auch ein Bischen lieb?

T. Er will auch gar zu viel wiſſen.

H. Nicht mehr als ein Wörtchen.

T. Gram bin ich ihm eben nicht.

H. Aber gut?

T. (Das Geſicht wegwendend, und die Hand mir reichend) ja!

Da nahm ich freudig ihre Hand, führte ſie zu ihrem Vater, und ſagte: nun weiß ich, daß ſeine Tochter mich leiden kann — nun

V. Nun iſt es gut. Wenn du den Burſchen haben willſt: ſo habe ich nichts dagegen. Aber Er lieber Haberfeld muß nun auch Wort halten, und darf nichts weiter verlangen, bis ich nähere Nachricht von ihm eingezogen habe.

H. Gar nichts weiter.

Ich blieb zu Tiſche, und fühlte nun zum erſtenmale, wie ſelig man iſt, wenn man auf eine ehrliche Art liebt, und von einer rechtſchaffnen Perſon geliebt wird. Mögen andere Geld auf Geld ſammeln, mögen ſie Könige und Fürſten ſeyn, mögen ſie Braten, Fiſch und Wein haben: ſo glücklich können ſie nicht ſeyn, als ich war, da ich an Kathrinchens Seite ein Gericht ſauer Kraut und Schweinefleiſch aß.

Nach Tiſche bath ich meinen künftigen Schwiegervater, daß er mir doch erlauben möchte, mit Kathrinchen ein Wenig in den Garten zu gehen.

V. Und was will er mit meiner Tochter im Garten machen?

H. Nichts Unrechts, darauf kann er ſich verlaſſen.

T. Wir müſſen uns doch ein Wenig miteinander bekannt machen.

V. Ihr ſchwatzt mir da wie die Verliebten. Dieſe haben immer einen Sparren zu viel oder zu wenig. Ich bin aber nicht verliebt, und muß beſſer wiſſen, was euch gut iſt. Ihr geht nicht in den Garten. Du Kathrinchen gehſt an deine Arbeit, und er, mein lieber Haberfeld! geht ſogleich fort, und richtet ſeine Commiſſion aus.

H. Das wäre wohl ein wenig zu hart.

V. Das kann wohl ſeyn, aber es iſt doch das vernünftigſte, was ihr thun könnt. Hört mich an lieben Kinder! Vor allen Dingen muß ich mich nach Haberfelds voriger Aufführung erkundigen. Denn Kathrine! Du wirſt doch wohl keine Närrinn ſeyn, und einen blutfremden Menſchen heirathen, den du kaum ein Paarmahl geſprochen haſt? Bekomme ich nun gute Nachrichten von Haberfelden: ſo iſt die Frage weiter nicht davon — ihr heirathet einander. Da könnt ihr noch genug mit einander bekannt werden. Geſetzt Haberfeld wäre der Mann aber nicht, für den wir ihn halten, und ihr müßtet euch wieder trennen, ſo würde es euch hernach deſto weher thun, wenn ihr euch mit einander bekannt gemacht, und die Herzen aneinander gehängt hättet.

T. Mein Herz hängt ſchon ſo feſte an ihm.

H. Und ich kann ohne Kathrinchen nicht leben.

V. Haberfeld! vergeſſe er nicht, was er mir verſprochen hat. Ein ehrlicher Mann hält Wort.

Ich ſchlug die Augen nieder, ſah dann Kathrinchen an, die naſſe Augen hatte, dann nahm ich mich zuſammen, und ſagte: ich bin ein ehrlicher Mann und halte Wort, fiel meinem Mädchen um den Hals, druckte ihrem Vater und Bruder die Hände und — machte mich aus dem Staube.

Es begegneten mir mancherley Leute. Wer ſie aber geweſen ſind? Wohin ſie gingen? Woher ſie kamen? Darnach frage mich niemand. Denn ganz richtig war es nicht mit mir im Kopfe. Der war mit lauter Hochzeitgedanken angefüllt, und hörte und ſah nicht recht.

Alte Bekanntſchaften.

Kurz vor Achtheilingen mußte ich aber doch die Augen aufthun. Ein Reiter der hinter mir her kam, ſprach mir zu: guten Abend Haberfeld!

Guten Abend! antwortete ich, wie wenn ich aus einem Traume erwachte, kennen Sie mich denn?

R. Leider!

H. Leider? Was wollen Sie denn damit ſagen?

R. Kennt er mich denn nicht?

H. (Nachdem ich ihn genau angeſehen hatte) um Gottes Willen! Sie ſind doch nicht der Herr von Blutfink — der —

R. Der ſeinen beſten Freund ermordet hat — der bin ich — ach Gott! der bin ich. Seit dem ich dieſen dummen Streich gemacht habe, habe ich keine frohe Stunde mehr. Ich irre umher, wie Kain, das böſe Gewiſſen folgt mir auf dem Fuße nach.

H. Armer Mann! Sind Sie denn aber hier ſicher, daß Sie nicht arretirt werden?

R. Das bin ich. Man kennt mich allenthalben, und thut doch, als wenn man mich nicht kennte. Tauſendmahl habe ich mir gewünſcht, daß man mir, wie es einem Mörder zukommt, den Kopf vor die Füße legen möchte, ſo wäre ich doch weg — ſo hätte doch meine Quaal ein Ende.

H. Es gibt aber doch noch eine Ewigkeit.

B. O ſchweig er mit ſeiner Ewigkeit! und mache er mir die Hölle nicht noch heiſſer! ich habe nur ein Mittel mich zu beruhigen.

H. Darf ich es wiſſen?

B. Es heißt Branntewein. Dieſen trinke ich Nöſelweiſe. So lange ich dieſen im Kopfe habe, vergeſſe ich alles, und gerathe am Ende in einen tiefen Schlaf.

H. Und wann Sie wieder erwachen?

B. Ja da iſt es freylich, als wenn die Hölle ſich vor mir aufthäte. Aber ein Nöſel Branntewein löſcht alle Höllenflammen aus.

H. Herr von Blutfink! Sie ſehen ich bin ein armer Bauernburſche, der ſich mit keinem Edelmanne meſſen kann; aber man hat mir doch geſagt, daß ich bisweilen einen guten Einfall hätte, und auch Leuten, die gelehrter ſind als ich, einen guten Rath geben könnte. Ich gab ihn dem Herrn von Rothkopf. Hätte er ihn befolgt: ſo lebte er noch, ſo wäre das Fräulein Mittelburg jetzt die Frau von Rothkopf, und der alte Herr, der vor Gram vergehen möchte, könnte jetzt unter ſeinen Kindern, als ein glücklicher Vater, leben. Und Sie — Herr von Blutfink! hätten Ihr gutes Gewiſſen noch, und könnten in der Welt, wo es ſo ſchön iſt, vergnügt leben und viel Gutes ſtiften!

B. Wozu erinnert er mich aber an alle dieſe Dinge, die ich ſo gern vergeſſen möchte?

H. Bloß deßwegen, daß Sie mir erlauben ſollen, Ihnen auch einen guten Rath zu geben.

B. Guten Rath? mir? für mich iſt kein guter Rath mehr möglich — ich bin verloren. Es kömmt mir eben ſo vor, wie wenn man einem armen Manne, dem beyde Beine weggeſchoſſen ſind, einen Rath geben wollte, wie er andere bekäme.

H. Wiſſen Sie, was ich dem armen Manne rathen würde?

B. Nun?

H. Ich würde ihm rathen, daß er ſich hölzerne Beine machen ließe.

B. Das wäre ein alberner Rath.

H. So albern doch nicht als Sie glauben, Herr von Blutfink. Wenn ich einem Menſchen, der zwey geſunde Beine hat, rathen wollte, daß er ſie ſich abſchneiden, und ein Paar hölzerne machen laſſen ſollte: ſo wäre dieß freylich albern. Wenn die Beine nun aber einmahl weg ſind, und es iſt ſchlechterdings unmöglich, daß ſie wieder wachſen, wie dem Krebſe die Scheeren, es iſt ſchlechterdings nicht möglich, ſie wieder anzuheilen, ſo iſt es doch beſſer ein Paar hölzerne Beine zu haben, als gar keine. Hören Sie nur, was ich eigentlich ſagen will. Sie haben Ihr gutes Gewiſſen verloren. Sie werden von einem böſen Gewiſſen geplagt. Dieß böſe Gewiſſen wollen Sie gern los ſeyn?

B. Ey freylich.

H. Und um das böſe Gewiſſen los zu werden, möchten Sie gern alles vergeſſen, was ſie gethan haben —

G. Wenn ich das könnte!

H. Das können Sie freylich nicht. Thun Sie was ſie wollen, trinken Sie den Branntewein Maaßweiſe, es wird Ihnen nichts helfen. Das Andenken an die Ermordung ihres Freundes wird immer wieder kommen. —

B. Das iſt alſo kein guter Rath?

H. Nicht doch! Hören Sie nur, was ich eigentlich ſagen will! Wenn das, was einmahl geſchehen iſt, nicht geändert werden kann; wenn es nicht möglich iſt, das Geſchehene ganz zu vergeſſen: ſo rathe ich Ihnen, daß Sie recht viel Gutes thun. Sie haben ein Paar Familien unglücklich gemacht — ſuchen Sie nun Leute auf, die Sie glücklich machen. So werden Sie ſich dann freuen über das Gute, das Sie thaten, und durch dieſe Freude wird der Schmerz über das Böſe, das durch Sie geſchehen iſt, gemildert werden. Das iſt mein Rath, ſo gut ihn ein einfältiger Bauernburſch geben kann.

B. Der Rath iſt ganz gut; will er mir denn aber nicht den Gefallen thun, und der Taube, die hier fliegt, nachfliegen und ſie haſchen?

H. Ich weiß gar wohl, was Sie damit ſagen wollen, Herr von Blutfink! Ich kann ſie ja nicht haſchen: weil mir die Flügel fehlen, um ihr nachzufliegen.

B. Seh er! ſo geht es mir auch. Mir fehlt die Kraft Gutes zu thun.

H. Ich habe wohl gemerkt, daß Sie dieß ſagen würden. Bekommen Sie denn aber durch das Branntweintrinken mehr Kraft?

B. Das wohl nicht.

H. Sie bekommen nicht nur nicht mehr Kraft, ſondern Sie werden von Tage zu Tage ſchwächer. Ein Menſch, der den Branntewein Nöſelweiſe trinkt, wird ganz kraftlos, und kann am Ende gar nichts mehr thun, als — Branntewein trinken.

B. Halt das Maul.

H. Das kann ich wohl.

So gingen wir fort, ohne ein Wort zu ſprechen, er auf vier, ich auf zwey Beinen, bis wir Achtheilingen erreichten.

Als wir da ins Wirthshaus kamen, war das erſte Wort, das Herr von Blutfink ſprach: ein Stück Brot und ein Nöſel Branntewein!

Herr von Blutfink! ſagte ich, ich bitte Sie um Gotteswillen!

Statt zu antworten, trat er ans Fenſter, und ſo bald der Wirth mit dem Branntewein kam, ſetzte er ſich hin, mit einem ſo ſchrecklichen Geſichte, wie ein Miſſethäter, und ſchlurfte ſeinen Branntewein aus. Dann ließ er ſich die Streu machen, und warf ſich darauf.

Mir ſchauderte die Haut vor dieſem elenden Menſchen, und ich dachte über die Sache hin und her nach. Dieſer Menſch, dachte ich, iſt blos deßwegen ſo elend, weil er ſeine Begierden nicht beherrſchen kann. Durch falſche Ehrliebe und Zorn hat er ſich verleiten laſſen, ſeinen Freund zu ermorden und zwey Familien um ihre häuslichen Freuden zu bringen. Nun fühlt er Reue. Dieß iſt nun wohl gut, wenn er ſich dadurch nur bewegen ließe, das Geſchehene, ſo viel als möglich, wieder gut zu machen. Das thut er aber nicht. Er läßt ſich die Reue ſo beherrſchen, daß er alles Nachdenken verliehrt, und das Dümmſte thut, was ein Menſch in ſolchen Fällen zu thun pflegt, daß er Branntewein trinkt. Die Begierde nach Branntewein iſt bey ihm ſchon ſo ſtark, daß es ihm ſchwer, ſehr ſchwer werden wird, ſie im Zaume zu halten. Dieſe wird ihn nun vollends ganz ruiniren.

Ich legte mich nun auch nieder, und nahm mir feſt vor, den folgenden Tag noch einen Verſuch zu machen, ob ich den elenden Mann nicht retten könnte.

Sobald er ſich alſo den andern Morgen regete, ſtand ich auf und beobachtete ihn. Ihr Leute! was war das für ein Anblick! wenn ein Miſſethäter erwacht, an dem Tage, da er gehenkt werden ſoll: ſo kann er ſich nicht ängſtlicher gebehrden, als Herr von Blutfink, da er erwachte. Er rang die Hände, warf ſich von einer Seite zur andern, dann ſprang er auf und ſagte: Branntewein iſt doch das Beſte.

Es iſt nicht das Beſte, ſagte ich, es iſt das Schlimmſte, das Sie wählen können. Und Herr von Blutfink! ich will es Ihnen gerade heraus ſagen, ich gehe nicht ab, ich muß Sie retten.

B. Mich retten? einen armen Sünder retten?

H. Ja Herr von Blutfink! das will ich, wenn Sie mich nur anhören wollen.

B. So ſag an!

H. In Rittersleben wohnt ein Pfarrer, der iſt gar ein braver Mann!

B. Geh mir mit deinem Pfaffen!

H. Wenn Sie ihn nur ſehen ſollten: ſo würden Sie ganz anders reden. Er iſt die Liebe und Rechtſchaffenheit ſelbſt, und weiß allen Leuten ſo gut zu rathen.

B. Auch mir?

H. Auch Ihnen. Ich kenne einen unglücklichen Menſchen, der ſchon den Strick in der Hand hatte, an den er ſich henken wollte, und den er ſo zurechte gebracht hat, daß er jetzt ruhig und vergnügt lebt. Warum ſollte er Ihnen nicht helfen können?

B. Das wäre ſehr viel!

H. Verſuchen Sie es nur, und machen mit mir den Weg zu ihm! es wird Sie gewiß nicht gereuen.

B. Nun gut! ich will auch dieß verſuchen! Aber erſt muß ich mein Nöſel Branntewein trinken.

H. Wozu das? das erſte, was der Pfarrer Goldammer von Ihnen verlangt, wird ſeyn, daß Sie ſich den Branntewein abgewöhnen. Je öfterer Sie nun dieſen Trank zu ſich nehmen, deſto ſchwerer wird es Ihnen werden, davon abzulaſſen.

B. Ich kann es ſchon jetzt nicht. Alle Glieder zittern mir, bis ich meine Portion Schnaps im Leibe habe.

H. Herr Pfarrer Goldammer wird Ihnen ſchon ſagen, wie ſie das Ding anzufangen haben. Jetzt, bitte ich Sie, trinken Sie dießmahl nur ein halbes Nöſel!

B. Gut! ich will es thun, ob es mir gleich ſchwer werden wird.

H. Halten Sie fein Wort! Herr von Blutfink! Jetzt will ich nur noch ins Dorf gehen, und eine Commiſſion beſorgen, dann wollen wir uns mit einander auf den Weg machen.

Ich ging nun fort um Roſinen aufzuſuchen. Einigemahl ging ich vor dem Hauſe, wo ſie dienete, auf und ab, ohne ſie zu ſehen. Am Ende ſah ich ſie aus dem Backhauſe kommen, wo ſie Brot geholet hatte. Sogleich ging ich auf ſie los — ſie fuhr zuſammen, und ließ in der Beſtürzung ein Brot fallen, das ich ihr aufhob.

Wo kömmt Er denn her? fragte ſie, bringt Er gute Nachricht?

Sie ſoll alles erfahren, war meine Antwort, thue ſie mir nur den Gefallen, und zeige ſie mir den Weg nach Rittersleben.

Geh Er nur voraus, war ihre Antwort, ich will erſt das Brot hinein tragen, dann komme ich nach.

Sie kam wirklich bald nach. Wie ſteht es? fragte ſie ſogleich!

H. Wie ich hoffe recht gut.

R. Will mich mein Jeremies noch haben?

H. Das verſteht ſich. Ihr Jeremies läßt nicht von ihr, und wenn er Salz und Brot mit ihr eſſen ſollte.

R. Der gute Jeremies! ich habe doch immer geglaubt, daß er ein kreuzbraver Kerl wäre. Was ſpricht denn aber ſein Vater dazu?

H. Dieſer hat ſeine Einwilligung dazu gegeben.

R. Was hat es denn da-für Noth?

H. Von der Mutter wird aber die Einwilligung ſchwerlich zu erhalten ſeyn. Da nun das Vermögen alles von ihr herkommt: ſo muß ſie ſich darauf gefaßt machen, daß Ihr Jeremies, wenigſtens bey Lebenszeiten der Mutter, keinen Pfennig bekömmt.

N. Ey meinetwegen auch. Jeremies iſt ein fleißiger Burſch, und ich laſſe mir auch keine Arbeit verdrießen. Bey Fleiß und guter Wirthſchaft verdirbt niemand.

H. Bey dem Glauben bleibe ſie, und halte ſie ſich ferner ordentlich: ſo wird bald alles aufs Reine kommen. Unterdeſſen lebe ſie wohl!

N. Er auch! und tauſend Grüße an Jeremies. Vergeſſe er es nicht!

H. Ich werde es ja nicht vergeſſen.

So ging ich fort, und ſuchte meinen Herrn von Blutfink auf. Ich traf ihn an vor einem Gläschen Schnaps, in tiefen Gedanken. Auf Ihr gutes Gewiſſen! ſagte ich, Herr von Blutfink! wie viel Branntewein haben Sie getrunken?

B. Dieß iſt das zweyte, und bey dieſem ſoll es bleiben.

H. Schön! künftig wird es ſchon beſſer gehen. Wollen wir uns etwa auf den Weg machen?

B. Sogleich! Zuvor muß er aber mein Gaſt ſeyn, und dieß Frühſtück genießen, das ich für ihn habe bereiten laſſen.

Ich ſah mich um, und fand auf dem Nebentiſche eine Kanne Kaffee, Butter und eine Reihe Semmeln, wornach mir das Maul freylich wäſſerte. Unterdeſſen, dachte ich, wäre hier eine ſchöne Gelegenheit, deine Begierden zu beherrſchen. Was hatte ich zu thun? Ich ſagte: dieß iſt alles dankenswerth. Aber ich will heute nichts genießen.

B. Nichts genießen? iſt er denn krank?

H. Ich bin geſund wie ein Fiſch, und, die Wahrheit zu ſagen; ſo habe ich ſtarken Appetit.

B. Zum Guckguck! warum will er denn da nichts genießen?

H. Das will ich Ihnen ſagen. Ein guter Freund von dem Herrn Pfarrer Goldammer, der hat mich gelehrt: wer frey werden wolle, der müſſe ſeine Begierden beherrſchen lernen; und wenn man dieß lernen wollte, ſo müſſe man von Zeit zu Zeit ſich etwas verſagen, wornach die Begierden heftig ſtrebten. Da er mir dieſe gute Lehre gab, hatte er eben eine Portion Haſenbraten an der Gabel, und das Meſſer angeſetzt um ſie zu zerſchneiden. Um mir nun die Sache recht begreiflich zu machen, ſchob er den Haſenbraten zurück und genoß nichts. Er ſetzte ſich dann auf ſein Reitpferd, und dreſſirte es ſo, daß es Schritt, Trap, Gallop, alles ſo gehen mußte, wie er es haben wollte, und ſagte: wer ſeine Begierden ſo dreſſiren kann, wie ich meinen Braunen, der iſt ein freyer Mann. Das hat gewaltigen Eindruck auf mich gemacht. Ich habe mir Mühe gegeben meine Begierden zu dreſſiren, und es iſt mir damit ſo ziemlich gelungen. Erlauben Sie mir alſo, daß ich dießmahl meine Begierde nach dem Frühſtücke etwas herumtummeln, und davon nichts genießen darf.

B. Gott! hätte ich doch vor ein Paar Jahren den Pfarrer Goldammer und ſeinen Freund kennen lernen: ſo wollte ich jetzt ein anderer Mann ſeyn. Aber ſey er kein Kind! tummle er ſeine Begierden ein andermahl herum, und genieße er jetzt, was ich für ihn habe bereiten laſſen.

H. Erlauben Sie mir!

Jetzt trat ein Handwerksburſch herein, der ſo ausſah, als wenn er nicht viel Geld bey ſich führe, um ein Frühſtück bezahlen zu können. Darf ich, fragte ich den Herrn von Blutfink, mit meinem Frühſtück thun, was ich will?

B. Warum nicht?

Sogleich ging ich auf den Handwerksburſchen los, und ſagte, Cammerad! ich habe mir hier ein Frühſtück bereiten laſſen, das ich nun nicht genießen kann: weil mir unter der Zeit etwas zugeſtoßen iſt; will er es nicht, Statt meiner, verzehren?

Im Ernſt? fragte er.

Im Ernſt, ſagte ich.

Da danke ich tauſendmahl, mein Magen iſt noch leer, und der Beutel noch leerer. Er ſetzte ſich, und ließ ſich das Frühſtück recht gut ſchmecken.

Herr von Blutfink druckte mir die Hand, und ſagte: Haberfeld! er iſt in einer guten Schule geweſen, wollte Gott, ich hätte ſie auch beſucht.

Jetzt wollen wir uns mit einander auf den Weg machen.

Wir thaten es, und ich erzählte ihm ſo viel Gutes, von dem Herrn Pfarrer Goldammer, daß er ihn lieb bekam, ohne daß er ihn geſehen hatte.

Herr von Blutfink in Rittersleben.

Als wir in Rittersleben ankamen, ließ ich den Herrn von Blutfink im Wirthshauſe; ich ſelbſt ging aber zu dem Herrn Pfarrer, um ihn anzumelden.

Der Herr Pfarrer ließ ſich mit mir in ein weitläuftiges Geſpräch ein, und ich mußte ihm von allem Nachricht geben, was mir auf dem Wege begegnet war. Beſonders mußte ich ihm die Geſchichte mit dem Herrn von Blutfink recht umſtändlich beſchreiben, dann ſagte er mir, er wolle über die Geſchichte nachdenken, und ihn morgen zu ſich kommen laſſen.

Mit dieſem Beſcheide ging ich fort und fand den Herrn von Blutfink bey einem Gläschen Schnaps ſitzen. Was ſagte der Pfarrer? fragte er mich.

H. Sie ſollen ihm morgen früh willkommen ſeyn. Wie viel Gläschen haben Sie aber ſchon ausgeleert?

Bl. Keins! darauf kann er ſich verlaſſen; und will auch keins mehr, als dieß einzige. Mir war es immer als wenn der Pfarrer Goldammer vor mir ſtände, und mir mit dem Finger drohete.

H. Das haben Sie gut gemacht. Fahren Sie nur ſo fort: ſo werden Sie gewiß finden, daß alles recht gut gehen wird. Der Herr Pfarrer Goldammer pflegt zu ſagen: was der Menſch will, das kann er.

B. Gebe Gott! daß dieß bey mir auch eintreffe.

Den andern Morgen ſtand Herr von Blutfink auf, und ließ ſich Kaffee machen, Brannteweln verlangte er nicht. Da er die erſte Taſſe genoß, zitterte ihm die Hand ſo ſehr, daß er ſie beynahe hätte fallen laſſen. Dabey ſahe er mich bedenklich an.

Heute, ſagte ich, trinken Sie alſo wohl keinen Branntewein?

B. Nein! ich habe es mir feſt vorgenommen. Wie ſauer mir dieß aber ankömmt, das will ich keinem Menſchen ſagen. Alle Glieder zittern mir.

H. Und mir kommt es gar nicht ſauer an, daß ich keinen Branntewein trinke. Wiſſen Sie wohl woher dieß kommt?

B. Du haſt dich nicht daran gewöhnt.

H. Da haben Sie recht. Seitdem ich bey dem Herrn Pfarrer Goldammer, und ſeinem guten Freunde, dem Herrn Amtmanne in die Schule gegangen bin, gebe ich immer auf mich Achtung, daß ich mir nichts ſo angewöhne, daß ich es nicht laſſen kann.

B.

B. Das Mittags- und Abendeſſen und den Schlaf haſt du dir doch wohl angewöhnt?

H. Doch nicht ſo, daß ichs nicht laſſen könnte. Bald ſetze ich eine Mittagsmahlzeit, bald ein Abendmahlzeit, bald den Schlaf aus.

B. Nun ſo etwas iſt mir noch nicht vorgekommen. Ich bin ſehr begierig den Herrn Pfarrer kennen zu lernen. Kann ich jetzt wohl zu ihm gehen?

H. Jetzt wird es gerade Zeit ſeyn.

Haberfeld macht neue Bekanntſchaften.

Er ging fort und ich ſpatzierte unterdeſſen ein wenig um das Dorf herum. Als ich bey die Linde kam, ſah ich einen eisgrauen alten Mann ſitzen. Guten Morgen Alter! ſagte ich, wie geht es?

A. Ich höre nicht wohl, er muß ſtärker ſprechen.

H. Wie geht es ihm Alter?

A. Wie es zu gehen pflegt, wenn man 89 Jahre alt iſt.

H. Neun und achtzig Jahre? das iſt viel.

A. Ja wohl iſt es viel. Da ich ein Junge war, war ich ſchwächlich, und meine Mutter ſagte mir oft, ich würde ſchwerlich den Guckguck wieder rufen hören. Du lieber Gott! wie viel tauſendmahl habe ich den Guckguck rufen hören, und meine liebe Mutter, tröſte ſie Gott! liegt lange in der Erde. Allen meinen Schulkameraden habe ich das letzte Geleite gegeben, und bin allein noch übrig.

H.

H. Wie geht denn das zu?

A. Das habe ich meinem ſeligen Schulmeiſter Pumpernickel zu danken. Der ſagte immer zu mir, Hans Valten! wenn du deines Lebens froh werden willſt: ſo lerne nur deine Begierden beherrſchen! Das habe ich nun gethan, ſo viel ich konnte. Freylich nicht immer, aber wann ich einmahl mich eine Begierde wollte reiten laſſen: ſo warnte mich immer der Herr Schulmeiſter. Ich habe ihm gefolgt und kann es ihm nicht genung verdanken. Ich bin von Haus aus ein armer Schelm. Aber da ich immer meine Begierden zu beherrſchen ſuchte: ſo erſparte ich gar viele Ausgaben, die andere Leute ihren Begierden zu Gefallen machen müſſen. Dabey ſegnete mich Gott, daß ich ein ziemlich wohlhabender Mann wurde. Und wie wohl iſt es mir immer gegangen! ohne Zank und Streit, ohne Proceſſe habe ich gelebt. Immer war ich geſund, keinen Doctor habe ich gebraucht, außer Ein Mahl, da ich die hitzige Krankheit hatte. Eſſen und Trinken hat mir geſchmeckt, und ſchmeckt mir noch jetzt. Nur die Kräfte nehmen ſeit einem halben Jahre etwas ab, und ich höre etwas ſchwer.

H. Er hat doch auch wohl gute Pflege?

A. Gott ſey Lob und Dank! die habe ich auch. Meine Tochter — meine gute Tochter! Sie iſt ein Mädchen wie es wenige gibt.

H. Die pflegt ihn?

A.

A. Die pflegt mich. Sie hat einen Freyer, dem ſie für ihre Seele gut iſt, ſie nimmt ihn aber bloß deßwegen nicht, weil ſie glaubt er möchte mich etwa nicht gut halten.

H. Die iſt gewiß bey dem Herrn Pfarrer Goldammer in die Schule gegangen.

A. Das iſt ſie auch.

Da wir ſo miteinander ſprachen, kam ein junger Burſch, mit einem Topfe voll Bierſuppe, ſetzte ſie vor dem Alten nieder und ſagte: dieß Mahl lieber Vater! muß er ſich gefallen laſſen, das Frühſtück von mir anzunehmen. Er lachte, und ſagte, ich bin es wohl zufrieden, aber was wird denn meine Margarethe dazu angeben?

Was wird ſie angeben? ſie wird ein Biſchen mit mir zanken, und das mag ich gerne haben, das Zanken ſteht ihr gar artig.

Jetzt kam Margarethe auch mit ihrem Topfe voll Bierſuppe angezogen. Guckt einmahl über den Tobis da! ſagte ſie, ich glaube gar der hat meinem Vater eine Bierſuppe gebracht?

T. Wie du ſiehſt.

M. Du mußt dich doch immer in Sachen miſchen, die dich nichts angehen. Was ſoll ich denn nun mit meiner Bierſuppe anfangen?

T. Eſſen.

M. Eſſen. Was der Menſch da ſchwatzt. Als

wenn

Als wenn ich Bierſuppe zum Morgenbrote zu eſſen pflegte. Du kannſt ja deine Bierſuppe eſſen.'

T. Ich glaube gar Margarethe ärgert ſich.

M. Das wollte ich meynen.

T. Nun das freuet mich herzlich, daß ich dich auch einmahl geärgert habe.

M. Schweig nur! Womit habe ich dich denn geärgert?

T. Und du fragſt noch? Glaubſt du denn nicht daß es einen ehrlichen Burſchen wurmt, wenn er von einem Mädchen, daß er ſo herzlich lieb hat als ich dich, immer von einer Zeit zur andern abgewieſen wird?

M. Warum ich das thue, das weißt du. Gut bin ich dir, das habe ich dir zehnmahl geſagt Aber mein Vater iſt mir näher.

T. Da machſt du, daß ich dich immer lieber bekomme. Denn wer ſollte ein Mädchen nicht lieb haben, das ſeinen alten Vater ſo in Ehren hält? Sag mir aber nur, warum du deßwegen mich nicht nehmen willſt? Jetzt pflegeſt du deinen Vater alleine; nähmſt du mich, da würde ich ihn auch mit pflegen.

M. Das ſind ganz gute Worte. Aber man hat der Exempel ſchon mehrere, daß die Männer, wenn ſie erſt den Aeltern die Töchter abgeſchwatzt haben, ſich hernach nicht mehr um ſie bekümmern, und ihnen wohl gar alles gebrannte Herzeleid anthun.

T. Hum! du haſt wohl geſehen, was für gebranntes Herzeleid ich meinem alten Vater angethan habe.

M. Was hilft das Reden alle. So lange mein Vater lebt, kann ich dich nicht nehmen. Willſt du ſo lange warten, — bis

T. Bis dein Vater ſtirbt? Ey du böſes Mädchen. So willſt du alſo, daß ich auf deines ehrlichen Vaters Tod hoffen ſoll?

M. Da wäreſt du ein ſchlechter Kerl.

T. Bringſt du mich denn nicht dazu? Auf die Hochzeit mit dir freue ich mich, wie das Kind auf den heiligen Chriſt. Kannſt du mir das verdenken? Kannſt du es mir verdenken, wenn ich alle Stunden zähle, bis ich dich zum Altar führen kann? Nun willſt du mich nicht eher nehmen bis — ich werde kurze Arbeit mit dir machen, (indem er ihre Hand faßte und ſie zum Vater führte) hört lieber Vater, befehlt doch euerm gehorſamen Töchterchen, daß es dieſen Herbſt mit mir Hochzeit macht. Ihr ſollt an mir einen Schwiegerſohn haben, der euch auf den Händen trägt.

A. Margarethe ſey kein Närrchen. Ich erkenne deine herzliche Liebe — aber warum willſt du den Burſchen ſo lange aufhalten? Der Burſch iſt gut, und wird mir nichts zu leide thun. Du weißt ja, wie gut er ſeinen alten Vater gepflegt hat.

Mach mir doch die Freude, daß ich noch bey deiner Hochzeit ſeyn kann.

M. Wenns euch Freude macht, guter Vater, ſo — da Tobis haſt du meine Hand! Du kannſt ſogleich zum Herrn Pfarrer gehen, und das Aufgeboth beſtellen. Aber Tobiechen! Tobiechen! das ſage ich dir, halt meinen Vater in Ehren, ſonſt haſt du keine gute Stunde bey mir.

T. Wenn du mir nicht eher böſe Stunden machſt, bis ich deinen Vater nicht in Ehren halte: ſo werde ich nimmermehr bey dir eine böſe Stunde haben.

A. Kommt näher lieben Kinder. (Indem er ihre Hände zuſammenlegte, und ſeine Hand darauf) Gott ſegne euch lieben Kinder! Wenns noch eins trifft, was in der Bibel ſteht, ſo wirds euch wohl gehen, und ihr werdet lange leben auf Erden: denn ihr habt das vierte Gebot erfüllet, und eure Väter und Mütter geehrt; und wenn des Vaters-Segen den Kindern Häuſer bauet: ſo wirds euch an Häuſern nicht fehlen: dann du Tobis haſt von deinem Vater den Segen bekommen, und du Margarethe bekommſt ihn von deinem Vater.

Hier mußte der Alte aufhören zu reden, weil er vor weinen nicht weiter ſprechen konnte. Den jungen Leuten flüchten die Thränen aus den Augen, und die meinigen blieben nicht trocken. Ich druckte

als

allen die Hände und ſagte: ja auf ſo rechtſchaffenen Leuten, wird Gottes Segen gewiß ruhen.

Bekehrung des Herrn von Blutfink.

Mit dieſen Worten entfernte ich mich, und ging wieder nach dem Wirthshauſe zu; wohin auch der Herr von Blutfink bald kam. Er hatte rothe Augen. Mit einem weinerlichen Geſichte ſagte er mir, tauſend Dank! lieber Haberfeld! daß du mich mit dieſem braven Manne bekannt gemacht haſt.

H. Das freuet mich doch, daß Sie ihn haben ſchätzen lernen.

B. Gott! (indem er ſich vor die Stirn ſchlug) hätte ich ihn doch zehn Jahre eher kennen lernen, was für ein Mann wollte ich jetzt ſeyn! Jetzt bin ich ein Kerl, der ſich ſelbſt verachten muß.

H. Sprechen Sie doch nicht ſo verächtlich von ſich, Herr von Blutfink! Was Sie nicht ſind, das können Sie noch werden.

B. Ja das hoffe ich. Bisher glaubte ich, ich wäre ein Freyherr, weil man mich ſo nannte, ich bildete mir etwas darauf ein, daß ich vielen Leuten befehlen konnte; jetzt — werde ich erſchrecken, wenn man mich einen Freyherrn nennt — ach der erbärmliche Freyherr, den ein Wörtchen zu den unbeſonnenſten Streichen verleiten kann, der vom Branntweine abhängig iſt.

H. Es iſt mir auch ganz curios gegangen.

Sonſt machte ich gar nichts aus mir, und wenn ich vor einem vornehmen Herrn ſtand, kam ich mir vor, wie ein Pilz. Jetzt fühle ich doch daß ich ein Menſch bin, wie andere Leute auch.

B. Sonſt ſah ich einen Kerl wie du biſt, kaum über die Achſel an; jetzt begreife ich, daß in manchem ſchlechten Rocke ein Menſch ſtecken kann, der mehr werth iſt, als wie ich.

H. Wollen Sie erlauben, daß ich Ihnen ſagen darf, wie es mir ging?

B. Sag her.

H. Ich war mit der ganzen Welt, und wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, mit dem lieben Gott ſelbſt unzufrieden, weil es mir vor kam, als wenn er gegen mich wie ein Stiefvater gehandelt hätte. Andere ſtrichen die Goldſtücke zu hunderten ein, ich berechnete meine Einnahme nach Groſchen; andere befahlen, ich mußte frohnen; andere fuhren mit Kutſchen und Pferden, ich mußte zu Fuße gehen; andere gingen in Gold und Seide gekleidet, ich dankte dem lieben Gott, wenn meine Kleidung keine Löcher hatte. Wann ich einen Topf voll Sauermilch aß: ſo ſaßen andere und hatten acht bis zehn Gerichte vor ſich. Das wurmte mich. Das muß anders werden dachte ich, wenn es gut werden ſoll. Da nun die Franzöſiſche Revolution ausbrach, und alle Welt von Freyheit und Gleichheit ſprach: ſo wurde ich wie verwirrt im Kopfe. — Nehmen Sie mir nicht ungnädig, Herr von Blutſink! Kamen das mahls die Franzoſen zu uns, gab einer im Dorfe das Zeichen zur Rebellion: ſo war ich der erſte, der los ſchlug, und die Edelleute und andere reichen Leute plündern half. Jetzt iſt mir der Morgenſtern aufgegangen, und ich ſehe ein, daß ich ein wahrer Schaafkopf geweſen bin. Ich habe nicht rebellirt, ich habe alles in ſeiner Ordnung gelaſſen, und keinen Menſchen um einen Pfennig gebracht; gleichwohl befinde ich mich ſo wohl, daß ich mit keinem Menſchen in der Welt tauſchen möchte. Ich habe meine Begierden beherrſchen lernen, und ſeit dem ich dieß gethan habe, gehört die ganze Welt mir. Ich kann alles betrachten, über alles nachdenken, von allem Vortheil ziehen. Mit den Groſchen, die ich einſtreiche, komme ich ſo weit, als andere mit ihren Goldſtücken. Denn weil ich meiner Begierden Herr bin: ſo brauche ich wenig, und dieß wenige kann ich mir mit meinen Paar Groſchen leicht verſchaffen. Ich habe niemanden zu befehlen, ich muß immer gehorchen — was kümmert mich aber das? da meine Begierden mir gehorchen müſſen.

B. O ſchweig!

H. Und warum denn?

B. Weil ich mir ſo klein vorkomme. Ich habe vielen Leuten zu befehlen — und war bisher der Sclave von Branntewein, und andern Dingen mehr.

H. Wenn Sie es verlangen, ſo will ich ſchweigen.

B. So rede nur weiter! bekomme ich gleich bey deinen Reden manchen Stich an das Herz: ſo dient doch alles zu meiner Belehrung.

H. Andere fuhren zwar mit Kutſche und Pferden, wann ich zu Fuße gehen mußte, der Vergnügteſte war aber gemeiniglich ich. Denn die in der Kutſche fuhren hatten oft an Leib und Seele Schmerzen, die ſie ſich durch die Ausſchweifung ihrer Begierden zugezogen hatten. Ich ging hingegen an Leib und Seele geſund. Die Kleider von Gold und Seide, die andere trugen, konnte ich ganz ruhig ſehen, weil ich ſie nicht begehrte, und es kam mir oft vor, als wenn meine wohlfeilen Kleider meinen Körper, den ich durch Selbſtbeherrſchung abgehärtet hatte, mehr wärmten, als andere ihre theuern Kleider. Wenigſtens bemerkte ich manchen, deſſen Weſte mehr koſtete, als mein ganzer Anzug, der bey rauher Luft wie ein Storch klapperte, unterdeſſen daß ich in meiner ſchlechten Kleidung friſch davon ging. Andere Leute wiſchten es freylich beſſer vom Maule, als ich es zu genießen bekam; mir ſchmeckte es aber immer gut. Wollte es mir bisweilen nicht recht ſchmecken, ſo wußte ich mir bald zu helfen. Ich ſtreuete weder Nelken noch Zimmt, weder Mußkatennüſſe noch Muskatenblüthen auf meine Mahlzeit, ſondern ich ſetzte einmahl eine Mahlzeit aus, dann — Herr von Blutfink! ich ſage Ihnen die reine Wahrheit, dann ſchmeckte mir mein Topf voll Sauermilch gewiß beſſer, als andern ihre Paſteten. Was hat es denn da für Noth? Weßwegen ißt denn der Menſch? nicht wahr deßwegen, daß er ſich an der Speiſe erquicken und ſich davon nähren will? Wenn mich nun meine Sauermilch erquickt und ernährt, ſo iſt es ja gut —

B. Ja lieber Haberfeld! recht magſt du wohl haben. Der liebe Gott hat freylich die irdiſchen Güter ſehr ungleich ausgetheilt. Einem hat er faſt alles, dem andern nichts gegeben. So lange man nun die irdiſchen Güter zu ſehr ſchätzt, iſt nichts als Unordnung. Der Reiche denkt wunder wer er wäre, verachtet, und bedrückt den Armen, und richtet ſich, durch ſeine Ausſchweifungen, an Leib und Seele zu Grunde; und der Arme — der will verzweifeln. Sobald man aber zu beſſern Einſichten kommt, und die Freyheit ſchätzen lernt, dann denkt man ganz anders und wird mit Gott und der ganzen Welt zufrieden. Der Römiſche Kayſer und der Aermſte ſeiner Unterthanen haben nur einen Weg zur Glückſeligkeit — Dieſer iſt Beherrſchung der Begierden. Wer von beyden dieſen betritt, nur dieſer iſt frey und glückſelig. Jetzt biſt du der Freyherr und ich der Leibeigne.

H. Sprechen Sie doch nicht ſo!

B. Warum nicht? es iſt ja die Wahrheit. Immer ſoll es aber nicht ſo bleiben! nicht ſo bleiben

ben! Das ſchwöre ich dir zu. Ich habe den braven Goldammer gebethen, daß er mir erlauben ſoll, einige Zeit in ſeiner Nähe zu bleiben, und täglich eine halbe Stunde Unterricht von ihm zu nehmen. Da ſoll es denn, denk ich, beſſer gehen. Nach einiger Zeit, hoffe ich, werde ich mich mit Recht den Freyherrn von Blutfink nennen. Das Probeſtück, das ich machen will, und das mir der Pfarrer aufgegeben hat, weißt du welches es iſt?

H. Nun?

B. Ich trinke keinen Branntewein mehr.

H. Niemahls?

B. Das will ich nicht ſagen. Es kann der Fall eintreten, daß ich bey naſſem Wetter eine Reiſe machen muß. Da werde ich denn mir freylich einen Schnaps erlauben. Gewöhnlich trinke ich aber keinen Branntewein mehr, das habe ich mir vorgenommen, das habe ich dem Pfarrer verſprochen. Gelingt mir dieſes nicht: ſo bin ich verloren, auf immer verloren.

H. Es wird Ihnen gewiß gelingen, wenn Sie nur ernſtlich wollen.

B. Ich hoffe es auch. Jetzt laß mich in Ruhe, damit ich über die Sache weiter nachdenken kann.

Hier endiget ſich Jeremieſens Liebesgeſchichte.

Ich that es und ging zu dem Herrn Pfarrer Goldammer, um die Sache wegen Jeremieſens Hochzeit aufs Reine zu bringen. Da bekam ich aber wenig Troſt. Lieber Haberfeld! ſagte er, Jeremieſens Angelegenheit macht mir vielen Kummer.

H. Wie ſo? Will er etwa das Mädchen nicht heyrathen?

Pf. Das nicht. Ich muß ſagen, daß ich den Menſchen ſehr lieb gewonnen habe. Da er einſieht, daß es ſeine Pflicht ſey, das Mädchen, das er verführte, zu heyrathen, und ſein Kind zu erziehen: ſo will er beydes thun, wenn er auch von ſeiner Mutter enterbt würde und vom Tagelohn leben müßte.

H. Nu? Das Mädchen will ihn ja auch, und ſein Vater gibt ſeine Einwilligung dazu.

Pf. Und doch will es nicht gehen. Wo ſoll er denn wohnen?

H. Wenn alle Stricke reiſſen, hier in Rittersleben, oder bey dem Herrn Amtmanne.

Pf. Das geht aber nicht: weil wir hier ein Landesgeſetz haben, daß ſich in hieſigem Lande kein Fremder anſiedeln darf, der nicht vierhundert Thaler her wenden kann.

H. Das finde ich doch hart.

Pf. So ſcheint es. Die Obrigkeit kann aber nicht anders. Wenn ſie jeden ohne Unterſchied ſich anſiedeln läßt: ſo bekommt ſie das Land voll Bettler.

H. Sollte es denn aber gar nicht möglich ſeyn —

Pf. Möglich muß es ſeyn, wenn man nur recht nachdenkt. Ich habe ſchon zweyerley Wege ausgeſonnen, auf denen ich dieſen Leuten einen Wohnplatz verſchaffen will. Morgen 9 Uhr komme Er wieder, da kann ich ihm vielleicht mehr ſagen.

Den andern Tag war ich Punkt neun Uhr bey dem Herrn Pfarrer. Nicht lange hernach kam auch Jeremies angezogen. Der Herr Pfarrer ließ ihn ſetzen und ſagte: hier Jeremies! iſt ſein Freund Haberfeld zurückgekommen, und hat die Einwilligung ſeines Vaters zu ſeiner Heyrath mitgebracht.

J. Gott ſey Lob und Dank! nun iſt mir doch ein großer Stein vom Herzen.

Pf. Aber ſeine Mutter will ſchlechterdings nicht einwilligen. Da nun ſein Vermögen ganz von der Mutter herkommt, ſo wird er ſich wohl müſſen gefallen laſſen, daß dieſe ihn erblos macht.

J. Es iſt hart! meiner Treue, ſehr hart.

Pf. Das iſt es freylich. Ich gebe ihm die Sache nun zum Ueberlegen. Entweder er muß ſein Mädchen und ſein Kind verlaſſen, oder ſeinem mütterlichen Vermögen entſagen.

J. Ich habe alles ſchon überlegt.

Pf. Was will er alſo thun?

J. Meine Roſine und mein Kind verlaſſe ich nicht, es mag mir gehen, wie Gott will.

Pf. Das iſt löblich! bey dieſem Vorſatze bleibe er! Freylich wird er anfänglich etwas kümmerlich leben müſſen; es iſt aber beſſer, bey einem guten Gewiſſen, Salz und Brot zu eſſen, als bey Ueberfluſſe ſich vorwerfen zu müſſen, daß man ſchlecht gehandelt und ſeine Schuldigkeit nicht gethan habe. Wenn er mit ſeiner Frau fleißig arbeitet, rechtſchaffen handelt, und ſein Vertrauen auf Gott ſetzet: ſo wird ihn dieſer nicht verlaſſen.

J. Das denke ich auch.

Pf. Nun iſt nur die Frage noch, wo ihr Leutchen euch niederlaſſen wollt.

J. Das überlaſſe ich Ihnen alles, lieber Herr Pfarrer! Machen Sie nur, daß die Sache bald aufs Reine kommt!

Pf. Sogleich wird ſie nicht aufs Reine kommen; unterdeſſen wollen wir die Hoffnung nicht aufgeben. Ich will darüber nachdenken, und ſehen, ob mein grauer Kopf nicht eine Auskunft treffen kann. Jetzt gehe er in meinen Garten, bis ich ihn wieder rufen laſſe.

So wie er abging, trat der Herr von Blutfink herein, druckte dem Herrn Pfarrer die Hand und dankte ihm für den guten Rath, den er ihm gegeben hatte.

Nur Muth gefaßt, Herr von Blutfink! ſagte der Pfarrer, der Menſch kann viel, wenn er nur nachdenkt, ſeine Kräfte braucht und ſeine Begierden beherrſchen lernt; hat er ja einen Fehltritt gethan, und ſich in den Abgrund des Verderbens geſtürzt: ſo kann er ſich, mit Gottes Hülfe, doch nach und nach wieder herausarbeiten. Davon habe ich eben jetzt ein Exempel gehabt, an dem Burſchen, der hier hinausging. Dieſer hatte auch einen Fehltritt gethan, und ſich durch ſeine Begierden verleiten laſſen, ein Mädchen unglücklich zu machen, und war durch dieſe unüberlegte Handlung bis zur Verzweiflung gebracht worden.

B. Iſt das vielleicht der Burſch, der ſich henken wollte?

Pf. Der iſt es. Woher wiſſen Sie ſeine Geſchichte?

B. Haberfeld hat mir von ſeiner Geſchichte etwas geſagt. Und dieſer glaubt noch dahin zu kommen, daß er, bey ruhigem Gewiſſen, ein vergnügtes Leben führen kann?

Pf. Das glaubt er, und ich habe die beſte Hoffnung, daß es ihm gelingen werde. Er iſt Herr über ſeine Begierden geworden, er hat die Liebe zum Gelde und zur Bequemlichkeit beherrſcht, und ſeinem Erbtheile entſagt, um ſein Mädchen heyrathen und ſein Kind erziehen zu können. Nun, da er dieſen Schritt gethan hat, wird hoffentlich alles gut gehen. Sein Gewiſſen wird wieder ruhig werden, und er kann noch viele Jahre in der Welt Gutes ſtiften und Gutes genießen.

B. Nun da will ich auch nicht verzweifeln.

Pf. Das dürfen Sie auch nicht. Wenn ich nur ein Plätzchen wüßte, wo dieſer Burſch mit ſeinem Mädchen ſich anſiedeln könnte. In ſein Dorf darf er nicht, da würde ihn die Mutter, die eine wahre Xantippe ſeyn ſoll, und die zu ſeiner Heyrath durchaus ihre Einwilligung nicht geben will, ihn bald zu Tode ärgern. Bey uns kann er ſich auch nicht niederlaſſen: weil er nicht im Stande iſt ſo viel herzuwenden, als die Landesgeſetze von einem Fremden verlangen, der ſich bey uns niederlaſſen will.

B. Iſt er ehrlich?

Pf. Ich glaube wer ſich über das Urtheil der Leute hinausſetzt, und ſein ganzes Erbtheil in die Schanze ſchlägt, um einen begangenen Fehltritt wieder gut zu machen, der muß ein ſehr ehrlicher Mann ſeyn.

B. Das glaube ich auch. Iſt er fleißig?

Pf. Er getrauet ſich, durch ſeinen und ſeiner künftigen Frauen Fleiß, ſeine Familie zu ernähren.

B. Guter Mann! (indem er des Herrn Pfarrers Hand faßte) ich habe, wie Sie wiſſen, durch falſche Ehrliebe zwey Familien unglücklich gemacht. Ich ſelbſt bin der elendeſte Menſch, da mir mein Gewiſſen Tag und Nacht keine Ruhe läßt. Sie

hat

haben mir geſagt, es gäbe nur zwey Mittel zu meiner Beruhigung; Beherrſchung der Begierden und Rettung der Unglücklichen. Das erſte, habe ich angefangen zu thun, und werde damit fortfahren.

Zum zweyten zeigen Sie mir jetzt ſelbſt eine ſchöne Gelegenheit. Ich bin Erb- und Gerichtsherr von Münzenbach. Hier kann der Burſch mit ſeinem Mädchen ſich niederlaſſen, ich — ich richte ſeine Hochzeit aus — Arbeit kann er auf meinem Gute genug haben — künftigen Sonntag kann er ſchon Hochzeit machen.

Pf. Das wollen Sie thun?

B. Das will ich thun.

Pf. Gott ſegne Sie dafür lieber Herr von Blutfink! und gebe, daß Sie, bis ihr Haar grau wird, an dieſer Familie Freude ſehen, und in ihrem Wohlſeyn, das Sie jetzt gründen, immer eine Beruhigung Ihres verletzten Gewiſſens finden mögen. Iſt es ihr feſter Entſchluß?

B. Mein feſter Entſchluß.

Pf. So will ich den Burſchen hereinkommen laſſen, um ihm denſelben mitzutheilen.

B. Das thun Sie doch ja!

Pf. Haberfeld! rufe er doch den Jeremies herein!

Ich ließ den Jeremies hereintreten, und der Pfarrer redete ihn folgendermaßen an: Iſt er noch des Sinnes, daß er, um ſeinen Fehltritt gut zu machen, ſeinem mütterlichen Erbtheil entſagen, und ſeine Roſine heyrathen will?

J. Ich habe es Ihnen verſprochen, Herr Pfarrer! Und ein ehrlicher Mann hält Wort.

Pf. Aber wovon will Er ſich und ſeine Familie nähren?

J. Von meiner und meiner Frauen Arbeit.

Pf. Wenn der Menſch das Seinige thut: ſo kann er immer auf Gottes Segen rechnen. Da er das Seinige gethan und ſich feſt entſchloſſen hat, mit Entſagung ſeines mütterlichen Erbtheils, ſeinen begangenen Fehltritt gut zu machen: ſo thut der liebe Gott auch das Seinige; er hat ihm ein Plätzchen angewieſen, wo er Wohnung, und durch Fleiß auch Brot finden wird.

J. Im Ernſte?

Pf. Er kann ſich auf mein Wort verlaſſen. Dieſer Herr von Blutfink wird die Gnade haben, ihn in ſein Dorf, Münzenbach, aufzunehmen.

B. Ja lieber Freund! wenn ihr mit eurer künftigen Frau, Luſt habt euch zu nähren, und ehrliche Leute ſeyd: ſo ſollt ihr bey mir Schutz, Arbeit und Brot haben.

J. Das wollen Sie an mir thun? Gott vergelte es Ihnen gnädiger Herr! hier verſpreche ich es Ihnen mit einem Handſchlage, daß ich mich ſo aufführen will, daß Sie niemahls über mich Klage haben ſollen.

B. Ich hoffe ihr werdet Wort halten. Ich reite morgen ſogleich nach Hauſe, um zu eurer Hochzeit die Veranſtaltung zu treffen, die ſchon auf den Sonntag ſeyn kann. Ihr könnt gehn um eure Verlobte abzuholen.

J. Das will ich gleich thun.

P. Wo bleibt aber das Kind?

J. Da ſchlagen Sie mir ſelbſt vor, lieber Herr Pfarrer! wie ich das machen ſoll. Ich will es gern zu mir nehmen, es iſt ja mein Fleiſch und Blut.

P. Aber ſobald er ſich zum Vater des Kindes bekennt, wird die Gemeine verlangen, daß er alle Koſten erſetzen ſoll, die die Unterhaltung des Kindes verurſacht hat.

J. Das iſt freylich nicht mehr als billig. Aber wovon? Wovon lieber Herr Pfarrer? Ich habe noch 5 Kopfſtücke, das iſt meine ganze Baarſchaft.

B. Gebt euch zufrieden, ich werde die Sache abmachen.

J. Du lieber Gott! Sie ſind ja ein wahrer Engel, gnädiger Herr!

B. Wollte Gott ich wäre es!

Nun wurde der Schulze und des Kindes Pflegemutter herbey gerufen, und die Sache mit ihnen aufs Reine gebracht. Darüber verſtrich die Zeit, und ich rieth Jeremieſen, daß er dieſen Tag noch bleiben ſollte. Dieſer aber war ſo begierig, ſeiner Roſine recht bald die gute Nachricht zu überbringen, daß er ſich nicht lange halten ließ, und mich bath, ihn ein Fleck zu begleiten.

Haberfeld träumt.

Da ich in die Wirthsſtube zurück kam, waren etliche Fuhrleute da, denen der Wirth eine Schüſſel voll dürre Bohnen und geräucherte Wurſt auftrug. Da ich dieß Gerichte ſehr gern eſſe, und ziemlichen Hunger im Magen fühlte, ſo ließ ich mir auch eine Portion davon geben, verzehrte ſie und legte mich zur Ruhe. Ich mochte nicht gar lange geſchlafen haben: ſo fing ich an zu träumen. Anfangs war der Traum gar lieblich. Ich war bey meinem Kathrinchen, ſie war meine Frau, und ich befand mich bey ihr ſehr wohl. Auf einmahl that ſich aber der Erdboden von einander, ich fiel in ein tiefes Loch, rief Hülfe! Hülfe! ſtreckte die Armen nach meiner Frau aus, die war aber auf einmahl in eine Xantippe verwandelt. Du Galgenſtrick! Sagte ſie, von mir haſt du keine Hülfe zu erwarten. Ich bin froh daß ich dich los bin. Mir war es, als wenn ich ſchon Kinder hätte, die um mich herum ſtanden.

Ich bath meine Kinder, mir die Hände zu

reichen: ſie ſchimpften mich aber und ſagten: du biſt ein Rabenmutter; ſtirb nur — da nimmt unſere Mutter einen andern, der beſſer iſt als du. Ich ſtemmte mich mit den Händen an, um mir ſelbſt zu helfen; ſie ſchlugen mich aber alle mit Dornbüſchen ſo ſtark, daß ich mich nicht retten konnte.

Endlich ſtieß mich der Fuhrmann an, der neben mir lag, und ſagte, Cammerad! Was fehlt dir denn?

Da wachte ich auf, und der Traum war weg. Ich ſchlief zwar wieder ein, aber ich bekam wieder Zank mit meiner Frau.

Des Morgens ſtand ich ſehr verdrüßlich auf, und dachte, der Traum bedeutet gewiß nichts Gutes. Es iſt eine Warnung. Ich ging von einer Ecke zur andern, und wußte nicht was ich thun ſollte.

Gut war es, daß ich den lieben Herrn Pfarrer Goldammer nicht weit hatte. Zu dieſem ging ich und erzählte ihm erſt weitläuftig meine Geſchichte mit Kathrinchen. Einigemahl fiel er mir ins Wort, und that verſchiedene Fragen an mich.

Da ich nun ausgeredet hatte, faßte er meine Hand und ſagte: lieber Haberfeld! Er hat als ein ſehr vernünftiger Menſch gehandelt, und ich wüßte an ſeiner Handlungsart gar nichts zu tadeln. Wenn ſich alles ſo verhält, wie er mir geſagt hat: ſo kann er ſein Mädchen nehmen, wie wenn es ihm der liebe Gott gegeben hätte. Denn woher ſollen wir denn

Gottes Willen anders erfahren, als durch Nachdenken? Der liebe Gott ſpricht nicht mit uns durch Stimmen vom Himmel, Er hat uns aber einen Wegweiſer an unſerer Vernunft gegeben. Dieſe ſagt uns immer was wir thun und laſſen ſollen. Wenn wir dieſe gebrauchen, nicht auf unſere Begierden hören ſondern nachdenken: ſo ſagt ſie uns gewiß immer, was Gottes Wille iſt.

Er kann alſo ſein Mädchen getroſt nehmen; und kann hoffen, daß er mit ihr eine vergnügte Ehe führen werde. Freylich wird es ohne Trübſal und Widerwärtigkeiten nicht abgehen. Dieſe dürfen ihn aber nicht niederſchlagen. Sein Gewiſſen wird ihm ſagen: du haſt dir nichts vorzuwerfen, du haſt nach Vernunft gehandelt — du haſt Gottes Willen gethan. Die Widerwärtigkeiten, die dich nun treffen, ſind von Gott gegeben, ſie müſſen dir alſo gut ſeyn. Aber warum hängt er den Kopf? Warum iſt er ſo verdrüßlich?

H. Ach Gott!

Pf. Nu? Was fehlt ihm denn?

H. Ich habe dieſe Nacht gar einen ſchweren Traum gehabt.

Pf. Ey! Ey! Der vernünftige Haberfeld, der ſich von ſo vielen Dingen frey gemacht hat, der will nun Sclave eines Traums werden? Hier habe ich ein Traumbüchlein, das ich einer alten Frau weggenommen habe, die immer des Vormittags darinne

las,

les, um zu erfahren, was die Träume bedeuteten, die ihr des Nachts vorgekommen waren. Da können wir ja nachſchlagen, was ſein Traum zu bedeuten habe.

H. Ach! Zu meinem Traume habe ich kein Traumbüchlein nöthig, der erklärt ſich von ſelbſt.

Pf. So erzähle er ihn mir doch!

Der Herr Pfarrer hörte meiner Erzählung aufmerkſam zu, und da ich damit fertig war, fragte er: was hat er geſtern Abends gegeſſen?

H. Nichts, als einen Teller voll Bohnen und geräucherte Wurſt.

Pf. Und da er dieſe Mahlzeit genoß, war es wohl ſchon etwas ſpät?

H. Freylich. Ich hatte erſt Jeremieſen das Geleite gegeben, und kam etwas ſpät zurück: weil es auf dem Wege einen kleinen Aufenthalt gegeben hatte.

Pf. Was war denn dieß für ein Aufenthalt?

Da erzählte ich ihm nun einen Auftritt, den ich mit einem betrunkenen Manne gehabt hatte.

Pf. Nun brauche ich weiter nichts zu wiſſen, lieber Haberfeld! Ich kann ihm ſeinen Traum, ohne Traumbuch, recht gut erklären. Die Bohnen ſind eine blähende Speiſe, die den Magen ſtark auftreibt. Wenn er ſich nun mit dieſem Magen voll Bohnen niedergelegt hat: ſo druckte der aufgetriebene Magen auf die Adern, das Blut wurde in ſeinem Umlaufe gehemmt. Daraus entſtand Beängſtigung. Die Beängſ ängſtigung brachte ihn auf ängſtliche Gedanken. Hätte er nun vorher ein Buch von den Höllenſtrafen geleſen: ſo würde ihm von der Hölle geträumt haben; hätte er von Geſpenſtern und Spitzbuben erzählen gehöret: ſo würden ihn dieſe im Traume geplagt haben. Da er aber ein über ihren trunkenen Mann zorniges Weib, und Kinder geſehen hatte, die ihren Vater verabſcheuen mußten, er auch überdieß Heyrathsgedanken im Kopfe hatte: ſo konnte das zornige Weib, die aufgebrachten Kinder leicht im Traume wieder erſcheinen, und es konnte ihm vorkommen, als wenn ſie die Seinigen wären.

H. Das glauben Sie wirklich?

Pf. Das glaube ich wirklich. Wenn man ängſtliche Träume hat: ſo unterſuche man nur den Zuſtand ſeines Körpers. Man wird immer finden, daß es mit dieſem nicht richtig iſt. Entweder man hat zu viel, oder zu ſpät, oder blähende unverdauliche Speiſen genoſſen, oder man iſt zu vollblütig, oder es iſt eine andere Unordnung im Körper. Wenn der Körper ganz geſund, und der Magen nicht überladen iſt: ſo wird man gewiß keine ängſtliche Träume haben.

H. Aber Abraham, Iſaack und Jakob, und andere Leute, die in der Bibel vorkommen, träumeten doch auch, und ihre Träume trafen immer ein.

Pf. Lieber Haberfeld! Wenn Abraham, Iſaack, und Jakob hier wären, und ich mich mit ihnen, ſo wie jetzt mit ihm, über den Zuſtand beſprechen könnte, in dem ſie ſich befanden, als ſie träumeten: ſo würden wir über ihre Träume manchen Aufſchluß bekommen. Dieſe ſind aber nicht mehr da. Folglich läßt ſich über ihre Träume nichts gewiſſes ſagen. Muthmaßungen laſſen ſich aber darüber machen. Dieſe Leute befanden ſich, ehe ſie zu träumen anfingen, faſt immer in einer bedenklichen ängſtlichen Lage. Sie werden alſo, wie alle vernünftige Leute, in ſolchen Fällen zu thun pflegen, nachgedacht, und da ſie fromm waren, an Gott gedacht haben. Mit ſolchen Gedanken ſchloſſen ſie die Augen, die Seele wachte aber fort, und dachte nach. Da nun alles um ſie herum dunkel und ſtille war, und ſie alſo durch nichts im Nachdenken unterbrochen wurden: ſo konnten ſie des Nachts leicht zu Einſichten kommen, die ſie am Tage nicht hatten, und auf Mittel fallen ſich zu retten, an die ſie bey wachendem Leibe nicht dachten. Dieß geſchieht heutiges Tages noch ſehr oft, daß die Menſchen im Traume einſehen, was ſie am Tage nicht begreifen konnten.

Aber durch ängſtliche Träume, die ihren Grund in einer Unordnung des Körpers haben, darf ein vernünftiger Menſch ſich nicht irre machen laſſen.

H. Alſo meinen der Herr Pfarrer, daß ich mich an dieſen Traum nicht kehren, daß ich mein Mädchen heirathen ſoll?

Pf. Wenn er es lieb hat, und nichts Nachtheiliges von ihr höret: warum denn nicht? Wollte er denn wohl deßwegen einem rechtſchaffnen Mädchen entſagen: weil ihm ein Teller voll Bohnen nicht recht bekommen iſt?

H. Nun ſo will ich denn in Gottes Nahmen zur Hochzeit Anſtalt machen, und ich werde es nun weit freudiger thun: da ich Ihren guten Rath darüber vernommen, und Sie meine Meynung gebilligt haben. Zuvor will ich aber noch einmahl zu dem guten Herrn Amtmanne gehn, von ihm Abſchied nehmen, und ihm für ſeine guten Lehren danken, die er mir gegeben hat.

Pf. Da thut er ſehr wohl dran.

H. Ihnen danke ich auch tauſendmahl, lieber Herr Pfarrer, für alles Gute, das Sie mir geſagt haben. Wann es mir einmahl in der Welt wohl geht: ſo werde ich immer dran denken, daß ich es dem guten Herrn Amtmann, und Ihnen, lieber Herr Pfarrer! zu verdanken habe.

Pf. Vergeſſe er mich auch nicht, wann es ihm übel geht. Auch der verſtändigſte und rechtſchaffenſte Mann muß bisweilen ſchwere Leiden übernehmen. Wenn er aber immer Recht thut, ſeine Begierden zu beherrſchen weiß, und ſein Vertrauen auf Gott ſetzet: ſo wird er durch keine Widerwärtigkeit niedergedrückt, er weiß ſich immer zu helfen, und von jedem Unglücke ſeinen Vortheil zu ziehen.

H. Und wenn ich das einmahl kann: ſo habe ich es Ihnen auch zu danken, lieber Herr Pfarrer!

Pf. Wenigſtens habe ich ihm dazu einige Anleitung gegeben. Lebe er wohl lieber Haberfeld! Wahrſcheinlich ſehen wir uns in der Welt nicht wieder. Meine Lebensſonne iſt im Begriffe unter zu gehen. Wenn er aber auf dem guten Wege, auf dem er ſich befindet, fortgeht: ſo werden wir uns in einer beſſern Welt wieder finden, und uns freuen über die Siege, die wir über unſer Fleiſch und Blut errungen haben. Lebe er recht wohl! Gott ſegne ihn!

H. Leben Sie auch wohl, (indem ich ſeine Hand küßte, und ein Paar Thränen darauf fallen ließ.)

Der Herr Amtmann hält eine Vorleſung über den Stand der heiligen Ehe.

Nun ſetzte ich meinen Stab weiter fort, und ging zu dem Herrn Amtmanne. Ich ſagte ihm mein Anbringen kurz und gut, dankte ihm, für die guten Lehren die er mir gegeben hatte, und erzählte ihm, daß ich nächſtens Hochzeit machen würde.

Hochzeit! Sagte er, Hochzeit! Ueber dieſen Punkt möchte ich gern noch ein Paar Worte mit dir ſprechen. Aber jetzt habe ich den Kopf ſo voll, daß es mir nicht möglich iſt, mich mit dir abzugeben. Komm dieſen Abend wieder, wann ich meinen Dreſchflegel abgelegt habe. Neun Uhr! Da ſollſt du mir angenehm ſeyn.

Zu der beſtimmten Stunde fand ich mich ein, der Herr Amtmann hatte ſeine Pfeiſe angeſteckt, ſaß auf dem Canapee, und war wieder eben ſo guter Laune, wie damahls, da ich ihn das erſtemahl kennen lernte.

Ich mußte mich niederſetzen und er ließ mir ein Glas Bier einſchenken. Alſo Hochzeit willſt du machen, ſagte er, gratulire dazu. Iſt deine Braut auch ein gutes Mädchen?

H. Herr Amtmann! ein herrliches Mädchen! Ich kann Sie verſichern daß ich noch niemahls ein ſolches Mädchen gekannt habe, das ſo hübſch, ſo ordentlich, ſo rechtſchaffen und fleißig geweſen wäre, wie mein Kathrinchen.

A. Ha! ha! ha! Die Bräute ſind in den Augen ihrer Liebhaber immer gar herrliche Mädchen. Ich will wünſchen, daß du nach drey Jahren eben ſo ſprechen magſt.

H. Wir wollen das Beſte hoffen.

A. Das wollen wir. Aber mit dem Hoffen allein iſt die Sache nicht ausgemacht, wir müſſen dabey auch das Unſrige thun. Ueber dieſen Punkt wollen wir noch ein Paar Worte mit einander reden. Es gibt Burſche, die ihre Bräute, vor der Hochzeit beynahe vor Liebe aufeſſen. Wann aber die Hochzeit vorbey iſt, und ſie ein Paar Monathe im Stande der heiligen Ehe gelebt haben: ſo werden ſie Weiberſchinder; ſagen ihren Weibern nichts angenehmes, befehlen nur immer, ſchelten ſie wegen jedes Verſehens aus, prügeln ſie wohl gar — ein ſolcher Kerl willſt du doch nicht werden?

H. Bewahre Gott!

A. Ich glaube es auch nicht. Denn Haberfeld! Haberfeld! in der Bibel ſteht: Wer eine Ehefrau findet, der findet etwas Gutes, und das iſt wahr. Ein Mann der eine rechtſchaffene Frau hat, der beſitzt einen großen Schatz, und kein Königreich, kein Kayſerthum kann ſo viel Freude verſchaffen, als eine rechtſchaffene Frau. Der arme Taglöhner, der, wann er ſein Tagewerk geendigt hat, zu Hauſe eine biedere gute Frau findet, die ihm den Schweiß von der Stirn wiſcht, und ihm Freude zu machen ſucht, der iſt glücklicher, als ein großer Potentat, dem dieſer Schatz fehlt. Wenn man nun eine rechtſchaffene Frau hat: ſo muß man ſie auch lieb und werth haben, und ihre Schwachheiten mit Geduld tragen und bedenken, daß man auch von Schwachheiten nicht frey iſt.

H. Herr Amtmann! Sie ſollen gewiß ſehen, daß ich meine Frau auf den Händen tragen will.

A. Nun das iſt eben nicht nöthig. Biete ihr nur deine Hand, wann es ihr etwas ſauer wird, und drücke die ihrige, wann ſie ihre Geſchäffte ordentlich beſorgt hat.

H. Das iſt meine Schuldigkeit.

A. Ich muß dir doch ein Geſchichtchen erzählen.

len. Vor ein Paar Jahren bekam ich von einem guten Freunde ein Fäßchen Mallagawein. Haſt du ſchon welchen getrunken?

H. In meinem Leben nicht.

A. Er ſchmeckt ganz vortreflich. Da hab ich noch ein Gläschen ſtehen, verſuch es einmahl!

H. Ach ſo etwas Delicates habe ich in meinem Leben nicht getrunken.

A. Nicht wahr? Nun dieſen Mallagawein habe ich in meinem Keller, und kann davon trinken ſo viel und ſo oft ich will. Gleichwohl trinke ich ihn nur ſelten. Zweymahl etwa die Woche, wann ich eben bey guter Laune bin, damit iſt es gut. Dabey bleibe ich geſund und ſtark, und mein Mallaga ſchmeckt mir immer gut. Vor etlichen Wochen beſuchte mich aber ein alter Dutzbruder. Ich freuete mich über ſeinen Beſuch, und ließ bey der Abendmahlzeit ein Fläſchchen Mallaga hohlen. Er trank ein Gläschen, lobte es, trank noch eins und noch eins, leerete das ganze Fläſchchen aus, bath daß ich noch eins möchte hohlen laſſen, und trank es auch aus. Den andern Morgen ſtand er auf, ſah bleich und verdrießlich aus, ſchlich umher, wie eine Fliege, die aus der Buttermilch kommt, und, da ich ihm bey Tiſche wieder Mallaga auftragen ließ, konnte er nicht mehr trinken. Haſt du nichts mehr aus dem Fäßchen, Herr Bruder, fragte er, aus dem du mir geſtern gabſt? der Wein, den du vor dir haſt, ſagte ich, iſt aus dem nämlichen Fäßchen, aus dem du geſtern bekamſt; aber du haſt des Guten zu viel gethan, denn ſchmeckt er dir nicht mehr.

Viele Eheleute machen es eben ſo. Wann ſie ein Paar Monathe im Eheſtande geweſen ſind: ſo ſehen ſie gelb aus, wie die Spillinge, haben blaue Ringe um die Augen und kein Mark in den Knochen. Sie ekeln einander an, wie meinem Dutzbruder der Mallaga. Verſtehſt du mich?

H. Vollkommen Herr Amtmann!

A. Daher entſtehen zuerſt die Zänkereyen. Leute, die vor einander Ekel haben, fahren einander an, ſchelten und mißhandeln einander. Verſtehſt du mich?

H. Vollkommen Herr Amtmann. Sie müſſen aber doch wirklich keine gute Meynung von mir haben, Wenn Sie glauben, daß ich ſo etwas thun würde.

A. Ja nun! ich kenne verſchiedene hübſche Leute, von denen ich immer eine gute Meynung hatte, und die doch ſo etwas thaten. Unterdeſſen will ich von Haberfelden ſo etwas nicht glauben. Du haſt auſſer dem Eheſtande deine Begierden beherrſchen lernen: ſo hoffe ich, daß du es auch in demſelben thun wirſt.

Nun komme ich aber noch auf ein ander Pünktchen. Haberfeldchen! Haberfeldchen! gib wohl Achtung. Du willſt doch zu den freyen Leuten gerechnet ſeyn?

H. Wenigſtens habe ich mir alle Mühe gegeben ihre und des Herrn Pfarrers Coldammer gute Lehren zu befolgen, und mich ſo frey zu machen.

A. Da ſieh dich nur vor, daß du dein Biſchen Freyheit nicht etwa verlierſt und unter den Pantoffel kommſt.

H. Herr Amtmann! Wenn Sie mein Mädchen kennen ſollten: ſo würden Sie ſo etwas nicht beſorgen. Das iſt gar ein liebes Mädchen, dem es gewiß nicht in den Sinn kömmt, mich unter den Pantoffel zu bringen.

A. Das glaubſt du? da ſprichſt du, wie der Blinde von der Farbe: denn du kennſt die Weiber noch nicht. Ich fand einmahl auf einem Papiere, in welches der Würzkrämer Zucker gewickelt hatte, ein Verſchen, über das ich herzlich lachen mußte, und das ein Gebeth an den großen Chriſtoph enthielt, und folgendermaßen lautete:

Ach du lieber heiliger Stoffel
Behüt uns vor der Weiber Pantoffel!
Süß iſt der Weiber holdſeliger Kuß,
Centnerſchwer ihr bepantoffelter Fuß.

H. Das iſt ja gar ein ſchnurriges Verſchen.

A. Schnurrig iſt es freylich, aber es ſteckt doch viel Wahrheit drinne. Das iſt z. E. ſehr wahr:

Süß iſt der Weiber holdſeliger Kuß
Centnerſchwer ihr bepantoffelter Fuß.

Wer einmahl unter den Pantoffel gerathen iſt der iſt nur ein halber Mann. Er kann nicht nach ſeinen Einſichten handeln, ſondern muß ſich immer nach dem Willen ſeiner Frau richten.

Willſt du wohl ſo ein halber Mann werden?

H. Dafür wolle mich Gott bewahren!

A. Bewahre du dich nur dafür: ſo wird dich Gott auch dafür bewahren. Sieh! die Mittel und Wege, die die Weiber anwenden, um ihre Männer unter den Pantoffel zu bringen, ſind tauſenderley. Ich glaube aber ſie paſſen ſo ziemlich in zwey Fächer; in das Fach der böſen und der guten Weiber. Die böſen Weiber ſuchen ihre Männer durch ihr loſes Maul, durch Zanken, Toben und Werfen unter den Pantoffel zu bringen. — Das beſte Mittel dagegen iſt — daß man keine böſe Frau nimmt. Denn ſeine Frau ſo zu behandeln, wie ein gewiſſer Officier that, das iſt nicht jedes Mannes Sache.

H. Wie behandelte denn dieſer ſeine Frau?

A. Da er ſich um ſie bewarb, warnten ihn alle ſeine Feunde vor ihr. Er lächelte und ſagte: dafür laßt mich ſorgen. Zwey Tage nach der Hochzeit ritt er mit ihr ſpazieren.

Da ſie nun mit einander ein Fleck geritten waren, ſtürzte der Frau ihr Pferd. Sogleich zog der Mann die Piſtole heraus, befahl der Frau abzuſteigen, und ſchoß das Pferd nieder. Die Frau zitterte vor Schrecken am ganzen Leibe. Der Mann ſchnallte den Sattel vom erſchoſſenen Pferde ab, und befahl der Frau den Sattel zu tragen. Dieſe ſah ihn an und wollte Einwendungen machen, aber der Mann legte ihr mit zornigem Blick den Sattel auf und ſchwang ſich auf ſein Pferd. So mußte ſie denn mit dem Sattel neben ihm hertraben.

Von dieſer Zeit an war ſie ſo fromm wie ein Lämmchen, und der Mann? dieſer behandelte ſie mit Vernunft und Liebe, wie dieß die Schuldigkeit eines jeden rechtſchaffen Mannes iſt.

Nach der Beſchreibung, die du mir von deinem Kathrinchen gemacht haſt, wird ſie freylich nicht in das Fach der böſen, ſondern, der guten Weiber gehören. Dieſe haben nun aber auch ein kräftiges Mittelchen die Männer unter den Pantoffel zu bringen, das iſt der holdſelige Kuß. Wenn ſie den Mann dahin bringen wollen, daß er nach ihrer Pfeife tanzen ſoll: ſo fallen ſie ihm um den Hals, ſtreicheln ihm die Backen, und geben ihm den holdſeligen Kuß. Hilft das nichts: ſo verſagen ſie ihm den holdſeligen Kuß. Will das nichts helfen: ſo ſchmollen ſie, und wenn auch dieſes nichts hilft: ſo treten ſie hin und heulen. Und wenn eine Frau erſt anfängt zu heulen: ſo ſtrecken gewöhnlich die Männer das Gewehr.

Sieh lieber Haberfeld! auf dieſe Art wird dein Kathrinchen dich wahrſcheinlich unter den Pantoffel bringen.

H. Das wäre doch arg.

A. Freylich wäre es arg.

H. Was ſoll ich denn da thun?

A. Ich will es dir ſagen, gib Achtung! Der holdſelige Kuß deines Kathrinchens wird dir ſüß ſchmecken — gut; aber du mußt ein Mann ſeyn, und dich dadurch nicht verleiten laſſen, daß du etwas thuſt, was einem Manne unanſtändig iſt. Unanſtändig iſt es aber für einen Mann, wenn er ſich von der Frau commandiren läßt. Sey nur in den erſten Tagen deiner Ehe auf deiner Huth. Du wirſt dann deiner Frau ſo ergeben ſeyn, daß du ihr durchs Feuer liefſt. Willſt du ihr denn nun immer, ſo oft ſie es verlangt, durchs Feuer laufen? Das willſt du doch gewiß nicht. Nun ſo thue es gleich anfangs nicht. Denn laufſt du deiner Frau einmahl durchs Feuer: ſo verlangt ſie, daß du es immer thun ſollſt. Thuſt du es: ſo ſtehſt du unter dem Pantoffel; thuſt du es nicht: ſo haſt du keine ruhige Stunde.

H. Ich verſtehe Sie nicht recht Herr Amtmann!

A. Nun ſo will ich mich deutlicher erklären. Sieh, es gibt gewiſſe Geſchäffte, die für die Frau, und andere, die für den Mann gehören. Die Weibergeſchäfte darf der Mann, ohne die dringendſte Noth, nicht übernehmen, und in ſeine Geſchäfte darf er ſich von der Frau nicht viel reden laſſen.

H. Es wird etwas ſchwer ſeyn, auszumachen, was für die Frau, und was für mich gehört.

A. So gar ſchwer nicht. Die geſunde Vernunft lehrt es, wenn man ſie nur recht brauchen will. Du biſt ein Bauer, und deine Frau wird eine Bäuerin. Was ſind nun ihre Geſchäfte?

H. Zu kochen, zu waſchen, für das Vieh zu ſorgen.

A. Sieh daß du es weißt? Denk nur fein nach, ſo wirſt du immer finden, was der Frau, und was dir zukommt. In deiner Frau ihre Geſchäffte miſche dich nun nicht viel. Guck nicht immer in die Töpfe; ſchreib ihr nicht vor, was ſie täglich kochen ſoll. Laß ihr ihren Willen bey der Viehzucht, und wann ſie Butter und Käſe macht. Sie hat z. E. die rothen Kühe lieber, und du die ſchwarzen. Schaff lauter rothe Kühe in ihren Stall. Sie hat die geſchwänzten Hühner lieber, als die Kaulhühner — laß ihr ihren Willen. Sie will das Kälbchen anbinden, das die Kuh gekalbt hat: weil es ein weiß Herz an der Stirn hat: du willſt es lieber verkaufen. Gib nach, laß es anbinden, und laß der Frau ihren Willen. Eine Frau will auch ihren Willen haben. Ein vernünftiger Mann läßt ihr ihn, ſoviel nur immer möglich iſt, und bauet dadurch vielen Zänkereyen vor. Aber —

H. Nun? reden Sie nur weiter.

A. Aber wenn nun die Frau dich vor den

Kochheerd, oder an den Waſchtrog ſtellen oder die zumuthen wollte, daß du die Kuh melken ſollteſt?

H. Dazu würde ich mich nimmermehr verſtehen.

A. Das ſagſt du jetzt. Wie denn aber, wenn dir deine Frau den holdſeligen Kuß verſagt? Wenn ſie ſpricht du hätteſt ſie nicht lieb? Wenn ſie hintritt und weint?

H. So ſchlimm wird es ja doch nicht ſeyn?

A. Ich glaube allerdings, daß es ſo ſchlimm ſeyn wird. Unterdeſſen habe ich doch das Zutrauen zu dir, daß du dich wie ein Mann halten wirſt. Du haſt dich bisher geübt immer deine Begierden zu beherrſchen; fahre nun fort, auch über die Liebe zu deiner Frau und über das Mitleiden die Herrſchaft zu behaupten. Wenn du wiſſen willſt, wie du dieß anfangen mußt: ſo will ich es dir wohl ſagen.

H. Das thun Sie doch ja!

A. Sieh! wenn deine Frau von dir etwas verlangt, und ſucht dich durch den holdſeligen Kuß, oder durch Thränen dahin zu bringen, daß du es thuſt: ſo nimm dich zuſammen, und thue es nicht ſogleich. Denn wenn dir das Herz ſo weich gemacht iſt: ſo kannſt du keine Ueberlegung anſtellen. Stopfe dir eine Pfeife Tabak und geh in den Garten oder auf den Acker. Da denke ruhig nach, ob es wohl recht und billig iſt, deiner Frauen Wunſch zu erfüllen. Iſt es billig und recht: ſo lauf und thue es ſogleich, ohne dich noch ein einzigesmahl drum bitten, oder eine einzige Thräne fallen zu laſſen. Findeſt du aber, daß ſie etwas unbilliges und unrechtes verlangt: ſo thue es nicht, und wenn ſie ein halb Dutzend Schnupftücher voll weinte. Schwer iſt dieß freylich; es kann aber nicht anders ſeyn, wenn du ein freyer Mann bleiben willſt. Läßt du dich durch die Liebe und das Mitleiden beherrſchen, ſo iſts mit deiner Freyheit aus, und du wirſt ein Sclave deiner Frau.

H. Ich ſehe nun wohl ein, daß es doch nicht ſo leicht iſt ein Ehemann zu ſeyn, als ich geglaubt habe.

A. Darinne haſt du Recht. Die mehreſten Burſche meynen es wäre nichts leichter, als eine Frau zu nehmen. Kommen ſie aber erſt in den Stand der Ehe: ſo gehen ihnen die Augen auf. Mehrentheils aber zu ſpät. Sie wiſſen nicht wie ſie gegen die Weiber ſich benehmen ſollen, und machen lauter albernes Zeug, daraus nichts als Zank und Mißvergnügen entſteht.

Unterdeſſen iſt es auch nicht ſo ſchwer, als man denkt. Wenn ein Mann rechtſchaffen iſt, ſeine Frau liebt und nachdenken gelernt hat, ſo wird er in allen Fällen einſehen, was er zu thun und zu laſſen hat. Begeht er auch bisweilen einen Fehler, welches denn freylich auch den klügſten Männern bisweilen zu begegnen pflegt: ſo kann er dieſen Fehler doch bald wieder gut machen. Du biſt ja aber ein rechtſchaffner Burſch, dein Mädchen haſt du lieb, nachdenken haſt du auch gelernt, ſo wird denn hoffentlich alles gut gehen.

H. Das gebe der liebe Gott!

A. Das Beſte hätte ich bald vergeſſen zu ſagen. Ich habe nur von den Geſchäften deiner künftigen Frau geſprochen, nun muß ich auch von den deinigen etwas ſagen. Daß du dich nicht viel in die Geſchäfte deiner Frau miſchen darfſt, weißt du. Nun mußt du aber auch auf deiner Huth ſeyn, daß deine Frau ſich nicht zu viel in die deinigen miſche. Welches ſind denn deine Geſchäfte?

H. Doch nichts anders, als der Ackerbau.

A. Ganz Recht. Dazu gehört aber vielerley; die Sorge für die Pferde, für das Beſtellen der Aecker, für den Fruchtboden, für den Geldbeutel u. ſ. w. über alle dieſe Geſchäfte mußt du Herr bleiben, und dir von deiner Frau nicht viel drein reden laſſen. Viele junge Ehemänner verſehen es darinne, daß ſie ihre Weiber, bey allen ihren Geſchäften, zu Rathe ziehn. Sie meynen es gut damit, es iſt aber nicht gut, und thut nicht gut. Ein Paar Eheleute mögen ſo einig ſeyn, als ſie immer wollen: ſo iſt es doch nicht möglich, daß ſie in allen Stücken einerley Meynung ſeyn ſollten. Wenn ſie ſich nun über alles miteinander berathſchlagen wollten: ſo würde daraus nur Uneinigkeit entſtehen. Geſetzt

z. E. du wollteſt einen Acker beſtellen, und du fragteſt Kathrinchen, ob es wohl beſſer ſey, Rocken oder Weizen dazu zu nehmen, und ſie verlangte Weizen, du glaubſt aber der Rocken ſchicke ſich beſſer: ſo ſeyd ihr verſchiedener Meynung. Nun folgſt du entweder deiner Frauen Meynung, oder du thuſt es nicht. In beyden Fällen kommſt du ins Gedränge. Folgſt du ihrer Meynung, ſo handelſt du nicht nach deinen Einſichten, nicht nach deiner Vernunft, ſondern nach dem Willen deiner Frau, du ſtehſt unter dem Pantoffel. Thuſt du es aber nicht: ſo wird geſchmollt und gezankt.

Willſt du dem allen ausweichen: ſo iſt das Beſte, du ziehſt in deinen Geſchäfften deine Frau gar nicht zu Rathe. Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß du deßwegen nicht ungefällig ſeyn darfſt, ſondern jede Gelegenheit nutzen mußt, deiner Frau da und dort eine Freude zu machen.

Deine Frau ließe ſich z. E. merken, daß ſie gar zu gern ein Stückchen mit Linſen beſtellt hätte: ſo ſchreibſt du dir es hinter die Ohren, beſtellſt die Linſen heimlich, wann ſie nun aufgegangen ſind, führſt du ſie ſpazieren, und gehſt vor dem Linſenſtücke vorbey, da freuet ſie ſich, drückt dir die Hand und gibt dir den holdſeligen Kuß.

Freylich gibt es einfältige Männer, denen nicht beſſer kann gerathen werden, als daß man ſie unter die Vormundſchaft ihrer vernünftigen Weiber ſetzt. Zu dieſen wirſt du dich doch aber wohl nicht rechnen?

H. Lieber wollte ich in meinem Leben keine Frau nehmen.

A. Nun ſo leb denn wohl, lieber Haberfeld! ich habe mit dir viel geſprochen. Dieß iſt meine Art ſonſt nicht: denn die mehreſten Leute laſſen das, was man mit ihnen ſpricht, zu einem Ohre hinein, zum andern hinaus gehen. Wozu ſoll man da viel ſprechen? Bey dir habe ich aber gemerkt, daß du aufpaßt wann man etwas ſagt, und darüber nachdenkſt; deßwegen habe ich mich ſo viel mit dir abgegeben. Nimm es gut auf! Ich habe es aus gutem Herzen geſprochen.

H. Herr Amtmann! So lange ich lebe vergeſſe ich Sie, und Ihre guten Lehren nicht! Gott ſegne Sie dafür, (indem ich ſeine Hand küßte) und gebe Ihnen ein ruhiges und vergnügtes Alter!

A. Dir auch Haberfeld. Was der Menſch ſäet das wird er ernten. Wenn man in der Jugend ordentlich lebt, nach Vernunft handelt und ſeine Begierden beherrſcht: ſo hat man es hernach im Alter zu genießen. Künftiges Frühjahr, wenn ich noch lebe, werde ich einen Ritt in deine Gegend machen. Darf ich da bey dir einſprechen?

H. Wenn Sie das thäten, Herr Amtmann! Keine größere Freude könnte mir begegnen. Da wollte ich Ihnen meine Frau zuführen und ihr ſagen:

gen: ſieh Kathrinchen, wenn du einen guten Mann haſt; ſo haſt du es dieſem guten Herrn zu verdanken; der hat ihm den Kopf zurecht geſetzt.

A. Ich werde mich auch freuen, wenn ich ſehe, daß du mit deinem Kathrinchen vergnügt lebſt. Gern plauderte ich mit dir noch ein Paar Stunden, aber ich gehe nun bald zu Bette: weil ich morgen frühe heraus muß. Das iſt eine verdrießliche Commiſſion, ich wollte daß ſie ſchon vorbey wäre.

H. Was haben Sie denn? Daß ich fragen mag.

A. Weißt du es denn nicht?

H. Kein Wort.

A. Roßkopf wird verbrannt.

H. Der in Ilſenhayn angeſteckt hat?

A. Der nämliche. Vermuthlich wirſt du auch zuſehen — ſpiegle dich an dieſem ſchrecklichen Anblicke, und ſieh wie weit der Menſch ſinken kann, der ſich von ſeinen Begierden beherrſchen läßt. Schlaf wohl!

H. Sie auch lieber Herr Amtmann!

So ging ich denn fort ins Wirthshaus, und dankte, als ich auf die Streue kam, dem lieben Gott herzlich, daß er mich auf ſo gute Wege geleitet und mich vor Ausſchweifungen behütet hätte. Ich nahm mir nochmahls vor, daß ich mein Lebelang Gott vor Augen haben, meine Vernunſt brauchen,

chen, und das thun wollte, was er mir, durch dieſelbe ſagen würde.

Ein ſchrecklicher und ein angenehmer Auftritt.

Des Morgens ſetzte ich meine Reiſe nach Ilſenhayn fort, wo Roßkopf verbrannt werden ſollte. Alle Straßen waren mit Menſchen bedeckt. Gegen elf Uhr wurde der arme Sünder herbeygeführt, auf den Scheiterhaufen geſtellt, wo er eine Rede an das Volk halten wollte. Es ging aber nicht. Er hatte ſchon die völlige Todesangſt, und konnte kein Wort vorbringen. Da fing der Geiſtliche, der ihn begleitete, ſtatt ſeiner an zu reden.

„Ohne Zweifel, ſagte er, ſeyd ihr alle unwillig auf dieſen armen Sünder, der durch Bosheit und Rachgier ſich verleiten ließ, die Wohnungen unſchuldiger Menſchen anzuzünden, und ihr ſauer erworbenes Vermögen in die Aſche zu legen, ja der noch größeres Unglück würde angerichtet haben, wenn Gott nicht ſeine Hand über uns gehalten, und die thätige Hülfe unſerer Nebenmenſchen es abgewendet hätte. Gott ſey dafür gelobt und geprieſen! Ihr, lieben Freunde, verwünſchet den armen Sünder nicht, denkt vielmehr an die Worte des Apoſtels: wer da ſtehet der ſehe wohl zu, daß er nicht falle. Wodurch iſt dieſer Menſch ſo tief geſunken? Dadurch daß er nicht auf Gottes Willen hörte, ſondern ſeinen Begier den gehorchte. Ach wenn ihr ein Gleiches thut — wenn ihr in der Knechtſchaft eurer Begierden wandelt, ſo ſeyd ihr alle zu ähnlichen Schandthaten aufgelegt. Werdet ihr auch gleich nicht Mordbrenner, ſo könnt ihr doch leicht auf andere Miſſethaten verfallen; werdet ihr deßwegen auch gleich nicht verbrannt: ſo werdet ihr doch auf andere Art die Strafen des gerechten Gottes empfinden müſſen. Denn wer ein Knecht ſeiner Begierden iſt, das iſt ſo wahr, als Gott lebt, der hat Gottes Weg verlaſſen, und wandelt auf dem Wege, der zum Verderben führet. Wer Ohren hat zu hören, der höre!"

Jetzt überließ der Geiſtliche den armen Sünder den Henkersknechten, die ihn an einen Pfahl banden, die Kehle ihm zu ſchnürten, und darauf den Scheiterhaufen anzündeten.

Ich ſtand da wie betäubt, als mich jemand an dem Rocke zupfte. Da ich mich umſah, war es der alte Kornland, der mir herzlich die Hand drückte und bath mich, mit ihm zu eſſen. Ich ſuchte es abzulehnen, und ſagte, daß ich heute noch weiter müßte. Aber er ließ mit ſeinen Bitten nicht nach, bis ich ſeinen Willen that.

In ſeinem Hauſe fand ich ſeine nun verheirathete Tochter mit ihrem Manne, die über meine Gegenwart große Freude bezeugten.

Die junge Frau fragte, ob ich ihren Doppelducaten noch hätte? Ich zeigte ihn̄ ihr und ſagte, daß ich einen Hals gefunden hätte, an den er nun bald ſollte gehenget werden.

Da wünſchte mir jung und alt dazu Glück, und der alte Kornland ſagte: ich hoffe er wird ſich allemahl freuen, wenn er dieſen Halsſchmuck erblickt. Andere Burſche hängen ihren Bräuten vielleicht zehn Doppeldukaten um; dieſer einzige iſt aber gewiß mehr werth: denn auf ihm ruhet Gottes Segen.

Der alte Kornland erzählte mir nun ſeinen Lebenslauf, aus dem ich ſehr viel lernte. Er war vielmahl auch in Gefahr geweſen, ſchlechte Streiche zu machen; aber, die guten Sprüche, die ich in meiner Jugend gelernt hatte, ſagte er, hielten mich immer davon ab. Er hatte ſein Lebelang viel Ungemach ausſtehen müſſen; wenn er aber immer recht that: ſo mußte das Ungemach immer zu ſeinem Beſten dienen. Beſonders rührend war es für mich, als er davon ſprach, wie er in ſeiner Jugend das Bein gebrochen habe.

Unter dieſer Erzählung verſtrich die Zeit, wir wußten ſelbſt nicht wie. Wir würden gern noch länger zugehöret haben, wenn der Wächter nicht zehn gerufen, und der alte Kornland geſagt hätte: nun Kinder iſt es Zeit zu Bette zu gehen. Wenn wir heute zu lange ſitzen: ſo fällt uns morgen das

früh

frühe Aufſtehen ſchwer, und es ſchmeckt hernach die Arbeit nicht.

So verfügten wir uns zur Ruhe, ich freuete mich über das Gute, das ich von Kornlanden gelernt hatte, und ſchlief vergnügt ein.

Den andern Tag war alles früh heraus, und ich war auch nicht der letzte. Ich frühſtückte, nahm Abſchied und ging fort.

Haberfeld fängt wieder an zu träumen, und wird aus dem Traume geweckt.

Auf dem Wege dachte ich nun an nichts als an — ihr werdet ſchon wiſſen an wen, und wünſchte nichts mehr, als bald ſo glücklich zu ſeyn, wie Kornlands Schwiegerſohn.

Ein verliebter Menſch iſt ein närriſcher Kerl. Immer geht er in tiefen Gedanken, und träumt mehr als er wacht. Und ſeine Träume ſind ſo lieblich. Von Unglücksfällen, von Sorgen und Kummer und Uneinigkeit, die doch in keiner Ehe fehlen, kommt nichts vor. Da wird alles geträumt, was nur das Herz begehrt.

So ging es mir. Ich träumte wie ich es nur ſelbſt wünſchte. Kathrinchen war meine Frau, die beſte Frau von der Welt. Was ſie mir an den Augen anſehen konnte, das that ſie. Wir arbeiteten, und, wann der Tag voll Arbeit vorbey war, ſaßen wir bey einander wie die lieben Engelchen,

chen, und freueten uns miteinander. Alles was wir vornahmen gelang. Sie ſetzte ein Kalb nach dem andern ab, und vergrößerte ihren Viehſtand, und ich vergrößerte die Schafzucht, zog meine Pferde ſelbſt auf, ſammelte Geld, kaufte einen Acker und eine Wieſe nach der andern. Ich bekam Kinder, ſo ſchön wie ſie nur gemahlt werden können. Ich ließ ihnen die Kuhpocken impfen. Sie kamen glücklich durch. Sie wurden groß und geriethen alle wohl. Um meine Töchter liefen ſich die jungen Burſche faſt die Sohlen von den Füßen. Eben da ich die Aelteſte verheirathen wollte: rief mich jemand an: Kerl wie heißt du?

Weg war der Traum. Kathrinchen mit ihren Kälbern und Kühen, meine Rappen, meine Fohlen, meine Schafe, Aecker und Wieſen, meine hübſchen Kinder — alles war weg. Ich ſperrte die Augen auf und ſah nichts vor mir als — einen Dragoner mit einem großen Schnurrbarte. Mach nicht lange Federleſens Kerl! Sag wie heißt du? So ſprach er mit donnernder Stimme zu mir.

Da ich nun nichts im Kopfe gehabt hatte, als meinen künftigen Schwiegervater Martin und ſeine Tochter: ſo ſagte ich in der Verwirrung ich heiße Martin.

D. Alſo Martin! wo kommſt du her?

H. Von Ilſenhayn.

D. Haſt du einen Paß?

H. Das verſteht ſich.

D. Zeig ihn her!

H. Hier (indem ich ihm den Paß hinreichte).

D. Je du Himmeltauſendſakkermenter! In deinem Paſſe ſteht ja weder etwas von Ilſenhayn noch von Martin.

H. Ich weiß nicht, wo ich die Gedanken gehabt habe. Ich heiſſe Ernſt Haberfeld, komme von Rittersleben, und bin über Ilſenhayn gegangen.

D. Das kannſt du einem andern aufhängen, aber mir nicht. Du biſt gewiß einer von den Spitzbuben, die vorige Nacht in die Grünleber Mühle eingebrochen ſind.

H. Ich bitte ihn —

D. Halt das Maul Kerl! Du haſt einen falſchen Paß und biſt ein Spitzbube! Sogleich geh mit mir auf das Amt, oder ich will dich prügeln daß du den Himmel für eine Baßgeige anſehn ſollſt.

So mußte ich denn ohne Widerrede fort: weil der Dragoner allemahl den Pallaſch in die Höhe hob, und mir mit Prügeln drohete, wann ich etwas zu meiner Vertheidigung vorbringen wollte.

Haberfeld wird wie ein Spitzbube behandelt.

Als ich auf das Amt kam, wurde ich dem Landknechte übergeben, und viſitirt. Da er das Geld bey mir fand, das ich vom Herrn von Rothkopf, und den Doppelducaten, den ich von Korn-

londs

lands Tochter bekommen hatte, ſo nahm er mir beydes ab, und ſagte: willſt du noch leugnen, daß du ein Spitzbube biſt? Wie kommſt du zu dem vielen Gelde?

So wurde ich denn, wie ein Spitzbube, ins Gefängniß geſetzt, und mit Waſſer und Brot tractirt.

Meine gute Laune wollte mich verlaſſen, ich faßte mich aber doch, und dachte nach, wie ich denn zu dem Unglücke eigentlich gekommen wäre. Da fand ich nun, daß blos meine Träumerey daran Urſache ſey, und daß kein Dragoner, kein Landsknecht noch Amtmann, mir etwas hätten anhaben können, wenn ich Herr über meine Gedanken geweſen wäre, und eine richtige Antwort gegeben hätte.

Das Geſpräch, das ich mit dem alten Kornland geführt hatte, kam mir auch zu ſtatten. Ich hatte von ihm gelernt, daß unter Gottes Leitung alles gut ſey. Damit tröſtete ich mich und legte mich, da es dunkel wurde, auf mein Stroh, mit den Gedanken — Ob ich gleich wandelte im finſtern Thal u. ſ. w.

So wurde ich zwar wie ein Spitzbube behandelt, aber — ich ſchlief doch nicht wie ein Spitzbube. Mein Schlaf war ruhig, mein Erwachen ſo ziemlich vergnügt.

Neun Uhr wurde ich aufs Amt geführt. Wie heißt dich? fragte der Amtmann.

H. Ernſt Haberfeld.

A. Wo biſt du her?

H. Von Hillenhauſen.

A. Wo kommſt du her?

H. Von Rittersleben.

A. Warum haſt du geſagt, du kämeſt von Jlſenhayn?

H. Weil ich die Nacht zuvor in Jlſenhayn logiert hatte.

A. Bey wem?

H. Bey dem alten Kornland.

A. Warum haſt du dir einen falſchen Nahmen gegeben?

H. Herr Amtmann! hören Sie mich an.

A. Ich bin nicht taub.

H. Sehen Sie ich hatte meine Gedanken eben bey einem guten Freunde, der Martin heißt. Da mich nun der Dragoner zornig fragte: Kerl wie heißt du? ſo fuhr mir in der Angſt der Nahme Martin heraus.

A. Das ſind faule Fiſche. Wie biſt du zu dem vielen Gelde gekommen?

H. Den Doppelducaten hat mir Kornlands Tochter in Jlſenhayn geſchenkt.

A. So? Wofür denn?

H. Wenn Sie darauf beſtehen: ſo will ich es

Ihnen ſagen. Ich fand eine Geldkatze voll Geld, die der alte Kornland, bey dem letzten Brande, verloren hatte, und brachte ſie ihm wieder. Dafür —

A. Und woher das übrige Geld?

H. Das hat mir der Herr von Rothkopf geſchenkt, wegen einiger Dienſte, die ich ſeinem Sohne geleiſtet hatte, der im Duell erſtochen wurde.

A. Du biſt ein ausgelernter Spitzbube. Sogleich geſtehe, wie du zu dem Gelde gekommen biſt, oder ich laſſe dich prügeln.

H. Das können Sie, denn ich bin in Ihrer Gewalt. Sie haben aber Obrigkeit über ſich, und jeder Schlag, den Sie mir geben laſſen, ſoll Ihnen theuer zu ſtehen kommen. Wenn Sie mir nicht glauben wollen: ſo iſt ja der kürzeſte Weg hinter die Wahrheit zu kommen, daß Sie an die Orte ſchreiben laſſen, die ich Ihnen genannt habe.

Auf dieſe Worte wurde ich wieder in mein Gefängniß geführt, wo ich freylich trübe Stunden hatte. Aber ich ſuchte doch über meine Traurigkeit Herr zu werden, indem ich immer an Gott dachte, und — daß unter ſeiner Leitung alles gut ſeyn, und die Gefangenſchaft auch zu meinem Beſten dienen müſſe. Mir fiel auch wieder der Spruch ein: es iſt alles euer. Das Gefängniß ſoll, dachte ich, auch meine ſeyn, ich will mich darinne recht in der Geduld und in der Sanftmuth gegen den groben Landknecht üben, in deſſen Gewalt ich bin.

Wirk-

Wirklich that ich es, und freuete mich nicht wenig darüber, daß ich im Stande war, gelaſſen zu bleiben, bey alle den Grobheiten, die mir dieſer Menſch ſagte. Dabey hatte ich rechte Muße über meine Lebensgeſchichte nachzudenken, und jemehr ich darüber nachdachte, deſto mehr wurde ich in dem Glauben beſtärkt, daß der liebe Gott mich immer recht gut geführt habe. Nun ſagte ich zu mir ſelbſt: der mir bisher geholfen hat, der wird auch ferner helfen.

Haberfelds Befreyung.

Indem ich ſo ſagte, that ſich die Thür des Gefängniſſes auf. Wißt ihr wer herein trat? Der alte Kornland. Weiß der liebe Gott, das war doch, wie wenn ein Engel herein träte. Um Gottes Willen! ſagte er, lieber Haberfeld, wie kommt er denn hier her?

Ich erzählte ihm die ganze Geſchichte.

Nun, ſagte er, ich habe bey dem Herrn Amtmanne ausgemacht, daß er aus dem Gefängniſſe gehen, und bey meinem Schwager wohnen darf, bis Antwort aus ſeiner Heimath gekommen iſt. Freylich habe ich für ihn, mit meinem ganzen Vermögen Caution machen müſſen, ich weiß aber, daß ich es mit einem ehrlichen Manne zu thun habe.

H. Guter Mann! Er hat viel gewagt; er kennt mich ja nicht —

K. Ich kenne ihn! Ich kenne ihn!

So wurde ich denn aus dem Gefängniſſe zu dem Herrn Amtmanne geführt, der mir ankündigte, daß ich von nun an bey Balthaſar Kohlrüben wohnen könnte: weil Kornland mit ſeinem ganzen Vermögen für mich Caution gemacht hätte; entwiſchte ich: ſo wäre Kornlands Vermögen verloren.

Wenn Sie ſonſt keinen Kummer haben, als dieſen, Herr Amtmann, ſagte ich: ſo können Sie ruhig ſchlafen.

So ging ich denn zu Balthaſar Kohlrüben, wo ich eine freundliche Familie und einen gedeckten Tiſch fand. Man trug Reiß und Rindfleiſch auf — das ſchmeckte — wie mir lange nichts geſchmeckt hatte, denn in dreymahl vier und zwanzig Stunden war kein warmer Biſſen über meine Zunge gekommen.

Nach vierzehn Tagen wurde ich auf das Amt gerufen, wo mir der Herr Amtmann ankündigte, daß ich hingehen könnte, wohin ich wollte. Er gab mir auch mein Geld wieder, bis auf 6 Dukaten, die ich, für aufgelaufene Gerichtskoſten, im Stiche laſſen mußte. Ich bath ihn, mir ein Zeugniß meiner Unſchuld zu geben, und erhielt es auch, nachdem ich ebenfalls einen Speciesdukaten erlegt hatte. Zwey Dukaten both ich meinem Wirthe für die Verpflegung an, die ich bey ihm genoſſen hatte; er konnte aber durch kein Bitten bewogen werden, ſie anzunehmen. Ich konnte ihm alſo für alle bewieſene Gutthaten nichts geben, als — einen herzlichen Händedruck.

Haberfeld macht Ernſt.

Nachdem Balthaſar Kohlrube ſeinen Händedruck erhalten hatte, eilte ich was ich konnte, um zu meinem Kathrinchen zu kommen. Es begegnete mir auf dem Wege noch vielerley, das ich aber nicht viel bemerkte: weil meine Gedanken immer bey Kathrinchen waren. Jetzt ſah ich ſie, wie ſie eben zur Hausthür hinein gehen wollte, ſprang zu, faßte ihre Hand, aber — o weh! Sie zog die Hand trotzig zurück und ſagte: ſo bekannt ſind wir noch nicht miteinander.

Warum denn nicht? antwortete ich, habe ich ihr die Hand nicht ſchon mehreremahle gedrückt?

Die Zeiten ändern ſich, erhielt ich zur Antwort. Sie ging zur Thür hinein, und mich ließ ſie vor der Thür ſtehen.

Dieſe Art des Empfangs kam mir ſo unerwartet, daß ich etliche Minuten da ſtand, ohne zu wiſſen was ich thun ſollte. Endlich entſchloß ich mich in die Stube zu gehen, die ich aber leer fand. Ich ging im Hauſe umher, in die Küche, den Hof, ſah aber und hörte niemanden. Wie ein Träumender ſchlenderte ich wieder nach der Hausthüre zu, da kam Jeremies aus einer alten Rumpelkammer mit einem ziemlich finſtern Geſichte getreten.

Was muß man von ihm hören, Haberfeld! ſagte er.

H. Wie ich hoffe nichts Böſes.

J. Aber warlich auch nichts Gutes. Sage er mir, iſt es denn wahr, daß er bey dem Landknechte geſeſſen hat?

H. Das kann ich nicht leugnen.

J. So? Und unterſteht ſich doch in ehrlicher Leute Haus zu kommen, und um ein ehrliches Mädchen anzuhalten?

H. Wenn ich es verſchuldet hätte: ſo wäre es freylich nicht Recht; ſo aber — hier leſe er mein Atteſtat.

J. Das Atteſtat iſt wohl gut, ich begreife aber doch nicht, wie man einen ganz unſchuldigen Menſchen, ohne allen Grund und ohne alle Urſache, bey den Landknecht ſetzen kann. Es muß doch ſo ein Häkchen haben.

Da erzählte ich ihm die ganze Geſchichte ausführlich. Er hörte mir aufmerkſam zu, und ſagte endlich: was mich betrift, ſo habe ich gleich vom Anfange behauptet: wenn Haberfeld ein ſchlechter Kerl iſt, ſo weiß ich nicht, wem ich auf der Welt noch trauen ſoll. Nach dem, was er mir da erzählt hat, halte ich ihn für ganz unſchuldig.

Ich habe aber eigentlich den Auftrag von meinem Vater und meiner Schweſter, ihn an der Thür abzuweiſen.

Will er denn das thun? fragte ich.

Eigentlich ſollte ich es thun, antwortete er, unterdeſſen gebe er mir ſein Atteſtat her, ich will zum Vater gehen, und ſehen, was ich bey ihm ausrichten kann.

H. Nicht auch zur Schweſter?

J. Hernach, wann der Vater erſt beſänftigt iſt.

Wohl eine Viertelſtunde mußte ich warten, ehe Jeremies zurückkam, und mir war, als wenn ich auf Kohlen ſtände. Endlich kam er getreten und brachte auch den Vater mit. Er ſah etwas ernſthaft aus, gab mir aber doch die Hand und ſagte: willkommen Haberfeld! Es iſt mir leid, daß er ſolche Fatalitäten gehabt hat.

H. Mir, meiner Treue! auch. Am meiſten wurmt es mich, daß Er ſeine gute Meynung von mir geändert hat.

V. Komm er doch mit in die Stube — ſetze er ſich. Hum! Hum! Er iſt alſo ganz unſchuldig an ſeiner Verhaftung?

H. Ganz unſchuldig.

V. Bey alle dem iſt es doch ein böſes Ding. Er hat nun einmahl ein Klebefleckchen, das er in ſeinem Leben nicht wieder los wird. Unter ſolchen Umſtänden gebe ich ihm den Rath, daß er ſich nach einem andern Mädchen umſieht. Es gibt ihrer ja noch mehrere in der Welt.

H. Das weiß ich wohl; mir iſt aber an einem Mädchen nichts gelegen, ich will ein Mädchen, das ſo brav iſt, wie ſeine Tochter, und das ich ſo lieb haben kann wie ſie. Ein ſolches Mädchen findet man ſo leicht nicht. Und ob ſeine Tochter in ihrem Leben wieder einen Freyer bekommen wird, der ſo ehrlich iſt wie ich, und der ſie ſo herzlich lieb hat, wie ich, daran zweifle ich ſehr. Herr Martin! Bedenke er was er thut! Wenn ſeine Tochter einmahl einen Mann bekommt, der ſie nicht für gut hält, wenn —

B. Nun lieber Haberfeld! Das iſt meine Sorge. Jetzt iſt unſere Sache abgethan. Wenn ich ihm die Wahrheit ſagen ſoll: ſo hat es mir auch gar nicht gefallen, daß er ſo lange im Lande herum ſtreicht. Meine Tochter muß einen Mann haben, der zu Hauſe bleibt, und ſeine Wirthſchaft ordentlich beſorgt. Was ſoll ſie mit einem Landläufer thun?

H. Lieber Mann! Von Jugend auf habe ich meine Sachen ordentlich beſorgt, das kann mir die ganze Gemeine bezeugen.

B. Das hat ſie auch gethan.

H. Nun da ſieh, er es. Wie aber manches Menſchen Schickſal iſt; durch beſondere Umſtände wurde ich umher getrieben. Wenn er es hören will, ſo will ich ihm alles haarklein erzählen.

B. So erzähle er denn, mache er es aber nicht zu weitläuftig, ich habe nicht lange Zeit, und er wird heute auch noch einen weiten Weg vor ſich haben.

Da erzählte ich ihm denn meine Geſchichte vom An-

Anfange an. Als ich auf den Punkt mit der Geldkatze kam, die ich gefunden, und Kornlanden zurück gegeben hatte, wußte ich ſelbſt nicht, ob ich etwas davon ſagen ſollte, oder nicht. Da ich aber bedachte, daß es jetzt darauf ankäme, dieſen Mann zu überzeugen, daß ich ein ehrlicher Burſch ſey: ſo rückte ich damit heraus.

Er machte große Augen als er es hörete, und fragte, ob ich wirklich der Burſch ſey, der des alten Kornlands Geldkatze gefunden hätte?

Der bin ich, war meine Antwort. Zum Beweiſe dient dieſer Doppelducaten, den mir Kornlands Tochter ſchenkte, daß ich ihn einmahl meiner Braut um den Hals binden ſollte. Ich dachte, ich wollte ihn heute anbringen —

W. Zeige er mir ihn doch einmahl.

Da er ihn beſehen hatte, gab er ihn mir zurück und ſagte: ganz richtig, das iſt der Doppelducaten, den Kornland meiner Schweſter zum Mahlſchatze gab.

H. Alſo iſt der alte Kornland ſein Schwager?

W. Das wollte ich meynen.

Jetzt kam die Tochter mit einer friſchen Wurſt und Brot herein getreten, ſetzte beydes auf den Tiſch und ſagte: Vater wir können den Burſchen doch nicht ſo gehen laſſen, ohne ihm etwas vorzuſetzen.

W. Ey freylich. Kannſt du denken Kathrine?

Das iſt der Burſch, der deines Vetter Kornlands Geldkatze gefunden hat.

T. Und den der Vetter Kornland ſo ſehr lobte, und euch ſchrieb: wenn ſeine Tochter noch frey geweſen wäre, und der Burſch hätte um ſie angehalten —

V. Es iſt gut, das Uebrige behalte nur bey dir.

T. Schade, daß meine Muhme ſchon verſprochen war.

H. Und andere Mädchen, die nicht verſprochen ſind, geben mir den Korb.

T. Den Korb? (indem ſie nach dem Vater ſchielte.)

V. Willſt du ihm denn den Korb geben?

T. Ich laſſe alles auf euch ankommen. Ich habe ein Bischen an der Stubenthüre gehorcht.

Itzt ſprang Jeremies dazwiſchen, und ſagte: Leute! laßt mich Mittelsmann werden. Ihr Vater habt Haberfelden lieb bekommen, und du Schweſter, noch lieber. Das leugne nur nicht. Nun iſt etwas dazwiſchen gekommen, wodurch ihr eure Meynung von ihm geändert habt. Ihr ſehet aber alle ein, daß ihr hierzu keinen Grund hattet. Ich dächte alſo, wir ließen es bey dem Alten. Was meynſt du Schweſter?

Sie lächelte, ſah bey Seite und gab mir die Hand. Jeremies legte des Vaters Hand auf unſere Hände, und ſo wurde es richtig. Ich band meinen Doppelducaten um Kathrinchens Hals, ſie ward meine Braut, und ich ihr Bräutigam.

Ende gut, alles gut.

Wir überlegten nun hin und her, ob es beſſer ſey, wenn ſie zu mir, oder ich zu ihr zöge, und wurden am Ende darüber eins, daß ſie zu mir ziehen ſollte.

Ich reiſete alſo nach Hauſe, brachte meine Haushaltung in Ordnung, und nach ſechs Wochen hohlte ich meine Braut, und machte mit ihr Hochzeit.

In den erſten Wochen daß wir bey einander waren, ſuchte ich meine Frau zu meinem Glauben zu bringen, und ſie zu belehren, wie man, durch Beherrſchung ſeiner Begierden, frey werden könne. Im Anfange konnte ſie gar nicht begreifen, was ich damit haben wollte. Da ich es ihr aber durch mancherley Exempelchen recht deutlich machte, ſo brachte ich ſie zur Einſicht. Wir nahmen uns vor, daß wir uns in Beherrſchung der Begierden üben wollten, und hielten Wort. So wurde ich als Frohnbauer frey, freyer als mancher Freyherr — frey von Sorgen, Kummer, Proceß, Krankheit, und faſt allem Elende, das in großen Häuſern, ſo gut als in kleinen, wohnt.

Ich habe meine Frau nun zwey Jahre, und

noch niemahls haben wir uns gezankt. Fiel auch bisweilen ein Wortwechſel vor: ſo ging es doch gleich wieder vorbey: weil wir über unſern Zorn Herren waren. Da wir in keinem Stücke ausſchweiften: ſo blieben wir geſund, und haben noch beyde ſo rothe Backen, wie damahls, da wir vor dem Altare ſtanden. Meine Frau hatte eine Neigung allerley Flitterſtaat zu kaufen, und ich war von ſonſt her gewohnt in das Wirthshaus zu gehen. Wann aber einem von uns ſo eine böſe Luſt ankam: ſo beſiegten wir ſie, und legten das Geld, das wir damit erſparten, in ein Käſtchen zurück. Damit erwarben wir uns einen Nothpfennig, und konnten voriges Jahr eine hübſche Grummetwieſe kaufen, die mir jetzt recht gut zu ſtatten kommt.

Die Frohnen wollten mir anfänglich freylich nicht ſchmecken. Wann ich aber bedachte, daß mich der liebe Gott doch einmahl zum Frohnbauer hätte laſſen geboren werden, und daß es meine Schuldigkeit ſey, mich in dieſe Ordnung zu fügen: ſo that ich meine Frohndienſte mit Freuden. Am Ende, da der Herr von Rothkopf von ſeiner Reiſe zurück kam, bath ich ihn, daß er doch meinen Frohndienſt in eine Abgabe an Gelde verwandeln möchte. Der liebe Herr druckte mir die Hand, und ſagte — mit Vergnügen. So wurde ich auch von Frohnen frey.

Freylich habe ich manche Fatalitäten gehabt. Voriges Jahr fiel mir ein Pferd, das unter Brü dern ſeine 30 Carolins werth war, und ich bekam einen unverträglichen Nachbar. Dieß alles hat mir aber wenig Kummer gemacht. Denn weil ich immer bey Verſtande blieb: ſo war ich immer im Stande zu überlegen, wie ich den Schaden wieder gut machen, und gegen meinen böſen Nachbar mich in Sicherheit ſtellen konnte. Ich habe jetzt eine kleine Tochter, an der ich meine größte Freude ſehe. Wenn ſie mir meine Frau auf den Abend, wann ich vom Acker komme, auf den Arm gibt, ſo bin ich gewiß vergnügter, als alle meine Nachbaren, die hinter der Charte ſitzen. So hoffe ich denn als ein glücklicher freyer Mann auch künftig zu leben.

Gott vergelte es dem lieben Herrn Pfarrer Goldammer, und dem Herrn Amtmann Specht, daß ſie mich auf einen ſo guten Weg gebracht haben!

Ende.

Der Bote
aus Thüringen.

Unter dieſem Titel erſcheint ſeit 17 Jahren eine Wochenſchrift in unſerm Verlage, welche zum Zwecke hat, die niedern Stände zu unterhalten und zu belehren.

Der Jahrgang 1805, welcher auf allen Poſtämtern, Zeitungsexpeditionen und in allen Buchhandlungen in vierteljährigen Heften zu haben iſt, koſtet

mit Zeitungsnachrichten 1 Thlr. ſächſiſch
ohne Zeitungsnachrichten 20 Gr. ſächſiſch.

Auch ſind von den frühern Jahrgängen noch Exemplare für folgende Preiſe in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Jahrgänge 1788 bis 1802 incluſive, jeder Jahrgang

mit Zeitungsnachrichten 18 Gr. ſächſiſch,
ohne Zeitungsnachrichten 16 Gr. ſächſiſch.

Die Jahrgänge 1803 und 1804, jeder
mit Zeitungsnachrichten 1 Thlr. ſächſiſch,
ohne Zeitungsnachrichten 20 Gr. ſächſiſch.

Die, auſſer den Geſprächen, darinne enthaltenen Geſchichten ſind folgende:

im Jahrgange 1789 Klugens Lebensgeſchichte
in den Jahrgängen 1790, 1791 u. 1792 Conſtants Lebensgeſchichte

in dem Jahrgange 1793 die Geſchichte der Schildbürger

in dem Jahrgange 1794 Conrad Kiefers Erziehung

in den Jahrgängen 1795, 1796, 1800, 1801, die Geſchichte der Deutſchen mit Holzſchnitten

in dem Jahrgange 1797 die Geſchichte des Columbus und Wilhelm Penns

in dem Jahrgange 1798 Benjamin Franklins Leben, und Nachrichten von Grönland.

in dem Jahrgange 1799 die Geſchichte von Egypten

in den Jahrgängen 1803 u. 1804 die Geſchichte Ernſt Haberfelds.

Wer 8 Thaler baar an uns einſendet, erhält dafür alle 17 Jahrgänge.

Buchhandlung der Erziehungsanſtalt
in Schnepfenthal.

Verzeichniß einiger Verlagsartikel der Buchhandlung der Erziehungsanſtalt in Schnepfenthal.

Ausfeld, J. W. Lehrer der Mathematik in Schnepfenthal, Anweiſung zur gehörigen Berichtigung der Uhren nach einer Sonnenuhr oder einer Mittagslinie; und zum leichten Auffinden der letztern. Zunächſt für alle Aufſeher der Thurmuhren beſtimmt, die mit der Zeitgleichung noch nicht bekannt ſind. 8. 1804. geheftet. 3 Gr.

Beutler, J. H. Ch., Sittenlehren und Klugheitsregeln in Verſen, für Schullehrer zum Verſchreiben und für Kinder zum Lernen. 8. 4te Aufl. 1802. 8 Pf.

Blaſche, B. H., Lehrer an der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal. Der Papparbeiter, oder Anleitung in Pappe zu arbeiten, vorzüglich Erziehern gewidmet, mit Kupfern. 3te Ausgabe 1805. 1 Rthl.

Deſſen Grundſätze der Jugendbildung zur Induſtrie, als Gegenſtand der allgemeinen Menſchenbildung bearbeitet, in praktiſchen Vorſchlägen für Erzieher, Schullehrer und überhaupt für alle Beförderer des Schul- und Erziehungsweſens. 8. 1804. 14 Gr.

Elements of morality, translated from the German of C. G. Salzmann by M. Wollstonecraft 1796. 16 Gr.

Erzählungen für Kinder von Maria Wollſtonecraft. Aus dem Engliſchen. Mit einem Titelkupfer und einer Vignette. 8. 1795. 12 Gr.

Gesangbuch für die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 8 1801. 16 Gr.

Glaß, Vater Traumann. Ein Leſebuch, zunächſt für Bürgerſchulen; auch beym Privat-Unterrichte brauchbar. Seitenſtück zu Thiemens Gutmann. 8. 1803. (in Commiſſion.) 18 Gr.

Leopold, J. L. G., Handbuch der geſammten Landwirthſchaft. Zuerſt das Buch vom Ackerbau. 8. 1795. 18 Gr.

Deſſelben Buches 2r Theil. Das Buch von der Viehzucht. 1 Rthl.

Reiſen der Zöglinge zu Schnepfenthal 1r Bd. von C. G. Salzmann. Mit einem Kupfer. 8. 1799. 12 Gr.

Rei

Reiſen der Zöglinge zu Schnepfenthal, 2r Bd. von J. W. Ausfeld, mit Titelkupfer und Vignette 8. 1803.

auf Schreibpapier 1 Rthl.

auf Druckpapier 18 Gr.

Salzmanns, C. G., chriſtliche Hauspoſtille 1r — 5r Bd. welche 67 Predigten über die Sonn- und Feſttags Evangelien enthalten. à 8 Gr. 1 Rthl. 16 Gr.

— — Conrad Kiefer, oder Anweiſung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder. Ein Buch für's Volk. 8. 1796. 12 Gr.

— — Himmel auf Erden. Auf Schreibpapier mit einem Titelkupfer. 8. 1 Rthl.

Daſſelbe auf Druckpapier. 16 Gr.

— — Conrad Kiefers ABC- und Leſebüchlein, oder Anweiſung auf die natürlichſte Art das Leſen zu erlernen. 1r und 2r Bd à 6 Gr. 12 Gr.

— — Konrad Kiefers Bilderbüchlein, 1s und 2s Heft, enthält jeder 18, ſauber gearbeitete Kupfer zu Konr. Kiefers ABC und Leſebüchlein 2 Theile. jedes Heft 1 Rthl. 12 Gr.

— — erſter Unterricht in der Sittenlehre für Kinder von 8 — 10 Jahren. 1803. 8. 18 Gr.

Kupfer dazu, 1s Heft. 1 Rthl.

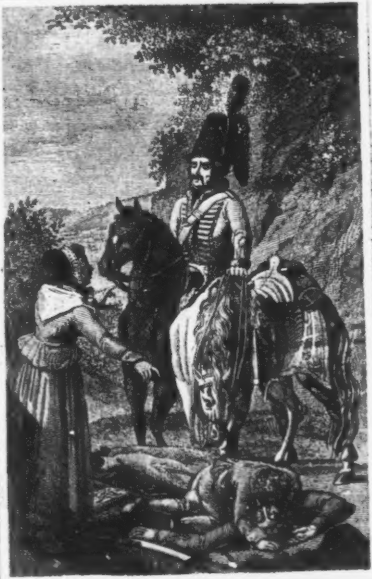
— — erſter Unterricht in der Sittenlehre wohlfeile Ausgabe 1803. 8 Gr.

Première Instruction dans la morale pour les enfans de huit à dix ans. Traduit de l'alemand de Mr. Le Professeur Salzmann par J. V. Le Roux-Laserre. 8. 1803. 18 Gr.

— — Heinrich Gottſchalk in ſeiner Familie oder erſter Religionsunterricht für Kinder von 10 — 12 Jahren. 8. 2804. 18 Gr.

Henri Gottschalk dans sa famille, ou Première Instruction dans la Religion pour les Enfans de 10 à 12 ans, par C. G. Salzmann., Traduit de l'allemand par J. V. Le Roux-Laserre. 1805. 8. 20 Gr.

Unterhaltungen eines Landſchullehrers mit ſeinen Kindern, über merkwürdige Wörter und Sachen aus der Natur und dem gemeinen Leben. Ein Buch für Eltern Kinder und Schullehrer unter den Bürgern und Landleuten. 4 Hefte. 23 Gr.



[illegible] fc.

Ach! ach! ach! mein Vater!

Joſeph Schwarzmantel.

[illegible]

Ein Unterhaltungsbuch
für
die Jugend

von

Chriſtian Gotthilf Salzmann.

Mit einem Kupfer.

Schnepfenthal
in der Buchhandlung der Erziehungsanſtalt.
1810.

Vorerinnerung.

Dieſes Buch war eigentlich zur Unterhaltung und Belehrung des Volks beſtimmt, und iſt, in dieſer Abſicht, in den Jahrgängen 1808 und 1809 des Botens aus Thüringen abgedruckt.

Da ich aber wahrnahm, daß die Jugend an Leſung deſſelben viel Vergnügen fand, und ich glaube, daß ſie mancherley daraus lernen könne, z. B. den groſſen Werth einer guten Erziehung: ſo entſchloß ich mich, daſſelbe für die Jugend, mit Weglaſſung deſſen, was ſich blos auf das Volk bezieht, noch einmahl abdrucken zu laſſen. Ich wünſche, daß meine Abſicht dadurch erreicht, und meinen jungen Leſern und Leſerinnen Unterhaltung und Belehrung damit verſchafft werden möge.

C. G. Salzmann.

Erſtes Kapitel.

Im ſiebenjährigen Kriege, in dem ſehr viele Menſchen ihr Vermögen, ihre geſunden Glieder oder gar ihr Leben, verloren, geriethen auch einmahl ein Trupp Preuſſiſcher und Oeſterreichiſcher Huſaren an einander. Jede Parthey war von Muth beſeelt, keine wollte der andern weichen, jede wollte ſiegen. Eine Stunde lang hatten ſie ſchon mit Säbeln und Piſtolen um die Ehre des Siegs gekämpft, manches Pferd war ſchon gefallen, manches ohne Reiter entlaufen: da errangen endlich die Preuſſen den Sieg; die Oeſterreicher ergriffen die Flucht, und wurden von den Siegern verfolgt.

Nur ein Oeſterreichiſcher Huſar behauptete ſeinen Platz, und kämpfte mit einem Preuſſiſchen Huſaren, Schwarzmantel hieß er, wie ein Löwe. Jeder hatte ſchon mehrere Wunden bekommen und trof vom Blute. Da that der Oeſterreicher einen ſo kräftigen Hieb, der des Preuſſen Kopf würde geſpalten haben, wenn ihn dieſer nicht mit dem Säbel abgehalten hätte. Sogleich verſetzte dieſer aber ſeinem Gegner einen andern, der beſſer traf, den Hals durchſchnitt, und den Kopf beynahe ganz vom Rumpfe trennte. Da ſank dieſem der Säbel aus der Hand, und er ſelbſt fiel auf den Hals des Pferdes. Dieß ergriff der Sieger bey dem Zügel, eignete es ſich als Beute zu, und durchſuchte beyde Taſchen des Erſchlagenen, um das Geld, das er bey ſich führte, als eine erkämpfte Beute, in Beſitz zu nehmen. Als er dieſes, und auch noch ein Paar Uhren, die er bey ihm fand, zu ſich genommen hatte, warf er den Leichnam vom Pferde, und wollte mit der gemachten Beute ſeinen Kameraden nachreiten.

Da rief aus dem Gebüſche eine weibliche Stimme: Barbar!

Wer da! fragte Schwarzmantel.

Barbar! rief die Stimme noch einmahl, und zugleich trat auch das Weib, von dem dieſer Ruf kam, aus dem Buſche hervor. Barbar! ſagte es, du haſt meinen Mann erſchlagen.

Sch. Bin ich deßwegen ein Barbar? Habe ich nicht meine Schuldigkeit, als ein braver Soldat, gethan? Oder habe ich mich vielleicht von deinem Manne ſollen todt hauen laſſen? He?

W. Ey was weiß ich. Aber du haſt mir den Mann todt gehauen — ach Gott erbarme dich! meinen Verſorger, dort todt vom Pferde geworfen. Nun kannſt du auch ſein Kind ernähren. —

Ach! ach! ach! mein Vater! ſagte der Knabe, den ſie an der Hand hielt, mein armer Vater! riß ſich von der Mutter los, warf ſich auf den blutigen Leichnam des Vaters, und küßte ſeine bleichen Backen.

Da ſchnappte dieſer noch einmahl.

Mutter! rief der Knabe, der Vater lebt noch.

Die Mutter ſprang zu, ſtreichelte ſeine Backen, noch einmahl ſchnappte er, ſtreckte ſich dann und war wirklich todt.

Ach! ſagte das laut weinende Weib, da iſt keine Hülfe mehr — jetzt hat er die Seele ausgeblaſen. Und du Teufel von Preuſſen du biſt ſein Mörder. Da iſt ſein Kind! Haſt du den Vater gemordet: ſo kannſt du auch das Kind ernähren.

Schwarzmantel, der freylich in ſeinen Sitten und Ausdrücken etwas roh war, aber doch unter ſeinem Huſarenpelze noch ein menſchlich Herz hatte, fühlte Mitleiden, ſah mit Wehmuth, bald das Weib, bald das Kind an, dann ſagte er: was hilft das Wimmern? Wenn ich deinen Mann niedergehauen habe, ſo geſchah es, um mich meiner Haut zu wehren; lebendig kann ich ihn nicht wieder machen, ſonſt wollte ich es thun. Und dein Kind? Der arme Junge dauert mich bey meiner Seele! Aber was ſoll ich mit ihm thun? Ich bin Huſar, und ſchweife umher; bald bin ich in Franken, bald in Preuſſen. Was ſoll ich mit dem Jungen thun? Daß du aber ſiehſt, daß ich ein ehrlicher Kerl bin: hier iſt der Geldbeutel, den ich deinem Manne abnahm, mehr kann ich für dich nicht thun. Er warf ihn ihr zu, ſpornte ſein Pferd, und gallopirte davon.

2/5

Zweytes Kapitel.

Gegen Abend kam er zu ſeinen Kameraden, die einen vollkommnen Sieg erfochten, eine beträchtliche Beute und einige Gefangne gemacht hatten.

Sie hatten ſich in einem Dorfe einquartirt, erzählten einander von den Gefahren, in denen ſie ſich befunden, von den Thaten, die ſie gethan, von der Beute, die ſie gemacht hatten, und von den Kameraden, die im Streite geblieben, oder ſchwer waren verwundet worden; zugleich verzehrten ſie auch, was die Bauern, in der Eile, zu ihrer Sättigung hatten herbeyſchaffen können.

Schwarzmantel, nachdem er ſeine Pferde beſorgt, ſeine Wunden mit Eſſig ausgewaſchen und verbunden, und ein Paar Kartoffeln genoſſen hatte, warf ſich auf die Streu, um durch Schlaf ſich von den Strapatzen, die er den Tag über ausgehalten hatte, zu erhohlen. Ehe aber noch der Schlaf in ſeine Augen kam, wurde er gerufen, um auf dem Hügel, der vor dem Dorfe an der Straße lag, Wache zu halten. Denn da die Oeſterreicher in der Nähe lagen: ſo waren die Huſaren vor einem Ueberfalle nicht ſicher, und mußten deßwegen ſehr wachſam ſeyn.

Schwarzmantel dehnte ſich, ſtand aber ſogleich auf, ſattelte ſein Pferd, und ritt nach dem Hügel zu, der ihm war angewieſen worden. Hätteſt freylich, dachte er, lieber geſchlafen, aber du biſt Soldat und mußt gehorchen — mußt wachen können, damit deine Kameraden einen ruhigen Schlaf genießen.

Beynahe war die Stunde, die ihm zu wachen beſtimmmt war, verfloſſen, als er in der Dunkelheit eine Geſtalt auf ſich zu wandeln ſah.

Wer da? rief er mit ſtarker Stimme.

Gut Freund! antwortete die ſchwache Stimme einer Frau.

Sch. Ey was da, was da, wer biſt du?

Fr. Ich bin eine Oeſterreichiſche Soldaten-Wittwe, mit meinem Kinde.

Sch. Wo willſt du hin?

Fr. Ins Oeſterreichiſche Lager zu meines ſeligen Mannes Kameraden.

Sch. Zurück! ich laſſe niemanden ins Oeſterreichiſche Lager.

Fr. Lieber Gott! habe doch der Herr Mitleiden mit einer armen Wittwe. Ich bin fremd, habe keinen Bekannten, als meines Mannes Kameraden.

Sch. Dazu kann ich nichts. Zurück! (nach einigem Beſinnen) Wenn du warten willſt bis ich abgelöſet werde: ſo will ich dich zum Ritmeiſter bringen. Dieſer erlaubt dir vielleicht nach dem Lager zu gehen.

Fr. Wenn es nicht zu lange währet — mich frieret.

Sch. Mein Kamerad muß gleich kommen.

Schwarzmantel merkte an der Stimme, daß er die nämliche Frau vor ſich habe, deren Mann er kurz vorher niedergehauen hatte. Um alſo von ihr nicht neue Vorwürfe zu bekommen, und nicht von neuem aufgefordert zu werden, ihr Kind mit ſich zu nehmen: ſo verſtellte er ſeine Stimme.

Bald darauf ward er von der Wache abgelößt. Er ritt alſo fort, nach dem Dorfe zu, und das Weib mußte neben ihm hergehen. Da es aber mitten in der Nacht war, und er es für unſchicklich hielt, den Rittmeiſter aufzuwecken: ſo brachte er das Weib in das Haus, wo die Oeſterreichiſchen Gefangnen bewacht wurden, und ritt in ſein Quartier.

Nachdem er für ſein Pferd geſorgt hatte, legte er ſich wieder auf ſeine Streu und wollte ſich durch den Schlaf erquicken. Es wollte aber nicht gehen. Ob er gleich ſehr müde war: ſo konnte er doch nicht einſchlafen. Immer war es, wie wenn der Huſar, den er getödtet hatte, mit ſeiner Frau und ihrem Kinde, vor ihm ſtände. Manchen Feind hatte er ſchon niedergeſchoſſen und niedergehauen, und, wann er ſich zur Ruhe legte, ſo beunruhigte ihn dieß eben ſo wenig, als einen Metzger, wann er ein Kalb geſtochen hat. Es iſt halt, dachte er dein Beruf. Der liebe Gott hat es ſo gefügt, daß ich Soldat werden mußte. Da ich nun einmahl Soldat bin: ſo muß ich auf die Leute ſchießen und hauen, die meines Königs Feinde ſind. Thät ich es nicht: ſo wäre ich ein ſchlechter Kerl, und der will ich nicht ſeyn.

Dießmahl konnte er ſich aber doch nicht beruhigen. Einer Frau ihren Mann, einem Kinde ſeinen Vater getödtet zu haben, das that ihm ſehr wehe. Deine Frau, dachte er, hat keine Kinder, und hat ſchon lange gewünſcht eins zu haben. Wie wäre es, wenn du ihr das Kind zuſchickteſt? Es iſt ja, wie wenn es dir der liebe Gott zugeführt hätte.

Dieſer Gedanke wurde bey ihm ſo lebhaft, daß er nicht länger auf der Streue bleiben konnte, aufſprang und durch das Fenſter hinaus ſahe. Da erblickte er den Morgenſtern. Er erinnerte ſich an das Morgenlied, wie ſchön leuchtet der Morgenſtern, das er in der Schule oft geſungen hatte, bethete es her, ſein Herz wurde warm, er dachte an Gott — und ſagte, das Kind hat dir Gott zugeſchickt. Du willſt ſein Vater ſeyn. Sobald dieſer Entſchluß gefaßt war, wurde ſein Herz ruhig, er warf ſich wieder auf die Streue und ſchlief noch eine Stunde recht ſanft! vielleicht hätte er noch länger geſchlafen, denn er war ſehr müde; wenn ihn nicht ſein Kamerad geweckt hätte.

Sobald er aufgeſtanden war, ging er — nach der Frau? da müßte er kein rechtſchaffner Huſar geweſen ſeyn. Er ging nach ſeinen Pferden, und gab ihnen ihr Futter, Das Pferd iſt gleichſam ein Theil des Huſaren, es muß ihn

tragen; es muß ihn im Streite durch ſeine Ra
heit unterſtützen und in der Gefahr ihn d
ſeine Behendigkeit retten. Es iſt alſo wohl bi
daß er ſeine vorzüglichſte Sorge auf die g
Wartung ſeines Pferdes gerichtet ſeyn laſſe.
ging alſo in den Pferdeſtall, gab ſeinen P
den ihr Futter, klopfte ſeinem Schimmel, der
bey dem Eintritte entgegen wieherte, die Bac
ſchlug den erbeuteten Rappen auf die Hinterback
und fragte: Na Oeſterreicher! wie gefällt es
unter den Preuſſen? Sobald aber dieſes Geſch
geendigt war, ſuchte er die Soldatenwittwe auf

Drittes Kapitel.

Guten Morgen! ſagte er, kennt ſie mich noch?

Fr. Ach Gott! ich werde ihn ja noch kenn
Er iſt ja der böſe, gute, Mann, der —

Sch. Wa! wa! wa! von dem was vorge
len iſt, wollen wir nicht mehr ſprechen. J
frage ich ſie nur, ob es ihr Ernſt iſt, daß ſie
ihr Kind geben will?

Fr. Mein völliger Ernſt. Wenn er es mit nehmen will: ſo kann er es in Gottes Nahmen thun.

Sch. Aber hat ſie denn keine Aeltern mehr, die —

Fr. Die für das Kind ſorgen könnten? Aeltern habe ich freylich noch. Weil ich aber meinen Mann wider ihren Willen geheyrathet habe: ſo darf ich ihnen nicht wieder vor die Augen kommen. — Wenn ich ihnen nun gar ein Kind mitbrächte. — Nein Herr Preuſſe, das dürfte ich mich nicht unterſtehen.

Sch. Aber ihr Mann?

Fr. Der war ein Soldatenkind. Er hat mir nie etwas von ſeinen Aeltern und Anverwandten geſagt.

Sch. Und ich habe eine Frau, die kein Kind hat, und ſich immer eins wünſchte. Wenn ſie mir alſo ihren Sohn mit geben will: ſo will ich ihn in Gottes Nahmen annehmen. Wie heißt er?

Fr. Joſeph.

Sch. So komm, lieber Joſeph, ich will dein Vater ſeyn.

Da that der Knabe einen lauten Schrey, umſchlang ſeiner Mutter Arm und ſagte: Ach Mutter! Mutter! behalte mich! ich gehe nicht mit dem Manne. .

Närrchen, ſagte ſie, geh doch nur mit ihm, er wird dir kein Leid thun.

J. Kein Leid? es iſt ja ein Preuſſe und du haſt mir ja ſelbſt geſagt, die Preuſſen wären alle —

Sie hielt ihm das Maul zu, daß er nicht weiter reden konnte, faßte ihn bey der Hand und übergab ihn an Schwarzmanteln.

Dieſer zog ihn mit ſich fort, ob er ſich gleich dagegen ſtreubte und ſo heftig ſchrie, daß alle Nachbaren an die Fenſter liefen und ihm nachſahen.

Jetzt kamen ſie im Quartiere an, wo die Aufnahme an Kindes Statt vor ſich gehen ſollte. Bey dieſer Gelegenheit würde ein anderer eine kleine Rede gehalten, dem Knaben ſeine Pflichten erkläret, ihn von ſeiner Redlichkeit verſichert, dann ihn umarmet, an die Bruſt gedrückt, geküßt, auch wohl ein Paar Thränen dazu geweint haben. Allein Schwarzmantel war kein Freund von vielen

Worten. Wann andere ſchwatzten, ſo handelte, und was andere verſprachen, das that er. Das Sprichwort, das er immer im Munde führte, war: Wer ein Mann iſt, ſagt nicht, was er thun will, ſondern thut es.

Ohne alle weitere Umſchweiſe ſchritt Schwarzmantel alſo ſogleich zur Sache.

Nun Joſeph, ſagte er, wollen wir auch frühſtücken? Das Wort Frühſtücken wirkte mehr auf Joſeps Herz, als eine lange Rede. Frühſtücken? fragte er, willſt du mir Frühſtück geben?

Sch. Ey das verſteht ſich. Was willſt du zum Frühſtück haben?

J. Ich eſſe gern Bratwurſt.

Sch. Die ſollſt du haben. Wirth! ſchaffe zwey Bratwürſte bey, ich bezahle ſie.

J. Soll ich denn eine ganze Bratwurſt haben?

Sch. Eine ganze, und noch ein groß Stück Brot dazu.

J. Alle Hader! mein Vater gab mir nur eine halbe Bratwurſt.

Joſeph, der ganz roh aufgewachſen war, und keine Freude kannte, als den ſinnlichen Genuß, war durch das Verſprechen einer ganzen Bratwurſt ſogleich gewonnen worden, und faßte Zutrauen zu ſeinem neuen Vater.

Unterdeſſen brachte Schwarzmantels Wirth ein Paar Bratwürſte, die ſogleich bezahlt und gebraten wurden. Joſeph ſahe dabey zu, labte einſtweilen ſeine Naſe an dem Dunſte, den ſie von ſich gaben, und folgte dem Wirthe, als er ſie in die Stube trug, auf dem Fuße nach.

Schwarzmantel ſetzte ſich, und ſagte, nun komm Joſeph und laß dir dein Frühſtück gu ſchmecken. Ehe aber Schwarzmantel ſeine Bratwurſt anſchnitt, hörte er eine Trompete, die das Zeichen gab, daß die Huſaren ſatteln ſollten.

Er ließ ſein Frühſtück ſtehen und lief zum Stalle um ſeine Pferde zu ſatteln.

Unterdeſſen ließ ſich Joſeph durch dieſes Trompeten nicht ſtören. Er verzehrte ſeine Bratwurſt begierig, ſahe ſich, als er ſie genoſſen hatte, nach einer zweyten um, und war eben im Begriffe ſich auch die andere zu zueignen, die noch auf dem Teller lag.

Na Burſche! ſagte Schwarzmantel, der eben in die Stube trat, ich glaube du willſt mein

Frühſtück 'auch verzehren? daraus wird nichts, und riß ihm den Teller etwas ungeſtüm weg.

Es war nur mein Spas ſagte Joſeph.

So! erwiederte Schwarzmantel, ſchluckte ſein Frühſtück höchſt eilfertig, heftete ſeine Augen immer auf Joſeph, und überlegte, was er mit ihm thun ſolle.

Jetzt ließ ſich die Trompete das zweyte Mahl hören. Schwarzmantel riß ein Papier aus ſeiner Schreibtafel, und ſchrieb darauf mit Bleyſtift: an Frau Luiſen Schwarzmantel in Bremendorf, gab es ſeinem Pflegeſohne und ſagte: hier Joſeph iſt der Nahme meiner Frau, und der Nahme des Dorfs, wo ſie wohnt. Zeige dieß Papier den Leuten: ſo werden ſie dir den Weg zu meiner Frau weiſen, die dir eine Bratwurſt braten wird, wenn du zu ihr kommſt. Da haſt du auch Reiſegeld, indem er ihm einen Ducaten hinwarf.

Mehr konnte er jetzt nicht thun. Er rief daher Joſephchen noch ein Lebewohl zu, ſchwang ſich auf ſeinen Schimmel und ritt fort.

Viertes Kapitel.

In wenigen Minuten waren alle, die hier ihr Nachtquartier hatten, verſchwunden, und niemand war zurückgeblieben, als Joſeph. Der ſtand da, wie aus dem Monde gefallen, und wußte nicht was er thun ſollte.

Das Natürlichſte, was ihm einfallen konnte, war, ſeine Mutter wieder aufzuſuchen. Es fiel ihm auch wirklich ein. Er ſchlich ſich daher zur Stube hinaus, ging durch das Dorf, und fragte die Leute, die ihm begegneten: wo wohnt denn meine Mutter? Sie fertigten ihn aber alle kurz mit den Worten, ab: ich weiß nicht wer deine Mutter iſt.

Endlich hatte ein Mädchen mit ihm Mitleiden, und fragte ihn: wie heißt denn deine Mutter?

Barbe! antwortete der Kleine.

Hier wohnt keine Barbe, ſagte dieſe. Du biſt wohl ein Soldatenkind? Die Soldaten ſind aber alle fort, und ihre Weiber auch. Sieh hier

Joſeph lief, was er laufen konnte; aber daß er die Soldaten nicht einhohlte, verſteht ſich von ſelbſt.

Da er ſah, daß ſeine Anſtrengung umſonſt war, fing er an zu weinen. Es half ihm aber auch nichts. Nachdem er den halben Tag gelaufen war, fühlte er Hunger und kam in ein Dorf, wo ihm ein alter Mann begegnete.

Willſt du, fragte er dieſen, mir nicht eine Bratwurſt braten?

Dieſer lachte, und ſagte: ich brate keine Bratwürſte; wenn du eine haben willſt, ſo mußt du dort hin gehen, wo das rothe Lämmchen über der Thür hängt.

Im rothen Lämmchen empfing ihn die Wirthin, die er ebenfalls fragte: ob ſie ihm eine Bratwurſt braten wolle?

Das kann ich wohl, war ihre Antwort; haſt du aber auch Geld, daß du bezahlen kannſt?

Geld habe ich wohl, verſetzte Joſeph, und zeigte ſeinen Ducaten.

Da wurde die Wirthin freundlich, fragte ihn, wie viel dieß Stück koſte? und da er ſagte, daß er es nicht kenne, ſagte ſie: es iſt ein Zweygroſchenſtück, mein Sohn. Gib es her, dafür will ich dir eine Bratwurſt braten, und noch obendrein eine Reihe Semmeln und ein Glas Bier geben.

Wer war froher als Joſeph. Gern gab er ſeinen Ducaten hin und ließ ſich die Mahlzeit, die er damit bezahlet hatte, recht gut ſchmecken.

Sobald ſie genoſſen war, ſagte die Wirthin: nun mein Kind, gehe weiter! hier kannſt du nicht bleiben. Wenn du hier rechter Hand zum Dorfe hinaus gehſt, immer gerade aus, ſo kommſt du auf ein Dorf, das heißt Grobisleben, da iſt ein Wirthshaus, wo man dich gern aufnehmen wird. Haſt du kein Zweygroſchenſtück mehr?

Da Joſeph mit dem Kopfe ſchüttelte, ſo ließ das böſe Weib ihn ſeine Straße ziehen.

Er zog ſie, und kam mit Eintritte der Nacht in Grobisleben an, wo er auch wirklich das Wirthshaus fand, in welchem er ſich wieder eine Bratwurſt beſtellte, die ihm die Wirthin auch ſogleich briet und in die Stube trug. Ehe ſie ihm dieſelbe aber gab, fragte ſie: haſt du auch Geld, Kleiner? Da es Joſeph verneinte: ſo ſchalt ſie ihn aus, faßte ihn bey der Hand und warf ihn zur Thür hinaus. Da half kein Bitten, kein Flehen, keine Thränen, kein Händeringen. Junge du! ſagte ſie, meynſt du, daß mein Haus eine Bettlerherberge iſt? und ſchlug die Thür zu.

Da ſchrie nun der arme Joſeph durch das ganze Dorf, aber niemand wollte ſich ſeiner erbarmen. Nur eine alte Frau, die vor ihrer Hausthür ſtand, reichte ihm ein Stück Brot.

Mit dieſem ging er zum Dorfe hinaus, bey ſtockfinſtrer Nacht, ohne zu wiſſen, wohin. Auf einmahl hörte er Hunde bellen, freute ſich wieder, und dachte: nun kömmſt du gewiß bald in ein Haus. Aber ſelbſt die Hunde waren unbarmherzig, ſie fielen ihn an, der eine faßte ihn bey der Bruſt, der andere bey der Rockſchleppe.

Daß er, in dieſer Angſt, aus allen Kräften ſchrie, kann man leicht denken. Dießmahl ſchrie er nicht umſonſt; der Schäfer, dem die Hunde gehörten, ſprang herbey, und befreyte ihn aus ihren Zähnen.

Nun aber fing er an den Joſeph zu ſchelten, wegen des Schreckens, das er ihm verurſacht habe, und daß er in ſo dunkler Nacht ſo allein herum gehe. Wirſt ja wohl zu einer Diebesbande gehören, ſagte er, du Kropf du, die meine Schafe ſtehlen will;

wirſt ja wohl abgeſchickt ſeyn, um zu ſpioniren, ob meine Hunde wachſam ſind.

Da aber Joſeph ſehr kläglich that, und ihm ſeine Geſchichte erzählte: ſo wurde das Schäferherz doch gerührt, und er gab ihm, in der Bucht, in welcher er ſchlief, ein Nachtquartier.

Da ihm Joſeph geſagt hatte, daß er nach einer Huſarenfrau gehen wolle, deren Nahme auf ein Papier, das er bey ſich habe, geſchrieben ſey: ſo ließ er's ſich den andern Morgen zeigen. Bremendorf? ſagte er; in Bremendorf wohnt die Schwarzmanteln? Das Dorf habe ich in meinem Leben nicht nennen hören. Da mein Sohn! haſt du ein Stück Brot, gehe nun weiter, und heb dein Papier fein auf. Vielleicht triffſt du jemanden an, der dich wegen Bremendorf beſſer berichten kann.

Joſeph zeigte auch jetzt, daß er noch ganz roh ſey. Der gute Schäfer hatte ſein Nachtlager und ſein Frühſtück mit ihm getheilt, und es fiel ihm gar nicht ein, daß er dafür danken müſſe.

Den Schäfer nahm dieß wunder, er ſchüttelte den Kopf, und — da Joſeph einige Schritte gegangen war, rief er ihm zu: He Burſche! ich will dir noch etwas geben.

Joſeph kam geſchwind zurück, und hoffte daß er noch etwas zum Brote bekommen ſolle; aber der Schäfer faßte ihn bey den Ohren, zaußte ihn und ſagte: Junge! ich will dir noch eine gute Lehre mit auf den Weg geben. Wenn dir jemand etwas Gutes gethan hat, ſo mußt du dafür danken. Hörſt du? ein undankbarer Menſch iſt ein ſchlechter Menſch! das merke fein.

Ich danke, ſagte Joſeph, und ſchlich ſich fort.

Wohin? das wußte er ſelbſt nicht, er ging, wie man zu ſagen pflegt, der Naſe nach. Nach etlichen Stunden war das Brot, das ihm der Schäfer gereicht hatte, verdauet, und er fühlte wieder Hunger. Woran er ihn ſtillen ſollte, das wußte er nicht; Geld hatte er nicht, und daß er ohne Geld keine Bratwurſt bekäme, war ihm nun bekannt. Betteln hatte er auch noch nicht gelernt. Er that alſo, was er von ſeinen Aeltern bisweilen geſehen hatte — er fouragirte. Da er bey einen Rubenacker kam, raufte er Ruben aus und verzehrte ſie. Da ſie ihm ſo recht gut ſchmeckten, kam die Beſitzerin des Ackers, fuhr auf ihn los, faßte ihn bey den Haaren, gab ihm Ohrfeigen und ſagte: wart du Gaudieb, ich will dir das Rubenſtehlen auſtreichen!

Joſeph konnte gar nicht begreifen, warum er ſo gemißhandelt wurde, da er ſo etwas mehrere mahle von ſeinem Vater geſehen hatte, ohne daß ihm deßwegen wären Ohrfeigen angebothen worden. Er bedachte nicht, daß ſein Vater einen Pallaſch bey ſich hatte, mit dem er ſich wehren konnte, und daß einem Kriegsmanne, zur Zeit der Noth, manches zu thun erlaubt iſt, was ein anderer nicht thun darf.

Fünftes Kapitel.

Zehn Jahr alt war nun Joſeph geworden, ohne daß er jemahls wegen der Zukunft wäre bekümmert geweſen — jetzt fühlte er dieſen Kummer zum erſten Mahle. Wo werde ich dieſen Abend ſchlafen? dachte er, da es anfing dunkel zu werden. Er ſah ſich auf dem Felde um, ob er nicht wieder die Bucht eines Schäfers finden könnte? Da war aber weit und breit keine zu ſehen. Er ging alſo betrübt nach dem Dorfe, fragte nach dem Wirthshauſe, und bath, als er es ausgefragt hatte, den Wirth daß er ihm ein Nachtquartier gäbe.

Haſt du Schlafgeld bey dir? fragte dieſer.

Nein antwortete Joſeph, und machte dazu ein ſolches Jammermaul, daß er den hartherzigen Wirth zum Mitleiden hätte bewegen müſſen, wenn ihn dieſer nur recht angeſehen hätte. Dieſer hatte die Augen aber nur auf Joſephs Taſchen gerichtet, und da er merkte, daß ſie leer waren, ſagte er, wenn du kein Schlafgeld haſt: ſo kann ich dich auch nicht herbergen. Gehe fort in das Haus, wo du dein Geld verzehrt haſt!

Da fing Joſeph ganz kläglich an zu weinen, klagte, daß er erfrieren müſſe, ſagte, er habe weder Vater noch Mutter mehr — das half aber alles nichts, die Thür wurde zugeſchloſſen.

In der Stube befand ſich ein bleſſirter Preuſſe, der in der Schlacht bey Prag das linke Bein verloren, und ſich dafür ein hölzernes hatte machen laſſen. Dieſer hatte gelernt, wie wehe es thue, wenn man mit hungrigem Magen, ohne alle Bedeckung, unter freyem Himmel übernachten muß. Sein Herz wurde alſo weich, da er den Knaben ſo jämmerlich weinen hörte. Laß er doch, ſprach er zum Wirthe, den armen Schelm herein kommen, ich will gern für ihn bezahlen.

Wenn er für ihn bezahlen will, ſagte der Wirth, ſo will ich ihn gern aufnehmen. Ich mache mir eine Freude daraus, meinem Nebenmenſchen zu dienen; aber freylich muß es bezahlt werden, umſonſt iſt der Tod.

So wurde denn Joſeph eingelaſſen und bekam eine warme Bierſuppe, die der Bleſſirte ihm hatte geben laſſen. Da er ſie verzehrt hatte, ſagte er, ich danke.

Nun ließ ſich der Bleſſirte Joſephs Geſchichte weitläuftig erzählen. Da er auf das Papier zu reden kam, das ihm der Huſar gegeben hatte, fragte er: Haſt du es denn noch? und da er es bejahete, mußte er es ihm zeigen.

Er las es, ſchüttelte den Kopf und ſagte, das iſt doch curios! wie ſah denn der Huſar aus, der dir das Papier gab?

J. Wie ſollte er ausſehen! er hatte einen groſen fuchsrothen Schnurrbart und eine lange krumme Naſe.

B. Hum! hum! Sahſt du denn ſonſt nichts in ſeinem Geſichte?

J. Nichts als eine groſe Schramme auf dem Backen, wie wenn er einen Hieb dahin bekommen hätte.

B. Es trifft doch alles ein. Nun, ich gehe den nämlichen Weg, den du gehen ſollſt. Da kannſt du mein Reiſekamerad werden. Willſt du?

J. Warum denn das nicht? Willſt du mir aber auch etwas zu eſſen geben?

B. Das ſollſt du haben. Danke du dem lieben Gott, daß er dich mir zugeführt hat, in deinem Abendgebethe. Ohne mich hätteſt du Bremensdorf in deinem Leben nicht gefunden, und würdeſt wahrſcheinlich hinter einem Zaune haben ſterben müſſen.

Da aber Joſeph vom lieben Gotte noch nichts gehört hatte: ſo konnte er ihm auch nicht danken. Aber gegen den Bleſſirten fühlte er Dankbarkeit, er druckte ſeine Hand und ſagte: ich danke dir, lieber Mann.

Den andern Morgen trat der Bleſſirte, mit Joſeph, ſeine Wanderung an. Nun ging es ſchon beſſer. Wenn ſie in einen Ort kamen, ſo gingen ſie von Haus zu Haus, bathen um eine Gabe, und erhielten ſie faſt immer, oft ſehr reichlich. Das hölzerne Bein des Bleſſirten, Lichtknecht hieß er, und ſein friſches ehrliches Geſicht, erregten allenthalben Mitleiden. Wenn ſie daher des Abends in die Herberge kamen: ſo hatten ſie ſo viel Brot, daß ſie es nicht aufeſſen, ſondern einen Theil davon dem Wirthe verkaufen konnten. Auch hatten ſie immer einen Beutel voll kleine Münze, davon ſie ihre Mahlzeit und Schlafgeld bezahlen konnten, und doch immer noch etwas übrig behielten.

Der dritte Tag ihrer Reiſe war ein Sonntag. Joſeph! ſagte Lichtknecht, ehe wir weiter gehen, müſſen wir erſt die Kirche beſuchen, und dem lieben Gott danken, für das viele Gute, das er dieſe Woche an uns gethan hat.

J. Wem ſoll ich danken?

L. Dem lieben Gott.

J. Wer iſt denn der liebe Gott?

L. Hat dir denn dieß dein Vater und deine Mutter nicht geſagt?

J. Das ich nicht wüßte. Meine Mutter ſagte zwar oft: ach daß Gott erbarme! ach du lieber Gott! Wer aber der liebe Gott wäre, das hat ſie mir nie geſagt.

L. Das iſt auch nicht gut. Sieh Joſeph! du haſt deinen Vater und deine Mutter verloren. Du haſt aber an Schwarzmanteln einen neuen Vater, und an ſeiner Frau eine neue Mutter bekommen, die beſſer für dich ſorgen werden, als es deine vorigen Aeltern thaten. Du biſt zu mir gekommen, der dir den Weg nach Bremendorf weiſt, und dir alle Tage Eſſen und Trinken und ein gutes Nachtquartier ſchafft. Der Gute nun, der dir wieder rechtſchaffne Aeltern und einen guten Begleiter beſcheert hat, der iſt der liebe Gott.

Jetzt traten ſie in die Kirche. Es wurde eben das Lied geſungen: Was Gott thut, das iſt wohlgethan. Lichtknecht ließ ſich ein Geſangbuch geben, und hielt es Joſephen hin, daß er mit ſingen ſollte. Dieſer lächelte aber und ſagte: ich kann nicht leſen. Nach geendigtem Geſange trat der Prediger auf und ſprach zu ſeiner Gemeine über die Worte: Was Gott thut, das iſt wohlgethan. Er führte die mancherley Schickſale an, die oft die Menſchen betraͤfen, zeigte daß ſie alle von Gott kaͤmen, daß ſie folglich alle gut waͤren, und alle zum Beſten dienten.

Wie viele harte Schickſale, ſagte er unter andern, haben euch, meine lieben Zuhoͤrer, ſeit einem Jahre betroffen! Eure Vorrathshaͤuſer, die ſonſt mit Ueberfluß gefuͤllet waren, ſtehen jetzt leer, eure Heerden haben ſich gemindert, euer Zugvieh iſt kraftlos, eure Felder zum Theil verwuͤſtet, wie mancher Vater und wie manche Mutter beweint den Sohn, der durch des Feindes Schwerd fiel! wie mancher unſerer Juͤnglinge, die mit geſunden Gliedern ins Feld zogen, iſt als Kruͤppel zuruͤck gekommen! wie manches Kind iſt jetzt vaterlos! Aber was Gott thut das iſt wohlgethan. Waͤren wir deßwegen in der Welt, daß wir Geld ſammeln, eſſen und trinken und wohlleben ſollten: ſo waͤre es freylich nicht wohlgethan, wenn uns Gott alle Mittel dazu wegnaͤhme. Aber dazu ſind wir, wie ich es euch ſchon oft geſagt habe, nicht hier. Wir ſollen gebeſſert, von der Erde ab und zu Gott gezogen werden. Dazu koͤnnen harte Schickſale vieles beytragen. Wenn wir in Duͤrſtigkeit gerathen: ſo lernen wir die Mäßigkeit, die Geduld, die Arbeitſamkeit — lauter Tugenden, an welche ſich der Menſch weit ſchwerer gewöhnt, wenn er an allem Ueberfluß hat. Wenn alles worauf wir uns ſtützten, Nahrungsmittel und Geld, Vater und Sohn, und geſunde Gliedmaſen uns entzogen werden: ſo lernen wir deſto herzlicher auf Gott vertrauen, und wenn uns die Freuden der Erde verbittert werden: ſo ſehen wir deſto fleißiger nach dem Himmel. Was Gott thut das iſt wohlgethan u. ſ. w.

Bey dieſen Worten zerfloß die Gemeine faſt in Thränen, die Schnupftücher wurden herausgehohlt, es wurde geſchneuzet, die Augen gewiſcht, geſchluchzet, ſo daß man den Prediger kaum noch verſtehen konnte. Lichtknecht ſah auf ſein hölzernes Bein, und weinte auch, und da Joſeph ſah daß alles weinte, fing auch er an zu ſchluchzen.

Sechſtes Kapitel.

Nach geendigter Kirche erhielt Joſeph von ſeinem Führer noch allerley gute Lehren, davon er aber wenig verſtand. Unterdeſſen bekam er ihn doch lieb und fühlte wirklich gegen ihn Dankbarkeit.

Da ſie eine Strecke gegangen waren, beklagte ſich Lichtknecht, daß er ſein Schnupftuch verloren habe, und daß es ihm ſchwer werden würde es aufzuſuchen.

Joſeph ſah ihn an — und lief zurück ohne ein Wort zu ſagen. Nach einer Viertelſtunde kam er gelaufen, ſchwenkte das Schnupftuch in der Luft und rief — Heda! Hier iſt das Schnupftuch!

Lichtknecht empfing ihn mit heiterm Geſichte, druckte ihm die Hand und ſagte: biſt ein guter Junge — haſt mir einen großen Gefallen gethan.

Da ſchmunzelte er, und fühlte vielleicht das erſte mahl in ſeinem Leben, wie wohl man ſich befinde, wenn man gegen andere gefällig und dankbar iſt.

Jetzt kamen ſie in einem Dorfe an. Hier ſagte Lichtknecht, wollen wir unſer Nachtquartier nehmen, aber erſt gute Leute um ein Almoſen anſprechen. Sie wurden nur vor wenig Thüren abgewieſen. Wann dieſes geſchah: ſo murrte Joſeph gemeiniglich, und ſagte, da müſſen grobe Leute wohnen.

Schäme dich, Joſeph, ſagte Lichtknecht, und ſprich nicht ſo unüberlegt. Sind denn die Leute ſchuldig, uns etwas zu geben? Es iſt ja ihr freyer Wille. Wenn ſie uns etwas ſchenken: ſo müſſen wir dafür danken; thun ſie es nicht: ſo dürfen wir deßwegen nicht murren. Wir ſind ja nicht die einzigen, von denen ſie angeſprochen werden. Vielleicht ſind ſie auch ſelbſt arm.

Indem ſie ſo mit einander ſprachen, ſah eine Frau zum Fenſter heraus, und warf ihnen einen Pfennig zu. Sie fragte zugleich, wer dieſer kleine Junge wäre?

Ein Soldatenkind, war die Antwort, das weder Vater noch Mutter mehr hat.

Du armer Schelm! ſagte ſie. Wart ich will dir ein Hemdchen geben, daß du damit den Wechſel habeſt.

Sie gab es ihm wirklich, und Joſeph dankte recht freundlich dafür. Als ſie in das Nachtquartier kamen, mußte Joſeph ſein altes Hemde aus- und das weiße anziehen. Da er es gethan hatte, warf er das ſchwarze Hemde hinter den Ofen. Lichtknecht murrte darüber, ſagte aber nichts dazu.

Da ſie den andern Morgen ihr Frühſtück genoſſen hatten, gingen ſie weiter, und Joſeph ließ ſein Hemde hinter dem Ofen liegen. Lichtknecht that nicht, als wenn er es merkte. Da ſie aber bey einem Bache ankamen, ſagte er: hier iſt helles und friſches Waſſer, hier wollen wir unſere Hemden waſchen. Zugleich hohlte er ſein ſchwarzes Hemde aus dem Ranzen, und begann die Wäſche, ſah aber auch ſeinen kleinen Zögling an und fragte: na? willſt du dein Hemde nicht auch waſchen?

Joſeph that als wenn er es nicht hörte, und lief einem Schmetterlinge nach.

L. Joſeph!

J. Na.

L. Was wird es denn? willſt du dein Hemde nicht waſchen?

J. Das Hemde? was denn für ein Hemde?

L. Das ſchwarze Hemde, das du ausgezogen haſt.

J. Das habe ich im Wirthshauſe liegen laſſen.

L. Junge! wo haſt du denn deine Gedanken? Meynſt du denn, daß wir alle Wochen eine ſo gute Frau finden werden, die dir ein Hemde ſchenkt? Gleich gehe hin und hohle es!

Er lief fort, kam bald wieder, brachte es, und ſagte: da iſt das Hemde!

L. Ich will es nicht haben. Stelle dich nur an den Bach und waſche es!

Joſeph wollte gehorchen; da er aber ſein lebelang nicht war zur Arbeit angehalten worden: ſo ſtellte er ſich bey der Wäſche ſo ungeſchickt an, daß Lichtknecht darüber lachen mußte. Er zeigte ihm wie er es machen müſſe, mit ſeiner Hülfe wurde es gereinigt, und dann zum trocknen an einen Weidenbaum gehängt.

Sie ſetzten ſich, um abzuwarten bis die Luft die Hemde getrocknet hätte, und ſahen nach der Straße zu, auf welcher allerley Menſchen und Fuhren auf und ab gingen. Auf einmahl hohlte Lichtknecht ſein Schnupftuch heraus und band es ſich um den Mund.

Was fehlt dir denn? fragte Joſeph, haſt du denn Zahnſchmerzen? Lichtknecht winkte ihm aber daß er ſchweigen ſolle.

Siebentes Kapitel.

Es kamen nun allerley Leute, die er vorbey ziehen ließ, ohne ſie um etwas anzuſprechen. Als ſich ihm aber ein gewiſſer Mann mit einem grauen Oberrocke näherte, ſtand er auf, ging ihm entgegen, nahm den Hut ab, und bath: will der Herr einem armen bleſſirten Preuſſen nicht auch einen Zehrpfennig geben?

M. Woher kömmſt du denn Kamerad?

L. Aus Böhmen, lieber Herr.

M. Wo haſt du denn dein anderes Bein gelaſſen?

L. Bey Prag, lieber Herr! da hat es mir eine Falkonetkugel weggenommen.

M. Armer Schelm! da haſt du einen Sechſer. Aber a propos! biſt du nicht vom Regimente Seidlitz?

L. Von dem bin ich.

M. Ach Gott! unter dieſem Regimente habe ich auch einen Sohn. Haſt du ihn vielleicht gekannt?

L. Wie heißt er denn?

M. Matthäus Lichtknecht. Ach es war ein kreuzbraver Kerl. Kein Kind hat er in ſeinem Leben betrübt.

L. Ich habe ihn gar gut gekannt, er ſtand mit mir unter einer Compagnie.

M. Du haſt ihn gekannt? meinen Matthäus? Lieber Mann! erzähle mir doch etwas von ihm! wie geht es ihm denn?

L. Beſſer als mir. Dem thut kein Zahn mehr weh.

M. Was ſagſt du da? iſt er denn todt?

L. Er fiel an meiner Seite.

M. Was? Mein Matthäus fiel? ach du barmherziger Gott! wie ſchwer drückt mich deine Hand! (laut weinend) ach mein Matthäus! ſo ſoll ich dich nicht wieder ſehen? nicht ein einziges Mahl wieder an meine Bruſt drücken? ach mein Matthäus! wie beugſt du mich! Wie ein Kind freuete ich mich auf deine Zurückkunft. Wollte dir deine Braut zuführen und deine Hochzeit ausrichten.

Nun iſt alles vorbey — und habe dich nicht einmahl — begraben — können. Hatte er einen ſchweren Tod?

L. Einen, ſehr ſanften. Er ſchnappte ein Paar mahl, dann war er weg.

M. Hu! Hu! Hu! wenn ich dir nur wenigſtens die Augen hätte zudrücken können!

L. Aber lieber Mann! warum grämt er ſich denn ſo ſehr? ſeinem Sohne iſt ja wohl. Und iſt es denn nicht beſſer, daß er ſtarb, als wenn er, wie ich, als Krüppel nach Hauſe gekommen wäre?

M. Schweig Kamerad! du biſt kein Vater! du weißt nicht wie das Vaterherz an den Kindern hängt. Und wenn mein Sohn beyde Beine verloren hätte und lebte nur noch — ach wie wollte ich ihn an mein Herz drücken. —

L. Wirklich? (indem er ſich das Schnupftuch abband).

Der Mann bemerkte es nicht ſogleich: weil er ſeine naſſen Augen nach dem Himmel richtete. Da er ſie aber wieder auf ihn warf und ſah, daß er ihn freundlich anlächelte, trat er zurück, ſchlug in die Hände und ſagte — träume ich? biſt du nicht mein Matthäus ſelbſt?

L. Dein Matthäus ſelbſt, lieber guter, guter Vater! (ihm um den Hals fallend) ach wie freue ich mich, daß ich dich wieder ſehe, guter Vater, nach ſo vielen ausgeſtandenen Schmerzen.

M. Nun will ich gern ſterben, da mein Sohn Matthäus noch lebt.

Da er ſich die Augen getrocknet hatte, nahm er ihn an ſeinen Arm. Sey mir willkommen, mein trauter Sohn! mit deinem Stelzfuße, ſagte er. Was Gott thut das iſt wohlgethan! das ſagte ich als du mir entriſſen, und zum Regimente geführt wurdeſt. Was Gott thut das iſt wohlgethan! ſage ich, da du mit einem hölzernen Beine zurück kommſt. Hätteſt du deine beyden Beine noch, wer weiß was für Jammer und Strapatzen du noch ausſtehen müßteſt; nun macht dich dein hölzernes Bein vom Kriegsdienſte frey. — Nun kannſt du bey deinem Vater und deiner Schweſter in Ruhe leben, und noch viel Gutes thun. Du haſt ja deinen Verſtand und dein ehrliches Herz noch, und dein Maul, und geſunde Arme und

Hände noch. Wer das hat, der kann auch mit einem hölzernen Beine viel Gutes thun.

Unterdeſſen ſchlich Joſeph nach, und trocknete ſeine Augen, die ihm auch übergegangen waren, da er die rührende Umarmung des Vaters und Sohns geſehen hatte. Der alte Lichtknecht bemerkte ihn, und fragte: wem gehört der Kleine, der uns nachfolgt?

L. Mir.

V. Dir? wie kömmſt du denn zu dem Kinde? du haſt doch nicht etwa eine Frau genommen, die es dir zugeführt hat?

L. Das nicht. Kann man nicht Vater ſeyn, ohne eine Frau zu haben?

V. Matthäus!

L. Matthäus iſt noch immer der ehrliche Kerl, der er ſonſt war. Nennen dich nicht alle deine Schulkinder Vater?

V. So meynſt du es? aber, nun ſag mir, was es eigentlich damit für eine Bewandniß habe.

Das will ich dir, antwortete der junge Lichtknecht, alles erzählen. Jetzt erlaube mir nur, daß ich ihn mit in dein Haus bringen darf. Der arme Schelm hat keinen Vater mehr, und ſeine

Mutter hat ihn verlaſſen — der liebe Gott hat ihn mir zugeführt, da muß ich halt für ihn ſorgen.

V. Das iſt Chriſtenpflicht. Nimm ihn in Gottes Nahmen mit! Aber! aber! ehe ich ihn ordentlich ins Haus nehme, muß ich ihn näher kennen lernen.

Achtes Kapitel.

Wie geht es meiner Schweſter? fragte Matthäus.

V. Der geht es ganz wohl. Aber fragſt du ſonſt nach Niemanden?

M. Ach!

V. Wozu das Ach?

M. Daß meine Braut noch lebt, das habe ich ſchon von dir, lieber Vater! gehört. Wird ſie mich aber noch lieben?

V. Von ganzem Herzen. Keine Woche iſt verſtrichen, in der ſie ſich nicht nach dir erkundigt hätte.

M. Aber wenn ſie mein hölzernes Bein ſieht?

V. Lieber Matthäus! was Gott thut das iſt wohlgethan. Dein hölzernes Bein wird ein Probierſtein ſeyn, an dem du die Treue deiner Braut erkennen kannſt. Meynt ſie es redlich mit dir: ſo hält ſie Wort. Hält ſie aber nicht Wort: ſo hat ſie es nicht redlich mit dir gemeynt. Dann danke dem lieben Gott, daß er dich durch dein hölzernes Bein von einer unredlichen Frau befreyet hat. Weißt du was, ich will ſie gleich auf die Probe ſtellen. Nicht weit von hier iſt ihr Rübenacker. Da wird ſie vermuthlich ſeyn, um Futter für ihre Kuh zu hohlen. Bleib du hier im Hohlwege ſtehen, ich will unterdeſſen ſie ausforſchen, und dir wieder ſagen, wie ich ſie gefunden habe. Iſt ſie redlich: ſo will ich dich rufen.

Der Vater ging fort, ließ ſeinen Sohn mit dem kleinen Joſeph im Hohlwege, und fand bald ſeines Sohns Braut.

Sobald ſie ihn erblickte, ging ſie auf ihn los, druckte ihm herzlich die Hand und verſicherte, ſie habe hier ſchon lange auf ihn gewartet.

Ich wäre eher wieder gekommen, ſagte der Vater, wenn ich mich nicht zu lange bey einem bleſſirten Preuſſen aufgehalten hätte. Er war vom Regimente Seidlitz, (während er dieß ſagte führte er ſie nahe an den Hohlweg, wo Joſeph verborgen war).

B. Von Seidliz? Steht denn nicht auch mein Matthäus bey dieſem Regimente?

V. Stand er, willſt du ſagen.

B. Stand? was ſoll denn das heißen? ſteht er denn nicht mehr da? Vater ſprecht, ich bitte euch um Gottes Willen! iſt denn Matthäus todt?

V. Ja wenn er todt wäre: ſo wollte ich mich noch zufrieden geben. Aber er iſt ein Galgenſtrick, Er iſt deſertirt.

B. Mein Matthäus wäre deſertirt? das glaube ich nun und nimmermehr. Mein Matthäus iſt ein braver Kerl. Aber der Bleſſirte, der das geſagt hat, lieber Vater! der mag wohl ein Galgenſtrick ſeyn. Nein das thut Matthäus nicht.

V. Ja, liebes Kind! die Verführung iſt groß in der Welt. Es iſt ſchon mancher brave Kerl durch Weibsperſonen verführt worden.

B. Durch Weibsperſonen? Ha! Ha! Ha! Matthäus hatte nur eine, die er liebte, und der er bey dem Abſchiede verſprach, daß er ihr treu bleiben wolle bis in den Tod.

V. Verſprechen iſt ehrlich, Halten iſt ſchwerlich.

B. Ich weiß nicht, wie du mir vorkommſt, lieber Vater. —

V. Nenne mich nicht mehr Vater!

B. Um Gottes Willen! iſt es denn wirklich wahr?

V. Nur mehr, als zu wahr. Sein Kamerad hat mir haarklein erzählt, wie es zugegangen iſt. Er lag in Böhmen, bey einer jungen Wittwe im Quartiere. Er ſah ſie gern, vergaß ſeine gute Friederike, lief vom Regimente, und, als die Preuſſen abgegangen waren, ließ er ſich mit der Wittwe trauen.

B. Je du Gott und Ehr vergeſſener Kerl! iſt das deine Liebe? iſt das dein Verſprechen? iſt das der Dank für meine Treue, mit der ich dir anhing? Hu! Hu! Hu! Mein Leben hätte ich für ihn gelaſſen.

V. Nun was hilft alle das Lamentiren? Geſchehne Dinge können nicht geändert werden. Ich bin ſchlimmer daran, als du, liebe Friederike. Ich bekomme keinen Sohn wieder. Du kannſt aber leicht einen andern Bräutigam bekommen.

So beruhige dich nur! Es hätte dir ja ein weit größeres Unglück begegnen können.

B. Ein größeres? ich wüßte nicht welches.

V. Hum! Wenn du einen andern Mann bekömmſt, ſo wird Matthäus bald vergeſſen ſeyn. Aber —

B. Nu?

V. Aber wenn er nun wieder gekommen wäre mit einem hölzernen Beine? wie denn da?

B. Hölzern Bein hin, hölzern Bein her. Meinetwegen möchte er zwey hölzerne Beine mitbringen. Wenn er nur ſein ehrlich braves Herz noch hätte. Das Herz, lieber Vater! das Herz habe ich geheyrathet. und nicht die Beine.

V. Das iſt leicht geſagt. Stell dir aber vor, daß er mit einem hölzernen Beine daher gehinkt käme, daß —

B. Wenn er doch nur käme! Hu! Hu! Hu!

V. (Laut rufend) ſo komme denn Matthäus!

Matthäus, der dicht am Rande des Hohlwegs gelegen, und die ganze Unterredung mit angehört hatte, kam ſchnell hervorgekrochen und ſtand, mit ſeinem hölzernen Beine da.

Friederike blieb ein Paar Minuten wie verſteinert ſtehen, dann rief ſie laut auf, mein Matthäus! ſtürzte auf ihn los, druckte ihn an ihre Bruſt, und beyde konnten vor Weinen faſt nicht ſprechen.

Endlich riß ſich Matthäus los, wandte ſich zum Vater, und ſagte: ey Vater, du haſt die arme Friederike auf eine harte Probe geſtellt. Ich bin da unten faſt vor Angſt vergangen.

Und nun, da Friederike erkläret hat, daß du ihr auch mit einem hölzernen Beine lieb wäreſt —

M. Ja nun ſehe ich, daß du meine ehrliche treue Friederike biſt.

Fr. Und du mein ehrlicher Matthäus. Nun biſt du doch mein! Nun bleibſt du doch bey mir. Wenn du deine beyden Beine noch hätteſt — wer weiß ob wir in unſerem Leben zuſammen gekommen wären.

Neuntes Kapitel.

Nun, ſagte der Vater, laßt uns nach Hauſe gehen und uns mit einander freuen. Freuen will ich mich mehr, als der Vater des verlornen Sohns. Denn ich habe meinen Sohn wieder gefunden, zwar mit einem hölzernen Beine, aber doch mit unverdorbenem Herzen.

Im Gehen bemerkte Friederike den Joſeph, und fragte betreten: wem gehört denn das Kind?

Mir nicht, antwortete Matthäus, darauf kannſt du dich verlaſſen. Es hat mir es ein Kriegskamerad anvertrauet.

So gingen ſie, unter mancherley Geſprächen, nach dem Dorfe zu, etwas langſam, weil Matthäus mit ſeinem hölzernen Beine nicht geſchwind gehen konnte. Unterdeſſen war Friederikens Schweſter, die den ganzen Auftritt mit angeſehen und angehört hatte, vorausgelaufen, und hatte die neue Mähr im Dorfe verkündigt. Wie ein Lauffeuer ging ſie von Haus zu Haus. Ein Nachbar klopfte an des andern Nachbars Fenſter und rief: wißt ihr was Neues? Schulmeiſters Matthäus iſt wieder gekommen.

Es kommen viele Prinzen von ihren Reiſen wieder nach Hauſe, die mit weit größerer Pracht empfangen werden, indem ihnen die Bürgerſchaft entgegen reitet, weißgekleidete Mädchen ihnen Blumen ſtreuen und Gedichte überreichen, auch Ehrenpforten errichtet werden; aber ob viele Prinzen herzlicher empfangen worden ſind, als Schulmeiſters Matthäus, daran zweifle ich beynahe. Kein Menſch hatte befohlen ihm entgegen zu gehen; und doch trieb die Liebe alle Bewohner des Dorfs heraus.

Wie ging dieß zu? Der Schulmeiſter war ein ſehr verſtändiger, rechtſchaffner und ehrwürdiger Mann. Er war in ſeinem Amte ſehr treu und unverdroſſen, und ließ es ſich einen Ernſt ſeyn, ſeine Schulkinder zu verſtändigen und guten Menſchen zu erziehen. Freylich hatten ihm etliche Starrköpfe im Anfange deßwegen vielen Verdruß gemacht, die ihm manche Grobheiten ſagten: weil er darauf beſtand, daß ſie ihre Kinder fleißig zur

Schule ſchicken mußten. Er kehrte ſich aber nicht daran, und pflegte zu ſagen: ich muß meine Schuldigkeit thun, und wäre ein ſchlechter Menſch, wenn ich ſie nicht thäte. Wollt ihr mich deßwegen haſſen und verfolgen, ſo thut es. Ich werde deßwegen an meinen Schulkindern nicht treulos handeln, ich habe gelernt, auch um des Guten willen zu dulden.

Die Starrköpfe faulten nun auf dem Kirchhofe, die übrige Gemeine wußte ſeine Amtstreue zu ſchätzen, und hatte ihn deßwegen lieb gewonnen. Zwey Drittheile davon hatte er ſelbſt erzogen, und ſie nannten ihn ihren Vater. Man darf ſich alſo nicht wundern, wenn das ganze Dorf an der Freude des guten Vaters Theil nahm, und ſeinem zurückgekehrten Sohne entgegen lief. Wer am geſchwindeſten lief, das war des Matthäus leibliche Schweſter. Dieſe war immer zwanzig Schritte vor den andern voraus, und da ſie bey dem Bruder ankam, war ſie ganz außer Athem und war nicht im Stande zu ſprechen. Alles, was ſie thun konnte war, daß ſie ihm die Hand reichte, und ſagte, ach — mein — Matthäus!

Unterdeſſen kam auch der übrige Zug an, und die gute Schweſter konnte nicht mehr zum Worte kommen. Einer fiel dem Matthäus um den Hals, der andere ſchüttelte dem alten Vater treuherzig die Hand, der dritte rief, nun Vater Jakob iſt es denn ſo recht, daß dein Sohn Matthäus noch lebt? und alles drängte ſich um den Ankömmling, und that eine Menge Fragen an ihn.

Ihr ſollt alles erfahren, ſagte Matthäus, laßt mir doch nur Zeit. Ich bleibe ja nun bey euch, da will ich euch ein Langes und ein Breites von meinen ausgeſtandenen Fatalitäten erzählen.

Sie kamen nun dem Dorfe immer näher, und je näher ſie kamen, deſto mehr vergrößerte ſich der Zug, weil alles, was auf dem Felde war, durch die Neugier zu wiſſen, was dieſer Auflauf bedeuten ſolle, herbeygezogen wurde.

Als ſie bey dem Schulhauſe angekommen waren, gingen die mehreſten nach Hauſe, viele gingen aber auch mit hinein und da es eben Tiſchzeit war, machte des Schulmeiſters Tochter Anſtalt zur Mahlzeit, deckte den Tiſch und trug den Hirſenbrey auf, den ſie gekocht hatte. Da zogen denn alle, die mit herein gekommen waren, fort, und wünſchten eine geſegnete Mahlzeit. Nur Friederike blieb. Ihr habt mich zwar nicht gebethen, ſagte ſie, daß ich bey euch bleiben ſoll, ich bleibe aber doch. Darf ich Matthäus?

Dieſer zog ſie neben ſich an den Tiſch.

Da der Hirſenbrey verzehrt war, ſchlich ſich der Alte fort und kam bald mit einem Teller voll reifer Pflaumen, die er freundlich ſeinem Sohne vorſetzte, und ſagte: die müſſen dir wohl gut ſchmecken, da ſie von den Bäumen ſind, die du pflanzteſt, ehe du in das Feld zogeſt.

Wirklich? ſagte Matthäus. Nun da ſollen ſie mir auch herrlich ſchmecken. Es ſchmeckt doch nichts beſſer, als was man ſelbſt gepflanzt hat. Nun theilte er die Pflaumen unter die Geſellſchaft aus, und gab auch Joſephen ein Paar davon; der ſie ſich wohl ſchmecken ließ.

Zehntes Kapitel.

Auf einmahl gerieth nun des Schulmeiſters Tochter in tiefe Gedanken, legte den Kopf in die eine Hand und mit der andern wiſchte ſie die Augen.

Was fehlt dir denn? fragte der Vater.

Ach nichts! antwortete ſie. Aber — Friederike hat doch ihren Bräutigam wieder.

Je nun, ſagte der Vater, wenn dir es gut iſt, wird dir der liebe Gott deinen Mann auch wieder zuführen. Bekommſt du ihn nicht wieder: ſo mußt du denken, daß es für dich und ihn nicht gut geweſen wäre. Haſt du denn vergeſſen, was ich dir ſo oft geſagt habe: was Gott thut das iſt wohl gethan?

Bey dieſen Worten brach ſie in lautes Weinen aus und ließ ihren Thränen freyen Lauf.

Matthäus ſahe unterdeſſen Joſephen an und ſagte: dir ſcheinen die Pflaumen gut geſchmeckt zu haben. Komm mit in den Garten, und ſuch auf der Erde, ob du nicht noch mehrere finden kannſt. Joſeph ließ ſich den Vorſchlag gefallen und folgte dem Matthäus in den Garten.

Sobald dieſer zurück kam, fragte ihn die Schweſter, haſt du denn gar nichts von meinem Manne gehört?

Wie ſollte ich denn? antwortete dieſer, er hat ja gar nicht bey unſerer Armee geſtanden.

Unterdeſſen zog er aus ſeiner Taſche das Papierchen, das er Joſephen abgenommen hatte, und ſchob es der Schweſter hin. Kaum hatte dieſe es angeſehen: ſo ſchrie ſie laut auf: Herr Gott! das iſt ja von meinem Manne! das iſt ja ſeine Hand! das iſt an mich — an Frau Luiſe Schwarzmantel. Wo iſt er denn? Warum hat er mir denn nicht einen Brief dazu geſchrieben?

Da erzählte ihr denn Matthäus umſtändlich die ganze Geſchichte, wie er ſie von Joſeph gehört hatte. Er mochte aber ſo umſtändlich erzählen, als er wollte: ſo wollte Luiſe doch immer noch mehr wiſſen, und er konnte ihr doch nichts mehr ſagen.

Laß uns zur Hauptſache kommen, fuhr er fort. Du haſt gehört, daß dein Mann will, du ſollſt den Joſeph' an Kindes Statt annehmen. Daß dieß wahr ſey, kannſt du aus dem Zettelchen das er an dich geſchrieben hat, ſchließen. Freylich hätte er noch ein Paar Zeilen dazu ſchreiben ſollen. Da er aber ſo ſchnell abmarſchiren mußte: ſo iſt es ihm auch nicht zu verdenken; daß er die Sache nicht recht überlegte. Jetzt fragt es ſich nur, ob du das Kind annehmen, und es als Mutter behandeln willſt?

Das iſt die Frage gar nicht, ſagte ſie, da mir mein guter Mann das Kind geſchickt hat. Wenn ich ihn nicht haben kann: ſo will ich an ſeiner Statt den Joſeph annehmen und ihm Gutes thun. Wo iſt er?

M. Im Garten.

Fr. Sch. Nun da will ich ihn ſogleich hohlen und —

Hier hielt ſie der Vater bey der Hand. Nicht ſo geſchwinde, ſagte er, liebe Tochter! ihr jungen Leute handelt gleich ſo wie es euch in den Kopf kommt, ohne zu überlegen, ob es auch vernünftig gehandelt ſey; die Ueberlegung kommt hinterdrein und gemeiniglich auch die Reue. Die alten Grau=

Köpfe überlegen aber vorher, und die jungen Leute müſſen fein auf ihren Rath hören.

Fr. Sch. Soll ich denn den Joſeph nicht annehmen? Was wird mein Mann dazu ſagen!

V. Das iſt meine Meynung gar nicht. Aber das Joſephchen ſcheint mir ein Strauchdieb zu ſeyn, das in der Wildniß aufgewachſen iſt, und von Gott und ſeinem Worte wenig wird gehört haben. Nimmſt du ihn nun gleich als Kind an; ſo wird er ſich das wohl gefallen laſſen, aber was gilts? er wird nun glauben es wäre deine Schuldigkeit, daß du ihn nähreſt, kleideſt und reinigeſt. Er wird dir nicht dafür danken und durch leichtfertige Streiche tauſend Verdruß machen.

Fr. Sch. Was ſoll ich denn ſonſt thun?

V. Du ſollſt es gleich hören. Du Matthäus nimm das Papierchen, gib es ihm und ſage, deine Schweſter wäre die Frau, an die das Papierchen geſchrieben ſey. Sag ihm er ſoll es deiner Schweſter geben und ſie bitten, daß ſie ihn bey ſich behalte. Mach ihm aber nicht viel Hoffnung dazu, daß ſie es thun werde. Und du Luiſe, wann er kommt, ſo fall ihm nicht gleich um den Hals und herz ihn, und verſprich ihm viel. Stelle dich hart an. Stoß ihn zurück, und wenn er dich erſt recht ſehr bittet, daß du ihn annehmen ſolleſt: ſo ſprich du wolleſt es verſuchen; dann lege ihn nicht gleich ins Bette, ſondern auf Stroh! Laß ihn nicht gleich mit am Tiſche eſſen, ſondern auf der Bank u. ſ. w. Der Junge muß von unten auf dienen wenn er gut werden ſoll.

M. Der Vater hat Recht. Luiſe ſo wollen wir es machen.

Eilftes Kapitel.

Er ging nun mit dem Papierchen fort und kam bald zurück mit Joſephen an der Hand.

Dieſer ging ganz ſchüchtern zur Frau Schwarzmanteln und gab ihr das Papierchen.

Wie biſt du denn zu dem Papierchen gekommen? fragte ſie.

J. Ein Huſar hat es mir gegeben.

Fr. Sch. Was ſoll ich denn mit dem Papierchen machen?

J. Du ſollſt meine Mutter ſeyn, und mir eine Bratwurſt braten.

Fr. Sch. Eine Bratwurſt kann ich dir ja wohl braten. Wie käme ich denn aber dazu, daß ich deine Mutter ſeyn ſollte? Haſt du denn keine Mutter mehr?

J. Ja wohl. Sie will mich aber nicht mehr haben.

Fr. Sch. Sieh doch einmahl! deine leibliche Mutter will dich nicht mehr haben, und ich ſoll dich annehmen? Daraus wird nichts! du wirſt wohl ein Strauchdieb ſeyn, der ſeiner Mutter nicht gut thun wollte. Deßwegen wird dich deine Mutter verſtoßen haben. Triff die Thür!

M. Aber liebe Schweſter!

Fr. Sch. Liebe Schweſter hin! liebe Schweſter her! ich mag nicht die Mutter eines verlaufenen Jungen ſeyn. Wenn ich ein Kind annehmen will: ſo kann ich eins aus dem Dorfe nehmen, das kenne ich doch.

M. Wo ſoll denn der arme Junge hin?

Fr. Sch. Zu ſeiner Mutter.

M. Weiß denn der arme Schelm wo ſeine Mutter iſt? Wenn wir ihn nun verſtoßen, ſo iſt er ja von der ganzen Welt verlaſſen, muß ſein Brot vor den Thüren ſuchen, wird voll Läuſe, jederman macht die Thür vor ihm zu, und er muß am Ende hinter dem Zaune ſterben.

Fr. Sch. Was geht mich denn das an? Bin ich doch ſeine Mutter nicht. Er iſt der erſte nicht der hinter dem Zaune ſtirbt; und wird auch der letzte nicht ſeyn.

J. (Heulend) So nimm mich doch nur an! Laß mich doch nicht hinter dem Zaune ſterben — ich will

Fr. Sch. Na? Was willſt du denn?

J. Ich will dir gewiß recht gut thun.

Fr. Sch. Nun ſo bleib dieſe Nacht da, ich will dir eine Streue machen, und auch eine Bratwurſt braten, und hernach ſehen, was du für ein Burſch biſt. Thuſt du gut: ſo kannſt du da bleiben. Thuſt du aber nicht gut, ſo kannſt du gehen, ſo weit dich deine Beine tragen.

Der alte Schulmeiſter ſetzte nun die Rede fort, und ſagte, daß man ein verlaufen Kind nicht ſogleich von der Straße aufraffen und in ſein Haus aufnehmen könne. Machte ihm aber doch Hoffnung daß er bleiben könne, wenn er ein gutes folgſames Kind wäre.

Nun kamen nach und nach Freunde und Freundinnen aus dem Dorfe zuſammen um den einbeinigen Matthäus zu ſprechen. Die Stube wurde ſo voll, daß kein Apfel zur Erde kommen konnte. Frau Schwarzmanteln trug auf den Abend eine Schüſſel voll Erbſen und einen Schinken auf, und mehrere von der Geſellſchaft halfen die Mahlzeit verzehren. Auch brachte ſie ein Paar Flaſchen Aepfelwein, die auf die Geſundheit des Brautpaares, des alten Schulmeiſters, Schwarzmantels, der chriſtlichen Gemeine und guter Freunde aller Orten ausgeleert wurden. Joſeph bekam eine Bratwurſt auf die Bank und ein Glas Waſſer dazu. Da! ſagte die Frau Schwarzmanteln, als ſie das Gericht brachte: da haſt du eine Bratwurſt, weil der Huſar ſie dir verſprochen hat, und auch noch mehr, als er dir verſprochen hat, ein Glas Waſſer dazu. Biſt du erſt eine Weile hier und biſt ein guter Joſeph, ſo bekommſt du auch bisweilen ein Glas Bier.

Unter vergnügten Geſprächen und Scherzen floß der Abend dahin, und erſt gegen zwölf Uhr ging die Geſellſchaft auseinander, Joſeph, nachdem er ſich entkleidet und entſtiefelt hatte, legte ſich auf die Streue und die übrigen in ihre Betten.

Zwölftes Kapitel.

Als der alte Schulmeiſter den folgenden Morgen aufgeſtanden war, dachte er zuerſt an Joſeph und überlegte wie er ihn behandeln wollte... Sobald dieß geſchehen war, rief er ſeine Tochter.

Guten Morgen! ſagte dieſe indem ſie herein trat, lieber Vater. Haſt du recht wohl geſchlafen?

V. Recht wohl, liebe Tochter! Eigentlich habe ich dich aber deßwegen gerufen um mit dir zu überlegen, was wir mit dem Joſeph anfangen. Daß wir ihn ernähren und kleiden iſt wohl ganz gut, aber damit iſt ihm noch nicht geholfen. Die Erziehung iſt das Beſte, was wir ihm geben können. Wie wollen wir es aber damit anfangen? das iſt die wichtige Frage, die ich zu beantworten habe und wirklich noch nicht recht zu beantworten weiß. Daß wir ein ſchön Stückchen Arbeit mit ihm haben werden, ſehe ich ſchon voraus. Wie andere Kinder, die ſchon von ihren Aeltern zum Guten ſind angehalten worden, dürfen wir ihn gar nicht behandeln. Er iſt ein junges Thier in Menſchengeſtalt. Junge Thiere können nur durch zwey Mittel gezogen werden, durch Schläge und durch Hunger. Daß ich das erſte Mittel nicht gern brauche, weißt du. Laß uns alſo verſuchen, ob wir ihn mit Hunger ziehen können.

Er gab nun noch allerley gute Regeln, ſie verſprach ſie zu befolgen, ging nun gleich zu Josephs Streue und rief Joſeph!

Wer aber nicht antwortete, das war Joſeph.

Joſeph! rief ſie noch einmahl, willſt du frühſtücken?

Sogleich war Joſephchen auf den Beinen und fragte: Wo iſt das Frühſtück?

Das Frühſtück, antwortete die Frau Schwarzmanteln, iſt noch nicht da. Hör Joſeph! ich will dir ſagen, was in unſerm Hauſe Mode iſt. Wir frühſtücken nicht ſogleich wann wir aufgeſtanden ſind; ſondern wir waſchen und kämmen uns erſt, ſpülen den Mund aus, arbeiten ein Paar Stunden und hernach erſt wird das Frühſtück aufgetragen. Sieh, das iſt in unſerm Hauſe Mode. Willſt du in unſerm Hauſe leben: ſo mußt du dich auch nach unſerer Mode richten. Willſt du?

Er brummte etwas, das wie Ja klang.

Ach das verſteh ich nicht, fuhr ſeine Pflegemutter fort, du mußt laut ſprechen. Willſt du?

Ja! antwortete er recht vernehmlich.

Sie gab ihm darauf einen Kamm, führte ihn an den Brunnen, zeigte ihm wie er ſich reinigen müſſe, und war ihm dabey behülflich.

Als dieſes geſchehen war, ſetzte ſie ihn an einen Tiſch, ſchüttete vor ihm ein Paar Nöſel Linſen aus, und trug ihm auf die Sämereyen, die ſich unter denſelben befanden, heraus zu leſen. Du mußt aber hübſch rein leſen, ſetzte ſie hinzu, Hörſt du? wenn du damit fertig biſt, dann ſollſt du auch Frühſtück haben.

So ſetzte ſich denn Joſeph an ſeinen Tiſch, die Frau Schwarzmantel beſorgte ihr Vieh, ihr Bruder beſah die Bäume, die er in der Jugend gepflanzt hatte, und der Vater ſetzte ſich an ſeinen Tiſch, um die Rechnung der Gemeine in Ordnung zu bringen. Er ſaß mit dem Rücken nach Joſephen zu und vor ihm hieng ein Spiegel.

Da nun Joſeph nach dem Spiegel ſah und den Alten darinne erblickte, auch wahrnahm wie ſein grauer Kopf zitterte! äffte er ihm nach, zitterte auch mit dem Kopfe, und, weil er glaubte daß der Alte, da er ihm den Rücken zukehrete, ihn auch nicht ſehen könne, ſteckte er die Zunge heraus und machte allerley Fratzen.

Der Alte konnte dieß aber im Spiegel recht gut ſehen. Es verdroß ihn die Ungezogenheit des Knaben, und er würde ihm einen ſehr harten Verweiß gegeben haben, wenn er nicht auf ſeinen Unverſtand Rückſicht genommen hätte. Er hob alſo nur ſeinen Finger nach dem Spiegel auf und drohete. Joſeph, der dieß im Spiegel ſah, erſchrack, nahm ſich zuſammen, und fuhr fort Linſen zu leſen.

So bald als die Frau Schwarzmanteln in die Stube trat, ging ihr Joſeph entgegen und ſagte: ich bin fertig.

So? ſagte dieſe, da mußt du ſehr fleißig geweſen ſeyn. Laß doch ſehen, wie du deine Sache gemacht haſt. Rein ſind die Linſen wohl, das iſt ja aber kaum ein halbes Nöſel.

Sie ließ ſich darauf das Körbchen zeigen, in welches er die Sämereyen hatte ſtreichen müſſen, und fand daß er den größten Theil der Linſen mit in daſſelbe geſtrichen hatte.

Nein Joſephchen, ſagte ſie, mir darfſt du ſo nicht kommen. Da würden meine Linſen nicht weit reichen, wenn du ſie ſo leſen wollteſt. Die Sämerey mußt du noch einmahl leſen, die Linſen heraus ſchieben, und die Sämereyen in dieß Körbchen ſtreichen. Wenn du das thuſt: ſo bekommſt du Frühſtück, thuſt du es nicht: ſo triff das Loch, und ſieh, wo du Frühſtück bekommſt.

Joſeph fing an zu weinen. Da er aber ſah, daß er damit nichts ausrichtete: ſo bequemte er ſich wieder zum Linſenleſen. Nach einer halben Stunde war er damit fertig, und erhielt ſein Frühſtück.

Auch der Schulmeiſter ſetzte ſich nun mit ſeiner Familie zu Tiſche und frühſtückte.

Nach eingenommenem Frühſtücke ſagte Matthäus zu Joſeph, nun, weil du ſo fleißig Linſen geleſen haſt: ſo will ich dir auch einen Spaß machen. Nimm das Körbchen mit und folge mir! er folgte, und wurde in den Hof geführt. Matthäus pfiff — ſogleich kamen etliche Trommeltauben herbey geflogen. Joſeph mußte ihnen die Sämerey hinſtreuen. Sie laſen ſie auf — ruchſten und trommelten, biſſen und neckten einander und Joſeph freuete ſich herzlich darüber.

Auch Matthäus freute ſich, daß er etwas gefunden hatte, das dem Kleinen Freude machte. Du Joſeph! ſagte er, folge deiner Mutter hübſch, arbeite fein fleißig, wer weiß was ſie hernach thut — vielleicht gibt ſie dir auch ein Paar Trommeltauben. Da ſchmunzelte Joſeph.

Matthäus ging nun aus, ſeine Freunde zu beſuchen, Joſeph begleitete ihn, und da dieſer den Nachmittag die kleinen Geſchäfte, die ihm waren aufgetragen worden, recht gut ausrichtete: ſo briet ihm ſeine Pflegemutter wieder eine Bratwurſt, die er ſich recht gut ſchmecken ließ.

Dreyzehntes Kapitel.

Nun, ſagte der Schulmeiſter, da die Bratwurſt verzehrt war, müſſen wir doch mit einander etwas bekannter werden. Wo biſt du denn eigentlich her?

J. Aus Böhmen.

Sch. Das iſt ein großes Land. In welcher Stadt oder in welchem Dorfe biſt du denn gebohren worden?

J. Das weiß ich ſelbſt nicht.

Sch. Hum! So erzähle mir doch etwas, hernach will ich dir auch etwas erzählen.

J. Ach ich weiß gar nichts.

Sch. Das wäre auch ſehr wenig. Hat dir denn deine Mutter nicht bisweilen etwas erzählt?

J. Das hat ſie. Wann mein Vater ausgeritten war, und wir lagen bey den Bauern im Quartiere: ſo erzählte ſie mir bisweilen etwas.

Jetzt fällt mir ein recht artiges Hiſtörchen ein. Willſt du es hören?

Sch. Immer her damit!

J. Da war dir einmahl ein junger Burſch, Peter hieß er, der hatte von ſeinem Vater Schläge bekommen.

Sch. Schläge? Warum denn das?

J. Je nun, ich weiß ſelbſt nicht recht, ich glaube er hatte nicht arbeiten wollen.

Sch. So! Na? wie ging es denn weiter?

J. Da lief er fort an ein groſes Waſſer und wollte hinein ſpringen.

Sch. Ins Waſſer? Da muſte er ja erſaufen.

J. Freylich, wenn er hinein geſprungen wäre, aber höre nur weiter. Ehe er noch ins Waſſer ſprang, trat er erſt hin und heulte, daß ſich ein Stein in der Erde hätte erbarmen mögen. Da hörete es die Nixe, die im Waſſer wohnte. Sie kam heraus und wollte ſehen was es da gäbe.

Sch. Die Nixe kam heraus? Nun da wäre ich gelaufen ſo weit mich meine Beine getragen hätten.

J. Ach das war dir gar eine gute Frau. Warum heulſt du denn, fragte ſie, du armer Schelm?

Ach! ſagte Peter, mein Vater hat mich geſchlagen, weil ich nicht genug gearbeitet hatte. Nun, ſagte die Nixe, davon will ich dir bald helfen, ſprang ins Waſſer, und hohlte ein Rüthchen heraus, gab es Petern und ſagte: das Rüthchen nimm ſein in acht. Wenn du damit auf einen Stein ſchlägſt, und ſprichſt dazu Golgol: ſo wird der Stein ſogleich in Gold verwandelt. Probiere es einmahl!

Peter ließ es ſich nicht zweymahl ſagen, er nahm einen Stein, der wohl ein Pfund ſchwer war, ſchlug mit dem Rüthchen darauf und ſprach: Golgol! Im Augenblicke wurde der Stein zu Golde. Wer war froher als Peter! Er nahm das Gold und lief damit fort.

Da fiel ihm der Schulmeiſter in die Rede und ſagte: doch wohl zum Vater? das hätte ich gethan, wenn ich an ſeiner Stelle geweſen wäre.

J. Nein! er machte es geſcheiter; er ging in die Stadt, verkaufte das Gold einem Goldſchmiede, und bekam dafür einen mächtig großen Beutel voll Geld. Nun ging er in den Gaſthof, ließ ſich Gebratenes und Geſottenes, Bier und Wein auftragen, und ließ es ſich gut ſchmecken. Hernach kaufte er ſchöne Kleider, ſilberne Schnallen und eine goldene Uhr. Da das Geld alle war, ſuchte er wieder eine Hand voll Kieſelſteine und machte Gold draus. Er ging in die fremden Länder, und kaufte ſich ein Königreich. Da bauete er ſich ein Schloß, ach ein prächtiges Schloß! Hundert Stuben waren darinne, und in jeder Stube ein ſchöner Spiegel und alles flimmerte von Golde. Die Wände waren mit Demanten beſetzt und der Fußboden mit lauter alten Thalern ausgelegt.

Einmahl hatte er ſich recht ſatt von Bratwürſten und Gänſebraten gegeſſen und Wein getrunken, und lag auf einem ſeidenen Bettchen und ſchlief. Da kam eine gewaltig ſchöne Princeſſin in einer Kutſche, mit ſechs Apfelſchimmeln beſpannt, gefahren. Da ſie das ſchöne Schloß ſah, fragte ſie wem es gehöre? Es gehört dem reichen König Peter, ſagten die Leute.

Den reichen König Peter muß ich doch auch kennen lernen, ſagte die Princeſſin, ſtieg aus der Kutſche, ging zu dem Könige und weckte ihn.

Dieſer rieb ſich die Augen, und war ganz verplüſt, da er die ſchöne Princeſſin vor ſich ſah. Er ſtand auf, ließ der Princeſſin eine Bierſuppe machen, ſechs Eyer hinein ſchlagen, einen Haſen und zwey Bratwürſte braten, und zwey Flaſchen voll Muscatenwein auftragen. Das ſchmeckte der Princeſſin gar herrlich.

Sch. Ey das will ich glauben. Am Ende entſchloß ſich die Princeſſin wohl gar bey ihm zu bleiben?

J. Ey ja wohl. Lebſt du denn alle Tag ſo gut König Peter? fragte ſie ihn. Peter ſagte, alle Tage. Manche Tage noch beſſer. Da fragte ihn die Princeſſin ob er ſie nicht heyrathen wollte? Top! ſagte er, ich heyrathe dich. Da blieb ſie bey ihm und ward ſeine Frau.

Vierzehntes Kapitel.

Na? fragte der Schulmeiſter, wie ging es denn weiter?

J. Weiter weiß ich es nicht.

Sch. Da hat dir deine Mutter das Hiſtörchen nicht ganz erzählt. Es iſt noch lange nicht zu Ende. Soll ich dir das Uebrige noch erzählen?

J. Ach ja! das thue doch.

Sch. Nun ſo gib Achtung! König Peter hatte nun die ſchöne Princeſſin, fuhr mit ihr alle Tage ſpatziren, und ließ alle Tage andere Pferde vor die Kutſche ſpannen, einmahl Apfelſchimmel, das andere mahl Rothſchimmel, bald Braune, bald Rappen, heute Schweißfüchſe, morgen Schecken, übermorgen Erbsgelbe. Er ließ alle Tage ſo viel auftragen, daß der Tiſch hätte brechen mögen, nicht nur Bratwürſte und Gänſebraten, ſondern auch Schweinebraten, und Kuchen mit Roſinen und Mandeln, und Bamberger Bier.

J. Ey das geht ſchöne. Davon hat mir meine Mutter nichts geſagt. Auch Bamberger Bier? das habe ich getrunken, da wir in Bamberg ſtanden. Das ſchmeckt gar delicat. Ach erzähle doch weiter.

Sch. Bey alle dem hatte der König Peter doch ſeine große Plage. Er konnte gar nicht mehr ordentlich ſchlafen. Wann er in ſeinem ſeidenen

Bettchen lag: ſo warf er ſich umher von einer Seite zur andern, und wann er endlich einſchlief: ſo hatte er ängſtliche Träume. Bald träumte ihm die Nixe käme wieder und wollte ihm den Kopf umdrehn, bald daß die Pferde mit ihm durchgingen. Er fuhr dann auf aus dem Schlafe, und konnte gemeiniglich nicht wieder einſchlafen. Da klingelte er dem Bedienten, ſchalt ihn, daß er das Bette nicht ordentlich machte, weil er darinne nicht ſchlafen könne, und ließ es ſich noch einmahl machen.

Einmahl klingelte er auch, aber der Bediente hörte nicht, weil er zu feſte ſchlief. Er klingelte noch ſtärker, da kam er endlich. König Peter ſchalt ihn einen faulen Schlingel, der nur für ſein Bette aber nicht für ſeines Herrn Bette ſorge, das er ſo ſchlecht mache, daß man darinne nicht ſchlafen könne. Da wurde der Bediente böſe, fuhr auf und ſagte: ey! Ihro Majeſtät, wenn ſie fleiſſig arbeiteten, und nicht zu viel äßen und tränken, ſo würden ſie wohl auch ſchlafen können. Haben denn Ihre Unterthanen ſolche weiche Betten? und ſchlafen doch ſo ſanft. Da gaben ihm Ihro Majeſtät ein Paar derbe Ohrfeigen und jagten ihn aus ihrem Dienſte.

J. Das war Recht.

Sch. Nun höre nur weiter. Dem König Peter wollte nun das Eſſen und auch das Bamberger Bier nicht mehr ſchmecken.

J. Auch die Bratwürſte nicht?

Sch. Auch die Bratwürſte nicht.

J. Aha! die Princeſſin wird ſie ihm wohl nicht ordentlich gebraten haben.

Sch. Ach die Princeſſin briet ſie gar nicht. Er hatte einen Koch und zwey Küchenjungen, die ihm die Bratwürſte und die Gänſe braten, und alle ſeine Speiſen zurichten mußten. Er war eben der Meynung wie du, daß die Schuld, warum ihm das Eſſen nicht mehr ſchmecke, an dem Koche liege. Er ſchalt ihn, ſchlug ihn, half alles nichts. Er jagte ihn fort, und nahm einen andern an — es wollte ihm immer nicht ſchmecken. Wenn er ein Paar Biſſen genoſſen hatte: ſo ſchob er das Eſſen zurück.

Auf Anrathen der Princeſſin ließ er ſich einen Koch von Paris kommen, — aber auch das half nichts. Es ſchmeckte ihm weder Eſſen noch Trinken, und wenn er bisweilen über ſein Vermögen aß und trank: ſo bekam er Erbrechen. Darüber wurde König Peter ſehr böſe, und beklagte ſich, daß man für ſein Geld nicht einmahl einen guten Koch bekommen könne.

Einmahl ging er voll Verdruß in ſeinen Garten und ſah da einen Taglöhner ſitzen, der ein groß Stück Brot und Speck verzehrte. Der Schlingel da, dachte er, der nur ein Taglöhner iſt, läßt es ſich ſo gut ſchmecken — und du — ein König — voll Zorn ging er auf ihn los, ſchlug ihm ſeine Mahlzeit aus der Hand, und ſagte: Schlingel! mußt du denn den ganzen Tag freſſen?

J. Ach! das war doch nicht recht.

Sch. Freylich war es nicht recht. König Peter hatte aber ſo vieles ſchon gethan, das nicht recht war, daß er ſich auch aus dieſem Unrechte kein Gewiſſen machte. Aber was geſchah? nach ein Paar Monathen bekam König Peter die Gicht an Händen und Füßen. Nun konnte er gar nicht mehr ſchlafen. Wann ſein ganzes Königreich im tiefen Schlummer lag: ſo wandt ſich der König in ſeinem ſeidenen Bette wie ein Wurm und wimmerte.

Er ließ einen Arzt rufen, und ſuchte bey ihm Hülfe. Helfen Sie mir, ſagte er, lieber Doctor von der Gicht: ſo ſollen Sie einen ganzen Sack voll Gold haben.

Was ich kann, ſagte der Arzt, das will ich gern thun, aber Ihro Majeſtät müſſen mir auch folgen. Sie müſſen Ihre ganze Lebensart ändern. Sie dürfen keinen Wein, kein Bamberger Bier mehr trinken, keinen Gänſebraten, keine Bratwurſt mehr eſſen.

J. Oh!

Sch. Sie müſſen Milch und Waſſer trinken.

Geh er zum Henker! ſagte der König Peter. Was hilft mir denn mein Königreich, wenn ich nicht eſſen und nicht trinken darf was ich will? Er ließ darauf einen andern Arzt kommen. Helfen Sie mir von der Gicht, ſagte er, lieber Doctor; ſo ſollen Sie einen ganzen Sack voll Gold haben. Der Arzt lächelte und ſagte, das iſt mir etwas leichtes. Weil ich aber für Ew. Majeſtät einen köſtlichen Trank von Perlen und Edelſteinen bereiten muß, wozu ich viel Auslagen nöthig habe: ſo muß ich Ew. Majeſtät unterthänig bitten, mir einen kleinen Vorſchuß zu thun.

Darf ich aber eſſen und trinken was ich will? fragte König Peter.

Was Ew. Majeſtät beliebt.

Da ſchloß König Peter einen großen Kaſten auf, der mit Goldſtücken angefüllt war, und ſagte: Da Herr Doctor! nehmen Sie hiervon, ſo viel Ihnen gefällt. Der Arzt benutzte dieſe Gelegenheit, füllte Rock- Weſten- und Hoſentaſchen mit Goldſtücken an, machte das Schnupftuch und den Hut davon voll, und ging ſchwer beladen fort.

J. Der machte es geſcheit.

Sch. Ging fort und kam nicht wieder. Weil er vorher ſah, daß er dem elenden Könige nicht würde helfen können: ſo ließ er ihn ſitzen, und zog mit den Goldſtücken in ein fremdes Land.

Nun begab ſich König Peter bey verſchiedenen andern Aerzten in die Cur, es wurde aber eine Zeit lang weder weißer noch ſchwärzer. Am Ende wurde es ſchwärzer. Die Finger verkrummten ihm, daß er kaum noch im Stande war Geld damit zu zählen. Unterdeſſen zählte er es doch noch. Denn dieß war ſeine einzige Freude, die er auf der Welt hatte.

Funfzehntes Kapitel.

In ſeinen Dienſten war ein ſchlauer Diener, der hieß Melchior. Dieſer ſah das ſchrecklich viele Gold, das der König hatte, und die alten Thaler, mit denen der Fußboden belegt, und das Gold, mit dem die Wände bedeckt, und die Demanten, mit welchen ſie beſetzt waren, und dachte bey ſich ſelbſt: woher muß denn der König dieſen ſchrecklichen Reichthum bekommen? Das Ding geht nicht von rechten Dingen zu.

Kurz darauf befahl ihm der König, er ſolle ihm einen Sack voll Steine bringen. Melchior brachte ſie, ging fort, und der König riegelte die Thür zu, da er fort war. Melchior war begierig zu wiſſen, was der König mit den Steinen machen wollte, ſchlich in ein Nebenzimmer, und guckte durch das Schlüſſelloch. Da ſah er denn wie der König ſein Rüthchen aus einem Kiſtchen hervor hohlte, einen Stein nach dem andern damit berührte und ſagte: Golgol! Er ſah auch wie die Steine gelb wurden, und wie ſie der König in ſeinen Geldkaſten ſchloß.

Dieß ſchrieb ſich Melchior hinter die Ohren, und merkte den Platz genau, wohin der König das Kiſtchen mit dem Rüthchen geſtellt hatte. Sobald alſo Se. Majeſtät einmahl ausfuhren, ſchlich er ſich in das Zimmer, nahm das Kiſtchen weg, ſetzte ſich damit auf die Poſt, fuhr in fremde Länder und verſchaffte ſich da mit ſeinem Rüthchen bald auch ſo viel Gold, daß er dafür ein Königreich kaufen konnte.

König Peter kam wieder nach Hauſe und merkte nicht daß ſein Rüthchen weg war. Erſt da er nichts mehr in ſeinem Geldkaſten hatte, entdeckte er es. Er ließ ſich wieder einen Sack voll Steine hohlen, ſuchte ſein Rüthchen, aber wie erſchrack er, da er es nirgends fand. Er merkte nun wohl, daß Melchior der Dieb ſey, der es mit ſich genommen hätte. — Was half es ihm aber? Melchior war über alle Berge, und kein Menſch wußte wohin. Was ſollte er nun thun? Er hatte ſich einmahl daran gewöhnt, viel Geld auszugeben, und ſein Königreich brachte nicht ſo viel ein, als er nöthig hatte. Er forderte alſo von ſeinen Unterthanen noch einmahl ſo viel als ſie ſonſt gegeben hatten. Aber auch dieß reichte noch nicht hin. Da er die Beutel ſeiner Unterthanen faſt ausgefegt hatte, brachte er doch keinen ſo großen Sack voll Gold zuſammen, als er ſonſt mit ſeinem Räthchen in einer Viertelſtunde gemacht hatte. Da befahl er, daß ſeine Unterthanen noch zweymahl ſo viel als ſonſt geben ſollten. Sie lamentirten und ſupplicirten — das half alles nichts. Der König, hieß es immer, muß Geld haben, es mag kommen woher es will. Konnten ſie nicht bezahlen, ſo ließ er ihnen die Kuh aus dem Stalle, das Bett unter dem Leibe wegnehmen, ihre Aecker und Häuſer verkaufen.

J. Der König Peter gefällt mir gar nicht mehr.

Sch. Liebes Kind! mir hat er ſchon lange nicht gefallen. Aber hör nur wie es am Ende mit ihm ging. Es wurde Krieg, und der Feind rückte in ſein Königreich. Da ließ er ſogleich Flinten und Säbel unter ſeine Unterthanen austheilen, und befahl ihnen, den Feind fortzujagen. Was meynſt du wohl Joſeph, was ſie werden gethan haben?

J. Das weiß ich ſelbſt nicht. Sie werden wohl keine Luſt dazu gehabt haben.

Sch. Du haſt es getroffen. Da ſie mit ihren Säbeln und Flinten zuſammen gekommen waren, trat einer heraus, und fragte: Leute! wollt ihr wohl Narren ſeyn, und euch todt ſchlagen laſſen, um eines Tyrannen willen, der euch das Mark aus den Knochen ſaugt? Ich gehe zum Feinde über.

Ich auch! riefen alle, und nun ſchlugen ſie ſich alle zum Feinde, und gingen mit einander auf das königliche Schloß los. Die Prinzeſſin erſchrack darüber ſo ſehr, daß ſie auf der Stelle umfiel und ſtarb.

Nun hielt das Heer ſeinen Einzug im Schloſſe; da ging es wild her. Der Muscatenwein und das Bamberger Bier wurden ausgetrunken, das Gold und die Demanten von den Wänden geriſſen, die alten Thaler vom Fußboden gehoben, die ſeidenen Bettchen fortgeſchleppt, die Apfelſchimmel und Rothſchimmel, und Braunen und Rappen, und Schweißfüchſe und Erbsgelben wurden aus den Ställen gehohlt. In ſechs Stunden war das ganze Schloß ausgeleert.

J. Was wurde denn aus dem König Peter?

Sch. Mit dem ging es dir gar curios. Da er den Feind anrücken ſah, ſo lief er zu ſeinem Kutſcher und ſagte: Johann, ſpanne er den Augenblick die Kutſche an, der Feind kommt.

Ich? ſagte Johann, ſoll die Kutſche anſpannen? das laſſe ich wohl bleiben. Der Feind könnte mich ja todt ſchießen. Sie haben mich ſo oft einen Schlingel und Flegel geſcholten — nun —

Der König bath, aber Johann blieb unerbittlich.

Da wandte er ſich an einen armen Taglöhner und ſagte: gib mir deine älteſten Kleider, und nimm dafür meine Guten.

Den Gefallen, ſagte dieſer, kann ich Ihro Majeſtät wohl thun.

Nun ging die Entkleidung vor ſich. König Peter gab ihm ſeinen Treſſenhut, den Sammetrock mit dem Sterne, die ſammete Hoſe, die ſeidenen Strümpfe, die Schuhe mit den ſilbernen Schnallen, die mit Demanten beſetzt waren, und dieſer gab ihm dafür einen alten Filz, einen alten Kittel von Trillich, ein Paar Hoſen von eben dem Stoffe, ein Paar Schuhe mit Sohlen, die zwey

Finger dick, und mit Bindfaden zugebunden waren. Peter bath, er möchte ihm nur den Geldbeutel laſſen der in der Sammethoſe ſtecke. Den bekam er, aber die zwey goldnen Uhren, erhielt er ſchlechterdings nicht.

Nun ſchlich ſich König Peter, als ein armer Taglöhner gekleidet, zur Hinterthür hinaus. Aber er merkte bald, daß er weit ärmer ſey, als der ärmſte Taglöhner. Dieſer kann doch zur Zeit der Noth laufen. Se. Majeſtät konnten aber nicht einmahl gehen. Weil ſie immer in der Kutſche gefahren waren: ſo hatten ſie das Gehen verlernt. Langſam ſchlich der arme König mit einem Stocke fort, und da er drey Stunden gegangen, war er doch kaum eine halbe Stunde weit gekommen.

Zum Glück begegnete ihm ein Bauer, der aus der Stadt kam. Dieſen bath er, ihn gegen ein Trinkgeld auf ſeinen Karren zu nehmen. Dieſes that er, und brachte ihn nach einem Wirthshauſe, wo er ſich eine Bratwurſt braten ließ, und um ein Bette bath. Aber der Wirth hatte keins, und der König mußte ſich gefallen laſſen ſich auf die Streue, neben ein Paar Fuhrleute, zu legen. Hatte er in ſeinem ſeidnen Bettchen nicht ſchlafen können, ſo konnte er es nun noch weniger auf der Streue. Die Schmerzen der Gicht und die Angſt des Herzens ließen keinen Schlaf in ſeine Augen kommen. Er ſann hin und her, was er anfangen ſollte, endlich kam er auf den Einfall, er wollte wieder zu dem Waſſer gehen, wo die Nixe wohnte, und ſich von ihr noch ein Rüthchen geben laſſen.

J. Das machte er geſcheit, das hätte ich auch gethan.

Den folgenden Morgen verſprach er alſo einem Bauer vier Ducaten, wenn er ihn nach dem großen Waſſer fahren wollte. Dieſer that es auch, aber erſt mußte ihm Peter die vier Ducaten zeigen, die er ihm verſprochen hatte.

Als Peter bey dem Waſſer angekommen war, fing er wieder jämmerlich an zu heulen. Sogleich kam die Nixe und fragte: was gibts hier?

J. Ah! nun kömmts gewiß recht hübſch.

Sch. Doch wohl nicht ſo ganz hübſch, wie du glaubſt. Ach liebe Nixe! ſagte Peter, mein Rüthchen, das du mir gabſt, iſt mir geſtohlen worden, gib mir doch ein anderes.

Ein anderes? fragte die Nixe, da kannſt du lange warten. Ich gab dir das Rüthchen, daß du nicht nöthig haben ſollteſt ſo ſchwere Arbeit zu thun, wie du ſonſt thateſt, aber nicht deßwegen, daß du faullenzen und ein Tagedieb werden ſollteſt. Ich gab dir das Rüthchen, daß du mit dem Golde, das es dir verſchaffte, Gutes thun und armen Leuten helfen, aber nicht deßwegen, daß du es in Haſenbraten, Bratwürſten, Bamberger Bier und Muscatenwein verzehren, die Wände mit Gold bekleben, und mit Demanten beſetzen und den Fußboden mit alten Thalern auslegen ſollteſt. Was hat dir denn nun mein Rüthchen geholfen? Dicke Beine und krumme Finger hat es dir gemacht, und den Haß von allen Menſchen zugezogen. Dir faulen Tagediebe iſt mein Rüthchen ſo wenig nütze, als einem Kinde ein ſpitzig Hölzchen. Komm du her, ich will dir den Lohn geben, den du verdient haſt. Und nun ergriff ſie ihn bey den Haaren, zog ihn ins Waſſer, und brach ihm das Genicke.

J. O Weh! der arme Schelm dauert mich.

Sch. Ja wer kann ihm aber helfen? er hat es ja darnach gemacht.

J. Iſt das Hiſtörchen nun alle?

Sch. Erſt halb. Peter hatte noch einen Bruder, der hieß Paul. Hat dir von dieſem deine Mutter nichts erzählt?

J. Nicht ein Wort.

Sch. Das iſt Schade! das Hiſtörchen von Paul iſt noch viel artiger und lieblicher, als das von Peter. Ich will es dir auch einmahl erzählen. Jetzt jähnſt du, da iſt es Zeit, daß du ſchläfeſt. Lege dich alſo auf die Streue. Ich hoffe du werdeſt ſanfter ſchlafen, als König Peter, in ſeinem ſeidnen Bettchen. Denn du haſt Linſen geleſen und mancherley andere nützliche Arbeiten verrichtet. Schlaf wohl!

Sechzehntes Kapitel.

Da er fort war, ſagte Matthäus: ich bin doch neugierig, was wir aus dem Joſephchen ziehen werden.

Ich hoffe, einen guten Menſchen, antwortete der Vater. Man muß nur die Geduld nicht gleich verlieren, wenn er bisweilen einen albernen Streich macht. Folgt mir nur, und behandelt ihn ſo, lieben Kinder, wie ich es euch ſage, ſo wird alles gut gehen. Matthäus! du ſollſt ſein Hofmeiſter ſeyn; ſagſt ihm, was er zu thun und zu laſſen hat, und vermahnſt ihn, wann du mit ihm allein biſt, daß er ja alles thun ſolle, was er mir an den Augen anſehe. Dabey machſt du ihn darauf aufmerkſam, wie gut er es bey uns hätte, und wie unglücklich er wäre, wenn wir ihn verſtoßen ſollten. Vergiß aber nicht wen du vor dir haſt! Du ſiehſt, daß er kein anderes Glück kennt, als gut Eſſen und Trinken. Dabey mußt du ihn halten. Du kannſt ihn ein Paarmahl in die Speiſekammer und in den Keller mit nehmen und ihm die Würſte, den Speck, die Schinken, die Butter- und Mußtöpfe zeigen, und ihm ſagen, wie gut er es hier haben könnte, wenn er recht fleißig und gehorſam wäre, und wie übel Kinder dran wären, die keine Speiſekammer hätten.

Und du Luiſe, du mußt darauf ſehen, daß er immer etwas zu thun hat. Gib ihm nicht eher etwas zu eſſen, bis er ſeine Arbeit geendigt hat. Hat er es bisweilen recht gut gemacht, ſo beſtreich ihm ſein Morgenbrot mit Muß oder Gänſefett.

Ich will ihm keine Ermahnungen geben, ſondern ihm nur bisweilen erzählen.

Haben wir ihn erſt ſo weit, daß er anfängt nachzudenken, und Zutrauen zu uns zu bekommen, dann iſt es auch Zeit, ihn anders zu behandeln. Schlaft wohl lieben Kinder! Du Matthäus, morgen 6 Uhr trittſt du dein Hofmeiſteramt an.

Dieß that Matthäus auch wirklich, und ſein Vater ſah die Folgen davon gleich am frühen Morgen. Da er an das Fenſter trat, fiel ihm ſogleich Joſephchen in die Augen, das am Brunnen ſtand und ſich wuſch und kämmte. Luiſe! rief er freudig, ſieh einmahl! was du für Freude an deinem Söhnchen erlebſt.

Das macht mir auch Freude, war ihre Antwort. Ganz gewiß hat ihn mein Bruder dazu angehalten. Ja nun, wenn er mir gut einſchlägt, ſo ſoll er mir ſo lieb, wie mein eigen, Kind ſeyn.

Der Schulmeiſter wollte über die Materie weiter reden, aber Joſeph, der jetzt in die Stube trat, unterbrach ihn. Er trat zu ihm, gab ihm die Hand und ſagte: guten Morgen, lieber Vater! Dann ging er zur Frau Schwarzmanteln, gab ihr die Hand und ſagte: guten Morgen, liebe Mutter! Haſt du etwas zu thun für mich?

Guten Morgen, lieber Joſeph! ſagte die Frau Schwarzmanteln, haſt du dich auch gewaſchen?

J. Gewaſchen und gekämmt, und auch den Mund ausgeſpült.

Sch. Wirklich? Nun da will ich dir auch einen Kuß geben.

Joſeph wurde feuerroth, weil ihm wahrſcheinlich jetzt das erſte Mahl in ſeinem Leben die Ehre widerfuhr, daß er, aus herzlicher Liebe, geküßt wurde.

Die Frau Schwarzmanteln hohlte ihm nun einen Korb voll dürre Bohnen, um ſie auszukneifeln.

Sobald er damit fertig war, that er die ausgekneifelten Bohnen in den Korb, und ſagte: hier! liebe Mutter, ſind die Bohnen; hab' ich es ſo recht gemacht?

Hier, lieber Joſeph! ſagte die Frau Schwarzmanteln, iſt der Butterfladen; hab' ich es ſo recht gemacht?

Joſeph lächelte und ſagte: ich danke.

Nun lud ihn ſein Hofmeiſter zu einem Spaziergange ein. Der Weg ging durch den Garten. Was Joſephs Aufmerkſamkeit zuerſt auf ſich zog, das waren die Zwetſchen an ſeines Hofmeiſters Bäumen. Er ſah ſie ein Paar Augenblicke an, dann hohlte er eine Stange, um einige herunter zu ſchlagen.

Joſeph! ſagte ſein Hofmeiſter.

J. Na?

H. Was willſt du denn da machen?

J. Zwetſchen abſchlagen.

H. Sag mir nur, wo du deine Gedanken haſt! Wem gehören denn die Bäume?

J. Ich weiß nicht.

H. Da darfſt du ja auch die Zwetſchen davon nicht abſchlagen. Wer Früchte von Bäumen nimmt, die ihm nicht gehören, der iſt ja ein Dieb. Warte bis du ſelbſt Bäume bekommſt, dann kannſt du davon ſo viele nehmen, als dir beliebt.

J. Woher ſoll ich denn Bäume bekommen?

H. Daher, woher ich ſie bekommen habe. Sieh! dieſe Bäume gehören mir; ich habe ſie, da ich noch klein war, gepflanzt.

Joſeph ſtellte darauf die Stange wieder an ihren Ort, ſein Hofmeiſter ſchüttelte aber einen Baum, gab ihm von den abgefallenen Früchten eine Hand voll und ſagte: hier will ich dir ein Paar von meinen Zwetſchen ſchenken.

Den übrigen Theil des Tags betrug ſich Joſeph ſo gut, daß ihm dafür der Schulmeiſter die Freude machte, ihm auf den Abend die Geſchichte von Peters Bruder zu erzählen.

Sobald das Abendbrot verzehrt war, fragte ihn Joſeph: erzählſt du mir heute das Hiſtörchen von Paul?

Das will ich thun, ſagte der Schulmeiſter.

Siebenzehntes Kapitel.

Unter der Zeit, daß Peter das erſtemahl bey dem großen Waſſer war, und ſich von der Nixe das Rüthchen geben ließ, war Paul bey ſeinem Vater und half ihm Haber binden. Er mochte auch wohl von der Nixe, und dem Rüthchen etwas gehört haben, womit ſie bisweilen die Leute beſchenkte, und ließ einmahl gegen ſeinen Vater den Wunſch merken, daß er auch wohl ſo ein Rüthchen haben möchte.

Und wozu willſt du denn das Rüthchen haben? fragte ihn der Vater.

Dazu, antwortete Paul, daß ich nicht mehr arbeiten dürfte.

Paul, fuhr der Vater fort, du biſt ein Narr. Nicht mehr arbeiten willſt du? die Arbeit iſt ja das beſte, was der Menſch auf der Welt hat. Bey der Arbeit wird man geſund und ſtark, hat keine Langeweile, Eſſen und Trinken ſchmeckt gut, und wenn man nach einem ſauern Tage ſich ins Bett oder auf die Streue legt: ſo ſchläft man auch, wie es ſich gehört und gebührt, und wirft ſich nicht im Bette herum wie Leute, die den Tag über gefaullenzt haben. Ich wollte mir das Leben nicht wünſchen, wenn ich nicht arbeiten ſollte. Haſt du nicht den Haber geſehen, den wir eingefahren haben? und den Rocken und Waitzen, den wir den Sommer hindurch ernteten? und die herrlichen Kartoffeln, die wir künftige Woche ausnehmen werden? Meynſt du denn nicht, daß mir dieß

Freude mache? Das hätte ich ja aber alles nicht, wenn ich nicht gearbeitet hätte.

Nun ging er fort, kam bald wieder, und brachte einen Spaten und eine Hacke mit. Hier Paulchen! ſagte er, hier bring ich dir, ſtatt eines Rüthchens, zwey. Die ſind wohl mehr werth, als die Rüthchen der albernen Nixe.

Paul nahm dieſe Rüthchen an, grub und hackte damit, ſtand dem Vater bey ſeinen Arbeiten bey, und begriff bald, daß es der Vater gut mit ihm gemeynt hätte. Bey ſeiner Arbeit blieb er geſund und bekam Mark in die Knochen. Wann ſein Bruder hinter den vollen Schüſſeln ſaß und nichts davon eſſen konnte, ſo verzehrte Paul ſeinen Teller voll Klöſe, oder Sauerkraut und Bratwurſt.

J. Auch Bratwurſt?

Sch. Ey das wollte ich meynen, die verzehrte er und ließ es ſich herrlich ſchmecken; wann Peter in ſeinem ſeidnen Bettchen winſelte und wimmerte, ſo ſchlief Paul wie ein Ratz. Freylich hatte er keine Säcke voll Gold, aber doch ein Beutelchen voll Silbergeld, das er durch ſeinen Fleiß verdient hatte. Davon kaufte er ſich ein

Stück Land, bepflanzte es mit Kirſch- und Zwetſchenbäumen, und hatte gar eine herzliche Freude darüber, wann er ſah, wie hübſch ſie wuchſen.

Nach etlichen Jahren trugen ſie auch Früchte.

J. Oh!

Sch. Herrliche Früchte! Kirſchen, daß man ſie nicht ſchöner hätte mahlen können, und Zwetſchen, daß die Aeſte davon brechen wollten. Da konnte nun Paul ſo viel Kirſchen pflücken und Zwetſchen ſchütteln, als ihm beliebte. Er nahm aber niemahls Früchte ab, ohne dabey an ſeinen Vater zu denken. Immer brachte er dieſem einen Teller voll von ſeinen Früchten, und oft ſagte er, ſieh Vater, das ſind die Früchte, die ich den Rüthchen zu danken habe, die du mir einmahl ſchenkteſt. Ich danke dir tauſendmahl dafür!

Einmahl, da er an ſeine Arbeit gehen wollte, fand er ſeinen Spaten und ſeine Hacke nicht, ein diebiſcher Menſch hatte ſie ihm geſtohlen. Darüber war er freylich verdrießlich, er wußte ſich aber bald zu helfen, kaufte ſich einen andern Spaten und eine andere Hacke, und machte Stiele hinein. Dieß geſchah gerade um die Zeit, da der Bediente dem Peter ſein Rüthchen gemaußt hatte.

J. Der arme Schelm konnte kein anderes bekommen.

Sch. Ja wohl! ja wohl! Unterdeſſen hatten alle Leute ihre Freude an Paul, an ſeinem Fleiße und an ſeinen Baumpflanzungen. Aber niemand mehr als ein gewiſſes Mädchen, Chriſtine hieß ſie. Eine Princeſſin war ſie nicht, ſondern nur ein Bauersmädchen! aber ehrlich und fleißig, wie Paul. So oft ſie vor Paulen vorbey ging, nickte ſie ihm freundlich zu, lobte auch bisweilen ſeine Bäume, nahm von ihm auch mannichmahl eine Hand voll Kirſchen an. Am Ende bath ſie Paul ſie möchte ihn heyrathen, und ſie that es. Pauls Vater freuete ſich, daß er ſo ein ehrliches und fleißiges Mädchen ſich ausgeſucht hätte, und der Braut Aeltern freueten ſich nicht weniger, daß ihre Tochter einen ſo ehrlichen und fleißigen Bräutigam hatte. Sie richteten eine Hochzeit aus, kochten große Töpfe voll Fleiſch, brieten Bratwürſte und Haſen, buken Kuchen mit Roſinen und Mandeln, und hatten zwey Eimer Bier zur Hochzeit eingelegt.

In der nämlichen Stunde da die Nixe Petern ins Waſſer zog und ihm den Kopf umdrehte, ging Paul mit ſeinem Chriſtinchen zum Altare und ließ ſich trauen.

Hernach verzehrte er mit ſeinen Gäſten die Mahlzeit, die ihm vortreſſlich ſchmeckte.

Da Chriſtinchen ſeine Frau war: ſo arbeiteten ſie gemeinſchaftlich, ihr Fleiß ſchaffte ihnen alles, was ſie nöthig hatten, ſie blieben geſund und froh, und wurden beyde alte Leute. Wann Paul recht vergnügt war, druckte er ſeiner Frau die Hand und ſagte, die Freuden, die wir mit einander haben, die verdanke ich alle meinem Vater, der mich zur Arbeit angehalten hat.

Joſeph hohlte hier tief Athem, und der Schulmeiſter brachte ihn auf ſeine Streue, ohne über die erzählte Geſchichte weiter ein Wort mit ihm zu ſprechen.

Achtzehntes Kapitel.

Dieß that den folgenden Tag Matthäus. Sobald die gewöhnliche Morgenreinigung verrichtet war, fragte er ihn: na, Joſeph! wollteſt du lieber Peters oder Pauls Rüthchen haben?

Joſeph hing den Kopf auf die Seite, ſah ſeinen Hofmeiſter lächelnd an, und ſagte: wenn ich nur Peters Rüthchen hätte, ich wollte es geſcheiter damit machen —

H. Wie denn?

J. Ich ſchlöſſe es in einen Schrank —

H. Und wenn du einmahl ausgegangen wäreſt, bräche ein Dieb den Schrank auf, oder es käme Feuer aus, und der Schrank mit dem Rüthchen verbrennte?

J. Da ſteckte ich es in die Taſche, wenn ich ausginge.

H. Und verlörſt es, wie ich vor etlichen Tagen mein Schnupftuch.

J. Kann ich auch ſo ein Rüthchen bekommen wie Paul?

H. Vielleicht, wenn du deiner neuen Mutter ein gutes Wort gibſt.

J. Ey ja! das will ich thun.

Sobald er alſo ſeinen Pflegeältern einen guten Morgen geboten hatte, ſagte er zur Frau Schwarzmanteln: liebe Mutter! willſt du mir auch wohl ſo ein Paar Rüthchen geben, wie Paul von ſeinem Vater bekam?

Fr. Sch. Was willſt du denn damit machen?

J. Ich will mir auch einen Garten anlegen.

Fr. Sch. Weißt du denn wie man das machen muß?

J. Das wird mir Matthäus ſchon ſagen.

Fr. Sch. Nun wenn ich ſehe, daß du fleißig biſt, ſo kann wohl Rath dazu werden.

J. Das will ich gewiß ſeyn. Gib nur Achtung.

Er hielt Wort. Er richtete die kleinen Geſchäfte, die ihm waren aufgetragen worden, pünktlich aus, hielt ſich reinlich, dankte, wann er eine Mahlzeit genoſſen, oder ſtatt ſeiner Kleider, die ziemlich beſchmutzt und abgeriſſen waren, ein neues Stück bekam.

Bisweilen fragte er auch wohl: bekomme ich denn bald ein Paar Rüthchen, wie Paul?

Nach vierzehn Tagen endlich trat der alte Schulmeiſter mit einem kleinen Spaten, und einer kleinen Hacke in der Hand, in die Stube. Sieh, Joſeph! ſagte er, weil ich ſehe daß du dich an die Arbeit gewöhnſt: ſo habe ich dir auch ein Paar

Rüthchen gekauft, wie Paul von ſeinem Vater bekam. Gib dem Matthäus ein gut Wort, der wird dich lehren, wie man damit Pflanzen, Erbſen, Bohnen, Bäume u. d. gl. aus der Erde hervorbringen kann.

Ich danke! ich danke! ſagte er. Nun will ich mir auch einen großen Garten machen, und Kirſchbäume und Pflaumenbäume drein ſetzen. Wann nun die Kirſchen und Pflaumen erſt reif ſind, dann will ich dir und meiner lieben Mutter gewiß auch einen Korb voll davon geben.

Sein Hofmeiſter nahm ihn nun mit in den Garten, und lehrete ihn, wie er ſeine Werkzeuge gebrauchen müſſe. Alle Tage wurde ihm ein Stück im Garten angewieſen, das er damit bearbeiten mußte. Anfänglich ſtellte er ſich gewaltig ungeſchickt an, in der Folge ging es aber immer beſſer. Bisweilen fragte er: ob er nun Bäume pflanzen dürfe?

Sein Hofmeiſter antwortete ihm aber: ſogleich ginge es nicht. Er müſſe erſt eine Zeit lang ſich üben im Gartenbaue, dann gäbe ihm der Vater vielleicht ein Stück Land, worauf er die Bäume pflanzen könne. Paul hätte auch erſt eine Zeit lang den Garten bearbeiten müſſen, ehe es an die Baumpflanzung gekommen wäre.

Neunzehntes Kapitel.

Da nun der alte Schulmeiſter ſah, daß ſein Sohn den Joſeph ſo gut zu behandeln wußte: ſo fragte er ihn einmahl: hätteſt du vielleicht Luſt ein Schullehrer zu werden?

H. Hum! ja das wäre ſo etwas Aber ſieh, lieber Vater! ich denke wenn ich mit meinem hölzernen Beine in die Schule komme: ſo lachen mich die Kinder damit aus.

V. Was nun das betrifft: ſo iſt es ja freylich wahr, daß die Jugend bisweilen ſo unverſtändig iſt, daß ſie über die Gebrechlichkeiten ihres Nebenmenſchen ſpotten kann; aber für einen Lehrer, der die Kinder vernünftig zu behandeln weiß, haben dieſe gewiß Achtung, wenn er auch einbeinig wäre. Wer aber dieß nicht kann, der hat bey den Kindern keine Achtung, und wenn er auch ſechs Beine hätte, wie ein Maykäfer.

Du wirſt dich aber bey der Jugend in Reſpect erhalten. Haſt du mich nicht, ehe du ins Feld zogſt, oft in meinem Amte abgelößt? Ging es nicht recht gut?

H. Das iſt nun wahr. Ich wüßte mich faſt nicht zu erinnern, daß mir die Kinder einen Verdruß gemacht hätten.

V. Könnteſt du nicht mein Gehülfe werden, mich in meinen alten Tagen unterſtützen und mir im Amte nachfolgen, wann ich drüben unter der Linde ruhe?

H. Ach guter Vater! wie gerne will ich das thun. Wie leicht wird mir alle Arbeit werden, wenn ich dir dadurch eine Hülfe ſchaffe. Aber nehm ich dir nicht auch dein Brot weg?

V. Das Brot wird mir wohl bleiben, wenn du mir auch das Fleiſch wegnähmeſt. Dieß werde ich aber ſchon zu verdienen wiſſen, wenn ich mehr Zeit auf meinen Gartenbau verwenden kann. Nächſtens geht die Schule wieder an, da kannſt du ja einen Verſuch machen, ob du noch Geſchicklichkeit zu einem Schulmanne haſt. Heute verſuch es einmahl mit Joſephen, ob du ihm, nach Conrad Kiefers ABC= und Leſebüchlein, das Leſen beybringen kannſt. Ich will ein Paar Kinder aus der Nachbarſchaft dazu kommen laſſen.

Matthäus trat den Nachmittag ſein Amt an, und machte es ſo gut, daß der alte Vater ſeine Freude daran hatte. Joſephchen aber ſtellte ſich gewaltig albern. Matthäus hatte ihm z. E. den Buchſtaben D zehnmahl genannt, und da er ihn das eilftemahl fragte, wie dieſer Buchſtabe hieße? ſo antwortete er: El! Während des Unterrichts faßte der Alte ſeinen Sohn ſcharf ins Auge, und da eine halbe Stunde vorbey war, ließ er die Kinder aus einander gehen. Joſeph ging ſo klug fort, als er gekommen war. Matthäus merkte es und ſagte: heute, lieber Vater, habe ich wenig Ehre eingelegt.

V. Viel Ehre! viel Ehre! lieber Sohn.

M. Du ſpaßeſt, lieber Vater! ich habe ja dem Joſephchen keinen Buchſtab in den Kopf bringen können.

V. Eben deßwegen haſt du viele Ehre eingelegt, weil du deine Geduld nicht verloren haſt, obgleich deine Mühe ganz vergeblich war.

Fahr nur fort den Joſeph mit ſolcher Geduld zu behandeln: ſo wirſt du gewiß noch deine Freude an ihm erleben.

Hierauf gab ihm der Vater noch allerley Anſchläge, und er verſprach, daß er ſie befolgen wollte, und befolgte ſie wirklich.

Den andern Tag, da Joſeph unter ſeines Hofmeiſters Aufſicht im Garten arbeitete, kam ein Knabe, gab dem Matthäus ein Briefchen, und lief ſogleich wieder fort.

Matthäus ſahe es an und ſagte das Briefchen iſt an dich Joſeph.

Dieſer wurde blutroth und ſagte: an mich? Woher weißt du es denn?

H. Es ſteht ja darauf: dieſer Brief zukomme an Joſeph; er muß ihn aber ſelbſt leſen.

J. Was ſteht denn in dem Briefe?

H. Das weiß ich nicht.

J. Wer hat ihn denn geſchrieben?

H. Weiß auch nicht.

J. So ließ ihn doch!

H. Ich darf ja nicht. Es ſteht ja drauf, Joſeph ſoll ihn ſelbſt leſen.

J. Ich kann ja aber nicht leſen.

H. Das iſt meine Schuld nicht.

Joſeph faßte des Matthäus Hand und bath ihn aufs inſtändigſte, er möchte doch den Brief leſen; aber Matthäus blieb unbeweglich. Er lief zur Frau Schwarzmanteln, dann zu dem Schulmeiſter und bath ſie, ſie möchten doch den Brief leſen; ſie wieſen ihn aber alle mit der Antwort zurück: ſie dürften den Brief nicht leſen, weil darauf ſtände, Joſeph ſolle ihn ſelbſt leſen. Die Frau Schwarzmanteln gab ihm den Rath, er möchte ihn ſo lange aufheben, bis er leſen gelernt hätte.

Da fing er jämmerlich an zu weinen, und war ſo betrübt, daß er bey Tiſche äuſſerſt wenig aß.

Da es Nachmittags um 3 Uhr war, ging er wieder zum Matthäus und bath ihn er möchte ihm nur den einzigen Gefallen thun, und den Brief leſen.

Nun wenn du es nicht anders haben willſt, ſagte dieſer, ſo will ich ihn leſen. Er erbrach alſo den Brief und las, wie folget:

Lieber Joſeph!

Wenn du dieſen Mittag mein Gaſt ſeyn willſt: ſo ſoll es mir lieb ſeyn. Ich habe eine

Bratwurſt für dich gebraten, und auch ein Glas braun Bier für dich aufgehoben. Ich bin deine gute Freundin

Friederike.

Das iſt eine gute Friederike, ſagte Joſeph, darf ich zu ihr gehen?

Ich habe nichts dagegen antwortete Matthäus, komm nur fein bald wieder.

Er lief darauf ſo geſchwind als möglich nach Friederikens Hauſe, aber — die Thür war verſchloſſen. Er pochte, aber niemand hörete.

Der Nachbar, der ihn ſah, ſagte: Friederike wäre auf dem Kartoffelacker, gleich hinter dem Dorfe.

Er lief alſo dahin, fand ſie, und ſagte, da bin ich.

Fr. Woher ſo ſpät? warum biſt du denn nicht zum Mittagseſſen gekommen?

J. (Hing den Kopf).

Fr. Hat dir den niemand einen Brief von mir gebracht?

J. Das wohl.

Fr. Warum biſt du denn nicht gekommen, da ich dich doch auf eine Bratwurſt gebethen hatte?

J. Ich kann nicht leſen.

Fr. Nicht leſen? und biſt ſchon zehn Jahr alt? Ey, ey, das hätte ich nicht geglaubt. Da ich ein Mädchen von acht Jahren war, da konnte ich ſchon Gedrucktes und Geſchriebenes leſen.

J. Bey wem kann ich denn das Leſen lernen?

Fr. Gib doch dem Matthäus ein gut Wort, vielleicht lehret es dich dieſer.

J. Willſt du mir denn die Bratwurſt geben?

Fr. Ja lieber Joſeph! die Bratwurſt iſt lange verzehret und das braune Bier dazu. Weil du zu Mittage nicht kamſt: ſo glaubte ich es wäre dir nichts daran gelegen. Ein anderes mahl, wenn du ein guter Joſeph bleibſt, will ich dich wieder bitten.

Da ſchlich denn Joſeph betrübt fort, und klagte ſein Leid dem Matthäus, bath ihn aber auch zugleich, er möchte ihn doch das Leſen lehren.

Matthäus machte ihm begreiflich, daß er es ihn ſchon lehre, und daß man erſt die Buchſtaben müſſe kennen lernen, ehe man das Leſen anfangen könne.

Joſeph ſchrieb ſich dieß hinter die Ohren, und da der Unterricht wieder anging, paßte er weit mehr auf, als den Tag zuvor. Am Ende der Woche kannte er die Buchſtaben mit einander und konnte auch ſchon, nach der in Kiefers Büchlein beſchriebenen Art, ziemlich buchſtabieren.

Hierauf ſagte der Alte: nun mußt du, lieber Matthäus, deinen Zögling ſehen und aufmerken lehren. Beydes kann er noch nicht. Wann ich mit ihm durch die Flur gehe: ſo ſieht er nach nichts, als nach den Zwetſchen, die hier und da noch an den Bäumen hängen, nach Haſelnüſſen und andern Dingen, die für ſeinen Schnabel ſind. Von alle dem Uebrigen bemerkt er — nichts. Wenn das ſo fortgeht, ſo wird er wenig lernen. Hat er aber einmahl ſeine Augen geübt, und ſie gewöhnt alles zu bemerken, und alles genau anzuſehen: ſo lernt er von ſelbſt, und wird nie aus dem Felde zurückkommen, ohne etwas bemerkt zu haben. Hierzeigte er ſeinem Sohne, wie er dieß anfangen müſſe, und dieſer begriff es bald.

Den folgenden Tag lud er ſein Joſephchen zu einem Spatziergange ein, und führte ihn durch den Garten, wo noch einige Zwetſchen an den Bäumen hingen, die er für ihn herabſchüttelte.

Dieß veranlaßte nun den Kleinen zu der Frage: ob er nicht bald einen Platz bekäme, den er mit Bäumen bepflanzen könne?

Dazu wird es ſchon Rath werden, gab ihm ſein Führer zur Antwort; zuvor mußt du aber die Bäume kennen lernen: ſonſt könnteſt du Birken und Linden pflanzen, und von ihnen Kirſchen oder Zwetſchen pflücken wollen. Da könnteſt du lange ſuchen, ehe du welche bekämeſt.

Als nun Joſeph bath, daß er ihn die Bäume möchte kennen lehren, nahm er ihn mit auf das Feld und ſammelte einige Blätter, die leicht von einander zu unterſcheiden waren, z. E. von Haſelnüſſen, Wallnüſſen, Johannisbeeren, Weiden, Birnen und Eichen. Dieſe nahm er mit nach Hauſe, legte ſie auf den Tiſch, nannte jedes bey ſeinem Nahmen, zeigte die Merkmahle, wodurch ſich eins von dem andern unterſchied, und fragte dann: Joſeph! wie heißt das? wie heißt das? Dann mußte Joſeph das Haſelnußblatt, das Johannisbeerblatt und ſo weiter ſuchen.

Dieſe Uebung machte Joſephen Vergnügen, und ſein Hofmeiſter trug daher den folgenden Tag die nämlichen Blätter wieder ein, und noch vier neue Arten dazu. So wurde acht Tage fortgefahren, und nun Blätter eingetragen, die mit einander mehr Aehnlichkeit hatten: z. E. von Haſelnüſſen, Erlen und Ulmen, dann von welſchen Nüſſen, Eſchen und Hollunder, ferner von Weißtanne, Rothtanne, Kiefern und Taxus. Da mußte nun Joſeph alles genau anſehen, und die Merkmahle aufſuchen, wodurch die Blätter von einander unterſchieden werden könnten.

Dieſer Unterricht gelang ſo gut, daß, als der alte Schulmeiſter nach vier Wochen mit Joſephen in den Wald und an den Zäunen der Feldgärten hinging, und ihn fragte, wie die daſelbſt wachſenden Bäume und Geſträuche hießen, er ſie alle zu benennen wußte.

Zwanzigſtes Kapitel.

Den nächſten Montag ging die Schule wieder an, und der alte Schulmeiſter Lichtknecht eröffnete ſie, indem er ſagte: nun, lieben Kinder! will ich euch ein Paar merkwürdige Perſonen vorſtellen, einen neuen Schüler und einen neuen Lehrer.

Hier, indem er die Schulthür öffnete und den Joſeph hereintreten ließ, hier iſt euer neuer Mitſchüler. Er iſt nicht ſo glücklich als ihr, die ihr noch Vater und Mutter habt, und früh zur Schule ſeyd angehalten worden. Er hat keinen Vater, keine Mutter mehr, iſt noch in keine Schule gekommen. Wenn er alſo nicht ſo viel kann als ihr, und noch einen und den andern Fehler an ſich hat: ſo müßt ihr Geduld mit ihm haben, und ſein verträglich mit ihm leben. Wollt ihr dieß thun?

Ja! ſagten alle.

Gottfried Weizenkorn! mit dir bin ich immer vorzüglich zufrieden geweſen, laß ihn neben dir ſitzen, und ſage ihm ſein, wie er ſich zu verhalten habe.

Gottfried Weizenkorn nahm ihn ſogleich bey der Hand und ließ ihn neben ſich ſitzen.

Nun, fuhr der Schulmeiſter fort, ſollt ihr auch euern neuen Lehrer zu ſehen bekommen. Er öffnete die Thür und Matthäus trat herein. Hier! ſagte ſein Vater, ſtelle ich euch meinen Sohn vor, der künftig mir bey dem Unterrichte beyſtehen ſoll. Er war bisher Soldat, diente dem Könige treulich und focht für das Vaterland, wie es einem braven Soldaten zukommt. Deßwegen hat er auch ein Ehrenzeichen erhalten. Sehet hier iſt das Ehrenzeichen! Dieß iſt das hölzerne Bein, das er hat. So oft ihr es ſeht, ſo denkt daran: dieß iſt ein Ehrenzeichen, das ſich Matthäus erworben hat, da er für unſer Vaterland focht. Er wird bisweilen, ſtatt meiner, Schule halten; wollt ihr ihm auch ſo folgen, wie ihr mir immer gefolgt habt?

Ja! riefen alle.

Nun, ſo gebt ihm die Hand darauf.

Dieß thaten die Kinder und Matthäus hielt auch ein klein Redchen, in welchem er die liebe Jugend verſicherte, daß er es eben ſo gut mit ihr meynen würde, als es ſein Vater immer gethan hätte.

Er fing nun ſeinen Unterricht an, die Kinder waren aufmerkſam, und wann eins Störungen verurſachte: ſo rief er es bey ſeinem Nahmen, blickte es ernſthaft an, und ſein Blick brachte es ſogleich zur Ruhe.

Nach geendigter Schule drückte ihm der Vater die Hand und verſicherte ihn, daß er mit ihm recht wohl zufrieden ſey. Der liebe Gott, ſagte er, hat dich zum Schulmanne beſtimmt, und dir dazu die nöthigen Gaben verliehen. Hätteſt du deine beyden Beine behalten: ſo wäreſt du nie dazu gekommen. Dein hölzernes Bein führt dich an den Platz, wo du viel Gutes ſtiften kannſt. — Was Gott thut das iſt wohl gethan.

Der alte Schulmeiſter machte nun ein Bittſchreiben an das Conſiſtorium, in welchem er bath, ſeinen Sohn ihm an die Seite zu ſetzen, und ihm die Anwartſchaft auf das Amt, nach des Vaters Tode, zu geben. Da er wegen ſeiner Amtstreue in großem Anſehen ſtand, ſo wurde ihm das Geſuch verwilligt, unter der Bedingung: wenn der Sohn im Examen gut beſtände. Er machte ſich alſo auf nach der Stadt, ließ ſich examiniren, und erhielt das Zeugniß, daß er ſehr gut beſtanden ſey. Mit dieſem Zeugniſſe ging er nun nach ſeinem Dorfe zu. Und wißt ihr zu wem? zum Vater? Da irret ihr euch. Der Schelm ging zu ſeiner Friederike, zeigte ihr das gute Zeugniß, das er erhalten hatte, und beyde vereinigten ſich, daß ſie zum Vater gehen, und ihn um die Erlaubniß, einander ehelichen zu dürfen, bitten wollten.

Der ſtand eben vor der Thür und ſah nach dem aufgehenden Vollmonde, als das vergnügte Pärchen vor ihn trat.

Aha! ſagte er, als er ſie erblickte, das hat gewiß ſeine beſondern Urſachen, daß ihr beyde zugleich kommt.

Die hat es, lieber Vater! und du kannſt ſie leicht errathen. Ich habe ein Zeugniß erhalten, über welches du dich freuen wirſt. — Und nun

V. Gib mir Friederiken.

H. Ja die gib mir, lieber Vater. Nun habe ich Brot für ſie.

Da legte er ihre beyden Hände in einander, und die ſeinige oben drauf und ſagte: der gute Vater, der dieſen ſchönen Mond aufgehen läßt, der ſegne euch! Vergeßt dieſen Vater nicht, richtet euch in allen Stücken nach ſeinem Willen: ſo wird er für euch wie für ſeine Kinder ſorgen, eure Arbeit ſegnen, und euch in trüben Tagen nicht verlaſſen.

Alle drey gingen nun vergnügt in die Stube, und machten allerley Ueberlegungen, wie ſie ihre künftige Haushaltung einrichten wollten, und wie es mit der Hochzeit gehalten werden ſolle.

Der alte Lichtknecht war über dieſe Verbindung ſehr vergnügt, weil er die Braut ſeines Sohnes als ein ſehr rechtſchaffenes, verſtändiges und fleißiges Mädchen kannte.

Joſeph machte ihm aber nicht ſo viele Freude. Zu Hauſe ging es wohl ziemlich gut mit ihm, er verrichtete die ihm aufgetragenen Geſchäfte ordentlich und gehorchte ſeinem Erzieher und ſeinen Pflegältern. In der Schule ging es aber nicht ſo gut. Da er niemals mit andern Kindern umgegangen war: ſo hatte er auch nicht gelernt, mit ihnen umzugehen. Deßwegen hatte er mit den Schulkindern unaufhörlichen Zank. Einmahl rief er — Michel neckt mich! — das andere Mahl: Hans ſtößt mich! bald klagte er, daß man ihn bey den Haaren gezupft, bald daß man ihn geſchlagen habe. Wenn nun der Schulmeiſter, oder ſein Sohn, die Sache unterſuchten: ſo fand es ſich, daß die Schuld immer an Joſeph lag. Von andern wollte er nichts dulden; er aber erlaubte ſich gegen ſie allen Muthwillen. Strich ihm z. E. einer die Backen oder zupfte ihn ſanft an den Haaren: ſo ſchrie er gleich — der neckt mich. Rauften, ſtießen oder ſchlugen ihn aber die andern: ſo fand es ſich immer, daß er dazu die erſte Veranlaſſung gegeben habe.

Er hatte z. E. immer die Taſche voll Kletten, wann er nun glaubte nicht bemerkt zu werden — wup! da warf er einem ſeiner Mitſchüler eine Klette in die Haare, und las dann ſo ehrbar in ſeinem Buche, als wenn er kein Waſſer betrübte. Wurde geleſen, ſo verwandte er kein Auge vom Buche, mit der Hand fuhr er aber ganz ſtille hinter ſeinem Nachbar hin, kneipte den Knaben, der neben ihm ſaß, in den Arm, und, ehe dieſer ſich umwenden konnte, hatte er ſchon die Hand wieder zurückgezogen und wieß damit auf ſein Buch.

Er bekam deßwegen von ſeinen Lehrern harte Verweiſe, aber — ſie halfen nicht viel, weil er noch gar nicht gelernt hatte, was Recht oder Unrecht ſey. Nun ſagte einmahl der Schulmeiſter zu ihm, wenn du dich ſchlechterdings nicht mit andern vertragen kannſt: ſo ſollſt du auch gar nicht mehr bey ihnen ſitzen. Er ſetzte ihn daher auf ein beſonderes Bänkchen an die Thür — half nichts. Joſeph ſteckte gegen andere die Zunge heraus und machte Fratzen. Wann dann andere

BIBL. UNIVERS. LIPS.

ein gleiches thaten: ſo ſchrie er, Herr Schulmeiſter! Hans oder Kunz hat eine Fratze gemacht.

Den willſt du doch wohl kriegen, dachte der Schulmeiſter. Da ſie in der nächſten Woche mit einander in die Schule gehen wollten, und Joſeph um ſein Frühſtück bath, nahm es der Schulmeiſter weg und ſagte: du biſt nicht werth, daß du Frühſtück bekommſt. Unterdeſſen will ich es mit in die Schule nehmen, und auf den Tiſch legen. Iſt nun die Schule aus, und niemand hat über dich, und du haſt nicht über andere geklagt: ſo ſollſt du es haben.

Dieß Mittelchen half etliche Tage. In der Folge ging der Zank aber doch wieder los. Wann er das Frühſtück weg hatte: ſo fing er auch ſeine Neckereyen wieder an.

Endlich traf ein, was ihm Matthäus vorher geſagt hatte. Alle Knaben waren gegen ihn aufgebracht. Da ihn daher einmahl einige auf dem Felde fanden: ſo ſchnitten ſie ſich Haſelſtöcke ab, fingen ihn auf und prügelten ihn damit tüchtig aus.

Da kam nun Joſeph weinend nach Hauſe, und klagte ſein Leid, aber niemand hörte ihn an, niemand bedauerte ihn. Matthäus ſagte ihm vielmehr: habe ich dir es doch voraus geſagt, daß es ſo kommen würde. Wenn du nicht anders wirſt, und fortfährſt deine Mitmenſchen zu kranken und zu beleidigen: ſo wirſt du noch gar viele Prügel bekommen.

Die Prügler bekamen indeſſen den andern Tag auch ihre Strafe.

Nun wurde Joſeph von allen geſellſchaftlichen Vergnügungen ausgeſchloſſen. — Wann Ball geſchlagen, wann um die Wette gelaufen, wann das Jagd- oder Vogelſpiel geſpielt wurde: ſo mußte allemahl Joſeph in der Ferne bleiben, und zuſehen, wie vergnügt ſeine Schulkammeraden waren.

Dadurch wurde er endlich zum Nachdenken gebracht, er gewöhnte ſich ſein heimtückiſches Betragen ab, wurde gefällig, lernte von andern etwas vertragen, und erhielt Erlaubniß an ihren Vergnügungen wieder Theil zu nehmen.

Einmahl kam ſogar Matthäus nach Hauſe und ſagte: Vater! heute habe ich eine rechte Freude gehabt. Der Gänſehirtinn Sohn weinte — Joſeph ſahe es und fragte, was ihm fehle? Da er nun erfuhr, daß ihn hungere, weil ihm ſeine arme Mutter kein Frühſtück hätte geben können: ſo nahm Joſeph das Seinige und gab es ihm.

Sch. Das hat Joſeph gethan?

M. Das hat Joſeph gethan.

Sch. Nun Gott ſey Lob und Dank, daß ich dieſes erlebt habe. Nun iſt Joſeph kein Thier mehr, nun fängt er an Menſch zu werden. Nun wollen wir ihn auch anders behandeln.

Aber, was ſagteſt du denn dazu da du es ſahſt?

M. Ich that nicht, als wenn ich es bemerkte.

Sch. Das haſt du gut gemacht. Hätteſt du ihm deßwegen eine Lobrede gehalten: ſo hätteſt du ihn verderben können. Er würde nun vielleicht mehrmahl ſein Frühſtück weggegeben haben, aber nicht um Gutes damit zu thun, ſondern — um gelobt zu werden. Gute Handlungen, die nur um des Lobes oder anderer Vortheile willen gethan werden, verdienen den Nahmen guter Handlungen gar nicht.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Nun wurden ernſtliche Anſtalten zur Hochzeit gemacht, und nach etlichen Wochen ging ſie wirklich vor ſich. Einige Tage vorher ging der alte Lichtknecht zu der Braut Aeltern, und bath ſie, daß ſie ihm doch ſagen möchten, womit ſie die Hochzeitgäſte bewirthen wollten.

Da wieß ihm der Braut Vater, Nachbar Birnbaum hieß er, einen langen Küchenzettel. Der Alte las ihn bedächtlich durch, ſchüttelte den Kopf und ſagte: ſonſt nichts?

B. Je nun, wenn du mir noch etwas ſagen kannſt: ſo will ich es auch anſchaffen. Soll ich etwa noch Aale kommen laſſen?

L. Das wohl nicht. Aber ſag mir einmahl, ſollen wir uns denn bey dieſer Mahlzeit ſatt oder krank eſſen?

B. Wie verſtehſt du denn das?

L. Zum Satteſſen iſt es zu viel, und um ſich krank zu eſſen, geht man doch eigentlich nicht zur Hochzeit.

B. Je nun, was wir nicht eſſen, das bleibt übrig.

L. Und kommt um.

B. An Ehrentagen gehts nicht anders.

L. Meiner Meynung nach ſollte man an Ehrentagen, wo uns Gott viel Freude macht, auch daran denken, daß man andern Leuten Freude mache.

B. Dieß will ich ja eben, deßwegen habe ich ja ſo viel angeſchafft, daß ich meinen Gäſten Freude machen will.

L. Und indem ſie ſich freuen und jubeln, ſitzt die arme Wittwe Waizenkorn mit ihren Kindern hinter dem Spinnrade und tunkt ihre Brotsrinden in Waſſer.

B. Gut daß du mich daran erinnert haſt. Ich will ihr auch einen Teller ſetzen laſſen.

L. Dafür wird ſie dir herzlich danken: weil du ſie dadurch in den Stand ſetzeſt, etwa eine Woche lang ordentliche Mahlzeiten zu halten.

Wenn aber die Woche vorbey iſt: ſo tunkt ſie ihre Brotsrinde wieder in Waſſer.

B. Dazu kann ich nichts.

L. Lieber Birnbaum! du biſt bey mir in die Schule gegangen, und wirſt es mir alſo wohl nicht übel nehmen, wenn ich dir noch von Zeit zu Zeit eine gute Lehre gebe.

B. Ich bin ja freylich kein Kind mehr, und bin der Schule längſt entwachſen; aber von dir, guter Vater! will ich mein Lebelang gute Lehre annehmen. Sprich!

L. Es bringt einer Gemeine keine Ehre, wenn ſie Nothleidende unter ſich hat. Wenn man in einem Hauſe Noth vermerkte; ſo ſollte man ihm gleich zu Hülfe kommen, ehe die Noth zu groß würde. Und das wäre ſo leicht — wenn jedes von ſeinem überflüßigen Aufwande, den es bey Gaſtereyen, bey ſeiner Kleidung u. dergl. macht etwas abbräche, und damit den Armen zu helfen ſuchte. Wieder auf die Wittwe Waizenkorn zu kommen: ſo weißt du, daß ſie ſich mit ihren vier Kindern nicht nähren kann.

Mit ihrer Spinnerey erwirbt die Waizenkorn kaum das Brot, an Anſchaffung eines Kleidungsſtücks iſt nicht zu denken. Wie lange wird es währen, ſo geht ſie mit ihren Kindern zerlumpt, der Hunger und die Sorgen machen ſie am Ende krank, ſie legt ſich hin und ſtirbt. Da haben wir dann einen Bettelhauſen in der Gemeine. Das zu verhindern kannſt du jetzt, lieber Birnbaum, am Ehrentage deiner Tochter vieles beytragen.

B. Bin curios zu hören, wie ich das anfangen ſoll.

Sch. Das ſollſt du gleich hören. Gib mir einmahl deinen Küchenzettel, und einen Bleyſtift.

B. Hier iſt beydes!

Sch. Lieſt. 6 Viertel Korn zu Brotmehl, 6 Viertel Weizen zu Mehl um die Kuchen zu backen. —

Vier ſind von jedem auch genug.

Drey fette Schweine.

Wir können mit zweyen auskommen.

Ein Stier.

Paſſirt.

Zwölf Hühner und ſechs Hähner.

Mit acht Hühnern und fünf Hähnern können wir auch reichen.

Vier Hammel.

Sind überflüßig.

Wenn du lieber Birnbaum! nun die 2 Viertel Korn, 2 Viertel Weizen, das fette Schwein, die vier Hühner und den Hahn, nebſt den vier Hammeln, die ich dir geſtrichen habe, nimmſt, und ſchenkſt ſie der armen Watzenkornen: ſo werden deine Gäſte ſich ſatt eſſen, und ſich freuen, du wirſt die gute Frau nebſt ihren vier Kindern dem Bettelſtabe entreiſſen und der Segen einer rechtſchaffnen Wittwe wird auf dem neuen Ehepaare ruhen. Wann einſt von alle dem, was es in ſeine neue Haushaltung bekommt, nichts mehr da iſt: ſo wird der Wittwe Segen noch auf ihm ruhen.

B. Guter Vater! Biſt doch noch immer der rechtſchaffne Mann, der du wareſt, da du mir das vierte Gebot erklärteſt. Hier iſt meine Hand! Es ſoll alles geſchehen, wie du geſagt haſt.

Sch. Dafür wolle Gott dich ſegnen!

Am Rumpelabende, oder am Abende vor der Hochzeit, rumpelte es nicht nur im Hochzeithauſe, ſondern auch im Hauſe der Frau Waizenkorn. Sie ſaß eben mit ihren Kindern hinter den Spinnrädern; bey einem Oehllämpchen, ſpann und ermahnte die Kinder, ſie ſollten fleißig ſeyn, und auf Gott vertrauen, der ſie gewiß nicht verlaſſen würde, als etwas an ihre Thür pochte. Sie ſah durchs Fenſter, erblickte einen Trupp Leute und fragte: wer iſt denn da?

Gute Freunde! war die Antwort. Macht nur auf. Sie machte auf und — wer mag es beſchreiben was ſie empfand — als ſie Birnbaumen mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern, der Frau Schwarzmanteln, Joſephen und noch etlichen guten Freunden des Birnbaumſchen Hauſes erblickte, die das brachten, was Birnbaum zu geben verſprochen hatte, und noch mehr — einen Sack voll Gerſte für die Hühner und einen Sack voll Kartoffeln.

Die Frau Waizenkorn faltete ihre Hände, ein Paar Thränen liefen über ihre Backen, und ſie ſagte weiter nichts, als — ach Gott die guten Leute!

Ihre Kinder machten aber deſto mehr Lärmen, ſie küßten die Hammel, die ihnen die Frau Schwarzmanteln zuführte, nahmen der Braut die Hühner und Joſephen den Hahn ab, Eins rief, Mutter laß mich die Hühner füttern, das andere, nein ich will ſie füttern, das dritte fragte, ſchlägſt du uns nun auch Eyer in die Suppe? Ich füttere die Hammel, ſagte der älteſte Waizenkorn, Mutter gib mir auch eine Wurſt, wenn du das Schwein läßt ſchlachten, ſagte der kleine Hans. —

So haltet doch nur die Mäuler ihr Kinder! ſagte die Frau Waizenkorn, das wird ſich ja alles geben, kommt mit mir und tragt die Hühner in das Hühnerhaus und riegelt es fein zu, daß der Ratz nicht hinein komme.

Unterdeſſen daß dieß geſchah, wurden die Hammel und das Schwein von der Hochzeitgeſellſchaft in ihre Nachtquartiere gebracht, die Lebensmittel in das Haus geſetzt, und — ehe die Frau Waizenkorn ſich noch bedanken konnte, war die Geſellſchaft ſchon über alle Berge. Die Kinder gingen mit ihr in die Stube, und machten allerley Plänchen, wie es mit dem Schweine, den Hammeln, den Hühnern und dem Weizen gehalten werden ſollte, vorzüglich freueten ſie ſich über die Wurſt, die ſie nun würden zu eſſen bekommen.

Es wird ſich alles ſchon geben, ſagte die Frau Waizenkorn; jetzt geht zu Bette, und danke dem lieben Gott, der euch armen Waiſen dieſe Freude gemacht hat.

Die Kinder ſchlieſen bald ein, der Frau Waizenkorn kam aber vor Mitternacht kein Schlaf in die Augen. Sie dachte hin und her, wie ſie das erhaltene Geſchenk am beſten anwenden wolle. Am Ende entſchloß ſie ſich, ſie wolle das Schwein nicht ſchlachten, ſondern verkaufen, von dem daraus gelöſeten Gelde ihre Kinder kleiden, und ihnen lieber eine Wurſt kaufen, weil ſie ſich doch ſo ſehr darauf freueten. Die Hammel wollte ſie von dem Heu und Stroh, das ſie von ihrem kleinen Stück Land geerntet hatte, füttern, und von dem Gelde das ſie aus der Wolle löſen würde, andere nothwendige Dinge in die Haushaltung ſchaffen. Sie machte es in der Folge auch wirklich ſo, und der alte Schulmeiſter verſicherte ſie, daß ſie als eine vernünftige Frau gehandelt hätte.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Am Hochzeitmorgen war in des Schulmeiſters Hauſe alles geſchäftig, ſich in die Hochzeitkleider zu werfen. Joſeph ſah bald nach der Frau Schwarzmanteln, bald nach ihrem Bruder, und wartete ſehnlich, daß er auch den Auftrag, ſich zur Hochzeit bereit zu machen, erhalten ſollte; es wollte es aber niemand bemerken.

Da ſetzte er ſich hinter den Tiſch und legte verdrießlich den Kopf in die Hand. Er ſah da einen Brief liegen, nahm ihn gleichgültig in die Hand, und las — an Joſeph. Die Schrift beſtand aus Canzleybuchſtaben, darum war es ihm leicht, ſie zu leſen.

Matthäus! rief er freudig aus, da iſt ein Brief an mich! Er erbrach ihn ſogleich und fand darinne folgendes:

Mein lieber Joſeph!

Heute iſt, wie du weißt, meine Hochzeit. Ich lade dich ein, daß du 12 Uhr zu mir kommeſt und dich als ein Hochzeitgaſt mit an den Tiſch ſetzeſt. Ich bin deine gute Freundin

Friederike.

Wer war froher als Joſeph! Er las den Brief der Frau Schwarzmanteln vor und fragte: ob ſie ihm erlaube, mit zur Hochzeit zu gehen?

Wenn dich die Braut gebethen hat, erhielt er zur Antwort, ſo habe ich nichts dagegen. Zugleich hohlte ſie auch ſeine gute Kleidung herbey, und ſagte daß er ſie anziehen ſolle.

Gegen 12 Uhr verſammelte ſich die Hochzeitsgeſellſchaft im Hochzeithauſe, und Punct 12 zog ſie in die Kirche.

Die Brautleute traten dann zum Altare, und wurden von dem Herrn Pfarrer copuliret und eingeſegnet.

Als ſie in das Hochzeithaus zurück gekommen waren, erfolgte ganz unerwartet eine neue Einſegnung. Die Frau Waizenkorn ſtand hinter der Thür, nahm die Hände des Brautpaars, legte ſie in einander und ſagte: den Prieſterſegen habt ihr bekommen — nun nehmt auch den Segen einer armen Wittwe an! Ihr habt meine und meiner armen Kinder Thränen getrocknet, und uns durch eure Wohlthat aus der Noth herausgeriſſen. Das wolle euch Gott vergelten! und euch bis in die ſpäteſten Jahre ſegnen, und [illegible] euch und euern Kindern wohlgehen laſſen!

Dem alten Birnbaum liefen, während der Einſegnung, die Thränen über die Backen, er druckte dem Schulmeiſter die Hand und ſagte: dieſen Segen haben wir dir zu danken, guter Vater!

Bey Tiſche ging es ſehr vergnügt her. Sie aßen und wurden alle ſatt. Von dem was an die Frau Waizenkorn war abgegeben worden, vermißte man nichts; man konnte ihr ſogar einen Teller ſetzen, und von jedem Gerichte, das auf den Tiſch kam, etwas darauf legen. Es wurden auch während der Mahlzeit in Zucht und Ehren mancherley Späschen gemacht; den Hauptſpas machte aber der alte Schulmeiſter.

Am Schluſſe der Mahlzeit wurde nämlich eine Schüſſel voll wälſche Nüſſe aufgetragen, die noch in der grünen Schaale waren. Als ſie aufgeſetzt war, trat der Schulmeiſter auf und ſagte: Gott hat uns heute einen vergnügten Tag gegeben. Wie wäre es denn, wenn wir zum Andenken an dieſen Tag ein Denkmahl errichteten, damit Kinder und Kindeskinder davon noch reden könnten?

Nun, was wird doch der alte Papa einmahl ausgeheckt haben, ſagte ſeine Nachbarin. Heraus damit! riefen alle.

Nun ſo höret denn an, ſagte der Schulmeiſter. Wie wäre es, wenn wir mit einander auf den kahlen Platz hinter dem Dorfe gingen, nähmen dieſe wälſchen Nüſſe mit, und pflanzten ſie dahin. Da bekämen wir ein Nußwäldchen, könnten uns an Sonn- und Feſttagen in ſeinen Schatten ſetzen, und Kinder und Kindeskinder würden dann von dem Tage reden, an dem das Wäldchen wäre gepflanzet worden.

Der Vorſchlag fand Beyfall, und die Geſellſchaft zog frohlockend mit ihren wälſchen Nüſſen aus, und unternahm die Pflanzung. Birnbaum dirigirte ſie, und zeigte in welcher Ordnung die Nüſſe ſollten gelegt werden.

Die Nüſſe gingen zu ſeiner Zeit gut auf, wuchſen friſch empor, und das Wäldchen, das daraus entſtanden iſt, heißt noch jetzt: Lichtknechts Hayn.

Der übrige Theil des Tages wurde von der Hochzeitgeſellſchaft ebenfalls vergnügt zugebracht.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Das erſte, was Joſephen den folgenden Tag in die Gedanken kam, waren — die wälſchen Nüſſe, die er hatte pflanzen helfen. Aus den Nüſſen ſollen Bäume kommen? dachte er bey ſich ſelbſt, wenn das wäre: ſo müßten ja Bäume drinne ſeyn. Und das iſt ja nicht möglich, wie kann denn ein ſo großer Baum in einer ſo kleinen Nuß ſtecken?

Das ging ihm den ganzen Morgen im Kopfe herum, und als er zu Tiſche kam, war ſeine erſte Frage, die er an den Schulmeiſter that, dieſe: Vater! ſind denn wirklich in den Wälſchen Nüſſen Bäume?

Sch. Ey das verſteht ſich. Wenn Bäume heraus kommen ſollen: ſo müſſen ſie ja drinne geweſen ſeyn.

J. Ich ſehe ſie ja aber nicht.

Sch. Das kommt daher, weil ſie noch zu klein ſind. Wann ſie in die Erde kommen: ſo ziehen ſie den Saft der Erde in ſich, und werden davon groß.

J. Das iſt doch curios. Woher kommen denn aber die Aepfel- und Birnbäume?

Sch. Aus den Kernen. In jedem Apfelkern ſteckt ein Apfelbaum, und in jeder Birnkern ein Birnbaum.

Joſeph machte große Augen, als er dieß hörete, und, da er eben einen Apfel auf ſeinen Teller bekam, hohlte er die Kerne heraus und wickelte ſie ſorgfältig in ein Papierchen.

Was machſt du denn da? fragte ihn der Schulmeiſter.

Ich hebe die Aepfelkerne auf, ſagte Joſeph, und will ſie pflanzen, daß ich auch Bäume bekomme.

Da thuſt du nicht übel dran, antwortete der Schulmeiſter, und dachte bey ſich ſelbſt: nun habe ich noch einen Beweiß mehr, daß Joſeph anfängt ein Menſch zu werden. Das Thier denkt nur an die Gegenwart, der Menſch aber an die Zukunft. Das Thier verzehrt nur, aber der Menſch pflegt zu ſäen und zu pflanzen.

Von nun an aß Joſeph keinen Apfel, keine Birn mehr, ohne die Kerne davon zu ſammeln. Ja ſeine Begierde nach einer Baumpflanzung war ſo groß, daß er auch die Kerne von gebacknen Kirſchen und Pflaumen ſammelte, und er würde gewiß davon bald einen großen Vorrath zuſammengebracht haben, wenn ihm nicht die Frau Schwarzmanteln begreiflich gemacht hätte, daß aus den Kernen des gebacknen Obſtes keine Bäume kommen könnten: weil der Keim derſelben durch die Hitze vertrocknet wäre.

Von den Aepfel- und Birnkernen hatte er aber eine große Schachtel voll, bey dem Eintritte des Frühlings, zuſammen. Sein Pflegevater ſchenkte ihm, zur Ausſäung derſelben, ein groß Stück Land, und ſein Hofmeiſter gab ihm Anweiſung, wie er es bereiten und die Kerne ſäen müſſe.

Der Tag der Ausſaat war für die ganze Familie ein wahrer Feſttag. Joſeph war vor Freuden auſſer ſich, und Matthäus mit ſeiner Frau und ſeinem Vater nahmen an der Freude herzlichen Antheil.

Die Frau Schwarzmanteln konnte aber an der Freude keinen Antheil nehmen, weil ſie die Küche zu beſorgen hatte.

Ganz leer von Freuden ging ſie aber nicht aus. Ehe noch ihr Vater ganz zu ſeinem Hauſe zurück kam, merkte er, daß etwas paſſirt ſeyn müſſe, das ihr Freude mache. Sie ſprang ihm entgegen; Vater! rief ſie, ein Brief! ein Brief von meinem Manne!

Der Alte freuete ſich auch, aber — wie alte Leute halt ſind, die nur mit einem Auge auf die Erde, mit dem andern nach dem Himmel ſehen, ſo ausgelaſſen wie die Frau Schwarzmanteln konnte er ſich nicht freuen. Und lies nur, lieber Vater, fuhr die Frau Schwarzmanteln fort, was auf dem Briefe ſteht: An Frau Luiſe Schwarzmanteln, nebſt einem Käſtchen, 200 Thaler am Werth.

Hum! ſagte der alte Schulmeiſter, ſo komm doch mit herein und laß uns den Brief leſen.

Sie öffnete den Brief und zugleich auch ihren Mund, und las wie folget:

Meine liebe, gute Luiſe!

Wenn Du noch geſund biſt: ſo iſt es mir lieb. Ich bin Gott Lob noch geſund und wohl. Iſt denn der kleine Joſeph glücklich bey Dir angekommen? Nimm ihn ja in Acht! Sorge für ihn wie für dein Kind! Du haſt ja immer Dir Kinder gewünſcht, nun haſt Du auf einmahl eins, und noch dazu eins, das ſchon ſprechen und laufen kann. Ich muß halt für den armen Schelm, den Joſeph, ſorgen: weil ich ſeinen Vater niedergehauen habe. Hier ſchicke ich Dir auch die Uhr, die ich ſeinem Vater abnahm. Heb ſie ihm auf, und gib ſie ihm, wann er groß iſt. Die zwanzig Dukaten, die dabey liegen, die ſollen für Dich, liebe Luiſe! Ich wollte Dir gern mehr ſchicken, wenn ich mehr hätte. Du kannſt das Geld mit gutem Gewiſſen annehmen: denn es iſt kein Sündengeld. Ich habe es weder Bürgern noch Bauern abgenommen. Vorigen Herbſt, als wir aus Böhmen zurück gingen, plünderte meine Compagnie ein Dorf aus — weißt Du was auf mein Theil kam? ein Kuß! Na! runzle nur nicht gleich die Stirn! lies nur weiter!

Meine Kameraden fielen alle in die Häuſer, ich ging aber nur auf eins los. Da ſtand ein alter eisgrauer Mann in der Thür und rang die Hände. Alter! ſprach ich, fürchte dich nicht, ich thue dir kein Leid! Nun zog ich meinen Säbel heraus und ſtand Schildwache. Kam ein Kamerad und wollte plündern, ſo rief ich: zurück! dieß Haus plündere ich. Sie machten groſse Augen. Ich aber auch. Ich biſs auch die Zähne zuſammen und zeigte den bloſsen Säbel. Sie zogen ab, alle zogen ſie ab, und, da ſie alle abgezogen waren, zog ich auch ab. Leb wohl Alter! ſagte ich. Da fiel mir der Alte um den Hals und gab mir einen Kuſs. Das war eben der Kuſs, den ich meyne. Aber der Kuſs ſchmeckt mir noch immer gut, und iſt mir lieber als aller Raub, den meine Kameraden mit ſich ſchleppten. Dein Vater wird ſchmunzeln, wann er das lieſt.

Nun will ich Dir aber ſagen, wie ich zu den Dukaten gekommen bin. Ich hielt in einem Buſche, und muſste da wachen; da ſchlich ſich ein Kroate herbey, und wollte uns recognoſciren. Da ſchoſs ich ihn vor den Kopf, und nahm ihm ſein Geld ab. Das konnte ich von Gott und Rechtswegen thun. Unſer Rittmeiſter ſpricht immer: das Geld, das der Soldat dem Feinde abnimmt, das gehört ihm von Rechtswegen. Bey alle dem iſt das Soldatenleben ein fatales Leben. Tag und Nacht hat man keine Ruhe. Hunger und Kummer muß man leiden, und ſich mit Leuten herum hauen und herum ſchießen, die einem im Leben nichts zu Leide gethan haben. Ich habe es mannichmahl recht ſatt; aber was will ich machen? ich muß doch aushalten. Mein einziger Troſt iſt die Religion, die mich Dein guter Vater gelehrt hat. Gib ihm einen Kuß dafür!

(Luiſe ſchlang bey dieſen Worten ihren Arm um des Vaters Hals, küßte ihn und ſagte: ich will die Beſtellung gleich ausrichten.)

Ich ſehe es jetzt recht ein, was Du für eine gute, brave Frau biſt. Ich habe dich auch zehnmahl lieber als ſonſt. Wenn ich doch nur erſt wieder bey Dir wäre! Je nun, wie Gott will! Was Gott thut das iſt wohlgethan. Komme ich wieder bey Dich, ſo will ich Dich auf den Händen tragen. Hörſt Du aber, daß ich geblieben bin: ſo denk auch, was Gott thut das iſt wohlgethan. Leb recht wohl, und ich bin Dein treuer Mann

Hans Schwarzmantel.

Luiſe hatte während dem Leſen das ganze Schnupftuch voll geweint. Dem Alten waren die Augen auch naß geworden, und er ſagte: laß uns das Käſtchen aufmachen, das dir dein Mann geſchickt hat. Es geſchah, und man fand darin eine ſchöne goldne Uhr, in deren Gehäus das Bruſtbild von einem jungen, ſchönen Frauenzimmer gemahlt war. Von der Uhr, ſagte der Schulmeiſter, darf Joſeph nichts erfahren. Die wollen wir ihm aufheben bis er groß, und zu Verſtande gekommen iſt.

Dieß geſchah denn. Der Schulmeiſter verſteckte ſie in ſein Wandſchränkchen, und die Ducaten nahm die Frau Schwarzmanteln zu ſich und kaufte dafür ein Stück Land, das hinter des Vaters Garten lag, und das eben damahls feil gebothen wurde.

Dieß Land bearbeitete ſie nun fleißig, und Joſeph half ihr täglich mit.

Ueberhaupt betrug er ſich jetzt immer ſo, daß ſeine Pflegeältern damit zufrieden ſeyn konnten. Von Zeit zu Zeit beging er ja wohl einen albernen Streich; der Schulmeiſter meynte aber, es würde ſich damit ſchon geben, wenn er erſt recht zu Verſtande käme.

Die mehreſte Klage kam über ihn wegen der vielen Töpfe, Teller und Gläſer, die er zerbrach. Die Frau Schwarzmanteln war der Meynung, er müſſe allemahl gezüchtiget werden, wenn er ſo einen

Schaden anrichtete. Ihr Vater ermahnte ſie aber zur Geduld, bis er ein ſchicklicheres Mittel ausgeſonnen hätte. Unterdeſſen, da er ihr einmahl ein Glas zerbrach, das ſie von ihrem Manne bekommen hatte, und auf dem die Buchſtaben L. S. eingeſchnitten waren: ſo konnte ſie ſich nicht länger halten, ſie ſchlug aus, und gab ihm ein Paar derbe Ohrfeigen.

Der Vater ſaß dabey, und war darüber verdrießlich; unterdeſſen faßte er ſich doch, nahm Josephs Hand, und ſagte: da ſiehſt du was dabey heraus kommt, wenn man ſo in den Tag hinein handelt. Die Luiſe iſt nun eine ſo gute Frau, und hat es immer ſo gut mit dir gemeynt, gleichwohl haſt du ſie ſo böſe gemacht, daß ſie dir Ohrfeigen gab.

Joſeph kroch in eine Ecke und heulte gewaltig. Sobald aber Herr Lichtknecht mit ſeiner Tochter allein war, ſchüttelte er ſie ein wenig durch, und ſagte: das haſt du nicht gut gemacht, Luiſe. Sieh der Joſeph hat dich ſo lieb gehabt, daß er dir durchs Feuer gelaufen wäre.

Du weißt lieber Vater! erwiederte Luiſe, daß ich lange an mich gehalten habe. Jetzt aber, da er das Glas zerbrach, das ein Andenken von meinem Manne iſt, da war' ich meiner nicht mehr mächtig. Die Ohrfeigen werden ihm auch ſo wohl thun, wie ein Balſam auf ſein Haupt. Gib Achtung er zerbricht ſobald nichts wieder.

Sie hatte Recht. Töpfe und Teller wurden zwar nach wie vor zerbrochen; das that aber Joſeph nicht, das thaten die Katzen. Bald hatte der graue Kater einen Schaden angerichtet, bald des Nachbars ſchwarze Katze. Wahr mußte es wohl ſeyn, denn er verſicherte ja, daß er es mit ſeinen Augen geſehen hätte.

Der alte Schulmeiſter ſchüttelte immer den Kopf dazu, wann er die Katzen verklagte, und ſagte auch wohl zu ſeiner Tochter: da ſiehſt du ja Luiſe! was du mit den Ohrfeigen ausgerichtet haſt. Es wird dir noch eben ſo viel zerbrochen wie ſonſt, nur mit dem Unterſchiede, daß es jetzt die Katzen thun.

Luiſe ſaß einmahl hinter dem Spinnrade, und hörte abermahl in der Küche einen Topf zur Erde fallen. Sogleich ſprang ſie hinaus und fand Joſephen bey den Scherben ſtehen.

Na? fragte ſie, welche Katze hat denn dieſen Topf zerbrochen?

Der graue Kater! erhielt ſie zur Antwort.

Wo iſt denn der graue Kater? fragte ſie weiter, ich müßte ihn ja ſehen; die Küchenthür war ja verſchloſſen da ich kam.

— Auf dieß Examen hatte Joſeph ſich nicht gefaßt gemacht. Er verſtummete alſo und las ganz in der Stille die Scherben zuſammen.

Luiſe ging aber zu ihrem Vater und ſagte, lieber Vater! ich kann mit dem Joſeph nicht mehr auskommen. So und ſo hat er es mir gemacht. Wenn du ihm nicht den Kopf zurechte ſetzeſt: ſo kann ich ihn gar nicht länger behalten.

Ja, liebe Tochter! erhielt ſie zur Antwort, wenn du ihm den Kopf nicht durch deine Ohrfeigen verdreht hätteſt: ſo hätte ich nicht nöthig ihn zu rechte zu ſetzen. Unterdeſſen will ich thun, was ich kann. Laß ihn herein kommen.

Herr Lichtknecht nahm eine ſehr ernſthafte Miene an, und fragte, Joſeph! wer hat den Topf zerbrochen?

J. Ich!

L. Ich dachte der graue Kater hätte es gethan?

Joſeph ſchüttelte mit dem Kopfe.

L. Warum haſt du denn geſagt der graue Kater hätte es gethan?

J. (Laut aufſchreyend) ich dachte die Mutter gäbe mir Ohrfeigen.

L. Joſeph! Jòſeph! ich bin mit dir immer ganz wohl zufrieden geweſen, aber nun bin ichs nicht mehr. Du wirſt ja ein ſchlechter Menſch, du wirſt ja ein Lügner. Ein ſo ſchlechter Menſch darf nicht mehr an meinem Tiſche eſſen. Du haſt dich ſelbſt zur Katze gemacht: ſo ſollſt du auch am Katzentiſche eſſen.

Es geſchah wie der Schulmeiſter geſagt hatte. Da ſich die Familie an den Tiſch ſetzte, bekam Joſeph ſeinen Teller auf die Bank, und auf den Teller bekam er was die Familie von ihren Tellern zuſammen geſcharret hatte. Dieß kränkte ihn ſehr.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Sobald er vom Tiſche war, lief er zu ſeinem Hofmeiſter und klagte ihm ſein Leid. Er fand aber wenig Troſt; bekam vielmehr einen ſehr ſtarken Verweiß, der die Wirkung hatte, daß er mit vielen Thränen, die Frau Schwarzmanteln ſo wohl als ihren Vater üm Verzeihung bath, und verſprach, daß er in ſeinem Leben keine Lüge wieder ſagen wollte. Frau Schwarzmanteln gab ihm gar keine Antwort, ſondern wieß ihn an ihren Vater. Dieſer aber gab ihm eine ganz ſonderbare Antwort. Du willſt alſo nicht wieder lügen? fragte er. . . . .

J. Gewiß nicht!

Sch. Gib mir die Hand darauf!

Er gab ihm die Hand. Der Schulmeiſter faßte ſie etwas derb an, ſah ihm ſcharf in die Augen und ſagte: ſieh Joſeph! wenn du kein Lügner wäreſt: ſo glaubte ich dir, auch ohne Handſchlag. Da du aber ein Lügner biſt, ſo kann ich dir auch nicht glauben und wenn du mir mit beyden Händen verſprächeſt, daß du nicht lügen wollteſt. Ein Lügner iſt gar ein unglücklicher Menſch. Wenn er einmahl auf einer Lüge ertappt iſt: ſo glaubt man ihm nicht wieder. Lüge nicht mehr, dann erſt werde ich dir glauben. So lange bis ich gewiß weiß, daß du nicht mehr lügſt, mußt du am Katzentiſche eſſen.

Dieſes Urtheil beugte den Joſeph ſehr. Die Katzen zerbrachen von nun an nichts mehr, Joſeph nur ſelten etwas, und, wann ihm ſo etwas wiederfuhr, zeigte er es allemahl der Frau Schwarzmanteln an.

Unterdeſſen beredete ſich der Schulmeiſter mit ſeinem Sohne, wie ſie ihn ferner behandeln wollten, und dieſer befolgte des Vaters Vorſchläge. Als er einmahl mit Joſeph allein war: ſo fragte er ihn, haſt du wohl Luſt mein Bedienter zu werden?

J. O ja! wenn es die Mutter erlaubt.

M. Die erlaubt es. Ich habe ſchon deßwegen mit ihr geſprochen. Wie viel ſoll ich dir Lohn geben?

J. Ich weiß ſelbſt nicht.

M. Du ſollſt wöchentlich zwey Groſchen haben, biſt du damit zufrieden?

J. Zwey Groſchen? das iſt viel Geld. Dafür laufe ich durchs Feuer.

Sogleich lief er zur Frau Schwarzmanteln und verkündigte ihr mit Freuden die Standes-Erhöhung, die mit ihm vorgegangen wäre, und die Einnahme, die er erhalten hätte. Sie gratulirte ihm dazu, und ermahnte ihn ſein Amt ſein ordentlich und pünctlich zu verrichten.

Den Nachmittag trat er es an, bearbeitete für Matthäus den Garten, richtete die Aufträge aus, die er im Dorfe hatte, und erhielt den Sonnabend ſeine zwey Groſchen.

Vergnügt hüpfte er zur Frau Schwarzmanteln und zeigte ſie ihr.

Sie lächelte und ſagte: So geht es in der Welt, einer hat den Beutel, der andere hat das Geld; und zeigte zugleich einen ledernen Beutel! den ſie aus der Stadt mitgebracht hatte. Ich habe den Beutel, fuhr ſie fort, und du haſt das Geld. Wie wäre es, wenn ich dir den Beutel dazu gäbe?

Wirklich bekam er ihn, und mancher reiche Mann freuet ſich nicht ſo innig, wann er ſeinen Beutel mit Goldſtücken füllt, als Joſeph, da er ſeine zwey Groſchen in ſeinen Beutel ſteckte.

Matthäus überlegte nun mit ihm, was er mit dem Gelde anfangen ſollte, und er nahm ſich vor, einen Theil davon zurück zu legen, und es zu dem Garten anzuwenden, den er einmahl anzulegen gedachte.

Die nächſte Woche ſaß Joſeph am Tiſche, und ſchrieb nach einer Vorſchrift, die ihm ſein Hofmeiſter gegeben hatte. Er gab ſich wirklich Mühe, die Buchſtaben recht zierlich nach zu mahlen. Auf einmahl aber warf er die Feder weg, und ſprang auf den Tiſch um einen bunten Schmetterling zu fangen, der durch das offene Fenſter in die Stube gekommen war. Seine Begierde ihn zu haſchen war ſo groß, daß er das Glas nicht bemerkte, das auf dem Tiſche ſtand und es mit dem Fuße herabſtieß.

Er erſchrack ſehr darüber, und, da er den grauen Kater auf der Bank liegen ſah, ſo kam es ihm in den Kopf dieß arme Thier zu verklagen, als wenn es nach dem Schmetterlinge geſprungen wäre, und das Glas vom Tiſche geworfen hätte. Bald beſann er ſich aber anders, ſuchte ſeinen Hofmeiſter auf, und klagte ihm, was für ein Unfall ihm begegnet ſey.

Du biſt ein rechter Leichtfuß, ſagte dieſer. Wenn du nicht bald anders wirſt: ſo wirſt du uns noch vielen Schaden anrichten.

Joſeph ſchlich ſich fort, kratzte ſich hinter den Ohren, und der gute Schulmeiſter mußte nun aus der Kanne trinken: weil er kein Glas mehr hatte. Er runzelte die Stirn, ſagte aber weiter nichts dazu.

Den andern Tag ſtand ſchon ein anderes Glas da, das ſeine Tochter für ihn aus der Stadt gehohlet hatte. Das machte dem Alten Freude, und er ſagte, ich danke dir, liebe Tochter für deine Fürſorge.

Danke nur nicht lieber Vater! ſagte dieſe, ich habe es von deinem Gelde bezahlt.

Von meinem Gelde? gab dieſer zur Antwort, da müßte ich einen großen Beutel haben, wenn ich alles bezahlen ſollte, was im Hauſe zerbrochen wird.

— Ich kann es doch auch nicht bezahlen, antwortete Luiſe, du weißt ja, daß ich nicht viel Geld habe.

Es erfolgte ein Stillſchweigen. Matthäus ſah ſeinen Pflegeſohn an. Dieſer verſtand den Blick, ſchlich ſich zur Frau Schwarzmanteln und fragte: was koſtet denn das Glas?

Einen Groſchen, erhielt er zur Antwort.

Da ging er über ſeinen Beutel, hohlete einen Groſchen heraus, druckte ihn der Frau Schwarzmanteln in die Hand und ſagte: da iſt der Groſchen! Sey nur nicht böſe auf mich!

Ey ſieh einmahl Vater! ſagte dieſe: Joſeph hat ſich ins Mittel geſchlagen, und hat das Glas bezahlt. Hier iſt der Groſchen, den ich von deinem Gelde genommen habe.

Da Joſeph das zerbrochne Glas bezahlt hatte, ſo ſagte der Schulmeiſter: da haſt du nicht übel dran gethan, daß du das Glas bezahlt haſt. Eigentlich muß es ja freylich ſo ſeyn; wer etwas zerbricht, der muß es bezahlen; und wenn du nicht gern bezahlſt, ſo iſt wohl das Beſte, was du thun kannſt, daß du nichts mehr zerbrichſt.

Wirklich wurde Joſeph nun weit vorſichtiger. Einige Tage gingen vorbey, ohne daß er einen Schaden anrichtete, und, da dieß in der Folge doch wieder ein Paar Mahl geſchah, ſo zeigte er es ſogleich an, fragte, wie viel er dafür zu bezahlen habe, und bezahlte es.

Darüber freuete ſich niemand mehr, als der alte Schulmeiſter. Als Joſeph ein Paar Mahl Zahlung geleiſtet hatte, und wieder neun Pfennige für einige Eyer hinzählte, die er hatte fallen laſſen, faßte ihn der Alte bey der Hand, ſah ihm ſcharf in die Augen und ſagte: nun weiß ich Joſeph, daß du kein Lügner mehr biſt, nun ſollſt du nicht mehr am Katzentiſche eſſen. Aber! aber! daß du mir ja nicht wieder lügeſt! ſollte ich dich ein einziges Mahl wieder auf einer Lüge ertappen: ſo würde ich dir in meinem Leben nicht wieder glauben. Joſeph fiel ihm um den Hals, weinte, und ſagte, ich lüge gewiß nicht wieder.

Er log auch wirklich nicht wieder, ſondern gab ſeinem Hofmeiſter und ſeinen Pflegeältern von Zeit zu Zeit Beweiſe von ſeiner Ehrlichkeit und Dankbarkeit. Er ſchien es zu fühlen, daß man es gut mit ihm meyne, bekam deßwegen zur ganſen Familie eine herzliche Liebe, und benutzte jede Gelegenheit, wo er ihr gefällig ſeyn konnte.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Als einmahl der Schulmeiſter vergnügt bey ſeinen Kindern am Tiſche ſaß, und ihnen ſagte, daß alles wohl gethan ſey, was Gott thut, fragte ihn Joſeph: ſag mir aber nur, lieber Vater! wer denn der liebe Gott eigentlich iſt?

Das war nun Waſſer auf des Schulmeiſters Mühle, der ſchon lange gewünſcht hatte, daß ihm Joſeph ſelbſt Veranlaſſung geben möchte, ihn mit Gott bekannt zu machen. Er ſah ihn alſo an und fragte: willſt du das wirklich wiſſen?

J. Ja! lieber Vater!

Sch. So gedulde dich noch ein Bischen. Sobald ich Zeit dazu habe, will ich es dir ſagen.

Schon den folgenden Tag nahm er ihn mit auf das Feld in ein Birkenwäldchen, das eben grün zu werden anfing, und von dem man eine ſchöne Ausſicht in ein weites Feld hatte.

Wie gefällt dir das Feld? fragte er.

J. Gut.

Sch. Das müßte ſich wohl hübſch ausnehmen, wenn hier ein Huſarenregiment ſeine Schwenkungen machte. Haſt du ſo etwas wohl ſchon geſehn?

J. O ja. Nicht lange vorher, ehe mein Vater todtgehauen wurde, da mußte ſein Regiment exerciren. Das ſah prächtig aus. Erſt ritten ſie alle zuſammen, hernach theilten ſie ſich und eine Parthie ritt da, die andere dort hin. Hernach ritten ſie auf einander los, als wenn ſie einander todthauen wollten. Es war aber nur Spas. Manchmal ritten ſie ganz langſam — auf einmahl fingen ſie aber an zu galloppiren — hu — wie wenn ihnen der Kopf brennte. Da ſetzten ſie über Gräben und Zäune weg.

Sch. Das möchte ich ſelbſt mit angeſehen haben. Wie kam es denn aber nur, daß ſie alle ſo in der Ordnung ritten? daß ſie alle ſo auf einmahl gallopirten?

J. Ja! es wurde commandirt.

Sch. Das glaube ich ſelbſt; denn ſonſt ſähe ich nicht wie es möglich wäre, daß ſo viele Menſchen eine ſolche Ordnung hielten. Haſt du den Mann geſehen, der commandirte?

J. Nein! aber meine Mutter ſagte mir es wäre der General Spleny.

Sch. Spleny! von dem habe ich in der Zeitung geleſen. In der Zeitung ſtand noch gar manches, wovon du vielleicht gar nichts gehöret haſt.

Außer dem Regimente, bey dem dein Vater ſtand, hat dein Kaiſer noch gar viele andere. Davon ſtanden bisweilen einige in Sachſen, andere in Schleſien, noch andere in Böhmen. Ehe man ſichs verſahe: ſo brachen ſie alle auf und trafen an einem Orte zuſammen. Da habe ich nun mannichmahl meine Gedanken gehabt, wie es nur möglich ſey, daß ſo viele tauſend Menſchen, aus ſo vielerley Gegenden, nach einem Orte zuziehen, ordentlich wie wenn ſie es verabredet hätten. Ich kann nicht anders glauben, als daß auch einer da ſey, der ſie commandirt.

J. Ich will dir ſagen wer der iſt, das iſt ganz gewiß der General Daun, von dem mir mein Vater immer erzählte.

Sch. Das glaube ich ſelber. Und noch mehr! ſo viele tauſend Menſchen können etwas zuſammen eſſen den Tag lang, zumahl wenn ſie Pferde bey ſich haben. Da ſollte man nun meynen, ſie müßten mit einander verhungern, wenn ſie auf einem Flecke zuſammen kämen. Ich habe aber geleſen, daß ſie immer da, wohin ſie kommen, Mehl, Brot, Fleiſch, Haber und Heu finden. Das kann doch wohl nicht von ſich ſelbſt zuſammengelaufen ſeyn. — Ich glaube gewiß daß auch einer da ſeyn müſſe, der dieß alles kommandirte.

J. Das iſt dir gewiß auch der General Daun, der ſorgt für alle ſeine Soldaten. Die Soldaten heißen ihn nicht anders, als Vater Daun.

Sch. Es iſt möglich. Wenigſtens muß einer da ſeyn, der das Zuſammenbringen der Lebensmittel commandirt. Es geht aber in der Welt alles eben ſo ordentlich, wie bey der kaiſerlichen Armee. Z. E. alle Morgen iſt die Sonne pünktlich da. Leute, die die Sonne genau beobachtet haben, können die Minute vorher ſagen, wann ſie aufgehen wird.

J. Die iſt doch nicht ſo pünktlich, wie unſere Soldaten. Ich weiß gar viele Tage, da ſie nicht aufgegangen iſt.

Sch. Da muß es in Böhmen anders ſeyn, als bey uns. Bey uns iſt ſie alle Morgen zur rechten Zeit da. Freylich können wir ſie nicht allemahl ſehen, wann Wolken am Himmel ſind. Und ſo iſt es auch mit dem Monde, bald geht er auf, bald geht er unter, einmahl iſt er ſo ſchmal wie eine Sichel, ein andermahl iſt er größer, dann ſo rund wie eine Kuchenſchüſſel, dann nimmt er wieder ab. Und das geht dir ſo ordentlich, daß die Kalendermacher es alles voraus ſagen können. Wann wir nach Hauſe kommen: ſo will ich dir im Kalender dieß alles zeigen. Guck du fleißig hinein, hernach wieder an den Himmel nach dem Monde. Du wirſt ſehen, daß der immer nach der Ordnung ſich verändert, die im Kalender ſteht.

J. Oh! das habe ich in meinem Leben noch nicht gehört,

Sch. Du kannſt dich drauf verlaſſen. So iſt es wie wenn in der Welt alles nach dem Commando ginge. Gib nur einmahl Achtung! Mannichmahl ſteigen alle Dünſte von der Erde auf, dann verſammeln ſie ſich, wie die kaiſerlichen Soldaten, und ziehen ſich in Wolken zuſammen. Dann kommt bisweilen der Wind — in ein Paar Stunden ſind ſie alle fortgejagt.

Im Frühlinge geht alles, wie nach dem Commando: da kommen erſt die Lerchen, hernach die Finken, dann die Schwalben und Störche angezogen, und — wann ſie kommen: ſo finden ſie ihr Futter, wie wenn es für ſie wäre zuſammen gebracht worden. Da blüht eine Blume nach der andern auf, erſt die Veilchen, dann die Schlüſſelblumen, hernach blühen die Kirſch-, hernach die Birnen: und endlich die Aepfelbäume. Es iſt ordentlich wie wenn commandirt würde: Veilchen heraus! Schlüſſelblumen heraus! Kirſchbäume blüht, Birnbäume blüht, Aepfelbäume blüht. Der nun, der dieß alles commandirt, der dieß alles regiert, das iſt eben der, den wir den lieben Gott nennen.

J. Oh! haſt du ihn geſehen?

Sch. Nein. Den General Daun habe ich auch nicht geſehen, und glaube doch, daß er die kaiſerliche Armee commandire. Und, lieber Joſeph! es gibt gar viele Dinge, die nicht geſehen werden können, und die doch da ſind. Haſt du den Wind geſehen?

J. In meinem Leben nicht.

Sch. Ich auch nicht. Da iſt er aber. Das ſehen wir ja an den Bäumen, die er bewegt, und an den Ziegeln, die er vom Dache wirft. So müſſen wir auch glauben, daß jemand da ſey, der alles commandire: weil wir ſehen, daß commandirt wird, und daß alles in einer gewiſſen Ordnung geht.

Ey ſieh Vater, ſagte Joſeph, den großen Vogel, der hier geflogen kommt. Wie heißt der?

Sch. Das iſt ein Storch. Der wird auch commandirt. Sobald der Frühling bey uns eingetreten iſt, und die Luft warm wird: ſo iſt es wie wenn jemand für die Störche ſpräche: Marſch! Sie brechen mit einander auf aus den Ländern, wo ſie ſich den Winter hindurch aufgehalten haben, und — wann ſie kommen, ſo iſt auch Fourage für ſie da. Weißt du was die Störche freſſen?

Joſeph ſchüttelte mit dem Kopfe.

Die freſſen mehrentheils Fröſche, fuhr der Schulmeiſter fort. Die Fröſche ſind aber nicht immer da. Den Winter hindurch wirſt du keinen Froſch finden.

J. Wo ſtecken ſie denn?

Sch. Unten im Schlamme der Sümpfe und Teiche. Im Frühlinge kommen ſie hervorgekrochen. Wenn nun die Störche kommen: ſo ſind auch die Fröſche da.

J. Das iſt curios.

Sch. Freylich iſt es curios, und du ſiehſt daraus, daß einer da ſeyn müſſe, der alles commandirt, und der dafür ſorgt, daß die Störche bey ihrer Ankunft ihr Futter finden.

Sieh dort ſetzt ſich der Storch nieder, da kannſt du ihn recht betrachten. Hat er nicht alles, was er zur Froſchjagd braucht? Sieh! wie lang ſeine Beine ſind, damit er in's Waſſer gehen, und Fröſche ſuchen kann; ſieh wie lang ſein Schnabel iſt, damit er die Fröſche fangen, faſſen und tod hacken kann. Wäre er wie eine Taube oder Henne gebauet: ſo würden ihm die Fröſche nichts nützen, denn er würde ſie nicht fangen können. Du haſt alſo deines Vaters Regiment geſehen, kannſt du dich noch beſinnen, was die Huſaren für Gewehre hatten?

J. Ich will ſehen. Erſt einen großen Pallaſch, hernach auf jeder Seite eine Piſtole, und hinten über den Rücken hing ein Carabiner.

Sch. Das muß doch recht artig ausgeſehen haben, wenn ſo ein Tauſend Mann anrückten, die alle einerley Gewehre hatten. Wenn ich ſie geſehen hätte: ſo würde ich gleich geglaubt haben, daß jemand ihnen dieſe Gewehre habe machen laſſen.

Sollteſt du tauſend Störche aufmarſchiren ſehen: ſo würdeſt du finden, daß ſie alle ſo ordentlich ausſtaffirt wären, wie das Huſarenregiment, bey dem dein Vater ſtand — alle mit mächtig großen Flügeln, langen Schnäbeln und langen Beinen.

So ſprach der Alte noch gar vieles über die weiſe Ordnung, die in der ganzen Natur zu bemerken iſt. Joſeph wurde durch dieſe Geſpräche ſo weit gebracht, daß er gewiß glaubte, es ſey jemand da, nach deſſen Commando alles in der Welt ginge; und er ſah die Welt nun mit ganz andern Augen an. Wann der Mond oder die Sonne aufging, wann es donnerte oder regnete, wann er einen Bienenſtock oder einen Ameiſenhaufen ſah: ſo dachte er dabey allemahl an Gott.

In des Schulmeiſters Hauſe wurden die Geburtstäge der ganzen Familie gefeyert, nur Josephs Geburtstag konnte nicht gefeyert werden; nicht deßwegen weil er keinen hatte, ſondern weil er ihn nicht wußte. Wahrſcheinlich war er im Felde gebohren worden, und im Felde werden die Geburtstage nicht genau gemerkt: weil die Weiber, die die Kinder zur Welt bringen, oft keinen Kalender bey ſich haben.

Damit doch aber etwas von ihm gefeyert würde, ſo wählte der Schulmeiſter den Tag ſeiner Ankunft dazu. Dieſer war ihm noch aus einer andern Urſache wichtig, weil er nämlich an demſelben ſeinen Sohn Matthäus wieder bekommen hatte.

Da nun der Tag, an welchem Joseph angekommen war, wieder eintrat: ſo wurde er auch gefeyert. Die Frau Schwarzmanteln buck ein Paar Aepfelkuchen und der Schulmeiſter hatte ein anderes Angebinde in Bereitſchaft. Er hatte nämlich den Joseph bey ſeiner Ankunft gemeſſen, das Jahr drauf hatte er es wieder gethan, und jetzt ließ er ihn wieder unter das Maß treten. Da fand es ſich nun, daß er, ſeit ſeiner Ankunft, um einen halben Schuh größer geworden war.

Ey! ſagte der Schulmeiſter, wie du gewachſen biſt. So groß warſt du, als du hierher kamſt, ſo groß biſt du jetzt. Weißt du wohl, wovon du ſo gewachſen biſt?

J. Vom Eſſen und Trinken.

Sch. Da haſt du Recht. Wenn du kein Eſſen und Trinken bekommen hätteſt: ſo wäreſt du nicht nur nicht gewachſen, ſondern wäreſt längſt geſtorben. Nun haſt du aber ſo vielerley zu dir genommen, Brot, Kuchen, Reisbrey, Erbſen, Bratwurſt, Kalbfleiſch, und haſt getrunken: Waſſer, Milch, Bier. Da ſollte man nun meynen, daß dein Kopf, deine Arme, Hände und der ganze Leib aus Milch, Brot, Bratwurſt u. d. gl. beſtehen müſſe. — Du ſiehſt aber von allen dieſen genoſſenen Sachen nichts an dir. Deine Arme beſtehen aus Fleiſch und Knochen, und durch die Arme fließt in den Adern ein rothes Blut; wie geht denn das zu?

J. Wer will das wiſſen.

Sch. Ganz vollkommen weiß das freylich kein Menſch. Etwas will ich dir aber davon ſagen, wenn du Achtung geben willſt.

J. Das will ich thun.

Sch. Sieh die Speiſen, die du genießeſt, und der Trank, den du zu dir nimmſt, fallen durch den Schlund in den Magen. Da werden ſie nun zerrieben und gehen in die Gedärme. Da wird das Beſte durch kleine Röhrchen abgeſondert, und wird zu einem Safte, der dem Blute, Fleiſche, den Knochen, Haaren und Nägeln Nahrung gibt, ſo daß alles davon wachſen kann.

J. Das kann ich nicht begreifen.

Sch. Ich glaube dir es wohl, unterdeſſen geſchieht es doch. Es ſind dir in deinem Munde Zähne gewachſen, und in deinem Bauche ein Magen; die Zähne haben alle Tage etwas zu kauen, und der Magen etwas zu zerreiben bekommen, auch dazumahl ſchon, da du noch gar nicht wußteſt, daß du einen Magen hatteſt. Und von dem Safte, der aus den genoſſenen Nahrungsmitteln bereitet wurde, biſt du genährt und groß geworden. Wer hat dieß nun alles ſo eingerichtet?

J. Doch wohl auch der liebe Gott.

Sch. Wer denn anders als der? Der alles kommandirt, der hat dir auch Zähne und einen Magen, Augen, Ohren, Hände und Füße und alles was in und an dir iſt gegeben.

J. Oh!

Sch. So iſt es wirklich. Der liebe Gott iſt nicht nur der Gott des Himmels, der Bäume und Störche, ſondern er iſt auch Joſephs Gott. Der hat dir alles, alles gegeben, was du haſt, und was du dein Lebelang genoſſeſt.

J. Kennt er mich denn?

Sch. Warum ſollte er dich denn nicht kenen, da er dir ſo viel gegeben hat? Nun ſollſt du mir etwas ſchreiben. Hier iſt Papier, Dinte und Feder. Ich will dir dictiren, ſchreib hübſch bedächtig nach, damit ich ſehe, was du, ſeit einem Jahre, gelernt haſt. Der Schulmeiſter dictirte ihm hierauf Folgendes:

Dir dank ich für mein Leben,
Gott! der du mirs gegeben,
Ich danke dir dafür.
Du haſt, von Huld bewogen,
Mich aus dem Nichts gezogen,
Durch deine Güte bin ich hier.

Du Herr haſt mich bereitet,
Mich väterlich geleitet
Bis dieſen Augenblick.
Du gabſt mir frohe Tage,
Und ſelbſt der Leiden Plage
Verwandelteſt du in mein Glück.

Der Schulmeiſter ſah nun das Geſchriebene durch, fand, daß es recht ſauber geſchrieben war, und daß er in der Rechtſchreibung nur ein Paar Fehler zu verbeſſern hatte.

Hierauf ging er mit ihm die Verſe durch und erklärte ſie ihm.

Du haſt gut geſchrieben, und gut geantwortet, ſagte er am Ende zu ihm. Konnteſt du dieß auch, da du hier her kameſt?

J. Bewahre! Da kannte ich ja noch keinen Buchſtab.

Sch. Da iſt es doch gut, daß du zu mir gekommen biſt, ſonſt könnteſt du weder leſen noch ſchreiben, hätteſt keine Baumſchule und wüßteſt nichts vom lieben Gott. Weißt du noch, wer dich hierher gebracht hat?

J. Matthäus.

Sch. Wie kam es denn aber, daß dich dieſer hier her brachte?

J. Weil ich einen Brief an die Frau Schwarzmanteln hatte.

Sch. Wer hatte ihn denn geſchrieben?

J. Ihr Mann.

Sch. Und warum hatte er ihn denn geſchrieben, und dich hierher geſchickt?

J. (weinend) Weil er meinen Vater todt gehauen hatte.

Sch. Das dauerte dich wohl ſehr, da er ſo vom Pferde fiel.

J. (laut heulend) Er wird mich ja gedauert haben, der arme Vater! Nun krieg ich ihn in meinem Leben nicht wieder zu ſehen.

Sch. Mich dauert er ſelbſt. Da er aber einmahl todt gehauen werden ſollte: ſo war es doch beſſer, daß es Schwarzmantel that, als wenn es ein anderer gethan hätte. Hätte ein anderer deinen Vater niedergehauen, ſo wäre er davon geritten, ohne ſich um dich zu bekümmern. Da wäreſt du denn jetzt ein armes zerlumptes Bettelkind, das keinen Garten hätte, das nicht ſchreiben und leſen könnte, und von Gott nichts wüßte.

J. Lieber Vater! ich danke dir, daß du dich meiner angenommen haſt.

Sch. Danke auch dem lieben Vater, der es ſo gefügt hat, daß dein Vater durch einen ſo guten Mann niedergehauen wurde, wie Schwarzmantel iſt. Wäre ich dabey geweſen, da dein Vater vom Pferde fiel: ſo würde ich geſagt haben, was ich immer zu ſagen pflege: was Gott thut, das iſt wohlgethan. Du würdeſt es nicht geglaubt haben. Glaubſt du es denn nun?

J. Ja nun glaube ich es.

Sch. Vergiß es nur ſo bald nicht! Wenn es einmahl nicht nach deinem Kopfe geht: ſo denk fein dran: was Gott thut, das iſt wohlgethan.

Joſeph merkte es ſich wirklich, und mehreremahl, wann ihm etwas nicht nach ſeinem Kopfe ging, beruhigte er ſich damit, daß er dachte, es muß doch zu etwas gut ſeyn: denn was Gott thut, das iſt wohlgethan.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Den nächſten Winter trug ſich aber etwas zu, das beynahe den Schulmeiſter ſelbſt in ſeinem Glauben irre gemacht hätte. Da er einmahl des Morgens aufſtand, hörte er kanoniren. Andere Leute hörten es auch, liefen aus den Häuſern, heulten und rangen die Hände. Der alte Schulmeiſter trat unter ſie, und ſuchte ſie zu tröſten. Gebt euch doch zufrieden, lieben Leute, ſagte er, wir ſind alle in Gottes Hand, der wird uns geben was uns gut iſt. Was Gott thut, das iſt wohlgethan.

Da dieſe Leute faſt alle bey ihm waren in die Schule gegangen: ſo wurden ſie ruhiger. Aber freylich ganz beruhigen konnten ſie ſich nicht.

Der Schulmeiſter ſtieg indeſſen auf den Thurm, um zu ſehen, was da paſſire. Da ſah er, in Entfernung von einer Stunde, gewaltigen Pulverdampf und hörete Musketen- und Kanonenſchüſſe. Was es aber eigentlich gab, konnte er nicht recht deutlich erkennen.

Bald aber konnte er es. Das Feuern näherte ſich, und bald ſahe er ganz deutlich, daß ein kleines Heer Preußen mit einem Trupp Croaten im Handgemenge war, und daß die Preußen ſich zurück nach dem Dorfe zuzogen, und die Croaten nachfolgeten.

Wie ſtehts? rief ihm der alte Birnbaum zu.

Die Preußen retiriren ſich, antwortete er, wahrſcheinlich werden ſie ſich in unſer Dorf werfen.

Gott ſey uns gnädig! ſagte Birnbaum. Nun werden ſich die Preußen ins Dorf retiriren und die Croaten es anſtecken.

Wirklich war auch gar nichts anders zu erwarten. Alle Bauern und Bäuerinnen ſahen blaß aus wie die Leichen, liefen gegen einander hin und her, und wußten ſelbſt nicht was ſie thun ſollten. Einige wollten davon laufen, andere ſich in die Keller verkriechen, noch andere packten ein.

Da aber die Angſt am größten war, kam ein Schwarm Oeſterreichiſcher Huſaren herbeygeſprengt, fiel den Preußen in den Rücken, und zwang ſie das Gewehr zu ſtrecken.

Die Huſaren führten die Gefangnen ſogleich ab, und die Croaten? die zogen nicht mit, ſondern marſchirten auf das Dorf los.

So ſtark als er nur konnte, ſchrie der Schulmeiſter vom Thurme herunter: Kinder! Brot, Bier, Brantewein, Wurſt, Schinken, alles herbey, die Croaten kommen, gebt ihnen was ſie verlangen, daß ſie nur nicht plündern.

Sogleich lief alles nach den Häuſern, um des Schulmeiſters Willen zu thun. Ehe aber noch etwas herbey gebracht werden konnte, waren auch ſchon die Croaten da.

Der Schulmeiſter kam vom Thurme gelaufen, druckte dem erſten, auf den er ſtieß, die Hand, und gab ihnen durch Worte und Mienen zu verſtehen, daß ſie Eſſen und Trinken voll auf haben ſollten. Das half aber nichts, ſie fielen in die Häuſer ein, ſchlugen Kiſten und Kaſten auf und raubten alles, was ſie fanden. Die Pferde wurden aus den Ställen gezogen, an die Karren und Wagen geſpannt, der Raub drauf geladen, Rinder, Schweine und Schafe fortgetrieben. Nach einer Angſt von drey Stunden war die Plünderung vollbracht, die Croaten zogen ab, und das Dorf war ausgeleert. Auch der Frau Waizenkorn ihre Hüner und Hammel waren mit fort, und Joſephs Uhr war mitgenommen.

Da war ein Jammern und Wehklagen, daß ein Stein in der Erde ſich hätte erbarmen mögen.

Der alte Schulmeiſter ſchlug die Hände zuſammen, ſah gen Himmel, und ein Paar Thränen liefen ihm über die Backen.

Dann ſetzte er ſich unter die Linde, die vor der Schenke iſt, und die ganze Gemeine verſammelte ſich um ihn.

Ach! hörte man rufen, lieber Vater! das Herzleid! das Unglück! wir ſind alle Bettler, meine Pferde ſind fort — kein Hemde habe ich mehr auf den Leib — meine ſchöne ſchwarze Kuh — mein Maſtſchwein — und wer weiß was alles noch geklagt wurde.

Der Schulmeiſter ließ ſie ausklagen, und ſagte kein Wort dazu. Endlich ſtieg er auf die Bank, gab ein Zeichen mit der Hand und rief: Nun habt ihr lange genug geredt! nun laßt mich auch reden!

Alles ſchwieg.

Beſinnt ihr euch noch, rief er, auf den Spruch, den ihr mir, da ihr noch in die Schule gingt, oft vorgeleſen habt? Er heißt: iſt auch ein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht thue? Was von der Stadt gilt, das gilt auch von dem Dorfe. Das Unglück, das unſer Dorf getroffen hat, iſt groß, ſehr groß. Aber der Herr hat es gethan, und damit iſt es gut. Was er thut, das iſt wohlgethan, das werdet ihr zu ſeiner Zeit einſehen, wenn ihr es auch jetzt nicht begreifen könnt. Der liebe Gott hat uns doch unſre Häuſer gelaſſen; wären uns dieſe angeſteckt worden, dann wäre das Unglück erſt recht groß.

Jetzt wurde das Heulen der Verſammlung ſo ſtark, daß man den Schulmeiſter nicht mehr verſtehen konnte. Er ſchwieg alſo ſtille, und ſchlich ſich nach Hauſe.

Die andern zerſtreueten ſich auch, und heulten ſo lange, bis ſie nicht mehr heulen konnten.

Zu Hauſe hatte der Schulmeiſter nun viel zu thun, mit den Weibern und mit Joſeph, die ſich gar nicht wollten tröſten laſſen. Die Frau Schwarzmanteln beklagte beſonders einen geöhrten Ducaten, den ſie von ihrem Manne zum

Mahlſchatze bekommen, und Friederike die alten Thaler, die ihr der Vater mitgegeben hatte. Joſeph weinte um den Hahn, den er der Weizenkornin gebracht, und dem ein Croate mit einem Hiebe den Kopf abgehauen hatte. Matthäus war noch am gelaſſenſten, und ſein Vater, deſſen Herz freylich auch vom Jammer zerriſſen war, faßte ſich doch ſo gut, daß man keine Klage, wohl aber Troſt genug aus ſeinem Munde hörte.

Die Zeit des Mittagsbrots war ſchon lange vorbey, aber niemand hatte an das Mittagseſſen gedacht. Der Schulmeiſter dachte zuerſt daran, und fragte die Frau Schwarzmanteln, ob ſie nicht bald das Eſſen auftragen wolle?

Was denn? fragte dieſe. Kein Biſſen Brot iſt im Hauſe — keine Hand voll Mehl — keine Butter, die Eyer liegen mit einander zerbrochen in der Küche — Summa Summarum alles iſt fort. Da iſt es Kunſt, aufzutragen, wenn man nichts mehr hat.

Nu nu, erwiederte der Schulmeiſter, ſo arg wird es doch wohl nicht ſeyn. Wenn ich Hausſuchung thun will, ſo ſollen ſich Lebensmittel genug noch finden. Er ging darauf in den Keller und fand den ganzen Kartoffelvorrath noch unangetaſtet.

Hab ich es nicht geſagt? ſprach er zu Luiſen. Die Kartoffeln die noch da ſind, werden wir heute nicht aufeſſen. Mach nur hurtig, und koche davon, mich hungert gewaltig.

Unter der Zeit, da die Kartoffeln auf dem Feuer ſtanden, machte er noch einen Gang durch das Dorf, um zu ſehen, ob er noch jemanden einen guten Rath geben oder Troſt zuſprechen könne. Da ſah er noch manches, das ihm Freude machte. Die Nachbaren waren, wegen ihrer Rechtſchaffenheit und Gefälligkeit, zwar lange in einem guten Rufe geweſen, aber jetzt waren ſie noch weit gefälliger. Sie wollten die Mittagsmahlzeit zubereiten — da fehlte es aber, wie man leicht denken kann, an vielerley. Der eine hatte keinen Topf, dem andern fehlte die Schüſſel, mancher hatte kein Salz, ein anderer kein Brot. Da gab nun jeder was er hatte dem, dem es fehlte.

Beſonders hatte er ſeine Freude an Hans Chriſtoph Karſten, und Melchior Butterweck. Dieſe alten Graubärte hatten ſeit zehn Jahren, zum Aergerniſſe der ganzen chriſtlichen Gemeine in Zank und Streit gelebt, und einander keinen guten Morgen und keinen guten Tag gebothen. Jetzt traf ſie der Schulmeiſter an, wie ſie einander die Hände gaben, und wie die Kinder weinten. Hans Chriſtoph Karſt machte ein ſo breites Jammermaul, daß es faſt bis an die Ohren ging.

Der Schulmeiſter legte ſogleich ſeine Hände auf die ihrigen und ſagte: gebe Gott! daß dieſe Einigkeit bis ins Grab bleibe! Woher kommt es aber, daß ihr euch auf einmahl ſo ausgeſöhnt habt?

Ich will dir es ſagen, antwortete Butterweck. Ich wollte mir gern einen Waſſerbrey machen, und hatte keine Hand voll Mehl im Hauſe. Ich ging zu einigen Nachbaren und bath ſie, mir welches zu geben; die hatten aber ſelbſt nichts. Da hörete es Nachbar Karſt, und brachte mir ſogleich eine ganze Metze voll. Da, Gevatter Butterweck, ſprach er, hier iſt Mehl. Ich habe gehöret, daß du keins haſt. Mir hat es der liebe Gott erhalten. Wie müßte ich denn thun, wenn es mir die Croaten genommen hätten.

Die Gefälligkeit des guten Karſt machte mir das Herz weich. Ich druckte ihm die Hand und dankte ihm. Die Augen wurden uns naß, und wir verſprachen einander, daß wir von nun an gute Freunde ſeyn wollten.

Gott gebe, daß ihr Wort haltet! ſagte der Schulmeiſter, ſo habt ihr bey dieſer Plünderung mehr gewonnen als verloren.

Als der Schulmeiſter nach Hauſe kam, fand er die Kartoffeln aufgetragen. Die Familie ſetzte ſich an den Tiſch und verzehrte ſie, zwar ohne Brot, aber doch mit Salz, das auch nicht war geraubt worden.

Der Schulmeiſter verzehrte ſeine Kartoffeln, ohne ein Wort zu ſprechen. Nach geendigter Mahlzeit nahm er ſeine Mütze ab, und bethete folgendermaßen: Ich danke dir, lieber Gott! für die gute Mahlzeit, die du uns bescheret, und daß du bey der Trübſal, die du über uns verhängteſt, unſere Geſundheit und Gliedmaßen erhalten haſt, daß wir deine Gaben haben genießen können. Ich danke dir, daß du unſere Hütte erhalten, und uns für dieſe Nacht ein ruhig Lager beſcheret haſt. Auch danke ich dir für den Raub unſerer Güter, den du uns haſt dulden laſſen; denn auch dieſer iſt gut: weil er von dir kommt. Dadurch belehrſt du uns, daß wir unſer Herz nicht an das Zeitliche hängen, ſondern uns ganz allein auf dich verlaſſen ſollen. Amen.

Nun ging er fort, und überließ die Familie ihrem eigenen Nachdenken.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Während er ſeine Kartoffeln aß, war ihm eingefallen, daß vielleicht von dem vorgefallenen Scharmützel noch Bleſſirte wären liegen geblieben. Sobald ihm dieſer Gedanke in den Kopf gekommen war, ging er zum Schulzen, ſtellte ihm die Sache vor, und zeigte ihm, daß es Chriſtenpflicht wäre, ſich dieſer Unglücklichen anzunehmen.

Du haſt Recht, lieber Vater! ſagte der Schulze; ich will die Gemeine ſogleich zuſammen kommen laſſen.

Ohne Widerrede wurden ſogleich 12 Männer erwählt, die wegen der Bleſſirten Nachſuchung thun mußten. Wenn wir aber Bleſſirte finden, fragte der Schulze, wie wollen wir ſie fortbringen? Kein Pferd, kein Ochſe iſt im ganzen Dorfe mehr.

Weißt du was, ſagte der alte Birnbaum, wir wollen Schiebkarren nehmen, Stroh darauf legen, und die Bleſſirten, ſo gut wir können, transportiren.

Birnbaum hat Recht! riefen alle; ſie liefen aus einander, und bald kamen die zwölf, zur Unterſuchung beſtimmten, mit Schiebkarren zurück. Nun ging der Auszug vor ſich, und mehr als dreyßig Burſche und Knaben ſchloſſen ſich an, um an der Unterſuchung Theil zu nehmen. Schon eine Viertelſtunde vom Dorfe fanden ſie einen Preuſſen, dem eine Kugel durch den Kopf geſchoſſen war, und der todt da lag. Dieſen ließen ſie einſtweilen liegen. Bald darauf fanden ſie zwölf Preuſſen und Croaten unter einander, die ebenfalls todt waren, und ließen ſie liegen. Jetzt aber fanden ſie wirklich vier ſchwer verwundete Preuſſen, die an einem Rande lagen. Kaum erblickte ſie der Schulmeiſter: ſo befahl er dem Joſeph, der ſich ebenfalls an den Zug angeſchloſſen hatte, daß er ſogleich zum Feldſcherer Schulzen laufen, und ihn bitten ſolle, daß er ſogleich kommen und ſich der Verwundeten annehmen möge.

Dieſe wurden indeß auf die Schiebkarren gelegt. Schon ſollte der Rückzug vor ſich gehen, als Pirnbaum noch ein Wimmern hörete. Er ſah ſich um, und erblickte einen Croaten, der an einem Rande lag.

Da liegt noch ein Croate, ſagte er, den müſſen wir auch mitnehmen.

Der geht uns nichts an, antwortete Michel Karſch, der liegt über der Grenze.

Michel! ſagte der Schulmeiſter, biſt du bey mir in die Schule gegangen? Jetzt ſind wir am nächſten bey dem Croaten, jetzt müſſen wir ihn retten. Ehe wir in das nächſte Dorf Poſt thun, kann der arme Menſch ſterben.

Sogleich ging ein Schiebkarren nebſt ein Paar Burſchen ab, luden den Croaten auf, und führten ihn mit den andern Bleſſirten nach dem Dorfe zu.

Die Gemeine hatte nun freylich ſelbſt nicht viel mehr, aber man muß es ihr nachrühmen, daß ſie für die armen Leute that was ſie konnte. Sie wurden unter die Nachbaren vertheilt, jeder theilte mit ſeinem Gaſte, was er hatte, und der

Feldſcherer Schulze war bald auch da, und nahm die Verbindung vor.

Wißt ihr aber, wer den Croaten bekam? den nahm der Schulmeiſter mit. Er glaubte nämlich, weil die Croaten geplündert hätten: ſo wäre es möglich, daß man es dieſem armen Menſchen entgelten ließe.

Da er mit dieſem Gaſte zu Hauſe ankam, machte die Frau Schwarzmanteln ein etwas finſteres Geſicht. Der Vater that aber, als wenn er es nicht merkte, ſondern fragte nur: wenn dein Mann jetzt in Böhmen bleſſirt wäre, und die Böhmen fänden ihn, wie wünſcheſt du, daß ſie ihn behandeln möchten? Alles was ihr wollt, das euch die Leute thun ſollen, das thut ihr ihnen auch. Dieß ſchlug durch. Niemand war geſchäftiger, dem Croaten beyzuſtehen, als die Frau Schwarzmanteln. Sie lief ſogleich zur Nachbarin zur Rechten, und zur Nachbarin zur Linken, und brachte von beyden ſo viel zuſammen, daß ſie eine Bierſuppe präpariren konnte, die ſie auch gleich ſelbſt dem Croaten brachte. Nachdem denn dieſe genoſſen und die Verbindung zu Stande gekommen war, ſchickte man ſich zur Ruhe an. Joſeph wurde zuerſt in das Oberſtübchen gebracht, auf eine Schütte Stroh gelegt, und mit einem alten Futterſacke bedeckt. Für die übrige Familie wurde auch eine Streue bereitet, und die alten Kleidungsſtücke, die von der Plünderung übrig geblieben waren, wurden zur Bedeckung darauf gelegt.

Wo ſoll ich denn ſchlafen? fragte der Schulmeiſter.

Hier, lieber Vater! ſagte Matthäus, öffnete ſeine Schlafkammer und zeigte ihm ein gut gemachtes Bette.

Der Schulmeiſter faltete ſeine Hände, und fragte: wo kommt denn dieß her?

Das haben deine dankbaren Kinder im Dorfe zuſammengebracht, war die Antwort.

Gerührt zog der Alte ſeinen Rock aus, und wollte ſich zur Ruhe legen, als ſehr ſtark an das Fenſter gepocht wurde.

Luiſe ſah hinaus, zog aber den Kopf augenblicklich wieder zurück und ſagte: daß Gott im Himmel erbarme! Vater, es ſind wieder zwey Huſaren da.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Nur gelaſſen! erhielt ſie zur Antwort, wir ſind in Gottes Hand. Ohne ſeinem Willen darf uns kein Haar auf die Erde fallen. Jetzt geh aus dem Wege, und laß mich die Sache ausmachen.

Nicht doch Vater! ſagte Mätthäus, laß mich die Sache —

Aber ohne zu antworten ging er an das Fenſter, machte es auf und fragte: wer iſt da?

Iſt er der Schulmeiſter? erhielt er zur Antwort.

Sch. Der bin ich.

H. So mache er ſogleich die Thür auf.

Dieß that nun der alte Mann, mit einem ſtillen Seufzer zu Gott.

Da er die Hausthür aufmachte, ſah er zwey Huſaren halten, einen Officier und einen Gemeinen. Der erſte ſtieg ab, gab ſein Pferd dem Gemeinen, und ging mit ihm in die Stube.

Guten Abend Schulmeiſter! ſagte er, ich muß ein Paar Worte mit ihm reden. Sag er mir (indem er Joſephs Uhr zeigte), gehört die Uhr ihm?

Der Schulmeiſter machte ſie auf, und als er darin das Bruſtbild des ſchönen Frauenzimmers ſah, antwortete er: mir gehöret ſie eigentlich nicht, ſie iſt mir aber in Verwahrung gegeben worden.

H. Von wem?

Sch. Von einem Preuſſiſchen Huſaren.

H. Wer iſt der Preuſſiſche Huſar?

Sch. Wollen Sie mir erlauben, gnädiger Herr! daß ich Ihnen die Wahrheit ſagen darf?

H. Ey das verſieht ſich. Mit Lügen komm er mir nicht!

Sch. Der Preuſſiſche Huſar, halten Sie mir zu Gnaden, iſt mein Schwiegerſohn.

H. Warum ſoll ich ihm dieß zu Gnaden halten?

Sch. Weil er gegen Ihre Leute gefochten hat.

H. Poſſen! da hat er ſeine Schuldigkeit gethan. Aber wie iſt ſein Schwiegerſohn zu der Uhr gekommen?

Sch. Er kam mit Ihren Huſaren ins Handgemenge, und ſchlug ſich beſonders mit Einem eine ganze Weile herum, und da er ſich nicht ergeben wollte, ſo hieb er ihn ſo ſtark in den Hals, daß er bald daran ſtarb.

H. Starb?

Sch. Wie ich Ihnen geſagt habe.

Hier that der Huſar einen Seufzer und trat an das Fenſter. Bald aber wendete er ſich wieder um und ſagte, erzähle er weiter.

Sch. Da der Huſar todt war, machte es halt mein Schwiegerſohn ſo, wie es Kriegsmanier iſt; er nahm ihm das Pferd und das übrige, was er bey ſich hatte, ab, und auch dieſe Uhr.

H. Und ſchickte ſie ihm?

Sch. Nicht ſogleich, gnädiger Herr! Erſt trug ſich noch etwas Beſonderes zu.

H. Was war das?

Sch. Da der Huſar todt war, kam ſeine Frau mit ihrem Kinde aus dem Buſche — ſtieß ihm das Kind hin und ſagte: da er ihren Mann todt gehauen hätte, ſo möchte er auch ihr Kind ernähren.

H. Ja das ſieht der Sakermentern ähnlich. Und was that der Huſar?

Sch. Er warf ihr erſt des Mannes Geldbeutel zu, hernach nahm er auch das Kind mit ſich.

H. Das Kind? Zum Henker! was machte er denn mit dem Kinde?

Sch. Er ſchickte es meiner Tochter zu.

H. A propos! wie heißt das Kind?

Sch. Es hat uns keinen andern Nahmen ſagen können, als — Joſeph.

H. Ganz recht! Alſo iſt das Kind bey ihm?

Sch. Ja das iſt bey mir.

H. Aber wie kam er zu der Uhr?

Sch. Ich will es Ihnen alles ſagen. Nach einiger Zeit ſchickte mein Schwiegerſohn ſeiner Frau dieſe Uhr, und ſchrieb ihr dabey, ſie möchte den Joſeph wie ihr eigenes Kind behandeln, und für ihn dieſe Uhr aufheben, die er ſeinem Vater abgenommen hätte.

H. Das muß ein kapitaler Kerl ſeyn, der Huſar. Wie heißt er?

Sch. Schwarzmantel.

H. Schwarzmantel! Den Nahmen will ich mir aufſchreiben. Bekomme ich ihn über lang oder kurz gefangen: ſo ſoll er erfahren, daß es unter den Oeſterreichern auch Leute gibt, die brav und rechtſchaffen ſind. Aber was nimmt er denn mit dem Buben vor?

Sch. Ich thue halt was Chriſtenpflicht iſt. Da ihn der liebe Gott mir zugeführt hat: ſo behandle ich ihn wie mein eignes Kind.

H. Läßt er ihn auch etwas lernen?

Sch. Ey das verſteht ſich. Wollen Sie ſeine Schreib- und Rechenbücher ſehen?

H. O die zeige er mir doch.

Der Schulmeiſter hohlte ſie bey, und der Huſar ging ſie vom Anfange bis zu Ende durch. Am Ende fragte er: und da das Joſephchen zu ihm kam, konnte es wohl nicht viel?

Sch. Die Wahrheit zu ſagen: ſo kannte er keinen Buchſtab.

H. Wie iſt er ſonſt mit dem Buben zufrieden?

Sch. Recht wohl. Er folgt uns aufs Wort, lernt fleißig und arbeitet fleißig. Ich habe ihm ein Stück Land gegeben, worauf er eine Baumſchule angelegt hat, und die nimmt er recht hübſch in Acht.

H. Kann ich den Joſeph nicht zu ſehen bekommen.

Sch. Wenn Ihro Gnaden befehlen. Aber —

H. Nu?

Sch. Aber — ich wollte nicht gern, daß Joſeph erführe, daß ein ſo vornehmer Mann nach ihm gefragt hätte. Ich ſorge er möchte mir hernach nicht mehr gut thun.

H. Verlaſſe Er ſich auf mich! er ſoll nichts erfahren.

Hierauf giengen beyde auf den Zehen in Joſephs Schlafkammer. Dieſer lag im tiefen Schlafe, und ſeine Backen blühten wie die Roſen. Der Officier blieb einige Minuten vor ihm ſtehen und betrachtete ihn, dann drückte er ihm einen Kuß auf die Backen und ſchlich ſich fort.

Sch. Sonſt hatte Joſeph ein beſſeres Lager, aber die Croaten haben uns alles genommen.

H. (die Achſeln zuckend) Das geht im Kriege nicht anders. Seine Leute haben es in Böhmen eben nicht beſſer gemacht.

Sch. Mein Schwiegerſohn gewiß nicht.

Sch. Kann wohl ſeyn. (nach einigem Beſinnen) Schulmeiſter, er iſt ein ehrlicher Mann! Nehme Er ſich des Joſeph ferner an, und hier iſt die Uhr, die hebe Er für ihn auf!

Sch. Darf ich mir Ihren werthen Nahmen ausbitten?

H. Der Nahme thut nichts zur Sache. Lebe Er wohl.

Da der Officier eben im Begriffe war fort zu gehn, ſchrie der Croat, der in der Kammer lag, laut und ſprach Ungriſch.

H. Was gibts da?

Sch. Es iſt ein Croate.

H. Wo kommt der Croat hierher?

Sch. Die Gemeine fand ihn ſchwer verwundet auf dem Felde, da hob ſie ihn auf und brachte ihn zu mir.

Sogleich nahm der Officier das Licht, öffnete die Kammer und fand den Croaten ſchlafend und im Traume redend. Er rief ihm auf Ungriſch zu — da ſchlug er die Augen auf, ſah den Officier an, und ſprach wohl eine Viertelſtunde Ungriſch mit ihm. Dabey zeigte er immer auf ſeine verbundenen Wunden, dann auf den Schulmeiſter. Böſes mochte er wohl nicht von ihm geſprochen haben: denn während des Geſprächs druckte der Officier immer freundſchaftlich des Schulmeiſters Hand. Am Ende wünſchte er dem Croaten eine gute Nacht: und ſagte zum Schulmeiſter: wir ſprechen einander weiter! Er ſchwang ſich nun auf ſein Pferd, ritt fort, und der Schulmeiſter legte ſich in ſein Bette, wo er Gott herzlich dankte, daß er alles ſo wohl gemacht, und den Tag der ſo ſchrecklich anfing doch ſo angenehm geendigt habe. Hierauf ſchlief er ein, ſo ſanft wie ein Mann, der weiß daß er ſeine Pflicht erfüllet habe und in des Vaters Armen ruhe.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Den andern Tag wurde zuſammen geſucht, was die Croaten übrig gelaſſen hatten, das nun freylich nicht viel war, und die Frau Schwarzmanteln erhielt den Auftrag den Küchenzettel zu machen. Dieſer lautete nun folgendermaſen: zum Frühſtück, Kartoffelſuppe, zum Mittagseſſen Kartoffeln, zum Vesperbrote Kartoffeln, zum Abendbrote Kartoffeln.

Der Schulmeiſter lachte da er den Küchenzettel las und ſagte, wir wollen dem lieben Gott danken, daß er uns die Kartoffeln gelaſſen hat. Beſſer Kartoffeln als gar nichts.

Das Frühſtück wurde vergnügt verzehrt, ſo auch die Mittagsmahlzeit. Das Vesperbrot hingegen wurde geſtört. Denn da eben die Frau Schwarzmanteln mit ihren Kartoffeln in die Stube trat, kamen die Leute, die auf dem Felde geweſen waren hereingeſtürzt, und ſchrien: es kommen Huſaren!

Bald kam auch ein Huſar geſprengt, fragte nach dem Schulmeiſter, und, da er ihn ausgefragt hatte, überreichte er ihm einen Brief.

Der Schulmeiſter öffnete ihn und las gleich die Worte: lieber Schulmeiſter!

Kinder! ſagte er zu ſeiner Familie, erſchreckt nicht. Der Brief mag wohl vom Feinde kommen, aber gewiß nicht vom böſen Feinde. Er nennt mich ja lieber Schulmeiſter!

Gib Achtung, lieber Vater! ſagte Friederike, der Brief iſt von dem guten Officiere, der geſtern bey dir war.

Sie hatte es getroffen. Aber weil dieſer Officier ein Ungar war, und das Deutſche nicht gut gelernt hat, war der Brief ſo unleſerlich geſchrieben, und ſo voll Schreibfehler, daß es dem Schulmeiſter viele Mühe koſtete, ihn zu leſen. Er ſetzte ſeine Brille auf, Matthäus mußte ſich neben ihn ſetzen, und, nachdem ſich beyde einige Zeit über dem Briefe, wie man zu ſagen pflegt, den Kopf zerbrochen hatten, brachten ſie folgendes heraus.

Lieber Schulmeiſter!

Er iſt ein ehrlicher Mann, ich es auch bin. Weiß er es. Kann nichts dazu, daß geplündert iſt das Dorf. Da iſt es was ich davon habe bekommen können. Theil er aus. Auch ein Stück Ochſenfleiſch für ihn, zwey Brote, und ſechs Flaſchen Tokayer Wein. Dem Joſeph auch ein Glas. Leb wohl. Der Huſar der geſtern bey Ihm war.

Kaum hatte der Schulmeiſter den Brief geleſen: ſo lief er nach der Thür, um dem Huſaren ein Paar Kartoffeln zu bieten. Denn was konnte er ihm ſonſt bieten? Dieſer aber, und alle ſeine Kameraden, waren über alle Berge. Dagegen hielt vor des Schulmeiſters Hauſe, bis zum Dorfe hinaus, alles voll Karren und Wagen, Rinder — Schaafe — Schweine. Die frohe Nachricht erſchallte durch das ganze Dorf, die Nachbaren und Nachbarinnen kamen zuſammen, und einige beſtiegen die Wagen, um das, was darauf lag abzupacken, manche ſuchten ihre Schaafe heraus, und etliche Weiber zankten ſich. Der Schulmeiſter ging ſogleich zum Schulzen und ſagte zu ihm: Lieber Schulze! wenn du mir nicht beyſtehſt: ſo wird der letzte Betrug ärger als der erſte. Die Leute bemächtigen ſich der Sachen, ohne daß es ausgemacht iſt ob es ihnen gehöre. Wie lange wird es währen, ſo haben wir Zank und Streit. Thue mir den Gefallen, und laß die ganze Gemeine zuſammen kommen, alt und jung, Mann und Weib, unter die Linde.

Haſt Recht lieber Vater! es ſoll gleich geſchehen, und es geſchah auch wirklich. Drey junge Burſche wurden zur Bewachung bey das Vieh geſtellt. Da ſie zuſammen waren, beſtieg der Schulmeiſter die Bank, that ſeinen Mund auf und ſprach: Lieben Kinder, da ihr euch geſtern zu Tiſche ſetztet, und wenig drauf fandet, wird gewiß jedermann dem lieben Gott auch für das Wenige gedankt haben. Und nun da uns der liebe Gott ſo vieles beſcheert hat, wollen wir ihm nicht danken? Ueberlegt einmahl ſelbſt, ob dieß Recht ſey.

Ohne eine Antwort abzuwarten, ſtimmte er ſogleich das Lied an: Nun danket alle Gott. Die ganze Gemeine ſtimmte ein, und ſang recht andächtig mit.

Sobald das Lied zu Ende war, fuhr der Schulmeiſter fort und ſprach: nun, lieben Kinder haben wir dem lieben Gott mit dem Munde gedankt, laßt uns ihm auch mit der That danken, durch Einigkeit, Verträglichkeit und Wohlthätigkeit. Da der liebe Gott euch eure Güter rauben ließ, waret ihr gegeneinander ſo gefällig und ſo verträglich, daß ich meine Freude daran ſah. Der alte Karſt und Butterweck, die ſo lange in Zank und Streit mit einander gelebt hatten, ſöhnten ſich ſogar mit einander aus. Und nun da uns der liebe Gott wieder geſegnet hat, wollet ihr euch zanken? Bedenkt einmahl was für ein Herzeleid dieß für Euern alten Vater wäre! Zanken würdet ihr euch aber gewiß, wenn ihr über den Segen, den euch Gott beſcheeret hat herfallen, und jeder nehmen wollte, wovon er glaubte daß es ihm gehöre. Merkt alſo auf! Alles was ihr da ſeht, hat ein guter Ungariſcher Officier, der geſtern bey mir war, an mich geſchickt. Sehet hier iſt der Brief, den er mir dazu geſchrieben hat. In dieſem Briefe ſchreibt er nun: theile er aus. Alſo will ich austheilen, und jedes Stück dem geben, der beweiſen kann, daß es ihm gehöre. Seyd ihr damit zufrieden? ja! lieber Vater, rieſen alle.

Das ſage ich aber voraus, fuhr der Schulmeiſter fort, daß ihr nicht alles wieder bekommen werdet, was ihr verloren habt. Vieles wird daran fehlen: denn der Officier ſchreibt mir ausdrücklich: da iſt es, was ich davon habe bekommen können. Daß mir alſo niemand das Maul hänge, wenn ihm etwas fehlt. Ihr müßt jetzt thun, als wenn ihr alles verloren hättet, und als wenn ein jeder das, was er wieder erhält, geſchenkt bekäme. Da werdet ihr euch gewiß alle herzlich freuen. Seyd ihr das zufrieden?

Ja! lieber Vater, rieſen alle.

Nun fing er die Vertheilung an, und, nachdem er ſie, zu aller Zufriedenheit, glücklich geendigt hatte, ging er nach Hauſe und aß zu den Kartoffeln, die aufgetragen wurden, von dem Brote, das ihm der Officier geſchickt hatte, und trank ein Glas von dem Weine, den er ihm ſchenkte. Jedes von der Familie, den Joseph nicht zu vergeſſen, bekam ein Gläschen. Joseph meynte: ſo gut hätte ihm noch kein Brot geſchmeckt, als das, was er jetzt gegeſſen hätte. Die übrigen lobten es auch.

Woher mag es doch wohl kommen, fragte der Schulmeiſter, daß dieß Brot ſo gut ſchmeckt? Unterſuche es doch, Luiſe, vielleicht bringſt du es heraus, und kannſt uns hernach eben ſo ſchmackhaftes Brot liefern.

Sie meynte, es läge am Sauern. Der Sauerteig müſſe vorzüglich gut geweſen ſeyn. Friedericke war aber der Meynung: es müſſe Weizenmehl darunter ſeyn.

Daraus entſpann ſich ein kleiner Wortwechſel, der ein Paar Minuten dauerte.

Der Schulmeiſter unterbrach ihn endlich mit Lachen, und ſagte: lieben Kinder! ihr ſchießt beyde fehl. Die wahre Urſache, warum uns dieß Brot ſo gut ſchmeckt, iſt — weil wir in zwey Tagen keins gegeſſen haben.

Dreyßigſtes Kapitel.

Den folgenden Tag war die ganze Familie damit beſchäftigt, die Sachen, die ſie wieder bekommen hatte, in Ordnung zu bringen. Sie ſchien aber das, was ihr der Vater den Abend vorher ſagte, nicht recht verſtanden zu haben. Zuerſt kam Friedericke und ſagte — daß du es weißt, Vater! — mein guter Friesrock iſt fort —

V. Je du wirſt ſchon noch mehr vermiſſen.

Nun kam Matthäus und brachte ſeinen ſchönen Sonntagsrock, und zeigte dem Vater ein Oehlfleck darin, das den ganzen Rücken einnahm.

V. Da mußt du verſuchen, ob du das Oehlfleck nicht herausbringen kannſt.

Frau Schwarzmanteln öffnete den Mund und ſagte: draußen ſteht die Schwarze und frißt keine Schnauze voll.

V. So laß den Hirten rufen.

Friedericke brachte ihr ſcharlachnes Mieder, das ihr Matthäus hatte machen laſſen, und ſagte, das Mieder iſt wohl da, aber die ſilbernen Knöpfe ſind mit einander herunter geſchnitten.

V. So laß meſſingene drauf ſetzen.

Friedericke kam kurz darauf wieder mit rothen Augen und klagte, daß ſie von allen ihren Hemden nicht mehr als drey wieder vorgefunden hätte.

V. So ſpinne fleißig, daß du andere kannſt machen laſſen.

Endlich trat Joſeph herein mit einem großen Kochtopfe. Sieh nur einmahl, Vater, ſagte er, was die Croaten für ſäuiſche Leute geweſen ſind. Da will meine Mutter Rindfleiſch kochen, und da ſie den Topf nimmt, ſo hat ein Croate —

V. Geh mit deinem Topfe und wirf ihn auf den Miſt!

Um ähnlichen Nachrichten auszuweichen ging der Schulmeiſter in den Garten, und ſammelte einen Korb voll Kräuter, woraus er drey Sträuße wandt, für Matthäus einen, für Luiſen einen, und für Friedericken einen. Die Kräuter, aus denen die Sträuße beſtanden, waren: die große und kleine Brenneſſel, die taube Neſſel, Diſteln und Bilſenkraut. Dieſe übergab er denn ſeinen lieben Kindern, und ſagte: da habe ich euch Sträuschen gewunden. Sie ſahen einander an, wurden blutroth; der Alte aber, ohne ſich auf etwas weiteres einzulaſſen, nahm Hut und Stock, ging auf das Feld, und kam nicht eher wieder, bis das Rindfleiſch gar war, das die Frau Schwarzmanteln gekocht hatte.

Bey dem Eintritte des Vaters ſahen die Kinder einander an, pisperten und lachten, und da der Vater das Tiſchgebet verichtete, mußten ſie alle an ſich halten, um das Lachen zu verbeiſſen. Friederike konnte es aber nicht aushalten, das Lachen platzte heraus, und nun war es auch den übrigen nicht möglich, das Lachen zurück zu halten. Der Alte mußte das Gebeth ſchließen.

Es iſt mit dem Lachen beynahe wie mit dem Jähnen. Wenn einer jähnt: ſo jähnt die ganze Geſellſchaft, und wenn einer lacht, ſo müſſen die andern gemeiniglich auch mit lachen. Der alte Schulmeiſter, ſo ſehr er ſich auch zuſammen nahm, mußte am Ende doch auch mit lachen.

Da ſie ſich ſatt gelacht hatten, fragte der Schulmeiſter, habt ihr mich denn verſtanden, was ich mit den ſchönen Sträußchen ſagen wollte?

Wir haben dich recht gut verſtanden; lieber Vater! gab Mathäus zur Antwort. So wie du alle ſtinkenden, brennenden und ſtechenden Pflanzen zuſammen geſucht, und uns unter die Naſe gehalten haſt: ſo hatten wir dir alles Verdrießliche und Unangenehme zu Ohren gebracht.

Sch. Und ich habe doch im Garten der Yſop, der Krauſemünze, der Salbey, des Lavendels und Thymians, der Levkoyen und des Lacks ſo viel.

M. Die ließeſt du alle ſtehen, und ſchnitteſt nur Neſſeln, Diſteln und Bilſenkraut ab, und wir hatten des Guten ſoviel, das wir dir hätten melden können, das thaten wir aber nicht, ſondern brachten dir nur das Unangenehme zu Ohren.

Sch. Du ſprichſt ja ſo verſtändig wie ein Buch.

M. Du meynſt ich ſollte auch ſo handeln. Das werde ich gewiß thun. Du weißt lieber Vater, daß das unſere Art nicht iſt, dich ohne Noth durch unangenehme Nachrichten verdrießlich zu machen. Heute traf es ſo ſonderbar.

Und — hier fing Frau Schwarzmanteln an zu lachen, daß ſie kirſchbraun wurde, an dem al bernen — Streiche den — Joſeph — gemacht hat — ſind wir alle unſchuldig.

Sch. Ihr habt halt das Sprichwort aufgeführt, wie die Alten ſungen, ſo zwitſcherten die Jungen.

Das Rindfleiſch wurde nun verzehrt, und wieder ein Gläschen Ungariſcher Wein dazu getrunken. Während der Alte ſein Gläschen ausſchlürfte, hielt er noch eine kleine Vorleſung über die Sträußchen, die er ſeinen Kindern gewunden hatte. Es iſt kein Garten ſo ſchön ſagte er, wo nicht hier und da eine Neſſel oder Diſtel wüchſe. Wenn nun die Kinder des Morgens in den Garten gehen, dieſe Diſteln und Neſſeln zuſammen ſuchen, und ſie ihrem Vater zu riechen geben wollten: ſo würde jedermann glauben ſie wären nicht klug. Das thut aber kein vernünftiges Kind. Das ſucht lieber die Kräuter und Blumen auf, die der Vater gern hat, und bringt ſie ihm. Findet es da und dort Neſſeln oder Diſteln: ſo rauft es ſie aus, ohne viel Redens davon zu machen.

Wie es nun mit dem Garten iſt: ſo iſt es auch mit einer Haushaltung. Es müßte eine ſchlechte Haushaltung ſeyn, in welcher nicht täglich etwas Gutes und Angenehmes vorfiele. Wie viel Angenehmes fiel heute z. E. bey euch vor, lieben Kinder! Von den Sachen die euch geraubt waren, und die ihr ſchon für verloren hieltet, bekamt ihr ſo vieles wieder. Jedes Hemde, jeder Strumpf, den ihr wieder erhieltet, ſollte euch ja Freude machen.

Da haben aber gar viele Leute die ſchlimme Gewohnheit, daß ſie nicht achten was ſie haben, ſondern ſich ärgern über das, was ihnen fehlt; das Gute was ihnen begegnet überſehen, und ſich nur bey dem Verdruſſe und den Widerwärtigkeiten, die ihnen aufſtoßen, aufhalten, und darüber klagen und lamentiren. Da nun nothwendig in jeder Haushaltung täglich etwas Unangenehmes und Verdrießliches vorfallen muß! ſo werden ſolche Leute nie froh, und verbittern ihren Hausgenoſſen alle Lebensfreuden. Wohl dem, der mit ſolchen Leuten nicht zuſammen leben darf!

Lieben Kinder nehmt euch ja in Acht, daß ihr dieſe üble Gewohnheit nicht annehmet. Wann ihr des Morgens an euere Geſchäfte geht, ſo thut die Augen hübſch auf und ſucht die Freuden auf, die euch der liebe Gott gemacht hat. Hat eine

Glucke ausgeſeſſen, oder ein Schaf gelammt; blühe ein Bäumchen, das ihr pflanztet, geht die Peterſilie gut auf, die ihr ſäetet, hat eine von euch Weibern ein Stück Tuch machen laſſen, oder hat ſich ſonſt etwas Angenehmes zugetragen, ſo zeigt es einander und freuet euch mit einander. Findet ihr aber etwas Unangenehmes, ſo ſucht es in der Stille wegzuſchaffen, wenn es in euern Kräften ſteht, ohne es andern, wie Joſeph den Kochtopf, zu zeigen, und dadurch ihre gute Stimmung zu verderben. Findet ihr ein Haar in der Suppe, ſo zeigt es nicht der Tiſchgeſellſchaft, und verderbt ihr den Appetit, ſondern werft es unter den Tiſch; iſt der Maulwurf in das Gurkenbeet gekommen: ſo macht weiter keinen Lärm, ſondern paßt ihm auf, fangt ihn weg und legt auf das Fleck, das er umwühlte, andere Gurkenkern.

Vergeßt das Verschen nicht lieben Kinder!
Man macht ſich oft viel Sorg und Müh
Sucht Dornen auf und findet ſie,
Und läßt das Veilchen unbemerkt,
Das uns am Wege blüht.

Mit dieſen Worten ſtand er auf und ſagte er wolle nun ſeinen Bruder beſuchen, und ſehen, wie es ihm gehe; morgen Abends würde er wieder hier ſeyn.

Nach ſeinem Weggange blieb die Familie noch eine Viertelſtunde bey Tiſche ſitzen und beſprach ſich über des Vaters Tiſchrede. Sie waren alle der Meynung, daß er Recht habe. Wißt ihr was? ſagte Matthäus, wir wollen in des Vaters Abweſenheit Veilchen ſuchen und ihm ein Sträuschen davon winden. Gebe ein jedes Achtung auf die angenehmen Vorfälle, die ſich in ſeiner Abweſenheit zutragen, und ſage ſie mir, damit ich ſie aufſchreiben und ihm zu Ohren bringen kann, wenn er nach Hauſe kommt.

Das iſt wohl ganz gut, ſagte die Frau Schwarzmantein; aber das Verdrießliche, das vorfällt, müſſen wir ihm doch auch ſagen.

M. Wenn es freylich Sachen ſind, die er wiſſen muß, und wozu wir ſeines Raths bedürfen. Wenn es aber Sachen ſind, die er nicht zu wiſſen verlangt, und die wir ſelbſt abmachen können: ſo iſt es doch vernünftiger, daß wir ſie verſchweigen, und ihn damit nicht verdrießlich machen.

Den folgenden Tag ging Matthäus in die Schule, und nahm ſich vor, daß er auf alle Vor fälle aufmerkſam ſeyn wolle, die der Vater gern hörete, und wunderte ſich ſelbſt, daß ſich ſo vieles zutrug, das er in ſeine Schreibtafel eintragen konnte. Eben ſo ging es Luiſen; Friederiken aber war es in allen Ecken nicht recht: weil ſie kränklich war.

Gegen Abend gingen Matthäus, Luiſe und Joſeph dem Alten entgegen, und kaum waren ſie eine Viertelſtunde vom Dorfe, ſo begegneten ſie ihm. Guten Abend! lieben Kinder! ſagte dieſer, wie iſt es in der Zeit, da ich nicht zu Hauſe war, gegangen?

Recht gut, antworteten beyde. Und nun ging das Erzählen los.

L. Die Schwarze iſt vollkommen wieder geſund, ich kann ihr nicht genug zu freſſen geben. Sie gibt auch ein gut Theil Milch.

M. An Birnbaums Chriſteln habe ich doch eine rechte Freude gehabt. Du hatteſt vor ein Paar Tagen in der Schule von den Steinen geſprochen, und den Kindern geſagt, daß ſie die Steine anſehen ſollten. Da brachte mir Chriſtel eine ſteinerne Kugel, die er am Galgenwege gefunden hatte. Ich ſchlug ſie auf, und ſie war ganz voll Criſtallen.

L. Da, lieber Vater! ſind ein Paar reiſe große Stachelbeere von dem Bäumchen am Zaune.

M. Nachbars Ernſt lernt jetzt recht hübſch ſchreiben. Du wirſt dich freuen, wenn du ſein Schreibebuch ſiehſt.

L. Heute habe ich wieder zwey hübſche Hüner zu kaufen bekommen, und einen Hahn. Nun kann ich dir doch wieder ein Ey in die Milch ſchlagen.

M. Heute kam auch eine Soldatenfrau mit einem Kinde in die Schule und bettelte. Ich gab ihr einen Dreyer; Fritz Butterweck gab dem Kinde ſein Frühſtück.

L. Die alte Karſtin, die ſeit drey Jahren bettlägrig war, hat der liebe Gott dieſe Nacht aufgelöſet.

M. Joſeph! willſt du dem Vater nicht das Verschen herſagen, das du heute gelernt haſt? Aber fein deutlich!

J. Ein Schüler aß, wie viele Knaben,
Die Datteln für ſein Leben gern;
Und, um des Guten viel zu haben,
So pflanzt er einen Dattelkern

In ſeines Vaters Blumengarten.
Der Vater ſah ihm lächelnd zu
Und ſagte: Datteln pflanzeſt du?
O Kind! da mußt du lange warten!
Denn wiſſe, dieſer edle Baum
Trägt oft in zwanzig Jahren kaum
Die erſte ſeiner ſüßen Früchte.
Karl, der ſich deſſen nicht verſah,
Hielt ein und rümpfte das Geſichte.
Ey, ſprach er endlich zum Papa,
Das Warten ſoll mich nicht verdrießen,
Belohnt die Zeit nur meinen Fleiß,
So kann ich ja dereinſt als Greis,
Was jetzt der Knabe pflanzt, genießen.

Sch. Du haſt ja recht hübſch gelernt. Lerne ferner fleißig: ſo wirſt du auch einmahl als Mann und Greis die Früchte von deinem Fleiße zu genießen haben.

Ich freue mich herzlich, lieben Kinder! daß ihr heute einen ſo guten Tag gehabt, und daß ſich, in meiner Abweſenheit, ſo viel Angenehmes zugetragen hat.

M. Dieſen guten Tag haben wir dir zu danken, lieber Vater! Du haſt uns gelehrt, die Beſi chen aufzuſuchen, die am Wege blühen. Es mögen wohl alle Tage eben ſo viele Veilchen geblüht haben, wir ließen ſie aber unbemerkt und zertraten ſie.

Sch. Suchet ſie nur auch künftig ſein auf, und windet einander Sträuschen draus; das iſt wohl vernünftiger, als wenn man einander ſolche Sträuße präſentirt, wie ihr geſtern von mir erhieltet.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Auch mit dem Croaten ging alles recht gut, und, da die Ernte anging, war er vollkommen wieder hergeſtellt. Bey ſeinem Weggehen druckte er allen die Hände, und gab durch ſeine Geberden zu erkennen, daß er für das empfangene Gute dankbar ſey. Er würde es auch mit Worten gethan haben, wenn er nur Deutſch gekonnt hätte.

Die Frau Schwarzmanteln ſuchte nun die Kammer, in der er geweſen war, wieder in Ordnung zu bringen, und band die Streue auf, auf welcher er gelegen hatte, unterdeſſen daß der Schulmeiſter am Tiſche ſaß, und eine Rechnung für die Gemeine machte.

Auf einmahl that ſie einen Schrey, daß dem Schulmeiſter vor Schrecken die Brille von der Naſe fiel. Er lief nach der Kammer zu, und fragte: was gibt es denn?

Ach das Gott erbarm! ach das Unglück! ach! ach! ach! ſo ſchrie die Frau Schwarzmanteln aus vollem Halſe, und ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen.

Sag mir nur, liebe Tochter! fragte der Schulmeiſter, ob du verrückt im Kopfe biſt, oder was dir fehlt?

Sie ſchrie aber immer fort und antwortete nichts. Endlich warf ſie dem Vater eine Schreibtafel auf den Tiſch, ſie ſelbſt legte ſich aber in des Vaters Lehnſtuhl, und ließ ihren Thränen freyen Lauf.

Da der Vater die Schreibtafel ſahe, konnte er ſich das ganze Räthſel erklären; ſie gehörte Schwarzmanteln. Er machte ſie mit zitternder Hand auf, und las darin die Worte, die er ſelbſt hinein geſchrieben hatte: was Gott thut das iſt wohlgethan.

Eine halbe Viertel Stunde mochten wohl beyde gegen einander über geſeſſen haben, ohne ein Wort zu ſprechen; endlich unterbrach Luiſe das Stillſchweigen und fragte: nun was ſagſt du denn dazu, lieber Vater?

V. Was in der Schreibetafel ſteht: was Gott thut das iſt wohlgethan. Es iſt eine beſondere Schickung Gottes, daß dir die Schreibtafel in die Hände fallen muß.

L. Aber lieber Vater! indem ſie Ihm um den Hals fiel, nicht wahr mein Mann iſt todt?

V. Was Gott thut, das iſt wohlgethan. Iſt er todt, ſo iſt dieß freylich für dich, liebe Tochter! ein ſehr harter Schlag; aber bedenk doch, Gott hat es gethan! Gott macht es ſchlechterdings allemahl gut

L. Ach! beſter Vater! das Unglück! das kann ich nicht überleben. Wenn ich Arm und Bein gebrochen hätte — alles wollte ich aushalten; aber meinen Mann — meinen guten lieben Mann, der mir noch einen ſo ſchönen Brief ſchrieb — ach ohne den kann ich nicht leben.

V. Weißt du was liebe Tochter! jetzt iſt nichts mit dir anzufangen. Weine du dich ſatt, ich will indeſſen ein Bischen ins Freye gehen und überlegen was bey der Sache zu thun iſt.

Während des Schulmeiſters Abweſenheit verbreitete ſich die Wehklage durch das ganze Dorf. Luiſe klagte ihr Leid erſt dem Bruder, hernach der Schwägerin, dieſe lief zu ihrem Vater und brachte die Hiobspoſt. In kurzer Zeit wußte es das ganze Dorf, Hans Schwarzmantel wäre von einem Croaten erſchoſſen worden. Manche wußten auch noch mehr, der Croate hätte das blutige Hemde des Schwarzmantels bey ſich gehabt, in dem noch das Loch wäre zu ſehen geweſen, durch welches die Kugel gegangen wäre, und bald kamen mehrere Perſonen zu der betrübten Luiſe, um ihres Mannes Hemde zu ſehen.

Bey ſeiner Zurückkunft fand alſo der gute Schulmeiſter die ganze Stube voll Leute, die alle jammerten und wehklagten. Manche ſchimpften auch auf den Croaten, und nannten ihn einen Gaudieb, einen Spitzbuben, der das Gute nicht werth wäre, das man ihm erzeigte, den man hindem Zaune hätte crepiren laſſen ſollen, und was dergleichen Reden mehr waren.

Endlich rief der Schulmeiſter, ſo laut er rufen konnte: Leute laßt mich auch ein Wort reden!

Sie ſchwiegen alle.

Daß ihr alle ſo herzlichen Antheil nehmt an meines Hauſes Schickſale, das ſehe ich als ein Merkmahl Eurer Liebe an. Aber, lieben Kinder! verliert nur den Kopf nicht. Verſündigt euch in euerer Traurigkeit nicht. Verſündigt euch nicht an Gott. Denn wenn mein Schwiegerſohn todt iſt: ſo hat Er ihn fallen laſſen und er hat Recht dazu. Der Schwarzmanteln das Leben gab, der hat auch ein Recht es ihm wieder zu nehmen. Verſündigt euch an eurem Nebenmenſchen, an dem armen Croaten nicht! Denn, wenn er meinen Schwiegerſohn wirklich todt geſchoſſen hat, iſt er denn deßwegen ein Gaudieb? ein Spitzbube? hat er nicht ſeine Schuldigkeit gethan? Mein Schwiegerſohn war ja ſein Feind. Oder ſollte er ſich vielleicht gegen ihn nicht wehren, und von ihm den Kopf ſich ſpalten laſſen? Und woher wißt ihr denn, daß mein Swiegerſohn erſchoſſen iſt?

Man wollte noch eines und das andere dagegen ſagen, allein der Schulmeiſter fuhr fort und ſagte: lieben Kinder! jetzt thut mir den Gefallen und geht nach Hauſe, damit ich eine Viertelſtunde mit meinen Kindern allein ſeyn kann.

Sobald er mit ihnen allein war, ließ er ſie ſich ſetzen, und er ſelbſt nahm Platz in ſeinem Lehnſtuhle.

Jetzt höret mich an! ſagte er. Es bleibt dabey, was Gott thut, das iſt wohl gethan. Denkt an mich! wir werden ihm bald danken, daß er alles wohl gemacht hat. Erſt führte er mir den guten Officier zu, und hernach brachte er Schwarzmantels Schreibtafel Luiſen in die Hände. Da iſt es mir, wie wenn ich den guten Vater reden hörete. Matthäus! verſtehſt du ihn?

M. Ja, lieber Vater!

V. Was will uns der liebe Gott dadurch zu verſtehen geben?

M. Daß wir den guten Officier aufſuchen, und uns nach Schwarzmantels Schickſale erkundigen ſollen.

V. Du haſt ihn recht verſtanden. Und wer ſoll den guten Officier aufſuchen?

M. Ich, lieber Vater!

V. Da haſt du den lieben Gott nicht recht verſtanden. Ich, ich muß gehen: denn der Officier kennt niemanden als mich.

Matthäus wollte noch allerley Einwendungen machen, der Vater antwortete aber: man muß Gott mehr gehorchen, als den Menſchen.

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Der Schulmeiſter ſtand auf und machte Anſtalt zur Reiſe, wäre auch vielleicht denſelben Tag noch fortgegangen, wenn ihm nicht das gefehlt hätte, was viele Leute für das Beſte halten — Geld. Er ſelbſt hatte kaum acht Groſchen noch, ſeine Kinder hatten auch nichts. Andere um Geld anzuſprechen, hatte er auch keine Luſt; theils weil es ihm bekannt war, daß nach der Plünderung die ganze Gemeine über Geldmangel klagte, theils weil er es nicht gelernt hatte, andere um Geld anzuſprechen. War ſein Rock gleich von ſehr ſchlechtem Tuche, ſo ſchlug unter demſelben doch ein Herz, das auf Ehre hielt, und das ihm nicht erlaubte zu bitten, ſo lange er ſich noch einigermaßen ſelbſt helfen konnte. Dieß war ihm ſonſt immer möglich.

Dießmahl nur nicht. Er hoffte immer, daß ein guter Einfall ihm in den Kopf kommen würde. Er kam aber immer nicht. Als er deßwegen anfing kleinmüthig zu werden, trat Friederike, ganz außer Athem, in die Stube, warf achtzehn Ephraimiten auf den Tiſch und ſagte: hier lieber Vater! hier iſt Geld.

Und woher? fragte dieſer.

Von einem deiner dankbaren Schüler, war die Antwort. Mehr darf ich nicht ſagen.

Der Alte ſtrich es ein, und kaum grauete der Tag, ſo küßte er ſeine Söhne (Joſeph nannte ihn auch Vater) und Töchter und machte ſich auf den Weg.

Bey dem Abſchiede floſſen viele Thränen, und nicht leicht iſt wohl jemanden herzlicher eine glückliche Reiſe gewünſcht worden, als ihm gewünſcht wurde. Seine Familie ſtieg auf einen Hügel und ſah ihm nach, bis er in das Hölzchen am Galgenberge kam, wo er ihren Augen verſchwand.

Mit ſchwerem Herzen und geſenktem Kopfe gingen alle nach Hauſe, und jedes beſorgte nun ſeine Geſchäfte.

Aber nun entſtand eine neue Sorge — der Vater kam nicht wieder. Am Montage war er fortgegangen, es wurde Sonntag, und er war noch nicht da.

Da ſie ſich Mittags zu Tiſche ſetzten, that Friederike einen tiefen Seufzer, und ſagte, ach Gott! wenn doch der Vater da wäre. Wenn ihm nur kein Unglück begegnet iſt! Matthäus ſchlug die Augen nieder, Luiſe ſah ihn aber an, und fragte: Na! Matthäus, was ſagſt du denn dazu?

M. Unſer Vater iſt in Gottes Hand, ohne deſſen Willen ihm nichts begegnen kann, und was dieſer thut iſt wohlgethan.

Es wurde wieder Sonntag und der Vater war noch nicht da. Mit ſehr ſchwerem Herzen gingen alle zur Kirche. Matthäus mußte ſie halten: weil der Herr Pfarrer, der an einem andern Orte wohnte, und mehrere Dörfer zu beſorgen hatte, dießmahl nicht kommen konnte. Er las der chriſtlichen Gemeine eine Predigt aus einer chriſtlichen Hauspoſtille vor. Sie hörete aufmerkſam zu bis gegen das Ende. Da fingen ein Paar Männer an zu plaudern. Matthäus, der ſo etwas nicht gewohnt war, ſchwieg und ſah ſie an. Sie kehreten ſich aber nicht daran. Ihre Nachbaren ziſcheten einander auch in die Ohren, dieſe wieder ihren Nachbaren, in ein Paar Minuten war ein Schnurren bey allen Mannsperſonen; von dieſen verbreitete es ſich unter die Weiber. Dieſe dreheten die Köpfe um, winkten den Männern zu, und Matthäus — der ſtand da und wußte nicht ob er verrathen oder verkauft war. Da er ſahe, daß niemand mehr aufmerkte; ſo überhüpfte er ein Stück aus der chriſtlichen Hauspoſtille und ſprach: Amen!

Sobald das Amen geſprochen war, faßte ihn ein Burſch, der hinter ihm ſtand, etwas unſanft bey dem Arme, und ſagte: Matthäus! dein Vater iſt da.

M. Wer? mein Vater? wo iſt er?

B. Hinter der Orgel.

Sogleich ſagte er dem Organiſten, daß er alle Regiſter ziehen ſollte, und er nahm die Nummer von dem Liede, das geſungen werden ſollte, und ſteckte dafür die Nummer von dem Liede an: was Gott thut, das iſt wohlgethan.

Sobald das Lied angeſtimmt war, trat der Alte hervor und zeigte ſich der Gemeine.

Da ſah er recht, wie lieb ſie ihn hatte. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, und aus vielen Augen floſſen Thränen. Beſonders erfolgte ein ſtarker Thränenguß bey den Weibern.

Am Schluſſe der Kirche verſammelten ſich alle um ihn, und Luiſe, Friederike, Matthäus, Joſeph, der alte Birnbaum, und viele Nachbarn und Nachbarinnen fielen ihm um den Hals, druckten ihm die Hände, und ſagten: lieber Vater! guter Vater! ach wie freue ich mich, daß wir dich wieder haben.

Zugleich geſchahen hundert und funfzig bis zwey hundert Fragen an ihn. Statt darauf zu antworten, winkte er mit der Hand, daß ſie ſchweigen ſollten. Sobald ſie ſchwiegen, ſagte er: lieben Kinder! ihr habt der Mäuler ſo viele, und ich habe nur eins. Wie iſt es möglich, daß ich auf alle eure Fragen antworten kann? Laßt mir jetzt Ruhe, denn ich bin ſehr müde. Sobald ich nur ein Bischen ausgeruht habe, ſollt ihr alles erfahren.

Er hat Recht, ſagte der Schulze; geht nach Hauſe, lieben Leute, und laßt den alten Mann in Ruhe.

Sie gingen, Friederike und Luiſe nahmen den Alten in ihre Arme, und führten ihn nach der Schule zu.

Du haſt recht wohl dran gethan, lieber Vater, ſagte Luiſe: daß du den vielen Mäulern auf ihre Fragen nicht geantwortet haſt. Ich habe aber nur ein Maul. Mir wirſt du doch nur eine einzige Frage beantworten? lebt denn mein Mann noch?

So fragte ſie, und ſah ihn dabey ſehr ſcharf an.

Wahrſcheinlich, antwortete der Schulmeiſter lebt er noch. Und wenn er noch lebt ſo geht es ihm wohl.

L. Haſt du ihn nicht geſehen?

Sch. Das war ſchon die zweyte Frage. Hab ich dieſe beantwortet: ſo kommt die dritte, und dann die vierte u. ſ. w. Ich will mich erſt ein

Bischen erhohlen, dann ſetzt ihr euch um mich, und ich erzähle euch alles, was ich weiß.

Recht ſo! ſagte Matthäus. So kamen ſie denn nach Hauſe, Luiſe trug auf, was ſie gekocht hatte, der Alte ließ es ſich gut ſchmecken, trank nach der Mahlzeit ein Paar Gläſer Ungriſchen Wein, die Kinder erzählten ihm unter der Zeit allerley Angenehmes, das während ſeiner Reiſe vorgefallen war, dann entfernten ſie ſich, damit der Vater von ſeiner Reiſe etwas ausruhen konnte.

Sobald er ausgeſchlafen hatte, öffnete er die Stubenthür, und ſeine Familie hielt nun wieder ihren Einzug und mit ihr mehrere andere aus der Gemeine.

Er ließ ſie alle niederſetzen, und erzählte folgendermaßen: Meine Reiſe war von beſonderer Art. Ich reiſete, und wußte nicht wohin? und ſuchte, und wußte nicht wen? Freylich wußte ich wohl, daß ich den Officier aufſuchte, der bey mir geweſen war; da ich aber ſeinen Namen nicht angeben konnte, ſo war es mir auch nicht möglich, ſeinetwegen Nachfrage zu thun. Denn wenn ich die Leute gefragt hätte, ob ſie mir nicht ſagen könnten, wo der Officier wäre, der mich beſucht hätte: ſo würden ſie mich ausgelacht haben. Ich ging alſo den Weg, den die Huſaren, die uns unſere Sachen wieder brachten, genommen hatten, fragte von Dorfe zu Dorfe wohin ſie gezogen wären, und ſchrieb mir den Tag genau auf, an dem ſie in jedem Dorfe geweſen waren. Da nun die Huſaren nicht immer, wie die Fuhrleute, auf der Hauptſtraße bleiben, ſondern bald da, bald dorthin reiten, ſo könnt ihr leicht denken, wie ich umher gewieſen wurde. Wann ich des Abends ganz kraftlos in die Herberge kam, und eben nicht mehr wußte, als des Morgens, ſo wollte mir mannichmahl der Muth ſinken, und der Gedanke kam mir in den Kopf, daß ich wieder umkehren wollte. Dachte ich aber daran wie ſonderbar es zuſammen träfe, daß ich erſt den guten Officier mußte kennen lernen, hernach meines Schwiegerſohns Schreibtafel in die Hände bekommen, die mir doch ganz deutlich ſagte, daß ſie der Croate meinem Schwiegerſohne abgenommen hätte; ſo konnte ich doch nicht anders glauben, als daß es des lieben Gottes Wille ſey, den Officier aufzuſuchen, und mich bey ihm nach Schwarzmantein zu erkundigen. Endlich erfuhr ich, daß dieſe

Huſaren vom Regimente Nadaſty wären. Wie aber der Officier hieße, den ich ſuchte? das wußte mir niemand zu ſagen.

Als ich an die böhmiſche Grenze kam, ſtieß ich auf eine Oeſterreichiſche Feldwache. Sie hielt mich an, examinirte mich und fragte nach meinem Paſſe.

Da ich keinen hatte, ſo ſagte ſie: Kerl du biſt ein Spion — du mußt mit zum Generale.

Du armer Vater! ſagten alle, und die Weiber weinten.

Ein anderer, fuhr der Schulmeiſter fort, würde bey dieſer Gelegenheit halb des Todes geweſen ſeyn, aber ich erfuhr recht, wie viel ein gutes Gewiſſen und das Vertrauen auf Gott werth ſey — ich erſchrak gar nicht. Gut, ſagte ich, führe du mich nur zu deinem Generale, du wirſt ſehen, daß ich ein ehrlicher Mann bin.

So mußte ich denn forttraben. Traben, ach! lieben Kinder, traben mußte ich, neben des Huſaren Pferde her, und wenn ich nicht geſchwinde genug lief, ſo drohte er mir mit dem Pallaſche. Da ich ganz außer Athem war, und beynahe umfallen wollte, kam ein großes Heer Oeſterreicher angezogen. Ach Leute! ſo viele Soldaten habe ich in meinem Leben nicht zuſammen geſehen. Erſchrecken that ich aber nicht vor ihnen. Du gehſt, dachte ich, auf Gottes Wege, und dieſe tauſende ſind ſeine Diener. Sie können dir, ohne ſeinen Willen, kein Haar krümmen. Der Huſar ritt nach dem Regimente, zu dem er gehörte, und ſagte zu einem vornehmen Officier: hier bring ich einen Spion.

Bring ihn zum Profos, erhielt er zur Antwort. Gnädiger Herr! rief ich, aber ohne auf mich zu hören ritt er fort.

So komm Canaille, ſagte der Huſar, und lauf oder ich will dich fuchteln, daß du an mich denken ſollſt.

Ich ſah ihn an.

Was wird's? fragte er.

Sch. Haſt du noch einen Vater?

H. Den habe ich. Was haſt du darnach zu fragen?

Sch. Nun ſtelle dir vor, daß dein alter Vater ſo behandelt würde, wie du mich alten Mann behandelſt, wie würde dir da zu Muthe ſeyn? Sieh meine grauen Haare!

H. Mein Vater iſt ein ehrlicher Mann.

Sch. (ſeine Hand faſſend) Kamerad! der bin ich auch. Wie kannſt du glauben, daß ſo ein alter Mann, der ſchon auf ſeiner Grube geht, ſich zum Spione werde brauchen laſſen.

Der Schnurrbart ſchien bey dieſen Worten etwas zu fühlen. Er ſtieg vom Pferde und ſagte: wenn du mit meinem Pferde nicht laufen kannſt, ſo will ich mit dir gehen. Im Gehen mußte ich ihm nun die ganze Geſchichte mit allen Umſtänden erzählen. Da ich damit fertig war, ſagte er: weißt du was, alte[illegible]ater! geh du hin wohin du willſt, ich mag dein Blut nicht auf meiner Seele haben. Mit dieſen Worten ſchwang er ſich aufs Pferd und ſprengte fort.

Da ſtand ich nun, wußte nicht ob ich vor- oder rückwärts wandern ſollte, und mußte beſorgen, daß ich über lang oder kurz wieder angehalten und für einen Spion erklärt würde.

Jetzt hörte ich trommeln, und mußte erwarten daß mehrere Soldaten angezogen kämen. Sogleich wollte ich nach dem Walde zuſpringen — ſprang aber nicht. Biſt du nicht ein Thor, dachte ich, wenn du läufſt, ſo machſt du dich ja verdächtig. Ich faßte mir alſo ein Herz, und ging gerade auf die Soldaten los. Sie marſchirten vorbey, ohne mir ein Wort zu ſagen. Ich marſchirte auch fort, ohne zu wiſſen wohin. Mein Magen erinnerte mich endlich, daß ich ein Wirthshaus ſuchen müßte, wo ich etwas zu eſſen bekäme; ich fand es, konnte aber mit genauer Noth ein Stück Commisbrot bekommen, das ich theuer bezahlen mußte. Kaum hatte ich es aber gegeſſen: ſo kam wieder ein Huſar, der, als er mich ſah, ſogleich nach meinem Paſſe fragte; und da ich ihn nicht vorzeigen konnte, mich für einen Spion erklärte, und mir befahl, mit ihm zu gehen.

Ich wollte ihm ebenfalls meine Unſchuld beweiſen, allein er hörete mich nicht an, und befahl mir, das Maul zu halten. Unterdeſſen ſchien er doch Mitleiden mit mir zu haben, indem er ganz langſam ritt. Ihr könnt leicht denken, lieben Kinder, daß mir bisweilen die Kleinmuth anwandelte; aber wenn ich an meinen Leibſpruch dachte: was Gott thut das iſt wohlgethan, ſo wurde ich doch wieder guter Dinge. Es iſt ja Gottes Fügung, dachte ich, daß du dieſen Weg gehen mußt; er muß alſo gewiß zu etwas Gutem führen.

Nach einer Stunde ohngefähr lieferte mich der Husar an ſeinen Officier ab, der im nächſten Dorfe lag. Mit mir wurde noch ein anderer hineingeführt, den man auch für einen Spion hielt. Dieſer fiel vor ihm auf die Knie, und bath ihn um Gottes Willen, daß er doch die Gnade haben und ihm das Leben ſchenken möchte. Er wäre Vater von drey Kindern.

Bey Gott iſt Gnade! fuhr der Officier heftig auf, aber bey mir nicht. Hierauf ließ er ihm ſeine Taſchen viſitiren. Da man nichts Verdächtiges bey ihm fand, mußte er die Schuhe ausziehen. Er zitterte wie ein Espenlaub, und da der zweyte Schuh ausgezogen, und von einem Huſaren unterſucht wurde, fand ſich ein Papier darin. Begierig ergriff es der Officier, und las darauf das Verzeichniß von allen Regimentern, die auf dem Marſche waren, und von den Truppen, die in der umliegenden Gegend lagen.

Siehſt du, Gaudieb! ſagte der Officier zum Spion, daß du ein Spion biſt? Morgen um dieſe Zeit mußt du hängen. Jetzt führt ihn zum Proſos und laßt ihn ſchließen!

Wie ſteht es mit dir Patron? ſagte er zu mir. Ich wollte ihm alles umſtändlich erzählen; er hörete mich aber nicht an, ſondern ließ mich viſitiren. Da er nun in meiner Schreibtafel fand, daß ich alle die Orte aufgezeichnet hatte, wo die Nadaſty Huſaren geſtanden hatten, wie ſtark ſie geweſen, wohin ſie marſchirt wären; ſo ſagte er: du biſt auch ein Spion: Laßt ihn ſchließen! morgen muß er hängen!

Wenn Sie doch nur die Gnade hätten, ſagte ich, und mich erſt zu Nadaſty Huſaren führen ließen. Da iſt ein Officier, der mich recht gut kennt, und der meine Unſchuld bezeugen würde.

O. Wie heißt der Officier?

Sch. Das weiß ich nicht.

O. Weber?

Sch. Ich weiß nicht.

O. Kowatſch?

Sch. Ich weiß nicht.

O. Horvath?

Sch. Und wenn Sie mir noch zwanzig Officiere nennen: ſo weiß ich bey keinem etwas anderes zu antworten, als was ich ſchon geſagt habe.

O. Glaubſt du, daß du einen Narren vor dir haſt? Der Officier ſoll dich kennen, und du kennſt ihn nicht? Laßt ihn ſchließen; morgen ſchicke ich ihn zum General, dann muß er hängen.

Sch. Das wird eben kein groß Unglück für mich ſeyn. Ich bin ein alter Mann, der doch bald ſterben muß, und man hat mir geſagt, daß diejenigen, die gehenkt werden, keinen ſchweren Tod haben ſollen. Es thut mir nur Ihretwegen leid, gnädiger Herr!

O. Wie ſo?

Sch. Weil Sie unſchuldiges Blut auf Ihr Gewiſſen laden, das Sie ſchwer drücken wird. Es iſt um ein Kleines, ſo ſtehen wir beyde vor Gottes Richterſtuhle.

O. So! (die Augen niederſchlagend).

Ein Unterofficier, der neben ihm ſtand, piſperte ihm etwas in die Ohren.

O. Du ſollſt deinen Willen haben, und morgen zu Nadaſty Huſaren abgeführt werden. Jetzt führt ihn fort.

Da ich zur Thür hinaus war, rief er den Huſaren, die mich bewachten, noch nach: He! laßt ihn nicht zum Proſos, ſondern in ein Bauerw

Haus führen, und ihn genau bewachen. Geſchloſſen ſoll er aber nicht werden.

So ging ich alſo fort, und freuete mich, daß mein Vertrauen zu Gott mir Muth gegeben hatte mich zu vertheidigen und die Wahrheit zu ſagen.

Den andern Tag wurde ich auf einen Karren geſetzt, und unter Begleitung eines Huſaren weiter geführt. Gegen Mittag kamen wir in Arnau an, wo der Huſar einen Brief abgab, und mich auf meinem Karren bewachte. Im ſtärkſten Regen mußte ich hier wohl eine Stunde halten. Endlich kam ein Unterofficier, der mir befahl abzuſteigen und mich in ein Haus brachte, wo ich wieder, am ganzen Leib zitternd, eine Stunde warten mußte. Darauf wurde ich in einen Saal geführt, wo viele Officiere verſammlet waren.

Nun, fragte der eine, Nachbar Preuße! du haſt ja gewünſcht die Nadaſty Huſaren zu ſehen, hier ſind ſie. Kennſt du einen von den Herren?

Von dieſen Herren, war meine Antwort, kenne ich keinen. Vielleicht aber ſind ſie das nicht alle.

Du biſt ein Spion, fuhr der Officier auf, du willſt nur —

Ehe er ausreden konnte, that ſich die Thür auf, und der gute Officier, der mich beſucht hatte, trat herein. Mir war es, wie wenn ein Engel Gottes käme. Da rief ich, da iſt der Herr Officier, der mich kennt! Gnädiger Herr! kennen Sie den alten Schulmeiſter noch, dem Sie ſo viele Gnade erzeigt haben?

O. Du alter Knaſterbart, wo kommſt du denn her?

Unſere Huſaren haben ihn als einen Spion aufgefangen, fiel ihm ein anderer in die Rede.

O. Wie? als Spion? Du wirſt dich doch den Teufel nicht haben blenden laſſen?

Sch. Gnädiger Herr! können Sie das von mir glauben?

O. Schwer wird es mir zu glauben. Wenn du ein Schurke biſt: ſo traue ich keinem Menſchen mehr.

Sch. Wenn Sie mich anhören wollen —

O. Anhören will ich dich. Und (ſich an den Oberſten wendend) für dieſen Mann bürge ich mit meiner Ehre und meinem Leben! — überlaſſen Sie ihn mir, meine Herren! Ich werde ihn auf das ſchärfſte examiniren, und Ihnen über alles, was ich von ihm erfahren habe, genauen Bericht abſtatten. Du biſt ja aber ſo naß, wie ein gebadeter Hund! Geh erſt in die Stube und trockne dich und wärme dich, hernach wollen wir einander ſprechen!

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Ein Huſar mußte mich ab und in ein gewärmtes Zimmer führen. Das that mir gar zu wohl.

Bald darauf trat ein anderer Huſar herein, mit einem weißen Hemde, Strümpfen, kurz mit einem ganzen Anzuge, legte es auf einen Stuhl und ſagte: das ſchickt dir der Herr Oberſte Horvath, daß du es anziehen ſollſt, daß du nicht etwa in deinen naſſen Kleidern das Fieber bekommſt.

Gott wolle es dem edeln Herrn vergelten, ſagte ich, was er an mir alten Manne thut.

Noch war ich nicht mit dem Umkleiden ganz fertig, als ein Bedienter in das Zimmer trat, ein Tiſchchen deckte, und mit dem nöthigen Tiſchgeräthe beſetzte.

Got ſey Lob und Dank! ſagte Friederike, daß die Sache ſo einen guten Ausgang genommen hat. Iſt es doch wie wenn mir ein Stein vom Herzen gefallen wäre.

Sch. Mir war auch ſo zu Muthe, und ihr könnt leicht denken, daß das Klappern der Teller für meinen leeren Magen eine angenehme Muſik war.

Jetzt kam der Bediente wieder, brachte eine gute Rindfleiſchſuppe, ſetzte einen Stuhl hin, und gab mir durch Mienen zu verſtehen, daß ich mich ſetzen und eſſen ſollte.

Lange ließ ich mich nicht nöthigen.

Das glaube ich wohl, ſagten mehrere von der Geſellſchaft, und rückten mit ihren Stühlen näher, als wenn ſie auch miteſſen wollten.

Ehe ich mit der Suppe noch fertig war, wurde Fleiſch, Fiſch, Braten, Gebacknes und eine Bouteille guter Wein aufgetragen.

Am Ende trat der Herr Oberſte Horvath ſelbſt herein. Ich druckte ihm die Hände und dankte ihm für die Erquickung, die er mir, nach ſo vielen ausgeſtandenen Strapatzen, erzeigt hatte.

O. Alſo biſt du noch mein ehrlicher Schulmeiſter?

Sch. Der bin ich, gnädiger Herr!

O. Warum hat man dich denn für einen Spion gehalten?

Sch. Weil ich keinen Paß hatte.

O. Keinen Paß? Zum Henker! wer wird denn im Kriege ohne Paß reiſen?

Sch. Erſtlich glaubte ich nicht, daß ich ſo weit reiſen würde, hernach wußte ich auch nicht, was ich eigentlich in den Paß ſollte ſetzen laſſen.

Nun erzählte ich ihm umſtändlich die Geſchichte mit der Schreibtafel, und wie dieſe mich auf den Gedanken gebracht hätte, daß der Croate meinen Schwiegerſohn entweder erſchoſſen oder gefangen genommen, und wie ich blos deßwegen die Reiſe unternommen hätte, um den edeldenkenden Herrn Oberſten aufzuſuchen, und ihn zu bitten, daß er doch die Gnade haben möge, nachzufragen, ob mein Schwiegerſohn noch lebe, oder ob er todt ſey; und wenn er noch lebte: daß er doch die Gnade haben möchte, dafür zu ſorgen, daß er eine leidliche Gefangenſchaft hätte.

Hier ſchluchzte Luiſe, und fiel dem Vater um den Hals.

Der Vater machte eine kleine Pauſe. Dann fuhr er fort: während dieſer Erzählung verwandte der Oberſte kein Auge von mir, und da ich fertig war, gab er mir die Hand und ſagte: hier Schulmeiſter, haſt du meine Hand drauf, daß ich für deinen Schwiegerſohn — hieß er nicht Rothmantel?

Sch. Halten Sie mir zu Gnaden! Schwarzmantel iſt eigentlich ſein Nahme.

O. Ganz recht! Schwarzmantel; er ſteht ja in meiner Schreibtafel. Alſo, daß ich für den Schwarzmantel thun will, was ich kann. Iſt er todt — nu — wir müſſen alle ſterben — da braucht er auch vieles nicht; iſt er aber gefangen — nun — weiter ſage ich nichts. Wer ein Mann iſt, ſagt nicht was er thun will, ſondern — thuts.

Jetzt kann ich nicht länger bleiben, weil ich Geſchäfte habe, aber morgen ſprechen wir einander weiter. Nun kannſt du, wenn dir die Zeit zu lang wird, umhergehen, und dich in der Gegend umſehen. Du biſt frey.

Meine Müdigkeit benahm mir aber die Luſt zum Ausgehn. Ich ſetzte mich, da der Oberſte fort war, auf einen Stuhl, und — ſchlief ein. Da ich aufwachte, fing es ſchon an dunkel zu werden, und ich blieb auch dießmahl zu Hauſe.

Auf den Abend bekam ich wieder eine gute Mahlzeit und ein Bette, das ſo gut war, daß ich die Hälfte davon herausnehmen und auf die Stühle legen mußte: weil ich ſonſt vor Hitze nicht würde haben ſchlafen können.

Den andern Tag machte ich einen kleinen Spaziergang ins Freye, und merkte, daß der Oberſte viel Gutes von mir mußte geſprochen haben, denn alle Huſaren, Officiere und Gemeine, vor denen ich vorbey ging, grüßten mich freundlich, blieben ſtehen, und ſahen mir nach.

Und wodurch hatte ich mir dieſe Achtung erworben? Dadurch, daß mein Schwiegerſohn und ich unſere Pflichten gegen den Feind erfüllet hatten. Wenn wir alles dieß gegen unſere Freunde gethan hätten — wer würde etwas daraus gemacht haben? Wir haben eigentlich weiter nichts ge than, als was jeder Chriſt thun ſollte, und ich habe gar nicht geglaubt, daß wir etwas Außerordentliches gethan hätten. Die mehreſten Chriſten ſcheinen aber der Meynung zu ſeyn: du ſollſt deinen Freund lieben und deinen Feind haſſen, deßwegen beobachtet man einen Mann, der anders handelt, wie ein ſeltenes Thier.

Den andern Tag kam der Oberſte wieder zu mir, ſetzte ſich neben mich, rauchte ſeine Pfeiſe Toback, und erkundigte ſich genau, wie die geplünderten Sachen, die er zurückgeſchickt hatte, wären aufgenommen worden. Er lachte daß ihm der Bauch ſchütterte, und ſagte: wenn ich den Raub von zehn Dörfern hätte, ſo würde mir das nicht ſo viele Freude machen, als daß ich deiner armen Gemeinde ihren Raub habe zurück ſchicken können. Es thut mir nur Leid, daß ich ihr nicht alles wieder verſchaffen konnte. Die Croaten hatten aber vieles davon ſchon verzehrt und unter ſich vertheilt. Glaube mir, lieber Schulmeiſter, ſo wahr ich ein ehrlicher Kerl bin, ich habe nie einer Stecknadel werth geraubt. Meinen Leuten habe ich es aber freylich nicht immer wehren können, wenn es ihnen von höherm Orte war erlaubt worden.

Wollte Gott! sagte ich, daß alle Officiere ſo brav wären: ſo würde der Krieg weit weniger Unheil anrichten. Ich danke Gott, daß er mich mit einem ſo edeldenkenden Herrn bekannt gemacht hat, und weiß gewiß, Sie werden dafür ſorgen, daß mein Schwiegerſohn, wenn er anders noch am Leben iſt, eine erträgliche Gefangenſchaft bekomme.

O. Darauf kannſt du dich verlaſſen.

Sch. Und nun bitte ich unterthänig, daß Sie mir erlauben, wieder nach Hauſe gehen zu dürfen. Ich weiß daß die Meinigen, wegen meines langen Außenbleibens, Todesangſt ausſtehen werden.

O. Du haſt Recht. Zehn Uhr ſollſt du abreiſen. Erſt will ich dir noch ein Frühſtück auftragen laſſen.

Das Frühſtück war bald da, und beſtand in einem gebratenen Rebhuhne und einem Fläſchchen Ungariſchen Wein.

Nachdem ich das Frühſtück verzehrt, halb wollte ich ſagen, verzehrt hatte, nahm ich meinen Stock, um zum Herrn Oberſten zu gehen und von ihm Abſchied zu nehmen. Ehe ich aber noch an die Thür kam, trat er ſelbſt herein, druckte mir vier Ducaten Reiſegeld in die Hand und gab mir einen Paß. Dieſen Paß, ſagte er, zeige vor, wann du auf unſere Leute ſtößeſt: ſo werden ſie dich ungehindert paſſiren laſſen. Kömmſt du aber auf Preuſſiſchen Grund und Boden, wo keine von unſern Leuten mehr ſtehen, ſo zerreiß den Paß, ſonſt könnteſt du wieder für einen Oeſterreichiſchen Spion gehalten werden. Jetzt leb wohl Alter! und grüße — deine Gemeine.

Als ich an die Hausthür kam, ſtand eine angeſpannte Kutſche da, vor welcher ich vorbeygehen wollte. Ein Bedienter aber, der am Schlage ſtand, winkte mir, daß ich einſteigen ſollte. Ich ſtellte mich als wenn ich es nicht verſtände, und ging weiter. Er rief aber: he Meiſter Schul! Kutſch ſteig!

Der Oberſte, der zum Fenſter heraus ſah, rief herunter: Ohne Complimente! Schulmeiſter ſteig ein; nur bis an die Böhmiſche Grenze!

Da bequemte ich mich dazu, und dankte dem Herrn Oberſten für ſeine Gnade.

Da wir ein Paar Stunden gefahren waren, begegnete uns eine Oeſterreichiſche Patrouille, bey der ich den Officier, der mich wollte henken laſſen, ganz deutlich erkannte. Ich ließ den Kutſcher halt machen, und rief dem Officier zu: Ihr Diener, gnädiger Herr! Auf dem Karren ließen Sie mich fortfahren, und in der Kutſche komme ich wieder. Glauben Sie nun daß ich ein ehrlicher Kerl bin?

Deſto beſſer für dich! antwortete er, und ritt fort, ohne weiter ein Wort zu wechſeln.

Da ich an die Böhmiſche Grenze kam, ſtieg ich aus, trug dem Kutſcher auf, ſeinem Herrn noch einmahl, in meinem Nahmen recht herzlich zu danken, und machte den übrigen Weg zu Fuße. Auf dem ganzen Wege begegnete mir nichts Beſonderes.

Gott ſey gelobt, daß ich nun wieder bey euch bin, lieben Kinder! nun wollen wir noch ein Paar Jahre vergnügt mit einander leben.

Sie lebten auch wirklich recht vergnügt. Joſeph lernte gut, hatte ſeine größte Freude an ſeiner Baumſchule, die er ſorgfältig wartete und immer mehr vergrößerte, that ſeinen Pflegeältern alles, was er ihnen an den Augen anſehen konnte. Die Weiber beſorgten ihre Wirthſchaft, ließen ein Stück Tuch nach dem andern machen, und brachten durch ihren Fleiß ſo viel in das Haus, daß man um Weyhnachten faſt nicht merkte, daß ſie waren geplündert worden. Der Alte und ſein Sohn freueten ſich über ihre Schule, und thaten die Schularbeit immer mit Luſt. Daher gelang ihnen auch alles. Die Kinder wurden immer folgſamer, ihre Schreib- und Rechenbücher anzuſehen war eine wahre Freude; und wenn Examen war: ſo beſtanden ſie ſo gut, daß der Herr Pfarrer den Schullehrern öffentlich für ihre Amtstreue dankte.

Nach einigen Monathen aber wurde die Freude doch getrübt, ſo wie keine menſchliche Freude ungetrübt bleibt. Der Alte verlohr den Appetit zum Eſſen, und, wann er ins Bette kam, ſo hatte er unruhige Nächte. Seine Kinder waren daher ſehr bekümmert um ihn; Luiſe ſann alle Tage darauf, ihrem Vater ein Eſſen zu bereiten, das er gern aß; er dankte für ihre Liebe, wann er aber ein Paar Biſſen davon genoſſen hatte, ſo ſchob er den Teller zurück. Er kam von Kräften, und Friederike bemerkte zuerſt, daß ihm die Beine anfingen zu ſchwellen. Sie ſagte es ihrem Manne, und beyde wurden mit einander eins, daß ſie einen Arzt aus der Stadt wollten kommen laſſen.

Schon den andern Tag, da Friederike ihre Butter zum Markte trug, ging ſie zum Herrn

Doctor Ehrenpreis, und beredete ihn, ihren Schwiegervater zu beſuchen. Den Nachmittag war er da.

Guten Tag, lieber Herr Schulmeiſter! ſagte er bey ſeinem Eintritte in die Stube. Weil ich eben hier durchgehe, muß ich doch auch einmahl bey Ihnen einſprechen.

Sch. Das trifft ſich doch recht artig.

E. Wie geht es mit der Geſundheit?

Sch. Wie es bey alten Leuten zu gehen pflegt, die auf ihrer Grube wandeln.

E. Schmeckt das Eſſen recht gut?

Sch. (lächelnd) Das wird Ihnen Friederike ſchon alles geſagt haben.

E. Ich habe ſo etwas gehört, daß ſich bey Ihnen die Eßluſt verloren hätte. Wollen Sie nicht Arzney nehmen?

Sch. Herr Doctor! haben Sie eine Arzney für das Alter? eine Arzney, die macht, daß man wieder jung wird?

E. Dieſe habe ich freylich nicht.

Sch. Nun da bemühen Sie ſich auch nicht. Meine Krankheit iſt das Alter.

E. Nun wenn man auch das Alter nicht wegſchaffen kann: ſo kann man es doch erträglicher machen. Hier, lieber Herr Schulmeiſter! habe ich ein Glas Tropfen für Sie mitgebracht. Davon nehmen Sie immer eine Stunde vor Tiſche dreyßig Tropfen, die werden Ihnen gute Dienſte thun.

Der Schulmeiſter ſchüttelte den Kopf. Die Kinder drangen aber ſo ſehr in ihn, daß er endlich ſagte; laßt mich nur mit Frieden! ihr ſollt euern Willen haben!

Des Abends vor Tiſche, nahm der Schulmeiſter wirklich ſeine 30 Tropfen, den folgenden Tag, vor der Mittagsmahlzeit deßgleichen.

Der alte Birnbaum hatte einen Stier ſchlachten laſſen und ſeiner Tochter die Zunge geſchickt. Das war Luiſen eben recht. Sie kochte ſie, und der Schulmeiſter aß davon mit ſeinem gewöhnlichen Appetite. Das war eine Freude! Iſt, es nicht gut lieber Vater! ſagte Friederike, daß du den Doctor gebraucht haſt?

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Ehe der Schulmeiſter aber noch antworten konnte, trat jemand in die Stube und ſagte: geſegnete Mahlzeit!

Da blieb dem Schulmeiſter die Antwort zwiſchen den Zähnen ſtecken, die ganze Geſellſchaft ſchob die Teller zurück und ſtand auf — bis auf Luiſen, dieſe ſprang auf, und hing ſogleich an dem Munde, der die geſegnete Mahlzeit gewünſcht hatte.

Die andern hätten gern ein gleiches gethan, aber vor Luiſen konnten ſie nicht dazu kommen. Dieſe hatte ſich ſo feſt an den Wünſcher der geſegneten Mahlzeit geklammert, daß ſie nicht von ihm zu bringen war, und ihm die Backen mit ihren Thränen ganz naß machte.

Die andern ſtanden um ſie herum und ihre Augen waren auch naß.

Wer die geſegnete Mahlzeit gewünſcht habe? wird man leicht errathen können. Es war Schwarzmantel wie er leibte und lebte.

Jetzt ließ ihn Luiſe los, und die andern umarmten ihn nach der Reihe. Auch Joſeph umarmte ihn.

Nun ging das Fragen los. Der Schulmeiſter geboth aber Stillſchweigen und ſagte: erſt laßt ihn eſſen und trinken hernach iſt es Zeit zum Examiniren.

Sobald er geſättigt war, ſagte der Schulmeiſter, nun lieber Sohn, wenn du etwas erzählen willſt: ſo thue es jetzt, ehe deine Ankunft im Dorfe bekannt wird. Denn wenn erſt die Nachbaren erfahren, daß Schwarzmantel da iſt: ſo wird der Zulauf ſo groß, daß du nicht mehr zum Worte kommen kannſt.

Nun gut! ſagte Schwarzmantel: ja Leute es iſt mir curios gegangen. Du hätteſt mich bald nicht wieder geſehen Luiſe. Ich bin nur froh daß ich wieder bey euch bin. Ihr werdet es in der Zeitung geleſen haben, daß unſer König nach Mähren ging, und daß ein Zug Proviantwagen und Artillerie ihm nachgeſchickt wurde? da war ich bey der Bedeckung. Ein Paar Tage ging es ganz gut, aber den dritten Tag, da der Morgen graute, war Laudon da, und griff uns an. Wahrhaftig, wir wehrten uns als brave Kerls. Aber die Croaten, ſetzten uns ſo zu, daß wir nichts ausrichten konnten. Mein Apfelſchimmel — weißt du noch Luiſe wie du ihn gefüttert haſt? der bekam einen Schuß in den Kopf und ſtürzte. Ich ſtürzte auch mit. Und wie ich geſtürzt war, waren auch die Croaten um mich herum. — Pardon! rief ich, da thaten ſie mir nichts. Rein ausplünderten ſie mich aber.

Unſere Leute wurden geſchlagen, und die Gefangnen wurden zuſammen getrieben, wie das Vieh. Ich bekam mein Quartier mit vielen andern in einer Scheune, wo wir über einander lagen wie die Heringe, und nicht hinaus durften, wenn einem etwas ankam. Ich hätte verzweifeln müſſen, wenn ich nicht immer den Spruch im Kopfe gehabt hätte, den du guter Vater mich gelehret haſt: was Gott thut, das iſt wohlgethan. Den folgenden Tag bekam jeder ein Commisbrot und einen Schnaps, damit mußten wir weiter marſchiren. So ging es einen Tag und alle Tage, bis wir nach Ungarn kamen. Da wurden wir nach Peterwardein geſchafft. Wir kriegten nun da unſer Brot und Wein, auch zweymahl die Woche etwas Warmes und Fleiſch. Bey alle dem war es doch ein miſerables Leben. Die Leute dort verſtehen gar kein Deutſch, und reden eine Sprache von der unſer eins gar kein Wort verſteht. Was mich aber am mehreſten plagte, das war die Langeweile, und die Unreinlichkeit. Ich bath vielmahl mir zu erlauben, daß ich mit auf dem Felde arbeiten dürfte. Aber umſonſt. Man trauete mir nicht.

Einmahl wollte mich mein Glaube ganz verlaſſen, und ich konnte auch den Spruch nicht mehr leiden, was Gott thut, das iſt wohlgethan. Da trat ein Kaiſerlicher Corporal in die Caſerne, wo ich lag, und fragte jeden Gefangnen nach ſeinem Nahmen. Da ich ihm den Meinigen ſagte, ſprach er: Schwarzmantel! du kommſt gleich mit zum Officier. Ich ging mit, und da ich bey den Officier kam, ſagte er: Schwarzmantel! ich habe gehört, daß du ein braver Kerl biſt.

Schw. Ja der bin ich.

O. Willſt du nicht Dienſte unter den Kaiſerlichen nehmen?

Schw. Hum!

O. Antworte!

Schw. Herr Hauptmann, oder wer Sie ſind, haben Sie nicht auch brave Kerls unter ihren Leuten?

O. Ey das verſteht ſich.

Schw. Wenn ich nun einmahl ſo einen braven Kerl gefangen bekäme, und er ließe ſich von mir bereden, unter den Preußen Dienſte zu nehmen, was würden Sie von ihm halten, Herr Hauptmann, oder wer Sie ſind?

O. Da wäre der Kerl ein Hundsvot!

Schw. So! und Sie wollen mich aus einem braven Kerle zum Hundsvotte machen, und mich bereden daß ich den Eid brechen ſoll, den ich meinem Könige geſchworen habe?

O. So böſe war es nicht gemeynt, mein lieber Schnurrbart! Willſt du aber zu deinem Schwiegervater, dem braven Schulmeiſter Lichtknecht?

Schw. Um Gottes Willen, Herr Hauptmann! oder wer Sie ſind, woher kennen Sie denn den? Lieber heute als morgen will ich zu ihm.

O. Gut! Aber du mußt erſt etwas unterſchreiben.

Schw. Das kann ich wohl, aber ich muß es erſt leſen.

Da war es denn ein Verſprechen: daß ich bis zu meiner Ranzionirung nicht gegen den Kaiſer dienen, und mich wieder als Gefangener ſtellen wollte, ſobald ich zurückgefordert würde. Das unterſchrieb ich nun mit Freuden.

Darauf kündigte er mir meine Freyheit an, gab mir einen Paß und ein Röllchen mit hundert Kremnitzer Ducaten. Ich wollte wiſſen, wem ich dieß zu verdanken hätte; er ſagte aber, mein Schwiegervater würde mir alles erklaren.

Nun machte ich Anſtalten zu meiner Abreiſe. Erſt tractirte ich meine Kameraden, die mit mir in einer Caſerne lagen, mit Rindfleiſch, Fiſch, Wein und Melonen. Denn alle dieſe Sachen gibt es in Ungarn in Menge. Nun nahm ich Abſchied, und ſuchte vor allen Dingen meine Einquartirung los zu werden. Ich ſchaffte mir die Kleidung, die ihr hier an mir ſeht, ließ mir drey neue Hemden machen, ging ans Waſſer, zog meine alte Kleidung aus mit allem, was darin lebte und webte, ſprang hinein und badete mich; dann legte ich die neue Kleidung an, und bin nun wieder bey euch. Aber ſagt mir nur, lieben Leute, wie das alles zuſammenhangt?

Jetzt zog Luiſe ihres Mannes Schreibtafel hervor, und fragte: Hännschen! kennſt du das?

Wie? Was? fragte Schwarzmantel, wie kommſt du denn zu meiner Schreibtafel?

Jetzt traten aber mehrere Leute aus dem Dorfe herein, die Schwarzmantels Ankunft vernommen hatten. Dadurch entſtand ein ſolches Plaudern und Schnurren, daß an keine zuſammenhangende Unterredung mehr zu denken war. Der Schulmeiſter ſtand endlich auf, ſchlug mit dem Schlüſſel auf den Tiſch, und alles ſchwieg.

Was Gott thut, ſagte er, das iſt wohlgethan. Er hat mir die Freude geſchenkt, meinen Schwiegerſohn wieder zu ſehen, und hat mir die Mittel gezeigt, ihn aus der Gefangenſchaft zu befreyen. Sein Nahme ſey gelobet!

Er winkte darauf ſeinem Sohne, und bath ihn, ihn ins Bette zu bringen: weil er von einem heftigen Froſte überfallen würde. Matthaus that es, ließ einen Fliederthee machen, gab ihm ein

Paar Taſſen davon, deckte ihn zu und ſah ein Paar mahl nach ihm. Da er aber den andern Morgen wieder nach ihm ſah, war ſein guter Vater entſchlafen, zur ewigen Ruhe entſchlafen, und wird jetzt deutlicher als jemahls einſehen, daß alles, was Gott thut, wohlgethan ſey.

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Nach der Verordnung des Herrn Pfarrers geſchah die Beerdigung folgendermaßen. Da der Sarg aufgehoben war, ſchloß ſich an den Sarg an: Matthäus und Schwarzmantel mit ihren Weibern, dann Joſeph, hernach die Schulkinder, dann alle die Perſonen aus dem Dorfe und aus den benachbarten Dörfern, die bey ihm in die Schule gegangen waren. Ihrer waren 289. Dann folgte die übrige Gemeine. Als ſie auf dem Kirchhofe angekommen waren, ſagte der Herr Pfarrer, nun ſchließen die Familie unſers guten Schulmeiſters, und alle die bey ihm in die Schule gingen, einen Kreis um ſein Grab. Dieß geſchah, und ſechs Menſchen, die nicht bey ihm in die Schule gegangen waren, drängten ſich mit in den Kreis. Der Herr Pfarrer winkte daß ſie zurück bleiben ſollten; ſie kehrten ſich aber nicht daran, und einer von ihnen ſagte: Herr Pfarrer! in die Schule ſind wir zwar nicht bey ihm gegangen: er war aber auch unſer Vater, und wir laſſen uns das Recht uns unter ſeine Kinder zu ſtellen nicht nehmen.

Da ließ es denn der Herr Pfarrer geſchehen.

Sobald der Kreis geſchloſſen war, ſtimmte er ein Lied an.

Nach Endigung des Geſanges hielt der Herr Pfarrer eine ſehr kurze Rede: weil er wegen der laut weinenden Verſammlung nicht lange reden konnte. Sie lautete etwa folgendermaßen: Lieben Freunde und Zuhörer! Ich ſehe euch alle in Thränen — und was ſoll ich dazu ſagen? ſoll ich euere Thränen tadeln? ach ſie ſind nur allzugerecht. Ihr habt einen treuen Lehrer, einen rechtſchaffenen Vater, einen weiſen Rathgeber verloren. Ach auch ich muß meine Thränen mit den eurigen vermiſchen, denn ich habe an ihm viel, einen wahren

Freund verloren. Alles was ich thun kann, das iſt, daß ich euch und mich zu tröſten ſuche. Womit kann ich aber wohl beſſer tröſten, als mit den Worten, mit denen der Selige, als er noch unter uns war, alle Leidende, Betrübte und Bekümmerte zu tröſten pflegte, mit den Worten: was Gott thut, das iſt wohlgethan?

Mit dieſen Worten tröſtet euch unter einander. O wie wohl hat Gott an euch gethan, daß er euch dieſen treuen rechtſchaffenen Lehrer ſchenkte, daß er euch ihn ſo lange erhielt. Wer mag das Gute berechnen, das er in ſeinem Amte ſtiftete! der ſchöne Kreis, der um ſein Grab ſich ſchließt, von dankbaren Kindern und Schülern, die ihn alle, wie ihren Vater lieben, die ihm im Grabe noch danken, für die guten Lehren, die weiſen Rathſchläge, die Troſtgründe, die er ihnen gab, iſt eine ſchöne Baumſchule, die der Wohlſelige pflanzte, und deren Früchte die ſpäte Nachwelt noch genießen wird. Und wie viel Gutes hat er ſonſt noch geſtiftet, das ich nicht alles anführen kann. War er es nicht, der Friede ſtiftete, und die zwey Partheyen, die ſonſt in der Gemeine waren, mit einander ausſöhnete? war er es nicht, dem ihr es verdankt, daß nach der Plünderung euch euer Gut wieder gegeben wurde? hat er nicht die Baumpflanzung in euerm Orte eingeführt? Gott hat alſo ſehr wohl daran gethan, daß er euch dieſen wackern Mann geſchenkt und ſo lange erhalten hat. Beweint alſo nicht nur euern Verluſt, ſondern dankt dem lieben Gott auch dafür, daß er euch den lieben Mann ſo lange ließ.

Was Gott thut, das iſt wohlgethan. Auch das iſt wohlgethan, daß er nun da er alt und ſchwach wurde, ihm die Arbeit abgenommen und ihn zur Ruhe und Belohnung eingeführt hat. So hat er ihm alle die Mühe, Beſchwerden und Schmerzen erſpart, die faſt immer mit einem hohen Alter pflegen verknüpft zu ſeyn; ſo hat er ihm ſelbſt die Schmerzen des Todes erſpart, indem er ihn im Schlummer zu ſich genommen hat.

Gehet alſo hin, und tröſtet euch mit dieſen Worten untet einander. Vergeßt die guten Lehren nicht, die er euch gab, und befolgt ſie; behaltet den Troſt in euren Herzen, den ihr von ihm habt, und richtet euch damit in euerm Kummer auf, und ſagt mit dem frommen Hiob: Der Herr hat ihn uns gegeben, der Herr hat ihn uns genommen: ſein Nahme ſey gelobet!

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

Wie ſich nun mit der Zeit alles verändert: ſo veränderte ſich auch vieles in dieſer Familie. Friederike, die beſchenkte nach ein Paar Monathen ihren Mann mit einer Tochter; nach zehn Monathen wurde auch die Frau Schwarzmanteln von einer Tochter entbunden.

Der ſiebenjährige Krieg ging nun zu Ende. Schwarzmantel kam zu ſeinem Regimente, und war immer acht Monathe im Jahre zu Hauſe. Nach und nach wurde die Lichtknechtſche und Schwarzmantelſche Familie durch die Geburt mehrerer Kinder ſo vergrößert, daß ſie einander im Wege waren, und daher mancherley Zänkereyen unter den Kindern und Weibern, und — wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, auch bisweilen unter den Männern entſtanden. Schwarzmantel entſchloß ſich alſo auszuziehn. Erſt zog er zur Miethe, und bearbeitete das Land und den Garten, die ſeine Frau ihm zugebracht hatte, und wirthſchaftete ſo gut, daß er bald das Haus, das er gemiethet hatte, zwar nicht ganz bezahlen, aber doch kaufen konnte.

Aus Joſephchen war nun ein Joſeph geworden. Er ging ins zwanzigſte Jahr, hatte es aber nicht mehr ſo gut, als damahls, da er zwölf Jahr alt war, und der alte Schulmeiſter noch lebte. Damahls wurde er als Sohn vom Hauſe angeſehen und behandelt; aber nun, da die Frau Schwarzmanteln mit eigenen Kindern geſegnet war, war er ihr immer im Wege. Sie machte ihm ſauere Geſichter und gab ihm harte Worte. Schwarzmantel that oft ein Gleiches, und der arme Joſeph mußte gar vielmahl hören, daß man ſeine Entfernung wünſche. Einmahl, da die Frau Schwarzmanteln ihrem Manne den Kopf warm gemacht hatte, gerieth dieſer in Zorn und ſagte dem Joſeph, ohne viele Complimente — Joſeph! Du biſt nun groß genug, du kannſt nun einem Herrn dienen.

Dieß Wort ging ihm durch die Seele. Gut! ſagte er, ich will einen Herrn ſuchen. Bis ich aber einen habe, wirſt du mich doch wohl behalten?

Wirklich ging Joſeph auch den nächſten Sonntag aus, um einen Herrn zu ſuchen, kam aber wieder, ohne ihn gefunden zu haben. Der Weg führte ihn vor ſeine Baumſchule vorbey, an der ſein ganzes Herz hing, und von der er ſich ſehr ungern trennte.

Hier begegnete er einem fremden Manne, der ſich ſchon ſeit ein Paar Tagen im Dorfe aufhielt, ohne daß man erfahren konnte, wer er eigentlich ſey.

Es war ein Mann von ohngefähr vierzig Jahren, mit einem Reiſehute, abgeſtutzten Haaren, einem Zwickelbärtchen, einem Oberrocke, Stiefeln und ſilbernen Spornen.

Da er Joſephen ſah, ſagte er, das iſt ja eine recht herrliche Baumſchule.

J. Sie iſt ja ſo ganz hübſch, ſie hätte aber noch weit beſſer werden ſollen, wenn ich ſie noch ein Paar Jahre hätte bearbeiten können.

M. Alſo gehört ſie dir? da mußt du doch ein wackrer Burſche ſeyn. Die jungen Leute habe ich gar gern, die ſich mit der Baumpflanzung abgeſen. Warum hängſt du aber ſo den Kopf? Warum kannſt du deine Baumſchule nicht länger bearbeiten?

J. (Mit naſſen Augen) Mein Vater will mich nicht länger bey ſich behalten, und hat mich fortgeſchickt, daß ich einen Herrn ſuchen ſoll.

M. Haſt du einen gefunden?

J. Nein.

M. Das trifft ſich ja recht artig. Du ſuchſt einen Herrn und ich einen Bedienten. Haſt du nicht Luſt mein Bedienter zu werden?

J. Wer iſt Er denn?

M. Ich bin ein ehrlicher Mann, bey dem du es gut haben ſollſt. Ich mache eine Reiſe durch Deutſchland, da ſollſt du mich begleiten. Ich gebe dir die Koſt und Kleidung und jährlich 40 Thaler. Machſt du deine Sachen gut: ſo gebe ich dir ein Neujahrgeſchenk. Was ſagſt du dazu?

J. Das Anerbieten iſt dankenswerth. Aber wie heißt denn der Herr?

M. Mein Nahme iſt Streithelm.

J. Ich muß es doch erſt meinem Vater ſagen.

M. Ey das verſteht ſich. Wenn du ohne Wiſſen und Willen deines Vaters mit mir gehen wollteſt: ſo möchte ich dich gar nicht haben. Gehe hin und überlege die Sache mit deinem Vater, dann komm morgen 9 Uhr zu mir in das Wirthshaus und bring mir Antwort.

Während der Zeit nun, daß Joseph ausgeweſen, war mit Schwarzmanteln eine große Veränderung vorgegangen. Er hatte über das, was mit Joſeph vorgefallen war, weiter nachgedacht, und gefunden, daß er ihm das größte Unrecht gethan habe. Joſeph war immer ein fleißiger, ordentlicher, gefälliger Burſch geweſen, und blos die Laune und die Thränen der Frau hatten Schwarzmanteln gegen ihn aufgebracht. Auch fiel ihm ein, daß er wahrſcheinlich einem von Joſephs Anverwandten ſeine Freyheit und die hundert Ducaten zu verdanken habe, und daß man es ihm als groben Undank auslegen würde, wenn ſeine Anverwandten es erführen; daß er ihn aus dem Hauſe geſtoßen habe. Er trat an das Fenſter, und erwartete mit Sehnſucht Joſephs Zurückkunft.

Jetzt kam er. Sogleich lief er ihm entgegen, machte ihm die Thür auf und ſagte: willkommen Joſeph! Haſt du einen Herrn gefunden?

J. Ja, lieber Vater!

Schw. Biſt ein Narr. Wer wird denn um eines unſanften Wortes willen gleich dem Vater den Stuhl vor die Thür ſetzen?

J. Lieber Vater! ich habe dir den Stuhl nicht vor die Thür geſetzt. Du haſt mich gehen heißen, und der Mutter bin ich auch immer im Wege. Da iſt es ja beſſer, daß ich dem Streite ein Ende mache, und gehe, ſo weit mich meine Beine tragen.

Schw. Sey kein Kind! Du bleibſt bey mir. Wer iſt denn dein Herr?

J. Der Fremde, der im Wirthshauſe logirt.

Schw. So! Wie heißt er denn?

J. Streitheim.

Schw. Haſt du denn die Sache ſchon gewiß gemacht?

J. Nein lieber Vater! Ich habe ihm nur geſagt, ich wollte ihm morgen neun Uhr Antwort bringen, wenn ich erſt mit dir davon geſprochen hätte.

Schw. Biſt ein guter Joſeph. Nun gut, morgen will ich mit dir zu ihm gehen, und die Sache mit ihm abmachen. Willſt deine Baumſchule ſo verlaſſen?

Jetzt trat Luiſe herein, mit rothgeweinten Augen, gab Joſephen die Hand und ſagte: willkommen Joſeph! Biſt doch nicht böſe auf mich? Sieh unſer eins hat den Kopf immer voll, bald geht da, bald dort etwas in die Quere; da iſt es kein Wunder, wann man mannichmahl vom Aergerniß befallen wird.

So war auf einmahl die Eintracht wieder hergeſtellt, und Joſeph hielt eine ſo vergnügte Mahlzeit, als er in ein Paar Jahren nicht gehalten hatte.

Den folgenden Tag um die beſtimmte Zeit ging Schwarzmantel mit Joſeph zu Herrn Streitheim, und es entſpann ſich zwiſchen ihnen ein Geſpräch, das zu weitläuftig war, als daß ich es umſtändlich wieder erzählen könnte. Schwarzmantel ſagte: er ließe Joſephen nicht von ſich. Joſeph verſicherte, daß er nicht gern von ihm ginge; aber Herr Streitheim wußte beyden die Vortheile, die er bey ihm haben könnte, ſo lebhaft vorzuſtellen, daß endlich beyde ihm nachgaben.

Joſeph bekam von Herrn Streitheim einen Ducaten Leihkauf, und verſprach, daß er nach acht Tagen mit ihm abreiſen wolle.

Zu dieſer Abreiſe wurden nun von allen Seiten Anſtalten gemacht. Die Frau Schwarzmanteln verfertigte Joſephen noch drey Hemden, von ſelbſtgemachtem Tuche; Schwarzmantel beſprach ſich mit ihm, wie ſeine Baumſchule ſolle unterhalten werden; verſprach, dafür ſelbſt Sorge zu tragen, und das Geld, das daraus gelöſet würde, für ihn aufzuheben. Herr Streitheim ließ ihm einen grünen Rock mit rothen Aufſchlägen machen, und wies ihm ſelbſt, wie er ſeine zwey Pferde warten, pflegen, putzen, zäumen und ſatteln müßte. Er begriff alles recht gut. Den Tag vor ſeiner Abreiſe ließ Herr Streitheim noch die ganze Lichtknechtiſche Familie, nebſt ihren Anverwandten, in das Wirthshaus kommen, und gab ihnen eine gute Mahlzeit. Gegen zehn Uhr Abends ſagte Herr Streitheim: nun Joſeph, nimm von deinen Freunden Abſchied, wir müſſen jetzt ruhen, daß wir morgen bald aufſtehen können; denn morgen wann der Tag grauet, müſſen wir auf den Pferden ſitzen.

Da ſtand denn Joſeph auf, und ſagte: nun lieben Leute, lebt wohl! Ich danke euch für alles Liebe und Gute, das ihr an mir gethan habt. Als ein armer, roher, dummer Junge kam ich zu euch; und nun — ich kann es nicht vergelten, was ihr an mir gethan habt. Gott wird Vergelter ſeyn! Lebt wohl!

Als er Schwarzmanteln umarmte, druckte dieſer ihm noch des Vaters Uhr in die Hand, und ſagte: da! iſt deines Vaters Uhr.

Herrn Streithelm wurde das Herz auch weich, und er ſagte: lebt wohl, lieben Leute! Ich habe mich ſehr gefreuet, ſo viele rechtſchaffene Leute zuſammen zu finden. Ich danke euch, daß ihr mir ſo einen guten Burſchen erzogen habt. So Gott will, bringe ich ihn euch geſund und unverdorben zurück. Ich werde für ihn ſorgen wie ein Vater, darauf könnt ihr euch verlaſſen.

Nun gingen alle nach Hauſe, und Herr Streithelm begab ſich zur Ruhe, ſo wie auch Joſeph, nachdem er erſt dem Nachtwächter geſagt hatte, daß er ihn punct drey wecken ſollte.

Sieben und dreyßigſtes Kapitel.

Vier Uhr ſaßen beyde zu Pferde, und alles lag noch im tiefen Schlafe, als ſie durch das Dorf ritten. Herr Streithelm trabte nun fort, und Joſeph folgte ihm nach. Das Dunkel wich nach und nach, der Himmel röthete ſich, die Sonne brach hervor, und die ganze Natur ſchien aufzuleben.

Ey! rief Joſeph, was für einen ſchönen Morgen haben wir, Herr Streithelm!

Einen herrlichen Morgen, erhielt er zur Antwort, es iſt mir lieb, daß du es bemerkſt. Der Menſchen ſind gewiß ſehr wenige, die dieß thun. Von den zwey hundert Menſchen, die in dieſem Dorfe erwachen mögen, geben ſich gewiß kaum zwey die Mühe, daß ſie die Köpfe zu den Fenſtern hinausſtecken, um die Sonne aufgehen zu ſehen.

Herr Streithelm trabte nun weiter, und etwas ſchärfer. Der arme Joſeph wurde von ſeinem Pferde ſo geſtoßen, daß ihm alle Rippen im Leibe weh thaten. Am Ende konnte er es nicht länger aushalten, und rief: Herr Streithelm!

Dieſer hielt ſogleich an, ſah ſich um, und fragte: was fehlt dir denn?

Ach! ſagte Joſeph, ich kann nicht weiter reiten, das Pferd ſtößt gar zu ſehr.

So? gab ſein Herr zur Antwort, das thut mir leid. Weißt du was? gib mir dein Pferd, und ſteige du auf das meinige; dann wird es ſchon beſſer gehen.

Der Tauſch wurde ſogleich vorgenommen, und weiter getrabt, aber — mit Joſephen ging es nicht beſſer. Er hopperte auf demſelben ſo ſehr als auf dem vorigen, weil er ſich aber ſchämte, es ſeinem Herrn merken zu laſſen: ſo verbiß er ſeinen Schmerz.

Zum Glück kamen ſie bald an ein Dorf, wo der Herr anhielt, und ſagte: hier wollen wir frühſtücken.

Das war für Joſephen ein tröſtliches Wort. Er mußte die Pferde in den Stall ziehen, ſie abzäumen und ihnen Heu geben laſſen. Hierauf öffnete der Herr ſeinen Mantelſack, hohlte etwas kalten Braten heraus, theilte ihn mit Joſephen, und beyde frühſtückten mit einander. Während des Frühſtückens fragte der Herr: ging denn mein Pferd ſanfter?

Joſeph wurde roth und ſchüttelte den Kopf.

Der Herr lachte und ſagte: die Pferde ſind beyde gut, lieber Joſeph, aber der Reiter iſt nur nicht viel werth. Gib dich zufrieden, ich will dir zeigen, wie du zu Pferde ſitzen mußt. Sobald du es begreifeſt, ſo wird dich weder dein noch mein Pferd mehr ſtoßen. Jetzt laß den Pferden ein Futter geben, hernach tränke ſie und zäume ſie auf, daß wir unſern Weg weiter fortſetzen können.

Während der Zeit da dieß geſchah, machte Herr Streithelm einen Spaziergang. Sobald dieſer geendigt war, wurden die Pferde vorgeführt, und Herr Streithelm zeigte dem Joſeph, wie er auf- und abſitzen müſſe. Da er ohngefähr ein Dutzendmahl auf- und abgeſtiegen war, hatte er es ſo ziemlich begriffen.

Nun, ſagte der Herr, ſitz hübſch, wie es einem Reiter zukommt. Wozu preßt du denn die Knie ſo zuſammen, und ziehſt die Beine in die Höhe? Strecke doch die Beine mehr aus! die Fußſpitzen etwas einwärts! So recht. Kopf in die Höhe! Bruſt heraus! Schultern zurück! Nun ſetz einmahl dein Pferd in den Trab!

Es wurde in den Trab geſetzt, aber kaum hatte es zehn Schritte gethan, ſo hatte Joſeph das Gleichgewicht wieder verloren, und wurde wieder hin und her geworfen.

Nun, ſagte der Herr, Rom iſt nicht in einem Tage gebauet worden, und du wirſt auch in einem Tage nicht reiten lernen.

Nach ein Paar Wochen wird es ſchon beſſer gehen. Jetzt wollen wir ein Bischen den Schritt reiten. Joſeph mußte ſich nun wieder in die vorige Poſitur ſetzen, und erhielt ſich auch in dieſer Poſitur, ſo lange Schritt geritten wurde. Sobald aber der Trab wieder begann, war er wieder aus dem Gleichgewichte. Ja es erfolgte noch etwas Schlimmeres, ſein Pferd fing an zu gallopiren, und ging mit ihm durch. Herr Streithelm ſchrie ihm nach: zieh doch den Zügel an! er that es, was er aus Leibes-Kräften konnte; half alles nichts. Sein Herr galloppirte nach. Da dieß Josephs Pferd merkte, wurde es noch wilder; endlich stürzte es, Joseph ſchoß über den Kopf und blieb mit dem einen Fuße im Biegel hängen.

Zum Glück war ſein Herr ſogleich bey der Hand, ſprang vom Pferde, faßte Josephs Pferd, und machte ihm den Fuß biegelfrey.

Er war darüber ſo erſchrocken, daß er kaum athmen konnte; Joseph war es noch mehr, er zitterte am ganzen Leibe, und ſein erſtes Wort, das er ſagte, war: das Pferd hat den Henker im Leibe.

Sein Herr ſah es an. Joseph! Joseph! ſagte er, das Pferd hat den Henker nicht im Leibe; aber du haſt einen Nagel im Kopfe. Siehſt du da was fehlt? Du haſt ja die Kinnkette nicht eingehenkt. Henke ſie ein und ſetze dich wieder auf, wir wollen wieder Schritt reiten, bis wir zum nächſten Dorfe kommen, da wollen wir bleiben, bis du das Reiten ein wenig begriffen haſt.

Jetzt mußte Joseph ſeinem Herrn vorreiten, und dieſer commandirte immer, wie er ſich halten ſollte. Joseph nahm ſich zuſammen, ſo viel er konnte, und, weil immer Schritt geritten wurde, ſo verlor er das Gleichgewicht nicht wieder, und hielt als ein ſtattlicher Rittersmann ſeinen Einzug im Dorfe.

Herr Streithelm ließ ſich im Wirthshauſe ein beſonderes Stübchen geben, und da das Abendeſſen aufgetragen wurde, mußte Joſeph ſich mit an den Tiſch ſetzen. Er weigerte ſich zwar, und meynte es ſchicke ſich nicht, daß der Bediente ſich mit dem Herrn an einen Tiſch ſetze; dieſer gab ihm aber folgende Antwort: mein Bedienter biſt du allerdings, und gewöhnlich ißt der Herr mit ſeinem Bedienten nicht an einem Tiſche. Da ich deinem Vater aber verſprochen habe, ich wollte dich wie meinen Sohn behandeln: ſo muß ich auch Wort halten, und muß alſo auch bisweilen, wie ein Vater, mit dir an einem Tiſche ſitzen.

Nun, mein Sohn Joſeph! greif zu und iß! Und wenn du ſiehſt, daß ich als ein Vater an dir handele, ſo handele du auch gegen mich als Sohn, und ſey fein offenherzig!

J. Warum ſollte ich das gegen einen ſo guten Herrn nicht ſeyn?

St. Der alte Schulmeiſter, der dich erzogen hat, ſoll ja gar ein rechtſchaffener, verſtändiger Mann geweſen ſeyn.

J. Das war er gewiß. So lange meine Augen offen ſtehen, werde ich ihn nicht vergeſſen.

St. Da würde ich auch nichts von dir halten, wenn du einen Mann vergeſſen wollteſt, der ſo viel Gutes an dir gethan hat. Wie hieß doch das Verschen, das er immer im Munde führte?

J. Was Gott thut, das iſt wohlgethan.

St. Ein ſchön Verschen! Vergiß es auch nicht, ſo lange deine Augen offen ſtehen. Du weißt nicht was für Herzeleid dir auf der Welt noch bevorſteht. Wenn du nun den Glauben haſt, es kommt alles von Gott, und was dieſer thut, das iſt wohlgethan: ſo kannſt du dich immer beruhigen. Aber, lieber Joſeph, wenn dich das Verschen beruhigen ſoll, ſo mußt du auch dich hüten, daß du nicht durch deine eigne Schuld unglücklich werdeſt. Denn wenn der Menſch ſich ſelbſt ins Unglück ſtürzt, wie kann er ſich denn mit dem Verschen tröſten: was Gott thut das iſt wohlgethan?

Und wenn dir ein Unglück begegnet, wenn dir eine Widerwärtigkeit zuſtößt, ſo mußt du nur allemahl davon die Urſache in dir ſuchen. Du wirſt, zwar nicht immer, aber faſt immer, die Urſache von deinem Unglücke und deinen Widerwärtigkeiten in dir ſelbſt finden. Dein alter Schulmeiſter lehrte dich das Sprüchelchen: was Gott thut das iſt wohlgethan; ich will dir noch eins dazu geben, das heißt: denk, daß zu deinem Glück dir niemand fehlt als du.

Woher kam es denn, daß du heute bey dem Reiten ſo zuſammengeſtoßen wurdeſt?

J. Weil ich ſo ſchlecht zu Pferde ſaß.

St. Und warum ging denn dein Pferd mit dir durch?

J. (lachend) Weil ich die Kinnkette nicht eingehenkt hatte.

St. Wenn du alſo künftig von den Pferden nicht mehr willſt geſtoßen ſeyn, was mußt du thun?

J. Ich muß reiten lernen.

St. Und wenn das Pferd nicht mit dir durchgehen ſoll?

J. Ich muß die Kinnkette einmachen.

St. Sieh wie du mir ſo hübſch antworten kannſt! Heute ſprachſt du ganz anders; da du vom Pferde geſtoßen wurdeſt: ſo ſchobſt du die Schuld auf die Pferde, und, da das Pferd mit dir durchging, ſo ſagteſt du: es hätte den Henker im Leibe.

Wäreſt du bey dieſer Meynung geblieben, und hätteſt das Geld dazu gehabt: ſo würdeſt du dir ein Pferd nach dem andern gekauft haben, und würdeſt immer ſeyn geſtoßen worden, und mehrere Mahle geſtürzt ſeyn; ſo aber, da du den Grund von deinen Unfällen in dir geſucht und gefunden haſt: ſo brauchſt du nur gut reiten zu lernen, und die Kinketten ordentlich einzuhenken, ſo wirſt du mit allen Pferden zu rechte kommen können.

Wie es aber mit den Pferden iſt, ſo iſt es mit andern Sachen auch, das merke fein, Joſeph.

Den folgenden Tag nahm der Unterricht im Reiten ſeinen Anfang, und hatte ſechs Tage ſeinen Fortgang. Dabey paßte Joſeph ſo gut auf, daß er wirklich den ſiebenten Tag ſo gut traben konnte, daß ſein Herr ſeine Freude daran ſah.

Acht und dreyßigſtes Kapitel.

Da nun Joſeph ſo gut reiten konnte: ſo durchreiſete ſein Herr mit ihm einen beträchtlichen Theil von Deutſchland, machte ihn mit den Meynungen, Sitten und Lebensarten vieler Menſchen bekannt, und zeigte, daß der Grund vom Elende und der Unzufriedenheit der Menſchen immer in ihnen ſelbſt liege. Entweder, ſagte er, ziehen ſie ſich ihre Leiden durch ihre Unwiſſenheit, Trägheit oder Ausſchweifungen ſelbſt zu, oder es fehlt ihnen die Religion, die uns bey unverſchuldeten Leiden allein beruhigen kann. Es kann ſchlechterdings jeder Menſch, wenn auch nicht glücklich, doch glückſelig, das heißt, mit ſeinem Zuſtande zufrieden ſeyn.

Während dieſer Reiſe ſchrieb Joſeph ſeinem Pflegevater alle vierzehn Tage einmahl. Nach einem halben Jahre hörete aber die Correſpondenz gänzlich auf.

Ein Monath, ein Jahr nach dem andern verſtrich, ohne daß Joſeph etwas von ſich ſehen und hören ließ. Man konnte alſo nicht anders glauben, als daß er geſtorben ſey. Frau Schwarzmanteln weihete ihm viele Thränen, und niemahls konnte ſie von ihm ſprechen, ohne daß ihr die Augen naß wurden. Am mehreſten bedauerte ſie es, daß ſie ihn in der letzten Zeit ſo hart gehalten. Wenn ich ihn nur einmahl wieder ſehen ſollte, ſagte ſie oft, aber — ſie ſah ihn nicht wieder, und konnte alſo die Beleidigungen, die ſie ihm ſonſt zufügte, nicht wieder gut machen.

Unterdeſſen war ſie eine gute Hausfrau, die ſich keine Arbeit verdrießen ließ, ihre Sachen zu Rathe hielt, und ihren Mann auf das Beſte pflegte. Dieſer that ſeine Schuldigkeit gleichfalls, und erhielt ſeine Kinder, ſeinen Viehſtand und ſeine Aecker in der beſten Ordnung.

Man konnte alſo wirklich ſagen, daß dieſe Leute eine glückliche Ehe führten, da ſie es doch beyde mit einander redlich meynten, und an ihren Kindern und ihrer Wirthſchaft Freude ſahen.

Was für ehrliche Leute Schwarzmantel und ſeine Frau waren, konnte man auch daran ſehen, daß ſie für Joſephs Baumſchule ſo viele Sorge trugen. Nicht leicht verging ein Tag, da nicht Schwarzmantel hinein ging, die Raupen ablas, die überflüßigen Zweige abſchnitt, und das Land vom Unkraut reinigte. Alle Jahre wurden eine beträchtliche Zahl Stämmchen verkauft, und das daraus gelöſete Geld zurückgelegt. Immer wurden Kerne wieder ausgeſäet, um die verkauften Stämme zu erſetzen.

Oft trat der Fall ein, daß es im Schwarzmantelſchen Hauſe an Gelde fehlte; der Mangel mußte aber ſehr drückend ſeyn, wenn Schwarzmantel aus Joſephs Caſſe etwas nehmen ſollte. That er es ja: ſo legte er dafür allemahl ein Papier hinein, auf welchem geſchrieben war, wieviel er daraus genommen hatte, und das erſte Geld, das er einnahm, wurde wieder hineingezahlt.

Wenn uns Gott einmahl die Freude ſchenkt, den Joſeph wieder zu ſehen, ſagte er oft: ſo wird er recht lachen, wenn ich einen Tiſch voll Geld ihm aufzählen kann. Sollten wir ihn aber nicht wieder ſehen, nun ſo kömmt es unſern Kindern zu gute.

Mehrere Jahre haten ſie nun ſchon geſammelt, als eine ſchöne Grummetwieſe von drey Ackern zum Verkaufe ausgeboten wurde. Wie wäre es, ſagte die Frau Schwarzmanteln, wenn wir Joſephs Geld anlegten, und ihm dieſe Wieſe kauften: ſo läge doch das Geld nicht todt da, und wir könnten das Geld, das jährlich aus dem Graſe gelöſet wird, wieder zurücklegen.

Schwarzmantel ließ es ſich nicht zweymahl ſagen, bot auf die Wieſe bis zu 355 Thaler Preuſſiſch Conrant — da wurde ſie ihm zugeſchlagen. Es war wie wenn ein guter Geiſt der Frau Schwarzmanteln dieſen Gedanken eingegeben hätte.

Kaum waren nach Anlegung des Geldes vier Wochen verſtrichen: ſo ſchlug der Bliz ein, da die Bremendorfer faſt alle auf dem Felde waren. Da es zuvor ſehr heiß geweſen, und kein Tropfen Regen gefallen war, auch in der erſten halben Stunde kein Menſch zur Rettung da war: ſo griff die Flamme ſehr ſchnell um ſich, und das halbe Dorf wurde in die Aſche gelegt. Schwarzmantels Haus hatte das nämliche Schickſal. Da er vom Felde zurückkam, ſtand es in lichten Flammen, und er rettete nichts als ſeine Kinder, die die Frau

Schwarzmanteln mit auf das Feld genommen hatte, und das Vieh, welches auch auf dem Felde war.

Ein Glück war es, daß die Schule ſtehen blieb. Da hatte doch dieſe unglückliche Familie wenigſtens vor der Hand einen Zufluchtsort. Der Schulmeiſter nahm ſie mit offenen Armen auf, und theilte mit ihnen was er hatte. Er ſorgte aber nicht nur für ihren Leib, ſondern auch für ihr Herz, indem er ihnen Troſt zuſprach.

Nachdem die erſten Tage der Trauer vorbey waren, wurde überlegt, was nun bey der Sache zu thun ſey? Die Meynung aller ging dahin, daß vor allen Dingen das Haus und die Stallung wieder aufgebaut werden müſſe. Da man hierüber einig war: ſo kam die zweyte Frage: woher Geld? Dieſe Frage war etwas ſchwer zu beantworten. Zu einer andern Zeit würde Schwarzmantel, auf ſein ehrliches Geſicht ſo viel Geld bekommen haben, als er nöthig hatte. Die reichſten Leute waren aber abgebrannt, und diejenigen, die von den Flammen waren verſchonet worden, hatten abgebrannte Anverwandte, denen ſie unter die Arme greifen mußten. Zuletzt rieth der Schulmeiſter ſeinem Schwager, er möchte ſich von dem

Amte ein Verzeichniß ſeiner liegenden Gründe aufſetzen, ſich atteſtiren laſſen, daß ſie noch nicht verpfändet wären, damit in die Stadt gehen, und bey einer Kirche 400 Thlr. darauf zu erborgen ſuchen.

Schwarzmantel kratzte ſich hinter den Ohren, und ſagte: ich habe in meinem Leben keine Schulden gemacht. Hat man erſt eine Schuld auf dem Nacken, ſo ißt der Schuldherr alle Tage mit aus der Schüſſel.

Wohl wahr! erwiederte der Schulmeiſter. Wenn man aber ſeinen Kopf und ſeine Arme braucht: ſo kann man immer ſo viel verdienen, daß man für ſich und ſeinen Schuldherrn die Schüſſel füllen und am Ende den Letztern abzahlen kann. Geh er in Gottes Nahmen, lieber Schwager, und mache ſich keinen Kummer. Nicht Faulheit, nicht Verſchwendung nöthigen ihn, Schulden zu machen, ſondern ein Unglück, an dem er ganz unſchuldig iſt. Gott hat es ihm zugeſchickt, Gott wird ihm auch helfen.

Er ging den folgenden Tag, und kam am Abend zurück; aber — leider ohne Geld. Der Vorſteher bey der Bernhardskirche hatte zwar die verlangte Summe liegen, aber er wollte ſie auf keine andere Art Schwarzmanteln borgen, als wenn dieſer noch für hundert Thaler Land verpfändete. Dieſes hatte Schwarzmantel nun nicht.

Seine Frau gab ihm den Rath: er ſollte Joſephs Wieſe verpfänden.

Ich? Joſephs Wieſe? gab er zur Antwort. Daraus wird nichts. Lieber will ich in einem Kuhſtalle wohnen, als eines andern Eigenthum angreifen.

Das iſt brav von dir, ſagte der Schulmeiſter; aber wenn du es auch thun wollteſt, ſo gibt es die Obrigkeit nicht zu. Die Wieſe iſt ja nicht dir, ſondern Joſeph zugeſchrieben.

Neun und dreyßigſtes Kapitel.

Die Frau Schwarzmanteln meynte, daß dieß doch gehen müſſe; ehe ſie aber der Bruder noch widerlegen konnte, pochte jemand ans Fenſter, wodurch die Unterredung abgebrochen wurde. Schwarzmanter ſah zum Fenſter hinaus, und auf die Frage: wer da? fragte eine unbekannte Stimme: ob man nicht könne den Herrn Schulmeiſter zu ſprechen bekommen?

Der Schulmeiſter zündete ſogleich ein Licht an, ging heraus und öffnete die Hausthür. Da ſtand ein junger Mann da, in einen Reiſemantel gehüllt, der zum Schulmeiſter ſagte: guten Abend! Da ich eben hier durchreiſe, ſo muß ich doch bey Ihnen einſprechen, und unſere alte Bekanntſchaft erneuern. Wollen Sie mir nicht erlauben, daß ich in Ihre Stube treten darf?

Er erlaubte es. Die ganze Geſellſchaft wurde ſo ſtille, daß man, wenn eine Maus gehuſtet hätte, ſie hätte huſten hören können.

Schulm. Um Vergebung! mit wem habe ich denn die Ehre zu ſprechen?

Fremder. Die Ehre iſt für mich. Mit einem alten Bekannten.

Sch. Ja ich habe der alten Bekannten gar viele, beſonders vom ſiebenjährigen Kriege her.

Fr. Könnte wohl ſeyn, daß ſich unſere Bekanntſchaft von daher ſchriebe.

Unterdeſſen näherte ſich die Frau Schwarzmanteln, faßte den Fremden ſcharf in die Augen, und ziſchelte ihrem Manne in die Ohren: du! das iſt alle mein Tage Joſeph.

Schwarzmantel trat auch näher und fragte den Fremden: Mit Verlaub! Der Vornahme iſt doch wohl nicht Joſeph?

Fr. Richtig! Joſeph. (Schwarzmanteln um den Hals fallend) Mein guter lieber Pflegevater! (eins nach dem andern umarmend) Ihr lieben guten Leute, denen Ich alles, alles zu verdanken habe, o wie freue ich mich, daß ich euch wiederſehe, daß ich euch zeigen kann, daß ihr mich zum Guten erzogen, und aus einem rohen Knaben zu einen dankbaren Menſchen gebildet habt.

Die ganze Schwarzmantelſche und Lichtknechtſche Familie drängte ſich nun um ihn, und Thränen der Freude floſſen wie Waſſer.

Schwarzmantel wollte jetzt erzählen, wie er ſeine Baumſchule verwaltet, das daraus gelöſete Geld angelegt, und wie viel er durch die letzte Feuersbrunſt eingebüßt habe; wurde aber immer von ſeiner Frau unterbrochen, deren Zunge etwas geübter als die ſeinige war.

Unterdeſſen daß Schwarzmantel und ſeine Frau Joſephen mit ihren Erzählungen unterhielten, war die Frau Schulmeiſterin, auf ihres Mannes Wink, abgegangen, und brachte eine Abendmahlzeit die ſie dem Gaſte verſetzte. Er verzehrte ſie. Sobald aber Hunger und Durſt geſtillt waren, ſchob er den Teller und das Glas zurück und ſagte: nun lieben Leute! habt ihr genug geſprochen, nun laßt mich auch ein Paar Worte reden.

Alles ſchwieg.

Was Gott thut das iſt wohlgethan, ſagte er, das hat mich der ſelige Lichtknecht gelehrt, das habe ich ihm geglaubt, und daß es wahr ſey, habe ich durch meine ganze Lebensgeſchichte erfahren. Sehet, wie gut es Gott gemacht hat! Da ich euch nichts mehr nützen konnte, und nicht wußte, was ich anfangen ſollte, da ſchickte er den guten Herrn von Streitheim her, der mich in ſeine Dienſte nahm. Ach, ich kann euch nicht ſagen, was für ein guter Herr er iſt! Wie ein Vater hat er an mir gehandelt. Einige Zeit reißten wir in Deutſchland umher — ich meldete davon von Zeit zu Zeit etwas an Vater Schwarzmanteln. Du haſt doch wahl die Briefe erhalten?

Schw. Der letzte war aus Michelsrode.

J. Ganz recht, das iſt auch der letzte geweſen, den ich dir geſchrieben habe. Von Michelsrode reiſten wir nach Böhmen, auf die Güter des Herrn von Streithelm. Hier verboth er mir, dir von mir weiter Nachricht zu geben. Du ſollſt hier, ſagte er, etwas Tüchtiges lernen, und einen Beutel voll Ducaten ſammeln. Wenn du nun ein geſchickter und begüterter Burſche biſt, dann überraſcheſt du deine Pflegeältern, und die Freude über deine Ankunft iſt dann deſto größer. Was er alles mit mir vorgenommen, und wie er mir zu einem hübſchen Vermögen verholfen hat, das iſt zu weitläuftig heute zu erzählen. Seiner Meynung nach ſollte ich noch ein Jahr bey ihm bleiben, Da ich aber in der Prager Zeitung von der großen Feuersbrunſt las, durch welche halb Bremendorf in die Aſche war gelegt worden: ſo war meines Bleibens nicht mehr. Ich bath um meine Entlaſſung, und erhielt ſie.

Was Gott thut das iſt wohlgethan! Er hat euch Haus und Hof durch das Feuer geraubt; zuvor hat er aber für die Mittel geſorgt, euch beydes wieder zu verſchaffen. Meinen Namensvetter Joſeph führte er nach Aegypten, und ſetzte ihn da in den Stand, daß er zur Zeit der Theurung ſeine Freunde zu ſich kommen laſſen und ernähren konnte; und mich führte er nach Böhmen, und ſegnete mich dort ſo, daß ich meinen lieben Pflegealtern Haus und Hof, und alles, was ſie durch den Brand einbüßten, wieder verſchaffen kann.

Ach! du guter Joſeph! ſagte die Frau Schwarzmanteln; und alle Anweſende ſprachen, der gute Joſeph!

Jetzt ſchlaft recht wohl! fuhr Joſeph fort, morgen ein Mehreres.

Die Frau Schulmeiſterin ergriff ihn bey der Hand, wollte ihn nicht gehen laſſen, und verſicherte, daß ſie ſchon ein Bett für ihn bereitet habe.

Das haſt du doch, ſagte Joſeph, einem andern entzogen, denn ich weiß es gar wohl, wie arm ihr jetzt an Betten ſeyd. Mein Bett iſt im Wirthshauſe bereitet — ſchlaft wohl!

So mußten ſie ihn ziehen laſſen, und Schwarzmantel begleitete ihn.

Nun noch Eins! ſagte Joſeph, da Schwarzmantel von ihm ging, ſag doch deiner Frau deinem Schwager und deiner Schwägerin, ſie möchten morgen hier im Wirthshauſe mit mir eſſen, aber die Kinder zu Hauſe laſſen und auch ſonſt niemanden mitbringen. Ich möchte gern mit euch guten Leuten ein Paar Stunden allein ſeyn, daß ich ſo recht frey von der Leber reden könnte.

Es gilt ſchon! antwortete Schwarzmantel, und wünſchte eine gute Nacht.

Den folgenden Mittag fand ſich die Geſellſchaft ein, und nachdem ſie eine mäßige Mahlzeit genoſſen hatte, fing Joſeph an, ſeine Lebensgeſchichte zu erzählen.

Vierzigſtes Kapitel.

Wie es mir gegangen iſt, bis wir nach Michelsrode kamen, das habe ich Vater Schwarzmantein ſchon gemeldet. In Böhmen hatte Herr von Streitheim drey Güter; auf dem einen, wo ſein Schloß iſt, blieben wir. Hier hielt er mich wie ſeinen Sohn. Nicht als wenn er mich verhätſchelt, oder mich mit Delikateſſen gefüttert hätte; nein, ich bekam Arbeit genug. Erſt mußte ich die

Feldarbeit mit angreifen, die Pferde füttern, im Winter die Schafe versorgen. Das war noch nicht genug; ich mußte die Küh- und Schweinställe besuchen, und nachsehen ob das Vieh ordentlich gepflegt wurde. Dabey bekam ich keine andere Kost, als das übrige Gesinde. Das thue ich aus guten Absichten, sagte er einmahl zu mir. Fleisch und Braten zu essen, und Wein zu trinken, das ist keine Kunst; aber mit schlechter Kost vorlieb zu nehmen, das ist eine. Gewöhnst du dich in der Jugend daran: so wird es dir nicht schwer ankommen, wenn du einmahl in armselige Umstände kommst, und mit geringer Mahlzeit vorlieb nehmen mußt. Wirst du aber einmahl ein begüterter Mann: so kannst du gar bald lernen Fleisch und Braten essen.

Nur Sonntags ließ er mich bisweilen auf sein Zimmer kommen, gab mir ein Glas Wein und vielerley gute Lehren. Da ich das erste Jahr ausgehalten hatte: so nahm er mir die Feldarbeit mehrentheils ab, übergab mir einen Theil des Rechnungswesens, die Aufsicht über die Taglöhner, und ich mußte mit dem Verwalter speisen. Zugleich verdoppelte er meinen Gehalt

Dabey machte ich mir noch andere Vortheile. Da ich ſah, daß in dieſer Gegend die Bienenzucht ſehr glücklich getrieben wurde: ſo legte ich mir ein Bienenhaus an, und war damit ſo glücklich, daß ich jährlich etwas Beträchtliches aus Wachs und Honig löſete, und bey meiner Abreiſe 50 Stöcke hatte, die ich zu Geld machen konnte.

Mein Herr hatte ſeine innige Freude an meinem Wohlſtande. Er ließ mir im Feldmeſſen und in der Baukunſt Unterricht geben. Nach ſeiner Anleitung habe ich ſechs Bauernhäuſer gebauet, mit denen man, ohne daß ich mich rühmen will, ſehr wohl zufrieden war. Ja, da er auf einem ſeiner Güter ein Wirthſchaftsgebäude aufführen wollte: mußte ich den Riß und den Anſchlag dazu machen, und den ganzen Bau übernehmen. Er gelang mir ſo gut, daß er mir, zum Zeichen ſeiner Zufriedenheit, 60 Kaiſerducaten in die Hand drückte.

Voriges Jahr mußte ich mit ihm eine Reiſe nach Prag machen. Ich bekam, als Baumeiſter, meinen Sitz neben ihm in der Kutſche.

In Prag beſahen wir allerley, zuletzt auch das Spital. Mir ſchauert noch immer, wenn ich an die Anblicke denke, die ich dort hatte. Alles menſchliche Elend ſchien hier beyſammen zu wohnen. Unter andern machte er mich auf ein abſcheuliches altes Weib aufmerkſam, das die Naſe verloren hatte, und ſo trunken war, daß es von einer Seite zur andern taumelte.

Als wir uns wieder in den Wagen geſetzt hatten, ſprach er noch verſchiedenes über das Spital und die Elenden, die ſich darin befanden. Am Ende fragte er mich: kannſt du dich noch auf das alte Weib ohne Naſe beſinnen?

J. Ey freylich. Das Bild kömmt mir nicht aus den Gedanken.

Str. Kennſt du ſie vielleicht?

J. Ich erinnere mich nicht, ſie je geſehen zu haben.

Str. Und haſt ſie doch geſehn, oft geſehn.

J. Da müßte ſie die Naſe noch gehabt haben.

Str. Die hatte ſie freylich noch. Ich will es dir nur kurz ſagen: das häßliche Weib war — deine Mutter.

J. Meine Mutter? Herr von Streitheim! Meine Mutter? Wodurch iſt ſie denn ſo unglücklich geworden?

Str. Durch ihr liederliches Leben.

J. Ach wenn Sie mir doch dieß geſagt hätten, ich hätte ihr gern ein Paar Ducaten gegeben.

Str. Wozu das? Es iſt dafür geſorgt, daß ſie Wohnung, Nahrung und Branntewein hat. Was braucht ſie mehr?

Würde deine Mutter den Ort deines Aufenthalts erfahren, ſo würde ſie davon laufen, ſich bey dir einquartiren, und dir zum Schimpf und zur Schande herum gehen. Folge mir Joſeph, und frage nicht weiter nach ihr. Sie verdient es nicht, und helfen kannſt du ihr doch nicht. Wenn dich dieß Weib nun erzogen hätte —

J. Gott! da hinge ich vielleicht am Galgen; wenigſtens wäre ich ein Taugenichts. Wie gut hat es Gott mit mir gemacht! Haben Sie etwa meinen Vater gekannt?

Str. Nicht nur deinen Vater, ſondern auch deinen Großvater. Weil wir eben auf dieſe Materie zu reden kommen, ſo will ich dir deine ganze Herkunft erzählen, aus welcher ich dir bisher, aus guten Urſachen, ein Geheimniß machte. Dein Großvater war ein Ungar, ein Officier bey der Oeſterreichiſchen Armee. Er heyrathete meine älteſte Schweſter.

Mit meiner Schweſter erzeugte er nun einen Sohn; dieſer nahm Dienſte bey Spleny-Huſaren, und da er zum Regimente abging: gab ihm ſeine Mutter eine Uhr mit, in welcher auf das innere Gehäuſe ihr Bild gemahlt war. Dieſer Huſar war nun ein lockerer Zeiſig. Er kam bey einem Pachter ins Quartier, der eine ſchöne Tochter hatte, verführte ſie, und nahm ſie mit ſich fort. Mit dieſer hat er nun dich erzeuget.

Du wirſt dich noch erinnern, wie Schwarzmantel deinen Vater niederhieb, und ihm ſeine Uhr abnahm; dieſe Uhr überſchickte er nun an ſeine Frau, daß ſie dieſelbe für dich aufheben ſollte. Kurz darauf wurde Bremendorf von den Croaten geplündert, und unter andern auch deine Uhr geraubt. Der Croate, dem ſie in die Hände gefallen war, verkaufte ſie an deinen Großvater. Wie erſtaunte er, als er ſie aufmachte, und darin ſeiner Gemahlin Bild erblickte! Er fragte den Croaten: woher er die Uhr habe? Da er hörete, daß ſie in der Schule wäre geplündert worden: ſo ritt er noch in der ſpäten Nacht zu dem alten Schulmeiſter Lichtknecht, und erkundigte ſich bey ihm, wie er zu der Uhr gekommen ſey. Da erfuhr er nun alles, was du bereits weißt. Das Bild, das du in deiner Uhr haſt, iſt alſo das Bild meiner Schweſter, deiner ſeligen Großmutter.

Nach etlichen Jahren beſuchte mich dein Großvater, auf ſeiner Rückreiſe nach Ungarn, und erzählte mir die Geſchichte. Ich ſuchte dich auf, und nahm dich in meine Dienſte, um deine fernere Ausbildung zu beſorgen. Dein Großvater hat dir bey ſeinem Ableben etwas ausgeſetzt, und, weil du dich ſo gut aufgeführt haſt, ſo will auch meine Familie zu dem Vermächtniſſe deines Großvaters noch einen Beytrag geben. Bisher hatteſt du keinen Zunahmen, ſondern wurdeſt nur ſchlechthin Joſeph genannt. Ich dächte, du nennteſt dich künftig Joſeph Schwarzmantel. Denn Schwarzmanteln haſt du doch im Grunde mehr als deinem leiblichen Vater zu verdanken.

So weit erzählte Joſeph, dann fuhr er fort: Biſt du es zufrieden, lieber Pflegevater, daß ich deinen Nahmen führen darf?

Ey das wollte ich meynen, antwortete dieſer. Viel Ehre für mich, daß ich einen ſo braven Sohn habe.

Jetzt ging Joſeph an ſeinen Coffre, ſchloß ihn auf, und hohlte ein ſchönes Stück böhmiſchen Cattun heraus und legte es der Frau Schwarzmanteln in den Arm; zugleich band er ihr auch ein Paar Schnuren böhmiſche Granaten um den Hals, und ſagte: da ſieh, liebe Mutter! daß dein Joſeph auch in Böhmen an dich gedacht hat.

Warum denn nicht gar? erwiederte dieſe. Das iſt für mich alte Frau viel zu bunt. Das will ich meiner Lotte geben. Für dieſe ſchickt es ſich beſſer.

Hierauf gab er der Frau Schulmeiſtern ein ähnliches Geſchenk.

Lottchen Schwarzmantel zeigte ſich mit ihrem neuen Anzuge in der Kirche; ehe ſie dieß aber that, zeigte ſie ſich erſt ihrem neuen Herrn Bruder, und dankte ihm für das ſchöne Geſchenk.

Er betrachtete ſie ſo genau, daß ihr Bild nun immer vor ihm ſtand, und ihn allenthalben, wohin er ging, begleitete.

Als ſie mit dem neuen Anzuge in die Kirche kam, ſahen aller Augen nach ihr, und das Weibesvolk zog aus dem Geſchenke, das ſie von einem ſo hübſchen Burſchen bekommen hatte, allerley Folgen, und nannte ſie von nun an die Frau Joſephen.

Lottchen verdroß der Spaß, und ſie weinte oft die bitterſten Thränen.

Unterdeſſen machte Joſeph ernſtliche Anſtalten, ſeinem Pflegevater Haus und Stallung wieder herzuſtellen. Nach ein Paar Tagen kam er zu ihm, und brachte ihm einen Riß zu einem Hauſe von zwey Stockwerken, zwey geräumigen Kellern, einer großen Scheuer, Stallung für Pferde, Kühe, Schafe und Schweine, ſelbſt der Gänſeſtall, das Hühner- und Taubenhaus waren nicht vergeſſen, ja auch für das Bienenhaus war ein Plätzchen bezeichnet. Joſeph erklärte ihm das alles, und fragte hernach: ob er damit zufrieden ſey?

Zufrieden? ſagte er, wer wollte damit nicht zufrieden ſeyn. In dem Hauſe darf ſich ja kein Edelmann zu wohnen ſchämen. Aber woher das Geld?

Das iſt meine Sorge, erwiederte Joſeph. Und nun ritt er — da wird wohl manchem die Frage einfallen, worauf ritt er denn? Auf ſeinem eignen Pferde ritt er. Er war nämlich mit einem Rollwagen angekommen, an den zwey ſchäne Schweißfüchſe geſpannt waren, die ihm Herr von Streitheim zum Andenken mitgab, und die zum Zuge und Reiten abgerichtet waren. Auf einem dieſer Schweißfüchſe ritt er nun aus um Holz zu kaufen. Er nahm es von einem Holzhändler, weil er glaubte, daß es nicht gut thun würde, wenn er das Holz fällen ließe, und ſo grün verbauete. Schwarzmanteln trug er auf, das Holz mit den Schweißfüchſen herbeyzufahren, und ſo wie dieſes herbeygeſchafft wurde, waren auch Zimmerleute da, die es verarbeiteten.

Wie ſteht es denn aber mit dem Mauerwerke? fragte der Zimmermann.

Das habe ich, ſagte Joſeph, wirklich vergeſſen. Gut, daß er mich daran erinnert.

Er mochte es aber doch wohl nicht vergeſſen haben. Denn kaum waren ein Paar Tage verfloſſen, ſo war ein böhmiſcher Maurermeiſter, ein alter Bekannter von Joſephen, nebſt ſechs Geſellen, da. Das ganze Mauerwerk wurde ihnen nun veraccordirt, und mit der größten Geſchwindigkeit gefördert. Sobald die Grundmauer vollendet war, wurde auch ſchon gerichtet. Da auch für Herbeyſchaffung aller Baumaterialien hinlänglich war geſorget, und Schreiner, Töpfer, Tüncher, Glaſer und Schloſſer in Thätigkeit waren geſetzt worden: ſo war der Bau acht Tage nach Martini ſo weit vollendet, daß er hätte bezogen werden können. Die Frau Schwarzmanteln wollte ihn auch wirklich beziehen; Joſeph ließ es aber nicht zu. Das Haus iſt noch zu feuchte, ſagte er, es muß wenigſtens bis zum Frühjahre ſtehen, damit es austrocknet. Zieht ihr jetzt hinein: ſo ſeyd ihr Kinder des Todes.

Da der Schulmeiſter und Schwarzmantel eben der Meynung waren: ſo mußte die Frau Schwarzmanteln nachgeben, und es ſich gefallen laſſen, ſich den Winter hindurch mit dem engen Quartiere ihres Bruders zu begnügen.

Ein und vierzigſtes Kapitel.

Bisher hatte Joſeph die Gewohnheit gehabt, Sonntags auszureiten. Früh, wann der Morgen grauete, ſaß er auf ſeinem Schweißfuchſe, und erſt ſpät auf den Abend war er wieder da. Kein Menſch konnte erfahren, was dieſe Ritte bedeuten ſollten, und die Leute fingen ſchon an, allerley Erklärungen davon zu machen. Die Frau Schwarzmanteln gab ihm dieß einmahl zu verſtehen. Hum! ſagte er, wenn ſich die Sache ſo verhält: ſo kann ich ja wohl zu Hauſe bleiben.

Den nächſten Sonntag blieb Joſeph wirklich zu Hauſe, bath die Familie, daß ſie mit ihm nach der Kirche ſpeiſen möchte, und wartete erſt den öffentlichen Gottesdienſt ab.

Bey Tiſche bemerkte er, daß Lottchen rothe Augen hatte. Ich glaube, ſagte er, Lottchen hat gar geweint.

Sobald er dieß geſagt hatte, ging der Thränenguß erſt recht los, ſie ſtand auf und lief zur Thür hinaus.

J. Darf ich denn nicht wiſſen, was das zu bedeuten hat?

Schw. Dumme Streiche!

J. Was denn?

Schw. Kinderpoſſen! man redt nicht gern davon, aber es iſt doch dumm von dem Volke, daß ſie das Mädchen ſchabernacken.

J. Womit ſchabernacken ſie es denn?

Schw. Mit den Granaten und dem cattunenen Anzuge, den du eigentlich meiner Frau geſchenkt haſt, und den dieſe ihr wieder gegeben hat. Da nennen ſie die arme Lotte nun die Frau Joſephen.

J. Die Frau Joſephen? Wenn es weiter nichts iſt: ſo wollen wir der Sache bald abhelfen.

Schw. Ich wüßte nicht wie. Man kann doch den Leuten die Mäuler nicht ſtopfen?

J. Das kann man allerdings.

Schw. Ich ſoll doch wohl deßwegen nicht eine Klage anfangen? Da hätte ich die liebe Zeit davon.

J. Wenn du mir dein Lottchen zur Frau gäbeſt: ſo würde es die Frau Joſephen, und da müßten die Leute die Mäuler halten.

Schw. Du haſt uns nur zum Beſten. Du wirſt dir längſt ein reiches Mädchen ausgeſucht haben.

J. Ich ſuche kein reiches, ich ſuche ein geſundes, rechtſchaffnes, fleißiges, wirthſchaftliches Mädchen. Da kenne ich kein beſſeres, als deine Lotte. Willſt du ſie mir geben?

Schw. Sag mir nur, ob es dein Ernſt iſt.

J. Mein völliger Ernſt.

Schw. Was meynſt du denn dazu Luiſe?

L. Ich? Ich wüßte für meine Lotte keinen beſſern Mann, als den braven Joſeph.

Schw. Ich auch nicht.

J. Die Hand darauf!

Schw. Das nimm mir nicht übel: das kann ich nicht. Ich muß erſt mit meiner Tochter drüber ſprechen.

J. Gut! ich will ſie hohlen.

Sogleich ſprang er vom Stuhle auf, lief zur Thür hinaus, und kam bald, mit Lottchen an der Hand, hereingetreten. Sie hielt das Schnüpftuch vor die Augen, und den Kopf auf die Seite.

Schw. Na Lotte! hat Joſeph mit dir geſprochen? Haſt du Luſt die Frau Joſephen zu werden?

L. Ich weiß ja nicht, ob es Vater und Mutter zufrieden ſind.

Schw. Deine Mutter hat nichts dagegen, und ich auch nicht.

L. Ich auch nicht.

Da legte Schwarzmantel beyder Hände in einander und ſegnete ſie.

Die ganze Geſellſchaft war nun ſo vergnügt, und, wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, luſtig, daß ſie nicht eher an das Heimgehen dachte, bis die Dämmerung eintrat.

Da ſtand ſie dann auf, und Joſeph ſagte: ehe wir aus einander gehen, habe ich noch eine Bitte: morgen erlaubt ihr mir, mit meiner Braut eine Spatzierfahrt zu machen, und meine Schwiegerältern begleiten mich.

Es gilt ſchon! ſagte Schwarzmantel; ich bin auch dabey, ſagte ſeine Frau.

Den folgenden Morgen ſpannte Joſeph ſeine Schweißfüchſe an den Rollwagen, ſeine Reiſegeſellſchaft, die bald darauf ankam, ſetzte ſich auf, und fuhr zum Dorfe hinaus. Daß ſich Lottchen ein wenig brüſtete, da ſie von einem ſo hübſchen Burſchen gefahren wurde, den ſie nun öffentlich den Ihrigen nennen durfte, kann man leicht denken. Sie ſah nach allen Fenſtern, und both allen Köpfen, die heraus ſahen, einen freundlichen guten Morgen.

Vier Stunden wurde gerollt, ohne daß die Geſellſchaft wußte, wohin es eigentlich gehen ſolle. Endlich wurde bey einem Gutshauſe halt gemacht.

Ein alter Graukopf öffnete das Thor, hob die Geſellſchaft herunter vom Wagen, ſchirrte die Pferde ab und beſorgte ſie; der Herr Bräutigam führte indeſſen ſeine Braut und Schwiegerältern in das Haus, wo ſie eine warme Stube fanden, die ihnen allen wohl behagete, da ſie, auf dem Wege, von dem rauhen Winde viel hatten ausſtehen müſſen.

Joſeph ſprach darauf mit der Frau, die in der Stube war, leiſe, und dieſe verſicherte, daß alles auf das Beſte beſorgt werden ſollte.

Wo ſind wir denn eigentlich? fragte Lottchen.

In Hirſchbach, gab Schwarzmantel zur Antwort. Aber warum uns Joſeph eigentlich hierher geführt hat, das begreife ich nicht. Es iſt doch hier keine Wirthſchaft.

Es iſt mein Abſteigequartier, verſetzte Joſeph. Ich habe mit dem alten Graukopfe, der uns empfing, ausgemacht, daß ich bey ihm abtreten und etwas genießen darf.

Da ſich die Geſellſchaft ausgewärmt hatte, führte ſie Joſeph in einen großen Baumgarten, in dem ſich ein Paar Teiche befanden, in einen Küchengarten, dann in ein Wäldchen, welches nicht weit von Hirſchbach lag. Bey ihrer Rückkehr empfing ſie die Frau und führte ſie in die obere Stube, die recht niedlich aufgeputzt war, und wo ſie den Tiſch gedeckt fanden, der bald mit einer Bierſuppe, einem geſottenen Hechte und einem Schinken beſetzt wurde.

Die Geſellſchaft ließ ſich die Mahlzeit wohlſchmecken, und am Ende derſelben, fragte Joſeph, gefällt es Dir Lottchen! in Hirſchbach?

L. Wem wollte es denn da nicht gefallen? Es iſt ja hier ſo ſchön, wie auf einem Edelhofe.

J. Das iſt mir doch lieb, daß Dir Hirſchbach gefällt. Ich will es Euch nur ſagen: lieben Leute, ſeit acht Tagen gehört Hirſchbach mir. Ich habe es vom Herrn von Schwarz erkauft, mit Schiff und Geſchirr, Vieh und allen Mobilien. Bezahlt iſt es noch nicht; übermorgen wird aber die Zahlung erfolgen.

Lottchen! (indem er ſie in ſeinen Arm ſchloß) Wir können hier glücklich leben, wenn wir gut und fleißig ſind, und auf Gottes Wegen gehen. Ein reicher Mann bin ich nicht; das Gütchen, das aus etwa zwey Hufen Land beſteht, iſt mein ganzer Reichthum. Wenn wir aber fleißig ſind, und das Unſrige zu Rathe halten: ſo werden wir keine Noth leiden.

Die Schwiegerältern ſtanden mit gefaltenen Händen da, und die Schwiegermutter ſagte endlich mit naſſen Augen: da trifft es recht ein, was Gott thut, das iſt wohlgethan. Ach wenn doch mein ſeliger Vater noch lebte, wenn er doch ſehen ſollte, was für ein braver Mann der kleine Joſeph, auf den er ſo groſze Stücke hielt, geworden iſt.

Schw. Ey Leute! Wie ſich die Zeiten ändern! Wer hätte das denken ſollen, daß der kleine Knurps, der nicht drey zählen konnte, einmahl mein Erretter und meine Stütze werden ſollte.

Lieber Schwiegervater! ſagte Joſeph, du haſt es an mir verdient, daß du ſolche Freude erlebſt. Alles, alles hab ich dir ja zu danken. Das Kind deines Feindes, der dich umbringen wollte, nahmſt Du an Kindes Statt an. Hätteſt Du das nicht gethan: ſo wäre ich Deinem Schwiegervater nicht bekannt geworden, ſo hätte mein Groſzvater und Herr von Streitheim nichts von mir erfahren, und ich wäre ein Taugenichts geworden. Nun hat es Dir der liebe Gott wieder vergolten. Ich ſpreche immer, der Menſch thue nur immer ſeine Pflicht, ſo wie Du thateſt, ohne Belohnung dafür zu erwarten: ſo geht er auf Gottes Wege, der immer zu unſerm Heil uns leitet. Belohnt Gott das Gute gleich nicht immer ſo augenſcheinlich: ſo hat doch der gute Menſch ſeine Belohnung immer in ſich ſelbſt — ein zufriednes Herz, und Vertrauen auf Gott.

Die ganze Geſellſchaft war durch Joſephs Rede gerührt, und da nun die Zeit zur Abreiſe da war: ſo ſetzte ſie ſich auf, rollte fort, und jedes überlegte in der Stille, das Gute, das Gott an ihm gethan hatte.

Zwey und vierzigſtes Kapitel.

Die nächſte Woche beſtellte Joſeph das Aufgebot und die Trauung. Da aber der Herr Pfarrer verſicherte, daß die Trauung nicht eher vor ſich gehen könne, bis ein Eheatteſtat aus Böhmen da wäre: ſo wurde die Hochzeit doch

J

länger verſchoben, als Joſeph wünſchte. Indeß ging ſie den zweyten Epiphaniasſonntag vor ſich.

Vierzehn Tage vorher nahm Joſeph ſeine Braut vor und überlegte, wie es mit der Hochzeit ſolle gehalten werden.

Wir wollen thun, ſagte er, als wenn Dein Großvater Lichtknecht noch lebte, und alles ſo einrichten, wie wir glauben, daß er es würde gemacht haben. Ueber unſern Stand wollen wir uns nicht erheben. Du biſt eine Bauerstochter, und ich, wenn ich gleich ein Gütchen beſitze, bin doch weiter nichts, als ein Bauer. Wir wollen uns alſo wie hübſche Bauersleute kleiden. Zur Hochzeit wollen wir niemanden als Deine nächſten Anverwandten, bitten, einen Tag Hochzeit halten, und ſo viele Gerichte haben als dein Vetter Schulmeiſter auf ſeiner Hochzeit hatte. Dadurch erſparen wir viel Geld, damit wir unſern abgebrannten Nachbaren Freude machen können. Biſt du es zufrieden?

Was mein Joſeph will, das will ich auch, antwortete die Braut.

Nun ſuchte der Bräutigam in der Stille zu erfahren, welche unter den Abgebrannten die Dürftigſten waren, und woran es ihnen fehle, und nahm mit einigen Nachbaren deßwegen Verabredung.

Da nun die Hochzeit in Hirſchbach gefeyert wurde, nahm auch Bremendorf an der Feyer Antheil. Es kamen nähmlich einige Fuhren mit Getraide, Hülſenfrüchten, Reis, Graupen, Speck und Würſten an, die durch den Schulzen, nach Joſephs Vorſchrift, ſo vertheilt wurden unter die Abgebrannten, daß jedes Haus mit Lebensmitteln bis zum Frühlinge hinlänglich verſehen wurde. Für die Familien, die das nicht nöthig hatten, war Böhmiſches Glas beſtellt worden, um davon die ihnen noch fehlenden Fenſter verfertigen laſſen zu können.

Durch dieſe Veranſtaltung wurde in ganz Bremendorf große Freude angerichtet, und Alt und Jung wünſchte, daß es dem neuen Ehepaare wohl gehen möge.

Joſeph Schwarzmantel führte mit ſeinem Lottchen eine ſehr glückliche Ehe. Da ſie beyde zur Thätigkeit gewöhnt waren: ſo war ihnen der Müßiggang und die Langeweile, die daraus zu entſpringen pflegt, unbekannt. Lottchen hielt ſtrenge darauf, daß in ihrem ganzen Hauſe, in Küche und Keller, Hof und Ställen die größte Reinlichkeit herrſchte, und ihr Mann that ſein Möglichſtes, daß ſeine Aecker, Wieſen, Gärten, Pferde, Bienen und Schaaſe in der ganzen Gegend die vorzüglichſten waren.

Da Joſeph bey dem alten Lichtknecht, und in der Folge noch mehr bey Herrn von Streitheim, gut war unterrichtet worden: ſo war er auch ein Freund vom Leſen, und das Geld, das er aus dem Wachſe löſete, wendete er dazu an, ſich eine kleine Bibliothek anzuſchaffen. Gelehrte Werke fand man darin nicht, auch nicht Comödien und Romane, ſondern, nebſt einigen Erbauungsbüchern, Schriften, die die Landwirthſchaft und die Deutſche Geſchichte betrafen, wie auch einige Reiſebeſchreibungen. Der Prediger des Orts, mit welchem er gute Freundſchaft hielt, ſchlug ihm die Bücher vor, die er zur Vermehrung ſeiner Büchersammlung für nützlich hielt. Er ſuchte auch Lottchen nach und nach Geſchmack daran beyzubringen, und Sonntags, wie auch bey langen Winterabenden, pflegte er ihr immer etwas aus ſeinen Büchern vorzuleſen.

Seitdem er in Hirſchbach hauſet, hat er die ganze Gegend ſo verſchönert, daß man ſie kaum noch kennt. Der Hirſchberg, der ſeit Jahrhunderten kahl da ſtand, iſt mit Birken bewachſen. Der Dohlenhügel, der ebenfalls kahl war, iſt mit Zwetſchenbäumen bepflanzt, die ſo reichlich tragen, daß Joſeph aus den Früchten manches Jahr 150 Thaler löſet. Der abſcheuliche Weg, der im Winter gar nicht zu paſſiren war, iſt in eine Chauſſee verwandelt, und der Moraſt, der gegen zwanzig Acker enthielt, iſt jetzt ein Erlenwäldchen. So fließt das Leben dieſer Guten, die durch ſich ſelbſt glücklich ſind, in nützlicher Thätigkeit und frohem Genuſſe dahin. Wenn es ſich einmahl endigt: ſo werden noch lange die Denkmahle des Guten bleiben, das durch ſie geſtiftet wurde.

Neue Verlagsartikel
der
Buchhandlung der Erziehungsanſtalt
in
Schnepfenthal.

Zur Oſtermeſſe 1809.

Ausfeld, J. W. Wie gelangt man zur Freyheit von Nahrungsſorgen? oder Anleitung zur Sicherung eines hinlänglichen Auskommens. 8. geheftet 6 Gr.

Ausfeld, J. C. Sprachalphabete der Völker alter und neuer Zeiten; ihre Ausſprache, verglichen mit der Sprache der Teutſchen und mit ihren Eigenthümlichkeiten dargeſtellt und in Kupfer geſtochen. 1s Heft. Querfolio. 1 Thlr.

Dieſe Alphabete können nicht à Condition gegeben werden.

Beutler, J. H. Ch. Salomos und Sirachs Denk- und Sittenſprüche. Ein Leſebuch für die Schuljugend. 8. 3 Gr. 10 Exemplare 1 Thlr.

Deſſen bibliſches Spruchbuch für Schulkinder. 8. 1 Gr. 6 Pf. 20 Exemplare 1 Thlr.

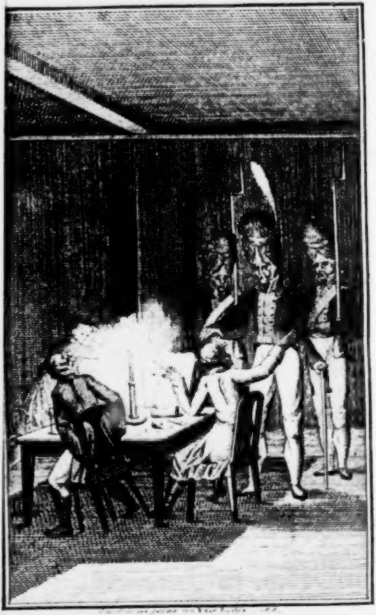
Daſſelbe mit kurzen Erklärungen für Schullehrer. 8. 2 Gr.

Blaſche, B. H. Sammlung neuer Muſter von Papparbeiten, dargeſtellt in Abbildungen derſelben ſelbeit und ihrer Netze. Nebſt ſpeciellen Anleitungen, die als Nachträge zum Papparbeiter zu betrachten ſind. Mit 5 Kupfertafeln. 8. 14 Gr.

Auch unter dem Titel:

Beſchreibung meiner Muſterkabinette. Ein Uebungsbuch für diejenigen, welche in der Kunſt zu pappen eine höhere Fertigkeit erlangen wollen. Von B. H. Blaſche. Mit 5 Kupfertafeln.

Der Bote aus Thüringen, der Jahrgang 1809. Mit Zeitungsnachrichten 1 Thlr., ohne Zeitungsnachrichten 20 Gr.



[illegible]

15, 7

Heinrich Glaskopf.

Ein Unterhaltungsbuch für die Jugend

von

Chriſtian Gotthilf Salzmann.

Mit ſechs Kupfern.

BIBL. ACAD. VNIVERS. LIPS.

Schnepfenthal,
in der Buchhandlung der Erziehungsanſtalt.
1820.

Vorerinnerung.

Der Beyfall, mit dem man die Geſchichte aufgenommen hat, welche unter dem Titel: „Joſeph Schwarzmantel, ein Unterhaltungsbuch für die Jugend, von C. G. Salzmann" aus dem Boten aus Thüringen beſonders abgedruckt wurde, hat die Veranlaſſung gegeben, daß auch von nachſtehender Erzählung aus dem Jahrgange 1810 des erwähnten Volksblatts, ein Abdruck für die Jugend beſorgt worden iſt, bey dem man, ſo wie beym Schwarzmantel, das weggelaſſen hat, was für Kinder nicht unterhaltend oder nicht paſſend war.

Man iſt überzeugt, daß dieſes Büchelchen die jungen Leſer angenehm unterhalten wird, und wünſcht, daß dabey die in der Erzählung enthaltenen Wahrheiten und Belehrungen mögen aufgefaßt und beherzigt werden. Der Verfaſſer derſelben ſchrieb nie bloß um zu unterhalten; der Hauptzweck ſeiner, von der Jugend ſowohl als von Erwachſenen ſo gern geleſenen Schriften war immer, zu belehren.

Schnepfenthal, im Juli 1820.

Die Buchhandlung der Erziehungsanſtalt.

Der unglückliche Abend.

Heinrich Glaskopf, den die Leſer bald näher werden kennen lernen, hatte den ganzen Abend unglücklich geſpielt. Eben ſagte er wieder ein Solo in Schellen an, als ein Corporal mit zwey Gemeinen in die Stube trat und ihm ankündigte daß er ihr Recrute wäre und ſogleich mit ihm gehen müßte. Glaskopf erſchrak, daß er die vier Madators aus den Händen fallen ließ. Ich dein Recrut? ſagte er, ich glaub du biſt ein Narr! — da ſtatt der Antwort der Corporal ihm mit dem Stocke drohete und Miene machte ihn auf ſeinen Rücken fallen zu laſſen, ſo ergab er ſich in ſein Schickſal. Während dieſes vorging, hatten Glaskopfs Spielgeſellen ſich ſchnell aus dem Staube gemacht, weil ſie beſorgten, es möchte eine ähnliche Einladung auch an ſie ergehen.

Glaskopf wurde auf die Hauptwache gebracht, wo man ihm ſein Lager auf einer Britſche anwies.

Ich muß ein Bette haben, ſagte er unwillig. Auf ſo einem Hundelager kann ich nicht liegen.

Ein Hundelager? ſagte der Corporal. Meinſt du daß wir Hunde ſind? müſſen wir nicht alle Nächte, wann wir die Wache haben, hier ſchlafen? Gleich halte das Maul, oder ich — indem er den Stock in die Höhe hob.

Glaskopf wollte ſich wehren, aber die übrigen Soldaten ſprangen zu, warfen ihn nieder, und der Corporal zählte ihm zehen auf den Theil des Leibes auf welchem er zu ſitzen pflegte. Das nimm zum Anbiſſe! ſagte der Corporal. Sobald du wieder muchſeſt, ſo bekommſt du dreymahl ſo viel.

Da hörte er denn auf zu reden, aber das Brummen und Knurren dauerte fort, bis die Glocke drey ſchlug. Da kam die Order zum Aufbruch. Der Lieutenant von Wünſchelruthe führte den Recrutentransport. Kaum hatte er ſich gezeigt: ſo kam Glaskopf zu ihm und ſagte: Herr Lieutenant! wollen Sie mir nicht erlauben, daß ich zu meinem Vater gehe und von ihm Abſchied nehme?

L. Daraus wird nichts.

Gl. Ich kann doch nicht weggehen wie der Ratz vom Taubenhauſe.

L. Ey da ſchreib deinem Vater aus dem nächſten Quartiere einen Brief, das pflegt der Ratz nicht zu thun.

Gl. Ich muß aber ſchlechterdings erſt zu meinem Vater, weil ich noch allerley mit ihm abzumachen habe.

Der Lieutenant drehete ſich um ohne ihm zu antworten. Glaskopf aber trat vor ihn und ſagte: wenn Sie mir nicht trauen, ſo geben Sie mir eine Ordonanz mit.

L. Ein für allemahl, daraus wird nichts, du marſchirſt, und läßt deinen Vater Vater ſeyn.

Gl. Das iſt aber doch recht einfältig.

L. Einfältig? Kerl weißt du, wen du vor dir haſt? weißt du nicht, daß ich dein Officier bin? Jetzt will ich dir es noch einmahl laſſen hingehen, ſobald du aber wieder räſonnirſt: ſo ſollen dich ein Paar Corporale Mores lehren. Marſch! Sogleich wurde aufgebrochen. Kaum aber war der Zug an die Ecke von der langen Gaſſe gekommen — wup! da war Glaskopf um die Ecke herum, und ſuchte in der Dämmerung zu entwiſchen. Aber der Lieutenant von Wünſchelruthe, der ſo etwas mochte geahnet haben, hatte ſchon die nöthigen Maßregeln auf dieſen Fall getroffen. Kaum war Glaskopf einige Schritte gelaufen: ſo ſtieß er auf ein Paar Soldaten, die ihn bey der Bruſt faßten, und ihn zwangen, wieder umzukehren.

Bindet dem Schurken die Hände auf den Rükken und werft ihn auf den Karren! ſagte der Lieutenant, und es geſchah alſo.

Glaskopf kommt nicht zum Frühſtück.

Unterdeſſen hatte Glaskopfs Vater eine angenehme Ruhe gehalten. Zwar hatte er ſeinen Sohn bey dem Schlafengehen vermißt; da er aber wußte, daß derſelbe bisweilen die Nacht bey dem Kartenſpiele zubrachte: ſo muthmaßte er nichts Arges, ſchloß die Thür zu, nahm ſein Gebetbuch, las ſeinen Abendſegen und ging dann flugs und fröhlich ſchlafen.

Erſt da er den folgenden Morgen den Kaffee zu ſich nehmen wollte, bey dem ſich ſonſt das Söhnchen pünctlich einzufinden pflegte, wurde er bänglich, da dieſes außen blieb. Er wartete noch eine Viertelſtunde, in der Hoffnung, daß das Söhnchen zurückkehren würde. Da er nun jemanden zur Treppe herauf tappen hörte, fing er an einzuſchenken. Statt Heinrichs trat aber einer ſeiner Spielkameraden in die Stube. Guten Morgen Herr Glaskopf! ſagte er.

Gl. Guten Morgen! Hat Er meinen Sohn nicht geſehen?

C. Freylich habe ich ihn geſtern Abend geſehen, vielleicht das letzte Mahl in meinem Leben.

Gl. Je daß Gott im hohen Himmel erbarme! iſt ihm denn ein Unglück begegnet?

C. Weiter gar nichts, als daß ihn die Soldaten zum Recruten mitgenommen haben,

Gl. Meinen Sohn? zum Recruten? wo iſt er?

C. Das weiß ich nicht. Heute drey Uhr ſind alle Recruten zum Thore hinaus geſchafft worden.

Gl. So ſchlage Pulver und Bley drein!

Sogleich zog er ſich an und lief zum Commandanten. Hier wurde er aber nicht vorgelaſſen, ſondern um elf Uhr wieder beſtellt.

Bey ſeinem Eintritte empfing ihn der Commandant ſehr ernſthaft und fragte: was bringt Er mir denn, Meiſter Glaskopf?

Gl. Was ſollte ich Ihnen denn bringen, gnädiger Herr, das Sie nicht hätten. Sie haben meinen Sohn unter die Soldaten nehmen laſſen!

C. Das habe ich allerdings gethan. Wenn Er vielleicht gekommen iſt, ihn loszubitten, oder loszukaufen: ſo bedaure ich, Ihm ſagen zu müſſen, daß Seine Bemühung ganz umſonſt iſt.

Gl. Sie wiſſen aber vielleicht nicht, daß es mein einziger Sohn iſt? Haben Sie denn nicht in der Landesordnung geleſen, daß bey der Einberufung zum Kriegsdienſte die einzigen Söhne frey ſeyn ſollen?

E. Das habe ich wohl geleſen. Aber zwiſchen Einberufung und Einberufung iſt ein Unterſchied. Wenn Leute einberufen werden um unſere Armee vollzählig zu machen: ſo werden die einzigen Söhne verſchont; jetzt wird aber ein Regiment ausgehoben, das ins Ausland in fremden Sold gegeben werden ſoll, und da müſſen wir auf ganz andere Dinge Rückſicht nehmen.

Gl. Aber auf was denn für Dinge? gnädiger Herr! ich bitte Sie.

E. Auf die Lüderlichkeit, wenn er es ja wiſſen will. Der Wille unſers gnädigſten Landesherrn iſt, daß die gegenwärtige Ausnahme das Land von lüderlichen Leuten, von Taugenichtſen befreyen ſoll.

Gl. Um Gottes Willen! Gnädiger Herr! Sie werden ja meinen Sohn nicht unter die lüderlichen Leute, unter die Taugenichtſe rechnen?

E. Worunter denn ſonſt? ich habe mir eine Liſte von allen lüderlichen Leuten in meinem Bezirk einreichen laſſen. Wer da oben an ſtand, das war Heinrich Glaskopf. So heißt doch Sein Sohn?

Gl. So heißt er allerdings. Aber halten Sie mir zu Gnaden, da ſind Sie ganz falſch berichtet.

C. Nicht räſonnirt! Meynt Er, daß ich ein altes Weib bin, das ſich Naſen drehen läßt? Was treibt denn Sein Sohn für ein Geſchäft? keins. Wo hält er ſich auf? in Schenken und Wirthshäuſern. Was thut er da? er ſäuft, ſpielt in der Karte, und verführt ehrlicher Bürger Söhne. Iſt das wahr? oder iſt es nicht wahr?

Gl. So ſchlimm wird es ja nicht ſeyn. Und wenn mein Heinrich ja nicht immer ordentlich gelebt hätte: ſo iſt er ja ein junges Blut. Wenn erſt die Jahre kommen ſo wird ſchon der Verſtand —

C. Schwatze Er nicht ſolch albernes Zeug. Jung gewohnt, alt gethan. Wenn man Seinen lüderlichen Sohn länger laufen läßt: ſo nimmt er am Ende eine Frau, und bekömmt Familie die wieder eben ſo lüderlich iſt, wie er, und die hernach dem Staate zur Laſt fällt.

Gl. Sehen Sie doch aber nur meine grauen Haare an!

C. Ich ſehe ſie an. Ich muß ſagen, daß Er einen hübſchen Graukopf hat. Aber was will Er mit Seinen grauen Haaren?

Gl. Sie werden doch wohl dem alten Graukopfe nicht ſeine einzige Stütze nehmen?

C. Er wird doch wohl nicht glauben, daß Sein lüderlicher Sohn Seine Stütze iſt? Gott im Himmel bewahre alle Grauköpfe vor ſolchen Stützen! Wo iſt denn das Capital, das er bey der Rattenhäuſer Gemeine ſtehen hatte? Wo die 150 Rthlr., die er an Nikolaus Gelbſchnabel ausgeliehen hatte? Hat nicht Sein Sohn alle dieß Geld durchgebracht? damit Er nicht am Ende darben müſſe und vom Ungeziefer gefreſſen werde, deßwegen hat man ſeinen ungerathenen Sohn fortgeſchafft. Thut Ihm dieß weh, ſo kann ich weiter nicht helfen, warum hat er ihn nicht beſſer erzogen.

Gl. Aber ſollte es denn nicht für Geld —

C. Für kein Geld.

Gl. Ich bitte nochmahls unterthänigſt.

C. Er geht!

Gl. Aber erlauben Sie —

C. (Mit ſtärkerer Stimme) Er geht!

Und er ging.

Glaskopf wird gezüchtigt.

Während Meiſter Glaskopf ging, fuhr ſein Sohn; doch wäre er lieber gegangen, wenn es auf ihn angekommen wäre.

Als der Zug der Recruten Nachmittags in einer Feſtung ankam, wurde er dem Hauptmann

Benetnaſch übergeben, der ſich ſogleich erkundigte, wer der Arreſtant ſey, und was er verbrochen habe?

Lieutenant Wünſchelruthe erzählte es ihm ausführlich.

Darauf befahl der Hauptmann, daß man ihn ſogleich über eine Schütte Stroh legen, und ihm 25 Stockſchläge aufzählen ſolle.

Gl. Herr Hauptmann! ich bitte Sie um Gottes Willen, wo haben Sie denn Ihre Gedanken? 25 Stockſchläge wollen Sie mir geben laſſen? Wofür denn?

H. Dafür, daß du in eine Nebengaſſe geſprungen biſt, und in der Dunkelheit haſt entwiſchen wollen.

Gl. In die Nebengaſſe bin ich geſprungen, das iſt wahr, daß ich aber hätte entwiſchen wollen, das iſt mir nicht im Traume eingefallen. Ich wollte nur etwas verrichten.

H. So! alſo biſt du unſchuldig?

Gl. Ganz unſchuldig.

H. Zählt ihm 30 auf, ohne Widerrede. Sogleich wurde das Urtheil vollzogen. Das heftige Schreyen Glaskopfs bewies, daß die Corporale den Stock gut zu führen wußten.

Sobald die Execution geendigt war, trat der Hauptmann zu dem Gezüchtigten, klopfte ihn auf die Achſeln und ſagte: ſieh mein Sohn! dieſe

Schläge habe ich dir unſchuldiger Weiſe geben laſſen, und thun dir ſchon ſo weh — wie weh werden ſie dir erſt thun, wenn ich ſie dir einmahl ſchuldiger Weiſe werde geben laſſen.

Mit dieſen Worten ging er fort und überließ Glaskopfen ſeinem eignen Nachdenken.

Zeit hatte er nun zum Nachdenken. Ob er aber wirklich nachgedacht habe? davon hat man keine ſichern Nachrichten. Wahrſcheinlich aber that er es nicht, denn Nachdenken war ganz und gar nicht ſeine Sache. Was ihm einfiel, das that er, ohne zu überlegen, ob es Recht oder Unrecht ſey, ohne nachzudenken, was es für Folgen haben werde.

Jetzt lag er auf dem Bauche, ſah eine halbe Stunde ſtarr vor ſich hin, dann öffnete er den Mund und ſagte: kann ich ein halb Nöſel Branntewein haben?

Wenn du Geld haſt, gab ihm ein Corporal zur Antwort. Hier iſt Geld! ſagte er, indem er einen Zwanzigkreuzer auf die Erde warf.

Der Corporal that, als wenn er es nicht bemerkte. Da aber Glaskopf fragte, warum er keinen Branntewein bekäme? antwortete dieſer: Du haſt mir ja noch kein Geld gegeben.

Gl. Da liegt es ja.

C. Ey was geht mich das Geld an, das auf der Erde liegt. Wenn du etwas haben willſt: ſo kannſt du mir das Geld dafür in die Hand geben, und mich bitten, daß ich es holen laſſe. Meynſt du denn, daß wir Hunde ſind, die apportiren, was du ihnen vorwirfſt?

Da bequemte er ſich endlich, ſtand auf, hob unter großen Schmerzen den Zwanzigkreuzer auf, gab ihn dem Corporale, und bat, daß er ihm ein halbes Nöſel Branntewein möchte holen laſſen.

Dieß wurde ſogleich durch einen Soldaten herbey geſchafft, Glaskopf trank es auf einen Zug aus, legte ſich dann wieder auf den Bauch und ſchlief ein.

Den nächſten Tag wurde er, nebſt allen ſeinen Kameraden, deren gegen dreyhundert, aus verſchiedenen Gegenden waren zuſammengebracht worden, commandirt, ſich im Exerciren unterrichten zu laſſen. Der Hauptmann Benetnaſch war ſelbſt dabey. Er ließ die Corporale zuſammen kommen, und ſprach zu ihnen ſo laut, daß es ſämmtliche Recruten, die kein ſchwer Gehör hatten, vernehmen konnten: „Ihr Herren Corporale! macht Eure Sachen gut. Laßt Euch keine Mühe verdrießen. Wenn dieſer oder jener Burſche das Exercitium nicht gleich begreifen ſollte, ſo werdet darüber nicht böſe, und ſchlagt nicht gleich zu. Ein Recrute iſt kein Hund. Ich will kein Hauptmann von Hunden, ſondern von Menſchen ſeyn. Sollte ſich aber da oder dort ein Trotzkopf finden, der es darauf anlegte, nichts zu lernen, oder der ſo gar tölpiſch wäre, daß ihr ihm nichts beybringen könntet: ſo erſtattet darüber Rapport, und ich werde dann das Weitere verordnen.

Nun ging die Arbeit an. Der Hauptmann ging dabey, mit dem Lieutenant, auf und ab, und faßte immer Glaskopfen vorzüglich in die Augen.

Dieſer machte ſeine Sache ganz vortrefflich, und begriff ſogleich alles, ſobald man es ihm nur gezeigt und vorgemacht hatte.

Bey dieſem, ſagte der Hauptmann zum Lieutenant, ſcheinen die geſtrigen Prügel doch gute Wirkungen gethan zu haben. Er ſcheint zu der Gattung von Menſchen zu gehören, bey welcher man durch Vorſtellung und Zureden nichts ausrichtet; die nur durch Schläge und andere harte Mittel dahin können gebracht werden, daß ſie ihre Schuldigkeit thun.

So lernte Glaskopf nach und nach das ganze Exercitium ohne das er einen Schlag bekam. Demohnerachtet wollte ihm das Soldatenleben gar nicht gefallen, und ſeine Kameraden hörten ihn oft ſagen: wenn ich nur wieder bey meinem Vater wäre.

Ueber Langeweile durfte er zwar nicht klagen: weil der Commandant den Recruten gar artig die Zeit zu vertreiben wußte. Wenn die zum Exerciren beſtimmten Stunden vorbey waren: ſo wurden ſie bey den Wall geführt, wo ſie einen Graben auswerfen und eine neue Schanze anlegen mußten. Da aber Glaskopf von ſeinem Vater nie zur Arbeit war angeführt worden: ſo konnte er an dieſem Zeitvertreibe gar keinen Geſchmack finden. Auch wollte ihm die Koſt gar nicht ſchmecken. Des Morgens vermißte er den Kaffee, und zu Mittag den guten Tiſch, den er bey ſeinem Vater gehabt hatte, wie auch das kräftige Stadtbier, wovon er ehedem einige Kannen täglich zu ſich zu nehmen pflegte. Ein Commisbrot und vier Kreuzer täglich, das war alles, was er zu ſeiner Beköſtigung hatte.

In den erſten Tagen wußte er ſich zwar zu helfen. Da hatte er noch einige Mutterpfennige, oder eigentlich Vaterpfennige, die trug er in die Garküche und in das Bierhaus, und that ſich gütlich davon. Da aber dieſe verzehrt waren — woher nun Hülfe und Rath? Mit geſenktem Kopfe ging er zur Garküche und forderte eine Portion Schweinebraten und einen Schnaps.

Hier iſt beydes, ſagte der Garkoch, es koſtet drey Groſchen und ſechs Pfennige.

Glaskopf wollte es ſogleich in Empfang nehmen, der Garkoch meynte aber, er möchte erſt das Geld dafür auf den Tiſch zählen.

Ich habe gerade keins bey mir, war die Antwort, Er kann es ja einſtweilen anſchreiben.

Das iſt mir etwas leichtes ſagte der Garkoch, aber wer ſoll es denn bezahlen?

Mein Vater bezahlt alles, war Glaskopfs Antwort. Aber der Garkoch wollte davon nichts wiſſen, und ſagte: wenn du kein baares Geld haſt: ſo ſind wir geſchiedene Leute; nahm ſeinen Schweinebraten und ging fort.

Das war für Glaskopfen, der gewohnt war alles zu kaufen wornach er Appetit hatte, ein ſehr harter Schlag. Er glaubte nicht daß es möglich wäre, ſo etwas zu überleben, und ſann hin und her, wie er ſich Schweinebraten verſchaffen könne. Da kam ein Bauer mit einer Portion Schweinebraten, aus der Garküche getreten. Wie der Magnet das Eiſen, ſo zog der Braten Glaskopfen an ſich.

Er trat zum Bauer: Höre guter Freund! ſagte er, was koſtet dieſes Stück Braten?

B. Drey Groſchen.

Gl. Drey Groſchen? Der Koch iſt ein Spitzbube. Achtzehn Pfennige iſt die Taxe. Du haſt ihm doch wohl das Geld noch nicht gegeben?

B. Ey das wollte ich meynen.

Gl. Weißt du was, ich will dir doch aus der Noth helfen. Ich bin der Brateninſpector. Gib mir den Braten ich will ihn zum Bürgermeiſter tragen, da bekommſt du deinen Braten und dein Geld wieder, und der Kerl wird noch obendrein geſtraft. Ohne den Bauer ſich lange beſinnen zu laſſen, nahm er ihm den Braten aus der Hand, ſagte, der Bauer ſolle nur hier vor dem Hauſe warten, und er ging in das Haus hinein. Heraus ſah man ihn aber nicht wieder kommen. Der Bauer wartete eine Stunde, ging in das Haus, klopfte an allen Thüren an, und erkundigte ſich nach dem Brateninſpector. Da aber niemand etwas vom Brateninſpector wiſſen wollte: ſo ſchlich er mit nüchternem Magen nach Hauſe. Unterdeſſen war Glaskopf durch eine Hinterthür des Hauſes entwiſcht und hatte ſich den Schweinebraten wohlſchmecken laſſen.

Solche Pfiffe ſpielte er mehrere, und ſchaffte ſich dadurch immer etwas, das er zu ſeinem Commisbrote eſſen konnte.

Der Krug geht ſo lange zu Waſſer bis er zerbricht.

Dieſes Sprichwort traf auch bey unſerm Glaskopf ein. Einſt ging er mit einem Kameraden, der eben ſo ein Zeiſig war, aus, über den Markt, um etwas erwiſchen zu können. Sie ſahen einen Bauer in einem Bäckerladen, der das Geld einſtrich, das er für ſeinen Weizen gelöſet hatte, es in ſeinen Beutel, und dieſen in die Rocktaſche ſteckte. Sogleich wurde die Verabredung getroffen, wie ſie des Beutels habhaft werden wollten. Der Kamerad, Lindwurm war ſein Nahme, wartete in einiger Entfernung, bis der Bauer heraus kam, und ſich etwas vom Bäckerhauſe entfernt hatte. Dann ging er auf ihn los, blieb vor ihm ſtehen, ſchlug die Hände zuſammen und ſagte: nun das hätte ich mir nicht träumen laſſen, daß ich meinen lieben Schwager hier finden würde. Je guten Morgen, lieber Schwager! fiel ihm um den Hals, herzte ihn und küßte ihn, ohnerachtet der Bauer ſich loszuwinden ſuchte, und einmahl über das andere rief: Kerl du biſt ein Narr. Während dieſer Umarmung ſchlich ſich Glaskopf bey, zog den Beutel aus der Taſche und entwiſchte damit in eine Nebenſtraße. Sobald Lindwurm ſeinen Kameraden in Sicherheit glaubte, endigte er ſeine Umarmung, und ſagte: warum nennſt du mich denn einen Narren? Biſt du denn nicht Bernhard Schröder?

Ich glaube du haſt zu viel getrunken. Ich heiße Hieronymus Linſenbart, ſagte der Bauer.

Nun verſetzte Lindwurm, da müßte ich mich geirrt haben. Kein Ey kann dem andern ſo ähnlich ſehen, als du meinem Schwager. Nimm es nicht übel, irren iſt menſchlich.

Mit dieſen Worten ſchieden ſie auseinander.

Während dieſer Umarmung rauchte der Herr Hauptmann Benetnaſch, oben am Fenſter, ſeine Pfeife Tobak, und ſah den ganzen Auftritt mit an. Sobald er geendigt war, rief er mit ſtarker Stimme: He Bauer!

Mehrere Bauern, die hier ſtanden, ſahen in die Höhe. Du Bauer! fuhr er fort, Kroms oder Dix, mit den gelben Hoſen, wo haſt du denn deinen Geldbeutel?

Der Bauer fuhr mit der Hand nach der Taſche, und da er ſeinen Beutel nicht fand, rief er: den hat der Henker geholt. Der infame Gaudieb! — und ſogleich lief er Lindwurmen nach. Dieſer aber, der ſich oft umſah, und wohl zwanzig Schritte voraus war, entwiſchte ihm.

Traurig ging er zurück und ſah nach dem Fenſter, aus dem die Stimme gekommen war.

Haſt du deinen Beutel wieder? fragte ihn der Hauptmann.

Ach ich habe den Spitzbuben nicht einholen können, war ſeine Antwort.

So komm herauf! ſagte der Hauptmann.

Der Bauer kam herauf, der Hauptmann ließ ihn in ein Nebenzimmer treten, und machte ihm Hoffnung, daß er ihm vielleicht wieder zu ſeinem Beutel werde helfen können.

Vorher hatte er aber einen Corporal mit ein Paar Soldaten abgeſchickt, um Glaskopſen zu arretiren und ſogleich herzubringen.

Nach einer Viertelſtunde brachten ſie ihn.

Jetzt ließ der Hauptmann den Bauer hereintreten, und fragte Glaskopſen: kennſt du den Mann?

Gl. (blaß wie eine Wand) Ich weiß nicht wie er heiſt.

H. Der Mann hat ſeinen Geldbeutel verloren, weißt du nicht wer ihn gefunden hat?

Gl. (zitternd den Geldbeutel hinreichend) Hier iſt ein Beutel, Herr Hauptmann, den ich auf den Markte fand. Iſt das der Beutel; den Sie meynen?

H. Na Bauer! iſt das dein Geldbeutel?

Der Bauer bejahete es freudig. Der Hauptmann übergab ihm denſelben, und ſagte: da! ſieh dich ein andermahl beſſer vor!

Herzlich drückte der Bauer dem Hauptmanne die Hand, und entfernte ſich.

Glaskopf mildert durch ſein aufrichtiges Geſtändniß die verdiente Srafe.

Alſo, fragte der Hauptmann Glaskopſen, haſt du den Beutel wirklich gefunden?

Gl. (Den Kopf hängend, ohne ein Wort zu ſagen.)

H. Sprich Kerl! Haſt du ihn gefunden?

Gl. Nein.

H. Wie haſt du ihn bekommen?

Gl. Ich habe ihn dem Bauer aus der Taſche genommmen.

H. Das war dein Glück, daß du nicht leugneteſt. Hierauf ließ er ihn abtreten.

Der Hauptmann Benetnaſch war gar ein lieber Mann, nichts war ihm unangenehmer, als wenn er ſeine Leute mußte prügeln laſſen. Er hätte ſie gern alle zu guten Menſchen gemacht. Deßwegen redete er ihnen von Zeit zu Zeit ans Herz und ſuchte ſie auf gute Wege zu bringen. Er ließ daher Nachmittags Glaskopfen zu ſich bringen, und fragte ihn: nun Glaskopf! wenn ich dir jetzt wieder Prügel aufzählen laſſe, bekommſt du ſie denn auch wieder unſchuldiger Weiſe?

Gl. Nein Herr Hauptmann! ich habe ſie verdient.

H. So gefällt mirs: unrecht thun iſt ſtrafbar, aber das Unrecht ableugnen, oder vertheidigen, das verdient doppelte Strafe. Wir wollen doch weiter von der Sache ſprechen, damit ich ſehe, ob du die Wahrheit ſprichſt.

Haſt du zu Hauſe auch ſchon geſtohlen?

Gl. Niemahls.

H. Was hat dich denn verleitet hier zum Diebe zu werden?

Gl. Die Noth.

H. Wirklich? Bekommſt du denn nicht täglich dein Commisbrot und deine vier Kreuzer?

Gl. Das wohl. Iſt das aber auch wohl eine Koſt für einen Kerl wie ich bin?

H. Hum! Hum! Was für ein Kerl biſt du denn? Haſt du denn zu Hauſe beſſere Koſt gehabt?

Gl. Das wollte ich meinen. Da hatte ich Morgens meinen Kaffee und meine Butterſemmel, Mittags Suppe, Zugemüſe und Fleiſch, ein Paarmahl die Woche auch Braten. Bier konnte ich trinken ſo viel als ich wollte. Des Abends hatte ich wieder eine gute Mahlzeit.

H. Das iſt viel. Womit verdienteſt du denn das?

Gl. Ich verſtehe Sie nicht.

H. Ich ſpreche doch Deutſch. Dieſe Koſt hattteſt du doch nicht für vier Kreuzer; die mußte doch ein hübſches Geld koſten. Womit verdienteſt du denn dieß Geld?

Gl. Die Koſt koſtete mich nicht einmahl vier Kreuzer, mein Vater gab ſie mir umſonſt. Sie hätten mich ja bey meinem Vater laſſen können: ſo wäre dieß Unglück nicht geſchehen.

H. Ich habe dich nicht von deinem Vater trennen laſſen, dieß iſt auf Befehl des Landesherrn geſchehen, der hierzu ſeine guten Abſichten muß gehabt haben, und ein Unterthan muß ſeinem Landesherrn gehorchen. Wenn dir aber dein Vater eine ſo gute Koſt gab, ſo mußt du doch auch wohl etwas für ihn gearbeitet haben?

Gl. Ach mein Vater war ſo gut, daß er mir ſo etwas gar nicht zumuthete.

H. Ob das gut von deinem Vater war, das will ich jetzt nicht unterſuchen. Von dir war es aber ſchlecht, daß du ſo etwas annahmſt. Sag mir nur wo du deine Gedanken gehabt haſt, daß du junger ſtarker Kerl dich von deinem alten Vater haſt umſonſt füttern laſſen?

Gl. Er wollte es ja nicht anders haben.

H. Dein Vater mag ein herzensguter Mann ſeyn; was aber bey ſeinem Gutmeynen herausgekommen iſt, das ſiehſt du. Mehrere hundert Burſche liegen hier, die alle, ſo wie du, ihr Commisbrot und ihre vier Kreuzer erhalten, und damit auskommen. Du aber, verwöhnter, verzogener Kerl! kannſt damit nicht auskommen, ſondern fängſt an zu ſtehlen. Damit du ſiehſt daß ich es gut mit dir meyne: ſo will ich dich dafür ſtrafen, damit du dir das Stehlen abgewöhnſt, und dem Galgen entgeheſt. Ich will noch mehr thun: ich will dich die Strafe ſelbſt wählen laſſen. Willſt du lieber funfzig Prügel, oder vierzehn Tage bey Waſſer und Brot ſitzen?

Gl. Ach! Herr Hauptmann! Das Beſte wäre, daß Sie mich wieder zu meinem Vater ſchickten. Sie ſehen, daß ich zum Soldaten nicht tauge, weil ich mit vier Kreuzern und einem Commisbrote nicht auskommen kann. Ich verſpreche es Ihnen bey Hand und Mund, daß ich in meinem Leben nicht wieder ſtehlen will.

H. Ich glaube es wohl, daß du es nicht wieder thun wirſt, ſo lange du beym Faullenzen vollauf zu eſſen und zu trinken haſt. Wie aber, wenn dein Vater ſtirbt, und ſein Vermögen aufgezehrt iſt?

Gl. Mein Vater hat ein hübſches Vermögen, das wird ja dauern ſo lange ich lebe.

H. Wie lange glaubſt du denn zu leben?

Gl. Wer kann das wiſſen.

H. Das kann allerdings niemand wiſſen. Wenn du nun freylich in ein Paar Jahren zu ſterben denkſt; ſo kann deines Vaters Vermögen ſo lange reichen. Wenn du aber nur 50 Jahre alt werden ſollteſt: ſo reicht ſein Vermögen nicht bis dahin. Hat dein Vater noch keine Kapitale aufkündigen müſſen?

Gl. Ich weiß es nicht.

H. Nun ſo weiß ich es, daß er ſchon zwey Kapitale aufgekündigt hat, die du durch die Gurgel gejagt haſt. Was ſoll denn das künftig werden? Kann nicht ein Brunnen ausgepumpt werden, wenn er keinen Zufluß hat? Und was ſoll denn nun aus dir werden, wenn das Vermögen durchgebracht iſt, und du nicht gelernt haſt, durch Arbeit etwas zu verdienen? Iſts nicht wahr, dann wirſt du dich wieder aufs Stehlen legen? Kannſt du dann etwas anderes erwarten, als Zuchthaus oder Galgen? Denn gut eſſen und trinken und faullenzen, das iſt der gerade Weg zum Zuchthauſe und Galgen. Um dich von dieſem Wege abzubringen, will ich dich vierzehn Tage bey Waſſer und Brot ſetzen laſſen. Wirſt du dadurch curirt — gut! ſo will ich mich darüber freuen; ſetzeſt du aber auch hernach noch dein Diebeshandwerk fort: ſo will ich ſelbſt dazu behülflich ſeyn, daß du an den Galgen kommſt.

Glaskopf wollte noch allerley Einwendungen machen, der Herr Hauptmann drehete ſich aber um und ſagte: du haſt deinen Beſcheid!

Glaskopf wurde alſo wirklich hingeſetzt, und erhielt täglich, ſtatt der Butterſemmlen, des Fleiſches und Bratens, Commisbrot; und ſtatt des Kaffees und Biers: Waſſer, ſo viel er trinken wollte.

Eine ähnliche Bußpredigt hielt der Hauptmann auch an Lindwurmen, den er mit funfzig Stockprügeln abſoldete. Uebrigens beſuchte der Hauptmann den Arreſtanten immer einen Tag um den andern, und gab ihm gute Ermahnungen, die auch wirklich auf ihn guten Eindruck machten. Unter andern ſagte er: danke du dem lieben Gott in deinem Morgen- und Abendgebethe, daß du unter die Soldaten gekommen biſt. Wenn du hier lernſt mit wenigem auskommen: ſo wirſt du es können wenn du einmahl deine eigene Haushaltung anfängſt. Das iſt aber nicht genug, du mußt dich auch zur Arbeit gewöhnen. Haſt du denn gar nichts gelernt?

Gl. Nichts als meines Vaters Profeſſion.

H. Was iſt denn dein Vater?

Gl. Ein Lohgärber.

H. Warum haſt du denn dieſe Profeſſion nicht fortgeſetzt? wer ſie recht verſteht kann viel damit erwerben.

Gl. Ich konnte die Näſſe nicht vertragen.

H. Das ſind faule Fiſche. Ein junger Menſch muß alles vertragen können. Muß doch dein alter Vater auch die Näſſe aushalten.

Der Hauptmann Benetnaſch ſorgt als ein Vater für Glaskopf.

Nach dieſer Unterredung verließ der Hauptmann die Wache: Glaskopfen aber verließ er nicht, ſondern ſorgte für ihn, wie ein Vater, möchte ich ſagen, wenn ſein Vater wirklich vernünftig für ihn geſorgt hätte.

Er ließ nähmlich einen Lohgärber zu ſich kommen und fragte ihn, ob er nicht einem Soldaten, der ehemahls auch ſeine Profeſſion getrieben hätte, Arbeit geben wolle. „Ich will es Ihm aber frey heraus ſagen,“ ſetzte er hinzu, „viel Gutes iſt nicht an dem Menſchen. Von der Profeſſion verſteht er nicht viel, von der Arbeit iſt er kein Freund, iſt aber gern etwas Gutes, und trinkt auch gern etwas Gutes.“

G. Aber gnädiger Herr! was ſoll ich denn mit ſo einen Menſchen machen?

H. Ihn zu einem guten Menſchen ziehen.

G. Ziehen? dazu bin ich zu alt, und der Menſch iſt zur Zucht nicht jung genug.

H. Nun Meiſter Derb! bedenke er, daß er die Lederlieferung bey meiner Compagnie hat, und daß es ihm gut deucht, wenn er alle Quartale einen Beutel voll Laubthaler einſtreichen kann.

G. Hum! das iſt ja wohl wahr. Was ich Ihnen thue, das thue ich keinem andern. Ich will es halt mit ihm verſuchen. An die Koſt kann ich ihn aber nicht nehmen, das erlaubt meine Wirthſchaft nicht. Ich will ihm den Tag drey Groſchen geben. Sind Sie das zufrieden?

H. Ja das bin ich zufrieden. Habe Er aber nur Geduld mit ihm, und vergeſſe Er nicht, daß Er ein Gottes Lohn verdient, wenn Er den faulen Bengel zur Arbeit gewöhnt.

Nachdem die vierzehntägige Faſten geendigt war, mußte Glaskopf bey dem Herrn Hauptmanne erſcheinen. Seine rothen Backen waren weg, ſeine Glieder waren matt, und er war ſo zahm, daß man ihn, wie man zu ſagen pflegt, hätte um einen Finger herum wickeln können. Da er in das Zimmer des Herrn Hauptmanns trat, machte er eine tiefe Verbeugung und ſagte: ich danke Herr Hauptmann für die gnädige Strafe.

H. Geht das von Herzen?

Gl. Ja Herr Hauptmann!

H. Nun du haſt auch Urſache zu danken. Glaskopf! Glaskopf! glaube mir, wenn ich dir die vierzehn Tage lang Gebratenes und Geſottenes gegeben hätte, es wäre dir nicht ſo gut geweſen, als daß ich dich lehrete, mit Waſſer und Brot vorlieb nehmen. Biſt du curirt, ſo wirſt du mir in deinen alten Tagen noch danken und deinen Kindern ſagen: der Hauptmann Benetnaſch hat als ein rechtſchaffener Mann an mir gehandelt. Biſt du nicht curirt, ſo iſt dies meine Schuld nicht. Jetzt gehe in die Geſindeſtube, und thue, was dir mein Bedienter ſagen wird. Wenn du es gethan haſt, ſo komme wieder.

Er ging hin und fragte den Bedienten, was er thun ſolle?

Weiter nichts, erhielt er zur Antwort, als verzehren, was hier aufgetragen iſt.

Aufgetragen war aber eine gute Rindfleiſchſuppe, ein Teller voll Kohlrabi und Rindfleiſch und ein Krug Bier.

Noch nie hatte Glaskopf die Aufträge ſeines Hauptmanns mit ſo vielem Vergnügen ausgerichtet, als dießmahl. Er ſetzte ſich ſogleich an den Tiſch, und nahm zu ſich was aufgetragen war. So gut hatte es ihm in ſeinem Leben nicht geſchmeckt. Nach eingenommener Mahlzeit ging er zu dem Hauptmanne und dankte ihm, wie es ſchien, noch herzlicher, als für die vierzehntägige Faſten.

H. Wenn dir deine Mahlzeit gut geſchmeckt hat, ſo iſt es mir lieb, und ich wünſche, daß ſie dir wohl bekommen möge. Ich habe dir aber noch etwas beſorgt, das dir zwar anfänglich nicht ſo gut ſchmecken, aber gewiß beſſer bekommen wird, als dieſe Mahlzeit, das iſt — Arbeit.

Gl. Arbeit?

H. Ja! ja! Arbeit. Warum verziehſt du denn das Geſicht?

Gl. Ach ich bin zur Arbeit gar nicht gewöhnt.

H. Aber doch an einen guten Tiſch?

Gl. Ja freylich.

H. Nun, ich habe dir auch einen guten Tiſch ausgemacht: die Frau des Corporals Elſter, halt einen Tiſch, wo du täglich, für ein Paar Groſchen, deine Suppe, Gemüße und Fleiſch, auch wohl ein Maß Bier haben kannſt. Wenn du dieſes aber genießen willſt: ſo mußt du auch täglich die nöthige Zahlung leiſten. Damit es dir daran nicht fehle, habe ich dir Arbeit ausgemacht. Hier iſt ein Brief, den trage zu Meiſter Derb in die Rabenſtraße, dieſer wird dir Arbeit geben und ſie dir bezahlen.

Glaskopf geräth in Verſuchung und bekommt einen Beſuch bey'm Kaffee.

Bey Uebergebung des Briefs redete Meiſter Derb unſern Glaskopf etwas derb an. Aus

Gefälligkeit gegen den Herrn Hauptmann Benewnaſch, gebe ich euch Arbeit. Ihr müßt ſie aber auch friſch angreifen. Faullenzer kann ich ſchlechterdings nicht leiden. Ich muß arbeiten, da müſſen es meine Leute auch thun. Seyd ihr fleißig, ſo bekommt ihr täglich drey gute Groſchen. In der Folge lege ich auch etwas zu. Seyd ihr aber ein fauler Bärenhäuter: ſo ſind wir geſchiedene Leute. Aber das ſage ich euch, dem Hauptmanne dürft ihr dann nicht wieder unter die Augen kommen.

Die letzten Worte machten vorzüglich Eindruck auf Glaskopf; weil der Hauptmann durch den Ernſt und die Güte womit er ihn behandelte, ſich ſehr bey ihm in Reſpect geſetzt hatte.

Meiſter Derb gab ihm nun Arbeit, die eigentlich für Lehrlinge gehört, fand aber bald, daß das Lehrbürſchchen gar nicht ſo ungeſchickt ſey, als der Hauptmann geglaubt hatte. Er konnte ihn alſo bald als Geſellen brauchen und ſeinen Lohn erhöhen. Dabey ſtand ſich Glaskopf ſehr gut. Jeden Tag da er arbeitete bekam er ſeine Zahlung, die er dann den folgenden Tag bey der Frau Corporal Elſier verzehrte. Nun trat aber der Umſtand ein, daß er von Zeit zu Zeit auf die Wache ziehen mußte, und alſo nicht arbeiten und Geld einſtreichen konnte. Da hatte er denn immer den folgenden Tag einen Faſttag. Denn ſo weit hatte er es in ſeiner Oekonomie noch nicht gebracht, daß er mit ſeinem Gelde eine Eintheilung hätte machen, und es ſo hätte einrichten können, daß der Lohn für vier Arbeitstage, denn ſo viele hatte er nur in der Woche, auf ſieben Tage gereicht hätte. Was er einnahm, daß mußte auch ſogleich verzehrt ſeyn.

An ſo einem Faſttage wurde er einmahl einer ſchweren Verſuchung ausgeſetzt, in welcher er um ein Haar unterlägen hätte. Der Verſucher war? nicht der Satan, ſondern — eine geräucherte Blutwurſt. Sein Meiſter hatte ihm nähmlich aufgetragen, Holz in die Küche zu ſchaffen. Da er nun mit der Arbeit beſchäftig war; entdeckte er den Verſucher — die Blutwurſt. Er trat vor ſie hin, betrachtete und beroch ſie, ſah ſich allenthalben in der Küche um, ließ ſie aber liegen. So trug ihn ſein Weg noch einigemahl in die Küche, und immer that er das nähmliche. Endlich da die Glocke zum Feyerabende ſchlug und er den letzten Arm voll Holz abgeworfen hatte, beroch er die Wurſt noch einmahl, bedachte ſich ein paar Augenblicke, und — wup! war ſie in die Taſche. Da er aber in die Küchenthüre kam, blieb er ſtehen, kratzte ſich im Kopfe, ging dann zurück und legte die Wurſt wieder hin, wo ſie gelegen hatte.

In dieſem Augenblicke öffnete ſich aber auch die Thür zur Speiſekammer, und die Worte tönten heraus: Das war dein Glück Glaskopf.

Dieſe Worte fuhren wie ein Blitz durch alle ſeine Glieder, er fing an am ganzen Leibe zu zittern und konnte vor Angſt des Nachts faſt kein Auge zuthun.

Aus weſſen Munde dieſe Stimme mag gekommen ſeyn, iſt nicht recht bekannt geworden. Manche Leute glauben, ſie wäre von Meiſter Derb gekommen, dem der Herr Hauptmann aufgetragen hätte, Glaskopfen mit dieſer Wurſt auf die Probe zu ſtellen. Wir wollen die Sache an ihren Ort geſtellt ſeyn laſſen.

Die nächſte Woche kam Glaskopfs Meiſter zum Hauptmanne um die Zahlung für das Leder, das er bieher an die Compagnie geliefert hatte, abzuholen.

Daß ſich der Hauptmann bey dieſer Gelegenheit, nach ſeinem Zögling erkundigte, kann man leicht denken. Meiſter Derb gab ihm im Ganzen ein gutes Lob, bemerkte aber auch, daß er ſeit ein Paar Wochen, immer um eine Stunde zu ſpät zur Arbeit komme. Er habe ihn einigemahl nach der Urſache gefragt, wäre aber immer mit kahlen Entſchuldigungen abgewieſen worden.

Der Hauptmann hörte ihn aufmerkſam zu, dann ſagte er: gehe er hin in Frieden Meiſter Derb! ich will der Sache bald auf die Spur kommen.

Gleich den andern Tag machte er der Frau Corporalin Elſter einen Morgenbeſuch, ohne ſich zuvor melden zu laſſen. Bey ſeinem Eintritte in die Stube war er auf der Spur. Glaskopf ſaß nämlich mit ſieben Kameraden am Tiſche und trank Kaffee.

Ey guten Morgen! guten Morgen! ſagte er, das iſt ja hier eine ſonderbare Wirthſchaft. Wenn ich denke, daß meine Burſche arbeiten, ſo ſitzen ſie da und ſchlürfen Kaffee. Seyd ihr denn verrückt in den Köpfen? was ſoll denn dieß theure Getränk Soldaten, die täglich vier Kreuzer Löhnung bekommen? Ich bin Hauptmann, Burſche! und trinke keinen Kaffee! und wozu nützt das Geſchletter im Magen? es giebt weder Saft noch Kraft. Wenn ihr das Geld für Kaffee hingebt, ſo habt ihr hernach nichts um euch eine kräftige Suppe, oder eine andere nahrhafte Speiſe bereiten zu laſſen. Daher kommt es, daß die armen Bürger, die ihr Geld für dieß überflüßige Getränk hingeben, insgemein wie die gebacknen Heiligen ausſehen, im Geſichte keine Farbe, und in den Knochen kein Mark haben. Ich will von gebacknen Heiligen bey meiner Kompagnie nichts wiſſen. Ich will Leute haben, die ſtark ſind und Strapazen aushalten können. Und wie ſtehts mit der Zeit? In der Zeit, daß ihr Kaffee ſchlurft, könntet ihr etwas verdienen. Glaskopf! ja ſchlage nur die Augen nieder! ich weiß alles. Iſts nicht wahr, ſeit dem du hinter dem Kaffeetiſche deine Morgenſtunde zubringſt, zieht dir dein Meiſter täglich einen Groſchen ab? und kurz und gut, ich will dieſe Wirthſchaft nicht mehr leiden. Mit dem erſten, den ich wieder bey der Kaffeekanne antreffe, werde ich ein ſehr ernſthaftes Wort ſprechen.

Während dieſer Bußpredigt ſchlich ſich ein Soldat nach dem andern fort, und da das Amen hätte geſprochen werden ſollen, war niemand mehr vorhanden als — Madame Elſter.

Dieſe ſtand da, wie wenn ihr die Hühner das Brot genommen hätten. Werden Sie nicht ungnädig gnädiger Herr auf mich —

H. Auf wen ſoll ich denn ſonſt ungnädig werden, als auf euch? Habe ich euch aufgetragen euer Haus zur Kaffeeſchenke für meine Soldaten zu machen? Speiſen ſollt ihr meine Leute.

E. Aber hören Sie mich nur an. Sehen Sie es iſt etwas Weniges was ich von Kaffee zu dem Getränke thue.

H. Was thut ihr denn ſonſt dazu?

E. Lauter gute Sachen, gebrannten Rocken, Gerſte, Möhren und anderes Wurzelwerk.

H. Das weiß ich euch mit dem Kuckuck Dank. Was der Kaffee für Wirkung thut, das weiß man doch. Was das andere Zeug aber für Kräfte hat, das hat noch kein Menſch unterſucht. Wenn hernach meine Leute Ausſchlag, Reiſſen in den Gliedern, Nervenkrampf und dergleichen bekommen: ſo liegen ſie dem Regimente zur Laſt, und es muß die Curkoſten tragen. Kurz von der Sache zu kommen, der Kaffeeſchank hört von heute an auf. Ich laſſe euch genau aufpaſſen, und ſobald ich höre, daß ihr einem einzigen Soldaten wieder Kaffee gegeben habt: ſo hat eure ganze Wirthſchaft ein Ende. Die Frau des Gefreyten Kohlkopf übernimmt von Herzen gern die Speiſung.

Mit dieſen Worten verließ er ſie, und die Frau Elſtern räumte mit zitternden Händen ihr Kaffeezeug zuſammen.

Glaskopf bekommt Dukaten in die Taſche.

So war denn dieſe Sache abgethan. Nach etlichen Tagen gab es aber einen neuen Anſtoß. Meiſter Derb ließ nämlich dem Herrn Hauptmanne ſagen, Glaskopf ſey ſchon ſeit mehreren Tagen nicht zu ihm gekommen. Eben wollte der Hauptmann ihn rufen laſſen, und deßwegen ihn vernehmen, als ein Fremder ganz unterthänig um Audienz bitten ließ.

Er mußte herein treten, und es war ein ſein gekleideter Handwerksmann.

Wer iſt Er? fragte der Hauptmann.

Ihro Gnaden! Mein Nahme iſt Glaskopf.

H. Doch nicht der Vater von dem Glaskopf, der bey meiner Compagnie ſteht?

Gl. Ja, der bin ich. Ich bin gekommen, dem Herrn Hauptmann unterthänigſt zu danken, für alle Gnade, die Sie meinem Sohne erzeigt haben.

H. Ich verlange keinen Dank. Ich habe an Seinem Sohne gethan, was die Schuldigkeit eines rechtſchaffenen Officiers iſt. Wenn Sein Sohn es erkennt, und meine Verordnungen befolgt: ſo bin ich vollkommen zufrieden.

Gl. Nun habe ich noch eine unterthänige Bitte für meinen Heinrich einzulegen.

H. Nun?

Gl. Daß Sie doch die Gnade haben, und ihn mit der ſchweren Arbeit verſchonen möchten.

H. Mit was für Arbeit?

Gl. Mit der Arbeit, die er bey dem Gerber, Meiſter Derb thun muß.

H. Meiſter Glaskopf! wo hat Er denn ſeine Gedanken? iſt er nicht ſelbſt ein Gerber? hat Sein Sohn nicht die Gerberproſeſſion erlernt?

Gl. Alles wahr. Aber ſehen Sie, mein Heinrich iſt ſchwächlicher Natur. —

H. Ich habe an dem ſtarken Lümmel nichts Schwächliches geſehen. Fauler Natür iſt er. Wenn er nicht arbeitet, wovon ſoll er denn leben, da Er ihn verzogen, und an gut Eſſen und Trinken gewöhnt hat?

Gl. Ich will ſchon dafür ſorgen, daß er keine Noth leiden ſoll.

H. Meiſter Glaskopf! er ſcheint mir ein ſehr gutes Herz zu haben. Aber ein gutes Herz, wenn es nicht durch den Verſtand geleitet wird, iſt keinen Schuß Pulver werth. Sein verzogener Sohn war auf dem Wege zum Zuchthauſe und zum Galgen, ich habe ihn davon abgebracht, indem ich ihn gewöhnte, durch Arbeit ſeinen Unterhalt zu erwerben. Nun hat Er alles wieder verdorben. Sein Sohn, der ſo nie Luſt zur Arbeit hatte, wird ſich wohl hüten ſie wieder anzugreiſen, wenn ihn der Vater in den Stand ſetzt, bey Faullenzen ſich einen guten Tiſch zu verſchaffen. — Er geht, und um Seinen Sohn werde ich mich weiter nicht bekümmern, da nun doch Hopfen und Malz an ihm verloren iſt.

Meiſter Glaskopf ging, und ſein Sohn kam dem Meiſter Derb nicht wieder über die Schwelle. Von den zehn Ducaten, die ihm der Vater mitgebracht hatte, that er ſich gütlich: nahm alle Tage ſeinen Kaffee im grauen Kuckuck ein, beſuchte dann Meiſter Rittern den Bäcker, genoß da einige Butterſemmeln, nebſt einem Schnapſe, hielt dann wieder in vorbenanntem grauen Kuckuck ſeine Mahlzeit, und verlebte den Reſt des Tages im Bierhauſe. So wurden in wenigen Tagen von den erhaltenen zehn Ducaten 9/10 verzehrt. Das zehnte Zehntel würde auch durchgebracht worden ſeyn, wenn nicht das neugeworbene Regiment, das nun vollzählig war, Befehl zum ſchleunigen Aufbruche erhalten hätte.

Glaskopf tritt ſeinen Marſch nach Holland an.

Den Tag vor dem Abmarſche communicirte erſt das Regiment, und der Herr Feldprediger Alkor hielt dabey eine Predigt über die Worte: meine Gedanken ſind nicht eure Gedanken, und meine Wege ſind nicht eure Wege. Ueber dieſe Worte ſprach er viel Lehrreiches.

Die mehreſten Soldaten ſchienen durch ſeinen Vortrag gerührt, und manchen lieſen ein Paar

Thränen über die Backen. Selbſt Glaskopf ſah ernſthaft vor ſich hin. Nach geendigter Predigt wurde das heilige Abendmahl genoſſen, und nach geendigtem Gottesdienſte wurde das ganze Regiment in mehrern öffentlichen Häuſern bewirthet, wo jeder Soldat eine Portion Suppe, Fleiſch und Gemüſe, und ein Maaß Bier erhielt.

Der Herr Feldprediger, nebſt einigen Herren Officiers, wurden vom Herrn Hauptmann Benetnaſch zur Tafel gezogen.

Dieſer Herr ging zwar nicht mit nach America, aber er ſorgte doch für die Abgehenden, ſo viel es ihm möglich war.

Während der Mahlzeit ſprach er von nichts, als von guter Behandlung der Soldaten. Er ſagte wie viel ein Officier, dem ſo viele Leute anvertraut wären, auf ſeinem Gewiſſen habe. Es ſey noch nicht genug, daß er ſeine Soldaten ſchultern, das Gewehr präſentiren und losfeuern lehre; er habe noch weit wichtigere Pflichten auf ſich; er müſſe auch für die Verpflegung ſeiner Leute Sorge tragen, und darauf ſehen, daß ſie immer hinlängliche und geſunde Nahrung bekämen, daß den Kranken ſogleich Hülfe geleiſtet würde. Er müſſe täglich in das Lazareth gehen und unterſuchen, ob die Kranken und Verwundeten auch gehörig verpflegt würden. „Denn“ ſagte er, „wenn wir nicht für dieſe Leute ſorgen, wer ſoll es denn ſonſt thun? Ihre Aeltern und Verwandten können ſich ja ihrer nicht mehr annehmen, da ſie von ihnen ſind getrennt worden. Und wenn der Officier dieß alles erfüllt hat; ſo hat er ſeinen Pflichten doch noch nicht Gnüge geleiſtet. Der Soldat hat auch eine Seele, ſo gut wie wir, und wer ein braver Officier iſt, der ſorgt auch für die Seelen ſeiner Burſche. Freylich iſt ein Officier kein Feldprediger, aber glauben Sie mir, meine Herren, ein Officier kann für die Seelen der Soldaten mehr thun, als ein Feldprediger. Wenn dieſer eine Ermahnung gibt: ſo glaubt mancher Soldat, er thäte es weil er dafür bezahlt würde. Das glaubt er aber nicht von ſeinem Officier. Das Beſte, was der Officier für die Seelen ſeiner Soldaten thun kann, iſt,— daß er ihnen ein gutes Beyſpiel gibt.

Nach aufgehobener Tafel faßte der Hauptmann den Feldprediger bey der Hand, zog ihn zu ſich an das Fenſter, und empfahl ihm Glaskopfen. Er iſt zwar von ſeinem Vater verzogen, ſagte er, aber, wenn er erſt vom Vater entfernt iſt, ſo hoffe ich gewiß, daß Sie noch etwas Gutes aus ihm werden ziehen können.

Jetzt wurde der Generalmarſch geſchlagen, die Tiſchgeſellſchaft nahm Abſchied, die Soldaten verſammelten ſich, ſtellten ſich — und nach einer Viertelſtunde war alles zum Thore hinaus.

Das Regiment legte noch drey Meilen zurück, und nahm mit dem Ende des Tags in einem kleinen Städtchen Quartier.

Den folgenden Tag ging es weiter und zu Mittage wurde hinter einem Dorfe ein Paar Stunden Ruhe gehalten, wo die Soldaten ſich auf eine Heyde lagerten, und ihr Mittagsbrot verzehrten, welches dießmahl in Commißbrote und einem Glaſe Schnaps beſtand.

Der Feldprediger blieb nicht lange ſitzen, ſondern ging umher, um ſich mit der Gegend bekannt zu machen. Da traf er einen Bauer an, der auf eine ganz neue Art Kartoffeln pflanzte. Sogleich lief er zum Regimente zurück und rief: He! Burſche, hier iſt ſchon etwas Merkwürdiges zu ſehen — eine neue Art Kartoffeln zu pflanzen.

Zehn ungefähr ließen ſich bewegen, dem Rufe zu folgen, die übrigen blieben in ihrer Ruhe. Und Glaskopf? der ſtellte ſich, als wenn er es gar nicht höre, obgleich der Feldprediger abſichtlich vor ihn trat, als er den Aufruf ergehen ließ.

Der Feldprediger ging nun mit ſeinen zehen Mann wieder zum Bauer zurück. „Guten Tag! lieber Freund!“ ſagte er, „was macht er denn da?“

B. Wie Sie ſehen, ſo pflanze ich Kartoffeln,

F. Ich habe ſchon viele Kartoffeln pflanzen ſehen, aber noch nie auf die Art, wie es hier geſchieht.

B. Das glaube ich wohl. Das iſt eine ganz nagelneue Erfindung. Sehen Sie, da lege ich ein Paar Körbe voll Kartoffeln nicht weit von einander. Haben ſie Sproſſen getrieben, etwa eine Spanne hoch, ſo grabe ich die Kartoffeln wieder aus, reiße die Sproſſen ab und verpflanze ſie, ſo weit von einander als man Kartoffeln zu legen pflegt. Dieſe Sproſſen kommen vortrefflich fort, und da alle fortgeſetzte Pflanzen beſſer gedeihen, als die, die auf dem Platze bleiben, wo ſie ausgeſäet wurden, ſo tragen dieſe Sprößlinge weit reichlicher, als die Knollen, die auf dem Boden liegen bleiben, wohin ſie gelegt werden.

F. Was wird denn nun aber aus den Kartoffeln, von denen die Sprößlinge abgeriſſen wurden?

B. Die gebe ich dem Viehe zu freſſen.

F. Ey das iſt ja eine herrliche Erfindung!

B. Das wollte ich meynen. Seit der Zeit, daß ſie bey uns eingeführt iſt, brauchen wir eigentlich gar keine Kartoffeln zur Ausſaat. Denn die wir in die Erde legten, benutzen wir ja für das Vieh, und gleichwohl halten wir weit reichlichere Kartoffelernten als ſonſt.

F. Da habe ich ja etwas ganz Neues gelernt. Ich danke für gute Belehrung, und wünſche, (in=

dem er ihm herzlich die Hand drückte) daß Er ſeine Kartoffeln bey guter Geſundheit und in Ruhe einernten und genießen möge. Lebe Er wohl!

Die herzliche Art, mit welcher der Feldprediger den Bauer behandelte, machte auf vier Soldaten einen ſolchen Eindruck, daß ſie dem Bauer auch mit einem Händedrucke dankten. Die übrigen aber gingen fort ohne etwas zu ſagen.

Ehe noch zum Abmarſche getrommelt wurde, ging der Feldprediger unter ſeinen Beichtkindern umher, und ſagte: „Lieben Freunde! In meiner Predigt ſagte ich euch, daß wir auf unſerer Reiſe viel Neues ſehen würden. Ich werde allenthalben, wohin wir kommen, Morgens und Mittags umher gehen, und unterſuchen, ob nichts Merkwürdiges zu ſehen iſt. Wer von euch mich auf dieſen Wanderungen begleiten will, der ſoll mir lieb ſeyn.“

Manche nickten ihm zu, manche ſagten es gilt ſchon. Die mehreſten aber nickten nicht und ſagten auch nichts. Unter dieſen war auch Glaskopf.

Der Feldprediger ſtellte ſich, als wenn er ihn nicht bemerkte, überlegte aber doch bey ſich ſelbſt, wie er ihm beykommen wolle.

Es wurde nun wieder aufgebrochen, und, wie gewöhnlich, des Abends Quartier gemacht. Dießmahl wurde das Regiment in verſchiedene Dörfer vertheilt. Kaum hatte der Feldprediger den ſolgenden Morgen ſein Frühſtück eingenommen: ſo trat er ſeine Wanderung an, und hatte die Freude, zu ſehen, daß zwölf Burſche ihn begleiteten. Sein Weg führte ihn auf den Gottesacker. „Dieß iſt das Plätzchen,“ ſagte er zu ſeinen Begleitern, „wo ich mich immer am liebſten aufhalte. Es fallen mir da immer ſo viele gute Gedanken ein. Wenn es bisweilen in der Welt zu krauſe hergeht, und ich vielen Verdruß habe: ſo ſpaziere ich auf den Gottesacker. Da iſt alles ſo ſtille, da liegen ſie ſo friedlich bey einander, die vielleicht in ihrem Leben einander alles Herzeleid anthaten. Hier, denke ich, wirſt du auch einmahl Ruhe finden. Sehet, lieben Freunde! hier iſt alles gleich: arm und reich, vornehm und gering: Alles modert hier. Könnten wir aber über das Grab hinſehen: ſo würden wir finden, daß doch nicht alles gleich ſey, und daß ein jeder empfange, nachdem er gehandelt hat, bey Leibes Leben, es ſey Gut oder Böſe.“

Er würde noch weiter geredet haben, wenn nicht die Trommel das Zeichen zum Aufbruch gegeben hätte. Auf dem Marſche ritt er zum Quartiermeiſter, und bat ihn, er möchte ihm doch die Gefälligkeit erzeigen, und ihn immer mit Glaskopfen in Ein Haus quartieren.

Dieſe Gefälligkeit, antwortete der Quartiermeiſter, kann ich Ihnen wohl erzeigen: was wolſen Sie aber bey dem Kerl thun? er iſt ein gemeiner Soldat, und bekommt ein ſchlechter Quartier, als ich Ihnen würde angewieſen haben.

Nun, ſagte der Feldprediger, es iſt ja mein Wille,

Als ſie in die nächſte Stadt kamen, wurde er wirklich zu Glaskopfen auf ein Zimmer, bey einem Böttcher ins Quartier gelegt, der ſeine beyden Gäſte liebreich aufnahm und ſie in ſeine Stube führte.

Guten Abend, lieber Herr Wirth! ſagte der Feldprediger, ich bedaure, daß wir Ihnen Unbequemlichkeit verurſachen müſſen.

W. Es iſt meine Schuldigkeit, daß ich Sie aufnehme, und wenn Sie mit dem, was mein Haus vermag, zufrieden ſind: ſo ſollen Sie mir willkommen ſeyn.

Unterdeſſen warf Glaskopf ſeinen Torniſter etwas unſanft in eine Ecke, und ſtellte ſeine Muskete daneben. Dann redete er den Wirth folgendermaßen an: Nun Wirth! Vor allen Dingen ſchaff ein Paar Kannen Bier bey! aber etwas geſchwinde, ich habe einen ſtarken Marſch gemacht, und habe eine durſtige Leber."

W. Was ſteht zu Ihrem Befehl? (ſich zu dem Feldprediger wendend.)

F. Ich bitte auch um ein Glas Bier.

Gl. Was wirds? Ich bin kein Freund vom Warten.

W. Hat Er nicht warten gelernt?

Gl. Nein.

W. Nun ſo muß Er es noch lernen.

Gl. Kerl! räſonnire nicht, und ſchaff Bier bey.

Der Wirth ging ab und kam bald wieder mit einem großen ſaubern Glaſe voll Bier, ging damit auf den Feldprediger los, nahm ſeine Mütze ab, und ſagte: „hier lieber Herr! iſt ein Glas Bier. Wenn Sie mehr verlangen: ſo ſteht es zu ihren Dienſten. Befehlen Sie ſonſt noch etwas?“

F. Ich habe daran genug.

Gl. Was wird's? Bringſt du mir nicht auch bald mein Bier?

W. Alles zu ſeiner Zeit. Du haſt ja ſelbſt geſagt, daß du das Warten nicht gelernt hätteſt! ſo muß ich es dich halt lehren. Wenn du dann einmahl wieder zu deinem Vater kommſt, ſo kannſt du es ihm ſagen: der Meiſter Klopfhammer war doch ein guter Mann, der hat mich das Warten gelehrt.

Mit dieſen Worten trat er ab.

Gl. Der Kerl iſt ein Flegel!

F. Glaskopf! wo hat Er ſeine Gedanken? Ein Flegel iſt ein Menſch der ſeinen Nebenmenſchen grob und ungeſtüm behandelt. Das hat unſer Wirth nicht gethan. Er hat uns liebreich und artig aufgenommen. Ein Pinſel iſt er aber auch nicht, der ſich von andern grob und ungeſtüm behandeln lieſſe, ſo wie Er gethan hat.

Nach einer Viertelſtunde trat der Wirth mit einem Kännchen Bier herein, ſtellte es vor Glaskopfen hin und ſagte: „Hier Patron! iſt dein Maaß Bier!“

Gl. Das iſt auch etwas Rechts! das bleibt in meinem hohlen Zahne hängen.

W. Dafür kann ich nichts. Wenn dieß für Deine durſtige Leber nicht genug iſt: ſo habe ich vor der Thür einen Brunnen, aus dem kannſt Du trinken ſo viel du willſt.

Gl. So darfſt Du einem Soldaten nicht kommen.

W. Und ſo darfſt Du einem Wirthe nicht kommen. Höre Patron! ich bin Soldat geweſen, als Du noch auf den Armen getragen wurdeſt: habe den ganzen ſiebenjährigen Krieg mit gemacht, und weiß, wie der Soldat ſeinem Wirthe begegnen muß. So grob habe ich keinen behandelt, als Du mich behandelt haſt. Kurz von der Sache zu kommen: es iſt uns vorgeſchrieben, jedem Manne ein Maß Bier zu geben. Dieß ſteht hier. Forderſt du nun, als Schuldigkeit, mehr von mir: ſo führe ich dich zum Brunnentroge. Gibſt du mir aber ein gut Wort und bitteſt mich noch um etwas Bier: ſo ſind mir ein Paar Kannen auch nicht an das Herz gewachſen!

Gl. Das war doch ein Wort! Lieber Herr Wirth; Er darf es ſo genau nicht nehmen. Ich meynte es ſo böſe nicht.

W. Und ich meynte es auch ſo böſe nicht.

Der Wirth entfernte ſich, um eine Abendmahlzeit zu bereiten; und der Feldprediger hatte nun Gelegenheit, ſich mit ſeinem Stubengeſellſchafter zu unterhalten.

Nun, lieber Glaskopf! ſagte er, wir ſind nun etliche Tage mit einander marſchirt. Was hat Er denn auf ſeinem Marſche bemerkt?

Gl. Bemerkt? Ich habe nicht viel zu bemerken gefunden. Vorgeſtern mußte ich ſauer Bier trinken, und geſtern wurde ich mit Klößen tractirt, in denen kein Speck war. Ich ſchob ſie anfänglich zurück, aber meine Kameraden verzehrten ſie; da biß ich halt mit ein, und ſchluckte ſie auch hinunter.

F. Ich wünſche daß ſie Ihm wohl mögen bekommen ſeyn. Aber daß Er ſie nicht gleich anfänglich zu ſich genommen hat, das hat mir nicht gefallen. Man kann auch ohne Speck gute Klöße machen, und ein junger Menſch muß alles Eßbare genießen und vertragen lernen. Vorzüglich ein Soldat, der in ſo vielerley Länder, in ſo vielerley Quartiere kommt, wo die Speiſen auf ſehr verſchiedene Art zubereitet werden, ja, der oft Tage lang hungern muß. Mein lieber Glaskopf! es wird die Zeit kommen, wo Er gern das Hemd vom Leibe drum gäbe, wenn er nur ein Paar Klöſe ohne Speck bekommen könnte.

Gl. Nun, da wird es ſich von ſelbſt geben.

F. Es gibt ſich nicht immer von ſelbſt. Man hat Beyſpiele daß junge Leute, die an einen guten Tiſch gewöhnt waren, krank wurden und ſtarben, wenn ſie ſich genöthigt ſahen ſchlechte Nahrungsmittel zu genießen. Dieß kann auch einmahl bey Ihm der Fall ſeyn. Denn wenn man ſich erkundigt, wer die Soldaten ſind, die auf dem Marſche liegen bleiben: ſo ſind es mehrentheils verzärtelte Mutterſöhnchen.

Gl. Nun, ein verzärteltes Mutterſöhnchen bin ich nicht. Ich habe keine Mutter mehr.

F. Es gibt auch verzärtelte Vaterſöhnchen, lieber Glaskopf! und zu dieſen ſcheint Er mir zu gehören. Es iſt mir von der Erziehung, die ihm Sein Vater gab, ſo etwas zu Ohren gekommen. Sag Er mir auf ſein gutes Gewiſſen, zu welcher Arbeit hat Ihn denn ſein Vater angehalten?

Gl. Sonſt zur Gerberey. Hernach aber ſprach er mich davon frey: weil ich die Näſſe nicht vertragen konnte.

F. Ach das ſind Flauſen! Ein ſo junger, geſunder, ſtarker Burſche muß alles vertragen können. Geſetzt aber, Er hätte wirklich die Näſſe nicht vertragen können, hielt ſein Vater Ihn denn nicht zu einer andern Arbeit an?

Gl. Das that er freylich nicht.

F. Nun, lieber Kriegskamerad, Er ſcheint mir doch nicht auf den Kopf gefallen zu ſeyn, ſieht Er denn das nicht ein, daß dieß Verzärtelung war? Jeder Menſch, er ſey wer er ſey, muß arbeiten, dazu hat ihm der liebe Gott Kräfte gegeben. Thut er dieß nicht: ſo wird er ein Faullenzer, ein Tagedieb. Und iſt es nicht wahr, Sein Vater gab Ihm einen guten Tiſch, ohne daß Er dafür etwas bezahlen durfte? gab Ihm Taſchengeld, daß Er zum Biere gehen und die Karte ſpielen konnte?

Gl. Das ſind geſchehene Dinge. Mir kommt es jetzt ſelbſt ſo vor, als wenn mir mein Vater zu viel durch die Finger geſehen hätte.

F. Das iſt gewiß geſchehen. Der liebe Gott hat es daher recht gut mit Ihm gemeynt, daß er Ihn der väterlichen Erziehung entzog, und Ihn ſelbſt in die Zucht nahm. Wie gut meynte es der Hauptmann Benetnaſch mit Ihm, daß er ihn zur Arbeit zu gewöhnen, und vom Kaffeetrinken abzubringen ſuchte! wie wohl befand Er ſich, da Er durch ſeinen Fleiß bey Meiſter Derb ſich ſo viel Geld verdiente, daß Er ſein eignes Brot eſſen konnte. Warum iſt Er denn nicht bey dieſem Meiſter geblieben?

Gl. Sie wiſſen ja ſchon alles. Sie werden alſo auch wohl wiſſen, daß mein Vater mich wieder von Meiſter Derb wegnahm.

F. Nun bedenke Er ſelbſt, was für ein Taugenichts Er würde geworden ſeyn, wenn Er länger bey ſeinem Vater geblieben wäre, und wie gut es Gott mit Ihm meynte, da er Ihn von ſeinem Vater entfernte. Sey Er nur gegen die Leitungen Gottes fein folgſam, höre nicht auf die Lockungen böſer Buben, ſondern auf den Rath verſtändiger Leute. —

Jetzt mußte der Feldprediger ſein Geſpräch abbrechen: weil der Wirth herein trat und anfing den Tiſch zu decken.

„Speiſen Sie,“ fragte er den Feldprediger, „mit dieſem Burſchen an Einem Tiſche?

„An Einem Tiſche, und aus Einer Schüſſel, erhielt er zur Antwort; „wir ſind Kriegskameraden.“ Der Wirth lächelte, und fing an aufzutragen: eine gute Bierſuppe, ein gebratenes Huhn und Butter und Käſe.

Da das Huhn zerlegt war, brachte er auch noch ein Fläſchchen Wein und ſagte: hier iſt auch noch etwas für den Herrn Feldprediger.

Dieſer verſuchte den Wein, und fand ihn außerordentlich gut. „Ey! ey,“ ſagte er, „Herr Wirth! das iſt ja etwas extragutes. Wie kommt Er denn zu dieſem vortrefflichen Weine?“

„Ich habe,“ antwortete der Wirth, „den Weinkeller des Herrn von Siegel unter der Aufſicht. Wenn ich nun ein Fäſchen Wein abgezogen habe: ſo gibt er mir immer eine Bouteille mit. Dieſe hebe ich denn auf, bis ich einen Gaſt habe, der ſo echt iſt wie dieſer Wein.

F. Ich danke für die gute Meinung, die Er von mir hat, aber wenn Er will, daß mir der Wein recht gut ſchmecken ſoll: ſo muß Er mir noch ein Paar Gläſer bringen.

Er ſtellte ſie ſogleich auf den Tiſch.

Der Feldprediger ſchenkte dann ein Glas nach dem andern, bald für ſich, bald für den Wirth ein, am Ende gab er auch Glaskopfen eins, und ſagte: „hier Kriegskamerad!“

Der Wirth wurde nun guter Dinge und unterhielt die Geſellſchaft mit Erzählung der Abenteuer, die er im ſiebenjährigen Kriege beſtanden hatte. „Ich habe,“ ſagte er unter andern, „manchen Feind zu Boden geſtreckt, und mache mir deßwegen keine Vorwürfe. Es war ja halt meine Schuldigkeit; und wenn ich ſie nicht niedergeſtreckt hätte, ſo hätten ſie mir das Lebenslicht ausgeblaſen.

Manches Böſe hab ich aber auch verhindert, worüber ich mich noch freue.

So bemerkte ich einmahl eine franzöſiſche Patrouille, die auf das Wäldchen los kam, in welchem ich mich mit 50 Kameraden verſteckt hatte. Wir ließen die Patrouille in das Wäldchen einrücken, dann verſperrten wir ihr den Rückweg, und erhoben ein ſchreckliches Geſchrey. Da ſich die Feinde übermannt ſahen: ſo baten ſie um Pardon und ſtreckten das Gewehr. — „Nichts Pardon!“ ſchrieen einige von meinen Kameraden, gaben auf die Unglücklichen Feuer und ſtreckten wirklich zwey von ihnen zu Boden. — Da ſprang ich dazwiſchen. „Iſt das auch Kriegsmanier,“ rief ich, „den Feind, der um Pardon bittet, nieder zu ſchießen? ſeyd ihr denn Mörder? Straßenräuber? den erſten, der noch einen Schuß thut, den verklage ich bey dem Oberſten, da ſoll es ihm theuer zu ſtehen kommen. Dieß ſchlug durch. Die Franzoſen wurden gefangen genommen, und ich hatte die Freude, acht Menſchen das Leben zu retten.“

„Das war brav,“ ſagte der Feldprediger: „ſo handelt der rechtſchaffne Soldat. Und jene, die auf wehrloſe Menſchen Feuer gaben, waren vermuthlich feige Memmen?“

W. Das waren ſie wirklich. Als wir die folgende Woche mit einem ſtärkern Trupp Fran=

zoſen handgemein wurden: ſo waren ſie die erſten, die davon liefen.

F. Das konnte ich leicht denken. Die feigſten Memmen, die das Haſenpanier ergreifen, ſobald ſie einen gewaffneten Feind ſehen, haben die größten Mäuler, wenn ſie einen wehrloſen Feind, oder einen unbewaffneten Bürger oder Bauer vor ſich haben.

W. Darin haben Sie ganz recht. (mit einem Seitenblick auf Glaskopf.)

„Lieber Herr Wirth!“ ſagte dieſer, „darf ich mir noch ein Gläschen Bier ausbitten?“

„Es ſteht zu Dienſten,“ gab der Wirth zur Antwort, ſtand auf und kam bald mit einem Maße Bier zurück, das er freundlich vor Glaskopfen hinſtellte.

Schreckliche Folgen der Unmäßigkeit.

Der Wirth ſetzte ſich und wollte in ſeiner Erzählung fortfahren, als ein Schuß in der Nachbarſchaft geſchah, und ein großes Jammergeſchrey auf der Straße ertönte.

Sogleich ſprangen Wirth und Feldprediger auf und ſtürzten zur Thür hinaus, um Hülfe zu leiſten. Glaskopf aber ſuchte vor allen Dingen ſein

Mäßchen Bier zu retten, trank es aus, nahm ſeine Muskete, und ging dann bedachtſam nach.

Ehe er zur Stubenthür hinaus kam, waren jene ſchon in der Stube des Nachbars, und fanden da einen betrunkenen Soldaten, der ſo eben ſeinen Wirth erſchoſſen hatte, die Frau deſſelben bey den Haaren herum zog, und ſie zu ermorden drohte.

Sogleich hatte ihn des Feldpredigers Wirth bey der Gurgel, warf ihn zu Boden und trat ihn mit Füßen.

„Halt! Herr Wirth!“ rief der Feldprediger, „ein braver Soldat muß auch ſeines Zorns Meiſter ſeyn. Das Mißhandeln dieſes Böſewichts kann Ihm großen Verdruß zuziehen.“

„Sie haben Recht,“ antwortete der Wirth. „Und nun,“ fuhr der Feldprediger fort, „bewache Er den Schurken, und (da eben Glaskopf hereintrat,) Glaskopf hilft Wache halten. Ich will indeß zum Oberſten laufen, und die Sache anzeigen. Wer holt einen Wundarzt? vielleicht iſt dieſer arme Mann noch zu retten.“ — „Ich will laufen, ſagte der Sohn des Erſchoſſenen.“

Bald kam der Feldprediger mit vier Mann Wache zurück. Der Mörder, der ſo trunken war, daß er taumelte, wurde abgeführt. Der Wundarzt trat auch herein, unterſuchte die Wunde des Erſchoſſenen, erklärte aber ſogleich, daß hier keine Hülfe möglich wäre, indem der Schuß gerade durch das Herz gegangen ſey, und der Unglückliche wirklich ſchon verſchieden wäre.

Das Jammergeſchrey, das bey dieſer Erklärung, ſowohl von der Familie des Entleibten, als auch von den herbeyſtrömenden Nachbaren erhoben wurde, läßt ſich nicht beſchreiben. Einige Mahl verſuchte es der Feldprediger, etwas zur Beruhigung der Familie zu ſagen; aber ſie war ſo außer ſich, daß ſie auf keine Vorſtellungen hörte: ſo daß der Feldprediger, ohne ſeinen Zweck erreichen zu können, abziehen mußte. Sein Wirth und Glaskopf folgten ihm.

Nachdem noch eine Stunde lang über dieſes Verbrechen war geſprochen, und manches zu Glaskopfs Belehrung geſagt worden, bat der Feldprediger den Wirth, ihm zu erlauben, daß er ſich zur Ruhe begeben dürfe. Er wollte ſich zu Glaskopf auf die Streu legen, der Wirth ließ es aber ſchlechterdings nicht zu, und nöthigte ihn, von einem Bette Beſitz zu nehmen, das für ihn war bereitet worden.

Kaum hatte der Feldprediger den folgenden Tag ſein Frühſtück genoſſen, ſo ging er, von Glaskopf begleitet, zu dem Mörder. Er fand ihn ganz troſtlos die Hände ringen. „Ey, ey, Zwiebel!“ ſagte er: „in welchem Zuſtand treffe ich ihn!“

Zw. Ach lieber Herr Feldprediger, das Unglück!

F. Freylich ein Unglück für die arme Familie, deren Verſorger Er gemordet hat.

Zw. Ach! ach! ich unglücklicher Menſch! was wird mein alter Vater ſagen, wenn er hört, daß ſein Wilhelm ein Mörder iſt!

F. Sag Er mir aber nur, wie es möglich iſt, daß Er dieſe ſchreckliche That hat verüben können!

Zw. Der Teufel muß mirs eingegeben haben.

F. Nun das Schickſal hat der Teufel immer, daß er ſich die Schuld von Verbrechen böſer Menſchen muß aufbürden laſſen. Mir darf Er aber ſo etwas nicht ſagen. Nimmermehr werde ich es glauben, daß der barmherzige Gott dem Teufel ſolche Macht zugeſtehen ſollte, daß er die Menſchen zu Verbrechen verleiten könne. Betäube Er ſich nicht ſelbſt mit ſolchen kahlen Entſchuldigungen. Damit wird Er weder vor Gott noch vor Menſchen durchkommen. Sage Er gerade heraus, was hat Ihn bewogen, Seinen Wirth zu ermorden?

Zw. Ich forderte von ihm ein Nöſel Brantwein. Das wollte er mir nicht geben, darüber kam es zum Wortwechſel, ich gerieth in die Hitze, und — das Uebrige wiſſen Sie ja ſchon.

F. Noch ein Nöſel Brantwein forderte Er? Er hatte ja bereits ſo viel getrunken, daß Er taumelte.

Zw. Das war eben mein Unglück. Wäre ich meiner fünf Sinne mächtig geweſen, nimmermehr hätte ich ſo etwas gethan.

F. Iſt Er denn gar nicht vor der Trunkenheit gewarnt worden?

Zw. Mehr als zu viel. Beſonders hat mir mein voriger Beichtvater gar oft deßwegen den Kopf gewaſchen, Aber, lieber Herr Feldprediger! an einem Brantweinsſaufer iſt Hopfen und Malz verloren. Alles kann der Menſch laſſen, nur den Brantwein nicht, wenn er ſich einmahl daran gewöhnt hat.

F. Wie iſt Er denn aber dazu gekommen, daß Er ſich an dieß ſchändliche Laſter gewöhnte?

Zw. Das weiß ich ſelbſt nicht, wie ich dazu gekommen bin. Erſt fing ich an des Morgens ein Schnäpschen zu trinken, in der Folge auch nach Tiſche. Aus einem Gläschen wurden zwey, aus zweyen drey, und wenn ich einmahl drey getrunken hatte, ſo konnte ich des Trinkens kein Ende finden. Vielmahls trank ich ſo lange, bis ich vom Stuhle fiel.

F. Aber ſieht Er denn nicht ein —

Zw. Bemühen Sie ſich nur nicht Herr Feldprediger! Ich weiß alles ſchon. Ich weiß daß ein Brantweinſäufer weit ſchlimmer iſt, als ein unvernünftiges Vieh. Was hilft mir aber das Wiſſen? Ich kann den Brantwein doch nicht laſſen.

„Eine Kugel vor den Kopf" — hier fing er wieder kläglich an zu heulen, und ehe der Feldprediger noch etwas darauf ſagen konnte, wurde er durch ein Paar Mann Wache abgeholt, und in das Verhör geführt.

Der Feldprediger ging alſo mit ſeinem Stubenkameraden ab. Auf dem Wege fragte er dieſen: „nun Glaskopf! Hat Er heute auch nichts bemerkt?"

Gl. Mehr als zu viel.

F. Was denn?

Gl. Von dem Brantweinsſaufen, daß es eine häßliche Gewohnheit iſt.

F. Nehme Er es nur fein zu Herzen und hüte ſich davor. Es iſt aber das Brantweinſaufen nicht die einzige häßliche Gewohnheit. Es giebt deren noch mehrere, z. E. das unmäßige Biertrinken, das Stehlen, das Lügen und dergleichen mehr. Angewöhnen kann man ſich ſo etwas Häßliches leicht, aber das Abgewöhnen iſt äußerſt ſchwer. Das Vernünftigſte was man thun kann, iſt alſo dieß — daß man ſich nichts Böſes angewöhne.

Das Verhör des Mörders, dauerte wohl zwey Stunden. Nach Beendigung desſelben wurde aufgebrochen, und Zwiebel an Händen und Füßen geſchloſſen mitgeführt.

Am Abend bekam der Feldprediger nebſt Glaskopfen, ſein Quartier bey einem Gerber, der ſie beyde, zwar mit einem etwas finſtern Geſichte, aber doch liebreich aufnahm.

Glaskopf, als er ſah, daß der Feldprediger wieder ſein Stubenkamerad wurde, machte auch ein finſteres Geſicht.

„Das trifft ſich doch artig;“ ſagte der Feldprediger, „daß wir hier wieder zuſammen kommen.“

Gl. Ja wohl trifft es ſich artig. Mir kommt es vor, als wenn der Herr Feldprediger mein Hofmeiſter werden wollte. Ich bin aber ſchon zu alt und brauche keinen Hofmeiſter mehr.

F. Aber doch einen Rathgeber? Ich dächte es wäre Ihm lieb, wenn Er, bey ſeiner erſten Ausflucht in die Welt einen Freund zur Seite hätte, der Ihm mit Rath und That an die Hand ginge.

Gl. Herr Wirth! ſey Er doch ſo gut, und gebe Er mir ein Maß Bier.

Indem der Wirth abging um es zu holen, fuhr der Feldprediger fort: „nun Glaskopf! heute ſpricht Er doch aus einem ganz andern Tone. Iſt es denn nun nicht beſſer, wenn Er ſich zur Höflichkeit gewöhnt, als wenn Er fortfährt, ſo grob und ungeſchliffen zu ſeyn, wie Er geſtern war?"

Gl. Ich weiß ſelbſt nicht, wo ich geſtern meine Gedanken hatte.

F. Glaubt Er denn, daß ich für die guten Lehren, die ich Ihm gebe, bezahlt werde? Sieht Er denn nicht ein, daß ich dieß aus redlichem Herzen thue? Es gehen gar viele Leute in die Fremde, die, wann ſie zurück kommen ſo klug ſind, als ſie vorher waren. Von dieſen pflegt man zu ſagen:

Es flog eine Gans über den Rhein,
Und kam ein Gikgak wieder heim.

Woher kommt es, daß dieſe als Gikgake zurückkehren? Daher, weil ſie auf nichts Achtung geben, und nichts bemerken. Ich möchte nicht gerne, daß Er als Gikgak zurück käme, und rathe Ihm daher, daß Er mich begleite, wenn ich ausgehe, um mich in der Gegend umzuſehen. Dießmahl brauchen wir nicht weit zu gehen. Unſer Wirth iſt, wie Er, ein Gerber. Wenn wir das Geſpräch auf die Gerberey lenken: ſo wird Er manches von ihm lernen können.

Gl. Wozu das? ich werde doch in meinem Leben kein Gerber. Denn erſtlich habe ich keine Luſt dazu, und wenn ich ſie hätte, was würde es mir helfen? Als Soldat kann ich die Gerberey doch nicht treiben.

F. Er wird nicht ewig Soldat bleiben, und was die Gerberey betrifft, ſo kann Er nicht wiſſen, wozu ſie ihm einmahl nützen kann.

So wurde noch hin und her geſprochen, und Glaskopf am Ende dahin gebracht, daß er dem Feldprediger wirklich verſprach, daß er künftig auf alles Achtung geben wolle.

Hierauf holte der Feldprediger ein Taſchenbuch heraus, in welches er alles eingetragen hatte, was von ihm, ſeit dem Ausmarſche, war bemerkt worden. Er las es Glaskopfen vor, und dieſer erſtaunte, daß man, auf einem ſo kurzen Wege, ſo vieles bemerken könne.

„Wenn ich nun einmahl wieder nach Hauſe komme,“ fuhr der Feldprediger fort: „ſo habe ich ein beſtändiges Andenken an meine Reiſe, ich kann davon erzählen, und einmahl meine Familie in langen Winterabenden unterhalten.“

Gl. Ey der tauſend! das iſt doch wirklich hübſch. Wenn ich Papier hätte, ſo machte ich mir wohl auch ſo ein Büchelchen.

F. Iſt dieß Sein Ernſt?

Gl. Mein völliger Ernſt.

F. Hier lieber Freund! iſt ſo ein Taſchenbuch. Ich mache Ihm ein Geſchenk damit.

Gl. Ah! ich danke, ich danke. Sie ſind doch wirklich ein guter Mann.

Jetzt deckte der Wirth den Tiſch, und trug einen weſtphäliſchen Schinken und einen Pumpernickel auf.

Glaskopf machte groſe Augen, als er das Brot ſah, das ſo ſchwarz wie Kohle war.

Der Feldprediger aber ſagte: ah! das iſt ja Pumpernickel! bey uns wird er auf die Tafeln der Vornehmen als eine Delicateſſe geſetzt. Der Wirth wurde darauf genöthigt, ſich mit zu Tiſche zu ſetzen, und der Feldprediger lenkte, da die Mahlzeit zu Ende ging, das Geſpräch auf die Gerberey.

Sogleich wurde der Wirth, der bisher ſehr wenig geſprochen hatte, beredt, und ſagte — „Ja die Gerberey iſt eine herrliche Sache. Mich hat es noch nie gereuet, daß ich ſie erlernet habe. Sie hat mir zu einem reichlichen Stück Brot geholfen, Als ein armer Schelm habe ich angefangen, jetzt — doch ich will nicht prahlen — aber ich habe doch mein gutes Auskommen, und habe dabey die Freude, daß ich meinen Nebenmenſchen nütze. Denn dabey bleibe ich, der Gerber iſt einer der nützlichſten Männer in der Stadt. Freylich giebt es auch Gerber, die auf keinen grünen Zweig kommen. Sie ſind aber gemeiniglich ſelbſt Schuld daran. Sie arbeiten immer fort, wie ſie es vom Vater und

Großvater geſehen haben, ohne zu überlegen, ob ſie es nicht beſſer machen können. Ich habe auf meiner Wanderſchaft aber auf alle Kunſtgriffe und Vortheile genau Achtung gegeben, die manche Meiſter bey ihren Arbeiten hatten, und habe dabey viel gelernt: beſonders in Maſtricht. Aber ich kann Sie auch, ohne daß ich mich rühmen will, verſichern, daß mein Leder eben ſo, wie das Maſtrichter geſucht und bezahlt wird.“

Nun erzählte er, ohne Zurückhaltung, alle die Vortheile, deren er ſich bey Zubereitung der Felle zu bedienen pflegte.

Glaskopf paßte ſehr auf, und da die Mahlzeit geendigt war, und der Wirth ſich entfernt hatte, drückte er den Feldprediger die Hand, und ſagte: ich danke für den guten Rath, den Sie mir gegeben haben. Heute habe ich viel gelernt. Nun trug er ſeine Bemerkungen, mit Hülfe des Feldpredigers, in ſein Taſchenbuch ein, und beyde verfügten ſich dann zur Ruhe.

Während am andern Morgen Glaskopf und der Feldprediger ihr Frühſtück verzehrten, wurde der unglückliche Zwiebel wieder in das Verhör geführt, der Advocat, der ihm zu ſeiner Vertheidigung war gegeben worden, ſuchte ſeinen Mord damit zu entſchuldigen, daß er in der Trunkenheit, alſo in einem Zuſtande wäre begangen worden, in welchem der Mörder ſeine Vernunft nicht brauchen konnte. Der Richter gab aber zur Antwort: „wäre Zwiebel, ſich zu betrinken, verführt worden, oder hätte er ſich aus Unbeſonnenheit einmahl einen Rauſch getrunken: ſo könnte ich auf dieſe Entſchuldigung Rückſicht nehmen. Aber er iſt ein Trunkenbold, er betrinkt ſich vorſätzlich. Wenn vorſätzliche Trunkenheit entſchuldigen ſollte: ſo wäre ja allen Schandthaten Thür und Thor geöffnet, und jeder Böſewicht, wenn er ein Verbrechen begehen wollte, könnte ſich betrinken, und ſich hernach damit entſchuldigen, daß es in der Trunkenheit geſchehen wäre. Ich erkenne daher für Recht, daß Peter Zwiebel, weil er ſeinen Wirth erſchoſſen hat, wieder erſchoſſen werde."

Hierauf wurden von allen Beyſitzern des Kriegsgerichts die Stimmen geſammelt, und alle ſtimmten dieſem Urtheile bey.

Peter Zwiebel wurde darauf vorgeführt, und ihm das Todesurtheil vorgeleſen, bey deſſen Anhörung er beynah ohnmächtig wurde.

Zehn Uhr wurde abmarſchirt, und der Delinquent geſchloſſen abgeführt.

Da man nach einer Stunde auf einer Heide ankam, wurde Halt gemacht, der Delinquent von ſeinem Karren genommen, und nachdem er gebeichtet und das heilige Abendmahl empfangen hatte, wurden ihm die Augen verbunden, und die Execution ging vor ſich.

Sobald er gefallen war, trat der Herr Feldprediger auf, und hielt eine Rede an die verſammelten Soldaten mit folgenden Worten:

„Da liegt euer Kriegskamerad in ſeinem Blute, und hat die Strafe empfangen, die er als Mörder verdient hat. Wer iſt unter euch ſo fühllos, daß er ſich nicht bey dieſem Anblick entſetzte? Wem ſchaudert nicht die Haut, wenn er bedenkt, daß ihn über lang oder kurz ein gleiches Schickſal treffen könne? Und gleichwohl iſt keiner von euch dafür ſicher, wenn er nicht ſtets über ſich und ſeine Handlungen wacht. Zwiebel war kein Böſewicht. Der Mord, den er beging, war nicht vorſätzlich. Er hat ihn in der Trunkenheit begangen, und ſein Verbrechen verabſcheuet, und herzlich bereuet, ſobald er wieder nüchtern war. Wer alſo den Mord verabſcheuet, der hüte ſich vor der Trunkenheit. Der Betrunkene iſt vernunftlos, er kann nicht vernünftig handeln, weil ſeine Vernunft durch das ſtarke Getränk betäubt iſt. Er iſt alſo zu allen Schandthaten fähig.

Woher kommt es aber, daß Menſchen ſo unvernünftig handeln, und ſich betrinken können? Daher, weil ſie ſich die Unmäßigkeit angewöhnt haben. Es hüte ſich alſo jeder vor der erſten Ausſchweifung im Trunke, welches ihm leicht ſeyn wird. Iſt es ihm einmahl zur Gewohnheit geworden, ſich zu betrinken: ſo wird es ihm ſchwer, vielleicht unmöglich werden, dieſe Gewohnheit abzulegen. Dieß ſehen wir an Zwiebels Beyſpiele, der dort in ſeinem Blute liegt. Er hat mich ſelbſt verſichert, daß ein Betrunkener unvernünftiger ſey als ein Vieh, es ſey aber die Gewohnheit, ſich zu betrinken, ſo tief bey ihm eingewurzelt, daß es ihm ſchlechterdings nicht möglich ſey, ſie abzulegen.

Glaubt aber ja nicht: daß die Trunkenheit die einzige Gewohnheit ſey, die zum Morde verleite. Jede böſe Gewohnheit kann über lang oder kurz den Menſchen zu Begehung dieſes Verbrechens bringen.

Die Spielſucht z. B. — wie oft hat ſie die beſten Freunde entzweyt, und zu Mord und Todtſchlag Veranlaſſung gegeben!

Die Dieberey, iſt ſie nicht auch der Weg zum Morde? Nicht jeder Dieb iſt ſo tief geſunken, daß er ausginge um zu morden. Die mehreſten betreten dieſen ſchändlichen Weg nur in der Abſicht, um ſich des Vermögens ihrer Mitmenſchen zu bemächtigen. Wenn ſie aber auf der That ergriffen werden, und nun kein Mittel ſehen, der Schande und der verdienten Strafe zu entrinnen, als den Mord derer, von welchen ſie ergriffen wurden: dann ergreiſt ſie die Mordſucht, und ſie begehen ein Verbrechen, deſſen ſie ſich kurz zuvor für unfähig gehalten haben würden.

Mord! Mord! iſt ſo etwas Schreckliches, daß gewiß jeder Menſch dagegen einen Aſcheu hat; aber wer Ohren hat zu hören, der höre! — jede böſe Gewohnheit kann am Ende den Menſchen ſo weit bringen, daß er dieß unnatürliche Verbrechen begehet. Wer ſich alſo gegen die Gefahr, ein Mörder zu werden, ſichern will, der hüte ſich vor dem erſten Schritte auf den Weg des Laſters!

Des Laſters Bahn iſt anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen;
Allein ſein Fortgang wird Gefahr:
Sein Ende Nacht und Grauen.

Es wurde darauf ein Bote an die Obrigkeit des nächſten Ortes geſchickt, und ſie erſucht, daß ſie den Leichnam des Mörders auf dem Platze, wo er war erſchoſſen worden, möchte einſcharren laſſen, und dann wurde weiter marſchirt.

Glaskopf bewundert die Reinlichkeit der Holländer.

Das Regiment kam nun auf holländiſchen Grund und Boden, und das Nachtquartier wurde ihm in einem holländiſchen Dorfe angewieſen.

Nach der getroffenen Verabredung wurden der Feldprediger und Glaskopf wieder in Ein Haus gewieſen. Als ſie in das Haus eintreten wollten kam ihnen der Wirth entgegen und präſentirte jedem ein Paar Pantoffeln. Glaskopf nahm die Seinigen an die Hand, und wollte damit zur Thür hinein gehen; der Wirth hielt ihn aber zurück, und ſagte ihm mit Mienen, er ſolle erſt die Pantoffeln anziehen.

„So laſt mich doch erſt in die Stube,“ ſagte Glaskopf: „daß ich erſt die Schuhe ausziehen kann. Ihr ſeht ja daß ich Schuhe anhabe.“

Der Herr Feldprediger öffnete ihm aber das Verſtändniß und ſagte: „die Pantoffeln müſſen über die Schuhe angezogen werden. Zugleich ſagte er ihm auch, daß er ſich ja fein zuſammen nehmen ſolle, damit er nichts beſchmutze! weil die Holländer außerordentlich auf Reinlichkeit hielten.

Bey ſeinem Eintritte in das Zimmer war Glaskopf ganz erſtaunt, über die Reinlichkeit, die allenthalben ſichtbar war. Die Stühle, die Fenſterrahmen, die Thür, die Wände waren wie polirt; der Boden war mit einer aus Binſen geflochtenen Decke, und der Tiſch mit einem ſchneeweißen Tuche bedeckt. Auch waren bereits porcellanene

Teller aufgeſetzt, und zwey porcellanene Gefäße, die einen weiten Bauch, einen engen Hals und oben einen breiten Rand hatten, ſtanden auf dem Tiſche.

Glaskopf legte ſeinen Torniſter in eine Ecke und ſtellte die Muskete daneben, ging ein paarmahl in der Stube auf und ab, und da er Durſt empfand, an dem es ihm nie zu fehlen pflegte: ſo ergriff er eins von den porcellanenen Gefäßen, und ſetzte es, in der Meynung, daß es mit Wein oder Bier gefüllt ſey, an den Mund, um es auszuleeren.

Da das Gefäß aber gar nicht zum Trinken beſtimmt war: ſo lief ihm die Brühe theils an der Weſte herunter, theils auf den Stuhl, und das Wenige, was ihm in den Mund gekommen war, hatte einen ſo widerlichen Geſchmack, daß er es unwillig in die Stube ſpuckte.

Zum Unglück trat eben die Wirthin herein, als er mit Ausleerung des Gefäßes beſchäftigt war, und gerieth über die Verunreinigung ihres Stuhls und Fußbodens in den heftigſten Zorn. „Duytcher“ ſagte ſie, „was voor een disorder maakt je hier? denk je dat myn Kamer een Varkenstal is? Zie hoe dat je deese Stoel en deese Tapyten beveilt hebt.“ Das ſollte auf gut Deutſch heißen: „Deutſcher, was für eine Unordnung macht ihr hier? Denkt ihr, daß mein

Zimmer ein Schweineſtall iſt? Seht wie ihr dieſen Stuhl und dieſe Tapeten verunreinigt habt.“

Glaskopf verſtand kein Wort davon, und ſagte zum Feldprediger: „der Henker mag das kauderwelſche Zeug verſtehen, das die Frau ſpricht.“

Der Herr Feldprediger machte ihm aber ein finſteres Geſicht, und ſagte: er habe einen ſehr albernen Streich gemacht. Das Gefäß, das er hätte ausleeren wollen, ſey kein Trinkgefäß, ſondern ein Spucknäpfchen, welches die Holländer immer auf den Tiſch zu ſetzen, und hinein zu ſpucken pflegten; es habe alſo weder Wein, noch Bier, ſondern Waſſer, Speichel und Schleim enthalten. Darauf ging er zur Wirthin, klopfte ſie auf die Schulter, und gab ihr durch Gebehrden zu verſtehen, daß er den Verdruß, der ihr zugefügt worden, ſehr bedauere.

Da wurde ſie etwas freundlicher, holte ein Tuch, und rieb mit der größten Sorgfalt die Flecken ab, die Glaskopf auf ihren Stuhl und ihre Fußdecke gemacht hatte.

Das Eſſen wurde nun aufgetragen, und ohne viele mündliche Unterhaltung verzehrt: weil beyde Gäſte ſehr verſtimmt waren; der Feldprediger, wegen des albernen Streichs, den Glaskopf gemacht, und dieſer, wegen des Labetranks den er zu ſich genommen hatte.

Nach Tiſche gähnte Glaskopf, und wartete ſehnlich auf die Streue. Es wurde aber keine gemacht. Als die Zeit zum Schlafengehen kam, trat der Wirth herein, ſchloß eine Wandthür auf, und zeigte zwey reinliche Betten, die hinter derſelben für die Gäſte bereitet waren. Sie machten, ohne viele Complimente, Gebrauch davon.

Den folgenden Morgen ging der Feldprediger in Glaskopfs und einiger andern Soldaten Begleitung aus, um ſich umzuſehen. Als ſie in den Hof ihres Wirths kamen, war eine Magd damit beſchäftigt, das Pflaſter abzuwaſchen und abzubürſten. Sie gingen nach dem Kuhſtalle, und was da Glaskopfs Aufmerkſamkeit zuerſt auf ſich zog, war eine Miſtgabel, die vor dem Stalle ſtand. Er nahm ſie voll Verwunderung in die Hand, und ſagte: „ey, Leute, ſo eine Miſtgabel iſt mir noch nicht vorgekommen. Seht nur, Stiel und Zinken ſind wie polirt. Meiner Treue! meines Vaters Vorleggabel war nicht reinlicher.

Jetzt öffnete der Wirth die Stallthür, und die Geſellſchaft wunderte ſich nicht wenig über den Anblick den ſie hatte. Statt daß man bey dem Eintritte in die Kuhſtälle der Deutſchen die Schwänze der Kühe zunächſt vor Augen hat: ſo ſah man ihnen hier ins Geſicht; und ſtatt daß man dort keinen Tritt thun kann, ohne die Schuhe zu verunreinigen; ſo war hier alles ſo reinlich, wie in einer Stube. Eine Magd beſchäftigte ſich damit die Kühe mit einem Lappen abzureiben und zu bürſten, und ihnen die Hörner zu waſchen.

„Nun,“ fragte der Feldprediger, „wie gefällt es euch hier?“ „Vortrefflich“ ſagte einer der Soldaten. „Eine ſolche Reinlichkeit habe ich in meinem Leben nicht geſehen. Ich bin zu Hauſe in mancher Bauernſtube geweſen, die nicht ſo ſauber war wie dieſer Kuhſtall.“

„Und wie reinlich die Kühe ſind!“ ſagte Glaskopf; „da findet man doch an keiner auch nur ein Quentchen ſchwer Miſt. Mein Vater bekam oft Felle, an denen der Schmutz ſo ſchwer wog, als die Felle ſelbſt.“

„Das iſt nicht viel Ehre für die Deutſchen,“ antwortete der Feldprediger. „Indeſſen darf man die Deutſchen nicht alle der Unreinlichkeit beſchuldigen. Ich bin bey manchem deutſchen Landwirthe geweſen, in deſſen Wohnung und Ställen es ebenfalls ſehr reinlich war, und der es ſich zur größten Schande angerechnet haben würde, wenn eine Kuh den geringſten Unrath an ſich gehabt hätte.

Ihr, lieben Freunde, merkt es Euch fein, was die Reinlichkeit für eine herrliche Sache ſey. Uebertreiben ſie die Holländer gleich in vielen Stücken, ſo kann man doch gewiß auch vieles von ihnen ler nen. Wenn ihr einmahl eure eigne Wirthſchaft anfangt; ſo erzählt euern Weibern fein oft von dieſem Kuhſtalle, und von der Reinlichkeit, die ihr in den holländiſchen Zimmern gefunden habt; damit ſie ſich gewöhnen, die Spinnengewebe wegzuſchaffen, den Staub von den Geſimſen zu kehren, die Thüren fein abzuwaſchen, hübſch ordentlich die Stube, das Haus und die Küche aufzuräumen, und ihre Tiſchgeſchirre wenigſtens ſo reinlich zu halten, wie die Holländer ihre Miſtgabeln.

Und bemerkt ihr nicht die Ordnung, die allenthalben herrſcht? ſeht ihr da einen Holzſpan, einen Beſen, einen Stein oder einen Knochen liegen? jedem Dinge, auch dem geringſten iſt ſein Platz angewieſen. Hier ſteht die Miſtgabel, da der Beſen, in dieſer Ecke ſtehen andere Inſtrumente, die man bey uns nicht kennt. Lacht euch ein ſolcher Hof nicht entgegen? Ich will wünſchen, daß es künftig in euern Stuben eben ſo ordentlich ausſehen möge, als in dieſem Hofe. Wißt ihr denn wann ihr euch zur Ordnung gewöhnen müßt? jetzt, da ihr noch jung ſeyd. Wer ſich erſt viele Jahre hindurch an die Unordnung gewöhnt hat, der wird in ſeinem Leben nicht ordentlich. Sich zur Ordnung zu gewöhnen, iſt auch bey weitem ſo ſchwer nicht, als mancher glauben möchte.

Die zwey Hauptregeln, die man bey der Gewöhnung zur Ordnung befolgen muß, ſind dieſe: gib jeder Sache ihren beſtimmten Ort, und ſtelle und lege alles, was du gebraucht haſt, wieder an ſeinen Ort. Iſt denn dieß etwa ſo ſchwer? Koſtet es denn der Holländiſchen Magd etwa mehr Mühe, die Miſtgabel hier und den Beſen dorthin zu ſtellen, als es koſtet, ſie auf dem Hofe liegen zu laſſen?"

Während ſie in dieſem Geſpräche begriffen waren, kam der Kriegscommiſſarius, und zeigte dem Feldprediger einen Wechſel über 12000 Gulden, den ihm ein gewiſſer van der Hoot für das Regiment zahlen ſolle, der in dieſem Orte wohnte, und alſo wahrſcheinlich ein Bauer wäre. „Es muß ein Irrthum ſeyn," ſagte er, „wie kommen ein Bauer und 12000 Gulden zuſammen?"

„Beurtheilen Sie," ſagte der Feldprediger, „die Holländiſchen Bauern nicht nach unſern Landsleuten." Er zeigte darauf den Wechſel ſeinem Wirthe und fragte ihn: wo dieſer Mann wohne? Er zeigte ihm deſſen Haus, das zunächſt an dem ſeinigen ſtand. Der Kriegscommiſſarius ging alſo zu dem Herrn van der Hoot, und der Feldprediger nebſt ſeiner Geſellſchaft begleitete ihn.

Van der Hoot empfing die Geſellſchaft in der Hausthür, der Kriegscommiſſarius zeigte ihm den Wechſel, und er wurde ſehr ängſtlich. Der

Kriegscommiſſarius bemerkte es, und ſagte zum Feldprediger: ſehen Sie, wie verlegen er iſt? Ich werde wohl leer abziehen müſſen. Eigentlich war er aber nicht des Wechſels wegen verlegen, ſondern weil er für die groſe Geſellſchaft, die vor ſeinem Hauſe ſtand, nicht Pantoffeln genug hatte. Er gab dieß durch Worte und Mienen zu verſtehen, und holte drey Paar Pantoffeln herbey, davon bekamen der Kriegscommiſſarius, der Feldprediger und Glaskopf jeder eins. Den übrigen ſagte der Feldprediger, daß ſie zurückbleiben müßten, weil van der Hoot nicht Pantoffeln genug für ſie habe. Sogleich traten ſie zurück, und die Aengſtlichkeit des van der Hoot verlor ſich. Er ließ die drey in ſein Zimmer treten, und fragte den Kriegscommiſſarius, ob er die Zahlung in Ducaten, Carolins oder holländiſchen Gulden haben wolle? ihm ſey es gleich! weil er mit allen dieſen Münzſorten verſehen ſey. Da ihm dieſer ſagte, er wünſche die Zahlung halb in Ducaten, halb in holländiſchen Gulden zu haben: ſo holte er erſt ein Säcklein voll Ducaten, aus dem er für 6000 Gulden herauszahlte, dann ein Paar Säcke voll Silbergeld, die gerade zureichten, die übrigen 6000 Gulden zu bezahlen. Der Commiſſarius ließ ſich das Geld in verſchiedene Beutel thun, um ſie von den Soldaten forttragen zu laſſen.

Ehe dieß aber noch geſchah, wurde die Geſellſchaft erſt mit Thee und Zwieback, holländiſchem Käſe und Mallagawein bewirthet; welches allen, aber vorzüglich einem gewiſſen ſehr wohl behagte, der den Mallagawein weit ſchmackhafter fand, als den Labetrank, mit dem er ſich den Tag zuvor begoſſen hatte.

Als die Geſellſchaft wieder vor das Haus kam, bezeigte ſie ihr Erſtaunen über den Reichthum dieſes Bauern, und Glaskopf war beſonders geſchäftig, ſeinen Kameraden von der Wohlhabenheit dieſes Mannes zu erzählen, und ſie mit der Dürftigkeit ſeiner Landsleute in Vergleichung zu ſtellen.

Nachdem ſie eine Zeit lang geplaudert hatten, nahm der Feldprediger das Wort und ſagte: „woher kommt es wohl, daß der Holländiſche Bauer ſo wohlhabend iſt?"

Einige ſuchten die Urſache davon in der Fruchtbarkeit des Bodens, andere in der Regierung, andere in noch etwas anderm, und alle meynten: zu ſolcher Wohlhabenheit könne kein Deutſcher Bauer kommen.

„Wahr iſt es," ſagte der Feldprediger, „daß die Holländer ein ſehr fruchtbares Land bewohnen, indeß gibt es doch auch Gegenden in Deutſchland, die dem Holländiſchen Boden an Fruchtbarkeit nichts nachgeben. Wahr iſt es auch, daß das Land (welches damahls unter dem Erbſtatthalter ſtand) wenig Abgaben hat: weil die Holländiſche Regierung ihre Einkünfte mehrentheils von der Schifffahrt zieht. Wahr iſt es auch, daß die Holländiſchen Bauern wegen der Schifffahrt ihre Erzeugniſſe leichter und mit größerm Vortheile abſetzen können, als unſere Deutſchen Bauern. Bey alle dem würden aber die Holländiſchen Bauern doch nicht ſo reich werden, wenn ſie nicht auch ſo gute Wirthe wären, ihre Aecker, Gärten und Vieh nicht ſo gut in Acht nähmen, und nicht ſo viel auf Ordnung und Reinlichkeit hielten. Auch der Deutſche Bauer, wenn er die Landwirthſchaft gut verſteht, die Arbeit nicht ſcheut, ſeine Geſchäfte mit Nachdenken betreibt, auf Ordnung und Reinlichkeit hält, und dafür ſorgt, daß er immer eine gute Haushaltungscaſſe habe, aus welcher er alles zur rechten Zeit einkaufen kann, wird leicht ein wohlhabender Mann, wenn ſchon es ihm nicht möglich iſt, ſolche Geldſäcke zu füllen, wie wir ſie bey Van der Hoot fanden."

Unverhofftes Wiederſehen.

Den Abend wendete der Feldprediger, nebſt ſeinem Stubengeſellſchafter, dazu an, daß ſie in ihre Bücher eintrugen, was ſie bemerkt hatten.

Sie laſen ſie dann einander vor. Der Feldprediger hatte freylich mehr als Glaskopf, unterdeſſen freute er ſich doch, daß dieſer anfing aus ſeinem Taumel zu erwachen, und außer dem ſauern Biere und den Klöſen ohne Speck, noch andere Dinge merkwürdig fand.

Am folgenden Tage bekam Glaskopf nebſt ſeinem Hofmeiſter Quartier bey einem Metzger, der ſie freundlich aufnahm.

Als er den Feldprediger erblickte, machte er große Augen, betrachtete ihn vom Kopfe bis auf die Füße, lächelte und ſchüttelte den Kopf, und, ſobald der Feldprediger aus der Stube gegangen war, fragte er Glaskopfen: „wie heißt denn der Herr, der bey Ihm iſt?“

„Es iſt der Feldprediger Alcor,“ erhielt er zur Antwort.

„So! ſo!“ ſagte der Wirth, und ging ab, um die Mahlzeit zuzubereiten.

Nach einer Stunde wurde ſie aufgetragen, und war ſo reichlich, daß beyde Gäſte ſich darüber verwunderten. Der Wirth, ſeine Frau und ſeine beyden Knaben, ſetzten ſich mit zu Tiſche. Der Feldprediger getrauete ſich aber nicht zu ſprechen, weil er das Holländiſche nicht ſprechen konnte; der Wirth ſtellte ſich als wenn er kein Deutſch verſtände, und Glaskopf war der Meynung, daß er, bey der reichlichen Mahlzeit den Mund zweckmäßiger, als mit Sprechen beſchäftigen könne.

Erſt da das erſte Weinglas geleert war, öffnete der Wirth den Mund und ſprach zum Feldprediger: „Ja! ja! mein lieber Müllers Fritz, es iſt lange, daß wir nicht zuſammengeſeſſen haben.“

F. Zuſammengeſeſſen? Wo denn da?

W. In der Schule, lieber Müllers Fritz!

F. In der Schule? Mein Gott! biſt Du nicht Martin Roßleder?

W. Martin Roßleder, mit dem Du ſo manchen Ball geſtrickt haſt.

Der Feldprediger war vor Freuden außer ſich, fiel ſeinem Wirthe um den Hals, und Frau und Kinder ſtanden erſtaunt da, weil ſie gar nicht wußten, was dieß bedeuten ſolle.

Roßleder ſagte ihnen dann auf Holländiſch, daß dieſer Herr ſein alter Schulfreund ſey, mit dem er ſeine Jugendjahre ſehr vergnügt verlebt habe. Da ſtand die Frau auf und machte ihm eine Verbeugung, und die Knaben küßten ihm die Hand; der Feldprediger küßte ihnen dagegen den Mund.

Nun wurde auf einmahl das Geſpräche lebhafter. „Eher hätte ich mir des Himmels Einfall vermuthet,“ ſagte der Feldprediger, „als daß ich Dich, lieber Roßleder, hier finden würde. Wie biſt Du denn hierher gekommen?

N. Ja, lieber Fritz! der liebe Gott führt ſeine Menſchen zuweilen gar wunderbar. Nachdem ich das Metzger-Handwerk erlernt hatte, ging ich in die Fremde, und nahm erſt von Dir Abſchied. Weißt Du noch?

F. Ich werde es ja wiſſen. Du ſchenkteſt mir ja, Du ſchenkteſt mir ja (indem er den Beutel zog und eine Münze auf den Tiſch warf) dieſen Harzgulden; kennſt Du ihn noch?

N. Du mußt mich doch noch ein Bißchen lieb haben, da Du dieſen Harzgulden ſo lange aufbewahrt haſt. Als ich dir den Harzgulden gegeben hatte, ging ich fort, immer weiter, bis ich nach Amſterdam kam. Hier ließ ich mich bereden, mit nach Grönland auf den Wallfiſchfang zu gehen. Bey meiner Zurückkunft wurden Matroſen auf Schiffe geſucht, die nach Weſtindien ſegeln ſollten. Nun wirſt Du dich erinnern lieber Fritz, wie wir beyde ſonſt in die weite Welt wünſchten zu gehen, wann wir mit einander den Robinſon laſen. Du kannſt alſo leicht denken, daß ich die Gelegenheit, nach Weſtindien zu kommen, mit Freuden ergriff. Da ich mir auf meiner Fahrt nach Grönland Geld erſpart hatte: ſo kaufte ich mir dafür allerley Sachen ein, von denen man mir ſagte, daß man ſie in Weſtindien mit großem Vortheile verkaufen könnte. Meine Fahrt war glücklich, und wir kamen wohlbehalten in Surinam an, wo ich mir ein hübſches Sümmchen Geld machte.

Die Seereiſen gefielen mir ſo wohl, daß ich, bey meiner Rückkehr, den feſten Entſchluß faßte, im nächſten Frühjahre auch eine Fahrt nach Oſtindien zu machen. Damit ich aber bis dahin mein Geld nicht angreifen dürfte, ſo nahm ich Arbeit bey einem Metzger in Utrecht. Hier kam ich bald auf andere Gedanken. Ich fand da etwas, das mir beſſer gefiel als Oſt- und Weſtindien, und Grönland und Spitzbergen. Das war meine nunmehrige liebe Frau, die du hier vor dir ſiehſt. Sie iſt die Tochter meines damahligen Meiſters.

Die Liebe zu ihr machte mich ſo unruhig, daß ich auf keiner Stelle zu bleiben wußte, und, wann ich in das Bette kam, konnte ich nicht ſchlafen. Mancherley Gedanken gingen mir durch den Kopf. Bald wollte ich der Adelheid (dieß iſt der Taufnahme meiner Frau), bald ihrem Vater meine Liebe entdecken, bald ſo weit gehen, als mich mein Beine trügen, bald mir ein Leid anthun. Wann dann der Tag anbrach, ſo entdeckte ich meine Liebe der Adelheid nicht und dem Vater nicht, ging nicht ſo weit mich meine Beine trugen, und that mir auch kein Leid an.

F. Da haſt du nicht übel daran gethan. Nun fahr doch fort! —

N. An einem Sonntage ging Adelheid auf eine Hochzeit, geputzt wie eine Prinzeſſin, und ich — ich hatte das Nachſehen. Da hätte ich aus der Haut fahren mögen. Mancherley dumme Gedanken gingen mir durch den Kopf, endlich entſchloß ich mich, zu einem Deutſchen Landsmanne, dem Herrn Cramer, zu gehen. Ich war ſchon mehreremahl bey ihm geweſen. Er war ein frommer, gottesfürchtiger Mann, der mir ſchon manche gute Lehre gegeben hatte. Noch immer danke ich Gott dafür, daß er mir dieſen Gedanken eingegeben hat. Als ich zu ihm kam, fand ich ihn in ſeinem Lehnſtuhle bey einer Kanne Thee und einer Pfeife Tobak.

„Willkommen Landsmann!“ ſagte er. „Setz dich! ſtopf dir eine Pfeife Tobak und trink eine Taſſe Thee mit mir. Aber wie kommſt du mir vor? Du ſiehſt ſo bleich aus, und drehſt ſo unruhig die Augen umher, biſt du krank?“

Da ich ihn verſicherte, daß ich nicht krank ſey, that er noch verſchiedene Fragen an mich und wußte mich ſo treuherzig zu machen, daß ich ihm mein ganzes Geheimniß entdeckte.

„Gib mir die Hand, Landsmann!“ ſagte er. Ich danke dir für deine Offenherzigkeit. Ich will dir nun rathen ſo gut ich kann. Du biſt verliebt, und — mit der Liebe darf man nicht ſpaßen. Sie hat ſchon manche vernünftige Leute zu Narren gemacht, und manche gute Menſchen zu den ſchändlichſten Handlungen verleitet. Haſt du denn Religion?"

Als ich ihn dieß verſicherte, fuhr er fort: „Nun ſo darfſt du ſchlechterdings keinen Schritt thun, von dem du nicht Gott Rechenſchaft geben kannſt. Hüte dich alſo ja, daß du nicht durch unerlaubte Mittel, durch Liſt, Ueberredung oder Gewalt, zu deinem Zwecke zu kommen ſucheſt. Vor der Hand gib dir Mühe, deine Liebe zu beherrſchen. Denn wenn dir das Mädchen nun nicht von Gott beſtimmt iſt, was hilft dir deine Liebe? Du wirſt dich dadurch nur unglücklich machen. Thue deine Schuldigkeit, wie ein rechtſchaffener Burſch, ſey fleißig und unermüdet in deiner Arbeit, mache alles aufs Beſte, thue was du deinem Meiſter an den Augen abſehen kannſt. Sey gegen deine Adelheid gefällig, aber ſag ihr keine Liebeleyen vor!

Wann du nun ein Paar Jahre ſo gearbeitet haſt, und dein Meiſter und ſeine Tochter dich haben kennen lernen, nun ſo gehe zu jenem und ſprich ihn um dieſe an. Weißt du, wie lange Jakob ſeinem Schwiegervater diente, um die Rahel zu bekommen? So lange ſollſt du nicht dienen. Zwey Jahre aber mußt du wenigſtens aushalten.

Es gibt kein anderes erlaubtes Mittel dir die Liebe der Adelheid und das Zutrauen ihres Vaters zu erwerben, als daß du durch dein Betragen zeigſt, daß du ein fleißiger, rechtſchaffner, gefälliger Burſche biſt. Führt dich dieſes Mittel nicht zu deinem Zwecke: erhältſt du nach zwey Jahren eine abſchlägliche Antwort: ſo ergib dich in dein Schickſal, wie es einem guten Chriſten zukommt, und gehe, ſo weit dich deine Beine tragen. Erhältſt du aber, wie ich hoffe, keine abſchlägliche Antwort, nun, ſo kannſt du deine Braut annehmen, als von Gott gegeben.

Ich dankte für den guten Rath, und verſprach ihn zu befolgen. Die eine Hälfte des Raths zu befolgen, meine Schuldigkeit als ein rechtſchaffner Burſche zu thun, war mir ſehr leicht, ich war noch einmahl ſo fleißig wie ſonſt, that, was ich meinem Herrn und ſeiner Tochter an den Augen abſehen konnte, und wäre beyden durchs Feuer gelaufen, wenn ſie es verlangt hätten. Mit dem andern Theile des guten Raths wurde es mir aber deſto ſchwerer: meine Liebe ganz zu beherrſchen war mir nicht möglich. Zwar gab ich ſehr auf mich Achtung, daß ich niemanden etwas davon merken ließ, mir kam es aber doch vor, als wenn man etwas davon gemerkt hätte.

Fünf Vierteljahre hatte ich ſo um meine Adelheid treu und redlich gedient, da kam ein reicher Wittwer und hielt um ſie an. Wie mir dabey zu Muthe war kannſt du leicht denken. Es ſchmeckte mir weder Eſſen noch Trinken, und, was mir noch nicht begegnet war, als ich Würſte machte, vergaß ich Salz hinein zu thun. Mein Meiſter knurrte darüber, und ſeine Tochter? die kam zu mir und ſagte: „nun Roßleder! wo hat Er denn ſeine Gedanken gehabt? Er hat ja kein Salz in die Würſte gethan?“

„Ach,“ antwortete ich, „ich weiß nicht wo mir der Kopf ſteht. Ich mache alles verkehrt. Nun wird Ihr Vater böſe auf mich werden, und ſo etwas bin ich nicht gewohnt; das Beſte wäre wohl, daß ich meinen Abſchied nähme.“

Ich faßte ſie ſcharf in die Augen, da ich dieß ſagte. Sie wurde im ganzen Geſichte wie Scharlach, holte tief Athem und ſagte: „Abſchied nehmen? Um ſo einer Kleinigkeit willen? Es wird Ihm wohl in unſerm Hauſe nicht gefallen.“

„Bis jetzt hat es mir nur ein Bißchen zu gut gefallen,“ ſagte ich.

„Nun da wird Er ja auch wohl länger bleiben“ —

Mit dieſen Worten ging ſie fort, und ich — ich hatte genug. Wie der Wind lief ich zu ihrem Vater und bat ihn um Verzeihung wegen des Fehlers, den ich begangen hatte.

„Es iſt ſchon vergeben,“ ſagte er.

„Will Er mich denn länger behalten?“ fragte ich; und da er mir ſagte, daß er noch mit keinem Burſchen ſo zufrieden geweſen wäre, als mit mir, und daß er wünſche ich bliebe Lebenslang bey ihm: ſo platzte ich heraus: „Meiſter! ſagte ich, „gern bleibe ich lebenslang bey Ihm, aber nur unter einer Bedingung — wenn Er mir Seine Tochter gibt.“

„Das dachte ich wohl,“ ſagte er. „Ich habe lange ſo etwas gemerkt. Ich will halt mit meiner Tochter davon ſprechen,

Jetzt trat die Tochter ſelbſt herein. Der Vater reusperte ſich, ſchneuzte ſich, am Ende rückte er mit der Sprache heraus. „Kannſt du denken,“ ſagte er, „Roßleder will dich zur Frau haben. Du haſt deinen freyen Willen, denn du nimmſt einen Mann für dich und nicht für mich. Ich kann den Burſchen wohl leiden. Wie ſteht es mit dir?“

„Mit mir?“ gab ſie zur Antwort, „du weißt ja, was ich dir geſagt habe.“

Hier faßte ich des Meiſtes Hand, und fragte, „was hat ſie geſagt?“

„Roßleder!“ erhielt ich zur Antwort, „ich kann die Weitläuftigkeiten nicht leiden. Ich will es ihm alſo kurz und gut ſagen, was mir meine Tochter geſtanden hat. Als ich ſie fragte, ob ſie den Herrn Ruyter haben wolle? gab ſie mir zur Antwort: ſie hätte Einen in ihr Herz geſchloſſen, wenn ſie dieſen nicht haben könnte, ſo wollte ſie lieber gar keinen Mann nehmen, und dieſer Eine hieße Roßleder."

Da war nun Freude in allen Ecken. Adelheid wurde auf der Stelle meine Braut, und in vier Wochen — meine Frau.

Nun lebe ich mit ihr vergnügt und habe die zwey Jungen von ihr bekommen, an denen ich meine größte Luſt ſehe. So iſt es mir gegangen, lieber Alcor! und dir? wie haſt du denn gelebt?

Der Feldprediger erzählte ihm nun ſeine Lebensgeſchichte auch, und als er damit fertig war, fuhr Meiſter Roßleder fort: „du biſt doch ein ganz anderer Mann geworden als ich. Du biſt ein Gelehrter und ich — nur ein Metzger. Was du biſt hätte ich auch werden können. An Kopfe hat es mir nicht gefehlt, daß weißt du. Als wir in der Schule neben einander ſaßen, haben wir immer mit einander um die Wette gelernt. Erinnerſt du dich noch?

F. Recht wohl. Ich weiß es auch noch gar wohl, daß der Rector mit dir oft beſſer zufrieden war, als mit mir. Da du aber einen ſo guten

Kopf hatteſt, warum haſt du denn nicht auch ſtudirt?

R. An mir hat es nicht gelegen. Du weißt ja aber, daß es mein Vater nicht zugab.

F. Und was muß ein gutes Kind thun, wenn der Vater etwas will?

R. Es muß ihm gehorchen.

F. Ganz recht. Den Vater hat uns Gott gegeben; und daß wir dem Vater gehorchen ſollen, das iſt ſein Wille. Es iſt alſo Gottes Wille geweſen, daß du nicht ſtudiren ſondern ein Metzger werden ſollteſt. Damit kannſt du dich beruhigen.

R. Ich muß ja wohl. Es geht mir aber doch im Kopfe herum, wenn ich bedenke, daß ich weit mehr gutes hätte ſtiften können, wenn ich ein Gelehrter geworden wäre.

F. Wirklich? Da kannſt du ja wohl gar weiter ſehen, als der liebe Gott. Denn wenn dieſer gewußt hätte, daß der Gelehrte Roßleber mehr Nutzen ſtiften würde, als der Metzger Roßleder: ſo würde er es gewiß ſo gefügt haben, daß du ein Gelehrter geworden wäreſt. Stifteſt du nicht auch Nutzen? Iſt denn das eine Kleinigkeit, daß du ſo vielen hundert Menſchen Nahrungsmittel verſchaffſt? ſo viele hundert Matroſen jährlich mit Wurſt und Speck verſorgſt? Jetzt biſt du ein geſchickter Metzger, wie ich daraus ſchließe, daß dein Mei ſter dich nicht von ſich laſſen wollte, und dir ſeine Tochter gab. Ob du ein eben ſo geſchickter Gelehrter geworden ſeyn würdeſt, das iſt noch gar nicht erwieſen. Man hat der Beyſpiele gar viele, daß junge Leute, die die beſten Köpfe hatten, auf Universitäten verführt, daß ſie liederlich, und ſchlechte Gelehrte wurden. Da glaube ich nun immer, daß ein guter Metzger weit mehr Nutzen ſtifte, als ein ſchlechtdenkender oder ungeſchickter Gelehrter. Eine gute Wurſt, ein guter Schinken, ſind mir allemahl lieber als ein ſchlechtes Buch. Und wer gute Würſte macht, der ſtiftet gewiß weit mehr Gutes, als ein Gelehrter, der ſchlechte, oder gar ſittenverderbende Bücher ſchreibt.

N. Du weißt mir ja recht nach dem Maule zu reden.

F. Das gar nicht, lieber Freund. Als ich aus Deutſchland abreiſete, bekam ich eine Schrift zu leſen, die ſo verführeriſch war, daß gewiß viele junge Leſer und Leſerinnen, dadurch werden verdorben werden. Wenn ich dich nun unter deinen Würſten, Schinken und Speckſeiten ſehe, ſo erſcheinſt du mir als ein recht nützliches Glied der menſchlichen Geſellſchaft: der Verfaſſer jener Schrift hingegen erſcheint mir als ein höchſt ſchädliches Glied derſelben. Du nähreſt die Körper, jener verderbt die Seelen.

R. Ich danke dir für dir gute Lehre die du mir gegeben haſt. Von jetzt an werde ich noch freudiger meine Würſte machen und meinen Speck einſalzen.

F. Das thuſt du mit allem Rechte. Ich muß dir aber noch mehr ſagen. Du biſt ja nicht bloß Metzger, ſondern auch Ehemann, Vater, Unterthan, Bürger. Wie ich ſehe, ſo biſt du ein ſehr guter Ehemann und Vater, weil du, nach ſo vielen Jahren, deine Frau noch liebſt und von ihr geliebt wirſt, und ein Paar ſo liebe Jungen erzogen haſt. Ein guter Bürger und Unterthan biſt du gewiß auch: denn wer ſeine Pflichten gegen Frau und Kinder erfüllt, der erfüllt ſie gewiß auch gegen ſeine Mitbürger und ſeine Obrigkeit. Wie viel Gutes kannſt du alſo ſtiften, wenn du deine gute Frau recht lieb haſt, und ihr das Leben angenehm machſt, wenn du deine Söhne zu guten, geſchickten und fleißigen Leuten erziehſt, wenn du deinen Mitbürgern in der Noth beyſpringſt, und ihnen ein gutes Beyſpiel giebſt.

R. Du haſt wohl recht, mein lieber Fritz Alcor! Inzwiſchen, wenn ich nun alle meine Pflichten erfüllt habe, ſo bin ich doch weiter nichts, als Meiſter Roßleder. Und wenn wir mit einander reiſeten und kämen in Geſellſchaft: ſo würde man dem Feldprediger Verbeugungen machen, und Meiſter Roßledern kaum einen Stuhl präſentiren.

F. Geht es mir denn nicht eben ſo? Beſinnſt du dich noch auf Heinrich Schuhu, der mit uns in die Schule ging? Der iſt jetzt Geheimer-Rath und hält ſich Kutſche und Pferde. Wenn ich mit dieſen in Geſellſchaft kam: ſo ſtand alles vor ihm auf, und der Feldprediger wurde kaum bemerkt. Ich muß dir aber ſagen, daß ich deßwegen nie eine trübe Stunde gehabt habe. Aus der Ehre, die man dem Stande oder Titel erzeigt, habe ich nie etwas gemacht; aber deſto mehr aus der Ehre, die man den Perſonen ſelbſt erweiſt. Wenn meine Soldaten mich lieb haben, wenn meine Officiere mich ſchätzen, und ich am Ende des Tages an Gott denke und ihm von meinen Handlungen Rechenſchaft geben kann; ſo fühle ich mich ſo geehrt, daß mir alle andre Ehrenbezeigungen vollkommen gleichgültig ſind. Genießeſt du dieſe Ehre nicht auch? Wirſt du nicht von deiner Frau und deinen Kindern geliebt? Schätzen dich nicht deine Mitbürger?

R. Ja, daß iſt wahr; und es wäre unrecht von mir gehandelt, wenn ich es leugnen wollte.

F. Wenn wir beyde vor Gott ſtehen, gibt dieſer dem Feldprediger wohl den Vorzug? Wenn Meiſter Roßleder und der Feldprediger beyde ihre

Schuldigkeit thun, ſind ſie dann nicht bey Gott beyde gleich gut angeſchrieben?

R. Ja! ja! du haſt Recht. Ich glaube, ein rechtſchaffener Metzger ſteht bey ihm in größerm Anſehen, als ein ungerechter Edelmann.

F. Und noch eins! Wenn du jetzt deine Frau losſchlagen könnteſt, um welchen Preiß würdeſt du ſie wohl hingeben?

R. Um keinen in der Welt. Nein, meine Adelheid die geht mir über Alles.

F. Und dieſe Adelheid hätteſt du nicht, wenn du ein Gelehrter geworden wäreſt. Freue dich alſo, lieber Freund! über das viele Gute das du haſt, und gräme dich nicht über —

Pump! da fiel Glaskopf vom Stuhle, und blutete aus der Naſe. Er hatte des Guten zu viel gethan, und lag nun da ohne alle Beſinnung. Die Frau Roßledern hatte ihre Kinder und ſich ſelbſt zu Bette gebracht, und die beyden Schulkameraden hatten mit dem Blutenden vollauf zu thun. Zum Glück hörte das Blut auf zu laufen, ſobald ſie ihm die Stirn mit kaltem Waſſer gewaſchen hatten. Sie wollten ihm auf die Beine helfen, und ihm bey dem Ausziehn behülflich ſeyn; er konnte aber auf keinem Beine ſtehen. Sein Wirth nahm alſo die für ihn beſtimmten Betten aus der Bettſtelle, warf ſie auf die Erde, und Glaskopf wurde unausgekleidet darauf gelegt. Herr Alcor entkleidete ſich aber, beſtieg das für ihn beſtimmte Bett und wünſchte ſeinem lieben Schulkameraden eine angenehme Ruhe.

Von keinem Wirthe hatte ſich der Feldprediger ſo ungern getrennt, als von ſeinem Freunde Roßleder. „Iſt es denn gar nicht möglich," fragte dieſer, „daß du ein Paar Tage bey mir bleiben, und hernach mit Poſtpferden nachreiſen könnteſt?"

„Möglich und nicht möglich," antwortete der Feldprediger, „nachdem man es nimmt. Von außen her iſt nichts, das es mir unmöglich machte. Es koſtete mich bey meinem Oberſten ein Wort, ſo würde ich die Erlaubniß, ein Paar Tage zurück zu bleiben, erhalten. Aber in mir ſitzt ein Oberſter, der etwas ſtreng iſt, und der mir die Erlaubniß zum Zurückbleiben ſchlechterdings nicht ertheilt. Dieſer iſt — mein Gewiſſen.

„Für die leibliche Pflege unſerer Soldaten iſt hinlänglich geſorgt, um ihre geiſtige Pflege bekümmert ſich aber niemand. Dieſe iſt mir anvertrauet, und ich kann ſie daher nicht verlaſſen. Ich beobachte ſie immer, und nütze hier durch Ermahnung, dort durch Warnung, oder durch Belehrung, oder durch Troſt. Leb wohl Lieber! und behalte mich lieb. Bringt mich Gott wieder lebendig und geſund aus America zurück, ſo ſuche ich dich wieder auf, bleibe eine Woche bey dir, und dann wollen wir uns von dem, was wir in der Welt geſehen, erfahren und geduldet haben, weitläuftiger unterhalten. Gott gebe; daß wir einander wieder ſehen! Gibt er es aber nicht, ſehen wir einander nicht wieder, nun ſo geſchehe ſein Wille! Einſt werden wir einander doch in einer beſſern Welt wieder finden."

So zog er ab, Glaskopf folgte ihm, drückte ſeinem Wirthe die Hand, und dankte für gute Bewirthung.

So oft auf dem Wege Halt gemacht wurde, ging der Feldprediger bald zu dieſem, bald zu jenem Soldaten, ſprach mit ihm, und machte ihn aufmerkſam auf mancherley, das man in Deutſchland nicht ſieht. Nur Einen Soldaten vermied er ſorgfältig, und dieſer hieß — Glaskopf. Es ſchien, als wenn er es gewaltig übel genommen hätte, daß dieſer den Tag zuvor ſo betrunken geweſen war. Doch kam er des Abends wieder mit ihm in Einem Quartire zuſammen, und verzehrte mit ihm das Abendbrot.

Nachdem es verzehrt war, ſagte der Feldprediger: „nun wollen wir auch einander vorleſen, was wir geſtern bemerkt haben."

Gl. Nun da leſen Sie vor!

F. Heute ſoll Er einmahl den Anfang machen.

Gl. Ich? Ich habe gar nichts aufgeſchrieben.

F. Und warum denn nicht?

Gl. Der Kopf that mir heute ſo weh, daß ich gar keine Gedanken zuſammenbringen konnte.

F. Mir that er nicht weh. So will ich Ihm alſo vorleſen, was ich bemerkt habe.

Er las darauf vor, und der Schluß ſeiner Vorleſung war folgender: „Gern hätte ich mit meinem guten Wirthe länger geplaudert, aber mein Kriegskamerad Glaskopf entzog mir dieß Vergnügen. Da wir mitten im Geſpräche waren, fiel er vom Stuhle und ſchlug ſich die Naſe blutig. Wir wollten ihn auskleiden, er war aber ſo betrunken, daß er auf keinem Beine ſtehen konnte. Wir mußten ihn alſo unausgekleidet auf die Streue ſchleppen. Dieß machte mich ſehr traurig: weil ich ſah, daß er noch immer der alte Glaskopf wäre, der ſeine Begierden gar nicht beherrſchen kann, und daß ich mit allen meinen Vorſtellungen, bey ihm nichts ausgerichtet hätte.

Gl. Hum! Ich kann nichts dazu. Wer hätte denn denken ſollen, daß der Wein ſo ſtark wäre?

F. Das ſind faule Fiſche. Ich habe ja von dem nämlichen Weine getrunken, den Er trank. Warum hat er mir denn nicht geſchadet?

Gl. Sie werden wohl mehr vertragen können.

F. Glaskopf! ſey Er nicht unhöflich! Wo iſt denn die volle Bouteille, die geſtern auf dem Tiſche ſtehen blieb?

Gl. Die volle Bouteille?

F. Ja die volle Bouteille mit Maderawein?

Gl. Die habe ich freylich ausgetrunken. Ich wollte ſie doch nicht umkommen laſſen.

F. Sie würde nicht umgekommen ſeyn. Iſt es denn aber da ein Wunder, das er ganz ſinnlos wurde, wenn Er, außer der Ihm beſtimmten Portion, noch eine ganze Bouteille ausleerte? Ich habe von einem alten Prediger gehöret, der, als er in einer Geſellſchaft war, wo ſtark getrunken wurde, den Wirth bat, ihm zu erlauben, daß er nicht mehr trinken dürfe als ein Ochſe. Dieß wurde ihm zugeſtanden, und der Prediger leerte zwey Spitzgläschen voll Wein aus. Heißt das getrunken wie ein Ochſe? fragte ihn der Wirth. Allerdings, gab ihm der Prediger zur Antwort. Ein Ochſe trinkt ja nicht länger, als bis ſein Durſt gelöſcht iſt. Mein Durſt iſt vollkommen gelöſcht.

Gl. Sie werden mich doch nicht zum Ochſen machen wollen?

F. Ganz und gar nicht. Er hat ja nicht getrunken wie ein Ochſe. Er hat geſoffen. Ich wollte daß ich mich mit Ihm gar nicht abgegeben hätte: denn ich ſehe, daß an Ihm Hopfen und Malz verloren iſt.

Gl. Das iſt meine Meynung auch, und ich habe es Ihnen ja ſchon geſagt, daß ich ſo alt bin, daß ich keinen Hofmeiſter mehr nöthig habe.

„Gute Nacht!" ſagte der Feldprediger, und legte ſich zur Ruhe.

„Gute Nacht!" antwortete Glaskopf, und — legte ſich nicht zur Ruhe. Er ſchlich ſich vielmehr fort in ein Weinhaus, und, da der Feldprediger, des Morgens aufſtand, und nach Glaskopfs Bette ging, fand er es leer, und noch ſo ordentlich, als wenn gar niemand in demſelben geſchlafen hätte.

Er erkundigte ſich bey dem Hauswirthe, ob er nicht wiſſe, wo ſein Stubengeſellſchafter geblieben ſey? Da ihn dieſer aber verſicherte, daß er ſich weiter um ihn nicht bekümmert, ſondern nach 10 Uhr ſein Haus verſchloſſen habe: ſo ging er ſogleich zum Oberſten und meldete den Vorfall. Dieſer fuhr ihn etwas unſanft an, und fragte, warum er auf den Kerl nicht beſſer Achtung gegeben habe? aber Herr Alcor antwortete mit feſtem Tone: „ich habe von Niemand den Auftrag bekommen, der Wächter dieſes Menſchen zu ſeyn." So war es gut. Der Oberſte ließ nun ſeinetwegen allenthalben Nachfrage thun, brachte aber weiter nichts heraus, als daß er den Tag zuvor in einem Weinhauſe geweſen wäre, mit einem Unbekannten viel heimlich geſprochen hätte, und dann mit ihm fortgegangen ſey.

Da der Oberſte es nicht für gut hielt, daß das ganze Regiment, Glaskopfs wegen, liegen bliebe, ſo ließ er es ohne ihn abmarſchiren.

Und was war denn aus Glaskopf geworden? — Gleich ſoll es der Leſer erfahren.

Glaskopf kommt aus dem Regen in die Dachtraufe.

Im Weinhauſe hatte ſich einer von den Weingäſten zu ihm geſellt, der ſich Bleymann nannte und es hatte ſich zwiſchen ihnen folgendes Geſpräch entſponnen:

Bl. Guten Abend Landsmann!

Gl. Guten Abend!

Bl. Ich freue mich allemahl, wenn ich einen Deutſchen ſehe. Ein Deutſcher bleibt doch ein Deutſcher, und wenn ich einen antreffe, ſo iſt es mir immer als wenn ich einen Bruder ſähe. Wie gefällt Ihm denn das Soldatenleben?

Gl. Das iſt ein Hundeleben. Man hat ſeine Freyheit nicht ordentlich; keinen Kaffee, kein gutes Bier bekommt man, und ein Lumpengeld —

zu einem ſolcher Leben hat mich mein Vater nicht erzogen.

Bl. Ich habe auch mein Tage keine Luſt am Soldatenleben gehabt. Wenn Ihm aber das Soldatenleben nicht gefällt, warum —

Gl. Warum ich Soldat gewörden bin? Ich bin gezwungen worden. Kann er ſich vorſtellen, da ich mit ein Paar guten Freunden bey der Karte ſitze, und in aller Unſchuld Solo ſpiele, da tritt ein Corporal in die Stube, nimmt mich mit fort, und ſteckt mich unter die Soldaten. Die haben mich bis hieher geſchleppt, und nun ſoll ich nach Amerika.

Bl. Je, da ſchlage Pulver und Bley drein! Aber weiß Er Landsmann! was ich thäte, wenn ich an Seiner Stelle wäre?

Gl. Was denn?

Bl. Ich lieſe davon.

Gl. Das iſt wohl ganz gut; ich fürchte mich nur vor dem Erwiſchtwerden. Es iſt kein Spaß bey der Sache. Als wir ausmarſchirten wurde uns vorgeleſen, daß jeder, der auf dem Marſche deſertirte, ſogleich erſchoſſen werden ſolle.

Bl. Sollen denn auch die erſchoſſen werden, die man nicht wiederkriegt?

Gl. Die freylich nicht.

Bl. Nun, da ſieht er es ja. Das Davonlaufen wird nicht beſtraft, ſondern das Wiedergekriegtwerden. Man muß ſich nur nicht wiederkriegen laſſen, ſo hat es weiter keine Noth.

Gl. Wo ſoll ich denn aber hin, in einem blutfremden Lande, wo ich weder Weg noch Steg weiß?

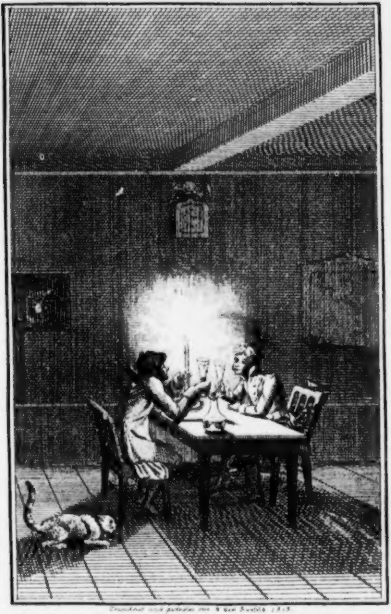
Bl. Aufs Schiff Bruder! Doch wir haben ja noch nicht Brüderſchaft getrunken. Herr Wirth! noch eine Bouteille Wein! Ich halte Dich heute Zechfrey, und bezahle was Du ſchon getrunken haſt und was Du jetzt trinkſt. Alſo, her das Glas auf gute Brüderſchaft!

Gl. (mit dem Glaſe anſtoßend) Es gilt ſchon.

Bl. Alſo, lieber Bruder! wenn der Menſch ſein Glück in der Welt machen will, ſo muß er zu Schiffe gehen; aber nicht ſo wie Du, als ein armer Soldat, ſondern als Matroſe. Da kann man ſich mit dem Handel in einem Vierteljahre mehr verdienen, als auf dem feſten Lande in zehn Jahren. Ich habe noch keinen aus Indien ſehen wiederkommen, der nicht einen Sack voll Goldſtücke mitgebracht hätte.

Gl. Das laſſe ich gelten. Aber Bruder, wie komme ich denn auf das Schiff?

Bl. Dafür laß Du mich ſorgen. Jetzt trink Dein Glas aus und laß uns gehen.



[illegible]

Bleymann bezahlte, und Glaskopf ging, oder wackelte vielmehr, und Bleymann führte ihn. Er brachte ihn, durch verſchiedene abgelegene Straßen, zur Stadt hinaus, und auf das Dorf wo er wohnte. Hier beherbergte er ihn, bis das Regiment abmarſchirt war: dann führte er ihn nebſt noch zwey andern nach Amſterdam, brachte die Geſellſchaft in ein anſehnliches Haus und in demſelben in einen Keller, wo Glaskopf eine zahlreiche Geſellſchaft vorfand, mit welcher er ſo lange eingeſperrt gehalten wurde, bis das Schiff, für welches er beſtimmt war, ſeine Fahrt nach Weſtindien antrat. Bleymann ließ nichts wieder von ſich weder hören noch ſehen.

Glaskopf kommt in eine neue Schule.

Anfänglich gefiel es Glaskopfen auf dem Schiffe recht wohl. Es ging ſo ſanft, und gab gar nicht ſolche Stöße, wie auf dem Karren, auf welchem er, nach dem Ausmarſche aus ſeiner Vaterſtadt gefahren wurde. Es kam ihm bisweilen ſogar vor, als wenn das Schiff ſtille ſtände, und die Länder und Inſeln fortſchwämmen. Da es Nacht wurde ſah er ſich nach einem Bette um, wurde aber, zu ſeiner großen Verwunderung, in ein Tuch gewieſen, das an der Decke angebunden war. Man pflegt es eine

Hangematte zu nennen, und er mußte in dieſelbe klettern. Auch hier gefiel es ihm wohl. Das Hin- und Herſchwanken der Hangematte machte ihm Spas, und er wurde dadurch bald in einen ſanften Schlaf gewiegt.

Den folgenden Tag ging es aber nicht ſo gut. Es wurde ihm übel, er mußte ſich erbrechen, und das Erbrechen griff ihn ſo ſehr an, daß er bisweilen wie ohnmächtig da lag. Ach dachte er oft, wenn dieß mein Vater wiſſen ſollte! Die Hände ſchlüge er über dem Kopf zuſammen.

Nach drey Tagen hörte das Erbrechen auf, und er konnte wieder eſſen und trinken. Aber lieber Himmel, was für Eſſen und Trinken war es, das ihm gereicht wurde! Da war an kein Nierenſtückchen, kein Karpfenköpfchen, kein Bier, keinen Wein, am wenigſten an Kaffee zu denken. Dürre Bohnen und Speck, und Speck und dürre Bohnen wechſelten mit einander ab. Bisweilen gab es auch dürre Erbſen und Pökelfleiſch. Statt der Franzöſiſchen Brödchen, die Glaskopf ſo gern aß, erhielt er Schiffszwieback, der ſo hart war wie ein Stein. Sein Bier war Waſſer, das ihm zugemeſſen wurde, und in dem ſich mitunter ſo viel Gewürme befand, daß es durchgeſeihet werden mußte, wenn es genoſſen werden ſollte. „Pfuy!“ ſagte er einmahl, als er mit dem größten Ekel einen ſolchen Labetrank verſchluckte, „dazu hat mich wahrlich mein Vater nicht erzogen.“

„Ich glaube es wohl, lieber Landsmann! ſagte ein Kamerad, der neben ihm ſtand.

Gl. Landsmann? Ich wollte daß der Henker alle Landsleute holte. Ein Landsmann war es, der mich hierher gebracht, und mich zum Sclaven gemacht hat. Seit dieſer Zeit will ich von gar keinem Landsmanne mehr etwas wiſſen.

K. Biſt ein Närrchen! Mich hat auch ein Landsmann hierher gebracht. Er begegnete mir in Amſterdam, auf der Kaiſerkragt, fragte mich aus, und da er erfuhr, daß ich ein Tiſchler wäre, verſprach er mir, daß er mir bey einem recht guten Meiſter Arbeit verſchaffen wolle, und führte mich in den Keller in den Du auch biſt gebracht worden. Deßwegen wünſche ich doch nicht, daß alle Landsleute der Henker holen möchte. Kennt er mich denn aber gar nicht mehr, Heinrich Glaskopf?

Gl. Ey wer mag alle Leute kennen; aber woher kennt Er mich denn?

K. Von Hauſe aus. Kann Er ſich denn nicht mehr auf den Meiſter Viergroſch beſinnen, der war mein Vater?

Gl. Da iſt Er ja wohl Gottfried Viergroſch?

K. Verſteht ſich.

Gl. Je! je! Dächte man, daß es möglich wäre! Landsleute finden ſich doch immer wieder zuſammen, ſollte es auch auf einem Holländiſchen Schiffe ſeyn. Wie gefällt es Ihm denn hier?

K. Vortrefflich. Der Menſch lernt in ſeinem Leben nicht aus; wenn ich daher an einem Orte bin, wo ich etwas lernen kann, ſo gefällt es mir da; und da man an allen Orten etwas lernen kann: ſo gefällt es mir allenthalben.

Gl. Ich wüßte nicht, was man hier lernen könnte.

K. Hier könnte man nichts lernen? Wer hier nichts lernt, der lernt nirgends etwas. Lernt man hier nicht ſtinkendes Waſſer trinken?

Gl. Das verlohnt ſich auch der Mühe! ſtinkendes Waſſer gibt es allenthalben.

K. Es iſt nur der Unterſchied der, daß man in andern Orten neben dem ſtinkenden Waſſer auch gutes Waſſer, Bier, auch wohl Wein hat: ſo trinkt man denn davon und läßt jenes ſtehen. Hat man aber nichts als ſtinkendes Waſſer, heißt es: ſauf Vogel oder ſtirb; ja da iſt es eine ganz andere Sache, da fließt es die Gurgel hinunter. In meinem Leben hätte ich nicht geglaubt, daß ich es lernen würde. Jetzt kann ich es, und freue mich, daß ich es gelernt habe. Wer weiß wozu es mir einmahl gut iſt. Ferner habe ich gelernt, grünes Gemüſe, friſches Fleiſch, das warme Bett entbehren, und noch eine Menge andere Dinge, ohne die ich ſonſt nicht glaubte leben zu können. Ich kann an den Stricken in die Höhe klettern, ich kenne das Schiff und alle ſeine Theile, und weiß ſie zu benennen. Jetzt lerne ich den Compas die Windroſe, und weiß beſtimmt die Nahmen von allen 32 Winden.

Gl. Wo kömen denn die 32 Winde her? ich kenne ihrer nur vier.

K. Ja Landsmännchen, da ich noch zu Hauſe war, kannte ich ihrer auch nicht mehrere. Jetzt habe ich noch 28 dazu gelernt. Da ſind erſt die 4 Hauptwinde Nord- Oſt- Süd- Weſtwind; zwiſchen dieſen vieren gibt es aber noch vier andere, die heißen Nordoſt und Südoſt, Nordweſt und Südweſt. Zwiſchen dieſen acht noch acht andere, Nordnordoſt und Oſtnordoſt, Oſtſüdoſt und Südſüdoſt, Südſüdweſt und Weſtſüdweſt, Weſtnordweſt und Nordnordweſt, und zwiſchen dieſen ſechzehn noch ſechzehn. Wenn ich ſie Ihm auch gleich nennen wollte: ſo merkt er ſie doch nicht.

Gl. Darin mag Er wohl recht haben. Ich ſehe auch nicht, wozu es mir nützen ſollte. Wind iſt halt Wind. Hat er ſonſt nichts gelernt?

K. Gar vieles, aber wozu ſoll ich es Ihm ſagen? Er macht doch nichts daraus. So habe ich z. E. gelernt mir auf dem Schiffe immer friſche Fiſche zu verſchaffen.

Gl. Das wäre der Henker!

K. Will doch einmahl ſehen, ob ich nichts gefangen habe.

Er legte ſich auf das Verdeck, zog eine Angelſchnur heraus und fand an derſelben einen zweypfündigen Fiſch. „Sieht Er, Landsmännchen," ſagte er, „wozu es nützt, wenn man immer mehr zu lernen ſucht? Dieſen Abend habe ich doch ein gutes Abendbrot. Will Er mein Gaſt ſeyn?"

Glaskopf nahm die Einladung mit Vergnügen an, und, da der Fiſch verzehrt war, bat er ſeinen Landsmann, daß er ihn doch auch lehren möchte, wie man auf der See Fiſche fangen könne. Der Landsmann that es, und dieß iſt das einzige, was Glaskopf auf dieſer ganzen Seereiſe lernte.

Zum Schluſſe der Mahlzeit verzehrte Glaskopfs Wirth noch eine Hand voll Gartenkreſſe, von welcher der Gaſt aber nichts bekam. Dieſer ſperrte die Augen weit auf, und wollte wiſſen, woher er die Gartenkreſſe bekäme? Der Wirth lächelte aber und ſagte, das könne er ihm nicht ſagen. Doch könnte er auch hieraus ſehen, wie gut es ſey, wenn man immer mehr zu lernen ſuche.

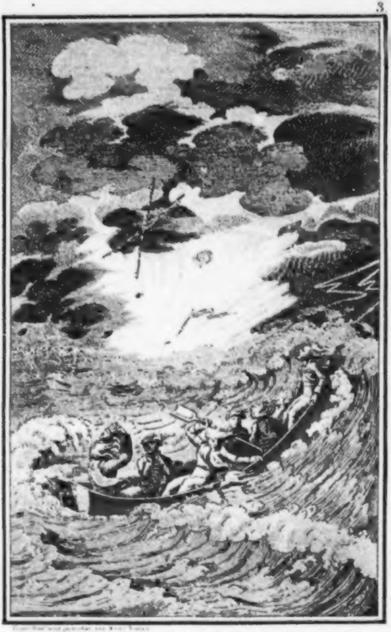
Das Gartenbeet des Landsmanns Viergroſch war eigentlich ſeine flanellene Nachtjacke. Dieſe hatte er mit Kreſſamen beſtreut und begoſſen, hatte ſie dann außen an der Seite des Schiffs angenagelt, wo ſie nicht bemerkt wurde und wo er ſie täglich etlichemahl mit Seewaſſer beſprengte. Der Kreſſamen ging auf, und täglich ſchlich ſich Viergroſch, wann ſeine Kameraden bey Tiſche waren, hin, ſchnitt mit der Scheere einen Büſchel Kreſſe ab und verzehrte ihn. Anfänglich war er willens geweſen, die Nachtjacke anzuziehen, damit er die Kreſſe bequemer abſchneiden könnte; und wirklich müßte es ſich recht artig ausgenommen haben, wenn ein lebendiges Kreſſenbeet im Schiffe herumgewandelt wäre. Er gab dieſen Einfall aber doch auf, weil er beſorgte, er möchte von ſeinen Kameraden berupft werden. Uebrigens war es für ihn ſehr gut, daß er gelernt hatte, auf dieſe Art ſich auf dem Schiffe etwas Grünes zu verſchaffen. Denn als nach etlichen Tagen der Schaarbock unter der Schiffsgeſellſchaft ausbrach, und mehreren die Zähne zu wackeln anfingen ſo blieb Viergroſch von dieſer Plage frey.

Glaskopf kömmt auf die hohe Schule.

Glaskopf ſtand eines Tages auf dem Verdecke und ſahe mit Vergnügen eine Heerde Delphine, die um das Schiff herum ſpielten und ſchwammen. Der Seecapitän ſah ſie auch, aber nicht mit Vergnügen, er kratzte ſich vielmehr am Kopfe und ſagte: „wir bekommen einen Sturm.“ Zugleich befahl er auch den Matroſen, daß ſie an den Tauen in die Höhe klettern und die Segel einziehen ſollten, und machte noch allerley andere Vorkehrungen, nicht um den Sturm abzuwenden, ſondern ſich zu ſichern, daß er ihm ſo wenig als möglich ſchade. Kaum war er mit dieſen Vorkehrungen fertig: ſo fing es an in dem Tauwerk zu raſſeln und zu klappern, das Meer ſchlug Wellen, die immer größer und größer wurden, und nach einer halben Stunde war der völlige Sturm da. Ob es gleich noch ein Paar Stunden Tag hätte ſeyn ſollen, ſo wurde der Himmel doch ſo ſtark mit ſchwarzen Wolken überzogen, daß die Matroſen einander kaum erkennen konnten. Doch bald konnten ſie einander erkennen, da aus den ſchwarzen Wolken Blitze auf Blitze erfolgten, die mit ſtarken Donnerſchlägen begleitet waren. Glaskopf ſtand da wie verſteinert; und wann ein Blitz ſein Antlitz ſichtbar machte: ſo war er todtenblaß. Endlich erfolgte ein fürchterlicher Knall; der Wetterſtrahl ſpaltete den Maſt und ſetzte das Schiff in Flammen.

Sogleich commandirte der Capitän, daß die Pulverkammer ausgeleert, und das Pulver über Bord geworfen werden ſollte. Das Feuer war aber

8



[illegible]

der Pulverkammer ſchon ſo nah, daß kein Matroſe ſich mehr hinein wagte. Statt nach der Pulverkammer zu laufen, liefen ſie nach den Booten, machten ſie los, warfen ſie in die See, und nun ſprang alles, was ſpringen konnte, nach den Booten. Glaskopf ſprang auch aus dem Schiffe, und — zwar nicht in, aber doch neben das Boot, in die See. Unterdeſſen ergriff er doch das Boot mit beyden Händen, ſchwamm ſo mit demſelben fort, und nach einigen Minuten flog das Schiff mit einem entſetzlichen Krachen in die Luft. Noch einige Minuten ſchwamm Glaskopf mit dem Boote fort, da bemerkte ihn ein Matroſe, ſchlug ihn auf die Finger; er zog ſie weg, weg war das Boot, und Glaskopf verlor Hören und Sehen.

Was aus der übrigen Schiffsgeſellſchaft geworden iſt, weiß ich nicht. Bey Glaskopfen kam aber das Hören und Sehen wieder, und ſobald er es wieder bekam, bemerkte er, daß er auf dem Lande lag, und ſeine Füße nur noch von dem Seewaſſer beſpült wurden. Vermuthlich hatte ihn eine Welle ans Land geworfen.

Sobald er ſich ſeiner wieder bewußt war, fühlte er, in was für einer ſchrecklichen Lage er ſich befand. Sein Lager beſtand aus Schlamm; alles um ihn war ſtockdunkel, es regnete unaufhörlich, und der Sturm und das Toben der Wellen machten einen ſchrecklichen Lärm. In dieſer Lage, wo er nichts anders als den Tod zu erwarten hatte, that er etwas, was er ſeit vielen Jahren nicht gethan hatte, er — betete. Sein Gebet war ganz kurz, es beſtand nur aus den Worten: „Gott ſey mir armen Sünder gnädig!“ Dieſe wiederhohlte er aber unaufhörlich. Und da er in ſeiner Jugend gehört hatte, daß Gott auch den größten Sünder nicht verſtoße, wenn er ſich redlich beſſere: ſo lebte nach und nach in ihm die Hoffnung auf, daß Gott ihm gnädig ſeyn werde; und wenn Gott dir gnädig iſt, dachte er bey ſich ſelbſt, ſo hat es weiter keine Noth. Kurz dieß Denken an Gott gab ihm doch Ruhe und bewahrte ihn vor Verzweiflung.

Wie lange dieſer ſchreckliche Zuſtand gedauert habe, kann weder Glaskopf noch ich beſtimmen, ziemlich lange dauerte er aber.

Während er ſo hülflos da lag, fiel ihm folgender Vers ein, den er in der Jugend gelernt hatte: Es hat kein Unglück je ſo lang gewährt, es hat doch endlich wieder aufgehört. Damit tröſtete er ſich, und wirklich verſchwand dieß Unglück nach und nach. Der Sturm legte ſich, das Meer wurde ruhig, die Wolken zertheilten ſich, der Himmel wurde röthlich, die Sonne ging auf — es wurde Tag. Glaskopf hob ſeine Hände gen Himmel und betete: „ich danke dir Herr Gott, himmliſcher Vater! daß du mich in dieſer Nacht ſo gnädiglich und väterlich behütet und bewahret haſt." So andächtig hatte er in ſeinem Leben nicht ſeinen Morgenſegen gebetet.

Nun verſuchte er es aufzuſtehen, welches ihm ſehr ſauer wurde, theils weil er ſo tief im Schlamme lag, theils weil er ganz entkräftet war. Mit Mühe brachte er es ſo weit, daß er aufſtand, aber ſeine Kniee wankten, und er konnte ſich kaum auf den Füßen erhalten.

Er wankte nun das Ufer hinauf, ſtand bald wieder ſtill und ſah ſich um, erblickte aber nichts, als über ſich den Himmel, hinter ſich das Meer und vor ſich ein Land, das mit dichten Büſchen bewachſen war. Vom Frühſtücke aber erblickte er nichts — keinen Kaffee, keine Butterſemmeln, keinen Schnaps, gar nichts. Da fielen ihm die Klöſe ohne Speck ein, die er einſt mit Widerwillen verzehrte, und er wünſchte ſich nur einen davon zu haben aber ſein Wunſch wurde nicht erfüllt.

Hunger, aber noch mehr Durſt, plagte ihn. Zwar ſah er vor ſich einen Waſſervorrath, den er in ſeinem ganzen Leben nicht würde ausgetrunken haben — das Meer. Er hatte aber ſchon auf dem Schiffe gelernt, daß das Meerwaſſer nicht trinkbar ſey. Traurig wendete er ſich nach der Landſeite um, ging einige Schritte vorwärts, und entdeckte zu ſeiner großen Freude einen kleinen Bach, der durch den Regen entſtanden war, und nach der See zulief. Freylich war er nicht hell, aber es war doch Waſſer. Aber nun fehlte ihm der Becher, die Schale, ſelbſt der Hut, mit dem er es ſchöpfen konnte: da machte ihn die Noth auf ein Trinkgeſchirr aufmerkſam, deſſen er ſich ſonſt nie bediente — das war ſeine rechte Hand. In dieſe ließ er das trübe Bächelchen laufen, führte das Waſſer zum Munde, und genoß es ſtatt des Kaffees, den er ſonſt in des Vaters Hauſe bekommen hatte. Es ſchmeckte ihm aber beſſer, und erquickte ihn mehr, als ſonſt der Kaffee.

Jetzt zog er ſeine naſſen Kleider aus, um ſie an der Sonne zu trocknen. Kaum aber hatte er ſie ausgebreitet: ſo kam ein ganzer Schwarm ſtechender Fliegen und Mücken, die auf ſeinen nackten Körper fielen, und ihn ſo zerſtachen, daß er jämmerlich zu ſchreyen anfing, und ſo geſchwind als möglich, ſeine Kleider wieder anlegte.

Ganz ſchützte ihn das jedoch nicht, denn das Ungeziefer fiel nun in ſein Geſicht und auf ſeine Hände, und verurſachte ihm ſo ſchreckliche Schmerzen, daß er Eſſen und Trinken darüber vergaß. Den ganzen Tag hatte er mit nichts zu thun, als ſich des Ungeziefers zu erwehren; konnte es aber nicht eher los werden, bis die Nacht eintrat.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Da ſuchte er eine trockne Stelle, legte ſich hin, empfahl ſeinen Leib und ſeine Seele in den Schutz des himmliſchen Vaters und fiel in einen tiefen Schlaf, aus dem er nicht eher erwachte, als bis die Sonnenſtrahlen ihn weckten. Kaum konnte er ſie ſehen, weil ſeine Augen durch die geſtrigen Mückenſtiche ſo verſchwollen waren, daß nur ein Ritzchen noch offen war, durch welches er das Tageslicht wahrnehmen konnte.

Er betete ein andächtiges Vater unſer, und, da er an die vierte Bitte kam, wurde er beſonders andächtig. Seine erſte Sorge war, ſich gegen das Ungeziefer zu ſchützen. Er ſah ängſtlich umher, und entdeckte zu ſeiner Freude eine Pflanze, die ſo breite Blätter hatte, wie die Peſtilenzwurzel, die bey uns im Sommer in den Bächen wächſt. Damit umwand er ſich die Hände und brauchte ſie als einen Fliegenwedel, um damit das Geſchmeis von dem Geſichte abzuhalten.

Nun ging die zweyte Sorge dahin, ſich etwas zu eſſen zu verſchaffen. Aber woher? Dieſe Frage war ſchwer zu beantworten. Er ging eine kleine Strecke ins Land hinein, fand es aber mit lauter Büſchen bewachſen, die keine Früchte trugen. Weiter zu gehen wagte er nicht: weil er fürchtete, er möchte von wilden Thieren oder wilden Menſchen überfallen werden. Er ging alſo wieder am Rande des Meeres auf und ab, und ſah mit den Augen wild umher, um etwas Eßbares zu finden.

Er fand es wirklich, hatte aber kein Mittel es zu bekommen. Das Meer wimmelte von Fiſchen, ihm fehlte aber das Netz und die Angel, ſie zu fangen; er ſah Schaaren Vögel über ſich hinfliegen, hatte aber weder Flinte noch Pulver und Bley, um ſie zu ſchieſſen. Schmachtend, mit einem tiefen Seufzer ſah er gen Himmel, als wenn er von daher Hülfe erwartete, und ſetzte dann mit geſenktem Haupte ſeine Wanderung fort.

Nachdem er ungefähr eine Stunde lang ſo am Ufer hingegangen war, und geblinzelt hatte, um etwas zu finden, ſah er ein großes ſchwarzes Thier vor ſich liegen. Er erſchrack, trat ein Paar Schritte zurück und beſorgte, das Thier möchte aufſpringen, und ihm an die Gurgel fallen. Da er es aber ein Paar Minuten betrachtet hatte, und ſah, daß es ſich immer nicht bewegte, ſchlich er auf den Zehen näher hinzu und fand, daß es — eine todte Kuh war. Ja als er ſie noch näher betrachtete, fand er in ihr ſogar eine alte Bekannte: es war die Kuh, welche der Capitain mit auf das Schiff genommen hatte, um von ihr täglich friſche Milch zu haben. Vermuthlich hatten ſie die Wellen auf das Ufer geworfen. Wer war froher als Glaskopf! Er holte ſogleich ſein Brotmeſſer heraus, ſchnitt der Kuh den Bauch auf und ſuchte das Fell abzuziehen.

Eine Stunde mochte er wohl ſo abgezogen haben, als ihn der Hunger nöthigte, mit dieſer Arbeit inne zu halten. Er ſchnitt alſo ſogleich ein Stück Fleiſch aus der Wampe heraus und lief damit fort um es zu kochen. Kaum hatte er aber ein Paar Schritte gethan; ſo fiel ihm ein, daß ihm zum Kochen nicht mehr als alles fehle: der Topf, das Waſſer und das Feuer.

Um ſich wenigſtens Feuer zu verſchaffen griff er nach ſeinem Feuerzeuge, fand es aber in ſehr unbrauchbarem Zuſtande. Der Feuerſtahl war zwar noch da, aber der Feuerſtein verloren, und der Schwamm durchaus naß.

Ach! Ach! ſeufzete er, was für ein armer Menſch bin ich! Ach, wenn doch die alte Barbeliſe da wäre, die mir ſonſt immer Feuerſteine und Schwamm anbot, und die ich wohl zehnmahl abwies, ehe ich von ihrer Waare für ein Paar Dreyer kaufte. Ach Barbeliese! Barbeliese! ich habe noch acht Groſchen bey mir, die wollte ich dir mit Freuden geben, wenn du mir dafür nur einen guten Feuerſtein und ein Stückchen trocknen Schwamm gäbeſt. Es kam aber keine Barbelieſe, und Glaskopf fühlte es recht tief, wie viel auch die kleinſten Dienſtleiſtungen, ſelbſt des ärmſten Menſchen, werth ſind. Er beſah ſein Stück Kuhfleiſch, beroch es, und — was ſollte er anders thun? er zerſchnitt es und verzehrte es roh. Nun ſah er ſich nach Trinkwaſſer um, fand aber nichts als eine Pfütze, die von dem Regen herrührte, der den vorigen Tag gefallen war. Er ſchöpfte daraus mit dem Becher, der ihm an den rechten Arm gewachſen war, und labte ſich daran.

Jetzt fiel ihm die Kuh wieder ein, die ſeinen ganzen Reichthum ausmachte. Er ſuchte davon ſo viel als möglich zu retten, ehe es durch die Fäulniß unbrauchbar wurde. Zuerſt ſchnitt er ihr den Bauch auf, holte die Gedärme und die Blaſe heraus, reinigte ſie am Waſſer, blies ſie auf und hing ſie an einen Baum: weil er glaubte, daß er ſie zu allerley werde brauchen können. Dann fuhr er fort mit Abziehung der Haut ſich zu beſchäftigen. Dieß war aber ein ſaures Stück Arbeit, theils, weil er die Vortheile nicht kannte, die dabey angewendet werden müſſen, theils weil er keinen Gehülfen hatte, die Kuh alſo nicht aufgehängt werden konnte, ſondern im Liegen abgezogen werden mußte. Unterdeſſen ſtrengte er alle ſeine Kräfte an, konnte aber von dem Felle weiter nichts abkriegen, als die obere Seite; zu der untern, auf welcher die Kuh lag, konnte er nicht kommen: weil er nicht im Stande war ſie umzuwenden. Was hatte er alſo zu thun? Er ſchnitt von der Haut ſoviel ab, als er hatte lostrennen können und ließ das Uebrige liegen. Nun zernagte er noch ein Stück Fleiſch, trank eine Hand voll Pfütze dazu, machte ſich aus der halben Kuhhaut ein Kopfkiſſen, legte ſich darauf, und ſchlief ein, nachdem er Gott recht herzlich gebeten hatte, daß er ihn die Nacht hindurch ſchützen möchte.

Glaskopf macht Fortſchritte.

Beten hatte Glaskopf nun gelernt; und nachdem er des Morgens erwacht war, lernte er noch etwas — Nachdenken. Ach Gott! ſeufzte er, was wird aus mir werden! Noch ein Paar Tage werde ich zu eſſen und zu trinken haben; dann iſt aber die Kuh verfault und das Waſſer vertrocknet. Und wohin ſoll ich mich verbergen, wann es regnet? Womit ſoll ich mich kleiden, wenn mir meine Lumpen vom Leibe gefault ſind?

Er dachte alſo nach, und fand denn, daß es mit dem Nachdenken doch eine ganz artige Sache ſey; weil es uns immer noch Mittel uns zu helfen zeigt, wo es ſcheint, als wenn gar keine möglich wären. Er dachte jetzt vorzüglich darüber nach, woher er Feuer und Waſſer bekommen könne; und da er glaubte, das Mittel, ſich dieſe unentbehrlichen Dinge zu verſchaffen, gefunden zu haben, ſtand er auf, um Gebrauch davon zu machen. Seinen Feuerſchwamm legte er an die Sonne, wo er in einer halben Stunde trocken war. Nun ging er aus, um einen Feuerſtein zu ſuchen. Steine fand er ziemlich viel, ſie waren alle hart, und konnten zu vielerley Dingen gebraucht werden: nur hatten ſie den Fehler, daß ſie kein Feuer gaben. Endlich fand er am Ufer einen Stein, der ſich durch ſeine rothe Farbe von andern unterſchied, und dadurch ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Er ſchlug mit dem Stahle dran, und er gab Feuer. Was für Freude war das für Glaskopf! Er ſuchte ſogleich dürres Reiſig zuſammen, legte es auf einen Haufen, riß ein Stückchen Schwamm ab, und Pik! Pik! Pik! da hatte der Schwamm Feuer gefangen. „Gott Lob und Dank! ſagte er, nun habe ich doch Feuer.“

Nun ſuchte er nach dem Schwefelfaden — aber — es war keiner da. Aengſtlich trippelte er umher und ſagte: „ach ein Schwefelfädchen! nur ein einziges!“ Aber es war auch kein einziges da. „Ach du lieber Gott!“ ſeufzete er, „was für ein armer Menſch bin ich doch, weil ich nicht mehr in der menſchlichen Geſellſchaft bin. Zu Hauſe ſaßen an allen Straßenecken Weiber, die mit Schwefel und Dochten handelten — hier kann ich keinen einzigen Schwefelfaden bekommen, und wenn ich auch meine 8 Groſchen dafür geben wollte!"

Der Leſer ſieht, daß Glaskopf nun allmählich anfing zur Erkenntniß zu kommen. Und was brachte ihn zur Erkenntniß? — die Trübſal. Was der Herr Hauptmann Benetaſch und der Herr Feldprediger Alcor nicht hatten möglich machen können, das machte der liebe Gott möglich durch die bitterſte Noth, in die er ihn gerathen ließ. Dieſe that ihm ſo wohl, wie ein Balſam auf ſein Haupt.

Er fuhr in ſeinen Betrachungen fort und ſagte bey ſich ſelbſt: Ach, lieber Gott, ich habe es nicht erkannt, wie viel die Menſchen für mich thaten, die mich mit Stahl, Stein, Schwamm und Schwefel verſahen, die mir Eſſen und Trinken verſchafften, die meine Kleidung verfertigten! Ach wie undankbar bin ich geweſen! Ich habe mir von andern alles liefern laſſen, was ich nöthig hatte: und was habe ich für ſie gethan? — Nichts. Eſſen, Trinken, Tobak rauchen, Karteſpielen — das war meine Arbeit. Nun ſtrafſt du mich dafür, lieber Gott! und ſtößeſt mich aus der menſchlichen Geſellſchaft aus. Ich habe es verdient, ach ich habe es nur zu ſehr verdient. Ich will mich beſſern, ich will arbeiten ſo viel ich kann. — Sey mir armen Sünder gnädig!

Jetzt ſetzte er ſich, legte den Kopf in die rechte Hand, und dachte nach, ob es nicht möglich ſey Feuer ohne Schwefel anzuzünden. Nach etlichen Minuten glaubte er die Erfindung gemacht zu haben. Er ſtand auf, ſuchte dürres Laub zuſammen, legte es neben das dürre Holz, ſchlug wieder Feuer auf, legte den brennenden Schwamm in das Laub, blies nun was er konnte, und hatte bald die Freude zu ſehen, daß ein Flämmchen entſtand. — Sogleich legte er kleine dürre Reiſerchen, dann ſtärkere auf — und ein Feuer loderte empor. Mit gefalteten Händen ſtand er dabey und ſagte: nun weiß ich, lieber Gott! daß du mich nicht verläſſeſt, du haſt mir ja Feuer gegeben. Das Uebrige was ich nöthig habe, wirſt du mir auch verſchaffen.

Dann ſuchte er ſogleich von dem Feuer Vortheil zu ziehen. Er brannte das Holz, das hier und da herum lag, zu Kohlen, ſchnitt hierauf eine etwas ſtarke Ruthe ab, ſteckte ein Stück Fleiſch daran, ſtellte an beyde Seiten der Kohlen ein Paar Steine, legte die Ruthe darüber, und drehete ſie langſam herum, wie einen Bratſpieß. Nach einer Viertelſtunde dunſtete der Bratengeruch in ſeine Naſe, der ihn ſehr erquickte; noch mehr erquickte ihn aber der Braten ſelbſt, den er mit herzlichem Danke gegen Gott verzehrte.

Jetzt ſehnte er ſich nach einem Trunke. Er lief wieder nach der Pfütze, die ihn bisher erquickt hatte, fand ſie aber ſo vertrocknet, daß er kaum noch ein Paar Hände voll Waſſer daraus ſchöpfen konnte. Als er ſie eingeſchlürft hatte, ſeufzte er: „Ach Gott was werde ich morgen trinken!" Da fiel ihm der Spruch ein, den er in der Jugend gelernt hatte: Sorget nicht für den andern Morgen; da wurde er beruhigt.

Er ſetzte ſich unter einen Baum, und überließ ſich ſeinen Betrachtungen. Ach, dachte er bey ſich ſelbſt, das iſt doch ein herrlicher Spruch: ſorget nicht für den andern Morgen! denn Gott, der heute für mich ſorgt, wird auch für morgen ſorgen. Und wem danke ich es, daß ich dieſen Spruch und noch andere Sprüche und Verſe weiß? wem anders, als meinem alten Schullehrer Körber, der mich dazu anhielt, daß ich dieſe Sprüche und Verſe lernen mußte. Ach Körber! Körber! du haſt beſſer für mich geſorgt als mein Vater. Wo ſind die guten Biſſen, mit denen er mich fütterte? wo iſt alle das Geld, was er mir zuſteckte? Alles, alles iſt fort. Aber die guten Sprüche und Verſe, die mich der alte Körber lernen ließ, die habe ich noch, die ſind meine einzige Erquickung. Ach lieber Vater im Himmel, ich kann dem alten Körber nicht vergelten, was er an mir gethan hat. Vergilt du es ihm, und gib ihm einen recht frohen Tag!

Da ihm aber der alte Körber, bey Erklärung dieſes Spruchs geſagt hatte, daß wir hier nur vor ängſtlichen Sorgen gewarnt würden, daß die Meynung aber gar nicht ſey, als wenn wir ſorglos leben, und gar nicht überlegen ſollten, wie wir unſern Zuſtand verbeſſern könnten; ſo dachte er nach, ob er nicht jetzt etwas thun könne, um ſein Elend zu erleichtern. Da fiel ihm der Kohlenhauſen in die Augen, auf dem er ſein Fleiſch gebraten hatte. Dieſen, dachte er, mußt du zu erhalten ſuchen. Denn wenn du alle Tage von neuem Feuer anſchlagen ſollſt: ſo iſt dein Schwamm in acht Tagen alle; und woher andern nehmen? Er ſammelte alſo dürres Holz, woran es nicht fehlte, weil hier keine menſchliche Hand war, die es hätte einſammeln können, und legte einen Theil davon auf die Kohlen, um das Feuer zu erhalten. Dann ging er aus, um Waſſer zu ſuchen. Willſt, dachte er, am Ufer hingehen: denn die Bäche und Flüſſe ſollen ja insgemein ins Meer laufen.

Er ging einige Stunden vergeblich und ſein Durſt wurde ſo dringend, daß er hätte umfallen mögen. Die Sonne näherte ſich dem Untergange. Kleinmüthig wankte er weiter, weil er ſeinen Tod vor Augen ſah. Er blickte gen Himmel, ergab ſich in ſein Schickſal, und ſagte: „In deine Hände, o Gott! befehle ich meinen Geiſt!“ Aber jetzt, da es mit ihm ganz aus zu ſeyn ſchien, kam auch die Hülfe. Er hörte etwas rauſchen, wie Waſſer, ſpitzte die Ohren, und fand zu ſeiner unausſprechlichen Freude ein Flüßchen, das ins Meer floß. Er konnte ſich bey dieſem Anblicke der Thränen nicht enthalten, kniete nieder und ſchöpfte mit der Hand ſo lange bis ſein Durſt vollkommen geſtillt war.

Glaskopf läßt ſich häuslich nieder.

Aber nun kam unſer Glaskopf in eine neue Verlegenheit. Wollte er hier bey ſeinem lieben Flüßchen bleiben? ſo hatte er den andern Tag nichts zu eſſen, und er beſorgte, daß ſein Feuer ihm ausgehen möchte. Wollte er bey dem Feuer bleiben: ſo hatte er den andern Tag nichts zu trinken. Das Vernünftigſte wäre freylich geweſen, einen Krug voll Waſſer mitzunehmen, es fehlte ihm dazu aber weiter nichts, als der Krug; und die Glasfrau, von welcher er ſonſt ſeine Krüge bekam, wohnte zu weit von ihm. Er entſchloß ſich endlich, nach dem Feuer zurückzukehren, und er kam nach etlichen Stunden durſtig und ſehr ermüdet daſelbſt an.

Das Feuer war ausgegangen, und nur noch einige Köhlchen glüheten. Geſchwind holte er wieder dürres Laub herbey, warf es auf die Kohlen, und blies aus allen Kräften. Mit vieler Mühe brachte er wieder ein Flämmchen zuwege, warf Holz darauf, und legte ſich dann nieder, um ſich durch Schlaf zu erquicken, der ihn auch wirklich erquickte. Kaum war er aber wieder erwacht: ſo lief er nach dem Feuer, das eben im Begriffe war zu verlöſchen, und gab ihm neue Nahrung.

Nachdem er ſein Morgengebet verrichtet hatte, genoß er ein Stück von dem Kuhbraten, der übrig geblieben war, und überlegte, wie er den heutigen Tag anwenden wollte. Nach vielem Hin- und Herdenken entſchloß er ſich endlich, ſeinen Wohnſitz nach dem Flüßchen zu verlegen. Er nahm alſo das Kuhfleiſch, das noch übrig war, und ſehr kräftig roch, legte es auf die Schulter, und trat damit ſeine Wanderung nach dem Flüßchen an. Auf dem Wege war er ſo glücklich einen Fund zu thun, der ihm ungemein viel Freude machte: — wilden Sauerampfer fand er. Schon lange hatte er ſich nach etwas Säuerlichem geſehnt, das ihm ſehr nöthig war, da ihm das Zahnfleiſch zu ſchwellen anfing, und der Scorbut oder Scharbock auf dem Wege war. Begierig riß er eine Hand voll davon ab, kauete ſie und würde dadurch ungemein erquickt. Gott Lob und Dank, ſagte er, nun habe ich doch auch Sallat zu meinem Braten!

Jetzt lief er wieder zurück und holte ſeinen übrigen Reichthum: die Kuhhaut, und die aufgeblaſenen Gedärme.

Da er auf dem Wege wieder ſehr viel von den Stechfliegen leiden mußte, und die Rinderdärme, die er über die Schultern gelegt hatte, ſich immer unter ſeiner Naſe bewegten: ſo brachte ihn dieß auf einen ſehr glücklichen Einfall: daß er nämlich aus den Gedärmen eine Larve und Handſchuhe machen wollte.

Bey ſeiner Ankunft auf dem neuen Wohnplatze zündete er erſt wieder Feuer an, briet ſich ein Stück Rindfleiſch, und machte Anſtalt zur Mahlzeit. Dießmahl ſchmeckte es ihm ſchon beſſer, als es ihm den Tag vorher geſchmeckt hatte. Durch die Fäulniß war das Fleiſch mürbe geworden, und hatte einen Geſchmack bekommen, wie ihn die vornehmen Leute beym Wildpret gern haben. Auch diente ihm der Sauerampfer, den er dazu kauete, ſtatt des Sallats.

Sobald die Mahlzeit verzehrt war, wurden Anſtalten gemacht, die Larve und die Handſchuhe zu verfertigen, und ſie wurden wirklich fertig. Freylich fehlten den Handſchuhen die Finger; ſie beſtanden blos aus zwey Stücken von einem weiten Darme, die vorn mit einem Stückchen Darm zugebunden waren. Doch konnte er, wenn das Ungeziefer ihn zu ſtark peinigte, ſeine Hände gegen daſſelbe damit ſchützen. Die Larve brachte er auch zu Stande; aber es koſtete unſerm Glaskopf viel Kopfbrechens, ehe er das Mittel fand, ſie am Geſichte zu befeſtigen. Endlich fand er es. Er bediente ſich nämlich dünner Rindsdärme anſtatt der Bänder; band eins davon um die Stirn, wie ein Kopftuch, das andere um den Hals, wie ein Halstuch: und ſo wurde die Larve befeſtigt, in welcher er ſich recht hübſch ausnahm. So war denn ſein Tagewerk vollendet, und er freute ſich nicht wenig, daß er ſeine Lage wieder um etwas verbeſſert hatte.

Des Nachts traf ihn aber ein neues Leiden. Es kam ein ſchreckliches Gewitter, das ſo fürchterlich tobte, daß er beſorgte, der jüngſte Tag möchte kommen. Dieſer kam nun zwar nicht, allein es fiel ein ſtarker Platzregen, der ihn ganz durchnäßte, und — ſein Feuer auslöſchte.

Der folgende Tag fing ſich alſo ſehr traurig für ihn an. Die Näſſe verurſachte ihm einen ungewöhnlichen Froſt, das Feuer war nicht mehr; — der Schwamm war wieder naß geworden. Er hätte verzweifeln mögen. Da fiel ihm zum guten

Glück ein Vers ein, den ihn der alte Körber gelehrt hatte:

Wer hofft in Gott und dem vertraut,
Der wird nimmer zu Schanden,
Und wer auf dieſen Felſen baut,
Ob ihm gleich geht zu handen
Viel Unfall hie
Hab ich doch nie
Den Menſchen ſehen fallen,
Der ſich verläßt auf Gottes Troſt
Er hilft ſeinen Gläubigen allen.

Dieſer Vers erquickte ihn mehr, als das kräftigſte Frühſtück. Er faßte neuen Muth. Um ſich zu erwärmen, lief er am Ufer auf und ab, und da der Himmel ſich aufheiterte, und die Sonne warm zu ſcheinen anfing: ſo wurde er binnen einer Stunde trocken und warm. Er legte nun ſeinen Schwamm an die Sonne, der auch bald trocken wurde. Aber Feuer damit anzuſchlagen, getraute er ſich nicht: weil das Laub noch zu feucht war, als daß er hätte hoffen dürfen, daß es Feuer fangen würde, und weil er mit dem Schwamm ſehr haushälteriſch umgehen mußte, da die alte Barbelieſe fehlte, die ihm andern hätte liefern konnen. Zum Glück hatte er noch vom vorigen Tage ein gutes Stück Rindsbraten übrig, mit dem er für dieſen Tag ſeinen Hunger ſtillen konnte.

Während er es aß, fiel ihm der Pumpernickel ein, den er auf ſeinem Marſche durch Weſtphalen eſſen mußte, und den er mit dem größten Unwillen genoß. Ach wenn ich jetzt, dachte er bey ſich ſelbſt, ein Stück Pumpernickel hätte — wie wollte ich Gott dafür danken! Aber leider habe ich ihn nicht. Dies iſt die Strafe dafür, daß ich dem lieben Gott ehedem gar nicht gedankt habe, wenn ich von ihm Gutes genoß. Ich will die Strafe dulden: ich habe ſie verdient. Einmahl wirſt du dich meiner erbarmen, lieber Gott! und mich wieder in die menſchliche Geſellſchaft bringen, — dann will ich dir mein Lebelang dankbar ſeyn.

Glaskopf baut ſich eine Wohnung.

Die Leiden der vorigen Nacht hatten ihn gelehrt, wie nöthig es ſey, ſich eine Wohnung zu verſchaffen, die ihn und ſein Feuer gegen Regen ſchützen könne. Wie dieſe aber ſolle verfertigt werden von einem Menſchen, der ſich in ſeinem Leben nicht um das Bauen bekümmert hatte, dem die Baumaterialien fehlten, und der von Werkzeugen nichts beſaß, als ein Taſchenmeſſer: das war eine ſehr ſchwere Aufgabe. Gleichwohl war kein anderer Ausweg: er mußte eine Wohnung haben, oder ſich drein geben, daß er in den nächſten Tagen aus

Mangel an Feuer, oder wegen Ueberfluß von Regen ſein Leben einbüßen werde. Da er nun hierzu keine Luſt hatte: ſo war kein anderer Rath: er mußte ſeinen Kopf, der nun vier und zwanzig Jahre alt geworden war, ohne jemahls nachgedacht zu haben, anſtrengen.

Er that es, aber einen ganzen Tag ohne glücklichen Erfolg. Er dachte an ſeines Vaters Haus, an die Ziegeln, mit denen es gedeckt war, an die Fenſter, an die Oefen, an die Schlöſſer mit denen die Thüren verſchloſſen waren, an die Treppen, die aus einem Stockwerke in das andere führten. Aber jemehr er nachdachte, deſto mehr begriff er die Unmöglichkeit ſich ein ſolches Haus zu verfertigen. Woher ſagte er, ſoll ich Ziegeln, Backſteine, Glas, Eiſen, Breter nehmen? Ach wie viele Menſchen haben für mich ehemals gearbeitet, ohne daß ich es erkannt habe! Jetzt — da ich von allen Menſchen verlaſſen bin, fühle ich recht, was für ein armer Wurm ich bin.

Er ſchlug ſich alſo des Vaters Haus aus den Gedanken, muſterte in ſeinen Gedanken alle Häuserchen durch, die er ſonſt noch geſehen hatte, und kam endlich auf das Hirtenhaus, das mit Stroh gedeckt war, und keine Treppe hatte. Aber auch ſo ein Häuschen getrauete er ſich nicht aufzuführen, da er nicht einmahl Stroh und keine Säge, kein

Beil hatte, mit denen er ſich Bauholz hätte fällen können. Indeſſen fiel die Nacht ein, er fing bitterlich an zu weinen, legte ſich nieder, empfahl ſich der göttlichen Vorſehung, und ſchlief ein.

Sein Schlaf war äußerſt unruhig. Das Gefühl ſeiner hülfloſen Lage war bey ihm ſo lebhaft, daß er ſich immer von einer Seite auf die andere warf, bis er endlich ganz munter wurde. Welche Zeit es eigentlich war, kann ich nicht ſagen, weil man dort keine Uhr hören konnte. Ihm kam es aber vor, als wenn er etwa ein Paar Stunden geſchlafen hätte. Da alles um ihn her ſtill und dunkel war: ſo hatte er zum Nachdenken recht Muße. Während des Nachdenkens fiel ihm die Hütte ein, welche ſich der Gänſehirt in ſeines Vaters Obſtgarten zu machen pflegte, wenn er das Obſt desſelben des Nachts bewachen mußte. So eine Hütte, dachte er, kannſt du auch machen. Vor Freuden über dieſen Einfall ſprang er auf, ging hin und her — fand aber bald, daß auch eine ſolche Hütte aufzuführen ſeine Schwierigkeiten habe: weil er ſich niemahls die Mühe gegeben hatte, ihre Einrichtung zu unterſuchen.

Zum Glück war er einmahl, zufälliger Weiſe, dazu gekommen, als der Gänſehirte den Anfang mit Einrichtung derſelben machte. Dieß gab ihm Stoff zu weiterm Nachdenken, und er getrauete ſich wirklich ſo viele Geſchicklichkeit zu, als der Gänſehirt gehabt hatte.

Sobald der Tag grauete ging er aus, um ein Bäumchen zu ſuchen, deſſen Aeſte gabelförmig gewachſen waren, und — er fand es endlich. Er machte Anſtalt es zu fällen — hätte er ein Beil gehabt, ſo würde die Fällung in einer Minute vollbracht worden ſeyn; aber gerade dieß fehlte ihm. Die Fällung mußte mit ſeinem Brotmeſſer vorgenommen werden. Sie gelang ihm zwar, aber ehe ſie geendigt, und die Zweige ſo abgeſchnitten waren, daß der Stamm die Geſtalt einer Gabel bekommen hatte, war eine geraume Zeit verfloſſen. Nun ſuchte er ſich ein ähnliches Bäumchen, mit deſſen Fällung und Beſchneidung wieder einige Zeit hinging. Da dieſes vorbey war, wollte er dieſe Bäumchen als die Hauptſäule ſeiner neuen Wohnung in die Erde rammeln. Aber womit? Womit anders als mit dem Brotmeſſer? Mit dieſem ſchnitt er die Bäumchen ſpitzig, machte zwey Löcher in die Erde, ſo weit auseinander, als ſeine Hütte lang werden ſollte, ſteckte dann die Bäumchen mit möglichſter Anſtrengung hinein, und befeſtigte ſie von allen Seiten mit Steinen.

Nun fand ſich aber der Hunger ein, der ihm ſo ſtark zuſetzte, daß er ſeine Arbeit liegen laſſen, und auf die Befriedigung deſſelben denken mußte.

Er ſuchte ſich alſo wieder ein Stück Rindfleiſch zu einem Braten aus. Dieß war aber ſo lebendig, und von Maden ſo durchritten, daß es Mühe koſtete, es am hölzernen Bratſpieße zu befeſtigen. Mit ſchwerem Herzen genoß er die Mahlzeit, weil er nicht begreifen konnte, woher er künftig ſeine Mahlzeit nehmen werde.

Den Nachmittag brachte er damit zu, daß er ein Bäumchen abſchnitt, es in die Gabeln der eingerammeten Bäumchen legte, und mit Weidchen feſt band, damit es den Träger ſeines Gebäudes ausmachte. Dann ſchnitt er noch mehrere andere Bäumchen ab, die er an den Träger lehnte, an denſelben mit Weidchen befeſtigte, und unten in die Erde ſteckte.

Zum Glück hatte der Wald, aus welchem er die Bäumchen nahm, keinen Eigenthümer, ſonſt würde er ſchwere Waldbuße haben zahlen müſſen. Der Abend übereilte ihn, ohne daß er ſeine Arbeit nur zur Hälfte hätte vollenden können. Er genoß wieder etwas von ſeinem Rindsbraten, der ſo mürbe geworden war, daß er ihn gar nicht zu kauen brauchte und nachdem er ſich noch durch ein Paar Hände voll Waſſer erquickt hatte, ſo breitete er ſeine Rindshaut aus und genoß auf derſelben eine ſanfte Ruhe.

Glaskopf glaubt ſich nach Liliput verſetzt.

Kaum grauete der Tag; ſo erwachte Glaskopf mit bangen Sorgen, woher er künftig ſeine Nahrungsmittel nehmen wolle. Er betete ein andächtiges Vater unſer, und als er an die vierte Bitte kam, vergaß er die übrigen, blieb bey dieſer ſtehen und wiederholte ſie wohl zehnmahl. „Ja,“ ſagte er, „lieber himmliſcher Vater! gib mir auch heute mein tägliches Brot, und laß mich etwas finden, womit ich meinen Hunger ſtillen kann.“ Mit dem feſten Glauben, daß Gott ſein Gebet erhören werde, ſchnitt er einen Stock ab, und wanderte landeinwärts, um ſich Nahrung zu ſuchen: fand aber nichts, als eine Art von Beeren, die mit unſern Brombeeren Aehnlichkeit hatten. Sie erquickten ihn, füllten aber den Magen nicht.

Endlich da er wohl eine halbe Stunde ſich durch das Gebüſch gearbeitet hatte, kam er auf einen freyen Platz. — Hilf Himmel: was ſah er da! Ein Paar hundert Geſchöpfe, die auf und ab ſpazierten und nicht größer waren, als Kinder von einem Jahre. Ihm fiel es ein, daß er einmahl von einem Lande gehört habe, das Liliput hieße, deſſen Bewohner ſo klein wären, daß ſie von den Kranichen weggetragen würden; und er glaubte wirklich, er ſey in Liliput. Um dieſe Leutchen genauer kennen zu lernen, ſchlich er ſich näher zu ihnen, und bemerkte zu ſeiner größten Verwunderung, daß ſie alle Schnäbel hatten. Auch von Schnabelleuten, die in fremden Ländern wohnen ſollten, hatte ihm ſeine Großmutter, Gott habe ſie ſelig! erzählt. Er vermeynte alſo, ſich in dem Lande der Schnabelleute zu befinden. Da er aber noch näher kam, ſah er daß es Vögel waren, die eben ſo aufrecht ſtanden wie die Menſchen.

Sobald ſie ihn erblickten, liefen ſie davon. Da er aber etwas längere Beine hatte, als ſie: ſo holte er ſie bald ein, ſchlug nach einem mit ſeinem Stocke, erlegte ihn, und ſprang damit nach ſeiner Wohnung zurück.

Wie ein Kind freute er ſich über dieſen Fang. Er betrachtete ihn nun genauer, und fand, daß es ein Vogel war, dergleichen er noch nie geſehen hatte. Die Füße waren, wie bey einer Ente, mit Schwimmhäuten verſehen, der Körper aber war ſo ſchwer, die Flügel ſo klein, und die Federn an denſelben ſo kurz, daß er unmöglich fliegen konnte. Dieß iſt, dachte er, das tägliche Brot, das dir dein himmliſcher Vater beſcheert hat. Von dieſen Vögeln wirſt du doch von Zeit zu Zeit einen erlegen können.

Begierig rupfte er ihn, nahm ihn aus, ſteckte ihn an den Bratſpieß, und briet ihn. Er war ſo fett, daß das Fett wie Oel an demſelben herab floß.

Er ſchmeckte ihm herrlich — aber noch weit beſſer würde er ihm geſchmeckt haben, wenn er Salz und Brot dazu gehabt hätte. In ſeiner Jugend zankte die Mutter oft mit ihm, daß er kein Brot zum Fleiſche äße; jetzt hätte er es gern gethan.

Von nun an theilte er ſeine Zeit ein in die zum Jagen, die zur Zubereitung der Mahlzeit, und die zur Erbauung ſeiner Wohnung beſtimmt. Mit dieſer war er nach einigen Tagen fertig, und ſchlief darinne auf ſeiner Kuhhaut, ſo ſanft wie ein König, — wie ein Bauer wollte ich ſagen.

Nun brachte er auch das Feuer in die Hütte, die aber dadurch ſo mit Rauch angefüllt wurde, daß es ihm unmöglich war, es darin auszuhalten. Anfänglich konnte er gar nicht begreifen, wie dieß zuginge, da er doch in ſeines Vaters Küche immer Feuer geſehen hatte, ohne daß ſie mit Rauch wäre angefüllt geweſen. Am Ende kam er auf den Gedanken, es möchte wohl daher kommen, weil in ſeiner Hütte der Rauchfang fehlete, den er in ſeines Vaters Küche bemerkt hatte. Er entſchloß ſich alſo noch eine Hütte anzulegen, die blos zur Erhaltung des Feuers beſtimmt ſeyn ſollte. Er ging friſch an die Arbeit, und binnen etlichen Tagen war die Hütte fertig und mit einem Zugloche verſehen.

Da er aber voraus ſah, daß der Regen durchdringen würde, wenn die Hütte nicht mit einer guten Bedeckung verſehen würde, ſo ſtach er lange Raſenſtücke aus, belegte ſie damit, wie er es auch ſchon bey ſeiner Wohnung gethan hatte, und heſtete, die Raſenſtücke mit hölzernen Pflöcken zuſammen. In dieſe Hütte trug er nun bey einbrechender Nacht ein Paar Feuerbrände, und legte noch ein Paar Stücken Holz an, um damit die Nacht hindurch ein kleines Feuer zu unterhalten.

Bald darauf fiel Regenwetter ein, welches ein Paar Tage dauerte; und er ſah mit Vergnügen, daß nur ſehr wenig Waſſer in die Hütte eingedrungen war.

Jetzt fühlte er aber eine neue Unbequemlichkeit. Da er ſeit ſeiner Ankunft auf der Inſel die Wäſche nicht gewechſelt hatte; ſo hatte ſich die Einquartierung in derſelben, die er vermuthlich auf dem Schiffe aufgeleſen hatte, ſo vermehrt: daß er auf keiner Stelle zu bleiben wußte.

Da war nun guter Rath theuer. Einmahl kam er auf den Einfall, daß er ſich des Abends nackend auszog, ſeine ſämmtliche Kleidungsſtücke über das Feuer hielt und ſie ausklopfte. Da merkte er nun zu ſeinem Vergnügen, daß in dem Feuer ein Kniſtern entſtand, welches ohne Zweifel von der herabfallenden Einquartierung herrührte. Er legte die Kleidung wieder an, und fühlte einige Erleichterung. Um ſich ganz von dieſen läſtigen Gäſten zu befreien, entſchloß er ſich, ſein Hemde zu waſchen. Er ging daher an die See, zog darin das Hemde hin und her, rang es aus und ging wieder zurück um es zu trocknen.

Es wird ein Salzwerk angelegt.

Ehe Glaskopf aber noch den Fuß an das Land ſetzte, bemerkte er im Ufer einen Stein, der die Form einer Mulde hatte, in welchem ſich etwas Graues befand, das wie Salz ausſah. Er nahm etwas davon auf die Zunge und — ſiehe da, es war Salz. Bey ſtürmiſchem Wetter hatten die Wellen etwas Waſſer in dieſem Steine zurückgelaſſen, welches darauf die Sonnenſtrahlen weggetrocknet, das in demſelben befindliche Salz aber zurückgelaſſen hatten. Viele Scheffel Salz hatte Glaskopf nach und nach auf ſeines Vaters Tiſche geſehen: alles zuſammen aber hatte ihm keine ſo herzliche Freude verurſacht, als dieſes Salz, welches kaum ein Paar Nöſel betragen mochte.

Er fiel auf ſeine Kniee, faltete die Hände, ſah gen Himmel, und ſagte: „Dank dir lieber Vater, Dank! für dieſen Segen, den du mir beſcheeret haſt.“

Er ſcharrete hierauf das Salz zuſammen, legte es in ſeine Rockſchleppe, trug es in ſeine Wohnung und füllte es in einen Rindsdarm, briet ſich ſeinen Braten, und genoß ihn nun mit Salz, wodurch er ungemeinen Wohlſchmack gewann.

Dieſer Wohlgeſchmack brachte ihn auf den Einfall, daß er, um ſich einen hinlänglichen Salzvorrath zu verſchaffen, eine Salzfabrik anlegen wolle. Dieſer Einfall begeiſterte ihn. Er ging am Ufer auf und ab, und bemerkte an demſelben eine Vertiefung, die vermuthlich durch den Regen war ausgewaſchen worden. Wenn du, dachte er bey ſich ſelbſt in dieſe Vertiefung Seewaſſer trügeſt, und es vertrocknen ließeſt: ſo würde das Salz, das in dem Seewaſſer iſt, zurückbleiben.

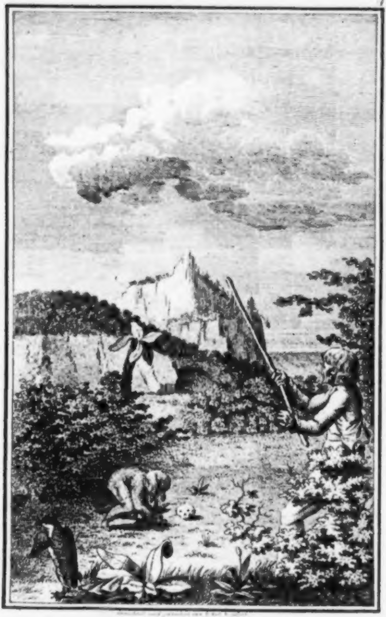
Voll Freude über dieſen Einfall, ſtach er ſogleich Erde aus, legte ſie an das Ende der Vertiefung, durch welches das Regenwaſſer abzufließen pflegte, trat ſie feſt, und machte auf dieſe Weiſe einen Damm, welcher das Seewaſſer aufhalten ſollte; und nun wollte er ſogleich anfangen, Seewaſſer in die Vertiefung zu ſchöpfen — aber da ſtanden die Ochſen am Berge. Da war kein Eimer, kein Topf, kein Krug, ſchlechterdings keins von den Schöpfgefäßen vorhanden, die er in ſeines Vaters Hauſe ſo häufig hatte hängen und ſtehen ſehn.

Verdrießlich ging er fort, und ſuchte ſich, wie große Herren zu thun pflegen, durch die Jagd zu zerſtreuen, auf welcher er, ohne Jagdhund und ohne Schießgewehr, bloß mit ſeinem Stocke wieder einen Vogel erlegte.

Er hob ihn für den morgenden Tag auf, genoß die Ueberbleibſel von der Mittagsmahlzeit mit Salz und Sauerampfer, und legte ſich dann zur Ruhe; — fand aber wenig Ruhe: weil ihm ſeine Salzfabrik gar nicht aus den Gedanken kam. Manche Leute haben ſchon die Erfahrung gemacht, daß ſie in ſchlafloſen Nächten fanden, was ſie am Tage vergeblich ſuchten. Da die Seele in der Nacht von allen Geſchäften frey iſt, ſo kann ſie ihre Aufmerkſamkeit ganz auf die Sache richten, die ſie ſucht; und, da alles um ſie herum ſtill iſt, ſo wird ſie im Suchen durch nichts unterbrochen. Dieß erfuhr jetzt auch unſer Glaskopf. Nachdem er in Gedanken alles, was er beſaß, durchgemuſtert hatte: ſo kam er endlich auf die Rindsblaſe, die er von der Kuh aufbewahrt hatte. Mit dieſer, dachte er, kannſt du Waſſer ſchöpfen und es nach der Grube tragen.

Es war, als wenn ihm ein Stein vom Herzen fiel, ſobald er auf dieſen Einfall kam, und er ſchlief noch einige Stunden recht ruhig.

Gleich nach dem Erwachen, machte er Anſtalt ſeinen Einfall auszuführen. Ohne Frühſtück zu genieſſen, welches ehedem eins ſeiner vorzüglichſten Vormittags-Geſchäfte geweſen war, ſuchte er ſogleich ſeine Rindsblaſe auf, ſchnitt den obern Theil davon weg, lief an die See, ſchöpfte die Blaſe voll, und goß das Waſſer in die Grube aus, aber ſo wie er es ausgegoſſen hatte — weg war es. Die durch die Sonnenhitze ausgetrocknete Erde hatte ſogleich alles in ſich gezogen. Er holte eine andre Blaſe voll, und es ging damit eben ſo. Gegen funfzig Blaſen voll mochte er wohl ausgegoſſen haben, ohne daß Waſſer zurück blieb. Da kam er zum Glücke auf den Gedanken, die Ritzen in der Erde zuſammen zu treten. Nun hielt endlich die Grube Waſſer. Sobald es aber zu ſteigen anfing, lief es wieder durch die Ritzen der Seitenwände ab, die er daher auch zu verſtopfen ſuchen muſte. Erſt nachdem er eine ganze Woche faſt ununterbrochen mit Waſſertragen zugebracht, und nur wenig Zeit davon zur Jagd und zur Bereitung ſeiner Mahlzeiten angewendet hatte, ſah er ſeinen Waſſerbehälter gefüllt. Da die Sonne immer ſehr heiß ſchien, und kein Regen einfiel, ſo war nach vierzehn Tagen das Waſſer verdunſtet, und er hatte wieder etwas Salz gewonnen, das er ſorgfältig in ſeiner Hütte aufhob.



[illegible]

Er ſetzte nun ſeine Salzbereitung fort; ſelten aber gelang ſie ihm ſo wie dieß Mahl. Sobald Regenwetter einfiel, war ſeine Mühe vergebens. Die Salzgrube lief über, und das Regenwaſſer, das die Grube füllte, ließ kein Salz zurück. Bisweilen fiel der Regen auch ſo ſtark, daß der Damm durchbrochen wurde, deſſen Wiederherſtellung immer viel Mühe machte.

Glaskopf bekommt Geſellſchaft.

Einmahl, als er gerade alle ſeine Arbeiten vollendet hatte, und nicht wußte was er vornehmen ſollte, entſchloß er ſich am Ufer des Fluſſes hinauf zu gehen, und zu ſuchen, ob er nicht ein neues Nahrungsmittel entdecken könnte. Er war nicht gar weit gegangen: ſo ſah er ein Geſchöpf, ſo groß, wie ein achtjähriges Kind, das ſich ſehr anſtrengte eine Wurzel aus der Erde zu holen. Anfänglich hielt er es für einen Affen, und war ſchon halb und halb Willens, ihm mit ſeinem Stocke einen Schlag zu geben. Sobald er aber näher kam, ſah er, daß es ein völlig unbekleideter Knabe war. Neben ihm lag ein Todtenkopf.

Glaskopf ſtand da wie verſteinert, und wußte gar nicht, was er dazu denken und ſagen und wie er ſich dabey benehmen ſollte. Er hatte in ſeiner

Jugend viel von Menſchenfreſſern gehört, und er kam nun auf den Gedanken, daß dieſer Knabe ein junger Menſchenfreſſer ſeyn möchte. Gott! dachte er, was wird aus dir werden, wenn dich der junge Menſchenfreſſer entdeckt. Er wird ſeine Eltern herbeyrufen — ſie werden dich morden und braten, und in ein Paar Tagen ſpielt das Ungethüm vielleicht auch mit deinem Schädel. Eben war er im Begriff zurück zu ſchleichen, aber es war zu ſpät — der Knabe richtete ſich auf, und bemerkte ihn. Noch hätte er ſich durch ein Paar Sprünge retten können, aber er war ſo betäubt, daß ihm dieß nicht einfiel.

Der Knabe machte gewaltig große Augen, als er Glaskopf erblickte; er beſah ihn vom Kopfe bis auf die Füße, dann nahm er ſeinen Todtenkopf, weinte und ſagte: „Vater! Vater!“

Man ſtelle ſich die Freude vor, die Glaskopf empfand, als er, nach ſo langer Zeit, das erſte deutſche Wort wieder hörte. Der, dachte er bey ſich ſelbſt, kann kein Menſchenfreſſer ſeyn. Er bot dem Knaben die Hand, die dieſer mit großer Schüchternheit ergriff, und fragte ihn: „wo iſt denn dein Vater?“

Er zeigte auf den Schädel und ſagte wieder: „Vater.“

Glaskopf that noch verſchiedene Fragen an ihn, auf die er aber keine Antwort erhielt. Statt zu antworten, zog ihn der Knabe mit ſich fort, und brachte ihn an einen Berg, in dem eine Oeffnung war, die zu einer Höhle führte. Als ſie in dieſelbe traten, rief er wieder mit kläglicher Stimme: „Vater! Vater!“

Da es in der Höhle dunkel war; ſo getraute ſich Glaskopf nicht tiefer hinein zu gehen, ſondern zog den Knaben zurück, ſtreichelte ihm die Backen, und ſagte: „ich will Dein Vater ſeyn.“

Das verſtand aber der Knabe nicht recht, denn er wußte kein deutſches Wort, als — das Wort Vater; das Streicheln der Backen hingegen verſtand er, und bekam Zutrauen zu Glaskopfen. Dieſer führte ihn mit ſich in ſeine Wohnung, und ſetzte ihm vor was ſeine Küche vermochte. Dieß war ein Stück gebratner Vogel und etwas Sauerampfer. Der Knabe verzehrte es begierig, und biß dazu immer etwas von ſeiner Wurzel ab. Glaskopf wollte auch etwas von dieſer Wurzel haben, und gab es dem Knaben zu verſtehen. Dieſer reichte ſie ihm ſogleich willig, Glaskopf ſchnitt ein Stück davon ab und fand es ſehr ſchmackhaft. Vor Freude über dieſen Fund umarmte er ſeinen Gaſt, ſtreichelte ihm die Backen, und gab ihm auf allerley Art zu verſtehen, daß er es gut mit ihm meyne.

Als es dunkel wurde, zog er ihn mit ſich auf ſeine Kuhhaut. Der Knabe folgte; da er aber auch den Todtenkopf mitnehmen wollte, nahm ihn Glaskopf und warf ihn fort. Da ſchrie der Knabe jämmerlich: „Vater! Vater!“ holte den Todtenkopf wieder, und ſein Wirth mußte ihm erlauben, ihn mit auf die Kuhhaut zu nehmen.

Der Knabe ſchlief ſogleich ein; Glaskopfen kam aber einige Stunden kein Schlaf in die Augen. Er überdachte die Geſchichte des Tages, und fand in derſelben ſo viele Beweiſe der göttlichen Liebe, daß er bis zu Thränen gerührt war. Er hatte einen Geſellſchafter gefunden, ein neues Nahrungsmittel entdeckt, hatte eine Höhle kennen lernen, die ihm vielleicht zu einer bequemeren Wohnung dienen konnte. Er überlegte, wie er dieß alles benutzen wolle, dankte dem himmliſchen Vater herzlich, und verſprach, daß er den gefundenen Knaben wie ſeinen Sohn behandeln und ihn zu allem Guten erziehen wolle.

Mit dieſem Vorſatze ſchlief er ein.

Glaskopf wird Schulmeiſter.

Den folgenden Tag, nach verrichtetem Morgengebete (denn Glaskopf war jetzt ſo an das Beten gewöhnt, daß er es weder bey dem Aufſtehen noch bey dem Schlafengehen vergaß, auch den Tag über manches Gebeth verrichtete), nahm er ſein Söhnchen vor, und bemühete ſich, ihm Deutſch zu lehren. Er zeigte ihm alle Theile des Kopfs und nannte ſie, z. B. Auge, Naſe, Mund, Zähne; und der Knabe ſprach ſie nach. Dann fragte er, wo ſind die Zähne? wo der Mund? der Knabe zeigte darauf.

Weiter fragte er: was iſt das? (indem er auf die Zähne zeigte.)

Zähne, antwortete der Knabe.

Gl. Was iſt das? (indem er auf die Naſe wies.)

Kn. Naſe.

So ließ er ſich alle die Theile hernennen, deren Nahmen er ihm vorgeſagt hatte, und er wußte ſie beynah alle.

Dadurch nun, daß der Knabe alle dieſe Nahmen ſo leicht gefaßt hatte, wurde Glaskopf vollkommen überzeugt, daß ſein Fündling ein junger Deutſcher ſeyn müſſe, der ſeine Sprache vergeſſen habe, weil er ſie ſchon lange weder gehört noch geſprochen hätte. Er faßte ihn bey der Hand, um ihn mit auf die Jagd zu nehmen. Als er aber kaum einige Schritte von der Hütte entfernt war, fiel ein ganzer Schwarm Stechfliegen auf den armen Knaben, die ihn ſo ſehr peinigten, daß er jämmerlich ſchrie. Glaskopf verſcheuchte ſie, und führte ihn in ſeine Hütte zurück.

Auf der Jagd erlegte Glaskopf einen Vogel. Indem er ihn ſo in der Hand trug, hatte er allerley Gedanken. Unter andern dachte er bey ſich ſelbſt: dieſe Vögel werden von keinem Ungeziefer geſtochen. Und warum? weil ſie mit Federn bedeckt ſind.

Hum! dachte er weiter, wenn du deinen Fündling auch mit Federn bedeckteſt, ſo würden ihm die Stechfliegen auch nichts mehr anhaben.

Aber wie? das war nun die große Frage, die er ſich nicht beantworten konnte. Er ſchlenderte alſo fort, kam zu ſeiner Hütte, fand daſelbſt ſeinen Pflegeſohn, und ſetzte ſich auf ſeine Kuhhaut um den Vogel zu rupfen. Indem er ſich aber ſo auf die Kuhhaut ſetzte, fuhr ihm der Gedanke, wie ein Blitz, durch den Kopf: ſollte es nicht möglich ſeyn, den Vögeln eben ſo die Haut abzuziehen wie der Kuh? Von dieſen Häuten könnteſt du dem Knaben eine Kleidung machen — in der Folge auch für dich eine. — Vor Freuden über dieſen Einfall ſprang er von der Kuhhaut auf, lief hin und her, ſetzte ſich wieder — nahm ſein Brotmeſſer und verſuchte den Vogel auszubalgen — aber — es ging nicht. Das Meſſer war dazu zu ſtumpf.

Er ließ indeß den Muth nicht gleich ſinken, ſuchte einen Stein auf, begoß ihn mit Waſſer, und ſchliff darauf ſein Meſſer mit ſo gutem Erfolge, daß er wirklich den Vogel nun damit ausbalgen konnte. Freylich bekam der Balg einige Löcher; es war aber auch der erſte Verſuch, und er hoffte, die künftigen würden ihm beſſer gelingen. Während der Ausbalgung ſetzte er den Unterricht ſeines Zöglings fort: nannte ihm den Vogel, den Schnabel, die Federn, die Flügel, die Füße, das Meſſer u. d. g. welches der Knabe alles recht gut merkte. Darüber freute ſich Glaskopf ſehr, da ihm ſehr viel daran gelegen war, einen Menſchen um ſich zu haben, mit dem er ſprechen könnte.

Ehe er ſeinen Braten noch an den Bratſpieß ſteckte, fiel ihm die Wurzel ein, die ihm den Tag zuvor ſo gut geſchmeckt hatte, und er wünſchte zu der heutigen Mahlzeit auch wieder eine zu haben. Er nahm alſo ſeinen Pflegeſohn bey der Hand und ſagte: nun wollen wir Wurzeln ſuchen. Dieſer verſtand ihn aber nicht, und weil er die ſtechenden Inſecten ſcheuete: ſo ſträubte er ſich und wollte nicht mit gehen.

Da kratzte Glaskopf mit den Nägeln in die Erde, ſtellte ſich als wenn er eine Wurzel heraus zöge, ſie zum Munde führte und kauete. Dieß verſtand der Kleine, folgte ihm, duldete die Stiche der Inſecten, und führte ſeinen Lehrmeiſter auf einen Platz, wo die geſuchten Wurzeln ſich in

Menge befanden. Sogleich machte ſich Glaskopf darüber her, grub mit ſeinem Meſſer einige aus und eilte damit nach ſeiner Wohnung, wo er eine gute Mahlzeit hielt. Der Braten wurde mit Salz verzehrt, ſtatt des Salats Sauerampfer, und ſtatt des Brots Wurzeln dazu gegeſſen.

Nach aufgehobener Tafel nahm Glaskopf ſeinen Kleinen freundlich in die Arme, verſuchte, ſich ihm auf mancherley Art verſtändlich zu machen, und brachte ihm wieder verſchiedene Worte bey.

Jetzt fiel es ihm ein, daß der Kleine auch einen Nahmen haben müſſe. Weil er ihn über dem Ausgraben einer Wurzel zuerſt angetroffen hatte: ſo nannte er ihn Wurzel, und zum Vornahmen gab er ihm ſeinen eigenen — Heinrich. „Du ſollſt“ ſagte er, „Heinrich Wurzel heißen. Verſtehſt du?“

Heinrich Wurzel antwortete: Heinrich Wurzel, und lief fort, um eine Wurzel zu holen, weil er ſchon gemerkt hatte, was eine Wurzel ſey. Aber eben hieraus, daß er als ſein Nahme ausgeſprochen wurde, nach Wurzeln lief, konnte Glaskopf ſchließen, daß er ihn nicht verſtanden habe.

Ein zwiefacher ſchwerer Verluſt.

Da der Tag kühl wurde, und die Inſecten ſich verloren, ging Glaskopf aus ſeiner Hütte, um einige Stämmchen abzuſchneiden, die er zur Ausbeſſerung ſeiner Hütte anwenden wollte. Heinrich Wurzel ſah dieſer Arbeit zu, nahm dann das Meſſer und verſuchte ob er nicht auch ein Stämmchen abſchneiden könne. Indeß trug Glaskopf ſeine Stämmchen fort, und bald folgte ihm auch der kleine Wurzel nach. Es wurde nun Anſtalt zur Abendmahlzeit gemacht, und der Reſt des gebratenen Vogels aufgetragen. Da ihn aber Glaskopf zerlegen wollte, fehlte ihm das Meſſer. Dieß gab ihm einen Stich ans Herz.

„Heinrich“ fragte er, „wo haſt du denn das Meſſer?“

„Meſſer, Meſſer,“ antwortete dieſer, und lief fort, um es zu holen, kam aber bald wieder zurück ohne es gefunden zu haben. Glaskopf wurde dadurch ſo entrüſtet, daß er ihm ein Paar derbe Ohrfeigen gab. Der Knabe that einen heftigen Schrey, ſprang zur Hütte hinaus, Glaskopf hinter ihn her, und rief: „Heinrich Wurzel! ſo bleib doch.“ Aber Heinrich Wurzel ließ nichts wieder von ſich hören und ſehen. Wohl zwey Stunden kroch Glaskopf im Dunkeln herum und rief ſeines Pflegeſohns Nahmen: es erfolgte aber keine Antwort.

Es kann manchem ſein Haus abbrennen, ohne daß er den Schrecken und den Jammer empfindet den jetzt Glaskopf fühlte: weil es ihm vorkam, als wenn er jetzt alles verloren habe, und als wenn es mit ihm ganz und gar aus ſey. Die ganze Nacht brachte er ſchlaflos zu: und obgleich er, ſeitdem er aus der menſchlichen Geſellſchaft geſtoßen war, in jeder Verlegenheit zum Gebete ſeine Zuflucht nahm: ſo war doch ſein Kopf jetzt ſo verwirrt, daß es ihm unmöglich war zu beten. Kaum wurde es hell, ſo lief er fort und rief, ſo laut er konnte, „Heinrich Wurzel!“ aber niemand antwortete ihm. Er ſuchte nach ſeinem Meſſer, fand es aber nicht.

Viele Meſſer hatte Glaskopf, beſonders da er noch Glasköpfchen war, verloren, ohne daß er es ſich zu Herzen genommen hätte. Er brauchte es nur dem Vater zu ſagen: ſo kaufte ihm dieſer ein anderes. Auch dießmahl würde er über das Meſſer nicht ſo viel Aufhebens gemacht haben, wenn er nur zu ſeinem Vater hätte kommen können. Das konnte er aber leider nicht.

Es verging ihm jetzt Eſſen und Trinken. Er ſetzte ſich traurig an das Flüßchen, und legte den Kopf in die Hand. Da wurde der Kopf nach und nach ruhiger, und er ſah jetzt ein, wer an dem Herzeleid, das ihm begegnet war, eigentlich Urſache geweſen ſey. Nicht Heinrich Wurzel, wie er bisher geglaubt hatte, ſondern er ſelbſt. Du hätteſt, ſagte er zu ſich ſelbſt, dem einfältigen Jungen das

Meſſer nicht geben, und, da er es verloren hatte, ihn deßwegen nicht ſchlagen ſollen. Ach! hier richtete er die Augen gen Himmel, und ſprach: ich habe nicht Recht gethan, lieber himmliſcher Vater! aber — vergib mir — laß mich nicht umkommen — ich will mich beſſern u. ſ. w.

Nun ſtand er auf, ging an dem Ufer des Flüßchens fort, und kam zu der Höhle, die ihm ſein entlaufener Zögling gezeigt hatte. Hier, dachte er, ſteckt er gewiß. Er rief alſo einigemahl hinein; erhielt aber keine Antwort. Hinein zu gehen getraute er ſich, wegen der Dunkelheit nicht, und ein Licht anzuzünden, wollte ihm auch nicht gelingen. Er beſtieg alſo den Berg, in dem die Höhle war, um ſich da nach Heinrich Wurzeln umzuſehen: ſah aber nichts, als vor ſich die See, und hinter ſich ein mit Bäumen und Sträuchen bewachſenes Land.

Ein koſtbarer Fund.

Bey dem Herabſteigen ſah Glaskopf indeß doch etwas, das ihm ſo viele Freude machte, daß er alles Herzeleid vergaß: einen — kleinen Coffer, der in einem Buſche lag, und den vermuthlich die Gewalt des Pulvers von dem untergegangnen Schiffe hierher geworfen hatte.

Als Glaskopf den Coffer erblickte, rief er aus: „Ach Gott! du verläßt mich nicht! Mag in dem Coffer ſeyn, was da will — ich kann alles brauchen.“ Freudig nahm er ihn und trug ihn nach ſeiner Wohnung zu.

Aber nun entſtand ein neuer Kummer — er wußte nicht wie er ihn öffnen ſollte. Er war gut verſchloſſen, und überdieß noch mit ein Paar Vorlegeſchlöſſern verſehen. Er nahm einen Stein und verſuchte die Schlöſſer damit aufzuſchlagen aber umſonſt. — Nachdem er den ganzen Tag gearbeitet hatte, war er noch immer nicht weiter gekommen. Den folgenden Tag verſuchte er den Boden einzutreten. Er that es ſehr ungern; weil ihm der Coffer zu mancherley nützlich ſeyn konnte. Da er aber kein anderes Mittel ſah, die in dem Coffer befindlichen Sachen zubekommen: ſo mußte er ſich doch dazu entſchließen Nachdem er eine Stunde lang, bald darauf getreten, bald große Steine darauf geworfen hatte, gelang es ihm endlich den Boden zu ſprengen.

Als er noch Glasköpfchen war, pflegten ihm ſein Vater und ſeine ſelige Großmutter immer auf Weihnachten ein Paar Bäumchen zu putzen und mit Roſinen, Mandeln und Marcipan zu behängen, auch Pfefferkuchen, hölzerne und bleyerne Soldaten, Bilderbücher, Meſſer, Pfeifen und andere dergleichen Raritäten daneben zu legen, und Wachsſtöckchen dabey anzuzünden. Da ſchlug denn Glasköpfchen in die Hände, und war vor Freude außer ſich. So herzlich hatte er ſich aber dabey nie gefreut, als jetzt, da er die Sachen ſah, die in den Coffer gepackt waren. Es waren lauter Eiſen und Stahlwaren, z. B. Meſſer, Federmeſſer, Scheeren, Beile, Handſägen, Feilen und — Angelhaken. Er beſah jedes Stück einzeln, legte es wieder hin, beſah es noch einmahl, und ſo ging der ganze Vormittag mit Beſehen hin.

Endlich ſteckte er ein großes Taſchenmeſſer zu ſich, und grub damit einige Wurzeln aus, die er, ſtatt der Mittagsmahlzeit, verzehrte, weil er vor großer Freude vergeſſen hatte ſich einen Braten zuzubereiten. Während des Eſſens war ſein Dichten und Trachten darauf gerichtet, ſich eine Angel zu verfertigen. Angelhaken hatte er bereits, die Angelruthe konnte er ſich auch leicht verſchaffen, woher aber die Schnur kommen ſollte? dieß konnte er nicht ſo leicht ausfindig machen. Er muſterte in Gedanken ſeinen ganzen Reichthum durch, um etwas zu finden woraus er die Angelſchnur verfertigen könne. Endlich blieb er bey dem Kuhſchwanze ſtehen, holte eine Scheere, ſchnitt damit die langen Haare, die unten daran waren ab, knüpfte mehrere an einander, bis ſie die gehörige

Länge hatten, drehete ſie dann zuſammen, knüpfte einen Angelhaken daran, ſchnitt dann ein ſchlankes Bäumchen ab, knüpfte das andere Ende der Schnur daran, und ſo war die Angel fertig. Schade daß eben die Nacht einfiel, ſonſt würde er damit ſogleich einen Verſuch gemacht haben. So aber mußte er den Fiſchfang bis den folgenden Tag anſtehen laſſen.

Auf der Kuhhaut beherzigte er von Neuem recht, wie viel Vortheile die Menſchen einander durch ihren Fleiß verſchaffen, was für ein hülfloſes Geſchöpf er geweſen wäre, ſo lange ihm die Werkzeuge, am Ende ſogar das Taſchenmeſſer gefehlt hätten, und wie viel er nun werde zu Stande bringen können, da er ſo viele Werkzeuge beſäße, die durch den Fleiß ſeiner Mitmenſchen wären verfertigt worden! Da er auch glaubte, daß dieß alles ein Geſchenk Gottes ſey: ſo vergaß er nicht, ihm dafür recht herzlich zu danken, und ihm zu verſprechen, daß er ein recht guter Menſch zu werden ſich bemühen wolle.

Glaskopf wird Fiſcher und Garkoch.

Was er bey Tages Anbruch zuerſt that, läßt ſich leicht errathen. Er machte Anſtalt zur Fiſcherey; er wühlte in der Erde herum und ſuchte Regenwürmer, die er, als Köder, an den Angelhaken ſteckte, und nun warf er ihn aus.

Da das Waſſer an der Küſte von Fiſchen wimmelte; ſo drängten ſie ſich um den Köder. Kaum war er ins Waſſer gekommen: ſo hing auch ſchon ein Fiſch an der Angel, den er heraus zog. In wenigen Minuten hatte er fünf Fiſche, und würde auch den ſechſten bekommen haben, wenn er nicht ſo groß geweſen wäre, daß die Schnur zerriß, als er ihn heraus ziehen wollte.

Freudig eilte er mit ſeiner Beute Nachhauſe um ſich daraus eine Mahlzeit zu bereiten. Da fehlte ihm aber der Fiſchkeſſel, in dem er die Fiſche hätte ſieben können. Jedoch, da ihm ſchon ſo manches gelungen war: ſo hoffte er auch etwas erfinden zu können, womit er ſeine Fiſche, wenn auch nicht zu ſieden, doch wenigſtens braten könnte; und er erfand es wirklich. Eines von den Häuſern, die er ſonſt am liebſten beſuchte, war — die Garküche. Hier hatte er einen Roſt geſehen, auf welchem die Bratwürſte über Kohlen gebraten wurden. Noch ſchmeckten ſie ihm gut, wann er daran dachte. Die Begierde auch einen ſolchen Roſt zu haben, trieb ihn an recht ſcharf darüber nachzudenken. — Es gelang ihm — der Roſt war erfunden.

Man höre wie er es anfing! Zuerſt trug er dürres Holz zuſammen und brannte es zu Kohlen.

Während der Zeit daß es ſich verkohlte, weidete er ſeine Fiſche aus, und beſtreute ſie inwendig und auswendig mit Salze. Dann ſtellte er zu beyden Seiten der Kohlenmaſſe ein Paar Steine von gleicher Höhe, legte darüber vier von den Feilen, die er im Coffer gefunden hatte und auf dieſelben die Fiſche. Dieſe brieten nach Herzens Wunſch. Er wendete ſie um, und labte ſich erſt an dem angenehmen Geruche, den ſie von ſich gaben, dann aber auch an den Fiſchen ſelbſt, die er nebſt einer Wurzel verzehrte. So gut hatte ihm lange keine Mahlzeit geſchmeckt.

Sein Kleinmuth war nun ganz verſchwunden, und er machte jetzt allerley Pläne, wie er ſeine kümmerliche Lage verbeſſern wollte. Zuerſt verfertigte er eine neue Angelſchnur, und, damit ſie ihm nicht wieder zerreißen möchte, machte er ſie noch einmahl ſo ſtark als die erſte geweſen war. Dadurch wurde er in den Stand geſetzt, ſich täglich ſo viele Fiſche zu verſchaffen, als er bedurfte. Um aber bey ſeinen Mahlzeiten Abwechſelung zu haben, ging er auch auf die Jagd, und erlegte von Zeit zu Zeit einen Vogel.

Da er jetzt mit Federmeſſern verſehen war: ſo war es ihm leicht, die Vögel auszubalgen. Die Bälge rieb er mit Salz ein, hängte ſie in ſeiner Hütte auf, und dachte immer nach, wie er ſich daraus eine Kleidung verfertigen könne, deren er ſich bedienen wollte, wenn ihm ſeine gegenwärtige Kleidung, die immer mürber wurde, vom Leibe fallen würde. Mit einer Handſäge ſägte er ein Stämmchen ab, und ſchnitzte daraus einen Stiel, an den er eins von den gefundenen Beilen befeſtigte.

Wer war jetzt glücklicher, als Glaskopf. Er hatte Meſſer, Federmeſſer, eine Angel, ein Beil, einen Roſt, täglich Fiſch und Braten — wenn er doch nur einen Geſellſchafter gehabt hätte, mit dem er ein vernünftiges Wort hätte ſprechen können!

Wird Glaskopf ſeinen Pflegeſohn nicht wieder aufſuchen?

Da er aus guten Gründen vermuthen konnte, daß Heinrich Wurzel in der Höhle ſtecke, bey welcher er ihn gefunden hätte: ſo machte er Anſtalten ſie zu unterſuchen. Die Urſache, warum dieß bis jetzt noch nicht geſchehen war, lag in dem Mangel an einem Lichte. Er dachte darüber nach, wie er es ſich verſchaffen könne, und ſein Nachdenken war auch dießmahl geſegnet.

In der Nähe ſeiner Hütte ſtanden einige harzige Bäume, die mit unſern Kiefern viel Aehnlichkeit hatten. Davon fällte er einen mit ſeinem Beile, ſchnitt daraus dünne Schleuſen, zündete ſie an, und ſah mit Vergnügen, daß ſie wie Fackeln leuchteten. Er verſah ſich mit einem hinlänglichen Vorrathe davon, zündete eine an und trat dann, nachdem er einen gebratenen Fiſch zu ſich geſteckt hatte, mit dem Beile unter dem Arme, ſeine Wallfahrt in die Höhle an.

Bey dem Eintritte in dieſelbe entdeckte er ſogleich ein Menſchengerippe an dem verſchiedene Lumpen von der Kleidung hingen, die es getragen hatte, da es noch lebte. Er hielt es ſogleich für Wurzels Vater, doch Wurzeln ſelbſt ſah er nicht. Da ihm nun an dieſem mehr, als an dem Gerippe gelegen war, ſo leuchtete er in alle Ecken der Höhle, und vernahm endlich eine klägliche Stimme, die rief: „Vater! Vater!“ Zugleich that der Kleine von dem die Stimme kam, einen Sprung, um ihm zu entwiſchen. Glaskopf verrennte ihm aber den Paß und faßte ihn bey der Hand. Dießmahl hielt er aber nicht ſo ſtill, wie das erſte Mahl, ſondern kratzte und biß um ſich, wie eine Katze: ſo daß Glaskopf ſeine Hand mußte fahren laſſen. Damit er ihm nicht entwiſchen möchte, ſtellte er ſich an den Eingang der Höhle, und redete ihn mit ſanfter Stimme an: „Lieber Heinrich! bleib doch! ich will dich nicht wieder ſchlagen.“ Zugleich reichte er ihm den gebratenen Fiſch und ſtreichelte ihm die Backen.

Heinrich wurde nun wieder zahm, und da ihm Glaskopf die Hand gab, nahm er ſie an, und kratzte und biß nicht mehr.

Jetzt ging Glaskopfs vorzüglichſte Sorge dahin, die Höhle zu unterſuchen, ob ſie bewohnbar ſey, und ob Wurzels Vater nicht etwas hinterlaſſen habe, das er als Erbſchaft in Beſitz nehmen könne. Da fand er aber wenig. Unter den vermoderten Lumpen und Knochen, lag zwar ein Beutel voll Holländiſcher Ducaten, eine goldene Uhr und ein Paar ſilberne Schnallen. Was konnte ihm dieß aber helfen? Von den ſilbernen Schnallen konnte er nicht lange Gebrauch machen, weil ſeine Schuhe ſchon ſo zerriſſen waren, daß ſie im Kurzen ganz unbrauchbar werden mußten. Ein Paar neue Schuhe wären ihm lieber geweſen. Die Uhr ſteckte und kam auch nicht wieder in Gang, als er ſie aufzog; und die Ducaten die nützten ihm ſo wenig, als Kieſelſteine: weil niemand da war, von dem er dafür etwas hätte kaufen können; doch ſteckte er dieß alles zu ſich. An der einen Seite der Höhle fand er Wurzeln zuſammengetragen, die aber, da ſie ſchon lange gelegen hatten, vermodert waren.

Mitten in der Höhle war eine Erhöhung etwa drey Fuß hoch, die der vorige Bewohner wahrſcheinlich mit vieler Mühe zuſammengetragen hatte.

Sie war mit Blättern beſtreut, und Glaskopf vermuthete, daß dieß die Lagerſtätte des Verſtorbenen geweſen ſey, die er ſich zubereitet hatte: weil es auf dem Boden der Höhle etwas feucht war. Er beſtieg dieſelbe, und that da noch einen Fund, der ihm lieber war, als die ganze übrige Erbſchaft, die er in Beſitz genommen hatte. Es war ein Pſalmbuch und eine Schreibtafel. Als er das erſtere aufſchlug, fielen ihm die Worte in die Augen: Iſrael hat demnach Gott zu Troſt, wer nur reines Herzens iſt. „Ja“ ſagte er, „Gott, du warſt bisher mein einziger Troſt, und wirſt es auch künftig ſeyn, wenn ich nur mein Herz immer rein erhalte.“ Er drückte das Pſalmbuch an ſein Herz und küßte es.

Mit der erhaltenen Erbſchaft beladen, zog er nun, in Begleitung ſeines lieben Heinrichs, nach ſeinem Quartiere zurück, fing ſich etliche Fiſche, briet ſie, verzehrte ſie mit ſeinem Pflegeſohne, und ſprach während der Mahlzeit beſtändig; in der Hoffnung daß dieſer ſich nach und nach dazu gewöhnen würde, die Sprache zu verſtehen.

Nach geendigter Mahlzeit nannte er ihm wieder die Nahmen der Dinge die in der Hütte waren, z. E. Beil, Meſſer, Federmeſſer, Schreibtafel, Pſalmbuch, die der Kleine ihm nachſprechen mußte. Dann ſagte er: wo iſt das Pſalmbuch?

Wo das Beil? Wo das Meſſer? u. ſ. w. und ſein Schüler zeigte ihm alles. Vor Freuden umarmte und küßte er ihn.

Glaskopf bezieht ein neues Quartier.

Nun wurde überlegt, ob es rathſamer ſey im alten Quartiere zu bleiben, oder die Höhle zu beziehen. Nachdem alles hin und her wohl war erwogen worden, fiel der Entſchluß dahin aus, daß er die Höhle beziehen wolle: weil in derſelben mehr Schutz gegen die Sonne und den Regen zu finden wäre.

Mit der Veränderung des Quartiers gab es nun freylich nicht ſo viele Schwierigkeiten, als hier zu Lande: denn auch der ärmſte Bürger hat mehr Hausrath fortzuſchaffen, als Glaskopf. Dennach fanden ſich wenigſtens einige Schwierigkeiten, denn auch der ärmſte Bürger hat oder borgt eine Schiebekarre. Dieſe hatte aber unſer Glaskopf nicht, und konnte ſie auch nicht geborgt bekommen. Er mußte alles forttragen.

Das erſte, was er nach ſeinem Einzuge in die Höhle that, war, daß er die Gebeine von Heinrichs Vater herausſchaffte und mit Erde überſchüttete. Die Lumpen aber hob er auf, weil er glaubte daß er ſie vielleicht in der Folge werde benutzen können.

Dann fing er an einen bedeckten Platz, zur Aufbewahrung des Feuers zu verfertigen. Da ihm die von Zweigen, zu dieſer Abſicht errichtete Hütte ein paarmal im Feuer aufgegangen war: ſo entſchloß er ſich jetzt eine ſteinerne zu verfertigen; welches ihm auch nach ein Paar mühevollen Tagen gelang.

Nun dachte er mit ganzem Ernſte darauf, ſeinem lieben Heinrich eine Kleidung zu verfertigen. An Vogelbälgen fehlte es ihm nicht; Federmeſſer und Scheere hatte er auch, um ſie zuzuſchneiden, auch hatte er in ſeinem Coffer einige Pfriemen gefunden, die er ſtatt der Nähnadeln gebrauchen konnte. Woher aber Zwirn bekommen? das war die große Frage. Da er indeß ſchon ſo manches erfunden hatte, ſo glaubte er, daß er auch etwas erfinden würde, deſſen er ſich ſtatt des Zwirns bedienen könne, und — er erfand es wirklich. Er nahm nämlich die Gedärme der Vögel, die, wie er hernach erfuhr, Pengwine hießen, reinigte ſie von Unrathe, ſchnitt ſie auseinander, rieb ſie mit Salz ab, und drehete ſie hernach zuſammen, daß Fäden daraus wurden. Als er einen hinlänglichen Vorrath hatte, ſchritt er zum Werke und fing an zu ſchneidern.

Wenn freylich die ehrſame Schneiderzunft ſeine Arbeit unterſucht hätte: ſo würde ſie manches daran auszuſetzen gefunden haben; — zum Glück für ihn war aber keine Schneiderzunft da. Nach etlichen Tagen war Heinrich Wurzels Anzug fertig, und Glaskopf freute ſich nicht wenig darüber, als er ihn darin erblickte.

Aus ſeinem Pſalmbuche las Glaskopf täglich einen Pſalm, und, wenn er gleich vieles davon nicht verſtand: ſo fand er doch in jedem wenigſtens einen Vers, der ihm eine wahre Seelenſpeiſe war, und ihn zum Guten ſtärkte.

Einmahl las er auch einen Pſalm, über welchem ſtand; ein Pſalm Davids; der ihn ſehr erquickte. Er gerieth darüber in tiefes Nachdenken. Lieber Gott! dachte er bey ſich ſelbſt, was für eine herrliche Kreatur iſt doch der Menſch, wenn man ihn mit den Thieren vergleicht. Wenn dieſe ſterben, ſo iſt es aus mit ihnen; aber der Menſch kann auch nach ſeinem Tode noch Gutes ſtiften. Wie viele hundert Jahre mögen wohl vergangen ſeyn, ſeitdem der König David lebte: und gleichwohl tröſtet er mich noch mit ſeinen Pſalmen, in meiner Einöde. Lieber Gott! gieb ihm dafür eine recht vergnügte Stunde in der Ewigkeit.

Glaskopfs Sonntagsfeyer.

Da Wurzels Kleidung ſo gut ausgefallen war: ſo hatte ſein Erzieher nun nicht eher Ruhe, bis er auch ſelbſt eine ähnliche beſaß. Er ſchlug daher nun täglich einige Pengwine todt; nicht blos um des Fleiſches, ſondern vorzüglich um der Felle willen. Als er deren genug zuſammen hatte, fing er wieder an zu ſchneidern, und brachte in einigen Tagen wirklich für ſich eine Kleidung zu Stande, auf die er ſich nicht wenig zu Gute that. Er legte nun ſeine Europäiſche Kleidung ab, und nahm ſich vor, nur Sonntags ſie zu tragen. Es ging aber eine geraume Zeit hin, ehe es Sonntag wurde. Denn woher ſollte der arme Schelm wiſſen, wenn es Sonntag wäre? einen Kalender hatte er nicht, und läuten, woran er ſonſt immer merkte, daß es Sonntag wäre, hörte er auch nicht. Es iſt doch eine fatale Sache, dachte er bey ſich ſelbſt, wenn man aus der menſchlichen Geſellſchaft geſtoßen iſt, man weiß gar nicht, wie man in der Zeit lebt.

Da ihm doch aber ſonſt der Sonntag immer der wichtigſte Tag geweſen war; nicht ſowohl des Gottesdienſtes, ſondern des Kuchens wegen, den ſein Vater Sonntags backen, und des Bratens wegen, den er auftragen ließ, ſo entſchloß er ſich, ſelbſt einen Sonntag zu machen. Morgen, ſagte er, ſoll mein Sonntag ſeyn. Da ſein Sonntag anbrach, machte er einen Schnitt in den Baum, der zunächſt an ſeiner Höhle ſtand, den folgenden Tag machte er wieder einen ſolchen Schnitt; wenn nun ſieben ſolche Schnitte gemacht waren, ſo war bey ihm wieder der Sonntag eingetreten.

Dieſen feyerte er denn auf folgende Art. Erſt legte er ſeine Europäiſche Kleidung an, dann ging er mit Heinrichen in die Höhle, zündete zwey Schleuſen an, und ſang ein Lied. Weil er aber in der Schule nur zwey Lieder gelernt hatte: Befiel du deine Wege, und: Wer nur den lieben Gott läßt walten: ſo wechſelte er mit dieſen ab. Er bedauerte ſehr, daß er in ſeiner Jugend nicht ordentlich das Singen gelernt hatte; denn weil er es nicht ordentlich gelernt hatte, ſo konnte er es auch nicht recht, und zog ſo gewaltig unter, daß er bey dem dritten Verſe immer wieder aus einem höhern Tone anſtimmen mußte.

Nach geendigtem Geſange hielt er ein Gebet, in welchem er dem lieben Gott für alles empfangene Gute dankte, und ihm verſprach, ein guter Menſch zu werden; dann las er einen Pſalm. Dabey fiel ihm oft ein, wie ſchön es in ſeinem Vaterlande geweſen wäre, wo ſo viel gute Lieder geſungen, ſo viele erbauliche Predigten gehalten wurden. Dann entſtand immer bey ihm der Wunſch; wenn ich nur einmahl wieder in eine Kirche kommen ſollte.

Nach geendigtem Gottesdienſte machte er einen Spaziergang und genoß dann eine Mahlzeit, die immer aus Fiſch und Braten beſtand, da er hingegen in den Wochentagen nur Fiſch oder Braten zu genießen pflegte. Dann machte er wieder einen Spaziergang, bis es dämmerig wurde.

Sein erſter Spaziergang war nach der See gerichtet. Mit wehmuthsvollem Blicke ſah er über dieſelbe hin, und wünſchte ein Schiff zu erblicken, auf dem er wieder in ſein Vaterland reiſen könnte; aber er erblickte keins. Traurig ſetzte er ſich an das Ufer hin, legte den Kopf in die Hand, und wiederholte in ſeinem Herzen das Gelübde, daß er als ein recht guter Menſch unter ſeinen Mitmenſchen leben wolle, wenn ſich der liebe Gott ſeiner erbarmete und ihn wieder in die menſchliche Geſellſchaft zurück brächte.

Unterdeſſen kroch Heinrich Wurzel immer am Ufer hin und her. Als Glaskopf die Augen aufſchlug, ſah er, daß er etwas verzehrte. Geſchwind ſprang er auf, um zu ſehen, was der Knabe hatte. Da hatte er eine Muſchel in der Hand, die er begierig ausſchlürfte. Gleich darauf griff er nach einer andern, ſchlug ſie mit einem Steine auf, und wollte ſie auch ausſchlürfen. Pfui, Heinrich! rief ihm Glaskopf zu, was machſt du da? und wollte ihm die Muſchel wegnehmen. Dieſer lief aber geſchwind fort, und ſchlürfte ſie wieder aus, ſammelte auch noch mehrere ſolche Muſcheln, ſchlug ſie auf und verzehrte ſie. Das nahm Glaskopfen wunder. Er beobachtete den Knaben genau, um zu ſehen, ob ihm übel werden würde; dieſer blieb aber luſtig und guter Dinge.

Dieß machte Glaskopfen aufmerkſam. Er führte den folgenden Tag ſeinen Pflegeſohn wieder an die See, und da derſelbe abermahls ſolche Muſcheln aufſuchte, und verzehrte, fiel es ihm ein, daß er in ſeinem Vaterlande von Auſtern habe ſprechen hören, welche roh verzehrt würden. Er muthmaßte alſo, daß dieß auch Auſtern ſeyn möchten, die Heinrich noch von ſeinem Vater hätte kennen lernen, faßte Muth und ſchlürfte auch eine aus. Nach und nach gewöhnte er ſich daran, und fand, daß ſie gut ſchmeckten. Nun hatte er wieder ein Gericht mehr, mit dem er ſeine Tafel beſetzen konnte.

Den nächſten Sonntag, als er wieder einen Spaziergang machte, ging er an dem Ufer der See weiter, als er bisher gethan hatte, und fand da wieder etwas, das ihm viele Freude machte. Es waren Schalen von ſehr großen Muſcheln. Begierig ſammelte er ſie, und trug ſie nach Hauſe, in der Hoffnung, daß er ſie zu allerley werde benutzen können. Er benutzte ſie denſelben Tag noch, indem er ſie als Trinkgeſchirre brauchte, mit welchen er für ſich und ſeinen Heinrich Waſſer ſchöpfte.

Die Regenzeit tritt ein.

Dies war aber für lange Zeit Glaskopfs letzter Spaziergang geweſen. Denn nun fiel ein heftiger Regen ein, der acht Wochen lang dauerte, und ihn zwang in ſeiner Höhle zu bleiben. So traurig dies für ihn war: ſo dankte er doch dem lieben Gott herzlich, daß er ihm ſo vielerley verſchafft hatte, um ſich ſeinen Zuſtand erträglich zu machen. Er hatte doch nun eine Wohnung, die ihn gegen den Regen hinlänglich ſchützte; er hatte einen Geſellſchafter, mit dem er ſich einigermaßen die Zeit vertreiben konnte; er hatte Schleuſen, die ſeine Wohnung erleuchteten, einen Anzug von Vogelbälgen, an dem der Regen ablief, und allerley Werkzeuge.

Der Hunger zwang ihn täglich auf die Jagd oder den Fiſchfang auszugehen, und die nöthigen Wurzeln einzutragen. Da er einmahl einen Vogel ausbalgte, und das viele Fett, das er um die Gedärme fand, wie er ſonſt zu thun pflegte, wegwerfen wollte, fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, ob er es nicht zu etwas benutzen könne. Mit den Gedanken iſt es eine eigne Sache. Wenn man ſie eine Zeit lang unterhält: ſo werden ſie lebhafter und bringen uns oft auf mancherley Einfälle, an die man ſonſt nicht gedacht hätte. So ging es jetzt unſerm Glaskopf. Er legte den Zeigefinger ſeiner rechten Hand an die Naſe, ſah ſich in ſeiner Höhle um — wup da hatte er einen Einfall, der unter Brüdern hundert Thaler werth war. Er ſprang ſogleich auf, um ihn auszuführen. Hört wie er es anfing.

Er nahm eine Muſchelſchaale, legte Pengwinen-Fett hinein, und ſetzte ſie auf ſeinen Roſt über die Kohlen, wo das Fett augenblicklich ſchmolz, und zu Oel wurde. Dann lief er zu den Lumpen, die von dem Hemde noch übrig waren, das er an dem Todtengerippe gefunden hatte, ſchnitt ein Stückchen davon ab, drehete ein Tocht daraus, legte es in das geſchmolzene Fett, zündete es an — und die Lampe war fertig.

Vor Freuden nahm er ſeinen Heinrich, ſprang mit ihm um die Lampe herum, und trillerte ein Liedchen dazu. Es war wirklich Zeit, daß er dieſe Erfindung machte, da er ſchon ein Paarmahl in Gefahr geweſen war, ſein Feuer zu verlieren. Die Schleuſen verbrannten die Nacht hindurch, und ein Paarmahl war das Feuer, das er außer der Höhle unterhielt, ſo abgebrannt, daß er des Morgens mit genauer Noth noch ein Paar Fünkchen davon in der Aſche finden konnte. Nun war er gegen alle Beſorgniſſe geſichert: Weil ſeine Lampe die ganze Nacht durch brannte.

Ob er es gleich in der Rechenkunſt nicht gar weit gebracht hatte: ſo konnte er doch berechnen, daß die Lumpen, aus welchen er die Tochte verfertigte, nicht gar lange dauern würden. Er entſchloß ſich alſo den Tag über Schleuſen zu brennen, und nur, ehe er zu Bette ginge, das Nachtlämpchen anzuzünden.

Während der Regenmonathe war er um nichts mehr bekümmert, als womit er ſich beſchäftigen ſolle: eine Sorge die ihm ſonſt gar nicht in die Gedanken kam. Jetzt fühlte er es recht innig, wie übel man ſich befinde, wann man nichts zu thun hat. Er ſtellte daher täglich mit ſeinem Heinrich Sprechübungen an, und hatte das Vergnügen zu ſehen, daß dieſer immer mehr verſtehen lernte, und auch zu Sprechen anfing. Da er mit ihm aber nur von Dingen ſprechen konnte, die zugleich konnten vorgezeigt werden, und in der Höhle nicht viel vorzuzeigen war: ſo dauerten dieſe Sprechübungen immer nicht gar lange. Er kam alſo auf den Einfall ihn das Leſen zu lehren. Da ihm aber hierzu das ABCbuch mangelte: ſo machte er die gefundene Schreibtafel zu einem ABCbuche. Weil ſich in derſelben nichts befand als das Verzeichniß der Ausgaben, die der vorige Beſitzer auf ſeiner Reiſe gemacht hatte: ſo löſchte er dieß aus, und ſchrieb das ABC und das AB Ab hinein.

Weil Glaskopf von den neuen Leſemethoden nichts gehört hatte: ſo machte freylich der kleine Heinrich ſehr langſame Fortſchritte. Da die Regenzeit vorüber war: ſo konnte er zwar das ABC der Reihe nach herſagen; wenn er aber gefragt wurde wo iſt der D? wo der X? ſo wies er noch immer auf unrechte Buchſtaben.

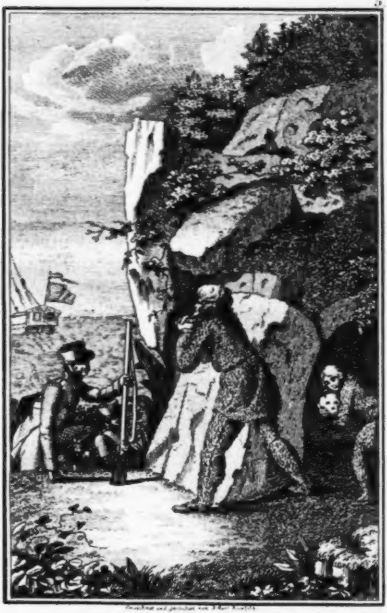
Um die übrige Zeit auszufüllen, bediente er ſich der gefundenen Werkzeuge, und gab ſich Mühe, mit denſelben allerley Hausgeräthe zu verfertigen. Damit ging es aber freylich auch etwas langſam. In ſeiner Jugend hatte er nichts geſchnitzt, als Torreln. Das erſte alſo, was er zu Stande brachte, war — eine Torrel. Er lehrete ſeinen Heinrich den Gebrauch derſelben, und, weil er weder Mandeln noch Nüſſe bekommen konnte: ſo ſpielte er mit ihm um kleine Steinchen, die er zu dieſer Abſicht geſammelt hatte. Dann brachte er, nach vielen mißlungenen Verſuchen, ein Paar hölzerne Gabeln, und in der Folge ein Paar hölzerne Teller zu Stande, die aber freylich etwas plump ausfielen, und die Rundung nicht hatten, welche die, in manchen Deutſchen Dörfern gewöhnlichen hölzernen Teller zu haben pflegen. Aber einen Tiſch zu verfertigen, das gelang ihm durchaus nicht. Es fehlten ihm die Breter dazu, und dieſe zu ſchneiden wollte ihm nicht gelingen. Die Regenzeit ging alſo vorbey, ohne daß ein Tiſch zu Stande gekommen wäre.

Erſt nach einigen Wochen gelang es ihm, mit einer Handſäge Breterchen zu ſchneiden, und aus denſelben etwas zu verfertigen, das wie ein Tiſch ausſah. Vergnügt ſtellte er ſich an denſelben mit ſeinem Heinrich und verzehrte auf Tellern, mit Meſſer und Gabel einige gebratene Fiſche, nebſt Wurzeln.

Während der Mahlzeit überlegte Glaskopf, ob es nicht auch möglich ſey ein Paar Stühle zu verfertigen. Mit den Sitzen und den Beinen war er in ſeinen Gedanken ſchon ſo ziemlich zu Stande gekommen; nur konnte er nicht mit ſich einig werden, wie er die Lehnen verfertigen wollte.

Glaskopf erhält einen Beſuch.

Vielleicht hätte er es durch fortgeſetztes Nachdenken auch noch herausgebracht; da trug ſich aber unvermuthet etwas zu, das einen ſo großen Strich durch ſeine Rechnung machte, daß die Verfertigung der Stühle auf immer unterblieb. Er hörte — Menſchenſtimmen. Furcht und Freude machten, daß er am ganzen Leibe zitterte. Er ſchlich ſich an den Eingang der Höhle, um zu horchen, was für eine Sprache ſie redeten; da hörte er aber, daß



Gezeichnet und gestochen von [illegible]

ſie ſo kauderwälſch ſprachen, daß er kein Wort davon verſtand. Er glaubte nun gewiß es müßten Wilde ſeyn, und eilte um die Schleuſen auszulöſchen, damit das Licht derſelben ſeinen Aufenthalt nicht verrathen möchte. Es war aber zu ſpät. Die Menſchen hatten den Schein des Lichts ſchon geſehen, waren ihm nachgegangen und kaum war die eine Schleuſe ausgelöſcht: ſo erblickte Glaskopf auch drey Männer vor ſich, die ein lautes Gelächter aufſchlugen, als ſie die beyden in Vogelfelle gekleideten Höhlenbewohner vor ſich ſahen.

Was Glaskopfen einigen Muth machte, war, daß dieſe Leute wie Europäer gekleidet waren: Er machte ihnen alſo ein Compliment, und bat, daß ſie ihn nebſt ſeinen Heinrich auf ihr Schiff nehmen möchten. Sie verſtanden aber kein Wort davon, als das Wort Schiff. Sie antworteten wieder etwas, wovon Glaskopf aber nichts verſtand, als das Wort Ship. Um wegen dieſer Sache ins Klare zu kommen: ſo nahm der eine Fremde Glaskopfen, der andere Heinrichen an die Hand, und führten ſie nach der See zu. Welche Freude! Da lag ein Schiff vor Anker. Sie wurden auf daſſelbe gebracht und mußten ſich wieder auslachen laſſen. Da Glaskopf die Sprache des Schiffsvolks nicht verſtand: ſo trat ein Franzoſe heraus und fragte ihn, ob er franzöſiſch ſpräche? Dieß verſtand er, und antwortete: **non Monsieur.** Da kam endlich ein Matroſe zum Vorſcheine, der ihn fragte: verſtehſt Du Deutſch? Ach! ja! gab er zur Antwort, ich bin ein Deutſcher. Aber wer ſeyd ihr denn?

M. Americaner.

Gl. Da iſt alſo die kauderwälſche Sprache, die dieſe Leute da reden, wohl die Americaniſche?

M. Ach nein! Sie ſprechen Engliſch.

Gl. Warum denn das, wenn ſie Americaner ſind?

M. Sie ſind ihrer Herkunft nach Engländer, und behalten deßwegen ihre Sprache bey. Ich bin aus Deutſchland hierher gekommen, und ſpreche deßwegen Deutſch. Lange werde ich es aber auch nicht mehr ſprechen: denn vom Morgen bis zum Abend muß ich das engliſche Geſchnatter um mich hören, und habe keinen Menſchen um mich, mit dem ich ein deutſches Wörtchen ſprechen könnte. Es iſt mir daher lieb, daß ich einen Landsmann gefunden habe. Nun wollen wir uns auch auf Deutſch recht ſatt mit einander plaudern.

Jetzt trug der Befehlshaber des Schiffs dem deutſchen Matroſen auf, Glaskopfen nach ſeiner Herkunft und ſeinen Schickſalen zu fragen.

Glaskopf gab auf alle Fragen redlichen Beſcheid und der Matroſe ſagte dem Capitän die Antworten im gebrochnen Engliſch.

Da der Befehlshaber hörte, daß Glaskopf mit einem holländiſchen Schiffe gefahren ſey, wurde er freundlicher gegen ihn und ließ ihn fragen, ob er mit nach America wolle? Da er dieß bejahte, befahl er, daß die Anker aufgewunden würden und das Schiff abſegle. Als aber Glaskopf bat, ihm zu erlauben, daß er erſt ſeine Habſeligkeiten abholen dürfe, wurde ihm auch dieß zugeſtanden, und ihm der Deutſche nebſt noch einen Matroſen mitgegeben. Der kleine Wurzel ſprang auch mit.

Bey der Ankunft in der Höhle wechſelte er zuerſt die Kleider, und legte ſeine europäiſche Kleidung an, in deren Taſchen ſich die Verlaſſenſchaft von Wurzels Vater befand. Seinen Begleitern ließ er nichts davon ſehen, und that ſehr wohl daran. Dieſe packten nun alles zuſammen, die Kuhhaut, das Vogelkleid nebſt den zerſchlagenen Coffer mit Inſtrumenten, das Pſalmbuch und die Schreibtafel. Heinrich Wurzel nahm aber ſeines Vaters Schedel und trug ihn mit fort.

Glaskopf verläßt ſeine Einſiedeley.

Bey ſeiner Ankunft auf dem Schiffe empfing ihn der Befehlshaber ſehr liebreich. Zuerſt gab er ihm eine Kiſte, in die er ſeine Inſtrumente pakken und die er verſchließen konnte. Man muß es den Matroſen nachrühmen, daß ſie bey dem Auspacken aus dem Coffer ſehr behülflich waren; aber bey dem Einpacken in die Kiſte ging es wohl nicht gar redlich zu, indem kaum die Hälfte von den Inſtrumenten in die Kiſte kam. Glaskopf merkte etwas; getraute ſich aber nicht etwas darüber zu ſagen. Hierauf wurde ihm eine vollkommne Matroſenkleidung gereicht, die er mit Dank annahm. Seine Schuhe und Strümpfe, die in dem erbärmlichſten Zuſtande waren, warf er ſogleich weg, die übrigen Kleidungsſtücke ſchloß er aber wohlbedächtig in die Kiſte, um, wie er ſagte, ein Andenken an die vorige Zeit zu haben; zugleich aber, um die Wahrheit zu geſtehen, damit er das, was darinnen ſteckte, vor den Raubvögeln, die ihn umgaben, deſto ſicherer verbergen könnte. Dabey ließ es der Befehlshaber des Schiffs nicht bewenden: ſondern es mußte auch den beyden neuen Paſſagieren eine Hühnerſuppe, ein Stück geräucherte Rindszunge und ein Nöſel rother Franzöſiſcher Wein gereicht werden. Da ſolche Sachen lange nicht über Glaskopfs Zunge gekommen waren: ſo behagten ſie ihm ausnehmend, und er drückte und küßte dafür ſeinem Wohlthäter dankbar die Hand.

Dieſer fragte ihn, ob er als Matroſe dienen wolle? Er verſtand ſich gern dazu, und ſein deutſcher Kamerad machte ſich eine Freude daraus, ihm die zum Matroſendienſte nöthigen Handgriffe zu zeigen

Jetzt wurden die Anker in die Höhe gezogen, wobey Glaskopf treulich mit half; dann ſtieß das Schiff in die See. Glaskopf trat auf das Verdeck, faltete ſeine Hände, und dankte dem lieben Gott gar herzlich dafür, daß er ſein Gebet erhört, und ihn wieder unter Menſchen gebracht habe; wiederholte auch das Verſprechen, das er ſchon viehlmahl gethan hatte, daß er nämlich ſein Lebelang ein guter, fleißiger Menſch ſeyn wolle.

Des Abends wurde von dem Schiffs-Prediger eine Betſtunde gehalten, an welcher Glaskopf herzlichen Antheil nahm, ob er gleich von dem Gebethe weiter nichts verſtand, als höchſtens die Worte: God father. Er erhob ſich indeſſen in ſeinen Gedanken auch zu Gott, ſeinem Vater.

Den folgenden Tag gab er einen ſichern Beweis davon, daß er ſich gebeſſert habe. Ihm fiel nämlich ein, was er mit dem Gelde, der Uhr und den ſilbernen Schnallen thun ſolle, die er bey dem Gerippe von Wurzels Vater gefunden hatte; und, ohne ſich lange zu bedenken, faßte er den Entſchluß, daß er nicht das geringſte davon angreifen, ſondern

Alles für ſeinen Heinrich aufbewahren wolle. Er hat es auch gehalten, wie wir in der Folge hören werden. Da er gewiß wußte, daß niemahls nach dieſen Sachen Nachfrage geſchehen würde: indem niemand etwas davon wußte, daß er ſie zu ſich genommen habe, als der, der ins Verborgne ſieht: ſo bewies er durch ſeinen Entſchluß, daß er jetzt wahre Ehrfurcht gegen Gott und ſein Gebot habe.

Glaskopf macht mit ſeinem Landsmann nähere Bekanntſchaft.

Indem trat ſein Landsmann zu ihm, bot ihm einen guten Morgen, und fragte, ob er nicht Deutſch mit ihm ſprechen wolle?

Gl. Gern. Haſt Du nicht gehört ob Deutſche Soldaten nach America gekommen ſind?

L. Die Hülle und die Fülle. Sie werden aber von den Americanern nicht gern geſehen, ſie lauern ihnen daher in allen Winkeln auf, und wenn ſie kleine Trupps habhaft werden können, ſo machen ſie ſie nieder, oder nehmen ſie gefangen. Ich bin auch mit den deutſchen Truppen herüber gekommen.

Gl. So! Mit welchen denn?

L. Mit den Bayreuthern.

Gl. Da biſt Du wohl deſertirt?

L. Fi! Wer wird denn das thun? Ich ging einmahl mit fünf Kameraden nach einem Bache, um Waſſer zu hohlen. Indem wir uns bückten, fielen eine Menge Schüſſe aus einem Buſche, wovon ſogleich zwey meiner Kameraden ins Gras geſtreckt und einer in den Arm verwundet wurde. Wir übrigen füllten unſre Krüge mit Waſſer und wollten zurücklaufen. Aber umſonſt. Sechs Americaner ſtellten ſich uns in den Weg, hielten die Gewehre auf uns, und fragten: „Pardon?“ da war nun nicht lange Zeit zum Beſinnen — wir ſtreckten das Gewehr und ſagten: „Pardon!“ Sogleich ſetzten ſie ihre Hähne in Ruhe, durchſuchten die Taſchen der Erſchoßnen, nahmen, was ſie bey ihnen fanden, und die Lebendigen führten ſie mit ſich in ihr Lager.

Da muß ich ihnen nun zum Ruhme nachſagen, daß wir gut von ihnen behandelt wurden. Den Bleſſirten brachten ſie ſogleich in das Lazareth, und die Geſunden fragten ſie, ob ſie Dienſte bey den Americanern nehmen wollten? Da wir uns dazu nicht bereden ließen, ſo wurden wir an etliche Familien vertheilt, wo wir als Taglöhner ihre Aecker und Gärten bearbeiten mußten, wofür ſie uns die Koſt gaben. Meine Kameraden, die von Haus

aus Bauern waren, ſtanden ſich dabey ſehr gut; aber ich, der ich zu ſolchen Arbeiten nicht gewöhnt war, konnte es dabey nicht aushalten. Als ich alſo gefragt wurde, ob ich nicht, als Matroſe, auf einem Americaniſchen Schiffe Dienſte nehmen wolle, ſchlug ich ein und bin jetzt alſo, wie Du ſiehſt, Matroſe. So etwas iſt mir in der Wiege nicht vorgeſungen worden.

Gl. Du biſt alſo wohl reicher Leute Kind?

M. Das wohl nicht; aber ich bin doch zu ganz andern Geſchäften beſtimmt geweſen, als zum Matroſendienſte. Mein Vater war Prediger in einer angeſehenen Stadt, und ließ mich die Kaufmannſchaft erlernen. Man war mit mir ſehr zufrieden, und da ich die Lehrjahre überſtanden hatte, kam ich als Handlungsdiener in ein angeſehenes Haus in Augsburg, für welches ich reiſen mußte.

Gl. Nu? Da wurdeſt Du wohl auf der Reiſe weggenommen und unter die Soldaten geſteckt?

M. Ach Gott! wenn dieß wäre, ſo könnte ich mich noch beruhigen; aber ſo — ſich ſelbſt ins Unglück geſtürzt zu haben, das iſt ſchrecklich. Ich ſchäme mich daß ich es ſagen ſoll.

Gl. Vor mir darfſt Du Dich nicht ſchämen. Es iſt auch mir vor der Wiege nicht vorgeſungen worden, daß ich Matroſe werden ſollte. Ich bin auch durch meine Schuld hier, und was Du mir ſagſt, das bleibt unter uns.

M. Die Hand drauf! Höre alſo, und bedaure mich. Mein Vater und meine Mutter, waren ſehr rechtſchaffne Aeltern (hier fing er an bitterlich zu weinen) — ach jetzt werden ſie wohl vor Gram über die Schande, die ich ihnen anthat, im Grabe liegen. Sie ließen mir nicht nur guten Unterricht geben, ſondern pflanzten auch Gottesfurcht in mein Herz.

Gl. Die iſt das Beſte, was Aeltern ihren Kindern mitgeben können.

M. Da ich von meinem Vater Abſchied nahm, drückte er mich feſt an ſeine Bruſt und ſagte: *Dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigeſt, noch thueſt wider Gottes Gebot.* So lange ich Lehrling war, führte ich auch einen chriſtlichen Lebenswandel, und konnte von allem meinem Thun Gott und der Welt Rechenſchaft geben. Da ich aber als Handlungsdiener angeſtellt wurde, ging es mit mir rückwärts. Ich gerieth in böſe Geſellſchaft, die von Gott und Religion ſehr leichtfertig ſprach. Sie verleitete mich, ein Haus zu beſuchen, wo ſtark geſpielt wurde. Ich ſpielte mit, gewann und verlor bisweilen. Der Verluſt war immer ſtärker, als der Gewinn. Meinen Gehalt, der anſehnlich war, fraß der Spieltiſch. Meines Vaters Uhr, die er mir ſchickte, als ich nach Augsburg zog, ſetzte ich, gegen 5 Ducaten, auf ein Kartenblatt und verlor ſie.

Gl. Du armer Landsmann!

M. Ja wohl arm! Das iſt aber noch nicht alles. Nun mußte ich reiſen, und Geld für das Handlungshaus, in welchem ich als Diener ſtand, eintreiben. Ich brachte über 6000 Gulden, theils baar, theils in Wechſeln zuſammen. Mit dieſem Schatze kam ich in Nürnberg an, und packte die Wechſel zuſammen, um ſie den andern Tag auf die Poſt zu geben. Aber ach! Da fand ich etliche junge Leute, die wohl mochten gemerkt haben, daß mein Felleiſen gut geſpickt wäre, und ſich mit einander vereinigt hatten, es mir abzunehmen. Hätten ſie mich als Räuber angefallen: ſo würde ich mich meiner Haut gewährt haben, denn ich hatte ein Paar ſcharf geladene Piſtolen, und einen gut geſchliffenen Hirſchfänger bey mir. Sie fingen die Sache aber liſtiger an: ſie luden mich ein, mit ihnen zu ſpeiſen, und ich nahm die Einladungen an. Bey Tiſche tranken ſie mir ſtark zu und am Schluſſe der Mahlzeit ließen ſie noch ein Paar Bouteillen Champagner bringen, die wir auch ausleerten. Dadurch bekam ich wenigſtens einen halben Rauſch. Jetzt fingen ſie an zu ſpielen.

Gl. Nun merke ich, wo die Sache hinaus will.

M. Du kannſt es leicht merken. Sobald ich die Karte erblickte, konnte ich nicht länger halten, ich zog meinen Beutel heraus und ſpielte mit. In der erſten halben Stunde ſpielte ich mit abwechſelndem Glück. Bald aber war das Verlieren bey mir an der Tagesordnung. Mein Beutel ward bald leer. Die Begierde das Verlorne wieder zu gewinnen, verleitete mich, mein Felleiſen anzugreifen. Eine Rolle Geld nach der andern wurde mir abgenommen — mein Felleiſen wurde ausgeleert. Jetzt ſtand ich wie ein Verzweifelnder da. Ich begriff, daß ich meinem Herrn nicht wieder unter die Augen kommen dürfe, da ich ſein Geld verſpielt hatte — ich wagte alſo das Aeußerſte. In der Hoffnung mein Geld wieder zu gewinnen, holte ich auch meines Herrn Wechſel bey, ſetzte ſie aufs Spiel und — verlor ſie. Ich ſetzte mein Pferd auf eine Karte und verlor es; — meine geladenen Piſtolen, meinen Hirſchfänger alles verlor ich. Stelle Dir, lieber Landsmann, vor, wie mir jetzt zu Muthe war. Ich ging wie ein Wahnſinniger auf mein Zimmer und warf mich auf das Bette, um zu ſchlafen. Da war aber an keinen Schlaf zu denken. Ich ſprang auf, um mich zu erſchießen, aber meine Piſtolen waren fort; ich wollte mich erſtechen — hatte aber keinen Hirſchfänger mehr; zum Abſchneiden der Kehle fehlte mir das Meſſer, zum Erhängen der Strick, zum Erſäufen das Waſſer, und zum Vergiften Arſenicum. Barmherziger Gott! ich danke Dir, daß Du mich vor dem Gedanken bewahret haſt, mich zum Fenſter hinabzuſtürzen. Denn hätte ich dieſen Einfall gehabt, ich hätte es gewiß gethan. Indeß nahm ich mir feſt vor, mit Tagesanbruch in das tiefſte Waſſer zu gehen.

Kaum grauete der Himmel; ſo ſchlich ich mich fort, um meinen Vorſatz auszuführen. Denn wie konnte ich anders? Ich hatte ja nicht einmal ſoviel Geld, als nöthig war meine Zeche zu bezahlen. Aber der liebe Gott, den ich verlaſſen hatte, verließ mich nicht. Eben als ich zur Hausthür hinausgehen wollte, zog auch ein Werber, mit ein Dutzend Rekruten aus. „Wo geht die Reiſe hin?“ fragte ich. „Nach America;“ war die Antwort, „will Er mit?“ „Wie ſtark iſt das Handgeld?“ erwiederte ich. „Vier Ducaten,“ ſagte der Werber. Ich ſchlug ein, nahm das Handgeld an, bezahlte meine Zeche, und zog mit dem Werber fort. Sieh, ſo bin ich nach America gekommen.

Ich habe auf meiner Reiſe vieles Ungemach ausgeſtanden, auch mein Matroſendienſt iſt mit vieler Beſchwerde verknüpft; dieſes alles, und noch weit mehr wollte ich aushalten, wenn ich nur ein ruhiges Gewiſſen hätte.

Das böſe Gewiſſen verfolgt mich auf mein Lager und ſchreckt mich mit ängſtlichen Träumen. Oft wann ich am beſten ruhe: ſo erſcheinen mir meine Aeltern — todtenblaß — und ringen die Hände; oder mein Herr ſteht vor mir, und macht mir Vorwürfe. Da fahre ich denn zuſammen, richte mich in die Höhe — weg iſt der Schlaf!

„Ach Landsmann! Landsmann! (hier faßte er Glaskopfs Hand und ſchüttelte ſie herzlich) Landsmann! was du thuſt — hüte dich vor dem Spiele. In einem unglücklichen Abende kann man dadurch zum Bettler und zum Schelme werden!“

Gl. Gib dich zufrieden, lieber Landsmann! ſieh ich habe ſonſt auch ein wüſtes Leben geführt und meines Vaters Vermögen faſt ganz verſpielt, oder auf andere Art verthan; aber ich habe mich gebeſſert, und da hat mir der liebe Gott vergeben.

M. Gebeſſert habe ich mich auch und werde gewiß nie wieder eine Karte anrühren. Daß mir Gott vergeben habe, glaube ich auch. Aber — Landsmann! Landsmann! ſo lange ich das Böſe, was ich ſtiftete nicht wieder gut machen kann; ſo lange habe ich keine Ruhe, und wie will ich dieß möglich machen?

Gl. Bey dem Regimente, unter dem ich ſtand, hatten wir einen Feldprediger, der pflegte immer zu ſagen: durch Nachdenken könne der Menſch faſt alles möglich machen. Ich verſtand ihn nicht, war auch mein Tage nicht zum Nachdenken gewöhnt worden. Da mich aber der liebe Gott aus der menſchlichen Geſellſchaft heraus wies, und mich meine Sünden in einer Einnöde abbüßen ließ, da brachte mich die Noth zum Nachdenken, und ich habe dadurch gar vieles möglich gemacht, was mir ſonſt unmöglich ſchien. Verſuch es doch und denke auch nach!

M. Glaubſt du denn nicht, daß ich dieß gethan habe? indeß ſollſt du es mir nicht umſonſt geſagt haben. Ich ſehe wohl, daß es kein anderes Mittel gibt, mir zu helfen, als das Nachdenken. Ich will alſo damit fortfahren — Gott wird es ſegnen — er kennt mein Herz — er weiß daß ich kein böſer — daß ich nur ein verirrter und betrogener Menſch bin."

Von der Sprachverwirrung.

Jetzt mußten die Landsleute ſich trennen: weil ſie zur Arbeit abgerufen wurden. So oft ſie aber in der Folge abkommen konnten, ſetzten ſie ſich wieder zuſammen plauderten deutſch, und verſprachen einander, daß ſie immer gute Menſchen ſeyn wollten.

Glaskopf hatte über den gefundenen Landsmann eine ſo herzliche Freude, daß er ſich um ſeinen Heinrich wenig oder gar nicht bekümmerte. Dieſer befand ſich immer unter den Americanern, und der Befehlshaber des Schiffes ließ ihn faſt nicht von ſich, und hatte beſtändig ſeinen Spaß mit ihm. Da nun die Americaner bloß Engliſch ſprachen, und ſie weit geſprächiger waren, als Glaskopf: ſo vergaß Heinrich ſein bischen Deutſch faſt ganz und fing an Engliſch zu ſchnattern. Als ihn daher Glaskopf einmal auf dem Verdecke fand, und ihn fragte: „wie geht es Heinrich?“ ſo antwortete dieſer „very well.“ Dieß war Glaskopfen nun gar nicht recht. Er ſuchte ihn daher mehr um ſich zu haben, und ihn in der deutſchen Sprache zu üben. Es half aber wenig. Sobald Glaskopf den Rücken wendete, war ſein Heinrich wieder unter den Americanern; und er lernte auf dieſe Weiſe eine Sprache, die nicht Deutſch und nicht Engliſch, ſondern ein Gemiſch von beyden war. An Heinrich Wurzels Beyſpiel läßt es ſich recht deutlich ſehen, wie es möglich war, daß ſo vielerley Sprachen entſtanden. Wenn nämlich Leute aus einem fremden Lande ſich in einem andern niederließen: ſo mußten ſie die Landesſprache verſtehen und ſprechen lernen, und die Landeseinwohner wurden wieder genöthigt ſich mit der Sprache der Fremden einigermaßen bekannt zu machen. Ein Theil nahm von dem andern in ſeine Sprache etwas auf. Nun heyratheten ſie unter einander und bekamen Kinder, mit denen die Mutter in ihrer und der Vater in ſeiner Sprache redete. Beyde Sprachen vermiſchten denn die Kinder unter einander und bildeten ſo eine ganz neue Sprache. Daher findet man weder in England noch in Spanien, weder in Portugal noch in Frankreich, noch in Italien die alte reine Landesſprache mehr, ſondern eine ganz neue, die aus der Miſchung mit den Sprachen der Völker entſtand, die dieſe Länder eroberten. Soviel von Heinrich Wurzel.

Die beyden Freunde fanden ein Unterkommen.

Um auf den deutſchen Matroſen wieder zurück zu kommen, der eigentlich Franz Hollunder hieß; ſo hatte ſich dieſer hinter die Ohren geſchrieben, was ihm Glaskopf vom Nachdenken geſagt hatte, und ein Langes und ein Breites darüber nachgedacht, wie er ſeine Ehre retten, ſeine Aeltern beruhigen und dem Kaufmanne den Schaden erſetzen wolle, den er ihm zugefügt hatte.

Als er daher eines Tages Glaskopfen einen guten Morgen bot, fiel er ihn zugleich um den Hals und drückte ihm für den guten Rath, den er ihm gegeben hatte, daß er ſich durch Nachdenken zu helfen ſuchen möge, die Hand. „Ich habe,“ ſagte er, „lieber Landsmann! deinen Rath befolgt und nachgedacht, und glaube ein Mittel gefunden zu haben, durch welches ich meine Ehre retten, mein Gewiſſen und meine Aeltern beruhigen, und dem Kaufmanne in Augsburg den Schaden erſetzen kann, den ich ihm zugefügt habe.“

„Darf ich dies Mittel nicht wiſſen?“ fragte Glaskopf; „das verſteht ſich,“ antwortete Hallunder. „So lange wir jedoch auf dem Schiffe ſind, iſt davon weiter kein Gebrauch zu machen. Sobald wir uns aber wieder auf feſtem Lande befinden, will ich meine Operationen anfangen, und da ſollſt Du alles erfahren.“

Nach drey Wochen wurde beyder Wunſch erfüllt; ſie erreichten das feſte Land von America und landeten in der Provinz Neuyork. Die Mannſchaft wurde ausgeſchifft, und jeder Matroſe konnte nun gehen, wohin er wollte. Glaskopf drückte dem Befehlshaber des Schiffs herzlich die Hand, und dankte ihm für alle die Güte, die er ihm erzeigt hatte. Dann ſagte er zu ſeinem Heinrich: „danke dem guten Herrn für das Gute, das er dir gethan hat! da gab er ihm die Hand und ſagte: „Ich danke you, lieber sir!“ der Befehlshaber, ſowohl als Glaskopf, mußte über dieſe Sprachverwirrung lachen.

Nun nahmen Glaskopf und Hollunder ihre Habſeligkeiten, und Wurzel nahm ſeinen Todtenkopf, begaben ſich damit an das Land, und konnten nun gehen, wohin ſie wollten

Wohin ſie aber gehen ſollten? das wußten ſie nicht. Glaskopf, der in ſeiner Einöde mit Gott war bekannt geworden, ſeufzte im Stillen zu ihm: „lieber Vater! du haſt mich nicht verlaſſen, da ich aus der menſchlichen Geſellſchaft geſtoßen war — verlaß mich auch nun nicht, da du mein Gebet erhöret und mich wieder unter Menſchen gebracht haſt! Ich habe niemanden, auf den ich mich verlaſſen kann, als dich.“ Wirklich verließ ihn Gott nicht. Da er ungefähr eine Viertelſtunde da geſtanden hatte, trat aus der Menge, die ſich verſammelt hatte um die Schiffsmannſchaft zu ſehen, und die ſich beſonders um Heinrich Wurzeln drängte, und ſeine Kleidung von Vogelfellen bewunderte, ein Mann hervor und fragte: „befindet ſich hier kein Deutſcher?

„Hier! hier!" antworteten Glaskopf und Hollunder. „Iſt einer von euch," fragte der Mann weiter, „ein Gerber?"

„Ich bin ein Gerber," antwortete Glaskopf.

„Willſt du," fragte der Mann weiter, „bey mir Arbeit nehmen? ich bin auch ein Gerber; und wenn du ein ehrlicher fleißiger Burſche biſt, werde ich dich gut bezahlen."

„Herzlich gern," ſagte Glaskopf, „Sie ſollen gewiß finden, daß ich ehrlich und fleißig bin: aber" —

M. Nun?

Gl. Aber wenn ich bey Ihnen arbeiten ſoll: ſo müſſen Sie dieſen kleinen Koſtgänger mitnehmen, indem er auf Heinrich Wurzeln wies.

M. Was ſoll ich denn mit dieſem thun? und was für einen Schedel hat denn der närriſche Junge unter dem Arme?

Gl. Es iſt ſeines Vaters Schedel, der mit ihm auf eine wüſte Inſel verſchlagen wurde, und da ſtarb. Der verlaſſne Sohn blieb bey dem Leichname ſeines Vaters, und da der Schedel abgefault war, nahm er ihn unter den Arm und ließ ihn nicht wieder von ſich. So habe ich dieſen armen Jungen gefunden, und kann nicht wieder von ihm laſſen. Ich bin jetzt ſein Vater, und wo der Vater bleibt, bleibt auch der Sohn.

M. Aber zum Kuckuck! was ſoll ich denn mit dem Jungen anfangen? ich ſoll ihn füttern, wer bezahlt denn für ihn das Koſtgeld?

Gl. Wieviel Koſtgeld verlangen Sie denn für ihn?

M. Wenigſtens ſechs Ducaten jährlich.

Gl. Die werde ich Ihnen zahlen.

M. So kommt denn mit mir!

Was wurde es denn aber aus Herrn Hollundern? —

„Lieber Herr Gerber!“ ſagte dieſer, „können Sie mich denn nicht auch brauchen?

G. Was haſt du denn gelernt?

H. Die Kaufmannſchaft. Ich könnte Ihr Leder vertreiben, und ich glaube, Sie würden dabey etwas Anſehnliches gewinnen.

G. Hum! Das Ding läßt ſich hören. Biſt Du denn aber auch ein ehrlicher Burſch? Denn in meinem Hauſe muß alles ehrlich zugehen.

H. Das iſt eine beſondere Frage. Wenn ich ein Schelm wäre, ſo würde ich ja doch ſagen, ich wäre ehrlich. Stellen Sie mich auf die Probe!

G. Das werde ich thun. Jetzt kommt mit mir, lieben Landsleute! in mein Haus.

Sie gingen mit ihm, und der Gerber freuete ſich ſo ſehr Landsleute gefunden zu haben, daß ſeine Frau ſogleich eine Mahlzeit anrichten mußte, zu welcher er noch einen andern Deutſchen einladen ließ, der in ſeiner Nachbarſchaft wohnte.

Ein unverhofftes Wiederſehen.

Als die Mahlzeit angerichtet war, konnten ſie ſich noch nicht ſogleich ſetzen, weil der Deutſche, den der Gerber eingeladen hatte, noch nicht da war. „Wie heißt denn dieſer Deutſche? fragte Glaskopf.

G. Der Henker mag den Nahmen merken. Ich habe ihn wohl funfzigmahl ausgeſprochen, aber immer vergeſſe ich ihn wieder. Glaskopf, Hollunder, Würzel, das ſind doch chriſtliche Nahmen, die man merken kann; aber — der Nahme — der will mir nicht in den Kopf.

Jetzt trat der Deutſche ſelbſt herein.

„Um Vergebung, Herr Landsmann!" ſagte der Gerber, „ich habe ihren Namen ſchon wieder vergeſſen. Wie heißen Sie eigentlich?"

Alcor, war die Antwort.

„Alcor?" rief Glaskopf aus „Willkommen, Herr Feldprediger Alcor! in America! Kennen Sie mich noch?"

„A. Ihn? Geſehen habe ich Ihn wohl, aber — iſt Er nicht Heinrich Glaskopf?“

Gl. Heinrich Glaskopf, mit dem Sie es immer ſo gut meynten, dem Sie immer ſo viele gute Lehren gaben, und der Ihnen ſo vielen Verdruß machte.

A. Wahr iſt es freylich.

Gl. Aber — glauben Sie mir, Herr Feldprediger! ich bin der alte Glaskopf nicht mehr. Was Sie nicht möglich machen konnten, das hat der liebe Gott möglich zu machen gewußt. Dieſer hat mich recht herum genommen. Ich habe ihn kennen lernen, und ihm verſprochen, daß ich mein Lebelang ein guter Menſch ſeyn will,

A. Halte er nur ſein Wort!

Gl. Diesmahl halte ich es gewiß.

Unſer Eſſen wird kalt, lieben Landsleute, ſagte der Gerber, ſetzt Euch und nehmt vorlieb, mit dem, was der liebe Gott beſcheert hat; und Du, liebe Frau! bring vier Flaſchen von dem Johannisberger, den mir mein Bruder geſchickt hat. Wir wollen heute auf das Wohl des deutſchen Vaterlands trinken. Denn, Deutſchland, bleibt doch Deutſchland.

Die Mahlzeit wurde verzehrt, und mit dem Johannisberger wurden viele Geſundheiten auf deutſche Freyheit, deutſchen Biederſinn u. d. gl. ausgebracht. Aller Herzen wurden guter Dinge.

Herr Alcor ließ während der Mahlzeit ſeinen ehemaligen Zögling, Glaskopf, nicht aus den Augen, und beobachtete genau, wie er ſich bey dem Trinken benahm. Vier Gläßchen leerte er ohne Weigerung aus, bey dem fünften ließ er ſich nöthigen, bey dem ſechſten aber ſagte er: „nun keinen Tropfen mehr! man darf des Guten nicht zu viel thun.“

Der Herr Feldprediger war damit wohl zufrieden, und noch zufriedner wurde er, als Glaskopf ihm ſeine Geſchichte erzählte, und er dadurch überzeugt wurde, daß er nun wirklich gebeſſert ſey. Er gab ihm noch allerley gute Lehren, und fing dann auch an zu erzählen, wie es ihm gegangen ſey. Nachdem er auf der See mancherley ausgeſtanden hatte, kam er endlich mit dem größten Theile ſeines Regiments (denn einige davon waren an der Seekrankheit geſtorben, und ein Schiff war mit 150 Mann untergegangen) glücklich in America an. Hier konnte er nur zweymahl mit ſeinen Leuten Gottesdienſt halten; bald nach dem andern Mahle wurden ſie befehligt, eine Anhöhe zu beſetzen. Da aber die Americaner Wind davon bekommen hatten: ſo paßten ſie ihnen auf, umzingelten ſie, und nahmen ſie, nach einer kurzen

Gegenwehr gefangen. Herr Alcor wurde alſo auch ein Kriegsgefangener. „Das war," ſagte er, „für mich freylich ein hartes Schickſal; allein da ich ſchon lange gewohnt war, alle meine Schickſale als gütige Fügungen meines himmliſchen Vaters zu betrachten: ſo fand ich mich bald darein; und nun muß ich mit gerührtem Herzen Gott danken, daß er mich ſo gut geführt hat. Die Americaner haben mich wie ihren Freund behandelt. Sie ertheilthen mir die Freyheit ihr Land zu durchreiſen, und wie vieles habe ich da gelernt, das ich nie würde gelernt haben, wenn mich Gott nicht in die Gefangenſchaft hätte gerathen laſſen! Wie manche nützliche Pflanzen bemerkte ich, von den ich Samen mit in mein Vaterland nehmen, und ſie dort anbauen werde. Wie viele Pflanzen lernte ich kennen, die in Deutſchland nicht wachſen, und die ich getrocknet habe, und zum Andenken an America mit nach Deutſchland nehmen werde. In den Hütten der Naturmenſchen, die ich beſuchte, lernte ich manche Kunſtgriffe, wie man die Erzeugniſſe der Natur benutzen, und durch einfache Mittel ſich mehr Bequemlichkeit ſchaffen könne; und manchen Freund habe ich mir gemacht, mit dem ich einen nützlichen Briefwechſel werde unterhalten können. Da nun jetzt der Friede mit America geſchloſſen iſt, und ich wieder in mein Vaterland zurückkehren darf, kann ich mit gerührtem Herzen ſagen: der Herr hat alles wohl gemacht!

„Um Vergebung,“ fragte Hollunder, „werden Sie bald in das Vaterland abreiſen?“

A. Uebermorgen gedenke ich von hier abzugehen, werde zu Lande nach Boſton reiſen, und mich dort mit meinen Leuten einſchiffen.

H. Wollten Sie wohl die Güte haben, und ein Paar Briefe von mir mit in mein Deutſches Vaterland nehmen?

A. Mit Vergnügen.

Gl. Auch von mir?

A. Herzlich gern.

Jetzt nahm er von der Geſellſchaft Abſchied, gab Glaskopfen noch einige gute Ermahnungen und dankte dem Gerber herzlich für die vielen Gefälligkeiten, die er ihm, während ſeiner Gefangenſchaft, erwieſen hatte.

Für die übrigen Landsleute ließ der gefällige Wirth eine Streue machen, auf welche ſich die beyden Erwachſenen legten; Heinrich mußte aber darauf gelegt werden, weil er ſchon ſeit ein Paar Stunden eingeſchlafen war, und ſo feſt ſchlief, daß er nicht einmahl daran dachte ſeines Vaters Schedel mitzunehmen.

Kaum erwachte er den andern Tag: ſo ſah er ſich nach dem Schedel um, und, da er ihn nicht fand, rief er wehmüthig: Vater! Vater!

Glaskopf ſprang ſogleich auf, brachte ihm den geliebten Schedel, und nun war er vollkommen beruhigt.

Es werden Handelsſpeculationen gemacht und Briefe geſchrieben.

Bald darauf trat der Gerber in die Stube, both ſeinen Landsleuten einen guten Morgen, und ſagte dann: „nun Landsleute! wollen wir ein Paar Stunden mit einander arbeiten? da ſchmeckt hernach das Frühſtück deſto beſſer.

Glaskopf war ſogleich dazu bereit; Hollunder aber entſchuldigte ſich, und ſagte: „Sie wiſſen, lieber Meiſter, daß ich Ihre Profeſſion nicht gelernt habe, und Ihnen alſo auch bey Ihrer Arbeit nicht beyſtehen kann. Ich kann Ihnen nur als Kaufmann dienen, und dies geht nicht ſogleich Ich muß erſt die Landesart kennen lernen und mir Bekanntſchaften machen.“

„Gut! Gut!“ verſetzte der Gerber. „Mach Er aber nur nicht zu lange; bey mir muß alles friſch gehen.‘

Glaskopf griff die Arbeit friſch an, ſo daß ihn ſein Meiſter ein paarmahl auf die Schulter klopfte und ſagte: „ſo iſt es brav, ſo habe ich es gerne.“

Hollunder ſchlich ſich indeſſen in dem Waarenlager des Gerbers herum, ließ ſich die Preiſe von ſeinem Leder ſagen, trug ſie in ſeine Schreibtafel ein, und, da er einen groſen Vorrath von Ochſenhäuten erblickte, fragte er woher er dieſe bekäme?

Von unſern Landleuten, antwortete der Gerber. Die Ochſen leben in unſern Wäldern wild, unſere Leute machen auf ſie Jagd, und wenn ſie welche erlegen: ſo ziehen ſie ihnen die Häute ab und bringen ſie mir. Sie bringen mir ſo viele, daß es mir nicht möglich iſt, ſie alle zu verarbeiten.

Hollunder erkundigte ſich nach dem Einkaufspreiſe, und, da er fand, daß dieſer ſehr gering war, legte er den Zeigefinger der rechten Hand an die Naſe, dachte nach, und erſann bald ein Plänchen, wie er aus dieſen Ochſenhäuten großen Vortheil ziehen wolle.

Nun bat er ſich vom Gerber Schreibematerialien aus, um nach Europa einige Briefe ſchreiben zu können.

Dieſer runzelte die Stirn; da ihm aber Hollunder verſicherte, daß er ſeiner Waare keinen Abſatz verſchaffen könnte, wenn er nicht durch Briefe ſich Verbindungen zu verſchaffen ſuche: ſo verlor ſich die Runzel und er brachte ihm nicht nur Feder und Dinte, ſondern auch Papier und Siegellack.

Hollunder ſetzte ſich und ſchrieb, zuerſt an ſeine Eltern, dann an ſeinen ehemaligen Freund, Lerche, der in Amſterdam eine Handlung angefangen hatte, und endlich an ſeinen ehemahligen Kaufherrn in Augsburg.

Der Brief an ſeine Eltern lautete folgendermaßen.

Meine herzlichgeliebten Eltern!

Der Gram, Euch Schande gemacht zu haben, hat mich beynahe getödtet. Ich habe ihn aber überwunden und lebe noch. Wäre ich ein Betrüger, ein Böſewicht: ſo würdet Ihr vielleicht wünſchen, ich möchte nicht mehr leben. Ich kann Euch aber verſichern, daß ich es nicht bin. Ich denke, guter Vater! noch immer an die Lehre, die Du mir gabſt, als ich mich von Dir trennte. Ich habe noch Gott vor Augen und im Herzen und hüte mich, daß ich in keine Sünde willige, noch thue wider Gottes Gebot. Der ſchlechte Streich, den ich meinem Herrn ſpielte, war die Folge eines unglücklichen Abends, an welchem ich mich durch Betrüger zum Spiele verleiten ließ. Ich werde Euer Angeſicht nicht wieder ſehen, bis ich meinem Herrn den ihm zugefügten Verluſt bis zum letzten Pfennig erſetzt habe. Dazu mache ich ſchon jetzt ernſtliche Anſtalten. Bittet Gott, daß er mir zu meinem Vorhaben ſeinen Segen geben möge. Ich bin, bis in den Tod

Euer
dankbarer Sohn
Fr. Hollunder.

In dem Briefe an ſeinen Freund Lerche that er dieſem den Vorſchlag, daß er ihm Americaniſche Ochſenhäute zuſchicken wolle, wogegen er von ihm Leinewand erwarte.

Den Kaufmann in Augsburg verſicherte er auch, daß er kein ſchlechter Menſch ſey; daß er durch Spiel, zu welchem ihn betrügeriſche Leute verleitet hätten, das ihm anvertrauete Geld verloren habe, und nicht eher ruhen würde, bis er ihm den verurſachten Verluſt, bis auf den letzten Heller erſetzt habe.

Nachdem er dieſe Briefe geendigt hatte, zog er Glaskopfen auf die Seite, las ihm den erſten und letzten vor und ſagte: ſieh, lieber Freund! ſo habe ich durch Nachdenken doch ein Mittel gefunden, meine Eltern und den Kaufmann zu beruhigen, und meinen ehrlichen Nahmen zu retten. Nun bin ich ſchon ruhiger, und denke nur auf Mittel, den Kaufmann zu bezahlen. Wenn ich nur etwas Geld in Händen hätte: ſo wüßte ich wohl was ich thun wollte.

Gl. Was denn?

H. Ich wollte Ochſenhäute einkaufen, ſie nach Holland ſchicken, Leinewand dafür eintauſchen, und dieſe hier zu Lande verkaufen. Bey dieſem Handel getraue ich mir etwas Beträchtliches zu gewinnen, das ich zur Bezahlung des Kaufmanns anwenden könnt .

Er ſprach noch weiter, aber Glaskopf hörte nicht mehr auf ihn, ſondern hatte ſeine Gedanken ganz wo anders. Am Ende fragte ihn Hollunder: „und Freund! was ſagſt du denn dazu?

Glaskopf ſteckte die rechte Hand in die Hoſentaſche, zog ſie dann wieder heraus und antwortete: „was ich dazu ſagen ſoll? das freylich mit leerer Hand nichts anzufangen ſey; aber nun, da ſie (indem er ihm einen Beutel voll Ducaten in die Hand drückte) gefüllt iſt, wirſt du nun etwas anfangen können?“

Hollunder fuhr zuſammen, da er den ſchweren Beutel in ſeiner Hand fühlte, öffnete ihn, und da er ſah, daß er mit Ducaten gefüllt war, fragte er erſtaunt: „Landsmann! wie kommſt du zu dem Gelde?“

Gl. Es gehöret nicht mir, ſondern Heinrich Wurzeln, weil ich aber ſehe, daß du ein ehrlicher Burſche biſt, und mit dieſem Gelde dein Glück machen kannſt: ſo will ich es dir vorſtrecken. Gib mir nur eine Handſchrift darüber, und zahle mir davon 4 p. c. Intereſſe, daß ich davon das Koſtgeld für den kleinen Heinrich bezahlen kann.

Hollunder fiel ihm um den Hals. Landsmann! ſagte er, du retteſt meine Ehre und mein Leben. Mit Freuden will ich dir eine Handſchrift über das Geld geben, will 4 procent dafür zahlen, und dir zeigen, daß ich ein ehrlicher Kerl bin.

Das Geld wurde nun durchgezählt und Glaskopf nahm 4 Ducaten davon zu ſich, Heinrichen davon kleiden, und für ihn auf ein Vierteljahr Koſtgeld bezahlen zu können. Hollunder fertigte ſeine Handſchrift aus, übergab ſie Glaskopfen und fragte ihn: „wann ſchreibſt du denn?“

„Dieſen Abend,“ war die Antwort.

Nach Tiſche ſetzte er ſich auch wirklich an den Tiſch, legte einen halben Bogen Papier vor ſich, nahm die Feder in die Hand, tunkte ſie in das Dintenfaß, kauete daran, legte ſie wieder hin, und — ſchrieb nichts.

Was ſoll ich, dachte er bey ſich ſelbſt, meinem Vater ſchreiben? ihm danken für die gute Erziehung? das kann ich nicht, denn er hat mich ſehr ſchlecht erzogen. Soll ich mit ihm deßwegen zanken? das läßt doch auch die kindliche Liebe nicht zu. Endlich da er die Feder faſt ganz zerkauet hatte: faßte er ſie und ſchrieb, wie folgt:

Lieber Vater!

Gräme dich nur nicht um mich, denn ich lebe noch und es geht mir wohl. Ich ſtehe in der Provinz Neuyork bey einem Gerber in Arbeit und habe voll auf zu thun, aber auch ſatt zu eſſen und zu trinken, und bekomme einen guten Wochenlohn. Es iſt gut, daß mich der liebe Gott unter die Soldaten kommen ließ. Da wurde ich doch vom Müßiggange abgebracht, und zur Arbeit gewöhnt. Ach Müßiggang lehrte vieles Böſes. Davon weiß ich ein Liedchen zu ſingen. Nun lebe recht wohl! Ich bin

Dein

treuer Sohn

Heinrich Glaskopf.

Den folgenden Tag wurden ſämmtliche Briefe dem Herrn Feldprediger übergeben, der ſie alle richtig zu beſtellen verſprach, und ſie auch wirklich beſtellte, bis auf den Brief an Meiſter Glaskopfen. Dieſer war verſchwunden, weil er in Concurs gerathen, und ſein Haus, nebſt allen Habſeligkeiten verkauft worden war.

Bey dem Abſchiede vom Feldprediger beſtellte Glaskopf noch ein ſchön Compliment an den Herrn Hauptmann Benetnaſch, welches auch ausgerichtet wurde.

Glaskopf ging nun wieder an ſeine Arbeit, Hollunder aber ſteckte einige Proben von des Gerbers Leder zu ſich, und reiſte aus, um demſelben Abſatz zu verſchaffen.

Eine wichtige Entdeckung.

Bey Tiſche lobte der Gerber Glaskopfen wegen ſeines Fleißes, ermahnete ihn, darin fortzufahren, und verſicherte, daß es ſein Schade nicht ſeyn würde. Dann bezahlte Glaskopf einen Ducaten Koſtgeld für Heinrichen, den der Gerber mit einem ſanften Lächeln einſtrich. Denn, unter uns geſagt, obgleich der Gerber ein ſehr fleißiger und ehrlicher Mann war, ſo hatte er das Geld gewaltig lieb.

Dann kam die Rede auf Heinrichen. Weil die Motten in ſeine Kleidung gerathen waren, ſo fiel ihm eine Feder nach der andern aus, und er ſah am Ende aus wie eine Henne, die in der Mauſe iſt. Die Frau Gerberin äußerte, daß ſie ihn neu kleiden wolle, wenn Glaskopf dafür Zahlung leiſten wolle. Dieſer verſprach es zu thun.

Endlich fragte Glaskopf, ob nicht in der Nähe ein Uhrmacher ſey, der ſeine Uhr wieder in Gang bringen könne?

„Einen Uhrmacher," antwortete der Gerber, „habe ich in der Nähe nicht. Ich bin aber ſelbſt ein halber Uhrmacher. Wenn deine Uhr keinen Hauptfehler hat, ſo getraue ich mir ſchon zu, ihr zu helfen. Zeige ſie mir."

Der Gerber machte ſie auf und ſagte: „ich denke, dem Werke wird zu helfen ſeyn. Wenn ich es auseinander nehme und friſch in Oel ſetze, ſo denke ich ſoll es wieder gehen. Dann ſoll dich der ganze Spaß nicht mehr als einen halben Dollar, koſten. Willſt du mir dieſen geben?

Gl. Gern. Wenn ich ihn auch nicht baar habe: ſo will ich mir ihn von meinem Wochenlohne abziehen laſſen.

Jetzt wollte der Meiſter die Uhr zurückgeben; da fiel ihm das daran befindliche Petſchaft in die Augen. Er beſah es auch, aber da hätte man die Augen ſehen ſollen, die er dazu machte. Ohne ein Wort zu reden, ging er zu ſeinem Wandſchränkchen, holte ein Paar Briefe heraus, und ſagte ſeiner Frau, ſie möchte ein Licht bringen. Sobald das Licht da war, nahm er eine Stange Siegellack und drückte das Petſchaft auf einem Papiere ab, dann verglich er den Abdruck mit dem Siegel, das auf ſeinen Briefen war, und fuhr heftig heraus. „Weiß der liebe Gott das iſt es. Glaskopf! wie biſt du zu der Uhr gekommen? aber ſchenke reinen Wein ein!

„Den kann ich wohl einſchenken. Ich bin dazu gekommen, wie ich zu Wurzeln gekommen bin. Ich habe ſie in dem Lande gefunden, in welchem ich als Einſiedler lebte. Sie lag neben dem Gebeine von Wurzels Vater, und hat ihm aller Wahrſcheinlichkeit nach gehört. Ich habe ſie auch gar nicht für mich behalten, ſondern für Wurzeln aufbewahren wollen.

G. Haſt du ſonſt nichts bey ihm gefunden?

Gl. Eine Schreibtafel.

G. Zeige ſie mir geſchwind.

Gl. Hier iſt ſie.

G. Du haſt ja alles ausgelöſcht. Doch nein: hier ſteht noch etwas. Den 14. November einem Matroſen einen Gulden. 15. November für Portwein zwey Ducaten. Ja! Ja! Das iſt ſeine Hand! Die Thränen liefen ihm über die Backen, als er dieß ſagte, und, ohne ein Wort weiter zu erklären, ging er fort und ſuchte den Herrn Feldprediger Alcor auf, der eben im Begriffe war, ſich zur Abreiſe fertig zu machen. Dieſem trug er den Casus vor, und ſagte: „wenn ihn Glaskopf nur nicht gar todt geſchlagen hat!“

Der Feldprediger ging die Briefe durch, die der Verſtorbene geſchrieben hatte, und bewies daraus, daß er ein Paar Jahre vor Glaskopfen abgereiſet ſey, daß ihn alſo dieſer auf der Reiſe nicht könne umgebracht haben.

G. Aber vielleicht auf der wüſten Inſel, wo er ihn allein fand.

F. Sollte dies Glaskopf gethan haben? Ich dächte, da hätte er das Kind auch umgebracht. Und iſts nicht wahr, der Knabe kann kein Deutſch?

G. Wenig. Glaskopf gibt vor, da er ihn gefunden, hätte er kein deutſches Wort gewußt, als das Wort Vater.

F. Dies Beweiſt Glaskopfs Unſchuld. Hätte er den Knaben gleich nach ſeines Vaters Tode zu ſich genommen: ſo würde er ſeine Mutterſprache noch geſprochen, und ſie bey Glaskopfen nicht verlernt haben. Weil der Knabe aber das Deutſche ganz verlernt hat; ſo iſt es außer Zweifel, daß er eine Zeit lang ganz allein nach des Vaters Tode in der Wildniß gelebt hat.

G. Ich danke Ihnen, lieber Feldprediger! tauſendmahl, für die Auskunft, die Sie mir gegeben haben. Sie haben mir einen großen Stein vom Herzen genommen. Hätte ich den geringſten Verdacht gehabt, daß Glaskopf meines Bruders

Mörder ſey: ſo dürfte er keine Stunde länger in meinem Hauſe bleiben. Leben Sie recht wohl!

Jetzt eilete er nach Hauſe, wo er Glaskopfen ſchon wieder bey der Arbeit antraf. So ungern er ihn in derſelben unterbrach: ſo konnte er doch nicht länger warten, ihm das Geheimniß zu entdecken, das ihm beynah das Herz abgeſtoßen hatte. Er rief ihn alſo zu ſich auf die Stube und ſagte: „weißt du wohl, wer der Mann geweſen iſt, deſſen Gebeine du in einer Höhle fandeſt?“

Gl. Wer anders als Wurzels Vater?

G. Der war er freylich, er war aber auch mein Bruder.

Gl. Iſt es möglich?

G. Ey das wollte ich meynen. Siehſt du dieſen Abdruck von dem Petſchaft das an der Uhr hängt? iſt er nicht dem Siegel, das auf dieſen Briefen iſt, vollkommen gleich?

Gl. Vollkommen!

G. Mein Bruder hieß Chriſtian Grünſpecht. Siehſt du an ſeinem Petſchafte den Grünſpecht, wie er am Baume hinauf läuft? ſiehſt du die Buchſtaben C. G?

Gl. Alles richtig.

G. Er war Apotheker in der Pfalz. Da ihm aber ſeine Frau geſtorben war, und er ſich deßwegen weit von ſeinem Hauſe weg wünſchte: ſo ſchrieb ich ihm, er ſolle ſeine Sachen zu Gelde machen, eine Apotheke in hieſigem Orte anlegen, und ſeinen Ludwig, ſo heißt Heinrich Wurzel eigentlich, mir abtreten: da ich keine Kinder habe, und der liebe Gott mich mit Vermögen geſegnet hat. In dieſen Briefen meldet er mir nun erſt, daß er abreiſen wolle, und ein Faß Johannisberger an mich abgeſchickt habe. Das iſt eben der Johannisberger, von dem wir tranken. Hernach meldete er mir, daß er wirklich abgereiſet ſey. Ach wie lange habe ich ihn erwartet! und nun bekomme ich von ihm nichts, als ſeinen Schedel, und ſeine Uhr!

Gl. Doch auch ſeinen Sohn.

G. Das iſt freylich wahr. Dieſer iſt nun mein Sohn. Dir, lieber Glaskopf, danke ich tauſendmahl, daß du dich des armen Jungen angenommen haſt. Hier haſt du deinen Ducaten wieder. Für ſeine Kleidung haſt du auch nicht weiter zu ſorgen. Jetzt gehe wieder an deine Arbeit!

Nun wurde der ehemalige Heinrich Wurzel, und nunmehrige Ludwig Grünſpecht, nebſt der Frau Grünſpechtinn hereingerufen Der erſtere hatte, wie gewöhnlich, ſeines Vaters Schedel unter dem Arme. Meiſter Grünſpecht nahm ihn weg, wies ihn ſeiner Frau, und fragte: „weißt du wohl, von wem dieſer Schedel iſt?“ — Von meinem

Bruder Chriſtian, und dieſer Heinrich Wurzel iſt ſein Sohn Ludwig.

Dann nahm er den Kleinen auf ſeinen Schoos, küßte ihn herzlich, weinete dazu, und ſagte: "du ſollſt nun mein Sohn ſeyn."

Die Frau Grünſpechtin war vor Erſtaunen außer ſich; und erkundigte ſich, woher ihr Mann dieß alles wiſſe! da er ſie nun darüber belehret und zum Glauben gebracht hatte, nahm auch ſie den Kleinen auf ihren Schoos, und verſprach, daß ſie ihn als Mutter behandeln wolle. Dieſer wußte gar nicht, wie ihm geſchah, lächelte, reichte aber die Hand nach ſeines Vaters Schedel, der ihm auch gegeben wurde.

Das Schluß-Capitel.

Nun wurde Anſtalt gemacht den kleinen Grünſpecht zu entfiedern. Frau Grünſpecht ſchnitt ſogleich ſelbſt für ihn ein Paar Hemden zu; dann wurden Schneider und Schuſter herbeygerufen, die ihm Rock, Weſte, Beinkleider und Schuhe anmeſſen, und dabey verſprechen mußten, daß ſie alles den folgenden Tag elf Uhr liefern wollten. Ein Paar Strümpfe wurden aus dem Kramladen geholt.

Während dieſer Anordnungen arbeitete Glaskopf fleißig in ſeiner Werkſtatt. Wenn es ihm gleich bisweilen ein wenig ſauer wurde: ſo that er es doch mit Vergnügen. Gott, dachte er, hat dich hier angeſtellt, und du kannſt ihm deine Dankbarkeit, für das viele Gute, das er dir erzeigte, nicht beſſer, als dadurch beweiſen, daß du ſeinen Willen thuſt und fleißig arbeiteſt.

Da er aber Abends in ſein Bette kam, fuhr ihm auf einmahl ein Gedanke durch den Kopf, der ihm eine unruhige Nacht verurſachte. Du haſt, dachte er, das Geld von Grünſpechts Bruder noch. Dieß darfſt du nicht verſchweigen. Zwar weiß kein Menſch etwas davon; aber Gott! du weißt es. Wie ſollt ich ſolch groß Uebel thun und mich an dem Herrn meinem Gott verſündigen! Er würde ſich ſogleich entſchloſſen haben, die Sache dem alten Grünſpecht anzuzeigen; er hatte aber noch folgende Bedenklichkeit: wenn du die Sache anzeigſt, dachte er: ſo wird dein Meiſter das Geld von Hollundern zurückfordern, und dann iſt die Freude des armen Schelms auf einmahl zu Waſſer geworden. Er warf ſich deßwegen einigemahl im Bette hin und her; endlich kam er doch zu einem feſten Entſchluſſe, den er auch mit Tagesanbruch ausführte. Nachdem er ſeinem Meiſter einen guten Morgen geboten hatte, zog er ihn bey Seite, und ſagte: „lieber

Meiſter! ich habe bey dem Gerippe Ihres Bruders auch einen Beutel voll Geld gefunden, den ich für den kleinen Wurzel aufheben wollte.“

„Das haſt du thun wollen? du biſt doch ein ehrlicher Deutſcher. Jetzt geh an deine Arbeit, zu Mittage ſollſt du Beſcheid haben.“

In Meiſter Grünſpechts Kopfe begann nun ein mächtiger Kampf zwiſchen der Dankbarkeit gegen den ehrlichen Glaskopf, und zwiſchen ſeiner eigenen Liebe zum Gelde. Endlich ſiegte doch die erſtere. Wenn Glaskopf geſchwiegen hätte, dachte er: ſo behielte er das Geld; nun aber, da er es anzeigt, willſt du es ihm nehmen? Fi Meiſter Grünſpecht! ſo darfſt du nicht handeln.

Bey Tiſche alſo, zu welchem auch der Prediger des Orts, nebſt ein Paar Nachbarn eingeladen war, erſchien der junge Grünſpecht in ſeiner neuen Kleidung, in welche er ſich gar nicht recht zu ſchicken wußte. Beſonders waren ihm die Schuhe im Gehen ſehr hinderlich.

Bey Tiſche wurde wieder Johannisberger eingeſchenkt, und manche Geſundheit getrunken. Endlich nahm Meiſter Grünſpecht ein volles Glas, öffnete den Mund und ſprach: „es lebe der ehrliche, gute Glaskopf, dem wir dieſen vergnügten Tag zu danken haben!“ dann ließ er den Johannisberger in den geöffneten Mund und durch die Speiſeröhre ſanft in den Magen hinabfließen.

Hierauf öffnete er den Mund wieder und ſagte: „lieber Glaskopf! haſt du einen Beutel voll Geld bey meines Bruders Gerippe gefunden?

Gl. Allerdings.

G. Für wen haſt du ihn aufgehoben?

Gl. Für Heinrich Wurzeln.

G. Da haſt du nicht übel daran gethan. So gib Heinrich Wurzeln den Beutel.

Glaskopf wurde ängſtlich, fühlte nach ſeiner Hoſentaſche ſtammelte und ſagte: — ich — ich habe ihn nicht bey mir. Da brach der alte Grünſpecht in ein Lachen aus, daß ihm der Bauch, der ziemlich dick war, wackelte. Sey kein Kind! ſagte er, der Beutel gehört allerdings Heinrich Wurzeln. Es gibt ja aber keinen Heinrich Wurzel mehr! Dieß iſt nun mein Sohn Ludwig Grünſpecht, dieſer macht auf den Beutel keinen Anſpruch weiter. Laß mir nur die Uhr und die Schreibtafel zum Andenken an meinen Bruder! den Beutel mit Gelde überlaſſe ich dir.

Man ſtelle ſich Glaskopfs Freude vor. Er ſtand auf, drückte ſeines Meiſters Hand, und wollte ſie küſſen. Dieſer aber zog ſie zurück, und ſagte; „wa! wa! wa! wozu dieſe Comödie! Du biſt ein ehrlicher Kerl, und daß du ſiehſt, daß ich ehrliche

Leute zu ſchätzen weiß, ſo habe ich Zeug zu einem Rocke für dich beſtellt; morgen kannſt du dir ihn anmeſſen laſſen.“

Für den jungen Grünſpecht wurde nun ein Informator gehalten, der ihm im Leſen, Rechnen, Schreiben und de.. Katechismus Lutheri Unterricht ertheilete, ihn auch mensa und amo decliniren und conjugiren lehrete. Glaskopf — arbeitete zu ſeines Meiſters Zufriedenheit, und wenn er da und dort etwas nicht recht wußte: ſo nahm er von ihm guten Rath an.

Nach vier Wochen kam auch Herr Hollunder von ſeiner Reiſe zurück, und hatte Meiſter Grünſpechts Leder ſo viel Abſatz verſchafft, daß dieſer nicht genug liefern konnte. Sie wurden darüber einig, daß ſie den Gewinn mit einander theilen wollten, und Herr Hollunder ſtand ſich ſehr gut dabey. Noch beſſer ſtand er ſich aber bey ſeinem Handel mit Ochſenhäuten. Denn da profitirte er nicht nur an den Häuten, ſondern auch an der Leinewand, die er dagegen erhielt. Den Gewinn, den er davon zog, wendete er nun ganz dazu an, den Kaufmann in Augsburg zu bezahlen, und hatte nach vier Jahren die große Freude denſelben, bis auf den letzten Pfennig und Heller befriedigt zu haben.

Nun hatte er ſein reichliches Auskommen, und ſchloß daher ein eheliches Bündniß mit Mary

Steffens, eines Kaufmanns Tochter, die er bey ihrem Vater in Boſton hatte kennen lernen.

Was fangen wir nun aber mit unſerm Glaskopf an? Dieſer iſt jetzt auch alt genug um eine Frau nehmen zu können. Da er ein fleißiger Arbeiter iſt, ſo wird er ſie auch ernähren können; und, da er ſich gebeſſert hat: ſo verdient er auch, daß er eine rechtſchaffene Frau bekomme.

Sein Meiſter hat eine Sclavinn, ihr Nahme iſt Fanny. Wie wäre es, wenn wir ihm dieſe gäben? freylich iſt ſie ſchwarz wie ein Rabe; aber Glaskopf, der ſchon ſeit einiger Zeit ein Auge auf ſie geworfen hatte, wollte bemerkt haben, daß ſie ein gutes Herz beſäße. Sie diente ihrer Herrſchaft redlich, und wenn der alte Grünſpecht ſie bisweilen anpolterte: ſo betrug ſie ſich dabey gelaſſen. Kurz Glaskopf glaubte, daß dieß eine Frau für ihn wäre.

Er entdeckte ſeine Meynung erſt Herrn Holunder. Dieſer zuckte zwar die Achſeln, am Ende ſagte er aber doch: „wenn das Mädchen ehrlich iſt, und du es lieb haſt: ſo nimm es in Gottes Nahmen! Es ſollen in America mehrere Europäer mit ſchwarzen Frauen glücklich leben. Du haſt mir einen großen Gefallen damit gethan, daß du mir dein Geld vorſtreckteſt. Willſt du mit mir in Compagnie handeln?“ — Glaskopf nahm dieſen Vorſchlag mit Freuden an.

Er ſprach nun ſeinen Meiſter um die Fanny an. Dieſer lachte aus vollem Halſe über den Antrag. Zum Kuckuck: ſagte er, was willſt du denn mit der Negerinn machen?

Gl. Sie heyrathen, lieber Meiſter!

G. Gibt es denn keine weißen Mädchen mehr?

Gl. Dieſe mag es wohl geben, aber hier zu Lande kenne ich keins, daß mir gefiele. Auf die Farbe kömmt es nicht an, wenn nur das Herz gut iſt.

G. Aber nun ſoll ich deine Frau auch ernähren?

Gl. Das iſt meine Meynung gar nicht. Wenn Sie mir, lieber Meiſter, die Fanny geben: ſo will ich mich von Ihnen trennen und meine eigne Wirthſchaft anfangen.

G. Geh mir aus den Augen!

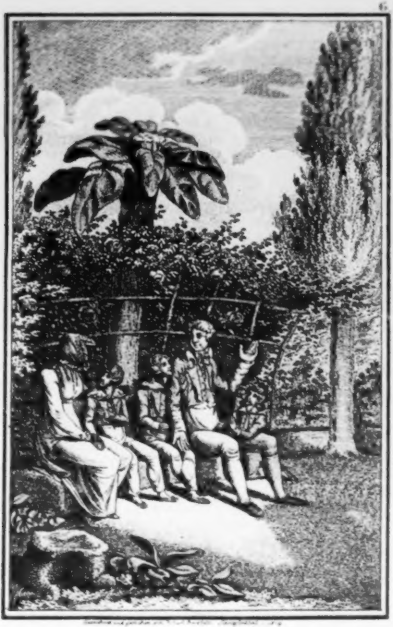
Meiſter Grünſpecht berechnete, wie vielen Vortheil ihm bisher die Fanny und Glaskopf durch ihre treuen Dienſte gebracht hätten, und war darüber aufgebracht, daß er nun beyde verlieren ſollte. Er ging alſo zur Frau Grünſpechtinn und ſagte ihr, mit vieler Heftigkeit, was für dummes Zeug Glaskopf mache.

Frau Grünſpechtinn war der Fanny gut, und hatte daher in ihrem Herzen eine heimliche Freude, als ſie vernahm, daß ſie einen rechtſchaffnen Mann haben ſollte. Vorerſt ſtellte ſie ſich indeß doch an, als wenn ſie auf den Verliebten böſe wäre, und ſagte: vielleicht läßt er ſich noch zureden. Da ſie aber nach ein Paar Tagen einmahl merkte, daß Meiſter Grünſpecht, bey einem Gläschen Wein, guter Dinge war, lenkte ſie das Geſpräch auf Glaskopfen, lobte ſeinen Fleiß, ſeine Ehrlichkeit und wiederhohlte, was er an dem jungen Grünſpechtchen gethan habe. Am Ende ſagte ſie: „ich dächte doch, lieber Mann, du wäreſt gegen den redlichen Burſchen dankbar, und gäbſt ihm die Fanny.“ Sie ſagte dieß mit ſo viel Herzlichkeit, daß er, nach einigem Wortwechſel, wirklich ſeine Einwilligung dazu gab.

Die Hochzeit wurde bald, zwar ohne großes Gepränge, aber ſehr vergnügt vollzogen. Das neue Ehepaar zog in Herrn Hollunders Haus. Glaskopf reiſete im Lande umher und kaufte Ochſenhäute ein, und Herr Hollunder beſorgte die Rechnung und den Briefwechſel, und beyde erwarben ſich ein anſehnliches Vermögen, durch Fleiß und gute Wirthſchaft.

Frau Glaskopf ſchenkte ihrem Manne drey Söhne. Von Kindheit auf hielt ſie ihr Vater zur Religion an, und flößte ihnen Ehrfurcht und Vertrauen gegen Gott ein. Oft, wann er unter ihnen ſaß: pflegte er zu ſagen: „Kinder! verlaßt euch auf die Paar Thaler nicht, die eure Aeltern durch

6.



Gezeichnet und gestochen von [illegible]

ihren Fleiß ſich erworben haben. Die ſind ſehr vergänglich; Feuer, Waſſer, Krieg, Räuber können uns in Einer Nacht alles rauben, was wir in vielen Jahren, mit ſaurer Mühe erworben haben. Das aber, was man gelernt hat, das bleibt. Und wenn Trübſal eintritt, und böſe Menſchen unſere Freude uns verleiden: ſo kann uns Geld und Gut nicht retten. Aber die Religion, lieben Kinder, die ſtärkt, die beruhigt, die rettet uns in allen Nöthen. Die Religion iſt das Beſte, was ein Vater ſeinen Kindern mitgeben kann.

In der Buchhandlung der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal ſind nachſtehende Schriften erſchienen:

Salzmann's, C. G., Bildniß in halber Lebensgröße, von Bolt geſtochen. Folio. 18 Gr.

Dieſes Bild iſt, nach dem Urtheile Aller, die den ſeeligen Salzmann kannten, das getroffenſte, das von ihm erſchienen iſt.

Salzmann's, C. G., chriſtliche Hauspoſtille, 5 Bdch. 1 Rthl. 16 Gr.

— — Conr. Kiefer, oder Anweiſung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder. Ein Buch fürs Volk. 8. 2te Aufl. 12 Gr.

— — Conrad Kiefers ABC- und Leſebüchlein, oder Anweiſung, auf die natürlichſte Weiſe das Leſen zu erlernen. 1r Thl. 3te Aufl. 6 Gr.

— — 2r Thl. 2te Aufl. 6 Gr.

Der 1te Theil dieſes Büchleins enthält Erzählungen, wie man ſie gewiß nicht leicht paſſender und anziehender für Kinder finden wird, die den erſten Unterricht im Leſen erhalten. Nach der beigefügten Anweiſung können Mütter und Erzieherinnen durch die dabei befindliche Buchſtaben-Tabelle, wenn dieſelbe auf Pappe gezogen und zerſchnitten wird, Kinder von 4—6 Jahren Stunden lang auf das angenehmſte unterhalten.

Der 2te Theil enthält Fabeln von Gellert, Pfeffel und Andern, nebſt einigen Erzählungen von Salzmann.

Daſſelbe Büchlein mit ſchwarzen Kupfern. 2 Thle. à 1 Rthlr. 12 Gr. 3 Rthlr.

mit illum. Kupfern à 2 Rthlr 12 Gr. 5 Rthlr.

Salzmann's, C. G., der Himmel auf Erden. Auf Schreibp. mit 1 Titelkpfr. 2te verbeſſ. Aufl. 1 Rthlr.

Daſſelbe auf Druckpapier. 16 Gr.

Dieſes Buch enthält 2 Abſchnitte folgenden Inhalts:

1s Buch. Von der Seligkeit, die wir in uns ſelbſt finden können.

2s Buch. Von dem Umgange mit Gott und der daraus entſpringenden Seligkeit.

3s Buch von der Seligkeit, die aus der Betrachtung der Werke Gottes entſpringt.

4s Buch. Ueber die Erlöſung von den Mühſeligkeiten dieſes Lebens.

Salzmann, C. G., Elements of marality, translated from the German by M. Wollstonecraft. 16 Gr.

Dieſer nach der Londoner Ausgabe aufs correcteſte beſorgte Abdruck iſt eins der paſſendſten Leſebücher für Anfänger in der engliſchen Sprache.

— — pädagogiſches Bedenken über eine Schrift des Hrn. Hofrath Fauſt. 8. 1 Gr. 6 Pf.

— — Revolutionsgeſpräche zwiſchen dem Boten, Wirth und einem Weber. 8. 4 Gr.

— — Taſchenbuch zur Beförderung der Vaterlandsliebe. Mit Kupfern. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Teutſchen des achtzehnten Jahrhunderts. gr. 8. Auf holländiſch Papier 2 Rthlr.

Auf Druckpapier 1 Rthlr. 12 Gr.

— — erſter Unterricht in der Sittenlehre für Kinder von 8 — 10 Jahren. 2te Aufl. 8. 18 Gr.

Daſſelbe, wohlfeile Ausgabe, 2te Aufl. 8 Gr.

Salzmann's, C. G., Heinrich Gottſchalk in ſeiner Familie oder erſter Religionsunterricht für Kinder von 10 bis 12 Jahren. 8. 18 Gr.

Daſſelbe, wohlfeile Ausgabe 8 Gr.

Dieſe beyden Bücher enthalten Erzählungen (gleich der im 1ten Theile des moraliſchen Elementarbuches) in welche der Unterricht in der Sittenlehre und der erſte Unterricht in der Religion verwebt ſind.

— — Unterricht in der chriſtl. Religion. 8. 6 Gr. wohlf. Ausg. 3 Gr. Partie-Pr. 10 Expl. 1 Rthl.

— — Première Instruction dans la morale pour les enfans de huit à dix ans, Traduit de l'allemand par J. V. Le Roux-Laserre. 8. 18 Gr.

— — Henri Gottschalk dans sa Famille, ou Première Instruction dans la Religion pour les enfans de 10 à 12 ans. Traduit de l'allemand par J. V. Le Roux-Laserre. 8. 20 Gr.

Dieſe beyden Ueberſetzungen ſind als Leſebücher beym erſten Unterrichte in der franzöſiſchen Sprache zu empfehlen.

— — Kupfer zu dem erſten Unterrichte in der Sittenlehre, und der Franzöſiſchen Ueberſetzung deſſelben. 1s Heft, 12 Vorſtellungen enth. 1 Rthlr.

— — ausführliche Erzählung, wie Ernſt Haberfeld aus einem Bauer ein Freiherr geworden iſt. 8. 10 Gr.

Dieſes äußerſt unterhaltende Buch iſt deßhalb ſo wohlfeil (27 Bogen 10 Gr.), damit deſſen Verbreitung unter dem Volke dadurch erleichtert werden ſoll. Landprediger, Schullehrer und andere Perſonen, die eine ſolche Schrift unter den Landleuten verbreiten können, und den kleinen Betrag an den Ankauf deſſelben verwenden wollen, werden ihm ihre Empfehlung gewiß nicht verſagen.

Salzmann, C. G., Ameiſenbüchlein, oder Anweiſung zu einer vernünftigen Erziehung der Erzieher. 8. 18 Gr.

Daſſelbe wohlfeile Ausgabe. 8 Gr.

Der Conſiſtorialrath Natorp ſagt in ſeiner kleinen Schulbibliothek über dieſe Schrift:

„Dieſes Büchlein ſollte jeder Schullehrer und Erzieher ſo lange zu ſeinem täglichen Erbauungsbuche machen, bis er ſich die Gedanken, Grundſätze und Geſinnungen, welche Salzmann hier äußert, tief und unauslöſchlich eingeprägt hätte, und kein Schullehrer ſollte ſein Amt antreten, ohne ſich zuvor nach dieſem Buche ſelbſt geprüft zu haben.“ ꝛc.

Salzmann's, G. C., über die Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal. Mit einem Grundriß von dem Landgute Schnepfenthal. 8. 16 Gr.

— — Joſeph Schwarzmantel. Ein Unterhaltungsbuch für die Jugend mit einem Kupf. 8. 20 Gr.

Der Bote aus Thüringen, 1789, 90, 92 bis 1816. Jeder Jahrgang 18 Gr.

Die 24 letzten Jahrgänge 1793 bis 1816 incl. erlaſſen wir zuſammen, ſo lange die dazu beſtimmte Anzahl Exemplare hinreicht, für 8 Rthl.

Von nachſtehenden neueren Schriften unſers Verlags ſind die mit * bezeichneten ganz vorzüglich zu Weihnachts- und Geburtstagsgeſchenken für die Jugend zu empfehlen.

* Ausfeld, J. W., der Kinderfreund aus Schnepfenthal, 1r Jahrgang mit 2 Kupfern, gr. 8. 2 Rthlr. 2r Jahrgang mit 12 Kpfrn. gr. 8. 2 Rthlr. 8 Gr.

* — — J. C., Teutſchlands merkwürdige Gebirge und Gewäſſer, nebſt politiſcher Eintheilung auf 2 Charten mit erklärendem Texte. 10 Gr.

Zum Gebrauch für Schulen erhält man von dieſen Charten 12 Exempl. für 4 Rthlr.

* Glatz, (Conſiſtorialrath in Wien) Vater Traumann, ein Leſebuch für die Jugend 18 Gr.
gebunden mit 6 Kupf. zu Salzmanns Sittenlehren. 1 Rthlr.

* GutsMuths Spiele zur Uebung und Erholung des Geiſtes und des Körpers. Für die Jugend, ihre Erzieher und alle Freunde unſchuldiger Kinderfreuden. Mit 16 kleinen Riſſen, 3te Auflage.
1 Rthlr. 8 Gr.

* — — Gymnaſtik für die Jugend. Enthaltend eine praktiſche Anweiſung zu Leibesübungen. Ein Beytrag zur nöthigſten Verbeſſerung der körperlichen Erziehung. 2te gänzlich umgearbeitete und ſtark vermehrte Ausgabe. Mit 12 Kupf. gr. 8.
3 Rthlr.

Die Wichtigkeit des Gegenſtandes dieſer Schrift für die aufwachſende Jugend iſt längſt von den gründlichſten Pädagogen anerkannt worden. Der Verf. zeigt in derſelben zuerſt die Nothwendigkeit der Leibesübungen zur Bildung und Stärkung des Körpers, ſo wie den Einfluß derſelben auf die Geſundheit, auf die Heiterkeit des Geiſtes, auf die Stärkung, Abhärtung, Thätigkeit und Bildung des Körpers, und auf die Erhöhung der Geiſteskräfte, ſtellt dann die gymnaſtiſchen Uebungen in ſyſtematiſcher Ordnung auf und beſchreibt dieſelben ſo praktiſch, daß jeder Erzieher, der ſie einſtudirt, die Ausführung mit ſeinen Zöglingen ohne große Vorrichtungen übernehmen kann.

Bey der rauhen Jahreszeit, wo die Jugend mehr an das Zimmer gefeſſelt iſt, als im Sommer, iſt man oft um eine zweckmäßige Beſchäftigung derſelben verlegen. Als hinreichenden Stoff dazu liefernd, können Eltern und Erziehern folgende drey Schriften ganz beſonders empfohlen werden:

* Blaſche, der Papierformer, oder Anleitung allerley Gegenſtände der Kunſtwelt aus Papier nach-

zubilden. Ein Handbuch für Erzieher, zum Behuf einer gehaltvollen Beſchäftigung ihrer Zöglinge. Mit 10 Kupfert. 4te Aufl. 8. 1 Rthl.

* Blaſche, Papparbeiter, oder Anleitung in Pappe zu arbeiten, vorzüglich Erziehern gewidmet. Mit 3 Kupfertafeln. 4te Aufl. 1 Rthlr.

* Deſſen neue Muſter zum Papparbeiten, mit 5 Kupfertafeln. 8. 14 Gr.

Ausfeld, J. C., Generalkarte über die Religionskriege des 16. und 17ten Jahrh. in Teutſchland, nebſt 2 Karten von Teutſchland und erklärendem Text. 2te Ausg. 1 Rthlr.

— — J. W., Religionsvorträge, gehalten im Betſaale zu Schnepfenthal. gr. 8. 20 Gr.

Deſſen Freundesworte an Glückliche; religiös-moraliſchen Inhalts. 8. Geheftet 12 Gr.

Beutler's Sittenlehren und Klugheitsregeln in Verſen, für Schullehrer zum Vorſchreiben und für Schüler zum Lernen, 7te Aufl. 8. 1 Gr.
50 Exemplare 1 Rthlr. 12 Gr.

Rautenberg's homeriſche Fibel, etymologiſcher Curſus. 4. Mit 3 Tabellen. 16 Gr.

Derſelbe, das griech. Zeitwort. 8. Nebſt 15 Tabellen in Fol. Für den Selbſtunterricht 1 Rthl. 6 Gr.

* C. Ritters 6 Karten von Europa über Producte, physikalische Geographie und Bewohner dieses Erdtheils, mit erklärendem Texte Neue, in Hinsicht der politischen Grenzen berichtigte Ausgabe. Geheftet 2 Rthl. 12 Gr.

So eben iſt fertig geworden:

Kurze Nachricht über die gegenwärtige Einrichtung der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal. Nebſt einer Anſicht der Erziehungsgebäude. gr. 8. 6 Gr.

Ein vollſtändiger Catalog unſers Verlags iſt durch alle Buchhandlungen gratis zu haben.